Jenſeit des Tweed.

Bilder und Briefe
aus
Schottland.

Von

Th. Fontane.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1860.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

8315177

Seinem

lieben Freunde und Reiſegefährten

Bernhard von Lepel.

Eine Reiſe an der Seite eines Freundes iſt eine Freundſchaftsprobe, wie die Ehe eine Liebesprobe iſt. Wir haben ſie beſtanden. Wem anders könnt' ich dieſes Buch zueignen, als Dir, dem beſten, dem nachſichtigſten aller Reiſegefährten. Freilich, je mehr ich empfunden habe, wie gut ſich's mit Dir wandert, deſto lebhafter iſt auch die Rückerinnerung an einen alten Pakt in mir geworden, an ein gegenſeitiges, halb verjährtes Verſprechen, an das dieſe Zeilen Dich leiſe mahnen mögen.

Entſinnſt Du Dich des Sylveſtertages 1846? Wie geſtern ſtehen die Stunden vor meiner Seele, wo wir durch die winterſtille, märkiſche Haide fuhren und endlich vor dem Gutshaus Deines Vaters hielten. Den alten Herrn feſſelte damals ſchwere Krankheit auf dem fernen Rügen, Todesahnung hatte ſein Herz beſchlichen und die Weiſung war an Dich gekommen, in alten Schränken nach alten Familienpapieren zu ſuchen. Es galt ein Teſtament, die Beſtellung ſeines Hauſes; das führte uns hinaus. Wie ein verzaubertes Schloß im Mährchen lag das alte, graue Steinhaus da, eine hohe Schneemauer um ſich her und überragt von den halb dunklen, halb glitzernden Edeltannen des Gartens. Stille draußen und drinnen. Auf unſer wiederholtes Klopfen und Klingeln erſchien ein alter Diener, verwöhnt und mürriſch wie alle alten Diener ſind. Zögernd, mit ſauerſüßem Geſicht fand er ſich endlich in Deine Autorität. Wir öffneten die Fenſterläden, ſchafften Luft und Licht in den halb ſpukhaft gewordenen Räumen und fanden endlich was wir ſuchten — die Papiere. Inzwiſchen war es wohnlicher geworden in dem großen Gartenſaal, ein Feuer praſſelte im Kamin, ſtatt des Staubes breitete ſich ein Tiſchtuch über die Tafel und das frugale Mahl, das angerichtet war, adelte ſich ſelbſt durch die Flaſche alten Rheinweins, die auf dem Tiſche ſtand. Wir ſetzten uns und plaudernd von dieſem und jenem, lief mein Auge an den rothen Sammttapeten hin und muſterte die Bilderſchätze, die in langer Reihe daran hingen. Ich ſah zum erſten Male den ſchönen Kopf der Beatrice Cenci und vor allem den Stolz eures Hauſes, das Werth und Prachtſtück der Sammlung — das Modell des Moſes von Buonarotti's eigener Hand. Meine Fragen drängten ſich und Deine Lippen — nicht Freunde ſonſt von vielem Reden — floſſen über bei der Erinnerung an ſchöne, italiſche Tage. Wir füllten die Gläſer bis zum Rand und ſtießen an auf ein Reiſebündniß und ein gemeinſchaftliches „jenſeits der Alpen".

Der Wunſch jener Stunde iſt uns bis heute verſagt geblieben. Nicht Deine Hand hat mich den kapitoliniſchen Hügel hinauf- oder in die Campagna hinausgeführt, ſondern umgekehrt, die meinige übernahm Führerdienſte, wenn wir in alten Douglas-Schlöſſern umherforſchten oder die Stelle ſuchten, wo Fitzjames und Rhoderick Dhu mit einander gekämpft. Aber die alten Zuſagen bleiben in Kraft, und während ich Dir dies Buch überreiche, das die Bilder zwiſchen dem Tweed und dem Moray-Buſen noch einmal vor Dir entrollen ſoll, ſprech ich zugleich die Hoffnung aus, daß auch der Tag kommen möge, wo wir, wie auf Edinburg-Caſtle, ſo auf Caſtell St. Elmo gemeinſchaftlich ſtehen. Welche Wege aber auch die heiteren Reiſegötter in Zukunft uns führen mögen, vor allem mög uns gute Kameradſchaft auf dem Lebenswege beſchieden ſein, den wir, ſeit zwanzig Jahren nun, in Leid und Freude zuſammengehn.

Th. F.

Bilder und Briefe aus Schottland.

I.

Von London bis Edinburg.

Geſchlagen, geſtoßen, gepreßt, gepufft,
Zehn Meilen die Stunde ging's durch die Luft.
Altes Lied. (Die Hexen von Inverneß.)

„Nach Schottland alſo!" Die Koffer waren gepackt, die Billets gelöſt, und als der Spätzug ſich endlich in Bewegung ſetzte und majeſtätiſch aus der Halle des Kings-Cross-Bahnhofes hinausglitt, überlief es mich ähnlich wie vierzehn Jahre früher, wo es zum erſten Male für mich hieß: „Nach England!"

Aehnlich ſag' ich, denn vierzehn Jahre ſind eine lange Zeit und nehmen uns viel von Begeiſterung und Fähigkeit zur Freude. Wie ſteht jener Tag noch klar vor meiner Seele, der damals über meine Reiſe entſchied. Ich war Soldat und auf Königswache. Der Offizier hatte ſeine liebe Noth mit uns, denn wir waren zwanzig Freiwillige oder mehr, und Jeder, der Soldat geweſen iſt, weiß, was es mit ſolchen Volontair-Wachen auf ſich hat. An Diſciplin war Mangel, aber Ueberfluß an guter Laune, und während die Einen über Tiſch und Bänke ſprangen, ſpielten die Anderen Dreikart, oder gaben ſich durch Vortrag von Hauptmanns- und Compagnie-Anekdoten ein möglichſt martialiſches Anſehen. Es war ein koſtbarer Maitag; begierig nach friſcher Luft hatte ich eben draußen in der Säulenhalle Platz genommen und blickte, den ungewohnten Helm hin und her ſchiebend, auf den ſchönen, breiten Opernplatz, der ſonnenbeſchienen vor mir lag. Da weckte mich ein leiſer Schlag auf die Schulter. Als ich aufblickte, ſtand ein Freund vor mir, ſonnenverbrannt, in Reiſekleidern, jener Glücklichen einer, an die ſich das beatus ille des Dichters richtet. Er lachte über den „Grenadier“ der ihm noch neu an mir war und fragte dann kurz: „willſt Du mit nach England? ich reiſe morgen Abend.“ Aber Urlaub! „Das iſt Deine Sache.“ Das Geſpräch gedieh nicht weiter; der Poſten draußen rief uns mit lauter Stimme an die Gewehre. Wir traten an. Ablöſung vor. Fünf Minuten ſpäter ſchilderte ich ſchon vor dem Gouvernements-Gebäude in der Wallſtraße. Niemals wohl hat der alte Müffling eine Schildwacht vor ſeiner Thür gehabt, der das Herz ſo hoch geſchlagen hätte, wie mir an jenem Nachmittage.

Voll ſo hoch ſchlug mir das Herz jetzt nicht, aber es ſchlug doch freudig und dankbar zugleich, als mein diesmaliger Reiſegefährte dem hinter uns verſchwindenden London ein Lebewohl zuwinkte und mit Genugthuung die Worte wiederholte: „nach Schottland alſo.“

Wir fuhren dritter Klaſſe, halb Erſparungs- halb Beobachtungshalber und hatten trotz einiger Unbequemlichkeiten nicht Urſach, unſere Wahl zu bereuen. Der bis auf den letzten Platz beſetzte, durch keine Zwiſchenwände geſchiedene Wagen glich einem Auswandrerſchiff. Die Mittelbank, auf der wir ſaßen, zog genau die Grenzlinie zwiſchen zwei verſchiedenen Elementen, aus denen unſere Reiſegeſellſchaft beſtand, zwiſchen armen Engländern und ſparſamen Schotten. Denn der Engländer fährt nur dritter Klaſſe, wenn er muß, der Schotte, wenn er kann. Nachdem die erſten Tunnel und Ueberbrückungen paſſirt waren, ſchwand die gegenſeitige Zurückhaltung raſch und der Austauſch jener kleinen Dienſte und Bequemlichkeiten begann, wie er nicht auszubleiben pflegt, wo ſich 40 oder 50 Menſchen, wenn nicht zu gemeinſamer Gefahr, ſo doch zu gemeinſamer Strapaze zuſammen gepfercht finden. Dick zuſammengefaltete Tücher wurden den Damen angeboten, um die Ecken und Kanten minder ſcharf, das Holz der Bänke minder hart zu machen und über das Oeffnen und Schließen der Fenſter kamen die Erkältungsgeneigten mit den Ventilations-Bedürftigen zu einem gefälligen Compromiß. Vor uns ſaßen die Engländer. Da waren zunächſt zwei arme Frauen mit ihren Kindern, vier oder fünf an der Zahl. Sie hatten die Doppelbank am äußerſten Rande des Wagens inne und hauſten darin wie in einer Privatkajüte. Milch wurde gewärmt, die Bruſt gegeben (mit jener Unbefangenheit, die den engliſchen Frauen der unteren Stände eigenthümlich iſt) und die Flaggen, die dann und wann zum Fenſter hinauswehten, waren im Einklang mit all dem Uebrigen. Vor ihnen ſaßen zwei junge Leute, augenſcheinlich aus guter Familie, Schüler, die eine Ferienreiſe nach Schottland machten und unter Lachen behülflich waren, wenn die Kinderſtube in ihrem Rücken dieſe oder jene Dienſtleiſtung wünſchenswerth machte. Neben ihnen eine alte Lady in Trauer. Freundlich aber abgehärmt, ſchmucklos aber ſauber und in wahrem Rigorismus ſelbſt die hölzerne Rückenlehne ihres Sitzes verſchmähend, ſo ſaß ſie da, erſichtlich die Frau eines Officiers, der, an der Dſchumna vielleicht oder im Pendſchab gefallen, ihr einen geachteten Namen und nichts weiter hinterlaſſen hatte.

Heitrer, farbenreicher ſah es in der zweiten Wagenhälfte aus, der wir den Rücken zukehrten. Das ſchottiſche Element bewährte ſich in ſeinem pittoresken Reiz. Keine nacktbeinigen Kiltträger waren zugegen, aber die blauwollene ſchottiſche Mütze mit ihren lang herabhängenden Seidenbändern (eine Tracht, deren Karrikatur wir nur in unſeren deutſchen Städten kennen), ſaß maleriſch auf den Köpfen der jungen Männer; Plaids in allen Muſtern und Farben dienten dieſem als Mantel und jenem als Kiſſen, während grau und weiß karrirte Tücher ſich überall hin ausſpannten und dem ganzen den Charakter eines romantiſchen Feldlagers gaben.

So ging es dahin. Die bekannten Bilder engliſcher Landſchaft zogen an uns vorüber. Die Sonne war längſt unter, auch das Abendroth ſchwand jetzt und nur jenes zauberhafte, dunkle Blau lag noch in breiten Streifen am Himmel, das in dieſem Lande ſo gern und ſo ſchön einen klaren Tag beſchließt. Ohne Aufenthalt brauſten wir durch ein halbes Dutzend Stationsplätze hindurch; erſt in Peterborough (einer Kathedralen-Stadt, 15 deutſche Meilen von London) machten wir Halt, um einen anderen Zug abzuwarten. Inzwiſchen war es Nacht geworden und jeder ſchickte ſich an, der Ruhe zu pflegen, ſo gut es die Wände und Bänke irgend erlaubten. Die Schüler lagen ſchnarchend auf harter Diele, die Kinder ſchliefen, die Flaggen waren eingezogen; nur die alte Lady ſaß noch immer aufrecht, feſt entſchloſſen, ſtärker zu ſein als Schlaf und Ermattung.

Die Geſchwindigkeit, mit der wir fuhren, wuchs jetzt, 40 engl. Meilen die Stunde. Man überantwortete ſich ſeinem Gott und ſchlief ein. Dann und wann hielt der Zug und unbekannte, wenigſtens unverſtandene Worte trafen das Ohr, endlich aber ſchüttelte das in Traum und Halbſchlaf lang herbeierſehnte: „York, York, fifteen minutes“ den Schlaf von aller Augen und halb ſchiebend, halb geſchoben, fanden wir uns endlich an einer langen Tafel wieder, auf der die Zugehörigkeiten eines engliſchen Frühſtücks ſervirt waren. Tea, Coffee, Soda-Water, klang es hier fordernd durch einander. Funfzehn Minuten ſind wenig Zeit für hundert Gäſte und drei verſchlafene Kellner. Meine Taſſe Thee war erſt halb geleert, als die Glocke draußen ſchon wieder lärmte. „Das war alſo York!“ rief ich dem Freunde zu, mich neben ihm in die Ecke drückend. „So gehen uns die

Wünſche unſrer Jugend in Erfüllung. Statt des Doms ein Bahnhof und ſtatt des Platzes, drauf Percy ſtarb, eine Reſtauration mit doppelten Preiſen."

Als wir Newcaſtle erreichten, dämmerte bereits der Morgen; zu unſerer Linken lag die Stadt, ſchwarz und finſter, wie aufgebaut aus Kohlenblöcken. Eine Stunde ſpäter waren wir an der ſchottiſchen Grenze. „Berwick, Berwick!" riefen die Schaffner und gönnten uns Zeit, einen Umblick zu halten. Der ganze Platz macht immer noch den Eindruck einer Grenzlokalität, auch jetzt noch, wo der alte, halb zerfallene Wartthurm nichts mehr bedeutet, als eine Mahnung an Zeiten die nicht mehr ſind. Der Tweed geht hier ins Meer und ſein Bett, das mehr einer weiten Felskluft, als einer Flachlandsrinne gleicht, unterſtützt die Vorſtellung, daß wir hier an einem Grenzfluß ſtehen.

Die Morgenſonne lacht freundlich, während wir die ſchottiſche Landſchaft durchfliegen. Die Felder, die Art der Beſtellung, das Seltenerwerden der Hecken, alles weicht ab von dem in England Ueblichen und ruft uns (wie vieles andere noch, auf das wir ſtoßen werden) die Bilder deutſcher Heimath mehr und mehr ins Gedächtniß zurück. Bei Dunbar geſellt ſich noch ein anderer Gruß aus der Heimath hinzu, wir haben uns der Küſte bis auf wenige tauſend Schritt genähert und das deutſche Meer liegt leiſe ſchäumend zu unſerer Rechten. Hier wendet ſich die Bahn, die bis dahin ununterbrochen nordwärts lief, plötzlich nach Weſten, und ungefähr die

Linie innehaltend, die ihr der ſchöne Meerbuſen des Forth vorſchreibt, führt ſie uns, nach einer kurzen halben Stunde, durch eine bald im Morgennebel bald im Sonnenglanze daliegende Landſchaft, dem erſten Ziel unſerer Reiſe entgegen. Villen und Parks, chauſſirte Wege und Brücken, Häuſer, Menſchen und immer wachſender Verkehr, verkünden uns, daß wir einer großen Stadt, einem Mittelpunkt weiter Bezirke uns nähern, und ehe wir noch Zeit gefunden haben, uns in dem immer bunter werdenden Bilde zurecht zu finden, läßt der Zug in ſeinem Fluge nach und die 10 Stock hohen Steinhäuſer Edinburg's tauchen grau und majeſtätiſch vor uns auf.

II.

Johnſtons Hotel. Erſter Gang in die Stadt.

„Waterloo Place, any hotel you like“ Waterloo-Platz ins erſte beſte Hotel! Mit dieſem Zuruf vertrauten wir uns der Führung unſres Cabkutſchers an und harrten der Dinge die da kommen würden. Ich lieb' es bei ſolchen und ähnlichen Gelegenheiten, mich dem blinden Zufall zu überlaſſen und habe die Erfahrung für mich, daß man mindeſtens nicht ſchlechter dabei fährt, als wenn man unſchlüſſig hin und her ſchwankt und hinterher den Aerger hat, doch nicht das Rechte getroffen zu haben. Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Unſer Cab hielt nach fünf Minuten ſchon vor Johnſtons Hotel, Waterloo-Place, und es wäre unbillig dem Kutſcher nachzureden, daß er ſeine diskretionäre Gewalt abſonderlich mißbraucht hätte. Johnſtons Hotel gehört zu jener Klaſſe von Gaſthäuſern, die unter dem Namen der „Commercial and Temperance Hotels“ in allen Ländern, wo das angelſächſiſche Element herrſcht, eine Art von Notorität erlangt haben. Der Temperanz-Seite dieſer Etabliſſements leg' ich herzlich wenig Gewicht bei; es iſt dieſe zur Schau geſtellte Mäßigkeit derſelben halb Lüge, halb Karrikatur, und in beſtem Falle Lockung und Aushängeſchild; was aber dieſen Gaſthäuſern in dem koſtſpieligen, aufgeſteiften, ſelbſtquäleriſchen England eine Bedeutung giebt, das iſt der Umſtand, daß ſie in ihrer ausgeſprochenen Einfachheit die Kehrſeite jenes modernen Prachtbaus ſein wollen, der unter dem Namen „Hotel" ſo viele erträumte Reize und ſo viele proſaiſche Wirklichkeiten umſchließt. Es iſt Affektation oder Selbſttäuſchung, wenn wir auf Reiſen plötzlich glauben, ohne Eleganz, ohne zehn Gänge und ohne gräfliche Nachbarſchaft nicht leben zu können; was uns aber wirklich Noth thut, das iſt ein unpretenſiöſes, freundliches Entgegenkommen und eine angemeſſene Bewirthung um unſeres Geldes, nicht aber blos — um Gottes willen. Der alte Satz mag fortbeſtehen: daß die großen Hotels die beſten ſind. Aber ein anderer Satz ſtellt ſich ihm gleichberechtigt an die Seite und zwar der, daß die vornehmen Gaſthäuſer nicht die angenehmſten ſind.

In Johnſtons Hotel hatten wir vollkommen das ſüße Gefühl der Hingehörigkeit ſtatt des bloßen Geduldetſeins; ſonſt fehlte freilich manches. — Die beblümten Teppiche auf Flur und Treppen hatten längſt ihren Blumenfrühling hinter ſich und die altmodiſchen Bettſtände mit ihren verſchoſſenen Quaſten und Damaſtgardinen ſtanden unheimlich da wie in alten Schlöſſern aufgekaufte Paradebetten in denen Lords und Häuptlinge von Geſchlecht zu Geſchlecht das Zeitliche geſegnet hatten. Das ſind nicht Bilder, die den

Schlaf leicht und die Träume heiter machen, wenn wir ſie auch im Einklang finden mit all den Lieblingsvorſtellungen die wir von Jugend auf an den Namen Schottland geknüpft haben. Aber jedenfalls rechten wir nicht darüber und erinnern uns gern der Wahrheit, daß man überall ſchläft, wenn man nur müde iſt. Weniger freilich als der leiſe Schauer, der uns angeſichts dieſer blutrothen Bettvorhänge überläuft, will uns der Fettbrodem gefallen, der, aus der Küche aufſteigend, alle Etagen des Hauſes durchdringt und nur widerwillig erinnern wir uns des correſpondirenden Satzes: man ißt überall, wenn man nur hungrig iſt.

Aber wir ſind wirklich hungrig und nachdem wir die Uebernächtigkeit aus den Augen gewaſchen und in Eil unſre Toilette gemacht haben, ſuchen wir das Frühſtückszimmer auf, das ſich hoch und breit und behaglich durch die halbe erſte Etage zieht. Hier weht ein andrer Geiſt, die Ventilation iſt trefflich und kein gelegentlicher Zugwind plaudert vorſchnell die Geheimniſſe der Küche aus. Das ſchöne ſchottiſche Weizenbrot lacht uns an und bald ſitzen wir vor einer wohlbeſetzten Tafel, auf der uns, neben den üblichen Erforderniſſen eines engliſchen Frühſtücks, Haferbrötchen und Dundee-Marmelade daran mahnen, daß wir auf ſchottiſchem Grund und Boden ſind. Ein alter Kellner von viel über ſechszig trippelt freundlich und geſchäftig um uns herum, befriedigt ſeine Neugier durch Vorlegung eines Fremdenbuchs und erzählt uns plauderhaft von den Geſchicken ſeines Lebens. Franzöſiſche Säbel, unter die ſein Hinterkopf während des ſpaniſchen Krieges gerieth, haben ſeiner Laufbahn und ſeinem Verſtand ein raſches und beſcheidenes Ziel geſetzt, aber was er bei Aſtorga an Hirn verloren hat, iſt ſeinem Herzen zu Gute gekommen und er ſpricht mit Vorliebe von den „Frenchmen“, unbekümmert darum, ob ſie vor 40 Jahren ihm die Beförderungsleiter abgebrochen haben oder nicht. Nun aber treibt er uns zur Eil und mahnt uns aufzubrechen, um die Stadt, auf die er ſtolz iſt, in ihrer beſten Beleuchtung d. h. unter leis bewölktem Himmel zu ſehn. Wir folgen ſeinem Rath und biegen nach rechts hin in die Neuſtadt ein.

Waterloo-Place und Princes-Street bilden eine einzige grade Linie, von der Edinburg in ähnlicher Weiſe durchſchnitten wird, wie etwa Paris von der Rue Rivoli. Die große Mittelader der ſchottiſchen Hauptſtadt ſondert ſich gleich auf den erſten Blick in drei Theile von ziemlich gleicher Größe, in zwei Flügel und ein Centrum. Der eine Flügel heißt Waterloo-Place, der andere Weſt-Princes-Street; die halb boulevard- halb platzartige Erweiterung aber, die zwiſchen beiden liegt, führt den Namen der eigentlichen Princes-Street. Dieſer platzartigen Erweiterung gehen wir jetzt entgegen und nehmen in der Mitte derſelben unſeren Stand, genau da, wo ſich das im gothiſchen Styl ausgeführte, thurmartige Monument Walter Scotts bis zu einer Höhe von 200 Fuß erhebt. Hier halten wir Umſchau. Hinter uns die Neuſtadt mit ihrer Fülle nobler und moderner Bauten, links die pittoresken Felspartdieen der Salisbury Craigs, rechts die langen Straßen der Stadt mit ihren Kirchen und Paläſten, ſo nach allen Seiten hin in Anſpruch genommen, — wird unſer Auge doch immer wieder nach vornhin gerichtet, wo ſich, nur durch eine flußbettartige Vertiefung von uns getrennt, die berühmte High-Street der Altſtadt-Edinburg ſammt ihren Ausläufern und Seitenſtraßen erhebt. Parallellaufend mit Princes-Street, zeigt die gegenüberliegende Altſtadt-Straße doch dadurch einen völlig verſchiedenen Charakter von jener, daß ſie nicht flach und gradlinig ſich hin erſtreckt, ſondern dem natürlichen Zuge und ſelbſt den Capricen des Hügels folgend, auf dem ſie ſteht, einen maleriſchen und abwechslungsreichen Anblick gewährt. Der Hügel ſteigt langſam an, läuft dann, wie ſeine Kräfte ſparend, in horizontaler Linie weiter, bis er plötzlich zu einem letzten Sprunge ſich zuſammenraffend, kegelartig in die Höhe ſchießt und nun den Weg überſchaut, den er eben zurückgelegt. Auf dem langſam anſteigenden Theile der Berglinie erhebt ſich Canon-gate; unmittelbar vor uns von dem gradlinigen Firſt des Hügels grüßt High-Street ſelbſt zu uns herüber; zur Rechten aber, die Situation vom Felſen aus beherrſchend, ragt Edinburg-Caſtle mit ſeinen Wällen und Kanonen in die Luft.

Jeder ehrliche Schotte hält dieſen Punkt für den ſchönſten in der Welt, eine Anſicht, worüber er ſich mit den Bewohnern von Neapel und Palermo und noch mehr mit jenen auseinanderſetzen mag, die aus triſteren Gegenden nach dem Süden pilgernd, jene ſchönen Punkte unter dem Vortheil des Contraſtes und mit verklärendem, feiertäglichem Auge ſehn. Der Freund an meiner Seite war jener Glücklichen einer; er enthielt ſich aber weislich des Vergleichs und entwand ſich dem Preſſenden meiner Frage durch das bekannte: jedes in ſeiner Art.

Laſſen wir alſo das Paralleleziehen und das ängſtliche Forſchen nach einem mehr oder weniger; freuen wir uns der Schönheit, die unbeſtritten vor uns liegt. Dieſe Schönheit beſchreiben zu wollen wäre eitles Unterfangen, aber die Frage läßt ſich wenigſtens beantworten, aus welchen Elementen ſich dieſe Schönheit auferbaut. Es iſt nicht die *Lage* allein, die dieſe Eindrücke ſchafft, es ſind eben ſo ſehr die *Dinge*, die ſich dieſe Lage zu Nutze gemacht und ſich, derſelben entſprechend, auf ihr errichtet haben. Die Solidität des Materials wie des Bauſtils ſteht ebenſo untereinander wie mit der ganzen Oertlichkeit im Einklang und giebt dem Ganzen jenen *großſtädtiſchen* Charakter, den ich, mehr noch wie ihre Schönheit, als den eigentlichen und frappanteſten Zug dieſer Stadt hervorheben möchte. Auf grauen Felſen ſteigen graue, acht Stock hohe Felſenhäuſer in die Luft, phantaſtiſch ſchnörkelt ſich, einer ſilbergrauen Brautkrone nicht unähnlich, der Thurm von St. Giles über die Häuſer empor und gemeinſchaftlich über dem Ganzen liegt jener graue Nebelſchleier, der den Zauber dieſer nordiſchen Schönheitsſtadt vollendet. Der Reiz der Farbe fehlt, aber man vermißt ihn nicht, ja erſchrecken würd' es uns, den vollendeten Carton, der vor uns liegt, in einen Buntfarbendruck verwandelt zu ſehen. Das Grau dieſer Häuſer entſpricht jenem unbeſtimmten Farbenton, der uns inmitten alter Dome ſo oft entzückt und zur Andacht geſtimmt hat.

Nicht die *Farbe* würde die Wirkung der vor uns liegenden Altſtadt von Edinburg erhöhn, aber was die Farbe nicht vermöchte, das vermag das Zauberſpiel von *Schatten und Licht*. Allabendlich, wenn die Nebel ſich dunkler zu färben beginnen und die grauſchwarze Steinwand der Häuſer mit den grauſchwarzen Nebeln allmälig in eins zuſammenfließt, blitzen plötzlich Lichter aus dieſem Chaos heraus und immer heller, zahlreicher werdend, durchleuchten ſie endlich die aus Nacht und Nebel gewobene Hülle, die nun wieder von ihrem dunklen Hintergrunde ſich loslöſend, wie ein durchſichtiger Schleier um die immer ſchwärzer werdenden Häuſer ſchwebt. Wenn dann vom Schloß herab durch die ſtillgewordene Nacht die Hornſignale in langen Tönen ziehn, beſchleicht es uns, als ob das ganze eine Zauberſchöpfung ſei, die ein Klang in's Daſein rief und die verſchwinden muß, ſobald der letzte Ton erſtirbt.

III.

Holyrood-Palace.

Dieſer ſo berühmt gewordene Palaſt liegt unmittelbar vor der Stadt in einem weiten, mehrfach geöffneten Thalkeſſel, der von verſchiedenen Hügeln, vom Calton Hill im Norden, von den Salisbury Craigs im Oſten und Süden und von dem hochgelegenen Alt-Edinburg im Weſten, begrenzt und gebildet wird. Da, wo die letzten Häuſer von Canongate (ſiehe das vorige Kapitel) ins Thal hinunter ſteigen, erhebt ſich, kaum durch die Breite eines Markt-Platzes von ihnen getrennt und die vor ihm liegende Hügelſtraße hinaufblickend, der Palaſt von Holyrood. Vom Mittelpunkt der Stadt aus ihn zu erreichen, laſſen ſich zwei Wege einſchlagen, der eine durch die Altſtadt (High-Street und Canongate), der andere parallel damit durch Princes Street und Waterloo-Place, an einer Reihe hübſcher Gartenanlagen hin, die ſich bereits außerhalb der Stadt, am Fuße des Calton Hill entlang ziehen. Da ich noch oft Gelegenheit haben werde, den Leſer auf dem erſtgenannten Wege durch High-Street und Canongate zu geleiten, ſo wählen wir heut den Weg am Fuß des Calton Hill entlang, der uns, auf einem kleinen Umwege durch den Regents Road nach dem Palaſte führt. Hübſche Landſchaftsbilder breiten ſich vor uns aus, ſobald wir Waterloo-Place im Rücken haben, nichts beſonderes aber feſſelt unſren Blick, mit Ausnahme eines ſeltſamen Steinackers unmittelbar zu unſrer Rechten, von dem wir nicht wiſſen, ob er mehr einem Friedhof oder einem Schutthaufen gleicht. Auf unſre Frage erhalten wir folgende Antwort. Als Terrain geſchafft werden mußte für das ſchottiſche Eiſenbahnnetz, das in Edinburg ſeinen Centralpunkt hat, entſchied man ſich begreiflicherweiſe für Ankauf jener flußbettartigen, die Altſtadt von der Neuſtadt trennenden Vertiefung, die ich im vorigen Kapitel beſchrieben habe. In dieſer Vertiefung, feucht und ungeſund wie ſie war, ſtand eine alte Kirche mit ihrem Gottesacker drum herum. Die Schiene brauchte Platz, der ſchottiſche Unternehmungsgeiſt war ſtärker als die ſchottiſche Kirchlichkeit und binnen Kurzem war der alte Bau ein Trümmerhaufen. Man wußte nicht was damit zu machen, oder konnte ſich nicht einigen über den Verkauf, kurzum die ehemalige Kirche ſammt ihren tauſend Grabſteinen wurde wie Schutt vor die Stadt gefahren und dort auf einem, nunmehr umzäunten Felde abgeladen. Da liegen nun hoch aufgeſchichtet die Trümmer von Sockel und Capitäl, von Kreuz und Leichenſtein, das Ganze eine ſeltſame Ruheſtatt, darauf man einen alt gewordenen Kirchhof begraben hat.

Unmittelbar hinter dieſem Acker halten wir uns rechts und biegen in eine aus ärmlichen und zerſtreuten Häuſern beſtehende Straße ein, die uns innerhalb weniger Minuten vor das Portal des Palaſtes führt. Ehe wir daſſelbe erreichen, werden wir durch einen jungen Schotten der uns begleitet, auf das Badehaus der Maria Stuart aufmerkſam gemacht. Wiewohl ſein Finger eine ganz beſtimmte Richtung angiebt, ſo fragen wir doch „wo?“ Aber die halb erſchrockene Frage ändert nichts und die Fingerſpitze deutet unverrückt auf ein kleines, halb backofenartiges Eckhaus das wir eher für das Waſchhaus einer armen Frau, als für das Badehaus einer Königin halten würden. Es iſt ſo niedrig, daß man die Hand auf die unterſten Dachziegel legen kann und ein etwas vorſpringender klumphafter Giebel, der dem Ganzen das Anſehen giebt, als ob ein dicker Mann auf den Schultern eines dünnen ſäße, iſt nicht angethan, der Erſcheinung einen geſteigerten Reiz zu leihen. Kopfſchüttelnd darüber, daß ſo viel Schönheit hinter ſolchen Mauern heimiſch geweſen ſein ſoll, ſchreiten wir weiter, erreichen nach kaum hundert Schritten eine platzartige Auffahrt, machen linksum und ſtehen in Front des Palaſtes.

Der Palaſt iſt ein Viereck von mäßigen Proportionen, ziemlich niedrig, an den beiden hausartig vorſpringenden Frontecken von je vier Spitzthürmen flankirt; das Ganze ohne Styl, ohne Schönheit, ohne Stattlichkeit, aber doch nicht geradezu häßlich und unverkennbar mit jenen Zügen ausgeſtattet, die eine Phyſiognomie intereſſant machen.

Dies iſt Holyrood-Palace. Neben demſelben, aber etwas zurückgelegen, ſo daß beide Baulichkeiten nur an einer einzigen Ecke ſtatt mit ihren vollen Seiten zuſammentreffen, erhebt ſich eine Ruine: die Royal Chapel von Holyrood, das einzige Ueberbleibſel jener reichen und ſtolzen Abtei, die hier mit ihren Klöſterhöfen, ihrer Kapelle und ihren Gärten weite Morgen Landes bedeckte. Lange bevor es einen Holyrood-Palace gab, gab es eine Holyrood-Abtei. David I. von Schottland, der fromme Gründer der Abteien von Melroſe und Kelſo, gründete auch dieſe Abtei von Holyrood (um 1150) und erſt 350 Jahre ſpäter begannen neben derſelben ſich jene ſchlichten Mauern und Thürmchen zu erheben, die in ihrer damaligen äußerſt begrenzten Ausdehnung kaum den Namen eines Palaſtes beanſpruchen konnten. Es war ein Schwalbenneſt, das ſich, wie Schutz ſuchend, an die ſtattliche, alte Abtei anklebte. Seitdem iſt dieſe zu einer Ruine geworden, während der Palaſt ihr mit der Hälfte ihres Raumes zugleich das Ganze ihres Ruhmes genommen hat. Die Abtei hat längſt aufgehört, eine Pilgerſtätte zu ſein, der Palaſt iſt es geworden, und die wenigſten unter den Tauſenden die dieſer Stätte zuſtrömen, haben eine Ahnung davon, daß Wand an Wand mit dem Palaſte von Holyrood noch eine gleichnamige Abtei ihrer harrt.

Wir beſuchen dieſe zunächſt. Die uns zugekehrte Front, ein Thurm und ein Portal, ſind verhältnißmäßig gut erhalten und geben am deutlichſten Zeugniß für die nicht gewöhnliche Schönheit des Kapellenbaues der ſich einſtens hier erhob. Eintretend haben wir einen nach allen vier Seiten hin geſchloſſenen Raum vor uns, das Dach iſt eingeſtürzt und der Fußboden gleicht einem Kirchhof; ein Raſenſtück, aus dem ſich zahlreiche Grabſteine erheben. Umſchau haltend, wächſt das Intereſſe, ſo lange wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Fülle des Details richten, das entweder durch Alter und Eigenthümlichkeit oder bei Schöpfungen einer ſpäteren Epoche durch Schönheit imponirt. Von dem Augenblick an aber, wo wir Miene machen, uns in dem Ganzen zu orientiren, ſind wir verloren und bezahlen unſere Wißbegier mit immer wachſender Unruhe. Wir fordern etwas, was uns die Dinge nicht mehr gewähren können. Vielfach zerſtört und geſchädigt, theilweis niedergeriſſen, um den Neubauten des Palaſtes Platz zu machen, ſchließlich (vor etwa 100 Jahren) unter die Hände eines pietät- und kenntnißloſen Architekten gerathen, gleicht das Ganze nur noch einer willkürlich zuſammengeſetzten Scherbenmoſaik. Der Kitt hat Alles thun müſſen. Nicht die Frage „paßt es" hat den Architekten beſchäftigt, ſondern immer nur die Frage „klebt es". Die Grabſteine rings umher tragen manchen berühmten Namen, aber doch nicht berühmt genug, um einer beſonderen Erwähnung werth zu ſein. Nur einen Stein, am äußerſten Ende der Kapelle, kündigt unſer Führer mit gehobener Stimme an, den Stein, auf dem Maria Stuart und Darnley knieten, als der Biſchof von Brechin ihre ſegensloſe Ehe ſegnete. Man ſagt, daß die Königin bei dieſer Gelegenheit ein ſchwarzes Kleid trug, daſſelbe, das ſie am Begräbnißtage ihres erſten Gemahls getragen hatte.

Die beiden Namen aber, die wir eben vernommen, mahnen uns daran, daß auch wir nicht nach der Kapelle von Holyrood, ſondern nach dem Palaſte gleichen Namens unſere Wallfahrt angetreten haben und an der Flanke deſſelben hin, denſelben Weg zurücknehmend, auf dem wir in die Kapelle eintraten, werfen wir jetzt von der platzartigen Auffahrt her nochmals einen Blick auf den Palaſt, zumal auf die berühmt gewordenen Stockwerke und Thürmchen an der Nordweſtecke, und treten dann ein.

Das Portal, unter dem wir uns zunächſt befinden, zeigt durchaus nichts Stattliches oder Schloßartiges, es iſt ein gepflaſteter Thorweg, deſſen Ueberbau von rohen Säulen getragen wird. Zur Linken befindet ſich eine Pförtner-, zur Rechten eine Wachtſtube; Gewehre der Mannſchaften hängen an den Wänden und die Schmuckloſigkeit des Ganzen erinnert an einen Kaſernen-Eingang, der vierzehn Tage vorher auf Regimentsbefehl geweißt worden iſt. Wir paſſiren dieſen Thorweg und haben jetzt den geräumigen, nach allen Seiten hin geſchloſſenen Hof des Palaſtes vor uns. Die Zimmer im rechten Flügel heißen die „Queen's Apartments". Die Königin, um die es ſich dabei handelt, iſt nicht Queen Mary ſondern Queen Victoria. Alljährlich, wenn die Königin nach Balmoral geht, um die Sommermonate auf dieſer reizenden Beſitzung (zwiſchen Inverneß und Aberdeen) zu verbringen, pflegt ſie auf der Durchreiſe eine Nacht in

Holyrood Palace zu verbringen. Ich habe dieſe Queens Apartments gewiſſenhaft in Augenſchein genommen, führe aber meine Leſer abſichtlich nicht treppauf in den Flügeln des Gebäudes umher, ſondern halte ſie, um ihnen das Bild des Ganzen ſo wenig wie möglich zu verwirren, unter dem friſchgeweißten Thorweg feſt, und erzähl' ihnen lieber, was von jenen Apartments mit hohen Fenſtern und herabgelaſſenen Rouleaux zu wiſſen Noth thut. Alle dahin gehörigen Zimmer ſind modern, moderne Bilder, zum Theil kein Dutzend Jahre alt, hängen an den Wänden, beblümter Zitz zieht ſich ſorglich über Stühle und Ottomanen, und die nicht ſonderlich intereſſante Inſpektion ſchließt man mit der beruhigenden Gewißheit, daß kein Rizzio in dieſen Räumen ermordet worden ſei.

Um dieſen ermordeten Rizzio handelt es ſich nun aber mal, die ganze Berühmtheit dieſes Ortes knüpft ſich an jenen baufälligen alten Nordweſtthurm, der der Zeuge jener Ermordung war. Dieſem Nordweſtthurm gilt jetzt unſer Beſuch; aus dem Thorweg tretend biegen wir links kurzum, ſchreiten an der Rückſeite des Frontflügels entlang, und treten da, wo der linke Flügel auf den Frontflügel ſtößt, durch eine Eckthür ein. Die Räumlichkeiten dieſes Thurmes liegen in drei Etagen: Hochparterre die Zimmer Darnley's und eine Gemälde-Gallerie; eine Treppe hoch die Zimmer Maria Stuarts; zwei Treppen hoch niedrige Zimmerchen, in denen einige Damen vom Haushalt der Königin (vielleicht die ſogenannten „vier Marien“) gewohnt haben mögen.

Ueber dieſe vier Marien möchte ich hier ein paar Worte einſchalten. Sie waren die Töchter aus vornehmen ſchottiſchen Familien, ſtanden im ſelben Alter wie die Königin, hatten ſchon in Frankreich die nächſte Umgebung derſelben ausgemacht und waren mit ihr nach Schottland zurückgekehrt. Ihre Namen waren Mary Fleming, Mary Beaton, Mary Livingſtone und Mary Seaton. Die Letztere ſtand ihr beſonders nah und war ihre einzige Geſellſchafterin während ihrer Gefangenſchaft in Schloß Lochleven. Die Idee, eine Königin Maria mit vier Marien zu umgeben, wie man einen Edelſtein mit vier ihm verwandten Steinen umgiebt, ſcheint ſchon zu Lebzeiten Marias die Poëten des Landes vielfach angeregt zu haben und ſo exiſtiren mehrere alte Balladen, in denen dieſe vier Marien eine Rolle ſpielen. Die vier oben angeführten Familiennamen werden dabei nicht immer feſtgehalten, und ſo führt z. B. die ſchönſte und ergreifendſte der Marien-Balladen die Ueberſchrift: „Maria Hamilton.“

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu unſerm Nordweſtthurme zurück. Das erſte, was wir in Augenſchein nehmen, iſt die Gemäldegallerie. Dieſe iſt ein Unicum und inſofern ganz an ihrem Platze hier, als ſie ein heiteres Gegengewicht gegen die Schreckniſſe dieſes Ortes bildet. Sie enthält hundert und zehn Portraits der ſchottiſchen Könige von Fergus I. (330 vor Chriſto) bis auf Karl Stuart. Der Künſtler, der ſie ſchuf, hieß Jakob de Witt, ein Vlamänder. Der Contract, durch den er ſich zur Herſtellung dieſer Portraits verpflichtete, exiſtirt noch; er iſt aus dem Jahre 1684 und lautet dahin: „Jakob de Witt verpflichtet ſich zur Lieferung von 110 Portraits in zwei Jahren, ſo wie auch zur Beſchaffung der dazu nöthigen Farben und Leinwand; das Gouvernement andererſeits zahlt beſagtem de Witt jährlich 120 Lſtr. und macht ſich verbindlich, ihm die nöthigen Originale zu liefern.“ Sehr komiſch iſt die Koſtüm- und Familienähnlichkeit aller, ſo daß es Niemanden auffallen würde, wenn man die Nummern durcheinander werfen und die Namen hinterher durch Loos beſtimmen wollte. Engliſche Dragoner zerhieben während des Stuart-Aufſtandes (1745) ein Dutzend dieſer Portraits, wogegen nicht viel zu ſagen iſt; das aber muß überraſchen, daß man ſich hinterher die Mühe gegeben hat, dieſe zerſäbelten Kunſtſchätze wieder zu reſtauriren. Der Saal, in dem ſich dieſe Portrait-Gallerie befindet, iſt dadurch intereſſant, daß der Prätendent oder „Prinz Charlie“ wie ihn die Schotten zu nennen pflegen, während ſeiner kurzen Reſidenz in Holyrood einen prächtigen Ball in demſelben gab. Hier tanzten jene Geſtalten, die W. Scott in ſeinem „Waverley“ auf viele Jahrhunderte hin der Vergeſſenheit entriſſen hat: Fergus und Flora Mac Ivor, der alte Bradwardine und ſeine reizende Tochter.

In gleicher Höhe mit der Gemälde-Gallerie befinden ſich die Zimmer Lord Darnley's. Alte Bilder und Tapeten hängen an den Wänden, aber nichts, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen könnte; nur das

Schlafzimmer wird dadurch intereſſant, daß es an einen halbverſteckten Treppenthurm grenzt, deſſen ſpiralförmige Steintreppe damals eine geheime Verbindung nach unten und nach oben unterhielt. Nach Oben führte dieſe Vertraulichkeits-Treppe in die Gemächer der Königin, nach Unten auf die Straße. Perſonen, die im Palaſt nicht geſehen werden ſollten, machten mit Hülfe dieſer Treppe ihren Beſuch bei Lord Darnley; auch die Verſchwörer gegen Rizzio ſtiegen am Abend des 9. März hier hinauf. Nachdem ſie einig geworden, ſammelten ſie ſich draußen auf den oberſten Stufen der einen, und den unterſten Stufen der andern Treppe (der Raum iſt ſo eng, daß an Flur und Treppenabſatz gar nicht zu denken iſt) um nun Mann hinter Mann, nicht unähnlich wie man eine Sturmleiter erklimmt, in die Zimmer der Königin vorzudringen. Wir hatten vor, denſelben Weg zu machen und wanden uns die Spirale hinauf, auf der an jenem Märzabend Darnley und ſeine Freunde hinan geſtiegen waren. Es ward uns ein wenig unheimlich dabei und dies Gefühl wuchs noch, als wir plötzlich vor einer kleinen, kaum mannsbreiten Thür ſtanden und vergeblich auf die roſtige Klinke drückten, um zu öffnen. Lord Ruthven und ſeine Leute würden durch einen kräftigen Fußtritt das unerwartete Hinderniß raſch aus dem Wege geräumt haben, wir aber fanden uns veranlaßt, kehrt zu machen und auf dem eigentlichen Treppenaufgang nunmehr unſer Glück zu verſuchen.

Die ſogenannten Queen Mary's Apartments, alſo die Zimmer der Königin Maria, befinden ſich unmittelbar über den Zimmern Lord Darnley's und umfaſſen vier Räume von verſchiedener Größe. Wir treten zuerſt in das Audienz-Zimmer, dem es ſeiner Zeit an Eleganz und Farbenfriſche nicht gefehlt haben mag; Gobelintapeten, Holzgetäfel an Wand und Decke und in der Mitte des Zimmers eine Art Staatsbett, in dem Karl I. bei ſeinem letzten Beſuche in Schottland geſchlafen haben ſoll. Hundert Jahre ſpäter ruhte Prinz Charlie (nach dem Siege von Preſton-Pans) auf dieſen Kiſſen aus, ſchwerlich träumend, daß er ſieben Monate ſpäter ſchon ein gehetzter Flüchtling ſein und ſein Beſieger (der Herzog von Cumberland) auf eben jenen Kiſſen ſchlafen werde. Vielleicht daß das Bett vor hundert Jahren einladender war als jetzt; wie es da vor mir ſtand, weckte es nur die Empfindung, daß ich mir ein angenehmeres Lager geſucht und ſelbſt ein Bivouac auf ſchottiſcher Haide vorgezogen haben würde. Was dieſem Audienzzimmer eine größere Bedeutung leiht als die Gardinen und die hiſtoriſchen Erinnerungen dieſes Betts, iſt der Umſtand, daß die vielfachen Begegnungen zwiſchen John Knox und der Königin an dieſer Stelle ſtattfanden. Hier war es, wo ſie unter Zorn und Thränen ausrief: „Was kümmert euch meine Heirath? wer giebt euch das Recht zu dieſer Sprache? wer und was ſeid ihr in dieſem Lande?“ und wo der Mann im Genfer Käppchen, ungeblendet durch Schönheit und unerſchüttert durch Macht, ſtandhaft erwiederte: „Ich bin ein Unterthan dieſes Landes, geboren darin; und ob ich auch kein Graf oder Herr bin, doch bin ich ein nützliches Glied dieſer Gemeinſchaft.“

Aus dem Audienzzimmer treten wir in das Schlafzimmer, daſſelbe, an deſſen wurmſtichiger Thür wir von außen gepocht hatten. Das Zimmer iſt ein Quadrat, aber durch Fenſter, Thüren, Kamin und Niſchen ſo vielfach unterbrochen, daß es mehr den Eindruck eines Vielecks als eines Vierecks macht. Die Einrichtung iſt ſo ziemlich dieſelbe, wie die des Audienzzimmers, aber hundert Kleinigkeiten, die durch die Hand der ſchönen Frau gingen, ihr dienten oder ſie erfreuten, finden ſich hier zuſammen und machen dies Zimmer zu dem intereſſanteſten, das man vielleicht irgendwo betreten kann. Das Bett mit ſeinen Scharlachbehängen, ſeinen Schnüren und Quaſten iſt wohl erhalten und auf den Polſtern und Decken liegt der zwei Hand breite Reſt von einer jener wollnen Decken, die nach engliſch-franzöſiſcher Sitte ſchon damals ſtatt des Federbetts dienten. Es iſt bekannt, wie leicht ſolche Dinge ins Lächerliche umſchlagen, aber die ganze Umgebung iſt der Art, daß Frivolität nicht aufkommen kann und ſich beſcheidet, anderen Gedanken das Feld zu räumen. Die Gobelin's, die an den Wänden hängen, ſtellen den Fall des Phaëton dar; man kann darin nicht gut, wie einige gewollt haben, ein ſinniges Spiel des Zufalls erkennen, da der Fall der ſchönen Königin ſicherlich keine Vergleichungspunkte mit dem des Phaëton bietet. Sie ſtrebte nie zu hoch, im Allgemeinen nicht hoch genug; als ſie dem Bothwell die Hand reichte, entſchlug ſie ſich ihrer Würde als Königin und als Frau, das ſtürzte ſie. — Unter den Kleinigkeiten, deren das Zimmer ſo viele beſitzt, ſind Stickereien von der Hand der Königin Eliſabeth, die dieſe der Maria Stuart für deren eben geborenen Sohn, den ſpäteren Jakob VI. zum Geſchenk machte; daneben Handarbeiten Maria Stuarts ſelbſt, Körbchen, Käſtchen, Receſſaires u. ſ. w.

Von dieſem Schlafzimmer aus führen zwei Thüren, nach rechts und links hin, in zwei angrenzende kleine Räume, von denen der eine den Namen eines Ankleide-Zimmers (dressing room) der andere den eines Eßzimmers (supping room) führt. Der dressing-room hat kein Blatt in der Geſchichte; deſto mehr Blätter gehören dem supping-room. Wir werfen noch einen Blick auf die mehrerwähnte, wurmſtichige kleine Thür, die wir jetzt kaum Fuß breit zur Rechten haben und treten nunmehr in den unmittelbar daneben gelegenen supping-room ein. Wir ſehen darin allerhand Rüſtungsſtücke (Bruſtharniſch, Schwert, Sporen), die dem Lord Darnley gehört haben ſollen; an anderer Stelle befindet ſich ein Marmorblock und ein auf Stein gemaltes kleines Altarbild, Dinge die einſtens der Hauskapelle der Königin zugehörten und nun wie in einem Curioſitäten-Laden, in dieſem supping-room eine Stelle gefunden haben. So unpaſſend wie möglich. Dies Zimmer müßte kahl und leer ſein, nackte, graue Wände, nichts weiter. Hier empfing Rizzio die erſten Dolchſtiche. Was den Eintretenden mit ganz beſondrem Schauder erfaßt, das iſt die überraſchende Kleinheit und

Enge dieſes Gemachs. Es iſt nur 10 Fuß lang und 9 Fuß breit. Man war hier auf Dolche angewieſen. In dieſem Zimmer befanden ſich am Abend des 9. März 1565 ſieben Perſonen: Maria Stuart; ihr Halbbruder Lord Robert Stuart; Arthur Erskine, Hauptmann von der Garde; ein Kammerherr; eine Hofdame; die Gräfin von Argyle und Rizzio. Rechnet man den Tiſch hinzu, an dem ſie ſaßen, ſo muß das Zimmer gefüllt geweſen ſein. Aber die draußen ſtehenden waren entſchloſſen, Platz zu ſchaffen. Zuerſt erſchien Darnley, ſetzte ſich neben die Königin und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, um ſie nach Möglichkeit auf ihrem Sitze feſtzuhalten. Dann trat Lord Ruthven ein, hager, blaß, todtkrank, das Haupt unbedeckt, aber ſein Leib in Eiſen gekleidet; mit ihm kamen Kerr von Falkonſide und George Douglas; Bewaffnete und Fackelträger ſchloſſen den Ausgang. „Es gilt nicht Euch, hohe Frau,“ rief Ruthven, „nur jenem Schuft da.“ Rizzio ſprang auf und barg ſich hinter der Königin. Es war jetzt unmöglich, ihn zu treffen; der enge Raum des Zimmers war abgeſperrt, eine lebendige Hecke, dahinter der Sänger. „Gebt ihn heraus“ ſchrie Kerr von Falkonſide und legte ſein Piſtol auf die Königin an. Die geängſtigte aber entſchloſſene Frau folgte ihm mit den Augen. Dieſen Moment benutzte Douglas; über die Schulter der Königin hinweg, traf er jetzt den dahinter geborgenen Sänger. Rizzio ſank zuſammen; man zog ihn hervor, zerrte ihn durch das Schlaf- und Audienzzimmer; draußen an der Treppenſtufe ließ man ihn liegen. Sechsundfunfzig Dolchſtiche hatten ihr Werk gethan. Lord Ruthven ſchritt in das Zimmer der Königin zurück und forderte einen Becher Wein. Er war ſo matt, daß er ſich mühſam aufrecht hielt; eine Woche ſpäter war er nicht mehr. Der Tod ſchien nur gewartet zu haben, um nicht zwiſchen ihn und dieſen Mord zu treten.

All das ſtand vor unſerer Seele, als wir uns in dem elenden Zimmerchen umſahen. Wir verließen es wieder ohne ein Wort zu ſprechen. Als wir bis an die Treppe gekommen waren, rief uns einer der Aufſeher nach; wait a moment, gentlemen, you did'nt see the blood yet. „Warten Sie einen Augenblick meine Herren, Sie haben das Blut noch nicht geſehen.“ In der That ſtanden wir auf dem Punkt, an dem Blute Rizzo's ohne weitere Theilnahme vorbeizugehen. Wir hielten an und ſahen nun den großen braungrauen Fleck, das ſichtbare Zeichen der Schreckniſſe jenes Abends. Zu ſagen, daß wir viel dabei empfunden hätten, wäre Lüge. Dieſe Dinge dürfen einem nicht in Subſtanz auf den Leib rücken. Die rothen Flecke, die das Gewiſſen der Lady Macbeth ſieht, wo ſie nicht ſind, werden ewig ihr Grauen für uns behalten; aber es iſt vorbei damit, wenn man uns das Blut tiſchbreit auf die Diele malt. Auch die Vorſtellung kann nicht retten, daß es vielleicht das ächte ſei.

IV.

Von Holyrood bis Edinburg-Caſtle.

Aus Holyrood-Palace heraustretend und den mehrerwähnten Platz paſſirend, der unmittelbar vor dem Palaſte liegt, treten wir jetzt in den untern Theil jener hügelanſteigenden, maleriſch gelegenen Straße ein, deren Profil-Linien ich im zweiten Kapitel bereits beſchrieben habe. Der untere Theil der Straße, am Hügelabhang gelegen, heißt Canongate; der obere Theil, den Rücken des Hügels einnehmend, iſt High-Street.

Canongate, ſo geheißen, weil die Chorherren (Canon's) von Holyrood die erſten Häuſer hier aufführten, war vor drei Jahrhunderten der Lieblingsſitz der Reichen und Vornehmen des Landes. Die unmittelbare Nähe des Palaſtes machte es, daß man dieſem Faubourg (denn das war Canongate damals) ſelbſt den Vorzug vor der ſtattlicheren High-Street gab. Lange Zeit hindurch blieben dieſe Dinge unverändert und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Herzöge, Grafen und Lords ihre Paläſte hier. Wenn man ſich jetzt in dieſer Straße umſieht, ſo kann man freilich ein gewiſſes Staunen nicht unterdrücken, daß z. B. noch um 1750 herum, fünfundzwanzig Grafen (der Lords und Barone zu geſchweigen) ihre Paläſte hier gehabt haben ſollen. Unſcheinbare Häuſer zu beiden Seiten der Straße führen noch jetzt den Namen alter und berühmter Geſchlechter und beweiſen im innigſten Zuſammenhange mit den Thaten, die hier geſchehen, welch Zuſtand verhältnißmäßiger Rohheit und Unkultur hier noch herrſchte, als das übrige West-Europa bereits unter dem Einfluß der wiedererwachten Künſte war. Geſchmack und Comfort fanden hier ſehr ſpät eine Stätte. Als Schottland während des 16. Jahrhunderts in die nächſte politiſche Beziehung zu Frankreich trat, waren die Zuſtände des Landes noch ſo arm und hoffnungslos, um in der Bevölkerung deſſelben nicht einmal den Gedanken an Mitbewerbung oder Nacheiferung aufkommen zu laſſen. Den Reſt that der Puritanismus; was noch von Schätzen und Vorbildern guten Geſchmacks übrig war, das brannte er nieder oder entkleidete es ſeiner Schönheit. Abgeſchiedenheit, Armuth und das ausſchließlich auf's Innerliche gerichtete religiöſe Leben des ſchottiſchen Volks vereinigten ſich dahin, der Kunſt und ihrem nie fehlenden Gefolge, dem Comfort und dem Luxus, die Niederlaſſung, das Bürgerrecht in dieſem Lande zu erſchweren. Das Haus blieb hier ein bloßer Steinbau mit kleinen Thüren und dürftigen Fenſtern, eine Schutzwehr gegen Wind und Wetter, ein Caſtell, feſt, eng, warm, aber — ſchmucklos.

Wer geneigt ſein könnte einen Zweifel hiergegen zu erheben, der ſehe ſich um in Canongate. Kein engliſcher Fiſch- und Gemüſehändler würde jetzt Raum, geſchweige Comfort genug in einem jener grauen Steinhäuſer finden, drin noch vor 100 Jahren die Träger berühmter Namen ſich's wohl ſein ließen.

Nur einige Häuſer zeichnen ſich auch jetzt noch durch ihre Geräumigkeit oder durch jene Apartheiten in der Bauart aus, die uns ſofort muthmaßen laſſen, daß es nicht alltägliche Dinge geweſen ſein können, die ſich darin zugetragen haben. Da haben wir zunächſt zur Linken „Queensberry-Houſe.“ Die ehemalige Wohnung der Herzöge gleichen Namens iſt ſeit 50 Jahren und mehr zu einem Hoſpital und Armenhaus geworden, eine Umwandlung, der man es laſſen muß, daß ſie im Einklang ſteht mit dem ſpukhaften Mauerwerk und der finſtren Geſchichte, die ſich daran knüpft. Dieſe Geſchichte iſt folgende. Es war am 5. Mai 1703, an demſelben Tage, an dem die Union zwiſchen England und Schottland, die bis dahin nur als Perſonal-Union beſtanden hatte, durch Abgeordnete beider Länder zum Abſchluß gebracht wurde. Die glückliche Beendigung der dahin abzielenden Schritte war das Werk und Verdienſt des ſchottiſchen Herzogs von Queensberry. Der Herzog verließ früh das Haus, um beim Abſchluß der Verhandlungen zu präſidiren. Ganz Edinburg war auf den Straßen. Auch die Dienerſchaft von Queensberry-Houſe hatte das herzogliche Palais verlaſſen, Niemand war im Hauſe zurückgeblieben, als des Herzogs älteſter Sohn, wahnſinnig in ſeiner Zelle, und ein Küchenjunge hinterm Herd. Gegen Mittag waren die Verhandlungen geſchloſſen, Kanonenſchüſſe vom alten Schloß her rollten über die Stadt hin. Alles ſtrömte heim, auch die Dienerſchaft von Queensberry-Houſe. Was fanden ſie vor? Die Eiſenſtäbe der Zelle waren zerbrochen; in der Küche ſtand der Wahnſinnige und drehte den Spieß; an dem Spieß ſteckte der Küchenjunge. Das Grauſige dieſer Geſchichte wächſt noch durch den leiſen Beiſatz von Komiſchem, der unſer Gefühl in einen gewiſſen Zwieſpalt und uns vor uns ſelber faſt unter die Anklage der Frivolität bringt.

Hundert Schritte aufwärts von Queensberry-Houſe haben wir Murray-Houſe an derſelben Seite der Straße. Die blanken Fenſter und die geputzten Meſſinggriffe ſagen uns hier, daß noch Bewohner hinter dieſen ſauber gehaltenen Wänden leben, die, wenn nicht an Rang und Reichthum, ſo doch an Sitte und vornehmer Gewöhnung jenen Königlichen Murray's verwandt ſein müſſen, die vor zwei Jahrhunderten hier heimiſch waren und dem Hauſe ſeinen Namen gaben. Im Vorübergehen gewahren wir an den Fenſtern des erſten Stocks einen ſchmuckloſen eiſernen Balkon. Die Geſchichte, die ſich daran knüpft, erzähl' ich in einem ſpäteren Kapitel.

Zwiſchen Queensberry-Houſe und Murray-Houſe, an der andern Seite der Straße, liegt die alte Kirche von Canongate. Die Kirche iſt häßlich und intereſſelos, und ſelbſt die Grabſteine, die nach allen vier Seiten hin ſie umlagern, weiſen keinen einzigen Namen von Bedeutung auf. Um den Namen Adam Smith's ſcheint dieſe Begräbnißſtätte durch einen Zufall oder eine Laune gekommen zu ſein. Das Grab des Schöpfers der Nationalökonomie befindet ſich ſeitab in einiger Entfernung vom Kirchhof. Kirchlicher Rigorismus kann dabei nicht maaßgebend geweſen ſein, da Adam Smith auch in kirchlichen Dingen durchaus jene Harmloſigkeit zeigte, die ihm in allen Lebensbeziehungen eigen war. Von dieſer Harmloſigkeit ſei es mir geſtattet, hier einen anekdotiſchen Zug als Probe einzuſchalten. Der Verfaſſer des Reichthums der Nationen, der beiläufig bemerkt, wie faſt alle Nationalökonomen, in der Verwaltung ſeiner eigenen Angelegenheiten hinter den beſcheidenſten Anforderungen zurückblieb, war unverheirathet, ſtand aber ſtatt deſſen unter der ſtrengen Herrſchaft einer Anverwandten, die ihm die Wirthſchaft führte. Er hatte wenig Neigungen und Bedürfniſſe, nur ein Stückchen Zucker liebte er dann und wann aus der Schaale zu naſchen. Dieſe Neigung zu befriedigen war aber nicht immer leicht, da die Zuckerſchaale unter der beſonderen Aufſicht der Dame des Hauſes ſtand. Er pflegte zu dieſem Zwecke im Zimmer auf und ab zu gehen, die Anverwandte in ein Geſpräch zu verwickeln und dabei abzuwarten, bis ſie endlich der Schaale den Rücken zukehrte; dieſen Moment benutzte er dann, um ſeinen Ueberfall mit Muth und Geſchicklichkeit auszuführen.

Unmittelbar neben der alten Kirche liegt das Gefängniß von Canongate, ein wenigſtens um etwas bemerkenswertherer Bau, wenn auch nur ſeiner lateiniſchen Inſchrift halber. Dieſelbe lautet: sic itur ad astra, als ob der Weg durch das Canongate-Gefängniß eine beſondere Anwartſchaft auf den Himmel böte. Niemand in Edinburg hat mir dieſen Widerſinn erklären können. Vielleicht, daß das Gebäude in alten Zeiten einem völlig verſchiedenen Zwecke gedient hat.

Wir haben jetzt Canongate paſſirt, d. h. haben den am Hügelabhang liegenden Theil der großen Verbindungsſtraße zwiſchen Holyrood-Palace und Edinburg-Caſtle hinter uns und treten jetzt da, wo die Straße den Hügelrücken erreicht hat und in horizontaler Linie ſich fortzuſetzen beginnt, in High-Street ein. An dieſer Stelle nimmt die eigentliche Altſtadt-Edinburg ihren Anfang. Hier befand ſich in früheren Jahren, wenn ich nicht irre, ein Thor, das die eigentliche Stadt von der Vorſtadt ſchied, ähnlich wie ſich Temple-Bar noch jetzt zwiſchen City und Weſtminſter, oder die Porte St. Martin zwiſchen der Stadt und dem Faubourg erhebt. Gleich das erſte Haus, das wir zur Rechten haben, wo Canongate ſich plötzlich in die breitere High-Street erweitert und dadurch eine Art Eckhaus bildet, iſt ein Gebäude von hohem Intereſſe. In dieſem Hauſe lebte John Knox. „Und dies dieſelbe High-Street“, ſo ſagten wir uns, „die der muthige Mann ſo oft und ſo freudig entlang ſchritt, um in der alten St. Giles-Kirche den Zorn Gottes auf die „Gottloſen“ herabzurufen!“ „und dies daſſelbe Canongate,“ ſo ſetzten wir hinzu, „das er zögernd hinabſtieg, wenn es andern Tags galt, die Drohworte von St. Giles vor der Königin in Holyrood-Palace zu entſchuldigen oder — zu wiederholen!“ Das Gebäude, wie es da iſt, läßt an altem Anſehn nichts zu wünſchen übrig, dennoch iſt es, ſo viel ich weiß, eine Art Kunſtprodukt, zu deſſen Herſtellung man im Lauf der letzten zehn Jahre geſchritten iſt. Man kam zu einer Art Compromiß und behing ſo zu ſagen einen neu hergeſtellten Leib mit den alten Kleidern. Wie man von baufälligen Kirchen eine Reihe von Freskobildern loszulöſen und dieſe Bilder dann neuaufgerichteten Wänden wieder anzufügen verſteht, ſo hat man auch das alte Haus des John Knox einem unerläßlich gewordenen Umbau zu unterwerfen gewußt, ohne dadurch die Formen und Verhältniſſe des Hauſes zu zerſtören oder gar gewiſſe Apartheiten und Ornamente deſſelben zu beſeitigen. Die Weiſe, in der dabei von Seiten der Bauverſtändigen verfahren wird, entgeht zwar niemals den Angriffen der antiquariſchen Enthuſiaſten, aber wer könnte ihnen genügen? Hier in London hab ich vor Kurzem den Beauchamp-Thurm*) (im Tower) nach einem ähnlichen Prinzip wie oben beſchrieben, reſtauriren ſehen. Die von außen wahrnehmbaren Sehenswürdigkeiten des John Knox'ſchen Hauſes beſtehen aus drei Dingen: Erſtens aus dem kleinen Eckfenſter im erſten Stock, von wo herab der Reformator häufig zu dem unten verſammelten Volk geſprochen haben ſoll; zweitens aus einer Inſchrift, die da lautet: Love God above all and your Neighbour as yourself (liebe Gott über Alles und Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt) und drittens aus einer bunt bemalten kleinen Holzpuppe, die ſich unmittelbar neben jenem Eckfenſter befindet und den Reformator ſelber, wie er zum Volke predigt, darſtellen ſoll. Dieſe Puppe, wahrſcheinlich nicht älter als 50 Jahre, iſt das Produkt guten Willens und wenig Geſchmacks. Sie hat nur das Gute, daß ſie das Haus in unverkennbarer Weiſe markirt und dem Fremden ein Führer oder Fingerzeig wird, ohne deſſen Hülfe das ziemlich unſcheinbare Haus unter einer Maſſe ähnlicher Baulichkeiten verſchwinden würde.

---

*) Der Beauchamp-Thurm iſt unter den vielen Thürmen und Plätzen, die im Tower gezeigt werden, ſo ziemlich der intereſſanteſte. Er diente während des 16. Jahrhunderts (unter den Tudor's) als Staatsgefängniß. Im Jahre 1852, als ich ihn zuerſt ſah, war er noch wohl erhalten und allem Anſchein nach durchaus intakt; das Hauptzimmer mit ſeinen zahlreichen in den Kalk gekratzten Sprüchen und Wappenbildern, (Inſchriften von den Dudley's, den Poole's ꝛc.) machte den Eindruck völliger Aechtheit. Seitdem hat man das Innere des Thurms ganz umgebaut und in die Mörtelbekleidung der neuen Wände basreliefartig alle die alten, mit mehr oder min-

High-Stret weiter hinauf gehend, haben wir jetzt, zumal wenn wir uns auf der rechten Seite der Straße halten, einen Ueberblick über die drei Kirchen, die den Weg von Canongate bis Edinburg-Caſtle in drei faſt gleiche

---

drer Sorgfalt losgelöſten Stücke eingefugt. Gegen das Prinzip, das dieſem Verfahren zu Grunde liegt, läßt ſich gewiß nichts Erhebliches ſagen, aber das „wie", die Art der Ausführung, hätte allerdings eine ſorglichere und pietätsvollere ſein können. Man hat die hiſtoriſche Patina hinweggeputzt, ohne welche dieſe Dinge aufhören, ſie ſelbſt zu ſein.

Theile theilen und, ohne ſelber beſonders ſchön zu ſein, nicht wenig zu dem maleriſchen Effekt der ganzen Straße beitragen. Vom Monumente Walter Scotts aus (ſiehe das zweite Kapitel), wo High-Street und Canongate im Profile vor uns liegen und eine Seiten-Vue geſtatten, iſt dieſer Effekt freilich am größten, aber auch en face die Straße hinanſteigend, ſo bald wir nur die eine Linie vermeiden, auf der die erſte Kirche (Tron Church) die beiden andren deckt, genießen wir eines prächtigen Anblicks.

Wir befinden uns jetzt in gleicher Höhe mit Tron Church, haben dieſe alte, nichts beſonderes bietende Kirche unmittelbar zu unſerer Linken, und blicken nun, die Strecke bis zur St. Giles-Kirche hin überſchauend, in den ſchönſten und hiſtoriſch-berühmteſten Theil von High-Street hinein. Die Dinge unterſcheiden ſich hier weſentlich von dem, was wir in Canongate geſehen. Die Häuſer, die ſich zu beiden Seiten der Straße erheben, ſind eben ſo alt oder noch älter als dort; die Leute, die drin leben, haben eben ſo wenig oder noch weniger irgend etwas gemein mit jener Ariſtokratie, die hier wie dort einſt ihre Paläſte hatte; Schmutz, Armuth und Höferkram haben hier wie dort ihre Wohnung aufgeſchlagen. Aber was den Unterſchied macht, das iſt das Maſſenhafte der Bauart, der wir hier begegnen. Die grauen Quaderhäuſer mit breiten, vielfenſtrigen Fronten ſteigen ſechs und ſieben Stock hoch in die Luft und geben der ganzen Straße das Anſehn einer Reihe von Paläſten. Daß dieſe Paläſte räuchrig und ſchmucklos, zum Theil ſchmutzig und halb verfallen ſind, reicht nicht aus, der Straße dieſen ihren Charakter zu nehmen. Die Häuſer von Canongate gleichen vernachläſſigten Sommerreſidenzen, in denen der Adel früherer Jahrhunderte ſeinen temporären Aufenthalt nahm, hier auf dem Rücken des Hügels aber haben wir wirkliche Schlöſſer; hoch, feſt, impoſant. Dieſen Charakter des Schloßartigen hat die Straße in ſo hohem Maaße, daß die ſtattlichen Neubauten (Bank, Börſe, Rathhaus, Parlament), die man hier und dort zu beiden Seiten der Straße aufgeführt hat, nicht im Stande geweſen ſind, den imponirenden Eindruck des Ganzen zu ſteigern, gegentheils. Ich komme ſpäter auf dieſen Punkt zurück.

Die einzelnen Häuſer, ſelbſt die beſten, zu beſchreiben, iſt nicht möglich. Was über ſie zu ſagen iſt, das iſt geſagt. Eines gleicht dem andern. Grau, ſteinern, ſchmucklos, ſteigen ſie in die Luft, unmaleriſch einzeln, aber pittoresk als Ganzes und immer wirkſam durch Maſſe und Proportion. Was ihnen bei genauerem Einblick einen aparten Zug verleiht, das ſind die ſogenannten „Engen“, jene wunderlichen Kreuzungs-Produkte von Hof, Mauergang und Sackgaſſe, die unter dem Namen der „Cloſes von Edinburg“ in ganz England eine Art von Notorität erlangt haben. Dieſe „Cloſes“, wie ſchon aus meiner obigen Umſchreibung hervorgeht, ſind nicht geradezu etwas neues und beſondres. Neben jenem Miſchlingscharakter, der ſie allerdings eigenthümlicher erſcheinen läßt als ſie ſind, verdanken ſie ihren Ruf wohl zumeiſt dem Umſtande, daß es in ganz England wenig alte Städte giebt, d. h. Städte die ſich noch in ihrem ehemaligen alten Aufzuge der Welt präſentiren. In unſeren alten deutſchen Städten iſt an ſolchen Cloſe's kein Mangel; unſre „Höfe" in Wien, Augsburg, Leipzig, Danzig, ſind im weſentlichen daſſelbe. Noch ähnlicher ſind ihnen die „Courts" in den alten Stadttheilen London's: beſonders am Strand, um Drury-Lane herum, und in Fleet-Street. Die letztere Straße iſt ſo reich daran, daß man ſie der High-Street von Edinburg faſt an die Seite ſetzen könnte. Aber was dieſen Cloſe's, weit über ihren eigentlichen Anſpruch hinaus, wenigſtens den Schein von etwas Beſonderem leiht, das iſt ihre ganz aparte Enge. *Man paſſirt zuerſt einen ſchmalen,* überwölbten, leider oft als Rinnſtein dienenden Gang, der ſich durch die ganze Tiefe des Hauſes zieht, etwa wie ein Feſtungsthor durch die ganze Tiefe der Mauer läuft. Hat man, nach vorſorglicher Applizirung eines Taſchentuches, dieſen im Dunkeln fließenden Schleichbach hinter ſich, ſo ſteht man auf einem mal ſtein-, mal flieſenbedeckten Hofe, der bei der Höhe der Häuſer, die ihn dicht umſchließen, mehr einem Rauchfang als einem Hofe gleicht. Treppen münden hier aus, unbeſchreiblicher Schutt und Hausrath liegt in den Winkeln umher und durch alle Etagen hindurch hängt Wäſche an Stöcken und Stangen zum Fenſter hinaus. Wie viel Tage die Letztere braucht, um hier ohne Luft und Licht zu trocknen, hätt' ich gern erfahren. Das ſind die Cloſe's von Edinburg. Sie zu betreten iſt mißlich; aber von der Straße aus, durch den dunklen ſchmalen Gang hindurch, in den Hof und ſein Getreibe hineinzublicken, verlohnt ſich doch der Mühe. Neben manchem bloß Pikanten bietet ſich auch Maleriſches und durch Reiz und Schönheit Feſſelndes dar. Ich entſinne mich einzelner Häuſer, in denen der ſchmale Gang des Vorderhauſes ſich über den Hof fort noch durch die ganze Tiefe des Hinterhauſes zog. In einem anderen Falle lief neben dem letzteren eine offene, als Garten benutzte Paſſage her. Dieſer Gartenſtreifen, kaum vier Fuß breit, hatte nach vorn hin eine Gitterthür; ein dahinter ſtehender Roſenſtrauch reichte ſeine Roſen durch die Eiſenſtäbe hindurch in den Hof hinein, über Gitter und Strauch aber ſchwebte ein Stück Himmel, auf deſſen blauem Hintergrunde ſich das bunte Leben von Princes-Street, wie ein Camera obscura-Bild, auf und ab bewegte.

Auf dem Wege von Tron-Church bis St. Giles haben wir das eigentliche High-Street-Leben um uns her. Wenig Fuhrwerk auf dem Straßendamme, aber deſto mehr Verkehr auf dem Trottoir und dem Bürgerſteige. In den Mittagsſtunden und beim Dunkelwerden, wenn „Feierabend“ begonnen hat, geſellt ſich zu dieſem Tages- und Geſchäfts-Verkehr noch eine andere Art von öffentlichem Leben, das, ſo weit ich es kenne, in dem nördlichen Europa nichts Gleiches hat und durchaus an das Treiben italieniſcher Städte erinnert. Die Buntheit, die Heiterkeit des Südens fehlt, aber das Stehen und Schwatzen vor den Thüren iſt allgemein und geht raſch in jenes ſtille, behagliche Auf und Ab, in jene mußevolle Bewegung über, die kein Ziel verfolgt und ſich ſelber Zweck iſt. Die armen Leute von Edinburg gehen allabendlich auf ihrer High-Street ſpatzieren. Das klingt nicht viel, iſt aber eine große Sache und giebt jedenfalls der ganzen Straße einen Charakter, der uns durch ſeine Neuheit völlig frappirt. Unſre nordiſchen Straßen haben aufgehört Verſammlungsplätze zu ſein, ſie dienen ausſchließlich dem Verkehr und gleichen abgeſteckten Rennbahnen, auf denen nur gelaufen wird.

Aber ſelbſt die Buntheit des Südens ſollten wir nicht lange vermiſſen, als wir High-Street entlang ſchritten. An allen Ecken ſtanden Hochlandsſöhne mit Kilt und Plaid, nicht genau in die Farben ihrer Clan's gekleidet, aber immer noch bunt genug, um das Bild zu beleben. Es waren Werbe-Unteroffiziere von den Highlanders, „Kameraden von der hohen Nummer", was in England einen ſtolzen Klang hat, wo die Nummern 72. und 93. auf den Hochlands-Schultern zweier berühmter Regimenter ſtehen. Vieles iſt gegen die Hochlandstracht im Allgemeinen geſagt und geſchrieben worden und gewiß mit Recht, aber maleriſch iſt und bleibt ſie. Selbſt das Zwitterkoſtüm der Hochlands-Regimenter, die oben den abgeſchnittenen rothen Frack der Engländer adoptirt, nach unten hin aber den Kilt und die Nacktbeinigkeit in aller Integrität bewahrt haben, iſt immer noch eine Schöpfung von relativer Geſchmacksfülle. Unter allen

Umſtänden fehlt — die Hoſe, dieſer Triumph des Praktiſchen über die Schönheit. Kurz vorher, eh' wir nach Schottland aufbrachen, hatten wir in London die Straßen und Plätze beſucht, auf denen der engliſche Werbe-Unteroffizier ſein Weſen treibt. Es war uns ſomit eine vortreffliche Gelegenheit zum Vergleich gegeben. Der Vergleich fiel ſehr zu Gunſten Schottlands aus. In beiden Fällen, hier wie dort, war das Bierhaus-Station und Sammelplatz; aber der ächte Hochländer, der, wie das Sprüchwort ſagt, ſich ſchon die Muttermilch mit Whisky verdünnt, ſcheint dem Werbegeſchäft beſſer gewachſen zu ſein. Er bleibt nüchtern. Breakfaſt und Lunch (zweites Frühſtück) waren längſt vorüber, doch unangefochten, feſt, gradlinig, gravitätiſch, ſchritten ein paar Sergeanten vom Sutherland-Regimente auf und ab, uns muſternd und dann grüßend, als wir an ihnen vorübergingen. Sie hatten in meinem Gefährten den „alten Offizier" herauserkannt. Daſſelbe paſſirte uns in Stirling ein paar Tage ſpäter. Das Ganze gab ein ſchönes Bild; auf dem dunklen Hintergrunde hoben ſich die bunten Trachten trefflich ab, gegenüber ſtiegen die grauen Häuſer thurmartig in die Luft und aus der Ferne, nur leiſe von Nebel umhüllt, grüßte Edinburg-Caſtle.

Dieſer Gruß mahnt uns zur Eile. Zunächſt erreichen wir die Börſe, die ſogenannten Exchange Buildings. Vor derſelben, den Rücken gegen das Gebäude, machen wir Halt, um Umſchau zu halten. Wir blicken zunächſt gegenüber auf die linke Seite der Straße. High-Street buchtet ſich hier, nach Süden hin, platzartig aus; die St. Giles-Kirche indeß, die ſich inmitten dieſer Ausbuchtung (Parlaments-Square geheißen) erhebt und mit einer ihrer Seitenfronten bis in High-Street vorſpringt, ſtellt dadurch die unterbrochene Straßenlinie wieder her. Wir befinden uns, angeſichts dieſes Platzes, im Mittelpunkte von High-Street und in mehr als einer Beziehung am wichtigſten Punkte Edinburgs überhaupt. Den ehrwürdigen Bau, in dem Knox predigte, unmittelbar vor uns, überſehen wir zu gleicher Zeit die Mehrzahl der Gebäude, die ſich hakenförmig um dieſe Kirche herum gruppiren; das Rathhaus, das Parlaments-Gebäude und die Gerichtshöfe. Alle dieſe Häuſer, einſchließlich des Börſen-Gebäudes, an das wir lehnen, ſind entweder neu oder doch neuerlichſt ſo gründlich reparirt, daß ſie den Eindruck von Neubauten machen. Es ſoll damit kein Tadel ausgeſprochen ſein, um ſo weniger, als die Aenderungen, die vorgenommen wurden, aus Verkehrs- und Geſundheits-Rückſichten dringend geboten erſchienen. Auch wär es unbillig, in Abrede zu ſtellen, daß der Platz wie er da iſt immer noch den Eindruck des Stattlichen, des Großſtädtiſchen macht. Das alles ſei zugegeben. Aber andrerſeits freilich trägt dieſes Rathhaus, das z. B. den atheniſchen Tempel des Erechtheus kopirt, ein völlig fremdes Element in die alte High-Street von Edinburg hinein und erzeugt nothwendig den Wunſch in uns, daß es auf eine kurze halbe Stunde wieder ſo ſein möchte wie vordem. Da war alles aus einem Guß; eckig, winklich, verbaut, aber maleriſch. Links vor uns an der Nordoſtecke der Kirche erhob ſich das Wahrzeichen der Stadt, das „City-Kreuz“, während rechts an der Nordweſtecke das alte Tolbooth-Gefängniß mit ſeinen Erkern und Thürmen aufwuchs und die High-Street beinah abſperrte. Nichts von Säulen und Pilaſtern zog ſich damals an den Steinfacaden der alten Gerichts- und Parlaments-Gebäude entlang und ſtatt der ängſtlichen Sauberkeit des friſch abgeputzten St. Giles, präſentirte ſich der alte Bau im Schmuck ſeiner Buden und Kramläden, die ſich eng und niedrig unter die gothiſchen Fenſter gekauert oder in voller Breite zwiſchen den Strebepfeilern etablirt hatten. Das Mittelalter hatte doch Recht, und unſere Purifikation, wo immer ſie ſich breit macht, hat oft herzlich wenig von dem guten Geſchmack an ſich, den ſie in großen Buchſtaben auf ihre Fahne ſchreibt. Die alten Kirchen wuchſen wie aus dem Leben des Volks hervor und deutungsreich war es, wenn Bürger und Händler am Mauerwerk ihrer Kirche ihr Neſt zu bauen liebten. Es war eine Verwachſenheit da, die jetzt fehlt. Kalt, ſauber, ſonntäglich, erheben ſich unſere Kirchen neben uns und wir ſehen uns in ein feſttägliches Verhältniß zu jenen Plätzen gebracht, wo ſonſt der Umgang, die Liebe, die Vertraulichkeit, auch wohl die Ungenirtheit des alltäglichen Lebens war.

Mit der St. Giles-Kirche und ihrer Umgebung haben wir den Höhenpunkt des Intereſſes erreicht, das uns die High-Street gewähren kann. Weiter hinauf werden die

Häuſer wieder baufälliger und kümmerlicher und die paar Ausnahmen, die uns begegnen, bieten nicht Stoff genug, um bei ihnen zu verweilen. Wir befinden uns jetzt in gleicher Höhe mit der dritten und letzten der High-Street-Kirchen (der ſogenannten Assembly Hall, in der alljährlich die General-Synode ſich zu verſammeln pflegt), biegen aber, anſtatt den kahlen Wänden einer neugebauten ſchottiſchen Kirche einen bloßen Anſtandsbeſuch zu machen, lieber in die gegenübergelegene Gaſſe und ein dicht daran anſtoßendes Gärtchen ein, um der Poeten-Wohnung Allan Ramſay's, dieſes nordiſchen Hans Sachs, einen Blick zu gönnen. Aber auch nur einen Blick; die Stille, die Abgeſchloſſenheit, die Lieblichkeit des Orts, die uns zu einer andern Zeit gewiß auf längere Minuten gefeſſelt hätte, hält uns heute nicht, denn immer näher hören wir militairiſche Muſik die Wege und Windungen des Hügels heraufkommen. Die Neugier treibt uns zu ſehen, was es giebt. In demſelben Augenblick, wo wir den Platz erreichen (Esplanade genannt), der vor dem Mauer- und Feſtungswerk von Edinburg-Caſtle ſich ausdehnt, erſcheinen auch, Muſik vorauf, die erſten Sektionen eines engliſchen Regiments zu unſrer Rechten und marſchiren, den Platz in ſeiner Breite überſchreitend, dem geöffneten Feſtungsthore zu. Es ſind dies die Suſſex-Milizen unter Führung ihres Oberſten, des Herzogs von Richmond. Bis vor wenig Tagen in Dover garniſonirt, hat eine vielleicht unerwünſchte Ordre ſie aus dem Süden Englands plötzlich nach Edinburg geführt. Edinburg-Caſtle tritt an die Stelle von Dover-Caſtle. Schaaren von Volk, jung und alt, Weiber und Kinder, folgen ihnen nach, um an den „Southrons“ (d. h. die Südlichen) ihren Witz und ihre Malice zu üben. Auch wir ſchließen uns dem Zuge an, und während das „Britiſche Grenadiere“ luſtig weiter klingt, und die Schloßwache ins Gewehr tritt, ziehen wir durch allerhand Thor- und Gitterwerk lachend mit ein in Schloß Edinburg.

V.

Edinburg-Caſtle.

Wer kennte nicht das Edwin Landſeer'ſche Bild „Der Frieden"? Grasbewachſene Dünenhügel ziehen ſich am Strand hin; glatt wie ein Spiegel dehnt ſich die Meeresfläche; Kinder ſpielen, Schaafe weiden umher; eines der Schaafe aber naht ſich der Oeffnung einer roſtigen, halb im Graſe verſteckten Kanone und nagt die Halme ab, die ihm friedlich daraus entgegen blühn. An dieſes Bild mußt' ich denken, als ich oben auf Edinburg-Caſtle ſtand. Alles ringsum athmete Frieden; ſelbſt die Halb-Mond-Batterie, die ein Dutzend Geſchütze oder mehr aus dem Wall- und Mauerwerk hervorſtreckt, erſchien mir ſo friedlich wie jene roſtige Kanone im Graſe. Die ganze Burg, mit ihren kriegeriſchen Pretenſionen, ein gutherziger Polterer und nichts mehr! Mit einer Art Staunen hört' ich, daß im Jahre 1570 noch eine wirkliche Belagerung dieſer Felſenfeſtung ſtattgefunden hat. Philipp le Grange, ein Anhänger Maria Stuarts, hielt ſich hier 33 Tage lang gegen die vereinigten Anſtrengungen einer engliſch-ſchottiſchen Belagerungs-Armee.

Drei und dreißig Minuten würden jetzt ausreichen, ſämmtliches Mauerwerk dieſer Feſtung in einen Schutthaufen zu verwandeln. Daß im Jahre 1745 Prince Charlie keinen Angriff auf Edinburg-Caſtle unternahm und die Burg in den Händen der engliſchen Beſatzung ließ, während die Stadt in ſeinen Händen war, darf auf keinen Fall als ein Beweis für die Feſtigkeit des Platzes gedeutet werden. Die Sache war die, daß die nacktbeinigen Hochländer viel Muth aber keine Kanonen hatten und daß es nutzlos geweſen wäre, mit dem Kopf gegen die Wand zu laufen. Edinburg-Caſtle, ſo ſcheinbar gebieteriſch ſeine Lage iſt, hat nichts mehr zu gebieten, ſeitdem eine Höhe von 300 Fuß aufgehört hat eine Unerreichbarkeit für Kugel und Wurfgeſchoß zu ſein. Daher fallen alle hiſtoriſchen Erinnerungen die ſich an die Vertheidigung oder Eroberung dieſer Felſenfeſtung knüpfen in das 14. und 15. Jahrhundert, Zeiten, in denen man jenſeits des Tweed noch keine Geſchütze kannte. Die intereſſanteſte dieſer Erzählungen iſt eine Ueberrumpelung der Feſtung durch Randolph, Grafen von Murray, die 1313, alſo kurze Zeit vor der Schlacht von Bannockburn, ſtattfand. Sie wurde nach dem Erfahrungsſatz ausgeführt, daß man da angreifen muß, wo ſich der Feind am ſicherſten fühlt. Murray und 30 auserleſene Leute kletterten in einer Nebelnacht die ſenkrechte, für unerſteiglich gehaltene Südwand des Felſens empor. Ihr Führer bei dieſem Wagſtück war ein alter Soldat, der auf dem Schloß geboren und großgezogen, in jungen

Jahren die Wachſamkeit ſeines ſtrengen Vaters oftmals getäuſcht und die Südwand des Felſens hinab und hinaufkletternd, die Nächte bei ſeiner unten in der Stadt wohnenden Geliebten zugebracht hatte. Ich nahm Gelegenheit, mir auf dieſe Erzählung hin ein Paar Tage ſpäter die ganze Felſenlokalität von unten her anzuſehn. Wenn nicht die Liebe dem Glauben darin gleichkäme, daß ſie Berge verſetzen, alſo am Ende auch erklettern kann, ſo würde man billigerweiſe die Wahrheit der ganzen Geſchichte bezweifeln müſſen. Es geht wirklich ſenkrecht in die Höh, an manchen Stellen mehr denn ſenkrecht. Der vielbeſungene Schwimmer zwiſchen Seſtos und Abydos erſcheint im Vergleich mit dieſem Schotten wie ein Uſurpator, der Kränze trägt, die ihm nicht gebühren.

Schottland beſitzt, laut der Unions-Akte, 4 Feſtungen: Edinburg-Caſtle, Stirling-Caſtle, Blackneß und Dumbarton. Sie gleichen ſich wie Brüder unter einander und ſind alle, um ſie durch ein einziges Wort zu bezeichnen, verkleinerte, niedrig gelegene, mehr burg- als feſtungsartige Königſteins. Für den, der in London war, vergleich ich ſie in mancher Beziehung noch beſſer mit dem Tower. Edinburg-Caſtle ins Beſondere rechtfertigt dieſen Vergleich. Beiden gemeinſchaftlich iſt unter andern der Umſtand, daß ſie als Aufbewahrungsplätze für die ſogenannten „Regalien" (Kronjuwelen) dienen. Wir ließen uns in das Zimmer führen, wo der ſchottiſche Königsſchmuck gezeigt wird, empfanden aber Angeſichts deſſelben wo möglich noch weniger, als beim Anblick der verſchiedenen Kronen und Scepter, die im Tower zu London gezeigt werden. Pflichtſchuldigſt ſieht man ſich ſolche Dinge an, hört mit halbem Ohr die hergeleierten Erklärungsworte, bezahlt den üblichen Sixpence und iſt froh, wenn man aus dem Zimmer mit ſeinem großen ſechseckigen Glaskaſten wieder heraus iſt. Ich legte mir die Frage vor: „woher dieſe Indifferenz?“ Der Hauptgrund ſcheint mir der zu ſein, daß dieſe Dinge in ihrer Allgemein-Verwendetheit den Reiz des Beſonderen, ſo zu ſagen des Perſönlichen verlieren. Alles Reliquienweſen müſſen wir auf eine ganz beſtimmte Perſon zurückführen können. „Dies iſt das Gebetbuch Jane Gray's, dies der Eiſenhut des großen Kurfürſten, dies die Tabacksdoſe des alten Fritz", das hat ein Intereſſe; die Perſon ſelbſt ſteht wie aus dem Grabe auf, trägt wieder die Sache oder ſtellt ſich hinter dieſelbe und giebt ihr dadurch ihren Reiz und Werth. Was ſoll aber vor unſer geiſtiges Auge treten, wenn wir hören „das iſt das Reichsſchwert von Schottland!“ nichts; alle die ſieben Jakob's, die ſich herzudrängen, ſelbſt wenn wir was von ihnen wiſſen, verwirren uns nur, und wir ſind ſchließlich froh dieſem wirren Getriebe entkommen zu können.

Die meiſten Gebäude, die ſich auf Edinburg-Caſtle vorfinden, ſind, wie beim Londoner Tower, von modernem Datum. Während der Tower indeß neben ſeinen Barracken, Speichern und Munitionshäuſern noch ein Dutzend wirkliche Sehenswürdigkeiten: Traitors-Gate, den Bell-Tower, den Beauchamp-Thurm, den Blutthurm, die Kapelle St. Peter ad vincula und vor allem den erinnerungsreichen, theilweis intakt erhaltenen White-Tower aufweiſt, reduciren ſich die hiſtoriſch intereſſanten Baulichkeiten von Edinburg-Caſtle eigentlich auf zwei Punkte, auf eine kleine, ſchmuckloſe, bis in die Pikten-Zeit zurückreichende Kapelle, in der jetzt die zur engliſchen Episkopal-Kirche gehörigen Soldaten der Beſatzung ihre Kinder taufen laſſen, und auf ein anderes an der Südoſtecke des Hügels gelegenes, unſcheinbares Wohnhaus, in dem Maria Stuart, drei Monate nach der Ermordung Rizzio's, den ſpäteren König Jakob VI. gebar. Zwei Zimmer ſind es, die in dieſem Wohnhaus gezeigt werden: eine Art Vorſaal oder Wachtſtube, mit langen Tiſchen und Bänken darin, und daran anſtoßend das Cloſet der Königin ſelbſt. In jenem Vorſaal befinden ſich zwei Bildniſſe, das eine davon Maria Stuart darſtellend. Wiewohl eine Copie en miniature nach dieſem Oelfarbenbildniß (Bruſtſtück) exiſtirt, die erweislich ſchon über 150 Jahre alt iſt, ſo glaub ich dennoch nicht an die Aechtheit dieſes Portraits. Weder iſt es den beiden, unzweifelhaft beglaubigten Bildniſſen der Königin irgendwie ähnlich, noch deutet die Technik auf irgend einen Maler des 16. Jahrhunderts, von dem es bekannt geworden wäre, daß er damals in England oder gar in Schottland gelebt hätte. Es iſt vielleicht am Ort, hier einiges über die ziemlich zahlreich vorhandenen Portraits der Königin einzuſchalten. Die Kunſtausſtellung in Mancheſter enthielt deren ſieben, meiſt Miniatüren nach den verſchiedenſten Oelbildern, nach vorgeblichen Originalen, die zum Theil gar nicht mehr vorhanden ſind. Sind dieſe Portraits wirklich alle ächt, d. h. bei Lebzeiten der Königin und Angeſichts derſelben gemacht, ſo muß man es aufgeben, ſich eine Vorſtellung davon zu machen, wie ſie denn eigentlich ausgeſehen habe. Im Großen und Ganzen herrſcht kaum irgend eine Aehnlichkeit zwiſchen all den Portraitköpfen, Miniatur- wie Oelbild, die ich von ihr kenne. — Von Oelbildern habe ich fünf geſehen: eines im Schloſſe zu Hampton-Court, eines dem Grafen von Morton gehörig, eines in Windſor-Caſtle, eines in Edinburg-Caſtle und eines in Abbotsford; das letztere, blos das abgeſchlagene Haupt der Königin darſtellend, zeigt in einer Ecke den Namen eines italieniſchen Malers, in der anderen die Ortsangabe „Fotheringhay“; trotz alledem bezweifle ich aufs Entſchiedenſte, daß das Ganze etwas Anderes ſei, als eine Schöpfung freier Phantaſie. — Das Portrait in Edinburg-Caſtle iſt ſehr wahrſcheinlich das Bildniß einer ganz anderen Perſon, und nur die drei erſtgenannten Bilder, das in Hampton-Court, in Windſon-Caſtle und das dem Grafen Morton zugehörige, ſind ächt, und ſo viel ich weiß, ziemlich unangefochten in ihrer Aechtheit. Auf dem erſteren Bilde iſt ſie in der Schweſterntracht jenes franzöſiſchen Kloſters, in dem ſie bekanntlich erzogen wurde, abgebildet; auf dem anderen Bilde (dem Graf Morton'ſchen) als Königin, reich geſchmückt, mit jener Haube und zumal mit jener aufrechtſtehenden hohen Halskrauſe, die jeder unter dem Namen „Maria-Stuart-Kragen“ kennt. Zwiſchen beiden Bildern herrſcht eine gewiſſe Aehnlichkeit, nicht gerade in den Zügen, aber darin, daß beide Leben und Wahrheit verrathen und nichts haben von jener Puppenkopfmanier, der es genügt, einem erfundenen Schönheits-Ideal einen möglichſt ſchönen Teint gegeben zu haben.

Wir kehren jetzt in die Zimmer zurück, die die einzigen in Schloß Edinburg ſind, die noch an die Königin Maria erinnern. Aus dem Vorſaal oder der Wachtſtube treten wir in das Cloſet der Königin. Dies Zimmerchen mit ſeinem braunen Wandgetäfel macht noch jetzt den Eindruck einer gewiſſen Eleganz, wenigſtens des Niedlichen und Wohnlichen, wobei man freilich von der faſt erdrückenden Kleinheit des Raumes abſehen muß. Es gleicht durchaus einer braungetäfelten, altmodiſchen Schiffskajüte. Beſonders werth gehalten ſcheint der Raum nicht zu werden. An der Stelle, wo das Bett der Königin ſtand, befindet ſich jetzt ein kleiner Tiſch, auf dem Beſchreibungen und Anſichten von Schloß Edinburg feilgeboten werden. Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat ein Zimmerchen von dieſer Ausdehnung nur ein Fenſter. Aus dieſem Fenſter wurde Jacob VI., den die Gegner Maria's ſchon damals in ihre Gewalt zu bekommen trachteten, wenige Tage nach ſeiner Geburt in einem Korbe herabgelaſſen und unten am Fuße des Berges von Anhängern der Königin in Empfang genommen. Der Felſen iſt hier vollkommen ſteil. Schwindelnd ſah ich aus dem Fenſter in die Tiefe hinunter. Die Königin muß ſtarke Nerven gehabt haben, daß ſie nicht vor dem Gedanken erſchrak, ihr Kind dieſe grauenhafte Luftreiſe machen zu laſſen. Daß der junge Prinz ſie glücklich machte und wohlbehalten unten ankam, mag nachträglich wie ein Zeichen gedeutet werden, daß er, im Gegenſatz zu den Geſchicken ſeiner Familie, in der von jeher ein früher und unnatürlicher Tod die Regel war, beſtimmt war, zu leben.

Ich habe Edinburg-Caſtle mehrfach mit dem Tower verglichen und es gegen den Letzteren zurückgeſtellt. Gewiß mit Recht. Aber eines hat es voraus, das iſt die Schönheit ſeiner Lage. Auch vom Tower, zumal von den kleinen Eckthürmen des White-Towers aus, genießt man einer reizenden Ausſicht auf die City, das Themſetreiben und die gegenüberliegenden Surrey-Ufer, aber auch der eingefleiſchteſte „Cockney“ — und wäre er aus dem vorſchriftsmäßigem Bezirk, innerhalb deſſen man die Glocken von Bow-Church hört — würde ſchwerlich den Muth haben, die Tower-Ausſicht mit jenem Panorama zu vergleichen, das man von Edinburg-Caſtle aus vor Augen hat. Zur Rechten ſtehen der Calton Hill und die Salisbury Craigs wie ein Paar Wächter unmittelbar vor den Thoren der Stadt, linkshin dehnt ſich eine lachende Landſchaft aus, unten, den Fuß des Hügels mit einer Curve faſt umſchreibend, ziehen ſich die Linien der Glasgow-Eiſenbahn, vor uns aber ſteigt die Neuſtadt mit ihren Plätzen und Paläſten, mit ihren Kirchen und Statuen auf, bis endlich die dünner werdenden Linien ſich in Villen und Gärten und freies Feld verlieren. An klaren Tagen wächſt der Zauber dieſes Bildes mit der Ausdehnung und dem Reichthum der Landſchaft. Dann ſehen wir jenſeits der Gärten und Felder den blauen Waſſerſtreifen des Firth of Forth, die kleinen Felſeninſeln darin und blicken ſelbſt über das blaue Band hinfort bis weit in die fruchtbaren und erinnerungsreichen Thäler der Grafſchaft Fife hinein.

Wir ſtanden auf der Halbmondbatterie und freuten uns des herrlichen Anblicks; Freund B., wie gewöhnlich, nahm ſein Skizzenbuch aus der Taſche, um ſeinem Gedächtniß beſcheiden mißtrauend, das ſchöne Bild in Linien und Strichen feſtzuhalten. Neben uns, auf dem Wallrand, ſtand ein ſchottiſcher Matroſe, ein altes Inventarſtück des Schloſſes, der an Königin-Geburtstag ꝛc. die Salutſchüſſe abzufeuern hat, und ſah von Zeit zu Zeit neugierig in das Skizzenbuch, drin allmälig ein niedliches Bildchen entſtand. Als die Sache halb gethan war, marſchirte, vom andern Ende der Baſtion her, eine Schildwacht auf uns zu, um uns, nachdem ſie vorher mit andern Milizſoldaten, die harmlos umherlungerten, ein Geſpräch gehabt hatte, das Zeichnen zu unterſagen. „Dergleichen ſei verboten.“ Der Unverſtand lag klar zu Tage; gewöhnt aber, gegen Schildwachts-Ermahnungen keine lange Oppoſition zu machen, klappte Freund B. ſein Buch zu und ſchickte ſich an, den Platz zu räumen. Nur der alte Matroſe war indignirt. Nonsense! dieſe young hands (etwa ſo viel wie unſer „dieſe Gelbſchnäbel*) ſind kaum zwei Stunden hier und wollen Ordre's geben; Unſinn, wiſſen nichts vom Dienſt ꝛc." Das Komiſche war, daß ſein ſchottiſcher Patriotismus dieſe Southrons wie Eindringlinge, wie Feinde behandelte, als ob ein Königreich Großbritannien gar nicht exiſtire und das ſiegreiche England nur wieder mal erſchienen ſei, um eine Beſatzung in die eroberte ſchottiſche Hauptſtadt zu legen. Dieſem Gefühl eines Gegenſatzes zwiſchen Sieger und Beſiegten bin ich auf meinen Wanderungen durch Schottland außerordentlich oft begegnet. Die Engländer kennen dieſen Spezial-Patriotismus ihrer nördlichen Nachbarn ſehr wohl und lachen darüber, die Schotten aber, anſtatt einzuſtimmen in die Heiterkeit, werden durch die gute Laune der Southrons (in die ſich allerdings ein gut Theil Ueberlegenheit miſcht) nur noch gereizter in ihrem Gefühl.

Unſrem Matroſen indeß war ein völliger Triumph über die „young hands" vorbehalten. Gleich nachdem wir die Baſtion verlaſſen hatten, wandten wir uns an den wachthabenden Offizier, der eben von Poſten zu Poſten ging, um den ziemlich verlegen dreinſchauenden Milizen, die „Inſtruktion für Edinburg-Caſtle vorzuleſen. Das war juſt unſer Mann. Auf unſre Beſchwerde antwortete er mit vieler Artigkeit, daß er ſelber nicht wiſſe, was erlaubt und verboten ſei, daß er indeß höheren Orts anfragen und uns den Beſcheid in wenigen Minuten zugehen laſſen werde. Er kam dann ſelbſt, um uns ſein Bedauern auszuſprechen, daß wir unter dem mißverſtandenen Dienſteifer der Schildwacht zu leiden gehabt hätten. Das Regiment käme von Dover, wo ſie bis jetzt in Garniſon geweſen wären; die Schildwacht habe ohne Noth die ſtrengen Inſtruktionen von Dover-Caſtle auf Edinburg-Caſtle übertragen. Dieſer kleine Vorfall intereſſirte uns nach mehr denn einer Seite hin, beſonders auch deshalb, weil alſo, den Worten des Offiziers nach zu ſchließen, in Betreff der Kanal-Befeſtigungen „ſtrengere Inſtruktionen“ vorzuliegen ſcheinen, als mit Rückſicht auf den minder exponirten Norden. Daß es übrigens hinſichtlich der Feſtungen an beiden Seiten des Kanals noch irgend etwas zu verrathen geben ſollte, darf billig bezweifelt werden. Ich glaube, man kennt Dover-Caſtle in Paris ſo gut wie in London.

Wir nahmen jetzt unſeren Stand auf der Halbmond-Batterie wieder ein; die arme Schildwacht ſchlich verlegen um uns her, bis wir ſie durch einige Gemüthlichkeitsfragen von unſrer verſöhnlichen Geſinnung überzeugt hatten. Die Skizze war längſt beendet, als wir noch immer an der Brüſtung ſtanden und hinausſchauend das zauberhafte Bild vor uns in ſeiner ſtets wechſelnden Beleuchtung auf uns wirken ließen. Endlich rollten die Abendnebel langſam vom Meere aus auf die Stadt zu; immer dichter legten ſich die Schleier über Land und Stadt, bis dieſe endlich, ſchwarz in grau, wie ein Schatten im Schatten verſchwand.

VI.

High-Street und Canongate.

Ich habe in einem früheren Kapitel bereits den Leſer durch Canongate und High-Street geführt, vor Allem in der Abſicht, die Erſcheinung und das Treiben der alten Straße als ein Totalbild auf ihn wirken zu laſſen. Wir ſind dabei, um unſern Gang von Holyrood-Palace bis Edinburg-Caſtle nicht allzu oft zu unterbrechen, an verſchiedenen Plätzen von hiſtoriſchem Intereſſe vorüber gegangen und wollen deshalb in dieſem Kapitel eine Art Nachleſe halten. Wir beginnen mit

1.

Moray-Houſe.

Auf der langen Linie von Holyrood-Palace bis Edinburg-Caſtle iſt kein Haus beſſer erhalten und wohnlicher in ſeiner Erſcheinung als Moray-Houſe. Höhere und auch jetzt noch imponirendere Gebäude ziehen ſich in Menge zu beiden Seiten der High-Street entlang, aber ſie gleichen einer meiſtbietend verkauften alten Wanduhr, deren

Gehäuſe jetzt als Wandſchrank für arme Leute dient, während Moray-Houſe, um im Vergleich zu bleiben, der Roccoco-Pendule im Zimmer des Sammlers entſpricht.

Moray-Houſe iſt ungefähr 200 Jahre alt; es beſteht aus einem Hauſe und einem Nebengebäude, jenes für die Herrſchaft, dieſes für die Dienſtleute. Beide liegen in gleicher Linie, haben beide den Blick auf Canongate hinaus, aber keinen Ausgang auf die Straße. Die Thüren befinden ſich ſeitwärts und münden auf den gemeinſchaftlichen hofartigen Zwiſchenraum, der zwiſchen den beiden Häuſern liegt. Dieſer hofartige Zwiſchenraum hat nach vornhin eine Feldſteinmauer und in der Mitte derſelben eine thorartige Einfahrt. Es iſt vorzugsweiſe dieſe Einfahrt, die dem ganzen Hauſe einen beſonderen Charakter leiht; ſie beſteht nämlich aus ziemlich niedrigen, nur wenig über die Mauer erhobenen Steinpfeilern, auf denen ſich unverhältnißmäßig hohe Obelisken erheben, in ihrer völligen Zuſpitzung unſeren alten ſchindelgedeckten Kirchthurmſpitzen, wie wir ihnen ſo oft in den Dörfern der Mark begegnen, nicht unähnlich. Ueber die Mauer hinweg hat man einen theilweiſen Einblick in die koſtbaren Gärten, die ſich hinter dem Hauſe ausdehnen. Anlagen, die jetzt freilich durch größere Schöpfungen der Art vielfach übertroffen ſind, früher aber eine Sehenswürdigkeit von Edinburg bildeten.

Was indeſſen dem alten Moray-Houſe ſeine eigentliche Bedeutung giebt, knüpft ſich weder an ſeine Gärten, noch an ſeine Obelisken, ſondern an den eiſernen Balkon, der ſich an den vier Fenſtern der Bel-Etage entlang zieht. Die Geſchichte, die ſich hier zutrug, iſt folgende:

Die puritaniſche Sache hatte triumphirt, die Königlichen unter Montroſe waren geſchlagen. Auf denſelben Haiden, auf denen wenige Jahre zuvor der ſiegreiche Montroſe den puritaniſchen Grafen von Argyle gejagt hatte, jagten jetzt die Leute Argyle's den umherirrenden Montroſe. Argyle ſelbſt war in Edinburg, jeder Tag konnte die Nachricht bringen vom Tode oder von der Gefangennehmung ſeines Gegners; der Sieg war da und Freude und Hochzeit ſollte dieſen Sieg beſchließen. Die Häuſer Moray und Argyle, ſeit langer Zeit befreundet und derſelben Sache dienend, kamen überein, die alten Bande durch ein neues, engeres Band zu befeſtigen.

Es war am 11. Mai 1650, als Archibald, älteſter Sohn des Grafen von Argyle, mit ſeiner Braut, der Tochter des Grafen von Moray, zum Altare trat. Die Hochzeit wurde in Moray-Houſe gefeiert; Feſtlichkeit folgte auf Feſtlichkeit; die ganze Stadt nahm Theil an der Freude beider Häuſer. Die Feſtlichkeiten waren eben auf ihrer Höhe, als die Nachricht durch die Stadt lief, Montroſe ſei gefangen und werde eingebracht. Faſt gleichzeitig mit der Nachricht kam er ſelbſt. Man hatte ihn in Leith auf eine abgetriebene alte Mähre geſetzt, um ihn in dieſem erniedrigenden Aufzuge durch die Straßen Edinburgs zu führen. Er hielt jetzt am Eingange von Canongate. Dem Haß des Pöbels aber genügte dieſer Aufzug nicht und eine Art Schlitten wurde herbeigeſchafft, um ihn auf demſelben durch die Stadt zu ſchleifen. Unter Hohn und Jubel ging es Canongate hinauf. Als der Zug ſich Moray-Houſe näherte, das noch in hochzeitlichem Schmucke ſtand, erſchienen die Moray's und die Argyle's auf den Balkonen ihrer Fenſter, um ſich am Unglück des gefallenen Feindes zu weiden. Argyle murmelte Verwünſchungen. Ruhig, beinahe heiter blickte Montroſe zu den dichtbeſetzten Balkonen auf; dem alten Argyle ſtarb die Verwünſchung auf der Lippe, ſeine Lady aber bog ſich weit hinaus über die Brüſtung und ſpie hinunter nach dem verhaßten Feind.

Das war 1650. Fünfunddreißig Jahre ſpäter kam wieder ein Zug die alte Straße von Edinburg hinauf und nahm ſeinen Weg an Moray-Houſe vorbei. Die Royaliſten hatten darauf beſtanden, daß dieſer Weg gewählt werde und kein anderer. An der Spitze des Zuges, neben ſich den Mann mit dem Beil, ſchritt Archibald Graf von Argyle, derſelbe, deſſen Hochzeitstag (wider ſein Verſchulden) in einen Tag der Rache verkehrt worden war. Sein Vater hatte längſt vor ihm das Haupt auf den Block gelegt. Die alte Kirche von St. Giles umſchließt die Leiber von Freund und Feind; Moray-Houſe aber ſteht da wie eine Mahnung gegen den Uebermuth der Partei und als ein Erinnerungszeichen an den Wechſel ihrer Siege.

2.

City-Croß und Old-Tolbooth.

City-Croß und Old-Tolbooth, in einem früheren Kapitel bereits flüchtig genannt, befanden ſich mitten in High-Street und erhoben ſich rechts und links, an den beiden Ecken der Nordfront von St. Giles. Old-Tolbooth war zu gleicher Zeit der nächſte Nachbar des Parlaments-Gebäudes, das ſich, wenn auch verändert, noch dieſen Augenblick im Rücken der alten, oftgenannten Kirche (St. Giles) erhebt. Zwiſchen dieſen vier Plätzen: Parlament, Old-Tolbooth, City-Kreuz und St. Giles, herrſchte ein innerlicher Zuſammenhang, der dieſelben in der Vorſtellung des Volks faſt noch näher brachte, als es durch ihre äußere Lage ohnedies geſchah. Sie waren, in den politiſchen Kämpfen des Landes, die raſch auf einander folgenden Stufen *einer* Leiter, der Leiter vom Leben zum Tod. Das Parlament ſprach und verurtheilte, die alten Mauern der Tolbooth nahmen den Verurtheilten auf und am Fuße des City-Kreuzes fiel wenig Wochen ſpäter ſein Haupt, um in den Familiengewölben von St. Giles die letzte Ruheſtatt und nach hundert Jahren vielleicht ein Marmorbild über dem Grabe zu finden. Ich ſpreche zuerſt vom City-Croß.

Es beſtand aus einem Poſtament, das eine zwanzig Fuß hohe Säule trug, die letztere wiederum mit einer Steinfigur geſchmückt, die das „ſchottiſche Einhorn" darſtellen ſollte. Die Säule exiſtirt noch (auf einem Landgut in der Nähe Edinburgs), Einhorn und Poſtament aber ſind zerſtört. Das letztere galt ſeinerzeit als eine Curioſität und glich mehr einem hausartigen Unterbau als einem bloßen Sockel. Es war in der That ein achteckiger, abgeſtutzter, mit einer etwas vorſpringenden Brüſtung gekrönter Thurm, der nur dadurch wieder ſeinen Thurmcharakter verlor, daß ſein Durchmeſſer ſeiner Höhe gleichkam oder ſie noch übertraf. Dieſer weite Durchmeſſer ſchuf um die Stelle herum, wo die Säule in den Unterbau eingelaſſen war, eine geräumige Plattform, die zu den mannigfachſten Zwecken benutzt wurde. Es war eine Art Schaubühne, auf der ſich vor verſammeltem Volk das öffentliche Leben der Stadt und bei mehr als einer Gelegenheit das des ganzen Landes abſpielte. Hier erſchienen die City-Herolde, um unter Trompetenſchall öffentliche Erlaſſe und Anrufe zu verkünden, hier verlaſen die puritaniſchen Lords ihren Proteſt gegen die ſchwächlichen Proklamationen König Karl's, hier fielen die Häupter Montroſe's und der beiden Argyle's und hier endlich, unter dem Schwerterkreuzen ſeiner Hochländer, erſchien Prinz Charlie an der Brüſtung, um von der Edinburger Bevölkerung tauſendſtimmig begrüßt und zum Herrn des Landes ausgerufen zu werden. Auch Geiſter, ächt oder unächt, bedienten ſich dieſer Plattform, um, verſteht ſich zu üblicher Geiſterſtunde, von hier aus warnend oder ermuthigend zum Volke zu ſprechen. Als Jakob IV. (ich ſpreche in einem ſpäteren Kapitel ausführlich darüber) im Jahre 1513 zu ſeinem ſtolzen, aber unüberlegten Kriegszuge gegen England ſich anſchickte, ſprach, während der König in Holyrood ſein letztes Nachtlager nahm, eine Geiſterſtimme von dieſer Plattform aus in die Nacht hinein, warnte und nannte zugleich die Namen aller derer, die fallen würden, wenn ſeine Stimme ungehört verhallen ſollte. Der erſte Name war der des Königs ſelbſt.

Aber nicht immer ging es hier geſpenſtiſch her und nicht immer hingen ſo böſe Tage über Schottland wie damals, wo das Blut der Argyle's das Blut des beſchimpften Montroſe ſühnen mußte; auch zu Luſt und Heiterkeit, zu Gaſterei und Trinkgelagen verſammelten ſich hier die guten Bürger von Edinburg und die Chronik der Stadt erzählt von manchem Feſtmahl, das die Würdenträger der Stadt hier ihren Gäſten und — ſich ſelber gaben. Auch politiſche Zweckeſſen gab es damals ſchon. Die Loyalität der nordiſchen Hauptſtadt ſchien während der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in London gerechten Bedenken zu unterliegen und das ſchlechte Gewiſſen des Edinburger Magiſtrats trieb dieſen dazu, die Geburtstage der beiden erſten George mit ganz beſondrem Pomp zu feiern. Eine Loyalität von geſtern überſchlägt ſich immer in ihren Schauſtellungen. Eins dieſer oſtenſiblen Gaſtmähler, das wie gewöhnlich auf der Plattform des City-Kreuzes ſtattfand, wurde durch einen heftigen Gewitterſchauer unterbrochen. Alles floh und ſuchte Schutz. Als die halbdurchnäßten Magiſtrate zu ihren Plätzen zurückkehrten, fanden ſie natürlich Waſſer ſtatt Wein in ihren Gläſern. Das war zu gut, als daß der Witz der Jacobiten nicht hätte davon profitiren ſollen. Eine Stuart'ſche Dame ließ am andern Tage folgende Verſe circuliren:

Einſtens zu Cana, als bei Tiſch
Sich's um den fehlenden Wein gehandelt,
Hat der König des Himmels friſch
Alles Waſſer in Wein verwandelt.

Geſtern, als zu Braunſchweigs*) Ehr'
Zechten unſre City-Praſſer,
Sprach der Himmel: „nimmermehr!"
Wandelnd ihren Wein in Waſſer.

Walter Scott, der in ſeiner epiſchen Dichtung „Marmion" eine Beſchreibung des City-Kreuzes gegeben und das alte Wahrzeichen dadurch für immer der Vergeſſenheit entriſſen hat, hat einen ähnlichen und noch größeren Dienſt dem alten Bau geleiſtet, der ſich an der Südweſt-Ecke von St. Giles erhebt. Einen ſeiner berühmteſten Romane hat er nach dem alten Tolbooth-Gefängniß benannt, dem er dabei ſeine populairere Bezeichnung ließ: Das Herz von Midlothian. Woher dieſer Name ſtammt, vermag ich nicht zu ſagen. Die Grafſchaft, in der Edinburg liegt, heißt bekanntlich „Midlothian", das alte Tolbooth-Gefängniß iſt aber keineswegs der Mittelpunkt oder das Herz derſelben. Vielleicht mahnt der Ausdruck an Zeiten, wo Kerker und Schaffot noch Haushaltsworte und nur allzuoft die Achſe, das Herz waren, um das ſich das Leben drehte. Dieſer alte Bau, von dem jetzt, wie vom City-Croß, keine Spur mehr exiſtirt, ſtand bis zum Jahre 1817 mitten in High-Street, und erſchwerte, die ganze Breite der Straße beinah einnehmend, die Communication auf's Aeußerſte. Dies führte endlich zu ſeiner Abtragung. Die Communication, der man heutzutage ſo leicht geneigt iſt, noch größere Opfer zu bringen, hat dadurch gewonnen, das Maleriſche des Platzes aber außerordentlich verloren. Als City-Croß und Tolbooth noch ſtanden, allerhand Buden ſich an die Pfeiler von St. Giles und allerhand Kramläden an die Mauern des alten Gefängniſſes lehnten, wird es hier ſehr eng, ſehr verworren, vielleicht auch ſehr ſchmutzig geweſen ſein, das Ganze aber muß einen feſſelnderen Anblick gewährt haben, als die jetzt breite Straße, an der, ſo hübſch ſie iſt, doch ihre Erinnerungen unbedingt das Hübſcheſte ſind.

---

*) Das Haus Braunſchweig, in der Fülle ſeiner unpoetiſchen Eigenſchaften, gab damals, wie in Schottland ſo auch in England, beſtändig Stoff zu Epigrammen. In London errichtete die Gemeinde von Bloomsbury (der Stadttheil, der das Britiſche Mu-

Old-Tolbooth verdient ſein Beiwort „old“ mit Fug und Recht. Schon zu Zeiten Maria Stuarts war es

---

ſeum umgiebt) eine neue Kirche. Man ging in der Loyalität ſo weit, Georg I. im Coſtüm eines römiſchen Imperators, oben auf die Thurmſpitze zu ſtellen. Dort ſteht er noch als der Schutzheilige von Bloomsbury. Man knüpfte an dieſe Geſchmackloſigkeit folgendes Epigramm:

> Unſer Heinrich der Achte, vom Papſte verletzt,
> Hat ſich ſelbſt an die Spitze der Kirche geſetzt,
> Doch unſer Georg hat's höher gebracht,
> Man hat ihn zur Spitze des Thurmes gemacht.

ein alter Bau. Seine früheſte Beſtimmung war wahrſcheinlich die einer ſtädtiſchen Burg, um, in den Zeiten ſchottiſchen Raubritterthums, die damals aus einer einzigen Straße beſtehende Stadt gegen Ueberfälle der Hochländer von Norden und der Moßtrooper und Borderer (Grenzer) von Süden her zu ſchützen. 1561 erweitert und umgebaut, diente es von da ab bis zum Jahre 1640, wo das alte, in veränderter Geſtalt noch jetzt exiſtirende Parlamentshaus gebaut wurde, als Seſſions-Gebäude für die Sitzungen des Parlaments und der Gerichtshöfe. Von 1640 an ſank es zu einem bloßen Gefängniß herab. Sein Aeußeres muß etwas Unheimliches und durchaus die Miene von Gefangenwärter und Nachrichter gehabt haben. Alle Beſchreibungen ſtimmen darin überein. Sein einziger Schmuck waren die Buden und Kramläden (Krame's genannt) die zerfallen und bettelhaft, aber doch heiter und farbenbunt den alten Grieſegram umlagerten. Er ſelber ſtand inmitten derſelben da, grau und verräuchert, aus kleinen vergitterten Fenſtern trübſelig in die Welt blickend. An jeder Seite erhoben ſich ein paar Treppenthürme, die das zwingerhafte Ausſehn noch unterſtützten, ohne ſeiner Schönheit irgendwie Vorſchub zu leiſten. Das gegenwärtig lebende Geſchlecht ſcheint wenig oder nichts mehr von den Aeußerlichkeiten des alten Bau's zu wiſſen; man muß zu alten Bildern ſeine Zuflucht nehmen, wenn man ſich orientiren will. Aber wenn ſich auch Niemand mehr kümmert um die Stelle wo er ſtand oder um die Zahl und Form ſeiner Thürme, ſo lebt doch ſein Name und ſeine Geſchichte im Gedächtniß der Edinburger fort. Dieſe Geſchichte, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt mit Blut geſchrieben, aber ſie hat doch auch heitere Blätter und bei dieſen wollen wir einen Augenblick verweilen.

Old-Tolbooth war immer berühmt durch die Leichtigkeit, mit der man ihm entwiſchen konnte. In Zeiten, wo man das Blutgeſchäft im Großen treibt, iſt man nicht ängſtlich mit Rückſicht auf den Einzelnen. Findet er ſich nicht ſelber wieder, ſo findet ſich doch ein anderer. Der Laxheit im Verurtheilen entſpricht die Leichtigkeit im Entkommen. Graf Schlabrendorff (um aus moderner Blutzeit ein Beiſpiel zu geben) entging der Guillotine, weil ſeine Stiefel nicht gewichſt waren.*) Was unſern „Kerker von Edinburg“ angeht, ſo hatte jeder, der Liſt und guten Willen genug beſaß, mindeſtens eine Chance, trotz Schloß und Riegel, trotz Ketten und Gitterfenſter, ihm glücklich zu entkommen. War der Gefangene aber gar reich oder vornehm, ſo ſteigerte ſich dieſe Chance bis zur Wahrſcheinlichkeit. Wenn trotzdem einzelne Grafen und Herren von Old-Tolbooth aus auf's Schaffot geführt wurden, ſo hatte das ſeinen Grund darin, daß ihre ganze Sache darniederlag, daß die Freunde todt, die Anhänger zerſprengt waren, und daß ſie, als die Führer einer geſchlagenen Partei, dem Tod wie ihrem Schickſal, oft wie ihrer Erlöſung entgegengingen. Dies letztere gilt zumal vom Herzoge von Argyle, der hier ruhig ſeinen Tod erwartete.

---

*) Schlabrendorff war im Gefängniß; die Hinrichtungen erfolgten jeden Morgen nach der Zellen-Nummer. Als er abgeholt werden ſollte (der Karren hielt bereits vor der Thür, um die gewöhnliche Morgenladung zu empfangen), ſuchte er vergebens nach ſeinen Stiefeln. „Ich muß doch am Ende ein Paar Stiefel anhaben; nehmt mich morgen ſtatt heute.“ Dem Schließer leuchtete das ein. Am andern Morgen ſtanden andere Nummern auf dem Zettel und Schlabrendorff war vergeſſen und — gerettet.

Die Geſchichte dieſer Befreiungen lieſt ſich gut, doch paßt im Ganzen auf dieſelben, was von den Luſtſpiel-Motiven aller Länder und Literaturen gilt: es ſind immer dieſelben. Was in einem Fall die Horcher an der Thür, die Wandſchränke, die Briefverwechſelungen ſind, das ſind im andern Fall die betrunken gemachten Schließer, die Frauenkleider, die ausgeſtopften Puppen und vor allem die Särge, die Waſchkörbe und Bücherkiſten, in denen der Held der Geſchichte, wo möglich von ſeinen eignen Schergen, hinausgetragen wird. Nur eines ſcheint mir eine wirkliche Eigenthümlichkeit des Platzes geweſen zu ſein, der Schutz nämlich, den er zu verſchiedenen Zeiten politiſch Verfolgten gewährt hat. Old-Tolbooth wurde wider Wiſſen und Willen zu einem Sanktuarium. Perſonen, die, wenn ſie unfreiwillig die Schwelle dieſes Gefängniſſes paſſirt hätten, aus demſelben gewiß nur wieder geſchritten wären, um ſtraßenabwärts neben oder auf dem Poſtament des City-Kreuzes das Schaffot zu beſteigen, lebten hier unerkannt und ungeſtört, weil ſie den Muth gehabt hatten, ſich im Rachen des Löwen einzuquartieren. Robert Ferguſon, bekannt durch ſeine hervorragende Theilnahme am Rye-House-Complott (gegen Karl II.) lebte hier wochenlang in der Zelle eines befreundeten Schuldgefangenen und im Einklange damit fanden hier 1746 mehrere Anhänger des Prätendenten Schutz und endliche Rettung, während engliſche Soldaten die Spur der in die Acht Erklärten bis weit in's Hochland hinein verfolgten. Daß ſolche Dinge möglich waren, zeigt am beſten, wie es damals mit der Rechtspflege und vor allem mit der Gefängniß-Verwaltung ſtand. Old-Tolbooth war wie ein Hospital nach der Schlacht, wo man auch Freund und Feind ohne Auswahl durcheinander wirft, davon ausgehend, daß jeder traurig genug daran iſt, dem das Loos zufällt an ſolchem Orte leben oder ſterben zu müſſen. Ein Eindringling wird nicht vermuthet.

1817 wurde Old-Tolbooth niedergeriſſen. Edinburg verlor damit eine ſeiner vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten. Wenig oder nichts mehr exiſtirt von dem alten Bau, ſelbſt die Stelle, wo er ſtand, iſt bei den großen Veränderungen, die die Straße erlitten hat, nicht mehr mit vollſter Genauigkeit anzugeben. Nur das alte Portal mit Thür und Vorlegeſchloß iſt noch vorhanden. Es wurde beim Abtragen des Gebäudes, von Seiten der Stadt an Walter Scott geſchenkt, der nicht zögerte, ſeiner romantiſchen Muſterkarte, gemeinhin Abbotsford geheißen, auch dieſe Probe ſteinerner Romantik einzuverleiben. Dort hab' ich es ſpäter geſehen. Es macht indeß in dieſer Verpflanzung nur den Eindruck, den ein einzelner probeweis aufgeſtellter Spitzbogen in den „gothiſchen Höfen“ des Kriſtall-Pallaſtes macht. Auch ſolche Dinge haben ein Leben; aus ihrem feuchten alten Boden geriſſen, vertrocknen ſie wie die zwiſchen Papier gelegte Pflanze.

3.

„Straßenfegen“ oder Hie Douglas, hie Hamilton.

Unmittelbar im Rücken von High-Street und Canongate und zwar parallel mit beiden, läuft eine andere alte Straße Edinburgs „Cowgate“ geheißen. Durch eine Menge ſchmaler kleiner Gaſſen hängt ſie vielfach mit jener Hauptverkehrs-Ader der Altſtadt zuſammen. Wenn ſchon High-Street und Canongate von ihrem ehemaligen Glanze nichts weiter zeigen als jene vielſtöckigen Steinhäuſer, die in der Nähe eben ſo unelegant und wenig einladend ſind, als maleriſch aus der Ferne, ſo gilt das doppelt und dreifach von Cowgate. Es iſt eine alte, enge, ſchmutzige Straße und nichts weiter. Und doch erhoben ſich auch hier Paläſte und Herrenſitze als Edinburg noch nicht daran dachte, eine ſchöne Stadt ſein zu wollen, und ſeine Häuſer hinbaute, wo Platz war, oder wo Höhe oder Tiefe, je nach Bedürfniß, den Bauherrn dazu einlud. Unter den Herrenſitzen in Cowgate waren zwei von beſonderem Belang, der eine den Erzbiſchöfen von Glasgow, der andere den Biſchöfen von Dunkeld gehörig. Beide Häuſer lagen ziemlich einander gegenüber, die Straße war ſchmal, und an hellen Tagen konnte man ſich in die Fenſter ſehen.

Der 12. April 1520 war ein ſolcher heller Tag, man ſah ſich in die Fenſter, aber man hätte ſich lieber in die Herzen geſehen. Im erzbiſchöflichen Palaſt war ſeit geſtern der Graf von Arran abgetreten, das Haupt der Hamiltons. Es handelte ſich bei der Minderjährigkeit des Königs (Jakob V.) um die Einſetzung einer Regentſchaft und die Frage mußte heute noch entſchieden werden: „wer ſtatt ſeiner regieren ſolle?“ Der Graf von Arran und der Erzbiſchof von Glasgow waren übereingekommen, ſich in die Regierung zu theilen. Sie hatten zu dem Zweck ihren Anhang in die Stadt gezogen und aller Ecken und Enden ſtanden die Hamiltons und reizten und erſchreckten durch ihre waffenklirrende Anmaaßung die guten Bürger von Edinburg.

Graf Angus, das Haupt der Douglas, war nicht gewillt die Parthie ohne Gegenzug verloren zu geben. Er war ein Douglas, das hieß die Vormundſchaft gebührte ihm. Alles wozu er ſein Herz beſtimmen konnte war das: den Beſchluß der Großen Raths-Verſammlung Gehorſam zu leiſten, aber dieſer Beſchluß ſollte ein freier ſein, nicht zu Stande gebracht unter den gleisneriſchen Worten des Erzbiſchofs oder unter der drohenden Haltung der ſtündlich in den Straßen wachſenden Zahl der Hamiltons. Die Gefahr wuchs mit jeder Stunde;

Graf Angus wollte ſich vergewiſſern was die Hamiltons vorhätten, ob Berathung oder Gewalt, und von wenigen Anhängern gefolgt, kam er jetzt eine der ſchmalen Gaſſen herab, die von High-Street bergab nach Cowgate führen, hielt ſich links und trat in das Haus des Biſchofs von Dunkeld. Der damalige Biſchof von Dunkeld war Gawain Douglas, ein Onkel und Parteigenoſſe des Angus. Sie hatten ein kurzes Geſpräch miteinander, worin Angus dem Biſchof ſeine Befürchtungen mittheilte, dann trat dieſer aus ſeinem Hauſe, ſchritt dem gegenüber gelegenen Palaſte ſeines Kirchenfürſten zu und fragte den an langer Tafel ſitzenden Erzbiſchof: „Erzbiſchof Beaton, was habt Ihr vor?“ „Auf mein Gewiſſen“, erwiederte dieſer, „ich weiß von nichts.“ Dabei ſchlug er mit der Hand an die Bruſt, um ſeine Ausſage zu bekräftigen. Unter dem prieſterlichen Kleide aber trug er einen Harniſch, den er Kampfes wegen bereits angelegt hatte. Gawain Douglas hörte und verſtand den Klang und antwortete kurz: „Euer Gewiſſen klingt hohl.“ Er kehrte über die Straße zurück, wo Graf Angus ſeiner wartete. Nachdem er erzählt hatte was ihm begegnet war, ſetzte er hinzu: „Du ſiehſt, Angus, es gilt Kampf; raffe zuſammen was Du an Leuten haſt und vor allem ſei raſch.“ Dieſe letzte Mahnung war nicht in den Wind geſprochen. In weniger als einer halben Stunde ſtanden die Douglas, feſtgegliedert, eine compacte Maſſe, auf der High-Street von Edinburg zuſammen und begannen in voller Breite die Straße zu fegen. Die Hamiltons die truppweis und ohne Führer an den Straßenecken umher ſtanden, wurden leicht bei Seite gedrückt und flohen, rechts hin, links hin, zumeiſt nach Cowgate hinein, wo Graf Arran und der Erzbiſchof eben den Haupttrupp der Hamiltons ordneten, um nun ihrerſeits zum Angriff überzugehen. Wer High-Street hatte, war Sieger. Die Hamiltons waren noch immer die ſtärkeren, aber das Terrain war gegen ſie. Die Straße, um deren Beſitz es ſich handelte, war nicht anders zu erreichen, als die krummen engen Gaſſen hinauf, die ſtark bergan von Cowgate bis High-Street liefen. Bald hier, bald dort drangen die Hamiltons aus dieſen Gaſſen vor, aber immer nur eine dünne Linie bildend, glichen ſie einem vorgeſtreckten Arm, der von den Douglas mal für mal ohne Mühe abgehauen wurde. Endlich hatte man hügelabwärts eine unbeſetzte Straße gefunden, und dieſe raſch benutzend, glückte es jetzt, in High-Street einzuſchwenken und nun ebenfalls mit ganzer Kraft zu einem compacten Front-Angriff überzugehen. Der Kampf ſchwankte geraume Zeit, und wer weiß wem der Preis des Tages zugefallen wäre, wenn nicht ſchließlich die guten Bürger von Edinburg den Ausſchlag gegeben hätten. So alt wie in Schottland die Gegnerſchaft zwiſchen dem Norden und Süden iſt, ſo alt auch iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Oſten und Weſten. Die ganze Weſtküſte (nördlich vom Clyde) iſt noch dieſen Augenblick eine unkultivirte Fläche, damals galt ſie als ein unbeſtrittener Sitz der Barbarei. Edinburg und das

Haus Douglas gehörten dem Oſten an und dieſe Gemeinſchaft entſchied jetzt den Kampf. Als die Edinburger ſahen wie hart die Hamiltons andrängten, reichten ſie aus den Fenſtern des Erdgeſchoſſes lange Speere zu den unten kämpfenden Douglas-Leuten hinab. Lauter Jubel war Antwort und Dank. Die neuen Waffen gingen raſch von Hand zu Hand, bis endlich die erſten Glieder ganz mit Speeren bewaffnet waren. Dagegen war kein Halten mehr. Die Douglas ihrerſeits drangen jetzt vor und warfen mit leichter Mühe die Hamiltons vor ſich nieder. Graf Arran und ſein Sohn Sir James Hamilton retteten ſich durch die Flucht; Sir Patrick Hamilton, ein Bruder des Grafen, wurde erſchlagen, mit ihm ein Sohn Lord Montgomery's und noch viel andere Herren „von der Weſtküſte.“ Erzbiſchof Beaton ſuchte Zuflucht in der Blackfriars-Abtei, würde aber am Altar ermordet worden ſein, wenn nicht Gawain Douglas rechtzeitig erſchienen wäre und ſeinen Kirchenfürſten gerettet hätte.

Das war am 12. April 1520. Von dem Tage an war die erſchütterte und faſt gebrochene Macht des Hauſes Douglas aufs Neue gefeſtigt. Die Erinnerung an dieſen Kampf aber hat ſich in Edinburg lebendig erhalten bis auf dieſen Tag und Jeder erzählt gern vom Cleanse the Causeway oder dem Straßenfegen der Douglas.

4.

Archibald Bell the Cat.

In einer der Gaſſen, die von Cowgate nach High-Street hinaufführen, ſtand auch das Haus von Archibald Douglas, genannt Bell the Cat. Ich habe vor von ihm zu erzählen. Seinem Rang und Titel nach war er Graf von Angus, aber ſein Zuname verdrängte bald jede andere Bezeichnung und jedes Kind im Lande hieß ihn „Archibald Bell the Cat“. Dieſen Zunamen erhielt er bei folgender Gelegenheit.

König Jakob III zog allerhand Günſtlinge an ſeinen Hof, zum Theil Leute aus niederem Stande; eine Mignon-Wirthſchaft, wie ſie 150 Jahre ſpäter am Hofe Ludwig XIII. herrſchte, war in Schottland während der Regierungszeit jenes Stuarts bereits im vollſten Schwunge. Der Adel des Landes war endlich entſchloſſen dieſer Sache ein Ende zu machen und die Mignons wohl oder übel zu beſeitigen. Der König ſammelte grade damals ein Heer zum Zuge gegen England und beſchied ſeine Barone in die Nähe von Melroſe. Die mißgeſtimmten Lords fanden ſich ein, weniger aber um dem Kriegsrufe des Königs Folge zu geben, als vielmehr um ihre eigenen, langgehegten Pläne auszuführen. Sie hielten zu dem Zweck eine letzte Verſammlung in der Kirche zu Lauder, einem alten Burgflecken nahe am Tweed, und ſprachen hier, da man in der Hauptſache längſt einig war, nur die Mittel und Wege durch, wie gegen die Günſtlinge am beſten vorzuſchreiten ſei. Ihr Haß richtete ſich beſonders gegen Cochrane, Grafen von Mar. Allerhand Vorſchläge wurden gemacht, raſch, blutig, rückſichtslos, aber man kam zu keinem Beſchluſſe, vielleicht weil die Furcht einiger noch größer war als ihr Haß. Da bat Lord Gray ums Wort, bog ſich lächelnd über den Tiſch und erzählte die alte Fabel von der Katze und den Mäuſen. „Die Mäuſe, ſo ſprach er, waren unzufrieden mit der Katze; ſie ſahen ſich oft überraſcht und noch öfter bedroht. Sie beſchloſſen endlich, um ſicher zu gehen, der Katze eine Glocke um den Hals zu hängen (to tie a bell round the neck of the cat), nur ſchade, ſo ſchloß er, es fand ſich keine Maus, die das Wagſtück unternommen hätte:“ In dieſem Augenblick erhob ſich Graf Angus von ſeinem Platz und rief über den Tiſch hin: „J will bell the cat!“ Er war der Mann zu halten was er geſagt hatte. Nach kurzer Zeit ſchon erſchien Cochrane und ſein Gefolge am Thor der Kirche, begehrte Einlaß und trat unter die Verſammlung. Er war prächtig gekleidet und trug eine ſchwere goldne Kette als Zeichen Königlicher Huld. Angus ſchritt auf ihn zu, muſterte ſpöttiſch den koſtbaren Anzug und riß ihm dann die Kette mit den Worten ab: „dahin gehört ein Strick!“ Cochrane begriff noch immer nicht was um ihn her vorging und erniedrigte ſich vollends durch die feige Frage: „ob das Scherz ſei oder Ernſt?“ Der nächſte Tag brachte die Antwort darauf. Der König hatte ſich umſonſt gemüht ſeinen Günſtling zu retten. Ein halbes

Dutzend Galgen war über Nacht errichtet worden, an dem höchſten hing Cochrane, Graf von Mar, Archibald Douglas aber hieß von dem Tage an: Archibald Bell the Cat.

Jakob III. ſelbſt war endlich dem Zorn ſeiner Barone unterlegen; ſein eigener Sohn hatte ſich den Aufſtändiſchen zugeſellt und der Tag von Sauchieburn hatte dem „Fiedlerkönig", wie man ihn hieß, Thron und Leben gekoſtet. Jakob IV. herrſchte jetzt, Ritterlichkeit ſtand wieder im Preiſe, der beſte Ritter im Lande aber hieß — Bell the Cat. Er war nicht jung mehr, nah an funfzig, als ſich Folgendes zutrug.

Einer der tapferſten Männer an Jakobs Hofe war Spens von Kilſpendie. Der König gab eine Feſtlichkeit in Stirling-Caſtle; beim Weine flogen die Worte hin und her. Man ſprach auch von Bell the Cat, der zufällig oder abſichtlich nicht zugegen war, da die wachſende Macht des Hauſes Douglas allerhand Furcht und Neid erzeugt hatte, ſelbſt im Herzen des Königs. Man ſprach von der Kraft und dem Muth des Abweſenden; der König ſelbſt fügte hinzu: „Kein beſſerer Mann, denn Angus." Spens von Kilſpendie lächelte und ſagte dann laut: „wenn Alles was lang iſt auch tapfer iſt, dann iſt er der Tapferſte." Das wurde von guten Freunden dem Angus hinterbracht. Monate waren vorüber; die Sache ſchien vergeſſen. Eines Tages als Angus auf die Jagd ritt, nur von einem einzigen Diener begleitet, begegnete er dem Spens nahe am Walde von Borthwick und rief ihm zu: „Du biſt juſt ſo lang wie ich ſelber, Spens, laß uns ſehen wie es mit Deinem Muthe ſteht.“ Spens antwortete: „wenn es ſein muß, ſo muß es ſein.“ Sie ſtiegen von den Pferden und drangen auf einander ein; nachdem ſie eine Zeit lang gekämpft, traf Angus den Spens in die Weiche. Der Hieb war tödtlich; dem Diener Kilſpendie's aber rief er zu: „ſag' meinem Vetter dem König, daß Alles ehrlich zugegangen ſei.“ Dann ritt er ſeines Weges, aber nicht weſtlich auf die Falkenjagd, ſondern ſüdlich nach ſeinem Schloſſe Tantalon, das für uneinnehmbar galt.

Bell the Cat wurde alt, aber ſeine alten Tage ſollten ihm Gram bringen. Er war gegen ſiebzig oder drüber, als König Jakob ſeinen Unheilszug gegen England beſchloß. Angus war unter denen die den König beſchworen von dieſem Zuge abzuſtehn. Mit wie wenig Erfolg lehrt der Tag von Floddenfield. Noch am Abend vor der Schlacht trat Angus in das Zelt des Königs, um ſeine Befürchtungen und ſeine Rathſchläge zu wiederholen. Der König wurde des Zuhörens endlich müde und rief dem alten Manne voll Bitterkeit zu: „geh heim Angus, wenn Du Dich fürchteſt.“ Bei dieſen Worten brach der Alte in Thränen aus. Er erklärte den Undank dieſes Königs nicht länger tragen zu können und verließ das Schlachtfeld, nachdem er ſeine Lehnsleute unter den Oberbefehl ſeiner Söhne geſtellt hatte. Seine Befürchtungen waren nur allzu gerecht geweſen; am Abend des andern Tages lagen zweihundert Douglas auf dem Felde von Flodden, darunter die beiden Söhne Bell the Cat's. Der alte Mann überlebte die Nachricht nur um wenige Monate; er ſtarb in einem jetzt vergeſſenen Kloſter, wohin er ſich zurückgezogen hatte.

Archibald Bell the Cat lebt nur in Lied und Sage noch, ſelbſt die Stelle, wo man ihn zur Ruhe gebracht, iſt unbekannt, aber das alte Douglasſchwert, das in ſeinen Händen zu neuem Ruhme kam, ſei's im Kampfe gegen die Feinde ſeines Landes, ſei's gegen die Kilſpendie's, die ſeiner eignen Ehre zu nahe traten — dies alte Schwert iſt noch vorhanden. Daſſelbe war nahe daran, ſechszig oder ſiebzig Jahre ſpäter in einem andern Zweikampf gebraucht zu werden, der, wenn er ſtattgefunden hätte, die Begegnung zwiſchen Bell the Cat und Kilſpendie vergeſſen gemacht haben würde. Am Tage von Carberry-Hill nämlich, als Lord Lindſay gegen Bothwell auftrat und den Gemahl der Königin als „den Mörder Darnley's“ zum Zweikampf herausforderte, wurde dies alte Douglasſchwert, damals in Händen des Grafen Morton, von letztrem an Lord Lindſay überreicht, um „mit der Klinge Bell the Cat's“ die Sache auszufechten. Der Zweikampf ſelbſt unterblieb bekanntlich.

Die Klinge Bell the Cat's die man mit Recht als das Erbſchwert der berühmteſten Familie Schottlands anſehen kann, befindet ſich ſeit Jahrhunderten im Beſitz des jedesmaligen Hauptes der Familie. Eine kurze Beſchreibung dieſes Schwertes mag geſtattet ſein. Es zeigt auf ſeiner Klinge unter allerhand Arabeskengeſchnörkel zwei Hände, deren Zeigefinger von rechts und links auf ein in der Mitte befindliches Herz deuten. Darunter die Jahreszahl 1329. Die Inſchrift beſteht aus vier Reimpaaren, die ſich ungefähr dahin überſetzen laſſen:

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich.

Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.

Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.

Ein beſſ'rer Ritter bis dieſe Stund
An keines Königs Seite ſtund. *)

1745 nach Ausbruch der Stuart-Inſurrektion, ſtand die Familie in Gefahr, dieſe Reliquie durch ruchloſe Hand einzubüßen. Einer der Anhänger des Prätendenten, vielleicht aus einem eiferſüchtigen Gefühl gegen die Douglas, noch wahrſcheinlicher aus einem Mangel an Gefühl überhaupt, entführte dies werthvolle Curioſum aus der Rüſtkammer von Douglas-Caſtle und es bedurfte langer Nachforſchungen im Lager, bevor das alte Schwert ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zugeſtellt werden konnte. Es iſt jetzt ſelbſtverſtändlich im Beſitz von Lord Douglas.

---

*) Dieſe Schwertesworte ſind es wohl, die dem zu früh verſtorbenen Grafen von Strachwitz zu ſeinem Gedichte „das Herz von Douglas“ Veranlaſſung gegeben haben, eine der ſchönſten Balladen die unſre geſammte Literatur aufzuweiſen hat.

VII.

Weſtbow; Graßmarket; ein paar Kapitel aus der Lynch-Juſtiz.

Wir kommen von Canongate, ſteigen Highſtreet hinan und haben Edinburg-Caſtle in nächſter Nähe vor uns. Die letzte Querſtraße, die ſich, wenig Hundert Schritt von Edinburg-Caſtle entfernt, nach links hin abſchwenkt, heißt Weſt-Bow. Sie war früher länger und hatte faſt die Form eines lateiniſchen S. Neubauten aber haben ihr Kopf und Füße genommen und nur ein gebogenes Mittelſtück übrig gelaſſen. Das gegenwärtige Weſt-Bow beſteht kaum aus einem Dutzend Häuſer an jeder Seite, wer aber Alt-Edinburg ſtudiren will, der iſt hier am rechten Platze. Die Häuſer ſtammen noch aus einer Zeit, wo man das Holz als Baumaterial nicht verſchmähte und die vier Steinwände mit Erkern und Giebeln, mit Treppen und Corridoren, wie mit allerhand phantaſtiſchem Schnitzwerk umhing. Dieſe Erker und Giebelchen, die auf den Dächern ſitzen, die oft wunderlichen hölzernen Vorbauten, die weit in die Straße hineinragen, mögen dieſen Häuſern mal ein buntes, heitres und belebtes Anſehen gegeben haben, jetzt aber, wo die Giebelchen nicht mehr wie Grenadiermützen auf einer glatten Stirn, ſondern nur noch wie Schlafmützen auf dem Kopf eines eingenickten Alten ſitzen, iſt es mit aller Stattlichkeit längſt vorbei, und nur wer Luſt und Zeit hat, ſich um die baulichen Details zu kümmern, mag hier und dort einem eleganten Zug, einem grotesken Schnitzwerk oder ein paar kecken Linien begegnen, die Anſpruch haben auf ſeine Aufmerkſamkeit.

Weſtbow, deſſen hochgelegener Theil nach High-Street hinausmündet, biegt hügelabwärts in den ſogenannten Graßmarket ein, den man auch als eine bloße, beinah ſackartige Erweiterung von Weſtbow anſehn kann. Er hat an mehreren Stellen kleine Ausgänge, aber äußerſt ſchmal und nur einer, gegenüber der Stelle, wo Weſtbow einmündet, gleicht einer wirklichen Straße. Dieſe Straße führt den Namen Weſtport, weil ſie unmittelbar am ehemaligen Weſt-Thor gelegen war und hat eine traurige Celebrität erlangt, als Schauplatz jener langen Reihe von Verbrechen, die ſich an die Namen Hare und Burke knüpfen.

Die Lokalität iſt allerdings wie geſchaffen für allerhand lichtſcheue Unthat, und wenn irgendwo in der Welt die „Pechkappe" ihre Rolle ſpielen konnte, ſo war es hier. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als ich dieſe unheimlichen Gaſſen paſſirte, ein paar kleine Kapellenglocken durchriſſen die Luft, einzelne Leute huſchten in die Kirche; in den ſeitabwärts gelegenen Höfen und

Winkeln aber war Alles ſtill; ein Bischen Sonnenſchein, ſpärlich zugemeſſen wie ein Sonntagsgericht, fiel in die Gaſſen hinein, weniger um ſie zu verſchönen, als vielmehr um ihre Häßlichkeit zu zeigen. Ich guckte in einige dieſer Winkelgaſſen hinein, der Wochenſchmutz war in irgend einen Winkel zuſammengekehrt, nicht weggenommen. So kam mir das ganze Leben dieſes Platzes vor: alles bei Seite gekehrt auf ein paar Stunden, aber doch immer da und immer bereit, ſich wieder als ſich ſelbſt zu bewähren.

Alle dieſe Gaſſen, die unmittelbar am Südabhang des Hügels, alſo im Rücken deſſelben und verſteckt vor den Blicken gäng und geber Edinburg-Beſucher liegen, ſind durchweg von niedrigem und abſtoßendem Charakter und zählen mit zu dem ſchlimmſten, was ich derart geſehen habe. Die verrufenſten Quartiere Londons ſind, im Vergleich damit, wohnliche und einladende Plätze, was ſeinen Grund überwiegend darin hat, daß dieſe Edinburger Häuſer alt und baufällig, die Londoner Armenquartiere hingegen verhältnißmäßig neu, die Straßen breit und mit Abzugskanälen verſehen ſind. Man kann freilich nicht leugnen, daß auch ſelbſt dieſem Theile Alt-Edinburgs noch ein gewiſſer maleriſcher Reiz anhaftet und daß es nicht ohne Intereſſe iſt, vom Graßmarket aus in Cowgate oder Weſtport hineinzublicken, aber das bunte Bild, das man hat, wird ſo ſehr auf Koſten der andern Sinne erkauft, daß es einem nicht ſchwer fällt von den Bildern dieſes Guckkaſtens wieder hinwegzutreten. Der einzige Ort, wo wir noch einen Augenblick zu verweilen haben, iſt der Graßmarket ſelbſt. Die Häuſer ſind hier beſſer, geräumiger, ſaubrer, erinnern an die ſoliden Bauten in High-Street und mögen vor zwei, dreihundert Jahren eine Zierde Alt-Edinburgs geweſen ſein. Das „Caſtle“ überragt nach Norden hin dieſen Platz, blickt dominirend auf denſelben herab. Ziemlich in der Mitte des Platzes befindet ſich ein mit weißen Steinen ausgelegtes Kreuz, um die Stelle zu bezeichnen, wo in „guten alten Zeiten“ der Galgen ſtand. Er hatte eine Zeit lang eine gefährliche Concurrenz mit dem „City-Croß“ zu beſtehen, wo, wie ich an andrer Stelle erzählt habe, die Häupter Montroſe's, Huntley's und der beiden Argyle's fielen, aber vielleicht gerade der Umſtand, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſo viel edles Blut auf die Steine von High-Street floß, brachte zwiſchen den beiden Rivalen ein für allemal einen Compromiß zu Stande, und während das City-Croß für die Partheihäupter des Adels blieb, fiel der Reſt des Publikums dem Graßmarket zu. Es war eine ariſtokratiſche Theilung zwiſchen Schwert und Strick.

Der Graßmarket und das Steinkreuz in der Mitte wiſſen viel zu erzählen, ich greife indeß aus der Fülle ihrer Ueberlieferungen nur eine heraus, die im Gedächtniß der Edinburger fortlebt bis auf dieſen Tag, vielleicht weil man ſtolz iſt auf den ganzen Vorgang und auf den Muth, die Independence und das ſtarre Rechtsgefühl, das ſich darin ausſpricht. Man hört die Geſchichte mit einer

Miene vortragen, als ſollte einem geſagt werden: „ſo waren wir und ſo würden wir nöthigenfalls wieder ſein.“ Hauptmann Porteus, der Sohn eines Edinburger Schneiders, hatte ſich zu einer Art Beherrſcher und Tyrannen ſeiner Mitbürger gemacht. Das Polizeiweſen war ihm anvertraut worden und die Edinburger Milizen, ein halb verlachtes, halb gefürchtetes Invaliden-Corps, ſtanden unter ſeinem Befehl. Er brachte etwas Zug in die Truppe und etwas Ordnung in die ganze Stadt, verfuhr dabei aber mit einer Strenge und Rückſichtsloſigkeit, die ihn zum Gegenſtand allgemeinen Haſſes machte. Eine Hinrichtung ſollte ſtattfinden, und Hauptmann Porteus mit ſeinen Stadtſoldaten hatte Ordre, auf dem Graßmarket zu erſcheinen. Der Hinzurichtende war ein junger Burſche, der ſich durch ſeine Bravheit und Herzhaftigkeit die Zuneigumg des gemeinen Mannes in hohem Grade erworben hatte. Das machte Vorkehrungen nöthig. Er hieß Wilſon, und hatte die Flucht ſeines Mitſchuldigen dadurch möglich gemacht, daß er, als man ihn und ſeinen Complicen aus der Gerichtsſitzung, unter Bedeckung von vier Stadtſoldaten, in’s Gefängniß zurückführen wollte, die beiden neben ihm gehenden Invaliden mit den Armen, einen dritten aber mit den Zähnen gepackt hatte. Die Selbſtaufopferung, die in dem Ganzen lag, hatte das Volk auf’s Höchſte für Wilſon eingenommen, und man war unzufrieden, daß er nichtsdeſtoweniger nach der Strenge des Geſetzes hingerichtet werden ſollte. Der Tag kam. Wilſon erſchien, hielt ſich tapfer, wurde aufgeknüpft und alles ſchien vorüber. In dieſem Augenblick aber ſprang einer aus dem Volk auf's Schaffot, ſchnitt den bereits Entſeelten ab und machte Miene, den Leichnam unter dem Jubel des Volkes fortzutragen. Das war zu viel für Porteus. Er ſprang dem Uebelthäter nach, erſchoß ihn auf der Stelle und commandirte „Feuer“, als er das wüthend werdende Volk auf ſich eindringen ſah. Ein halbes Dutzend wurde getödtet, viele waren verwundet; man ſtob auseinander. Der Vorfall machte ein ungeheures Aufſehen; Hauptmann Porteus wurde eingezogen und endlich, angeklagt auf Mord und ſchnöden Mißbrauch dienſtlicher Gewalt, vom Gerichtshofe einſtimmig zum Tode verurtheilt. Der Tag der Hinrichtung wurde feſtgeſetzt; das Volk jubelte; der Graßmarket hatte ſich mit Tauſenden gefüllt. Man wartete und wartete, die Stunde war längſt vorüber, der Verurtheilte erſchien nicht, endlich hieß es: „man habe ihn in London begnadigt.“ So war es in der That. Das Volk hörte die Nachricht ſcheinbar ruhig an und verlief ſich dann. Das war in der Mittagsſtunde. Um Mitternacht hörte man dumpfen Trommelſchlag in High-Street und wo immer das Wirbeln gehört wurde, aus allen Höfen und Gaſſen, kam das Volk herbei; in einer halben Stunde waren mehrere Tauſend beiſammen; immer mehr ſchloſſen ſich dem geſpenſtiſchen Tambour an, kein Wort wurde laut, jeder wußte, um was es ſich handelte. Die Thore wurden geſchloſſen, die Stadtſoldaten entwaffnet und einige hundert Mann vor dem Eingang zu Edinburg-Caſtle aufgeſtellt, um jede Kommunikation mit der engliſchen Garniſon des Schloſſes unmöglich zu machen. Dann rückte man vor „Old-Tolbooth“, in dem, wie man wußte, Capitain Porteus gefangen ſaß. Die ſchweren Thüren leiſteten Widerſtand, man brannte ſie nieder und drang ein: Welcher Anblick, als man in das Zimmer des Unglücklichen trat. Halbniedergebrannte Lichter, leere und volle Weinflaſchen, Speiſen aller Art — man ſah, der Unglückliche hatte ein Gaſtmahl gegeben, um ſeine Rettung zu feiern. Zu früh. Man zog ihn aus den Kamin hervor, darin er ſich verſteckt hatte und ſchleppte ihn durch High-Street und Weſtbow auf den Graßmarket hinab, wo man ihn am Vormittag deſſelben Tages vergebens erwartet hatte. Eins fehlte — der Strick. Man brach einen benachbarten Seilerladen auf, nahm was man brauchte und warf ein Goldſtück auf den Tiſch. Zehn Minuten ſpäter hatte Hauptmann Porteus aufgehört zu ſein. — Es fehlt der Geſchichte ſicherlich nicht an lehrreichen Momenten; die Begnadigungen par Diſtance, wo der Begnadigende die Stimmung und ich möchte ſagen die öffentliche Moral nicht kennt, die über dem Verurtheilten zu Gerichte geſeſſen hat, haben ſchon öfters ähnliche Stürme des Unwillens heraufbeſchworen. Das Volk glaubte ſich in dieſem Fall berechtigt, das urſprüngliche Urtheil wieder herzuſtellen. Vor allem aber ſpielte das politiſche Element in dieſem Vorgange eine Rolle. Es war in der That mehr ein Aufſtand als ein Krawall.

England, ſein hannöverſcher Hof und König, Alles ſtand dem ſchottiſchen Volke fremd gegenüber, und dieſe Begnadigung erſchien ihm wie ein Eingriff in die Rechte ſeiner Nationalität. So dachte Hoch und Niedrig, und was zu Anfang eine bloße Angelegenheit des Pöbels geweſen war, das erhob ſich ſchließlich zu einer Volks- und Nationalſache. Vornehme Leute, Häupter der Stuart'ſchen Partei, hatten die Hand mit im Spiel, und das Goldſtück, das auf den Tiſch des armen Seilers geworfen wurde, kam ſicherlich nicht aus der Taſche eines armen Tagelöhners oder Handwerkers.

Einige Jahre ſpäter hatte Edinburg einen andern Diktator; ſeine Herrſchaft ruhte aber auf minder gefährdetem Fundament, indem er ſich's zur Aufgabe machte, der Volksmeinung zu dienen ſtatt ſich ihr zu widerſetzen. Dieſer Mann war Joſeph Smith, ein Schuhflicker aus Canongate, der je nach der Laune ſeiner Verehrer (und ihrer waren viele) General Smith oder vertraulicher „der lahme Joſeph“ genannt wurde. Er war ein kleiner, unanſehnlicher Mann, in ſeiner Erſcheinung blos den Spott herausfordernd, aber muthig genug, jede gute Sache durchzufechten und klug genug, nur eine gute und gerechte Sache zur ſeinigen zu machen. Seine Klugheit, wenn ich ſo ſagen darf, ſein politiſcher Takt, war es, was ihm mehr denn ein Menſchenalter hindurch eine Art Herrſchaft üben ließ, indem er abwechſelnd die Behörden unterſtützte oder bekämpfte, je nachdem er das hausbackene Recht auf Seiten derſelben ſah oder nicht.

Er verfuhr dabei jahrelang mit ſo großem Geſchick, daß die Stadtautoritäten ihn endlich wie ein unvermeidliches Schickſal hinnahmen, mit dem es gut ſei, ſich zu ſtellen, ſtatt machtlos gegen daſſelbe anzukämpfen. Wurden Maaßregeln vorbereitet, ſo zog man zuvor das Gutachten von General Joſeph Smith ein und ließ die Sache fallen, wenn er die Achſeln zuckte und zu verſtehen gab, daß er wahrſcheinlich gezwungen ſein würde, ſeine Trommel zu rühren. War er umgekehrt perſönlich mit Maaßregeln einverſtanden, von denen er wußte, daß ſie Anſtoß erregen und Widerſtand beim Volke finden würden, ſo begann nunmehr ſeine wichtige Thätigkeit als Unterhändler und Friedensſtifter. Sein Verfahren dabei war immer daſſelbe; er erſchien auf einer Rampe, neben ſich ein Oxhoft Edinburger Bier (Ale), das der Magiſtrat liefern und zur Stelle ſchaffen mußte. Dann hielt er ſeine Rede, lud jeden ein zu trinken und ſchloß ſeine Anſprache mit den Worten: „Nun macht, daß ihr nach Hauſe kommt". Am gefürchtetſten war er, wenn es Bürger gegen Bürger galt. Bäcker und Schlächter hielt er in heilſamer Furcht. Ausſaugungen, Bereicherungen (zumal in Zeiten der Noth) auf Koſten des armen Volkes duldete er nicht und einem Bäcker, der durch hohes Gewicht Kunden angelockt hatte, bis ſich herausſtellte, daß er mit falſchen Stücken gewogen hatte, wurde ohne Weiteres das Haus geſtürmt. Nicht beſſer erging es einem Hauswirth der ſeinen Miether mitleidslos auf die Straße geworfen und dadurch den Selbſtmord des armen Mannes verſchuldet hatte. Lahm-Joſeph rührte die Trommel, das Haus des Wirths wurde geſtürmt, jeder bewegliche Gegenſtand weggeſchleppt und auf offenem Markt verbrannt. An ein Einſchreiten der Behörden in ſolchem Falle war gar nicht zu denken. Einen entrüſteten Volkshaufen, dem man nicht das Recht überhaupt, ſondern nur das Recht, ſich Recht zu nehmen, beſtreiten kann, läßt man allerorten am beſten gewähren. Das Gefühl, zu Gericht zu ſitzen, ſichert vor Extravaganzen. Wenigſtens ſcheinen die Edinburger Magiſtrate von dieſem oder einem ähnlichen Satze ausgegangen zu ſein. Lahm-Joſeph's letzte Verhandlung mit den Stadtbehörden fand ſtatt, als ein bourboniſcher Prinz der Stadt ſeinen Beſuch zugeſagt und gerade den Tag im langen Jahre dafür feſtgeſetzt hatte, an dem die unteren Volksklaſſen ſeit vielen, vielen Jahren daran gewöhnt waren, ſich durch „Verbrennen des Papſtes" einen heiteren Abend zu machen. Der Magiſtrat ließ Lahm-Joſeph kommen, ſtellte ihm die Sache vor „von wegen des katholiſchen Prinzen", ſchob ihm ein Goldſtück hin und appellirte an General Smith's Gefühl für Anſtand und gute Sitte. Joſeph ſteckte das Goldſtück ein, gab dem Stadtſchreiber Recht und empfahl ſich dann mit den Worten: „aber brennen muß er doch." Bald nachher ſegnete der Schuhflicker aus Canongate das Zeitliche und die Diktatur über Edinburg iſt ſeitdem ein unbeſetzter Poſten geblieben.

Ziemlich in dieſelbe Zeit, in der die Herrſchaft Lahm-Joſeph's blühte, fällt auch die Geſchichte der Lady Grange.

Lord und Lady Grange waren zwanzig Jahre verheirathet, als der Lord (bekannter unter dem Namen Mr. Erskine) ſeiner Gemahlin überdrüſſig wurde und die Trennung von ihr durchſetzte. Wer der ſchuldige Theil war, iſt zweifelhaft und ändert wenig in der Sache. Lady Grange lebte nunmehr wenige Häuſer von ihrem Gatten entfernt und fiel dieſem durch ein Benehmen läſtig, das in der That unerträglicher Natur geweſen zu ſein ſcheint. Zudem war ſie in die politiſchen Geheimniſſe ihres Gemahls eingeweiht und drohte vielfach, ihn als einen der gefährlichſten Jakobiten in London zu verrathen. So ſtanden die Dinge, als eines Abends zwanzig Hochländer, vom Clan der Frazer's, deren Haupt der berüchtigte Lord Lovat*) war, in der Wohnung der Lady Grange erſchienen, ſie knebelten, in einen Tragſtuhl ſetzten und vor das Weſtthor trugen. Daſelbſt fand man Pferde. Nun begann eine Reiſe in Nachtmärſchen; bei Tage in Gewahrſam, bei Nacht im Sattel. So ging es eine Woche lang, bis man über Stirling und Perth hinaus die Grafſchaft Inverneß erreicht hatte, wo Verfolgung nicht länger zu befürchten war. Man hielt ſich nordweſtlich und kam endlich ans Meer. Ein Boot lag ſchon bereit, Lady Grange wurde hineingetragen und die Fahrt nach einem der kleinſten und unwirthbarſten Eilande begann. Man erreichte daſſelbe und ließ die Lady in einem Steinhäuschen zurück, nur fünf Menſchen lebten auf der Inſel, eine einzige arme Fiſcherfamilie. Für Nahrungsmittel wurde von der Küſte aus geſorgt. Als ſie einmal an den Hochländer, der ihr wie ein Gefangenwärter beigegeben war, die Frage richtete: „ob er ſich des Dienſtes nicht ſchäme, zu dem er mißbraucht würde,“ antwortete dieſer im ächten Clan-Geiſt: „ich würde mich ſchämen; aber Lord Lovat *will*, daß ich thue, was ich thue, drum ſchäm' ich mich nicht.“ Auf dieſer Inſel lebte die Lady 13 Jahre, verwilderte zuletzt und ſtarb ohne das Feſtland von Schottland, geſchweige Edinburg wieder geſehen zu haben. Ihr Verſchwinden hatte zu allerhand Gerüchten Veranlaſſung gegeben; die Gerüchte gewannen endlich Conſiſtenz und die Sache war ſo gut wie bewieſen, aber Niemand ſchritt ein und Lord Grange handhabte nach wie vor in Würde und Strenge das Geſetz, das nicht den Muth hatte, ſeine Spitze auch gegen ihn ſelbſt zu kehren. Ein oberſter Richter war zur Selbſthülfe geſchritten, hatte das Einſchreiten von 20 Hochländern dem Einſchreiten des Geſetzes vorgezogen; welche Furcht, welches ſich Beugen vor dem Geſetz war von denen zu erwarten, die *dort* lebten, wohin man die Lady Grange als zu einem unerreichbaren Punkt geſchleppt hatte?

---

*) Am 9. April 1747 auf Tower-Hill enthauptet. Die letzte Hinrichtung mit dem Beil, die in England vorgekommen iſt. Seitdem wird nur gehängt. Lord Lovat war nah an 80 Jahr alt.

VIII.

Spukhäuſer.

Alt-Edinburg wäre nicht, was es iſt, wenn es nicht auch ſeine Spukhäuſer hätte. Jeder, der einmal High-Street hinaufgeſchritten iſt und geſchwankt hat, ob er den über den Häuſern hängenden Nebel wie eine verflüchtigte Stadt oder die graue Stadt wie einen ſoliden Niederſchlag aus dem Nebel betrachten ſolle, muß ein Gefühl davon gehabt haben, daß dies eine Feſtung ſei, in der die Geſpenſter-Armee muthmaßlich noch einen letzten Widerſtand verſuchen würde, wenn der Reſt der Welt auch längſt den Entſchluß gefaßt haben ſollte, mit Hexen und Elfen, Brownies und Wichtelmännchen, Puck, Klopfgeiſt und Klabautermann ein für allemal zu brechen. Was von dem ganzen Lande gilt, gilt auch von ſeiner Hauptſtadt: neben Puritanismus und Dampfmaſchine iſt der alte nationale Aberglauben in Kraft geblieben. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Natürlich iſt man auch in Schottland vornehm genug geworden, um in Büchern und Zeitungsſpalten über die Schnurren und Finſterniſſe des Mittelalters fortzuſein, aber man braucht

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nicht lange ſich umzuſehen, um wahrzunehmen, wie dünn die Decke iſt, unter der die alten Lieblingsgeſtalten ſchlafen. Die Geſpenſter ſcheinen hier eine Art Landesprodukt zu ſein. Und in der That, ich möchte den ſehen, der Nachts an Scone und Dunſinan vorbei, das große Blach- und Steinfeld der Grafſchaft Inverneß durchreiten kann, ohne Geſpenſtern begegnet zu ſein. Meilenweit kein Baum, kein Strauch; die Grampians rechts, ein Gebirgsbach links; nichts hörbar als das Rauſchen des Waſſers und der Hufſchlag des eigenen Pferdes; über den Weg fallen wechſelnd die Bergesſchatten und ein Schneehuhn fliegt auf. Wer ſolchen Ritt machen kann, ohne die Hexen Macbeths um eine Bergwand biegen zu ſehen, der hat ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen. Die Geiſterwelt iſt ihm verſchloſſen. Alle ſchottiſchen Dichter haben an dem Aberglauben ihres Volkes von ganzem Herzen Theil genommen. Burns, ſo könnte man einwenden, habe im „Tam O'Shanter" die Geſpenſterfurcht des Volks mit überlegnem Witze perſiflirt. Aber man weiß, was man von ſolchem Witze zu halten hat; er hält nur aus bei hellem Tage. Bei Nacht gleicht er dem Pfeifen und Singen auf einſamem Waldeswege. Walter Scott hatte eine Paſſion für Geſpenſtergeſchichten und beſaß neben der Luſt daran auch ein beſonderes Geſchick, ſie vorzutragen. *)

---

*) Eine Scene, die ſich beiläufig bemerkt, am reich beſetzten Tiſche des Bankiers und Dichters Samuel Rogers zutrug, zeigt am beſten das halb gläubige, halb ironiſche Verhältniß, in dem

Die Neuſtadt Edinburg hat nicht das Vorrecht, Spukhäuſer zu beſitzen, ſie hat nur Bildſäulen von Pitt, Lord Melville und Georg IV., und daneben Paläſte, die noch zu jung ſind, um Geiſterherbergen ſein zu können; aber Alt-Edinburg, wie Eingangs bereits geſagt, hat deren, und wir wollen einen Augenblick bei ihnen verweilen.

Es iſt wahr, wir machen bei Aufzählung ihrer Inſaſſen keine abſolut neue Bekanntſchaft; die nordiſchen Völker ſcheinen ſich die Geſtalten ihres Schreckens nach einem verwandten Bedürfniß und unter ähnlichen Eindrücken zurecht gemacht zu haben, aber wir finden doch bei vielem Gleichen mancherlei Nüancen und Abweichungen. Das Pferd mit der Feuermähne, der unſichtbare Kutſchwagen, der lärmend auf die Rampe fährt, ſelbſt der blaſſe Mann, der dann und wann ſeinen Kopf abnimmt, ſollen uns nicht weiter beſchäftigen; auch bei der großen Hand, die brennende Lichter auf den Tiſch ſtellt oder bei dem Seitenſtück derſelben, den drei paar Füßen, die ſchottiſch tanzen und mit den Hacken zuſammenſchlagen, wollen wir uns nicht länger verweilen. Aber ein

---

Walter Scott zu ſeinen Geſpenſtergeſchichten ſtand. Er erzählte eine derſelben mit dem größtmöglichſten Aufwand ſeiner Darſtellungsgabe und hielt auf einen kurzen Augenblick die Gemüther ſeiner Zuhörer wie in einem Bann des Schreckens. Aber auf Augenblicke nur; Rogers ſelbſt erholte ſich zuerſt und rief ſeinen Gäſten zu: „Nein, Scott, das iſt zu arg; Unſinn von Anfang bis zu Ende“; worauf dieſer lebhaft und ſelbſt noch aufgeregt erwiederte: „Aber ich hab' es von meiner Großmutter“, raſch dann und unter lautem Lachen hinzufügend: „freilich, die alte Frau log entſetzlich.“

Haus in unmittelbarer Nähe von High-Street, das bis auf dieſen Tag verfallen und öde daſteht, hat doch Anſpruch darauf, hier ſeine Geſchichte erzählt zu ſehn. Auf mich hat ſie Eindruck gemacht, weil ſo wenig Apparat darin ſichtbar iſt. Das Haus, das ich meine, ſteht auf einem Platze, der Lawn-Market heißt. Die Bewohner, ſchlichte Leute, hatten ſich Gäſte geladen, ein paar Freunde und Verwandte. Es war am hellen, lichten Tag, die Wanduhr ſetzte eben ein, um zwölf zu ſchlagen, der Tiſch war gedeckt und im Kamin kniſterte das Feuer. Jeder nahm ſeinen Sitz und der Hausherr begann das Gebet zu ſprechen. Als er bis an die Worte gekommen war: „führe uns nicht in Verſuchung“ öffnete ſich eine Stelle in der Wand, wo Niemand zuvor eine Thür geſehen hatte, und eine Frauengeſtalt trat daraus hervor. Sie ſchüttelte den Kopf, wies auf eine Stelle am Boden, und ſchritt halb abgewandt, wie im Bewußtſein ihrer Schuld, der Stelle zu, auf der ſie zuvor gezeigt hatte. Alle Anweſenden, Gäſte und Bewohner, flohen entſetzt aus dem Hauſe. Hundert Jahre und mehr ſind ſeit jenem geſtörten Mittagsmahle vergangen, eben ſo lange ſteht das Haus verſchloſſen und leer. Niemand bis jetzt hat ſich gefunden, der Luſt gehabt hätte den Schlüſſel im roſtigen Schloß zu drehen und nachzuſehen, ob der Tiſch dort oben noch gedeckt ſei oder nicht.

Eine andere Geſchichte iſt die vom Major Weir. Sie hat mehr hiſtoriſches Fundament, mehr beſtimmte Namen, mehr Lokalton, das mag der Grund ſein, daß ſie unter allen ähnlichen Geſchichten die populärſte geworden iſt. Major Weir hatte bei Dunbar gefochten, er galt für tapfer, aber ſeine Tapferkeit war nichts im Vergleich zu ſeiner Frömmigkeit. Das puritaniſche Edinburg verehrte ihn wie einen Heiligen. Er war unverheirathet und bewohnte ein Haus in Weſtbow. Mit ihm war ſeine Schweſter Griſeldis, gewöhnlich „die alte Griſſel“ genannt. Er kleidete ſich ſchwarz, predigte in Verſammlungen und beherrſchte die Stadt durch ſeinen Einfluß. Nur eins fiel auf: er pflegte einen langen, ſchwarzen Stab zu tragen; ſo lang er dieſen in Händen hielt, war er feurig, beredt, hinreißend, ſo wie er ihn hinweg that, erſchien er alt und hinfällig. Von dieſem Stabe gingen Wundergeſchichten um. Eines Tages erſchien Major Weir vor dem oberſten Richter und erhob Anklage gegen ſich ſelbſt. Die Richter wollten nicht glauben und wieſen ihn ab. Er beharrte bei ſeiner Ausſage und gab ſolche Details, daß man zu ſeiner Verhaftung ſchreiten mußte. Der Prozeß ward eingeleitet, unerhörte Dinge kamen ans Licht; Betrug, Mord, Unzucht und jede Form nächtlicher Orgien. Bei einer ſpäteren Reviſion der Prozeßakten hat man alles ins Gebiet des Wahnſinns, der Fiktion und Uebertreibung verweiſen wollen. Das iſt immer das bequemſte. Die Zeitgenoſſen aber glaubten an die volle Wirklichkeit der Dinge und drängten ſich mitleidslos um den Holzſtoß herum, auf dem das Geſchwiſterpaar verbrannt werden ſollte. Griſſel Weir riß ſich die Kleider vom Leibe, um, wie ſie ſchrie, „in aller Schande zu ſterben.“ Ihr Bruder ſtand ſtumm und regungslos am Pfahl; nur als ihm die Worte des letzten Gebetes vorgeſprochen wurden, ſchüttelte er den Kopf und murmelte: „Wozu?“ Die Flammen ſchlugen auf; erſt als der ſchwarze Stab verbrannt war, der ihm zu Füßen lag, konnten ſie an ihn. Das Haus in Weſtbow aber hat Niemand mehr bewohnt. Vor 10 oder 15 Jahren wurde es niedergeriſſen. So lang es ſtand, lebte im Volk der Glaube an ein geſpenſtiſches Treiben innerhalb ſeiner Mauern; Lichtſchein flimmerte Nachts aus den Fenſtern der erſten Etage, gedämpfte Muſik und wildes Tanzen, Gläſerklingen und Lachen und Lebehoch. Dazwiſchen hörte man deutlich das Surren eines Spinnrads; denn Griſſel Weir war eine berühmte Spinnerin geweſen, aber das Linnen brach, das aus ihrem Garn gewoben wurde.

Das dritte und letzte Spukhaus, von dem ich zu ſprechen habe, ſteht in Canongate. Das alte Haus iſt längſt geſtört, aber der genius loci ſcheint geblieben. Die Geſchichte, die ſich an dies Haus knüpft, iſt folgende. Gegen Mitternacht wurde bei einem Geiſtlichen, der weiter oberhalb in der Stadt wohnte, an Thür und Laden geklopft. Als er öffnete, ſah er mehrere Männer draußen ſtehn, die ihm mittheilten, daß er ſie begleiten möge, um einem Kranken die Sterbeſakramente zu reichen. Er gehorchte. Als man High-Street hinunter war, zwang man ihn, ſich die Augen verbinden zu laſſen; dann ſchritt man weiter abwärts. Nachdem ihn ſeine Begleiter noch mehrere Minuten lang die Kreuz und Quer geführt hatten, geleiteten ſie ihn die Steintreppe eines Hauſes hinauf, öffneten eine Thür im erſten Stock und hießen ihn eintreten. Hier nahm man ihm die Binde ab. Er befand ſich in einem geräumigen, wenig erleuchteten Zimmer, in deſſen Mitte ein Himmelbett mit dunklen Gardinen ſtand, der eine Vorhang halb zurückgeſchlagen. Zur Seite des Bettes ſaßen mehrere Männer; in demſelben lag eine ſchöne junge Dame, eine Wöchnerin, wie man ihm ſagte, erſt wenig Stunden zuvor eines Kindleins geneſen. Die Männer wiederholten jetzt die Aufforderung, die Worte zu ſprechen, die gemeinhin am Bette eines Sterbenden geſprochen würden. Er antwortete, daß ihm der Zuſtand der Dame das nicht zu erfordern ſcheine, ſie ſei keine Sterbende, kaum eine Kranke; drohende Worte indeß ließen ihm bald keine Wahl mehr, und zitternd, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſprach er die üblichen Gebete. Als er geendet hatte, verband man ihm abermals die Augen und führte ihn treppabwärts; ehe er die letzten Stufen erreicht hatte, hörte er einen Piſtolenſchuß. Vor ſeiner Wohnung angelangt, wurde ihm von Seiten ſeiner Begleiter eine Börſe mit Goldſtücken aufgedrungen und kurz hinzugefügt, „daß er zu ſchweigen habe, ſo lieb ihm ſein Leben ſei.“ Dann ließ man ihn allein. Er trat in ſein Haus, legte ſich wie im Fieber nieder und fiel endlich, nachdem er ſich lange raſtlos hin und her geworfen hatte, in einen tiefen Schlaf. Gegen Morgen erweckte ihn ſein Diener mit der Nachricht, daß über Nacht in Canongate ein heftiges Feuer ausgebrochen ſei; das ganze Haus ſei zerſtört und die Tochter des Lords Ravendale in den Flammen umgekommen. Für den Geiſtlichen war kein Zweifel, daß dies daſſelbe Haus ſei, in dem er die Nacht vorher die Sterbegebete geſprochen hatte; aber die Furcht hielt ihn ab zu reden und als Kläger aufzutreten. Dennoch blieben die Vorgänge jener Nacht nicht ganz verſchwiegen und nachdem, ziemlich ein Menſchenalter ſpäter, der Geiſtliche geſtorben war, fehlte es nicht an Perſonen, die von der Geſchichte, wenigſtens gerüchtweiſe Kenntniß hatten. Dies Gerücht fand ſpäter eine geſpenſtiſche Beſtätigung. An derſelben Stelle, wo das Haus in Canongate niedergebrannt war, hatte man bald nachher ein neues Gebäude errichtet. Viele Jahre waren ſeitdem vergangen, der Geiſtliche längſt todt, das neue Haus war faſt wieder ein altes geworden; da brach ein zweites Mal Feuer an derſelben Stelle aus. Als die Flammen die höchſte Höhe erreicht hatten, wurde der Tumult, der wie gewöhnlich in den benachbarten Straßen herrſchte, plötzlich durch eine Erſcheinung unterbrochen. Eine ſchöne Frauengeſtalt, in reiche Nachtgewänder gekleidet, erſchien mitten in den Flammen, und rief laut in die Stadt hinein:

Einmal verbrannt, zweimal verbrannt,
Das dritte Mal brennen Stadt und Land.

Der Eindruck dieſer Worte war ſo mächtig, daß, wenn in ſpäteren Jahren noch, ein Feuer in der Nähe von Canongate ausbrach, die größten Anſtrengungen gemacht wurden, das Umſichgreifen deſſelben zu verhindern, um nicht vielleicht jene furchtbare Prophezeihung in Erfüllung gehn zu ſehen.

Ein beſonderer Reiz dieſer Erzählung und ihr charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen liegt in der Erſcheinung der Frauengeſtalt in den Flammen; im Uebrigen erinnert dieſelbe lebhaft an jene, wenn ich nicht irre, von Henrick Steffens herrührende, ſpäter von Schelling in Terzinen wieder erzählte Geſchichte, die unter dem Namen „die letzten Worte des Pfarrers zu Drotning“ bei uns bekannt geworden iſt. Die Hauptzüge ſind in beiden Erzählungen dieſelben, nur Lokalität und Farbe weichen ab.

IX.

Ein Abend in High-Street.

Ich habe ſchon in einem früheren Kapitel hervorgehoben, wie das Straßenleben Alt-Edinburg's etwas Südländiſches hat. Man geht nicht vor die Thore, um ſich im Freien, im Grünen zu vergnügen, man ſchlendert nur zwiſchen Canongate und Edinburg-Caſtle auf und ab, geſellt ſich zu dieſer oder jener Gruppe, lauſcht einen Augenblick, ſpricht auch wohl und ſchreitet zur nächſten Ecke weiter, um dort ein ähnliches Treiben vorzufinden wie das, was man ſo eben verlaſſen hat. Die Gin-Shops und Whisky-Läden (übrigens von ziemlich dürftigem Ausſehen und nicht zu vergleichen mit ähnlichen Etabliſſements in London) laden überall zum Eintritt ein und die Temperanz-Prediger, die ſich allabendlich vor einem auf- und abgehenden Publikum, das die Stummelpfeife im Munde und die Hände in den Hoſentaſchen hat, hören laſſen, ſcheinen mir nicht in der Lage, den verführeriſchen Eckläden eine erhebliche Concurrenz zu machen. Wie dem aber auch ſei, das Straßenpredigerthum im allerweiteſten Sinne, der öffentliche Bekehrungsverſuch für dieſen oder jenen moraliſchen oder kirchlichen Zweck, iſt einer der hervorſtechendſten Züge des Alt-Edinburger Lebens, inſonderheit der High-Street. Wir werden gleich ſehen, daß die Mäßigkeitsapoſtel dabei keine ausſchließliche Herrſchaft üben und ſich's gefallen laſſen müſſen, mit den verſchiedenſten andern Elementen das Terrain zu theilen.

Es mochte 9 Uhr ſein, wir ſtiegen, wie ſo oft, von Canongate her die maleriſche Hügelſtraße hinan und erfreuten uns an dem auf und abwogenden Treiben der Volksmenge. Als wir Tron-Church beinah erreicht hatten, ſahen wir funfzig oder hundert Menſchen an einer wenig erleuchteten Straßenecke ſtehen, und vernahmen bald, im Näherkommen, die Töne einer pathetiſchen, beſchwörenden Stimme. Wir drängten uns durch den ziemlich engen Kreis, und ſtanden einem blaſſen, hektiſch und ärmlich ausſehenden Manne gegenüber, der nicht müde wurde zu Eintracht, Verſöhnung und chriſtlicher Liebe zu ermahnen. Wir folgten ſeinem Vortrage zehn Minuten lang, bis endlich der äußerſte Mangel an Fortſchritt und Entwicklung es unmöglich machte noch länger auszuhalten. Er ſprach im Sinne einer „Evangeliſchen Allianz“, was man hätte hinnehmen können, wenn nur die Mahnung ſelbſt etwas mehr als eine bloße Phraſenanhäufung geweſen wäre. Er zog ſeine Sätze ab wie ein Bankhalter ſeine Karten, miſchte den Talon und begann von Neuem. Die Sätze lagen anders, aber dieſelben Karten. Wir ſahen deutlich, daß der Mann längſt fertig war und nur weiter ſprach, um das Volk, das noch einen Schlußtrumpf zu erwarten ſchien, nicht unbefriedigt nach Hauſe gehen zu laſſen. Ich zweifle aber, daß dieſer Schluß in anderer Form zur Erkenntniß der Aushaltenden gekommen iſt, als in der ſchließlichen Total-Erſchöpfung des Redners.

Wir ſchritten High-Street weiter hinauf bis zur Stelle, wo Blair-Street auf den kleinen Platz, der Tron-Church umgiebt, ausmündet. Hier, in halber Zurückgezogenheit, von der Straße aus ſichtbar und doch nicht direkt von ihrem Lärm berührt, hatte ein dicker alter Herr eine Kanzel, in Form eines Schulkatheders, beſtiegen und predigte zu ſeinem Publikum. Das Auditorium war faſt zahlreicher wie das, von dem wir eben kamen, aber minder aufmerkſam, man kam und ging, ſprach und kicherte; es war erſichtlich ein altes Lied, das man an dieſer Stelle vernahm. Der alte Herr plaidirte für Mäßigkeit. Kein Zweifel, er gab ſich die größte Mühe, aber auf den Geſichtern war weder Zuſtimmung noch Erbauung zu leſen. Was er ſprach, war weder gut noch ſchlecht, er malte mit grellen Farben das bekannte Doppelbild: „Die wohlgekleidete Familie am Theetiſch, daneben der Trunkenbold, der ſeine Frau ſchlägt", und erſetzte durch Stimmmittel was ihm an ſonſtigen Gaben gebrach; aber alles ſcheiterte, wenn nicht an der Verbrauchtheit der Mittel, ſo doch an der völligen Ungeeignetheit der Perſönlichkeit. Der alte Herr glich einem behäbigen Farmer, jener wohlgenährten John Bull-

Type, die der „Punch“ ſo oft zu bringen pflegt und wenn er ſich zu Port und Sherry auch nicht wie Hahnemann zum Kaffee verhielt (der ihn allen Patienten verbot, während ihm ſelber „nichts darüber ging“), ſo beſtritt doch ſein Erſcheinen auf's Aeußerſte, daß er bei Thee und Schmalbier alt geworden ſei. Man konnte nicht umhin, ſich ſeine Vergangenheit als eine lange Reihe von Diners vorzuſtellen und die Feuerräder ſeiner Beredtſamkeit verpufften wirkungslos in der Luft. Mit uns verließen ein Dutzend Leute den Platz, darunter drei Soldaten: ein rieſiger Dragoner mit zwei „young hands“ von der Suſſex-Miliz am Arm. Sie bogen vom Platz aus in High-Street ein und verſchwanden lachend in den Hof eines alten unſauberen Hauſes, an deſſen halberleuchteten Wänden zu leſen war: „Money lent here; highest prices paid for jewellery, watches etc.“

Die beſte Probe von Straßenpredigerthum war uns aber noch vorbehalten. Als wir ziemlich die Ecke erreicht hatten, wo ſich High-Street, um die Kirche von St. Giles herum, zu einem Platz erweitert, ſahen wir die Straße durch eine gedrängt ſtehende Menſchenmenge halb abgeſperrt. Als wir in den Kreis traten, überraſchte uns ein Doppelbild, zwei Figuren, von denen es ſchwer zu ſagen war, welche mehr Anſpruch hatte unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Der eine, ein etwas pockennarbiger Mann von etwa 50 Jahren, balancirte auf einer breiten Fußbank und ſprach mit lauter Stimme, nur innehaltend, wenn er den Hut abnahm, um ſich den Schweiß der

Arbeit von der Stirn zu wiſchen. Neben ihm, den Rücken an den Laternenpfoſten gelehnt, ſtand ein Siebziger von faſt patriarchaliſchem Anſehn. Er war blind und von noblen Geſichtszügen; ſein weißes Haar, das bis auf die Schultern herabhing, bewegte ſich leis im Winde; dazu ſpielte um ſeinen Mund jener leiſe Zug von Humor und Liſt, dem man ſo oft an alten Judenköpfen zu begegnen pflegt. Beide Männer waren in der That Juden, aber jener Sekte zugehörig, die unter dem Namen der „Chriſt-Iſraeliten“ in Amerika und England eine Art von Notorität erlangt hat. Die Kleidung beider Männer war gleich und trug dazu bei den Reiz des Bildes zu erhöhen. Olivenfarbene Weſte und Beinkleider, dunkelblaue Röcke mit großen Knöpfen, ſchwere Schuhe und weiße, niedrige Felbel-Hüte, dazu Berloques und allerhand Uhrbehang, der bei dem Mann auf der Fußbank wie ein Schlüſſelbund klapperte, während er bei dem Alten in ruhigen Pendelſchwingungen ſich und her bewegte. Was war nun der Inhalt der mit immer wachſender Stimme herausgepolterten Rede? Nichts als Vertheidigung ſeiner Sekte und ſeiner Perſon gegen die Angriffe einer in Leeds erſcheinenden Zeitung. Die Leeds-Times (wie ich vermuthe, mit nur allzu großem Recht) hatte funfzehn Monate früher Gelegenheit genommen, den ganzen Chriſt-Iſraelitismus als eine großartige Prellerei und denſelben John-Wroe, der da eben vor uns ſtand, als einen Vater der Lüge abzuconterfeien, und dieſer eine Zeitungsartikel hatte nun ſeit Jahresfriſt ein Motiv abgeben müſſen, um mit chriſt-iſraelitiſchen Traktätchen alle drei Königreiche durchreiſen und zum tauſendſten Male verſichern zu können, daß John Wroe ein ehrenhafter Mann und der Chriſt-Iſraelitismus eine erhabene Sache ſei. „Sie finden das alles in unſerm Büchelchen (Handbewegung nach dem Blinden hin, der die Exemplare durch ſeine Finger gleiten läßt), Sie finden darin all und jedes; Stück ein Penny; die letzten Exemplare die wir haben; Stück für Stück ein Penny.“ Dann eine kleine Pauſe um das Verkaufsreſultat zu controlliren und dann auf's Neue wieder ein Hinausſchreien in die Welt, daß Chriſtus geſagt habe: „liebet eure Feinde; daß der Redakteur der Leeds-Times ein wahrer Judas ſei, John Wroe ihm aber vergebe, da geſchrieben ſtehe: ſegnet die euch fluchen.“ Eh' eine Viertelſtunde um war, war ein Dutzend Exemplare verkauft. Dann brach man auf, um die Fußbank an einen andern Platz zu tragen.

Für einen Fremden, der zum erſten Male High-Street hinauf geht, iſt es freilich unterhaltend einer Reihe ſolcher und ähnlicher Scenen zu begegnen; aber wenn die Frage nach dem Werth und der ſittlichen Berechtigung derſelben aufgeworfen wird, ſo möchte ſich doch wenig zu Gunſten ſolchen Treibens ſagen laſſen. In England und Schottland exiſtiren dieſe Dinge 'mal und müſſen als die unvermeidliche Schattenſeite von Rechten und Freiheiten hingenommen werden, deren helles, ſegensreiches Licht nur noch von Blinden bezweifelt wird. Aber die Schattenſeiten hören um deshalb nicht auf zu ſein was ſie ſind. Nach meinem Gefühl geht ein blasphemiſcher Zug durch dieſe ganze Art von ſchauſtelleriſchem Chriſtenthum. Ohne einem Kirchenmonopol das Wort reden und das Recht einer chriſtlichen Anſprache an allerhand Examina binden zu wollen, erſcheint es mir doch andrerſeits mehr als fraglich, ob es wünſchenswerth ſei, das Wort Gottes verzerrt, verworren, verfälſcht, von zum Theil unſaubern Händen an allen Straßenecken verhökert und im Style John Wroe's ausgeboten zu ſehn.

X.

Ein Gang nach St. Anthony's Chapel.

Holyrood-Palace bildet nach Oſten hin den äußerſten Punkt der Stadt; unmittelbar dahinter erheben ſich jene unwirthbaren aber maleriſchen Felsmaſſen, die Salisbury Craigs. Gemeinhin pflegen die Beſucher Edinburg's die höchſte Spitze derſelben, den ſogenannten „Arthurs-Sitz" zu beſteigen, um ſich von dort aus einer Ausſicht zu erfreuen, die dem Panorama vom Calton-Hill oder von Edinburg-Caſtle vielleicht um ſo viel vorzuziehen iſt, als „Arthur's-Sitz" die eben genannten Orte an Höhe übertrifft. Beinah lohnender aber iſt es (wenigſtens für uns, die wir das Panorama von Edinburg-Caſtle aus noch friſch im Gedächtniß haben) einen Gang in die Craigs ſtatt auf dieſelben zu machen, und ſo ſchicken wir uns denn an, dem landſchaftlich ſchönſten Punkt derſelben, den Trümmern von St. Anthony Chapel, einen kurzen Abendbeſuch abzuſtatten. Aus rohem Feldſtein aufgeführt, und ſo formlos geworden, daß das, was daſteht, ebenſo gut einem Hof- und Stallgebäude als einer ehemaligen Kirche angehören könnte, bilden die Trümmer dieſer Kapelle an und für ſich nicht den geringſten Gegenſtand des Intereſſes; eben ſo wenig ſind die Vorgänge die ſich an dieſen Ort knüpfen dazu angethan, einen Beſuch deſſelben zu einer Art Pflicht zu machen. Aber das landſchaftliche Bild, deſſen man von ihm aus genießt, iſt ganz eigenthümlicher Natur und wenn ſchon weder groß, noch lieblich, noch grotesk, ſo iſt es doch im vollſten Maaße das, was ich als die ſchottiſche Landſchaft par excellence bezeichnen möchte. Worin ihr Charakter und ihr Reiz beſteht, werd' ich weiterhin verſuchen dem Leſer anſchaulich zu machen.

Um St. Anthony's Chapel zu erreichen, ſchlagen wir von der Stadt aus denſelben Weg ein, der uns in einem früheren Kapitel von Waterloo-Place nach Holyrood Palace führte. Wir wählen dieſe Straße auch heute wieder, weil wir vorhaben, dem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Calton-Hill endlich unſeren Beſuch zu machen, nicht um der Ausſicht willen, die er bietet, ſondern blos der Sehenswürdigkeiten halber, die dieſem Hügel in direkter Weiſe angehören. Dieſe Sehenswürdigkeiten beſtehen in einem halben Dutzend Monumente. Ich habe nicht vor, dieſelben zu beſchreiben oder zu kritiſiren; ſie ſind Nachbildungen nach der Antike und können keinen beſonderen Werth, wenigſtens nicht das Verdienſt originaler Erfindung beanſpruchen; was ihnen aber in ihrer Geſammtheit eine gewiſſe Bedeutung giebt, das iſt der Umſtand, daß uns aus ihnen der Gedanke einer Ruhmeshalle des ſchottiſchen Volks entgegentritt. Da ſehen wir zunächſt einen (leider unvollendet gebliebenen) Tempelbau, der in Erinnerung an die Schlacht von Waterloo und die ausgezeichnete Mitwirkung der ſchottiſchen Regimenter errichtet wurde; da iſt ein Monument Robert Burns' und zwei andere noch, von denen das eine dem Andenken Dugald Stewarts, das andere zu Ehren Profeſſor Playfairs errichtet iſt.

Die Mehrzahl meiner Leſer wird hier die Frage aufwerfen, was es mit Dugald Stewart und Profeſſor Playfair denn eigentlich auf ſich habe? wer ſie geweſen ſeien und was ſie gethan hätten, um ſich auf der Höhe von Calton Hill und zwar, von Vaterlands wegen, monumental verherrlicht zu ſehen. Genau dieſelbe Frage war ich gezwungen mir ſelbſt zu ſtellen, der ich bis dahin doch den eitlen Glauben in mir groß gezogen hatte, daß jeder Monument-berechtigte Schotte mir aus Dichtung oder Geſchichte wenigſtens dem Namen nach bekannt ſein müſſe. Aber ich ſollte während meines Aufenthalts in Schottland nur allzu oft an das Irrige dieſer meiner Vorſtellung erinnert werden. Die Sache iſt die, daß wir im Auslande nur die romantiſche Hälfte Schottlands kennen und wenig oder nichts von der Kehrſeite derſelben. Dichtung und Romane leſend, ſind wir mit unſeren Sympathieen in der Vergangenheit Schottlands ſtecken geblieben, während die Schotten ſelbſt nichts ernſtlicheres zu thun hatten, als mit dieſer Vergangenheit zu brechen und völlig neue, völlig abweichende Berühmtheiten zu etabliren. Sie haben, um einen Vergleich aus unſerer eigenen Geſchichte zu nehmen, den Alten-Deſſauers die ausſchließliche Denkmals-Berechtigung längſt genommen und einen gleichen Anſpruch, oder einen größeren noch, auf die Leſſing's und Winckelmann's, auf die Kant's und Beuth's ihres Landes übertragen. In Oban (an der Weſtküſte) fand ich ein Buch im Gaſtzimmer, das den Titel führte: „Die Würdigſten unſeres Volks". Ich blätterte eine halbe Stunde darin und ſuchte nach mir bekannten Namen, aber vergeblich. Wer waren die Würdigſten? Märtyrer und Reformatoren, Entdecker und Philanthropen, Dichter, Künſtler, Gelehrte, aber kein Archibald Bell the Cat mit „langem Schwert und kurzer Geduld", kein Douglas mit der Deviſe „ſtolz und treu", am wenigſten jener Hamilton's einer, die eine Locke Maria Stuarts bis dieſen Augenblick wie eine Reliquie aufbewahren. Dies Auftreten zwei ganz entgegengeſetzter Elemente, die nur darin zuſammenfallen, daß jedes nach ſeiner Art zur nationalen Kraft und Bedeutung des Landes beigeſteuert hat, läßt ſich vielleicht nirgends ſo gut beobachten, wie in Schottland, weil der Contraſt ſelten ſo ſchlagend hervortritt wie gerade hier. Während im Laufe der letzten 100 Jahre der ökonomiſche, puritaniſche und proſaiſche Sinn der Bevölkerung die Dinge innerlich zum Beſten gewandt und vor Wüſtheit und unausbleiblichem Verfall gerettet hat, hat gleichzeitig die wüſte Kraftepoche, die wenigſtens dageweſen ſein mußte, um poetiſch verherrlicht werden zu können, dem Ganzen nach außen hin einen Glorienſchein, ein Anſehen geliehen, das ihm die blos reſpektable Seite des Volkscharakters nie erobert haben würde.*)

Die Sonne war im Untergehen, als wir die Treppen, die zum Calton Hill hinaufführen, wieder hinunterſtiegen und durch den Regents Road nach dem Palaſte von Holyrood einſchwenkten. Wir warfen dem alten Bau nur einen flüchtigen Blick zu und ſchritten raſch, an eingezäunten Obſtgärten vorbei, den Felspartieen zu, die ſich faſt unmittelbar hinter Holyrood erhebend, eine ſteile Rückenlehne deſſelben bilden. Die Entfernung von Holyrood Chapel bis nach St. Anthony's Chapel mag kaum 10 Minuten Wegs betragen, das Terrain aber wird durch Hügelzüge und in den Weg gewälzte Felsblöcke ſo oft unterbrochen, daß man Holyrood nach wenig Minuten ſchon aus dem Geſicht verliert, um es von der Hügelkuppe St. Anthony's aus erſt wieder zu erblicken. Als wir auf halbem Wege ſein mochten und, die prächtige Felswand der Craigs faſt unmittelbar vor uns, eine Schlucht hinanſtiegen, überraſchte uns der Anblick eines Bildes von eigenthümlichem Reiz. Etwa hundert Schritte vor uns weitete ſich die Schlucht zu einem geräumigen Keſſel aus, in deſſen Mitte ein Granitblock lag, abgeſchliffen und von derſelben Form wie die Kieſel im Bach, aber ziemlich von den Umfängen eines deutſchen Backofens. Vor demſelben, zigeunerhaft zuſammengekauert, lagen drei Kinder, während die älteſte

---

*) Dugald Stewart gilt als Haupt der ſchottiſchen philoſophiſchen Schule; Prof. Playfair — ein bedeutender Naturforſcher.

Schweſter, ein Mädchen von 12 Jahren, ſchwarz und ſchlank aufgeſchoſſen, einem jungen Schotten, der nachläſſig an den Stein lehnte, einen Trunk Waſſer reichte. Es war ſchon dunkel und ich konnte die Züge und Umriſſe nicht mehr in aller Klarheit erkennen. Der junge Schotte trank, ſchüttete den Reſt aus und reichte die Schaale zurück. Das Mädchen trat jetzt bei Seite, wo hinter einem Felsvorſprung ein Aſchenfeuer zu glimmen ſchien und kehrte im nächſten Moment mit einem brennenden Holzſpahn zurück, den ſie dem jungen Schotten wie fragend entgegenhielt. Er nickte mit dem Kopfe und ſeine kurze Pfeife zum Munde führend, leuchtete im nächſten Moment der helllodernde Spahn zwiſchen den beiden jugendlichen Geſichtern. Einen Augenblick nur, dann kehrte die frühere Dämmerung zurück und, den Kindern am Boden eine Münze zuwerfend, ſtieg der junge Schotte die Schlucht höher hinauf, dann und wann ſich umſehend und die Mütze lüftend, deren lange ſeidene Bänder im Winde flatterten.

Als wir uns dem Stein noch mehr genähert hatten, ſprangen die Kinder auf und liefen mit kleinen Blechſchalen, in denen ſich eben geſchöpftes Quellwaſſer befand, auf uns zu und baten uns zu trinken. Wir waren ein wenig erhitzt und lehnten die Aufforderung ab, aber die Kleinen erwiederten raſch: „was wir nur dächten? daß es ja Waſſer aus dem St. Anton's Quell ſei und daß ſolch Waſſer geſund mache, aber nicht krank.“ Wir wagten es auf das Vertrauen der Kinder und den guten

Ruf des Heiligen hin und ließen uns, nachdem wir unſere Penny's geopfert, von den Wundern dieſer Quelle geduldig erzählen. Wir ſahen nun auch, daß der große Granitblock nicht von ungefähr dort lag, ſondern in aller Sorglichkeit auf den Mund der Quelle gelegt war, nicht um dieſe zu verſtopfen, ſondern um den reinen Mund der Göttin gegen Unbill zu wahren. Ein roher Tempel, zu Schutz und Ehren der Göttin errichtet.

Eh' wir den Platz verließen, begrüßten wir noch einen Alten, den Vater oder Großvater der Kinder, der hinter dem vorhin genannten Felseck lag und ſeine Finger an dem verglimmenden Feuer zu wärmen ſuchte. Er mußte geſchlafen haben, ſonſt hätte uns wohl der neben ihm liegende Dudelſack mit ein paar Tönen willkommen geheißen. Wir wechſelten ein paar Worte mit dem Alten und ſtiegen dann weiter aufwärts.

Als wir die Kuppe erreicht hatten, auf der ſich die Trümmer der alten Kapelle befinden, hielten wir Umſchau. Hinter uns, faſt unſere Rückenlehne bildend, ſtiegen die Wände der Salisbury Craigs in die Luft, rechts hin dehnten ſich die Wellenlinien halb kahler, halb grasbewachſener Hügel, links, aus dem Thalkeſſel hervor, ſchimmerten die Thürme von Holyrood, nur kaum erkennbar noch, im Abenddämmer, vor uns aber, faſt plötzlich in's Thal hinabſteigend, lief das Felſenvorland in jene fruchtbare Ebene aus, die ſich, als ein beinahe meilenbreiter Streifen zwiſchen den Craigs und dem ſchönen Meerbuſen des Forth dahinzieht. Die Abendnebel kamen jetzt leiſe vom

Meere herauf und begruben raſch den letzten Reſt von Leben, der noch unten im Thal geherrſcht hatte. Immer ſeltener hörten wir einen Vogel in der Luft oder einen abgeriſſenen Klang des Liedes, das der alte Pfeifer am Quell zu unſeren Ehren zu ſpielen ſchien. Endlich ſchwieg auch das; klangloſe Oede rings um. Aber in unſrem Rücken vernahmen wir lauter und lauter jetzt das Rauſchen der Waſſer, die von den Bergen kamen, ein dumpfes Murmeln, ein monotones Gerieſel, nur dann und wann unterbrochen durch den hellklingenden Ton einzelner Tropfen, die abgeſondert aus ihrer Höhe auf den Felsboden niederfielen.

XI.

Linlithgow.

Schottland hat Schlöſſer, Hof und Hall
Und Burgen und Palläſte,
Linlithgow aber ſchlägt ſie all
Und iſt das ſchönſte, beſte;
Ei wenn im Mai die Knoſpe ſpringt,
Wie luſtig da die Amſel ſingt
In Garten, Park und Wald,
Der Hänfling zwitſchert in der Näh,
Das Waſſerhuhn taucht in den See, —
Säh ich Dich wieder bald.

Walter Scotts „Marmion.“

Einer der reizendſten Punkte in der Umgegend von Edinburg iſt Stadt und Schloß Linlithgow. Es liegt an der Eiſenbahn die nach Gasgow führt. Der eigentliche und alte Name des Städtchens war Lithgow; Lin iſt Beiwort und bedeutet Little, ſo daß das Wort nach der Analogie von Little Glasgow, alſo mit dem Ton auf der zweiten Sylbe — Linlithgow, ausgeſprochen werden muß. Maria Stuart wurde hier am 5. Dezember 1542 geboren. Als ihr Vater (Jakob V.) auf ſeinem Todbette die Nachricht von ihrer Geburt empfing, murmelte er: „mit einem Mädchen kam unſer Geſchlecht und mit einem Mädchen wird es gehn.“ Die düſtre

Prophezeihung traf nicht völlig ein; die Stuarts regierten noch 150 Jahre und erſt abermals 100 Jahre ſpäter erloſch das Geſchlecht.

Wir verließen Edinburg mit dem erſten Zuge und waren etwa gegen 9 an Ort und Stelle. Die Morgennebel zogen noch in grauen Maſſen durch's Thal, aber ſie ſahen aus wie eine Armee auf dem Rückzug, kopfhängeriſch, die Sonne mußte über kurz oder lang durchbrechen und der Thau der überall an den Blättern hing verhieß einen klaren Tag. Der Bahnhof liegt am Oſtende des Städtchens. Beim Ausſteigen, wenn man nicht eine der Eiſenbahn-Böſchungen erklimmt, ſieht man nichts von dem an der Weſtſeite der Stadt gelegenen Palaſte, und der Anblick der ſich einem unmittelbar bietet, iſt ſo ſchlicht und anſpruchslos wie möglich. Eine dem Bahnhof gegenüber gelegene Sägemühle, nach drei Seiten hin von Bäumen eingeſchloſſen und nur auf der uns zugekehrten Seite frei und offen, wie ein Bild in einem Rahmen daliegend, unterbricht mit ihren immer gleichen Takten die rings herrſchende Stille, und die im Vordergrunde in voller Blüthe ſtehenden Malven, fügen noch den Reiz der Farbe zu allem Uebrigen und ſteigern den Eindruck jenes ländlichen Friedens, der dem müde gewordenen Städter ſo wohl thut, wo immer er ihm begegnen mag.

Vom Bahnhof aus biegt man rechts in die Stadt ein, die eigentlich nur aus einer einzigen Straße beſteht. Weder die einzelnen Häuſer noch die Lage des Ganzen bieten irgend etwas beſondres; es iſt ein Städtchen wie es ihrer tauſende giebt, und wenn irgend etwas an ihm geeignet iſt unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, ſo iſt es der Umſtand, daß dieſe Fachwerkhäuſer, mal grün mal gelb geſtrichen, uns an die deutſche Heimath erinnern und nicht an die engliſchen Städte, die, bei vielen ſonſtigen Vorzügen, doch in ihrer Uniformität ermüdend wirken.

Durch zwei Dinge indeß iſt Linlithgow berühmt (ganz abgeſehen von ſeinem Pallaſt) und zwar durch ſeine Treue und ſeine Brunnen. Wem es treu geweſen iſt, das iſt jetzt ſchwer zu ermitteln. Seiner Brunnen aber darf es ſich rühmen bis auf dieſen Tag. Unter dieſen iſt ein figurenreicher, der dem Rathhaus gegenüber ſteht und an ähnliche Arbeiten in Süddeutſchland erinnert, der bemerkenswertheſte. Er iſt es wohl, der zu der zweiten Zeile in einem alten ſchottiſchen Reimſpruch Veranlaſſung gegeben hat, der etwa lautet:

Glasgower Glocken und Falkirker Bohnen,
Lithgower Brunnen um dran zu wohnen,
Stirlinger Heſen und Perther Bier,
Alle Tauſend, ſo lob' ich's mir.

In wenigen Minuten haben wir die Stadt von Oſten nach Weſten hin durchwandert und ſtehen jetzt nach rechts hin vor einer kleinen kaum hügelartigen Erhöhung, auf der der Pallaſt unmittelbar vor uns gelegen iſt. Wenn das Sprüchwort Recht hat, das da ſagt: „große Fenſter ſchmücken das Haus“, ſo iſt der Pallaſt von Linlithgow ſo ungeſchmückt wie möglich; die Fenſter ſind klein und nichtsſagend und es liegt kein weſentlicher Grund vor, warum man Anſtand nehmen ſollte das Ganze für eine verräucherte chemiſche Fabrik oder für ein grau gewordenes Landarmenhaus zu halten. Aber es iſt mit dieſem Pallaſt wie mit den Wohnungen orientaliſcher Völker; an die Stelle des neugierigen Fenſters das ſich um das Draußen kümmert, tritt der verſchwiegene Hof, drin die Schönheit nur ſich ſelbſt und dem Hauſe lebt. Das Innere vom Linlithgow Pallaſt läßt uns raſch vergeſſen, was der Außenſeite fehlt. Ein tiefes dunkles Portal durchſchreitend, treten wir in den Schloßhof. Nach allen vier Seiten hin erhebt ſich das Mauerwerk und umſchließt einen Raſenplatz, in deſſen Mitte ſich abermals ein figurenreicher Brunnen befindet. Der Anblick muß etwas zauberiſches gehabt und an die mauriſchen Höfe Granada's erinnert haben, als hier das Waſſer in monotoner Melodie noch niederplätſcherte, wachthabende Hochländer um den Springbrunnen herum gelagert lagen und in ihre Tartan-plaids gehüllt, die Mütze mit der Reiherfeder auf dem Kopf, die Sommernacht verſchliefen und verplauderten.

Eine in's Detail gehende Beſchreibung des Ortes würde hier zu weit führen, auch komm ich der Fantaſie meiner Zuhörer vielleicht am beſten zur Hülfe, wenn ich dieſen Schloßhof von Linlithgow mit dem bekannten Hof der Heidelberger Schloß-Ruine vergleiche. Es iſt eine Verwandtſchaft im Ganzen da, ohne daß die einzelnen Theile eine ſolche rechtfertigen mögen. Auch darin ſind beide verwandt, daß ſie, durch ruchloſe Hand in Brand geſteckt*), ſich ſtärker erwieſen haben als die Zerſtörungswuth feindlicher Banden; beide zählen bis dieſen Tag zu den wohlerhaltenen Ruinen. An zauberiſcher Lage, an Mannigfaltigkeit und buntem Wechſel, bleibt Linlithgow freilich weit hinter der deutſchen Schloß-Ruine zurück, hat aber andrerſeits Geſchloſſenheit, Ernſt und einen edleren, alle Ueberladenheit meidenden Styl vor dieſer voraus.

Von den vier Flügeln des Pallaſtes intereſſirt uns nur einer, der weſtliche. Hier concentrirt ſich das Intereſſe und faſt jeder einzelne Raum hat ſeine Geſchichte. Ueber einem weiten unheimlichen Kellergewölbe, das in den Regierungstagen Karl II. als Gefängniß und Hinrichtungsſtätte diente (ein roſtiger Eiſenhacken an der Decke zeigt noch die Stelle wo 160 Convenanter den Martyrtod ſtarben), ziehen ſich die Zimmer hin, die von den Stuarts des 16. Jahrhunderts wenigſtens zeitweilig bewohnt wurden. Das Zimmer in dem Königin Maria das Licht der Welt erblickte, befindet ſich ziemlich genau in der Mitte des erſten Stockwerks, und würde von den Räumen die daſſelbe nach rechts und links hin einſchließen, in keiner Weiſe zu unterſcheiden ſein, wenn nicht Jakob VI. der bei Lebzeiten ſeiner Mutter ſo wenig zu ihrer Befreiung that, nach dem Tode derſelben die bequeme Laune gehabt hätte, das Zimmer drin ſie geboren wurde, durch Stiftung eines Prachtfenſters kenntlich zu machen. Dies Prachtfenſter hat natürlich längſt aufgehört ein ſolches zu ſein, unterſcheidet ſich aber noch immer durch Sims und Einfaſſung von der langen Reihe aller übrigen. Innerhalb der vier Wände die den Raum ſelbſt umſchließen, ſieht man ſich vergebens nach einem Zeichen um, das direkt oder wenigſtens ſymboliſch an die Perſönlichkeit erinnerte, die dieſem Ort ſeine Weihe und Bedeutung gegeben hat. Die Wände ſind kahl und kalt, herabgefallener Schutt, angefeuchtet vom Regen und feſtgeſtampft von Tauſenden von Beſuchern, hat den Fußboden zu einer bloßen elaſtiſchen Tenne gemacht; häßliches, gelbes Unkraut wächſt in den Winkeln und Mauerritzen und ſelbſt die Inſchriften fehlen, womit ein Miſchgefühl von Pietät und Eitelkeit das Mauerwerk berühmter Plätze ſo gern zu zieren und zu verunzieren liebt. Angeſichts dieſer Oede und Leere mußt' ich jener Kloſterruine in der Nähe von Oxford gedenken, die, der Sage nach, der Ort iſt, wo Roſamunde Clifford, gemeinhin die ſchöne Roſamunde geheißen, ihren letzten Ruheplatz im Leben wie im Tode fand. Die ganze Stätte dort iſt nur ein Grasplatz noch, um den ſich, mal hoch mal niedrig, eine Feldſteinmauer zieht, aber jene eine Stelle von der es heißt, daß es die Zellenwand der ſchönen Roſamunda war, hat ihr entſprechendes Erinnerungszeichen gefunden, und durch Stein und Mörtel hindurch ſeine Wurzel ſchlagend, erhebt ſich ein wilder Roſenſtrauch hoch in die Luft.

---

*) Der engliſche General Hawley und ſeine Dragoner waren vom Prätendenten („Prinz Charlie") und ſeinen Hochländern bei Falkirk geſchlagen worden. Hawley zog ſich nach Linlithgow zurück und quartirte ſich ſelbſt und ſeine Dragoner im dortigen Schloſſe ein. Nur auf eine Nacht, denn die Hochländer rückten nach. Als die Dragoner am andern Morgen das Schloß verließen, warfen ſie glimmende Aſche auf die durch Zimmer und Säle gebreitete Streu. In wenigen Minuten ſtand das ganze Schloß in Flammen. Hawley (wie unſer Führer uns erzählte) rief der Lady Gordon, der Dame vom Hauſe zu: „retten Sie ſich, Mylady", worauf die ſchottiſche Dame lächelnd erwiederte: es eilt nicht, General; ſchlimmſtenfalls aber werd' ich mich vor Eurem Feuer ſo gut zu retten wiſſen, wie Ihr euch vor dem unſern (bei Falkirk) gerettet habt. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, mit welcher Vorliebe einem die Schotten ſolche und ähnliche Anekdoten zu erzählen lieben. Sie fühlen ſich als die ſchwächern und unterdrückten und bewahren deshalb jeden kleinſten Zug dankbar im Gedächtniß, der ſchottiſchen Muth und Geiſtesgegenwart auf Koſten der Engländer verherrlicht.

Das Zimmer in dem Maria Stuart geboren wurde, bietet nichts als ſeinen Namen. Anders verhält es ſich mit dem Margarethen-Thurm, dem Queen Margrets Tower, der ſich in der Nordweſtecke deſſelben Flügels erhebt. Wir ſteigen, um dieſen Thurm auf dem nächſten Wege zu erreichen, zunächſt eine geräumige ziemlich wohlerhaltene Treppe hinauf, die wir zur Linken haben. Dieſe Treppe führte früher aus den Zimmern des Hochparterre in die oberen Stockwerke. Dach und obere Stockwerke aber exiſtiren ſeit lange nicht mehr, ſo daß die Treppe jetzt in's Freie ſtatt wie früher in höher gelegene Zimmerreihen führt. Im Heraustreten befindet man ſich ſofort wie auf dem Wallrand einer Feſtung, und die Deckenfläche der eben verlaſſenen Zimmer als Fußboden unter uns, ſehen wir uns jetzt, auf einer reizend gelegenen Baſtion, in der angenehmen Lage einen Spatziergang machen zu können. Auf und abſchreitend ſchicken wir uns wirklich bereits an, die warme feuchte Luft in langen Zügen einzuathmen, als die Stimme des Führers uns daran erinnert, daß wir um keines Spaziergangs willen dies alte Mauerwerk erklettert haben, ſondern blos, um mit Benutzung deſſelben, auf beſtem Wege an den Margarethen-Thurm zu gelangen. Vor dieſem ſtehn wir nunmehr, die Mauern ſind ziemlich dick und durch eine ſchmale Seitenthür treten wir jetzt in das erſte Stockwerk deſſelben ein. Die hinauf führende, ſchmale Wendeltreppe hat der Stufen nicht allzu viele und ohne ſonderliche Anſtrengung erreichen wir alsbald das oberſte, laternenartige Gemach des Thurmes, das den Namen Queen Margrets bower (Zimmerchen) führt. Die Ausſicht von dieſem Thurm iſt entzückend. Nach allen Seiten hin, aber ſehr allmälig, hebt ſich das Terrain; breite, goldgelbe Haferfelder ſteigen die Hügel hinauf und verdünnen ſich landeinwärts zu immer ſchmaleren Streifen. Hier und dort Hecken und Baumgruppen, die ſich in Nebel und Ferne verlieren. Nach Süden hin die Stadt, die ſich ziemlich dicht an den Pallaſt lehnt; unmittelbar vor uns aber ein kleiner, inſelreicher See, der ſich rechtwinklig, nach Nord und Weſt hin, um die Fronten des alten Schloſſes legt. Wir ſtanden wie geblendet; einzelne Möven flogen vor uns auf und mit Gekreiſch bald dieſe bald jene Inſel umſchwebend, glänzte das Weiß ihrer Flügel wunderbar über dem Graublau des Waſſers.

Es würde ſich verlohnen den Margarethen-Thurm zu erſteigen, wenn er auch nichts böte als dieſe Ausſicht.

Es knüpfen ſich aber auch hiſtoriſche Erinnerungen an denſelben, die ein plaſtiſcheres Bild geben als das bloße „in dieſem Zimmer wurde Maria Stuart geboren“. Königin Margarethe war die Schweſter Heinrichs VIII. von England; Jakob IV. von Schottland war ihr Gemahl. Als dieſer, übermüthig und verblendet, ein Heer ſammelte, um England mit Krieg zu überziehen, beſchwor ihn Margarethe von dieſem Unheilszuge abzuſtehen. Umſonſt. Der Zug gegen England war beſchloſſen. Wie er begann und endete, erzähle ich im folgenden Kapitel (Floddenfield.) An dem Tage, wo Jakob aufbrach, erſtieg die Königin den Nordweſtthurm, der ſeitdem ihren Namen trägt, und ſah von ſeiner Höhe aus die endloſen Reihen des Heeres gen Süden ziehen. Jene Hügelreihe entlang, die ſüdöſtlich den Horizont umſchreibt, bewegte ſich der Zug, 50,000 Mann, vorauf der König und ſeine Lords. Der Tag war hell und ihre Rüſtungen glänzten in der Sonne. Der Glanz des Aufzuges konnte das Herz Margarethen's nicht bethören; die Königin wußte, daß ſie auszogen auf Nimmerwiederkehr. Die Erinnerung an dieſen Tag aber haben Sage und Dichtung lebendig erhalten und in die Steinquadern des kleinen achteckigen Thurmgemachs befinden ſich die Worte eingegraben:

Think of Queen Margret, who in Lithgows bower
All lonely sat and wept the weary hour.

Hier ſchwand in Thränen unſerer Königin
Einſam und bang die Abſchiedsſtunde hin.

XII.

Floddenfield.

Der Tag von Floddenfield iſt in der ſchottiſchen Geſchichte das düſtere Gegenſtück zu dem Glanztage von Bannockburn. Bannockburn iſt auch bei uns ein gekannter und oft genannter Name geworden, von Floddenfield ſpricht Niemand. Und doch ſind die Momente, die dieſer Unglücksſchlacht theils vorausgingen, theils ſie begleiteten, der Art, daß ſie an Intereſſe hinter dem Ruhmestage der ſchottiſchen Geſchichte nicht zurückbleiben. Ich will verſuchen, dieſe Momente hier in möglichſter Kürze zuſammen zu ſtellen, vielleicht daß ſie den einen oder andern meiner Leſer zu einer mehr künſtleriſchen Geſtaltung anregen. W. Scott hat allerdings bereits in ſeinem ſchönen Gedichte „Marmion“ dieſe Vorgänge wo nicht zum alleinigen Gegenſtand, ſo doch zum Kern einer trefflichen epiſchen Dichtung gemacht. Die Vorgänge eignen ſich aber meines Erachtens mehr zu dramatiſcher als epiſcher Behandlung.

Es wird nöthig ſein, bei der Schilderung, die ich vorhabe, bis zur Thronbeſteigung Jakobs IV. zurückzugehen, jenes ritterlichen und trotz aller Fehler viel beklagten und viel gefeierten Königs, deſſen Leben und Tod den Mittelpunkt dieſes Kapitels bilden.

Der Tag von Sauchieburn (18. Juni 1488) hatte Jakob III., dem ſogenannten Fiedler-König, Thron und Leben gekoſtet; ſein eigener Sohn, damals erſt 15 Jahr alt, hatte auf Seiten des aufrühreriſchen Adels gegen den Vater gefochten und war ihm als Jakob IV. gefolgt. Dieſe Schlacht und die Scenen, die ſie begleiteten, ſind nicht ohne rührende Züge. So wird erzählt, daß der König ganz gegen ſeine Gewohnheit tapfer gekämpft habe; erſt als er des Banners ſeines Sohnes in den Reihen der Aufſtändiſchen anſichtig geworden ſei, habe er allen weitern Widerſtand aufgegeben und ſei geflohen. Auf der Flucht, ſo wird weiter berichtet, ſcheute ſein Pferd vor einer alten Frau, die mit einem Waſſereimer auf dem Kopf an ihm vorüberging. Der König wurde abgeworfen und erſchlagen, Niemand weiß von wem. Jakob IV. begab ſich vom Schlachtfelde aus nach Linlithgow und bald darauf nach Stirling. Als er in die Kapelle trat, fand er daſelbſt die Mönche zu einem Trauergottesdienſt verſammelt und hörte die Litaneien, worin ſie den Tod des Königs beklagten. Jakob IV. war tief ergriffen und unterzog ſich peinlicher Buße, wozu, wie man erzählt, noch folgender Vorfall beigetragen haben ſoll: Wenige Tage nach der Schlacht erſchien Sir Andrew Wood vor ſeinem jungen König, der was nöthig iſt hierbei zu bemerken, in ſo völliger Entfremdung von ſeinem Vater groß gezogen war, daß er kein deutliches Bild deſſelben in ſeiner Seele trug. Jakob IV., der noch immer an die Möglichkeit dachte, daß ſein Vater nicht erſchlagen ſei, trat jetzt raſch an Sir Andrew Wood heran und begrüßte ihn, durch eine gewiſſe Aehnlichkeit der Züge getäuſcht, halb freudig, halb beſchämt mit den Worten: „Du biſt mein Vater!“ worauf der Alte unter Thränen erwiederte: „Nicht euer Vater, Herr, aber eures Vaters treuſter Diener!“ Dieſe Vorgänge übten einen tiefen Einfluß auf das Gemüth des Königs, und bald nach ſeiner Thronbeſteigung legte er, zum Zeichen ſeiner Buße, einen breiten Eiſengürtel an, deſſen Gewicht er von Jahr zu Jahr vermehrte. Aber das Bewußtſein ſeiner Schuld begleitete ihn durch's Leben und zeigte ſich in plötzlichen Trübſinns-Anfällen, die ihn oft mitten in der Freude oder bei luſtigen Gelagen heimzuſuchen pflegten.

Des jungen Königs Herrſchaft war unrechtmäßig erworben, aber unleugbare Herrſchergaben, Kraft, Muth, Zuverſicht, ließen bald vergeſſen, wie und wodurch ſie gewonnen war. Die Macht der Krone und mit ihr das Anſehen des Geſetzes wuchs raſch im Lande auf Koſten eines übermächtigen Adels, beſonders ſeit der Vermählung des Königs mit Margarethe von England, die in allen Kämpfen wenigſtens, in denen es ſich um Befeſtigung des königlichen Anſehens handelte, ihrem jungen Gemahl den Beiſtand und die Mitwirkung des engliſchen

Hofes als werthvollſten Brautſchatz zugeführt hatte. Dennoch blieb es auch dieſer Heirath verſagt, ein dauerndes gutes Einvernehmen zwiſchen den beiden Höfen zu Stande zu bringen. Die auf Feindſchaft geſtellten Traditionen beider Länder, das ſchlaue Intriguenſpiel Frankreichs, vor allem aber die Ruhmſucht und Eitelkeit des jungen Königs ſelbſt, führten verhältnißmäßig raſch zu jener Kataſtrophe, die mit der völligen Niederlage des Landes und dem Tode des Königs endete. Dieſe Niederlage iſt der Tag von Flodden.

Es wird nöthig ſein, mit wenig Strichen die damalige Situation zu zeichnen. Es war die Zeit der „heiligen Ligue“. Spanien, Deutſchland, England rüſteten ſich in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XII. zur Bekämpfung Frankreichs, das zu allem übrigen auch unter dem Bannfluch des Papſtes ſtand. Ludwig's Anſtrengungen waren natürlich dahin gerichtet, auch ſeinerſeits Bundesgenoſſen ins Feld zu ſtellen und namentlich England durch ein ſchnell anzuſchürendes Zerwürfniß mit Schottland von dem continentalen Kriegsſchauplatz fern zu halten. Seine Bemühungen fanden bei König Jacob raſchen Eingang, der theils nach landesüblicher Vorſtellung in Frankreich ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen ſah, theils lüſtern war nach Ruhm und Krieges-Lorbeer. König Jacob war zum Kampf entſchloſſen und ſehnte ihn herbei, aber hätte er auch die klarſte Vorſtellung von der Mißlichkeit und Gefahr dieſes Kampfes gehabt, die Art und Weiſe, in der von Frankreich aus die Aufforderung zu Kampf und Beiſtand an ihn erging, würde über all ſeine Bedenken raſch den Sieg davon getragen haben. Ludwig XII. kannte genau den Punkt, der bei ſeinem königlichen Vetter berührt werden mußte, und von dem Augenblick an, wo Anna von Bretagne, die ſchöne Gemahlin Ludwigs, einen Brief an König Jacob geſchrieben und unter Ueberſendung eines Türkis-Ringes ihn beſchworen hatte, ihr Ritter zu ſein, war Schottland feſter und zuverläſſiger an das Intereſſe Frankreichs gekettet, als wenn die Wohlfahrt des Landes ein ſolches Bündniß vorgeſchrieben hätte. Noch einmal, König Jacob war zum Kampf entſchloſſen, er träumte von einem neuen Tage von Bannockburn, und ſchien vergeſſen zu wollen, daß es ſich damals, zu König Roberts Tagen, um die Vertheidigung und die Freiheit des Vaterlandes, nicht aber um einen Eroberungszug, einen Krieg nach außen, gehandelt hatte. Was aber der König überſah, oder wenigſtens nicht ſehen wollte, wurde um ſo klarer von ſeinen Räthen und den hervorragendſten Perſonen ſeiner Umgebung geſehen. Der alte Graf Angus, mit dem Zunamen „Bell the Cat", (ſ. p. 79) beſchwor den König ſeinen Frieden mit England zu machen; Niemand aber war eindringlicher und beredter als die Königin ſelbſt, die, als Schweſter Heinrich's VIII., mit ihrem Herzen zwiſchen den ſtreitenden Parteien ſtand. In wie weit Queen Margret um jene Geiſtererſcheinungen gewußt hat, die dem Zuge des Königs unmittelbar vorausgingen und das ganze Land in Staunen und Schrecken verſetzten, iſt nie aufgeklärt worden. Welcher Art dieſe Erſcheinungen waren, werde ich jetzt zu erzählen haben.

Der König hatte bereits ſeine Barone nach Boroughmoor, einem weiten Blachfeld bei Edinburg, berufen und begab ſich, während das Heer ſich ſammelte, auf kurze Zeit nach Linlithgow, um im dortigen Palaſt die letzten Tage vor dem Zuge gegen England zuzubringen. Die Bitten der Königin wiederholten ſich hier, aber erfolglos, wie früher. Am Tage vor ſeinem Aufbruch trat der König, von den Lords ſeines Hofhalts begleitet, in die nahe am Palaſte gelegene Kirche, um in einer der Seitenkapellen ſein Gebet zu ſprechen und den Beiſtand Gottes für ſeinen Kriegszug anzurufen. Es war um die Zeit des Abendgottesdienſtes, und der Vespergeſang im Schiff der Kirche ſchwieg eben, als eine wunderlich gekleidete Geſtalt in dieſelbe Kapelle trat, in der der König betete und ſich durch den Kreis der Lords und Hofbeamten hindurchdrängte.

Der Eintretende war unnatürlich groß, wohl ſieben Fuß, dabei baarhaupt und ganz in weiße Gewänder gekleidet. Langes röthliches Haar fiel ihm ſchlicht auf Nacken und Schulter herab, in der Rechten hielt er einen ſchweren Eichenſtab, an den Füßen aber trug er dickſohlige Schuhe, wie Jemand, der viel über Berge ſteigt. So haben ihn Sir David Lindſay und Sir John Inglis beſchrieben, die neben dem König ſtanden und zwiſchen die der ſeltſame Gaſt ſich ohne Gruß oder Frage hineindrängte. Der König ſah ſtarr zu ihm auf, als der Pilger (denn das ſchien er ſeinem Aufzuge nach ſein zu wollen) jetzt zu ſprechen begann: „Mich ſendet meine Mutter; ſteh' ab, König, von dem, was Du vorhaſt; nichts Gutes wartet Deiner, noch Derer, die Dich begleiten. Meide die Weiber und hüte Dich vor ihrem Rath; wo nicht, biſt Du der Schande verfallen!“ Er ſprach dieſe Worte laut und eindringlich; als Sir David Lindſay ſich ermannte und nach der Geſtalt greifen wollte, die faſt Arm an Arm mit ihm geſtanden hatte, war ſie wie ein Schemen verſchwunden.

Es verlautet nichts darüber, wie der Eindruck war, den dieſe Erſcheinung auf den König machte, und ob er mehr in ihr ſah, als die Erfindung einer von Eiferſucht geplagten Königin. Gleichviel, die Dinge waren zu weit gediehen um über Nacht geändert werden zu können, und am nächſten Morgen ſchon begab ſich Jacob nach Borough-moor, um daſelbſt über die inzwiſchen eingetroffenen Barone Muſterung abzuhalten und ſeinen Zug gegen England anzutreten. Aber die Geiſterwelt, einmal erſchloſſen, ſchien *nicht ohne einen* zweiten Verſuch den Platz räumen und ihr Spiel verloren geben zu wollen.

Die Muſterung über das Heer, wohl 50,000 Mann ſtark, war abgenommen, und der Marſch gegen Süden auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. Die Truppen lagerten draußen auf dem Blachfeld, aber viele von den Lords und Clanführern waren in die Stadt gekommen, um die letzten Stunden vor dem Aufbruch beim Weine zu verplaudern. Mitternacht war bereits vorüber und noch immer ſtand man plaudernd an den Ecken oder zog ſingend durch die Straßen. Endlich ſchwieg der Lärm, auch die letzten Nachzügler ſchienen die Stadt verlaſſen zu haben und nur einzelne Bürger von Edinburg, die ſich bei ihren Freunden verſpätet hatten, ſtiegen noch von Canongate kommend die dunkle High-Street hinauf. Es waren ihrer drei, unter ihnen Sir Richard Lawſon. Als ſie in die Nähe der St. Giles Kirche gekommen waren und auf dem Platze ſtanden, wo ſich das Wahrzeichen der Stadt, das alte City-Kreuz auf ſeinem hohen, achteckigen Poſtamente erhob, hörten ſie von der Brüſtung her folgende Worte in die Nacht hineinrufen:

Vernimm, König Jakob: zieh aus, zieh ein!
In vierzig Tagen biſt Du mein.
Ob Schwert Dich trifft, ob Roſſes Huf,
Du mußt gehorchen meinem Ruf.
Du biſt geſtrauchelt, ich hab Dich gewiß,
Das Licht muß enden in Finſterniß.

Die Bürger waren ſtehen geblieben; einige andere, die von der entgegengeſetzten Seite des Platzes gekommen waren und dieſelben Worte in aller Deutlichkeit gehört hatten, hatten ſich zu ihnen geſellt. Man ſprach laut hin und her, was zu thun und was zu laſſen ſei, konnte ſich aber nicht einigen. Nichts deſto weniger lief die Nachricht von dieſer abermaligen Erſcheinung wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und als der König am andern Morgen den Palaſt von Holyrood verließ, um in's Lager zu reiten und ſich an die Spitze des ſeiner harrenden Heeres zu ſtellen, lag eine Wolke auf ſeiner Stirn, die nur allzudeutlich ſagte, daß ihm der geſpenſtiſche Vorgang dieſer Nacht kein Geheimniß geblieben war.

Angeſichts des glänzenden Heeres indeß, glänzender als irgend ein anderes, das jemals Schottlands Grenze überſchritt, mochte mit gutem Grund der Trübſinn weichen, der auf Augenblicke ſein leicht bewegliches Gemüth beſchlichen hatte, und lachend wie die Auguſtſonne, die auf die hundert Ruſtungen ſeiner Heerführer fiel, begrüßte er jetzt die Seinen und gab den Befehl zum Aufbruch. Man hielt ſich zunächſt in weſtlicher Richtung. Als der lange, blinkende Zug über die Hügel zog, die in mäßiger Entfernung das ſchöne fruchtbare Thal von Linlithgow umſchließen, ſtand Königin Margarethe auf dem höchſten Thurm des Palaſtes und ſah dem blinkenden Zuge nach, von dem ſie in ihrem Herzen wußte, daß er zum Tode und nicht zum Siege zog.

In kurzen Tagemärſchen bewegte ſich das Heer der Grenze zu und überſchritt den Tweed. In den erſten Tagen des September nahm es ſeine Aufſtellung auf den nach zwei Seiten hin ſteil abfallenden Hügeln von Flodden, an deren Südrand ſich der Till-Fluß in ziemlicher Breite vorbeizog und die ſchon gut gewählte Stellung noch feſter und ſchwerer zugänglich machte. Der König, der erfahren hatte, daß das engliſche Heer in raſchen Märſchen unter Führung des Grafen von Surrey heranziehe, glaubte bei der Sicherheit der gewähten Stellung das Spiel völlig in Händen zu haben und gab ſich ſorglos den Zerſtreuungen des Augenblicks hin. Ganze

Nächte verbrachte er außerhalb des Lagers, und man erzählt ſich, daß Lady Heron, eine ſchöne, den Engländern ergebene Frau, ihn durch allerhand Verführungskünſte auf ihrem Schloſſe feſtgehalten und ſeine chevalereske Ueberſpanntheit, allerhand Liebes- und Ritterdienſte von ihm heiſchend, zu ſeinem Verderben benutzt habe. Von anderer Seite wird dies Verhältniß geleugnet; gleichviel, als er am Vormittag des 8ten ins Lager zurückkehrte, mußte er gewahr werden, daß Graf Surrey inzwiſchen das unausführbar Gedachte ausgeführt und ſeine Stellung im Rücken des ſchottiſchen Heeres eingenommen hatte. Stromaufwärts hatte man eine Furth entdeckt und unter dem Schutz der Nacht den Till-Fluß überſchritten.

Unter den älteren Heerführern gab ſich Angeſichts dieſes Flankenmarſches der Engländer eine gewiſſe Unruhe kund; die Ruhe aber, mit der der eben im Lager eintreffende König die Nachricht von der ſtattgehabten Ueberflügelung aufnahm, zeigte deutlich, daß er die vortheilhafte Stellung auf den Hügeln entweder aus bloßem Zufall oder in der Abſicht gewählt hatte, um gegen Ueberfall und Ueberraſchung, die ſeiner Natur zuwider waren, möglichſt geſichert zu ſein. Jetzt, wo er das engliſche Heer offen und kampfbereit vor ſich ſah, gab er aus freien Stücken und mit voller Freudigkeit den Befehl, die Hügel hinabzuſteigen und ſich auf der Ebene von Flodden den Engländern gegenüber aufzuſtellen, um ſo mehr, als ſein eigenes Heer der Zahl nach das ſtärkere war.

Zu anderer Zeit und unter einem anderen Fürſten würde die Mehrheit der ſchottiſchen Barone einer ſolchen Aufforderung, deren Widerſinnigkeit in's Auge ſprang, ſchwerlich nachgekommen ſein; die Liebe und das Anſehn aber, das der König um ſeiner ritterlichen Tapferkeit willen bei Hoch und Niedrig genoß, war ſo groß, daß man mit einer Art Enthuſiasmus gehorchte. Der Sporn nationaler Eitelkeit kam hinzu, und Kampfluſt und Zuverſicht ſchufen zuletzt einen Taumel, dem nur wenige nüchtern genug waren zu widerſtehen. Einzelne Hiſtoriker haben die Beweggründe, die den König dazu trieben, eine ſichere Poſition mit einer mindeſtens weniger ſicheren zu vertauſchen, in nichts weniger als einer überſpannten Vorſtellung von Ritterlichkeit finden wollen und ſind der Anſicht geweſen, daß der geſchickte Flankenmarſch der Engländer, der ihn in der That von aller Communication mit Schottland abzuſchneiden drohte, jeden anderen Ausweg unmöglich gemacht habe. Dem ganzen Charakter des Königs aber entſpricht durchaus die Verſicherung Pitscottie's, der in ſeinem Geſchichtswerke eigens hervorhebt, daß der König ſich am Tage vor der Schlacht verſchworen habe, nicht Wind nicht Wetter vor ſeinem Gegner voraus haben zu wollen, auch nicht auf die Gefahr hin, in dieſem Kampfe unterzugehen.

Am Abend des 8. September ſtanden ſich beide Heere in Schlachtordnung gegenüber, auf den Hügeln von Flodden brannten noch einzelne Hütten, die man im Momente des Abmarſches in Brand geſteckt hatte. So kam die Nacht. Der König hatte ſein Lager auf platter Erde genommen; im Halbkreis um ihn her lagerten die Grafen Home und Huntley, Lord Lennox, Lord Crawford, die Grafen Bothwell und Montroſe und einige andere noch. Plaids von allen Farben deckten den Boden oder hüllten den einen oder anderen der Schläfer ein. Der König hielt ſich wach und ſah nach den Lagerfeuern der Engländer hinüber. Es mochte Mitternacht ſein, als der alte Bell the Cat, das Haupt der Douglas, der ſo oft ſeine Warnerſtimme erhoben hatte, in dieſen Kreis halb wacher, halb ſchlafender Edelleute trat und vor dem Könige ſich niederlaſſend ihn noch einmal beſchwor, das Schickſal ſeines Landes nicht an den Ausgang des nächſten Tages zu knüpfen. Schottland habe nur dies eine Heer, es werde ſtark und unüberwindlich ſein, wenn es die Vertheidigung des eignen Landes gelte; aber dieſer Angriffskrieg, der den Stolz und die Entrüſtung eines ſtärkern Gegners wach gerufen habe, müſſe und werde zum Verderben führen; ſelbſt ein Sieg würde nur der erſte Schritt zu einer um ſo größern Niederlage ſein. „Laßt uns zurück,“ ſo ſchloß er, „die Engliſchen ſind ermüdet vom Marſch, ſie werden unſern Abzug nicht ſtören, und ehe die Sonne herauf iſt, haben wir den Tweed im Rücken und wieder ſchottiſch Land unter den Füßen. Da laß uns ihrer warten.“ Der König erwiederte ſpöttiſch: „Geh heim, Douglas, wenn Du Dich fürchteſt!“ und wandte ſich ab, zum Zeichen, daß er dieſer Ermahnungen überdrüſſig ſei. Bell the Cat erhob ſich und rief dem König zu: „Du biſt undankbar, Jakob, wie ihr's alle geweſen ſeid; ich mag keinem König dienen, der nur Furcht hört, wo Liebe ſpricht.“

Während dieſes Geſprächs waren die Lords aufgeſprungen und hatten ſich um den König geſtellt. Eine peinliche Stille trat ein, als Angus vor ihnen vorbei in's Freie ſchritt und ohne Gruß oder Abſchied den Platz verließ. Auch der König ſchien betroffen. Aber die Verſtimmung ſollte nicht lange währen, denn kaum, daß Bell the Cat den Kreis verlaſſen und ſeine Richtung nach dem rechten Flügel hin, wo die Douglas ſtanden, eingeſchlagen hatte, ſo trat eine andere Geſtalt in den Kreis ein, deren lachende Jugend und männlich ſchöne Erſcheinung raſch den Eindruck verwiſchte, den die Worte Bell the Cats hervorgerufen hatte. Es war der Graf von Caithneß. Vor länger als Jahresfriſt vom König wegen Friedensbruchs in die Acht erklärt, war der Geächtete gezwungen worden, in den unzugänglichen Bergen ſeiner Grafſchaft Zuflucht zu ſuchen. Dort, an der nördlichſten Spitze Schottlands, wo er von der felſigen Küſte aus die benachbarten Orkney-Inſeln überſehen konnte, hatte er unter ſeinen Clansleuten gelebt, in den Hütten jener Sinclairs, die damals wie heut bekannt waren durch ihre Armuth und Tapferkeit. Nur dann und wann hatte er ſich in Städte und belebtere Gegenden gewagt, bis Thurſo und ſelbſt bis Inverneß. Auf einem Markttage in Inverneß war es, wo er zuerſt von dem Zuge hörte, den König Jakob gegen England vorhabe, und ſei es, daß ſein altes Vaſallengefühl wieder lebendig in ihm wurde, oder daß er in ſeinem Herzen ſehr wohl wußte, wie der Zorn des Königs am eheſten und beſten zu beſänftigen ſei, gleichviel, ſein Plan war raſch gemacht, und 300 Sinclairs um ſich ſammelnd, zog er gegen Süden, um ſich dem Heere des Königs anzuſchließen. Als er auf dem Boroughmoor von Edinburg erſchien, war der König ſchon ausgezogen, aber unbeirrt in ſeinem Vorhaben, folgte der Graf dem Heereszuge, erreichte Floddenfield in der Stunde der Entſcheidung und trat jetzt an den König heran, in demſelben Augenblick faſt, wo Bell the Cat den König verlaſſen hatte. Er ließ ſich auf ein Knie nieder und bat um Gnade. Der König, der zu keiner Zeit einem ſo ritterlichen Appell widerſtanden haben würde, gerieth unter dem Einfluß des Moments, wo jeder kleinſte Vorfall, der die Worte Bell the Cat's vergeſſen machen konnte, ihm doppelt willkommen ſein mußte, in ein faſt überſchwengliches Gefühl des Dankes und der Freude. Er hob den Knieenden auf, küßte ihn und belehnte ihn aufs Neue nicht nur mit Allem, was die Grafen von Caithneß jemals beſeſſen, ſondern fügte noch Schenkungen und allerhand Gerechtſame dem alten Beſitzſtand hinzu. Auf der Stelle ſollte der Freibrief ausgeſtellt werden. Da kein anderes Pergament im Lager war, ſo wurde eine Trommel geholt und auf das Fell derſelben die Schenkungs-Urkunde niedergeſchrieben. Die Familie der Grafen von Caithneß beſitzt dieſe Rolle bis dieſen Tag, umwickelt mit allerhand Strängen und Schnüren, die man von derſelben Trommel genommen hat.

Am Morgen des 9. September begann die Schlacht. Jegliche Art geſchickten Manövrirens, jede Benutzung von Terrain-Vortheilen ſchien man für dieſen Tag als unwürdige Fechterſtückchen außer Spiel gelaſſen zu haben; es war als ob beide Nationen übereingekommen ſeien, wie bei einem bloßen Fauſtkampfe feſtſtellen zu wollen, wer den beſten Schlag zu thun verſtände. Die Schotten eröffneten den Kampf, und zwar auf ihrem linken Flügel. Hier ſtanden die Borderer (Grenzer), die Männer von Annandale und Liddesdale. In beſtändigen Grenzkämpfen geſchult und geſtählt, galt von ihrem Muthe daſſelbe was von ihren Speeren galt: beide waren um zwei Ellen länger als irgend ſonſt wo im Lande. In wildem Anlauf ſich auf den rechten Flügel der Engländer ſtürzend, durchbrachen ſie ihn faſt ſo raſch und glänzend wie ein Reiterhaufen ein Viereck durchbricht. Weit über das Ziel hinausſchießend und die Flucht der Engländer verfolgend, kehrten ſie endlich um, um nach der Räuberſitte ihres Landes das Lager zu brandſchatzen und die Todten zu plündern.

Während ſo am linken Flügel koſtbare Minuten verſäumt wurden, fielen am rechten die Würfel der Entſcheidung. Auch hier hatten die Schotten, faſt ausſchließlich Hochländer vom Clan der Campbels und Gordons, angegriffen, aber mit ſchlechtem Erfolg. Ihnen gegenüber hielt engliſche Reiterei unter Befehl von Sir

Edward Stanley und Fußvolk, deſſen vorderſte Reihe aus Bogenſchützen von Lancaſhire beſtand. Dies war eine ausgezeichnete Truppe, in Schottland ebenſo gefürchtet wie in England berühmt, wo man doch ſeit den Tagen Robin Hood's gewöhnt war, die höchſten Anforderungen an dieſe Kunſt zu ſtellen. Ein Hagel von Pfeilen zerſtreute, im Nu faſt, die ohnehin wild und ungeordnet angreifenden Hochländer, und die nachrückende engliſche Reiterei ſäuberte alsbald das Feld. Als Sir Edward ſein Werk gethan und keinen Feind mehr vor ſich ſah, ſammelte er die Seinen und in ſchräger Linie über die ſchottiſche Schlachtreihe hinaus vordringend, faßte er jetzt das Centrum des Feindes im Rücken.

Hier im Centrum kämpfte man ſeit 5 Stunden Mann gegen Mann, nichts war gewonnen und nichts war verloren, kein Commandowort wurde gegeben oder gehört, man ſchlug ſich und ſtand in Blut. So ſtand der Kampf, als die vorderſten Reihen Sir Edward Stanley's im Rücken des Feindes erſchienen. Ohne ein Commandowort abzuwarten, wechſelten die zu hinterſt ſtehenden Glieder der Schotten ruhig die Front und fochten weiter. Gedrängt von zwei Seiten, ſchien ſich nichtsdeſtoweniger der Sieg auf die Seite der Schotten neigen zu wollen; Sir Edward Stanley zog ſich in ſeine frühere Stellung zurück, und Graf Surrey, matt, oder des Blutvergießens müde, ging auf eine kurze Strecke rückwärts, um zu muſtern was ihm geblieben ſei. In dieſem Moment ſcheinbaren Sieges, als der nach zwei Seiten hin abrückende Feind zum erſten Male Gelegenheit gab, von der Kampfesarbeit auszuruhn und ſtatt auf die Feinde vor ſich, auf die Freunde neben ſich zu blicken, in dieſem Moment ſcheinbaren Sieges erkannten die Schotten, daß ſie geſchlagen ſeien. Was ſie während des Kampfes nicht geſehen hatten, das ſehen ſie jetzt. Die vielen Tauſende die auf dem ſiegreich vertheidigten Streifen Land geſtanden hatten, waren zu eben ſo vielen Hunderten zuſammen geſchmolzen. Alle Führer waren erſchlagen, Crawford todt, Montroſe todt; man ſuchte nach dem König, aber man ſuchte vergebens. Als die Sonne des nächſten Tages auf die Wahlſtatt fiel, fanden die Engländer das Feld von dem Feinde verlaſſen, den ſie geſtern vergeblich bekämpft hatten. Keine Verfolgung fand ſtatt; Graf Surrey wußte, daß die führerloſen Trümmer ohnehin auseinander fallen würden.

Wo der König fiel, wer ihn fand und wo man ihn fand, darüber iſt niemals Zuverläſſiges bekannt geworden. So kam es, daß ſich, auf lange Zeit hinaus, beim Volk der Glaube lebendig erhielt, König Jakob ſei nicht gefallen, er lebe noch und habe das Kreuz genommen, um die große Schuld ſeines Lebens, die Auflehnung gegen ſeinen Vater, am heiligen Grabe abzubüßen.

Dieſer Glaube fand Nahrung in dem Umſtand, daß ſich unter den Trophäen, die Graf Surrey nach London heimführte, jener Eiſengürtel nicht vorfand, den der König, wie jeder Schotte wußte, ſeit 25 Jahren getragen und nie abgelegt hatte. Aber freilich andere Schätze führten die Sieger heim, die kaum minder deutlich ſprachen und das entgegengeſetzte Zeugniß ablegten. Des Königs Schwert und Dolchmeſſer waren gefunden worden, und vor allem jener verhängnißvolle Türkiſenring, den ihm die Königin Anna als das Zeichen ihrer Huld und ihres Zutrauens geſandt hatte. Schwert und Dolch befinden ſich bis dieſen Augenblick im College of Heralds, d. h. in der Wappenkammer zu London.

Der Tag von Floddenfield war der eigentliche Sterbetag Schottlands; in den 90 Jahren, die noch zwiſchen dieſem Tag und der Vereinigung beider Königreiche liegen, war das Land wenig mehr als eine eroberte Provinz, der man übereingekommen war, den Schein und den Glauben an ihre Selbſtſtändigkeit zu laſſen. Seine Macht und ſein Anſehn waren gebrochen, und von der Trauer, die das ganze Land erfüllte, giebt am beſten das Lied Kunde, das den Titel: „the flowers of the Forest“ führt und nicht ohne Grund das Sterbelied Schottlands genannt worden iſt. Es lautet wie folgt:

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun hör' ich ihr Wehe, wo immer ich gehe —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Vorüber das Necken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der andern geht,
Sie können nicht ſcherzen mit Trauer im Herzen,
Und was ſie ſprechen iſt leiſes Gebet.

Kein Erntereigen; es ſchweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze ſich dreht.
Auf Märkten und Meſſen die Luſt iſt vergeſſen —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Kommt Dämmerſtunde, nicht mehr in die Runde
Das Haſchen und Pfänderſpielen geht,
In ſtiller Kammer verbirgt ſich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Dahin unſre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unſre Blumen vom Walde, ſie ruhn auf der Halde,
Die Blüthe des Landes iſt abgemäht.

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen,
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun klingt ihre Klage von Tage zu Tage:
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

XIII.

Von Edinburg bis Stirling.

Zwiſchen Edinburg und Stirling exiſtirt neben der Eiſenbahn auch eine Dampfſchiffverbindung. Wer Eile hat, wählt wie gewöhnlich den Schienenweg, wer Muße hat und friſcher Luft und ſchöner Ufer ſich freuen will, macht es wie wir und ſchlägt die Waſſerſtraße ein. Gegen Mittag verließen wir Edinburg, um in Leith, dem bekannten Hafen von Edinburg, an Bord zu gehen. Eigentlich nicht in Leith, ſondern in Granton, einem etwas höher hinauf gelegenen Hafenplatz, der um ſeiner Waſſertiefe ſowohl wie um ſeiner beſſern Dämme und Anlegeplätze willen, dem ſchlecht in Stand gehaltenen Hafen von Leith ſiegreiche Concurrenz zu machen droht. Um nach Leith oder Granton oder Newhaven (einem dritten Hafenplatz, der zwiſchen den beiden andern liegt) zu gelangen, miethet man entweder ein Fuhrwerk, oder bedient ſich der Verbindungsbahn, die zwiſchen Edinburg und dieſen drei Plätzen läuft. Die Bahn iſt wenig über eine halbe deutſche Meile lang und gleicht einem Arm, der an ſeinem Endpunkt in drei einzelne Finger ausläuft: Ringfinger Leith, Mittelfinger Newhaven, Zeigefinger Granton.

Wir wählen dieſe Verbindungsbahn, um nach Granton zu gelangen, machen die Fahrt in etwa ſieben Minuten, und ohne viel Suchen und Fragen uns dem Menſchenſtrom überlaſſend, der aus den Bahnhofsgebäuden heraus in's Freie drängt, gerathen wir endlich an allerhand Quais und Baſſins, Werften und Hafendämmen vorbei, an den eigentlichen Granton-Pier (Molo), an dem der Rob Roy, der uns flußaufwärts tragen ſoll, bereit liegt und durch gelegentliches Ziſchen und Pruſten — jeder hat ſeine Art — zu ſeiner Beſteigung einladet. Wir wiſſen, wie es gemeint iſt, ſteigen, vom Quai aus verſchiedene Treppen hinunter und wieder hinauf und machen es uns endlich auf dem Hinterdeck des Steamers mit Hülfe von Bänken und Feldſtühlen möglichſt bequem. Zu rechter Zeit. Kaum daß wir eine gute Rückenlehne gefunden und die Plaids über unſere weit vorgeſtreckten Füße gebreitet haben, ſo folgt der ſtillen ſchwarzen Rauchwolke des Schornſteins das bekannte Brauſen nnd Schnaufen, endlich das Raſſeln und Schaufeln, und von der Wand des Bollwerks in eleganter Wendung ſich loslöſend, trägt uns jetzt bei hellem Sonnenlicht der Steamer ſtromaufwärts.

Solche Fahrten flußauf- oder abwärts, haben in den meiſten Fällen einen verwandten Charakter und die Bilder bleiben ſo ziemlich dieſelben, ob die Flußmündung, um die es ſich handelt, der Elbe oder der Oder, dem

Merſey oder dem Forth angehört. Etwas freilich hat der Forth vor den ebengenannten voraus, die Fülle hiſtoriſch-romantiſcher Anknüpfungen nämlich, die mich beſtimmen würden die ganze Fahrt mit einer Rheinfahrt zu vergleichen, wenn wir nicht in unſern heimathlichen Marken einen Fluß hätten, der dem Leſer das Charakteriſtiſche des Forth nach dieſer Seite hin noch deutlicher wiederzugeben vermag, ich meine die Havel. Jedes Land und jede Provinz hat ihre Männer, aber manchem Fleck Erde wollen die Götter beſonders wohl, und ihm die Rennbahn näher legend, die Gelegenheit zur Kraftentwicklung ihm beinahe aufzwingend, gönnen ſie dem bevorzugten Landestheil eine geſteigerte Bedeutung. Ein ſolcher Fleck Erde iſt das beinah inſelförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es iſt der geſunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adler-Land, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Niemen taucht. Wohl iſt es deutungsreich, daß genau inmitten dieſer Havelinſel jenes Fehrbellin liegt, auf deſſen Feldern die preußiſche Monarchie gegründet wurde. Und welch hiſtoriſcher Boden dieſe Inſel überhaupt! Entlang an den Ufern des Fluſſes, der ſie bildet, hatten (und haben noch) jene alten Familien ihre Sitze, die, von den Tagen der Quitzows an, mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbſtgefühl, die doch nur die Typen unſeres eigenen Weſens ſind, wir uns endlich gewöhnen ſollten mehr mitReſpekt als mit Eiferſucht anzuſehn. Auf dieſer Havelinſel und jenem ſchmalen Streifen Land, der nach außen hin ſie umgürtet, liegen die Städte und Schlöſſer, darin der Stamm der Hohenzollern immer neue Zweige trieb; liegen die Städte, darin drei Reformatoren der Kunſt das Licht der Welt erblickten: Winckelmann, Schinkel und Schadow (von denen der zweitgenannte eine Kaſernenſtadt in eine Stadt der Schönheit umwandelte); liegen die Herrenſitze, darin Zieten, Kneſebeck und die Humboldts geboren wurden, Zieten, der liebenswürdigſte und volksthümlichſte aller Preußenhelden, und Kneſebeck, der in winterlicher Einſamkeit den Gedanken ausbrütete, „die Macht Napoleons durch die Macht des Raumes zu beſiegen.“

Mit dieſem Havelland, dem es, wie jeder Potsdam-Beſucher wiſſen wird, auch keineswegs an Schönheit und maleriſchem Reiz gebricht, möcht' ich die Ufer des Forth vergleichen, die jetzt während wir im Steamer den Fluß hinauffuhren, mit Dörfern und Villen, Städten und Burgen, vor allem aber mit dem Klang berühmter Namen zu uns herübergrüßten. Freilich nicht alle dieſe Namen, die wie ein bekannter Ton unſer Ohr trafen, gehörten dieſem Flußufer als ihrem eigenſten Boden an, viele waren, zumal aus den nördlichen Grafſchaften her, an dieſe bevorzugtere Stelle nur verpflanzt; aber jedenfalls doch zog ein gutes Stück der Landesgeſchichte an uns vorüber, als wir, in lebhaftem Geſpräch mit einem jungen Schotten, der leuchtenden Auges um ſich ſah, die Namen Morton und Moray, Bruce und Stuart, Keith und Dundas, Abercrombie und Elgin vernahmen. Mehr denn fünf Jahrhunderte umfaßten dieſe Namen, von jenem Tage von Bannockburn an, wo der Name Bruce das Fundament zu ſeinem Ruhme legte, bis zu jenem Tage von Abukir, wo Sir Ralph Abercrombie ſiegte und fiel.

Die Ufer des Forth ſind bunt und belebt und namentlich zu Anfang der Fahrt, wo die weiten Entfernungen bis zum Ufer hin, die Dörfer und Städte mehr gedrängt erſcheinen laſſen, als ſie in Wahrheit ſind, haben wir den Eindruck eines heiteren und ziemlich reichen Bildes. Dort aber, wo der Fluß ſich zu verengen beginnt und die weiten Diſtanzen ſichtbar werden, die zwiſchen den einzelnen Kirchthürmen liegen, erkennt man doch, daß man ſich an einer nördlichen Küſte befindet, die jedem Wind und Wetter preisgegeben, in allem, was ſie hervorbringt, nur einem Zwange nachgiebt und den Menſchen mehr duldet und hinnimmt, als ihn gebiert.

Wir hatten unſere Plätze in der Nähe des Steuerruders längſt aufgegeben und ſchritten jetzt, nachdem wir bei Tiſch einige Bekanntſchaften angeknüpft hatten, auf dem Deck des Steamers in ziemlich lebhaftem und oft wechſelndem Geſpräche auf und ab. Außer den hübſchen Ufern, nach denen wir von Zeit zu Zeit hinüber ſahen, nahm vor allem ein blinder Fiedler, der neben dem großen Schornſtein des Dampfſchiffes ſaß, und ein engliſches Ehepaar, deſſen nicht allzu angenehme Bekanntſchaft wir ſchon bei Tiſche gemacht hatten, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir hatten noch keine Ahnung, daß Fiedler und Ehepaar bald in nähere, allerdings nicht freundſchaftliche Beziehungen treten würden.

Das engliſche Ehepaar beſtand aus einem grämlichen alten Herrn und einer jungen blaſſen Frau, die ſehr hübſch geweſen wäre, wenn nicht etwas Stechendes in ihrem Auge und die feſt zuſammengepreßten blaſſen Lippen allzudeutlich verrathen hätten, daß ſie nicht gewohnt war mit dem Scepter der Milde zu regieren. Ihr Gatte, wiewohl nicht ganz energielos im Ausdruck, ſchien dennoch, wie ſo viele Gatten vor und nach ihm, auf das Auskunftsmittel verfallen zu ſein, die Linie eigener Anſchauungen nur noch als Bekräftigungs- und Unterſtreichungslinie für die Anſichten ſeiner Frau zu verwenden. Die blaſſe Dame, die, wie man ihr laſſen muß, das Ladyhafte mit vielem Geſchick zur Schau ſtellte, hatte bei Tiſch die Auſternſauce „very bad“ gefunden, worauf ihr Gemahl mit einem „very bad, indeed“ geantwortet hatte; ja bei Gelegenheit der ſchlecht gekorkten Flaſche Porter hatte er ſich in ſeiner Huldigung noch weiter verſtiegen und dem „shocking“ ſeiner Lady ein unumwundenes „shameful“ hinzugefügt. Die Schotten, alt und jung, aus denen die Tiſch- und Reiſegeſellſchaft faſt ausſchließlich beſtand, hatten dieſem krittligen Weſen des engliſchen Ehepaars nicht ohne Verdrießlichkeit zugehört, weil ſie jenen Ton der Ueberhebung darin zu finden glaubten, den Engländer ſo gern anſtimmen, wenn ſie den Tweed im Rücken haben. Einiges Gemurmel war am untern Ende des Tiſches bereits laut geworden; andere, die dem Ehepaar näher ſaßen, hatten durch Lächeln und Geflüſter, zum Theil auch durch ein paar gäliſche, dem Engländer alſo unverſtändliche Worte ihrem Herzen Luft gemacht, als noch rechtzeitig die Tafel aufgehoben wurde und alles wieder treppauf ſtieg, um die Promenade oben auf Deck zu beginnen.

Der alte Fiedler ſaß noch immer an ſeinem Schornſtein und ſang Burns'ſche Lieder, ſcheinbar unbekümmert um das, was um ihn herum vorging. Er hörte aber mit dem ſcharfen Ohr, das Blinden eigen iſt, ſehr wohl die für ſeine künſtleriſche Reputation höchſt unſchmeichelhaften Worte des alten Engländers, Worte, unter denen earsplitting (ohrzerreißend), scandalous und shameful noch durchaus nicht die ſchlimmſten waren. Er hörte auch, daß alle dieſe Worte nur der Baßwiderhall einer ſcharfen, wenn auch nur leiſen Diskantſtimme waren, und ſein Schlacht- und Racheplan war gemacht. Vielleicht auch, daß einer der jungen Schotten die Hand im Spiele hatte. Wir waren juſt in gleicher Höhe mit dem Städtchen Alloa und ließen uns eben von Darnley erzählen, der hier die letzten Wochen, die ſeinem jähen Tode vorausgingen, zubrachte, als uns, die wir aufmerkſam dem Vortrag folgten und über die Schiffswand hinausſahen, ein herzliches Gekicher und bald auch ein lautes Lachen in die Nähe des Schornſteins rief, wo ein Dutzend Schotten um den blinden Fiedler herumſtanden. Eben machte er ſeine letzten Striche über die alte Geige und wir bedauerten ſchon, zu ſpät gekommen zu ſein, als ein allſeitiges „dacapo, dacapo! Go on, Bobby, let us have it once more!“ den Alten zu einem kurzen Präludium inſtigirte, dem nun raſch die Burns'ſchen Strophen folgten, die wir das erſte Mal überhört hatten. Er ſang in recitativiſcher Weiſe:

Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel,
Was kann ihr, was ſoll ihr ein ältlicher Mann?
Ich muß mich gedulden bei all ſeinen Gulden,
Womit er das Herz meiner Mutter gewann.

Das Ehepaar ging in dieſem Augenblick dicht an dem Fiedler vorbei, und der Umſtand, daß kein Wort, keine Bemerkung über die Lippen beider kam, ſagte dem Alten deutlich, daß die Rache, die er genommen, nicht wirkungslos geblieben ſey. Er hielt einen Augenblick inne, aber das „go on, Bobby“ der Umſtehenden ließ ihm keine Wahl und raſch hinter einander fort folgten nun die drei übrigen Strophen:

Nichts hat er wie Sorgen vom Abend zum Morgen,
Er huſtet, daß ich nicht ſchlafen kann;
Halbtaub ſeine Ohren, ſein Blut wie gefroren,
Ach traurig die Nacht mit 'nem ältlichen Mann!

Er närgelt und brummelt, er quärgelt und mummelt.
Ich mach ihm nichts recht und dann fährt er mich an,
Zu nichts iſt er tüchtig, nur eiferſüchtig
Ach iſt er, weiß Gott, wie ein ältlicher Mann.

Meine Tanten und Pathen, all ha'n mir gerathen:
„Du mußt ihn mehr ärgern den alten Tropf.“
Bei meiner Seelen, todt will ich ihn quälen,
Und dann für den alten 'nen neuen Topf.

Der Beifall wiederholte ſich jetzt, überhaupt hätte dem Alten nichts beſſeres paſſiren können, als die Ungnade des engliſchen Ehepaars. Alle Börſen wurden jetzt gezogen und in die Mütze des Blinden, in die bis dahin nur ſpärliche Penny's gefallen waren, fielen jetzt allerhand Silbermünzen. Das Ehepaar ſelbſt hatte inzwiſchen längſt ſeinen Rückzug angetreten, und während die Lady auf den Polſterbänken der Cajüte zu ſchlafen vorgab, zog ſich der hochroth gewordene Eheherr hinter die Wandſchirmfläche einer aufgeſchlagenen Times-Nummer zurück. Vor ihnen ſtand Sodawaſſer.

Natürlich trieb man den Scherz nicht weiter, aber auch wenn man gewollt hätte, es hätte ſich verboten. Wir waren den Forth, der vor zwei Stunden noch in voller Breite eines Haffs vor uns gelegen hatte, jetzt ſo hoch hinauf gefahren, daß das Schiff, wie ein Wagen in einer ſchmalen Straße, nur eben noch lenken und umkehren konnte; der Meerbuſen war zu einem Graben geworden. In einiger Entfernung ragte das ſchöne Stirling-Caſtle maleriſch in die Luft; ein an unſern Rob Roy anlegendes, flaches Fährboot aber, darin Paſſagiere und Sachen raſch hineingeſchafft wurden, ließ uns nicht Zeit zu müßiger Betrachtung vom Deck des Steamers aus. Wir nahmen vielmehr Platz auf den teppichbedeckten Ruderbänken des Boots und die flachen Windungen des Forth noch eine Viertelſtunde weiter hinauf verfolgend, hielten wir endlich an einem Erlengebüſch, das unmittelbar vor der Stadt gelegen, noch einmal wie eine grüne Wand Stadt und Schloß unſern Blicken entzog.

XIV.

Stirling-Caſtle.

Wir hielten alsbald vor dem von Menſchen und Wagen umlagerten Hotel Royal, und nachdem wir, den Reiſeſack in der Hand, eine Viertelſtunde lang geduldig gewartet und nur von Zeit zu Zeit unſere ergebene Anfrage can we have a double-bedded room wiederholt hatten, traf uns endlich ein gnädiges Kopfnicken Mr. Campbells und eine Zimmer-Nummer nennend, flog nunmehr einer der Kellner vor uns die breite, teppichbelegte Treppe hinauf, um oben angelangt mit einer auffordernden Handbewegung gegen uns, in einem der Corridore zu verſchwinden. Das große und ſaubere Zimmer, in das wir geführt wurden, lag nach hinten hinaus, was ein neuer Vorzug war, da die Front des Hauſes keine Ausſicht bietet, während die Hinterzimmer auf den alten, maleriſch gelegenen Stadttheil hinausblicken, der ſich am Abhang des Hügels hinauf und hinunter zieht.

Das ſchöne Wetter mahnte, keine Zeit zu verlieren und die Stunden bis Sonnenuntergang noch zu einem erſten Ausfluge zu benutzen. Unſer Gang führte uns zunächſt durch die Stadt. Stadt Stirling liegt theils am Fuße, theils am Oſtabhange jenes Felſenhügels, auf deſſen höchſter Spitze Schloß Stirling ragt. Die vom Hügel herabſteigenden Straßen und Gaſſen münden mehr oder minder ſenkrecht in die am Fuß des Hügels ſich hinziehende High-Street*) ein, die jetzt, ohne ſchön oder irgendwie bemerkenswerth zu ſein, doch die Hügelſtraßen an Ausdehnung und Wohnlichkeit übertrifft. Dieſe High-Street entſpricht mutatis mutandis der Princesſtreet von Edinburg, während das Gewirr der hügelanſteigenden Straßen und Gaſſen, in Erſcheinung, Lage und Fülle hiſtoriſcher Rückerinnerungen an die Altſtadt von Edinburg erinnert. Auch die Schloßhügel beider Städte ſind in Höhe, Formation und Umgebung nahe verwandt und ihre Linien unterſcheiden ſich nur in ſo weit, daß — um ein etwas kühnes, aber wie ich hoffe bezeichnendes Bild zu gebrauchen — das Edinburger Schloß einem liegenden, das Stirlinger aber einem ſitzenden Löwen gleicht. Beide erheben ſich plötzlich und unvermittelt aus der Ebene und blicken, dem Hochlande zugewandt, wie Wächter landeinwärts; die Rückenlinie des wie ſchlafend daliegenden Edinburger Hügels aber iſt eine allmählig anſteigende,' während Stirling-Caſtle bereits, wie vor einem nahen Geräuſch, in die Höhe gefahren iſt und mit halbſenkrechter Rückenlinie erwartungsvoll daſitzt. Dieſer Rückenlinie entſprechend, ſind natürlich auch die Straßen, die ſich dieſelbe hinaufziehen:

---

*) High-Street hat im Engliſchen nie die Bedeutung von hochgelegener Straße, ſondern immer nur von Haupt-Straße.

die Edinburger Straßen lang und allmählig ſich verlaufend, die Stirlinger Straßen kurz und ſteil.

Von unſerem Ausfluge durch die Stadt zurückkehrend, ſteigen wir jetzt durch ein Gewirr von Gaſſen, das endlich in eine breite, platzartige Straße ausläuft, den Hügel hinan und befinden uns alsbald Angeſichts von Stirling-Caſtle auf einer mauerumkränzten Esplanade, die den Vorhof zum Schloſſe ſelber bildet. Wir verweilen hier einen Augenblick, weniger um über die Mauereinfaſſung hinweg nach rechts und links hin in die ſchöne, lachende Landſchaft hineinzublicken, als um den maleriſch coſtümirten Hochländern einen Blick zu gönnen, die vor und neben uns die ganze Scene beleben. Aus dem Schloßthor heraus treten einzelne und in Gruppen, theils um den Weg zur Stadt hin einzuſchlagen, theils um ſeitabwärts auf einem großen, zur Esplanade gehörigen Raſenplatz an dem Spiele Theil zu nehmen, das bereits ein Dutzend Mitſpieler zählt und in beſtem Gange iſt. Die erſteren, die mit pathetiſchem Schritt die Hügelſtraße hinunter ſteigen, ſind in vollem Hochlandscoſtüm und die Interimsjacken von weißem Tuch, die ſie ſtatt der rothen Uniformen tragen, geben ihnen ein doppelt gefälliges Anſehen. Weniger ſorglich gekleidet ſind die Spieler auf dem Raſen; der Kilt iſt abgelegt und die proſaiſche Hoſe an ſeine Stelle getreten; eine Leinwandjacke erſetzt den Rock und nur der roth und weiß carrirte Mützenſtreifen giebt die Spielenden als Soldaten eines Hochlandsregiments zu erkennen. Wir treten näher, um dem Spiele zuzuſehen, das uns durch ſeine Neuheit überraſcht und von dem wir hören, daß es zu den nationalen Spielen des Landes gehört. Es iſt ein Spiel, das zwiſchen dem Diskuswerfen des alten und dem Bocciaſpiel des neuen Roms die Mitte hält, richtiger ſich aus beiden zuſammenſetzt. Statt der Scheiben des einen und der Kugeln des andern Spiels nimmt man ſchwere Eiſenringe, die etwas größer und ſchwerer ſind als gewöhnliche Hufeiſen und deren Zahl von der Zahl der Mitſpielenden abhängt. Ein guter Spieler eröffnet den Reigen, tritt an eine beſtimmte Stelle und wirft den ſchweren Eiſenring ſo weit er kann feldeinwärts. Nun folgen die andern, wobei jeder dem zuerſt geworfenen Ringe ſo nah wie möglich zu kommen ſucht. Würde es ſich bloß um das Treffen dieſes Ringes handeln, ſo hätten wir das Bocciaſpiel in wenig veränderter Form, da aber der erſte Ring mit Aufwand von Kraft auf eine weite Diſtanz hinaus geſchleudert wird, ſo wird aus dem Geſchicklichkeitsſpiel zu gleicher Zeit ein Kraftſpiel, in dem nur der ſiegt, der über beides verfügt. Das Spiel feſſelte uns ſo, daß wir, ſelbſt Angeſichts von Stirling-Caſtle, ruhig am Rande des Raſenplatzes ſtehen blieben, Partei ergriffen für dieſen und den und mit ungeſchwächter Freude zuſahen, wenn mal auf mal das blank geputzte Eiſen durch die Luft flog und wie ein ſich drehender Spiegel nach allen Seiten hin die Sonnenſtrahlen ausſtreute. Das Spiel feſſelte uns, aber noch mehr erfreute uns die Stattlichkeit und die Heiterkeit der Leute, die hier ungezwungen, ohne Dreſſur und Ueberwachung, die Spiele ihres Landes ſpielten.

Wir ſind ſehr irre, wenn wir uns das engliſche Heerweſen als einen Mechanismus vorſtellen, der den letzten Reſt von Freiheit und Selbſtſtändigkeit aus den Individuen ſtreicht. Das iſt durchaus nicht der Fall. Auch der engliſche Soldat bleibt immer noch ein Engländer und man hütet ſich wohl, ihm von ſeinem Selbſtgefühl mehr zu nehmen als nöthig iſt. Armeen, die reich ſind an verheiratheten Leuten, werden immer von ſelbſt dahin geführt werden, das Individuum zu reſpectiren und in dem Manne das zu ſehen was er iſt, einen Mann.

Wir traten nun durch das ziemlich unſcheinbare Burgthor in Stirling-Caſtle hinein. Gleich zur Rechten war das Wachtlokal. Die Fenſter ſtanden offen, kein Poſten vor'm Gewehr ſchritt auf und ab, nur ein Sergeant vom berühmten 93ſten Regiment (die Sutherlands) ſaß mit übereinander geſchlagenen Knieen auf einem Bänkchen, das zwiſchen dem Wachthaus und den Gewehren ſtand und blätterte in einem Buch. Als wir näher kamen, ſah er auf. Es war ein ſo ſchöner Mann, daß wir, ohne uns Rechenſchaft zu geben von dem was wir thaten, a tempo ſtehen blieben und mit nicht mißzuverſtehenden Zeichen der Bewunderung zu ihm hinaufblickten. Er bemerkte es, ſtand auf, lächelte uns einen Gruß zu, der zu ſagen ſchien: „Nur zu! mir ſind ſolche Huldigungen nichts Neues,“ und ſah uns dann ſeinerſeits freundlich und mit Theilnahme nach, bis wir weiter aufwärts hinter den verſchiedenen Baulichkeiten des Schloſſes verſchwanden. Er hatte uns aller Wahrſcheinlichkeit nach für Maler gehalten und ſeit lange daran gewöhnt, von Künſtlern und Dilettanten erſt bewundert und dann gemalt zu werden, hatte er uns andeuten wollen, daß er nöthigenfalls bereit ſei, die Pflichten ſeines Amts mit denen eines Modells in Einklang zu bringen.

Stirling-Caſtle, in derſelben Weiſe wie der Londoner Tower oder Schloß Edinburg, beſteht aus einem bunt zuſammengewürfelten Häuſerhaufen, der allen möglichen Jahrhunderten und Bauſtylen angehört und dem nichts gemeinſam iſt, als der Fels, darauf er ſteht, und die Wallmauer, die ihn umzieht. Palaſt, Kapelle und Parlamentsgebäude drängen ſich hier auf engſtem Raum zuſammen, unterbrochen halb und halb verbunden durch Kaſernen, Waffen- und Munitionshäuſer, von denen einzelne fünfhundert und andere nicht fünfzig Jahre zählen. Eine der Kaſernen iſt ſo geſtellt, daß ſie das ganze Areal des Felſens in faſt zwei gleiche Theile theilt und einen langen überwölbten Gang paſſirend, der durch die ganze Tiefe dieſes Hauſes ſich hinzieht, erreichen wir am entgegengeſetzten Ende den weit vorgeſchobenſten Punkt des Wallrands, der nach drei Seiten hin eine entzückende Ausſicht geſtattet. Nur nach hinten zu verſchließt uns der Kaſernenbau, den wir ſo eben paſſirt haben, die Ausſicht auf die Stadt. Das Bild, das ſich von dieſer Stelle aus vor dem Beſchauer entrollt, iſt ganz einzig in ſeiner Art und übertrifft an eigenthümlichem Zauber jenes Panorama noch, das uns ein Blick von Edinburg-Caſtle gewährt.

Worin dies Plus an Reiz und Schönheit zu ſuchen, iſt ſchwer zu ſagen. Aber eine Vermuthung ſei wenigſtens geſtattet. Das ſchöne Bild, das ſich einem vom Edinburger Schloſſe aus bietet, zerſplittert unſere Empfindung, ſtatt ſie auf einen Punkt, nach einer Richtung hin zu concentriren. Das Gefühl, um deſſen Erweckung es ſich beim Beſuche ſolcher und ähnlicher Plätze handelt, iſt das romantiſche, und ſelbſt der größte Philiſter, der in Holyrood oder Edinburg-Caſtle eintritt, bringt ein gewiſſes Maaß von gutem Willen mit, ſich auf fünf Minuten poetiſch anregen, romantiſch ſtimmen zu laſſen. Er wird ſeinen Zweck erreichen, ſeinen kleinen Hausbedarf befriedigen und ſich um die größere oder geringere Intenſität deſſen, was auf ihn wirkt, nicht lange ſorgen und kümmern. Ein feinerer Sinn aber, der auf dieſem Gebiet wie ein ſenſibler Elektrometer ein Plus oder Minus zu unterſcheiden weiß, wird, wenn er auf der Halbmond-Batterie von Edinburg-Caſtle Poſto faßt, zu keinem ungetheilten Genuſſe kommen. Das Bild, das ſich vor ſeinem Auge entrollt, an maleriſcher Schönheit dem Bilde, das Stirling-Caſtle bietet, vielleicht überlegen, wird ihm gleichzeitig eine Fülle von Dingen zeigen, die den romantiſchen Traum, wenn auch nicht roh und plump zerſtören, aber doch immerhin unterbrechen. Sein Empfinden wird zu keiner Einheit kommen. Die

Neuſtadt von Edinburg, die zu ſeinen Füßen liegt, die Säulen und Statuen, die zu ihm heraufblicken, die Omnibus, die Princes-Street paſſiren, die Eiſenbahnzüge, die landeinwärts, die Dampfboote, die ſtromaufwärts ziehen, alles das trägt einen fremd-modernen Klang in das alte Lied, und ſelbſt die Altſtadt, die ſich oft mehr in allermodernſten Schmutz als in die Patina claſſiſcher Traditionen kleidet, ſtimmt nicht völlig harmoniſch in die alte Weiſe ein, die wir am liebſten in aller Reinheit und Simplicität vernehmen. Dieſen Klang gewährt uns Stirling-Caſtle, zum wenigſten an jener Stelle ſeines Wallrands, über die wir uns jetzt hinauslehnen und in die untergehende Sonne blicken, die wie ein feuriger aber ſtrahlenloſer Ball über den Bergen des Hochlands hängt. Vor uns, in Schläge aller Formen und Größen getheilt, dehnen ſich bis zum Gebirge hin die Fruchtfelder der ſchönen Grafſchaft Menteith; nichts unterbricht die ſtille romantiſche Sprache des Platzes, auf dem wir ſtehen, wohl aber iſt es, als antworte ein Echo aus all den Feldern und Bergen her, die dies jetzt wie verzaubert daliegende Schloß in weiten Kreiſen umziehen.

Unmittelbar zu unſerer Linken und Rechten ſteigen zwei kleinere Felſen neben dem eigentlichen Schloßfelſen auf, der eine der Lady's Rock (rock = Felſen), der andere der Mole Hill geheißen. Wie zwei Löwen-Junge ſitzen ſie neben dem Alten, der ernſt in die Ferne ſieht. Auf dem Lady's Rock ſaßen einſt die Damen des ſchottiſchen Hofes wie auf der Höhe eines Amphiteaters und ſahen den Turnieren und Ritterſpielen zu, die am Fuß des Hügels aufgeführt wurden; der rechts gelegene Mole Hill aber ſah oft die düſtere Kehrſeite jener heiteren Bilder. Mancher ſiegte nur beim Turnier und empfing vom Lady's-felſen her den Kranz ſeiner Dame, um früher oder ſpäter als ein Opfer rach- und eiferſüchtiger Majeſtät auf dem Mole Hill zu ſterben. Der Mole Hill war der Hinrichtungsplatz.

Und wie oft entſchieden ſich die Geſchicke des Landes auf dieſen Feldern, die Stirling-Caſtle in kaum meilenweitem Kreiſe umziehen; vierzehn Schlachtfelder ſind es, die man, den Wallrand umſchreitend, wie einen dichtgeflochtenen Kranz um Stirling gelagert ſieht. Nach Norden hin die Stirlinger Brücke und Sherifmuir, nach Südoſten hin Falkirk und Sauchieburn, vor allem aber im Süden jenes Feld von Bannockburn, das noch jetzt in Liedern klingt und jeden Einzelnen mit ſtolzer Freude füllt.

Es bedurfte eines Entſchluſſes, ſich von dem Wallrand loszureißen, der wie ein Zaubergürtel dieſes Schloß umzog. Noch ein Blick über die Felder fort bis in's Hochland hinein, dann kehrten wir auf den Schloßhof zurück, um den Anblick der Sehenswürdigkeiten nicht zu verſäumen, die Stirling-Caſtle ſelber bietet.

Dieſe Sehenswürdigkeiten beſtehen aus dem alten Palaſte (einem ehemaligen Lieblingsſitze der ſchottiſchen Könige), aus der Kapelle, die jetzt als Rüſt- und Waffenkammer dient und aus dem ſogenannten „Douglas-Zimmer." Das letztere befindet ſich in der Nordweſtecke des Schloſſes und führt ſeinen Namen in Erinnerung an William Douglas, der hier von König Jakob II. ermordet wurde. Lord William Douglas, deſſen Haus eben damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, hatte mit den Lords Roß und Crawford eine Art Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen, deſſen letzter Endzweck ſich gegen den König richtete und mindeſtens die Macht und das Anſehen der Krone erſchüttern ſollte. König Jakob berief ſeinen übermüthigen Vaſallen nach Schloß Stirling, verſprach ihm Sicherheit und frei Geleit und ſuchte ihn, als er wirklich erſchien, von dem geſchloſſenen Bündniß abzuziehen. Als Douglas unerbittlich blieb, zog der König endlich den Dolch und ſtieß den Lord mit den Worten nieder: „Wenn nichts helfen will, ſo helfe dieß." Das Zimmer, in dem dieſer Mord (der damals ein ganz ungewöhnliches Aufſehen gemacht zu haben ſcheint) begangen wurde, zeigt nichts mehr, was an ſo blutige Vorgänge erinnern könnte. Die Einrichtung, beſonders allerhand Schnitzwerk und die Holzbekleidung an Wand und Decke, hat zwar die mittelalterlichen Formen beibehalten, aber alles ſah ſo blink und blank aus, daß man auf den erſten Blick die Nachbildung erkennen konnte. Auch wird ſie nicht geläugnet. Ungefähr da, wo Douglas den erſten Dolchſtich empfing, ſtand jetzt ein kleiner Mahagoniſchreibtiſch, an dem ein Bau- und Rechnungsführer ſeine Quittungen ſchrieb. Bis vor etwa ſechszig

Jahren war man in Zweifel darüber, ob das ſogenannte Douglaszimmer denn auch wirklich Anſpruch auf ſeinen Namen habe. Einige Geſchichtskundige hatten ſich nämlich immer geneigt gezeigt, den Schauplatz des Mordes an eine ganz andere Stelle des Caſtells zu verlegen. Seit 1794 aber iſt der Streit zu Gunſten der alten Tradition geſchlichtet. Als in jenem Jahre der Garten umgegraben wurde, der ſich noch jetzt an den Fenſtern des Douglas room entlang zieht, fand man acht Schritt von der Mauer entfernt ein Skelett, mit deſſen Hülfe die Akten über dieſen Gegenſtand geſchloſſen wurden. Es heißt nämlich in alten ſchottiſchen Geſchichtsbüchern ganz ausdrücklich, daß der Leichnam des Ermordeten aus dem Fenſter geworfen und in einiger Entfernung von demſelben, von den Dienern des Königs verſcharrt wurde. Es muß auffallen, daß in einer Zeit, in der die Dolche von Jedermann ſo loſe in der Scheide ſteckten, gerade dieſer Mord ein ſo nachhaltiges Aufſehen hervorgerufen hat. Es ſcheint aber, daß man, ganz abgeſehen von der Macht des Mannes, der dieſem königlichen Zorn zum Opfer fiel, ſich, ſelbſt in jenen Zeiten, von der Hand der Majeſtät anderer Dinge verſah, zumal bei einer Begegnung, der die Zuſicherung freien Geleits vorausgegangen war.

Die Welt verlor übrigens an dieſem Douglas nicht viel, was folgender Vorfall bezeugen mag. Einige Jahre vor dieſem ſeinem blutigen Ende hatte Lord Douglas einen gewiſſen Maclallan von Galloway gefangen genommen und ihn rechtswidrig eingekerkert. Jakob II., in Folge davon, ſandte Sir Patrick Gray, einen Onkel Maclallans, an Lord Douglas ab und gab ihm ein Handſchreiben mit, worin die Freilaſſung Maclallans gefordert wurde. Douglas empfing den Sir Patrick mit übertriebener Ehrfurcht, bat die Verhandlung bis nach der Mahlzeit aufzuſchieben und führte ſeinen Gaſt zu Tiſch. Nach aufgehobener Tafel überreichte Sir Patrick ſeinen Brief. Lord Douglas überflog den Inhalt, den er längſt kannte, und ſagte dann: „Wie ſchade, Sir Patrick, Ihr kommt einen Augenblick zu ſpät." Mit dieſen Worten führte er ſeinen Gaſt an eins der Fenſter und auf den Hof hinunter zeigend, wo Maclallan bereits enthauptet lag, fügte er hinzu: „Nehmt Euren Neffen mit heim, Sir Patrick, es thut mir leid, daß ihm der Kopf fehlt." Sir Patrick antworte: „Wo der Kopf iſt, mag auch ſein Rumpf bleiben; aber gedenken ſollt ihr dieſer Stunde." So kam es auch. Sir Patrick, der im Nebenzimmer war, als König Jakob und der verwundete Lord Douglas mit einander rangen, ſprang hinzu und half dem Lord zu einem raſchen Ende.

An der Südſeite des Caſtells, alſo dem Douglaszimmer gegenüber, befindet ſich der ehemalige Palaſt, ein reich verzierter alter Bau aus der Zeit Jakob V. Vom Lady's Felſen oder beſſer, hügelabwärts, vom Thal von Menteith aus geſehen, gewährt der alte Königsbau, um ſeiner hohen Fenſter und reichen, maſſigen Ornamentik willen, einen prächtigen Anblick, tritt man aber kritiſch nah an ihn heran, ſo halten ſeine in die Ferne gemachten Zuſagen nicht Wort und man erkennt zum Theil als baaren Ungeſchmack, was in die Ferne hin nicht ohne Wirkung war.

Der dritte Punkt von Intereſſe iſt die ehemalige Royal Chapel, jetzt eine Waffenkammer. Mr. Wood, der Büchſenmacher, ein lebhafter, kleiner Mann, der die untern Zimmer des Hauſes bewohnt, führt uns mit großer Bereitwilligkeit treppauf.

Er iſt beſcheidener als nöthig wäre und verſichert uns vorweg, daß es mit den Schätzen ſeines Zeughauſes nicht viel auf ſich habe. Wir ſind gezwungen, ihm zu widerſprechen, denn gleich das erſte, was er uns zeigt, iſt die ziemlich wohlerhaltene Kanzel dieſer ehemaligen Kapelle, die zwar wie ein alter Schrank, deſſen man ſich ſchämt, in eine dunkle Ecke geſchoben iſt, aber ſich ſofort ihren Platz wieder erobert, ſobald man vernimmt, daß John Knox auf ihr gepredigt und von ihr herabſteigend, vor Hof und Königin die Taufe des ſpäteren Jakob VI. vollzogen habe. Mr. Wood kann erſichtlich nicht recht begreifen, was uns an den wurmſtichigen Holzkaſten feſſelt und, wie es ſcheint, ein Freund der Ablenkungstheorie, holt er aus der nächſten Ecke eine Lochaber Axt herbei, die er jetzt mit den Worten auf den Boden ſtößt: there is something from Bannockburn. Dieſe Lochaber Aexte, deren im Ganzen 42 auf dem Felde von Bannockburn gefunden wurden, ſind jetzt als Raritäten über alle Waffenkammern Europas verbreitet. Schottland ſelbſt beſitzt ihrer zwei, von denen die eine jetzt vor uns ſteht. Ich ſah dieſe alte, berühmt gewordene Waffe hier zum erſtenmal. Sie hat nichts von einer Axt, ſondern entſpricht genau den gradlinigen polniſchen Senſen, von denen ſie ſich nur durch einen Haken unterſcheidet, der in halber Höhe des Senſerückens aus demſelben hervorwächst. Es muß überraſchen, daß es zweimal in der Geſchichte, unter Verhältniſſen, die ſich innerlich ebenſo verwandt waren, wie ſie äußerlich ſich fernſtanden, dieſer Senſenwaffe vorbehalten war, eine Art Sinnbild jenes Schreckens zu werden, den Muth und Vaterlandsliebe in die Reihen eines ſonſt ſiegreichen Feindes trugen.

Als Freund B. und ich ein paar Worte in dieſem Sinne wechſelten, horchte Mr. Wood auf und ſagte dann lächelnd: „Ah, deutſch; hab' eine Frau von Deutſchland, wird ſich ſehr freuen." Mit dieſen Worten lief er bis zur Treppe und rief hinunter: „Anne, please come upstairs, some gentlemen want to speak to you. Antwort ſchallte zurück und im nächſten Augenblick kam eine muntere Frau auf uns zu, blond, freundlich, geſprächig, aber freilich durchaus nicht angethan, den engliſchen Glauben zu widerlegen, daß die Einheit Deutſchlands nur in einem Punkte vorhanden ſei: in der Unſchönheit ſeiner Bewohner. Sei dem wie ihm ſei, die liebenswürdige Freundlichkeit der Frau läßt uns nicht Zeit zu dem freilich gerechtfertigten Wunſche, daß deutſcher Frauenreiz jenſeits des Tweed etwas glänzender repräſentirt ſein möchte, und nachdem wir die Lochaber Axt wieder in die Ecke geſtellt und an anderer Stelle den Fahnenſtock des 42ſten Regiments (die Seide wurde bei Waterloo bis auf die letzten Fetzen zerſchoſſen) in aller Ehrlichkeit angeſtaunt haben, treten wir mit Miſtreß Wood an das große Mittelfenſter der ehemaligen Kapelle, wo wir auf den ſchlanken Lafetten zweier indiſchen Kanonen Platz nehmend, nunmehr von Neuwied zu ſprechen beginnen und zunächſt der Frage begegnen, ob der Herzog von Naſſau noch lebt. Wir geben die beruhigendſte Auskunft und erhalten zum Dank die Antwort, daß Mr. Wood ein gutes Haus ſei und ſie glücklich mache, daß aber die Deutſchen doch die beſten wären, weil ſie heiter ſeien und reden könnten. Wer weiß, wohin die Berührung ſo delikater Punkte noch geführt hätte, wenn nicht plötzlich eine Abtheilung Hochländer mit Sang und Klang in den vor uns gelegenen Schloßhof eingerückt wäre und den ſonderbarſten Zapfenſtreich zum Beſten gegeben hätte, den ich all mein Lebtag gehört habe. Vorauf drei Dudelſackpfeifer, dann Pauke, Trommel und Pickelflöte, ſo marſchirten ſie auf, und während ſich die Sutherlands und die Mac Gregors in ihren maleriſchen Coſtümen um die Spielenden herum gruppirten, drückten wir, von plötzlicher Unruhe erfaßt, Miſtreß Wood die Hand, verſprachen Deutſchland zu grüßen und eilten auf den Hof. Zu ſpät; die Muſik ſchwieg. Als wir aber den Schloßhügel hinunterſtiegen und nur dann und wann zurückblickten auf das Thurm-

und Mauerwerk und zumal auf den maleriſch daliegenden Palaſt, in deſſen Fenſtern das Abendroth verglomm, klang uns vom Schloßhof her noch ein zweites Lied nach und begleitete uns bergab. Die letzten Paukenſchläge verhallten erſt, als wir in die Straße am Fuß des Berges einbogen, unter deren Lichtern die beiden Gaslaternen des Royal Hotels als Sterne erſter Größe brannten.

XV.

Loch Katrine oder das Land der Lady of the Lake.

Früh am andern Morgen hielt ein Wagen nach Art der alten Poſtkutſchen vor unſerem Hotel; drinnen Platz für vier und draußen (wenigſtens dem Namen nach) für zwanzig. Wie und wo wir untergebracht wurden, iſt mir ein Geheimniß geblieben; aber das Wetter war ſo ſchön, die vier Pferde ſo prächtig und der Conducteur, der in ſcharlachrothem Rock unſere Verpackung beſorgte, ſo gut gelaunt, daß wir nicht würdig geweſen wären, Loch Katrine und die Schluchten und Thäler der Mac Gregors zu ſehen, wenn wir hätten murren wollen, einen vollbezahlten Platz nur höchſtens mit halber Fühlung unter uns zu haben. Als nun gar noch der Kutſcher, deſſen blauſeidene Jacke und weißer Felbelhut uns ohnehin bereits imponirt hatten, ſtatt auf den Bock des Wagens in den Sattel des rechten Handpferdes ſtieg, waren wir mehr als befriedigt, und auf guten Luftzug vertrauend, wenn es um uns her zu ſchwül werden ſollte, fuhren wir an Stirling-Caſtle vorbei in die lachende Landſchaft hinein, ſelber lachend, als ginge es zum Oak- oder Derby-day nach Epſom hinaus. Die Felder, die wir paſſirten, von Hecken und Baumgruppen unterbrochen, dehnten ſich anmuthig zu beiden Seiten des Weges; aber dem Anblick nach, den wir Tags zuvor von Stirling-Caſtle aus gehabt hatten, hätten wir geglaubt mehr erwarten zu dürfen. Es fehlten die beſonderen Züge, und was, als Ganzes und aus der Vogelperſpektive geſehen, einem reichen, weiten Teppich von ſeltener Schönheit geglichen hatte, bot jetzt wenig, wo wir im Vorüberfahren die einzelnen Felder in nächſter Nähe hatten.

Der erſte Punkt, den wir erreichen, iſt Bridge of Allan, ein kleines, dörfiſches Charlottenburg, deſſen überall angekündigtes „hier ſind Wohnungen zu vermiethen“ über die Beſtimmung und Erwerbsquelle des Dörfchens keinen Zweifel läßt. Windgeſchützt am Fuß der Berge gelegen, iſt es ein bevorzugter Sommeraufenthalt für ſolche Edinburger, die aus Neigung oder Geſundheitsrückſicht die Nebelluft der Oſtküſte mit der reineren Luft des Hochlands vertauſchen wollen.

Unſer Wagen rollt, unaufgehalten durch die Holprigkeit des Steindamms, raſch durch Bridge of Allan hindurch, und an Dörfern und Landhäuſern, wohlerhaltenen Herrenſitzen und zerfallenen Schlöſſern vorbei, begrüßen wir endlich nach mehr als zweiſtündiger Fahrt das Dorf

Callander, ſeinen Thurm und ſeine Ulmenallee, vor allem aber ſein Wirthshaus. Das Schild deſſelben zeigt uns natürlich einen Hochländer vom Clan der Mac Gregors, und ſelbſt die bunt umherſtehenden Poſt- und Gepäckkarren, haben ſich ſo viel wie möglich in die Farben dieſes nachbarlichen Clans gehüllt. Unſere Fahrt aber in Luft und Sonnenbrand hat uns vor allem hungrig und durſtig gemacht, und ohne irgend welches Kümmern darum, ob hier im Zeichen Robin Hoods oder Rob Roys gegeſſen wird, halten wir uns an die Sache ſelbſt und umlagern das Buffet. Glücklich, ein Glas Ale und einen Biſſen Haferbrod erobert zu haben, folgen wir jetzt willig wieder der Mahnung des Conducteurs, und mit Hülfe eines zurückbleibenden wohlbeleibten Farmers in unſerem Comfort weſentlich verbeſſert, geht es nunmehr in wirkliche Hochlandslandſchaft hinein.

Unmittelbar hinter Callander beginnt, auf eine Strecke von etwa drei deutſchen Meilen, jener ſchöne, berg- und ſeegeſchmückte Landſtrich, dem die Schotten in dankbarer Huldigung gegen den Dichter, der hier jeden Zoll breit Erde poetiſch verherrlicht hat, den Beinamen „the country of the lady of the lake“ gegeben haben. Um dieſes Land zu verſtehen und zu genießen, iſt es nöthig, mit dem Inhalt der gleichnamigen Dichtung einigermaßen vertraut zu ſein. Es hat einen Sinn, wenn auf den Frühſtückstiſchen in Stirling, neben der neueſten Zeitung auch die Goldſchnittexemplare der „Jungfrau vom See" in rothen und grünen Einbänden reichlich umherliegen, und Leſer und Leſerinnen mögen es mir zu gute halten, wenn ich hier auf Augenblicke unſere Weiterreiſe unterbreche, um zuvor ihnen und mir den Inhalt der ſchönen Dichtung in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die Jungfrau vom See.

Jakob V. war König, die Macht des Adels gebrochen und jedes Mitglied der Familie Douglas bei Todesſtrafe verbannt. Nur einzelne der Hochlands-Clane, pochend auf die Sicherheit und Entfernung ihrer ſchwer zugänglichen, durch Paß und Schlucht vertheidigten Thäler, waren noch unbezwungen und machten ihre Stellung zum Hofe von ihrem Willen abhängig.

Zu dieſen Clans, die noch ein eigenes, ſelbſtſtändiges Leben für ſich in Anſpruch nahmen, gehörten namentlich auch die Mac Gregors, die in den Thälern und Schluchten zwiſchen dem Loch Katrine und Loch Lomond wohnten. Auch die Seen von Achray und Vennachar gehörten mit zu ihrem Gebiet.

Bochaſtle, an der äußerſten Spitze des Loch Vennachar, bezeichnete nach Südoſt hin den am weiteſten vorgeſchobenen Punkt ihres Gebiets; Landrick Height, am Norduſer deſſelben Sees, diente als Sammelplatz des Clans, wenn es Angriff oder Vertheidigung galt, und der Felſenpaß der Trosachs, der zum Loch Katrine führend, zugleich die Schutzmauer deſſelben bildete, war der Punkt, den die Clansleute zu beſetzen pflegten, um gegen die Angriffe ſelbſt eines übermächtigen Gegners geſichert zu ſein. Die letzte Zufluchtsſtätte des Clans aber, wenn ſelbſt der Paß der Trosachs nicht länger Hülfe zu leiſten vermochte, bildete eine Inſel im Loch Katrine ſelber, jenes kleine Eiland am Südoſtende deſſelben, das den Namen Ellen-Island, alſo Heleneninſel, führt. Mehr denn einmal zog ſich ein geächteter Häuptling der Mac Gregors, Schutz ſuchend, in die Oede und Einſamkeit dieſer Inſel zurück, die bei den gewöhnlichen Kriegszügen mit den benachbarten Clans, als regelmäßige Zufluchtsſtätte der Greiſe, Weiber und Kinder diente.

Jagdeifer führte den König Jakob (der in der Dichtung als Ritter Fitzjames auftritt), ſeinen Gefährten weit voraus, in das Wald- und Bergrevier der Mac Gregors. Den See von Vennachar entlang und die Trosachs hindurch verfolgte er die Spur eines prächtigen Hirſches, bis ſein überbürdetes Roß faſt Angeſichts von Loch Katrine zuſammenbrach. Der König ſtieß in's Horn, um ſeine Gefährten herbeizurufen, aber vergeblich. Die lang gezogenen Töne indeß waren auf dem Ellen-Eiland vernommen und fälſchlich als die Klänge eines heimkehrenden Freundes gedeutet worden, und als der König jetzt durch allerhand Waldgeſtrüpp ſich durchſchlagend, plötzlich die Südſpitze des ſchönen Sees vor ſich ſah, gewahrte er einen leichten Kahn, der eben von der Inſel her über den See kam. Auf dem Kahne ſtand ein Mädchen und führte das Ruder mit Kraft und Geſchick. Schon glitt der Kahn in die ſchmale Bucht hinein und fuhr unter der Wucht eines letzten Ruderſtoßes weit das Kiesufer hinauf, als das Mädchen, plötzlich einen Fremden ſtatt des Freundes gewahrend, mit raſcher Geiſtesgegenwart das Ruder in umgekehrter Richtung gegen das Ufer ſtieß, und die Kraft des erſten Stoßes brechend, wieder weit hinaus auf den See ſchoß.

Sie war geſichert vor jedem Ueberfall, und jetzt begann ein Geſpräch zwiſchen dem Könige am Ufer und dem Mädchen im Boot; eine Unterredung, die alsbald dahin führte, daß der König in's Boot ſtieg und als ein Verirrter und Hülfebedürftiger nach Ellen-Eiland hinüber gerudert wurde. Nur Frauen und Diener waren im Haus, die Männer abweſend auf Kundſchaft oder Kampf. Auf duftigem Haidekraut, friſch gepflückt auf den Bergen, wurde dem Könige das Lager gemacht, der am andern Morgen, unerkannt, aber bezaubert von der Inſel, dem patriarchaliſchen Haushalt und vor allem von dem Reiz und der Schönheit des Mädchens, die Inſel verließ.

Dieſes Mädchen war Ellen Douglas, die Tochter jenes ſtolzen Douglas, gegen den ſich zumeiſt der Zorn des Königs und jene Aechtungsformel gerichtet hatte, die jeden Douglas bei Todesſtrafe aus den Grenzen Schottlands verbannte. Die Verbannung war ausgeſprochen worden, aber die Liebe, mit der der alte William Douglas an ſeinem Lande hing, hatte ihn allem königlichen Zorn und aller Gefahr zum Trotz im Lande feſtgehalten, und ſtatt über See zu gehen, war er zu den Mac Gregors gegangen, um unter ihnen in Stille und Heimlichkeit die Luft des Vaterlandes weiter athmen zu können. Rhoderick Dhu, das Haupt der Mac Gregors und durch nahe Verwandtſchaftsbande an das Haus der Douglas geknüpft, hatte den Verbannten und ſeine Tochter Ellen aufgenommen und beiden den beſten Platz, den der Clan Mac Gregor beſaß, die Inſel im See, als Wohn- und Zufluchtsſtätte angeboten. Sein Anerbieten war angenommen worden, und ſeit länger als zwölf Jahren war die Inſel eine verſchwiegene Reſidenz, darin neben Douglas und ſeiner Tochter auch Rhoderick Dhu und ſeine Mutter lebten. Rhoderick Dhu liebte ſeine ſchöne Muhme, aber Ellens Herz hing an dem jungen Malcolm Graham.

An demſelben Morgen, an dem der König die Inſel verlaſſen hatte, kehrten Rhoderick Dhu und der alte Douglas von einem Ausflug in die Trosachs und das Thal Glenfinlas heim. Rhoderick Dhu war in großer Aufregung; er hatte überall, wohin er gekommen war, von dem Zuge des Königs gehört und deutete ihn nicht als einen bloßen Jagdzug, ſondern als eine Recognoscirung, der bald ein Kriegszug folgen werde. Douglas Erregung war kaum minder groß. Er glaubte ſeinen Aufenthalt verrathen, ſich die Urſache eines Unternehmens, das er eben ſo wenig bezweifelte, wie Rhoderick Dhu ſelber, und klagte ſich an, all dies Unheil auf ſeinen

Gaſtfreund gebracht zu haben. Was immer die Urſache ſein mochte, Rhoderick Dhu war entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen, und das „blutige Kreuz" durch alle Schluchten und Thäler ſeines Clans ſendend, rief er die Mac Gregors auf Landrick Height zuſammen. Sie kamen all.

Der König, der nichts ahnte von dem Ungewitter, das ſich den drei Seen entlang, an deren Ufern er geſtern noch in tiefem Frieden gejagt hatte, gegen ihn zuſammenzog, war inzwiſchen nach Stirling zurückgekehrt, voll von den Eindrücken, die das Eiland im See auf ihn gemacht hatte, vor allem aber voll Sehnſucht nach dem ſchönen Mädchen, das ihm wie die Beherrſcherin einer mährchenhaften Inſel erſchienen war. Es ließ ihm keine Ruhe, und ein halbes Dutzend Gefährten bis nach Bochaſtle mit ſich führend, ritt er jetzt auf's neue, einſam, ein abenteuernder Ritter, in das Schluchtenland der Mac Gregors hinein, um das Mädchen vom See zu ſehen und zu erſiegen. Er verſtand ſich auf Frauen und hielt ſich ſeines Sieges gewiß.

Aber viel hatte ſich ſeit geſtern geändert. Die Mac Gregors lagen nicht mehr friedlich in ihren Hütten, ſie lagerten wohlbewaffnet auf der Höhe von Landrick Height, und alle Engen und Päſſe waren beſetzt, um dem herannahenden Feinde, an deſſen Exiſtenz noch Jeder glaubte, zu begegnen. Der König, der den Seen entlang, durch die Troſachs hindurch, ruhig ſeines Weges trottete, ahnte nicht, daß er dem ganzen Clan, der überall ſeinen Schritten folgte, als ein bloßer Kundſchafter galt, und daß

Rhoderick Dhu beſchloſſen hatte, ihn auf dem Heimweg überfallen und tödten zu laſſen. Sehen wir, wie der König dieſer Gefahr entging.

Er fand Ellen, aber er fand ſie nicht geneigt, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Wohl vertraut mit der Art der Frauen, ſtand er von einer Werbung ab, deren Erfolgloſigkeit er raſch erkannte. Im Moment der Trennung warnte ſie den König vor der ihm drohenden Gefahr, ein Wort, das, Anfangs leicht hingenommen, dem Könige bald in ſeiner ganzen Bedeutung klar werden ſollte. Da, wo die Troſachs zum Loch Achray hinabſteigen, ſah er ſich umſtellt, und wiewohl er den Nächſten ſeiner Angreifer niederſchlug, rettete ihn doch nur die Nähe und Dichte des Waldes.

Der nächſten Gefahr war er entgangen, aber unkundig des Landes, der Wälder, Haiden und Moore, durch die ſein Fuß jetzt irrte, wie durfte er hoffen, ſich unentdeckt durch ein vom Feinde hundertfach beſetztes Land zu ſchlagen! Erſchöpft von Hitze und Anſtrengung, brach er endlich zuſammen und beſchloß im Dickicht des Waldes die Nacht und die Rückkehr ſeiner Kräfte abzuwarten. Die Stunden vergingen und die Sterne zogen endlich herauf, blaß und verſchleiert, aber doch hell genug, dem Verirrten den Klippenrand oder auch die Sümpfe zu zeigen, die, unter Binſen verſteckt, oft neben ſeinem Pfade lagen.

Es mochte Mitternacht ſein, als er in die Nähe von Loch Achray kam und, um einen Felſenvorſprung biegend, plötzlich ein Wachfeuer ſah, an deſſen halb ausgebrannten Scheiten ein Hochländer lag. Als dieſer ſeinerſeits des Fremden anſichtig wurde, ſprang er auf und forderte, auf den König eindringend, das Erkennungs- und Looſungswort der Mac Gregors. Fitzjames war klug genug, nicht lange verhehlen zu wollen, was Tracht und Sprache doch nicht verhehlen konnten, und gab ſich rund heraus als das zu erkennen, was er war, als Feind. Aber er kannte auch die Hochlandsſitte, und pochend auf die Unverletzlichkeit des Gaſtrechts, ließ er ſich am Feuer nieder und beantwortete die Frage: „Was führt dich her?“ mit einem von Herzen kommenden: „Hunger und Durſt.“ Der Hochländer nahm Haferbrod und Rauchfleiſch aus ſeiner Taſche und theilte, was er hatte. Dann warf er Reiſig in das erlöſchende Feuer, und ſein Plaid von der Schulter löſend, ſchob er es ſeinem Gaſte zu, der ſich ohne weiteres darin einhüllte und zum Schlaf ausſtreckte. Die beiden Feinde ſchliefen ruhig bei einander, bis die Morgenſonne ſie weckte. Man nahm einen Imbiß, dann wandte ſich der Hochländer zu Fitzjames und ſagte: „Das Land iſt von den unſern beſetzt, nirgends ein Ausweg für dich, es ſei denn, ich führte dich und brächte dich bis Coil-antogle-Ford; da beginnt euer ſächſiſch Land, da magſt du frei deines Weges ziehen.“ Fitzjames ſtimmte zu und bald ſchweigend, bald plaudernd ſchritten ſie vorwärts. Der Hochländer ſprach viel von dem alten Rechte der Mac Gregors, von den ſtolzen und übermüthigen „Saſſenachs“, die ihnen die alten Jagd- und Weideplätze geraubt hätten; Fißjames aber war unzugänglich für die ſchlichte Beredtſamkeit ſeines Gefährten und blieb dabei, daß die Mac Gregors ein räuberiſches Geſindel und Rhoderick Dhu nicht beſſer als der Reſt ſeiner Clansleute ſei. So kam man bis an die äußerſte Spitze von Loch Vennachar, ſchritt noch ein paar hundert Schritt über blühende Wieſen am Teith entlang, bis man an einen Streifen binſenbewachſenes Moorland kam, ſumpſig um die Regenzeit; aber jetzt glatt und hart wie eine Tenne. „Hier iſt Coil-antogle-Ford", ſagte der Hochländer, „dieß iſt ſächſiſch Land, dort hinüber liegen die Thürme von Stirling, und ich bin — Rhoderick Dhu."

Fitzjames zuckte einen Augenblick zuſammen, weil ihm ſein Herz ſagte, was der nächſte Augenblick bringen würde. „Wir haben Mahl und Lager getheilt", fuhr Rhoderick Dhu fort, „und ich habe das Gaſtrecht heilig gehalten; ich habe dich hierher geführt bis auf ſächſiſch Land, du ſtehſt auf deinem Boden und die heilige Hand des Gaſtrechts hält mich nicht länger. Zieh! und laß uns ſehen, wo beſſere Männer wachſen, hüben oder drüben!" Dabei warf er den runden Schild hin, den er zu tragen pflegte, um während des Kampfes vor ſeinem Gegner nichts voraus zu haben, und ſtellte ſich dem ſchweigend und unſchlüſſig daſtehenden Feinde gegenüber. Fitzjames ſah einen Augenblick in's Land hinein, nach Bochaſtle hin, wo hinter dem Tannenhügel, kaum tauſend Schritt von dem Binſenplan entfernt, auf dem er eben ſtand, ſeine Genoſſen hielten und ſeiner Rückkehr harrten; aber im ſelben Augenblick von dem Stolz und der Kampfluſt neu belebt, die ſeinem ganzen Geſchlecht eigen waren, rief er dem Häuptling mit der Miene der Ueberlegenheit zu: „So ſteh' denn!“ und drang auf ihn ein. Rhoderick Dhu war der Stärkere, aber großgezogen in rauher, kunſtloſer Schule, war er ſchlecht verwahrt gegen die Zauberkünſte einer gut geführten Klinge. Rechts und links tropfte ſein Blut aus tiefen Wunden, und endlich jetzt mit einem Meiſterſtoß ſchlug ihm Fitzjames die breite Hochlandsklinge aus der Hand. Rhoderick ſank in's Knie und die Waffe ſeines Siegers berührte faſt ſchon ſeine Bruſt, als der erſchöpfte Hochländer mit einer letzten Kraftanſtrengung aufſprang und dem Stoße ausweichend wie eine Katze an den Hals ſeines Gegners ſprang. Er packte mit der Rechten den Hals, mit der Linken den aufgehobenen Arm des Königs, und jetzt begann ein Ringen, in dem das Geſchick des Sachſen der wilden Kraft des Hochländers unterlag. Keuchend lag jener am Boden und Rhoderick, auf ihm knieend, zog eben ſein Dolchmeſſer, um es dem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen, als der Fauſtdruck, der den Beſiegten am Boden hielt, plötzlich nachließ und Rhoderick Dhu, erſchöpft vom Blutverluſt, matt und ohnmächtig zur Seite ſank. Jetzt ſtieß der König in's Horn und die Reiter, die hinter dem Waldeck von Bochaſtle hielten, ſprengten herbei. Statt Ellen Douglas, die der König heimzuführen gehofft hatte, lag alsbald der Häuptling der Mac Gregors auf dem breiten Sattel des Pferdes und zog blaß und blutend, ein Gefangener, durch die Thore von Stirling ein.

Der Schluß der Dichtung löſt raſch und mit freundlicher Hand den geſchürzten Knoten und führt alles zu Glück und Freude hinaus. Der alte Douglas hat ſich dem König geſtellt, um auf ſein altes Haupt allein die Blitze des königlichen Zorns zu lenken; aber ſei es der Sieg über den ſtolzen Mac Gregor, oder ſeien es die bittenden Augen der ſchönen Ellen — das Herz des Königs iſt zu Milde und Vergebung geſtimmt. — Rhoderick Dhu kehrt heim zu ſeinem Clan, Malcolm Graham, geſchmückt mit allen Zeichen königlicher Huld, führt Ellen zum Altar. Der alte Douglas aber zieht wieder ein in Schloß Stirling, um zu ſtehen, wo er früher geſtanden, der Nächſte dem Throne und dem Herzen ſeines Königs.

Das iſt das Mährchen von der „Jungfrau vom See.“ Ellen-Eiland aber ward öd und einſam, das Haus zerfiel, und ſeine Zauber leben nur fort im Lied und im Herzen des Volks.

So unter allerhand Geſpräch über die Jungfrau vom See, zu dem jeder aus der Vorrathskammer ſeines Gedächtniſſes wie zu einem Picnic beizuſteuern bemüht war, hatten wir Bochaſtle erreicht, jenen an der Grenze gelegenen Punkt, wo die Reiter des Königs hielten, um bei der Entführung von Ellen Douglas behülflich zu ſein, und ſich ſchließlich begnügen mußten, den halbtodten Rhoderick Dhu auf den Sattel zu heben. Der nächſte Punkt von Intereſſe war Coil-antogle-Ford. Als der Finger des Conducteurs auf die ziemlich nahe am Wege gelegene Stelle wies, wo Rhoderick Dhu und Fitzjames gekämpft hatten, ſprang alles im Wagen auf, mit einem Eifer und einer Raſchheit, als fürchte jeder, daß ihn der Platz durch die Schaugier des andern entführt werden könnte. Der Platz an und für ſich war unſcheinbar genug, aber eben in ſeiner Unſcheinbarkeit vom Dichter trefflich gewählt. Wir empfanden es an uns ſelbſt, daß die beiden Geſtalten um ſo deutlicher und lebensvoller vor uns hintraten, je leerer der Rahmen war, in den ſie der Dichter geſtellt hatte. Keine Staffage, die irgendwie geſtört hätte; eine Wieſe, ein Flußſtreifen und ſtill zur Rechten der See von Bennachar. Raſch ging es nun am Nordufer des Sees entlang, an Landrick Height vorbei, dem Muſterungsplatz der Mac Gregors, bis wir die Ufer Loch Bennachars mit denen des nachbarlichen Loch Achray vertauſchten.

Aber noch ehe wir die Ufer des Loch Aray zur Seite haben, hält unſer Wagen auf's Neue; wir haben die „Türkenbrücke," Bridge of Turk, erreicht, ſteigen ab und machen dießmal, ſtatt dem Wirthshaus ſelber, nur ſeinem Schilde die Reverenz. Nach engliſcher Art befindet ſich daſſelbe nicht über der Eingangsthür, ſondern iſt bildartig in einen Rahmen geſpannt, der ſeinerſeits auf einem Holzpfeiler ſteht; das Ganze einem vergrößerten Licht-

oder Ofenſchirm nicht unähnlich. Der Schild der Türkenbrücke beherbergt ein Doppelbild in ſeinem Rahmen, zu dem natürlich, wie zu allem, auf das man hier ſtößt, die Scottſche Dichtung Stoff und Veranlaſſung gegeben hat. Gleich im erſten Geſange der Lady of the Lake heißt es:

And when the Brigg*) of Turk was won,
The headmost horseman rode alone,

Worte, von denen es nur ſeltſam geweſen wäre, wenn ſie einen ſchottiſchen Gaſtwirth nicht den Gedanken nahe gelegt hätten, die Türkenbrücke zu einer goldenen Brücke für ſich ſelber zu machen. Wir ſind verbunden, ihm beſten Erfolg dabei zu wünſchen, denn er hat ſein Geld nicht geſpart und ſich's vielmehr angelegen ſein laſſen, ein wirkliches Bild zu ſeinem Wirthshausſchilde zu machen, eine Geſinnung, an der ſich viele unſerer Gaſtwirthe ein Muſter nehmen könnten, denen doch die Malerateliers um einiges näher liegen als ihrem Collegen an der „Türkenbrücke."

Die Kehrſeite des Bildes hat ein anderes Zeilenpaar aus dem erſten Geſang der Dichtung herausgegriffen, und den König darſtellend, wie er nach ſtundenlang vergeblicher Jagd jetzt neben ſeinem zuſammengeſtürzten Grauſchimmel ſteht, trägt es die Unterſchrift:

Then through the dell his horn resounds,
From vain pursuit to call the hounds.

Die Oertlichkeit aber dieſes zweiten Bildes befindet ſich bereits weit jenſeits der Türkenbrücke und mahnt uns daran, daß noch ein Theil der Reiſe vor uns liegt. Und ſei es nun, daß der zuſammengeſtürzte Grauſchimmel uns zur Milde ſtimmt, oder daß die Worte des Conducteurs mit ganz beſonderer Wärme uns einen Spaziergang am Loch Achray empfehlen, gleichviel wir pflücken uns einen Heidekrautbüſchel am Wege und „die blaue Blume" Schottlands an Hut und Mütze ſteckend, ziehen wir ſingend am Loch Achray entlang, dem berühmten Paß der Trosachs entgegen.

---

*) „Brigg," ſchottiſch für bridge.

Was das Wort „Trosachs" meint, weiß eigentlich Niemand. In den Reiſebüchern ſteht, es bedeute, „Borſtenweg"; doch habe ich unterwegs ein halbes Dutzend Ableitungen und Erklärungen gehört, die mir um kein Haar breit unzuverläſſiger erſchienen ſind. Aber wie immer auch die Anſichten darüber getheilt ſein mögen, was Trosachs bedeutet und was nicht, darüber ſind alle Schotten einig, daß die Sache ſelber zu den ſchönſten und ſehenswertheſten Punkten ihres Landes zählt. Wie Oban an der Weſtküſte, ſo ſind auch die Trosachs ſeit etwa zehn Jahren eine Sehenswürdigkeit par excellence geworden und erfreuen ſich, namentlich auch in London und dem ſüdlichen England, eines Schönheits-Renommées, das faſt zum Widerſpruch auffordert. Die Trosachs ſind unbedenklich ein glänzender Punkt, aber wenn nicht zu Nutz und Frommen einiger Hotelbeſitzer, ſo doch mindeſtens aus an und für ſich löblicher Begeiſterung für den

Dichter und Schilderer dieſer Lokalität, um einiges überſchätzt worden. Der Irrthum, der dabei begangen worden iſt und noch begangen wird, iſt der, daß man die Schilderung mit dem Geſchilderten verwechſelt und die Unübertrefflichkeit jener auf die Sache ſelber übertragen hat. Es iſt genau ſo, wie wenn man diejenigen Mädchen für die ſchönſten halten wollte, auf die zufällig die ſchönſten Lieder gedichtet worden ſind.

Was aber ſind nun die Trosachs? Sie ſind ein Paß, eine Schlucht, ein Hohlweg, der ſich an einem Flüßchen entlang, zwiſchen den zwei Felsmaſſen des Ben-an und Benvenue hinſieht, die wie Wächter neben dem Loch Katrine ſtehen, und ihre Häupter in ſeinem Waſſer ſpiegelnd, ihre breiten Rücken, bis zum Loch Achray hin, zurück ſtrecken. Wir haben hiernach zwei Partien zu unterſcheiden, eine längere (die eigentlichen Trosachs), zwiſchen den beiden Felsrücken gelegen, und eine kürzere (Beal-an-Duine) zwiſchen den beiden Häuptern der Berge. Der Fahrweg durch die eigentlichen Trosachs folgt nicht dem Laufe des in der Tiefe ſchäumenden Flüßchens, ſondern zieht ſich in halber Höhe des nördlich gelegenen Felsrückens als eine völlige Kunſtſtraße hin. Unmittelbar zur Rechten ſteigen die ſchweren Felsmaſſen des Ben-an, bald mehr, bald weniger ſteil in die Luft, während wir nach links hin eine doppelte Nachbarſchaft haben, zunächſt die abſchüſſige Tiefe, dann aber jenſeits derſelben die mächtigen Flanken des Benvenue.

Die Höhe dieſer Bergwand iſt ſehr bedeutend und die reichen Waldungen, die ſie bis zur höchſten Spitze ſchmücken, tragen nicht wenig zur Schönheit des Bildes bei. Schichtenweis wechſelt die Vegetation, und während Birken und Espen die Schlucht faſt überdecken, grüßt von der Mitte des Berges her ein Eichenwald, aus deſſen grünen Kronen allmählig die ſchwarzen Tannen aufſchießen, um bis zur Höhe des Berges empor zu wachſen.

All dies iſt ſehr ſchön, aber doch durchaus nicht das, was die Modevorſtellung der letzten fünfzehn Jahre daraus gemacht hat. Was dieſen eigentlichen Trosachs fehlt, das iſt der Stempel des Beſonderen. Man ſieht rechts und links, vor- und rückwärts, ſtimmt in die „Beautiful's", die mit der Regelmäßigkeit von Pendelſchwingungen überall laut werden, nach beſter Ueberzeugung ein, hat aber das Gefühl, ſehr ähnliche landſchaftliche Phyſiognomien ſchon oft geſehen zu haben, und wendet ſich endlich von all der Herrlichkeit wie von einem Frauenkopfe ab, deſſen Schönheit man gelten läßt, aber deſſen Reiz man leugnen kann, weil die Art ſeiner Schönheit nichts iſt, als eine höhere Form der Alltäglichkeit.

So ſind die Trosachs, aber ſo iſt nicht jener Punkt, Beal-an-Duine geheißen, der ſich Angeſichts von Loch Katrine zwiſchen den Häuptern der beiden Berge erhebt. Die Berge treten ſich hier ſo nahe, daß ihre grünbekleideten Wände eine Rieſenlaube bilden, die, nach hinten zu faſt geſchloſſen, nach vorn hin, wie durch einen grünumrankten Rahmen, einen Durchblick auf den See geſtattet. Das Ganze iſt ein Kabinetsſtück landſchaftlicher Schönheit, und Walter Scott wußte wohl, was er that, als er an dieſem Punkt den Kahn der Ellen Douglas landen und den König aus dem Gebüſch des Ufers hervortreten ließ. Die Lokalität ſcheint eine romantiſche Dichtung faſt wie herauszufordern, und keine Jungfrau vom See kann hier an's Land ſpringen, ohne auf Augenblicke für die Seejungfrau ſelber gehalten zu werden.

Es war die unromantiſchſte Stunde von der Welt, (2 Uhr Nachmittags und alle Mann hungrig), als wir, den Bergpfad herabkommend, hier in das am Ufer liegende Dampfſchiff ſtiegen, das die Fahrten über den See hin und zurück macht. Es heißt hier alles Mac Gregor: der nacktbeinige Junge, der ſeine Führerdienſte uns aufdringt, die beiden Alten, die unſer Gepäck an Bord des Steamers bringen, und natürlich auch der Steamer ſelber. Aber ein bischen Abſichtlichkeit und Spekulation auf hochlandsdurſtige „Southrons“ kann man hier ſchon ertragen; die Buchen am Fuße des Benvenue ſtrecken ihre Zweige weit in den See hinein und unter dem Laubdach liegt unſer Steamer und ſpritzt von Zeit zu Zeit einen ſchillernden Waſſerregen durch all das Blatt- und Zweigwerk hindurch. Jetzt das Zeichen mit der Glocke, und aus der ſchattigen Kühle hervor gleiten wir der glitzernden Waſſerfläche zwiſchen den Laubwänden und nun, durch den grünen Rahmen des Felſenthors hindurch, dem eigentlichen Loch Katrine zu. Gleich zu Anfang des Sees, dem rechten Ufer ſich nähernd, liegt Ellen-Eiland. Jeder müht ſich die Stelle zu erkennen, wo das mit ſo viel dichteriſchem Aufwand geſchilderte Haus des alten Douglas geſtanden haben ſoll, aber nur Birken und junge Tannen überragen die unwirthbare Fläche.

Mit dem Moment, wo wir Ellen-Eiland paſſirt haben, iſt das Intereſſe an Loch Katrine ſo ziemlich dahin. Die Fahrt über dieſen vielbeſungenen See iſt wie ein Diner, das mit Champagner beginnt und nach längerem Verweilen bei ſchlichtem Rothwein endlich mit Zuckerwaſſer ſchließt. Glücklicherweiſe verhielt es ſich, wenn wir von der Metapher abſehen und ſtatt deſſen die alleräußerlichſten Fakten befragen, gerade umgekehrt, denn am reizloſen Norduſer des Sees harrte unſer im „Gaſthaus von Stronachlachar“ ein wohlbeſetzter Tiſch, deſſen große Taubenpaſtete nur noch in kümmerlichen Reſten auf unſere Nachfolger kam. Hier, vom Norduſer des Sees aus, führt ein vielbenutzter Weg zum Oſtufer des Loch Lomond hinüber, und jeder Touriſt, der ſich, wie viele thun, auf den Beſuch der ſchottiſchen Seen zu beſchränken vorhat, thut am beſten, die Stage-Coach zu beſteigen, die, ähnlich bepackt wie unſer Stirlinger Wagen, eben jetzt Miene macht, über Inversnaid u. ſ. w. hinaus, die

Fahrt nach dem Loch Lomond zu machen. Wir aber, die wir uns Inverneß und das Schlachtfeld von Culloden als unſer Reiſeziel geſetzt haben, kehren zu unſerem „Mac Gregor“ zurück, und das Land der Lady of the Lake noch einmal paſſirend, fahren wir mit dem letzten Schimmer der Abendröthe wieder in Stirling ein.

XVI.

Ein Sonntag in Perth.

Ein Sonntag in Schottland iſt für den Reiſenden wie ein Gewitter bei einer Landpartie. Man regnet ein, man kann nicht weiter, die gute Laune iſt hin. Mit den Sehenswürdigkeiten Stirlings waren wir fertig und erſchraken vor dem Gedanken, vierundzwanzig Stunden auf ein altes Times-Exemplar und eine ſchweigſame Table d'hôte angewieſen zu ſein. Glücklicherweiſe erbarmte ſich unſer ein Frühzug, der uns, trotzdem es in Schottland keine Sonntagszüge giebt, gegen zehn oder eilf Uhr Vormittags nach dem alten, oft beſungenen Perth führte.

Mit dieſem Frühzug, der den Sonntag entheiligt, verhält es ſich ähnlich wie mit dem Champagner auf der Tafel eines Türken, er geht nämlich unter einem andern Namen. Dieſer Sonntagszug iſt eigentlich ein Sonnabendszug. Das hat folgenden Zuſammenhang. Die große Nordbahn, die England und Schottland von der Sohle bis zum Scheitel durchläuft, hat einen allabendlichen Schnellzug feſtgeſetzt, verſteht ſich mit Ausnahme des Sonntags. Wer nun am Sonnabend

Abend in London einſteigt, um über Edinburg nach Perth und Aberdeen zu fahren, iſt begreiflicher Weiſe im Einklang mit Sitte und Geſetz; ſelbſt die Kirchlichkeit eines Schotten kann keinen Anſtoß daran nehmen. Iſt es doch nicht ſeine Schuld, daß der Schnellzug nicht noch ſchneller fährt, und der Sonnabend beim Sonntag borgen muß. Nur das Benutzen dieſes Zuges, ſobald er ſchottiſchen Grund und Boden berührt hat, iſt natürlich verpönt; doch was wäre Fremden nicht erlaubt!

Wir waren nun alſo in Perth. Als wir aus dem Bahnhofsgebäude heraustraten und auf einen kahlen Platz blickten, auf dem ſich Sonnenſchein und Staubwolken um den Vorrang ſtritten, murmelte Freund B. vor ſich hin: „Ein Sonntag in Perth ſcheint noch ſchlimmer als ein Sonntag in Stirling“, worauf ich nichts Beſſeres zu erwiedern wußte als:

Schlimmer hier oder ſchlimmer dort,
Jedenfalls ein andrer Ort.

Als ſich die Staubwolke gelegt hatte, laſen wir an der Giebelſeite eines Hauſes „Mr. Pople's english hotel“, und da wir ſo eben von einem ächtſchottiſchen Mr. Campbel kamen, ſo wählten wir, ſchon des Contraſtes halber, das engliſche Gaſthaus, das in nächſter Nähe vor uns lag. Mr. Campbel und Mr. Pople verhielten ſich zu einander, wie ihre Namen, der eine ſchroff, ſelbſtbewußt, kriegeriſch, der andere ſtill, friedlich, gemüthlich. Unſere Frage nach einem Zimmer wurde raſch bejaht und Koffer und Reiſeſack in eine Manſardenſtube gebracht, an der die Ausſicht der einzige Luxus war. Nach wenigen Minuten ſchon ſaßen wir wieder unten auf der Steinbank vorm Hauſe, lachend, fragend und plaudernd mit Wirth und Wirthin. Da hörte man denn manches bittere Wort. Die beiden Leute waren aus dem Süden, aus Devonſhire, das der Garten Englands heißt und das ſo milde Luft hat, daß noch um Weihnachten herum das Land im Schmuck von Myrthe und Lorbeer ſteht. Sie fühlten ſich nicht heimiſch in Schottland. Klima und Menſchen waren ihnen zu rauh und der ſchottiſche Sonntag zu ſtreng. „So kann es nicht bleiben; die Schotten fühlen es ſelbſt; ſie haben ſich eine Ruthe aufgebunden, als ſie den Forbes Mackenzie nach London ſchickten. Sonntagsfeier iſt gut, aber ſchottiſche Sonntagsfeier iſt nicht gut und ruinirt das Geſchäft.“ Es intereſſirte uns höchlichſt, dieſe Engländer über ſchottiſches Leben genau ſo ſprechen und aburtheilen zu hören, wie wohl Deutſche zu ſprechen pflegen, wenn ſie nach England kommen. „Steifheit, Geſchäftigkeit, Scheinheiligkeit“, waren die Worte, die mehr denn einmal über die Lippen der guten Leute kamen, und beſonders der jungen hübſchen Frau ſah man die Freude an, die ſie empfand, ſich einmal „ohne Gefahr“ in unverhohlener Bitterkeit äußern zu können.

Inzwiſchen war ein Führer für uns geworben worden, der es trotz der Sonntagsfeier auf ſich nahm, uns durch die Straßen der Stadt und hinterher auf den Kinnoul-Berg zu führen, einen Hügel, der ſich am andern

Ufer des Tay erhebt und der ſchönen Ausſicht halber berühmt geworden iſt, die er über die Stadt, die Flußwindungen und jenen weiten Thalgrund gewährt, in dem, wenn auch nur theilweiſe ſichtbar, Scone, Dunſinan und der Birnamwald liegen, Namen, die jedem Macbeth-Leſer geläufig ſind.

Perth heißt in Chroniken und Liedern das alte Perth, gelegentlich auch das ſchöne Perth. Zum Ueberfluß hat Walter Scott noch „ein ſchönes Mädchen von Perth" geſchrieben und, wie ich nicht bezweifle, auch in andern Leſern die Vorſtellung erzeugt, daß die reizend geſchilderte Stadt kaum minder ſchön ſein könne, als das ſchöne Mädchen ſelbſt. Wer mit ſo geſteigerten Erwartungen Perth betritt, wird einer Enttäuſchung ſchwerlich entgehen, zumal wenn er, wie wir, an einem Sonntag dort eintrifft und ſtatt des Lebens und der Buntheit der Straßen jener Todtenſtille begegnet, die ihm eine unwillkommene Gelegenheit bietet, die Häuſer in ihrer charakterloſen Dürftigkeit zu ſehen. Aber eine alte Stadt iſt Perth unbeſtritten. Schon 1210 ward es durch eine Ueberſchwemmung zerſtört, ein noch jetzt unvergeſſenes Ereigniß, das in dem poetiſchen Reimwort fortlebt:

Shochie zum Ordie *) ſpricht: ſag' an,
Wo ich dich wieder treffen kann?
Wir treffen uns wieder, hab Acht,
Wo wir ſchon einmal uns trafen,
Zu Perth in der Nacht,
Wenn alle Menſchen ſchlafen.

---

*) Zwei Flüſſe in der Nähe von Perth.

Perth war vor der Thronbeſteigung der Stuarts ein Lieblingsaufenthalt der ſchottiſchen Könige, wiewohl ſie keinen Palaſt in der Stadt beſaßen. Sie pflegten in einem reichen Ciſtercienſerkloſter abzuſteigen, deſſen Reichthum und Gaſtlichkeit es unnöthig erſcheinen ließ, noch einen königlichen Palaſt herzurichten. Das Zeitalter der königlichen Prachtbauten, der Stadt-, Jagd- und Luſtſchlöſſer, war damals noch nicht angebrochen, und das arme Königthum nahm noch nicht Anſtand, bei dem reichen Clerus zu Gaſt zu gehen. Mit der Thronbeſteigung der Stuarts verlor Perth den Charakter einer jeweiligen königlichen Reſidenz. Die Königsſitze wurden ſüdlicher verlegt, und an die Stelle von Dunkeld, Scone und Perth traten Linlithgow, Stirling und Holyrood. Nur ausnahmsweiſe und auf kurze Zeit nahmen auch die Stuarts noch ihren Aufenthalt in Perth, und von den ſechs Jakobs, die in faſt ununterbrochener Reihenfolge das Land beherrſchten (nur Maria Stuart ſchiebt ſich zwiſchen Jakob V. und Jakob VI. ein), wurde Jakob I. wirklich in Perth ermordet, während der letzte (Jakob VI.) den Anſchlägen auf ſein Leben wie durch ein Wunder entging. Dieſe Anſchläge bilden die ſogenannte „Gowrie-Conſpiracy“, worauf ich weiter unten in aller Kürze zurückkomme.

Perth iſt alt und hat eine ſchöne Lage am Tay, der ungefähr 1000 Fuß breit, der Längsſeite der Stadt entlang fließt. Die beiden Hauptſtraßen, High-Street und South-Street, laufen ſenkrecht auf den Fluß zu und ſind in der Nähe desſelben nicht ohne maleriſchen Reiz. Da, wo die Straßen, kaum 100 Schritt von einander entfernt, auf den Quai ſtoßen, der ſich am Tay hinzieht, concentrirt ſich das Wenige, was Perth von Sehenswürdigkeiten beſitzt. Hier, zwiſchen den beiden Straßen, ſteht vor allem die alte, an hiſtoriſchen Erinnerungen überreiche Kirche von St. John, die, der landesüblichen Ermordungen an Altar und Altarſtufen zu geſchweigen, vor allem dadurch eine Berühmtheit erlangt hat, daß die ſchottiſche Bilderſtürmerei (in Folge einer John Knox'ſchen Predigt) eben hier ihren Anfang nahm. Kaum hundert Schritt von der Kirche entfernt, da, wo High-Street auf den Flußquai ausmündet und einen baumbepflanzten Platz bildet, ſteht eine Statue Walter Scotts, die die dankbare Stadt dem Dichter des „ſchönen Mädchens von Perth" errichtet hat. Was wüßte die Welt von Perth, wenn jenes Buch Sir Walters ungeſchrieben geblieben wäre! Mit Rückſicht auf dieſen Umſtand hätte die Statue wohl beſſer ausfallen dürfen; eigentlich iſt nichts hübſch an ihr, als ihre Aufſtellung. Von ſchönen Linden eingefaßt, High-Street vor ſich und den ſchönen Strom im Rücken, vergißt man um des hübſchen Bildes willen, das ſie bietet, was dem Bildwerk ſelber fehlt. Rechts und links neben demſelben ſtehen ein paar ruſſiſche Kanonen, Trophäen von Sebaſtopol her und wahrſcheinlich von jenem Hochlandsregimente erbeutet, das in Perth in Garniſon liegt. Ueberall im Lande begegnet man dieſen und ähnlichen Siegeszeichen, — den einzigen Früchten eines theuer bezahlten Krieges.

Weiter flußabwärts, da wo South-Street auf den Tay ſtößt, erhob ſich in alten Tagen Gowrie-Houſe, der Schauplatz jenes Mordverſuchs, der unter dem Namender Gowrie-Conſpiration bekannt geworden iſt. Das Haus iſt ſeit ungefähr fünfzig Jahren niedergeriſſen und die Communalgebäude (Polizeiamt und Stockhaus), die ſich jetzt an der Stelle deſſelben erheben, theilen in Erſcheinung und Geſchichte das Proſaiſche der ganzen Gattung. An Gowrie-Houſe erinnert nichts mehr als ein gegenübergelegenes Bier- und Brandyhaus, das durch Abbildung der betreffenden Mordſcene (im Styl unſerer Jahrmarktsbilder) die Traditionen des Orts und die Vortheile des Geſchäfts gleichzeitig im Auge behält. Es giebt immer noch Naturen, die ſich am liebſten da zu Tiſche ſetzen, wo die Luft nach Blut riecht.

Die Geſchichte der Gowrieverſchwörung ſelbſt iſt folgende. Jakob VI. (damals noch ſehr jung) war von Lord Gowrie zu einer Jagdpartie geladen worden und auf Schloß Ruthven erſchienen. Noch andere Lords waren zugegen: Lord Mar, Lord Lindſay, Lord Glammis und deren Anhänger. Der König bemerkte bald, daß man mehr oder minder Schlimmes gegen ihn vorhabe, und machte Miene das Schloß zu verlaſſen. Als er ſich der Thür näherte, ſtellte ſich Lord Glammis vor dieſelbe und rief ihm zu, indem er ihm den Ausgang verwehrte: „Männer verſtehen ſich auf Kinder, aber nicht

Kinder auf Männer.“ Hiebei hatte der Angriff ſein Bewenden. Jakob VI. indeß war nicht der Mann, ſolche Beleidigung zu vergeſſen, und zwei Jahre ſpäter, vielleicht weil man des Lord Glammis nicht habhaft werden konnte oder weil man in Lord Gowrie den eigentlichen Urheber des ganzen Vorfalls ſah, fiel das Haupt des letzteren auf dem Mole-Hill bei Stirling-Caſtle. Sechszehn Jahre ſpäter machten die Söhne Lord Gowrie's, die bis dahin in ſelbſtgewählter oder erzwungener Verbannung (in Padua) gelebt hatten, den Verſuch, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie drangen, inſtigirt durch andere Unzufriedene, auf den König ein, wurden aber entwaffnet und folgten ihrem Vater in den Tod.

Wir kehrten nun Gowrie-Houſe den Rücken, paſſirten die ſchöne Brücke, die über den Tay führt, und ſchritten zwiſchen Kreuzdornhecken und Roggenfeldern immer bergan, dem Kinnoulhügel zu, der ſich, mit Laubholz und Tannen dicht beſtanden, an der Oſtſeite der Stadt erhebt. Der Aufgang zum Hügel war der ſtrengeren Sonntagsfeier halber mit einem Schlagbaum abgeſperrt, was ſo viel heißt, als wir mußten einen Schilling bezahlen, um das Gewiſſen des wachthabenden Waldhüters zu beſchwichtigen. Ziemlich erſchöpft kamen wir oben an und nahmen auf einem großen Steintiſch Platz, deſſen Sandſteinplatte ein paar hundert eingekratzte Namen trug. Wie viel Federmeſſerklingen waren hier der Eitelkeit geopfert worden!

Das landſchaftliche Bild, das ſich uns bot, war hübſch genug, ohne etwas beſonderes zu ſein. Das nach Norden hin liegende Macbethland entzog ſich, wenigſtens in ſeinen Einzelheiten, noch durchaus unſerem Auge und wir waren auf die üblichen Führerverſicherungen angewieſen: „dort hinter jenem Hügel liegt Schloß Glammis, dort Schloß Dunſinan.“ Unſere Mienen ließen dem unſrigen keinen Zweifel darüber, daß wir ziemlich enttäuſcht waren, und beſtimmten ihn raſch zu der Frage: ob wir noch geneigt ſeien, das Wallaceſchloß und die Wallacehöhle zu ſehen. Unſer Ja wurde nach ſo trüben Erfahrungen natürlich an allerhand Bedingungen geknüpft, und erſt nachdem uns mehrfach die Verſicherung gegeben war, „daß es nah ſei“, gaben wir unſern Tiſchplatz auf, um einer andern Kuppe des Hügels zuzuſchreiten.

Hier fanden wir denn das ehemalige (überdieß wenig beglaubigte) Wallaceſchloß, das jetzt als Bier- und Vorrathskammer dient, wenn an ſchönen Sommertagen die „ſchönen Mädchen von Perth“ auf den Kinnoulhügel hinausziehen, um daſelbſt mit ihren Brüdern und Bräutigams bei Reifen- und Zeckſpiel den flüchtigen Reiz eines ſchottiſchen Sommers zu genießen. Was die Wallacehöhle angeht, ſo mußten wir uns mit der Verſicherung unſeres Führers begnügen, daß ſie vom Fuß des Berges aus trefflich zu ſehen ſei, und daß er uns eigens hinabführen wolle, wenn wir ſeinen Worten mißtrauten. Wir erſchracken vor dieſem Anerbieten ſo ſehr, daß wir durch ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen dieſen Punkt nicht wieder berührten und feſt entſchloſſen ſchienen, jede fernere Enttäuſchung ohne Murren zu tragen. Aber etwas wollten wir wenigſtens von unſern Strapatzen haben, und einzelne Feldſteinſtücke aus dem alten Wallaceſchloß herausbrechend, deſſen Felſenkeller jetzt nur noch dem Perther Bier zu gute kommen, fingen wir an zu allerhand Wurfexercitien mit Fallberechnung zu ſchreiten. Weithin flogen die Steine, „eins, zwei, drei, vier" zählten wir in Secundenpauſen, dann ſchlug unten der Stein auf und in den Tannen drunten ſchien es lebendig zu werden. Als hätten wir die heilige Mittagsruhe des Waldes unterbrochen, wurden allerhand Klagetöne laut, und ein Adler ſtieg auf, höher und höher, bis er endlich über unſern Häuptern ſchwebte und unſer Spiel zu muſtern ſchien. Dann, als wiſſe er, woran er ſei, ſank er mit ausgeſpannten Flügeln wieder in die Tiefe nieder, langſam und lautlos, wie er aufgeſtiegen war.

Wir traten nun unſern Rückweg an, machten im Schatten einer Quelle Station, erlabten unſere Zunge, die feſt am Gaumen klebte, durch einen friſchen Trunk und ſaßen endlich wieder auf der Bank vor dem Gaſthauſe, wo uns vier Stunden zuvor die junge Devonſhire-Frau zu Mitwiſſern ihrer Geheimniſſe und ihrer ſchottiſchen Antipathien gemacht hatte. Der Gang auf die Kinnoulhügel hatte uns nicht beſonders befriedigt, aber hungrig hatte er uns gemacht, und das iſt ein Segen, den man nicht unterſchätzen ſoll. Eine halbe Stunde ſpäter meldete uns der Kellner: „If you please, gentlemen, dinner is ready," und wir traten nun in das kühle, luſtige Eßzimmer, wo wir heute die einzigen Gäſte waren. Alles athmete Gemüthlichkeit und ſelbſt der Koſſuth in Huſarenuniform, der als Pendant neben dem Bildniß von Queen Victoria hing, konnte dem paradieſiſchen Behagen keinen Abbruch thun, das keinen Krieg und keine Gegenſätze kennt.

Als das Deſſert aufgetragen wurde, Orangen und eingemachte Früchte, vermehrte ſich unſere Tiſchgeſellſchaft. Zwei Herren traten ein mit den ſonnverbrannteſten Geſichtern, die ich mein Lebtag geſehen habe, und beide in ſo weit in einer Art Mauſerungszuſtand, als die alte Geſichtshaut noch wie Flaum und Schuppen auf ihrem Antlitz lag. Es waren Engländer, höchſt harmloſe Leute und, wie wir bald erfuhren, ſogenannte fishing-gentlemen. Wie weit ihr eigentlicher Anſpruch auf den „Gentleman“ reichte, laſſen wir ununterſucht, aber die Angelpaſſion ſtand unbeſtritten bei ihnen feſt. Dieſe Paſſion, die immer in England zu Hauſe war, herrſcht jetzt mehr denn je. Wer nicht reich genug iſt, einen Wildpark zu halten, oder weite Strecken Landes (namentlich in Schottland) als Jagdgrund zu benutzen, dem bietet ſich wenig Gelegenheit zur Ausübung eines höheren Sport. Dieß mag Urſache geworden ſein, daß ſich die der Nation eigenthümliche Waidmannsluſt einen andern Ausweg geſucht und zur Verallgemeinerung der Angelpaſſion geführt hat. Die Eiſenbahnen haben wahrſcheinlich auch das ihrige dazu beigetragen, dieſe Neigung zu unterſtützen. Gleichviel, alljährlich um die Sommerzeit begeben ſich hunderte, vielleicht tauſende von Engländern in's ſchottiſche Hochland, um daſelbſt vierzehn Tage oder vier Wochen lang eine Art Angelcampagne durchzumachen Bei vielen iſt es die bloße Paſſion, bei andern kommt Erwerb und Gewinnſucht mit in's Spiel. Der Fiſch, um deſſen Fang es ſich dabei handelt, iſt beinahe ausſchließlich die Forelle, die, ſo viel ich weiß, in verſchiedenen Arten, als Bach-, als See- und Lachsforelle, ſich in den Bergwäſſern Schottlands findet. Die Mehrzahl der Jäger begibt ſich an den ſchönen Loch Lomond, der am ſüdlichſten gelegen iſt und nebenher allerhand Comfort bietet. Die eigentlichen Fiſhing-Gentlemen aber verſchmähen den Loch Lomond, wie ein Gemsjäger eine Haſenjagd verſchmäht, und begeben ſich über den Kamm der Grampians und den caledoniſchen Kanal hinaus, bis hinauf zu dem ſtillen, tief ſchwarzen See von Roßſhire und Inverneß, um dort im Norden des Landes ihre Angelſchnüre auszuwerfen. Ein Stück Haferbrod, gedörrtes Fleiſch und eine Flaſche mit Whisky in ihrem Reiſeſack, ſo verbringen ſie dort oben Tage und Nächte in dem flachen Fährboot, das abwechſelnd am Ufer oder auf der Mitte des Sees liegt, und nur der Hochländer oder der Händler geſellt ſich zu ihnen, der flußabwärts die Beute bis zum nächſten Hafen und von dort auf die Marktplätze der großen Städte führt. Die beiden Gentlemen, die an unſerem Tiſche Platz genommen hatten, kamen aus Invernеßſhire, wo ſie am Loch Neß und Loch Oich tagelang die Angelruthe in der Hand gehabt und an guten Tagen fünfundzwanzig Dutzend Lachsforellen gefangen hatten, die kleineren am Ufer, die größeren in der Mitte des Sees. Ich multiplicirte im Stillen 25 × 12 und kam zum erſten Mal in meinem Leben zu der Betrachtung, daß auch das Angeln ein Vergnügen ſein könne. Dreihundert Lachsforellen in zehn oder zwölf Stunden, das iſt wie der Fiſchzug des Petrus, und es mag in der That ein Vergnügen gewähren, wenn faſt von Minute zu Minute der ſchwimmende Kork auf der Oberfläche des Waſſers zittert und im nächſten Augenblick der ſilberne Leib der Lachsforelle im Glanz der Sonne blinkt.

XVII.

Von Perth bis Inverneß.

Um von Perth nach Inverneß zu gelangen, kann man zwei Wege einſchlagen, den einen über Forfar, Montroſe und Aberdeen an der Küſte entlang, den andern quer durch's Land hindurch über den Kamm der Grampians. Wer Eile hat oder die Bequemlichkeit liebt, wird den erſteren Weg wählen, der, obſchon ein Umweg von 10 deutſchen Meilen, mittels der eben beendigten Eiſenbahn in verhältnißmäßig kurze Zeit zurückgelegt werden kann; wer umgekehrt eine Strapaze nicht ſcheut, wenn ſie nur Lohn und Ausbeute verſpricht, wird das Dach der Stage-Coach erklettern, die zweimal wöchentlich zwiſchen Perth und Inverneß fährt. Touriſten alſo, die etwas ſehn und nicht bloß vorwärts kommen wollen, werden ſich ſelbſtverſtändlich des alten Kutſchwagens bedienen, der Montags und Donnerſtags auf dem Perther Marktplatz hält, und den füllen und packen zu ſehen, ſelbſt ſchon zu den Vergnügungen dieſer Reiſe gehört.

Es mochte gegen 11 Uhr ſein, als wir bei glühendem Sonnenbrand die angelegte Leiter hinaufſtiegen und auf der hinterſten Bank des Wagens Platz nahmen. Wir waren ziemlich die Erſten und wiegten uns in der Vorſtellung, durch Pünktlichkeit und Zuſage eines Trinkgeldes uns einen comfortablen Platz geſichert zu haben. Eitle Träume; was wir auf der Tour von Stirling bis Loch Katrine erlebt hatten, war, wie wir bald merken ſollten, ein kaum nennenswerthes Vorſpiel geweſen. Die vier Plätze der eigentlichen Chaiſe, die einen etwas höheren Preis zahlten, waren leer, aber die ſechszehn Außenplätze, die ſich vorn und hinten an den Wagen anklebten, waren beſetzt bis auf den letzten Zoll. Auch dieſer Ausdruck iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Beſchönigung unſerer eigentlichen Lage, da die Fahrgäſte, die an den Flügeln der vier Bänke ſaßen, nur mit der einen Hälfte ihres Körpers auf ſicherem Grund und Boden ruhten, während die andere Hälfte mit Hutſchachteln und Reiſeſäcken um die Wette neben dem Wagen hin und her ſchaukelte. Wie ich meinen Leſern nicht erſt verſichern darf, wäre dies Minimum von Reiſecomfort auf einer Strecke von 25 deutſchen Meilen unerträglich geweſen, wenn nicht von Station zu Station die Flügelmänner jeder Bank die Plätze getauſcht und, zwiſchen links und rechts beſtändig wechſelnd, die ausgeruhten Hälften wie eine immer friſche Reſerve in's Feuer geſchickt hätten.

Ich hatte den rechten Flügel der letzten Bank inne und wiewohl ich mich der Strapazen jenes Reiſetages wie einer durchgemachten Campagne entſinne, ſo muß ich doch der Wahrheit gemäß einräumen, daß mein und meiner Kameraden Poſition noch immer nicht zu den ſchlimmſten zählte. Sie war wenigſtens luftig und da man nach der Fallſeite hin räumlich nicht behindert war, ſo konnte man ſich's durch allerhand Balancir- und Schwebe-Kunſtſtücke relativ bequem machen. Wie anders dagegen die Mittelplätze! Die Sicherheit, die ſie boten, war theuer erkauft und der wahre Reiz des Lebens hing hier wie überall „über'm Abgrund der Gefahr.“ Aber ich eile in meiner Darſtellung voraus. Während ich ſchon die Schrecken und Gefahren des Weges ſchildere, halten wir noch auf dem Marcktplatz von Perth und jetzt erſt, wo vom alten St. Johannisthurm die Mittagsſtunde ſchlägt, knallt die Peitſche des Kutſchers über die vier langgeſpannten Braunen hin und unſer Wagen raſſelt durch Straße und Thor in die lachende Landſchaft hinaus. Die nächſte Station iſt Dunkeld, ein alter Biſchofsſitz, etwa drei Meilen nördlich von Perth gelegen. Der breite vom Tay durchfloſſene Thalgrund, der ſich zwiſchen beiden Städten ausdehnt, zählt mit zu den vorzüglichſten Schauplätzen ſchottiſcher Geſchichte. Wir ſind hier im eigentlichen Macbeth-Land, und während wir die Grafſchaft Fife im Rücken, Schloß Glammis aber zur Seite laſſen, fahren wir, unmittelbar an Scone Palace vorbei, jenem Stückchen Erde zu, das durch die zwei Namen Birnam-Wald und Schloß Dunſinnan eine Berühmtheit über die Welt erlangt hat.

Scone-Palace, der alte ſchottiſche Königſitz, von dem es am Schluß des „Macbeth“ heißt:

Und uns gekrönt zu ſehn mit unſrer Krone,
Erwarten wir euch im Palaſt zu Scone

liegt kaum eine halbe Meile rechts von dem chauſſirten Wege ab, den unſere Braunen jetzt raſch entlang traben und die Sehnſucht könnte über uns kommen, einem Platze von ſolchem Alter und ſo hiſtoriſcher Bedeutung einen kurzen Beſuch zu machen. Aber der Scone-Palaſt, der zu Shakeſpeare's Tagen noch in aller Wirklichkeit daſtand, exiſtirt nicht mehr, und die weißen Steinwände, die mit Mauerkrone und Normannenthurm aus einer Gruppe alter Ulmen zu uns herüber grüßen, ſind keine 50 Jahre alt und enthalten vielleicht keinen Stein mehr von dem alten Königshauſe, das einſt hier ſtand. Der Scone-Palaſt unſerer Tage iſt ein Beſitzthum, ein Sommeraufenthalt der Grafen von Mansfield geworden, und der alte Stein, der hier einſt lag und als Stuhl bei der Krönung Schottiſcher Könige diente, iſt nach London geſchafft, wo er jetzt deutungsreich unter dem Sitz des Engliſchen Thronſeſſels liegt.

Etwa zwei Meilen nördlich von Scone-Palace, an derſelben rechten Seite des Weges, liegen Dunſinnan Houſe und Dunſinnan Hill, in deren Nähe ſich die Ruinen des alten Macbeth-Schloſſes befinden, das den Birnam-Wald auf ſich zukommen ſah. Dieſer Birnam-Wald liegt links von der Straße, verbirgt ſich aber unſerem ſuchenden Auge hinter dem 1500 Fuß hohen Birnam Hill, der ſeine Felsmauer zwiſchen uns und den Wald ſchiebt.

Dieſer Birnam Hill iſt bereits wie ein Thorwächter von Dunkeld anzuſehen und in demſelben Augenblick, wo wir ihn paſſirt und ſtatt ſeiner ſelbſt ſeine reich bewaldeten Ausläufer zur Linken haben, hören wir auch ſchon den lauter werdenden Hufſchlag der Pferde, der uns ſagt, daß wir die elaſtiſche Tenne der Landſtraße mit dem harten Straßenpflaſter der Stadt vertauſcht haben. Von beiden Seiten grüßen jetzt tauſend Fuß hohe, mit Laubholz und Schwarztannen beſetzte Bergwände in die Stadt hinein und ehe wir uns noch in dem reizenden Bilde völlig zurecht gefunden haben, hält unſere Kutſche bereits vor dem ziemlich in der Mitte des Städtchens gelegenen „Birnam-Hotel“.

Die Frage „abſteigen oder ſitzen bleiben“ ſchlägt jetzt an unſer Ohr, aber drei Meilen ſind' erſt gemacht und die engagirten Körperhälften noch bei verhältnißmäßiger Kraft, ſo ergiebt ſich die Antwort von ſelbſt. Kommt uns doch auch die Höhe unſeres Sitzes zu Statten, um mit größerer Muße und Leichtigkeit das reizende Bild dieſer Thalſtadt überblicken zu können. Aus dem Grunde der Bergabhänge hervor grüßt die alte, bis in die Piktenzeit zurückreichende Kathedrale, feſſelnder aber erſcheint uns das Bild unmittelbar zu unſeren Füßen, wo wir, neben dem üblichen Durcheinander eines Gaſthofs, noch das bunte Treiben und die Vorbereitungen zu allerhand Jagdausflügen in's Hochland ſehen. Denn Dunkeld iſt Rendez-vous-Platz; hier finden ſich von allen Seiten die Jagdliebhaber, die Freunde des Sport zuſammen, um dann, die einzige Hochlandsſtraße benutzend, die von Dunkeld aus über den Kamm der Grampians führt, auf den großen Jagdrevieren zwiſchen Balmoral und Inverneß die Sommermonate bei deer stalking und grouse shooting zu verbringen.

An den Gaſthof lehnt ſich eine ſäulengetragene Veranda; das Gebälk iſt in Grün verſteckt, und die eine Seite des Vorbaues mit aufgeſchichteten Reiſekoffern, wie ein Repoſitorium mit Foliobänden, gefüllt. In der Veranda ſteht ein junges Paar und reicht ſich zum Abſchied die Hand. Die zurückbleibende Dame, groß und ſchlank, trägt einen breiten Italieniſchen Hut mit weißer Feder, und die allgemeine Theilnahme an der ſchönen Erſcheinung, bekundet ſich durch die halb frageweis geſprochenen Sätze: she is his sister oder she is his wife. Der Conducteur indeß, an den ſich dieſe Worte richten, iſt mit wichtigeren Dingen beſchäftigt, als mit der Beantwortung ſolcher Bagatellen, und ſich durch ein yes Sir, das Jeder zu ſeinen Gunſten deuten mag, aller weiteren Frageſtellung entziehend, giebt er zwei jungen Hochländern, von denen Jeder einen Jagdhund an der Leine hält, ein Zeichen, das auch alsbald mit zuſtimmendem Kopfnicken erwiedert wird. Inzwiſchen ſind an beide Seiten unſeres Wagens Leiter und Tritt geſtellt worden, und ehe wir noch die Gefahr erkennen und energiſch dagegen proteſtiren können, ſtehen beide Hochländer bereits mit ihren Jagdhunden unterm Arm auf der höchſten Leiterſproſſe, und die geängſtigten Thiere wie zwei Scheerbeutel unterm Arm hervorlangend, laſſen ſie ſie jetzt auf das dichtverfahrene Defilée unſerer Beine niederfallen. Ein Schrei der Entrüſtung ſchallt über den Platz fort, auf dem wir halten, aber die im trockenſten Ton geſprochenen Worte des Conducteurs: „They are kind beasts, you may take them as foot-stools“ ſtellen mit einem Schlage unſere gute Laune wieder her, um ſo mehr, als die Verſicherung des Conducteurs eine Wahrheit wird und die Anfangs unruhigen Thiere ſich wirklich wie eine Fußbank zu unſern Füßen legen.

Aber eine Ueberraſchung drängt die andere. Auf derſelben Leiter, auf der eben noch einer der Wildhüter ſtand, um ſeinen Ueberfall auszuführen, ſteht jetzt der Gentleman, dem die Hunde zugehören, und trotz der ſchönen Dame, die immer noch unter dem grünen Dach der Veranda verweilt, läuft jetzt ein nicht mißzuverſtehendes Murren durch unſere Reihen. Es iſt wahr, der Gentleman, der vor uns ſteht, hat das einnehmendſte Geſicht von der Welt, und lüftet ſeine ſchottiſche Mütze allerfreundlichſt zum Gruß, aber wenn er noch viel freundlicher grüßte und drein blickte, ſo können wir ihm nicht geben, was wir ſelbſt nicht haben. Ich zeige auf mein rechtes Bein, das völlig in Lüften ſchwebt, und bemühe mich, ihm anzudeuten, daß dem Unmöglichen gegenüber auch der beſte Wille zu Schanden wird. Er nimmt meine Andeutungen freundlich auf, zeigt aber ſtatt aller weiteren Erwiederung auf den Conducteur hin, der eben den Deckel eines hinter uns befindlichen Wagenkaſtens auf- und zurückſchlägt und im nächſten Augenblicke in die Tiefe dieſer Verſenkung hinabſteigend, allerdings den Platz frei läßt, auf dem er ſelbſt bis dahin geſeſſen hatte. Ehe noch unſer Staunen vorüber, knallt die Peitſche und ziehen die Pferde an und über das Pflaſter Dunkeld's hintrabend, raſſelt und lärmt der aufgeklappte, wie ein Bedientenbrett daſtehende Wagenkaſten-Deckel und ſcheint unſerer geängſtigten Phantaſie die Frage vorzulegen: „Wann werd' auch ich meinen Paſſagier finden?“

Hinter Dunkeld zieht ſich der Weg am rechten Ufer des Tay entlang und zeigt uns außer Landhäuſern, die hier und da aus dem Grün hervorblicken, nichts, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen könnte. Etwa eine deutſche Meile hinter Dunkeld verlieren wir den Tay aus dem Auge, und ſtatt ſeiner wird nunmehr der Garry-Fluß, der von den Grampians kommt, auf viele Meilen hin unſer Begleiter. Seine Ufer ſind nirgends lieblich, aber überall bedeutend und charakteriſtiſch und gleich zu Anfang von impoſanter Schönheit. Nachdem wir kaum tauſend Schritt an der rechten Seite des Fluſſes bergan gefahren ſind, paſſiren wir jenes Felſenthor, das uns nunmehr zu dem berühmten Paſſe von Killicrankie führt.

Der Paß von Killicrankie hat eine dreifache Bedeutung, als Verbindungsſtraße, als Punkt von hervorragender landſchaftlicher Schönheit und drittens durch die blutige Schlacht, die hier am 27. Juli 1689 zwiſchen den Anhängern der Stuart's unter Claverhouſe und den Truppen Wilhelm's von Oranien geſchlagen wurde. Das landſchaftliche Bild, das der Paß bietet, erinnert ſehr an die Trosachs. Dieſe haben den Ruf größerer Schönheit und werden jährlich von Tauſenden um ihrer ſelbſt willen beſucht, während den Paß von Killicrankie nur derjenige kennen lernt, den Neigung oder Geſchäfte in den eigentlichen Norden Schottlands führen. Man paſſirt ihn, weil man ihn paſſiren muß; er iſt Weg, nicht Ziel. Dies nicht wegzuſtreitende Faktum baſirt aber auf einer Ungerechtigkeit. Der Killicrankie-Paß iſt impoſanter, als die Trosachs. Der Grund dafür ſcheint mir darin zu liegen, daß die Felswände ſich noch näher und ſchroffer gegenüber ſtehen, daß der Garry, der ganz den Charakter eines lauten und reißenden Bergwaſſers hat, die romantiſche Scene mehr belebt, als das unbedeutende Wäſſerchen, das die Trosachs mehr durchſchleicht als durchſchäumt und daß drittens und letztens das Vorwiegen des Laubholzes über das Nadelholz den Wettſtreit zu Gunſten des Killicrankie-Paſſes entſcheidet. Auch der blutige Kampf, der hier ſtattfand und von ungleich größerer Bedeutung war als ein halbes Dutzend Clan-Schlachten der Rind und Schafe ſtehlenden Macgregors, ſollte füglich dieſem mehr nördlich gelegenen Punkte zu Gute kommen; aber die Schilderungen Walter Scott's, der es nun mal für gut befand, den Schauplatz ſeiner Dichtung an die Ufer des Loch Katrine zu verlegen, haben ein für allemal zu Gunſten der Trosachs entſchieden, und ſo lange die „Jungfrau vom See“ begeiſterte Verehrer an aller Welt Ecken und Enden haben wird, ſo lange wird auch der Killicrankie-Paß darauf Verzicht leiſten müſſen, die Rechte ſeiner Erſtgeburt gegen den bevorzugten jüngeren Bruder geltend zu machen.

Ich ſtand (verſteht ſich auf einem Fuße) aufrecht im Wagen, als wir den Paß hinauffuhren. Das ganze Bild war ſo reizend, daß ich begierig war, nichts von ſeiner Schönheit zu verlieren. Dann und wann entzog ſich der unten ſchäumende Garry unſerm Blick und nur unſer Ohr vernahm ihn; dann wieder ſahen wir ihn in breiten Waſſerfällen über das felſige Terrain wie über eine Steintreppe hernieder ſchäumen. Als wir faſt den Nordausgang des Paſſes erreicht hatten, legte der Conducteur aus der Tiefe des Wagenkaſtens her ſeine Hand auf meine Schulter und rief, nach rechts hin mit dem Kopf nickend: look, there's the battlefield. Da lag es denn halb vor, halb neben uns, nicht größer als eine Gemeindewieſe oder der Spielplatz einer Engliſchen Schule. Die Form des Platzes iſt ein Oblong; an der einen Längsſeite fuhren wir hin, die drei anderen Seiten waren dicht mit Laubholz umſtanden. Ziemlich am nördlichſten Punkt der Wieſe gewahrten wir einen Stein, aufrecht ſtehend und von der Größe eines gewöhnlichen Mauerpfoſtens. An dieſer Stelle fiel der Sieger des Tages, William Graham, Herzog von Claverhouſe und Marquis von Dundee. Ueber dieſen Sieg und die Perſon des Siegers ſei mir geſtattet, hier Folgendes einzuſchalten.

Unter den Parteigängern, die nach der Entfernung Jakobs II. (1688) die Sache der Stuarts ur ihrigen machten, ſteht Graham von Claverhouſe, Graf von Dundee, oder „bonnie Dundee“, wie er in Jakobitiſchen Liedern heißt, obenan. Was der große Montroſe 40 Jahre früher in den Tagen Karls I. geweſen war: der Champion für Loyalität und Königthum gegen Whiggiſtiſchen Puritanismus, das war jetzt bonnie Dundee nach der Vertreibung der Stuarts. Schon während der Regierungszeit Jakobs II. hatte er ſich rückſichtslos auf die Seite des wenig geliebten Königs geſtellt, und jetzt nach ſeinem Sturze war er der erſte, der die Hochlands-Clane um ſich ſammelte und dem neuen Regiment in London den Krieg erklärte. Wie Montroſe gehörte er zum Clan der Grahams, ein Name, an den ſich während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eben ſo ſicher die Vorſtellung einer unerſchütterlich royaliſtiſchen Geſinnung knüpfen durfte, wie an den Namen Argyle die Ueberzeugung eines unveräußerlichen Puritanismus. Der Sieg ſchwankte damals funfzig Jahre lang zwiſchen den von tödtlichem Haß erfüllten Parteien, und die Häupter beider fanden nur zu oft Gelegenheit, ihre Hingebung und Treue mit dem Tode zu beſiegeln. An derſelben Stelle, wo die Häupter der Argyle's in der Treue gegen den Puritanismus fielen, fiel auch das Haupt des großen Montroſe im Dienſte des Königthums; bonnie

Dundee aber, glücklicher als die Mehrzahl der Parteihäupter jener Epoche, ſtarb den Heldentod auf dem Felde von Killicrankie, in demſelben Augenblick, als der Sieg zu Gunſten ſeiner Sache entſchieden war. Als er mit erhobenem Arme vorſprengte, um die Fliehenden zu verfolgen, traf ihn eine Kugel in die Armhöhle und tödtete ihn auf der Stelle. Der aufrecht ſtehende Stein, von dem ich ſprach, bezeichnet den Ort, wo er fiel. Mit ihm lag vorläufig die Stuartſche Sache am Boden. Der Sieg, den er gewonnen, hörte auf ein Sieg zu ſein. Die Whigs triumphirten; ihr bitterſter Feind, der ihnen bis dahin als unbeſieglich und unverletzlich gegolten hatte war nicht mehr. Der Glaube an ſeine Unverletzlichkeit (wie ſich von ſelbſt verſteht, in Folge eines Pactes mit dem Teufel) war damals allgemein verbreitet im ſchottiſchen Volke. Es hieß, daß kaltes Waſſer zu dampfen und zu ziſchen beginne, ſo oft er ſeine Füße hineinſtecke, und die Kugel, die ihn endlich getroffen, ſei überhaupt keine Kugel, ſondern ein ſilberner Knopf geweſen, den einer ſeiner Diener vom Rocke ſeines Herrn losgelöſt und auf ihn abgeſchoſſen habe. Nur was von ihm ſelber kam, konnte an ihn. Der Degen Dundee's befindet ſich im Beſitze von Lord Woodhouslee; das Lederwams aber, das er bei Killicrankie trug, wird zu Pennycuckhouſe in der Nähe von Edinburg aufbewahrt. Das Gedächtniß an ſeine Siege lebt noch bis dieſen Augenblick im ſchottiſchen Volke fort, und für allerhand bedenkliche Situationen, die einen Helfer wünſchenswerth machen, exiſtirt die ſprüchwörtliche Redensart: „Nur eine halbe Stunde Dunde“.

Kurze Zeit nachdem wir die Nordſpitze des Killicrankie-Paſſes paſſirt hatten, erreichten wir Blair Atholl, ein Dorf mit etwa 300 Einwohnern, das nichtsdeſtoweniger auf allen Karten mit großen Buchſtaben verzeichnet iſt. Wir nähern uns nämlich jetzt dem großen Berg- und Haide-Territorium der Grampians, das ein paar Hundert Quadratmeilen groß, wie eine unwirthbare Fläche ſich zwiſchen das fruchtbare Land des Tay- und Moray-Buſens hineinſchiebt und wie wir bald ſehen werden, von ſolcher abſoluten Oede und Kahlheit iſt, daß das an ſeinem Südrande gelegene Dörſchen Blair zu einer unbeſtrittenen Reſidenz dieſer Gegenden wird. Unter Blinden iſt der Einäugige König. Wir wechſeln hier die Pferde und — unſere Plätze, machen die erſte Bekanntſchaft des echten, unverfeinerten Haferbrotes (oat-cake) und fahren nun weiter nordwärts immer am Garry-Fluß entlang, der noch bis zum Kamm der Grampians hin unſer Begleiter bleibt. Die Zeichen menſchlicher Kultur erſterben allmählich; kein Dorf mehr, das wir paſſiren, nur von Viertelmeile zu Viertelmeile begegnen wir einem Weiler hart am Wege, elenden Hütten, weniger dazu da, um darin zu wohnen, als um den Weg zu zeigen, der aus dieſer Oede in beſſere Gegenden führt. Aus Torf und Raſen bauen ſich dieſe Wohnungen auf, und das Stroh- und Lehmhaus unſerer ärmſten Gegenden kommt dieſer Armuth gegenüber wieder zu Ehren.

Aber ſo kümmerlich die Reſte ſind, die ſich einem hier bieten, es ſind doch immer noch Reſte, und der Wanderer, der hier des Weges kommt, erfreut ſich dieſer Zeichen, wie ſich der verſchlagene Schiffer der harten Brotrinde freut, die ſeinen Tag und vielleich ſein Leben friſtet.

Der weit vorgeſchobenſte Punkt heißt Dalnacardoch-Inn; nördlich von ihm beginnt die Grampian-Wüſte. Ich habe nie Einſameres durchſchritten. Und doch machten wir die Fahrt zur guten Jahreszeit, an einem heiteren Tage. Das Leben war über dieſe Gründe wenigſtens hingeflogen und hatte ſeinen Lichtſtrahl auf ſie fallen laſſen. Uns zur Linken ſchäumte der Garry, rechts von den hohen Berglehnen ſickerte das Schnee-Waſſer herab, an den Waſſerrinnen entlang leuchtete das Grün und Roth des Haidekrauts, und aus dem mooſigen Geſtein flog von Zeit zu Zeit ein Bergvogel oder auch ein Volk Hühner auf. Wie muß es hier ſein, wenn der Sommer ſeine warme Hand von dieſen Feldern nimmt und der Wind das ſchwache Lebensflämmchen ausbläſt, das hier ſtill und geſchäftig wirkt? So fragt' ich, und als ob die Grampians mich verſtanden hätten, gaben ſie Antwort auf meine Frage. Wolken zogen über den Himmel hin, und das warme Blau verwandelte ſich in ein ſchwüles Grau, der Garry hörte auf zu ſchäumen, Moos und Haidekraut verſchwanden, auch das Waſſer ſchwieg, das von den Bergen gekommen war, — wir hatten den großen Friedhof dieſer ſtillen Gegenden erreicht. Ein meilenweites Blachfeld lag vor uns, über das der Tod

— wenn nicht ein ſchlimmerer — im Grimme hinweggegangen ſchien, mit zorniger Hand die Felſenzacken abreißend, wie der Sturm die Aehren von den Halmen reißt, und ſie ausſtreuend weit über das Feld hin. Es graute uns, als wir an dieſem Saatfeld des Schreckens vorüber kamen, und das Geſpräch ſtockte, das bis dahin ſo munter von allen Lippen gefloſſen war.

Wie einer, der einen finſtern Traum gehabt, und mit einem „Gott ſei Dank“ erwacht, weil eben Alles ein Traum geweſen, ſo fiel es wie eine Laſt von uns, als plötzlich faſt, das Steinfeld ſein Ende erreichte und nur noch das bequem zur Hand liegende Material geweſen zu ſein ſchien, um ein ſteinernes Gaſthaus mit ſteinernen Scheunen und einer hohen ſteinernen Mauer um beide herum daraus aufzuführen. Wie jubelten wir, als wir unter den blühenden Lindenbäumen dahin fuhren und aufſpringend unſere Köpfe in die Blatt- und Blüthenfülle hineinſteckten; keine Orangerie auf Terraſſen und Freitreppen hatte uns je ſo herrlich gedünkt, wie dieſe Lindenbäume, die das Wirthshaus Dalwhinnie umſtanden. Mit einem Gefühl unverſtellter Freude ſahen wir über die hohe Gartenmauer in den Obſt- und Küchengarten hinein, wo roth ſchillernde Kohlköpfe die Beete einfaßten und ſelbſt ein Paar Kirſchen im Laub der Bäume ſteckten. Und nun das Haus ſelbſt erſt! Die alten Eckſchränke mit Rococco-Schnitzwerk und verſchoſſenen Gardinen, das ſteinalte Mütterchen im Lehnſtuhl, der Kamin, drin jahraus jahrein das Feuer praſſelt, als gäb' es keinen Sommer hier, wie thut das Alles wohl, und es hätte kaum noch „des Einzugs der Prinzeſſin Friedrich Wilhelm in Berlin" bedurft, der (den Illuſtrated London News entlehnt) in Buntfarbendruck an den Wänden hing, um uns, unter dem Vortheil des Contraſtes, den kurzen Aufenthalt in Dalwhinnie-Inn zum Glanzpunkt des Tages zu machen. Es hat einen Sinn, wenn ſich auf den Schottiſchen Hochlandskarten die Hütten und Weiler dieſes Plateau's mit einer größeren Gewiſſenhaftigkeit verzeichnet finden, als die Städte und Dörfer ſüdlicher Diſtricte. Denn im Süden können wir eines Dorfes, einer Stadt entbehren; die allernächſte ſchon läßt uns den Verluſt kaum noch als ſolchen empfinden; aber das einſame Haus an unwirthbarer Küſte, in der Einöde des Gebirges, läßt uns erkennen, was es mit einer Menſchenwohnung auf ſich hat.

Halben Wegs zwiſchen Dalnacardoch-Inn und Dalwhinnie-Inn, ziemlich genau da, wo man aus Perthſhire in die Grafſchaft Inverneß eintritt (ein Wechſel, den man nur an den verſchieden gefärbten Wegweiſern wahrnimmt) befindet ſich auch die Waſſerſcheide der Grampians, und an die Stelle des Garry, den wir ſtromaufwärts verfolgten, tritt nun der Spey-Fluß, der ſeinen Abfluß nach Norden hat und uns faſt bis an die Thore von Inverneß begleitet. Von Dalwhinnie Inn bis Inverneß iſt noch zehn bis zwölf deutſche Meilen. Je mehr wir uns Inverneß nähern, oder mit andern Worten, je mehr wir von der Steinöde der Grampians loskommen, deſto fruchtbarer wird wieder das Land. Es iſt, als ob der Norden ſeinen alten Charakter verlöre, und ſtatt ein Sitz der Oede, ein Sitz des Lebens und der Freude würde. Eine Niederung iſt es und ein Küſtenland, in das wir jetzt hineinfahren, und die natürlichen Segnungen, die ein flußdurchſtrömtes Küſtenland bietet, machen ſich auch an dieſer Stelle geltend und fallen ſchwerer in's Gewicht, als der Breitengrad, den wir, wie eine Stufe gegen Norden hin, eben hinanſteigen.

Dalwhinnie-Inn war nur erſt ein Haus; eine Meile nördlicher haben wir ſchon eine Gruppe von Häuſern, die Häuſer werden zum Dorf und das Dorf endlich zu einem Städtchen. Wir haben New town (Neuſtadt) erreicht und traben über das Pflaſter des Städtchens hin, als wär' es das einer Reſidenz. Und was iſt es? zwei Reihen Häuſer, die zwiſchen gelben Haferfeldern liegen. Ohne Aufenthalt fahren wir hindurch und ſind mit untergehender Sonne in Kinguſſie. Kinguſſie iſt ein altes Hochlandsdorf, eine Art Hauptſtadt der Macpherſon's, die hier herum ihre Sitze haben. Hier, in unmittelbarer Nähe, lebte auch James Macpherſon, der Herausgeber des „Oſſian“, für deſſen völlige Aechtheit oder völlige Unächtheit ein halbes Jahrhundert lang ſo viele kritiſche Lanzen gebrochen worden ſind.

Als wir vor Kinguſſie-Inn hielten, ſahen wir, daß Jahrmarkt im Dorfe war. Hochlandsſöhne, zum Theil noch in die Farben ihrer Clan's gekleidet, ſtanden in

Gruppen vor einer aufgeſtellten Drehorgel, an deren Hinterſeite ſich, wie auch auf unſeren Jahrmärkten, eine bemalte Leinwand erhob. Allerhand Scenen aus dem Krimkrieg waren darauf abgebildet, zumal die Cavallerie-Attaque von Balaklawa und das Hochlands-Regiment (Sir Colin Campbell), an dem ſich der Angriff der Ruſſiſchen Reiterei brach. Dazu ſpielte der Leierkaſten eine Arie aus Flotow's „Martha" und die heiſeren Kehlen der Umſtehenden ſtimmten mit ein. Es mochten hundert oder hundert und funfzig Menſchen ſein, die ſich hier vergnügten, auf mein Gemüth aber übten ſie die Wirkung, als hätt' ich nie ein größeres Menſchengedränge geſehen, ſo friſch und ſo ſtark noch waren die Eindrücke, die das öde Steinfeld der Grampians auf mich gemacht hatte.

Gern hätten wir uns in dies Treiben hineinbegeben, aber eine andere Stimme machte ſich geltend, die von gebieteriſchem Klange war. Es waren nun faſt zwölf Stunden, daß wir im Engliſchen Hotel zu Perth unſer Frühſtück eingenommen hatten, und mit Ausnahme eines Stückchens oat-cake und eines Glaſes Toddy (Whisky und Waſſer) war den ganzen Tag über nichts über unſere Lippen gekommen.

Das erzeugte denn freilich Stimmungen, in denen einem ein Hammelſchlägel aus dem Clan der Macpherſon's weit über die Art und die Bedeutung ihrer Volksfeſte geht, zumal wenn man im Hochland reiſt und durchaus nicht weiß, was die nächſte Stunde bringen wird und was nicht. Wir eilten in das Gaſthaus hinein, deſſen Flur und Eingänge mit allerhand Laubgewinden feſtlich geſchmückt waren, und fanden uns in's Unvermeidliche, als wir unſeren Imbiß, ein Stück Hammel mit einem Glaſe Bier, mit fünf Schilling bezahlen mußten.

Es war ſchon ſpät Abend und die Auguſt-Sonne längſt unter, als wir mit jenem ſüßen Gefühl des Gekräftigtſeins, das man auf Reiſen von jeder Mahlzeit mitbringt, unſere Thurmplätze wieder erkletterten und in die Sommernacht hinein fuhren. Die abendliche Kühle lief uns wie ein Bad wohlthuend über den Rücken, und Alles war heiter und geſprächig, als ein Feuerwerk eigener Art unſere Fahrt unterbrach. Aus der Achſe des einen Vorderrades ſchoß und ſprühte es hervor, wie ein ziſchender Schwärmer. Ich hatte das Schauſpiel gerade vor mir und rief dem Kutſcher zu: „Stop, the wheel burns!“ Jeder ſah das Sprühfeuer, das hell in die Nacht hinein leuchtete. Der Wagen hielt, der Conducteur ſprang aus dem Wagenkaſten, goß allerhand räthſelhafte Flüſſigkeiten, über die wir nie aufgeklärt worden ſind, auf die Schraubenmutter und erklärte dann mit mehr Gleichmuth als Wahrheit, „daß Alles in Ordnung ſei.“ Aber es war nicht Alles in Ordnung und eine Fahrt begann, wie ich ſie vorher nicht durchgemacht habe und auch nicht wieder durchzumachen wünſche. Zwiſchen Brennen und Löſchen ging es vorwärts. Der Conducteur nahm ſeinen Stand auf einem Wagentritt unmittelbar neben dem Feuerrade, und jedes Mal, wenn die Funken wieder zu ſprühen begannen, erſchallte ſein stop. Dann kurze Pauſe, etwas Geſpräch, etwas Flüſſigkeit und wieder ging es weiter in die Nacht hinein. Unſere gute Laune hätte ſchwerlich ausgehalten, wenn wir nicht gewußt hätten, daß die nächſte Station binnen einer guten halben Stunde erreicht werden mußte. In der That, wir kamen wohlbehalten an und hielten vor dem Wirthshaus von Aviemore. Inzwiſchen war es völlig Nacht geworden, und Jeder kennt das komiſch-romantiſche Treiben das auf einſamen Poſthöfen auf eine Viertel- oder halbe Stunde zu herrſchen pflegt, wenn ein verſpäteter Kutſchwagen die Ruhe ſolcher Höfe unterbricht. Aus Verſchlafenheit und Holzſchuhen, aus Stall-Laternen und Wichtigkeit ſetzt ſich ein wunderliches Bild zuſammen, das natürlich an Reiz und Intereſſe wächſt, wenn „etwas vorgefallen iſt" und jeder glaubt, durch ſeinen Rath und ſeine Laterne die Sache beſſern zu können. Ein ſolches Bild hatten wir auf dem Wirthshaushof von Aviemore. Nachdem mit Hebebäumen nnd Schraubſtöcken, mit Rathen und Thaten eine halbe Stunde vertrödelt, endlich aber mit Hülfe von aufgeſtreutem Schwefel die Frage „Feuer oder Nicht-Feuer" zu Gunſten von „Nicht-Feuer" beantwortet war, trieb uns der Conducteur mit einem ermuthigenden all safe wieder auf den Wagen und auf's Neue ging es in die Nacht hinein. Schlaftrunken ſaßen wir auf unſern Plätzen, gleichgültig dagegen, ob das Vorderrad abermals brennen oder ein Nicken nach der Fallſeite hin, uns aus dem Uncomfort unſerer Lage, freilich auf Koſten geſunder Glieder, ein für allemal befreien werde. Nur als die Mitternachtsnebel neben uns über die Haide zogen und der Conducteur, der bemerkt haben mochte, daß es mit unſer einem nicht ganz richtig ſei, mir vertraulich in's Ohr flüſterte: „look, Culloden Moor“, rafft' ich mich auf, um mit poetiſchem Grauen auf das Blachfeld zu blicken, das neben uns lag. Dann wieder ſiegte die Müdigkeit, bis das Geraſſel auf dem Straßenpflaſter uns weckte und wir alsbald beim Schimmer zweier Gaslaternen die Worte laſen: „Union Hotel“. Wir waren in Inverneß. Es war drei Uhr Morgens.

XVIII.

Inverneß.

Die Strapazen am Tage vorher hatten uns einen langen und feſten Schlaf eingetragen. Die Frühſtücksſtunde war längſt vorüber, als wir im großen Speiſeſaal des Union-Hotels zu Inverneß erſchienen, um unſer Breakfaſt einzunehmen. An der langen Tafel, die nach engliſcher Sitte mit Silberkannen und anderem blinkendem Geſchirr reichlich beſetzt war, ſaßen einige der Herren, die am Tage vorher unſere Reiſegeſellſchaft gebildet hatten. Wir kamen uns jetzt ein wenig näher und ſtatt der üblichen Redensarten, auf die ſich während der Fahrt unſere Unterhaltung beſchränkt hatte, brachten wir es jetzt zu einer wirklichen Converſation. Es waren faſt ausſchließlich engliſche Garde-Offiziere, junge Cavaliere aus reichen und vornehmen Familien, die von einem Jagdvergnügen etwas mehr verlangen als die bequeme Gelegenheit zu maſſenhaftem Niederſchießen jener Gold- und Silberfaſanen, die in den Parks der engliſchen Großen ſo dicht und ſo bunt, wie die Gold- und Silbernüſſe an einem Weihnachtsbaum zu ſitzen pflegen. Die ächte

Waidmannsluſt giebt begreiflicher Weiſe den weiten Haideſtrecken des Hochlands den Vorzug, wo Geſchick, Kraft und Muth dazu gehören, den Hirſch zum Stehen zu bringen. Es waren feine, liebenswürdige Männer, beſonders der ſchlanke Gentleman aus der Gaſthofsveranda in Dunkeld, deſſen zwei Jagdhunde auf viele Meilen hin unſere geduldigen Fußkiſſen abgegeben hatten. Sein Name war Sir John Metcalfe, ein Enkel jenes Sir Charles Metcalfe, der, nach der Abdankung Lord Bentinck's, eine kurze Zeit hindurch als Generalgouverneur von Indien eine hervorragende Rolle ſpielte. Dies gab Veranlaſſung zu einem Geſpräch über Indien, das uns um ſo lebhafter intereſſirte, als der junge Offizier ſelbſt jahrelang im indiſchen Dienſt geſtanden hatte und erſt ſeit Kurzem von Delhi und Lucknow her wieder in London eingetroffen war.

Nach dem Frühſtück machten wir zunächſt einen Gang durch die Stadt. Man merkt hier allerdings, daß man ſich im Hochland befindet. Zwar herrſchen Frack und Ueberrock, Hoſe und Filzhut vor, aber die alte Hochlandstracht iſt doch noch nicht inſoweit aufgegeben, daß ſie einem wie ein Curioſum erſchiene, wenn man ihr ausnahmsweiſe begegnet. Gleich neben dem Union-Hotel befindet ſich das große, im In- und Auslande berühmte Geſchäft Mr. Macdougall's, deſſen alle Etagen des Hauſes füllenden Waarenläger am beſten zeigen, wie ſtark noch immer die Nachfrage nach Artikeln iſt, die das ſchottiſche Hochland repräſentiren. Allen dieſen Artikeln iſt das gemeinſam, daß ſie in den Clanfarben auftreten; im Uebrigen ſind die Gegenſtände, die ſich in dieſe Farben kleiden, ſo verſchieden wie möglich. Von der ſchweren Seidenrobe an, bis herunter zum Zwirnwickel und Stahlfederhalter, findet ſich alles bei Mr. Macdougall zuſammen, was nur irgend die Farbenmiſchung von roth und blau und grün ertragen kann. Plaids, Tartans, Mützen und Strümpfe füllen einen Saal, Quincailleriesachen einen andern. Waffen, Schmuck und allerhand Geräth einen dritten und vierten. Vieles davon geht ſicherlich in's Ausland, aber die Plaids und Tartans, ſo weit ſie nicht von Seide ſind, bleiben wohl überwiegend im Lande. Wenn der Leſer dabei in's Auge faſſen will, daß Mr. Macdougall jedem Clan (deren immer noch über 50 exiſtiren), ſeine Ehre gönnt, ſo wird ihm das am beſten einen Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung dieſes Handelshauſes geben.

Inverneß iſt überhaupt eine vorwärts kommende Stadt, „a thriving town“, wie die Engländer ſagen, und weiſt ſo viel von Handel und Wandel auf, wie an ſo nördlicher Stelle und bei ſo dünn geſäeter Bevölkerung nur irgend erwartet werden kann. Etwas zu ſeiner Blüthe hat wohl der Caledoniſche Kanal beigetragen, der bei Inverneß beginnend, mit Hülfe des Loch Neß und Loch Lochy, die Oſtküſte Schottlands mit der Weſtküſte, alſo mit Glasgow, verbindet. Dennoch haben ſich die Erwartungen, die man an das Zuſtandekommen dieſes Kanals knüpfte, nicht völlig erfüllt. Der von Oſten kommende Handel hat an der engliſch-ſchottiſchen Oſtküſte eine Menge anderer Häfen und Stapelplätze, die mindeſtens nicht ſchlechter gelegen ſind als Inverneß und eine raſche Eiſenbahnverbindung vor dieſem voraushaben. Als der Kanal vorgeſchlagen und ausgeführt wurde, wußte man freilich noch nichts von einer Concurrenz, die ſo nah und ſo drohend bevorſtand.

Nichts deſto weniger iſt Inverneß der bedeutendſte Punkt im ganzen Norden von Schottland (Aberdeen wird dem Oſten zugerechnet), und heißt mit Recht die Hauptſtadt des Hochlandes. Das immer ſpärlicher werdende Leben rafft ſich hier noch einmal zuſammen, ſchafft Comfort, Luxus und Geſelligkeit und treibt Blüthen der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Kunſt. Die Stadt hat drei Zeitungen, was bei einer Bevölkerung von 15,000 Menſchen zeigt, welch reges, geiſtiges Leben an dieſer Stelle noch thätig iſt.

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt reduciren ſich auf einen einzigen Punkt, auf den unmittelbar neben der Stadt gelegenen Hügel, wo jenes Schloß Macbeth's ſtand, in dem König Duncan ermordet wurde. Von dem alten Schloſſe exiſtirt keine Spur mehr. Nachdem es durch die Jahrhunderte hin zahlloſe Aenderungen und Erweiterungen über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, wurde es im Jahre 1746 von den Anhängern des Prätendenten in die Luft geſprengt. An der Stelle, wo es ſtand, befindet ſich jetzt ein im Caſtellſtil gebautes Grafſchafts- und Gerichtsgebäude, das nach drei oder vier

Jahrhunderten das alte Macbeth-Schloß ziemlich gut veranſchaulichen wird. Die Ausſicht von dieſem Schloßhügel aus iſt ſehr ſchön und doch wiederum noch anziehender und reizvoller, als ſie ſchön iſt. Ein romantiſcher Zauber liegt über dieſer Landſchaft, ein Zauber, gegen den ſich auch der nicht verſchließen kann, der keine Ahnung davon hat, daß jemals ein König Duncan lebte, und ein Feldherr Macbeth, der ihn ermordete. Ein Ton ſtiller, rührender Klage durchklingt das Ganze, wie das Gefühl eines ſcheidenden Frühlings, eines kurzen Glücks. Fruchtbare Thäler, in denen das Korn reift, dehnen ſich in gelben Streifen nach Oſt und Weſt hin; aber die Fülle, der Segen iſt nur ein Gaſt hier, ängſtlich, ſchüchtern, immer bereit, den eingebornen Gewalten das Feld zu räumen, dem Sturm und der Oede. Nur die hohen Berge, die von Norden her auf die Fruchtbarkeit herabblicken und unmittelbar vor uns die mächtigen Waſſerflächen des Moray-Buſens ſind hier die Herren und Regierer, und breiten ſich aus mit der ſtattlichen Sicherheit des Zuhauſeſeins. Die Natur nördlicher Gegenden kommt über ein Herbſtgefühl nicht hinaus. Es war mir, als müßten die Sommerfäden ſtill und geſchäftig an mir vorüber ziehen.

Kehrt man dem ſchönen Meerbuſen, den wir eben überſchauten, den Rücken zu, ſo haben wir zunächſt die Stadt zu unſern Füßen. Jenſeit derſelben blicken wir in das Grampian-Land hinein, das wir am Tage zuvor in ſeiner ganzen Ausdehnung, aber auch in ſeiner ganzen Oede und Traurigkeit paſſirt haben. Dies breite mächtige Stück Land zwiſchen dem Buſen des Tay und dem Moray-Buſen iſt das alte Herz des Landes, wo ſich die Geſchichte deſſelben abſpielte zu einer Zeit, als Edinburg noch ohne alle Bedeutung und das ſchöne fruchtbare Land im Süden der jetzigen Hauptſtadt noch ein Landſtrich von unbeſtimmtem politiſchen Charakter, mehr eine Republik von Wegelagerern, als ein Königlicher Beſitz war. Das alte Grampian-Land iſt deshalb zu gleicher Zeit auch das Land der alten ſchottiſchen Könige, zumal König Macbeth's. Wir finden ihn bald im Süden, bald im Norden von Perth und Inverneß, aber doch immer in nächſter Nähe beider. Das Land um den Meerbuſen des Tay herum war ſeine eigentliche Heimath; er tritt auf als Glammis und Than von Fife. Sein Sieg über die Dänen aber führt alsbald zu ſeiner Belehnung mit nördlich gelegenen Schlöſſern und Landſtrichen. Er wird Than von Cawdor und kommt als ſolcher wahrſcheinlich in Beſitz des in der Nähe von Cawdor gelegenen Schloſſes von Inverneß, in dem dann die Ermordung König Duncan's ſtattfindet. Als König, ſo ſcheint es, giebt er ſeine nördlichen Beſitzungen wieder auf und macht ſtatt deſſen das in ſeiner heimathlichen Grafſchaft Perth gelegene Schloß von Dunſinnan zu ſeiner Reſidenz. Hier unterliegt er dann ſeinem Geſchick und dem Schwerte Mac-Duffs, „der aus ſeiner Mutter Leibe geſchnitten war."

Das Haidemoor von Forres, drauf die Hexen dem

Macbeth mit ihrem verführeriſchen „hail Macbeth, who shall be king“ erſchienen, liegt fünf Meilen öſtlich von Inverneß, am Meerbuſen des Moray entlang. Wer in einem Dampfboote die Fahrt nach Aberdeen macht, kann, wenn er Abends Inverneß verließ, um Mitternacht rechts hinüber lugen nach der Hexenhaide und einen Einblick thun in die unheimlich-geſpenſtiſche Welt, wo Moornebel und Mondlicht ihre Geſtalten brauen.

XIX.

Culloden Moor.

Drumoſſie-Moor, Drumoſſie-Tag,
O bittrer Tag, o blut'ges Moor.
R. Burns.

Von Inverneß führt eine alte Fahrſtraße in faſt ununterbrochen öſtlicher Richtung an der Küſte entlang. Die Namen der Städte und Schlöſſer, die dieſe Straße paſſirt, ſagen einem am beſten, daß man ſich im eigentlichen Macbeth-Land befindet: erſt Cawdor Caſtle, dann Forres, endlich Banff und Macduff.

Wir verfolgen dieſe Straße nicht ihrer ganzen Länge nach, begnügen uns vielmehr mit einem Beſuch von Culloden-Moor, jenem meilenlangen Blachfeld, das faſt unmittelbar vor den Thoren von Inverneß beginnend, von der oben genannten Fahrſtraße durchſchnitten wird.

Culloden-Moor iſt das berühmte Schlachtfeld, auf welchem die Stuarts, nachdem ſie dreimal den Verſuch ihrer Wiedererhebung gemacht hatten, endlich für immer unterlagen. Ich verweile einen Augenblick bei den nöthigſten hiſtoriſchen Facten.

---

*) Die Hochländer nennen Culloden-Moor gewöhnlich Drumoſſie-Moor.

Prince Charlie, der vielbeſungene Sohn des Prätendenten, war am 27. Juni 1745 in Schottland gelandet. Die Clane hatten ſich beinahe ausnahmslos um ihn geſammelt. Am 10. September zog er in Perth, am 19. in Edinburg ein, und ſchlug zwei Tage ſpäter die ihm entgegenrückenden Engländer auf der Ebene von Preſton Pans. Ganz Schottland war Sieg und Jubel. Anfang November begann der Zug gegen England. Man nahm Carlisle und war bereits bis Leiceſter vorgedrungen, als Uneinigkeit und Eiferſüchtelei zwiſchen den Clanen, beſonders aber die Nachricht von der Rückkehr des Herzogs von Cumberland, der bis dahin mit den beſten Engliſchen Regimentern in Deutſchland geſtanden hatte, dem Siegeszuge ein Ende machte und zur Umkehr zwang. Anfang Januar paſſirten Prince Charlie und ſeine Clane die ſchottiſche Grenze auf dem Rückwege. Gehoben durch die Vorſtellung, wieder heimathlichen Boden unter den Füßen zu haben, fochten ſie noch einmal ſiegreich auf dem alten Schlachtfelde von Falkirk; dann neigte ſich ihr Stern, raſcher und plötzlicher noch, als er aufgegangen war.

Ueberlegene Streitkräfte ſchloſſen ſie ein, und durch die Grafſchaften Perth und Inverneß hin ging es jetzt in eiliger Flucht. Auf Culloden-Moor machten ſie einen letzten Stand Es iſt viel darüber hin und her geſtritten worden, warum die Hochlands-Armee gerade hier ihre Aufſtellung nahm, wo ſie von Anfang an alle Chancen gegen ſich hatte; die Sache iſt aber die, daß die ganze Inſurrection bereits in ein Stadium getreten war, wo nichts ſo ſehr fehlte, als ruhige Anordnung und Ueberlegung. Man folgte den Eingebungen des Moments und floh und focht, wie es die Stimmung des Augenblicks mit ſich führte. Noch andres kam hinzu. Die tapferſten und zuverläſſigſten Clane, die ſich um die Fahne des Prätendenten geſchaart hatten, die Frazer's und Mac-Donald's, die Mac-Pherſon's und Mac-Intoſh, waren eben hier zwiſchen Aberdeen und Inverneß zu Hauſe, und zeigten ſich wenig geneigt, Weib und Kind dem nachrückenden Feinde ohne Schwertſtreich zu überlaſſen. So entſpann ſich die Schlacht. Der Ausgang derſelben war von Anfang an wenig zweifelhaft; zwei Umſtände aber vervollſtändigten die Niederlage der Hochländer. Zunächſt das unerwartet frühzeitige Eintreffen des Herzogs von Cumberland, dann die Haltung der Mac-Donald's, die jede Theilnahme am Kampf ablehnten, weil ihnen die Ehrenſtellung am rechten Flügel, die ſie beanſpruchten, verſagt worden war. Dazu kam das Terrain, das flach und hart wie eine Tenne, der überlegenen Engliſchen Reiterei alle nur möglichen Chancen bot. Alle Tapferkeit der einzelnen Clane war umſonſt. In wenigen Stunden war die Niederlage vollendet. Gegen 800 Hochländer lagen todt auf der Haide. Die dem Norden angehörigen Clane flohen über Inverneß hinaus; die andern hielten ſich ſüdweſtlich und trafen andern Tages mit der Abtheilung zuſammen, die Prince Charlie am Nairn-Fluß zur Vertheidigung einer Furth zurückgelaſſen hatte. Es waren ihrer immer noch gegen 8000 und bereit, den Kampf auf's Neue aufzunehmen. Prince Charlie ſelbſt aber hatte ſeine Sache bereits verloren gegeben und entband die Clanführer ihres Eides. Er ſelbſt nahm Abſchied und eilte auf unwirthbaren Wegen dem Weſten zu. Dieſe Flucht iſt berühmt geworden. 30,000 Lſtr. waren auf ſeinen Kopf geſetzt; Hunderte von Hochländern wußten, wo er ſich verborgen hielt, aber nicht einer brach die Treue oder zeigte Luſt, das Blutgeld zu verdienen. Der Prinz ſelbſt entkam endlich von der Inſel Skye aus. Die Niedermetzlung der einzelnen Clane begann nun und befleckte den Namen des Herzogs von Cumberland, der in ſeinen Kämpfen mit dem berühmten Marſchall von Sachſen, wenigſtens Ehre wenn auch nicht Sieg davon getragen hatte. Galgen und Rad räumten auf zwiſchen Aberdeen und Inverneß und jene Klage wurde lebendig, der Burns in ſeinem ſchönen Liede Ausdruck gegeben hat:

Die ſchöne Maid von Inverneß,
Wie freudlos ihr der Tag vergeht.
Sie ſchafft und ſpinnt und webt, indeß
Ihr dunkles Aug' in Thränen ſieht.
„Drumoſſie-Moor, Drumoſſie-Tag,
O bittrer Tag, o blutges Moor,
Wo kalt und ſtarr mein Vater lag,
Und ich der Brüder drei verlor.

Sie liegen tief in Sand und Blut,
Im erſten Grün die Gräber ſtehn,
Der beſte Burſch daneben ruht,
Den Mädchenaugen je geſehn.
Weh Sieger Dir, der nach der Schlacht
Noch die Geſchlagnen niedertrat,
Du haſt manch' Herz betrübt gemacht,
Das Dir doch nichts zu Leide that." —

Ich habe bis hierher in kurzen Worten die Schlacht von Culloden beſchrieben; ich führe nun den Leſer auf das Schlachtfeld hinaus. Der Weg führt von Inverneß zunächſt zwiſchen Gärten und Ahornbäumen, dann zwiſchen Hecken und Hügeln hin, die hier und dort den Weg verengen und eine Art Schluchten-Terrain bilden.

Wir mochten eine gute Viertelſtunde gegangen ſein, als ſich plötzlich der Blick nach allen Seiten erweiterte und unſer Führer mit der vollen Hand in's Blaue deutend, ausrief: „there's Culloden Moor." Ziemlich zu unſeren Füßen und das Hügel-Terrain umzirkend, aus dem wir eben heraustraten, floß ein Bach, halb Graben halb Bergwaſſer, und bezeichnete die Grenze zwiſchen dem dieſſeits gelegenen Gartenland von Inverneß und der Oede des Moorlands das jenſeits lag. Sogar die abſchüſſigen Wände des Baches ſelbſt ſchienen an dieſer Scheidung Theil zu nehmen; die eine Wand war dicht mit Diſteln beſtanden, die andere war kahl und die Vergißmeinnicht am unterſten Rande derſelben, gehörten mehr dem Waſſer als dem Boden an. Wir paſſirten eine alte Feldſteinbrücke, die über den Bach führte und ſtanden nun auf Culloden-Moor. Dies berühmt gewordene

Moorland dehnt ſich meilenweit in nordöſtlicher Richtung aus, und würde an ſich ſelbſt nicht verfehlen, durch ſeine Stille und Oede einen Eindruck auf den Reiſenden zu machen, auch wenn man nicht wüßte, daß es ein Schlachtfeld und die Grabſtätte ſo vieler tapferer Männer ſei. Es erinnert in gewiſſem Sinne an das Steinfeld der Grampians, das ich in einem früheren Capitel beſchrieben habe. Freilich fehlen hier die Züge, die jenem Steinfeld den Charakter des Großartigen leihen; aber die abſolute Oede dieſes meilenlangen Moors, darauf nicht Baum, nicht Strauch gedeiht, wirkt kaum minder ängſtigend und bedrückend, auch ohne die Attribute eines beſondern Schreckens. Es iſt ſchwer zu ſagen, was furchtbarer ſei, die Einſamkeit auf einem ſtillen oder einem empörten Ocean.

Die große öſtliche Fahrſtraße nach Forres, Banff und Macduff, wie bereits hervorgehoben, führt mitten durch dieſes Moor hindurch. Sie führt nicht bloß mitten durch das Moor, ſondern auch mitten durch das Schlachtfeld. Alle Punkte, an denen mit Erbitterung gekämpft wurde, liegen dicht am Wege. Zunächſt in unmittelbarer Nähe der Brücke paſſiren wir einen Thurm, der den Namen führt: the tower of the last encounter, d. h. Thurm der letzten Begegnung. Die nördlichen Clane, die ihre Flucht über Inverneß nahmen, ſetzten ſich hier noch einmal zur Wehr. Aus welchem Grunde ſie gerade dieſen Punkt zur Wiederaufnahme des Kampfes wählten, iſt ſchwer zu ſagen, da das Terrain ſo ungünſtig gewählt erſcheint, wie nur irgend möglich. Man fragt unwillkürlich: warum nicht jenſeit der Brücke? Der Bach in ihrem Rücken konnte nur das Mißliche ihrer Lage ſteigern und that es. Wahrſcheinlich waren ſie zu erſchöpft, um den Wettlauf mit den verfolgenden Dragonern noch länger möglich machen zu können, und kämpften nur, weil Nichtkampf noch ſicherer zum Verderben geführt hätte. Wenige entkamen, nur um die Botſchaft von der Niederlage nach Roßſhire und dem Norden zu bringen. Der Thurm, der den Platz „der letzten Begegnung" bezeichnet, hat ohngefähr die Form einer holländiſchen Windmühle, — wogegen nicht viel zu ſagen wäre, wenn man nicht gleichzeitig auf die geſchmackloſe Idee gekommen wäre, den untern Dachrand mit 6 oder 8 hölzernen Kanonen zu garniren, die nun nach allen Seiten hin ihre Zunge in's Land hinein ſtrecken. Ich wähle dieſen Vergleich abſichtlich, denn das Ganze nimmt ſich aus wie Spott und Verhöhnung. Wo wirkliche Kanonen aufgeräumt haben, iſt ſolche Spielerei nicht am Platz.

Wir haben dem armen Schuhflicker, der unten im Thurm wohnt, und ſo zu ſagen den Thürhüter von Culloden-Moor macht, unſeren Beſuch abgeſtattet und marſchiren nun weiter feldeinwärts, bis wir eine Art Rondel, eine Oaſe, erreichen, die etwa eine halbe Meile hinter dem Thurm, die Oede des Moors wie eine Parkanlage unterbricht. Dies iſt, wenn nicht das eigentliche Schlachtfeld, ſo doch der Punkt, wo am heißeſten geſtritten, und die Niederlage der Hochländer entſchieden wurde. Geb' ich eine Beſchreibung dieſes Platzes. Er iſt nicht viel größer als der uns wohlbekannte „große Stern“, der auf halbem Wege zwiſchen Berlin und Charlottenburg liegt. Wie dieſen großen Stern die Charlottenburger Chauſſee durchſchneidet, ſo führt dort die große Fahrſtraße mitten durch die Oaſe hindurch. Der Platz, wie er der Punkt war, an dem ſich der Tag entſchied, iſt natürlich auch die Hauptbegräbnißſtätte geworden und trägt völlig den Charakter eines verödeten und verfallenen Kirchhofes. Eine niedrige Feldſteinmauer umgiebt die ganze Rundung, zu der ſich an der einen Seite noch ein ſeichter Graben und eine Einfaſſung von Brombeerſträuchern geſellt. Jeder Zug hier iſt charakteriſtiſch, und man kann dieſen Platz, der Schlachtfeld und Kirchhof zugleich iſt, nicht paſſiren, ohne ſich das Bild für immer eingeprägt zu fühlen.

Ich bin über viele Schlachtfelder gegangen, aber keines hat einen ſo beſtimmten Eindruck in mir zurückgelaſſen. Das macht, weil es ganz beſtimmte Züge hat, die viel größeren und bedeutſameren Schlachtfeldern oftmals fehlen. Ich entſinne mich des Tages, als ich zum erſten Male über das Leipziger Schlachtfeld ſchritt. Wir kamen von Markleeberg her und paſſirten das berühmt gewordene Plateau von Wachau. Im Dorfe ſelbſt hatte ſich ein alter Todtengräber zu uns geſellt und machte nun unſeren Führer. „Ich hab' hier mit begraben helfen — ſprach er trocken vor ſich hin — immer ſechs Pferde und dreißig Mann, ſo war die Ordre. Es war ſchwere Arbeit. Dann kamen fünf ſchlechte Jahre für unſer Dorf. Der Weizen ſchoß mannshoch in die Höh', aber alle Körner waren verbrannt. Dann wurd' es beſſer; jetzt haben wir gute Zeit." So erzählte damals der Todtengräber, und ſeine Rede iſt mir 20 Jahre lang im Gedächtniß geblieben; aber das Wachauer Feld hat kein beſtimmtes Bild in mir zurückgelaſſen. Es iſt ein Feld wie andere Felder. Der Pflug iſt über den Boden hingegangen und hat Alles hinweggenommen, was ſichtbar und handgreiflich an jenen blutigen Oktobertag erinnern könnte. Nicht ſo auf Culloden-Moor. Der Boden hatte hier keinen Werth, und ſo ließ man das Schlachtfeld fortbeſtehen. Wo doch kein Kornhalm aufgegangen wäre, war es keine Enthaltſamkeit, ſich an den Gräbern der Todten nicht zu vergreifen. Sonſt ſiegt das Ackerfeld über das Schlachtfeld; hier aber iſt der grüne Raſen des Grabes Sieger geblieben.

Das Rondel, das die Steinmauer einfaßt, zerfällt in zwei ſehr verſchiedene Hälften. Rechts vom Wege haben wir den Kirchhof, links die Monumente. Der Kirchhof beſteht aus vier deutlich erkennbaren Gräberreihen, die in der Ausdehnung eines mäßigen Gartenbeetes faſt parallel neben einander herlaufen. Zu Kopf und Fuß ſtehen Ginſterbüſche. Hier wurden die Frazer's, die Mac-Intoſh, die Mac-Pherſons und die Mac-Donald's beſtattet. Ob dieſe Angabe richtig iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Es ſind dies nämlich die Namen jener vier

Clane, die noch bis dieſen Augenblick um Inverneß herum ihre Sitze haben. Man darf daraus wohl mit einigem Rechte den Schluß ziehen, daß die Gräber in einer ſpäteren Zeit von den Umwohnenden beliebig benannt worden ſind, wenn man nicht, vielleicht unmittelbar nach der Schlacht, nur jene Stelle des Schlachtfeldes mit einer Steinmauer umgeben und zu einem Kirchhof hergerichtet hat, wo diejenigen im Blute lagen, die den Beſtattern beſonders nahe ſtanden.

Die Monumente links vom Wege beſchränken ſich auf einen Haufen Steine. Sie ſollten ein Monument werden, liegen aber jetzt nur da als ein Monument der Schmach, der Rohheit und des Betruges. Es hat damit folgende Bewandniß. In der Mitte der vierziger Jahre trat in Inverneß ein Comité zuſammen, das die Abſicht ausſprach, auf dem Schlachtfelde ein Culloden-Denkmal zu errichten. Die Idee fand Anklang; ziemlich bedeutende Summen wurden gezeichnet, Pläne eingeſandt und Feldſteine in langen Wagenreihen bereits hinausgefahren, um vorweg Baumaterial und Fundament zu haben. Als die Begeiſterung auf ihrer Höhe war, geſchah, was in England nur allzuoft geſchieht: Secretair und Kaſſirer wurden unſichtbar. Jetzt erfolgte ein Umſchlag in der Stimmung. Das Volk von Inverneß, gleichviel, ob es beigeſteuert hatte oder nicht, ſchickte ſich an, wenigſtens ein Culloden-Feſt an Stelle des Culloden-Denkmals zu haben und zog zu Tauſenden auf das Schlachtfeld hinaus. Die erſten Stunden vergingen ohne Exceſſe, und einige Redner ſuchten das Volk für die Idee zu begeiſtern, aus dem bereits vorhandenen Material eine Steinpyramide aufzuſchichten. Man begann auch, aber eh' noch irgend ein Reſultat gewonnen war, fing der Whisky an, ſeine Wirkung zu äußern. Der Steinhaufen, der ſchon da lag, wurde auseinandergeriſſen; dem Secretair und Kaſſirer wurden Hochs gebracht, „weil ſie geſcheidte Leute geweſen ſeien“, die Gräber wurden zu Zech- und Tanzplätzen, und eine von Lärm, Uebermuth und Whisky berauſchte Menge zog endlich wieder in die Stadt zurück. Wie jene wüſte Nacht das intendirte Monument ließ, ſo iſt es geblieben, ein Haufen Steine, theils noch aufgeſchichtet daliegend, theils umhergeſtreut, das Ganze eine Stätte der Verwüſtung. —

Wir ſchieden gern von dieſer Hälfte des Friedhofs, die zu ſo viel unerfreulichen Betrachtungen Veranlaſſung gab, und ſetzten unſern Weg noch ein paar tauſend Schritt bis über dieſe Stätte hinaus fort. An einem Granitblock von der Form eines Rieſen-Kieſels machten wir Halt. Dieſer Stein, der zugleich die äußerſte Grenze des Schlachtfeldes bezeichnet, heißt der Duke's Stone, „des Herzogs-Stein“. Er liegt hart am Wege wie ein Meilenſtein. Als die Grampians noch jung waren, müſſen längſt verronnene Fluthen dieſen Felsblock losgelöſt, und mit ihm ſpielend, ihn endlich an dieſer Stelle niedergelegt haben. Der Stein iſt beinah mannshoch und von ſolchem Umfang, daß 24 Perſonen mit Bequemlichkeit daran eſſen könnten. Es heißt, daß der Herzog von Cumberland von ſeiner Höhe aus die Bewegungen der Schlacht leitete. Es wird auch erzählt, daß er nach einem raſch gewonnenen Ueberblick, der ihm vielleicht die ganze Rath- und Hülfloſigkeit der Gegner verrathen haben mochte, den Wunſch äußerte, vor Beginn der Schlacht ein Frühſtück einzunehmen. Seine Officiere aber baten ihn auf's Dringendſte, vor jeder ſorgloſen Ueberſchätzung ſeiner Gegner auf der Huth zu ſein, da dieſen „Teufels von Hochländern" nie zu trauen ſei. So begann denn die Schlacht unmittelbar, und eh' zwei Stunden vorüber waren, war Alles entſchieden.

Wir erkletterten den Stein nicht ohne Mühe. Man ſieht von ſeiner Höhe aus etwas weiter in's Land hinein und wird des Moraybuſens anſichtig, deſſen blauer Streifen ſich nordöſtlich zieht; ſonſt verändert ſich das landſchaftliche Bild in nichts, da es eben nur kahle Fläche iſt, was hier auf Meilen hinaus nach allen Seiten ſich dehnt. —

Der Tag war grau, und der Himmel drohte mit Regen, ſo traten wir, nachdem wir den Herzog von Cumberland aus dem Felde geſchlagen und auf ſeinem eigenen Stein das Frühſtück eingenommen hatten, das ihm unterm Zwang der Umſtände verſagt geblieben war, unſern Rückzug an. Als wir die eingefriedigte Stelle wieder paſſirten, wo wir nunmehr zur Rechten den wirren Steinhaufen und zur Linken die Gräber hatten, kniete ich nieder, um einen vollen Ginſterbuſch von dem Grabe der Frazer's und einen Büſchel Haidekraut von dem der

Mac-Pherſon's zu pflücken. Es waren Zweige von jener großglockigen Erica-Art, die in Holſtein den ſchönen Namen der „Edelhaide“ führt. Aus beiden hab' ich ſeitdem einen Kranz gewunden, zur Erinnerung an Culloden-Moor.

Der Tag von Culloden hat noch ein Nachſpiel. Fünfzig Jahre und mehr waren vergangen. Ein Proceß fand ſtatt. Es handelte ſich um die weiten Beſitzungen des Lords Glenmore, von dem es hieß, daß er unter Prince Charlie gefochten habe. Die eine Partei ſtützte ihren Erbanſpruch auf die allgemeine Annahme, daß Lord Glenmore bei Culloden gefallen ſei; die andere Patei forderte die Feſtſtellung dieſer Thatſache, d. h. den Beweis des Todes. Dieſen Beweis anzutreten ſchien unmöglich.

So zog ſich der Proceß durch zwanzig Jahre hin. Endlich — zu einer Zeit als Niemand mehr an ſeine Erledigung glaubte — fand die Streitfrage raſch und unerwartet ihr Ende. Es war im Mai 1823, als vor dem Engliſchen Oberhauſe (bekanntlich höchſte Gerichtsbehörde) folgende denkwürdige Verhandlung geführt wurde. Der Lord-Oberrichter recapitulirte die Sachlage, die ohnehin in dem dichtgedrängten Hauſe Jedermann kannte, und ſchloß dann mit den Worten: „Es hat ſich ein Zeuge gefunden, der den Tod Lord Glenmore's beſchwören will. Ich bitte den Zeugen in Eid zu nehmen.“

Ein ſteinalter Mann, aber noch rüſtig und gekleidet in die rothe Uniform der Chelſea-Penſionaire, erhob ſich jetzt auf der dem Lord-Oberrichter zunächſt befindlichen Bank und leiſtete den üblichen Zeugeneid auf die Bibel. Dann begann folgender Dialog:

Lord-Oberrichter: Ihr Name?

Zeuge: Adam Grayſtone, Capitain außer Dienſten, früher bei Enniskillen-Dragoner.

Lord-Oberrichter: Ihr Alter?

Zeuge: 95 Jahre.

Lord-Oberrichter: Haben Sie Lord Glenmore gekannt?

Zeuge: Ja, ich habe ihn gekannt.

Lord-Oberrichter: Wiſſen Sie, daß er todt iſt?

Zeuge: Ja, ich weiß, daß er todt iſt.

Lord-Oberrichter: Wann und wo iſt er geſtorben?

Zeuge: 1746, bei Culloden.

Lord-Oberrichter: Woher wiſſen Sie es?

Zeuge: Weil ich ihn ſelbſt erſtochen habe.

So ſchloß die Sitzung. Wohl das letzte Mal, daß der Name „Culloden“ von einem Manne genannt wurde, der jenen blutigen Tag noch miterlebt hatte.

XX.

Der letzte Hochlands-Häuptling.

(Unſerem Culloden-Führer nacherzählt.)

„Ich ſehe, die Herren kennen „Waverley“, unſeres Sir Walters beſtes Buch; ei, da kennen Sie auch den Fergus Mac-Ivor, den Bruder der ſchönen Flora und den Freund Prince Charlie's ſelber. Nun, die Sache iſt die: ein Fergus Mac-Ivor hat nie gelebt, aber einen Fergus Mac-Donèll, den haben unſre Väter gut gekannt; auch Sir Walter hat ihn gekannt. Er nahm den Fergus Mac-Donèll, der ſein Freund war, und machte ihn zum Mac-Ivor, wie er im Buche ſteht. Jeder Zug nach dem Leben. Ich will erzählen, was jedes Kind hier von ihm weiß.

„Glengarry — ſo nennen wir die Häuptlinge der Mac-Donèlls, weil ſie im Thal Glengarry *) wohnen

---

*) Man hat an den Hochlands-Häuptlingen (chieftains) gemeinhin drei Namen zu unterſcheiden: den Clan- oder Familien-Namen, den Adelsnamen und die ſpezielle Hochlandsbezeichnung für den letzteren. Der Häuptling der Campbels iſt zunächſt auch ein Campbel, ſein Adelsname iſt Herzog von Argyle und ſein Hochlandsname Mac-Callum-More. Der Chieftain der Gordons iſt Lord Aberdeen und der der Fraſers Lord Lovat. Beide haben außer-

— Glengarry, ſag' ich, war Garde-Capitain in London, aber es behagte ihm nicht im Rauch und Nebel da unten, und er kam wieder heim in die Berge. Jagen am Loch Oich und Loch Neß entlang, die Thäler hinauf und hinunter, Glen-Moriſton heut und Glen-Urquhardt morgen, und dann mit Freunden niederſitzen in Glengarry-Caſtle, und von Jagd und Krieg und alten Zeiten ſprechen, das war es, was ihm gefiel. Er war ſchon dreißig und darüber und noch unverheirathet. Er ſagte: „er tauge für keine Frau und keine Frau tauge für ihn"; dabei ſah er lachend zu ſeiner Schweſter hinüber und die Spitzen ſeines rothblonden Bartes kräuſelnd, verſchwor er ſich hoch und theuer, daß ſie das ſchönſte Mädchen in den drei Königreichen ſei. Dann füllten alle die Gläſer, und die alten Jagdkumpane aus Roßſhire und Sutherland und die jungen Officiere aus London, die auf Beſuch im Schloſſe waren, alle ſtießen ſie an und riefen mit ihm: Es lebe Barbara Mac-Donèll! —

Es war um 1811 und der Prinz-Regent kam nach Edinburg. Die Lords und die Lairds verſammelten ſich in der Hauptſtadt, und im alten Holyrood-Palace, wo kein Freudenklang gehört worden war, ſeit Prince Charlie daſelbſt getanzt hatte, war wieder Empfang und Ball. Glengarry, der von London her dem Prinzen wohlbekannt

---

dem noch ſpezielle Hochlandsnamen. Außerdem ſei mit Rückſicht auf die Wendung „die Lords und die Lairds" gleich hier bemerkt, daß man durch dieſe Bezeichnung den Niederlandsadel (die Lords) von dem Hochlandsadel (die Lairds) unterſcheidet.

war, war unter den Geladenen, und mit ihm geladen war Barbara ſeine Schweſter. Das war ein Drängen auf Flur und Treppe! aber es bildete ſich Spalier wie von ſelber, als die Geſchwiſter in den Saal traten. Er trug in Huldigung gegen den Prinzen, der ihm immer ein gnädiger Herr geweſen war, die Uniform der Coldſtream-Garden; Barbara aber trat ein für Schottland und trug die Farben ihres Clans. Sie war eine große, prächtige Frau, keine blonde Puppe ſchmal und ſchlank, ſondern breit, voll, alabaſtern, mit kleinen Händen und großen Augen, und die Augen klar und dunkel wie das Waſſer im Loch Neß. Und ſchön wie die Frau, ſo ſchön war ihr Kleid. Sie trug eine ſchwarze Sammet-Robe, aus der ihr Nacken ſtolz hervorwuchs. Eine Tartan-Schärpe, an der linken Schulter durch eine Agraffe zuſammengehalten, lief in voller Breite quer über die Bruſt hin, ſchürzte ſich über der Hüfte zu einem bauſchigen Knoten und fiel dann in zwei langen Streifen zur rechten Seite des Kleides herab. Kein Schmuck weder an Hals noch Arm; nur ein Erica-Strauß, die blaue Blume Schottlands, wuchs aus der ſilbernen Agraffen-Schleife hervor, und ein Haideblumenkranz ſaß voll und roth auf dem glänzenden ſchwarzen Haar.

Der Ball begann. Der Prinz tanzte dreimal; er tanzte zweimal mit Barbara Mac-Donell. Als das Feſt vorüber war, ſtand er in der Mitte des Saales, und ſich verbeugend ſchritten die Gäſte an ihm vorbei. Als Barbara vorüber kam, nahm ſie den Strauß aus der Agraffe, überreichte ihn mit einem lächelnden „from the Highlands“, und kein Auge von ihm laſſend, ſchritt ſie, ohne dem Prinzen einen Augenblick den Rücken zugekehrt zu haben, unter wiederholten Verbeugungen aus dem Saal. Der Prinz-Regent war eitel, und Kenner genug, um ſolchen Moment nicht leicht zu vergeſſen. Als er am andern Tage den Bruder ſah, rief er ihn bei Seit und ſagte raſch: „Eure Schweſter iſt die ſchönſte Dame, die ich all mein Lebtag geſehn; dieſe blaue Blume ſollte wo anders blühen als in Glengarry-Caſtle.“ Glengarry lächelte und ſchwieg.

Es war ein Jahr ſpäter, Ende September. Der Prinz-Regent hielt Hof in St. James; keine Lichter brannten in Holyrood, aber in Inverneß war Ball. Alljährlich, wenn die erſte Jagdzeit vorüber iſt und das beginnende Winterleben Londons die Cavaliere wieder nach dem Süden ruft, beſchließt noch ein gemeinſchaftliches Mahl, natürlich in Inverneß, die heiteren Waidmannswochen. Dem Mahle folgt ein Ball. Keine ſtrenge Etiquette, kein banges Anſtands-Bedenken ſteht als Thürhüter vor dem Saal; man will heiter ſein, man will nicht ſehen, man will nicht wiſſen; jede Dame hat Zutritt, ſie ſei — Dame oder nicht. Das iſt juſt ein Platz für Glengarry. Der letzte beim Wein, iſt er jetzt der erſte beim Tanz. Er hat ein Inverneß-Mädchen im Arm und fliegt durch den Saal. „Die Dirne iſt mein“, ruft Capitän Lovat und legt ſeine Hand auf Glengarry's Schulter. „Euer iſt nichts als Eure Thorheit“, antwortet Glengarry und tanzt weiter. Andere legen ſich in's Mittel, die Sache ſcheint vergeſſen. Den Lovat aber wurmt es (die Feindſchaft iſt alt zwiſchen den Fraſers und den Mac-Donèlls) und er ſchreibt eine Herausforderung, während ſein Gegner noch tanzt. Die Nacht iſt da und Glengarry reitet heim. Ermüdet wirft er ſich nieder und ſchläft im Nu. Nach einer Stunde weckt ihn ſein Diener und überreicht ihm einen Brief. Der Brief lautet: „Capitän Mac-Donèll hat die Wahl zwiſchen Piſtolen oder — Reitpeitſche. Antwort erbeten. Lovat.“ Glengarry ſpringt aus dem Bett. Der Brief iſt von Inverneß datirt; alſo dorthin. Er ſattelt ſelbſt ſeinen Pony, deſſen Kraft und Schnelle er kennt; in den Halfter ſteckt er ſeine Piſtolen und ruft dem Boten zu: „ich bringe die Antwort.“ Von Glengarry-Caſtle bis Inverneß ſind 10 Meilen. Der Tag dämmert, als Glengarry vor dem Gaſthaus hält; kein Lovat da — alſo nach Lovat-Caſtle. Mit der Sonne tritt Glengarry in das Schlafzimmer Capitän Lovat's und bietet ihm die Piſtolen. Dieſer kennt ſeinen Mann, zeigt auf einen Stuhl, ſteht auf und kleidet ſich an. Lovat-Caſtle hat einen weiten Park, an ſeinem Weſtend fließt der Beauly-Fluß, dort iſt eine Wieſe und ein Eſchenbaum; neben der Eſche liegt ein Kahn. Hier? fragt Capitän Lovat. Hier! antwortet Glengarry. Die Schüſſe fallen und Lovat iſt nicht mehr.

Glengarry ſieht, daß er den Gegner auf den Tod getroffen, löſt den Kahn, fährt über den Fluß und eilt zu

Fuß nach Inverneß zurück. Am Abend deſſelben Tages iſt er in Glengarry-Caſtle. Er weiß, was kommen wird, und thut ſeine Schritte.

Der erſte Tag vergeht, ein zweiter, endlich am Mittag des dritten Tages ſieht er vom Schloß aus, daß Truppen über den Garry-Fluß kommen; etwa hundert Mann ſtark umſtellen ſie ſein Haus. Es ſind Rothröcke vom Fort Auguſtus her; ein Beſuch, den er ſeit drei Tagen erwartet hat. Lieutenant Collingwood läßt ſich melden, bedauert ſeinen Auftrag und überreicht den Verhaftsbefehl. Glengarry dankt, überfliegt die Ordre und ſagt dann: „es ſei; — darf ich noch an's Fenſter treten, um Abſchied zu nehmen von meinem Thal?“ Der junge Offizier verbeugt ſich zuſtimmend. Glengarry tritt in die Niſche, öffnet das Fenſter, blickt ſcharf hinaus, als ſuch' er noch einen beſtimmten Punkt, zieht dann ein roth und weißes Seidentuch aus der Taſche und weht damit dreimal, wie zum Abſchied. „Wie ſchön dies Bild“, ruft er dem jungen Offizier zu und zeigt auf das Thal. Lieutenant Collingwood tritt an's Fenſter, blickt hinaus und — ſieht, daß er gefangen iſt. Hinter dem kleinen Trupp ſeiner Soldaten wachſen die Geſtalten der MacDonells zu Hunderten raſch aus dem Boden; wenige Minuten noch, und der Kreis hat ſich geſchloſſen. „Sie ſehen“, ſagt Glengarry ruhig, „Sie ſind in meiner Gewalt, nicht ich in der Ihrigen. Fern ſei es von mir, das Recht des Stärkeren gegen Sie auszubeuten. Sie haben freien Abzug. Gehen Sie nach Fort Auguſtus zurück, und erzählen Sie, wie Sie den Glengarry gefunden.“

So geſchah's. Aber auch Glengarry zögerte nicht. Mit Courierpferden ging es nach London, und den Tag nach ſeiner Ankunft kniete er vor ſeinem fürſtlichen Gönner. Der Prinz-Regent ſchwankte, aber der Brief Capitän Lovat's gab den Ausſchlag. Leben und Freiheit waren wieder gewonnen. Mit der Gnade des Prinzen kehrte er wieder heim und — mit Grüßen an Babara Mac-Donèll. Der Prinz hatte den Ball in Holyrood-Palace nicht vergeſſen.

Glengarry war begnadigt; aber der todte Lovat ſchien doch von Zeit zu Zeit vor ihn hinzutreten, das abgeſchoſſene Piſtol in der niederhängenden Hand und zuſammenbrechend unter dem Eſchenbaum. Die Jagd reizte ihn nicht mehr, der Wein ſchmeckte nicht mehr, und in den rothblonden Bart miſchte ſich das Weiß der Sorge und durchwachter Nacht. Barbara ſaß ihm gegenüber, ſchön wie immer; aber ſie war keine Labe mehr für ſein Herz. War es ihm doch, als hab' er den Lovat todt geſchoſſen, nicht um der Dirne willen von Inverneß, ſondern aus Uebermuth, aus Stolz auf die Schönheit ſeiner Schweſter. Barbara wußte wohl, was in ihm vorging. „Nimm eine Frau“, ſagte ſie ihm einſt beim Frühmahl; „aber jung muß ſie ſein, und ſtill und blond.“ Er ſchüttelte den Kopf; aber ſie wäre keine Frau und am wenigſten Barbara Mac-Donèll geweſen, wenn ſie nicht Recht behalten hätte. Eh' ein Jahr um war, war Glengarry ein Gatte, und ſeine Gattin war jung und ſtill und blond. Zwei Kinder kamen: Töchter. Die eine war der Mutter Ebenbild und hieß Kathlin, wie die Mutter ſelbſt; die zweite aber war eine Mac-Donell und hieß Barbara und ſaß und ſpielte auf dem Schooß der ſchönen Tante.

So vergingen die Jahre. Eine andere Zeit war gekommen: das alte Hochlandsleben ſtarb hin; Viele gingen über das große Waſſer, und der erſte Dampfer, die engliſch-ſchottiſche Flagge hoch in der Luft, ſchaufelte ſtill den Loch Neß entlang. Auch der alte Glengarry war an Bord, mit ihm ſeine Töchter, jungfräulich und halbe Kinder noch. Dem alten Herrn war es unheimlich; er ſah hinab in die Gluth der Oefen und in das Auf und Ab des Räderwerks, und ſein altes Herz, dem der Tod in allen Geſtalten nahe getreten war, ohne es zittern zu machen, ſah jetzt mit wachſender Unruhe dieſem Treiben zu. In demſelben Augenblick gerieth das Schiff auf eine Untiefe und ſaß feſt. Der Capitän ermahnte zur Ruhe, Alles werde gut gehen; Jeder glaubte ihm und harrte in Geduld. Nicht ſo Glengarry. Seine Töchter mit krampfhafter Gewalt erfaſſend, zog er beide auf den Radkaſten hinauf. In dieſem Augenblick löſte ſich das Schiff wieder und ſtreifte dicht an einem Uferfelſen vorbei. Jede Gefahr war vorüber. Aber der alte Mann, nur von dem einen Gedanken nach Rettung erfüllt, umarmte jetzt beide Töchter, und ſie feſt an ſich preſſend, ſprang er vom Radkaſten aus an's Ufer. Der

Sprung war gelungen, die Töchter unverſehrt, aber der alte Herr ſelber war mit der Stirn auf ein Felsſtück geſchlagen. Man brachte ihn an Bord zurück; das Blut tropfte leiſe herab. „Gebt mir einen Spiegel“, bat er. Man brachte ihm, was er gefordert hatte, und er ſah lächelnd hinein. „Eine Schmarre für einen Hochländer“, das war ſein letztes Wort. Der Steamer hißte eine ſchwarze Flagge auf; ſo brachte man ihn nach Glengarry-Caſtle.

Seit jenem Tage giebt es keinen Häuptling mehr in Schottland; ſie ſind alle hinüber. Dieſer und Jener nennt ſich noch ſo, aber — kein Glengarry.“

XXI.

Der caledoniſche Kanal.

Mit Inverneß hatten wir den äußerſten Punkt unſeres Reiſeziels erreicht. Die nördlicher gelegenen Grafſchaften, Roßſhire, Sutherland und Caithneß, entbehren keineswegs des Reizes landſchaftlicher Schönheit, aber ſie ſind verhältnißmäßig arm an Plätzen hiſtoriſcher Erinnerung oder romantiſchen Intereſſes und wiederholen ſelbſt in landſchaftlicher Beziehung nur jene Bilder, die wir zwiſchen dem Firth of Forth und dem Moray-Buſen bereits kennen gelernt haben.

Wir geben jetzt den Norden Schottlands auf, und den caledoniſchen Kanal benutzend, der in ſüdweſtlicher Richtung das Land durchſchneidet, fahren wir jetzt der Weſtküſte zu, die an Fruchtbarkeit des Bodens, Lieblichkeit der Thäler und faſt mehr noch an hiſtoriſchen Traditionen hinter dem Oſten zurückbleibt, an Großartigkeit der Formationen aber ihn weit übertrifft.

Der caledoniſche Kanal iſt eine Anlage nach Art des berühmten Trolhätta-Kanals, der in ähnlicher Weiſe wie der letztgenannte den bothniſchen Meerbuſen mit dem Kattegat verbindet, ſo ſeinerſeits die Verbindung zwiſchen der Nordſee und dem atlantiſchen Ocean unterhält Er iſt 60 engliſche Meilen lang, wovon 37 Meilen auf natürliche Waſſerſtraßen (Seen und Flüſſe), 23 aber auf den eigentlichen Kanal kommen. Ob er den Hoffnungen entſpricht, die man ſeiner Zeit an ihn geknüpft hat, iſt eine Frage, die ich ſchon an anderer Stelle verneint habe. Der ziemlich in der Mitte gelegene Loch Oich (richtiger das Plateau, auf dem er liegt) bezeichnet die Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee und dem atlantiſchen Ocean. Fahrzeuge, die von Inverneß kommen, werden durch Schleuſen bis zur Höhe des Loch Oich emporgehoben und auf dieſelbe Weiſe, nach der andern Seite hin, herabgelaſſen.

Auf dieſem caledoniſchen Kanal treten wir jetzt unſere Rückreiſe an. Der Himmel hing voll grauer Wolken und der leiſe herabſtäubende Regen miſchte ſich mit dem Waſſerſtaub des Dampfrohrs, als wir an Bord gingen. Die Kajüte hätte Schutz gewährt, aber jeder zog es vor auf Deck zu bleiben, um den Anblick der ſchönen Seeufer nicht zu verſäumen, denen wir jetzt entgegenfuhren. In etwa einer halben Stunde erreichten wir Loch Neß. Er iſt der längſte, wenn auch freilich nicht der größte unter den ſchottiſchen Seen; der Loch Lomond übertrifft ihn an Breite und impoſanter Erſcheinung. Was aber den Loch Neß mehr denn alles andere unfähig macht, mit dem ſchönen Loch Lomond zu concurriren, das iſt ſeine Monotonie; er iſt überall derſelbe und die hohen bewaldeten Bergabhänge, die im Schmuck des friſcheſten und ſchattirungsreichſten Grüns prangen, hören auf von beſonderem Intereſſe zu ſein, wenn man ſich zuletzt nicht verhehlen kann, daß jede neue Meile, die man macht, nur das Bild der eben zurückgelegten wiederholt. Dieſe Monotonie charakteriſirt auch unvortheilhaft die hiſtoriſchen Ueberlieferungen, die ſich an die hie und da hervorblickenden Schlöſſer, Häuſer und Hütten knüpfen, die wie ein ſpärlicher Kranz die Ufer des Sees umflechten. Ueberall dieſelbe Geſchichte von einem „Chief“ oder Häuptling, der einen andern Chief zu Gaſte geladen und ihm den Kopf eines Vaters oder Sohnes als Tafelverzierung auf den Tiſch geſtellt hat; überall eine Clanſchlacht, ein Waten in Blut, bis endlich einmal eine Erzählung voll rührender Gewalt oder eine ganz aparte Schreckensgeſchichte den gewöhnlichen Schauerroman unterbricht. Es imponirt und prägt ſich dem Gedächtniß ein, wenn ein Hochlandschief ſeinem engliſchen Gegner die Kehle abbeißt und hinterher verſichert, nie einen beſſern Biſſen gehabt zu haben.

Der Vortrag ſolcher und ähnlicher Geſchichten hat uns an Schloß Urquhart vorbei bis an die Stelle gebracht, wo ſich von Südoſten her der Foyersfluß in den See ergießt. Der Fluß bildet vor ſeiner Mündung einen wenigſtens 60 Fuß hohen Waſſerfall und der Steamer pflegt an einer benachbarten Stelle anzulegen, um den

Reiſenden zur Beſichtigung dieſer Fälle Gelegenheit zu geben. Wir waren ziemlich die erſten am Land und blickten umher, um des Waſſerfalls anſichtig zu werden, deſſen Brauſen wir bereits vernahmen. Eine Frontanſicht, vom Ufer des Sees aus, iſt aber nicht möglich, da allerhand vorgeſchobene, reich bewaldete Felsblöcke das Bild nach vorn hin verſchließen. Es iſt ein großer Felſentopf, in den ſich der Strom zunächſt ergießt, deſſen Boden ein Loch hat und den Abfluß zum See hin geſtattet. Wer alſo den Waſſerfall ſehen will, muß die Höhe des Berges erklimmen und ſich dort aufſtellen, wo die breite Waſſermaſſe in den kochenden Topf hinunter ſtürzt. Als wir uns nach rechts und links hin vergeblich umgeſehen hatten, trat ein halb erwachſenes Mädchen mit einer jüngeren Schweſter an uns heran und erbot ſich, uns auf nächſtem Wege bis an den Rand des Waſſerfalls zu führen. Wir nickten ihr zu und ſtiegen bergan. Sie war nicht hübſch, barfüßig, Geſicht und Arme ſonnverbraunt und ein ſchlichtes blaues Achſelkleid der beſte Theil ihres Anzugs; aber die großen ſchwarzen Augen lachten voll Uebermuth und Schelmerei, und das nach hinten zu ſchlicht zuſammengenommene Haar hing in einem einzigen langen Zopf über den braunen Nacken. Wie ſie ſo vor uns herſchritt, dann und wann innehaltend und ſich umſchauend, ob wir auch folgten, war es uns, als ſei die Kleine der Waldgeiſt dieſer Gegenden, oder wenigſtens eine ſeiner Dienerinnen. Nach etwa zehn Minuten hatten wir die

Höhe des Berges erreicht und ſahen nun, von gut gewählter Stelle aus, auf die breite Waſſermaſſe, die, einen andern dreißig Fuß hohen Fall bereits im Rücken, unmittelbar neben uns in den eigentlichen Felſentopf hinunter ſchäumte. Schotten behaupten, daß nur die Cascaden von Tivoli ſchöner ſeien. Mag ſein; wir aber, ohne damit der Schönheit der Scene zu nahe treten zu wollen, ſahen öfter nach dem Mädchen im blauen Kittel, das jetzt auf einem Felſenvorſprung, umſchäumt und umdonnert, lachenden Auges daſtand, als auf die Waſſermaſſe, die faſt an ihren Füßen vorbei in den dunkeln Schlot hinabſtürzte. Die Staffage ging über die Landſchaft. Die ſtille Betrachtung beider aber ward jetzt durch die Schiffsglocke unterbrochen, die über Baum und Felſen hinweg zu uns herauf drang und mit ihren ſcharfen Klängen ſiegreich den tiefen Brauſebaß des Waſſerfalls durchſchnitt. Eine Silbermünze dem ſchwarzen Kinde zuwerfend, gingen wir nun wieder, über das ſchlüpfrige Moos hin, bergab und hatten in wenigen Minuten den Steamer erreicht.

Dieſer Waſſerfall, der wirklich ſchön und impoſant iſt, bildet den beſten Theil nicht nur der Ufer des Loch Neß, ſondern des caledoniſchen Kanals überhaupt. Die nächſte Sehenswürdigkeit z. B., die ſich „Fort Auguſtus“ nennt, hat wenig Anſpruch darauf, mit dem „Fall of Foyers“ an Intereſſe zu concurriren, und ſteht als Feſtung auf keiner höheren Stufe als die Blockhäuſer in

Nordamerika, die etwa um dieſelbe Zeit (in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) gegen die Ueberfälle der Sioux und Chippeway-Indianer errichtet wurden. Waren doch auch die wilden Hochländer jener Epoche kaum etwas anderes als jene Indianerhorden, gleich arm, gleich roh, gleich kriegeriſch, der Jagd und dem Whisky mit gleicher Ausſchließlichkeit ergeben und voll gleichen Haſſes gegen den Sachſen, „den weißen Mann“. Fort Auguſtus hatte während der verſchiedenen Jacobitenſtände ſeine Bedeutung und hielt ſich ſiegreich gegen die Aufſtändiſchen; jetzt iſt es ein gleichgültiger Stationsort, ein Wachthaus, eine Duodezkaſerne, wo ſechs Gemeine und ein Unteroffizier ein friedliches und vergeſſenes Leben führen.

Loch Oich, der ſehr klein iſt, iſt ſchnell paſſirt, und mit Hülfe von einigen Schleuſen ſteigen wir jetzt in Loch Lochy hinab. Dieſer, etwa halb ſo groß wie der Loch Neß, gleicht dem letzteren in allem übrigen wie ein Ei dem andern. Schon von der Mitte des Sees aus gewahrt man den Ben Nevis, den höchſten Berg Schottlands, in aller Deutlichkeit und hat nun auf drei, vier Stunden hin den ernſt, maſſig und unwirthlich daliegenden Felſenkegel deſſelben als beſtändigen Begleiter. Von der Südweſtſpitze Loch Lochy's bis zur nächſten Meeresbucht (deren der atlantiſche Ocean hier unzählige bildet), iſt noch eine Strecke von zehn engliſchen Meilen. Man paſſirt keinen See mehr, ſondern nur die gerade ſchmale

Straße des Kanals, die durch eine ziemlich reizloſe Landſchaft läuft. Der Ben Nevis muß eben alles thun und erinnert an die Dome dieſer oder jener alten Stadt, denen auch die Aufgabe zufällt, alle Schönheit für Stadt und Umgegend beſtreiten zu müſſen.

Am Ausfluß des Kanals in die Meeresbucht liegt Fort William, ein feſter Platz, der zu ähnlichem Zweck erbaut wurde wie Fort Auguſtus, und hinſichtlich ſeiner jetzigen Bedeutung zu denſelben Betrachtungen Veranlaſſung giebt. Der Platz iſt jetzt ungleich wichtiger als Hauptſtationsort der Dampfſchifffahrt zwiſchen Inverneß und den Häfen der Weſtküſte, als durch ſeine Befeſtigungen, die ſich, im Fall einer ernſten Probe, kaum noch als ſolche bewähren würden.

Zwiſchen dem letzten und vorletzten Schleuſenthor des Kanals hält der Steamer, der die Bergfahrt zwiſchen Inverneß und Fort William zu beſtreiten hatte, und deßhalb den Namen des „Bergſohnes" (the Mountaineer) führt. Es erfolgt nun eine Umladung. Omnibuſſe führen Menſchen und Gepäck auf nächſtem Wege bis an den Hafendamm, an deſſen hoher Wandung bereits ein anderer Steamer liegt, größer, von mehr Tiefgang und ſtark genug, mit den Wellen des Oceans ſich ſiegreich herum zu ſchlagen.

Es iſt hier, denk' ich, der Ort, ein paar Worte über Mr. Hutcheſon, den Beſitzer aller dieſer Dampfboote, zu ſagen, denn die Hochlande und die Weſtküſte von Schottland ſo viel von dem Aufſchwunge verdanken, den ſie in den letzten Jahren genommen haben. Das Entſtehen neuer Städte und Ortſchaften hängt damit zuſammen. Wie es kaum eine Uebertreibung ſein dürfte, Heringsdorf und namentlich Misdroy als mittelbare Schöpfungen der Berlin-Stettiner Eiſenbahn anzuſehen, ſo iſt das Städtchen Oban, das wir bald des Näheren kennen lernen werden, eine Schöpfung der Dampfſchifffahrtslinien, mit denen Mr. Hutcheſon die Weſtküſte, wie mit einem Netzwerk, umſponnen hat. Die Hauptlinie bleibt die zwiſchen Glasgow und Inverneß. In den ſchönen Sommermonaten aber hat es bei dieſer Hochlandstour, die ſelber wieder zu allerhand Abzweigungen, z. B. von Fort William aus, Veranlaſſung giebt, durchaus nicht ſein Bewenden und Oban wird zu einem Knotenpunkt, wo der von Süden kommende Reiſende noch im letzten Augenblick ſich entſcheiden mag, ob er, ſtatt des caledoniſchen Kanals, nicht lieber die Weſtküſte zum Ziel und Schauplatz ſeines Ausfluges machen will. Entſcheidet er ſich dafür, ſo bleiben ihm außer allerhand Beſuchen in die zunächſt gelegenen Gegenden, noch zwei größere Touren, die eine nach den hebridiſchen Inſeln, die andere nach Staffa und Iona übrig. Man muß wiſſen, von welcher äußerſten Unwirthbarkeit und Unzugänglichkeit dieſe ſchottiſchen Weſtküſten noch bis vor zwanzig Jahren geweſen ſind, um die ganze Bedeutung der Verbindungsſtraßen einzuſehen, die Mr. Hutcheſon hier geſchaffen hat. Ein Beſuch dieſer, durch ihre grandioſen Baſaltformationen berühmten Küſten war bis ganz vor Kurzem nicht nur mit Schwierigkeiten, ſondern mit unläugbaren Gefahren*) verknüpft, während der Beſuch aller dieſer Plätze jetzt einer Rheinfahrt zwiſchen Köln und Straßburg gleicht, mit einigen Ausflügen in den Main oder die Moſel hinein. Hätten dieſe prächtigen Küſten ein milderes Klima oder wenigſtens einen etwas längeren Sommer, binnen Kurzem würde hier ein neues, reiches Leben aufblühen, reicher, wenn auch nicht poetiſcher, als es die Tage Oſſians geſehen.

Es war in den erſten Nachmittagsſtunden, als wir die ſchöne Bucht, die ſich von Fort William aus nach Südweſt dehnt, entlang ſchaufelten. Der allgemach unſerem Blick entſchwindende Ben Nevis und die immer breiter und feſter ſich heranwälzenden Wellen ſagten uns, daß wir uns mehr und mehr aus der Bucht entfernten und atlantiſches Waſſer unter den Kiel bekamen. Die Zahl der Seekranken wuchs. Wie Verwundete einherſchwankend, wurden ſie rechts und links von der Ambulanz der Stewards und Kajütenjungen in Empfang genommen. So vergingen Stunden, bis wir gegen Abend uns wieder der Küſte näherten und die Meeresſtraße entlang fuhren, die ſich in ziemlicher Breite zwiſchen dem Feſtland und der Inſel Lismore hinzieht. Als wir an Inſeln und Vorgebirgen vorbei, wie durch einen Irrgarten, uns in die ſchöne Bucht von Oban hineinwanden, hing der Ball der Sonne rothglühend über dem Ocean. Wenige Minuten ſpäter legten wir an, ſprangen vom Radkaſten aus an's Land und trabten mit einigen Schotten um die Wette den Kai entlang, um uns durch einen Sieg im Wettlauf ein Zimmer in dem ſtets überfüllten Caledonian-Hotel zu ſichern. Leider vergebens. Wir ſiegten nur, um doch zu ſpät zu kommen.

---

*) Wer vor zwanzig Jahren die Inſel Staffa beſuchen wollte, mußte in offenen Boten die Reiſe machen, was auf dem atlantiſchen Ocean ſeine bedenkliche Seite hat.

XXII.

Oban.

Das Caledonian-Hotel war beſetzt bis unter's Dach. Da ſtanden wir mit unſern Reiſeſäcken, ziemlich rathlos und wiſchten uns den Schweiß von der Stirn. Andern, die nach uns kamen, ging es nicht beſſer; endlich rief eine heiſere Stimme: „Let us try it at Mrs. Mackay's, some yards farther down; I know her well, kind people“. Einige ſchüttelten den Kopf, wir aber, die wir nicht in der Lage waren, zwiſchen den Tugenden und Untugenden Miſtreß Mackay's abwägen zu können, folgten der Aufforderung des Heiſeren und ſtanden nach zwei Minuten vor der Hausthür beſagter Dame. Ueber dem Eingang hing ein Hochländer als Wirthshausſchild, alle Fenſter waren offen und aus der halb offenen Küchenthür kam uns der Fettbrodem einladend, aber etwas zudringlich entgegen. Dem Brodem folgte endlich Mrs. Mackay ſelber, eine Frau von fünfzig, halb Brunhild, halb Marketenderin. Groß, breit und ſtark, ſtand ſie vor uns, mit allen Abzeichen des Herdes, von dem ſie kam; ihr einziger Schmuck ein Schnurrbart, an dem kleine

Schweißtröpfchen hingen. Wir fragten nach einem Zimmer, erhielten eine halb bejahende Antwort und wurden endlich, nachdem wir verſchiedene Höfe paſſirt hatten, in einem Hinterhauſe bei einer zimmervermiethenden alten Waſchfrau untergebracht. Unter uns war ein Pferdeſtall, der ſich bald unangenehm bemerklich machte, während die Ausſicht, das Panorama, auf das wir gerechnet hatten, ſich auf die Brandmauer eines Nachbarhauſes beſchränkte. Das iſt nun einmal ſo Herkommen in überfüllten Badeörtern, und wir waren nicht Neulinge genug, uns das Alltägliche verdrießen zu laſſen. Hatten wir doch auch den „Salon" der Mrs. Mackay zu unſerer Verfügung, wo wir bereits zum Thee und Abendimbiß erwartet wurden. Wir machten alſo unſern Weg zurück, drangen von hinten her in's Haus ein, belauſchten wider Willen die Küchengeheimniſſe (ein anderer Durchgang war nicht zu finden) und nahmen oben im Gaſtzimmer Platz, wo bereits das Tiſchtuch ausgebreitet lag, ein Tiſchtuch ganz wie Mrs. Mackay ſelber, groß, breit und dauerhaft und mit ſchwarzen Schnurrbärten an jedem Zipfel. Wir nahmen keinen Anſtoß daran; auch an manchem andern nicht, das über den Tabagiecharakter unſeres Hotels keinen weiteren Zweifel ließ; hatten wir doch das offene Fenſter und vor dem Fenſter die ſchöne Meeresbucht, die jetzt im vollen Glanze des Mondes uns wie zu Füßen lag.

Oban ſelbſt zieht ſich im Halbkreis an der Bucht entlang; unmittelbar im Rücken ſeiner weißen Häuſer ſteigen bewaldete Felspartien in die Luft, hier und dort mit Villen geſchmückt oder von Schlöſſern überragt. Was aber dieſer Bucht eine beſondere Schönheit gibt, das iſt nicht der Reiz und die Weitgeſpanntheit ihrer Ufer, ſondern umgekehrt, der Blick von dieſen Ufern aus auf's Meer. Zu der ewigen Schönheit des Oceans geſellt ſich hier ein ſo beſonderer Reichthum von flachen Inſeln und hohen Vorgebirgen, daß man zweifelhaft wird, wem denn eigentlich das Terrain gehört, dem Land oder dem Meer, und in den Bühnenraum eines Rieſentheaters zu blicken glaubt, deſſen ohnehin weit gedehnte Perſpektive durch allerhand Seitencouliſſen bis in's Unendliche zu wachſen ſcheint.

Wir genoſſen noch in ſtiller Andacht des herrlichen Schauſpiels, als das oft gehörte: „if you please, gentlemen, tea is ready“, unſern Blick von der mondbeſchienenen Bucht zurück in unſer Zimmer lenkte, deſſen Tiſch inzwiſchen zu einer leidlich wohlbeſetzten Tafel geworden war. Andere Gäſte geſellten ſich alsbald hinzu, gäliſch ſprechende Handwerker aus Oban ſelbſt und verſchiedene Fremde aus England und Südſchottland, die gleich uns in dieſe Tabagie verſchlagen waren. Unter den letzteren intereſſirte uns zumeiſt ein wohlbeleibter Handelsmann aus Newcaſtle, der durch die offenherzigſten Bekenntniſſe bald der Mittelpunkt aller Unterhaltung wurde. Er ſei ein wohlhabender Mann (a man of some means), ſo begann er, der in dreißig langen Jahren etwas vor ſich gebracht und dieſen Sommer den unglücklichen Entſchluß gefaßt habe, ſeine Heimath wieder zu ſehen. Er ſei nämlich mitten im Hochland zu Haus, in Glen Moriſton, einem jener Thäler, die von Norden her auf den Loch Neß ausmünden. Er habe ſo viel von Heimweh und Vaterlandsliebe hören müſſen, immer im Tone des Vorwurfs, daß er es ſchließlich für Gewiſſensſache gehalten habe, dem Drängen ſeiner Freunde nachzugeben. Dieſe Nachgiebigkeit beklage er jetzt bitter. Er ſei nun fünf Tage von Frau und Kindern fort und ſehne ſich weit mehr nach Newcaſtle zurück, als er ſich all ſein Lebtag nach Glen Moriſton geſehnt habe. Dieſe kahlen Baſaltküſten ſeien ihm über die Maßen langweilig; was er liebe, ſei ein Kornfeld mit langen Aehren; von Malcolm Canmore und Robert Bruce wiſſe er nichts und wolle er auch nichts mehr lernen. Er werde morgen früh aufbrechen, aber nicht nach dem Loch Neß hin, ſondern nach „dear old Newcaſtle“ zurück, wo jedes Kind ihn kenne und wo er nicht fürchten müſſe, alle Tage ſechs mal geprellt zu werden.

Man ſieht, der Philiſter gedeiht überall. Das war alſo ein geborener Hochſchotte, einer aus jenen Clans, die wir uns gewöhnt haben, mit jeder Mannestugend auszuſchmücken, mindeſtens aber im Glorienſchein unausrottbarer Vaterlandsliebe zu ſehen. Freilich ſeine Jugend ſchien keine bevorzugte geweſen zu ſein; „er habe von Haferbrod und Whisky gelebt“, ſo verſicherte er mehr denn einmal. Als wir das Zuträgliche dieſer Diät bezweifelten, nahm das Geſpräch plötzlich eine andere Wendung und er fing nun an für die Hochlandserziehung eine Lanze zu brechen. „Ich ſehne mich nicht zurück nach Glen Moriſton und noch weniger nach Oat Cake und Whisky; ich bin's jetzt beſſer gewöhnt; aber Oat Cake und Whisky geben Kraft und Zähigkeit und ſchaffen beſſere Männer als Milchkaffee und ſaurer Wein.“ Wir ſchloſſen aus dieſer letzteren Wendung, daß er uns (was einem ja in England immer paſſirt) für Franzoſen halte, und nahmen Veranlaſſung ihn über unſere Abſtammung aufzuklären. „Deutſche alſo?“ fuhr er jetzt fort. „Ja die Deutſchen! Ich war in Hamburg; kind people those germans and I like them, but I beg your pardon, Sir, all effeminate.“ Alſo „alle verweichlicht“! und die Hamburger an der Spitze, die doch halb engliſch ſind. Wir lachten herzlich, beklagten den verſäumten Whisky unſerer Jugend und gingen zu andern Dingen über.

Es war ſpät, als wir bei der mangelhaften Beleuchtung, die der untergehende Mond gab, vorſichtig über den Hof hintappten und im Putzzimmer der Waſchfrau unſere Betten hergerichtet fanden. An den Wänden hingen zwei eingerahmte Bilder („Bombardement von Sebaſtopol“ und „Schiffbruch“), die an bekannter Stelle die Worte zeigten: „Verlag von Zawitz, Druck von Heſſe in Berlin.“ Aber weder Sebaſtopol, noch Zawitz, noch Heſſe hielten uns länger wach, ſelbſt das Geſtampfe und Gepruſte der Pferde unter uns verhallte bald ungehört und ein feſter Reiſeſchlaf, ohne Traum und Sorge, kam über uns.

Der andere Morgen ſah uns bei guter Zeit wieder am Bord des Stork, eines Hutcheſon'ſchen Steamers, der für dieſen Tag einen ſeiner regelmäßigen Ausflüge nach Staffa und Jona vorhatte. Mr. Hutcheſon ſelbſt war an Bord, um, wie er oft thut, dem Comfort und Wohlbefinden der Reiſenden nach Möglichkeit Vorſchub zu leiſten.

Die erſten Punkte von Intereſſe, die wir paſſiren, ſind Dunolly-Caſtle und Dunſtaffnage-Caſtle, zwei Schloßruinen in faſt unmittelbarer Nähe von Oban ſelbſt. Die Geſchichte, die ſich an dieſe Schlöſſer knüpft, zeigt deutlich, daß dieſe unwirthbaren Küſten nicht immer politiſch bedeutungslos waren und trotz einer dünngeſäeten Bevölkerung (damals wie heut) mehr denn einmal mit eingriffen in die Geſchicke des Landes. Robert Bruce, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, drang bis in dieſe Gegenden vor, um einen Widerſtand zu brechen, der zu ernſt war, um ihn unberückſichtigt zu laſſen, und noch drei Jahrhunderte ſpäter hauſten hier die Soldaten Cromwells und ſtürmten Schlöſſer und feſte Plätze. In Dunolly-Caſtle befindet ſich eine Curioſität aus der Zeit der erſtgenannten Kämpfe, und zwar eine Broche König Roberts I. (Robert Bruce) ſelbſt. Dieſe Broche kam auf folgende Weiſe in die Hände der Mac Dougalls, der damaligen und heutigen Beſitzer von Dunolly-Caſtle. Robert Bruce, auf ſeinem Kriegszuge gegen die Weſtinſeln, wurde von Mac Dougalls angegriffen und zurückgedrängt. Er ſelbſt deckte den Rückzug der Seinen. Drei von den Clansleuten der Mac Dougalls, ein Vater und ſeine zwei Söhne, erkannten den König und gelobten ſich ihn todt oder lebendig in ihre Hände zu bringen. Sie drangen an einer ſchmalen Stelle, die kein Entkommen zuließ, gemeinſchaftlich auf ihn ein. Der älteſte Sohn faßte den Zügel, ein Hieb des Königs aber trennte ihm den Arm vom Rumpf. Der jüngere Bruder hatte gleichzeitig den Fuß des Königs gepackt, um ihn mit aller Kraft aus dem Sattel zu wuchten, der raſch eingedrückte Sporn des Königs aber ließ das Roß wild anſpringen und der niederſtürzende Angreifer fiel unter die Hufe des Pferdes. In dieſem Augenblick griff der Alte nach dem Mantel König Roberts und war eben im Begriff ihn ſelbſt herabzuzerren, als dieſer mit ſchneller Geiſtesgegenwart die Broche öffnete, die den Mantel zuſammenhielt, und ſich mit Zurücklaſſung beider befreite. So kamen Mantel und Broche in die Hände der Mac Dougalls; nur die letztere exiſtirt noch.

Dunſtaffnage-Caſtle iſt noch von größerer Bedeutung. Hier befand ſich urſprünglich der ſchottiſche Krönungsſtein, der ſpäter nach Scone und von dort aus, nach der Vereinigung beider Königreiche, nach der Weſtminſterabtei geſchafft wurde. Ueber den eigentlichen Urſprung dieſes Steins exiſtirten und exiſtiren noch allerhand Sagen und Legenden. Jakob (wohlverſtanden keiner der ſchottiſchen Könige, ſondern der Sohn Iſaaks) ſollte darauf geſchlafen und ſeinen Traum von der Himmelsleiter gehabt haben. Jetzt weiß man zur Genüge, daß das vorgebliche Kopfkiſſen des Patriarchen aus demſelben Kalkſtein beſteht, den die nachbarlichen Felſen von Dunſtaffnage-Caſtle aufweiſen, und daß mithin guter Grund vorliegt, den ſchottiſchen Königsſtein als ächt ſchottiſches Landesprodukt anzuſehen.

Unſer Steamer führt uns zunächſt in weſtlicher Richtung über einen breiten Meerbuſen hinüber, der das ſchottiſche Feſtland von der Inſel Mull und der Halbinſel Morven trennt. Zwiſchen den beiden letzteren liegt eine ſchmale Waſſerſtraße, der Sund von Mull, in die wir eben auf dem Punkt ſtehen einzubiegen. Der Capitän tritt freundlich an uns heran, um uns an der Südoſtſpitze der Einfahrt eine nur hausgroße Inſel zu zeigen, die den Namen Lady's rock (Lady's Felſen) führt. Auf dieſem Felſen, der zur Fluthzeit von den Wellen überſchäumt wird, ſetzte ein Häuptling der Macleans ſeine Gemahlin aus, um mit Hülfe der nächſten Fluth ſich ihrer auf immer entledigt zu ſehen. Ihre Brüder indeß erhielten Nachricht von dieſem Akt raffinirter Bosheit und erſchienen zeitig genug, um die Unglückliche zu retten Maclean ſelbſt wurde ſpäter von einem der Brüder auf offener Straße in Edinburg ermordet.

Während der Capitän uns dieſe Vorgänge mit der Ruhe eines Führers von Fach zum Beſten giebt, ſind wir in den ſchmalen Sund hineingeſteuert und haben nun

Mull zur Linken, Morven zur Rechten. Wer ſeinen Oſſian einigermaßen in Kopf und Herz mit ſich umherträgt und der Könige und Helden gedenkt, die alle „Morven“ ihre Heimath nannten, der wird ſich einigermaßen enttäuſcht fühlen, wenn er an dieſem öden Küſtenſaum vorüber fährt, der ſich weigert, einen Grashalm hervorzubringen, und doch ſo viele Helden gezeugt haben ſoll. Es giebt eine Armuth des Bodens, die den Muth nicht mehr ſteigert, ſondern ihn bricht. Und doch herrſchte hier einſt ein buntes, reiches Leben, nicht in Oſſianiſchen Zeiten nur, deren wirkliches Bild ſich unſerer Controlle entzieht, ſondern bis tief in's fünfzehnte Jahrhundert hinein, bis in die Zeit der Tudors und Stuarts. Häuptlinge hauſten hier, die Bündniſſe mit fremden Mächten ſchloſſen und aufhoben, als ſei dieſes weſtliche Inſelreich ein Reich wie Schottland ſelbſt, und inmitten aller Rohheit trieb das Leben hier Blüthen, nach denen man jetzt vergeblich die kahlen Bergflächen Morvens oder die Baſaltbauten der benachbarten Inſelgruppen durchſuchen würde. Der Kreislauf des Bluts geht jetzt durch enger gezogene Kreiſe, alles drängt den großen Städten, den fruchtbaren Ebenen zu und die Extremitäten werden blutlos und ſterben ab.

Was von den Küſten Morvens gilt, gilt nicht minder von der Inſel Mull, die ſich baum- und ſtrauchlos, nur ſelten durch eine Caſtellruine unterbrochen, zu unſerer Linken entlang zieht. Tobermory, ein Jahrmarktsflecken mit kaum 200 Einwohnern, bildet den Mittelpunkt aller Intereſſen. Wo jeder Weiler ein Dorf vertritt, wird ein Dorf zur Reſidenz. Auf der Höhe von Tobermory legt unſer Steamer auf Augenblicke bei, um einige Roßkämme und alte Jahrmarktsfrauen an's Land zu ſetzen; dann aber brechen wir mit geſteigerter Schnelle auf, umfahren raſch die Nordſpitze der Inſel, und nunmehr den Ocean vor uns, nehmen wir unſern Cours in ſüdweſtlicher Richtung, jenen gleich unſcheinbaren und doch gleich berühmten Inſeln zu, Staffa und Jona.

XXIII.

Staffa.

Es war um die Mittagsſtunde und die Sonne lag leuchtend auf dem wenig bewegten Ocean, als es auf Deck hieß: „Staffa in Sicht", und eine Viertelſtunde ſpäter unſer Steamer beilegte, um die Boote auszuſetzen. Staffa nämlich, wie alle dieſe Felſeninſeln, hat keinen Landungsplatz und alle Schiffe, die Fahrten nach dieſen Eilanden hin unternehmen, ſind um der Brandung willen gezwungen, in ehrfurchtsvoller Entfernung Anker zu werfen.

Alſo die Boote wurden ausgeſetzt. Wir drängten uns nicht herzu, um unter den erſten zu ſein, und hatten dafür den Vortheil, die Fahrt in einer kleinen, eleganten Jolle und in der heitern Geſellſchaft Mr. Hutcheſons zu machen, deſſen Verdienſte um die ſchottiſche Dampfſchifffahrt ich ſchon in einem früheren Kapitel hervorgehoben habe. Auf der Fahrt vom Schiff aus bis an's Ufer hatten wir Zeit vollauf, uns die Form und Struktur der Inſel einzuprägen. Staffa (Staf-ö, Stab-Eiland) iſt klein, von nichts weniger als frappanter Erſcheinung und gleicht einer alten, eiſenbeſchlagenen Truhe, deren Schätze erſt ſichtbar werden, wenn man den Deckel aufſchlägt. Dieſer Unſcheinbarkeit der Inſel muß man es zuſchreiben, daß dieſelbe erſt 1772 für die Welt entdeckt wurde; bis dahin war ſie nur den Schiffersleuten der benachbarten Eilande bekannt geweſen. Selbſt 1773, alſo ein Jahr nach ihrer Entdeckung, zählte ſie noch ſo wenig zu den Sehenswürdigkeiten der ſchottiſchen Weſtküſte, daß Doktor Johnſon auf ſeiner berühmten Hebridenreiſe an ihr vorüber fuhr, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Staffa iſt kaum eine Viertelmeile lang, etwa 500 Schritt breit und 150 Fuß hoch. Das gibt eine Felsmaſſe, die auf der weiten Fläche des Oceans ſo beſcheiden daliegt, wie ein Feldſtein auf einem Ackerfeld, und wenn die Wellen an einem Sturmtage hoch gehen, muß Staffa kaum zu ſehen ſein. Als wir uns näherten, erkannten wir deutlich die drei Schichten, aus denen es ſich aufbaut. Tuffſtein, der die Fläche des Oceans wenig überragt, bildet das Fundament; auf demſelben erheben ſich die ſechszig Fuß hohen Baſaltſäulen, die dann wiederum eine formloſe Felsmaſſe als compaktes Dach und auf demſelben eine dünne Erdſchicht tragen. Die ſchlanken Baſaltſäulen würden an jeder andern Stelle, auch wenn die Inſel ſonſt nichts böte, ausreichend ſein, ſie zu einer Sehenswürdigkeit zu machen. Die Weſtinſeln Schottlands aber weiſen überall faſt ſo großartige Baſaltformationen auf, daß das Auge des Reiſenden ſchnell die höchſten Anſprüche zu machen beginnt, und entweder gewaltige Proportionen oder ein beſonderes Maaß von Schönheit verlangt. Dieſe Schönheit beſitzt Staffa, aber nicht nach außen hin; es verbirgt ſie in ſeinem Innern.

Wir hatten mittlerweile die Südſpitze der Inſel erreicht und fuhren zwiſchen zwei ſtumpfwinklig auf einander geſtellten Baſalt-Molos in eine Art Waſſervorhof ein, der die Auffahrt zur berühmten Fingalshöhle bildet. Hier entſcheidet man ſich, ob man durch das kaum noch zehn Schritt entfernte Felſenportal in die prächtig dahinter liegende Höhle einfahren und vom Boot aus die Schönheit derſelben auf ſich wirken laſſen will, oder ob man es vorzieht, auszuſteigen und den Rundgang an den Wänden der Höhle hin zu Fuß zu machen. Man wählt gewöhnlich das letztere, weil es lohnender iſt und viel mannigfachere Bilder gibt.

Wir ſprangen alſo an's Ufer und ſahen von einer Seitwärtsſtellung aus durch das Portal hindurch in die Fingalshöhle hinein. Dieſe Höhle zu beſchreiben, wird jederzeit große Schwierigkeiten haben; nichtsdeſtoweniger ſei es verſucht. Bevor ich beginne, rufe ich dem Leſer die Naturbeſchaffenheit Staffas und den Unterwühlungsproceß in's Gedächtniß zurück, den unmittelbar nach Bildung der Inſel ſelbſt der Ocean mit ihr begonnen und bis dieſe Stunde fortgeſetzt hat. Staffa, als Gott Vulkan ſein Werk gethan und zehn- oder hunderttauſend Baſaltſäulen an dieſer Stelle an's Licht geſchickt hatte, ſtand da wie ein feſtgeſchnürtes Bündel ſteinerner Tannen. Der Ocean, der hier von Anbeginn der Tage ſein Weſen getrieben und abſolut geherrſcht hatte, erzürnte über den Sendling aus der Unterwelt und begann mit überlegener Macht an ihm herumzuſchlagen. Ganze und halbe Stücke wurden abgeriſſen und herausgeſpült, und ſo entſtanden, je nach dem Grad und der Art der Zerſtörung, jene Damm- und Höhlenformationen, die dieſer Inſel eigenthümlich ſind. Da wo es den Wellen glückte, die ſteinernen Bündel in ihrer ganzen Höhe abzubrechen und Säule, Dach- und Erdwerk, alles in die Tiefe des Oceans zu werfen, ſtehen wie in einem Walde, in dem der Orkan gehauſt hat, nur noch baſaltene Stümpfe da und bilden ein ſteinernes Parquet, ein Lütticher Pflaſter, wie es an Structur und Feſtigkett kein zweites gibt; da aber, wo der Ocean weniger mit der Kraft eines niederreißenden, die Inſel oben am Schopfe faſſenden Arms, wohl aber mit der Gewalt eines horizontal abgefeuerten, ewig wiederholten Schuſſes verfuhr, da ſind unter dem Einfluß eines nimmer raſtenden Bohrers jene Höhlen entſtanden, die ſich an verſchiedenen Stellen bis tief in den Felſen hinein ziehen und unter denen die Fingalshöhle die größte und die ſchönſte iſt.

Am Portal dieſer Fingalshöhle befinden wir uns jetzt. Die Bündelbeſchaffenheit des Baſalts hat dieſer 230 Fuß tiefen Aushöhlung ihre Apartheit und ihre Schönheit gegeben.

Ich ſchreite nun zur Beſchreibung der Höhle ſelbſt, die nach dieſem Verſuch einer populären Geognoſie mir leichter werden wird. Ich habe nicht unabſichtlich den Eingang ein Portal genannt. Er iſt in der That ein ſolches, ein Spitzbogenthor, und dahinter das wunderbare Schiff einer gothiſchen Kirche. Wer London und die Weſtminſterabtei kennt, den wird der gothiſch-phantaſtiſche Bau, den die Natur hier gebildet hat, immer wieder an die Kapelle Heinrichs VII. erinnern. Der Baſalt liefert die Säulen, die freilich in ihrer Ineinandergefugtheit mehr den Eindruck einer Wandfläche als eines Pfeiler- oder Säulenganges machen würden, wenn nicht die Wellen, mit einer bewundernswerthen Regelmäßigkeit, Niſche neben Niſche in der Baſaltwand ausgehöhlt hätten. Dadurch iſt, wenigſtens ſcheinbar, eine Pfeilerreihe entſtanden, indem alle concaven Vertiefungen wie in einem dunkeln Hintergrunde liegen, während die lichtbeſchienenen Ecken, wie ſelbſtſtändig und losgelöſt, ſich pfeilerartig in den Vordergrund ſtellen. Auf dieſen Pſeudopfeilern ruht nun die Decke. Dieſe Decke, gothiſch gewölbt in ihrer Grundanlage, iſt es vor allem, was ſofort mit einer nicht abzuweiſenden Gewalt das Bild der berühmten Tudorkapelle vor das Auge des Beſchauers ruft. Das Charakteriſtiſche dieſes ſchönen Tudorbaues (ſchön trotz ſeiner Ueberladung) beſteht in jenen reichen, trombenförmigen Ornamenten, die, wie elegant gewundene Rieſentrichter, zehn Fuß hoch und mehr, von der Decke in das Schiff herniederhängen. Dieſe originellen Bildungen wiederholen ſich hier in der Fingalshöhle; die Laune eines Künſtlers und die Laune der Natur ſind denſelben Weg gegangen. Die im Letzten und Tiefſten allerdings ein Geſetz und eine Regelmäßigkeit bekundende Unregelmäßigkeit, mit der der hereinſchäumende Ocean die Baſaltſäulen höher oder tiefer abgebrochen hat, hat dieſe Trombenbildungen erzeugt. Vielleicht ließe ſich die ſchraubenartige Bewegung daran ſtudiren, mit der die Wellen ihre Skulpturarbeit hier ausgeführt haben müſſen.

Wir ſtanden noch immer am Portal und ließen das Schauſpiel da drinnen auf uns wirken. Denn es war ein Schauſpiel. Die Herrn und Damen (erſtere zum Theil in ſchottiſchen Coſtümen), die vor uns das Schiff verlaſſen hatten, waren bereits bis weit in die Höhle hinein vorgedrungen, und ſtanden nun theils auf dem ſchmalen, baſaltenen Steindamm, der etwa zehn oder fünfzehn Fuß hoch das ganze Innere umzieht, oder hatten ſich als lebendige Statuen in die dunkeln Niſchen dieſer Felskapelle geſtellt. Die bunten Tartanfarben leuchteten wie Licht aus dieſen Vertiefungen hervor und das Ganze ſpiegelte ſich in dem hellgrünen, meerestiefen Waſſerſtreifen, der den leiſe bewegten Boden dieſes Kirchenſchiffs bildete.

Mit dieſer Schilderung ſchließe ich. Wir machten pflichtſchuldigſt unſern Rundgang an der Höhlenwandung entlang (eine Promenade, die ſelbſt bei ſchönſtem Wetter immer ihr bedenkliches hat) und kehrten dann bis an den Eingang zurück. Die wenigen Minuten, die uns noch blieben, reichten aus, um den Bergrücken der Inſel zu erklettern. Die Ausſicht bot nichts beſonderes. Kümmerliches Gras bedeckte die dünne Erdſchicht, die auf dem Baſaltfelſen lag, und ein paar Dutzend Schafe, die von den Bewohnern der Nachbarinſeln hier ausgeſetzt werden, um ſich während der Sommermonate ihre Weide zu ſuchen, nagten an dem gelblichen, halbverwelkten Graſe. Die einzige Blume, die hier gedieh, war ein dürres, röthliches Maßlieb, das in langen Büſcheln überall an den Abhängen hing, als gefiele es ſich darin, von dem Seewinde, der hier niemals ſchweigt, zerzauſt zu werden. Wir pflückten uns ein paar dieſer Blumen; dann klang vom Schiff her die Glocke herüber und wenige Minuten ſpäter ſtießen unſere Boote von dem baſaltenen Molo des Wundereilands ab. Einige Enthuſiaſten ſchwenkten die Tücher. — Staffa lag hinter uns.

XXIV.

Jona oder Icolmkill.

Kaum zwei deutſche Meilen von Staffa entfernt liegt die Inſel Jona. Man ſieht die Nordſpitze derſelben ſammt ihren Kloſter= und Kirchenruinen bereits von der Fingalshöhe aus, ein Bild, das mit Hülfe des dunkeln Rahmens der Höhle, hinter dem man es erblickt, einen nicht leicht zu verwiſchenden Eindruck macht. Unſer Steamer umfuhr zunächſt noch Staffa, um uns einen flüchtigen Einblick in die verſchiedenen anderen Aushöhlungen der Inſel zu gönnen; dann ſteuerten wir ſüdwärts und hatten in einer halben Stunde Jona erreicht.

Jona iſt größer als Staffa, aber doch auch nur klein. Seine Länge beträgt etwas mehr als eine halbe, ſeine Breite kaum eine Viertelmeile. Die Ufer ſind flach, ſandig unfruchtbar und nur in der Mitte der Inſel erheben ſich ein paar kahle Felſen, die gegen vierhundert Fuß hoch ſein mögen. Es fehlt dieſem Eilande jeder landſchaftliche Reiz und nichts iſt da was an die Schönheitswunder Staffa's auch nur erinnern könnte. Nichtsdeſtoweniger ſteht dieſe Inſel als eine gleichberechtigte, Sehenswürdigkeit neben dem nahe gelegenen Schweſtereiland. Was ihr Leben und Bedeutung giebt, das ſind ihre geſchichtlichen Traditionen, die hier in einem Maße auftreten, das überall Bewunderung erregen würde, doppelt aber an einem Orte, der weitab von den letzten Stätten der Cultur, nur ein geeigneter Platz für Seeadler und Mövenneſter zu ſein ſcheint. Und doch war dieſe Stätte, ein halbes Jahrtauſend lang, unter den heiligen Plätzen des Landes der heiligſte.

Iona iſt der Punkt, von wo aus, in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts, die Chriſtianiſirung des bis dahin heidniſchen Schottlands erfolgte.

Um's Jahr 560 verließ der Mönch Columban (gäliſch: Callum oder Malcolm) mit zwölf Gefährten die iriſche Küſte und ſegelte in einem offenen Boot nach Schottland hinüber. Er und ſeine Genoſſen waren Schüler St. Patricks, mit dem ſie in Dearmach, d. h. „nahe den Eichen" gelebt hatten. Die Schlichtheit und der heilige Eifer des iriſchen Apoſtels war auch auf ſeine Jünger übergegangen, zumal auf Columban. Sie wählten die Inſel Iona als Aufenthaltsort, weil ſie nah genug der Küſte lag, um von ihr aus ihr Miſſionswerk beginnen zu können, und zu gleicher Zeit die Möglichkeit jener völligen Zurückgezogenheit bot, die den Grund- und Lehrſätzen ihres Meiſters entſprach. Auf der Inſel angelangt, zogen ſie ſich, wie der Geſchichtsſchreiber Adamnan berichtet, in einen Kreis aufrechtſtehender Steine, alſo muthmaßlich in einen ehemaligen Druidentempel zurück, und ſammelten dann Zweige, um mit Hülfe von Reiſigbündeln ein allererſtes Hoſpiz zu errichten. Ihre Wohnplätze waren bloße Wigwams, und ſelbſt ihre Kirchen, etwa unſern Blockhäuſern entſprechend, waren aus Eichenſtämmen zuſammengefügt. Sie nannten ſich „Culdee's", was nach der Meinung der Gälen „zurückgezogene Leute" bedeutet. In derſelben Weiſe wie ihr Meiſter St. Patrick zählten ſie ſich zur griechiſchen und nicht zur römiſchen Kirche, zu der ſie mehr denn einmal eine feindliche Stellung einnahmen. St. Columban ſtarb 595.

Erſt zwei Jahre ſpäter (597) betrat der heilige Auguſtin, als Apoſtel Roms, die ſüdengliſche Küſte, um die heidniſchen Angelſachſen ſeiner Lehre zu unterwerfen, und begann nun von Süden her das römiſche Chriſtenthum nordwärts zu tragen, während die Nachfolger Columbans ihr griechiſches Chriſtenthum von Norden nach Süden trugen. Im Lauf der Jahrhunderte erfolgte endlich der Zuſammenſtoß, in dem die Culdee's völlig unterlagen. Dieſe Niederlage erfolgte aber nicht vor Anfang oder Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Etwa um dieſelbe Zeit wurde auch Jona ein römiſcher Biſchofsſitz. Die Glanztage der Inſel waren nun vorüber. Wohl wurden Klöſter und Kathedralen errichtet, ſtattliche Bauten, die ſich bis dieſen Tag erhalten haben, aber die alte Bedeutung Jona's, als erſte Pflanzſtätte des Chriſtenthums im hohen Norden, war dahin. Die beſondere Heiligkeit ſeines Bodens, an die Schottland und

Skandinavien fünf Jahrhunderte lang geglaubt hatten, war ihm genommen; es war jetzt ein Biſchofsſitz wie viele andere noch. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts giebt es keine Culdee's mehr, aber die Erinnerung an dieſe einſt ſo mächtige Sekte lebt bis heute noch im ſchottiſchen Volke fort, vielleicht deßhalb, weil ihre gegneriſche Stellung zur römiſchen Kirche ihr als Empfehlung dient.

In Abercrombie's und Jamieſon's Geſchichtswerken heißt es von den Culdee's wie folgt: „Nur das Seelenheil ihrer Mitmenſchen lag ihnen am Herzen. Sie wirkten mehr durch Beiſpiel als durch Wort. Die Schlichtheit ihrer Kleidung, ihrer Haltung und ihres ganzen Auftretens war ihre Beredtſamkeit. Sie halfen überall und beanſpruchten nie Lohn; Bevorzugung, Streit, Spaltung, Kabale und Intrigue kannten ſie nicht. Demüthig, einſiedleriſch, arm, keuſch, nüchtern und voll heiligen Eifers, ſo lebten ſie ihre Tage."

Dieſe Vorbemerkungen werden uns beim Beſuch Jona's zu ſtatten kommen. — Der Steamer wirft Anker und wir rudern der Inſel zu. Am flachen Ufer derſelben ziehen ſich etwa vierzig ärmliche Hütten hin, die den gäliſchen Namen „Baile Mor", d. h. die große Stadt, führen. Im ſelben Augenblick, wo wir aus dem Boot ſpringen, ſehen wir uns von einer Heerde Kinder umringt, die Jonamuſcheln und Jonaſteinchen zum Verkauf anbieten und die nunmehr, ſo lange wir den heiligen Boden der Inſel unter unſern Füßen haben, unſere treuzudringlichen Begleiter bleiben. Vergeblich ſuchen wir uns durch wiederholte Einkäufe ſicher zu ſtellen, vergeblich ſtrecken wir beide Hände aus, um den jungen Hochländern ad oculos zu demonſtriren, daß wir ſelbſt einen Handel beginnen und durch Concurrenz ſie gefährden könnten; alles ſcheitert und ſchließlich gewöhnen wir uns an den Lärm dieſer nacktbeinigen Meute, als wären es junge Jagdhunde, die blaffend, heulend und winſelnd an uns emporſpringen.

Das Dorf oder „die große Stadt" bietet nichts, aber unmittelbar im Norden derſelben nehmen die Sehenswürdigkeit Jona's ihren Anfang und ziehen ſich in ununterbrochener Reihenfolge eine Viertelmeile lang am Ufer hin. Man kann drei Gruppen von Kapell- und Kloſterruinen deutlich unterſcheiden, zwei Gruppen, die den linken und rechten Flügel der ganzen Linie bilden, und zwiſchen beiden ein Centrum. Dieſes Centrum, das wenn auch nicht mit ſeiner Kapellruine (St. Orans-Chapel), ſo doch jedenfalls mit ſeinem Kirchhof in das vorige Jahrtauſend zurück reicht, iſt bei weitem das Wichtigſte unter allen Sehenswürdigkeiten der Inſel; was die beiden Flügel bieten, iſt verhältnißmäßig unbedeutend. Ich ſpreche von ihnen zuerſt.

Am linken Flügel, alſo dem Dorf zunächſt, befinden ſich die Ruinen eines Nonnenkloſters, das früheſtens gegen Ende des dreizehnten Jahrhurderts errichtet ſein kann, da die Lehre Columbans keine Nonnenklöſter geſtattete. Die Gebäude ſelbſt ſind Feldſteinbauten, ohne

Schönheit und Intereſſe, nur bemerkenswerth durch große Baſaltblöcke, die ſich im Mauerwerk vorfinden und keinen Zweifel darüber laſſen, daß den kirchlichen Baumeiſtern jener Epoche das benachbarte Staffa wohl bekannt geweſen iſt. Neben den Kloſtergebäuden befindet ſich eine Kapelle, die als Begräbnißplatz für die vornehmen Frauen der benachbarten Küſten und Inſeln diente.

Die kirchlichen Gebäude am rechten Flügel ſind nicht zahlreicher, aber größer, zum Theil aus ſpäterer Zeit und jedenfalls beſſer erhalten. Wie ſich am linken Flügel ein Nonnenkloſter befand, ſo hier ein Mönchskloſter. Von den eigentlichen Kloſtergebäuden iſt wenig mehr vorhanden,*) die dazu gehörige Kirche aber zählt mit zu den beſten Ruinen in Schottland und iſt ſtattlich genug, um den Namen einer Kathedrale, den ſie wirklich führte, zu rechtfertigen. Dieſe Kirche war nämlich nicht nur das vorzüglichſte kirchliche Gebäude der Abtei, die hier ſtand, ſondern überhaupt der ganzen biſchöflichen Diöceſe „Jona“, die ohngefähr um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von der Diöceſe Sodor (Inſel Man) abgezweigt wurde. Dieſe Kathedrale, wie alle Gebäude, die ſich hier vorfinden, iſt aus gehauenem Feldſtein aufgeführt und gehört zu jenen kirchlichen Bauten, an denen ſich junge Archäologen und Architekten die Sporen verdienen können. Weſſen Kritik und Constructionstalent hier nicht fehlgreift, der iſt ein Meiſter. Eine wahre Muſterkarte von Bauſtylen! Rund- und Spitzbogen, dünne und dicke Säulen, ſchwere und leichte Kapitäle, gothiſch, normanniſch, byzantiniſch, alles durcheinander und hier und dort ein Giebelfeld, das einem als altſächſiſch aufgeſchwatzt werden ſoll. Ich verweile dabei nicht länger. — Die Seitenſchiffe dieſer Kathedrale dienten als Begräbnißplatz für die mächtigſten Clanhäuptlinge der ſchottiſchen Weſtküſte, in derſelben Weiſe wie vornehme Frauen in der Kapelle des Nonnenkloſters beigeſetzt wurden. Hier befinden ſich unter andern die Grabſteine der Macleods und Macleans, zum Theil mit Portraitfiguren, die trotz aller Rohheit des Machwerks, doch eine gewiſſe künſtleriſche Befähigung, was das charakteriſtiſche angeht, verrathen. Der beſterhaltene unter dieſen Grabſteinen iſt der des Maclean von Roß, eines Häuptlings auf der Inſel Mull, deſſen Tapferkeit im Lande ſprüchwörtlich wurde und ſeinen Nachkommen den Namen „Eiſenſchwertskinder“ eingetragen hat. Auf dem Schilde dieſes Häuptlings befindet ſich die Abbildung eines

---

*) Ein puritaniſcher Volkshaufen zerſtörte das Kloſter im Jahre 1561; die Mönche flohen und begaben ſich, wie es heißt, mit den Reſten einer ſehr koſtbaren Bibliothek nach Donay und Regensburg. Werthvolle altchriſtliche Pergamente, auch lateiniſche Schriftſteller in Handſchriften ſollen ſich im Kloſter zu Jona befunden haben, und Gibbon unterhielt die Hoffnung, daß mit Hülfe dieſer ehemaligen, wenn auch nun zerſtreuten Kloſterbibliothek, vielleicht noch ein vollſtändiger Livius edirt werden könne. Dieſe und ähnliche Hoffnungen ſind wohl, ſo weit ſie an Jona knüpfen, ſeitdem geſchwunden. Möglich, daß das Kloſter der alten Culdee's vor Anbruch dieſes Jahrhunderts derartige Schätze beſeſſen hat, ſie ſind aber zur Zeit der däniſch-normanniſchen Kriegszüge ſicher zerſtört, d. h. verbrannt worden, da die Kloſtergebäude der erſten chriſtlichen Zeit in Schottland (ſiehe oben) nur Blockhäuſer waren.

Schiffs. Dieſe Schiffsabbildungen, die ſich auf andern Grabſteinen wiederholen, ſind, wie mit Recht bemerkt worden iſt, wichtiger und intereſſanter als die Portraitfiguren ſelbſt. Sie zeigen uns genau, wie etwa gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Schiffe geweſen ſind, deren man ſich in dortigen Gegenden bediente. Vorder- und Hintertheil ſind beinahe gleich geformt und laufen in ziemlich aufrecht ſtehende Curven aus, wie viele der römiſchen Galeonen. Das Hintertheil hat ein gut conſtruirtes Steuerruder, das Bugſpriet fehlt. Das Segel beſteht aus einem einzigen Stück Segeltuch, das in überaus einfacher Weiſe an einem Mittelmaſt befeſtigt iſt. Vorkehrungen zum Rudern ſind nicht zu bemerken. Dieſe Schiffe waren muthmaßlich klein, nur große Boote.

Wir wenden uns nun dem Centrum zu. Die kirchlichen Gebäude am linken und rechten Flügel gehören ſämmtlich der römiſch-katholiſchen Zeit an, alſo einer Epoche, wo Jona bereits aufgehört hatte, ein Glanzpunkt, ein berühmter Wallfahrtsort, eine Art „heiliges Grab des Weſtens“ zu ſein. Im Centrum ſtoßen wir auf Ueberreſte jener vor-römiſch-katholiſchen Zeit, auf Kreuze und Grabſteine, die an die Zeit der Culdee's und jene beſondere Heiligkeit erinnern, die vom ſiebenten bis zum eilften Jahrhundert hin dieſem Boden eigen war. Es ſind drei Dinge die unſere beſondere Aufmerkſamkeit hier in Anſpruch nehmen; eine Kapellruine (St. Orans-Chapel), zwei mit Relieffiguren überdeckte Kreuze und ein großer Kirchhof. St. Orans-Chapel diente wahrſcheinlich als Grabkapelle. Sie iſt ſehr klein (60 Fuß lang und 26 breit), aus rothem Granit aufgeführt, mit niedrigen Rundbögen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Anfang des eilften Jahrhunderts von den Norwegern errichtet. Die beiden Kreuze, die den Namen „Macleanskreuz" und „St. Martinskreuz" führen, ſind die beiden einzigen Ueberbleibſel von den 360 Kreuzen, die bis in die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts hier ſtanden und auf Befehl einer hyper-puritaniſchen Synode in's Meer geworfen wurden. Das Meer ſcheint aber mitleidiger als die Synode geweſen zu ſein und hat einige dieſer Kreuze wieder an's Ufer geworfen, die ſich theils noch als Bruchſtücke auf der Inſel vorfinden, theils von einzelnen Stadtbehörden (Inverary und Campbleton), die mehr antiquariſch als puritaniſch waren, gerettet worden ſind. Das Macleans und St. Martinskreuz ſcheinen gleich von Anfang an der Zerſtörungswuth entgangen zu ſein. Ich verſuche eine Beſchreibung beider. Sie ſind beide aus Glimmerſchiefer gefertigt, ſehr gefällig und ſelbſt graziös in ihren Verhältniſſen, und gleichen beide, weil die Schieferplatten, aus denen man ſie gefertigt, nur dünn waren (kaum 6 Zoll dick), unſern modernen gußeiſernen Grabkreuzen. Das St. Martinskreuz iſt 14, das Macleanskreuz nur 11 Fuß hoch; beide ſtehen auf einem Piedeſtal von rothem Granit. Sie ſind mit jener grüngelben Flechte, die man bei uns an Dachziegeln und alten Holzzäunen trifft, ganz überdeckt, wodurch das Erkennen der Reliefarbeit ſehr erſchwert wird. Die eine

Seite des St. Martinskreuzes indeß hat man neuerdings von dieſem Flechtenüberzug geſäubert, und was man jetzt erkennt, iſt folgendes: auf dem Oberſtück ſechs Löwen mit paarweis verſchlungenen Schwänzen; in dem Rundſtück, das die Mitte des Kreuzes einnimmt, die Jungfrau Maria mit dem Chriſtkind und vier Engel um ſie her; unterhalb an dem Stammſtück des Kreuzes, vier Reihen von Figuren, die ſehr Mannigfaltiges darſtellen: ein Abendmahl, eine Exhortation, ein Harfenſpiel und mehreres andere noch. Noch weiter nach unten Aepfel, um die ſich Schlangen winden.

Das Macleanskreuz gilt für älter und ſoll, bald nach dem Erſcheinen Columbans auf der Inſel, an der Stelle eines heidniſchen Denkmals errichtet worden ſein, das er vorfand. Wie viel hievon wahr oder erfunden iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Daß dieſe Kreuze indeß ſehr alt ſind und der früheren Glanzzeit Jona's, ich möchte ſagen ſeiner excluſiven Epoche angehören, ſcheint mir unzweifelhaft. Alle dieſe Kreuze ſcheinen mehr den Charakter von Votivtafeln als von Grabkreuzen gehabt zu haben, und ſchon dieſer Umſtand allein, für den ſich in der römiſch-katholiſchen Zeit ſchwerlich ein Analogon findet, deutet auf eine frühe Vergangenheit.

Wir betreten nun die große Sehenswürdigkeit Jona's — ſeinen Kirchhof. Er führt den Namen „Reilig Ourain“ oder St. Orans Begräbnißplatz. Eine Mauer ſchließt ihn ein, und der Tradition, wie auch den aufgezeichneten Mittheilungen des Dechanten Munro nach, der um 1590 hier lebte, war dieſer Kirchhof viele Jahrhunderte lang der Begräbnißplatz für die ſchottiſchen und norwegiſchen Könige. Munro ſchrieb um 1594 wie folgt: „Auf dieſer Inſel Jcolmkill befindet ſich auch ein Kirchhof, der von den Bewohnern „Reilig Ourain“ genannt wird. Eine Steinmauer friedigt ihn ein. Innerhalb dieſer Steinmauer ſtehen drei Gräbhäuſer in Form einer Kapelle gebaut, und jedes an einem ſeiner Giebel mit einer Marmor- oder Steintafel verſehen, woran ſich Inſchriften befinden. An der Steintafel des einen Grabhauſes ſteht mit lateiniſchen Buchſtaben: Tumulus Regum Scotiae (Gruft der ſchottiſchen Könige). Innerhalb dieſer Gruft, wie unſere ſchottiſchen und iriſchen Chronikenſchreiber erzählen, wurden 48 gekrönte Könige Schottlands begraben. Das am Südende gelegene Grabhaus hat die Inſchrift: Tumulus Regum Hiberniae (auch ſprechen unſere Chroniken von vier iriſchen Königen, die hier begraben liegen), und die Tafel am dritten und letzten Grabhaus, das nach Norden hin liegt, zeigt die Worte: Tumulus Regum Norwegiae. Wie viele norwegiſche Könige hier beſtattet wurden, darüber erzählen unſere Chroniken nichts, aber wir erfahren aus ihnen, daß König Coelus von Norwegen ſeine Edlen bat, ſie möchten ihn auf Jcolmkill beſtatten, wenn er im Kampf gegen die Südſchotten fallen ſollte. Das ſpricht dafür, daß auch den ſkandinaviſchen Königen daran lag, auf der heiligen Inſel ihren letzten Ruheplatz zu finden. — Außerhalb dieſer drei Grabhäuſer, aber innerhalb der

Kirchhofsmauer liegen auch viele der vornehmſten Lords der Weſtküſte: die Macleans, die Mackinnons und die Macquarries, weil jedermann in Schottland und auf den Inſeln (d. h. auf den Hebriden) darnach ſtrebte, hier begraben zu werden."

So ſchrieb Munro 1594. Seine Angaben bilden das Fundament für alles, was die ſchottiſchen Geſchichtſchreiber und Archäologen ſeitdem über Jona und ſeinen Reilig Ourain veröffentlicht haben. Es liegt kein Grund vor, ſeinen Angaben irgendwie zu mißtrauen; nur die Frage bleibt unerledigt, aus welcher Zeit die Giebelinſchriften hergerüht haben, die er damals mit eigenen Augen an den drei Grabhäuſern geleſen hat. Sie können alt geweſen ſein, können aber auch eben ſo gut von der Hand eines Abts oder Mönchs hergerührt haben, der ſo zu ſagen Archäologie auf ſeine eigene Hand trieb, und ſich an alte Traditionen und Chroniken anlehnend, vielleicht kaum fünfzig oder hundert Jahre vor Munro das Tumulus Regum Scotiae ꝛc. an die Giebelfelder ſchrieb. Jetzt noch Licht über dieſe Streitfragen zu verbreiten iſt mindeſtens ſchwer, wenn es nicht unmöglich iſt. Die Tumuli ſelbſt ſind zerfallen und die Grabſteine liegen verwittert da, nirgends eine Inſchrift oder Jahreszahl, die Auskunft geben könnte. Ein Beweis alſo iſt nicht mehr zu führen, daß 48 ſchottiſche Könige an dieſer Stelle begraben liegen; die höſte Wahrſcheinlichkeit indeß ſpricht dafür. Man kann die Begräbnißplätze der ſchottiſchen Könige mit hiſtoriſcher Sicherheit bis zum Jahre

1073 zurückverfolgen, in welchem Jahre Malcolm Canmore, der Beſieger und Nachfolger Macbeths, in der Kathedrale von Dunfermlin beigeſetzt wurde. Von 1073 an bis herab zu uns zeigt ſich kaum eine Lücke; entweder exiſtiren die Grabſteine noch (wie z. B. von Robert Bruce), oder der Platz der Beſtattung iſt durch gleichzeitige Geſchichtſchreiber beglaubigt. Die Frage entſteht alſo: wo wurden die ſchottiſchen Könige (die damals alle noch Hochlandskönige waren) vor 1073 beigeſetzt? Die Tradition antwortet: auf Jcolmkill (Jona). Und ſie wird Recht haben. Jona war der heilige Boden, der Apoſtelſitz, von wo aus das Chriſtenthum unter die heidniſchen Hochlandskönige getragen worden war (es hieß z. B., daß beim Untergang der Welt durch Waſſerfluthen Jona wie ein geſegnetes Blatt auf der Sündfluth ſchwimmen werde), und es darf nicht überraſchen, daß ſie dort im Tode ruhen wollten, von wo ihnen das Licht und das Heil gekommen war. Daß es genau 48 Könige, und nicht mehr und nicht weniger geweſen ſind, dieſen Beweis anzutreten wird ſich niemand berufen fühlen; die größte Wahrſcheinlichkeit aber hat es für ſich, daß wie die Tradition berichtet, König Duncan und König Macbeth die beiden letzten waren, die hier — der Ermordete und der Mörder — im ſchwarzen Boot über das Waſſer kamen, um in heiliger Erde die letzte Ruhe zu finden. Schon zu Shakeſpeares Zeit muß übrigens dieſe Tradition lebendig geweſen ſein, denn es heißt in Macbeth:

Roſſe.
Wo iſt der Leichnam Duncans?
Macduff.
Fort gen Weſten,
Nach Icolmkill, dem Beinhaus ſeiner Ahnen.

Ob über dieſe mannigfachen Fragen, die ſich an die Frühgeſchichte Jona's knüpfen, jemals noch das klare Licht hiſtoriſcher Erkenntniß verbreitet werden wird, ſteht dahin. So lange dieſe Unterſuchungen in Händen wohlmeinender Dilettanten bleiben, iſt wenig zu hoffen. Ich habe mich ſo ausführlich über dieſen intereſſanten Königskirchhof verbreitet, um dadurch vielleicht in Deutſchland, namentlich aber auch in Skandinavien, die Luſt anzuregen, ſelbſt zu ſehen und eine Löſung zu verſuchen. Der Nordweſten Schottlands hat damals unbedingt unter normanniſchem Einfluß geſtanden, und theils Hiſtoriker, die die Geſchichte der normanniſchen Eroberungen zu ihrem Specialſtudium gemacht haben, mehr aber noch ſkandinaviſche Archäologen und Alterthumsforſcher, (denen die Möglichkeit des Vergleichs gegeben iſt) ſcheinen mir die einzigen zu ſein, die vielleicht noch ergründen können, bis wie weit dieſe Schieferkreuze und die verwitterten Grabſteine im Tumulus Regum Scotiae zurückreichen.

XXV.

Von Oban bis zum Loch Lomond. — Rückkehr nach Edinburg.

Noch am ſelben Abend kehrten wir nach Oban zurück. Wer in Jona bleiben und die Grabſteine des Reilig Ourain einer mehr kritiſchen Durchſicht unterwerfen will, der findet in den Hütten der Schiffersleute ein nothdürftiges Unterkommen, kann aber vor Ablauf von drei Tagen nicht nach Oban zurück, da die Hutcheſon'ſchen Steamer nur zweimal wöchentlich die Fahrt nach Staffa und Jona machen.

Wir waren alſo wieder im Hinterhauſe der Mrs. Mackay, (die uns, wie ſich der Leſer erinnern wird, bei einer Hinterſaſſin von ihr, einer zimmervermiethenden alten Waſchfrau untergebracht hatte), und waren juſt müde genug, um trotz des nachbarlichen Pferdeſtalls, deſſen ich auch ſchon erwähnte, einen guten Schlaf zu thun. Das Erwachen war minder froh. „Get up, gentlemen, or you will miss the steamer!“ ſo klang es draußen, während eine geſchäftige Hand abwechſelnd klopfte und an der Klinke raſſelte. Mit Worten, die einem Morgengebet ſo unähnlich waren, wie nur möglich, ſprangen wir aus dem Bett, und kaum halb angezogen, griffen wir ſchon nach unſern Reiſetaſchen, um die zerſtreut umherliegenden Garderobenſtücke ſo gut wie möglich unterzubringen. Wir waren noch nicht fertig damit, als wir vom Quai her das Läuten einer Schiffsglocke vernahmen und im ſelben Augenblick von draußen die wenig variirten Worte hörten: „Make haste, gentlemen, or you will miss the steamer!“ Wer kennte nicht die nervöſe Aufregung, in die man verfällt, wenn man beim Packen oder gar im Fiaker ſchon (die immer doppelt langſam fahren, wenn man doppelte Eile hat) von der Furcht beſchlichen wird, den Zug zu verſäumen und volle 24 Stunden an einem bereits abſolvirten Ort zubringen zu müſſen, der nun plötzlich mit einer Phyſiognomie vor uns tritt, als habe es ſeit Heinrich dem Städtebauer nie einen langweiligeren Platz gegeben! Dieſer „Panic“ ergriff uns jetzt. Wir flogen in unſere Röcke und Ueberzieher hinein, rafften alles zuſammen, was noch auf Tiſch und Betten lag, ſtopften es in die Säcke und ſtürzten fort. An der Hofthür ſtand die Wirthin, nicht Mrs. Mackay, ſondern die Hinterſaſſin, die alte Waſchfrau (keine Chamiſſo'ſche), deren Putzſtube hatte aushelfen müſſen. Sie trat uns in den Weg, um die ungemüthlichen Geldgeſchäfte ſtehenden Fußes abzumachen „Wie viel?“ — Fünfzehn Schillinge — „Es war eine enorme Summe für zwei Nachtquartiere und weiter nichts; indeß die Schiffsglocke, die eben wieder einſetzte, ſchnitt jede Unterhandlung ab und die Schillinge und halbe Kronenſtücke liefen raſch aus meiner Hand in die Hand der Wirthin. Unerhört! es reicht nicht, es fehlt ein Sixpence! Die Silberſtücke fallen in meine Börſe zurück und ein Sovereign ſteigt ſtatt ihrer aus den Tiefen der Ledertaſche an's Licht. „Give me change!“ rufe ich der Alten zu, die mit der Ruhe des Siegers vor mir ſteht. Sie nimmt den Sovereign, ſteckt ihn ein und erwiedert nicht ohne Anflug von Hohn: „I have no change, but I will send to the butcher.“ Ein letzter Abſchiedsgruß fällt unverſchleiert von meinen Lippen; dann ſetzen wir uns, mit Zurücklaſſung eines unbeabſichtigten Fünf-Schilling-Trinkgelds, in Trab und erreichen das Schiff, das allerdings eben Miene macht, ſeine Brücke einzuziehen und vom Quai ſich loszulöſen. Halb ärgerlich noch nehmen wir Platz am Schornſtein, um uns ſo viel wie möglich gegen die Morgenfriſche zu ſchützen; dann aber fliegt a tempo das Lächeln wiederkehrender guter Laune über unſere Geſichter. Wir beginnen unſer Herz und unſern Aerger auszuſchütten, und im Ausſprechen kommt der Troſt. Es war kein Zweifel, die Hinterſaſſin der Mrs. Mackay hatte mit uns eine Scene durchgeſpielt, deren praktiſche Brauchbarkeit ſie längſt erprobt haben mußte. Wie an der kuriſchen Küſte ein Edelmann lebte, der falſche Feuer anzünden ließ, um an geſcheiterten Schiffen ſein Strandrecht zu üben, ſo war es bei der alten Waſchfrau Geſchäftsmaxime geworden, ihre Gäſte ſo ſpät wie möglich zu wecken, um von der paniſchen Wirkung des: „make haste, gentlemen, or you will miss the steamer“, den möglichſten Vortheil zu ziehen. Erſt am Abend deſſelben Tages, als wir im Gaſthaus zu Balloch einen Blick in unſere Reiſeſäcke thaten, erkannten wir ganz wie die Hinterſaſſin uns mitgeſpielt hatte. An Morgenſchuhen, Haarbürſten und Nachttüchern, die zurückgelaſſen waren, übte die Alte nun triumphirend ihr Strandrecht, und ein eben ausgepackter Lackſtiefel, der ohne Halt und Gegenlehne auf dem Tiſch ſtand, ſchien die Frage an mich zu richten: „wo iſt der andere?“ Sie haben ſich nicht wiedergeſehen. Aber das waren die dunkeln Looſe, die noch im Schooß der Zukunft ruhten, als wir, unſere Rücken am warmen Schornſtein, aus der Bucht von Oban hinausfuhren.

Die Fahrt geht ſüdlich und führt uns zunächſt wieder an der Inſel Mull und ihren Baſaltformationen vorbei. An einer Stelle, wo nach meilenweiter Oede ein Grasplatz den Felscharakter dieſer Küſte unterbricht, deutet der Finger des Capitains auf ein ärmliches Häuschen, wo Sir Colin Campbel, der jetzige Lord Clyde, geboren wurde. Sein Vater, ein Zimmermann, ſtarb erſt letzten Winter zu Granton bei Edinburg, neunzig Jahre alt. Nach etwa zweiſtündiger Fahrt haben wir die Höhe der Inſel Jura erreicht und biegen nun ſcharf öſtlich ein, um den Crinankanal zu erreichen, der die lange Halbinſel Cantire an ihrem Oberende durchſchneidet. Cantire, etwa zwölf deutſche Meilen lang, gleicht einem vorgeſtreckten Bein des ſchottiſchen Feſtlands, und wer den Kanal verſchmäht (der genau der Weichenlinie dieſes

Beins entſpricht), der iſt gezwungen, vorausgeſetzt, daß er nach Glasgow will, zwölf Meilen hinunter und faſt eben ſo viele Meilen wieder hinaufzufahren. Der Unterſchied, in Zahlen ausgedrückt, iſt wie 1 zu 20. So benutzen denn alle kleineren Fahrzeuge, die von Norden kommen, dieſen Kanal, und die Hutcheſon'ſchen Dampfſchiffe, die vielleicht zu viel Tiefgang haben, helfen ſich auf *die* Weiſe, daß an beiden Enden des Kanals eine Ausſchiffung der Paſſagiere ſtattfindet. Ein drittes Boot, in Form eines überdeckten Elbkahns, unterhält die Communication zwiſchen dem Außen- und Innenſteamer, von denen der eine (der Außenſteamer) die Fahrt nach Oban, der andere die Fahrt nach Glasgow macht.

Wir haben die *Außenſeite* des Kanals erreicht, verlaſſen den Oban-Steamer und machen in einer Art Treckſchuite, an zum Theil hübſchgelegenen Landſitzen vorbei, die Kanalfahrt bis nach Lochgilphead hin (an der Innenſeite der Halbinſel), wo der Glasgow-Steamer eben anlegt, um ſeine Paſſagiere an Land zu ſetzen und uns ſtatt ihrer einzunehmen. Auf der Landungsbrücke begegnen ſich die beiden Menſchenſtröme. Es iſt daſſelbe Leben und Treiben, das jeder kennt, der auf den großen Verwirrungsbahnhöfen von Mecheln, Bamberg, Magdeburg ꝛc. ein Augenzeuge oder Mitſpieler modernen Reiſetroubels geweſen iſt. Was mir nichtsdeſtoweniger die ganze Scene lebhaft im Gedächtniß erhalten hat, war die Erſcheinung zweier Männer in Hochlandstracht, die, während wir von der Menſchenmaſſe vor- und zurückgeſchoben wurden, mit feſtem Schritt vom Quai zur Landungsbrücke herniederſtiegen. Die Schönheit des ſchottiſchen Coſtüms war mir nie ſo frappant entgegengetreten. Die Hochländer, ächt und unächt, denen man in London oder im Süden Englands begegnet, laſſen viel zu wünſchen übrig. Es ſind meiſt Bettler (ächtes Londoner Vollblut aus Clerkenwell und St. Giles), die ſich einen Kilt und Dudelſack gemiethet haben, oder im günſtigſten Falle ſüdſchottiſche Farmersſöhne, die dem Verlangen nicht widerſtehen können, dem lang- und dünnbeinigen Londoner zu zeigen, was es mit einer national-ſchottiſchen Wade auf ſich habe. Dieſe Londoner Eindrücke, die nicht allzu günſtig für das Hochlandscoſtüm waren, änderten ſich freilich bald, als ich nach Schottland kam; nie aber war mir das zugleich Maleriſche und Imposante dieſer Tracht ſo überraſchend entgegengetreten wie in dieſem Augenblick, wo die Brücke, auf der wir ſtanden, unter dem herniederſteigenden Taktſchritt der zwei Hochlandsſöhne zu vibriren anfing. Der ältere von ihnen war ein Häuptling, das bewies die Adlerfeder, die in der Agraffe ſeiner Mütze ſteckte. Beide waren über ſechs Fuß hoch und die Jagdflinte, die auf ihren Schultern hing, nahm ſich aus wie ein bloßes Spielzeug. Es waren Londoner Gardeoffiziere (der ſchottiſche Adel iſt in den Garderegimentern ſtark vertreten), die vor acht oder vierzehn Tagen die Reſidenz verlaſſen hatten, um die Jagdzeit, die shooting season, in ihrer Heimath, dem Hochland zu verbringen. Der jüngere von beiden trug die Hochlandstracht nur, wie man ein Phantaſiecoſtüm trägt. Aus jenem graugelben Sommerzeug, das jeder kennt, der einem halben Dutzend reiſender Engländer irgendwo in der Welt begegnet iſt, hatte er ſich einen Kilt und eine Jacke machen laſſen und nichts an ihm war ächt ſchottiſch als die dunkelblaue Wollenmütze und der kurze, graukarrirte Strumpf. An jeder andern Stelle der Welt wäre er ein ſchöner Mann geweſen, neben ſeinem Freunde, dem Häuptling, aber nahm er ſich aus wie deſſen Milchbruder; ebenſo groß, ebenſo breit, ebenſo friſch, aber racelos. Der Häuptling ſchritt, ohne ein direktes Zeichen der Ueberhebung, durch die Menſchenwoge hin, als habe er nicht das geringſte mit ihr gemein. Er trug eine weite ſchwarze Sammtjacke und viel gelb in dem gewürfelten Tartan, war alſo von däniſcher Abſtammung *), wahrſcheinlich ein Macleod. Um den Leib trug er jene eigenthümlich ſchottiſche Jagdtaſche, die faſt die Form einer Geldkatze hat, und die ſechs langen Geisbärte, die wie eben ſo viele Siegeszeichen an dieſer Taſche zu hängen pflegen, fielen maleriſch über den faltenreichen Kilt. Das kurze ſchottiſche Schwert hatte er daheim gelaſſen, aber das Fangmeſſer, mit einem großen Amethyſt oben am Griff, ſteckte nach Landesſitte im rechten Strumpf und bewies,

---

*) Unter den Tartans (den buntgewürfelten ſchottiſchen Zeugen) unterſcheidet man drei Hauptgruppen: die mit viel roth, mit viel grün und mit viel gelb. Roth iſt die Farbe der ſchottiſch-britiſchen Clane, grün die Farbe derer, die aus Irland ſtammen, und gelb tragen diejenigen, die ſich von den Dänen und Skandinaviern herleiten.

neben der Adlerfeder, wer der Ankömmling ſei. Nie habe ich eine ſchönere Erſcheinung geſehen; ſelbſt die wachthabenden Royal Blue's, denen man in den Corridoren von St. James und Buckingham-Palace begegnet und die mir in ihren Helmen und Stulpenſtiefeln, den Pallaſch nachläſſig in den linken Arm gelehnt, ſo oft wie herabgeſtiegene Kriegsgötter erſchienen waren, verſchwanden in der Erinnerung neben dem Häuptling der Macleods.

Nach einer halben Stunde waren wir glücklich an Bord des Glasgow-Steamers. Die Fahrt geht von Lochgilphead aus wieder ſüdlich, abwechſelnd an flachen und felſigen Ufern vorbei, aber die gedeckte Tafel und die Mahnungen des Stewarts rufen uns zunächſt von Deck in den Salon und entziehen uns der Naturbetrachtung. Auch nachdem wir unſere alten Plätze auf der Gallerie des Steamers wieder eingenommen haben, kommen wir nicht mehr zu einem Feſthalten all der Bilder, die an uns vorüberziehen. Die Schuld liegt nicht an dem Gebotenen, ſondern an der Unmöglichkeit, die Fülle des Gebotenen aufzunehmen. Die Bilder ſind prächtig, reich, grandios und in ihrer Belebtheit feſſelnder und reizvoller als die Mehrheit deſſen, was wir bisher geſehen; aber es geht im Fluge daran vorüber und wir ertrinken faſt im Stoff. Wir gleichen einem, der das große Loos gewonnen hat und dem es in purem Golde ausgezahlt werden ſoll; anfangs glitzert es ihm entgegen und er lacht und ſtrahlt bei jedem neuen Stück, bald aber bittet er, es ihm düten- und beutelweis zu liefern. Gold bleibt Gold und Luſt und Fähigkeit ſind hin, um nach dem Rande zu gucken oder nachzuſehen, welches Potentatenbild die Münze ſchmückt. Von Rothſay an (die ſchöne Inſel Arran zur Rechten) wächſt der Verkehr von Minute zu Minute, bis wir Greenock erreichen, den Hafen Glasgows an der Mündung des Clyde. Von hier an beginnt ein Treiben, das ich nur mit der Einfahrt in die Themſe vergleichen kann; ſelbſt die Fahrt den Merſey hinauf bis Liverpool, bietet nichts Aehnliches. Stadt drängt ſich an Stadt; hunderte von Schiffen und Dampfern ſteuern an uns vorüber oder wir an ihnen; die Flaggen aller Nationen ſind um uns her; Leben, Fülle, Reichthum, wohin wir blicken, und die Wahrheit zu geſtehen, ein Gefühl der Heimathlichkeit kommt wieder über uns. Dieſe Fahrt den Clydefluß hinauf, gleicht einer Themſefahrt von Graveſend bis London, und wenn man auch der Themſe und ihren Ufern freilich eine größere Wichtigkeit zugeſtehen muß, ſo haben die Ufer des Clyde die größere Schönheit voraus.

Spät Nachmittags paſſirten wir Dumbarton, eine jener vier Felſenfeſtungen, die, nach dem Wortlaut der Unionsakte, als feſte Punkte gehalten werden müſſen. Die Sonne ging eben unter und Felſen und Feſtung lagen wie ein Wolkenſchloß da, um das breite, goldene Lichter ſpielen. Eine halbe Meile weiter aufwärts erreichten wir Bowling, den Hauptſtationsort für alle Reiſenden, die, von Glasgow oder dem Süden her, einen Ausflug nach dem Loch Lomond machen wollen. Unſer

Steamer legte, aus beſonderer Freundlichkeit gegen uns, an eben dieſer Stelle an und eine Viertelſtunde ſpäter führte uns ein Abendzug bis an das Gaſthaus von Balloch, am Südweſtufer des Lomond Sees.

Als wir im Gaſthaus zu Balloch ankamen, war es bereits zu ſpät, um noch einen Ausflug auf den See hinaus machen zu können; wir hätten wenigſtens Mondſchein haben müſſen, und der fehlte. So ließen wir denn Tiſche nach draußen bringen und nahmen unter einer Gruppe von Kaſtanienbäumen Platz, die uns juſt noch einen Blick auf Gärten und Wieſen und dahinter auf einen ſchmalen Streifen des Lomond-Sees geſtatteten. Von Zeit zu Zeit trug der Abendwind eine weiche, kühle Luftwelle wie einen Gruß zu uns herüber. Wir waren unſerer vier, ſeit ſich von Bowling aus zwei Schotten, ein Mr. Tait und ein Mr. Henderſon, zu uns geſellt hatten. Mr. Tait war aus Melroſe, wo er an einem Armen- und Rettungshauſe, wie es deren in England und Schottland ſo viele giebt, als geiſtlicher Direktor angeſtellt war. Die Salbung, mit der er ſprach, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er ein Temperanzprediger ſei. Mr. Henderſon war noch jung und auf dem Punkt, über den Loch Lomond nach Aberdeen zurückzukehren, wo ihm ein Onkel geſtorben war. Dieſen Onkel zu beerben, reiſte er jetzt nach dem Norden zurück. Die goldenen Ausſichten machten ihn geſprächig und er erzählte viel von ſeinem früheren Leben, das intereſſanter war, als ein Leben von 22 Jahren gewöhnlich zu ſein pflegt. Er war mit in der Krim geweſen, bei Inkermann leicht verwundet worden und hatte dann während des thatenloſen, trübſeligen Winters, der folgte, ſeinen älteren Kameraden von der Füſiliergarde Romane von Currer Bell und Geſchichtskapitel aus Macauley vorgeleſen. Vorher war er in Indien geweſen. Das fällt in England nicht auf und jeder darf von ſeinen Reiſen erzählen, ohne deßhalb der Eitelkeit bezüchtigt zu werden. Es iſt gleichgültig, ob man in Greenwich oder in Shanghai zu Mittag gegeſſen hat, und weil es gleichgültig iſt, ergiebt ſich die vollſte Unbefangenheit bei Sprecher und Hörer.

Beim Plaudern hatten wir die Abendkühle nicht beachtet, die jetzt anfing uns fröſteln zu machen. Ein Glas „Toddy" indeß (Whisky-Punſch) ſtellte das Wohlbefinden raſch wieder her und in der beſten Laune oder, wie die Engländer zweideutig ſagen, „in good spirits," zogen wir uns endlich in unſere Schlafzimmer zurück.

Der andere Morgen führte uns an Bord des „Mac Gregor" wieder zuſammen und um zehn Uhr früh begann die Fahrt über den ſchönen See. Der Loch Lomond iſt der Nachbar des Loch Katrine. So befanden wir uns denn nach Verlauf von wenigen Wochen wieder an alter Stelle, d. h. in jenem viel beſungenen Mac-Gregor-Lande, das wir von Stirling aus bereiſt hatten. Wieder ſahen wir auf Schiff und Boot die wohlbekannten Clanfarben und hörten Geſchichten von dem letzten Helden des Clan Alpine, von Rob Roy. „Dort ſteht die Hütte, wo ſeine Flinte vorgezeigt wird; dort iſt die Höhle, wo er ſich verbarg", ſo erzählen ſich die Paſſagiere und zeigen hier und dort hin. — Der Loch Lomond iſt eine ſchöne, noble Waſſerfläche und es kommt ihm zu, daß er „der König der Seen" heiß. Dieß iſt jedoch mehr ſein Ehrentitel als ſein Name; die eigentliche Bedeutung von Loch Lomond iſt „der inſelreiche See." Er iſt groß und waſſerreich und die Inſeln ſchwimmen auf ihm wie große Nymphäenblätter. Selbſt die Berge an ſeinen Ufern ſcheinen ihn nicht gebieteriſch einzudämmen, ſondern gleichen Satelliten, die ihn umſtehen und begleiten. Die Stellung dieſer ſchönen Berge, die ſich bis 3000 Fuß hoch erheben, iſt nämlich der Art, daß man immer in ihrem Kreistanze bleibt und ſie jederzeit um ſich hat wie den Mond, wenn man in einer klaren Nacht meilenweit durch die Felder fährt.

Nach etwa zwei Stunden hatten wir die Spitze des Sees erreicht. Die meiſten Paſſagiere verließen uns (auch Mr. Henderſon), um nach Loch Katrine oder dem Norden zu gehen; wir aber, die wir Perth- und Inverneßſhire kannten und nur erſchienen waren, um dem Loch Lomond unſere beſondern Honneurs zu machen, waren entſchloſſen, mit demſelben Dampfboot, das uns gebracht hatte, nach Balloch und dem Süden zurückzukehren. Wir hatten ein paar Stunden Zeit, durchzogen die nachbarlichen Schluchten, bis wir müde waren, und warfen uns dann in's Farrenkraut nieder, wo junge Eſchen und Hagedornbüſche eine Laube für uns bereitet hatten.

Nachmittags begann die Rückfahrt. Die Geſellſchaft war ſteif und leblos und wir waren endlich froh, mit einer irländiſchen Dame in's Geſpräch zu gerathen, die uns bald völlig in Anſpruch nahm. Es war eine ächte Tochter Erins: lebhaft, witzig, ungenirt, von bedenklicher Toilette und gleichgültig gegen die üblichen Formen engliſcher Sitte und engliſchen Anſtands. Ihr Name war Miß Arabella Fitzpatrick; Karten führte ſie nicht, aber ſie war freundlich genug, auf ein abgeriſſenes Stückchen Papier uns obige Namen aufzuſchreiben. In England wäre das mindeſtens „shocking“ geweſen. „You are Germans?“ begann ſie, als wir auf der Schiffswand ſaßen und, der Höhle Rob Roys den Rücken zukehrend, wenig Luſt bezeugten, uns den üblichen Ciceronevortrag zum zweiten Male halten zu laſſen. Wir nickten. „Es ſind noch mehr Deutſche an Bord“, fuhr ſie fort und zeigte auf eine Gruppe großer ſtarker Männer, die in lebhaftem Geſpräch neben dem Kajüteneingang ſtanden. Sie hatte Recht. Es zeigte ſich bald, daß ſie der deutſchen Sprache einigermaßen mächtig war. Wir ſprachen nun von der Schönheit des Sees, endlich auch von dem romantiſchen Charakter Irlands und fügten den aufrichtig gemeinten Wunſch hinzu, „die grüne Inſel“ mit nächſtem bereiſen zu können. Das gewann uns ihr Herz. Sie fing nun an allerhand Beſchreibungen und ſonſtige berühmte Stellen aus Thomas Moore zu citiren, den ſie auswendig zu kennen ſchien. Als ſie endlich anhob:

Erin, thy silent tear never shall cease,
Erin, thy languid smile ne'er shall increase,

konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, in das wohlbekannte Lied mit einzuſtimmen, und ſo folgten denn, wie ein geſprochenes Duett, zwiſchen ihr und mir, die Schlußzeilen:

Till, like the rainbow's light,
Thy various tints unite,
And form in heaven's sight
One arch of peace.

Sie ſah mich groß an und ſagte dann: „You are a poet.“ Ich lehnte die Ehre ab, zeigte aber auf meinen Reiſegefährten und flüſterte vertraulich: „He is.“ „Gut denn, fuhr Miß Arabella fort, „ſo wird Ihr Freund es übernehmen, einen hübſchen Reim, ein Erinnerungswort hier in mein Buch zu ſchreiben. Er muß begeiſtert ſein, hier der Loch Lomond und hier — ich.“ Sie lachte und gab ihm ihr Notizbuch. Ablehnung wäre wenig am Platze geweſen; ſo nahm Freund B. denn den Handſchuh auf und ſchrieb in verbindlicher Weiſe:

Ich liebte immer den Thomas Moor,
Heut' lieb' ich ihn mehr noch denn zuvor.
Ich hab' ihn geleſen hier und dort,
Hinreißt nur das lebendige Wort.

Die Zeilen waren mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben, die der Miß Arabella fremd waren. Sie reichte mir alſo das Büchelchen zurück und bat mich, ihr die Zeilen langſam vorzuleſen. Ich that es. „Ach“, fuhr ſie fort,

„ein Impromptu! Es klingt ſehr gut; bitte, überſetzen Sie es mir.“ Ich wollte eben eine ſimple Proſaüberſetzung beginnen, als mir's durch den Kopf ſchoß, wohl oder übel die Ueberſetzung in ein paar engliſchen Reimen zu verſuchen. Es ging leichter, als ich dachte, und in nicht allzu langen Pauſen deklamirte ich:

I ever liked your Thomas Moore,
I like him more now than before.
The irish harpers full accord
Sounds mightier in the spoken word.

Sie hatte aufmerkſam zugehört, lachte ſchelmiſch und ſprach dann raſch:

Deceiver, deceive no longer me!
You are a poët as well as he.

Der „He“ war Freund B., auf den ſie zeigte. Der letztere, begierig ſich für die Verlegenheiten zu revanchiren, die ich ihm bereitet hatte, ſtimmte mit ein, und das vorgehaltene Notizbuch ließ mir zuletzt keine Wahl mehr. Ich ſchrieb alſo folgendes oder wenigſtens ähnliches:

Es hat geklippt, es hat geklappt,
Ich ſeh es wohl, ich bin ertappt;
Erſt Dichter, Leugner dann — ſo geht's,
Ein Uebel gebiert das andre ſtets.

Impromptuſchreiber ſind wie Kinder, die beim Spiel nicht müde werden, und wer weiß, wohin dieſe Vierzeilen geführt und wie viel Notizblätter ſie noch gekoſtet hätten, wenn nicht eben jetzt der würdevolle Mr. Tait an uns herangetreten wäre, um über die alte Vogelflinte Rob Roy's eine ſchätzenswerthe Mittheilung zu machen. Die Impromptu's (als wäre die Vogelflinte ſelber losgegangen) flogen davon, wie ein aufgeſcheuchtes Volk Hühner.

Mr. Tait war ſalbungsvoll, aber gaſtfreundlich. Der Moment war nahe, wo wir ſcheiden mußten, und der würdige alte Herr wollte ſich nicht von uns trennen, ohne uns vorher mit liebenswürdiger Dringlichkeit nach Melroſe hin, und zwar zu einem „plain scotch dinner“ an ſeinem eigenen Tiſche, eingeladen zu haben. Wir ſagten zu, hielten aber nicht Wort. Freund B. und ich pflegten uns ſpäter gegenſeitig vorzuwerfen, daß wir den Beſuch aus Furcht vor einem Temperanz-Diner unterlaſſen hätten, in Wahrheit aber trug „Melroſe-Abbey" die Schuld, deren wunderbar ſchöne Ruinen uns Mr. Tait, ſein Rettungshaus und ſein plain scotch dinner vergeſſen ließen.

Gegen ſieben Uhr waren wir wieder in Balloch, am Südufer des Sees. Eine Stunde ſpäter führte uns ein Schnellzug zunächſt nach Bowling, dann oſtwärts mit wachſender Raſchheit nach Glasgow. Die Sonne war längſt unter, als wir uns der reichen Hauptſtadt des ſchottiſchen Weſtens näherten, aber die dunkeln Häuſermaſſen traten doch noch deutlich aus dem grauen Abendſchimmer hervor. Die Frage entſtand, „bleiben oder nicht?" Die Schilderungen, womit uns ein lokalpatriotiſcher Glasgower während der Fahrt unterhalten hatte, waren an Ohr und Herz meines Reiſegefährten nicht ſpurlos vorübergegangen; ich meinestheils ſehnte mich aber zurück nach Canongate und der High-Street von Edinburg. Statt aller weiteren Antwort zeigte ich nur auf einige der dreihundert Fuß hohen Fabrikſchornſteine, deren eben mehrere, wie erſtarrte Dampfſäulen, hoch in den Himmel ſtiegen. Der Schornſtein iſt das Wahrzeichen Glasgows. Dieſer Hinweis genügte. Von einer Seite des Bahnhofs eilten wir raſch nach der andern hinüber, wo der Edinburger Zug bereits ungeduldig wartete und ſeine Ungeduld durch Murren und Ziſchen zu erkennen gab; dann ein lang anhaltender Pfiff, und an Falkirk und ſeinen Schlachtfeldern vorbei, ohne Gruß für Linlithgow, das wie ein Schattenbild neben uns verſchwand, bogen wir nach kaum einſtündiger Fahrt um den Schloßfelſen Edinburgs herum und ſahen ſeine Häuſer rechts und links emporſteigen, phantaſtiſch nebelhaft wie immer, eine Wolkenſtadt, aus der die Lichter blitzten.

XXI.

Melroſe-Abbey.

Und willſt Du des Zaubers ſicher ſein,
So beſuche Melroſ' bei Mondenſchein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht,
Sie paſſen zu ſeinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Niſchen im Schatten ſtehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber ſehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelthurm ſeine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler ſich wechſelnd reihn,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's ſchneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umſchmiegt,
Wenn das Rauſchen des Tweed, weitab gehört,
Wie Summen die nächtige Stille ſtört, —
Ja, dann tritt ein; bei Mondenſchein
Beſuche Melroſ' und — thu' es allein.

Wir konnten dieſem guten Rathe Walter Scott's (Geſang 2 in the lay of the last Minstrel) leider nicht nachkommen; denn es dämmerte kaum, als wir von Edinburg aufbrachen und ſchon um 10 Uhr Vormittags trafen wir an Ort und Stelle ein. Das Städtchen Melroſe, nur etwa vier deutſche Meilen von der engliſchen Grenze entfernt, liegt am Tweed, zum Theil an den Abhängen maleriſcher Hügel, die hier zu beiden Seiten den Fluß einfaſſen. Das Tweed-Thal gilt an dieſer Stelle für außerordentlich fruchtbar, und um ſo mehr muß es überraſchen, daß das Wort Melroſe nicht „Honigroſe" (wie man Angeſichts ſo üppiger Landſchaft glauben ſollte), ſondern vielmehr „Kahlenberg" bedeutet. Die alte Schreibart war nämlich „Mullroß", ein Gäliſches Wort, das etwa „unfruchtbares Vorgebirge" meint und ſich auf der Inſel Mull in richtiger Form erhalten hat, wo die ſüdliche Felſenöde der Inſel den Namen „Roß of Mull" oder Mullroß führt. Vielleicht daß der alte Theil der Stadt auf einer eingeſchobenen Sandſcholle errichtet wurde.

Das Städtchen ſelbſt iſt im Uebrigen intereſſelos, und man paſſirt es ohne Verzug, um erſt hinter demſelben, an dem Kirchhofsthore Halt zu machen, durch deſſen Gitterſtäbe man bereits die Abtei erblickt. Melroſe-Abbey ward zwiſchen 1136 und 1146 vom König David I. gegründet, alſo ungefähr um dieſelbe Zeit, wo die Abtei von Holyrood errichtet wurde. Melroſe war ein Ciſterzienſer-Kloſter und größer, reicher, ſchöner als irgend eine andere Abtei im Lande. Drei große Feinde indeß haben an der Zerſtörung dieſes Baudenkmals gearbeitet: der Krieg, das Puritanerthum und der Vandalismus der letzten Jahrhunderte. Melroſe-Abbey wurde zu einem Steinbruch, deſſen Wände und Pfeiler man zerſchlug, um nachbarliche Stallgebäude aufzuführen. Aber auch unter den Ruinen des Landes iſt ſie die ſchönſte geblieben.

Ein ziemlich breiter Kirchhof, mit alten Grabſteinen überdeckt, zieht ſich an der Südfront der Ruine hin, und von dem ſüdöſtlichſten Punkt dieſes Kirchhofs aus, hat man den ſchönſten Ueberblick über dieſelbe. Im Norden zwiſchen Hauptſchiff und nördlichem Querſchiff befanden ſich die Kloſtergebäude; der Thurm wuchs aus der Mitte des Kreuzes empor, und Chor und Oberſchiff waren von ungewöhnlicher Länge.

Thurm und Dach ſind eingeſtürzt, nur die Weſtſeite des Thurms erhebt ſich noch 84 Fuß hoch; der Chor (der überhaupt am beſten erhalten iſt) und einzelne Seitenſchiffe tragen noch ganz oder theilweiſe ihre alten Gewölbe. Das große Weſtſchiff mit ſeinen acht Strebepfeilern und den Ueberreſten von eben ſo vielen Seitenkapellen iſt am völligſten ſeines alten Glanzes beraubt, beſonders da, wo die Hand des Puritanismus nicht blos niedergeriſſen, ſondern in dem ihm eigenthümlichen Nüchternheitsſtil auch aufzubauen und zu reſtauriren verſucht hat. Die eine Hälfte des Weſtſchiffs und zwar die dem Thurm zunächſtgelegene, trägt nämlich einen Ueberbau aus dem Jahre 1618; aber es iſt ein Rundbogen, wie wenn man einen Keller wölbt, und nicht die Abtei von Melroſe.

Kein Theil des Gebäudes, der nicht ſchwere Schädigungen erfahren hätte; Vieles fehlt, Einzelnes iſt verunſtaltet, nichts deſtoweniger bietet ſich dem Auge, neben der Schönheit der Proportionen, noch eine ſolche Fülle wohlerhaltener Einzelnheiten dar, daß es weder eines beſonderen Geſchicks noch einer beſonders lebhaften Phantaſie bedarf, ſich die Ruine wieder als ein Ganzes zu denken und aufzubauen. Ich mag nicht bei den Einzelheiten verweilen, nicht die Portale und Niſchen, die Simſe und Frieſe beſchreiben, ſelbſt die beſonders berühmten Fenſter nicht, die ſich in mächtiger Breite im Chor und über dem Südportal erheben; ich begnüge mich mit der Erklärung, daß dieſe Ruine zu jenen großartigen Schönheitswundern gehört, die einmal geſehen und in ſich aufgenommen, nicht wieder vergeſſen werden. Sie iſt nicht nur unter den ſchottiſchen, ſondern überhaupt unter allen Ruinen, die ich kennen gelernt habe, durchaus die ſchönſte und feſſelndſte. Worin ihr beſonderer Zauber beſteht, iſt ſchwer zu ſagen. Lage, Material (ein feinkörniger rothgrauer Sandſtein) impoſante Dimenſionen, hiſtoriſche Erinnerungen und Reichthum und Eleganz des Details (wovon auch ein flüchtiger Blick ſchon überzeugen muß) wirken zuſammen; den Ausſchlag aber giebt wohl jene räthſelhafte Schönheitslinie, die man an ihrer Wirkung eher erkennt, als Auge oder Urtheil ſie nachzuweiſen vermögen.

Die Details des Baues ſind von ungewöhnlicher Schönheit und Sauberkeit; dieſe aber in vollem Umfang zu würdigen, iſt es nöthig, unſern Kirchhofsplatz aufzugeben und in die Kirche ſelber einzutreten.

Man erkennt hier alsbald eine Ausbildung des Ornamentalen, wie ſie, ſelbſt in der höchſten Blüthezeit der Gothik, nur ausnahmsweiſe gefunden wird. Mit feinem Sinn für noble Geſammtwirkung iſt die quantitative, unerbittlich in's Auge fallende Ueberladung vermieden, und nur qualitativ begegnen wir einem äußerſten Maaß, das an Raffinement grenzen und vielleicht ein Zuviel ſein würde, wenn es nicht mit jener Reſervirtheit Hand in Hand ginge, die es in den Willen des Beſchauers legt, ob er den Reichthum ſehen will oder nicht. Unter dieſen Details-Arbeiten zeichnen ſich vor allen die Capitelle der Säulen aus. Es iſt, als ob die Meiſter jener Epoche den Zweck verfolgt hätten, ein in Stein gebildetes Herbarium scoticum auf die Nachwelt kommen zu laſſen. Alle möglichen Blumen und Blätter, Lilien, Diſtel, Eichenlaub, Kleeblatt und Raute finden ſich vor und mit ſo viel Studium und Sauberkeit ausgeführt, daß es z. B. möglich iſt, einen Strohhalm durch die reichdurchbrochene Blumenarbeit, wie durch ein Gewebe von Maſchen und Ringen, hindurchzuziehen. An jeder Stelle der Kirche laden dieſe Capitelle zu ſorglicher Betrachtung ein, ganz beſonders aber im Nordoſt-Theil derſelben, wo ſich's der Steinmetz an einzelnen Stellen hat angelegen ſein laſſen, die krauſen Blätter des ſchottiſchen Grünkohls mit überraſchender Treue nachzubilden. Dieſer Grünkohl, gemeinhin scotch kail genannt, muß entweder auf Melroſer Grund und Boden mit ganz beſonderer Vortrefflichkeit gediehen ſein oder irgend welche myſteriöſe Beziehungen zur Abtei gehabt haben, da noch ein altes Volks- und Spottlied exiſtirt, worin es von den Melroſer Mönchen heißt:

Und ſie hatten vom beſten ſchottiſchen Kohl
Alle Freitag auf ihrem Teller,
Und thaten an Braten und Bier ſich wohl
Aus ihrer Nachbarn Keller.

Mehr aber als ſelbſt die gelungenſten Capitell-Ornamente der ſchönen Abteiruine nehmen die unſcheinbaren, halb weggetretenen Grabſteine unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, die ſich im hohen Chor der Kirche, zum Theil in unmittelbarer Nähe des Altars befinden. An der wenig beglaubigten Gruft König Alexander's II. ſchreiten wir vorüber, jener Stelle zu, wo verſchiedene Mitglieder der Familie Douglas, beſonders Graf Jakob und Lord William Douglas begraben liegen. Nicht die verwitterten Steine feſſeln uns, aber die Männer, die unter ihnen ruhen. Wir treten zunächſt an das Grab des Grafen Jakob.

Es iſt dies derſelbe Jakob, Graf von Douglas, der in der berühmten Chevy-Chaſe-Ballade die Ehre höchſter Tapferkeit mit dem Grafen Percy von Northumberland theilt; zwei Namen, die fortleben und einen Zauberklang für Ohr und Herz behalten werden, ſo lange noch ein Vogel im Walde ſingt und die Menſchen ſich freuen, wenn der Frühling kommt. Die alte Ballade (von der übrigens eine ſehr abweichende ſchottiſche Verſion exiſtirt, die den geſchichtlichen Hergang um vieles genauer wiedergiebt) erzählt bekanntlich von einem Jagdzug, den Graf

Percy auf ſchottiſchem Grund und Boden unternahm, nur um den Grafen Douglas durch dieſen Jagdzug, wie durch einen hingeworfenen Handſchuh, zum Kampf heraus zu fordern. Graf Douglas war nicht der Mann, auf ſich warten zu laſſen. Aus dem Jagdzug wurde eine Schlacht. Beide Führer fielen; Douglas wurde von einem „verrätheriſchen Pfeil“ getroffen, Percy aber gleich darauf von dem Speere Lord Montgomery's durchbohrt. So das Gedicht, das man vergeblich verſucht hat mit den *hiſtoriſchen* Kämpfen jener Epoche, d. h. mit der Schlacht von Otterburn, die um dieſelbe Zeit zwiſchen Douglas und Percy ſtattfand, in Einklang zu bringen. Die Ballade ſpricht auf's Unzweideutigſte von dem Tode *beider* Führer; der hiſtoriſche Percy aber, ſo oft er auch ſeinem ſchottiſchen Rivalen, dem Grafen Douglas, gegenüber ſtand, fiel nicht in der Schlacht von Otterburn, ſondern erſt 13 Jahre ſpäter bei Shrewsbury, wo er zufällig und ausnahmsweiſe nicht *gegen* einen Douglas, ſondern umgekehrt an der *Seite* eines *Douglas* gegen Heinrich Monmouth kämpfte und unterlag. Die Chevy-Chaſe-Ballade und ihre Fictionen haben nahezu den zu Grunde liegenden *geſchichtlichen* Hergang vergeſſen gemacht und doch ſteht derſelbe an innerlich-poetiſcher Macht kaum hinter der Erfindung der Dichtung ſelbſt zurück. Die ſchottiſchen Geſchichtsſchreiber berichten über die Schlacht von Otterburn wie folgt: „Jakob Graf von Douglas und ſein Bruder der Graf von Murray fielen an der Spitze von 3000 Mann in

Northumberland ein und drangen, ohne Widerſtand zu finden, bis Newcaſtle vor, wo Graf Percy Heißſporn in Verſchanzung lag. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem perſönlichen Gefecht zwiſchen den beiden Rivalen, in welchem der Douglas das Glück hatte, ſeinem Gegner das Fähnchen von der Lanzenſpitze abzureißen. Er hob ſich ſofort hoch im Sattel empor, wies auf das Fähnchen, das er in Händen hielt, und rief vor Freund und Feind laut über das Feld hin, daß er dieſe Beute nach Schottland heimtragen und auf dem Thurmknauf ſeines Schloſſes von Dalkeith befeſtigen wolle. Percy antwortete: „Das ſollſt Du nun und nimmermehr.“ Im Einklang mit dieſem ſeinem Wort ſuchte Percy jetzt dem heimziehenden Douglas den Rückzug abzuſchneiden und überfiel in ſelbiger Nacht noch das ſchottiſche Lager bei Otterburn, ſieben Meilen nördlich von Newcaſtle. Der Mond ſtand am Himmel und man focht mit Muth und Verzweiflung. Endlich hoffte der Douglas den Kampf zur Entſcheidung bringen zu können, und mit einem Streitkolben bewaffnet, der ſo ſchwer war, daß Wenige ihn ſchwingen konnten, ſtürmte er in den dickſten Knäuel der Engländer hinein. Nur drei Genoſſen waren mit ihm, ſein Schloß-Caplan und zwei Diener. Ehe der Reſt der Schotten folgen konnte, war es um ihn geſchehen; drei tiefe Wunden warfen ihn vom Pferde, neben ihm lagen die beiden Diener in ihrem Blute, und nur der Prieſter ſtand noch aufrecht und ſchützte ſeinen gefallenen Herrn vor Schimpf und Unbill. „Ich ſterbe, wie alle Douglas geſtorben ſind", rief Graf Jakob dem Prieſter zu, „verheimliche meinen Tod; eine alte Prophezeihung ſagt: dem todten Manne gehört das Feld." So ſtarb Douglas. Die Schotten erneuten den Angriff und machten die alte Prophezeihung wahr, mit der ihr Führer das Zeitliche geſegnet hatte. Ralph Percy, der Bruder des Percy Heißſporn, wurde von Lord Mareſhall und gleich darauf Heinrich Percy ſelbſt vom Lord Montgomery gefangen genommen. Das war am 15. Auguſt 1388. Douglas fiel, aber nicht Percy; das iſt der Unterſchied zwiſchen der hiſtoriſchen Ueberlieferung und der Balladen-Verſion. Froiſſart, der dieſe Schlacht beſchreibt, ſagt von derſelben Folgendes: „Unter allen Kämpfen groß und klein, deren ich bisher erwähnt habe, ſteht die Schlacht von Otterburn als die beſtgekämpfte obenan; ſchwache Herzen und Feiglinge gab es nicht." Die Leiche des Douglas aber trug man vom Schlachtfelde mit allen kriegeriſchen Ehren heim und ſetzte ſie bei in der Abteien-Kirche von Melroſe. Abt und Mönche ſtanden umher und celebrirten die Meſſe und ſangen die Litaneien.

Der andere Douglas, der im Chor von Melroſe-Abbey begraben liegt, iſt William Douglas, bekannter unter dem Namen „der ſchwarze Lord von Liddisdale." Er beſaß den Muth, der in ſeiner Familie erblich war, befleckte aber ſeinen Namen durch die Grauſamkeit, mit der er ſeinen frühern Freund und Waffenbruder Sir Alexander Ramſay ermordete. Ramſay war durch Königliche Ordre zum Sheriff von Teviotdale ernannt worden, ein Amt und eine Würde, das William Douglas glaubte beanſpruchen zu dürfen. Voll Rachedurſt überfiel er den Ramſay in der Nähe von Hawick und nahm ihn gefangen. Roß und Mann führte er dann mit eigenen Händen heim und warf beide in den Thurm ſeines Schloſſes. Dort ſollten ſie verhungern. Man erzählt ſich, daß der unglückliche Ramſay eine Woche lang ſein Leben gefriſtet habe mit Hülfe von Futterkörnern, die aus einem über ihm befindlichen Kornboden durch allerhand kleine Ritzen und Spalten ſpärlich in ſeinen Kerker herabfielen. Das Herz des ſchwarzen Lords blieb unerweicht, und Ramſay ſtarb; ſein Mörder aber, eben unſer Lord William Douglas, wurde wenige Wochen ſpäter auf der Jagd erſchlagen. Sein Grabſtein in Melroſe verſchweigt die dunkle That ſeines Lebens und ſeines Todes.

In der Nähe dieſer beiden Douglas-Gräber befindet ſich ein dritter Stein, unter dem das Herz König Robert's, bekannter unter dem Namen Robert Bruce, begraben liegt. Die in alten Hiſtorienbüchern überlieferte Geſchichte, die ſich an dieſes Herz knüpft, iſt abermals eine Douglas-Geſchichte. Graf Strachwitz hat dieſelbe in ſeiner ſchönſten Ballade „das Herz von Douglas“ (an der Alles ſchön iſt, mit Ausnahme des Verwirrung ſtiftenden Titels) benutzt und verherrlicht. Ich gebe die Geſchichte hier in aller Kürze. Robert Bruce, als er zu ſterben kam, ſchickte Boten und ließ Lord Douglas an ſein

Sterbebett rufen. Er nahm Abſchied von ihm und legte ihm die Verpflichtung auf, ſein (des Königs) Herz gen Jeruſalem zu tragen und in heiliger Erde beizuſetzen. Der König ſtarb und Douglas brach auf. Seine Vaſallen aus den Grafſchaften Angus und Lothian folgten ihm; das Herz des Königs aber trug er in einer ſilbernen Kapſel. Immer glücklich in ſeinen Kämpfen mit den Saracenen, fing er an, ihre Kriegskunſt zu verachten und ſich übermüthig in jedes Abenteuer und jede Gefahr zu ſtürzen. Endlich von überlegener Macht auf allen Seiten eingeſchloſſen, warf er die Silberkapſel mitten in die Feinde hinein und rief: „Nun geh' voran, Herz, wie Du immer gethan und Douglas folgt Dir oder ſtirbt." Gleich darauf empfing er die Todeswunde. Die Ueberlebenden brachten ſeine Leiche heim und mit ihm die Silberkapſel mit dem Herzen des Königs. Graf Douglas ward beigeſetzt in der Gruft ſeiner Väter; König Robert's Herz aber fand ſeine letzte Ruhe in Melroſe-Abtei. So hat denn Robert Bruce, der Held und Liebling ſeines Volkes, ein doppeltes Grab gefunden. Unter'm Altar in der alten Kathedrale von Dunfermlin liegt König Robert's Leib drei Mal in Blei gehüllt und trägt auf ſeinem Stein die Inſchrift: Hic jacet Robertus Rex: ſein Herz aber liegt in der Abteien-Kirche zu Melroſe, die beſten jener Douglaſ' um ſich her, auf deren Lehnsſchwert, in Erinnerung an ihren berühmten, viel beſungenen Ahnherrn, bis dieſen Tag die (ſchon an anderer Stelle citirten) Worte ſtehen:

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich.
Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.
Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.
Ein beſſrer Ritter bis dieſe Stund'
An keines Königs Seite ſtund.

Außer den genannten vier Gräbern hat die Abtei keines, das durch Perſon oder Inſchrift ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch nehmen könnte; auf dem mehrgenannten Kirchhof aber, der ſich an der Südfront der Abtei mit ſeinen Leichenſteinen entlang zieht, begegnen wir einem, der folgende berühmt gewordene Worte trägt:

Erde gleißt auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht;
Erde thürmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Erde ſpricht zu Erde:
Alles wird mein.

XXIV.

Abbotsford.

Drei engliſche Meilen weſtlich von Melroſe liegt Abbotsford, jene „Romanze in Stein und Mörtel", wie Walter Scott ſeinen ſelbſterrichteten Wohnſitz mit einem gewiſſen Selbſtgefühle genannt hat. Der ganze Bau übernimmt wider Willen die Beweisführung, daß ſich „eines nicht für alle ſchickt", und daß die Wiederbelebung des Vergangenen, das Ausſchmücken einer modernen Schöpfung mit den reichen, poetiſchen Details des Mittelalters, auf einem Gebiete bezaubern und hinreißen und auf dem andern zu einer bloßen Schnurre und Abſonderlichkeit werden kann. Dieſe Romanze in Stein und Mörtel nimmt ſich, um in dem Vergleiche zu bleiben, den der Dichter ſelbſt gewollt hat, nur etwa aus, als habe er in einem ſeiner Schreibtiſchkäſten hundert hübſche Stellen aus allen möglichen alten Balladen geſammelt, in der beſtimmten Erwartung, durch Zuſammenſtellung ſolcher Bruchſtücke eine eigentlichſte Muſterromanze erzielen zu können. Es fehlt der Geiſtesblitz, der ſtark genug geweſen wäre, die widerſtrebenden Elemente zu etwas Einheitlichem zuſammen zu ſchmelzen. Wie man Geſellſchaftsgedichte nach Endreimen macht und das Papier umklappt, um völlig außer Zuſammenhang mit dem zu bleiben, der vor uns ſeine Zeile geſchrieben hat, ſo iſt Abbotsford einem halben Hundert Schlagwörtern zu Liebe gebaut worden. Das Alles ſoll ſeinem Erbauer kein Vorwurf ſein; aber man bedauert allerdings, der Stein-Romanze gegenüber nicht den Ton der Liebe und Verehrung anſchlagen zu können, an den ſich die Lippen faſt gewöhnt haben, wenn ſie den Namen Sir Walter's nennen.

Wir haben in Melroſe ein zierliches, zweiräderiges Wägelchen gemiethet und vom Eiſenbahn-Hotel aus, wo wir abgeſtiegen ſind, geht es nun weſtlich die Straße nach Abbotsford hinaus. Der Weg, den wir paſſiren, hat ganz den Charakter der engliſchen und ſüdſchottiſchen Landſchaft: Thal und Hügel in raſchem Wechſel, Hecken und Baumgruppen, Wieſenflächen und Kieswege und ein Waſſerſtreifen, der in Schlangenwindungen das Ganze durchzieht. Nirgends frappante Schönheit, aber überall lachende Lieblichkeit und die milde Hand der Kultur, von der man ſich wie von einem Weſtwind geſtreichelt fühlt. Tauſend Schritt hinter Melroſe zweigt eine Art Feldweg nach „Chieſswood" ab, einem reizend gelegenen Häuschen, das zu Lebzeiten Sir Walter Scott's von deſſen Schwiegerſohn, Mr. Lockhart, bewohnt wurde. Walter Scott liebte es, wenigſtens einmal in der Woche hier vorzuſprechen und einen Nachmittag, oft auch länger, bei

Tochter und Schwiegerſohn zu verbringen. Mr. Lockhart ſelbſt hat in ſehr anſchaulicher Weiſe dieſe Beſuche beſchrieben. „Der wohlbekannte Hufſchlag Sibylle Grey's", ſo erzählt er, „und das Bellen von „Senf" und „Pfeffer" (ſeine zwei Lieblingshunde) vor Allem dann ſein lauter Jägergruß unter unſerem Fenſter, ließen uns wiſſen, daß er die Laſt der Arbeit abgeſchüttelt habe, um, wie er ſich ausdrückte, in unſerm Gaſthauſe mal wieder nach Luſt und Bequemlichkeit zu leben. Dann ſtieg er ab, und ſeine und unſere Hunde um ſich her, nahm er zunächſt unter einer alten Eiche Platz, die faſt den ganzen Raum zwiſchen dem Bach und unſrem Hauſe überſchattete. Hier war es, wo dann gemeinhin Tom Purdie, der Förſter, zu ihm trat und in langem Vortrag auseinanderſetzte, warum dieſer oder jener Baum gefällt und dieſe oder jene Stelle bepflanzt werden müſſe. Am andern Morgen nach dem Frühſtück zog er ſich in eins der obern Zimmer zurück, ſchrieb oder beendete ein Kapitel des „Piraten" und ſchickte es direct zum Druck an ſeinen Freund und Verleger John Ballantyne. Dann begab er ſich in die Plantage oder irgendwo hin, wo er ſicher ſein konnte, einem halben Dutzend unſerer Arbeiter zu begegnen, und begann ſofort an ihrer Arbeit mit Axt, Säge und Grabſcheit Theil zu nehmen. Gegen Mittag brach er auf, entweder um noch mit uns zu plaudern, oder um in Abbotsford Gäſte zu empfangen, an denen nie Mangel war." —

Während uns unſer Kutſcher noch von „Chiefswood" und Sir Walter nach ſeiner beſten Kenntniß unterhält, haben wir abermals eine Abzweigung des Weges erreicht, von wo aus man bereits die hübſchen Ufer des Huntly-Bachs und dahinter die ſogenannte „Reimer-Schlucht“ (Rhymers Glen) erkennt. Beide, Ufer und Schlucht, bezeichnen den Platz, wo „Thomas der Reimer“ der Elfenkönigin begegnete und das vielgeſungene, Alt-Schottiſche Lied, in welchem dieſe Begegnung beſchrieben wird, hat einen Theil ſeiner Popularität auch auf den Schauplatz, der uns jetzt zur Seite liegt, übertragen. Die erſten Strophen dieſer lieblichen Volksballade lauten wie folgt:

Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Kieſelbach bei Huntly-Schloß,
Da ſah er eine blonde Frau,
Die ſaß auf einem weißen Roß.

Sie ſaß auf einem weißen Roß.
Die Mähne war geflochten fein,
Und hell an jeder Flechte hing
Ein ſilberblankes Glöckelein.

Und Tom der Reimer zog den Hut
Und fiel in's Knie; — er grüßt und ſpricht:
„Du biſt die Himmelskönigin
Und biſt von dieſer Erde nicht.“

Die blonde Frau, ſie hält ihr Roß:
„Ich will Dir ſagen, wer ich bin,
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin.

„Nimm Deine Harf' und ſpiel' und ſing'
Und laß Dein beſtes Lied erſchall'n,
Doch wenn Du meine Lippe küßt,
Biſt ſieben Jahr Du mir verfall'n.“

Und Thomas drauf: „o, Königin,
Zu dienen Dir es ſchreckt mich kaum;“
Er küßte ſie, ſie küßte ihn,
Ein Vogel ſang im Eſchenbaum.

„Nun biſt Du mein, nun zieh' mit mir,
Nun biſt Du mein auf ſieben Jahr;“
Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich Tom der Reimer war.

Sie ritten durch den grünen Wald,
Bei Vogelſang, bei Sonnenſchein,
Und wenn ſie leis am Zügel zog,
So klangen all' die Glöckelein ꝛc.

So klingen auch die zierlichen Verschen. Wir aber in begreiflicher Furcht vor einem ähnlichen, mehrjährigen Engagement von Seiten der Feenkönigin, wenden dem verführeriſchen Platze den Rücken zu, und gleich darauf ein Zollhaus paſſirend, wo uns, wie auf vaterländiſchen Chauſſeen, ein gelbes Zettelchen als Quittung bürgerlicher Pflichterfüllung eingehändigt wird, fühlen wir uns plötzlich aus dem Bereich aller Feen und Geiſter wieder heraus, als läge der Schlagbaum wie eine ſchützende Gränzmauer zwiſchen uns und ihnen.

Unſer Karren rollt weiter und hält erſt wieder vor einer weit ausgedehnten Umzäunung, die uns die Welt wie mit Brettern verſchließt. Wir ſteigen ab. Ein einfaches Gitterthor öffnet ſich und fällt wieder zu; der Rayon von Abbotsford, ein landſchaftliches Bild von nicht gewöhnlicher Schönheit, liegt vor uns. Des ſchloßartigen Hauſes, mit ſeiner Fülle von Zinnen und Giebeln werden wir nicht ſogleich anſichtig; „die Romanze in Stein und Mörtel“ tritt uns erſt entgegen, nachdem wir ein freiſtehendes gothiſches Portal paſſirt haben, das von einem alten Douglas-Schloſſe herſtammt und nach Art der Römiſchen Triumphbogen wie ein ſelbſtſtändiger Thorbau mitten in den Weg geſtellt iſt. Wir paſſiren alſo dies Portal, und haben nun das berühmte Abbotsford in nächſter Nähe vor uns. Wenn der Bau nicht juſt ſo ſein ſollte, wie er iſt, ſo würde man ſofort ausrufen müſſen: „wie verbaut!“ Das Ganze löſt ſich in eine Unzahl von Theilen auf und von einer Total-Wirkung kann eigentlich keine Rede ſein. Die Einzelnheiten drängen ſich ſo vor, daß die Geſammt-Dimenſionen verloren gehen und der Bau um Vieles kleiner erſcheint, als er in Wahrheit iſt. Das Material, aus dem er aufgeführt wurde, iſt ein graublauer Baſalt, der im Schottiſchen „Whinſtone“ heißt; alle Fenſter- und Portal-Einfaſſungen aber beſtehen aus derbem Sandſtein.

Die Lage des Hauſes, halb umgeben vom Tweed (der hier eine Biegung macht) und überall von Hügelabhängen, von Baum- und Parkpartieen eingeſchloſſen, iſt anziehend und maleriſch genug; dieſer naturgeſchaffenen Romantik ſollte aber nachgeholfen werden, und ſo entſtand jenes Curioſum, zu deſſen näherer Betrachtung wir jetzt ſchreiten. Zunächſt die Außenſeite. Im Princip iſt zwiſchen ihr und dem Innern des Hauſes nicht der geringſte Unterſchied, und der Sammel-Charakter, den das Ganze hat, tritt auch äußerlich ſo entſchieden hervor, daß man gelegentlich glauben könnte, die Wände ſeien von Glas und der Curioſitätenkram, der etwa wie Tulaer Arbeit äußerlich in ſie eingelaſſen iſt, ſchimmre von innen durch die Glaswand hindurch. Man hat eine Empfindung wie in Häuſern, wo Corridore, Waſchkammern und Geſinde-Stuben mit altmodiſchen Kupferſtichen überfüllt ſind, weil die Liebhaberei des Beſitzers zu einer Fülle führte, die er ſchließlich nicht bewältigen konnte, und die er doch wiederum zu hoch hielt, um ſich ihrer ohne Weiteres zu entäußern. Wie in den Wohnungen jener Landpaſtoren, die eine Eierſammlung und einen Glasſchrank voll ausgeſtopfter Vögel haben, der Hausflur gemeinhin dazu benutzt wird, um einen Steinadler, einen Alligator oder eine Wallfiſchrippe aufzuſtellen, ſo hat Sir Walter Scott alles das an die Außenwände ſeiner romantiſchen Burg verwieſen, was zu groß, zu maſſig, zu ungeſchlacht geweſen wäre, um unter dem Nipp der Zimmer-Ausſchmückung zu erſcheinen. Unter dieſen Ornamenten im Rieſenſpielzeug-Charakter befindet ſich unter andern der Thorflügel des Tolbooth-Gefängniſſes in Edinburg, das im Jahre 1817 niedergeriſſen wurde. Dies alte, eiſenbeſchlagene Stück Holz iſt wie ein Reliefbild, und zwar in Mittelhöhe der Wand, in die Mauer eingelaſſen, und zeigt dadurch, daß es eine Art eingerahmtes Bildwerk und keine Thür ſein will. An einer andern Stelle der Mauer befindet ſich ein Spitzbogen-Portal (ebenfalls blind), das aus denſelben Steinen gebaut worden iſt, die bis zum Jahre 1817 das wirkliche Portal des Tolbooth-Gefängniſſes bildeten. Inſchriften befinden ſich zahlreich an jeder der vier Wandflächen und die an der Oſtſeite, die da lautet: up with the sutors of Selkirk, theilt den ſchmalen Raum einer Sandſteinplatte, mit einem darüber befindlichen, roh in den Stein gekratzten Schwert.

Alle dieſe Dinge, deren Seltſamlichkeit ich bereits zu Anfang dieſes Aufſatzes betont habe und deren Abſichtlichkeit keinen beſonders günſtigen Eindruck möglich macht, ſind doch nicht voll ſo ſeltſamlich, wie ſie dem erſcheinen müſſen, der all die Umſtände und Veranlaſſungen nicht kennt, die den Ankauf oder die Ueberreichung ſolcher Curioſitäten begleiteten. Das Steinportal und der hölzerne Thorflügel des niedergeriſſenen Edinburger Tolbooth-Gefängniſſes nehmen ſich wunderlich genug aus; wenn man aber weiß, daß „Tolbooth-Gefängniß“ nur der proſaiſche Name iſt für das, was wir Alle unter dem Namen „das Herz von Midlothian“ kennen (Niemand weiß genau, warum das Gefängniß zu dieſem poetiſchen Namen kam), ſo ändert ſich dadurch die Sache ein wenig und wir können nicht umhin, es ſinnig und liebenswürdig zu finden, daß der Edinburger Magiſtrat jene beiden Stücke, wie Bauſteine oder zwei Reliefbilder, zur Ausſchmückung des Ganzen beigeſteuert hat. Eine Reihe von Geſchichten und Anekdoten muß man ſtets gegenwärtig haben, um alle dieſe Schnurren nicht noch ſchnurriger zu finden, als ſie ohnehin ſchon ſind.

Auch das in Stein gekratzte Schwert, mit der Umſchrift: „Auf, ihr Schuſter von Selkirk“, iſt keineswegs bedeutungslos. Die Schuſter von Selkirk — der

Name jener reizenden Stadt und Grafſchaft, worin Sir Walter eine Zeit lang als Sherif fungirte — zeichneten ſich in der Unglücksſchlacht von Flodden durch ihren Muth und ihre Hingebung aus, etwa wie die 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen. Im Volke hieß es damals, daß die Schlacht durch einen Verrath des Grafen Home verloren gegangen ſei, und ſo entſtand jenes Volklied: „die Schuſter von Selkirk“, das ſich in den Scott'ſchen Sammlungen vorfindet und folgendermaßen lautet:

Wir ſind die Schuſter von Selkirk,
Und Graf Home, ein Schelm biſt Du,
Wir halten's mit Blau und Scharlach
Und machen einſohlige Schuh.

Zum Teufel Alles was gelb iſt,
Und gelb und grün dazu,
Aber Vivat für Blau und Scharlach
Und jeden einſohligen Schuh.

Wir fechten für Blau und Scharlach
Und den König und unſre Schuh,
Denn wir ſind die Schuſter von Selkirk
Und Graf Home, ein Schelm biſt Du.

So das Lied. Hat man dieſe kleinen Züge und Beziehungen immer gegenwärtig, ſo wird man um einiges milder in der Beurtheilung der ganzen Collection. Wir ſuchen nun einzutreten.

Der Eintritt in die „Kunſtkammer“, wie man Abbotsford vielleicht am richtigſten bezeichnet, geſchieht durch ein vorſpringendes Spitzbogen-Portal (diesmal nicht blind), das einem der Haupteingänge von Linlithgow-Palace nachgebildet iſt.

Wir befinden uns, gleich nach Paſſirung des Portals, zunächſt in einem kleinen niedrigen Vorflur, deſſen nüchterne Wände mit allerhand Abbildungen engliſcher Huſaren bedeckt ſind. Der älteſte, jung verſtorbene Sohn Sir Walter's war Offizier im 10. Huſaren-Regiment, was die Anweſenheit dieſer zahlloſen „Huſaren auf Vorpoſten“, „Huſaren im Bivouac“ ꝛc. erklären mag. Neben dem Vorflur gewahren wir, von der Größe eines mäßigen Wandſchranks, eine Art Portierloge, in der ein alter Mann, ohne ſich durch unſer Erſcheinen ſtören zu laſſen, ruhig fortfährt ſein Frühſtück zu verzehren und immer neue Schinkenſchnitten abzuſchneiden. Auf meine allerbeſcheidenſte Anfrage, ob wir die Zimmer Sir Walter's ſehen können, antwortet er mit einem Knurrton, der keiner todten oder lebenden Sprache direkt angehörig, unverkennbar ausdrückt, „daß wir gefälligſt warten möchten, bis er fertig ſei.“ Dieſer uncomplaiſante alte Herr war zu Lebzeiten Sir Walter's eine Art Förſter und Waldhüter, und was mehr ſagen will, ein beſonderer Liebling ſeines Herrn geweſen. An der Hand dieſes Alten begannen wir nun unſere Wanderung.

Aus dem Vorflur mit ſeinen Huſarenbildern traten wir in die große „Halle“, deren Fußboden aus einer Art Steinparquet von ſchwarzem und weißem Hebridiſchen Marmor beſteht, während die Wände mit alten, reich geſchnitzten Eichenpannelen aus Roslin Chapel und dem alten Königspalaſte in Dumfermlin bekleidet ſind. Das Dach oder die Decke der Halle ſetzt ſich aus Bögen von buntbemaltem Eichenholz zuſammen. Zwiſchen dieſen Bögen befinden ſich die Wappenſchilde der Scott'ſchen Familie und aller derer, mit denen Walter Scott für gut fand verwandt ſein zu wollen.

Am Fries der Halle laufen in langer Reihe andere Wappenſchilde hin, die in bunten Gothiſchen Buchſtaben die gemeinſchaftliche Inſchrift tragen: „Dies ſind die Wappen all der Clans und Häuptlinge, die in alter Zeit die ſchottiſchen Marken (das Grenzland) für den König wahrten und hielten. Sie waren treue Männer ihrer Zeit, und feſt wie ſie ſtanden, ſo ſtand Gott zu ihnen." Die verſchiedenen Wappen gehören folgenden acht Familien an: den Douglaſſes, Kers, Scott's, Turnbull's, Maxwell's, Chisholm's, Elliot's und Armſtrong's, — lauter Namen, die in den alten Balladen des Landes, wie in den Dichtungen Walter Scott's, vielfach genannt werden.

Aus der Halle treten wir in Walter Scott's Studir- und Arbeitszimmer. Die Mehrzahl ſeiner Romane wurde hier entweder componirt oder niedergeſchrieben. Das Zimmer macht durchaus den Eindruck des Wohnlichen und Behaglichen. Die Möblirung und Ausſtattung iſt gediegen, aber nicht reich und überladen. Der

Arbeitstiſch und ein lederüberzogener Armſtuhl ſtehen noch an alter Stelle; einige Nachſchlagebücher ſind dicht zur Hand und eine leichte Gallerie von Gußeiſen (tracery work) umläuft, in Mittelhöhe des Zimmers, drei Seiten deſſelben und erleichtert das Herabnehmen der Bücher.

Niſchenartig abgezweigt von dem Studirzimmer und kaum ſo groß wie eine Schiffskoje, befindet ſich neben demſelben eine Art Cabinet, worin — in derſelben Weiſe wie man in Greenwich den beſternten Rock Lord Nelſon's aufhebt, den er trug, als ihn die Todeskugel aus dem Maſtkorb des „Redoutable" traf — unter einem Glaskaſten das letzte Sommercoſtüm Sir Walter's aufbewahrt. Es iſt ſehr elegant und zeigt, neben vielem andern, wie großes Gewicht der Verſtorbene auf Aeußerlichkeiten legte. Dies Coſtüm beſteht aus einem olivenbraunen Frack mit Stahlknöpfen, weiß und ſchwarz karirtem Beinkleid (das bekannte Plaidmuſter), braunen Gamaſchen, geſtreifter Sammtweſte und grauem, langhaarigem Seidenhut. Die feierliche Empfindung, mit der ich dieſe Sachen betrachtete, wurde durch die profane Bemerkung „all newly washed", womit ein ſuffiſanter Londoner Cockney ſich ſelbſt und das Maß ſeines Witzes beglaubigte, raſch unterbrochen, und wir verließen die Cabine ziemlich verſtimmt, um nunmehr in das Bibliothekzimmer einzutreten.

Die Bibliothek iſt ein ſehr geräumiges und reich verziertes Zimmer, für deſſen Dimenſionen die 20,000 (meiſt ſehr ſchön gebundenen) Bände ſprechen, die mit ihren goldbedruckten Lederrücken ſo ſauber geordnet um Einen her ſtehen, als befände man ſich in der berühmten Leſe-Rotunde des britiſchen Muſeums. Viele dieſer Bände ſind außerordentlich ſelten und koſtbar; ein weſentlicher Bruchtheil der ganzen Bibliothek beſteht aus Werken über ſchottiſche Alterthümer und Hexengeſchichten. Ueber dem Kamin befindet ſich das Portrait von Sir Walter's älteſtem Sohn, dem ſchon erwähnten Huſaren-Offizier; die Züge ſind fein, aber weichlich, faſt kränklich, und der kecke Huſarenſchnurrbart, den man bekanntlich eben ſo gut im Ausdruck des Auges, wie über der Oberlippe haben kann, fehlt dieſem feinen Geſichtchen an beiden Stellen gleich ſehr. In einer der Ecken ſteht eine Silberurne auf einem Porphyr-Poſtament, die Urne ſelbſt ein Geſchenk von Lord Byron. Außerdem befinden ſich die Büſten Shakeſpeare's und Sir Walter's im Zimmer, die letztere (von der Hand Chantrey's) natürlich erſt nach ſeinem Tode aufgeſtellt.

Aus der Bibliothek treten wir in das Geſellſchaftszimmer und aus dieſem, das außer ſeinen Cederholz-Pannelen und reichem Schnitzwerk-Mobiliar nichts Beſonderes bietet, in die Waffenſammlung oder Rüſtkammer.

Dieſe Rüſtkammer (Armoury) beſteht aus zwei Hälften, die durch eine Wand geſchieden ſind. Die breite, weit offen ſtehende Thür aber läßt beide Zimmer als eines erſcheinen. Beide Räume ſind ſehr niedrig, die

Decke (Holzwerk) im Tudorſtil, und die Fenſter mit Glasmalereien bedeckt. Hier, wie ſich denken läßt, treffen wir auf den Kern, auf die Curioſiſſima des Curioſums. Die Wände ſind mit Raritäten bedeckt, und jede Ecke iſt benutzt. Unter den Gegenſtänden, die einer beſonderen Notiznahme werth ſind, nenne ich folgende: das Schwert, das Karl Stuart dem Marquis von Montroſe überreichte; eine Piſtole Graham's von Claverhouſe, des bei Killicrankie gefallenen Stuart-Parteigängers, von dem ſeine Feinde, die Puritaner ſagten: „das Waſſer beginne zu ziſchen, ſo oft er ein Bad nehme“; ein eiſerner Kaſten, der in der Kapelle Marie's von Guiſe (der Mutter Maria Stuart's) auf Edinburg-Caſtle gefunden wurde; ein Pulverhorn Jakob's VI.; die Piſtolen Napoleon's, die nach der Schlacht von Waterloo in ſeinem Wagen erbeutet wurden; ein Stutzen Andreas Hofer's und die Flinte Rob Roys mit den eingravirten Anfangsbuchſtaben ſeines gäliſchen Namens.

Aus der Rüſtkammer treten wir in das angrenzende Eßzimmer, das, ſtatt allen andern Schmucks, ein halbes Dutzend ſehr werthvoller Gemälde enthält und zwar Portraits von Lord Eſſex (dem Günſtling der Eliſabeth,) Cromwell, Claverhouſe, Karl II., Karl XII. von Schweden, Maria Stuart, Rob Roy ꝛc.; außerdem mehrere Ahnenbilder der Familie Scott. Unter dieſen zeichnet ſich das Portrait eines Alten aus, der in der Familie unter dem Namen „Lang-Bart“ fortlebt, weil er nach der Hinrichtung Karl's I. gelobt hatte, ſeinen Bart nicht mehr ſcheeren zu laſſen. In dieſem Zimmer ſtarb Sir Walter. Es iſt daſſelbe, im dem ſich auch, wie in einem Uhr- und Juwelierladen, ein ſechseckiger, großer Glaskaſten befindet, der tiſchartig auf einem ſchweren Mahagoni-Fuß ruht. In dieſem Glaskaſten präſentiren ſich weitere Raritäten: ein Riechfläſchchen der Maria Stuart, ein ledernes Geldtäſchchen (nach Art eines modernen Portemonnaies) des Rob Roy, ein paar goldene Sporen, die Prinz Charlie trug, verſchiedene Miniatur-Portraits des Prätendenten und ein in grünen Sammet gebundenes Album Napoleon's I., ebenfalls bei Waterloo erbeutet. Bei all dieſen Dingen genügt die Aufzählung; nur über das vorgebliche Portrait der Maria Stuart ſei noch ein Wort geſtattet. Es iſt das abgeſchlagene Haupt der unglücklichen Königin, das auf einer Metallſchüſſel ruht. In der rechten Ecke ſteht der Name „Fotheringhay", als ſei der Maler bei der Hinrichtung zugegen geweſen und habe unmittelbar nach derſelben und an Ort und Stelle dies Bild angefertigt. Das Ganze erſcheint mir aber als eine grobe Täuſchung; das Bild iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ein ganz modernes Produkt, oder aber die Leiſtung eines italieniſchen Meiſters, vielleicht der abgeſchlagene Kopf der Beatrice Cenci, die man hinterher umgetauft und nolens volens zu einer Maria Stuart gemacht hat.

An der Thür des Eßzimmers verabſchiedeten wir uns von unſerem Wildhüter und traten wieder in's Freie. Wir athmeten auf in der friſchen Luft und fühlten uns wie von einem leiſen Drucke befreit. Welcher Art dieſer Druck war, worin er ſeinen eigentlichen Grund hatte, iſt ſchwer zu ſagen. Ob es die ſchwüle Luft der Zimmer oder die geiſtige Atmoſphäre der „Romanze in Stein und Mörtel“ war, ich mag es nicht entſcheiden; vielleicht wirkte beides zuſammmen. Als der Dichter ſelbſt noch lebte, er, dem dieſe Dinge etwas bedeuteten, eine Herzensſache waren, belebten ſie ſich unter dem lebendigen Wort, das er ihnen entgegentrug, wie die alte Sage Fels und Baum unter dem Klang der Leier lebendig werden läßt; jetzt aber, wo dieſe Klänge ſchweigen, ſind die Steine wieder Stein und ſelbſt derjenige, der mit Schottiſcher Dichtung und Geſchichte wohlvertraut iſt, ſchreitet durch dieſe Zimmer hin, wie durch die Säle eines Wachsfiguren-Cabinets.

Ich ſchied von der „Romanze in Stein und Mörtel“ ohne beſondere Gehobenheit der Stimmung, jedenfalls ohne alle Begeiſterung; dennoch blick' ich mit Freuden auf jenen ſtillen grauen Tag zurück. Die Fahrt nach Abbotsford war eine Pilgerfahrt, eine erfüllte Pflicht, ein Zug, zu dem das Herz drängte. Was wäre der Ruhm Schottlands ohne die Erſcheinung Walter Scott's! Er hat die Lieder ſeines Landes geſammelt und die Geſchichte deſſelben durch eigene Dichtungen unſterblich gemacht. Eine volle und reine Befriedigung gewährt es mir jetzt, das Zinnen- und Giebelhaus durchwandert zu haben, das auch eine Schöpfung ſeines dichteriſchen Genius war und das — wie weit es gegen andere Schöpfungen ſeines Geiſtes zurückſtehen mag — doch immer die Stätte bleibt, wo der Wunderbaum der Romantik ſeine ſchönſten und vor Allem ſeine geſundeſten Blüthen trieb.

Schottiſche Geſchichts-Tabelle.

Die pikto-ſkotiſche Zeit.

Schottland wurde bis zum Jahre 1289 von pikto-ſkotiſchen Königen regiert. Von den Königen des erſten Jahrtauſends, wiewohl ihre Portraits in der Bildergallerie von Holyrood-Palace hängen (ſiehe S. 24) iſt wenig oder nichts mit Sicherheit bekannt. 1040 wurde König Duncan von ſeinem Vetter Macbeth in Inverneß-Caſtle ermordet. Macbeth regierte von 1040 bis 1054. Malcolm III, genannt Malcolm Canmore, älteſter Sohn des ermordeten König Duncan, beſiegte den Macbeth und herrſchte bis 1093, wo er ſelbſt im Kampfe gegen England fiel. Seine Nachkommen regierten noch faſt zwei Jahrhunderte das Land. Unter David I (von 1124 an) begann der Bau der Abteien von Melroſe und Holyrood. Der letzte König aus der pikto-ſkotiſchen Dynaſtie war Alexander III von 1249—1286. Aus ſeiner Zeit (muthmaßlich) ſtammt die berühmte alte Ballade von Sir Patrick Spens. Er hinterließ nur eine Tochter, die an einen König von Norwegen verheirathet war. Sie ſtarb auf der Rückfahrt von Norwegen nach Schottland.

Die Zeit des Baliol, Wallace und Bruce.

Nach dem Ausſterben der pikto-ſkotiſchen Dynaſtie traten zwolf Kronbewerber auf. Unter ihnen waren die berechtigſten: John Baliol, Robert Bruce (der ältere) und John Haſtings. Eduard I von England, dem das Schiedsrichteramt zugefallen war, entſchied ſich für John Baliol. Dieſer war das bloße Werkzeug Eduards. Als er ſich endlich ſelbſt gegen die engliſche Bedrückung auflehnte, unterlag er bei Dunbar 1286. Eduard ſetzte nun einen Statthalter über Schottland. Gegen dieſen erhob ſich zunächſt William Wallace, und als deſſen Verſuche zur Befreiung des Landes geſcheitert waren, ſchließlich Robert Bruce (der jüngere). Er vernichtete das engliſche Heer in der berühmten Schlacht bei Bannockburn 1314. Robert Bruce wurde nun König und regierte als Robert I bis 1329. Ihm folgte ſein fünfjähriger Sohn David, als König David II. Seine 41jährige Regierung war eine Zeit unausgeſetzter Kämpfe; ähnlich wie 100 Jahre ſpäter ſich die Häuſer York und Lancaſter in England befehdeten, bekämpften ſich hier in Schottland die Häuſer Bruce und Baliol. 1370 ſtarb David II kinderlos.

Das Haus Stuart.

David II hatte Eduard III von England die ſchottiſche Krone zugeſagt. Die ſchottiſchen Stände annullirten das Teſtament des Königs und ſetzten das Haus Stuart auf den Thron. Die beiden erſten Könige (Robert II und Robert III) regierten, etwa ein halbes Jahrhundert lang, bis 1424. Mit dieſem Jahre beginnt, durch zwei Jahrhunderte hin, die Reihe der Könige Jakob.

Jakob I (1424—36). Er ſaß vor ſeiner Thronbeſteigung viele Jahre lang in Windſor-Caſtle gefangen. Waſhington Irving, in ſeinem sketch-book, hat eine reizende Schilderung ſeines (Jakobs) Lebens und Dichtens in Schloß Windſor gegeben. Wurde durch den ſchottiſchen Adel ermordet.

Jakob II (1436—60). Kam zwei Jahr alt zur Regierung. 1452 ermordete er den Lord William Douglas in Stirling-Caſtle mit eigener Hand (ſiehe S. 167). In ſeine Regierungszeit fällt die Glanzzeit und die rivaliſirende Macht des Hauſes Douglas. Starb vor Roxburgh durch das Zerſpringen einer Kanone.

Jakob III (1460—88), genannt der Fiedlerkönig. Kam fünf Jahr alt zur Regierung. Fiel in der Schlacht von Sauchieburn, im Kampf gegen den beleidigten Adel des Landes, dem ſich der 15jährige Sohn des Königs angeſchloſſen hatte. (Siehe die Kapitel: Archibald Bell the Cat und Floddenfield).

Jakob IV (1488—1513). Eine Art sans peur et sans reproche; ritterlich bis zur Don Quixoterie. Fiel in der Unglücksſchlacht bei Flodden (ſiehe Floddenfield).

Jakob V (1513—1542). Kam 2 Jahr alt zur Regierung. Seine Mutter Margarethe von England und Graf Angus aus dem Hauſe Douglas führten die Regentſchaft. In ſeine Regierung fällt das ſtrenge Verbannungs-Dekret gegen alle Mitglieder der Familie Douglas. Er iſt der König Jakob, der unter dem Namen „Ritter Fitzjames" den Helden und Mittelpunkt in Walter Scott's „the Lady of the Lake" bildet. Er war ſelbſt Dichter und die alte Ballade „the Gaberlunzie Man" rührt von ihm her. Er ſtarb wenige Tage nach der Geburt ſeiner Tochter, der berühmten Maria Stuart.

Maria Stuart (1542—1568). Von 1542—60 Regentſchaft ihrer Mutter Maria von Guiſe. 1560 beſtieg Maria ſelbſt den Thron. 1565 Vermählung mit Darnley. 1567 Vermählung mit Bothwell. 1568 geſchlagen bei Langſide und Flucht nach England. Enthauptet am 18. Februar 1587 zu Fotheringhay.

Jakob VI. Geboren 1566. Regiert unter Vormundſchaft (Moray; Lennox; Morton) von 1567—1578 und in Selbſtſtändigkeit von 1578—1603. Wird, nach dem Tode der Eliſabeth, König von England und regiert beide Königreiche bis 1625, als Jakob der ſechste von Schottland und als Jakob der erſte von England.

Karl I. 1625—1649.

Karl II. 1649 (oder 60, je nachdem) bis 1685.

Jakob II (der ſiebente von Schottland) 1685–88. Stirbt in St. Germain 1701.

Jakob III (der achte) genannt der Prätendent oder Ritter St. Georg. Geboren 1787; geſtorben zu Albano 1766. Er leitete, oder billigte, oder gab den Namen zu den verſchiedenen jakobitiſchen Aufſtänden in Schottland, unter denen die Inſurrektionen von 1715 und 1745 die wichtigſten ſind. An der Spitze des Aufſtandes von 1745 ſtand ſein älteſter Sohn (geb. zu Rom 1720) gemeinhin „Prince Charlie“ oder der „junge Kavalier“ genannt. Der Niederlage von Culloden folgten keine weiteren Aufſtände. „Prince Charlie“ ſtarb 1788 zu Rom. Sein jüngerer Bruder Heinrich Benedikt, genannt der „Cardinal von York“ überlebte ihn um 19 Jahre und ſtarb in hohem Alter zu Frascati 1807 — als der letzte Stuart.

Buchdruckerei von Guſtav Lange in Berlin.

Inhalt.

I. Von London bis Edinburg 3

II. Johnſtons Hotel. Erſter Gang in die Stadt 10

III. Holyrood-Palace 17

IV. Von Holyrood bis Edinburg-Caſtle 32

V. Edinburg-Caſtle 50

VI. High-Street und Canongate 61

- 1. Moray-Houſe. 61
- 2. City-Croß und Old-Tolboth. 65
- 3. „Straßenfegen“ oder Hie Douglas, Hie Hamilton 74
- 4. Archibald Bell the Cat 79

VII. Weſtbow; Graßmarket; ein paar Kapitel aus der Lynch-Juſtiz 85

VIII. Spukhäuſer 97

IX. Ein Abend in High-Street 106

X. Ein Gang nach St. Anthony's Chapel 113

XI. Linlithgow 121

XII. Floddenfield 130

XIII. Von Edinburg bis Stirling 149

XIV. Stirling-Caſtle 158

XV. Loch Katrine oder das Land der Lady of the Lake . 174
XVI. Ein Sonntag in Perth 195
XVII. Von Perth bis Inverneß 208
XVIII. Inverneß 229
XIX. Culloden-Moor 236
XX. Der letzte Hochlands-Häuptling 250
XXI. Der caledoniſche Kanal 259
XXII. Oban 269
XXIII. Staffa 279
XXIV. Jona oder Icolmkill 286
XXV. Von Oban bis zum Loch Lomond. — Rückkehr nach Edinburg 300
XXVI. Melroſe-Abbey 317
XXVII. Abbotsford 321
XXVIII. Schottiſche Geſchichts-Tabelle 346

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Balladen.

Balladen

von

Th. Fontane.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
Beſſerſche Buchhandlung.
1861.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck: Kisling'ſche Buchdruckerei in Osnabrück.

81/29

Wilhelm von Merckel

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Der alte Derffling	1
Der alte Deſſauer	4
Der alte Zieten	6
Seidlitz	9
Schwerin	13
Prinz Louis Ferdinand	16
Die Fahne Schwerins	20
Der alte Fritz	23
Der Wetterſee	25
Der Wenerſee	27
Ein Jäger	29
Junker Dampf	30
Sylveſter-Nacht	32
Die arme Elſe	35
Treu-Lischen	37
Sittab, die Zigeunerin	39
Maria Stuart's Weihe	48
David Rizzio	51
Maria und Bothwell	55
Der ſterbende Douglas	59
Die Hamilton's oder: Die Locke der Maria Stuart	61
Katharina von Medici	65
Johanna Gray	67
Goodwin-Sand	71
Sir Walter Raleigh's letzte Nacht	72
Cromwell's letzte Nacht	79
Thomas Harriſon	82
Die Stuart's. 1. (Puritaner-Lied)	83
2. (Lied des Monmouth)	85
Der Tower-Brand	87

Seite
Das Trauerſpiel von Afghaniſtan . . . 89
Der letzte York . . . 92
Archibald Douglas . . . 97
Schloß Eger, oder: Drei böhmiſcher Grafen Tod . . . 102
Der Tag von Hemmingſtedt . . . 106

Lieder und Balladen,
frei nach dem Engliſchen.

Das Douglas-Trauerſpiel . . . 117
Jung Musgrave und Lady Barnard . . . 122
Schön-Margret und Lord William . . . 128
Lord Maxwell's Lebewohl . . . 133
Marie Duchatel . . . 136
Barbara Allen . . . 142
Jung-Walter . . . 145
Bertram's Todtengeſang . . . 149
„Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie?“ . . . 152
Lord Murray . . . 154
Die drei Raben . . . 156
Die zwei Raben . . . 158
Edward, Edward . . . 160
Die Jüdin . . . 163
Robin Hood . . . 166
König Johann und der Biſchof von Canterbury . . . 179
Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel . . . 185
John Gilpin . . . 187
Königin Eleonorens Beichte . . . 198
Sir Patrick Spens . . . 203
Schwertſpruch . . . 206
Armſtrongs Gute Nacht . . . 207
Melroſe-Abbey . . . 208
Lin-Lithgow . . . 209
Die Ruinen von Lochleven-Caſtle . . . 210
Chevy-Chaſe, oder: Die Jagd im Chevy-Forſt . . . 211
Das Briſtol-Trauerſpiel, oder: Charles Bawdin's Tod . . . 221
Der Aufſtand in Northumberland. 1. Percy und die Nortons . . . 236
2. Percy's Tod . . . 243
Die Blumen des Waldes . . . 251
Die Schuſter von Selkirk . . . 253
Lesly's Marſch . . . 254
Jacobiten-Lieder . . . 256
Das Begräbniß des Sir John Moore . . . 274
Volkslied . . . 276
Grabſchrift . . . 278

Der alte Derffling.

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und ſelbſt in Schneiderhände
Kam einſt das Heldenſchwert;
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling ſein Honneur.

In ſeinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geſelle
So ſaß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle ſelbſt zu ſein.

Einſt als das Nadelhalten
Ihm ſchier an's Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelſpalten
Iſt doch ein ander Ding;"
Fort warf er Maaß und Elle,
Voll Kriegsluſt, an die Wand,
Und nahm an Nadel's Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonſt focht er ſtill und friedlich,
Nach Handwerksburſchen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;
Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geſchickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

Er ſtieg zu hohen Ehren,
Feldmarſchall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einſt er Schneider war;
Nur fand er einen Spötter,
Verſtund er keinen Spaß,
Und brummte: „für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaaß".

3

Krank lag in ſeinem Schloſſe
Der greiſe Feldmarſchall,
Keins ſeiner Lieblingsroſſe
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er ſprach: „als alter Schneider
Weiß ich ſeit langer Zeit,
Man wechſelt ſeine Kleider, —
Auch hab' ich des nicht Leid.

„Es fehlt der alten Hülle
In Breite ſchon und Läng',
Der Geiſt tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Geſegnet ſei dein Wille,
Herr Gott in letzter Noth!“
Er ſprach's, und wurde ſtille, —
Der alte Held war todt.

Der alte Deſſauer.

Ich will ein Lied euch ſingen!
Mein Held iſt eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen
Und Puder nicht geſpart,
Blitzblank der Rock vom Bürſten,
Und jeder Knopf wie Gold, —
Ihr merkt, es gilt dem Fürſten,
Dem alten Leopold.

All Wiſſenſchaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und ſprach er je von „Richtung",
Meint' er in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marſch,
Und ſelbſt mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barſch.

Nicht mocht' er Phraſen thürmen
Von Fortſchritt, glatt und ſchön,
Er wußte nur zu ſtürmen
Die Keſſelsdorfer Höh'n;
Er hielt nicht viel vom Zweifel,
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja! er war im Leben,
Was man ſo „Schwachkopf" heißt,
Und ſoll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preiſt?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er ſeine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle ſaß.

Wir haben viel von Nöthen,
Trotz allem guten Rath,
Und ſollten ſchier erröthen
Vor ſolchem Mann der That;
Verſchnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann, —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn ſolche Männer dran.

Der alte Zieten.

Joachim Hans von Zieten,
Huſaren=General,
Dem Feind die Stirne bieten,
Thät er die Hundert Mal;
Sie haben's All' erfahren,
Wie er die Pelze wuſch,
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Zieten aus dem Buſch.

Hei, wie den Feind ſie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Zieten ſprach: „ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus."

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz;
Es wies ſich Keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu ſein. —

Der Friede war geſchloſſen.
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebtens noch einmal;
Wie Marſchall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch, in Sansſouci.

Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh', der Zieten ſchlief;
Ein Höfling will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht.“ —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar;
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets im Huſch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Buſch.

Seidlitz.

Herr Seidlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' iſt allenthalben,
Er muſtert Roß und Mann,
Er reitet auf und nieder
Und blickt ſo luſtig drein,
Da wiſſen's alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen ſein.

Noch weit ſind die Franzoſen;
Doch Seidlitz will zu Ball,
Die gelben Lederhoſen,
Sie ſitzen drum ſo prall;
Schwarz glänzen Hut und Krämpe,
Im Sonnenſchein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt ſelbſt wie Sonnenſtrahl.

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit,
Bis Gotha hin zu Balle
Iſt freilich etwas weit,
Doch Seidlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein luſt'ger Abend
Macht Alles wieder gut.“

Die Nacht iſt eingebrochen;
Zu Gotha, auf dem Schloß,
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeſchoß,
Die Tafel trägt das Beſte
An Wein und Wild und Fiſch, —
Da, ungebet'ne Gäſte
Führt Seidlitz an den Tiſch.

Die Witz- und Wortſpiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seidlitz bricht beim Zechen
Den Flaſchen all' den Hals,
Man weiß, das Hälſebrechen
Verſtund er allenfalls.

Getrunken und gegeſſen
Hat Jeder, was ihm ſcheint,
Dann heißt es: „aufgeſeſſen
Und wieder nach dem Feind!“
Der möchte ſich verſchnaufen,
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur, um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann. —

Das waren Seidlitz Späße;
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als ob's im Namen ſäße,
Nahm man ſich da auf's Korn;
Das ſlaviſche Gelichter —
Herr Seidlitz hoffte, traun,
Noch menſchliche Geſichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden,
Die Fürſten kriegten's ſatt;
Nur Seidlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat, —
Oft jagt er drum vom Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So ſchnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod:
Könnt' er zu Roſſe fahren,
Da hätt's noch keine Noth;
Doch auf dem Lager, balde
Hat ihn der Tod beſiegt,
Der draußen, auf der Halde,
Wohl nimmer ihn gekriegt.

Schwerin.

Nun aber ſoll erſchallen
Dir Preis und Ruhm, Schwerin,
Der Du vor Prag gefallen,
Beim Sturme der Batt'rien;
Es lebt, in Eins verſchlungen,
„Schwerin“ und „Schlacht bei Prag“,
Drum ſei Dein Lob geſungen
Durch Deinen Ehrentag. —

Des ſechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au,
Der Feind iſt wohlgeborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten ſeine Flügel
Die Höhen rings beſetzt,
Ein feuerſpei'nder Hügel
Iſt jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geſchlagen! —
Steil iſt die Bergesbahn;
Doch ſiegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb gethan;
Die Grenadiere ſtürmen,
Kartätſchen praſſeln drauf,
Und vor den Hügeln thürmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt vernichtet
Schwerin's Leib-Bataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So ſteht ein zweites ſchon;
Getroffen ſinkt danieder
Gen'ral von Winterfeld,
Und die zerſchoſſ'nen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

Sie fliehn. Die alte Erde
Bebt ſelbſt, als ob ihr's graut,
Da ſteigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach“ ſo ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit ſeiner Greiſenhand. —

Die Hügel ſind erſtiegen,
Die Kaiſerlichen fliehn,
Doch trauervolles Siegen,
Im Sterben liegt — Schwerin;
Vier Kugeln, erzgegoſſne,
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerſchoſſne,
Sein Bahrtuch iſt ſie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelſchlag,
Solch Tag des Glücks iſt trüber
Als manch ein Unglückstag;
Wie Wetterwolken-Schwere
Sieht man's am Himmel ziehn,
Sie ziehn vorauf dem Heere
Und deuten — auf Kolin.

Prinz Louis Ferdinand.

Sechs Fuß hoch aufgeſchoſſen,
Ein Kriegsgott anzuſchaun,
Der Liebling der Genoſſen,
Der Abgott ſchöner Fraun,
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußen-Degen —
Prinz Louis Ferdinand.

Die Generalitäten
Kopfſchütteln früh und ſpät,
Sie räuſpern ſich und treten
Vor Seine Majeſtät,
Sie ſprechen: „nicht zu dulden
Iſt dieſer Lebenslauf,
Die Mädchen und die Schulden
Zehren den Prinzen auf.“

Der König drauf mit Lachen:
„Dank ſchön, ich wußt' es ſchon;
Der Weg ihn kirr zu machen,
Heißt Feſtungs-Garniſon;
Er muß in die Provinzen
Und nicht länger hier verziehn,
Nach Magdeburg mit dem Prinzen, —
Nie Urlaub nach Berlin."

Der Prinz vernimmt die Mähre,
Saß eben bei ſeinem Schatz:
„Nach Magdeburg, auf Ehre
Das iſt ein ſchlimmer Platz!"
Er meldet ſich am Orte
Und es ſpricht der General:
„„Täglich elf Uhr zum Rapporte
Ein für allemal!""

O Prinz, das will nicht munden,
Doch denkt er: „ſei geſcheidt,
Volle vierundzwanzig Stunden
Sind eine hübſche Zeit,
Relais, viermal verſchnaufen,
Auf dem Sattel Nachtquartier
Und kann's ein Pferd nicht laufen,
So laufen's ihrer vier."

Hinfliegt er wie die Schwalben,
Fünf Meilen iſt Station,
Vom Braunen auf den Falben,
Das iſt die Havel ſchon,
Vom Rappen auf den Schimmel,
Nun faßt die Sehnſucht ihn,
Drei Meilen noch — hilf Himmel
Prinz Louis in Berlin.

Gegeben und genommen
Wird einer Stunde Glück,
Dann flugs wie er gekommen
Im Flug auch geht's zurück,
Elf Uhr am andern Tage
Hält er am alten Ort
Und mit dem Glockenſchlage
Da ſteht er zum Rapport. —

Das war nur bloßes Reiten,
Doch wer ſo reiten kann,
Der iſt in rechten Zeiten
Auch wohl der rechte Mann;
Schon über Thal und Hügel
Stürmt oſtwärts der Koloß,
Prinz Louis ſitzt am Flügel
Im Rudolſtädter Schloß.

Es blitzt der Saal von Kerzen,
Zwölf Lichter um ihn ſtehn,
Nacht iſt's in ſeinem Herzen
Und Nacht nur kann er ſehn,
Die Töne ſchwellen, rauſchen,
Es klingt wie Lieb und Haß,
Die Damen ſtehn und lauſchen
Und was er ſpielt iſt das:

„Zu ſpät zu Kampf und Beten,
Der Feinde Roſſes-Huf
Wird über Nacht zertreten
Was ein Jahrhundert ſchuf,
Ich ſeh es fallen, enden
Und wie alles zuſammenbricht,
Ich kann den Tag nicht wenden,
Ihn leben will ich nicht.“

Und als das Wort verklungen,
Rollt Donner ſchon der Schlacht,
Er hat ſich aufgeſchwungen,
Sein Herz noch einmal lacht,
Vorauf den andern allen
Er ſtolz zuſammenbrach,
Prinz Louis war gefallen
Und Preußen fiel — ihm nach.

Die Fahne Schwerins. *)

Im Arſenal, dem alten,
Zu Petersburg am Dock,
Zerſplittert und zerſpalten
Steht ein alter Fahnenſtock;
Er ſteht in ſeiner Ecken
An die hundert Jahre nun,
Mit den andern Fahnenſtöcken
Hat er nichts zu thun.

Der Fahnen jüngſte ſchmunzelt:
„He, Kamerad im Eck,
Warum ſo viel gerunzelt?
Das bringt uns nicht vom Fleck;
Nicht ewig ſtumm und einſam -
Und nicht ſo ſteif=apart,
Geſellig hübſch, gemeinſam
Und etwas Lebensart.“

---

*) Befindet ſich jetzt wieder im Zeughauſe zu Berlin.

Des Alten Augenlider
Zwinkern das Fähnlein an,
Das ſchlägt die Augen nieder, —
D'ran hat es Recht gethan.
Aufhorchte der Fahnen jede,
Als d'rauf der Alte ſpricht:
„Deinen Rath und Deine Rede,
Ich hörte ſie lieber nicht.

„An meines Schaftes Runde
Sieh hier den Silberring,
Er deckt die breite Wunde,
Die ich bei Prag empfing;
Zerſplittert hat, zerſpalten
Die Kugel mich von Erz,
Schwerin, der mich gehalten,
Dem ging ſie durch das Herz.

„Wen ſolch ein Held getragen
In ſolcher Preußenſtund',
Dem will es nicht behagen
Auf fremdem, ruſſiſchem Grund;
Der will unter Trommelchören
In Berlin im Zeughaus ſtehn
Und den „Deſſauer" wieder hören,
Und von Hohenfriedberg den."

Im Arſenal, dem alten,
Zu Petersburg am Dock,
Zerſplittert und zerſpalten,
Sprach ſo der Fahnenſtock.
Die andern nickten leiſe,
Der Zugwind wehte ſacht,
Immer ſtiller ward's im Kreiſe; —
Ein Stern ſchien durch die Nacht.

Der alte Fritz.

(Zur Enthüllungsfeier 1851.)

Biſt endlich da! Gott ſei's geklagt
Haſt lange warten laſſen;
Nun lehr' uns wieder, unverzagt
Den Feind beim Schopfe faſſen,
Den Feind im Oſt, den Feind im Weſt,
Die Feinde drauß und drinnen,
Zerreiß die Netze dicht und feſt,
Womit ſie uns umſpinnen.

Blitz' nur herab von Deiner Wacht!
Solch Wächter mag uns taugen:
Wir brauchen wieder, Tag und Nacht,
Die Alten=Fritzen=Augen;
Blitz' nur herab! und wenn im Nu
Die Schleicher Du errathen,
Dann heb den Stock und droh: „Du, Du!“
Wie weiland dem Kroaten.

Blitz' nur herab von Deiner Wacht!
Und wenn uns Feinde ſpotten,
Pandurenthum und Slavenmacht
Sich rings zuſammenrotten,
Dann, Dir zu Füßen, weck' und wink'
Den alten Leibhuſaren,
Und ſprich: „He, Zieten, ſattl' er flink,
Wir woll'n mal drunter fahren."

Vor allen aber blitz' in's Herz
Den Lenkern und den Leitern,
Sei Du das Vorgebirg von Erz,
Dran ihre Aengſte ſcheitern;
Ruf ihnen zu: „mein war der Muth,
Dies Preußen aufzurichten,
Es thut nicht gut, es thut nicht gut
Solch Zagen und Verzichten.

„Wohl angeſichts von meinem Schloß
Mag ich hier droben wohnen,
Doch gilt's mein Volk — mit Mann und Roß
Einſchmelzt mich zu Kanonen;
Wohl thron' ich hier auf ſichrem Sitz,
Mein Schimmel ſelbſt ward erzen,
Doch ſichrer thront der alte Fritz
In alten Preußenherzen."

Der Wetterſee.

1.

Die Sonne ſinkt in den Wetterſee;
Da ſteigt — mit dem Neck und der Waſſerfee —
Von Gold und Rubin, aus des Seees Gruft,
Ein Schloß an die abendgeröthete Luft.

Der Mond geht auf; da blaſſen Rubin
Und Gold zu Silber und Aquamarin;
Und hervor aus dem Schloß, hinaus zum Tanz,
Lockt die Nixen der Mondesglanz.

Teichroſen flechten ſie, draußen im Saal,
Um Stirn und Nacken ſich allzumal,
Als bangte jede, des Mondes Licht
Selbſt könne bräunen ihr Angeſicht.

Dann ſchlingen ſie Tänze, dann tönt ihr Geſang
Zu Necken's melodiſchem Saitenklang,
Bis blaſſer das ſcheidende Mondlicht blinkt,
Und Schloß und Neck und Nixe verſinkt.

2.

Nun baut ihren finſtern Palaſt die Nacht,
Da heult es im Walde, da knickt es und kracht, —
Ihren Renner, zottig und grau,
Reitet zur Tränke die Haidefrau.

Ihr Roß iſt ein Wolf, ſchnell wie der Wind,
Blindſchleichen die Zügel des Renners ſind,
Eine Natter iſt Peitſche, ein Igel iſt Sporn,
So jagt ſie herbei durch Dickicht und Dorn.

Wetteifernd funkelt das Katzengrau
Der Augen von Wolf und Haidefrau,
Man ſieht, bei ſolchem Blitzen und Sprühn,
Die lechzende Zunge des Wolfes glühn.

Er trinkt aus dem See, dann lenkt er den Schritt,
Und am Ufer entlang geht der nächtliche Ritt,
Bis früh am Morgen, ſtatt Neck und Fee,
Fiſcher durchfurchen den Wetterſee.

Der Wenerſee.

Mit dem Meergott kämpften heißer die Giganten einſt, denn je;
Siegreich, aus des Nordmeers Armen, riſſen ſie den Wenerſee,
Bauten, zwiſchen Sohn und Vater, einen länderbreiten Damm,
Stellten vor das Thor, als Wächter, einen ganzen Felſenkamm.

Oft erfaßt den See ein Zittern tiefer Sehnſucht, und er lauſcht,
Wenn's, gleich fernem Meeresbrauſen, in den Tannengipfeln rauſcht,
Beim Geheul der Wölfe wähnt er, daß die Windsbraut nahe ſei,
Und im heiſren Lied des Hähers hört er nur der Möve Schrei.

Frühling wird's, und dreißig Ströme zahlen plötzlich ihm Tribut,
Dreißig Ströme, die ſonſt meerwärts niederſtürzten ihre Fluth,
Mit der Waſſer Steigen ſteigt auch das Gefühl ihm ſeiner Kraft,
Und dem Freiheitsdrang geſellt ſich jetzt der Zorn ob ſeiner Haft.

Hoch ſchon überragt der Spiegel ſeiner Fluth den Rieſendamm,
Zwiſchen ihm und ſeiner Heimath hebt ſich nur der Felſenkamm,
Da, in ſiegesſichrem Muthe, ruft er: „Vater, meine Hand
Streck' ich Dir noch heut entgegen durch das felsbewachte Land.“

Und der dreißig Ströme jeden ſchleudert er als Wurfgeſchoß
Auf den Wächter, und zertrümmert Haupt und Glieder dem Koloß,
Den gewalt'gen Rumpf des Felſens überſchäumt ſein Waſſerſchwall,
Und zum erſten Mal, zur Tiefe donnert der Trolhätta-Fall.

In dem Rieſendamme wühlt er ſich mit leichter Müh ein Bett,
Und das Meer kommt ihm entgegen und ſie graben um die Wett',
Jauchzend reichen Sohn und Vater zum Willkommen ſich die Hand,
Felſenglieder, wie Trophäen, decken rings umher das Land.

Ein Jäger.

Ich kenn einen Jäger, man heißt ihn „Tod:"
Seine Wang iſt blaß, ſein Speer iſt roth,
Sein Forſt iſt die Welt, er zieht auf die Pirſch,
Und jaget Elenn und Edelhirſch.

Im Völkerkrieg, auf blutigem Feld,
Iſt's, wo er ſein Keſſeltreiben hält;
Haß, Ehrſucht und Geizen nach Ruhmesſchall
Sind Treiber im Dienſte des Jägers all!

Nicht fürcht ich ihn ſelber, wie nah er auch droht,
Doch wohl ſeine Rüden: Gram, Krankheit und Noth,
Die Meute, die ſtückweis das Leben zerfetzt,
Und zögernd uns in die Grube hetzt.

Junker Dampf.

Aus einem edlen Stamme
Entſproß der Junker Dampf:
Das Waſſer und die Flamme
Erzeugten ihn im Kampf;
Doch hin und her getragen,
Ein Spielball jedem Wind,
Schien aus der Art geſchlagen
Das Elementenkind.

Ja, frei an Füß' und Händen
Iſt er ein lockrer Fant,
Doch hinter Kerkerwänden
Da wird er ein Gigant:
In tauſend Trümmerreſte
Zerſchlägt er jede Haft,
Mit ihrer Dicht' und Feſte
Wächſt ſeine Rieſenkraft.

Selbſt da, wo ſeiner Zelle
Ein ſchmales Pförtchen blieb,
Ringt er nach Luft und Helle
Mit ſolchem Sturmestrieb,
Daß, wenn ihn beim Entwiſchen
Des Thores Enge hemmt,
Den Kerker, unter Ziſchen,
Er auf die Schulter klemmt;

Und ſo, trotz eh'rner Feſſel
An Füßen noch und Hand,
Reißt er den Kerkerkeſſel
Im Fluge mit durch's Land,
Reißt ganze Häuſerreihen
Mit fort, wie Wirbelwind,
Bis wieder er im Freien
Nichts, als — ein ſpielend Kind.

Sylveſter-Nacht.

Das Dorf iſt ſtill, ſtill iſt die Nacht,
Die Mutter ſchläft, die Tochter wacht,
Sie deckt den Tiſch, ſie deckt für zwei,
Und ſehnt die Mitternacht herbei.

Wem gilt die Unruh? wem die Haſt?
Wer iſt der mitternächtge Gaſt?
Ob ihr ſie fragt, ſie kennt ihn nicht,
Sie weiß nur, was die Sage ſpricht.

Die ſpricht: wenn wo ein Mädchen wacht
Um zwölf in der Sylveſternacht,
Und wenn ſie deckt den Tiſch für zwei,
Gewahrt ſie, wer ihr Künftger ſei.

Und hätt' ihn nie geſehn die Maid,
Und wär' er hundert Meilen weit,
Er tritt herein und ſchickt ſich an,
Und ißt und trinkt, und ſcheidet dann. —

Zwölf ſchlägt die Uhr, ſie horcht erſchreckt,
Sie wollt' ihr Tiſch wär' ungedeckt,
Es überfällt ſie Angſt und Graun,
Sie will den Bräutigam nicht ſchaun.

Fort ſetzt der Zeiger ſeinen Lauf,
Niemand tritt ein, ſie athmet auf,
Sie ſtarrt nicht länger auf die Thür, —
Herr Gott, da ſitzt er neben ihr.

Sein Aug' iſt glüh, blaß ſein Geſicht,
Sie ſah ihn all' ihr Lebtag nicht,
Er blitzt ſie an, und ſchenket ein,
Und ſpricht: „heut Nacht noch biſt Du mein.

„Ich bin ein ſtürmiſcher Geſell,
Ich wähle raſch, und freie ſchnell,
Ich bin der Bräut'gam, Du die Braut,
Und bin der Prieſter, der uns traut.“

Er faßt ſie um, — ein einz'ger Schrei;
Die Mutter hört's, ſie kommt herbei;
Zu ſpät, — verſchüttet liegt der Wein,
Todt iſt die Tochter, und — allein.

Die arme Elſe.

Die Mutter ſpricht: „lieb Elſe mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt ſich in einander ein,
Auch ohne Liebesquälen;
Manch' Eine nahm ſchon ihren Mann,
Daß ſie nicht ſitzen bliebe,
Und dünkte ſich im Himmel dann,
Und alles ohne Liebe.“

Jung-Elſe hört's und ſchloß das Band,
Das ew'ge am Altare,
Es nahm, zur Nacht, des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Zur Opferbank ſie triebe,
Sie gab ihr Alles nach — Gebot,
Und alles ohne Liebe.

Der Mann iſt ſchlecht, er liebt das Spiel,
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hauſe weint zu viel,
Und ewig ſchrein die Kinder;
Spät kommt er heim, er koſt, er — ſchlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägt's, wie nur die Liebe trägt,
Und alles ohne Liebe.

Sie wünſcht' ſich oft: „es wär' vorbei,“
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber ſucht ſie, immer neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie ſchmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt bei Seit' ſie ſchiebe,
Sie nennt ihn: ihren liebſten Mann,
Und alles ohne Liebe.

Treu-Lischen.

„Mein Lischen, ſtell das Weinen ein,
Auf Regen folgt ja Sonnenſchein,
Ich kehr' mit Schwalb' und Flieder
Und wohl noch früher wieder.“

Der Burſche ſprach's. Vom Giebeldach
Sah ihm Treu-Lischen lange nach,
Bis Hoffnung wiederkehrte
Und ihren Thränen wehrte.

Die Aeuglein wurden wieder klar,
Das Herze jeden Kummers bar, —
Sie wußte, mit dem Flieder
Kam ihr der Liebſte wieder.

Der Frühling kam mit Duft und Klang,
Treu-Lischen harrte mondenlang,
Herbſtwind durchfuhr den Garten, —
Vergeblich war ihr Warten.

Wohl kam der Frühling viele Mal,
Ihr Liebſter nimmermehr in's Thal,
Doch Lenz um Lenz auf's Neue
Rief ſie: „nun kommt der Treue!“

Es konnt ihr Herz, das Jahr um Jahr
Dem Liebſten treu geblieben war,
Es konnt's ihr Herz nicht faſſen,
Er habe ſie verlaſſen.

Grau ward ihr Haar, welk ihr Geſicht,
Das Alter kam, ſie wußt' es nicht,
Ihr Hoffen und ihr Lieben,
Ihr Herz war jung geblieben.

Und als der Tod ſie heimgeführt,
Hat ihn das treue Herz gerührt,
Und mit des Liebſten Mienen
Iſt er vor ihr erſchienen.

Sittah, die Zigeunerin.

1.

Im Hochgebirg von Cumberland,
Zu Füßen einer Felſenwand,
Streckt wegesmüd und ſonnermattet,
Von wenig Kiefern nur beſchattet
Und von der Armuth nur bewacht,
Ein Trupp Zigeuner ſich zur Nacht.
Vor ihnen breitet ſeine Fluth
Ein Bergſee bis an Schottlands Grenze,
Und Abendroth=geflochtne Kränze
Beſpiegeln drinnen ihre Gluth.
Des Seees märchenhafte Schöne
Ergreift ſelbſt die Zigeunerſöhne,
Für deren Auge die Natur
Der Anblick eines Freundes nur,
Den man vieltauſendmal betrachtet,
Und nichts Beſondres mehr erachtet,

Bis, wenn er dann urplötzlich fehlt,
Die Lieb' uns doppelt ſtark beſeelt.
Doch ſeltner ſpiegeln jetzt und blaſſer
Des Himmels Roſen ſich im Waſſer,
Und herwärts, von dem See zur Kluft,
Weht kühler ſchon die Abendluft.
Da nimmt das Träumen ſchnell ein Ende,
Geſchäftig regen ſich die Hände,
Und Alt und Jung, und Klein und Groß
Schafft Holz herbei, und Laub und Moos.
Der Eine ſucht in ſeiner Taſche
Den Stahl, daraus er Funken weckt,
Doch eines Andern Tabacksaſche
Hat ſchon das Laub in Brand geſteckt.
Schon wirft die Flamme rothe Lichter
Auf ihre bräunlichen Geſichter;
Schon rupft man das geſtohlne Huhn,
Und eilt, es in den Topf zu thun;
Da, während's drinnen kocht und ſiedet,
Greift einer nach dem Tambourin,
Ob immer hungrig und ermüdet,
Sie fliegen all zum Tanze hin;
Die Augen glühn, die Pfeifen dampfen,
Und immer lauter wird gepocht,
Und während ſie den Boden ſtampfen,
Des Pachters Huhn im Topfe kocht.

Der Tanz iſt aus; bei frohem Mahle
Beſchließen ſie den frohen Tag,
Und aus des Seees weiter Schale
Trinkt Jeder, was er trinken mag.
Schlicht iſt der Trunk, die Hirſche dürfen
Ihn theilen an derſelben Stell,
Doch läßt ſich mehr als Waſſer ſchlürfen
Aus Bergesſee und Waldesquell;
Sie trinken, mit dem Trunk der Rehe,
Die Luſt in's tiefſte Herz hinein,
In ungetrübter Gottesnähe,
Und frei, wie Hirſch und Reh zu ſein.

2.

Noch eh' die Sonn' heraufgezogen,
Sind die Zigeuner ausgeflogen.
Als Keſſelflicker, Rattenfänger,
Hanswurſt, Prophet und Bänkelſänger, —
Der Eine rechts, der Andre links,
Zog Alles in die Dörfer rings.
Nur eine Alte, welk und braun,
Und unerquicklich anzuſchaun,
Auf deren Antlitz, vielerfahren,
Sich Liſt und Herzensgüte paaren,

Sucht noch, mit ihren gelben Händen
Schön=Sittah's Anzug zu vollenden.
Zwölf Jahre mocht' die Kleine zählen,
Und während das Zigeunerweib
Sich eilt, ihr ſchwarzes Haar zu ſtrählen,
Schwatzt ſie zu Sittah's Zeitvertreib:
„Die Flechte noch, mein Herzenskind,
Dann auf, in's nächſte Dorf, geſchwind,
Dort mach', auf jedem Pachterhofe,
Dich flugs an Tochter oder Zofe;
Nimm, wenn ſich keine Karte fand,
Die Heirathsluſtge bei der Hand,
Und ſag ihr, noch in dieſem Jahre
Führ' ſie der Liebſte zum Altare.
Kann ſein, es leuchtet ihr nicht ein,
Doch denkt ſie drum, es könnte ſein.
Vor allen aber achte ſchlau,
Ob eine junge Pachtersfrau
Vielleicht um Kinder im Gebet
Seit lange ſchon vergeblich fleht, —
Und Herzchen, haſt du die gefunden,
So ſag der Aermſten unumwunden,
Daß eh' der Kuckuck wiederkehre
Ein Kindlein ihr geboren wäre; —
Sie mag dann ſehn, ihr Glück zu haſchen, —
Wir aber kriegen volle Taſchen.“

Die Alte ſpricht's, die Kleine lauſcht.
Die letzte Flechte wird beendet,
Und als ſie Gruß und Kuß getauſcht,
Hat Sittah ſich in's Dorf gewendet.
Ob ſie der jungen Pachtersfrau
Ihr unfehlbares Schickſal lehrte, —
Erfahren hat man's nie genau;
Doch als ſie Abends heimwärts kehrte
Und dicht an eines Abgrunds Rand,
An dem der ſchmale Pfad ſich wand,
In heitrem Muth vorüberſchritt, —
Nahm ſie ein volles Täſchchen mit.
Die Dornen hatten ſie geritzt,
Der weite Weg ihr Blut erhitzt,
Sie hätt' 'nen Tag von ihrem Leben
Für wenig Waſſer hingegeben.
So eilt den Felsweg ſie entlang;
Da fordert ſchier am Bergeshang
Ein Brombeerſtrauch mit ſchwarzen Beeren
Sie gaſtlich auf, doch einzukehren.
Die Luſt iſt groß, davon zu pflücken,
Und abwärts gleitend auf dem Rücken,
Labt ſie ſich mit des Durſtes Gier, — —
Da weicht der Boden unter ihr.
Umſonſt, daß ſie mit beiden Händen
Selbſt an des Felſens harten Wänden

Sich krampfhaft anzuklammern ſucht, —
Sie ſtürzt hinunter in die Schlucht.

3.

(Gefolgt von ſeinen Meutehunden,
Hat aus dem nahgelegnen Schloß
Der Graf mit ſeinem Dienertroß
Das Kind, beſinnungslos, gefunden.
Doch wenig Wein auf Bruſt und Stirn
Macht bald die Pulſe wieder ſchlagen,
Und heim wird die Zigeuner-Dirn
Zu neuem Lebenslauf getragen.

4.

Die Jahre fliehn; der Spielgenoß
Von Hirſch und Reh, von Quell und Wind,
Iſt jetzt, auf ſeines Retters Schloß,
Des kinderloſen Grafen Kind; —
Vergeſſen iſt, was einſten war:
Die Wildniß und die Einſamkeiten;
Und morgen ſoll, den Kranz im Haar,
Als Braut ſie zum Altare ſchreiten.)

5.

Von Gäſten wimmelt Hof und Halle,
Aus Küch' und Keller lärmt es laut,
Bei Gläſerklang und Liederſchalle
Trinkt man das Wohl der jungen Braut.
Schon an der Feſtestafel oben,
Geſtützt auf ihres Gatten Arm,
Hat Sittah lächelnd ſich erhoben,
Und grüßt der Gäſte lauten Schwarm; —
Da plötzlich ſchallen wilde Töne
Im Hofe drunten am Portal,
Und Lieder der Zigeunerſöhne
Ziehn durch den hochzeitlichen Saal.
Sie tönen lauter ſchon — und wilder
Sauſt in der Luft das Tambourin,
Da treten halbvergeßne Bilder
Auf's Neu vor Sittah's Seele hin.
Sie ruht, wie ſonſt, in tiefen Schluchten
Und hört dem Waldesrauſchen zu,
Sie blickt auf's Neu von Felſenbuchten
Auf Meeresſturm und Meeresruh;
Sie ſchaut der Abendröthe Streifen,
An denen einſt ihr Auge hing,
Und möchte wieder danach greifen,
Wie Kinder nach dem Schmetterling.

Sie hört des Birkhuhns Kreiſchen wieder,
Sie ſieht das Irrlicht wieder glühn,
Das längs der Haide, auf und nieder,
Unſtät wie ſie, zu wandern ſchien;
Sie möchte wieder, wieder wandern
So weit die Himmel Gottes blaun,
Auf's Neu, von einem Tag zum andern,
Mit ihren Brüdern Hütten baun. —
Da, allgemach, erſtirbt die Weiſe,
Und glühend, ohne Blick und Wort,
Schleicht Sittah aus dem Saal, und leiſe
Sich von des Gatten Seite fort.

6.

Die Braut iſt alſobald verſchwunden,
Umſonſt durchſpäht man Flur und Wald,
Sie hat die Grenze ſchon gefunden,
Und ihrer Brüder Aufenthalt.
Schon in des Cheviot wilden Keſſeln
Hat ſie ihr Brautgewand zerſetzt,
Und löſt die langgetragnen Feſſeln,
Wie ihre ſchwarzen Flechten jetzt.
Schon lagert Alt und Jung im Kreiſe
Um eines Feuers Flackerbrand,
Und ihres Liedes wilde Weiſe
Hallt fort von Fels zu Felſenwand:

„Zur Wüſte wieder will der Löwe,
Der Aar zurück in ſeinen Horſt,
Nur auf dem Meere jauchzt die Möve, —
Und wir allein in Schlucht und Forſt.
Ihr könnt den Sturzbach nimmer zähmen,
Die Wildheit iſt ſein Weſen nur; —
Es heißt uns Luft und Leben nehmen,
Nimmt man uns Freiheit und Natur.“

Maria Stuart's Weihe.

Schloß Holyrood iſt öd' und ſtill,
Der Nachtwind nur durchpfeift es ſchrill,
Es klirrt kein Sporn in Hof und Hall',
Nur finſtres Schweigen überall.

Da plötzlich ſchwebt, in luftgem Gang,
Ein hohes Weib die Hall' entlang:
Ihr klares Aug' ſtrahlt ewig=jung
Vom Feuer der Begeiſterung.

Zu Häupten ihr glüht Sternenſchein,
Ihr Haar iſt gold, — wer mag ſie ſein?
Sie kommt, und bringt ihr Angebind
Im Saale drin dem Königskind.

Das Königskind das heißt Marie;
Wie Liedes-Zauber umklingt es ſie
Als, neigend über die Wiege ſich,
Die Leuchtende ſpricht: „ich weihe Dich!“

Sie ſpricht es kaum, da — ſtill und ſtumm
Entſchwebet ſchon ſie wiederum,
Und lachend ſchlüpfen luſt'ge Zwei
Jetzt in die Thür, an ihr vorbei.

Die Eine trägt zu buntem Tand
Einen Pfauenfächer in blitzender Hand,
Es kniſtert die Seide, es bauſcht ihr Kleid,
Das war die Dirne „Eitelkeit“.

Die Andre frech und üppig gar,
Trägt langes aufgelöſtes Haar,
Ihr Aug' iſt ſchwarz, nackt ihre Bruſt,
Das war die Dirne „Sinnenluſt“.

Sie neigen beid' zur Wiege ſich,
Und kichern hell: „wir weihen Dich!“
Da huſcht, — und ihre Wang' erblaßt,
Raſch in den Saal ein dritter Gaſt.

Wie Schatten ſchleicht er an der Wand,
Sein Kleid iſt roth, roth ſeine Hand,
Er ſchaut ſich um, ſein Auge ſticht,
Und meſſerſcharf iſt ſein Geſicht.

Er neigt ſich jetzt und ſpricht das Wort:
„Ich weihe Dich zu Blut und Mord!“
Aufſchreit im Schlaf das Königskind,
Und heller draußen pfeift der Wind.

Der Gaſt iſt fort, doch her und hin
Wirft banger Traum die Schläferin,
Geweiht für's Leben ſchlummert ſie
Die ſchöne, ſchottiſche Marie.

David Rizzio.

1.

Herr Darnley reitet in den Wald, Lord Ruthven ihm zur Seite;
Herr Darnley ſpricht: „was frommt es mir, daß in den Lenz ich reite?
Ich ritt hinaus ein Schreckgeſpenſt mir aus dem Sinn zu ſchlagen,
Ihr aber Ruthven haſtet Euch in's Feuer Oel zu tragen.“

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, als ſei er des zufrieden,
Er ſchweigt, und denkt nur: „wenn es heiß, ſoll man das Eiſen ſchmieden;“
Seit an Maria's Ohr er frech ein Liebeswort verloren,
Hat er der ſchönen Königin im Herzen Haß geſchworen.

Er ſpricht kein Wort, beredter ſpricht ſein Lächeln jetzt und Schweigen,
Er ſieht, von Schritt zu Schritt, das Blut in Darnley's Wange ſteigen,
Der ruft: „ſing aus Dein Rabenlied, und ſpricht's wie Deine Blicke,
Verdamm mich Gott, wenn ich den Fant nicht in die Hölle ſchicke!“

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, und ſpricht: „ſo ſoll ich's glauben
Mein Herr und König zweiſle noch am Spiel der frommen Tauben?
Er wiſſe nicht, was Jeder weiß vom ſchottſchen Königsſtuhle,
Daß Heinrich Darnley's ehlich Weib des David Rizzio Buhle!"

Herr Darnley kehrt gen Edinburg, er hält vor ſeinem Schloſſe:
„Lord Ruthven — ſpricht er — ſo's beliebt, bleibt ihr mein Jagdgenoſſe;
Der Fuchs iſt ſchlau, doch bärg er ſich in ihres Kleides Falten,
Ich jag ihn auf, noch heute Nacht will meinen Schwur ich halten."

2.

Es glänzt der feſtgeſchmückte Saal von Rittern wohl und Frauen,
Vor allen iſt Maria doch als Königin zu ſchauen,
Sie läßt die Zeit bei Spiel und Tanz in raſchem Flug enteilen,
Und nur ihr Gatte zögert noch des Feſtes Luſt zu theilen.

Die Kerzen und die Wangen glühn vor Freuden um die Wette,
Es ſchreitet an Lord Seytons Hand Maria zum Bankette,
Der Becher ſchäumt, Maria winkt ein Saitenſpiel zu bringen,
Ihr Liebling Rizzio nimmt es hin und hebet an zu ſingen:

Der König zog in finſtrem Sinn
Hinaus mit ſeinem Troſſe;
Nachblickt die ſchöne Königin
Dem Reiter und dem Roſſe.

Und als des Waldes Laub und Moos
Den König kaum erlaben,
Da lockt ſie ſchon auf ihren Schooß
Den blonden Edelknaben.

Sie ſtreicht ſein Haar, ſie küßt ſo heiß
Die Lippen ihm und Wangen,
Die aber ſind heut kalt wie Eis
Und athmen kein Verlangen.

Sie flüſtert: „lieber Knabe mein,
Halt' feſter mich in Armen,
Wir wollen eins zur Stunde ſein,
Das wird Dein Herz erwarmen.“

Er aber ſpricht: „'s läßt heut mich nicht
Feſt drücken Dich und preſſen,
Ich hatt' zur Nacht ein Traumgeſicht,
Das kann ich nicht vergeſſen:

„Es trat der König vor mich hin
Als ich Dich wollte küſſen;
Mir iſt ſo bang, lieb Königin,
Als würd' ich ſterben müſſen......“

„„So ſtirb, Du buhleriſcher Thor!““ Herr Darnley ruft's dazwiſchen,
Es fegt im Nu ſein Zornesblick die Gäſte von den Tiſchen,
„„Stirb denn, und dank's im Tode mir, daß ich mit guter Klinge
Zu Deinem böſen Bubenlied das letzte Verslein ſinge.““

Es packt den Sänger Todesangſt: in namenloſem Leide
Hält feſt er, wie ein zitternd Kind, ſich an Maria's Kleide,
Die tritt, halb Furcht halb Zorn im Blick, hervor ihn zu bewahren,
Umſonſt, ſchon iſt des Königs Schwert ihm durch die Bruſt gefahren.

Es hält, die lange Nacht hindurch, Maria Todtenwache,
Zum erſten Mal zieht durch ihr Herz der heiße Wunſch nach Rache;
Die Morgenſonne ſah den Schwur auf ihrer Lippe beben, —
Herr Darnley hat des Sängers Tod bezahlt mit ſeinem Leben.

Maria und Bothwell.

König Darnley liegt erſchlagen,
Graf Bothwell hat es gethan; —
Sechs Lords von Schottland tragen
Die Leiche nach Sankt Alban,
Sie ſtellen bei Fackelſcheine
Den Sarg an den Altar hin; —
Von Trauernden fehlt nur Eine,
Maria, die Königin.

Die ſitzet daheim im Schloſſe,
In funkelnder Niſche des Saals,
Auf dem Sammetpfühl ihr Genoſſe
Iſt der Mörder ihres Gemahls;
Dem Lande kleidet die Trauer,
Der Königin kleidet die Luſt,
Kalt-heiße Wonneſchauer
Durchrieſeln ihr Mark und Bruſt.

Sie ſpricht verlockenden Schalles:
„Nun komm, nun küſſe Dich roth,
Ich danke Dir Alles, Alles,
Mein Leben und — ſeinen Tod;
O ſchau nicht ſo fragend und bange,
O ſchau wie ſonſt mich an,
Leg ab die blaſſe Wange,
Gethan iſt was gethan.“

Die Kerzen brennen wie lüſtern
Und geben ſchwülen Hauch,
Immer leiſer wird das Flüſtern,
Nun ſchweigt das Flüſtern auch,
Ihr Athem lodert zuſammen
Wie Gluth um Gluth ſich miſcht,
Bis mälig in Flackerflammen
So Luſt wie Licht erliſcht.

Still wird's; nur Mondeslichter
Durchhuſchen bleich den Saal,
Es ſchlummern, wie Todtengeſichter,
Graf Bothwell und ſein Gemahl;
Sie ſchlummern; des Windes Weiſe
Erſtirbt im hohen Kamin,
An den Wänden, haſtig-leiſe,
Schatten vorüber fliehn.

Und haſtiger wird ihr Treiben,
Schon graut und dämmert der Tag,
Da ſchlägt's an die klirrenden Scheiben
Und flattert wie Flügelſchlag;
Auffahren die zwei vom Kiſſen,
Verſtört an Haar und Sinn,
Im Traume ward wach ihr Gewiſſen,
Und es murmelt die Königin:

„Hilf Himmel, ich ſah die Meinen
Landflüchtig, der Zügel beraubt,
Der fallenden Krone des Einen
Nachrollte ſein fallendes Haupt,
Und zürnend durch meine Seele
Wie Donner rollte das Lied:
Ich räch alle Schuld und Fehle
Bis in das vierte Glied."

Maria hat es geſprochen,
Graf Bothwell hört es kaum,
Seine Schläfe pulſen und pochen,
Er denkt an den eigenen Traum,
Er ſpricht unter Starren und Stocken:
„Sie grüßte, dann betete ſie,
Abſchnitt ihr der Henker die Locken, —
Ach, Deine Locken, Marie."

Graf Bothwell hat es geſprochen,
Maria hört ihn kaum,
Ihre Schläfe pulſen und pochen,
Sie denkt an den eigenen Traum,
Stumm blicken die Buhlergatten
Sich an ſo blaß, ſo bang; —
König Darnleys blutiger Schatten
Schreitet den Saal entlang.

Der ſterbende Douglas.

(Schlacht von Langſide. 1568.)

Die Heere ſtießen an einander; der Tag iſt heiß, der Himmel finſter,
Vom Hufſchlag dröhnt weithin die Haide, roth tropft der Thau vom ſchwarzen Ginſter;
Es blickt die ſchottiſche Maria von nahen Schloſſes Fenſterbrüſtung,
Ihr Auge haftet auf dem Kampfe, doch in dem Kampf auf Einer Rüſtung.

Dem jungen Douglas folgt ihr Auge; ſie fühlt ihr Herze höher ſchlagen,
Er iſt's, der ſechzehnjährige Knabe, der aus dem Kerker ſie getragen,
Er iſt's, der ihr ein Heer geworben, und durfte doch um Eins nicht werben,
Drum wirbt er jetzt um ſeinen Frieden und um das Glück für ſie zu ſterben.

Wen tragen aus dem Kampfgetümmel ſie dort auf zweiggeflochtner Bahre,
Das Antlitz weiß, und ſchwarz die Rüſtung und roth von Blut die blonden Haare?!
Der Douglas iſt's: Erfüllung wurde des Hoffnungsloſen einz'gem Hoffen,
Es hat ein Schwert von Murray's Mannen in's tiefſte Leben ihn getroffen.

Da liegt er, auf gewirktem Teppich, jetzt an des alten Schloſſes Stufen,
Maria neigt ſich zu ihm nieder, ein Prieſter wird herbeigerufen,
Der reicht den Kelch ihm unter Thränen, Er aber ſegnet dieſe Stunde,
Hätt' langſam ſonſt verbluten müſſen an ſeines Herzens ſtiller Wunde.

Die Bruſt wird kalt, es ſtockt ſein Athem, ſein Auge ſcheint vom Tod geſchloſſen,
Maria küſſt die bleiche Stirne, die ſchon ſo frühe Ruhm genoſſen:
Da ſpielt um ſeinen Mund ein Lächeln, aufglimmt ein letzter Lebensfunken,
Dann iſt er in Maria's Arme zu letztem Schlaf zurückgeſunken.

Die Hamilton's.

oder:

Die Locke der Maria Stuart.

Lord William kam zu ſterben,
Lord William Hamilton;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Nun höre mich an, Sir John!

„Ich laſſe Dir Land und Leute,
Unſren Namen und unſren Ruhm,
Ich laſſe Dir, mehr als alles,
Dieſer Locke Heiligthum.

„Ich ſah die Locke fallen,
Ich hörte der Scheere Schnitt —
Und als Maria gebetet,
Da betete leis ich mit.

„Da hab' ich's ſtill geſchworen:
Zu tragen in Leid und Luſt,
Zu tragen in Jubel und Thränen,
Dieſe Locke auf der Bruſt.

„Ich hab' ſie in Thränen getragen
Und laß erſt im Tode davon; — —
Für die Stuart's zu leben und ſterben
Das ſchwör' auch Du, Sir John."

Lord William hat es geſprochen,
Sir John hat's treu gemeint:
Erſt barg er ſtill die Locke,
Dann hatt' er ſtill geweint.

Er trug ſie zwanzig Jahre
Und als ſein Stündlein kam,
Er mit des Vaters Worten
Die Locke vom Herzen nahm.

Er gab ſie ſeinem Sohne
Und der Sohn dem Enkel dann;
Ihr Erbtheil war die Treue,
Und der Locke Talisman.

Und als auf blinkendem Zelter
König James gen London zog,
Und als auf ſchwarzem Schaffotte
Karls Haupt vom Rumpfe flog;

Und als an der Boyne wieder
„Stuart“ das Feldgeſchrei, —
In Luſt und Leid, die Locke
Und die Hamilton's waren dabei.

Und waren dabei, zuletzt auch,
Als auf Cullodens Plan
Ihre Augen das Diſtelbanner
Noch einmal flattern ſahn.

'ſ war wieder ein Lord William
Und wieder ein Sir John,
Ein Alter und ein Junger,
Doch Jeder ein Hamilton.

Der Junge focht zu Fuße,
Der Alte focht zu Roß,
Bis eine engliſche Kugel
Ihn aus dem Sattel ſchoß.

Hin reicht' er ſeinem Sohne
Die Locke, roth von Blut,
Er hatte nicht Zeit zu ſprechen.
Er ſprach nur: „wahre ſie gut!"

Er wahrte ſie gut, der Junge,
Manch Mond und manches Jahr,
Der Junge ward ein Alter, —
Das Herz blieb wie es war.

Und als in letzten Tagen
Ihm Kunde kam in's Haus:
„Sie trugen im fernen Süden
Den letzten Stuart hinaus;"

Da ſprach er, als er ſterbend
Seinem Sohne die Locke gab:
„Die Stuart's ſind geſtorben,
Doch die Treue kennt kein Grab."

Und ſiehe, die Hamilton's wahren
Bis heut ihren alten Ruhm;
Doch Eines mehr als Alles:
Der Locke Heiligthum.

Katharina von Medici.

Bluthochzeit feierte die Stadt Paris,
Der Glocke Zeichen war in Nacht verklungen
Und durch die Straßen, wie gehetztes Wild,
Wehſchreiend, betend, floh der Hugenott.
Schon zog ein Blutſtreif durch den Seine-Fluß,
Schon lag verſtümmelt, ſiebenfach durchbohrt,
Auf offnem Platz der greiſe Coligny,
Und immer noch, den Mord zum Morde mahnend,
„Laßt Ader!“ ſchrie der tückiſche Tavannes.
Im Schloſſe aber, das ſie Louvre nennen,
An jener hohen Bogenfenſter einem
Stand König Karl, der neunte ſeines Namens,
Und zitterte. Der ungeheure Frevel
Griff ihm in's Herz. Trotz Licht und Fackelglanz
Nacht war's um ihn. Er warf die Büchſe fort;
„Ich kann nicht ſchießen, Mutter!“ rief der König.
Da trat ſie ſelbſt hervor, ſchwarz war ihr Haar,

Schwarz wie der Sammet ihres Schleppenkleides,
Und ihrem Aug' entflammte tiefre Gluth,
Als dem Rubin, der ihr am Nacken blitzte.
„Biſt Du ein Mann?" ſo raunte ſie ihm zu,
„Ein König und — ſo feig? ich mag's nicht glauben."
Das zündete. Der Fürſt, in falſcher Scham
Ergriff er neu das Rohr, ſie aber rief:
„Schau dort das Weib, das Hugenottenweib,
Sie flieht und birgt den Säugling an der Bruſt,
Zertritt das Raupenneſt!" Der König ſchoß;
Ein Wehſchrei klang herauf; ſie aber klatſchte
Laut in die Hand; — — in jener dunklen Nacht
Erloſch der Glanz vom Haus der Mediceer.

Johanna Gray.

Lady Gray fährt auf vom Schlummer (der Morgen dämmerte kaum)
„Gott woll' uns nicht verſuchen! Ich hatt' einen böſen Traum:
Ich ſah einen Purpurmantel treiben auf offner Fluth, —
Ich bückte mich nach dem Mantel, da war es mein eigen Blut."

Sie ſprichts. Auf klingt vom Hofe verworrener Stimmen Schall,
Sieben Reiter ſteigen vom Roſſe und ſchreiten in die Hall,
Sie harren entblößten Hauptes, Lady Gray tritt vor ſie hin,
Sie ſprechen aus Einem Munde: wir grüßen Dich, Königin!

„Und ſtarb mein Herr und König, was ſucht Ihr die Erbin hie,
Die Erbin ſeiner Krone, das iſt Prinzeſſin Marie!"
Da ſprach der ſieben einer, der ſtolze Northumberland:
„„Wir wollen keine Papiſtin auf dem Throne von Engelland.""

„Und wollet ihr nicht Maria, welch' Recht auch immer ſie hätt',
So lebt Anna Bulens Tochter, Prinzeſſin Eliſabeth!" —
„„Anna Bulen war ein Buhlweib"" rief da Northumberland,
„„Wir wollen keinen Baſtard auf dem Throne von Engelland.""

„Und weigert Ihr Beiden die Krone, Eliſabeth und Marie,
So traget die Krone ſelber, ich aber trage ſie nie;"
Da lachte der ſtolze Herzog: „„Täubchen ſchlag ein, ſchlag ein,
Der Habicht iſt über der Taube, Du ſollſt unſre Königin ſein.""

Sie legten ihr um den Mantel, ſie hoben ſie leicht auf's Roß,
Ihrer Locken goldne Fülle über den Purpur floß,
Sie rief ihr Hausgeſinde: „lebt wohl und gedenket mein!"
Sie ſprengte weinenden Auges in den lachenden Morgen hinein.

Und als ſie kamen gen London, horch, Glocken- und Feierklang,
Sie ſprach: „wer iſt geſtorben? wer thut ſeinen letzten Gang?"
Northumberlands Stirn erblaßte, die eben ſo roth noch glomm:
„Die Glocken gelten Dir ſelber und klingen willkomm, willkomm!"

Und als ſie kamen zur City, bis nieder gen Tempel-Bar,
Einen goldnen Schlüſſel reichte die goldne Stadt ihr dar, —
Ein Kranz von dunklen Eichen umfaßte des Goldes Glanz,
Sie rief: mein iſt der Schlüſſel! ſie dachte: mein iſt der Kranz!

Und als ſie kamen zum Tower und die Zugbrück' niederſchlug,
Da bäumte hochauf ihr Leibroß, das ſonſt ſo ſicher ſie trug;
Northumberland riß es am Zügel; — wie hat da das Roß geſchäumt,
Sie ſtreichelte ſeinen Nacken: „ich weiß warum du gebäumt."

Sie trat in die Krönungshalle, Biſchöfe waren bereit,
Zwei Lords mit Scepter und Krone ſtunden an Thrones Seit',
Sie nahm die Perlenkrone und fragte: „wer trug ſie ſchon?"
Die Lords verneigten ſich Beide: „es iſt Anna Bulens Kron'!"

Und nieder aus der Halle ſchritt ſie zur Tower-Kapell',
Inbrünſtig warf ſie ſich nieder an Altars heiliger Schwell',
Aufſtand ſie leichteren Herzens; noch einmal ſah ſie herab:
„Auf weſſen Grabſtein kniet' ich?" „es iſt Anna Bulens Grab."

Sie trat in den Hof des Towers, den deckten weiße Stein',
Die lagen gefügt zum Kreiſe, drauf fiel der Sonnenſchein,
Sie trat in die ſchimmernde Rundung: „gnädige Königin, um Gott,
Auf dieſen weißen Steinen ſtand Anna Bulens Schaffott."

Und als das Wort geſprochen, horch auf! Trompetenklang,
Ueber des Towers Zugbrück' der Rappe Maria's ſprang,
Maria Tudor's Rappe, — ſeht, wie ſie im Sattel ſitzt!
Eines Scheiterhaufens Funke aus ihrem Auge blitzt.

Sie hebt ſich raſch aus dem Sattel, nachwallt ihrer Schleppe Sammt,
Lady Gray, wo ſind Deine Freunde? todt oder zum Tode verdammt! —
Sie ſchreitet hinan zum Throne, triumphirend ſchaut ſie drein:
Ihre feſten Schritte ſprechen: dieſe Stufen ſind mein.

Lady Gray erwacht im Kerker, ſie ſpricht: „Gott Ehr und Preis!“
Drei Tage kommen und gehen, die Steine ſind nicht mehr weiß,
Die Steine ſind ſchwarz verhangen, eine Leiter muß Treppe ſein,
Zwei lächelnde Augen ſprechen: dieſe Stufen ſind mein.

Sie neigt ſich vor dem Volke: Gott ſegne die Königin!
Sie neigt ſich zum Gebete: Mein Heiland, nimm mich hin!
Sie neiget ſich zum Dritten; — da war das Beil bereit; — —
Lady Gray trägt ihren Purpur an Anna Bulens Seit'.

Goodwin-Sand.

Das ſind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie ſind nicht Meer, ſie ſind nicht Land;
Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die ſchäumende Wuth der Wellen bezwungen
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerſchellt,
Sie ſehen die Heimath, ſie ſehen das Ziel,
Da ſchiebt ſich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannſchaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

Die See iſt ſtill, die Ebb' iſt nah
Maſtſpitzen ragen hier und da,
Und wo ſie ragen in die Luft,
Da ſind es Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof iſts, halb Meer halb Land,
Das ſind die Bänke von Goodwin-Sand.

Sir Walter Raleigh's letzte Nacht.

Sir Walter Raleigh ſitzt und ſinnt im Tower.
Vergittert iſt ſein Fenſter, Erz die Thür;
Als ſie ſich ſchloß, ſchloß ſich für ihn das Leben,
Wenn ſie ſich öffnet, — öffnet ſie der Tod.
Ihm lacht kein Gnadenſtrahl; Tyrannenhaß
Hat ihm auf Hochverrath das Wort gedeutet:
„Der Menſchen Recht war vor dem Recht der Stuart's,
Und Könige ſind von Gott, nicht ſelber — Gott.“

Die Nacht iſt da; mitleidig durch die Scheiben
Blickt nur der Mond, und nur der Stunde Schlag,
Trotzbietend dem Verbot des Kerkermeiſters,
Ruft dem Gefangnen zu: noch lebt die Zeit!

Sir Walter aber, auf die weiße Hand
— Blau-adrig längſt von Sorg' und Laſt der Jahre —
Stützt er ſein Haupt, und haſtig weiter ſpürend
Auf oft betretner Fährte des Gedankens,
Vergißt er, traumverloren, Zeit und Welt; — —
Er ſteigt in's eigne Herz hinab und ſchreibt:

Willkommen mir, zu ſcheiden
Von Leben und von Welt,
Mag keinen Gaſt beneiden,
Den's hier zurücke hält:
Arm ſind des Lebens Feſte,
Rings abgeſtandner Wein, —
Das Höchſte und das Beſte,
Wie niedrig und wie klein!

Des Hofes Glanz und Schimmer
Blinkt nur wie faules Holz:
Die Kirche lebt vom Flimmer
Und wird vor Demuth — ſtolz;
Des Reichen Opfer bringen,
Des Muth'gen Märtyrthum, —
Der Quell, draus ſie entſpringen
Heißt Sucht nach Ehr' und Ruhm.

Des Klugen Witz verſchwendet
Der Worte viel — um nichts;
Die Weisheit wird geblendet
Vom Glanz des eignen Lichts;
Selbſt du, des Weltgewimmels
Geprieſenſte, o Kunſt,
Es zeugt dich ſtatt des Himmels
Die Mode und die Gunſt.

Der Glauben iſt veraltet,
Die Lieb iſt eitel Luſt,
Ergebung kniet und faltet
Nur weil es heißt: „Du mußt!“
Die Treu ging längſt verloren
In Schein und Lug und Trug,
Das Glück wird blind geboren; — —
Ich hab' des Spiel's genug.

Willkommen mir, zu ſcheiden
Von Leben und von Welt,
Mag keinen Gaſt beneiden,
Den's hier zurücke hält;
Wem's Leben viel gegeben,
Dem gab es Müh' und Noth,
Der Tod nur iſt das Leben
Und alles Leben — Tod.

Sir Walter ſchrieb's: ein ſeltſam Teſtament,
Mehr eine Beichte als ein letzter Wille;
Da, — während noch der gleichgeſinnte Spruch
„Die Welt iſt eitel“ durch das Herz ihm klingt —
Erfaßt ihn jener Spottgeiſt, der es liebt
In Widerſpruch uns mit uns ſelbſt zu bringen,
Der neben unſre Liebe, unſren Glauben
Als immer fert'ges Fragezeichen tritt
Und wo voll Mitgefühls wir weinen wollen
Uns höhniſch zuruft: „Thor, ſo lache doch!“
Der Geiſt erfaßt ihn, — und Sir Walter's Auge
Hinzwingend auf den Demantring am Finger,
Durchſtreicht er ihm die Weisheit dieſer Stunde
Und giebt des Lebens Thorheit ihm zurück.
Sein Aug' wird hell, Sir Walter ſieht nur eins:
Den Sonnen=Tag, der dieſen Ring ihm brachte.

Zu Windſor war's, inmitten Waldesluſt,
Durch's Eichenlaub floß goldne Mittagsſonne
Und wo die Jagd all ihre Schätze häufte,
Wo hundertfach der Hirſch im Blute lag,
Im Aug' des Reh's die Todesthräne blinkte
Und wo der wilde Eber, nun ſo zahm,
Der Furchen keine mehr im Erdreich riß,
Da wuchs — als hätt ſammt ſeinen Jagdgeſellen
Sich Robin Hood in's Riedgras hin gelagert, —

Auf grünem Plan ein Feſtmahl aus der Erde:
Mit duftgem Mooſe war der Tiſch gedeckt,
Am Jagdſpieß briet das Rundſtück und der Ziemer,
Vom nahen Hügel ſprudelte der Quell,
Daneben aber, ſelber ſchier ein Hügel,
Lag für die durſtigſten der durſt'gen Kehlen
Ein Stückfaß goldnen Weines, — Vögel ſangen,
Nichts fehlte — nur der königliche Gaſt.
Da ſcholl ein Horn, und ſieh, in raſchem Jagen
Geſtrüpp und dichtes Farrnkraut leicht durchbrechend,
Erſchien auf hohem Roß die hohe Frau,
Und jetzt, voll Kraft ſich aus dem Sattel ſchwingend,
Berührte ſchon ihr Schleppenkleid den Boden,
Da ſtutzte ſie, — — des Waldgrund's Feuchte lag
Ein ſchwarzer Spiegel ſchillernd ihr zu Füßen.
Sie ſtutzte; — wohl! doch Augenblicke nur:
Denn pfeilgeſchwind herab zum Teppichdienſte
Flog Ritter Raleigh's goldgeſtickter Mantel
Und lächelnd nieder trat Eliſabeth.

Das war ein Tag! noch die Erinnrung dran
Gießt Lebensluſt durch des Gefangnen Adern;
Er will nicht ſterben; ſchmeichleriſche Träume
Rückſpiegeln ihm die Großthat manchen Tags
Und ſeines Klägers Unrecht gegenüber
Anklammernd ſich an ſeines Ruhmes Recht,

Springt er jetzt auf und ruft: „Verſuch es, Stuart!
Schwer wiegt Dein Haß, doch ſchwerer mein Verdienſt:
Irland ſtand auf, — mein Degen warf es nieder;
Cadix bot Trotz, — ich brach den Trotz im Sturm;
Und als des finſtren Philipp's Rieſenflotte,
Ein Waſſer-Goliath vor Alt-England trat,
Da barg mein Schiff die auserwählte Schleuder, —
Gott gab die Kraft, ich aber ſchwang den Stein."

Sir Walter ſpricht's; die Enge ſeines Kerkers
Mit raſchrem Schritt durchmeſſend, preßt er jetzt
— Als ſuch' er Kühlung für die heiße Stirn —
Sein fiebrig Haupt an ſeines Fenſters Gitter;
Und jetzt durch trübes Scheibenglas hindurch
Nachblickend der zerriſſ'nen Wolken Zug, —
Fährt plötzlich er zurück: in's Glas gekritzelt
Steht „Eſſex" und ein Sterbekreuz darunter.

Seltſames Spiel! dieſelben Wände ſind's,
Drin einſt — wie er, verklagt auf Tod und Leben —
Sein Nebenbuhler ſaß, zugleich — ſein Opfer;
Und ſiehe da! durch's Herz ihm, das noch eben,
Gefälſchter Schuld und Klage gegenüber,
Von Ruhmes-Recht geträumt, — gehn jetzt die Schauer
Wahrhaft'ger unauslöſchbar-tiefer Schuld.
Er zittert, und als ſcheu, zum zweiten Male

Sein Aug' er jetzt erhebt, da ſind's des Grafen
Schriftzüge nicht, nein, Züge des Geſichts,
Und eine Grabesſtimme ruft ihm zu:
„Irland ſtand auf, — gleich Dir, ich warf es nieder,
Cadix bot Trotz, — ich nahm's im Sturm, wie Du;
All meine Schuld, nicht größer als die Deine,
War königlicher Gunſt verzognes Kind.
Doch fiel mein Haupt; horch auf, es mußte fallen,
Denn ſieh, als leiſe ſchon das Wörtchen „Gnade"
Den Weg vom Herzen auf die Lippe nahm,
Erſchlug die Tücke meines Nebenbuhlers
Das ſüße Wort; — und als der Herrin Huld
Auch da noch ſchwankte meinen „Tod" zu ſchreiben,
Da führte wer die Hand? Sir Walter, Du!
Vernimm: die alte Schuld deckt nun die neue;
Bereite Dich, Du zahlſt ſie mit dem Tod."

Die Stimme ſchwieg; der Morgen kam; — die Zelle
War öd' und leer; doch auf dem Gras des Hofes
Lag Thau der Nacht und Walter Raleigh's Blut.

Cromwell's letzte Nacht.

Mir ſagt's nicht nur des Arztes ernſte Miene,
Selbſt fühl' ich's, meine Stunden ſind gezählt.

Der tolle Traum, der mich vom Lager ſchreckte,
Er war nicht Ausgeburt des heißen Hirn's,
Auch Stimme nicht des mahnenden Gewiſſens,
Er war ein Ruf aus einer andren Welt,
Zum Hintritt vor den Richter mich zu rüſten.

Ein wüſter Traum! wüßt ich, in nächſter Nacht
Wird mir der Schlaf ein gleiches Schreckniß bringen,
So möchte dieſe Stunde noch der Tod
Statt jenes Stuart an mein Lager treten.
Ernſt ſtand er vor mir; um den nackten Hals
Trug, ſtatt des Schmucks, er einen rothen Streifen,
Und als er, wie vordem, zu leichtem Gruß
Nach dem Barett auf ſeinem Haupte faßte,

Nahm er den Kopf von ſeinem blutgen Rumpf.
Mein Auge ſchloß ſich; als ich's ſcheu geöffnet,
Sah wieder ich den purpurfarbnen Streifen,
Er winkte mit dem Finger mir, zu folgen,
Und ſchwand dann, rückwärts ſchreitend, in der Thür.

Was ſchreckt das Traumbild mich des todten Mannes
Und weckt in mir den alten Aberglauben
An eines Königs Unverletzlichkeit?
Das Schwert des Henkers wär' wie Glas zerſprungen,
Wenn Gottes Will' ihn unverletzlich ſchuf.
Was iſt die Unantaſtbarkeit des Königs?
Nichts als ein Vorrecht, das die Zeit ihm leiht:
Der kühne Normann, der bei Haſtingsfield
Den König Harald in den Staub geworfen,
Was war er Beſſres als der Cromwell heut,
Der jenen Carl bei Marſton-Moor geſchlagen?

Es ſoll nicht mehr ſein blutig Haupt mich ſchrecken!
Es lebt in mir: ich war ein Gotteswerkzeug,
Und auserwählt zu retten und zu ſtrafen.
Ich ſah das Schiff, vom Sturm umhergeſchlagen,
Der Klippe nah, dran es zerſchellen mußte:
Ich ſprang hinzu, von ſeinem Platze drängt ich
Den ſchwachen Steurer, und mit ſichrer Hand
Lenkt ich das Schiff, als Lootſe, in den Hafen.

Es war noch immer, galt's ein Volk zu retten,
Das Recht des Stärkern nicht das ſchlechtſte Recht.

Daß ich mein Thun mit ſeinem Tod beſiegelt,
Es war Nothwendigkeit; er mußte ſterben,
Es war ſein Blut der Mörtel meines Bau's.

Wenn in die Sendung, die an mich ergangen,
Ich Selbſtſucht, Stolz und Eitelkeit gemiſcht,
So weißt Du, Gott, der meine Nächte kennet,
Wie für mein Unrecht bitter ich gebüßt.
Mein Leben war das Leben des Tyrannen,
Ob nimmer auch in Blut ich mich gebadet,
Haß fand ich dort, wo feſten Arms ich drückte,
Und Eiferſucht, wo milden Arms ich hob.

Erfüllt iſt meine Sendung; Gott, ich wollte
Des Mannes Blut wär nicht an meinen Händen!
Hab' ich gefehlt, ſei mir ein gnädger Richter, —
In Deine Hand befehl' ich meinen Geiſt.

Thomas Harriſon.

„Harriſon, Du zitterſt?"

„Ich zittre nicht von verlornem Muth,
Ich zittre von all dem verlorenen Blut,
Von all dem Blute, das ich verlor
Bei Edgehill, Nasby und Marſton-Moor,
Das ich verlor im Kampf wider euch, —
Ich zittre nicht vor dem Todes-Streich."

Die Stuart's.

1.

(Puritaner-Lied.)

Sie dünken nach Gnade und göttlichem Recht
Sich dieſes Landes Erben,
Und ſind doch ein verloren Geſchlecht
Und müſſen alle ſterben.

Sie machten von je den ſündigen Leib
Zum Herrſcher ihrer Seelen, —
Ihre Ahnfrau war das Babelweib,
Von dem die Bücher erzählen.

Sie mußten zweimal das Schaffott
Mit ihrem Blute färben,
Doch unverſöhnt iſt unſer Gott:
Sie müſſen alle ſterben.

Sie konnten errichten Jehovah's Thron,
Sie ſind zu ſchwach befunden,
Nun klopfen an Thür und Thore ſchon
Ihres Hauſes letzte Stunden.

Es kommt ein Wetter, es brauſt ein Strom,
Die Lüge muß verderben, — —
Die Stuarts ſtehen all zu Rom
Und müſſen alle ſterben.

2.

(Lied des Monmouth.)

Es zieht ſich eine blutige Spur
Durch unſer Haus von Alters,
Meine Mutter war ſeine Buhle nur
Die ſchöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten ſich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen ſprachen: ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geſchritten ſind
Ich werd' ihn auch beſchreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das ſchwarze Gerüſt, —
Das iſt ein Stuart-Leben.

Der Tower-Brand.

Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die Höfe leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher hat im Mondenſchimmer ſchon die Schatten ſchreiten ſehn.

Vor dem Zug, im Purpurmantel, ſilberweiß von Bart umwallt,
Schwebt des ſechsten Heinrichs greiſe, gramverwitterte Geſtalt,
Lady Gray dann, mit den Söhnen König Edwards an der Hand; — —
Leiſe rauſcht der Anna Bulen langes ſeidenes Gewand.

Zahllos iſt das Heer der Geiſter, das hinauf, hinunter ſchwebt,
Das da murmelt: „Fluch Dir Tower, dran das Blut der Unſchuld klebt;
Schutt und Trümmer ſollſt Du werden!“ aber machtlos iſt ihr Fluch,
Ehern hält den Bau zuſammen böſer Mächte Zauberſpruch.

Wieder nachtet's, wieder ziehn ſie durch die Räume ſtill und weit,
Plötzlich ſtockt der Zug und ſchaart ſich um ein glimmend Tannenſcheit,
Dann geſchäftig tragen Schnitzwerk, Fahnen, Frangen ſie herzu,
Und zur hellen Flamme ſchüren ſie die matte Gluth im Nu.

Wie das praſſelt, wie das flackert! einen ſprühnden Feuerbrand
Nehmen ſie zum nächtgen Umzug jetzt als Fackel in die Hand,
Weithin wird die Saat der Funken in den Zimmern ausgeſtreut,
Flammen ſollen draus erwachſen; hei, der Fluch erfüllt ſich heut!

Alles ſchläft; doch auf vom Lager ſpringt im Nu der raſche Sturm,
Und er wirft ſich in das Feuer, und das Feuer in den Thurm,
An des Towers Felſenwände peitſcht er ſchon das Flammenmeer,
Und den Segen drüber ſprechend, wogt auf ihm das Geiſterheer.

Doch, als ob das Salz der Thränen feuerfeſt die Wände macht,
Wie wenn Blut der beſte Mörtel, den ein Meiſter je erdacht, —
Seht, wie durſtig auch die Flamme ſich von Thurm zu Thurme wirft,
Hat ſie doch, als wären's Becher, nur den Inhalt ausgeſchlürft.

Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im Tower leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter, klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher wird im Mondenſchimmer noch die Schatten ſchreiten ſehn.

Das Trauerſpiel von Afghaniſtan.

Der Schnee leis ſtäubend vom Himmel fällt,
Ein Reiter vor Dſchellalabad hält,
„Wer da!“ — „„ein britiſcher Reitersmann,
Bringe Botſchaft aus Afghaniſtan.““

Afghaniſtan! er ſprach es ſo matt;
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Commandant,
Hebt ihn vom Roſſe mit eigener Hand.

Sie führen in's ſteinerne Wachthaus ihn,
Sie ſetzen ihn nieder an den Kamin,
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
Er athmet hoch auf und dankt und ſpricht:

„Wir waren dreizehntauſend Mann,
Von Cabul unſer Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind,
Erſtarrt, erſchlagen, verrathen ſind.

„Zerſprengt iſt unſer ganzes Heer,
Was lebt, irrt draußen in Nacht umher,
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
Seht zu, ob den Reſt ihr retten könnt.“

Sir Robert ſtieg auf den Feſtungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all',
Sir Robert ſprach: „der Schnee fällt dicht,
Die uns ſuchen, ſie können uns finden nicht;

„Sie irren wie Blinde und ſind uns ſo nah,
So laßt ſie's hören, daß wir da,
Stimmt an ein Lied von Heimath und Haus,
Trompeter blaſ't in die Nacht hinaus!“

Da huben ſie an und ſie wurden's nicht müd',
Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
Erſt engliſche Lieder mit fröhlichem Klang,
Dann Hochlandslieder wie Klagegeſang.

Sie blieſen die Nacht und über den Tag,
Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
Sie blieſen — es kam die zweite Nacht,
Umſonſt, daß ihr ruft, umſonſt, daß ihr wacht.

Die hören ſollen, ſie hören nicht mehr,
Vernichtet iſt das ganze Heer,
Mit dreizehntauſend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghaniſtan.

Der letzte York.

Lancaſter herrſcht, der Kampf iſt aus, die rothe Roſe hat geſiegt,
Die weiße Roſe, Blatt um Blatt, auf zwanzig blutgen Feldern liegt;
Ein Einzger nur, des Clarence Sohn, deß Herzblut nicht zu Boden floß,
Im Tower ſitzt Graf Edward York, des alten Hauſes letzter Sproß.

Er ſitzt im Tower Jahre ſchon, am ſelben Gitterfenſter ſchier,
Wo ſeinen Vater man ertränkt (er wollt' es ſo) in Malvaſier;
Der Junge hat vom Alten her ererbt den immer leichten Sinn,
Er rechtet mit dem Leben nicht, und wie es fällt, ſo nimmt er's hin.

Die Drehbank kürzt ihm ſeinen Tag, es ſurrt das Rad, es klingt ſein Lied,
Des Morgens iſt er arbeitsfroh, des Abends iſt er arbeitsmüd',
Er wirft ſich auf ſein Lager hin, hat feſten Schlaf und guten Traum,
Daß er ein Sproß vom Hauſe York, der letzte Sproß, er weiß es kaum.

Es ſurrt das Rad; da raſſelt's drauß und klirrt im Schloß, — Flurlicht fällt ein,
Sieh, der Lancaſterkönig ſelbſt, Herr Heinrich Tudor, tritt herein,
Er ſpricht: „Grüß Gott Dich, Vetter York, nimm dieſes Schwert und dieſen Helm
Und drunten nimm mein beſtes Roß, — der Perkin Warbec iſt ein Schelm!

„Der Perkin Warbec iſt ein Schelm, die blöde Menge läuft ihm zu,
Das macht, er nennt ſich Edward York und lügt und prahlet: Er ſei Du;
Der Dieb, er ſtiehlt mir meinen Schlaf, doch ich zerreiß ihm ſeine Liſt,
Komm mit, und ſprich zu allem Volk und zeig', daß Du — Du ſelber biſt.“

Sie reiten durch das Tower=Thor, auf Platz und Straße
wogt es rings,
Das iſt er! raunt die Menge rechts, das iſt er! raunt die
Menge links,
Er hört es nicht, das Puppenſpiel trieb ihm in's Antlitz
Grimm und Gluth,
Mit eins lebendig worden iſt in ihm das alte
Königsblut.

Er grüßt nicht rechts, er grüßt nicht links, er ſtarrt nur
ſchweigend vor ſich hin,
Graf Edward York, wo blieb Dein Erb', des Vaters immer
leichter Sinn?
Sie reiten ſtill bis Ludgate=Hill, der König flüſtert: Vetter,
hier!
Der aber ſchweigt und murmelt erſt am Tower=Thor: das
denk ich Dir.

Und eh die Nacht am tiefſten ſinkt, iſt ſeines Kerkers Zelle
leer,
Ein Strick, aus Tüchern feſtgeknüpft, weht weiß im Winde
hin und her,
Und eh des andern Tages Schein noch hell in ſeine Zelle
fällt,
Da tritt er ſchon, Helm auf dem Haupt, in Perkin Warbec's
flatternd Zelt.

Er ſpricht: „Du nennſt Dich Edward York und Edward York ſo nenn' ich mich,
Wer von uns zwei'n der rechte ſei, beim ewigen Gott, das findet ſich,
Doch, daß Du meinen Namen ſtahlſt und mit ihm würfelſt um den Thron,
Heut dank' ich's Dir aus voller Bruſt, genüber dieſem Tudor-Hohn.

„Entgegen ihm! und ſiegen wir, ſo trägſt Du Englands Krone mit:“ —
Sie zogen aus und ſtritten gut, doch Heinrich Tudor beſſer ſtritt,
Er ſchlug zurück die Stürme all, Graf Edward that den letzten Sturm
Und eh die Nacht am tiefſten ſank, ſaß er auf's Neu im Tower-Thurm.

Der Morgen kommt; da raſſelt's draus und klirrt im Schloß, Flurlicht fällt ein,
Sieh, des Lancaſterkönigs Freund in rothem Mantel tritt herein,
Er ſpricht: „grüß Gott Dich, Edward York, was ich Dir thuen muß, vergieb,
Doch will ich's thun mit feſter Hand und treffen Dich auf einen Hieb.“

Sie ſchreiten durch das Tower-Thor, auf Platz und Straße wogt es rings,
Das iſt er! raunt die Menge rechts, das iſt er! raunt die Menge links,
Er grüßt nach rechts, er grüßt nach links, er ſtarrt nicht länger vor ſich hin,
Graf Edward York hat wieder ganz des Vaters immer leichten Sinn.

Sie ſchreiten ſtill bis Ludgate-Hill, aufragte da das Blutgerüſt,
Graf Edward York zum letzten Mal hat er das Crucifix geküßt,
Die Lerchen ſtiegen himmelan, die Glocken klangen dumpf und matt,
Und roth von Blut zu Boden fiel der weißen Roſe letztes Blatt.

Archibald Douglas.

„Ich hab' es getragen ſieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme was da kommen ſoll
Und komme was da mag.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugeſpitzt.

„Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

„O denk an Alles, was einſten war,
Und ſänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin.“

„„Ich ſeh Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

„„Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch' ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

„„Ich ſeh Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das iſt Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär' ein verlorener Mann.““

König Jakob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt ging ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall
Und ihm ſchütten die Körner ein.

„Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willſt Du nicht, ſo hab' einen Muth,
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier.“

König Jakob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh,
Der iſt in tiefſter Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie Du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und Du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit.““

Schloß Eger
oder:
Drei böhmischer Grafen Tod.

Lärmend, im Schloß zu Eger
Ueber dem Ungarwein,
Sitzen die Würdenträger
Herzogs Wallenſtein:
Tertſchka — des Feldherrn Schwager,
Illo und Kinsky dazu,
Ihre Heimath das Lager,
Und die Schlacht — ihre Ruh.

Luſtig flackern die Kerzen;
Aber der Tertſchka ſpricht:
„Iſt mir's Nacht im Herzen,
Oder vor'm Geſicht?
Dieſe Lichter leuchten
Wie in dunkler Gruft,
Und die Wände, die feuchten,
Hauchen Grabesluft.“

Feurig funkelt der Unger;
Aber der Kinsky ſpricht:
„Draußen bei Froſt und Hunger
Schüttelte ſo mich's nicht,
Hielte lieber bei Lützen
Wieder in Qualm und Rauch;
Wolle Gott uns ſchützen,
Oder — der Teufel auch."

Illo nur, Herz wie Kehle
Hält er bei Laune ſich,
Dicht iſt ſeine Seele
Gegen Hieb und Stich,
Trägt ein Büffelkoller
Wie ſein Körper traun, —
Luſtiger und toller
War er nie zu ſchaun.

Und vom Trunke heiſer
Kreiſcht er jetzt und lacht:
„Das erſt iſt der Kaiſer,
Wer den Kaiſer macht;
Eid und Treue brechen,
Schreckt den Feigen allein,
Hoch, der König der Czechen,
Herzog Wallenſtein!"

Spricht's und jubelt weiter;
Aber, klirrend in Stahl,
Buttlerſche Panzerreiter
Dringen jetzt in den Saal;
Buttler ſelbſt, im Helme,
Tritt an den Illo: „ſprich,
Seid Ihr Schurken und Schelme,
Oder gut kaiſerlich?!“

Hei, da fahren die Klingen
Wie von ſelber heraus,
Von dem Pfeifen und Schwingen
Löſchen die Lichter aus;
Weiter geht es im Dunkeln,
Nein, im Dunkeln nicht:
Ihrer Augen Funkeln
Giebt das rechte Licht.

Tertſchka fällt; daneben
Kinsky mit Fluch und Schwur;
Mehr um Tod wie Leben
Ficht ſelbſt Illo nur,
Schlägt blindhin in Scherben
Schädel und Flaſchen jetzt,
Wie ein Eber im Sterben
Noch die Hauer wetzt.

Licht und Fackel kommen,
Geben düſtren Schein:
In einander verſchwommen
Blinken Blut und Wein;
Ueberall im Saale
Leichen in buntem Gemiſch,
Stumm, vor ſeinem Mahle,
Sitzt der Tod am Tiſch.

Buttler aber, wie Wetter
Donnert jetzt: „laßt ſie ruhn!
Das ſind erſt die Blätter,
An die Wurzel nun.“
Bald in Schloſſes Ferne
Hört man's krachen und ſchrein; —
Schau nicht in die Sterne,
Rette Dich, Wallenſtein!

Der Tag von Hemmingſtedt.

Denk' an den Tag von Hemmingſtedt,
Wo ſiebentauſend abgemäht!
Schläſt Ditmars Vater unterm Sand,
Iſt Ditmars Sohn noch bei der Hand.

Und über Johann von Dänemark kam ſeine finſtre Stunde; —
Er murmelt: „es brennt im Herzen mir die alte Dithmarſen-Wunde!
Beim Himmel, es ſoll nicht Meſſer, nicht Scheer' mir Bart noch Haupthaar ſtutzen,
Bis daß ich nieder ins Joch gebeugt dies bauernſtolze Trutzen."

Und Boten ſendet er in die Marſch, die künden allerwegen:
„Drei Schlöſſer will unſer König und Herr in eure Lande legen,
Nach Meldorf eins, an den Elbſtrom eins und das dritt' an die Lundener Fähre;" —
Es brachte des Zornes viel in's Land die königliche Mähre.

Und von den Bauern Wolf Iſebrand, der ſprach: „er mag nur kommen!
Wir haben aus keines Königs Hand dies Land zu Lehn genommen;
Wir ſind zudem vom Aufrechtgehn verſteift in unſern Hälſen,
Und wer ſeine Schlöſſer auf Marſchgrund baut, der baut ſie nicht auf Felſen.

Dies Land iſt unſer; — wir haben's im Kampf der Sturmfluth abgerungen, —
Wir bangen vor keines Königs Zorn, wir, die wir das Meer bezwungen;
Unſer altes Recht, unſer alter Muth, — ſo werden wir nicht zu Schanden;
Noch lebt der Gott, der bei Bornhörd auf unſrer Seite geſtanden.“

Da gingen die Boten. Bei Rendsburg war's, wo ſie den König trafen,
Der lagerte da, drei Nächte ſchon, ſammt ſeinen Fürſten und Grafen,
Es ſtieß dazu viel kriegeriſch Volk von Jütland und von Fühnen,
All' wollten ſie brechen den Bauernſtolz, und die Schmach des Königs ſühnen.

Von Deutſchland auch viel edele Herrn nieder in's Lager kamen:
Zwei junge Grafen von Oldenburg, Adolph und Otto mit Namen;
Manch altes Geſchlecht von Holſtein auch um den Danebrog ſich ſchaarte:
Fünf Rantzau's, ſieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Und Söldner auch; — Geſindel war's aus Rheinland, Franken und Sachſen,
All' hatten ſich längſt, durch Mord und Brand, in die Schlinge hineingewachſen,
Die „ſächſiſche Garde“ hieß man ſie, wohl auch die „ſchwarze Bande,“
Verheerend, wie der ſchwarze Tod, zogen ſie durch die Lande.

Ihr Führer aber war Junker Slenz, der maß ſechs rheiniſche Schuhe,
Heut brach er am Wege die Schlöſſer ab, und morgen an der Truhe,
In Flechten hing ſein flachſenes Haar, wie Stricke herab, zum Würgen,
Er hatte zwei Feuerräder im Kopf und hieß — der lange Jürgen. —

Und Jürgen Slenz, an der Seite Johanns, vorauf die gepanzerten Glieder,
So führt er heut, unter ſchmetterndem Klang, das Heer in die Marſch hernieder,
Zwölftauſend ſind's; ſchon dringen ſie vor auf der Marſchen getrocknetem Schlamme; —
Um Rache ſchreit in die Nacht hinein brennender Dörfer Flamme.

Die Bauern aber, kaum tauſend Mann, zogen ſich raſch zurücke,
Bis daß ſie kamen, um Mitternacht, an die Hemmingſtedter Brücke,
Sie fanden da Wall und Graben noch aus der Zeit der alten Saſſen,
Und es ſprach Wolf Iſebrand: „hier ſei's, hier wollen wir auf ſie paſſen!“

Man hielt. Nur Einer murmelte barſch: „das mög' unſer Heiland nicht wollen,
Wir ſind hier am Tauſend-Teufels-Wall, wo die Moor-Elfen tanzen und tollen,
Mit den Flammenbüſcheln, das Irrlichtvolk, es hauſt hier unterm Raſen,
Und bei Vollmond kommt das Feuerpferd, um die Büſchel abzugraſen.“

Da ſtutzten die Andern; Wolf aber rief: „was Irrlicht und was Elfen,
Wenn droben der Himmel mit uns iſt, muß auch die Hölle helfen.
Die Nacht iſt ſchwarz, wir brauchen Licht, laßt's nur da unten flimmern,
Wir wollen ein chriſtlich Bollwerk hier trotzdem zuſammenzimmern.“

Da griffen ſie freudig nach Spaten und Axt, vorbei war Murren und Stutzen,
Sie ſchleppten das Brückengebälk herbei, als Pfahlwerk es zu nutzen,
Sie füllten und ſtopften, mit Moor und Schlamm, des alten Erdwalls Lücken,
Und warfen zuletzt ihm Raſen und Sand, drei Fuß hoch, auf den Rücken. —

So kam der Tag, und mit ihm kam, goldblinkend, die ſächſiſche Garde,
Hell ſpiegelte ſich der Morgenſtrahl auf Harniſch und Hellebarde, —
Die trotzige Schaar, raſch rückte ſie vor, gegliedert und dicht geſchloſſen,
Nicht kümmerte ſie der Hagelgruß von Steinen und Wurfgeſchoſſen.

Jetzt war ſie heran, zwiſchen ihr und dem Wall war nur noch des Grabens Quere;
Da ſchnürten die Vorderſten ſchnell in eins je zwölf ihrer kantigen Speere,
Sie warfen, wie Balken, querüber dann die Bündel aus Speer und Lanze,
Und über die fliegende Brücke hinweg wollten ſie gegen die Schanze.

Umſonſt; man ſtieß ſie rücklings hinab, — es fehlte das Brückengelände, —
Da nahmen die Folgenden, ſpringſtockgleich, ihren Speerſchaft in die Hände,
Sie ſetzten ihn auf, und war es mißglückt im Sturmſchritt vorzudringen,
So ſollte nun Sprung= und Hebelkraft im Flug ſie hinüberſchwingen.

Umſonſt auch das: ſie ſprangen zu kurz; wer dennoch das Ufer erklettert,
Der ward, unter wildem Freudengeſchrei, von den Bauern zu Boden geſchmettert,
Dumpf dröhnte die Axt — bis plötzlich jetzt die Freudenrufe verklangen,
Wolf Iſebrand murmelte vor ſich hin: „hilf Himmel, wir ſind umgangen!“

So war's. Zu ſchwanken begann der Kampf, immer mächtiger wurden die Dränger,
Da trat Gott ſelbſt für die Schwachen ein, und rief: „ich will es nicht länger!“
Und er ſchickte die Fluth, die ſtieg am Strand, bis hoch an die Schleuſenpforte,
Und rüttelte dran und rief: „macht auf! da drinnen bin ich am Orte.“

Die Wächter am Strande zögerten noch, da ſieh, unter Schäumen und Kochen,
— Die Hülfe Gottes kam mit Gewalt! — wurde die Schleuſe zerbrochen,
Schon über die Felder von Hemmingſtedt hinbrauſten Wogen und Wetter, —
Das Meer, der Marſen alter Feind, heut kommt es als ihr Retter.

Sie nahmen jetzt wieder feſten Stand hinterm Tauſend-Teufels-Walle,
Da waren ſie ſicher vor der Fluth und behielten den Feind in der Falle;
Der wandte ſich rechts und wandte ſich links, doch der Tod war immer zur Stelle,
Wer floh, den faßte die Marſenfauſt, wer ſtand, den faßte die Welle.

Nur Jürgen Slenz, der ritt an den Wall, als wäre noch nichts verloren,
Einſtieß er tief, zum Sprunge bergan, ſeinem frieſiſchen Hengſte die Sporen.
Jetzt war er hinauf, — er ſchaute ſich um, wie wohl in beſſeren Tagen,
Und rief: „wer ein Herz im Leibe hat, der mag es mit mir wagen!“

Das hörte der Reimer von Wimerſtedt, der hatte Luſt zum Streite,
Er ſprang heran und ſchlug mit der Axt den Speer des Junkers zur Seite,
Er holte dann aus, einen vollen Hieb auf die ſtählerne Bruſt zu führen,
Und — feſt im Panzer ſtak die Axt, thät ſich nicht rücken, nicht rühren.

Der Hieb war gut; doch unverſehrt waren des Jürgen Glieder,
Da riß der Reimer und wuchtete traun am Axtſtiel ihn hernieder,
Er trat ihm dann, fünf Finger breit, das Eiſen zwiſchen die Rippen —
Es kam kein Laut, kein Seufzer mehr über des Junkers Lippen.

Das war das Ende von Jürgen Slenz; mit ihm zu Tode kamen
— Die Knechte und Söldner ungezählt — viel hundert tapfere Namen,
Zumal auch was von Holſtein her um den Danebrog ſich ſchaarte:
Fünf Rantzau's, ſieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Der König aber floh zu Schiff bis in ſeine Stadt am Sunde,
Er trug zu der alten Narbe heim eine neue brennende Wunde,
Die neue Wunde, — bis in den Tod wollt' ihm die nie verharſchen; —
Das war der Tag von Hemmingſtedt, der Brauttag der Dithmarſchen.

Lieder und Balladen,

frei

nach dem Engliſchen.

Das Douglas-Trauerſpiel.

„Zu Roß, Mylord! Leg Waffen an
Und räch' unſres Hauſes Schmach;
Lord William entführt unſre Tochter, —
Auf, auf, und den Flüchtigen nach.

„Und zu Roß! meine ſieben Söhne
Und hinaus, und hinein in die Nacht,
Und eurer jüngſten Schweſter
Habet beſſer Acht.“

Lady Douglas rief's. Sie fuhren all' auf,
Legten Helm und Waffen an:
Lord William und Lady Margret
Die waren noch kaum von dann.

Er hob ſie auf ein milchweiß Roß,
Ein Jagdhorn zu Seiten ihm hing,
Einen Apfelſchimmel beſtieg er ſelbſt,
Und über die Haid' es ging.

Oft, über die linke Schulter hinweg,
Im Reiten er rückwärts ſah,
Den Alten und ſeine Söhne
Anſprengen ſah er da.

„Steig' ab, ſteig' ab, liebe Lady mein
Und nimm mein Roß an die Hand,
Deinem Vater und Deinen Brüdern
Muß ich nun halten Stand.“

Sie nahm ſein Roß; hernieder rann
Keine Thräne auf den Hag,
Bis neben ihren Brüdern
Ihr Vater im Blute lag.

„Halt ein, halt ein, Lord William,
Deine Streiche treffen zu ſchwer,
Ich fände wohl manchen Liebſten noch,
Einen Vater nimmermehr.“

Sie nahm aus dem Mieder ein weißes Tuch
Von niederländiſchem Lein,
Sie wuſch ihres Vaters Wunden damit,
Die waren röther als Wein.

„Nun wähle, lieb Lady, und wähle ſchnell:
Willſt Du gehn oder bleiben, ſprich!“
„„Ich will mit Dir gehn, ich muß mit Dir gehn,
Ich habe ja nur noch Dich.““

Er hob ſie auf ihr milchweiß Roß,
Auf der Haide lag Vollmondſchein;
Seinen Apfelſchimmel beſtieg er ſelbſt
Und ſo ritten ſie querfeldein.

Sie ritten feldein bei Mondenſchein,
Im Schritt halb, halb im Trab;
Und als ſie kamen an einen Quell,
Da ſtiegen ſie langſam ab.

Sie wollten trinken; vorüber rann
Wie Silber die klare Fluth,
Und als ſich Lord William bückte,
Da wurde ſie roth von Blut.

„Halt an, halt an, Lord William,
Du biſt wund bis auf den Tod!“
„„Es iſt mein Scharlachmantel,
Der ſcheint im Waſſer ſo roth.““

Sie ritten feldein bei Mondenſchein,
Im Schritt halb, halb im Trab,
Und als ſie kamen an ſein Schloß,
Da ſtiegen ſie langſam ab.

„Steh auf, ſteh auf, liebe Mutter mein,
Steh' auf und öffne das Thor,
Ich habe mein Lieb gewonnen
Und wir halten beide davor.

Und mache mein Bett, liebe Mutter,
Und ein zweites dicht daran;
Lady Margret muß dicht bei mir ſein,
Auf daß ich ſchlafen kann.“

Lord William ſtarb vor Mitternacht,
Lady Margret vor Tagesfrüh;
Man trug ſie nach Sankt Marieen hin,
Da ſtanden drei Tage ſie.

Er wurde begraben im Kirchenſchiff
Und ſie in der Halle vorn,
Eine Roſe wuchs aus ihrem Grab,
Aus ſeinem ein Hagedorn.

Sie wuchſen hoch und am Kirchdach entlang,
Als wären ſie gern ſich nah,
Und jeder ſagte: „zwei Liebende ſind's!“
Wer ſie ſo wachſen ſah.

Bis endlich der ſchwarze Douglas kam,
Im Herzen Wuth und Weh,
Der riß die beiden Sträucher heraus
Und ſchleuderte ſie in den See.

Jung Musgrave und Lady Barnard.

Jung Musgrave trat in die Kirche,
Sein Kleid war gold und blau;
Er grüßte die ſchönen Frauen,
Nicht ſo Unſre liebe Frau.

Er ſah ſich um im Kreiſe,
Nur Eine fehlte noch,
Eintrat da Lady Barnard,
Das war die ſchönſte doch.

Ihr Auge fiel auf Musgrave,
Ihr Auge wie Sonnenſchein,
Da fühlte des Knaben Herze:
Der Lady Herz iſt Dein.

Sie flüſterte: „Jung Musgrave,
Ich liebe Dich ſeit lang!“
„„So that ich, liebe Lady,
Nur war mein Wort zu bang.““

„Ich hab' ein Haus im Walde,
Verſchwiegen und bewacht,
Und willſt Du kommen, Jung Musgrave,
Jung Musgrave, ſo komm heut Nacht!“

Den Knaben überlief es,
Als habe ſie ihn geküßt,
Er ſprach: „Ich komme lieb Lady
Und wenn ich ſterben müßt.“

Das hörte der Lady Läufer,
Der neben dem Wagen rann:
„Und bin ich Mylady's Läufer,
So bin ich doch Mylord's Mann!“

Er ſprach's und lief waldeinwärts,
Lief über das Haideland;
Die Sterne ſtanden am Himmel
Als vor dem Schloß er ſtand.

„Wach auf, wach auf, Lord Barnard,
Deine Ehr' iſt krank und wund;
Jung Musgrave und Deine Lady
Die küſſen ſich zur Stund.

„Sie küſſen ſich im Walde
In Deines Förſters Haus; —
Laß ſatteln, Mylord Barnard,
Und komm und reite hinaus."

Der Lord fuhr auf vom Lager:
„Lieber Läufer, ſprichſt Du wahr,
Mein Forſt und meine Aecker
Sind Deine auf ein Jahr.

„Doch haſt Du falſch geſprochen
Oder trog Dich falſcher Schein,
An den höchſten Baum im Walde
Sollſt Du gehangen ſein!

„Auf, auf, meine Mannen alle,
Und ſattelt mein ſchnellſtes Thier,
Oft ſind wir raſch geritten,
Heut reiten raſcher wir."

Hin ging es über die Haide,
Lord Barnard's Horn erklang; —
Jung Musgrave küßte die Lady,
Er küßte ſie ſo bang.

„Ich hör' ein Pfeifen und Klingen, —
Das iſt keine Wachtel im Korn,
Das iſt kein Häher im Walde,
Das iſt Lord Barnard's Horn!“

„„Gieb mir die Hand, Jung Musgrave,
Deine Lippen ſind ſo kalt, —
's iſt Pfeif und Horn des Hirten,
Was über die Haide ſchallt.

„„Dein Falk hat Schellen und Bänder,
Dein Roß hat Streu und Korn,
Und Du — Du haſt mich ſelber,
Was kümmern Dich Pfeif' und Horn.““

Und als ſie das geſprochen,
Lord Barnard hält davor; —
Er hatte drei ſilberne Schlüſſel,
Die ſchloſſen Thür und Thor.

Er ſchob zurück den Vorhang,
— Zorn ſchüttelte ſeinen Leib;
„Sag an, ſag an, Jung Musgrave,
Wie findeſt Du mein Weib!“

„„Ich finde ſie ſüß, Lord Barnard,
Ich finde ſie ſüß und traut,
Und ſchliefe doch lieber im Walde
Bei Ginſter und Haidekraut.““

„Steh auf, ſteh auf, Jung Musgrave,
Leg Kleid und Waffen an,
Steh auf, ich mag nicht tödten
Einen unbewehrten Mann.

„Und haſt Du keine Waffen,
Ich hab' zwei Klingen hier,
Nimm Du die beſte und längſte
Und laß die kürzeſte mir.“

Jung Musgrave ſchlug zum erſten,
Er traf Lord Barnard gut,
Lord Barnard ſchlug zum zweiten,
Da lag der Knab' im Blut.

Die Lady warf ſich auf ihn:
„Leb wohl, mein ſüßer Knab',
Will beten für Deine Seele
So lang' ich Leben hab'.“

„„Dann bete ſchnell, lieb' Lady,
Und bete für Dich mit!““
In ihren weißen Nacken
Die rothe Klinge ſchnitt.

Lord Barnard ſtieg zu Roſſe,
Aufglomm der erſte Schein,
„Begrabt ſie bei einander, —
Ein Grab und einen Stein!“

Lord Barnard ritt von dannen,
Sah ſtarr in's Morgenlicht:
„Die Ehre iſt geneſen,
„Mein Herze iſt es nicht!“

Schön-Margret und Lord William.

„Leb wohl, meine ſüße Margret!
Ich hab eine ſtolze Braut,
Morgen mit dem frühſten
Werd ich ihr angetraut.

„Leb wohl, meine ſüße Margret!
Ich freie die ſtolze Maid,
Am Kleide trag ich Hochzeit,
Im Herzen trag ich Leid.“

Es kam der Hochzeitsmorgen,
Zur Kirche ſchritt das Paar,
Schön-Margret ſaß am Fenſter
Und ſtrählte ihr blondes Haar.

Sie ſah die Braut in Seide,
In Sammet den Bräutigam,
Sie legte ſchweigend nieder
Den elfenbeinernen Kamm.

Sie ſchritt zum Strom hinunter
Und brach ein Blümlein da,
Das Blümlein war ſie ſelber; —
Ein Fiſcher ſie treiben ſah. —

Nun blinken die ſtillen Sterne
Ueber dem Hochzeitshaus,
Muſik iſt längſt verklungen,
Die Lichter löſchen aus.

Lord William hält in Armen
Die ſtolze, die braune Maid; —
Da horch, was rauſcht vorüber
In weißem, wallendem Kleid?

Was ſtellt ſich ihm zu Füßen
Und lächelt in Thränen noch?
Was flüſtert ihm zu: „lieb William,
Leb wohl, ich liebe Dich doch!“ —

Aufblitzt die Morgenſonne,
Die Vöglein ſingen vom Baum,
Lord William ſpricht: „lieb Lady,
Ich hatt' einen böſen Traum.

„Ich ſah zwei rothe Roſen,
Und die eine liebt' ich heiß,
Und als ich brach die andre,
Da wurde die Eine — weiß.“

Lord William ſteigt zu Roſſe,
Seine Diener reiten mit,
Er weiß nicht, ſoll er jagen
Oder ſoll er reiten im Schritt.

Er kommt an Margret's Fenſter,
Keine Margret dran zu ſehn,
Er tritt in Haus und Halle, —
Da wußt' er was geſchehn.

Sieben Brüder ſtehen ſchweigend
Um ihrer Schweſter Bahr',
Noch blinken Waſſertropfen
In ihrem goldenen Haar.

„Ich liebte Dich im Leben
Ich liebe Dich im Tod, —
Deine Lippen, könnt' ich ſie küſſen
Bis daß ſie wieder roth.“

Da murrten die ſieben Brüder,
Und der älteſte ſprach laut:
„Lord William, willſt Du küſſen,
So küſſ' Deine ſtolze Braut.“

„Wenn meine Braut ich küſſe,
Küſſ' ich nach Recht ſie nur, —
Ich brach Eurer Schweſter Herze,
Doch brach' ich keinen Schwur.

„Zu Tiſch nun, liebe Mannen!
Die Tafel blinkt von Wein,
Morgen mit dem frühſten
Soll neugedeckt ſie ſein.“

Wohl war ſie neugedecket
Noch eh der Morgen kam:
Schön-Margret ſtarb aus Liebe,
Lord William ſtarb aus Gram.

Er ward im Chor beſtattet,
Und ſiehe, Schön-Margret auch;
Sein Grab trug einen Weißdorn,
Ihrs einen Roſenſtrauch.

Sie wuchſen bis zum Dache
Und reichten ſich da die Hand,
Kein Auge ſah die Beiden,
Das nicht in Thränen ſtand.

Der Küſter hieb ſie nieder
Und warf ſie in die Flamm,
Sie aber wuchſen wieder: —
Treue Liebe kommt zuſamm.

Lord Maxwell's Lebewohl.

„Leb wohl, leb wohl, liebe Mutter mein
Und leb wohl, meines Vaters Haus,
Lebt wohl, es ſoll geſchieden ſein,
Ich muß in die See hinaus;
Leb wohl, du Garten im Sonnenſchein,
Drin die Maienglöckchen ſtehn,
Und leb wohl, lieb Lady, Du Roſe mein,
Ich muß von dannen gehn.

„Lord Johnſton erſchlug ich am Wege hier,
Es war eine dunkle Nacht,
Lord Johnſton erſchlug meinen Vater mir,
Und ſo hab ich's quitt gemacht;
Drei Jahre harrt' ich bei Nacht, bei Tag,
Meinen Vater gerächt zu ſehn,
Ich hab nicht Reu, was kommen mag,
Aber von Dir muß ich gehn.

„Und hätt' ich Reu, ich dächt' an den Tag,
Der wie geſtern vor mir ſteht,
Wo mein Vater auf ſeinen Knieen lag
Und die Johnſtons um Gnade gefleht;
Sie hieben ihm ab die flehende Hand,
Geſchehn iſt, was geſchehn,
Nun muß ich laſſen Lieb' und Land
Und, lieb Lady, von Dir gehn.

„Leb wohl, Carnarven, mein Fels, mein Schloß,
Leb wohl auf manches Jahr,
Leb wohl, du Wald, du ſtiller Genoß,
Darinnen ich glücklich war,
Leb wohl, Lochmabens Birkenhain
Und du Platz, wo die Tannen ſtehn,
Und vor allem leb wohl, lieb Lady mein,
Denn ich muß von Dir gehn.“

Sie hielt ihn an ihr Herz gepreßt:
„„Bleib hier und bleibe mir!
Meines Bruders Schloß iſt ſtark und feſt
Und doppelt feſt mit Dir;
Die Hamiltons und die Douglas beid',
Sie werden zu uns ſtehn, —““
„Es bricht mein Herz in Weh und Leid,
Aber von Dir muß ich gehn.“

Er nahm einen Ring, an dem Ringe hing
Ein Kreuz von rothem Stein:
„Nimm hin den Ring und trage den Ring
Und vor allem gedenke mein,
Denn ach, vergäßeſt Du mich je,
Um nach andrem Glück zu ſehn,
Rückflög' ich über die ſchäumende See
Und um alles wär' es geſchehn."

Der Tag war grau, das Deck war klar,
Lord Maxwell ging zu Schiff,
Der Wind in allen Segeln war,
Die Bootsmannspfeife pfiff;
Ein Streifen ſchwand das Ufer jetzt,
„Ade!" die See ging hohl,
Und Wind und Wogen verſchlangen zuletzt
Lord Maxwell's Lebewohl.

Marie Duchatel.

(Aus der Zeit Maria Stuart's.)

„Welchen Hofſtaat bringt unſre Königin mit?“
„„Sie bringt mit ihre vier Marieen,
Ihre vier Marieen von Frankreich her,
Die müſſen mit ihr ziehn.

Die müſſen ihr plätten und glätten das Bett
Und warten auf der Schwell',
Ich kenne die jüngſte, die ſchönſte,
Das iſt Marie Duchatel.““

Marie Duchatel ſprang an's Ufer,
Im Winde flog ihr Haar,
Der König ſah Marie Duchatel
Und wie ſchön und wie ſchlank ſie war.

Marie Duchatel ſprang in den Bügel,
Ihr Haar war blond und licht,
Der König ſah Marie Duchatel,
Die andern ſah er nicht.

Marie Duchatel ſprang aus dem Sattel
Und zur Kirche ſchritten ſie hin,
Der König ſah Marie Duchatel
Viel mehr als die Königin.

Und eh drei Wochen waren in's Land,
Da ſangen ſie laut und hell:
Was ſind alle Mädchen am Hofe
Gegen Marie Duchatel.

Und eh drei Monde waren in's Land,
Da ſangen ſie, Groß und Klein:
Ach, ohne Marie Duchatel
Könnten wir gar nicht ſein.

Marie Duchatel, Marie Duchatel,
Wolle nicht in den Garten gehn,
Der König iſt da und die Nacht iſt nah
Und du kannſt nicht widerſtehn!

Nun pflücket ſie heimlich vom Kloſterbaum
Und ringt ihre Hände wund,
Doch das Leben unterm Herzen
Wird lebendiger jede Stund.

Und endlich hinaus zum Strande
Schleicht ſie und trägt ihr Kind:
„Nun ſchwimme oder ſinke“
Flüſtert ſie in den Wind. —

Am andren Morgen läuft's auf und ab:
„Wiſſet ihr was geſchah?
Marie Duchatel hat ein Kleines
Und das Kleine iſt nicht da.“

Und die Königin ruft Marie Duchatel,
Die zittert und kommt geſchwind:
„Ich hörte zu Nacht 'was wimmern!
Sag an, wo iſt Dein Kind?“

„„Ich habe kein Kind, Mylady,
Denket nicht ſo ſchlecht von mir,
Ich hatte Stiche und Schmerzen
Unterm Herzen hier.““

„Und hatteſt Du Stiche und Schmerzen,
Wohlan, heut biſt Du geſund,
Bring mir meinen Mantel von Scharlach,
Wir reiten noch dieſe Stund;

Wir reiten von Schloß Stirling
Bis Edinburg ohne Müh,
Und in Edinburg giebt's Hochzeit
Morgen in aller Früh.“

Die Königin ſtieg zu Roſſe,
Ihre Herren und Damen mit,
Sie ritten all im Trabe,
Marie Duchatel ritt im Schritt.

„Haltet an, liebe Herren und Damen,
Ich kann nicht folgen mehr;“
Sie hörten's und ſprengten weiter,
Sie ritt ſeufzend hinterher.

Und als ſie kam zum Thore,
Da wußten ſie's ſchon in der Stadt,
Alle Mädchen und Frauen ſchluchzten
So oft ſie gegrüßet hat.

„Was weint ihr, liebe Frauen?
Kommt mit, es ſoll Hochzeit ſein;“ —
Sie ſchüttelten ihre Köpfe
Und traten in's Haus hinein. —

Am Norderthor, wo das Zollhaus ſteht,
Da ſaßen ſie zu Gericht,
Sie war erſt ſechszehn Jahre,
Es konnte ſie retten nicht.

Durchs' Süderthor, am andren Tag,
Ein Zug und ein Karren ſchlich,
Marie Duchatel wollte lächeln
Und weinte doch bitterlich.

Sie kamen an den Hügel:
„Leb wohl, liebe Königin,
Von Deinen vier Marieen
Geht eine nun dahin.

Oft hab ich Dich angekleidet
Und Dir das Bett gemacht,
Daß es ſo kommen würde,
Das hab ich nie gedacht.

Oft hab ich Dir mit Goldband
Dein Scharlachmieder geſäumt,
Von dieſem Tag und dieſer Stund
Ach hab' ich nie geträumt.

Ihr Schiffer und ihr Matroſen,
Wenn ihr zu Schiffe geht,
Erzählt kein Wort in Frankreich
Von allem was ihr nun ſeht.

Erzählt nicht meiner Mutter
Von dem Brett, auf dem ich ſtand,
Und nichts von meinem Tode
Und nichts von meiner Schand.

Ach meine arme Mutter,
Als in der Wiege ich lag
Und Du mich herzteſt und küßteſt,
Wie fern war dieſer Tag!"

Barbara Allen.

Es war im Herbſt, im bunten Herbſt,
Wenn die rothgelben Blätter fallen,
Da wurde John Graham vor Liebe krank,
Vor Liebe zu Barbara Allen.

Seine Läufer liefen hinab in die Stadt
Und ſuchten bis ſie gefunden:
„Ach unſer Herr iſt krank nach Dir,
Komm, Lady, und mach' ihn geſunden.“

Die Lady ſchritt zum Schloß hinan,
Schritt über die marmornen Stufen,
Sie trat an's Bett, ſie ſah ihn an:
„John Graham, Du ließeſt mich rufen.“

„„Ich ließ Dich rufen, ich bin im Herbſt
Und die rothgelben Blätter fallen,
Haſt Du kein letztes Wort für mich?
Ich ſterbe, Barbara Allen.““

„John Graham, ich habe ein letztes Wort,
Du warſt mein All und Eines;
Du theilteſt Pfänder und Bänder aus,
Mir aber gönnteſt Du Keines.

„John Graham, und ob Du mich lieben magſt,
Ich weiß, ich hatte Dich lieber,
Ich ſah nach Dir, Du lachteſt mich an
Und gingeſt lachend vorüber.

„Wir haben gewechſelt, ich und Du,
Die Sproſſen der Liebesleiter,
Du biſt nun unten, Du haſt es gewollt,
Ich aber bin oben und heiter.“

Sie ging zurück. Eine Meil' oder zwei,
Da hörte ſie Glocken ſchallen;
Sie ſprach: „Die Glocken klingen für ihn,
Für ihn und für — Barbara Allen.

„Liebe Mutter, mach ein Bett für mich,
Unter Weiden und Eſchen geborgen;
John Graham iſt heut geſtorben um mich
Und ich ſterbe um ihn morgen.“

Jung-Walter.

Um Weihnacht war's, der Wind blies kalt
Und die Tafelrunde begann,
Da kam an den Hof des Königs
Manch ſchottiſcher Rittersmann.

Der König und die Königin
Schauten nieder von ihrem Schloß:
Da ſahen ſie kommen Jung-Walter,
Jung-Walter hoch zu Roß.

Seine Läufer liefen vor ihm her,
Seine Reiter folgten ihm dicht,
Und ſein Mantel wie von Golde
Blitzte im Sonnenlicht.

Und von Golde waren die Decken
Und die Hufe von Silber hell,
Und das Roß, auf dem Jung-Walter ritt,
War wie der Wind ſo ſchnell.

Da ſprach ein tückiſcher Höfling,
Der neben der Königin ſtand:
„Wer iſt der ſchönſte Ritter
In Hoch- und Niederland?“

„„Ich habe geſehen viel Lords und Lairds,
Manch ſchönen Ritters Geſicht,
Einen ſchöneren als Jung-Walter
Sah' ich mein Lebtag nicht.““

Das hörte der neidiſche König,
Seine Wange verfärbte ſich:
„Und wär' er zweimal ſchöner
Erſt nennen mußteſt Du mich.“

„„Du biſt kein Lord und Du biſt kein Laird,
Du biſt König über ſie all',
Da iſt kein Ritter in Schottland,
Der nicht wäre Dein Vaſall.““

Die Königin ſprach es bang und blaß,
Der König ward blutroth; —
Jung-Walter, daß ſo ſchön Du biſt,
Das bringt Dir nun den Tod.

Sie haben ihn flugs ergriffen,
Ihn ſicher eingehegt,
Sie haben Jung-Walter ergriffen
Und ihn in Ketten gelegt.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Wetter und Regenguß,
Nie bin ich geritten durch Stirling
Mit Ketten an Hand und Fuß.

„Oft bin ich geritten durch Stirling
Bei Regen und Windeswehn,
Nie bin ich geritten durch Stirling,
Um's nimmer wieder zu ſehn.“

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Wappen und Helm und Schwert,
Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er Sattel und Zaum und Pferd.

Am Fuß des Hügels noch einmal
Sah er ſeine Lady ſchön; —
Um das Wörtlein, das die Königin ſprach,
Mußt ſie ihn ſterben ſehn.

Bertram's Todtengeſang.

Sie ſchoſſen ihn todt um Mitternacht,
Wo das Steinkreuz ragt empor,
Und ſie ließen ihn liegen in ſeinem Blut
Auf dem einſamen Haidemoor.

Sie ritten zu ihres Vaters Haus
Und ſprachen: „es iſt geſchehn:
Unſre Schweſter, die zu oft ihn ſah,
Soll ihn nicht wieder ſehn.“

Am andern Morgen aber zurück
Ritten ſie zu der Stell',
Und ſie machten von Zweigen die Todtenbahr
Und trugen ihn in die Kapell'.

Ihre Schweſter harrte des Zuges ſchon,
Sie zerriß ihr langes Kleid,
Ihre gelben Locken löſte ſie auf
Und kniete an Bertram's Seit'.

Sie holte geweihtes Waſſer herbei
Und wuſch ihm die Wunden rein,
Einen Kranz um die Bruſt, einen Kranz in's Haar —
„Nun, ſprach ſie, mag es ſein!“

Sie hüllten ihn ein in ſchneeweiß Lein
Und trugen ihn dann zur Ruh,
Die Mönche ſangen die Todtenmeſſ'
Und Litaneien dazu.

Sie trugen ihn fort an den alten Ort,
Die Nacht war ſtill und bang;
Es fiel der Thau, der Nebel zog
Das Haidemoor entlang.

Sie gruben ſein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Oſten ſchaut,
Und ſie deckten ihn zu mit Ginſtergeſtrüpp
Und mit Moos und mit Farrenkraut.

Der Mönche einer ſtand am Grab
Und betete bis es getagt;
Und in der Kapelle ſingen ſie
So lange das Steinkreuz ragt.

„Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie?“

„Denkſt Du verſchwundener Tage, Marie,
Wenn Du ſtarrſt in's Feuer, bei Nacht?
Wünſchſt Du die hellen Tage zurück,
Wo Du ſelbſt, wie die Sonne gelacht?“

„„Ich denk' der verſchwundenen Tage, Johann,
Und denk' an all ihr Glück,
Doch der ſonnigſte Tag, der über mich kam,
Ich wünſch ihn nicht zurück.““

„Denkſt Du an geſtorbenes Hoffen, Marie,
Wenn Du ſtarrſt in's Feuer, bei Nacht?
Ach, der Thau, der auf Dein Hoffen fiel,
Hat Dich um die Erndte gebracht.“

„„Ich denk' an geſtorbenes Hoffen, Johann,
Doch ich traure nicht, daß es todt,
Es ſtarb, wie eine Roſe ſtirbt,
Noch im Sterben ſüß und roth.““

„Denkſt Du geſtorbener Freunde, Marie,
Wenn Du ſtarrſt in's Feuer, bei Nacht?
Wünſchſt Du ſie zurück an den einſamen Herd,
Den ſie einſt Dir ſo heimiſch gemacht?“

„„Ich denk' der geſtorbenen Freunde, Johann,
Sie ſind allezeit mein Glück,
Doch, die mir die liebſten geweſen ſind,
Ich wünſche ſie nicht zurück.““

Lord Murray.

Ihr bunten Hochlands-Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Im Lenze, ach, im Lenze —
Sie ſpielten Federball,
Lord Murray's ſtieg am höchſten
Und überflog ſie all.

Im Sommer, ach, im Sommer —
Auszogen ſie zum Strauß,
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Im Herbſte, ach, im Herbſte —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray will ich tanzen!“
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht.

Ihr bunten Hochlands-Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn.

Die drei Raben.

Drei Raben ſaßen auf einem Baum,
Drei ſchwärzere Raben gab es kaum.

Der eine ſprach zu den andern zwei'n:
„Wo nehmen wir unſer Frühmahl ein?“

Die andern ſprachen: „„dort unten im Feld
Unterm Schilde liegt ein erſchlagener Held.

Zu ſeinen Füßen liegt ſein Hund
Und hält die Wache ſeit mancher Stund.

Und ſeine Falken umkreiſen ihn ſcharf,
Kein Vogel, der ſich ihm nahen darf.““

Sie ſprachen's. Da kam eine Hinde daher,
Unterm Herzen trug ſie ein Junges ſchwer.

Sie hob des Todten Haupt in die Höh,
Und küßte die Wunden, ihr war ſo weh.

Sie lud auf ihren Rücken ihn bald
Und trug ihn hinab zwiſchen See und Wald.

Sie begrub ihn da vor Morgenroth,
Vor Abend war ſie ſelber todt.

Gott ſende jedem Ritter zumal
Solche Falken und Hunde und ſolches Gemahl.

Die zwei Raben.

Ich ging über's Haidemoor allein,
Da hört ich zwei Raben kreiſchen und ſchrein;
Der eine rief dem andern zu:
„„Wo machen wir Mittag, ich und Du!““

„Im Walde drüben liegt unbewacht
Ein erſchlagner Ritter ſeit heute Nacht,
Und niemand ſah ihn in Waldesgrund,
Als ſein Lieb und ſein Falke und ſein Hund.

„Sein Hund auf neuer Fährte geht,
Sein Falk auf friſche Beute ſpäht,
Sein Lieb iſt mit ihrem Buhlen fort, —
Wir können ſpeiſen in Ruhe dort.

„Du ſetzeſt auf ſeinen Nacken dich,
Seine blauen Augen, die ſind für mich,
Eine goldene Locke aus ſeinem Haar
Soll wärmen das Neſt uns nächſtes Jahr.

„Manch einer wird ſprechen: ich hatt' ihn lieb!
Doch keiner wird wiſſen, wo er blieb,
Und hingehn über ſein bleich Gebein
Wird Wind und Regen und Sonnenſchein.“

Edward, Edward.

„Was blinket Dein Schwert ſo roth von Blut,
Edward, Edward?
Was blinket Dein Schwert ſo roth von Blut
Und macht ſo trübe Dich ſchreiten?"
„„Ich hab' erwürgt meinen Falken gut,
Mutter, Mutter,
Ich hab' erwürgt meinen Falken gut,
Und hatte doch keinen zweiten.""

„Deines Falken Blut war nimmer ſo roth,
Edward, Edward,
Deines Falken Blut war nimmer ſo roth,
Dein Schwert iſt dunkler geröthet; —"
„„Ich hab' erſtochen mein rothbraun Roß,
Mutter, Mutter,
Ich hab' erſtochen mein rothbraun Roß,
Im Zorne hab' ich's getödtet.""

„Dein Roß war alt, das kann es nicht ſein,
Edward, Edward,
Dein Roß war alt, das kann es nicht ſein
Was thät' Deine Wang' entfärben;“ —
„„Ich hab' erſchlagen den Vater mein,
Mutter, Mutter,
Ich hab' erſchlagen den Vater mein,
Und mir iſt weh zum Sterben!““

„Und ſo Du büßeſt, was Du gethan,
Edward, Edward,
Und ſo Du büßeſt, was Du gethan,
Wo hoffſt Du Sühne zu finden?“
„„Ich geh an den Strand und ſteig in den Kahn,
Mutter, Mutter,
Ich geh an den Strand und ſteig in den Kahn,
Und gebe mein Schiff den Winden.““

„Und was ſoll werden aus Hall und Thurm,
Edward, Edward,
Und was ſoll werden aus Hall und Thurm,
Wenn Wind und Welle Dich wiegen?“
„„Laß ſtehn, laß ſtehn, bis ſie fallen im Sturm,
Mutter, Mutter,
Laß ſtehn, laß ſtehn, bis ſie fallen im Sturm,
Ich hab ſie zum letzten beſtiegen.““

„Und Weib und Kind, die Du läſſeſt zurück,
Edward, Edward,
Und Weib und Kind, die Du läſſeſt zurück,
Was ſoll aus den Weinenden werden?“
„„Laß ſie betteln gehn nach Brot und Glück,
Mutter, Mutter,
Laß ſie betteln gehn nach Brot und Glück,
Ich ſeh ſie nicht wieder auf Erden.““

„Und Deiner Mutter, was läſſeſt Du ihr,
Edward, Edward,
Und Deiner Mutter, was läſſeſt Du ihr,
Die Dich unterm Herzen getragen?“
„„Den Fluch der Hölle, den laß ich Dir,
Mutter, Mutter,
Die That war mein, doch Du rietheſt ſie mir,
Wir haben ihn beide erſchlagen!““

Die Jüdin.

Durch Mirryland rinnt der Regen,
Und durch Mirryland rinnt der Po,
Und die Mirryland-Knaben beim Ballſpiel
Durchrennen es ebenſo.

Ausſchaute die Judentochter:
„Komm Knab' und ſpeiſe mit mir!“
„„Nicht ohne meine Geſpielen
Tret ich ein bei Dir.““

Sie nahm einen rothen Apfel
In ihre weiße Hand; —
Da brach der rothe Apfel
Des Knaben Widerſtand.

Sie hatte ein' ſilbernes Meſſer,
Das trennte gut und ſchnitt;
Des Knaben Blut und Leben
Trennte ſie heut damit.

Erſt floß es roth und dunkel,
Dann floß es dünn und hell,
Zuletzt, da floß ſein Herzblut, —
Hin ſank er auf die Schwell.

Sie hüllte in Blei den Knaben,
„Schlaf feſt!“ ſie leiſe rief,
Sie trug ihn an den Ziehbrunn,
War fünfzig Faden tief. —

Nun klingen die Abendglocken,
Und die heilige Meſſ' iſt aus,
Die Mütter, raſchen Ganges,
Tragen den Segen nach Haus.

Sie denken ihrer Kinder,
Und es lächelt ihr Geſicht;
Sie finden ihre Kinder,
Nur Lady Anna nicht.

Sie leget nicht ab den Mantel,
Ihr Herz iſt bang und ſchwer,
Sie läuft in die Judenvorſtadt, —
Wachte da Keiner mehr.

„O ſprich, lieb Wilm, mein Süßer,
Wo Deine Mutter Dich find't?“
„„Am Ziehbrunn, Lady Anna!““
Klang eine Stimme im Wind.

Lady Anna lief zum Ziehbrunn,
Sie warf zur Erde ſich:
„O Du mein Wilm, mein Süßer,
Nur ein einzig Wörtlein ſprich.“

„„Der Brunn iſt tief, lieb Mutter,
Und das Blei iſt gar ſo ſchwer,
Und ein ſilbern Meſſer im Herzen, —
Ich kann nicht ſprechen mehr.

„„Geh heim, geh heim, lieb Mutter,
Kann länger nicht bei Dir ſtehn,
Ueber Mirryland weit über
Will ich Dich wiederſehn.““

Robin Hood.

1.

Liebe Herrn, horcht auf und habt mal Geduld,
Und lauf mir Keiner davon; —
Ich will Euch erzählen von Robin Hood,
Und vielleicht auch von Little John.

Zu Locksly, im luſtigen Nottinghamſhire,
Beginn' ich mit meiner Geſchicht';
Da bracht' Robins Mutter den Robin zur Welt,
Und das Andre — das weiß ich nicht.

Das aber weiß ich, und hört' es oft:
Sein Vater war Förſter allda,
Er traf in's Schwarze, auf tauſend Schritt,
Und das iſt juſt nicht nah.

Mit Adam Bell und Will Cloudesly
Schoß er oftmals um die Wett',
Die mußten ihm zahlen vierzig Mark
In Gold und auf ein Brett.

Robins Mutter, die war John Gamwels Kind,
Der 'nen Wolf mit der Hand erwürgt;
(Zu Coventry, der Ochſenwirth
Hat mir's hundertmal verbürgt.)

Und ihr Bruder hieß Gamwel von Gamwel-Hall,
Und ſein altes Herz war friſch, —
Das weißeſte Brot in Nottinghamſhire,
Das kam auf ſeinen Tiſch. —

Und ſieh, Jung Robin wuchs heran,
Zählte zwanzig Jahre bald,
Er hatte Vater und Mutter lieb,
Doch noch lieber den Scherwood-Wald.

Robin's Mutter zu Robin's Vater ſprach:
„Mein Liebſter, der Du biſt,
Gern ritt' ich heute gen Gamwel-Hall
Und feierte heiligen Chriſt;

„Ich hab eine Luſt in Keller und Küch
So recht zur Hand zu gehn;
Auch hab' ich den lieben Bruder mein
Seit Pfingſten nicht geſehn.“

Vater Robin drauf: „lieb Hanna, gewiß!
Meinen Braunen geb' ich gern;
Nur nimm mir unſren Robin mit
Und zeig' ihn dem alten Herrn;

Und grüß den Alten und küſſe dazu
Die Kinder groß und klein,
Und wenn ihr alle recht luſtig ſeid,
Lieb Hanna, ſo denke mein.“

Er ſprach's. Alsbald der Braune kam,
Geſtriegelt und aufgeſtutzt!
Nur Robin's Mutter und Robin ſelbſt,
Die waren noch mehr geputzt.

Jung Robin trug eine blaue Kapp'
Und ein Schwert an ſeiner Seit',
Und die Mutter gar, die bauſchte daher
Im Vierzig=Falten=Kleid.

Es war ein ſelbſtgeſponnenes Stück,
Und ſie wußte ſich was darin,
Und ſie ſah beinah ſo ſtattlich aus,
Wie zu London die Königin.

Jung Robin ſchwang in den Sattel ſich,
Seine Mutter kletterte nach,
Sie ſah den Braunen ängſtlich an,
Vater Robin aber ſprach:

„Lieb Hanna, laß, ich kenne ſein Kreuz,
Zwei Reiter iſt ihm Spiel,
Er trug ſchon ſieben Scheffel Korn,
Und die wiegen doppelt ſo viel.“

Er ſprach's. Jung Robin ritt im Schritt
Bis dicht an das Stadtthor hin, —
Das Händeſchütteln nahm kein End'
Von Nachbar und Nachbarin;

Nun aber ging's auf den Braunen los
Zugleich mit Peitſch' und Sporn,
Und Robin rief: „He, lauf einmal
Und verdiene Dein Weihnachtskorn.“

Sie kamen an. Das ganze Haus
Gerieth wie außer ſich,
Der Alte rief in einem fort:
„Lieb Schweſter, wie freu ich mich!“

Am andern Morgen ging's in die Meſſ',
Dann aber ging's wieder nach Haus;
Sechs Tiſche ſtanden da, wohlgedeckt,
Drauf dampfte der Weihnachtsſchmaus.

Jede Tafel trug eine braune Gans
Mit ſaftigen Aepfeln gefüllt,
Daneben Wildpret und Schinken zumal
In Eierteig gehüllt.

Sechs Lichter brannten; der Pfarrer vom Dorf
Sprach den Segen kurz und fromm, —
Dann aber rief Squire Gamwel ſelbſt:
„Lieben Gäſte, Gott willkomm!

„Willkommen mir all in Gamwel-Hall,
Und nun ſeht, was die Küche briet;
Wer aber mein Märzbier trinken will,
Der ſinge zuvor ein Lied.“

Da ſangen ſie all (denn das Bier war gut)
Aus voller Kehle und Bruſt, —
Squire Gamwel ſchlug den Takt dazu
Und weinte beinah vor Luſt.

Er rief: „Hört nur, wie draußen der Wind
Den Regen an's Fenſter ſchlägt,
Das iſt die Zeit, wo das Menſchengemüth
Einen Humpen mehr verträgt.

„Lieb Hanna, hol uns den Stachelbeerwein,
Er zählt ſchon manchen Tag,
Und wirf mehr Holz noch in den Kamin,
Daß es luſtiger kniſtern mag.“

Und ſie brachte das Holz und ſie brachte den Wein
Und ſie tranken wacker davon,
Und der Alte rief: „nun kommt' das Beßt',
Nun hol' ich den Little John;

„Little John das iſt der flinkeſte Burſch
Zehn Meilen in der Rund:
Kopfſtehn, Radſchlagen und Gliederverdrehn
Verſteht er aus dem Grund.“

Little John trat ein; Jung Robin rief:
„Nun flinkeſter Burſch komm her!
Und ſpringſt Du ſieben Ellen weit,
So ſpring ich noch eine mehr.“

Little John ſprang ſieben; Jung Robin ſprang acht,
Auf Zollbreit hielt er Wort,
Da rief der Alte: „ſo wahr ich leb'
Ich laſſe Dich nicht mehr fort.

„Sei mir ein Sohn; wir haben hier auch
Fangmeſſer, Bogen und Pfeil,
Und mach' ich mal die Augen zu
So erbſt Du Kindestheil.“

2.

Jung Robin blieb. Der Frühling kam,
Aufſproßten die Veilchen, die blaun,
Die Lerche hatte mit Liedern zu thun
Und die Schwalbe mit Neſterbaun;

Da rief Jung Robin: „Nun komm, Little John,
Jeder Vogel ruft mich hinaus, —
Ich muß wieder heim in den Scherwood-Wald
Und ſein grünes Blätterhaus.“

Sie kamen zum Wald; ſein Hüfthorn raſch
Führte Robin an den Mund, —
Da wuchſen, wie auf Zauberſchlag
Fünfzig Jäger aus dem Grund.

Er rief: „grüß' Gott Euch, liebe Geſelln!"
Und fragte ſie her und hin;
Dann plötzlich ſchwieg er: aus Waldesnacht
Trat Jenny, die Schäferin.

Seine Sinne hatten ſie nie geſehn,
Betroffen er vor ihr ſtand;
Sie trug in Strählen ihr ſchwarzes Haar,
Durchflochten mit rothem Band.

Sie trug ein Mieder, kornblumenblau,
An ſilbernen Spangen reich,
Und ihr Aug', umwölbt von dunkler Brau,
Blickte mild und muthig zugleich.

Er rief: „Willkommen, wer immer Du ſeiſt!
Und ſucheſt Du unſren Schutz,
Bei'm Himmel, um deinen ſüßen Leib
Böt' ich dem Könige Trutz.

Da lachte ſie laut und rief: „Hab' Dank!
Ich bin eine Warwick-Maid,
Und brauch' ich Schutz, ſo ſieh dieſen Pfeil
Und den Bogen an meiner Seit'.

Sie ſprach es kaum, da brach mit Geräuſch
Ein Reh durch's knickende Holz,
Sie rief: „ſchau auf!“ und mitten durch's Herz
Drang ihr gefiederter Bolz.

Jung Robin ſah's. „Und braucheſt Du nicht
Meines Arm's“ — ſo rief er laut —
„So nimm meine Hand und mein Herz dazu
Und ſei meine ſüße Braut.

Ich bin Robin Hood. Im Scherwood-Wald
Sollſt Du die Königin ſein, —
Was Bogen und Pfeil erreichen kann,
Iſt alles, alles mein.“

Wohl ward ſie roth und rief doch: „Ja!
Ja, — und von Herzen gern,
Ich will Dir folgen, wohin Du gehſt,
Und Dir dienen als meinem Herrn.

„Jetzt aber komm, und geleite mich heim
In meines Vaters Haus;
Wir feiern heute Kirchweihfeſt, —
Nun wird es mein Hochzeitsſchmaus!“

Da brachen ſie auf nach Titbury-Town,
Little John der ſchritt voran,
Auf den Schultern er einen Rehbock trug,
Den man immer brauchen kann.

So ging's feldein. Schon grüßte der Thurm
Von Titbury ganz in der Näh,
Da ſperrten fünf Burſche ihnen den Weg
Und ſchrieen: „gebt uns das Reh!“

Ihre Meſſer blitzten. Da lachte laut auf
Robin Hood und Little John,
Sie ſchlugen zwei von den Strolchen todt,
Die andern liefen davon.

Bei'm Himmel ein luſtiger Stückchen Kampf
Thät Robin nie beſtehn; —
Ich bin der Fiedler von Titbury-Town,
Und habe mit zugeſehn.

Ich ſtand kaum fünfzig Schritt davon
Und fiedelte wacker mit drein,
Auch aus der Stadt ſcholl Jubel her
Von Dudelſack und Schalmei'n.

Und als der Kampf vorüber war,
Jung Robin war nicht matt,
Er faßte ſchön Jenny um den Leib
Und tanzte hinein in die Stadt.

Da war auf Markt und Gaſſen ſchon
Das Kirchweihfeſt im Gang,
Selbſt Tom, der Schreiber vom Gericht,
Ueber Tiſch und Bänke ſprang.

Er führte die Anne Marie zum Tanz,
— Bei Gott, eine hübſche Dirn!
Und richtig gezählt, jeden dritten Takt
Da küßt er ſie auf die Stirn.

Ich bin der Fiedler, und hab' es geſehn
Und gönn's ihm auch von Grund,
Denn meine Nanny war auch dabei
Und die küßt' ich auf den Mund.

Jung Robin aber und Jenny ſchön,
Die tanzten zum Vater in's Haus,
Und als der Herr Pfarrer ſein Sach' gethan
Ging's tanzend wieder hinaus;

Hinaus in den Wald; da waren die Tiſch'
Unterm Laubdach angericht't, —
Ach, was ich da alles gegeſſen hab'
Vor Trinken weiß ich's nicht.

Nur in den Wabenhonig hinein
Schnitt ich ein tiefes Loch,
Und wenn ich daran denken thu,
Schmeckt es mir immer noch.

Jung Robin und Jenny gingen zu Bett,
Wir aber ſchliefen aus,
Und als der nächſte Morgen kam,
Nahm Jeder was mit nach Haus.

Ich nahm einen Kuchen; er war nicht groß,
Doch war er auch nicht klein,
Ich lebt' an ſieben Tag davon
Und lud noch Gäſte ein.

Und halt! daß Eins ich nicht vergeß'
Vor lauter Haſt und Eil':
Sie wurden getraut mit einem Ring;
Und nun dem Könige Heil!

Dem Könige Heil! und geb' ihm Gott
Einen jungen Prinzen bald; —
Ich aber will ſingen von Robin Hood
Und dem luſtigen Scherwood-Wald.

König Johann und der Biſchof von Canterbury.

Nun heb' einen luſtigen Schwank ich an,
Ein Märchen von unſrem König Johann,
Muthwillig hat er im Lande regiert,
Ob's recht war, ob nicht — hat ihn wenig geſchiert.

Und erzählen auch will ich zur Stelle hie
Von dem hochweiſen Biſchof von Canterbury; —
Die Küche voll Wildpret, der Keller voll Wein
Und Früchte von London, ſo mußt' es ſein.

Und hundert Diener tagein, tagaus,
Die warteten ſeiner in Hof und Haus,
Sie trugen Kleider von Sammet ſchwer
Und goldene Ketten darüber her.

Das hörte der König: „He, Biſchof, ſprich,
Du hältſt ja glänzender Haus als ich,
Ich wett, Du betrügſt mich um Steuer und Zins
Und beraubſt meinen Seckel ſeines Gewinns.“

„„Herr,““ ſeufzte der Biſchof, „„vor Gott ich bekenn,
Ich hab nur vertafelt was mein ich nenn’,
Und Ihr könnet und werdet mir krümmen kein Haar,
Weil ich Wein getrunken, der meine war.““

„Doch Biſchof, doch, Dein Verbrechen wiegt ſchwer,
Du ſtirbſt, es kann Dich nichts retten mehr,
Es ſei denn, Du fändeſt die Antwort ſchnell
Auf drei winzige Fragen, die ich Dir ſtell’.

„Zum erſten: wenn ich auf Englands Thron,
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron’
Rath halte mit meinen Grafen und Herrn,
Wie viel ich dann werth bin, wüßt’ ich gern?

„Und zum zweiten ſollſt Du mir ſagen dann,
Wie raſch wohl die Welt ich umreiten kann?
Und zum dritten will ich wiſſen geſchwind,
Was zur Stelle meine Gedanken ſind?“

„„Herr, Eure Fragen ſind viel zu ſchwer,
Da find' ich nicht Löſung flugs hinterher,
Gönnt mir drei Wochen vom heutigen Tag,
Daß ich Frag und Antwort ergründen mag.““

„Wohlan es ſei! doch nutze die Friſt,
So lieb Dir Dein Land und Dein Leben iſt,
Denn räthſt Du falſch oder biſt Du nicht hier,
Sind Dein Land und Dein Leben verfallen mir.“

Der Biſchof hört es in trübem Sinn,
Gen Oxford und Cambridge ritt er hin,
Da war kein Doktor, den er nicht frug,
Doch die Klugen waren nicht klug genug.

So ritt er denn heimwärts, das Kinn auf der Bruſt,
Da kam ſein Schäfer des Weges juſt,
Der rief ihm zu: „willkommen zu Haus!
Was bringt Ihr? Wie ſieht es in London aus?“

„„Schlecht,““ ſeufzte der Biſchof, „„drei Tage nach hier
Fällt mein armer Kopf vor die Füße mir,
Es ſei denn, daß er auf Antwort verfällt
Auf drei Fragen, die mir der König geſtellt.

„„Zum erſten, wenn er auf Englands Thron,
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron'
Rath hält mit ſeinen Grafen und Herrn,
Wie viel er dann werth iſt, wüßt' er gern.

„„Und zum zweiten ſoll ich ihm ſagen dann,
Wie raſch er die Welt wohl umreiten kann;
Und zum dritten will er wiſſen geſchwind,
Was zur Stelle ſeine Gedanken ſind.“

Da lachte der Schäfer: „Herr, denket daran,
Daß ein Narr einen Weiſen lehren kann;
Gebt mir Euer Roß, Euren Stab, Euer Kleid
Und ich fecht' Euch aus Euren ganzen Streit.

„Sorgt nicht; in Kentſhire weiß jedes Kind,
Daß wir zwei wie von einem Vater ſind,
Und trag' ich nur erſt Euer prächtig Gewand,
Unterſcheidet uns keiner im ganzen Land.“

Da beſchwer ihn der Biſchof: „„nimm Chorrock und Stab,
Nimm Diener und Läufer ſo viel ich hab',
Nimm Mitra, Kapuze, nimm was Dir gefällt,
Nur löſe die Fragen, die er geſtellt.““

„Willkommen, Freund Biſchof," rief König Johann,
„Du hältſt Deine Zeit, das iſt wohlgethan,
Und hält nur Dein Witz auch ſo pünktlich Stand,
Belehn' ich auf's Neu Dich mit Leuten und Land.

„Zum erſten: wenn ich auf Englands Thron
Das Scepter in Händen, zu Häupten die Kron'
Rath halte mit meinen Grafen und Herrn,
Wie viel ich dann werth bin, wüßt' ich gern."

„„Unſer Heiland wurde, ſo wahr ich getauft,
Um dreißig Silberlinge verkauft,
Drum neunundzwanzig ſchätz' ich Euch ein,
Um einen müßt Ihr doch billiger ſein.""

Da lachte der König und ſchwur bei St. Velt:
„Ich hab nicht gedacht, daß ſo wenig ich gelt!
Nun aber zum zweiten ſage mir an,
Wie raſch wohl die Welt ich umreiten kann?"

„„Reit' aus mit der Sonn', immer neben ihr fort,
Bis Du andren Tages am alten Ort,
So haſt Du die Reiſe in Tag und Nacht
Oder vierundzwanzig Stunden gemacht.""

Da lachte der König und ſchwur bei St. Veit:
„Ich hab nicht gedacht, daß ſo raſch ich reit'!
Nun aber ſollſt Du mir ſagen geſchwind,
Was zur Stelle meine Gedanken ſind.“

Da beugte der Schäfer ſchnell ſein Knie:
„„Ihr denkt, ich bin Biſchof von Canterbury,
Der ſitzet daheim; nur ſein Schäfer bin ich
Und bitte um Gnade für ihn und für mich.““

Da ſchwur der König und lachte hell:
„Du ſollſt Biſchof ſein an ſeiner Stell'.“
Der Schäfer ſeufzte: „„'s geht halt nit mehr,
Wo nähm' ich das Leſen und Schreiben her?““

„Wohlan denn, ſo nimm zu Dank und Lohn
Vier Nobel die Woche von mir, mein Sohn,
Und reitſt Du bei Deinem Biſchof heran,
So bring ihm Verzeihung von König Johann.“

Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel?

Was kann ein jung Mädel, was ſoll ein jung Mädel,
Was kann ihr, was ſoll ihr ein ältlicher Mann?
Ich muß mich gedulden bei all ſeinen Gulden,
Womit er das Herz meiner Mutter gewann.

Nichts hat er wie Sorgen vom Abend zum Morgen,
Er huſtet, daß ich nicht ſchlafen kann;
Halbtaub ſeine Ohren, ſein Blut wie gefroren,
Ach traurig die Nacht mit 'nem ältlichen Mann.

Er mängelt und brummelt, er quängelt und mummelt,
Ich mach' ihm nichts recht und dann fährt er mich an,
Zu nichts iſt er tüchtig, nur eiferſüchtig
Ach iſt er weiß Gott wie ein ältlicher Mann.

Meine Tanten und Pathen all ha'n mir gerathen:
„Du mußt' ihn mehr ärgern, den alten Tropf;“
Bei meiner Seelen, todt will ich ihn quälen
Und dann für den alten 'nen neuen Topf.

John Gilpin.

(Nach William Cowper.)

John Gilpin hat ein Tuchgeſchäft
Nicht weit von Leiceſter-Square,
Auch war er Hauptmann der Miliz
In Londons Bürgerwehr.

Und Gilpin hat ein edles Weib;
Sie ſprach: „Mein theurer John,
Wir ſahen keinen Feiertag
Die zwanzig Jahre ſchon.

„Drum, heut an unſrem Hochzeitstag,
Dächt ich, Mann meiner Wahl,
Kutſchirten wir nach Ingelton,
In's friſche Grün einmal.

„Fünf unſrer Kleinen nehm' ich mit,
Sie wiegen ja nicht ſchwer,
Und haben Platz; — Du ſteigſt zu Roß,
Und reiteſt hinterher.“

John Gilpin ſprach: „„Ich ehrte ſtets
Das weibliche Geſchlecht,
Doch dreimal ehr' ich Dich, o Weib,
Drum iſt mir Alles recht.

„„Auch ſchafft mein blühend Tuchgeſchäft
Leicht meinem Wunſch Gehör,
Und ſeinen Braunen leiht mir gern
Mein Freund, der Appreteur.““

Sprach Miſtreß Gilpin: „John, noch eins,
Wie iſt es mit dem Wein?
Ich denk', wir nehmen welchen mit,
Es dürfte bill'ger ſein.“

John Gilpin küßt ſein treues Weib,
Er weinte auf ein Haar,
Daß Miſtreß, trotz Vergnügungsſucht,
Doch noch ſo ſparſam war.

Der Wagen kam, doch hielt er nicht
Vor Gilpins eignem Haus,
Die edle Seele war in Furcht
Hochmüthig ſäh' das aus.

Drei Häuſer abwärts ſtieg man ein,
Die Küchlein und das Huhn,
Und durch die City-Straßen hin
Ging es im Trabe nun.

Die Peitſche pfiff, aufſchlug der Huf,
Das alles klang und ſcholl,
Und Rad und Steine lärmten ſchier,
Als wären beide toll.

John Gilpin hatte ſich indeß
Als Reiter ſchon gezeigt,
Und lang geſchwankt, ob rechts ob links
Man in den Bügel ſteigt.

Jetzt aber ſitzt er ſattelfeſt; —
Er will davon im Nu,
Da ſteuern ſeiner Kunden drei
Grad auf den Laden zu.

John Gilpin denkt: „„Verluſt an Zeit,
Ich ſchätz' ihn nicht gering,
Doch traun, Verluſt an Gut und Geld
Iſt noch ein übler Ding.““

Schnell ſpringt er ab. — Noch ſteht und ſchwankt
Der Handel mit den Drein,
Da ſtürzt ihm Betty in den Weg:
„Hier Herr, iſt noch der Wein!“

„„Gut““ — ſpricht er — „„doch nun bring mir auch
Das Lederfutteral,
Darinnen bei Paraden ſteckt
Mein jungfräulicher Stahl.““

John Gilpin nahm die Flaſchen beid',
Sie waren voll Likör,
Und hatten oben an dem Hals
Ein weites Henkelöhr.

Durch beide zog er jetzt hindurch
Die Scheide ſeines Schwert's —
Sie hingen, wie Piſtolen ſchier,
Am Sattel ſeines Pferd's.

Dann ſchlug er um die Schultern ſich
Den Mantel ſchwarz und roth,
Als zög' er in die Ritterſchlacht
Zum Siege oder Tod. —

Die Stadt hindurch, auf hartem Stein,
Da ſchien der Renner faul;
John Gilpin ſprach: „„Du ſcheinſt mir auch
Ein alter Karrengaul.““

Doch plötzlich, draußen vor dem Thor,
Verging ihm aller Spott,
Der Braune ſchnob und wieherte
Und ſetzte ſich in Trott.

„„Still, ſtill, mein Thierchen,““ ächzte John,
„„So wirf mich doch nicht ab!““
Doch, wie er auch am Zügel riß,
Gallop ward aus dem Trab.

Und auf und nieder, her und hin,
Flog unſer armer Tropf,
Bald hielt er an der Mähne ſich,
Und bald am Sattelknopf.

Das arme Pferd, das immer ſonſt
Gelenkt von ſichrer Hand,
Es kam bei Gilpins Reiterei
Zuletzt um den Verſtand.

Und wie vom Teufel angeſchürt,
Durch ging es voller Wuth;
Abriß ein Baum von Gilpins Kopf
Perrücke, Zopf und Hut.

Scharf blies der Oſt; noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß, —
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.

Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles ſchrie: „das nenn' ich brav,
Das nenn' ich einen Ritt!“

Die Nachbarweiber klatſchten ſich
Bereits die Mäuler wund;
Die eine wußt' es ganz genau:
Es gölte tauſend Pfund.

Die Zolleinnehmer hielten's auch
Für Wetteritt und Lauf
Und riſſen mit geſchäftger Hand
Die Gitterthore auf.

John Gilpin ſchlüpfte heil hindurch,
Nicht ſo das Flaſchenpaar,
Die eine ließ den Kork zurück,
Den Hals die andre gar.

Hin troff der röthliche Likör,
Man dacht', es wäre Blut,
Und murrend klang es hie und da:
„Der ſpornt auch allzu gut!“

Jetzt aber in Klein-Ingleton
Hinein ſprengt unſer John;
Es harrte ſchon, mit Gruß und Kuß,
Die Gattin am Balkon.

Sie ruft ihm zu: „Halt, Gilpin, halt!
Wo willſt Du hin? ſo ſprich!
Die Kinder haben Hunger ſchon
Und weinen bitterlich.“

John Gilpin hört's; in tiefem Schmerz
Fleht er den Braunen: ſteh!
Doch ach der Braune hat kein Herz
Für eines Vaters Weh.

Zwei Meilen hinter Ingleton
Da liegt ein zierlich Haus,
John Gilpin's Freund, der Appreteur,
Zog Sommers da hinaus.

Der Braune machte oft den Weg,
Und wiehernd jetzt am Zaun
Ruft er den Herrn, der aber will
Kaum ſeinen Augen traun.

„He, Gilpin, he! was iſt geſchehn?
Was kommt Ihr überhaupt?
Und wenn Ihr kommt, warum beſchmutzt,
Barhäuptig und beſtaubt?“

John Gilpin drauf: „„was ich hier ſoll,
Das frage dieſes Thier;
Wir ritten ſcharf, Perrück und Hut
Sind darum noch nicht hier.““

Laut lachte da der alte Freund,
Es war ein luſt'ges Blut, —
Er nahm ſich die Perrück vom Kopf,
Und ſprach in frohem Muth:

„Nimm hin! Du ſtarrſt von Staub und Schmutz,
Drum ſcheint ſie noch zu klein,
Doch waſch' nur erſt die Kruſte ab,
So wird ſie paſſend ſein.“

John Gilpin nahm, und dankte viel,
Und ſprach zum Pferde dann:
„„He, Freund, ich hab' für Dich gethan,
Was man nur thuen kann.

„„Du wollteſt her zu Deinem Herrn,
Ich ehrte dieſen Trieb,
Nun aber trag' auch mich zurück
Zu meinem treuen Lieb.““

Er ſprach es kaum, da kreiſchte laut
Ein Eſel hinterm Heck,
Und Roß und Reiter zitterte,
So packte ſie der Schreck.

Wie wenn ein Löwe wo gebrüllt,
So griff der Renner aus; —
Auftauchte bald Klein-Ingleton,
Sammt ſeinem Kaffeehaus.

Die Gattin harrte immer noch
Des Gatten am Balkon,
Jetzt ſah ſie ihn, und wandte ſich
Zum Schwager Poſtillon:

„Sieh, dieſe halbe Kron iſt Dein,
Mein wackerer Geſell,
Schaffſt Du mir meinen Ehemann
Lebendig hier zur Stell.“

Der Poſtillon, der war nicht faul,
Auszog er auf den Fang,
Und hakte bald nach Mann und Roß,
Mit Zügel und mit Strang.

Dem Braunen aber däucht es ſchier
Als wie ein Peitſchenhieb,
Er lief, daß ſelbſt der Poſtillon
Im Hintertreffen blieb.

Sechs Reiter kamen juſt des Wegs,
Die ſahen Gilpin's Flucht,
Und wie der Poſtillon umſonſt
Ihn einzuholen ſucht.

Sie jagten mit, und ſchrieen laut:
„Halt't ihn! ein Dieb! ein Dieb!“
John Gilpin aber, unverkürzt,
Des Tages Sieger blieb.

Und wie ein Jockey beſter Art, —
Mit Weſte, Stulp und Kapp, —
Erſt wo er aufgeſtiegen war,
Da ſtieg er wieder ab.

Und nun zum Schluß: dem König Heil,
Und Heil! John Gilpin, Dir,
Und ſetzſt Du wieder Dich zu Roß,
So bitt' ich, ſag' es mir.

Königin Eleonorens Beichte.

Todtkrank lag Königin Eleonor',
Sie wußte, daß ſchlecht es ſtünde:
„Schickt mir zwei Mönche von Frankreich her,
Daß ich beichte meine Sünde.“

Der König rief ſeine Haushalt=Lords,
Seinen erſten und ſeinen zweiten:
„„Ich will Leonorens Beichtiger ſein,
Lord Marſchall, Du ſollſt mich begleiten.““

Lord Marſchall erſchrak und ſank in die Knie:
„Woll mir zuvor verſprechen,
Was auch die Königin beichten mag
An mir es nimmer zu rächen.“

„„Lord Marſchall, ſteh auf, ich verpfände mein Wort
Und ganz England zu meinen Füßen,
Was auch die Königin beichten mag,
Du ſollſt es nimmer büßen.

„„Wir legen an ein mönchiſch Gewand; —
In Kapuze und grauem Kleide,
So kommen wir betend von Frankreich her
Und hören die Beichte beide.““

Sie legten an ein mönchiſch Gewand;
Als gen Whitehall ſie ſchritten,
Des Volkes Menge begleitete ſie
Mit Kniefall und frommen Bitten.

Sie traten hin vor die Königin
Und ſprachen mit Händefalten:
„Vergieb, es haben Wetter und Wind
Unſren Dienſt zurückgehalten.“

„„Wenn ihr zwei Mönche von Frankreich ſeid,
Kann ich euer Säumen nicht ſchelten;
Wenn ihr zwei engliſche Mönche ſeid,
Sollt' ihr's am Leben entgelten.““

„Wir ſind zwei Mönche von Frankreich her,
Drum beichte ohne Bangen,
Wir haben noch keine Meſſe gehört
Seit wir zu Schiff gegangen.“

„‚Die erſte Sünde, die ich beging,
Hat andre groß gezogen,
Lord Marſchall hab' ich zuvor geliebt
Und den König hab' ich betrogen.‘“

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„‚Die zweite Sünde, die ich beging,
Die will ich zum andern bekennen,
Ich miſcht' einen Trunk, der ſollte mich raſch
Von König Heinrich trennen.‘“

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„„Die dritte Sünde, die ich beging,
Die will zum dritten ich beichten,
Meine Hände waren's, die Becher und Gift
An Roſamunden reichten.““

„Eine ſchwere Sünde! ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: Amen, Amen.

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er ſpielt mit dem Federballe,
Das iſt Lord Marſchalls älteſter Sohn
Und ich lieb ihn mehr als alle.

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er haſcht nach dem fliegenden Balle,
Das iſt König Heinrichs jüngſter Sohn
Und ich haſſ' ihn mehr als alle.

„„Er hat einen Kopf wie ein Warwick-Stier
Und iſt täppiſch wie ein Bär;““
„Mag ſein, rief König Heinrich da,
Ich lieb ihn deſto mehr.“

Abriß er Kapuze und Mönchsgewand,
Sein Antlitz war blutroth,
Lenore ſchrie auf und rang die Händ', —
Ihre Beichte war ihr Tod.

Der König über die Schulter ſah,
Vielgrimmig ſah er drein:
„Lord Marſchall, wär's nicht um mein Wort,
Du ſollteſt gehangen ſein.“

Sir Patrick Spens.

Der König ſitzt in Dumferlin-Schloß;
Er trinkt blutrothen Wein:
„Wer iſt mein beſter Segler?
Er muß in See hinein!“

Sprach da ein ſchottiſcher Ritter:
(Er ſaß an des Königs Seit)
„Der beſte, das iſt Sir Patrick
Im Lande weit und breit.“

Der König ſchrieb einen offnen Brief,
Einen Brief mit eigner Hand; —
Sir Patrick ſchritt am Meere
Ueber den knirſchenden Sand.

Er las die erſte Zeile
Und lachte als er ſie ſah;
Er las die zweite Zeile,
Nicht weiter las er da.

Sein Auge ſtund in Thränen:
„Wem that ich alſo weh,
Zu ſchicken in dieſer Sturmzeit
Mich über die weiße See?!

„Zu Schiff nun, liebe Mannen,
Wir ſegeln vor Tagesſchein!“
Da ſprach ein alter Matroſe:
„„Lieb Herre, das kann nicht ſein!

„„Ich hörte in meiner Koje
Die Windsbraut, wie ſie gelacht,
Und der Neumond hielt den alten
Im Arme die letzte Nacht.““

Es kam der nächſte Morgen,
Sie gingen all an Bord,
Sir Patrick und die Seinen
Und mancher ſchottiſche Lord.

Im Winde flaggten die Wimpel,
Hoch tanzten Schiff und Fluth; —
Drei Tage, da ſchwamm auf dem Meere
Nur noch ein bebänderter Hut.

Nun ſitzen viel ſchöne Frauen
Mit blitzenden Fächern am Strand
Und ſtützen die weiße Stirne
Auf ihre weiße Hand.

Sie tragen goldene Kämme
Und ſtarren hinaus auf's Meer,
Doch ſie erharren keinen
Und ſehen keinen mehr.

Fünfzig Faden tief und — tiefer,
Da pflegen ſie all der Ruh:
Sir Patrick und die Seinen
Und die ſchottiſchen Lords dazu. —

Schwertſpruch.

(Eingegraben in das Erbſchwert der Douglas-Familie.)

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich.

Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.

Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.

Ein beſſerer Ritter bis dieſe Stund
An keines Königs Seite ſtund.

Armſtrong's Gute Nacht.

Die Nacht iſt ſtill, wie Tod und Grab,
Und ſtill zu Grabe ſoll ich gehn,
All' Freund' und Feinde, die ich hab',
Ich ſelber wünſche: wär's geſchehn.

'Rückthuen möcht ich, was ich that,
Und ſelbſt rückdenken, was ich dacht';
Ihr Freunde mein, es iſt zu ſpat
Und nun lebt wohl und — Gute Nacht.

Melroſe-Abbey.

Und willſt Du des Zaubers ſicher ſein,
So beſuche Melroſ bei Mondenſchein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht,
Sie paſſen zu ſeinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Niſchen im Schatten ſtehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber ſehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelthurm ſeine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler ſich wechſelnd reihn,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's ſchneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umſchmiegt,
Wenn das Rauſchen des Tweed, weitab gehört,
Wie Summen die nächtige Stille ſtört, —
Ja, dann tritt ein; bei Mondesſchein
Beſuche Melroſ und — thu' es allein.

Lin-Lithgow.

Schottland hat Schlöſſer, Hof und Hall
Und Burgen und Palläſte,
Lin-Lithgow aber ſchlägt ſie all
Und iſt das ſchönſte, beſte:
Ei, wenn im Mai die Knospe ſpringt,
Wie luſtig da die Amſel ſingt
In Garten, Park und Wald,
Der Hänfling zwitſchert in der Näh,
Das Waſſerhuhn taucht in den See, —
Säh ich Dich wieder bald.

Die Ruinen von Lochleven-Caſtle.

Die Fackeln längſt erloſchen, deren Gluth
Lichtfurchen zog auf dieſes Seees Fluth;
Das Leben längſt erloſchen, hin der Klang,
Der hier im Echo von den Mauern ſprang,
Die Mauern ſelbſt zerbröckelt, öd der Thurm
Und im Kamine heimiſch nur der Sturm.

Chevy-Chaſe

oder:

Die Jagd im Chevy-Forſt.

Gott ſchütz' den König, unſren Herrn,
Und unſer Aller Leben; — —
Im Chevy-Walde hat ſich einſt
Wehvolle Jagd begeben. —

Graf Percy von Northumberland,
Vor Thaue noch und Tage
Zog aus er heut, mit Hund und Horn,
Daß er den Hirſch erjage.

Er ſchwur es jüngſt an heilger Stätt',
— Sorglos um Groll und Knirſchen, —
Er woll drei Sommertage lang
Auf ſchottſchem Boden pirſchen.

Er woll, was lebt im Chevy-Forſt
Mit Speer und Pfeil erlegen;
„Lord Douglas ſchütze, wenn er kann,
Den Hirſch in den Gehegen!“

Lord Douglas, der in Schottland lag,
Als er das Wort vernommen,
Dem Percy-Grafen ſchwört er da
Ein blutiges Willkommen;

Der aber iſt im Walde ſchon
Mit fünfzehnhundert Mannen,
Wohlausgeſucht und wohlgeprobt
Den Bogen ſtraff zu ſpannen.

Schon, von der Meute aufgeſchreckt,
Flieht, was die Schlucht geborgen;
Ein Montag war's — noch halbe Nacht —
Es graute juſt im Morgen.

Und eh' der Mittag kam, da lag
Haufweis das Wild erſchlagen;
Doch raſtlos, nach gethanem Schmaus,
Begann ein neues Jagen.

Auf's Neu durch Schlucht und Dickicht hin
Stob Huf und Hund nach Beute,
Und neuer Angſtſchrei miſchte ſich
Dem Luſtgeheul der Meute.

Graf Percy nur war ſatt des Spiels
Mit Hirſchen und mit Hinden,
Er ſprach: „Lord Douglas gab ſein Wort,
Hier ſoll' ich heut ihn finden.

„Bei Gott, nicht länger harrt' ich ſein,
Dächt' ich, er könn' es brechen;“
Da thät alsbald ein Ritter jung
Alſo zum Grafen ſprechen:

„„Schau Herr, dort blitzt es durch den Wald,
Das iſt er mit den Seinen;
Schau, wie im Mittagsſonnenglühn
Die blanken Speere ſcheinen.

„„Zweitauſend ſind's vom Lauf des Tweed,
Aus Thälern und aus Glennen,
Und der vorauf iſt Douglas ſelbſt,
An Roß und Helm zu kennen.““

„Nun denn, wohlan!" rief Percy da,
„Dies Feld ſei unſre Schranke,
Noch ſchlüpfte keiner mir hindurch
Sei's Schotte oder Franke.

„Das iſt der Hirſch, den ich geſucht,
Nun lohnt es ſich zu jagen,
Es brennt mein Herz, Mann gegen Mann
Mit ihm die Schlacht zu ſchlagen."

Lord Douglas auf milchweißem Roß,
Hält hoch vor den Genoſſen,
Hell glänzt die Eiſenrüſtung, wie
Von Golde übergoſſen;

Er ruft: „„wer ſeid ihr, die ihr's wagt
Mir Hirſch und Reh zu tödten,
Und meines Wortes bar und blos
Den Forſt mit Blut zu röthen!""

Drauf Percy ſchnell: „ein andermal
Auf weß Geheiß wir jagen,
Heut denken wir noch manchen Hirſch
Trotz Deiner zu erſchlagen."

Lord Douglas hört's, er ruft in Wuth:
„„Da ſoll mich Gott verderben!
So wahr ein Lord ich bin, wie Du,
Du oder ich muß ſterben.

„„Doch hör' mich, Percy, Schande wär's
Und Schimpf an unſrem Leben,
So vieler Mannen ſchuldlos Blut
Mit in den Kauf zu geben;

„„Es ſei all unſer Streit gelegt
In unſre beiden Speere!““
„Verdammt ſei der“ — rief Percy da —
„Der andren Sinnes wäre.“

Da trat ein Rittersmann herfür,
With'rington hieß der Degen,
Der ſprach: „„Hier müßig zuzuſchaun
Dran iſt uns nicht gelegen.

„„Wir wollen nicht, dieweil ihr kämpft,
Hier Pſalm und Lieder ſingen,
Und unſrem König Heinrich dann
So ſaubre Botſchaft bringen.

„‚Wohl ſeid ihr Lords und edle Herrn,
Und wir nur Knapp und Ritter,
Doch dächt ich traun, auch unſer Schwert
Macht Wunden wohl und Splitter!‘“

Da thät alsbald all engliſch Volk
Den Eſchenbogen biegen,
Und achtzig Schotten ſanken hin
Von ihrer Pfeile Fliegen.

Lord Douglas aber, unbewegt,
Sitzt feſt im Eiſenbügel,
Und kehrt zu ſeinen Mannen jetzt,
Hoch auf des Waldes Hügel.

Schon ſtehn ſie da, nach Kriegesart,
Getheilt zu dreien Rotten,
Und nieder wie ein Hagel jetzt
Fährt Douglas mit den Schotten.

Das gab ein Stechen und ein Haun,
Manch' breite Wunde klaffte;
Längſt unſer engliſch Bogenvolk
Nicht mehr die Senne ſtraffte.

Sie warfen Pfeil und Eſche fort,
Und griffen nach dem Eiſen,
Das ſpielte jetzt auf Helm und Schild
Tackthämmernd ſeine Weiſen.

O Chriſt, es war für Herz und Sinn
Ein Leid nicht auszuſagen,
Wie ſtöhnend da, in Sand und Blut
Die Menſchenknäule lagen.

Und immer ſchwankte noch die Schlacht; —
Da endlich — mit Geſtampfe, —
Anſprangen, wie zwei Löwen, jetzt
Die Führer ſelbſt zum Kampfe.

Sie kämpften bis vernehmbar faſt
Ihr Herz im Buſen klopfte,
Bis Blut und Schweiß, von Bruſt und Stirn
Wie Regen niedertropfte;

„Ergieb Dich, Percy!" Douglas rief's —
„Ganz Schottland ſoll Dich preiſen,
Und König Jakob Ehr' und Ruhm
Am Throne Dir erweiſen."

Doch Percy ſtolz: „„Da wollt' ich eh'
Wie Kraut am Sumpf verrotten;
Mein Wort iſt „nein", und doppelt „nein"
Genüber jedem Schotten.""

Da kam ein Pfeil, aus unſren Reihn,
Verräthriſch durch die Lüfte,
Und bohrte tief in Douglas Herz
Durch Rippe ſich und Hüfte.

Er ſank vom Roß, ein ſtiller Mann,
Graf Percy ſah ihn enden,
Und faßte dann des Todten Hand
Mit ſeinen beiden Händen.

„„O Douglas,"" rief er, „„ſolchen Siegs
Des hat mein Herz nicht Labe,
Hin gäb' ich für Dein Leben jetzt
Mein Land und meine Habe.""

Er ſprach es kaum, da kam's wie Sturm,
Durch Freund und Feind geſtoben,
Den Leib zum Stoß weit vorgebeugt,
Und hoch den Schild gehoben: —

Wer iſt's? Sir Ralph Montgommeri!
Er ſah den Douglas ſinken;
Nun ſoll auch Percy's Helmbuſchzier
Nicht länger drohn und winken.

Und ſchleudernd jetzt den wuchtgen Schaft
Mit Haſſes Kraft und Schnelle,
Durchfuhr die Lanze Percy's Leib
Um eine Weber-Elle.

Hin ſank der ritterlichſte Held
Auf hufgeſtampfte Tenne;
Schon aber griff ein braver Schütz
Nach Köcher und nach Senne.

Er ſpannte ſtraff des Bogens Seil,
So ſtraff, wie nie er's ſpannte,
Und drückte ſeinen längſten Pfeil
Scharf an die Eſchenkante.

Lang zielt' er ſo, daß ſichren Flugs
Der Pfeil zum Herzen dringe,
Und feucht vom Blut des Schotten jetzt
Bebt in der Bruſt die Schwinge.

So fiel Sir Ralph Montgommeri,
Und mit ihm ſind gefallen
Auf beiden Seiten männiglich
Die Ritter und Vaſallen.

Von zwanzig hundert ſchottſchen Volks
Die Schild und Speer genommen,
Kaum fünf und fünfzig, weh und wund
Sind in ihr Land entkommen.

Und unſer Volk, nicht ſiegesfroh
Trug es den Sieg von dannen;
Nur drei und fünfzig kehrten heim
Von fünfzehnhundert Mannen.

Die andern ſchliefen feſt im Wald
Nach heißem Kampfgewühle;
Und Nachtwind nur und Mondenlicht
Glitt über ihre Pfühle.

Das war die Jagd von Chevy-Chaſe
Wo Herr und Hirſch gefallen; —
Gott ſchütz' den König unſren Herrn
Und ſei uns gnädig allen.

Das Briſtol-Trauerſpiel

oder:

Charles Bawdin's Tod.

(Nach Thomas Chatterton.)

Aufdämmert der Tag, der Hahn kräht hell,
Blaß ſchimmert des Mondes Horn,
Und im Morgenrothe der Tropfen Thau
Glitzert am Hagedorn.

König Edward aber nicht Hahnenſchrei
Rief ihn vom Schlummer wach;
Drei Raben weckten ihn mit Gekreiſch
Oben am Wetterdach.

Und der König fuhr auf: „beim ewigen Gott,
Ich verſteh' euer Mahnen und Schrein;
Charles Bawdin, der ſoll ſterben heut
Und eure Speiſe ſein!“

Der König rief's; eine Kanne Wein
Leert' er bis auf den Grund;
Ritter Canning ſtand zu Seiten ihm, —
Dem war das Herze wund.

Und Canning ſprach: „„mein König und Herr,
Vergieße nicht Bawdin's Blut,
Was immer er Dir Böſes that,
Ihm galt es brav und gut.

„„Dem Lankaſterkönig hat er gedient
Offen und ſonder Scheu,
O Herr, an Deinem Feinde auch
Ehre Muth und Treu.““

Er ſprach's. Noch ſchwieg der Ritter kaum,
Da zürnet der König und ſchnaubt:
„Eh Sternenſchein auf die Erde fällt,
Fällt heut Charles Bawdin's Haupt.

„Er war ein Verräther, er hat ſeine Hand
In's Blut der Yorks getaucht,
Nicht eher hab' ich Raſt noch Ruh
Bis ſeines gen Himmel raucht!“

Drauf Canning ernſt: „„nur Gnade, Herr,
Machet des Sieg's Dich werth;
Den Oelzweig und die Palme nimm,
Nicht aber das Racheſchwert.

„„Gedenk, wir Menſchen allzumal
Sind nur an Sünde groß,
Ein Einziger auf Sankt Petri Stuhl
Iſt ſchuld- und fleckenlos.

„„Vergieb! das feſtiget Dir auf's Haupt
Die kaum gewonnene Kron',
Und trägt Dein Scepter fort und fort
Auf Enkel und Enkelſohn;

„„Doch willſt in Haß, mit blutigem Thau
Beſpritzen Du Dein Kleid,
So reißen finſtre Mächte Dir
Vom Haupte das Goldgeſchmeid.““

Der König hört's. „Fort, Canning, fort!
So lange Charles Bawdin lebt
Will dürſten ich, und ob am Gaum
Mir auch die Zunge klebt.

„Die Sonne, die da drüben ſteigt,
Soll ſeine letzte ſein!"
Der König ſchwieg, in Cannings Bart
Rann eine Thrän' hinein.

Und durch die Gaſſen, trüben Sinn's,
Alsbald der Ritter ſchlich;
In Bawdin's Kerker trat er ein,
Und weinte bitterlich.

Der ſah des Alten Herzeleid;
Er trat an ihn heran:
„„Zu ſterben, Freund, iſt Menſchenloos,
Was thut es „wie" und „wann!"

„„Mir war das Schickſal dieſes Tags
Von Anbeginn beſtimmt;
Demüthig trägt ein Chriſtenherz
Was Gott ihm ſchickt und nimmt.

„„Mir iſt der Tod Erlöſung nur
Von Allem, was ich litt; —
Was haſt Du, daß in's Auge Dir
Die Mannesthräne tritt?""

Sprach Canning: „wohl um Deinen Tod
Hab ich der Thränen viel,
Doch denk ich an Dein Weib und Kind
Find ich nicht Maaß, nicht Ziel.“

„„Dann trockne Dir die Thränen ſchnell,““ —
Klang Bawdin's Stimme da —
„„Der Wittwen und der Waiſen Gott
Iſt auch den meinen nah.

„„Mich mag er meucheln, der Tyrann,
Der frech ſich König nennt;
Doch weiß ich, daß ihn Gottes Hand
Von meinen Kindern trennt.

„„Und, Canning, ohne Bangen traun
Thu' ich den letzten Gang:
Hab ja dem Tod in's Aug' geſehn
Ein halbes Leben lang.

„„Wie oft, wenn guten Schwertes Hieb
Hell durch die Lüfte pfiff,
Und blindlings in die Schlacht hinein
Der Tod nach Beute griff. —

„„Wie oft dann ſah er wild mich an!
Ich ſtarrt' ihm in's Geſicht;
Er hob die Hand zum Speereswurf, —
Galt mir's? ich wußt es nicht.

„„Und nun, wegwerfen ſollt' ich ſelbſt
Des Mannes beſte Zier?
Im Leben Muth, im Tode Muth,
Das, Canning, ſchuld' ich mir.

„„Und ſchuld es meinem Vater auch; —
Der war ein Ritter gut:
Rein war ſein altes Wappenſchild,
Und rein ſein altes Blut.

„„Geſetz und Recht, die hielt er feſt
Im Wirrſal der Parthein;
Die ſchwere Kunſt war ſeine Kunſt:
Gerecht und mild zu ſein.

„„So war ſein Haus: ein offnes Thor,
Und offner Tiſch dazu;
Dem Bettler bot er Speiſ' und Trank
Dem Pilger Raſt und Ruh.

„„An ſeines Namens blanker Ehr'
Hat Schande nie geklebt,
Und ſeiner fleckenloſen Treu
Der hab ich nachgeſtrebt.

„„Mir lebt ein Weib, ich hab ihr Bett
Treubrüchig nie entehrt, —
Nie auch von Heinrich's heil'gem Recht
Mich treulos abgekehrt.

„„Drum geh in Ruh ich dieſen Gang,
Und, Canning, ſterbe gern;
Mein Auge wird den Tod nicht ſehn
Des Königs meines Herrn.““

Charles Bawdin ſchwieg; — da klangs herauf
Wie Roſſesſtampfen ſchon,
Die roſt'gen Angeln drehten ſich
Und gaben ſchrillen Ton.

Hell in des Kerkers offne Thür
Drang jungen Tages Schein,
Und mit dem Licht des Morgens trat
Ein weinend Weib herein.

Charles Bawdin's Weib. Der Ritter ſprach:
„„Laß ſterben mich in Ruh,
Und wende nicht die Seele mein
Dem Irdſchen wieder zu.

„„Laß ab! Die Thrän' in Deinem Aug'
Macht mir das Herze weich,
Und wäſcht dem friſchen Muth in mir
Die Wange wieder bleich.““

Er ſprach's und ſchwieg. Das blaſſe Weib
Sah ſtarr ihm in's Geſicht,
Ihr Ohr vernahm die Worte wohl
Und hörte doch ſie nicht.

Dann rief ſie, daß ihr Schmerzensſchrei
Ihm in die Seele ſchnitt:
„Das Beil, das Deinen Nacken trifft,
O träf es doch mich mit!“

Hin ſank ſie; Bawdin küßte leis
Auf Stirne ſie und Wang';
Dann ſprach er: „„Schließer, nimm mich hin
Auf meinem letzten Gang!““

Er trat hinaus; da ſtand der Karrn,
Der ſonſt nur Schächer trug,
Und alſobald zum Richtplatz hin
Bewegte ſich der Zug.

Der Zug war ſo: der Richter vorn
In ſeines Amts Geſchmeid',
Hell glitzerte das Quaſtengold
An ſeinem Scharlachkleid.

Zwölf Auguſtiner kamen dann
In härenem Gewand,
Mit Roſenkranz und Geißelſtrick
In recht- und linker Hand.

Bußpſalme ſangen finſter ſie
In mächtgen Melodien,
Und nieder ſchrillte Glöcklein Klang
Vom Thurme Sankt Marien.

Den Mönchen folgte, feſten Schritts
Ein Bogenſchützen Hauf:
Die Sennen waren all geſpannt,
Die Pfeile lagen auf.

Wohl mocht ein Reſt lankaſtriſch Volk
Den Ritter noch befrein,
Es durfte Bawdin's letzter Gang
Der ſeiner Feinde ſein.

Dann kam er ſelbſt: zwei Rappen vorn
In weißer Decken Putz,
Auf ihren Köpfen wiegte ſich
Ein ſchwarzer Federſtutz.

Und wieder dann kam feſten Schritts
Ein Bogenſchützen-Hauf:
Die Sennen waren all geſpannt,
Die Pfeile lagen auf.

Zwölf Auguſtiner wieder dann
Mit Pſalmesmelodien, —
Und immer noch ſcholl Glöcklein Klang
Vom Thurme Sankt Marien.

Den Schluß, den machte ſtraßenbreit
Des Volkes dicht Gedräng:
Von Dach und Fenſter folgte man
Dem traurigen Gepräng.

Und jetzt an Chriſti Kreuz vorbei
Bewegte ſich der Zug,
Hernieder ſchaute ſtill das Lamm,
Das unſre Sünden trug.

Und Bawdin betete und ſprach:
„Erbarm, o Herr, Dich mein,
Und waſch auch meine Seele heut
Von ihren Flecken rein!“

Er ſprach's. Der König aber ſtund
An Schloſſes Fenſter ſchon,
In ſeinem Antlitz paarten ſich
Die Rache und der Hohn.

Charles Bawdin ſah's; in ſeinem Karrn
Hob er ſich ſtolz empor,
Und donnerte mit feſter Stimm
An König Edward's Ohr:

„Verräther, der Du bleibſt und biſt,
Schau nur in Hohn mir zu,
Wie klein mich Deine Rache macht,
Bin größer doch als Du.

„Durch Mord und jede faule That
Trägſt Du die Krone Dein,
Doch klebteſt Du mit Blut ſie feſt,
Wird doch nie Deine ſein.

„Vernimm: es reift die Frucht heran
Vergangner Miſſethat,
Und wie Verrath Dich groß gemacht,
Wird ſtürzen Dich Verrath.“

Er rief's; das klang ſo feſt und klar
Zu Edwards Ohr hinauf:
Der murmelte, hochroth vor Scham,
Zum Richard Gloſter drauf:

„Traun Bruder, dieſes Bawdin's Wort
Ging mir in Herz und Blut;
Der Könige König dieſer Welt
Das iſt doch Mannesmuth!“

Er ſprach's; doch Richard Gloſter rief
Mit tückiſch rauhem Ton:
„„Laß ſterben ihn, laß ſterben ihn,
Die Raben warten ſchon!““

Hin zog der Zug, dem Schloß vorbei,
Sie waren bald zur Stell:
Das blanke Beil im Sonnenſchein,
Wie blinkte das ſo hell.

Behangen ſchwarz war das Schaffott;
Charles Bawdin ſtieg hinauf:
Ihm war das Sterben wie Triumph
Und ſtolzer Siegeslauf.

Rings ſtand das Volk; da ſprach er laut:
„Blutacker bleibt dies Land,
So lange Schwert und Scepter bleibt
In dieſes Edwards Hand.

„Vergehn vor Gram wird manches Weib,
Und manche junge Braut,
Eh' dieſes Land den erſten Strahl
Des Friedens wieder ſchaut.“

Er rief's; an Prieſters Seite dann
Hinkniet' er aufs Schaffott,
Und betend, ſtill die Seele ſein
Empfahl er ſeinem Gott;

Dann aber preſſend an den Block
Sein Haupt in ſtolzer Eil,
Abſchlug ihm das auf einen Hieb
Das blanke Henkerbeil.

Hinfloß ſein Blut; ſtillweinend ſtand
Das Volk im Kreis umher;
Wie viel auch rothen Blutes floß,
Der Thränen floſſen mehr.

Der Henker dann, mit ſcharfer Axt,
Viertheilte Bawdin's Rumpf,
Und jeder Theil ward aufgeſteckt
Auf einen Lanzenſtumpf.

Der Eine thät als Wetterfahn'
Hoch auf dem Thurm ſich drehn;
Ein zweiter war als Gitterſchmuck
Vor Edward's Schloß zu ſehn.

Der dritt' und vierte ſammt dem Haupt,
Bei Tages erſtem Schein,
Von dreien Thoren blickten die
Weit in das Land hinein.

Da wurden ſie, bei Tag und Nacht,
Umkrächzet und umkreiſt,
Das Raben- und das Krähenvolk
Hat alles aufgeſpeiſt.

Das war das End' von Bawdin's Treu,
Und ſeiner Ehren Ziel; — —
Gott ſchenk dem König, unſrem Herrn,
So treuer Diener viel.

Der Aufſtand in Northumberland.

1.

Percy und die Nortons.

Graf Percy ging in den Garten ſein,
Sein junges Gemahl geleitet ihn,
Er ſpricht: „mir ſingt ein Vogel in's Ohr,
Du mußt fechten, Percy, oder fliehn."

Lady Percy ſpricht: „„verhüte das Gott!
O ſei nicht ſo ſtolz, o ſei nicht ſo ſcheu:
Nach London geh, an der Königin Hof,
Und beug' ihr Dein Knie, und leiſt' ihr die Treu.""

„Zu ſpät, zu ſpät, liebe Lady mein,
Es iſt nicht mehr, wie ſonſt es war,
Meine Feinde gelten bei Hofe jetzt,
Ich kann nicht gehn, mir droht Gefahr."

„„Und doch, und doch, — ſonſt reut es Dich noch!
Leg ab Deine Scheu, leg ab Deinen Trutz,
Nimm all Deine beſten Mannen mit,
So haſt Du Schirm, und ſo haſt Du Schutz.““

„Zu ſpät, zu ſpät, liebe Lady mein,
Der Hof iſt klug, iſt fein=verſtrickt,
Und wenn ich morgen zu Hofe ging,
So hätt' ich Dich heut zuletzt erblickt.“

„„Und doch, und doch, — ſonſt reut es Dich noch!
Laß ſatteln! ich will ja mit Dir gehn,
Und will bei Hofe ſo Tag wie Nacht,
Meinem lieben Herren zur Seite ſtehn.““

„Halt ein, halt ein, liebe Lady mein,
Es iſt zu ſpät, ich bin nicht blind,
Der Vogel hat Recht und mein Herz hat Recht,
Und fechten muß ich für Weib und Kind — —

„Tritt her, tritt her, mein Knappe jung,
Und ſchaue mich an und horche wohl auf,
Zu Richard Norton muß dieſer Brief,
Noch eh vorüber des Tages Lauf.

„Empfiehl mich dem Squire und ſag' ihm das Wort:
Die Stunde ſei da, und wir ſeien bereit,
Und wenn er noch Richard Norton wär,
So müſſ' er kommen zu dieſer Zeit.“

Der Percy ſprach's, der Knappe brach auf,
Eine Weile er ging, eine Weile er lief,
Und eh die Sonne hernieder war,
Da hatte der Squire des Grafen Brief.

Er las voll Ernſt, er las zweimal,
Seine Söhne ſahen ihn fragend an,
Und als er las zum dritten Mal,
Eine Thrän' ihm über das Antlitz rann.

„Sag' an, ſag' an, Chriſtopher, mein Sohn,
Dein junges Herz hat braven Muth,
Graf Percy ziehet in böſen Streit,
Was ſollen wir thun? welch Rath iſt gut?“

„„Und ſoll ich rathen, ſo rath' ich frei:
Graf Percy iſt ein edler Lord,
Und was es immer uns bringen mag,
Wir müſſen ihm halten unſer Wort.““

„Hab' Dank, hab' Dank, Chriſtopher, mein Sohn,
Dein Rath iſt gut, Gott ſchenk' ihm Gedeihn,
Und kommen wir mit dem Leben davon,
So ſoll Dir's nicht vergeſſen ſein.

„Was aber ſprecht Ihr, Ihr andern acht?
Sagt ja, ſagt nein, ich laß es geſchehn.“
Da ſprachen ſieben: „„wie's kommen mag,
Wir wollen zu unſerm Vater ſtehn.““

„Habt Dank, habt Dank, meine Kinder brav,
Unſer ſächſiſch Blut, Ihr haltet es rein,
Und ob ich leben, ob ſterben mag,
Eures Vaters Segen ſoll mit Euch ſein.

„Doch, was ſagſt Du, Franz Norton, mein Sohn,
Mein Aelteſter Du und mein Erbe dazu!
Ich ſeh was brüten in Deiner Bruſt;
Deine Brüder ſprachen, ſo ſprich auch Du.“

„„Und ſoll ich ſprechen, lieb Vater mein:
Dein Bart iſt grau, und Dein Haupt iſt weiß;
Setz' nicht an faulen, ſchimpflichen Kampf
Deiner ſiebzig Jahre ehrlichen Preis.““

„Halt ein, Franz Norton! der Schimpf iſt Dein;
Mein Sohn, mein Sohn, wer hat Dich bethört?
Als Kind auf Deines Vaters Knien,
Da hab' ich Dich andre Sprache gelehrt.“ —

Der Alte rief's. — Vor Tagesſchein
Da brachen ſie auf mit Mann und mit Roß,
Und ehe die Sonne in Mittag ſtand,
Da hielten ſie ſchon vor des Percy Schloß.

Bald auch die Nevils kamen heran,
Die ſtolzen Grafen von Weſtmorland,
Und — eh die Sonne zu Rüſte ging,
Sie Dreizehntauſend beiſammen fand.

Das Nevil-Banner zum erſten dann
Im Morgenwinde ward es entrollt;
Sein Zeichen war ein ſilberner Stier,
Der trug eine blinkende Kette von Gold.

Die Percy's ließen zum zweiten dann
Ihren ſchimmernden Halbmond flattern und wehn;
Die Norton's aber führten ein Kreuz,
Dran waren die Wunden des Heilands zu ſehn.

Sie zogen in's Feld, und ſie jagten wie Spreu
Der Königin Volk über's Clifford=Moor;
Siebenhundert retteten ſich auf's Schloß; —
Bald aber lagen die Grafen davor.

Sie griffen an, am kommenden Tag,
Und am dritten Tage da glückte der Sturm:
Die Percy's nahmen den Felſenwall,
Die Norton's nahmen den Backſteinthurm.

Ihre Banner wehten von Schloß zu Schloß,
Bleicher Schrecken lief gen London hin,
Da aber ward der Schrecken zu Wuth
Im Herzen unſrer Königin.

Sie rief: „wohlan denn, Blut um Blut!
Sie ſollen erndten, was ſie geſä't,
Und das Beil mag beugen ihren Kopf,
Der ſo trotzig auf ihren Hälſen ſteht.“

Sie muſterte dreißigtauſend Mann,
Die führte der höfiſche Warwick=Graf,
Und am elften Tage, am Humber=Strom
Da war es, wo er die Grafen traf.

Er rief hinüber, voll Spott und Hohn:
„Nun Nevil-Stier ſtürm' an in Wuth,
Nun Percy-Mond geh' auf, geh' auf,
Nun Norton ſieh, was Dein Heiland thut."

Der Nevil-Stier und das Norton-Kreuz,
Wohl thäten ſie hoch in Lüften wehn,
Der Percy-Mond wohl ging er auf,
Doch er ging nur auf, um unterzugehn.

Graf Percy floh gen Schottland hin,
Graf Nevil floh weit über die See;
Die Norton's aber wollten nicht fliehn,
Sprach Jeder: „ich falle, wo ich ſteh."

Sie fielen nicht, nicht Vater, nicht Sohn,
Und litten doch alle blutigen Tod;
Vergebens war ſeine Locke ſo weiß,
Vergebens war ihre Wange ſo roth.

Sie fielen nicht auf ehrlichem Feld,
Sie fielen, wo der Drei-Baum ſtand; —
Der Würger ging von Thür zu Thür,
Und ein Schrei ging über Northumberland.

2.

Percy's Tod.

„Mein Dach iſt der Himmel ſeit manchem Tag,
Mein Lager zur Nacht des Waldes Streu:
Zu William Douglas will ich gehn,
Sein Schloß iſt feſt, ſein Herz iſt treu.

„Als einſt er floh, wie jetzt ich flieh,
Da fand er Schutz am Heerde mein:
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

Graf Percy ſpricht's. Sein müdes Roß
Er treibt es an mit Sporn und Schlag;
Er reitet gen Lochleven-Schloß
Und hält davor am dritten Tag.

Die Brücke raſſelt niederwärts,
Graf Percy tritt zur Hall hinein;
Graf Douglas ſpricht: „willkomm, willkomm!“
Und reicht ihm Hand und reicht ihm Wein.

Es geht der Tag, die Monde gehn;
Am Fenſter rüttelt Herbſteswind,
Des Percy Herz wird bang und ſchwer,
Er denkt an Weib und denkt an Kind.

Graf Douglas ſitzt zu Seiten ihm
Und ruft ihm zu: „was trübt Dich ſo?
Wir fahren morgen über See: —
Lord Murray jagt bei Linlithgow.

„Und biſt Du krank, ſo heil' Dein Herz
Durch grünen Wald und raſchen Ritt;
Zudem, ich gab dem Lord mein Wort,
Du wärſt dabei, Du jagteſt mit.“

Der Douglas ſpricht's. Graf Percy drauf:
„„Du gabſt Dein Wort: ich bin bereit!
Und ritt'ſt Du bis zum heil'gen Grab,
Ich ritte mit an Deiner Seit'!““

Er ſpricht's, und reicht ihm raſch die Hand;
Roth wird des Douglas bleich Geſicht,
Er ſenkt ſein Aug' und geht hinaus:
Maria Douglas aber ſpricht:

„Hab' Acht! mein Bruder ſpinnt Verrath;
Unſtät ſeit lang ſein Auge rollt;
Das macht, er hat verkauft die Treu',
Verkauft um engliſch Sündengold.

„Er führt Dich, ſtatt nach Linlithgow,
Nach Süden, wo Schloß Berwick ragt;
Nach *England* geht's; wohl giebt es Jagd,
Du biſt es *ſelbſt*, auf den man jagt.

„Bleib hier, und ſprich: „Du ſeieſt krank!"
So helf mit Gott ich Dir hindurch
Und führ Dich, auf verborgnem Pfad,
Durch Wald und Nacht nach Edinburg.

„Und bring' Dich zu Lord Hamilton,
Das iſt ein echter Schotten-Lord,
Der ließ wohl lieber Land und Leib,
Als daß er ließ von ſeinem Wort."

Graf Percy hört's, ſein Aug' wird feucht,
Er ſpricht: „„ſchwer trifft mich Gottes Hand,
So vielen Freunden bracht' ich Tod,
Dem letzten bring' ich Schimpf und Schand'.

„„Ich hab' gedacht: es ſei vorbei,
Und hab' gedacht: das Maaß ſei voll;
Weh mir, daß Schlimmres nun als Tod
Auf Freundes Haupt ich laden ſoll.

„„Die Treue bring' ich in Verdacht,
Sie ſei nicht treu, ſei falſches Spiel;
Ich trage Fluch in jedes Haus, —
Es iſt zuviel, es iſt zuviel.

„„Und ſprichſt Du auch: Hab Acht, hab Acht!
Ich ſprech' doch nur: Halt ein, halt ein!
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.““

Graf Percy ſpricht's; die Lady drauf:
„Und ſchätzeſt Du mein Wort gering,
Komm mit mir an den Leven-See,
Und ſchau hinein durch dieſen Ring.

„Den Ring mir meine Mutter gab,
Die konnte Wind und Wald verſtehn; —
Und blickſt Du auf des Seees Grund,
So wirſt Du Deine Zukunft ſehn.

„Komm mit, komm mit! und willſt Du nicht,
Und glaubſt Du nicht, Gefahr ſei nah,
So gieb mir Deinen Diener mit,
Der mag Dir ſagen, was er ſah.“

James Swinnard mit der Lady ging,
Sie kamen an den Leven-See;
James Swinnard ſpricht: „das ſind von York
Die Thürme, die ich drunten ſeh!

„Doch Lady ſprich, auf offnem Platz
Was ſoll von Brettern das Gerüſt?“
„„Das iſt der Altar, drauf Dein Herr
Zum letztenmal den Heiland küßt.““

„Und Lady ſprich, wer ſteht dabei,
Gehüllt in Mantel, ſchwarz und dicht?“
„„Das iſt von York der Lord-Wardein,
Der Deinem Herrn das Stäbchen bricht.““

„Und Lady ſprich, wer ſteht dabei,
Gehüllt in Mantel, roth wie Blut?“
„„Das iſt von York der Meiſter Hans,
Der Deinem Herrn das Letzte thut.““

James Swinnard trat vor ſeinen Herrn,
Er ſah ihn an und weinte laut;
Er ſprach: „bleib hier, mein theurer Lord,
Ich hab' nichts Gutes da geſchaut.“

Er ſchwieg; Graf Percy aber ſchnell:
„„Und koſtet's Leben mir und Leib,
Ich bau' auf Mann und Manneswort
Und nicht auf Spuk und Zauberweib.

„„Und wär's kein Spuk, und würd' es wahr,
Ich ſpräche doch: 's iſt Trug und Schein,
Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

Der Morgen kam, der Wind war gut,
Die Pfeife rief: an Bord, an Bord!
Man ſtieg zu Schiff, — James Swinnard auch,
Der ließ kein Aug' von ſeinem Lord.

Und Douglas rief: „ſetzt Segel bei,
Kein Handbreit Linnen ſei geſpart!“
Hell lag die Sonn' auf Land und Meer
Und raſch gen Süden ging die Fahrt.

Sie fuhren fünfzig Meilen ſchon,
Der Percy aber ward's nicht froh,
Er ſprach: „James Swinnard frag' den Lord,
Wie weit es noch bis Linlithgow.“

James Swinnard vor Lord Douglas trat;
Der lacht und ſpricht: „wir ſind noch fern!
Ein Narr, wer ſchönen Worten traut; —
Und nun empfiehl mich Deinem Herrn.“

Und wieder fünfzig Meilen ging's,
Rings offne See, kein Land zu ſehn;
Da trat Graf Percy ſelbſt heran:
„Douglas, ſag' an, was ſoll geſchehn!“

Der lacht und ſpricht: „„ſetz Dich zu Roß,
Und ſpring' in's Meer, und ſuch' Dein Glück,
Und willſt Du noch nach Linlithgow,
So reit' den halben Weg zurück.““

Und wieder fünfzig Meilen ging's, —
Da blinkt's wie Thürme über See;
Graf Percy ſpricht: „nun helf' mir Gott,
Das iſt Stadt Berwick, was ich ſeh!“

Sie legten an bei Abendſchein,
Frühmorgens hat er fortgemüßt,
Und als der dritte Morgen kam,
Stand er in York am Blutgerüſt.

Er ſtieg die Stufen feſt hinan,
Das blanke Beil, er ſah es nicht,
Sein Auge ſchweifte rings umher
Und traf des Douglas bleich Geſicht.

Noch einmal klang's ihm durch das Herz,
Und bitter lächelnd ſchaut er drein:
„Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

Dann ließ er nieder ſich auf's Knie,
Und gab das Zeichen mit der Hand;
Abflog ſein Haupt: — das war das End'
Des Percy von Northumberland.

Die Blumen des Waldes.

(Nach der Schlacht bei Flodden.)

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen,
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun hör' ich ihr Wehe, wo immer ich gehe —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Vorüber das Necken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der andern geht,
Sie können nicht ſcherzen mit Trauer im Herzen,
Und was ſie ſprechen, iſt leiſes Gebet.

Kein Erntereigen; es ſchweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze ſich dreht.
Auf Märkten und Meſſen die Luſt iſt vergeſſen —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Kommt Dämmerſtunde, nicht mehr in die Runde
Das Haſchen und Pfänderſpielen geht,
In ſtiller Kammer verbirgt ſich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Dahin unſre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unſre Blumen vom Walde, ſie ruhn auf der Halde,
Die Blüthe des Landes iſt abgemäht.

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen,
Die Heerde zu melken, die draußen ſteht;
Nun klingt ihre Klage von Tage zu Tage:
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Die Schuſter von Selkirk.

(Nach der Schlacht bei Flodden.)

Wir ſind die Schuſter von Selkirk,
Und Graf Home, ein Schelm biſt Du,
Wir halten's mit Blau und Scharlach
Und machen einſohlige Schuh.

Zum Teufel Alles was gelb iſt,
Und gelb und grün dazu,
Aber Vivat für Blau und Scharlach
Und jeden einſohligen Schuh.

Wir fechten für Blau und Scharlach
Und den König und unſre Schuh,
Denn wir ſind die Schuſter von Selkirk
Und Graf Home, ein Schelm biſt Du.

Lesly's Marſch.

(Puritaner-Lied.)

Immer mit, immer mit,
Was Teufel, wer hält nicht Schritt?
Die Engliſchen ziehen von drüben heran,
Schließt euch feſter Mann an Mann,
Musketiere raſch in die Front,
Habt ihr vergeſſen, was ihr gekonnt:
Schießen und fechten und Schädelſpalten
Und mit der Linken die Bibel halten.

Die erſte Kirche, in die wir kommen,
Drin Rom und die Pfaffen Platz genommen
Und Orgel und Altar hinein erneuert,
Werd ausgefegt und ausgeſcheuert;
Jenny ſoll das Käppchen tragen,
Jocky das Chorhemd um ſich ſchlagen,
Und nach der Orgel und ihren Pfeifen
Sollen unſre Pfeifer greifen,

Können drauf ſpielen den ganzen Tag,
Komme, was da kommen mag;
Burſche, munter,
Bald wird's bunter,
Schürzet die Plaid's! ſie kommen, Juchhe,
Und klappt die Mützen in die Höh.

Jacobitenlieder.

(Von 1715—1746.)

1.

Die Duncans kommen, die Donalds kommen,
Die Colins kommen, die Ronalds kommen,
Es kommen die Kenmures Sohn und Vater,
Lord Foſter und Lord Derwentwater
    Und Jack und Tom und Bobby kommen
    Und haben die blaue Blume genommen.

Die Intoſh kommen, die Quarries kommen,
Die Söhne Lord Glengarry's kommen,
Es kommen die Dougals und Mac Gregore
Mit kurzem Schwert und langem Rohre
    Und Jack und Tom und Bobby kommen
    Und haben die blaue Blume genommen.

Die Phersons kommen, die Kenzies kommen,
Die Grants, die Leans, die Menzies kommen,
Es kommen die Burſch aus allen Clanen,
Die Mädchen ſelbſt zu unſren Fahnen
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Die Camerons kommen, die Gordens kommen,
Die ſtolzen Söhne des Nordens kommen,
Es kommen die Enkel der alten Thane,
Die Crabies und die Mac=Farlane
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Sie kommen mit Pfeifen und Dudelſäcken
Und ſuchen das Volk mit den rothen Röcken,
Bald werden die Schöße im Winde fliegen,
Bald werden die Whigs auf der Naſe liegen,
Denn Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

2.

Die Einen ſagen, wir haben gewonnen,
Die Andern ſagen, ſie haben gewonnen,
Ich aber ſage das Eine nur:
Es ward viel gelaufen bei Sherifmur,
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

Wir haben den linken Flügel geſchlagen,
Der rechte Flügel hat uns geſchlagen,
Eine Rennbahn war die ganze Flur,
Es ward viel gelaufen bei Sherifmur,
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

Rob Roy, o wärſt Du zu Hülf uns gekommen,
Es hätt' ein anderes Ende genommen,
So aber war das Ende nur:
Es ward viel gelaufen bei Sherifmur,
Wir ſind gelaufen und ſie ſind gelaufen,
Gelaufen einzeln und in Haufen.

3.

O käm er wieder, mit Waffen ſcharf,
Der Burſch, den ich nicht nennen darf,
O käm er wieder und käm er ſchnell,
Hier iſt ſein Platz und ſeine Stell,
  Ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
  Und wären zehntauſend um ihn her.

[illegible]

Von Tartan der Rock und die Hoſe dazu,
Die Mütze blau und geſchnürt die Schuh,
Ein Hochlandsburſch vom Wirbel zur Zeh,
Das iſt der Burſch, mit dem ich geh,
  Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär'
  Und wären zehntauſend um ihn her.

O ging es wieder in's grüne Feld,
Er iſt ein König und iſt ein Held,
Auf ſeiner Bruſt der goldene Stern,
Wo der uns leuchtet, da folgen wir gern,
  Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
  Und wären zehntauſend um ihn her.

O ſäß er wieder, der Erb einer Kron',
Auf ſeiner Väter heiligem Thron,
Da wären vorüber Weh und Streit
Und wir lebten wieder die goldene Zeit,
  Und ich wollt' ihn ſchützen, wo immer er wär',
  Und wären zehntauſend um ihn her.

4.

Mein Liebſter iſt kommen von Aberdeen
Und über die Maßen lieb ich ihn,
Und hat mich doch betrübt und erſchreckt
Und die weiße Kokarde aufgeſteckt;
Er iſt ein übermüthiger Burſch
Und doch ein lieber, gütiger Burſch,
Und ich lieb ihn und will mit ihm gehn
Und immer die weiße Kokarde ſehn.

Ich will verkaufen Geis und Kuh
Und Spindel und Flachs und Garn dazu,
Und will mir kaufen ein Tartankleid
Und ſtill marſchiren an ſeiner Seit;
Er iſt ein übermüthiger Burſch
Und doch ein lieber, gütiger Burſch,
Und ich lieb ihn und will mit ihm gehn
Und immer die weiße Kokarde ſehn.

5.

An einem Montag Morgen war's,
Kaum ſchlug die Glocke vier,
Da zog er ein in unſre Stadt
Der junge Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Und als er zog die Straß hinauf
Und nickte dort und hier,
Da klang's aus allen Fenſtern: Heil
Dir junger Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Viel tauſend Burſche bracht' er mit,
Das halbe Hochland ſchier,
Die folgten gern dem echten Herrn,
Dem jungen Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Sie ließen Weib und Kind zurück,
Wohlan, ſo thun auch wir,
Wir baun auf Gott und gutes Glück
Und auf den Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

Wir ziehn entlang mit Pfeifenklang,
Die Diſtel als Panier,
Mit Kilt und Plaid und Schwertern blank
So ſiegt der Kavalier;
O Charlie iſt mein Liebling,
Mein Liebling, mein Liebling,
O Charlie iſt mein Liebling,
Der junge Kavalier.

6.

Cope ſchrieb einen Brief an den Kavalier:
„So Du Muth haſt, komm und fecht' mit mir,
Und biſt Du nicht in zwei Stunden hier,
So komm ich früh am Morgen.“

Prinz Charlie ſah hinein in den Brief;
Er zog ſein Schwert und lacht' und rief:
„„Und ſind Deine Gräben noch ſo tief,
Wir kommen früh am Morgen.““

Auf Hochlandsburſche, auf, ins Feld,
Grau=Dämmrung ſchon die Nacht erhellt,
Und wo John Cope uns hinbeſtellt,
Da ſtehn wir früh am Morgen.

Wie, was? ob Cope noch ſchlafen mag?
Wach auf, es iſt ſchon heller Tag,
Hörſt Du nicht Pfeif' und Trommelſchlag?
Wir kommen früh am Morgen.

Halt Cope, was läufſt Du ſchon von fern?
Wir ſchüttelten Dir die Pätſchchen gern,
Nun lauf' und grüß' uns Deinen Herrn
Und biet' ihm guten Morgen.

Cope lief bis Leith mit rothem Geſicht;
„Wo ſind Deine Leute?" der Sheriff ſpricht,
„„Zum Teufel,"" rief Cope, „„ich weiß es nicht,
Ich ſah ſie zuletzt heut Morgen.""

7.

Mein Harry war ein tapfres Blut,
Ich ſah ihn neben der Fahne gehn,
Nun iſt er über die große Fluth
Auf nimmer, nimmer Wiederſehn;
  Und doch nur einmal herzen ihn,
  Was gäb' ich alles nicht drum hin!
  Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
  Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

Oft, wenn es ſtill geworden im Haus
Und von Abend her die Lüfte wehn,
Dann frag ich in den Wind hinaus:
Werd' ich ihn nimmer wiederſehn?
  Ihn ſehn, nur einmal herzen ihn,
  Was gäb' ich alles nicht drum hin!
  Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
  Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

O hingen einige Schurken doch
Und ließ uns Gott einen Rächer erſtehn,
Da kämen frohe Tage noch
Und den Liebſten würd ich wiederſehn;
Ihn ſehn, nur einmal herzen ihn,
Was gäb' ich alles nicht drum hin!
Ich gäb' unſer Hafer- und Gerſtenland
Für den kleinen Finger von ſeiner Hand.

8.

Die ſchöne Maid von Inverneß,
Wie freudlos ihr der Tag vergeht,
Sie ſchafft und ſpinnt und webt, indeß
Ihr dunkles Aug' in Thränen ſteht:
„Drummoſſie-Moor, Drummoſſie-Tag,
O bittrer Tag, o blutges Moor,
Wo kalt und ſtarr mein Vater lag
Und ich der Brüder drei verlor.

„Sie liegen tief in Sand und Blut,
Im erſten Grün die Gräber ſtehn,
Der beſte Burſch daneben ruht,
Den Mädchenaugen je geſehn.
Weh Sieger Dir, der nach der Schlacht
Noch die Geſchlagnen niedertrat,
Du haſt manch Herz betrübt gemacht,
Das Dir doch nichts zu Leide that.“

9.

Wetternacht und Sturmesgrollen
Hab' ich um mich für und für,
Und der Gießbach, angeſchwollen,
Klopft an meine Felſenthür;
Ach, von jenen ſtillen Quellen,
Dran die blaue Blume blüht,
Von des Weſtwinds leiſen Wellen
Labt nicht eine mein Gemüth.

Rechtes willen, Ehre wegen
Kämpften wir den Kampf der Pflicht,
Doch der Himmel war entgegen
Und die Götter wollten's nicht;
Sieg und Ruhm entſank im Streite
Uns auf Hochlands Moor und Moos,
Vor uns liegt die Welt, die weite,
Aber freund- und freudelos.

10.

Sieben Söhne gab ich dem Kavalier,
Sieben grüne Plätze ſind blieben mir,
Ihrer Mutter Herz iſt gebrochen vor Weh —
König Jacob, daß ich Dich wiederſäh'.

In Trümmern die Kirche, in Feſſeln das Land,
Das Schwert in Mörder- und Henkershand,
Und ſchweigen müſſen, was immer geſchäh' —
König Jacob, daß ich Dich wiederſäh'.

Mir iſt zu leben nimmer Gewinn,
Meine Söhne todt, ſeine Krone dahin,
Doch ſingen will ich, wo immer ich ſteh:
König Jacob, daß ich Dich wiederſäh'.

11.

Die ihr euch „Jacobiten“ nanntet,
Zu eigner und des Königs Ehr',
Die ihr euch Jacobiten nanntet,
Zu Thron und Stuart euch bekanntet
Und endlich doch den Rücken wandtet,
O tretet her.

Was kämpft ihr noch voll halben Zwanges
Ein leeres Wortgefecht „ums Recht,“
Entſchlagt euch des gelehrten Dranges,
Ich ſag: ein kurz Schwert und ein langes,
Ich ſag: ein ſtark Herz und ein banges,
Die machen Unrecht ach und — Recht.

Was ſchwankt ihr länger bang und ſchüchtern?
Der findet Gnade, der drum wirbt;
Was ſchwankt ihr länger bang und ſchüchtern?
Fügt euch den neuen Himmelslichtern
Und — überlaſſet ſeinen Richtern
Den, der in Treue lebt und ſtirbt.

Das Begräbniß des Sir John Moore.

Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl
Als wir an den Wallrand lenkten,
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl"
Als wir ihn niederſenkten;
Wir ſenkten ihn nieder um Mitternacht,
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer,
Wir hatten's mit Bayonnetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir ſtarrten dem Todten in's Angeſicht
Und dachten: „was nun morgen!"
Kein Grabtuch da, kein Prieſter nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein ſchlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeſchlagen.

Und kaum noch, daß unſer Thun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf ſeinem Feld,
Blutfeucht von Heldenthume,
Da liegt er und ſchläft er allein, unſer Held,
Allein mit ſeinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Ueber ſeinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden ſchwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet, —
Doch nichts von Allem dringt in ſein Grab,
Drin wir Britiſchen ihn gebettet.

Volkslied.

(In den Londoner Straßen geſungen im Winter 1855.)

All die ihr ſchlaft auf Dunen, behaglich, wohlgemuth,
Denkt unſrer armen Brüder, die kalt ſind bis aufs Blut,
Die in den Gräben liegen, krank, hungrig, ſtarr und ſtumm,
Die Blüthe unſres Landes, im Schlammbett kommt ſie um.

Vom Balaklava-Hafen bis an die Stadt heran
Vor Karren und Geſchützen ſie ſelber als Geſpann,
So haben ſie's gehalten, dann kam die ſtille Nacht,
So viele gingen ſchlafen, ſo wenig ſind erwacht.

Ich hört ein Mädchen klagen, ſie rief: was fang ich an,
Mein Vater liegt und ſchlummert im Thal von Inkermann,
Mein Bruder liegt verwundet, geneſen wird er nie,
Es kann kein Chriſt geneſen in jenem Skutari.

Gott, ſchütze unſre Brüder mit Deiner mächtgen Hand,
Leih ihnen Sieg und führe ſie heim in's Vaterland,
Beſchütz' auch was ſie lieben, Weib, Vater, Mutter, Kind,
Und ſei ein Tröſter aller, die ſchweren Herzens ſind.

Grabſchrift.

(Auf einem Grabſtein im Kirchhof von Melroſe-Abbey.)

Erde gleißt auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde
Bevor es gedacht;
Erde thürmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Erde ſpricht zu Erde:
Alles wird mein.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Schleswig-Holſteinſche Krieg

im Jahre 1864.

Der

Schleswig-Holſteinſche Krieg

im Jahre 1864.

Von

Th. Fontane.

Mit 4 Portraits, 56 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzſchnitt
und 9 Karten in Steindruck.

Berlin, 1866.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung.

Schleswig-Holſtein. Land und Leute 3

Schleswig-Holſteins Geſchichte.

1. Unter den Schauenburgern bis 1460 14
2. Schleswig-Holſtein von 1460 bis zum „Königs-Geſetz“ 1665 16
3. Die Epoche von 1665 bis 1765 19
4. Die Epoche von 1765 bis 1852 21
5. Vom londoner Protokoll bis zum Tode Friedrichs VII. 23

Der Ausbruch des Krieges.

Vom Tode Friedrichs VII. bis zum Ausbruch des Krieges 29
Der Ausbruch der Feindſeligkeiten 33
Die verbündete Armee. Feldmarſchall v. Wrangel. Prinz Friedrich Karl. Feldmarſchalllieutenant Freiherr v. Gablenz 39

Das Dannewerk.

Das Dannewerk und die däniſche Armee 49
Eider-Uebergang. Eckernförde. 1. Februar 1864 55
Miſſunde 58
Das Infanterie-Gefecht vor der Eröffnung der Kanonade 62
Die Kanonade 62
Der Verſuch gegen die Schanzen 63
Eider-Uebergang der Oeſtreicher 66
Der 3. Februar. Ober-Selk 68
Der Schlei-Uebergang 74
Die Räumung der Dannewerke 79
Schleswig. Oeverſee 86
Der Marſch durch Angeln. Beſetzung Flensburgs 93

Seite

Düppel.

Sundewitt. Land und Leute 99
Die Düppelſtellung 105
    Die Schanzen des linken däniſchen Flügels (Schanze I. bis IV.) 106
    Die Schanzen des rechten däniſchen Flügels (Schanze V. bis X.) 107
Bis zum 11. Februar. Die Garden im Sundewitt 111
Bis zum 29. Februar 113
Bis zum 17. März 125
Der 17. März 140
    Das Gefecht bei Rackebüll 140
    Das Gefecht bei Düppel 143
Das Erſcheinen der Brigade Raven vor Düppel. Fehmarn. Das Gefecht am 28. März 1864 153
Das Projekt von Ballegaard 165
Lagerleben 175
Die Tage vor dem Sturm 186
Die Dänen und die Düppelſtellung vom 17. zum 18. April 193
    Die Preußen vom 17. zum 18. April 194
Der Sturm 197
    Schanze I. 197
    Schanze II. 200
    Schanze III. 205
    Schanze IV. 207
    Schanze V. 214
    Schanze VI. 217
    Schanze VII. 219
    Schanze VIII. 220
    Schanze IX. 222
    Schanze X. 223
Die Entſcheidung am (preußiſchen) rechten Flügel 225
    Die Wegnahme des Retranchements und der Düppelmühle 227
    Der Vorſtoß der 8. däniſchen Brigade 230
    Der Vorſtoß der Brigade Canſtein 233
    Die Wegnahme des Brückenkopfs 238
Der Tag nach dem Sturm 241
Die Verluſte 249
Königs-Parade im Sundewitt 254
Der Hundertkanonentag 260

Der Krieg in Jütland.

Der Krieg in Jütland 265
Die Ereigniſſe bis zum Einmarſch in Jütland (7. März) 267

Seite
Die Garde-Huſaren bei Nörre Bjert . . . 267
Die weſtphäliſchen Huſaren bei Baekke und Vorbaſſe . . . 270
Vom Einmarſch in Jütland bis zum Bombardement von Fridericia vom 7. bis 21. März . . . 272
Die Gefechte bei Gudſö und Snoghöi . . . 272
Das Gefecht bei Veile . . . 275
Das Bombardement von Fridericia . . . 281
Die Ereigniſſe bis zur Räumung von Fridericia den 28. April . . . 285
Der Ueberfall bei Aſſendrup . . . 285
Die Räumung Fridericias . . . 287

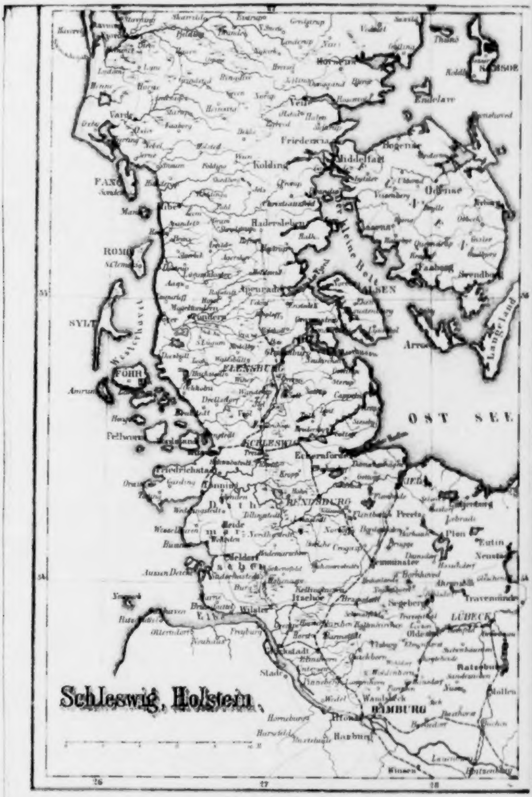
Der Krieg zur See.

Der Krieg zur See . . . 293
Das Seegefecht bei Rügen . . . 295
Das Seegefecht bei Helgoland . . . 300

Der letzte Akt des Krieges.

Der letzte Akt des Krieges . . . 307
Ueber den Alſenſund . . . 310
Der Uebergang der Brigade Roeder. Die Wegnahme der Fohlenkoppel . . . 317
Der Vormarſch gegen Kjär . . . 326
Die Gefechte der Brigade Roeder. (Oſt-Kjär. Bagmoſe. Ormſtoft.) . . . 328
Die Brigade Goeben nimmt Sonderburg . . . 333
Rückzug und Einſchiffung der Dänen . . . 336
Ueber den Limfjord . . . 343
Bis an den Limfjord. Das Gefecht bei Sönder-Tranders und Lundby . . . 343
Der Uebergang über den Limfjord . . . 351
Jenſeit des Limfjord. Bis Cap Skagen . . . 359
Ueber die frieſiſche See . . . 364
Verſchließung der Liſter-Tiefe und Beſetzung von Sylt . . . 367
Verſchließung der Fahrtrapp-Tiefe und Beſetzung von Föhr . . . 369
Einſchließung Hammers und ſeine Gefangennahme . . . 370
Schluß . . . 372
Verzeichniß der Illuſtrationen . . . 375

Einleitung.


Schleswig, Holstein.
Veile
Fridericia
Kolding
Middelfart
Odense
FANÖ
Ribe
ROMÖ
Hadersleben
Kleine Belt
Apenrade
ALSEN
SYLT
Westerhavet
Tondern
FÖHR
Amrum
FLENSBURG
Pellworm
OST SEE
Langeland
Arroe
SCHLESWIG
Husum
Friedrichstadt
Eckernförde
KIEL
RENDSBURG
Preetz
Plön
Eutin
Neustadt
Heide
Dithmarschen
Meldorf
Itzehoe
Segeberg
Glückstadt
Wilster
Elbe
LÜBECK
Travemünde
Ratzeburg
Oldesloe
Stade
Pinneberg
Wandsbeck
HAMBURG
Altona
Harburg
Mölln
Lauenburg
Boizenburg
Winsen
Cuxhaven
Neuwerk
Helgoland
26
27
28
55
54

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Schleswig-Holſtein.

Land und Leute.

Im Norden Mittel-Europa's, wo die Elbe das Meer erreicht, ſtreckt das deutſche Feſtland, als erhöb' es ſeinen Arm gen Norden, einen Halbinſel-Damm in das Meer hinaus; dieſer Damm heißt die cimbriſche Halbinſel. Er theilt die Waſſermaſſe, welche die deutſchen Küſten beſpült, in zwei Hälften, in eine Oſt- und eine Weſtſee, gemeinhin Nordſee geheißen. Der Damm trennt zwar die Meere, aber zugleich iſt er die Brücke zwiſchen Deutſchland und Skandinavien. Seine ſüdliche Hälfte iſt Schleswig-Holſtein.

Schleswig-Holſtein, trotzdem wir es einen Damm nannten, hat den

Charakter der norddeutſchen Ebene, von der es ein bloßer Ausläufer iſt. Es iſt ein Flachland. Wie aber allerorten Hebungen des Bodens unſre norddeutſchen Küſtenländer durchziehn, ſo auch hier. Eine ſolche Hebung läuft rückgrat-artig von Nord nach Süd und theilt die Südhälfte der cimbriſchen Halbinſel (wie übrigens auch die Nordhälfte derſelben, Jütland) in einen zwanzig Meilen langen Oſt- und Weſt-Streifen, zwiſchen denen ſie ſelbſt als Mittelſtreifen ſich hinzieht. Alle drei ſind von einander ſehr verſchieden, ſo verſchieden, daß die klimatiſchen Abweichungen, namentlich aber die Verſchiedenartigkeiten des Bodens, mehr in der Linie von Weſt nach Oſt als in der Linie von Nord nach Süd hervortreten.

Der Mittelſtreifen (der Höhenzug) gilt als der unfruchtbarſte Theil des Landes. Hier ſind die Haiden und Moore, die ſich bis zur Nordſpitze Jütlands hinauf fortſetzen. Die Eiſenbahnen zwiſchen Altona und Flensburg paſſiren vorzugsweiſe dieſe öden Gegenden. Sie ſind übrigens landſchaftlich wie wirthſchaftlich beſſer als ihr Ruf. Die Einkoppelung der Haiden, die vor ungefähr 20 Jahren angeordnet wurde, hat den Wirthſchaftsſtand dieſer Gegenden ſehr weſentlich verbeſſert. Sumpf und Sand (wie bei uns in der Mark) haben einander aushelfen müſſen und haben neue Culturen geſchaffen. Weite Diſtrikte liegen jetzt unterm Pflug, was aber von Oede und Einſamkeit geblieben, das leiht mehr poetiſchen Reiz als es nimmt. Dieſe Haiden ſind der Schlachtengrund des Landes; hier wurden, durch faſt ein Jahrtauſend hin, die Schlachten zwiſchen Nord und Süd geſchlagen, hier baute König Waldemar die Waldemar's-Mauer und Königin Margarethe den Margarethen-Wall; hier liegen Bornhöved und die Lohhaide, hier endlich Idſtedt, wo ſich 1850, auf unheilvolle 14 Jahre hin, die Geſchicke des Landes entſchieden.

Der Oſtſtreifen — jene Landſchaften, die, von dem Mittelrücken her, in leiſer Senkung nach der Oſtſee hin abfallen, — dieſer Oſtſtreifen iſt der wichtigſte Theil des Landes, der wichtigſte und zugleich der landſchaftlich ſchönſte. Hügel folgt auf Hügel, dazwiſchen in Holſtein keſſelartige Vertiefungen, welche zahlreiche Seen bilden. Ueberall Fruchtbarkeit und Cultur. Die Art der Bebauung, das Koppelſyſtem, ſchafft eigenthümliche Landſchaftsbilder. Statt weiter Feldflächen wie bei uns, die, im Winter kahl und traurig, bis zum Horizonte ſich hin dehnen, begegnet man ausſchließlich eingefriedigten Parzellen, nicht größer als ein Stück Gartenland, den ſogenannten Koppeln, deren Umfaſſung aus einem zehn Fuß hohen, hoch mit Strauchwerk beſetzten Erdwall beſteht. Dies ſind die vielgenannten »Knicks«. Ueber ihren Werth für die Landwirthſchaft iſt oft geſtritten worden. Für Schleswig-Holſtein ſind ſie höchſt wahrſcheinlich unerläßlich; die Seewinde, die hier unaufhörlich wehn, werden durch dieſe hohen Mauern gebrochen und die Saaten vor dem Froſt, wie die Felder ſelbſt — wenigſtens in der Nähe der Strand-Dünen — vor der Verſandung geſchützt. Ebenſo wirkt der Graben, der die Knickwand umgiebt, als Abzugskanal für das Waſſer. Was an Bodenfläche verloren geht (ein Punkt, der vorzugsweiſe betont worden iſt), ſo darf dem gegenüber nicht vergeſſen werden, daß die Knicks ſelber wieder, mehr oder weniger direkt, der Landwirthſchaft dienſtbar gemacht werden. Die Wände außen und innen ſtehen dicht in Gras und das hohe Strauchwerk auf der Krone des Erdwalls, erſetzt dieſen holzarmen Gegenden, wo die alten Wälder, der Sachſen-Wald, der däniſche Wald (»däniſch Wohld«) nur noch im Namen fortleben, das Quantum Holz, deſſen der Landwirth nicht entbehren kann. Wie wirthſchaftlich die Anſichten über den Werth der Knicks auseinandergehn, ſo auch landſchaftlich. Es iſt wahr, ſie beſchränken den Blick in's Freie oder verbieten ihn auch wohl ganz, aber wenn dadurch einerſeits die Möglichkeit verloren geht, in jedem Augenblick ein weites Landſchaftsbild vor ſich ausgebreitet zu ſehn, ſo erweiſt ſich dies Bild doch um ſo ſchöner, wo eine Hügelkuppe, irgend eine hoch gelegene Stelle des Weges, von Zeit zu Zeit Gelegenheit giebt, über den grünen, viel hundertfach quadrirten Teppich dieſes Knick- und Koppel-Landes hinzublicken. Wer die Landſchaft Angeln an ſchönen Maitagen paſſirt hat, wenn abwechſelnd Sonnenglanz und leiſe Nebel über die grünen Felder hinziehn, wird nicht länger zweifeln auch an den landſchaftlichen Vorzügen dieſer viel bevorzugten Gegenden.

Die größte Schönheit des Oſtens ſind ſeine tiefen Buchten, die Fjorde oder Föhrden, die, an der ganzen Küſte entlang, die Oſtſee bis tief in die Mitte des Landes hinein ſendet. Dieſe Buchten, wie ſie den beſondern landſchaftlichen Reiz dieſer Gegenden bilden, bilden auch die beſondre Bedeutung derſelben. An dieſen Buchten liegen die Städte, hier blühten, ſo weit die Geſchichte in die Jahrhunderte zurückzuſteigen vermag, Handel und Wandel, hier reſidirten die Fürſten, hier war das geiſtige Leben und das politiſche dazu. All dieſe Buchten, ſieben an der Zahl, nehmen die Richtung von Oſt nach Weſt, nur der Kieler Meerbuſen macht eine Ausnahme und dringt von Nord nach Süd in das Land ein. Die Namen der ſieben Buchten oder Föhrden aber, in der Reihenfolge von Süd nach Nord, ſind folgende: die Neuſtädter Bucht, der Kieler Meerbuſen, der Meerbuſen von Eckernförde, die Schlei, der Flensburger Meerbuſen, die Apenradner und die Hadersleber Föhrde. Drei derſelben, der Kieler, der Eckernförder und der Flensburger Meerbuſen gelten als vorzügliche Häfen, von denen wiederum der erſte und letzte noch große landſchaftliche Schönheit zu ihren praktiſchen Vorzügen geſellen. In dem Wettſtreit, der entſtanden, ſcheint der Kieler Hafen berufen, den Preis davon zu tragen. Von Nord nach Süd tief in's Land eindringend, iſt er gegen die Oſt- und Weſt-Stürme, die an dieſen Küſten heimiſch ſind, geſchützter als die andern, auch wohl, um eben dieſer Lage willen, geſicherter vor Verſandung. Dieſer Hafen iſt berufen, dem Oſten Schleswig-Holſteins eine neue, geſteigerte Bedeutung zu leihn.

Der Weſtſtreifen des Landes iſt in eminentem Sinne ein Flachland. Es ſind dies die ſogenannten Marſchen. Viele derſelben liegen unter dem Niveau des Meeres, und werden nur durch Dämme und Deiche vor Ueberſchwemmung geſchützt. Viele Quadratmeilen dieſer Marſchen ſind innerhalb hiſtoriſcher Zeit entſtandenes Land, entſtanden entweder durch Wachſen des Landes mittelſt Anſchwemmung (Alluvion) oder durch Fallen des Meeres, vielleicht durch beides. Um anzudeuten wie es hier etwa zur Zeit der hohenſtaufiſchen Kaiſer war, nur Folgendes: Riven, Tondern, Meldorf, Itzehoe, Ortſchaften die jetzt eine Meile weit landeinwärts liegen, lagen damals hart am Meere und Hoyer, Garding, Lunden, Hemmingſtedt waren Inſeln, die ſich wie jetzt Nordſtrand, Pelworm und die Halligen neben der damaligen Küſte hinzogen. Der Weſtſtreifen des Landes, ohnehin ſchmal, war vor ſechs oder achthundert Jahren noch um vieles ſchmaler und wo jetzt Huſum liegt, wie auch an andern Stellen, ſchnitt die Weſtſee, in ähnlicher Weiſe wie die Oſtſee, buchtenartig tief in's Land hinein. Die am tiefſten einſchneidende Bucht, die Hewer, drang bis nahe an die Schlei vor, ſo daß die Stadt Schleswig wie auf einer Erdbrücke lag, zwiſchen Schlei und Hewer, die kaum mehr als die Breite einer Meile hatte. Die Dörfer Groß- und Klein-Rheide (Rhede) bezeichnen noch heute die Punkte, bis wohin, freilich zu einer nicht näher zu beſtimmenden Epoche, die Schiffe von Weſten her vordrangen.

Dieſer Weſtſtreifen des Landes iſt der unſcheinbarſte, aber der reichſte. Der Boden hat hier einen höhren Werth, wie vielleicht irgendwo in Deutſchland und es iſt nichts Ungewöhnliches, daß für einen Morgen altes Weideland 2000 bis 3000 Mark, alſo 1000 bis 1500 Thlr. gezahlt werden. Wenige ſogenannte Geeſt-ſtrecken abgerechnet, die etwa dem »Höheboden« unſrer Bruchgegenden entſprechen, iſt alles Marſchland, fett, üppig, zum Getreidebau wie zur Viehzucht gleich vorzüglich geeignet. Marſch iſt ein Bodenſatz von Thonerde (Klei genannt, das engliſche clay) mit mehr oder weniger Sand gemiſcht. Nach dem Maß dieſer Beimiſchung unterſcheidet man ſchweren und leichten Marſchboden.

Reicher noch als der Oſten, entbehrt der Weſten andrerſeits all der landſchaftlichen Schönheiten, die jener aufweiſt. Nicht Thal nicht Hügel durchziehn das Land, keine Seen, von Buchenwald eingefaßt, erfreuen den Blick, eine ununterbrochene Ebene, ſo zieht ſich das Marſchland hin, von

Deichen eingefaßt, von unzähligen Waſſergräben durchſchnitten. Nur um die Sommerzeit leiht die Ueppigkeit der Vegetation auch dieſen Gegenden einen landſchaftlichen Zauber.

Die Küſtenmarſch des Herzogthums Schleswig wird in eine nordſchleswigſche und eine ſüdſchleswigſche Marſch getheilt, zwiſchen welche ſich ein faſt zwei Meilen breiter Sandgürtel (bei Hoyer) hineinſchiebt; in Holſtein aber begegnen wir neben den Marſchen an der Elbe (Cremper und Wilſter Marſch) vor allem dem Ditmarſchenland, eben ſo berühmt durch ſeine Wohlhabenheit, wie durch den Unabhängigkeitsſinn ſeiner Bewohner.

Ueber die Inſeln (namentlich Sylt und Föhr), die ſich an der ſchleswigſchen Weſtküſte hinziehn, ſprechen wir an andrer Stelle. Nur das noch ſei hier bemerkt, daß die berühmten Auſternbänke, die uns die fälſchlich ſogenannten »Holſteiner Auſtern« liefern, ſämmtlich an der ſchleswigſchen Weſtküſte (bei Huſum) anzutreffen ſind. Die holſteiniſche Küſte hat keine Auſtern.

So viel über die Boden- und Terrain-Verhältniſſe.

Noch einige allgemeine Betrachtungen mögen hier Platz finden. Die Lage Schleswig-Holſteins zwiſchen zwei Meeren hat ihm von früh her eine beſondere Bedeutung geliehen. Es iſt der Theil des deutſchen Gebietes, welcher am meiſten an dem Verkehr und den Intereſſen des Meeres Antheil gehabt hat. Nur die Mündungen des Rheins und die benachbarten holländiſchen Küſten ſind in dieſer Beziehung zeitweiſe voran geweſen. Wenn dieſe zunächſt die Aufforderung hatten, die deutſchen Lande mit den fremden Welttheilen in Verbindung zu ſetzen, ſo fand dagegen der Verkehr des nördlichen Europa auf jener Halbinſel, deren ſüdliche Hälfte eben Schleswig-Holſtein iſt, ſeinen natürlichen Mittelpunkt; man ſchiffte von hier nach den gegenüberliegenden Küſten der Nord- und der Oſtſee; ihre Schiffe, ihre Produkte begegneten ſich in den Stapelplätzen, die hier errichtet waren. Lübeck und Hamburg ſind nur die Höhenpunkte einer Entwickelung, die hier, mit der älteſten Zeit der Geſchichte, ihren Anfang genommen hat.

Es ſind auf dieſen Wegen aber auch andere Reſultate erzielt worden. Wie dieſe Lande, in den Anfängen der neu-europäiſchen Geſchichte, der brittiſchen Inſel ihre deutſche Bevölkerung gaben, ſo ſind ſpäter die fernen Geſtade der Oſtſee, Livland und Curland, zum großen Theil von hier aus coloniſirt und in den Kreis des deutſchen Lebens hineingezogen worden.

Darüber iſt kein Zweifel, daß eine Erhebung Deutſchlands zur See weſentlich von dieſen Landen abhängt. Seine größte Handelsſtadt (Hamburg) liegt auf holſteiniſchem Gebiete; nur hier finden ſich Kriegshäfen, nur hier iſt eine Verbindung der beiden deutſchen Meere ohne fremden Einfluß möglich.

Weil ſo wichtig, waren dieſe Lande auch von jeher ein Zankapfel. Oft litt die Bevölkerung unter dieſen Kämpfen. Dazu gab das Meer nie ganz ſein altes Anrecht an dieſe Küſten auf; Ueberſchwemmungen verheerten das Land. Was aber zeitweiſe die materielle Wohlfahrt gefährdete, das weckte und ſtärkte andrerſeits die Kraft. Wenn ein Theil der Bevölkerung auf den Ackerbau eine lohnende Thätigkeit verwandte, ſo gab einem anderen Schifffahrt und Handel eine Beſchäftigung, die den Blick erweiterte und oft zugleich reichen Ertrag gewährte. Zu der Regſamkeit und Tüchtigkeit ihres Charakters trug es nur bei, daß ſie nie ganz gleichartig in den verſchiedenen Theilen des Landes war und daß hiſtoriſche Verhältniſſe im Lauf der Zeiten größere Gegenſätze zu Wege brachten.

Die Bevölkerung war niemals gleichartig, ſo ſagten wir, und ſie iſt es nicht bis auf den heutigen Tag. Die Bewohner Schleswig-Holſteins, die uns zunächſt eine provinzielle Einheit repräſentiren, weiſen untereinander wieder eben ſo viele Stammes- oder doch mindeſtens Clan-Verſchiedenheiten auf, wie etwa die Weſtphalen, die Brandenburger, die Oſtpreußen.

Wie ſich Mindner und Münſterländer, Priegnitzer und Oderbrücher, trotz provinzieller Zuſammengehörigkeit, doch wieder eigenartig einander gegenüberſtehn, ebenſo iſt es mit den Stämmen, deren Geſammtheit wir uns als »Schleswig-Holſteiner« zu bezeichnen gewöhnt haben. Die nach Sprache und Abſtammung ſkandinaviſchen Elemente, die den Norden Schleswigs bewohnen, ungerechnet, haben wir, ohne uns auf feinere Nüancirungen einlaſſen zu wollen, mindeſtens vier beſtimmte Gruppen innerhalb der ſchleswig-holſteiniſchen Bevölkerung zu unterſcheiden. Dieſe vier Gruppen ſind folgende:

1. Die Niederſachſen. 2. Die Ditmarſchen. 3. Die Angler. 4. Die Frieſen. Eine Charakteriſirung derſelben ſei wenigſtens verſucht.

1. **Die Niederſachſen.** Sie bewohnen Holſtein, mit Ausnahme Ditmarſchens, dazu jenen ſüdöſtlichen Theil von Schleswig, der zwiſchen dem Eiderkanal und der Schlei gelegen iſt. Die alten hiſtoriſchen Namen dieſer von den Niederſachſen bewohnten Landestheile ſind folgende: a. das eigentliche Holſtein, in der Mitte des Landes, b. Stormarn im Süden, c. Wagrien im Oſten, d. däniſch Wohld und Schwanſen in Schleswig. Auch hier, innerhalb der eben aufgezählten Landestheile, treten wieder Verſchiedenheiten hervor; in Wagrien miſchte ſich das ſächſiſche Blut mit wendiſchen, in Schwanſen und däniſch Wohld mit däniſchen Elementen; aber die entſtehenden Nüancen änderten nichts weſentliches an der niederſächſiſchen Art.

Dieſe niederſächſiſche Art iſt nun auch hier dieſelbe, wie überall im alten Sachſenlande, auf dem weiten Landſtrich zwiſchen Weſer und Elbe. Es iſt eine *ruhige* Art, feſt, oft trotzig, allem Geprahle feind, aber ſelbſtbewußt. Muth und Freiheitsliebe ſind ein jahrtauſend altes Erbe; jedes Jahrhundert ſah dieſe ſächſiſchen Stämme bereit, für ihre Unabhängigkeit in oft ungleichen Kampf zu ziehn. Länger als anderswo hielt ſich hier der hohe Freiheitsſinn, der immer bereit iſt, das eigne Leben um des Ganzen willen einzuſetzen und ſelbſt die Auswüchſe, an denen kein Mangel war, erſcheinen uns nur als die Aeußerungen einer energiſchen Natur. Erſt an der Grenze des 15. Jahrhunderts ließ ſich der *holſteiniſche Bauernſtand* bewegen, ſein *Fehderecht* aufzugeben. Die lübiſche Chronik ſchreibt darüber wie folgt:

»Es war im Holſtenlande eine jämmerlich böſe Sitte, alſo daß ein Bauer den andern todt ſchlug in ſeiner Fehde; dies war ihr Brauch und doch Unrecht. Dieſes Todtſchlages geſchah allzuviel und hatte eine wunderliche Weiſe, die war alſo: Wurde einem ſein Vater oder ſein Bruder oder ſein Vetter erſchlagen, und hatte derjenige, der den Todtſchlag gethan hatte, einen Vater, einen Bruder, einen Vetter, oder wer ſein Blutsfreund war, den ſchlugen ſie wieder todt wenn ſie konnten, obſchon es ihm leid war, oder er nicht davon wußte, oder er zur Zeit des Todtſchlages über Meer, in Rom oder in Norwegen war. Alſo ward mancher biderbe Mann erſchlagen. Da ſandte Gott ſeinen heiligen Geiſt in das Herz des Grafen Klaus von Holſtein und gab ihm ein, dieſe Worte zu ſprechen: »Wem das Gute und der Friede lieb iſt, die gehen zu der rechten Hand, die andern gehen zu der linken.« Da wagte niemand auf der linken Hand zu bleiben, ſondern ſie gingen alle zu der rechten, da er ſie ermahnte, daß Gott unſer Herr alſo ſprechen würde in ſeinem ſtrengen Gerichte. So wurde der Todtſchlag und das Morden abgethan.«

So der lübiſche Chroniſt. Der Geiſt, der in dieſem Fehderecht lebte, wenn auch verzerrt, war der Geiſt perſönlicher Freiheit. Man entäußerte ſich endlich freiwillig ſeiner mißbräuchlichen Anwendung, aber der Geiſt ſelber blieb. Das 18. Jahrhundert (wie überall) zeigte auch hier einen Verfall, andrerſeits ſorgte der nationale Gegenſatz dafür, daß die alten Kräfte nicht völlig roſteten. Als der »offene Brief« Chriſtians VIII. erſchien, der den Holſteinern das nehmen wollte, was ſie als das unveräußerlichſte ihrer Rechte für ſich in Anſpruch nahmen, die Zuſammengehörigkeit mit Schleswig, zeigte es ſich, daß der alte Sachſengeiſt nicht erſtorben war, das alte »Fehderecht« lebte in den Gemüthern wieder auf. Sie führten die Kämpfe von 1848—50 unglücklich aber brav und voll alten

Opfermuths. Die Hauptaufgaben dieſes Kampfes, geiſtig wie materiell, lagen auf den Schultern des niederſächſiſchen Elements.

2. **Die Ditmarſchen.** Sie bewohnen, wie bekannt, das gleichnamige Marſchland im weſtlichen Holſtein. Ihren Charakter, wie ihre Geſchichte kann man vielleicht am beſten als eine Potenzirung des übrigen Holſtenthums bezeichnen. Nach Abſtammung dem niederſächſiſchen Element des Landes nah verwandt, werden ſie von einigen als Frieſen angeſehn, die ſich mit niederſächſiſchem Blute, von andern als Niederſachſen, die ſich mit frieſiſchem Blute miſchten. Der Streit mag unentſchieden bleiben. Was zunächſt den Namen des Landes »Ditmarſchen« angeht, ſo ſteht derſelbe zu den »Marſchen« in keiner Beziehung. Der alte Name war Thietmars-Gau und exiſtirte bereits als die Weſtküſte, ſtatt aus Marſchland, noch großentheils aus Geeſt und einigen Inſeln beſtand. Nicht die Sache (die Marſchen) gab den Namen, ſondern aus Thietmars-Gau wurde Ditmars-Gau und endlich Ditmarſchen.

Die Geſchichte dieſes Landestheiles iſt von beſonderem Intereſſe; ſeine Bewohner ſtehen, in Vertheidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, ebenbürtig neben den Schweizern der drei Urkantone; die ſiegreichen Ditmarſenkämpfe »an der Hamme«, am Oswaldusabend 1404, und am Duſend Düvelswarf bei Hemmingſtedt, ſind die glänzenden Seitenſtücke zu den Tagen von Morgarten, Sempach und Granſon. Hier wie dort Bauern gegen Ritter, hier wie dort das Hereinragen elementarer Gewalten, dort niederſtürzende Felsblöcke, hier einbrechende Fluth. Und dort wie hier allen Wandlungen modernen Lebens zum Trotz, freie Gemeinſchaften bis auf dieſen Tag, ein Sinn, der wenn er nicht mehr der alte iſt, doch wenigſtens an den alten mahnt. Dieſer Sinn iſt nicht in allen Stücken gut, er wurzelt in Selbſtſucht, ſein Blick iſt beſchränkt, ſein Weſen Abwehr, aber innerhalb eng gezogener Grenzen bewährt er ſich noch heut. Man geht aufrecht und übt alle Tugenden des Aufrechtgehenden, man ſpricht die Wahrheit, weil es feig iſt zu lügen, man ſetzt Gut und Leben an das gegebene Wort. Alle Tugenden blühn, die auf dem Boden ſtarken Selbſtbewußtſeins erblühn können.

3. **Die Angler.** Sie bewohnen jetzt ausſchließlich die ſchöne Halbinſel zwiſchen der Schlei und dem Flensburger Meerbuſen, früher — in Tagen die dem Angelſachſen-Zuge vorausgingen — war ihr Gebiet höchſt wahrſcheinlich größer und umfaßte die nord- und ſüdwärts von Angeln gelegenen Diſtrikte. Auch weiter nach Weſten hin dehnten ſie ſich aus. Sie waren durch Kraft und Schönheit ausgezeichnet und bekannt iſt das Wort Papſt Gregors des Großen, der bei ihrem Anblick ausrief: Non sunt Angli, sunt Angeli. Die Züge nach England hinüber, die wahr-

ſcheinlich ein Jahrhundert und länger dauerten, entvölkerten die alten Sitze der Sachſen und Angeln, und Dänen rückten von Norden her in derſelben Weiſe vor wie Slaven von Oſten her in die leer gewordenen Gebiete zwiſchen Weichſel und Elbe eindrangen. So entſtand in dem alten Lande Angeln eine Miſchung von Deutſchen mit ſkandinaviſchen Elementen.

Ihrer Beſchäftigung, ihrem Reichthum, ihrem ruhigen Selbſtbewußtſein nach könnte man die Angliter die Ditmarſchen der Oſtküſte nennen, aber in Einem unterſcheiden ſie ſich doch ſehr weſentlich von ihnen: es fehlt ihnen das hiſtoriſche Bewußtſein und das geſteigerte Selbſtgefühl, das daraus erwächſt. Die Glanztage der Ditmarſchen, wo Dänemark im Kampf gegen ſie unterlag und die ſiegreich vordringenden Bauern rufen konnten: »wahre di Garde, de Buer kommt«! liegen um wenig mehr als 300 Jahre zurück, die Tradition iſt ununterbrochen, Lieder gehen von Mund zu Mund und der Tag von Hemmingſtedt wird alljährlich wie ein Volksfeſt gefeiert. Nicht ſo der Angelſachſenzug unter Hengiſt und Horſa. Er iſt todt für die Gegenwart und es knüpfen ſich keine geiſtigen Bänder mehr zwiſchen jetzt und damals. Die Angler erfahren keine Einbuße dadurch. Es kleidet ihnen, daß ſie ſich nicht als die Träger eines beſondren Ruhmes empfinden, ein ſchönes Maß charakteriſirt ihre Haltung. Ihr Muth wird nicht Uebermuth, ihre Feſtigkeit wird nicht Trotz. In langer Gegnerſchaft diplomatiſch geſchult, zu gute Rechner, um mit Kräften zu rechnen, die nicht da ſind, ſetzen ſie den Compromiß über die Fehde.

4. **Die Frieſen.** Sie bewohnen die Schleswigſche Weſtküſte und die davor gelegenen Halligen und Inſeln, auch Helgoland. Die ſchleswigſchen Frieſen bilden den nördlichſten Zweig dieſes an der ganzen Nordſee-Küſte von der Mündung des Rheins an, einſt ſo mächtigen, nunmehr abſterbenden Volksſtamms und führen deshalb im Gegenſatz zu den Weſt- und Oſt-Frieſländern, den Namen der Nord-Frieſen. Der Name taucht verhältnißmäßig ſpät in der Geſchichte auf. Wahrſcheinlich waren es dieſe Nord-Frieſen (nach Anſicht einiger damals Sachſen genannt), die mit den ihnen zur Seite wohnenden Angeln nach England hinübergingen.

Dieſe Anſicht hat viel für ſich. Wäre ſie falſch, ſo bliebe nichts andres übrig, als daß ſowohl Sachſen wie Angeln (deren Gebiete nicht unmittelbar an der Nordſee-Küſte lagen) ihre Englandzüge, durch das Land der Frieſen hindurch, und zwar ohne Widerſtand und ohne Betheiligung Seitens dieſer gemacht haben müßten, — Annahmen, die ſich beide verbieten.

Die Frieſen, deren Sprache noch auf einzelnen der Weſtſee-Inſeln, auf Amrum, Föhr, Sylt und den Halligen, geſprochen wird, haben wie die Ditmarſchen einzelne glänzende Blätter in der Geſchichte der Kämpfe zwiſchen Dänemark und Nord-Albingien aufzuweiſen. Im Kampf mit ihnen (1252) fiel König Abel. Das war in der Schlacht am Milderdamm und der Frieſe, der dem König Abel den Kopf ſpaltete, war Weſſel Hummer, ein Rademacher von Pelworm. So wurde König Erich gerächt, der von Abel (König Erich's Bruder) hintergangen und ermordet worden war. Einen Sieg von ähnlicher Bedeutung erfochten die Frieſen 1410 auf der Sollerupper Haide (zwiſchen Flensburg und Tondern), aber dieſer Sieg bezeichnet zugleich einen Wendepunkt in der Geſchichte dieſes Stammes. Von da ab glückte es den Dänen, eine bittre Zwietracht zwiſchen den Frieſen in Schleswig und den Ditmarſchen in Holſtein hervorzurufen, eine Zwietracht, die alsbald zu offner Fehde führte. »Die Kraft der edlen Frieſen, ſo ſchreibt ein alter ſchleswigſcher Schriftſteller, wurde in dieſen Kämpfen gebrochen, ihre Selbſtſtändigkeit ging dahin. Die Ditmarſchen, wenn ſie auch dem Dänenkönig keinen unmittelbaren Beiſtand leiſteten, thaten ihm doch mittelbar großen Vorſchub, indem ſie die Frieſen, dieſe treuen Verbündeten der holſteinſchen Grafen, mit Mord und Brand überzogen. Eiderſtedt (das Südſtück des Frieſenlandes) wurde zweimal verheert. So unterlagen die Frieſen nicht ihrem alten Erbfeinde, ſondern ihren Nachbarn und deutſchen Stammgenoſſen, die im Dienſte des alten Erbfeindes thätig waren.« Das Jahr 1417 bezeichnet für die Nordfrieſen daſſelbe, was das Jahr 1548 für die Ditmarſchen bedeutet; es ſind dies die Jahre der Unterwerfung. Aber freilich dieſe »Unterwerfung« iſt nirgends in dem Sinne zu verſtehen, daß nun Knechtſchaft an die Stelle perſönlicher Freiheit getreten wäre, nur die Geſammtheit hatte einen Herrn über ſich. Die Bauern-Republiken in ihrer ſtaatlichen Stellung hörten auf, aber der republikaniſche Sinn lebte in Haus und Gemeine fort. Dies, was mehr oder weniger von allen Landestheilen Schleswig-Holſteins gilt — nur die Hörigen der adligen Güter in Wagrien machen eine Ausnahme — gilt insbeſondre von den Marſchbewohnern im Weſten, d. h. alſo von den Ditmarſchen und Frieſen.

Die Frieſen, ihrer Abſtammung und ihrem urſprünglichen Charakter nach, den übrigen Bewohnern Schleswig-Holſteins unzweifelhaft nah verwandt, unterſcheiden ſich dennoch mehr von ihnen, als ſich die genannten (Sachſen, Ditmarſchen, Angler) unter einander unterſcheiden. Der Grund dafür iſt lediglich in der Beſchäftigung der Frieſen zu ſuchen. Sie waren zu allen Zeiten Seefahrer und ſind es (vorwiegend) bis auf den heutigen Tag. Die abweichenden Züge, denen wir bei ihnen begegnen, ſind Seemanns-Tugenden und Seemanns-Schwächen. Keine geiſtig hervorragenden Erſcheinungen ſind aus ihrer Mitte hervorgegangen, dennoch gelten ſie in ihrer Geſammtheit für begabt. Widerſprechende

Gaben miſchen ſich in ihnen: Phantaſie und ſcharfes Denken, Sinn für Romantik und für die mathematiſchen Wiſſenſchaften. Der Aberglaube (beim niedren Volk) hat noch ſeine Brutſtätten hier und ein melancholiſcher Zug, wie über allen abſterbenden Stämmen, liegt über dem ganzen Volk.

Soweit der Verſuch einer Charakteriſtik der ſchleswig-holſteiniſchen Stämme. Paſtor Jenſen, ſelbſt Schleswig-Holſteiner, hat die Charaktereigenthümlichkeiten ſeiner Landsleute (einſchließlich der däniſchen Schleswiger) in folgende Sätze zuſammengefaßt:

Der Frieſe an der Weſtſee, ſo ſagt er, hat ein ſtarkes Selbſtgefühl; er iſt der Großmuth fähig und von Großthun oft nicht frei. Der Angler hat Sinn für das Wiſſen, Beobachtungsgabe und Reflexion, iſt vorſichtig und umſichtig, ängſtlich und unentſchieden, und wiederum doch leicht verleitet zum Eiteln und empfänglich für alle Einflüſſe des Zeitgeiſtes. Der Däne, im Norden Schleswigs, iſt ausdauernd und beharrlich, nicht hervortretend, ſondern mehr nach innen gekehrt, ſchwer ſich aufſchließend, noch ſchwerer ſich anſchließend. Der Niederſachſe, in Schleswig wie in Holſtein, iſt offen und treuherzig, dabei ausgiebig mit einer Gradheit, die bis zur Derbheit gehen kann.

Der Verſuch einer Charakteriſirung der einzelnen Stämme, hat dazu geführt, an mehr als einer Stelle bereits einzelne hiſtoriſche Momente in die Behandlung des Gegenſtandes hineinzuziehn. Das folgende Kapitel, von den Details nach Möglichkeit abſehend, wird ſich der Geſammt-Geſchichte des Landes zuwenden, vor allen jenen Ereigniſſen, aus denen, innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts, zunächſt die »ſchleswig-holſteiniſche Frage« und im Geleit derſelben, zwei ſchleswig-holſteiniſche Kriege erwuchſen.

Schleswig-Holſteins Geſchichte.

I. Unter den Schauenburgern bis 1460.

Die Geſchichte der Herzogthümer gliedert ſich in zwei Hälften, in eine Geſchichte bis zum Jahre 1460 und eine Geſchichte nach dem Jahre 1460. Die erſte Hälfte berühren wir nur in der Kürze, weil ſie in einem ziemlich loſen Zuſammenhange mit allem ſteht, was wir uns gewöhnt haben, als die »ſchleswig-holſteiniſche Frage« zu betrachten. Erſt von 1460 an begegnen wir jener Reihenfolge von Ereigniſſen und Abmachungen, die wir als die Wurzeln des nun hoffentlich endgültig abgeſchloſſenen Streites anzuſehen haben.

Zunächſt alſo die Geſchichte bis 1460. Es iſt, nach Dynaſtien gerechnet, im Weſentlichen eine Geſchichte der Schauenburger, wie das was folgt eine Geſchichte der Oldenburger iſt.

In den erſten Jahrhunderten unſrer Zeitrechnung waren beide Herzogthümer von deutſchen Stämmen bewohnt: Frieſen, Angeln, Sachſen. Etwa um 400 entvölkerte ſich, in Folge der Angelſachſen-Züge, das Land zwiſchen Königsau und Eider (das heutige Schleswig) und die Dänen rückten von Norden her vor. So ſtanden die Dinge bis zur Zeit Karls des Großen, auch ſpäter noch, — die Eider war Grenze zwiſchen Deutſchland und Skandinavien.

Unter Heinrich dem Finkler that das deutſche Element wieder einen Schritt vorwärts. Den Einfällen der Dänen zu begegnen, ward eine Mark errichtet, aber nicht dieſſeits der Eider, ſondern jenſeits, alſo auf einem Gebiet, das, urſprünglich deutſch, ſeit 500 Jahren däniſch geworden war. Dies war die ſchleswigſche Mark; ſie umfaßte das Gebiet zwiſchen Eider und Schlei. Sie war errichtet zu Deutſchlands Schutz. Aber bald verlor ſie dieſen Charakter. Kaiſer Konrad II., ohne Intereſſe für die Vorgänge an den Nord-Grenzen, gab eben dieſe Mark an Dänemark zu Lehn; die Eider wurde wieder Grenze, wie ſie's vor Errichtung der Mark geweſen war, und den Sachſenherzögen fiel jetzt die Aufgabe zu Deutſchland gegen däniſche Uebergriffe von Norden her zu ſchützen. Die Sachſenherzöge unterzogen ſich dieſer Aufgabe, aber nicht perſönlich, nicht unmittelbar. Ein Statthalter hielt ſtatt ihrer die Wacht, mal dieſer, mal jener, verſchiedenen Familien angehörig.

So kam das Jahr 1110. In dieſem Jahre wurde Adolp von Schauenburg, deſſen Geſchlecht bis dahin an der Weſer anſäſſig geweſen war, zum Grafen von Holſtein und Stormarn ernannt. Der Titel »Statthalter« wurde hinfällig; die Schauenburger begannen ſelbſtſtändig das Land zu regieren; der Schutz Deutſchlands, gegen Angriffe von Norden her, war ihnen anvertraut. Sie haben dieſem Vertrauen, durch mehr als drei Jahrhunderte hin, entſprochen, nicht allzeit glücklich, immer ruhmvoll. Das erſte Jahrhundert war ein Jahrhundert wachſender Gefahren. Dänemark, von einer Reihe großer Könige beherrſcht, drang über die Eider vor, auch Holſtein ſtand auf dem Punkte däniſch zu werden. So kam der für dieſe Landestheile ewig denkwürdige Tag von Bornhöved. Waldemar der Siegreiche wurde geſchlagen (1227); Holſtein war frei, deutſch.

Dieſer Tag bezeichnet einen Wendepunkt in der Geſchichte des Landes. Bis dahin in beſtändiger Gefahr, der däniſchen Uebermacht zu unterliegen, erhoben ſich jetzt die Schauenburger und ſchritten ihrerſeits zur Eroberung. Gerhard der Große — von den Dänen der »kahle Graf« genannt — tritt für ſeinen minderjährigen Neffen Waldemar, Herzog von Schleswig, ſiegreich ein, verficht deſſen Anrecht auf die däniſche Krone, vertreibt den Uſurpator-König, macht ſich »zum Vormund des Reiches Dänemark« und erwirkt die Waldemariſche Conſtitution:

»Wonach Schleswig und Dänemark nicht unter einer Krone ſtehen ſollen.«

Zu gleicher Zeit ſpricht Graf Gerhard ſein eigen Anrecht auf Schleswig aus und macht ſich zum Inhaber beider Herzogthümer. Zum Zeichen deß, reſidirt er abwechſelnd in Rendsburg und Gottorp. Aber eh er den neuen Staat gefeſtigt, ſtirbt er. der Däne Niels Ebbeſen erſchlägt ihn in Randers. Kämpfe brechen aus, die das Errungene wieder in Frage ſtellen, bis endlich die ſtreitenden Partheien (Dänemark und die Schauenburger) zu der Verſtändigung gelangen: »Die Holſten Herren ſollen das Herzogthum Schleswig haben.« Das war 1386. Von dieſem Jahre ab waren die Schauenburger, wie Grafen zu Holſtein, ſo auch zugleich Herzöge von Schleswig. Es gab ein ſelbſtſtändiges Land Schleswig-Holſtein neben Dänemark. Erſt mit dem Erlöſchen des Schauenburger Hauſes hörte dieſe Selbſtſtändigkeit auf. Man begab ſich derſelben. Wie? werden wir im nächſten Abſchnitt ſehn.

2. Schleswig-Holſtein von 1460 bis zum „Königs-Geſetz" 1665.

1459 ſtarb Graf Adolf VIII., der letzte Schauenburger aus dem regierenden Hauſe.

Die Frage entſtand: wer ſoll Erbe ſein? Erbe nicht nur in Holſtein, ſondern auch in Schleswig; denn ſeit 1386, wie wir geſehen haben, waren beide Länder von demſelben Fürſtengeſchlecht, den Schauenburgern, beherrſcht worden. Auch hatte ſich bereits ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit ausgebildet.

Von zwei Seiten her wurden Anſprüche erhoben, beide gut begründet. Eine Abzweigung des Schauenburger Hauſes (ein Zweig, der erſt 1640 ausſtarb) glaubte ſich in erſter Reihe erbberechtigt; neben ihnen erhob Chriſtian I., mit dem elf Jahre vorher das Oldenburger Haus den däniſchen Thron beſtiegen hatte, gedoppelte Anſprüche. Dieſe gründeten ſich einerſeits perſönlich auf Verwandtſchaftsgrade, andrerſeits auf nicht zu beſtreitende Anrechte der Krone Dänemark, freilich nur auf Schleswig. Schleswig war däniſches Lehn. Nach dem Ausſterben der Lehnsträger, eben der Schauenburger, fiel das Land an Dänemark zurück. Andrerſeits bot Holſtein, als deutſches Lehn, ſchwer zu umgehende Schwierigkeiten. Und doch wollten beide Lande bei einander bleiben.

In dieſem Hin und Her widerſtreitender Anſprüche gaben endlich die Stände von Schleswig und Holſtein den Ausſchlag. Sie wählten Chriſtian I. zum Herrn beider Landestheile. Die Schauenburger erhielten eine Entſchädigung. Ein Vertrag zwiſchen König und Ständen wurde abgefaßt, der die Wahlkapitulation von 1460 heißt und ſpäter die Aufſchrift erhielt: »Das ſind der Lande Privilegien, von König Chriſtian beſtatigt.«

Darin heißt es: »Die Lande Schleswig und Holſtein ſollen zu ewigen Zeiten ungetheilt zuſammen bleiben; und ſo oft die Lande offen werden, ſoll eins von den Kindern des letzten Regenten, und wenn deren keine da ſind, ein andres Mitglied des Oldenburgiſchen Fürſtenhauſes, einer der nächſten Verwandten des Stammvaters, zu einem Herrn gewählt werden. Hinterläßt der Regent nur Einen Sohn, der König zu Dänemark wäre, ſo kann dieſer zum Landesherrn gewählt werden, inſofern er die Landesprivilegien zu beſtätigen bereit iſt, ſonſt ſoll die Wahl auf den nächſten Erben fallen.«

So lautete der Hauptpaſſus der »Wahlkapitulation«, die bald darauf durch eine »tapfere Verbeſſerung der Privilegien« erweitert wurde.

In Niederſachſen ſah man auf dieſe Vorgänge, mittelſt deren Dänemark bis an die Thore von Hamburg und Lübeck gerückt wurde, nicht ohne Argwohn und die lübecker Chronik ſchreibt in genanntem Jahre 1460: »Alſo wurden die Holſten Dänen und verſchmähten ihren Erbherrn (den Schauenburger) und gaben ſich mit gutem Willen ohne Schwertes Schlag unter den König von Dänemark, da ihre Ahnen und Vorfahren manches Jahr gegen geweſen waren und hinderten das mit wehrender Hand; denn ſie führten manchen Krieg und hatten manchen Streit mit den Dänen, wobei ihnen die Städte behülflich waren mit großem Volk und großen Koſten, darum daß ſie keine Dänen ſein wollten. Auch war mancher Herr und Fürſt und ritterlicher Mann in dem Streit geblieben, und dazu ihre eignen Ahnen, darum daß ſie nicht wollten unterthänig ſein den Dänen, ſondern ſie wollten frei ſein. Und dieſe vorgeſchriebenen Stücke hatten die Holſten alle vergeſſen zu dieſer Zeit, und wurden mit Willen eigen, und das machte die Gierigkeit der Holſten und die Verſchlagenheit der Dänen; denn der König und ſein Rath kauften ſie mit Geld und mit Gabe und mit mancherlei Verſprechungen. So um Eigennutzes willen wurden ſie verblendet und gaben preis das gemeine Gut des Landes um kleinen Vortheils willen.«

So die lübecker Chronik. Einzelnes in dieſen Vorwürfen war begründet, die freie, ſelbſtſtändige, ungehemmte deutſche Entwicklung Holſteins war in Frage geſtellt; aber Holſtein nahm dieſen Nachtheil und dieſe Gefahr, die es beide wohl erkannte, auf ſich, um der fortdauernden Verbindung mit Schleswig willen.

Die »Wahlkapitulation« von 1460 mit ihrem »ſie ſollen bleiben ungetheilt«, iſt das erſte bedeutungsvolle Ereigniß, das bei Beurtheilung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage im Auge behalten werden muß.

Das zweite Ereigniß von maßgebender Bedeutung fällt in das Jahr 1544. Es ſteht in vollem Widerſpruch zu den feierlichen Abmachungen von 1460, denn die Lande Schleswig und Holſtein, die »ewig ungetheilt bleiben ſollten«, — ſie wurden getheilt.

Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts, alſo nur etwa 40 Jahre nach der Wahlkapitulation, hatte König Hans, trotz dem verbrieften Wahlrecht der Stände, eine ſolche Theilung Schleswigs und Holſteins durchzuſetzen gewußt. Er ſtützte ſich dabei, wie ſchon Chriſtian I., auf das Erbrecht ſeines Hauſes, demzufolge aller Beſitz, ſo weit er nicht zur Krone gehörte, zwiſchen den Söhnen getheilt werden mußte, während doch das Wahlrecht der Stände, neben dem Maaß von Freiheit, das überhaupt darin eingeſchloſſen war, vor allem das Ziel verfolgte, die Lande in einer Hand beiſammen zu halten. König Hans hatte die Theilung durchgeſetzt. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung Friedrichs II. von Dänemark (des Erbauers von Frederiksborg, Schloß Helſingör ꝛc.), feſtigten ſich die Theilungs- und Beſitz-Verhältniſſe, die anfangs Schwankungen unterworfen geweſen waren, und vom Jahre 1581 an ſehen wir, durch anderthalb Jahrhunderte hin, drei Linien des oldenburger Hauſes in beinah unverändertem Poſſeß ihrer Erbſchafts-Antheile an den Landen Schleswig und Holſtein. Dieſe drei Linien waren: Die gottorper Linie, die königliche Linie und die ſonderburger Linie, die letztere auch »die jüngere königliche Linie« geheißen. Die Beſitz-Antheile der gottorper und der königlichen Linie waren beinahe gleich ($^{9}/_{18}$ und $^{7}/_{18}$), während die ſonderburger, als bloße Abzweigung der königlichen Linie, nur $^{2}/_{18}$ beſaß. Die Theilung, um wenigſtens dadurch die Zuſammengehörigkeit Schleswigs und Holſteins darzuthun, hatte derart ſtattgefunden, daß jeder der beiden Haupt-Poſſeſſoren (die Sonderburger kamen weniger in Betracht) ihre Gebietsantheile ebenſowohl in Schleswig wie in Holſtein beſaßen. Die Theilung, wenn man den Ausdruck geſtatten will, hatte mehr eine vertikale als eine horizontale Linie innegehalten. Die Gottorper erhielten, neben dem gottorper Schloß, das dazu gehörige Amtsgebiet, ferner Eiderſtedt, Huſum, Apenrade, alles in Schleswig gelegen; außerdem auf holſteiniſchem Grund und Boden Kiel, Neumünſter, Reinbeck, Cismar, Neuſtadt ꝛc. Der königliche Antheil umfaßte die Inſeln Alſen und Arrö, den Sundewitt ſammt Flensburg, ferner (in Holſtein) Segeberg mit Oldesloe, Heiligenhafen, die Kremper und Wilſter Marſch ꝛc.

War dieſe Dreitheilung Schleswig und Holſteins, die mit dem Jahre 1581 zu einem gewiſſen Abſchluß, zu einer Fixirung der Verhältniſſe kam, überhaupt nur unter Umgehung des Wahlrechts der Stände möglich geweſen, ſo genügte dieſe »Umgehung«, — die wenigſtens mittelbar die Exiſtenz eines ſchleswig-holſteiniſchen Wahlrechts anerkannte, — den immer mehr dem Abſolutismus zuſtrebenden Anſprüchen des oldenburgiſchen Hauſes, in allen ſeinen Zweigen, nicht länger und das Beſtreben aller Linien des Hauſes ging dahin, das Wahlrecht der Stände ganz zu beſeitigen und das Erſtgeburtsrecht, verſteht ſich innerhalb des Mannesſtammes, an die Stelle zu ſetzen. In dieſem Beſtreben waren alle Linien des Hauſes einig. Bis 1650 hatte ſich dieſe Umwandlung vollzogen. Für Gottorp zuerſt (am 9. Januar 1608); für Sonderburg am 17. Dezember 1633; endlich für die königliche Linie am 24. Juli 1650.

Dieſe allmälige Umwandlung des Wahlrechts der Stände in ein Erſtgeburtsrecht der drei Zweige des oldenburger Hauſes war wichtig genug; ein wichtigeres Ereigniß aber folgte: die Einführung des Königsgeſetzes, der ſogenannten lex regia, innerhalb der däniſchen Monarchie.

Das Königsgeſetz (lex regia) ſtellte feſt, daß in Dänemark, wenn der Mannesſtamm erlöſche, die weibliche Linie erbberechtigt ſei.

Dieſe Feſtſetzung, deren Tragweite man damals in Kopenhagen nicht klar erkennen mochte, war beſtimmt, wenn auch erſt zweihundert Jahre ſpäter, für Dänemark verhängnißvoll zu werden.

Schleswig und Holſtein lagen außerhalb des Königsgeſetzes; die Erb-Anordnungen des letztern konnten nur Gültigkeit für Dänemark haben, innerhalb der Herzogthümer fand die Erbfolge nach wie vor im Mannesſtamme ſtatt. Die Lehnsverhältniſſe Schleswigs, wenn dieſes Herzogthum wirklich noch bei Dänemark zu Lehn ging (was andre beſtreiten), konnten an dem entgegenſtehenden Erbrecht, das mit Holſtein ein gemeinſchaftliches war, nichts ändern. So lag denn klar vor, daß in demſelben Augenblicke, wo der Frauenſtamm in Dänemark zur Regierung kommen würde, auch der Augenblick gekommen ſein mußte für die Trennung der Herzogthümer von Dänemark. Dieſer Augenblick kam am 15. November 1863. An dieſem Tage erloſch der Mannesſtamm der königlichen Linie; die inzwiſchen in's Leben getretenen Erb-Abmachungen (londoner Protokoll) innerhalb des Königreichs entbehrten der Verbindlichkeit für die Herzogthümer, das beſondre Erbrecht dieſer trat in Kraft. Schleswig-Holſtein, wenn nicht thatſächlich ſo doch rechtlich, war los von Dänemark.

Die begleitenden Umſtände, die Verwickelungen und Schlichtungen, erzählen wir in einem folgenden Abſchnitt. Zunächſt führen wir die vorgängige Geſchichte des Landes bis zu jenem entſcheidenden Zeitpunkt (15. November 1863) fort.

3. Die Epoche von 1665 bis 1765.

Dies Jahrhundert, ſo wichtig die Veränderungen waren, die während deſſelben in Bezug auf die Beſitzverhältniſſe vor ſich gingen, führte doch nicht zu Abmachungen, die man als in naher Beziehung zu der ſpäter entbrannten großen Streitfrage ſtehend, bezeichnen könnte. Es war das Jahrhundert des Abſolutismus, zugleich die Epoche der Aufſaugung des gottorpſchen Antheils ſeitens der Krone Dänemark. Wir heben die wichtigſten Thatſachen nur in Kürze hervor.

Bald nach Erlaß der lex regia, und zwar wachſend von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, trat in Kopenhagen die Neigung hervor, den gottorper Antheil von Schleswig und Holſtein mit dem königlichen Antheil zu vereinigen. Was die Waldemare vier und fünf Jahrhunderte früher angeſtrebt hatten, Zuſammenfaſſung der Geſammtmacht des Königreichs wie der Herzogthümer (ein Streben, das erſt mit dem Tage von Bornhöved zu Grabe ging), es erwachte jetzt in den däniſchen Königen auf's Neue. Die Durchführung dieſes Strebens war aber vielleicht um ſo ſchwieriger, als nicht Gegner einander gegenüber, ſondern Mitglieder deſſelben Hauſes neben einander ſtanden. Man wartete indeß in Kopenhagen auf Verwickelungen, auf Fehler, die ſich würden ausnutzen laſſen. Sie kamen bald.

Der gottorper Herzog wurde in den nordiſchen Krieg verwickelt. Er trat auf die Seite Karls XII., während Dänemark unter denen war, die den Schwedenkönig bekämpften. Als dieſer endlich unterlag, unterlag der gottorper Herzog mit und der gottorpſche Antheil, ſoweit er auf ſchleswigſchem Boden lag, wurde von Seiten Dänemarks eingezogen. Nur was bei Holſtein war (Kiel, Neumünſter, Bordesholm ꝛc.) verblieb dem Herzog. Dies war 1721.

Aber man wollte in Kopenhagen das Ganze. Wachſende Mißregierung von Seiten des gottorper Hauſes erleichterte das Vorhaben. Ein einfaches Einziehn, was das erwünſchteſte geweſen wäre, verbot ſich, ſo kam endlich ein Tauſch zu Stande, der gegen Abtretung des alten Stammlandes Oldenburg, nunmehr auch den holſteinſchen Beſitz der Gottorper in die Hände der Krone legte.

Die Königslinie hatte nun alles: das Königreich, ganz Schleswig, ganz Holſtein, da auch die Sonderburger (ohne übrigens in ihrem eventuellen Erbrecht tangirt zu werden) ſich hatten abfinden laſſen. Die Gottorper, über deren aufgehenden Stern in Schweden und Rußland wir hier ſchweigen, — waren auf Oldenburg beſchränkt.

Dies geſchah 1765. Dänemark und Schleswig-Holſtein, wie zu keiner andren Zeit in der Geſchichte, hatten denſelben Fürſten; das Regiment war ein abſolutes; aber durch Uebergeben aller Landestheile in eine Hand war an den alten Rechten des Landes nichts verändert, die alten Fundamental-Sätze beſtanden fort. Dieſe Fundamental-Sätze aber waren:

a) die Untrennbarkeit beider Lande (Wahlkapitulation von 1460),

b) das Erſtgeburts-Recht im Mannsſtamm, nach Maßgabe der Vereinbarung von 1608, 1633 und 1650.

4. Die Epoche von 1765 bis 1852.

Dieſe Epoche war, die letzten zwei Jahrzehnte abgerechnet, eine Epoche des Glücks und der Wohlfahrt, eines patriarchaliſchen Regiments. Nur dann und wann zeigte ſich das Wölkchen am Horizont, das Sturm bedeutete, aber es ſchwand wieder. Die Schickſale, die während dieſer Zeit das eigentliche Dänemark, inſonderheit die däniſche Hauptſtadt trafen: das Bombardement von Kopenhagen 1801 und die Wegführung der däniſchen Flotte durch die Engländer (1807), zogen die Herzogthümer nur in leiſe Mitleidenſchaft. Erſt 1813, als ſich das Kriegsglück von Frankreich abwandte, ſahen die Herzogthümer feindliche Heere im Land; ſie mußten büßen dafür, daß ihr König-Herzog, ähnlich wie Friedrich Auguſt von Sachſen, bis zuletzt an den Sieg der napoleoniſchen Sache geglaubt und bei dem alten Alliirten ausgehalten hatte. Die Störungen indeß, die der Krieg brachte, waren gering; jedenfalls waren es von außen kommende Störungen; im Innern herrſchte Friede und Wohlfahrt. Der Wunſch nach Wiederherſtellung der alten Verfaſſung wurde freilich laut; — ein Kampf wie überall in deutſchen Landen ſchien ſich vorzubereiten, aber die nationalen Gegenſätze fehlten noch. Auch ſie kamen.

Schon die letzte Zeit innerhalb der zwanziger Jahre hatte einzelne Uebergriffe von Seiten der Dänen gezeigt; man fing in Schleswig an zu Daniſirungs-Verſuchen zu ſchreiten. Der Grund lag klar zu Tage: man wollte bei dem Ausſterben der königlichen Linie, ein Ereigniß, deſſen Wahrſcheinlichkeit immer näher trat, wenigſtens des Beſitzes von Schleswig ſicher ſein. Holſtein mochte ausſcheiden; für »Südjütland« aber (wie man Schleswig zu nennen beliebte) ſollte die Erbfolgeordnung gelten, die bei dem Ausſterben des Mannesſtammes durch die lex regia feſtgeſetzt worden war. Je mehr es glückte, der Bevölkerung einen däniſchen Geiſt einzuhauchen, deſto eher glaubte man dies Vorhaben, den gegenüberſtehenden Fundamental-Privilegien zum Trotz, durchführen zu können. Es war die nationale oder Eiderdänen-Partei, die dieſe Pläne verfolgte. Sie fing eben an ihre Kraft zu fühlen, als 1839 König Friedrich VI., der von ſeinen deutſchen Unterthanen geliebt worden war, in hohem Alter ſtarb und Chriſtian VIII., ebenfalls kinderlos, ſeinem Vetter folgte.

Der neue König, ein Mann voll edler Eigenſchaften, ſchien zu Anfang eine ausgleichende verſöhnende Haltung einnehmen zu wollen, aber von dem lebhaften Wunſche beſeelt, die Herzogthümer, allen entgegenſtehenden Erbfolgeordnungen zum Trotz, auch nach dem Ausſterben des Mannesſtammes bei Dänemark zu erhalten, gerieth er mehr und mehr unter den

Einfluß der däniſchen Parteien, die, wie verſchieden auch unter einander, von einem beſonderen Rechte der Herzogthümer oder gar von einem Staate »Schleswig-Holſtein« nichts wiſſen wollten. Der Conflikt wuchs und als die Herzogthümer ihrerſeits in Adreſſen und Rechtsverwahrungen ſich immer wieder dahin ausſprachen: »daß Schleswig und Holſtein ſelbſtſtändige, feſt mit einander verbundene Staaten ſeien, in denen der Mannesſtamm herrſche«, erſchien endlich am 8. Juli 1846 der vielgenannte »offene Brief«, worin Chriſtian VIII. den Anſprüchen der Herzogthümer direkt entgegentrat. In dem »offenen Briefe« wurde verkündet: »daß die Erbfolge des Königsgeſetzes, wie in Dänemark, ſo auch im Herzogthum Schleswig in voller Kraft und Gültigkeit beſtehe«. In Bezug auf einzelne Theile von Holſtein wurde zugegeben, daß Verhältniſſe obwalteten, welche eine gleich beſtimmte Erklärung nicht möglich machten.

Beide Herzogthümer erhoben ſich in Proteſten gegen dieſen »Brief«; in Kopenhagen, unangefochten durch dieſe Proteſte, bereitete man eine »Geſammtſtaats-Verfaſſung« vor, die für Dänemark wie für die Herzogthümer, als ob dieſe nur däniſche Provinzen ſeien, Gültigkeit haben ſollte, — da ſtarb Chriſtian VIII. am 20. Januar 1848.

Friedrich VII. folgte, der letzte von dem Mannesſtamm König Friedrichs III. In Sitte und Denkweiſe ganz dem däniſchen Volke angehörig, war er unfähig, den Forderungen der nationalen Partei des Königreichs zu widerſtehn; er begann mit der Verkündigung jener Geſammtſtaats-Verfaſſung, die unter ſeinem Vater (Chriſtian VIII.) vorbereitet worden war. In den Herzogthümern beſchloß man, das Recht ſelbſtſtändiger Verfaſſung zu fordern. Dies war Ende Januar 1848.

Der Ausbruch der Februar-Revolution beſchleunigte den Gang der Ereigniſſe. Als am 21. März eine Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Stände in Kopenhagen eintraf, um ihr Programm: »die Vereinigung beider Herzogthümer und die Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund« zu überreichen, hatte eben eine Volksbewegung das geſammtſtaatliche Miniſterium geſtürzt und die Häupter jener Partei (Hall, Orla Lehmann, Monrad) an's Ruder gebracht, welche, im vollen Gegenſatz gegen die Forderung der ſchleswig-holſteiniſchen Deputation, die Einverleibung Schleswigs in Dänemark forderten.

Dies neue eiderdäniſche Miniſterium war gewillt, dieſe Forderung (die Einverleibung Schleswigs) mit Gewalt der Waffen durchzuführen.

Die Herzogthümer rüſteten dagegen, ſo entſtand der erſte ſchleswig-holſteiniſche Krieg. Die verſchiedenen Phaſen deſſelben übergehen wir hier. Anfangs unter Betheiligung Preußens (Schlacht bei Schleswig) und deutſcher Bundestruppen (Erſtürmung von Düppel) ſiegreich geführt, nahmen, vom 2. Juli 1850 an, die Herzogthümer den Kampf auf die eignen Schultern. Der Tag von Idſtedt entſchied gegen ſie, aber ihr Widerſtand war ungebrochen, — da erboten ſich Oeſtreich und Preußen zur Pacificirung des Landes.

Vom 1. Februar 1851 ab wurde die Regierung wieder im Namen Friedrichs VII. geführt. Der Geſammtſtaats-Gedanke wurde wieder aufgenommen. Das vielgenannte »londoner Protokoll«, richtiger der londoner Traktat vom 8. Mai 1852, gab dieſem Gedanken Ausdruck. Der Zweck dieſes Traktats war, gegenüber den Anſprüchen Schleswig-Holſteins auf ſtaatliche Selbſtſtändigkeit, den däniſchen Geſammtſtaat, d. h. alſo Dänemark einſchließlich der Herzogthümer, zu erhalten.

3. Vom londoner Protokoll bis zum Tode Friedrichs VII.

Der Kampf Schleswig-Holſteins von 1848 bis 1851 war ein verfrühter geweſen. Man hatte ſich, mit den Waffen in der Hand, um Dinge geſtritten, die bei Lebzeiten Friedrichs VII. nur theoretiſch diskutirt werden durften. Die Waffen-Entſcheidung mußte bis zu thatſächlicher Verletzung der Rechte der Herzogthümer vorbehalten bleiben. Von einer thatſächlichen Verletzung dieſer Erbrechte konnte aber bei Leb- und Regierungszeiten Friedrichs VII. nicht die Rede ſein, er war eben, wie König von Dänemark, ſo auch unbeſtrittener Herzog von Schleswig-Holſtein.

Noch einmal, der Kampf war verfrüht. Aber das Ereigniß, das man, unter dem Einfluß allgemeiner Aufregung, im März 1848 vorweg genommen hatte, es mußte über kurz oder lang eintreten, — der Tod Friedrichs VII. Die Lebensweiſe des Königs verſprach keine Lebensdauer. Daß er kinderlos ſterben würde, war nach Trennung ſeiner zweiten Ehe ſo gut wie gewiß. Unter dieſen Umſtänden traten die Großmächte in einer Conferenz zuſammen, um die Frage zu beantworten: was wird aus Dänemark nach erfolgtem Ableben des regierenden Königs? ſollen die Herzogthümer abgetrennt, oder aber dem Königreich erhalten werden?

Daß in den Herzogthümern ein anderes Erbrecht gelte als im eigentlichen Königreich, und daß dieſem anderen Erbrecht zufolge, nach dem Tode Friedrichs VII. in Schleswig-Holſtein eine andere Linie des oldenburgiſchen Hauſes ſuccediren mußte, als in Dänemark, darüber war man ſich klar; aber darüber war man ſich nicht klar, ob man, eintretenden Falls, die politiſche Erwägung über das ſchleswig-holſteiniſche Erbrecht der Gottorper und Sonderburger, oder das ſchleswig-holſteiniſche Erbrecht der

Gottorper und Sonderburger über die politiſche Erwägung zu ſtellen habe. Die politiſche Erwägung ſiegte; die »Integrität der däniſchen Monarchie« wurde zum politiſchen Axiom erhoben. Nachdem man ſich über das Princip geeinigt, einigte man ſich auch über die Perſon, an und in der ſich das Princip verwirklichen ſollte. Prinz Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg wurde, in Folge Uebereinkunft der Großmächte (Preußen gab zögernd nach) und nach ſtattgehabter Reſignation des Prinzen Friedrich von Heſſen, des eigentlich Erbberechtigten, zum künftigen König von Dänemark deſignirt. Die Gottorper (unter der Bedingung des Fortbeſtandes von Geſammt-Dänemark) verzichteten auf ihre Anſprüche, die Sonderburg-Auguſtenburger wurden abgefunden. Die Abfindungs-Summe empfingen ſie (nach Anſicht der preußiſchen Kronſyndici) als Aequivalent für das partielle Erbrecht, das ſie durch Entgegennahme jener Summe freiwillig aufgaben. Andre beſtreiten dies.

Das vielgenannte Schriftſtück, in dem dieſe Feſtſetzungen hinſichtlich der Thronfolge im Geſammtſtaate Dänemark getroffen wurden, führt den Namen: das londoner Protokoll oder der londoner Traktat (8. Mai 1852).

Dieſer londoner Traktat, der dem däniſchen Geſammtſtaat zu Liebe, die Herzogthümer bei Dänemark beließ, war aber freilich von nebenher laufenden Abmachungen und Zuſagen von Seiten Dänemarks begleitet, Zuſagen, die wenn ſie nicht erfüllt wurden, trotz Traktat und Protokoll, noch immer eine letzte Hoffnung auf Trennung ließen. Oeſtreich und Preußen hatten den »Traktat« mit unterzeichnet und waren durch ihn gebunden; ihnen, wie allen übrigen Unterzeichnern, mußte Prinz Chriſtian von Glücksburg, wie der künftige König, ſo auch der künftige Herzog ſein. Aber je weniger die beiden deutſchen Großmächte ſich im Stande ſahn, in allem was den Erbfolgeſtreit anging, die Rechte der Herzogthümer noch länger zu wahren, deſto mehr empfanden ſie es als eine Pflicht, für die anderweiten Rechte der Herzogthümer mit Entſchiedenheit einzutreten.

Unter dieſen anderweiten Rechten ſtand eins obenan: »die Selbſtſtändigkeit Schleswigs«. Die deutſchen Großmächte hatten, wie wir ſahen, der neuen Erbfolge-Ordnung nicht ohne vorgängige Zuſage von Seiten Dänemarks zugeſtimmt. Dieſe Zuſagen (in einem Königlichen Erlaß vom 28. Januar 1852) waren gleichbedeutend mit dem beſtimmten Verſprechen, auf die Incorporation des Herzogthums (dem der Erlaß ſelbſtſtändige Provinzialſtände gewährte) verzichten zu wollen. Daß man in Kopenhagen dieſe Zuſage nicht hielt, rettete beide Herzogthümer. Die Uebergriffe Dänemarks, wie wir ſpäter ſehen werden, zerriſſen das Protokoll.

Die Jahre von 1852 bis 1863 wie es Prüfungsjahre für die Herzogthümer waren, waren zugleich Jahre unerquicklicher Controverſen zwiſchen Dänemark und dem Bund, beziehungsweiſe zwiſchen Dänemark und den beiden deutſchen Großmächten, inſoweit dieſe als Beauftragte des Bundes über Ausführung der von Dänemark gemachten Zuſagen (Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer, das Recht der deutſchen Sprache in Schleswig ꝛc.) wachten. Der Depeſchenwechſel ſchien endlos werden zu wollen; das Intereſſe ermattete; die ſchleswig-holſteiniſche Frage ſtand allmälig ihrem ſchlimmſten Feind gegenüber: der Theilnahmloſigkeit des deutſchen Volkes.

Der Aggreſſion der Dänen, ihrer leidenſchaftlichen Haſt verdanken wir es, daß das Intereſſe ſich wieder belebte. Sie hatten nicht warten gelernt. Ihrem Ziele nah, ſcheiterten ſie, weil ſie das Ziel raſcher, ſtürmiſcher erreichen wollten, als es ſich, ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen, erreichen ließ. Die Eiderdänen drangen immer energiſcher auf Verwirklichung ihres Programms: Dänemark bis zur Eider. Dänemark bis zur Eider war aber gleichbedeutend mit »Incorporation Schleswigs«. Und Incorporation Schleswigs, wenn die deutſchen Großmächte nicht mit ſich ſpielen laſſen wollten, war gleichbedeutend mit Krieg. Sie deuteten dies an, aber vergebens, die Heißſporne in Kopenhagen gingen vor. Am 30. März 1863 erſchien das ſogenannte Märzpatent, das die Angelegenheiten Holſteins in einer Weiſe ordnete, die man als den Vorläufer der Incorporation Schleswigs betrachten durfte. Das Patent ſprach dies zwar nicht unumwunden aus, es verſchwieg ſogar den Namen Schleswig, aber eben dies Verſchweigen, weil es gefliſſentlich war, deutete darauf hin, daß man die Incorporation bereits als eine unausbleibliche Thatſache in Rechnung ſtelle und nur noch ein Dänemark und ein Holſtein, nicht aber auch ein ſelbſtſtändiges Herzogthum Schleswig kenne. Die nächſten Monate beſtätigten dieſe Auslegung. Am 29. September ward dem Reichsrath der Entwurf einer neuen gemeinſamen Verfaſſung für Dänemark und Schleswig vorgelegt; wurde dieſer Entwurf angenommen, ſo war die Einverleibung Schleswigs ausgeſprochen.

Am 13. November erfolgte die Annahme; nur noch eine Formalität fehlte, — die Unterſchrift des Königs. Dieſer Unterſchrift war man gewiß; aber als habe die Vorſehung dem alten Dänemark noch eine Friſt zu ruhiger Ueberlegung gönnen wollen, — König Friedrich VII. ſtarb (15. November) ehe er unterzeichnet hatte.

Andren Tags (16. November) wurde Prinz Chriſtian von Glücksburg als Chriſtian IX. proklamirt. Die däniſche Geſammt-Monarchie fiel ihm zu. Daſſelbe londoner Protokoll, das ihn zum König von Dänemark gemacht hatte, hatte ihn auch, über das alte Erbrecht der Herzogthümer hinweg, zum Herzog von Schleswig und Holſtein gemacht. Alle die das Protokoll unterzeichnet hatten, hatten ihn in dieſem Geſammtbeſitze anerkannt. Auch Oeſtreich und Preußen. Chriſtian IX. war König-Herzog. Nicht an der Erbfolge war zu rütteln, nicht die Succeſſion war umzuſtoßen, nur die Incorporation war zu hindern. Die »Incorporations-Frage« trat in den Vordergrund; von ihr aus war möglicherweiſe alles wieder zu erobern, was in der Succeſſionsfrage zehn Jahre früher (durch das londoner Protokoll) verloren gegangen war. Je energiſcher Dänemark vorging, je mehr Hoffnung blieb bei Deutſchland. Alles handelte ſich jetzt um die Frage, wird König Chriſtian IX. die neue Verfaſſung unterzeichnen oder nicht? Dieſe Unterſchrift entſchied über Krieg und Frieden.

Der Ausbruch des Krieges.

Vom Tode Friedrichs VII. bis zum Ausbruch des Krieges.

ULTIM
RATIO

Friedrich VII. hatte am 15. November das Zeitliche geſegnet; am 16. war Chriſtian IX. gefolgt; am 18. unterzeichnete er die neue Verfaſſung, in der die Incorporation Schleswigs in Dänemark ausgeſprochen war. Er unterzeichnete die neue Verfaſſung zögernd und widerwillig, aber er glaubte ſie, dem Andringen der übermächtigen eiderdäniſchen Partei gegenüber, unterzeichnen zu müſſen. Die Dinge in Kopenhagen ließen ihm kaum eine Wahl und er zog es vor, lieber in Folge eines Krieges eine halbe Krone einzubüßen, als in Folge eines Aufſtands die ganze.

Die raſch auf einander folgenden Nachrichten aus Kopenhagen riefen in ganz Deutſchland eine tiefgehende Aufregung hervor. Die Erregung der Gemüther war überall dieſelbe, aber die Stellung, die man den Ereigniſſen gegenüber einzunehmen begann, war in den verſchiedenen Landestheilen eine ſehr verſchiedene. In den Klein- und Mittelſtaaten war der ſechszehnte November der entſcheidende Tag, in Wien und Berlin war es der achtzehnte; jene betonten die Thronbeſteigung Chriſtians IX., dieſe die Unterzeichnung der Verfaſſung als das bedeutungsvollere, als das maßgebende Moment.

Dieſe Verſchiedenartigkeit der Auffaſſung konnte nicht Wunder nehmen; ſie war die natürliche Folge der von einander abweichenden Poſition, die die Klein- und Mittelſtaaten einerſeits und die beiden deutſchen Großmächte andrerſeits dem londoner Traktat gegenüber einnahmen. Die Mehrzahl der Klein- und Mittelſtaaten und mit ihnen der »Bund« hatten den londoner Traktat und ſeine neue Erbfolge-Ordnung nie anerkannt, befanden ſich alſo in der glücklichen Lage, nunmehr erklären zu können: der Tod Friedrichs VII. hat die Herzogthümer Schleswig und Holſtein aus jedem Verband mit Dänemark gelöſt; die Herzogthümer ſind frei von Dänemark und der nächſte Erbberechtigte aus dem Mannesſtamm der Oldenburger tritt nunmehr ſein Erbe an. Es blieb nur übrig feſtzuſtellen, wer dieſer nächſte Erbberechtigte ſei. Die Thronbeſteigung Chriſtians IX., inſoweit ſie gleichzeitig den Antritt ſeiner Herrſchaft in den Herzogthümern bezeichnete, erſchien dem Bunde einfach als eine Aggreſſion, der durch Okkupation der bedrohten Landestheile begegnet werden müſſe. Die Unterzeichnung der neuen Verfaſſung war für den Bund, in natürlicher Conſequenz des eben Geſagten, ein nebenſächliches Ereigniß. Chriſtian IX. der, nach Bundes-Anſchauung, überhaupt nicht Herzog von Schleswig und Holſtein war, konnte auch keine Beſchlüſſe hinſichtlich dieſer Herzogthümer faſſen, die Klein- und Mittelſtaaten legten alles Gewicht auf die Succeſſionsfrage und ſahen, die in ihrem Sinne richtige Erledigung derſelben vorausgeſetzt, die Incorporationsfrage von ſelbſt zu Boden fallen.

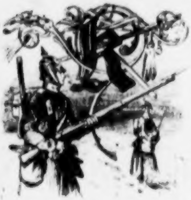
Nicht ſo die beiden deutſchen Großmächte. Gebunden durch die Feſtſetzungen des londoner Protokolls, das ſie ſelber mit unterzeichnet hatten, war ihnen die Incorporationsfrage alles, die Succeſſionsfrage nichts. Dieſe, wohl oder übel, war erledigt; Chriſtian IX., durch Zulaſſung Oeſtreichs und Preußens, war König zu Dänemark und Herzog von Schleswig und Holſtein. Es war unmöglich, einer neuen Erbfolge-Ordnung, der man im Jahre 1852 zugeſtimmt hatte, im Jahre 1863 die Zuſtimmung zu verweigern oder wohl gar das Eintreten eines ſelbſt herbeigeführten Falles (die Thronbeſteigung Chriſtians IX.) zu einem caſusbelli zu machen. Den deutſchen Großmächten blieb nichts andres übrig, als im Gegenſatz zur Succeſſion (der gegenüber ſie ſtumm ſein mußten) die Incorporationsfrage zu betonen und dabei die Hoffnung zu hegen, daß ein um der letztern willen ausbrechender Krieg, im Verlauf der Ereigniſſe auch dazu führen werde, die Succeſſionsfrage zu revidiren und nach andern Prinzipien als nach denen des londoner Protokolls endgültig feſtzuſtellen.

Verſchieden wie die Stellung war, die der Bund einerſeits, die beiden deutſchen Großmächte andrerſeits der ſchwebenden Streitfrage gegenüber einnahmen, ſo verſchieden war auch ihr Vorgehn. Der Bund beſchloß Exekution und am 23., 24. und 25. Dezember rückten 12,000 Mann Sachſen und Hannoveraner in Holſtein ein. Die Dänen zogen ſich zurück und nahmen Stellung hinter der Eider. Es mag dahingeſtellt bleiben, was aus Schleswig, dem hauptſächlichſten Streitobjekt, geworden wäre, wenn dem Bunde die fernerweite Durchführung der Rechte beider Herzogthümer ausſchließlich obgelegen hätte. Möglich, daß der Verſuch gemacht worden wäre, von dem bereits okkupirten Holſtein aus, Schleswig hinzu zu erobern, — möglich, aber nicht gewiß. Jedenfalls griff die Politik der beiden deutſchen Großmächte, trotz der ungleich gebundneren Stellung, die ſie den Ereigniſſen gegenüber einnahmen, energiſcher in die Frage ein und führte ſie raſcher und glänzender ihrer Löſung entgegen. Das Fundament dieſer Politik aber blieb die Incorporationsfrage.

»Zurücknahme der Verfaſſung vom 18. November«, jener Verfaſſung, die die Incorporation Schleswigs in Dänemark ausſprach, das war die Forderung, die Oeſtreich und Preußen wiederholentlich an die däniſche Regierung ſtellten. Ein Miniſterwechſel in Kopenhagen (25. Dezember), der die engagirteſten Eiderdänen, Hall und Orla Lehmann, vom Ruder entfernte, gab einen Augenblick der Möglichkeit Raum, daß die Novemberverfaſſung einer beſſeren Einſicht geopfert werden würde, aber dieſe Ausſicht erwies ſich alsbald als trügeriſch. Biſchof Monrad, der neue Premier, lenkte im Weſentlichen in die Bahnen ſeiner Vorgänger ein und am 1. Januar 1864, aller Abmahnungen Preußens zum Trotz, wurde die gemeinſchaftliche Verfaſſung für Dänemark publicirt.

Der Handſchuh war hingeworfen; die beiden deutſchen Großmächte nahmen ihn auf. Am 16. Januar — an demſelben Tage, an dem Oeſtreich und Preußen in Frankfurt den Antrag auf eventuelle Beſetzung Schleswigs ſtellten — übergaben die Geſandten der beiden deutſchen Großmächte (in Kopenhagen), die Herren v. Brenner und v. Balan, eine letzte Aufforderung zur Zurücknahme der Novemberverfaſſung. Nur 48 Stunden Bedenkzeit wurden bewilligt. Der Schlußpaſſus lautete: »die unterzeichneten bisherigen Geſandten der beiden Mächte, welche, wenngleich nicht förmlich accreditirt, in dieſem Falle im ſpeciellen Auftrage ihrer Regierungen handeln, ſind angewieſen worden, die Aufhebung der Verfaſſung vom 18. November v. J zu verlangen, und wenn die Erklärung, daß dieſelbe erfolgt ſei, ihnen nicht im Laufe des 18. d. M. zugeht, Kopenhagen zu verlaſſen.« Die Friſt verſtrich, ohne daß der Forderung nachgekommen wäre. Anderen Tages erging an die oeſtreichiſch-preußiſchen Truppen der Befehl zum Vorrücken. Der oeſtreichiſche Geſandte Herr v. Brenner verließ Kopenhagen beinah unmittelbar nach dieſen Vorgängen, Herr v. Balan folgte in der letzten Woche des Januar. Am 31. überſandte Feldmarſchall Wrangel dem däniſchen Oberbefehlshaber Generallieutenant de Meza die Aufforderung, Schleswig zu räumen; am 1. Februar früh, nachdem de Meza abgelehnt hatte, überſchritten die oeſtreichiſch-preußiſchen Kolonnen die Eider, — der Krieg war da.

Der Ausbruch der Feindſeligkeiten.



König Chriſtians IX. Unterzeichnung der November-Verfaſſung führte, wie wir darzulegen bemüht waren, zum Kriege der beiden deutſchen Großmächte gegen Dänemark. Am 1. Februar, ſo ſchloſſen wir das vorige Kapitel, überſchritten oeſtreichiſch-preußiſche Colonnen die Eider. Um dies zu können, dazu waren während der letzten Wochen des Januar militairiſche Maßnahmen angeordnet worden, über deren Verlauf wir noch in kurzer Ueberſicht zu berichten haben.

Von Anfang Januar an durfte man, bei der Hartnäckigkeit der Dänen, von der ſo viele Beweiſe vorlagen, den Ausbruch der Feindſeligkeiten als gewiß betrachten. Das Ultimatum, das, wie wir geſehen haben, Herr v. Balan am 16. Januar an die däniſche Regierung ſtellte, war wenig mehr als eine Formalität, von der ſich eine friedliche Wendung der Verhältniſſe nicht mehr erwarten ließ. Alle Anordnungen deuteten deshalb auf Krieg. Oeſtreichiſcherſeits wurden die Truppen des VI. Armee-Corps in Wien und Mähren zuſammengezogen, um benöthigtenfalls mit Hülfe der oeſtreichiſchen und preußiſchen Bahnen innerhalb kürzeſter Friſt nach Hamburg geſchafft werden zu können; preußiſcherſeits waren (bis zum 19. Januar) zwei Diviſionen concentrirt, eine weſtphäliſche bei Minden, eine brandenburgiſche bei Perleberg.

Am 18. Abends wußten Oeſtreich und Preußen, daß das am 16. geſtellte mehrerwähnte Ultimatum in Kopenhagen abgelehnt worden ſei und noch am ſelben Tage ergingen an die Commandirenden der bereits concentrirten Truppenkörper die Befehle zum Vormarſch. Auf dem Schienenwege durch Schleſien und die Mark kamen die Truppen des oeſtreichiſchen VI. Corps in raſchen, Tag und Nacht auf einander folgenden Zügen heran; gleichzeitig ſetzten ſich die Preußen von ihren Sammelpunkten Minden und Perleberg aus in Bewegung. Die weſtphäliſche Diviſion benutzte die Eiſenbahn (durch Hannover); die brandenburgiſche Diviſion rückte zu Fuß, in drei Kolonnen, durch Lauenburg, Mecklenburg und Lübeck in's Holſteiniſche vor. Die Oeſtreicher hatten Ordre, bis zum 28. Januar bei Neumünſter (linker Flügel), die Preußen an eben demſelben Tage bei

Ploen (rechter Flügel) zu ſtehn. Dieſen Ordres wurde nachgekommen; nur eine oeſtreichiſche Brigade, die Brigade Dormus, war bei der Unmöglichkeit, die Eiſenbahn-Truppenbeförderung noch zu ſteigern, um einige Tage zurück. Ihren Truppenkörpern zum Theil voraus, eilten die Commandirenden des oeſtreichiſchen und preußiſchen Corps auf die Rendezvous-Plätze; am 21. war Prinz Friedrich Karl in Lübeck, am 22. in Ploen; Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz traf um dieſelbe Zeit im Holſteinſchen ein, endlich am 24. begab ſich Feldmarſchall Freiherr v. Wrangel, als Oberſtkommandirender der geſammten oeſtreichiſch-preußiſchen Streitkräfte, nach Hamburg und traf die erſten Anordnungen und Dispoſitionen. Das combinirte preußiſche Armee-Corps, Weſtphalen und Brandenburger, erhielt den Namen eines I. Corps, das VI. oeſtreichiſche Armee-Corps (Feldmarſchalllieutenant Gablenz) den Namen eines II. Corps der verbündeten Armee für Schleswig. Preußiſche Garden, die beſtimmt waren, unter Führung des Generallieutenant v. d. Mülbe, mit den Oeſtreichern gemeinſchaftlich zu operiren, waren noch in der Mark zurück und trafen erſt, unmittelbar vor Ausbruch der Feindſeligkeiten, auf dem linken Flügel (Rendsburg) ein. Als ein gemeinſames Erkennungszeichen, ſo erging gleichzeitig, aus dem Hauptquartier Hamburg, der Befehl — ſollte von allen Soldaten der verbündeten Armee, ohne Ausnahme, eine weiße Binde um den linken Oberarm getragen werden. Es erinnerte dies Zeichen an die Waffenbrüderſchaft der Jahre 1813 und 1814, wo von Oeſtreichern und Preußen ſchon damals ein gleiches Erkennungszeichen getragen worden war.

Am 28. Januar, den ergangenen Ordres gemäß, ſtanden die Truppen beider Corps im Norden Holſteins, 4 Meilen von der ſchleswigſchen Grenze entfernt, die Oeſtreicher (linker Flügel) auf der Linie Neumünſter-Nortorf, die Preußen (rechter Flügel) auf der Linie zwiſchen Ploen und Kiel.

Von Ploen aus, am ſelbigen Tage (28.), erließ Prinz Friedrich Karl, als commandirender General des I. Corps, folgenden Armee-Befehl an die ihm untergebenen Truppen:

»Soldaten meines Corps!

Als der König mir das Commando über euch anvertraute, befahl er mir, in Seinem Namen es euch auszuſprechen, wie Er erwarte, daß ihr unter allen Umſtänden eure Schuldigkeit thun würdet.

Wenn ihr auf dem Marſche hierher fremde Städte und Dörfer betratet, haben die Bewohner, die euch nicht kannten, euch gefürchtet, aber eure gewinnende Beſcheidenheit und Freundlichkeit verſchaffte euch nicht nur gute Bewirthung, ſondern ließ euch auch als Freunde von da ſcheiden, wo ihr als unwillkommene Gäſte eben hingekommen waret. Dies iſt die Art, wie man dem preußiſchen Namen Ehre macht. Betragt euch immer und auch in demjenigen Lande ſo, das wir befreien werden. Die preußiſche Waffenehre — laßt es euch geſagt ſein — beſteht darin, zu ſiegen — aber dem Beſiegten wie einem Bruder zu verzeihen. Das iſt chriſtlich, und ein guter Chriſt kann kein ſchlechter Soldat ſein. Der preußiſche Name hat bei den Dänen ſchon guten Klang. Schön iſt es, wenn ſelbſt unſre Feinde uns achten.

Soldaten! in wenig Tagen wird es ſich zeigen, ob Krieg ob Friede iſt.

Sollte der zweite däniſche Krieg beginnen, ſo werden wir auf verſchanzte Stellungen, auf breite Waſſer- oder Eisflächen ſtoßen. Aber um ſo herrlicher wird ſich eure Unerſchrockenheit und euer Eifer zeigen. Wir werden jedes Hinderniß zu überwinden wiſſen und keines wird uns länger aufhalten, als ſich gebührt. Jene Hinderniſſe, bergen ſie nicht denſelben Feind, der es gewohnt iſt, vor unſern Regimentern zu fliehen? Wohlan denn! Suchen wir dieſen Feind auf, widerſetzen wir uns ſeinem Rückzuge, zerſtreuen wir ſeine Reihen! Nach dieſen Erfolgen werdet ihr den Feind nicht zu Athem kommen laſſen und ihn raſtlos verfolgen, um ihn zu vernichten, ehe er auf ſeine Inſeln entweicht. Ihr werdet daher einige ſtarke Märſche haben, aber hernach die wohlverdiente Ruhe und gute Quartiere, Ehre und Belohnungen und das gute Gewiſſen erfüllter Schuldigkeit.

Seit funfzig Jahren zum erſten Mal wird Oeſtreich an unſerer Seite kämpfen. Erneuern wir die alte Waffenbruderſchaft! Welch edler Wettſtreit ſteht uns alſo bevor? Wie werden aber auch in unſeren Reihen die Männer von Brandenburg und die Männer von Weſtphalen um den Preis der Tapferkeit ringen und wetteifern!

Ihr Brandenburger! ich kenne euch, und ihr kennt mich, und dies iſt genug geſagt!

Ihr Weſtphalen! wir kennen uns zwar noch nicht, aber um ſo beſſer vielleicht, denn keine ſchönere Gelegenheit, euch ſchnell kennen und ſchätzen zu lernen, kann uns werden. Folgen wir doch Alle derſelben ſchwarz-weißen Fahne, gehorchen wir doch Alle demſelben Könige, der uns geſagt hat, Er baue darauf, daß wir unter allen Umſtänden unſere Schuldigkeit thun würden. — Mit Gottes Hülfe werden wir ſie thun! Es lebe der König — Hurrah!

Der commandirende General.
(gez.) Friedrich Karl, Prinz von Preußen.«

Am 30. Januar verlegte der Oberfeldherr, Feldmarſchall v. Wrangel, ſein Hauptquartier nach Bordesholm, einem im Mittelpunkt der oeſtreichiſch-preußiſchen Aufſtellung gelegenen, in früherer Zeit durch ſein Kloſter und ſeine Kirche weitberühmten Ort und ließ die commandirenden Generale nebſt den Generalſtabschefs zu ſich entbieten, um ihnen die Grundzüge des beabſichtigten Einmarſches darzulegen.

Noch am ſelben Tage (30.) rückte die ganze Linie der verbündeten Armee nordwärts vor, die Spitzen der Truppenkörper ſtanden am Abend nur noch eine halbe Meile von der Eider entfernt. Ordre war gegeben, 24 Stunden ſpäter, am Abend des 31. unmittelbar an die Eider vorzurücken. Am 1. Februar ſollte auf der ganzen Linie der Uebergang erfolgen.

Eh der Oberfeldherr dazu ſchritt, lag noch ob, eine letzte Aufforderung, eine »Sommation«, zu freiwilliger Räumung Schleswigs an den Oberſtcommandirenden der däniſchen Armee, Generallieutenant de Meza, ergehen zu laſſen. Dieſe Aufforderung, durch Major v. Stiehle vom Generalſtabe überbracht, erging von Rendsburg aus, wohin der Oberfeldherr Feldmarſchall v. Wrangel, nach der Zuſammenkunft in Bordesholm, ſein Hauptquartier verlegt hatte.

Die Aufforderung ſelbſt lautete, wie folgt:

»Der unterzeichnete Königlich preußiſche General-Feldmarſchall und Oberbefehlshaber der vereinigten preußiſch-oeſtreichiſchen Armee, Freiherr v. Wrangel, beehrt ſich, dem Höchſtcommandirenden der Königlich däniſchen Truppen im Herzogthum Schleswig ꝛc. die folgende ganz ergebene Mittheilung zu machen.

Durch eine am 16. Januar d. J. von den Geſandten von Preußen und Oeſtreich übergebene Note, deren Abſchrift der Unterzeichnete beizufügen ſich beehrt, haben die genannten beiden Regierungen an das Königlich däniſche Gouvernement die Aufforderung gerichtet, die gemeinſame Verfaſſung für das Königreich Dänemark und das Herzogthum Schleswig vom 18. November v. J. wieder aufzuheben und dadurch den früheren status quo wieder herzuſtellen. Da dieſe Aufforderung durch eine Note des Königlich däniſchen Herrn Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten vom 18. deſſelben Monats ablehnend beantwortet und ſeitdem auch die Aufhebung der Verfaſſung nicht erfolgt iſt, ſo iſt nunmehr der in der gedachten Note vorgeſehene Fall eingetreten, daß die beiden deutſchen Mächte ſich genöthigt ſehen, die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zur Herſtellung des status quo und zur Sicherung der vertragsmäßigen Rechte des Herzogthums Schleswig in Anwendung zu bringen.

In dieſem Sinne hat der Unterzeichnete den Befehl erhalten, das Herzogthum Schleswig mit den unter ſeinem Commando vereinigten preußiſchen und oeſtreichiſchen Truppen zu beſetzen und die einſtweilige Verwaltung deſſelben zu übernehmen. Indem der Unterzeichnete ſich beehrt, den ꝛc. hiervon ganz ergebenſt in Kenntniß zu ſetzen, knüpft er daran das Erſuchen, ihn umgehend zu benachrichtigen, ob derſelbe den Befehl hat, das Herzogthum Schleswig zu räumen und die Königlich däniſchen Truppen aus den Grenzen deſſelben zurückzuziehen. Er ergreift zugleich dieſen Anlaß, um dem ꝛc. die Verſicherung ſeiner ausgezeichnetſten Hochachtung auszuſprechen ꝛc.«

Major v. Stiehle, mit Ueberbringung dieſes Schreibens beauftragt, paſſirte am Morgen des 31. die Eider. Unbehindert durch däniſche Wachtpoſten, legte er den Weg, der ihn mitten durch die formidablen Verſchanzungen des Dannewerks hindurchführte, in einem offnen Wagen zurück und hielt alsbald, nachdem er von den Bewohnern der ſchleswiger Vorſtadt Friedrichsberg mit lautem Jubel begrüßt worden war, vor dem ehemaligen Palais des Prinzen Friedrich von Noer (dicht bei Schloß Gottorp), worin General de Meza ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. General de Meza empfing das Schreiben des Feldmarſchalls aus den Händen des Majors, las, zuckte zuſammen und ſuchte die Ueberraſchung, der er nicht ganz Herr werden konnte, hinter dem entfalteten Schreiben zu verbergen. Raſch ſich wieder faſſend, antwortete er mit jener Feſtigkeit, wie ſie dem bewährten Soldaten geziemt: »Will der Feldmarſchall Gewalt anwenden, — nun wohl, hier ſtehen wir und ſind bereit, ihn mit den Waffen zu empfangen.« Auf die Mittheilung Major v. Stiehle's, daß er (der Major) Befehl habe, eine ſchriftliche Antwort zu erbitten, erwiderte der General: »Wohl, die Sache iſt ſo wichtig, daß ſie der Ueberlegung bedarf; ich werde reiflich überlegen.« Eine Antwort wurde abgefaßt und dem Major eingehändigt, der ſie in raſcher Fahrt nach Rendsburg zurückbrachte. Die Antwort General de Meza's lautete:

»Der Unterzeichnete, der eben ſo wenig das Recht der preußiſchen und oeſtreichiſchen Truppen, irgend einen Theil des däniſchen Reichs zu beſetzen, als die Folgerichtigkeit des dem Schreiben Ew. Excellenz vom 30. Januar beigelegten Dokuments nach ſeinem Inhalt anzuerkennen vermag, auch von ſeiner Regierung eine der Zumuthung Ew. Excellenz ganz entgegengeſetzte Inſtruction hat, ſteht bereit, jeder Gewaltthat mit Waffen zu begegnen.

Schleswig, 31. Januar 1864.

(gez.) Ch. Julius de Meza, Generallieutenant.«

Feldmarſchall Freiherr v. Wrangel empfing dies Schreiben am Nachmittag deſſelben Tages. Faſt unmittelbar darauf gab er Befehl zum Einrücken in Schleswig. Der Feldtelegraph trug den verſchiedenen Truppenabtheilungen die Worte zu: »In Gottes Namen drauf.« Eh wir aber den Truppenabtheilungen über die Eider folgen, machen wir uns mit dieſen Truppen ſelbſt, ſowie auch mit den Führern derſelben, näher bekannt.

Die verbündete Armee.

Feldmarſchall v. Wrangel. Prinz Friedrich Karl. Feldmarſchallieutenant Freiherr v. Gablenz.

Zwiſchen Rendsburg und Kiel, an der Eider entlang, ſtand am 31. Januar die verbündete Armee. In und um Rendsburg, zum Theil noch um einige Meilen rückwärts, ſtanden die Oeſtreicher; in und um Kiel, mit ihrem linken Flügel ſich an den rechten Flügel der Oeſtreicher lehnend, ſtanden die Preußen.

Das oeſtreichiſche Corps beſtand aus den 4 Brigaden Gondrecourt, Noſtiz, Tomas, Dormus.

Die Brigade Gondrecourt (ſpäter die »eiſerne Brigade« genannt) war ſchon, als ſich die ſchleswig-holſteiniſche Streitfrage noch im Stadium der Bundesverhandlung, bez. der Bundes-Execution befand, den ſächſiſch-hannöverſchen Executionstruppen als Reſerve-Truppe nach Hamburg gefolgt und hatte daſelbſt (ebenſo wie die preußiſche Brigade Canſtein in Lübeck) Quartiere bezogen. Das war in den Weihnachtstagen 1863. Als in der letzten Woche des Januar zu ernſterem Vorgehn die übrigen Truppen des VI. oeſtreichiſchen Corps in Hamburg eintrafen, rückte die Brigade Gondrecourt den andern oeſtreichiſchen Truppen voran, in Holſtein ein und hatte bei Ausbruch der Feindſeligkeiten die Tête des Corps.

Sie beſtand aus den Infanterie-Regimentern »Martini« (Polen) und »König von Preußen« (Ungarn), dazu aus dem 18. Jäger-Bataillon und einer 4pfündigen Batterie. Ihr Führer, Generalmajor Graf Gondrecourt, galt als ein ausgezeichneter Officier der Armee.

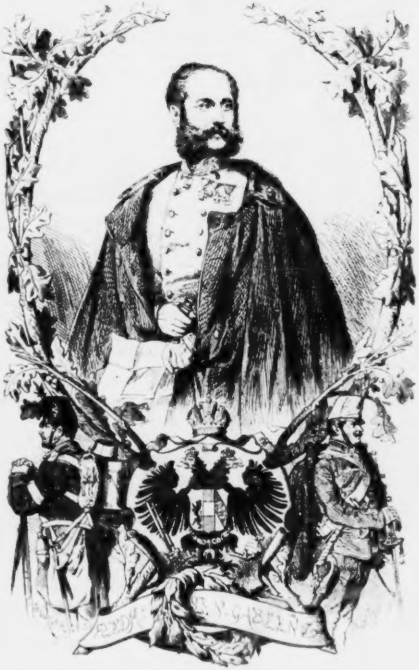
Die Brigade Noſtiz, auch die »ſchwarz-gelbe Brigade« genannt, folgte der Brigade Gondrecourt zunächſt und beſtand aus den Infanterie-Regimentern »Großherzog von Heſſen« (Oberoeſtreicher) und »König der Belgier« (Steiermärker), dazu aus dem 9. Jäger-Bataillon und einer 4pfündigen Batterie.

Brigade Tomas: Infanterie-Regimenter »Graf Coronini« (Ungarn) und »Prinz Wilhelm zu Glücksburg« (Italiener); 11. Jäger-Bataillon und eine 4pfündige Batterie.

Brigade Dormus: Infanterie-Regimenter »Khevenhüller« (Böhmen) und »Raming« (Ungarn); 22. Jäger-Bataillon und eine 4pfündige Batterie.

Außer dieſen 4 Infanterie-Brigaden umfaßte das VI. Corps, neben einzelnen Artillerie- und Pionier-Abtheilungen, noch die Cavallerie-Brigade Dobrzeniß, beſtehend aus den berühmten Reiter-Regimentern »Windiſchgrätz-Dragoner« und »Liechtenſtein-Huſaren«. Alles in allem ein 20,000 Mann ſtarkes Corps, unter Führung des Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz.

Leopold Freiherr v. Gablenz, Feldmarſchalllieutenant und Commandirender des VI. oeſtreichiſchen Armee-Corps, wurde am 19. Juli 1814 in Dresden geboren. Er diente zuerſt in der ſächſiſchen Cavallerie, trat aber früh in oeſtreichiſche Dienſte über, von dem Gefühle geleitet, daß nur innerhalb der Armee einer Großmacht eine militairiſche Carrière möglich und die Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben ſei. Von 1835 bis 1839 ſtand er unter Radetzky in Italien, befand ſich alſo auf der damals berühmteſten Hochſchule der Kriegskunſt. Selbſt die franzöſiſche Armee in Algier, was ſonſt ihre Vorzüge ſein mochten, bot weniger Gelegenheit zu einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung. 1848 machte er als Rittmeiſter unter Graf Wallmoden den italieniſchen Feldzug mit und wurde, nachdem er ſich, von Santa Lucia an, in faſt allen Schlachten und Gefechten bewährt hatte, nach dem entſcheidenden Siege bei Cuſtozza zum Major im Generalſtabe befördert. Bei Lodi verwundet, war er im November ſo weit wieder hergeſtellt, daß er als Chef in den Generalſtab des Generals der Cavallerie Grafen Schlick eintreten konnte. Dieſes Corps drang von Galizien nach Oberungarn vor und blieb das einzige, das in den Feldzügen von 1848—49 keinen Fehlſchlag zu beklagen hatte. In der Schlacht bei Kaſchau am 4. Januar 1849 wurde der Sieg über den viermal ſtärkeren Feind ganz beſonders dadurch errungen, daß auf den Rath des Majors v. Gablenz zwei Küraſſierregimenter einen Angriff ausführten, der die Ungarn mit empfindlichem Verluſte an Mannſchaft und Material zurückwarf. Dieſer Tag brachte ihm das Maria Thereſiakreuz, das (wie unſer pour le mérite) nur für ausgezeichnete Dienſte vor dem Feinde verliehen wird. Verſchiedentlich verwundet, wohnte er der großen Mehrzahl aller Schlachten und Treffen (namentlich bei Acs und Kapolna) dieſer blutigen Wintercampagne bei und war ſchließlich bei der Uebergabe der von Klapka vertheidigten Feſtung Komorn. Nach Schluß des Krieges wurde v. Gablenz, inzwiſchen zum Oberſten avancirt, in diplomatiſcher Miſſion an die Höfe von Dresden, Kaſſel, Berlin geſandt; nach ſeiner Rückkehr trat er wieder, als Chef des


FELDM
V. GABLENZ

Generalſtabes, in das Graf Schlick'ſche Armee-Corps, das damals in Mähren lag.

Während des orientaliſchen Krieges (1854) rückte Generalmajor v. Gablenz in die Donaufürſtenthümer ein, ſtand in Jaſſy und entfaltete auch dort jene glücklich-diplomatiſchen Gaben, Klugheit bei Innehaltung gewinnendſter Formen, die ihn ſchon früher ausgezeichnet hatten.

1857 Brigadier, überſchritt er, beim Ausbruch des italieniſchen Krieges von 1859, mit dem 7. Armee-Corps die piemonteſiſche Grenze und that ſich namentlich in der Schlacht bei Magenta hervor. Hier, nachdem Baron Reiſchach, der Diviſionair, gefallen, übernahm er das Commando der Diviſion, die er wiederholt zum Sturme führte. Er eroberte die einzige Kanone, die an dieſem Tage dem Feinde abgenommen wurde. Bei Solferino blieb er am längſten im Gefecht und deckte mit dem tapferen Feldmarſchalllieutenant Prinzen Alexander von Heſſen den Rückzug der Armee.

Ein brillanter Militair, ausgerüſtet mit allen Tugenden, die den Soldaten machen, ſtellte ihn Kaiſer Franz Joſeph, bei Ausbruch des zweiten däniſchen Krieges, an die Spitze des VI. oeſtreichiſchen Corps. Ueber die Thaten dieſes Corps berichten wir in der Folge.

Das preußiſche combinirte Armee-Corps war ebenfalls vier Infanterie-Brigaden ſtark. Es waren folgende:

Die Brigade Canſtein. Sie beſtand aus dem brandenburgiſchen Füſilier-Regiment (Nr. 35.) unter Oberſt Elſtermann v. Elſter (ſpäter unter Oberſt v. Puttkamer) und aus dem 7. brandenburgiſchen Infanterie-Regiment (Nr. 60.) unter Oberſtlieutenant v. Hartmann. Die Friedens-Garniſonen der 35er waren Brandenburg und Treuenbrietzen, der 60er Strausberg, Wrietzen und Königsberg i. N. M.

Die Brigade Roeder. Sie beſtand aus dem 4. brandenburgiſchen Infanterie-Regiment (Nr. 24.) und dem 8. brandenburgiſchen Infanterie-Regiment (Nr. 64.); jenes (Ruppin und Havelberg) unter Führung des Oberſten Grafen v. Hacke, dieſes (Prenzlau und Angermünde) unter Führung des Oberſten v. Kamiensky.

Die Brigade Schmid. Sie beſtand aus dem 1. weſtphäliſchen Infanterie-Regiment (Nr. 13.) und dem 5. weſtphäliſchen Infanterie-Regiment (Nr. 53.); jenes (Münſter und Weſel) unter Führung des Oberſten v. Witzleben, dieſes (Münſter, Coesfeld und Warendorf) unter Führung des Oberſten v. Buddenbrock.

Die Brigade Goeben. Sie beſtand aus dem 2. weſtphäliſchen Infanterie-Regiment (Nr. 15.) und aus dem 6. weſtphäliſchen Infanterie-Regiment (Nr. 55.); jenes (Minden und Bielefeld) unter Führung des

Oberſten v. Alvensleben, dieſes (Minden, Höxter und Herford) unter Führung des Oberſtlieutenants Stoltz.

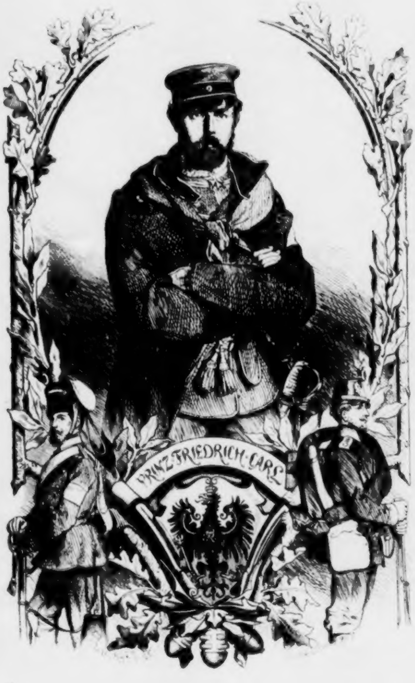
Je zwei und zwei dieſer Brigaden ſtanden in Diviſions-Verband. Die brandenburgiſche Diviſion (6.) führte Generallieutenant v. Manſtein, die weſtphäliſche (13.) Generallieutenant v. Wintzingerode. Zu jeder der beiden Diviſionen gehörte eine Cavallerie- und eine Artillerie-Brigade, ſo wie ein Jäger- und ein Pionier-Bataillon. Die brandenburgiſche Cavallerie-Brigade (Regiment »Zieten Huſaren« und »Kaiſer Nicolaus Küraſſiere«) führte Oberſt Flies; die weſtphäliſche Cavallerie-Brigade (4. Küraſſier- und 8. Huſaren-Regiment) Generalmajor v. Hobe. Oberſt Colomier commandirte die Artillerie.

Im Ganzen umfaßte das preußiſche combinirte Armee-Corps 28 Bataillons, 24 Escadrons und 96 Geſchütze; etwa 25,000 Mann, unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Prinz Friedrich Karl, Sohn des Prinzen Carl von Preußen, (zweiten Bruders König Friedrich Wilhelm IV.) wurde am 20. März 1828 in Berlin geboren. Militairiſch erzogen, wie alle Prinzen des Königshauſes, zeigte ſich früh ſein Feuereifer für die Armee; das Leben, die Schlachten des »großen Königs« wurden Gegenſtand ſeines begeiſterten Studiums. Bei Ausbruch des erſten däniſchen Krieges 1848 war er Hauptmann und wohnte als ſolcher, im Gefolge des Generals Wrangel, der Schlacht bei Schleswig bei. Hier mußte letzterer, gleich beim Beginn des Kampfes, dem ſich allzu ſehr exponirenden Prinzen die beſtimmte Weiſung ertheilen, an ſeiner Seite zu bleiben. Im weiteren Verlauf des Gefechts führte der Prinz, auf Befehl des Commandirenden, das 2. (Königs) Regiment in die rechte Flanke des Feindes, eine Bewegung, die über den Ausgang des Tages entſchied.

Dem Feldzuge in Baden 1849 wohnte Prinz Friedrich Karl als Major im Stabe ſeines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen und gegenwärtigen Königs Wilhelm I., bei und wurde in dem Gefecht bei Wieſenthal, wo er in Perſon eine zur Zeit nur 87 Pferde ſtarke Escadron des 9. Huſarenregiments gegen eine feindliche Abtheilung — 400 Mann badenſche Infanterie — führte, ſchwer in Arm und Schulter verwundet. Sein Adjutant, Premierlieutenant v. Buſche-Münch, fiel an ſeiner Seite, von fünf Kugeln tödtlich getroffen.

Der Prinz durchlief in den folgenden Jahren die militairiſchen Grade bis zum Generallieutenant und wurde am 18. Oktober 1861 zum General der Cavallerie und zum Commandeur des III. Armee-Corps ernannt. Reiſen und militairwiſſenſchaftliche Studien beſchäftigten ihn


PRINZ FRIEDRICH CARL

während der letzten Jahre. 1858 war er zu kurzem Aufenthalt in Paris, 1863 in Schottland. Neben der Begeiſterung für das Große, iſt die liebevolle Sorge für den Einzelnen ein hervorſtechender Zug ſeines Charakters. Hart und weich zugleich. Streng im Dienſt, an den Hochgeſtellten auch die höchſten Anſprüche erhebend, iſt er der fürſorgliche Freund des Soldaten.

Während der großen Manöver im Herbſt 1863 commandirte er die Truppen des III. Armee-Corps (Brandenburger), dieſelben Regimenter, die wir nunmehr, an der Seite zweier weſtphäliſcher Brigaden, einer Reihe glänzender Aktionen entgegen gehen ſehn.

Außer dieſen 4 preußiſchen und 4 oeſtreichiſchen Brigaden (das I. und II. Corps der alliirten Armee für Schleswig) erſchienen noch zwei preußiſche Garde-Brigaden, aus den 4 neu errichteten Garderegimentern gebildet, auf dem Kriegsſchauplatz, denen dann im Lauf des Februar und März zwei weitre brandenburgiſche Brigaden und eine ſchleſiſche Brigade folgten. Ueber dieſe Truppen, ihre Führer und ihre Zuſammenſetzung, ſpreche ich erſt an den Stellen, wo ſie thätig in den Gang der Ereigniſſe eingreifen.

Der Oberſtkommandirende aller dieſer Truppen war, wie ſchon verſchiedentlich hervorgehoben, Feldmarſchall Freiherr v. Wrangel. Auch über ihn einige kurze biographiſche Notizen.

Friedrich Heinrich Ernſt Freiherr v. Wrangel wurde den 13. April 1784 zu Stettin geboren, wo ſein Vater als Oberſt eines Infanterie-Regiments in Garniſon ſtand. Noch nicht dreizehn Jahr alt begann er den 15. Auguſt 1796 ſeine militairiſche Laufbahn als Junker im oſtpreußiſchen Dragoner-Regiment v. Werther (Königsberg und Wehlau), in welchem er 1798 zum Secondelieutenant aufrückte. Am 23. Dezember 1806 kam er an der Spitze von 30 Dragonern und eben ſo vielen Towarczys zum erſten Male ins Gefecht und »beſcheerte ſich — wie ſein Biograph ſagt — ein Dutzend gefangener Franzoſen zu Weihnachten«. Am 10. Juni 1807 errang er ſich in der Schlacht bei Heilsberg durch ſeltene Bravour den Orden pour le mérite, avancirte 1808 zum Premierlieutenant, 1811 zum Rittmeiſter. Den Feldzug nach Rußland machte ſein Regiment nicht mit. Im Befreiungskrieg 1813 treffen wir ihn als Mitkämpfer in faſt allen Schlachten. Für Großgörſchen empfing er das eiſerne Kreuz II. Klaſſe und wurde Major; ebenſo ausgezeichnet focht er in dem berühmten Reitergefecht bei Haynau. Für Leipzig, wo er am 14. Oktober bei Liebertwolkowitz und am 16. auf dem Plateau von Wachau glänzend attackirte, erhielt er das eiſerne Kreuz I. Klaſſe.

Nach dem Uebergang über den Rhein 1814 führte Major v. Wrangel die oſtpreußiſchen Küraſſiere in den Treffen bei Montmirail, Champaubert, und bei dem gefahrvollen Rückzuge durch den Wald von Etoges. Seine Tapferkeit und Umſicht retteten hier das Regiment; einen Parlamentair, der die Küraſſiere, nachdem ſeine (des Parlamentairs) Aufforderung zur Uebergabe abgewieſen war, zu direktem Treubruch verleiten wollte, ließ er aus dem Sattel ſchießen. Er ſchlug ſich dann mitten durch den Feind hindurch. Bei Laon und Sezanne griff er ſiegreich mit ein. Der König ernannte ihn zum Oberſtlieutenant und Commandeur des 2. weſtpreußiſchen Dragoner-Regiments. 1815 kam weder er noch ſein Regiment zur Aktion. Nach der Rückkehr Oberſt, ſtieg er von Stufe zu Stufe. 1839 wurde er Commandeur des I. (oſtpreußiſchen), 1842 des II. (pommerſchen) Armee-Corps. Im folgenden Jahre, 1843, befehligte er die großen Cavallerie-Manöver auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, welche 1852 und 1857 unter ſeinem Commando wiederholt, ihm als Reiterführer einen Ruf unter den Militairs erwarben. Mit Paſſion Cavalleriſt, wollte er aus dieſer Waffe wieder machen, was ſie in der fridericianiſchen Zeit unter Zieten und Seidlitz geweſen war. Er ging davon aus, daß den Reitergeneralen die Fähigkeit verloren gegangen ſei, große Maſſen zu führen. Der Zweck jener Cavallerie-Manöver war, dieſe Fähigkeit wieder heranzubilden. Man folgte in Oeſtreich, Rußland, Frankreich dem gegebenen Beiſpiele und adoptirte die Wrangelſchen Ideen.

Das Jahr 1848 fand Wrangel als commandirenden General in Stettin. Hier traf ihn am 18. April die Ernennung zum General der Cavallerie und zum Oberbefehlshaber der gegen Dänemark aufgebotenen deutſchen Bundestruppen. Am 22. in Rendsburg eingetroffen, lieferte er ſchon Tags darauf, am 23. April (Oſterſonntag) den Dänen die Schlacht bei Schleswig. Die Garden ſtürmten das Dannewerk, während die übrigen Truppen den Feind in die Flanke nahmen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein. Als der däniſche Admiral Steen Bille drohte, preußiſche Städte an der Oſtſee bombardiren zu wollen, wenn Jütland nicht in kürzeſter Zeit geräumt würde, ſchrieb ihm Wrangel von Kolding aus wörtlich folgendes: »Wenn Ew. Hochwohlgeboren ausſprechen, daß die däniſche Marine für das Bombardement von Middelfahrt an Häfen der Oſtſee Rache nehmen werde, ſo laſſen Sie es ſich geſagt ſein, daß für jedes Haus, das die däniſche Marine an deutſchen Küſten in Brand ſchießen ſollte, ein Dorf in Jütland brennen wird. Mein Name bürgt Ihnen dafür, daß es geſchehn würde. v. Wrangel.«

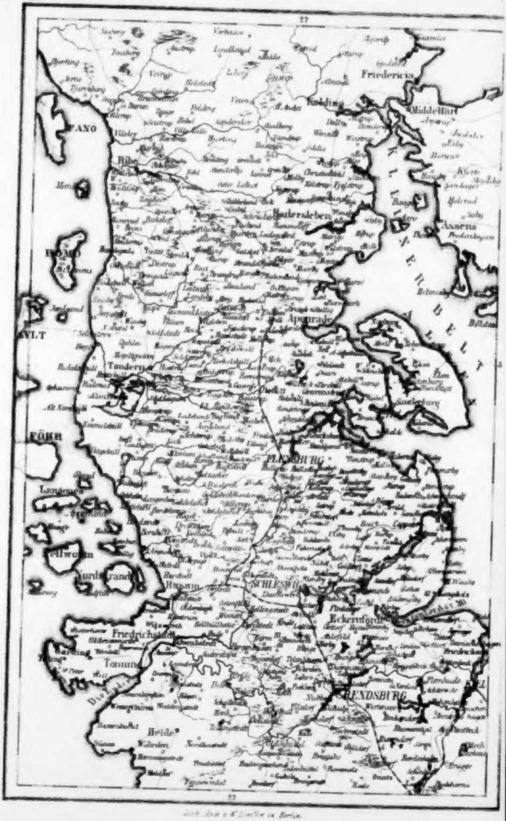
Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes zu Malmö (26. Auguſt) kehrte Wrangel zurück, und wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen in den

Marken ernannt. Am 10. November rückte er an der Spitze der Garden in Berlin ein, umſtellte das Schauſpielhaus, drin die preußiſche National-Verſammlung tagte und inhibirte weitre Sitzungen. Die Entwaffnung der Bürgerwehr folgte. Sein Benehmen in jenen hiſtoriſch gewordenen Tagen war feſt, klug, taktvoll, getragen, auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, von jenem **Humor**, der ihn alsbald zu einer volksthümlichen Erſcheinung machte. Am 15. Auguſt 1856, bei Gelegenheit ſeines ſechszigjährigen Dienſtjubiläums, erhielt er die Feldmarſchall-Würde, ſchon 1845 war er zum Chef des 3. (oſtpreußiſchen) Küraſſier-Regiments ernannt worden.

Der Ausbruch des zweiten däniſchen Krieges ſtellte ihn zum zweiten Mal an die Spitze einer vereinigten deutſchen Armee. Wiewohl faſt ein Achtziger, wurde ſeine Wahl zum Oberfeldherrn als ſelbſtverſtändlich angeſehn und überall im Lande als eine gute Vorbedeutung begrüßt. »Er hat eine glückliche Hand.« Wir folgen nun dem greiſen Feldmarſchall in ſeine letzten Schlachten.

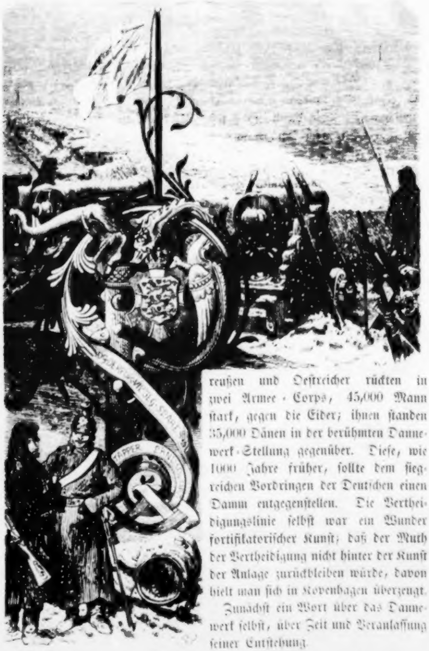
GOTT MIT UNS
VIRIBUS UNITIS

Das Dannewerk.


27
Friedericia
Kolding
Middelfart
FANO
Ribe
ROMÖ
SYLT
Hadersleben
KLEINER BELT
Assens
Apenrade
Tondern
Sonderburg
FÖHR
Langeness
Pellworm
Nordstrand
FLENSBURG
SCHLESWIG
Husum
Friedrichstadt
Tönning
Eckernförde
RENDSBURG
Die Eider
Heide
KIEL
27

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Das Dannewerk und die däniſche Armee.



Preußen und Oeſtreicher rückten in zwei Armee-Corps, 45,000 Mann ſtark, gegen die Eider; ihnen ſtanden 35,000 Dänen in der berühmten Dannewerk-Stellung gegenüber. Dieſe, wie 1000 Jahre früher, ſollte dem ſiegreichen Vordringen der Deutſchen einen Damm entgegenſtellen. Die Vertheidigungslinie ſelbſt war ein Wunder fortifikatoriſcher Kunſt; daß der Muth der Vertheidigung nicht hinter der Kunſt der Anlage zurückbleiben würde, davon hielt man ſich in Kopenhagen überzeugt.

Zunächſt ein Wort über das Dannewerk ſelbſt, über Zeit und Veranlaſſung ſeiner Entſtehung.

Die Anfänge des Dannewerk gehen wahrſcheinlich bis in das 5. Jahrhundert zurück. Die Stelle zur Aufführung dieſes Schutz- und Grenzwalles war gut gewählt. Zwiſchen dem Waſſerarm, der von Oſten her und dem Sumpfgebiet, das von Weſten her (damals wie heute) bis in die Mitte des Landes vordrang, lag ein etwa eine Meile breites, feſtes Stück Erdreich, das wie eine Brücke aus dem deutſchen Süden in den däniſchen Norden führte. Glückte es, dieſen Damm durch Wall und Graben unpaſſirbar zu machen, ſo war dem Süden die Möglichkeit genommen, gegen Norden vorzudringen. So entſtand denn, ſchon in frühſter Zeit*) ein gradliniger, ziemlich tiefer, quer durch jenes feſte Stück Erdreich gezogener Graben, hinter dem ſich, nach Norden hin, ein zwanzig Fuß hoher Erdwall erhob. Dieſe ganze Vertheidigungslinie führte den Namen der Kohgraben.

Dieſer Kohgraben (zwiſchen der Südſpitze des Selker Noor und dem Sumpfbett der Rheiderau) genügte mit ſeinem dahinter gelegenen Erdwall als Schutzwehr gegen Süden, ſo lange nur einzelne Sachſen-Stämme die angrenzenden Nachbarn waren; mit Karl dem Großen aber, nach Unterwerfung der Sachſen, rückte das große Frankenreich bis an die Eider vor, und gegen einen ſolchen Nachbar war der Kohgraben zu ſchwach. König Gottrick von Dänemark erkannte dies und errichtete beinahe unmittelbar hinter dem Kohgraben eine zweite Vertheidigungslinie, das eigentliche alte Dannewerk. Die Südweſt-Spitze deſſelben fiel mit dem weſtlichen Punkt des Kohgrabens faſt zuſammen, ſtatt aber, wie dieſer in wagerechter Linie nach Oſten zu gehen, nahm das alte Dannewerk eine ſchräge nordöſtliche Richtung und zwar direkt auf die Schlei und die Stadt Schleswig zu, wobei dahingeſtellt bleiben mag, ob dieſe Stadt in ihren erſten Anfängen damals bereits exiſtirte oder nicht. Dies Dannewerk König Gottricks, das eigentliche alte Dannewerk, wiewohl von den Sachſenkaiſern mehr als einmal durchbrochen, ſcheint im Weſentlichen, durch drei Jahrhunderte hin, ſeiner Aufgabe entſprochen zu haben, bis zu den Zeiten Waldemars des Großen die doppelte Vertheidigungslinie gegen den Süden (Kohgraben und Alt-Dannewerk) abermals eine Erweiterung erfuhr: nach Weſten hin durch den Krumm-Wall, nach Oſten hin durch den Margarethen-Wall (der übrigens erſt ſpäter dieſen Namen erhielt). Jener, im Rücken der Rheiderau, war nöthig geworden, weil der Schutz, den das Sumpfbett der Rheiderau gewährt hatte, im Laufe der Jahrhunderte geringer geworden war; dieſer, der Margarethenwall, hatte den Zweck, die ganze Poſition mit Hülfe des Haddebyer Noer in bequemer Verbindung mit der Schlei und dem Meere zu erhalten und den Angreifer des eigentlichen Dannewerks durch eine ſtarke Flankenſtellung beſtändig zu bedrohn. Zugleich ſuchte König Waldemar die Widerſtandskraft der ganzen Linie dadurch zu ſteigern, daß er an den wichtigſten Stellen den Erdwall mit einer Mauerwand (daher »Waldemar-Mauer«) bekleidete. Mit dieſer Erweiterung war eigentlich jene große Vertheidigungslinie, die wir mit dem Geſammtnamen der Dannewerkſtellung zu bezeichnen pflegen, geſchloſſen; nur unter der pommerſchen Margarethe, oder Margaretha Sprengheſt (nicht zu verwechſeln mit der »großen Margarethe« die 130 Jahre ſpäter lebte), erfuhr jener Theil der Poſition, der, wie wir geſehen haben, den Namen des »Margarethenwalles« führt, einen weitren Ausbau und zugleich ſeinen Namen. Das war um 1250. Von da ab, ſo ſcheint es, ging es rückwärts. Die Verhältniſſe des 14. Jahrhunderts, die überfluthende Macht der holſteiniſchen Grafen, die Erfindung des Schießpulvers, endlich im 15. Jahrhundert, bei der Thronbeſteigung der Oldenburger, die Verlegung der Grenze bis hinauf an die Königsau, — alle dieſe Wandlungen und Ereigniſſe nahmen dem alten Dannewerk ſeinen Werth, ſo daß es mehr und mehr zu einer bloßen Ruine wurde. Eine ſolche war es im Weſentlichen noch bei Ausbruch des Krieges von 1848. Erſt während des letzten Jahrzehnts, als den eiderdäniſchen Politikern in Kopenhagen, bei der Rückſichtsloſigkeit ihres Vorgehns, die Unvermeidlichkeit eines Kampfes mit Deutſchland immer klarer werden mußte, wurde die uralte Vertheidigungslinie wieder aufgenommen und was König Gottrick und König Waldemar erbaut hatten, zur Grundlage eines neuen Vertheidigungsſyſtems gemacht.

---

*) Früher nahm man an, daß erſt zur Zeit Karls des Großen durch König Gottrick dieſer Kohgraben angelegt, dann durch Königin Thyra Danebod das eigentliche Dannewerk und durch die „große Margarethe" (1380) der Margarethen-Wall gebaut worden ſei. Neuere Forſchungen, auf die ſich der Text ſtützt, weichen davon ab. Uebrigens entſtand wahrſcheinlich gleichzeitig mit dem Kohgraben der Oſter-Wall, der, wie jener das Vordringen über die Landenge bei Schleswig, ſo ſeinerſeits das Vordringen über die Waſſerenge bei Miſſunde (worauf wir ſpäter zurückkommen) hindern ſollte.

Ueber dies neue Vertheidigungsſyſtem, das auch Friedrichsſtadt und Miſſunde (alſo die Eider- und Schlei-Uebergänge) umfaßte, einige kurze Bemerkungen.

Die Hauptthätigkeit der fortifikatoriſchen Kunſt hatte ſich auch jetzt wieder der Stellung im Centrum zugewandt. Ziemlich genau in der Schräglinie des alten Dannewerks, nur auf der nordöſtlicheren Hälfte um 1000 bis 1500 Schritt vorſpringend, waren däniſcherſeits 18 größere Schanzen angelegt worden, Werke, die mit einander in Verbindung ſtanden und ſich gegenſeitig durch ihr Feuer unterſtützten. Zwiſchen den Schanzen waren Bruſtwehren für die Infanterie und hinter denſelben liefen Kolonnenwege, um jeden Punkt der Verſchanzungslinie ſchnell unterſtützen und, wenn nöthig, den Rückzug der Vertheidigungstruppen ſichern zu können. »Das ganze Verſchanzungsſyſtem, ebenſo durchdacht und den wiſſenſchaftlichen

Grundſätzen entſprechend, angelegt, als vortrefflich, man könnte ſagen »ſauber«, ausgeführt.« Die Armirung beſtand aus etwa 80 Geſchützen, darunter 16 84 Pfünder, während ſich die Zahl der Vertheidigungstruppen auf 25,000 Mann belief. Die däniſche Armee war zwar um wenigſtens 10,000 Mann ſtärker und betrug, wie wir geſehn haben, in ihrer Geſammtheit nicht unter 35,000 Mann, davon waren aber 4000 bis 5000 Mann zur Deckung der Schlei-Uebergänge nach Miſſunde, Arnis und Cappeln, und etwa eben ſo viele Truppen weſtlich nach Friedrichsſtadt detachirt.

Der beſte Theil der däniſchen Armee war, neben dem ausgezeichneten Ingenieur-Corps, unzweifelhaft die Artillerie. Sie wurde gut geführt und präcis bedient. Die Cavallerie genoß eines ausgezeichneten Rufes. Weniger ausgezeichnet, mindeſtens ungleich in ihrer Zuſammenſetzung, war die Infanterie. Die Doublirung der 22 Bataillone, die bei Ausbruch des Krieges angeordnet wurde, führte zur Einſtellung theils zu alter, theils zu junger Mannſchaften, die die Waffe entweder noch nicht zu führen gelernt, oder ihre Handhabung ſchon wieder vergeſſen hatten. Ebenſo wurde das Officier-Corps durch ſogenannte Reſerve-Officiere completirt, denen es keineswegs an intellektueller, aber deſto mehr an militairiſcher Bildung gebrach. Die Ausrüſtung der Infanterie, in Bezug auf Waffe und Bekleidung, war ausgezeichnet, nur fehlte vielfach der eigentlich ſoldatiſche Geiſt. Der einzelne Mann, an und für ſich ein vortreffliches Material, entbehrte körperlicher und geiſtiger Gewandtheit und der Selbſtſtändigkeit der Aktion.

Die oft aufgeworfene Frage, ob die geſammte Dannewerkſtellung von der Mündung der Schlei bis zur Mündung der Eider mit 35,000 Mann gegen die anrückenden Oeſtreicher und Preußen überhaupt zu vertheidigen war, iſt von kriegswiſſenſchaftlichen Autoritäten abwechſelnd mit »ja« und »nein« beantwortet worden. Jedenfalls nahm General de Meza, in dem Glauben daran, die Vertheidigung auf. Wir werden ſpäter die Gründe kennen lernen, die ihn bewogen, dennoch den Rückzug anzuordnen. Zunächſt noch ein Wort über General de Meza ſelbſt.

Chriſtian Julius de Meza, einer portugieſiſchen Judenfamilie entſtammend, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Dänemark einwanderte, wurde am 14. Januar 1792 zu Helſingör geboren. Sein Vater war eben daſelbſt Arzt. Bei dem Bombardement Kopenhagens durch die Engländer, unter Admiral Gambier im Jahre 1807, trat der damals funfzehnjährige de Meza als Fahnenjunker in den däniſchen Kriegsdienſt, ward ſpäter Lehrer an der Artillerieſchule und der militairiſchen Akademie in Kopenhagen, 1842 aber zum Major bei einem der Artillerie-Regimenter ernannt. Beim Ausbruch des erſten däniſchen Krieges (1848) ſtand er bereits an der Spitze der Feldartillerie, die er in den Gefechten bei Bau, Schleswig, Nübel und Düppel befehligte. Im Dezember jenes Jahres zum Oberſt und Brigadier befördert, bekam er am 16. April 1849, als General v. Bülow die Inſel Alſen verließ, den Oberbefehl über die dort ſtehenden 15,000 Mann, nahm ſodann an dem Siege bei Fridericia (5. Juni) Theil und wurde zum Generalmajor und Chef der Artillerie-Brigade erhoben. Krankheit behinderte eine Zeit lang ſeine Kriegsthätigkeit, doch genas er rechtzeitig, um bei der Entſcheidungsſchlacht von Idſtedt (25. Juli) und zwar in hervorragender Weiſe, mitwirken zu können. Er befand ſich im Stabe des Höchſtkommandirenden, General v. Krogh. Als General v. Schleppegrell beim Angriff auf Dorf Idſtedt gefallen war, trat de Meza an ſeine Stelle, ſammelte die zerſtreuten Abtheilungen, ging mit ihnen zum Angriff über, gab der Artillerie eine geſchickte Poſition und entſchied dadurch die Schlacht zu Gunſten der Dänen.

Nach Beendigung des Krieges bekleidete er bis 1858 den Poſten eines Inſpecteurs der geſammten Artillerie und wurde zum commandirenden General in Schleswig, Jütland und Fühnen mit dem Hauptquartier in Flensburg ernannt. Hier zeichnete er ſich durch eine kluge, allen Partei-Demonſtrationen der Ultra's durchaus abgeneigte Haltung aus. Die Betheiligung an der Enthüllungsfeier des berüchtigten »Flensburger Löwen« lehnte er ab. Seine Beförderung zum Generallieutenant erfolgte im April 1860; jetzt zum Höchſtcommandirenden ernannt, war ihm die Aufgabe zugefallen, Dänemark am Dannewerk zu vertheidigen. Keiner hatte eine andre Wahl erwartet.

Wir ſchließen dieſe biographiſchen Notizen mit dem Verſuch einer kurzen Charakteriſtik.

General de Meza iſt eine fein angelegte Natur, Soldat, Feldherr, hat er zugleich die Nervoſität des Künſtlers, des Gelehrten. In der That iſt er beides. Er hat einen Ruf als Componiſt. Von unbedeutender Erſcheinung, nach außen hin kalt, nüchtern, vornehm, entbehrt er jener leutſeligen Bonhommie, die ſonſt wohl die Herzen der Soldaten gewinnt. Die Details kümmern ihn nicht, er iſt der Mann der großen Züge. Gleichgültig gegen Popularität iſt er nichtsdeſtoweniger eine populäre Figur. Seine Abſonderlichkeiten beſchäftigen die Phantaſie. Er iſt anders wie Andre. Hundert Anekdoten erzählen von ihm, der Zauber des Aparten, faſt des Geheimnißvollen iſt um ihn her. Die Gegenſätze aller nervöſen Naturen finden ſich auch bei ihm. Kanonendonner und Bivouacq erträgt er, aber ein Zimmer, in dem es zieht, ein raſſelnder Wagen, eine friſch geſcheuerte Stube, machen ihn krank oder verderben ihm die Stimmung.

Viel angefeindet von politiſchen Gegnern, haben doch ſelbſt die heftigſten nie vergeſſen, was Dänemark ihm ſchuldet. Der Tag von Idſtedt ſchützte ihn, wo nichts andres geſchützt hätte.

Vertrauensvoll ſahen jetzt Volk und Regierung den Schutz und die Ehre des Landes in ſeine Hand gelegt. Eine ſtarke Armee, eine noch ſtärkre Stellung. Auf die Frage eines fremdländiſchen Officiers: »wie lange er die Dannewerkſtellung zu halten glaube?« ſollte de Meza geantwortet haben: ſechs Tage. »Und am ſiebenten?« Am ſiebenten werden wir in Holſtein einrücken.

Wahrſcheinlich eine müßige Erfindung; aber erfunden oder nicht, es drückte die Zuverſicht aus, der man ſich glaubte hingeben zu können.

Eider-Uebergang. Eckernförde.

1. Februar 1864

n Gottes Namen drauf«, ſo hatte die Ordre des Feldmarſchalls am Abend des 31. Januar gelautet und am 1. Februar (es war ein Montag) gingen beide Corps der verbündeten Armee über die Eider, links die Oeſtreicher, rechts die Preußen, jene dem Centrum, dieſe dem linken Flügel der feindlichen Stellung entgegen. Es entſprach dies den Dispoſitionen, die ſchon am 29. bei der Zuſammenkunft in Bordesholm getroffen worden waren. Der Feldzugsplan lief zunächſt darauf hinaus, daß das oeſtreichiſche Corps (einſchließlich der preußiſchen Garden) die Dannewerke in der Front angreifen und den Feind feſſeln, das preußiſche Corps aber die Dannewerkſtellung bei Miſſunde öffnen ſollte.

Die Preußen zogen alſo auf Miſſunde. Wir begleiten ſie auf dieſem Zuge.

Der Eider-Uebergang des preußiſchen Corps erfolgte an vier Punkten in vier Kolonnen. Die vier Punkte waren in der Richtung von Weſt nach Oſt: Eluvenſiek, Königsförde, die Landwehrbrücke und Levensau. Bei Königsförde und Landwehrbrücke gingen kleinere Abtheilungen über, während bei Eluvenſiek die Avantgarde und die weſtphäliſche Diviſion, bei Levensau die brandenburgiſche Diviſion die Eider überſchritten. Mit welchen Empfindungen ſie von der ſüdſchleswigiſchen Bevölkerung empfangen wurden, zeigt ein Brief, der wenige Stunden ſpäter geſchrieben wurde: »So hat denn endlich, dem Herrn ſei Dank, unſre Befreiungsſtunde geſchlagen. Seit heute Morgen 7 Uhr ziehen die Preußen in großer Menge über den Kanal und wir bedrängten Schleswiger empfangen ſie mit dem größten Jubel. Unſre Lage in der letzten Zeit war zu drückend — wir haben zu viel gelitten, . . — Heute Morgen wurden wir mit dem Freudenrufe geweckt: »die Preußen ſind da«. O, mein lieber Vater, wie wurde uns da leicht ums Herz, denn wer weiß, was uns ſonſt noch bevor geſtanden hätte — — — Wir haben die Preußen an der Chauſſee mit Kränzen und Fahnen empfangen; wie ſie ſagten, war es ihr erſter feſtlicher Empfang.«

Die Direktion der beiden Haupt-Kolonnen links und rechts ging auf Eckernförde. Die Avantgarde, gefolgt von der weſtphäliſchen Diviſion, rückte in grader Linie auf der von Rendsburg kommenden Landſtraße, die brandenburgiſche Diviſion auf der Kiel-Eckernförder Chauſſee vor. Bei Wilhelmsthal, an der Eckernförder Bucht, wo beide Straßen in einander münden, mußten vorausſichtlich auch die Spitzen beider Flügelkolonnen zuſammentreffen. Dies geſchah auch im Weſentlichen. Beide Kolonnen hatten übrigens auf ihrem Vormarſche kleine Rencontres zu beſtehn, in denen der Feind, außer einer Anzahl Gefangener, 2 Todte und 18 Verwundete verlor. Es war inſonderheit Major v. Jena, der an der Spitze der Avantgarde (1. Bataillon des 60. Regiments) den Dänen dieſe erſten Verluſte beibrachte. Die gegenüberſtehenden Truppen gehörten zum 18. (ſeeländiſchen) Regiment, tapfre Leute, mit denen ihre preußiſchen Gegner während des Feldzugs noch vielfach zuſammentrafen.

Um 7 Uhr hatte der Eiderübergang unter dem Hurrah der Truppen ſtattgefunden, — ſchon um 11 Uhr hielten die Spitzen beider Kolonnen in der Nähe der Eckernförder Bucht. Die Avantgarde (linker Flügel) war unter Oberſt Graf Groeben bis Wilhelmsthal, die rechte Flügelkolonne unter Generallieutenant von Manſtein bis Jordan vorgeſchoben.

Bei beiden Kolonnen traf jetzt (11 Uhr) die Meldung ein, daß feindliche Kriegsſchiffe im Eckernförder Hafen lägen, wahrſcheinlich bereit, die Kiel-Eckernförder Chauſſee, die auf der letzten halben Meile beinah unmittelbar an der Meeresbucht vorüberführt, mit ihren Geſchützen zu beſtreichen. Sofort gaben Generallieutenant v. Manſtein und Oberſt Graf Groeben den unter ihrem Commando ſtehenden Artillerie-Abtheilungen Befehl, an den Strand vorzurücken und bereits 11¼ Uhr eröffneten drei gezogene 6pfündige Batterieen ihr Feuer auf die feindlichen Schiffe. Die 6pfündige Batterie der Avantgarde ſtand in guter Deckung am Sandkrug, die beiden Batterieen des rechten Flügels am Moewenberg.

Die Schiffe zögerten einen Augenblick. Es waren, außer einem Poſtdampfer, der wenig in Betracht kam, die Kriegscorvetten »Thor«, Kapitainlieutenant Hedemann, von 14 Kanonen und der Panzerſchooner »Esbern Snare«, Kapitainlieutenant Krafft, von 3 Kanonen. Es wird erzählt, daß letztrer, als er die preußiſchen Batterieen am Strande auffahren ſah, zu lachen anfing, weil er die »kleinen Dingerchen«, wie er ſie nannte, für bloße Dreipfünder hielt, deren Kugeln von dem Eiſenpanzer ſeines Schiffes wie Spatzenſchroot abfallen würden. Als aber die Kanonade begann und die Bolzen der gezogenen Sechspfünder, wenn auch nicht den

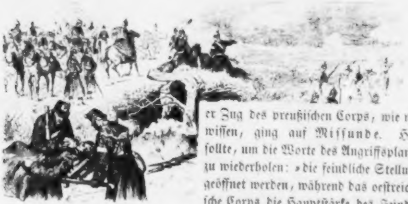
Esbern Snare, ſo doch die hölzerne Schiffswand des »Thor« vielfach durchſchlugen, beſannen ſich die däniſchen Capitaine eines andern und eingedenk jenes 5. April 1849, wo an eben dieſer Stelle, unter den Schüſſen einer einzigen Strandbatterie, das Linienſchiff Chriſtian VIII. in die Luft flog und die Gefion die Flagge ſtrich, ſuchten alle drei Schiffe eiligſt das Weite. Ein Augenzeuge beſchreibt die Scene wie folgt: »Es gewährte einen herrlichen Anblick, als die beiden Kriegsſchiffe, in den Dampf ihrer Geſchütze gehüllt, durch die blauen Wogen des hügelumkränzten Buſens dahin eilten, um ſich den gegen ſie geſchleuderten Geſchoſſen zu entziehen. Man konnte ſie häufig in ihrer Nähe, davor, aber auch dahinter einſchlagen ſehn und daraus erkennen, daß die Schiffe ſich noch vollſtändig im Bereich der Batterieen befanden. Die Dänen erwiderten das Feuer mit großer Lebhaftigkeit, vermochten aber nur die nördlich ſtehende Batterie (am Sandkrug) und zwar von dem kleineren Schiffe, dem »Esbern Snare« aus, zu erreichen. Zahlreiche Projektile, darunter Bomben von bedeutendem Kaliber, welche blind gegangen waren, fielen mitten in die Batterie hinein, ohne eigentlichen Schaden anzurichten.«

Gegen 12 Uhr wurde das Feuer eingeſtellt, da die Schiffe nunmehr aus dem Bereich der preußiſchen Batterieen entkommen waren.

Unmittelbar darauf erhielt ein Bataillon des brandenburgiſchen Füſilier-Regiments (Nr. 35.) Befehl, in die inzwiſchen vom Feinde geräumte Stadt einzurücken.

Unter dem Jubel der durchaus deutſchen Bevölkerung zogen die Füſiliere ein. Es war die erſte vom Dänenjoch befreite ſchleswigiſche Stadt. Von Stunde zu Stunde mehrte ſich der Fahnenſchmuck, und eh der Abend kam, wehte das ſchleswig-holſteiniſche blau-weiß-roth von allen Giebeln und Dächern.

Miſſunde.

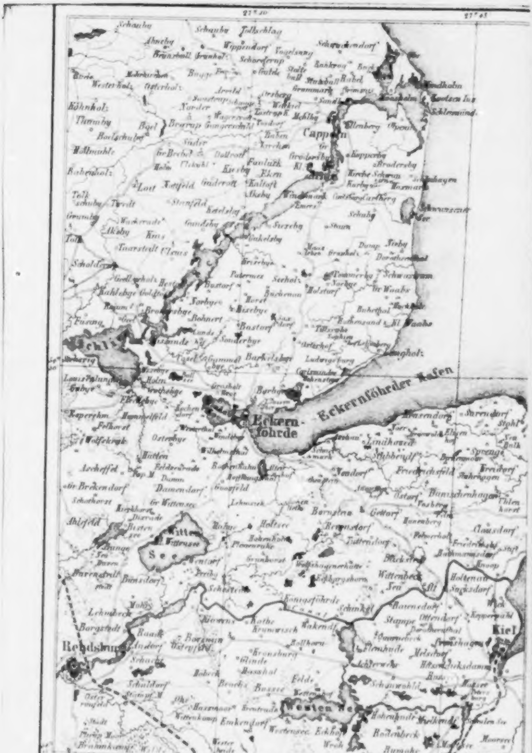


Der Zug des preußiſchen Corps, wie wir wiſſen, ging auf Miſſunde. Hier ſollte, um die Worte des Angriffsplanes zu wiederholen: »die feindliche Stellung geöffnet werden, während das oeſtreichiſche Corps die Hauptſtärke des Feindes am Dannewerk feſtzuhalten ſuchte«. Derſelbe Tag (1. Februar), an dem das preußiſche Corps die Eider paſſirte, hatte, wie wir im vorigen Kapitel geſehn, auch zur Einnahme Eckernförde's geführt. Für den nächſten Tag lautete die Dispoſition, zwiſchen dem Windebyer Noer und der »großen Breite« Stellung zu nehmen und den Feind aus Kochendorf und Holm zu vertreiben.

Dieſer Dispoſition gemäß rückte die Avantgarde um 8 Uhr vor. Sehr bald traf Meldung ein, daß der Feind Kochendorf freiwillig geräumt und ſeinen Rückzug auf Miſſunde angetreten habe. Schon um 8¼ Uhr konnte der Führer der Avantgarde dem commandirenden General Prinzen Friedrich Karl melden, daß die Tages-Aufgabe erfüllt und die Linie Kochendorf-Holm im Beſitz der Preußen ſei. Sofort, da es noch früh am Tage war, wurde ein Vorſtoß auf Miſſunde beſchloſſen. Es mußte ſich zeigen, ob der Feind gewillt ſei, wenigſtens hinter ſeinen Schanzen Stand zu halten. Die nöthigen Befehle ergingen. Drei Brigaden (die beiden weſtphäliſchen und die Brigade Roeder) blieben in Reſerve; die Avantgarde und die Brigade Canſtein rückten vor; ſchon um 10 Uhr war die Spitze der Avantgarde, Major v. Krohn vom Füſilier-Bataillon 24. Regiments, im Angeſicht von Miſſunde.

Eh wir dem Gefecht folgen, das ſich bald entſpann, geben wir eine kurze Beſchreibung der feindlichen Stellung. Zunächſt von Miſſunde ſelbſt.

Dorf Miſſunde iſt ein altes Fiſcherdorf an der Südſeite der Schlei, maleriſch gelegen aber ärmlich; zwanzig Häuſer bilden eine einzige Gaſſe, die ſich gegen die Schlei hin in einzelne Gehöfte auflöſt; eine Kirche fehlt; am Nordufer liegt das Fährhaus.



27° 30'
27° 45'
Cappeln
Schleimünde
Schlei
Eckernförde
Eckernförder Hafen
Witten See
Westen See
Kiel
Rendsburg
Holtenau
Friedrichsort
Arnis
Louisenlund
Gettorf
Dänischenhagen
Flemhude
Kronsburg
Emkendorf
Nortorf
Damendorf
Borgstedt
Brekendorf
Schwansen
Sieseby
Carlsburg
Waabs
Langholz
Bunsdorf
Westensee
Rumohr
Kl. Flintbeck
Schönhorst
Königsförde
Canal

Lith. Anst. v. W. [illegible] in Berl

Ein Fiſcherdorf und doch viel genannt in der Geſchichte der Herzogthümer, von alten Zeiten her. Hier kam das Drama zwiſchen den »feindlichen Brüdern«, zwiſchen König Erich und Herzog Abel (oft erzählt in der Geſchichte des Nordlands) zu einem blutigen Ende. Es war in der Nacht des 9. Auguſt 1250, als ein Fiſcherboot, drin der gefangene König Erich ſaß, die Schlei hinab gen Miſſunde fuhr. Das Boot kam von Schloß Gottorp. Abel, Herzog zu Schleswig, hatte doppelten Verrath auf ſich geladen; der König war ſein Bruder und ſein Gaſt. Er hatte ihn gefangen nehmen laſſen, als er beim Schachſpiel ſaß. Nun glitt das Boot die Schlei hinunter.

Neben dem Könige ſaßen Tuko Booſt, der Kämmerer Herzog Abels und Lauge Gudmunſen, der wegen alten Unrechts aus Dänemark hatte fliehen müſſen und ſeitdem des Königs geſchworener Feind war. Keiner ſprach; König Erich ſtarrte vor ſich hin, er mochte wiſſen was ſeiner harrte. Als ſie an die »große Breite« kamen, wo jetzt Louiſenlund gelegen iſt, bat er, man möge ihm einen Prieſter zuführen, damit er ſeine Sünden beichten könne. Aber Lauge Gudmunſen ergriff ihn bei den Haaren und zwang ihn, den Hals über den Bord des Kahns zu legen, worauf Tuko Booſt ihm mit einem Beile den Kopf von den Schultern trennte. Den Leichnam beſchwerte man darauf mit Steinen und Ketten und verſenkte ihn bei Miſſunde in die Schlei.

Sechshundert Jahre vergingen ſeitdem und viel Blut iſt ſeit jenem 9. Auguſt bei Miſſunde gefloſſen, aber alles andere Blut iſt vergeſſen neben dem Bruderblut jenes Tages. An Herzog Abels finſtere Geſtalt knüpfen ſich Sagen und Märchen, ſo finſter wie er ſelbſt. Sie erzählen von einem Pfahl, der in ſein Grab geſchlagen wurde, um den Todten drin zu bannen; bis dahin ging er um. Er iſt der »wilde Jäger« dieſer Gegenden; noch andere ſagen, er ſei in die Möwen verzaubert, die auf der Möweninſel zwiſchen Schleswig und Haddebye ihre tauſend Neſter haben. Bei Miſſunde aber iſt das Terrain König Erich's. Dort ſtand bis vor wenig Jahren die Fiſcherhütte, drin die Schleifiſcher, als ſie den König gefunden, ſeine Leiche zuerſt niederlegten, und mancher, der um die Zeit des Sonnenunterganges über die große Breite hinfährt, glaubt bis dieſen Tag den König Erich in rothem Mantel treiben zu ſehn, die linke Hand gen Himmel erhoben.

Viel Blut floß bei Miſſunde, auch noch in neuer Zeit; 1848 hatten Aldoſſer und v. d. Tann ein Gefecht hier, 1850 griff Williſen hier die feindliche Stellung an, um Revanche zu nehmen für Idſtedt. Der 2. Februar 1864 trat nur in die Fußtapfen vorausgegangener, blutiger Tage. Eh wir aber dem Angriff auf die Miſſunde-Stellung folgen, fragen wir jetzt nach dieſer Stellung ſelbſt.

Die Miſſunde-Stellung iſt, wie ſchon angedeutet, ein Theil jener großen Vertheidigungslinie, die ſich von der Oſtſee zur Nordſee quer durch den Süden Schleswigs zieht. Das Centrum dieſer Vertheidigungslinie, wie wir geſehen haben, iſt das eigentliche Dannewerk, den linken Flügel auf fünf Meilen hin bildet die breite, buchtenreiche Schlei, den rechten Flügel, auf ebenfalls fünf Meilen hin, bildet die ſumpfige Eider. Mit andern Worten, das Centrum iſt durch Kunſt, die beiden Flügel ſind durch die Natur vertheidigt. Aber ſo viel auch die Natur für die Flügelſtellungen des Dannewerks gethan hat, ſo hat ſie doch nicht alles gethan, die Schlei iſt nicht an allen Stellen buchtenreich und die Eider nicht an allen Stellen ſumpfig; d. h. alſo: ſo vorzüglich rechter und linker Flügel gewahrt ſind, ſo haben ſie doch ihre ſchwachen Punkte. Dieſe ſchwachen Punkte liegen auf dem rechten Flügel da, wo ſich paſſirbare Wege durch das Sumpfland ziehn und liegen für den linken Flügel da, wo die Schlei ſo ſchmal iſt, daß es verhältnißmäßig leicht wird, ſie auf Böten oder mittelſt einer Schiffbrücke zu paſſiren.

Solcher ſchmalen Stellen (wir haben es in Nachſtehendem nur mit dem linken Flügel zu thun) hat die Schlei zwei oder drei: Miſſunde, Arnis, Cappeln. Dieſe drei ſchmalen Stellen des Meerbuſens ſind zugleich die drei ſchwachen Stellen der Vertheidigung, ſo lange die Kunſt der Natur nicht zu Hülfe kommt. Daß die Kunſt der Natur dieſe Hülfe leiſtete, verſteht ſich von ſelbſt; ſo entſtanden an den drei ſchwachen Stellen des linken Flügels ausgedehnte Vertheidigungswerke, Schanzen, Wälle, Bruſtwehren, die bei Arnis und Cappeln in ihrer Geſammt-Anlage noch Spuren der Haſt und Uebereilung trugen, bei Miſſunde aber ſich zu einem Vertheidigungsſyſtem abrundeten, das in Plan und Ausführung, ebenſo wie das der eigentlichen Dannewerkſtellung, die Bewunderung der Kenner hervorrief. Die ſchwache Stelle bei Miſſunde war dadurch zu einer ſtarken Poſition geworden; ſchon 1850 hatte ſie ſich als ſolche bewährt, ſeitdem hatten ihr die erweiterten Werke eine geſteigerte Widerſtandskraft gegeben.

Die Anlage beſtand im Weſentlichen aus drei auf einander folgenden Schanzenreihen, von denen zwei ſüdlich der Schlei, die dritte Reihe nördlich derſelben gelegen war. Die Anlage war ſo, daß der Angreifer unter allen Umſtänden zwiſchen das Kreuzfeuer der verſchiedenſten Schanzen gerathen mußte. Waren die zwei großen Frontalſchanzen der erſten Reihe genommen, ſo kamen dieſe nunmehr eroberten, nach hintenzu geöffneten Schanzen unter das Feuer der zweiten und dritten Reihe, und waren die vier Schanzen der zweiten Reihe genommen, ſo waren die ſechs Schanzen des Nordufers immer noch ſtark genug, um den Uebergang über die Schlei zu hindern. Es gab, eine tapfere Vertheidigung vorausgeſetzt, nur zwei

Wege, dieſer Stellung Herr zu werden: ein energiſcher Sturm ohne Rückſicht auf Menſchenleben oder eine ſuperiore Artillerie. Ein Sturm lag völlig außer Frage; eine ſuperiore Artillerie war vorläufig nicht vorhanden. Daß der Angriff dennoch beſchloſſen wurde, geſchah in folgender Erwägung: zeigt ſich die Vertheidigung ſchwach, ſo nehmen wir die Poſition trotz ihrer formidablen Stärke; zeigt ſie ſich ſtark, ſo feſſeln wir den Feind bei Miſſunde und gewinnen freie Hand, um bei Arnis und Cappeln überzugehn.

Wir kehren nun zu den preußiſchen Kolonnen zurück, die wir auf dem Marſche gegen Miſſunde verließen.

Die Avantgarde, fünf Bataillone ſtark (drei Füſilier-Bataillone vom 24., 15. und 13. Regiment, das 1. Bataillon vom 60. Regiment und das weſtphäliſche Jäger-Bataillon) ſtand um 11 Uhr, innerhalb Schußweite, in Front der Schanzen. Sie nahmen eine gedeckte Stellung, etwas zurück gelegen von dem Gabelpunkt, wo von rechts und links her zwei Nebenwege (die Straßen von Weſeby und von der Ornumer Mühle) in den von Coſel nach Miſſunde führenden Hauptweg einbiegen. Tauſend Schritt vor ihnen lagen die zwei erſten Schanzen, der Schlüſſel zur Stellung; jeder Angriff mußte zunächſt ſich gegen dieſe richten.

Um 12 Uhr traf General Canſtein mit fünf Bataillonen (drei vom 35., zwei vom 60. Regiment) auf dem rechten Flügel ein und ging bei der Ornumer Mühle, nachdem die Brücke wiederhergeſtellt war, über die Coſel-Au. Er nahm gedeckte Stellung und ſtand nunmehr, etwa in gleicher Entfernung wie die Avantgarde, den zwei großen Frontal-Schanzen gegenüber. Nur ſtand er in der Flanke dieſer Schanzen, während die Avantgarde in Front ſtand.

Zwiſchen der Flankenſtellung der Brigade Canſtein und der Frontalſtellung der Avantgarde läuft ein Höhenzug; auf dieſem Höhenzuge fuhren 64 preußiſche Geſchütze auf. Der rechte Flügel der Artillerie lehnte ſich an die Brigade Canſtein, der linke Flügel an die Avantgarde. Die geſammte Aufſtellung beſchrieb einen Halbkreis auf tauſend Schritt Entfernung um die großen Schanzen herum. Mitten durch die Aufſtellung lief der Coſel-Miſſunder Weg hindurch. Um 1 Uhr eröffneten die preußiſchen Geſchütze ihr Feuer. Schon um 12½ Uhr hatten die Dänen einen Vorſtoß gewagt, waren aber zurückgeworfen worden.

Der ganze Kampf dieſes Tages wies drei Momente auf: 1. Ein Infanterie-Gefecht vor Eröffnung der Kanonade. 2. Die Kanonade ſelbſt. 3. Einen Verſuch gegen die Schanzen während der Kanonade. Bei jedem der drei Momente verweilen wir.

Das Infanterie-Gefecht vor der Eröffnung der Kanonade.

General Gerlach, der mit etwa 2500 Mann, — Bataillone vom 3. und 18. däniſchen Regiment — die Miſſunde-Stellung beſetzt hielt, wurde unruhig als er den Angriff der Preußen, deren erſte Spitzen ſchon um 10 Uhr früh in Front der Schanzen erſchienen waren, ſich von Stunde zu Stunde verzögern ſah. Er ſchickte deshalb drei Recognoscirungs-Compagnieen auf den drei mehrgenannten Straßen vor. Aber ſie kamen nicht weit. Tauſend Schritt vor den Schanzen ſtießen ſie auf die Füſilier-Bataillone vom 15. und 24. Regiment. Die 10. Compagnie vom 24. ſtürmte, unter Führung ihres Bataillons-Commandeurs, Major v. Krohn, mit dem Bajonnett vorwärts. Der Feind ſuchte vergebens hinter einem halbabgetragenen Knick Halt zu gewinnen, er wurde in die Schanze zurückgeworfen. Ein Zug der 11. Compagnie 24. Regiments unterſtützte dieſen Angriff, verlor aber hierbei ſeinen Führer, den Lieutenant Hagemann, »Er fiel der erſte preußiſche Officier, deſſen Herzblut in dieſem Feldzug die Erde Schleswigs färbte«. Das Füſilier-Bataillon 15. Regiments hatte einen erheblicheren Verluſt an Mannſchaften; ſein Commandeur, der Oberſtlieutenant v. François, wurde ſchwer verwundet. Dies Infanterie-Gefecht war der Vorläufer des eigentlichen Kampfes.

Die Kanonade.

Um 1 Uhr eröffneten die preußiſchen Geſchütze ihr Feuer, 24 gezogene 6 Pfünder, 24 Haubitzen, 16 Geſchütze der Reſerve-Artillerie. Die Dänen antworteten aus 29 Geſchützen, meiſt 12- und 24 Pfünder. Es war ein ungleicher Kampf, aller Vortheil, trotz des numeriſchen Uebergewichts der Angreifer, auf Seiten der Dänen. Ihre Geſchütze, ohnehin von überlegenem Kaliber, ſtanden in gedeckten Poſitionen, zudem kannten ſie die Diſtancen. Von 100 zu 100 Schritt Abſtand hatten ſie die Schanzen mit Kreiſen umzogen, ſo daß ſie, mit Hülfe aufgeſtellter Terrain-Merkmale, jeden Augenblick wiſſen konnten, auf welche Entfernung ihnen der Gegner gegenüber ſtand. Die preußiſche Artillerie ſtand ungedeckt auf dem Höhenzuge und feuerte in den Nebel hinein. Bei Beginn der Kanonade vermochte man noch die Schanzen, wenn auch undeutlich zu erkennen, bald aber lag alles wie in Nacht und nur noch beim Aufblitzen der feindlichen Geſchütze wurden ſchattenhaft die Umriſſe ſichtbar. Konnte man preußiſcherſeits kaum die Schanzen ſelber ſehn, ſo ſah man noch viel weniger, ob man traf oder nicht. Endlich zeigten aufſteigende Feuerſäulen, daß das Dorf Miſſunde und das Fährhaus am jenſeitigen Ufer in Brand geſchoſſen ſeien; man wußte nun, daß man in der Nebelluft die Diſtancen weiter geſchätzt hatte als ſie waren, und um endlich der Unſicherheit des Zielens nach Möglichkeit überhoben zu ſein, gab Oberſt Colomier Befehl zum Avanciren. Die Haubitzbatterieen gingen bis auf 700 Schritt an die Schanzen vor und protzten kaltblütig im Kartätſchenhagel ab. Die Haltung der Leute war muſterhaft; hier fiel Lieutenant Kipping, mit ihm 10 Mann von ſeiner Batterie, zwanzig andere wurden verwundet. Ohne jede Stockung ging es weiter. Das Gedröhn war furchtbar; wie ein Gewitterſturm ging es über das Feld hin. Es war eine Kanonade (zuſammen 93 Geſchütze) heftiger als in mancher großen Schlacht. Dabei wurde mit großer Raſchheit gefeuert. Eine der gezogenen Batterieen hatte über 300 Schuß abgegeben.

Der Verſuch gegen die Schanzen.

Während ſo die Artillerie die große Tagesarbeit that, gingen in Front und Flanke Infanterie-Abtheilungen vor, um, wenn möglich, durch einen raſchen Stoß die Schanzen in ihre Gewalt zu bringen. Auf dem linken Flügel (Avantgarde) kamen dieſe Verſuche kaum über ein erſtes Stadium hinaus. Das Füſilier-Bataillon vom 13. Infanterie-Regiment ging vor, weſtphäliſche Jäger folgten, aber umſonſt; aller Orten, wo ſie zum Vorſtoß ins Freie traten, geriethen ſie unter das Kreuzfeuer der Schanzen. Das Füſilier-Bataillon verlor beträchtlich, eine Troddel von der Fahne wurde weggeſchoſſen.

Günſtiger ſchien es ſich auf dem rechten Flügel (Brigade Canſtein) geſtalten zu wollen. Das 2. Bataillon vom 60. Infanterie-Regiment hatte die Tête, drei Compagnieen gingen vor; die 7. Compagnie folgte mit der neuen Fahne des Bataillons. Sie war noch in der Umhüllung. Da klang es von allen Seiten: »Futteral ab, Futteral ab!« und bald flatterte die Fahne im Winde. Nicht lange, ſo ſchlugen zwei Kugeln in dieſelbe ein. Ein weithin ſchallendes Hurrah begrüßte den klatſchenden Ton; war es doch die *erſte* Fahne von all den neuen Regimentern, die hier die Feuertaufe empfing. Die 5. 6. und 8. Compagnie kamen an das Eis einer Schleibucht, dicht im Rücken der Schanze, und unterm Kugelregen ging es über die ſich biegende Eisdecke fort. Hier fiel Lieutenant Hammer, tödtlich getroffen, die Lieutenants Lau und Bajetto wurden verwundet, aber die Compagnieen blieben im Avanciren bis an das Glacis der Schanze. Als ſie Succurs erwarteten, kamen die Signale zum Zurückgehn.

Es war klug, das Gefecht abzubrechen. Für eine Recognoscirung wußte man genug. Man hatte die Stärke der ganzen Stellung erprobt, zugleich erkannt, daß der Feind die Abſicht habe, ſich ernſtlich zu vertheidigen. Von dem Augenblick an, wo dieſe Abſicht hervortrat, war es klar, daß nur ein Sturm auf die großen Frontal-Schanzen ein Reſultat ergeben konnte. Die zu bringenden Opfer waren ſicher, der Werth des überhaupt Erreichbaren aber ungewiß. Denn mit Eroberung der erſten Schanzenreihe war, wie wir Eingangs gezeigt haben, für Eroberung der ganzen Poſition erſt wenig gethan. Außerdem war es zweifelhaft, ob es möglich ſein würde, die eroberten Schanzen — die, wie wir wiſſen, nach hinten zu geöffnet waren — gegen das Feuer der zurückgelegenen Schanzen der zweiten und dritten Linie zu halten. Ein rückſichtsloſes Dranſetzen von Menſchenleben — wenn man ſich zu einem Aeußerſten entſchließen wollte — ſtellte freilich den Sieg mit halber Sicherheit in Ausſicht; aber die Geſammtlage erheiſchte eben kein Aeußerſtes und dem Auge des Feldherrn boten ſich raſch die Mittel und Wege dar, mit geringem Einſatz an anderem Ort daſſelbe Ziel zu erreichen, das bei Miſſunde nur mit den größten Opfern zu erreichen geweſen wäre.

Beim Dunkelwerden rückten die Truppen auf der Linie Eſchelsmark, Coſel, Holm, in ihre Quartiere ein.

Die im Feuer geweſenen Bataillone hatten an dieſem erſten Kampfestage, an dem ſich die Söhne der Väter werth geſchlagen hatten, einen nicht unbeträchtlichen Verluſt. Doch war er gering im Vergleich zu dem heftigen Geſchützfeuer, dem ſie drei Stunden lang ausgeſetzt geweſen waren. Vier Officiere und 29 Mann waren todt; 165 waren verwundet, darunter 7 Officiere. Die Hauptverluſte hatten das Füſilier-Bataillon vom 15. Regiment (60 Mann) und das 2. Bataillon vom 60. Regiment (40 Mann). Die 4 gefallenen Officiere waren Lieutenant Hagemann vom 24., Lieutenant Hammer vom 60., Lieutenant Graf v. d. Groeben vom Zieten'ſchen Huſaren-Regiment (als Ordonnanz-Officier commandirt) und Lieutenant Kipping von der 3. Artillerie-Brigade. Dem Oberſtlieutenant v. François, Commandeur des Füſilier-Bataillons vom 15. Regiment, hatte, wie ſchon erwähnt, gleich beim Beginn des Gefechts eine Kugel die Kinnlade zerſchmettert.

Wie ein elektriſcher Schlag ging die Nachricht vom »Tag von Miſſunde« durch ganz Deutſchland. Man hatte jetzt den Beweis in Händen, daß es Ernſt ſei. Die Schleswiger jubelten, die Holſteiner gaben den ſtillen Widerſtand ihrer Herzen auf. Es kam die Zeit der Gerüchte, der fliegenden Blätter, der Kriegsanekdoten, gut und ſchlecht. Ein friſcher Geiſt ging durch die Nation.

Donnernd gegen Miſſunde
Fiel der erſte Schlag.

wurde zu einem Anruf, zu Gruß und Erkennungszeichen. Den Gefallenen zu Ehren klangen Lieder in allen Landestheilen; am ſchönſten waren die Worte, die ein Kamerad dem gefallenen Lieutenant Ripping (Sohn des Superintendenten in Bernau) nachrief:

Ernſthaft im Leben,
Heiter im Kampfe,
Standſt Du im dichten
Pulverdampfe,
Immer als leuchtendes
Vorbild voran.

So bis zum Sterben
Haſt Du geſtritten,
Lautlos den ſchönſten
Tod erlitten,
Biſt glorreich geſtorben
Bei rühmlicher That.

Prinz Friedrich Karl, der ſich ſeinerſeits am 2. Februar den Beinamen »Prinz Alltod-Borup« erwarb, hatte am Abend den ihm vorbeimarſchirenden Truppen zugerufen: »Jhr könnt heut wie Männer ſchlafen, die ihre Pflicht gethan.« »So ſoll es immer ſein«, hatten ihm die Truppen geantwortet. Einige Tage ſpäter erließ der Prinz einen Corpsbefehl, worin er des Tages von Miſſunde in folgenden Worten gedachte:

»Eure Haltung im Gefecht ließ nichts zu wünſchen, denn nur euer Eifer mußte gezügelt werden. Beſondere Anerkennung verdient die Tapferkeit und Kaltblütigkeit unſerer braven Artillerie. Der 2. Februar bleibt für ſie, die einen ungleichen Kampf rühmlich beſtand, auf immer denkwürdig. Es wird genügen zu ſagen: »Ich bin ein Kanonier von Miſſunde«, um die Antwort im Vaterlande zu hören: »Siehe da, ein Tapfrer!« Soldaten, ich werde die Namen der beſonders Tapferen und Derer, die uns wichtige Dienſte geleiſtet haben, aus allen Waffen, dem Könige nennen.«

Vom rechten Flügel der alliirten Armee wenden wir uns nunmehr den Vorgängen des Centrums zu, dem Vormarſch der Oeſtreicher gegen das Dannewerk.

Eider-Uebergang der Oeſtreicher.

Gleichzeitig mit dem rechten Flügel (Preußen) hatte der linke Flügel (Oeſtreicher) am Morgen des 1. Februar die Eider überſchritten, und zwar von Rendsburg aus. Wir geben zuvor ein Bild der Oertlichkeit.

Rendsburg beſteht aus drei Theilen, aus der Altſtadt, dem Neuwerk und dem Kronwerk. Die Altſtadt bildet den auf einer Eiderinſel gelegenen Mittelpunkt, von dem aus, nach Süden hin, Brücken in das Neuwerk, nach Norden hin in das Kronwerk führen. Das Neuwerk liegt auf holſteinſcher, das Kronwerk auf ſchleswigſcher Seite, weshalb denn auch das letztre (das Kronwerk) von den Dänen beſetzt geblieben war, als dieſe, Anfang Januar, beim Vorrücken der ſächſiſch-hannöverſchen Exekutionstruppen, ganz Holſtein und folgerichtig auch die holſteinſchen Theile der Feſtung Rendsburg, Neuwerk und Altſtadt, geräumt hatten. Vier Wochen lang hatten ſich auf der kleinen Brücke, die aus der Altſtadt in das Kronwerk führt, die ſächſiſchen und däniſchen Wachtpoſten einander gegenüber geſtanden; auch heute noch, am Morgen des 1. Februar, war das Kronwerk von einer däniſchen Abtheilung beſetzt. Der Eider-Uebergang hatte mit der Vertreibung derſelben zu beginnen.

Zwei Brücken führen aus der Altſtadt Rendsburg auf das ſchleswigſche Eiderufer hinüber: die Schleuſenbrücke und die Eiſenbahnbrücke. Die Schleuſenbrücke mündet direkt ins Kronwerk, während die Eiſenbahnbrücke, und in Verlängerung derſelben der Eiſenbahndamm, rechts an dem Kronwerk vorüberführen. Die Entfernung zwiſchen beiden Brücken mag 1000 Schritt betragen. Die Eider trug an dieſer Stelle eine Eisdecke.

Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz hatte ſeine Dispoſitionen derart getroffen, daß die Brigade Gondrecourt rechts über die Eiſenbahnbrücke, die Brigade Noſtiz links über die Schleuſenbrücke gehen ſollten, während Jäger-Abtheilungen beordert waren, zwiſchen beiden Brücken das Eis der Eider zu paſſiren. Hunderte von Zuſchauern, darunter viele ſächſiſche Officiere, hatten ſich, dem Kronwerk gegenüber, auf den Feſtungswällen der

Altſtadt aufgeſtellt, um Zeuge des Uebergangs zu ſein, der vorausſichtlich ein buntes kriegeriſches Schauſpiel bieten mußte.

Mit dem Glockenſchlage 7¼ ſetzten ſich die Kolonnen in Bewegung. Die Spitze der Brigade Gondrecourt hatte bereits die Eiſenbahnbrücke erreicht, als beim Commandirenden die Meldung eintraf, die Dänen hätten eine Sprengladung von 800 Pfund Pulver in den letzten Brückenpfeiler gelegt und ſeien entſchloſſen, während des Uebergangs die Brücke in die Luft zu ſprengen. Der Moment war einigermaßen kritiſch; eine derartige ſtarke Exploſion hätte nicht blos die auf der Brücke marſchirenden, ſondern auch die innerhalb der nächſten Straßen und Plätze dicht aufgeſtellten Truppen aufs äußerſte gefährdet. So ſtockte der Vormarſch. Aber nur einen Moment. Die Nachricht erwies ſich als falſch, die Truppen paſſirten mit lautem Hurrah die Brücke und beſetzten das Kronwerk, nachdem ſie mit den ſich zurückziehenden Dänen wenige Schüſſe gewechſelt hatten.

Ohne Aufenthalt gingen nunmehr die Oeſtreicher auf den nordwärts führenden Straßen vor und nahmen, nach kurzem Marſch, Aufſtellung an der Sorge entlang. Die Vorpoſten des linken Flügels (Brigade Noſtiz) ſtanden zwiſchen der ſchleswiger Chauſſee und der Eiſenbahn, die Vorpoſten des rechten Flügels (Brigade Gondrecourt) zwiſchen der Eiſenbahn und dem Biſtenſee. Hiermit war die Aufgabe des Tages erfüllt. Die Uebergänge über die Sorge waren bereits in der Nacht vorher von den Dänen zerſtört, einzelne ſtehengebliebene Brückentheile aber beim erſten Erſcheinen der oeſtreichiſchen Huſaren in die Luft geſprengt worden.

Der 3. Februar. Ober-Selk.

Wenn die Diſpoſition für den 1. Februar einfach dahin gelautet hatte: Uebergang über die Eider und Vormarſch bis an die Sorge, ſo lautete die Aufgabe für den 2. Februar: Uebergang über die Sorge und Vormarſch bis in die Linie Hütten, Aſcheffel, Norby (an der Eiſenbahn). Um dieſe Aufgabe ausführen zu können, waren in der Nacht vom 1. auf den 2. unter dem Schutz vorgeſchobener Huſarenpoſten die Brückenübergänge durch einzelne Pionier-Abtheilungen wieder hergeſtellt worden und am Morgen des 2. Februar überſchritten die oeſtreichiſchen Brigaden die Sorge, wie ſie Tags zuvor die Eider überſchritten hatten und rückten, meiſt gegen Mittag ſchon, in die vorgeſchriebenen Quartiere ein. Den Feind hatte man nirgends zu Geſicht bekommen.

Auch am 3. Februar rechnete man auf keinen ernſteren Zuſammenſtoß.

Es lag kein erſichtlicher Grund vor, warum General de Meza ſich vor ſeiner eigentlichen Stellung ſchlagen ſollte. Die Tages-Diſpoſition (am 3.) lautete: Das oeſtreichiſche Armee-Corps rückt in die Linie Fahrdorf, Ober-Selk, Jagel; die Brigaden Gondrecourt und Tomas führen die Bewegung aus, die Brigaden Noſtiz und Dormus folgen in Reſerve.

Das Vorrücken in die ebengenannte Schräglinie (Fahrdorf, Ober-Selk, Jagel) verfolgte einen doppelten Zweck, offenſiv und defenſiv. Auf Ober-Selk und Jagel richtete ſich der eigentliche Angriff; um dieſen Angriff aber ohne Furcht vor einer Umgebung ausführen zu können, war die gleichzeitige Beſetzung Fahrdorfs ſtrategiſch geboten. Der Haddebyer Damm, der zwiſchen Haddeby und Fahrdorf das Haddebyer Noer durchſchneidet, war nämlich eines der vorzüglichſten Ausfallthore der Dannewerkſtellung, von wo aus der in der Front angegriffene Feind jeden Augenblick hervorbrechen und durch eine Flankenbewegung den Angreifer im Rücken faſſen konnte. Ein Frontal-Angriff durfte alſo nicht eher erfolgen, als bis bei Fahrdorf ein Riegel vorgeſchoben, das Ausfallthor von außen her geſchloſſen war. Die Brigade Tomas erhielt den entſprechenden Befehl.

Während die letztgenannte Brigade in Ausführung dieſes Befehls auf dem rechten Flügel vorging, rückte die Brigade Gondrecourt auf dem linken Flügel vor und zwar ſo, daß das Gros der Brigade ſeine Direktion auf Ober-Selk, ein detachirtes Bataillon vom Regiment »König von Preußen« aber ſeine Direktion auf Jagel nahm. Dies detachirte Bataillon, unter Oberſt Benedeck, bildete den äußerſten linken Flügel der oeſtreichiſchen Angriffslinie.

Die Brigade Tomas ſtieß auf unerheblichen Widerſtand; in den erſten Stunden des Nachmittags wurde Loopſtädt, am Oſtufer des Haddebyer Noer, kurze Zeit darauf auch Fahrdorf beſetzt.

Die Brigade Gondrecourt aber, der an dieſem Tage ein glänzendes Gefecht vorbehalten war, begleiten wir nunmehr auf ihrem ſiegreichen Vormarſch; — zunächſt die gegen Ober-Selk marſchirende Hauptkolonne.

Dieſe Hauptkolonne, unter direktem Befehl Graf Gondrecourts, beſtand aus 4 Bataillonen. Das 18. Jäger-Bataillon (Deutſchböhmen) mit zwei Geſchützen hatte die Tête, die beiden Bataillone des Regiments Martini, drei Züge Liechtenſtein-Huſaren und ſechs Geſchütze bildeten das Gros, 1 Bataillon »König von Preußen« folgte als Reſerve.

Um 12¼ Uhr paſſirte die Kolonne Groß-Breckendorf und ging auf dem Ober-Selker Wege vor. Schon in der Nähe des Torfſchuppens ſtieß die Spitze auf eine däniſche Dragoner-Patrouille, bald darauf ſah ſich die Avantgarde einem däniſchen Bataillon gegenüber. Graf Gondrecourt nahm ſofort ein Bataillon Martini aus dem Gros vor und ließ es ſich rechts vom Wege entwickeln, während das 18. Jägerbataillon zur Linken des Weges avancirte. Die Dänen benutzten die deckenden Knicks gut und durch die Kenntniß des Terrains, welches hier in Moorſtrecken und kleinen Höhenzügen wechſelt, gelang es ihnen, den Oeſtreichern einige Verluſte zuzufügen. Nichtsdeſtoweniger blieben die oeſtreichiſchen Bataillone in raſchem Vorwärtsſchreiten. Etwa um 1½ Uhr ſtanden ſie vor Ober-Selk, zu deſſen energiſcher Vertheidigung ſich die Dänen, die hier ihre Soutiens vorfanden, anſchickten.

Es waren im Ganzen 14 Compagnieen Dänen, die hier ins Gefecht eintraten, meiſt dem 1. und 11., kleineren Theils dem 9. und 20. Regiment angehörig. Sie ſtanden in guter Stellung, durch Knicks und Höhenzüge gedeckt, zu beiden Seiten des Groß-Breckendorfer Weges, wo dieſer in die eigentliche Dorfſtraße einmündet. Die Dorfſtraße ſelbſt wurde durch zwei gezogene Geſchütze beſtrichen. Alle hier vereinigten däniſchen Truppen ſtanden unter Befehl des Major Riſt, Commandeurs des 11. Regiments. Compagnieen dieſes (des 11.) Regiments hatten überhaupt den eigentlichen Kampf zu beſtehen.

Mit Ungeſtüm ſchritten die Oeſtreicher zur Attacke, nachdem das Feuer ihrer Batterie den Angriff vorbereitet hatte. Die Dänen vermochten dem Stoße nicht zu widerſtehen und gaben Ober-Selk Preis, das vom 18. Jäger-Bataillon mit großer Bravour genommen wurde. Ein gezogenes Geſchütz wurde erobert.

Durch Wegnahme von Ober-Selk war die Tagesaufgabe an dieſer Stelle erfüllt. Generalmajor Graf Gondrecourt erkannte aber ſofort, daß der Beſitz dieſes wichtigen Dorfes erſt durch Erſtürmung des dominirend zur Seite gelegenen »Königsberges« geſichert ſein würde; er beſchloß deshalb dem ſiegreichen Angriff auf Ober-Selk den Angriff auf den Königsberg folgen zu laſſen. Das 18. Jäger-Bataillon erhielt Befehl, auch dieſe Attacke auszuführen und warf ſich mit Ungeſtüm auf den Gegner. Dieſer, unter geſchickter Terrainbenutzung, vertheidigte ſich hartnäckig hinter Knick und Graben, ging ſogar ſeinerſeits zum Angriff über und drang mit dem Bajonnett auf die anſtürmenden Oeſtreicher ein. Es waren dies friſche Compagnieen vom 9. und 20. Regiment. Alle dieſe Anſtrengungen waren aber vergeblich, der Angriff war energiſcher als die Vertheidigung, und um 4 Uhr wehte die oeſtreichiſche Fahne auf den Höhen des Königsberges.

Während Generalmajor Graf Gondrecourt nach Einnahme dieſer ſo ſehr wichtigen Poſition das 18. Jäger-Bataillon daſelbſt Stellung nehmen und Geſchütze auf dem Königsberg auffahren ließ, verfolgten die übrigen Truppen der Hauptkolonne, namentlich die beiden Bataillone vom Regiment Martini, den Feind über den Abhang hin und warfen ihn bis auf Wedelſpang und bis auf das Glacis der Schanzen von Buſtorf zurück. Dies koſtete jedoch den genannten beiden Bataillonen (Martini) große Verluſte, da der Feind den erſtgenannten Ort und die über denſelben hinaus vorgedrungenen Abtheilungen mit Kleingewehrfeuer und Poſitionsgeſchützen von den Schanzen aus beſchoß. Bei Einbruch der Dunkelheit zogen ſich die Oeſtreicher wieder auf Ober-Selk zurück. Dies blieb in ihren Händen. Ebenſo der Königsberg. Der Beſitz dieſes Hügels, zu deſſen Armirung, wie wir ſahen, ſofort geſchritten wurde, war von höchſtem Belang. Seine dominirende Lage — ganz abgeſehen davon, daß ſie den Beſitz von Ober-Selk ſicherte — geſtattete einen Einblick in die geſammte Dannewerk-Stellung, mindeſtens in das Centrum derſelben, und von dem Augenblick an, wo, von ſeiner Höhe aus, ein ſuperiores Feuer gegen die feindlichen Schanzen eröffnet werden konnte, war die Feſtigkeit der feindlichen Vertheidigungslinie mindeſtens ſtark erſchüttert.

Wir haben bis hierher geſehn, wie auf dem rechten Flügel Fahrdorf beſetzt, im Centrum Ober-Selk erſtürmt wurde; gleichzeitig wurde auch auf dem linken Flügel gekämpft. Das 1. Bataillon vom Regiment König von Preußen, unter perſönlicher Führung des Regiments-Commandeurs Oberſt Benedeck, erhielt, wie bereits in Kürze erwähnt, Befehl, von Lottorf aus die Eiſenbahn nach Weſten hin zu überſchreiten und in der linken Flanke der auf Ober-Selk marſchirenden Hauptkolonne gegen Jagel vorzugehn. Um 2½ Uhr traf Oberſt Benedeck, ſüdlich von dem oben genannten Dorfe, auf den Feind (einzelne Compagnieen vom 21. Regiment), und warf denſelben nach anderthalbſtündigem Gefecht aus ſeiner Poſition. Die Hügelzüge ſüdlich von Jagel, darauf Jagel ſelbſt, endlich eine im Rücken des Dorfes gelegene Anhöhe, wurden in raſcher Reihenfolge mit dem Bajonnett genommen und der Feind (inzwiſchen verſtärkt) auf Kloſterkrug zurückgedrängt. Die 10. Compagnie des Garde-Grenadier-Regiments Königin Auguſta griff von Weſten her in dies Gefecht mit ein. Ueber Jagel hinaus, wo im Handgemenge zwei Dannebrogs erobert worden waren, im Laufſchritt vordringend, folgten die Oeſtreicher dem ſich zurückziehenden Feinde. Hier ſchien ſich ein energiſcher Widerſtand vorbereiten zu ſollen. Zwei däniſche Granatkanonen richteten ihr Feuer auf das anſtürmende oeſtreichiſche Bataillon und brachten das Gefecht zum Stehen. In dieſem Augenblick aber griff das 9. Jäger-Bataillon (Steiermärker) der Brigade Noſtiz von rechts her in die linke Flanke des Feindes ein und veranlaßte dieſen, der inzwiſchen faſt alle Compagnieen des 21. Regiments an ſich gezogen hatte, ſeinen Rückzug auf Klein-Dannewerk zu nehmen. Die Brigade Noſtiz rückte in die Front und löſte die ermüdeten Truppen ab.

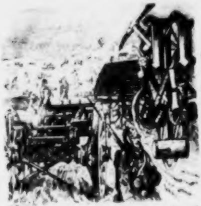
Die Tagesaufgabe war erfüllt und mehr als das, Fahrdorf, Ober-Selk, Jagel waren nicht nur im Beſitz der Angreifer, auch über die vorgeſchriebene Linie hinaus waren der Königsberg und Kloſterkrug mit ſtürmender Hand genommen worden. Es war ein glänzender Tag für die »eiſerne Brigade« (Gondrecourt), aber er war theuer erkauft. 12 Officiere und 74 Mann waren todt, 16 Officiere und 273 Mann verwundet. 34 Vermißte mit eingerechnet, belief ſich der Geſammtverluſt auf 28 Officiere und 381 Mann. Das 2. Bataillon vom Regiment König von Preußen abgerechnet, das die Arrieregarde gebildet hatte, hatten alle Truppentheile ziemlich gleich ſtarke Verluſte erlitten. Die 8. Compagnie des Regiments Martini ging ohne Officiere aus dem Gefecht. Von den beiden Regiments-Commandeuren Oberſt Benedeck und Oberſt v. Abele war jener verwundet, dieſem Czako und Mantel durchlöchert; Major Stampfer und Major v. Stransky waren todt. Zahlreiche Beweiſe von Bravour waren gegeben worden. Oberlieutenant Baver v. Mörthal, als er in die Dorfgaſſe von Ober-Selk vordrang, erhielt einen Schuß in den linken Arm. Zu ſeinen Jägern ſich umwendend, rief er, als wär's beim Scheibenſchießen: »Gut geſchoſſen, Figur links getroffen«. Ungeachtet heftiger Schmerzen drang er weiter vor, bis eine zweite Kugel in den Unterleib ihn todt niederſtreckte.

Stabshorniſt Ambros Posluchni vom 18. Jäger-Bataillon, als es zum Sturm auf den »Königsberg« vorging und der zähe Widerſtand der Dänen den Angriff in eine mißliche Lage zu bringen ſchien, erhielt Befehl, zum Sammeln zu blaſen. In dieſem Augenblick ſank Posluchni von einer Kugel getroffen, halb ohnmächtig zu Boden. Als er ſich wieder aufrichtete, nahm er wahr, daß das Gefecht inzwiſchen eine günſtigere Wendung genommen hatte und ſtatt zum Sammeln zu blaſen, blies er zum Sturm.

Ein am Abend des Gefechts von einem Officier des Regiments Martini geſchriebener Brief zeigt am deutlichſten, mit welcher Freudigkeit die Oeſtreicher in den Kampf gingen: »Von unſerm Regiment laß Dir erzählen, was Dich erfreuen wird. Beim Vorrücken auf den Königsberg ſiel zu gleicher Zeit mit dem Commandeur unſeres 2. Bataillons, Major Stampfer und dem Hauptmann Dolliak, auch der Fahnenführer Trubkiewicz. Oberſt Baron Abele ſprang ſofort vom Pferde, entriß dem ſterbenden Führer die krampfhaft umfaßte Fahne und an der Spitze des Bataillons die Fahne hochhaltend, rief er den Soldaten zu: »Jetzt Kinder gilt es den Schwur zu halten, den wir vor ſechs Monaten unſrer neuen Fahne gelobt haben. Vorwärts; hoch der Kaiſer, hoch Oeſtreich!« Unter unaufhörlichem »Niech żyje césarz« ſtürmte das Bataillon (Polen) vorwärts. Nach einigen Laufſchritten ſchon erhielt die Fahne in der Hand Abele's einen Schuß in die Stange und zerbrach derart, daß ihm nur der Stumpf noch in der Hand blieb. Keinen Augenblick außer Faſſung, drang er weiter vor. Czako und Maatel wurden ihm von feindlichen Kugeln durchlöchert, aber unter dem Rufe vorwärts, vorwärts! erſtieg er, der erſte, die Kuppe des Hügels. Dieſer Angriff entſchied den Tag.« So weit die Mittheilungen des Officiers.

Am Abend nach dem Gefecht vereinigte der Feldmarſchall die commandirenden Generale im Hahnenkruge ſüdlich von Ober-Selk. Die Dispoſition für den 4. wurde gegeben. Sie lautete dahin, zunächſt in der Stellung Fahrdorf, Ober-Selk, Jagel zu verharren und ſich durch Aufwerfen von Schützengraben in derſelben zu ſichern. Der Sturm auf die Schanzen ſollte keinenfalls eher erfolgen, als bis eine Recognoscirung an der Schlei hin ergeben haben würde, daß ein Uebergang über dieſelbe, ſeitens des preußiſchen Armee-Corps, an dieſer oder jener Stelle (Arnis, Cappeln) ſich ermöglichen werde. Gleichzeitig mit dem Schlei-Uebergang, oder auch nach demſelben, ſollte dann im Centrum gegen die eigentliche Dannewerkſtellung vorgegangen werden. Dies weitere Vorgehen im Centrum war alſo von den Vorgängen beziehungsweiſe Erfolgen am rechten Flügel abhängig gemacht. Dieſem rechten Flügel, den wir am Abend des 2. verließen, wenden wir uns jetzt wieder zu.

Der Schlei-Uebergang.



Nachdem bis 4 Uhr gekämpft worden war, rückten am 2. Abends die Truppen in ihre theils rückwärts, theils ſeitwärts von Miſſunde gelegenen Quartiere ein; die **Avantgarde** in die Gegend von Rieſeby und Saxtorf, die **weſtphäliſchen Brigaden** in das Dreieck Schnaap, Oſterby, Götheby, die Brigade **Canſtein** nach Eckernförde und Umgegend, die Brigade **Roeder** in die Gegend von Casmark und Hohenſtein. Im Rücken der letztgenannten Brigade befanden ſich auch die Ponton-Kolonnen (zum Uebergang über die Schlei) und eine aus Kiel zu gleichem Zweck hierher dirigirte Bootskolonne. Die Quartiere waren eng und klein, aber Jeder freute ſich der Ruhe nach einem Tage voll Anſtrengung und Erregung. Das Ausſetzen der Vorpoſten, auf der Linie von Coſel bis Holm, fiel den weſtphäliſchen Brigaden zu. Holm, der wichtigſte Punkt der ganzen Linie, wurde mit einem Bataillon beſetzt.

Am 3. Februar — während bei Ober-Selk und Jagel gekämpft wurde — verblieb das preußiſche Corps in den Tags vorher eingenommenen Quartieren. Von der Avantgarde lief Meldung ein, daß Miſſunde inzwiſchen von 10,000 Mann beſetzt, ein Durchbrechen dieſer Stellung alſo immer ſchwieriger geworden ſei. Prinz Friedrich Karl gab ſofort ein weitres Vorgehen an dieſer Stelle auf und ließ die Schlei weiter abwärts genau recognosciren, um die für einen Uebergang geeignetſten Punkte auszuwählen. Am Abend des 3. war man im Hauptquartier des Prinzen ziemlich einig darüber, daß der Uebergang nur bei **Arnis** und **Cappeln** erfolgen könne. Arnis gegenüber ſollte eine Pontonbrücke gebaut, Cappeln gegenüber der Uebergang in Booten verſucht werden.

Am 4. Februar wurden die Recognoscirungen fortgeſetzt. Man überzeugte ſich mehr und mehr, daß die bereits ins Auge gefaßten Punkte (Arnis und Cappeln) am ehſten ein Gelingen in Ausſicht ſtellten, vorausgeſetzt, daß es glückte, den Feind über das Unternehmen ſelbſt in Dunkel zu erhalten. Die feindlichen Schiffe und Kanonenboote, welche allerdings die Ueberfahrt ſowohl, wie den Brückenbau ſtören konnten, hoffte man mit der Artillerie fern zu halten. Oberſt Blumenthal überbrachte dem

Feldmarſchall die Meldung, wie der Prinz jetzt den Uebergang bei Arnis und Cappeln für geſichert halte, es ſeien alle Einleitungen getroffen, um die Operation in der Nacht vom 5. zum 6. Februar in Ausführung zu bringen.

Am 5. Februar ſetzten ſich die Kolonnen in Bewegung und rückten, zum Theil auf verſchiednen Wegen, in nordöſtlicher Richtung vor. In der Stellung von Miſſunde blieb nur ein Bataillon, das Füſilier-Bataillon des 15. Regiments, zurück, zahlreiche Wachtfeuer, die angezündet wurden, mußten die Dänen in dem Glauben erhalten, daß ein Angriff auf Miſſunde oder doch ein Schlei-Uebergang in unmittelbarer Nähe deſſelben (etwa bei Königsburg) immer noch in der Abſicht des Gegners liege.

Die Marſchdispoſitionen für die verſchiedenen Truppenkörper waren wie folgt getroffen:

a. Die Avantgarde (bei Rieſeby und Saxtorf) marſchirt über Maasleben, Schuby und Brodersby, bis in die Gegend von Ellerüh, wo ſie, gedeckt durch das bei dem Dorfe Espenis gelegene Wäldchen, ein Bivouacq bezieht.

b. Die Truppen der 6. Diviſion (Brandenburger) marſchiren über Ludwigsburg, Pommerby, Schuby und Brodersby und nehmen am Ellerberger Holze derart Aufſtellung, daß die Brigade Roeder hinter dieſem Holze, die Brigade Canſtein ſüdlich von dieſem Holze Bivouacq bezieht.

c. Die Truppen der 13. Diviſion (Weſtphalen) nehmen dieſelbe Route, brechen aber früher auf (5 Uhr Morgens) und paſſiren die Dörfer, die von der brandenburgiſchen Diviſion erſt gegen Mittag erreicht werden, ſchon in den Morgen- und Vormittagsſtunden.

Am Morgen des 5. Februar fiel der Schnee in dichten Flocken nieder. So unbequem dies war, ſo ſicherte es doch die Geheimhaltung des ganzen Unternehmens; es wurde nunmehr unmöglich, die marſchirenden Kolonnen zu bemerken. Bei hellem Wetter wäre dies, beſonders in dem Nordoſtwinkel von Schwanſen, wo von der Schlei und zugleich von der See aus die Vorgänge am Lande beobachtet werden konnten, ganz unvermeidlich geweſen. Die Truppen führten ihren Marſch in großer Stille aus und erreichten die ihnen bezeichneten Punkte gegenüber von Arnis bis Cappeln erſt nach dem Finſterwerden. Etwa um 5 Uhr (Nachmittags) war alles im Bivouacq.

Prinz Friedrich Karl war inzwiſchen den Kolonnen vorausgeeilt und hatte in Carlsburg, einem dem Prinzen Carl von Glücksburg (Bruder des Königs von Dänemark) gehörigen Schloſſe, gegenüber von Arnis am dieſſeitigen Schlei-Ufer, Quartier genommen. Hier, noch ehe ſämmtliche Truppen ihren Marſch beendet und die vorgeſchriebenen Sammelplätze erreicht hatten, begann ſich ein reges Leben zu entfalten. Alle Räume des Schloſſes, alle Scheunen, Ställe und Bodenräume waren in kürzeſter Friſt mit Menſchen und Pferden vollſtändig beſetzt; man ſuchte ſich einzurichten, ſo gut es ging. Ein Strohlager in finſtrer Stube (in den Räumen, deren Fenſter der Schlei zu gelegen waren, durfte kein Licht angezündet werden) war ein Unterkommen, mit dem ſelbſt höhere Officiere zufrieden ſein mußten.

Nach dem Dunkelwerden erſchienen die Diviſions- und Brigade-Commandeure, um dem Prinzen Meldung zu machen, daß ſämmtliche Truppen, nahezu 25,000, zwiſchen Arnis und Cappeln verſammelt ſtünden, des Befehls zum Uebergange gewärtig.

Dieſer Befehl wurde nun ausgegeben. Folgendes waren die näheren Feſtſetzungen:

a. Die Brigade Roeder (24. und 64. Regiment) geht, um 4 Uhr Morgens, vom Ellerberger Holz aus, in den Eckernförder Booten über die Schlei, bemächtigt ſich der mit zwei Geſchützen armirten Schanze und beſetzt den Flecken Cappeln.

b. Die Avantgarde geht um dieſelbe Stunde, vom Dorfe Espenis aus, in den Kieler Booten über die Schlei, bemächtigt ſich der nördlich von Dothmark befindlichen Schanze und beſetzt Arnis.

c. Sobald Cappeln und Arnis genommen ſind, vereinigen ſich die Truppen der Brigade Roeder und der Avantgarde und bilden eine Art von lebendigem Brückenkopf, im Umkreiſe von ¼ Meilen, um Arnis herum. Unterm Schutz dieſes lebendigen Brückenkopfes, der den etwa angreifenden Feind zurückwirft, wird mit Tagesanbruch, von der dieſſeitigen Fährſtelle aus, eine Brücke nach Arnis hinüber geſchlagen. Ueber dieſe Brücke erfolgt dann der Uebergang des Armee-Corps.

Nachdem dieſe Befehle ausgegeben worden waren, kehrten die Generale zu ihren Truppen zurück. Es mochte 8 Uhr ſein.

Die Truppen ſelbſt befanden ſich, wie wir geſehn haben, ſeit etwa 5 Uhr Nachmittag im Bivouacq. Es war bitterkalt. Von Bequemlichkeiten keine Spur. Eine mit tiefem Schnee bedeckte Koppel, ohne weitren Schutz gegen das Wetter als die eingeſchneiten Knicks, das war der Lagerplatz. Den Abend und die Nacht hindurch fielen neue Schneemaſſen in dichten Flocken nieder, von einem rauhen Oſt über das Meer gejagt. Kein Halm Stroh war vorhanden, um ſich ein Lager zu bereiten und gegen Schnee und Kälte zu ſchützen; der Mantel mußte hierzu ausreichen; Feuer anzuzünden, war auf das Strengſte verboten, größte Stille anbefohlen, da Feuerſchein und Lärm dem Feinde augenblicklich die Anweſenheit größerer Streitkräfte verrathen haben würde. Es war alſo nicht einmal möglich, ſich eine erwärmende Suppe oder Kaffee zu kochen; man mußte ſich mit einer über den Etat gelieferten Branntwein-Ration begnügen. Froſt ſchüttelte die Glieder, an die Knicks gelehnt, möglichſt eng zuſammen, ſtanden die Leute da, um durch die aneinander gedrängten Körper, in Etwas wenigſtens, das fehlende Bivouacafeuer zu erſetzen.

Gegen 3 Uhr Morgens kam Erlaubniß, Feuer anzuzünden. Da der Uebergang der Brigade Roeder und der Avantgarde erſt um 4 Uhr beginnen ſollte, ſo mußten inzwiſchen Meldungen im Hauptquartier eingetroffen ſein, die es möglich machten, von der Strenge der erſten Befehle abzugehn.

So war es in der That. Schon um 9 Uhr Abends erſchien bei einer preußiſchen Abtheilung ein Prediger, der aufs Beſtimmteſte verſicherte, »daß die Dänen fort ſeien«. Ein Unterofficier vom weſtphäliſchen Pionier-Bataillon (Nr. 7.) erbot ſich, über die Schlei zu ſetzen, um ſich von der Wahrheit der Ausſage zu überzeugen. Unterm Schutz der Dunkelheit fuhr er ab.

Etwa eine Stunde ſpäter wiederholte ein Fiſcher, der vom anderen Ufer der Schlei kam, die Nachricht »die Dänen ſeien fort«. Zum Beweiſe für die Wahrheit ſeiner Ausſage, brachte er Ladezeug mit, das er aus der Schanze bei Dothmark genommen hatte. Bald konnte kein Zweifel mehr ſein. Der weſtphäliſche Pionier-Unterofficier, der inzwiſchen von ſeiner gefahrvollen Fahrt zurückgekehrt war, hatte die Schanze bei Dothmark verlaſſen und die Geſchütze vernagelt gefunden.

Um 12 Uhr 20 Minuten meldete der General v. Roeder, daß er, auf die beſtimmte Nachricht von dem Abzuge der Dänen, ſeine Brigade nach der Cappelner Fährſtelle dirigirt habe und von dort aus, ſo früh und ſo raſch wie möglich, die Schlei paſſiren werde.

Der mitgetheilten Dispoſition nach, ſollte die Brigade Roeder, wie wir wiſſen, um 4 Uhr Morgens, in den Eckernförder Booten ihren Uebergang bewerkſtelligen; jetzt, wo das jenſeitige Schlei-Ufer vom Feinde verlaſſen und raſche Verfolgung vor allen Dingen geboten war, wurde die vierte Stunde ſelbſtverſtändlich nicht abgewartet und kleinere Abtheilungen vom 64. Regiment, ſobald ſie einzelner Boote habhaft werden konnten, begannen den Uebergang. Um 7½ Uhr hatte das ganze Regiment das jenſeitige Ufer erreicht und dirigirte ſich nach Faulick; um 10 Uhr war Cappeln vom 24. Infanterie-Regiment beſetzt. General v. Roeder verſuchte Wagen zu requiriren, um den Feind, von dem man jetzt wußte, daß er um 8 Uhr Abends bereits die Stellung von Arnis und Cappeln verlaſſen hatte, auf ſeiner Rückzugslinie durch Angeln zu bedrohn, vielleicht ihn zu überholen. Dieſe Wagen-Requiſition erwies ſich aber als unmöglich, da die Dänen auch das letzte Pferd aus Cappeln mitgenommen hatten.

Um 7½ Uhr war, wie bereits erzählt, die Hälfte der Brigade Roeder (das 64. Regiment) aaf dem Norduſer der Schlei gelandet, um dieſelbe Zeit wurde, Arnis gegenüber, mit dem Brückenſchlag begonnen. Major Roetſcher vom brandenburgiſchen Pionier-Bataillon traf die Anordnungen, den ſpeziellen Bau leitete der Chef der Pontonir-Compagnie, Hauptmann Schütze. Um 9¾ Uhr war die Brücke paſſirbar. Zwei und eine Viertelſtunde hatten ausgereicht, die an dieſer Stelle faſt 800 Fuß breite Waſſerfläche zu überbrücken. Noch trieben Eisſchollen in der Schlei, die am jenſeitigen Ufer ſich noch dazu geſtaut hatten. Trotz dieſer Schwierigkeiten war die Brücke ein ſo ſauberes Stück Arbeit, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf ruhte. Die Spitzen der 49 Pontons, aus denen die Brücke beſtand, waren nach der Linie gerichtet, wie die Front eines Bataillons. Und doch machte die Verankerung (immer der zweite Ponton war verankert) beſondere Schwierigkeiten, denn man hatte nur Stromanker und überbrückte einen Meeresarm. Die Pontons hatten eine Spannung von 13, weiterhin von 15 Fuß. Zu den verſchiedenen Schwierigkeiten, die die Arbeit bot, gehörte auch die wechſelnde Strömung und das Steigen und Fallen des Waſſers (um 20 Zoll), das jedesmal Veränderungen im Bau der Brücke nöthig machte.

Unmittelbar nach Beendigung der Brücke, um 9¾ Uhr Morgens, begann der Uebergang des Armee-Corps. Zuerſt der commandirende General mit ſeinem Stabe, dann die Zietenſchen Huſaren, dann die Avantgarde, dann die 13. Diviſion (die beiden weſtphäliſchen Brigaden), dann die Artillerie, zuletzt die Brigade Canſtein. Der Uebergang — es waren gegen 20,000 Mann — währte faſt 8 Stunden. Um 4¼ Uhr Nachmittags befand ſich das ganze I. Armee-Corps am Norduſer der Schlei; unter lautem Jubel waren ſie an ihrem commandirenden General vorbeidefilirt, der ſich unmittelbar jenſeits der Brücke aufgeſtellt hatte.

Der Feind hatte einen Vorſprung von 20 Stunden genommen; ihn zu überholen war ſchwer, doch mußte der Verſuch gemacht werden. General Graf Münſter erhielt Befehl, mit der geſammten Cavallerie des Corps, unter Aufbietung aller Kräfte, zur Verfolgung zu ſchreiten und ſich an den Feind zu hängen, wenn er denſelben eingeholt hätte.

Die übrigen Truppen rückten auf verſchiedenen Wegen nach. Eh wir denſelben auf ihrem Marſch durch Angeln folgen, wenden wir uns wieder dem Centrum zu, wo inzwiſchen Vorgänge von gleicher Bedeutung ſtattgefunden hatten.

Die Räumung der Dannewerke.

Am 3. Februar, wie wir wiſſen, hatte das oeſtreichiſche Armee-Corps die erſten Gefechte gehabt, die Brigade Tomas hatte Fahrdorf beſetzt, die Brigade Gondrecourt Ober-Selk und Jagel mit ſtürmender Hand genommen. Der Königsberg war mit ſchwerem Geſchütz armirt und das Feuer auf die nächſtgelegenen feindlichen Schanzen eröffnet worden.

Am 4. Februar beſchränkte man ſich oeſtreichiſcherſeits auf die Beſchießung einzelner feindlicher Schanzen vom Königsberg und von den Fahrdorfer Höhen aus. Zugleich wurden Recognoscirungen angeſtellt. Das Feuer vom Königsberg aus, das von Schanze 10. und Schanze Y. mit großer Heftigkeit erwidert wurde, mußte nach einigen Stunden eingeſtellt werden. Die Dänen verfügten nicht nur über ſchwereres Geſchütz, ſie ſchoſſen auch mit größerer Präciſion, da ſie, bei genauer Kenntniß des Terrains, die Entfernungen richtiger zu ſchätzen wußten. Die im Rücken des Königsbergs aufgeſtellten Truppen der Brigade Noſtiz erlitten einige Verluſte, ſo daß Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz Befehl gab, das Artilleriefeuer gänzlich einzuſtellen. Nun ſchwieg der Feind auch und that im Laufe des Tages nur noch einige Schüſſe. — Erfolgreicher war die Kanonade auf dem rechten Flügel bei Fahrdorf. Hier führte General Tomas, etwa um 11 Uhr Vormittags, eine preußiſche 6pfündige und eine oeſtreichiſche 4pfündige Batterie ins Gefecht, deren vereintem Feuer es gelang, zuerſt die Johanniskloſter-Batterie und gegen 3 Uhr Nachmittags endlich auch die Möweninſel-Batterie zum Schweigen zu bringen. Dieſer Erfolg, inſonderheit bei der Wichtigkeit der Möweninſel-Batterie (mitten in der Schlei) war nicht gering anzuſchlagen.

Am 5. Februar verblieben die Truppen, mit Ausnahme der Brigade Tomas, die eine Aufſtellung bei Holm nahm, im Weſentlichen in ihren Stellungen. Am Spät-Nachmittage wurde, der Dispoſition gemäß, mit Batterie-Bauten (namentlich beim Bahnhofe Kloſterkrug) gegen die Dannewerke begonnen. 34 ſchwere Geſchütze ſtanden bereit, am 6. früh den Artilleriekampf aufzunehmen. Strikte Ordre war gegeben, nicht eher zu einem ernſtlichen Angriff zu ſchreiten, als bis vom rechten Flügel (Miſſunde) her, die Meldung vom Uebergang des preußiſchen Corps über die Schlei eingetroffen ſein würde. Man war überzeugt, daß dieſer Uebergang nicht vor dem 6. Nachmittags werde erfolgen können. Die Vorpoſten wurden bis auf 2000 Schritt an die feindlichen Werke herangeſchoben. Der Sturm, nach allgemeiner Annahme, konnte keinenfalls vor dem 7. früh erfolgen.

So ſtanden die Dinge am 5., als etwa gegen Mitternacht ein Officier von dem in Fahrdorf ſtehenden Infanterie-Regiment Coronini beim Feldmarſchalllieutenant mit der Meldung eintraf, es ſei gegen 10 Uhr Abends ein Parlamentair in Fahrdorf angekommen, der um Einſtellung der Feindſeligkeiten für den nächſten Morgen (den 6.) erſucht habe. Als Grund habe er angegeben, daß man die von dem Gefechte am 3. her noch immer bei Buſtorf liegenden Todten abholen und beſtatten wolle. Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz antwortete zuſtimmend, daß man in der Zeit von 6 bis 8 Uhr früh (am 6.) in der Richtung von Buſtorf auf unbewaffnete Leute des Sanitäts-Corps nicht ſchießen würde.

Der oeſtreichiſche Officier kehrte mit dieſer Antwort nach Fahrdorf zurück, ſchritt auf dem mehrgenannten Damme, der von Fahrdorf nach Haddeby, alſo mittelbar nach Schleswig führt, faſt eine halbe Stunde vor, fand aber, trotz Rufens und Zeichengebens, weder den Parlamentair, noch die Verſchanzungen, die früher den Damm geſperrt hatten. Weiter vorſchreitend, traf er (es mochte inzwiſchen 2 Uhr Morgens geworden ſein) auf einige Schleswiger Bürger, die ihm mittheilten, daß die letzten Dänen um 1 Uhr Nachts abmarſchirt und ſämmtliche Schanzen verlaſſen ſeien.

Dies war eine Nachricht von höchſter Wichtigkeit. Adjutanten des Oberſten v. Feldegg, Commandeurs vom Regiment Coronini, flogen nach dem $1\frac{1}{2}$ Meilen zurückgelegenen Damendorf, um dem Commandirenden die entſprechende Meldung zu überbringen. Es war 4 Uhr früh, als Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz die Nachricht empfing. Er ſetzte ſich ſofort zu Pferde, ordnete perſönlich das allgemeine Vorrücken ſeines Armee-Corps an und fand alle Truppentheile ſo alert, daß ſchon um $8\frac{1}{4}$ Uhr früh das letzte Bataillon der über Buſtorf vorgegangenen Brigaden bei Schloß Gottorp anlangte, während die von Jagel aus vorgegangene Brigade Gondrecourt, durch das Dannewerk ziehend, auf den Höhen weſtlich der Stadt erſchien. Beim Marſch durch die »alte Dannewirke«, die wenigſtens theilweiſe paſſirt werden mußte, erſtaunten die Truppen, daß dieſe formidablen Vertheidigungswerke ohne Kampf geräumt worden waren. Das Regiment Coronini blieb als Beſatzung in Schleswig zurück, während die übrigen Truppen, an der Spitze die Brigade Noſtiz, den ſich auf der Flensburger Straße zurückziehenden Dänen in möglichſter Eile folgten.

Warum hatten die Dänen das Dannewerk geräumt? Das empörte Gefühl der Inſeldänen antwortete damals: weil de Meza ein Verräther, ein Feigling oder doch ein ſchwach gewordener Alter ſei; jetzt iſt erwieſen, daß das Dannewerk geräumt wurde, einfach weil es nicht länger zu halten war und weil eine längere Vertheidigung die ganze däniſche Armee höchſt wahrſcheinlich kriegsgefangen in die Hände der Verbündeten gegeben haben würde.

General de Meza, nachdem er das Obercommando übernommen hatte und in Schleswig unter den Truppen ſelbſt erſchienen war, war von Anfang an von der Unhaltbarkeit der Dannewerkſtellung überzeugt geweſen. Hatte er anders geſprochen, ſo folgte er entweder einem patriotiſchen Impuls, oder er glaubte, wie viele andre mit ihm, noch immer nicht an den vollen Ernſt der Situation. Trat dieſer Ernſt ein, ſo war der Ausgang nicht zweifelhaft. Nicht als ob die Dannewerkſtellung, ſelbſt einer zwei- und dreifachen Macht gegenüber, unter allen Umſtänden vertheidigungsunfähig geweſen wäre; keineswegs. Sollte aber eine erfolgreiche Vertheidigung zu den Möglichkeiten zählen, ſo durften zwei Dinge nicht fehlen: die ganze Vertheidigungslinie mußte wirklich *fertig* und die zur Vertheidigung beſtimmte Armee mußte numeriſch ausreichend und ſchlagfertig ſein. Von dieſen zwei Bedingungen war keine erfüllt. Die Vertheidigungslinie war unfertig und die Armee (ihrer mangelhaften Organiſation zu geſchweigen) jedenfalls nicht zahlreich genug. Es war eine Vertheidigungslinie, die durch nicht weniger als 50 bis 60,000 Mann gutgeſchulter Truppen vertheidigt werden mußte; waren dieſe zur Hand, ſo ſtanden der Vertheidigung *jeder Anzahl von Feinden* gegenüber große Chancen des Erfolges zur Seite. Miſſunde beiſpielsweiſe, wenn durch 10,000 Mann vertheidigt, hatte einem dreifach und ſelbſt einem fünffach überlegenen Feinde gegenüber (der Maſſenangriff konnte nur die Verluſte ſteigern) nichts zu befahren. Daſſelbe galt von der *ganzen* Linie, vorausgeſetzt, daß eben überall die Mittel zur Hand waren, jede einzelne Poſition, ihren beſondern Anſprüchen gemäß, zu armiren.

An dieſen Mitteln, wie ſchon hervorgehoben, gebrach es aber und ſo war denn freilich die Eroberung dieſer großen Vertheidigungslinie, deren Herſtellung ſo ungeheure Opfer gekoſtet hatte, nur eine Frage der Zeit. Die Dannewerke *mußten* fallen und das Einzige, was im erſten Moment wenigſtens überraſchen durfte, war das, *daß ſie ſo bald fielen*. Und doch war der gewählte Zeitpunkt der richtige; jeder Tag länger umſchloß Gefahren. Kein Zweifel, daß die Vertheidigung auszudehnen, die Kataſtrophe hinauszuſchieben geweſen wäre, aber es konnte dies nur auf die Gefahr hin geſchehn, kleine Erfolge ſchließlich mit dem Untergange des ganzen Heeres bezahlen zu müſſen. Möglich, daß General de Meza, im Vertrauen auf die hundert Unberechenbarkeiten des Krieges, dieſer Gefahr nichtsdeſtoweniger ruhig ins Auge geſehen hätte, wenn er nicht von dem Augenblick ſeines Abgangs zur Armee an im Beſitz einer Inſtruktion geweſen wäre, die ihm vor allem anbefahl, die einzige Armee, die Dänemark beſitze und beſitzen könne, vor Vernichtung zu ſchützen. Das Dannewerk ſollte gehalten werden, wenn möglich, die Armee ſollte erhalten werden unter allen Umſtänden. Die betreffende Inſtruktion lautete aber wie folgt:

»Wie weit die Behauptung der Stellung auszudehnen, wie lange das Dannewerk zu vertheidigen iſt, iſt unmöglich vorher mit Beſtimmtheit zu entſcheiden.

Es iſt Sache des commandirenden Generals, nach Maßgabe des Ganges der Begebenheiten, hierüber jedesmal Beſchluß zu faſſen.

Erläuternd will in dieſer Beziehung das Miniſterium (Monrad) nur darauf aufmerkſam machen, daß es allerdings von großem Intereſſe iſt, das Land gegen fremde Gewalt zu ſchützen und daher nur nach einem entſcheidenden Kampf zu weichen, daß es aber dennoch bei den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen eine noch höhere Bedeutung hat, daß das herannahende Frühjahr uns im Beſitz eines tüchtigen und kampffähigen Heeres finde. Der Kampf um die Dannewerkſtellung darf alſo nicht ſo weit geführt werden, daß das Daſein des Heeres als Heer compromittirt wird, was auch ſchon daraus hervorgeht, daß wir hinter der Dannewerkſtellung eine zweite Vertheidigungslinie (Düppel) in unſerer Flankenpoſition haben, zu deren Behauptung wir kein anderes Heer als das beim Dannewerk kämpfende beſitzen.

Indem das Miniſterium als wichtig bezeichnet, daß der Kampf in der Dannewerkſtellung nicht unverhältnißmäßig viel koſten darf, muß es noch beſonders hervorheben, daß dabei keine Rückſicht auf das Material der Stellung genommen werden darf ... Rückſicht auf das Material (Geſchütz ꝛc.) darf nicht in Betracht kommen bei Entſcheidung der Frage, ob die Stellung zu räumen, oder aufs äußerſte zu behaupten iſt.«

So weit die Inſtruktion. In unzweideutigen Worten war die Rettung des Heeres, »um mit einer tüchtigen und kampffähigen Armee in das herannahende Frühjahr eintreten zu können«, als erſte Bedingung in den Vordergrund geſtellt und General de Meza hätte ſich eines Ungehorſams und wie er ſelbſt ſehr wohl erkannte, eines ſchweren politiſchen

Fehlers ſchuldig gemacht, wenn er einer zu weit gehenden Vorſtellung von dem, was die Ehre der Armee erheiſche, nachgebend, durch eine bis aufs äußerſte getriebene Vertheidigung »das Daſein des Heeres« gefährdet hätte.

Es gebührt ihm das Verdienſt, die hart bedrohte Stellung nicht einen Moment zu früh, aber auch nicht einen Moment zu ſpät aufgegeben zu haben. Als er klar erkannte, daß die energiſche Vertheidigung des Centrums nothwendig zur Ueberflügelung, die Stärkung der Flügelſtellung aber nothwendig zum Durchbrechen des Centrums führen müſſe, berief er — nachdem am Vormittag des 4. eine nochmalige Inſpizirung der Stellung vorausgegangen und das empfangene Geſammtbild ungünſtig für die weitre Vertheidigung ausgefallen war — einen Kriegsrath, der am Abend deſſelben Tages, unter Vorſitz des Commandirenden, zuſammentrat. Der Kriegsrath beſtand, außer de Meza ſelbſt, aus folgenden zehn Officieren: Generallieutenant Lüttichau, Generallieutenant Hegermann-Lindencrone, die Generalmajore Steinmann, du Plat und Carroc, Oberſt Kauffmann, Oberſtlieutenant Drever, Major Wegener, Major Schroeder und Kapitain Roſen. (Generalmajor Gerlach, der in Miſſunde commandirte, war nicht anweſend.) Dieſer Kriegsrath kam mit allen Stimmen gegen eine (Generallieutenant Lüttichau) zu dem Reſultate, daß die Stellung am Abend des 5. freiwillig verlaſſen werden müſſe, wenn an dieſem Tage nicht etwa ein Angriff erfolge, der, zurückgeſchlagen, möglicherweiſe weitre Chancen bieten könne. Der Beſchluß wurde in ſieben Punkten motivirt und lautete:

In Betracht

1) daß die Haltbarkeit der Dannewerkſtellung auf dem Hinderniß beruht, welches die Eider, die Schlei und die Ueberſchwemmungen gewähren, daß aber dies Hinderniß, was die Schlei betrifft, zur Zeit nur in einer Rinne beſteht ... und daß es ferner nicht angänglich iſt, das bisherige Verfahren des Aufeiſens in unmittelbarer Nähe des Feindes fortzuſetzen;

2) daß die Haltbarkeit der Stellung ein vollſtändiges Kampiren oder Bivouacquiren in deren wichtigſten Abſchnitten bedingt ... und nach Erklärung der Diviſionsgenerale die Jahreszeit ein andauerndes Bivouacquiren verbietet;

3) daß die Vertheidigung auf eine Armee von 40—50,000 Mann berechnet iſt, während die Armee höchſtens zu 35,000 Mann veranſchlagt werden kann;

4) daß die Zuſammenſetzung und Ausbildung der Armee keineswegs den Anforderungen entſpricht, welche an ein wohlorganiſirtes Heer zu ſtellen ſind;

5) daß der Feind, der mindeſtens eine Stärke von 50,000 Mann verſammelt hat, bereits den größten Theil des Terrains beſetzt hält, welches zur Sicherung der Armee durch unſere Vorpoſten beſetzt ſein müßte, daß dieſes Terrain nicht wiedergewonnen werden kann, daß der Feind im Begriff ſteht, ſeine Artillerie zu etabliren, welche dann in zweimal 24 Stunden das Geſchütz in den Schanzen demontiren kann, und daß, wegen der Ausdehnung der Dannewerkſtellung, ein glücklicher Ausgang des Widerſtandes kaum denkbar iſt, wenn die Linie durchbrochen wird;

6) daß ein geordneter Rückzug der Armee, nachdem die Stellung durchbrochen wurde, unausführbar iſt; und endlich

7) daß die Inſtruktion des Kriegsminiſteriums vom 22. Januar an den Obergeneral, als Bedingung für den Widerſtand verlangt, den Kampf nicht ſo weit fortzuſetzen, »daß das Daſein des Heeres als Heer« kompromittirt werde,

wurde es vom militairiſchen Standpunkte für nothwendig erachtet, daß die Armee den hier bezeichneten Konſequenzen der Situation durch einen freiwilligen Rückzug entzogen werde, und daß dieſer Rückzug mit Hinterlaſſung alles in der Stellung befindlichen Materiales morgen (den 5.) angetreten werden müſſe.

Dies war der Kriegsrathbeſchluß vom 4. Abends. Jetzt iſt kein Zweifel mehr darüber, daß er die däniſche Armee rettete. Den Truppen ſelbſt blieb vorläufig alles Geheimniß; nur den Commandirenden in Friedrichsſtadt (General Wilſter) und in Miſſunde (General Gerlach), ſowie den Führern der detachirten Corps in Arnis und Cappeln wurde der Kriegsrathbeſchluß auf telegraphiſchem Wege mitgetheilt.

Am 5. Morgens traten die Truppen — denen, was bevorſtand, noch immer ein Geheimniß war — in ihren Stellungen an. Man hoffte, die Verbündeten würden an dieſem Tage angreifen, wurden ſie zurückgeſchlagen, ſo entſtanden, wie ſchon angedeutet, der Vertheidigung neue Chancen. Aber alles blieb ruhig. Um 11 Uhr Vormittags wurden die Truppen in ihre Cantonnements entlaſſen, um ſie auf die Anſtrengungen des Rückzugs vorzubereiten. Um 7 Uhr Abends begann dieſer, erſt die Artillerie, auf der Flensburger Chauſſee, dann die Truppen der 2. Diviſion, auf dem ſogenannten Ochſenwege (links von der Chauſſee). Um 12 Uhr wurden die Vorpoſten eingezogen; dann folgte die 3. Diviſion, welche die Arrieregarde bildete. Dies war um

1 Uhr. Von den Flügelſtellungen aus war der Rückzug ſchon um 8 Uhr Abends erfolgt. Die aus Friedrichsſtadt abziehenden Truppen nahmen ihren Weg längs der Weſtküſte; die 1. Diviſion (Miſſunde, Arnis, Cappeln) ging durch Angeln.

Wir folgen den Dänen auf ihren verſchiedenen Rückzugslinien, zunächſt im Centrum. Hier entſpann ſich, halben Wegs zwiſchen Schleswig und Flensburg, — kaum anderthalb Meilen nördlich von dem Felde von Jbſtedt, auf dem ſich 1850 die Geſchicke des Landes entſchieden — das blutige Gefecht von Oeverſee.

Schleswig. Oeverſee.

Um 1 Uhr hatten die letzten däniſchen Regimenter Schleswig paſſirt, um 2 Uhr (wie bereits erzählt) machten ſchleswiger Bürger die erſte Mittheilung vom Abzug der Dänen an einen Officier vom Regiment Coronini, um 4½ Uhr ſaß Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz zu Pferde, und um 8½ Uhr marſchirten bereits oeſtreichiſche Bataillone an Schloß Gottorp vorbei, in Schleswig*) ein. Die 3. däniſche Diviſion (Arrièregarde), die um 1 Uhr Schleswig paſſirte, hatte mithin nur einen Vorſprung von ſieben Stunden. Liechtenſtein-Huſaren folgten ſofort auf der Flensburger Chauſſee; die Brigade Noſtiz, nach kurzer Raſt, rückte im Geſchwindſchritt nach.

Die oeſtreichiſchen Regimenter wurden auf ihrem Durchmarſch durch die Stadt mit lautem Jubel empfangen. Der ganze »Friedrichsberg« (der ſüdlich der Schlei gelegene Stadttheil) prangte im Flaggenſchmuck, nicht nur die Häuſer, jedes Nebengebäude, jeder Schuppen hatte ſeine Fahne

---

*) Das Vorrücken der Alliirten im Centrum, d. h. alſo der Truppen des II. und III. Armee-Corps (Oeſtreicher und preußiſche Garden) geſchah, wie ſich aus den obigen Stundenangaben ergiebt, mit außerordentlicher Schnelligkeit, dennoch wären unzweifelhaft größere Reſultate erzielt worden, wenn die Meldungen vom Abzuge der Dänen, ſowohl im Hauptquartier des Feldmarſchalls, wie beim II. und III. Corps ſo raſch eingetroffen wären, wie ſie — wenn nicht ein Unſtern über allen ſchriftlichen Ordres dieſer Nacht geſchwebt hätte — *nothwendig eintreffen mußten*. Späteſtens um 10 Uhr ging aus dem Hauptquartier Carlsburg am rechten Flügel ein mit Bleiſtift geſchriebener Zettel an den Feldmarſchall (Hauptquartier Damendorf), worin gemeldet wurde, die Dänen hätten um 8 Uhr ihren Rückzug angetreten. Dieſer Zettel konnte um Mitternacht in den Händen des Feldmarſchalls und eine halbe Stunde ſpäter in *Lottorf* (oeſtreichiſches Hauptquartier) ſein, woraus ſich — da General v. Gablenz die gleiche Meldung, aus der Front *ſeiner* Stellung erſt um 4 Uhr Morgens erhielt — ein Zeitgewinn von 3½ Stunden ergeben haben würde. *Dieſer Bleiſtiftszettel iſt aber im Hauptquartier zu Damendorf nie angekommen.* — Ebenſo erging es einer entſprechenden Mittheilung vom Abzug des Feindes, die Generalmajor Graf Gondrecourt in derſelben Nacht an den General v. d. Mülbe, Commandirenden des III. Corps (preußiſche Garden) richtete, oder doch auf Befehl des Generals v. Gablenz richten *ſollte*. Die Mittheilung traf beim III. Corps nicht ein. So blieb dieſes in Unkenntniß über die Vorgänge der Nacht, die erſt, nach 8 Uhr Morgens, zur Kenntniß des Commandirenden (v. d. Mülbe) gelangten.

und ſein Fähnchen. Aus den Fenſtern und Thüren flogen den einziehenden Soldaten, trotz Winterzeit, die ſchönſten Blumen entgegen. Wer einen Blumentopf hatte, der opferte heut das Beſte, was derſelbe an Blüthen trug. Man war frei; nirgends wurde die Erlöſung vom däniſchen Joch ſo tief empfunden wie hier; keine Stadt hatte ſo ſchwer gelitten wie Schleswig.

Nur eine anmuthige Stadt war es geblieben. Der Reiſende, der von Süden kommt, iſt gewöhnlich entzückt über die reizende Lage Schleswigs, das ſich hufeiſenförmig um die Schlei ausbreitet und von ſanft anſteigenden Höhen eingeſchloſſen iſt, auf denen zum Theil die prächtigſten Buchenwaldungen ſtehn. Je näher man kommt, deſto angenehmer iſt der Eindruck, den Stadt und Landſchaft ausüben. Der altehrwürdige Dom mit ſeinem winzigen Thürmchen, das prächtige Schloß Gottorp mit ſeinen hiſtoriſchen Erinnerungen, die Michaeliskirche und ſelbſt die Windmühle auf dem Gallberge, die kleinen mit Blumen gezierten Häuschen, vor allem der Blick auf die Schlei (ſammt der ſagenreichen Möweninſel), über die, zumal um die Sommerzeit, leiſe Nebel hinziehn, ſchaffen hier einen Zauber, dem ſich wohl wenige, die zuerſt dieſer Stadt anſichtig wurden, zu entziehen wußten. Stille iſt hier, Behagen, Sauberkeit, dazu jener romantiſch-hiſtoriſche Ton, den alte Städte immer zu haben pflegen. Dieſen Zauber hatten die Dänen dieſer von ihnen gehaßten Stadt freilich nicht nehmen können, ſonſt aber hatten ſie ihr genommen, was zu nehmen war. Syſtematiſch um allen Erwerb gebracht, ſyſtematiſch von der ganzen Welt abgeſchnitten und aufs Blut ausgeſogen, mußten die Bürger mehr und mehr verarmen und den Werth ihres Grundeigenthums ſinken ſehn.*) Während des Krieges von 1848 bis 1850 hatten ſie durch Einquartierung und Kriegsſteuer bedeutend gelitten; nach dem Kriege mußten ſie an Dänemark Kriegsſteuer zahlen und däniſche Einquartierung ins Haus nehmen; zuletzt noch waren ſie angehalten worden, an der »Danewirke«, die zugleich ihre Zwingburg war, zu graben und zu ſchanzen, — und nun waren ſie frei. Wohl war es ein Augenblick, um, freudigen Herzens, das Beſte was ſie hatten, ihren Befreiern darzubringen.

In langen Kolonnen zogen dieſe durch die Stadt. »Werden ſie noch den Feind erreichen?« dieſe Frage ging von Mund zu Mund; man wagte es kaum zu hoffen. Eher gab man ſich der Erwartung hin, das preußiſche Corps, auf ſeinem Marſche durch Angeln, werde die Dänen überholen und ſie von ihrer Rückzugslinie auf Flensburg und Düppel abſchneiden.

---

*) Als ein Beweis, wie groß die herrſchende Erbitterung war, dafür möge beiſpielsweiſe dienen, daß der Poſtmeiſter Deichmann, ein Däne, als er ſeine Frau verloren hatte, keinen Tiſchler finden konnte, der bereit war, für die Frau des däniſchen Poſtmeiſters einen Sarg zu machen. Erſt nach langem Suchen wurde Rath geſchafft.

Inzwiſchen, wie wir geſehn haben, folgte die Brigade Noſtiz dem ſich zurückziehenden Feind auf der Schleswig-Flensburger Chauſſee. Liechtenſtein-Huſaren, ſoweit es die Glätte des Weges erlaubte, gingen in ſcharfer Gangart den Kolonnen vorauf. In der Höhe des Idſtedter Sees, fünfviertel Meilen von Schleswig, ſtießen ſie auf einen Artillerie-Park, griffen ſofort an, zerſprengten die Bedeckung, nahmen 3 Geſchütze und machten 40 bis 50 Gefangene. Beim Dorfe Helligbeck trafen ſie auf die erſten Abtheilungen feindlicher Infanterie.

Die Dänen hatten bis hierher ihren Rückzug ohne alle Störung bewirkt. Die 2. Diviſion war in guter Ordnung vorauf, die dritte Diviſion, die ſchon die Gefechte bei Ober-Selk und Jagel zu beſtehen gehabt hatte, folgte als Arrieregarde und zwar ſo, daß die 9. Brigade die Tête, die 8. Brigade die Queue bildete; zwiſchen beiden marſchirte die 7. Brigade (1. und 11. Regiment).

Es war 9½ Uhr früh, als bei Helligbeck die vorſprengenden Huſaren auf die Queue bildende Brigade (die 8.) der däniſchen Arrieregarde ſtießen. Eine große Trainkolonne, innerhalb der Dorfgaſſe, hatte den Weg vollſtändig verfahren und geſperrt. Die Huſaren verſuchten den Ort zu umgehen, ſchritten aber, als Terrainſchwierigkeiten dies unmöglich machten, zum Angriff auf das Dorf ſelbſt. Trotz eines heftigen Gewehrfeuers, welches ſie empfing, drangen ſie bis ziemlich weit in die Kolonne ein und hieben eine Anzahl der Bedeckungsmannſchaften nieder. Als aber feindliche Infanterie ſeitwärts des Ortes vorging und die Huſaren in der Flanke beſchoß, bekamen die Dänen Luft und ſetzten ihren Rückzug geordnet fort, von den verfolgenden Reitern fortwährend umſchwärmt und geneckt.

So ging der Rückzug weitre zwei Meilen bis zum Kirchdorf Overſee. Eine kurze Strecke hinter dieſem Dorfe, zu beiden Seiten des Weges, hatte die 7. Brigade Aufſtellung genommen und ließ die 8. Brigade zwiſchen ſich hindurchmarſchiren. Die 7. Brigade übernahm alſo von hier an die Deckung des Rückzuges und war entſchloſſen, dem nachdrängenden Feind an dieſer Stelle einen energiſchen Widerſtand entgegenzuſtellen.

Das Terrain, wenn auch zu einer längeren Vertheidigung nicht geeignet, war als Arrieregardenſtellung vorzüglich gewählt. Schon 1848, am Tage nach der Schlacht bei Schleswig, hatte hier ein für die däniſchen Waffen ehrenvoller Kampf gegen braunſchweigſche Cavallerie*) und hannöverſche Infanterie ſtattgefunden, der allerdings mit der Gefangennahme der däniſchen Jäger endete; ein Kampf, der aber deswegen beſonders erwähnt zu werden verdient, weil die Dänen es verſchmähten, auf die im Sumpfe ſtecken gebliebenen, wehrloſen deutſchen Reiter zu ſchießen.

---

*) Wir finden dieſe Angabe verſchiedentlich. So viel wir wiſſen, war es mecklenburgiſche Cavallerie und zwar das in Ludwigsluſt liegende Dragoner-Regiment.

Das Terrain von Oeverſee iſt im Weſentlichen leicht beſchrieben: Hügel rechts und links, durch die ſich die Chauſſee beinahe hohlwegartig hindurchzieht. Der zur Linken gelegene Hügel iſt in ſeiner Flanke durch den Sankelmark-See bis zu einem gewiſſen Grade gedeckt, während die flache Hügelkuppe zur Rechten einer Anlehnung entbehrt und leicht umgangen werden kann. Beide Hügelpartieen ſind mit Bäumen beſetzt, die rechtsgelegene Kuppe mit einem buſchartigen Gehölz, die Kuppe zur Linken mit ſtarkem Buchenholz. Dieſe letztre, an deren Südliſiere ein 200 Schritt langer Knick bis zum Sankelmark-See hinläuft, heißt der Hochwald. Die Stärke der Stellung liegt in der Front; eine Umgehung des Sankelmark-Sees entſchied ſchließlich das Gefecht zu Ungunſten der Dänen.

Dieſe hatten ſich in zwei Treffen aufgeſtellt. Im erſten Treffen, zu beiden Seiten der Chauſſee, ſtanden Compagnieen des 1. Regiments; die Kuppen rechts und links waren mit guten Schützen beſetzt, die beſten lagen hinter dem Knick, der ſich an der Südliſiere des Hochwalds bis zum Sankelmark-See hinzog. Zwei Geſchütze waren rechts von der Chauſſee aufgefahren, das 11. Regiment ſtand in Reſerve.

Um 3½ Uhr hatte die Spitze der Brigade Roſtiz — das 9. Jäger-Bataillon — Oeverſee erreicht; eine Escadron Huſaren, die ſchon vorher einen Angriff auf den Knick jenſeits des Dorfes gewagt, hatte ſich mit Verluſt zurückziehen müſſen.

Feldmarſchalllieutenant Gablenz beſchloß ſofort, die feindliche Poſition zu attackiren. Seine Truppen waren allerdings ſehr ermüdet; die Brigade Roſtiz, ſchon ſeit drei Nächten unter kein ſchützendes Dach gekommen, hatte in Kälte und Schnee dem Vorpoſtendienſte obgelegen. Jetzt ſollte nach einem Marſche von 3 Meilen auf einer beeiſten, ſpiegelglatten Chauſſee eine ſo gut beſetzte Stellung genommen werden. General v. Gablenz kannte aber die »ſchwarzgelbe Brigade« und wußte, was er ihr zumuthen konnte.

Die Torniſter wurden abgelegt, 4 Compagnieen vom 9. Jäger-Bataillon zum Angriff auf die Front, die beiden andern Compagnieen des Bataillons zur Umgehung des Sankelmark-Sees beſtimmt. Dies war der entſcheidende Befehl. Hinter den 4 Jäger-Compagnieen entwickelte ſich das 1. Bataillon Belgien-Infanterie und folgte den auf der Chauſſee vorgehenden Jägern beim Angriff.

Die Jäger-Compagnieen, als ſie in das Schußfeld des däniſchen 1. Regiments kamen, wurden von einem verheerenden Feuer empfangen. Beſonders waren es die hinter dem erwähnten Knick poſtirten Schützen, die den anſtürmenden Compagnieen die ſchwerſten Verluſte beibrachten. Dieſe Verluſte waren um ſo ſchwerer, als den Oeſtreichern die naß gewordenen Gewehre faſt alle verſagten. So mußten denn Kolben und Bajonnett das Beſte thun. Wer am folgenden Tage das Schlachtfeld beſuchte, ſah auf der ſüdlichen Seite des Knicks lauter Oeſtreicher, die faſt ohne Ausnahme in den Kopf geſchoſſen waren, auf der nördlichen Seite lagen die Dänen von Kolbenſchlägen niedergeſtreckt. Endlich war die Liſière des Hochwaldes genommen, im Walde ſelbſt ſetzte ſich der Kampf von beiden Seiten mit großer Heftigkeit fort, bis das Erſcheinen der in die rechte feindliche Flanke detachirten Jäger-Compagnieen, die inzwiſchen den Sankelmark-See umgangen hatten, den Widerſtand an dieſer Stelle brach und die Dänen zum Rückzug zwang.

Gleichzeitig war rechts von der Chauſſee auf dem feindlichen linken Flügel gekämpft worden. Hier hatte Oberſt Müller, der Commandeur der 7. Brigade, einen Vorſtoß gewagt und an Terrain gewonnen. Als dies oeſtreichiſcherſeits wahrgenommen wurde, ſchickte General v. Gablenz das 2. Bataillon des Regiments Belgien ſofort zum Angriff vor. Herzog Wilhelm von Württemberg, Oberſt des Regiments, ſtellte ſich an die Spitze des Bataillons, attackirte mit dem Bajonnett und warf, nach kurzem Handgemenge, den Feind in der Richtung auf Munkwolſtrup zurück. Vergeblich ſuchte der Feind ſich dieſem energiſchen Vorwärtsſtürmen entgegen zu ſtellen, vergeblich zog er ſeine Reſerve (das 11. Regiment) ins Gefecht, er wurde geworfen, Bilſchau genommen und Munkwolſtrup beſetzt. Ein weitres Gefecht aufgebend, zog ſich die däniſche 7. Brigade in der Richtung auf Flensburg zurück. Die Oeſtreicher waren zu erſchöpft, den Rückzug noch weiter behindern zu können; das Regiment Heſſen, das nicht zum Angriff gekommen war, ſetzte die Vorpoſten aus.

In dem Gefecht bei Oeverſee war auf beiden Seiten mit großer Bravour gekämpft worden. Das 1. däniſche Regiment, großentheils kopenhagener Kinder, ſchlug ſich mit außerordentlicher Zähigkeit; däniſche Berichte ſprechen deshalb mit Stolz von dieſem »Gefecht am Sankelmark-See« und nicht mit Unrecht.

Glänzend andererſeits hatte ſich wiederum die Brigade Noſtiz erwieſen. Schon aus den italieniſchen Feldzügen her des Rufes ausgezeichneter Tapferkeit genießend, hatte ſie heut einen neuen Ruhm zu dem alten geſellt. Ermüdet, durchnäßt, mit Gewehren die verſagten, hatte ſie im Handgemeng den Feind aus einer feſten Poſition hinausgeworfen. Die

Verluſte waren freilich groß. Die Oeſtreicher verloren an Todten 7 Officiere und 68 Mann, an Verwundeten 22 Officiere*) und 228 Mann. Vermißt wurden 47. Der däniſche Verluſt (darunter allerdings viele Gefangene) betrug mehr als das Doppelte, 18 Officiere und 941 Mann.

Die bei Oeverſee Verwundeten wurden zum Theil nach Schleswig, zum Theil nach Flensburg gebracht.

Einem Bericht über das Eintreffen der Verwundeten in Schleswig entnehmen wir Folgendes: »Spät am Abend ertönte die Lärmtrommel durch die menſchenleeren Straßen der Stadt. Dazu klangen die Rufe: »Zweihundert verwundete Oeſtreicher halten vor dem Schloß«. So war es in der That. Man raffte zuſammen, was irgend zur Linderung für die Unglücklichen dienen konnte und in wenigen Minuten war ganz Schleswig auf den Beinen. Und wahrlich, Hülfe that Noth. Von Hunger und Durſt gepeinigt, lagen die armen Verwundeten, mit einem Mantel zugedeckt, auf einem Bündel Stroh und zitterten vor Kälte und Schmerz. Kein Bett, kein Arzt — nichts war zu ihrer Aufnahme und Pflege da. Inzwiſchen geſchah was möglich war. Betten, Decken, Stroh, Charpie, Leinwand, Lebensmittel und Erfriſchungen aller Art wurden herbeigeſchleppt; jeder half, wo er helfen konnte, Frauen verbanden die Wunden ihrer Befreier; Mitleid und Dankbarkeit wetteiferten in ihren Herzen.«

In Schloß Gottorp wartete Hülfe und Pflege der Verwundeten; aber draußen auf dem Schlachtfelde lagen andere, die halb verſchneit oder hinter Knick und Graben verſteckt, von den Krankenträgern, beim

---

*) Unter den verwundeten Officieren befanden ſich der Herzog Wilhelm von Württemberg und der Obriſtlieutenant v. Illeſchütz, jener der Oberſt und Commandeur vom Regiment „Belgien“, dieſer der Commandeur des 1. Bataillons deſſelben Regiments. — Herzog Wilhelm (Sohn vom Herzog Eugen von Württemberg) wurde 1828 in Schleſien geboren. 1848 trat er in die oeſtreichiſche Armee, machte den italieniſchen Feldzug mit und wurde in der Schlacht von Novara an der Knieſcheibe ſchwer verwundet. Zehn Jahre ſpäter focht er mit Auszeichnung bei Magenta und Solferino; für Magenta erhielt er die „eiſerne Krone“. Seine Verwundung bei Oeverſee war nicht gefährlich, aber überaus ſchmerzhaft, — die große Zehe des einen Fußes war ihm durch eine Flintenkugel zerſchmettert. — Auch über den tapfern Obriſtlieutenant Illeſchütz, der ſpäter ſeinen Wunden erlag, an dieſer Stelle noch ein Wort. Illeſchütz, ein geborner Steiermärker (geb. 1808), trat 20 Jahr alt als Gemeiner in das Infanterie-Regiment Kinsky. Er ſtieg von Stufe zu Stufe; — für Novara erhielt er das Kreuz. Als Commandeur des 1. Bataillons „Belgien“ rückte er Ende Dezember nach dem Kriegsſchauplatz ab. Faſt gleichzeitig mit ſeinem Oberſten, ſank er ſchwer verwundet vom Pferde. Zwei Kugeln hatten ihn in den Schenkel getroffen. Gleichwohl ſchien ſeine Verwundung anfangs nicht bedenklich. Wenige Tage nach dem Gefecht wurde er durch die Ernennung zum Oberſten und Regimentschef, ſo wie durch die Ertheilung des Ordens der eiſernen Krone ausgezeichnet. Auf ſeiner Reiſe von Schleswig aus nach einem der böhmiſchen Bäder, mußte er wegen zunehmender Schwäche in Berlin bleiben, wo ſich ſein Zuſtand weſentlich verſchlimmerte. Er ſtarb daſelbſt am 13. Juni. Unter allgemeiner Theilnahme wurde er auf dem Invalidenkirchhof beſtattet.

Aufſammeln ihrer blutigen Bürde, überſehen worden waren. Viele von dieſen ſtarben über Nacht. Ein Reiſender, der am anderen Tag des Weges kam, hat das Schlachtfeld wie folgt beſchrieben: »Das Wetter war gleichmäßig ſchlecht, die Chauſſee ſpiegelglatt, und von Zeit zu Zeit erſchwerten die zuſammengetriebenen Schneemaſſen das weitere Fortkommen derartig, daß man Gefahr lief, in die tiefen Chauſſeegräben geſtürzt zu werden, was auch vielen Fuhrwerken ſchon paſſirt war. Die Gegend iſt ſehr hügelig und mit Nadelholz bedeckt, während an anderen Stellen nur der Ginſter eine ſpärliche Vegetation bildet. Langſam näherten wir uns der Kampfſtätte von Oeverſee. Das Terrain iſt wellig, das Dorf ſelbſt liegt maleriſch zur Seite auf einer Anhöhe. Das eigentliche Schlachtfeld beginnt erſt jenſeits des Dorfes. Es bot, obſchon inzwiſchen viel Schnee gefallen war, dennoch einen furchtbaren Anblick. Die Oeſtreicher, ſtattliche Leute in ihren langen weißen Mänteln, mit durchſchoſſenen Köpfen und zerſchmetterten Gliedmaßen, getödtete Pferde, umgeworfene däniſche Munitionswagen, lagen zu beiden Seiten des Weges, und den Abhang hinunter ſah man in wildem Durcheinander Leichen, Czakos, Torniſter, Patrontaſchen und zerſtreute Waffen aller Art. Wagte man einen weitern Gang durch dieſes Todtenfeld, ſo begann weiter unten die Leichenſtätte der Dänen, welche jedoch zum Theil geſäubert war, da, wie ich an Ort und Stelle gehört habe, dieſelben vier Schiffsladungen mit Todten bereits fortgeſchafft haben ſollen. Weiter nördlich auf der Straße liegt eine Schmiede, um welche auch ein heißer Kampf ſtattgefunden haben muß. Todte von beiden Seiten bedeckten in weitem Umkreiſe das Feld. Viele Verwundete, welche in der Schmiede wahrſcheinlich Hülfe ſuchten, die ihnen jedoch, da ſich die Bewohner geflüchtet hatten, nicht zu Theil wurde, mögen hier in Folge der harten Kälte zu Grunde gegangen ſein. Denn ſo ſah ich z. B. einen oeſtreichiſchen Soldaten an der Wand des Hauſes zuſammengekauert und erſtarrt, während zur Seite ſein Gewehr angelehnt war. Andere lagen im Schnee und bei ihnen, von der Erbitterung des Kampfes zeugend, gefallene Dänen. Tiefe Stille ruhte auf der unheimlichen Stätte.« Um dieſelbe Stunde paſſirte auch ein preußiſches Garderegiment, auf ſeinem Marſche nach Flensburg, das Schlachtfeld. Ein Soldat ſchrieb nach Haus: »es war faſt zu viel für mein junges Herz«.

Der Marſch durch Angeln. Beſetzung Flensburgs.

Wir verließen das I. Corps am 6. Februar 4½ Uhr Nachmittags, als eben die letzten Kolonnen die nach Arnis hinüber geſchlagene Ponton-Brücke paſſirt hatten. Es war dies genau dieſelbe Stunde, zu welcher ſich, drei Meilen weiter weſtwärts, das blutige Arrieregarden-Gefecht bei Oeverſee zu Gunſten der Oeſtreicher entſchied.

Der Uebergang über die Schlei, wie wir bereits wiſſen, hatte unmittelbar nach Beendigung des Brückenbaues, 9¾ Uhr *begonnen*. Die Zietenſchen Huſaren und die Avantgarde paſſirten die Brücke zuerſt. Während die Bataillone der Avantgarde noch beim Prinzen vorbeidefilirten, traf der Flügeladjutant Sr. Majeſtät des Königs, Oberſtlieutenant Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, in Arnis ein und brachte vom Feldmarſchall aus Dahmendorf die wichtige Nachricht, daß die Dänen das Dannewerk geräumt hätten, *der Feldmarſchall hoffe den Prinzen auf den Höhen bei Flensburg wieder zu ſehn*.

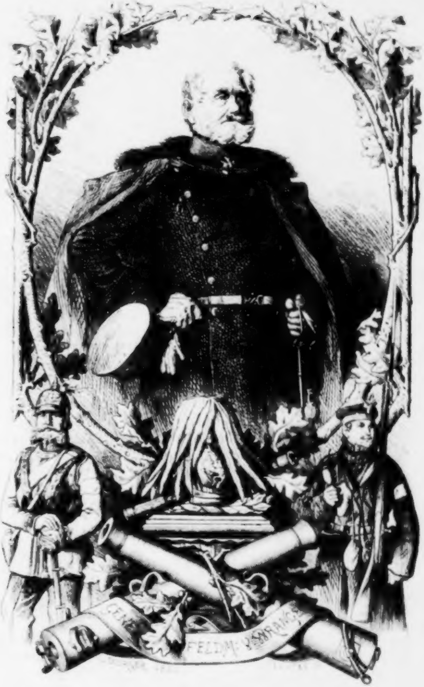
Es war 11 Uhr Vormittags, als der Prinz dieſe wichtige Nachricht empfing, der am Abend vorher um 8 Uhr abgerückte Feind hatte freilich einen bedeutenden Vorſprung, dennoch erſchien es geboten, mit aller Kraft auf Flensburg vorzuſtoßen, um den Feind wo möglich von ſeiner Rückzugslinie abzudrängen. General Graf Münſter, welcher mit der Reſerve-Cavallerie (die der Avantgarde unmittelbar folgte) ſo eben im Uebergehn begriffen war, erhielt Befehl, mit der geſammten Cavallerie des Corps, unter Aufbietung aller Kräfte, den Feind zu verfolgen und ſich, wie wir ſchon citirten, an ihn zu hängen, wenn er denſelben eingeholt hätte. Es ſollte alles geſchehn, was die »Kräfte von Mann und Pferd« erlaubten.

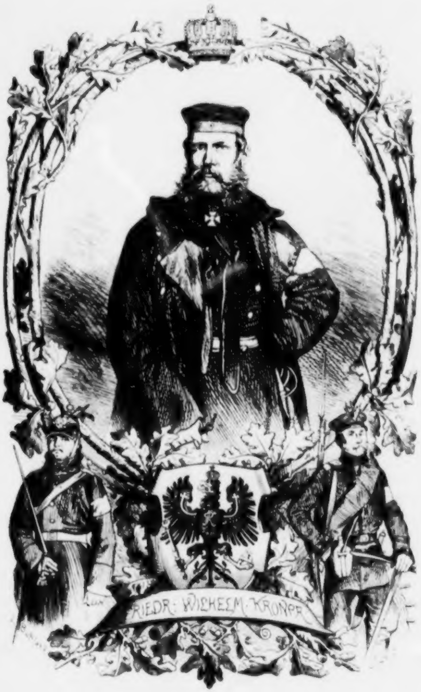
Dieſem Befehl gemäß ſetzte ſich die geſammte Cavallerie des Corps in Marſch. Es war 11½ Uhr. Einige Schwadronen Zieten-Huſaren und 11. Ulanen hatten die Tête. Die eingeſchneiten, von der Sonne beſchienenen Wege waren ſchwer genug zu paſſiren; als aber bald nach Mittag die tiefer gehende Sonne ihren Einfluß auf das Thauen des Schnees verlor und nach und nach das Froſtwetter entſchiedener eintrat, wurde das Fortkommen immer beſchwerlicher. Es glatteiſte und um die vierte Stunde war der Weg zu einer ſpiegelglatten Fläche geworden. Die Pferde glitten rechts und links von den dammartigen Wegen in die mit Schnee angefüllten Gräben und konnten nur mit großer Mühe wieder herausgeſchafft werden. Die Huſaren ſtiegen ab und führten ihre Pferde am Zügel. Als es dunkel wurde, fiel Schnee, aber der ſcharfe Oſtwind, der wehte, machte den Schnee zu harten Eisſtücken, ſo daß alles die Augen ſchließen mußte. Immer langſamer ging es vorwärts; die Schnelligkeit ſtand im umgekehrten Verhältniß mit Schneefall und Sturm, die beſtändig wuchſen. Und doch hieß es »Vorwärts um jeden Preis«.

Abends 9 Uhr erreichten die Têten der Reſerve-Cavallerie das Dorf Sterup, halben Wegs zwiſchen Arnis und Flensburg. Bald nach ihnen trafen die Avantgarde und die Brigade Roeder ein. Die Cavallerie hatte nicht weſentlich raſcher fortgekonnt, als die Infanterie-Kolonnen; in neun Stunden drei Meilen. Die Pferde konnten nicht weiter; es war nicht möglich, ohne vorgängige kurze Raſt die Verfolgung fortzuſetzen.

Ein Officier vom Zietenſchen Huſaren-Regiment berichtet über dieſen Marſch durch Angeln: »Wir gingen alſo auf Flensburg, um die Rückzugslinie des Feindes zu bedrohen. Im Laufe des Nachmittags wurde auf zwei Stunden Halt gemacht, um zu füttern; da die Pferde zu Dutzenden ſtürzten, ſo wurde es unmöglich, daß das Regiment noch an demſelben Tage — was der eigentliche Plan der Verfolgung war — Flensburg erreichte. Abends um 9 Uhr machten wir bei den Dörfern Schnabe und Sterup Halt und trafen die nöthigen Sicherheitsmaßregeln. Bald füllten ſich die Dörfer mit Artillerie und Infanterie, ſo daß nur ein Theil unſerer Mannſchaften untergebracht werden konnte, der Reſt mußte bivouacquiren. Mann und Pferd waren aufs äußerſte erſchöpft, da nichts mehr anſtrengt, als das Reiten auf Glatteis. Um 3 Uhr früh wurde wieder ausgerückt. Mit Tagesanbruch ſtand ich vor Flensburg.«

So weit der Brief des Officiers. In der That waren, der am 6. gegebenen Diſpoſition gemäß, 3 Escadrons um 3 Uhr früh (am 7.) aus ihren Quartieren aufgebrochen und ſtanden kurze Zeit darauf auf der Chauſſee nach Flensburg vereinigt. Es waren die beiden erſten Escadrons von Zieten-Huſaren und die erſte Escadron vom 11. Ulanen-Regiment, jene unter Führung des Rittmeiſters v. Weiſe, dieſe unter Rittmeiſter v. Rauch. Rittmeiſter v. Weiſe, als älteſter Officier, übernahm den Befehl. Er ließ die Ulanen-Escadron, welche ſich an der Tête befand, als Avantgarde gegen die Stadt vorgehn. Um 7½ Uhr erreichte die Spitze der Ulanen Flensburg. Die Dänen waren ſeit drei Stunden fort. Im Trabe ging es durch die Stadt hindurch, dem Gehölz entgegen, das etwa 2000 Schritt vor dem Norderthor beginnt und an der Apenrader Chauſſee ſich hinzieht.


GENE
FELDM: V. WRANGEL


RIEDR: WILHELM·KRONPR

Hier erhielten die Ulanen Feuer und zogen ſich wieder bis an die Stadt zurück. — Ein ähnliches Gefecht beſtand eine Huſaren-Abtheilung unter Premierlieutenant Thiele, die auf der Frieſenſtraße gegen Bau vorgegangen war. Sie machte einige Gefangene.

Flensburg ſelbſt war inzwiſchen von dem Reſt der Zietenſchen Huſaren beſetzt worden. Hier war die Ausbeute reicher. Hundert Dänen, die ſich in den Häuſern verſpätet hatten, wurden gefangen genommen, dazu große Vorräthe von Proviant, Brod und geſalzenem Fleiſch, die eben eingeſchifft werden ſollten, um nach Sonderburg abgeführt zu werden. Unter der Beute befand ſich auch das Silber- und Tafel-Servis des däniſchen Ober-Commandos.

Um 11½ Uhr Mittags — nachdem ſchon vorher die Avantgarde des III. Corps (preußiſche Garden) die Stadt paſſirt hatte — zog der Feldmarſchall in Begleitung des Kronprinzen unter großem Jubel der deutſchen Bevölkerung in Flensburg ein.

Noch im Laufe des 7. Februar wurden für die geſammte Armee folgende Dispoſitionen ausgegeben:

das I. Corps (Prinz Friedrich Karl) bezieht Quartiere in Nord-Angeln (Glücksburg, Grundhof, Groß-Quern);

das II. Corps (v. Gablenz) bezieht Quartiere ſüdlich von Flensburg (Overſee, Hürup, Biſtoft, Wanderup);

das III. Corps (Garden) bezieht Quartiere in Flensburg und Umgegend. Die Avantgarde dieſes Corps unter Generalmajor v. d. Goltz folgt dem Feinde und beſetzt Bau und Cruſau (Gabelpunkt, wo ſich die Straße nach Apenrade und Düppel theilt).

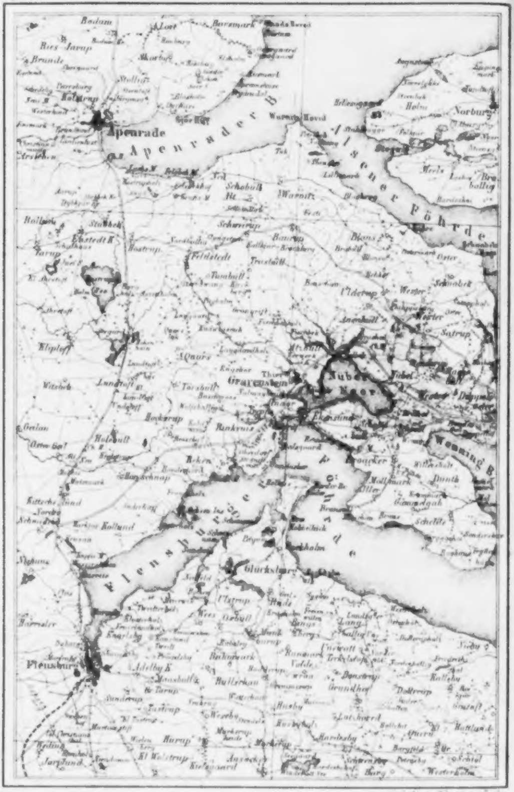
Alle Truppentheile waren, nach den Kämpfen und Strapatzen der letzten Tage, der Ruhe dringend bedürftig. Eine energiſche Verfolgung, ſo große Reſultate ſie muthmaßlich ergeben und ein Feſtſetzen des Feindes in der Düppelſtellung gehindert hätte, war doch eben unmöglich, weil die Kräfte von Mann und Pferd erſchöpft waren. Selbſt General v. Gablenz, der über alte kriegsgewohnte Regimenter verfügte, hatte am 6. Abends das dringende Verlangen geſtellt, ſeinen aufs äußerſte ermüdeten Truppen für den 7. Februar Ruhe zu gewähren. Kaum geringer waren die Strapatzen des I. Corps geweſen. Erſt am 10. Februar wurden die Kriegsoperationen wieder aufgenommen.

Eh wir in den zweiten Abſchnitt dieſes Krieges, in die Belagerung von Düppel eintreten, geziemt es ſich an dieſer Stelle wohl, ſich gegenwärtig zu halten, welche Reſultate die erſte Woche des Krieges, vom 1. bis zum 7. Februar, im Gefolge gehabt hatte: die Eider war überſchritten, der Feind in blutigen Gefechten beſiegt, das Dannewerk genommen, Schleswig frei. Jene eilf Meilen lange Vertheidigungslinie, deren Uneinnehmbarkeit in allen Blättern Europas immer wieder und wieder behauptet worden war, ſie war aufgegeben, eine ernſtliche Vertheidigung nicht einmal verſucht worden. Materiell wie moraliſch war ein großer Sieg errungen. 119 ſchwere Poſitionsgeſchütze, 20 Stück Feldgeſchütze, welche an verſchiedenen Stellen des Weges ſtecken geblieben waren, dazu entſprechende Munitionsvorräthe waren erbeutet worden. Nicht minder ſchwer wog das Bewußtſein eines großen, raſch errungenen Erfolges. Die jungen Truppen, aus denen die alliirte Armee der Mehrzahl nach beſtand, hatten ſich nicht nur fühlen, ſie hatten auch ihre Ueberlegenheit über den Gegner kennen gelernt. Wie die jungen Truppen, ſo hatten ſich die neuen Waffen, das Zündnadelgewehr und die gezogenen Geſchütze, ſelbſt über die kühnſten Erwartungen hinaus, bewährt. Der Verlauf des Krieges ſollte noch vielfach Gelegenheit geben, wie die Ueberlegenheit des oeſtreichiſch-preußiſchen Syſtems (gegenüber dem Milizſyſtem der Dänen), ſo vor allem auch die Ueberlegenheit ihrer Bewaffnung darzuthun. Der raſche und glänzende Ausgang des Krieges war zum Theil eine Folge davon.

Wir wenden uns nun dem zweiten Abſchnitt des Krieges — »Düppel« zu.

Düppel.

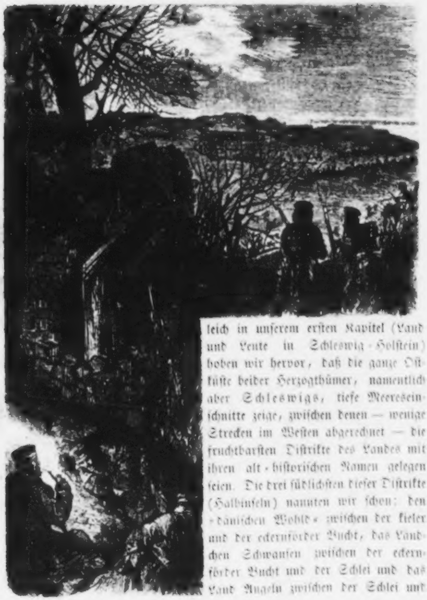
IV



Apenrade
Apenrader B.
Flensburg
Flensburger Föhrde
Gravenstein
Nuber Noor
Alsener Föhrde
Wenning B.
Glücksburg
Quars
Feldstedt
Warnitz
Hoved
Norburg
Augustenburg
Satrup
Broacker
Holebüll
Kollund
Bau
Tarup
Husby
Rinkenis
Badum
Loit
Barsmark
Kolstrup
Stubbek
Ekensund
Uldrup
Schelde
Dünth
Adelby
Munkbrarup
Quern
Westerholm

Sundewitt.

Land und Leute



leich in unſerem erſten Kapitel (Land und Leute in Schleswig-Holſtein) hoben wir hervor, daß die ganze Oſtküſte beider Herzogthümer, namentlich aber Schleswigs, tiefe Meereseinſchnitte zeige, zwiſchen denen — wenige Strecken im Weſten abgerechnet — die fruchtbarſten Diſtrikte des Landes mit ihren alt-hiſtoriſchen Namen gelegen ſeien. Die drei ſüdlichſten dieſer Diſtrikte (Halbinſeln) nannten wir ſchon: den »däniſchen Wohld« zwiſchen der kieler und der eckernförder Bucht, das Ländchen Schwanſen zwiſchen der eckernförder Bucht und der Schlei und das Land Angeln zwiſchen der Schlei und dem flensburger Meerbuſen. Wir lernen jetzt, in unmittelbarer Fortſetzung nach Norden hin, zwiſchen dem flensburger und dem apenrader Meerbuſen eine vierte Halbinſel kennen, das Sundewitt.

Dies, nach Nord und Süd hin, zwiſchen zwei Meerbuſen gelegene Sundewitt hat die Form eines beinah gleichſeitigen Dreiecks, deſſen eine Seite von der ziemlich gradlinigen Flensburg-Apenrader Chauſſee gebildet wird, während die nach Oſten hin gerichtete Spitze des Dreiecks auf das Meer und die Inſel Alſen zeigt. Dieſe Spitze des Dreiecks iſt freilich abgeſtumpft, wie denn Vorſprünge und Einbuchtungen überhaupt die Regelmäßigkeit der Linien unterbrechen und die »Dreiecksform« nur als Grundform der Halbinſel fortbeſtehen laſſen. Unter den Einbuchtungen, deren wir eben erwähnten, iſt das Nübel-Noer (an der Südſeite der Halbinſel) die größte und wichtigſte.

Die Größe der Halbinſel, wenn man ihr das ganze Stück Land zurechnet, das zwiſchen der Flensburg-Apenrader Chauſſee und dem flensburger und apenrader Meerbuſen gelegen iſt, iſt gegen 6 □ Meilen; die Zahl der Einwohner wird nicht weniger als 20,000 betragen. Die Bodenverhältniſſe ſind die günſtigſten und mit Ausnahme einzelner Moor- und Haideſtrecken, die noch dem Weſttheile der Halbinſel — wo ſie mit dem ſchleswigſchen Feſtlande zuſammenhängt — angehören, entſprechen die Verhältniſſe denen Angelns und der Inſel Alſen. Derſelbe Boden, dieſelbe Art der Beſtellung. Auch landſchaftlich iſt das Sundewitt den ebengenannten Landestheilen nahe verwandt, wiewohl es namentlich hinter Alſen an maleriſcher Schönheit zurückſtehen mag. Deshalb ſind, wie ſchön anderes auch ſein mag, diejenigen Punkte der Halbinſel als die ſchönſten anerkannt, die wie z. B. der Spitzberg und die düppeler Höhen einen Ueberblick nicht nur über das Sundewitt und ſeine Buchten, ſondern vor allem über das gegenüber gelegene Alſen geſtatten. Wenn Düppel nicht berühmt wäre durch die Ereigniſſe, die ſich an ſeinen Namen knüpfen, ſo verdiente es gekannt zu ſein durch das Panorama (Alſen, das Meer, der Wenningbund und die Uferlinien des Sundewitt), das ſich vor ihm ausbreitet.

Die Dörfer der Halbinſel, wohl dreißig an der Zahl, ſind reich wie das Land ſelber. Die Bauart der Häuſer fängt ſchon an ſich von der niederſächſiſchen Art zu entfernen, nur das Weitgeſtreckte, das allen niederſächſiſchen Dorfanlagen eigen iſt, findet ſich noch und viele der größeren Dörfer führen ſich unter zwei Namen ein, als ein Oſter- und Weſter-Dorf (Oſter- und Weſter-Satrup, Oſter- und Weſter-Düppel ꝛc.). Die Kirchen und die Kirchhöfe, namentlich die letzteren, bekunden die Wohlhabenheit des Landes. Die Gräber ſind gepflegt und zu Häupten der meiſten erhebt ſich ein Granitſtein, in deſſen flach-abgeſprengte Seite eine Erz- oder noch häufiger eine Marmortafel eingelegt iſt, die den Namen des Verſtorbenen und die Daten ſeiner Geburt und ſeines Todes trägt.

Entſprechend dieſen Kirchen und Kirchhöfen ſind ſelbſtverſtändlich auch die Paſtorate. Es ſind gut dotirte Stellen, ähnlich wie es ſich bei uns auf der Inſel Rügen findet. Das Pfarrhaus iſt hier — wo wenige adliche Beſitzungen vorkommen — zugleich das Herrenhaus des Dorfes. Der Garten wird zum Park, der Hof zum Gehöft, das Bücher-Regal erweitert ſich zu einem Bibliothekzimmer und in der Küche dreht ſich der Spieß, als brächte jeder Tag ein Feſt, oder einen Beſuch. Während des Krieges wurde mit Recht geſchrieben: Die Paſtorate ſind hier im Sundewitt die geſuchteſten Quartiere, weil die Wohnhäuſer geräumig, die innere Einrichtung comfortabel und die Hausherren gut ſituirt ſind. Die Einkünfte der Paſtoren betragen wohl faſt alle über 2000 Thlr. und in keinem Paſtorate fehlt ein Saal. Selbſt die Küſter- und Schullehrerſtellen ſind hier derart, daß 200 Thlr. Ruhegehalt als eine »kleine Penſion« gelten.

Die Geiſtlichen, wenn wir um dreißig Jahr zurückgehn, waren im Sundewitt wie anderswo im Lande ſchleswigſche Landeskinder und das deutſche Element (in aller Loyalität gegen Dänemark und den König-Herzog) wog vor. Die Kirchhof-Inſchriften aus jener Zeit laſſen kaum einen Zweifel darüber. Was im Alltagsleben geſprochen wurde, war weder deutſch noch däniſch, ſondern ein Gemiſch von beiden, das kein Fremder verſtehen konnte, die Kirchenſprache aber, einige Gemeinden von ausgeſprochen nordſchleswigſchem Charakter abgerechnet, war die Sprache Luthers.

So ſtanden hier die kirchlichen und zugleich die ſprachlichen Verhältniſſe bis zur Thronbeſteigung Chriſtians VIII. (1839), auch noch im Weſentlichen bis zum Ausbruch des erſten ſchleswig-holſteiniſchen Krieges. Nach Niederwerfung der Bewegung änderte ſich dies und in den mittelſchleswigſchen Diſtrikten, zu denen wir auch das Sundewitt zu zählen haben, begannen die Daniſirungsverſuche. Da die Bevölkerung, ohne däniſch zu ſein, doch eher, politiſch genommen, dem Dänenthum als dem Deutſchthum zuneigte, ſo konnten dieſe Verſuche kaum ſcheitern. Das däniſche ſetzte ſich feſter, die Predigt wurde däniſch gehalten, der Unterricht däniſch ertheilt, däniſche Bücher, däniſche Zeitungen kamen ins Land.

Es wäre gegen dieſe Schritte der nationalen kopenhagener Partei, bei der ſprachlichen und politiſchen Unausgeſprochenheit der Bevölkerung, nichts Erhebliches zu ſagen geweſen, wenn man weniger rückſichtslos, minder verletzend gegen die Empfindungen aller derer verfahren wäre, die, wenn auch nur eine Minorität bildend, von ausgeſprochen deutſcher Geſinnung waren. Aber hierin verſah man es in Kopenhagen.

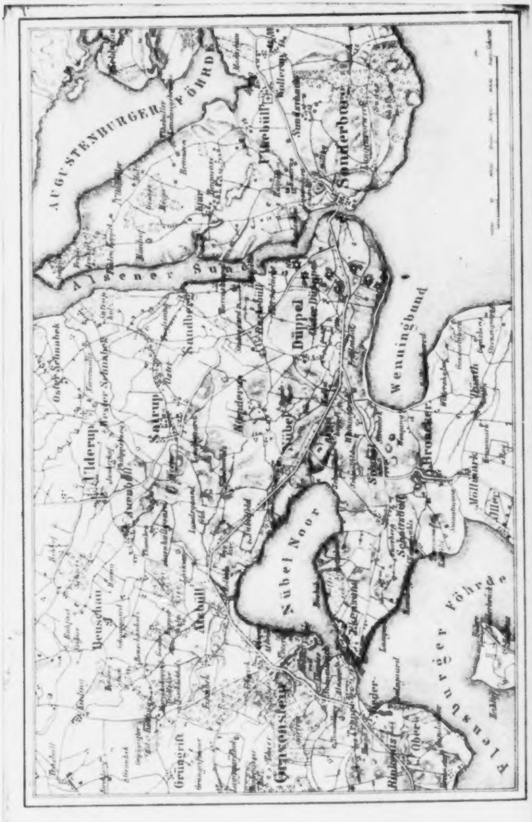
Die national-däniſchen Herren, die man von den Inſeln und von Jütland aus in's Land ſchickte, waren — theilweis wenigſtens — ſehr ungeeignet für das Amt, das ſie bekleiden ſollten und die Bezeichnung: »ſchwarze Gensdarmen«, die man für ſie erfand, war in vielen Fällen nur allzu ſehr verdient. Man kann zugeben, daß der gegenüberſtehende Haß der Deutſchen es an Uebertreibungen und in einzelnen Fällen an Verleumdungen nicht fehlen ließ. Von einem dieſer Herren, die 1851 in's Land kamen, wurde erzählt, daß er Chauſſee-Steinklopfer geweſen ſei, anderen wurde Trunk und Unzucht, noch anderen der wüſte Lebenswandel ihrer Frauen vorgeworfen. Wohl möglich, daß der nationale Haß in grellen Farben malte. Aber anderes ſtand feſt. Paſtor Roth in Ulderup machte den Verſuch, das Taufkind eines Mannes Namens Kaufmann auf den Namen »Kjöbmand« zu taufen, und Paſtor Schleppegrell in Broacker, von dem der Volkswitz erzählte, er ſei mit nichts als »einem Uniformrock und einem Sommar« in's Land gekommen, hatte in der That von 1848—51 als Artillerie-Officier im däniſchen Heere geſtanden. Um ſeiner militairiſchen Dienſte willen, war er mit der einträglichen Pfarrſtelle von Broacker belohnt worden. Dieſe Dinge waren Thatſachen. Sollen wir ein Urtheil zur Sache geben, ſo glauben wir — geſtützt auf die Erfahrungen ſolcher, die während des Krieges wochen- und monatelang in däniſchen Paſtoraten einquartiert waren — uns dahin ausſprechen zu können, daß es, was perſönliche Ehrenhaftigkeit, weltmänniſche und gelehrte Bildung anging, mit dieſen vielangefochtenen Männern, im Großen und Ganzen um kein Haar breit ſchlechter ſtand (meiſtens beſſer) als mit den Landgeiſtlichen anderer Gegenden, darin aber waren ſie freilich ein Unſegen für das Land, daß ſie in erſter Reihe Dänen und dann erſt Chriſt waren, die Pflege der Geſinnung kümmerte ſie mehr als das Heil der Seelen ihrer Gemeinde. Einzelne waren vielleicht fanatiſch genug ſich einzubilden, daß beides nothwendig zuſammenfalle. Ueberall im Lande, wo das deutſche Element überwog, mußte das als ein unerträglicher Druck empfunden werden. Darüber kann kein Zweifel ſein. Im Sundewitt indeß lagen die Dinge anders. Die, wie wir bereits hervorhoben, der deutſchen Kirchenſprache zum Trotz, halb dänenfreundliche, halb indifferente Bevölkerung kam dem nationalen Bekehrungseifer auf halbem Wege entgegen und eine Minorität ausgeſprochen deutſcher Männer abgerechnet, läßt ſich nicht behaupten, daß die Bevölkerung des Sundewitt unter der dreizehnjährigen Herrſchaft däniſcher Paſtoren und däniſcher Schullehrer ſich beſonders unbehaglich gefühlt hatte. Beinah gegentheils, man wurde mehr und mehr däniſch, aber man wurde es gern, mindeſtens ohne Trauer. Während des Krieges erwies ſich das

Sundewitt in ſeinen däniſchen Elementen als däniſcher, wie beiſpielsweiſe ganze Diſtrikte von Jütland.

Auch die Handels- und Verkehrs-Wege des Sundewitt kamen einer Daniſirung mehr oder weniger entgegen. Die beiden Chauſſeen, die die Halbinſel durchlaufen, ſind Verbindungsſtraßen zwiſchen Apenrade und Sonderburg und zwiſchen Flensburg und Sonderburg, und wiewohl die dadurch erzielte bequeme Verbindung mit dem, an der Grenze von Deutſch-Schleswig gelegenen Flensburg, zunächſt auf deutſche Handelsbeziehungen hinzudeuten ſcheint, ſo war es doch gerade der leichte Verkehr mit dieſem bevorzugten Stapelplatz der däniſchen Hauptſtadt, was den Handel mit den däniſchen Inſeln ſteigerte. Alle Straßen des Sundewitt, wie immer ſie laufen mochten, führten in ihrem Verlauf weniger ſüdwärts nach Hamburg, als oſtwärts nach Kopenhagen.

Die beiden genannten Straßen ſind die Lebensadern des Sundewitt. Beide münden nach Weſten hin auf die Flensburg-Apenrader Chauſſee, während nach Oſten hin ſie auf dem Düppelterrain (etwa 1000 Schritt hinter den vormaligen Schanzen) zuſammentreffen. Dieſe beiden Straßen — an denen die wichtigſten Dörfer der Halbinſel: Feldſtedt, Baurup, Ulderup, Satrup im Norden, Rinkenis, Gravenſtein, Atzbüll, Nübel und Düppel im Süden gelegen ſind — wurden für die Kriegsereigniſſe, deren Beſchreibung wir entgegengehn, von höchſter Wichtigkeit. Sie erleichterten in gleichem Maße den Verkehr, wie die Orientirung. Das Verſtändniß der Belagerung beruht auf genauer Kenntniß des Vorterrains und der beiden Straßen, die es durchziehn. Freilich auch noch auf der Kenntniß eines bisher übergangenen Anhängſels des Sundewitt. Ueber dieſen ein Wort.

Etwa eine halbe Meile vor der Düppelſtellung — die, wie wir hervorhoben, in der Spitze des Sundewitt-Dreiecks gelegen iſt — nimmt die Südlinie eben dieſes Dreiecks eine ſehr unregelmäßige Geſtalt an. Von rechts und links her dringen die Waſſer des Meeres und des flensburger Meerbuſens in das Feſtland. Der Halbinſel ein und zwei ſchöne Buchtungen ſchaffend, den Wenningbund und das Nübel-Noer, ſchaffen ſie zugleich zwiſchen dieſen zwei kleineren Waſſerbecken eine kleinere Halbinſel (Broacker), die an einem tauſend Schritt breiten Damm an der größeren Halbinſel (Sundewitt) hängt. Fruchtbarer noch als das eigentliche Sundewitt, an Schönheit und Fruchtbarkeit der Inſel Alſen nah verwandt, erlangte dieſe kleine Halbinſel inſonderheit durch ihre Flankenſtellung zur Düppelpoſition eine hervorragende Wichtigkeit. Von hier aus (was die Dänen bei Anlage Düppels für unmöglich gehalten hatten) ermöglichte ſich dennoch, über den Wenningbund hinweg, eine Beſchießung der Schanzen, vor allem aber war dieſe zur Seite gelegene Halbinſel ebenſo ſehr ein bequemes Angriffsthor gegen die Schanzen, als es jeden Ausfall aus den Schanzen, auch wenn dieſer zunächſt glückte, mit überlegner Macht in die Flanke nehmen und den Sieg in Niederlage verkehren konnte. Die beiden Sundewitt-Chauſſeen und die Broackerſtellung waren von entſcheidender Bedeutung für den Gang der Ereigniſſe. Wir geben nun im nächſten Kapitel ein Bild der Düppelſtellung ſelbſt.


AUGUSTENBURGER FÖHRDE
Alsener Sund
Sonderburg
Düppel
Wenningbund
Satrup
Ulderup
Sandberg
Nübel Noor
Broacker
Gravenstein
Flensburger Föhrde

Die Düppelſtellung.

Die abgeſtumpfte Oſtſpitze des Sundewitt, — ſeine Südoſt-Ecke — hat im Weſentlichen die Form eines rechten Winkels, der durch den Wenningbund (im Süden) und den Alſenſund (im Oſten) gebildet wird. Der Spitze dieſes rechten Winkels gegenüber, an der anderen Seite des Alſenſundes, liegt Sonderburg. Die dieſſeitigen Ufer in unmittelbarer Nähe der beiden Waſſerſtraßen (Wenningbund und Alſenſund) ſind ziemlich flach, wenigſtens flacher als die gegenüber liegenden Ufer der Inſel Alſen; aber ſchon in geringer Entfernung vom Ufer beginnt der Boden anzuſteigen und eine drittel Meile landeinwärts erreicht das Terrain, das hier den Charakter einer Hügelkette annimmt, die nicht unbeträchtliche Höhe von 250 Fuß. Dieſer Höhenzug, von einzelnen Kuppen überragt, führt den Namen der Düppelberge. Man kann ſie als einen 3000 Schritt langen Riegel bezeichnen, der die äußerſte Landſpitze des Sundewitt, von Waſſer zu Waſſer reichend, quer abſchließt. Jenſeit weiter nach Weſten hin, fällt das Terrain wieder ab, etwa in derſelben Linie wie es anſtieg.

Schon bei Gelegenheit früherer Kämpfe — namentlich während des 17. Jahrhunderts — war den däniſchen Generalen die ausgezeichnete defenſive Kraft dieſer Poſition keineswegs entgangen. Die Düppelſtellung bot von Natur drei große Vorzüge: ſie beherrſchte erſtens das Terrain auf dem der Gegner, ſchutzlos, heranrückte, ließ zweitens eine Durchbrechung wegen der Kürze der zu vertheidigenden Linie als mindeſtens ſehr ſchwierig erſcheinen und machte drittens eine Umgehung der Flanken, die durch Wenningbund und Alſenſund gedeckt waren, völlig unmöglich.

Während des Krieges von 1848—50 gelangte die Stellung zu einem geſteigerten Anſehn. Angriffe im Mai und Juni 1848 ſcheiterten; 1849 wurde ſie von den Sachſen und Bayern unter betrachtlichen Verluſten geſtürmt. Dieſe verſchiedenen Kämpfe hatten viel Blut gekoſtet; die Soldaten nannten Düppel »das Blutloch«.

Die Dänen, während dieſer Kämpfe, hatten die natürliche Feſtigkeit dieſer Poſition aufs Neue kennen gelernt und waren entſchloſſen, dieſen Vortheil nicht aus der Hand zu geben. 1858, als die Verhältniſſe zu

Deutſchland ſich abermals mehr und mehr zu trüben begannen, ſchritten ſie dazu, die von Natur feſte Stellung durch künſtliche Werke immer feſter zu machen, und ſo entſtanden die vielgenannten düppler Schanzen, zehn an der Zahl. Sie verfolgten, ohne immer die höchſten Kuppen zu wählen, im Weſentlichen den Rücken des Höhenzuges und reichten alſo, wie dieſer, von Waſſer zu Waſſer, d. h. vom Wenningbund bis zum Alſenſund.

Die Anlage geſchah mit außerordentlicher Kunſt. Es war eine Doppelreihe von Werken; in erſter Reihe lagen ſieben, in zweiter Reihe drei weitre Schanzen; ſpäter (während der Belagerung) wurde der zweiten Schanzenreihe, auf dem linken däniſchen Flügel, noch eine dritte Vertheidigungslinie hinzugefügt.

Durch die beiden mehrgenannten Sundewitt-Chauſſeen, die, den Höhenzug von Weſten her anſteigend, mitten durch düe Düppelſtellung hindurchliefen, wurde dieſe Stellung in drei Theile getheilt, in einen linken und rechten Flügel und in ein Centrum. Da der rechte däniſche Flügel indeß, wenn wir dieſe Eintheilung feſthalten wollten, nur aus einem etwa hundert Schritt breiten Erdſtreifen und einer einzigem Schanze (Schanze X.) beſtehen würde, ſo laſſen wir, wie es auch während des Krieges geſchah, in Nachſtehendem ſtatt der Dreitheilung lieber eine Zweitheilung eintreten und ſprechen ausſchließlich von einem linken und rechten Flügel der däniſchen Stellung. Die flensburger Chauſſee zog die Grenze zwiſchen beiden; auf dem linken däniſchen Flügel, zwiſchen Wenningbund und der Chauſſee, lagen die Schanzen I. bis IV., auf dem rechten dänüſchen Flügel, zwiſchen der Chauſſee und Alſenſund, lagen die Schanzen V. bis X.

Wir verſuchen eine kurze Schilderung der einzelnen Schanzen.

Die Schanzen des linken däniſchen Flügels (Schanze I. bis IV.)

Schanze I. lag unmittelbar am Wenningbund auf einer leicht hervortretenden Erhöhung des Uferrandes und beherrſchte durch ihr Feuer den Weg längs der Küſte vollſtändig. Sie war die niedrigſte. Vor ihr zog ſich eine naſſe Schlucht, aus der Gegend der Chauſſee herabkommend, als eine Art Hinderniß entlang.

Schanze II. bildete eine ſechsſeitige Redoute oder eine Art abgeſtumpfter Lünette, deren Kehle eine Bruſtwehr ſchloß.

Schanze III. war eines der kleineren Werke der Düppelſtellung. Gemeinſchaftlich mit den Werken IV. und V. beherrſchte ſie die Chauſſee und das zunächſt gelegene Terrain vollſtändig. Schanze III., IV. und V. vertheidigten ſich gegenſeitig, ſo daß hier einer der ſtärkſten und wichtigſten Punkte der ganzen Linie lag.

Schanze IV., auf einer Kuppe ſüdlich der Chauſſee und gegen die Schanzen III. und V. etwas zurückgelegen, war eine ſtarke ſechsſeitige Redoute und bildete den hauptſächlichſten Theil für den feindlichen linken Flügel, den ſie durch ihre erhöhte Lage dominirte und ſogar das Terrain rückwärts der Schanzen III. II. und I. mit ihrem Feuer beherrſchte.

Die Schanzen des rechten däniſchen Flügels (Schanze V. bis X.).

Schanze V., faſt unmittelbar neben der Chauſſee gelegen, lag, gegen Schanze IV., um 500 Schritt vor. Sie beſtand aus einem ähnlichen Werke wie Schanze III.

Schanze VI., räumlich wohl die ausgedehnteſte und am ſtärkſten armirte von allen Schanzen, war eine fünfſeitige Redoute und lag auf dem höchſten Punkte der Linie. Ihre Wirkungsſphäre reichte nach beiden Flügeln bis zum Meere.

Schanze VII., etwa 350 Schritt weiter zurückgelegen, influirte auf die Vertheidigung der Schanzen V. VI. und VIII. Sie war nach demſelben Grundriß angelegt wie die beiden kleineren Schanzen III. und V.

Schanze VIII. IX. und X., die letztre, wie ſchon angedeutet, auf einem ſchmalen Streifen zwiſchen dem Alſenſund und der apenrader Chauſſee gelegen, waren große geſchloſſene Werke und ohngefähr nach gleichem Grundriß wie Schanze VI. aufgeführt. Die Entfernung dieſer Schanzen von einander war größer, als die zwiſchen den Schanzen des linken Flügels.

Während der linke Flügel (vier Schanzen) eine Geſammtausdehnung von nur 1000 Schritt hatte, hatte der rechte Flügel (ſechs Schanzen) eine Geſammtentwickelung von gegen 2500 Schritt. Alle Schanzen waren durch Verbindungslinien mit einander verbunden, die zum Theil ſelbſt wieder durch ſogenannte »Geſchütz-Emplacements« zu eignen kleinen Vertheidigungswerken umgeſchaffen waren*).

Die Werke ſelbſt, die eigentlichen Schanzen, ſämmtlich aus Erde erbaut, hatten eine ungefähre Höhe von 20 Fuß, die Gräben eine Tiefe von 12 Fuß und eine Breite von 20 Fuß, die Stärke der Bruſtwehren war gegen ſchweres Geſchützfeuer berechnet. In den Gräben befanden ſich als Annäherungshinderniſſe Palliſadenreihen, vor den Gräben Eggen, Wolfsgruben, Spickpfählchen, ſowie Drahtnetze (ähnlich den Weinſpalieren), eine neue Erfindung der Dänen. Jede Schanze, ungefähr für 6 Geſchütze und 2 Compagnieen Beſatzung eingerichtet, beſaß im Innern ein ſolid gebautes hölzernes Blockhaus, ſowie ein Pulvermagazin, auch Zufluchtsörter in den Traverſen und unter den Bruſtwehren.

---

*) Das im Zeughauſe zu Berlin aufgeſtellte „Düppelmodell“ (eine ausgezeichnete Arbeit des Major v. Keſſel) giebt eine treffliche Gelegenheit, wie über das Terrain ſelbſt, ſo auch namentlich über die Art und Ausdehnung der Düppelſchanzen ſich zu informiren.

Außerdem rechneten die Dänen auf die flankirende Mitwirkung ihrer Kanonenboote von der Seeſeite her, ſowohl auf dem Wenningbunde, wie dem Alſenſund. Ueberdies waren auch auf den das Ufer dominirenden Höhen der Inſel Alſen Batterieen angelegt, welche ſowohl den rechten Flügel vor Nr. X. flankirten, als auch von Sonderburg aus das Terrain zwiſchen dem Alſenſund und den Schanzen durch ihr Feuer beherrſchen konnten.

Unmittelbar vor den Schiffbrücken, die ebenfalls von Sonderburg aus nach der eigentlichen Düppelſtellung führten, befand ſich ein doppelter Brückenkopf, wovon der nördliche größere in Geſtalt eines Kronenwerks und in denſelben Dimenſionen wie die Schanzen erbaut war. Er ſicherte den unmittelbaren Zugang zu den Brücken und verſchaffte der Düppelſtellung die offene, ungehinderte Verbindung nach rückwärts, mit der Armee auf Alſen.

Dies war im Weſentlichen die berühmte Düppelpoſition.

Sie war, wie militairiſche Autoritäten verſichern, mit allen ſtrategiſchen und taktiſchen Vorzügen ausgeſtattet, die nur erdacht werden können. Dieſe Vorzüge laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen: Zunächſt eine Frontausdehnung von kaum 4000 Schritt, durch zehn Schanzen gedeckt, beide Flügel an das Meer gelehnt und durch die Flotte geſchützt. Der rechte Flügel überdies noch durch Batterieen auf der Inſel Alſen beſonders gekräftigt und faſt unangreifbar gemacht. Dieſe Umſtände allein bezeichnen ſchon die große Stärke der Poſition. Im Rücken derſelben deckte ein großer Brückenkopf die Verbindung zwiſchen dem Sundewitt und Alſen, und in dieſer reichen Inſel hatte die feindliche Armee ihre nächſte, ganz geſicherte Baſis. Sie fand dort gedeckte Sammelpunkte für ihre Reſerven und Ruhequartiere für die durch den Dienſt in den Schanzen ermüdeten Bataillone. Die Stadt Sonderburg bot bei ihrer Lage und durch ihre mannigfachen Hilfsmittel eine große Stütze. Endlich gewährte die See, auf welcher den Dänen ihre Superiorität nicht ſtreitig gemacht werden konnte, ihnen das Mittel, die zur Vertheidigung der Düppelſtellung aufgeſtellten Truppen jeden Augenblick zu verſtärken, ſoweit es ihre Kräfte zuließen und ihnen an Material wie an Proviant jede denkbare Unterſtützung zuzuführen.

Aehnlich günſtig dachten die Dänen ſelbſt von dieſer Poſition; freilich nicht die Reichstagsmänner (die von der Vorſtellung nicht loskonnten, daß das Dannewerk gegen jede Uebermacht zu halten geweſen wäre), wohl aber die ältren däniſchen Militairs, die ſich in ihrer Einſicht und ihrer Erfahrung nicht durch die Rodomontaden des kopenhagner Caſinos beirren ließen. Namentlich war General Gerlach, dem Ende Februar, nach einer kurzen Zwiſchenherrſchaft des Generallieutenant Lüttichau, das Obercommando und die Vertheidigung der Düppelſtellung zufiel, in hohem Grade für dieſelbe eingenommen. Bei ihrer concentrirten Lage (ein Umſtand, der der eilf Meilen langen Dannewerk-Poſition gegenüber nicht genugſam betont werden kann) hielt er ſie für ſehr haltbar, und bei gehöriger Vertheidigung für faſt uneinnehmbar. »Geſtützt auf die See, ſo pflegte er hervorzuheben, ſei es möglich, mit kleinen und größeren Abtheilungen an jedem beliebigen Punkt der Oſtküſte zu landen und den Angreifer abwechſelnd durch größre Aktionen (wie 1849 bei Fridericia) oder durch tauſend Nadelſtiche zu bedrohn, zu ſchädigen, zu ſchlagen.« Es lag viel Wahres in dieſer Auffaſſung des Generals, wenn auch andrerſeits die verſchiednen Machtverhältniſſe — vorausgeſetzt, daß es Deutſchland mit ſeiner Kriegführung Ernſt war — ſchließlich immer gegen Dänemark entſcheiden mußten.

Am 9. Februar rückten die erſten preußiſchen Bataillone in das Sundewitt vor, am 18. April fiel Düppel, nachdem der Kampf gegen daſſelbe durch die verſchiedenſten Phaſen gegangen war.

Die erſten drei Wochen waren alles andere eher als eine Belagerung; man begnügte ſich zu cerniren, zu recognosciren; kleine Gefechte fanden ſtatt, keines von Ausdehnung, keines von Belang. Die politiſche Poſition begann ſich momentan zu trüben; in Wien wurde man lau und dieſe Lauheit, wie immer, blieb nicht ohne Einfluß auf die militairiſche Aktion. Die Unbilden des Wetters kamen hinzu; bald auch, nachdem die Möglichkeit einer Ueberrumpelung geſchwunden war, das Gefühl unzureichender Kräfte. Was konnte Feldgeſchütz gegen die 84 Pfünder innerhalb der Schanzen?

Der 29. Februar bezeichnet einen Wendepunkt. Ein neuer Abſchnitt beginnt. An dieſem Tage wurde die Belagerung beſchloſſen; man war ſich klar darüber geworden, daß Düppel durch keinen Handſtreich zu nehmen ſei.

Aber auch die Belagerung ging wiederum durch Epochen der verſchiedenſten Art. Man begann mit Enfilir-Batterieen, — die Gammelmarker 24 Pfünder donnerten über den Wenningbund. Der Feind ſtutzte, aber er recolligirte ſich, die Enfilir-Batterieen reichten nicht aus.

So trat denn die Belagerung aus ihrem erſten Stadium (Beſchießung aus der Flanke) in ein zweites. Der Frontal-Angriff begann; vom 29. auf den 30. März wurde die erſte Parallele ausgehoben.

Aber auch jetzt noch war der Wunſch lebendig, dem zeitraubenden, mühevollen Vorgehn mit der Sappe zuvorzukommen und der ganzen Belagerung, dem Kriege überhaupt, durch einen raſchen Coup ein Ende zu machen. So entſtand, während ſchon 30 Geſchütze aus der erſten Parallele ihr Feuer eröffneten, das Projekt von Ballegard. In der Nacht vom 2. auf den 3. ſollten 16,000 Mann von Ballegard aus nach Alſen übergehn, Alſen nehmen und den Feind von Sonderburg her in den Rücken faſſen. Der Plan ſcheiterte an der Ungunſt des Wetters.

Nun erſt trat die Belagerung in ihren ungeſtörten regelrechten Verlauf, zugleich in ihre letzte, entſcheidende Phaſe. Am 15. wurde die dritte Parallele eröffnet; am 18. erfolgte der Sturm. Dies in kurzer Skizzirung die Ereigniſſe, deren ausführlicherer Beſchreibung wir nunmehr entgegengehn.

Bis zum 11. Februar.

Die Garden im Sundewitt

Wir verließen die alliirte Armee am 7. Februar in ihren Ruhequartieren, die ſie nach den Kämpfen und Strapazen des 5. und 6. Februar bezogen hatte. Das I. Corps (Preußen) lag in Nord-Angeln, das II. Corps (Oeſtreicher) in Mittel-Schleswig; das III. Corps (Garden) hatte Flensburg beſetzt und ſeine Avantgarde nördlich bis Bau und Cruſau vorgeſchoben. Cruſau iſt der Punkt, wo die Flensburg-Apenrader Chauſſee, die, wie wir wiſſen, zwei in's Sundewitt führende Nebenſtraßen hat, die ſüdlichere dieſer beiden Straßen (die über Gravenſtein geht) abzweigt. Bau, in unmittelbarer Nähe von Cruſau gelegen, iſt der Punkt, wo das Kieler Turnercorps (am 9. April 1848) von den Dänen unter Oberſt Hedemann nahezu aufgerieben wurde.

Am 8. 9. und 10. Februar blieben die Truppen aller drei Corps in ihren Quartieren; nur die bis Bau und Cruſau vorgeſchobene Avantgarde, die aus dem 3. Garderegiment zu Fuß, zwei Bataillone vom Regiment Auguſta, einer 6pfündigen Garde-Batterie und zwei Escadrons weſtphäliſcher Küraſſiere (am 10. aus zwei Escadrons Zieteniſcher Huſaren) beſtand, blieb in Bewegung und ſtieß auf den Feind. An allen drei Tagen (8. 9. 10.) fanden Recognoscirungen ſtatt.

Die Recognoscirung vom 8. ging nordwärts. Cavallerie-Patrouillen (Küraſſiere) wurden auf der Flensburg-Apenrader Chauſſee vorgeſchoben und konnten melden, daß Apenrade von den Dänen verlaſſen ſei. Es war wahrſcheinlich, daß ſie ihren Rückzug bis über die jütiſche Grenze fortgeſetzt hatten.

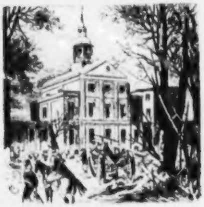
Die Recognoscirung vom 9. ging oſtwärts in's Sundewitt. Major v. Barby mit zwei Compagnieen und einer Schwadron avancirte auf der Gravenſteiner Chauſſee, beſetzte Rinkenis und ſchickte Küraſſier-Abtheilungen bis über Satrup hinaus vor. Zwiſchen Satrup und Rackebüll wurde eine däniſche Dragoner-Feldwache aufgehoben. Die Gefangenen ſagten aus, daß *die düppeler Schanzen verlaſſen ſeien*.

Dies war eine wichtige Nachricht. Es galt Gewißheit darüber zu erlangen, ſo wurde auf den 10. eine *dritte*, größere Recognoscirung feſtgeſetzt. Statt der Küraſſiere nahm man leichtberittene Zietenſche Huſaren, von denen zwei Schwadronen bei der Avantgarde eingetroffen waren. Zwei Abtheilungen gingen vor; eine größere (drei Compagnieen) unter Major v. Liebeherr dirigirte ſich auf *Satrup*, eine kleinere (eine Compagnie) unter Hauptmann v. Reinhardt auf *Rübel*. Beide Abtheilungen ſtießen auf den Feind, der in raſchem Anlauf zurückgeworfen wurde, von Satrup auf Rackebüll, von Rübel auf die Büffelkoppel. Die Dänen hatten 10 Todte, eine Anzahl Verwundete und Gefangene, unter letzteren einen Officier. Preußiſcherſeits (2 Todte) war Lieutenant Herwarth v. Bittenfeld verwundet worden. Beim Dunkelwerden zogen ſich beide preußiſche Abtheilungen auf Gravenſtein zurück. Der Zweck der Recognoscirung war erreicht.

Man hatte ſich genugſam überzeugt, daß die Ausſagen der Gefangenen vom Tage vorher irrthümlich geweſen ſeien, — *die Düppelſtellung war von den Dänen beſetzt*. Ueber die Stärke ihrer Streitkräfte hatte ſich freilich nichts ſicheres in Erfahrung bringen laſſen. Trübe Luft behinderte die Ausſicht; nicht einmal der Schanzen war man anſichtig geworden. Soviel aber ſtand feſt, *die Dänen waren Willens, die Düppelſtellung zu halten*.

In dieſem Sinne wurde, von der Avantgarde aus, an den Feldmarſchall berichtet; — eine Belagerung ſtand muthmaßlich bevor. Die Frage war zu entſcheiden: welches Corps verfügt am eh'ſten über die Mittel (Artillerie), in eine ſolche Belagerung einzutreten? Die Antwort war: das I. Corps. Demgemäß wurden die Dispoſitionen getroffen. Das II. und III. Corps marſchirten gegen Jütland, wohin ſich ein kleinerer Theil der däniſchen Armee ſammt der ganzen Cavallerie zurückgezogen hatte; *das I. Corps ging gegen Düppel*. Am 11. Mittags wurden die Vorpoſten der Garde abgelöſt.

Bis zum 29. Februar.



om 7. bis 11. Februar, wie wir ſahen, hatten die Vortruppen des III. Corps (Garden) an der Grenze des Sundewitt geſtanden und bis gegen Düppel hin recognoscirt. Am 11. Nachmittags rückten dieſe Vortruppen, wie die Garden überhaupt, auf der Flensburg-Apenrader Chauſſee nordwärts, nachdem unmittelbar vorher die beiden Regimenter der Brigade Roeder (24. und 64.) zur Ablöſung erſchienen waren. Noch am ſelben Tage, den 11., wurde das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Schloß Gravenſtein verlegt. Am 12. trafen die anderen Brigaden des I. Corps ein und nahmen derart Aufſtellung, daß ihre Flügel von Flensburg bis Apenrade reichten. Die Brandenburger hatten den rechten, die Weſtphalen den linken Flügel; die Brigade Roeder ſchob ihre Vorpoſten bis zwiſchen Atzbüll und Auenbüll vor, zugleich belegte ſie Schloß Gravenſtein.

Ueber dies im Lauf der Belagerung vielgenannte Schloß, das während der ganzen Dauer derſelben das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl blieb, einige kurze Notizen.

Schloß Gravenſtein, im Jahre 1758 in einem ziemlich ſchmuckloſen Renaiſſance-Styl erbaut, war bis 1852 im Beſitz der Herzoge von Auguſtenburg, die — wie auch der noch lebende Herzog Chriſtian — hier vielfach zu reſidiren pflegten. Nach erfolgter Ceſſion an Dänemark (30. Dezember 1852) wurde es däniſcherſeits an den Grafen Moltke verkauft, deſſen Sohn noch bis zwei Tage vor der Ankunft des Prinzen Friedrich Karl ſeinen Aufenthalt hier hatte. (Nach Trennung der Herzogthümer von Dänemark — das ſei gleich hier bemerkt — iſt das gravenſteiner Schloß abermals in die Hände der auguſtenburgſchen Familie übergegangen.) Ob das Schloß hiſtoriſche Erinnerungen hat, ſtehe dahin; wahrſcheinlich iſt die Epoche, während welcher ſich das Hauptquartier des I. Corps hier befand, die belebteſte, die intereſſanteſte, die am meiſten hiſtoriſche Zeit, die Schloß Gravenſtein geſehn hat.

Was die Erſcheinung des Schloſſes angeht, ſo iſt es ein ſtattlicher Bau, weiß getüncht, wie alle die holſteiniſchen und ſchleswigſchen Edelſitze, mit langen Corridoren und hohen Zimmerreihen. In ſeiner Mittelfront iſt ſogar eine Kirche, die ſich auch nach außen hin durch eine Art Laternenthurm markirt. Im Sommer bezaubert es durch ſeine Lage. Die weiße, ſonnenbeſchienene Fronte blickt dann in einen ſtillen, teichartigen See, den Laubholzparthieen umſtehn, und die üppige Vegetation, das maleriſch zur Seite gelegene Städtchen, die Fernblicke durch Park und Gehölz in die ſchönſten Gegenden des Sundewitt hinein, ſchaffen hier einen entzückenden Aufenthalt. Freilich ſelbſt um die Sommerzeit fehlt dieſem Schloſſe — wie faſt allen Schlöſſern des Landes — ein Etwas, es fehlt ihm das Leben. Sie ſind öde; etwas unheimlich Mährchenhaftes iſt um dieſe weißen ſonnenbeſchienenen Wände her, daß man denken möchte, hier ſehen Geſpenſter zu Mittag aus allen Fenſtern heraus. Und doch wiederum fehlte ihnen dieſer Spuk, ſo fehlte ihnen das Beſte, das ſie haben.

Jedes Zaubers entkleidet, war nun aber das *winterliche* Schloß Gravenſtein, in das während der Februartage 1864 die erſten preußiſchen Truppen einrückten. Pferde und Wagen ſanken tief ein, die zuerſt kommenden in Schnee, die ſpäter kommenden Kolonnen in Moraſt und aufgeweichtes Erdreich. Faſchinenwege mußten hergeſtellt werden, um überhaupt einen Verkehr möglich zu machen. Wie die Umgebung des Schloſſes, ſo war das Schloß ſelber. Als das Hauptquartier eintraf, fand man Alles von den Dänen verwüſtet, dazu kein einziges Stück Hausgeräth, ſo daß die Pioniere erſt Tiſche und Stühle zimmern und die nöthigſten Möbel aus den Kajüten einiger Schiffe, die in der flensburger Bucht mit Beſchlag belegt worden waren, herbeiſchaffen mußten. Aus dem Parterre und den Souterrains hatten die Dänen Pferdeſtälle gemacht, die andern Räume dienten als Lazareth und Kaſerne; in einigen Zimmern waren Pferde, Menſchen und Leichen zuſammengepfercht. Man räumte auf, ſo ſchnell es ging.

Am 11. Nachmittags traf Prinz Friedrich Karl an dieſer Stelle ein. Sie war unwirthlich genug. Der Prinz hielt ſeinen erſten Umgang, auch in die Kirche trat er. Vor dem Altar, auf dem ein Paar Lichter brannten, lag ein Soldat vom 3. Garde-Regiment, der am Tage zuvor bei Satrup gefallen war. Sein Mantel war über ihn ausgebreitet; die Orgel ſpielte einen Choral. Das war das erſte Bild, das Schloß Gravenſtein ſeinen neuen Bewohnern bot*).

---

*) Während der folgenden Wochen geſchah, was geſchehen konnte, um das Schloß zu einem wohnlicheren Aufenthalt zu machen, da aber ſelten weniger als 600 Perſonen im Schloß Quartier hatten, ſo mußte an der Raumbeſchränktheit ſchließlich alles ſcheitern. Jede Stube beherbergte 5 bis 6 Perſonen. In der Kirche, darin übrigens Sonntags ein regelmäßiger Gottesdienſt ſtattfand, wurden gewöhnlich die däniſchen Gefangenen untergebracht. Der Prinz ſelbſt begnügte ſich mit zwei Zimmern.

Faſt um dieſelbe Stunde, wo das Hauptquartier in Schloß Gravenſtein eintraf, fand in geringer Entfernung davon — nur durch die Breite des flensburger Meerbuſens von ihm getrennt — ein kurzes Artilleriegefecht ſtatt, deſſen wir an dieſer Stelle in Kürze erwähnen wollen, einmal wegen der Geiſtesgegenwart des commandirenden Officiers, andrerſeits wegen des günſtigen Prognoſtikons, das der Ausgang dieſes Kampfes unſren Geſchützen ſtellte.

Noch frappanter als am 1. Februar bei Eckernförde zeigte ſich auch hier wieder die Ueberlegenheit unſrer gezogenen Kanonen, — oder von Strandbatterieen überhaupt — über die ſchweren Schiffskanonen des Gegners.

Das Gefecht ſelbſt fand bei Hollnis ſtatt, wo ſchon am 9. Vorbereitungen zur Errichtung einer Strandbatterie getroffen worden waren. Dies war unerläßlich. Wir ſchicken eine Beſchreibung der Oertlichkeit voraus.

Der flensburger Meerbuſen, wie ein Blick auf die Karte zeigt, flankirt nicht nur das ganze Sundewitt, ſondern dringt auch bis nach Flensburg hin vor, ſo daß die Dänen, wenn es nicht glückte, den flensburger Meerbuſen zu ſchließen, mit Hülfe dieſer Waſſerſtraße jeden Augenblick im Stande waren, die ganze Flanke des Gegners bis nach Flensburg hinauf zu gefährden. Dem mußte begegnet werden. Dazu bot ſich bei Hollnis die beſte Gelegenheit. Hier, wo der Meerbuſen ſeine zwei ſchmalſten Stellen hat, wurde an einer dieſer ſchmalſten Stellen, zwiſchen Hollnis (Angler Seite) und Brunsnis (Sundewitt-Seite) die Anlage einer Strandbatterie beſchloſſen. (Später verlegte man dieſe Batterie an die noch ſchmalere Stelle zwiſchen Hollnis und Sandacker.)

Die Batterie auf Hollnis war noch im Bau begriffen, als am 11. ein feindlicher Dampfer erſchien, um die Einfahrt in die Bucht zu forciren. Dies gewahrte Premierlieutenant Mente von der magdeburger Artillerie-Brigade (Nr. 4.), der ſich bei der Batterie befand. Der Moment war kritiſch. Die Geſchütze ſtanden noch rückwärts im Park zuſammengefahren, die Artilleriſten waren in ihren 1000 Schritte weiter entfernten Quartieren und nur einige Mannſchaften der 4. Compagnie des brandenburgiſchen Pionier-Bataillons befanden ſich in den Schanzen. Mit Hülfe dieſer Pioniere brachte Lieutenant Mente zwei der auf ſehr ſchweren Lafetten ruhenden Geſchütze ſo herum, daß ſie die Mündung dem Feinde zukehrten, lud, richtete ſelbſt und ließ zwei Schüſſe abfeuern. Nach dem zweiten Schuſſe, der ſichtlich getroffen hatte, wendete das Schiff und ſteuerte der hohen See zu, das Feuer noch eine Weile, jedoch ohne jede Wirkung, fortſetzend. Die preußiſchen Geſchütze waren gezogene 12 Pfünder. (Die

Batterieen, gegenüber bei Rinkenis und Sandacker, mit deren Hülfe die Durchfahrt völlig geſchloſſen war, wurden am 16. und 17. fertig.)

Die Tage, die dem Gefecht bei Hollnis folgten, entbehrten vorläufig einer energiſchen Aktion. Die herankommenden Brigaden des Corps rückten in die ihnen zugewieſenen Stellungen ein; im Uebrigen beſchränkte man ſich auf Recognoscirungen, die am rechten Flügel, über Atzbüll und Auenbüll hinaus, bis gegen Stenderup und die Büffelkoppel, am linken Flügel bis gegen Sandberg hin (am Alſenſund) ausgedehnt wurden. Ein augenblickliches Stocken kam in den bis dahin ſo raſchen Gang der Ereigniſſe, ein Stocken, an dem die immer ſchlechter werdende Witterung nicht gerade den kleinſten Antheil hatte.

Bis zum 13. herrſchte bittre Kälte, dazu blies ein ſchneidender Nordoſt. Ein Reiſender, der die kurze Strecke von Schleswig nach Flensburg in jenen Tagen zurücklegte, giebt folgende Schilderung von den Unbilden des Wetters: »Anfangs ging es trotz Schneegeſtöbers und heulenden Sturmes ziemlich gut; die Schneemaſſen thürmten ſich aber immer höher, der Sturm nahm zu und gegen 8 Uhr Abends ſaßen wir feſt. Wir mußten ausſteigen, um die Strecke bis zur nächſten Station, etwa 1000 Schritt, zu Fuß zurückzulegen. Es ſchien aber unmöglich. Die Luft war voll feiner Eisſtücke, der Weg viele Fuß hoch mit Schnee bedeckt; ein Führer mit einer Laterne ging uns voraus. Mehr als zehn, höchſtens zwanzig Schritt, konnten wir nicht auf einmal gehn; wir mußten ſtille halten, den Rücken gegen den Wind kehren und athmen, denn es war unmöglich, im Vorwärtsſchreiten die eiſige Luft einzuathmen, es war, als ob uns Stiche die Lunge zerriſſen; dazu hatten wir das heftigſte Herzklopfen. Bisweilen waren wir auf einer vom Winde reingefegten Stelle, bisweilen ſanken wir bis an die Bruſt in den Schnee; jeder hatte das Bewußtſein, daß die andern ihm nicht helfen würden, wenn er ſtecken bliebe. Endlich kamen wir in ſchützende Mauern. Als eine Streu für uns ausgebreitet wurde, zeigte es ſich, daß alles Stroh von dem feinen Schnee durchnäßt war und todtmüde, wie wir waren, konnte doch keiner vor Kälte und Unbehaglichkeit ſchlafen.«

So, wenn auch nicht immer von gleicher Heftigkeit, war das Wetter in den Tagen vom 10. bis 13. In der Nacht vom 13. auf den 14. ſchlug es um. Dorfſtraßen und Feldwege wurden zu einem Moraſt, auf dem die Wagen- und Geſchütz-Kolonnen zu verſinken drohten, auf den Feldern, wo der Schnee geſchmolzen, ſtanden weite Lachen. Die Auffahrt zu Schloß Gravenſtein, wie ſchon erwähnt, mußte durch Faſchinenbündel erſt paſſirbar gemacht werden.

Kein Wunder, daß die Ereigniſſe jener Mitte Februar-Tage nicht über bloße Fühlungen mit dem Gegner hinausgingen, von dem ſich das eine ſicher herausſtellte, daß er, nach Concentrirung ſeiner Armee auf Alſen, gewillt war, Düppel unter allen Umſtänden zu halten. Der Schanzen ſelbſt wurde man nur einmal, von Satrup aus, bei hellem Wetter anſichtig. Erſt der 18. Februar ergab ein ernſtlicheres Gefecht.

Ehe wir indeſſen zu einer Schilderung deſſelben übergehn, werfen wir zuvor einen Blick auf die Aufſtellung, welche die Truppentheile des I. Corps inzwiſchen eingenommen hatten und von wo aus ſie, den Zirkel immer enger ziehend, erſt zur Einſchließung, dann zur wirklichen Belagerung der düppeler Schanzen übergingen.

Am 11. und 12. erſchienen, wie wir bereits hervorhoben, die Truppen des I. Corps im Sundewitt, löſten die Garden, die nordwärts gingen, ab, ſchoben ihre Vorpoſten, über Gravenſtein hinaus, bis gegen Atzbüll, Ulderup und Blans oſtwärts vor, hielten aber im Weſentlichen, ein bis anderthalb Meilen rückwärts gelegen, die weſtliche Grenzlinie des Sundewitt, alſo die Linie zwiſchen Flensburg und Apenrade, beſetzt. Der Feind — das ergab ſich alsbald aus den Ausſagen der Gefangenen — ſtand etwa eine Meile in Front der Schanzen und beſchrieb mit ſeinen vorgeſchobenſten Bataillonen einen Kreisabſchnitt, deſſen linker Flügel bis nach Broacker hineinreichte, während der rechte Flügel ſich bei Sandberg an den Alſenſund lehnte. Mittelpunkt dieſer Stellung waren das ſtenderuper Holz und die Büffelkoppel, rechts und links von der Flensburg-Sonderburger Chauſſee. Dorf Düppel und Rackebüll (auch die Ravenskoppel) lagen im Rücken dieſer Aufſtellung, zwiſchen dieſem Vorpoſten-Zirkel und den Schanzen.

So blieb die Aufſtellung bis zum 17. Februar. An dieſem Tage rückte die Brigade Canſtein in die Halbinſel Broacker ein, die Brigade Roeder verſtärkte ihre Poſition in Atzbüll und Auenbüllgaard, die Brigade Goeben (an Stelle der Avantgarde, die, wenige Tage darauf ſich auflöſend, ihre Bataillone an die entſprechenden Regimenter zurückgab) beſetzte den linken Flügel zwiſchen Ulderup und Blans. Die Brigade Schmid (13. und 53. Regiment) blieb in Reſerve zwiſchen Ballegaard und Apenrade. Dieſe Aufſtellung wurde im Weſentlichen während des ganzen Verlaufs der Belagerung beibehalten.

Die Beſetzung des Broacker durch die Brigade Canſtein war ein wichtiger Schritt; es war dadurch eine höchſt günſtige Poſition in der Flanke des Feindes gewonnen. Aber ſo günſtig dieſe Poſition war, ſo gefährlich war ſie auch. Sie ſchloß, wie ein Blick auf die Karte zeigt, die Gefahr des Abgeſchnittenwerdens in ſich, wenn es nicht glückte, ihr für alle Eventualitäten eine geſicherte Rückzugslinie zu geben. Mit andern Worten, ohne eine gleichzeitige Brücken-Verbindung zwiſchen

Ekenſund (auf Broacker) und Alnoer (im eigentlichen Sundewitt), kam die Beſatzung des Broacker mehr oder weniger in die Lage eines verlorenen Poſtens. So fiel denn auch den erſten, ſchon am 16. mittelſt der Fähre übergehenden Bataillonen der Brigade Canſtein die Aufgabe zu, zunächſt als lebendiger Brückenkopf zu dienen, unter deſſen Schutz der Bau der Brücke ſelbſt zu beginnen hatte. Erſt nachdem dieſer beendigt, alſo eine Rückzugslinie gewonnen war, gingen ſämmtliche Bataillone auf die Halbinſel über und nahmen nunmehr dauernd von derſelben Beſitz.

Der Brückenbau ſelbſt, am 17. früh, geſchah mit der Raſchheit und Präciſion, die unſere Pioniere ſchon am 6. bei Ueberbrückung der Schlei gezeigt hatten. Die Schwierigkeiten waren kaum minder groß; aber in weniger als zwei Stunden wurde der Brückenſchlag durch etwa 300 Mann vom brandenburgiſchen und weſtphäliſchen Pionier-Bataillon, unter Leitung der Hauptleute Schütze und Krauſe, ausgeführt. Die Brücke beſtand aus 28 Pontons und Böcken, die unter ſich eine Spannung von 14 Fuß hatten und, der ſtarken Strömung wegen, eins um das andre feſt verankert werden mußten. Das Waſſer zeigte überhaupt alle ſeine Tücken. Eingepreßt in den engen Sund, rächte es ſich gegen dieſe Beſchränkung durch einen außerordentlich wechſelnden Waſſerſtand, der Differenzen von 4 bis 5 Fuß im Steigen und Fallen zeigte. Eine beſondere Schwierigkeit veranlaßte außerdem bei dem Zuwaſſerbringen der Pontons die ſteile Anlage der mit Holz ausgeſetzten Uferböſchung, ſo daß man die Pontons über Rampen niederführen mußte. Bei alledem ſtand die Brücke in kürzeſter Friſt mit enormer Feſtigkeit und in ſauberſter Erſcheinung da. Zum Schutz dieſer Brücke waren ſchon am 15. und 16. an der Alnoer-Seite, unmittelbar an der Küſte, zwei Batterieen zu je drei gezogenen 12 Pfündern errichtet worden; einen weiteren Schutz gewährte die ſchon S. 115 ausführlicher erwähnte Batterie bei Hollnis, an der feindliche Schiffe vorüber mußten, ehe ſie die Südpforte des Nübel-Noer und an dieſer Pforte die Pontonbrücke erreichen konnten. Schon Tags darauf machte der »Rolf Krake« in der That einen ſolchen Verſuch. Es war dies eine Epiſode des Gefechts vom 18., zu deſſen Beſchreibung (des Gefechts überhaupt) wir nunmehr übergehn.

Nach der Beſitznahme von Broacker befand man ſich in der Lage, gleichzeitig gegen alle Punkte der feindlichen Vorpoſten-Stellung (Büffelkoppel, ſtenderuper Holz und Sandberg) vorgehen und eingehender recognosciren zu können. Dies war dringend geboten. Man unterhielt von den Schanzen noch immer eine ziemlich vage Vorſtellung, da die Trübe des Wetters eine ſcharfe Beobachtung bisher nicht geſtattet hatte. Die Dispoſition für den 18. war kurz die. Die Brigade Canſtein, durch eine

Aufſtellung zwiſchen dem Rübel-Noer und dem Wenningbund, ſchließt die Halbinſel Broacker gegen Norden hin ab; ſie greift nicht ſelbſt an, ſondern wartet ab, ob ſie angegriffen wird. Abtheilungen der Brigade Goeben (am linken Flügel) gehen über Weſter-Schnabeck auf Sandberg, die Ravenskoppel und Rackebüll vor; zwei Bataillone der Brigade Roeder avanciren auf der Flensburg-Sonderburger Chauſſee und greifen den Feind an, wo ſie ihn finden.

So die Dispoſition. Nur dieſe Mittelcolonne beſtand ein ernſtlicheres Gefecht. Das 1. Bataillon des 8. brandenburgiſchen Infanterie-Regiments (Nr. 64.) ging über Rübel, das 2. Bataillon deſſelben Regiments über Rübel-Mühle vor. Zwei 12 Pfünder und eine Escadron Ulanen folgten auf der Chauſſee. Der Feind ſah ſich bald auf der ganzen Linie von Stenderup bis zur Büffelkoppel mit Heftigkeit angegriffen. An der Büffelkoppel, wo ein Verhau den Weg ſperrte, wurde ein kurzer Widerſtand verſucht; aber rechts und links ausſchwärmende Schützenzüge, ſowie ein paar Granatſchüſſe gegen die aus Baumſtämmen aufgeführte Barrikade, ſäuberten die Chauſſee und die angrenzenden Gehölze, das ſtenderuper Holz und die Büffelkoppel, wurden im erſten Anlauf genommen. Ein Officier und 60 Gefangene, vom 3. und 17. däniſchen Regiment, fielen den Preußen in die Hände. Außer dieſen Gefangenen verloren die Dänen 35 Mann an Todten und Verwundeten. Der preußiſche Verluſt betrug 2 Todte und 3 Verwundete. Dem Commandeur des 64. Regiments, Oberſt v. Kamienski, war ſein Pferd unterm Leibe erſchoſſen; gegen Mittag, nachdem die Barrikade zerſtört worden, kehrten beide Bataillone vom 64. Regiment in ihre alte Aufſtellung bei Atzbüll und Auenbüllgaard zurück.

Während auf der flensburger Chauſſee die Preußen angriffen und nach kurzem Widerſtand die Büffelkoppel nahmen, gingen die Dänen auf ihrem Element ebenfalls zum Angriff vor. Der »Rolf Krake« lief, 9 Uhr früh, in den flensburger Meerbuſen ein, wie ſich bald zeigte in der Abſicht, die eben fertig gewordene Schiffbrücke zwiſchen Alnoer und Ekenſund zu zerſtören. Zunächſt ein Wort über dies vielgenannte Schiff. Der »Rolf Krake« iſt in England nach dem amerikaniſchen Monitorſyſtem gebaut. Er hat eine Länge von 120, eine Breite von 34 Fuß, iſt mit 4½ zölligen Eiſenplatten gepanzert und beſitzt ſeine Hauptwirkſamkeit in zwei kantigen, auf dem Verdecke ruhenden, drehbaren und mit 6 zölligen Panzern verſehenen Thürmen oder Kuppeln. Jeder Thurm hat zwei Schießſcharten, hinter denen eine 69 pfündige und eine 84 pfündige Paixhans-Kanone ſtehn. Er hat außerdem die Einrichtung, ſeinen Bord im Gefecht herunterklappen und dadurch ſeine Höhe über dem Waſſer um mehrere Fuß verringern zu können. Die zu Anfang des Krieges verbreitete Anſicht, daß er ſich durch

Einſaugen von Waſſermaſſen um einige Fuß ins Meer verſenke und ſpäter durch Auspumpen ſich wieder hebe, hat ſich als irrig erwieſen.

Als »Rolf Krake« die Schmälung des flensburger Meerbuſens zwiſchen Hollnis und Brunsnis (auf Broacker) paſſirte, erhielt er Feuer von der hollniſer Batterie, aber er würdigte dieſe Batterie keiner Antwort. Als er die Schußlinie von Hollnis hinter ſich hatte, nahm er vollen Dampf und glitt, unheimlich durch die Lebloſigkeit auf ſeinem Deck, wie ein großer ſchwimmender Sarg auf die Batterieen von Alnoer zu. Mit banger Erwartung ſah man ihn ſich auf etwa 1400 Schritte Diſtance vor Alnoer legen und die Kanonade gegen die Batterieen und gegen die Brücke eröffnen. Die Batterie bei Hollnis hatte dem Dampfer nichts anhaben können; widerſtand ſein Eiſenpanzer auch jetzt, ſo war die Pontonbrücke der Zerſtörung Preis gegeben. Es war ein kritiſcher Mom[illegible] Die erſten preußiſchen Kugeln flogen über den Monitor weg; als aber Hauptmann Kipping, Befehlshaber der Batterie, die Diſtance richtig hatte, ſchlugen die Kugeln mit erbarmungsloſer Genauigkeit gegen den Schiffspanzer, anſcheinend freilich ohne alle Wirkung. »Rolf Krake« ſeinerſeits erwiderte das Feuer mit großer Lebhaftigkeit, zwei Schuß jedesmal hinter einander, in kurzen Intervallen. Seine ſchweren Geſchoſſe trafen aber weder die Batterieen noch die Brücke. Sie zertrümmerten einige Häuſer und ſchlugen in die Böſchung der Bruſtwehr ein, die Geſchütze ſelbſt indeß und die Mannſchaften blieben unverſehrt.

Nach anderthalbſtündigem Kampfe wurden die Schüſſe »Rolf Krake's« erſichtlich unſicherer, er wandte ſich, ſetzte Dampf auf und fuhr wieder dem Meere zu. Erſt, als er außer dem Bereich der Geſchütze war, legte er bei und blieb mehrere Stunden an derſelben Stelle liegen. Die Frage, ob ihn die Kugeln der alnoer Batterie ernſtlich beſchädigt hatten, konnte erſt bei Erſcheinen des däniſchen Gefechtsberichts beantwortet werden. Aus dieſem Bericht ergab ſich Folgendes: Lieutenant Maribo im Thurm Nr. 1. hatte durch einen Granatſplitter eine Kontuſion am Bein erhalten, Marine-Konſtabler Hanſen im Thurm Nr. 2. war durch einen Granatſplitter am Kinn verwundet. Außerdem kamen zwei leichtere Verwundungen vor. Das Schiff ſelbſt war ohngefähr hundert Mal getroffen worden; auf der Backbordſeite über Waſſer wurden 36 Vertiefungen in der Panzerung gezählt.

Ein däniſcher Seeofficier, muthmaßlich Lieutenant Maribo ſelbſt, ſchrieb über daſſelbe Gefecht privatim:

»Der Feind ſchoß ſehr gut, aber der »Rolf Krake« hat ſeine Probe beſtanden. Der Panzer erhielt 66 Schüſſe und jeder von dieſen war genügend, ein hölzernes Schiff ſinken zu machen; die Thürme haben auch vielfache Schüſſe bekommen, 16 ſind durch den Schornſtein, einer durch das Dampfrohr, 3 durch den Fockmaſt, einer durch den Großmaſt, zwei durch den Beſammaſt und circa 60—70 ſind durch Bord, Segel, kleinere Boote, Kompaſſe ꝛc. gegangen. Das Deck iſt an manchen Stellen aufgeriſſen, die Takelage iſt aller Orten getroffen, unſere 3 kleinen Fahrzeuge ſind zerſchoſſen, jede Stelle, die zu treffen war, iſt getroffen worden und ich hätte die Stelle auf dem Deck ſehen mögen, wo ein Mann hätte ſtehen können, ohne getödtet zu werden. Wir rechnen, daß ungefähr 5000 Pfund Eiſen auf unſer Schiff geſchoſſen worden ſind, und Ihr könnt Euch denken, daß es nicht wenig knallte von unſeren Kugeln und denen des Feindes, hauptſächlich den Granaten, die überall zerſprangen. Ich bin auf dem einen Ohr ganz taub geworden. Ein Schuß nahm die Hälfte des kleinen Knopfes auf dem Top des Großmaſtes mit ſich, ſo daß der Wimpel zur Erde fiel. In dem Thurme, in welchem ich ſtand, fingen durch die Entladung eines Projektils zwei Matrazen Feuer, zu gleicher Zeit verletzte ein Stück meine Naſe, ein anderes ſtreifte mein Bein, das durch große Waſſerſtiefeln geſchützt war, 6 kleinere Sprengſtücke gingen durch meinen Rock, den ich neben mir gelegt und zertrümmerten mein ſchönes Fernrohr. Ich bin, wie geſagt, auf einem Ohre taub, ſonſt nicht verletzt, dagegen ſind in jedem Thurme ein Mann leicht verwundet und zwar beide an der linken Wange.«

Dies Artilleriegefecht, weil es in Europa das erſte war, das zwiſchen einem Panzerſchiff und einer Strandbatterie ſtattfand, hat dadurch, nicht ohne Grund, eine gewiſſe Celebrität erlangt. Der Ausgang war entſchieden zu Gunſten der Strandbatterieen; das Panzerſchiff hatte zwar widerſtanden, aber doch keine volle Sicherheit gewährt, außerdem war ſeine Präciſion im Schießen mit der der Strandbatterieen gar nicht in Vergleich zu ſtellen. »Rolf Krake« blieb denn auch während des ganzen Verlaufs des Krieges ein zwar vielgenannter Name, aber der unheimliche Zauber, der ſonſt um ihn her geweſen, war doch ſeit dem 18. Februar abgeſchwächt, mehr oder weniger gebrochen.

Der 18. Februar hatte ein doppeltes Reſultat gehabt: man hatte erfolgreich recognoſcirt und den Angriff des »Rolf Krake« ſiegreich zurückgeſchlagen. Beide Reſultate genügten aber nicht. Was zunächſt den Artilleriekampf angeht, ſo war er diesmal ſiegreich geführt worden; wer bürgte aber dafür, daß »Rolf Krake« nicht eheſtens ſeinen Beſuch, vielleicht in Gemeinſchaft einer ganzen Escadre, wiederholte? Jedenfalls ſchien es gerathen, die Poſition zu beiden Seiten des Ekenſundes durch Anlegung weiterer Batterieen zu feſtigen; nur ſo konnte die Pontonbrücke jeder Gefahr der Zerſtörung entzogen und das Erſcheinen feindlicher Kriegsſchiffe im

Schach gehalten werden. Schon am 19. wurden denn auch bei Ekenſund, auf der broacker Seite der Schiffbrücke, 6 gezogene 6 Pfünder in Batterie geſtellt und die 6 gezogenen 12 Pfünder der hollniſer Batterie, von denen man ſich am andern Ufer der flensburger Föhrde eine größere Wirkſamkeit verſprach, wurden von Hollnis nach Sandacker, etwas weſtlich von Alnoer, hinübergeſchafft. Mit Hülfe dieſer Batterieen, zu denen, wie wir wiſſen, die eigentlichen alnoer Batterieen kamen, waren nunmehr Ekenſund, die Schiffbrücke und die flensburger Föhrde überhaupt, durch 18 gezogene Geſchütze vertheidigt, ſechs 6 Pfünder und zwölf 12 Pfünder. Schon hier ſei übrigens bemerkt, daß ein Verſuch, dieſe Poſition zu forciren, von den Dänen während des ganzen Verlaufs des Krieges nicht mehr gemacht wurde.

Auch die Recognoscirung, erfolgreich wie ſie geweſen war, hatte nicht voll den Einblick in die feindliche Stellung gewährt, deſſen man zu weitren Dispoſitionen bedurfte, — ſo wurde denn beſchloſſen, während der folgenden Tage damit fortzufahren. Während des 19. 20. 21. recognoscirte der linke Flügel, Brigade Goeben (15. und 55. Regiment), faſt täglich und fügte dem Feinde kleine Verluſte zu, die ihn die Ueberlegenheit unſrer Infanterie, inſonderheit unſres Zündnadelgewehres, fühlen ließen. Am 20. ſahen ſich die däniſchen Vorpoſten, die der Goebenſchen Brigade gegenüberſtanden, auf drei Punkten gleichzeitig angegriffen und bis Rackebüll zurückgeworfen. Oberſtlieutenant v. der Goltz nahm die **Ravenskoppel** nach kurzem Gefecht, in welchem die Dänen viel Leute verloren.

So fördernd indeß dieſe kleinen, täglich ſich wiederholenden Gefechte für den Geiſt der Truppen waren, ſo förderten ſie doch — zum Theil weil trübe Luft und ſelbſt Schneefall die Ausſicht hinderten — den eigentlichen Zweck dieſer Recognoscirungen (vollere Kenntniß der feindlichen Stellung) wenig, und wenn dieſe Kenntniß wachſen ſollte, ſo war eben eine zweite ausgedehntere Recognoscirung, ein Vorſtoß mit bedeutenderen Kräften und auf der ganzen Linie nöthig. Dieſe Erwägungen führten zu der Recognoscirung vom 22., die im Weſentlichen daſſelbe Ziel ins Auge faßte, wie die Recognoscirung vom 18., aber dies Ziel vollſtändiger und — eine Folge der geſchickt getroffenen Dispoſitionen — glänzender erreichte.

Die Beſchreibung des Gefechts erheiſcht zunächſt, auf den 18. zurückzugehn.

Am Mittag des 18., als das ſtenderuper Holz und die Büffelkoppel durch 2 Bataillone vom 64. im raſchen Anlauf genommen worden waren, entſtand die Frage, ob es gerathen ſein würde, die eben genommene Poſition, die nur noch etwa 400 Schritt von der vorderſten

Schanzenreihe entfernt war, zu halten oder nicht. Man entſchied ſich für das letztere. Das Maßgebende für dieſe Entſcheidung war die Hoffnung, daß die Dänen, wenn man die Poſition aufgäbe, beide Gehölze wahrſcheinlich abermals beſetzen und dadurch eine erneute Gelegenheit zu einem erfolgreichen Schlag, namentlich zur Wegnahme von Gefangenen, bieten würden. Dies war die Hoffnung und ſie täuſchte nicht.

Die Dispoſition für den 22. lautete im Weſentlichen dahin: die Brigade Canſtein greift die Büffelkoppel von Broacker aus an, während um dieſelbe Stunde (7 Uhr Morgens) die Brigade Roeder von Stenderup aus gegen das ſtenderuper Holz vorgeht. Gleichzeitig avancirt die Brigade Goeben, zur Unterſtützung der beiden brandenburgiſchen Brigaden, über Satrup gegen Rackebüll und Sandberg.

Wenn wir dieſe Dispoſition mit der vom 18. vergleichen, ſo werden wir, während die Anordnungen für den linken Flügel ziemlich dieſelben waren, auf dem rechten Flügel einem Hauptunterſchied begegnen. Am 18. hatte die Brigade Canſtein, indem ſie ſich zwiſchen Nübel-Noer und Wenningbund aufſtellte, eigentlich nur die Aufgabe, die Halbinſel Broacker zu ſchließen, während die deſignirten Bataillone der Brigade Roeder auf der flensburger Chauſſee gegen die Büffelkoppel ꝛc. vorgingen; heute hatte die Brigade Canſtein die Aufgabe, aus der Halbinſel Broacker hervorzubrechen, die Büffelkoppel zu umfaſſen und dadurch den in der Front engagirten Feind durch eine Bewegung in Flanke und Rücken abzuſchneiden. Dieſe Aufgabe wurde mit ausgezeichnetem Erfolge gelöſt.

Um 6½ Uhr brachen 4 Bataillone der Brigade Roeder von Nübelfeld auf. Es war das 64. Regiment (3 Bataillone) und das 1. Bataillon vom 24. Regiment. Jenes ging auf Stenderup, das 1. Bataillon vom 24. Regiment auf Nübel. Beide Punkte fand man unbeſetzt, die Bataillone avancirten, die 64er nahmen das ſtenderuper Holz, ohne eigentlichen Widerſtand zu finden, die 24er die Büffelkoppel, nachdem einige wenige Schüſſe gewechſelt worden waren.

Hier an der Liſiere der Büffelkoppel hätte ſich nun vorausſichtlich ein ernſteres Gefecht entſponnen, wenn nicht, gemäß der Dispoſition, in demſelben Augenblick, in dem die 24er in der Front angriffen, die erſten Abtheilungen der Brigade Canſtein in der Flanke der feindlichen Aufſtellung erſchienen wären. Die lübbener Jäger (ſeit 3 Tagen erſt auf dem Kriegsſchauplatz eingetroffen und der Brigade Canſtein zugetheilt) ſtießen rechtwinklig auf die Büffelkoppel, während alle 3 Bataillone vom Füſilier-Regiment (Nr. 35.) in ſchräger Linie (oſtwärts) ſich verſchiebend, die Rückzugslinie des Feindes bedrohten. Das 1. und 2. Bataillon letztgenannten Regiments beſetzten Wielhoi, das 3. Bataillon ging in der Richtung auf

Freudendal, faſt bis auf 2000 Schritt von den Schanzen vor. Nur das 3. Bataillon und die lübbener Jäger waren auf Widerſtand geſtoßen, ein Widerſtand indeß, der trotz der guten Stellung des Gegners — hinter Knicks und auf einer Anhöhe — im erſten Anlauf gebrochen wurde. Die Dänen verloren 166 Gefangene, von denen 80 dem 3. Bataillon des 35. Regiments, 86 den lübbener Jägern in die Hände fielen. Sämmtliche Gefangene gehörten dem 18. däniſchen Regiment (Seeländer) an, beiläufig bemerkt, dem einzigen in der däniſchen Armee, das mit Czakos bekleidet war. Die übrigen trugen blaue, käppiartige Tuchmützen.

Während auf dem rechten Flügel der combinirte Vorſtoß der brandenburgiſchen Brigaden mit ſo vollſtändigem Erfolg gekrönt wurde, griffen auf dem linken Flügel die Regimenter 15. und 55. der Brigade Goeben mit gleicher Energie an. Die Ravenskoppel, dann Rackebüll wurden genommen (vom 1. Bataillon 55. Infanterie-Regiments), während General v. Goeben ſelbſt mit dem 15. Regiment auf der apenrader Chauſſee vorging und eine Anhöhe jenſeits des ſogenannten »Pürthauſes«, das noch etwa 1500 Schritt von den Schanzen IX. und X. entfernt war, mit dem 1. Bataillon des 15. Regiments beſetzte. Es ſollte durch dies Vordringen bis in die nächſte Nähe der Schanzen dem erſten Ingenieur-Officier, der an dieſer Stelle anweſend war, der ſo nöthige Einblick in das Schanzenterrain verſchafft werden. Der Zweck wurde ſo weit erreicht, als es die Ungunſt des Wetters — eine trübe Schneeluft, die jeden Fernblick hinderte — irgendwie zuließ. Die Stellung ſelbſt war aber zu exponirt, um lange gehalten werden zu können; die zwei 6pfündigen Geſchütze, die dem General an dieſer Stelle zur Dispoſition ſtanden, waren bedeutungslos angeſichts des Feuers, das jetzt von den gegenüberliegenden Schanzen eröffnet wurde. Granaten, Vollkugeln, Kartätſch-Schüſſe gingen über die Kolonnen hin, die, wenn ſie nicht nutzlos einem verheerenden Feuer ausgeſetzt bleiben ſollten, in eine minder exponirte Stellung zurückgenommen werden mußten. Die Verluſte, in Erwägung des heftigen Feuers, dem die Kolonnen ausgeſetzt geweſen waren, waren gering. Der Geſammtverluſt des 1. Corps an dieſem Tage betrug 6 Todte und 29 Verwundete, worin ſich die Truppen des rechten und linken Flügels beinah gleichmäßig theilten. Unter den 29 Verwundeten waren 4 Officiere (Hauptmann v. Gerhardt, Secondelieutenants Fiſcher von Treuenfeld, Bendemann und v. Dittfurth), ſämmtlich von der 3. Compagnie des 55. Regiments, das durch den Vice-Feldwebel aus dem Gefecht geführt werden mußte. Dem General v. Goeben und dem Generalſtabs-Officier der 13. Diviſion, Hauptmann v. Dörnberg, waren ihre Pferde unterm Leibe erſchoſſen worden. Der Verluſt des Feindes — wie während des ganzen Krieges — war unverhältnißmäßig groß. 2 Officiere und 253 Mann (auch die Brigade Goeben machte 66 Gefangene) fielen den Siegern in die Hände. Der offizielle däniſche Bericht konſtatirte einen Geſammtverluſt von 7 Officieren und 431 Mann.

Auf beiden Flügeln war mit Anſtrengung gekämpft worden. Am linken Flügel waren es die 3. Compagnie vom 55. Infanterie-Regiment, am rechten Flügel die lübbener Jäger und das brandenburgiſche Füſilier-Regiment, die ſich am meiſten ausgezeichnet hatten. Die Gelegenheit war ihnen günſtig geweſen. Ein Füſilier vom 35. Regiment, als ihm eine Kugel die Hand zerſchmetterte und eine zweite, faſt im ſelben Augenblick, die Bruſt ſtreifte, hob die blutige Hand in die Höh und rief: »na, is das noch nicht genug? —« Füſilier Schurig, vom ſelben Regiment, weigerte ſich, als er verwundet, zurückzugehn; »nun bin ich falſch«, damit ſchloß er ſich einer Abtheilung an, die eben zum Sturme vorging und riß einem däniſchen Unterofficier den Dannebrog aus der Hand. — Eine andere Epiſode des Kampfes wird von einem Augenzeugen wie folgt geſchildert: »Eine Scene erlebte ich heut, die ich ſobald nicht vergeſſen werde. Wir hörten, von drüben her, deutlich die feindlichen Commandos; da, als die Dänen wie zuſtimmend, ihr Hurrah ertönen ließen, kam — während wir jeden Augenblick einen Bajonnettangriff erwarteten — plötzlich eine Schaar Ueberläufer mit geſchwungenen Czakos die Anhöhe herunter und ſprang zu uns herein, nachdem ſie die Waffen weggeworfen hatten. Rührend war es, wie ſie uns umarmten und küßten und als deutſche Brüder begrüßten. In ſolchem Moment, wo man's ſichtbar vor Augen hat, daß man ein Werk der Befreiung thut, vergißt man Vieles, was ſonſt der Krieg Schreckliches mit ſich bringt.«

Das Gefecht vom 22. hatte die Ueberzeugung, die ſchon am 18. gewonnen war, immer mehr befeſtigt, daß die Düppelſtellung nur durch einen Angriff mit zahlreichem ſchweren Geſchütz zu nehmen ſei. Mit Feldgeſchütz war dieſen formidablen Werken gegenüber nichts zu machen. Oberſt Colomier, Commandeur der Artillerie, drang wiederholentlich auf ſchnelle Herbeiſchaffung gezogener 24 Pfünder. Dieſe Geſchütze hatten ſich bei den ſeit einer Reihe von Jahren gemachten Verſuchen als ſehr wirkſam bewährt, und waren in Folge deſſen in Preußen in der Feſtungs-, Belagerungs- und Schiffs-Artillerie eingeführt worden. Nächſt dieſen Geſchützen bedurfte man noch einer Anzahl gezogener 12 Pfünder zur eigentlichen Bekämpfung der feindlichen Artillerie auf den Werken, und endlich einer Anzahl von Mörſern, um gegen das Innere der Schanzen wirken zu können. Man entſchied ſich für 25 pfündige Mörſer. Eh dieſe Geſchütze nicht da waren, darin war man einig, bot ein weitres Vorgehn keine Ausſicht auf Erfolg.

Auch eine enge Einſchließung auf ſo nahe Diſtance, wie es beiſpielsweiſe die Büffelkoppel geweſen wäre, hätte lediglich die Gefahr eines Ueberfalls geſteigert, oder den Truppen durch beſtändige Bivouacquirung die größten Strapatzen auferlegt. So wurde beſchloſſen, bis zum eigentlichen Beginn der Belagerung — die, wie wir ſahen, vom Eintreffen ſchweren Geſchützes abhängig war — eine weiter zurück liegende Aufſtellung zu nehmen. So ſchonte man die Geſundheit und die Kräfte der Truppen, an die, wie man jetzt wohl annehmen durfte, noch große Anforderungen geſtellt werden würden. Die Vorpoſten verblieben in der jetzt eingenommenen Stellung.

Wir hoben eben ſchon hervor, daß es unter anderm auch die Gefahr eines Ausfalls, beziehungsweiſe eines Ueberfalls von Seiten der Belagerten war, was eine ſolche mehr zurückgelegene Aufſtellung unerläßlich machte. Dieſe Gefahr war keineswegs eine Fiktion, und es wird immer verwunderſam bleiben, daß die Dänen von all den Chancen, die ihnen ein Ausfall (auch trotz der getroffenen Vorſichtsmaßregeln) bot, ſo wenig Gebrauch gemacht haben. Sie waren nämlich — ganz abgeſehen davon, daß der Eingeſchloſſene oder Belagerte es immer in der Hand hat, mit überlegenen Kräften ſich auf dieſe oder jene ſchwache Stelle des Gegners zu werfen — den belagernden Preußen numeriſch beträchtlich überlegen, all der Vortheile zu geſchweigen, die ihnen außerdem noch die ſchwer armirten Schanzen, die Panzerſchiffe und die Waſſerverbindung gewährten. Wir ſtellen hier, eh wir zu einem neuen Abſchnitt übergehn, die Streitkräfte, wie ſie in Düppel hüben und drüben waren, überſichtshalber zuſammen.

Die däniſchen Streitkräfte in Düppel und Alſen — das ergab ſich aus den Ausſagen der Gefangenen und Ueberläufer, wie aus den kopenhagener Berichten — beliefen ſich auf wenigſtens 26 Bataillone, alſo auf eine Soll-Stärke von 26,000 Mann. Natürlich — wiewohl von Kopenhagen aus die Completirungsmannſchaften raſch nachrückten — waren die Bataillone nie vollſtändig, wir werden aber doch die däniſchen Streitkräfte innerhalb der Düppelſtellung eher unter- als überſchätzen, wenn wir ſie auf 22,000 Mann annehmen.

Dieſen 22,000 Mann Dänen ſtanden vier preußiſche Brigaden und 2 Jäger-Bataillone (das 7. und 3.), im Ganzen alſo ebenfalls 26 Bataillone gegenüber. Von dieſen Bataillonen waren indeſſen drei detachirt. Die Soll-Stärke jedes einzelnen Bataillons betrug 800, ihre Effectiv-Stärke höchſtens 700 Mann, was alſo bei 23 Bataillonen eine Geſammtmacht von wenig über 16,000 Mann ergeben würde. Einzelne Cavallerie-Regimenter, wie die Zieten-Huſaren und 11. Ulanen, kamen numeriſch wenig in Betracht. Dieſe 16,000 Mann in einem Bogen von

2 bis 3 Meilen, bei einer Tiefe von anderthalb Meilen aufgeſtellt, konnten, wenn es nicht glückte, dieſer Aufſtellung eine gewiſſe defenſive Kraft zu geben, durch einen raſchen Offenſivſtoß des Gegners, an jeder Stelle durchbrochen und dadurch über das Schickſal der auf Vorpoſten ſtehenden Bataillone entſchieden werden. Je näher am Feind dieſe Vorpoſten-Bataillone ſtanden, je größer natürlich die Gefahr.

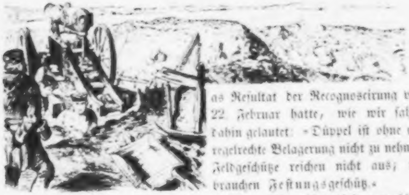
Dieſe Erwägungen, wie bereits hervorgehoben, führten denn auch nach dem Gefecht vom 22. Februar zu dem Entſchluß, einmal die Vorpoſten aus dem bereits eroberten Vorterrain der Schanzen (Büffelkoppel, ſtenderuper Holz, Ravenskoppel) wieder zurückzunehmen; zweitens in etwa einmeiliger Entfernung von den Schanzen eine Art befeſtigtes Lager zu beziehn, oder eine Vertheidigungslinie herzuſtellen, feſt genug, um jedem Ausfall des Feindes mit Ruhe entgegen ſehn zu können. Dieſe Vertheidigungslinie ſperrte zunächſt die Halbinſel Broacker gegen den Feind ab, ſprang dann um 1000 Schritt zurück und ging vom Rübel-Noer aus bei Rübel-Waſſermühle über Rübel-Windmühle bis Satrup. Durch Geſchütz-Emplacements gab man der ganzen Linie Feſtigkeit. Die Landenge zwiſchen dem Wenningbund und dem Rübel-Noer wurde durch 22 Geſchütze, die von verſchiedenen Kuppen aus das Vorterrain beſtrichen, geſchützt. Ebenſo verfuhr man auf der zurückgelegenen Linie zwiſchen Rübel-Waſſermühle und Satrup. Bei Rübel-Waſſermühle ſchritt man zur Anlage eines Verhaus; zugleich wurden mehrere dort gelegene Gehöfte zur Vertheidigung eingerichtet. Geſchütz-Emplacements erhoben ſich zwiſchen der flensburger Chauſſee und der Rübelmühle, endlich vor Rübelmühle ſelbſt. Das ganze Gehöft war eine kleine Feſtung. Endlich in Satrup ließ man die hochgelegene Kirche, welche die ganze Gegend beherrſchte, mit der ſie umgebenden ſteinernen Kirchhofsmauer zu einem Reduit für dieſen Theil der Stellung einrichten. Vorwärts derſelben wurde zur Beſtreichung des Weges nach Stenderup ein Emplacement für vier Geſchütze und zur Beherrſchung der Chauſſee nach Sonderburg ein anderes für zwei Geſchütze hergeſtellt und beide durch ein zur Vertheidigung eingerichtetes Knick verbunden. Südöſtlich der Kirche, auf einer Kuppe, durch deren Vertheidigung die Chauſſee von Satrup nach Ulderup gedeckt wurde, erbaute man eine geſchloſſene Schanze für ſechs Geſchütze. Ein Kolonnenweg verband Satrup und Rübelmühle.

Dies war die Stellung, die von Anfang März an die Belagerer den Belagerten gegenüber einnahmen. Man darf ſagen, der Düppelfeſtung der Belagerten gegenüber, die ſich in kurzem Bogen vom Wenningbund bis zum Alſenſund erſtreckte, erhob ſich in weiterem Bogen eine ähnlich befeſtigte Stellung der Belagerer, deren vorgeſchobener rechter Flügel

Broacker war, während Rübelmühle und Satrup das Centrum und den linken Flügel bildeten. Aehnlich wie 100 däniſche Geſchütze die Düppelſtellung vertheidigten, ſchützten 40 Geſchütze die Stellung der Belagerer; 22 deckten den rechten, 12 den linken Flügel, 6 ſchützten das Centrum. Alle drei hatten ihre ſtändige Beſatzung. Brigade Canſtein lag in Broacker, ein Bataillon von Brigade Roeder in Rübelmühle, Brigade Goeben (vom 7. März an) in Satrup. Die Reſerven ſtanden in weiteren Bogen rückwärts, das Gros der Brigade Roeder in Auenbüll und Auenbüll-Gaard, die Brigade Schmid zwiſchen Blans und Warnitz.

So blieb die Aufſtellung bis zum 17. März. Es war eine ſehr feſte Poſition, wenn auch freilich mit der Düppelpoſition nicht zu vergleichen, die von hier aus erobert werden ſollte. Der wichtigſte Punkt der preußiſchen Linie blieb immer **Broacker**. Selbſt beinah unangreifbar, nachdem 22 Geſchütze den Zugang, die Landenge zwiſchen dem Wenningbund und dem Rübel-Noer, vertheidigten, war es der Punkt, von wo aus jeder, ſelbſt ſiegreich geführte Vorſtoß der Belagerer, ſofort in Niederlage verkehrt werden konnte. Je vollſtändiger es glückte, die Stellung Rübelmühle-Satrup zu durchbrechen, je mehr kam der Feind in die Lage, abgeſchnitten oder (im Zurückgehn) bis in ſeine eigenen Schanzen hinein verfolgt zu werden. Dies alles wußten die Dänen und ſie handelten danach. In der That ergriffen ſie erſt die Offenſive, als nach den ſpäter zu beſchreibenden Gefechten am 13. und 14. März, die Vertheidigungslinie Rübelmühle-Satrup aufgegeben und behufs Vorſchreitens zur eigentlichen Belagerung der einſchließende Zirkel enger gezogen worden war. Dieſen engeren Zirkel zu durchbrechen, mußten ſie freilich einen Verſuch machen, wenn ſie nicht das Spiel von vornherein verloren geben wollten.

Bis zum 17. März.



Das Reſultat der Recognoscirung vom 22. Februar hatte, wie wir ſahen, dahin gelautet: »Düppel iſt ohne eine regelrechte Belagerung nicht zu nehmen. Feldgeſchütze reichen nicht aus; wir brauchen Feſtungsgeſchütz.«

Demgemäß ergingen die Ordres. Aber dies Feſtungsgeſchütz, 25pfündige Mörſer und 24pfündige gezogene Kanonen, war nicht im Nu herbeizuſchaffen. Wochen, trotz äußerſter Beſchleunigung, vergingen darüber und ſo entſtand vom 22. Februar an ein drei Wochen dauerndes Interregnum, das man, einzelne kleine Gefechte am linken Flügel abgerechnet, faſt als einen Waffenſtillſtand bezeichnen könnte.

Bis zum 26. war es die Brigade Goeben, die, beinah täglich, mit kleinen Abtheilungen von Satrup aus vorbrach und in der Richtung auf Sandberg, die Ravenskoppel und Rackebüll, mit dem Feind ſcharmutzirte.

Am 26. wurde die Brigade Goeben durch die bis dahin in Reſerve geſtandene Brigade Schmid abgelöſt. Ihr Commandeur, Generalmajor v. Schmid, kannte die Dänen aus dem Jahre 1849 her; er hatte ihnen — damals Officier in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee — vor Fridericia gegenüber geſtanden. Begreiflicherweiſe rückte die neue Brigade in die Poſitionen der eben abgelöſten mit dem Vorſatz ein, an Rührigkeit hinter der Brigade Goeben, die ſich beinah täglich an den Feind gemacht hatte, nicht zurückzubleiben; — ſo entſtand aufs Neue eine Anzahl von Vorpoſtengefechten. Die Richtung derſelben war immer dieſelbe: Sandberg, Ravenskoppel, Rackebüll. Wir werden dieſen Namen noch oft begegnen. Kleinen Plänkeleien in den letzten Februartagen folgten am 1. März zwei größere Recognoscirungen. Einzelne Compagnieen des 53. Regiments gingen gegen Rackebüll vor; indeſſen von heftigem Gewehrfeuer aus den anſtoßenden, dicht vom Feinde beſetzten Knicks empfangen, ſahen ſie ſich nach lebhaftem Feuergefecht gezwungen, das Gefecht abzubrechen und in ihre Stellung zurückzugehen. Preußiſcherſeits war während des Gefechtes ſelbſt kein Verluſt zu beklagen, leider aber traf noch im Zurückgehen eine Kugel den Lieutenant Vetter, der wenige Tage ſpäter ſeiner Wunde erlag.

Aehnliche Recognoscirungen folgten am 4. 5. und 6. März, abwechſelnd von größeren und kleineren Abtheilungen des 13. Regiments unternommen. Jedes Gefecht brachte einige Gefangene und das »Kaſte Vaabene bort, eller J ſkal doe« (Werft die Gewehre fort, oder Ihr müßt ſterben), das Anfangs einige Schwierigkeiten bot, kam, mit der wachſenden Gelegenheit, immer ſchneller über die preußiſchen Lippen. Das Patrouilliren und Scharmutziren wurde zu einer vortrefflichen Schule für den einzelnen Mann, und die Regiments-Commandeure ließen keine Gelegenheit vorübergehn, durch Auszeichnungen, die ſie innerhalb ihrer Competenz verliehen, einen edlen Wetteifer anzuſpornen und den Geiſt der Truppen zu heben. So lud Oberſt v. Witzleben vier Musketiere ſeines Regiments (des 13.), die ſich durch Muth und Geiſtesgegenwart ausgezeichnet hatten, als Gäſte an ſeine Tafel. Die Namen der Musketiere waren: Pothmann, Reſſing, Averkamp und Hillenkamp. Das Diner ſelbſt war eigenthümlich, ein rechtes Campagne-Diner. Es gab die berühmte ſchleswigſche ſüße Suppe mit Pflaumen, dann gekochten Schinken und Ananas-Punſch. Der Oberſt, der, wie die anweſenden Officiere, mit Orden und Epauletts erſchienen war, brachte das Hoch auf die vier Musketiere aus. Gleich nach der Tafel erſchien Generallieutenant v. Wintzingerode, der Commandeur der weſtphäliſchen Diviſion, um ſeinerſeits die Ehrengäſte zu begrüßen und ihnen ein Geldgeſchenk zu überreichen. Musketier Hillenkamp (einjähriger Freiwilliger) nahm es an wie die übrigen und dankte mit den Worten: »Einen ſolchen Ehrenſold darf ich nicht ausſchlagen.«

Am 7. März rückte die Brigade Goeben, nachdem ſie zehn Tage lang die Reſerveſtellung zwiſchen Blans und Warnitz innegehabt hatte, wieder in die Satrupſtellung ein. Mit ſchon erprobtem Eifer wurden die Vorpoſtengefechte wieder aufgenommen, am 9. 12. und 13. Ueber das Gefecht am 13. einen kurzen Bericht.

Die feindlichen Vorpoſten ſtanden in der Linie Lillemölle-Stabegaard-Rackebüll. General v. Goeben beſchloß gegen dieſe Linie vorzugehn.

Ein heftiger Schneeſturm, der dem Feinde die Schneemaſſen gerade in's Geſicht peitſchte, war einer Ueberraſchung ungemein günſtig. Die 8. Compagnie des 15. Regiments unter Hauptmann v. d. Reck wurde auf Lillemölle, die 7. Compagnie unter Hauptmann Krieg auf Stabegaard, endlich das Füſilier-Bataillon des 55. Regiments auf Rackebüll dirigirt. Alle drei Unternehmungen glückten; in Stabegaard wurden 14, in Rackebüll 8, in Lillemölle 12 Mann gefangen genommen. Hier (in Lillemölle) glückte die Ueberraſchung vollſtändig. Hauptmann v. d. Reck, der auf dieſer Linie vorging, ſtieß, ohne vom Feinde vorher bemerkt zu werden, auf einen Poſten, folgte demſelben im Laufſchritt nach und drang mit einem Hurrah in das Mühlengehöft ein. Ein Brief ſchildert dieſen Ueberfall ſehr anſchaulich. »Es ſollte preußiſcherſeits bei dem beabſichtigten Unternehmen nicht geſchoſſen werden und war deshalb ſelbſt das Laden der Gewehre verboten worden. Auch durfte beim Avanciren weder geraucht noch geſprochen werden. Lautlos ſetzte ſich die Mannſchaft in Marſch. Wie es jetzt bei dieſen kleinen Treibjagden üblich iſt, gingen rechts und links Compagnieen ſchleunigſt vor, während die Front, den Kreis zu ſchließen, folgte. Bald ſtieß die Tête der letztern auf den erſten feindlichen Poſten. Er wollte ſchießen, das Gewehr verſagte. Er griff zum Bajonnett, wurde aber niedergeſtoßen. In einem Hauſe ſchimmerte Licht. Zwei Mann ſchlichen an das Fenſter und ſahen einen mit Schreiben beſchäftigten däniſchen Officier (Lieutenant Mörch). Im Nu waren die Fenſterkreuze eingebrochen und die Soldaten ſprangen mit einem Satz in die Stube. Der Officier ſah überraſcht auf; er hatte die Geiſtesgegenwart, das Licht ſofort zu löſchen. In der Dunkelheit entkam er aus einer Hinterthür und auch glücklich dem ſich immer enger ſchließenden Kreiſe; ſein Käppi und den abgelegten Säbel hatte er zurückgelaſſen. An ein Entkommen durfte die umzingelte däniſche Feldwache nicht denken. Von preußiſcher Seite fiel ein Mann; er wurde in nächſter Nähe von einem däniſchen Poſten erſchoſſen.«

Dies waren die Kämpfe, die in der Zeit vom 22. Februar bis 13. März am preußiſchen linken Flügel abwechſelnd von den Brigaden Goeben und Schmid geführt wurden.

Am rechten Flügel kam es zu keinen Rencontres; die Dänen griffen nicht an und wurden nicht angegriffen. Hier in Broacker, wie in den verſchiedenen Dorfſchaften, von der Brigade Roeder beſetzt, war man mit den Vorarbeiten zu einer eigentlichen Belagerung — die nur auf dem rechten Flügel ſtattfinden ſollte — beſchäftigt; auch die Infanteriekräfte wurden zu dieſen Arbeiten mit herangezogen. Zu dieſen Arbeiten gehörte in erſter Reihe die Anfertigung von vielen tauſenden von Schanzkörben, Faſchinen und Hurden, ferner die Herbeiſchaffung des ganzen Bettungs- und Batterie-Baumaterials, die Herſtellung von Communicationen aller Art, der Bau von Brücken und Kolonnenwegen, welche, weite Strecken durchmeſſend, auf ganz ungebahnten Pfaden über Berg und Thal führten. Am 9. März begannen die Straucharbeiten. Alle Pioniere waren dabei thätig. Im Kaffelholze bei Ekenſund, im Runkier Holze an der Chauſſee zwiſchen Rübel und Atzbüll, im Laikier Holze, ferner bei Auenbüll, Schottsbüll und Schmöl, wo man das Strauchwerk in genügender Maſſe und Qualität vorfand, wurden Arbeitsplätze errichtet und dort täglich mit ſechs *Pionier-Compagnieen und vielen hundert Infanteriſten* gearbeitet. Bis zum Beginn der Belagerung fertigte man hier 5500 Sappenkörbe, 5999 Faſchinen und 491 Hurden an. Auch der *Artillerie* wurde aufgegeben, bei jeder Feld-Batterie eine Anzahl Faſchinen und Schanzkörbe anfertigen zu laſſen, um ſie ſpäter als Batterie-Baumaterial zu verwenden. Das benöthigte Holzmaterial mußte von den *abgetragenen Schanzen des Dannewerks* herbeigeſchafft werden. Die leeren Hackets (Ponton-Wagen) fuhren zu dem Ende mit den Pferden der Ponton-Kolonnen nach Flensburg und weiter mit den Pferden der Proviant-Kolonnen nach Schleswig, dort mußten ſie das Holz aufladen und ebenſo nach Alnoer (wo die Pontonbrücke war und wo deshalb die Hackets hingehörten) zurückkehren.

Einige Schwierigkeit machte jetzt die Wahl der Plätze für die *Belagerungs-Depots*. Es ſchien geboten, dieſe Depots, namentlich das *Haupt-Artillerie-Depot*, in der Nähe der erſten Parallele anzulegen. Oberſt Colomier, als Commandeur der Artillerie, hob dies verſchiedentlich und mit Nachdruck hervor. Jede hundert Schritt, welche das Artillerie-Depot weiter von dem Punkt entfernt liegt, wo der Batteriebau ſtattfinden ſoll, erſchweren die Aufgabe, die darin beſteht, die Batterieen *gleichzeitig* mit der erſten Parallele in einer Nacht zu bauen *und* zu armiren. Dennoch entſchied man ſich, den Platz für das Depot weiter *rückwärts* zu wählen, um dadurch der Gefahr eines Ueberfalls (der gleichbedeutend mit Zerſtörung des ganzen mühſam herbeigeſchafften Materials geweſen ſein würde) zu entgehen. Es wurde ein Platz ausgemittelt, der zu beiden Seiten der Chauſſee, unmittelbar öſtlich des Runkier Holzes, gelegen war und alle verlangten Eigenſchaften beſaß, nur nicht die der *Nähe* von der erſten Parallele. Die Entfernung von den feindlichen Werken betrug 8000 Schritt und dies ſchützte *vollkommen gegen einen Ausfall*. Außer dem Schutz, den die ſo oft genannte Broackerſtellung gewährte (wodurch die feindlichen Streitkräfte jedenfalls getheilt wurden), lag das Depot innerhalb der befeſtigten Linie Rübelmühle-Satrup und erhielt dadurch eine weitere Deckung. — Für die auf der Halbinſel Broacker zu errichtenden Batterieen (die ſo berühmt gewordenen Gammelmark-Batterieen), wurde ein *zweites* Depot auf Broacker ſelbſt angelegt und zwar in unmittelbarer Nähe des Dorfes Dünth. Ein *drittes* Depot für die Aufſchichtung von allerhand Strauch- und Holzwerk, ſowie für die Aufbewahrung von Handwerkszeug jeglicher Art, wurde zwiſchen den Dörfern Rübel und Schmoel, in der Nähe des Rübel-Noer, hergerichtet.

Dieſe Vorkehrungen waren es, die während der erſten Wochen des März alle Kräfte der Belagernden in Anſpruch nahmen. Am 6., dann am 11. und 12. trafen die erſten Belagerungsgeſchütze auf dem Kriegsſchauplatze ein, 12 Pfünder, 24 Pfünder und Mörſer.

Vier 24 Pfünder wurden nach dem Broacker hinübergeführt, während acht 12 Pfünder und die Mörſer nach Atzbüll und von dort nach dem Belagerungspark von Rübelfeld gingen. Dies Rübelfeld, in Front der bisherigen Aufſtellung gelegen, machte nunmehr, nachdem die erſten Belagerungsgeſchütze auf eben dieſem Felde eingetroffen waren, ein Vorrücken der preußiſchen Linie (wenigſtens an dieſer Stelle) nöthig. Jeder kleinſten Chance, die ein Ausfall aus den Schanzen immerhin noch haben mochte, ſollte durch dies Verſchieben der Linie begegnet, d. h. der Belagerungspark von Rübelfeld gegen alle Eventualitäten ſicher geſtellt werden. Am 13. erging Befehl, die bis dahin 2000 Schritt vor der preußiſchen Front gelegenen Dörfer Rübel und Stenderup zu beſetzen, jenes durch 2 Bataillone vom 64., dieſes durch 6 Compagnieen vom 24. Regiment. Dieſem Befehl wurde am Abend des 13. nachgekommen und zugleich beſchloſſen, anderen Tags (14.) über Rübel und Stenderup hinauszugehn und eine Vorpoſtenſtellung näher am Feind zu nehmen. Die Linie, in die eingerückt werden ſollte, war die Linie zwiſchen Wielhoi und der Oſtliſière des ſtenderuper Holzes.

Am Morgen des 14. gingen demgemäß die 64er auf Wielhoi vor und beſetzten es nach einem leichten Gefecht, während ſich die 24er auf die beiden in Front des ſtenderuper Holzes gelegenen Dörfer, Weſter-Düppel und Rackebüll, dirigirten. Sie ſtießen auf ernſten Widerſtand. Dem Bericht eines 24ers entnehmen wir Folgendes:

»Sechs Compagnieen unſres Regiments waren angewieſen, um 6 Uhr früh von Stenderup aus, das wir am Abend vorher beſetzt hatten, vorzugehn, die däniſchen Vorpoſten auf das Dorf Düppel zurückzuwerfen und die eignen Vorpoſten bis in die Höhe der öſtlichen Liſière des ſtenderuper Gehölzes vorzuſchieben. Demgemäß rückte zur befohlenen Zeit das ganze 1. Bataillon unter Major v. Grumbkow gegen Dorf Düppel vor, während zur Sicherung der linken Flanke die 6. und 7. Compagnie des Regiments, unter Hauptmann v. Goerſchen, auf Rackebüll dirigirt wurde. Folgen wir zunächſt der Hauptkolonne auf ihrem Marſch gegen Düppel. Die Avantgarde bildete die 1. Compagnie (Hauptmann v. Radowitz), die ihrerſeits den Schützenzug unter Secondelieutenant Graf York v. Wartenburg zum Vortrupp formirte. Die Kolonne ging ungeſehn in der Morgendämmerung am ſtenderuper Gehölz vorbei, die 2. Compagnie unter Hauptmann Ballhorn wurde zur Deckung der rechten Flanke und zur Aufnahme der Verbindung mit dem gleichzeitig aus Rübel vorgegangenen Regiment Infanterie Nr. 64 nach dieſem Gehölz hineingeworfen. Als die Spitze der 1. Compagnie am Gehölz vorbeigegangen war, fielen von den vor Düppel liegenden Knicks die erſten Schüſſe auf dieſelbe. Die Compagnie formirte in Folge deſſen eine längere Schützenlinie, die mit großer Geſchwindigkeit und Energie gegen die vom Feinde beſetzten Knicks avancirte und die feindlichen Schützen auf Düppel zurückwarf. Dieſe, von einem ſtärkeren Soutien aufgenommen, beſetzten jetzt den Kirchhof des Dorfes. Während dieſer Zeit ſtand die Kolonne auf dem engen von Knicks eingeſchloſſenen Wege, von dem weder rechts noch links abgewichen werden konnte, und den die Dänen der Länge nach von dem zur Vertheidigung eingerichteten Thurme der düppler Kirche beſchoſſen. Die 1. Compagnie mußte, um ſich dem Feuer nur einigermaßen zu entziehen, zu beiden Seiten des Wegs an den Knicks niederknieen. Unterdeſſen war auch die 2. Compagnie in der rechten Flanke über das ſtenderuper Gehölz hinaus vorgedrungen. Als die Compagnie aus dem Walde hervorbrach, wandte ſich auch auf ſie das Feuer vom düppler Kirchhof her und zwar mit beſonderer Heftigkeit. Hauptmann Ballhorn, an der Spitze ſeiner Compagnie, wurde hier von einer Kugel in dem rechten Oberſchenkel getroffen; Secondelieutenant Wilke und einige Musketiere trugen ihn aus dem Gefecht. Der zu Fuß herbeieilende Major v. Grumbkow führte die Compagnie perſönlich aus dem Feuer.«

Während die 1. und 2. Compagnie dieſen Strauß vor Düppel beſtanden, waren die 6. und 7. Compagnie, wie bereits hervorgehoben, unter Hauptmann v. Goerſchen gegen Rackebüll vorgegangen. Ein Augenzeuge ſchreibt: »daß es heute etwas abgeben würde, das wußten wir alle; wir kannten ja die rackebüller Dänen, mit denen die Brigade Goeben in zahlloſen Vorpoſtengefechten bis dahin zu thun gehabt hatte. In gerader Richtung, querfeldein, gingen wir vor. Was »querfeldein« hier heißt, das ſpottet jeder Beſchreibung: Knicks mit Dornenhecken, Waſſergräben, aufgeweichtes Ackerland, ſchwer, zäh, lehmig, in dem faſt die Stiefel ſtecken bleiben. Vorſichtig, wie der Fuchs beim Schleichen, avancirten wir von Knick zu Knick; feindliche Patrouillen, die ſich ungeſehen glaubten, ſchlichen in trüber Morgendämmerung dem Dorfe zu. Als wir uns Rackebüll bis auf 600 Schritt genähert hatten, ſtießen wir auf den Feind. Er hatte einen hohen Knick mit Schützen beſetzt und verſuchte von hier aus, unſer Vorgehn durch ein ziemlich anhaltendes Feuer zu hindern. Der Schützenzug beſetzte nun 3 bis 400 Schritt vom Feinde eine ſehr günſtig gelegene Höhe, von wo aus derſelbe das Terrain gegen Rackebüll zu ziemlich genau überſehen konnte; die andern 5 Züge poſtirten ſich hinter der Höhe an einem Knick. Wir lagen faſt platt auf der Erde und ſchoſſen wenig. Dieſe Kriegsliſt glückte. Die Dänen, immer ſicherer in ihrem Glauben, wir ſeien nur eine ſchwache Abtheilung, kletterten über den ſchützenden Knick hinweg und ſtürmten auf uns zu. Nur mit Mühe hielt uns der Hauptmann in Ruh. Endlich, als ſie bis auf 200 Schritt an uns heran waren, ſprangen wir auf und empfingen ſie mit einer vollen Salve. 6 oder 7 fielen, die andern ſuchten den ſchützenden Knick wieder zu gewinnen, aber unter Hurrahgebrüll jagten wir ſie vor uns her, bis ſie innerhalb der Dorfgaſſe Schutz fanden. Dieſe Verfolgung hatte uns bis auf 200 Schritt vor Rackebüll geführt; wir machten Halt, um Athem zu ſchöpfen. Ein Erdwall gab uns nothdürftigen Schutz, aber die Leute drängten vorwärts und am Ende — wenn der Anlauf glückte — ſtanden wir in Rackebüll gedeckter, als vor demſelben. Mit Marſch Marſch ging es von zwei Seiten her auf das Dorf zu, das nach kurzem Widerſtand genommen wurde. Bei dem Feuergefecht, das ſich hier entſpann, fiel Lieutenant Troſchel. Unteroffizier Brochnow holte ihn aus dem Feuer heraus. Der Feind zog ſich hinter das Dorf in eine gedeckte Stellung zurück. Wir hielten das Dorf eine Stunde lang, wenig beläſtigt durch das lebhafte Feuer, das die Dänen gegen uns unterhielten; — ſie ſchießen immer zu hoch und von tauſend Kugeln trifft kaum eine. Zuletzt kam Ordre, Rackebüll wieder aufzugeben und uns auf Stenderup zurückzuziehn.«

Ueberblicken wir noch einmal die Ereigniſſe des 14., ſo hatte von Rübel und Stenderup aus, die am Abend vorher von der Brigade Roeder beſetzt worden waren, ein Vorſtoß in drei Richtungen ſtattgefunden, gegen Wielhoi, gegen Dorf Düppel und gegen Rackebüll. Zweck dieſes Vorſtoßes war nicht (wenigſtens zunächſt nicht) die dauernde Beſetzung dieſer drei letztgenannten Punkte, ſondern nur die Aufſtellung einer Vorpoſtenlinie zwiſchen Wielhoi und dem ſtenderuper Holz. Dies war erreicht, erreicht mit verhältnißmäßig geringen Verluſten. Das Gefecht am 14. koſtete dem 24. Regiment 3 Todte und 17 Verwundete, unter den Todten Lieutenant Troſchel, unter den Verwundeten Hauptmann Ballhorn. Das 64. Regiment hatte ohne Verluſt ſeine Aufgabe gelöſt. Rübel und Stenderup blieben ſtark beſetzt; die Kirche und der Kirchhof von Rübel wurden zur Vertheidigung eingerichtet. General v. Roeder bezog Quartiere in dem genannten Dorf (Rübel).

Während ſo am 14., bereits auf dem unmittelbaren Vorterrain der düppler Schanzen, gekämpft worden war, waren auf der Halbinſel Broacker, am Ufer des Wenningbund, da wo die ſogenannten gammelmarker Höhen gelegen ſind, viele hundert Arme geſchäftig, um die eingetroffenen 24 Pfünder in Batterie zu bringen, aus denen am nächſtfolgenden Tage, über den breiten Wenningbund hinweg die Beſchießung der Schanzen beginnen ſollte. Schon am 11. hatte man vier 24 Pfünder, die kurz vorher in Brunsnis (Broacker) placirt worden waren, mit der größten Anſtrengung über die theils grundloſen Wege nach Dünth geſchafft. Von Dünth bis Gammelmark war nur noch eine Viertelmeile. Aber welche! Als man die Geſchütze den Berg jenſeits des Dorfes hinaufſchaffen wollte, zeigte ſich bald die vollſtändige Unmöglichkeit, dieſen Transport mit Pferden zu bewirken, alle Stränge zerriſſen ſofort, man bekam die Geſchütze nicht aus der Stelle. Endlich entſchloß man ſich, Menſchenkräfte anzuwenden. Die Brigade Canſtein half aus. Wie ſpäter beim Parallelenbau, ſo bewährten ſich auch hier die 35er als vorzüglich geſchickt. Vor jedes Geſchütz ſpannten ſich 200 Mann. Sie leiſteten, was 20 Pferde nicht leiſten konnten. In kurzer Zeit überwand ihre vereinte Kraft den Bergesabhang und brachte die Geſchütze in das Depot, wo ſie auf Bettungen geſtellt werden mußten, um nicht zu verſinken. So tief aufgeweicht war der Boden. Am Abend des 12. wollte man dieſe 4 Geſchütze in die Batterie einfahren und mußte hierbei den neu erbauten Kolonnenweg benutzen, dem man, durch Anwendung von Strauchwerk und Bohlen, ſo viel Feſtigkeit zu geben verſucht hatte, als es irgend möglich war, der aber immer noch einige Stellen hatte, von denen es zweifelhaft blieb, ob es möglich ſein würde, die ſo überaus ſchweren Geſchütze hinüber zu bringen. Man wandte wiederum Menſchenkräfte als Bewegungsmittel an und kam dadurch und durch die fortdauernde Unterlegung ſtarker Bohlen, über alle Schwierigkeiten hinfort. Bis um 11 Uhr Abends wurden die beiden dort erbauten Batterieen, die öſtliche mit 4 gezogenen 24 Pfündern, die weſtliche einſtweilen mit 6 gezogenen 6 Pfündern armirt.

So weit war man am 12. Abends auf Gammelmark gediehn. Am 14. Abends, nachdem den Tag über mit unſäglichen Anſtrengungen gearbeitet worden war, konnte der Bau einer dritten Batterie (etwa 800 Schritt öſtlich der beiden andern) auf einem baſtionsartigen Vorſprunge des Ufers begonnen werden. Noch in derſelben Nacht wurde dieſe dritte Batterie beendet und ebenfalls mit vier 24 Pfündern armirt. Am Morgen des 15. waren alſo 14 Geſchütze (acht 24 Pfünder und ſechs 6 Pfünder) in der Lage, aus 3 Batterieen ihr Feuer gegen die Schanzen beginnen zu können. Der Wunſch, dieſer Wirkung den möglichſten Nachdruck zu verleihn, führte dahin, daß noch zwei weitere 6pfündige Batterieen beſtimmt wurden, das Feuer zu verſtärken. Hierdurch wuchs die Zahl der gezogenen Geſchütze bei Gammelmark auf 26 Stück (acht 24 Pfünder und achtzehn 6 Pfünder), aus denen am 15. früh die Beſchießung erfolgen konnte. Einzelne Schüſſe aus Batterie Nr. 2 (Premierlieutenant Mogilowski, ſpäter »Feldzeugmeiſter-Batterie«) waren ſchon am 13. abgefeuert worden, doch nur probeweiſe, um zu zeigen, daß die vorderſten Schanzen vollſtändig im Bereich der preußiſchen Geſchütze lägen, nicht zum Zwecke der Beſchießung.

Dieſe begann am 15. Vormittags. In den frühen Morgenſtunden herrſchte Nebel, dann Schneeſchauer, der ſo dicht fiel, daß es nicht möglich war, hundert Schritt weit zu ſehn. Plötzlich, gegen 11 Uhr, hellte ſich das Wetter auf, und vom klaren Sonnenſchein erleuchtet, konnte man nun die feindlichen Schanzen und ſelbſt die daran arbeitenden Leute deutlich erkennen. Jetzt eröffnete die Batterie Nr. 1. die Kanonade und die übrigen Geſchütze ſtimmten ein. Die erſten Schüſſe gingen theilweiſe zu kurz, man ſah ſie in die See einſchlagen, ſchnell korrigirte man ſich aber und die in der Gegend von Schanze I. und II. wie in einem Ameiſenhaufen durcheinanderlaufenden Mannſchaften, welche überall Deckung aufſuchten, zeigten es deutlich, daß unſre Geſchütze gut trafen und die Entfernung richtig geſchätzt hatten. Der Feind hatte ſich von dieſer Seite her für ziemlich ſicher gehalten; es ſchien ihm eine Fabel, daß man auf Entfernungen von 4 bis 5000 Schritt noch Erfolge erzielen könne. Nun ſah er nicht nur das ganze Terrain zwiſchen Schanze I. und VI., ſondern auch Sonderburg, das ſein Soutien, ſein Magazin und ſeine Rückzugslinie war, durch unſre Geſchoſſe bedroht. Der Zweck dieſer erſten Beſchießung richtete ſich freilich nicht gegen dieſe Stadt, deren rothe Dächer ſammt ihren vielen Windmühlen man bei klarem Wetter von Gammelmark aus deutlich ſehen konnte, — nur ein Gruß aus Batterie Nr. 1. flog heute hinüber und ein Kugelloch in dem Mauerwerk des alten Schloſſes, das man mit einem Fernrohr deutlich erkennen konnte, lieferte den Beweis, daß auch Sonderburg, obgleich 5600 Schritt entfernt, für unſre gezogenen Geſchütze nicht unerreichbar war.

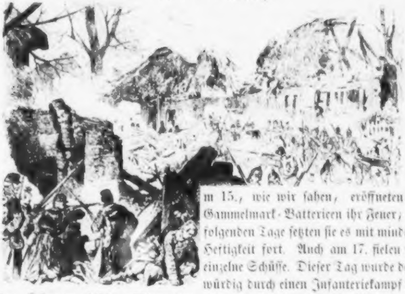
Bis um 2 Uhr Nachmittags wurde das Feuer mit großer Lebhaftigkeit fortgeſetzt, dann ließ es nach, um am andern Morgen wieder aufgenommen zu werden. Der Feind antwortete wenig aus ſeinen Schanzen; er hatte ſchnell erkannt, wie überlegen ihm die preußiſchen Geſchütze waren und deshalb die ſeinigen zurückgezogen. Der Erfolg war ein eclatanter. Ein franzöſiſcher Berichterſtatter ſchrieb: »Die Gammelmark-Batterieen drohen der däniſchen Stellung verhängnißvoll zu werden. Die Entfernung über den Wenningbund hin bis nach dem Städtchen Sonderburg auf Alſen beträgt etwa drei engliſche Meilen. Eine Kugel traf das Schloß, eine andre das Rathhaus. Wir haben bisher noch in keinem europäiſchen Kriege Geſchütze geſehn, welche bis auf ſolche Entfernung wirkten.«

Der ſachliche wie der moraliſche Effekt, den dieſe Enfilir-Batterieen ausübten, war außerordentlich, aber er war raſch vorübergehend. Die Dänen zogen bei Tage ihre gefährdeten Geſchütze und ſich ſelbſt in geſicherte Stellungen zurück und überließen es der überlegenen Artillerie ihrer Gegner, die Schanzen abzukämmen oder irgend eine Bruſtwehr zu zerſtören. Ueber Nacht wurde hergeſtellt, was im Lauf des Tages zerſtört worden war und am anderen Morgen präſentirten ſich die Schanzen ſo intakt, wie am erſten Tage der Beſchießung. Dies war von einzelnen Stimmen vorausgeſagt worden, doch war ihr Rath: das Feuer von Gammelmark nicht vor der Beſchießung aus der Front beginnen zu laſſen, entgegenſtehender Anſichten halber nicht durchgedrungen. Dieſe entgegenſtehenden Anſichten gingen dahin, daß mit den Anfängen einer Beſchießung (weil alles nach energiſchem Vorgehn drängte) nicht länger gezögert werden könne. Jetzt iſt wohl kein Zweifel mehr darüber, daß — eine gewiſſe Berechtigung jener überwiegend politiſchen Erwägung zugegeben — das Feuer zu frühzeitig eröffnet wurde. Wären gleichzeitig mit den Batterieen auf Gammelmark 30 bis 40 gezogene 12 Pfünder zu einem Angriffe in der Front in eine lebhafte Thätigkeit geſetzt worden, ſo kann angenommen werden, daß binnen zwei Tagen dem an den Wenningbund ſich anlehnenden Flügel der Schanzenlinie ein weſentlicher Theil ſeiner Widerſtandskraft geraubt geweſen wäre. Die hierdurch bei dem Feinde mit Wahrſcheinlichkeit hervorgebrachte Ueberraſchung und Verwirrung dürften alsdann, auch ohne Annäherungsarbeiten, den Wenningbund entlang einen Sturm auf dieſen Flügel mit einem glücklichen Erfolge möglich gemacht haben.

Aber noch mehr, die allzu frühzeitige Eröffnung des Feuers auf Gammelmark hatte, außer der damit verloren gegangenen Ueberraſchung, den Nachtheil gehabt, daß der Feind Zeit gewann, ſich ſofort durch die Erbauung von Schulterwehren und Traverſen nach Möglichkeit gegen daſſelbe zu ſchützen. Bis dahin ſchienen gegen dies Feuer keine Vorkehrungen vorhanden geweſen zu ſein, da man ſeine Möglichkeit, am wenigſten aber ſeine Furchtbarkeit nicht erwartet hatte. Jetzt entſtanden raſch, von den Schanzen I. bis IV. aus, gedeckte Kommunikationen nach rückwärts. Dieſe beſtanden in aufgeworfenen Bruſtwehren, die auf ihren beiden Seiten von einem Graben begleitet wurden. Je nachdem das Feuer von der einen oder der anderen Seite erwartet wurde, hatte man den durch die Bruſtwehr dagegen geſchützten Graben als Verbindungsweg zu benutzen.

Der Feind wußte gut zu pariren; raſtlos thätig in Aufführung neuer Werke, war ihm nicht beizukommen; — vor Eröffnung der Frontal-Batterieen war an einen entſcheidenden Erfolg nicht zu denken. Wichtiger faſt als die Wirkung auf die Schanzen, erwies ſich die Wirkung der Gammelmark-Batterieen auf den Seeverkehr des Feindes. Seine Schiffe im ſonderburger Hafen fühlten ſich nicht mehr ſicher und der Verkehr, der ſonſt direkt bis in den Alſenſund ging, beſchränkte ſich — die Nord- und Oſthäfen der Inſel abgerechnet — auf Hörup-Haff, von wo dann die ausgeladenen Gegenſtände zu Lande nach Sonderburg weitergingen.

Der 17. März.



m 15., wie wir ſahen, eröffneten die Gammelmark-Batterieen ihr Feuer; am folgenden Tage ſetzten ſie es mit minderer Heftigkeit fort. Auch am 17. fielen nur einzelne Schüſſe. Dieſer Tag wurde denkwürdig durch einen Infanteriekampf vor den Schanzen ſelbſt. Wir gehen nunmehr zu einer Beſchreibung dieſes Gefechtes über, des ernſteſten und ausgedehnteſten, das auf dem Vorterrain von Düppel geliefert wurde.

Das Gefecht vom 17. März war ein Doppelgefecht, das am linken Flügel (Brigade Goeben) um den Beſitz von Rackebüll, im Centrum (Brigade Roeder) um den Beſitz von Kirch-Düppel geführt wurde. Beide Gefechte griffen ineinander ein und unterſtützten ſich untereinander, dennoch ziehen wir in unſerer Darſtellung die lokale Gruppirung des Geſchehenen der chronologiſchen Anordnung vor und ſchildern, ohne, blos der Stunde zu Liebe, in beſtändigem Wechſel von Rackebüll nach Düppel und von Düppel nach Rackebüll zu eilen, beide Rencontres als ſelbſtſtändige Gefechte. Zuerſt das Gefecht bei Rackebüll.

Das Gefecht bei Rackebüll.

Die Dänen — irrthümlich von der Anſicht ausgehend, daß das rackebüller Holz von den Preußen beſetzt ſei — beſchloſſen am 17. einen Offenſivſtoß zu wagen, um ſich in den Beſitz dieſes Gehölzes zu ſetzen. Eh dieſe Bewegung jedoch zur Ausführung kam, erfuhr man däniſcherſeits, daß eine dauernde Beſetzung des vielgenannten Gehölzes durch General v. Goeben nie ſtattgefunden habe, weshalb der Befehl dahin geändert wurde: das 4. und 5. däniſche Regiment, unter Führung des Oberſten Bülow, hätten eine Recognoscirung über Rackebüll hinaus zu unternehmen, ohne ſich jedoch in ein ernſtes Gefecht einzulaſſen.

Um 10 Uhr früh rückten die genannten beiden Regimenter (4 Bataillone) mit zwei Geſchützen bis zum Bütthauſe — an der apenrader Chauſſee, zwiſchen Schanze X. und Rackebüll gelegen — vor, dort theilte ſich die Kolonne, ein Bataillon des 5. Regiments verfolgte die Chauſſee, das andre bog rechts aus und nahm ſeinen Weg über Satrup, — das 4. Regiment beſetzte Rackebüll.

Bald nach 10 Uhr erhielt General v. Goeben, der ſich in Oſter-Satrup befand, von dieſer Offenſiv-Bewegung des Feindes Meldung. Er nahm alles zuſammen, was er an disponiblen Streitkräften in Oſter- und Weſter-Satrup zur Hand hatte und dirigirte 2 Compagnieen 15er von Oſter-Satrup, 5¼ Compagnie 55er von Weſter-Satrup aus gegen Rackebüll. Im Laufſchritt gingen dieſe Truppen vor, die 15er unter Major Horſt zwiſchen Rackebüll und dem rackebüller Holz, die 55er unter Major Boecking, die Chauſſee entlang auf Rackebüll ſelbſt. Eine Compagnie der 55er faßte das Dorf von rechts her in die Flanke, zwei 12Pfünder unterſtützten den Angriff. Mit Ungeſtüm warfen ſich die genannten Truppen, die 15er von links, die 55er von rechts her auf den Feind und nahmen die von ihm beſetzten Knicks und Barrikaden vor dem Dorfe, trotz ſeiner numeriſchen Ueberlegenheit, im erſten Anlauf. Der Krug und die der Straße zunächſt liegenden Gehöfte wurden mit dem Bajonnett genommen, während der Feind, durch die detachirte Compagnie vom 55. Regiment in der Flanke bedroht, aus dem weſtlichen Theile von-Rackebüll eiligſt abzog, ohne den Angriff abzuwarten. Das 4. Regiment, das, wie wir ſahen, das Dorf beſetzt hielt, fand ſelbſt nicht mehr die Zeit, ſeinen verwundeten Bataillons-Commandeur (Capitain Bauditz) mit ſich zu nehmen, ſchon auf eine Tragbahre gelegt, ließ man ihn doch im Stich. Er fiel, nebſt einigen zwanzig andern Verwundeten, in unſere Hände. Außerdem wurden 25 Mann gefangen. Viele Todte lagen umher. Capitain Bauditz erlag nach einigen Tagen ſeinen Wunden in Flensburg. Preußiſcherſeits hatte dieſe raſche Wegnahme von Rackebüll zwei Verwundete gekoſtet. Wieder hatte es ſich, wie bei allen früheren Gefechten der Brigade Goeben, bewährt, daß das kräftigſte Draufgehen den geringſten Verluſt herbeiführte. Ein Bericht ſagt: »So wie wir uns ohne Weiteres auf den Feind ſtürzten, pfiffen regelmäßig die Kugeln über unſere Köpfe hin. Die Verluſte erlitten wir immer im Schützengefecht.«

So verlief das Vormittags-Gefecht bei Rackebüll, ein ernſteres Nachmittags-Gefecht, das größere Opfer koſtete, ſollte folgen.

Etwa um 12 Uhr hatten 2 Bataillone (7¼ Compagnieen) der Brigade Goeben, wie wir ſahen, Rackebüll genommen und ſich darin feſtgeſetzt. Der Feind war zurückgegangen, nach ſeinen eigenen Ausſagen bis zum Pütthauſe, nach Anſicht des preußiſchen Gefechtsberichtes bis hinter die Schanzen. General v. Goeben, wie bei ſo vielen früheren Gefechten, die mit der Beſitzergreifung Rackebülls geendet hatten, ſtand eben auf dem Punkt, das mit ſtürmender Hand genommene Dorf freiwillig wieder aufzugeben, als vom General Roeder die Aufforderung eintraf, Rackebüll unter allen Umſtänden zu halten, da er (General Roeder) auf dem Punkt ſtehe, Kirch-Düppel zu attakiren. General v. Goeben kam dieſer Aufforderung nach und deckte dadurch die linke Flanke der Operationen gegen Kirch-Düppel.

Von 12 bis 2 Uhr geſchah däniſcherſeits nichts gegen Rackebüll. Dies war ein Fehler. Oberſt Bülow — wie in der That aus dem däniſchen Gefechtsberichte hervorgeht — mußte die preußiſchen Abtheilungen, die zwiſchen 11 und 12 Uhr gegen Rackebüll vorgingen, numeriſch bei Weitem überſchätzt und einen Kampf mit ihnen als ausſichtslos angeſehen haben, ſonſt konnte er die zur Wiederaufnahme des Kampfes einzig und allein geeignete Zeit unmöglich ſo ungenutzt vorübergehen laſſen. Zwiſchen 12 und 1 Uhr hätte ein erneuter Angriff vielleicht Chancen des Erfolges gehabt. Aber dieſer Angriff unterblieb. Inzwiſchen trafen 2 Bataillone 15er unter Oberſtlieutenant v. d. Goltz in der preußiſchen Frontlinie ein, ſie nahmen Aufſtellung zwiſchen dem rackebüller Gehölz und dem Alſen-Sund; die 7½ Compagnieen, die das Vormittags-Gefecht beſtanden hatten, ſtanden in langer Linie vom rackebüller Krug an, durch die Dorfgaſſe hindurch, bis in den Rücken des Dorfes. Die Batterie, jetzt 4 Geſchütze ſtark, ſtand am weiteſten zurück, beherrſchte aber das Dorf.

Dies war die Aufſtellung, als um 2 Uhr Nachmittags die Dänen, drei vielleicht auch fünf Bataillone ſtark (die Angaben ſchwanken), von Neuem zum Angriff übergingen, nach ihrem eigenen Bericht vom Pütthauſe aus, nach Anſicht General v. Goebens von den Schanzen aus. Wir folgen der Goebenſchen Darſtellung. Die Dänen avancirten bis zum Pütthauſe und bis gegen Stabegaard. Dies Avanciren, das von einzelnen Seiten als ein »Erfolg« geſchildert worden iſt, war mindeſtens ein leicht errungener, da Stabegaard, um die Truppen dem enfilirenden Feuer von Alſen her nicht nutzlos auszuſetzen, von den Preußen gar nicht beſetzt worden war. Mehrere Vorwärtsbewegungen gegen Rackebüll folgten, aber matt und ohne wirklich zum Angriff zu ſchreiten. Die Dänen engagirten, an der ganzen Linie hin, ein lang andauerndes Feuer, das aber ziemlich reſultatlos verlief und keinen andern Zweck zu haben ſchien, als die Preußen aus ihren Stellungen hervor in den Bereich der alſener Batterieen zu locken.

So war es 4 Uhr geworden, das Feuer ließ nach, gleichzeitig traf jetzt Befehl ein, Rackebüll unter allen Umſtänden, und zwar auf die

Dauer, zu halten. General v. Goeben beorderte deshalb 4 Compagnieen nach Satrup zurück, die daſelbſt eſſen und Gepäck umhängen (alles war hungrig ausgerückt), dann aber die Vorpoſten bei Rackebüll beziehen ſollten.

Vielleicht daß der Feind von dieſer Schwächung ſeines Gegners Kunde erhielt, gleichviel, 4¼ Uhr ging er abermals gegen Rackebüll vor, diesmal mit Ernſt. Seinen Hauptangriff richtete er auf den linken Flügel, wo Oberſtlieutenant v. d. Goltz mit den 15ern ſtand. Die Compagnieen des 5. und 4. Regiments drangen kräftig und brav vorwärts, mehrfach mit Hurrah bis an die von unſeren Schützen beſetzten Knicks vorgehend. Ueberall aber wurden ſie, theils durch das mörderiſche Feuer, theils durch Gegen-Angriff mit dem Bajonnett, entſchieden und unter großem Verluſt zurückgewieſen. Auch die Angriffe auf den rechten Flügel (Dorf Rackebüll) mißglückten, die Batterie beherrſchte das Terrain und verhinderte den Feind, über eine beſtimmte Linie der apenradener Chauſſee hinaus vorzudringen.

So ſtand das gegen 4¼ Uhr Nachmittags wieder aufgenommene Gefecht bis kurz nach Sonnenuntergang, als jetzt — etwas nach 6 Uhr — die Tête des aus Satrup anlangenden Füſilier-Bataillons vom 55ſten eintraf, im Laufſchritt herzu eilend. Major Rex führte daſſelbe ſofort rechts nach Rackebüll und durch das Dorf vorwärts, während das 1. Bataillon — das bis dahin einen ſchweren Stand gehabt hatte — tambour battant längs der Chauſſee vordrang und die 15er, am linken Flügel, ebenfalls mit Hurrah vorbrachen. Der Feind wartete den Angriff nicht ab, ſondern zog ſich, unter Zurücklaſſung vieler Todten, eilends nach den Schanzen zurück. Rackebüll blieb beſetzt; die Vorpoſten wurden bei den Pütthäuſern (zwiſchen Rackebüll und den Schanzen) ausgeſetzt.

Die Dänen büßten viel ein. Das 5. Regiment allein, das namentlich den Hauptangriff von Stabegaard aus auf den linken Flügel unter Oberſtlieutenant v. d. Goltz machte, verlor 126 Mann. Auch die preußiſchen Verluſte waren größer als gewöhnlich: 10 Todte (darunter Lieutenant Hölſcher vom 55. Regiment und Portepeefähnrich Scheringer); außerdem 7 Officiere und 37 Mann verwundet.

Das Gefecht bei Düppel.

Bei Rackebüll waren die Dänen (10 Uhr Vormittags) zur Offenſive geſchritten, bei Düppel ſchritten die Preußen zum Angriff. Dieſer Angriff war nicht eine Folge des Vormittagsgefechtes bei Rackebüll, ſtand überhaupt in keinem Zuſammenhang mit den Vorgängen am linken Flügel, ſondern entſprach lediglich einem Entſchluß, der ſchon am Morgen des 17. im Hauptquartier (Gravenſtein) zur Reiſe gediehen war und dahin ging, daß der Einſchließungszirkel um die Schanzen herum nunmehr enger gezogen werden müſſe. Zu dieſem Behufe — ſo war der früh Morgens im Hauptquartier gefaßte Entſchluß — ſollte die Brigade Roeder ſich in den Beſitz von Kirch-Düppel ſetzen. Wir werden ſehn, wie der 17. März im Verlauf wechſelnder Gefechtsmomente ſchließlich zu weit erheblicheren Reſultaten führte. Nicht nur ein Vorgehn im Centrum, ſondern auf der ganzen Linie war das Ergebniß.

Eh wir dem Angriff folgen, werfen wir einen Blick auf die Lokalität. Die Brigade Roeder — recht eigentlich in Front der Schanzen — ſtand, wie wir wiſſen, in Rübel und Stenderup; Rübel war von den 64ern, Stenderup von den 24ern beſetzt. Beide Dörfer liegen etwa eine halbe Meile von Düppel und zwar ſo, daß, wenn man Linien zwiſchen dieſen drei Punkten zieht, ein ſpitzwinkliges Dreieck entſteht. In dem ſpitzen Winkel des Dreiecks liegt Düppel. Zwiſchen Stenderup und Düppel läuft eine eigne Landſtraße, zwiſchen Rübel und Düppel aber läuft die flensburger Chauſſee, von der kurz vor Düppel ein Seitenweg links abzweigt.

Düppel ſelbſt iſt ein großes im Haken gebautes Dorf, deſſen eigenthümliche Form und Ausdehnung man gegenwärtig haben muß, wenn man einer Schilderung des Gefechtes vom 17. März, wie der dann folgenden Ereigniſſe (der eigentlichen Belagerung) folgen will. Es liegt — wenn man Verbindungslinien zwiſchen Rackebüll und Schmöl einerſeits und zwiſchen Stenderup und den Schanzen andrerſeits zieht — ziemlich genau in dem Punkt, wo dieſe Linien ſich kreuzen, dehnt ſich aber mit ſeinen zerſtreuten Gehöften über ein ſo weites Terrain aus, daß ſeine Nordſpitze (die Kirche) bis auf 1000 Schritt ſich Rackebüll und Stenderup nähert, während die Südweſt-Ecke faſt die flensburger Chauſſee und die Oſt-Ecke faſt die Schanzen berührt. Alles was von Rackebüll und Stenderup avancirte, mußte zunächſt auf Kirch-Düppel, was von Rübel kam, auf Weſter-Düppel, was von den Schanzen kam, auf Oſter-Düppel treffen. Die Entfernung zwiſchen der Kirche von Düppel und zwiſchen den öſtlichſten Gehöften betrug nahezu eine halbe Meile.

Um 12 Uhr — Rackebüll war eben von der Brigade Goeben genommen — traf beim General v. Roeder der Befehl ein, Kirch-Düppel zu beſetzen. Die beiden Musketier-Bataillone vom 24. Regiment, die der Kirche von Düppel und dem danach genannten Dorftheil (Kirch-Düppel) am nächſten ſtanden, wurden jetzt vom General mit Ausführung dieſer Ordre betraut. Sie rückten zu beiden Seiten des ſtenderuper Weges vor, ihnen voran eine Haubitz-Batterie. Dieſe protzte in richtiger Schußweite ab und begann Kirche und Kirchhof mit Granaten zu bewerfen. Als der Feind erſchüttert ſchien, gingen die Compagnieen des 2. Bataillons, das die Tête hatte, zum Angriff über; die 7. Compagnie attackirte direkt, während zwei andere Compagnieen, von links und rechts her, Kirch-Düppel in die Flanke nahmen. Lieutenant Munk vom 7. däniſchen Regiment ſuchte Kirche und Kirchhof, die ſtark beſetzt waren, gegen den raſchen Anſturm zu halten, aber vergeblich. Die 7. Compagnie umfaßte den Kirchhof von beiden Seiten und unter heftigem Feuergefecht zogen ſich die Dänen, die Dorfgaſſe entlang, zurück. Ueberall im Dorf war die Communikation durch gut angelegte Barrikaden geſperrt, die von den Häuſern aus vertheidigt wurden. In der That mußte das Dorf Schritt vor Schritt erobert werden; erſt als alle Compagnieen des Bataillons zuſammenwirkten, fiel in raſcher Folge ein Gehöft nach dem andern. Zuletzt wurde der Feind auch aus dem öſtlichen Theil von Düppel hinausgewieſen, den die 5. 6. und 8. Compagnie beſetzten und ihre Schützen an deſſen äußerſter Liſière einniſteten, von wo aus ſie mit dem Feinde, der am Fuße der Schanzen V. und VI. ſtehen blieb, Kugeln wechſelten. Es war 2½ Uhr, als das 24. Regiment in den unbeſtrittenen Beſitz von Düppel gelangte.

Während die 24er auf der ſtenderuper Straße vorgegangen waren, waren die 64er (in der rechten Flanke der 24er) auf der flensburger Chauſſee avancirt. Auch hier waren es die beiden Musketier-Bataillone, die zum Angriff ſchritten. Die Füſiliere — in Gravenſtein cantonnirt — trafen erſt ſpäter ein, übrigens noch rechtzeitig genug, um an dem entſcheidenden Moment des Kampfes theilzunehmen.

Das 1. Bataillon dirigirte ſich gegen Kirch-Düppel, wo es die 24er, die den Kirchhof bereits genommen, in dem ſich fortſpinnenden Dorfgefecht unterſtützte, das 2. Bataillon drang gegen den Spitzberg vor, den der Feind mit 3 Compagnieen vom 7. Regiment beſetzt hielt, attackirte und nahm dieſe wichtige Poſition, von der mehr oder weniger die Behauptung des düppeler Vorterrains abhing, im erſten Anlauf. Major Cramer, Commandeur des Bataillons, ſetzte Vorpoſten aus.

So ſtanden die Dinge 2½ Uhr. Die Tagesaufgabe war mehr denn erfüllt. Dieſe hatte einfach dahin gelautet, Kirch-Düppel zu beſetzen, ſtatt deſſen war auf der ganzen Linie der Zirkel enger, d. h. dichter um die Schanzen herum gezogen. An Stelle der Linie Satrup, Stenderup, Nübel war die Linie Rackebüll, Düppel, Spitzberg getreten. Statt eine Meile, ſtand man nur noch eine halbe Meile von den Schanzen; die vorgeſchobenſten Compagnieen im Centrum, die Oſter-Düppel beſetzt hielten, ſtanden nur noch 6 bis 800 Schritt von den Schanzen entfernt.

Dieſe letztre Poſition — wie wir wiſſen von den 24ern (5. 6. und 8. Compagnie) eingenommen — erwies ſich bald als unhaltbar. Ein mörderiſches Feuer wurde darüber ausgeſchüttet; die ganze Schanzenlinie, ſelbſt die Batterieen auf Alſen, warfen Granaten und Brandgeſchoſſe ins Dorf. Bald ſtand der öſtliche Theil in Flammen. General v. Roeder, da der Tagesbefehl nur auf Beſitznahme von Kirch-Düppel gelautet hatte, hielt es für gemeſſen, die drei vorgeſchobenen Compagnieen aus Oſter-Düppel zurückzunehmen. Er gab die entſprechenden Befehle. Die Compagnieen zogen ſich gegen Kirch-Düppel hin rückwärts, wo nunmehr das ganze Regiment — auch die Füſiliere waren inzwiſchen eingetroffen — vereinigt ſtand. Die 64er lehnten ſich mit ihrem 1. Bataillon an Weſter-Düppel, das 2. Bataillon hielt nach wie vor den Spitzberg beſetzt. Das Gefecht ſchien beendet.

Aber es war nicht beendet; gegen 3 Uhr begann der Kampf von Neuem, heftiger als zuvor, die Dänen ſchritten zur Offenſive. Der in den Schanzen befehligende General du Plat, von der Wichtigkeit durchdrungen, welche Rackebüll und der Spitzberg für die Düppelſtellung hatten, war entſchloſſen, ſeinem Gegner den Beſitz dieſer Poſitionen ſtreitig zu machen. Als er ſah, daß die Preußen unter der Wirkung des Schanzenfeuers Oſter-Düppel räumten, hielt er den Augenblick für günſtig, um das an dieſem Tage verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Er ertheilte Befehl zum Vorrücken. Das 5. däniſche Regiment, unterſtützt von Abtheilungen des 4., ging gegen Rackebüll vor (vergl. S. 143. das Gefecht bei Rackebüll), das 7. und 8. Regiment, zunächſt nur 9 Compagnieen ſtark, dirigirten ſich gegen Düppel. Oſter-Düppel wurde beſetzt, in raſchem Avanciren der freie Raum überſchritten, der ſich zwiſchen Oſter- und Weſter-Düppel ausdehnt, endlich in den öſtlichen Gehöften von Weſter-Düppel Poſto gefaßt. Bis gegen 4 Uhr war dieſe Offenſiv-Bewegung der Dänen ausgeführt.

Aber nicht lange ſollten ſie in ungeſtörtem Beſitz ihrer bis zur Hälfte wieder eroberten Poſition (Kirch-Düppel, wie wir wiſſen, war von den 24ern beſetzt) verbleiben. Schon um 2¼ Uhr, als die vorgeſchobenſten Compagnieen der 24er eben aus Oſter-Düppel zurückgezogen wurden, war beim General v. Roeder der Befehl eingetroffen: Oſter-Düppel unter allen Umſtänden zu halten. (Die Meldung von dem Zurücknehmen der Truppen hatte den Prinzen Friedrich Karl noch nicht erreicht.) General v. Roeder traf demgemäß ſeine Dispoſitionen. Was eben aufgegeben war, mußte wieder genommen werden. Das 2. Bataillon vom 64. Regiment erhielt Befehl, vom Spitzberg aus gegen Oſter-Düppel vorzugehn; die Brigade Canſtein aber, deren vorgeſchobenſte Compagnieen, zwei vom 35. und zwei vom 60. Regiment, inzwiſchen auf dem Terrain zwiſchen Büffelkoppel und Wenningbund theils auf Vorpoſten ſtanden, theils zur Ablöſung erſchienen waren, wurde beordert, an Stelle der vorrückenden 64er den Spitzberg zu beſetzen.

Faſt in demſelben Augenblick (3 Uhr), in dem die neun däniſchen Compagnieen vom 7. und 8. Regiment aus den Schanzen hervorbrachen, ſtiegen die 64er — uns vorliegenden Berichten nach die 7. und 8. Compagnie vom zweiten und die 2. Compagnie vom erſten Bataillon — vom Spitzberg hernieder, überſchritten die Chauſſee, faßten Dorf Düppel an ſeiner Südweſtecke, die etwa die Grenze zwiſchen der preußiſchen und däniſchen Aufſtellung bildete, und drangen nach Oſten hin in die Hauptdorfſtraße vor. Major Cramer führte die 7. und 8. Compagnie, Hauptmann Graf Maltzahn die 2. Sehr bald ſtieß man auf den Feind. Die 2. Compagnie, gleich im erſten Anlauf, nahm eine Barrikade mit dem Bajonnett, binnen Kurzem aber kam das Gefecht zum Stehn, da größere feindliche Abtheilungen ſich am Kampfe betheiligten. Die 64er fochten 1 gegen 3 (3 Compagnieen gegen 9) und die Lage wurde ſo mißlich, daß ein Theil des im erſten Anlauf genommenen Terrains wieder verloren ging.

Major Cramer erkannte ſchnell, daß hier vor allem ein zähes Feſthalten geboten ſei, da die Gehöfte, die man beſetzt hielt, doch einigermaßen Deckung gewährten. In kurzer Zeit konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, unterſtützt zu werden. Das Schnellfeuer, auf 50 bis 100 Schritt abgegeben, bereitete dem immer lebhafter angreifenden Feinde große Verluſte. Nichtsdeſtoweniger ſteigerte ſich die kritiſche Lage von Moment zu Moment und hatte faſt den höchſten Punkt erreicht, als endlich neue Truppen in das Gefecht eingriffen und nach und nach das Gleichgewicht der Kräfte wieder herſtellten.

Von drei Seiten her kam Hülfe; die 5. Compagnie, von Weſter-Düppel her auf der Dorfgaſſe vorgehend, faßte den Feind ſo nachdrücklich, daß Major Cramer daran denken konnte, wieder zur Offenſive überzugehn; beinah gleichzeitig griffen 5 andre Compagnieen vom 64. Regiment (die 1. 3. 4. 9. und 10.) von Norden her und 5 Compagnieen der jetzt herangekommenen Brigade Canſtein von Süden her, in das Gefecht ein. Es waren dies die lübbener Jäger, 3 Compagnieen unter Major v. Witzleben, und die 9. und 12. Compagnie vom 60. Infanterie-Regiment. Oberſt v. Hartmann, Commandeur des 60., führte dieſe Truppe ins Feuer.

In dem Maaße, als die preußiſchen Unterſtützungen eintrafen, eilten auch dem Feinde Verſtärkungen zu. Die drei letzten Compagnieen vom 7. Regiment brachen im Sturmſchritt aus den Schanzen hervor, ſo daß die Dänen, jetzt 12 Compagnieen ſtark, in den öſtlichen Gehöften von Düppel ſtanden. 9 Compagnieen vom 64., 3 Jäger-Compagnieen und 2 Compagnieen vom 60. Regiment ſtanden ihnen gegenüber, 14 Compagnieen im Ganzen, von denen jedoch nur ebenfalls 12 zur Aktion kamen. Die Dänen wurden geworfen. Der däniſche Obriſtlieutenant Muus, Commandeur des 7. Regiments, machte einen letzten Verſuch, aus den Trümmern ſeiner Compagnieen eine geſchloſſene Kolonne zu bilden und mit ihr zum Angriff überzugehn. Der Verſuch ſcheiterte. Ein Haus nach dem andern wurde den Dänen entriſſen, die, bei Sonnenuntergang, bis an den Fuß ihrer Schanzen zurückgeworfen waren.

Auch bei Kirch-Düppel war in der Zwiſchenzeit noch einmal gekämpft worden; 3 Compagnieen vom 4. däniſchen Regiment, unter Hauptmann Wedege, hatten (zur Unterſtützung des Hauptangriffs auf Oſter-Düppel) Kirche und Kirchhof zu attackiren geſucht. Aber auch dieſer Verſuch war geſcheitert. Die 24er, beſonders ein Schützenzug unter Lieutenant v. Brockhuſen, hatten ſich den Angreifern ihrerſeits entgegengeworfen und den Feind vor ſich hertreibend, ihm ſchwere Verluſte beigebracht. Eine der däniſchen Compagnieen hatte ſämmtliche Officiere verloren. Capitain Wedege ſammt 30 Mann war gefangen genommen; eine gleiche Anzahl Todter, darunter 2 Officiere, lag hinter einem Knick. Dies waren Verluſte, die lediglich das 4. Regiment betrafen.

Bei weitem größer waren die Verluſte, welche die in Oſter-Düppel kämpfenden Dänen erfahren hatten. Der Commandeur des 8. Regiments, Oberſt Hveberg, blieb auf dem Platz und mit ihm eine große Anzahl Officiere und Mannſchaften. Ein Theil derſelben war von den eignen Granaten zerriſſen worden, da es von den Schanzen aus kaum beurtheilt werden konnte, ob Dänen oder Preußen in den beworfenen Gehöften ſteckten. Der däniſche Geſammtverluſt, nach ihrem eignen Gefechtsbericht, belief ſich auf 12 Officiere und 668 Mann, darunter 280 Gefangene, ſo daß etwa 400 Mann als todt und verwundet zu rechnen ſind.

Preußiſcherſeits betrug der Geſammtverluſt 137 Mann und zwar 23 Todte und 114 Verwundete, darunter 3 todte und 12 verwundete Officiere. Die Brigade Goeben bei Rackebüll verlor 10 Todte und 45 Verwundete; die Kämpfe in Düppel koſteten 13 Todte und 69 Mann, faſt alle zur Brigade Roeder gehörig. Die drei gefallenen Officiere waren Premierlieutenant v. Gerhardt vom 64., Secondelieutenant Hölſcher und Portepeefähnrich Scheringer vom 55. Regiment. Unter den verwundeten Officieren waren Oberſt v. Hartmann vom 60., Major Hüner v. Woſtrowski vom 64., die Hauptleute v. d. Reck und v. d. Schulenburg vom 15. und Hauptmann v. Boſſe vom 55. Regiment.

Der Kampf am 17. März hatte mehrfach hin- und hergeſchwankt, in einzelnen Momenten ſchien ſich die Waage ſogar den Dänen zuneigen zu wollen, der endliche Ausgang indeß kam einer Niederlage für ſie gleich.

Sie hatten 5 Regimenter (das 3. 4. 5. 7. und 8.), alſo 10 Bataillone ins Feuer geführt; 10 preußiſche Bataillone hatten ihnen gegenübergeſtanden. Dies ſcheint auf ein numeriſches Gleichmaß der Kräfte hüben und drüben hinzudeuten, nichtsdeſtoweniger war ein ſolches Gleichmaß *nicht* vorhanden. Die däniſchen Bataillone waren um 150 bis 200 Mann ſtärker, außerdem kämpften ſie unterm Schutz ihrer Schanzen, deren Granatgeſchoſſe — allerdings wurden auch einzelne Dänen getroffen — den 64ern zum Theil erheblichere Verluſte zufügten, als das Feuer der Infanterie. Die Dänen hatten ſich an dieſem Tage mit Nachhaltigkeit, ſelbſt mit Erbitterung geſchlagen. Dennoch umſonſt, ſie unterlagen ſchließlich an allen Punkten. Gegenüber dieſer Thatſache wird es verſtändlich, daß ein gefangener däniſcher Officier ſpäter äußern konnte: »vom 17. März ab war unſre (die däniſche) Armee moraliſch gebrochen und jede Ausſicht auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes geſchwunden.«

Die Reſultate des Gefechts vom 17. waren bedeutend; die ganze Linie war vorgeſchoben, Rackebüll, Kirch-Düppel, Krug Freudenthal (an der flensburger Chauſſee) in dauernden Beſitz genommen, die Entfernung bis zu den Schanzen um die Hälfte verkürzt. Am rechten Flügel ſtand man auf 1500 Schritt, am linken Flügel (wo die alſener Batterieen zum Theil das Terrain beherrſchten) bis auf 2000 Schritt den Werken gegenüber. Man konnte jetzt die Lage der einzelnen Werke, ihre Stärke und Geſchützzahl genau erkennen. Die Vorpoſten wurden in der mehrgenannten Linie ausgeſtellt. Am andern Morgen ſah man etwa 500 Schritt in Front der Schanzen die feindlichen Vorpoſten ſtehn. Ihre Linie war durch eine Reihe kurzer Schützengräben bezeichnet, in denen je 10 bis 12 Mann Deckung fanden. Die Poſten hüben und drüben ſtanden ſich ſo nahe, daß ſie ſich deutlich erkennen konnten; da der Helm ein zu gutes Zielobjekt bot, wurde Befehl gegeben, von nun an die Mütze zu tragen. Dieſe blieb Kopfbedeckung während der ganzen Dauer des Feldzugs.

Schon am 18. März, wie an den darauf folgenden Tagen, wurde verſchiedentlich auf dem neu eroberten Terrain zur Anlage von Batterieen geſchritten; vom 29. auf den 30. erfolgte die Aushebung der erſten Parallele. Eh wir aber zur Schilderung dieſer Ereigniſſe übergehn, für die der 17. März erſt das Terrain ſchaffen mußte, theilen wir aus den Berichten von Augenzeugen noch einzelnes mit, was im Stande iſt, dieſem und jenem Gefechtsmoment eine lebhaftere Farbe zu leihn. Es ſind Briefe von der Brigade Roeder. Der Brief eines 24ers, mit dem wir beginnen, ſchildert das Eindringen in die Weſtſeite des Dorfes, die Wegnahme des Kirchhofs, das raſche Vordringen bis Oſter-Düppel, den Beginn der Schanzenkanonade, das Rückgehn bis Kirch-Düppel, endlich das Wiedervorgehn und den entſcheidenden Angriff. Vorzug und Mangel ſolcher Schilderungen beſtehn in ihrer Einſeitigkeit. Sie zeigen uns eine beſtimmte Gruppe in hellerem Licht; aber ſie geben uns eben nur das Eine. So auch hier. Der nachſtehend mitgetheilte Brief des 24ers hat beiſpielsweiſe kein Wort darüber, daß 3 Compagnieen vom 64. eine Stunde lang Oſter-Düppel hielten und eben dadurch den Hauptruhm des Tages für ſich erwarben. Aber ſolche Mängel dürfen nicht ſtören. Der 24er ſchreibt:

»Der Vormittag verlief ſtill und ruhig, unſere Vorpoſten ſtanden den däniſchen, welche das Dorf Düppel, den Kirchhof und den maſſiven Thurm beſetzt hatten, auf 600 Schritte gegenüber; alles unnütze Schießen war unterſagt. Mittags 12¼ Uhr, wir waren ſo eben bei Erbsſuppe und Speck, kam Meldung, daß General v. Roeder mit 5 Compagnieen unſeres Regiments und einer Haubitz-Batterie auf gerader Straße gegen Düppel vorgehe, die Kirche mit Granaten bewerfen und dann ſtürmen werde. Wir (6. Compagnie) erhielten Ordre, in Verbindung mit dieſer Kolonne, aus dem ſtenderuper Holze hervorzubrechen und die weſtliche Liſiere des Dorfes zu nehmen. Nachdem etwa 20 Granaten nach dem Kirchhof geworfen waren und einige das Kirchdach getroffen hatten, ſahen wir die Beſatzung unruhig werden; — jetzt war es Zeit. Unſer Schützenzug brach vor und wollte auf den nächſten Knick zu, aber kaum daß die Dänen unſerer erſten Helmſpitzen anſichtig geworden waren, ſo pfiffen auch die Kugeln von allen Seiten um uns her. Wir ſuchten die nächſte Deckung und warfen uns platt zu Boden. Nur unſer Hauptmann blieb in ganzer Länge aufrecht ſtehn; — »drauf Kerls, marſch, marſch, Hurrah!« bei dieſen Worten ſprang alles wieder auf und ſtürmte auf den Knick zu, den wir jetzt vom Feinde verlaſſen fanden. So ging es weiter, bis wir, faſt außer Athem, die Dänen beſtändig vor uns hertreibend, die Weſtliſiere von Düppel erreichten. Wir waren die erſten im Dorf. 9 Gefangene, ächte Fünen, die nicht mehr fort konnten, waren in unſre Hände gefallen. Außer einem zerſchoſſenen Mantel und einem angepirſchten Kochgeſchirr hatten wir keine Verwundungen aufzuweiſen; — aber es ſollte noch anders kommen.

Wir waren bis in den öſtlichen Theil des Dorfes vorgegangen, da begannen die Schanzen ihre großen Regiſter zu ziehn. War das ein Orgelſpiel! In kaum 10 Minuten ſtanden um uns her die ſchönſten und größten Gehöfte in Flammen; dazu ein Qualm und Rauch, in dem wir kaum aushalten konnten. Dieſe halbe Stunde in Oſter-Düppel war eine gute Schule für uns. Mancher hat hier praktiſch erfahren: der moraliſche Eindruck des Kanonenfeuers iſt groß, die Wirkung — klein. Juchhe, wie das um uns her pfiff, praſſelte und brummte; — als wir ſahen, daß wohl die Gehöfte, aber nicht wir ſelber getroffen wurden, war auch gleich der Humor wieder da, der nur auf Augenblicke einem gewiſſen Imponirtſein Platz gemacht hatte. Wir dachten ſchon daran uns einzurichten, ſo gut es ging, da kam Befehl, die öſtlichen Gehöfte aufzugeben, und bis Kirch-Düppel zurückzugehn. Unſer 2. Bataillon erhielt Ordre, die Kirche und Weſter-Düppel beſetzt zu halten. Es mochte 4 Uhr ſein; wir waren nur allein noch im Dorf (alle anderen Abtheilungen unſeres Regiments waren bereits auf den Weg nach Stenderup, um in den Cantonnements zu Mittag zu eſſen), als wir plötzlich aus den Schanzen mehrere feindliche Bataillone hervorbrechen und in zwei langen ſchwarzen Linien auf Düppel avanciren ſahn. Die meiſten von ihnen gingen dem Tode oder der Gefangenſchaft entgegen; dennoch waren wenige unter uns, denen beim Anblick dieſer dunklen Kolonnen nicht unheimlich zu Muthe geworden wäre. Unſer Regiments-Commandeur, Graf Hacke, der mit im Dorf geblieben war, ſchickte ſofort Huſaren nach allen Richtungen aus, die den in die Cantonnements marſchirenden Truppentheilen den Befehl zum Rückmarſch nach Düppel zu überbringen hatten; — aber ſchon war unſere 8. Compagnie, die die vorderſten Häuſer beſetzt hielt, von zwei Seiten her angegriffen. So verging eine halbe Stunde in banger Erwartung, als von der Sonderburger Chauſſee her 64er, 60er, 35er, lübbener Jäger, alles bunt durcheinander auf Weſter-Düppel vordrang. Ihr lautes Hurrah drang zu uns herüber und ſtärkte uns das Herz. Wie von ſelber ſtimmten wir mit ein. Vorwärts, vorwärts, klang es jetzt von rechts und links her auch bei uns und vorwärts ging es die Dorfgaſſe entlang. War bis dahin kein Gefecht geweſen, ſo begann es jetzt. Die Dänen wehrten ſich verzweifelt, mußten aber der Uebermacht erliegen; die 64er vorauf, warfen wir ſie in ihre Schanzen hinein. Es war ein heißer Tag. Die Dänen ſchlugen ſich ſehr brav; wir haben ſie mit Ehren auf dem düppeler Kirchhof begraben.«

So der Brief unſeres 24ers. — Der 64er ſchreibt:

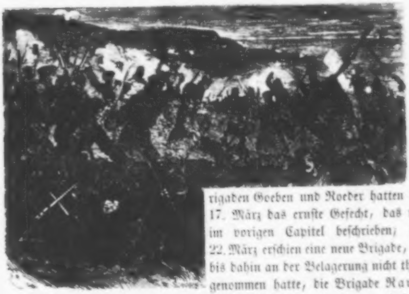
»Der 17. März, der nun hinter uns lag, war ein heißer Tag für die 12. Brigade (24. und 64. Regiment) geweſen. So mancher Wackre hatte mit ſeinem Blute die Treue zu König und Vaterland bezahlt, und alle fühlten nach den anſtrengenden Märſchen über friſch umgepflügtes Ackerland und über die ſteilen ſtruppigen Knicks (der Aufregung des Tages ganz zu geſchweigen) eine gewiſſe Müdigkeit und Abſpannung. Und wie war nun der Aufenthalt, der ſich für uns die Nacht über in Düppel darbot? Wir hatten wenig mehr als Feuer und Licht: brennende Gehöfte, die die Dänen durch Brand- und Sprenggeſchoſſe in Flammen hatten aufgehen laſſen. Mein Bataillon, dem vor allem die Ehre dieſes Tages gebührt, bezog für die Nacht die Vorpoſten, und faſt jede Compagnie hatte ein ſolches lichterloh brennendes Gehöft in ſeiner

Nähe. Da wandelten die Poſten, Patrouillen und einzelne Soldaten bald durch die Röthe des Feuerſcheins, bald durch die Mondſcheinbläſſe, die ſo mancher Feindesleiche, die hier auf Wegen und Stegen lag, das Antlitz verklärte. Die Müdigkeit und Abſpannung dauerten aber nicht lange, wiewohl die Nähe des Feindes es unſern Leuten nicht geſtattete, ſich mit den üblichen Soldatenſpäßen zu amüſiren. Die größte Wachſamkeit war Befehl. Aber auch das hatte ſein Gutes. Die Compagnie-Führer ließen die Mannſchaften abwechſelnd etwas ruhen. Freilich die Ruheſtätten in dem zerſchoſſenen Düppel waren ſchlecht genug. Die Thüren fehlten ganz und Tiſche und Stühle waren ſelten. An Betten zu denken, wäre Vermeſſenheit geweſen. Wir waren höchlich zufrieden, unſre Glieder auf Stroh zu ſtrecken. Zu eſſen gab es wohl, da die Fourage bald nach unſerer Beſetzung anlangte, aber nichts Warmes und doch hatten viele von uns ſeit Morgen nichts genoſſen. Etwa vier Kanonenſchüſſe in langen Intervallen während der Nacht mahnten ernſt daran, wo wir waren und was wir am Tage erlebt hatten. Es gab die bunteſten Scenen. Da lag unter einem Baume, in der Nähe eines brennenden Gehöftes, eine Gruppe Soldaten und unterhielt ſich von der und jener überſtandenen Gefahr, von manchem Bravourſtückchen und von den gefallenen Kameraden. Dort ſchlief eine andre Gruppe, auf einem Strohlager unter Gottes freiem Himmel oder was kaum beſſer war, in Räumen ohne Thür und Fenſter. Einige Marketender, ihren Truppen treu, waren ins Dorf nachgefolgt. Nun drängte alles herzu.

Sobald der Morgen graute, wurden wir durch das 1. Bataillon unſers Regiments vom Vorpoſtendienſt abgelöſt. Im Morgenzwielicht ſahen wir noch eine Familie, Mann, Frau und Kind mit einigen Bündeln — ihrer ganzen Habe — als letzte Bewohner Düppels das Dorf verlaſſen. Die mehr zurückgelegenen Gehöfte von Weſter-Düppel nahmen uns endlich auf. Wir traten in das uns beſtimmte Haus, aber ein ſcharfer Zug wehte uns durch die zerſchlagenen Fenſter an; nirgends Tiſch oder Stuhl. Wir wurden ihrer indeß bald gewahr, und zwar neben unſerm Hauſe, unter den Trümmern einer Barrikade. Wir hoben nun die Thüren wieder in die Angeln und verſtopften die zerbrochenen Fenſterſcheiben und die vom Feinde improviſirten Schießſcharten mit Stroh. Das war unſer Debüt in Oſter- und Weſter-Düppel. Man läßt es uns, daß die Hauptarbeit auf unſern Schultern gelegen hat und keiner iſt unter uns, der ſich ſeit der Affaire vom 17. nicht gehoben fühlte.«

Das Erſcheinen der Brigade Raven vor Düppel.

Fehmarn. Das Gefecht am 28. März 1864.



rigaden Goeben und Roeder hatten am 17. März das ernſte Gefecht, das wir im vorigen Capitel beſchrieben; am 22. März erſchien eine neue Brigade, die bis dahin an der Belagerung nicht theilgenommen hatte, die Brigade Raven vor Düppel und rückte in Stenderup, Weſter-Düppel ꝛc. ein, um daſelbſt die Brigade Roeder abzulöſen. Dieſe, die 6 Wochen lang unausgeſetzt vor dem Feind geweſen war, bezog Erholungsquartiere im Norden des Sundewitt, in den Dörfern Blans, Warnitz ꝛc.

Die Brigade Raven, aus dem 8. und 18. Regiment beſtehend, war, wie die andre Brigade der 5. Diviſion, Brigade Schlegell (48. und 52. Regiment), bereits im Februar und März in Holſtein eingerückt und hatte, gemeinſchaftlich mit der letztgenannten Brigade, Altona, Rendsburg, Neumünſter, namentlich aber auch Kiel und Heiligenhafen beſetzt gehalten, um die Oſtküſte des Landes gegen etwaige im Rücken der Alliirten auszuführende Handſtreiche und Landungen nach Möglichkeit zu ſchützen. Beide Brigaden ſtanden unter Generallieutenant v. Tümpling; der Diviſionsſtab befand ſich in Kiel. (Der eigentliche Brigade-Verband war ein andrer: die 9. Infanterie-Brigade [Generalmajor v. Schlegell] beſtand aus den Regimentern 8. und 48., die 10. Infanterie-Brigade [Generalmajor v. Raven] aus den Regimentern 18. und 52. Die Brigaden tauſchten aber zur Hälfte ihre Regimenter aus, ſo daß, während der eigentlichen Campagne, die

Brigade Raven nicht aus den Regimentern 18. und 52., ſondern aus dem 8. [Leibregiment] und 18. Regiment beſtand.)

Am 15. März traf in Kiel vom Höchſtcommandirenden, dem Feldmarſchall Freiherrn v. Wrangel, die Weiſung ein, das 8. und 18. Regiment, unter Befehl des Generalmajors v. Raven, in den Sundewitt zu beordern, wo beide Regimenter (Brigade Raven) beſtimmt ſeien, an der Belagerung von Düppel theilzunehmen. Dieſer Weiſung wurde pünktlich nachgekommen; die Regimenter brachen in der Richtung nach Norden auf.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ſie eine Siegesnachricht mit nach Norden nehmen konnten; in der Nacht vom 14. auf den 15., alſo in der Nacht, die ihrem Aufbruch unmittelbar vorausging, hatten Abtheilungen vom 48. Regiment, mit dem ſie bisher gemeinſchaftlich die Städte und Häfen der holſteiniſchen Oſtküſte beſetzt gehalten hatten, die Inſel Fehmarn erobert.

Eh wir die Brigade Raven in den Sundewitt und bis vor Düppel begleiten, haben wir bei dieſem kühnen Unternehmen, wie es die Wegnahme Fehmarns war, einen Augenblick zu verweilen. Es war der Vorläufer der drei Monate ſpäter ſo glänzend ausgeführten Eroberung von Alſen.

Unfern von Heiligenhafen, nur durch den ſchmalen Fehmarn-Sund vom Feſtlande getrennt, liegt die zu Schleswig gehörige Inſel Fehmarn, welche die Dänen noch im Beſitz hatten. Sie trieben hier Requiſitionen ein und hatten theils zu dieſem Zweck, theils um gelegentliche Landungen von hier aus zu verſuchen, eine Kanonenboot-Station bei dieſer Inſel errichtet. Es lagen hier, wie man in Kiel und Heiligenhafen wußte, drei Dampfkanonenboote und vier Transportſchiffe; außerdem hatte die Inſel, und zwar in dem Städtchen Burg, eine däniſche Beſatzung, theils Infanterie, theils Dragoner. Generallieutenant v. Tümpling, Commandeur der 5. Diviſion, beſtimmte ſechs Compagnieen vom 48. Infanterie-Regiment zu einem Ueberfall und übertrug die Leitung des Unternehmens dem Generalmajor v. Schlegell. Man wußte, daß die däniſche Beſatzung, von ihrer vollſtändigen Sicherheit überzeugt, ſich der ſorgloſeſten Ruhe hingab und durch Aufſtellen einer kleinen Strandwache am Sunde vollſtändig genug gethan zu haben glaubte.

Der Plan war der: unter dem Schutze einer 12pfündigen und einer halben Haubitz-Batterie (die lediglich den Zweck verfolgten, die däniſchen Kanonenboote von jeder Störung des Unternehmens abzuhalten) ſollte in der Nacht vom 14. auf den 15. mittelſt einzelner Boote der etwa 2000 Schritt breite Sund überſchritten und bei Tagesanbruch die Beſatzung von Burg überfallen werden. Die Schwierigkeit war, Fahrzeuge unbemerkt bei den blockirenden Schiffen vorüberzubringen. Endlich gelang es dem Major v. Zalinicki, 8 Boote (jedes für etwa 20 Mann) unbemerkt von Heiligenhafen bis an die ſchmalſte Stelle des Sundes zu ſchaffen, wo ſie am 15. früh, Morgens gegen 2 Uhr, eintrafen. Inzwiſchen war die Artillerie dort in zwei Batterieen aufgeſtellt worden; die ſechs Compagnieen vom 48. Regiment waren eine halbe Stunde ſpäter zur Stelle.

Man hatte die Abſicht, vier Compagnieen (das 2. Bataillon) überzuſetzen und hoffte damit vor Tagesanbruch fertig zu ſein. Aber ſchon gegen Mitternacht hatte ſich ein ſtarker Wind erhoben, der immer heftiger wurde und das Waſſer um 5 Fuß aus dem Sunde trieb. Deshalb konnten die Boote, ſelbſt die kleineren, welche nur drei, höchſtens vier Mann faßten, nicht an die Landungsbrücke, es mußten nun Wagen in die See geſchoben und mit Brettern belegt werden, um eine Brücke zu bilden, von der je drei Mann an die gegen 200 Schritt weiter in See liegenden, größeren Boote gebracht werden konnten. Dieſe großen Schwierigkeiten, die Dunkelheit und die ſehr hoch gehenden Wellen veranlaßten, daß die 8. Compagnie unter Hauptmann v. Mellenthin, die beſtimmt war, zuerſt überzugehn, nicht vor 5 Uhr die Fahrt antreten konnte. Nach Fehmarn zu war der Wind gut, rückwärts ſehr ungünſtig, ſo daß die leeren Boote kreuzen mußten und erſt nach einer ſtarken halben Stunde das dieſſeitige Ufer wieder erreichen konnten, dabei wurde der Wind immer heftiger, ſo daß von dem Unternehmen abgeſtanden ſein würde, wenn nicht ſchon die 8. Compagnie drüben geweſen wäre, alſo etwa 200 Mann, die man doch nicht allen Eventualitäten eines möglicherweiſe ungleichen Kampfes (die Zahlenangaben über die däniſche Beſatzung konnten falſch ſein), ausſetzen durfte.

Der 8. Compagnie folgte die 5., dieſer, aber erſt gegen 8 Uhr früh, die 7. Die 6. Compagnie hinüber zu bringen, war unmöglich geworden, der Sturm war zu heftig, drei Boote waren ſchon am fehmarnſchen Ufer an's Land getrieben und hatten ihre Anker verloren. Die kleineren Boote wurden vom Sturm weit weg, zuweilen bis über tauſend Schritt nach Oſten zu verſchlagen; — man mußte ausſteigen und bis an die Bruſt im Waſſer, die Boote wieder heranziehen. Daß die Ueberführung überhaupt ſo weit gelungen war, iſt nur der unglaublichen Ausdauer der Bootsleute zuzuſchreiben; nun aber erklärten ſie, vor Erſchöpfung nicht weiter arbeiten zu können.

Glücklicherweiſe litt das Unternehmen unter dieſen Hemmniſſen und Verzögerungen nicht. Die zuerſt übergegangene 8. Compagnie genügte, um die ganze Inſel in die Hände der Preußen zu bringen. Als die andern Compagnieen erſchienen, war alles ſchon geſchehn. Die Uferwache (1 Unterofficier und 6 Mann) war gleich bei der Landung überfallen, der däniſche

Unterofficier ſchwer verwundet, die Mannſchaft gefangen worden. Nicht beſſer war es der Beſatzung von Burg ergangen. Gegen dieſen Ort hatte ſich Hauptmann v. Mellenthin ſofort dirigirt und die ganze Beſatzung, die größtentheils noch in den Betten lag, zu Gefangenen gemacht. Lieutenant v. Baggeſen und ein Wachtmeiſter leiſteten faſt allein energiſchen Widerſtand, wobei der Wachtmeiſter erſchoſſen wurde. Zwei Musketiere der 8. Compagnie erhielten Säbelhiebe. Eigentliche Verluſte waren nicht zu beklagen. Im Ganzen waren 4 Officiere und 109 Mann gefangen genommen worden, darunter 22 Dragoner; außerdem einige Matroſen, die ſich am Lande befanden. Die Kanonenboote waren nirgends erſchienen, hatten nirgends die Landung zu hindern geſucht. Ihre Unthätigkeit wurde dadurch erklärt, daß die Officiere derſelben ſich auf einem Balle in Burg befanden und der Sturm ein Operiren der Boote erſchwerte.

Die Bewohner von Fehmarn, über die Maßen erfreut, dem däniſchen Druck und den ſchweren Requiſitionen entzogen zu ſein, empfingen die unerwartet früh erſchienenen Truppen mit nicht enden wollendem Jubel, illuminirten und pflegten die Soldaten mit großer Freigebigkeit. Die Inſel wurde mit zwei Compagnieen und einer halben Escadron Küraſſiere beſetzt, über welche Abtheilung der Major von Zglinicki den Befehl erhielt.

Däniſcherſeits wurde während der ganzen Dauer des Feldzuges der Plan nie aufgegeben, Fehmarn durch einen Handſtreich wieder zu erobern, wie es durch einen Handſtreich verloren gegangen war. Noch in dem letzten Abſchnitt des Krieges (nach dem Waffenſtillſtand) wurde bei Nyborg auf Fühnen eine Brigade zu dieſem Zweck zuſammengezogen. Dieſe vier Bataillone ſollten eben unter Segel gehen, als die Nachricht eintraf, daß Alſen von den Preußen genommen ſei. Dies wurde Urſach, das Unternehmen aufzugeben und Fehmarn blieb im unbeſtrittenen Beſitz der Preußen.

Um dieſelbe Stunde, am Morgen des 15. März, als die 48er Fehmarn nahmen, rückten die Regimenter 8. und 18. unter Generalmajor v. Raven nordwärts. Am 19. waren ſie in Flensburg, am 20. in Gravenſtein, Rinkenis und Ekenſund, am 22. löſten ſie — wie ſchon hervorgehoben — in Stenderup und Weſter-Düppel die Brigade Roeder ab und ſetzten Vorpoſten aus. Brigade Raven brachte eine Siegesnachricht mit (Fehmarn) und fand eine Siegesnachricht vor (das Gefecht am 17. März).

Etwa um dieſelbe Zeit waren auch die drei von der weſtphäliſchen Diviſion lange detachirt geweſenen Bataillone, die bis dahin als Beſatzung in Kiel-Eckernförde, Apenrade und Flensburg geſtanden hatten, in den

Sundewitt beordert worden, ſo daß nunmehr unter Hinzurechnung der 6 Bataillone der Brigade Raven, 32 Bataillone Preußen vor Düppel vereinigt waren. Es waren fünf vollſtändige Brigaden: Brigade Canſtein, Brigade Roeder, Brigade Schmid, Brigade Goeben, Brigade Raven, jede zu 6 Bataillonen, dazu 2 Jäger-Bataillone, das weſtphäliſche und das brandenburgiſche; Total 32 Bataillone.

Dieſe Vermehrung der Truppenſtärke vor Düppel war aus den verſchiedenſten Gründen unerläßlich geworden. Je weiter die Belagerung vorrückte, je exponirter wurde die Stellung der Belagerer und je größer wurden die Chancen eines Ausfalls, wenn die Dänen — ſo wenig ſie zu einer energiſchen Initiative geneigt ſchienen — ſich ſchließlich doch dazu entſchloſſen. Aber auch wenn dieſer Ausfall unterblieb, der Angreifer ſeinerſeits — der wie wir wiſſen (bis zum Eintreffen der Brigade Raven) mit nur 23 Bataillonen gegen 26 Bataillone ſtand, — konnte nie und nimmer einen Sturm gegen die Schanzen wagen, wenn dieſer Sturm mehr als ein bloßes Hazardſpiel ſein, vielmehr unter gewiſſen Garantieen des Erfolgs unternommen werden ſollte.

Dieſe Erwägungen, d. h. alſo die Gefahren, die einerſeits ein Ausfall des Feindes, andererſeits ein Sturmverſuch mit unausreichenden Kräften bot, hätten vollauf genügt, eine Steigerung der Bataillone von 23 auf 32 als unerläßlich erſcheinen zu laſſen; was aber, wenn dieſe Erwägungen nicht zwingend genug befunden worden wären, nothwendig den Ausſchlag geben und zu einem Heranziehen neuer Streitkräfte führen mußte, das war der Umſtand, daß man, ſeit Ende Februar ſchon, mit einem Handſtreich im Großen umging, mit einem Manöver in Flanke und Rücken des Feindes, das unter dem Namen des »Projekts von Ballegaard« bekannt geworden iſt. Ein Uebergang nach Alſen — bei nächtlicher Weile, in kleinen und großen Booten — war ſeit lange beabſichtigt und ſollte, je eher je beſſer, an einem näher zu beſtimmenden Tage durch 16 Bataillone ausgeführt werden. Es war aber unmöglich, 16 Bataillone, alſo mehr als zwei Drittel des ganzen Truppenbeſtandes, ſeitwärts, zu dem Zweck einer immerhin unſichern, mindeſtens gefahrvollen Unternehmung zu detachiren und nur 7 Bataillone in Front der eigentlichen Düppelſtellung zurückzulaſſen. Sollte mithin jener Uebergang je verſucht werden, ſo war an Ausführung dieſes Verſuches, vor Eintreffen ſehr weſentlicher Verſtärkungen, nie und nimmer zu denken. Wie immer ſich die Unternehmungen der nächſten Wochen geſtalten mochten, ob »Sturm in der Front«, oder ob »Ueberfall in der Flanke« (Project von Ballegaard), weder das eine noch das andre konnte in's Werk geſetzt werden, ohne bedeutende Steigerung der Angriffskräfte. Wir werden bald ſehen, daß auch das Heranziehen der Brigade Raven noch nicht voll für die zu löſenden Aufgaben genügte.

Die Aktion gegen Düppel — gleichviel welche Form dieſelbe anzunehmen gedachte — erheiſchte alſo neue, geſteigerte Streitkräfte; aber, wie wir ſchon mehrfach andeuteten, auch die Sicherheit der Belagerer, wenn dieſelben etwa vorübergehend auf jede Aktion zu verzichten gedachten, war ſtündlich bedroht, ſo lange die belagernden Streitkräfte nicht wuchſen. Bis zum 17. März hin, der die einzige Ausnahme bildet, ſchritten die Dänen niemals zur Offenſive und der Offenſivſtoß, den ſie an dieſem Tage wagten, wurde ſchwach geführt, wiewohl ſie ſich im Einzelnen mit Muth und Ausdauer ſchlugen. Aber dieſer Verſuch einer Initiative konnte mit größeren Kräften und unter günſtigeren Verhältniſſen tagtäglich wiederholt werden, — und durfte man preußiſcherſeits hoffen, ihm unter allen Umſtänden mit gleich günſtigem Erfolg zu begegnen? Kaum. Die Dänen verfügten über Streitkräfte, die es noch bis dieſen Augenblick halb unerklärlich erſcheinen laſſen, daß ſie — wenigſtens bis zum 22. März hin (Eintreffen der Brigade Raven) von ihrer numeriſchen Ueberlegenheit einen ſo geringen Gebrauch machten. Alle ihre Chancen lagen auf Seiten einer energiſchen Offenſive. Gegen den Ausfall von Bataillonen war die preußiſche Stellung allerdings geſichert, aber nicht gegen den Ausfall von Brigaden. Es gab Momente, wo es in den Händen der Dänen gelegen hätte, den Preußen vor Düppel ein Fridericia zu bereiten. General Gerlach hätte nur in derſelben Weiſe zu operiren gehabt, wie damals die Generale Bülow und Rye operirten. Unmerklich konnten von Jütland her — ohne dadurch den Stand der Dinge in Jütland um ein Haar zu verſchlimmern — zehn weitere Bataillone nach Alſen hin gezogen und dadurch die däniſchen Streitkräfte innerhalb der Düppelſtellung auf wenigſtens 36 Voll-Bataillone geſteigert werden. Brach nun General Gerlach, unter Zurücklaſſung von 10 Bataillonen, mit 26 Bataillonen zwiſchen den Schanzen hervor, ſo war ſchwer abzuſehen, wie die Belagerer, ſelbſt die größte Bravour und Wachſamkeit vorausgeſetzt, einem ſolchen Stoß begegnen wollten. 10 Bataillone ſchwenkten links und ſchloſſen Broacker ab, 6 Bataillone etablirten ein ſcharfes Gefecht mit der einen oder andern der weſtphäliſchen Brigaden, blieben dem däniſchen General immer noch 10 geſchloſſene Bataillone, mit denen er die bataillonsweiſe in den Dörfern des Centrums liegende Brigade Roeder nothwendig über den Haufen rennen und wahrſcheinlich vernichten mußte. Wirkte ein ſolcher mit ſuperiorer Kraft unternommener Ausfall zugleich als nächtlicher Ueberfall, ſo war ihm, nach menſchlicher Vorausſicht, ſchwerlich zu widerſtehn. Dennoch unterblieb er von Woche zu Woche. Aber daß er ſo viele Wochen lang unterblieb, bot keine Garantie, daß er immer unterbleiben werde, und ſo erzwangen ſchon dieſe Rückſichten einer zu ſtärkenden Defenſive (einer bevorſtehenden Aktion ganz zu geſchweigen) das Heranziehen neuer Streitkräfte.*) Am 22., wie wir wiſſen, traf die Brigade Raven ein, am 28. erſchienen weitere Hülfen: neun Bataillone Garde rückten, von Jütland her, über Apenrade in das Sundewitt ein. Es ſtanden nunmehr 41 Bataillone vor Düppel. Dieſe Streitmacht wurde im Verlauf der Belagerung nicht mehr überſchritten; mit dieſen 41 Bataillonen wurde Düppel genommen.

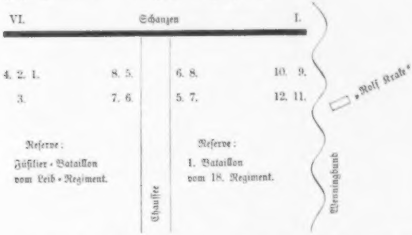
An demſelben Tage (28.), an dem die Garden von Norden her einrückten, beſtand die Brigade Raven, die nun ſeit ſechs Tagen in Weſter-Düppel ꝛc. vor dem Feinde geſtanden hatte, ihr erſtes Gefecht. Es handelte ſich darum, den Feind, zwiſchen Schanze I. und VI., um weitere 400 Schritte zurückzuwerfen, um dadurch das Terrain zur Aushebung der erſten Parallele zu gewinnen. Man war nämlich mit den Vorarbeiten weit genug gediehen, um nunmehr zu einer wirklichen regelrechten Belagerung ſchreiten zu können. Auch trafen beinah täglich immer neue Abtheilungen ſchweren Geſchützes, gezogene 24 und 12 Pfünder ein.

Der Befehl an die beiden Regimenter (8. und 18.) wurde am 27. Abends bei der Büffelkoppel durch den Generallieutenant v. Manſtein dahin ausgegeben, daß die feindlichen Feldwachen überfallen und für die Vorpoſten Schützenlöcher, etwa 400 Schritt in Front der gegenwärtigen Stellung, ausgehoben werden ſollten. Es wurden zu dem Ende noch ſo viele Spaten ausgegeben, daß jede Compagnie deren einſchließlich des eigenen Schanzzeuges acht bis neun Stück erhielt. Leider erwies ſich dies ſpäter — bei der ungünſtigen Bodenbeſchaffenheit — als eine viel zu geringe Anzahl. Das 18. Regiment ſollte ſüdlich, das Leibregiment nördlich der Chauſſee vorgehn, mit andern Worten, das Leibregiment hatte den linken, das 18. Regiment den rechten Flügel.

Um 2 Uhr Nachts (vom 27. auf den 28., es war der zweite Oſterfeiertag) traf die Brigade auf dem zum Rendez-vous beſtimmten Platze ein. Die Dispoſitionen wurden dahin getroffen, daß von jedem Regiment zwei Bataillone den Angriff unternehmen, ein Bataillon als Reſerve dienen ſollte. Vom linken zum rechten Flügel gerechnet, ſtanden die 4 Angriffs-Bataillone wie folgt: 1. Bataillon vom Leibregiment, 2. Bataillon vom Leibregiment (nun die Chauſſee als Trennungslinie), dann: 2. Bataillon vom 18. Regiment und Füſilier-Bataillon vom 18. Regiment. Letzteres (das Füſilier-Bataillon) bildete den äußerſten rechten Flügel und lehnte an den Wenningbund. Nach Compagnieen gegliedert, ergiebt ſich die Angriffs-Formation aus nachſtehender Zeichnung:

---

*) Um ſo dringender war es geboten, als ja auch die Stellung der Belagerer ſeit dem 17. März eine völlig andere geworden war. Bis dahin hatte das befeſtigte Lager im Centrum einen ſehr erheblichen Schutz gewährt; dieſe feſte Poſition lag nun aber um ¼ Meile zurück, ſeitdem die Belagerer in die Linie: Rackebüll, Weſter-Düppel, Spitzberg, eingerückt waren.



Um 3 Uhr erfolgte überall gleichzeitig der Angriff. Man hatte etwa 700—800 Schritt an die feindlichen Poſten, welche, ohne daß ein Schuß preußiſcherſeits fiel, verjagt oder gefangen gemacht wurden. — Die 9. Compagnie des 1. poſenſchen Infanterie-Regiments (Nr. 18.) gelangte bis über die letzte vor Schanze I. und II. ſich hinziehende Schlucht, die 10. Compagnie mit ihr in gleicher Höhe; an dieſe ſchloß ſich die 8. und demnächſt die 6. Compagnie an. Das Eingraben der eigenen Poſten begann ſofort, indem Löcher für je 4 bis 8 Mann ausgehoben wurden; doch konnten beim 2. Bataillon hierzu auch theilweis die däniſchen Schützengruben benutzt werden, da dieſe hier näher an den Schanzen, etwa 300—400 Schritt davor, angelegt waren. Zum Schutz der Arbeit etablirten ſich die Schützen am Fuß der letzten Höhe, auf der die Schanzen lagen, etwa 150 Schritt von dieſen entfernt. Gegen 5 Uhr ertheilte der Oberſt v. Kettler den Befehl zum Rückzuge der Arbeiter und der Soutiens, da der Tag anzubrechen begann; doch entſpann ſich plötzlich noch dicht am Wenningbund ein heftiges Gewehrfeuer vor Schanze I., vor welcher ein Zug der 9. Compagnie ausgeſchwärmt war, während die beiden anderen Züge, bei denen ſich auch der Bataillons-Commandeur, Oberſtlieutenant v. Boswell, befand, in

der zunächſt liegenden, tief eingeſchnittenen und ſich nach dem Wenningbund zu öffnenden Schlucht aufgeſtellt waren. Hierher wurde auch noch die 11. Compagnie gezogen. Etwa eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem es eben hell geworden war, erſchien das Panzerſchiff »Rolf Krake« vor der Oeffnung der Schlucht und beſchoß die darin aufgeſtellten Truppen auf eine Entfernung von 150 Schritt mit Kartätſchen. Ein Widerſtand hiergegen war unmöglich, denn auf dem ganzen Schiff war Niemand zu erſpähen, ein Infanteriefeuer gegen daſſelbe wäre daher ganz zwecklos geweſen, und im ganzen Terrain gab es keine Deckung. Oberſtlieutenant v. Boswell entſchloß ſich daher, in die alte Vorpoſtenſtellung zurück zu gehen, welcher Bewegung nach und nach die in den neu ausgeworfenen Schützengräben poſtirten Vorpoſten ſich anſchloſſen, da nunmehr ihr rechter Flügel entblößt war und ſie ebenfalls von dem Panzerſchiffe beſchoſſen wurden. Bei dieſer Gelegenheit hielt ſich eine Anzahl Leute von verſchiedenen Compagnieen zu lange auf und gerieth ſpäter in Gefangenſchaft durch eine vom Wenningbund her vordringende däniſche Abtheilung. — Das 2. Bataillon hatte dem Befehl gemäß ſeine Soutiens gegen 5 Uhr ebenfalls zurück gezogen und nur die Vorpoſten ſtehen laſſen; als indeß das Füſilier-Bataillon ſeine Stellung aufgab, wären die Vorpoſten doch zu exponirt geweſen, und Hauptmann Graf Finckenſtein, der hier commandirte, beſetzte daher den nächſt rückwärts gelegenen Knick und ließ die Vorpoſten aufs Neue eingraben, was bis 7 Uhr geſchehen war.

Beim Leibregiment kam ebenfalls der Grundſatz zur Anwendung, daß ſich die dieſſeitigen Schützen nicht durch ein Gefecht mit den feindlichen aufhalten, ſondern dieſe überrennen ſollten, um ſich gegen die Soutiens zu wenden, während die folgenden Abtheilungen ſich über die durchbrochene feindliche Linie hermachten. Es gingen demgemäß überall die vorderſten Züge durch die Schützengräben der däniſchen Vorpoſten im Laufſchritt durch, ohne die Inſaſſen zu beachten und ohne einen Schuß zu thun, aber auch ohne eigenen Verluſt. Der größte Theil der feindlichen Vorpoſten (1 Officier und 44 Mann) wurde gefangen, der Reſt floh den Schanzen zu und allarmirte durch Geſchrei und Geſchieße die Beſatzung derſelben, während nunmehr auch die Leibgrenadiere laut wurden und ein kräftiges »Hurrah!« und »Heinrich!« (der alte Erkennungsruf des Leibregiments) erſchallen ließen. Eine beim Ausgeben der Diſpoſition gemachte Bemerkung: »man werde ja ſehen, ob der Feind ernſtlichen Widerſtand leiſte, und ſich danach richten«, war mehrfach ſo aufgefaßt worden, als müſſe der Angriff der vorderſten Züge ſo weit fortgeſetzt werden, bis ein weiteres Vordringen unmöglich ſei. Daher wurden auch die däniſchen Feldwachen verjagt und bis unmittelbar an die Schanzen verfolgt, wo endlich die Drahtzäune dem weiteren Vordringen Schranken ſetzten. Es wurde nunmehr der Verſuch gemacht, dieſe in der Dunkelheit wohl fühlbaren, aber nicht genau zu erkennenden Hinderniſſe mit den Faſchinenmeſſern zu beſeitigen, während die Schanzen und die daran ſtoßenden Communicationslinien lebendig wurden und ein lebhaftes Feuer aus Geſchütz und kleinem Gewehr ſich auf der ganzen Linie entwickelte. Unterdeß begann das Eingraben, was durch den Mangel an Spaten etwas langſam ging, indem die Werkzeuge von Hand zu Hand gehen mußten; da allgemein das Bedürfniß nach Deckung gefühlt wurde, ſo ging man nun mit Säbeln, ja mit den Händen ans Werk. Aber der Erdboden war aufgeweicht und ließ ſich außerordentlich ſchwer bearbeiten.

Inzwiſchen war es Tag geworden und die Schanzen I. bis VIII. ſtanden bald mit allen ihren Geſchützen im Feuer, das ſie mit Granaten, Shrapnels und Kartätſchen gegen die Angreifer richteten, die noch immer ohne genügende Deckung im dichten Kugelregen ſtanden. Beſonders läſtig wurde das Schanzenfeuer für die 2. und 4. Compagnie, die den äußerſten linken Flügel inne hatten. Sie mußten, noch eh die volle Tageshelle eintrat, hinter den nächſten Knick zurückgezogen werden.

Der Feind hatte inzwiſchen Zeit gehabt, ſeine Truppen durch Signale unter das Gewehr zu rufen; mit dieſen machte er nun verſchiedene Ausfallverſuche. Der erſte Stoß traf auf die 8. Compagnie, die in der Senkung zwiſchen Schanze VI. und VIII. Stellung genommen hatte. Der Stoß wurde zurückgewieſen. Bald aber litten die 8. und die 3. Compagnie, die ſich in ihrer etwas zurückgelegenen Poſition einzugraben verſucht hatten, ſo bedeutend unter dem immer heftiger werdenden Artilleriefeuer, daß ſie thun mußten, was die 2. und 4. Compagnie ſchon vorher gethan hatten: ſie gingen bis zu dem nächſten Knick zurück. Die 5. 7. und 1. Compagnie ſuchten dem Feuer zu trotzen, was ſchwere Verluſte, namentlich an Officieren, zur Folge hatte. Oberſt Lieutenant v. Greiffenberg wurde ſchwer, Premierlieutenant v. Eckardtſtein (7. Compagnie) tödtlich verwundet. Nur die zähe Bravour der Officiere und Mannſchaften machte es möglich, das Terrain zu behaupten; doch ſah man bald ein, daß ihr *dauerndes Feſthalten* — da das Logement unter dem Schutz der Nacht nicht vollſtändig zu beenden geweſen war — *aufgegeben* werden müſſe, wenn man die Truppe nicht opfern wollte. Dieſer Entſchluß rechtfertigte ſich um ſo mehr, als bei hellem Tage bemerkt wurde, daß man *weiter* gegen die Schanzen vorgegangen war, als es die Aufgabe forderte.

Um 9¼ Uhr war der Kampf auf beiden Flügeln beendet. Der Zweck des Gefechts war im *Weſentlichen* erreicht, überall war Terrain gewonnen, auf dem linken Flügel (Leibregiment) mehr, als auf dem rechten.

Zu beklagen war nur, daß die errungenen Erfolge (in der zweitfolgenden Nacht — vom 29. auf den 30. März — wurde die erſte Parallele wirklich ausgehoben) verhältnißmäßig nicht unbedeutende Opfer gekoſtet hatten. Dies lag zum Theil an dem Ungeſtüm des Angriffs, der über das vorgeſteckte Ziel hinaus ging und beſtrebt war, ein Uebriges zu thun. Die Militairiſchen Blätter bemerken ſehr richtig:

»Die Brigade Raven ſtieß zu einem Corps, das bereits ſeit zwei Monaten vor dem Feinde ſtand; jeder Truppentheil deſſelben war bereits im Gefecht geweſen, jeder hatte ſchon irgend etwas geleiſtet, die Leute aller Truppentheile wußten bereits etwas zu erzählen, nur die Brigade Raven nicht. Für das General-Commando kam es für den 28. März auf nichts weiter an, als die feindlichen Vorpoſten zurück zu werfen; für die Truppen dagegen handelte es ſich um die Feuertaufe, für ſie handelte es ſich darum, am anderen Tage ebenfalls etwas gethan zu haben, ebenfalls etwas erzählen zu können, und für das Leib-Grenadier-Regiment handelte es ſich noch ganz beſonders darum, ſeinen alten Ruhm als ein ganz vorzügliches Regiment aufs Neue zu bewähren. Wie lange Traditionen in einem Truppentheile fort leben, und wie mächtig ſie wirken, geht daraus hervor, daß der alte York'ſche Erkennungsruf »Henrich« am 28. März als Feldruf benutzt wurde und mehrere Compagnieen beim Angriff anſtatt Hurrah »Henrich« riefen, als ob die Dänen nun wiſſen würden, mit wem ſie es zu thun hätten. Dadurch bekam das ganze Gefecht einen ganz eigenthümlichen Charakter, und die Dänen ſelbſt hielten den Angriff nicht für ein Vorpoſtengefecht, ſondern für einen Sturm. Daraus erklärt ſich auch Manches aus dem däniſchen Bericht über das Gefecht. Es wurden alle Anordnungen zu einer allgemeinen Vertheidigung getroffen, ſelbſt die letzten Reſerven von Alſen her wurden dazu herüber geholt; auch nach dem Gefechte (in ſeinem Bericht) hält der däniſche Oberbefehlshaber das Ganze für einen »mißglückten Sturmverſuch«, und dennoch ſagt er in ſeinem Bericht ſelbſt, daß weder preußiſche Reſerven bemerkt worden wären, noch preußiſche Artillerie am Gefecht Theil genommen habe. Es iſt dieſer Widerſpruch eben nur durch den Ungeſtüm des Angriffes zu erklären, bei welchem die einzelnen Compagnieen und Züge über dem Wunſche, um jeden Preis an den Feind zu kommen, ſich um die für das Ganze geſteckten Ziele wenig kümmerten und daher wohl den Eindruck hervorrufen mochten, es handele ſich um mehr als um die Erreichung eines eng gemeſſenen Zieles.«

Der Geſammtverluſt der Brigade betrug an dieſem Tage 183 Mann, darunter 9 Officiere. Der tödtlich getroffene Premierlieutenant v. Eckardtſtein ſtarb nach wenigen Tagen im Johanniterlazareth zu Nübel, dem

Secondelieutenant Beſcherer mußte ein Fuß abgenommen werden. Unter den übrigen verwundeten Officieren befanden ſich Oberſtlieutenant v. Greiffenberg, Premierlieutenant v. Jasmund und die Secondelieutenants v. Dömming und v. Seckendorf, alle vom Leibregiment. — Die letztgenannten drei ſielen in Feindes Hand. Vom 18. Regiment waren Hauptmann Schultze und Secondelieutenant Wolff verwundet.

Der Verluſt der Dänen, da ſie auch in dieſem Gefecht wieder 63 Gefangene verloren, war beträchtlicher als der preußiſche. Er belief ſich, einſchließlich der Gefangenen, auf 198 Mann, darunter 4 todte und 3 verwundete Officiere. Es waren däniſcherſeits 4 Regimenter (das 2. 22. 6. und 10.), die an dieſem Tage der Brigade Raven gegenüberſtanden.

In der Nacht vom 29. auf den 30. (wie bereits erwähnt) wurde die erſte Parallele ausgehoben. Damit war man in die eigentliche Belagerung eingetreten.

Das Projekt von Ballegaard.

Schon ſeit Anfang März war im Hauptquartier zu Gravenſtein die Frage erörtert worden: iſt es nicht möglich, in Booten oder Schiffskörpern irgend welcher Art nach Alſen überzuſetzen und durch dieſe Bewegung in Flanke und Rücken des Feindes ſeine Armee auf einen Schlag zu vernichten? Dieſe Frage, nach reiflichſter Erwägung, war mit »ja« beantwortet worden. Man hat ſpäter behaupten wollen, daß ein beſtimmtes »nein« die richtigere Antwort geweſen wäre. Der 29. Juni indeß hat in ſeinem glänzenden Verlauf die nachträgliche Rechtfertigung des »Projekts von Ballegaard« übernommen.

Dies Projekt, eben weil es »Projekt« blieb, mußte freilich darauf verzichten, auf den Gang der Ereigniſſe irgend welchen Einfluß zu üben; die Belagerung, die man durch eben dieſes Projekt überflüſſig machen wollte, mußte all' ihre mühevollen und langwierigen Stadien durchlaufen: das Vorſchreiten von Parallele zu Parallele, das Etabliren immer neuer Batterieen, der Dienſt in den Trancheen, endlich der Sturm ſelbſt, — alles mußte durchgemacht werden, von Stufe zu Stufe, als ob ein »Projekt von Ballegaard« nie geplant worden wäre. Dennoch bildet dies Projekt, das im letzten Moment an dem gebieteriſchen Dazwiſchentreten von Wind und Wellen ſcheiterte, eine ſehr bemerkenswerthe Epiſode in dem Gang der Düppel-Belagerung.

Folgen wir nun dem Unternehmen in ſeinen verſchiedenen Phaſen.

Die Hauptfragen, die vorgelegen hatten, waren die folgenden vier:

1) wo gehen wir über, d. h. an welcher Stelle?
2) worauf gehen wir über, d. h. auf welchen Schiffsgefäßen?
3) womit gehen wir über, d. h. mit wie viel Regimentern?
4) wodurch ſchützen wir unſern Uebergang, beſonders gegen die feindliche Flotte?

Wir folgen Punkt für Punkt.

Die erſte Frage war: »wo gehen wir über?« Die Wahl ſchwankte eine Zeit lang zwiſchen dem ſchmalen Alſen-Sund und der breiteren Alſen-Föhrde. Endlich entſchied man ſich für die letztere und mit Recht. Die

Alſen-Föhrde — was gegen ſie ſprach — hatte freilich eine größere Breite und eine unruhigere See, geſtattete auch eine leichtere Einwirkung der feindlichen Schiffe; andrerſeits aber hatte man, ein paar Feldgeſchütze abgerechnet, keine feindliche Truppenmacht ſich gegenüber, konnte den Gegner überraſchen und war ſicher, am jenſeitigen Ufer Stellung genommen und ſich concentrirt zu haben, ehe es dem Feinde möglich war, ein ebenbürtiges Truppencorps gegen die Landung aufzuſtellen. Alle dieſe Erwägungen ſtimmten für Alſen-Föhrde gegen Alſen-Sund. Ueber die Wahl des ſpeziellen Uebergangspunktes konnte, nach Feſtſtellung der Lokalität im Großen und Ganzen, nicht lange ein Zweifel ſein. Der Punkt war Ballegaard und ſeine nächſte Umgebung. Das dieſſeitige Ufer der Föhrde tritt hier meiſt in einer Höhe von 20 bis 40 Fuß an das Meer heran und fällt dann in einer ſteilen Böſchung ab, an deren Fuß ein nicht ſehr breiter Strand liegt. Das jenſeitige Ufer, nach Aeußerungen der Seeleute, hatte dieſelbe Beſchaffenheit. Befeſtigungen waren nirgends ſichtbar. Der Punkt, wo außerdem die Föhrde die geringſte Breite hatte (2400 Schritt), war eben bei Ballegaard; hier mußte es alſo ſchon aus dieſem Grunde verſucht werden. Was aber die Hauptſache war, es führten hier an mehreren Stellen gute, breite, nicht zu ſteil abfallende Wege bis an die See. Wenn man bedenkt, was an Truppen und Material hier alles concentrirt werden ſollte, ſo mußte dieſe Rückſicht, wenn ſonſt noch ein Zweifel geweſen wäre, für die Wahl von Ballegaard entſcheidend ſein.

Die zweite Frage war: wie gehen wir über? Man verfügte über 112 Pontons (preußiſche, oeſtreichiſche, auch 8 däniſche) und 27 Kielboote. Mit dieſen mußte es alſo gewagt werden; nur über den beſten Weg zur Verwendung dieſer Schiffskörper konnten noch Meinungsverſchiedenheiten obwalten. Man einigte ſich dahin, daß alle dieſe Fahrzeuge auf drei Uebergangspunkte: A. B. C. (alle drei unmittelbar weſtlich von Ballegaard gelegen) zu vertheilen ſeien. Bei A. kamen 50, bei B. 22 Pontons, endlich bei C. 40 Pontons und die 27 Kielboote zur Verwendung. Immer zwei oder drei Pontons ſollten zu ſogenannten »Maſchinen« zuſammengekoppelt werden; die »Maſchinen« zu drei Pontons waren auf je 43 Mann, die Zwei-Ponton-Maſchinen auf 30 Mann berechnet. Man war mit Hülfe dieſer Maſchinen (und der 27 Boote) im Stande, mittelſt des erſten Trajekts 2 Geſchütze, 8 Pferde und 1600 Mann an das jenſeitige Ufer zu ſchaffen und zwar 600 Mann von A., 330 Mann von B. und 670 Mann von C. aus. Ihre glückliche Landung vorausgeſetzt, war eine ſolche Macht ſtark genug, ſelbſt einen Kampf mit einem doppelt und dreifach überlegenen Feinde, bis zum Eintreffen des zweiten Trajekts fortzuführen.

Die dritte Frage war: womit gehen wir über? mit wie vielen Regimentern? Man entſchied ſich dahin, die kleinere Hälfte des, nach Eintreffen der Garden auf 42 Bataillone (28—30,000 Mann) angewachſenen Belagerung-Corps vor Düppel zu belaſſen, die größere Hälfte aber, etwa 16,000 Mann, nach Alſen überzuführen. Dieſe Truppenzahl war nicht zu groß; man mußte ſich darauf gefaßt machen, im Vorrücken gegen Sonderburg auf 20 bis 24 däniſche Bataillone zu ſtoßen und mit dieſen in eine Feldſchlacht einzutreten. Die däniſche Geſammtmacht in Düppel und Alſen belief ſich um dieſe Zeit (Ende März) auf etwa 32 Bataillone. Preußiſcherſeits erhielten vier Brigaden Befehl, ſich zum Uebergang nach Alſen bereit zu halten; es waren die Brigaden Goeben, Raven, Roeder und Canſtein. Vor Düppel blieben 9 Bataillone Garden und die weſtphäliſche Brigade Schmid. Die entſprechenden Dispoſitionen wurden auf's pünktlichſte ausgeführt.

Die vierte Frage war: wodurch ſchützen wir unſern Uebergang, beſonders gegen die feindliche Flotte? Das Hauptquartier hatte ſich mit dem Marine-Obercommando in Verbindung geſetzt und die Mitwirkung der preußiſchen Flotte, d. h. das Erſcheinen derſelben in der Nähe von Alſen nachgeſucht. Dieſe Mitwirkung war zugeſagt worden. Man rechnete darauf, daß die däniſche Flotte dadurch getheilt, vielleicht ganz von einer Beobachtung der Alſen-Föhrde abgezogen werden würde. Wind und Wetter indeß, die überhaupt dem ganzen Unternehmen ungünſtig waren, hinderten das Auslaufen der preußiſchen Flotte, ſo daß ſich der Uebergang, wenn er überhaupt ſtattfinden ſollte, auf keinen andern Schutz angewieſen ſah, als auf den Schutz, den ihm die Anlage von Strand-Batterieen gewährte. Dieſer Schutz — wie beiſpielsweiſe in dem Gefecht zwiſchen »Rolf Krake« und den alnoer Batterieen — hatte ſich bis dahin überall als ausreichend erwieſen; man glaubte es alſo abermals wagen zu können. Funfzig Geſchütze verſchiedenen Kalibers wurden in Batterie gebracht; am äußerſten linken und rechten Flügel (die ganze Geſchützaufſtellung reichte vom »Lachsfang« bis zum »Weſterholz«) ſtanden je vier gezogene 24 Pfünder, daran ſchloſſen ſich, mehr dem Centrum zu, je ſechs gezogene 12 Pfünder. Im Centrum ſelbſt, an den eigentlichen Uebergangsſtellen, waren fünf Batterieen gezogener 6 Pfünder, alſo 30 Geſchütze placirt. Die vier 24 Pfünder beim »Lachsfang« (linker Flügel) waren namentlich gegen die Stegwigbucht auf Alſen gerichtet, wo eine däniſche Flottille lag. Sie beſtand aus dem Kriegsdampfer »Hekla«, dem Kanonenboot »Vilmoos« und zwei Ruderkanonenbooten, zuſammen mit 18 Geſchützen. Das Panzerdampfboot »Abſalon«, mit 2½ zölligen Eiſenplatten, lag in der Auguſtenburger-Föhrde. »Rolf Krake«, der immer in der Nähe des Wenningbund Station hatte, kam, wegen der weiten Entfernung, nicht in Betracht.

Funfzig Geſchütze, an der Alſen-Föhrde entlang, ſollten alſo den Uebergang decken; zu größerer Sicherſtellung des Unternehmens aber war zu gleicher Zeit ein Scheinangriff gegen Düppel ſelbſt beabſichtigt. Eine heftige Beſchießung, heftiger als irgend eine, die vorhergegangen, ſollte die Dänen glauben machen, daß ein Sturm auf die Schanzen bevorſtände. In der Front feſtgehalten, hoffte man den Feind in ſeiner Flanke um ſo leichter überraſchen und bewältigen zu können. Zu einer ſolchen Beſchießung waren nunmehr die Mittel vorhanden und in der Nacht vom 31. März zum 1. April begann der Bau von acht Batterieen, in Front der Düppelſtellung. Bis dahin — ſeit dem 15. März — hatte ſich die Beſchießung der Schanzen auf ein Bombardement von den Gammelmark-Batterien aus, beſchränkt. Die acht neuen Frontal-Batterieen wurden meiſt 200 Schritt hinter der erſten Parallele erbaut; — ihre Entfernung von den Schanzen betrug alſo etwa 1500 Schritt. Sie wurden ſämmtlich (eine abgerechnet) mit 7pfündigen Haubitzen oder platten 12 Pfündern armirt. Unter Hinzurechnung der Gammelmark-Batterien — denen man übrigens mehrere ſchwere Geſchütze genommen hatte, um ſie an der Alſen-Föhrde zu verwenden — verfügte man zu einem Flanken- und Frontal-Bombardement gegen Düppel über 52 Geſchütze, 18 gezogene und 34 glatte.

Dies waren die umfangreichen Vorbereitungen und Sicherheitsmaßregeln, die, in Erwägung aller nur möglichen Eventualitäten, behufs einer Landung auf Alſen getroffen worden waren. Der Plan war reiflich überlegt, in allen Vorſtadien bereits glänzend durchgeführt; nur noch der letzte, entſcheidende Schritt fehlte. In dem Moment, wo er gethan werden ſollte, traten die Elemente dazwiſchen. Verfolgen wir die Einzelnheiten.

Nachdem am Abend des 31. März alle Generäle zur Conferenz nach dem Hauptquartier befohlen und ſie von allen Details der Dispoſition in Kenntniß geſetzt waren, wurde die definitive Befehlsausgabe auf den Morgen des 1. April um 9 Uhr angeſetzt. Die Befehle waren ſchon völlig ausgefertigt; das Wetter ſchlug aber um, und der Commandirende befahl die Aufſchiebung um 24 Stunden. Das Unternehmen blieb nunmehr auf den 2. April verſchoben.

Das ſchöne Wetter des Vormittags am 2. April machte am Nachmittage einem mäßigen Winde Platz, der die Unternehmung kaum beeinträchtigen zu können ſchien. Alles war im Gange, Eins entwickelte ſich nach dem Andern, ohne Stockung, ohne Unfall, denn an Alles war vorher gedacht, was Menſchenkräfte, phyſiſche und geiſtige, zur Förderung des Unternehmens thun konnten, war reichlich geſchehen.

Als einer mit den größeſten Mühſeligkeiten verbundenen Aufgabe muß des Transportes der Boots-Kolonne durch Bauern auf Bauerwagen mit Bauerpferden gedacht werden; in Folge der engen Wege, die rechts und links neben ſich einen Graben, dann einen Knick hatten, und oft die wunderlichſten Krümmungen machten, in Folge der unvollkommenen Beladung, die keine ſcharfe Biegung geſtattete, ebenſo in Folge der ſchwachen Wagen und der dunklen Nacht, galt es, ſo enorme Schwierigkeiten zu überwinden, daß es nur bei dem vorzüglichſten Eifer, der alle Betheiligten beſeelte, gelang, mit der Kolonne um 1¼ Uhr Nachts zur Stelle zu ſein. Für den Nachtmarſch von kaum 1¼ Meilen war ein Zeitraum von nahezu 7 Stunden erforderlich geweſen.

Inzwiſchen war mit dem Eintritt der Dunkelheit das bisherige ſchöne Wetter einem ſtarken Wind und Regen gewichen, die Leute waren total durchnäßt, und gegen Mitternacht erhob ſich Sturm, der die Wellen mit Macht an das Ufer peitſchte, und der alsbald alle auf das Gelingen des Unternehmens geſetzten Hoffnungen zu Grabe tragen ſollte. Die See ging höher, die Grundbedingung, unter welcher an ein Ueberſetzen mit Pontons überhaupt nur zu denken war, fehlte. An der Küſte entſtand eine völlige Brandung. Die Pontonier-Hauptleute Adler und Schütze, der Schiffs-Capitain Bartelſen, endlich auch der Corvetten-Capitain Henck, der ſeit einigen Tagen hier anweſend war, erklärten es um 3 Uhr Morgens für vollſtändig unausführbar, auch nur ein Ponton in das Waſſer zu bringen, die Wellen müßten es ſofort füllen und zum Sinken bringen und wenn ſich eins oder das andere auf dem Waſſer halten könne, ſo ſtehe es doch ganz außer unſerer Macht, den Landungspunkt zu beſtimmen, da das Abtreiben der Maſchinen und Pontons, möglicherweiſe bis in die Auguſtenburger-Föhrde hinein, ganz unvermeidlich ſei. Die übereinſtimmenden Urtheile aller techniſchen Leiter des Unternehmens führten denn auch zu dem Befehle, daß der Verſuch eines Ueberganges für heute aufzugeben ſei. Drei Bataillone der Brigade Goeben, die bereits am Strande der Einſchiffung harrten, wurden wieder zurückgezogen. Bevor der Tag anbrach, waren ſämmtliche Fahrzeuge (Pontons und Boote) vom Ufer entfernt und auf verſchiedenen Koppeln, die von Alſen aus nicht geſehen werden konnten, zuſammengeſtellt.

So war denn, unter dem Zwang einer unabwendlichen Nothwendigkeit, ein Unternehmen aufgegeben, welches bei allen Schwierigkeiten und Gefahren, die es unleugbar in ſich ſchloß, doch im Falle des Gelingens ein außerordentliches Reſultat nach ſich gezogen, die däniſche Armee höchſt wahrſcheinlich vernichtet und einen raſchen Friedensſchluß im Gefolge gehabt haben würde. Manche Opfer, wie ſie namentlich der „Tag von Düppel“

koſtete, wären uns erſpart und Alſen, dieſer Punkt, auf deſſen Unangreifbarkeit der Feind trotzte, ſtatt am 29. Juni ſchon am 3. April von uns genommen werden. Dieſer leichtere Sieg war uns nicht beſchieden; ein Troſt muß es uns ſein, daß das Scheitern des »Projekts von Ballegaard« uns zwei Siege ſtatt eines eintrug: Düppel und Alſen.

Das »Projekt von Ballegaard« ſcheiterte in der Nacht vom 2. auf den 3.; da man aber zwölf Stunden vorher, alſo am Nachmittage des 2., noch nicht wiſſen konnte, daß es ſcheitern würde, ſo begann in Front von Düppel, wie auch von den Gammelmark-Batterieen aus, jener »Artillerie-Scheinangriff«, unter deſſen Schutz, wie wir wiſſen, die Flankenbewegung, von Ballegaard aus, ausgeführt werden ſollte. Ueber dieſen »Artillerie-Scheinangriff«, der ſeinen Zweck vollſtändig erreichte und bei den Dänen die Vorſtellung weckte, daß ein Sturm auf Düppel beabſichtigt werde, haben wir noch einiges nachzutragen.

Bald nach 2 Uhr Nachmittags begann die Kanonade. Bis um 5 Uhr feuerten die Geſchütze langſam, wenn auch ununterbrochen; dann bis zum Dunkelwerden mit möglichſter Heftigkeit, die Nacht über mit mäßiger Stärke. Den ſchweren gezogenen Batterieen bezeichnete man als Zielobjekte im Allgemeinen die Schanzen I. bis VI. Von 5 Uhr ab richtete ſich das Feuer auch gegen Sonderburg. Es geſchah dies in der Abſicht, die Beſatzung der Schanzen für ihre Verbindung mit Alſen beſorgt zu machen. Stand Sonderburg — das übrigens vollſtändig in eine Feſtung umgewandelt war — in Flammen, ſo war den Vertheidigern der eigentlichen Düppelſtellung die Rückzugslinie abgeſchnitten.

Für die 24 Pfünder, welche Sonderburg von Gammelmark aus zu beſchießen hatten, waren 40 Granaten mit Brandern in Bereitſchaft geſetzt worden. Brander ſind mit Brandſatz vollgeſchlagene Kupferhülſen, welche unter die Sprengladung gemengt und von dieſer beim Zerſpringen des Geſchoſſes entzündet werden. Die erſten Schüſſe damit gingen zu kurz, was an dem Zerſpringen der Geſchoſſe auf der Waſſerfläche vor Sonderburg, ungeachtet der Entfernung von beinah 6000 Schritt, ſehr deutlich zu erkennen war. Die nachfolgenden trafen mal auf mal in die Stadt und da die Brander jedes Geſchoſſes eine Rauchwolke entwickelten, welche eine kurze Zeit anhielt, glaubte man wiederholt, daß der beabſichtigte Brand veranlaßt ſei. Dem war aber nicht ſo, wahrſcheinlich weil aus Sonderburg alle leicht entzündbaren Gegenſtände entfernt worden waren. Am andern Tage ſtand indeß die Stadt in Flammen, wobei unausgemacht bleibt, ob die Brander- oder die Granatſchüſſe die Veranlaſſung hierzu geweſen ſind. Nach einem andern Bericht wurden 100 Schuß gegen Sonderburg gerichtet, davon flogen 92 Granaten in die Stadt, zerſtörten eine Anzahl

Häuſer, beſchädigten das maſſive Schloß und erzeugten um 7 Uhr Abends einen Brand, welcher indeſſen nach einiger Zeit gelöſcht wurde. Der Verluſt der Dänen belief ſich an dieſem Tage auf etwa 100 Todte und Verwundete; preußiſcherſeits 1 Mann todt, 2 Officiere und 11 Mann verwundet.

Dieſe Kanonade war entſchieden die bisher bedeutendſte in dieſem Feldzuge. Der Donner von 150 Kanonen (die Dänen antworteten mit 100 Geſchützen gegen 50 preußiſche) ſteigerte ſich nach 5 Uhr zu einem ununterbrochenen Rollen, aus dem man die einzelnen Schüſſe kaum noch zu unterſcheiden vermochte. Da faſt ausſchließlich mit Granaten oder Shrapnels gefeuert wurde, ſo verurſachten die platzenden Geſchoſſe bei jedem Schuß noch einen zweiten Knall, der ſich an Stärke von dem erſten nicht unterſcheiden ließ. Dies vermehrte natürlich das allgemeine Getöſe. Die vielen aufgehenden Feuer, deren Rauch hoch zum Himmel emporſtieg und ſich mit dem Pulverdampf miſchte, der blutroth erleuchtete nächtliche Himmel und dazwiſchen die zuckenden Blitze des fort und fort arbeitenden Geſchützes, malten das Bild des Krieges und der Zerſtörung in den lebendigſten Farben.

Mr. Gallenga, der bekannte Times-Correſpondent, der ſich während der Kriegsmonate im däniſchen Lager aufhielt, gab in den Spalten des eben genannten Blattes folgende Schilderung von den großartigen Schreckniſſen dieſes Bombardements. Er ſchrieb von Sonderburg aus:

»Dies iſt der erſte Tag, wo der Krieg Ernſt gemacht und ein Wetter über unſern Häuptern entladen hat, das wie der Anfang vom Ende ausſieht. Wir ſind Alle noch betäubt von dem wilden Getöſe der letzten Stunden und nicht ohne Schwierigkeiten glückt es mir, meine Gedanken zu ſammeln und eine leidlich zuſammenhängende Beſchreibung deſſen zu geben, was dieſer Tag gebracht. Der Morgen war ziemlich ruhig vergangen; gegen 3 Uhr Nachmittags ſetzten wir uns zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen. Dann und wann dröhnte ein Schuß herüber, worauf wir nicht achteten, da ſich ſeither unſer Ohr an dieſe Klänge gewöhnt hat. Bald aber änderte ſich's, die Schüſſe fielen immer raſcher und vor Verlauf einer Stunde hatten wir die Donner einer Kanonade um uns her, wie ſie — des gegenwärtigen Krieges ganz zu geſchweigen — auf ſo kleinem Raum wohl von keiner anderen bekannten Kanonade übertroffen worden ſind. Es war erſchrecklich. In den Lüften ſchien eine Schlacht der Engel und Dämonen zu toben, wie ſie Milton beſchrieben hat. Wir dachten Anfangs, dieſes heftige Schießen rühre von däniſcher Seite her, um die Preußen bei ihren Belagerungs-Arbeiten zu ſtören; als wir indeſſen im Norden Sonderburgs einen der Windmühlenberge erreicht hatten, von wo wir den Alſen-Sund

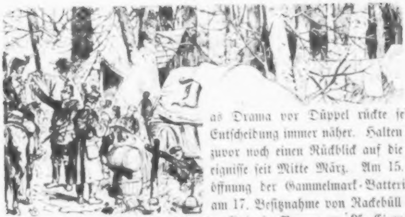
und die Düppelſtellung bequem überblicken konnten, ſahen wir, daß es die Preußen waren, die heut Ernſt zu machen ſchienen und dieſe formidable Kanonade unterhielten. Möglich, daß ſie bisher bei ihrem mäßigen Feuer keinen anderen Zweck verfolgt hatten, als ihre Werke in Sicherheit vorſchieben zu können; möglich andererſeits, daß heute Ordre von Berlin eingetroffen war, die Dinge ohne Rückſicht auf Conferenz oder Nicht-Conferenz ernſthafter anzufaſſen, — gleichviel, nachdem ſich die preußiſchen Batterieen bis heute darauf beſchränkt hatten, täglich ein paar hundert Bomben von der Flanke her in die feindliche Stellung zu werfen, eröffneten ſie heute ihr Feuer auf der ganzen Linie, vom äußerſten rechten bis zum äußerſten linken Flügel, und in Front und Flanke donnerten ihre 24 Pfünder. Das Feuer war ſo ſtark, daß es bald unmöglich wurde, die Schüſſe zu zählen, da oft zwei und mehr a tempo fielen. Einer von uns hatte bis dahin 25 Schüſſe in der Minute gezählt und ein Anderer verſicherte mir ſpäter, daß nach ſeiner Schätzung und Berechnung 2500 Bomben in einer einzigen Stunde durch die Luft geflogen ſeien. Dieſe wüthende Kanonade war anfänglich lediglich gegen die Düppelforts gerichtet und die Dänen antworteten wacker; nach einiger Zeit indeß fanden die Broacker-Batterieen Muße, ihre Aufmerkſamkeit auch auf Sonderburg zu richten und etwa 100 Kugeln wurden gegen das Schloß, den Brückenkopf und den ſüdlicheren Theil der Stadt gerichtet. Ueber den Schaden, den dieſe anhaltende Beſchießung in den Düppelforts angerichtet hat, bin ich noch ohne genaue Kenntniß, wenigſtens habe ich mich über nichts vergewiſſern können. Die däniſchen Officiere, die von den vorgeſchobenſten Poſten zurückkehrten, verſicherten mir, daß der angerichtete Schaden höchſt unbedeutend ſei; kann ſein; was ich indeſſen im Lauf des Tages mit meinen eigenen Augen geſehen habe, macht es mir wahrſcheinlich, daß die Lage der Dinge nicht voll ſo trefflich ſein kann, wie ſie mir däniſcherſeits geſchildert wurde. Ich vermag nicht ganz die Anſicht der Dänen zu theilen, daß, wenn morgen die Preußen zum Sturme ſchreiten ſollten, ſie noch all denſelben Schwierigkeiten, und zwar völlig unvermindert, begegnen würden, wie am 17. und 28. v. M. Daß dieſſeits (auf Seite der Dänen) keine Batterie zum Schweigen gebracht wurde, iſt richtig. Die Zugbrücke vor Fort Nr. VI. aber wurde verbrannt, und in der Nachbarſchaft von Fort Nr. X. war Flintenfeuer hörbar, woraus ſich ſchließen läßt, daß wir die Preußen in unbequemer Nähe haben. Was immer indeß die factiſche, die materielle Wirkung dieſer Kanonade hüben und drüben geweſen ſein mag, *der bloße Anblick des Schauſpiels war furchtbar*. Der Sturmwind trieb uns den Qualm und den Geruch des Schießpulvers in's Geſicht, und die einzelnen Gehöfte brannten in klarer Flamme, da der Sturm jede Rauchwolke wegfegte. Eine Anzahl Soldaten und Stadtleute ſtand auf dem Windmühlenberge dicht gedrängt um uns her, und Staunen und Entſetzen, hier und da mit einem Ausdruck wilder Freude gemiſcht, malte ſich auf den Geſichtern. Das Schauſpiel vor uns war von einer Macht, daß Jeder davon erſchüttert werden mußte.

In der Stadt ſelbſt hatte inzwiſchen die Aufregung den höchſten Grad erreicht. Alles floh. Frauen und alte Leute mit Kindern an der Hand, wohlgekleidete Damen, Invaliden, Alles ſtürzte aus den Häuſern, als ob ein Erdbeben ſei, und an heranziehenden Regimentern, an raſſelnden Geſchützen und Munitions-Kolonnen, an Wagen voller Hausrath und voller Verwundeten vorbei, ſuchten die Flüchtigen das Freie zu gewinnen. Vier Bomben hatten das alte Schloß getroffen, eine das Hauptquartier (es hieß, ſie ſei durch den Tiſch geſchlagen, an dem die Officiere ſaßen), eine andere das holſteiniſche Haus, Häuſer brannten; Schrecken überall. Ehe wir noch vor Dunkelwerden unſer Hôtel erreichten, hatten 90 bis 100 Kugeln die Stadt getroffen. Das Hauptquartier war nach einem nördlicher gelegenen Hauſe verlegt worden, da die alte Wohnung nur noch ein Schutthaufen war. Mehrere andere Häuſer lagen in Trümmern; die Dächer waren durchſchlagen, als ob ſie von Pappe wären. Nur ein Haus hatte Feuer gefangen; den Anſtrengungen der Löſchmannſchaft gelang es, den Flammen Einhalt zu thun; vielleicht (wenigſtens war es ſo mit den Baracken innerhalb der Düppelforts) blies auch die Gewalt des Windes die Flamme aus, ähnlich wie der Zugwind ein Licht ausbläſt. Zwei von der Civilbevölkerung der Stadt waren getödtet, etwa 20 verwundet; überall begegneten wir Pack- und Sattelpferden, auf deren Rücken einzelne Soldaten das Gepäck ihrer Officiere in Sicherheit zu bringen ſuchten. Zwei Berichterſtatter für franzöſiſche Zeitungen, die geſtern erſt angekommen waren, erklärten uns unumwunden, »ſie hätten nun genug geſehen«, und zogen mit ihren Reiſeſäcken ohne Weiteres ab, um ſich im Hafen von Hörup in Sicherheit zu bringen. Wir Engländer verſchmähten es, uns ihrer unwürdigen Ausreißerei anzuſchließen. Wir packten indeß unſere Sachen und verließen unſer altes Quartier, um mehr nordwärts im Hôtel Reymuth uns niederzulaſſen, wo wir denn auch in dieſem Augenblick die verlaſſenen und völlig ausgeleerten Zimmer innehaben. Es iſt jetzt 3 Uhr Nachts und ich ſchließe meinen Brief an dieſem, wie ich hoffe, verhältnißmäßig ſicher gelegenen Ort.

Nachſchrift vom 3. April, Morgens. Die Kanonade dauerte die ganze Nacht über und wurde heute früh nach kurzer Pauſe in aller Lebhaftigkeit wieder aufgenommen. Es iſt 7 Uhr und keine Anzeichen ſind da, daß der Feind einen Sturm vorhat. Das trübe regnigte Wetter wird die Preußen wahrſcheinlich veranlaſſen, den Angriff aufzuſchieben. Die Forts ſind nach wie vor gerüſtet, jedem Sturm zu begegnen.« —

So weit der Bericht des Times-Correſpondenten. Das Bombardement wurde bis zum 6. April Abends fortgeſetzt und während dieſer ganzen Zeit (faſt 5 Tage) vom Feinde lebhaft erwidert. Erhebliche Erfolge wurden indeſſen nicht erreicht; der Grund lag zumeiſt darin, daß ſich die glatten Geſchütze beider Theile auf viel zu großen Entfernungen gegenüberſtanden. Die Anzahl der dabei preußiſcherſeits aus Feldgeſchützen geſchehenen Schüſſe belief ſich auf nicht weniger als 12,245, darunter 12,091 Granat- und 154 Shrapnel-Schüſſe. Hierbei ſind die gezogenen 12 und 24 Pfünder nicht mit eingerechnet. Ein ganzer Berg von Eiſen war von hüben und drüben durch die Luft geflogen; — die Dänen hatten zehn Todte, die Preußen einen.

Lagerleben.



Das Drama vor Düppel rückte ſeiner Entſcheidung immer näher. Halten wir zuvor noch einen Rückblick auf die Ereigniſſe ſeit Mitte März. Am 15. Eröffnung der Gammelmark-Batterieen; am 17. Beſitznahme von Rackebüll und Weſter-Düppel; am 22. Eintreffen der Brigade Raven; am 25. Eintreffen von 9 Bataillonen Garde; am 28. Eroberung des Terrains zur Aushebung der erſten Parallele; vom 29. auf den 30. die erſte Parallele ſelbſt; am 2. April Artillerie-Angriff aus Front und Flanke, zugleich Uebergangsverſuch von Ballegaard. Sechszehn Tage nach dieſem Artillerie-Angriff, neunzehn Tage nach Aushebung der erſten Parallele, erfolgte der Sturm.

Eh wir uns der Schilderung dieſes letzten entſcheidenden Kampfes und der Ereigniſſe, die ihm unmittelbar vorausgingen, zuwenden, ſehen wir uns zuvor in dem großen Heerlager um, das nunmehr das ganze Sundewitt überdeckte und ſchreiten von Dorf zu Dorf, von Gruppe zu Gruppe, nicht um hier oder da einem neuen Gefecht zu folgen oder immer neue Batterieen ihre Thätigkeit beginnen zu ſehn, ſondern lediglich, um mitten im Krieg den Bildern des Friedens, dem Humor des Lagerlebens nachzugehn. Dieſer Humor war überall; er war bei den Vorpoſten, die unmittelbar vor dem Feind ſtanden, er war in den Dörfern, die zu Füßen der Schanzen lagen, er war in den zurückgelegenen Quartieren, wo die abgelöſten Bataillone ſich von dem Vorpoſtendienſt oder dem Dienſt in den Trancheen erholten. Unſer erſter Beſuch gilt den Vorpoſten.

Es war ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Poſten, nicht auf einander zu ſchießen. Dieſer Waffenſtillſtand im Kleinen, der zwiſchen den Poſtenketten hüben und drüben herrſchte, führte zu den vergnüglichſten Scenen. Die Unſrigen — was nicht Wunder nehmen durfte — ſchlugen dabei einen überlegenen Ton an; die Dänen, ganz beſonders die Jüten, ließen ihn ſich gefallen. »Nu man 'raus, Danskes, nu kommen die Preußen«, mit dieſem Zuruf wurden die däniſchen Poſten dann und wann in ihren eigenen Schützengräben abgelöſt. Sie kletterten lachend heraus und gruben ſich weiter rückwärts ein. Auf der ganzen Linie blühte der

Tauſchhandel. Ein beſonders begehrter Artikel waren die däniſchen Feldflaſchen, groß, ſolide, feſt mit Leder umnäht. Sollte nun ſo ein Handel abgeſchloſſen werden, ſo wurde dieſſeits gewinkt und zu verſtehn gegeben, ſie möchten herüberkommen. Es ſtanden nämlich immer Doppelpoſten. Wenn möglich kamen ſie, plauderten, ſo gut es ging, empfingen ihren »Rigsdaler« und ließen die Feldflaſche zurück, bei andern Gelegenheiten zeigten ſie rückwärts auf die Schanzen, wie um auszudrücken: »heute geht es nicht, man hat ein Auge auf uns.«

Bei dieſem Vorpoſtenverkehr lernten ſich auch die einzelnen Regimenter unter einander kennen. Die Dänen hatten die unterſcheidenden Merkmale unſrer Truppentheile bald herausgefunden, und neugierig pflegten ſie ſich zu erkundigen: kommen die »Gelben« nicht bald wieder, oder die »Grünen.« Die »Grünen« waren die lübbener Jäger, die »Gelben« die 18er, das einzige Regiment vor Düppel, das gelbe Achſelklappen hatte.

Die Unterhaltungen wurden natürlich immer deutſch geführt, da auch der ſtrubbligſte Jüte immer noch beſſer deutſch ſprach, als der gebildetſte 35er (meiſt Berliner) das Däniſche. Dabei kamen wunderliche Verwechſelungen vor, und das Däniſche mit ſeinen plattdeutſchen Anklängen wurde gelegentlich für Freundesſprache genommen. »Halt, whem der? let were, jeg ſkuder«, ſo klang es von einer däniſchen Patrouille herüber, worauf ein 35er antwortete: »ihr ſeid wohl von der 2. Compagnie.« Erſt die Kugeln, die ihn umpfiffen, belehrten ihn eines beſſeren.

Die Laune der Truppen war immer gut; ſelbſt inmitten der Gefechte blieben ſie bei Humor. Am 28. März (2. Oſtertag), als das Leibregiment im heftigſten Feuer ſtand, rief einer: »die Dänen kochen ihre Oſtereier ziemlich hart«, und als gleichzeitig einige 4pfündige Granaten durch die Luft flogen, deren zugeſchrägte, den Truppen längſt bekannte Form allerdings an bairiſche Bierkrüge erinnerte, hieß es ſofort: »ah, nu kommen die Seidel«. Ein 18er (Pollacke), der am ſelben Tage bis an die Drahtgitter vorgedrungen und ſpäter verwundet war, antwortete dem Kommandirenden auf ſeine Frage: »hätten den Schanz gekriegt, königliche Hoheit, wenn Kahn verfl— nicht geweſen.« Der »Kahn« war natürlich »Rolf Krake«.

In den Batterieen, die ſich unmittelbar hinter den Parallelen erhoben, herrſchte derſelbe Humor. Die dauernde Gefahr ſtumpfte ab. Man pfiff den ankommenden Geſchoſſen nach und imitirte im Moment des Explodirens den Knall. Scherzen und Lachen brachen ſelten ab. Man legte die Krankenträger mit gewaltſamem Spaße auf ihre Bahre und verband ſie mit Wiſchlappen von den Geſchützen; noch öfter aber meldete man ſich bei ihnen als verwundet und bat mit dem den Bleſſirten eignen Durſt um einen Schluck aus ihrer mächtigen Flaſche.

Die Dänen ſchoſſen ſchlecht; auch das Material ließ ſehr zu wünſchen übrig. Das führte preußiſcherſeits zu manchem Scherz. Zehn däniſche Granaten, ſämmtlich nicht crepirt und 7 pfündigen Kalibers, waren gefunden worden. Sie paßten vortrefflich, wurden mit einem Zettel inwendig, (der die Worte zeigte: »Ich bin Lieutenant N., grüße den däniſchen Kameraden und ſende Beifolgendes zurück sub petito remissionis«) und einem ungefüllten Zünder verſehn, und dann, Pfeilſpitze unten, damit ſie ja recht weit gingen, den Dänen wieder zugeworfen.

So war das Leben auf Vorpoſten, in den Schützengruben, den Parallelen und den nächſtgelegenen Batterieen; ähnlich war es in den Dörfern und Poſitionen, in denen die Replis und Soutiens für die am meiſten vorgeſchobenen Poſten ſtanden. Dieſe Dörfer und Poſitionen waren Rackebüll, Kirch-Düppel (Oſter-Düppel war eingeäſchert) und die Büffelkoppel.

Rackebüll war ſeit dem 17. März in dauerndem Beſitz der Preußen geblieben. Die Brigaden Schmid und Goeben hielten es abwechſelnd beſetzt. Anfangs war es ein ziemlich friedlicher Aufenthalt, wenn auch kein bequemer; es lagen oft 100 Mann und mehr in einem einzigen Gehöft. Aber vom 8. April an begannen die Dänen das Dorf in Brand zu ſchießen. Die Weſtphalen gaben von Haus zu Haus die brennenden Gehöfte auf, ohne ſich im Uebrigen in ihrer Ruhe ſtören zu laſſen. Als die erſte Bombe ein Stück Wand wegriß, bemerkte ein 13er: »Kiek, nu möt wi in de Külle ſitten.« Verwundungen gab es wenig. Bei Tage, während die Geſchoſſe über ſie hinwegflogen, wurde unter großem Jubel das nationale Lieblings-Ballſpiel: Sauball oder Bullenjagen geſpielt; bei Nacht vergnügten ſie ſich über das Feuerwerk der glühend erſcheinenden Granaten.

Vielleicht noch muntrer war das Treiben in Kirch-Düppel. Hier lagen Brandenburger. Den Weſtphalen an gutem Humor eher nachſtehend als überlegen (denn das niederſächſiſch Plattdeutſche iſt dem Humor beſonders günſtig), übertreffen ſie dieſelben doch an Beweglichkeit. Sie ſind ausgelaſſener, erfinderiſcher; das berliner Element macht ſich in jedem Einzelnen geltend. — In Kirch-Düppel lagen meiſt 24er und 64er (ſpäter auch Brigade Raven); die Dorfſtraße war ſeit dem 17. März halb zerſtört und in den ſtehen gebliebenen Gehöften lag man noch dichter zuſammengepreßt, als die Weſtphalen in Rackebüll. Aber Müdigkeit ſorgte für Schlaf und bei Tage — ſoweit es der Dienſt zuließ — vertrieben allerlei Spiele die Zeit und die Grillen. Man neckte ſich beſtändig mit den däniſchen Artilleriſten. An einem Nachmittage, als von den Schanzen her gar kein Schuß fallen wollte, ſchleppten einige 64er eine große Tonne auf den Giebel eines Hauſes und behandelten dieſelbe wie ein regelrechtes Geſchütz. Einer zielte, der Andre ſchlug mit einem Knüppel gegen die Tonne und brachte ſo den Knalleffekt und durch ſeine Stimme das Sauſen und Platzen der Granaten hervor. Wieder andre hatten auf einen zweirädrigen Pflug ein Ofenrohr gebunden und dieſes Geſchütz ſo auf eine Anhöhe gefahren. Die vollſtändige Bedienung des Geſchützes war natürlich dabei: der Eine wiſchte aus, der Andre ſetzte das Geſchoß ein, ein Dritter richtete. Dieſe furchtbare Kanone hatte kaum einige unhörbare Schüſſe abgegeben, da wird auch ſchon aus einer Schanze ihr Feuer erwidert. Eine Granate reißt zum größten Gelächter der Bedienungsmannſchaft das ganze Kanonenrohr entzwei und zerſtreut es in alle Winde. Die Mannſchaft, die ſich niedergeworfen, ſteht wieder auf, wiſcht ſich den Sand aus Augen und Mund und zieht ihr »demontirtes Geſchütz« von der Anhöhe herunter.

Eine Hauptunterhaltung gewährte das Auspurtzen ſogenannter »Hannemänner« oder »Pietſche.« Es gab ihrer viele; ſie dienten abwechſelnd als monumentaler Schmuck der Dörfer, als Faſtnachtspuppen, die man ſingend und ſchreiend umherführte, als Wegweiſer und Annoncenträger. Urſprünglich rührten dieſe »Hannemänner« von den Dänen ſelber her; ſie ſtopften — eh Büffelkoppel, Düppel und Rackebüll genommen wurden — allerhand Figuren aus, zogen dieſen einen däniſchen Rock oder Mantel an, gaben ihnen ein Gewehr in den Arm und poſtirten ſie, ſo daß nur wenig hervorlugte, hinter die Knicks, um den Angreifer glauben zu machen, es ſeien dies feindliche Tirailleurs. Solche »Hannemänner in effigie« waren den Preußen eine ganze Anzahl in die Hände gefallen und dieſe Puppen wurden nun das Lieblingsſpielzeug unſerer Soldaten. Bei Wielhoi, an der Südweſtecke von Düppel, ſtand ein Haupt-Hannemann. Er war größer, als die andern, hatte eine Pfeife im Munde (die Porzellanglocke eines Telegraphendrathes) und zwei Geſchütze neben ſich, von denen das eine ein Baumſtamm, das andre ein Bienenkorb war.

Beide Dörfer, Rackebüll wie Kirch-Düppel, warem natürlich längſt von ihren Bewohnern verlaſſen, um ſo mehr befreundete man ſich mit der Thierwelt, die von den Flüchtigen zurückgelaſſen war oder die ſich inzwiſchen eingefunden hatte. Unter den letztern ſtand ein Storchenpaar obenan, das ſich am 4. April in Düppel niedergelaſſen und auf dem ſtehen gebliebenen Hauſe die alte Wohnung wieder bezogen hatte. Die Störche fingen an, das alte Neſt wieder auszubaun und unſre Soldaten, von denen mancher an ſein eignes heimathliches Dach denken mochte, jubeltem ihnen zu. Aber dieſer Jubel vermochte ſie doch nicht zu halten. Ob ſie den alten Hausherrn mit ſeiner Familie und ſeinem Geſinde vermißten, ob ſie gut däniſch waren und mit dem preußiſchen Rock ſich nicht befreunden konnten, oder ob ſie ahnten, was dem Hauſe bevorſtand, — ſchon am 6. brachen ſie unter klagendem Geklapper auf. Am 9. wurde das Haus von den Schanzen aus in Brand geſchoſſen.

Heitrer verlief eine andre Epiſode. Nach dem Gefecht am 17. März fand man in einem der ſtehen gebliebenen Häuſer zwei Schaafe. Das eine davon brachte am andern Tage noch ein Junges zur Welt. Dies wurde nun zur »Tochter des Regiments.« Wie die engliſchen Wales-Füſiliere einen Geisbock mit ſich führen, ſo begannen die Unſrigen ſich an das Oſterlamm zu attachiren, das ihnen Düppel geſchenkt hatte. Sie putzten es mit allerhand bunten Bändern aus und führten es bei den Vorpoſten umher, während zwei »Hannemänner« mit Hülfe der beiden alten Schaafe beritten gemacht und dem voraufſchreitenden Lamm als Escorte beigegeben wurden.

Ebenſo ging es in der Büffelkoppel her. Dieſe bildet ein ziemlich regelmäßiges, meiſt mit Buchen beſtandenes Viereck von tauſend Schritt Länge und Breite. Die Entfernung von der Büffelkoppel bis zu den Schanzen betrug etwa 4000 Schritt. So weit trugen die großen Schiffsgeſchütze, mit denen die Düppelſtellung wenigſtens theilweis armirt war, doch ließ ſich auf ſolche Entfernung jegliche Sicherheit des Treffens vermiſſen. Am 22. Februar, dem Tage der allgemeinen Recognoscirung, warfen die Dänen, nachdem das Gefecht eben abgebrochen war, ihre 84pfündigen Geſchoſſe bis mitten in die Büffelkoppel hinein. Damals war es auch, wo eben dies Gehölz, das (wie wir gezeigt haben) durch einen Vorſtoß von Broacker aus leicht umgangen werden konnte, vielfach als Mausfalle für die Dänen benutzt wurde. Dieſe ließen ſich verleiten, das Gehölz immer wieder zu beſetzen und wurden dann bei der nächſten Recognoscirung gefangen genommen. Da die Prinzen in der Regel bei ſolchen kleinen Streifzügen gegenwärtig waren, ſo erwarben ſich dieſe Streifzüge ſehr bald den Namen »Hofjagd«.

Seitdem hatte die Büffelkoppel ihr Anſehn ſehr verändert; der Frühling war gekommen und das erſte Grün ſproßte an den Zweigen; unter den hochſtämmigen Bäumen war ein Barackenlager entſtanden, zumeiſt aus Bohlen und Brettern aufgeführt, die von dem demolirten Dannewerk hierher geſchafft worden waren. In dieſen Baracken kampirte ein Bataillon, in der Regel von der Brigade Roeder, die, bis ſie von der Brigade Raven abgelöſt wurde, in dem Dreieck Rübel, Düppel, Büffelkoppel ihre Aufſtellung hatte. Je ſchöner das Wetter, je munterer wurde auch das Treiben hier. Die Büffelkoppel war unter anderm auch der Waſch- und Trockenplatz der Brigade; hier an den Buchenäſten flatterte es an ſonnigwindigen Tagen luſtig im Winde, hier wurde gelüftet und geſäubert und die Compagnie-Komiker (welche

Compagnie entbehrte derſelben!) deklamirten parodirende Balladen von »Pulex, dem Turner im braunen Gewande«.

Auch eine Reſtaurationsbude hatte ſich an dieſer Stelle aufgethan; ſie führte den Namen »Hôtel zur Büffelkoppel.« In der Nähe der Bude waren Tiſche und Bänke aufgeſchlagen. Hier ſaß man und ließ ſich's wohl behagen. Jedes Getränk der deutſchen Männerwelt, namentlich bairiſch Bier, auch Porter und Ale in glücklicher Miſchung, wurden hier geſchenkt. Die Preiſe waren hoch. Doch hatte der Beſitzer, ein Bremenſer, das gute Gewiſſen, daß ſie nicht zu hoch gegriffen ſeien. Als es einem einfiel, den 4 gGr.-Preis für's Seidel leiſe zu beanſtanden, zeigte der Mann am Schenktiſch einfach nach oben, wo eben eine Kugel durch die Bäume fuhr und ſagte ruhig: »Reken Se de Dinger da baben för nix?«

Bis hierher haben wir das Leben und Treiben geſchildert, wie es unmittelbar vor den Schanzen war; bunter, mannigfacher und jedenfalls ungefährdeter war es in den mehr rückwärts gelegenen Cantonnements, namentlich in Broacker und Gravenſtein.

»In Broacker, ſo ſchreibt ein Correſpondent, der ſich der Brigade Canſtein attachirt hatte, ließ es ſich ganz behaglich leben. An das eng Zuſammengepferchtſein waren wir ſchon gewöhnt; fünf Officiere in einem Zimmer galt für Comfort. So viel wie möglich, verkehrte man im Freien; das Leben in friſcher Luft that uns wohl, die Erkältungen waren abgeſchafft. Wir ſtanden meiſt zeitig auf. Nicht der Kanonendonner war's, der uns weckte (unſer Ohr hatte ſich an das dumpfe Rollen von Gammelmark her gewöhnt), ſondern die Sonne war es, die ſich prächtig im Oſten aus dem Meere erhob, dazu die Lerchen und die ganze Schönheit des erwachenden Frühlings, die uns nicht allzu lange ſchlafen ließen. Wir beſuchten dann wohl die hochgelegene Kirche, ſtiegen bis in den Thurm hinauf und freuten uns des weiten Panorama's. Dort das Nübel-Noer, hinter jenen Bäumen verſteckt Gravenſtein, dann der flensburger Hafen, der Wenningbund, das geſegnete Broackerland umſchließend, drüben die Büffelkoppel, Dorf Düppel, der Spitzberg, das Terrain vor den Schanzen und die Schanzen ſelbſt.«

Nicht der geringſte Reiz, den Broacker beſaß, war ſein hübſches Wirthshaus. Hier war man ſicher, zu jeder Tageszeit Bekannte zu finden. Das Erdgeſchoß des Hauſes hatte zwei Gaſtſtuben; die eine links, trug die Kreide-Aufſchrift »Grenadier-Reſſource«, die andre rechts, »Officier-Reſſource.« Hier in dieſen Zimmern war die große Neuigkeits-Börſe, in der die politiſch-ſtrategiſchen Tageskurſe — oft auf höchſt mangelhafte Information hin — gemacht und ausgegeben wurden. Hier hatten die fremdländiſchen »Correſpondenten«, engliſche und belgiſche, ihren Verſammlungsort, hier *brachten* ſie Nachrichten und *empfingen* welche, und von hier aus endlich verkündigten ſie mit raſcher Feder der Welt, wie die große Schachparthie im Sundewitt ſtehe und ob die preußiſchen Läufer und Springer den däniſchen Thurm endlich nehmen würden oder nicht. Unter all dieſen Berichterſtattern war der der Times (Mr. Hartmann), der dankbarſte, dankbar gegen Broacker, gegen ſeine Wirthin und gegen die Preußen. Nach langen Irrfahrten von Dorf zu Dorf, unter denen keines ſich wohnlich und gaſtlich erwieſen hatte, war er hier endlich in einen Hafen eingelaufen, der vergleichsweiſe etwas wie Comfort bot. Außer den fremdländiſchen Correſpondenten verkehrte Heinrich Mahler hier als Berichterſtatter der Hamburger Nachrichten, der ſpäter ſeine Erlebniſſe in dem hübſchen Buche: »Ueber die Eider an den Alſenſund« veröffentlichte. Von Zeichnern war Maler Günther ein Stammgaſt in der Reſſource und, lange bevor ſeine Illuſtrationen in Hackländers »Ueber Land und Meer« tauſende von Augen erfreuten, erfreuten ſie den engen Kreis der Broacker Freunde.

Wir erwähnten ſchon der Kirche, deren einer Thurm, was wir hier einſchalten wollen, als Obſervatorium*) diente; aber faſt mehr als die Kirche ſelbſt, intereſſirten die beiden kirchlichen Würdenträger, Propſt Feſteſen und Paſtor Schleppegrell (Bruder des Generals, der bei Idſtedt blieb), die von hier aus das Sundewitt gut-däniſch regiert hatten. Beide — geleiſteter »guter Dienſte« nach Düppel und Alſen hin (was ihnen übrigens kein Vorwurf ſein ſoll) dringend verdächtig — hatten längſt das Feld geräumt, aber ihr Ruf und ihre Familien waren zurückgeblieben.

---

*) Ueber dies *Obſervatorium* noch ein Wort. Gleich zu Anfang der Belagerung (eh der elektriſche Draht gelegt werden konnte) hatte man ſich damit begnügt, einen *optiſchen* Telegraphen nach alter Art herzuſtellen. Er ging vom *Schersberg* in Nordangeln aus, von wo man Hörup Haff und den Hafen von Sonderburg einſehen konnte — über Broacker nach Gravenſtein. Großen Nutzen hat er nicht geleiſtet, er iſt aber durch die Art und Weiſe berühmt geworden, wie Capitain Carlſen, von der Spitze des einen Kirchthurms aus, ſeine Beobachtungen anſtellte. Dicht unter der Kirchthurmſpitze war eine Luke, aus der ein Balken hervorragte; dieſer Balken trug dann wieder eine Leiter, die zu dem auf einem Eiſenkreuz angebrachten Wetterhahn hinaufführte. Capitain Carlſen trat nun aus der Luke, ſchritt den Balken entlang, beſtieg die Leiter und kletterte mittelſt derſelben bis zum Eiſenkreuz hinauf. Auf dieſem Eiſenkreuz reitend, obſervirte er dann. Wetten wurden gemacht, „daß Carlſen eher fallen würde, als Düppel", — der ſchwindelfreie Capitain hat aber alle böſen Prophezeihungen zu Schanden gemacht. Das Obſervatorium bei *Dünth*, in der Nähe der Gammelmark-Batterieen, erfüllte ſpäter den Zweck eines Einblicks in den Hafen von Sonderburg — man konnte die beiden Schiffbrücken und jedes kommende oder abgehende Schiff deutlich erkennen — weit beſſer, als das Obſervatorium auf dem Broacker Kirchthurm. Von Dünth aus wurde dann abendlich nach Gravenſtein rapportirt, das Wichtigſte direkt mit Hülfe des elektriſchen Drahts.

Was übrigens den Schleppegrell angeht, der, wie bekannt, als däniſcher Artillerie-Officier die Campagne von 1848—1850 mitgemacht hatte, ſo waren nicht alle Preußen in Broacker unbedingt ſchlecht auf ihn zu ſprechen. Einigen Antheil an dieſer milderen Beurtheilung — neben der Achtung, die namentlich der Soldat jedem tapferen Gegner entgegenträgt — mochten die fünf Töchter des Paſtorhauſes haben, ſchöne Mädchen, ſo wurde erzählt, von denen jede einzelne immer dann am ſchönſten war, wenn ſie den Preußen triumphirend verſicherte: »dieſe Schanzen werden euch die halbe Armee koſten und ihr werdet ſie doch nicht bezwingen.«

Wie es den Officieren nicht an Zerſtreuung fehlte, ſo auch nicht den Mannſchaften. Vielleicht war das ſoldatiſche Treiben nirgends muntrer, als gerade in Broacker. Die 35er und 60er wußten für einen Scherz zu ſorgen und die lübbener Jäger blieben nicht hinter ihnen zurück. Mitten im Dorf hatten ſie ſich einen künſtlichen »Wenningbund« angelegt, auf dem die ganze »däniſche Flotte« ſchwamm, natürlich »Rolf Krake« — oder »Wolf Racker«, wie ſein gewöhnlicher Name war — allen andern vorauf. Dann trat ein 35er vom dritten Bataillon — die, weil das ganze Regiment ohnehin ein Füſilier-Regiment war, die »Doppel-Füſiliere« genannt wurden — im Aufzuge eines Perrücken-Profeſſors an den »Wenningbund« heran und hielt, während ein anderer mit dem Notenblatt umherging und einſammelte, einen Vortrag über die Rolf Krakes im Allgemeinen und über den Wolf Racker im Beſondern.

Solche Scherze wechſelten beſtändig ab; im Uebrigen herrſchte angeſtrengter Dienſt. Nachts wurde auf Gammelmark geſchanzt (immer 300 Mann von den verſchiedenen Bataillonen); bei Tage nahm der Transport der Geſchütze, Strauchhauen und Faſchinenbinden die Kräfte der Mannſchaften in Anſpruch. Der Brief eines 60ers an ſeinen Bruder ſchildert das Leben anſchaulich genug. »Es fehlt uns hier an nichts, weder an Arbeit noch an Zerſtreuung. Und ſo vergeht die Zeit. Ich habe nie ſo feſt geſchlafen wie hier, wo wir alle faſt vergeſſen haben, wie ein Bett thut. Ihr müßt aber vor allen Dingen nicht immer gleich denken, daß man todt iſt, wenn ihr lange keinen Brief bekommt; denn hier hat man nicht immer ſo Zeit zum ſchreiben wie ihr wohl denkt, und hat man Zeit, wo dann Papier, Feder und Tinte? hat man das, wo dann ſchreiben? denn wenn 200 bis 300 Mann bei einem Bauer liegen, da könnt ihr wohl denken, was da für Platz iſt. Der eine kocht, der andere bratet, andere ſingen, jeder ſucht ein Plätzchen und macht den Platz ſeines Nebenmannes ſo klein wie möglich.«

So der Brief unſres 60ers. »Ihr müßt nicht immer gleich denken, daß man todt iſt« ſo ſchrieb er und ein anderer berichtete nach Haus:

»von tauſend däniſchen Kugeln trifft noch nicht eine« — dennoch hielt der Tod ſeine Erndte und auf dem ſchönen Broacker-Kirchhof wurde mancher eingeſenkt, der noch Tags vorher geſchrieben hatte: »es ſtirbt ſich nicht ſo leicht.« Faſt täglich fanden ſolche Beerdigungen ſtatt. Da kamen ſie an, die Muſik ſpielte »Jeſus meine Zuverſicht«, die Officiere und das Bataillon folgten. Die ſtets mit Blumen oder Guirlanden geſchmückten Särge wurden herabgelaſſen in die gemeinſchaftliche Gruft, die Fahnen ſenkten ſich, den Gebliebenen die letzte Ehre erweiſend. Dann eine kurze Anſprache, ein Vaterunſer, drei Hände voll Erde und heim ging es wieder, die Muſik voran mit luſtigem Marſch: »ſo leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage.« Die Gräber der Gefallenen wurden von ihren Kameraden gehegt und gepflegt, am ſinnigſten und liebevollſten die Gräber der gefallenen Pioniere. Die Grabhügel der letztern empfingen, in kleinen Modellarbeiten, die beſonderen Abzeichen ihrer Waffe: »Faſchine, Schanzkorb, Sandkaſten, Spaten, Beil und Hauaxt.« War es ein Pontonnier, ſo wurde auch wohl noch, auf dem Grabkreuz ſelbſt, die Abbildung eines Bootes, ſammt Bootshaken und Ruder hinzugefügt. Die Artilleriſten errichteten Holzkreuze für ihre Kameraden und nagelten Anfangsbuchſtaben und Zahlen auf, die ſie in der Feldſchmiede geſchmiedet hatten. Jede Truppengattung hatte ihre eigene Art, das Andenken ihrer Gefallenen zu ehren*). Für alle aber galt der Satz, daß der Tod ein guter Unterhalter iſt für die Ueberlebenden.

Wir werfen zuletzt noch einen Blick auf Gravenſtein. Hier war das Hauptquartier, hier liefen alle Fäden zuſammen und das wechſelvolle Kriegsleben nahm hier ſeine bunteſte Geſtalt an. Beſtändige Truppendurchzüge, hin und herſprengende Ordonnanzen, Geſchütz- und Munitionskolonnen, die in den unergründlichen Wegen ſtecken blieben, aufgegriffene Spione und Abtheilungen gefangener Dänen, Touriſten und Correſpondenten, Marketender und Lieferanten, — alles drängte hier zuſammen und ſchuf ein Chaos, das oft jeder Möglichkeit der Entwirrung zu ſpotten ſchien.

Wie es überall an Raum gebrach, ſo auch hier. Sprechen wir zunächſt vom Schloß. Wohl an 600 Menſchen befanden ſich darin einquartiert. Außer einer Quartierwache von 2 Compagnieen, waren der

---

*) Vor dem 18. April wurden Lieutenant Troſchel vom 24. Regiment (gefallen bei Rackebüll am 14. März), Premierlieutenant v. Gerhardt vom 64. Regiment (gefallen bei Düppel am 17. März) und Lieutenant v. Seydlitz vom 60. Regiment (gefallen im Vorpoſtengefecht am 14. April) auf dem Broacker-Kirchhofe begraben. — Nach dem 18. April Hauptmann v. Kameke, Premierlieutenant Graf v. d. Schulenburg, Portepee-Fähnrich Schlemüller (alle drei vom 35. Regiment), Lieutenant Maurer und Portepee-Fähnrich Eckhard de Convenent (beide vom 60.) und Hauptmann v. Stwolinski vom Garde-Grenadier-Regiment Königin Eliſabeth.

Generalſtab mit ſeinen Bureaux, ſowie ein optiſches und elektriſches Telegraphen-Bureau darin untergebracht; dazu große Magazine, Pferdeſtälle (im Souterrain), endlich — die Küche. Der Prinz hielt täglich offene Tafel, zu der alle Meldung machenden Officiere ein- für allemal geladen waren. Von 9 Uhr ab war der Frühſtückstiſch ſervirt; um 5 Uhr Diner. Für 50 bis 60 Couverts hatte die Küche Sorge zu tragen, was in einem Flecken wie Gravenſtein und in einem mit 30,000 Mann belegten Stückchen Land nicht zu den leichten Aufgaben zählte. In der That war im ganzen Sundewitt nichts mehr zu haben; ſelbſt die Kartoffeln mußten von den märkiſchen Gütern des Prinzen in die Gravenſteiner Küche geliefert werden. Der Prinz ſelbſt — auch Prinz Carl und der jüngere Prinz Albrecht hatten Wohnung im Schloß — begnügte ſich mit zwei Zimmern, die nothdürftig, mit Hülfe von Teppichen und Portieren, zu einem ſtandesgemäßen Aufenthalt hergerichtet waren; die Officiere mußten ſich zu 5 und 6 mit einem einzigen Zimmer behelfen, — mancher lag nicht viel beſſer als im Bivouacq. Nichtsdeſtoweniger herrſchte die heiterſte Stimmung; Vertrauen, Siegeszuverſicht erfüllte alle Herzen bis zum letzten Trainknecht herab und »wir werden Düppel nehmen«, das ſtand noch feſter als Düppel ſelbſt.

Tag und Nacht war das Telegraphen-Bureau in Thätigkeit und ergab einen glänzenden Beweis, wie ſich die Kriegskunſt die neueſten Erfindungen nutzbar zu machen gewußt hatte. Leitungen nach ſämmtlichen Brigade- und Diviſions-Quartieren, nach der Vorpoſtenlinie und nach den Batterieen bei Gammelmark waren errichtet worden; vier Apparate befanden ſich in ununterbrochener Thätigkeit. Bis Ende März waren ſchon 1500 Depeſchen expedirt worden; mit Berlin wechſelte man oft in einer Viertelſtunde Depeſchen und Contre-Depeſchen.

In den Februartagen, als das Wetter erbärmlich und die politiſchen Conſtellationen kaum beſſer waren, wurden die langen Abende wohl mitunter als lang empfunden; aber auch die ärmſten Tage waren immer noch reich genug, um Stoff für ein kameradſchaftliches Geplauder zu bieten. Dazu riß die Kette von Beſuchern nie ab; wenn ſich Broacker mit dem tiers état der Correſpondenten begnügen mußte, ſo war Gravenſtein der Sammelplatz für Militair-Attachés und Halb-Diplomaten, die in ihren Geſprächen ihre Bewunderung und in ihren Berichten ihre Bedenken ausſprachen. Die am meiſten angeſtaunten Gäſte waren Enomotto Kamadiro und Fiune Taki, zwei japaneſiſche Marine-Officiere, die vom Haag herübergekommen waren, um etwas von europäiſcher Kriegführung kennen zu lernen.

Wie Broacker ſeine »Grenadier-« und Officier-Reſource« freundnachbarlich neben einander hatte, ſo auch Gravenſtein. An das Gaſthaus bei Gehrt knüpfen ſich manche vergnügliche Erinnerungen. Die Preiſe waren Kriegspreiſe, ſtark geregelt nach dem Princip von Nachfrage und Angebot, aber das Feldleben macht ſplendid; wo man jeden Augenblick bereit ſein muß ſein Leben einzuſetzen, ſetzt man auch ſeinen Thaler ein. Bei Gehrts gab es jegliche Art von Genüſſen, auch Kunſtgenuß. Für das muſikaliſche Amüſement ſorgten zwei italieniſche Harfeniſtinnen, die den ganzen Tag zur Erheiterung der Officiere die Garibaldi-Hymne ſingen mußten. Mitunter ſtimmten die Officiere ſelbſt mit ein und ſangen einen Text, den Lieutenant v. Schmidt (ſeitdem verſtorben) vom 24. Regiment, zum Jubel der Kameraden untergelegt hatte:

Auſtro — Pruſſiano
Kommio gereiſio,
Dannewerkio Düpplo
Danske ſchmeiſſio!
Rödero, Canſteinio
Fortes Weſtphalio, —
Schanzio noſtro
Tempi proximo
Silentio — Silentio — Si — len — tio!
Evviva Pruſſiano, evviva Re!

Nachdem die Brigade Raven und mit ihr Kapellmeiſter Piefke auf dem Kriegsſchauplatze eingetroffen war, ruhte dieſer nicht eher als bis er nun ſeinerſeits den Harfeniſtinnen das »Preußenlied« beigebracht hatte, das dieſe ihm feierlich verſprechen mußten, künftig im Garibaldiſchen Lager zu ſingen.

So war das Leben auf Vorpoſten und in den Cantonnements; neben dem Ernſt des Krieges ging der Humor in ſeiner Schellenkappe her. Aber die entſcheidenden Tage rückten immer näher. Aus dem heiteren Lagerleben kehren wir jetzt in die Parallelen zurück, wo ſich die letzten Schläge vorbereiten.

Die Tage vor dem Sturm.

In Schilderung der eigentlichen Kriegs-Ereigniſſe waren wir bis zu dem »Uebergangsverſuch von Ballegaard« gekommen, ein Verſuch, der, wie wir geſehen haben (S. 168) an der Ungunſt von Wind und Wetter ſcheiterte. Es war dies in der Nacht vom 2. zum 3. April. Schon drei Tage vorher, in der Nacht vom 29. zum 30 März, war — wie wir ebenfalls hervorhoben — in *Front* der *Düppelſtellung*, zwiſchen Wenningbund und flensburger Chauſſee, die *erſte Parallele* ausgehoben worden. Jetzt, nach Scheiterung des Ballegaard-Projects, kehrte man, mit verdoppeltem Eifer zu den eigentlichen Belagerungsarbeiten in *Front* der Stellung zurück. An die ſiegreiche Durchführung einer *Flankenbewegung* nach Alſen hinüber (die das zeitraubende Belagern allerdings unnöthig gemacht haben würde) war nicht länger mehr zu denken. Was geſchehen mußte, konnte nur noch durch ein Vorgehen »mit der Sappe«, alſo mit Hülfe einer regelrechten Belagerung geſchehen. Man fuhr alſo in dieſer fort. In der Nacht vom 7. zum 8. April wurde die ſogenannte »*Halbparallele*« und in der Nacht vom 10. zum 11. April die »*zweite Parallele*« ausgehoben. Von hier aus, auf eine Entfernung von 600 bis 800 Schritt, ſollte der Sturm (am 14.) erfolgen. Es trat aber eine Verzögerung ein. Der Bau einer *dritten*, genau genommen einer vierten Parallele, wurde in der Nacht vom 13. zum 14. in Angriff genommen und der *Sturm bis auf den 18. vertagt*.

Nach dieſen allgemeinen Vorbemerkungen begleiten wir die Belagerer — ohne übrigens in alle Einzelnheiten einzugehen — auf ihrer mühevollen Arbeit von Parallele zu Parallele.

Der Parallelenbau überhaupt (das ſei zuvor noch eingeſchaltet) geſchieht nach folgenden allgemeinen Principien. a. Eine beſtimmte Truppen-Abtheilung der Belagerer wirft (immer bei Nacht) die Vorpoſten des Feindes zurück oder nimmt ſie gefangen. Auf dem gewonnenen Terrain ſetzen ſich die vorgeſchobenen Abtheilungen feſt, placiren ſich in ſogenannten Schützengruben (die ihnen einigermaßen eine Deckung gewähren) und bilden nunmehr eine lebendige Schutzmauer, in deren Rücken die mühvolle und zeitraubende Aushebung der eigentlichen »Parallele« (der erſten, zweiten, oder dritten) beginnen kann. b. Die Aushebung der Parallele — nachdem das Terrain für dieſelbe gewonnen iſt — erfolgt nunmehr durch eine zweite, eigens dazu commandirte Truppen-Abtheilung und zwar erfolgt ſie, je nachdem es die Verhältniſſe geſtatten, noch in derſelben Nacht, in der die feindlichen Vorpoſten zurückgeworfen wurden, oder aber in der folgenden. Oft liegen auch mehrere Tage dazwiſchen. c. Eine dritte Truppen-Abtheilung nimmt eine Reſerve-Aufſtellung, um einem feindlichen Ausfall begegnen zu können. — Zum Parallelenbau gehört ferner, als ein integrirender Theil deſſelben, die Anlage von Communicationen. Dieſe Communicationen (im Zickzack angelegte Laufgräben) verbinden die Parallelen untereinander. Ihnen ähnlich ſind die ſogenannten »Approchen« (Annäherungs-Wege), die, von einem außerhalb des Schußbereichs gelegenen Punkte aus, zu der erſten Parallele hinführen. In dieſen Approchen bewegt ſich der Verkehr. Der Bau der erſten Parallele fällt gewöhnlich mit dieſem Approchenbau zuſammen; wenigſtens war es vor Düppel ſo. — Zum Schluß ſei noch der »vollen Sappe« und der »flüchtigen Sappe« erwähnt. Der Sappeur, d. h. der Schaufler, der Grabenarbeiter, der mit Hülfe von Schaufel oder Grabſcheit den Laufgraben oder den Parallelgraben (die Parallele) gräbt, arbeitet im Schutz des ſogenannten »Schanzkorbes«, der an der dem Feinde zugekehrten Seite des Grabens aufgerichtet und während der Arbeit mit Erde gefüllt wird. Wird nun ſo gearbeitet, daß der eben aufgerichtete Schanzkorb erſt ganz mit Erde gefüllt ſein muß, ehe der Sappeur einen neuen leeren Schanzkorb neben den nunmehr gefüllten ſtellt, ſo heißt es: »es wird mit der vollen Sappe vorgegangen«, werden aber ſofort viele Schanzkörbe aufgeſtellt, die alſo zunächſt einen mehr ſcheinbaren als einen wirklichen Schutz gewähren, ſo iſt dies ein Vorgehen mit der »flüchtigen Sappe«. Je näher am Feind, je unerläßlicher wird die »volle Sappe«; dennoch wurde — was als Ausnahme gelten mag — die zweite eigentlich dritte Parallele vor Düppel mit der flüchtigen Sappe gebaut. Auch das ſei gleich an dieſer Stelle bemerkt, daß die Batterie-Anlagen den Parallelen unmittelbar zu folgen pflegen und daß alſo, wenn beiſpielsweiſe die Arbeiten bis zur zweiten Parallele vorgeſchritten ſind, die Angriffs-Batterien ſich zwiſchen dieſer zweiten und der zurückgelegenen erſten Parallele zu etabliren ſuchen.

Nunmehr ein kurzes Wort über die einzelnen »Parallelen«, mittelſt deren die Belagerer gegen den linken Flügel der feindlichen Stellung, zwiſchen Chauſſee und Wenningbund, vorgingen.

Die erſte Parallele wurde in der Nacht vom 29. auf den 30. März ausgehoben. Das Terrain zu Anlage dieſer erſten Parallele war, zwei Tage zuvor, in der Nacht vom 27. auf den 28. März durch die Brigade Raven erobert worden. Es hatte ſich daraus das bekannte Oſtermontags-Gefecht (S. 159), das der Brigade nicht unerhebliche Verluſte verurſachte, entſponnen. — Am Abend des 29. ſtanden zwei Garde-Bataillone auf Vorpoſten, zwei Bataillone der Brigade Goeben ſtanden in Reſerve. Das Ausheben der Parallele ſelbſt (die Erdarbeiten) fiel der Brigade Canſtein zu. 2500 Mann, in 5 Bataillone formirt, hatten ſich in dem Ingenieur-Park vor Schmöllehn (Broacker) verſammelt; in Mütze, ohne Gepäck, die Gewehre am Riemen über die Schulter gehängt, empfingen ſie Handwerkszeug und marſchirten nunmehr mit dem Einbruch der Finſterniß, unter Beobachtung der größten Stille, in Reihen formirt, nach der Stelle, wo die Parallele und die rückwärts gelegenen Communikationen (die Zickzackwege) gebaut werden ſollten. Der Bau begann ſofort, die größten Schwierigkeiten machte das quellenartig zuſtrömende Waſſer. Dennoch war am andern Morgen ein mächtiger Angriffs-Graben von 3 Fuß Tiefe und 1000 Schritt Länge gewonnen. Der Feind hatte die Arbeiten nicht geſtört. In der nächſten Nacht wurden ſie durch vier Garde-Bataillone beendigt. Die erſte Parallele war nunmehr im Weſentlichen hergeſtellt; die Graben-Breite, die in der erſten Nacht nur 5 Fuß oben und 4 Fuß unten betragen hatte, war in der zweiten Nacht auf 9 Fuß oben und 8 Fuß unten erweitert worden. Man legte Faſchinen und Bohlen, um der Näſſe (knietief) einigermaßen Herr zu werden.

Die Halbparallele, zu deren Anlage die Belagerer nach glücklich vollendetem Bau der erſten Parallele ſchritten, wurde in der Nacht vom 7. zum 8. April ausgehoben. Zwei Nächte vorher hatten die beiden Grenadier-Bataillone vom 4. Garde-Regiment, durch Zurückwerfen der feindlichen Vorpoſten, das Terrain dazu erobert. Zwei Bataillone vom 60. Regiment begannen mit Einbruch der Dunkelheit (am 7. Abends) die Erdarbeiten und arbeiteten bis 2½ Uhr früh. Zwei Bataillone vom Regiment Eliſabeth brachten die Ablöſung und arbeiteten von 2½ Uhr früh bis zum Anbruch des Tages. (An dieſem Tage, den 8., traf auch der Generallieutenant Hinderſin mit ſeinem Stabe im Hauptquartier zu Gravenſtein ein und übernahm, nachdem er ſich orientirt hatte, die Leitung des geſammten Artillerie- und Ingenieur-Weſens während der letzten Tage der Belagerung.)

Die zweite Parallele (eigentlich die dritte) wurde in der Nacht vom 10. zum 11. April*) durch zwei Arbeiter-Kolonnen vom 24. Regiment ausgehoben. Einen Ausfall, den der Feind von Schanze II. aus verſuchte, wieſen Abtheilungen vom 35. Regiment ohne Anſtrengung und faſt ohne Verluſt zurück.

Weitere Verſuche der Art fanden von Seiten des Feindes nicht ſtatt, doch war man preußiſcherſeits beſtändig darauf vorbereitet. Ein verſtärkter Vorpoſten- und Trancheen-Dienſt trat ein und von den 41 Bataillonen, die ſeit dem Eintreffen der Brigade Raven und der Garde-Bataillone im Sundewitt ſtanden, befanden ſich, wenigſtens vom 11. April an, immer 9 Bataillone unmittelbar vor dem Feind. Dieſe 9 Bataillone hatten folgende Aufſtellung: a) 1 Bataillon in der zweiten (vorderſten) Parallele; b) 1 Bataillon in der Halb- und erſten Parallele; c) 1 Bataillon am Spitzberg; d) 1 Bataillon in der Büffelkoppel; e) 1 Bataillon von Düppel bis zum Pütt-Haus (bei Rackebüll); f) 2 Bataillone in Kirch-Düppel und g) 2 Bataillone Weſtphalen auf Vorpoſten am linken Flügel. Dieſe Bataillone, mit Ausnahme der letztgenannten 2 Bataillone am äußerſten linken Flügel, ſtanden unter einem General du jour. Ein Ausfall gegen dieſe nicht unbeträchtliche Truppenſtärke verſprach wenig Erfolg; ſo unterließ ihn der Feind.

Die Belagerer ihrerſeits waren nunmehr, mit Hülfe der zweiten (eigentlich dritten) Parallele, bis auf 800 Schritt an die feindlichen Schanzen herangerückt, der Bau der Batterieen war dem Bau der Parallelen gefolgt, jeden Augenblick konnten 100 Geſchütze ihr Feuer gegen die Schanzenreihe beginnen und es entſtand die Frage: »ſind wir nah genug heran, um mit Ausſicht auf Erfolg und ohne allzuſchwere Verluſte den Sturm-Angriff wagen zu können?« Im Hauptquartier war die Frage mit »ja« beantwortet worden; am 14., wie ſchon angedeutet, ſollte der Sturm unternommen werden. Alle Dispoſitionen waren getroffen. Es war der König ſelbſt, deſſen Wunſch den Angriff vertagte und zur Anlegung einer dritten (vierten) Parallele führte.

---

*) Schon am Tage zuvor, am 10., war die vorher und nachher vielgenannte „Düppelmühle", ein bis unter die Mühlenhaube maſſiver Bau, durch einige gezogene 12pfünder eingeſchoſſen worden. Etwa um 2 Uhr ſtürzte das Gebäude, unter dem großen Jubel der in den Batterieen und Parallelen zahlreich verſammelten Mannſchaften zuſammen. Schon vorher war die „Düppelmühle" von Gammelmark aus gelegentlich getroffen worden, doch hatte man eine ernſtliche Beſchießung unterlaſſen, weil die Mühle als Orientirungspunkt diente. Dies „ſich orientiren können" war auf einem Terrain, auf dem ſelbſt die Unterſcheidung der einzelnen Schanzen, gelegentlich große Schwierigkeiten bot, nichts Unerhebliches. Der Feind hatte ſeinerzeit eine Beobachtungs- und Telegraphen-Station in der Mühle eingerichtet.

In der Nacht vom 12. zum 13. traf der Flügeladjutant Sr. Majeſtät, Oberſtlieutenant v. Strubberg, im Hauptquartier zu Gravenſtein ein. Er überbrachte ein Königliches Handſchreiben, in dem alle Anordnungen des commandirenden Generals gutgeheißen, zugleich aber folgende zwei Punkte zur Erwägung anheimgegeben waren: 1) ob die Entfernung von 5 bis 600 Schritt (nach Schanze I., IV. und VI. hin betrug die Entfernung ſogar zwiſchen 7 und 800 Schritt) nicht zu weit ſei und ob es ſich, zur Vermeidung größerer Verluſte, nicht empfehlen würde, mit der Sappe näher heran zu gehn? 2) ob nicht die Sturmkolonnen zu ſchwach beabſichtigt wären? die Feldzüge des Herzogs v. Wellington, nach deſſen eigener Ausſage, hätten den Beweis geliefert, daß Sturmkolonnen immer ſo ſtark wie irgend möglich gemacht werden müßten. Zugleich hob Se. Majeſtät hervor, daß ein Aufſchub von wenigen Tagen auf die politiſche Lage keinen ungünſtigen Einfluß ausüben würde.

Die Folge war, daß unmittelbar nach Empfang dieſes Handſchreibens die Aushebung einer dritten Parallele angeordnet und die Verſtärkung der Sturmkolonnen beſchloſſen wurde. Der Sturm ſelbſt, wie ſchon angedeutet, wurde vom 14. auf den 18. vertagt.

Die Aushebung der dritten (vierten) Parallele erfolgte in der Nacht vom 13. zum 14. Man ging, nach Zurückwerfung der feindlichen Vorpoſten (102 Mann wurden im erſten Anlauf gefangen genommen) um abermals 300 Schritt gegen die Schanzen vor und logirte ſich in Schützengräben ein. Vier Compagnieen vom 60. Regiment, unter Führung des Majors v. Jena, führten dieſe Vorwärtsbewegung raſch und mit großer Geſchicklichkeit, aber freilich nicht ohne empfindliche Verluſte aus. Lieutenant v. Seydlitz, von einer Gewehrkugel in den Kopf getroffen, blieb auf der Stelle, Major v. Jena, von einer 1½pfündigen Kartätſchkugel in Seite und Rücken verwundet, wurde tödtlich getroffen nach dem Johanniterlazareth in Rübel geſchafft. Hier ſtarb er am 16. April. Die Armee verlor in ihm einen allgemein verehrten und zu gleicher Zeit ausgezeichneten Officier.

Wir geben in Nachſtehendem einen kurzen Abriß ſeines Lebens. Karl v. Jena wurde 1823 auf dem väterlichen Gute Nettelbeck geboren. Er trat früh in die Armee; 1848 gab er den preußiſchen Dienſt auf und ging nach Oeſtreich. Hier zeichnete er ſich bei allen ſeit 1848 in Oberitalien geführten Feldzügen durch militairiſche Kenntniß und Tapferkeit ſo rühmlich aus, daß er ausnahmsweiſe raſch avancirte. Bei Vicenza (10. Juni 1848) war er ſchwer verwundet worden. Im Jahre 1859, kurz vor Ausbruch des Krieges, wurde v. Jena zum Major im Regiment Prohaska ernannt und erhielt das Grenadier-Bataillon. In der Schlacht von Solferino deckte er gegen die piemonteſiſche Uebermacht den Rückzug des Armee-Corps, bei dem er ſtand, mit ſeinem Bataillon, für welche glänzende That ihn Feldmarſchallieutenant v. Benedek vor der Front des Regiments umarmte und den Dank im Namen des Kaiſers ausſprach.

Nach dem Frieden von Villafranca trat er in den preußiſchen Dienſt zurück. Im Februar 1863 wurde er zum Commandeur des in Wriezen garniſonirenden 2. Bataillons vom 60. Infanterie-Regiment ernannt; im Dezember führte er ſein Bataillon zunächſt nach Lübeck (wo die Brigade Canſtein als Bundes-Reſerve ſtand), dann nach Schleswig-Holſtein. Hier beſtand ſein Bataillon die erſten Gefechte, am 1. Februar beim Uebergang über die Eider, am 2. Februar vor Miſſunde.

Den Siegestag des 18. ſollte er nicht mehr erleben; als er verwundet niederſank, wußte er, daß er auf den Tod getroffen ſei. Aber er blieb gefaßt; die großen Schmerzen ertrug er ſtandhaft, und als er nach ſechszig Leidensſtunden am 16. Vormittags fühlte, daß der Tod ihm nahe ſei, ſprach er es gottergeben aus, nahm herzlichen Abſchied und verſchied, den letzten Blick zum Himmel erhebend, mit verklärtem Angeſicht. Alle Anweſende (es lagen viele verwundete Officiere in demſelben Saale des Johanniter-Hoſpitals zu Rübel) waren tief erſchüttert. Ebenſo Prinz Friedrich Karl, der dieſen vortrefflichen und kriegserfahrenen Officier nach ſeinem vollen Werthe geſchätzt hatte.

Am 17. April ward auf dem Kirchhofe zu Rübel, an dem offnen reichgeſchmückten Sarge, von zwei Bataillonen und unter Betheiligung zahlreicher anderer Officiere und Soldaten, ein feierlicher Trauergottesdienſt gehalten und dann die Leiche fortgeführt, um in der Heimath die letzte Stätte zu finden. Am 19. wurde er auf dem Kirchhofe zu Nettelbeck beigeſetzt. Sein Tod war der empfindlichſte Verluſt, den uns der Krieg bis dahin gebracht hatte; ſo wurde ſein Hinſcheiden allgemein empfunden.

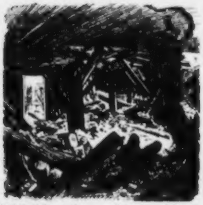
Vom 14. bis zum 17. Abends wurde nur ein mäßiges Feuer gegen die Schanzen unterhalten; alles während dieſer letzten Tage war Vorbereitung auf den Sturm; immer neue Batterieen entſtanden, die Trancheen wurden verbreitert, die dritte Parallele erhielt ihre Ausfallpforten, die Sturmcolonnen wurden in den verſchiedenen Zweigen ihres Dienſtes geübt. Erwartungsvoll ſah alles dem entſcheidenden Tage entgegen; nur eine Furcht ſchlich ſich in die Herzen, die bange Frage: werden die Dänen ſtehen, werden ſie aushalten? Jetzt wiſſen wir, daß dieſe Furcht eine vollberechtigte war (die Dänen ſtanden in der That auf dem Punkte, die Düppelſtellung zu räumen), und daß ein einziger Tag längeren Zögerns unſere braven Bataillone, die zehn Wochen lang alle Anſtrengungen und Entbehrungen eines Belagerungskrieges ohne

Murren getragen hatten, höchſt wahrſcheinlich um die wohlverdienten Ehren eines Sturm- und Siegestages gebracht haben würde. Dann war alles umſonſt geweſen und je größer die vorhergegangenen Anſtrengungen, deſto größer das Ridikül, deſto unbarmherziger die Schadenfreude unſerer Gegner. Dieſe Gefahr ſchwebte am 17. über unſerer Armee vor Düppel und ſie wurde als Gefahr empfunden.

Aber der Gott der Schlachten hatte anders entſchieden; der 18. April brach an und mit ihm ein preußiſcher Siegestag. Ehe wir indeß unſeren Sturmcolonnen auf ihrem Vorſtoß gegen die Schanzen folgen, halten wir noch einmal Umſchau bei Freund und Feind, um uns zu vergewiſſern, wie die Parthie hüben und drüben ſtand, mit welchen Kräften bei Freund und Feind gerechnet wurde. Zuerſt die Dänen.

Die Dänen und die Düppelſtellung

vom 17. zum 18. April.



Die Düppelſtellung, Alſen mit eingerechnet, beſtand aus vier Linien:

Erſte Linie: die zehn Schanzen.

Zweite Linie: das Retranchement.

Dritte Linie: die beiden Brückenköpfe.

Vierte Linie: Sonderburg und die Ufer von Alſen.

Ueber die zehn Schanzen haben wir S. 106 ausführlicher geſprochen. Sie hatten durch die Beſchießung beträchtlich gelitten, jedoch nicht ſo, daß ſie den Stürmenden nicht noch immer einen ſehr erheblichen Widerſtand entgegenzuſtellen vermochten. Zudem war man über das Maß der Beſchädigung dieſſeits im Unklaren. Die Palliſaden, wie man ſich ſpäter überzeugte, waren beiſpielsweiſe beſſer erhalten, als man erwartet hatte. Zweierlei indeß war unter allen Umſtänden erreicht: 1. das Innere der Schanzen, durch zahlreiche darin angelegte Schutzbauten, hatte alle Ueberſichtlichkeit verloren; 2. trotz dieſer Schutzbauten waren die Beſatzungstruppen großentheils gezwungen worden, hinter den Schanzen ihre Aufſtellung zu nehmen. Dies wurde verhängnißvoll. Die betreffenden däniſchen Compagnieen ſtanden, als der Sturm begann, zum Theil auf größere Diſtancen im Rücken der Schanzen, als die preußiſchen Sturmkolonnen in Front derſelben.

Das »Retranchement« mit ſeinen 4 Lünetten A. B. C. D. war erſt während der Belagerung entſtanden. Es zog ſich vom Wenningbund bis zur Chauſſee und über dieſe hinweg bis Schanze VII. Abſicht war, auf dieſe zweite Linie ſich zurückzuziehen, wenn die erſte Linie als nicht länger haltbar ſich erweiſen ſollte.

Die Brückenköpfe, ſelbſt aufs ſtärkſte armirt, lagen unterm Schutz der Alſener Befeſtigungen.

Alſen, die vierte und feſteſte Linie, war durch den Sund und eine Reihe von Ufer-Batterieen geſchützt. Von dieſen waren die Baadſager- und die Surlykke-Batterie durch das Feuer der letzten Tage allerdings zum Schweigen gebracht; die Kirch- und die Mühlen-Batterie aber waren noch in voller Thätigkeit.

Dieſe geſammte Stellung wurde durch ſieben Brigaden (zu denen ſich noch ein Bataillon Garde geſellte) vertheidigt. Vier Brigaden waren immer dieſſeits des Alſenſundes, in der eigentlichen Düppelſtellung; drei Brigaden immer auf Alſen im Cantonnement. Die Brigaden wechſelten, nach einem ſehr geſchickt arrangirten Turnus, in der Art unter einander ab, daß jede Brigade nach vier Tagen Dienſt in der Stellung, immer drei Tage Ruhe auf Alſen hatte. Von den vier Brigaden »in Dienſt« waren ſtets zwei Brigaden in den zehn Schanzen, d. h. unmittelbar im Rücken derſelben, die beiden andern Brigaden lagen im ſogenannten Barackenlager (halben Weges zwiſchen Schanze IV. und den Brückenköpfen) und im Brückenkopfe ſelbſt. Nachdem das Barackenlager, von Gammelmark aus, zerſtört worden war, mußten die Brückenköpfe und das vorgelegene Terrain für beide Brigaden den Raum geben.

Die drei Brigaden auf Alſen, ſammt dem Gardebataillon, waren derart einquartiert, daß ſie in kürzeſter Friſt die Sammelplätze erreichen und über die drei Brücken, die den Verkehr zwiſchen hüben und drüben unterhielten, vorbrechen konnten. Dieſe drei Brigaden, ſammt den zwei Brigaden im Brückenkopf, hatte der Feind immer zu freier Verfügung in der Hand. An Geſchützen, nach ſeiner eigenen Schätzung, verfügte er noch über 11 Mörſer und 74 Kanonen. Geſammtſtärke: 29 Bataillone und 85 Geſchütze in einer vierfach vertheidigten Stellung. Das Ober-Commando, in Abweſenheit des erkrankten Generallieutenant Gerlach, führte Generalmajor Steinman; in der eigentlichen Düppelſtellung commandirte Generalmajor du Plat.

Die Preußen vom 17. zum 18. April.

Wie ſtark ſtanden die Angreifer dieſer Stellung gegenüber?

Sie verfügten über 41 Bataillone, 100 Poſitions- und 32 Feldgeſchütze verſchiedenen Kalibers, hatten alſo ein numeriſches Uebergewicht, doch war dies Uebergewicht keineswegs ein erhebliches (wie 4 zu 3) und wurde durch die vierfach feſte Stellung des Gegners mehr als aufgewogen.

Zum Angriff auf die erſten ſechs Schanzen waren 46 Compagnieen beſtimmt, die aus allen auf dem Kriegsſchauplatz (im Sundewitt) anweſenden Regimentern gewählt worden waren. Dieſe 46 Compagnieen waren in ſechs Sturmkolonnen formirt, von denen jede Kolonne die Zahl der Schanze führte, die ſie zu ſtürmen beſtimmt war. Jede Sturmkolonne — beigegebene Pionier- und Artillerie-Abtheilungen ungerechnet — war 6 Compagnieen ſtark, nur die zweite Sturmkolonne beſtand aus 10 und die vierte Sturmkolonne aus 12 Compagnieen. Der Reſt der Truppen ſtand in Reſerve, die Brigaden Canſtein und Raven den Sturmkolonnen zunächſt. Sie bildeten die Haupt-Reſerve. Die Sturmkolonnen und die beiden ebengenannten Haupt-Reſerve-Brigaden waren am Sturmtage unter dem ſpeciellen Befehl des Generallieutenant v. Manſtein.

Alles Weitere erhellt am beſten aus der am 17. ausgegebenen Dispoſition des Ober-Commandos.

Dieſe Dispoſition lautete im Weſentlichen wie folgt:

Am 18. Morgens um 2 Uhr ſtehen die nach der Inſtruction zum Sturm beſtimmten 46 Compagnieen der ſechs Sturmkolonnen an der Oſt-Liſière der Büffelkoppel und rücken von dort, nach Anordnung des General du jour, in die dritte Parallele, wo ſie ſich hinlegen und bis zum Beginn des Sturmes liegen bleiben.

Die Brigade Canſtein marſchirt über Schottsbüll nach dem Spitzberge, ſo daß ſie daſelbſt um 10 Uhr Morgens eingetroffen iſt, um als Reſerve für die Sturmkolonnen zu dienen.

Die Brigade Raven concentrirt ſich um 10 Uhr Morgens bei der Büffelkoppel an der Chauſſee, um ebenfalls als Reſerve zu dienen.

Die Brigade Roeder ſteht um 10 Uhr Morgens bei Nübel und marſchirt von dort auf der Chauſſee nach dem Spitzberge.

Die Brigade Schmid verſtärkt um 10 Uhr Morgens ihre Vorpoſtenlinie (am linken Flügel) und ſtellt ſich in der Gegend von Rackebüll auf.

Die Brigade Goeben ſteht um 10 Uhr Morgens verdeckt hinter dem ſatruper Holze (in der Nähe des Alſen-Sundes) wo auch die Pontons und Boote eintreffen.

Die Garde-Diviſion concentrirt ſich um 10 Uhr Morgens bei Satrup.

Mit Tagesanbruch beginnt das ſehr verſtärkte Feuer aus allen Batterieen*), anfänglich gegen die Schanzen, dann beſonders gegen die feindlichen Communikationen (zwiſchen den Schanzen) und die Geſchütz-Emplacements in denſelben.

---

*) Im Ganzen (ohne die Thätigkeit der Feldgeſchütze mit einzurechnen) waren vom 17. auf den 18. April 24 Batterieen mit 94 Geſchützen, darunter 58 gezogene, gegen Düppel in Thätigkeit. Dieſe 24 Batterieen vertheilten ſich wie folgt: a. auf Gammelmark, 3 Batterieen mit 12 Geſchützen; b. in Front der Schanzen, 16 Batterieen mit 58 Geſchützen; c. am linken Flügel (zwiſchen Düppel, Rackebüll und Stabegaard) 5 Batterieen mit 24 Geſchützen. Von dieſen (zuſammen) 94 Geſchützen wurden vom 17. Abends bis zum 18. Abends 6181 Schüſſe und Würfe gethan; 4715 allein aus den Batterieen in der Front. —

Am Alſenſunde entlang, ohne die Möglichkeit gegen die Schanzen mitzuwirken, ſtanden weitere 16 gezogene Geſchütze. Sie thaten 652 Schuß, aber nur gegen Alſen.

An beſpannten Feldgeſchützen ſtanden am 18. April Morgens 4 Batterieen in Reſerve an der Büffelkoppel, nämlich: 1 gezogene 4pfünder Batterie, 1 gezogene 6pfünder Batterie, 1 glatte 12pfünder Batterie, 1 Haubitz-Batterie. Sie kamen, nach Erſtürmung der Schanzen, bei dem ſich zwiſchen den Schanzen und dem Brückenkopf entſpinnenden Kampfe zur Verwendung.

Punkt 10 Uhr brechen die ſechs Sturmkolonnen aus der dritten Parallele vor. Die Brigade Canſtein rückt bis in die dritte Parallele, die Brigade Raven (auf der Chauſſee) bis in die Höhe der zweiten Parallele, die Garde-Diviſion von Satrup über Stenderup nach Kirch-Düppel.

Die bezeichneten Feldbatterieen unter Oberſtlieutenant v. Bergmann ſtehen vor Tagesanbruch am Spitzberg und ſind, von 10 Uhr an, zum Abmarſch von dort bereit.

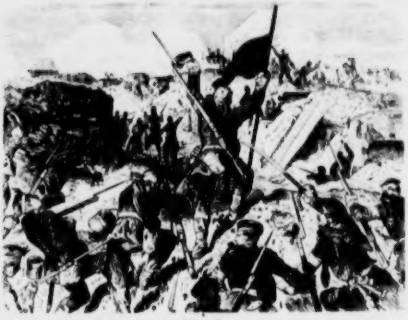
Von den reitenden Batterieen ſind um 10 Uhr drei bei Satrup und zwei bei Nübel.

Alle Meldungen ſind nach dem Spitzberge zu machen.

Genau dieſer Dispoſition gemäß rückten die Sturmkolonnen in die dritte Parallele; um 4 Uhr früh begann der Donner aus allen Batterieen. So kam 10 Uhr heran.

»Fünf Minuten vor Beginn des Sturmes, ſo ſchreibt ein Augenzeuge, kam zu uns ein Geiſtlicher und hielt an uns eine einfache, aber ergreifende Anſprache, der wir Alle, Officiere und Soldaten, mit entblößtem Haupte und Thränen in den Augen zuhörten. »Liebe Kameraden, ſagte er ungefähr, in wenigen Augenblicken wird der Moment da ſein, in welchem euer ganzer Muth in Anſpruch genommen werden wird; jetzt ſollt ihr beſtätigen, was ihr eurem Könige geſchworen habt. Ihr geht aber mit dem Bewußtſein in den Kampf, für eine gerechte Sache zu ſtreiten. Vertrauet auf Gott und gehet mit Gott; verzaget nicht! Der Herr ſegne euch und gebe euch ſeinen himmliſchen Frieden. Amen!« — Darauf beteten wir mit naſſem Auge ein ſtilles Gebet, und dann rief der Prediger nochmals: »Gehet mit Gott!« — In dieſem Augenblicke rief der hinter uns ſtehende Beobachtungspoſten der Haubitz-Batterie, unter welcher wir uns befanden: »Noch 2 Minuten!« Eine Generalſalve erfolgte, dann ſchwieg das Geſchützfeuer, denn es war 10 Uhr! — Eine lautloſe kurze Pauſe folgte, dann ſchlugen die Tambours den Sturmmarſch, drei Regimentschöre ſpielten: »Ich bin ein Preuße«, und mit tauſendſtimmigem Hurrah ging es auf die Schanzen los.«

Der Sturm.



Schanze I.

Entfernung 625 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 22. Regiment*).

Genommen durch 6 Compagnieen Garde und ½ Pionier-Compagnie.

Befehlshaber: Major v. Conta vom 4. Garde-Regiment.

Formation.

1 Schützen-Compagnie: Hauptmann v. Reinhardt vom 3. Garde-Regiment.

½ Pionier-Compagnie: Premierlieutenant Fritze.

1 Arbeiter-Compagnie: Hauptmann v. Wolffradt vom 4. Garde-Regiment.

---

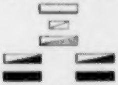
*) Genau anzugeben, durch wie ſtarke oder ſchwache Abtheilungen die einzelnen Schanzen vertheidigt wurden, iſt ganz unmöglich. Die Dänen wiſſen es ſelber nicht. Es läßt ſich nur ganz allgemein feſtſtellen: das 22. Regiment vertheidigte die Schanzen I. II. III., das 2. Regiment die Schanzen IV. V. VI.; das 17. Regiment die Schanzen VII. und VIII., und das 16. Regiment die Schanzen IX. und X. Von I. bis VI. dürfte man danach annehmen, daß jede einzelne Schanze eine Beſatzung von 2 bis 3 Compagnieen gehabt habe, aber dies iſt auch dann noch zu hoch gegriffen, wenn man die Communikationen links und rechts, gleichſam die Flügel der Schanze, als integrirenden Theil dieſer ſelbſt rechnen will. Im Großen und Ganzen wird man das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß 1 bis 1½ Compagnieen in jeder Schanze und den angrenzenden Communikationen und andere 1½ Compagnieen in den mehr Schutz gewährenden Retranchements hinter der Schanzenreihe waren.

2 Sturm-Compagnieen: Hauptmann v. Petery vom 3. Garde-Regiment und Hauptmann v. Stülpnagel vom 4. Garde-Regiment.

2 Reſerve-Compagnieen: Hauptmann v. Seegenberg vom 3. Garde-Regiment und Hauptmann v. Hahnke vom Regiment Königin Eliſabeth.

24 Artilleriſten: Secondelieutenant Schmoelder.

Angriffs-Schema*).



Einige Minuten vor 10 Uhr formirten ſich die verſchiedenen Kolonnen. Mit dem Glockenſchlag ſtürzte die Schützen-Compagnie unter Hauptmann v. Reinhardt vor; gleich beim Vorbrechen aus der Parallele erhielt dieſe Compagnie Kartätſchenladungen aus Schanze II., wobei die Flügelleute fielen. Weiter ging es. Die andern Compagnieen folgten in der bezeichneten Ordnung und mit Intervallen von 100 Schritt. An der Spitze der Kolonne wehte majeſtätiſch die ſchwarzweiße Fahne im hellen Sonnenſchein, von einem Unterofficier getragen. In unaufhaltſamem Dauerlaufe wurden die 600 Schritt zurückgelegt. Als die Kolonne herankam, hatten die Pioniere an den Hinderniſſen bereits wacker vorgearbeitet und weder Wolfsgruben noch Eggen, weder Palliſaden noch Drahtzäune vermochten die Stürmenden aufzuhalten. Bald war die Bruſtwehr erklommen, von Traverſe zu Traverſe wurde gekämpft und eher trat die Ruhe nicht ein, als bis alles, was ſich nicht ergab, niedergemacht worden war. Von den fünf Geſchützen dieſer Schanze waren vier demontirt und nur eins noch in ſchußfähigem Zuſtande. Die Zahl der Gefangenen (darunter drei Officiere) wird verſchieden angegeben. Vorhandene Minenleitungen kamen nicht zur Geltung und die Sprengung des gefüllten Pulvermagazins wurde vereitelt. Ein däniſcher Kanonier, der mit einer brennenden Lunte in die Pulverkammer wollte, wurde von einem Pionier durchſtochen.

Bald, nachdem unſere Compagnieen in Schanze I. ſich eingeniſtet hatten, erſchien »Rolf Krake«, legte ſich vor die Schanze und bewarf dieſelbe mit Granaten. Lieutenant Schmölder von der Artillerie hatte aber bereits das einzige noch brauchbare Geſchütz, das ſich in der Schanze vorfand, nach dem Wenningbund hin in Poſition gebracht und empfing den »Rolf Krake« mit einem wohlgezielten Feuer. Er gab 14 Schuß ab, von denen ſich einige als Treffer beobachten ließen; jedenfalls nahm »Rolf Krake« den Kampf nicht auf und brachte ſich aus dem Bereich der Schanze. Freilich wirkten hiezu die Gammelmark-Batterieen ſehr weſentlich mit.

---

*) Die nachfolgenden Figuren bedeuten:

▭ Schützen-Compagnie,
▧ ganze ▧ halbe Pionier-Compagnie,
▨ Arbeiter-Compagnie,
◪ Sturm-Compagnie,
■ Reſerve-Compagnie.

(Da Schanze I. innerhalb des eigentlichen Wirkungskreiſes des gefürchteten Panzerſchiffes lag, ſo mag ein Bericht über die Theilnahme deſſelben an den Kämpfen des 18. an dieſer Stelle ſchon einen Platz finden, wiewohl nicht zu überſehen iſt, daß »Rolf Krake« auch noch anderweitig (und zum Theil wirkungsvoller als bei Schanze I.) in das Gefecht eingriff. Der Bericht des Capitains vom »Rolf Krake« lautet: »Am 18. um 10½ Uhr Vormittags ſahen wir, daß unſere Truppen in ungewöhnlich großen Maſſen die Schanzen bezogen und obgleich das mit dem Obercommando vereinbarte Signal noch nicht gegeben war, lichtete die Batterie »Rolf Krake« ſofort die Anker und machte ſich klar. Während der wenigen Minuten, die damit zugebracht wurden, ſahen wir bereits ſchwarz-weiße Fahnen auf den Schanzen I. II. III. und IV. wehen. »Rolf Krake« legte ſich ſofort nach der Seeſeite des düppeler Landes und beſchoß die vordringenden feindlichen Kolonnen mit Granaten. Da der Rauch gerade dem Lande zugeweht wurde und er zu Zeiten ſehr dicht war, ſo konnte nicht immer auf die vorderſten Kolonnen geſchoſſen werden, aus Furcht, unſere eigenen Truppen zu treffen, aber die Bewegungen auf Düppel wurden nach beſtem Vermögen beobachtet und die Schüſſe richteten ſich nach den gemachten Wahrnehmungen. Während der Affaire that »Rolf Krake« 95 Schüſſe und wurde von den Gammelmark-Batterieen, wie auch von Schanze I. aus, die bereits im Beſitz des Feindes war, beſchoſſen. Die Hinderniſſe durch Fiſchnetze (um die Schiffs-Schraube in ihrer Bewegung zu ſtören), die der Feind ins Fahrwaſſer gethan, hinderten allerdings zu Zeiten das Manövriren. Ungefähr um 12 Uhr Mittags legte ſich die Batterie außer Schußweite. Es erfüllt mich mit Trauer zu berichten, daß ein 24pfündiger Granatſchuß (ſehr wahrſcheinlich von Gammelmark aus), der durch das Deck ging und im Vorlogis ſprang, den Lieutenant Jesperſen tödtete und 9 Mann verwundete. Noch 10 andere von der Mannſchaft wurden verwundet, darunter Kanonier Olſen, durch einen Granatſplitter, im vorderſten Thurm.« So der Bericht des däniſchen Capitains.)

Schanze I. wurde auf Befehl Majors v. Conta mit zwei Compagnieen beſetzt, während die vier andern Compagnieen gegen die zweite Vertheidigungs-Linie des Feindes weiterſtürmten. Wer der erſte in der

Schanze war, iſt hier ebenſowenig mit voller Gewißheit feſtzuſtellen wie bei den andern Schanzen. Es wurde von verſchiedenen Seiten und meiſt gleichzeitig eingedrungen. Einige Berichte nennen den Hauptmann v. Reinhardt, andere den Lieutenant Stark vom brandenburgiſchen Pionier-Bataillon. — Die 1. Sturmkolonne verlor 55 Mann, darunter 8 Todte.

Schanze II.

Entfernung: 389 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 22. Regiment.

Genommen durch 10 Compagnieen der Brigade Canſtein und 1 Pionier-Compagnie.

Befehlshaber: Major v. Fragſtein vom 35.

Formation.

3 Schützen-Compagnieen: Hauptmann v. Spies vom 35., Hauptmann v. Leſzcinski und Hauptmann Krähe vom 60.

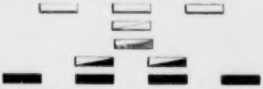
1 Pionier-Compagnie: Hauptmann Daun.

1 Arbeiter-Compagnie: Hauptmann Struenſee vom 35.

2 Sturm-Compagnieen: Hauptmann Bachfeld und Hauptmann v. Schütz vom 35.

4 Reſerve-Compagnieen: Premierlieutenant v. Treskow und Hauptmann v. Kameke vom 35., Premierlieutenant v. Kaminietz und Premierlieutenant Caspari vom 60.*)

Angriffs-Schema.



Die drei Schützen-Compagnieen brachen vor: Hauptmann v. Leſzcinski links, Hauptmann Krähe rechts, Hauptmann v. Spies in der Mitte. Während die beiden Flügel-Compagnieen — übrigens unter heftigem Widerſtande des Feindes — die Communikationen links und rechts von

*) Auch hier gehörten 24 Artilleriſten und 1 Artillerieofficier zur Sturmkolonne, wie bei *allen* Schanzen, weshalb wir ſpäter dieſe Angabe nicht wiederholen. Die Artilleriſten *ſchloſſen* übrigens nicht die Kolonne, ſondern marſchirten derart, daß 1 Unterofficier und 5 Mann, *auf dem rechten Flügel der Pioniere*, mit *dieſen gleichzeitig vorgingen*, während die übrigen mit den *eigentlichen Sturmcompagnieen* folgten.

der Schanze mit der blanken Waffe nahmen*), richtete ſich die Compagnie des Hauptmanns v. Spies gegen die Schanze ſelbſt und traf dieſelbe an der rechten Seite, etwa dort, wo Schanze und Communikation einen ſtumpfen Winkel bilden. Sei es, daß die Palliſaden-Verkleidung an dieſer Stelle bereits gelitten hatte, oder daß es glückte, alle entgegenſtehenden Hinderniſſe raſch zu überwinden, — gleichviel, die Compagnie drang ein, warf alles Entgegenſtehende nieder und ging dann wie ein Sturmwind durch die Schanze hindurch, der rückwärts gelegenen zweiten Linie zu. Hauptmann v. Spies und Premierlieutenant v. Saß-Jaworſki waren die erſten in der Schanze.

Unmittelbar nach dieſem erſten Erfolg entſtand eine Pauſe, vielleicht nur eine halbe Minute, aber doch eine Pauſe. Die mittlere Schützen-Compagnie war ſo raſch durch die Schanze — deren eine Ecke ſie ohnehin nur getroffen hatte — hindurchgegangen, daß die Schanze ſchon wieder frei von ihnen war, eh noch die nächſten Compagnieen die Palliſadenwand hatten erreichen, geſchweige überwältigen können. Dieſe nur nach Secunden zählende Pauſe benutzten die Dänen, nahmen die Waffen wieder auf, die ſie, um Pardon bittend, bei dem erſten Anſturm des Hauptmann v. Spies niedergeworfen hatten und ſprangen aufs Neu auf die Bruſtwehr, um dem weiteren Angriff zu begegnen. Als jetzt die Arbeiter-Compagnie und die beiden Sturm-Compagnieen heran waren, fanden ſie die Bruſtwehr aufs Neu vom Feinde beſetzt, der die Anſtürmenden mit raſchen Salven empfing. Die Vorderſten der Unſrigen warfen ſich nieder und eröffneten ein Schnellfeuer auf die Vertheidiger der Schanze. Unter dem Schutze dieſes Feuers ſtieg der Ingenieurlieutenant Diener mit einigen Pionieren in den Graben hinab, ließ einen Pulverſack an die Palliſadenwand legen, welche das Vordringen hinderte, und eine Oeffnung in dieſelbe ſprengen. Den Pionier Klinke, welcher den Pulverſack anlegte, verbrannte die Exploſion in ſolcher Weiſe, daß er einige Zeit nach der That, bei der geſprengten Lücke liegend, ſeinen Geiſt aufgab.

Dieſe That entſchied über das Schickſal der Schanze. Lieutenant Diener, wiewohl an der Hand erheblich verbrannt, drängte ſich durch die

---

*) Bei Erſtürmung der Communikation links der Schanze II. zeichnete ſich vor allem der Unterofficier Reiß von der Schützen-Compagnie des Hauptmanns v. Leſzcinski (3. Compagnie des 60. Regiments) aus. Reiß war der erſte oben auf der Communikation, — die wahrſcheinlich eher genommen wurde als die Schanze ſelbſt — und vertheidigte ſich ſiegreich mit Kolben und Bajonnett. Nachdem er links zwei Schüſſe ins linke Schienbein erhalten, parirte er, auf einem Beine ſtehend, einen nach ihm geführten Hieb und ſchlug ſeinen Gegner zu Boden. An dieſer Stelle fiel auch der Fähnrich de Convenent, der Liebling der Compagnie, der einzige Sohn einer Wittwe. Die Kugel ging ihm neben der Tapferkeits-Medaille, die er ſich ſchon in früheren Gefechten erworben hatte, mitten durchs Herz.

Oeffnung hindurch, herzuſpringende Arbeiter und Pioniere verbreiterten die Oeffnung bis auf 12 oder 15 Fuß und durch dieſe Oeffnung nun, wie durch ein Palliſaden-Thor, drängten die Sturm-Compagnieen nach. Die Beſatzung vertheidigte ſich hartnäckig; ein däniſcher Corporal (Nellemann nennt ihn der däniſche Bericht) ergriff die erſte preußiſche Fahne, die auf der Bruſtwehr aufgepflanzt wurde und zerbrach ſie auf ſeinem Knie; als er ſich aber auf die nächſte warf, fiel er tödtlich getroffen. Mit ihm fielen Capitain Grüner und Lieutenant Knorring. Am ausdauerndſten hielt ſich die Artillerie; 25 bis 30 Mann, die bis zuletzt ihre Kanonen bedient, dann aber ſie zu vernageln geſucht hatten, wurden an den Geſchützen niedergemacht. Lieutenant Anker, von allen Seiten umringt, überreichte dem auf ihn eindringenden Lieutenant Schneider (von der 7. Compagnie des 35.) ſeinen Säbel. Hiermit war der Widerſtand gebrochen; die Schanze dauernd im Beſitz der Preußen. Innerhalb derſelben — das Blockhaus lag in ſchwelenden Trümmern — fanden ſich drei vernagelte Geſchütze; ſpäter entdeckte man, in der Erde vergraben, ein ſchweres 84pfünder Kanonenrohr. Zum Commandanten in der Schanze ernannte der Major v. Fragſtein den Hauptmann Struenſee und übergab ihm 180 bis 200 Mann, um ſie damit zu behaupten. Die übrigen Compagnieen der 2. Sturmkolonne drangen weiter vor.

Schanze II. — an und für ſich nicht wichtiger als die Mehrzahl der übrigen Schanzen — hatte ſich während der ganzen Belagerung eine beſondere Wichtigkeit zu erringen gewußt. Ihre tapfere Vertheidigung durch Lieutenant Anker hatte zu allerhand ritterlichen Huldigungen von Seiten der Belagerer geführt; — es iſt leider nicht bekannt geworden, daß dieſe Huldigungen auf einen beſonders fruchtbaren Boden gefallem wären.

Wie die Schanze, eh ſie fiel, den Belagerern ein gewiſſes romantiſches Intereſſe einflößte, ſo auch nach ihrem Fall. Die Gefangennahme Ankers und der Opfertod Klinkes ſind ein Lieblingsgegenſtand für jegliche Art von Darſtellung geworden; Bild und Lied haben das eine wie das andere gefeiert. Wir verweilen deshalb noch einen Augenblick bei dieſen beiden Epiſoden.

Die Gefangennahme Ankers wird verſchieden geſchildert: »..... einzelne Mannſchaften unſerer 7. Compagnie, ſo ſchreibt ein 35er, drangen auf ihn ein und umſtellten ihn; Lieutenant Schneider, mit gezogenem Revolver, forderte Ankers Degen. Zögernd, als ſuche er noch im letzten Moment einen Rettungsweg, kam er der Aufforderung nach. Gleich darauf bat er in die Pulverkammer gehen zu dürfen, um von dort noch etwas zu holen; ein Wunſch, der aus dem Munde eines *ſolchen* Gegners eigenthümlich genug klang. Die Antwort konnte nur eine ſein: »Herr

Kamerad, keinen Schritt von der Stelle, oder Sie ſind des Todes.« — Andere Schilderungen erwähnen dieſes Zwiſchenfalles nicht. Es heißt, daß Prinz Friedrich Karl dem vielleicht über Gebühr Gefeierten ſpäter den Säbel mit den Worten zurückgegeben habe: »Einem ſo tapferen Soldaten darf man ſeinen Degen nicht nehmen.« Lieutenant Anker kam nach Minden als Gefangener. Briefe von dort nennen ihn einen »Mann von friſchem und kräftigem Organ, breitſchultrig, von mittlerer Größe und lebhaften Augen.« Wir fügen über den Charakter des Helden von Schanze II. noch einige Worte hinzu. Unzweifelhaft war er ein tapferer Officier und ſein Name iſt mit der Geſchichte der Düppel-Belagerung ein für allemal verwoben. Nichtsdeſtoweniger möchten wir die ſchon angedeutete Anſicht hier wiederholen, daß die chevalereske Geſinnung ſeiner Gegner ihn wahrſcheinlich auf eine höhere Stufe geſtellt hat, als er verdient. Nichts was über ihn bekannt geworden iſt, verräth eine wirkliche Hochherzigkeit, nichts deutet darauf hin, daß er der Ritterlichkeit ſeiner Gegner mit einer gleich noblen Empfindung begegnet wäre. Einer alten Bornholmer Familie entſproſſen, ſcheint er von dem Bauern- und Seefahrer-Trotz jener Inſelbewohner ſein vollgewogen Theil, aber auch nicht viel mehr, aus der Hand der Natur empfangen zu haben. — Uebrigens darf nicht vergeſſen werden, daß er ſich mit dem Artillerie-Officier Caſtenſchiold (der ſeltſamerweiſe nie genannt worden iſt) in die Vertheidigung der Schanze, während der ganzen Dauer der Belagerung, theilte.

Wie über die Gefangennehmung Ankers, ſo gehen über den Opfertod Klinkes die Anſichten auseinander. »Beim Anlauf gegen die Schanze, ſo ſagt ein längerer Bericht, war ein dichtes Aufſchließen der Pioniere, wie es der Seconde-Lieutenant Diener ſeinen Mannſchaften anempfohlen hatte, nicht zu ermöglichen, da ein Theil der Leute, welche mit den zur Beſeitigung der Hindernißmittel erforderlichen Geräthſchaften belaſtet waren, mit den übrigen nicht gleichen Schritt halten konnten und außerdem viele der Vorderſten gleich zu Anfang außer Gefecht geſetzt wurden. So kam es, daß der Lieutenant Diener in dem Momente, wo er an dem Grabenrande ankam, nur den Unterofficier Lademann, den Gefreiten Siedſchlag mit einer Axt, den Pionier Kitto mit einem Pulverſack und den Pionier Klinke mit der Lunte zur ſofortigen Verfügung hatte. Da der Lieutenant Diener die Grabenpalliſadirung faſt noch ganz unverſehrt vorfand und ihre Beſeitigung durch die Axt nicht ſo ſchnell ins Werk geſetzt werden konnte, als es der Augenblick erforderte, ſo beſchloß er in Ermangelung anderer Mittel ſofort eine Sprengung mit Pulver zur Anwendung zu bringen. Pionier Kitto, auf Befehl des Officiers, ſetzte den Pulverſack dicht am Grabenrande nieder, umfaßte denſelben mit beiden Händen und warf ihn, ſobald die Zündung des Granatzünders durch die Lunte des ꝛc. Klinke bewerkſtelligt worden, an den Fuß der dicht an der Contre-Escarpe ſtehenden Palliſadirung in den Graben. Bevor jedoch die hierbei Beſchäftigten Zeit hatten, der ihnen gegebenen Anweiſung entſprechend, ſich platt auf den Boden hinzulegen, erfolgte bereits die Exploſion, durch welche 4 Palliſaden nach der Schanze zu umgebogen, der Pionier Klinke links und Lieutenant Diener rechts in den Graben geſchleudert wurden. Letzterer, mit verbrannter Hand, ſonſt unverſehrt, erſtieg ſofort durch die entſtandene Oeffnung, welche durch die inzwiſchen herbeigekommenen übrigen Mannſchaften ohne Schwierigkeit erweitert wurde, die Bruſtwehr. Nachdem die Schanze genommen, kehrte der Lieutenant Diener zur Contre-Escarpe zurück und fand dort den Pionier Klinke, ſtark im Geſicht verbrannt und mit einer Schußwunde durch Arm und Bruſt, noch am Leben vor. Derſelbe hatte dieſe Verwundung beim Herausklettern aus dem Graben erhalten, wie er dem Lieutenant ſelbſt ſagte. Er verſtarb demnächſt auf dem Transport nach dem Lazareth.«

Nach dieſer Schilderung wäre Klinke gefallen wie jeder andere, ein braver Soldat, aber nicht mehr. Andere Berichte heben jedoch eigens hervor, daß die That Klinkes eine freiwillige und vorbedachte war und Generalmajor v. Canſtein, aus deſſen Brigade, wie wir wiſſen, die zweite Sturmkolonne gebildet war, ſagt wörtlich: »Die 4. Pionier-Compagnie unter Hauptmann Daun ſprengte einen Durchgang durch die Palliſaden des Grabens, wobei der Pionier Klinke, der ſeine Aufopferung vorher ausgeſprochen, den Heldentod fand.« Damit ſtimmt ein anderer Bericht: »... Die Stürmenden ſtanden vor den Palliſaden, eine Oeffnung war nirgends vorhanden. Da trat Pionier Klinke vor und ſagte: »ich werde Luft ſchaffen, Herr Lieutenant; beſſer einer als zehn.« Damit warf er den Pulverſack unter die Palliſaden und ſtieß die Lunte hinein. Halb verbrannt flog Klinke nach der einen, die Palliſaden nach der andern Seite und durch die gewonnene Oeffnung hindurch ging es zum Siege.« Welche Lesart aber auch immer die richtige ſein mag, das Volk wird ſich ſeinen »Klinke« ebenſo wenig nehmen laſſen wie ſeinen »Froben.« Mit der hiſtoriſchen Aufhellung — die ohnehin höchſt mißlich iſt und oft noch mehr vorbeiſchießt als die Dichtung — iſt dem Bedürfniß des Volkes nicht immer am meiſten gedient.

Schanze III.

Entfernung 335 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 22. Regiment.

Genommen durch 6 Compagnieen der Brigade Raven und ½ Pionier-Compagnie.

Befehlshaber: Major Girodz v. Gaudi vom Leibregiment.

Formation.

1 Schützen-Compagnie: Hauptmann v. Seydlitz vom Leibregiment.

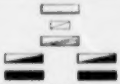
½ Pionier-Compagnie: Lieutenant Bertram I.

1 Arbeiter-Compagnie: Hauptmann v. Hanſtein vom 18.

2 Sturm-Compagnieen: Premierlieutenant Sack vom Leibregiment und Hauptmann Graf Finckenſtein vom 18.

2 Reſerve-Compagnieen: Hauptmann Milſon vom Leibregiment und Hauptmann v. Freyburg vom 18.

Angriffs-Schema.



Mit großer Rapidität brach die 3. Sturmkolonne über die Ausfallſtufen vor. Die nahe Entfernung zur Schanze III. bildete einen Sporn für die Stürmenden, da hierin eine Möglichkeit für ſie lag, die erſten Preußen auf den feindlichen Werken zu ſein. Der Feind war auf ſeiner Hut. Er begrüßte die vorſtürmende Schützen-Compagnie (Hauptmann v. Seydlitz) mit einem ungemein lebhaften Feuer. Ebenſo aufmerkſam war die Artillerie in den Schanzen. Das Geſchütz im ausſpringenden Winkel der Schanze III., ein Geſchütz in Schanze IV. und zwei Geſchütze in der Communikation zwiſchen III. und IV., gaben je eine Kartätſchlage, welche indeſſen mehr den nachfolgenden Compagnieen ſchadeten, da ſie über die Köpfe der vorderſten hinweggingen. Hundert Schritt vor der Schanze fiel Hauptmann v. Seydlitz, welcher ſeiner Compagnie vorangeſtürmt war, durch einen Schuß am Kopf betäubend getroffen. Als die Compagnie bis auf 15 Schritt an die Schanze heran war, warf ſie ſich, dieſelbe im Halbkreis umfaſſend, nieder und eröffnete ein lebhaftes Gewehrfeuer.

Jetzt waren auch die Sturm-Compagnieen heran. Major v. Gaudi war mit der Kolonne im günſtigen Moment losgebrochen, wo der Feind nach dem ſofortigen lebhaften Feuer, welches er auf die Schützen-Compagnie abgegeben hatte, die erſte Pauſe machte, um wieder zu laden. Den Arbeitern zur Hinwegräumung der Hinderniſſe kaum Zeit laſſend, die Cäſarpfähle, Wolfsgruben, die Eggenreihen und die berüchtigten Drathgitter überſteigend, ſtürmte die Kolonne vorwärts. In dem Moment, wo die eigentlichen Sturm-Compagnieen durch die Schützen-Compagnie (die ſich niedergeworfen) hindurchgingen, erhob ſich auch dieſe auf den Zuruf ihrer Officiere und vorwärts drängte nun die ganze Maſſe, — die Schützen vorauf. Links, rechts und in der Mitte faßten ſie die Schanze. Premierlieutenant Stöckel, als er, ſeinen Leuten voran, die Communikation rechts von der Schanze erſtieg, erhielt einen Schuß durch Arm und Bruſt, ſo daß er in den Graben zurückſtürzte; Lieutenant Karſtedt, der ſich links gehalten hatte, drang mit ſeinem Zuge von der Kehle her in die Schanze ein, aber ſchon unmittelbar vorher hatte der dritte Zug unter Lieutenant v. Brauſe die Bruſtwehr in der Front erklettert. Fünf Minuten nach 10 Uhr wehte die ſchwarz-weiße Fahne — wahrſcheinlich die erſte, die überhaupt aufgepflanzt wurde — auf Schanze III. Horniſt Korn von der 9. Compagnie des Leibregiments (Schützen-Compagnie) wurde in demſelben Augenblick niedergeſchoſſen, wo er die Fahne in den Boden ſteckte. Horniſt Kohlmeier von der 12. Compagnie ſteckte ſofort eine zweite Fahne auf. (Die 18er nehmen dieſe Ehre für ſich in Anſpruch. Nach ihrem Bericht war es Füſilier Jasgar von der 10. Compagnie ihres Regiments, der die erſte Fahne aufpflanzte.)

Indeſſen war die Schanze von allen Seiten erſtiegen. Viele der Unſrigen, namentlich die 18er, verſchmähten es zu laden und zu ſchießen; ſie nahmen die zur Hand liegenden Steine und warfen ſie auf die Beſatzung, die theils auf die Knie fiel und um Pardon bat, theils ihr Heil in der Flucht ſuchte, oder aber, beides verſchmähend, einen rühmlichen Soldatentod ſuchte und fand. Auch hier wieder ereignete es ſich (wie in Schanze II. und wie in dem Gefecht am 17. März), daß ein großer Theil der Dänen, nachdem er die Gewehre fortgeworfen und ſich in die kellerartigen, deckenden Löcher an den Wällen und Communikationen zurückgezogen hatte, die Waffen wieder zur Hand nahm und aus den Deckungen herausfeuerte. Das war aber zu viel für unſere Füſiliere; alles was ſich ſolchen Wortbruchs ſchuldig gemacht hatte, wurde niedergemacht.*)

---

*) Man hat dies Wegwerfen und Wiederergreifen der Waffen auf die Tücke des däniſchen Charakters zurückführen wollen, anſtatt den Grund dafür vorzugsweiſe in einer mangelnden geiſtigen Begabung zu ſuchen. Der gemeine Mann in Dänemark, wie er langſam und unanſtellig iſt, iſt vor allem auch beſchränkt. Er iſt unfähig eine Situation

Die Eroberung von Schanze III. hatte der dritten Sturmkolonne, trotz der wenigen Minuten des Kampfes, erhebliche Verluſte gekoſtet. Die Führer der 4 vorderſten Compagnien: Hauptmann v. Seydlitz von der Schützen-Compagnie, Hauptmann v. Hanſtein von der Arbeiter-Compagnie, Premierlieutenant Sack und Hauptmann Graf Finckenſtein von den zwei Sturm-Compagnieen, waren alle vier verwundet; außerdem die Lieutenants Stöckel, Schultze und v. Alvensleben. Der Geſammtverluſt der dritten Sturmkolonne am 18. April betrug 148 Mann, darunter 10 Officiere.

Sechs Geſchütze wurden in Schanze III. erbeutet; zum Feuern auf den abziehenden Feind konnten ſie indeſſen nicht verwendet werden. Einige Schüſſe wurden auf »Rolf Krake« abgegeben.

Die beiden Sturm-Compagnieen blieben als Beſatzung in Schanze III. zurück; der Reſt der dritten Sturmkolonne drang weiter vor.

Schanze IV.

Entfernung 512 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 2. Regiment unter Capitain Lundbye.

Genommen durch 12 Compagnieen der Brigaden Schmid und Goeben, und 1 Pionier-Compagnie.

Befehlshaber: Oberſt Freiherr v. Buddenbrock, Commandeur des Regiments Nr. 53.

Formation.

1 **Schützen-Compagnie**: Hauptmann Boettge vom 53.

1 **Pionier-Compagnie**: Premierlieutenant Schotte.

1 **Arbeiter-Compagnie**: Premierlieutenant Wienand vom 53.

5 **Sturm-Compagnieen** unter Obriſtlieutenant v. Döring. Die einzelnen Compagnieen unter Hauptmann Wolter, Hauptmann Schalle und Premierlieutenant Sendel vom 53., Premierlieutenant Rothenbücher und Hauptmann v. Sanitz vom 55.

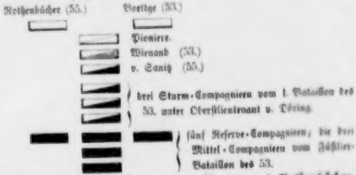
---

raſch zu begreifen, ſich in ihr zurecht zu finden. Deshalb wurden in allen Gefechten ſo zahlreiche Gefangene gemacht. Im Zuſammenhang damit iſt das Wegwerfen und Wiederaufnehmen der Waffen. Eine beſchränkte Natur folgt, in dem einen wie in dem andern, einem bloßen Impuls, anſtatt einer Ueberlegung zu folgen. Die Gefahr iſt da, — er unterwirft ſich ihr, die Gefahr ſcheint beſeitigt, — er erhebt ſich wieder. Dies iſt nichts Tückiſches, ſondern nur ein roher Naturzuſtand. Wo der Soldat intelligenter iſt, erkennt er auch mit entſprechender Sicherheit, ob er Chancen hat oder nicht und läßt ſich nicht auf ein Spiel ein, das ihm den Hals koſtet, wenn er ſich (wie die Dänen jedesmal) verrechnet hat.

5 Reſerve-Compagnieen: Premierlieutenant Benſendorff, Hauptmann Chytraeus und v. Henning vom 53., Premierlieutenant Delius und Hauptmann v. Arnim vom 55.

So war die urſprüngliche Diſpoſition. Es ſcheint jedoch, daß der Sturm nach einer etwas abweichenden Anordnung erfolgte. Den Commandeuren der Sturmkolonnen war darin bis zu einem gewiſſen Grade unzweifelhaft freie Hand gelaſſen.

Der wirkliche Angriff ſtellte ſich ſo:


Rothenbücher (55.)
Boettge (53.)
Pioniere.
Wienand (53.)
v. Sanitz (55.)
drei Sturm-Compagnieen vom 1. Bataillon des 53. unter Oberſtlieutenant v. Döring.
fünf Reſerve-Compagnieen; die drei Mittel-Compagnieen vom Füſilier-Bataillon des 53.

Schlag 10 Uhr ſtiegen die Compagnieen Boettge und Rothenbücher, jene die 1. vom 53., dieſe die 3. vom 55. Regiment, aus der Parallele heraus und ſtürmten vorwärts auf Schanze IV.

Schanze IV. war der ſtärkſte Theil der ganzen Stellung. Sie lag weit zurückgebogen und der Weg dahin führte zwiſchen Schanze III. und V. hindurch, förmlich in einen Sack hinein. Zahlreiche Geſchütze, in der Schanze ſelbſt wie in den Communikationen, beherrſchten das Terrain; hinter der Schanze — freilich zu weit zurück, um beim Sturm ſelbſt mit eingreifen zu können — ſtanden die erſten däniſchen Reſerven.

Beide Compagnieen (Boettge und Rothenbücher) wurden ſofort von einem mörderiſchen Feuer empfangen. Beide Führer fielen ſchwer verwundet; nichtsdeſtoweniger drangen die Compagnieen vor und theilten ſich (ihrer Ordre gemäß) jede einzelne in drei Züge, um nun links und rechts auf die von Schanze und Communikation gebildeten ſtumpfen Winkel, in der Mitte aber auf die vorſpringende Ecke der Schanze los zu gehn.

Nur die linken Flügelzüge beider Compagnieen — darunter der Zug des Lieutenant Loebbecke von der 1. Compagnie 53. Regiments — trafen ihr Ziel; die vier andern Züge ſchoſſen rechts vorbei und trafen die linke Flanke von Schanze III., ſtatt Centrum und rechte Flanke von Schanze IV. zu treffen. Sie pflanzten hier ihre Fahne auf; es war ein Sieg, aber ein Sieg an der unrechten Stelle.

Unmittelbar den Compagnieen Boettge und Rothenbücher folgten die Pioniere unter Premierlieutenant Schotte, die Arbeiter (10. Compagnie vom 53.) unter Premierlieutenant Wienand und eine Muſketier-Compagnie (4.) vom 55. Regiment unter Hauptmann v. Zanitz. Mit gleichem Muthe wie die Compagnieen Boettge und Rothenbücher drangen ſie vor; aber wie dieſe — mit Ausnahme der oben genannten beiden Züge — zu weit nach rechts vorſtoßend, mißten ſie ihr Ziel und erſtürmten ebenfalls — Schanze III. Dies war (den Angriff der dritten Sturmkolonne ſelbſtverſtändlich mit eingerechnet) das dritte Mal, daß Schanze III. geſtürmt wurde; es ſollte noch öfter geſchehn.

Den Pionieren und Arbeitern, wie der Compagnie des Hauptmann v. Zanitz, folgten jetzt die eigentlichen Sturm-Compagnieen, die 2. 3. und 4. vom 53. Regiment, unter perſönlicher Führung des Bataillonscommandeurs Oberſtlieutenant v. Doering. Alle drei Compagnieen nahmen ſofort wieder die Richtung nach rechts. Oberſtlieutenant v. Doering, den Irrthum ſogleich erkennend, ſuchte den in ſcharfe Bewegung geſetzten Strom auf den richtigen Weg hinzudrängen, aber — vergebens; Schanze III. wurde zum vierten Mal genommen.

Jetzt folgten die fünf Reſerve-Compagnieen. Sie hielten ſich rechts, wie alles (jene mehrgenannten zwei Züge abgerechnet) was bisher an dieſer Stelle geſtürmt hatte und Schanze III. war auf dem Punkt, zum fünften Male geſtürmt zu werden. Oberſt v. Buddenbrock indeß, der es hatte kommen ſehn, ſtaute, raſch eingreifend, den Strom zurück und zwang ihn jetzt endlich in den rechten Weg hinein. Vorwärts ging es jetzt auf Front und Flanke von Schanze IV. Kartätſchlagen trafen die Stürmenden, ohne ein Stutzen hervorzurufen. Die Dänen ſtiegen auf die Krone der Schanze und eröffneten ein Flintenfeuer, aber durch alle Hemmniſſe drang die Kolonne hindurch und auf die Bruſtwehr hinauf. Unter den Vorderſten befanden ſich die Premierlieutenants v. Baer, Benkendorff und v. Baſtineller, die Secondelieutenants Kerlen und Coppenrath.

Sie pflanzten ihre Fahne auf; ſie hatten die Schanze in der Front genommen. Aber ſie waren nicht die erſten in der Schanze. In dem Moment, wo ſie auf der Bruſtwehr erſchienen und auf das Gewirr von Traverſen und Sandhaufen niederſahn, ſahen ſie auch, daß andere Abtheilungen — vielleicht nur eine halbe Minute vor ihnen — von rechts und links her in die Schanze eingedrungen waren. Von links her die beiden Züge, die von Anfang an ihr Ziel richtig im Auge behalten und die Schanze an der rechten Stelle gefaßt hatten, von rechts her, im bunten Gewirr — noch dazu untermiſcht mit Sectionen und Einzelmannſchaften von der dritten Sturmkolonne — Abtheilungen all jener ſieben Compagnieen, die, durch Ausbiegung nach rechts hin, Schanze III. ſtatt Schanze IV. im erſten Anlauf genommen hatten.

Auch bei Schanze IV. wieder — freilich erſt in den Tagen, die dem Sturm folgten — entſtand die Frage: wer pflanzte die erſte Fahne auf? Die Brigade Raven (dritte Sturmkolonne) nimmt dieſe Ehre zunächſt für ſich in Anſpruch und theilt ſie alsdann einem Füſilier des 18. Regiments zu, der zuerſt, von Schanze III. aus vordringend, die rechte Flanke von Schanze IV. erklettert habe. Die vierte Sturmkolonne (53. Regiment) verhält ſich abwehrend gegen dieſe Anſicht und erkennt die ſtrittige Ehre einem weſtphäliſchen Landsmann zu, dem Unterofficier Grote vom weſtphäliſchen Pionier-Bataillon (Nr. 7.). Wir finden dies in der Ordnung; Weſtphalen hatte nur dieſe eine Schanze — freilich den Schlüſſel der Stellung — zu ſtürmen und es kann ihm, ohne die zwingendſten Gründe (die am Ende fehlen) nicht zugemuthet werden, die Ehre, um die es ſich hier handelt, an einen polniſchen Füſilier der nachbarlichen Sturmkolonne freiwillig abzutreten.

Wer immer indeß die erſte Fahne auf die Schanze pflanzte, der erſte in der Schanze war ziemlich unbeſtritten — Lieutenant Löbbecke. Sein Name läßt keinen Zweifel über ſeine Abſtammung und ſeine Provinz. Bereits zum zweiten Male verwundet (an Stirn und linker Hand), drang er, an der Spitze ſeines gelichteten Zuges, auf die ſich ihm entgegenwerfenden Dänen ein, die hier einen Augenblick in der Ueberzahl waren. Ein Geraufe entſtand, Kapitain Lundbye, der in der Schanze commandirte, warf ſich auf den Musketier Teſtroet und packte ihn an Bruſt und Kehle; aber es war der letzte Augenblick des tapfren Mannes — Sergeant Grothuus ſchmetterte ihn mit dem Kolben nieder. Die Lieutenants Gjörup und Akerhjelm (Schwede und bereits verwundet) ſuchten den Kampf fortzuſetzen, aber die jetzt von allen Seiten herandrängenden Sieger ließen allen Widerſtand alsbald als hoffnungslos erſcheinen, — die Dänen warfen ihre Waffen fort und riefen Pardon. Nur Lieutenant Akerhjelm focht noch weiter. »Schont den Braven«, riefen die Officiere. Als der Zuruf nicht half, ſprang einer aus ihrer Mitte vor, packte den ſchwediſchen Kameraden von hinten her und trug ihn aus dem Getümmel heraus.

Es war ein kurzer Kampf, aber voll Erbitterung. Die däniſchen Kanoniere, die nicht um Pardon bitten wollten, wurden an ihren Geſchützen erſchlagen. Man fand 14 Kanonen in der Schanze, davon 5 unvernagelt, die unſere Artilleriſten ſofort ſchußfertig machten; doch konnten ſie dieſelben nicht gegen den Feind verwenden, da unſere nachdrängenden Abtheilungen überall mit dem fliehenden Gegner handgemein geworden waren. Lieutenant Stöphaſius, der die Artillerie-Abtheilung der 4. Sturmkolonne führte, war ſchon vorher in die Pulverkammer eingedrungen, um etwaige Verſuche, ſie in die Luft zu ſprengen, zu hindern. In der That fand er dort ein freiſtehend brennendes Licht, daneben Zündſchnur und alle Munitionskaſten geöffnet. Auch Lieutenant Schilgen II. fand ein brennendes Licht in einem der Munitionsräume; — es mag indeſſen dahin geſtellt bleiben, ob bei den Dänen die Abſicht vorlag, die Schanze in die Luft zu ſprengen, oder ob nur jene Apathie über ſie gekommen war, die ſie gleichgültig machte gegen Leben und Sterben.

Oberſt v. Buddenbrock traf, unmittelbar nach Wegnahme der Schanze, die nöthigen Anordnungen, die der Beſitz eines ſo wichtigen Punktes erheiſchte. Etwa 2 Bataillone hielt er in und bei der Schanze feſt, während vier Compagnieen vom 53. Regiment (die 1. 9. 10 und 11.) den Feind in der Richtung auf die Düppelmühle verfolgten. Bei dieſer Verfolgung wurde Lieutenant Löbbecke (er erhielt ſpäter den pour le mérite) zum dritten Male verwundet; Unterofficier Rintelen fiel tödtlich getroffen. Sein Tod weckte tiefe Theilnahme. Karl Maria Rintelen war am 1. April 1863 als einjähriger Freiwilliger in das 53. Regiment eingetreten. So jung er war, ſo lagen doch bereits eine Anzahl ausgezeichneter hiſtoriſch-philologiſcher Arbeiten von ihm vor. Seine umfaſſende Abhandlung »Geſchichte Ludwigs des Kindes und Konrads I.«, welche Georg Waitz in die »Forſchungen zur deutſchen Geſchichte« aufnahm, außerdem aber gründliche Vorarbeiten für mittlere und neuere Geſchichte, berechtigten zu den höchſten Erwartungen. Geiſtige Friſche und Energie, wie ſie ihn in der Wiſſenſchaft ausgezeichnet hatten, erfüllten ihn auch als Soldaten. Vor der düppler Mühle fiel er, in die Stirn getroffen.

Viele Verluſte waren zu beklagen. Der Sturm auf Schanze IV. hatte der vierten Sturmkolonne 11 Officiere und 158 Mann an Todten und Verwundeten gekoſtet. Von den erſten fünf Compagnieen, die ins Feuer kamen, verloren vier ihren Führer. Es waren dies Hauptmann Boettge, Premierlieutenant Rothenbücher, Premierlieutenant Schotte und Premierlieutenant Wienand. Rothenbücher und Schotte wurden ſchwer, Boettge und Wienand tödtlich verwundet. Wienand ſtarb noch am ſelben Tage im Lazareth zu Nübel, Hauptmann Boettge erlag ſeiner ſchmerzhaften Verwundung (Zerſchmetterung des linken Fußwurzelknochens) erſt nach Monaten. Er ſtarb zu Pyrmont im Bade.

Von allen Seiten war mit großer Bravour gekämpft worden. Am meiſten ausgezeichnet (wohl unbeſtritten) hatte ſich die 1. Compagnie vom 53. Regiment. Sie war die erſte in der Schanze, ſie überwältigte die Beſatzung und ſie ſtürmte weiter gegen die Düppelmühle. Lieutenant

Löbbecke gehörte ihr an. Einer von den ſchwerverwundeten Muſketieren dieſer Compagnie, als man ihn vom Wagen herabhob, um ihn ins Lazareth zu tragen, erwiderte einem flensburger Bürger, der ihn tröſten wollte: »Weh deit et hölliſch, aber et war doch ſchön.« Der Verluſt dieſer einen Compagnie (der 1.) belief ſich auf 2 Officiere und 48 Mann. Nur die 9. Compagnie vom Leibregiment hatte am Düppeltage einen faſt gleich großen Verluſt (43 Mann einſchließlich der Officiere).

Die Schilderung der Wegnahme von Schanze IV. — wie wir dieſelbe bis hierher zu geben verſucht — verfolgte lediglich, oder doch in erſter Reihe den Zweck, einen Geſammtüberblick über die ziemlich complicirte Aktion zu geben. Es war dabei, wenn dieſer Ueberblick nicht geſtört werden ſollte, unmöglich, bei den Einzelnheiten des Anſturmes zu verweilen. Auch für unſere Schilderung mußte die Parole gelten: »was fällt, fällt.« Jetzt aber, wo wir die Darſtellung des Ganzen in ſeinen großen Zügen gegeben, möchten wir durch Einzelſchilderungen das Bild zu beleben ſuchen und benutzen dazu den Brief eines 53ers, der als dritter Officier in der Arbeiter-Compagnie (10., unter Premierlieutenant Wienand) den Sturm auf die Schanze mitmachte. Der Officier ſchreibt:

»Kurz vor dem Sturme kam der von allen Soldaten hochgeſchätzte, hochgeliebte Paſtor Müller zu uns, ermuthigte uns durch eine kurze Anſprache und ertheilte uns die General-Abſolution. Unſer Compagnieführer rief uns 3 Officiere, Lieutenant Wirth, Speith und mich zu ſich und bezeichnete uns die Schanze IV., wovon wir etwa 400 Schritt entfernt waren. »Sie ſehen deutlich, meine Herren, zwei lange Sparren aus den Trümmern der Baracke hervorragen, das iſt Schanze IV.; vielleicht kommen wir in ein ſtarkes Kartätſchfeuer, aber wir weichen nicht«; ſo lautete der letzte Befehl unſeres gefallenen vielgeliebten Führers (Wienand). Er ſah die Fahne ſeiner treuen Compagnie leider nicht mehr auf den Schanzen wehen. Um 10 Uhr verſtummte die Kanonade. Die erſte Compagnie unſeres Regiments und mit dieſer die unſerige überſtiegen den Wall der dritten Parallele, warfen die darauf geſtellten Schanzkörbe um und begannen zu feuern. Unſerem Schützenzuge unter Commando von Lieutenant Wirth, womit auch der Compagnieführer ins Feuer ging und wovon die meiſten Leute Bretter zum Erklettern der Schanze trugen, folgte der meinige mit großen Säcken. Als die Dänen dieſe ſahen, begriffen ſie vollends unſere Abſicht, und wir geriethen in ein ſolch heftiges Gewehrfeuer, daß die meiſten von meinen Leuten 6 bis 7 Kugeln in ihren großen Säcken hatten. Gleich im Anfange, wie wir kaum den Wall der Parallele überſtiegen hatten, ſtürzten zwei verwundet nieder. Kartätſchenkugeln ſchlugen rechts und links neben uns in die Erde. Ich war noch ungefähr 100 Schritt von der Schanze Nr. IV., als die meiſten meiner Leute von der Anſtrengung niederſanken und ganz athemlos ſagten: »Erſt etwas raſten, Herr Lieutenant.« Sie ſchützten ſich alsdann mit ihren Säcken, ſo gut es ging. Ich ſah mich um nach meinem Zuge und gewahrte, daß mehrere von ihnen ſchon verwundet oder todt an der Erde lagen. Einer kam jedoch mit munteren Schritten zu mir heran und rief: »Düwel, drei häff ick nuh in mien Kiſſen inn, wenn dat ſo dran bliff, gifft 'n hart Polſter.« Unterdeſſen gewahrte ich, daß die Pioniere bereits in dem Schanzgraben waren und einige Palliſaden beſeitigt hatten. Wie ich das ſah, ermunterte ich meine Leute. Sie ſprangen wieder auf, einige von ihnen ſtürzten aber über die ſogenannten Cäſarpfählchen. Auch ich fiel hin und einer rief: »Oh Gott! uſſe Lieutnant iß auk all verwundet.« Doch ich zeigte ihnen, daß ich noch lebte. »Bajonett auf!« ſchrie ich ihnen zu, und das begriffen ſie. »Nun vorwärts, vorwärts, Hannemann heraus!« und ein wahres Sturmgebrüll brach von allen Seiten los. Darunter das Aechzen und Jammern der Verwundeten, »Hannemann heraus, heraus!« ſchrie man von allen Schanzen. Durch vier abgehauene Palliſaden drängten ſich unſere 53er hindurch in die Schanze, ich quetſchte mich durch zwei, wahrſcheinlich durch unſere Geſchoſſe demolirte Palliſaden; kaum war ich mit dem Obertheile durch, als ein Granatſplitter, von einer anderen Schanze aus geworfen, die nächſte Palliſade neben mir zerfetzte. Ein Däne ſtürmte an der Seite von der Schanze auf mich zu, Gott ſei Dank, mit quergefaßtem Gewehr. Ich griff ihm nach dem Halſe, er ließ das Gewehr fallen und rief Pardon. Was ſich in den Schanzen noch wehrte und ſich nicht ſofort entwaffnen ließ, wurde niedergemacht. In dem Geraufe verlor ich meine Degenſcheide und mein Koppel war ganz zerfetzt. Unſere Leute, ich ſage Dir, ſchlugen wacker drauf. Nur die wehrloſen Dänen wurden geſchont. An den Kanonen lagen die däniſchen Artilleriſten todt, Officiere und Gemeine; auch ſie haben ehrlich und tapfer gekämpft für ihren König und Herrn. Förmliche Blutlachen ſah man in den Schanzen. Die Beſatzung der Schanze ergab ſich ſchließlich auf Gnade und Ungnade. Die Danebrogsfahne gehört unſerem Füſilier-Bataillone an. Unſere Tambours hatten ihre Stöcke verloren und ſchlugen den Angriffsmarſch mit Splittern von den Palliſaden. Einem Tambour wurde die Trommel zerſchoſſen, einem Horniſten das Horn. Das war ein blutiger Kampf. »Siegen oder Sterben« war unſere ſowohl als des Feindes Looſung. Um ½11 Uhr wehete bereits eine ſchwarz-weiße Fahne auf Schanze IV. »Füſiliere!« rief unſer Oberſt v. Buddenbrock, »ihr habt genug gethan;

bleibt hier zur Beſetzung der Schanze. Nehmt gute Deckung, »Rolf Krake« wird gleich da ſein.« Kaum hatte er ſo zu uns geſprochen, als ein Schiff einen Hagel von Kartätſchenkugeln gegen unſere Schanze warf und mehrere Verwundungen noch bei unſerem Bataillone verurſachte. Viele unſerer Leute waren übrigens nicht zu halten und halfen noch andere Schanzen erobern. Wie unſere Artilleriſten die preußiſchen Fahnen wehen ſahen, da gings im Galopp mit den Geſchützen bis vor die Schanzen. Mit einem Hurrah! wurden die unſrigen hinaufgezogen, Jeder half ziehen. . . . Ein General trat zwiſchen uns, hielt eine kurze Anrede und brachte ein dreifaches Hoch unſerem Kriegsherrn. Bei unſerer Compagnie verloren wir gleich beim Verlaſſen der Parallele unſeren Compagnieführer, Premierlieutenant Wienand. Er erhielt einen Schuß in den Unterleib. »Grüßt meine liebe gute Frau«, ſagte er noch recht deutlich und vernehmbar und blieb dann liegen eine kleine Zeit, wurde indeß darauf von einem Unterofficier nach Rübel ins Lazareth gebracht, worauf er bald verſchied.«

So der Brief des 53ers. Wir haben ſeiner lebensvollen Schilderung nichts hinzuzufügen.

Schanze V.

Entfernung 310 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 2. Regiment.

Genommen durch 6 Compagnieen der Brigade Roeder und eine halbe Compagnie Pioniere.

Befehlshaber: Major v. Krohn vom Regiment Nr. 24.

Formation.

1 Schützen-Compagnie: Hauptmann v. Salpius vom 64.

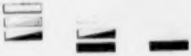
1 Arbeiter-Compagnie: Hauptmann v. Lobenthal vom 64.

½ Pionier-Compagnie: Premierlieutenant Lommatzſch.

2 Sturm-Compagnieen: Hauptmann v. Hülleſſem und Hauptmann v. Sellin vom 24.

2 Reſerve-Compagnieen: Hauptmann v. Goerſchen vom 24. und Hauptmann Windell vom 64.

Auch hier, wie bei Schanze IV., ſtellte ſich der Angriff anders heraus und zwar ſo:



Schanze V., wiewohl den Ausfallſtufen, nebſt Schanze II. und III., am nächſten gelegen, lag nicht beſonders günſtig. Die Stürmenden hatten eine Seitwärtsbewegung (nach links hin) auszuführen und unter dem Feuer der Schanze und der Communikation zwiſchen IV. und V. die von dort vollſtändig beherrſchte Chauſſee zu paſſiren.

Die Compagnieen ſtiegen raſch hintereinander aus der dritten Parallele hervor und avancirten in drei Linien. Die Schützen-Compagnie (v. Salpius), die Arbeiter-Compagnie (v. Lobenthal) und die erſte Sturm-Compagnie (v. Hülleſſem) nahmen ihre Direction auf die dicht vom Feinde beſetzte Communikation zwiſchen Schanze V. und VI. Die zweite Sturm-Compagnie (v. Sellin) und die erſte Reſerve-Compagnie (v. Goerſchen) faßten Schanze V. in der Front, die zweite Reſerve-Compagnie endlich (Hauptmann Windell) attackirte, am weiteſten rechts, die Communikation zwiſchen V. und IV.

Die zweite Reſerve-Compagnie (Windell) wie ſie zuletzt aus der Parallele heraufgeſtiegen war, erreichte ihr Ziel auch zuletzt.

Die Compagnieen v. Sellin und v. Goerſchen, und ihnen vorauf die halbe Pionier-Compagnie unter Premierlieutenant Lommatzſch, hatten nach drei Minuten ſchon den Graben in Front der Schanze erreicht; — hier aber geboten die Palliſaden Halt. Es galt dieſes Hinderniſſes Herr zu werden. Wer es konnte, überkletterte die Pfähle oder ließ ſich hinüber heben, die große Maſſe ſtemmte ſich gegen ſie und wuchtete ſie aus, wodurch Lücken entſtanden, welche den Stürmenden den Weg auf die Bruſtwehr öffneten. Wie bei Schanze III., wo die Füſiliere vom Leibregiment den Lieutenant v. Werdeck (eine reckenhafte Figur) mit Hülfe zuſammengelegter Gewehre in die Schanze hineingehoben hatten, ſo trugen auch hier die Füſiliere vom 24. Regiment ihren Hauptmann v. Sellin im Triumph in die Schanze. Mancher fiel. Premierlieutenant Lommatzſch, an der Spitze ſeiner Pioniere, erhielt einen tödtlichen Schuß; Lieutenant v. Falkenſtein, vom 24., wurde durch einen Doppelſchuß verwundet. Sechs Minuten nach 10 Uhr war Schanze V. in der Front erobert.

Aber ſchon ein bis zwei Minuten früher hatte die linke Flügelkolonne, an der Spitze die 11. Compagnie vom 64. Regiment, die Communikation zwiſchen V. und VI. genommen und war nach rechts einbiegend, auf der Schanze ſelbſt erſchienen. Seiner Compagnie vorauf — Hauptmann v. Salpius war bereits ſchwer verwundet am Glacis gefallen — Feldwebel Probſt. Die Fahne in der Rechten, eben bereit ſie einzupflanzen, ward ihm der rechte Arm zerſchmettert. Probſt nahm die Fahne in die Linke und verſuchte ſie, mit ſchwindender Kraft, in die Erde zu ſtoßen, als ihm ein heranſpringender Däne durch die Bruſt ſchoß.

Füſilier Herrmann, der ſeinem Feldwebel gefolgt war, ſchmetterte den Gegner mit einem Kolbenſchlag nieder. Der däniſche Bericht hebt ſeinerſeits hervor, daß Abtheilungen vom 2. Regiment, die bei Beginn des Kampfes hinter der Schanze ſtanden, unter ihrem Commandirſergeanten Lommer noch einmal vorgedrungen und auf kurze Zeit der Preußen Herr geworden ſeien, — jedenfalls kann dieſe Epiſode nur nach Sekunden gezählt haben. Die Sieger ſelbſt wiſſen nichts davon zu erzählen.

Man fand in der Schanze vier Geſchütze, die bei der Vertheidigung indeſſen nicht zum Schuß gelangt waren. Sie kamen auch fernerweit zu keiner Verwendung.

Die Eroberung der Schanze hatte der fünften Sturmkolonne 28 Todte und 110 Verwundete gekoſtet.

Hauptmann v. Salpius — derſelbe, deſſen talentvolle Zeichnungen von Kriegs- und Genre-Scenen ihm ſo viele Freunde erworben — war durch beide Oberkiefer geſchoſſen. Es heißt, daß er eigens beim Prinzen Friedrich Karl um die Ehre gebeten hatte, mit ſeiner Compagnie, die bis dahin nicht das Glück gehabt hatte, ſich, gleich den übrigen Abtheilungen des Regiments, vor dem Feinde auszeichnen zu können, — den Sturm auf Schanze V. eröffnen zu dürfen. Der Bitte war nachgegeben worden. Für das Band gegenſeitiger Liebe aber, das zwiſchen dem Hauptmann und ſeiner Compagnie herrſchte, möge Folgendes zeugen. Als nach Beginn des Waffenſtillſtands, am 13. Mai, die Brigade Roeder durch Flensburg rückte, um in Südſchleswig Erholungsquartiere zu beziehen, ſtand der ſeiner Geneſung entgegengehende tapfere Hauptmann — der ſich als ein bloßer Zuſchauer bei dieſem Schauſpiel eingefunden hatte — neben dem General v. Roeder, der die Bataillone ſeiner Brigade an ſich vorbeideſiliren ließ. Als die 11. Compagnie vom 64. Regiment herankam und im Vorbeimarſchiren ihres Hauptmanns v. Salpius anſichtig wurde, brach ſie in ein jubelndes, nicht endenwollendes Hurrah aus, wobei die Helme hoch in die Luft geſchwenkt wurden. Man fühlte, daß man ſich einander angehöre.

Wie zu ihrem Hauptmann, ſo hatte die Compagnie zu ihrem Feldwebel (Probſt) gehalten. Sein Tod war ein Trauerfall für alle. Am Tag nach dem Sturm wurde folgende Todesanzeige an den in Berlin anſäſſigen Bruder des Gefallenen gerichtet.

»Gravenſtein, 19. April 1864.

Die Unterofficiere der Compagnie, wobei Ihr Herr Bruder Feldwebel war, machen Ihnen die traurige Anzeige, daß unſer lieber Feldwebel, Ihr Bruder, ſein junges Leben auf der düppler Schanze Nr. V.

ausgehaucht hat. Er hatte um die Ehre gebeten, beim Sturm auf die Schanze Preußens Fahne auf dieſelbe aufpflanzen zu dürfen. Er erfüllte treulich ſeine Pflicht. Durch den dichteſten Kugelregen ging er hindurch, arbeitete ſich zur Schanze hinauf und ließ Preußens Banner wehn. Ein Schuß ſtreckte ihn nieder. Noch einmal raffte er ſich auf und ergriff die Fahne, da ſtürzte ein Däne auf ihn ein, ſetzte ihm das Bajonnett auf die Bruſt und jagte ihm eine Kugel durch den Leib. Aber ſein Tod wurde gerächt. Der Füſilier Herrmann unſerer Compagnie ſtürzte vor und erſchlug den Dänen mit dem Kolben. Die ganze Compagnie betrauert tief den Tod unſeres guten Feldwebels: er war uns ein tüchtiger Vorgeſetzter und ein guter Kamerad. Seine Leiche liegt im Lazareth zu Düppel.

Die Unterofficiere der 11. Compagnie,
(im Auftrage Daniel, Unterofficier).«

Feldwebel Probſt war noch jung und verlobt; — dazu ſein Heldentod. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Dichtung ſich ſeiner mit beſonderer Vorliebe bemächtigte. Nebſt Klinke wurde er zur poetiſch-volksthümlichen Figur.

Tambour, ſchlag an!
Es gilt einem Mann,
Der ſtürmte mit Hurrah die Schanze hinauf
Und pflanzte die Fahne des Königs darauf.
Und was er gepflanzet mit preußiſchem Muth,
Begoß er mit ſeinem heißſtrömenden Blut,
Bei ſeiner Fahne der Tapfre lag,
Den Gott zu Freuden erwecken mag! —
Preußen, ſagt an,
Wer war der Mann?
Feldwebel Probſt.

So klang es nach in manchem Lied.

Schanze VI.

Entfernung: 360 Schritt.

Vertheidigt durch Abtheilungen vom 2. däniſchen Regiment.

Genommen durch 6 Compagnieen Garde-Grenadiere und eine halbe Compagnie Pioniere.

Befehlshaber: Major v. Beeren, vom Regiment Auguſta.

Formation.

1 Schützen-Compagnie: Hauptmann v. Behr, Regiment Auguſta.
½ Pionier-Compagnie: Premierlieutenant v. Fedkowicz.

1 Arbeiter-Compagnie: Hauptmann v. Bancels, Regiment Eliſabeth.

2 Sturm-Compagnieen: Hauptmann v. Roſenberg und Hauptmann v. d. Hardt, beide vom Regiment Auguſta.

2 Reſerve-Compagnieen: Hauptmann v. Stwolinski, Regiment Eliſabeth, Hauptmann v. Gliczynski, Regiment Auguſta.

Dieſe Schanze, — wiewohl mit 15 Geſchützen armirt, von denen wenigſtens einige zum Schuß kamen — wurde wahrſcheinlich am eheſten (ſchon 4½ Minute nach 10) und mit dem geringſten Verluſt genommen. Die ſchweren Verluſte, die faſt unmittelbar nach Wegnahme von Schanze VI. dieſer Sturmkolonne vorbehalten waren, trafen dieſelbe erſt, als ſie, nach raſcher und glücklicher Löſung der ihr geſtellten Aufgabe, im Rücken der Schanze ſich ſammelte, um von VI. aus gegen VII. vorzugehen. Wir erwähnen deshalb dieſer Verluſte erſt bei Wegnahme von Schanze VII.

Zunächſt Schanze VI. Von den gegen dieſe Schanze beſtimmten ſechs Compagnieen avancirten die erſten vier raſch und in kurzen Intervallen. Die Schützen (Hauptmann v. Behr) umfaßten die Schanze von drei Seiten und befanden ſich in wenigen Minuten, trotz Kartätſchen- und Gewehrfeuer, das ſie von allen Seiten her empfing, am Rande des an der Contre-Escarpe mit Sturmpfählen eingefaßten Grabens. Von der Arbeiter-Compagnie (Hauptmann v. Bancels) und den Pionieren wurden die Hinderniſſe vor der Schanzenlinie mit derſelben Leichtigkeit überſchritten wie von der Schützen-Compagnie und dicht gefolgt von den eigentlichen Sturm-Compagnieen, erreichten ſie gemeinſchaftlich die Schanze, welche man nun mit vier Compagnieen, von allen Seiten her erſtieg. Schanze VI. war genommen.

Beinah gleichzeitig hatten die beiden Reſerve-Compagnieen (Hauptmann v. Stwolinski und Hauptmann v. Gliczynski) ihre Attacke gegen die Communikation zwiſchen VI. und V. gerichtet. Auch hier war kein erheblicher Widerſtand zu überwinden und unterſtützt durch das Feuer, das, von der ſchon genommenen Schanze aus, gegen die däniſche Beſatzung abgegeben wurde, wurde die Communikation, wie die Schanze ſelbſt, im erſten Anlauf genommen. Es ſchien ein leichter Sieg; Hauptmann v. Bancels, beim Angriff in der Front, war leicht, Lieutenant v. Stangen, beim Eindringen in die Communikation, war wenigſtens nicht ſchwer verwundet; aber auch dieſer Kolonne ſollten empfindliche Verluſte nicht verenthalten bleiben. Wir deuteten ſchon an, daß dieſe Verluſte eintraten, als die Kolonne ſich anſchickte, auch gegen Schanze VII. und andere rückwärts gelegene Werke vorzubrechen.

Schanze VII.

Das Feuer aus den rückwärts gelegenen Werken, beſonders aus Schanze VII., dauerte fort; es galt alſo, wenn man in VI. ſich feſtſetzen wollte, auch VII. zu nehmen. Major v. Beeren überſchritt den Graben der Schanze, um die beiden Reſerve-Compagnieen, die ſich hinter der eben erſtürmten Communikation zu ſammeln begannen, jetzt in Perſon gegen Schanze VII. zu führen. Ehe er noch die Compagnieen erreichen konnte, traf ihn eine Kugel in Hüfte und Unterleib. Er war tödtlich getroffen. Die Compagnieen, die ihren Führer fallen ſahen, ſtürmten vor, um Rache zu nehmen. Aber im Vorwärtsſtürmen traten ſie jetzt in die volle Schußlinie der zu erobernden Schanze und namentlich der nach rechts und links gelegenen Communikationen ein. Hauptmann v. Stwolinski fiel, mit ihm Lieutenant v. Regelein, beide vom Regiment Eliſabeth; Lieutenant v. Buddenbrock-Hettersdorff führte die Reſte der Compagnie, in Front der Schanze, den Schanzenwall hinauf, während Hauptmann v. Gliczynski, rechts abſchwenkend, von der Kehlſeite her in die Schanze eindrang. Die ſechſte Sturmkolonne hatte in wenig mehr als 15 Minuten zwei Schanzen genommen, aber die Wegnahme der zweiten war mit ſchweren Opfern erkauft worden.

In Major v. Beeren verlor die Armee einen ausgezeichneten Officier. Er trat 1849 (bis dahin Lieutenant in preußiſchen Dienſten) in die eben durch General v. Bonin gebildete ſchleswig-holſteiniſche Armee. Er avancirte ſchnell zum Hauptmann und wurde zum Stabschef der Brigade Graf Baudiſſin ernannt. In dem Gefecht bei Gudſö (in der Nähe von Kolding), ſpäter bei Idſtedt und Miſſunde, zeichnete er ſich aus. Für den Tag von Miſſunde (12. September 1850) empfing er die Major-Epaulettes. Nach Auflöſung der ſchleswig-holſteiniſchen Armee trat er als Secondelieutenant in die preußiſche Armee zurück, ſtieg aber raſch von Stufe zu Stufe und betrat im Februar 1864 als Commandeur des 1. Bataillons vom Garde-Grenadier-Regiment Königin Auguſta die alten, wohlbekannten Schlachtfelder jenſeit der Eider aufs Neue. Er bewies ſich während der Operationen in Jütland, die er von Mitte Februar an bis Ende März mitmachte, als ein umſichtiger Führer und wurde zwei Tage vor dem Sturm mit den Schwertern dekorirt; aber erſt der Sturmtag ſelbſt gab ihm Gelegenheit, ſich in glänzender Weiſe hervorzuthun. Wir haben erzählt, mit welcher Bravour er die ſechſte Kolonne zum Angriff führte. Als ihn die Kugel traf, ſank er mit den Worten zuſammen: »ſo ſterb' ich denn für Schleswig-Holſtein«. Sein Adjutant, Lieutenant v. Falckenſtein, trug ihn nach Schanze VI. zurück, wo er alsbald ſeinen Geiſt aufgab. Am 21. wurde er in Rübelkirch zu Grabe getragen, geliebt, verehrt, beweint von allen, die ihn gekannt.

Hauptmann Fritz v. Stwolinski vom Regiment Eliſabeth, der faſt an der Seite Major v. Beeren's gefallen war, war 1846 in die Armee getreten und hatte 1848 und 1849 mit dem Grenadier-Regiment Kaiſe Alexander, dem er damals angehörte, die Straßenkämpfe in Berlin und Dresden mitgemacht. Bei Errichtung des Regiments Eliſabeth trat er aus dem Regiment Alexander in jenes über. Am Tage des Sturms an einer heftigen Erkältung leidend, wollte er doch an ſolchem Ehrentage ſeiner Compagnie nicht fehlen. Er bezahlte dieſe Treue mit ſeinem Leben. Mit dem Rufe »Vorwärts« ſank er zuſammen.

Schanze VIII.

Mit Eroberung der ſechs erſten Schanzen war die den Truppen beſtimmt geſtellte Aufgabe erfüllt; — die Düppelſtellung war in zehn Minuten genommen. Was weiter geſchah, geſchah aus der Situation heraus, nicht in Ausführung vorhergegangener Befehle. Der, dem es zufiel, der Situation gemäß, ſeine über die Tagesaufgabe hinausgehenden Befehle zu ertheilen, war Generallieutenant v. Manſtein; in Ausführung dieſer Befehle waren die Generale v. Schmid, v. Canſtein und v. Raven thätig, — vieles aber von dem, was an dieſem denkwürdigen Düppeltage geſchah, geſchah ohne allen Befehl, lediglich aus dem Impuls der Truppen heraus. Wenn ſcherzhaft geſagt worden iſt, der General Vierundzwanzigpfünder habe Düppel erobert, ſo läßt ſich ebenſo hinzufügen, der General Impuls habe den Düppelſieg vervollſtändigt. Alles — nachdem die Schanzen genommen waren — drängte vorwärts. Auch ohne dies impulſive Vorwärtsdrängen würde ein ſchöner Sieg errungen, der Rückzug des Feindes vom ſchleswigſchen Feſtlande unausbleiblich geweſen ſein, daß dieſer Sieg aber ein glänzender wurde und nicht nur zum Rückzug des Feindes, ſondern zu ſeiner Vernichtung — ſo weit er mit ſeinen Truppen dieſſeits des Alſenſundes ſtand — führte, das war eine Folge des Impulſes, der ohne Befehl, oft ohne Führer, die Soldaten überall dahin drängte, wo noch Widerſtand und Gefahr zu gewärtigen war.

Dieſer »Elan« war es, der — wie wir eben geſehen — die Sturmkolonne von Schanze VI. ſofort gegen Schanze VII. führte, der überall darnach drängte, ſich dem Feinde an die Ferſe zu heften, ihn von Knick zu Knick, von Gehöſt zu Gehöſt zu werfen, bis in ſeine letzte Burg — den Brückenkopf. Am lebendigſten, — auch der Zeit nach am früheſten — trat dies den Feind jagen und verfolgen am rechten Flügel hervor; ehe wir aber unſere augenblickliche Stellung (Schanze VII.) aufgeben, um Zeuge der vorzugsweiſe entſcheidenden Kämpfe am rechten Flügel zu ſein, verfolgen wir zunächſt die Ereigniſſe, die ſich von Schanze VII. aus ins Werk ſetzten: die Wegnahme der letzten drei Schanzen, der Schanzen VIII. IX. und X.

Da die Wegnahme dieſer Schanzen nicht im Voraus in den Sturm- und Angriffsplan des 18. April hineingezogen war, ſo konnte der Angriff gegen dieſelben auch nicht mit voraus bezeichneten Compagnieen, in voraus bezeichneter Weiſe erfolgen. Vielmehr war in Betreff dieſer Extra-Schanzen, wie wir ſie nennen möchten, alles in die Hand und in die Erwägung des Generallieutenants v. Manſtein gelegt. Er hatte, wie ſchon mehrfach hervorgehoben, das große Sturmcommando an dieſem Tage.

Generallieutenant v. Manſtein ertheilte kurz vor 11 Uhr der Brigade Raven Befehl, die Schanzen des linken Flügels (des feindlichen rechten) zu nehmen. Um dieſe Stunde befand ſich die genannte Brigade bereits in Schanze VII. Ehe wir derſelben indeß bei Erſtürmung der noch wegzunehmenden Schanzen folgen, greifen wir zunächſt um eine Stunde zurück, um die Brigade Raven auf ihrem Vormarſch von der Büffelkoppel bis nach Schanze VII. zu begleiten.

Die Brigade Raven — nach Abgabe von 6 Sturm-Compagnieen und 3 Vorpoſten-Compagnieen — noch aus 9 Compagnieen des Leibregiments und 6 Compagnieen des 18. Regiments beſtehend, war um 9½ Uhr in die Büffelkoppel eingerückt. Um 10 Uhr trat die Brigade an, das Regiment Nr. 18. an der Tête und ging auf der ſonderburger Chauſſee vor. Zunächſt bis in Höhe der zweiten Parallele. Hier traf ſie 10¼ Uhr der Befehl, in die Schanzenreihe vorzurücken. Lieutenant Graf Haeſeler, Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, überbrachte dieſe Ordre. Die Brigade ging nunmehr, in raſchem Vormarſch, zwiſchen den eroberten Schanzen IV. und V. hindurch und bog dann nördlich aus, um ſich, dicht öſtlich der eben durch die Garde genommenen Schanze VII., in Sectionskolonnen möglichſt gedeckt aufzuſtellen.

Kaum waren die erſten vier Compagnieen der Brigade zum Stehen gekommen, als General v. Raven, eben empfangener Ordre von Seiten des Generallieutenants v. Manſtein gemäß, dem Oberſten v. Kettler, Commandeur des 18. Regiments, den Befehl zur Eroberung von Schanze VIII. ertheilte. Die 1. Compagnie (Hauptmann v. Treskow) wurde gegen die Face, die 2. Compagnie (Premierlieutenant v. Gersdorff I.) gegen die Kehle des Werkes dirigirt. Die 1. Compagnie und der Schützenzug der 2. Compagnie ſprangen über die Sturmpfähle der Contre-Escarpe in den tiefen Graben und erklommen die hohe, ſteile und hier ganz unverſehrte Bruſtwehr. Die beiden andern Züge der 2. Compagnie liefen und kletterten unter dem Gewehrfeuer, das, vom Blockhauſe aus, gegen ſie unterhalten wurde, über die Balken der zurückgerollten Brücke in die Schanze hinein.*) Die Beſatzung leiſtete im Großen und Ganzen wenig Widerſtand; nur die tapferen Artilleriſten, die noch bis zuletzt ihre Geſchütze zu bedienen verſuchten, mußten großentheils niedergeſtochen werden. Darauf gab ſich der Reſt der Beſatzung gefangen, 4 Officiere und 170 Mann. Es war 12 Uhr; ein Hurrah klang von allen acht Schanzen. Der Verluſt preußiſcherſeits betrug 15 Mann, 4 Todte und 11 Verwundete. Die beiden Compagnieen, die Schanze VIII. genommen, verblieben ihr als Beſatzung, erſt 6 Uhr Abends rückten ſie in Cantonnements-Quartier nach Kirch-Düppel.

Schanze IX.

Wie Schanze VIII. durch zwei Compagnieen vom 18. Regiment, ſo wurde Schanze IX. durch kleine Abtheilungen vom Leibregiment (eigentlich durch eine einzige Compagnie, die dritte) genommen. General v. Raven hatte an Oberſt v. Berger, Commandeur des Leibregiments, die entſprechenden Ordres ertheilt.

Oberſt v. Berger avancirte — von Schanze VII. aus — mit ſechs Compagnieen. Die 3. Compagnie hatte die Tête. Der Weg, der einzuſchlagen war, war ein ſehr beſchwerlicher (er führte über die zweite Vertheidigungslinie des Feindes, die ſogenannten »Retranchements«) und wurde es um ſo mehr, als, bei der ſteigenden Wärme, die Helme (nur die eigentlichen Sturmcompagnieen trugen Mützen) und das Gepäck anfingen, läſtig zu werden.

---

*) Bei Eroberung von Schanze VIII. wirkte auch Lieutenant Kerlen vom 53. Regiment mit, der die Kehlfront umgehend, die Bruſtwehr von Norden erſtieg. Es war dies die dritte Schanze, die Lieutenant Kerlen erobern half. Bei allen dreien that er ſich hervor. Er gehörte zur vierten Sturmkolonne und war — neben Lieutenant Loebbecke — einer der erſten in Schanze IV. Von Schanze IV. aus ſtürmte er mit 30 bis 40 Mann von den verſchiedenſten Regimentern (53. 55. 24. und 64.) gegen Schanze VII. und war hier vielleicht der erſte. Von Schanze VII. ging er mit derſelben Abtheilung gegen Schanze VIII. vor. Wie Lieutenant Loebbecke von demſelben Regiment (53.), erhielt er wegen Tapferkeit den pour le merite.

Etwa 60 Schritt vor der Schanze IX. zog ſich in öſtlicher Richtung, ſenkrecht zu der Communikation zwiſchen Schanze VIII. und IX., ein Knick hin, welcher durch eine Oeffnung den Zutritt nach der Schanze IX. geſtattete.

Der Oberſt v. Berger — die Compagnieen waren durch das ſchwierige Terrain auseinander gekommen — avancirte mit der vorderſten Abtheilung der 3. Compagnie (Hauptmann v. Unruhe) bis an die Contre-Escarpe der Schanze, von dem lebhafteſten Gewehrfeuer der Beſatzung empfangen. Da indeſſen die wenigen Leute zur Erſtürmung der Schanze nicht genügten, ſo ließ er durch ſeinen Adjutanten ſchleunigſt die nächſten Abtheilungen der Compagnie heranziehen und wurde nun der Lieutenant Bekuhrs mit ſeinem Zuge nach der Kehle, der Hauptmann v. Unruhe auf die vorliegende Flanke dirigirt. Der Graben der Schanze — die ihrerſeits nur wenig Spuren der erfolgten Beſchießung zeigte — war mit Sturmpfählen verſehen. Ueber dieſe hinweglaufend und in den Graben ſpringend, oder ſich an ihnen herunterlaſſend, drangen nun die Officiere mit ihren Grenadieren auf den Bruſtwehrkörper vor und erſtiegen denſelben unter dem Feuer des Feindes, das dieſer fortſetzte, bis ſich die Unſern im Innern der Schanze befanden. Dann warf er die Waffen fort und ergab ſich, 4 Officiere und gegen 200 Mann. Der Lieutenant Bekuhrs war als der erſte eingedrungen und hatte den verwundeten Commandeur der Beſatzung, Capitain Anderſen, gefangen genommen. Da beim 1. und 2. Bataillon keine Sturmfahnen vorhanden waren (es waren die Füſiliere des Regiments, die Schanze III. geſtürmt hatten), ſo wurde unter einem Hoch auf König Wilhelm die Fahne des 1. Bataillons auf dem eroberten Werke aufgepflanzt. Es war 12 Uhr 25 Minuten.

Schanze X.

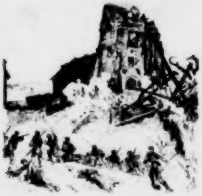
Schanze X. wurde von der weſtphäliſchen Brigade Schmid genommen, die bereits das Hauptcontingent (8 Compagnieen vom 53. Regiment) zur vierten Sturmkolonne geſtellt hatte. Der Reſt der Brigade, 4 Bataillone, ſtand als Reſerve in Rackebüll. Um 11½ Uhr avancirte die Brigade auf der apenradener Chauſſee. Das 2. Bataillon vom 13. Regiment hatte die Tête. Etwa gegen 12 Uhr traf ein beſtimmter Befehl vom commandirenden General ein, mit Schützen angriffsweiſe gegen die Schanze X. vorzugehen. Sofort ſchritt ein Zug der 6. Compagnie

(Hauptmann v. Cranach) zur Attacke, ſetzte ſich, auf 200 Schritt Entfernung von der Schanze, in Laufſchritt, und erſtieg im Verein mit dem gegen die Kehle geworfenen Schützenzuge des Lieutenant v. Devivere, trotz heftigen Flankenfeuers von Alſen her, die Bruſtwehr. Die Beſatzung kapitulirte theils, theils flüchtete ſie; von den Fliehenden wurden die meiſten durch Abtheilungen vom 18. Regiment, die bis an den Alſenſund vorgedrungen waren, zu Gefangenen gemacht.

Mit Schanze X. war nun auch das letzte Bollwerk der erſten Linie gefallen und die Trümmer der feindlichen dritten Brigade (16. und 17. Regiment; Oberſt v. Bernſtorff, Commandeur des letzteren, war gefallen) eilten unter dem Schutz des 1. Bataillons vom 3. däniſchen Regiment — das vom Brückenkopf aus, nach dem rechten Flügel des Feindes vorgeſchoben worden war — am Alſenſunde entlang, dem ſonderburger Brückenkopfe zu, wo ſie Schutz und Sicherheit zu finden hofften. Preußiſche Abtheilungen drängten nach.

Ehe wir dieſen Abtheilungen aber, den fliehenden wie den nachdrängenden, auf ihrem Wege weiter folgen, wenden wir uns zuvor den entſcheidenden Ereigniſſen am rechten Flügel zu, wo, nach wechſelnden Kampfesmomenten, alles jenem einem Ziele zuſtrebte, dem wir, auch vom linken Flügel aus, ſo eben die Unſrigen zuſtreben ſahen. Senkrecht auf den Alſenſund drängte der rechte, parallel mit ihm drängte der linke Flügel. Das Ziel beider Flügel aber, ihr Rendez-vous, war — der Brückenkopf.

Die Entſcheidung am (preußiſchen) rechten Flügel.



Wir beginnen unſere Schilderung der Ereigniſſe am (preußiſchen) rechten Flügel, — Ereigniſſe, die ſich inzwiſchen bereits vollzogen hatten — mit einem nochmaligen Blick auf die feindliche Stellung. Sie ſetzte ſich, wie wir ſchon an anderer Stelle hervorhoben, aus verſchiedenen Vertheidigungslinien zuſammen, von denen — der Batterieen auf Alſen ſelbſt zu geſchweigen — drei dieſſeits des Alſenſundes gelegen waren.

Die erſte Linie, in weitem Bogen, bildeten die zehn düppler Schanzen. Die zweite Linie war ein ſogenanntes »Retranchement«, das, 400 bis 500 Schritt hinter den Schanzen, die Chauſſee durchſchneidend, von Schanze VII. bis zum Wenningbund lief. Die dritte Linie, unmittelbar am Alſenſund, waren die beiden Brückenköpfe; durch einen derſelben, den nördlicheren, führte die ſonderburger Chauſſee hindurch.

Die vorderſte Schanzenreihe, auf ihrer ganzen Länge, war durch 2 Brigaden beſetzt; die zweite oder zurückgezogene Vertheidigungslinie, das Retranchement, hatte keine Beſatzung; nur Abtheilungen von der Schanzen-Beſatzung ſuchten gelegentlich hier Schutz. Zwiſchen Retranchement und Brückenkopf, — im ſogenannten Barackenlager, zu beiden Seiten der Chauſſee — ſtanden die erſten Reſerven, eine Brigade ſtark. Eine zweite Reſerve-Brigade bildete die Beſatzung des Brückenkopfes; ſie konnte, mit Hülfe der Schiffbrücken, von Alſen aus jeden Augenblick verſtärkt werden.

So waren die Vertheidigungslinien des Feindes.

Die erſte Linie — wenn wir die Schanzen des linken Flügels außer Spiel laſſen — war 10 Minuten nach 10 Uhr durchbrochen. Die Stürmenden richteten ihren Angriff ſofort auf die zweite Linie, das »Retranchement«. Hier mußte ſich der Kampf entſcheiden. Konnte nach dem Fall der erſten Linie (die doch immer die Hauptlinie war) die Räumung des ſchleswigſchen Feſtlandes ſeitens der Dänen auch nicht länger zweifelhaft ſein, ſo behielten dieſe doch, ſo lange ſie das Retranchement zu halten wußten, das Spiel bis zu einem gewiſſen Grade in Händen. Sie konnten das Schickſal des Tages dadurch nicht wenden, ſie konnten der Rückzugs-Nothwendigkeit nicht entgehen, aber ſie konnten dem Rückzuge ſelbſt ſeine Geſtalt geben. Umgekehrt, ſcheiterten ſie an einer raſchen Beſetzung der zweiten Linie, ging dieſe zweite Linie (weil unbeſetzt) beinahe gleichzeitig mit der erſten Linie, den Schanzen ſelbſt, verloren, ſo war das Spiel ihrer Hand entriſſen und die Gefahr einer völligen Vernichtung zog drohend herauf. Die Truppen ihres rechten Flügels wurden dann wahrſcheinlich abgeſchnitten und zu Gefangenen gemacht. Der Charakter des Kampfes, die Art des Rückzuges hing alſo davon ab, ob die Retranchements Widerſtand leiſteten oder nicht. Widerſtand aber, nachhaltigen Widerſtand, konnten ſie nur dann leiſten, wenn es glückte, ſie vom Rücken her eher zu beſetzen, als die Preußen in der Front heran waren.

Wir werden ſehen, daß es nicht glückte, daß die Stürmenden eher heran waren als die Vertheidiger, und daß dem Rückzuge dadurch jene Ruhe und Freiheit der Bewegung verloren ging, die ſich derſelbe, unter andern Verhältniſſen, wohl hätte wahren können. Daß der Rückzug — und zwar ohne den totalen Verluſt aller dieſſeits des Alſenſundes befindlichen Streitkräfte — dennoch ſchließlich ausgeführt wurde, gereicht den Dänen zu nicht geringem Ruhme. Die Brigade des rechten Flügels (16. und 17. Regiment) rettete ſich wenigſtens zum größeren Theile; aber die Mauer, hinter der ſie ihren Rückzug – nicht ohne das Verdienſt eigner geſchickter Führung – bewerkſtelligen konnte, war (ſtatt des Retranchements) eine lebendige Mauer – die 8. däniſche Brigade. Dieſe brachte ſich zum Opfer. Sie wurde vernichtet, wie die 1. Brigade (2. und 22. Regiment) ſchon vorher in den ſechs erſten Schanzen vernichtet worden war.

So viel über das Allgemeine dieſes Kampfes.

Wir wenden uns nun den einzelnen Hauptmomenten zu, deren wir vier unterſcheiden. Und zwar:

1) Die Wegnahme des „Retranchements“ und der Düppelmühle.
2) Vorſtoß der däniſchen (8.) Brigade Scharffenberg.
3) Vorſtoß der preußiſchen Brigade Canſtein.
4) Wegnahme des Brückenkopfs.

Mit Hülfe dieſer Art der Gruppirung hoffen wir ein klareres Bild geben zu können.

Die Wegnahme des Retranchements und der Düppelmühle.

Zehn Minuten nach 10 war die ganze erſte Linie durch die Sturmkolonnen genommen; einzelne Compagnieen (wie wir ſahen) ſetzten ſich in den Werken feſt; die meiſten Abtheilungen aber gingen durch Schanze und Communikationen nur hindurch und ſtürmten ſofort auf die zweite Linie weiter.

Dieſe zweite Linie (vom Wenningbund bis . Chauſſee) entſprach im Weſentlichen der erſten Linie von Schanze I. bis Schanze IV. und beſtand aus vier unter einander verbundenen Lünetten: A. B. C. D. Dieſe 4 Lünetten lagen dergeſtalt im Rücken der 4 Schanzen, daß — einen gradlinigen Vorſtoß vorausgeſetzt — dieſelben Sturmkolonnen, die die 4 erſten Schanzen nahmen, auch die 4 Lünetten nehmen mußten. Und ſo geſchah es auch, wobei natürlich (mehr oder weniger) dieſelben Verſchiebungen vorkamen, wie bei Wegnahme der Schanzen ſelbſt. Erſte Sturmkolonne nahm Lünette A., zweite Sturmkolonne nahm B., zweite und dritte nahmen C., endlich dritte und vierte D. Ein eigentlicher Kampf fand nirgends ſtatt; die zurückkehrenden Abtheilungen der 1. däniſchen Brigade (22. und 2. Regiment) waren zu ſchwach, zu führerlos, zu überraſcht, um mit Hülfe des Retranchements einen ernſteren Widerſtand zu verſuchen. Die Stürmenden waren ihnen zudem zu hart auf der Ferſe, drangen mit ihnen, oder zum Theil auch wohl vor ihnen in die Lünetten und Communikationen der zweiten Linie ein. Fünfzehn Minuten nach 10 war auch dieſe genommen.

Das Retranchement war genommen und beſetzt; aber der Sturmeifer einzelner Compagnieen drängte wie über die erſte ſo auch über dieſe zweite Linie hinaus; die 12. Compagnie vom 35. Regiment (Hauptmann v. Kameke) avancirte gegen Hörlück und das Barackenlager, Compagnieen vom Leibregiment, denen ſich Abtheilungen anderer Regimenter anſchloſſen, avancirten gegen die Düppelmühle. Bei beiden Gefechtsmomenten haben wir einen Augenblick zu verweilen.

Hauptmann v. Kameke fand Lünette C. ſchon genommen und paſſirte dieſelbe nur, um weiter vorzugehn. Eine feindliche Kolonne, die, aus der Gegend des Barackenlagers her, einen Angriff verſuchte, warf er zurück; er ſelbſt wurde dabei verwundet und mußte das Commando an Lieutenant Bolte abtreten. Der Feind attackirte von Neuem, diesmal mit verſtärkten Kräften und zwang nun den Lieutenant Bolte — dem feindlichen Angriff nach links hin ausweichend — ſich bis zur Schmiede (dicht an der düppler Mühle) zurückzuziehn. Bei dieſer Rückwärtsbewegung wurde Hauptmann v. Kameke zum zweiten Male getroffen und zwar tödtlich

Lieutenant Bolte, mit andern Abtheilungen, nahm nunmehr an der Vertheidigung der düppler Mühle Theil.

Man hat dieſem tapfern Vorgehn des Hauptmanns v. Kameke einen weſentlichen Einfluß auf den Gang des Gefechtes, wie ſich daſſelbe ſpäter entwickelte, zuſchreiben wollen; aber wohl mit Unrecht. Die Berichte (wenigſtens einige derſelben) gehen dabei von der Annahme aus, daß es der Vorſtoß der däniſchen Reſerve-Brigade geweſen ſei, den Hauptmann v. Kameke und ſeine 12. Compagnie ſo tapfer zu pariren wußten. Dieſe Annahme aber, wenn wir, mit der Uhr in der Hand, den verſchiedenen Gefechtsmomenten folgen, ſcheint uns auf einem Irrthum zu beruhn. Die däniſche Reſerve-Brigade trat wohl erſt eine Viertelſtunde ſpäter (vielleicht noch ſpäter) ins Gefecht ein. Die Züge und Halbzüge, die ſich der 12. Compagnie (eigentlich nur 60 bis 70 Mann derſelben) entgegenwarfen und die dann den Lieutenant Bolte bis zur Schmiede ſeitwärts zurückdrängten, waren Abtheilungen vom 22. Regiment, die theils auf ihrem Rückzug aus den Schanzen ſich hier wieder geſammelt, theils überhaupt von Anfang an eine Reſerveſtellung in beträchtlicher Entfernung hinter den Schanzen inne gehabt hatten. An die Spitze dieſer Abtheilungen — die 3. Compagnie vom 22. Regiment wird im däniſchen Berichte eigens genannt — ſtellte ſich der in Eil herangekommene Oberſt Laſſon, der Commandeur der erſten Brigade (2. und 22. Regiment) und führte dieſelben gegen die am weiteſten vorgedrungenen Preußen. Das waren eben die Füſiliere unter Hauptmann v. Kameke. Oberſt Laſſon fiel bei dieſem Gefecht. Der erſte Angriff der Dänen wurde abgeſchlagen, dem zweiten wichen die Preußen aus. Dies alles war nur möglich ſolchen kleineren Abtheilungen gegenüber, während der große, ſpäter erfolgende Vorſtoß der 8. Brigade die 60 bis 70 Mann der 12. Compagnie ſofort über den Haufen gerannt haben würde. Das Verdienſt, dieſem erſteren Vorſtoß erfolgreich begegnet zu ſein, gebührt anderen Abtheilungen der Sturmkolonnen, und zwar, wie wir ſpäter ſehen werden, im Centrum (Lünette B. und C.) den verſchiedenſten Abtheilungen des 60. und 35. Regiments, am linken Flügel (Düppelmühle) den am meiſten vorgedrungenen Abtheilungen des 8. (Leib-), 18., 35. und 53. Regiments.

Dieſe letztgenannten Abtheilungen der verſchiedenſten Sturmkolonnen ſind es, denen wir jetzt bis zur Düppelmühle und bis zur Wegnahme derſelben folgen.

Wie Hauptmann v. Kameke mit der 12. Compagnie des 35. Regiments, ſo drangen Lieutenant Karſtädt und Lieutenant v. Rabenau, jener mit Abtheilungen der 9., dieſer mit Abtheilungen der 10. Compagnie vom Leibregiment, über die erſte und bald auch über die zweite

Vertheidigungslinie hinaus. Beide nahmen ihre Richtung auf die hinter Lünette D. gelegene Düppelmühle. Lieutenant Karſtädt ſchritt an derſelben nur vorbei, um ſich ſofort weiter links gegen Schanze VII. zu wenden, Lieutenant v. Rabenau aber warf den Feind aus Mühle und Mühlengehöft hinaus und ſetzte ſich darin feſt. Als andere preußiſche Abtheilungen — Züge und Halbzüge vom 18., vom 35. und 53. Regiment — nunmehr ebenfalls in der Düppelmühle eintrafen, drang Lieutenant v. Rabenau weiter oſtwärts vor und verfolgte den Feind in der Richtung auf einen ſüdöſtlich vor ihm liegenden Knick. Noch eh er dieſen erreicht, brach er, von einer Gewehrkugel durch die Bruſt getroffen, zuſammen. Seine Füſiliere, nachdem viele von ihnen gefallen, zerſplitterten ſich und ſchloſſen ſich dann, im Zurückgehen, den zum Theil ſchon genannten Abtheilungen anderer Regimenter an.

Wenn dem Lieutenant v. Rabenau der Ruhm gebührt, die Düppelmühle zuerſt genommen und durch ſein raſches Vorwärtsdringen das ſich Feſtſetzen anderer Abtheilungen in Mühle und Mühlengehöft erleichtert zu haben, ſo gebührt doch dieſen unmittelbar nach ihm eingetroffenen Abtheilungen (die ſchon erwähnten Züge und Halbzüge vom 18., 35. und 53. Regiment) der Ruhm, dieſe höchſt wichtige Poſition gegen den ſtürmiſchen Andrang des alsbald zur Offenſive übergehenden Feindes gehalten zu haben. Auch hier möchten wir vermuthen, daß dieſe Offenſive nicht gleich Anfangs der Vorſtoß der 8. Brigade war. Erſt, nachdem eine ſchwächere Offenſiv-Bewegung ſich ralliirender Abtheilungen der 1. Brigade abgeſchlagen, folgte die ſtärkere der 8. Brigade. Auch gegen dieſe hielt ſich die Beſatzung der Düppelmühle. Als ſie auf dem Punkt ſtand, dem Andrang einer vielfachen Uebermacht zu unterliegen, brachten die inzwiſchen herangekommenen Reſerven der Brigade Canſtein, wie wir gleich des Näheren ſehen werden, die Rettung und die — Entſcheidung.

Wir bemerken übrigens ſchon hier, daß die dieſſeitigen Angaben über das »Gefecht an der Düppelmühle« ſich oft in den wichtigſten Punkten widerſprechen und daß es, ohne Benutzung des däniſchen Berichts, kaum möglich iſt, ſich in dieſen widerſprechenden Angaben zurecht zu finden. So bemerkt General Canſtein in ſeinem Bericht über die Theilnahme ſeiner Brigade: »Hauptmann Lindow nahm die Mühle mit einem Verluſt von 2 Todten und 10 Verwundeten. . . . Daß der Feind die Windmühle (als Hauptmann Lindow, bei dem ſpätern Vorſtoß der Canſteiniſchen Brigade, ſie nahm) nicht ſtärker beſetzt hatte, war lediglich dem früher erwähnten kühnen und rapiden Vorgehn der 12. Compagnie 35. Regiments unter Hauptmann v. Kameke zu verdanken.« Dieſe Stelle des Canſteinſchen Berichtes iſt doch, wie uns ſcheinen will, nur dahin zu verſtehn, daß die Mühle, als Hauptmann Lindow ſie nahm, entweder noch gar nicht vorher genommen, oder aber, nachdem ſie genommen, wieder verloren und von den Dänen aufs Neue beſetzt worden war. Dagegen ſprechen indeß, ebenſo wie die Spezialberichte anderer beim Sturm betheiligter Regimenter, ſo auch namentlich der däniſche Bericht. Es heißt in dem letzteren: »Der Feind wurde durch den Vorſtoß der 8. Brigade auf der ganzen Linie 6 bis 800 Schritt gegen die zweite Linie zurückgeworfen. Doch hatte er einige feſte Haltepunkte. Der eine Haltepunkt war ein abgebranntes Gehöft vor Lünette B. Der andere feſte Haltepunkt war die Düppelmühle. Es gelang uns nicht, ihm dieſe zu entreißen.« Dieſe Stelle des däniſchen Berichts — mit der übrigens auch Graf Walderſees Darſtellung übereinſtimmt — ſcheint uns entſcheidend. Die 8. Brigade, die ausgeſprochenermaßen vom Barackenlager her eher das Retranchement (und natürlich auch die vorgelegenen Punkte) erreichte, als die Brigade Canſtein von der dritten Parallele her, — wir ſagen, dieſe früher eintreffende däniſche Reſerve-Brigade fand die Düppelmühle von preußiſchen Abtheilungen bereits beſetzt und energiſch vertheidigt; es konnte dieſelbe alſo von der 8. Compagnie 35. Regiments (Hauptmann Lindow), die einen Theil der Canſteinſchen Reſerve-Brigade bildete, nicht erſt genommen werden. Sie war vorher genommen und nicht wieder aufgegeben.

Solcher Widerſprüche finden ſich viele. Keiner iſt wichtiger als der eben beſprochene, da die Düppelmühle ein entſcheidender Punkt war. Von ihr aus ermöglichte ſich eine wenigſtens zeitweilige Rückeroberung der zweiten Linie. Für unſere Darſtellung war eine Löſung dieſes Widerſpruches, wenigſtens ſo weit wie möglich, ſchon an dieſer Stelle durchaus nothwendig, da wir den nächſten Abſchnitt (Vorſtoß der 8. däniſchen Brigade) mit einer Charakteriſirung der preußiſchen Aufſtellung, wie dieſelbe ſich um 10¼ Uhr geſtaltet hatte, beginnen möchten. Zur Entwerfung eines ſolchen Bildes war es aber nöthig, feſtzuſtellen, ob ein ſo wichtiger Punkt wie die Düppelmühle um 10¼ Uhr bereits im Beſitz der Preußen war oder nicht. Er war in ihrem Beſitz.

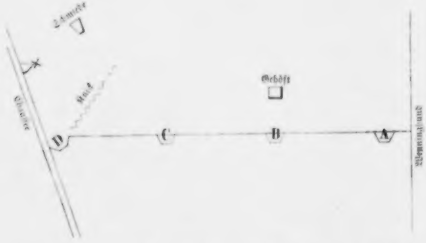
Der Vorſtoß der 8. däniſchen Brigade.

Um 10¼ Uhr war die zweite Linie (das »Retranchement«) von den preußiſchen Sturmkolonnen genommen und beſetzt; ebenſo waren die erſten Wiedereroberungs-Verſuche (durch ſich ſammelnde Abtheilungen des 2. und 22. Regiments) mehrfach abgewieſen*).

---

*) Zu ſolchen Wiedereroberungs-Verſuchen hatten die beiden Regimenter trotz der gehabten ſchweren Verluſte ſich immer noch ſtark genug erwieſen. Ganze Züge und Halbzüge,

Zu genannter Stunde (10½) war die Aufſtellung der vorderſten preußiſchen Linie wie folgt:



In **Lünette** A. befanden ſich kleine Abtheilungen vom 3. Garde-Regiment und vom 60. Regiment, jene unter Hauptmann v. Wolffradt, dieſe unter Hauptmann Krähe.

In **Lünette** B. (und in dem vorgelegenen **Gehöft**) befand ſich die 9. Compagnie vom 60. Regiment unter Premierlieutenant v. Kaminietz. Zu dieſer hatten ſich Abtheilungen vom 18. Regiment (unter den Lieutenants v. Brandt und Peſtrich) und ein Zug der 10. Compagnie vom 60. Regiment geſellt.

In **Lünette** C. befanden ſich drei Züge von verſchiedenen Compagnieen und zwar ein Zug von der 2. und ein Zug von der 10. Compagnie 60. Regiments; dazu ein Zug der 7. Compagnie 35. Regiments.

In **Lünette** D. befanden ſich zwei Züge und zwar ein Zug von der 7. und ein Zug von der 11. Compagnie 35. Regiments, jener unter Premierlieutenant Zucker, dieſer unter Premierlieutenant v. Treskow. Außer Lünette D. war aber, hier am linken Flügel, ein ſüdöſtlich laufender **Knick**, ferner die **Düppelmühle** und ſchließlich die zur Seite der Düppelmühle gelegene **Schmiede** von den Preußen beſetzt.

die in Reſerve geſtanden, waren noch wie friſch ins Gefecht getreten und ſelbſt die Trümmer-Abtheilungen, die ſich aus den Schanzen gerettet, hätten nur eines energiſchen Commandos bedurft, um auch jetzt noch nicht ohne jegliche Ausſicht auf Erfolg gegen die kaum minder zerſplitterten Abtheilungen der Preußen geführt zu werden. Im Einzelnen (wie z. B. gegen Hauptmann v. Kamele) waren dieſe Anſtrengungen auch keineswegs erfolglos geweſen.

Am **Knick** (rechts von der Lünette D.) lagen drei Züge und zwar zwei Züge von der 11. und 7. Compagnie 35. Regiments unter Premierlieutenant Kleckl I. und Lieutenant Körner und ein dritter Zug von der 10. Compagnie 60. Regiments unter Lieutenant Schroeder.

In der **Düppelmühle** befanden ſich Abtheilungen der 11. und 12. Compagnie 18. Regiments unter den Hauptleuten v. Hanſtein und v. Freyburg; ferner einzelne Mannſchaften (in Gruppen von 10 und 20) vom Leibregiment und vom 53. Regiment.

In der **Schmiede** endlich hatten zwei Züge und zwar ein Zug von der 11., ein anderer Zug von der 12. Compagnie 35. Regiments Poſto gefaßt, jener unter Lieutenant Reuter, dieſer, nachdem Hauptmann v. Kameke gefallen, unter Lieutenant Bolte.

So war die Aufſtellung der vorderſten preußiſchen Linie um 10¼ Uhr. Die Hauptpunkte waren Lünette B. (mit dem vorgelegenen Gehöft) und Lünette D. Die letztere, mit Knick und Mühle und Schmiede in Flanke und Front, bezeichnen wir in der Folge als die »**Düppelmühl-Stellung.**«

Nur wenige Minuten vor 10¼ Uhr, alſo zu einer Zeit, wo ſich die Preußen in der zweiten Linie bereits feſtgeſetzt hatten, erfuhr der däniſche Generalmajor du Plat, der an dieſem Tage, als Diviſionair, in der Düppelſtellung commandirte, daß ein Sturm auf die Schanzen ſtattgefunden habe. Der Wind ſtand am 18. April ſo ungünſtig für die Dänen, daß ſie im Barackenlager und in den Brückenköpfen von dem Gewehrfeuer in der Front ſehr wenig, von den verabredeten Signalen aber **gar nichts** vernahmen. Dies erklärt einen Zeitverluſt von faſt einer halben Stunde.

General du Plat eilte nunmehr in die Front; er wählte den alten Landweg, der vom ſüdlichen Brückenkopf auf die Chauſſee führt und dieſe (die Chauſſee) in Höhe des Barackenlagers erreicht. Sein Stab war ihm gefolgt. Vom Barackenlager aus ermöglichte ſich der erſte Ueberblick über die Situation. Dieſe war ernſt genug; beide Vertheidigungslinien waren genommen, der Feind an mehreren Punkten ſelbſt über die zweite Linie hinausgedrungen, **die wichtige Düppelmühle in ſeiner Hand.** Glückte es nicht, die zweite Linie wieder zu erobern, oder doch dem Vordringen des Feindes durch einen kräftigen Gegenſtoß zu begegnen, ſo waren die 5 Bataillone des (däniſchen) rechten Flügels verloren, — ſie waren abgeſchnitten, gefangen.

Dem mußte vorgebeugt werden.

General du Plat war ſchnell entſchloſſen; er gab der 8. Brigade, die zwiſchen dem Barackenlager und den Brückenköpfen ſtand, Befehl zum

Vorrücken. In 4 Bataillone formirt, trat ſie an. Sie beſtand aus dem 9. und 20. Regiment, jenes von Oberſtlieutenant Lerſling, dieſes von Oberſtlieutenant Scholten geführt. Es waren ſehr gute Regimenter, vor drei Tagen erſt von Fridericia in der Düppelſtellung eingetroffen. Oberſt Scharffenberg, als Brigadier, hatte den Befehl über beide. Etwa 35 Minuten nach 10 ſchritten ſie zur Attacke.

Die Brigade avancirte mit großer Bravour, das 9. Regiment dirigirte ſich, rechts und links von der Chauſſee, auf die Düppelmühle, das 20. Regiment ging auf Lünette C. und B. und das vorgelegene Gehöft. Der Energie des Angriffs entſprachen die Verluſte. Aus gedeckter Stellung eröffneten die Preußen ein Schnellfeuer und von allen Seiten her ſchlugen die Kugeln in die dicht anrückenden Kolonnen ein. Oberſtlieutenant Scholten fiel, die beiden Bataillonscommandeure wurden ſchwer verwundet, drei Compagnieführer desgleichen, ganze Abtheilungen waren ohne Officier, dennoch drang das Regiment (das 20.) vor und warf die preußiſchen Abtheilungen, die das Gehöft vor Lünette B. beſetzt hielten, aus dem Gehöft hinaus in die Lünette B. hinein. Gleiche Verluſte hatte das 9. Regiment, aber nicht gleiche Erfolge. Die 1. und 2. Compagnie unter Premierlieutenant Rebſtedt und Capitain Knauer gingen zum Sturm auf die Düppelmühle vor, während der rechte Flügel des Regiments (das 2. Bataillon) nördlich der Chauſſee, bei den ſogenannten »Düppelſteinen« Stellung nahm. Das Gefecht wurde in Front der »zweiten Linie«, namentlich dem Knick gegenüber, der von den drei Zügen der Lieutenants Kleckl I., Körner und Schröder vertheidigt wurde, ſtehend erhalten; es gelang aber nicht die Düppelmühle zu nehmen. Premierlieutenant Rebſtedt und Capitain Knauer fielen bei dem Verſuch dazu.

Ein erneuter Angriff wurde coupirt; Generalmajor v. Canſtein führte eben jetzt ſeine Reſerve-Brigade heran, durchbrach die feindliche Angriffslinie an der ohnehin gelockerten Stelle, wo der linke Flügel des 9. Regiments an den rechten Flügel des 20. ſich anzulehnen ſuchte und entſchied dadurch das Gefecht.

Der Vorſtoß der Brigade Canſtein.

Zehn Uhr 25 Minuten, alſo ohngefähr um dieſelbe Zeit, zu welcher die Sturmkolonnen ſich in der zweiten Linie feſtgeſetzt, auch die erſten Angriffe des ſich wieder ſammelnden Feindes (Reſte der 1. Brigade) zurückgeſchlagen hatten, erhielt Generalmajor v. Canſtein den Befehl, mit ſeiner Reſerve-Brigade vorzugehn.

Die Brigade Canſtein, nach Abgabe von zehn Compagnieen zur zweiten Sturmkolonne, beſtand noch aus zwei Bataillonen vom 60. und

1½ Bataillonen vom 35. Regiment. Dieſe 14 Compagnieen ſtanden, als ſie Befehl zum Vorrücken erhielten, in der dritten Parallele. Sie wurden in eine rechte und linke Flügelkolonne getheilt. Die *rechte* Flügelkolonne beſtand aus den beiden Voll-Bataillonen vom 60. Regiment unter Oberſtlieutenant v. Hartmann; die *linke* Flügelkolonne beſtand aus drei Halb-Bataillonen (zu zwei Compagnieen) unter dem Oberſt v. Puttkamer. Die rechte Flügelkolonne paſſirte die erſte Schanzenlinie zwiſchen II. und III., die linke Flügelkolonne ging auf Schanze IV.

Dieſer linken Flügelkolonne war es vorbehalten, die entſcheidenden Stöße zu thun; wir machen uns daher, bevor wir ihr auf ihrem Vormarſch folgen, zunächſt mit ihrer *Formation* bekannt.

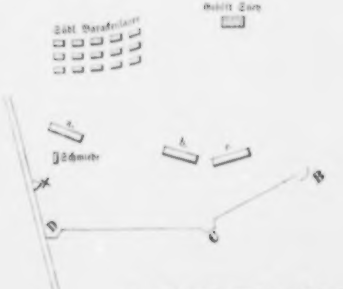
Die drei Halbbataillone, aus denen ſie beſtand, waren:
Halbbataillon v. Tippelskirch (1. und 4. Compagnie);
Halbbataillon v. Baehr (6. und 8. Compagnie);
Halbbataillon v. d. Lund (9. und 10. Compagnie).

Generalmajor v. Canſtein war in Perſon beim Halbbataillon v. Tippelskirch.

Das Halbbataillon v. Tippelskirch paſſirte Schanze IV. ſelbſt, die beiden andern Halbbataillone die Communikationen rechts und links. Hinter der erſten Schanzenreihe ordnete der General die auseinander gekommenen Compagnieen; das Halbbataillon Tippelskirch nahm den rechten, das Halbbataillon Baehr den linken Flügel; zwiſchen beiden das Halbbataillon v. d. Lund. Als dieſe Aufſtellung beendet war, war es 40 Minuten nach 10 Uhr, genau der Zeitpunkt, wo die 8. däniſche Brigade, vordringend, in wiederholten Stößen die Poſitionen bei Lünette B. und D. zu erſchüttern begann. Bei Lünette B. war das vorgelegene Gehöft vom 20. däniſchen Regiment bereits genommen; Lünette D. war ſtark bedroht. Die Preußen fochten hier 1 gegen 3.

Generalmajor v. Canſtein erkannte die Gefahr und gab Befehl zu einem raſchen Vorgehen auf dem linken Flügel der Stellung. Das Halbbataillon Baehr dirigirte ſich auf *Düppel-Mühle*, das Halbbataillon Lund auf die Schmiede, das Halbbataillon Tippelskirch ging auf Lünette D., um dieſen wichtigen Punkt gegen jeden weitern Anſturm des Feindes ſicher zu ſtellen.

Lünette D. geſtattete einen Ueberblick über das Gefechtsfeld bis zum Barackenlager hin und darüber hinaus. Der General verfolgte von dieſem hochgelegenen Punkte aus, den er eben beſetzt hatte, das Vorgehen der beiden andern Halbbataillone. Er ſah ſie raſch avanciren, theils *auf* der Chauſſee, theils unmittelbar rechts derſelben; das Halbbataillon Baehr



a. das erſte Bataillon vom 9. däniſchen Regiment.
b. c. die beiden Bataillone vom 20. däniſchen Regiment.

beſetzte die Düppel-Mühle, das Halbbataillon Lund die Schmiede.*) Das Gefecht, das gerade an dieſer Stelle begonnen hatte, einen bedrohlichen Charakter anzunehmen, war durch dieſen Vorſtoß zum Stehen gebracht. Die Gefahr einer Wiedereroberung der zweiten Linie war abgewandt.

---

*) Wie wir ſchon S. 229 hervorhoben, weichen die Berichte darüber von einander ab, ob Düppel-Mühle und die Schmiede ſchon vorher genommen und beſetzt waren, oder ob ſie erſt jetzt durch die Halbbataillone Bachr und Lund (die Compagnie [8.] des Hauptmann Lindow gehörte zum Halbbataillon Bachr) genommen und beſetzt wurden. Generalmajor v. Canſtein iſt dieſer letzteren Anſicht, alle andern Berichte neigen ſich der erſteren Anſicht zu. Doch ſind die Angaben allerdings ſchwankend und unſicher. Nur in einem Punkte ſcheint der Canſteiniſche Bericht unbedingt zu irren, darin nämlich, daß die Düppel-Mühle, im Laufe des Gefechts, von den Dänen direkt beſetzt worden ſei und, wie der Bericht hervorhebt, eine noch ſtärkere Beſatzung erhalten haben würde, wenn nicht das Vorgehen der 12. Compagnie unter Hauptmann v. Kameke die Dänen daran verhindert hätte. — Alles erwogen, dürfte das das Richtige ſein und zugleich alle Widerſprüche löſen, daß Mühle und Schmiede von den nah gelegenen Knicks und Gräben aus (die ganz unzweifelhaft von den Preußen beſetzt waren), dergeſtalt unter Feuer gehalten wurden, daß es den anrückenden Dänen unmöglich war, ſich dieſer beiden Punkte zu bemächtigen. Von Kugeln umhagelt, die ein Vorgehen gegen Mühle und Schmiede hinderten, mögen ſich die Dänen (die in ihrem Bericht eine vorgängige Beſetzung annehmen) allerdings außer Stande geſehen haben, genau zu unterſcheiden, ob dieſe Kugeln direkt aus Mühle und Schmiede oder von benachbarten Knicks und Gräben aus, gegen ſie abgefeuert wurden.

Aber die preußiſche Vorwärts-Bewegung ſtockte plötzlich. Der Feind führte neue Kolonnen heran.

Generalmajor v. Canſtein beſchloß jetzt, durch einen raſchen Vorſtoß auf das Centrum der feindlichen Linie ſeine beiden Flügel (Lünette B. bildete den rechten Flügel) frei zu machen. Er hatte bemerkt, daß die feindliche Angriffslinie, ziemlich in Front des Barackenlagers, eine Lücke zeigte. Es war dies die Stelle, wo, wie ſchon angedeutet, das 1. Bataillon des 9. Regiments (das 2. Bataillon focht nördlich von der Chauſſee) ſich nur loſe an den rechten Flügel des 20. Regiments anlehnte. Hier wollte er durchbrechen und das Barackenlager von rechts her in der Flanke faſſen. Das ſeitwärts gelegene Gehöft Sney gewährte Anhalt und Deckung, — der General perſönlich führte das Halbbataillon Tippelskirch zur Attacke.

Dieſe Bewegung entſchied; ſie entſchied doppelt, weil in demſelben Augenblick faſt, in dem die erſten Sektionen vorbrachen, vor Lünette B. die mit Ungeduld erwartete rechte Flügelkolonne unter Oberſtlieutenant v. Hartmann erſchien und das vorgelegene Gehöft beſetzte. Ein Hurrah begrüßte ihr Erſcheinen, der Vorſtoß im Centrum erfolgte nunmehr unter dem moraliſchen Eindruck dieſer Reſerve. Jeder Widerſtand wurde niedergeworfen. Als das Halbbataillon Tippelskirch in die Linie der beiden andern Halbbataillone eintrat, ſetzten ſich dieſe mit in Marſch, während die nun überall frei werdenden Abtheilungen, die bis dahin hinter Knick und Graben ihr Feuergefecht gegen einen überlegenen Feind geführt hatten, ſich dem allgemeinen Vorgehen unter lautem Jubel anſchloſſen. Es mochten 8 Compagnieen 35er ſein, die hier in Centrum und linker Flanke zur Attacke ſchritten, am rechten Flügel ſtanden die 8 Compagnieen 60er, jeden Augenblick bereit, den Angriff zu unterſtützen.

Der Feind wich raſch; die Energie ſeines Willens war gebrochen. Eine Entmuthigung kam über dieſelben Bataillone, die eben noch mit ſo großer Bravour gegen die feſten Stellungen bei B. und D. vorgegangen waren; ganze Compagnieen warfen die Waffen fort, 400 Mann wurden gefangen genommen.

Es war jetzt 11 Uhr. Der Feind bis an das Barackenlager zurückgedrängt.

Unmittelbar in Front deſſelben verſuchten die Dänen einen letzten Widerſtand. In Höhe des Lagers, an dem Punkte, wo der alte ſonderburger Landweg in die flensburger Chauſſee einmündet, hielt Generalmajor du Plat. Neben ihm der Stabschef ſeiner Diviſion, Major Schau und der zweite Chef des Generalſtabes Major Roſen. Sie waren, von einem hochgelegenen Punkte aus, dem Vorſtoß der 8. Brigade gefolgt, jetzt waren ſie Zeuge, wie von drei Seiten und zwar von Schanze VII.*), von der Düppel-Mühle und von Lünette D. her, drei feindliche Kolonnen unaufhaltſam vordrangen, alle dem Barackenlager zu. Generalmajor du Plat raffte zuſammen, was von zerſprengten Abtheilungen der verſchiedenſten Regimenter, vom 9. und 20., auch vom 2. und 22. Regiment noch zuſammenzuraffen war und führte dieſe Reſte gegen den Feind. An Sieg war däniſcherſeits nicht länger zu denken, es galt nur den Widerſtand zu verlängern und dafür zu ſorgen, daß der Rückzug fechtend und mit Ordnung ausgeführt werde. Dieſe Anſtrengungen koſteten der däniſchen Armee drei ihrer ausgezeichnetſten Officiere. Den General traf eine tödtliche Kugel in den Rücken. Major Roſen ſtieg vom Pferde, um ihn aufzurichten; aber der General winkte mit der Hand: »Laſſen Sie mich nur liegen.« In dieſem Augenblick ſtürzte Roſen, durch die Bruſt geſchoſſen, nieder; wenige Schritte davon fiel Major Schau tödtlich getroffen. Die beiden Stabsofficiere erlagen trotz ſorgſamſter Pflege ihren Wunden in den Lazarethen zu Rübel und Flensburg; die Leiche des General du Plat übergab man am folgenden Tage den Dänen; ſie wurde nach Kopenhagen übergeführt.

Der Tod dieſer drei Führer beſiegelte die Niederlage; die Reſte der 1. und 8. Brigade flohen auf Sonderburg zu und die nachrückenden Preußen — das Barackenlager lag bereits in ihrem Rücken — begannen nunmehr, auf 1000 Schritt Entfernung, eine lebendige Mauer um die beiden Brückenköpfe zu ziehen. Den linken Flügel dieſer umzirkenden Aufſtellung hatten die Halbbataillone Lund und Baehr, im Centrum ſtand das Halbbataillon Tippelskirch, das ſich um 11½ Uhr im Gehöfte Sney feſtgeſetzt hatte; vom rechten Flügel her rückten Garde-Compagnieen unter den Hauptleuten v. Reinhardt und v. Wolffradt vor und hielten in Höhe von Sney, zwiſchen dieſem und dem Wenningbund.

Um 12 Uhr war dieſe Umzirkung ausgeführt; nur von Norden her war noch der Weg zum Brückenkopfe offen. Hier, dem Alſenſunde zu, an ſeinem Ufer entlang, war noch ein 500 Schritt breiter, von den Preußen unbeſetzter Streifen Land, auf dem, von ſeinem rechten Flügel her, der Feind ſeinen Rückzug bewerkſtelligen konnte. Glückte es hier, einen Riegel vorzuſchieben, oder wohl gar die Brückenköpfe ſelbſt zu beſetzen, ſo waren die 5 däniſchen Bataillone, die eben jetzt in Schanze VIII. IX. X. von der Brigade Raven angegriffen wurden, verloren. Wir werden ſehen, was den General v. Canſtein daran hinderte, dieſe Vorwärtsbewegung auszuführen.

---

*) Wir deuteten ſchon an, daß ein Bataillon der 8. Brigade (das zweite vom 9. Regiment) unter Führung des Regiments-Commandeurs Oberſtlieutenant Tersling nicht gegen das Haupt-Retranchement und ſeine vorgelegenen Punkte, ſondern gegen einen nördlichen, jenſeits der Chauſſee gelegenen Ausläufer deſſelben vorging. Dieſe däniſche Offenſiv-Bewegung, die ſich alſo im Weſentlichen gegen die Linie zwiſchen Düppel-Mühle und Schanze VII. richtete, konnte nicht von der Brigade Canſtein parirt werden, die nur ſüdlich der Chauſſee ihr Gefechtsfeld hatte, ſondern ſtieß hier auf Abtheilungen der Brigade Raven, die den Vorſtoß der Dänen von Schanze VII. aus beobachtet hatten. Die 3. und 4. Compagnie vom 18. Regiment unter Oberſtlieutenant v. Wietersheim gingen mit Marſch Marſch dem Feinde entgegen, wobei der katholiſche Diviſionspfarrer Simon, mitten im Kugelregen, die an ihm vorbeiſtürzenden Leute durch feurige Zurufe in polniſcher Sprache in ihrem Siegeslaufe ermunterte. Der Feind wurde in Unordnung über die apenrader Straße gegen den Alſenſund geworfen, Oberſtlieutenant Tersling verwundet und gefangen.

Die Wegnahme des Brückenkopfs.

Um 12 Uhr, oder doch wenig ſpäter, war die Umzirkung des Brückenkopfes auf 1000 Schritt Entfernung ausgeführt; nur von Norden her, dicht am Alſenſunde entlang, war, wie wir ſo eben ausführten, dem rechten Flügel des Feindes eine Rückzugslinie geblieben. Dieſe Linie benutzte er geſchickt und bewerkſtelligte auf derſelben, ohne erheblich ſchwere Verluſte, den Rückzug und die Rettung von fünf Bataillonen. Es waren dies die 4 Bataillone der 3. Brigade (16. und 17. Regiment) und ein detachirtes Bataillon vom 3. Regiment. Das andere Bataillon vom 3. Regiment, ſammt den beiden Bataillonen des 18. Regiments, bildete die Beſatzung des Brückenkopfes.

Das 16. und 17. Regiment hielten Schanze VIII. IX. und X. beſetzt*) und gegen ſie — wie wir S. 222 des Ausführlicheren hervorgehoben — richteten ſich etwa um 12 Uhr, alſo ziemlich genau um dieſelbe Zeit, wo ſich die Brigade Canſtein in Sney und im Rücken des Barackenlagers feſtſetzte, die Angriffe der beiden Brigaden Raven und Schmid. Die 1. und 2. Compagnie des 18. Regiments nahmen Schanze VIII., die 3. Compagnie vom Leibregiment nahm Schanze IX., die 6. Compagnie des 13. Regiments nahm Schanze X. In allen drei Schanzen wurden zahlreiche Gefangene gemacht, zuſammen nahe an 500 Mann, der größte Theil der beiden Regimenter (16. und 17.) aber, der nicht innerhalb der Schanzen, ſondern in einer Reſerveſtellung hinter denſelben geſtanden hatte, trat im Weſentlichen unbeläſtigt, jedenfalls unaufgehalten, ſeinen Rückzug an. Das mehrgenannte Bataillon vom 3. Regiment ſchob ſich, mit ſehr geſchickter Terrain-Benutzung, zwiſchen die rückgehenden Bataillone und die nachdrängenden Preußen, die ihrerſeits zu ſchwach, auch dem feindlichen Feuer von Alſen her viel zu ſehr ausgeſetzt waren, um einen entſcheidenden Schlag gegen die dicht am Strand hin ſich zurückziehenden Bataillone ausführen zu können. Unter mal nachlaſſendem, mal ſich ſteigerndem Feuergefecht folgten die preußiſchen Abtheilungen, die hier, ohne daß es zu einem ernſteren Engagement gekommen wäre, manchen herben Verluſt erfuhren. Hauptmann v. Cranach, deſſen Compagnie (die 6. vom 13. Regiment) eine halbe Stunde zuvor Schanze X. genommen hatte, fiel tödtlich getroffen; Generalmajor v. Raven, immer an der Spitze der Seinen, wurde durch das Sprengſtück einer Granate am Knöchelgelenk des rechten Fußes verwundet und durch dieſe ſchwere Verwundung außer Gefecht geſetzt. Neun Tage ſpäter verſchied er im Johanniter-Hoſpital zu Nübel.

---

*) Auch Schanze VII. war vom 17. Regiment beſetzt, aber, wie wir wiſſen, längſt erobert.

Etwa um 1 Uhr hatten die letzten däniſchen Compagnieen die Chauſſee und den Brückenkopf (jene führt ſchließlich durch dieſen hindurch) von Norden her erreicht und damit ihren Rückzug glücklich vollendet. Die verfolgenden Abtheilungen der Brigaden Raven und Schmid hatten ihnen keine erheblichen Verluſte zuzufügen vermocht; nur eine Compagnie vom 3. Regiment war gefangen genommen worden. Ebenſowenig war die Brigade Canſtein im Stande geweſen, das Thor zu ſchließen, die Rückzugslinie, unmittelbar nördlich vom Brückenkopf, zu durchſchneiden.

Der charakteriſtiſche Zug des 18. April war unaufhaltſames Vordringen, weit über die geſtellte Aufgabe hinaus. Dieſer Zug iſt allen einzelnen Momenten des Tages ſo entſchieden aufgeprägt, daß gelegentlich die Forderung eines durch Nichts zu hemmenden Vorgehens darauf baſirt worden iſt. Waren die berühmten ſechs Schanzen, ſo rechnete mancher, in 5 Minuten genommen worden, warum ſollte nicht der Brückenkopf in 10, Alſen ſelbſt in 20 Minuten genommen werden. Angeſichts ſo vieler Bravourſtücke dieſes Tages, war es vielleicht verzeihlich, ſolche Forderungen zu ſtellen, — ſie waren nur eben unausführbar.

Betrachten wir, ob die Brigade Canſtein in der Lage war, das Thor zum Brückenkopf von Norden her zu ſchließen, oder den Brückenkopf ſelbſt zu beſetzen. Werfen wir zu dieſem Behuf zunächſt einen Blick auf die Streitkräfte, über die jene Brigade verfügte und auf die däniſchen Streitkräfte, die ihr, wenn auch vielleicht nicht thatſächlich gegenüberſtanden, ſo doch jeden Augenblick gegenüberſtehen konnten.

Generalmajor v. Canſtein hatte um 12 Uhr die Linie im Rücken des Barackenlagers, alſo die Linie von der Chauſſee bis zum Gehöft Sney mit höchſtens 8 Compagnieen vom 35. Regiment beſetzt, zwei, höchſtens drei Compagnieen (meiſtens Garde) hielten ſüdlich von Sney nach dem Wenningbunde hin, 8 Compagnieen 60er unter Oberſtlieutenant Hartmann ſtanden bei Lünette B., alſo gegen 1000 Schritt rückwärts, in Reſerve. Unmittelbar zur Hand, behufs eines Vorgehens gegen den Brückenkopf, hatte der General mithin nur 2 Bataillone durch Kampf und Sonnenbrand erſchöpfter Truppen; rechnen wir ſeine Reſerven mit ein, ſo ſtanden ihm 4 Bataillone zu Gebot.

Wie ſtanden dieſen 4, zunächſt nur dieſen 2 Bataillonen der Canſteinſchen Brigade, die Dänen gegenüber? Sie hatten ſchwere Verluſte gehabt, zwei Brigaden, die 1. und 8, waren ſo gut wie vernichtet, aber dieſe zwei Brigaden waren nicht die däniſche Armee. Im Brückenkopf (das wußte man dieſſeits) ſtanden drei oder vier Bataillone; auf Alſen lagen drei weitere Brigaden, — jeden Augenblick konnte der Feind aus dem Brückenkopf hervorbrechen. Es war eine Situation, die äußerſte Vorſicht erheiſchte, wenn man nicht die Erfolge dieſes Tages ernſtlich gefährden oder doch durch einen einzelnen Mißerfolg dem Glanz des Tages einen Flecken geben wollte.

Und wenn es glückte, ſo entſtand doch immer die Frage, ob der Einſatz nicht höher ſei als der Gewinn. Ein infernaliſches Feuer donnerte vom Brückenkopf, namentlich aber von allen alſener Batterieen herüber und deckungslos, vielleicht in Kolonnen, gegen ein ſolches Feuer vorzugehen, war ziemlich gleichbedeutend mit Hinopferung der wenigen Compagnieen, die jetzt, in leidlich gedeckter Stellung, den Brückenkopf umzirkt hielten. Nahmen ſie ihn dennoch, oder ſchnitten ſie an ſeiner Nordſeite dem Feinde die Rückzugslinie ab, ſo konnten ſie doch immer nur arg decimirt in die eine oder andere Poſition am Alſenſunde einrücken.

Dieſe und ähnliche Erwägungen mochten es ſein, die den General v. Canſtein abhielten, ein allzu gewagtes Spiel zu ſpielen. Er behielt, von Sney aus, den Brückenkopf im Auge, bereit, im rechten Moment auch gegen dies letzte Bollwerk vorzudringen. Unſere in langer Linie aufgefahrenen Batterieen, die, namentlich nördlich von der Chauſſee, mit immer ſteigender Energie das Feuer von Alſen her erwiderten, ließen den General hoffen, daß dieſer »rechte Moment« bald gekommen ſein werde. Im Ganzen donnerten 71 preußiſche Geſchütze nach Alſen hinüber. Wie es ſchien, nicht wirkungslos.

Das Feuer von drüben wurde ſchwächer. Es war 1½ Uhr. Der Augenblick ſchien jetzt da, ein Vorgehen gegen den Brückenkopf wagen zu dürfen; ohnehin man allerhand Zeichen auf der Bruſtwehr deſſelben wahrnahm, Zeichen, die darauf hindeuteten, daß das Werk vom Feinde bereits verlaſſen, vielleicht ſogar von zerſtreuten Abtheilungen der Unſrigen beſetzt worden ſei.

So war es in der That. Lieutenant Graf v. d. Schulenburg, von der 9. Compagnie 35. Regiments, hatte ſich bereits mit ſeinen Leuten darin feſtgeſetzt. Von Norden her war er in den Brückenkopf eingedrungen. Jenen Vorſtoß, den General v. Canſtein von Snev aus nicht ausführen durfte, wenn er nicht alles, was er zur Hand hatte, möglicherweiſe aufs Spiel ſetzen wollte, dieſen Vorſtoß hatte Graf v. d. Schulenburg im Kleinen ausgeführt. Mit 20 bis 30 Mann, die nach Art einer Schleichpatrouille vorgeführt wurden, hatte er ſich bis an den Alſenſund herangeſchlichen und hier, gleichſam wegelagernd, dem von Norden her ſich zurückziehenden Feinde viele Gefangenen abgenommen. Bei dieſer ganzen Affaire hatte ſich ein junger Unterofficier, Namens Haederich, durch Bravour beſonders hervorgethan. Graf Schulenburg rief ihm jetzt zu: »nun müſſen wir aber noch einen beſondern Coup ausführen«, dirigirte ſofort ſeinen Zug wieder rechts nach der Chauſſee hin und warf ſich, den Chauſſeegraben benutzend (wir erinnern daran, daß die Chauſſee durch den Brückenkopf hindurch führte), mit Hülfe dieſer Deckung gebenden Grabenlinie in den Brückenkopf hinein. Drinnen war Feuer ausgebrochen, der Feind nach wenigen Schüſſen geflohn. Die in den Brückenkopf eingedrungenen Füſiliere entfernten raſch die noch herumliegenden Pulverſäcke und Granaten, aber ein längerer Aufenthalt im Innern erwies ſich als unmöglich, da der Brückenkopf nach der Seite von Sonderburg offen und völlig eingeſehen war. Das von drüben kommende heftige Feuer nöthigte die Füſiliere alsbald, in demſelben Chauſſeegraben Deckung zu ſuchen, mit deſſen Hülfe ſie in den Brückenkopf eingedrungen waren.

Dieſe Abtheilung vom 35. Regiment war höchſt wahrſcheinlich (Gewißheit iſt darüber nicht zu erlangen geweſen) die erſte im Brückenkopf; aber vielleicht nur eine Minute ſpäter drangen auch 18er, und zwar ein Zug der dritten Compagnie unter Lieutenant v. Gersdorff, von Norden her in den Brückenkopf ein. Andere Züge und Halbzüge, aber immer noch vereinzelt, ſchloſſen ſich in raſcher Reihenfolge an und ſetzten ſich in dem vom Feinde verlaſſenen Werke feſt; nur einige Mannſchaften vom 9. däniſchen Regiment wurden, ohne daß ſie Widerſtand leiſteten, von dieſen erſten Abtheilungen (35er und 18er) gefangen genommen.

Bis dahin hatte die Wegnahme des Brückenkopfes wenig oder gar keine Verluſte gekoſtet; aber noch der letzte Moment forderte ſeine Opfer. Das Geſchütz- und Gewehrfeuer von Alſen her, das — wahrſcheinlich ſo lange der Rückzug über die Brücke dauerte — an dieſer Stelle geſchwiegen hatte, begann aufs Neue mit verſtärkter Heftigkeit. Es konnte nicht mehr Abſicht ſein, dem Sieger die beiden Brückenköpfe ſtreitig zu machen, es konnte ſich nur noch darum handeln, ihn zu ſchädigen, ihn ſeinen Sieg ſo theuer wie möglich bezahlen zu laſſen.

Die erſten Abtheilungen der 35er und 18er, im Ganzen etwa nur zwei Compagnieen ſtark, wußten ſich, nunmehr mit dem Terrain vertraut, gegen dieſes Feuer zu ſchützen, nicht aber die weiteren Abtheilungen, die jetzt, zum Theil in geſchloſſenen Kolonnen, tambour battant gegen den Brückenkopf vorrückten.

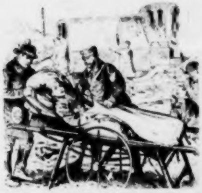
Dieſe größeren Abtheilungen (die 4. Compagnie vom 18. Infanterie- und die 2. und 3. Compagnie vom 4. Garde-Regiment) waren ohne Kenntniß davon, daß kleinere preußiſche Abtheilungen bereits den Brückenkopf genommen und ſich innerhalb deſſelben eingeniſtet hatten, ſtanden alſo jeden Augenblick auf dem Punkt, auf die Brückenkopf-Beſatzung volle Salven abzugeben, während ſie ſelber, namentlich bei Ueberſchreitung der Chauſſee, von Alſen her ein heftiges Kartätſchenfeuer erhielten. Es war eine peinliche Situation; die vorgehenden Kolonnen waren durch das Feuer des Feindes, die Brückenkopf-Beſatzung war durch das Feuer der anſtürmenden Freunde bedroht. Wirr und gefahrvoll wie die Situation war, ſo blutig verlief ſie auch. Lieutenant Graf Schulenburg und ſeine Füſiliere, ihre Grabendeckung aufgebend, ſprangen auf die Bruſtwehr der Schanze, um durch Hurrahruf und Wehen mit Tüchern, die man in der Eil an Stangen und Gewehre gebunden hatte, den anrückenden Kolonnen ein Zeichen zu geben: »hier ſind Preußen.« Sie erreichten auch ihren Zweck, aber Graf Schulenburg fiel, von einer däniſchen Kartätſchkugel tödtlich in den Rücken getroffen. Neben ihm fielen einzelne ſeiner Füſiliere. Und wie in die zerſtreute Beſatzung des Brückenkopfes, ſo ſchlugen jetzt auch, nur mit geſteigerter Wirkung, die Kugeln von Alſen her in die anrückenden Kolonnen der 18er und des 4. Garde-Regiments ein. Neun Officiere fielen, theils ſchwerer, theils leichter verwundet. Dem Lieutenant Materne vom 18. Regiment riß eine Vollkugel die Bruſt auf; er war todt auf der Stelle. Der Lieutenant Bergmann vom ſelben Regiment fiel tödtlich getroffen. Oberſt v. Korth, der die Garde-Compagnieen perſönlich führte, wurde ſchwer, ſechs andere Officiere (von beiden Regimentern) wurden leichter verwundet. Es ſchien, als ob dieſer letzte Erfolg des Tages nicht ohne Blut habe errungen werden ſollen.

Mit geringeren Opfern wurde der ſüdliche Brückenkopf beſetzt; hier trafen, vom linken Flügel aus abdetachirt, beinah quer über das Gefechtsfeld hinweg, dann am Wenningbund entlang, zwei Compagnieen (die 2. und 11.) vom Leibregimente ein und nahmen dieſe ſüdliche Hälfte des Werkes ohne Widerſtand.

Um 2 Uhr war kein Feind mehr dieſſeits des Alſenſundes. Die zehn Schanzen, das Retranchement, die beiden Brückenköpfe waren genommen; die berühmte Duppelſtellung war unſer. Kein Kampf mehr dieſſeits; nur über den Alſenſund hinweg von hüben und drüben donnerte das Feuer der Geſchütze. Um 4 Uhr ſchwieg auch das. Die ermüdeten Truppen wurden zurückgenommen; die Garden ſetzten die Vorpoſten aus. 18er, 35er und zwei Compagnieen vom 4. Garde-Regiment hielten den nördlichen, zwei Compagnieen vom Leibregiment den ſüdlichen Brückenkopf beſetzt. Die erſte Reſerve bildeten jetzt die drei Halbbataillone in Suen und am Barackenlager; in zweiter Reſerve ſtanden die acht Compagnieen vom 60. unter Oberſtlieutenant v. Hartmann.

Ein großer Sieg war errungen, das ſchleswigſche Feſtland vom Feinde frei, dieſer ſelbſt, wenigſtens in jenem Theile ſeines Heeres, das an dieſem Tage gefochten hatte, war zertrümmert. Seit dem glorreichen 18. Juni 1815 hatte Preußen keinen Tag erlebt wie dieſen. Der Dank brach in Thränen aus und in Gebet.

Der Tag nach dem Sturm.



Unſer war der 18. April. — Der 19. gehörte den Todten; ein ſechsſtündiger Waffenſtillſtand war geſchloſſen, um auf dem weiten Schlachtfelde die Verwundeten (ſoweit es nicht am 18. ſchon geſchehn) aufſuchen, die Todten beſtatten zu können.

Viele Officiere, die am 18. mitgeſtürmt hatten, beſuchten am 19. als militairiſche Touriſten das Schlachtfeld, um einen Ueberblick über das Terrain zu gewinnen, das Tags zuvor in hartem Ringen erobert worden war. Das Hauptintereſſe gewährten immer die Schanzen ſelbſt. Wir geben nachſtehend Auszüge aus Briefen, die an jenem erſten Tage nach dem Sturm geſchrieben wurden; ſie werden das Bild, das wir in den vorigen Capiteln zu geben bemüht waren, lebendiger und farbenreicher machen.

Einer ſchreibt:

»Noch vor Morgengrauen des nächſten Tages fuhr ich mit einem oeſtreichiſchen und preußiſchen Major nach den Schanzen hinaus. Da lagen nun dieſelben Schanzen, die man vorher doch mit einem gewiſſen Reſpect betrachtet hatte und aus deren drohenden Scharten ſo manche Kugel uns zugeſandt worden war; jetzt wehte überall die ſchwarz-weiße Fahne hernieder, und im Innern der Schanzen ſpielten die Regimentsmuſiken alte preußiſche Melodieen. Schwieg die Muſik in einer Schanze, dann ſtimmte ſie in einer andern von Neuem an, wie bei einem Feſtgelage, aber dazwiſchen dröhnte auch noch der Donner unſerer Geſchütze, welche den Dänen auch in ihrem letzten Aſyl, auf der Inſel Alſen, keine Ruhe ließen. Von einer Anhöhe über dem Brückenkopf hatte ich eine weite Ueberſicht über den ganzen Strand und die Inſel. Beide Ufer waren von den gegenſeitigen Vorpoſten beſetzt, nur der ſtille blaue Alſenſund trennte ſie von einander; drüben lag Sonderburg mit freundlichen rothen Ziegeldächern und ſah lange nicht ſo verwüſtet aus, als man nach den häufigen Feuersbrünſten glauben ſollte. Weiter hinaus blickte man in die offene blaue See; ein däniſches Geſchwader kreuzte vor dem Ausgang des Wenningbundes, auch »Rolf Krake«, das ſchwarze Ungethüm, fuhr langſam auf und nieder, wagte ſich aber nicht in die Nähe unſerer Batterieen. Die Brücke über den Alſenſund ſtand noch in Flammen und die ausgefahrenen Pontons trieben auf den Wellen umher. Neben dieſem ſchönen Blicke hatte ich aber auch die Ausſicht auf die Schanzen und das Feld zwiſchen dieſen und dem Alſenſund, welches noch alle grauſigen Spuren des Kampfes vom Tage zuvor zeigte. Eine Menge von Todten lagen noch umher, wie viele auch in der Nacht ſchon beerdigt ſein mochten. Die Meiſten lagen mit friedlichen Mienen wie Schlafende. Umgeworfene Geſchütze, Gewehre mit abgeſchlagenen Kolben, Torniſter, Munition lagen wild zerſtreut umher. Mit dieſem ernſten Eindruck des Schlachtfeldes, auf dem jetzt eine ſechsſtündige Waffenruhe zur Beerdigung der Todten eintrat, gab ich meine Reiſegeſellſchaft auf und ging allein nach Nübel, um unſere Kameraden zu ſehen, die dort im Johanniter-Hoſpital lagen. Die Aerzte riethen mir von dem Beſuche ab, um jede Aufregung zu vermeiden, und ich begnügte mich mit den eingezogenen Erkundigungen.«

Ein zweiter ſchreibt:

»Ein klares Bild von der Verwüſtung in den Schanzen und der Umgegend zu geben, iſt unmöglich, und von dem Zuſchauer wird ſie erſt begriffen, wenn er die verhältnißmäßig gut erhaltenen nördlichen Schanzen mit den arg zerſtörten ſüdlichen Schanzen vergleicht: die grünen gradlinigen Doſſirungen ſind verſchwunden und in einen hügeligen unförmigen Erdhaufen verwandelt; die coloſſalen Balken der Blockhäuſer ſind von den Bomben nach allen Seiten zerſplittert und durchgebrochen, ſo daß ſie einen Wirrwarr von zerbrochenen Balken bilden, durch den man überall den Himmel hindurchſieht und nur gebückt hineinkriechen kann; große Flächen ſind von den Bomben völlig aufgewühlt, ſo daß man bei jedem Schritte an einem 4 bis 6 Fuß breiten Loche ſteht, welches von den Bomben gebildet iſt; überall zerſchoſſene Kanonen, Laffetten, Hunderttauſende von Kugeln aller Gattungen und Splitter der Sprenggeſchoſſe, dazwiſchen Montirungsſtücke ꝛc. Die Sieger hauſen recht heiter in dieſen Trümmern, im Schutze der vortrefflichen Zelte und Baracken, welche man nach Eroberung der Schanzen hinter denſelben vorfand. Aus Zelten, alten Pulverkammern und anderen Behauſungen hört man fröhlichen Geſang, und Morgens und Abends trägt die Militairmuſik zur Erheiterung bei.«

Einem dritten Briefe, der in Schanze X. (dicht am Alſenſunde und den Alſener Batterieen am nächſten gelegen) geſchrieben wurde, entnehmen wir Folgendes:

»Eben komme ich von einem Ritt nach den Schanzen zurück. Mein Rappe hat heut gut laufen müſſen; denn ich war um 10 Uhr zur Kirche in Satrup, wo ein Candidat eine ſchöne einfache Predigt hielt. Eine noch ernſtere Predigt ging vom Altare aus, wo auf Stroh gebettet, in vollſter Uniform, mit einer wollenen Decke zugedeckt, der vorgeſtern gefallene Hauptmann v. Cranach lag. Der Sarg ſtand außerhalb der Kirche und die Leiche war für Jeden ſichtbar, wenig entſtellt, als ob er ſchliefe. Er hatte zwei Schüſſe erhalten, einen leichten am Halſe, den er jedoch nicht geachtet hatte, und dann einen tödtlichen durch die Bruſt. Sein treuer Burſche ſaß neben ihm und war beſchäftigt, ſeinem Herrn den Rock auszubürſten, um auch im Tode ſeinen Dienſt zu thun.

Am Brückenkopfe iſt es beſonders mörderiſch hergegangen. Wie die Leute ſchließlich den Brückenkopf genommen haben, iſt faſt unerklärlich. Jeder Zugang fehlte, und eine furchtbar ſteile Wand führte hinauf, während die Gräben mit Strauchwerk gefüllt waren. Die Leute von uns ſollen jedoch gar nicht mehr zu halten geweſen, ſondern alle Regimenter durch einander mit Bajonnett und Schußwaffe ſtürmiſch vorgegangen ſein, bis in ſo unendlich kurzer Zeit alle Schanzen genommen waren.

In der Schanze IV. war ein großes eiſernes Geſchützrohr mitten durchgebrochen, durch ein ſchweres Geſchoß, und die Laffetten der Schanzen am rechten Flügel alle zertrümmert. Die Unſrigen hatten in dieſer Schanze 1 däniſchen Officier und 3 Unterofficiere todt unter dem Geſchütze gefunden, ein Zeichen, daß ſie keine Gemeinen mehr während des Geſchützfeuers in die Schanzen bringen konnten. Der Thonboden iſt wie gepflügt von den ſchweren Geſchoſſen, hinter und vor den Schanzen, und trotz des ſchweren Bodens waren es Löcher, wie man ſie zum Pflanzen größerer Bäume aufwirft. Die Blockhäuſer der Schanzen des rechten Flügels, obgleich von fußdicken Balken eingefaßt und zum Theil doppelt, waren vollſtändig eingeſtürzt und die Balken wie Kienſtäbchen zertrümmert. Vom Brückenkopf war Sonderburg leer und öde, aber gut erhalten zu ſehen, drinnen kein lebendes Weſen, außer einzelnen Soldaten; die Schiffbrücken halb ausgefahren. Auf den Höhen furchtbare Batterieen aufgeworfen, jedoch theilweiſe unbeſetzt. Es wird wohl an Geſchützen mangeln.«

Wir ſchließen dieſe Mittheilungen mit Auszügen aus einem vierten Briefe, der es ſich vorzugsweiſe zur Aufgabe ſtellt, die vielfachen Vertheidigungs- und Hindernißmittel, zu denen die Dänen ihre Zuflucht genommen hatten, zu beſchreiben und ihren Werth oder Unwerth feſtzuſtellen.

»Die Hindernißmittel, welche der Feind unſeren Sturmkolonnen in den Weg gelegt, ſind im Allgemeinen bedeutend überſchätzt worden und haben ſich beim Sturm im Ganzen ohne erheblichen Einfluß bewieſen. Zunächſt die Verhaue. Von ihnen habe ich (dies gilt, wie immer, nur von der eigentlichen Angriffsfront, Schanze I. bis VI.) nur zwei geſehen.

Der eine war auf der Chauſſee, der andere ſchützte die Schanze I. auf der Waſſerſeite vor Umgehung. Die däniſchen Verhaue ſind ein gutes Hindernißmittel und waren richtig angelegt. Nur der erſtgenannte Verhau iſt in Frage gekommen; derſelbe wurde von einer eigens für ihn beſtimmten halben Pionier-Compagnie, obwohl er durch ſpaniſche Reiter gedeckt war, raſch und ohne Verluſte weggeräumt, ſo daß die Chauſſee ſehr bald wieder fahrbar wurde. Man pflegt bei dem Unbrauchbarmachen von Wegedämmen dieſelben durch einen oder mehrere Gräben zu durchſchneiden. So viel ich nun geſehen, war dies von beiden Seiten aus nur einmal verſucht, aber ohne daß die Einſchnitte die Mitte des Fahrdammes erreicht hätten; — ob übrigens von unſeren Pionieren der vielleicht doch fertige Graben wieder in der Mitte zugeſchüttet worden war, habe ich bei der Menge von Fahrzeugen, welche paſſirten, nicht unterſcheiden können. Die vorgefundenen ſpaniſchen Reiter, vorzugsweiſe zur Sperrung von Wegen, Eingängen oder Brücken, waren tüchtige Geſellen, die zweifelsohne ihren Zweck erfüllt haben. Sie hatten alle eiſerne Arme, entweder eine Art langer breiter Meſſer oder ſehr lange, dünne, ſpitze Rundſtäbe, welche dem ganzen Inſtrument Mannshöhe verliehen. Die Meſſer übrigens konnten leicht durch einen kräftigen Hieb umgebogen werden, wozu ſelbſt Kolbenſtöße ausgereicht haben mögen. Cäſarpfähle fanden ſich nur auf einer ganz geringen Strecke bei Schanze I., ſehr dicht beiſammen, aber ſchmal in langer Reihe und wenig haltbar; dennoch aber würde eine ſolche Kette vor der ganzen Front ziemlichen Aufenthalt verurſacht haben. Inmitten der Pfählchen lief das famoſe, vielbeſprochene Drahtgitter. Dies hat gewiß jeden Beſchauenden in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Dünne, unregelmäßige Pfähle, ganz niedrig mit zwei Drähten beſpannt, kaum hoch genug, um den ungeübteſten militairiſchen Springern die Paſſage zu verbieten. Viele Soldaten ſind darüber weggeſetzt, überall genügte ein tüchtiger Beilhieb zum Durchhauen des gefürchteten Eiſenbands. Das Gitter umgab die ganze Front. Jedoch läßt ſich nicht läugnen, daß mehrere Reihen ſolcher Gitter, hoch und mit ſtarkem, loſe befeſtigtem Draht (damit er beim Hiebe nachgiebt) ein ganz tüchtiges Hindernißmittel abgeben können. Eggen, Minen (trotz gegentheiliger Verſicherung), ſo wie Wolfsgruben, Fußangeln u. ſ. w. habe ich nicht geſehen. Jedoch ſah ich noch am Nachmittage des 18. April mehrere Wagenladungen von Eggen in der Nähe der Mühlentrümmer aufgehäuft, auch befand ſich vor dem ſüdlichen Brückenkopf, welcher übrigens, wie ſein College, ohne Verpalliſadirung war, ein Gürtel von viereckigen ganz kleinen Löchern, die Wolfsgruben nicht zu nennen waren. Die Palliſaden waren überall vom beſten Holz, richtig und dauerhaft angelegt, nur die Schraghölzer (Sturmpalliſaden) der

Schanze VI. waren nicht (wie ſie wohl ſollten) im Stande, den Eintritt in den Graben zu verhindern. Die Gräben ſind überall trocken, aber tief und ſchmalſohlig. Die vielen abſonderlichen Feuerwaffen, welche man in den Schanzen vorfand, Höllenmaſchinen, Espingole-Batterieen (3 Gewehrläufe, welche mit 20 Kugeln, je eine Ladung, eine Kugel, Ladung, Kugel u. ſ. w. geladen werden), Wallbüchſen, Holzflinten u. ſ. w. haben ſich anſcheinend nicht bewährt, viele lagen in Trümmer. Die Beute, welche wir gemacht, iſt groß! Berlin wird eheſtens das Vergnügen haben, alle Trophäen in ſeinen Mauern zu begrüßen.«

Es war ein ſchmerzlich-intereſſanter Anblick, den die Schanzen am 19. gewährten, einen ſchönen Anblick aber, durch nichts getrübt, gewährte die Haltung unſerer braven Truppen. Hoch und niedrig hatte ſich der Väter würdig gezeigt.

Wer mochte ohne Hochgefühl hören, wie der General v. Raven, als eine Kartätſchkugel ihm das Bein zerſchmetterte, ausrief: »Es iſt Zeit, daß wieder einmal ein preußiſcher General für ſeinen König ſtirbt!« oder wie der tapfere unvergeßliche Major v. Beeren, welcher der Erſten einer auf der Schanze war, in demſelben Augenblicke von einer Kugel durchbohrt wurde, als faſt noch das Hurrah widerhallte, das er in der eroberten Schanze auf den König ausgebracht hatte; oder wie der Cadet, der ſo eben als Officier aus dem Corps gekommen war, ſofort den Sturm in der Cadettenuniform mitmachte und ſein junges Blut aus der empfangenen Wunde freudig fließen ſah. Und von jenem alten General bis zum jüngſten Rekruten, der nach der Schlacht wo möglich noch ſtraffer vor jedem Vorgeſetzten die militairiſchen Honneurs machte, als auf dem Exercirplatz, herrſchte derſelbe Sinn ritterlicher Tapferkeit und freudigen Gehorſams. Nirgend begegnete man eitler Selbſtüberſchätzung oder Anmaßung, ſondern überall derſelben Ruhe wie vorher, als ob das, was ſie gethan, eben nichts ſei, als die einfache Folge der alten eingeſchulten Disciplin, geſtützt auf einen geſunden Kern und auf die rechte Gottesfurcht. Und dieſer Geiſt war es, der zum Siege geführt hatte.

Die Verluſte.

Schwere Opfer hatte der »Tag von Düppel« gekoſtet. Die Verluſte waren auf unſerer Seite beträchtlich, auf Seite der Dänen enorm. Sie hatten den ſiebenten Theil ihrer geſammten Streitkräfte eingebüßt. Ihre eigenen Berichte geben die Zahl 4846 an Todten, Verwundeten und Gefangenen an, darunter 110 Officiere (34 todt oder an ihren Wunden geſtorben). Dieſe Verluſte waren namentlich von 4 Regimentern zu tragen, vom 2. und 22. Regiment (1. Brigade), die die Beſatzung in den ſechs erſten Schanzen bildeten und vom 9. und 20. Regiment (8. Brigade), die das harte Gefecht zwiſchen dem Retranchement und dem Barackenlager zu beſtehen hatten.

Das 2. Regiment verlor 16 Officiere und 968 Unterofficiere und Gemeine.

Das 22. Regiment verlor 23 Officiere und 894 Unterofficiere und Gemeine.

Das 9. Regiment verlor 16 Officiere und 716 Unterofficiere und Gemeine.

Das 20. Regiment verlor 15 Officiere und 651 Unterofficiere und Gemeine.

Der Reſt vertheilt ſich auf das 3. 16. und 17. Regiment und auf die Artillerie. Die letztere litt am ſchwerſten, jedenfalls hatte ſie (im Verhältniß zu ihrer Zahl) die meiſten Todten. Sie waren als tapfere Männer bei ihren Geſchützen gefallen; um Pardon hatten die wenigſten gebeten.

Beſonders ſchwer war der däniſche Verluſt an höheren Officieren; um zu halten, was zu halten war, hatten ſie ſich, im heftigſten Feuer, an die Spitze kleiner Kolonnen geſtellt und waren, zum Theil im Handgemenge, gefallen. General du Plat,*) Oberſt Laſſon, Oberſt Bernſtorff,

---

*) Generalmajor Peter Heinrich Claude du Plat war 1809 in Kopenhagen geboren, mütterlicherſeits von deutſcher Abkunft. Von Kindheit an zum Militairſtande beſtimmt, wurde er 1823 Officier und trat, nachdem er mit dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg auf einer Miſſion in Petersburg geweſen war, 1847 in ruſſiſche Dienſte. Er nahm Theil an einem Feldzuge im Kaukaſus, wo er ſich ſehr aus-

Oberſtlieutenant Scholten, Major Roſen, Major Schau und faſt ſämmtliche Bataillons-Commandeure der 1. und 8. Brigade waren todt; auch von den ſchwediſchen Officieren, die ziemlich zahlreich in die däniſche Armee eingetreten waren, waren 3 todt, 2 verwundet, 5 gefangen.

Weit geringer ſtellte ſich der Verluſt der Sieger, er belief ſich auf 1188 Mann, darunter 70 Officiere. Und doch war es ein theuer erkaufter Sieg, manch junges Leben war hinüber, viel edles Blut gefloſſen. Die meiſten Verluſte, wenn wir nach Regimentern rechnen, hatte das brandenburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 35. erlitten, nämlich im Ganzen 160 Mann; ihm zunächſt ſtanden das Leibregiment und das 18. Regiment, jedes mit im Ganzen 135 Mann. Als ſpäter ein ſilbernes Signalhorn demjenigen Truppentheil überreicht werden ſollte, der ſich als Ganzes (d. h. als Regiment) bei Düppel am meiſten ausgezeichnet habe, wurde dies Ehrengeſchenk dem 35. Regiment überwieſen. Nach Compagnieen gerechnet ſtellten ſich die Verluſte aber anders. Da von der Mehrzahl der Regimenter nicht alle Compagnieen ins Feuer kamen, ſo konnten dieſe Regimenter — wie ſchwer auch ihre Verluſte im Einzelnen ſein mochten — nicht aufkommen gegen diejenigen Truppentheile, die mit allen Compagnieen (wie z. B. das 35. und 18. Regiment) im Feuer geſtanden hatten. Nach Compagnie-Verluſten gerechnet, rangiren die Regimenter wie folgt:

53. Regiment (1. Compagnie)	49
Leibregiment (9. Compagnie)	43
Leibregiment (12. Compagnie)	33
64. Regiment (11. Compagnie)	33
Regiment Eliſabeth (3. Compagnie)	31
35. Regiment (12. Compagnie)	28
24. Regiment (12. Compagnie)	26
13. Regiment (6. Compagnie)	26.

Von den 70 Officieren, deren Blut am Düppeltage floß, waren 18 todt.

Vor den Schanzen fielen folgende ſieben: Lieutenant Schultze vom Leibregiment, vor Schanze III. — Hauptmann Boettge und Premierlieutenant Wienand (beide vom 53. Regiment), vor Schanze IV. — Premierlieutenant Lommatzſch vom weſtphäliſchen Pionier-Bataillon, vor

zeichnete und (zweimal verwundet) einen goldenen Degen als Anerkennung bewieſener Tapferkeit empfing. Im erſten ſchleswig-holſteiniſchen Kriege war er Bataillons-Commandeur und wurde wiederholt, zum Theil ſchwer, verwundet. Später war er längere Zeit Stadtcommandant von Altona und dann Brigade-Commandeur in Rendsburg. Mit dem Gebahren der Eiderdänen ſoll er ſich, wie alle höheren Officiere der däniſchen Armee, nie haben befreunden können. (Er war ein Bruder des dem Erbprinzen von Auguſtenburg naheſtehenden Oberſten du Plat.)

Schanze V. — Major v. Beeren vom Regiment Auguſta, Hauptmann v. Stwolinski und Lieutenant v. Regelein vom Regiment Eliſabeth, alle drei vor Schanze VI. (Eigentlich zwiſchen VI. und VII.)

Zwiſchen Schanzen und Barackenlager fielen: Hauptmann v. Kameke, Secondelieutenant Moellhauſen und Secondelieutenant Mens, alle drei vom 35. Regiment. Lieutenant Arthur v. Rabenau vom Regiment Auguſta und Lieutenant Louis v. Rabenau vom Leibregiment.

Am Alſenſund, in Verfolgung der Dänen von den Schanzen des linken (preußiſchen) Flügels bis zum Brückenkopf, fielen: Generalmajor v. Raven, Commandeur der nach ihm genannten Brigade und Hauptmann v. Cranach vom 13. Regiment.

Am Brückenkopf fielen: Lieutenant Graf v. d. Schulenburg vom 35. Regiment. Lieutenant Materne und Lieutenant Bergmann vom 18. Regiment. Lieutenant Maurer II. vom 60. Regiment. (Er fiel ſüdlich vom Brückenkopf, in der Nähe des Wenningbundes.)

Der Tod ſo vieler tapferer Officiere erweckte manche Klage im Lande. Ueber einzelne der Gefallenen noch ein Wort an dieſer Stelle.

Generalmajor v. *Raven* trat 1826, um auf Avancement zu dienen, in die Armee ein und zwar in das berühmte pommerſche Infanterie-Regiment Nr. 2. (jetzt Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV.). 1846 Hauptmann in dem oben genannten Regiment, kämpfte er 1848 mit demſelben in den blutigen Gefechten bei Schleswig und Düppel. Namentlich bei Schleswig war es das »Königs-Regiment«, das die Entſcheidung erzwang. 1852 Major, 1857 Oberſtlieutenant, erhielt v. Raven bei der Mobilmachung von 1859 mit der Beförderung zum Oberſten zugleich das Commando der 25. Infanterie-Brigade. Den Befehl über die 10. Infanterie-Brigade (die Regimenter 8. und 48.) empfing er erſt bei Ausbruch des Krieges oder unmittelbar vorher; zugleich wurde er zum Generalmajor ernannt. Mit der 10. Infanterie-Brigade in Holſtein eingerückt, trat er alsbald an die Spitze einer *combinirten* Brigade, beſtehend aus den Regimentern 8. und 18. Dieſe führte er am 15. März von Holſtein aus zur Belagerung von Düppel. Die combinirte Brigade (Brigade Raven) that ſich am 29. März in dem Gefecht, das der Aushebung der erſten Parallele vorausging, durch große Bravour hervor. Am 18. April ſtürmte ſie die Schanzen III. VIII. und IX., und in Gemeinſchaft mit andern Regimentern die Schanzen IV. VII. X. und den Brückenkopf. In Front ſeiner Brigade war allemal der tapfere General. Nicht fern vom Alſenſund traf ihn das Sprengſtück einer Granate und zerſchmetterte ihm den Knöchel des rechten Fußes. Von ſeinem Adjutanten, Premierlieutenant v. Kneſebeck, aus dem Feuer getragen, wurde er, auf einer Bahre, weiter nach dem Johanniter-Hoſpital bei Nübel zurückgebracht. Hierbei paſſirte der General eine Compagnie des Leibregiments. Er richtete ſich, auf ſeinen Adjutanten geſtützt, auf der Bahre auf und rief, wie ſchon an anderer Stelle erzählt, den Leuten zu: »Ein General muß auch für ſeinen König bluten; vorwärts Kameraden!« Der rechte Fuß wurde amputirt; trotz der ſorglichſten Pflege*) verſchied der General am 27. April. Am 1. Mai wurde er auf dem berliner Invalidenkirchhofe beigeſetzt; der König ſelbſt folgte, auch die Prinzen des Königlichen Hauſes, ſoweit ſie in der Hauptſtadt anweſend waren. Es war ſeit Scharnhorſt der erſte preußiſche General, der vor dem Feinde geblieben war.

Hauptmann v. Cranach, aus der alten berühmten Lucas Cranach-Familie, war auf dem väterlichen Rittergute Craazen (bei Landsberg) in der Neumark geboren. Er trat früh in die Armee und ſtand zuletzt, wie das 2. Bataillon des 13. Regiments, dem er angehörte, in Münſter. Schon in den Vorpoſtengefechten des linken Flügels (Rackebüll) hatte er ſich verſchiedentlich ausgezeichnet. Wenige Tage vor dem Sturm, faſt wie in Vorahnung ſeines Todes, ſchrieb er: »die Auszeichnung, die des Königs Gnade mir verliehen hat, ſoll mir mehr und mehr ein Sporn werden, meine Schuldigkeit zu thun. Der liebe Gott möge mir dazu die Kraft geben. Ich werde gewiß nicht murren, wenn auch ich, wie ſo Viele, für meinen König und unſer Vaterland bluten ſoll.« Am Sturmtage ſelbſt, wie wir geſehen, war es Hauptmann v. Cranach, der an der Spitze ſeiner

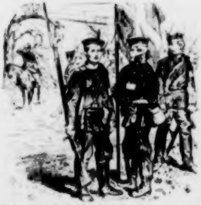
---

*) Es ſei hier der Ort der liebevollen Hingebung zu gedenken, mit der katholiſche und proteſtantiſche Orden, Hülfs-Vereine und Geſellſchaften, in der Pflege der Kranken und Verwundeten wetteiferten. Der Johanniter-Orden allein hatte fünf Hoſpitäler eingerichtet und zwar in Altona, Flensburg (2), Nübel und Weſter-Satrup. In dieſen 5 Hoſpitälern wurden 122 preußiſche, 4 oeſtreichiſche und 28 däniſche Officiere, nebſt einer Anzahl von Unterofficieren und Gemeinen verpflegt. Den höchſten Eifer legten Graf Eberhard Stolberg (Kanzler des Ordens) und ſeine Gemahlin an den Tag; ſie verblieben, während der ganzen Dauer des Krieges, auf dem Kriegsſchauplatz, meiſt in Flensburg. Unter Denen, die den Grafen Stolberg in erſter Reihe unterſtützten, nennen wir hier, neben der Oberin von Bethanien (Gräfin Anna Stolberg) und Dr. Wichern, folgende Johanniter-Ritter: Fürſt Pleß, Freiherr v. d. Kneſebeck-Carwe, Graf v. d. Schulenburg-Hohenberg, Graf Ernſt zur Lippe-Weißenfeld, Oberſt v. Bonin, Herr v. Alvensleben, Oberſtlieutenant Keck v. Schwarzbach, Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, v. Saliſch-Krahtkau, Graf Solms, Graf Wartensleben, Baron Gaffron-Haltauf, Baron Heintze-Weißenrode. — Den Bemühungen der verſchiedenen Orden, Vereine und Geſellſchaften, wie namentlich auch dem Umſtande, daß die Armee, nach den in ihr geltenden Grundſätzen, über hunderte von jungen Civil-Aerzten Verfügung hatte, iſt es zuzuſchreiben, daß die großen Erfolge dieſes letzten Krieges mit verhältnißmäßig geringen Opfern erkauft worden ſind. An Operationen und Amputationen (alle von ſicherer Hand ausgeführt) ſtarben nur wenige; — von Typhus und anſteckenden Krankheiten, dieſen ſchwerſten Geißeln des Krieges, blieben die Lazarethe verſchont, und man darf füglich die Behauptung wagen, daß niemals ein Krieg unter gleich günſtigen Bedingungen geführt worden iſt.

Compagnie die letzte Schanze (Schanze X.) nahm. Nicht zufrieden mit dieſem Erfolg, führte er die Seinigen gegen den Brückenkopf. In der Nähe deſſelben rief er ſeiner Compagnie zu: »Vorwärts, hier ſind wir die Erſten;« aber faſt im ſelben Augenblicke durchbohrten ihn zwei Kugeln; ohne Schmerzensruf ſank er nieder und hauchte ſein Leben aus. Nachdem ſeine Leiche einen Tag lang in der ſatruper Kirche ausgeſtanden, wurde ſie, durch die Brüder des Gefallenen, in die neumärkiſche Heimath übergeführt und am Sonntag den 24. April unter Geläut und Choral, in die Craazener Familiengruft eingeſenkt. Von weit her war alles herbeigeſtrömt, an dieſer Trauerfeier theilzunehmen, Gilden und Deputationen aus Landsberg und Soldin, aus Pyritz und Lippehne. Das ſoldiner Landwehr-Bataillon gab die drei Ehrenſalven über das Grab. Schön ſind die Worte, mit denen Oberſt v. Witzleben (Commandeur des 13. Regiments) der Wittwe den Tod des Gefallenen anzeigte: »Mitten im Glauben an den Sieg, im herrlichen Bewußtſein, der Erſte voran allen Stürmenden zu ſein, iſt er gefallen ohne jeden Todeskampf, ohne allen Schmerz.«

Eine beſondere Theilnahme erweckte das Schickſal der beiden Brüder v. **Rabenau**. Beide waren, in Bruſt und Schulter getroffen, auf dem Terrain zwiſchen den Schanzen und dem Brückenkopfe niedergeſunken; dem jüngeren (Arthur v. R.) zerſchmetterte ein Granatſplitter auch noch den Schenkel, als die Seinen ihn aus dem Kampfe trugen. Sein Tod wurde dadurch um ſo gewiſſer. Als der Vater (auf **Gaſſen** in der Niederlauſitz) die Nachricht von der Verwundung ſeiner Söhne erhielt, eilte er nach dem Kriegsſchauplatz. Alle Anſtrengungen waren umſonſt; am 27. April erlag der jüngere Bruder (Arthur) ſeinen Wunden im Lazareth zu Broacker; drei Tage ſpäter, am 30. April, verſchied auch der ältere Bruder Louis v. Rabenau. Sie waren erſt 24 und 22 Jahre alt. Der König hatte bei ſeiner Anweſenheit auf dem Kriegsſchauplatze (wir ſprechen in der Folge darüber) den beiden verwundeten Brüdern huldvoll die Hand gedrückt und ihnen Worte des Troſtes und der Anerkennung geſpendet. Am 4. Mai wurden beide, unter der Betheiligung vieler Hunderte, die von allen Seiten her herbeigekommen waren, auf dem Gaſſener Kirchhofe, in der Gruft der v. Rabenau'ſchen Familie beigeſetzt. Unter den vielen Lorbeer-Kränzen befand ſich auch einer, den die Gemahlin des Erbprinzen von Auguſtenburg von dem benachbarten Dolzig geſchickt hatte. Mit Tapferkeitsmedaillen geſchmückte Landwehrmänner trugen die Särge von der Kirche auf den Kirchhof; »Auf, mein Herz, ermanne Dich«, ſang die Gemeine; unter dieſen Klängen ſenkten ſie die Särge in die Gruft.

Königs-Parade im Sundewitt.



König Wilhelm erhielt die Siegesnachricht, die Nachricht von der Wegnahme der erſten ſechs Schanzen, etwa gegen 11 Uhr, vielleicht noch früher. Er befand ſich auf dem Kreuzberge, wo er eben über einige Bataillone vom Kaiſer Franz Grenadier-Regiment die Revue abgenommen hatte. Sofort kehrte Se. Majeſtät zu den noch in Bataillonskolonnen daſtehenden Truppen zurück, um ihnen perſönlich die frohe Siegesnachricht zu bringen. Ein jubelndes Hurrah antwortete ihm. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht »Düppel iſt genommen« durch die Stadt. Die ganze Bevölkerung war wie elektriſirt. Tauſende eilten vor das Palais des Königs, um die Beſtätigung der Nachricht oder von weiteren Erfolgen zu hören. Man ſang das Preußenlied, alle Häuſer begannen zu flaggen, am Abend war die ganze Stadt illuminirt. Bis hoch hinauf, in den Manſarden und Dachkammern brannten die Lichter.

An den Prinzen Friedrich Karl hatte der König, unmittelbar nachdem er vom Kreuzberg in ſeinem Palais eingetroffen war, folgendes Telegramm gerichtet: »Nächſt dem Herrn der Heerſchaaren verdanke Ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchſte Anerkennung und Meinen Königlichen Dank für ihre Leiſtungen aus.« Dem freude- und dank-erfüllten Königsherzen genügte es aber nicht, ſein »Ich danke euch« den Truppen ſagen zu laſſen, er wollte es ihnen ſelber ſagen. Am 20. Abends brach er auf, um als Kriegsherr ſeine Armee im Sundewitt zu begrüßen. Mit ihm waren: Kriegsminiſter v. Roon, Generallieutenant v. Manteuffel, Oberſt v. Loën und Oberſtlieutenant v. Steinäcker. Unterwegs (in Ludwigsluſt) ſchloß ſich der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (Chef des 24. Infanterie-Regiments) dem Zuge an. Miniſterpräſident v. Bismarck folgte einen Tag ſpäter.

Am 21. früh traf Se. Majeſtät in Hamburg und Altona ein und ſetzte gegen 7 Uhr nach kurzem Aufenthalt ſeine Reiſe gegen Norden fort. Um 9 Uhr war er in Rendsburg, wo der Amtmann Harbou, der Bürgerworthalter Wiggers und Paſtor Schroedter ihn begrüßten. Auf die Anſprache des Zweitgenannten antwortete der König: »Ich freue Mich über den herzlichen Empfang und namentlich über den Dank, den man Meiner braven Armee gezollt; dieſelbe hat dieſen Dank mit Recht verdient; ſie iſt gegen die Leiſtungen unſerer ruhmreichen Armee von 1813 nicht zurückgeblieben; Ich habe Meine Truppen hierher geſandt, um die Rechte dieſer Lande auszufechten, ſie kämpfen für eine heilige Sache; ich hoffe, daß dieſelbe zu einem guten und Alle befriedigenden Ende geführt werde.«

Um 11 Uhr (Donnerſtag den 21.) traf der König in Flensburg ein. Ein jubelndes Hurrah empfing ihn; junge Mädchen hatten Blumen geſtreut. Auf dem Perron des Bahnhofs — die Sturmcompagnieen des Leibregiments bildeten Spaliere — hatten ſich der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, die andern daſelbſt anweſenden Prinzen, Feldmarſchall Wrangel, Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz, nebſt zahlreichen andern (namentlich auch fremdländiſchen) Officieren zum Empfange eingefunden und begrüßten Se. Majeſtät. Der König dankte, die Mannſchaften von der Sturmcompagnie, welche zuerſt die Schanze III. erſtiegen hatten, ließ er ſich vorſtellen. Zu Fuß, unter dem Geläute aller Glocken, begab ſich der König nach Raſch' Hôtel; anderthalb Stunden ſpäter (12½ Uhr) trat er die Weiterreiſe nach Schloß Gravenſtein an. Um 3 Uhr war er in Gravenſtein; gegen 4 Uhr nahm er auf dem großen Felde zwiſchen Gravenſtein und Atzbüll die Parade über die Sturmkolonnen und die Hauptreſerve-Brigaden ab.

»Auf einer großen Koppel links an der Flensburg-Sonderburger Chauſſee, dicht hinter Gravenſtein (ſo ſchreibt ein Augenzeuge), waren die betreffenden Mannſchaften aufgeſtellt. Ihr Koſtüm war befohlenermaßen das Sturmkoſtüm vom 18. April. In Waffenrock, die Mütze mit grünen Reiſern geſchmückt, Tuchhoſen, die bei einem in lange, bei anderen in kurze Stiefel geſteckt waren, Gewehr, Faſchinenmeſſer und Leibriemen (an welchem hinten das Kochgeſchirr angeſchnallt), empfingen ſie jauchzend ihren Kriegsherrn. Die Officiere waren ähnlich gekleidet; man ſah bei ihnen Degen, Säbel, Revolver, gerollten Mantel, hohe Stiefel, kurze Stiefel (überall Hoſen in den Stiefeln), Mützen ohne und Mützen mit Schirm, und ſo gab das Ganze das Bild einer ſehr leichten, doch feſtgeſchloſſenen kräftigen Truppenmaſſe.

Prinz Friedrich Karl, der, umgeben von ſeinem Stabe, gegen ¼2 Uhr auf dem Revue-Platze erſchienen war, um die Aufſtellung ſeines Armee-Corps vor der Parade noch zu muſtern, erwartete Se. Majeſtät an der Chauſſee, am rechten Flügel der Truppen. Gegen 2 Uhr erſchien Se. Majeſtät der König mit dem Kronprinzen, Prinzen Carl, Prinzen Albrecht

Vater und Sohn, dem Feldmarſchall v. Wrangel und vielen anderen hohen fremdherrlichen und preußiſchen Officieren, und es erhob ſich ein Freudenruf, ein Hurrah der Soldaten, das nicht enden wollte.

Nach Begrüßung vieler hoher und niederer Officiere ritt der König unter klingendem Spiel die Front entlang; ſein Antlitz zeigte nur Freude über ſeine tüchtige, noch wohl ausſehende Armee. Demnächſt defilirten die Truppen in Parade, und zwar geordnet nach den Sturmkolonnen von I. bis VI. Es waren dabei die Pioniere, welche die Arbeiter-Kolonne gebildet hatten, an der Tête; ihnen folgten Artilleriſten, dann die eigentlichen Sturmkolonnen und die Haupt-Reſerve. Nach ihnen die Brigade Goeben mit den Pontonnier-Compagnieen des brandenburgiſchen und weſtphäliſchen Pionier-Bataillons (Nr. 3. und 7.), ſo wie mit den Batterieen der Garde-Brigade. Alle dieſe Truppen defilirten mit dem von Kapellmeiſter Piefke neu componirten Düppeler Sturmmarſch. Nach der Parade ſprach der König zu den um ſich verſammelten Officieren und dekorirten Unterofficieren mit bewegter Stimme wie folgt:

»Meine Herren, Ich bin hierher gekommen, um der tapferen Armee perſönlich Meinen herzlichen Dank auszuſprechen für die außerordentlichen Leiſtungen, für die bewundernswerthe Ausdauer bei den gehabten unendlich großen Strapazen, für die umſichtige, vorzügliche Führung der Truppen, für den großen, herrlichen Sieg. Gern, Meine Herren, wäre Ich in dieſem Feldzuge mitten unter Ihnen geweſen, leider aber geſtattet dies zur Zeit die Stellung, die Ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht; andere Verhältniſſe bedingen Meine Abweſenheit von den im Felde ſtehenden Truppen und dies, verſichere Ich Ihnen, thut Meinem Soldatenherzen wehe. Sie haben die Augen von ganz Europa auf ſich gezogen und überall, wo man hinhört, das größte Lob eingeerntet. Das, Meine Herren, iſt die Frucht des guten Geiſtes, der, wie allbekannt, die ganze preußiſche Armee beſeelt und gewiß nie in derſelben erlöſchen wird. Ich ſage Ihnen allen nochmals Meinen tiefgefühlteſten Dank. Den Sturmkolonnen werde Ich für die in höchſtem Maße bewieſene Bravour und Unerſchrockenheit, mit welcher ſie den großartigen Sieg herbeiführten, ein ganz beſonderes Denkzeichen verleihen. Adieu, Meine Herren! Theilen Sie allen Mannſchaften Meine Allerhöchſte Anerkennung mit und ſagen Sie ihnen Meinen Königlichen Dank.«

Nach dieſer Anſprache, die auf alle Anweſenden einen tiefen Eindruck machte, fuhr der König, in Begleitung des ganzen Stabes, nach den Schanzen, um dieſes Siegesfeld Seiner Armee zu beſichtigen.

Bald nach 9 Uhr traf er in Schloß Gravenſtein ein, um daſelbſt Nachtquartier zu nehmen.

Am andern Morgen (Freitag, den 22. früh) begab ſich der König zunächſt nach Hoſtrup bei Apenrade, wo die 9 Bataillone Garde in Parade ſtanden, die am Sturm auf die Schanzen (I., VI., VII. und den Brückenkopf) einen ſo hervorragenden Antheil genommen hatten. Sie (dieſe 9 Bataillone) waren bereits auf dem Rückmarſch nach Jütland begriffen, — von woher ſie, zur Unterſtützung der Belagerungs-Armee, nur zeitweilig, wie wir wiſſen, heranbeordert waren — als ihnen der Befehl zuging, behufs einer Parade vor Sr. Majeſtät auf ihrem Rückmarſch Halt zu machen.

Um 9 Uhr erſchien der König vor der Front ſeiner Garden. Er begrüßte ſie und gratulirte ihnen zu dem glorreich erkämpften Siege; — dann kehrte er nach Gravenſtein zurück, um hier, auf demſelben Felde, auf dem Tags zuvor die Sturmkolonnen-Parade ſtattgefunden hatte, jetzt die Revue über das ganze im Sundewitt ſtehende preußiſche Armee-Corps abzunehmen. Es waren 20 bis 25,000 Mann, alle Waffengattungen vertreten. Bald nach 11 Uhr ritt der König die lange Front entlang; dann begann der Parademarſch. Das Vorbeidefiliren währte fünfviertel Stunden, worauf ſämmtliche Truppen ein Quarre formirten. Der König lobte nochmals die Tapferkeit der Truppen, rief einzelne hervor, um ihnen beſonders zu danken, noch andere, um ihnen Orden zu verleihn, dann kehrte er gegen 1 Uhr nach Gravenſtein zurück. Um 7½ Uhr war er wieder in Flensburg, wo er Quartier im Hauſe des Kaufmann Callſen nahm. Den Empfang von Deputationen lehnte der König ab, »weil er nur als Kriegsherr ſeiner Armee gekommen ſei«, aber Tauſende von Perſonen durchzogen ſingend die Stadt und brachten vor Raſch Hôtel (wo der König ſoupirte) ein neunmaliges donnerndes Hoch auf König Wilhelm aus.

Am Sonnabend den 23. (2 Uhr Nachmittags) verließ der König Flensburg, nachdem er im Laufe des Vormittags die verſchiedenen Lazarethe beſucht und den Verwundeten Worte des Troſtes geſpendet hatte. Ueber Schleswig, Rendsburg, Altona kehrte er, mit kurzem Aufenthalt an den genannten Orten, zurück. In Altona war die ganze Stadt illuminirt; viele bengaliſche Flammen brannten; Tauſende umdrängten den Bahnhof; Biſchof Koopmann aber, der erſte Geiſtliche des Landes, trat an den König heran und hielt folgende Anſprache:

»Ew. Majeſtät ſtehen nun wieder an den Grenzmarken unſeres Landes und ſind im Begriff, daſſelbe zu verlaſſen. Der Zug Ew. Majeſtät durch das Land iſt ein Triumphzug geweſen, begleitet vom jubelnden Danke eines befreiten Volks. So iſt es auch recht und geziemend, und ſo muß es bis zum letzten Augenblick bleiben. Daher geruhen Ew. Majeſtät, auch hier noch einmal unſern Dank entgegenzunehmen für das, was Sie an unſerm Lande gethan. Aber auch bevor Ew. Majeſtät unſer Land betraten, haben wir ſchon Dankſagungen dargebracht. Das iſt am 18. April, dem glorreichen Siegestage geſchehen. An dieſem Tage haben wir vor allen Dingen dem lebendigen Gott gedankt, dem allmächtigen Gott, der Himmel und Erde regiert. Und das konnten wir freudigen Herzens thun, Königliche Majeſtät, darum, weil wir getroſt mit der Sache unſeres Landes vor dem Angeſicht Gottes erſcheinen können. Wir Alle fühlen uns getragen von dem erhebenden Bewußtſein, daß die Sache unſeres Landes nicht eine Sache menſchlicher Unordnung iſt, ſondern göttlicher Ordnung, eine gerechte Sache, und wohlgefällig in Gottes Augen. Aber eben aus dieſem Grunde können wir auch eine ſo feſte, freudige, innige Zuverſicht zu Ew. Königlichen Majeſtät faſſen. Wir beugen uns vor dem herrlichen Glanze der Krone, die Ew. Majeſtät tragen. Wir beugen uns vor dem mächtigen, feſten, männlichen Willen Ew. Majeſtät, der uns die erfahrene Hülfe zugeführt hat. Aber noch tiefer beugen wir uns vor dem Manne, der alle dieſe Herrlichkeit und Macht nur haben und tragen will als von Gottes Gnaden, wie dies Ew. Majeſtät frei vor aller Welt bekannt haben, an jenem geſegneten Tage in Ihrer Stadt Königsberg. Zu dieſem mächtigen Könige von Gottes Gnaden dürfen wir eine große Zuverſicht haben. Der Gott, dem er dienen will, iſt ja ein Gott der Gerechtigkeit. So werden denn Ew. Majeſtät um Gottes willen die gerechte Sache unſeres Landes nimmermehr verlaſſen. Daher ſehen wir denn mit freudigem Muthe der Zukunft entgegen, und ſprechen bei dem Scheiden Ew. Majeſtät aus unſerem Lande alle wie aus einem Herzen: Gott der Allmächtige ſegne Ew. Königliche Majeſtät, Ihr Königliches Haus und Ihr Königliches Regiment für und für!«

Se. Majeſtät der König antwortete: »Die von Ihnen vernommenen Worte haben Mich gerührt und ergriffen. Das iſt ſtets auch Meine Anſicht geweſen, daß der beſte Schutz Ihres Landes von oben kommen muß. Ich werde nicht davon ablaſſen, Alles, was in Meinen Kräften ſteht, für das Land zu thun. Gott gebe ſeinen Segen dazu. Ich wünſche herzlich, bald einmal wieder Ihr Land beſuchen zu können, und dann die rechte Ordnung hergeſtellt zu finden.«

Wie Biſchof Koopmann mit Recht hervorgehoben, die ganze Königsreiſe glich einem ununterbrochenen Triumphzuge; am ſchönſten gab der holſteiniſche Dichter Klaus Groth den Empfindungen Ausdruck, die damals jedes Herz im Lande bewegten.

Du kamſt wie Sturm und Wetter
In Deinem tapfern Heer,
Nun kommſt Du, der Erretter,
Als Friedebringer ſelber her.

Du biſt nicht wie ein Andrer,
Der kommt und wieder geht;
Du biſt nicht wie ein Wandrer,
Deß Schritt der nächſte Wind verweht.

Einſt trat ein Nord'ſcher Rieſe
Den Fuß in dieſe Flur;
Jetzt tragen Feld und Wieſe
Für immer Deine Königsſpur.

Drei Tage hatte der König Wilhelm in dem befreiten Lande verweilt; am 24. früh traf er wieder in ſeiner Hauptſtadt ein.

Der Hundertkanonentag.

m 21. und 22. hatte der König auf dem großen Felde zwiſchen Gravenſtein und Atzbüll die Parade über ſeine Truppen abgenommen; am 3. Mai erſchienen die Tapferſten dieſer Truppen als ein »Ehrengeleit« in Berlin, um ihrem Kriegsherrn die Trophäen von Düppel zu überbringen, — hundert Kanonen und mehr. Die Stadt rüſtete ſich, ſie zu empfangen. Die Feſtlichkeit war eine doppelte: der Empfang am Bahnhof (am 3. Nachmittags) und der Einzug durchs Brandenburger Thor (am 4. Mittags).

Zuerſt der Empfang am Bahnhof. Es war 5¼ Uhr (Dienſtag 3. Mai) als mittelſt Extrazuges 118 däniſche Geſchütze, die Siegesbeute von Düppel, eintrafen. Die Begleitmannſchaften, 127 Mann, waren, wie ſchon hervorgehoben, aus den verſchiedenen Sturmkolonnen ausgewählt und zu dieſem Ehrendienſte commandirt. Premierlieutenant Stöphaſius, von der brandenburgiſchen Artillerie-Brigade (Nr. 3.), der ſich bei Erſtürmung von Schanze IV. hervorgethan hatte, hatte die Ehre, dieſe 127 Tapfren zu führen. Tauſende ſtanden auf dem Bahnhofe, um die Ankommenden zu begrüßen, und als nun der Zug — ſchon von Weitem durch die aus allen Waggons ausgeſteckten zahlreichen Danebrogs ſichtbar — in den Bahnhof einfuhr, wollte das Hurrah, ſo wie das Hüte- und Tücherſchwenken der Verſammelten kein Ende nehmen. Viele Familien wußten bereits, daß unter der Ehren-Escorte ſich Angehörige von ihnen befinden würden, und ſelbſt viele Meilen weit aus den Städten der Provinz waren Anverwandte, denen die Fürſorge der Officiere ſchon vorher die Ankunft eines Sohnes oder Bruders angezeigt hatte, dazu hier eingetroffen. Der Jubel, mit dem die Ausſteigenden begrüßt, umarmt und geküßt wurden, läßt ſich nicht beſchreiben.

Die Geſchütze wurden abgeladen, die Begleitmannſchaften bewirthet. Am Ende der »großen Wagenhalle« waren zwei lange Tafeln gedeckt, mit Wein und Blumen reichlich geſchmückt; an der Wand entlang lag eine ganze Reihe von Bierfäſſern zum Anzapfen bereit. Die mitgebrachten Danebrogs wurden in aller Eil zur weiteren Ausſchmückung der Tafel verwendet. Der erſte Toaſt galt Sr. Majeſtät dem Könige, dann erhob ſich Premierlieutenant Stöphaſius, um der Stadt Berlin zu danken, die den Heimkehrenden dieſen frohen Empfang bereitet habe. Er hob hervor, wie ſie unter allen Leiden des Winterfeldzugs und unter dem Donner des Kampfes ſtets mit Liebe der Heimath gedacht, wie ſie einen Stolz darin geſetzt, ihr Ehre zu machen, und mit welcher Freude ſie jetzt die Heimath wieder erblickten, doppelt erfreut, ſich ſo von ihr begrüßt zu ſehen. Aus vollem Herzen dankend, bringe er im Namen Aller ein Hoch aus auf alle königsgetreuen Bürger Berlins. Ein dreimaliges jubelndes Einſtimmen des Publicums antwortete dem ſoldatiſchen Toaſt.

Anderen Tages (Mittwoch den 4.) fand der feierliche Einzug ſtatt. Gegen 2 Uhr ſetzte ſich der Paradezug unter Commando des Generallieutenants Hinderſin in Bewegung, paſſirte einen Theil der Luiſenſtraße, ſchwenkte dann rechts, durch das Unterbaumthor, in den Thiergarten hinein und hielt um 2 Uhr vor dem Brandenburger Thor. Hier ſtellte ſich der König an die Spitze des Zuges und führte denſelben in ſeine Hauptſtadt ein.

Die Mannſchaften des Ehrengeleits waren in voller Feldausrüſtung und zeigten ein überaus friſches, kräftiges Anſehen, wie in den gebräunten Geſichtern die Beweiſe der überſtandenen Strapazen von Wind und Wetter. Viele von ihnen ſchwenkten die eroberten Danebrogs, Alle aber trugen, oft bis zur Spitze der Gewehre, Kränze und Bouquets, mit denen patriotiſche Damenhände ſie geſchmückt. Fortwährend auf dem Marſche flogen ihnen aus den Zuſchauerreihen und den Fenſtern noch Kränze zu und wurden von ihnen auf die Bajonnette geſteckt. Der Jubel beim Erſcheinen dieſer Mannſchaften war unbeſchreiblich und begleitete ſie auf dem ganzen Marſche.

Mit ähnlichem Jubel und Intereſſe wurde die nun folgende lange Reihe der Trophäen begrüßt. Der Zug der geſchmückten Geſchütze und Wagen dauerte allein faſt eine halbe Stunde und gab ein Bild des blutigen und glorreichen Kampfes: Feld- und große eiſerne Schiffs- und Belagerungsgeſchütze auf arg zerſchoſſenen Lafetten, die Geſchütze oft ſelbſt von den preußiſchen Kugeln zerſchlagen und beſchädigt; Mörſer, Wagen mit erbeuteten Gewehren, die Eſpingolen und Höllenmaſchinen mit ihren vielen Gewehrläufen, am Brückenkopf eroberte Pontons, die Probeſtücke der großen mit Partiſan-Eiſen beſchlagenen Palliſaden und Spaniſchen Reiter, dazu Drahtbarrikaden, Kugeln und Granatſplitter, alles war in dieſem Zuge vertreten. Von der ſchweren Fahrt begannen an manchen Stellen die Räder zu rauchen, an einem andern Platz brach eines der zuſammengeſchoſſenen Geſchütze nieder und mußte erſt durch die Bedienungsmannſchaften, welche die Garde-Artillerie für jeden Wagen außer der Beſpannung geſtellt hatte, wieder fahrbar gemacht werden.

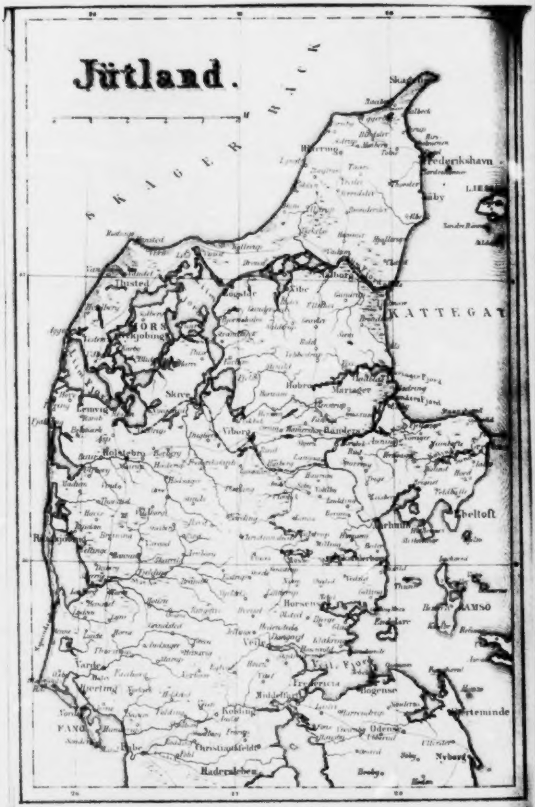
Unter Muſik und Hurrah und unter dem Schwenken der Tücher und Fahnen aus den Fenſtern, bewegte ſich der Zug am Königlichen Palais vorüber, von deſſen Balkon die hier anweſenden Königlichen Prinzeſſinnen ihn begrüßten. Der König hatte inzwiſchen Aufſtellung vor der Blücher-Statue genommen; hier ließ er die Mannſchaften und zuletzt die Geſchütz- und Wagenkolonne an ſich vorbeidefiliren. Eine Ordensvertheilung an die Tapfern beſchloß den ſchönen Tag, der bald in Liedern und Volksweiſen beſungen wurde.

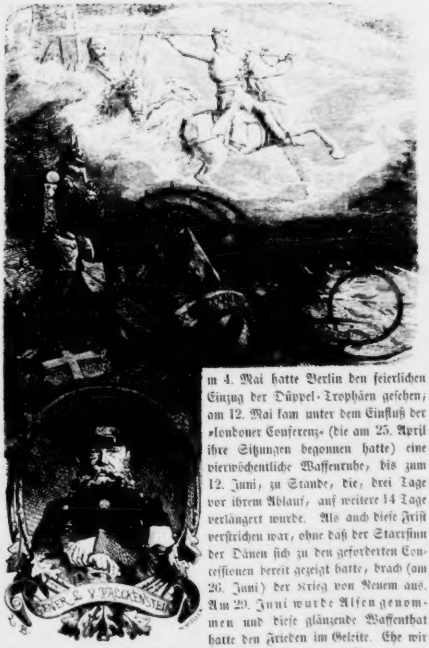
Die Linden ſtehen im erſten Grün,
Die Augen leuchten, die Wangen glühn,
Fanfaren ſchmettern im Siegeston,
Geſchütze raſſeln, Kanon' auf Kanon',
Sie ziehen in langer Reihe dahin
Und in Parade ſteht ganz Berlin.

Der König und mit ihm die Prinzen all,
Sie führen die Stürmer von Düppels Wall,
Zur Siegesgöttin die Blicke empor,
Die Sieger ziehen durchs Siegesthor,
Mit Laub und Blumen die Helme geſchmückt,
Im Sonnenſtrahle die Klingen gezückt.

So klang es damals und alle preußiſchen Herzen ſtimmten mit ein. Das war der 4. Mai 1864, der »Hundertkanonentag.«

Der Krieg in Jütland.


Jütland.
SKAGER RACK
KATTEGAT
Skagen
Frederikshavn
Hjørring
Aalborg
Thisted
Nibe
MORS
Nykjøbing
Skive
Lemvig
Hobro
Mariager
Viborg
Randers
Holstebro
Ebeltoft
Aarhus
Ringkjøbing
Horsens
SAMSÖ
Veile
Vejle Fjord
Fredericia
Varde
Bogense
Kolding
Odense
FANÖ
Ribe
Christiansfeldt
Nyborg
Hadersleben



m 4. Mai hatte Berlin den ſeierlichen Einzug der Düppel-Trophäen geſehen; am 12. Mai kam unter dem Einfluß der »londoner Conferenz« (die am 25. April ihre Sitzungen begonnen hatte) eine vierwöchentliche Waſſenruhe, bis zum 12. Juni, zu Stande, die, drei Tage vor ihrem Ablauf, auf weitere 14 Tage verlängert wurde. Als auch dieſe Friſt verſtrichen war, ohne daß der Starrſinn der Dänen ſich zu den geforderten Conceſſionen bereit gezeigt hatte, brach (am 26. Juni) der Krieg von Neuem aus. **Am 29. Juni wurde Alſen genommen** und dieſe glänzende Waſſenthat hatte den Frieden im Geleite. Ehe wir aber dazu übergehen, den letzten entſcheidenden Act des Kriegsdramas von 1864 zu ſchildern, holen wir zuvor das nach, was wir — um unſere Schilderungen der Ereigniſſe vor Düppel nicht zu unterbrechen — bis hieher verſäumt haben: die Kriegführung in Jütland und die Kriegführung zur See.

Zunächſt die Kriegführung in Jütland.

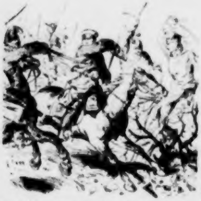
Während das I. Corps, dem wir in dem vorhergehenden Abſchnitt unſere Aufmerkſamkeit ausſchließlich zuwandten, in zweimonatlicher Kriegsarbeit Düppel belagerte und nahm, richteten ſich die beiden andern Corps der verbündeten Armee, die Oeſtreicher unter Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz und die preußiſchen Garden unter Generallieutenant v. d. Mülbe gegen Jütland, beſetzten den Südoſten dieſer Halbinſel, beſtanden einzelne Gefechte, bombardirten Fridericia und rückten ſchließlich, nachdem Fridericia am 28. April von den Dänen geräumt worden war, bis an den Limfjord vor. Bei Eintritt der Waffenruhe (am 12. Mai) befand ſich ganz Jütland, mit Ausnahme der jenſeit des Limfjord gelegenen, ziemlich unfruchtbaren Nordſpitze, in Händen der Alliirten.

Die Ereigniſſe dieſer drei Monate (vom 12. Februar bis zum 12. Mai), ſoweit ſie das II. und III. Corps betreffen, gruppiren ſich in drei Hauptabſchnitte:

1) Die Ereigniſſe bis zum Einmarſch in Jütland (7. März).
2) Die Ereigniſſe vom Einmarſch in Jütland bis zum Bombardement von Fridericia (20. und 21. März).
3) Die Ereigniſſe bis zur Räumung von Fridericia (28. April) und bis zur Waffenruhe (12. Mai).

Jeder dieſer Abſchnitte wird uns eine kurze Zeit zu beſchäftigen haben.

Die Ereigniſſe bis zum Einmarſch in Jütland. (7. März.)



ir verließen das oeſtreichiſche Corps (nach dem blutigen Gefecht bei Overſee) am 7. Februar in ſeiner Stellung ſüdlich von Flensburg; die Garden — wenn wir von ihrer ſpäteren Betheiligung an der Einnahme von Düppel, als von einer Epiſode, einen Augenblick abſehen — verließen wir am 11. Februar in Gravenſtein; das II. und III. Corps (die Oeſtreicher und die Garden) rückten damals nordwärts, während das I. Corps, die Garden ablöſend, ſich gegen Düppel wandte.

Schon am 12. waren die Garden in Apenrade; die Oeſtreicher, die weiter zurückſtanden, rückten nach. Am 17. hatten die Têten die jütiſche Grenze erreicht; das Gros der Garde ſtand in Chriſtiansfeld, die Oeſtreicher ſtanden in Hadersleben. Die Frage entſtand, ob die jütiſche Grenze (bei Kolding) überſchritten werden ſolle, oder nicht? Die politiſche Conſtellation — nicht die günſtigſte damals — beantwortete die Frage mit »nein«. In der That blieb drei Wochen lang (bis zum 7. März) die Aufſtellung beider Corps im Weſentlichen dieſelbe, wie wir ſie oben bezeichnet haben. Nur Kolding — trotz ſeiner Lage jenſeits der jütiſchen Grenze — wurde in Folge eines glücklichen Vorpoſtengefechts, das ſich über Stadt und Grenze hinaus fortſpann, von den Unſerigen occupirt und trotz diplomatiſcher Einwendungen beſetzt gehalten. Ob das Vorpoſtengefecht, das zur Beſetzung Koldings führte, gleich zu dieſem Behuf unternommen wurde, oder ob umgekehrt die Politik ein an und für ſich zufälliges Ereigniß zu ihrem Vortheil ausbeutete, möge dahingeſtellt bleiben.

Das Gefecht ſelbſt aber, das bereits am 18, alſo unmittelbar nach Beſetzung der jütiſchen Grenze ſtattfand, verlief in folgender Weiſe.

Die Gardehuſaren bei Norre Biert

Eine Patrouille vom Garde-Huſaren-Regiment (das am 16. beim Gardecorps eingetroffen war) erhielt Befehl gegen Wonſild, ein unfern von der jütiſchen Grenze gelegenes Dorf — eine halbe Meile ſüdlich von Kolding — vorzugehen. Die Patrouille fand Wonſild bereits vom Feinde geräumt, holte ihn aber — es war eine ſchwache Dragoner-Abtheilung — dicht vor Kolding ein und verfolgte ihn, durch die Stadt hindurch, bis an den Petersberg, eine 2000 Schritt hinter Kolding (auf dem Wege nach Fridericia) gelegene Anhöhe. Dieſe Anhöhe war beſetzt, weshalb die Patrouille von einer weiteren Verfolgung Abſtand nahm. Was aber die Patrouille nicht konnte, das konnten zwei Escadrons deſſelben Regiments unter Major v. Somnitz, die der Patrouille gefolgt waren. Sie gingen im Trabe durch die Stadt hindurch, jagten die 30 feindlichen Dragoner, die auf dem Petersberg hielten, vor ſich her und folgten ihnen in einer langen Attaque, immer die Chauſſee entlang bis über das Dorf Nörre Bjert hinaus. Hier ſtand feindliche Infanterie jenſeits eines Wäſſerchens, des Eltang Baches, der die Chauſſee durchſchneidet und empfing die Huſaren mit lebhaftem Feuer. Die Escadrons kehrten nach Kolding zurück. Der Feind ließ mehrere Todte und Gefangene in unſeren Händen.

Dies an und für ſich unerhebliche Gefecht wurde dadurch von Wichtigkeit, daß es, wie ſchon hervorgehoben, zur Beſetzung von Kolding führte. Das Gros beider Corps verblieb in ſeiner Stellung bei Chriſtiansfeld und Hadersleben, die Avantgarde unter Oberſt v. Bentheim aber quartierte ſich mit mehreren Bataillonen in Kolding ein und armirte den Schloßberg, der die koldinger Föhrde und die beiden nach Veile und Fridericia führenden Chauſſeen beherrſcht, mit zwei Batterieen.

Auch durch einen Brillant-Ritt des Majors v. Alvensleben vom Generalſtab, der aus bloßer Reiterpaſſion die Attacke der beiden Huſaren-Escadrons mitmachte, hat das Gefecht von Nörre Bjert eine gewiſſe Celebrität erlangt. Wir geben hier, im Auszuge, einen Bericht, wie ihn damals, mit einem glücklichen Anfluge von Humor, die Sport-Zeitungen brachten. Sie betrachteten — und nicht mit Unrecht — die ganze Aktion mehr als Wettrennen wie als Gefecht.

»Major v. Alvensleben, auf ſeinem bekannten Steeple-Chaſer »Cocktail« ſitzend, begleitete die beiden Escadrons und machte mehrere glückliche Attacken mit. Der Feind retirirte bis Nörre Bjert, wo die verfolgenden Huſaren auf ein ſtark von Infanterie beſetztes Defilée ſtießen. Da weder Infanterie noch Artillerie ſo raſch mit hatten vorgehen können, ſo mußte etwa auf Schußweite vor dieſem Defilée die Verfolgung abgebrochen werden.

Nur einem ſchien es unmöglich, jetzt ſchon umzukehren, das war Cocktail. Er wurde feſter und feſter in der Hand, bis ſeine Gangart zu einem regulären Schrammen ausartete. Unaufhaltſam eilte er den jetzt in Plänkler-Linien aufgelöſten däniſchen Dragonern nach und hatte ſie natürlich bald erreicht. Hiermit aber noch nicht zufrieden, ſtürmte er mitten hindurch auf die dahinterſtehende feindliche Infanterie zu, ein Haufe Dragoner, fluchend und ſchreiend: »Haut ihn nieder!« ſo raſch ſie konnten, hinter ihm drein. Aber der alte Wallach war zu flink für die Dragoner, ſelbſt für die, welche ihm von vorne und von der Seite in den Weg kamen, um ihn abzuſchneiden, und alle Hiebe fielen immer erſt hinter ihm in die Luft, bis auf einen, der Cocktail am Schweife traf und einen zweiten noch beſſer gezielten, welcher Major v. Alvensleben die Mütze herunterſchlug und ihm die Haare des Hinterkopfes ſtreifte. Der Umſtand, daß die Dragoner Herrn v. Alvensleben ſo ſcharf und in ſo großer Anzahl verfolgten, rettete ihn wahrſcheinlich vom ſichern Tode; denn dadurch wurden die feindlichen Infanteriſten verhindert, auf ihn zu ſchießen, weil ſie, auf ihn allein, nicht abkommen konnten. Etwa hundert Schritt vor der Front der däniſchen Infanterie wurde Herr v. Alvensleben Herr des Pferdes, und nun begann erſt recht die Steeple-Chaſe for a man's life. Er wandte ſofort in einer Rieſenvolte links, natürlich ohne die pace zu vermindern. Sobald er aber die breite Seite zeigte, fielen aus der Infanterie-Kolonne mehrere Schüſſe auf ihn, glücklicherweiſe ohne zu treffen. Wahrſcheinlich ſind die Dänen auf ſo raſches Galopptempo nicht eingeſchoſſen. Das Pfeifen der Kugeln bewog Major v. Alvensleben jedoch, ſobald er irgendwie an ſeinen nächſten Verfolgern vorbeikommen konnte, kurz links zu wenden, da ihm die Geſellſchaft der Dragoner doch ungleich günſtiger ſchien, als die der Infanterie-Kugeln, die ſchließlich ſelbſt mit der beſten pace nicht todt zu machen ſind.

»In dieſer höchſt kritiſchen Lage kam dem Major unerwartete Hilfe. Der Unterofficier Stumm der Garde-Huſaren, der einen ſehr edlen kleinen Wallach, eines der raſcheſten Pferde ſeiner Schwadron ritt, hatte Herrn v. Alvenslebens unfreiwillige Abreiſe bemerkt und war ihm, ohne ſich zu beſinnen, nachgejagt. Da er ſich etwa hundert Schritt hinter dem Major hielt und Alles nur nach dieſem ſah, ſo kam er ziemlich unbehindert vorwärts. Als jener aber ſein Pferd zurückwandte, war er wie der Blitz an der linken Seite des Majors, und nun gingen die beiden Pferde, Kopf an Kopf, der Huſar was er im Leibe hatte, Cocktail etwas mehr zuſammengehalten, in voller Fahrt durch die aufgelöſten Dragoner den abrückenden Huſaren nach, während Herr v. Alvensleben nach rechts, der Unterofficier nach links die nach ihnen geführten Hiebe zu pariren ſuchten. Es zeigte ſich bald, daß nicht nur Cocktail, ſondern auch das edle Huſarenpferd an Schnelligkeit den däniſchen Dragonern bedeutend überlegen waren, ſo daß die beiden Reiter ſich nur um die Feinde vor ihnen zu bekümmern brauchten, während alle, die mit ihnen in gleicher Höhe oder einmal hinter ihnen waren, nicht mehr in Betracht kamen. Ein Dragoner, welcher ihnen gerade den Weg verrannte, führte einen ſcharfen, wohlgezielten Hieb auf den Kopf des Huſaren-Unterofficiers. Durch die Pelzmütze mit dem harten Schirm wurde der Hieb indeſſen ſo geſchwächt, daß er nur das Geſicht des Huſaren ſchlitzte. Der Angreifer hatte im ſelben Augenblick einen Antwortshieb und ward zugleich durch den Anprall der vorwärtsſtürmenden Pferde mit ſeiner Mähre, wie man zu deutſch ſagt, complett in den D — geritten. Noch einige hundert Schritt weiter empfing die beiden Reiter der laute Jubel der Unſrigen, die ihre Abweſenheit eben erſt bemerkt hatten.«

Dies war, ſammt ſeiner Cocktail-Epiſode, das Garde-Huſaren-Gefecht vom 18. Februar, das an demſelben Tage bereits ſtattfand, an dem die Têten der alliirten Armee die jütiſche Grenze erreichten.

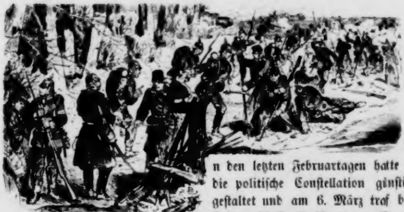
Wir ſagten ſchon, daß bis zum 7. März ein weiteres Vorgehen gegen den Feind nicht ſtatthatte; Kolding abgerechnet, das beſetzt und armirt worden war, begnügte man ſich, die jütiſche Grenze, beziehungsweiſe auch den weſtlich der Linie Kolding-Veile ſtehenden Feind, zu obſerviren. Nur am 29. Februar fand, in Folge einer Recognoscirung, ein Gefecht ſtatt, das in manchen Punkten an die Reiter-Affaire vom 18. Februar erinnerte, aber allerdings minder glücklich verlief. Es waren die weſtphäliſchen Huſaren, die dies Gefecht hatten.

Die weſtphäliſchen Huſaren bei Baekke und Vorbaſſe.

Generallieutenant v. d. Mülbe hatte gerüchtweiſe in Erfahrung gebracht, daß ſich zwiſchen den Dörfern Baekke und Vorbaſſe größere däniſche Cavallerie-Maſſen gezeigt hätten. Baekke liegt drei Meilen weſtlich (ein wenig nördlich) von Kolding und Vorbaſſe wiederum eine Meile nördlich von Baekke. Beides ſind Kirchdörfer und nur durch einen Feldweg verbunden. General v. d. Mülbe wollte Gewißheit über die Stellung des Feindes haben und beorderte die 2. und 4. Escadron vom weſtphäliſchen Huſaren-Regiment gegen die genannten beiden Dörfer vorzugehen; die 3. und 5. Escadron ſollten als Reſerve folgen. In der Nacht gaben einlaufende Meldungen dem Generallieutenant v. d. Mülbe Veranlaſſung, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben; die entſprechenden Ordres erreichten aber nur die 3. und 5. Escadron. Die beiden andern Schwadronen gingen, dem erſten Befehle gemäß, gegen Baekke vor. Nördlich von Baekke ſtieß der Avantgardenzug auf eine Abtheilung däniſcher Dragoner und warf dieſe; die 2. Escadron blieb als Soutien in Baekke, die 4. Escadron folgte dem retirirenden Feinde, wußte ihn bei Skjöderbjergd — halben Wegs zwiſchen Baekke und Vorbaſſe — in ein Gefecht zu verwickeln und nahm ihm, in blutigem Handgemenge, eine große Anzahl von Gefangenen ab. Hier in Skjöderbjergd ſuchte nunmehr die 4. Escadron Halt zu machen, um ſich nicht zu weit von ihrem Soutien in Baekke zu entfernen; der Ungeſtüm einzelner Huſaren aber riß die Uebrigen mit fort und ſo folgte, da man die einzelnen nicht preisgeben konnte, ſchließlich die ganze Schwadron. Als die Verfolgung bis dicht in die Nähe von Vorbaſſe gekommen war, erſchien in Front dieſes Dorfes, auf einer davor gelegenen Höhe, plötzlich eine neue däniſche Schwadron, die nun, im Verein mit den geworfenen Dragonern, zum Angriff überging. Trotz aller Anſtrengungen unſerer Huſaren, die von ihren Säbeln den beſten Gebrauch machten, mußten ſie endlich der bedeutenden Uebermacht weichen. Die große Zahl der vorher gefangen genommenen däniſchen Dragoner konnte in dieſem Handgemenge nicht mitgenommen, ſondern mußte bis auf wenige Mann zurückgelaſſen werden. Das Terrain, auf dem ſich das Cavallerie-Gefecht zwiſchen Vorbaſſe und Skjöderbjergd hin und her bewegt hatte, war durch den aufgepflügten Acker und die mit Schnee angefüllten Gräben ſo ſchwierig, daß eine große Zahl der Huſaren geſtürzt war. Dieſe, nunmehr unberitten und zum großen Theil verwundet, fielen dem Feinde in die Hände. Es waren 33 Mann, darunter 1 Officier (Lieutenant Hällmigk). Als die Reſte der Schwadron Baekke erreichten, fanden ſie die hier zurückgebliebene 2. Escadron, die nach allen Seiten hin Detachirungen ausgeſandt hatte, nur 50 Pferde ſtark. Mit dieſen die Attacke zu erneuern, erſchien nicht räthlich und kehrten ſomit die Escadrons in ihre früheren Stellungen zurück. Der däniſche Bericht, der angiebt, daß eine däniſche Schwadron zwei preußiſche Schwadronen geworfen, dabei dreißig Gefangene gemacht und ihrerſeits nur drei Mann eingebüßt habe, iſt jedenfalls ungenau.

Vom Einmarſch in Jütland bis zum Bombardement von Fridericia

vom 7. bis 21. März.



In den letzten Februartagen hatte ſich die politiſche Conſtellation günſtiger geſtaltet und am 6. März traf beim Feldmarſchall Freiherrn v. Wrangel die Ermächtigung ein, »mit dem in Nord-Schleswig verſammelten Theile der alliirten Armee in Jütland weiter vorzurücken«.

Demgemäß erfolgte am 7. die Concentration beider Corps unmittelbar an der jütiſchen Grenze; anderen Tags (am 8.) ſollte dieſe überſchritten werden. Die Anordnungen des Feldmarſchalls gingen dahin, daß das III. Corps (die Garden) ſich oſtwärts gegen Fridericia, das II Corps (die Oeſtreicher) ſich nordwärts gegen Veile dirigiren ſollte. Beide Corps kamen dieſen Anordnungen nach und beſtanden noch am ſelben Tage, an dem ſie die Grenze überſchritten, zwei ſiegreiche Gefechte. Die Garden warfen den Feind, der dabei mehrere hundert Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßte, bei Gudſö und Snoghöi; die Oeſtreicher beſetzten Veile und nahmen die nordwärts gelegene, hartnäckig vertheidigte Veile-Stellung. Wir werden ſpäter ſehen, welche Bedeutung die Wegnahme dieſer feſten Stellung hatte.

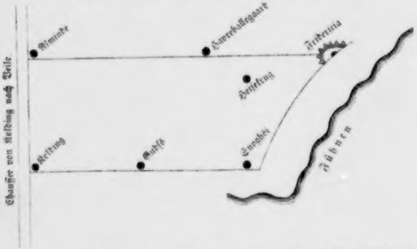
Die Gefechte bei Gudſö und Snoghöi.

Die Garden gingen alſo gegen Fridericia. Da das Corps nur über Feldgeſchütze verfügte, ſo konnte — wenn der Feind nur einigermaßen ſeine Schuldigkeit that — von einer raſchen Wegnahme der Feſtung keine Rede ſein. Es handelte ſich lediglich um eine Cernirung, wobei vorgeſchobene Abtheilungen des Feindes möglicherweiſe abgeſchnitten und gefangen genommen werden konnten. So geſchah es auch.

Wir geben, zu beſſerem Verſtändniß, zunächſt eine Beſchreibung der Lokalität.

Die Fridericia-Poſition iſt der Düppel-Poſition außerordentlich ähnlich. Der Unterſchied läuft lediglich darauf hinaus, daß Düppel ſeinerzeit aus einem Halbkreis von friſch aufgeworfenen Erd-Schanzen beſtand, während Fridericia bis dieſen Tag einen Halbkreis von Baſtionen ſeinem Angreifer entgegenſtellt. Das Geſammt-Terrain beider Poſitionen iſt nahezu daſſelbe. Das Sundewitt beſchrieben wir S. 100 als ein gleichſchenkliges Dreieck, deſſen Baſis die Chauſſee zwiſchen Flensburg und Apenrade, deſſen oſtwärts gerichtete Spitze aber eben Düppel ſei. Sehr ähnlich die große Halbinſel, auf der Fridericia gelegen iſt. Der Veile Fjord und die Koldinger-Bucht, beide tief einſchneidend, ziehen in Nord und Süd die Grenze, während die gradlinige Chauſſee, die von Kolding nach Veile führt, die Halbinſel nach Weſten hin in derſelben Weiſe abſchneidet, wie die Flensburg-Apenrader Chauſſee das Sundewitt vom ſchleswigſchen Feſtlande trennt. Nach Oſten hin iſt Fridericia (wie Düppel durch den Alſenſund von Alſen) durch den kleinen Belt von Fühnen getrennt.

Soviel über das Geſammt-Terrain. An dieſer Stelle — und inſonderheit zu beſſerem Verſtändniß des Gefechtes von Gudſö und Snoghöi — genügt uns ein Abſchnitt des Geſammt-Terrains, etwa das ſüdliche Drittheil deſſelben. Wir bezeichnen dieſen Abſchnitt am beſten durch vier Linien, von denen zwei mit einander parallel laufen.



Das Gefecht verlief wie folgt. Um 4 Uhr früh dirigirten ſich drei Regimenter vom III. Corps nordwärts auf der Kolding-Veiler

Chauſſee; das Regiment Eliſabeth hatte die Tête. Vom Regiment Auguſta blieb ein Bataillon in Kolding zurück, während ein anderes Bataillon unter Major v. Beeren oſtwärts auf der Chauſſee gegen Snoghöi und Fridericia vorging.

Die Avantgarde, gefolgt vom Gros des III. Corps erreichte gegen 7 Uhr Alminde. Hier ſchwenkten die Regimenter nach rechts hin ab, verließen alſo die nach Veile führende Chauſſee und gingen in gerader Linie oſtwärts auf Fridericia. Feindliche Abtheilungen wurden ohne Mühe geworfen; ſie zogen ſich mit nicht unerheblichem Verluſte (General Wilſter und ſein Stabschef Capitain Hoffmann wurden verwundet) in die Feſtung zurück.

Als die Avantgarde auf dieſem Vormarſch gegen Fridericia den Punkt Havreballegaard erreicht hatte, traf Meldung vom Major v. Beeren ein, daß er (v. Beeren) eine feindliche Abtheilung ſeit 5 Uhr früh bei Gudſö feſthalte; dieſe Abtheilung, etwa eine Compagnie ſtark, ſei nunmehr durch die Beſitznahme von Havreballegaard bereits überflügelt.

Dieſe Compagnie abzuſchneiden, darauf mußte ſich jetzt die Aufmerkſamkeit richten. Zwei Bataillone vom 4. Garde-Regiment erhielten Befehl, ſich ſüdlich zu dirigiren und Snoghöi zu beſetzen. Glückte dies, ſo befand ſich die Compagnie zwiſchen zwei Feuern; in der Front ein Bataillon Auguſta unter Major v. Beeren, im Rücken zwei Bataillone vom 4. Garde-Regiment. Auch ein Ausweg nach rechts oder links hin war nicht möglich, — zur Linken lag der kleine Belt, von rechts her ſchloſſen die nachrückenden Bataillone des Gros eine vollſtändige Chaine und machten jede Entweichung unmöglich.

Etwa 11 Uhr nahm Major v. Beeren wahr, daß das Gros des Corps eine entſprechende Abtheilung (die eben genannten zwei Bataillone vom 4. Garde-Regiment) von Havreballegaard und vom Heiſekrug aus, in den Rücken der abzuſchneidenden Compagnie detachirt habe und drängte nunmehr auch ſeinerſeits energiſch weiter vor. Unter lebhaftem Feuergefecht zog ſich der Feind zurück, als er aber eben die Fähre von Snoghöi glücklich erreicht zu haben glaubte, empfing ihn, aus dem Rücken her, eine Salve; die 1. Compagnie vom 4. Garde-Regiment, im Laufſchritt herbeieilend, hatte unmittelbar vor ihm Snoghöi erreicht und beſetzt. Die feindliche Compagnie, in Reihen aufgelöſt, warf ſich an den Strand und ſuchte rechts und links einen Ausweg zu gewinnen; allein umſonſt. Als ſie wahrnahmen, daß ſie völlig umſtellt und eingefangen ſeien, ſtießen die Soldaten, nach däniſcher Kriegsſitte, die Bayonnette in die Erde, zum Zeichen daß ſie jeden Widerſtand aufgäben. Es war die 1. Compagnie vom 20. Regiment unter Capitain Dau, welche auf die Weiſe, 150 Mann und 3 Officiere ſtark, in Kriegsgefangenſchaft gerieth.

Das III. Corps ſchritt nach dieſem Erfolge zur Einſchließung Fridericias.

Das Gefecht bei Veile.

An demſelben Tage (8. März) hatten die Oeſtreicher, wie ſchon angedeutet, das Gefecht bei Veile. Wir verſuchen eine Schilderung deſſelben.

Um 6 Uhr früh ſetzte ſich das II. Corps in Marſch; zwei Brigaden (Noſtitz und Gondrecourt) unter perſönlicher Führung des Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz paſſirten Kolding, die beiden andern Brigaden (Tomas und Dormus) unter Führung des Feldmarſchalllieutenant v. Neipperg, überſchritten weiter weſtlich die Kolding-Au. Hier bot das aufgeſtaute Waſſer große Hinderniſſe, ſo daß die erſte Diviſion (Noſtitz und Gondrecourt) faſt ſchon den halben Weg bis Veile zurückgelegt hatte, als die zweite Diviſion (Tomas und Dormus) eben erſt ſich anſchickte, vom Nordufer des Kolding-Flüßchens aus, auf der nach Veile führenden Chauſſee zu folgen. Dieſe zweite Diviſion ſah ſich deshalb außer Stande, an den Ereigniſſen des Tages Theil zu nehmen.

Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz hatte gegen 11 Uhr Alminde, ein vorausgeſprengter Zug vom Dragoner-Regiment Windiſchgrätz ſogar ſchon Baſſehuus (eine Meile von Veile) erreicht. Hier ſtieß man auf den Feind. Oberſtlieutenant Graf Czernin, der den Zug der Windiſchgrätzer führte, warf ſich ohne Beſinnen auf die feindlichen Dragoner, erlag aber ihrer Ueberzahl. Seine Dragoner wurden geworfen, er ſelbſt fiel ſchwer verwundet in Gefangenſchaft. Erſt das jetzt heranſprengende Regiment jagte die feindlichen Reiter bis Blakjär zurück, wo die Windiſchgrätzer nunmehr Halt machten, um das Herankommen der beiden Infanterie-Brigaden abzuwarten.

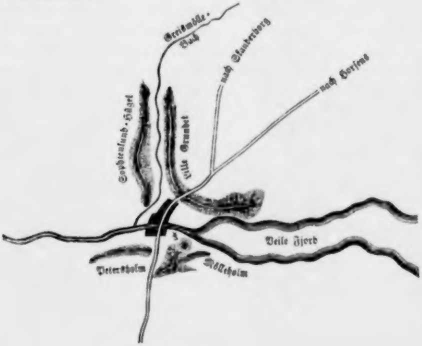
Dieſe waren um 1 Uhr heran; nach kurzer Raſt — das Regiment Windiſchgrätz wie bisher an der Spitze — ſetzte ſich die Diviſion gegen Veile in Marſch. Verhaue, die die Chauſſee abſperrten, waren unbeſetzt; erſt unmittelbar ſüdlich von der Stadt, auf der Waldhöhe »Petersholm« ſtanden vorgeſchobene däniſche Abtheilungen. Das erſte Bataillon vom Regiment Heſſen griff ſie (etwa $3\frac{1}{4}$ Uhr) in Front und Flanke an und warf ſie, ohne erheblichen Widerſtand zu finden, von der Waldhöhe hinab, in die unten liegende Stadt hinein. Die andern Regimenter rückten nach und ſtellten ſich, vor dem feindlichen Feuer geſchützt, auf dem »Petersholme« auf.

Dieſe Waldhöhe geſtattete einen Ueberblick über die, noch aus dem

Kriege von 1849 her, allgemein als ſehr feſt geltende Stellung. Verſuchen wir ein Bild derſelben zu geben.

Der Veile-Fjord ſchneidet tief von Oſten her in's Land hinein und an der Stelle, wo er endet, ſetzt der Veile-Fluß die Waſſer-Grenze nach Weſten hin fort. Die Stadt Veile, vom Veile-Fluß der Quere nach durchſchnitten, liegt ziemlich genau an dem Punkte, wo der Fluß in den Fjord oder die Föhrde einmündet. Nördlich und ſüdlich von dieſer Thalſenkung, in der alſo der Fluß, die Stadt und die Föhrde gleiches Namens gelegen ſind, erheben ſich bewaldete Höhenzüge, die um ihrer beſonderen Schönheit willen die »Veile-Schweiz« genannt werden und als die maleriſchſte Parthie an der ganzen Oſtküſte Jütlands und Schleswig-Holſteins gelten.

Dieſe bewaldeten Höhenzüge, ſo weit ſie ſüdlich von Fluß und Stadt und Föhrde gelegen ſind, waren jetzt in Beſitz der Oeſtreicher, die nördlich gelegenen Höhenzüge aber waren — außer von zwei Dragoner-Regimentern, die nicht in Betracht kamen — von drei däniſchen Infanterie-Regimentern, dem 1. 11. und 7., und von zwei Batterien beſetzt, die entſchloſſen ſchienen, jedes weitere Vordringen des Feindes zu hindern. Dieſe Streitkräfte ſtanden unter dem Befehl des Generallieutenants v. Hegermann-Lindencrone.



Es war oeſtreichiſcherſeits gewagt, den Feind in dieſer Stellung anzugreifen, um ſo gewagter, als der Angriff — in Folge der Ueberſchwemmungen des Veile-Fluſſes — nur auf einer einzigen ſchmalen Linie erfolgen konnte; dieſe einzige ſchmale Linie aber, die Chauſſee (und in ihrer Verlängerung die Hauptſtraße der Stadt) lag völlig unter dem Feuer der feindlichen Batterieen. Dennoch wurde der Angriff beſchloſſen! die Brigade Noſtiz (Regiment Heſſen, Regiment Belgien und 9. Jäger-Bataillon) ging ſofort zur Attacke über. Es war kurz vor 4 Uhr.

Das erſte Bataillon vom Regiment Heſſen, das, wie wir wiſſen, bereits den »Petersholm« genommen hatte, ſtieg jetzt, an der entgegengeſetzten (nördlichen) Seite dieſes Waldhügels, den Abhang hinab und drang gegen die Stadt vor. Die däniſchen Batterieen, von dem jenſeits der Stadt gelegenen Höhenzuge (Lille Grundet) ſuchten durch Shrapnellfeuer dies Vordringen zu hindern; das im Laufſchritt avancirende Bataillon erreichte aber den Eingang der Stadt ohne Zögern und Stutzen, nahm eine Barrikade, ſtürmte die dahinter gelegenen Häuſer und warf die feindlichen Abtheilungen, in einem nun lebhaft ſich entſpinnenden Straßengefecht, raſch und ohne erhebliche Verluſte aus Veile hinaus. Bald nach 4 Uhr war die Stadt genommen; das 2. Bataillon Heſſen und das 9. Jäger-Bataillon rückten nach und nahmen, in Gemeinſchaft mit dem 1. Bataillon Heſſen, Aufſtellung an den drei nördlichen Ausgängen; das Regiment Belgien beſetzte den Marktplatz.

Veile war genommen, aber Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz überzeugte ſich bald, daß die Stadt andauernd nur zu halten war, wenn es ihm glückte, den auf dem nördlichen Höhenzuge in einer dominirenden Poſition aufgeſtellten Feind aus dieſer ſeiner Poſition zu werfen. In dem Augenblick, wo die Spitzen der Brigade Gondrecourt (Regiment Martini, Regiment König von Preußen und 18. Jäger-Bataillon) in Veile eintrafen, beſchloß Freiherr v. Gablenz zur Erſtürmung der feindlichen Poſition, der eigentlichen »Veile-Stellung« überzugehen.

Zwei oeſtreichiſche Batterieen, 8 Pfünder, die inzwiſchen auf dem »Mölleholm« ſüdlich von der Stadt, alſo der däniſchen Artillerie genau gegenüber, Aufſtellung genommen hatten, begannen um 4½ Uhr ihre Beſchießung Als eine halbe Stunde ſpäter das däniſche Feuer ſchwächer zu werden begann, ſchien der rechte Moment gekommen. Die beiden Jäger-Bataillone, das 9. und 18., erhielten Befehl, in nördlicher Richtung vorzugehen und den nach Weſten hin, in der rechten Flanke des Feindes gelegenen Höhenzug, die Waldhöhe von Sophienlund, zu beſetzen. Dieſe Flankenbewegung entſchied den Tag. Der däniſche General, aus ſchwer zu begreifenden Gründen, hatte die Beſetzung dieſes wichtigen Flankenpunktes unterlaſſen; als er ſchließlich dazu ſchritt, und zwar mit unausreichenden Kräften, war es zu ſpät. Das 9. Jäger-Bataillon nahm die Anhöhe nach kurzem Kampf.

Sofort — es war bereits 5½ Uhr — befahl jetzt Freiherr v. Gablenz den Angriff in der Front. Der endliche Ausgang des Kampfes, nach der glücklich ausgeführten Flankenbewegung, war nicht länger zweifelhaft; es konnte ſich nur noch darum handeln, ob der Sieg mit größeren oder geringeren Opfern zu erkaufen ſein würde. Jenes ſchien wahrſcheinlicher. Daß die Dänen entſchloſſen waren Stand zu halten und von der Vorzüglichkeit der Stellung (eine vorzügliche Stellung auch jetzt noch) Nutzen zu ziehen, war erſichtlich. Der Abhang des Hügelzuges, an deſſen Höhenrand ſie ſtanden, bot auf mehrere hundert Schritt hin ein vorzügliches Schußfeld; geſchickt angelegte Schützengräben gewährten Schutz und die in Front der Gräben ſtehenden Bäume waren zwei Fuß hoch über der Erde gefällt, um der Beſatzung des Hügels gute Ruhepunkte zum Auflegen ihrer Gewehre zu geben. Alle dieſe Vorkehrungen aber erwieſen ſich als vergeblich. Wie am 3. Februar bei Erſtürmung des Königsberges und am 6. Februar bei Oeverſee, ſo nahmen auch hier wieder die im Sturmſchritt vordringenden Oeſtreicher die Poſition ohne langen Kampf und jagten die ſich raſch zurückziehenden Dänen theils in den Wald hinein, theils an der Liſière des Hochwaldes entlang. Keine Frage, daß die von der Flanke her avancirenden Jäger-Bataillone dieſe Rückwärtsbewegung beſchleunigten. Ein lang hingezogener Widerſtand würde nur zur Gefangennahme größerer Abtheilungen geführt haben. 200 Mann fielen ohnehin den Siegern in die Hände.

Die Dänen zogen ſich auf Horſens, in nordöſtlicher Richtung, zurück. Ihnen zu folgen und dadurch die Niederlage zu vervollſtändigen, war unmöglich. Volle Dunkelheit war hereingebrochen; außerdem waren die Truppen, durch 15ſtündigen Marſch (ſie hatten um 3 Uhr früh ihre Quartiere verlaſſen) aufs äußerſte erſchöpft.

Das Gefecht — wiewohl minder blutig als der Kampf bei Oeverſee — bietet doch viel Uebereinſtimmendes mit dem letztgenannten Rencontre. Hier wie dort drangen die Angreifer, ſpät Nachmittags und müde vom langen Marſch, gegen die Liſière eines mit Feinden beſetzten Hochwaldes vor; hier wie dort entſchied eine Flankenbewegung und ein energiſcher Vorſtoß in der Front den Ausgang des Tages; hier wie dort hinderten Dunkelheit und totale Erſchöpfung der angreifenden Truppen jede Weiterverfolgung. Der Zufall wollte es außerdem, daß ſich in beiden Kämpfen genau dieſelben Truppen gegenüberſtanden, auf däniſcher Seite das 1. und 11. Regiment, auf oeſtreichiſcher Seite die Regimenter Heſſen und Belgien und das 9. Jäger-Bataillon. Wie dies letztere bei Oeverſee, durch Umgebung des Sankelmark-Sees, den Feind in ſeiner rechten Flanke gefaßt und dadurch die Entſcheidung des Tages herbeigeführt hatte, ſo entſchied daſſelbe Bataillon auch das Gefecht bei Veile, durch Wegnahme von Sophienlund und Bedrohung der feindlichen rechten Flanke.

Nur minder blutig, wie ſchon hervorgehoben, war das Gefecht vom 8. März. Ueber die däniſchen Verluſte, mit Ausnahme der 200 Gefangenen, liegen keine beſtimmten Angaben vor; die Oeſtreicher verloren 92 Mann todt und verwundet, darunter 8 verwundete Officiere. Einer derſelben, Lieutenant Rathlev, ſtarb noch am ſelben Abend.

Lieutenant Rathlevs Tod weckte beſondere Theilnahme. Er war ein geborner Schleswig-Holſteiner und 1859, oder kurz zuvor, aus ſoldatiſcher Paſſion in die oeſtreichiſche Armee getreten. Er wurde Officier in dem berühmten Regiment »König von Belgien«, das, wie während der italieniſchen Feldzüge, ſo auch jetzt wieder im Kriege mit Dänemark ſich durch glänzende Tapferkeit hervorgethan hatte. Wir wiſſen bereits, daß, außer vielen anderen Officieren, in dem Gefecht bei Oeverſee Oberſt Herzog Wilhelm von Würtemberg ſchwer, Oberſtlieutenant v. Illeſchütz tödtlich verwundet wurde. An jenem Tage traf auch den Lieutenant Rathlev (der ſchon bei Magenta gefochten und den Orden der eiſernen Krone erhalten hatte) eine däniſche Kugel, prallte aber von einem däniſchen Reichsthaler ab, den er in ſeiner Taſche trug. Dankbar ließ er aus dem Thaler, der ihn gerettet hatte, einen Henkelthaler machen und trug ihn ſeitdem, wie einen Talisman, auf der Bruſt. Aber der Talisman verſagte den Dienſt; eine däniſche Kugel ſollte ihn tödtlich treffen und der Tag von Oeverſee ſparte ihn nur auf für den Tag von Veile. Er ſtarb einen ſchönen Soldatentod. Einer ſeiner Landsleute rief ihm ein ſchönes Lied nach; wir geben die zwei letzten Strophen:

Fragt Dich im Himmel
Der ſelige Sänger:
„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“
Zeige ihm Oeſterreichs
Ehren und Siege,
Zeig' ihm Dein Blut
Im däniſchen Sand,

Und wo am Belte
Ziehet die Möve,
Zeig' ihm den Markſtein des Vaterlands,
Den Du im Tode,
O Du Getreuer,
Schmückteſt mit Deinem Lorbeerkranz.

So die Strophen. — Die Bedeutung des Gefechts bei Veile war keine geringe; die Streitkräfte, über die der Feind in Jütland verfügte, waren durch Wegnahme und Beſetzung der Veile-Poſition in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte (fünf Regimenter) befand ſich ſüdöſtlich in Fridericia, die andere Hälfte (drei Regimenter Infanterie und drei Cavallerie-Regimenter) ſtand jetzt, muthmaßlich zerſtreut und zerbröckelt, in der Mitte des Landes; an eine Wiedervereinigung beider Streitkräfte war nicht mehr zu denken, wenn es dem General Hegermann-Lindencrone nicht glückte, ſeine Infanterie-Regimenter zu Schiff, etwa von Horſens oder Aarhuus aus, nach Fridericia überzuführen.

Sich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, lediglich aus dieſem und keinem anderen Grunde, drang Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz über Veile hinaus nördlich vor und beſetzte, im Laufe der nächſten Tage, zuerſt Horſens und Skanderborg, dann Silkeborg und Aarhuus. Nirgends traf man auf den Feind, kaum hörte man von ihm, da die ſpezifiſch-däniſche Bevölkerung — in übrigens anerkennenswerthem Patriotiſmus — jeder Frage ein erkünſteltes Nicht-wiſſen, oder Nicht-verſtehn entgegenſtellte. Mit Mühe brachte man in Erfahrung, daß der däniſche General bei Skanderborg (einige Meilen nördlich von Horſens) ſeine Streitkräfte getheilt, das 7. Regiment — wahrſcheinlich in Aarhuus — eingeſchifft, die beiden andern Infanterie-Regimenter aber, ſo wie ſeine ganze Cavallerie, über Viborg an den Limfjord geführt habe. Hier gewährte die große, mitten im Limfjord gelegene Inſel Mors einen vorzüglichen Schutz. Die Verfolgung konnte ſchwerlich einen Uebergang hier wagen; wagte ſie ihn dennoch, ſo war die Inſel ebenſo leicht zu vertheidigen, wie, ſchlimmſtenfalls, nach Norden oder Weſten hin, behufs eines weiteren Rückzugs, wieder aufzugeben.

Eine ſolche Verfolgung, auf ſchlechten Wegen und durch bald unwirthbare Landſtriche eintreten zu laſſen, lag nun keineswegs in der Abſicht des oeſtreichiſchen Befehlshabers; ein weiteres Entfernen von Veile, ſchien, nach der allgemeinen Kriegslage, überhaupt nicht geſtattet. Schon am 13. bereiteten die bis Skanderborg, Silkeborg und Aarhuus vorgeſchobenen Abtheilungen ihren Rückmarſch nach Veile vor; nur die Brigade Dormus verblieb einſtweilen nördlicher (in Horſens). Die Brigade Gondrecourt beſetzte Veile; die Brigaden Noſtitz und Tomas gingen ſüdlicher, um, vom 15. ab, zur Unterſtützung der Garden bereit zu ſtehen, welche ſeit den Gefechten am 8. März, Fridericia — allerdings in einem ziemlich weit gezogenen Halbkreis — umſchloſſen hielten.

Im Hauptquartier war der Beſchluß gefaßt worden, zu einem Bombardement der Feſtung zu ſchreiten. Das II. und III. Corps verfügten zwar über keinen Belagerungs-Park, glaubten aber doch, mit Hülfe ihrer gezogenen Geſchütze, eines Erfolges ſicher ſein zu dürfen. Am 14. und 17. wurden von der zurückgezogenen Halbkreis-Linie aus, die die Garden ſeit dem 9., alſo ſeit dem Tage nach dem Gefecht bei Gudſö und Snoghöi, inne hatten, einige größere Recognoscirungen gegen die Feſtung hin unternommen; endlich am 19. früh fand ein allgemeines Vorgehen gegen den Platz und behufs des zu eröffnenden Bombardements eine engere Einſchließung ſtatt. Noch in derſelben Nacht ſchritten die Garden, die inzwiſchen ihre Vereinigung mit den beiden ſüdwärts detachirten oeſtreichiſchen Brigaden Noſtitz und Tomas vollzogen hatten, zum Batterieenbau. Dieſer Batteriebau erfolgte auf etwa ½ Meile Entfernung von Fridericia und zwar an vier Stellen zugleich. Die beiden oeſtreichiſchen 8 Pfünder-Batterieen — wahrſcheinlich dieſelben, die bei Veile die feindlichen Geſchütze zum Schweigen gebracht hatten — ſtanden bei Erritſö und Fuglſang im Südweſten und Weſten der Feſtung, während zwei preußiſche gezogene 6 Pfünder-Batterieen, in eine Batterie vereinigt, 2000 Schritt in Front von Igum (nordweſtlich von Fridericia) und zwei weitere preußiſche Batterieen, eine 12 pfündige und eine gezogene 4 pfündige, bei Chriſtineborg, im Norden der Feſtung, ihre Aufſtellung genommen hatten. Auch dieſe Batterieen, wie die geſammte Aufſtellung der Truppen, beſchrieben einen Halbkreis um den zu belagernden Platz herum. Ein Ausfall, den der Feind, von der Nordſeite der Feſtung her, mit 2 Bataillonen verſuchte, wurde durch eine Abtheilung vom 3. Garde-Regiment ohne Mühe zurückgewieſen; doch hatte das Regiment bei dieſem Rencontre den Verluſt eines Officiers, des Lieutenants v. Schaper zu beklagen.

Am 20. ſollte aus allen vier Batterieen das Bombardement eröffnet werden; ehe wir aber zu einer Beſchreibung deſſelben übergehen, ſuchen wir uns zuvor mit Stadt und Feſtung Fridericia — von denen die letztere ſeit 1849 eine weſentliche Erweiterung erfahren hatte — bekannt zu machen.

Fridericia liegt auf einer Landzunge am nördlichen Eingange zum kleinen Belt und hat — wie ſchon an anderer Stelle hervorgehoben — die Beſtimmung, der Inſel Fühnen ebenſo zur Vormauer zu dienen, wie die düppeler Schanzen der Inſel Alſen. Die Stadt, mit kaum 7000 Einwohnern, iſt regelmäßig und rechtwinklig gebaut, aber ohne Leben und an manchen Stellen einer Einöde gleich. Kaum zwei Drittel der Geſammtfläche, die von den Baſtionen eingefaßt iſt, iſt mit Häuſern beſetzt; die Häuſer ſind klein und niedrig und erſcheinen wegen des Gegenſatzes zu der großen Breite der Straßen nur um ſo erbärmlicher. Einen großen Theil des zur Stadt beſtimmten Flächenraums nehmen Felder, Gärten und ſelbſt Gehölze ein; dieſer unangebaute Flächenraum, der zwiſchen dem weſtlichen Halbkreis der Häuſer und der ſüdöſtlich, unmittelbar Fühnen gegenüber gelegenen Citadelle liegt, heißt die Esplanade. Hier iſt auch das Hafen-Baſſin; es hat nur 12 Fuß Tiefe und geſtattet nur kleinen Schiffen einzulaufen.

Ein gänzlich fehlgeſchlagener Verſuch als Stadt, hat Fridericia doch ſeine große Bedeutung als Feſtung. Es iſt in der That ſehr feſt. Seine Feſtigkeit beruht zunächſt auf ſeiner Lage. Es hat, in eine Ecke hineingeſchoben, genau die Form eines gleichſeitigen Dreiecks. Von den drei Seiten dieſes Dreiecks ſind zwei durch das Meer und den kleinen Belt, die dritte, dem Lande zugekehrte, durch einen breiten Sumpf- und Waſſergürtel (an manchen Stellen von 1000 Fuß Breite) geſchützt. Durch dieſen Sumpf- und Waſſergürtel, alſo durch einen von der Natur angelegten, mächtigen Feſtungsgraben, führen einige Dämme und Brücken hindurch; dieſe einzigen Communikationswege aber, die die Feſtung nach der Landſeite hin hat, werden durch Batterieen beherrſcht.

Nur im Norden fehlt der Feſtung dieſes vorgelegene Sumpfland. Hier, zwiſchen der Meeresbucht im Oſten und dem nach Igum und Veilby führenden, parallel mit dem Meere laufenden Wege, befand ſich früher der Exercierplatz. Dieſer Exercierplatz war jetzt zu einem »verſchanzten Lager« umgeſchaffen worden und bildete, unmittelbar in Front der eigentlichen Feſtung, eine Feſtung für ſich. Der Zweck dieſes »verſchanzten Lagers« war nicht nur der, der eigentlichen Feſtung eine geſteigerte Feſtigkeit zu leihen, ſondern auch der, den Verkehr mit Fühnen nicht unterbrochen zu ſehen. So lange dies »verſchanzte Lager« in Händen der Dänen war, konnten die Belagerer mit ihren Geſchützen nicht unmittelbar an die Meeresbucht heran, wenigſtens dort nicht heran, von wo aus es einzig und allein möglich war, die ganze Waſſerſtraße, bis Fühnen hinüber, zu beſtreichen. (Auch im Süden der Feſtung befand ſich eine Ueberfahrtſtelle nach Fühnen; dieſe aber war den Dänen bereits verloren gegangen, ſeitdem Erritſö in Händen der Alliirten war. Von Erritſö aus beherrſchten preußiſche Batterieen die ſüdliche Ueberfahrt.)

Wir ſchließen dieſe Schilderung Fridericias überhaupt mit einer Schilderung des »verſchanzten Lagers«, das die Dänen, im Vertrauen auf ſeine Feſtigkeit, wohl ein zweites Dannewerk zu nennen pflegten. Nach Oſten hin war es durch das Meer geſchützt, nach Norden und Nordweſten hin durch Erdwerke und Batterieen, die mit Gräben und Palliſaden verſehen und mit ſchwerem Geſchütz bewaffnet waren. Eine Bruſtwehr für die Infanterie zog ſich die ganze Linie entlang. Die fünf Forts — wie die Lünetten des »Retranchements« bei Düppel — waren im Rücken völlig offen, ſo daß ſie, für den Fall, daß der Feind ſie ſtürmte, dem vollen Feuer der Stadtbaſtionen ausgeſetzt waren.

Die Beſatzung Fridericias beſtand aus fünf Regimentern, etwa 8000 Mann; Commandant war Generalmajor Lunding.

Am 20. früh (5½ Uhr) eröffneten die Alliirten ihr Feuer aus allen vier Batterieen. 42 Kanonen waren alsbald in Thätigkeit und zwar auf Entfernungen hin, die von den altmodiſchen Geſchützen der Gegner kaum durchmeſſen werden konnten. Verluſte waren deshalb dieſſeits nur wenige zu beklagen. In der Stadt, wie in den Baracken des verſchanzten Lagers loderten alsbald helle Flammen empor und zeigten, daß unſere Granaten ihres Ziels nicht gefehlt hatten; aber man durfte ſich, ſelbſt von einer vollſtändigen Einäſcherung der Stadt, immer noch keine Uebergabe der Feſtung verſprechen. Die Häuſer als ſolche hatten wenig Werth und die Bewohner derſelben waren theils ſchon am 8. (als die Preußen zuerſt vor Fridericia erſchienen) theils am 19., alſo unmittelbar vor Beginn des Bombardements, nach Fühnen hin entflohen. Die Ueberfahrt hatte, vom 19. auf den 20., die ganze Nacht hindurch gedauert; es waren nicht Schiffe und Boote genug vorhanden geweſen, um alle die Flüchtigen, die nach Tauſenden zählten, über den Belt zu ſetzen. Jetzt, wo ſie ſammt ihrer Habe in Sicherheit waren, hatte die Einäſcherung ihrer Häuſer wenig zu bedeuten. Man beſchloß deshalb (im Laufe des 21.) eine Beſchießung einzuſtellen, die höchſt wahrſcheinlich die Intereſſen armer Leute ſchädigte, ohne den Zweck zu erreichen, um deſſentwillen ſolche Schädigung einzig und allein geboten erſcheinen konnte. Feldmarſchall Freiherr v. Wrangel ließ allerdings, kurz vor Einſtellung des Bombardements, eine Aufforderung zur Uebergabe der Feſtung an Generalmajor Lunding ergehen; es war dies aber wenig mehr als eine Formalität, ein bloßer Verſuch und die Belagerer ſelbſt waren wohl am wenigſten überraſcht, als die Antwort des Commandanten eintraf, »daß er ſich außer Stande ſähe, auf die Propoſitionen Sr. Excellenz des Feldmarſchalls einzugehen.«

Am Abend des 21. ſchwieg das Feuer der Belagerer. Der Feldmarſchall beſchloß Geſchütze und Truppen vorläufig wieder zurückzunehmen und die Einſchließung abermals in jenem weiteren Bogen ſtattfinden zu laſſen, den die Garden, nach dem Gefecht am 8., vom 9. bis zum 19. beſetzt gehalten hatten. Doch fand nunmehr ein Umtauſch, ein Rollenwechſel ſtatt. Das ganze oeſtreichiſche Corps (auch die Brigaden Gondrecourt und Dormus trafen zu dem Behuf von Horſens und Veile vor Fridericia ein) unterzog ſich der Umſtellung der Feſtung; *die Garden rückten nordwärts*. — Eine eigentliche Belagerung Fridericias, zu der man, wie man ſich überzeugt hatte, durchaus eines Belagerungsparkes bedurfte, ſollte, vor Wegnahme der düppeler Schanzen, *nicht* wieder aufgenommen werden.

Die Ereigniſſe bis zur Räumung von Fridericia

den 28. April.

Um Fridericia herum, in weitem Umkreis lagen die Oeſtreicher; die Garden waren nordwärts gerückt, jedoch nur ein kleiner Theil derſelben, drei Füſilier-Bataillone. Die übrigen 9 Bataillone waren (wie wir bereits wiſſen) am 22. ſüdwärts gegangen, und am 25. im Sundewitt erſchienen, um daſelbſt an der Belagerung der düppeler Schanzen theilzunehmen. Wir haben in früheren Kapiteln des Ausführlicheren über dieſe Theilnahme (namentlich Wegnahme der Schanzen I. VI. VII. und des Brückenkopfes) berichtet.

Die drei Füſilier-Bataillone des Garde-Corps, die in Jütland verblieben waren, hatten Veile beſetzt; eine Meile jenſeits deſſelben, auf dem Wege nach Horſens, ſtanden die äußerſten preußiſchen Vorpoſten. In Horſens ſelbſt waren — nach Räumung der Stadt ſeitens der Oeſtreicher — die Dänen, von Norden her, wieder eingezogen. Sie daran zu hindern, dazu waren die drei Garde-Bataillone — die durch weitere Entfernung von Veile jeden Zuſammenhang mit dem ſüdlich ſtehenden oeſtreichiſchen Armee-Corps verloren und ſich der Gefahr des völligen Abgeſchnittenwerdens ausgeſetzt haben würden, — viel zu ſchwach. War doch ſelbſt in Veile ihre Stellung exponirt genug und nur durch große Wachſamkeit gegen einen vielleicht mit überlegenen Kräften auszuführenden Handſtreich des Feindes zu ſichern, der eben jetzt wieder, wie ſchon im Jahre 1849, geneigt ſchien — mit Hülfe einer ihm treu ergebenen Bevölkerung — den »kleinen Krieg« zu organiſiren. Mehrere ſolcher Handſtreiche, freilich nur gegen kleinere Truppenabtheilungen gerichtet, wurden ausgeführt; einer glückte und führte zur Gefangennehmung von 22 Gardehuſaren. Es geſchah dies im Dorfe Aſſendrup am 29. März. Wir geben einige Details.

Der Ueberfall bei Aſſendrup.

Ungefähr 2½ Meile öſtlich von Veile, am nördlichen Ufer des Veile-Fjord, liegt das Gut »Roſenwold«; hier befindet ſich ein kleiner

Hafen, welcher von den Küſtenfahrzeugen häufig benutzt wird, um daſelbſt ihre Ladungen an Landesprodukten einzunehmen. An dieſer Stelle landete ſehr wahrſcheinlich eine ſtarke Abtheilung däniſcher Infanterie und drang durch die bewaldete, zum Theil von tiefen Schluchten durchzogene Gegend bis zu dem Dorfe Aſſendrup (eine gute Meile von Veile) vor, woſelbſt erſt ſeit wenigen Stunden eine Garde-Huſaren-Abtheilung Quartier genommen hatte. Dieſe, ermüdet durch einen längeren Marſch, lag in tiefem Schlaf (wenige Huſaren, ſo heißt es, waren, des zweiten Oſtertages halber, um eine dampfende Bowle verſammelt), als die Dänen am äußerſten Ende des Dorfes eintrafen, die ihnen bezeichneten Gehöfte in aller Stille umſtellten und nun in die Häuſer eindrangen. An Widerſtand war gar nicht zu denken; es ward den Ueberraſchten keine Zeit gelaſſen, erſt zu den Waffen zu greifen, kein Schuß fiel, keine Klinge wurde blank gezogen. Halb angekleidet wurden die Gefangenen weggeführt, die Pferde, ungeſattelt, aus dem Stall getrieben. Nach wenigen Minuten verſchwanden die Dänen wieder, wie ſie gekommen waren; durch den Wald hindurch ging es wieder dem Veile-Fjord und ihren Schiffen zu. Doch nicht ganz ohne Geräuſch mußte die Gefangennehmung vor ſich gegangen ſein, oder vielleicht war es Einzelnen geglückt, ſich durch raſche Flucht zu entziehen und ihre in den benachbarten Gehöften einquartierten Kameraden zu warnen; dieſe warfen ſich jetzt ſchleunigſt aufs Pferd und im Vereine mit den im nächſten Dorfe belegenen Huſaren, welche nach erhaltener Nachricht in größter Eile herbeigeſprengt kamen, attackirten ſie den Feind, um ihm wo möglich die gemachte Beute wieder abzujagen. Aber vergeblich. Das coupirte Terrain verhinderte durchaus den Feind erfolgreich anzugreifen; einzelne Schüſſe wurden gewechſelt, dann verſchwanden die Dänen unterm Schutz der Dunkelheit. Die Expedition war däniſcherſeits vom Capitain Stockfleth (vom 20. Regiment) und Premierlieutenant Harboe commandirt; erſterer fiel ſpäter bei Düppel in dem Gefecht am Barackenlager.

Der Ueberfall bei Aſſendrup am 29. März giebt ein gutes Beiſpiel, in welcher Weiſe die Dänen jetzt den »kleinen Krieg« zu organiſiren begannen. Sie verfuhren dabei mit vielem Geſchick; ihre Kenntniß des Landes, wie namentlich die guten Dienſte, die ihnen die jütiſche Bevölkerung leiſtete, unterſtützten ſie dabei und es bedurfte einer großen Wachſamkeit, um ſich gegen ähnliche Handſtreiche wie den vom 29. März zu ſichern.

Zu ernſteren Aktionen kam es nicht; man wußte, daß zunächſt die Entſcheidung vor Düppel läge und wollte die Offenſive, wie wir ſchon andeuteten, nicht eher wieder aufnehmen, als bis die Dinge im Sundewitt zum Abſchluß gekommen ſeien. Nur am 10. April ging ein ſtarkes Requiſitions-Commando von Veile aus gegen Horſens vor, um der ausgeſogenen Umgegend von Veile, durch Requirirungen in nördlicher gelegenen Diſtrikten, einigermaßen aufzuhelfen.

Am 18. April fiel Düppel. Dies war das Signal, nunmehr auch in Jütland eine energiſchere Kriegführung wieder aufzunehmen. Die neun Garde-Bataillone, nachdem ſie drei Wochen lang im Sundewitt geſtanden und ſich an der Belagerung und Erſtürmung der Schanzen betheiligt hatten, traten ſchon am 19. ihren Rückmarſch nach Jütland an; ihnen folgte das weſtphäliſche Jäger-Bataillon, das weſtphäliſche Pionier-Bataillon, vor allem Belagerungsgeſchütz. Ziemlich gleichzeitig mit dieſen vom Sundewitt aus eintreffenden Verſtärkungen, traf auch eine neue Brigade, die ſchleſiſche Brigade Bornſtedt, auf dem Kriegsſchauplatze jenſeits der Königs-Au ein. Dieſe Brigade Bornſtedt*) marſchirte nordwärts, um die in Veile ſtehenden preußiſchen Truppen zu verſtärken; die aus dem Sundewitt eintreffenden Bataillone aber, einſchließlich der Belagerungs-Artillerie, ſchwenkten rechts ab, um nunmehr — vereint mit dem oeſtreichiſchen Corps, das ſich bis dahin mit einer Umſtellung der Feſtung begnügt hatte — zu einer kräftigen Wiederaufnahme der am 22. März abgebrochenen Belagerung Fridericias überzugehen.

Die Räumung Fridericias.

Es kam aber zu keinen ernſteren Unternehmungen mehr; die Dänen räumten Fridericia freiwillig. Dies war in der Nacht vom 27. auf den 28. April. Sie zogen ſich, unter Zurücklaſſung ihres ſämmtlichen Materials, nach Fühnen hin zurück. Die Nachricht von der Erſtürmung Düppels hatte in Kopenhagen ſowohl, wie namentlich auch in der Armee ſo deprimirend gewirkt, daß man es auf ein Aeußerſtes nicht ankommen, nicht abermals — und zwar nutzlos — ſchwere Verluſte über ſich ergehen laſſen wollte. Denn der endliche Ausgang auch dieſer Belagerung konnte nicht zweifelhaft ſein, nachdem die gezogenen 24 Pfünder vor Fridericia eingetroffen waren.

---

*) Die ſchleſiſche Brigade Bornſtedt, aus dem Grenadier-Regiment Nr. 10. und dem 50. Infanterie-Regiment beſtehend, war Anfang April mobil gemacht worden. Sie zog durch Holſtein und Schleswig auf Jütland zu. In der Nacht, die dem Düppelſturm vorherging, alſo vom 17. auf den 18. April, befand ſie ſich, wenige Meilen von Düppel entfernt, auf dem Wege von Apenrade nach Hadersleben. Die 5. Compagnie vom 10. Regiment lag in der Nähe der Gjenner Bucht, wo in dieſer Nacht (vom 17. auf den 18.) wieder ein däniſcher Landungsverſuch gemacht wurde. Mehrfach war es geglückt, unſere Strandwachen zu überfallen und gefangen fortzuführen. Diesmal aber ſcheiterte es. Abtheilungen der obengenannten Compagnie waren ſchnell allarmirt und von zwei Seiten her, unter Premierlieutenant v. Bülow und Lieutenant v. Montowt, auf die ſichtlich überraſchten Dänen (die nur Cavallerie-Patrouillen erwartet hatten) eindringend, glückte es, dieſe in ihre Boote zurückzutreiben. Sie hatten nicht unbeträchtliche Verluſte. An der Spitze dieſer feindlichen Landungsverſuche ſtand ein ſchwediſcher Officier, Baron Heinrich v. Raab.

Der Commandant der Feſtung, Generalmajor Lunding, hatte ſeinen Abzug gut zu verbergen gewußt. Schanzarbeiten wurden in einer Weiſe ausgeführt, daß ſie von den Belagerern wahrgenommen werden mußten; während deſſen ließ er ſeine fünf Regimenter (wenn die Beſatzung überhaupt noch dieſe Stärke hatte) ihren Rückzug antreten. Am Morgen des 28. April befand ſich nur noch Obriſtlieutenant Nielſen mit einigen hundert Mann in Fridericia. Dieſe zwei bis dreihundert Mann bildeten den ganzen Tag über (den 28.) die alleinige Beſatzung der Feſtung. Erſt in der Nacht vom 28. auf den 29. ging auch dieſe letzte Abtheilung nach Fühnen hinüber.

Schon im Laufe des 28. wurde den Oeſtreichern (durch zwei Deſerteure) hinterbracht, daß in der vorhergehenden Nacht die Feſtung, bis auf wenige hundert Mann, von den Dänen geräumt worden ſei; man glaubte es aber nicht und vermuthete eine Kriegsliſt. Indeſſen bald war kein Zweifel mehr; Bürger aus der Stadt, deren ein paar zurückgeblieben waren, beſtätigten die Ausſage der Deſerteure.

Am 29. erfolgte der Einzug in die öde Stadt, erſt Lichtenſtein-Huſaren, dann Heſſen-Infanterie, dann das Regiment Belgien, dann preußiſche Pioniere und Garde-Artillerie. Nur weniges armes Volk fand man in den Straßen. In den Häuſern hatten die däniſchen Soldaten übel gehauſt, die Fenſter zerſchlagen, die Rahmen zerbrochen; von den 1000 Häuſern der Stadt lagen etwa 50 (in Folge des Bombardements am 20. und 21.) in Schutt und Trümmer. Auf den Wällen und im Depot der Citadelle fand man 206 meiſt vernagelte ſchwere Geſchütze, 84 Pfünder, 48 Pfünder, Bomben- und Steinmörſer, zwei alte ſchwediſche Geſchütze aus dem Jahre 1767 und ſogar eine ſchwediſche hölzerne Kanone. Das gegen den Belt gerichtete Baſtion »Danmark« wurde von den Oeſtreichern ſogleich mit den erbeuteten Geſchützen armirt, um die ſchmale Waſſerſtraße beherrſchen zu können.

So fiel Fridericia. Der Fall von Düppel hatte die däniſche Widerſtandskraft gebrochen; zudem hoffte man in Kopenhagen eben damals auf die »diplomatiſche Aktion« der ſeit dem 25. April in London tagenden Conferenz. Wir werden ſpäter ſehen, in wieweit dieſe Hoffnung begründet war.

Am 29. April waren die Oeſtreicher in Fridericia eingezogen; vom 3. Mai ab ſchritten ſie zur Schleifung der Feſtung; die Baſtionen, das große ſteinerne Magazin des »verſchanzten Lagers« wurden in die Luft geſprengt, alle Blockhäuſer und Munitions-Magazine verbrannt.*) Nur Trümmer blieben übrig.

Während ſich dies Zerſtörungswerk vollzog — ja, ſchon in den Tagen, die der Räumung Fridericias unmittelbar vorausgingen — waren die Preußen nordwärts gerückt. Es waren dies die 3 Garde-Bataillone, die ſo lange in und bei Veile ihre Stellung gehabt hatten, ferner die am 22. April eingetroffene ſchleſiſche Brigade Bornſtedt (10. und 50. Regiment), endlich drei Cavallerie-Regimenter: die Garde-Huſaren, die weſtphäliſchen Huſaren und die brandenburgiſchen Küraſſiere. Vom 22. an, alſo ſchon ſieben Tage vor der Räumung Fridericias, *richteten dieſe Vortruppen ihren Marſch gegen Norden*. Wie nach dem Gefecht von Veile (am 8. März) die Dänen vor den nachrückenden Oeſtreichern ohne eigentlichen Kampf gewichen waren, ſo jetzt, vom 22. April ab, vor den Preußen. Am 29. waren Horſens, Aarhuus, Mariager, Randers,

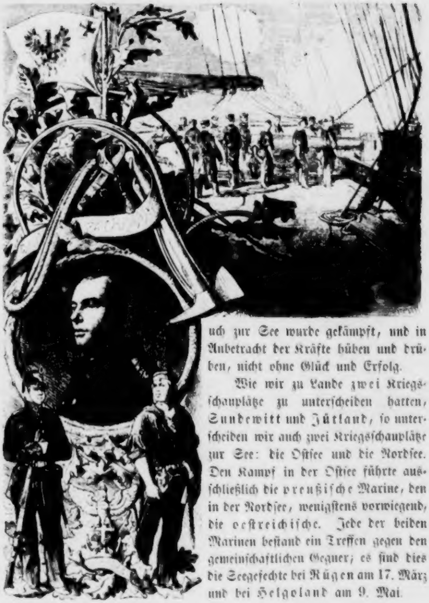
---

*) Ein Brief giebt davon folgende Schilderung:

Die fünf Baſtionen des verſchanzten Lagers hatten durchſchnittlich drei Pulvermagazine, wie die Düppler von Beton-Maſſe, (Kalk, Cement und geklopfte Chauſſeeſteine) deren Mauern 2 Fuß 7 Zoll ſtark waren. Der Stoff war überaus feſt und die Räume die einzigen bombenfeſten, zumal ſie noch mit einer 6 bis 8 Fuß dicken Erdſchicht bedeckt waren. Nachdem am 3. Mai die drei Pulvermagazine der Baſtion 5, an der Nordſeite des Lagers, verſuchsweiſe geſprengt worden waren, ließ man am 5. die der vier übrigen Baſtionen auffliegen. Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg ließ bei jeder Baſtion ein Hornſignal geben, welches von den Pionieren beantwortet wurde; dann gab es einen dumpfen Knall, der Boden erzitterte und aufſtieg ein dicker, ſchwarzer Erdhaufen, der ſich mit dem Aufſteigen in immer dünnere Brocken zertheilte, welche dann in einem Bogen als Erdregen auf einen Kreis von 100 bis 150 Schritt Durchmeſſer zur Erde niederfielen. Ueber die etwa 60 Fuß hohe Erdgarbe flogen einzelne und zwar oft 20 Fuß lange Balken, mit der Leichtigkeit von Bleiſtiften pfeilſchnell um ſich ſelbſt herumwirbelnd, noch weitere 40 Fuß empor, während der Pulverdampf in dickgeballten weißen Wolken zum Himmel aufſtieg. Die Beton-Maſſen waren in mächtige Stücke zerbrochen; ſie lagen aufeinander gethürmt, oder nur wenige Schritte zur Seite geworfen, auf der Stelle. Die preußiſchen Pioniere hatten Baſtion 3 zu ſprengen, die oeſtreichiſchen die übrigen Werke. Zum Schluß wurde auch ein *Blockhaus* geſprengt und zwar durch an die Stirnwand angehängte Pulverſäcke. Dieſe Wand wurde wie ein Kartenblatt niedergeworfen, die übrigen Wände und die Decke blieben ſtehn. Da jedoch der Boden des Blockhauſes mit Stroh bedeckt war, ſo brannte das ganze Balkengerüſt im Moment lichterloh. — So wurde das Werk der Zerſtörung fortgeſetzt. Anfangs nahm man Anſtand die Blockhäuſer und Palliſaden durch Feuer zu zerſtören und forderte die Umwohner von Fridericia auf, ſich ſo viel Balkenholz zu holen, als ſie wollten. Einzelne Bauern kamen auch und zogen Nutzen von der Gelegenheit, aber im Ganzen waren es doch wenige. Die einen blieben fort aus Patriotismus, weil ſie ſich an dem zerſtörten Gut ihres Landes nicht bereichern wollten, andere aus Furcht vor den Folgen, noch andere weil ſie, in Folge der vielen Requiſitionen an Wagen und Pferden, kein Fuhrwerk mehr hatten, ohne welches ein Fortſchaffen des Materials nicht möglich war.

Hobro, Viborg und Holſtebro beſetzt, einige Tage ſpäter rückten die Preußen in Aalborg ein. Man ſtand am Limfjord, als die eintreffende Nachricht vom Abſchluß einer »Waffenruhe« dem weiteren Vordringen ein Ziel ſetzte.

Der Krieg zur See.



Auch zur See wurde gekämpft, und in Anbetracht der Kräfte hüben und drüben, nicht ohne Glück und Erfolg.

Wie wir zu Lande zwei Kriegsſchauplätze zu unterſcheiden hatten, Sundewitt und Jütland, ſo unterſcheiden wir auch zwei Kriegsſchauplätze zur See: die Oſtſee und die Nordſee. Den Kampf in der Oſtſee führte ausſchließlich die preußiſche Marine, den in der Nordſee, wenigſtens vorwiegend, die oeſtreichiſche. Jede der beiden Marinen beſtand ein Treffen gegen den gemeinſchaftlichen Gegner; es ſind dies die Seegefechte bei Rügen am 17. März und bei Helgoland am 9. Mai.

Wir wenden uns zuerſt den Kriegsereigniſſen in der Oſtſee zu.

Während des Krieges 1848 und 1849 waren wenige däniſche Kriegsſchiffe, die ſich vor die Häfen von Swinemünde und Danzig legten, im Stande geweſen, dem geſammten preußiſchen Seehandel ein Ende zu machen; es war ſchmerzlich, daß das Jahr 1864 die Dinge, in gewiſſem Sinne zwar gebeſſert, aber, praktiſch genommen, immer noch an derſelben Stelle fand. Eine preußiſche Flotte war innerhalb 15 Jahren allerdings ins Leben gerufen, eine Flotte, wie wir ſehen werden, muthig genug, den Kampf mit dem Gegner aufzunehmen und ihm ihr Daſein fühlbar zu machen, aber nicht ſtark genug, die See klar zu fegen und den heimiſchen Handel zu ſchützen. Unſere Häfen wurden wieder blokirt; die Gefechte, die ſtattfanden, hatten weniger den Zweck, dieſe Blokade erfolgreich zu durchbrechen, als dem Feinde zu zeigen: wir wagen's. Nicht Vortheils noch Sieges halber, ſondern um der Ehre willen wurde gekämpft.

Vor Ausbruch der Feindſeligkeiten war zwar, von wohlmeinender aber ſchlecht unterrichteter Seite her, verſchiedentlich bewieſen worden, daß die preußiſche Flotte der däniſchen nicht unerheblich überlegen und in der glücklichen Lage ſei, den Kampf jeden Augenblick mit Erfolg aufnehmen zu können, in Wahrheit ſtellten ſich aber die Dinge ſo, daß der Feind, wenigſtens ſo lange er ſeine Streitkräfte nicht zu theilen brauchte — was nach Erſcheinen des oeſtreichiſchen Geſchwaders allerdings nöthig wurde — über 21 Kriegsfahrzeuge mit 323 Geſchützen verfügte, denen wir preußiſcherſeits nur 2 Korvetten, 1 Aviſoſchiff und 19 Kanonenboote mit zuſammen 89 Geſchützen entgegenzuſtellen hatten. Unſere drei Segel-Fregatten (Gefion, Thetis und Niobe) kamen den Kriegs-Dampfſchiffen des Feindes gegenüber, gar nicht mehr in Betracht, die Dampfkorvette »Gazelle« war in Japan, die Dampfkorvette »Vineta« durfte wegen ihres Tiefgangs, wenigſtens in der erſten Hälfte des Krieges, den Hafen von Danzig nicht verlaſſen.*)

Die däniſchen Streitkräfte zur See, deren Zahl an Schiffen und Geſchützen wir bereits angegeben haben, beſtanden aus folgenden Fahrzeugen:

---

*) Die „Vineta" geht 19 Fuß tief, während der Danziger Hafen nur einen mittleren Waſſerſtand von 18 Fuß hat. Die „Vineta" konnte alſo nur auslaufen, wenn der Wind das Waſſer angeſtaut hatte, riskirte dann aber, wenn in den nächſten Tagen und Wochen dieſe Anſtauung ausblieb, in See bleiben zu müſſen. Sie verlor dadurch, bei einem etwa ausbrechenden Gefecht, die Möglichkeit des Rückzugs.

1 Schraubenlinienſchiff (Skjold)	64 Kanonen,
4 Schraubenfregatten (Sjaelland, Jylland, Niels Juel, jede zu 44 und Tordenſkjold zu 34 Kanonen)	166 Kanonen,
3 Schraubenkorvetten (Dagmar und Heimdal zu 16 und Thor zu 12 Kanonen)	44 Kanonen,
2 Panzerſchooner (Esbern Snare und Abſalon zu je 3 Kanonen)	6 Kanonen,
4 Raddampfer (Holger Danske, Geiſer und Schleswig zu je 6 und Hecla zu 4 Kanonen). . .	22 Kanonen,
7 Schraubenſchooner und Kanonenboote à 3 Kanonen	21 Kanonen,
	323 Kanonen.

Der »Rolf Krake«, das Segelſchiff »Frederik VI.« und die Fregatte »Thetis« kommen hier nicht in Betracht, weil dieſe Fahrzeuge ausſchließlich an der Küſte von Schleswig verwendet wurden.

Die preußiſche Marine hatte nur die zwei Schraubenkorvetten »Arkona« und »Nymphe« zur Verfügung, jene mit 28, dieſe mit 17 Geſchützen. Dazu das Aviſoſchiff »Loreley« mit zwei Geſchützen und eine Flotille von Dampfkanonenbooten. Zwei Kanonenboote erſter Klaſſe »Blitz« und »Baſilisk« befanden ſich im Mittelmeer. Sie ſchloſſen ſich ſpäter dem oeſtreichiſchen Geſchwader an und machten, an der Seite deſſelben, das Gefecht von Helgoland mit. Auch ſpäter noch, bei Eroberung der weſtfrieſiſchen Inſeln, werden wir derſelben zu erwähnen haben.

Das Seegefecht bei Rügen

Schon im Spätherbſt 1863, als der Ausbruch eines Krieges mit Dänemark kaum noch zweifelhaft war, begaben ſich die »Arkona« (Capitain zur See Jachmann) und die »Nymphe« (Korvetten-Capitain Werner) von Danzig nach Swinemünde. Dieſer Hafen war die geeignetſte Operationsbaſis, da er allein die genügende Tiefe hatte, um der »Arkona« das ungehinderte Ein- und Auslaufen zu geſtatten, auch durch das Haff und ſeine Mündungen mit Stralſund in Verbindung ſtand, ſo daß die daſelbſt (in Stralſund) befindlichen Kanonenboote hin und hergehen konnten, ohne den Seeweg zu machen.

So vergingen die Wintermonate; der Krieg hatte begonnen; das Dannewerk war gefallen, Düppel eingeſchloſſen. Da, mit dem Offenwerden der Schiffahrt, begannen auch die Operationen zur See.

Am 10. März wurde den auswärtigen Mächten von Seiten Dänemarks angekündigt, daß die Blokade der »Bucht von Stettin« und zwar der Häfen Swinemünde, Stralſund, Greifswald, Wolgaſt, Barth und Cammin am 15. deſſelben Monats beginnen werde.

Bei einer Recognoſcirung, welche Capitain Jachmann am 16. unternahm, fand er auf der Höhe von Arkona (Rügen), alſo etwa 10 deutſche Meilen von dem nächſten der als blokirt bezeichneten Häfen entfernt, ein Geſchwader von vier größeren Kriegsſchiffen.

Der folgende Tag, der 17. März (derſelbe, an dem Oſterdüppel genommen wurde), war klar und ſchön; aber ein feindliches Schiff ließ ſich abermals vor Swinemünde nicht blicken. »In jedem Manne des Geſchwaders brannte der Wunſch, ſo ſchreibt einer der Officiere, ſich mit dem Feinde zu meſſen, denn uns allen wohnte die Ueberzeugung inne, daß der Tag gekommen war, an dem die Marine zeigen mußte, daß ſie des preußiſchen Namens würdig ſei. Zwar durften wir uns als *Seeleute* dreiſt in die Reihen der andern Nationen ſtellen, aber im *Gefecht* hatten wir uns noch nicht bewährt.«

Der Feind bot den Kampf nicht an; darum beſchloß Kapitain Jachmann mit mannhafter Energie vorzugehen und ihn aufzuſuchen. Es war ein kühnes Unternehmen, aber gerade dieſe Kühnheit flößte der Mannſchaft ein volles Vertrauen ein. Ohne langes Beſinnen — denn jedes Beſinnen hätte abgemahnt — verließen »Arkona« und »Nymphe« den Hafen. Es war 7 Uhr Morgens (nach einem andern Bericht 9 Uhr). Man war entſchloſſen, den Dänen aufzuſuchen und ſich mit ihm zu ſchlagen.

Zuerſt wurde nach Cammin und dann nordweſtlich nach der Greifswalder Oie geſteuert. Hier ſtieß der Dampf-Aviſo »Loreley«, mit dem Commandanten der Kanonenboot-Flottille, Kapitain Kuhn, am Bord, zu dem Geſchwader, während die erſte Diviſion Dampf-Kanonenboote Ordre erhielt, ſich als *Soutien nahe unter Land zu halten*. Bereits um 12 Uhr entdeckte man in nördlicher Richtung den Rauch der Däniſchen Flotte, auf welche jetzt mit voller Fahrt losgedampft wurde. Um 1 Uhr unterſchied man bereits 6 Schiffe, die ſich nach kurzer Zeit als 1 Linienſchiff (»Skiold«, 64 Kanonen), 2 Fregatten (»Jylland« und »Sjaelland«, jede zu 44 Kanonen), 2 Korvetten von je 16 Kanonen und 1 Dampf-Aviſo herausſtellten. Trotz der ungeheuren Uebermacht der Dänen, nah an 200 Kanonen gegen 43, ließen ſich die Preußen nicht einſchüchtern, ſondern hielten ihren Cours gerade auf die feindliche Flotte, welche ſich in enge Linie geſchloſſen hatte und ſtill liegend unſere Schiffe erwartete. Um 2¼ Uhr waren dieſe bis auf 5000 Schritt herangekommen, als die »Arcona« den Dänen die erſte Kugel zuſandte und damit den Feind zum Kampfe herausforderte. Dann rückten die Preußen bis auf 2000 Schritt den Dänen entgegen, und während ſie rechts und die Dänen links abbogen, begann das eigentliche Gefecht. Ein Hagel von Kugeln und Granaten ſauſte durch die Luft, und wenn auch nur die Fregatte »Jylland« und das Linienſchiff »Skiold« als die beiden vorderſten am Kampfe theilnahmen, ſo ſtanden doch immer 108 Geſchütze gegen 43, und die Dänen waren daher mehr als doppelt ſtark. Es zeigte ſich ſehr bald, daß die Preußen eine harte Arbeit hatten. Das Linienſchiff und die Fregatte, namentlich die letztere, liefen nicht nur eben ſo ſchnell wie die »Arcona«, »Nymphe« und »Loreley«, ſondern beſſer, wenigſtens in der erſten halben Stunde des Kampfes, ſo daß die Preußen bald das Breitſeitengefecht aufgeben und, ſich nur mit den Heckgeſchützen vertheidigend, ihren Rückzug nehmen mußten. Die »Nymphe« erhielt gleich bei den erſten Lagen eine Bombe durch den Schornſtein und eine Kugel durch das Dampfrohr. Dadurch wurde ihre Fahrt geſchwächt, und als die Dänen dies ſahen, verſuchten ſie ſie abzuſchneiden. Die »Loreley«, deren Maſchine über Waſſer liegt, erhielt einen Schuß, der ihr Boot zertrümmerte und den Lootſen Berg ſchwer verwundete. Da ſie durch einen Schuß in die Maſchine oder den Radkaſten offenbar in die Hände des Feindes gefallen wäre, ſo mußte ſie ſich zurückziehen, und ging nach dem Landtief zu der Kanonenboot-Flottille, die den Schiffen nicht zu Hülfe kommen konnte, weil ſie ſich dadurch der Gefahr des Abgeſchnittenwerdens ausgeſetzt hätte.

»Skiold« und »Jylland« concentrirten nun ihr ganzes Feuer auf die »Nymphe« und es war dieſem kleinen Schiffe beſchieden, über eine halbe Stunde lang einen förmlichen Eiſenregen auszuhalten, gegen den es ſich, von den Heckgeſchützen der »Arcona« unterſtützt, nur mit der Hälfte ſeiner Kanonen (7) zu vertheidigen vermochte. Auf die »Arcona« wurde nur aus den Bugkanonen des Feindes gefeuert, während die »Nymphe« die Breitſeiten empfing. Sie litt dadurch ſehr, bekam 13 Schüſſe in den Rumpf, ihr eines Boot wurde fortgeſchoſſen, durch das andere gingen zwei Kugeln, eine Granate platzte in der Großmars, das Tauwerk wurde überall abgeſchoſſen und von der Groß-Stenge und dem großen Eſelshaupt durch eine Kugel die Hälfte fortgenommen, ſo daß erſtere nur wie durch ein Wunder nicht von oben ſtürzte. Eine andere Granate platzte ſo nahe beim Schiffe im Waſſer, daß ſie eine förmliche Fluth über das letztere ſpritzte, und das Ziſchen und Krachen der Geſchoſſe über und in unmittelbarer Nähe des Schiffes war ſchrecklich, da mit einer Breitſeite der beiden Dänen 30—40 Geſchoſſe zugleich angebrauſt kamen.

Indeſſen war es gelungen, den Schornſtein und das Dampfrohr einigermaßen zu repariren, und da Maſchiniſten und Heizer ihr Beſtes thaten, auch die vorderſte und ſchnellſte däniſche Fregatte, durch die preußiſchen gezogenen Geſchütze wahrſcheinlich an der Maſchine beſchädigt, plötzlich weniger Fahrt machte, ſo gewannen jetzt die Preußen an Diſtanz und kamen aus dem Bereiche des heftigſten feindlichen Feuers, während ihre eigenen gezogenen Geſchütze mit größerem Vortheil wirken konnten. Das däniſche Geſchwader folgte indeſſen und ſchoß mit Lancaſter-Geſchützen und 84 pfündigen Bomben. Eine der letzteren ging durch die hinter dem Deck hängende Gig der »Arcona« und platzte auf dem Deck; die Stücke ſchlugen theilweiſe durch und tödteten in der Batterie drei Mann, während ſie zwei andere ſchwer verwundeten. Auf dem Deck verwundete außerdem ein Stück den erſten Officier des Schiffes, Lieutenant zur See I. Klaſſe, Berger, der gerade dem Capitain Jachmann einen Rapport abſtattete. Außer dieſer Granate hatte die »Arcona« nur Schüſſe durch die Takelage bekommen und war vollſtändig gefechtsfähig geblieben. Auf der »Nymphe« war der Verluſt an Menſchenleben für das erhaltene heftige Feuer gering; ſie hatte nur 2 Todte und 5 Verwundete, darunter keinen ſchwer.

Um 5 Uhr, alſo nach zweieinhalbſtündigem Kampfe, wurde von beiden Seiten das Feuer eingeſtellt und die Preußen dampften nach Swinemünde, gefolgt von der däniſchen Flotte, die jedoch beim Streckelberge Halt machte und beidrehte.

Wir laſſen dieſer längeren Beſchreibung des Gefechts den kurzen däniſchen Bericht folgen. Derſelbe lautet:

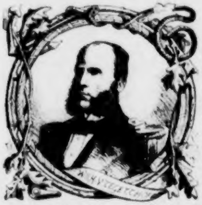
»Der Chef des Geſchwaders im öſtlichen Theile der Oſtſee (Contre-Admiral van Dockum) berichtet, daß am 17. d. Nachmittags, während das Geſchwader bei ſtillem Wetter in der Nähe von Rügen lag, zwei preußiſche Dampf-Korvetten »Arcona« und »Nymphe« und der Räderdampfer »Loreley«, von Süden kommend, obſervirt wurden. Die Fregatte »Sjaelland« (Admiralsſchiff), gefolgt vom übrigen Theil der Escadre, ging gegen die feindlichen Schiffe vor und begann, aſſiſtirt vom Linienſchiffe »Skjold«, das Engagement, worauf die feindlichen Schiffe unter fortgeſetztem Kämpfen ſich in den Hafen von Swinemünde zurückzogen. Das Feuer wurde um $2\frac{1}{4}$ Uhr eröffnet und ſchwieg um $4\frac{1}{4}$ Uhr. Sechs preußiſche Dampf-Kanonenboote, die ſich außerhalb Peerds zeigten, nahmen nicht am Kampfe Theil. Die Fregatte »Sjaelland« hatte 3 Todte und 19 Verwundete. Jm Uebrigen haben die Schiffe keinen Schaden gelitten.«

So der amtliche däniſche Bericht. Die Richtigkeit deſſelben iſt preußiſcherſeits beſtritten worden, mit wie vielem Rechte mag dahin geſtellt bleiben. Nach Ausſage des Capitain Anderſon vom engliſchen Schiffe »Renown«, das von dem däniſchen Geſchwader angehalten wurde, wäre die »Sjaelland« furchtbar zerſchoſſen und die Kajüte des Admirals total demolirt geweſen.

Unſer Geſammtverluſt ſtellte ſich auf 6 Todte und 7 Verwundete. Unter den Todten war der Lootſe Berg, der an ſeiner ſchweren Verwundung ſtarb. — Die Beſchädigungen der Schiffe waren im Ganzen unbedeutend, ſo daß es bereits am 19. möglich war, abermals, behufs einer Recognoscirung, in See zu gehen. Capitain Jachmann wurde für dies Gefecht, das er mit ſo viel Muth und Umſicht geleitet, zum Contre-Admiral erhoben.

Zu einem eigentlichen Treffen kam es, nach dieſem Engagement am 17., in der Oſtſee nicht weiter. Nur zahlreiche Recognoscirungen wurden im Monat April unternommen, um die Flottille in taktiſchen Evolutionen zu üben. Am 14. April ging der Oberbefehlshaber, Admiral Prinz Adalbert, mit der »Grille« und den übrigen ſchon genannten Fahrzeugen in See. Es galt hauptſächlich zu probiren, ob die »Grille« (ein ſehr ſchnell laufendes Aviſoſchiff, das neuerdings mit 2 gezogenen 12 Pfündern armirt worden war) in der Lage ſei, ſich ſtets auf der Grenze des Feuers zu halten, wo ihre 12 Pfünder trafen, während des Feindes Geſchoſſe zu kurz fielen. Dies gelang vollkommen. Die »Grille« that gegen 30 Schuß, auf welche die Dänen mit Breitſeiten antworteten. Während unſer kleines Schiff mehrere Treffer beobachtete, blieb es ſelbſt unverletzt. Nach zweiſtündigem Gefecht brach der Admiral daſſelbe ab und kehrte nach Swinemünde zurück, da es zwecklos geweſen wäre, eine derartige Kanonade länger fortzuſpinnen. — Am 24. April, alſo zehn Tage ſpäter, hatte die »Grille« ein ähnliches Ferngefecht. Sie beſchoß den »Tordenſkjold« anderthalb Stunden lang und verfolgte ſchließlich das feindliche Schiff bis auf den halben Weg nach Moen (die Inſel im Süden von Seeland). Der »Tordenſkjold« nahm das Gefecht nicht an.

Das Seegefecht bei Helgoland.



Seit dem 17. März war in der Oſtſee — Recognoscirungen und Ferngefechte abgerechnet, wie wir ſie vorſtehend geſchildert — alles ruhig; nicht ſo in der Nordſee. Unmittelbar vor Eintritt der Waffenruhe (am 12. Mai) fand hier, auf der Höhe von Helgoland, ein ernſtes Gefecht zwiſchen zwei oeſtreichiſchen und drei däniſchen Kriegsſchiffen ſtatt. Die oeſtreichiſchen Kriegsſchiffe wurden durch das preußiſche Aviſoſchiff »Preußiſcher Adler« (4 Kanonen) und die beiden ſchon erwähnten Kanonenboote »Blitz« und »Baſilisk« von je 2 Kanonen unterſtützt. Das Gefecht fand am 9. Mai ſtatt.

Oeſtreich hatte ſich ſchon bei Ausbruch des Krieges entſchloſſen, ein nicht unbedeutendes Geſchwader zum Schutze des oeſtreichiſchen und deutſchen Handels in die Nordſee zu ſchicken. Folgende Schiffe wurden ausgerüſtet:

Schraubenlinienſchiff »Kaiſer« . . .	91	Kanonen,
Panzerfregatte »Don Juan d'Auſtria«	31	»
Schraubenfregatte »Schwarzenberg« .	51	»
Schraubenfregatte »Radetzky«	31	»
Schraubenkorvette »Erzherzog Friedrich«	22	»
Kanonenboote »Seehund« und »Wall«	8	»
Raddampfer »Eliſabeth«	6	»

Alle dieſe Schiffe, unter dem Oberbefehl des Contre-Admirals v. Wüllerſtorff, erſchienen auch wirklich in der Nordſee, aber größeren Theils erſt nach Eintritt der Waffenruhe. Vor Eintritt derſelben erſchienen an der Elbmündung nur die Schraubenfregatten »Schwarzenberg« und »Radetzky« von 51 und 31 Kanonen. In Nieuwe-Diep, an der holländiſchen Küſte, hatten ſich ihnen die obengenannten drei preußiſchen Schiffe (»Preußiſcher Adler«, »Blitz« und »Baſilisk«) angeſchloſſen. Dieſe Flottille — die beiden Fregatten und die drei preußiſchen Schiffe — ſtand unter dem Befehl des oeſtreichiſchen Linienſchiffs-Capitains v. Tegetthoff. Am 1. Mai hatte (in Nieuwe-Diep) die Vereinigung mit den preußiſchen Schiffen ſtattgefunden; am 4. Mai war man in Cuxhaven.

Schon am 6. Mai ging das alliirte Geſchwader wieder in See, um den Feind aufzuſuchen. Am folgenden Morgen kam etwa 3 Meilen von Helgoland eine Fregatte in Sicht, welche alsbald mit allen Segeln und vollem Dampf nördlich ſteuerte. Sie wurde gejagt und nach etwa drei Stunden von dem »Schwarzenberg« eingeholt. Erſt jetzt zeigte dieſelbe ihre Flagge, — es war die engliſche Fregatte »Aurora«. Ein eigenthümliches Verfahren, das mit Recht auffiel.

Am 7. und 8. Mai kamen keine Dänen in Sicht, ſo daß Capitain v. Tegethoff am 9. Morgens nach Cuxhaven lief, um Kohlen einzunehmen. Als er indeſſen vom oeſtreichiſchen Conſul die Mittheilung empfing, daß ein däniſches Geſchwader bei Helgoland ſei, ſuchte er daſſelbe ſofort auf.

Um 1½ Uhr bekam man die Schiffe öſtlich der genannten Inſel in Sicht. Es waren die Fregatten »Jylland« und »Niels Juel« von je 44 und die Korvette »Heimdal« von 16 Geſchützen.

Die Alliirten rangirten ſich in Schlachtlinie. Die Fregatte »Schwarzenberg« als Leiter, dann »Radetzky«, »Adler«, »Baſilisk« und »Blitz«. Der Feind ſteuerte Südoſt; gleichfalls in Schlachtlinie, geleitet von »Niels Juel« dann »Jylland« und »Heimdal«. Die Dänen hatten zuſammen 104, die Alliirten 98 Geſchütze. Um 2 Uhr eröffnete der »Schwarzenberg« auf 4500 Schritt das Feuer. Der Wind war friſch, aber wenig See, ſo daß auch die Kanonenboote im Gebrauch ihrer Geſchütze nicht beſchränkt waren. Das Feuer wurde unmittelbar nach dem Beginn des Kampfes allgemein. Beide Linien dampften an einander vorüber und Schiff für Schiff wechſelte mit ſeinem jeweiligen Gegner Breitſeiten. Das alliirte Geſchwader wendete jetzt. Hierdurch kam der »Schwarzenberg« bis auf 500 Schritt an den »Niels Juel« heran, konnte aber den Vortheil, welchen er anſcheinend ſchon errungen hatte, nicht verfolgen, da eine feindliche Granate ihm den Bug des Vormarsſegels und hierdurch den Fockmaſt in Brand ſteckte. Alle Löſchvorrichtungen waren unbrauchbar geworden, Schläuche zerſchoſſen und Pumpen zertrümmert, ſo daß man des Feuers in dieſer Höhe nicht Herr werden konnte. *Dieſer Granatſchuß entſchied über den Ausgang des Gefechtes.* Wir laſſen nun den Capitain Tegethoff ſelbſt ſprechen. Er ſagt in ſeinem Bericht:

»Einer der erſten Schüſſe, welcher die Fregatte »Schwarzenberg« traf, war eine Granate, welche in der Batterie explodirte und faſt die ganze Bemannung eines Geſchützes außer Gefecht ſetzte.

Zwei Mal brach auf der Fregatte Feuer aus; ein Mal durch eine Granate, welche in der Bordwand, und ein Mal durch eine Granate, welche im Banjerdeck über dem Eingang zur vorderen Pulverkammer explodirte und das Segeldepot in Brand ſteckte. Beide Mal wurde das Feuer gelöſcht, ohne daß das Gefecht hierdurch die kleinſte Unterbrechung erlitt.

Gegen 4 Uhr, nach faſt zweiſtündigem ſehr heftigem Gefechte, fing der Bauch des Vormarsſegels der Fregatte »Schwarzenberg« durch eine hindurchgegangene Granate Feuer, welches ſich mit raſender Schnelligkeit verbreitete. Die Schläuche unſerer Feuerſpritzen reichten nicht bis in die Höhe der Vormarsraa, und der Schlauch der Maſchinenpumpe, der einzigen, welche das Waſſer auf dieſe Höhe hätte treiben können, war durch eine Kugel durchſchnitten worden. Ein Löſchen des Brandes war daher, ſo lange er in ſolcher Höhe über Deck fortdauerte, zur Unmöglichkeit geworden. Der Wind wehte ſehr friſch aus OSO., ungefähr unſer Curs, und trieb daher das Feuer nach Achter, es war ſomit unumgänglich nöthig abzufallen, was einzig und allein Hoffnung geben konnte, dem Umſichgreifen des Brandes Einhalt zu thun. Ich ließ daher das Signal machen: »Man falle ohne Zeitverluſt vom Winde ab«, und hierauf: »Man bilde die Frontlinie nach der natürlichen Ordnung«. Ich nahm Curs gegen Helgoland. Die däniſchen Schiffe ſandten uns noch einige Kugeln mit ihren Breitſeiten nach, die wir aus unſeren Pivotgeſchützen erwiderten, verſuchten aber eine Verfolgung der vereinigten Flottenabtheilung nicht, ſondern nahmen einen nordöſtlichen Curs und verſchwanden alsbald in jener Richtung. Ich blieb mit der Fregatte »Schwarzenberg« im Oſten von Helgoland in Bewegung, um ſie ſtets vor dem Winde zu halten, bis wir des Feuers Meiſter wurden. Nach und nach ſtürzten die verbrannte Vormarsraa, Fockraa und endlich auch die Vormarsſtenge und das ſtehende Gut des Fockmaſtes auf Deck. Bei dieſer Gelegenheit ging auch der Klüverbaum über Bord. Als nunmehr der Untermaſt allein ſtand und ſtets fortbrannte, blieb nichts Anderes übrig, als denſelben zu kappen. Mit dieſer Arbeit kamen wir erſt um 10¼ Uhr Nachts zu Ende, während die Vormarsſtenge, welche beim Herunterſtürzen im Deck ſtecken geblieben war, an ihrem oberen Ende fortbrannte und erſt um 1 Uhr Nachts durchgeſägt war und ſodann gelöſcht werden konnte. Das Kappen des Fockmaſtes nahm deswegen ſo lange Zeit in Anſpruch, weil ſich anfänglich wegen der unaufhörlich herabſtürzenden glühenden Maſtenringe, brennenden Stücke des Mars, der Lang- und Querſahlingen, des Eſelshauptes u. ſ. w., Niemand dem Fuße des Maſtes nähern konnte. Um 10¼ Uhr Abends, als nach beendetem Kappen des Fockmaſtes die Fregatte »Schwarzenberg« wieder gegen den Wind ſteuern konnte, trat die Flottenabtheilung ihre Reiſe nach der Elbemündung wieder an und ankerte heute (10.) um 4 Uhr Morgens auf der Rhede von Cuxhaven.«

Der Bericht des Capitains ſchließt mit folgenden Worten, worin er die Haltung der Mannſchaften anerkennt:

»Während des ganzen Gefechtes haben ſowohl Officiere als Mannſchaft der oeſtreichiſch-preußiſchen Flottenabtheilung die untrüglichſten Beweiſe von Muth und Kaltblütigkeit an den Tag gelegt. Es wird ſchwierig ſein, aus den Vielen, welche ſich durch die bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegte Tapferkeit ausgezeichnet haben, die Würdigſten auszuwählen. Ich muß aber jetzt ſchon des Commandanten Sr. Majeſtät Fregatte »Radetzky« — Fregattencapitain Jeremiaſch — erwähnen, welcher, als ihm das Signal gemacht wurde, die Frontlinie zu bilden, ſich anſtatt deſſen ins Kielwaſſer der Fregatte »Schwarzenberg« legte und ſo durch den Körper ſeines eigenen Schiffes, welches ſich des Namens, den es trägt, vollkommen würdig erwies, die Fregatte »Schwarzenberg« vor den feindlichen Kugeln deckte, bis ihm das Signal erneuert wurde und er auf ſeinen Poſten in der Frontlinie einrückte.«

Der »Schwarzenberg«, wie nach vorſtehender Schilderung nicht überraſchen wird, war übel zugerichtet. Er hatte 70 bis 80 Schüſſe im Rumpf, hiervon 2 in der Waſſerlinie. Die Maſten und Rundhölzer beider Schiffe waren ſtark beſchädigt, jede der Fregatten hatte nur noch ein einziges brauchbares Boot, da alle übrigen zerſchoſſen waren.

Auch die Verluſte an Menſchen waren nicht unbedeutend. Sie betrugen an Bord des »Schwarzenberg« 31 Todte, 50 ſchwer Verwundete und 23 leicht Verwundete; an Bord des »Radetzky« 3 Todte und 22 Verwundete. Zuſammen 34 Todte und 105 Verwundete. Die preußiſchen Schiffe hatten keine Verluſte.

Die Dänen, in ihrem amtlichen Berichte*), geben ihren eigenen

---

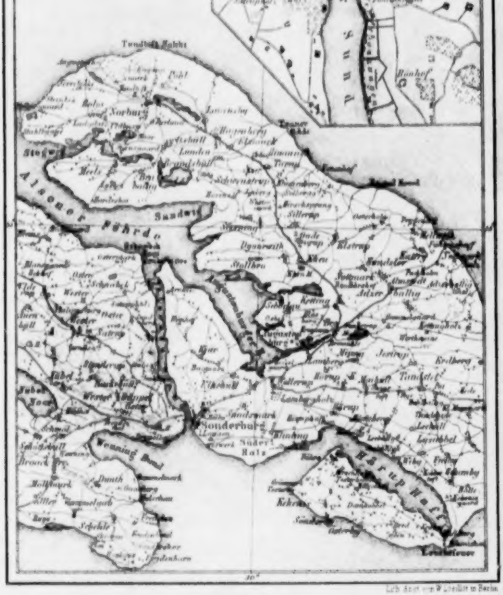
*) Wir geben aus dieſem Berichte des Orlog-Capitains E. Suenſon, der die däniſche Escadre in dem Gefecht bei Helgoland befehligte, noch folgende Schlußſätze:

„Das Feuer der Oeſtreicher war beſonders gut gerichtet und unterhalten, obgleich ſie heftig beſchoſſen wurden. Gegen 3½ Uhr, nachdem der Kampf etwa 7 Viertelſtunden gedauert hatte, wurde Feuer im Vordermarsſegel des „Schwarzenberg“ bemerkt, man ſah ſtarken Rauch aus ſeinen Batteriepforten herauskommen und ſein Kanonenfeuer wurde merklich ſchwächer, während auf unſrer Seite die Anſtrengungen vergrößert wurden. Um 4 Uhr ſtand die ganze Vordertakellage des „Schwarzenberg“ in heftigem Brande und er ſchien von nun an den Kampf aufgegeben zu haben. Er ſetzte volle Kraft ein und wendete gegen den ſüdlichen Einlauf bei Helgoland, gefolgt von „Radetzky“, welcher auf die ausgezeichnetſte Weiſe ihn zu decken ſuchte. Bei dieſer letzten Wendung glückte es uns, dem Feinde unſre Breitſeiten hinten hinein auf recht guten Abſtand zu geben. Unſere Schiffe verfolgten die feindlichen mit voller Kraft, ihre Bugkanonen mit Vortheil gebrauchend, bis 4½ Uhr Nachmittags, als ſie Helgoland auf vier Meilen nahe waren und die Jagd aufhören mußte, um nicht das neutrale Territorium zu verletzen. Die oeſtreichiſchen Fregatten ankerten an der Spitze von Helgoland und ließen den Dampf gehen, die Vordertakellage des „Schwarzenberg“ ſtürzte kurz darauf zuſammen. Die engliſche Fregatte „Aurora“ hatte ſich während der ganzen Affaire am Südende von Helgoland vor Anker gehalten.“

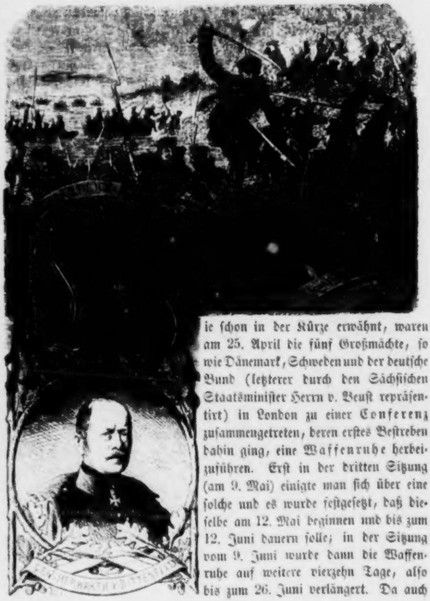
Verluſt auf 14 Todte und 54 Verwundete an. Eine Verfolgung des ſich zurückziehenden Gegners konnten ſie nicht eintreten laſſen; dem »Niels Juel« war — wahrſcheinlich vom »Blitz« — ſein Ruder zerſchoſſen worden, auch an Bug und Fockmaſt war er ſchwer beſchädigt, ſo daß ihn die »Jylland« ins Schlepptau nehmen mußte. Die Ausbeſſerung der Havarieen geſchah in dem norwegiſchen Hafen Chriſtianſand.

Dies war das »Seetreffen bei Helgoland« am 9. Mai. Drei Tage ſpäter (am 12.) trat die Waffenruhe ein.

Der letzte Akt des Krieges.


Der Übergang nach der Jnsel Alsen.
Augustenburger Föhrde
Alsener Sund
Alsener Föhrde
Sandwig
Norburg
Lunden
Stegwig
Meels
Augustenburg
Sonderburg
Süder Holz
Wenning Bund
Dünth
Höruphaff
Tandslet
Kettingt
Ketting
Schwenstrup
Lysabbel
Kekenis
Leuchtfeuer
10°

Lith. Anst. von W. Loeillot in Berlin



Wie ſchon in der Kürze erwähnt, waren am 25. April die fünf Großmächte, ſo wie Dänemark, Schweden und der deutſche Bund (letzterer durch den Sächſiſchen Staatsminiſter Herrn v. Beuſt repräſentirt) in London zu einer Conferenz zuſammengetreten, deren erſtes Beſtreben dahin ging, eine Waffenruhe herbeizuführen. Erſt in der dritten Sitzung (am 9. Mai) einigte man ſich über eine ſolche und es wurde feſtgeſetzt, daß dieſelbe am 12. Mai beginnen und bis zum 12. Juni dauern ſolle; in der Sitzung vom 9. Juni wurde dann die Waffenruhe auf weitere vierzehn Tage, alſo bis zum 26. Juni verlängert. Da auch bei Ablauf dieſer verlängerten Friſt noch immer keine Einigung zu erzielen geweſen war (Dänemark verwarf die proponirte ſchleswigſche Theilungslinie Apenrade-Tondern), ſo wurden am 26. Juni die Feindſeligkeiten aufs Neue eröffnet.

Während der ſechswöchentlichen Waffenruhe hatten bei Freund und Feind verſchiedene Aenderungen im Commando ſtattgefunden.

Die geſammten Streitkräfte der alliirten Armee ſtanden nicht mehr unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Freiherrn v. Wrangel, ſondern Prinz Friedrich Karl war an die Stelle deſſelben getreten; an Stelle des Prinzen Friedrich Karl aber war der General der Infanterie Herwarth v. Bittenfeld mit der Führung des I. Armee-Corps, das bis dahin im Sundewitt ruhmvoll gefochten hatte, betraut worden. Dies I. Armee-Corps beſtand jetzt wieder, wie bei Ausbruch des Krieges, aus der 6. und 13. Diviſion; die Garden, wie wir wiſſen, waren nach Jütland zurückgekehrt; die 10. Infanterie-Brigade (die Regimenter 18 und 52) war ihnen dahin gefolgt; das Leibregiment hatte Quartiere in Holſtein bezogen, verblieb auch in dieſen, bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten.

Wie beim I. Corps, ſo hatten auch, wie ſich zum Theil ſchon aus dem Vorſtehenden ergiebt, in Jütland beim II. und III. Corps Veränderungen ſtattgefunden. Beim II. Corps (Oeſtreicher) waren ſie unerheblich und betrafen einige Brigade-Commandos; beim III. Corps (Garden) waren ſie wichtiger. Die ſämmtlichen in Jütland operirenden preußiſchen Truppen: 12 Garde-Bataillone, 4 Cavallerie-Regimenter, die 10. Infanterie-Brigade (das 18. und 52. Regiment) und die ſchleſiſche Brigade Bornſtedt (deren wir S. 287 bereits ausführlicher erwähnten), nebſt einigen Artillerie-Abtheilungen, waren dem Generallieutenant Vogel v. Falckenſtein unterſtellt worden, der bis dahin — nunmehr durch Generallieutenant v. Moltke in dieſer Stellung erſetzt — als Chef des Generalſtabes fungirt hatte.

Auch bei den Dänen war ein Wechſel in einzelnen Commandos eingetreten. Der Oberbefehl war dem Generallieutenant Gerlach, der auf Fühnen das Gros der Armee um ſich verſammelt hatte, geblieben; auf Alſen aber commandirte jetzt Generalmajor Steinmann, der alſo, bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, aller Wahrſcheinlichkeit nach den erſten Stoß auszuhalten hatte. Die Dänen ſetzten viel Vertrauen in ihn; wie aber de Meza das Dannewerk und General Gerlach die Düppelpoſition nicht halten konnten, ſo konnte auch, wie wir ſehen werden, General Steinmann die Dänen nicht vor dem Verluſte Alſens bewahren. Mit jeder Poſition, die den Dänen verloren ging, ging auch das Renommee eines ihrer Generale verloren. Uebrigens ohne Grund, wenigſtens ohne Verſchuldung; ſie leiſteten, was unter den beſtehenden Verhältniſſen zu leiſten war.

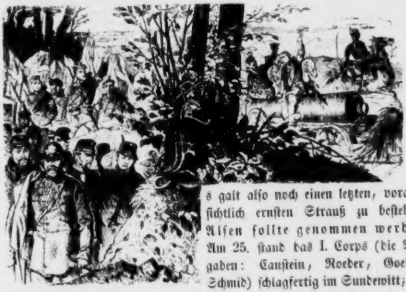
Die Waffenruhe, nach den Strapatzen eines dreimonatlichen Winterfeldzuges, hatte unſere Truppen wieder friſch und elaſtiſch gemacht; überall wohin ſie gekommen waren, in den Städten und Dörfern Holſteins und Südſchleswigs, waren ſie von einer jubelnden Bevölkerung (nur wenige Ausnahmen kamen vor) als Befreier begrüßt worden und wo noch Vorurtheile zu beſiegen und widerſtrebende Herzen zu erobern waren, da wurden ſie erobert durch die unſern Landeskindern, wenigſtens wenn ſie den „Rock des Königs“ tragen, eigene Umgänglichkeit und heiter-harmloſe Lebensweiſe. Es lebt ſich leicht mit ihnen.

So war — was auch nachträglich vom Gegentheil verſichert worden iſt — die Empfindung in vielen tauſend Häuſern und Höfen beider Herzogthümer, als ſich, vom 20. Juni ab, die Truppen wieder rüſteten, um durch Wegnahme der Poſitionen, die noch in Feindes Hand geblieben waren, den Kopenhagener Trotz zu brechen. Wieder ging es in den Krieg und wie wir bis hieher drei Kriegsſchauplätze zu unterſcheiden hatten: Schleswig, Jütland und das Meer, ſo auch jetzt.

Drei Meeresarme wurden überſchritten: der Alſenſund, der Limfjord und die frieſiſche See und die Ueberſchreitung dieſer drei Meeresarme war gleichbedeutend mit der Eroberung von Alſen, Nordjütland und den nordfrieſiſchen Inſeln. Auch in unſerer Schilderung behalten wir die Dreitheilung, die der Stoff an die Hand giebt, bei und gruppiren das noch Darzuſtellende in die drei Kapitel:

Ueber den Alſenſund.
Ueber den Limfjord.
Ueber die frieſiſche See.

Ueber den Alſenſund.



s galt alſo noch einen letzten, vorausſichtlich ernſten Strauß zu beſtehen: Alſen ſollte genommen werden. Am 25. ſtand das I. Corps (die Brigaden: Canſtein, Roeder, Goeben, Schmid) ſchlagfertig im Sundewitt; die alten Quartiere wurden wieder belegt; Hauptquartier Gravenſtein wie vordem. Am 26. lief die Waffenruhe ab. Am 29. wurde Alſen genommen. Wir geben zuvor ein Bild der Stellung bei Freund und Feind. Wir beginnen mit letzterem.

Schon bei Gelegenheit der Düppel-Belagerung haben wir Alſens und ſeiner Befeſtigungen verſchiedentlich zu erwähnen gehabt; wir haben jetzt das Geſagte zu vervollſtändigen.

Zwiſchen hüben und drüben lag zunächſt der Alſenſund, an der nördlichen Hälfte von etwa 800 bis 1000 Schritt, an ſeiner ſüdlichen Hälfte (alſo in der Nähe von Sonderburg) von etwa 5 bis 600 Schritt Breite. Seine Länge beträgt eine deutſche Meile. Dieſe ganze Strecke entlang, von Sonderburg bis zur nördlichen Landſpitze von Arnkiels Oere, befand ſich eine Reihe von Schützengräben mit Bruſtwehren, unterſtützt durch eine zweite Reihe von Laufgräben, um den 12 bis 15 Fuß hohen Uferrand zu bewachen und zu beſchützen. Weſtlich vom Dorfe Kjär (wo ſpäter das entſcheidende Gefecht ſtattfand) liegt eine ziemlich tief einſchneidende Bucht, die den bezeichneten Küſtenſtrich zwiſchen Sonderburg und Arnkiel-Oere in zwei Hälften theilt. Die nördliche wie die ſüdliche Hälfte hatte Ufer-Batterieen, im Ganzen 32, von denen 7 (ſogenannte »Contre-Batterieen«) lediglich den Zweck verfolgten, mit dem gegenüberliegenden Ufer des Sundewitt in Kampf zu treten, während die 25 anderweiten

Batterieen die Flankirung des Sundes bezweckten, alſo darauf aus waren durch Beſtreichung der breiten Waſſerfläche eine Landung unmöglich zu machen. In den genannten Batterieen befanden ſich 67 Geſchütze, darunter 29 gezogene; außerdem hatten 50 Wallbüchſen und 21 Espingolen*) Verwendung gefunden. Im Ganzen war die ſüdliche Hälfte des Sundes, alſo die Hälfte zwiſchen Kjärwig (Bucht von Kjär) und Sonderburg die befeſtigtere; hier befanden ſich — namentlich in unmittelbarer Nähe von Sonderburg — die am ſchwerſten armirten Batterieen, da man eben an dieſer Stelle (etwa von Schanze X. aus) den Uebergang der Preußen erwartete. Auch glaubten die Dänen, daß eine große Kanonade, wie am Düppeltage, dem Uebergang vorhergehen würde. Annahmen dieſer Art, die aus unmittelbar Vorhergeſchehenem ſofort eine Regel auch für die Zukunft machten, waren ein immer wiederkehrender Fehler unſerer Gegner; ſie vergaßen mal auf mal, daß es in der Kriegführung ſehr weſentlich auf Ueberraſchungen ankommt und daß es unter Umſtänden gerathen ſein kann, heute die Dinge nur deshalb anders anzufaſſen als geſtern, um jede Vorausberechnung zu täuſchen.

An Infanterie verfügte die Vertheidigung Alſens über drei Brigaden. Es waren dies: die Brigade Faaborg (4. und 6. Regiment), die Brigade Bülow (5. und 10. Regiment) und die Brigade Kaufmann (3. und 18. Regiment). Im Ganzen alſo 12 Bataillone. Der Oberſtcommandirende Generallieutenant Gerlach hatte von Fühnen aus, wo ſich das Gros der däniſchen Armee befand, der Vertheidigung Alſens ein oder zwei weitere Brigaden zur Verfügung geſtellt; Generalmajor Steinmann aber, der Commandirende auf Alſen, hatte dies Anerbieten mit dem Bemerken abgelehnt, daß er ſich hinlänglich ſtark glaube, jeden Angriff zurückweiſen zu können. Er mußte ſchließlich freilich erfahren, daß eine Brigade mehr (bei guter Aufſtellung) den Verluſt Alſens möglicherweiſe verhindert hätte. Seine Ablehnung ging von falſchen Vorausſetzungen aus.

Die Art der Aufſtellung, die Vertheilung der Truppen über die Inſel, war an und für ſich nicht ohne Geſchick erfolgt; ſie war korrekt. Die Landung, wenn ſie überhaupt verſucht werden ſollte, konnte nur von drei Stellen aus geſchehen: von Ballegaard aus, von Satrupholz oder Sandberg aus und von Düppel aus und demgemäß hatte Generalmajor Steinmann ſeine Truppen an der alſener Weſtküſte entlang vertheilt. Gegenüber von Ballegaard ſtand das 6. Regiment unter Oberſtlieutenant Caroc (es hatte außer dem zunächſt bedrohten Küſtenſtreifen an der alſener

---

*) Die Espingole iſt nach Art der „Höllenmaſchine" conſtruirt. Sie beſteht aus einer Anzahl mit einander verbundener Gewehrläufe, von denen jeder einzelne wieder mit einer größeren Anzahl von Kugeln (bis 30) geladen iſt.

Föhrde den ganzen Nordweſten der Inſel zu ſchützen); gegenüber von Satrupholz und Sandberg, auf der Strecke zwiſchen Arnkiel-Oere und Kjärwig ſtand das 4. Regiment unter Führung des Brigadiers Oberſt Faaborg; gegenüber von Düppel und Rackebüll, auf der Strecke von Kjärwig bis Sonderburg ſtand die Brigade Bülow (5. und 10. Regiment). Die Brigade Kaufmann endlich (3. und 18. Regiment) ſtand in Reſerve und hielt Ulkebüll und die nächſtgelegenen Dörfer beſetzt.*) In Ulkebüll befand ſich auch das Hauptquartier.

Ein Blick auf die Karte zeigt unverkennbar, daß dieſer Aufſtellung die Vorausſetzung zu Grunde lag, der Angriff werde ſich höchſt wahrſcheinlich gegen Sonderburg richten; zugleich aber werden wir anerkennen müſſen, daß die verhältnißmäßig ſchwächer beſetzte Strecke zwiſchen Arnkiel-Oere und Kjärwig, um der Bevorzugung der Südhälfte (von Kjärwig bis Sonderburg) willen, keineswegs vernachläſſigt war, ſondern im Fall eines Angriffs ebenſo wohl von der zur Seite ſtehenden Brigade Bülow (5. und 10. Regiment) als von der in Ulkebüll ſtehenden Reſerve-Brigade unterſtützt werden konnte. Fanale, ſo wenigſtens war es angeordnet, gaben bei erſter Annäherung des Feindes ihr Allarm-Zeichen und erwies ſich alles attent, ſo mußten die nächſtgelegenen Reſerven in einer halben, ſpäteſtens aber in einer Stunde an jeder der bedrohten Stellen ſein. Eine Ausnahme machte vielleicht die äußerſte Nordſpitze der Halbinſel Kjär, der vielgenannte Punkt Arnkiel-Oere ſelbſt. Dieſer war ſchwerlich in kürzerer Friſt als in zwei Stunden von Ulkebüll aus zu erreichen, aber hier war auf den Schutz gerechnet (und durfte gerechnet ſein), den die däniſche Flotte und inſonderheit »Rolf Krake« dieſem Theil der Inſel gewähren mußten.

Alles in allem erwogen, hatte Generalmajor Steinmann ein volles Recht, die Inſel gut und genugſam vertheidigt zu glauben; daß ſie dennoch erobert und nach kaum ſechsſtündigem Kampf von denen flüchtig verlaſſen wurde, die des Glaubens geweſen waren, hier ein däniſches Bollwerk, feſter, uneinnehmbarer als Düppel errichtet zu haben, lag keineswegs an der Unzureichendheit der Vertheidigungskräfte, — wiewohl eine Brigade mehr, wie ſchon angedeutet, den Ausgang des Tages möglicherweiſe hätte ändern können — noch an dem Ungeſchick oder der Leichtfertigkeit der oberen Leitung. Was geſchah, war mehr ein Ruhm für den Sieger, als eine Schmach für die Unterliegenden. Es war das Schickſal der letzteren.

---

*) So war die Stellung der Regimenter und Brigaden in der Nacht vom 28. auf den 29., als der Uebergang erfolgte. Doch muß bemerkt werden, daß auch hier, wie bei der Vertheidigung Düppels, ein Turnus exiſtirt, demzufolge die Truppen in leichterem und ſchwererem Dienſt ſich unter einander ablöſten.

immer falſch zu rechnen. War das ein Mangel an Begabung, ſo war es doch auch ein Mangel an Glück. Sie hätten es, von Zufalls wegen, treffen können, aber — ſie trafen es nicht. Das Ueberfallartige unſeres Angriffs, wo ſie eine überſichtlich ſich entwickelnde Aktion erwartet hatten, kam hinzu, verwirrte ihre Vertheidigung völlig und koſtete ihnen Alſen. Auch Unzureichendheiten im Detail (wir kommen darauf zurück) traten hervor; aber dieſe Fehler im Kleinen und Einzelnen vervollſtändigten nur, was durch falſche Rechnung im Großen und Ganzen bereits mehr oder weniger unausbleiblich geworden war.

Wir gehen nun dazu über, die Vorbereitungen zum Angriff zu ſchildern. Zweierlei war in erſter Reihe nöthig: die Herbeiſchaffung von Booten, um den Uebergang, gleichviel wo (darüber herrſchte bis zuletzt ein Zweifel), bewerkſtelligen, zweitens aber die Anlage von Batterieen, um den Uebergang ſchützen zu können. Beides wurde mit Raſchheit und Umſicht ins Werk geſetzt.

Zuerſt die Boote. Zwei Schleswig-Holſteiner, der mehrgenannte Schiffscapitain Barthelſen und der Schiffsbaumeiſter Tann (nach andern Thamm) hatten ſchon während der Waffenruhe Auftrag erhalten, ſämmtliche in der Schlei, zwiſchen Cappeln und Schleswig, ſowie in der Eider bei Rendsburg als brauchbar befundenen Fahrzeuge zu miethen und mittelſt Eiſenbahn nach Rendsburg und Apenrade zu ſchaffen, von wo aus dieſelben, auf Wagen geladen, in drei Kolonnen nach ihrem Beſtimmungsort gebracht werden ſollten. Barthelſen und Thamm waren dieſem Auftrage nachgekommen. Bei Wiederbeginn der Feindſeligkeiten befanden ſich 140 Boote im Sundewitt, die zum Ueberſetzen der Infanterie dienen ſollten. Sie waren beinah ſämmtlich flach gebaut. Die kleinſten konnten, außer der Fahrmannſchaft, 10 Mann, die größeren bis 20, die größten bis 40 Mann in ſich aufnehmen. Zur Einſchiffung von Artillerie und Cavallerie waren ſogenannte »Maſchinen« beſtimmt, wie wir dieſelben bei Gelegenheit des »Projekts von Ballegaard« (S. 167) bereits beſchrieben haben. Doch wurde diesmal beſchloſſen, nur zwei Pontons (ſtatt drei) aneinander zu koppeln.

Der Punkt, von dem aus der Uebergang erfolgen ſollte, blieb, wie ſchon angedeutet, bis in die letzten Tage zweifelhaft; gleichviel indeß, welche Wahl ſchließlich getroffen werden mochte, unter allen Umſtänden war es nöthig, die ganze Küſtenſtrecke von Ballegaard bis Schnabeckhage und wiederum von Schnabeckhage bis zu dem ehemaligen Brückenkopfe hin mit Schanzen und Geſchütz-Emplacements zu verſehen. Einzelne Batterieen waren noch, aus der Zeit der Düppel-Belagerung her, wohl erhalten und bedurften nur einer abermaligen Armirung, die ſich aus dem auf

»Nübelfeld« errichteten Artillerie-Park ohne beſondere Mühe bewerkſtelligen ließ. Dieſe alten Batterieen genügten aber keineswegs und um einigermaßen ſicher zu gehn, mußte in der kurzen Zeit vom 26. bis zum 28. Abends eine ganze Anzahl neuer Bauten derart ins Leben gerufen werden. Alle dieſe Batterieen verfolgten ſelbſtverſtändlich einen doppelten Zweck: einmal den, die gegenüberliegenden feindlichen Batterieen, bei dem ſtattfindenden Uebergang unſerer Truppen, zu beſchäftigen, wo möglich zum Schweigen zu bringen; andererſeits den: das Dazwiſchentreten feindlicher Schiffe, beſonders aber das Einlaufen des »Rolf Krake« in den alſener Sund, nach Möglichkeit zu hindern. Am Abend des 28. waren 16 Batterieen an der Küſte entlang errichtet und zwar

1) fünf Batterieen mit 22 Geſchützen auf der Strecke von Nailtang über Ballegaard bis Schnabeckhage;
2) acht Batterieen mit 38 Geſchützen auf der Strecke von Schnabeckhage bis Sandberg (gegenüber von Kjärwig);
3) drei Batterieen mit 16 Geſchützen auf der Strecke von Sandberg bis zum Brückenkopf (gegenüber von Sonderburg).

Der wichtigſte Punkt war der bei Schnabeckhage, gegenüber von Arnkiel-Oere, wo die Waſſer des Alſen-Sundes, der auguſtenburger Föhrde und der alſener Föhrde zuſammentreffen. Für welchen Uebergangspunkt man im Hauptquartier ſich ſchließlich auch entſcheiden mochte, hier bei Schnabeckhage mußte der in der auguſtenburger Föhrde liegende »Rolf Krake« unter allen Umſtänden vorbei, gleichviel nun, ob ihm — je nach den dieſſeits getroffenen Dispoſitionen — die Aufgabe zufiel, den Ballegaard-Uebergang innerhalb der alſener Föhrde oder den Satrupholz-Uebergang innerhalb des Alſen-Sundes zu ſtören. Demgemäß befanden ſich denn auch bei Schnabeckhage und in unmittelbarer Umgebung deſſelben fünf Batterieen, ſämmtlich mit gezogenen Geſchützen armirt, darunter acht 24Pfünder, die hier jede Annäherung, ſelbſt für den Panzer des »Rolf Krake«, zu einem mißlichen Unternehmen machten. Und in der That, auf der Unnahbarkeit dieſer Stelle baſirte zum Theil die Möglichkeit des ganzen Unternehmens; unſere Bootflotille, wo immer ſie den Uebergang verſuchen mochte, war mit Untergang bedroht, wenn es der »ſcharfen Ecke von Schnabeckhage« nicht gelang, hier beide Waſſerſtraßen vom Feinde rein zu fegen.

Alle Vorbereitungen waren endlich getroffen: die Truppen, die Boote waren da, die Batterieen an Sund und Föhrde waren armirt; nur die Frage noch blieb zu entſcheiden: wo wagen wir's. Die Linie zwiſchen Sandberg und dem Brückenkopf, alſo der Angriff von dem alten Düppel-Terrain aus, war gleich Anfangs verworfen worden. Der Sund war hier am ſchmalſten, aber durch die Vorkehrungen des Feindes, der hier doppelt gerüſtet und doppelt wachſam war, vollſtändig unpaſſirbar gemacht. Blieben von Uebergangspunkten nur noch Satrupholz und Ballegaard. Der Commandirende entſchied ſich zunächſt für Ballegaard; alle größeren Boote, ihre Zahl ſchwankt, waren bereits nach dieſem Punkte hin abgegangen. Als aber im Laufe des 27. die vom dieſſeitigen Ufer aus ſehr wohl erkennbaren Anordnungen des Feindes keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß ſich der Feind darauf vorbereite, einem Ballegaard-Uebergang zu begegnen, änderte der Commandirende (Generallieutenant Herwarth v. Bittenfeld) den bereits gefaßten Beſchluß und ſetzte in einer zu Gravenſtein am 28. Juni abgehaltenen Conferenz die Uferſtrecke zwiſchen Schnabeckhage und Satrupholz für den Uebergang feſt. Ballegaard war aufgegeben. Vom nördlichen Theil des Alſenſundes, nicht von der Alſen-Föhrde aus, ſollte nunmehr, und zwar in vier Bootkolonnen, das Wagniß unternommen werden. Denn ein Wagniß war und blieb es. Noch am Nachmittage deſſelben Tages (28.) wurde folgende »Dispoſition für den 29. Juni ausgegeben:

»Dispoſition für den 29. Juni 1864.«

»Morgen vor Tagesanbruch werde ich mit dem Armee-Corps den Uebergang über den Alſenſund beim Satruper Holz forciren und den Feind in der Richtung auf Hörup verfolgen.

Der Uebergang geſchieht mittelſt 160 Kähnen und durch den Pontontrain von vier, den Führern mündlich bezeichneten Punkten aus, zwiſchen der ſüdlichen Liſière des Satrupholzes und Schnabeckhage. Es tritt dabei nachſtehende und für das morgende Gefecht gültig bleibende Aenderung der Ordre de Bataille in Kraft.

1) Die 12. und 26. Infanterie-Brigade ſtehen unter Befehl des Generallieutenants v. Manſtein. Außer der Diviſions-Artillerie und Cavallerie wird dieſer Diviſion noch die 6pfündige Batterie aus der Reſerve-Artillerie zugetheilt. (Ferner wurde auch die 4pfündige Batterie an den Befehl der Diviſion gewieſen, ſie ſollte, bis die Reihe des Ueberſetzens an ſie käme, als Strandbatterie in Poſition bleiben.)

2) Die 25. und 11. Infanterie-Brigade treten unter Befehl des Generallieutenants v. Wintzingerode. Die erſte 6pfündige Batterie wird bei Blaukrug in Poſition gefahren.

Die Diviſion Manſtein wird zunächſt übergeſetzt und ſucht ſich nach Erſtürmung der Batterieen in den Beſitz der Fohlenkoppel, des Vorwerks Rönhof und des naheliegenden Terrains zu ſetzen; ſie dringt dann ſpäter gegen Ulkebüll und Hörup vor, um den Feind am Einſchiffen zu hindern.

Die Diviſion Wintzingerode folgt unmittelbar und zwar ſo, daß die 25. Brigade zuerſt übergeſetzt wird und ſich dann auf Ulkebüll dirigirt, die 11. Brigade folgt ihr als Reſerve.

Das Herunterlaſſen der Kähne in das Waſſer und das erſte Einſteigen der Mannſchaften beginnt um 2 Uhr Morgens, und findet das Ueberſetzen in ununterbrochener Folge ſtatt. Die Artillerie beginnt erſt dann zu feuern, wenn der Feind in ſeinen Batterieen Geſchütz zeigt und zu feuern anfängt.

Die Reſerve-Artillerie nimmt bereits um 1 Uhr die ihr angewieſenen Poſitionen ein. Die reitende Artillerie wird bei Rackebüll bereit geſtellt, um jeden Augenblick von dort abfahren zu können. Die Diviſions-Artillerie der 13. Diviſion wird am öſtlichen Ausgange von Blans aufgeſtellt und bleibt zur Dispoſition des Diviſions-Commandeurs.

Der Generallieutenant v. Wintzingerode hat die erforderlichen Anordnungen zur Bewachung der Küſte der alſener Föhrde durch das Ulanen-Regiment zu treffen und dafür zu ſorgen, daß der Brückenbau bei Sonderburg durch den Pontontrain des Hauptmanns Schütze ſo ſchnell ausgeführt wird, als Pontons dazu disponibel ſind. Beim Aufſtellen der Truppen, ſo wie bei allen Bewegungen und Handtierungen mit den Booten iſt die allerpeinlichſte Stille zu beobachten und darf kein lautes Sprechen und Befehlen ſtattfinden.

Ich werde mich beim Ueberſetzen der Diviſion Manſtein öſtlich von Oſter-Schnabeck, beim Gehöft von Peter Niſſen, aufhalten und dann der Diviſion folgen. Anzug: ohne Gepäck, aber mit Kochgeſchirren, und in Mützen.

Gravenſtein, den 28. Juni 1864.

Der commandirende General
v. Herwarth.«

Die bis dahin getroffenen Vorkehrungen wurden durch dieſe »Dispoſition«, der innerhalb weniger Stunden nachgekommen werden mußte, nicht erheblich geſtört. 50 Boote waren ſchon vorher für Satrupholz beſtimmt worden, um von hier aus zu demonſtriren, während bei Ballegaard der eigentliche Uebergang erfolgen ſollte; die Aenderungen, die durch den neuen Entſchluß des Commandirenden, beziehungsweiſe durch die »Dispoſition für den 29. Juni« herbeigeführt wurden, beſchränkten ſich alſo auf die Ueberführung der bei Ballegaard bereits eingetroffenen größeren Boote nach Schnabeckhage. Dieſe Ueberführung geſchah ohne beſondere Mühe und, wie es ſcheint, unbemerkt vom Feinde. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die bis dahin verborgen gehaltenen Boote ins

Waſſer gebracht und demnächſt, dicht am Ufer der alſener Föhrde hin, von Ballegaard nach Schnabeckhage gerudert. Dort trafen ſie noch vor Mitternacht ein. Wir wenden uns nun den Einzelnheiten des Ueberganges, ſowie den verſchiedenen Kampfmomenten zu, die dieſem Uebergang folgten.

Der Uebergang der Brigade Roeder. Die Wegnahme der Fohlenkoppel.

Die »Dispoſition« hat nur wenige Zeilen, die ſich auf den Uebergang beziehen. Es heißt darin in aller Kürze: »Der Uebergang geſchieht mittelſt 160 Kähnen und durch den Pontontrain von vier, den Führern mündlich bezeichneten Punkten aus; zwiſchen der ſüdlichen Liſière des Satrupholzes und Schnabeckhage.« Wir haben uns zunächſt mit dieſen »vier Punkten«, in Betreff deren die Führer mündliche Inſtruktionen erhielten, näher bekannt zu machen. Dieſe vier Punkte befinden ſich auf unſerer Karte mit A. B. C. und D. bezeichnet. Wir behalten dieſe Bezeichnung bei; fügen bei näherer Bezeichnung dieſen vier Punkten auch gleich die Truppen-Art und Zahl bei, die, als »erſtes Echelon«, von dieſen vier Punkten aus den Uebergang forciren ſollten.

Punkt A. lag am Südrande des ſatruper Holzes, dem Gehöft Arnkiel gegenüber. Hier befanden ſich 50 Boote unter dem Ingenieur-Hauptmann Adler. Pommerſche und brandenburgiſche Pioniere leiteten den Trajekt, unterſtützt von 170 Infanteriſten, meiſt Schiffer und Fiſchersleute, die aus den verſchiedenen Truppentheilen genommen waren. Zum Uebergang beſtimmt für dieſen Punkt (A.) war das 1. Bataillon vom 24. Infanterie-Regiment.

Punkt B. lag 1000 Schritt nördlicher, bei der »Ziegelei«. Hier befanden ſich 42 Boote unter dem Ingenieur-Hauptmann Schütze. Brandenburgiſche und magdeburgiſche Pioniere, in Gemeinſchaft mit 340 Ruderern von der Infanterie, leiteten den Trajekt. Zum Uebergang beſtimmt für dieſen Punkt (B.) war das 2. Bataillon vom 24. Regiment.

Punkt C. lag am äußerſten Nordrande des ſatruper Holzes, 500 Schritt nördlicher als die Ziegelei. Hier befanden ſich 29 Boote unter dem Ingenieur-Hauptmann Thelemann. Vierzig brandenburgiſche Pioniere und 170 Ruderer von der Infanterie leiteten hier den Trajekt. Zum Uebergang beſtimmt für dieſen Punkt (C.) waren die 2. und 4. Compagnie vom 64. Regiment.

Punkt D. lag am nördlichſten Punkte des Alſenſundes, der Halbinſel-Spitze Arnkiel-Oere gegenüber. Hier befanden ſich 42 Boote (die größten) unter dem Premierlieutenant Mantey. Niederſchleſiſche und weſtphäliſche Pioniere, unterſtützt durch 100 Ruderer von der Infanterie, leiteten hier den Trajekt. Zum Uebergang beſtimmt für dieſen Punkt (D.) war das Füſilier-Bataillon vom 64. Regiment.

Glückte es, von allen vier Punkten aus, an der gegenüberliegenden Küſte zu landen, ſo befanden ſich — ihr gleichzeitiges Anlanden vorausgeſetzt — 3½ Bataillone auf einen Schlag an der Küſte von Alſen. Dieſe 3½ Bataillone gehörten der Brigade Roeder an. Ihnen vorzugsweiſe fiel die Gefahr und die Ehre dieſes Tages zu. Staffelförmig, von halber Stunde zu halber Stunde, folgten die übrigen Brigaden, Goeben, Schmid, Canſtein; dazwiſchen Artillerie und Cavallerie (das Zietenſche Huſaren-Regiment). Zwölf Stunden lang, mit beinah übermenſchlicher Kraftanſtrengung, gingen die Boote hin und her. Lange bevor die letzten Truppen auf Alſen gelandet waren, hatte ſich der Kampf entſchieden, war die Inſel für Dänemark verloren.

Wir begleiten jetzt die einzelnen Kolonnen auf ihrem Uebergange, bis zu dem entſcheidenden Gefechte von Kjär. An allen vier Punkten laſſen wir Augenzeugen ſprechen.

Erſte Kolonne (bei Punkt A).

Hier leitete, wie bereits erwähnt, Ingenieur-Hauptmann Adler den Uebergang. Wir legen ſeinen Bericht dem Folgenden zu Grunde: » . . . Es war ganz dunkle Nacht', man konnte nicht zehn Schritt weit ſehen. Ich mußte mit meinen Leuten (Pioniere und Ruderer) quer durch das Große Holz marſchiren, wo die Dunkelheit unter den Bäumen ſo groß war, daß man in Wahrheit die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Der Kolonnenweg, den wir paſſirten, war durch Anſchalmen der Bäume, glücklicherweiſe aber auch durch umgebundene Strohkränze marquirt, an denen die 15 Schritt vormarſchirenden Unterofficiere ſich entlang fühlen mußten und ohne welche wir ſicher den Weg verfehlt hätten. Laternen konnten wir ſelbſtverſtändlich nicht benutzen.

Endlich gegen 1½ Uhr waren wir am Ufer angekommen und die für jedes Boot abgetheilten Schiffer beſetzten die an den Vorderkaffen derſelben befeſtigten Taue, mittelſt deren die Kähne in das Waſſer gezogen werden ſollten. Kurze Zeit nachher erſchien auch das für Punkt A. beſtimmte erſte Bataillon des 24. Regiments (unter Führung des Hauptmann v. Papſtein) und wurde an die Borde eines jeden Kahnes vertheilt. Die Dunkelheit und die Stille, in welcher dieſe Vorbereitungen ausgeführt werden mußten, waren natürlich ein großes Hinderniß.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Leiſe, aber Allen vernehmbar ein »Los!« und auf dem knirſchenden Sande bewegten ſich die Fahrzeuge dem Waſſer des Alſenſundes zu. Je nach dem Terrain, je nach dem

Gewicht der Kähne ging es hier ſchneller, dort langſamer; meiſt flogen die Schiffsgefäße über Boden und Raſen hinfort, und die Aufregung des Augenblicks verdoppelte die Kräfte. Die Officiere griffen ſelbſt mit an und luſtig gings in das moorige Waſſer. Immer noch kein Schuß, wo wir mit Sicherheit erwartet hatten, durch einen Hagel von Granaten empfangen zu werden. Volle hundert Schritt vom Ufer hatten wir erſt die Waſſertiefe, bei der auch beladene Kähne flott bleiben. Da wurde eingeſtiegen, gleichzeitig von beiden Seiten. Einige Kähne, bei denen die Mannſchaften, in der Aufregung des Augenblicks, dies verſäumten, ſchlugen um, doch hatten die Leute noch Grund und Niemand kam zu Schaden. Die vorderſten Kähne waren ſchon in voller Fahrt, immer noch kein Schuß, obſchon die Tête jetzt höchſtens 6 bis 700 Schritt von den feindlichen Laufgräben entfernt ſein konnte.

Endlich krachte es herüber. Unſere Kolonne A. war mit ihrer Tête in der Mitte des Sundes. Wir hatten dieſen erſten Schuß beinah erſehnt. Jetzt war es klar, daß nichts dahinter ſteckte, daß die Dunkelheit und die Geräuſchloſigkeit unſerer Bewegungen uns bisher ſicher geſtellt hatten. Dieſer erſte Schuß war das Signal zu einem lauten Hurrah aus allen Kähnen. Das Feuer aus den Tranchéen wurde lebhaft und fand aus unſeren Fahrzeugen heftige Erwiderung; pfeilſchnell flogen dieſelben dem feindlichen Ufer zu; unſere braven Musketiere faßten mit an; fiel ein Pionier, er fand ſofort ſeinen Erſatzmann.

Die Miniekugeln ſchlugen maſſenhaft ein und fügten der erſten Kolonne beträchtliche Verluſte zu. In dem erſten Boot, welches die preußiſche Fahne trug und in welchem ausgeſuchte Leute ſich befanden, erhielt der Steuermann, Pionier Lüben, einen Schuß durch die Schläfe, der ihn lautlos niederſtreckte. Ebenſo lautlos ergriff Lieutenant Petry vom brandenburgiſchen Pionier-Bataillon das Steuer. Und mit raſchen Schlägen ging es der Küſte zu.

Viele Boote wurden von Kugeln durchlöchert. Dank der getroffenen Vorſichtsmaßregeln aber, wurden die meiſten durch Verſtopfen der Löcher mit vorbereitetem Wergpfropfen, über Waſſer gehalten. Einige Boote ſanken; unter dieſen war auch das, in dem ſich der Fahnen-Unterofficier des 1. Bataillons (vom 24. Regiment) mit der Bataillons-Fahne befand. Hauptmann v. Radowitz eilte ſchwimmend herzu und rettete Fahne und Unterofficier. Die Mannſchaften der geſunkenen Boote (meiſt gute Schwimmer) erreichten faſt ohne Ausnahme das alſener Ufer.

Elf Minuten hatte die Fahrt über den an dieſer Stelle 850 Schritt breiten Alſenſund gedauert. In demſelben Augenblick (2 Uhr 11 Minuten) in dem die erſten Boote landeten, flammten an der Alſenküſte hin die

Fanale auf. Es war zu ſpät. Alles ſprang bis zur Hüfte ins Waſſer und mit lautem Hurrah ging es dem Ufer zu. Lieutenant Petry vom brandenburgiſchen Pionier-Bataillon, derſelbe, der das Steuer des vorderſten Bootes geführt hatte, war auch der *erſte*, der den Fuß auf den Strand von Alſen ſetzte. Oberſt Graf Hacke, der gleich nach ihm das Ufer erreichte, pflanzte mit eigener Hand die erſte preußiſche Fahne auf die erſtiegene Bruſtwehr.

Das Gehöft *Arnkiel*, trotz des Kartätſchfeuers des Feindes, wurde im erſten Anlauf genommen. Die Vertheidiger wichen in die nah gelegene Fohlenkoppel zurück. An der Liſière derſelben eroberte Graf York v. Wartenburg ein 12pfündiges däniſches Geſchütz; nächſt dem Capitain der Batterie fiel die ganze Bedienungsmannſchaft in unſere Hände. *Wir hatten feſten Fuß gefaßt auf Alſen.*

Zweite Kolonne (bei Punkt B).

Hier ging das 2. Bataillon vom 24. Regiment über. Der Brief, der die Ereigniſſe an dieſer Stelle ſchildert, iſt von beſonderer Anſchaulichkeit.

»... So lange man von Alſen ſprechen wird, wird dieſer Uebergang als ein tollkühnes Unternehmen gelten. *Vielleicht barg dieſe Kühnheit das Geheimniß des Erfolges.* Ich, für mein Theil, bei aller Erkenntniß der Gefahren, denen wir entgegen gingen, hatte das vollſtändigſte Gelingen keinen Augenblick bezweifelt. Nun nehmt eine Karte zur Hand, um beſſer folgen zu können. Die Dispoſition für den 29. lautete etwa wie folgt: »Um 12 Uhr Nachts ſteht alles an den angewieſenen Plätzen. Anzug wie am Sturmtage; der Mann 80 Patronen. Schlag 2 Uhr ſetzt die Brigade Roeder, als Avantgarde, über den Alſenſund. Das 1. Bataillon vom 24. Regiment nimmt den rechten Flügel in der Richtung auf Arnkiel, das 2. Bataillon vom 24. nimmt die Mitte, ſechs Compagnieen vom 64. Regiment nehmen den linken Flügel und ſteuern auf Arnkiel-Oere. Die erſten Compagnieen, die das feindliche Ufer erreichen, ſtürmen die dortigen Schützengräben und Batterieen. Wenn dies geſchehen, wendet ſich das 1. Bataillon vom 24. auf das abgebrannte Gehöft Arnkiel, das 2. Bataillon durchſtreift die Fohlenkoppel bis zum ſüdlichen Ausgang derſelben; die 64er ſäubern den äußerſten linken Flügel an der Auguſtenburger-Föhrde und dringen ebenfalls bis zur Südliſière der Fohlenkoppel vor. *Hier warten 24er und 64er weitere Befehle ab.*« In dieſen kurzen Angaben habt ihr die Dispoſition für den *erſten* Akt des Kampfes, dem wir (die Brigade Roeder) entgegengingen. Nun geb' ich euch die beſonderen Erlebniſſe der *zweiten* Kolonne.

Am 28. Abends halb zehn Uhr marſchirten wir, nach dreimaligem Hoch auf den König, aus der Büffelkoppel. Um 1½ Uhr Morgens machten wir Halt, dicht hinter einer am Strande gelegenen Ziegelei. Von hier aus ſollten wir übergehen. Die Pioniere und die zu ihrer Hülfeleiſtung commandirten Schiffer waren eben damit beſchäftigt, die Boote in's Waſſer zu bringen; eine mühevolle und nicht ganz geräuſchloſe Arbeit. Dennoch blieb am jenſeitigen Ufer, welches man auf 800 Schritt im Dämmer erkennen konnte, alles in geheimnißvoller Stille. Nun, — macht euch fertig. 2 Uhr. Es kam der Befehl zum Einſteigen. Die Leute mußten, da viele unſerer Boote auf den Kiel gebaut und die Ufer ſehr flach waren, bis an den Leib ins Waſſer. Ein angenehmes Morgenbad. Die Patronen waren im Brotbeutel um den Hals gebunden. Ungeachtet aller dieſer Hinderniſſe ging das Einſteigen raſch von Statten. Unſerer Compagnie (der 6.) war für dieſen Tag ein kurheſſiſcher Officier, der Oberlieutenant v. Loßberg*), (ein Neffe des General Canſtein) der unſerer Armee in den Krieg gefolgt war, zur Dienſtleiſtung zugetheilt.

Drei Minuten nach 2 Uhr ſchwammen wir auf dem Alſenſund. Die 5. Compagnie und ein Theil der 6. hatten die Tête. Unſer Boot war unter den vorderſten. Wenn wir nach links hin blickten (nordwärts, nach Arnkiel-Oere zu), ſah es im Morgendämmer aus, als ſchwämmen Züge wilder Enten über den Sund. Alles ſtill. Peinlichſte Erwartung. Die Ruderer griffen raſcher ein; da mit einem Male brach ein Donnerwetter über unſeren Köpfen los. Granaten-, Kartätſch- und Gewehrfeuer begrüßten uns vom andern Ufer; Fanale brannten auf der ganzen Inſel; das 1. Bataillon vom 60. Regiment, das, vollſtändig aufgelöſt an der Liſière des ſatruper Holzes, von dem Augenblick an, wo wir entdeckt waren, durch Schnellfeuer unſeren Uebergang decken ſollte, knatterte jetzt über den Sund hin; — man war von hinten kaum ſichrer, als von vorn. Trotz aller Gefahr das großartigſte Feuerwerk, das ich all mein Lebtag geſehen habe. »Hurrah, Vorwärts, Vorwärts!« waren die ununterbrochenen Rufe. Es war zauberhaft. Die Kartätſchen plätſcherten um einen herum, daß das Waſſer hoch aufſpritzte. Eine Granate ſchlug einen Kahn unſerer Compagnie in Stücke, eine ganze Wand war weggeriſſen, im Moment gingen Boot und Mannſchaften in die Tiefe. Alles ſchrie auf; die nächſten Boote wollten retten. »Vorwärts!« donnerte eine Commando-Stimme dazwiſchen. Es ſtand Größeres auf dem Spiel. Drei ertranken; andere tüchtige Kerls ſchwammen glücklich dem Ufer zu. Hut ab, vor dieſen braven Musketieren.

---

*) Oberlieutenant v. Loßberg, weil er ohne Erlaubniß ſeines Kriegsherrn, des Kurfürſten, dieſen Alſen-Uebergang mitmachte, wurde, bei ſeiner Rückkehr nach Heſſen-Caſſel, kriegsrechtlich zu einer mehrmonatlichen Feſtungshaft verurtheilt. Nach Abbüßung derſelben nahm er ſeinen Abſchied und iſt jetzt Officier in der Preußiſchen Armee, in die er ſich bereits am „Tage von Alſen“ eingeführt hatte. Wenn wir nicht irren, gehört er jetzt einem oberſchleſiſchen Regimente an.

Die 5. Compagnie war die erſte am Ufer. Mit Hurrah ging es die ſteile Uferwand hinauf, auf die Schützengräben zu. Was ſich wehrte, wurde niedergemacht, andere gefangen genommen. Noch andere wichen der Fohlenkoppel zu, wir hinterdrein, — es war wieder das reine Keſſeltreiben. An der Liſière hielten wir, um Athem zu ſchöpfen. Aber faſt im ſelben Moment kam General Roeder zu uns heran und rief uns ſchon von Weitem und rückwärts deutend zu, die Strandbatterie zu nehmen, an der wir in unſerem Verfolgungseifer vorbeigeſtürmt waren, ohne ihrer zu achten. Nun alſo kehrt! Wahrhaftig, da krachte es von derſelben Uferſtelle aus, an der wir gelandet, oder doch keine 200 Schritt von ihr entfernt, über den Alſenſund hin, als ob wir noch alle auf dem Waſſer ſchwämmen und nicht ſchon an der Liſière der Fohlenkoppel ſtänden. Aber es waren die letzten Schüſſe aus dieſer Schanze. In 10 Minuten war ſie unſer; drei ſchwere Geſchütze, ſammt einer Anzahl Eſpingolen, dazu 2 Officiere und 50 Mann fielen in unſere Hände. Die Gefangenen wurden dem Ufer zugetrieben und dort von den rückkehrenden Booten aufgenommen. Wir ſchwenkten dann wieder rechts, bis wir unter fortwährendem leichten Gefecht (der Feind floh ſüdlich auf Kjär und Bagmoſe zu) die Südliſière der Fohlenkoppel erreicht hatten. Hier machten wir Halt; zur Rechten (dem Alſenſunde zu) hatten wir das 1. Bataillon unſeres Regiments; zur Linken (der auguſtenburger Föhrde zu) die ſechs Compagnieen vom 64ſten. In dieſer Stellung warteten wir die Befehle zu weiterem Vorgehn ab. Es mochte 3 Uhr geworden ſein.«

Dritte Kolonne (bei Punkt C).

Bei Punkt C., wie wir wiſſen, gingen 2 Compagnieen vom 64. Regimente über, die 2. und 4., jene vom Grafen Maltzahn geführt. Ein Cavallerie-Officier ſchloß ſich, im Moment der Einſchiffung, dieſer dritten Kolonne als Freiwilliger an. Wir folgen ſeinem Bericht.

».... Es mochte 1¼ Uhr ſein, als (etwa 400 Schritt nördlich von der »Ziegelei«) die Kähne in's Waſſer geſchoben wurden. Ich konnte dabei nicht ruhig zuſehen. Als das erſte Boot im Waſſer war, war es mit meiner Ruhe vorbei, und ich mußte ins Boot ſpringen, um mit meinen Kameraden von der Infanterie dieſe kühne Waſſerpartie mitzumachen. Mit mir war ein Infanterie-Officier. Du kannſt Dir nicht denken, welch ſchönes militairiſches Schauſpiel es war, als unter dem Schutze eines inzwiſchen eröffneten Schnellfeuers die Boote mit einer unglaublichen Schnelligkeit ins Waſſer gezogen wurden. Unſere Soldaten waren ganz außer ſich vor Vergnügen. Ich erwiſchte glücklicher Weiſe ein ganz kleines leichtes Boot, in welchem außer uns beiden Officieren nur noch 4 Ruderer und 3 Mann ſaßen. Die Ruderer thaten ihre Schuldigkeit, denn mit aller Kraftanſtrengung ließen ſie unſer Boot gleichſam über den breiten Meeresarm dahinfliegen, an allen übrigen Booten vorbei. Auf beiden Ufern zuckten unzählige Blitze von Gewehrfeuer, und freundliche und feindliche Kugeln pfiffen über unſere Köpfe weg. Von den ſonderburger Schanzen her beſtrichen die Dänen den alſener Sund mit Granaten, die man bei der noch herrſchenden Dämmerung ſchon von Anfang an fliegen ſehen konnte. Man ſetzte gar keinen Zweifel darin, daß eine jede über dem Kopf platzen mußte, doch der liebe Herrgott hatte viel Platz gelaſſen neben uns armen kleinen Menſchenkindern. Nachdem wir die Hälfte unſeres Weges zurückgelegt hatten, erſchallte von all den einzelnen Booten, die wie Nußſchaalen auf dieſem breiten Meeresarm umherſchwammen, ein nicht endendes Hurrah und übertönte die Schmerzensſchreie der unglücklichen Verwundeten. Jetzt kam der ſchlimmſte Moment. Als wir in die Nähe des Landes kamen, wurden wir mit einem förmlichen Kartätſch- und Flintenkugelhagel empfangen; doch es ging gut, es war mir nichts davon zugedacht. Jetzt ergriff ich die ſchwarzweiße Fahne, die im Boote lag, wir ſchwangen uns aus dem Kahn ins Waſſer, ſtürmten auf das Ufer — und da wehte die preußiſche Fahne auf alſener Boden. Jeder einzelne, der gelandet war, ſtürmte nun das Ufer hinauf, welches hier ein wenig ſteil und ungefähr 7—8 Fuß hoch iſt. Ich ſtand jetzt, abgekommen von denen, mit denen ich die Ueberfahrt gemacht hatte, inmitten einer Abtheilung vom 64. Regiment, welche keinen Officier hatte und ſich nach einem ſolchen umſah. Da rief ich: »Mir nach, ich will Euer Officier ſein«, und mit einem donnernden Hurrah ernannten ſie mich zu ihrem Führer. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks; ich ſtürmte an der Spitze meiner Infanteriſten durch die ſchwach vertheidigte Schanze, durch die Communikation in die Fohlenkoppel, die Gefangenen zurücklaſſend und die ſich vertheidigenden Danskes weiter jagend. Der Däne kam in der Fohlenkoppel gar nicht mehr zum Stehen, ſo ungeſtüm ſtürmten unſere Leute vorwärts, trotzdem, daß faſt ſämmtliche Compagnieen Signale zum Sammeln gaben. Leider iſt hier in der Fohlenkoppel der arme Maltzahn gefallen, — ein Schuß durch Auge und Kopf. Mein Weg ging an der auguſtenburger Föhrde entlang, in welcher wir auch bald, nachdem wir die Fohlenkoppel paſſirt, den »Rolf Krake« angedampft kommen ſahen. Er ſchien doch etwas krank zu ſein. Als er ſeine ganze Bemannung an Deck nahm, ließ ich von meinen Leuten eine Salve auf ihn geben, die zu meiner und meiner 64er Freude den Erfolg hatte, das Alles vom Deck wieder verſchwand. Ich bildete von der ganzen Gefechtsordnung den äußerſten linken Flügel und rollte ſo die einzelnen däniſchen Schützengruppen auf, die ſich von Knick zu Knick feſtſetzten und vertheidigten; doch vergebens, meine Leute rannten ſie über den Haufen, was vom Feinde nicht fiel, wurde gefangen genommen, wenige entkamen. Als wir den Südrand des Waldes (Fohlenkoppel) erreicht hatten, machten wir Halt.«

Vierte Kolonne (bei Punkt D.).

Bei Punkt D., wie wir wiſſen, ging das Füſilier-Bataillon vom 64. Regiment über den Sund.*) Es hatte den äußerſten linken Flügel. — Wir folgen hier dem Bericht eines Füſiliers von dem obengenannten Bataillon.

».... Wir wurden auf 37 größere Boote vertheilt. Als wir kaum 500 Schritt vom feindlichen Ufer entfernt waren, verriethen wir uns durch das Losgehen eines Gewehres. Noch 200 Schritt vorwärts und der erſte Schuß des Feindes fiel. In demſelben Augenblicke begann jedoch auch ein Schnellfeuer von unſerer Seite und alle Kräfte wurden darangeſetzt, um möglichſt ſchnell an den Feind zu kommen. Bereits hatten wir einige Verwundete, als das Commando »Marſch, Marſch!« ertönte und trotz des ſtarken feindlichen Feuers näherten wir uns mit unglaublicher Schnelligkeit dem Ufer. 200 Schritt vor dem Ufer ſchlug ein Tambour unſerer Compagnie Sturmmarſch und ehe die Boote auf Grund ſtießen, ſprang er mit den Officieren ins Waſſer, die Leute folgten und nun ging es im Waſſer weiter vorwärts, der Tambour hielt die Trommel hoch über dem Kopfe und ſchlug mit einem Schlägel tapfer weiter. Die Verwundeten (darunter der Adjutant Lieutenant v. Verſen, der einen Schuß durch beide Knochen des Unterſchenkels erhalten) fuhren nun gleich wieder zurück.

---

*) Dieſe Angabe iſt nicht ganz korrekt. D., gegenüber von Arnkiel-Oere, war allerdings erwählter Uebergangspunkt für die Kolonnen des linken Flügels. Das erſte Echelon aber (eben das Füſilier-Bataillon vom 64.) bewerkſtelligte ſeinen Uebergang nicht von Punkt D., ſondern von Schnabeckhage aus; erſt die ſpäter ſich einſchiffenden Echelons des linken Flügels, das zweite, dritte, vierte, die in kurzen Zwiſchenräumen jenem erſten Echelon folgten, machten von Punkt D. aus ihre Fahrt über den Sund. Der Grund war der, daß man am Abend des 28. die, wie wir wiſſen, (vgl. S. 316) urſprünglich für Ballegaard beſtimmten Boote wohl unbemerkt bis Schnabeckhage, aber nicht unbemerkt bis Punkt D. bringen konnte. So erfolgte denn nothwendig der erſte Uebergang von Schnabeckhage aus. Von dem Moment an indeſſen, wo der erſte Schuß gefallen war, gab es nichts mehr geheim zu halten und die Boote, nachdem ſie das Füſilier-Bataillon gelandet, kehrten nunmehr nicht nach dem entfernter gelegenen Schnabeckhage, ſondern nach dem näher gelegenen Punkte D. zurück, von wo aus ſie die Ueberfahrt in halb ſo langer Zeit bewerkſtelligen konnten.

Jetzt hieß es für uns Sieg oder Untergang; hinter uns der über 1000 Schritt breite Alſenſund, vor uns der Feind. »Hurrah« und in wenigen Secunden ſtanden wir auf der Bruſtwehr des Schützengrabens. »Vorwärts« hieß es bis in den 400 Schritt vor uns liegenden Wald und vorwärts ſtürmten unſere Füſiliere. Eine Schanze wurde, ehe noch die Geſchütze abgefeuert werden konnten, genommen; dann ging es an den Wald, wo Kolben, Bajonnett und Säbel das vollendeten, was die Kugel nicht vermochte. Es war ein grauſiges Handgemenge, Mann gegen Mann, und dabei ſo dunkel, daß man nur in nächſter Nähe Freund und Feind unterſcheiden konnte. Immer weiter drang unſer Bataillon, von Poſition zu Poſition wich der Feind, viele lagen auch da, wo ſie geſtanden hatten, lieber den Tod verlangend, als ſich den »Preußiſchen Satans« (wie ein Capitain ſagte) ergebend. Viele Pferde und Geſchütze erbeuteten wir, aber erſt als der Tag anbrach, hörte das wirre Gemetzel in der Fohlenkoppel auf. Maſſen von Gefangenen, Todten und Verwundeten waren hinter uns. Der Sieg war herrlich, aber auch unſer Verluſt nicht unbedeutend.

Am Südrande des Waldes ſammelten ſich die auseinander gekommenen Compagnieen. Wir hatten nun Zeit, uns flüchtig zu muſtern. Viele machten eine unglaubliche Figur; eine ganze Anzahl war barfuß, weil die Stiefel im Schlamme ſtecken geblieben waren. Eine Sturm-Parade (wie nach Düppel) wäre kaum möglich geweſen. Wir ſahen aus wie die »Grasteufel.« Um 3¼ Uhr ging es mit Hurrah weiter vorwärts auf Rönhof, Kjär und Bagmoſe zu.«

Die vier Briefe, die wir vorſtehend mitgetheilt, ſind ſo gewählt, daß ſie ſich unter einander ergänzen und in ihrer Geſammtheit ein anſchauliches Bild aller Momente des Ueberganges: der Einſchiffung, der Ueberfahrt, der Landung, geben. In weniger als einer Stunde war der Sund überſchritten, der Feind geworfen, die Nordſpitze der Halbinſel (Kjär) in Händen der Sieger. Einem nachhaltigen Widerſtande waren ſie nirgends begegnet; nach Wegnahme der Batterieen und Geſchütz-Emplacements — was, laut Diſpoſition, die erſte Aufgabe der landenden Truppen war — hatten preußiſche Abtheilungen (oft nicht 10 Mann ſtark) däniſche Trupps vor ſich hergetrieben. Das war alles. Wo ein Widerſtand eintrat, war es nicht ein Widerſtand in militairiſchem Sinne, ſondern nur ein individueller. Einzelne, keinem Commando, ſondern nur dem eignen Herzen gehorchend, warfen ſich entgegen und unterlagen. Wenn es möglich geweſen wäre, von irgend einem hochgelegenen Punkte aus, dem Ganzen eines derartig aufgelöſten Gefechtes zu folgen, ſo würde das Auge einem wirren Durcheinander begegnet ſein. Dennoch lag dieſem Durcheinander (zum Theil wohl nur inſtinktiv) eine beſtimmte Richtung, und den oft widerſpruchsvollen Einzelbewegungen eine Hauptbewegung zu Grunde. Dieſe Haupt-Bewegung war eine Rechtsſchwenkung.

Die Truppen, in dem Moment ihrer Landung, ſtanden von Nord nach Süd (zwiſchen Arnkiel-Oere und dem Arnkiel-Gehöft); eine Stunde ſpäter ſtanden ſie von Weſt nach Oſt. Der rechte Flügel (1. Bataillon vom 24.) hatte die gleich anfangs eroberte Poſition (das Gehöft von Arnkiel) im Weſentlichen beibehalten; der linke Flügel dagegen (die 64er) hatte die Rechtsſchwenkung ausgeführt. An Stelle der Vertical-Linie zwiſchen Arnkiel-Oere und Arnkiel-Gehöft war die Horizontal-Linie zwiſchen Arnkiel-Gehöft und der auguſtenburger Föhrde getreten. Man ſtand nicht länger am Weſtrande der Fohlenkoppel, ſondern — in Folge der ausgeführten Schwenkung — am Südrande dieſes Waldes entlang. Ein abgegrenztes Stück der Inſel befand ſich in Händen der Preußen; 3½ Bataillone hatten feſten Fuß gefaßt. Eben landeten neue Bataillone. Es war nicht wahrſcheinlich, daß ſie gezwungen werden konnten, dies Stück Erde wieder aufzugeben.

Der Vormarſch gegen Kjär.

Etwa um 3 Uhr ging der Generallieutenant v. Manſtein, der an dieſem Tage die Brigaden Roeder und Goeben, alſo eine brandenburgiſche und eine weſtphäliſche, befehligte, über den Sund. Kurz vor ihm war das zweite Echelon, beſtehend aus weiteren ſechs Compagnieen vom 64. Regiment und ſechs Compagnieen von der Brigade Goeben (alle ſechs Compagnieen vom 15. Regiment) auf Alſen gelandet. Generallieutenant v. Manſtein fand alſo bei ſeinem Erſcheinen auf der Inſel dieſe von 6½ Bataillonen Preußen beſetzt. Dieſe 6½ Bataillone waren nunmehr: 1) das 64. Regiment (drei Bataillone), 2) das erſte und zweite Bataillon vom 24. Regiment und 3) anderthalb Bataillone vom 15. Regiment. Dieſe 6½ Bataillone, mit der Front gegen Süden, nahmen Aufſtellung der Art, daß die 64er den linken Flügel, die 24er das Centrum, die 15er den rechten Flügel inne hatten.

Es war 3½ Uhr, als Generallieutenant v. Manſtein an der Südliſière der Fohlenkoppel eintraf und den Truppen — deren Aufſtellung wir eben gegeben — Befehl ertheilte, auf dem nach Kjär führenden Wege, ſo wie rechts und links deſſelben, vorzurücken.

Die Bataillone ſetzten ſich in Marſch; der Feind wich raſch zurück; binnen einer Viertelſtunde, oder doch wenig ſpäter, hatten die vordringenden Preußen die Linie Rönhof-Große Mooſe (ein Wald wie die Fohlenkoppel) erreicht. Die 64er nahmen »Große Mooſe«, die 24er nahmen Rönhof; die 15er, über die Linie Rönhof-Große Mooſe hinaus, am weiteſten nach Süden hin vordringend, beſetzten die Nordweſtſpitze des Dorfes Kjär. Die Horizontallinie der preußiſchen Aufſtellung war dadurch in eine Schräglinie übergegangen: der rechte Flügel ſtand vor, Centrum und linker Flügel ſtanden zurück. In Rönhof waren drei Officiere und 171 Mann, an der Nordweſtſpitze von Kjär vier Officiere und 100 Mann gefangen genommen worden.

Man hatte jetzt die Linie erreicht, wo man in die eigentliche Machtſphäre des Feindes trat und über kurz oder lang auf ſeine Reſerve-Regimenter ſtoßen mußte. Wir wiſſen (ſ. S. 312), daß die Brigade Kaufmann in Ulkebüll lag; Ulkebüll aber war von der Linie Rönhof-Große Mooſe nur noch eine halbe Stunde entfernt. Jeden Augenblick war ein Zuſammenſtoß zu erwarten; überraſchen konnte es nur, daß dies Vorbrechen der feindlichen Reſerven bis hieher hatte auf ſich warten laſſen.

Der Feind wartete aber noch immer; ſo wurde denn gegen 4 Uhr, vielleicht etwas früher, Befehl gegeben, weiter in ſüdlicher Richtung vorzubringen. Doch beſchränkte ſich dieſer Befehl auf die Brigade Roeder (Centrum und linker Flügel), während dem General Goeben die Ordre zuging, über die Nordweſtſpitze von Kjär, die er, wie wir wiſſen, mit ſechs Compagnieen vom 15. Regiment genommen hatte, vorläufig nicht hinauszugehn. Erſt, wenn er ſeine ganze Brigade beiſammen haben,*) auch mit

---

*) Bald nachdem dieſe Ordre an General v. Goeben ertheilt war, trafen die noch fehlenden Bataillone ſeiner Brigade, ſo wie das brandenburgiſche Jäger-Bataillon, die zuſammen das dritte Echelon gebildet hatten, in Weſt-Kjär ein, von wo aus wir ſie ſpäter auf ihrem Vormarſch gegen Sonderburg begleiten werden. Das dritte Echelon war es, das bei ſeinem Uebergange (der um 3 Uhr begann) unter das Kartätſchfeuer „Rolf Krake's" kam. Deshalb an dieſer Stelle ein kurzer Bericht über das Panzerſchiff und ſeine Betheiligung an dem Kampfe des 29. Juni.

„Rolf Krake" lag in der auguſtenburger Föhrde, als der Uebergang begann. Erſt eine volle Stunde ſpäter (3 Uhr) erſchien er an dem Nordausgange des Alſenſundes und legte ſich ſo, daß er den Sund der Länge nach faßte. Mit Kartätſchhagel empfing er die Boote des dritten Echelons, wenigſtens die bei D. und C. übergehenden. Glücklicherweiſe ſchoß er zu hoch, ſo daß der Schaden, den er anrichtete, ein ſehr geringer war. Als er bald darauf unter das concentriſche Feuer von 16 gezogenen Geſchützen kam, die ihn von Schnabeckhage aus begrüßten, nahm er ſeinen Rückzug. Das ganze Gefecht hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Er kam nur noch einmal zum Vorſchein, als er (viel ſpäter) durch die alſener Föhrde ſeinen Abzug nahm, nachdem vorher zwei bei Auguſtenburg liegende Kanonenboote in die Luft geſprengt waren.

Die Frage iſt viel verhandelt worden, ob der „Rolf Krake" am Alſentage ſeine Schuldigkeit gethan habe, oder nicht. So geneigt wir ſind, die Dänen und ihre Haltung an dieſem Tage, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade in Schutz zu nehmen, ſo können wir doch die Anſicht nicht unterdrücken, daß, wenn getadelt werden ſoll, „Rolf Krake" am meiſten Anſpruch auf Tadel hat. Zunächſt mußte er raſcher zur Stelle ſein, und wenn zur Stelle, ſo mußte er rückſichtslos gegen die vom Ufer her drohende Gefahr, wie ein Sperber unter die Tauben fahren. Er that es aber nicht. Die Batterieen von Schnabeckhage hielten ihn in Reſpekt; außerdem aber ſoll er gefürchtet haben, durch unſere Boote geentert zu den jetzt zurückſtehenden Bataillonen des Centrums wieder in Fühlung getreten ſein würde, ſollte er — immer in ſeiner rechten Flügelſtellung verbleibend — am Alſenſunde hin gegen Sonderburg vorſtoßen.

Im Einklang mit dieſen Dispoſitionen, denen ſtrikte nachgekommen wurde, haben wir von hier an zwei verſchiedene Gruppen von Gefechten zu unterſcheiden und zwar 1. die Gefechte der Brigade Roeder (im Centrum und am linken Flügel) und 2. die Gefechte der Brigade Goeben (am rechten Flügel). Auf der kurzen Strecke von der Fohlenkoppel bis zur Schräglinie Große Mooſe-Rönhof-Kjär waren beide Brigaden gleichzeitig und in einem gewiſſen Zuſammenhange vorgegangen. Jetzt trennten ſich ihre Gefechtsfelder und ihre Aufgaben wieder; die Brigade Goeben mußte ſichs an der Aufgabe genügen laſſen, die Nordweſtſpitze von Kjär beſetzt zu halten, während die Brigade Roeder im Centrum und am linken Flügel in ernſte Gefechte verwickelt wurde und umgekehrt hielt die brandenburgiſche Brigade (Roeder), gegebener Ordre gemäß, die Linie Kjär-Bagmoſe-Ormſtoft beſetzt, als die weſtphäliſche Brigade (Goeben) ihrerſeits avancirte und Sonderburg nach einer Reihe von Gefechten nahm.

Die Gefechte der Brigade Roeder.

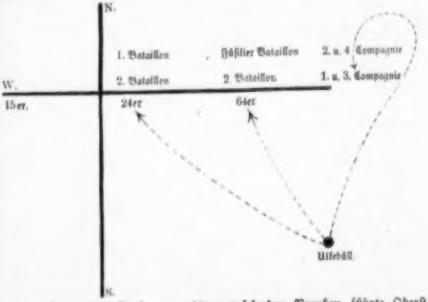
(Oſt-Kjär. Bagmoſe. Ormſtoft.)

Die Brigade Roeder avancirte alſo; die Linie Rönhof-Große Mooſe lag hinter ihr, die langgeſtreckte Häuſerreihe, die abwechſelnd den Namen Kjär, Bagmoſe, Ormſtoft führt, lag auf etwa 1000 Schritt in Front der vorgehenden Bataillone. Eh dieſe noch vermocht hatten, ſich, auf der ganzen Strecke hin, in Beſitz dieſer Häuſerreihe zu ſetzen, ging der Feind zum Angriff über, — ſeine Reſerve-Brigade (die Brigade Kaufmann) brach in drei Kolonnen vor. Die eine Kolonne führte Oberſt Jaaborg, die zweite Oberſtlieutenant Mathieſen, die dritte Oberſt Kaufmann ſelbſt. Der Plan des Feindes ging unzweifelhaft dahin, dieſe drei Stöße gleichzeitig zu thun. Aber die herrſchende Verwirrung erſchwerte die Ausführung ſolcher Pläne. So wurden die drei Stöße einzeln und ohne Zuſammenhang geführt. Eh wir zu einer Schilderung dieſer einzelnen Aktionen übergehn, verſuchen wir den Leſer in der nachſtehenden Zeichnung — die ihm ſchließlich das Verſtändniß der Gefechtsmomente erleichtern wird — zu orientiren. Die Horizontallinie giebt die preußiſche Aufſtel-

---

werden. (Dies ließ ſich in der That bewerkſtelligen, da er ſeinen Geſchützen nur wenig Neigung nach unten geben konnte.) Gleichviel indeß was ihn beſtimmen mochte, mit Vorſicht zu operiren, ſo viel ſteht feſt, daß er eben Vorſicht zeigte, wo nur die Geneigtheit ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen, ein großes Reſultat hätte herbeiführen können. Ob er durch ein ſolches Opfer im Stande geweſen wäre, den Tag zu wenden, muß freilich dahingeſtellt bleiben. Ein Angriff auf das dritte Echelon, ſelbſt wenn er reuſſirte, kam jedenfalls zu ſpät.

lung; die Verticallinie iſt der Weg, der von Arnkiel-Oere aus über Rönhof und Kjär nach Sonderburg führt; wo beide Linien ſich kreuzen, liegt Kjär, nach rechts und links hin ſeine Häuſerreihe, unter verſchiedenen Namen, ausdehnend. Alles andere ergiebt ſich ausreichend aus der Zeichnung ſelbſt.



Den erſten Stoß gegen die vorrückenden Preußen führte Oberſt Faaborg. Er hatte Grund ſich zu eilen. Das 4. Regiment, dem die Küſtenvertheidigung zwiſchen Arnkiel-Oere und Kjärwig obgelegen hatte, gehörte ſeiner Brigade zu. Bis ganz vor Kurzem (eh er die Brigade erhielt) war er Commandeur eben dieſes Regiments geweſen. Alles was bis dahin verſäumt worden war, verſäumt mit oder ohne Schuld, fiel mit doppelter Schwere auf ihn; es traf ihn als den jetzigen Führer der Brigade und zugleich als den ehemaligen Führer des 4. Regiments.

Etwa 3½ Uhr wußte man in Ulkebüll (Hauptquartier), daß die Fohlenkoppel genommen und der Feind im weiteren Vorrücken gegen Süden begriffen ſei. Oberſt Faaborg ſtellte ſich an die Spitze des 2. Bataillons vom 18. Regiment und führte daſſelbe nordwärts. Er wählte nicht die Straße von Ulkebüll auf Kjär, ſondern den öſtlich davon gelegenen Weg, der neben der auguſtenburger Föhrde hinläuft. Das Bataillon bewegte ſich alſo in der linken Flanke unſeres äußerſten linken Flügels. Oberſt Faaborg war bereits bis zum ulkebüller Holz, das, weit nördlich von Ulkebüll, etwa in gleicher Höhe mit Rönhof und Groſse-Mooſe liegt, vorgedrungen, ohne auf den Feind geſtoßen zu ſein; man war an einander vorbeimarſchirt, die Preußen ſüdwärts, die Dänen dem Norden zu. Da es zweifelhaft blieb, ob ein weiteres Vordringen auf dieſem Wege überhaupt noch zu einer Begegnung mit dem Feinde führen würde, der Zweck dieſes Vorſtoßes außerdem in erſter Reihe der war, den bereits vorgedrungenen, nicht aber den erſt von Norden her vordringenden Feind, in ſeiner Vorwärtsbewegung zu hindern, ſo beſchloß Oberſt Jaaborg — der übrigens, auf dieſem Vormarſch gegen Norden, einzelne Trümmer des 4. Regiments an ſich gezogen hatte — Kehrt zu machen und mittelſt einer Südweſt-Bewegung (bis dahin war er in nördlicher Linie vorgegangen) den linken Flügel der Preußen in Flanke und Rücken zu faſſen.

Er ſtieß auf die 3. Compagnie vom 64. Regiment, die unter Führung des Hauptmanns v. Lewinski, den äußerſten linken Flügel der preußiſchen Aufſtellung bildete; auch Abtheilungen von der 1. Compagnie waren zur Hand. Nichtsdeſtoweniger ſtand die Parthie wie 3 zu 1; 1½ Compagnie unſererſeits gegen 4 Compagnieen Dänen. Die Lage war mißlich genug; ſie wurde aber noch mißlicher dadurch, daß man den Feind, ſtatt ihn ſchon von fern zu empfangen, auf ganz nahe Diſtancen heran kommen ließ. Ein Winken mit Tüchern war nämlich von den Unſrigen dahin verſtanden worden, daß die Dänen, trotz ihrer Uebermacht, zu uns überzugeben gedächten*); ſo winkte man wieder und jubelte ihnen entgegen. Erſt auf ganze nahe Diſtance ließen die Dänen die Maske fallen und gingen mit gefälltem Bajonnett zur Attacke über. Die Unſrigen, einen Augenblick überraſcht, fanden ſich ſchnell zurecht und empfingen den Angreifer aus gut gedeckten Poſitionen heraus, mit Schnellfeuer. Die Enge des Weges hinderte den Feind daran, von ſeiner Uebermacht rechten Vortheil zu ziehen; je dichter die Kolonne, je zahlreicher die Treffer; Oberſt Jaaborg fiel von mehreren Kugeln durchbohrt; Verwirrung kam über das angreifende Bataillon, das ſich in raſchem Rückzuge der verheerenden Wirkung unſeres Feuers entzog. Oberſt Jaaborg ſtarb zwei Tage ſpäter im Johanniter-Hoſpital zu Weſter-Schnabeck. Es war, als ob er mit ſeinem Tode die Verſäumniſſe, vielleicht auch nur das Unglück ſeines ehemaligen Regimentes (des 4.) habe ſühnen wollen.

---

*) Es ſtehen ſich hier zwei Lesarten gegenüber, eine preußiſche und eine däniſche. Die Preußen gehen davon aus, daß die Dänen, mit Hülfe einer (ſicherlich unerlaubten) Kriegsliſt, ungefährdet bis in die nächſte Nähe der preußiſchen Aufſtellung vordringen und dann, mit um ſo leichterer Mühe, die Unſrigen überrennen wollten. Die Dänen hingegen behaupten (und der ſterbende Oberſt Jaaborg hat ſein Wort dafür eingelegt), daß ſie preußiſcherſeits ein Winken mit Mützen und Tüchern, (ſo als ob man die Waffen ſtrecken wolle) wahrgenommen hätten und daß ſie deshalb, nun erſt ihrerſeits das Winken erwiedernd, bis in den ſicherſten Schußbereich unſerer Gewehre vorgegangen ſeien. Zu ihrer Ueberraſchung wären ſie nun mit einem mörderiſchen Feuer empfangen worden. Jede Parthei bezüchtigt alſo die andere einer unerlaubten Kriegsliſt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man hüben wie drüben, in gutem Glauben gehandelt hat und daß einfach ein Mißverſtändniß vorliegt.

Die zweite däniſche Kolonne, die von Ulkebüll aus gegen die anrückende preußiſche Linie vorbrach, führte Obriſtlieutenant Mathieſen. Es war das 1. Bataillon des 3. Regiments, an deſſen Spitze er ſich ſtellte. Er führte daſſelbe nicht in Flanke und Rücken des Feindes, wie Oberſt Faaborg gethan, ſondern attackirte in der Front. Er durchbrach Kjär, das an dieſer Stelle (Oſttheil) von den vordringenden Preußen noch nicht beſetzt worden war und ſtieß, eine kurze Strecke hinter der Häuſerreihe dieſes Dorfes, auf den Feind. Es war der linke Flügel der preußiſchen Aufſtellung (nicht der äußerſte linke Flügel, der eben den Kampf gegen Oberſt Faaborg beſtanden hatte), auf den Obriſtlieutenant Mathieſen hier traf. Dieſen linken Flügel bildete das 2. Bataillon vom 64. Regiment unter Major Cramer. Im Geſchwindſchritt, Schützenſchwärme voraus, rückte die däniſche Kolonne heran; — zwiſchen hüben und drüben lag nur noch ein breites Stück Wieſengrund, das ziemlich genau in ſeiner Mitte von einem Knick durchzogen wurde. Da ſonſt nirgends Deckung war, ſo hing alles davon ab, wer zuerſt dieſen Knick erreichen würde. Das Gros des 2. Bataillons (vom 64.) war noch zurück; nur der vorgeſchobenſte Zug des Bataillons, unter Lieutenant v. Harbou, ſtand nah genug, um, im Laufſchritt, vor den Dänen den Knick erreichen zu können. Lieutenant v. Harbou, ohne ein Commando abzuwarten, führte dieſe Bewegung aus und empfing — übrigens bald von zwei andern Zügen unterſtützt — die anſtürmende däniſche Kolonne mit Schnellfeuer. Bald wich der Feind, der, jeder Deckung entbehrend, während der kurzen Dauer dieſes Feuergefechts ſchwere Verluſte erlitten hatte. Unſererſeits war der Tod des Lieutenant Harbou zu beklagen, der, unmittelbar nach ſeiner entſchloſſenen That, von einer Kugel in die Bruſt getroffen wurde. Er ſtarb bereits am folgenden Tage. — Auch dieſe zweite Kolonne, ebenſowenig wie die des Oberſten Faaborg, hatte dem Vordringen der Preußen ein ernſtes Hinderniß entgegenzuſetzen vermocht. Anders die dritte Kolonne.

Die dritte Kolonne führte Oberſt Kaufmann. Sie beſtand aus zwei Bataillonen und zwar aus dem 1. Bataillon des 18. und dem 2. Bataillon des 3. Regiments, war alſo doppelt ſo ſtark als jede der Kolonnen, die Oberſt Faaborg und Obriſtlieutenant Mathieſen etwa eine halbe Stunde früher ins Feuer geführt hatten. Oberſt Kaufmann ſelbſt galt für einen der beſten Officiere der Armee. Ihm war es klar, daß wenn das Schickſal dieſes Tages überhaupt noch zu wenden war, ihm allein es oblag, dieſe Wendung herbeizuführen. Daher die Energie des

Angriffs, und trotz wiederholten Scheiterns, die immer erneuten Verſuche, das ſchon Verlorene zurückzugewinnen.

Der Angriff richtete ſich gegen die ſüdöſtlichen Ausläufer von Kjär, bis wohin das 2. Bataillon 24. Regiments, das die Tête hatte, vorgedrungen war. Das 1. Bataillon, das in Reſerve folgte, war noch zu weit zurück, um erheblich in den Gang des Gefechts eingreifen zu können.

Der Feind avancirte raſch, in geſchloſſener Kolonne, zahlreiche Schützenſchwärme vorauf. Nur zwei Compagnieen 24. Regiments (die 5. und 6.) konnten zunächſt dieſem energiſchen Angriff entgegengeworfen werden. »Die 5. Compagnie rechts, die 6. zur Linken der großen Dorfſtraße — ſo ſchreibt ein Augenzeuge — erwarteten wir den vollſtändig geſchloſſenen Angriff. Hauptmann v. Goerſchen, von der 6. Compagnie, übernahm hier den Befehl. Wir jubelten ihm zu; wir wußten, was wir an ihm hatten. Auf 100 Schritt ließ er die Kolonne heran kommen, dann »Feuer«. Es ſchlug dicht ein. Die Dänen ſuchten jetzt nach Deckung und ſprangen rechts und links hinter die Knicks. Die Salven krachten und Aeſte und Zweige flogen um uns her. Wir blieben ihnen nichts ſchuldig, aber es hatte keinen rechten Effekt; wir ſahen zu wenig, nur dann und wann ein Käppi, eine Bajonnettſpitze. Der Moment war einigermaßen kritiſch; entdeckte der Feind unſere Schwäche und warf ſich mit Ungeſtüm auf uns, ſo rannte er wahrſcheinlich unſere in Front ſtehenden Abtheilungen über den Haufen. Er verſäumte aber den rechten Augenblick. Unſere anderen Compagnieen, eigentlich nur vereinzelte Züge, waren jetzt heran und General Roeder gab Befehl, alle noch außer Gefecht befindlichen Abtheilungen unſeres Bataillons zu einer Kolonne zuſammenzufaſſen und dieſe, mitten auf der Dorfſtraße, gegen den vom Feinde beſetzten Knick zu führen.«

Dieſer Angriff en colonne entſchied das Gefecht; der Feind wurde geworfen und einmal ſeiner ſchützenden Poſition beraubt, mußten alle Verſuche ſcheitern, mit immer ſchwächer werdenden Kräften einen Erfolg durchſetzen zu wollen, zu deſſen Erringung ſich die ungeſchwächte Kraft des erſten Angriffs bereits nicht als ſtark genug erwieſen hatte. Unter ſchweren Verluſten trat jetzt dieſe dritte Kolonne ihren Rückzug an. Auch dieſſeits hatte dieſer kurze Kampf viel Blut gekoſtet. Wie das letzte, ſo war es vielleicht auch das blutigſte Gefecht des ganzen Krieges. Von den 7 Officieren, die auf Befehl General Roeders die raſch formirte Kolonne, tambour battant gegen den vom Feinde beſetzten Knick geführt hatten, waren 6 verwundet, dem ſiebenten war die Kugel durch den Aermel-Aufſchlag gegangen. Jene 6 waren: die Premierlieutenants Theiß, v. Voigts-König (Regimentsadjutant), v. Rheinbaben und die Secondelieutenants

v. Brockhuſen*), Meißner und Lübecke. Auch der Verluſt an Mannſchaften war erheblich.

Die Brigade Roeder, auf der die Hauptarbeit dieſes Tages gelegen hatte, rückte, nach glücklichem Beſtehen dieſer drei Gefechte, weiter gegen Süden vor. Alsbald erhielt ſie Befehl, Halt zu machen. Sie griff von da ab in die weiteren Ereigniſſe des Tages nicht mehr ein. Die Verfolgung über Ulkebüll hinaus fiel anderen Truppentheilen zu.

Die Brigade Goeben nimmt Sonderburg.

Wir wiſſen, daß dem General Goeben, der mit 6 Compagnien ſeiner Brigade den weſtlichen Theil von Kjär genommen hatte, der Befehl zugegangen war, Weſt-Kjär ſo lange beſetzt zu halten, bis er den Reſt ſeiner Brigade (der mit dem dritten Echelon überſetzte) um ſich verſammelt haben werde. Von dem Augenblick an ſollte er gegen Sonderburg vorbringen, aber nicht zu heftig**) und in ſteter Verbindung mit der in ſeiner linken Flanke vorgehenden Brigade Roeder.

Etwa um 5 Uhr, oder etwas früher ſchon, hatte General v. Goeben ſeine Brigade um ſich verſammelt. Sie beſtand aus dem 55. Regiment (alle drei Bataillone), aus zwei Bataillonen vom 15. und aus dem brandenburgiſchen Jäger-Bataillon, das für den heutigen Tag — an Stelle eines fehlenden Bataillons vom 15. Regiment — ſeiner Brigade zugetheilt worden war. General v. Goeben beſchloß nunmehr, gegen Sonderburg vorzugehn. Es war dies etwa um dieſelbe Zeit, wo die Brigade Kaufmann in drei Kolonnen von Ulkebüll aus avancirte, um die Brigade Roeder auf der Linie Kjär, Bagmoſe, Ormſtoft zu werfen. Oberſt Faaborg attackirte eben; das Hauptgefecht, unter Oberſt Kaufmanns perſönlicher Führung, hatte noch nicht ſtattgefunden.

---

*) v. Brockhuſen war zweimal verwundet, das zweite Mal ſchwer. Er hatte ſich (ſchon vor Düppel wegen Bravour decorirt) in dieſem Gefechte ſo ausgezeichnet, daß Oberſt Hacke ihm den pour le mérite ſpäter mit folgender, ächt militairiſcher Anſprache überreichen konnte: „das Regiment hat durch die Gnade Sr. Majeſtät zwei pour le mérites erhalten; den einen, ich, für das Regiment, den andern, Sie, Herr v. Brockhuſen, für ihre Tapferkeit.“

**) Dieſem „nicht zu heftig“ lag die Abſicht zu Grunde, den Feind wo möglich zu überflügeln und gefangen zu nehmen. Warf die Brigade Goeben, vor ſtattgefundener Ueberflügelung, den Feind aus Sonderburg hinaus, ſo zog ſich dieſer einfach auf ſeine Einſchiffungsplätze, alſo zunächſt auf Hörup-Haff und wenn auch von dort vertrieben, auf die Halbinſel Kekenis zurück. War es aber umgekehrt geglückt, Ulkebüll-Wollerup zu beſetzen, bevor der Feind Miene machte, Sonderburg (an deſſen energiſche Vertheidigung er dachte) zu räumen, ſo waren die Unſrigen von Ulkebüll-Wollerup aus raſcher in Hörup-Haff, als die Dänen von Sonderburg aus und hatten alſo Chance, den größten Theil der feindlichen Armee gefangen zu nehmen. Nur kleineren Theils wurde ſchließlich dieſe Abſicht erreicht.

Von Kjär aus führen zwei Wege ſüdlich, der eine, ſüdöſtlich, nach Ulkebüll, der andere, in grader Richtung nach Süden, auf Sonderburg zu. Jener war die Angriffslinie für die Brigade Roeder, dieſer für die Brigade Goeben.

General v. Goeben formirte drei Kolonnen. Den linken Flügel, unter Anlehnung an die Brigade Roeder, bildeten die lübbener Jäger und ſechs Compagnieen vom 15. Regiment unter Oberſtlieutenant v. d. Goltz, im Centrum avancirte das 55. Regiment (3 Bataillone) unter Oberſt Stoltz, am rechten Flügel gingen zwei weitere Compagnieen vom 15., unter perſönlicher Führung des Regiments-Commandeurs Oberſten v. Alvensleben, unmittelbar am Alſenſunde vor.

Alle drei Kolonnen ſtießen auf den Feind, zunächſt die linke Flügel-Kolonne.

Der Feind hatte ſich nicht damit begnügt, die Brigade Kaufmann gegen den linken Flügel (Brigade Roeder) unſerer Geſammt-Aufſtellung zu führen, beinah gleichzeitig dirigirte er ſeine Brigade Bülow (5. und 10. Regiment) oder doch die Hälfte derſelben, gegen die den rechten Flügel unſerer Geſammtaufſtellung bildende Brigade Goeben. Allerdings operirte er, wie wir gleich zeigen werden, auf dieſer (der weſtlichen) Seite des Kampffeldes mit einer durch die Verhältniſſe gebotenen größeren Vorſicht. Wenn der Ausdruck geſtattet iſt, er ging an dieſer Stelle zu einer Halb-Offenſive über. Er rückte vor, beſetzte mit ſechs oder vielleicht mit allen acht Compagnieen des 5. Regiments das zwiſchen Sonderburg und Weſt-Kjär gelegene Terrain, aber in dieſer Stellung wartete er jetzt den Angriff des Gegners mehr ab, als daß er dieſem Angriff, durch einen Vorſtoß ſeinerſeits, zuvorgekommen wäre. Nur in dem rechten Flügel ſeiner Aufſtellung raffte er ſich zuſammen und ging mit drei Compagnieen zum Angriff über.

Dieſer Angriff ſtieß auf den Goebenſchen linken Flügel (15er und lübbener Jäger). Es galt zu pariren; Stoß gegen Stoß. General v. Goeben, der augenblicklich in Perſon am linken Flügel hielt, gab dem Commandeur des Jäger-Bataillons, Major v. Witzleben, Befehl, mit ſeinen Jägern den Feind zu werfen.

Der Feind, ſeinen Vorſtoß unterbrechend, hatte eben eine gedeckte Stellung genommen. Eine dreihundert Schritt breite Koppel lag zwiſchen hüben und drüben, jenſeit der Koppel ſtanden die Dänen hinter Knick und Graben. Major von Witzleben avancirte; eh er mit ſeinen Jägern heran war, fiel er von einer Kugel (glücklicherweiſe nicht tödtlich) in die Bruſt getroffen; Hauptmann v. Paczenski übernahm die Führung des Bataillons. Ein Feuergefecht entſpann ſich, in dem es ſchließlich glückte, dem Feinde, der inzwiſchen ſeine deckende Stellung aufgegeben hatte, die Flanke abzugewinnen; — dieſe Bewegung entſchied. Die feindlichen Compagnieen gingen auf Engelshoi (etwa halben Weges zwiſchen Kjär und Sonderburg) zurück.

Unſer linker Flügel folgte; Centrum und rechter Flügel (am Alſenſunde hin) machten die Vorwärtsbewegung mit; etwa um 6 Uhr früh hielt die Brigade Goeben in Front der Linie Engelshoi-Baadſager, zwei vielgenannte Gehöfte, zwiſchen denen die Straße von Kjär nach Sonderburg hindurchführt.

Hier ſchien der Feind entſchloſſen, einen letzten Widerſtand zu verſuchen. An Mitteln dazu gebrach es ihm noch keineswegs, am wenigſten an dieſer Stelle. Die Poſition ſelbſt, ein Hügelzug, war von natürlicher Feſtigkeit und Gräben, Knicks, ſowie die in Vertheidigungszuſtand geſetzten Gehöfte, hatten die defenſive Kraft dieſer Stellung noch weſentlich geſteigert. Die lebende Vertheidigung war, zerſtreuter Abtheilungen vom 3., 4. und 18. Regiment zu geſchweigen, drei Bataillone ſtark, von denen eins (das 2. Bataillon vom 10. Regiment) bis dahin keine, die beiden andern Bataillone (vom 5. Regiment) nur ſehr unbeträchtliche Verluſte zu erdulden gehabt hatten. Alles in allem eine Widerſtandskraft, die der in etwa doppelter Stärke anrückenden Brigade Goeben einen harten Strauß bereiten konnte.

Nichtsdeſtoweniger wurde der Angriff ſofort beſchloſſen. Die Kolonne des Centrums (55er), die den von Weſt-Kjär nach Sonderburg führenden Weg inne gehalten hatte, ſollte den Höhenzug von Baadſager, ſowie die angrenzenden, dichtbeſetzten Gehöfte attackiren, während die beiden Flügelkolonnen ihren Marſch fortſetzen, die baadſager Stellung umgehen und von zwei Seiten her in Sonderburg eindringen ſollten: die linke Flügelkolonne von Nordoſten (Landſeite), die rechte Flügelkolonne vom Alſenſunde her.

Die 55er (Centrum) ſchritten zum Angriff. Das zweite Bataillon hatte die Tête. Die 7. Compagnie, als ſie das Gehöft von Engelshoi zu paſſiren ſuchte, erhielt Flankenfeuer von einem hinter dem Gehöft gelegenen Hügel aus. Lieutenant Bölling, mit einem Zuge der ebengenannten Compagnie, erhielt Befehl, den Feind aus ſeiner Stellung zu vertreiben; die 8. Compagnie, die der 7ten unmittelbar folgte, avancirte auf dem ſonderburger Wege weiter gegen die Stadt und die vorgelegenen Hügel. Die 5. Compagnie folgte der 8. Die Têten-Compagnieen (7. und 8.) hatten das eigentliche Gefecht zu beſtehen. Der Zug des Lieutenant Bölling (7. Compagnie) warf den Feind, im erſten Anſturm, aus ſeiner Hügelpoſition hinaus, während ein Zug des Lieutenant Brendel (8. Compagnie) den auf der ſonderburger Straße nach Halt ſuchenden Feind in lebhaftem Feuergefecht vor ſich hertrieb. Die Verluſte unſererſeits waren gering, nur Lieutenant Bölling fiel tödtlich getroffen, als er, ſeinem Zuge vorauf, die Kuppe des Hügels erſtieg.

Die 5. Compagnie, auf der ſonderburger Straße, während der eben geſchilderten Gefechtsmomente, vordringend, hatte inzwiſchen die unmittelbaren Umgebungen der Stadt erreicht. Vom Mühlenberge her, nördlich der Kirchberg-Batterieen, erhielt ſie (die 5. Compagnie) jetzt Feuer und ſtutzte. Aber faſt im ſelben Augenblick erſchien in der weſtlichen Flanke des Mühlenberges das 1. Bataillon vom 55. Regiment, das zur Rechten des auf dem ſonderburger Wege vorrückenden 2. Bataillons, innerhalb der Laufgräben, ſeinen Vormarſch bewerkſtelligt hatte. Dies erſte Bataillon nahm jetzt den Mühlenberg in raſchem Vordringen und machte dadurch den Weg für die 5. Compagnie wieder frei. Dieſe — fliehende Abtheilungen des Feindes vor ſich hertreibend, und alsbald gefolgt vom 1. Bataillon 55. Regiments — ſtürmte jetzt von Norden her in das nicht länger mehr vertheidigte Sonderburg hinein, während im Nordoſten eben jetzt die ſechs Compagnieen 15er unter Oberſtlieutenant v. d. Goltz und vom Alſenſunde her die zwei Compagnieen 15er unter perſönlicher Führung des Oberſt v. Alvensleben erſchienen. Die Dänen, mit Recht eine Ueberflügelung fürchtend, gaben die Stadt ohne Widerſtand Preis und flohen in ſüdlicher, dann in öſtlicher Richtung dem Süderholze zu, halben Wegs nach Hörup-Haff. Die Stadt brannte an mehreren Stellen. Zahlreiches Geſchütz fiel den Siegern in die Hände. Befehl kam an die Brigade, vorläufig in Sonderburg Halt zu machen. Es war jetzt 7 Uhr früh.

Rückzug und Einſchiffung der Dänen.

Wie ſtand jetzt (7 Uhr) die Parthie auf Alſen?

Die Brigaden Roeder und Goeben, trotz aller Anſtrengungen der beiden däniſchen Brigaden Kaufmann und Bülow, waren unaufhaltſam vorgedrungen; — die Brigade Roeder, nach drei ſiegreichen Gefechten gegen die Kolonnen des Oberſten Faaborg, des Obriſtlieutenant Mathieſen und des Oberſten Kaufmann, ſtand jetzt, weiterer Befehle gewärtig, in der Linie Kjär-Bagmoſe-Ormſtoft; die Brigade Goeben nach Wegnahme der im Norden von Sonderburg gelegenen Hügel und Gehöfte (Engelshoi, Baadſager, Mühlenberg) ſtand jetzt in Sonderburg ſelbſt.

So weit haben wir die Situation bereits gegeben. Es bleibt uns noch die Schilderung eines gleichzeitigen Ereigniſſes übrig, des Eintreffens der Brigade Schmid.

Um 6 Uhr war die genannte Brigade (oder doch ein Theil derſelben) auf Alſen gelandet. Um 7 Uhr ſtanden dieſe erſten Abtheilungen, drei Bataillone, auf dem Wege nach Ulkebüll, eben bereit in Front und an Stelle der Brigade Roeder in den Kampf mit dem Feinde, beziehungsweiſe in ſeine Verfolgung einzutreten. Die drei Bataillone waren: das 1. Bataillon vom 13. Regiment (Major v. Borries), das 2. Bataillon vom 53. Regiment (Oberſtlieutenant v. Woyna) und das 2. Bataillon vom 35. Regiment (Major v. Fragſtein)*). An der Spitze dieſer combinirten Truppe aber, nach ihrem Führer »das Detachement Witzleben« geheißen, ſtand Oberſt v. Witzleben, Commandeur des 13. Infanterie-Regiments.

Die Rückzugsgefechte, die wir in der Folge noch zu verzeichnen haben werden, ſind im Weſentlichen Gefechte des ebengenannten »Detachements.« Wir unterſcheiden ein Gefecht bei Ulkebüll und ein zweites bei Hörup-Haff. In jenes griffen zwei Compagnieen vom 64. Regiment, (dieſelben, die das Gefecht gegen Oberſt Faaborg beſtanden hatten) in dieſes die vorgeſchobenſten Abtheilungen der Brigade Goeben mit ein.

Folgen wir nunmehr dem Detachement Witzleben auf ſeinem Vormarſch gegen Ulkebüll und das unmittelbar dahinter gelegene Dorf Wollerup.

Beide Dörfer waren noch immer ſtark beſetzt. Von Ulkebüll aus hatten die drei Kolonnen der Brigade Kaufmann ihren Vorſtoß verſucht, hierher waren die gelichteten Bataillone zurückgekehrt, gelichtet, aber numeriſch noch immer ſtark genug, dieſe Poſition gegen die anrückenden drei Bataillone des »Detachements« zu halten. Seit 6 Uhr indeſſen ſtand es im däniſchen Hauptquartier feſt, daß Alſen verloren ſei und ſo fochten von da ab auch die beſten Bataillone (und zu dieſen durfte man die Bataillone der Brigade Kaufmann zählen) nicht mehr um Sieges oder auch nur Widerſtandes, ſondern nur noch um Rückzugs willen. Der Widerſtand, wo unſere Truppen einem ſolchen noch begegneten, hatte keinen anderen Zweck mehr, als den Abzug anderer Abtheilungen zu decken.

So, ohne eigentliche Energie des Kampfes, verlief auch das

---

*) Das 35. Regiment gehörte bekanntlich der Brigade Canſtein an. Am Alſentage wurde aber, weit mehr als bei der Belagerung von Düppel, (wo man im Allgemeinen die Brigade-Verbände feſthielt) mit combinirten Truppenkörpern operirt. Es ſprach ſich dies ſchon in der Dispoſition aus, derzufolge die Diviſionen Manſtein und Wintzingerode an dieſem Tage nicht einen provinziell geſchiedenen, ſondern einen gemiſchten (brandenburgiſch-weſtphäliſchen) Truppenkörper repräſentirten. Dies wiederholte ſich an dieſem Tage auch bei den Brigade-Verbänden. Das brandenburgiſche Jäger-Bataillon war der weſtphäliſchen Brigade Goeben zugetheilt und das 2. Bataillon vom brandenburgiſchen Füſilier-Regiment (Nr. 35.) operirte gemeinſchaftlich mit der Brigade Schmid.

Gefecht bei Ulkebüll. Eine Umgehung des Dorfs, — noch ehe dieſelbe ſeine Rückzugslinie ernſtlich zu bedrohen begann — gab dem Oberſten Kaufmann Veranlaſſung, die 4 Bataillone ſeiner Brigade aus Ulkebüll zurückzuziehn. Und mit Recht. Hielt er Ulkebüll länger, (was er unzweifelhaft gekonnt hätte) ſo opferte er nicht nur die eigene Truppe, ſondern wahrſcheinlich auch die beiden andern Brigaden, die zerſplitterter, führerloſer als die ſeine, einer ſtarken Arrièregarde bedurften, um überhaupt noch ihre Rettung ausführen zu können.

Die Brigade Kaufmann, nachdem ſie auch das nahe gelegene Wollerup aufgegeben*), trat von hier aus, wo ſich der Weg in eine öſtliche und ſüdöſtliche Straße theilt, in zwei Kolonnen ihren Rückzug an; das 3. Regiment, die öſtliche Straße haltend, dirigirte ſich auf Hörup-Kirch, das 18. Regiment, die ſüdöſtliche Straße einſchlagend, ging auf Hörup-Haff. Das Detachement Witzleben folgte unmittelbar, von Wollerup aus ebenfalls ſich theilend und zwar dergeſtalt, daß etwa 5 Compagnieen (13er und 53er) auf Hörup-Kirch, 7 Compagnieen aber (53er und 35er) auf Hörup-Haff gingen. Die abziehende Brigade Kaufmann einzuholen oder ihr erhebliche Verluſte zuzufügen, glückte weder der einen Kolonne noch der andern, ſtatt deſſen wurden andere Abtheilungen des Feindes, und zwar ziemlich in demſelben Moment, in welchem der Feind glauben durfte, ſeine Rettung bewerkſtelligt zu haben, von der größeren dieſer zwei Kolonnen gefangen genommen.

Es waren dies Abtheilungen vom 10. Regiment, das (wie wir wiſſen, der Brigade Bülow zugehörig) mit dem 5. Regiment gemeinſchaftlich, auf den Höhen von Sonderburg in Kampf gegen die Brigade Goeben getreten und von dieſer aus Stadt und Schloß hinausgedrängt worden war. Am Strande hin, von preußiſchen Abtheilungen verfolgt, hatten die Reſte des 10. Regiments (das 5., das einen Vorſprung haben mochte, bewerkſtelligte ſeine Rettung) eben das »Lamberg Holz« erreicht, als ſich die Reſte des eben genannten däniſchen Regiments (des 10.) von Norden her umſtellt und bald auch durch eine von Süden her vordringende preußiſche Abtheilung, von der Küſte und dem Einſchiffungs-Platze abgeſchnitten ſahen. Nach kurzem Widerſtande ſtreckten die Dänen die Waffen; 17 Officiere und 324 Mann wurden gefangen genommen.

---

*) Gleichzeitig mit dem Aufgeben der Poſition Ulkebüll-Wollerup, wurden auch die hier befindlichen großen däniſchen Magazine ſeitens des abziehenden Feindes in Brand geſteckt. Vieles blieb aber unverſehrt und hier war es, wo unſere erſchöpften Truppen manche unerwartete Erquickung vorfanden. Ein Cavallerie-Officier ſchreibt: „Es lagen da Fäſſer des ſchönſten Bieres, dann Fäſſer voll Butter, Kaffee, Zucker, ſelbſt Wein wurde ausfindig gemacht, darunter Champagner. Am allerwillkommenſten war uns das kopenhagener Sodawaſſer. Außerdem fanden ſich alle möglichen Cavallerie-Utenſilien: Pferdeſtriegeln, Deckengurte, Bürſten, Riemenzeuge aller Art. Das war ein Vergnügen für unſere Leute: ſie warfen ihr altes Zeug weg und nahmen dafür neues.

Dies Gefecht bei Hörup-Haff beſchloß dieſen an Erfolgen ſo reichen Tag. Unſererſeits, in dieſem letzten Gefechtsmoment, war nur der Tod des Premierlieutenants und Regimentsadjutanten Baer (vom 53.) zu beklagen, eines hoffnungsvollen Officiers, der ſich ſchon vor Düppel ausgezeichnet hatte.

Die Frage entſtand jetzt, ob die Verfolgung des Feindes, der mit den Trümmern zweier Brigaden, unter dem Schutz der dritten, der Halbinſel Kekenis zueilte, fortzuſetzen ſei oder nicht. Unſere Truppen, nach faſt zwölfſtündiger Anſtrengung, waren aufs äußerſte erſchöpft; der Vorſprung, den der Feind gewonnen, erwies ſich als beträchtlich. Ihn *einzuholen*, wohl gar ihn zu *überholen*, war unmöglich; eine Verfolgung (wenn ſie überhaupt ſtattfinden ſollte) mußte ſich alſo darauf beſchränken, ſich an ihn zu hängen, um etwa gleichzeitig mit ſeinen letzten Abtheilungen den Punkt zu erreichen, wo die Inſel Alſen in die Halbinſel Kekenis übergeht. Hier mochte es dann im glücklichſten Falle gelingen, ein paar hundert Mann, alles was noch *dieſſeits* der Landenge war, gefangen zu nehmen. *Jenſeits* derſelben aber den Feind zu verfolgen, ihn auf Kekenis ſelbſt an ſeiner Einſchiffung zu hindern, das war unmöglich, da die Landenge Drey, wie man dieſſeits ſehr wohl wußte, durchſtochen und mit ſchweren Geſchützen armirt, alſo nur durch eine Art Belagerung, keinenfalls aber ohne die Mitwirkung einer ſuperioren Artillerie zu nehmen war. Eine ſolche war nicht zur Stelle; Feldgeſchütze reichten nicht aus; ſo *unterblieb die Verfolgung*, da man an kleine Reſultate nicht große Opfer ſetzen, am wenigſten aber die Erfolge dieſes Tages mit einem (faſt unausbleiblichen) Mißerfolg beſchließen wollte. Demgemäß wurden nunmehr die Dispoſitionen getroffen. Der commandirende General (Herwarth v. Bittenfeld) ertheilte um 10½ Uhr Befehl, daß die Diviſion Wintzingerode in der Gegend von Hörup-Kirch ſtehen bleiben und Vorpoſten ausſtellen ſolle; die Diviſion Manſtein kehrte, über Sonderburg, in den Sundewitt zurück.

Zu weiteren Aktionen kam es nicht. Kekenis, das, wenn der Feind Miene gemacht hätte, dieſe Halbinſel zu halten (wie er ſehr wohl konnte), noch einen harten Artilleriekampf nöthig gemacht haben würde, wurde noch im Laufe des 29. und 30. Juni freiwillig geräumt. Als am 1. Juli eine Recognoscirung gegen die Landenge (Drey) ſtattfand, fand man dieſe, wie die Halbinſel ſelbſt, vom Feinde verlaſſen; die letzten Abtheilungen deſſelben hatten unmittelbar vorher ihre Einſchiffung bewerkſtelligt. Zahlreiches Kriegsmaterial (84- und 24 Pfünder) fiel in die Hände der Sieger. *Alſen*, auch ſein letzter beſtrittner Punkt, *war unſer*.

Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf die Ereigniſſe des 29. Es war wieder eine glänzend-raſche That wie der Düppel-Sturm. Die erſten ſechs Schanzen waren in zehn Minuten genommen worden; man darf ſagen, in ebenfalls zehn Minuten wurde Alſen genommen. Denn mit demſelben Augenblick, wo das erſte Echelon (3½ Bataillone der Brigade Roeder) auf Alſen landete, war Alſen unſer. Alle Chancen, die der Feind hatte, lagen vorwiegend darin, dieſe Landung zu hindern. Hiermit geſcheitert, war er verloren. 3½ Bataillone — gleichviel was ihnen entgegentreten mochte — waren innerhalb zehn Minuten nicht über den Haufen zu rennen, zweimal zehn Minuten aber konnten bereits die Hülfe bringen, dreimal zehn Minuten mußten ſie bringen. »Drei und ein halb Bataillone wollen gefreſſen ſein«, bemerkte ein 35er, als er das erſte Echelon auf Alſen landen ſah. Und er hatte Recht.

Mit dem Moment der glücklich ausgeführten Landung (auch nur des erſten Echelons) war Alſen verloren. So ſagten wir; und die Frage entſteht: war dieſe Landung zu hindern? und wenn ſie zu hindern war, wen trifft die Schuld, ſie nicht gehindert zu haben?

Soll Strenge zu Gericht ſitzen, ſo muß die Antwort lauten: die Landung war allerdings zu hindern. Mit halber Gewißheit läßt ſich annehmen, daß die Aufſtellung zweier däniſcher Regimenter ſtatt eines (an der ebengenannten Küſtenſtrecke) die Landung der Preußen unmöglich, eine energiſchere Haltung dieſes einen Regimentes aber (des 4.) den Ausgang wenigſtens zweifelhaft gemacht haben würde. Daß es den Bataillonen, die den erſten Stoß zu pariren hatten, an Zahl, an numeriſcher Stärke*) gebrach, dieſer Vorwurf trifft den Commandirenden. Daß es aber dieſen ſelben Bataillonen, bez. Compagnieen, die eben bereit ſein mußten, ſich zu opfern, an dieſer energiſchen Hingebung gebrach, das trifft den ſpeziellen Truppentheil, dem, im Vertrauen auf ſolche Hingabe, die Vertheidigung anvertraut worden war. Alſo: weder der Commandirende, Generalmajor Steinmann, (der das Anerbieten General Gerlachs: »ihm eine weitere Brigade, von Fühnen aus, zur Dispoſition ſtellen zu wollen«, eigenſinnig ablehnte) noch das 4. Regiment, ſind von Schuld völlig frei zu ſprechen.

So weit unſer Urtheil, wenn durchaus mit jenem ſtrengen Maße gemeſſen werden ſoll, das nie weniger zuläßt, als das Vollmaß des Möglichen. Noch einmal: die Maßnahmen des Generals konnten umſichtiger, die Haltung des 4. Regimentes konnte tapferer ſein. Zugegeben das. Aber man würde ungerecht ſein gegen beide, wenn man aus dem Umſtande, daß es ſowohl der geplanten, wie der ausgeführten Vertheidigung an einem gewiſſen Hochmaß fehlte, den Schluß ziehen wollte, daß das, was unzweifelhaft umſichtiger und tapferer ſein konnte, überhaupt ohne Umſicht und ohne Tapferkeit geweſen wäre. So ſtanden die Dinge keineswegs. Das abſolut Höchſte ließ ſich vermiſſen, aber es trat nicht das Gegentheil an die Stelle. Was geleiſtet wurde, war Mittelgut, jenes Mittelgut, über das hinaus ſeine Erwartungen zu ſpannen, oder gar ſeine Berechnungen zu machen, immer mißlich bleiben wird. Und ſo kommen wir denn der Wahrheit vielleicht am nächſten und üben Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, wenn wir hier noch einmal den ſchon zu Beginn dieſes Kapitels, wenn auch mit andern Worten ausgeſprochenen Satz wiederholen, den Satz: daß Alſen nicht durch die Fehler, oder die Feigheit der Vertheidigung, ſondern durch die ſich jeder Berechnung entziehende Kühnheit des Angriffs verloren ging.*)

---

*) Wahrſcheinlich ſtanden in dem Moment der Landung nur 3 bis 4 Compagnieen (zu denen ſich freilich bald zwei weitere Compagnieen geſellten) auf der Strecke von Arnkiel-Oere bis Arnkiel-Gehöft.

Die Opfer, mit denen unſererſeits dieſer Sieg errungen wurde, waren ſowohl in Anbetracht der Schwierigkeiten des Unternehmens, wie im Hinblick auf die Wichtigkeit des Erreichten, außerordentlich gering. Der Alſen-Tag koſtete uns 373 Mann an Todten und Verwundeten, darunter 5 todte und 26 verwundete Officiere. Von den gefallenen 5 Officieren gehörten 3 dem 64. Regiment an (Hauptmann Graf Maltzahn, Lieutenant

---

*) Die Vertheilung der Truppen auf Alſen, wie ſchon S. 311 hervorgehoben, ließ an und für ſich an Geſchick nichts vermiſſen. Die Stellung in Ulkebüll, wo ſich die Reſerve-Brigade befand, war vorzüglich gewählt. Jeder bedrohte Punkt konnte von hier aus verhältnißmäßig raſch erreicht werden. Daß man ſchließlich doch zu ſpät kam, lag nicht an der Schlaffheit der Vertheidigung, ſondern an der Rapidität und Umfaſſendheit des Angriffs, worüber wir ſchon oben im Text geſprochen. Es iſt das ein großes Lob für den Angriff, aber noch nicht nothwendig ein großer Tadel für die Vertheidigung. Die Vertheidigung verfuhr nach Präcedenzfällen — der Angriff kannte keine —; jene (die Vertheidigung) hatte Durchſchnittswerth, leiſtete das Landesübliche; der Angriff erhob ſich darüber hinaus. Ein Aehnliches läßt ſich von der Haltung des 4. Regimentes ſagen. Dieſe Haltung iſt ſpäter vor einem däniſchen Kriegsgericht (das erſt nach länger als Jahresfriſt ſein Verdikt abgegeben hat) abgeurtheilt worden. Einige Strafen wurden verhängt; im Großen und Ganzen aber lief das Urtheil mehr auf Anerkennung als auf Verwerfung hinaus. Und das mit Recht. Das Regiment ſtand, in kleinere Gruppen aufgelöſt, am Strande hin, oder in der Nähe deſſelben. War jede dieſer Gruppen von einem Heldenfeuer beſeelt, ſo geriethen unſere erſten Bataillone, noch eh ſie den Fuß aufs Trockne ſetzen konnten, allerdings in eine höchſt mißliche Lage, in eine Lage, die verhängnißvoll werden konnte. Aber auch das tapferſte Regiment iſt außer Stande, den Geſammtgeiſt, der es beſeelt und zu hohen Thaten befähigt, auf alle ſeine Einzel-Bruchſtücke zu übertragen. In dieſer Zerbröckelung erliſcht der Corpsgeiſt und der Geiſt des Einzelnen wird beſtimmend. Der Einzelne aber iſt nur ausnahmsweiſe ein Held. Führerloſe Haufen, im Halbdunkel von einem gar nicht zu überſehenden Feinde angegriffen, ſind verloren, wenn eben nicht jeder Einzelne gewillt iſt, ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen. An dieſem Opfermuth jedes Einzelnen gebrach es, aber dieſer Opfermuth iſt nie zu fordern. Wenn er da iſt, freue man ſich ſeiner, aber man erwarte ihn nicht.

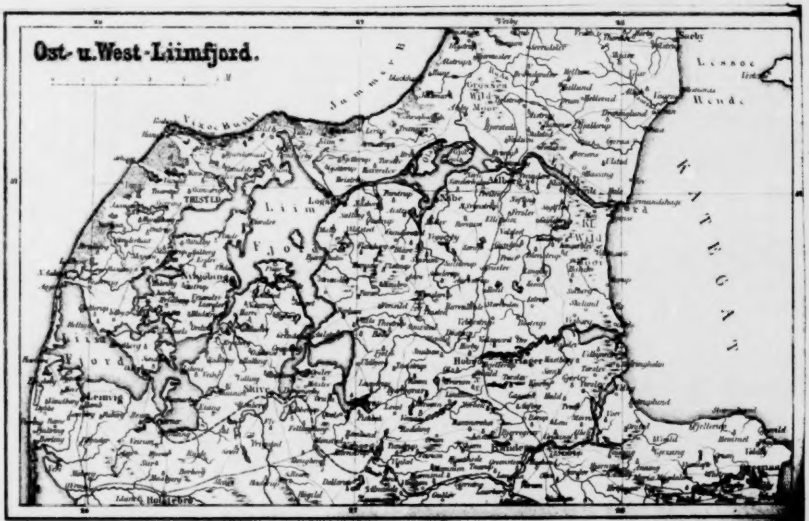
Rechholz und Lieutenant v. Harbou); die beiden andern Officiere waren Lieutenant Bölling vom 55. und Premierlieutenant Baer vom 53. Regiment. Das 24. Regiment, das, neben dem 64., am ſtärkſten im Feuer geweſen war, hatte keinen todten, aber elf verwundete Officiere. Sie gehörten meiſt dem 2. Bataillon an, das bei Ornſtoft, wie wir geſehen haben, der Kolonne des Oberſten Kaufmann gegenüber, ein ſo ernſtes Gefecht zu beſtehen hatte.

Der Verluſt der Dänen war wiederum enorm; ſie ſelbſt geben ihn, die Gefangenen mit eingerechnet, auf 75 Officiere und 3126 Mann an. Doch war er, ſo weit wir im Stande ſind, ihre Angaben zu controliren, nachweisbar um ein Beträchtliches höher. Gefangen genommen wurden 53 Officiere und 2441 Mann, etwa 1000 Mann weniger als am Düppeltage.

Schwerer als die direkten Verluſte, die den Alſen-Tag begleiteten, wog in Kopenhagen die moraliſche Seite dieſer Niederlage. Hier war nicht länger mehr von der Ueberlegenheit des gezogenen 24 Pfünders zu ſprechen, die Ueberlegenheit des preußiſchen Soldaten war glänzend bewieſen. Zudem fing man an, den Glauben in die eigne Inſel-Sicherheit zu verlieren. Alſen war genommen, zur Wegnahme Fühnens ſchickte man ſich eben an, die Vereinigung der oeſtreichiſchen und preußiſchen Kriegsſchiffe, die bis dahin getrennt operirt hatten, ſtand nahe bevor; — war die däniſche Flotte einem ſo vereinigten Geſchwader gewachſen? und war nicht Kopenhagen verloren (durch Uebergang über den großen Belt), wenn es auch nur gelang, die däniſchen Kriegsſchiffe während dieſes Ueberganges an anderen Punkten feſtzuhalten? Dies waren die Fragen, die der Alſen-Uebergang in Kopenhagen anregte. Ein Kleinmuth kam über die Gemüther und die bis dahin am lauteſten für »Krieg bis auf den letzten Mann« ihr Wort erhoben hatten, riefen jetzt nach Frieden, wo ſie die eigene Sicherheit gefährdet ſahn. — Noch drei Wochen lang währte der Krieg, der Limfjord wurde überſchritten, die frieſiſche Inſelgruppe erobert, was aber in Wahrheit den Frieden diktirt, den kopenhagener Trotz gebrochen hatte, das war der Alſentag, den wir vorſtehend in allen ſeinen Phaſen zu ſchildern verſucht haben.

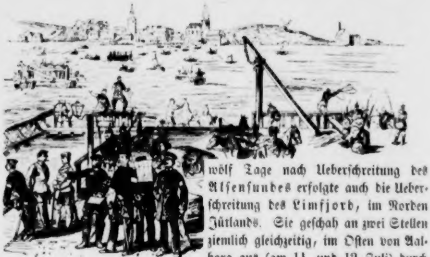
Wir wenden uns jetzt den Ereigniſſen in Jütland, dem Vormarſch gegen den Limfjord und der Ueberſchreitung dieſer großen Waſſerſtraße zu

Ost- u. West-Liimfjord.


KATEGAT
Jammer B
Vixoe Bucht
Lessoe
Rende
Soeby
THISTED
Liim Fjord
Hals
Hobro
Mariager
Skive
Lemvig
Holstebro
M

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Ueber den Limfjord.



Zwölf Tage nach Ueberſchreitung des **Alſenſundes** erfolgte auch die Ueberſchreitung des **Limfjord**, im Norden Jütlands. Sie geſchah an zwei Stellen ziemlich gleichzeitig, im Oſten von Aalborg aus (am 11. und 12. Juli) durch die **Preußen**; im Weſten von Skive aus (am 13. und 14. Juli) durch die **Oeſtreicher**. Der Ueberſchreitung des Limfjord indeß gingen intereſſante Ereigniſſe unmittelbar **voraus**, wie ſolche ihr auch unmittelbar **folgten** und ſo unterſcheiden wir in unſerer Darſtellung:

1. **Bis** an den Limfjord.
2. **Uebergang** über den Limfjord.
3. **Jenſeit** des Limfjord.

Bis an den Limfjord. Das Gefecht bei Sönder-Tranders und Lundby.

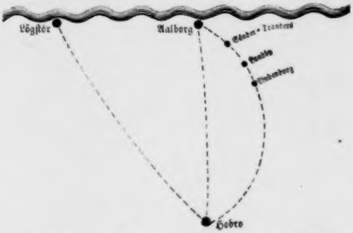
Bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten ſtanden die Preußen im mittleren Jütland; ihre Avantgarde war nordwärts vorgeſchoben und hatte die Linie Mariager, Hobro, Bammen inne. **Hobro** war Mittelpunkt der Stellung.

Von eben dieſem Punkte (Hobro) aus, wurden am 1. Juli drei Recognoscirungs-Abtheilungen vorgeſchoben, jede zwei Compagnieen und eine Escadron ſtark, die mittlere Abtheilung etwas ſchwächer (ſie verfügte nur über eine **halbe** Escadron). Alle drei Abtheilungen dirigirten ſich

---

Anmerkung. Zu vorſtehender Abbildung iſt die Zeichnung eines Augenzeugen, des Herrn v. Falckenſtein II., Secondelieutenant im 4. Garde-Grenadier-Regiment und Adjutant beim 2. Corps, benutzt worden.

nordwärts gegen den Limfjord, die erſte Abtheilung weſtlich gegen Løgſtør, die zweite Abtheilung geradaus gegen Aalborg, die dritte Abtheilung (unter Beſchreibung einer Bogenlinie) von Oſten her ebenfalls gegen Aalborg. Nur die dritte Abtheilung hatte ein ernſteres Engagement: die Gefechte von Sönder-Tranders und Lundby. Wir gehen zu ihrer Beſchreibung über.



Die dritte Abtheilung beſtand aus zwei Compagnieen (1. und 2.) des niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 50 und einer Eſcadron (5.) des weſtphäliſchen Huſaren-Regiments. Die Compagnieen waren nur 108 Mann, die Eſcadron nur 92 Pferde ſtark. Die Compagnieen wurden von den Hauptleuten v. Schlutterbach und v. Wülknitz, die Eſcadron vom Rittmeiſter v. Egloffſtein geführt. Die ganze dritte Abtheilungs-Kolonne ſtand unter Befehl des Majors Krug v. Nidda.

Die Kolonne kam am 1. Juli bis Store-Brøndum, etwa halben Wegs zwiſchen Hobro und Aalborg; am 2. Juli paſſirte die Kolonne Lindenborg und ließ hier — weil es ein wichtiges Defilee iſt — den Hauptmann v. Wülknitz mit zwei Zügen der 2. Compagnie und 6 Huſaren zurück.

Am 3. Juli (2¼ Uhr früh) brach Major Krug mit den Kräften, die ihm nach Zurücklaſſung des Hauptmann v. Wülknitz blieben, weiter gegen Norden auf und zwar auf der Straße, die von Lindenborg aus über Lundby und Sönder-Tranders nach Aalborg führt. In Lundby ließ der Major den Hauptmann v. Schlutterbach mit beinah der ganzen Infanterie, über die er noch Verfügung hatte, zurück; er ſelbſt (Krug) ging mit der Huſaren-Eſcadron gegen Sönder-Tranders vor; 20 Mann Infanterie begleiteten ihn zu Wagen.

Die dritte Kolonne ſtand alſo jetzt an drei, hintereinander gelegenen Punkten der von Hobro aus (über Lindenborg) nach Aalborg führenden Straße und zwar befanden ſich

a. in Sönder-Tranders (unter Major Krug) 90 Huſaren und 20 Infanteriſten;
b. in Lundby (unter Hauptmann v. Schlutterbach) 124 Infanteriſten;
c. in Lindenborg (unter Hauptmann v. Wulknitz) 72 Infanteriſten.

Es iſt, bei der Eigenthümlichkeit des Gefechtes, das ſich in Lundby entſpann, durchaus nöthig, dieſe Zahlenangaben gegenwärtig zu haben.

Vorher einige Worte über das Gefecht bei Sönder-Tranders, das dem von Lundby etwa eine halbe Stunde vorausging.

Major Krug v. Nidda, als er Sönder-Tranders beſetzt hatte, bemerkte, daß in geringer Entfernung, nordwärts vom Dorf (nach Aalborg zu) eine Abtheilung däniſcher Infanterie, innerhalb eines großen Gehöftes ſich eingeniſtet habe. Seine eigene Infanterie (20 Mann) war noch nicht heran. Nichtsdeſtoweniger ging er ſofort zum Angriff über. Der Feind hielt nicht Stand, trotz des Schutzes, den ihm das Gehöft gewährte, und warf ſich in ein mit vielen kleinen Hügeln und engen Gründen wechſelndes Terrain. Erſt am Fuß einer ſteil abfallenden Höhe ſtellte er ſich. Hatten aber die Huſaren ſich nicht durch Dorf und Gehöft aufhalten laſſen, ſo kehrten ſie ſich auch nicht an das kaum paſſirbare Terrain. Sie gingen ohne Weiteres zur Attacke vor. Auf 400 Schritt gab der Feind eine Salve und zog ſich dann eiligſt hinter die Höhe zurück, welche ihm Deckung gewährte. Die Schwadron ſchwenkte nun links ab gegen Flanke und Rücken der feindlichen Infanterie, wodurch dieſe bewogen wurde, gleichſam hin- und hergejagt, wieder in ihre erſte Aufſtellung vor dem Hügel zurückzukehren. — Inzwiſchen waren die 20 Infanteriſten zu Wagen herangekommen; Lieutenant v. Klinkowſtröm vom 50. Regiment führte ſie im Chauſſeegraben gedeckt heran, und dann mit einer Linkswendung, in 2 Schützenſchwärme aufgelöſt, gegen den Feind vor. Auf 300 Schritt eröffnete er ſein Feuer, dem ſich der Feind zu entziehen ſuchte, indem er wieder hinter die Höhe zurückkehrte. Dadurch wurde er aber aus ſeinem ſchützenden Terrain vertrieben und unter die Säbel der Huſaren gejagt. Die Escadron attackirte wieder, erhielt auf 300 Schritt von dem ſchnell gebildeten Knäuel eine wirkungsloſe Salve und war in wenigen Augenblicken zwiſchen dem Feinde, der nach geringer Gegenwehr die Waffen fortwarf und ſich ergab. 1 Officier und 17 Mann, darunter drei Verwundete, geriethen in Gefangenſchaft.

Unmittelbar nach Abſchluß dieſes Gefechtes, das alſo in Front von Lundby, etwa eine halbe Meile nordwärts vom letztgenannten Dorfe, geführt worden war, erhielt Major v. Krug Meldung vom Hauptmann v. Schlutterbach, daß er (Schlutterbach) von einer feindlichen Abtheilung bedroht werde. Raſch wurden die Gefangenen mit auf die Wagen geladen; dann ging es im Trabe nach Lundby zurück, um hier Hülfe zu bringen. Inzwiſchen aber hatte ſich Hauptmann v. Schlutterbach bereits ſelbſt geholfen.

Dies führt uns zu einer Beſchreibung des kleinen, aber in gewiſſem Sinne epochemachenden Gefechts von Lundby.

Hauptmann v. Schlutterbach, wie wir wiſſen, war mit 124 Infanteriſten in Lundby zurückgeblieben. Er hielt an dem nördlichen Ausgange des Dorfes; die Mannſchaften hatten die Gewehre zuſammengeſetzt; er ſelbſt war zum Recognosciren, ebenfalls in nördlicher Richtung, vorausgeritten. Als er ſein Pferd wandte, um ins Dorf zurückzukehren, bemerkte er auf einer ſüdlich von Lundby gelegenen Anhöhe mehrere Reiter. Zwei Minuten ſpäter erhielt er Meldung, daß eine Escadron feindlicher Dragoner und eine bedeutende Abtheilung Infanterie von der Südſeite des Dorfes her in Anmarſch ſei. Er war alſo umgangen; der Feind griff ihn im Rücken an; es war eine kritiſche Situation.

Die aufgeregte Mannſchaft hatte inzwiſchen ſchon das Gewehr zur Hand genommen; jetzt wird ſie im Laufſchritt durchs Dorf zurückgeführt und beſetzt einen Knick, der den Garten eines am Südende Lundbys gelegenen Hauſes einfaßt, mit 64 Mann. In Reſerve blieben 48 Mann, geſchloſſen hinter einem andern Gebäude. Hauptmann v. Schlutterbach, den Feind feſt im Auge, hält zu Pferde auf der Straße. Jetzt ſieht man die feindliche Infanterie auf der Höhe erſcheinen; es entwickelt ſich in einer Entfernung von 600 Schritt eine Kolonne, wie es ſcheint etwa 12 Mann breit und 20 Mann tief, welche feſt geſchloſſen die Höhe herunterkommt und bis auf 400 Schritt ſich nähert.

Unſere junge Mannſchaft will den Moment benutzen und das Feuer eröffnen, aber der umſichtige Führer beruhigt die Leute: »Laßt ſie nur näher herankommen; ich werd' es euch ſchon ſagen.« Der Feind wirft nach jeder Seite drei Rotten Schützen heraus, die zu feuern beginnen, als die Hauptkolonne das Gewehr zur Attacke nimmt und mit lautem Hurrah im Laufſchritt bis auf 300 Schritt avancirt. Da hält die Kolonne wieder und ſcheint verwundert über das tiefe Schweigen auf Seiten des Gegners. Nach Ausſage der ſpäter gefangenen Officiere, wurde die hier entſtehende Pauſe im höchſten Grade peinlich, denn ſie waren außer Athem und in äußerſter Spannung als ruhige Zielſcheibe für den längſt erwarteten erſten

Schuß. Wohl zuckte mancher preußiſcher Finger am Abzuge, wohl wiederholte ſich die Frage: »Herr Hauptmann ſollen wir ihm jetzt eins geben?« aber Hauptmann Schlutterbach hatte im Voraus einen Punkt, in 250 Schritt Entfernung von ſeinen Schützen, auserſehen und ſchüttelte mit dem Kopf: »noch nicht Kinder, wartet!« Und der Feind ſtürmte muthig weiter vor. Jetzt hat er noch 50 Schritt zurückgelegt; da hört man von Lundby her die ruhigen feſten Worte: »250, Stand-Viſir, nun in Gottes Namen Feuer.« Die Salve kracht. Der Rauch verzieht ſich ſchnell; die Dänen bleiben feſt und ohne Stutzen im Marſch, obſchon in der Tête gleich 2 Officiere und mehre Mannſchaften fallen. Bei Lundby hört man nur das Raſſeln der aufgeſchlagenen Gewehrkammern, dann liegen alle wieder im Anſchlag. Der Feind iſt bis auf 220 oder 200 Schritt gekommen. Wieder kracht es aus der Gartenhecke, und jetzt geht die Fühlung ſo weit verloren, daß man Lücken durch die ganze Kolonne hindurch ſieht. Dennoch rücken dieſe Unerſchrockenen weiter; unverzagt laſſen ſie die Gefallenen hinter ſich und ſtürmen vorwärts. Da auf 180 bis 150 Schritt trifft ſie das dritte Feuer.

Alles, auch der größte Muth, hat ſeine Grenzen. Die Kolonne ſtiebt auseinander und ſucht Schutz im Getreide. Aber noch jetzt giebt der Feind das Spiel nicht verloren. Bisher hat er wenig von der Schußwaffe Gebrauch gemacht; er beginnt nun ein heftiges Feuer und während dieſes Tirailleur-Gefechts ſchleicht ſich eine Abtheilung in die linke Flanke der Preußen. Hauptmann v. Schlutterbach aber, der im dichteſten Kugelregen unbeweglich auf der Dorfſtraße hält, wirft ſofort eine Abtheilung ſeiner Reſerve an den bedrohten Punkt. Da die Dänen beim Laden ihrer Gewehre ſich halb erheben müſſen, ſo benutzten die Preußen dieſen Moment zum Feuern und erzielten dadurch das Reſultat, daß nach Beendigung des Gefechts ein ganzer Halbzug des Feindes auf dieſer Stelle todt oder verwundet vorgefunden wurde.

Dieſe Salve war die entſcheidende; der Feind begann ſich im hohen Getreide fortzuſchleichen und ſuchte hinter der Höhe, von wo aus er den Angriff unternommen hatte, Schutz und Deckung.

Jetzt zog Hauptmann v. Schlutterbach das Soutien heran, um mit demſelben einen geſchloſſenen Stoß gegen den ſich zurückziehenden Feind zu führen. Leider wurde er in dieſem Augenblick durch die Meldung von einem wiederum von Norden her drohenden Angriff genöthigt, das Soutien an die entgegengeſetzte Seite des Dorfes (das Gefecht hatte, wie wir wiſſen, am Südrande ſtattgefunden) zu ſchicken. Dieſe Meldung erwies ſich als irrthümlich, aber die Zeit zu einer energiſchen Verfolgung des Feindes war dadurch verloren gegangen.

Der Kampf am Südrande des Dorfes hatte höchſtens 20 Minuten gedauert. Seine Reſultate — gleichgültig, wie ſich von ſelbſt verſteht, für den Verlauf des Krieges — waren militair-wiſſenſchaftlich höchſt merkwürdig durch den erzielten Feuererfolg. Es hat freilich zunächſt etwas dem Gefühle Widerſtrebendes, in die entſprechenden Berechnungen einzutreten. Der Kampf wird ſeiner poetiſchen Glorie entkleidet, wenn er in gewiſſem Sinne zu einem Scheibenſchießen wird, bei dem die Treffer nicht nur entſcheiden, ſondern auch noch mit arithmetiſcher Nüchternheit berechnet und aufgezeichnet werden. Dennoch iſt es Pflicht, dieſer erſten Empfindung, die von ſolchen Berechnungen nichts wiſſen will, Herr zu werden; im Kriege läuft es nun mal darauf hinaus, dem Gegner, bei kleinem Einſatz und geringſtem eignem Verluſt, nach Möglichkeit Abbruch zu thun und die Truppe, die Waffe, die dies am ehſten zu erzielen vermag, gilt mit Recht als die beſte. Der Krieg iſt längſt zu einer »Wiſſenſchaft des Tödtens« geworden und die Erfolge, beiſpielsweiſe der verbeſſerten Schußwaffe, müſſen dementſprechend mit nüchtern-wiſſenſchaftlicher Genauigkeit feſtgeſtellt werden, wie wenig dieſe Art von Wiſſenſchaftlichkeit unſerer Empfindung entſprechen mag.

Stellen wir nach dieſen Vorbemerkungen die Reſultate des Gefechtes bei Lundby zuſammen. Preußiſcherſeits waren drei Verwundete, darunter zwei ſchwer; der däniſche Verluſt belief ſich auf 22 Todte und 66 Verwundete, darunter drei Officiere. Die Dänen (5. Compagnie vom 1. Regiment) waren nach Ausſage der Gefangenen, 180 Mann ſtark ins Gefecht gegangen, hatten alſo ziemlich genau die Hälfte (88 Mann) auf dem Platze gelaſſen. Dabei iſt — um den Feuererfolg zu conſtatiren — nicht zu überſehen, daß mehrere der Gefallenen von 3 und 4, einige ſogar von 7 und 8 Kugeln getroffen waren. Mit Recht iſt dieſem Reſultate gegenüber geſagt worden? »Es liegt hier ein Feuererfolg vor, den die Theorie zwar lange als möglich herausgerechnet, die Praxis aber bis dahin nicht aufzuweiſen hatte.« Das Zündnadelgewehr und Hauptmann v. Schlutterbach, deſſen ruhige Haltung ſich ſeinen Leuten mittheilte, theilen ſich in die Ehren dieſes Tages.

Die drei verwundeten däniſchen Officiere waren: Kapitain Hammerich, der die Compagnie geführt hatte, Premierlieutenant Betzholz (Schwede; Adjutant des Prinzen Oskar) und Lieutenant Grave.

Premierlieutenant Betzholz, dreifach verwundet,*) in Schulter und beide Arme, ſtarb am 28. Juli im Lazareth zu Hobro. Sein Tod weckte viele Theilnahme bei Freund und Feind; wir geben deshalb hier einiges Näheres über ihn. »Die preußiſchen Aerzte — ſo heißt es in einem Briefe — hatten Anfangs gute Hoffnung, ihn durchzubringen; ſchließlich aber geſellte ſich noch eine Lungen- und Hirnentzündung hinzu, die ſeinen Leiden ein Ende machten. Er wurde in ſeiner Krankheit von den preußiſchen Officieren viel beſucht und ſeine herzliche, erkenntliche Sprache gewann ihm Aller Herzen. Auch von Seiten der Einwohner, beſonders der Hobroer Damen, wurde ihm viel Verehrung erwieſen und viel friſche Blumenſträuße ſchmückten ſein Bett. Gepflegt und gewartet hat ihn neben einer däniſchen Aufwärterin eine der münſterſchen Schweſtern, die Tag und Nacht nicht von ſeinem Bett wich. Sein Leichnam iſt auf beſonderen Wunſch ſeiner Schweſter, einer Kammerdame des königlich ſchwediſchen Hauſes, einbalſamirt worden, um nachträglich in das Familienbegräbniß nach Stockholm gebracht zu werden. Dieſe Ueberſiedelung hat nun geſtern Abend 9 Uhr ſtattgefunden und gab der Stadt Hobro Veranlaſſung zu einer ſchönen Feier. Schon Tags vorher hatte der »Hobroer Avis« angezeigt, daß Abends 9 Uhr unter Fackelzug und Proceſſion die Leiche nach Aalborg transportirt werden würde, und daß Jung und Alt aufgefordert würde, in Ordnung ſich an dem Zuge zu betheiligen. Es war deshalb der prachtvolle Sarg den Tag über in dem Sterbezimmer ausgeſtellt geweſen und Jedem erlaubt, ihn zu beſichtigen, was von vielen unſerer Soldaten auch geſchah. Der bleierne Sarg lag in zwei hölzernen; darüber war eine rothe Sammetdecke geſchlagen, worauf eine ſolche Menge von friſchen, duftigen Kränzen lag, daß der Sarg vollſtändig damit bedeckt war. Ueber dieſe Kränze war ein feiner, mit ſilbernen Sternen geſtickter Flor geworfen, mit Hunderten von Schleifen in däniſchen und ſchwediſchen Farben geziert. Am Kopfende, rings herum, waren zwei Danebrogs-Fahnen und zwei ſchwediſche Banner aufgepflanzt. Auf einer Silberplatte, ebenfalls daſelbſt angebracht, ſtanden die Worte: »Conrad Betzholz, geboren zu Stockholm 1827, verwundet bei Lundby, geſtorben zu Hobro den 28. Juli 1864.« Auf der Mitte des Sarges lag eine andere Silberplatte mit den Worten: »Alle däniſchen Herzen werden ſein Andenken in Ehren halten!« — Nachdem der ſchwediſche Conſul eine kleine Anſprache

---

*) Die verwundeten däniſchen Soldaten hielten große Stücke auf den „ſchwediſchen Lieutenant“ und ſprachen mit Liebe und Begeiſterung von ſeiner Tapferkeit und ſeinem braven Charakter. Von ſeinem heldenmüthigen Verhalten im Gefecht bei Lundby erzählten ſie: Nachdem der erſte Schuß (in die Schulter) ihn hinſtürzen machte, ſprang er auf und ſtürmte

---

weiter. Alsbald wurde ihm der linke Arm zerſchmettert und wieder ſtürzte er zu Boden. Als wir ihn aus dem Gefecht tragen wollten, verbot er uns dies. Als er wieder auf den Beinen war, trieb er uns an, nicht zu ſäumen, und war wieder einer der Erſten. Da wurde ihm der rechte Arm auch zerſchmettert und hülflos ſank er hin auf das Geſicht. Da rief er uns zu, ihm eine Kugel zu geben. Als wir dies natürlich nicht thun und ihn forttragen wollten, wurde er unwillig und ſagte „wir möchten uns nicht um ihn bekümmern, ſondern um die Preußen.“

gehalten, die, nach dem Eindrucke auf die anweſenden Dänen zu ſchließen, ſehr ergreifend geweſen ſein muß, wurde von den erſten Bürgern der Stadt ein Lied geſungen. Alsdann ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Die Straße war mit Blumen und friſchen Blättern beſtreut; aus den hellerleuchteten Fenſtern ſchauten die Damen in ihrer bekannten, weiß und rothen Tracht, mit ſchwarzen Trauerbändern durchflochten. Von weit und breit waren die Landleute hereingekommen, um die Feier mit anzuſehen. Auch von unſerer Seite ſchloſſen ſich die hier liegenden Officiere und eine große Menge von Soldaten dem Zuge an. Auch den verwundeten däniſchen Hauptmann Hammerich ſahen wir unter den Leidtragenden. Vor der Stadt wurde der Sarg niedergeſtellt; der lutheriſche Paſtor hielt die Leichenrede und der Geſangverein ſang ein letztes Abſchiedslied. Sodann wurden die Fackeln zuſammengeworfen, und die Menſchenmenge zerſtreute ſich.«

Der Sarg wurde noch in derſelben Nacht nach Aalborg, von da nach Fredrickshavn gefahren, wo er ſo lange verblieb, bis das dort anlegende ſchwediſche Poſtſchiff ihn nach Stockholm überführte. — Der koſtbare Degen Betzholz's (wenn wir nicht irren, ein Geſchenk des Königs von Schweden) wurde von Hauptmann v. Schlutterbach als Andenken an das Gefecht von Lundby aufbewahrt. Als die Familie des Gefallenen ſpäter den Degen (ihrerſeits als ein Erinnerungsſtück) zurückerbat, hervorhebend, daß ſie das Anrecht des Siegers ſehr wohl anerkenne, kam Hauptmann v. Schlutterbach dem ſo geäußerten Wunſche entgegen. »Ein Akt der Entſagung, ſo bemerkt ein Bericht, den nur der in ganzem Umfange zu würdigen vermag, der an ſich ſelbſt erfahren hat, wie das Herz an einer im Kampf errungenen Waffe hängt.« (Neuerdings haben die Officiere vom ſchwediſchen Garde-Regiment »Königin«, welchem Lieutenant Betzholz angehörte, dem Hauptmann v. Schlutterbach einen koſtbaren Ehrendegen als Gegengeſchenk und Zeichen ihrer Anerkennung überreichen laſſen.)

Wir können von dieſem intereſſanten Gefecht bei Lundby nicht Abſchied nehmen, ohne in der Kürze das Verfahren des däniſchen Oberſtlieutenant v. Beck zu kritiſiren, der dieſes Gefecht und ſeinen Ausgang, wie uns ſcheinen will, in freventlichem Leichtſinn herbeiführte. Der Muth, mit dem die Compagnie den befohlenen Angriff durchzuführen trachtete, verdient unſere Bewunderung; der Muth aber, der jenen Angriff anordnete, erſcheint uns einfach als Uebermuth. Capitain Hammerich, ſo wird erzählt, ſoll dem Oberſtlieutenant v. Beck entſprechende Vorſtellungen gemacht und die Annäherung an den Feind in einem rechts vom Dorfe gelegenen Grunde gewollt haben; der Oberſtlieutenant beſtand aber auf Ausführung ſeines erſten Befehls. So ging denn die Kolonne geſchloſſen vor und bot eine Schußfläche von 30 Fuß Breite. Die Folgen davon haben wir geſehn. Es wäre intereſſant zu erfahren, welche Grundanſchauung den Oberſtlieutenant v. Beck — einen im Uebrigen ausgezeichneten Officier — bei dieſem tollkühnen Unternehmen leitete. Durch Kundſchafter vorzüglich bedient, mußte er wiſſen, daß etwa 120 Mann preußiſche Infanterie im Dorfe waren; wußte er es nicht, ſo war dies Vorgehn ohne Spitze, ohne jegliche Art von Sicherheitsmaßregel, ein Leichtſinn. Er wußte es aber. Er rechnete auch nicht auf Ueberraſchung, denn als die Compagnie auf 400 Schritt heran war, erwarteten alle — wie ſpäter die gefangenen Officiere erzählten — das Krachen der erſten Salve zu hören und ſtutzten, als dieſe Salve ausblieb. 180 Mann däniſche Infanterie waren alſo vollſtändig darauf vorbereitet, von 120 Mann preußiſcher Infanterie empfangen zu werden. Dies Verhältniß von 2 zu 3 iſt nun keineswegs ſo ungünſtig, daß nicht — ſelbſt bei Gleichartigkeit aller ſonſtigen Verhältniſſe — die Minderzahl einen erfolgreichen Widerſtand zu leiſten vermöchte; ſind aber 120 Mann preußiſche Infanterie (mit Zündnadelgewehr) hinter einem Knick oder einer Lehmwand aufgeſtellt, ſo ſind ſie, mit Hülfe ihrer Aufſtellung und ihrer Bewaffnung, einem 180 Mann ſtarken Gegner, der in Kolonne angreift, jedenfalls überlegen. Es bleibt uns nur eine Erklärung übrig. Die Dänen wiegen ſich bis dieſen Tag in der Vorſtellung: »Ein Danske ſchlägt ſieben Tydſke«, eine naive Anſchauung, die Oberſtlieutenant v. Beck wenigſtens momentan getheilt zu haben ſcheint, als er jenen Angriff befahl und auf ſeiner Ausführung beſtand.

Der Uebergang über den Limfjord.

Die Recognoscirungen am 1., 2. und 3. Juli hatten ergeben, daß die Landſchaft zwiſchen Hobro und Aalborg, d. h. alſo die weiten Gebiete ſüdlich vom Limfjord, vom Feinde unbeſetzt ſeien; die kleinen Abtheilungen, auf die man in der Nähe Aalborgs geſtoßen war, kamen dabei wenig in Betracht. Generallieutenant v. Falckenſtein ordnete ein allgemeines Vorgehen des III. Corps an; ebenſo dirigirte Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz das II. Corps an den Limfjord. Dieſer Vormarſch erfolgte im Einklang mit der bisherigen Aufſtellung der beiden Corps: dem III. Corps fiel die Oſthälfte, dem II. Corps die Weſthälfte des Limfjord zu; die Preußen gingen auf Aalborg, die Oeſtreicher auf Holſtebro und Skive. Der kleine Ort Lögſtör, der ziemlich genau in der Mitte des Limfjord gelegen iſt, bezeichnete die Grenzlinie, zugleich auch den Berührungspunkt, für das II. und III. Corps.

Das preußiſche Hauptquartier traf am 10. in Aalborg, das oeſtreichiſche Hauptquartier am 11. in Skive ein; der Uebergang der Preußen über den Limfjord erfolgte am 10., 11. und 12., der Uebergang der Oeſtreicher über den Limfjord am 13. und 14. Juli. Eh wir aber beide Corps auf ihrem Uebergange begleiten, geben wir zuvor eine Schilderung des Limfjord ſelbſt.

Der »Limfjord« d. h. die Kalkbucht (Lim oder Liim iſt das engliſche lime, Kalk) iſt ein auf beiden Seiten mit dem Meere in Verbindung ſtehendes Binnengewäſſer von 24 Meilen Durchſchnittslänge, deſſen öſtliche und zugleich nördliche Hälfte aus einem Waſſerarme beſteht, der — im Allgemeinen kaum ½ Meile breit — in der Mitte ſich zu einem Waſſerbecken von wenigſtens 1 Meile Breite erweitert. Das Städtchen Lögſtör, 6 Meilen nordweſtlich von Hobro, bezeichnet den Endpunkt der öſtlichen Hälfte des Limfjord; von Lögſtör an weſtlich verändert der Limfjord ſeinen Charakter. Hier erweitert er ſich zu zwei großen Seen von mehreren Meilen Breite und Länge, in deren Mitte die überaus fruchtbare Inſel Mors »die Kornkammer Nord-Jütlands« liegt. Sie iſt 4 Meilen lang und durchſchnittlich 2 Meilen breit; ihre Hauptſtadt iſt das freundliche Nykiöbing, ein wohlhabender, vom Kornhandel lebender Ort. Wir ſchalten hier folgende Schilderung dieſer ſchönen Gegenden ein, die keineswegs öde und leblos, wohl aber voll jenes poetiſchen Zaubers ſind, den die ſkandinaviſchen Landſchaften zu haben pflegen. Einzelnes in der Schilderung berührt ſchon Erwähntes. ».... Die Ufer des Limfjord ſind eine baumloſe Landſchaft, aber kein menſchenleeres Land; überall Dörfer, deren alt-gothiſche Kirchthürme weiß in der Sonne glänzen, überall Boote, die den Verkehr unterhalten und vor allem — freilich kein Zeichen einer dichtgedrängten Bevölkerung — überall viele Tauſende von Seemöven, die wie Waſſerlilien auf der Breite ſchwimmen oder in weißem Fluge den weißen Segeln folgen. So geht die Fahrt bis Lögſtör. Bei Lögſtör, das ziemlich genau am Mittellauf des Limfjord liegt, hat dieſer ſeine ſchmalſte Stelle; unmittelbar dahinter aber beginnt andererſeits ſeine größte, mit bewohnten und unbewohnten Inſeln geſchmückte Ausbuchtung, die den Namen der Lögſtörer Breite (Lögſtör Bredning) führt. Das Befahren dieſes ſchönen Sees, der eine Ausdehnung von mehr als 6 Quadratmeilen hat, iſt eine Freude und bietet Bilder, wie ſie das Auge nicht wieder vergißt. Das Einzelne am Ufer verſchwindet und nur die Farben und Linien des Ganzen wirken noch. Es iſt ein Panorama, das halb an die größeren ſchottiſchen Seen, halb an das ſtettiner Haff erinnert. Die Luft- und Farbentöne, auch die großen landſchaftlichen Linien erinnern mehr an jene; die Ausdehnung aber, die geſammte geographiſche Situation, entſprechen mehr dem ſtettiner Haff. Nimmt man Aalborg als Stettin, ſo iſt man bei Lögſtör in die volle Breite des Haffes eingetreten, aus dem, wie die Oder dort, ſo der Limfjord hier, in drei Waſſerſtraßen, nach Weſten hin, ſeinen Abfluß nimmt. Zwei Inſeln, die ſich vor die Mündung legen, erzwingen dieſe Dreitheilung, und wie dort Uſedom und Wollin die Odermündung in Peene, Swine und Divenow theilen, ſo theilen hier die Inſeln Mors und Sallingland (letzteres eigentlich eine Halbinſel) den Limfjord in einen Thiſted-, einen Nykiöbing- und einen Skive-Sund. Ueberhaupt erinnern dieſe Landestheile, inſonderheit die Inſeln und Halbinſeln am Limfjord hin — und zwar ſowohl zurückgreifend in Sage und Geſchichte, wie auch gegenwärtig in Erſcheinung und Lebensweiſe der kleinen Städte — außerordentlich an die drei pommerſchen Inſeln, an Rügen, Uſedom und Wollin, vorzüglich an die letzteren beiden. Wären dieſe letzteren nicht bewaldet, hätte man es einfach der Natur überlaſſen, dort, wo kein einladendes Ackerland zu Tage liegt, Moos, Binſengras und Haidekraut über Sand und Torfmoor zu ziehen, ſo würde zu all der übrigen Verwandtſchaft auch noch eine landſchaftliche Uebereinſtimmung kommen.

Die geſchichtliche Epoche des Limfjord, die »große Zeit« der Lande, die an ihn grenzen, liegt beinahe tauſend Jahr zurück, — ſo weit, daß Alles wie Sage klingt, was von Eroberungen nach Oſt und Weſt hin, von Siegen und Niederlaſſungen am finniſchen Meerbuſen und am Murray-Buſen berichtet wird. Wären nicht die großen Dome und Kathedralen, die alten Kirchen in Viborg und Aalborg, in Nykiöbing und Thiſted, — der langen Reihe ſchon erwähnter, gothiſch-ſchöner Dorfkirchen zu geſchweigen, die ſich, wohl 40 oder 50 an der Zahl, zu beiden Seiten des Limfjord auf den Hügelkuppen hinziehen — man würde nicht glauben, daß hier einſt ein ſtürmiſcher Geiſt, ein großer Zug, eine expanſive Kraft gewaltet hat. Und doch war es ſo.

Wie Wollin auf ſeinem Weichbilde den vereinigten Zauber von Vineta und Julin umſchließt, ſo ſind auch am Limfjord hin die Zauber lebendig, die Sage und Geſchichte, als breiteten ſie einen Schleier aus, jeder Landſchaft leihn.«

So der Limfjord, zu deſſen Ueberſchreitung — wenigſtens auf ſeiner öſtlichen Hälfte — ſich am 10. Juli die Preußen anſchickten. Schon am 9. waren Cavallerie-Abtheilungen in Aalborg eingerückt und hatten die Stadt vom Feinde geräumt gefunden. Am 10. früh folgte jenen kleineren Abtheilungen die ganze Avantgarde, beſtehend aus der ſchleſiſchen Brigade Bornſtedt (10. und 50. Regiment), aus dem weſtphäliſchen Huſaren-Regiment Nr. 8 und einer gezogenen Batterie. Vier, mit Mannſchaften vom 50. Regiment beſetzte Boote wurden im Lauf des Nachmittags übergeſetzt, um das nachſt gelegene Terrain, von Nörre-Sundby aus — das

Aalborg gegenüberliegt — zu recognosciren. Der erſte, der die preußiſche Fahne auf der von den Dänen verlaſſenen und nur ſcheinbar armirten Schanze aufpflanzte, war der Lieutenant Lorck (ein geborener Norweger) vom Garde-Huſaren-Regiment, der, wegen ſeiner Kenntniß des Däniſchen, dem Stabe des Generals v. Falckenſtein attachirt worden war und bereits, während der ganzen Kriegführung in Jütland, die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet hatte.

Als General v. Falckenſtein die preußiſche Fahne am jenſeitigen Ufer wehen ſah, gab er Befehl, mit der Ueberſchiffung anderer Mannſchaften ſofort zu beginnen und Wendſyſſel (die Nordſpitze Jütlands) nach Norden hin zu durchſtreifen, um wo möglich noch den Feind an der Einſchiffung des letzten Reſtes ſeiner Truppen zu hindern. Als Zielpunkt wurde den Truppen Frederickshavn angegeben. Im Ganzen ſollten zwei Infanterie- und eine Cavallerie-Brigade, drei Fuß- und eine reitende Batterie übergeſetzt werden, und zwar ganz in der bei dem Uebergange nach Alſen angewandten Art und Weiſe. Die Infanterie wurde an zwei verſchiedenen Punkten in bereits herangeſchafften Booten übergeführt, wohingegen für die Trajecte der Cavallerie und Artillerie das Material des Ponton-Trains des 7. Armeecorps benutzt wurde. In der Nacht vom 10. zum 11. wurden die entſprechenden Landbrücken gebaut, und danach begann gegen 5 Uhr Morgens das Ueberſetzen der Cavallerie. Zunächſt wurde das weſtphäliſche Huſaren-Regiment Nr. 8 hinübergeſchafft. Die Ueberfahrt über den Fjord iſt wegen ſeiner ſtarken Strömung an und für ſich ſchon mit großen Schwierigkeiten verknüpft, zumal bei der bedeutenden Breite von mehr als 1000 Schritt. An gedachtem Tage wurde jedoch das Ueberfahren mit Rudern ganz unmöglich, da ein heftiger Weſtwind coloſſale Wellen nach dem Kattegat trieb und die Rudermannſchaften ſelbſt mit der höchſten Kraftanſtrengung die »Maſchinen« (das ſind zwei vermittelſt Balken und Bretter gekoppelte Pontons) kaum auf derſelben Stelle zu halten, viel weniger vorwärts zu bewegen vermochten. Aus dieſem Grunde wurden zwiſchen Aalborg und Sundby zwei ſtarke Taue geſpannt, an welchem einen ſich die beladenen Maſchinen hinüber-, am anderen die leeren ſich zurückholen mußten, und auch hierbei hatten die Pontonniere noch ihre ganze Kraft und Aufmerkſamkeit aufzubieten, um nicht vom Taue loszukommen und ſodann nach dem Kattegat hin abzutreiben. Maſchinen, die aus irgend welchem Grunde vom Fährtau dennoch abkamen, konnten, nachdem ſie ſich wenigſtens in die Nähe des jenſeitigen Strandes, allerdings bedeutend unterhalb der Landungsbrücke gerudert hatten, nur vermittelſt Zugleinen wieder aufgeholt werden. Die in die Pontons einſchlagenden Wellen durchnäßten die Mannſchaften bis an den Oberkörper, und ſo manche Maſchine, ſo manches Boot drohte durch den hohen Seegang unterzugehen. Die Hin- oder Rückfahrt einer jeden Maſchine, der beladenen wie leeren, dauerte drei Viertelſtunden, und da wegen des aufgeregten Waſſers die Beladung auf das Minimum reducirt werden mußte, war das Reſultat des Ueberſetzens an dieſem erſten Tage (am 11.), obgleich ſechszehn Maſchinen in Thätigkeit waren, ein geringes. In 15 Stunden konnte außer der Infanterie, die, wie ſchon erwähnt, auf Booten überſetzte, nur allein das 8. Huſaren-Regiment hinüber befördert werden.

Gegen Abend des 11. Juli legte ſich der Wind und der Fjord zeigte ſofort eine glatte Waſſerfläche, in Folge deſſen das weitere Ueberſetzen einen raſchen Fortgang nahm. Es wurden nunmehr auch die Fährtaue nicht mehr benutzt, ſondern die Ruder zur Hand genommen. Gegen 11 Uhr Abends wurde die gezogene 6 pfündige Batterie der ſchleſiſchen Artillerie-Brigade Nr. 6 übergeſetzt; innerhalb zweier Stunden waren vier Geſchütze, nebſt Protzen, vier Munitionswagen, zwei Vorrathswagen, eine Feldſchmiede, ein Packwagen und drei Fouragewagen mit 98 Pferden nach Sundby hinüber befördert. Danach folgten eine Eſcadron Dragoner, zwei Fuß-Batterieen, das brandenburgiſche Küraſſier-Regiment (Kaiſer Nikolaus) Nr. 6 und ſchließlich eine reitende Batterie. Im Laufe des 12. Juli erhob ſich wiederum ein ſtarker Wind, und die Fährtaue mußten nochmals zu Hülfe genommen werden. Trotzdem ging das Ueberfahren der reitenden Batterie ungemein raſch vor ſich; in zwei Stunden war dieſelbe mit ihren 150 Pferden an das jenſeitige Ufer befördert. Dem Ueberſetzen wohnten Prinz Friedrich Karl und Prinz Albrecht, die Generallieutenants v. Falckenſtein und Graf Münſter bei, welche letzteren beide ſpäterhin ſelbſt nach Wendſyſſel überfuhren, um ihre Commandos zu übernehmen.

Während ſich am 13. und 14. — nachdem am 11. und 12. der Uebergang ſtattgefunden hatte — die preußiſchen Kolonnen nordwärts, auf Hjörring, Säby und Frederickshavn zu in Marſch ſetzten, bewerkſtelligten die Oeſtreicher, auf der ihnen zugefallenen Weſthälfte, ihren Uebergang über den Limfjord. Es war namentlich die Brigade Kalick (früher Dormus), die hier zur Verwendung kam. Sie beſtand aus den Infanterie-Regimentern Ramming und Khevenhüller, aus dem 22. Jäger-Bataillon, einer 8 Pfünder-Batterie, einigen Schwadronen Windiſchgrätz-Dragoner und Liechtenſtein-Huſaren und zwei Pionier-Compagnieen. Feldmarſchallieutenant v. Gablenz war in Perſon bei der Brigade und leitete ihren Uebergang. Am 10. hatte er ſein Hauptquartier in Holſtebro, am 11. in Skive.

Der Uebergang über den weſtlichen Limfjord hatte wegen der haffartigen Breite des Waſſers an dieſer Stelle ſeine beſonderen Schwierigkeiten, erheiſchte auch beſondere Vorſichtsmaßregeln, wenn man den Feind, der doch möglicherweiſe noch mit einigen Bataillonen hier anzutreffen war, abſchneiden und gefangen nehmen wollte. War ein Feind überhaupt noch da, ſo befand er ſich ſehr wahrſcheinlich auf der großen und reichen Inſel Mors, mitten im Limfjord. Setzte nun die Brigade Kalick, von Süden her, einfach über die Schmälung, die zwiſchen der Halbinſel Sallingland (Hauptſtadt Skive) und der Inſel Mors gelegen iſt, ſo zog ſich der Feind höchſt wahrſcheinlich durch die ganze Länge der Inſel hin bis an den Nordrand derſelben zurück und ſetzte dann auf bereit gehaltenen Booten nach Thiſted, überhaupt nach jenem nordweſtlichſten Diſtrikte über, der den Namen das »Thyland« führt. Er war dann zunächſt entſchlüpft und ſeine ſpätere Gefangennehmung ſehr fraglich. Dem vorzubeugen, gab es nur ein Mittel. Thiſted, und das Thyland überhaupt, mußten durch ein in die Flanke geſchicktes Detachement eher beſetzt werden, als der Front-Angriff gegen die Inſel Mors erfolgte. Wurde dann ſpäter auf dieſer Inſel noch ein Feind betroffen, ſo wurde er dem im Thylande ſtehenden oeſtreichiſchen Commando in die Arme getrieben.

Die Operationen, zu denen Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz ſchritt, waren im Einklang hiermit. Es wurde angeordnet: daß das Gros der Brigade Kalick (früher Dormus) in der Nacht vom 13. auf den 14. über den Sallingſund gehen und die Inſel Mors beſetzen, daß aber ſchon vorher, und zwar im Laufe des 13., eine kleinere Abtheilung die oben beſchriebene Flankenbewegung machen, d. h. alſo den Otteſund (weſtlich vom Sallingſund) paſſiren, Thiſted beſetzen und dadurch die Rückzugslinie des Feindes durchſchneiden ſolle. Major v. Eliatſchek wurde auserſehen, dieſe Flankenbewegung auszuführen.

Um 2 Uhr Nachmittags (am 13.) überſchritt Major v. Eliatſchek demgemäß den Otteſund mit 2 Compagnieen des Regiments Ramming und einer Escadron Windiſchgrätz-Dragoner, die letztern unter Befehl des Rittmeiſters v. Kradel. Die Paſſage wurde glücklich bewerkſtelligt und die etwa 400 Mann ſtarke Abtheilung am jenſeitigen Ufer des Otteſundes (alſo ſchon auf der Seite von Thyland) aufgeſtellt. 40 Mann wurden ausgewählt, auf 12 Wagen untergebracht und mit dieſer Avantgarden-Spitze jagten nunmehr Major v. Eliatſchek und Rittmeiſter v. Kradel gegen Norden, auf Thiſted zu. Der Weg bis Thiſted betrug 8 Meilen. Sie fanden nirgends einen Feind, daher fuhren ſie Abends 9 Uhr ſtracks in die Stadt hinein — zum großen Entſetzen der Einwohner. Auf dem großen Marktplatze haltend, citirten ſie ſofort die Behörden, erklärten ihnen die Stadt für occupirt, zogen ſofort alle öffentlichen Kaſſen an ſich, in denen ſich jedoch kein Schilling fand, und beſetzten den Hafen. Hier aber war die Beute um ſo beſſer. ſie beſtand in zwanzig Schiffen — Zwei- und Einmaſtern — die ſämmtlich (meiſt mit Korn) beladen waren und deren Werth gegen 40,000 bis 50,000 Thaler betragen mochte. Ein Schiff wollte noch auslaufen, wurde aber angehalten. Die Einwohner, Anfangs nicht gerade zur Ergebenheit geneigt, zeigten ſich, ſobald ſie die energiſche Sprache Eliatſcheks vernahmen, furchtſam und zur Ausführung jedweder Befehle bereit.

Dies alles geſchah am Nachmittag und Abend des 13.; die Flankenbewegung war ausgeführt, der Feind — wenn ein ſolcher überhaupt da war — im Rücken umgangen; in der nun folgenden Nacht, vom 13. auf den 14., durfte alſo das Gros der Brigade ſeinen Uebergang bewerkſtelligen.

Es handelte ſich darum, den Sallingſund zu paſſiren und die Inſel Mors vom Süden her zu beſetzen. Die Operationen geſchahen unter Befehl des Grafen Bellegarde, Commandeurs der Windiſchgrätz-Dragoner. Zunächſt fuhren vier Geſchütze gegenüber von Nykjöbing, eine Meile nördlich des Uebergangspunktes, und die vier anderen Geſchütze ebenfalls in der Nähe des Strandes auf, um 1) den Angriff auf die möglicherweiſe vertheidigt werdende Stadt Nykjöbing zu unterſtützen, und 2) das Auslaufen von Schiffen aus ihrem Hafen zu verhindern, was Tags zuvor wiederholt beobachtet worden war. Abends 9 Uhr fuhr der Pontontrain zum Strande herunter und binnen 20 Minuten ſtanden 37 Kähne zur Fahrt bereit im Waſſer. Die oeſtreichiſchen Pontons beſtehen aus je zwei eiſernen Schnabelſtücken und einem viereckigen Mittelſtücke, die je nach dem Zwecke in verſchiedener Weiſe zuſammengeſetzt werden. Hier wurde aus je drei Stücken ein Voll-Ponton gebildet, deren man vierzehn hatte. Ein ſolches Ponton iſt nahezu 30 Fuß lang und 7 Fuß breit. Nun knebelte man je zwei Pontons zuſammen, überdeckte ſie mit Balken und Brettern zu einem ſogenannten Brückenglied, deren man demnach ſieben hatte, und wovon jedes faſt 50 Mann faßte, während für einen Kahn durchſchnittlich 8 Inſaſſen beſtimmt wurden. Binnen weiteren 30 Minuten waren ſämmtliche Brückenglieder fertig. Die ganze Arbeit geſchah mit muſterhafter Schnelligkeit, Ordnung und Ruhe.

Am jenſeitigen Strande war Alles ruhig; da auf einmal, gegen 10 Uhr, flammten uns gerade gegenüber und dann wieder eine Meile nördlich von Nykjöbing mächtige Allarmfeuer in Form von Fanalen auf, die jedenfalls der ganzen Inſel Mors und noch weit darüber hinaus den Leuten zu Waſſer und zu Lande das Anrücken des Feindes verkündeten.

Meldungen von dem nach Thiſted entſandten Streifcorps waren noch nicht eingetroffen; die Frage blieb noch immer offen: ſollte nicht doch noch ein verborgener Feind aus dem Innern der Inſel oder irgend ein Kriegſchiff aus einem Schlupfwinkel hervorbrechen? Möglich; aber freilich nicht wahrſcheinlich. Nun rückten kurz vor 12 Uhr Nachts die 800 Mann vom Regiment Ramming, welche zum Ueberſetzen beſtimmt waren, in die Schiffe, von denen freilich 7 Kähne als durch den langen Landtransport untauglich geworden, zurückgelaſſen werden mußten. Daher hatte man nur 7 Brückenglieder und 30 Kähne; endlich aber noch eine größere Yacht, welche Pionier-Hauptmann Schrankel bei ſeiner Küſten-Recognoscirung aufgefunden und in der er ſchon den Fjord befahren hatte. In der Mitte des Geſchwaders lag das Commandeurſchiff, das der commandirende Oberſt Graf Bellegarde beſtiegen hatte. Punkt 12 Uhr gab ein leichtes ſchrillendes Pfeifen das Zeichen zur Abfahrt, die um ſo beſſer geſchehen konnte, da kein ſeichtes Vorland ſtörte. Nach 20 Minuten war der 2600 Schritt breite Sund überſchifft. Nun ging es auf die Höhe vor Nykjöbing zu, die erſten 400 Mann wohl formirt. Aber auf dem halben Wege wurde Halt gemacht, um die zw[illegible] Fahr-Kolonne (die anderen 400) und die Patrouillen abzuwarten, welche auf die Hügel in die linke Flanke, wo das nächſte große Fanalfeuer von 10—11 Uhr gebrannt, entſandt worden waren. Bald nach 2 Uhr war Alles zuſammen und um 3 Uhr rückte das Bataillon in Nykjöbing ein.

Die Straßen waren leer und nur ſelten zeigte ſich ein Kopf hinter dem Fenſter, obwohl die guten Bürger gewiß nicht erſt durch den Trommelſchlag erweckt wurden. Der helle Tag zeigte ein freundliches Städtchen mit manchem netten Hauſe. Auf dem Markte wurde Halt gemacht und ſofort gingen Patrouillen ab, um die Behörden zu dem Commandeur zu citiren, nachdem man in ihrer Wohnung die Kaſſen viſitirt hatte. In dieſen fand ſich wohlweislich nichts — nur in der Poſt fand man drei ganze Rigsdaler und die ließ man liegen. Binnen einer Viertelſtunde fanden ſich die Beamten bei dem Grafen Bellegarde ein, der ihnen die nächſt nöthigen Befehle ertheilte. Sie ſagten, daß man Abends vorher den Anmarſch der Truppen gewußt habe, daß aber das däniſche Militair, Dragoner und das 19. Infanterie-Regiment, die Inſel ſchon vor acht Tagen gänzlich verlaſſen habe.

Im Hafen fand man 16 Schiffe mittlerer Größe, die, ſammt ihrer Ladung, in Beſchlag genommen wurden.

So war im Oſten und Weſten der Limfjord überſchritten; nirgends war man dem Feinde begegnet, am wenigſten auf Widerſtand geſtoßen. Die Oeſtreicher, durch Beſetzung der Inſel Mors und des Thylandes, waren bis an die äußerſte Spitze des Nordweſtens von Jütland vorgedrungen; die Preußen aber, im Nordoſten, hatten, bis zum Cap Skagen hinauf, noch eine 11 Meilen lange Landſpitze vor ſich, zu deren Beſetzung ſie ſchritten. Frederickshavn war Rendezvous; hierher rückten die vorderſten Bataillone.

Jenſeit des Limfjord. Bis Cap Skagen.

Nach dem Einrücken der Preußen in die Feſtung Frederickshavn wurde im Hauptquartier des Generals v. Falckenſtein ein Zug nach Cap Skagen beſchloſſen, um auch dieſe nördlichſte Spitze von Jütland direct zu occupiren und die Banner der alliirten Armee da aufzupflanzen, wo der Zuſammenſtoß der Wogen zweier Meere die ſtärkſte Brandung hervorruft, welche Europa aufzuweiſen hat.

Ein Officier, der dieſen Zug bis an die nördlichſte Spitze von Jütland mitmachte, hat denſelben beſchrieben: »Der Plan war ſchön, aber ſeine Ausführung war ſchwierig. In Frederickshavn ſtanden die äußerſten preußiſchen Vortruppen, und die Entfernung von da bis zum Cap beträgt 7 Meilen; dabei geht der einzige Weg dahin durch tiefen Sand und geſtattet allen auf der See ſtationirten däniſchen Kriegsſchiffen an den meiſten Stellen eine volle Ueberſicht. Dieſe Gefahr wächſt, je weiter man nach Norden kommt, wo die Landzunge immer ſchmaler wird, bis ſie endlich zu einer Spitze ausläuft, welche die Scheide zwiſchen Nord- und Oſtſee bezeichnet. Ungefähr 2 Meilen nördlich von Frederickshavn hört die Cultur des Landes faſt gänzlich auf und jenſeit Aalbeck führt der Weg durch eine vielfach zerklüftete, völlig baum- und vegetationsloſe Dünenſtrecke. Jede Spur von Cultur iſt hier erloſchen. Die dürren, mit wenigem Strandhafer bewachſenen Sandberge wechſeln mit einigen Sumpfſtellen ab, die eine Schaar von Möven und anderen Seevögeln bevölkert. Noch weiter gegen Norden werden die Sandberge höher und geſtatten gleichzeitig einen Ueberblick über die Nord- und Oſtſee. Dabei iſt die Form der Dünen ganz charakteriſtiſcher Art. Wer mit der Morgendämmerung in jene Wüſtenei einzieht, die die Umriſſe noch nicht völlig klar unterſcheiden und die Entfernungen noch zweifelhaft läßt, glaubt ſich in ein Gebirge verſetzt, ſo ſpitz und ſchroff erſcheinen zuweilen die Kuppen dieſer bunt zuſammengewürfelten Sandhügel. Dabei weht während des ganzen Jahres in jener Gegend faſt unaufhörlich ein ſcharfer Wind.

Prinz Albrecht, der ſich ſeit dem Uebergange des combinirten Corps über den Limfjord dem Hauptquartier des Generals v. Falckenſtein angeſchloſſen hatte, war gern bereit, ſich dem intereſſanten Nordzuge anzuſchließen. Außerdem folgte ein Theil des Stabes vom Obercommando, ſo daß im Ganzen 25 Officiere den Zug nach Skagen mitmachten. Obgleich wohl vorauszuſehen war, daß dieſer äußerſte nördliche Strich Jütlands nicht mehr von däniſchen Landtruppen beſetzt war, ſo lag doch die Wahrſcheinlichkeit noch vor, daß die Stadt Skagen als eine Station für die däniſchen Kriegsſchiffe, die hier den Eingang in das Kattegat bewachen, von Seeſoldaten nicht gänzlich entblößt war. Es war folgende Dispoſition getroffen worden: Am 13. Abends ging ein Zug vom 8. Huſaren-Regiment nach Aalbeck vor, trieb dort die nöthige Anzahl von Vorſpannpferden zuſammen und erwartete in der Nacht zum 14. die Ankunft des Hauptquartiers, welches ſich auf 20 requirirten Wagen und unter Bedeckung von 10 Mann der Stabswache am 14. Morgens 2 Uhr von Frederickshavn aus in Bewegung ſetzte. Drei Stunden ſpäter ging die Reiſe von Aalbeck aus mit friſchen Pferden gegen Norden weiter. Die Etappe Aalbeck blieb von 6 Huſaren und 3 Infanteriſten beſetzt, um den dortigen Landungspunkt zu ſichern, weil bei der großen Entfernung von 7 Meilen und der nicht geringen Anzahl von feindlichen Schiffen, welche ſich auf dem Meere zeigten, dieſer Punkt einer fortdauernden Bewachung bedurfte. Als der Zug ſich, mit den Huſaren als Avantgarde vorauf, denen die Infanterie auf Wagen folgte, wieder in Bewegung geſetzt hatte, ſah das Ganze einer Caravane ähnlich, die durch die Wüſte einherzieht. Man konnte ſich wegen des tiefen Sandes nur langſam bewegen, und es wurde 10 Uhr, ehe man die weiße Thurmſpitze von Skagen hinter den Dünen hervorblicken ſah. Das kleine, armſelige Städtchen würde nach unſeren Begriffen mehr den Namen eines Fiſcherdorfes verdienen und liegt ſo tief unten an der Oſtſee, daß man es erſt gewahrt, wenn man ſchon den Fuß hineinſetzt. Man kann ſich keinen Begriff von dem Erſtaunen der Bewohner machen, als plötzlich eine Handvoll preußiſcher Huſaren im Galopp die Straßen des Orts durchſuchten und gleich darauf unſere Wagen-Kolonne am weſtlichen Eingange von Skagen erſchien. Noch nie hatte bis dahin ein feindlicher Soldat die Bewohner beunruhigt und eine allgemeine Beſtürzung malte ſich auf deren Geſichtern.

Als die vorderſten Wagen in Skagen angelangt waren, brachte ein Huſar die Meldung von der Anweſenheit eines feindlichen Kriegsdampfers. Sofort wurde die Infanterie beordert, gegen den Strand vorzugehen und durch ausgeſtellte Poſten den feindlichen Dampfer zu beobachten. Außer dieſem (es war der däniſche Kriegsdampfer »Slesvig«, der etwa 1500 Schritt vom Ufer lag) zeigten ſich wohl noch an 20 andere Schiffe, theils ankernd, theils mit vollen Segeln hin und her kreuzend, ſo daß man nicht genau ihre Abſicht gegen uns errathen konnte. Indeſſen durfte man annehmen, daß das Aufhiſſen zweier koloſſaler Fahnen (einer oeſtreichiſchen und einer preußiſchen) am Strande einige Aufklärung über jene Schiffe geben würde. Auf dem Deck des »Sleswig«, den wir mit unſern Fernröhren genau beſahen, entſtand, ſobald die beiden Banner über Skagen wehten, eine lebhafte Menſchenbewegung und man erkannte deutlich, wie man ſich dort bemühte, über die Vorgänge am Ufer Kenntniß zu erlangen. Hierauf beſtiegen wir unſere Wagen-Kolonne wieder, um nach den Leuchtthürmen zu fahren, welche ungefähr noch eine Viertelſtunde nördlich Skagen liegen. Der »Slesvig«, den wir fortwährend im Auge behielten, ſchien nicht übel Luſt zu haben, mit uns anzubinden; denn ſobald er die Annäherung des Feindes bemerkt hatte, gab er das Signal zum Heizen und ſetzte ſich in Bewegung — man konnte indeß nicht beurtheilen, ob er eine Landung beabſichtige oder nicht. Beim Auffahren aber unſerer Wagenkolonne am Leuchtthurm mochte der Dampfer den mit 4 Pferden beſpannten gelben Wagen des Prinzen Albrecht, der der nächſte am Strande war, für ein Geſchütz halten, welches ihm ſolchen Reſpect einflößte, daß er ſich eilig nordwärts entfernte und ſich hier erſt wieder außer Schußweite vor Anker legte. Indeſſen hatten wir die beiden Leuchtthürme beſtiegen und den höchſt intereſſanten Anblick genoſſen, den das belebte Meer und die Brandung an der Nordſpitze gewährten. Um aber auch wirklich die nördlichſte Stelle zu betreten, fuhren wir am Strande weiter hinauf, diesmal dem Geſchützfeuer des Dampfers vollſtändig exponirt. Unſer Erſtaunen war daher deſto größer, als der »Slesvig« bei unſerer Annäherung ſofort wieder weiter ging und erſt hinter der Spitze des Caps im Skagerrack wieder beilegte. Aber auch hier war ſeines Bleibens nicht lange; denn die Kolonne, mit ihr der gelbe Wagen, erſchien auf der Nordſpitze des Caps, und der »Slesvig« ſah ſich nun in die Nothwendigkeit verſetzt, in der Flucht auf das offene Meer ſein Heil zu ſuchen. Seine Beſtürzung muß ſehr groß geweſen ſein; denn ſelbſt die Ankunft eines zweiten, weit größeren Dampfers, der von Weſten kam, konnte ihn nur dazu bewegen, denſelben anzuſprechen und ihn vor der Annäherung an das Ufer zu warnen. Beide Schiffe verließen nun, nach Norden und Süden abdampfend, die Küſte und wurden von uns nicht wieder geſehen.

Als wir auf der äußerſten Spitze des Caps angelangt waren, hatten wir ein impoſantes Schauſpiel. Während ein ſcharfer Oſtwind die Wellen der Oſtſee mit großer Heftigkeit gegen Weſten anthürmte, wälzte die Nordſee ihre Wogen von der entgegengeſetzten Richtung her und ſo entſtand gerade in der Verlängerung der Capſpitze der Kampf zweier Meere, der die oben erwähnte ſtarke Brandung erzeugt. Die äußerſte Landſpitze wird hier ſo ſchmal, daß man mit Bequemlichkeit über dieſelbe hinwegſchreiten und auf dieſe Weiſe den einen Fuß in die

Oſt-, den anderen in die Nordſee ſetzen kann. Die Leute in Skagen erzählten, daß König Friedrich VII. von Dänemark in jedem Jahre hier geweſen ſei, um ſich in dieſer Weiſe zu ergötzen, was im Hinblick auf den däniſchen Stolz auch wohl als Symbol der Herrſchaft über jene beiden Meere gelten kann. Es fehlte natürlich nicht, daß wir Alle uns als Beherrſcher der Nord- und Oſtſee gerirten.

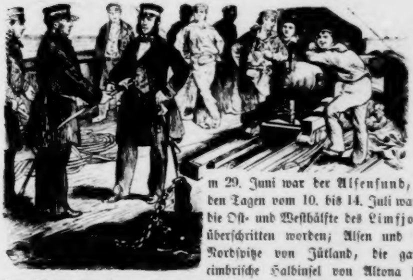
Der Prinz Albrecht hatte uns Alle zu einem Frühſtück in Skagen eingeladen, und wir begaben uns nun auf den Rückweg, auf dem wir noch das Glück hatten, zwei däniſche Kanonen (6 Pfünder) zu entdecken, die herrenlos am Strande ſtanden, als gute Priſe erklärt und mit den zugehörigen Blocklafetten ſpäter in Frederickshavn eingebracht wurden. Während des Frühſtücks, welches in der Predigerwohnung eingenommen wurde, ſtellte ſich uns ein däniſcher, mit der preußiſchen Rettungsmedaille geſchmückter Lootſe vor. Derſelbe wurde reichlich beſchenkt und hat wahrſcheinlich den Bewohnern von Skagen das Märchen von der Unmenſchlichkeit der Preußen benommen, welches die Dänen ſo gefliſſentlich verbreitet haben. Der Prinz brachte ein Hoch auf den Kaiſer von Oeſtreich und den König von Preußen aus, welches mit wahrer Begeiſterung aufgenommen wurde. Es war 1 Uhr vorbei, als wir unſeren Rückweg antraten, und zwar, gegen das Anrathen einiger Bewohner Skagens, welche uns den Strandweg an der Oſtſee vorſchlugen, über Gammel-Skagen (Alt-Skagen) an der Nordſee. Die Beſchaffenheit dieſes Weges war indeß ſo ſchlecht, daß wir ſchon bereuten, nicht den Uferweg eingeſchlagen zu haben; doch mag dies gerade zu unſerm Glück geweſen ſein, denn dort hatte ſich, wie wir nachher bemerken konnten, ein großer däniſcher Kriegsdampfer, der wahrſcheinlich von Skagen aus von der Schwäche unſerer Abtheilung unterrichtet war, mit ſeiner Breitſeite vorgelegt und hätte uns jedenfalls große Schwierigkeiten bereitet.

Als wir auf unſerem Rückwege uns dem Dorfe Aalbeck wieder näherten, kam uns eine Huſaren-Ordonnanz in geſtrecktem Galopp mit der Meldung entgegen, daß ſoeben ein feindlicher Kriegsdampfer an der Landungsſtelle von Aalbeck angelegt und mit einem kleineren Boote, welches mit 25 Mann beſetzt war, eine Landung in Aalbeck verſucht hätte. Dieſelbe ſei indeß von zwei Huſaren und einem Infanteriſten rechtzeitig bemerkt worden und nachdem dieſe drei Poſten hinter den Dünen am Strande verdeckte Aufſtellung genommen und das feindliche Boot bis auf 200 Schritt herangelaſſen hatten, hätte man den Feind angerufen und, da er weder beilegte noch antwortete, ein wohlgezieltes Feuer auf ihn eröffnet, was ihn zum ſchnellen Rückzug nöthigte, den er unter Entfaltung des Danebrogs in voller Eile antrat. Der däniſche Dampfer mochte ſich der Affaire bei Lundby erinnern, zeigte keine Luſt zu einem zweiten Landungsverſuch und verſchwand in der Richtung nach der Inſel Hirsholm.

Gegen 6 Uhr Abends trafen wir wieder in Aalbeck ein, verzehrten ſchnell ein kurzes Diner und ſetzten um halb 8 Uhr unſern Rückweg nach Frederickshavn fort, wo wir nach 10 Uhr eintrafen. Auch hier wurden wir mit der Nachricht empfangen, daß ein feindlicher Dampfer mit 10 Transportſchiffen bei den in der hieſigen Citadelle aufgeſtellten Geſchützen vorbeigefahren ſei und von denſelben zwei Schuß bekommen habe, worauf er ſeinen Cours ſeewärts gewendet hätte.

Dies war das Ende unſeres abenteuerlichen Zuges. Wenn die Dänen wiſſen wollen, welchen guten Fang ſie heute mit Leichtigkeit hätten machen können, den gefürchteten General v. Falckenſtein mit ſeinem ganzen Stabe, ſo mögen ſie das Kirchenbuch in Skagen einſehen, wo ſie die Namen der ſämmtlichen Officiere verzeichnet finden werden, welche an dieſem intereſſanten Zuge Theil genommen haben.«

Ueber die frieſiſche See.*)



m 29. Juni war der Alſenſund, in den Tagen vom 10. bis 14. Juli waren die Oſt- und Weſthälfte des Limfjord überſchritten worden; Alſen und die Nordſpitze von Jütland, die ganze cimbriſche Halbinſel von Altona bis Cap Skagen war in den Händen der Alliirten, — nur eines fehlte noch: die frieſiſchen Inſeln. In den Tagen vom 13. bis 19. Juli (am 20. begann der zweite Waffenſtillſtand, der dem Friedensſchluß vorausging) wurden auch ſie genommen und die Inſeln von ihrem Peiniger, dem vielgenannten Capitain Hammer, befreit.

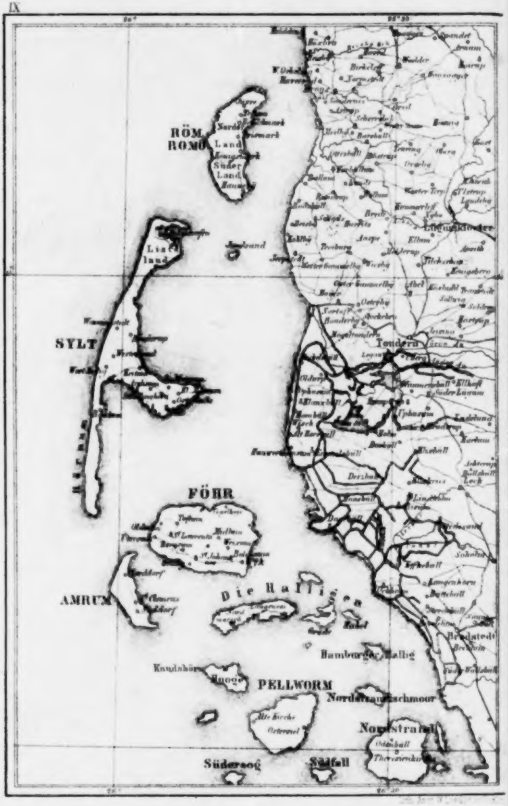
Die Bevölkerung dieſer Inſeln, namentlich der zwei größten: Sylt und Föhr, hatte durch ihre wenigſtens vorwiegend deutſche Geſinnung in Kopenhagen Anſtoß gegeben und dem Capitain Hammer, der, wenn wir nicht irren, 15 Jahre lang als erſter Zollbeamter auf dieſen Inſeln gelebt und ſich jederzeit durch ſeine ultra-däniſche Geſinnung unbequem gemacht hatte, fiel die Aufgabe zu, die Schuldigen, d. h. alſo die Deutſchgeſinnten vor Gericht zu ziehn und nach Kopenhagen zu führen. Dieſer Aufgabe kam er nach.

Am 4. März, als eben das Fahrwaſſer offen geworden war, landete er mit 20 bewaffneten Seeleuten bei Keitum auf der Inſel Sylt und verlangte die Stellung und Auslieferung aller Derer, die beim Tode Friedrichs VII. ſich dem allgemeinen, »los von Dänemark« angeſchloſſen hatten.

---

*) Wir geben dieſen Namen (frieſiſche See) dem an Untiefen und Sandbänken reichen Meeresarm, der zwiſchen dem ſchleswigſchen Feſtlande und den frieſiſchen Inſeln liegt. Die Sandbänke, die während der Ebbe als feſtes Land hervortreten, heißen Watten, weshalb man bei den Anwohnern auch wohl dem Ausdruck „die Watten-See“ begegnet.

IX



RÖM
ROMÖ
Norder Land
Süder Land
List Land
SYLT
FÖHR
AMRUM
Die Halligen
Hamburger Hallig
Hooge
PELLWORM
Nordstrandischmoor
Nordstrand
Süderoog
Südfall
Tondern
Lügumkloster
Bredstedt

Dieſe Männer erſchienen jetzt vor Capitain Hammer, aber ſie erſchienen von ihren Freunden begleitet. Hammer forderte ſie auf, dem Könige Chriſtian IX. zu huldigen, widrigenfalls er ſie nach Kopenhagen führen werde. Die Anweſenden verweigerten das; ſetzten auch hinzu, daß ſie Gewalt mit Gewalt beantworten würden. Hammer ließ jetzt ſeine Mannſchaften mit geladenem Gewehre vortreten und drohte, jeden erſchießen zu laſſen, der ſich widerſetzen werde. Da ſtellte ſich ihm Capitain Laſſen entgegen und rief: »Schießen Sie nur, ich werde die erſte Leiche ſein, Sie ſind die zweite.« Hammer, auf ſolchen Widerſtand nicht gefaßt, wollte ſich jetzt nach ſeinem Boote zurückziehn; die Sylter vertraten ihm aber den Weg und erklärten ihm, daß er ihr Gefangener ſei. Es kam ſchließlich zu einer Capitulation; Hammer gab auf der Landvogtei das ſchriftliche Verſprechen ab, die Inſel nicht wieder betreten zu wollen und erhielt darauf freien Abzug.

Schnöder Weiſe wurde dieſe Zuſage nicht gehalten. Binnen Kurzem erſchien Capitain Hammer mit verſtärkten Kräften vor Sylt, ſetzte die vertriebenen däniſchen Beamten wieder ein, bemächtigte ſich der öffentlichen Kaſſen und zwang die Sylter, ſechs Kanonenboote in See zu ſetzen, die noch ſeit dem vorigen Kriege (1848—1850) auf der Inſel lagen. Von Sylt aus, nachdem ihm weitere Verſtärkungen von Kopenhagen aus zugegangen waren, warf er 150 Mann auf die ſüdöſtlich gelegene, zweitgroße Inſel Föhr; wohin er kam, führte er ein tyranniſches Regiment ein und viele Perſonen wurden als Gefangene nach Kopenhagen geſchleppt.

Die Bewohner beider Inſeln warteten mit Sehnſucht auf das Erſcheinen der alliirten Flotte; endlich nachdem die 6 wöchentliche Waffenruhe — für die Sylter und Föhringer eine Zeit doppelter Bedrückung — vorüber war, erſchien jetzt eine preußiſch-oeſtreichiſche Kanonenboot-Flottille zwiſchen Helgoland und den frieſiſchen Inſeln und ſteuerte nordwärts. Dieſe Flottille ſollte den »Hammer« einfangen und — ſie fing ihn wirklich; es war dies aber keine kleine Aufgabe, da zu den Schwierigkeiten, die das Befahren der »Wattenſee« überhaupt bot, noch die kam, daß Capitain Hammer (ein geſchickter und energiſcher Seemann) alle Baken und Schiffszeichen entfernt, oder — was noch ſchlimmer war — vielfach falſch ausgelegt hatte. Die Lootſen, die das Fahrwaſſer allerdings kennen mußten, hielten mit ihrem Dienſt zurück, weil ſie fürchteten, wieder einmal in Hammers Hände zu fallen. Dennoch mußte es gewagt werden.

Der Feldzug, der ſich nunmehr gegen Capitain Hammer eröffnete, war eine Art Treibjagd. Er ſteckte wie der Fuchs in ſeinem Bau, in einem Bau mit den verſchiedenſten Fährten und Ausgängen. Er war nicht eher zu fangen, als bis man ihm ſeine Fährten gekreuzt und ſeine Ausgänge verlegt hatte. Wir werden ſehen, in welcher Weiſe dies geſchah.

Zuvor vergleichen wir die Kräfte bei Freund und Feind. Capitain Hammer verfügte über eine Flottille von etwa 30 Fahrzeugen, von denen, für den Fall eines Kampfes, wohl nur 2 kleine Dampfſchiffe (»Limfjord« und »Auguſta«) und 6 Ruderkanonenjollen in Betracht kamen; das andere waren Zollkutter und Transportſchiffe. Die Beſatzung dieſer Schiffe belief ſich auf etwa 200 Mann, darunter Hammer ſelbſt mit 8 Officieren.

Die Flottille der Alliirten beſtand zunächſt aus 4 Kanonenbooten, zu denen ſich ſpäter der oeſtreichiſche Raddampfer »Eliſabeth« geſellte. Die 4 Kanonenboote waren »Wall«, »Seehund«, »Baſilisk« und »Blitz«, die beiden erſten der oeſtreichiſchen, die beiden andern der preußiſchen Marine zugehörig. Der »Blitz«, der den geringſten Tiefgang hatte, wurde für dieſe Expedition beſonders wichtig. Unterſtützt wurde dieſelbe durch zwei Compagnieen ſteiriſcher Jäger, die, wie wir ſpäter ſehen werden, in ebenſo kühner wie geſchickter Weiſe, vom ſchleswigſchen Feſtland aus ihren Uebergang über die »Wattenſee« bewerkſtelligten.

Die Eigenthümlichkeit dieſer ein, zwei und drei Meilen breiten »Wattenſee«, die zwiſchen dem Feſtland und den Inſeln gelegen iſt, ſchuf nun, wie ſchon in der Kürze erwähnt, die eigentliche Schwierigkeit des Unternehmens. Es war ein Terrain, in dem der Gejagte nicht nur vollſtändig Beſcheid wußte, ſondern auch überall hin konnte, weshalb es für Schiffe, die ihm nicht überall hin folgen konnten, überaus ſchwer war, ihn zu ſtellen und zu fangen. Es glückte aber doch.

Zuvor eine Beſchreibung des Terrains, ohne deſſen Kenntniß die Vorgänge gar nicht zu verſtehen ſind. Wir glauben durch eine Parallele einer leichteren Orientirung entgegenzukommen und vergleichen — da wir doch großentheils für Binnenland-Bewohner ſchreiben — die »Wattenſee« mit einer von vielen hundert Gräben und zwei oder drei Hauptcanälen durchſchnittenen Sumpf- und Torfgegend. Eine ſolche wird der Mehrzahl unſerer Leſer vor dem Auge ſtehn.

Nun ſtelle ſich der Leſer mit uns auf ein Sand-Plateau und zwar an den Rand deſſelben, wo daſſelbe, mehr oder weniger ſteil, nach Weſten hin abfällt. Wir ſelbſt blicken ebenfalls weſtwärts. Zu unſeren Füßen dehnt ſich ein 7 Meilen langes und 3 Meilen breites Torfmoor, das von einem chaotiſchen Grabengeflecht durchzogen iſt, von hundert Gräben und Canälchen, die alle wieder in zwei oder drei größere Canäle münden, die nun wie Hauptadern, faſt von der Breite eines Fluſſes, das Torfmoor durchfließen. Dieſe zwei oder drei Canäle nehmen ihren Abfluß wiederum weſtwärts und durchbrechen bei dieſer Gelegenheit, an zwei oder drei Stellen, einen Hügelzug, der, parallel mit dem Plateau, auf dem wir ſtehen, an der entgegengeſetzten Seite des Torfmoores, eben dieſes Moor begrenzt und einfaßt. Jenſeits dieſes Hügelzuges liegt ein weiter, tiefer See und in dieſen See fließen die Waſſer der Canälchen und Canäle, (nachdem die letztern den Hügelzug durchbrochen) mit Hülfe von zwei oder drei Portalen ab.

Solcher Torfmoor-Gegend entſpricht die Watten-See. Das Sandplateau iſt das ſchleswigiſche Feſtland, der See iſt die Nordſee, der Hügelzug aber der zwiſchen dem Torfmoor, und dem See ſich hinzieht, ſind die frieſiſchen Inſeln, die einen Dünen-Damm, eine einzige Grenzmauer bilden würden, wenn nicht die ſtromartigen Canäle, in dieſen Damm zwei oder *drei Portale*, behufs ihres Abfluſſes hineingebrochen hätten.

Hammer war nun der Pirat auf dieſem Grabengeflecht, auf dieſen Canälchen und Canälen; unbeſtimmbar lange mochte er ſich auf dieſen Zickzackſtraßen, auf dieſem Waſſerlabyrinthe halten; von dem Augenblick an aber, wo die zwei oder drei großen *Portale*, die einzig und allein ein Entſchlüpfen in den See hinein geſtatteten, geſchloſſen waren, von dieſem Moment an war das Umſtellen und Einfangen des Piraten nur noch eine Frage der Zeit. Hammer wußte das ſelbſt; wohl vertraut indeß (durch Kundſchafter aller Art) mit dem Gang der Unterhandlungen, die mehr und mehr dem Frieden zuneigten, hoffte er, ſich in dem Grabengewirr wenigſtens ſo lange halten zu können, bis der Friedensſchluß oder doch ein vorläufiger Waffenſtillſtand ihn aus ſeiner üblen Lage befreiten. In der That war er nahe daran, auf die Weiſe ſeiner Niederlage und Gefangennehmung zu entgehen; am 19. capitulirte er, am 20. wurde der Friede durch einen Waffenſtillſtand eingeleitet.

Wir wenden uns nun, nachdem wir bis hierher ein Bild des Ganzen gegeben haben, den Einzelnheiten zu, geben dieſelben aber möglichſt in der Kürze. Die Vorgänge gruppiren ſich zu drei Hauptmomenten:

1. Verſchließung der Liſter-Tiefe (Portal I.) und Beſetzung von Sylt.
2. Verſchließung der Fahrtrapp-Tiefe (Portal II.) und Beſetzung von Föhr.
3. Einſchließung Hammers und ſeine Gefangennahme.

Verſchließung der Liſter-Tiefe und Beſetzung von Sylt.

Am 12. Juli hatten die beiden Compagnieen ſteiriſcher Jäger verſucht, vom ſchleswigiſchen Feſtlande aus in Booten nach der Inſel Sylt überzugehen. Sie waren geſcheitert. Hammer lag in dem Hauptcanal, der vor Sylt ſich hinzieht und im Norden Sylts, zwiſchen dieſer Inſel und der Inſel Romö, in die dahinter gelegene See einmündet. Er beſchoß von dieſem Hauptcanal aus — der die Liſter-Tieſe heißt — die öſtreichiſchen Boote, die zur Umkehr gezwungen wurden. Es war alſo nöthig, Hammer zuvor aus dem Hauptcanal in ſüdwärts gelegene kleinere Canälchen zurück zu drängen, ſo daß der Zugang zur Inſel Sylt nicht länger von ſeiner Flottille beherrſcht wurde. Dies geſchah. Die Kanonenboot-Flottille der Alliirten erſchien an der Nordſpitze von Sylt, drang in den hier mündenden Hauptcanal »die Liſter-Tieſe« ein und ſchickte die beiden preußiſchen Kanonenboote »Baſilisk« und »Blitz« weiter vor. Sie fuhren zuerſt die »Liſter-Tieſe«, alsdann die Fortſetzung derſelben, die »Hever-Tieſe« hinauf und zwangen dadurch die Flottille des Capitain Hammer, ſich weiter ſüdwärts zu ziehen. Doch blieben ſeine Schiffe immer noch an der mittleren Oſtküſte von Sylt, ziemlich in Front der Hauptortſchaften Morſum und Keitum; nur die freie Bewegung nach Norden hin war abgeſchnitten. Dies geſchah im Lauf des 12.

Am 13. früh wurde nun ſeitens der ſteiriſchen Jäger die Eroberung Sylts vom gegenübergelegenen Feſtlande aus, die am Tage vorher geſcheitert war, wiederholt. Diesmal glückte ſie. Hammer war zwar immer noch in der Lage, den auf kleinen Booten überſetzenden Steiermärkern den Weg zu verlegen und that es auch; er war aber doch durch den »Blitz« und »Baſilisk« in allen ſeinen Bewegungen gehemmt. Als er mit einzelnen ſeiner Fahrzeuge herankam, um die kleine Bootflottille der Steirer zu beſchießen, lief dieſe — auf den Rath des Lootſen Anderſen — abſichtlich aus dem Fahrwaſſer auf eine Sandbank auf, wohin Hammer nicht folgen, auch mit ſeinen Geſchützen nicht reichen konnte. Hier verblieben die Jäger-Compagnieen bis zur Ebbe. Als die Ebbe endlich kam, wurde das Fahrwaſſer für die Hammerſchen Fahrzeuge zu flach und ſeicht, die nun — da nordwärts der »Blitz« und der »Baſilisk« lagen — ſüdwärts gehen mußten, um das nöthige Waſſer für ihren Kiel zu finden. Durch dieſe rückgängige Bewegung wurden die Steirer auf ihrer Sandbank frei, ſchleppten ihre Boote, im Laufſchritt, von der Sandbank bis zur nächſten Tieſe und gelangten mit dieſer Tieſe (der Weſter Ley) an die Küſte von Sylt. Die eine Compagnie landete bei Morſum, die andre bei Keitum. Jubelnd wurden ſie von der Bevölkerung empfangen; Sylt war genommen; Hammer hatte ſich in eine zwiſchen Föhr und dem Feſtland gelegene Schmaltieſe, in die ſogenannte »Föhreley« zurückgezogen; zugleich hielt er Föhr, ſammt deſſen Hauptort Wyck beſetzt. Es handelte ſich darum, ihm jetzt auch dies zu entreißen. Dazu war es nöthig, auch Portal II. zu ſchließen: die Fahrtrapp-Tieſe. Auch dies geſchah, wiewohl ſich abermals (diesmal in Folge des Wetters) große Hinderniſſe in den Weg ſtellten.

Verſchließung der Fahrtrapp-Tiefe und Beſetzung von Föhr

Am 13. Abends war die Situation folgende: Hammer lag mit ſeiner Flottille zwiſchen Föhr und dem Feſtland in der »Föhrelev«; Sylt war von etwa 200 Steirern beſetzt und bei Morſum eine kleine Batterie errichtet, die die Weſterlev (wenn Hammer hier entſchlüpfen wollte) beherrſchte; zwiſchen Sylt und Romö, in der Liſter-Tiefe, lag die Flottille der Alliirten und ſchloß hier das Portal I.

Der Plan ging nun zunächſt dahin, von Sylt aus die Inſel Amrum und von dieſer aus die Inſel Föhr zu nehmen; 150 ſteiriſche Jäger wurden zu dem Behuf an die Südſpitze Sylts detachirt. Der Uebergang — wieder in kleinen Booten — war aber nicht möglich; der Weſtwind war zu ſtark. So mußte anderweitig Rath geſchafft werden.

Dieſelben 150 Jäger, die an der Südſpitze Sylts vergebens ihren Uebergang nach Amrum (über die »Fahrtrapp-Tiefe«) zu bewerkſtelligen geſucht hatten, erhielten jetzt Ordre, an die Nordſpitze der Inſel aufzubrechen. Etwa 7 Meilen Entfernung. Der Marſch wurde ausgeführt und am 16. Abends, drei Tage nach der Beſitzergreifung Sylts, wurden die 150 Steirer auf den oeſtreichiſchen Kanonenbooten »Wall« und »Seehund« eingeſchifft. Der »Baſilisk« blieb in der Liſter-Tiefe, um hier Portal I. geſchloſſen zu erhalten; der »Blitz« folgte dem »Wall« und »Seehund.« Alle drei Schiffe gingen nun (am 17. früh) auf offner See an der Weſtküſte Sylts entlang und fuhren, als ſie die Fahrtrapp-Tiefe im Süden der Inſel erreicht hatten, in dieſen zweiten Hauptcanal hinein. Der oeſtreichiſche Raddampfer »Eliſabeth«, der ſich ihnen unterwegs zugeſellt hatte, blieb zwiſchen Sylt und Amrum liegen und ſchloß die Fahrtrapp-Tiefe. Von dieſem Augenblick an war an ein Entkommen Hammers nicht mehr wohl zu denken; er hatte nur noch einen Ausweg ſüdlich von Amrum durch die »Reuter-Tiefe«, war indeſſen kaum noch in der Lage, dieſen einen Ausweg zu benutzen. Die Föhrelev, auf der ſeine Flottille lag, fließt zwiſchen Föhr und Amrum doppelarmig dem Meere zu; die hochgelegene St. Johanniskirche auf Föhr bezeichnet die Stelle, wo dieſer Gabelpunkt gelegen iſt. Hier theilt ſich die Waſſerſtraße, die Föhr im Oſten und Süden umfließt, und nimmt nach Norden zu durch die Fahrtrapp-Tiefe, nach Süden zu durch die Reuter-Tiefe ihren Abfluß. In dem Augenblick, wo die Flottille an der Fahrtrapp-Tiefe erſchien, war ein Entſchlüpfen durch die Reuter-Tiefe allerdings noch möglich, wiewohl ſchwer; von dem Moment an aber, wo die Flottille innerhalb der Fahrtrapp-Tiefe bis an den Gabelpunkt auf Höhe der St. Johanniskirche vorgedrungen war, war auch der letzte Ausweg verſchloſſen. Am 17. früh 9 Uhr war dieſer Gabelpunkt erreicht; die Gefangennahme Hammers war nunmehr nur noch eine Frage der Zeit; er hatte keine anderen Chancen mehr als die eine, daß der Friedensſchluß (der ſtündlich erwartet wurde) eher eintreten würde, als es der Flottille möglich ſein konnte, ihn zu umzingeln. Alle ſeine Schritte waren deshalb von dieſem Augenblick an nur noch darauf gerichtet, Zeit zu gewinnen und durch klug fortgeſponnene Unterhandlungen die Kataſtrophe hinausſchiebend, ſie dadurch ſchließlich ganz zu vermeiden. Er ſcheiterte aber; die Gegner durchſchauten ſein Spiel. Nachdem ihm eine Friſt, behufs Einziehung von Nachrichten bewilligt worden war, wurden am 18. früh 250 Mann (150 Jäger, 20 Marineſoldaten und 80 bewaffnete Matroſen der »Eliſabeth«) von den bis zum Gabelpunkt vorgedrungenen Schiffen gelandet und gegen Wyck in Bewegung geſetzt. Hammer, mit ſeiner Flottille, lag in Front von Wyck; um 6 Uhr früh — bis dahin war ihm eine Waffenruhe bewilligt worden — ſollten die Feindſeligkeiten wieder beginnen. Und ſo geſchah es.

Einſchließung Hammers und ſeine Gefangennahme.

Am 18. um 6 Uhr früh war die Situation folgende: Sylt und Föhr waren durch oeſtreichiſche Abtheilungen beſetzt; die Alliirten konnten, vom Ufer beider Inſeln aus, die vorüberfahrenden feindlichen Schiffe unter Feuer nehmen; die Liſter-Tiefe und die Fahrtrapp-Tiefe waren durch den »Baſilisk« und die »Eliſabeth« geſchloſſen und der Reſt der Flottille war bis über den Gabelpunkt in Höhe der St. Johanniskirche vorgedrungen und hatte dadurch ein Entkommen mit Hülfe der Reuter-Tiefe ebenfalls unmöglich gemacht; Hammer und ſeine 30 Schiffe waren vollſtändig eingeſchloſſen und das Einzige, was ihm noch blieb, war ein Hin- und Herfahren auf dem zwiſchen Föhr und Sylt gelegenen Canal-Labyrinth. Aber ein geſchicktes Manöver des »Blitz« nahm ihm (am 19.) die Gelegenheit dazu. Am 18. um 6 Uhr früh begannen der »Wall«, der »Seehund« und der »Blitz« ihre Beſchießung der vor Wyck liegenden Hammerſchen Flottille; Infanteriefeuer von der Inſel aus unterſtützte dieſe Kanonade. Einige Schiffe wurden im Laufe des Tages genommen, doch im Uebrigen keine entſcheidenden Erfolge erzielt; Hammer erklärte, »er werde ſich ſo lange halten, wie ſein Proviant reiche.« Dem mußte man zuvorkommen. »Wall« und »Seehund« blieben vor Wyck in Front der Hammerſchen Flottille; der »Blitz« aber dampfte am 19. Mittags auf demſelben Wege, auf dem er gegen Wyck vorgedrungen war, wieder zurück, erreichte die Fahrtrapp-Tiefe, wo die »Eliſabeth« lag, fuhr an dieſer vorbei und drang nun (vgl. die Karte) wie am 17. von Süden her, ſo jetzt von Norden her in die Föhrelev ein, in der Hammer mit dem Reſt ſeiner Flottille lag. Hammer kam dadurch zwiſchen zwei Feuer, er hatte keinen Ausweg, auch keine freie Bewegung mehr, ſelbſt ein Hin- und Herfahren in dem Gewirr der Kanäle war nicht länger möglich; zwiſchen »Wall« und »Seehund« von Süden und dem »Blitz« von Norden her auf engſtem Raume eingeſchloſſen, blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich zu ergeben. Um 7½ Uhr Abends erſchien er mit ſeinem erſten Officier, Lieutenant Hoſlby, an Bord des »Blitz« und capitulirte. Hier ſchrieb er auch den Befehl an ſeine Untergebenen, ein Gleiches zu thun. Das Wetter aber war ſo ſchlecht, daß es unmöglich war, vom »Blitz« aus dieſen Befehl an die andern Fahrzeuge der Hammerſchen Flottille zu überbringen. Dieſe hatte inzwiſchen für ſich ſelbſt gehandelt. Die ganze Beſatzung, 7 Officiere und 185 Mann, waren an Bord des »Seehund« erſchienen und hatten ſich bei dem Commandeur der Flottille, Fregattencapitain Kronowetter, als Gefangene gemeldet. Das war in der Nacht vom 19. auf den 20. Zwölf Stunden ſpäter traf die Nachricht ein, daß eine vorläufige Friedensbaſis gefunden und ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen ſei.

Mit dieſer kleinen, aber glänzend durchgeführten Waffenthat ſchloß der Krieg; auch das letzte Stück vom ſchleswigſchen Boden war dem Feinde entriſſen — Schleswig-Holſtein frei.

Schluß.

Von dem Alſen-Tage an war die däniſche Widerſtandskraft gebrochen; die Preußen hatten einen Meeresarm überſchritten, eine Vereinigung der Flotten der Alliirten ſtand bevor, — man fing an, wie ſchon S. 342 erwähnt, in Kopenhagen ſich unſicher zu fühlen und dies Gefühl der Unſicherheit ſchuf die Geneigtheit zum Frieden. Das Miniſterium Monrad trat (am 8. Juli) zurück, ein Miniſterium **Bluhme** trat an ſeine Stelle. Dies war gleichbedeutend mit Frieden. In der That, der erſte Schritt des neuen Miniſteriums beſtand in dem Anſuchen einer Waffenruhe und am 18. Juli bereits wurde zu **Chriſtiansfeld**, der nördlichſten Stadt in Schleswig, eine Uebereinkunft unterzeichnet, der zufolge die Feindſeligkeiten zu Land und See vom 20. Juli Mittags an bis zum 31. Juli Abends eingeſtellt werden ſollten. Allgemein ging man davon aus, daß dieſer eilftägigen Waffenruhe, die am 30. Juli auf abermals vier Tage (bis zum 3. Auguſt) verlängert wurde, der Friede folgen werde. Und ſo geſchah es. Schon am 25. Juli waren die Bevollmächtigten Oeſtreichs, Preußens und Dänemarks und zwar für Oeſtreich Graf Rechberg und Baron Brenner, für Preußen Herr v. Bismarck und Freiherr v. Werther, für Dänemark Herr v. Quaade und Oberſt Kaufmann, in Wien zu einer Friedensconferenz zuſammengetreten und hatten ſich am 1. Auguſt, alſo zwei Tage vor der am 3. ablaufenden Waffenruhe über die Friedenspräliminarien geeinigt.

Dieſe Friedenspräliminarien beſtanden aus fünf Paragraphen, von denen der erſte Paragraph die drei Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg an den Kaiſer von Oeſtreich und den König von Preußen abtrat, der zweite die Grenze, der dritte das Finanzielle (in den großen Zügen) regulirte, der vierte einen Waffenſtillſtand auf der Baſis des militairiſchen Uti possidetis feſtſetzte und der fünfte die Anordnung traf, daß die Bevollmächtigten der drei Mächte ſofort in die Unterhandlungen über einen endgültigen Friedensvertrag einzutreten hätten. Dieſer endgültige Friedensvertrag wurde am 30. Oktober 1864 zu Wien unterzeichnet; er war lediglich eine Ausführung der in den Friedenspräliminarien vereinbarten Sätze, deren erſten (Paragraph I.) wir hier im Wortlaute folgen laſſen:

»Se. Majeſtät der König von Dänemark entſagt allen ſeinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg zu Gunſten Ihrer Majeſtäten des Kaiſers von Oeſtreich und des Königs von Preußen, indem er ſich verpflichtet, die Dispoſitionen anzuerkennen, welche die genannten Majeſtäten in Betreff dieſer Herzogthümer treffen werden.«

Ausgehend, nicht von dem Erbrecht des einen oder andern Prätendenten, ſondern von dem deutſchen Recht der Herzogthümer, (das, feierlichen Zuſagen zum Trotz, auf dem Punkt geſtanden hatte, durch die Einverleibung Schleswigs in Dänemark ſchwer verletzt zu werden) hatten die deutſchen Großmächte den Kampf begonnen und das Reſultat dieſes Kampfes lag jetzt vor: die Herzogthümer waren deutſch, frei. Ein ſechsmonatlicher Krieg, — eine faſt ununterbrochene Kette größerer und kleinerer Erfolge — hatte dies glänzende Reſultat herbeigeführt, glänzender, als es bei Ausbruch des Krieges die kühnſten Hoffnungen erwartet haben mochten.

Das Urtheil — und mit dieſer Betrachtung wollen wir ſchließen — hat ſich, ganz abgeſehen vom Politiſchen, auch den militairiſchen Erfolgen dieſes Krieges gegenüber ſehr verſchieden geſtellt. Erſte begeiſterte Siegesfreude hat das, was geſchah, unzweifelhaft überſchätzt, indem es die ſchönen Thaten dieſes Krieges den Großthaten ernſterer, gewaltigerer Kämpfe an die Seite ſetzte; Mißgunſt, Neid und Widerſpruchsgeiſt haben ſich andererſeits in krittelnder Verkleinerung gefallen und ſind bemüht geweſen, den ganzen Kampf zu einer »militairiſchen Promenade«, zu einem mit Zündnadel-Gewehr und 24 Pfündern leicht erkauften Siege herabzudrücken.

Ein ſolcher »leichter Sieg« war nun aber dieſer Kampf keineswegs. In der Geſammtheit der zur Aktion gebrachten Streitkräfte dem Feinde allerdings in dem Verhältniß von 2 zu 1 überlegen, ſtand dies günſtige Verhältniß, in den einzelnen Epiſoden des Krieges (allenfalls die Operationen in Jütland abgerechnet) den Alliirten nur höchſt ſelten zur Seite. Die Oeſtreicher, in den blutigen Gefechten am Königsberg und bei Overſee, fochten im günſtigſten Falle wie 1 zu 1 und vor Düppel ſahen ſich die Unſrigen ſechs Wochen lang (bis zum Eintreffen der Brigade Raven und der Garden) einem numeriſch unzweifelhaft überlegenen Gegner gegenüber. Dazu, wo immer es zum Kampfe kam, verfügte der Gegner über eine gedeckte Stellung, darunter zwei Poſitionen (Dannewerk und Düppel), die den Ruf der Uneinnehmbarkeit für ſich in Anſpruch nahmen. Und Düppel (weil hier die feindlichen Kräfte für ſeine Vertheidigung ausreichten) mehr oder weniger mit Recht! Dennoch ſiel es. Der 18. April flocht ein neues Blatt in den vollen Kranz preußiſcher Ehren. Es war ein glänzender Sieg, aber kein leichter und alle die ihn erringen halfen, dürſen in Demuth ſich dieſes ſtolzen Tages freuen.

Und wir mit ihnen! —

Vor allem aber möge gute Saat ſprießen aus dem Blute derer, die gefallen; der Aera des Haders, des ſtillen und offenen Krieges, folge Friede, Freiheit, friſcher Wind und friſche Fahrt. Die meerumſchlungenen Lande ſind unſer, werd' es auch das Meer. Das walte Gott!

Verzeichniß der Illuſtrationen,

ſämmtlich gezeichnet von Ludwig Burger.

			In Holz geſchnitten von:
1.	S. 94.	Portrait S. K. H. des Kronprinzen	H. Schmidt.
2.	S. 42.	Portrait S. K. H. des Prinzen Friedrich Karl	H. Müller.
3.	S. 94.	Portrait S. Exc. des Feldmarſchalls v. Wrangel	A. Lütke.
4.	S. 42.	Portrait des Feldmarſchallieutenants v. Gablenz	A. Vogel.

Einleitung.

5.	S. 3.	Initial J. zu „Schleswig-Holſtein. Land und Leute“	H. Müller.
6.	S. 14.	Initial D. zu „Schleswig-Holſteins Geſchichte“	H. Schmidt
7.	S. 26.	Schlußvignette: Der däniſche Löwe trennt Schleswig von Holſtein	H. Schmidt.

Der Ausbruch des Krieges.

8.	S. 29.	Initial F. zu „Vom Tode Friedrichs VII. bis zum Ausbruch des Krieges“	A. Lütke.
9.	S. 33.	Initial K. zu „Der Ausbruch der Feindſeligkeiten“	A. v. Steindel
10.	S. 39.	Initial Z. zu „Die verbündete Armee.“ (Andeutung früherer Waffenbrüderſchaft)	A. Worms.
11.	S. 45.	Schlußvignette: Preußiſche u. oeſtreichiſche Waffen u. Helme	H. Schmidt.

Das Dannewerk.

12.	S. 49.	Initial P. zu „Das Dannewerk und die däniſche Armee.“ (Im Initial das däniſche Wappen)	H. Schmidt.
13.	S. 55.	Initial J. zu „Eider-Uebergang. Eckernförde.“ (Einzug in Eckernförde)	A. v. Steindel.
14.	S. 58.	Initial D. zu „Miſſunde.“ (Gefecht bei Miſſunde).	A. Lütke.
15.	S. 66.	Initial G zu „Eider-Uebergang der Oeſtreicher“	A. v. Steindel.
16.	S. 68.	Initial W. zu „Der 3. Februar. Ober-Selk.“ (Erſtürmung des Königshügels)	A. Vogel.
17.	S. 74.	Initial N. zu „Der Schlei-Uebergang.“ (Preußiſche Pontons)	A. Worms.
18.	S. 79.	Initial A. zu „Die Räumung der Dannewerke.“ (Gen. de Meza)	A. Lütke.
19.	S. 86.	Initial U. zu „Schleswig. Oeverſee.“ (Herzog Wilhelm von Württemberg)	A. Worms.
20.	S. 93.	Initial W. zu „Der Marſch durch Angeln. Beſetzung Flensburgs“ (Preußiſche Cavallerie im Unwetter in Angeln).	A. Worms.
21.	S. 96.	Schlußvignette: Das preußiſche und oeſtreichiſche Wappen durch Lorbeer verbunden	H. Schmidt.

Düppel.

22.	S. 99.	Initial G. zu „Sundewitt.“ (Vorpoſten gegen die Schanzen)	A. Vogel.
23.	S. 105.	Initial D. zu „Die Düppelſtellung.“ (Jägerpoſten im Sundewitt)	A. Worms.
24.	S. 111.	Initial W. zu „Bis zum 11. Februar.“ (Preußiſche Garden im Unwetter im Sundewitt)	A. Vogel.
25.	S. 113.	Initial V. zu „Bis zum 29. Februar.“ (Schloß Gravenſtein)	H. Schmidt.
26.	S. 129.	Initial D. zu „Bis zum 17. März.“ (Die Gammelmark-Batterieen).	H. Schmidt.
27.	S. 140.	Initial A. zu „Der 17. März.“ (Dorfgefecht in Düppel)	A. v. Steindel.
28.	S. 153.	Initial B. zu „Das Erſcheinen der Brigade Raven vor Düppel.“ (Gefecht am 28. März)	A. Worms.
29.	S. 165.	Initial S. zu „Das Projekt von Ballegaard.“ (Das brennende Sonderburg)	Hackenbeck.
30.	S. 175.	Initial D. zu „Lagerleben.“ (Lagerleben in der Büffelkoppel)	H. Müller.
31.	S. 186.	Initial J. zu „Die Tage vor dem Sturm.“ (Ausheben der Parallelen).	A. Worms.
32.	S. 193.	Initial D. zu „Die Dänen u. die Düppelſtellung vom 17. zum 18. April.“ (Zerſtörtes däniſches Blockhaus aus Schanze VI.)	A. Vogel.

			In Holz geſchnitten von:
33.	S. 197.	„Der Sturm.“ (Erſtürmung der düppler Schanzen; Aufpflanzen der Fahne auf Schanze VI.)	H. Schmidt und A. v. Steindel.
34.	S. 225.	Initial W. zu „Die Entſcheidung am (preußiſchen) rechten Flügel. (Die Düppelmühle)	A. Lütke.
35.	S. 244	Initial U. zu „Der Tag nach dem Sturm.“ (Johanniter-Ritter auf dem Schlachtfelde.)	A. v. Steindel.
36.	S. 249.	Initial S. zu „Die Verluſte.“ (General v. Raven)	A. Lütke.
37.	S. 254.	Initial K. zu „Königs-Parade im Sundewitt.“ (Mannſchaften im Sturmanzuge zur Parade)	A. Worms.
38.	S. 260.	Initial A. zu „Der Hundertkanonentag.“ (Däniſche Geſchütze)	H. Schmidt.
39.	S. 262.	Schlußvignette: Der preußiſche Adler auf däniſchen Waffen thronend	A. v. Steindel.

Der Krieg in Jütland.

40.	S. 265.	Initial A. zum Abſchnitt „Jütland.“ (Preußiſcher Vorpoſten am Limfjord. In der Luft die Erſcheinung Kaiſer Otto's, der den Speer über den Ottenſund ſchleudert. Umgeſtürzter däniſcher Grenzpfahl. Portrait des Generals v. Falckenſtein, nach unten abſchließend)	H. Müller.
41.	S. 267.	Initial W. zu „Die Ereigniſſe bis zum Einmarſch in Jütland.“ (Ritt des Majors v. Alvensleben)	A. v. Steindel.
42.	S. 272.	Initial J. zu „Vom Einmarſch in Jütland bis zum Bombardement von Fridericia vom 7. bis 21. März.“ (Gefecht bei Gudsö, die Dänen geben ſich gefangen)	W. Feiſt.
43.	S. 285.	Initial U. zu „Die Ereigniſſe bis zur Räumung von Fridericia den 28. April.“ (Prinzenſtraße in Fridericia)	A. Lütke.
44.	S. 290.	Schlußvignette: Auf die Requiſitionen in Jütland Bezug nehmend	H. Schmidt.

Der Krieg zur See.

45.	S. 293.	Initial A. zum Abſchnitt „Der Krieg zur See“ (Deck der Arcona. Portrait des Contreadmirals Jachmann, Matroſe und Seeſoldat mit Waffen, Eichenlaub und dem Marineadler verbunden)	A. Worms.
46.	S. 300.	Initial S. zu „Das Seegefecht bei Helgoland.“ (Portrait des Contreadmirals v. Tegethof)	A. Lütke.
47.	S. 304.	Schlußvignette: Der däniſche Inſelkönig flüchtet vor den verbundenen Adlern Preußens und Oeſtreichs	A. Vogel.

Der letzte Akt des Krieges.

48.	S. 307.	Initial W. zum Abſchnitt „Der letzte Akt des Krieges.“ (Landungsſcene auf Alſen; Portrait des Generals Herwarth v. Bittenfeld)	A. Lütke.
49.	S. 310.	Initial F. zu „Ueber den Alſenſund.“ (Transport däniſcher Gefangener und eroberter Feldzeichen und Geſchütze)	A. Vogel.
50.	S. 343.	Initial Z. zu „Ueber den Limfjord.“ (Uebergang über den Limfjord von Aalborg aus. Nach der Zeichnung eines Mitbetheiligten, des Herrn v. Falckenſtein, Secondelieutenant im 4. Garde-Grenadier-Regiment, Adjutant im II. Corps).	Hackenbeck.
51.	S. 364.	Initial A. zu „Ueber die frieſiſche See.“ (Capitain Hammer ergiebt ſich an Bord des preußiſchen Kanonenbootes „Blitz“)	A. v. Steindel.
52.	S. 372.	Initial V. zu „Schluß.“ (Der däniſche Löwe überwunden)	W. Feiſt.
53.	S. 374.	Schlußvignette des Ganzen: Der Invalide von 1864 von ſeinen ältern Kameraden ehrenvoll empfangen.	A. Worms.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der deutsche Krieg

von

1866

Von

Th. Fontane.

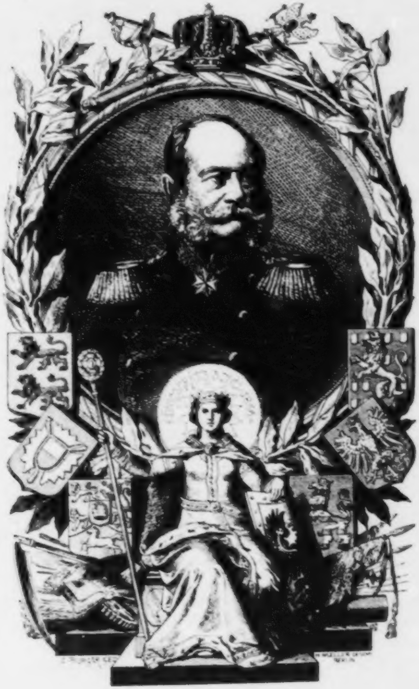
Mit Illuſtrationen von

Ludwig Burger.

I. Band. Der Feldzug in Böhmen und Mähren.

Berlin, 1870.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

y



Der
Feldzug in Böhmen und Mähren.

Von

Th. Fontane.

1. Halbband: Bis Königgrätz.

Mit 7 Portraits, 164 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzſchnitt.

Berlin, 1870.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker.)

Der

Feldzug in Böhmen und Mähren.

Von

Th. Fontane.

Mit Illuſtrationen von

Ludwig Burger.

Mit 13 großen Portraits, 11 großen Gefechtsbildern, 234 in den Text gedruckten Abbildungen
und 39 Plänen in Holzſchnitt.

Berlin, 1870.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Seite
Bis zum 14. Auguſt 1865 (Gaſtein) 3
Bis zum 13. März 1866 (Rüſtungs-Anfang) 15
Bis zum 5. Juni (Einberufung der holſteinſchen Stände) 24
Bis zum 14. Juni (Bundestags-Beſchluß gegen Preußen) 35
Weſſen iſt die Schuld? 40

Oeſtreich und Preußen rüſten.

Oeſtreich rüſtet! 51
Preußen rüſtet! 63

Die Occupation Sachſens. Die Manifeſte.

Die Manifeſte 80

Böhmen und das Iſergebiet. Die Kriegspläne.

Das Iſergebiet. Land und Leute 96
Der preußiſche Plan. General v. Moltke 102
Der öſtreichiſche Plan 109

Der Feldzug im Iſergebiet. Die Elb- und I. Armee bis Gitſchin.

Die Iſer-Armee. Das I. Corps (Clam-Gallas). Die Sachſen 115
Die Elb-Armee. General Herwarth v. Bittenfeld 119
Die Elb-Armee vom 22. bis 26. Juni. Das Doppelgefecht bei Hühnerwaſſer 123
Die I. Armee. Prinz Friedrich Karl 131
Einmarſch der I. Armee. Die erſten Rencontres 138
Die 7. Diviſion bis an die Iſer. Turnau 143
Die 8. Diviſion bis an die Iſer. Liebenau. Podol 148
  Gefecht bei Podol 154
Die Vereinigung der I. Armee mit der Elb-Armee. Münchengrätz 164
  Das Gefecht bei Kloſter 168
  Das Gefecht am Musky-Berg 176
  In Münchengrätz 181

Seite
Die 3. Diviſion bis Gitſchin 184
  Im Walde von Podkoſt 185
  Das Gefecht bei Unter-Lochow 188
    Das Terrain. Die feindliche Aufſtellung 191
    Die Avantgarde nimmt Unter-Lochow. Artillerie-Kampf. Mißerfolg am linken Flügel 192
    Umgehung des feindlichen linken Flügels. Durchbrechung des Centrums 194
    Die Verluſte 199
  Marſch auf Gitſchin 200
Die 5. Diviſion bis Gitſchin. Recognoscirung unter Oberſtlieutenant Heinichen 202
Gitſchin 205
Das Treffen bei Gitſchin 209
  Die Aufſtellung des Feindes 212
  Die Centrums-Colonne nimmt Podulſch, ſcheitert an Brada 213
  Vormarſch in der rechten Flanke. Das Waldgefecht der 18er und 12er 215
  Vormarſch in der linken Flanke. Die Füſilier-Bataillone 12 und 48 nehmen Zames und Dilet (6 und 7½ Uhr) 218
  Der Vorſtoß der Brigade Piret (7½ bis 8 Uhr) 224
  Erſtürmung der Stellung am Priwyſin um 8½ Uhr Abends 227
Das Nachtgefecht in Gitſchin 230
  Gefangennahme von zwei Bataillonen Gyulai und einem Bataillon Khevenhüller im Vorterrain von Gitſchin 231
  Erſtes Straßengefecht (11½ Uhr). Die Pommern werden zurückgeworfen 233
  Das Straßengefecht 12½ Uhr. Die Vortruppen der 5. Diviſion beſetzen Gitſchin 234
  Die Verluſte 239
Gitſchin am 30. Juni 241
Der Feldzug im Iſergebiet 247

Die II. Armee bis zur Ober-Elbe.

Die II. Armee in Schleſien 255
Das VI. Corps in Oberſchleſien. Die Detachements Knobelsdorff und Stolberg 264
  Das Gefecht bei Oswiecim 271
Die drei Thore Böhmens 279
Das V. Corps. General v. Steinmetz 283
Nachod. Der Paß von Wyſokow. Die Branka 290
Das Treffen bei Nachod 295
  Das Avantgardengefecht bei Wenzelsberg. Bis 12 Uhr 296
  Das Reitergefecht auf dem Plateau von Wyſokow 303
  Das Eingreifen der 10. Diviſion 309
  Der Kampf um Wyſokow 312
  Die Verluſte. Die Trophäen 316
Das Treffen bei Skalitz 322
  Wegnahme des Waldes von Dubno 326
  Der Zuſammenſtoß am Eiſenbahndamm 329
  Erſtürmung der Aupa-Höhen, des Bahnhofes und der Stadt 335
Das Gefecht bei Schweinſchädel 341
Das V. Corps von Nachod bis Gradlitz 349
Das I. Corps. General v. Bonin 355
Trautenau 358
Das Treffen bei Trautenau 362
  Die Avantgarde beſetzt Trautenau (9½ Uhr), nimmt die Höhen (12 Uhr) 364
  Die Vorgänge am linken Flügel 368
  Gefechtsſtellung um 3 Uhr 371
  Das Eintreffen der Brigaden Grivicic und Wimpffen. 4—5 Uhr 372
  Die Entſcheidung. Die Brigade Knebel nimmt die Höhe von St. Johann. 6 Uhr 374
  Das Zurückgehn auf Golden-Oels 378
  Die Verluſte. Der Verrath v. Trautenau. Rückblick 379
Der Einmarſch der Garden 387
Das Gefecht bei Neu-Rognitz und Burkersdorf (Soor) 392
Das Gefecht bei Alt-Rognitz und Rudersdorf 403

Seite
Das Gefecht bei Königinhof 420
    Die Kanonade. Das Schützengefecht im Vorterrain 424
    Die Wegnahme der Stadt 425
Rückblick 433

Vom 1. bis 3. Juli.

Hüben und Drüben am 1. Juli. Die preußiſche Stellung 439
    Die öſtreichiſche Stellung. Benedek an den Kaiſer. Hauptquartier Königgrätz 441
Auf Vorpoſten 447
König Wilhelm in Gitſchin 451
Der Tag vor der Schlacht. Die Recognoscirungen. Major v. Ungers Ritt 457

Königgrätz.

An der Biſtritz. Terrain. Aufſtellung 469
Der Kampf bei Problus und Prim 475
    Die Avantgarde forcirt die Biſtritz und nimmt Aufſtellung auf der Linie Lubno-Hradek. 7—9 Uhr 476
    Artilleriekampf. Die Avantgarde nimmt Jeblitz, Neu-Prim und die Faſanerie 10—12 Uhr. Vorſtoß der ſächſiſchen Leib-Brigade. 12—1 Uhr 479
    Vorſtoß der 2. ſächſiſchen Brigade. 1—2 Uhr 482
    Die 30. Brigade (v. Glaſenapp) nimmt Ober-Prim. 2 Uhr 485
    Die Reſerve-Artillerie rückt vor. Die 29. Brigade (v. Stückradt) nimmt Nieder-Prim 487
    Die 14. Diviſion (v. Münſter) ſtürmt Problus. 3 Uhr 488
Im Centrum. Der Artilleriekampf 493
    Der Artilleriekampf gegen Lipa 495
    Der Artilleriekampf gegen Maslowed 499
Die 3. Diviſion nimmt Dohalitzka und Mokrowous 502
Die 8. und 4. Diviſion im Hola-Wald. Anmarſch. Aufſtellung des Feindes 505
    Die 8. Diviſion nimmt den Hola-Wald 507
    Die Avantgarde der 4. Diviſion nimmt Unter- und Ober-Dohalitz 509
    Im Hola-Wald von 10—12 Uhr 512
    Von 12—2 Uhr. Das Heranziehn der Reſerven 513
    Vorſtoß der Brigade Kirchsberg. 2 Uhr 515
Die 7. Diviſion im Swiep-Wald 518
    Der Swiep-Wald 519
    Die 14. Brigade (Generalmajor v. Gordon) am rechten Flügel 523
    Die 13. Brigade (Generalmajor v. Schwarzhoff) im Centrum 530
    Die Bataillone v. Wiedner und v. Gilſa am linken Flügel 533
    Hier ſterben wir 537
Der Anmarſch der II. Armee 542
Der Artilleriekampf gegen die Höhe von Horenowes. Wegnahme von Horenowes, Racitz, Trotina 546
Auf der Höhe von Maslowed 555
    Aufſtellung des Feindes um 2 Uhr 557
Die Grenadier-Brigade v. Obernitz nimmt Chlum 560
Die Füſilier-Brigade v. Keſſel nimmt Rosberitz 568
Die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion nimmt das Lipa-Gehölz 573
    Die Wegnahme des Lipa-Gehölzes 575
    Der Wiedereroberungsverſuch 577
Die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion nimmt Lipa 579
Die 11. und 12. Diviſion nehmen Nedelist und Lochenitz 584
Um 3 Uhr 589
Das Eingreifen der öſtreichiſchen Reſerven (VI. und I. Corps) 592
    Der Kampf um Rosberitz 593
    Der Sturm gegen Chlum 599
Die Wiedereroberung von Rosberitz. Die 1. und 11. Diviſion bringen die Entſcheidung 605
Vorwärts! König Wilhelm auf der Höhe von Lipa 608

Seite
Die Reitergefechte bei Streſetitz 610
    Das Reitergefecht (gegen die Diviſion Holſtein) zwiſchen Rosberitz-Langenhof und Streſetitz 611
    Das Reitergefecht (gegen die Diviſion Coudenhove) zwiſchen Streſetitz und Problus 616
Der Rückzug 623
Am 3. Abends 627
Trophäen. Verluſte 633
Am Tage nach der Schlacht 643

Von Königgrätz bis vor Wien.

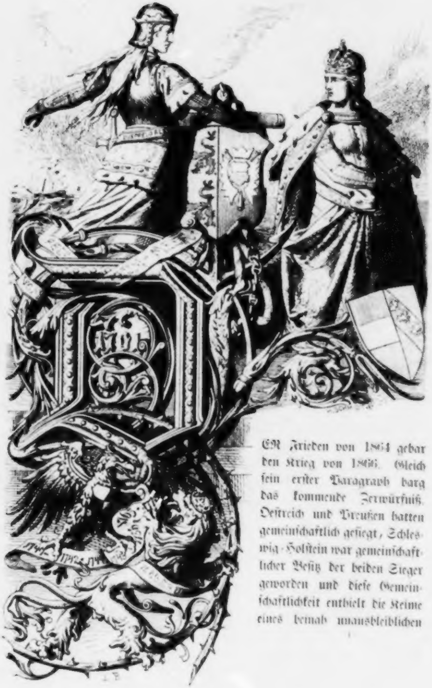
Am 4. Juli 657
Die Garde-Landwehr in Prag 661
Die öſtreichiſche Armee bis Olmütz. Abzug auf Wien 666
Durch Böhmen und Mähren 669
Die Gefechte bei Saar und Tiſchnowitz. (I. Armee am 10. und 11.) 684
    Das Gefecht bei Saar, am 10. Juli. Pommerſche Ulanen gegen Radetzky- und Heſſen-Caſſel-Huſaren 684
    Das Gefecht bei Tiſchnowitz, am 11. Juli. 2. Garde-Dragoner-Regiment gegen Wallmoden-Ulanen 688
Die Gefechte bei Kralitz und Biskupitz. (II. Armee, 14. Juli.) 691
    Das 1. Leib-Huſaren-Regiment bei Kralitz 691
    Das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment bei Biskupitz 692
Die Gefechte bei Tobitſchau und Prerau. (II. Armee, am 15. Juli) 695
    Das Gefecht bei Tobitſchau. Brigade Malotki und die Cüraſſier-Brigade v. Schön gegen die Brigade Rothkirch 696
    Das Gefecht bei Prerau (Rokeinitz) 702
Streifzug gegen Humpoles und Pilgram (Elb-Armee, am 8., 9. und 16. bis 22. Juli) 709
    Gegen Humpoles und Pilgram (8. und 9. Juli) 710
    Das Rencontre bei Hollabrunn (16.). Der Streifzug bis Stockerau (19. und 20.) 712
Das Gefecht bei Blumenau 715

Zu den Illuſtrationen, nebſt Verzeichniß derſelben 725

Das Verzeichniß der benutzten Quellen folgt am Schluſſe des Werks.

Einleitung.

Bis zum 14. Auguſt 1865 (Gaſtein).



DEN Frieden von 1864 gebar den Krieg von 1866. Gleich ſein erſter Paragraph barg das kommende Zerwürfniß. Oeſtreich und Preußen hatten gemeinſchaftlich geſiegt, Schleswig-Holſtein war gemeinſchaftlicher Beſitz der beiden Sieger geworden und dieſe Gemeinſchaftlichkeit enthielt die Keime eines beinah unausbleiblichen

Conflicts. Ein Nebeneinander-Regieren war auf die Dauer unmöglich, der Moment einer Auseinanderſetzung mußte kommen. Es fragte ſich nur, in welchem Geiſte die »Condomini« an dieſen Verſuch herantreten würden. Der Natur der Verhältniſſe nach mußte der nördliche Großſtaat, als beinah unmittelbarer Nachbar, andere Anſprüche erheben, als der entfernt gelegene, ſüdliche Mitbeſitzer; alles hing davon ab, daß Oeſtreich das, was natürlich war, auch als natürlich auffaßte und daß Preußen durch Entgegenkommen es Oeſtreich leicht machte, das Natürliche auch als natürlich anzuſehen. Geſchah dies, ſo war ein friedlicher Ausgleich möglich. Aber — wie vorauszuſehn — es geſchah nicht. Möglich, daß es Preußen an dem Vollmaß freundlichen Entgegenkommens fehlen ließ, gewiß, daß Oeſtreich der Höhe der Anſchauung entbehrte. Es erkannte nicht ſcharf genug, daß Preußen keine Wahl hatte, daß es mußte, daß es vor einem nunc aut nunquam ſtand. Seine Forderung war keine Laune, ſeine Forderung war eine Frage ſeiner Exiſtenz. Dies würdigte Oeſtreich nicht voll. Es konnte aus ſeinem alten Eiferſuchtsgefühl nicht heraus. So entſtand der Krieg.

Es wird zunächſt unſere Aufgabe ſein, der Entwicklung der Ereigniſſe bis zu dieſem Moment hin von Schritt zu Schritt zu folgen, wobei wir einzelne der vorſtehenden Sätze zu wiederholen haben werden.

Paragraph I. des wiener Friedensvertrages trat die Herzogthümer bedingungslos an Oeſtreich und Preußen ab. Der Schlußpaſſus dieſes Paragraphen lautete eigens dahin:

> daß ſich der König von Dänemark verpflichte, die Dispoſitionen anzuerkennen, welche die Majeſtäten von Oeſtreich und Preußen in Betreff dieſer Herzogthümer treffen würden.

Weder eines Erbrechtes dieſes oder jenes Prätendenten, noch des Bundesrechtes war in den Feſtſetzungen des Friedensvertrages Erwähnung geſchehn. Es war Abtretung nach Kriegsrecht.

Der Friedensvertrag hatte etwaige Erbrechts-Anſprüche unerwähnt gelaſſen, dennoch exiſtirten ſie. Selbſt Preußen beſtritt ſie nicht, wenigſtens nicht zunächſt. Es ſtellte gewiſſe urſprüngliche Erbanſprüche des Prinzen von Auguſtenburg nicht in Abrede, aber es behielt ſich einestheils eine Entſcheidung darüber vor, ob dieſe urſprünglichen Erbanſprüche nicht durch die Ceſſions-Urkunde vom Juni 1852 erloſchen ſeien und betonte andrerſeits, daß, wie immer die Entſcheidung über dieſen Punkt ausfallen möge, es in ein Aufgeben ſeiner eignen erworbenen Rechte nur unter gewiſſen vorgängigen Zugeſtändniſſen willigen könne.

Der preußiſchen Anſchauung gegenüber ſtand die des deutſchen Bundes. Auch dieſe war wohl begründet. Preußen ſtand auf dem wiener Friedensvertrag, der deutſche Bund ſtand auf dem Bundesrecht. Preußen ſagte:

Schleswig-Holſtein iſt öſtreichiſch-preußiſcher Beſitz, nur Oeſtreich und Preußen haben darüber zu verfügen; der Bund ſagte: der König von Dänemark konnte nicht abtreten was ihm nicht gehörte, die Beſtimmungen des wiener Friedens ſind null und nichtig, Schleswig-Holſtein gehört dem deutſchen Fürſten, deſſen Erbrecht ihm einen Anſpruch auf dieſe Lande giebt; und der deutſche Bund iſt der Hüter dieſes Rechtes.

Es lag auf der Hand, daß hier eine Rechtsfrage vorhanden war, die ſchließlich nur als Machtfrage gelöſt werden konnte. Alles hing davon ab, wie Oeſtreich und Preußen, die beati possessores, ſich zu einander ſtellten. Blieben ſie einig, vertrugen ſie ſich auf einem Rechtsboden, der von allen Großmächten (im wiener Frieden) als nunmehriger Rechtsboden anerkannt worden war, ſo war der Bund zu ſchwach ſeine Rechtsanſprüche durchzuſetzen, ſo blieb Frieden und der Ausgang war irgend ein Compromiß; wurden ſie uneins, trat Oeſtreich vom Rechtsboden des wiener Vertrages auf den Rechtsboden des Erbrechtes hinüber, ſo war dies gleichbedeutend mit Aufgeben der Politik, die bis dahin zu ſo großen Erfolgen geführt hatte, war gleichbedeutend mit der Abſicht Preußen in ſeinen Anſprüchen zu beſchränken, an der Entwicklung ſeiner Machtentfaltung zu hindern, war gleichbedeutend mit Krieg. Dieſe Alternative lag vor. Die Politik drehte ſich um die Frage: wird Oeſtreich zu Preußen ſtehn oder zum Bunde? Und in der That, die Haltung des wiener Cabinets während der nächſten anderthalb Jahre war nichts als ein beſtändiges Schwanken zwiſchen dieſer Alternative. Als es ſchließlich ſeine Entſcheidung traf und endgültig von der Seite Preußens auf die Seite des Bundes trat, trat es in den Krieg.

Aber dieſer Ausgang (und damit ſchicken wir uns zu einer chronologiſchen Darſtellung der Ereigniſſe an) lag zunächſt noch fern, als im Spätherbſt 1864 die Paragraphen des wiener Friedensvertrages bekannt, und Oeſtreich und Preußen als die alleinigen Beſitzer der eroberten Herzogthümer erklärt wurden. Das erſte Wölkchen ließ freilich nicht lange auf ſich warten, indeß es ging bald vorüber. Oeſtreich fragte bei Preußen vertraulich an, ob es geſonnen ſei, ſeine Anſprüche an Schleswig-Holſtein zu Gunſten eines Dritten aufzugeben. Preußen lehnte nicht ab, aber es wich aus. Ein Eintreten in die entſprechenden Unterhandlungen, gegen die es prinzipiell keinen Einwand zu erheben hatte, ſchien ihm faſt unmittelbar nach dem Friedensſchluß verfrüht und die entſprechenden Unterhandlungen über dieſen complizirten Punkt, bei dem Meinungsverſchiedenheiten faſt unausbleiblich waren, vorläufig noch hinausſchiebend, wußte es ſeinerſeits Oeſtreich zu einem gemeinſchaftlichen Antrag am Bunde zu bewegen, der, wenn nicht geradezu gegen den Bund und den auguſtenburgiſchen Schützling deſſelben gerichtet, doch in dem entſchiedenen ſich Stellen auf Paragraph 1. des wiener Friedensvertrages dem Bunde nichts

Gutes bedeutete und unverkennbar darthat, daß Preußen gewillt ſei in dem vorhandenen Conflict entſchieden auf die Seite des neuen Vertrages zu treten. Dieſer gemeinſchaftliche öſtreichiſch-preußiſche Antrag am Bunde lautete wie folgt:

> »Hohe Bundesverſammlung wolle das am 7. Dezember d. J. beſchloſſene Executionsverfahren in den Herzogthümern Holſtein und Lauenburg als beendigt anſehn und die mit dem Vollzuge deſſelben beauftragten Regierungen von Königreich Sachſen und Hannover erſuchen, ihre Truppen aus den genannten Herzogthümern zurückzuziehen, ſo wie die von ihnen dahin abgeordneten Civil-Commiſſare abzuberufen.«

Dieſer Antrag wurde mit neun Stimmen gegen ſechs (Bayern, Sachſen, Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt, Braunſchweig-Naſſau und die thüringiſchen Staaten) angenommen. Hannover und Sachſen zogen ihre Truppen in der Mitte Dezember zurück. Freund und Feind glaubte nach dieſem Antrage ein Zuſammengehen der beiden deutſchen Großmächte annehmen zu dürfen. Die ſüddeutſche Preſſe erkannte die Gefahr, die darin lag; in Wien ſelbſt aber, wo damals eine preußiſche Strömung exiſtirte, wurden Stimmen laut, die dieſe Entwicklung der deutſchen Angelegenheit als die einzig richtige, weil natürliche, anſahen. Die öſtreichiſche Zeitung ſchrieb ebenſo wahr wie bemerkenswerth:

> »Wer jemals mit freiem, unbefangenen politiſchen Blicke das Weſen und den Grundgedanken des deutſchen Bundes erforſchte, wer nicht durch Paragraphen-Weisheit, nicht durch Schuldoctrin die Idee außer Augen verlor, dem die deutſchen Staatenbunde ſeine bedeutende Stellung in der europäiſchen Staatengeſellſchaft ſichert, — der wird unbedingt zugeben müſſen, daß Baſis und Gipfel, ja die unerläßliche Vorausſetzung jeder möglichen Wirkſamkeit und Nachhaltigkeit des Bundes das treue und feſte Zuſammenhalten Oeſtreichs und Preußens war. Iſt dieſes vorhanden, ſo beſteht der deutſche Bund, beſteht mächtig und Frieden gebietend im Herzen Europas, und ſeine Völker erfreuen ſich ſammt und ſonders feſter, geſicherter Zuſtände. Seine Integrität iſt unantaſtbar, die Wohlfahrt nach innen geſichert. Fehlt aber die Vorausſetzung, auf welcher das ganze Gebäude ruht (das feſte Zuſammenhalten Oeſtreichs und Preußens), dann iſt es nicht nur um den inneren Frieden, ſondern auch um die Sicherheit und Integrität aller deutſchen Länder gethan. War allerdings die Leitung des Bundes fehlerhaft im Prinzip von der Begründung bis zum Jahre 1848, ſo ſteht doch immerhin als hiſtoriſche Thatſache

> feſt, daß bis dahin, d. h. alſo, ſo lange Oeſtreich und Preußen Hand in Hand gingen, durch die Macht dieſes Verhältniſſes jeder Krieg fern von Mittel-Europa bleiben mußte. Das wird ſicherlich auch dermalen und in ſo lange der Fall ſein, als Oeſtreich und Preußen eng befreundet ſind.“

So ſah man vielfach damals die Sache in Oeſtreich an; der Krieg gegen Dänemark, wo Niemand zu interveniren wagte, hatte die Richtigkeit dieſer Sätze dargethan. So dachte man noch Mitte Dezember in den Regierungskreiſen Wiens; aber ſchon die nächſten Tage ſollten einen Umſchwung bringen. Die alte Eiferſucht wurde wach.

In Schleswig-Holſtein ſelbſt waren ſiebzehn Mitglieder des Adels und der Ritterſchaft zu einer Adreſſe zuſammengetreten, deren einer Paſſus — ohne daß er Anſtoß geben wollte — doch das alte Feuer wieder ſchürte. Dieſer Paſſus lautete:

> „. . . . Wenn dieſe Unterſuchung (in Betreff der Erbfolge) ergeben ſollte, daß eine Anwendung der Grundſätze des Erbrechtes zu einer Zerſplitterung der Herzogthümer führen würde, vertrauen wir der weiſen Fürſorge Euer Majeſtäten. Anſprüche auf Theile können kein Recht auf das untheilbare Ganze begründen. Solche Anſprüche werden gegen die Rückſicht auf die Wohlfahrt der Lande zurücktreten müſſen. Dieſe erfordert möglichſte Sicherung durch genügende Machtverhältniſſe, welche Eure Majeſtäten den Herzogthümern nicht werden vorenthalten wollen. Sie kann ihnen aber nach unſerer innigſten Ueberzeugung nicht beſſer gewährt werden, als durch den engſten Anſchluß an eine der deutſchen Großmächte, und zwar an die preußiſche Monarchie, als an die nächſtbelegene derſelben.“

In Preußen wurde dieſe Adreſſe, ſo wie die Deputation, die dieſe Adreſſe überbrachte, mit großem Entgegenkommen aufgenommen. Der König ordnete ziemlich gleichzeitig an, daß preußiſche Kronjuriſten über die Erbanſprüche des Prinzen von Auguſtenburg berichten ſollten. Die entſprechenden Arbeiten wurden ſofort begonnen. Das war mehr als in Wien gefallen konnte, wenn man eben nicht von vornherein gewillt war, ſich mit Preußen und ſeinen natürlichen Anſprüchen gut zu ſtellen. Wie ſich bald zeigen ſollte, war man das nicht. Die Entgegennahme der Adreſſe wurde vom Kaiſer abgelehnt. Eine Verſtimmung griff Platz, man gab ihr Ausdruck dadurch, daß der Freiherr v. Lederer aus Kiel abgerufen und durch den Baron v. Halbhuber, einen Mann von mindrer Affabilität, erſetzt wurde. Baron Halbhuber traf in den letzten Tagen des Jahres in Altona ein. Mit ihm war eine Aera der Reibungen und des Zerwürfniſſes inaugurirt.

Nicht gleich die erſten Wochen ließen die beſondere Miſſion des Herrn v. Halbhuber in ein klares Licht treten. Im Gegentheil. Der Januar verlief noch unter freundlichen Formen. Oeſtreich nahm ſeine Anfrage von Mitte November »ob es nicht Zeit ſei zu einer *möglichſt baldigen Regelung* der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit und zur Einſetzung einer *eignen Regierung* für die Herzogthümer zu ſchreiten«, wieder auf. In dieſer Anfrage lag an und für ſich nichts Uncollegialiſches, am allerwenigſten etwas Verletzendes. Preußen ſtand damals dem Gedanken einer Einverleibung der Herzogthümer noch fern, eben ſo fern lag ihm die Abſicht, die Herzogthümer ad infinitum in Gemeinſamkeit mit Oeſtreich beſitzen und regieren zu wollen. Die Abtretung an einen beſtberechtigten Dritten erwies ſich als die natürlichſte Löſung, nur zweierlei mußte vorausgehen: dieſer beſtberechtigte Dritte mußte zunächſt überhaupt nachgewieſen und nach erfolgtem Nachweis zu beſtimmten Conceſſionen an Preußen, als an den Wächter Norddeutſchlands, bereit ſein. Hierin waren eigentlich *alle* Theile einverſtanden; Oeſtreich, der Bund, ſelbſt der Prinz von Auguſtenburg ſtanden in keiner *prinzipiellen* Gegnerſchaft dieſer preußiſchen Anſchauung gegenüber, alles hing davon ab, welche Conceſſionen gefordert, welche Forderungen von Preußen erhoben werden würden. Das Stellen dieſer Forderungen ſuchte Preußen hinauszuſchieben; als Oeſtreich indeß in ſeinen Anfragen immer dringlicher wurde, ſchritt Preußen zu einer Formulirung ſeiner unerläßlichen Anſprüche, die, in einer Depeſche vom 22. Februar, in Wien überreicht wurden. Es waren dies die berühmten *Februar-Forderungen*.

Bei der Wichtigkeit dieſes Actenſtücks wird es ſich geziemen, bei dem Inhalte deſſelben einen Augenblick zu verweilen. In ſeinem Eingang hob daſſelbe hervor, daß die Herzogthümer bei ihrer geographiſchen Lage und in Erwägung der beſtehenden politiſchen Verhältniſſe einen ſehr ausgeſetzten Angriffs- und Vertheidigungspunkt für das geſammte Norddeutſchland bildeten; andrerſeits daß ſie in einer geſonderten militairiſchen Stellung nicht im Stande ſein würden, ſich ſelbſt zu ſchützen. Preußen würde daher immer ihren Schutz und ihre Vertheidigung übernehmen müſſen und wenn es ſo weit gehende Verpflichtungen übernehmen ſolle, ſo müſſe es auch die *Mittel* erhalten, dieſe Verpflichtungen in wirkſamer Weiſe jederzeit erfüllen zu können. Dazu gehöre, daß die in Schleswig vorhandenen Streitkräfte und militairiſchen Einrichtungen in einem engen Zuſammenhang mit den preußiſchen ſich befänden, daß dieſes Herzogthum, in militairiſcher Beziehung, einen Theil unſeres eignen Vertheidigungsſyſtemes bilde, und wir daher in der Lage ſeien, einem erſten Angriff ſchon dort nachhaltig zu widerſtehen.

So etwa die *Motivirung*, an die ſich nunmehr die *Forderungen* ſelbſt anſchloſſen. Dieſe lauteten im Weſentlichen dahin:

1. Der neu zu gründende Staat Schleswig-Holſtein ſchließt ein ewiges und unauflösliches **Schutz- und Trutz-Bündniß** mit Preußen, vermöge deſſen letzteres ſich zum Schutze und zur Vertheidigung der Herzogthümer gegen jeden feindlichen Angriff verpflichtet, Schleswig-Holſtein dagegen dem Könige von Preußen die geſammte Wehrkraft beider Herzogthümer zur Verfügung ſtellt, um ſie innerhalb der preußiſchen Armee und Flotte zum Schutze beider Länder und ihrer Intereſſen zu verwenden.
2. Die Dienſtpflicht und die Stärke der zu der preußiſchen Armee und Flotte von Schleswig-Holſtein zu ſtellenden Mannſchaften wird nach den in Preußen geltenden Beſtimmungen feſtgeſtellt. Dieſelben Grundſätze wie für das Landheer treten Behufs gemeinſamer Vertheidigung zur See, auch für die Marine in Kraft.
3. Die preußiſche Flotte iſt in allen ſchleswig-holſteinſchen Gewäſſern zu freier Bewegung und zur Stationirung von Kriegsſchiffen abgabenfrei berechtigt. Auch ſteht der preußiſchen Regierung, Behufs der wirkſamen Ausübung des Küſtenſchutzes, die Controle über das Lootſen-, Betonnungs- und Küſten-Erleuchtungsweſen an der Oſt- und Nordſee zu.
4. Die preußiſche Regierung behält ſich vor, in Gemeinſchaft mit der öſtreichiſchen dem deutſchen Bunde den Vorſchlag zu machen, Rendsburg zu einer Bundesfeſtung zu erheben, und die etwaige Regierung des neuen Staats giebt im Voraus ihre Einwilligung hierzu. Bis zur Herſtellung und Ausführung dieſer Einrichtung bleibt Rendsburg von Preußen beſetzt.
5. Die Verpflichtung zum Schutze der Herzogthümer und die Lage, in welcher Schleswig fremden Angriffen ausgeſetzt iſt, machen für Preußen, Behufs wirkſamer Anlage von Befeſtigungen, den direkten Beſitz von Grund und Boden nothwendig, welcher zu dieſem Behuf mit vollem Souverainetätsrecht an Preußen abzutreten iſt. Dieſe Abtretungen werden mindeſtens begreifen:
   a) zum Schutze von Nordſchleswig: die Stadt Sonderburg mit einem entſprechenden Gebiete auf beiden Seiten des Alſen-Sundes und das zur Anlage und Befeſtigung eines Kriegshafens im Hörup-Haff erforderliche Gebiet auf Alſen.
   b) Behufs Anlegung eines preußiſchen Kriegshafens in der Kieler Bucht: die Feſtung Friedrichsort und
   c) die Mündungen des Nord-Oſtſee-Canals Behufs Anlage von Kriegshäfen und Befeſtigungen.

6. Das Oberaufſichtsrecht über den anzulegenden Nord-Oſtſee-Canal.
7. Eintritt in den Zollverein.
8. Verſchmelzung des Poſt- und Telegraphenweſens mit dem preußiſchen.

So die Februar-Forderungen. Der Aufzählung derſelben war am Schluſſe hinzugefügt: »Alle vorſtehenden Bedingungen müſſen ſichergeſtellt ſein, ehe die Herzogthümer dem künftigen Herrſcher übergeben werden dürfen.«

In Wien ſchien man an den vollen Ernſt der preußiſchen Forderungen (trotzdem dieſelben ausdrücklich als ein Minimum bezeichnet waren) nicht glauben zu wollen. Schon in der erſten Hälfte des März traf in Berlin die Antwort ein, worin die Forderungen als »zu weit gehende« bezeichnet wurden. Dabei hatte es ſein Bewenden. Der Depeſchenwechſel — wenigſtens ſo weit er dieſe Frage betraf — wurde eingeſtellt. Die Fehde der Cabinette ruhte.

Die große Fehde ruhte, aber nicht die kleine. Die Herzogthümer ſelbſt waren natürlich der Schauplatz dieſer letzteren, deren Neckereien nothwendig wieder zur Aufnahme der Hauptfehde führen mußten. Zwiſchen Wien und Berlin, trotz immer mehr hervortretender Meinungsverſchiedenheiten, war eine gewiſſe Courtoiſie des Verkehres möglich, nicht ſo in Kiel, wo auf engſtem Raum neben- und miteinander regiert werden ſollte. Zwiſchen Wien und Berlin ſchwebte der Streit als eine »große Frage«, deren Löſung ernſte Verwicklungen bringen, aber doch hinausgeſchoben, zum Gegenſtand weitſchichtiger Verhandlungen hüben und drüben gemacht werden konnte; zwiſchen unſerem Civil-Commiſſarius Herrn v. Zedlitz und dem öſtreichiſchen Herrn v. Halbhuber indeß brannte die Frage jeden Tag. Hier bei hundert Kleinigkeiten gab es kein Vertuſcheln und Vertagen, was der Tag brachte verlangte vom Tage auch ſeine Erledigung. Hier lagen die Forderungen und Weigerungen, die, zunächſt rein-ſachlicher Natur, ſehr bald in perſönliche Reibungen übergingen und ein unerfreuliches Halbjahr des kleinen Krieges inaugurirten. Kein Tag verging ohne Nadelſtiche.

Es würde zu weit führen, dieſer kleinen Kriegführung von Stufe zu Stufe folgen zu wollen, nur einiger Momente möge Erwähnung geſchehen, um die Art der Kriegführung zu charakteriſiren. Freiherr v. Zedlitz beantragte ein Verbot des »F. VIII.« (Friedrich der achte) in den ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen und Flaggen, — Freiherr v. Halbhuber lehnte ab; Freiherr v. Zedlitz ſchlug vor, nach Vereinigung des Zollweſens beider Herzogthümer nicht mehr von einer herzoglich-holſteiniſchen, ſondern (unter Weglaſſung von »herzoglich«) nunmehr von einer ſchleswig-holſteiniſchen

Zolldirection zu ſprechen, — Freiherr v. Halbhuber lehnte ab; Preußen feierte den 18. April (Jahrestag von Düppel) — Herr v. Halbhuber lehnte ſeine Betheiligung ab. Es gab Tage und Wochen, wo ſich die Thätigkeit des öſtreichiſchen Civil-Commiſſarius auf ablehnen und proteſtiren beſchränkte. Freiherr v. Halbhuber glaubte es wagen zu können, er träumte, ſo hieß es, von einem »zweiten Olmütz«.

Dieſe ſteten Proteſte, die nur allzuſehr den Eindruck bloßer Nörgeleien und unfruchtbaren Regirens hervorriefen, machten begreiflich in Berlin böſes Blut. Herr v. Zedlitz beſchwerte ſich in bitteren Worten über die Uncollegialität ſeines Collegen. Dennoch konnte man zugeben, daß (ungeſucht) in dem preußiſchen Auftreten etwas Provocatoriſches lag. Es verletzte nicht die Rechte ſeines Mitbeſitzers, aber es machte von ſeinen eigenen Rechten, auch da wo dieſe die Linie des Zweifelhaften berührten, den weitgehendſten Gebrauch. Es verhandelte über die düſternbrooker Badeanſtalt Behufs Anlage eines Marine-Etabliſſements, es kaufte Grund und Boden zur Anlegung von Feſtungswerken, es ließ baggern und peilen, es ließ vermeſſen und Tonnen legen, es befeſtigte Düppel, es unterſtützte die Conſtituirung einer »norddeutſchen Schiffbau-Geſellſchaft«, mit einem Worte, es richtete ſich häuslich ein, dem Condominus bei etwaigen Anfragen und Proteſten die einzige Antwort gebend: daß es bei der öſtreichiſchen Regierung ſtehe, ein Gleiches zu thun.

Die öſtreichiſche Regierung that aber nicht ein Gleiches. Sie beharrte einfach bei der Negation und nur in einem war ſie rührig: in Förderung der auguſtenburgiſchen Agitation. Herr v. Halbhuber begünſtigte alle Beſtrebungen, die das verbriefte Anrecht Preußens an Schleswig-Holſtein zu nichte machen wollten; er machte gemeinſchaftliche Sache mit der erbprinzlichen Nebenregierung und gab der legalen ſchleswig-holſteiniſchen Landesregierung (die ohnehin aus Freunden des Auguſtenburgers zuſammengeſetzt war) nach Möglichkeit einen antipreußiſchen, alſo auguſtenburgiſchen Charakter, ſo daß die Landesregierung wo möglich das that, was die Nebenregierung inſpirirte. Wenn das preußiſche Organiſiren, das raſche Inangriffnehmen von dieſem und jenem in Wien verletzen mochte, ſo verletzte doch dies Halbhuberſche gemeinſchaftliche Sache machen mit der auguſtenburgiſchen Agitation noch weit mehr in Berlin.

Nicht mit Unrecht. Dieſe Agitation ſprach dem beſtehenden Rechtszuſtande Hohn, indem ſie den wiener Friedensvertrag ignorirte. Dieſes Ignoriren war nicht beſſer als Hochverrath. (In einem ſpätern Stadium des Streits faßte man den Muth, es einfach als ſolchen zu bezeichnen.) Das aus dem wiener Frieden hergeleitete Vertragsrecht war nichts, das Erbrecht des Auguſtenburgers alles. Preußen war thatſächlich im Lande, aber nicht zu Recht; es beſaß, was nicht ſeine war und man glaubte ſich berechtigt (eben weil Oeſtreich es zuließ), es ihm täglich ſagen zu dürfen. Wenn man 1848 von einer gemüthlichen Anarchie geſprochen hatte, ſo hatte man hier einen gemüthlichen Hochverrath. Dabei gefiel man ſich in der Vorſtellung weitgehendſter Dankbarkeit. »Erſt unſern Herzog«, ſo hieß es, »das andere wird ſich finden. Wir werden das Land befragen, was es an Preußen bewilligen will, aber — erſt unſern Herzog.« Preußen war Mahner, ungebetener Gaſt, nicht Herr. Freiherr v. Zedlitz drang in den Freiherrn v. Halbhuber, dieſem Treiben ein Ende zu machen, es mindeſtens in ſeinen Auswüchſen zu beſchränken. Herr v. Halbhuber lehnte ab, oder ignorirte. Die Agitation nahm ihren Fortgang.

Zu beſonderem Dienſt der Agitation ſtanden die »Gedächtnißtage«. So oft es etwas zu erinnern oder zu gedenken gab, ſo oft war man auch zur Hand. Beſonders willkommen waren ſelbſtverſtändlich die Familien-Feſttage des auguſtenburgiſchen Hauſes. Der 6. Juli war der Geburtstag des »Herzogs«. Man beſchloß eine Feier. »Sechstauſend ſtreitbare Männer« ſollten ſich in Nienſtädten verſammeln und dem Prinzen zeigen, »auf wie viel er zählen könne«. Als der Tag kam, unterblieb die Demonſtration. Wozu hätte es ſich auch verlohnt eine Parade in Scene zu ſetzen, die — deſſen durfte man gewiß ſein — ohne Niederlage nicht vorübergegangen wäre, während die Hauptſache durch das bloße Wollen hinlänglich erreicht worden war: Schärfung des Conflicts zwiſchen Herrn v. Zedlitz und Herrn v. Halbhuber. Hierauf kam alles an. Nachdem nämlich in den Blättern hin und her geſtritten war, ob Herr v. Halbhuber ſeine Zuſtimmung zu einem Einſchreiten gegeben oder verweigert habe, erklärte Herr v. Zedlitz ſchließlich, »daß weder das eine noch das andere möglich geweſen ſei, da Herrn v. Halbhubers Zuſtimmung gar nicht erbeten worden ſei. Die Sache ſei Sache des Militair-Obercommandos, das am beſten wiſſen werde, ob im Intereſſe der Ruhe und Ordnung einzuſchreiten ſei oder nicht.« Dieſe Erklärung — man war klug genug das einzuſehen — leiſtete der Agitation mittelbar mehr Vorſchub, als es die »große Parade zu Nienſtädten« vermocht hätte. So begnügte man ſich mit dem ſicheren Erfolge, der vorlag; die Demonſtration der »6000 ſtreitbaren Männer« unterblieb. Dennoch waren ſie es, gegen die ſchließlich vorgegangen werden mußte. Dieſe 6000 bildeten die Mitglieder der »Kampfgenoſſen« und ſchleswig-holſteiniſchen Vereine«, deren Zahl ſich auf 171 oder mehr belief. Sie waren wie ein Netz über das ganze Land ausgeſpannt und terroriſirten jene breite Maſſe, die eigentlich der Politik fern ſteht und blos dem Stärkeren folgt. Sie verabredeten gemeinſchaftliche Maßregeln, ſie rüſteten direkt, ſie ſchickten Sprecher durchs Land, die das Volk haranguirten und ſie beherrſchten die Preſſe. Die Kieler Zeitung, die Schleswig-Holſteiniſche Zeitung und die wichtigen weil weitverbreiteten Itzehoer Nachrichten waren ihre Organe. Die Fäden, die die Preſſe und die Vereine dirigirten, lagen in derſelben Hand. Der Conflict wurde immer unvermeidlicher, preußiſche Bataillone und ſchleswig-holſteiniſche Vereine lagen, wie zwei einander feindliche Garniſonen, in denſelben Städten. Wie immer in ſolchen Fällen kam es zu Reibungen; die Volksredner und die Zeitungen der ſchleswig-holſteiniſchen Seite wurden nicht müde gegen die »preußiſchen Bataillone« zu eifern und der Moment konnte nicht mehr fern liegen, wo ſichs zeigen mußte, wer der Stärkere ſei. Bei mehr Mäßigung auf Seiten der Vereine hätte die Sache ſich hinziehen können, aber die mehr und mehr herausfordernde Haltung, die ſie einnahmen, beſchleunigte den Zuſammenſtoß. Preußiſche Truppen wurden verhöhnt, Schildwachten inſultirt und die Kinder unſerer Offiziere (in den Schulen die ſie beſuchten) ſahen ſich Schimpfreden und Thätlichkeiten ausgeſetzt. Volksredner ſprachen von »Preußenpack«, von »hungrigem Volk, das Niemand gerufen habe«; hier und da fiel das Wort: »lieber däniſch als preußiſch«. Wie mußte dieſe Sprache in Berlin berühren! Das Kronſyndikats-Gutachten war inzwiſchen bekannt geworden, es ſprach dem Erbprinzen (dem Prätendenten) jeden Anſpruch ab. Damit war natürlich die Geneigtheit nicht gewachſen, ſich das Gebahren der auguſtenburgiſchen Werkzeuge gefallen zu laſſen. Der Juli endlich brachte die Kataſtrophe. Dies kam ſo.

An der Spitze der auguſtenburgiſchen Organiſation ſtanden hervorragende Männer, aber, von dieſen vorgeſchoben, operirte in erſter Linie eine rührige, im Uebrigen ziemlich untergeordnete Perſönlichkeit: der Redacteur May. Seine Zeitung (die Schleswig-Holſteiniſche) war der Ablagerungsplatz für alles was antipreußiſch war; ſeine Reden waren von beſonders herausforderndem Ton; noch in den letzten Wochen, auf dem bremer Schützenfeſte, hatte er ſich in anzüglichen Bemerkungen gegen Preußen, die preußiſche Armee, auch wohl gegen den König Luft gemacht. Gegen ihn fiel der erſte Schlag. Auf einem Miniſterconſeil, das in Veranlaſſung der ſchleswig-holſteiniſchen Vorgänge am 21. Juli auf der Reiſe König Wilhelms von Karlsbad nach Gaſtein in Regensburg abgehalten wurde, war die Verhaftung May's beſchloſſen worden. Am 25. wurde ſie ins Werk geſetzt. Eine Militairabtheilung umſtellte das Haus in Altona, in dem ſich die Redaction der Schleswig-Holſteiniſchen Zeitung befand, nahm den May (der noch ſchlief) gefangen und führte ihn von Altona nach Rendsburg ab, wo er auf der dortigen Hauptwache detinirt wurde. Am Tage darauf wurde der preußiſche Abgeordnete Freſe, der ſich zu einem Genoſſen May's gemacht und während der letzten Wochen ebenfalls in den Herzogthümern aufgehalten hatte, angewieſen, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu verlaſſen.

Dies raſche Vorgehn zeigte, daß Preußen es müde ſei, dieſe Ungebührlichkeiten länger zu ertragen. Der erſte Eindruck war Schreck. An Proteſten natürlich kein Mangel. Auch Freiherr v. Halbhuber proteſtirte, und einem dieſer Proteſte geben wir hier eine Stelle:

> „Nach einer mir ſo eben von dem preußiſchen Civil-Commiſſar Freiherrn v. Zedlitz mündlich gemachten Mittheilung hat ſich derſelbe veranlaßt gefunden, den Redacteur der Schleswig-Holſteiniſchen Zeitung, May, weil er preußiſcher Unterthan ſei und ſich gegen die preußiſchen Geſetze vergangen habe, in Altona verhaften zu laſſen. Gegen dieſen, ohne meine Zuſtimmung vorgenommenen Act erhebe ich als gegen eine gewaltſame Verletzung des öſtreichiſchen Mitbeſitzrechtes, meines Wirkungskreiſes und der Landesgeſetze Proteſt und erſuche den preußiſchen Herrn Civil-Commiſſar, die von ihm einſeitig getroffene Verfügung zu widerrufen.
>
> Schleswig, den 25. Juli 1865.
>
> Freiherr v. Halbhuber.“

Dieſer Proteſt, ſo lange Herr v. Halbhuber nur perſönlich dahinter ſtand, war gleichgültig. Alles hing davon ab, wie man ſich veranlaßt ſehn würde, das preußiſche Vorgehn in Wien aufzunehmen. Sah man darin einen Uebergriff — und formell genommen war es ein ſolcher — ſo war der Conflict unvermeidlich, der Ausbruch von Zerwürfniſſen ſchon damals indicirt. Das Gewölk ſtand drohend genug am Himmel. Aber noch einmal zog es vorüber. Oeſtreich wollte noch nicht ſchlagen oder konnte nicht; Verhandlungen wurden eingeleitet, Graf Blome kam nach Gaſtein, die beiden Herrſcher ſahen ſich in Salzburg, alles ſchien applanirt. In der That, man hatte ſich geeinigt und das Reſultat dieſer Einigung war die gaſteiner Convention.

Bis zum 13. März 1866 (Rüſtungs-Anfang).

In der gaſteiner Convention hatten wir einen Verſuch den Frieden zu erhalten. Die Gefährdung des Friedens lag weniger in der Stimmung der Cabinette, als in der Schwierigkeit einer gemeinſchaftlichen Adminiſtration für Schleswig-Holſtein. Nicht die Fürſten, nicht Graf Mensdorff und Herr v. Bismarck waren in erſter Reihe die Fehde-Führenden, ſondern Herr v. Halbhuber und Herr v. Zedlitz. Das Nebeneinander-Regieren in Schloß Gottorp ſchuf die Reibungen. Dieſe zu beſeitigen war Zweck der Convention, deren Grundgedanke »Theilung der Verwaltung« war. Zwei Regierungen traten ſtatt einer ins Leben. Die gaſteiner Convention ſchuf eine Regierung für Holſtein und eine zweite für Schleswig. Die einzelnen Feſtſetzungen derſelben waren folgende:

»Die Ausübung der Rechte auf die Herzogthümer wird fortan geographiſch derart getheilt, daß dieſelbe in Bezug auf das Herzogthum Schleswig von dem Könige von Preußen, in Bezug auf das Herzogthum Holſtein von dem Kaiſer von Oeſtreich bewirkt wird.

Die beiden Fürſten werden am Bunde die Herſtellung einer deutſchen Flotte in Antrag bringen und für dieſelbe den Kieler Hafen als Bundeshafen beſtimmen. Bis dahin wird das Commando und die Polizei über denſelben von Preußen ausgeübt, welches berechtigt iſt daſelbſt die nöthigen Befeſtigungen und Einrichtungen anzulegen und dieſelben von preußiſchen Truppen beſetzen und bewachen zu laſſen.

Es wird beim Bundestage beantragt werden, Rendsburg zur Bundesfeſtung zu erheben. Bis dahin wird dieſe Feſtung eine Garniſon von preußiſchen und öſtreichiſchen Truppen erhalten; der Oberbefehl über dieſelben wird jährlich am 1. Juli wechſeln.

Die preußiſche Regierung behält zwei Militairſtraßen durch Holſtein, die eine von Lübeck auf Kiel, die andre von Hamburg auf Rendsburg. Sie behält die Verfügung über einen Telegraphendraht zur Verbindung mit Kiel und Rendsburg, ſo wie das Recht, preußiſche Poſtwagen mit ihren eignen Beamten auf beiden Linien durch das Herzogthum Holſtein gehn zu laſſen.

Die Herzogthümer ſollen dem Zollverein beitreten.

Preußen iſt berechtigt, den anzulegenden Nord-Oſtſee-Canal durch das holſteiniſche Gebiet zu führen, ſo wie die Aufſicht über denſelben und über ſeine Inſtandhaltung auszuüben.

Gegen Zahlung einer Abfindungsſumme an die öſtreichiſche Regierung überläßt der Kaiſer von Oeſtreich ſeine Anſprüche an das Herzogthum Lauenburg dem Könige von Preußen, ſo daß die alleinige Herrſchaft über dieſes Herzogthum endgültig auf den König von Preußen übergeht. Lauenburg zahlt keine Kriegskoſten.

Das Herzogthum Holſtein wird von den preußiſchen, Schleswig von öſtreichiſchen Truppen geräumt.

Die in Folge dieſer Verabredungen zu treffenden Maßregeln — wozu auch die Auflöſung der bisherigen gemeinſamen Landesregierung für die beiden Herzogthümer gehört — werden vorausſichtlich bis zum 15. September d. J. ausgeführt ſein.«

Und ſie waren bis zum 15. September ausgeführt, und zwar ausgeführt in einem, allem Anſchein nach aufrichtigen Geiſte der Verſöhnung. Von beiden Seiten Entgegenkommen. Der Geburtstag des Kaiſers (18. Auguſt) wurde mit beſonderer Feierlichkeit ſeitens der preußiſchen Truppen begangen: in Kiel Salutſchüſſe, Nationalhymne und ein Flaggen aller Kriegsſchiffe, in Rendsburg gemeinſchaftliche Parade, ebenſo Parade im Lockſtädter Lager, wo eben damals (zwiſchen Itzehoe und Neumünſter) gegen 10,000 Mann Preußen verſammelt waren.

Oeſtreich ſeinerſeits blieb hinter ſolchen Zeichen freundlichen Entgegenkommens nicht zurück. Herr v. Halbhuber, die Quelle ſo vieler Verſtimmungen und Klagen, wurde abberufen; Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz trat als Gouverneur an die Spitze der Regierung von Holſtein. Dies war eine vorzügliche Wahl. Ohne Voreingenommenheit gegen Preußen, liebenswürdig von Natur, ausgerüſtet mit all jenen Tugenden, die den Verkehr mit Soldaten ſo angenehm machen, ließ ſich jetzt eine Epoche freundlichen Zuſammengehens erwarten, wie die »Aera Halbhuber« eine Aera des Streits und der Zerwürfniſſe geweſen war. Preußen ſeinerſeits ernannte den Generallieutenant v. Manteuffel zum Gouverneur von Schleswig. Dieſer reſidirte in Schloß Gottorp; Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz im Schloſſe zu Kiel. Unter beiden war die eigentliche Verwaltung des Landes nach wie vor in die Hände von Civil-Commiſſarien gelegt. Für Schleswig blieb Freiherr v. Zedlitz im Amt, für Holſtein trat Geh. Hofrath v. Hoffmann in die Verwaltung ein. Alles ging gut. Man gab ſich, wenigſtens in Preußen, der Hoffnung eines endlichen Ausgleichs, einer Ablöſung der Anſprüche des öſtreichiſchen Mitbeſitzes hin. Die Abtretung Lauenburgs, wie ſie die gaſteiner Convention ſtipulirt hatte, galt nur als Vorſpiel. Niemand zweifelte, daß ein Aequivalent, wie es für die lauenburger Hälfte gefunden war, auch für die ſchleswig-holſteiniſche Hälfte gefunden werden würde; höchſtens darüber ging man auseinander, worin dies Aequivalent zu beſtehen habe.

Man darf annehmen, daß ſolche Punkte zwiſchen den Mitbeſitzern wirklich berührt, ſolche Abſichten, wenigſtens vorübergehend, auch von öſtreichiſcher Seite ernſthaft gehegt worden ſind. Erſt ſpätre Zeiten werden darüber Gewißheit geben. Ein verſöhnlicher Geiſt war damals, wenigſtens auf Wochen hin, unzweifelhaft vorhanden. Oeſtreich, um nur ein Beiſpiel zu geben, ſchloß ſich dem Vorgehn Preußens gegen Frankfurt an, deſſen Senat unſrerſeits in ſehr entſchiedenen Worten aufgefordert wurde, das Tagen und Lärmen demokratiſcher (zugleich auguſtenburgiſcher) Vereine innerhalb ſeiner Mauern zu verbieten. Oeſtreich war lau dabei, aber es folgte doch. Zwiſchen Kiel und Schleswig jedenfalls etablirte ſich ein Ton guten Einvernehmens, ſoldatiſcher Kameradſchaftlichkeit. Dieſe Kameradſchaftlichkeit überſtand ſelbſt Proben, an denen es bald nicht fehlen ſollte. Der auguſtenburgiſchen Partei im Lande konnte nichts unbequemer kommen als dieſe Einigkeit, alle Chancen die man hatte, beruhten auf dem Zerwürfniß zwiſchen den Condominis. Dies Zerwürfniß mußte wieder hergeſtellt werden, genau in der Weiſe wie es zwiſchen Baron v. Halbhuber und Freiherrn v. Zedlitz geherrſcht hatte, alles Trachten ging dahin, immer neue Mittel zu dieſem Zweck in Scene zu ſetzen.

Man war erfinderiſch genug. Oder vielleicht auch gaben ſich die Dinge von ſelbſt. Der erſte Zwiſchenfall der ſich ereignete, mag darüber einen Zweifel geſtatten. Es war folgender. Auf Schloß Karlsburg in Süd-Schleswig (Landſchaft Schwanſen) beſchloß Herzog Friedrich, von Kiel aus, einen Beſuch abzuſtatten. Die Motive werden ſehr verſchieden angegeben. Am 14. Oktober früh brach der Herzog auf und ſah ſich (gleichviel ob mit oder ohne ſein Zuthun) in Borbye, einer Vorſtadt von Eckernförde, zum Gegenſtand einer »auguſtenburgiſchen Demonſtration« gemacht. Fahnen und Reden, die ihn begrüßten, proclamirten ihn als Friedrich VIII., als rechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holſtein. Das war zu viel. Auf ſchleswigſchem Boden wenigſtens — dazu war man preußiſcherſeits entſchloſſen — ſollten dieſe Herzogsanſprüche ein für allemal ein Ende haben. Man ſtand auf den Feſtſetzungen des wiener Vertrages, der nur Oeſtreich und Preußen als Landesherren kannte; die Zurückweiſung der Februar-Forderungen hatte die Geneigtheit zu einer freiwilligen Ceſſion auf ein ſehr niedriges Maß herabgedrückt und unter dem Einfluſſe des Kronſyndikats-Gutachtens, das nunmehr ſeit einem Vierteljahre vorlag, war das Auguſtenburgerthum und ſein Erbrecht ſo gut wie aus der Reihe der Erwägungen geſtrichen worden. Noch einmal, die Frage lag nur noch zwiſchen Oeſtreich und Preußen und man hatte nicht länger Neigung mehr, die Angelegenheit durch Anſprüche eines erledigten Dritten verwirren zu laſſen. Aus dieſer Anſchauung heraus geſchah es, daß Freiherr v. Manteuffel in Folge der eckernförder Vorgänge folgendes Schreiben an den Prinzen Friedrich richtete:

> »Schloß Gottorp, 18. Oktober 1865.
>
> Ew. Durchlaucht haben ſich veranlaßt gefunden, am 14. d. M. in Borbye während des Umſpannens auszuſteigen, Anreden einzelner Perſonen entgegen zu nehmen, in welchen Sie als Landesherr begrüßt worden ſind, und dieſelben zu beantworten. Durch die Vorbereitungen zu dieſer Reiſe hatten einzelne Agitatoren Zeit gewonnen, 6 — 7 Reiter zu verſammeln, welche Ihrem Wagen vorritten und in Eckernförde einen Theil der Bevölkerung zuſammenzurotten.
>
> Ew. Durchlaucht Fahrt durch Eckernförde und Aufenthalt in Borbye hat hiernach den Charakter einer politiſchen Demonſtration angenommen. Dergleichen ſtören den Frieden des Landes, gefährden die Exiſtenzen einzelner Perſönlichkeiten und verſtoßen gegen die geſetzliche Ordnung des Herzogthums, für deren Aufrechthaltung ich verantwortlich bin. Ich habe daher die gemeſſenſten Befehle gegeben, daß bei ähnlichen Wiedervorkommniſſen mit allen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und zur Vermeidung weiterer Störung geeigneten geſetzlichen Mitteln und nöthigenfalls mit Verhaftung eingeſchritten wird.
>
> Seine Majeſtät der König, mein Allergnädigſter Herr, haben von Alters her ſo viel Gnade für Ew. Durchlaucht, Ihren Herrn Vater und deſſen ganzes Haus gehabt, daß es mir ſchmerzlich ſein würde, wenn Ew. Durchlaucht Perſon in Verwicklung mit der

Polizei des Herzogthums Schleswig geriethen, und ich fühle mich daher gedrungen, Ew. Durchlaucht von den getroffenen Anordnungen in Kenntniß zu ſetzen und Sie unterthänigſt zu bitten, mich rechtzeitig zu benachrichtigen, wenn Ew. Durchlaucht Beſuche im Herzogthum Schleswig beabſichtigen, damit ich die nöthigen Anordnungen treffen kann, Ew. Durchlaucht vor allen perſönlichen Unannehmlichkeiten möglichſt zu bewahren.

Den Statthalter des Herzogthums Holſtein, Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz, habe ich von dem Vorfall in Eckernförde und Borbye, wo Ew. Durchlaucht die private Stellung, welche Sie im Herzogthum Holſtein gegenwärtig einnehmen, nicht beibehalten haben, in Kenntniß geſetzt.

Freiherr v. Manteuffel.«

Es war dies eine herbe Sprache, aber ſie war bereits eine unvermeidliche geworden. Um auch nicht den geringſten Zweifel mehr über die Stellung der preußiſchen Regierung zu laſſen, brachte, wenige Tage ſpäter, der »Staatsanzeiger« ein Communiqué, worin es hieß, »daß das Einſchreiten des Gouverneurs in jeder Beziehung die Billigung Sr. Majeſtät des Königs gefunden habe« und ein andres amtliches Organ fand es angezeigt, der Situation folgenden Ausdruck zu geben: »Der Prinz muß endlich zur Klarheit darüber kommen, daß ſeine bisherige Stellung in den Herzogthümern nicht auf ſeinem Recht, ſondern auf bloßer Duldung beruht und daß die einzige rechtliche Grundlage für die weitere Entwicklung der Herzogthümer die Beſitzrechte Preußens und Oeſtreichs ſind.«

Im Einklang hiermit war es denn auch, daß Freiherr v. Manteuffel, einen alten Streitpunkt wieder aufnehmend, an den Freiherrn v. Gablenz den Antrag ſtellte, die Bezeichnung: »Herzog Friedrich VIII.« oder »unſer Herzog«, wie ſie in den holſteiniſchen Blättern täglich wiederkehrte, verbieten zu wollen. Beinah gleichzeitig wurden alle holſteiniſchen Blätter, ſo weit ſie auguſtenburgiſch waren (und das war die große Mehrzahl) innerhalb des Herzogthums Schleswig verboten.

Alle dieſe Schritte, Anträge und Verbote, weil ſie, zwiſchen den Zeilen, den wenigſtens leiſen Vorwurf enthielten: »holſteiniſches Gouvernement, du biſt nicht, was du ſein ſollteſt«, enthielten auch einen Stachel gegen den kaiſerlichen Condominus in Wien, inſonderheit gegen ſeinen Vertreter, den holſteiniſchen Gouverneur (Freiherrn v. Gablenz). Sei es nun aber, daß Temperament und Kameradſchaftlichkeit ihn vieles überſehn ließen, oder daß er im Grunde genommen die preußiſchen Forderungen, hart wie ſie erſcheinen mochten, als die correcteren anerkannte, gleichviel, er kam perſönlich darüber hin, verblieb in gutem Einvernehmen mit Schloß Gottorp und hat unter allen Umſtänden Anſpruch auf den Ruhm, eine »Aera Halbhuber« bis zuletzt hin (wo ſeinem Soldatengefühl viel zugemuthet wurde) nicht eingeleitet zu haben.

Aber alle perſönliche Liebenswürdigkeit konnte den endlichen Zuſammenſtoß nicht hindern. Die Verhältniſſe waren mächtiger als die Perſonen. Das Gebieteriſche der Situation drang durch. Die gefällige Sitte konnte im Einzelnen die Form der Dinge beſtimmen, nicht die Dinge ſelbſt.

Wieder waren es »Gedenktage« und herzogliche Demonſtrationen, die den Bruch vorbereiteten. Das neue Jahr (1866) war inzwiſchen herangekommen. Die Sache ſelbſt war die folgende:

Die Auguſtenburger hatten zum 23. Januar eine General-Verſammlung aller ſchleswig-holſteiniſchen und Kampfgenoſſen-Vereine nach Altona hin ausgeſchrieben; ein Maſſen-Meeting ſollte Reſolutionen faſſen und auf Einberufung der Stände*) dringen. Schon am 16. November, am zweiten Jahrestage der dolziger Proclamation, hatte man ähnlich demonſtrirt und an den verſchiedenſten Orten, bei Feſtmahlen und Reunions, auf Einberufung der Stände und Einſetzung des Herzogs gedrungen. Die Rufe, die damals einzeln erklungen waren, ſollten jetzt zuſammen klingen. Man verſprach ſich einen Effect davon.

In Berlin, wo man über alle dieſe Vorhaben unterrichtet war, legte man auf die »General-Verſammlung« und ihre zu faſſenden Beſchlüſſe begreiflicherweiſe ein ſehr geringes Gewicht, ein um ſo größeres aber darauf, wie ſich die holſteiniſche Regierung, wie ſich der Condominus zu dieſer Frage zu ſtellen gedenke, zu einer Demonſtration, die dem wiener Vertrage und der gaſteiner Convention in gleicher Weiſe widerſprach.

In Wien ſchien man die Spannung, in der wir uns befanden, zu kennen und zu erwägen; man begriff unſere Gereiztheit und zögerte den Bruch unvermeidlich zu machen. Auf der andern Seite war daſelbſt mehr und mehr, von Woche zu Woche die Geneigtheit geſchwunden, die ſchwebende Frage überhaupt in einer Preußen befriedigenden Weiſe zu Ende zu führen. So ſchwankte man denn wieder, ſchwankte, um ſich zuletzt für eine halbe Maßregel zu entſcheiden. Dieſe Halbheit beſtand darin, daß man zu einem Verbot der beabſichtigten Verſammlung ſich allerdings aufraffte, aber am Tage ſelbſt, wo dieſe ſtattfinden ſollte, das Verbot rückgängig machte, einfach auf das Verſprechen der Parteiführer hin keine »Reſolutionen faſſen zu wollen«.

---

*) Die holſteiniſchen Stände, deſſen war man gewiß, ſtanden in ihrer Mehrheit auf Seite des Erbprinzen von Auguſtenburg. Alles alſo, was antipreußiſch geſonnen war, wünſchte ſo bald wie möglich die Stände verſammelt zu ſehn, um eine auguſtenburgiſche Kundgebung veranlaſſen, und mit dieſer Kundgebung, wie mit einem ſanctionirten Landesvotum, beim Bunde ſowohl, wie bei den europäiſchen Höfen operiren zu können. Preußen konnte unmöglich ein Intereſſe haben, ein ſolches Votum zu extrahiren. Es anerkannte das Recht der Stände, einberufen und gehört zu werden, aber es behielt ſich, als Condominus, die Mitbeſtimmung über den Zeitpunkt vor. Alles Auguſtenburgiſche dagegen verfolgte die Politik, Oeſtreich, ohne Rückſicht auf Preußen, zu einſeitigem Vorgehn in dieſer Frage zu drängen.

»Reſolutionen« wurden nun freilich nicht gefaßt, aber die Verſammlung ſchien ſich in ihrer Ausdrucksweiſe dafür ſchadlos halten zu wollen. »Mit Gottes Hülfe«, ſo rief eines der Häupter, »werde die verachtete öffentliche Meinung zu einem Strome anſchwellen, der Junkerthum und Deſpotie niederreiße«; Bergmann aus Altona bemerkte: »Millionenäugig gucke die Welt auf Schleswig-Holſtein; es müſſe treu aushalten, ſonſt würde es der Verachtung der Frauen und dem Fluch der eignen Kinder verfallen«; Eckſtorff (auch aus Altona) drang in plattdeutſcher Sprache darauf, »daß die Holſteiner das in preußiſchen Feſſeln liegende Schleswig unterſtützen und die Rechtsüberzeugung des Landes gegen die »»Berliner Putzenmacher«« ſchützen müßten«. Dies war die Redeweiſe. Viele provocirten »Steuerverweigerung«, alle drangen auf Einberufung der Stände und fanden ſich in der Ueberzeugung, »daß den Preußen bereits viel zu viel bewilligt worden ſei«.

So verlief der 23. Januar. Wüſte Reden waren geführt worden, an deren Straffälligkeit eine durchaus unbeabſichtigte Komik nichts ändern konnte. In Berlin war man ſchnell entſchloſſen. Das Maß war voll. Am 26. Januar richtete Graf Bismarck eine Depeſche nach Wien, die man als den Ausgangspunkt des Zerwürfniſſes betrachten kann.

Dieſe Depeſche, nachdem ſie dem Befremden darüber Ausdruck gegeben, daß die öſtreichiſche Regierung in Holſtein ein ſolches wühleriſches Treiben zugelaſſen habe, fuhr dann fort:

> »Es erſcheint faſt unbegreiflich, daß es zu dieſem Punkt hat kommen können, wenn wir auf die Tage von Gaſtein und Salzburg zurückblicken. . . . Das gegenwärtige Verhalten der kaiſerlichen Regierung in Holſtein trägt einen anderen Charakter. Wir müſſen es geradezu als ein unmittelbar gegen uns gerichtetes bezeichnen, und die kaiſerliche Regierung ſteht nicht an, genau dieſelben Mittel der Aufwiegelung gegen uns ins Feld zu führen, welche ſie mit uns gemeinſam in Frankfurt hat bekämpfen wollen. . . . Durch den gaſteiner Vertrag iſt jedes der beiden Herzogthümer, gleichſam als ein anvertrautes Pfand, der Treue und Gewiſſenhaftigkeit des einen der beiden Mitbeſitzer übergeben; wir hatten die Hoffnung, von da aus zu einer weiteren Verſtändigung zu gelangen, und wir haben das Recht zu fordern, daß bis zu dem Eintritt dieſer Verſtändigung jenes Pfand ſelber unverletzt erhalten werde. Eine Beſchädigung deſſelben, wie ſie durch dieſe Umtriebe bewirkt wird, können und wollen wir uns nicht gefallen laſſen. . . .

Wir verlangen kein nachgiebiges Zugeſtändniß, kein Aufgeben irgend eines öſtreichiſchen Rechts in den Herzogthümern, ſondern nur die Erhaltung des gemeinſamen Rechts; nichts Anderes, als was Oeſtreich eben ſo ſehr ſeiner eigenen, wie unſerer Stellung ſchuldig iſt; auch nichts Anderes, als was die kaiſerliche Regierung ohne irgend ein Opfer oder Schädigung ihrer Intereſſen auszuführen in der Lage iſt. Mag dies gemeinſame Recht für Oeſtreich von geringem Werthe ſein, für Preußen iſt die Feſtſtellung und Durchführung deſſelben eine von ihrer Geſammtpolitik untrennbare Lebensfrage der jetzigen Regierung Sr. Majeſtät des Königs.

Eine verneinende oder ausweichende Antwort auf unſere Bitte würde uns die Ueberzeugung geben, daß die kaiſerliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinſame Wege mit uns zu gehen, ſondern daß die Preußen abgeneigten Beſtrebungen, daß ein herkömmlicher Widerſtreit gegen Preußen in ihr mächtiger iſt, als das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und der gemeinſamen Intereſſen! Es würde dies für die königliche Regierung, es würde vor allem für Se. Majeſtät den König ſelbſt eine ſchmerzliche Enttäuſchung ſein, welche wir wünſchen und hoffen uns erſpart zu ſehen. Aber es iſt ein unabweisbares Bedürfniß für uns, Klarheit in unſre Verhältniſſe zu bringen. Wir müſſen, wenn die von uns aufrichtig angeſtrebte innige Gemeinſamkeit der Geſammtpolitik beider Mächte ſich nicht verwirklichen läßt, für unſere ganze Politik volle Freiheit gewinnen und von derſelben den Gebrauch machen, welchen wir den Intereſſen Preußens entſprechend halten.“

Die öſtreichiſche Antwort (vom 7. Februar) lehnte die in der vorſtehenden Depeſche enthaltenen Anklagen einfach ab, ſie betonte dabei, daß die kaiſerliche Regierung — und zwar geſtützt auf die Feſtſetzungen der gaſteiner Convention — in ihrer einſtweiligen Verwaltung Holſteins keiner Controle Preußens unterworfen ſei und bemerkte zum Schluß, daß, wenn — um die Worte des Grafen Bismarck zu citiren — „eine Gemeinſamkeit der Geſammtpolitik beider Mächte ſich nicht verwirklichen ließe“, der Grund davon wo anders als in den Geſinnungen und Handlungen des kaiſerlichen Hofes gefunden werden müſſe.

Mit dieſem Depeſchenwechſel war der friedliche Meinungsaustauſch über die ſchleswig-holſteiniſche Frage geſchloſſen. Man war im Reinen über das gegenſeitige Wollen und dies Wollen ſtand ſich einander gegenüber. Es war genug geſprochen, Preußen wollte Schleswig-Holſtein — darin ſah jetzt Oeſtreich klar; und Oeſtreich wollte in dieſen Machtzuwachs ſeines Nebenbuhlers nicht willigen — darin ſah jetzt Preußen klar. Ein Nebeneinander-Regieren war auf die Dauer nicht möglich, war im günſtigſten Fall ein Vertagen der Frage. Der Augenblick, wo an die Macht, an die ultima ratio appellirt werden mußte, rückte immer näher.

Keine Depeſche*) (ſo ſagten wir bereits), ſo viele deren auch bis zum Ausbruch des Krieges noch gewechſelt wurden, nahm die Controverſe ſpeziell über die ſchleswig-holſteiniſche Frage wieder auf. Der Schneeball, im Sichlöſen, Fallen, Stürzen, war zur Lawine geworden, neue Elemente mit ſich führend und mit ihnen wachſend. Wir werden im nächſten Capitel ſehen, welche Fragen, ehe die Waffenentſcheidung eintrat, die Oberhand gewonnen hatten.

Preußen ſchwieg den Februar hindurch; es ſchwieg während der erſten Woche des März. Das war bedeutungsvoll. Bedeutungsvoller als es ſelbſt eine leidenſchaftliche Fortſetzung der Controverſe geweſen ſein würde. So faßte man es auch von Seiten Oeſtreichs auf. Mitte März traf in Berlin die Nachricht ein, daß am 10. März ein Marſchallsrath in Wien ſtattgefunden habe und daß am 13. März die Rüſtung beſchloſſen worden ſei.

Gegen wen? Die Antwort konnte nicht zweifelhaft ſein.

---

*) Die einzige Ausnahme bildete die öſtreichiſche Depeſche vom 6. März. In dieſer griff das wiener Cabinet auf die preußiſchen Februar-Forderungen von 1865 (ſiehe S. 9) zurück, ohne übrigens ſie voll und blank zu bewilligen. Auch eine rückhaltsloſe Bewilligung würde Preußen ſchwerlich zufrieden geſtellt haben. Die Sachlage war ſeit dem Februar 1865 (beiſpielsweiſe durch das Kronſyndikats-Gutachten) eben eine völlig andere geworden und was damals noch genügen konnte, genügte jetzt nicht mehr.

Bis zum 5. Juni (Einberufung der holſteiniſchen Stände).

BIS Mitte März mochte man zweifeln, von da ab wußte man in Berlin, daß Oeſtreich rüſte. Aus Wien, aus Böhmen, aus Galizien und Ungarn trafen gleichzeitig die Nachrichten von Vervollſtändigung der Regimenter und von Truppenſendungen nach dem Norden ein. Auch in Sachſen completirte man. Jeder Tag beſtätigte dieſe Nachrichten. Die wiener Preſſe, ſo weit ſie unabhängig war, hatte dieſer Rüſtungen kein Hehl; die amtlichen Organe ſtellten ſie wenigſtens nicht in Abrede.

In Preußen hielt man vorläufig noch zurück; man begnügte ſich mit aufmerkſamer Beobachtung der Vorgänge jenſeits der Grenze. Man mochte ſchwanken, ob es Oeſtreich Ernſt ſei, oder ob man durch dieſes Hin- und Herſchieben von Truppen und einen begleitenden Preßlärm nur eine Einſchüchterung verſuchen wolle. Aber dies Schwanken währte nicht lange. In der letzten Woche des März ſprachen alle Anzeichen dafür (auch das plötzliche Stillwerden in der Preſſe), daß Oeſtreich den Krieg wolle oder doch an ihn glaube, und daß Preußen die Pflicht zu Gegenrüſtungen habe, wenn es nicht Willens ſei eine ähnliche Situation wie die vom Jahre 1850 heraufzubeſchwören, wo, wie in klarer Erinnerung, eine öſtreichiſche Armee zum Angriff bereit an unſerer Grenze ſtand, ohne daß wir in der Lage waren derſelben die entſprechenden Kräfte entgegen zu ſtellen. Die Folge davon war — Olmütz.

Ein zweites Olmütz aber, trotz Herrn v. Halbhuber, der es prophezeit hatte, ſollte nicht über uns kommen. Preußen ſchritt zu Gegenrüſtungen, zunächſt zu partiellen. Man wollte nicht herausfordern, aber freilich ebenſo wenig die Segel ſtreichen. Am 28. März erſchien die Ordre: die Feſtungen Glatz, Koſel, Neiſſe, Torgau, Wittenberg, Spandau und Magdeburg zu armiren, mehrere Feldartillerie-Regimenter wurden augmentirt und den Infanterie-Regimentern der 5., 7. und 9. Diviſion, ſo wie dem ganzen VI. (ſchleſiſchen) Armee-Corps ging der Befehl zu, die Reſerven einzuziehn. Dies war ein wichtiger Schritt. So ſehr er den Charakter der Defenſive an ſich trug, oder wenigſtens an ſich tragen *wollte*, ſo war es doch vorauszuſehn, daß öſtreichiſcherſeits mit verſtärkten Rüſtungen darauf geantwortet werden würde. Und ſo geſchah es. Es ging nun Zug um Zug. Staffelförmig rückten die öſtreichiſchen Regimenter in Mähren, zu kleinerem Theile auch in Böhmen ein. Am 6. April wurde Oberſtlieutenant Graf Walderſee, trotz eines regelrechten, auf ſeinen Namen lautenden Paſſes, in Prag verhaftet, vor eine militairiſche Unterſuchungs-Commiſſion geſtellt und (nach eingeholtem wiener Befehl) zwar freigelaſſen, aber zwangsweiſe aus Oeſtreich entfernt. Dies war ſchon ein Kriegsact, eine Feindſeligkeit vor Eröffnung der Feindſeligkeiten. Die bis dahin, wenigſtens zuletzt, in Abrede geſtellten öſtreichiſchen Rüſtungen waren durch dies Verfahren bewieſen. Es war bewieſen, daß man in Böhmen allerhand zu verheimlichen habe und verheimlichen wolle. Man wußte nun preußiſcherſeits woran man war. Ohne Lärm, aber auch ohne Verheimlichung wurden unſrerſeits die Dinge ins Werk geſetzt; am Anfang Mai erfolgte die Mobiliſirung des III., IV., V., VI. Corps, ſo wie der Garden, am 8. Mai war die *ganze Armee* mobil. In der Mitte Mai, zwei Monate nach Beginn der erſten Rüſtungs-Anfänge, ſtanden ſich zwei große Heere einander gegenüber, größer, ſchlagfertiger als ſie die beiden Gegner je vorher ins Feld geſtellt hatten.

Aber während ſich dieſe Dinge vorbereiteten, während, in ununterbrochenem Tag- und Nachtdienſt, die Eiſenbahnen hüben und drüben Hunderttauſende der ſchleſiſchen und ſächſiſchen Grenze zuführten, ruhten die Federn nicht und in immer wachſender Progreſſion wurden die Depeſchen gewechſelt. Neue Fragen (wir hoben dies ſchon am Schluß unſeres vorigen Capitels hervor) ſchoben ſich in die alten ein und — wie immer in einem Streit zwiſchen zweien — alle Umſtehenden, alle naher und ferner Betheiligten ſuchten zu helfen und zu rathen, wollten beſchwichtigen und verſöhnen, oder — gaben ſich doch das Anſehen davon.

Ein Durchleſen der Schriftſtücke, die in dieſen Monaten gewechſelt wurden, hat im erſten Moment etwas Sinnverwirrendes; wenn man aber unweſentliche Zwiſchenfälle auszuſcheiden und das, was bleibt, zu gruppiren trachtet, ſo werden ſich, wie von ſelbſt, gewiſſe natürliche Abſchnitte ergeben, die einen Ueberblick, eine Orientirung geſtatten. Der erſte Depeſchenwechſel berührte die heikle Frage: »*wer hat zu rüſten angefangen?*« Preußen hob hervor, daß es auf die mit dem 13. März begonnenen Rüſtungen Oeſtreichs erſt am 28. März mit einer theilweiſen, lediglich auf die Defenſive gerichteten Augmentirung ſeiner Armee geantwortet habe; Oeſtreich beſtritt aber ſeinerſeits dieſe Rüſtungen Preußens hervorgerufen zu haben. Es erklärte auf das beſtimmteſte, »daß keine irgend erhebliche Truppen-Anſammlung, geſchweige eine Aufſtellung derſelben an der Grenze angeordnet worden ſei; kein ungewöhnlicher Ankauf von Pferden, keine Einberufung von Urlaubern in nennenswerthem Umfange habe ſtattgefunden.« Solche Erklärungen führten begreiflicherweiſe zu nichts, man ſchob ſich gegenſeitig die Schuld zu, endlich trat der Rüſtungs-Depeſchenwechſel in ſein zweites Stadium ein: man ließ die Frage: »wer hat angefangen?« fallen. Oeſtreich, »um einen Beweis ſeiner Friedensliebe zu geben«, erklärte ſich in einer Depeſche vom 18. April bereit, auf die von Preußen proponirte Abrüſtung eingehn zu wollen, wenn Preußen ſeinerſeits bereit ſei, an dem vorgeſchlagenen Tage (25. April) auf den Friedensſtand ſeiner Armee, wie derſelbe vor dem 28. März beſtanden habe, zurückzukehren. Preußen acceptirte; die beiderſeitige Abrüſtung war im Prinzip angenommen; die Möglichkeit einer Annäherung war wiedergegeben. Aber die Ausſicht auf Frieden zerfloß wieder eben ſo ſchnell wie ſie gekommen war. Der 25. April kam, ohne daß von einer öſtreichiſchen Abrüſtung dieſſeits das geringſte bekannt geworden wäre; in Venetien nahmen die Rüſtungen (vom 22. ab) immer größere Dimenſionen an. Preußen erklärte, daß ein halbes Abrüſten (ſelbſt wenn mit einem ſolchen ernſthaft vorgegangen würde, was keineswegs der Fall ſei) ihm nicht die nöthigen Garantieen böte, daß es auf eine ganze Maßregel, d. h. auf ein Abrüſten in Nord und Süd, in Venetien wie in Böhmen dringen müſſe, wenn es ſeinerſeits zur Wiederherſtellung des Präſenzſtandes vom 28. März zurückkehren ſolle. Dies lehnte Oeſtreich ab, unter der Vorgabe: von Italien aus bedroht zu ſein. Hiermit hatte auch das zweite Stadium des Rüſtungs-Depeſchenwechſels ſein Ende erreicht. Man rüſtete eben weiter; energiſcher, offner als zuvor. Am 13. Mai ging bereits Feldzeugmeiſter Benedek zur Nordarmee nach Olmütz ab.

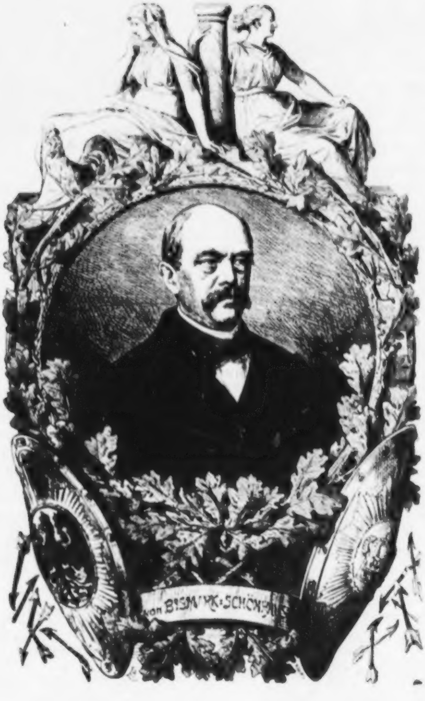
Dieſe Doppelgruppe von Rüſtungs-Depeſchen, von denen die eine Gruppe den ſtrittigen Punkt »wer hat angefangen?« die andere den noch heikleren »wer rüſtet ab?« ausführlich behandelt hatte, war jetzt zu Ende geführt; aber ſchon vorher hatte ſich eine neue Gruppe von Depeſchen und mit ihnen eine neue Frage eingeſchoben, die Frage der Bundesreform. Dieſe Frage, die ſeit dem Fürſtentage von Frankfurt (1863) geruht hatte, wurde jetzt in einem Rundſchreiben an die Vertreter Preußens bei allen deutſchen Höfen (außer Oeſtreich) wieder aufgenommen. Das Hineinſchieben dieſer neuen, ſchwierigen Frage in eine ohnehin mehr als verwickelte Situation, möchte auf den erſten Anblick überraſchend erſcheinen, um ſo überraſchender als die Friedensausſichten dadurch ſchwerlich gefördert, die

Verwicklungen aber ſicherlich geſteigert wurden. Gewiß; indeſſen mehr ſcheinbar als wirklich. In Wahrheit ſollte ſich umgekehrt bald herausſtellen, daß die ſchwierige und complicirte Situation durch das Hineinſchieben einer neuen Frage mehr gelichtet und geklärt als noch verworrener gemacht werde. Sehen wir, wie. In Wien und Berlin, während man noch von Frieden ſchrieb, glaubte man (ohne den Frieden um deshalb für geradezu unmöglich zu halten) doch nur noch an Krieg und vom 13. März ab, wo man in Preußen wußte „Oeſtreich rüſtet“, ſchritt man in Berlin nicht nur zu Gegenrüſtungen, ſondern man legte ſich auch die Frage vor: wer ſind unſre Bundesgenoſſen?

Die Allianz mit *Italien* gewann in jenen Tagen ihr Fundament, aber noch ehe man von Berlin aus zu einem förmlichen Abſchluß dieſes Bündniſſes ſchritt, wollte man wiſſen, welche Haltung man, bei einem etwa ausbrechenden Conflict, von den deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten zu gewärtigen habe, man wollte wiſſen, wer unabänderlich für das Alte und wer für das Neue, wer für Oeſtreich und wer für Preußen ſei. Man wollte es wiſſen, auf jede Gefahr hin. Zu dieſem Behufe bereitete Preußen einen Reform-Antrag beim Bunde vor, — der aber ſchon vorher ausgeſtreckte Fühler war die Circular-Depeſche vom 24. März. Sie drang auf *Bundes-Reform*. In ihrem Kern bedeutete ſie: Hegemonie Preußens, Ausweiſung Oeſtreichs, Unterordnung der übrigen Bundesſtaaten. Die Stellung, die die letzteren gewillt waren dieſem preußiſchen Bundesreform-Plane gegenüber einzunehmen, mußte die Situation in Wahrheit eher erleichtern, als erſchweren. Die Ausſichten auf Krieg (eben weil man dieſen als gewiß annahm) konnten kaum noch geſteigert werden, wohl aber zwang das Reformproject die deutſchen Staaten zur Partei-Ergreifung, zur Entſcheidung. Die Geſammtlage war bereits derart, daß klare Feinde Preußen lieber ſein mußten, als unklare Freunde. Unter allen Umſtänden aber, wenn denn mal gekämpft werden ſollte, wollte man die Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehn laſſen, unnatürlichen und (für Preußen) unerträglichen Zuſtänden ein für allemal ein Ende zu machen. Die Herzogthümer-Frage hörte auf die Situation zu beherrſchen; der Kampf Oeſtreichs und Preußens, wenn er unvermeidlich war, ſollte ein größeres Object haben als Schleswig-Holſtein, *aus der ſchleswig-holſteiniſchen Frage heraus geboren, ſollte er doch zugleich die deutſche Frage zur Erledigung bringen*. Der erſte Schritt dazu, wie wir wiſſen den Bundesanträgen vorausgehend, war jene Circular-Depeſche vom 24. März. Dieſes Schriftſtück, an die Vertreter Preußens bei allen deutſchen Höfen (außer Wien) gerichtet, ſuchte zunächſt die Nothwendigkeit der preußiſchen Vertheidigungsmaßregeln darzulegen und betonte dann, wie man, der Unzuverläſſigkeit des öſtreichiſchen

Bündniſſes gegenüber, gezwungen ſei, die Bürgſchaften gegen in Zukunft drohende Gefahren in einer engeren Verbindung mit den deutſchen Staaten und in einer feſteren Geſtaltung der deutſchen Bundesverhältniſſe zu ſuchen. Dieſe wichtigſten Sätze des Bismarckſchen Rundſchreibens lauteten wie folgt:

> „. . . Vorſtehende Erläuterungen (in Betreff der unerklärten und deshalb bedrohlichen Rüſtungen Oeſtreichs) zu geben, habe ich in dem gegenwärtigen Augenblick nicht unterlaſſen dürfen und ich erſuche Sie ergebenſt, Sich in demſelben Sinne gegen die Regierung, bei welcher Sie beglaubigt zu ſein die Ehre haben, auszuſprechen, damit die Vorbereitungen, zu denen nun auch wir zu ſchreiten genöthigt ſein werden, in richtigem Lichte aufgefaßt werden.
>
> Aber Maßregeln zu unſerer augenblicklichen Sicherung ſind nicht das Einzige, was die Situation von uns gebieteriſch fordert.
>
> Die Erfahrung, welche wir wiederum über die Zuverläſſigkeit eines öſtreichiſchen Bündniſſes gemacht haben, nöthigen uns auch die Zukunft ins Auge zu faſſen und uns nach Bürgſchaften umzuſehen, welche uns die Sicherheit gewähren können, die wir in dem Bunde mit der andern deutſchen Großmacht nicht nur vergebens geſucht, ſondern ſogar durch dieſelbe bedroht ſehen. Preußen iſt durch ſeine Stellung, ſeinen deutſchen Charakter und durch die deutſche Geſinnung ſeiner Fürſten vor allem zunächſt darauf angewieſen, dieſe Bürgſchaften in Deutſchland ſelbſt zu ſuchen.
>
> Aber ſo oft wir dieſen Gedanken ins Auge faſſen, drängt ſich auch von Neuem die Erkenntniß auf, daß der Bund in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt für jenen Zweck nicht ausreichend iſt. Seine Einrichtungen waren darauf berechnet, daß die beiden deutſchen Großmächte ſtets einig ſeien; ſie haben beſtehen können, ſo lange dieſer Zuſtand durch eine fortgeſetzte Nachgiebigkeit Preußens gegen Oeſtreich erhalten wurde; einen ernſthaften Widerſtreit der beiden Mächte können ſie nicht ertragen. Ja, wir haben die Erfahrung machen müſſen, daß ſelbſt da, wo die beiden Mächte einig waren, die Bundes-Einrichtungen nicht ausreichten, um Deutſchland an einer thatkräftigen, nationalen und erfolgreichen Politik Theil nehmen zu laſſen.
>
> Daß auch das Bundes-Militairweſen nicht in einer der Sicherheit Deutſchlands genügenden Weiſe geordnet iſt, haben wir wiederholt gegen unſre Genoſſen im Bunde ausgeſprochen. Wir vermögen in der jetzigen Lage der Dinge uns das Vertrauen auf eine wirkſame Hülfe des Bundes, im Falle wir angegriffen würden, nicht zu bewahren. Bei jedem Angriffe, ſei es von Oeſtreich, ſei



von BISMARCK-SCHÖN

es von andern Mächten, werden wir immer zunächſt auf unſre eignen Kräfte angewieſen ſein, wenn nicht ein beſonders guter Wille einzelner deutſcher Regierungen zu Unſerer Unterſtützung Mittel in Bewegung ſetzte, welche auf dem gewöhnlichen bundesmäßigen Wege viel zu ſpät flüſſig werden würden, um noch von Werth für uns zu ſein. Wir ſind gegenwärtig, gegenüber den drohenden Rüſtungen Oeſtreichs, in der Lage, an unſere Genoſſen im Bunde die Frage zu richten, ob und in welchem Maße wir auf dieſen guten Willen zählen dürfen? Aber auch der vielleicht bei einigen unſrer Bundesgenoſſen augenblicklich vorhandene gute Wille giebt uns für kommende Gefahren keine Beruhigung, weil bei der gegenwärtigen Lage des Bundes und dem Stande der Bundes-Militairverhältniſſe die rechtliche oder thatſächliche Möglichkeit, ihn zu bethätigen, vielfach mangeln wird.

Dieſe Erwägung und die völlig außergewöhnliche Lage, in welche Preußen durch die feindſelige Haltung der andern im Bunde befindlichen Großmacht gebracht iſt, drängt uns die Nothwendigkeit auf, eine den thatſächlichen Verhältniſſen Rechnung tragende **Reform des Bundes** in Anregung zu bringen.

Wir behalten uns baldige weitere Eröffnungen über dieſe Verhältniſſe vor. Zunächſt aber haben wir eine Beantwortung der oben angedeuteten Frage zu erbitten, ob und in welchem Maße wir auf Unterſtützung in dem Falle zu rechnen haben, daß wir von Oeſtreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werden.-

Dieſem Rundſchreiben folgte der entſprechende Antrag Preußens beim Bunde faſt auf dem Fuße. In der Sitzung vom 9. April ſtellte Preußen nachſtehenden Antrag:

-Hohe Bundesverſammlung wolle beſchließen: Eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehende Verſammlung für einen noch näher zu beſtimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der deutſchen Regierungen über eine **Reform** der Bundesverfaſſung entgegenzunehmen und zu berathen; — in der Zwiſchenzeit aber, bis zum Zuſammentritt dieſer Verſammlung, durch Verſtändigung der Regierungen unter einander, dieſe Vorlagen feſtzuſtellen.- —

Die Motivirung war umfaſſend und lehnte ſich an das obige Rundſchreiben vom 24. März an.

Worin die Bundesreform zu beſtehen haben würde, das war weder in dieſem Antrage noch in der beigegebenen Motivirung deſſelben ausgedrückt;

im Weſentlichen aber wußte man bereits, daß es ſich dabei um drei, bereits von uns namhaft gemachte Hauptpunkte handeln würde: um Ausweiſung Oeſtreichs, um die Suprematie Preußens und um die Unterordnung der Klein- und Mittelſtaaten. »Den thatſächlichen Verhältniſſen ſollte Rechnung getragen werden.« Preußiſcherſeits war man ſich wohl bewußt, daß man die Bundesſtaaten durch eine Ausſicht auf »Reform«, die doch zu weſentlichem Theile Unterordnung unter Preußen bedeutete, nicht zu ſich herüber ziehen werde; man hielt aber in dem gegebenen Moment — ſo weit waren die Dinge bereits gediehen — das politiſch Correcte auch für das politiſch Kluge. Daß der Gleichberechtigung am Bunde ein Ende gemacht, daß natürliche, in der Macht gegründete Verhältniſſe hergeſtellt werden müßten, darüber war man ſelbſt öſtreichiſcherſeits nie in Zweifel geweſen. »Es iſt gegen die Weltordnung« — ſo hatte bei einer frühern Gelegenheit ein wiener Tagesblatt geſchrieben — »daß größere Körper von kleinen angezogen werden; es heißt gegen die mathematiſchen Geſetze der Natur wie der Politik anrennen, mächtige Staatskörper nöthigen zu wollen, um ſchwache zu kreiſen; . . alle Verſuche, dieſe unabänderliche Ordnung, dies Geſetz der Schwere durch Volksverſammlungen, Paulskirchen- oder Bundestag-Majoritäten beſeitigen zu wollen, müſſen immer mißlingen.«

Die Bundesreform-Pläne Preußens wie ſie, wenigſtens »dem Vernehmen nach«, bekannt wurden, ſteigerten überall in deutſchen Landen (wir deuteten dies ſchon an) die reichlich gegen uns vorhandenen Antipathieen, Antipathieen die alsbald um ſo unverhohlener glaubten hervortreten zu dürfen, als eben jetzt der Zeitpunkt für die bundesfreundliche Wandlung Oeſtreichs gekommen war. Den Krieg wollend, oder ihn doch als unvermeidlich anſehend, ſuchte das wiener Cabinet, ganz wie es Preußen that, nach Bundesgenoſſen in Deutſchland, ſchlug aber das entgegengeſetzte Mittel ein ſie zu gewinnen, kam ihnen entgegen, bequemte ſich ihnen und nahm deshalb nicht länger Anſtand, ſelbſt auf die Gefahr eines pater peccavi hin, ſeinen vollen Frieden mit dem Bunde zu machen. Seine Schuld, wenn überhaupt wo, lag auf dem Gebiet der ſchleswig-holſteinſchen Frage, hier hatte auch ſeine Sühne einzutreten. Sein Zuſammengehn mit Preußen hatte Abwendung vom Bunde bedeutet, jetzt wandte es ſich dem Bunde wieder zu. Der Bund (plötzlich) hatte wieder Recht, der Bund hatte feſtzuſtellen, wem Schleswig-Holſtein gebühre und eine öſtreichiſche Depeſche vom 26. April gab dieſer veränderten Anſchauung Ausdruck. Sie gab Preußen auf und ſtellte ſich auf die Seite des Bundes. Die weſentlichen Stellen dieſer höchſt wichtigen an den Grafen Karolyi gerichteten Depeſche aber waren die folgenden:

> »Hochgeborener Graf. Je größere Wichtigkeit die kaiſerliche Regierung auf die gegenſeitigen Erklärungen legt, durch welche in den letzten Tagen die augenblickliche Gefahr eines Conflictes zwiſchen den deutſchen Großmächten glücklich überwunden worden iſt, deſto lebhafter wünſcht der Kaiſer, unſer Allergnädigſter Herr, daß die Wiederkehr dieſer Gefahr, an deren Daſein glauben zu müſſen für Se. Majeſtät peinlich geweſen iſt, für immer verhütet werden möge. Dazu iſt aber erforderlich, daß ſich an das Einverſtändniß der Cabinette von Wien und Berlin über beiderſeitige Entwaffnung alsbald auch ein Einverſtändniß über gründliche Beſeitigung der Urſachen der eingetretenen Spannung knüpfe.«

Die »Urſachen der eingetretenen Spannung« erkennt nun die Depeſche in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. Sie hebt hervor, daß Oeſtreich die Abtretung der Herzogthümer, wie dieſelbe in Artikel III. des wiener Friedensvertrages ausgeſprochen ſei, immer nur als eine »vorläufige Ceſſion« angeſehn habe, worauf weitere Verfügungen (d. h. alſo die Einſetzung des Herzogs von Auguſtenburg) gegründet werden ſollten. Oeſtreich räume indeſſen ein, daß gewiſſe Zugeſtändniſſe (Kiel, Rendsburg, Sonderburg) an Preußen gemacht werden müßten. Die Depeſche, nachdem ſie dieſe Zugeſtändniſſe — die man etwa als »herabgeſetzte Februar-Forderungen« bezeichnen darf — präciſirt, ſchließt dann wie folgt:

> »Entzieht ſich Preußen demungeachtet unſeren gerechten und ehrenvollen Vorſchlägen, ſo wird uns keine andre Entſchließung mehr übrig bleiben, als dem deutſchen Bunde den ganzen Stand der Angelegenheiten offen darzulegen, und der gemeinſamen Erwägung unſerer Bundesgenoſſen anheimzugeben, welche Wege in Ermangelung eines Einverſtändniſſes zwiſchen Oeſtreich und Preußen einzuſchlagen ſeien, um zur bundesgemäßen Regelung der holſteiniſchen Angelegenheit zu gelangen. Auch wird dann die Stimme des Landes Holſtein, die ohne Zweifel vernommen zu werden verdient, um ſo weniger noch länger ungehört bleiben können, als ohnehin die holſteiniſchen Stände nach der geltenden Verfaſſung im Laufe dieſes Jahres einberufen werden müſſen.«

So die Depeſche vom 26. April. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage, wie ſie den Streit angeregt hatte, rief ihn auch jetzt unmittelbar ins Leben. Preußen, ſelbſtverſtändlich, »entzog ſich den gerechten und ehrenvollen Vorſchlägen«, wie ſie dieſe Depeſche gemacht hatte und »ſo blieb denn«, — um mit den Worten der Mensdorffſchen Depeſche zu ſprechen — »der öſtreichiſchen Regierung keine andre Entſchließung übrig, als dem deutſchen Bunde den

Stand der ganzen Angelegenheit darzulegen.« Dies geſchah in der Bundestagsſitzung vom 1. Juni. Wie der preußiſche Bundesantrag vom 9. April nur der in die entſprechende Form gebrachte Ausdruck deſſen war, was die Circular-Depeſche vom 24. März bereits geſagt hatte, ſo war der öſtreichiſche Bundesantrag vom 1. Juni nur der Ausdruck jener Anſchauungen und Wandlungen, von denen die öſtreichiſche Depeſche vom 26. April bereits die erſte Kunde gegeben hatte. Die betreffende Erklärung ging ihrem weſentlichen Inhalte nach dahin, »daß eine Wiederkehr der Kriegsgefahr nur dann vermieden werden könne, wenn Preußen gewillt ſei, *Bundesbeſchlüſſe* zu achten, und wenn (in dem ſpeziell vorliegenden Fall) die ſchleswig-holſteiniſche Frage nicht nach einſeitigen Anſprüchen, ſondern nach *Bundes-* und *Landesrecht* gelöſt werde.« Hieran reihte ſich, von Seiten des öſtreichiſchen Geſandten der Schluß-Paſſus:

> »Daß die Bemühungen Oeſtreichs für einen bundesgemäßen Abſchluß der Herzogthümerfrage im Einverſtändniß mit Preußen fruchtlos geblieben ſeien, und daß daher die kaiſerliche Regierung alles Weitere den *Beſchließungen des Bundes* anheimgebe, welche Oeſtreich befolgen werde. Der kaiſerliche Statthalter in Holſtein ſei bereits bevollmächtigt die holſteiniſchen Stände einzuberufen, damit die Wünſche und Rechtsanſchauungen des Landes, als ein berechtigter Factor in der Entſcheidung, geltend gemacht werden können.«

Hiermit war die Wandlung und ſogleich der Bruch vollzogen. Die preußiſche Regierung (in einer Depeſche vom 3. Juni) erklärte in unmittelbarer Beantwortung des Geſchehenen, daß ſie die vom öſtreichiſchen Bundestagsgeſandten abgegebene Erklärung als eine ausdrückliche Losſagung Oeſtreichs vom gaſteiner Vertrage erkenne, daß dadurch die urſprüngliche Feſtſetzung des wiener Vertrages, d. h. die *gemeinſame* Herrſchaft in beiden Herzogthümern wieder in Kraft träte und daß, nach Wiederherſtellung des wiener Vertrages, die einſeitige (nur von Oeſtreich angeordnete) Einberufung der holſteiniſchen Stände ein Uebergriff Oeſtreichs ſei, gegen den ſich die preußiſche Regierung die weiteren Schritte vorbehalte.

In Wien aber, damit in ein neues Stadium eintretend, war man inzwiſchen über die Frage nach der *rechtlichen* Zuläſſigkeit bereits hinausgegangen und befragte nur noch, was *politiſch* zuläſſig erſchien. Nichts aber erſchien in dieſem Augenblick politiſcher als Anlehnung an den Bund, Gemeinſamkeit mit den Mittelſtaaten gegen den verhaßten Nebenbuhler. Die wiener Preſſe gab dieſem Gefühle lebhafteſten Ausdruck. »Endlich, endlich!« ſo ſchrieb die Oſtdeutſche Poſt, »was wir ſo lange als einen unerläßlichen Schritt der öſtreichiſchen Politik erkannt und befürwortet haben, iſt zur Thatſache geworden. Oeſtreich hat die Angelegenheiten der Herzogthümer in die Hände des deutſchen Bundes zurückgelegt und die holſteiniſche Landesvertretung wird einberufen. . . . Zur Stunde giebt es keinen Vertrag mehr zwiſchen Preußen und Oeſtreich. Der deutſche Bund iſt es, der am Königsberg und bei Oeverſee gekämpft; der deutſche Bund iſt es, der die Herzogthümer von Dänemark erobern half; der deutſche Bund iſt es, der den wiener Frieden mit unterzeichnet hat. Oeſtreich war blos ſein Mandatar, die Beneficien, welche in den beiden Verträgen, die ſeit der Eroberung Schleswigs ſtattgefunden, von Oeſtreich erworben wurden, ſind für den Bund erworben worden.« An dieſer Sprache nahmen ſo ziemlich alle wiener Blätter Theil. Die »Preſſe«, in relativ gemäßigtem Tone, ſchrieb: »Zur Ruhe Mittel-Europa's iſt eine politiſche Reorganiſation Deutſchlands im antipreußiſchen Sinne nothwendig; eine Reorganiſation, welche es Preußen unmöglich macht, durch Gebiets-Erwerbungen in Deutſchland, durch Conventionen mit anderen deutſchen Staaten deutſche Länder in ihrer Bedeutung herabzudrücken und ſeine eigne hierdurch zu erhöhen. Auf friedlichem Wege dürfte es unmöglich ſein, Preußen zu ſolchen Zugeſtändniſſen zu bewegen, und darum ſcheint uns auch der Friede nicht möglich, gewiß nicht wünſchenswerth. Ein gegen Preußen geführter glücklicher Krieg würde ſelbſtverſtändlich eine annehmbare Löſung des großen deutſchen Problems herbeiführen. Er würde die deutſchen Hauptſtaaten vergrößern helfen und ein viel beſſeres Gleichgewicht der Kräfte derſelben herſtellen, als leider jetzt zu finden iſt. Wenn z. B. Sachſen und Hannover doppelt ſo groß werden können, als ſie heute ſind, ſo wäre viel gewonnen.« Andere Blätter gingen über dieſe gemäßigte Sprache weit hinaus, und den Sieg der neuen Allianz vorwegnehmend, hieß es pomphaft: »nicht Olmütz, aber — Jena«. »Preußen muß unſchädlich gemacht werden; das Intermezzo Friedrichs des Großen muß aufhören.«

Das war die Stimmung in Wien. Der provocirenden Worte waren genug, aber es fehlte noch die That. Dieſe (Einberufung der holſteinſchen Stände) war angedroht, alles hing davon ab, ob man ſie ausführen werde. — Nicht lange ſollte ein Zweifel darüber ſein. Am 5. Juni erſchien folgendes Patent (Einberufungs-Ordre) in der Kieler-Zeitung:

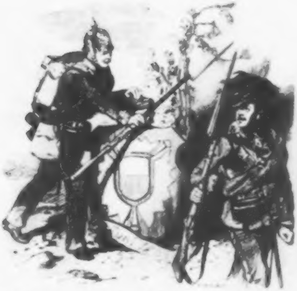
> »In Folge Allerhöchſten Auftrages Sr. Majeſtät des Kaiſers, meines Allergnädigſten Herrn, thue ich, der kaiſerlich königliche Statthalter für das Herzogthum Holſtein, hiermit kund, daß ich die Ständeverſammlung für das Herzogthum Holſtein auf den 11. Juni einberufe. Die Abgeordneten, oder die ver-

ordnungsmäßig ſtatt ihrer eintretenden Stellvertreter haben ſich zu dem gedachten Tage in der Stadt Itzehoe einzufinden und zu gewärtigen, was ich ihnen durch den von mir zu ernennenden Commiſſar werde vorlegen laſſen. Die Verſammlung hat ihre Verhandlungen ſo einzurichten, daß dieſelben innerhalb dreier Monate beendigt ſein können.

Kiel, den 5. Juni 1866.

Der kaiſerliche Statthalter für das Herzogthum Holſtein.

Gablenz, Feldmarſchallieutenant.



Eine Wahl blieb länger. Das Patent vom 5. Juni hatte den Handſchuh hingeworfen, Preußen nahm ihn auf. Die — weiteren Schritte — die es in ſeiner Depeſche vom 3. Juni angezeigt hatte, es that ſie jetzt, — es überſchritt die Eider, es rückte (7. Juni) in Holſtein ein. Jeder Fall war vorgeſehn. Alles culminirte für den Moment in der Frage, ob Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz entſchloſſen war, den Einmarſch in Holſtein geſchehen zu laſſen oder ihn zu hindern. Der Statthalter entſchied ſich für jenes, vielleicht aus politiſchen, noch wahrſcheinlicher (die Preußen waren doppelt ſo ſtark als er und ihre Kanonenboote lagen in der Elbe) aus rein militairiſchen Erwägungen. Alle Chancen waren gegen ihn. So unterblieb der Zuſammenſtoß auf dem Terrain des Streitobjects. Während die Preußen in Holſtein vorrückten, zogen ſich die Oeſtreicher in ſüdlicher Richtung zurück. Am 7. Mittags verließ der Statthalter Kiel. Man war auch jetzt noch bemüht, den unvermeidlich gewordenen Schritten Formen zu geben, die mehr an die kameradſchaftliche Zeit vergangener Monate, als an die Gegnerſchaft mahnen ſollten, der man entgegen ging. Sämmtliche preußiſche Offiziere und Mannſchaften hatten ſich auf dem kieler Bahnhofe eingefunden. Die Muſik des preußiſchen See-Bataillons ſpielte bei der Abfahrt der Oeſtreicher die öſtreichiſche National-Hymne. Faſt war es der Courtoiſie zu viel. Der Moment war kaum noch dazu angethan eine ſolche Artigkeit blos als Huldigung erſcheinen zu laſſen. Der Erbprinz von Auguſtenburg, um auch ſeiner zu erwähnen,*) hatte ſchon am Morgen des 7. Kiel in aller Eile verlaſſen.

Statthalter v. Gablenz hatte Kiel nicht ohne vorgängigen Proteſt verlaſſen. Es hieß darin, daß er »weitere Entſchließungen ſeinem hohen Cabinette vorbehaltend« ſich veranlaßt ſehe, den Sitz der Statthalterſchaft bis auf Weiteres nach Altona zu verlegen. Dahin ging er ab, dahin folgte ihm die öſtreichiſche Brigade (Kalik), die ſo lange die Beſatzung von Holſtein gebildet hatte. Von hier aus gedachte der Statthalter abzuwarten, ob Preußen den Zuſammentritt der Stände in Itzehoe thatſächlich hindern werde. Auch dies geſchah. Die preußiſchen Bataillone blieben, auf letztgenannten Ort hin, in Marſch. Am Sonntag den 10. trafen ſie ein; mit ihnen Freiherr v. Manteuffel. Ohne Widerſtand machte ſich Preußen zum Herrn der Situation. Schon in der Nacht vom 11. zum 12. gaben die Oeſtreicher auch Altona auf und ſetzten, nach Harburg hin, über die Elbe. Die Brigade ging über Hannover und Kaſſel nach dem böhmiſchen Kriegſchauplatz ab. Wir werden ihr dort wieder begegnen, in tapfren aber unglücklichen Kämpfen.

Der Eindruck dieſer Vorgänge war in ganz Deutſchland ein überwältigender. Bis zuletzt hatte man an den vollen Ernſt Preußens nicht glauben wollen, vielleicht ſelbſt in Wien nicht. Die plötzlich entfaltete Energie hatte etwas Lähmendes, um ſo mehr als ſie nach dem Vorgange von Olmütz nicht erwartet war. Man könnte faſt behaupten, daß die Schwäche von 1850 uns 1866 goldene Früchte trug.

Schlag auf Schlag gingen jetzt die Anträge am Bunde. Zum 11. beraumte der öſtreichiſche Geſandte eine außerordentliche Sitzung an und erklärte, unter Hinweis auf Preußens Vorgehen in Holſtein, »daß dies ein Bruch des wiener Vertrages und des gaſteiner Uebereinkommens ſei, welches Oeſtreich bereit war, bis zur Entſcheidung des Bundes fortdauern zu laſſen. Der Kaiſer ſei den Bundesgeſetzen treu geblieben, welche verbieten, einen Streit zwiſchen den Mitgliedern des deutſchen Bundes gewaltſam auszutragen. Preußen habe aber einen Act der Selbſthülfe unternommen, welchem mit allen Mitteln Einhalt zu thun ſei. Die Bundesverſammlung ſei hierzu durch Artikel 19 der wiener Schlußakte berufen und verpflichtet. Oeſtreich beantrage deshalb: Die ſchleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres binnen vierzehn Tagen, mit Ausnahme der zur preußiſchen Armee gehörigen Corps.«

---

*) Wohl ſelten iſt ein Prätendent ruhmloſer, minder beklagt vom Schauplatz abgetreten. Es war ihm nicht vergönnt — kaum bei denen, die mit Ausdauer zu ihm ſtanden — ein lebhafteres Intereſſe zu erwecken, am allerwenigſten jenen poetiſchen Zauber, der, wenn ihnen ſonſt nichts bleibt, das unverlierbare Erbtheil der Prätendenten zu ſein pflegt. Keine tiefergehende Theilnahme folgte ihm und daß dem ſo war, das war nicht Laune, nicht Zufall, nicht Untreue, nicht „preußiſche Conſpiration“, das war nur das natürliche Verhältniß von Urſach und Wirkung. Eine Berathung um ſich, die den Grafen Bismarck als einen „[illegible] männiſchen Ignoranten“, als einen „Diplomaten in Stulpenſtiefeln“ glaubte überliſten zu können; höchſten Anſprüchen nachſtrebend unter Verſchmähung kleiner Mittel; nirgends perſönliche Hingebung, nirgends ein großer Einſatz, nirgends jene „Paſſion“, die aus dem Glauben an ſich ſelber emporwächſt, — ſo ſchloß er ſeine Laufbahn ſtill, geräuſchlos, in [illegible] Haltung. Unter allen Eigenſchaften aber, die ein Prätendent [illegible] entbehren kann, ſteht vielleicht die Vorſicht obenan.

Die Bundesverſammlung beſchloß, drei Tage ſpäter, am 14., über den Antrag Oeſtreichs abzuſtimmen. Inzwiſchen (am 12.) erbat der öſtreichiſche Geſandte in Berlin, Graf Karolyi, ſeine Päſſe und reiſte ab. Preußen, am ſelben Tage (12.), erließ ein Rundſchreiben, in dem es Stellung nahm zu dem öſtreichiſchen Antrage vom Tage vorher. »Dem Antrage fehlt jede bundesrechtliche Grundlage;« ſo hieß es darin. »Durch Annahme deſſelben löſen die Betheiligten das Bundesverhältniß und treten den bundesloſen Zuſtand mit einem Acte der Feindſeligkeit gegen Preußen an. In dem ausbrechenden Kriege wird Preußen ſich nur durch das eigne Intereſſe und dasjenige der zu ihm ſtehenden Staaten leiten laſſen.«

So kam der 14. Juni und mit ihm die Abſtimmung

14 Juni 1866

Oeſtreichs Antrag vom 11. (Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen) wurde mit neun Stimmen gegen ſechs angenommen. Für Oeſtreich ſtimmten: Oeſtreich, Bayern, Sachſen, Würtemberg, Hannover, Großherzogthum Heſſen, Kurheſſen, Naſſau und die ſechszehnte Kurie (Liechtenſtein, Reuß ꝛc.). Gegen Oeſtreich ſtimmten: Sachſen-Weimar und die thüringiſchen Herzogthümer (außer Meiningen), Oldenburg-Anhalt-Schwarzburg, Mecklenburg, die freien Städte (außer Frankfurt), Luxemburg und Baden. Preußen gab gar keine Stimme, da es, gleich bei Beginn der Sitzung, die ganze Verhandlung für bundeswidrig erklärt hatte.

Unmittelbar nach erfolgter Abſtimmung, die alſo gleichbedeutend war mit: Krieg Oeſtreichs und der deutſchen Mittelſtaaten gegen Preußen, erhob ſich der preußiſche Bundestagsgeſandte (Herr v. Savigny), um eine letzte Erklärung abzugeben. Der Inhalt derſelben ging dahin: der alte Bund iſt todt; Preußen fordert auf zur Gründung eines neuen. Die Schlußſätze dieſer Erklärung lauteten wörtlich wie folgt:

„Durch die in Folge des öſtreichiſchen Antrags und der Abſtimmung ausgeſprochene Kriegserklärung gegen ein Mitglied des Bundes, ſieht die preußiſche Regierung den Bundesbruch als vollzogen an. Im Namen und auf Allerhöchſten Befehl Sr. Majeſtät des Königs, ſeines Allergnädigſten Herrn, erklärt der Geſandte daher hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich anſieht, denſelben vielmehr als erloſchen betrachten und behandeln wird.

Indeß will Sr. Majeſtät der König mit dem Erlöſchen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut geweſen, als zerſtört betrachten. Preußen hält vielmehr an dieſen Grundlagen und an der Einheit der deutſchen Nation feſt und ſieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutſchen Staaten an, für die letztere den angemeſſenen Ausdruck zu finden. Die königliche Regierung legt ihrerſeits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältniſſen entſprechenden Einigung hiermit noch vor (dieſe Vorlage erfolgt) und erklärt ſich bereit, auf den alten, durch eine ſolche Reform veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutſchen Regierungen zu ſchließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollen. Der Geſandte vollzieht die Befehle ſeiner Allerhöchſten Regierung, indem er ſeine bisherige Thätigkeit hiermit nunmehr für beendet erklärt.“

In unmittelbarer Folge eben dieſer Vorgänge (vom 14. Juni) richtete Preußen zugleich die Anzeige an alle europäiſchen Mächte, „daß der bisherige völkerrechtliche Verband zwiſchen den deutſchen Staaten nicht mehr beſtehe.“

Weſſen iſt die Schuld?

ALSO der Krieg war da. Wer trug die *Schuld*? Es dürfte beinahe ungehörig erſcheinen, dieſe Frage da aufzuwerfen, wo, wenigſtens nach unſrem Dafürhalten, das Segensreiche des Ausganges, das Schuldvolle des Beginnens (die Schuld liege auf welcher Seite ſie wolle) von vornherein in Zweifel ſtellt. Und doch nehmen wir die Frage auf, weil wir weit ab davon ſind, der »Politik des Erfolges« ohne alle Bedenken zu huldigen, nehmen ſie *gern* auf, weil wir der feſten Ueberzeugung leben, daß Preußen die Beantwortung dieſer Frage nicht zu ſcheuen hat. *Preußen hat dieſen Krieg nicht gewollt*. Seine Gegner (zugegeben, bis zu einem gewiſſen Grade provocirt) haben ihm dieſen Krieg und mit dieſem Kriege ſeine Siege aufgedrungen. Oeſtreich ſowohl, wie dem Bunde gegenüber, war Preußen in ſeinem Recht. Oeſtreich gegenüber *ganz und gar*, dem Bunde gegenüber zur beſſeren Hälfte. Politik und nationaler Beruf ſchrieben Preußen, auch in Hinblick auf den letztern, ſeinen Rechtsbrief, aber *das formale Recht*, wie nicht geleugnet werden ſoll, war, zu Beginn des Conflictes, auf Seiten des Bundes.

und [illegible] und [illegible]?

Es wird ſich verlohnen in Nachſtehendem den Nachweis zu führen, worin die Verſchiedenheit der Stellung Preußens zum Bunde und zu Oeſtreich lag, warum es gegen Oeſtreich von vornherein ein *ganzes* und gegen den

Bund nur ein halbes Recht hatte, ein halbes Recht, aus dem ſich erſt ſchließlich und zwar in Folge des auch in formaler Beziehung völlig in die Jrre gehenden Beſchluſſes vom 14. Juni, ein ganzes Recht Preußens gegen beide Gegner gebar.

Zunächſt ein Wort über Preußens Stellung dem Bunde gegenüber. Wir haben dabei in Kurzem auf den November 1863 und den Tod Friedrichs VII. von Dänemark zurückzugehn.

Die Action Preußens, wie dieſelbe, unmittelbar nach dem Tode des eben genannten Fürſten hervortrat, verſtieß gegen das formale Recht des Bundes. Der Bund hatte das londoner Protokoll (das über die Anſprüche des auguſtenburgiſchen Hauſes hinwegging) nie anerkannt. Nach Anſicht des Bundes war der Erbprinz von Auguſtenburg der Erbberechtigte in Schleswig-Holſtein, den es Pflicht und Aufgabe war, in ſein Erbe einzuſetzen. Dieſer Zeitpunkt trat mit dem Hinſterben Friedrichs VII. von Dänemark ein. Der Bund betrachtete vom Todestage dieſes Fürſten an, (15. November 1863) den Erbprinzen als rechtmäßigen Herzog und es erübrigte nur, den de jure Herzog auch de facto zum Herzog zu machen. Die nöthigen Schritte wurden zu dieſem Behufe eingeleitet und Preußen, wenn ihm das formale Recht des Bundes höher geſtanden hätte als ſeine nationale Aufgabe, würde — nachdem es aller aus dem londoner Protokoll herzuleitender Verpflichtungen in Folge däniſcher Hartnäckigkeit überhoben war — einfach die Pflicht gehabt haben, im Auftrage des Bundes Holſtein zu beſetzen, im Auftrage des Bundes Schleswig zu erobern und im Auftrage des Bundes das beſetzte und eroberte Schleswig-Holſtein an den erbberechtigten Prinzen von Auguſtenburg auszuhändigen. Preußen ging andre Wege. Wir ſetzen hinzu: glücklicherweiſe; aber ſeine Action, wie immer wir uns derſelben zu freuen haben mögen, verſtieß gegen das formale Recht des Bundes.

Dies ſein formales Recht hielt der Bund mit Geſchick und Conſequenz aufrecht. Es ließ ſich durch den Glanz erfochtener Siege nicht blenden, nicht von ſeinem Rechtsſtandpunkt verdrängen. »Wir haben Schleswig-Holſtein nicht erobern können, weil man uns daran verhinderte; wir danken dies dem Sieger mit nichten. Preußen hat von Preußens wegen gethan, was es von Bundes wegen hätte thun müſſen. Es iſt über uns und unſere Beſchlüſſe hinweggegangen, es hat den Bund ignorirt; das Einzige, was wir thun können, iſt, daß wir die Beleidigung vergeſſen, aber wir dürfen unſer Recht nicht vergeſſen. Unſer Recht aber iſt das, über dem Recht eines deutſchen Fürſten zu wachen, ſein Erbe zu ſichern, ihn in ſein Erbe einzuſetzen. Den Bruch heilt nur eins: wenn Preußen ſich ſeines Sieger-Anſpruches begiebt, ſich nachträglich unſeren Beſchlüſſen unterwirft und dem Herzoge giebt, was des Herzoges iſt.«

Dieſe Sprache, vom Standpunkte formalen Rechtes aus, war berechtigt. Sie blieb auch berechtigt, nachdem die Feſtſetzungen des wiener Friedensvertrages den Bund und ſeinen Schützling, den Erbprinzen von Auguſtenburg, abermals außer Betracht gelaſſen hatten. »Der König von Dänemark (ſo etwa deducirte der Bund) hat Schleswig-Holſtein zu freier Verfügung an die Sieger abgetreten; das konnte er nicht; es iſt ein Unding abzutreten, was man nicht beſitzt; der neue König von Dänemark war nie Herzog von Schleswig-Holſtein; mit dem Tode Friedrichs VII. fiel die alte däniſche Monarchie in zwei Stücke auseinander, der Erbe der einen Hälfte hatte keine Verfügung mehr über die andre und jede Verfügung, die er über dieſe andre Hälfte traf, war null und nichtig in ſich.«

Preußen, wie bekannt, ſtellte ſich dieſen Auslaſſungen des Bundes gegenüber auf den wiener Friedensvertrag und hütete die Rechte, die ihm derſelbe zuſprach. Es waren aber Rechte, die ihm erſt dadurch zugefallen waren, daß es ſich von Anfang an gegen den Bund in Unrecht geſetzt hatte. Dieſes Unrecht — wer, den nicht kleinere Intereſſen verblenden und beſchränken, wollte die Augen dagegen verſchließen — iſt längſt als politiſches Recht, als nationale Pflicht, als ein Heil und Segen erkannt worden, aber wie immer politiſch gerechtfertigt, es war von Anfang an eine Verletzung formalen Rechtes und wenn der Bund die Kraft gehabt hätte, dieſe Verletzung zu ſtrafen und Preußen auf dem Wege der Execution mit Krieg zu überziehen, ſo würden wir, wenn auch unter Reſervation und Entſchuldigungen, die an der Spitze dieſes Capitels aufgeſtellte Frage »wer iſt ſchuld?« immer dahin zu beantworten gehabt haben: Preußen iſt ſchuld.

Es iſt aber bekannt, daß der Krieg, der in Wahrheit über uns hereinbrach, in erſter Reihe nicht als ein Bundeskrieg gegen Preußen geführt wurde, ſondern daß Oeſtreich — der Bundesgenoſſe Preußens, ſein Mitſieger und Mitbeſitzer — dieſen Krieg einleitete, an den ſich dann gewiſſe Mittel- und Kleinſtaaten als eben ſo viele ſelbſtſtändige Staaten anſchloſſen, nicht um das bundesbrüchige Preußen, ſondern um das mit Oeſtreich rivaliſirende Preußen zu ſtrafen, ein Preußen, das in ſeiner Fehde mit Oeſtreich im allerbeſten Rechte war.

Im beſten Rechte, wie wir zu zeigen gedenken. Völlig anders wie zum Bunde, war die Stellung Preußens zu Oeſtreich. Wenn wir dem Bunde gegenüber ein formales Unrecht Preußens, eine Schuld conſtatirten, ſo war Oeſtreich einfach der Mitſchuldige.

Alle Schritte Preußens, wie ſie dem Tode Friedrichs VII. folgten, waren gemeinſchaftliche mit Oeſtreich. Gemeinſchaftlich ignorirte man den Bund, gemeinſchaftlich ſchlug man den Feind, gemeinſchaftlich ſchloß man Frieden und gemeinſchaftlich trat man den eroberten Beſitz an, nachdem man ſich bereits zu Anfang des eingegangenen Bündniſſes (im Januar 1864) dahin geeinigt hatte, über das zu erobernde Land, unter Ausſchluß des Bundes, entſcheiden zu wollen. Lag hierin ein Unrecht (und wir haben in Vorſtehendem des Weiteren ausgeführt, wie weit darin ein Unrecht lag), ſo war doch das Unrecht gleich vertheilt. Oeſtreich und Preußen waren Mitſchuldige, ſie waren Schuldige gegen einen Dritten, nicht untereinander. Dieſer Dritte mochte ihnen vorwerfen: »ihr ſeid ſchuld«, aber ein gegenſeitiges: »du biſt ſchuld« war unzuläſſig.

Ihre Haltung gegen den Bund, gegen den ſie beide Unrecht hatten, führte aber nicht zum Kriege. Zum Kriege führte einfach der Umſtand, daß man ſich um den Siegespreis von 1864 nicht einigen konnte. Der Conflict entſpann ſich auf dem Boden des Paragraphen, der Oeſtreich und Preußen als Condomini, als gemeinſchaftliche Beſitzer von Schleswig-Holſtein feſtgeſetzt hatte. Was zurück lag, lag zurück. Wir werden die Schuld des zwiſchen den Condominis ausbrechenden Krieges einfach bei dem zu ſuchen haben, der, auf dem Boden des wiener Vertrages ſtehend, ſeine Befugniſſe überſchritt und den Mitbeſitzer ſchädigte.

Wer war es nun, der das that?

Die Thatſachen, die wir in den erſten Capiteln dieſes Abſchnitts aufgezählt, übernehmen die Antwort auf die Frage. Werfen wir, recapitulirend, noch einmal einen Blick auf die Situation, wie ſie damals lag. Oeſtreich und Preußen hatten Schleswig-Holſtein zu gemeinſchaftlichem Beſitz. Zweierlei war nur möglich: entweder man einigte ſich darüber, es einem Dritten zu geben, oder man regierte, unter gewiſſenhafter Wahrung gegenſeitiger Rechte, gemeinſchaftlich nebeneinander her. Beide Wege wurden verſucht. Man einigte ſich zunächſt, trotz erheblicher Zweifel an dem ſo viel betonten Erbrecht, ziemlich leicht über den »Dritten«, aber man konnte darüber zu keiner Einigung gelangen, was dieſer Dritte, als Aequivalent für alles von Preußen Geleiſtete und ganz beſonders für alles noch ferner zu Leiſtende, zu bewilligen haben werde. Die Februar-Forderungen wurden nicht angenommen, Preußen machte keinen Kriegsfall daraus, es nahm die Ablehnung hin und beſtand nun, nachdem der eine Weg nicht zum Ziele geführt hatte, auf gewiſſenhafte Innehaltung des zweiten. Das heißt alſo auf Nebeneinander-Regierung ohne Schädigung gegenſeitiger Intereſſen. So lag die Aufgabe.

Man wird die Reihe der Ereigniſſe vom Herbſt 1864 bis zum Frühjahr 1866 vergeblich nach Schritten oder auch nur nach Anordnungen unterſuchen, aus denen ſich herausbeweiſen ließe, daß Preußen die Intereſſen ſeines Mitbeſitzers geſchädigt habe. Es iſt wahr, daß Preußen in beſtändiger Initiative war, daß es baute und Vermeſſungen anſtellte, daß es Truppen kommen und gehen ließ, daß es organiſirte und adminiſtrirte, und durch dieſe Regſamkeit den Gedanken an Sichhäuslicheinrichten, an Feſtſetzung für immer, wohl aufkommen laſſen konnte, aber in allem, was es that, war es in ſeinem guten Recht, und beſtritt dem zurückbleibenden, immer nachhinkenden Oeſtreich nie und nimmer das Recht, auch mit ſeinen Garniſonen wechſeln, auch Kaſernen bauen und Kriegsſchiffe in den kieler Hafen legen zu können. Die gleichen Anſprüche Oeſtreichs waren nie ein Gegenſtand des Zweifels, und ſo lebhaft man preußiſcherſeits es wünſchen mußte, daß Oeſtreich ſich über kurz oder lang bereit finden laſſen möchte, gegen irgend eine Ausgleichſumme (wie es bei Lauenburg ja bereits geſchehn war) ſeine Anſprüche fallen zu laſſen und ſeine Hälfte an Preußen abzutreten, ſo lag doch Preußen die Abſicht fern, an die Gewinnung dieſes Schleswig-Holſtein einen großen Krieg und dadurch mittelbar (denn wer mochte für den Erfolg bürgen) ſeine Exiſtenz zu ſetzen. Noch einmal, Preußen richtete ſich häuslich ein, beſtritt aber nie, weder durch Wort noch That, daß ihm die bloße Hälfte des Hauſes zugefallen ſei.

Anders Oeſtreich. Wohl erkennend, daß ein Hinausſchieben der Frage nur immer dem mitbeſitzenden Rivalen zu Gute kommen könne, und daß bei längerm Warten die Schleswig-Holſtein-Frucht doch nothwendig Preußen in den Schooß fallen müſſe, nahm es einſeitig — ohne ſich der Zuſtimmung Preußens dabei zu verſichern — den Plan wieder auf: die ſchleswig-holſteiniſche Frage durch Vorſchiebung des »Dritten« zu löſen. Wir ſagen einſeitig. Und darin lag die Provocation. Preußen ſelbſt, wie wir geſehen, hatte zu einer beſtimmten Phaſe mit dieſem Dritten pactiren wollen; die Unterhandlungen hatten ſich aber zerſchlagen, die Zeit lag zurück und nur unter gegenſeitiger Zuſtimmung konnten jene wieder aufgenommen werden. Oeſtreich ging aber einſeitig vor; immer offener neigte es ſich der Politik des Bundes zu, immer entſchiedener trat es auf die Seite des Erbprinzen, immer unverhohlener leiſtete es der Agitation zu ſeinen Gunſten Vorſchub und ſchädigte dadurch die Intereſſen ſeines Mitbeſitzers. Es konnte dem Auguſtenburgerthum nicht für die ihm (Oeſtreich) zuſtehende Hälfte Vorſchub leiſten, jede Agitation zu Gunſten des Auguſtenburgers tangirte eben das Ganze, berührte die preußiſche Hälfte mit, und die Forderungen, die nunmehr Preußen dieſer Agitation gegenüber zu erheben begann, waren Forderungen ſeines Rechts. Dieſen Forderungen nicht nachgeben wollen, hieß ſich zu Gunſten eines Dritten mit dieſem Dritten gegen den Alliirten alliiren und mußte zum Bruche führen.

Das Nichtverbot der altonaer Verſammlung vom 23. Januar (vergl. Seite 20), die einſeitige Einberufung der holſteiniſchen Stände, die entſprechenden Anträge am Bunde, die nicht mehr und nicht weniger bedeuteten als

Aufgeben der preußiſchen Allianz, Zurücktritt von den Feſtſetzungen des wiener Friedens und Uebertritt zu den Anſchauungen des Bundes, die bis dahin von Oeſtreich und Preußen gemeinſchaftlich bekämpft worden waren, — alles das bezeichnete, wie wir andern Orts bereits hervorhoben, daß dieſer Bruch in Wien beſchloſſene Sache geworden ſei. Dieſer völlige Wechſel in der Rechtsanſchauung war eine Beleidigung, Oeſtreich war an Preußen gebunden und hatte kein Recht mehr dieſen Wechſel zu vollziehen. Es doch thun, ließ Preußen keine Wahl, wenn das Halbhuberſche »zweite Olmütz« nicht ſchließlich eine Wahrheit werden ſollte. Der Bund hatte ein gutes, formales Recht, ſeinerſeits immer wieder auf die Einberufung der holſteiniſchen Stände, immer wieder auf die Erledigung der Erbfolgefrage vor ſeinem Forum, immer wieder auf die Einſetzung des »Herzogs« zu dringen, der Bund hatte dies Recht, Oeſtreich hatte es nicht. Oeſtreich, durch ſeine gemeinſchaftliche Action mit Preußen, durch ſeine Abſtimmungen am Bunde, durch beſtimmte Zuſagen im Januar 1864, war aufs beſtimmteſte an Preußen gebunden und die bis dahin bekämpfte Bundesanſchauung plötzlich acceptiren und plötzlich auguſtenburgiſch werden zu wollen, war eben gleichbedeutend mit Krieg wollen. Die öſtreichiſchen Provocationen, wie wir ſie vorſtehend aufgezählt (Einberufung der holſteiniſchen Stände ꝛc.), waren es, die zum Kriege drängten. Ohne dieſe Provocationen würde Preußen den Krieg nicht geführt und im Vertrauen auf ſeine natürlichen Chancen, auf die unzweifelhaft für ihn günſtig liegende Geſammt-Situation ſeine Zeit abgewartet haben. Daß dem ſo ſei, dafür bürgt uns das vor und nach dem Kriege immer wieder und wieder ausgeſprochene Wort des Königs »ich habe dieſen Krieg nicht gewollt«*) und dafür bürgt uns ſchließlich ein unbefangener Blick auf die Thatſachen ſelbſt.

Die Bundesabſtimmung vom 14. Juni, wie folgenſchwer immer, ſie ſchuf nicht den Krieg, ſie gab einer vorhandenen Situation nur den Abſchluß. Sie zeigte einfach, wer für uns und wer gegen uns war, ſie entſchied über die Allianzen der Mittel- und Kleinſtaaten und ſie entkleidete den Bund, indem er formale Fehler beging, ſeines formalen Rechtes gegen uns.

[*] Als Prinz Friedrich Karl zur Armee abging und ſich beim Könige verabſchiedete, ſagte der Letztere bewegt: „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr, wie ſoll ich jetzt noch an Krieg denken, ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden laſſen, wenn ich ſterbe. Ich weiß auch, daß ich's vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten muß. Ich kann's beſchwören vor Gott, ich hab Alles gethan, gebeten hab ich den Kaiſer, gebeten, wie man nur bitten kann, ich will auch keinen Fuß breit Landes, ich will Alles zugeſtehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Ich habe viel angeboten, aber ſie wollen ja den Krieg, ſie wollen es ſo wieder haben, wie es vor dem ſiebenjährigen Kriege war, und das geht doch nicht, dann iſt ja Preußen nicht Preußen mehr!" Ein Ohr- und Augenzeuge dieſer Begegnung hat dieſe Worte aufgezeichnet.

Auch er, bis dahin ſo correct, ſetzte ſich ſchließlich ins Unrecht. Ueber den Krieg ſelbſt aber war entſchieden, als Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz die Einberufungsordre für die holſteinſchen Stände veröffentlichte. Dies war der Handſchuh. Oeſtreich hatte ihn hingeworfen; Preußen nahm ihn nur auf.

Für uns iſt die Frage entſchieden: wer iſt ſchuld?

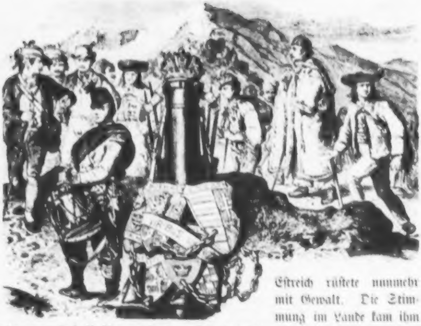
Oeſtreich und Preußen rüſten.

Eben den Noten und Depeſchen, die, wie wir vorſtehend gezeigt, das Feuer ſchürten, mal es zu dämpfen ſchienen, gingen die Rüſtungen hüben und drüben einher, im Weſentlichen unbeeinflußt von dem wechſelnden Stand der Verhandlungen. Oeſtreich ging voran; ſo wenden wir uns denn auch in unſrer Darſtellung zuerſt den Rüſtungen unſrer Gegner zu.

Mitte März, vielleicht ſchon früher, begann man in Wien militairiſche Vorbereitungen zu einem Kriege zu treffen. Zunächſt noch unter der Hand. Man ſchritt zu Truppendislocationen, indem man italieniſche und ungariſche Regimenter, vorläufig noch auf ihrem Friedensfuße, nach Böhmen zog und wieder andere Truppen nach Italien ſchickte. Die Garniſon von Wien, als dem Haupt-Eiſenbahnknoten, wurde bedeutend verſtärkt, alle übrigen Truppen an die Eiſenbahnen heranbeordert. Die Monturs-Anſtalten arbeiteten Tag und Nacht und erreichten ſo viel, die Armee zu der vielleicht beſt-bekleideten zu machen. Die Grenz-Regimenter wurden in der Zahl ihrer Bataillone verdoppelt, die vierten Bataillone (welche im Frieden nur als Depot-Cadres dienen) completirt; die Errichtung eines fünften Bataillons bei jedem Infanterie-Regiment wurde angeordnet. *Alle dieſe Maßregeln erfolgten bereits im März.* Es waren Maßregeln von einem halbkriegeriſchen Charakter. Wenn es zum Kriege kam (ſo mochte das wiener Raiſonnement gehn), ſo wollte man nicht völlig unvorbereitet in denſelben eintreten, man wollte mindeſtens die Maſchine derartig fertig haben, um ſie nöthigenfalls jeden Augenblick energiſch in Gang ſetzen zu können, aber andererſeits zögerte man eine große Anſtrengung zu machen, da man, trotz entgegengeſetzter Sprache, an den vollen Ernſt des Gegners nicht glauben und die Anſchauung nicht aufgeben wollte, daß eine bloße *Rüſtungs-Demonſtration* Preußen ſchließlich zur Nachgiebigkeit bewegen werde. So demonſtrirte man denn in einer Weiſe, die, wenn der Gegner Furcht hegte, gerade ſtark und gerade offen genug war, dieſen völlig einzuſchüchtern und gerade wiederum verſteckt genug war, um, wenn die Verhältniſſe es forderten, die ſtattgehabten Rüſtungen überhaupt beſtreiten zu können.

Dieſe Halbheit dauerte auch noch durch den April hin. Erſt vom 4. Mai ab, wo preußiſcherſeits die Mobilmachung von fünf Armee-Corps angeordnet, die übrigen vier Armee-Corps aber auf Kriegsſtärke erhoben wurden, erſt von dieſem Zeitpunkt ab ging man auch öſtreichiſcherſeits laut, öffentlich und unter Dranſetzung aller Kräfte vor. Die Zeit bloßen Demonſtrirens – um Einſchüchterungs willen – war vorüber, ebenſo hatten Geheimhalten und Verſteckensſpielen nicht länger einen Zweck. Der Gegner (Preußen), indem er ſich offen zu ſeinen Rüſtungen bekannte, machte jede Maske überflüſſig.

Oeſtreich rüſtet!



Eſtreich rüſtete nunmehr mit Gewalt. Die Stimmung im Lande kam ihm entgegen und half über vorhandene Schwierigkeiten hinweg. Der Preſſe und dem Clerus gelang es, die große Maſſe zu fanatiſiren. Es gelang, dieſen Krieg populair zu machen. Es war nicht nur, wenn man den öſtreichiſchen Organen ſein Ohr lieh, ein Krieg des Rechts gegen das Unrecht; an mehr als einer Stelle (wir kommen gleich darauf zurück) wußte man ihm den Lichtglanz eines heiligen Krieges zu geben.

Die wiener Preſſe überbot ſich ſelbſt. In Unfreiheit groß gezogen, überkam es ſie wie ein Rauſch, urplötzlich einer ungebundenen Freiheit ſich hingeben zu können. Die gewährte Freiheit war freilich keine andre als die, dem »Alliirten« und ſeiner Regierung, dem preußiſchen Volk und ſeinem Heer, all und jedes Unliebſame nachſagen zu können; aber, welcher Art auch, es war doch immerhin eine Freiheit. Und man machte den vollſten Gebrauch davon. Die Wendungen »zweites Olmütz« und »zweites Jena« (wir gedachten ihrer ſchon) wurden ſtehend und hundertfältig gefiel man ſich darin uns »nach Canoſſa« zu laden. Ja, man ging weiter. »Das Joch der Erniederung genügt nicht; es genügt nicht, dies Preußen durch die caudiniſchen Päſſe zu treiben. Der anderthalb hundertjährige Störenfried Deutſchlands muß unſchädlich gemacht, Preußen muß zerbröckelt werden. Die Epiſode Friedrichs des Großen muß ihr Ende erreichen.« So hieß es täglich. Die ſchleſiſchen Kriege, die große Erhebung von 1813, die ſiegreichen Kämpfe von Düppel und Alſen, deren Augenzeuge man geweſen war, alles war vergeſſen, dagegen ſah man in erhitzter Phantaſie 30,000 Reiter unter Baron Edelsheim, wie zur Zeit der Tartaren und Mongolen, aufs Neue Schleſien überſchwemmen und bezeichnete die Stelle, wo man den entſcheidenden Schlag zu thun gedachte, im Voraus als das »Preußengrab«. Spottlieder auf Preußen und ſeine Armee waren an der Tagesordnung und die wiener »Preſſe«, das geleſenſte Blatt der Hauptſtadt, brachte folgenden Spottvers, den es als Schlachtgeſang den heranrückenden Preußen empfahl:

Brenzell-beſchimmelt,
Düppel-entbrannt,
Doppel-belümmelt,
Reußenverwandt,
Stehen wir da,
Schreien Hurrah.

In derſelben Zeitung erſchien ziemlich gleichzeitig folgendes »Eingeſandt«: »Löbliche Redaction! Da Graf Bismarck als Landwehrmajor gegen uns ins Feld zu ziehen gedenkt, und ich den Grafen gern einmal anders, denn als Gaſt unſeres Kaiſers im Lande wiſſen möchte, ſo ſage ich hundert Gulden demjenigen Krieger zu, der ſothanen Grafen Bismarck der Erſte ergreift, und ſei es allein oder mit Hülfe Anderer, ſei es mit ganzem oder durchlöchertem Fell, ſei es todt oder lebendig zum Gefangenen macht. Dr. Joſeph Hundegger, Advocat in Murau.«

So die Haltung der Preſſe. Von vielleicht noch größerem Einfluß war die Haltung des Clerus. Auf mehr als einer Kanzel wurde »gegen die Türken« gepredigt und die Schrecken eines Religionskrieges (durch Gottes gnädige Fügung ſchließlich von uns abgewandt) zogen wenigſtens drohend herauf. Die hohen Prälaten gingen voran. »Sonſt vermöge meines Amtes ein Friedensbote« — ſo begann der Hirtenbrief des Biſchofs von Brixen — »verkündige ich euch heute den Krieg«, und in einem kirchlichen Manifeſte des Cardinal-Fürſtbiſchofs Rauſcher hieß es wörtlich:

> »Der zweite deutſche Staat überläßt ſich der Leitung eines Mannes, welcher Mazzini und Genoſſen zum Vorbild erkoren hat. Er kann nicht leugnen, daß Preußen auf Schleswig-Holſtein keine

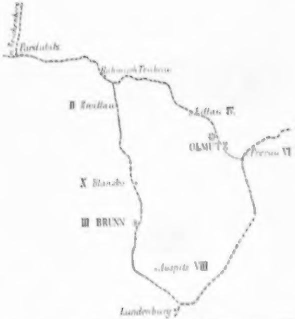
andere Anſprüche hat als Oeſtreich; aber Preußen braucht die Herzogthümer, alſo hat es ein Recht ſie zu beſitzen. Und der Mann, welcher das Vaterland in einen frevelhaften Bruderkrieg ſtürzt, hat bei Jung-Italien noch anderes gelernt, als die Verhöhnung des Rechts durch freche Gewaltthat. Die gemeinen Ränke, die boshaften Kunſtgriffe, die ſchamloſen Lügen, durch die er ſeit Monaten das Ausland zu täuſchen, Preußens Bevölkerung aufzuſtacheln und Oeſtreichs Geduld zu erſchöpfen ſucht, haben nichts Deutſches an ſich.«

Solche Sprache wurde nicht umſonſt geführt; das Volk lieh ihr willig ſein Ohr. Nie war ein Krieg populairer; aus allen Landestheilen, mit alleiniger Ausnahme der Italiener, eilte man freudig zu den Fahnen: die Strengkatholiſchen aus confeſſionellem Antagonismus, die Deutſch-Oeſtreicher aus Rivalität, die Ungarn und Slaven aus Racenhaß. Die große Maſſe, in Volk wie Armee, verſprach ſich einen leichten Sieg. »In ſeltſamer Logik, — ſo ſchrieb ſpäter ein ſüddeutſcher Offizier — zogen die Wiener aus den Unglückskämpfen von Magenta und Solferino den Schluß, daß die franzöſiſche Armee allerdings die erſte, die öſtreichiſche aber, unmittelbar folgend, die zweite Armee der Welt ſei . . . Niemand hatte eine Ahnung davon, daß ſich ſchließlich die Kräfte zu einander verhalten würden, wie ein öſtreichiſcher Papiergulden zu einem preußiſchen Thaler.«

Anfang Mai waren die Rüſtungen beendet, die Urlauber eingeſtellt, die Bataillone completirt; ſchon am 11. eben genannten Monats (ſechs Tage früher als in Preußen) konnten die Truppenconcentrirungen der mehr in Front ſtehenden Brigaden ihren Anfang nehmen. Am 20. Mai begann der **Maſſentransport** der noch **rückwärts** befindlichen Corps nach Mähren. Am 10. Juni war die Aufſtellung folgende:

I. Armee-Corps (Clam-Gallas), Hauptquartier: Prag.
II. Armee-Corps (Graf Thun), Hauptquartier: Zwittau; Mähren.
III. Armee-Corps (Erzherzog Ernſt), Hauptquartier: Brünn; Mähren.
IV. Armee-Corps (Graf Feſtetics), Hauptquartier: Littau; Mähren.
VI. Armee-Corps (Rammina), Hauptquartier: Prerau; Mähren.
VIII. Armee-Corps (Erzherzog Leopold), Hauptquartier: Auſpitz, Mähren.
X. Armee-Corps (Graf Huyn, ſpäter Gablenz), Hauptquartier: Blansko, Mähren.

Sechs Armee-Corps alſo, wie aus der nachſtehenden Zeichnung erſichtlich, ſtanden an den verſchiedenen Eiſenbahnlinien hin, die Mähren



durchſchneiden. Es war eine gute Centrumsſtellung, von wo aus ſich, je nach Bedürfniß, gleich leicht in Front oder nach den Flügeln hin operiren ließ. — Die Zuſammenſetzung der einzelnen Corps *) aber — es ſcheint uns hier die beſte Stelle dieſelbe zu geben — war folgende:

I. Arme-Corps (Clam-Gallas).

Brigade Poſchacher.
  18. Jäger-Bataillon (Böhmen).
  Infanterie-Regiment König von Preußen Nr. 34 (Ungarn).
  Infanterie-Regiment Martini Nr. 30 (Polen).
Brigade Leiningen.
  32. Jäger-Bataillon (Böhmen).
  Infanterie-Regiment Graf Gyulai Nr. 33 (Ungarn).
  Infanterie-Regiment Graf Haugwitz Nr. 38 (Italiener).
Brigade Piret.
  29. Jäger-Bataillon (Ungarn).
  Infanterie-Regiment Großfürſt Conſtantin Nr. 18 (Böhmen).
  Infanterie-Regiment Erzherzog Sigismund Nr. 45 (Italiener).

---

*) Wir geben in unſrer Aufzählung der Corps ausſchließlich die Zuſammenſetzung der Infanterie-Brigaden, von denen immer vier ein Armee-Corps bildeten. (Nur das I. Armee-Corps, nach Eintreffen der Brigade Kalik aus Holſtein, hatte fünf Brigaden.) Jeder einzelnen Brigade war immer noch eine vierpfündige Brigade-Batterie zu acht Geſchützen und außerdem jedem einzelnen Corps immer noch ein Huſaren- oder Ulanen-Regiment und eine Corps-Geſchütz-Reſerve, meiſt ſechs Batterieen ſtark, zugetheilt.

- Brigade Ringelsheim.
  - 26. Jäger-Bataillon (Kärnthner).
  - Infanterie-Regiment König von Hannover Nr. 42 (Böhmen).
  - Infanterie-Regiment Würtemberg Nr. 73 (Böhmen).

II. Armee-Corps (Graf Thun).

- Brigade Thom.
  - 2. Jäger-Bataillon (Böhmen).
  - Infanterie-Regiment Roßbach Nr. 40 (Polen).
  - Infanterie-Regiment Jellacic Nr. 69 (Ungarn).
- Brigade Henriquez.
  - 9. Jäger-Bataillon (Steiermärker).
  - Infanterie-Regiment Heſſen Nr. 14 (Oberöſtreicher).
  - Infanterie-Regiment König der Belgier Nr. 27 (Steiermärker).
- Brigade Saffran.
  - 11. Jäger-Bataillon (Steiermärker).
  - Infanterie-Regiment Sachſen-Weimar Nr. 64 (Ungarn).
  - Infanterie-Regiment Holſtein Nr. 80 (Italiener).
- Brigade Würtemberg.
  - 20. Jäger-Bataillon (Steiermärker).
  - Infanterie-Regiment Hartung Nr. 47 (Steiermärker).
  - Infanterie-Regiment Mecklenburg Nr. 57 (Polen).

III. Armee-Corps (Erzherzog Ernſt).

- Brigade Appiano.
  - 4. Jäger-Bataillon (Mähren).
  - Infanterie-Regiment Sachſen-Meiningen Nr. 46 (Ungarn)
  - Infanterie-Regiment Erzherzog Heinrich Nr. 62 (Szekler).
- Brigade Benedek.
  - 1. Jäger-Bataillon (Böhmen).
  - Infanterie-Regiment Erzherzog Franz Karl Nr. 52 (Ungarn).
  - Infanterie-Regiment Sokcſevics Nr. 78 (Croaten).
- Brigade Kirchsberg.
  - 3. Jäger-Bataillon (Oberöſtreicher).
  - Infanterie-Regiment Erzherzog Albrecht Nr. 44 (Ungarn).
  - Infanterie-Regiment Baron Heß Nr. 49 (Niederöſtreicher).
- Brigade Probaska.
  - Combinirtes Jäger-Bataillon Nr. 33.

Combinirtes Jäger-Bataillon Nr. 34.
Grenzer-Regiment Nr. 13 (Roman-Banater).
4. Bataillon vom Regiment Gondrecourt (Polen).
4. Bataillon vom Regiment Gorizutti (Polen).

IV. Armee-Corps (Graf Feſtetics).

Brigade Brandenſtein.
27. Jäger-Bataillon (Steiermärker).
Infanterie-Regiment Erzherzog Wilhelm Nr. 12 (Ungarn).
Infanterie-Regiment Großfürſt Michael Nr. 26 (Italiener).
Brigade Fleiſchhacker.
13. Jäger-Bataillon (Böhmen).
Infanterie-Regiment Graf Coronini Nr. 6 (Ungarn).
Infanterie-Regiment Großfürſt Thronfolger Nr. 61 (Ungarn).
Brigade Poeckh.
8. Jäger-Bataillon (Kärnthner).
Infanterie-Regiment Erzherzog Joſeph Nr. 37 (Ungarn).
Infanterie-Regiment Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 51 (Siebenbürger).
Brigade Erzherzog Joſeph.
30. Jäger-Bataillon (Polen).
Infanterie-Regiment Ritter v. Schmerling Nr. 67 (Ungarn).
Infanterie-Regiment Freiherr v. Steininger Nr. 68 (Ungarn).

VI. Armee-Corps (Ramming).

Brigade Waldſtätten.
6. Jäger-Bataillon (Böhmen).
Infanterie-Regiment Graf Hartmann Nr. 9 (Polen).
Infanterie-Regiment Ritter v. Frank Nr. 79 (Italiener).
Brigade Hertwek.
25. Jäger-Bataillon (Mähren).
Infanterie-Regiment Baron Kellner Nr. 41 (Bukowina).
Infanterie-Regiment Gorizutti Nr. 56 (Polen).
Brigade Jonak.
14. Jäger-Bataillon (Böhmen).
Infanterie-Regiment Prinz von Preußen Nr. 20 (Ungarn).
Infanterie-Regiment Waſa Nr. 60 (Ungarn).

Brigade Roſenzweig.
  17. Jäger-Bataillon (Mähren).
  Infanterie-Regiment Deutſchmeiſter Nr. 4 (Wiener).
  Infanterie-Regiment Gondrecourt Nr. 55 (Polen).

VIII. Armee-Corps (Erzherzog Leopold).

Brigade Fragner.
  5. Jäger-Bataillon (Mähren).
  Infanterie-Regiment Naſſau Nr. 15 (Polen).
  Infanterie-Regiment Karl Salvator Nr. 77 (Ungarn).
Brigade Kreyßern.
  21. Jäger-Bataillon (Polen).
  Infanterie-Regiment Baron Reiſchach Nr. 21 (Böhmen).
  Infanterie-Regiment Este Nr. 32 (Ungarn).
Brigade Schulz.
  31. Jäger-Bataillon (Slowaken).
  Infanterie-Regiment Baron Gerſtner Nr. 8 (Mähren).
  Infanterie-Regiment Nobili Nr. 74 (Böhmen).
Brigade Rothkirch.
  Infanterie-Regiment Baron Mamula Nr. 25 (Ungarn).
  Infanterie-Regiment Toſcana Nr. 71 (Ungarn).

X. Armee-Corps (Graf Huyn, ſpäter Gablenz).

Brigade Mondl.
  12. Jäger-Bataillon (Polen).
  Infanterie-Regiment Mazzuchelli Nr. 10 (Polen).
  Infanterie-Regiment Parma Nr. 24 (Polen).
Brigade Grivicic.
  16. Jäger-Bataillon (Mähren).
  Infanterie-Regiment Kaiſer Alexander Nr. 2 (Ungarn).
  Infanterie-Regiment Airoldi Nr. 23 (Polen).
Brigade Knebel.
  28. Jäger-Bataillon (Siebenbürger).
  Infanterie-Regiment Kaiſer Franz Joſeph Nr. 1 (Schleſier).
  Infanterie-Regiment Erzherzog Karl Nr. 3 (Mähren).
Brigade Wimpffen.
  Infanterie-Regiment Freiherr v. Bamberg Nr. 13 (Italiener).
  Infanterie-Regiment Erzherzog Stephan Nr. 58 (Polen).

Zu dieſen ſieben Armee-Corps geſellten ſich noch (ebenfalls in Mähren aufgeſtellt) fünf Cavallerie-Diviſionen und die große Armee-Geſchütz-Reſerve. Später die Brigade Kalik aus Holſtein. Alles in allem 58 Infanterie-Regimenter*) und 28 Jäger-Bataillone, 158 Escadrons, 744 Rohrgeſchütze und 6 Raketen-Batterieen. Das ſächſiſche Armee-Corps, das erſt im letzten Drittel des Juni ſich mit der kaiſerlichen Armee vereinigte, iſt in dieſe Zahlen nicht mit einbegriffen. Die Geſammtheit der ſieben öſtreichiſchen Corps (ſammt Artillerie und Cavallerie gegen 240,000 Mann ſtark) führte den Namen »Nord-Armee«. An ihrer Spitze, als General en chef, ſtand Feldzeugmeiſter v. Benedek, Generalſtabschef Feldmarſchall-lieutenant Baron Henikſtein. — Ehe wir zu einer Schilderung der preußiſchen Rüſtungen übergehen, ein Wort über den Feldzeugmeiſter, den in ſeltener Einmüthigkeit Heer und Volk an die Spitze der Armee berufen hatte.

Ludwig v. Benedek, der Sohn eines proteſtantiſchen Arztes, wurde im Jahre 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren. Von Jugend auf voller Neigung für die militairiſche Laufbahn, trat er zunächſt in die Militair-Bildungsanſtalt zu Neuſtadt, dann aus dieſer, 18 Jahr alt (1822), als Cadet in die Armee ein. 1829 war er Unterlieutenant, 1831 rückte er zum nächſten Grade auf und wurde nach Italien zum Generalſtab verſetzt. 1835 zum Hauptmann ernannt, ging er 1840 als Major und Adjutant des General-Commandos nach Galizien, wo er 1843 ſeine Beförderung zum Oberſtlieutenant und 1846 zum Oberſten erhielt. Es war dies das Jahr, wo die polniſche Bevölkerung von Galizien, beſonders das Landvolk, jenen

---

*) Wenn wir, was nicht unwichtig iſt, dieſe 58 Infanterie-Regimenter nach Nationalitäten gruppiren, ſo ergiebt ſich, daß Ober- und Nieder-Oeſtreich, Wien, Schleſien, Siebenbürgen, Banat, Croatien, Bukowina und das Szekler-Land je ein Regiment, Mähren und Steiermark je zwei ſtellten. Außerdem rekrutirten ſich

aus Italien ſechs (Hannover, Sigismund, Holſtein, Großfürſt Michael, Ritter Frank, Freiherr v. Bamberg),
aus Polen (Galizien) ſieben,
aus Böhmen zehn,
aus Ungarn einundzwanzig.

Unter den Jägerbataillonen, die eine Elite-Truppe bildeten, war kein italieniſches. Jene ſechs aus Venetien rekrutirenden Infanterie-Regimenter bildeten allerdings einen beſonders wunden Punkt der öſtreichiſchen Armee und mögen an den Mißerfolgen zu ihrem Theile beigetragen haben. „Die Italiener taugen nichts, wenn ſie aber gut ſind, ſind ſie vorzüglich" — war ein feſtſtehender und gern citirter Satz unter den öſtreichiſchen Offizieren. Auch diesmal wieder mag ſich der Satz, im Allgemeinen wie im Beſonderen, bewährt haben. Einzelne Bataillone (beiſpielsweiſe vom Regiment Bamberg bei Trautenau, vom Regiment Frank bei Nachod) entwickelten eine große Bravour, trotz enormſter Verluſte, im Ganzen aber war die Haltung der italieniſchen Regimenter energielos und unzuverläſſig und es kann nur auffallen, daß in keinem öſtreichiſchen Bericht, ſo viel wir deren geleſen, dieſe Thatſache ausgeſprochen wird. Haben wir darin Klugheit oder Indifferenz zu ſehen? oder iſt es eine, ſelbſt den Verluſt Venetiens überdauernde, kameradſchaftlich-chevalereske Geſinnung?

Aufſtand machte, der eine ſo vernichtende Wendung gegen den Adel nahm. Die Zahl der öſtreichiſchen Truppen war gering und hätte weder die Verſchwörung unterdrücken, noch der Wuth der Bauern Schranken ſetzen können, wenn nicht gewandte und energiſche Führer den Sieg ermöglicht hätten. Zu ihnen gehörte auch Benedek, der durch die Beſiegung der Polen bei Gdow die Entſcheidung vorbereitete, die dann durch das Vorrücken des Generals Collin gegen Krakau gegeben wurde. Erzherzog Ferdinand Este, damals Gouverneur von Galizien, ſtellte dem 42jährigen Oberſten das glänzendſte Zeugniß aus. Die Geheimniſſe dieſer nach allen Seiten hin ſehr mörderiſchen Aufſtands- und Kriegsepiſode ſind noch nicht vollſtändig aufgeklärt. Benedek erhielt für die Herſtellung der Ruhe und Ordnung im öſtlichen Theile der polniſchen Provinz das Leopoldkreuz und ein Jahr ſpäter den Befehl, mit ſeinem aus Ungarn beſtehenden Regiment Gyulai-Infanterie zur Armee nach Italien zu ſtoßen.

Im Feldzuge gegen die italieniſche Volkserhebung des Jahres 1848 wurde ſeine Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart gerühmt. Beſonders zeichnete er ſich bei dem Angriffe auf die doppelte, von Geſchützen ſtarrende Linie von Curtatone aus, welche ihre Vertheidiger für uneinnehmbar hielten, die aber dennoch nach zwei vergeblichen Stürmen mit dem Bajonet genommen wurde. So viele Ergebenheit für die Sache Oeſtreichs blieb nicht unbemerkt. Radetzky lobte ihn im nächſten Tagesbefehl mit den wärmſten Ausdrücken und empfahl ihn für den Maria-Thereſia-Orden. Als die Piemonteſen im nächſten Jahre (1849) den verzweifelten Kampf von Neuem begannen, drang Benedek an der Spitze ſeines Regiments in Mortara (21. März) ein, warf die Italiener hinaus und nahm eine Brigade gefangen. Auch bei Novara trug er durch ſein Ausharren bis zur Ankunft des dritten Armee-Corps weſentlich zum Siege bei.

Am 3. April 1849 wurde Benedek zum Generalmajor befördert und zur Armee in Ungarn (unter Haynau) verſetzt. Hier befehligte er anfangs eine Brigade in dem Corps des Feldmarſchalllieutenant Vogel, dann eine ſolche im vierten oder Reſerve-Armee-Corps. In verſchiedenen Treffen und Schlachten, bei Raab, bei Komorn und Szegedin focht er mit Auszeichnung, ſeine Tapferkeit wurde ſprüchwörtlich in der Armee. Bei Szegedin wurde er leicht, in den Gefechten von Szöreg und Os-Jvany aber ſo ſchwer verwundet (durch einen Granatſplitter am Fuß), daß er am ungariſchen Kriege nicht weiter theilnehmen konnte.

Nach ſeiner Herſtellung erfolgte ſeine Ernennung zum Chef des General-Quartiermeiſter-Stabes bei der zweiten Armee unter Radetzky, eine Ernennung, die ihn alſo von Ungarn nach Italien zurückführte. Gleichzeitig war er zum Inhaber des Infanterie-Regiments Latour ernannt worden.

1853 zum Feldmarſchalllieutenant befördert, erhielt er das Jahr darauf (1854) in Ausſicht einer Betheiligung auch der öſtreichiſchen Armee am Krimkriege, den Befehl über das vierte Armee-Corps in Lemberg. Bekanntlich kam es indeſſen zu keiner eigentlichen militairiſchen Action von Seiten Oeſtreichs.

Beim Ausbruch des Krieges von 1859, der, ſo wenig glänzend ſonſt, wenigſtens dazu beſtimmt war, dem Namen Benedeks einen beſonderen Glanz zu leihen, erhielt dieſer das achte Armee-Corps in Italien. Anfangs fand er kaum Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Der Po-Uebergang bei Cornale führte nur zu unbedeutenden Scharmützeln. An der Schlacht von Magenta konnte ſich nur noch, und zwar ſpät Abend erſt, ein Regiment ſeines Corps betheiligen; beim Rückzuge jedoch beſtand er mit einer ſeiner Diviſionen das blutige Gefecht bei Melegnano (8. Juni). In der Aufſtellung hinter dem Mincio nahm Benedek den äußerſten rechten Flügel, öſtlich von Peschiera, ein. Beim neuen Vorrücken (23. Juni) überſchritt er den Mincio bei Salionza, ging bis Pozzolengo und ſchob ſeine Avantgarde noch weiter vor.

Der nächſte Tag, der Tag von »Solferino«, wurde ſein Ruhmestag. Wie alle übrigen Corps vom Feinde angegriffen, ſtand er, auf dem äußerſten Flügel, mit ſeinem etwa 27,000 Mann ſtarken achten Corps, der geſammten piemonteſiſchen Armee gegenüber, die wenigſtens 40,000 Mann zählte. Er warf die Piemonteſen bei San-Martino in allen ihren Angriffen zurück, bis ein heftiges Gewitter, zwiſchen vier und fünf Uhr, auch hier den Kampf unterbrach. Bald darauf erhielt er den Befehl zum Rückzuge. Widerſtrebend gehorchte er. Es wird erzählt, daß er Thränen vergoſſen und ſich in bitteren Worten über die oberſte Armeeleitung ausgelaſſen habe. Schon hieß es, daß er den Abſchied nehmen werde, als er zum Feldzeugmeiſter ad honores (d. h. ohne das Gehalt des Ranges) und dann an Heß' Stelle zum Generalquartiermeiſter der Armee ernannt wurde. Im April 1860 erſetzte er den Erzherzog Albrecht als Generalgouverneur von Ungarn und Leiter der politiſchen Angelegenheiten dieſes Landes, aus welcher Stellung er jedoch bereits im November deſſelben Jahres ſchied, um als Obercommandant an die Spitze der italieniſchen Armee zu treten. Hier verblieb er bis unmittelbar vor Beginn des Krieges gegen Preußen.

Dies war der Mann, den Kaiſer Franz Joſeph zur Führung der großen Nord-Armee berufen hatte. Volk und Armee, als Maſſe, waren einig darin, daß dieſe Wahl die einzig mögliche ſei. Seine unbeſtrittene Tapferkeit, ſein Soldatenglück, das ſelbſt am Unglückstage von Solferino ihm wenigſtens treu geblieben war, ſeine bürgerliche Abkunft, ſeine rückſichtsloſe Sprache gegen Erzherzöge, Magnaten und ſonſtige Grand Seigneurs machten ihn in den Wochen, die ſeiner Ernennung vorausgingen oder unmittelbar folgten, zum populairſten Mann des Landes; überall, auf der

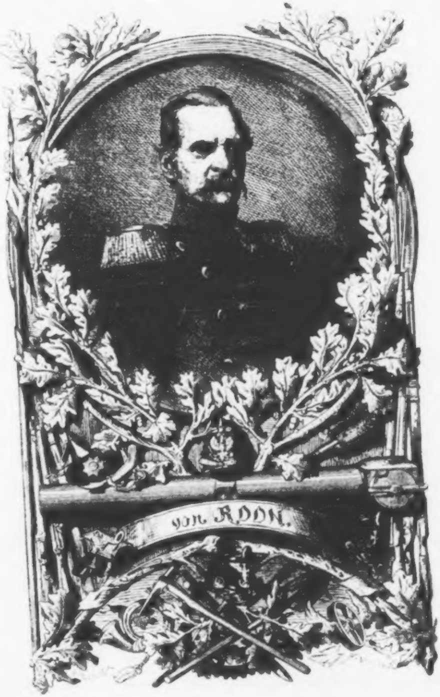
Straße und im Theater, wurde er der Gegenſtand lauteſter Ovationen und die wiener Damen drängten ſich an ſeinen Wagen, um ihm Blumenbouquets zuzuwerfen.

Dieſer Enthuſiasmus war wohl begründet. Oeſtreich hatte keinen General, der mehr Erfolge aufzuweiſen gehabt hätte, dennoch ſcheint es, daß einzelne, in die Verhältniſſe Eingeweihtere, ſchon damals ſeinen Feldherrn-Gaben mißtrauten und zwar keineswegs aus blos kleinlichen Motiven. Der Kaiſer ſelbſt — wenn courſirenden Gerüchten Glauben zu ſchenken iſt — hielt ihn für eine tüchtige, von Glück und Volksgunſt getragene, aber doch nur für eine beſchränkte Kraft.[*] Schon vor Ausbruch des Krieges ſchrieb ein ehemaliger General, der 1859 unter Benedek commandirt hatte: »Benedek iſt mit einem ſchweren Hammer zu vergleichen, der, wohin er fällt, gewichtige Schläge thut. Wird er von einer geſchickten Hand geführt, ſo wird man es dort, wohin ſeine Schläge fallen, gewiß empfindlich verſpüren; führt ihn aber eine ungeſchickte Hand, ſo trifft er auch häufig vorbei und kommt in Gefahr zu zerbrechen. Benedek wird raſch den Sieg bringen, oder — die Armee hält ſeine Führung nicht lange aus.« Dieſem Urtheil iſt doch ſo viel zu entnehmen, daß der »Hammer« unter allen Umſtänden geführt, von einer dominirenden Kraft geleitet werden müſſe. Jetzt aber lag die Führung beim Hammer ſelbſt.

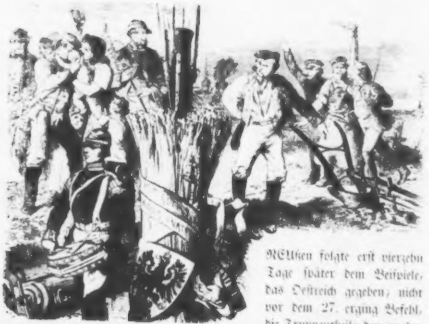
Faſt ſcheint es, daß Benedek ſelbſt die Aufgabe, die ihm wurde, für größer anſah als ſeine Kraft. Allerhand Anzeichen deuten darauf hin, daß ihn von Anfang an ein gewiſſes Mißtrauen in den Erfolg erfüllte und nur darüber kann ein Zweifel bleiben, ob er mehr der eignen Kraft oder der Kraft der Armee mißtraute. Einzelne ſeiner Aeußerungen laſſen vermuthen, daß er dem an ihn ergangenen Rufe lediglich glaubte gehorſamen zu müſſen und daß er vielleicht der einzige war, der ſeinen Gegner nicht unterſchätzte. Ein ſüddeutſcher Offizier, der ihm bei Beginn des Feldzuges nahe ſtand, ſchrieb ſpäter: »Trotz aller ſeiner Popularität, fühlte ſich Benedek innerhalb der Armee vereinſamt. Sein durch Erfahrung geſchärfter Inſtinct und ſeine Schlauheit ließen ihn die tiefen Gebrechen der Heeresmaſchine klar erkennen, — alle ſeine Bemühungen, die ärgſten Uebel, beiſpielsweiſe das Inhaberſyſtem zu beſeitigen, waren geſcheitert. Der Feldzeugmeiſter ahnte den Ausgang des Krieges; er hatte weder zu ſich, noch zum Heere ein Vertrauen. Der Zwang, den er ſich anthat, ein ſolches Vertrauen zur Schau zu tragen, gab ſeinem Hauptquartiere jenes unerquickliche Gepräge, welches welterfahrenen Leuten alſogleich auffiel. Andere Ausſagen beſtätigen dies. Es fehlte ihm weder an Ehrgeiz noch Eitelkeit, aber Eitelkeit macht nicht immer blind und während ſie in Wünſchen hochfliegt, erſchrickt ſie vor der herantretenden Verantwortlichkeit und macht der Selbſterkenntniß Platz. Benedeks erſter Armeebefehl (12. Mai) betonte ſein altes »Soldatenglück«. Vielleicht hatte er ein lebhaftes Gefühl davon, daß er in dem Kampfe, dem er entgegenging, dieſes Glückes bedürfen werde.

---

[*] Bei Hofe hatte er die ariſtokratiſch-clericale Partei und in der Armee, unbeſchadet ſeiner ſonſtigen Popularität, die „junge Intelligenz" des Heeres gegen ſich; jene [illegible], an denen die öſtreichiſche Armee, wie ihre Militärliteratur zeigt, reicher iſt als irgend eine andre. — Nicht zu ihrem Vortheil.


von Roon.

Preußen rüſtet!



PREUßen folgte erſt vierzehn Tage ſpäter dem Beiſpiele, das Oeſtreich gegeben; nicht vor dem 27. erging Befehl, die Truppentheile der an der öſtreichiſch-ſächſiſchen Grenze garniſonirenden fünf Diviſionen auf eine erhöhte Friedensſtärke zu ſetzen. Dieſer Befehl, der die Armee um höchſtens 20,000 Mann vermehrte, war den Provocationen Oeſtreichs gegenüber ſo maßvoll wie möglich. Er war ein bloßer »Avis« nach Wien hin. Man vermied alles, was durch Ueberbietung den Charakter des Herausfordernden hätte annehmen können, man begleitete die öſtreichiſche Action nur und deutete an, daß man gewillt ſei, mit den gegneriſchen Maßregeln gleichen Schritt zu halten. Richtiger noch: ihnen auf dem Fuße zu folgen. Es lag Preußen daran, auf das ſtete Vorangehen Oeſtreichs hinweiſen zu können und ſeine Heereseinrichtungen geſtatteten es ihm, ſich dieſes politiſchen Vortheils zu verſichern, ohne ſich dadurch militairiſch in Nachtheil zu bringen.

Bis in das letzte Drittel des April hinein hielt Preußen an der Möglichkeit des Friedens feſt. Es ging, durch unruhige vier Wochen hin, über jenen erſten Schritt nicht hinaus, den es am 27. März bereits gethan hatte.

endlich, der immer drohender werdenden Lage gegenüber (die ſich namentlich auch in den Rüſtungen der deutſchen Mittelſtaaten zu erkennen gab), ſah ſich Preußen zu raſchen und umfangreichen Rüſtungen genöthigt, wenn es nicht einem plötzlich an ſeinen Grenzen erſcheinenden Feinde wehrlos gegenüber ſtehen wollte. Die militairiſchen Anordnungen folgten nun wie raſche Schläge auf einander: am 24. April erging Befehl, fünf Armee-Corps auf Kriegsſtärke zu bringen; am 4. Mai wurden eben dieſe fünf Armee-Corps mobil erklärt, am 7. Mai die ganze Armee.

Die Stimmung, die dieſe Schritte der Regierung begleitete, war eine der öſtreichiſchen gerade entgegengeſetzte. Man war ernſt; man enthielt ſich aller Ruhmredigkeit und Selbſtüberhebung; kein Hohn, kein Spott wurde laut, man fühlte das Entſcheidende des Moments und in den Ernſt der Lage trat man in ernſter Stimmung ein.

Man war ohne Hochmuth, ohne Uebermuth, ſo ſagten wir und daß man es war — gleichviel aus welchen Motiven — das war ein Glück. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unſre maßvolle Haltung zum allergeringſten Theile in wirklicher Demuth ihren Grund hatte; im Großen und Ganzen war man nicht übermüthig, weil der Muth ſelbſt nur niedrig flackerte, und man war nicht übermüthig-luſtig, weil man — nicht kriegsluſtig war.

Dieſe Kriegs-Unluſt durchdrang beinah alle Schichten des Volks, war etwas Allgemeines, nur die Motive waren verſchieden.

Die Einen — nicht nach der Zahl, aber nach Anſehn und Gewicht ein Haupt-Bruchtheil der conſervativen Partei — waren kriegsunluſtig, weil ſie den Bruch mit Oeſtreich als einen ſchweren politiſchen Fehler betrachteten. Sie erinnerten an das Teſtament Friedrich Wilhelms III., der ein Zuſammengehn mit Oeſtreich als politiſche Richtſchnur Preußens aufgeſtellt hatte. Sie ſahen, im Einklang mit dem heimgegangenen König, in Oeſtreich den Hort der conſervativen Intereſſen und im Bruch mit ihm, namentlich aber im Bündniß mit Italien, ein Bündniß mit der Revolution. Bis zuletzt, als unſere Truppen ſchon mit klingendem Spiele an die Grenze rückten, erhoben ſie ihre Stimme und warnten vor einem Kriege, den ſie als unklug und ungerecht darſtellten und der kein anderes Reſultat haben könne, als den »Mann an der Seine« zum Schiedsrichter über Deutſchland zu machen.

Die Andern waren kriegsunluſtig, weil ſie unſrer Kraft, ganz beſonders der Schlagfertigkeit unſrer Armee mißtrauten. Nicht daß ſie dieſe für abſolut nicht gut gehalten hätten, ſie hielten nur einfach die öſtreichiſche für beſſer. Das ganze »preußiſche Syſtem«, trotzdem es funfzig Jahre alt war, trotzdem zwei Generationen an ſeiner Ausbildung gearbeitet hatten, hatte eine eigentliche, ernſte Probe noch nicht beſtanden; Düppel-Alſen konnte nicht dafür gelten, und ſo war die Beſorgniß nicht ungerechtfertigt, daß die »alten Soldaten des Kaiſers« (erſt der Krieg zeigte, daß *wir* über ältere Soldaten verfügten) unſeren jung-gedienten Leuten, unſerm werthvolleren Material gegenüber, »das überall geſchont werden müſſe«, ſich als überlegen erweiſen würden. Das Zündnadelgewehr, trotz des Probegefechts bei Lundby, hatte ſeine Ueberlegenheit gegen einen ebenbürtigen Feind erſt zu beweiſen; jedenfalls kannte die öſtreichiſche Armee in ihrem alten Beſtande an Offizieren und Unteroffizieren den Krieg, jedenfalls war ſie tapfer (ſelbſt die Unglückstage von Magenta und Solferino hatten es bewieſen), und vor allem hatte ſie bewährte Führer: Ramming, Gablenz, Benedek, von denen der letztere, »ſelbſt am Tage der Niederlage unbeſiegt«, wohl ein Recht hatte auf ſein Soldatenglück hinzuweiſen.

Die Dritten (und ſie waren die zahlreichſten im Lande) waren kriegsunluſtig, weil ſie den Perſonen unluſtig, unwillig gegenüberſtanden, die eben daran waren, trotz der ſtündlich ſich mehrenden Gefahren, den Krieg als unvermeidlich, als einen Krieg für die Ehre des Landes zu wagen. Dieſe Dritten im Lande ſahen die Gefahr nicht in Oeſtreich, weder in ſeiner Armee, noch ſeinen Hülfsquellen, noch ſeinen Allianzen, ſondern einzig und allein in der »inneren Fehde«, in der Zerſplitterung der eignen Kraft, in dem unausgeglichenen Budgetſtreit, in der Unpopularität derer, die im Bewußtſein dieſer Unpopularität doch den Krieg zu unternehmen gedachten. Dieſe Dritten wollten den Krieg, den ſie für gerecht und für nothwendig hielten, aber ſie wollten ihn ſelber führen. Nur das politiſch-zufriedengeſtellte, nur das liberale Preußen war dieſer Kriegsaufgabe gewachſen. Unter den gegebenen Verhältniſſen aber war der Krieg unmöglich; ein Bismarckſches Preußen durfte man dieſen Exiſtenzkrieg nicht führen laſſen.

In Oeſtreich war man über dieſe kriegsunluſtige Stimmung in Preußen ſehr wohl unterrichtet. »Preußen kann keinen Krieg führen, denn das preußiſche Volk will ihn nicht,« ſo etwa rechnete man in Wien und baute darauf ſeine Intimidirungs-Politik. Der zweite Tag von Olmütz ſchien ihnen unausbleiblich zu ſein. Sie machten die Rechnung ohne den Wirth; ſie brachten nicht die das ganze preußiſche Weſen durchdringende *Diſciplin* in Anſatz, die bei »innerlichem Raiſonniren« (worin volle Freiheit herrſcht) in einer gewiſſen dienſtbegeiſterten Freudigkeit gehorcht, ſo bald der König ruft. Es iſt dies etwas *ſpecifiſch-preußiſches* und konnte ſich nur in einem Lande ausbilden, wo ſeit anderthalb Jahrhunderten das Königthum dem Volke in Pflichterfüllung vorangeht und wo, trotz gelegentlichen, übrigens nicht tief gehenden Schmollens und Grollens, jene Patriarchalität fortbeſteht, die den ſchlichten Mann auf ſeiner Hufe fühlen läßt: »mein König ruft mich nur, *wenn er mich braucht*.«

Dies ſtolze »ich dien'«, das im Herzen jedes Preußen geſchrieben ſteht, hatte man in Wien außer Rechnung gelaſſen, und in der That, ſie durften es, denn es trat in einer Weiſe, wir wagen das Wort, in einer Großartigkeit in die Erſcheinung, die ſelbſt diejenigen überraſchte, die dieſen Zug des preußiſchen Weſens ſehr wohl gekannt und ihm vertraut hatten. Willig oder nicht, jeder ſetzte ſeine Ehre darin, zu rechter Stunde an rechter Stelle zu ſein. Keiner blieb aus. Es war als ob ſich ein ganzes Volk das Wort gegeben habe, es koſte was es wolle, ſeine Pflicht zu thun. Es geſchah dies mitunter unter den ſchwierigſten Verhältniſſen. Aus unſrer eignen Erfahrung möchten wir an dieſer Stelle ein paar Beiſpiele geben.

In ein und demſelben Hauſe mit uns wohnt ein alter, ehrbarer, aber ſchlichter Mann, ein Eiſenbahnbeamter. Seine drei Söhne, ſämmtlich Landwehr-Unteroffiziere, wurden einberufen. Der älteſte (Klempnermeiſter) arbeitete in Birmingham, der zweite (Tiſchler) war in Lüttich, der dritte (Poſtconducteur) hatte ſeinen Hochzeitstag bereits feſtgeſetzt. Vor Ablauf von zehn Tagen ſtanden alle drei in Reih und Glied. Der jüngſte hinkt jetzt; bei Nachod hat ihm eine Kugel den Hüftknochen zerſchmettert.

Im Poſenſchen wurde Gottlieb Kruſchel einberufen. Er hatte früher bei der Garde geſtanden. Nun war er verheirathet (fünf Kinder) und hatte des Vaters Hof. Als die Ordre kam, war viel Bangen im Hauſe. Ein Lediger, der auch früher gedient, trat an Kruſchel heran und bot ihm an: »er wolle für ihn eintreten«. Alles redete zu. Kruſchel beſann ſich eine Weile. Dann ſagte er: »der König hat noch keinen Krieg ohne mich geführt« und als das nicht gelten ſollte, ſchnitt er die Verhandlung damit ab: »der König hat mich gerufen und nicht Dich; was ſollte daraus werden, wenn jeder einen andern ſchicken wollte; — ich gehe.« Und er ging. Er erlag der Seuche. Auf dem pohrlitzer Kirchhof bei Brünn iſt er beſtattet worden.

Ein ſchönſtes Zeugniß legt aber wohl ein Brief ab, der Anfang Juli von einem märkiſchen Reſerviſten — wenn wir nicht irren von Tilſit oder Gumbinnen aus — an ſeine alte Mutter in Lunow (Uckermark) gerichtet wurde. Dieſer Reſerviſt hatte in Rußland in Lohn und Arbeit geſtanden, hatte, mit vielen anderen, als er von dem Aufruf des Königs hörte (wir geben dieſen Aufruf ſpäter), Rußland verlaſſen, und ſchrieb nun von der preußiſchen Grenze aus, die er auf der Rückreiſe eben paſſirt hatte, wie folgt:

»Meine theure, geliebte Mutter! .... Ich arbeitete in Orlo (bei Piskow), dreißig Meilen von Petersburg. Nachrichten von Deutſchland hatte ich ſo wenig wie irgend ein andrer Landsmann, deren wir wohl dreihundert in der Stadt waren. Preußen waren hundertundzwanzig dabei, die andern waren meiſt Sachſen und Bayern.

Eines Tages wurde uns bekannt, daß der Kaiſer nach der Stadt käme. Alles war in Bewegung, ihn würdig zu empfangen. Bevor der Tag aber herankam, erhielten wir noch eine andre Nachricht durch die preußiſche

Geſandtſchaft in Petersburg, die Nachricht nämlich: das Vaterland ſei in Gefahr und der König rufe alle braven Preußen ins Vaterland zurück. Einer ſagte es dem andern, aber Alle hatten nur den einen Gedanken: auf nach Preußen und das Schwert in die Hand! Das war der Ruf mit dem wir an demſelben Tage die Arbeit kündigten. Liebe Mutter, es blieb nicht ein Preuße da. Der Tag unſrer Abreiſe war derſelbe, wo der Kaiſer kam. Schon früh war das Militair auf dem Bahnhofe, um ihn zu empfangen. Wir verſammelten uns, um Rußland, vielleicht für immer, zu verlaſſen. Es hatten ſich viele Neugierige um uns verſammelt, die unſern Abmarſch erwarten und mit anſehn wollten. Jeder von uns hatte eine ſchwarz-weiße Schärpe erhalten, und nun ein Muſikcorps an der Spitze, marſchirten wir unter den Klängen des Liedes: »Ich bin ein Preuße« dem Bahnhofe zu. Da öffneten ſich die Fenſter und manches Lebewohl und mancher Abſchiedsgruß wurde uns von den Ruſſen, denen wir liebe Gäſte ſind, nachgeſandt.

Auf einmal erſchallt Militairmuſik vor uns. Der Kaiſer iſt da und kommt an der Spitze ſeiner Garden in die Stadt. Wir wollen ausbiegen in eine andere Straße, aber auch das geht nicht mehr und der Kaiſer hält plötzlich vor uns. Halt! erſchallt es und Alles iſt todtenſtill. Die Ruſſen kreideweiß vor Bangen, wir ruhig und gelaſſen wartend, was kommen würde. Da reitet der Kaiſer, nachdem er uns eine Zeit lang gemuſtert, heran an uns. »Wer ſeid ihr?« Preußen, Ew. Majeſtät. Ich ſtand ihm zufällig am nächſten und mußte antworten. »Was bedeutet dieſer Aufzug?« Wir ziehen in unſer Vaterland zurück. »Gefällt es euch in meinem Lande nicht mehr, oder treibt man euch hier fort?« Liebe Mutter! da trat ich noch einen Schritt weiter vor und ſagte: »Nein Majeſtät! aber unſer König ruft uns, unſer Vaterland retten zu helfen, welches der Feind bedroht und da dürfen wir nicht fehlen!« Da leuchtete es hell auf in ſeinen Augen, lange betrachtete er uns, dann ſprach er: »Ihr werdet es auch nicht mehr retten!« Mutter! Da zuckte ein heißer Schmerz durch unſre Bruſt; ſo groß hatten wir uns die Gefahr nicht gedacht. »Dann werden wir uns mit ihm begraben laſſen!« Das war der Ruf, mit dem wir ihm antworteten. Da, meine liebe Mutter, habe ich geſehn, wie der Mann, vor dem Millionen zittern, mit Mühe ſeine Thränen, die ihm in die Augen drangen, zurückhielt. »Zieht in Frieden, thut eure Pflicht und baut auf Preußens Freunde, es wird nie untergehn, wie ſich die Zeit auch geſtalten mag. Geht mit Gott!« — Dann ſprach er einige Worte mit ſeinem Adjutanten, ein Wink mit der Hand und die Muſik vom Garde-Regiment Ingermanland war an unſrer Spitze; dann: Präſentirts Gewehr! und unter dem Ruf: »Es lebe der Kaiſer, es leben die Pruſſack«, unter dem donnernden Ruf der Garde zogen wir weiter. Das, meine Mutter, war ein ſchöner Augenblick meines Lebens, den ich nie vergeſſen werde.

Jetzt bin ich nun wieder in Preußen, um das weitere abzuwarten und habe ſofort an Dich ſchreiben wollen.«

Dieſer Geiſt, wie er ſich in dieſem Briefe ſo ſchön ausſpricht, war lebendig in allen denen, die 'mal unter den Fahnen Preußens geſtanden hatten,*) Alles ſtrömte den Sammelplätzen zu und als die kriegeriſchen Klänge erſt wieder auf allen Straßen lebendig wurden, und als es dann an ein Scheiden ging, da fiel es wie ein böſer Traum von den Seelen Aller, das preußiſche Herz begann zu ſchlagen und vor dem Ernſt der Situation, angeſichts des Todes, dem ſo viele Angehörigen auf den Ruf ihres Königs entgegen gingen, verſchwand das Schmollen und Grollen wie ein Nebelrauch und ein lang entbehrter Sonnenſchein lag wieder über dem Lande.

Allen voran ſchritt Schleſien. Hier zuerſt (an der bedrohteſten Stelle) ſchlug ein reines Feuer aus dem Qualm und Rauch langdauernder Verſtimmung auf. Breslau, ein Name, ſchon einmal eingeſchrieben auf der glänzendſten Seite unſrer Geſchichte — warf den Unfrieden hinter ſich und mit einem »hier ſind wir wieder« trat es, in einer Adreſſe voll patriotiſcher Hingebung, an den Thron. Dies Beiſpiel ſoll unvergeſſen ſein. Die Worte aber, die die Hauptſtadt Schleſiens an den König richtete, waren folgende:

»Allergnädigſter König und Herr!

> In dieſer ernſten Zeit, in welcher Preußen und Deutſchland von ſchweren Kriegsgefahren bedroht ſind, ſei es den ſtädtiſchen Behörden Breslaus, als der Hauptſtadt derjenigen Provinz, die zuerſt und zunächſt dem Kriege mit ſeinen Wechſelfällen ausgeſetzt iſt, geſtattet, dem Throne Euer Majeſtät mit einer ehrfurchtsvollen Vorſtellung zu nahen.
>
> Euer Majeſtät haben die Mobilmachung der geſammten Armee befohlen. Wir wiſſen, daß Euer Majeſtät ſich mit ſchwerem Herzen dazu entſchloſſen haben. Euer Majeſtät kennen die Leiden, welche die in den langen Friedensjahren ſo reich entwickelte Erwerbsthätigkeit des preußiſchen Volkes bereits getroffen und im Falle des Ausbruchs des Krieges in noch weit höherem Grade treffen werden; es müſſen alſo ſchwerwiegende Gründe ſein, die Euer Majeſtät zu dem ernſten Entſchluſſe beſtimmt haben.

---

*) Wir können uns nicht verſagen, hier noch einen Zug zu erzählen, der — wiewohl erſt den Wochen nach dem Kriege angehörig — auch noch nachträglich ein Licht darauf wirft, wie ernſt man es damals in Preußen nahm. Die Geſchichte iſt die. König Wilhelm, auf der Fahrt nach Dresden (im Februar 1867), paſſirte das Städtchen Herzberg. Der Perron war mit Menſchen beſetzt, auch mit Reſerviſten, die von Düppel-Alſen und Sadowa her ihre Kriegsdenkmünzen auf der Bruſt trugen. Der König winkte den vorderſten heran, ſprach zutraulich und fragte ihn in heiterer Laune, „ob ihm wohl auch bange um's Herz geworden ſei." Der Angeredete rührte ſich nicht, ſah den König feſt an und ſagte dann ablehnend: „ich habe für meinen König und mein Vaterland gefochten." König Wilhelm ſtreichelte ihm die Backe, ſchwieg und lehnte ſich ins Coupé zurück.

Wir glauben an Allerhöchſter Stelle die Verſicherung abgeben zu dürfen, daß Breslau an Opferwilligkeit, wie im Jahre 1813, ſo auch jetzt keiner anderen Stadt Preußens nachſtehen wird.

Wir fühlen gemeinſam mit Euer Majeſtät die Drangſale des Krieges; wir unterſchätzen nicht die Laſten, welche das preußiſche Volk zu tragen haben wird; wir kennen die Opfer, welche der Krieg fordert. Demungeachtet ſprechen wir es aus und glauben hierin der Zuſtimmung unſerer Mitbürger ſicher zu ſein, daß wir, wenn es die Macht und die Ehre Preußens, ſeine Stellung in Deutſchland und die mit dieſer Stellung in nothwendigem Zuſammenhange ſtehende Einheit unſeres gemeinſamen Vaterlandes gilt, den Gefahren und Nöthen des Krieges mit derſelben Opferwilligkeit und Hingebung entgegengehen, wie die ſchleſiſchen Männer es unter der Führung von Euer Majeſtät hochſeligem Vater gethan. Können jene höchſten Güter Preußens und Deutſchlands erhalten werden im Frieden, ſo begrüßen wir denſelben freudigen Herzens; ſollten aber die Gegner Preußens und Deutſchlands, wie es im Jahre 1850 geſchehen, wieder eine Minderung der Machtſtellung Preußens, wiederum eine Demüthigung Preußens erſtreben, ſo wird Schleſien lieber alle Laſten und Leiden des Krieges auf ſich nehmen, als die Löſung der hiſtoriſchen Aufgabe Preußens, die Einigung Deutſchlands, wieder auf Jahrzehnte hinausrücken laſſen.«

So Breslau (15. Mai). Der König antwortete:

Die Worte, welche Magiſtrat und Stadtverordnete der Stadt Breslau in der Vorſtellung vom 15. d. M. an Mich richten, habe Ich gern vernommen. Ich erkenne in ihnen den Ausfluß deſſelben Geiſtes, welcher im Jahre 1813 die Väter der heutigen Bewohner Breslaus beſeelte; es hat Mir wohlgethan, daß die Vertreter der Stadt dieſem Geiſte mit Ernſt und Wärme Ausdruck gegeben haben. Niemand kann die Schwere der Opfer, welche der Krieg dem Vaterlande auferlegen würde, ſchmerzlicher empfinden, als Ich, niemand das Bedürfniß lebhafter fühlen, daß dieſelben von Herrſcher und Volk in ungetrübter Eintracht getragen werden. Möge Mein Wort der Stadt Breslau als Bürgſchaft dienen, daß kein ehrgeiziges Streben, ſelbſt nicht dasjenige, welches im Intereſſe des großen gemeinſamen Vaterlandes berechtigt genannt werden könnte, ſondern nur die Pflicht, Preußen und ſeine heiligſten Güter zu vertheidigen, Mich Mein Volk hat zu den Waffen rufen laſſen.

Dieſe königliche Antwort drückte das Siegel auf den Stimmungswechſel, auf den Umſchwung, der ſich bereits von dem Moment an, wo man dem Kriege ernſt ins Auge ſah, in den Gemüthern vollzogen hatte. Die Grundſtimmung blieb ernſt, man hütete ſich auch jetzt noch vor Sicherſein und Ueberhebung, aber eine gewiſſe Freudigkeit (eine Freudigkeit, wie ſie die Hoffnung giebt) wuchs aus dem Ernſte auf.

Am 19. war die Antwort des Königs an die Stadt Breslau erfolgt; ſchon am 15. hatten von Oſt und Weſt her die Truppen-Concentrationen begonnen. Anfang Juni war die Aufſtellung (eine vorläufige, die vierzehn Tage ſpäter eine Aenderung erfuhr) beendet, vier Corps unter dem Kronprinzen (II. oder ſchleſiſche Armee) deckten Schleſien, vier und ein halbes Corps unter Prinz Friedrich Karl und General Herwarth v. Bittenfeld (I. und Elb-Armee) deckten die Lauſitz und die Mark. Die Aufſtellung zu dieſem Zeitpunkt war vorwiegend defenſiver Natur. »Der Diplomat mußte mit dem Soldaten aufs engſte Hand in Hand gehn.« Die beſondere Schwierigkeit lag darin, daß, während die Politik vorläufig noch die Defenſive gebot, die Chancen einer Offenſive nicht aus der Hand gegeben, nicht unmöglich gemacht werden durften. Man darf ſagen, daß man dieſer Schwierigkeit und mancher andern Herr wurde. Der Plan (ein relativ beſter) ſtand feſt; nicht in den Details, wohl aber in den großen Zügen, ganz im Einklang mit jenem Napoleoniſchen Satze: »man muß zwei Drittel berechnen und ein Drittel dem Zufall überlaſſen.« Wer zu wenig berechnet, tritt gleich wirr in die Ereigniſſe ein, wer zu viel berechnet, wird wirr unter dem freien Gang der Ereigniſſe.

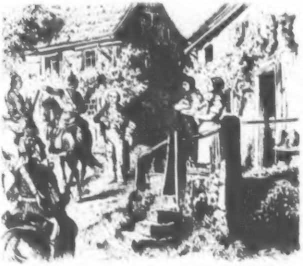
Das Volk begann zu hoffen, ſo ſagten wir. Einer aber (er wäre ſonſt erlegen) hatte die ganze Zuverſicht des Sieges — Graf Bismarck. Er kannte die Kräfte hüben und drüben. »Die Cabinette und die Völker unterſchätzen uns; die Welt wird mit Staunen ſehn, welcher Kraftentwicklung dies verſpottete Preußen fähig iſt.«

Die Occupation Sachſens.

Die Manifeſte.

PREUßen ſtand Mitte Juni in einer Defenſiv-Stellung an der ſächſiſch-ſchleſiſchen Grenze. Politiſche Rückſichten ſchrieben dies vor und gewiſſe militairiſche Vortheile, wie ſie eine ſofortige Beſetzung Sachſens und die Vorbereitungen zu einem keilartigen Vorſtoß von Nord nach Süd geboten hätten, wurden aus der Hand gegeben um des Bundes willen. Die Neutralität deſſelben, in dem großen Zweikampf zwiſchen den beiden Rivalen, lag doch immer noch in der Möglichkeit. Alles ſollte vermieden werden, was Beſorgniß erwecken und dadurch zum Aufgeben einer etwa beabſichtigten Neutralität hätte hindrängen können. Erſt als die Abſtimmung des Bundes vom 14. Juni über ſeine Gegnerſchaft gegen Preußen keinen Zweifel mehr ließ, als Preußen dadurch der Pflicht überhoben wurde, auf die Haltung des Bundes Rückſicht zu nehmen, war der Moment da, aus der Defenſive in die Offenſive überzugehn.

Dieſe Offenſive beſtand in der ſofortigen Beſetzung von Hannover, Kaſſel, Dresden.



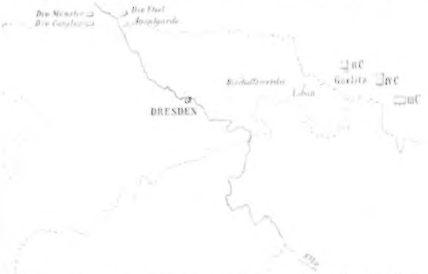
UM der letztere Vorgang beſchäftigt uns an dieſer Stelle.

Am 15. ſtellte Preußen ſeine Sommation. In der Nacht zum 16., nachdem König Johann abgelehnt hatte, rückten die Preußen an die Grenze, am andern Morgen überſchritten ſie dieſelbe an verſchiedenen Punkten auf der ganzen Linie zwiſchen Leipzig und Görlitz.

Die Elb-Armee (Herwarth v. Bittenfeld) nahm ihre Richtung über Rieſa und Meißen auf Dresden, die I. Armee (Prinz Friedrich Karl) über Bautzen und Löbau auf Zittau. Beide Armeen ſuchten Fühlung mit einander zu behalten und ſtellten durch Seiten-Corps, die einen von links, die andern von rechts her, eine Verbindung unter einander her. Biſchofswerda, halben Wegs zwiſchen Dresden und Bautzen bildete dieſen Berührungspunkt. Doch konnte dieſe Fühlung bei dem Weitervormarſch nicht feſtgehalten werden. Erſt das Gefecht bei Münchengrätz ſtellte elf Tage ſpäter dieſe Verbindung der beiden Armeen wieder her.

Die Sachſen, nachdem die Ueberſchreitung der Grenze ſtattgefunden, begnügten ſich damit, durch Aufreißen der Eiſenbahnſchienen, durch Wegführung von Locomotiven und Elbdampfern, endlich durch Brückenſprengung dem Vormarſch der Preußen Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen, zogen alsdann ihre nach den Flügeln hin detachirten Corps raſch an ſich, gaben Dresden auf und gingen, elb-aufwärts, durch die Thäler der ſächſiſchen Schweiz hindurch, bis Bodenbach zurück.

Der Glaube war ziemlich allgemein unter den abziehenden Truppen verbreitet, daß man der ſächſiſchen Heimath nur auf kurze Zeit den Rücken wende und nur »ein Stück Weges« der verbündeten Hauptarmee unter Benedek entgegengehe, von welcher man vorausſetzte, daß nur die raſche Initiative Preußens und nebenbei vielleicht auch ein wenig das öſtreichiſche »Immer langſam voran« ſie verhindert habe, rechtzeitig an der Stelle zu ſein, die man für die entſcheidende hielt.



Links ſich haltend, oder richtiger am linken Ufer der Elbe hin, überſchritt man die böhmiſche Grenze. Nirgends hatte ein Zuſammenſtoß ſtattgefunden.

Die Mittel, die verſucht waren, um den preußiſchen Vormarſch zu hindern, erwieſen ſich als verfehlt; bei der nahen Entfernung von der Grenze bis Dresden hatte den Preußen von Anfang an eine Benutzung der Eiſenbahnen (was nur aufgehalten haben würde) fern gelegen; noch nutzloſer aber — da die Preußen eben zu beiden Seiten der Elbe in Sachſen eindrangen — erwies ſich die Zerſtörung der ſchönen Brücken zu Rieſa und Meißen. Die Sachſen ſelber ſchüttelten den Kopf darüber.

Das Anzünden der Brückenpfeiler und die hochaufſchlagenden Flammen ſchienen keinen andern Grund zu haben als den eines Fanales, eines Wahrzeichens. Die hochaufſchlagende Flamme rief ins Land hinein: »der Krieg iſt da!«

Unſerſeits machten ſich Pontonnier-Abtheilungen ſofort ans Werk. Während ſie aber thätig waren, um den immerhin wünſchenswerthen Verkehr zwiſchen den Ufern wieder herzuſtellen, drangen bereits die zu beiden Seiten übergegangenen Diviſionen in Geſchwindmärſchen auf Dresden vor. Am 16. wurden die kleinen Ortſchaften an der Leipzig-Dresdner Bahn: Wurzen, Dahlen, Oſchatz ꝛc., am 17. Meißen beſetzt. Der nächſte Tag mußte den Einmarſch in die ſächſiſche Hauptſtadt bringen. Schon am 16., unmittelbar nach Ueberſchreitung der Grenze, hatte General Herwarth v. Bittenfeld folgende Proclamation erlaſſen:

> »Sachſen! Ich rücke in Euer Land ein; nicht aber als Euer Feind, denn ich weiß, daß Eure Sympathieen nicht zuſammenfallen mit den Beſtrebungen Eurer Regierung. Sie iſt es geweſen, die nicht eher geruht hat, als bis aus dem Bündniß von Oeſtreich und Preußen die Feindſchaft beider entſtanden; ſie allein iſt die Veranlaſſung, daß Euer ſchönes Land zunächſt der Schauplatz des Krieges werden wird. Aber meine Truppen werden Euch in demſelben Maße als Freunde, gleichwie Einwohner unſeres eigenen Landes behandeln, als Ihr uns entgegenkommen und bereit ſein werdet, die nicht zu vermeidenden Laſten des Krieges willig zu tragen. In Eurer Hand alſo wird es liegen, die Leiden des Krieges zu mildern, und die Beſtrebungen zu vereiteln, die ſo gern ein Gefühl von Feindſeligkeit den verwandten Volksſtämmen einimpfen möchten.«

Ueberall, wohin die Truppen kamen, folgte man ihnen verwunderten Blicks. Ihr Auftreten, ihre Heiterkeit, ihre Adrettheit riefen eine gewiſſe Ueberraſchung hervor. Ein Brief aus Meißen, in jenen Tagen geſchrieben, drückt dieſe Ueberraſchung am beſten aus: » . . . Sonntag früh ſprengten blaue Huſaren durch unſre Stadt. Mittags und Nachmittags mehrte ſich der Zuzug und dauerte bis in die Nacht. Alles nahm die Richtung auf Dresden. Am Montag früh folgten neue Maſſen, Infanterie, Ulanen und etwa hundert Kanonen. Wir waren wie benommen. Solch Schauſpiel hatten wir nie geſehen. Man hatte uns erzählt, daß es in Preußen an allem gebräche, daß es der Mittel entbehre, eine große Armee ins Feld zu ſtellen, und nun blitzten Waffen und Geſchirr und endlos ſchien der Zug.«

Am 18. gegen Mittag rückten die erſten Preußen in Dresden ein. Es waren Abtheilungen vom Königs-Huſaren-Regiment; von drei Seiten her, vom Albertsbahnhof, durch das Gehege und von Neuſtadt aus ſprengten ſie dem Mittelpunkt der Stadt zu und vereinigten ſich an der Brücke vor der katholiſchen Kirche. Alsbald — den Commandirenden an ihrer Spitze — folgte Infanterie: das Hohenzollernſche Füſilier-Regiment Nr. 40, das Oſtpreußiſche Füſilier-Regiment Nr. 33, dann Ulanen, Jäger, Artillerie. Sofort wurden die hauptſächlichſten Staatsgebäude beſetzt: das Poſt- und Telegraphen-Amt, der Leipziger, Böhmiſche, Schleſiſche und Albertsbahnhof, das königliche Schloß; einzelne Offiziere ſprengten nach anderen Gebäuden. Die alte Elbbrücke wurde nur auf kurze Zeit geſperrt, der Verkehr dann wieder freigegeben. Bis in die ſpäten Nachmittagſtunden dauerte der Einmarſch fort; General Herwarth, der im Hotel Bellevue Quartier genommen, ließ die nach ihm eintreffenden Regimenter an ſich vorbei defiliren. Die Truppen, ſo weit ſie nicht gleich durchgingen, wurden theils in den Kaſernen, theils in Privathäuſern untergebracht. Andern Tages war große Meſſe in der katholiſchen Kirche (die eingerückten Mannſchaften waren Rheinländer und Weſtphalen). — Auflehnungen hatten nirgends ſtattgefunden. In Ruhe ließ die Bevölkerung über ſich ergeben, was ſie nicht ändern konnte. Ihre Haltung war höflich wie immer, aber reſervirt. Nur die vielen in Dresden lebenden Preußen gaben ihrer patriotiſchen Freude einen lebhaften Ausdruck. Sie wehten mit Tüchern und begrüßten unter nicht endenden Hochs und Hurrahs die Einziehenden.

Der 19. war ein Ruhetag für die Elb-Armee. Während aber die dem General Herwarth unterſtellten Truppen raſteten, wurde Leipzig durch vorgeſchobene Abtheilungen eines erſt in Bildung begriffenen Reſerve-Corps beſetzt. Dieſe Beſetzung der zweiten Hauptſtadt des Landes war nur eine Defenſiv-Maßregel und verfolgte keinen andern Zweck, als die rechte Flanke der Elb-Armee zu ſchützen. Ein Vorgehen auf dieſer Linie (Leipzig-Hof) war nicht beabſichtigt, oder doch zur Zeit noch unausführbar. Man mußte ſich, bei der Unausreichendheit der augenblicklich zur Verfügung ſtehenden Kräfte, damit begnügen, ein Hervorbrechen der Bayern an dieſer Stelle zu hindern.

Schon am 18. waren Huſarenpatrouillen in Reudnitz — einem vorſtadtartigen Dorfe dicht vor Leipzig — eingetroffen, hatten zu erforſchen geſucht, ob Bayern in der Nähe ſeien und waren dann raſch wieder verſchwunden; erſt am 19. früh erfolgte die wirkliche Beſetzung der Stadt. Vier Uhr Morgens langten am äußern Dresdner Thor einige dreißig Bauerwagen mit hundertfünfundzwanzig Mann Infanterie an, die an der Johanniskirche, in der Nähe des Thores, abſtiegen und durch die Stadt hindurch nach dem Bayerſchen Bahnhof zogen. Wachen wurden ausgeſtellt, während ein Theil der Mannſchaften die Wagen wieder beſtieg und nach Altenburg weiterfuhr.

Die ſich anſchließenden Vorgänge dieſes Tages entnehmen wir am beſten der Schilderung eines Augenzeugen: Um 9½ Uhr Vormittags folgte ein vierzig Mann ſtarkes Piket Brandenburgiſcher Dragoner, die durch die Grimmaiſche Straße ritten, der vorderſte Mann mit erhobener Piſtole, wie in Kriegszeiten üblich, umringt und vielfach freundlich angeredet von einer zahlreich verſammelten neugierigen Menge. Der Befehlshaber begab ſich auf das Rathhaus und verlangte, daß die Bekanntmachung des preußiſchen commandirenden Generals in Sachſen, Herwarth v. Bittenfeld, ſeitens des Raths öffentlich angeheftet werden ſollte (was verweigert ward, worauf die Militairbehörde ſelbſt Druck und Anheftung verfügte). Um 11 Uhr Vormittags endlich trafen Infanterie-Colonnen in der Dresdner Vorſtadt ein; es war ein Bataillon des vierten Garde-Regiments, tauſend Mann ſtark, unter dem Befehl des Oberſtlieutenants v. *Conta*. Sie waren am Montag von Torgau, wohin ſie vor elf Tagen aus Berlin gekommen waren, auf ſchlechtem Wege nach Eilenburg, und von da geſtern in fünf Stunden hierher marſchirt. Sie kamen ſtaubbedeckt und erhitzt an, aber nicht erſchöpft. Das Bataillon marſchirte ohne Trommelklang über den Auguſtusplatz durch die Schillerſtraße ins Schloß, die alte Pleißenburg. Im Schloßhofe wurden die Gewehre zuſammengeſtellt und jeder machte ſichs bequem. Ueber Mittag drängte ſich eine ſo große Menge Neugieriger in die Pleißenburg, daß die Thorflügel geſchloſſen wurden. Alle Mannſchaften waren nach kurzer Zeit wieder friſch. Sie haben ein kriegeriſches Ausſehen. Es ſind hohe, kräftige Männer, bärtig, ſonnverbrannt und der Mehrzahl nach mit dem Düppelkreuz geſchmückt. Im Verkehr mit dem Publicum ſind ſie anſtändig und freundlich, und dieſes kommt ihnen entgegen. Man fraterniſirt.

Der Empfang in Leipzig war herzlicher geweſen als in irgend einer andern Stadt des Landes, ſo weit daſſelbe bis zum 19. in unſeren Händen war; die preußiſchen Sympathieen der zweiten Hauptſtadt des Landes hatten ſich nicht verleugnet. Aber erſt im *öſtlichen* Theile Sachſens, zwiſchen Stolpen, Neuſtadt, Hohenſtein, auf jenem engen Terrain, wo Sachſen, Schleſien, Böhmen zuſammenſtoßen, trat eine Hinneigung zu Preußen beinah unverhohlen vor. Hier, aus langem Grenzverkehr nach zwei Seiten hin, hatte man ſeit lange zwiſchen preußiſchem und öſtreichiſchem Weſen unterſcheiden gelernt und das Abwägen war nicht zu unſerem Nachtheil ausgefallen.

Auf ihrem Vormarſch nach dieſem Plateau hin, haben wir aber die Elb-Armee, die, wie wir wiſſen, am 19. Ruhetag hatte, zunächſt noch zu begleiten. Am Morgen des 20. rückte die geſammte Elb-Armee mit klingendem Spiele über die Dresdner Brücke, paſſirte die Neuſtadt und zog, unter Sing und Sang, am Waldſchlößchen vorbei, an den ſchönen Berglehnen hin, auf Biſchofswerda und Stolpen zu. Das letztere wurde noch am Abend deſſelben Tages, am 21. aber der noch näher der Grenze zu gelegene Flecken Neuſtadt beſetzt. Das ganze ſonſt ſo ſtille Plateau war zu einem einzigen großen Waffenlager geworden. Prächtig war der Anblick, beſonders zur Nachtzeit. Von dem hochgelegenen Schloß Stolpen aus, ſah man bis an die Grenze hin die Bivouacfeuer brennen. Dazwiſchen die Dörfer wie ſchwarze Schattenbilder. Große Rauchſäulen [illegible] gen Himmel auf, dann und wann, wenn ein Wind kam, ſenkten [illegible] und lagerten ſich auf das Feld und ſeine Lichter.

So haben wir die Elb-Armee bis an die böhmiſche Grenze geführt. Am 22. wurde bekannt gegeben: »Morgen früh rücken wir ein.« Lauter Jubel war die Antwort. Die Avantgarde marſchirte noch am ſelben Tage (22.) bis Schluckenau.

Und wie die Elb-Armee über Dresden, ſo war die Erſte Armee (Prinz Friedrich Karl) über Bautzen und Löbau bis an die Grenze vorgedrungen. Die Scenen und Ereigniſſe waren dieſelben. Die Eiſenbahnen, wo ſie zerſtört waren, wurden im Fluge wieder hergeſtellt, die Telegraphen in Betrieb, die Beamten — ſo weit es der Dienſt erheiſchte — in Pflicht genommen. Der Prinz erließ eine Proclamation, in der es ähnlich wie in der Bekanntmachung General Herwarths hieß, »daß der Krieg nicht gegen Land und Bewohner, ſondern gegen die Regierung geführt werde, gegen die Regierung, deren feindſelige Haltung gegen Preußen dieſe Action heraufbeſchworen habe.« Requiſitionen wurden in Ausſicht geſtellt und gegen Empfangsbeſcheinigung erhoben. Am 22. ſtand die I. Armee in dem Dreieck Zittau, Oſtritz, Seidenberg. Am 23. früh erfolgte auch hier der Einmarſch.

Das gemeinſchaftliche Actionsfeld der I. wie der Elb-Armee war das Iſergebiet. Am Mittellauf dieſes Fluſſes, zwiſchen Turnau und Münchengrätz, mußten beide Armeen, von denen die eine ſüdöſtlich, die andre ſüdweſtlich marſchirte, muthmaßlich zuſammentreffen. Und ſo geſchah es. Wir ſehen ſpäter wie.

Die Manifeſte.

Am 16. früh war die telegraphiſche Meldung von dem Einmarſch in Sachſen in Wien. Am 17. erließ Kaiſer Franz Joſeph folgendes Kriegsmanifeſt an ſeine Völker:

„An Meine Völker!

Mitten im Werke des Friedens, das Ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfaſſungsform zu legen, welche die Einheit und Machtſtellung des Geſammtreiches feſtigen, den einzelnen Ländern und Völkern aber ihre freie innere Entwickelung ſichern ſoll, hat Meine Regentenpflicht Mir geboten, Mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen. An den Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, ſtehen die Armeen zweier verbündeten Feinde, in der Abſicht, Oeſtreich in ſeinem europäiſchen Machtbeſtande zu erſchüttern.

Keinem derſelben iſt von Meiner Seite ein Anlaß zum Kriege gegeben worden. Die Segnungen des Friedens Meinen Völkern zu erhalten, habe Ich, deſſen iſt Gott der Allwiſſende Mein Zeuge, immer für eine Meiner erſten und heiligſten Regentenpflichten angeſehen, und getreu ſie zu erfüllen getrachtet.

Allein, die eine der beiden feindlichen Mächte bedarf keines Vorwandes: lüſtern auf Raub von Theilen Meines Reiches, iſt der günſtige Zeitpunkt für ſie der Anlaß zum Kriege.

Verbündet mit den preußiſchen Truppen, die uns als Feinde nunmehr entgegenſtehen, zog vor zwei Jahren ein Theil Meines treuen und tapferen Heeres an die Geſtade der Nordſee.

Ich bin dieſe Waffengenoſſenſchaft mit Preußen eingegangen, um vertragsmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutſchen Volksſtamm zu ſchützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krieges auf ſeine engſten Grenzen einzuſchränken, und in der innigen Verbindung der zwei mitteleuropäiſchen Großmächte — denen vorzugsweiſe die Aufgabe der Erhaltung des europäiſchen Friedens zu Theil geworden — zum Wohle Meines Reiches, Deutſchlands und Europa's eine ſolche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen.

Eroberungen habe Ich nicht geſucht; uneigennützig beim Abſchluſſe des Bündniſſes mit Preußen, habe Ich auch im wiener Friedensvertrage keine Vortheile für Mich angeſtrebt. Oeſtreich trägt keine Schuld an der trüben Reihe unſeliger Verwickelungen, welche bei gleicher uneigennütziger Abſicht Preußens nie hätten entſtehen können, bei gleicher bundestreuer Geſinnung augenblicklich zu begleichen waren.

Sie wurden zur Verwirklichung ſelbſtſüchtiger Zwecke hervorgerufen, und waren deshalb für Meine Regierung auf friedlichem Wege unlösbar.

So ſteigerte ſich immer mehr der Ernſt der Lage.

Selbſt dann aber noch, als offenkundig in den beiden feindlichen Staaten kriegeriſche Vorbereitungen getroffen wurden, und ein Einverſtändniß unter ihnen, dem nur die Abſicht eines gemeinſamen feindlichen Angriffes auf Mein Reich zu Grunde liegen konnte, immer klarer zu Tage trat, verharrte Ich im Bewußtſein Meiner Regentenpflicht, bereit zu jedem mit der Ehre und Wohlfahrt Meiner Völker vereinbaren Zugeſtändniſſe, im tiefſten Frieden.

Als Ich jedoch wahrnahm, daß ein weiteres Zögern die wirkſame Abwehr feindlicher Angriffe und hierdurch die Sicherheit der Monarchie gefährde, mußte Ich Mich zu den ſchweren Opfern entſchließen, die mit Kriegsrüſtungen unzertrennlich verbunden ſind.

Die durch Meine Regierung gegebenen Verſicherungen Meiner Friedensliebe, die wiederholt abgegebenen Erklärungen Meiner Bereitwilligkeit zu gleichzeitiger gegenſeitiger Abrüſtung erwiederte Preußen mit Gegenanſinnen, deren Annahme eine Preisgebung der Ehre und Sicherheit Meines Reiches geweſen wäre.

Preußen verlangte die volle vorausgehende Abrüſtung nicht nur gegen ſich, ſondern auch gegen die an der Grenze Meines Reiches in Italien ſtehende feindliche Macht, für deren Friedensliebe keine Bürgſchaft geboten wurde und keine geboten werden konnte.

Alle Verhandlungen mit Preußen in der Herzogthümerfrage haben immer mehr Belege zu der Thatſache geliefert, daß eine Löſung dieſer Frage, wie ſie der Würde Oeſtreichs, dem Rechte und den Intereſſen Deutſchlands und der Herzogthümer entſpricht, durch ein Einverſtändniß mit Preußen bei ſeiner offen zu Tag liegenden Gewalts- und Eroberungspolitik nicht zu erzielen iſt.

Die Verhandlungen wurden abgebrochen, die ganze Angelegenheit den Entſchließungen des Bundes anheimgeſtellt und zugleich die legalen Vertreter Holſteins einberufen.

Die drohenden Kriegsausſichten veranlaßten die drei Mächte Frankreich, England und Rußland, auch an Meine Regierung die Einladung zur Theilnahme an gemeinſamen Berathungen ergehen zu laſſen, deren Zweck die Erhaltung des Friedens ſein ſollte. Meine Regierung, entſprechend Meiner Abſicht, wenn immer möglich den Frieden für Meine Völker zu erhalten, hat die Theilnahme nicht abgelehnt, wohl aber ihre Zuſage an die beſtimmte Vorausſetzung geknüpft, daß das öffentliche europäiſche Recht und die beſtehenden Verträge den Ausgangspunkt dieſer Vermittelungsverſuche zu bilden haben und die theilnehmenden Mächte kein Sonderintereſſe zum Nachtheile des europäiſchen Gleichgewichtes und der Rechte Oeſtreichs verfolgen.

Wenn ſchon der Verſuch von Friedensberathungen an dieſen natürlichen Vorausſetzungen ſcheiterte, ſo liegt darin der Beweis, daß die Berathungen ſelbſt nie zur Erhaltung und Feſtigung des Friedens hätten führen können.

Die neueſten Ereigniſſe beweiſen es unwiderleglich, daß Preußen nun offen Gewalt an die Stelle des Rechtes ſetzt.

In dem Rechte und der Ehre Oeſtreichs, in dem Rechte und der Ehre der geſammten deutſchen Nation erblickte Preußen nicht länger eine Schranke für ſeinen verhängnißvoll geſteigerten Ehrgeiz. Preußiſche Truppen rückten in Holſtein ein, die von dem kaiſerlichen Stattbalter einberufene Ständeverſammlung wurde gewaltſam geſprengt, die Regierungsgewalt in Holſtein, welche der wiener Friedensvertrag gemeinſchaftlich auf Oeſtreich und Preußen übertragen hatte, ausſchließlich für Preußen in Anſpruch genommen, und die öſtreichiſche Beſatzung genöthigt, zehnfacher Uebermacht zu weichen.

Als der deutſche Bund, vertragswidrige Eigenmacht hierin erkennend, auf Antrag Oeſtreichs die Mobilmachung der Bundestruppen beſchloß, da vollendete Preußen, das ſich ſo gerne als Träger deutſcher Intereſſen rühmen läßt, den eingeſchlagenen verderblichen Weg. Das Nationalband der Deutſchen zerreißend, erklärte es ſeinen Austritt aus dem Bunde, verlangte von den deutſchen Regierungen die Annahme eines ſogenannten Reformplanes, welcher die Theilung Deutſchlands verwirklicht, und ſchritt mit militairiſcher Gewalt gegen die bundesgetreuen Souveraine vor.

So iſt der unheilvollſte, ein Krieg Deutſcher gegen Deutſche, unvermeidlich geworden.

Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe Ich diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterſtuhl der Geſchichte und des ewigen allmächtigen Gottes.

Ich ſchreite zum Kampf mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache giebt, im Gefühle der Macht, die in einem großen Reiche liegt, wo Fürſt und Volk nur von Einem Gedanken — dem guten Rechte Oeſtreichs — durchdrungen ſind, mit friſchem vollem Muthe beim Anblicke Meines tapferen kampfgerüſteten Heeres, das den Wall bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oeſtreichs ſich brechen wird, im Hinblick auf Meine treuen Völker, die einig, entſchloſſen, opferwillig zu Mir emporſchauen.

Die reine Flamme patriotiſcher Begeiſterung lodert gleichmäßig in den weiten Gebieten Meines Reiches empor; freudig eilten die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres; Freiwillige drängen ſich zum Kriegsdienſte; die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zumeiſt bedrohter Länder rüſtet ſich zum Kampfe und die edelſte Opferwilligkeit eilt zur Linderung des Unglückes und zur Unterſtützung der Bedürfniſſe des Heeres herbei.

Nur Ein Gefühl durchdringt die Bewohner Meiner Königreiche und Länder: das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einigkeit, das Gefühl des Unmuthes über eine ſo unerhörte Rechtsverletzung.

Doppelt ſchmerzt es Mich, daß das Werk der Verſtändigung über die inneren Verfaſſungsfragen noch nicht ſo weit gediehen iſt, um in dieſem ernſten, zugleich aber erhebenden Augenblick die Vertreter aller Meiner Völker um Meinen Thron verſammeln zu können.

Dieſer Stütze für jetzt entbehrend, iſt Mir jedoch Meine Regentenpflicht um ſo klarer, Mein Entſchluß um ſo feſter, dieſelbe Meinem Reiche für alle Zukunft zu ſichern.

Wir werden in dieſem Kampfe nicht allein ſtehen.

Deutſchlands Fürſten und Völker kennen die Gefahr, die ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht droht, deren Handlungsweiſe durch ſelbſtſüchtige Pläne einer rückſichtsloſen Vergrößerungsſucht allein geleitet wird; ſie wiſſen, welchen Hort ſie für dieſe ihre höchſten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des geſammten deutſchen Vaterlandes ſie an Oeſtreich finden.

Wie wir für die heiligſten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen ſtehen, ſo auch unſere deutſchen Bundesbrüder.

Man hat die Waffen uns in die Hand gezwungen. Wohlan! jetzt, wo wir ſie ergriffen, dürfen und wollen wir ſie nicht früher niederlegen, als bis Meinem Reiche, ſo wie den verbündeten deutſchen Staaten die freie innere Entwicklung geſichert und deren Machtſtellung in Europa neuerdings befeſtigt iſt.

Auf unſerer Einigkeit, unſerer Kraft ruhe aber nicht allein unſer Vertrauen, unſere Hoffnung; Ich ſetze ſie zugleich noch auf einen höheren, den allmächtigen gerechten Gott, Dem Mein Haus von ſeinem Urſprunge an gedient, Der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf Ihn vertrauen.

Zu Ihm will Ich um Beiſtand und Sieg flehen und fordere Meine Völker auf, es mit Mir zu thun.

Gegeben in Meiner Reſidenz- und Reichs-Hauptſtadt Wien am **ſiebzehnten Juni** Eintauſend achthundert ſechs und ſechszig.

Franz Joſeph m. p.«

So das Manifeſt des Kaiſers.

Einen Tag ſpäter (den 18.), am Jahrestage von Fehrbellin und Belle-Alliance, erſchien das preußiſche Manifeſt:

»An Mein Volk!

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entſcheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergeſſene Worte ſprach.

»Das Vaterland iſt in Gefahr!«

Oeſtreich und ein großer Theil Deutſchlands ſteht gegen daſſelbe in Waffen!

Nur wenige Jahre ſind es her, ſeit Ich aus freiem Entſchluſſe und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiſer von Oeſtreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutſches Land von fremder Herrſchaft zu befreien. Aus dem gemeinſchaftlich vergoſſenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderſchaft erblühen, die zu feſter, auf gegenſeitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenoſſenſchaft und mit ihr zu all dem gemeinſamen Wirken führen würde, aus welchem Deutſchlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen ſollte. Aber Meine Hoffnung iſt getäuſcht worden. Oeſtreich will nicht vergeſſen, daß ſeine Fürſten einſt Deutſchland beherrſchten; in dem jüngeren, aber kräftig ſich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenoſſen, ſondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — ſo meint es — muß in allen ſeinen Beſtrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oeſtreich ſchade. Die alte unſelige Eiferſucht iſt in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen ſoll geſchwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutſche Bundesfürſten nicht blos aufgerufen, ſondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutſchland ſchauen, ſind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeſchrei iſt: »Erniedrigung Preußens!«

Aber in Meinem Volke lebt der Geiſt von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußiſchen Bodens rauben, wenn wir ernſtlich entſchloſſen ſind, die Errungenſchaften unſerer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes, feſter als je geeint, an die Ehre deſſelben Gut und Blut zu ſetzen, für ihre höchſte und heiligſte Aufgabe halten. In ſorglicher Vorausſicht deſſen, was nun eingetreten iſt, habe Ich ſeit Jahren es für die erſte Pflicht Meines Königlichen Amtes erkennen müſſen, Preußens ſtreitbares Volk für eine ſtarke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuverſichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unſere Grenzen deckt. Mit ſeinem Könige an der Spitze wird ſich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unſere Gegner täuſchen ſich, wenn ſie wähnen, Preußen ſei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber iſt es einig und ſtark; dem Feinde gegenüber gleicht ſich aus, was ſich entgegenſtand, um demnächſt im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

Ich habe Alles gethan, um Preußen die Laſten und Opfer eines Krieges zu erſparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinſchaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung geſucht und offen gehalten. Oeſtreich hat nicht gewollt, und andere deutſche Staaten haben ſich offen auf ſeine Seite geſtellt. So ſei es denn. Nicht Mein iſt die Schuld, wenn Mein Volk ſchweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müſſen: aber es iſt uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müſſen fechten um unſere Exiſtenz, wir müſſen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürſten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen iſt, von der Stufe herabſtoßen wollen, auf die ſeiner Fürſten Geiſt und Kraft, ſeines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Geſittung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geſchicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß Er unſere Waffen ſegne!

Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch ſtark genug ſein, das loſe Band, welches die deutſchen Lande mehr dem Namen als der That nach zuſammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerriſſen iſt, die das Recht und die Macht des nationalen Geiſtes fürchten, in anderer Geſtalt feſter und heilvoller zu erneuen!

Gott mit uns!

Berlin, den 18. Juni 1866.

(gez.) Wilhelm.

An demſelben Tage (wie wir bereits wiſſen) wurde Dresden beſetzt.

Dieſer Schritt war moraliſch wie militairiſch von der höchſten Bedeutung. Bis dahin — wie unwahrſcheinlich immer — lag eine Beilegung des Streits wenigſtens innerhalb der Möglichkeit. Mit dem Einrücken in Sachſen war auch dieſe Möglichkeit dahin. Das Aufflammen der Rieſaer Brücke hatte wirklich den Krieg ſignaliſirt.

Jeder in preußiſchen Landen erkannte die Bedeutung jener vier Tage, die uns, bis an die böhmiſche Grenze hin, in den Beſitz Sachſens geſetzt hatten. Eine Schlacht war gewonnen, noch eh der erſte Schuß gefallen war. Ueber alle Herzen kam eine freudige Zuverſicht. Jeder empfand wohlthuend einen feſten Willen, eine geſchickte Hand. Aus den bloßen Demonſtrationen war man heraus. »Es ging los.« Und der kriegeriſche Geiſt der Väter, der tief geruht, an den man ſelbſt den Glauben faſt verloren, er war wieder da.

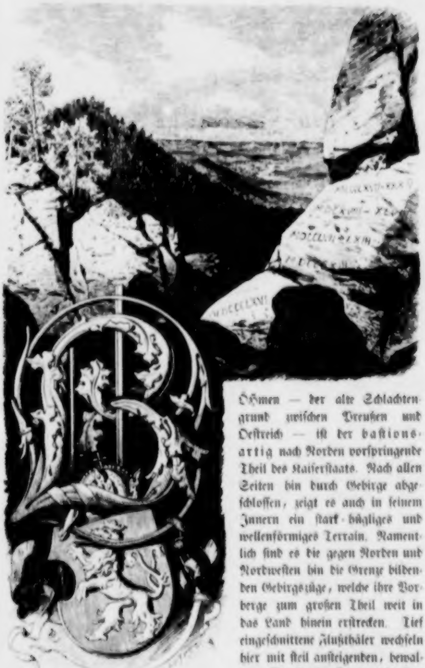
All das hatte dieſer erſte Schritt gewirkt. Hätte es noch eines Beweiſes bedurft für ſeine Bedeutung, ſo konnten wir dieſen Beweis aus der Haltung unſerer Gegner entnehmen. Ein ſüddeutſcher Offizier rief aus: »nun ſind wir verloren«. Ebenſo wirkte die Nachricht in Wien. In richtigem Inſtinct erkannte die Maſſe die Wichtigkeit der erfolgten Occupation. So groß die Zuverſicht geweſen war, ſo groß waren jetzt die Zweifel. Die Vertrauensſeligkeit war erſchüttert und Zweifel in die Benedekſche Unfehlbarkeit begannen laut zu werden. Man ſprach bereits von »Verſäumniſſen«; in den leitenden Kreiſen empfand man die Nothwendigkeit, die aufgeregte Stimmung zu beruhigen. Verſchiedenen Blättern fiel die Aufgabe zu, den Beweis zu führen, daß nichts verloren ſei, daß allem Geſchehenen oder Nicht-Geſchehenen ein wohldurchdachter Plan zu Grunde liege und daß die Ruhe, das Abwarten, das Stabile der öſtreichiſchen Heerführung in dem Gefühl überlegener Kraft ihre Wurzel habe. »Der Beſetzung Dresdens durch die Preußen — ſo ſchrieb ein militairiſches Fachblatt — wird eine Bedeutung zugeſchrieben, welche dieſelbe abſolut nicht hat. Eine Verſtärkung der Sachſen durch ein öſtreichiſches Corps, um Dresden zu halten, wäre ein Aufgeben aller Vortheile geweſen, welche die concentrirte Stellung unſerer Nord-Armee in ſich ſchließt, und hätte nur wieder das alte Cordonsſyſtem und das grundfalſche Prinzip, jeden Fußbreit Landes beſetzen zu wollen, zu einer höchſt zweifelhaften Geltung gebracht. Wer Alles vertheidigen will, vertheidigt gar nichts, das iſt ein ſtrategiſcher und taktiſcher Grundſatz, der ſich ſtets bewährt und ſeine Illuſtrationen in allen Niederlagen gefunden hat, die noch immer alle Jene erlitten, welche gegen ihn fehlten. Daß die Preußen Dresden beſetzen würden, war vorauszuſehen. Jedermann darf überzeugt ſein, daß die Beſetzung Dresdens unſererſeits nicht etwa aus Mangel an Zeit oder Truppen oder an Energie unterlaſſen wurde, ſondern daß dieſe Unterlaſſung wohl überdacht iſt und mit dem ganzen Feldzugsplane Benedeks im vollen Einklange ſteht.«

Dieſe Sprache, wie man jetzt weiß, war inſoweit der Wahrheit gemäß, als ein verſpätetes Zuſtandekommen der öſtreichiſchen Rüſtungen den Feldzeugmeiſter in der That beſtimmt hatte, von jeder Offenſive abzuſtehn und den Feind entweder in guter Stellung zu erwarten, oder ihm erſt zwiſchen Iſer und Elbe entgegenzutreten.

Am 22. und 23. ſtiegen unſere Colonnen in den böhmiſchen Keſſel hinab. Eh wir ihnen auf dieſem Vormarſch folgen, werfen wir noch einen Blick auf das Terrain, auf dem ſich der Kampf in ungeahnter Raſchheit entſcheiden ſollte.

Böhmen und das Iſergebiet.

Die Kriegspläne.



Böhmen — der alte Schlachtengrund zwiſchen Preußen und Oeſtreich — iſt der baſtionsartig nach Norden vorſpringende Theil des Kaiſerſtaats. Nach allen Seiten hin durch Gebirge abgeſchloſſen, zeigt es auch in ſeinem Innern ein ſtark-hügliges und wellenförmiges Terrain. Namentlich ſind es die gegen Norden und Nordweſten hin die Grenze bildenden Gebirgszüge, welche ihre Vorberge zum großen Theil weit in das Land hinein erſtrecken. Tief eingeſchnittene Flußthäler wechſeln hier mit ſteil anſteigenden, bewaldeten Bergkegeln. Die Landſchaften ſind faſt überall gleich anziehend.

Faſt das ganze Königreich gehört dem Flußgebiet der Elbe an. Der bedeutendſte Nebenfluß dieſer, zugleich der eigentlich böhmiſche Strom, iſt die Moldau. Beide — die Elbe von Melnik, die Moldau von Königſaal abwärts — werden mit kleinen Dampfern, welche hauptſächlich als Schleppſchiffe dienen, befahren.

Böhmen iſt von Alters her durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens bekannt. Böhmiſches Obſt und böhmiſcher Hopfen (letzterer von unübertroffener Güte) ſind bis dieſen Augenblick Gegenſtand der Pflege wie der Nachfrage. Alle Vorbedingungen für das wirthſchaftliche Proſperiren eines Landes ſind gegeben. Aber wie groß der natürliche Reichthum ſein mag, die Schätze des Bodens ſind faſt nirgends gehoben. Die Art der Gütervertheilung, der fortwirkende Einfluß ungeſunder politiſcher und kirchlicher Zuſtände, endlich eine gewiſſe Indolenz im Volkscharakter, die neben einer leicht zum Fanatismus zu ſteigernden Erregbarkeit hergeht, machen, daß das Land der Segnungen ſeiner Natur nicht in vollem Maße theilhaftig wird. Die Landwirthſchaft krankt an den beiden wirthſchaftlichen Extremen: an der Vereinigung zu großer Gütercomplexe einerſeits und an übertriebener Güterzerſchlagung (mit entſprechend häufigem Beſitzwechſel) andrerſeits. Was die »zu großen Gütercomplexe« angeht, ſo finde hier die Notiz Platz, daß von den 146 großen Fideicommiß-Beſitzungen, die in den Händen von nur 52 Familien des hohen Landesadels ruhn, einzelne die Ausdehnung kleiner deutſcher Länder haben. Die dem Fürſten Schwarzenberg gehörige Herrſchaft Krumau umfaßt beiſpielsweiſe — ihr ſonſtiges Areal ungerechnet — zehn Quadratmeilen Wald. Trotz dieſer und ähnlicher ausgedehnten Beſitzungen iſt der hohe Landesadel, bis auf wenige Ausnahmen, tief verſchuldet. Die kleinen Leute, das günſtigſte zu ſagen, kommen nicht vorwärts; die hohen Abgaben tragen das übrige dazu bei, ein allgemeines Aufblühen unmöglich zu machen.

Die Bevölkerung von Böhmen, wenn man die Zählung von 1857 zu Grunde legt, dürfte zur Zeit etwa fünf Millionen betragen, darunter drei Millionen Czechen und zwei Millionen Deutſche. Die czechiſchen Statiſtiker kommen freilich zu Reſultaten, welche ihre Nationalität als ungleich überwiegender erſcheinen laſſen und die Zahl der Deutſchen kaum auf ein Viertel der Geſammtbevölkerung zugeben wollen. Widerſprechende Angaben dieſer Art finden ſich in allen Ländern gemiſchter Nationalität, wenn ſie auch nicht überall mit gleicher Heftigkeit auftreten, wie in dem durch die Nationalitäts-Agitation bis ins Innerſte aufgewühlten Böhmen. Einen Hauptſtreitpunkt bilden namentlich die Bevölkerungsverhältniſſe in der Hauptſtadt. Von den 140,000 Einwohnern derſelben wollen die Deutſchen den Czechen nur 60,000 zugeſtehn, ſo daß ſie Prag in erſter Reihe als eine deutſche Stadt bezeichnen und als ſolche für ſich in Anſpruch nehmen. Allerdings ohne Erfolg. Das Czechenthum herrſcht.

Mit Eifer und Sorgfalt, wenn auch freilich nicht ohne Parteilichkeit, ſind neuerdings Verſuche gemacht worden, innerhalb der weiten Gebiete des Königreichs beſtimmte Sprach- und Nationalitäts-Grenzen zu ziehn. Als unzweifelhaft geht aus dieſen Verſuchen nur hervor, daß die nordweſtlichen und weſtlichen, ſowie ein Theil der nördlichen Grenzdiſtricte (die Landſtriche längs des Fichtel- und Erzgebirges, ſowie einzelne Bezirke in der Nähe der Lauſitz und des ſchleſiſchen Rieſengebirges) faſt ausſchließlich von Deutſchen bewohnt werden, während im Centrum des Landes, ſowie im Oſten und Süden die czechiſche Nationalität überwiegt. Da indeß im ganzen Lande beide Nationalitäten vermiſcht durch einander wohnen, die Angehörigen der Einen auch vielfach der Sprache der Anderen vollkommen mächtig ſind, endlich czechiſche Familiennamen unter den Deutſchen und deutſche Familiennamen unter den Czechen vorkommen, ſo iſt die Beſtimmung der Nationalität in den einzelnen Fällen ſehr ſchwierig.*) Mit ziemlicher Sicherheit läßt ſich behaupten, daß der czechiſchen Nationalität die Maſſe des niedren Volkes in Stadt und Land, die Mehrzahl des Bauernſtandes und der kleinen Handwerker, endlich einige wenige adlige Familien angehören, während die Deutſchen den größeren Grundbeſitz und den größeren Handels- und Gewerbeſtand zu den Ihrigen zählen. Dies tritt namentlich auch in Prag hervor, wiewohl es hier (wir deuteten dies ſchon an) der überwiegend czechiſchen Gemeinde-Repräſentation gelungen iſt, die öffentlichen Schulen bis auf wenige Ausnahmen zu czechiſiren.

Die Nationalitätsfrage, das wiedererſtandene nach Herrſchaft ſtrebende Czechenthum iſt eine Erſcheinung jüngſten Datums, iſt eine Hervorbringung des Jahres 1848. Bis dahin hatte das Metternichſche Regime gleich ſchwer auf deutſch wie czechiſch gelegen und ein czechiſch nationales ſich Auflehnen gegen die deutſche Regierungsgewalt ſchien noch ferner zu liegen als ein freiheitliches ſich Auflehnen gegen die abſolute Regierungsgewalt. Nirgends, für den, der Böhmen damals bereiſte, traten Gegenſätze im Volksleben ſelbſt hervor. Harmlos, gleichmäßig von der Bureaukratie mißhandelt, gleichmäßig in der Ehrfurcht vor derſelben, lebte das Volk, national ununterſchieden, in Stadt und Land dahin. Hier und da hatte das Deutſch einen fremden und ſcharfen Accent; das war alles: nichts deutete auf die Vorgänge hin, die im Frühjahr 1848 raſch und mit beiſpielloſer Heftigkeit in die Erſcheinung traten. Kaum hatte das junge Wien den greiſen Träger eines hinfällig gewordenen Syſtems beſeitigt, als unter den berauſchten Acteurs der Hauptſtadt plötzlich ein beſonderes Böhmenthum in den Vordergrund trat. Von literariſch gebildeten Feuerköpfen ausgehend, in ſlawiſch-fantaſtiſcher Tracht einherſchreitend, in einem Idiome redend, das ſich die Welt als ein untergehendes anzuſehn bereits gewöhnt hatte, begann ſich plötzlich aus der czechiſchen Nationalität heraus eine wilde Agitation zu entwickeln, welche neben den, bald als verfehlt erkannten Zielen des Panſlavismus, zunächſt die unbeſchränkteſte Autonomie für Böhmen, im Endziele aber die bedingungsloſe Herrſchaft des Czechenthums über das deutſche Element forderte. Es war charakteriſtiſch, daß die Deutſchen dieſe im Gewande der allgemeinen freiheitlichen Erhebung auftretenden Beſtrebungen in ihren Anfängen begünſtigten, ja ſelbſt ſich unter ihren Vertretern hervorthaten. Die Ernüchterung aus dem großen Rauſche, in den auch ſie gerathen waren, ließ indeß nicht lange auf ſich warten, und bald ſtand Nationalität der Nationalität ſchroff und erbittert gegenüber. Das Czechenthum, allmälig von den revolutionairen Elementen ſich läuternd, wußte alle tüchtigen Kräfte des Volksſtammes, namentlich auch die clerikalen Factoren an ſich zu ziehn und auf allen geiſtigen Gebieten in Kirche, Schule, Kunſt, Literatur mit Geſchick und Conſequenz ſeine Ziele verfolgend, glückte es ihm das Deutſchthum aus ſeinen Poſitionen zu verdrängen. Das deutſche Element hat ſeit achtzehn Jahren vielfach an Terrain verloren.

---

*) Wir entnehmen einem Bericht über dieſe intereſſante Frage noch folgendes: Eine eigentliche Sprachgrenze in Böhmen giebt es nicht, Deutſche und Czechen ſind bunt durch einander vertheilt. Zwiſchen ganz böhmiſchen Orten liegen deutſche und umgekehrt, zwiſchen deutſchen Gegenden liegen wieder ganz böhmiſche. Böhmiſch oder czechiſch wird nicht nur in Böhmen, ſondern auch in Mähren, in erheblichen Theilen von Ungarn und Slawonien und mit einer Abweichung auch in Oeſtreichiſch-Schleſien geſprochen. Die czechiſche Sprache iſt bildſam und reich. Viele Gegenſtände drückt der Böhme nach der Klangbildung aus, ſo die Namen der Thiere nach ihrer Stimme, wie z. B. Kruta, die Truthenne, Kachna, die Ente. Der Geſang der Böhmen iſt wohlklingend und anmuthsvoll, denn ſie können mit ihrer Sprache die Alphabete aller Sprachen ausſprechen. Zwar hat das Böhmiſche Mangel an feineren Vocalen, und die Häufung der Conſonanten iſt groß, dies iſt indeß auf die Rechnung geſchmackloſer Schriftſteller zu ſetzen, denn im Munde des Volkes erſcheint die Sprache kräftig und geſchmeidig. Böhmen hatte eine ſehr reiche Literatur, im Jahre 1620, nach der Schlacht am weißen Berge, wurden aber alle böhmiſchen Bücher, der Ketzerei verdächtig, verbrannt, die deutſche Sprache eingeführt und die böhmiſche abgeſchafft. So kam es, daß in den Jahren 1729 bis 1749 die Böhmen beinahe aufhörten, böhmiſch zu ſprechen.

Das Czechenthum knüpft daran die weitgehendſten Hoffnungen. Wir unſrerſeits ſehen in dieſen leidenſchaftlichen Wiederbelebungsverſuchen nur ein Aufflackern, wie es dem Erlöſchen vorausgeht. Wir finden dieſe Beſtrebungen hoffnungsloſer, ausſichtsloſer als die der Polen, die die große Front der ſlawiſchen Welt bilden, während Böhmen (durch Schleſien abgetrennt) eine halbgermaniſirte, ſlawiſche Inſel iſt, die, weil von deutſchem Leben rings umgeben, unter veränderten politiſchen Verhältniſſen nothwendig germaniſch werden muß. Ein dagegen ankämpfender Fanatismus, ein beſtändiges Borgen und ſich Raths erholen bei Jahrhunderten die um ein Jahrtauſend zurückliegen, das Einführen des Balladenſtoffs in die Politik, iſt, weil Schemen unterſchiebend, wo es ſich um Leben und Wirklichkeit handelt, der Weg zum Untergang, ein Verpuffen, ein Verbrauchen der letzten Kräfte. Wir ſehen daſſelbe Schauſpiel an der »grünen Harfe Irlands«, wir haben das Scheitern dieſer Ueberſchwänglichkeiten und Anmaßungen in Dänemark geſehen. So wird an den realen Machtverhältniſſen auch das Czechenthum ſcheitern.

Uns, während des Krieges, den wir eben geführt, war das Czechenthum (trotz allem Deutſch-Haſſes, der es charakteriſirt) eher ein Bundesgenoſſe, als ein Gegner. Eine einmüthig kaiſerlich und einmüthig öſtreichiſch geſinnte Bevölkerung hätte es leicht gehabt, im Rücken unſrer Armeen einen Volkskrieg zu organiſiren, der, wenn er an dem Ausgang des Krieges auch nichts geändert hätte, doch die Zahl unſerer Opfer leicht hätte vermehren können. Es unterblieb, weil Deutſchthum und Czechenthum zu gemeinſchaftlichem Kampfe ſich nicht einigen konnten. Ganz vorzugsweiſe mit Rückſicht auf die Czechen konnte ein Augenzeuge vom Kriegsſchauplatz aus ſchreiben: »Ich muß Ihnen ſchließlich offen bekennen, daß ich nie geglaubt habe, einen ſo vollſtändigen Mangel an Anhänglichkeit an das Kaiſerthum hier in Böhmen zu finden. Blinder, fanatiſcher Haß gegen die Feinde und Ketzer findet ſich wohl, aber Anhänglichkeit und Pietät fand ich nur für böhmiſche Könige und böhmiſche Thaten.«

Das Iſergebiet.

Land und Leute.

Nämlich nicht das ganze Königreich Böhmen (von dem wir im vorigen Capitel eine Schilderung verſucht), ſondern nur ſeine öſtliche Hälfte war Kriegsſchauplatz. Und nur auf einer Hälfte dieſer Hälfte wiederum, im Nordoſten, fielen die entſcheidenden Schläge; — die ſüdliche Oſthälfte wurde nur durchzogen.

Von Süden her durch andre habsburgiſche Kronländer umſpannt, gegen Weſten hin durch Bayern und das „Reich“ nie ernſthaft gefährdet, war der Norden und Nordoſten Böhmens immer der ſtrategiſch wichtigſte, weil der einzig ernſthaft bedrohte Punkt des Landes; wir finden deshalb hier zumeiſt die Schlachtfelder und die Feſtungen Böhmens.*) Aber wie auch ſonſt wohl (wir erinnern beiſpielsweiſe an die große ſächſiſche Ebene) die für den Krieg wichtigſten und deshalb vom Kriege am meiſten heimgeſuchten Gegenden, zugleich bevorzugte Culturgegenden ſind, ſo auch hier. Gewerbe und Induſtrie haben — mehr als an irgend einer andern Stelle des Landes — ihre Stätte hier; die Friction der Nationalitäten, den ſchlimmſten Feind des Landes: die Indolenz bekämpfend, gebiert neben manchem Unerfreulichen doch auch geiſtiges Leben, Energie und Unternehmungsgeiſt und die Fruchtbarkeit des Bodens, dem Unternehmungsgeiſt entgegenkommend, ſchafft ſpeziell an der Ober-Elbe hin, beiſpielsweiſe auch bei Königgrätz, weite Diſtricte, die zu den bevölkertſten in ganz Deutſchland zählen.

---

*) Hier, in dieſem Nordoſtviertel des Landes, liegen Joſephſtadt, Königgrätz, Thereſienſtadt und zu beiden Seiten der Elbe hin die Schlachtfelder von Soor und Czaslau, von Lowoſitz, Prag, Kollin. Selbſt bei Chlum kam es ſchon früher zu Rencontres.

Und wie durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, ſo zeichnet ſich dieſe Landesſtrecke auch durch landſchaftliche Schönheit aus. An den Waſſerläufen, die vom Gebirge her der Elbe zufließen, ganz beſonders an der Iſer hin, concentriren ſich dieſe Schönheiten. Bald durch barock geformte Felſen beengt, bald ſich in Wieſenauen verbreiternd, hier mit Inſelchen in ſeiner Mitte, dort von Schloßruinen überragt, geben die Ufer dieſes Fluſſes die abwechſelndſten und zugleich anmuthigſten Bilder. Von beſonderer Schönheit iſt die Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Eiſenbrod und Turnau. Die Schönheiten dieſer Landſchaft, auch ihre Eigenthümlichkeiten ſchildern wir am beſten durch Auszüge aus einem Briefe, der, faſt unmittelbar nach den großen Ereigniſſen geſchrieben und ſich allgemein über »Land und Leute« dieſer Gegenden verbreitend, erſichtlich von dem Streben dictirt wurde, parteilos, die Dinge, wie die Menſchen zu betrachten.

»Ich habe nun acht Tage lang (ſo entnehmen wir dem Briefe) dieſe Gegenden zwiſchen Elbe und Iſer durchfahren, über die ſo viele Klagen laut geworden ſind, und wenn Du mich fragſt, wie ich es gefunden, ſo muß ich ſagen: reizende Bilder haben ſich mir erſchloſſen und von Ungaſtlichkeit und Uncultur, von Verwilderung und Verworfenheit iſt nichts an mich herangetreten. Laß Dir erzählen von der Landſchaft, von Dörfern und Städten, auch von den Leuten wie ich ſie gefunden.

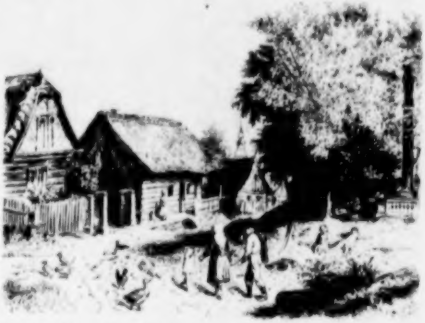
Mit allem was fehlen mag (und ich werde dies Fehlende wenigſtens andeuten), es iſt doch ein geſegnetes, ein Sinne labendes, ein einſchmeichleriſches Stück Erde und über dem Ganzen ein Ziehen und Weben, ein Himmel und ein Luftton, die einem ſagen: das iſt hiſtoriſches Land! So fand ich es in Brandeis und Münchengrätz, in Sobotka und Gitſchin. Am ſchönſten iſt Jung-Bunzlau gelegen, das mit ſeiner Häuſerfront und vom höchſten Punkte des Hügels aus mit ſeiner Caſtell-Kaſerne in das Iſerthal hinunterblickt.

Der Reichthum des Landes giebt ihm auch landſchaftlich ein eigenthümliches Gepräge. Es fehlen — eine Folge ſeiner reichen Cultur — die weiten Flächen; auf verhältnißmäßig kurze Diſtancen hin wachſen die Dörfer am Wege oder auf den Feldern auf und geben dadurch der Landſchaft einen Charakter, der mehr an die niederſächſiſche als an die ſlawiſche Art erinnert. Und doch iſt die Aehnlichkeit nur landſchaftlich, nur für das Auge da, keineswegs im Bebauungs-Prinzip. Die niederſächſiſche Art lehnt ſich gegen das »geſchloſſene Dorf« auf, ſie ſetzt die Theile über das Ganze, ſie iſt der Gegenſatz der ſtädtebauenden Concentration. Nach dieſem niederſächſiſchen Prinzip nun ſind die böhmiſchen Dörfer keineswegs gebaut, im Gegentheil, der centrale Hang iſt da. Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn es aus dieſem Grunde nur zur Bildung kleinerer, ſich auf kurze Strecken wiederholender Gruppen kommt, zuletzt Dörfer entſtehen müſſen,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

die in allem, was landſchaftliche Erſcheinung angeht, an die ausgeſtreuten, reichgegliederten niederſächſiſchen Gehöfte erinnern. Und das iſt in der That der Fall. Die reiche böhmiſche Landſchaft, beſonders an der Elbe hin, gewährt ein ähnliches Bild wie von den Oderhöhen ins Oderbruch hinein — das Ganze ein Felderteppich mit Dörfern gemuſtert.

So viel über das, was die böhmiſchen Dörfer landſchaftlich bedeuten. Es bleibt noch die Frage, wie wirken ſie an und für ſich, wie ſind ſie, wenn man in ſie eintritt, ſtatt ſie blos wie ein Bild von ferne her auf ſich wirken zu laſſen! Nun, ſie ſind wenigſtens beſſer als ihr Ruf.

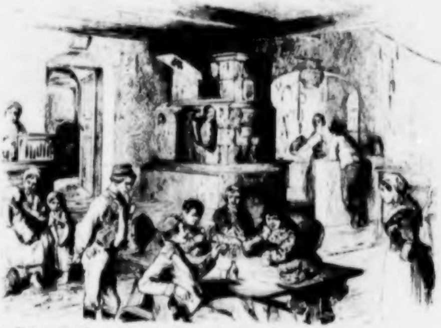


Es fehlen die maſſiven Häuſer mit ſtattlicher Vortreppe und gemauerter Veranda, es fehlen die Erkerthürme und die Balcone, ja es fehlt, in neun Fällen von zehn, das Ziegeldach und altmodiſch ſitzt die moosbedeckte Strohkappe auf dem niedrigen, kleinfenſtrigen, aus Horizontalbalken aufgezimmerten Blockhauſe. Aber wenn man ſelten eine gefällige Neuſchöpfung bemerkt, aus der einem (was unſere Dörfer ſo ſehr charakteriſirt) ein raſch wachſender Fortſchritt, ein raſch von Stufe zu Stufe ſteigendes Prosperiren entgegen tritt, ſo begegnet man doch auch nicht ſeinem Gegentheil. Es fehlen die Bilder des Reichthums, aber doch auch die der Armuth und ſelbſt das Betteln, das darauf hindeuten könnte und unzweifelhaft zu den Landplagen zählt, iſt mir in vielen Fällen mehr wie eine ſchlechte Gewohnheit, mehr wie ein ſchlaraffenhaftes Hinſchleppen der Tage, denn als wirkliche Noth und Verkommenheit erſchienen. Vielleicht indeß hat mich das Maleriſche, das in dieſem ſchönen Lande allem wie eine unveräußerliche Mitgift anhaftet, über das Maß dieſer Noth getäuſcht und die weinumrankten, aus dem Grün zahlloſer Obſtbäume hervorſchimmernden Häuſer und Hütten, dazu die graziöſen, halb bekleideten Frauen- und Kindergeſtalten, haben mich, weil ſie meinem Auge ein gewiſſes künſtleriſches Genüge thaten, möglicherweiſe über manches Elend hinweg ſehen laſſen, das nichtsdeſtoweniger vorhanden war. Das Pittoreske hat eben eine beſtechliche Kraft.

Maleriſch wie die böhmiſchen Dörfer, ſind auch die böhmiſchen Städte, ſo viel ich deren im Nordoſten des Landes kennen lernte. Daß ſie nicht groß ſind, thut ihnen keinen Abbruch. Sie ſind klein, aber ſie ſind nicht unbedeutend. Im Gegentheil, alle ſehen nach etwas aus und der »Ring« auch des kleinſten Städtchens macht in der Regel einen großſtädtiſchen Eindruck. Hier ſtehen Kirche und Rathhaus, in der Mitte erhebt ſich eine Marienſäule und Arcaden oder Lauben umziehen den Platz und ſteigern den ſtattlichen Eindruck des Ganzen. Man empfindet etwas von einer alten Cultur, alte Zuſammenhänge mit dem Süden, mit Italien werden ſichtbar.

An dieſem Ring befindet ſich denn auch der Hoſtinec, der Gaſthof. Wie Alles hier typiſch iſt, ſo auch das Gaſthaus. Es iſt groß, geräumig, ein breiter Flur ſcheidet links das Gaſtzimmer von der rechts gelegenen Küche, deren Herdfeuer beſtändig brennt und deren dampfender Fettwraſen das Haus durchzieht. Küchengeheimniſſe kennt der Hoſtinec nicht; wer nicht dem Broden abmerkt was es giebt, dem ſagt es das Auge, denn das Backen und Braten, ſelbſt der mißliche Proceß des Wurſtſtopfens, alles vollzieht ſich vor dem Auge des Gaſtes und zwar mit einer gewiſſen Oſtentation, die beſagen will: »hier bin ich; ich habe das Licht des Tages nicht zu ſcheuen.«

So intereſſant wie die Küche iſt auch das Gaſtzimmer. Meiſt durch die ganze Tiefe des Hauſes ſich ziehend, iſt es nach vorn hin ſonnig, nach hinten zu dunkel und ſchattig. Man ſucht ſich helle und dunkle Plätze, je nach Gefallen. Breite, lederüberzogene Bänke laufen an den Wänden hin und feſte, mächtige Tiſche ſtehen davor. Alles zeigt jenen verräucherten Ton, jene noch unverwiſchte Patina, die einem Gaſtzimmer ſo wohl kleidet, es ſo behaglich macht. Und auf dies Behagen kommt Alles an. Unſeren großſtädtiſchen Gaſthäuſern fehlt alles das was wohlthut; ſie geben uns Flitter dafür. Wer nicht auf den Höhen wandelt, bringt es über das Gefühl eines bloßen Geduldetſeins nicht hinaus; er mag von Glück ſagen, wenn er Artigkeit findet. Behagen findet er ſicher nicht. Behagen aber iſt in einem Hoſtinec. Von Eleganz, dieſem Schreckensartikel, keine Rede, es fehlen die



geſtickten Gardinen, die Goldleiſten, die Repräſentations-Bilder, was von Kunſt an den Wänden hängt, paſſirt nur eben, aber es paßt zum Ganzen und ſtimmt trefflich zu dem langen, halbdunklen Tiſch, von deſſen unterem Ende eben die Ungarweinflaſchen fortgeräumt werden, um einer dampfenden Glühweinbowle aus Melniker und rothem Oberungar Platz zu machen.

Die ewige Klage, der man begegnet, iſt die Unſauberkeit. Nun denn auch darüber ein Wort. Es hat mit dieſer Klage ſeine Richtigkeit, aber es kommt darauf an, wer ſie vorbringt. Viele von denen die ich klagen hörte, thäten gut zunächſt vor ihrer eignen Thür zu fegen. Jedenfalls hat Niemand ein Recht, ſich in einem böhmiſchen Hoſtinec als an den Grenzen aller Cultur zu ſchildern. Im Gegentheil. Die Verpflegung iſt im Großen und Ganzen vorzüglich; Caffee, Weißbrod, Butter ſind gut; das Bier, wie im nachbarlichen Bayern, ein Labſal, die Kipfel eine Delicateſſe; Wildpret iſt ausgezeichnet, die Fleiſchſpeiſen paſſiren. Die Art des Servirens erregt Bedenken, was nicht ganz beſtritten werden ſoll. Das Tiſchzeug kommt weniger aus dem Schrank als aus der Preſſe, der Waſſer- und Handtuch-Luxus iſt noch unbekannt und das Ein-Waſchbecken-Prinzip wird noch in rigoröſer Weiſe aufrecht erhalten. Aber wie viel kleine Städte, auch im anſpruchsvollen Norden, giebt es, die ſiegreich damit gebrochen haben?

So viel über Dörfer und Städte, über Ring und Hoſtinec. Auch noch ein Wort über die Menſchen? Ich habe ſie ſo ſchlimm nicht finden können. Freund oder Feind, — der Wahrheit die Ehre.

Die Czechen, was immer ihre Antipathieen ſein mögen, ſind umgänglich, verbindlich. So oft wir um Auskunft fragten, wurde uns dieſe Auskunft ertheilt, in der Regel mit Zuvorkommenheit; da wo man aus berechtigtem Vaterlandsgefühl dieſe Zuvorkommenheit nicht zeigen wollte, trat eine gewiſſe reſervirte Haltung ein, aber dieſe reſervirte Haltung nahm nie die Form eines direkten Abweiſes an. Mitunter flammte in den Augen etwas wie Haß auf; ſie ſahen uns ſcharf an, muſterten uns und ſchienen ſagen zu wollen »wir ſehen uns wieder«; aber all der Groll, der in ihnen kochen mochte, hielt ſie nicht ab, auf die ruhig geſtellte Frage eine ruhige Antwort zu geben. Von Schabernack, von abſichtlichem Irreführen und ähnlichen Eulenſpiegeleien keine Spur; die Armen immer bereit einen Trunk Waſſer herbei zu ſchaffen.

Der hervorſtechende Zug im Volkscharakter ſchien mir eine ſcheue, leiſe ſprechende, leis auftretende Artigkeit zu ſein. Alles machte den Eindruck, als ob man ſich auf Socken bewege, während unſer preußiſches Auftreten nur allzuſehr an Stiefel und Sporn erinnert. Die Czechen, nach ihrer Erſcheinung zu urtheilen, ſind ein fein gebautes, glattes Volk. Sie haben »Formen« und dieſen Formen gegenüber wird der mehr oder weniger formloſe Norddeutſche immer eine Neigung haben, von Falſchheit und Tücke zu ſprechen.

Uebrigens iſt es in jener Nordoſtecke Böhmens, die den eigentlichen Kriegsſchauplatz bildete und meiner Schilderung ausſchließlich zu Grunde liegt, doppelt mißlich, jede Ungebühr, die vorgekommen ſein mag, auf das Czechenthum, auf ſeine ſittliche Inferiorität oder auf ſeinen Racenhaß zurückführen zu wollen, denn eben dieſe Nordoſtecke Böhmens, wie ich Dir ſchon früher geſchrieben habe, iſt derjenige Theil des Landes, wo Böhmen und Deutſche am gemiſchteſten durcheinander wohnen. Ja, der ſächſiſchen und ſchleſiſchen Grenze zu, zieht ſich deutſches Land und — Trautenau und Reichenberg ſind deutſche Städte.«

Wir haben dieſer Schilderung nichts hinzuzufügen; vielleicht daß ſie in dem Streben nach Gerechtigkeit hier und da »gerechter« geworden iſt, als die Gerechtigkeit ſelbſt geſtatten würde. Durch wie freundliche Gläſer aber auch der Briefſteller (dem wir die Schilderung entnehmen) geblickt und wie mancherlei nicht zu Vertheidigendes ſich ſeinem Auge entzogen haben mag, jedenfalls war es, — wie irrthümliche Auffaſſungen zu ſchildern verſucht haben — kein Land der Noth, des Elends, der Uncultur, in das unſere Bataillone von den lauſitzer und ſchleſiſchen Bergen niederſtiegen. Ein lachender Garten war es, ein Parkland, auf dem die Würfel der Entſcheidung fielen.

Der preußiſche Plan. — General v. Moltke.

WIR kehren zur Armee zurück.

Die Occupation Sachſens (wie die gleichzeitige von Hannover und Heſſen) hatte jenes Kriegs-Vorſpiel beendet, deſſen erſter, raſch geſpielter Act die Ueberſchreitung der Eider durch General v. Manteuffel geweſen war. Jetzt, am Schluſſe dieſes Vorſpiels, ſtanden wir, einen ſtumpfen Winkel bildend, an dem baſtionsartigen Norden Böhmens, d. h. alſo links am Rieſen- und rechts am Lauſitzer-Gebirge hin, jeden Augenblick bereit, in tiefen Colonnen durch die Gebirgspäſſe von Schleſien und Sachſen in den böhmiſchen Keſſel niederzuſteigen.

Die Geſammtheit der Armee, theils in Corps, theils in Diviſionen gegliedert, bildete (wie wir in der Kürze ſchon andeuteten) drei Hauptgruppen, drei geſonderte Armeen, von denen

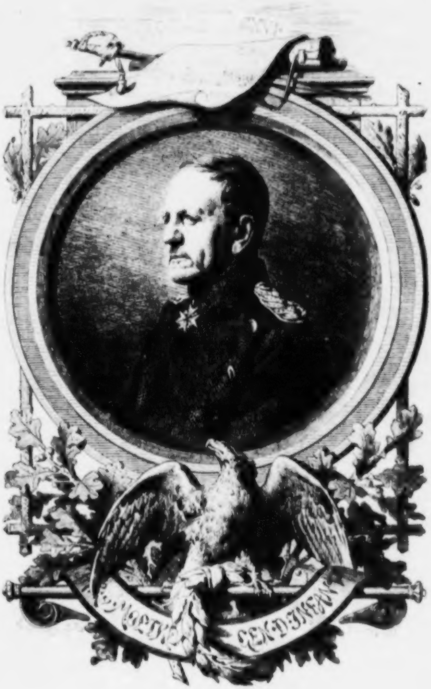
die I. Armee (Kronprinz) an der ſchleſiſchen Grenze hin den linken Flügel,

die II. Armee (Prinz Friedrich Karl) in der ſächſiſchen Oberlauſitz das Centrum,

die Elb-Armee (General Herwarth v. Bittenfeld) unmittelbar daneben, bis zur Elbe hin, den rechten Flügel

bildete.

Getrennt — ſo war der Plan — ſollten dieſe drei Heerkörper die verſchiedenen Grenzpäſſe paſſiren, concentriſch vordringen und zur Entſcheidungsſchlacht, muthmaßlich auf dem Plateau zwiſchen Gitſchin und Königgrätz, ſich vereinigen. Es iſt bekannt, mit welcher Präciſion und welchem Erfolg


v. MOLTKE
GEN·D·INFANT

dieſer Plan (auf den wir zurückkommen) durchgeführt wurde. Er war das Werk, der Gedanke General v. *Moltke's*.

Helmuth Karl Bernhard Freiherr v. Moltke wurde am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg geboren. In dem Hauſe ſeines Vaters, welcher im Regiment Möllendorf gedient hatte und als königlich däniſcher Generallieutenant verſtarb, erhielt v. Moltke die erſte Erziehung. Sein Vater hatte ſich im Holſteiniſchen eine Beſitzung gekauft und auf dieſer verblieb er bis zu ſeinem zwölften Jahre. Darauf, mit ſeinem älteren Bruder im Jahre 1811 nach Kopenhagen gebracht, gehörte er ſechs Jahre lang dem dortigen Landcadetten-Inſtitute an. Hier wurden die jungen Zöglinge ſehr ſtreng gehalten und frühzeitig an Entbehrungen aller Art gewöhnt. Zu jugendlichem Frohſinn kam es ſelten. Am 22. Januar 1818 wurde v. Moltke zum Pagen des Königs von Dänemark mit dem Range eines Offiziers ernannt und blieb in dieſem Verhältniß bis zum 1. Januar 1819. An dieſem Tage trat er als Lieutenant in das däniſche Infanterie-Regiment Oldenburg. Am 5. Januar 1822 nahm v. Moltke den Abſchied aus däniſchem Dienſt, um in die preußiſche Armee, die ſeine bleibende Heimath werden ſollte, überzutreten. Hier, auf einem weiteren Gebiete, konnten die Talente des jungen Offiziers ſich reicher entfalten, als es die früheren Verhältniſſe geſtattet hatten.

Am 12. März wurde v. Moltke als jüngſter Secondelieutenant in dem 8. Infanterie- (Leib-) Regiment angeſtellt und kam nach Frankfurt a. O. in Garniſon. Die Kriegsſchule in Berlin abſolvirte er, als gerade ſeine Eltern durch eine Reihe von Unglücksfällen ihr Vermögen eingebüßt hatten. Nach ſeiner Rückkehr zum Regiment wurde er mit der Führung der Diviſionsſchule betraut und hierauf zu den topographiſchen Vermeſſungen des Generalſtabes commandirt. In dieſer Stellung nahm er an den Aufnahmen in der Provinz Schleſien und Poſen Theil. Am 30. März 1833 zum Premierlieutenant befördert, trat er in den Generalſtab über und avancirte am 30. März 1835 zum Hauptmann. In dieſem ſelben Jahre (vom 23. September ab) machte er eine Reiſe nach Conſtantinopel, wo er zur Inſtruction und Organiſation der türkiſchen Truppen commandirt und ſpäter durch vier preußiſche Offiziere bei der Löſung dieſer höchſt ſchwierigen Aufgabe unterſtützt wurde. Nach vierjähriger Abweſenheit kam v. Moltke im Auguſt 1839 aus der Türkei zurück. In dieſer Zeit ſammelte er einen Schatz von Erfahrungen, eine Fülle von Kenntniſſen, und wurde ſowohl von Seiten des Sultans ausgezeichnet (Niſchan-Orden mit Brillanten und Ehrenſäbel), als auch von König Friedrich Wilhelm III. für ſeine hervorragende Theilnahme an dem Feldzuge 1838 in Kleinaſien mit dem Orden pour le mérite decorirt.

Nach dieſer Periode tritt v. Moltke als Schriftſteller auf, indem er charakteriſtiſche Schilderungen über die Türkei herausgab (anonym), und ein kriegshiſtoriſches Werk, »der ruſſiſch-türkiſche Feldzug von 1828—1829«. Letzteres erſchien unter ſeinem Namen. Es zeichnet ſich durch große Klarheit der Darſtellung und Schärfe des militairiſchen Urtheils aus, und erweiſt ſich ebenſo ſehr als das Erzeugniß eines militairiſchen Denkers wie eines erfahrenen Soldaten. Auch für kartographiſche Zwecke war der Aufenthalt v. Moltke's in der Türkei erſprießlich. Nach der Schlacht von Niſib in Kleinaſien durchforſchte v. Moltke dies Land, um die bisher ſehr unvollſtändigen Karten zu verbeſſern, und legte zu dieſem Behufe eine Strecke von tauſend geographiſchen Meilen bei den Recognoszirungsfahrten zurück. Er drang durch die meſopotamiſche Wüſte, unterſuchte den Durchbruch des Euphrat durch das kurdiſche Gebirge und befuhr — ebenſo wie Xenophon — den Euphrat auf aufgeblaſenen Hammelhäuten. Der Fortſchritt der Jahrtauſende iſt an dieſen Gegenden ſpurlos vorübergegangen; die Horden, welche das Gebirge Curdiſtans bewohnen, ſchließen ſich auf eine ſehr primitive Weiſe von dem Einfluß der Civiliſation ab, indem ſie jeden Europäer tödten. Vor v. Moltke hat nachweisbar nur Xenophon jenen Durchbruch des Euphrat beobachtet; bis dahin waren alle Reiſenden ein Opfer der Barbarei der Eingeborenen geworden.

Nachdem v. Moltke am 12. April 1842 zum Major befördert worden war, verheirathete er ſich mit Fräulein v. Burt aus Holſtein. In den Jahren 1845—1846 verweilte er in Rom als perſönlicher Adjutant des kranken Prinzen Heinrich von Preußen. Seine »Contorni di Roma«, die im Stich erſchienen ſind, ſind eine Frucht dieſes Aufenthalts. Nach dem Tode des Prinzen, dem Major v. Moltke ein treuer Gefährte geweſen war, wurde v. Moltke nach Magdeburg verſetzt, woſelbſt er ſieben Jahre blieb. Am 22. Auguſt 1848 wurde er Chef des Generalſtabes beim vierten Armee-Corps; am 26. September 1850 avancirte er zum Oberſtlieutenant, am 2. Dezember 1851 zum Oberſt.

Am 1. September 1855 zum erſten perſönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt, wohnte er in Balmoral der Verlobung des Prinzen mit der Prinzeß Royal bei. Das nächſte Jahr verlebte er mit dem Prinzen in Breslau und begleitete denſelben noch mehrmals nach England.

Am 9. Auguſt 1856 erfolgte ſeine Ernennung zum Generalmajor und am 29. Oktober 1857 vertauſchte er ſeinen bisherigen Wirkungskreis mit der Führung der Geſchäfte des Generalſtabes der Armee und wurde am 18. September 1858 zum Chef des Generalſtabes der Armee ernannt. In dieſer Stellung iſt er geblieben. Die allmälige Vergrößerung und Reorganiſation des Generalſtabes iſt weſentlich als ſein Werk anzuſehn.

An dem ſchleswig-holſteinſchen Kriege nahm General v. Moltke einen hervorragenden Antheil. Als nach der Erſtürmung von Düppel verſchiedene Perſonal-Veränderungen in der Operationsarmee in Schleswig und Jütland ſtattfanden, arbeitete er mit dem Feldmarſchall Wrangel einen Plan zur Landung auf Fünen aus, welcher damals ſehr wohl ausführbar war, aber nur mit Hülfe der Oeſtreicher bewerkſtelligt werden konnte, da gerade die preußiſchen Streitkräfte im Sundewitt und in Jütland, die öſtreichiſchen aber an der ſchleswig-jütiſchen Grenze, um Kolding, ſtanden. Dem öſtreichiſchen Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus Preußen und Oeſtreichern gemiſchtes Corps angeboten; aber wie ſehr dies und überhaupt das Wagniß der Expedition dem unternehmenden Sinne jenes Generals zuſagten, ſo lag doch dieſe Landung zu wenig im ſpeziellen Intereſſe des wiener Cabinets, als daß dieſelbe zur Ausführung gelangt wäre. Es blieben daher nur der Angriff auf Alſen und die vollſtändige Beſetzung Jütlands als letzte Zwangsmittel.

Schon 1859 war v. Moltke zum Generallieutenant avancirt, am 8. Juni 1866, alſo kurz vor Ausbruch der Feindſeligkeiten, erhielt er ſeine Ernennung zum General der Infanterie.

Das Jahr 1866 ſollte ihm zu voller Entfaltung ſeiner glänzenden Gaben (wenn dies das rechte Wort iſt für das Denken, Rechnen und Schaffen einer tief angelegten Natur) die Gelegenheit bieten. Sein, wie wir ſchon andeuteten, war der ſtrategiſche Gedanke, der dieſen glorreichen Krieg einleitete und zu Ende führte.

Und doch, trotz einer Reihe von Erfolgen, wie ſie die Kriegsgeſchichte kaum zum zweiten Male aufzuweiſen hat, iſt dieſer Gedanke einer herben Kritik nicht entgangen. Im Auslande hat man ihn vielfach verurtheilt, im Inlande ihn, in ſeiner Correctheit wenigſtens angezweifelt; Nebenbuhlerſchaft und Doctrinarismus, die nirgends ſo zu Hauſe ſind als auf ſtrategiſchem Gebiet, haben ihre Stimme nicht zurückgehalten. Namentlich ſind die »jungen und alten Napoleons« der öſtreichiſchen Armee beſtrebt geweſen, den Beweis anzutreten, »daß ſich die ſtrategiſchen Combinationen der preußiſchen Heerführung kaum über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben hätten«. Dieſe relative Verurtheilung bezieht ſich jedesmal auf den Moltkeſchen Grundgedanken: »Theilung und Einmarſch des Geſammtheerkörpers in drei Armeen und Vereinigung dieſer drei Strahlen in einem Brennpunkt«.

Wir unſererſeits ſind von der Richtigkeit deſſen was geſchah, tief überzeugt, im Gegenſatz zu jenem Mode-Axiom, das der unbedingten Concentration, dem »Vorſtoß mit ganzer Kraft« das Wort redet. Es will uns mindeſtens fraglich erſcheinen, ob ein ſolcher Satz ein für allemal zum ſtrategiſchen »Paragraph 1.« erhoben werden kann. Er iſt ſo lange richtig, wie er dauert. Und wir möchten faſt die Vermuthung ausſprechen, daß das »Stoßprinzip«, wenigſtens in ſeiner Ausſchließlichkeit, durch den Krieg von 1866 ſelber einen Stoß erhalten hat. Wir maßen uns nicht an, dieſe ſchwierige Frage, mit der Miene der Berechtigung, beurtheilen zu wollen, aber zwei Punkte drängen ſich doch auch dem Laien auf, die wohl angethan ſein dürften, gegen die Alleinberechtigung des Operirens mit ganzer Kraft auf einer Linie allerhand Zweifel aufkommen zu laſſen. Zunächſt kann von Terrain wegen, nach dem Erfahrungsſatze »daß Gepfropftheit immer noch ſchlimmer iſt als Zerſplittertheit«, eine Theilung der Kräfte zum oberſten Geſetze werden; aber, ganz abgeſehen von dieſem nicht zu unterſchätzenden Punkte, will es uns doch auch erſcheinen, daß beſonders eine rechtwinklige oder eine halbkreisförmige Aufſtellung — ſelbſtverſtändlich ohne zu coloſſale Ausdehnung — von vornherein die Möglichkeit einer Umfaſſung, eines Keſſeltreibens und dadurch eines raſchen Geſammtreſultates gewährt, wie es der concentrirte Frontal-Angriff, der den Gegner fortſtößt, aber ihm, links und rechts, Raum zum Entkommen läßt, nie zu erreichen vermag. Daß der Moltkeſche Plan ſcheitern konnte, wer wollte es leugnen! ein Plan ſiegt eben nie durch ſich ſelbſt, wie klar auch der Gedanke, wie richtig die Berechnung geweſen ſein möge, die ihn gebar. Aber ein lichtvoller Gedanke, wenn er auch nicht der Sieg ſelber iſt, iſt eine Gewähr des Sieges. Wie ein elektriſcher Funken durchzuckt er das Ganze, ſtählt und zündet, giebt Nerv und Leben, und bereitet eben dadurch auch die glückliche Ausführung vor, indem er dem Ganzen ein energiſcheres Leben leiht. Dieſe Kraft hat aber immer nur der richtige, der echte, der geiſtgeborne Gedanke.

Wir verſagen es uns nicht, unſere Anſicht, wie wir ſie in den erſten Monaten nach dem Kriege niederſchrieben, durch ein ſeitdem erſchienenes Urtheil von competenterer Seite zu bekräftigen.

»Oeſtreichiſcherſeits, ſo heißt es darin, hat man unſre preußiſche Heerführung mittelmäßig genannt. Sie mag es geweſen ſein. Man wird in dem erſchwerenden Element der Kriege ſelten das Ideale erreichen, aber ſelbſt das Mittelmäßige kann (wie der Erfolg gezeigt hat) noch den Zweck erreichen. Die Vereinigung der preußiſchen Heere im rechten Augenblick iſt, wenigſtens vom preußiſchen Generalſtabe, niemals als eine beſonders geiſtreiche Idee oder tiefgelehrte Combination in Anſpruch genommen worden. Es war die verſtändig angeordnete und energiſch durchgeführte Abhülfe einer ungünſtigen, aber nothwendig gebotenen urſprünglichen Situation.

»Man hat unſrer Strategie den Vorwurf gemacht, daß ſie, vor Beginn des Feldzuges, zwei oder drei Heere aufgeſtellt habe, anſtatt alle Kräfte, und zwar in der Lauſitz, zu verſammeln.

»Wir möchten dieſem Vorwurf gegenüber nur andeuten, daß bei der ſo ſpät befohlenen Mobilmachung der preußiſchen Armee keine Zeit zu verlieren war, daß nach *zwei* (oder drei) Sammelpunkten mehr Eiſenbahnen führen, als nach *einem*, und daß man blos der Theorie vom »Zuſammenhalten aller Kräfte« zu Liebe, in der Praxis niemals eine reiche Provinz wie Schleſien, der Invaſion eines an der Grenze ſich anſammelnden Feindes ſchutzlos preisgeben wird.

» . . . Die unbeſtreitbaren Vortheile der *inneren Operationslinie* (auf der ſich die öſtreichiſche Armee, in Folge unſrer Aufſtellung, bewegen durfte) behalten ihre Geltung nur, ſo lange man Raum genug hat, um dem *einen* Gegner mindeſtens auf einige Märſche entgegen zu gehen, um Zeit zu gewinnen ihn zu ſchlagen, zu verfolgen und dann ſich gegen den *anderen*, inzwiſchen nur beobachteten Gegner zu wenden.

»Verengt ſich aber dieſer Raum (wie es, faſt von Beginn der Operationen an, der Fall war) in *dem* Maße, daß man den einen Feind nicht mehr angreifen kann, ohne Gefahr zu laufen, es zugleich mit dem andern zu thun zu bekommen, der uns in Flanke oder Rücken anfällt, dann verkehrt ſich der ſtrategiſche Vortheil der inneren Operationslinie in den taktiſchen Nachtheil des Umfaßtſeins im Gefecht.

» . . . Geſetzt, wir hätten unſre *ganze* Heerkraft in der Lauſitz concentrirt, ſo würden ſich unſre Quartiere, bei einer Front von Torgau bis Görlitz, in *der Tiefe* muthmaßlich bis Berlin und Frankfurt a. O. erſtreckt haben.

»Alle für Truppen gangbare Straßen aus dieſem weiten Bezirk nach Böhmen hinein drängen ſich bei Ueberſchreitung des Grenzgebirges auf den engen Raum von fünf Meilen, zwiſchen Rumburg und Friedland, zuſammen. Die ſenkrechten Thalwände des Schandauer Sandſteingebirges auf der andern Seite verbieten jede weitere Ausbreitung. Beim Vormarſch durch dies Defilé konnten daher die vorderſten Diviſionen auf den Feind ſtoßen, ohne daß die in zwei und drei Tages-Echellons nachfolgenden irgend vermocht hätten ſie zu unterſtützen.

»Jede enge Anhäufung großer Maſſen iſt an ſich eine Calamität. Sie iſt gerechtfertigt und geboten, wenn ſie unmittelbar zur Schlacht führt. Es iſt gefährlich, in Gegenwart des Feindes ſich wieder aus derſelben zu trennen, und unmöglich, auf die Dauer in derſelben zu verharren.

»Die ſchwere Aufgabe einer guten Heeresleitung iſt, den getrennten Zuſtand der Maſſen, mit dieſem aber die *Möglichkeit der zeitgerechten Verſammlung zu wahren*.

»Dafür laſſen ſich keine allgemeine Regeln geben; die Aufgabe wird jedesmal eine andere ſein.

»Noch einmal, wir vermögen den Vortheil nicht einzuſehn, welcher uns erwachſen wäre, wenn eine preußiſche Armee von über 200,000 Mann in der Wald- und Sumpfregion der Lauſitz zuſammengedrängt worden wäre. Dagegen ſind wir der Meinung, daß es die Concentration zur Entſcheidung, die Ernährung, die Unterbringung und den Anmarſch der öſtreichiſchen Armee weſentlich erleichtert hätte, wenn dieſelbe bei Beginn des Feldzuges ſtatt in einer, in zwei Hauptgruppen, bei Olmütz und Prag verſammelt worden wäre, ganz abgeſehen von den ſtrategiſchen Vortheilen, welche die Anweſenheit gleich Anfangs einer bedeutenden Heeresmaſſe im nördlichen Böhmen gewähren mußte.“

Die Wahrheit dieſer Sätze wird ſchwer anzufechten ſein.

Der öſtreichiſche Plan.

Offenſive oder Defenſive? Dieſe Frage hatte bis Mitte Juni hüben und drüben geſchwankt.

Keiner der beiden Kriegführenden vermochte genau zu ſagen, welche Rolle ihm zufallen würde. Erſt der Bundesbeſchluß vom 14. und, in Folge dieſes Beſchluſſes, der Einmarſch in Sachſen (16.) hatten die Situation geklärt.

Von dieſem Tage an ſtand bei Preußen die Offenſive, bei Oeſtreich die Defenſive feſt. Letzterem, wenn es nicht von Mähren aus in Schleſien einbrechen und in der linken Flanke unſrer Armeen auf Berlin marſchiren wollte, während wir auf Wien gingen, blieb keine andre Wahl mehr als Defenſive. Nur darüber ſcheint man einen Augenblick geſchwankt zu haben, ob der Defenſivkampf in Mähren zwiſchen Olmütz und Brünn, oder in Böhmen zwiſchen Iſer und Elbe aufzunehmen ſei. Etwa am 19. entſchied ſich Benedek für das letztere. Am 20. ſetzten ſich ſeine an den mähriſchen Eiſenbahnlinien concentrirten ſechs Corps auf Böhmen zu in Marſch, das bis zum Eintreffen dieſes Gros der Armee nur die Sachſen und das von Anfang an vorgeſchobene I. Corps (Clam-Gallas) zu ſeiner Vertheidigung hatte.

Der Benedekſche Plan wie er nunmehr feſtſtand, war der folgende:

Im Vormarſch ſollte eine Theilung der Hauptarmee in eine kleinere Hälfte (zwei Corps) und eine größere Hälfte (vier Corps) erfolgen. Die kleinere Hälfte nach rechts hin detachirend, ſollte die größere Hälfte ihren Vormarſch gegen Norden fortſetzen, das Clam-Gallasſche Corps und die Sachſen an ſich ziehen und nunmehr bis auf ſechs Corps vermehrt, einen entſcheidenden Schlag gegen unſre I. und Elb-Armee ausführen. Nach dieſem Schlage ſollte die Armee oſtwärts ſchwenken, die beiden, während des Vormarſches, nach rechts hinausgeworfenen Corps degagiren und in einer zweiten Schlacht auch die Kronprinzliche Armee werfen, bez. vernichten.

Jn Gemäßheit dieſes Planes iſt gehandelt worden. Er mißglückte. Aber man würde Unrecht thun, dieſen Mißerfolg dem Plane, als einem von Anfang an wirr geborenen Gedanken zur Laſt legen zu wollen. Der Benedekſche Plan, wie wir ihn kurz ſkizzirt, war keineswegs rundweg verwerflich. Er ging freilich von Anſchauungen aus, die mehr aus der lebendigen Geſammt-Situation, mehr aus Perſonal-Erwägungen als aus der Theorie genommen waren; aber dies iſt eben ſo oft ein Lob als ein Tadel. Möglich daß eine Concentrirung der Armee in Böhmen ſtatt in Mähren (welche letztre übrigens, wie wir wiſſen, mehr gezwungen als freiwillig erfolgte) erhebliche Vortheile geboten hätte; ſehr wahrſcheinlich ferner, daß ein Aufrollen der aus den Gebirgspäſſen einzeln hervorbrechenden Corps der II. Armee beſſer geweſen wäre, als der Marſch an dem Flanken-Feind (Kronprinz) vorbei, um den Feind in der Front (Prinz Friedrich Karl) coûte qu'il coûte zu erreichen. Zugegeben alles das. Aber wie bereit wir zu derartigen Zugeſtändniſſen ſein mögen, wie gern wir einräumen wollen, daß der Plan ein die Regel ignorirender und in eigenſinnig vorgefaßter Meinung ein Gefahren heraufbeſchwörender war, ſo war er doch immer mehr kühn als ſchlecht, ſo recht ein Plan, der, wenn ihm der Erfolg zur Seite geſtanden hätte, hinterher bewundert worden wäre. Dieſer Erfolg blieb aus; der Plan ſcheiterte

> einerſeits an unſrer großen taktiſchen Ueberlegenheit, wobei das Zündnadelgewehr eine nicht unweſentliche Rolle ſpielte;
>
> andrerſeits an jener Fülle von Hemmniſſen, die man kurzweg als »öſtreichiſches Syſtem« zu bezeichnen pflegt.

An geiſtigen Fähigkeiten gebrach es der öſtreichiſchen Heeresleitung keineswegs, wohl aber an moraliſchen, und das gut Angelegte, kühn und klar Gedachte, es ging in erſter Reihe zu Grunde nicht an einem Verſtoß gegen ſogenannte Fundamental-Prinzipien, ſondern es litt Schiffbruch eben am »Syſtem«, an Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei, an Rivalität und falſcher Rückſichtsnahme, an Mißtrauen und Eigenſucht. Andere Factoren kamen hinzu.

Es iſt wahr, daß im Laufe der Ereigniſſe, inſonderheit vom 28. ab, ein Zuſtand erkennbar wurde, der eher einem Chaos von Plänen als einem

»Plane« glich, aber dieſe Verwirrung war bereits das Product ſich häufender Mißerfolge und darf den urſprünglichen, ſtrategiſchen Gedanken nicht um ſein Recht bringen, als er ſelbſt beurtheilt zu werden.

Wir werden in ſpäteren Abſchnitten Gelegenheit finden, auf dieſe Frage eingehender zurückzukommen.

LASCY · 1760
BENEDEK · 1866

Der Feldzug im Iſergebiet.

Die Elb- und 1. Armee bis Gitſchin.

Die Iſer-Armee.

Das I. Corps (Clam-Gallas). Die Sachſen.

1744·45·1756-176

Am 20., ſo ſagten wir, hatte Benedek das Gros ſeiner Armee von Mähren aus in Marſch geſetzt. Ziel: die Iſerlinie, oder doch das ſüdlich derſelben ſich ſtreckende Plateau von Gitſchin. Hier hoffte der Feldzeugmeiſter den Prinzen Friedrich Karl (I. und Elb-Armee) zu finden, zu faſſen, zu vernichten.

Bei der erheblichen Entfernung von Olmütz bis Gitſchin lag es indeſſen auf der Hand, daß ein Eintreffen der Haupt-Armee bei Gitſchin oder gar an der Iſer vor dem 27. oder 28.

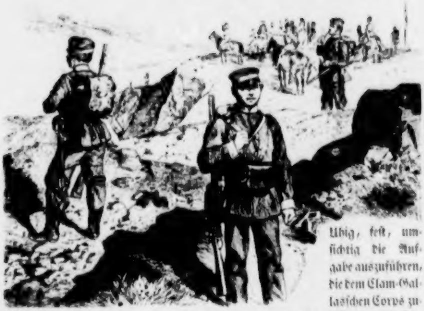
ſich nicht ermöglichen werde und ſo fiel dem einen vorgeſchobenen öſtreichiſchen Armee-Corps (Clam-Gallas) und der ihm beigegebenen Cavallerie-Diviſion Edelsheim*) die nicht leichte Aufgabe zu, dem am 21. bereits mit 120,000 Mann an der böhmiſchen Grenze ſtehenden Gegner durch eine ganze Woche hin das Vordringen zu wehren oder doch zu erſchweren.

Das Clam-Gallasſche Corps, was gleich hier bemerkt ſein mag, war ſeit dem 16. Juni durch das Erſcheinen der in Holſtein geſtandenen Brigade Abele (22. Jäger-Bataillon und Regimenter Ramming und Khevenhüller) auf die Stärke von fünf Brigaden gekommen. Die Zuſammenſetzung dieſes Corps zeigte deutlich, daß man gewillt war, Böhmen, ſo weit wie möglich, durch ſeine Landeskinder vertheidigen zu laſſen. Unter den fünfunddreißig Bataillonen des Corps befanden ſich dreizehn böhmiſche; ebenſo waren die zur Cavallerie-Diviſion Edelsheim gehörigen Regimenter Savoyen- und Windiſchgrätz-Dragoner, böhmiſche Regimenter. Aehnliche Erwägungen mochten auch dahin geführt haben, dem Grafen Clam-Gallas an dieſer Stelle das Corps-Commando zu geben. Reich begütert im Norden Böhmens, hatte er nicht nur ſein Land, ſondern ſpeziell auch ſeinen Beſitz zu ſchützen. Seiner Fähigkeit freilich wurde vielfach mißtraut und das alte Wort wurde wieder lebendig: »Gallas die Heertrommel! man hört ſie nur wenn ſie geſchlagen wird.« Anekdoten, wenig verbindlich, gingen von Mund zu Mund, Fehler, von Solferino her, wurden ihm wieder vorgerechnet; es ſcheint aber faſt, daß Rancunen und politiſcher Antagonismus eine große Rolle bei dieſer Beurtheilung ſpielten. So ſehr wir geneigt ſind, wo irgend möglich, für den Feldzeugmeiſter einzutreten, ſo müſſen wir uns doch in der Fehde Benedek contra Clam-Gallas zu gutem Theile auf die Seite des letztern ſtellen. Wir kommen nach dem Gefecht bei Gitſchin auf dieſen Punkt zurück.

---

*) Die Cavallerie-Diviſion Edelsheim hatte folgende Zuſammenſetzung:

Brigade Oberſt Appel:
  Windiſchgrätz-Dragoner (Böhmen),
  Liechtenſtein-Huſaren,
  4pfündige Cavallerie-Batterie
Brigade Oberſt Graf Wallis:
  Savoyen-Dragoner (Böhmen),
  König von Preußen-Huſaren,
  4pfündige Cavallerie-Batterie.
Brigade Oberſt Fratricſevic:
  Radetzky-Huſaren,
  Heſſen-Caſſel-Huſaren,
  4pfündige Cavallerie-Batterie



Ubig, feſt, umſichtig die Aufgabe auszuführen, die dem Clam-Gallaſchen Corps zugefallen war, war nichts Kleines. Allerdings hatte ſich daſſelbe nach Eintreffen der Sachſen*) (am 22. und 23.) zu einer etwa 60,000 Mann ſtarken **Iſer-Armee** erweitert, über die nunmehr der Kronprinz von Sachſen das Commando übernahm; nichtsdeſtoweniger blieb die Lage dieſer Armee eine ſehr ſchwierige, wenn der Gegner raſch vordrang und Zwiſchenfälle — wie wirklich geſchah — den Anmarſch des Gros der Armee verzögerten. Die beſtimmte Ordre: unter leichtem Gefecht ſich auf die Hauptarmee, und zwar gleichviel **bis zu welchem Punkte**, zurückzuziehn, würde die Situation vereinfacht und minder ſchwierig gemacht haben. Aber beſtimmte Ordres waren nicht Benedeks Sache, und ſo entſtanden, erſt um die Iſerlinie, dann um die Poſition von Gitſchin zu halten, eine Anzahl von Gefechten, die, während ſie das Clam-Gallas'ſche Corps decimirten und aufs tiefſte erſchütterten, bei präciſerer Befehlsgebung, bei feſter Durchführung eines an und für ſich wohlüberlegten und keineswegs verwerflichen Planes wahrſcheinlich ganz zu vermeiden geweſen wären.

---

*) Das ſächſiſche Corps beſtand aus vier Brigaden zu je fünf Bataillonen. Dieſe vier Brigaden waren:

1. Infanterie-Brigade (Kronprinz); Oberſt v. Boxberg:
    1., 2., 3., 4. Infanterie-Bataillon und 1. Jäger-Bataillon.
2. Infanterie-Brigade; Generalmajor v. Carlowitz:
    5., 6., 7., 8. Infanterie-Bataillon und 2. Jäger-Bataillon.
3. Infanterie-Brigade; Oberſt v. Hake:
    9., 10., 11., 12. Infanterie-Bataillon und 3. Jäger-Bataillon.
4. (Leib-) Infanterie-Brigade; Oberſt v. Hauſen:
    13., 14., 15., 16. Infanterie-Bataillon und 4. Jäger-Bataillon.

Dazu vier Reiter-Regimenter und zehn Batterieen.

Die 1. und 4. Brigade bildeten die Diviſion Stieglitz, die 2. und 3. die Diviſion Schimpff.

Mit Schilderung dieſer ziemlich zahlreichen Gefechte leiten wir das Folgende ein, Gefechte, die abwechſelnd von der I. und von der Elb-Armee, oder aber (wie bei Münchengrätz) von beiden geführt wurden und in denen uns Anfangs nur einzelne Regimenter der Cavallerie-Diviſion Edelsheim, dann (bei Hühnerwaſſer und Podol) die Brigaden Leiningen und Poſchacher, endlich (bei Gitſchin) nahezu alle Theile der auſtro-ſächſiſchen Iſer-Armee gegenüber ſtanden.

Wir beginnen unſre Darſtellung am rechten Flügel, wo die Elb-Armee durch den vielgenannten Gabel-Paß in Böhmen eindrang und begleiten dieſelbe bis zu ihrem erſten Gefecht (26.) bei Hühnerwaſſer.

Vorher geben wir in Kürze die Zuſammenſetzung dieſer den rechten Flügel bildenden Armee.

Die Elb-Armee.

General Herwarth v. Bittenfeld.

DIE Elb-Armee beſtand aus weſtphäliſchen und rheinländiſchen Truppen und zwar aus der 14., 15. und 16. Diviſion. Die Zuſammenſetzung der einzelnen Diviſionen war die folgende:

14. **Diviſion** (Generallieutenant Graf Münſter-Meinhövel).
  - **Brigade Schwartzkoppen.**
    - Infanterie-Regiment Nr. 16, Oberſt Schwartz.
    - Infanterie-Regiment Nr. 56, Oberſt v. Dorpowski.
  - **Brigade Hiller.**
    - Infanterie-Regiment Nr. 17, Oberſtlieutenant v. Kottwitz.
    - Infanterie-Regiment Nr. 57, Oberſt v. d. Oſten.
    - Weſtphäliſches Jäger-Bataillon Nr. 7.
  - **Diviſions-Cavallerie.**
    - Weſtphäliſches Dragoner-Regiment Nr. 7, Oberſt v. Ribbeck.

15. **Diviſion** (Generallieutenant v. Canſtein).
  - **Brigade Stückradt.**
    - Hohenzollerniſches Füſilier-Regiment Nr. 40, Oberſtlieutenant v. Zimmermann.
    - Infanterie-Regiment Nr. 65, Oberſt du Troſſel.

Brigade Glaſenapp.
Infanterie-Regiment Nr. 28, Oberſt v. Gerſtein-Hohenſtein.
Infanterie-Regiment Nr. 68, Oberſt v. Gayl.
Diviſions-Cavallerie.
Königs-Huſaren-Regiment Nr. 7, Oberſt v. Lindern.

16. Diviſion (Generallieutenant v. Etzel).

Brigade Schöler.
Infanterie-Regiment Nr. 29, Oberſt Schuler v. Senden.
Infanterie-Regiment Nr. 69, Oberſt v. Beyer.
Füſilier-Brigade.
Oſtpreußiſches Füſilier-Regiment Nr. 33, Oberſt v. Wegerer.
Pommerſches Füſilier-Regiment Nr. 34, Oberſt v. Schmeling.
Rheiniſches Jäger-Bataillon Nr. 8.

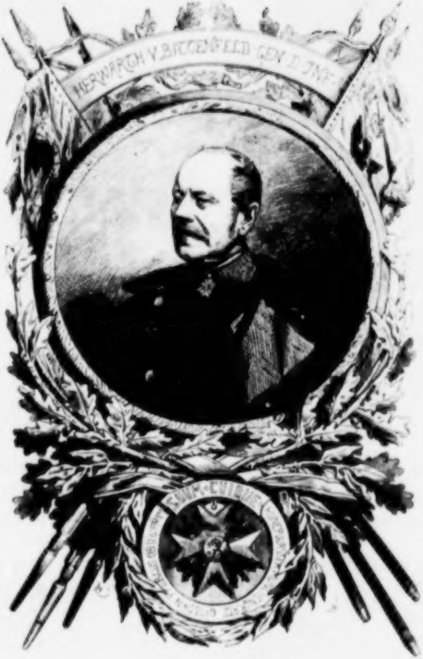
Die 15. und 16. Diviſion bildeten das VIII. Armee-Corps. An Cavallerie gehörten der Elb-Armee noch das 8. Cüraſſier-, das 5. und 7. Ulanen- und das 11. Huſaren-Regiment zu, an Artillerie 120 Geſchütze.

An der Spitze aller drei Diviſionen, als Befehlshaber der geſammten Elb-Armee, ſtand General Herwarth v. Bittenfeld.

Karl Eberhard Herwarth v. Bittenfeld wurde am 4. September 1796 zu Großwerther in der ehemaligen Grafſchaft Hohenſtein (Provinz Sachſen) geboren. Im elterlichen Hauſe und auf dem Gymnaſium zu Brandenburg a. H. erzogen, trat der junge Eberhard, den Traditionen ſeiner Familie folgend, am 15. Oktober 1811 in die preußiſche Armee ein. Alle ſeine Vorfahren hatten den Soldatenrock getragen, ſein Vater war bei Auerſtädt verwundet worden, ſein Großvater an der Spitze ſeines Regiments bei Kollin gefallen.

Eberhard v. Herwarth trat in das Normal-Infanterie-Bataillon ein, wurde 1812 zum Portepee-Fähnrich, am 21. Februar 1813 zum Offizier ernannt. Die erſten Schlachten des bald darauf ausbrechenden Krieges mitzumachen, war ihm, weil zum Erſatz-Bataillon commandirt, verſagt, nach dem Waffenſtillſtand aber dem inzwiſchen formirten 2. Garde-Regiment zu Fuß überwieſen, nahm er im Füſilier-Bataillon dieſes Regiments an der Campagne von 1813 und 1814 Theil. Bei verſchiedenen Gefechten gegenwärtig, machte er am 30. März vor Paris den Sturm auf den Montmartre (Belleville) mit und fand Gelegenheit ſich bei dieſer für das 2. Garde-Regiment glänzenden Action perſönlich auszuzeichnen. 1815 kam ſein Truppentheil nicht mehr zur Action.

In die Garniſon Berlin zurückgekehrt, verblieb er eine lange Reihe von Jahren hindurch, von 1815 bis 1835, beim 2. Garde-Regiment. Im


HERWARTH V. BITTENFELD GEN. D. INF.
SUUM CUIQUE

letztgenannten Jahre, nachdem er ſchon am 30. März 1821 zum Hauptmann und Compagnie-Chef ernannt worden war, erhielt er — nunmehr als Major — das Commando über das in Spandau garniſonirende 2. Bataillon des Garde-Reſerve-Regiments (jetzt Garde-Füſilier-Regiment), mit dem er, in demſelben Jahre noch, die preußiſch-ruſſiſche Revue in Kaliſch mitmachte.

1839 mit der Führung des 1. Bataillons im 1. Garde-Regiment zu Fuß, 1846 (als Oberſtlieutenant) mit der des Kaiſer Franz Grenadier-Regiments betraut, erfolgte am 30. März 1847 ſeine Ernennung zum Commandeur des 1. Garde-Regiments, das er, ein Jahr ſpäter, am 18. März in den Straßen Berlins commandirte.

Seit dem 10. Mai Oberſt, verblieb v. Herwarth an der Spitze ſeines Regiments bis zum Frühjahr 1850.

Im Juni deſſelben Jahres erhielt er das Commando über die combinirte Brigade bei der Diviſion Bonin, welche, in Folge der drohenden Conflicte mit Oeſtreich, bei Kreuznach zuſammengezogen wurde. Im Oktober rückte er mit dieſer ſeiner Brigade nach Heſſen ab, erhielt bald darauf das Commando über die preußiſchen Beſatzungstruppen in Frankfurt a. M., wurde am 23. März 1852 zum Generalmajor, 1854 zum Commandanten der Bundesfeſtung Mainz, 1856 (im Juni) zum Commandeur der 7. Diviſion (Magdeburg) ernannt. Am 15. Oktober deſſelben Jahres rückte er zum Generallieutenant auf.

1860 erhielt er das VII. Armee-Corps (Weſtphalen). Dies führte er bei den großen Herbſtmanövern am Rhein, 1861, nach Beendigung welcher ihn des Königs Majeſtät zum Chef des 1. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 13 ernannte. Am 17. März 1863 erfolgte ſeine Ernennung zum General der Infanterie.

In dem Kriege gegen Dänemark 1864, an dem vom VII. Armee-Corps die 13. Infanterie-Diviſion Wintzingerode unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen Theil nahm, erhielt der General v. Herwarth, nachdem der Prinz nach Rückberufung des Feldmarſchalls Graf v. Wrangel das Ober-Commando über die preußiſch-öſtreichiſchen Truppen übernommen, im Mai jenes Jahres das Commando über das preußiſche 1. combinirte Armee-Corps (6. und 13. Infanterie-Diviſion).

Da die mittlerweile zu London gepflogenen Friedens-Verhandlungen reſultatlos blieben, wurde kurz vor Ablauf der mit Dänemark abgeſchloſſenen Waffenruhe (26. Juni) das bis dahin in Cantonnements im Schleswigſchen liegende combinirte Corps im Sundewitt zuſammengezogen, um den entſcheidenden Schlag durch die Wegnahme des letzten von den Dänen noch beſetzten ſchleswigſchen Territoriums, der Inſel Alſen, zu führen.

Das Reſultat der in der Kriegsgeſchichte nahezu beiſpiellos daſtehenden Wegnahme der Inſel Alſen war der am 1. September 1864 zu Wien erfolgende Friedensſchluß der deutſchen Großmächte mit Dänemark. Dem Führer des combinirten Corps an dieſem denkwürdigen Tage überſandte Seine Majeſtät der König den Orden pour le mérite, und ſtellte ihn kurze Zeit darauf à la suite des 6. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 55, das vielfach Gelegenheit gehabt hatte ſich in dieſem Feldzuge auszuzeichnen. — In Folge des wiener Friedens wurde zwiſchen Preußen und Oeſtreich eine gemeinſame Regierung über die Elbherzogthümer eingeſetzt. Dem General v. Herwarth wurde das Ober-Commando über das zu deren Beſetzung zurückbleibende preußiſch-öſtreichiſche Corps mit dem Sitz in Kiel übertragen.

Als nach dem Vertrage von Gaſtein die deutſchen Großmächte übereinkamen, die Verwaltung des Herzogthums Schleswig auf Preußen, die Adminiſtration Holſteins auf Oeſtreich zu übertragen, wurde auch das bisherige gemeinſame militairiſche Ober-Commando aufgelöſt. Während der Generallieutenant v. Manteuffel zum Gouverneur von Schleswig ernannt wurde, ward General v. Herwarth — 29. Juni 1865 — zum commandirenden General des VIII. Armee-Corps nach Coblenz berufen.

Dies Corps, ſo wie die 14. Diviſion führte er jetzt gegen den Feind.

Die Elb-Armee vom 22. bis 26. Juni.

Das Doppelgefecht bei Hühnerwaſſer.*)

FÜNF Bataillone ſtark rückte die Avantgarde der Elb-Armee in Böhmen ein. Die Zuſammenſetzung derſelben war die folgende:

Königs-Huſaren-Regiment Nr. 7, Rheiniſches Jäger-Bataillon Nr. 8, Füſilier-Bataillon vom 28., 2. Bataillon vom 33., 2. Bataillon vom 40., Füſilier-Bataillon vom 69. Zwei Batterieen.

Oberſt v. Gerſtein-Hohenſtein commandirte die Infanterie, Generalmajor v. Schöler die geſammte Avantgarde. Unter Hurrah wurde die Grenze überſchritten. Das Gros folgte unmittelbar.

Der erſte Marſch, am 22., ging bis Schluckenau, der zweite, am 23., bis Rumburg, am 24. wurde Groß-Mergenthal, am 25. das Dorf Dorſtrum erreicht. Nirgends war man des Feindes anſichtig geworden; der formidable Gabelpaß — in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts ſo oft genannt — war unbeſetzt geblieben; erſt am 26. ſtießen wir auf den Feind.

Dem Briefe eines Unteroffiziers vom Hohenzollernſchen Füſilier-

---

*) Dies iſt die richtige Schreibweiſe, nicht „Hünerwaſſer" oder gar „Hünnerwaſſer". Es iſt eine wörtliche Ueberſetzung des böhmiſchen kuri (Hühner) und voda (Waſſer). Zwar tragen die Wegweiſer und Stadt-Tafeln die Bezeichnung „Hünerwaſſer" ohne „h", aber wer hätte nicht in Böhmen erfahren, was es daſelbſt mit der deutſchen Rechtſchreibung auf ſich hat! Inſchriften wie: „Mahderiahl wahren handlunk" waren keineswegs vereinzelt.

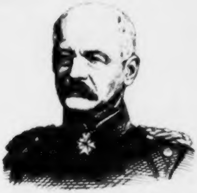
Regiment Nr. 40 entnehmen wir Folgendes über die erſten friedlichen Marſchtage: » . . . . Am 22. Juni 6 Uhr früh rückten wir ein. Es ging über Hainſpach, Schönau, Kaiſerswalde; ſchon um 12 Uhr waren wir in Schluckenau. Wir ſetzten Vorpoſten aus und lagerten auf dem Marktplatz. Eſſen wurde gebracht; Bier und ſonſtige kleine Bedürfniſſe konnten wir kaufen. Zu unſrem größten Erſtaunen wurde uns unſer Silbergeld, klein oder groß, in lauter Papier umgeſetzt und neugierig betrachtete jeder die kleinen Papierſtreifchen, welche zehn Kreuzer vorſtellen. Wir waren nun alſo in Oeſtreich! Von nun an mußte man ſich daran gewöhnen, einen vollſtändigen Courszettel im Kopfe zu haben. Der Unterſchied zwiſchen Papier und Silber trat ſtark zu Tage. Ich bezahlte mein Glas Bier mit einem Silberthaler und erhielt einen Papierthaler und zehn Kreuzer zurück. . . . Am 23. in Rumburg, »requirirten« wir Taback, füllten unſre Beutel und ſetzten nach Tiſch die erſte Pfeife öſtreichiſchen Tabacks in Brand. . . . Am 24. kamen wir an den Paß. Wir hatten Grund zu glauben, daß uns der Feind den Uebergang über den Gebirgskamm ſtreitig machen werde. So wurde in der Angriffscolonne aufmarſchirt. Da jedoch vom Feinde nichts bemerkt werden konnte, ſo ſetzten wir unſern Marſch fort und paſſirten gegen zehn Uhr die »hohe Lauſche«, deren Gipfel ganz in Nebel gehüllt war. Wir bezogen Bivouac in Groß-Mergenthal. . . . Der 25. war ſehr heiß; im Laufe des Tages kam ein heftiges Gewitter und triefend erreichten wir Dorſtrum. Wir lagerten auf einem Kartoffelfelde, deſſen ſtark durchweichter Boden bald zu einem Teige geknetet war. Nah bei war ein Wald, der uns Holz und Hüttenreiſig lieferte, und die raſch aufgebauten Hütten ſchützten uns nunmehr einigermaßen vor dem gegen Abend wieder in Strömen herabfallenden Regen. Am 26. hatten wir das erſte Gefecht.«

Zur Schilderung dieſes erſten Gefechts (eigentlich eines Doppelgefechts am Morgen und am Abend des Tages) gehen wir nunmehr über.

Am 26. früh brach die Avantgarde von Dorſtrum auf; die 3. Schwadron (Rittmeiſter v. d. Goltz) vom Königs-Huſaren-Regiment hatte die Tête; die andern Schwadronen folgten, dann Infanterie. An der Spitze der Infanterie-Colonnen marſchirte das 2. Bataillon vom 33. Regiment, Oberſtlieutenant v. Marſchall. Um neun Uhr erreichte die 3. Escadron das Städtchen Niemes. Rittmeiſter v. d. Goltz ging im Trabe durch, auf Hühnerwaſſer zu.

Hühnerwaſſer ſelbſt liegt etwa eine Meile hinter Niemes. Erſt iſt die Straße frei, dann Wald zu beiden Seiten, dann wieder frei. Dann kommt Hühnerwaſſer, an deſſen entgegengeſetztem Ausgang (alſo Münchengrätz und der Iſer zu) der Wald wieder anhebt. Dieſe Waldſtücke dieſſeit und jenſeit Hühnerwaſſer bezeichnen die Punkte wo gekämpft wurde. Dieſſeit Hühnerwaſſer am Morgen, jenſeit Hühnerwaſſer am Abend.

Rittmeiſter v. d Goltz, nach Paſſirung von Niemes, als er wieder ins Freie kam, ſtieß, halben Wegs zwiſchen der Stadt und dem Walde, auf eine Schwadron Nicolaus-Huſaren. Er attakirte ſofort, warf ſie über den Haufen und machte eine Anzahl Gefangene, darunter zwei Offiziere. Seinen Vortheil indeß all zu hitzig verfolgend, kam er unter das Feuer feindlicher Infanterie-Abtheilungen, die von der Waldliſiere ihn mit Salven empfingen. Er konnte nicht weiter vordringen; die Gefangenen gingen wieder verloren. Lieutenant Graf Moltke ſtürzte ſchwer verwundet vom Pferde, mußte zurückgelaſſen werden und gerieth in Gefangenſchaft. Die Escadron zog ſich auf Niemes zurück; Infanterie mußte vor.



Generalmajor v. Schöler gab die entſprechenden Ordres, das zweite Bataillon vom 33. Regiment ging im Geſchwindſchritt vor, das 8. Jäger-Bataillon folgte. Dies genügte. Faſt ohne Widerſtand wurde der Feind aus dem vorgelegenen Walde geworfen, auf Hühnerwaſſer zu, dann über dies Städtchen hinaus, bis in den dahinter gelegenen Wald. Auch hier war ſeines Bleibens nicht. Drei unſrer Bataillone, unmittelbar nachdringend, nahmen ſofort eine Vorpoſtenſtellung jenſeit der Stadt, zwei gegen Weißwaſſer und Gablonz, das dritte (Füſilier-Bataillon 69) gegen Münchengrätz zu. Der Reſt der Avantgarde, der um Mittag durch das 1. und 3. Bataillon 40. Regiments verſtärkt worden war, bezog Alarm-Quartiere in Hübnerwaſſer.

Jetzt erſt, nach Einbringung von et[illegible] 80 Gefangenen, die ſich in dem Walde zwiſchen Niemes und Hübner[illegible] und dann in Hübnerwaſſer ſelbſt ohne Widerſtand gefangen gegeben [illegible] ſich erkennen, mit welcher feindlichen Truppe dieſes Morgengefec[illegible]lich geführt worden war. Es waren Italiener vom Regiment Ha[illegible] durfte alſo annehmen, daß man ſich der öſtreichiſchen Brigade [illegible] (Regiment Haugwitz, Regiment Gyulai und 32. Feldjäger-Bataillon) gegenüber befinde. Und ſo war es auch. Die Brigade Leiningen bildete den von Münchengrätz aus vorgeſchobenen linken Flügel der auſtro-ſächſiſchen Iſerarmee.*) Graf Gondrecourt (der Adlatus Clam-Gallas') leitete an dieſer Stelle die Bewegungen.

Mittag und Nachmittag vergingen in ungeſtörter Ruhe. Man lag in dem Städtchen zu funfzig, und ſelbſt zu hundert Mann in jedem Hauſe. Sämmtliche Einwohner waren geflüchtet; Lebensmittel, Vieh, alles Bewegliche war mit weggenommen. Aber man war doch unter Dach und Fach. Zum erſten Mal ſeit Dresden. Der Nachtruhe indeß ſollte noch ein zweites, ernſteres Rencontre vorausgehen. Man erwartete es faſt.

Wenn der Wald vor Hübnerwaſſer der Schauplatz des Morgengefechtes geweſen war, ſo war der Wald hinter Hübnerwaſſer (wir deuteten dies ſchon an) der Schauplatz des Abendgefechts.

„In dieſen Wald hinein — ſo ſchreibt ein 40er vom 1. Bataillon — waren unſre Vorpoſten vorgeſchoben worden. Wir ſelbſt gehörten zu den in der Stadt verbliebenen Soutien-Bataillonen. Eben ſollten die Lebensmittel vertheilt werden, als das Alarmſignal ertönte und eine Ordonnanz mit der Meldung heranſprengte, daß unſre Vorpoſten ſtark angegriffen würden. Alles ſprang auf, jeder beeilte ſich auf den Alarmplatz zu kommen. Aus dem eine Viertelſtunde entfernten Walde war bereits ein ſtarkes Tirailleurfeuer zu hören und in ſechs Minuten war unſer Bataillon bereits im Vormarſch, um die Vorpoſten zu unterſtützen. Mit uns zugleich gingen 33er Füſiliere und 8. Jäger (die ſchon am Morgen den Tanz zu beſtehen gehabt hatten) vor; wir hielten die Verbindung zwiſchen beiden. Zwei unſrer Compagnieen wurden in Schützenzügen vorgezogen, die beiden andern Compagnieen folgten geſchloſſen als Reſerve. Bei dieſen letztern beiden befand ich mich. Das Geknatter der Tirailleure wechſelte mit den Salven ganzer Colonnen; Zweige fielen auf uns herab, aber wir hatten keine Verwundeten. Die 33er und die Jäger, die in raſcherem Tempo vordrangen, hatten das Glück und die Ehre, noch im letzten Moment des Gefechtes mit eingreifen, vielleicht es entſcheiden zu können; wir folgten nur. Feindliche Verwundete und Todte lagen am Wege und in den Hecken. Die eintretende Dämmerung und das ganz bewachſene Terrain hinderten eine weitere Verfolgung; nach allen Seiten durch den Wald hin riefen die Signale unſre Schützen zurück. Um neun Uhr rückten wir wieder in unſre Quartiere ein, um die Vorbereitungen zur Mahlzeit fortzuſetzen.«

---

*) Am 25. Abends ſtand die ganze Iſerarmee, mit Ausnahme der Brigade Ringelsheim und einiger gegen unſre I. Armee plänkelnden Cavallerie-Abtheilungen, in concentrirter Stellung bei Jung-Bunzlau und Münchengrätz. (Brigade Ringelsheim, die zur Aufnahme der Sachſen bis gegen Teplitz hin detachirt worden war, traf erſt am 26. wieder in Münchengrätz ein.) Von dieſer Stellung Jung-Bunzlau-Münchengrätz aus erfolgten nun gegen unſre anrückenden beiden Armeen (Elb-Armee und I. Armee) verſchiedene Vorſtöße: am 26. früh und Abends Brigade Leiningen gegen Hübnerwaſſer, am 26. Abends Brigade Poſchacher gegen Podol. — Dann Ruhe bis zum 28.

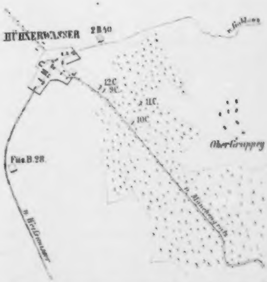
So der Brief. — Sehen wir, wie der Kampf ſelbſt, deſſen Lärm nur das Ohr unſres 40ers traf, inzwiſchen draußen im Walde verlaufen war.

Unſre drei Vorpoſten-Bataillone hatten derart Aufſtellung genommen, daß

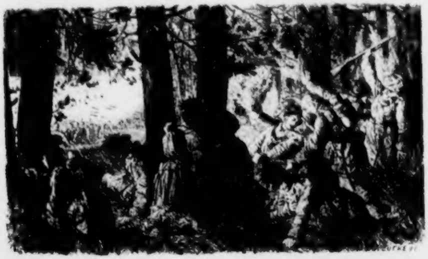
das 2. Bataillon vom 40. Regiment, Major v. Henning, den linken Flügel,
das Füſilier-Bataillon vom 69. Regiment, Major v. Zulicki, das Centrum,
das Füſilier-Bataillon vom 28. Regiment, Major Mettler, den rechten Flügel

bildete. Feldwachen und Pikets waren ausgeſtellt. So kam ſechs Uhr.

Um dieſe Stunde war es, daß Graf Gondrecourt es für angemeſſen hielt, einen Verſuch zur Wiedernahme Hühnerwaſſers zu machen. Er ſtellte ſich perſönlich an die Spitze des 32. Feldjäger-Bataillons und eines Bataillons von Gyulai-Infanterie, drang auf der Münchengrätzer Straße, alſo im Centrum unſrer Aufſtellung, in den Wald ein und attakirte die vorgeſchobenſten Abtheilungen, 10. und 11. Compagnie unſrer 69er Füſiliere. Der Stoß war kräftig geführt und die zunächſt Betroffenen wichen; aber noch ehe ſie aus dem Walde hinausgedrängt waren, drangen die beiden andern Compagnieen (9. und 12.) als zunächſt ſtehendes Soutien, Luft ſchaffend und den Kampf wiederherſtellend, ihrerſeits in den Wald hinein. Der Feind, in guter Poſition, feſt formirt und energiſch geführt, gab Salve auf Salve. In dieſem Feuer hatte das Füſilier-Bataillon 69 ſich zu behaupten, bez. Stellung zu nehmen. Die Verluſte begannen empfindlich zu werden, der Bataillons-



Adjutant (Lieutenant Albrecht) war verwundet, noch immer fiel dieſſeits kein Schuß. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Es läßt ſich fragen, warum wir zögerten. Aber dies Abwarten war richtig. Die zum Abgeben einer wirkſamen Salve nöthige Ruhe war noch nicht eingetreten; eine mißglückte Salve aber hätte unſre Leute von vornherein mit Mißtrauen gegen ſich ſelbſt erfüllt. Zudem hatten uns die verſchiedenen, in die Bäume hinein verirrten Salven des Feindes überzeugt, daß ſein Feuer mehr plaffte als wirkte; mit jeder neuen Salve verminderte ſich der erſte erſchreckende Eindruck und in gleichem Grade ſtieg unſre Zuverſicht. Gerade dadurch, daß wir der Ungeduld unſrer Leute, die zum Schießen drängten, nicht ohne weiteres nachgaben und ſie mitten im feindlichen Feuer zum Ausführen unſrer Befehle nöthigten, ſtellten wir bald die gewünſchte Ordnung her. Der Erfolg ſollte alsbald für uns ſprechen. Schon nach der dritten Salve der feindlichen Jäger wurden dieſſeits ſpöttiſche Bemerkungen laut: »was müßten die Kerls drüben bei uns nachzielen«; jetzt aber hieß es: »auf vierhundert Schritt, kleine Klappe, legt an, Feuer!« und unſre Kugeln pfiffen durch den Wald. Nach wenig Secunden hatte ſich der Pulverdampf verzogen und ließ uns erkennen, wie drüben eine Anzahl Feinde am Boden lag und wie die Offiziere ſich mühten, den über dieſe Verluſte beſtürzten Haufen zu ordnen. Aber lange Zeit wurde ihnen dazu nicht gelaſſen. Eine zweite Salve, die praſſelnd in die dichten Glieder der Oeſtreicher hineinfuhr, richtete eine noch größere Verheerung unter ihnen an und genügte, alles was nicht getroffen liegen blieb, entſetzt zu beiden Seiten in den Wald zu jagen. Neue Compagnieen, ſo ſcheint es, wurden herangezogen und ſtellten momentan das Gefecht wieder her, aber eben jetzt war auch der Zeitpunkt gekommen, wo zunächſt, von rechts und links her, die neben uns ſtehenden 28er und 40er, und nur um wenige Augenblicke ſpäter auch die aus Hühnerwaſſer ſelbſt herbeieilenden Soutiens: 40er (1. und 3. Bataillon), 33er und 8. Jäger in das Gefecht eingriffen und im erſten Anlauf den Feind bis über den Teverberg und Ober-Gruppay hinaus zurückwarfen. Unſererſeits war Hauptmann Moldenbauer vom 40. Regiment gefallen; drei Offiziere waren verwundet. Geſammtverluſt: 4 Offiziere, 46 Mann.

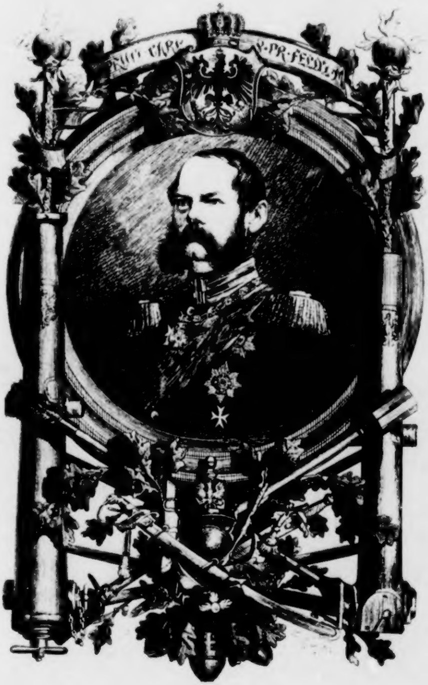


Sehr erheblich (verhältnißmäßig) mußte die Einbuße des Feindes geweſen ſein. Als anderthalb Tage ſpäter, in kalter Morgenfrühe, die Unſren ihren Weitermarſch antraten, bot das Terrain, das ſie paſſiren mußten, einen traurigen Anblick. »Gleich das Kornfeld hinter Hühnerwaſſer zeigte deutliche Spuren des Kampfes. Die Halme waren am Saume des Fichtenwaldes, durch welchen der Weg ſich zieht, niedergetreten; überall lagen öſtreichiſche Jägerhüte (die Federbüſche ſchon ausgerupft), dazwiſchen Blechgeſchirre, Torniſter, Gamaſchen, zerbrochene Kolben. Wir durchſchritten das Kornfeld, um möglicherweiſe noch Todte oder Verwundete aufzufinden; das Feld war aber bereits durchſucht und alles Lebendige aufgeleſen. Weiterhin trat der Wald bis an die Chauſſee heran. Zu beiden Seiten lagen die Leichen öſtreichiſcher Jäger, die bleichen, blutloſen Geſichter von mitleidiger Hand mit Uniformſtücken oder Fichtenzweigen überdeckt. Vorn am Wege ein Jägerlieutenant, blutjung, den Degen noch in der Rechten; waldeinwärts im hohen Farrenkraut lagen andre. Dorthin waren ſie gekrochen und geſtorben. Im erſten Frühroth zogen wir daran vorüber.«

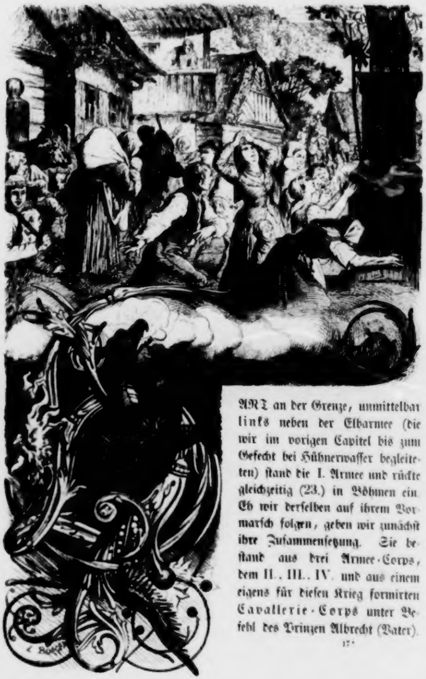
So war das Feld am 28. früh.

An letztgenanntem Tage dirigirte ſich die Elbarmee auf Münchengrätz. Noch eh Mittag vorüber war, war dieſer wichtige Punkt unter Mitwirkung der I. Armee genommen.

Bevor wir zur Schilderung dieſes Gefechtstages übergehen, begleiten wir auch die I. Armee (Prinz Friedrich Karl) auf ihrem Vormarſch bis an die Iſer.


FRDR·CARL V·PR·FELDM

Die I. Armee. — Prinz Friedrich Karl.



KARL an der Grenze, unmittelbar links neben der Elbarmee (die wir im vorigen Capitel bis zum Gefecht bei Hühnerwaſſer begleiteten) ſtand die I. Armee und rückte gleichzeitig (23.) in Böhmen ein. Eh wir derſelben auf ihrem Vormarſch folgen, geben wir zunächſt ihre Zuſammenſetzung. Sie beſtand aus drei Armee-Corps, dem II., III., IV. und aus einem eigens für dieſen Krieg formirten Cavallerie-Corps unter Befehl des Prinzen Albrecht (Vater).

II. Armee-Corps (Pommern).

Commandirender General: Generallieutenant v. Schmidt.
Chef des Generalſtabes: Generalmajor v. Kameke.
Commandeur der Artillerie: Generalmajor Hurrelbrinck.
Commandeur der Pioniere: Oberſt Leuthaus.

3. Diviſion (Generallieutenant v. Werder).

Brigade Januſchowsky.
  Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV., Oberſt v. Reichenbach.
  5. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 42, Oberſt v. Borcke.
Brigade Winterfeld.
  3. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 14, Oberſt v. Stahr.
  7. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 54, Oberſtlieutenant v. Kurowski.
  Pommerſches Jäger-Bataillon Nr. 2.
Diviſions-Cavallerie.
  Blücher-Huſaren Nr. 5, Oberſt v. Flemming.

4. Diviſion (Generallieutenant Herwarth v. Bittenfeld).

Brigade Schlabrendorff.
  2. Pommerſches Grenadier-Regiment (Colberg) Nr. 9, Oberſt v. Sandrart.
  6. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 49, Oberſt v. Wietersheim.
Brigade Hanneken.
  4. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 21, Oberſt v. Krane.
  8. Pommerſches Infanterie-Regiment Nr. 61, Oberſt von Michaelis.
Diviſions-Cavallerie.
  1. Pommerſches Ulanen-Regiment Nr. 4, Oberſt v. Kleiſt.
Corps-Reſerve-Artillerie unter Oberſt v. Puttkamer.
  4 gezogene Batterieen. Ebenſo 4 Batterieen bei jeder Diviſion. Zuſammen beim Corps 72 Geſchütze.

III. Armee-Corps (Brandenburg).

5. Diviſion (Generallieutenant v. Tümpling).

Brigade Schimmelmann.
  Leib-Regiment (1. Brandenburgiſches) Nr. 8, Oberſt v. Berger.

5. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 48, Oberſt v. Diringshofen.

Brigade Kamiensky.

2. Brandenburgiſches Grenadier-Regiment Nr. 12, Oberſt v. Debſchütz.

1. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 18, Oberſt v. Kettler.

Diviſions-Cavallerie.

1. Brandenburgiſches Ulanen-Regiment Nr. 3, Oberſtlieutenant v. Tresckow.

Diviſions-Artillerie.

4 gezogene Batterieen unter Major Rüſtow.

6. Diviſion (Generallieutenant v. Manſtein).

Brigade Gersdorff.

Brandenburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 35, Oberſt v. Rothmaler.

7. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 60, Oberſt v. Hartmann.

Brigade Kotze.

4. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 24, Oberſt Graf v. Hacke.

8. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 64, Oberſt v. Götz.

Brandenburgiſches Jäger-Bataillon Nr. 3, Major v. Witzleben.

Diviſions-Cavallerie.

Brandenburgiſches Dragoner-Regiment Nr. 2, Oberſtlieutenant Heinichen.

Diviſions-Artillerie.

4 Batterieen unter Major Roeckner.

IV. Armee-Corps (Magdeburg-Thüringen).

7. Diviſion (Generallieutenant v. Franſecky).

Brigade Schwartzhoff.

1. Magdeburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 26, Oberſt Freiherr v. Medem.

3. Magdeburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 66, Oberſt v. Blanckenſee.

Brigade Gordon.

2. Magdeburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 27, Oberſt v. Zychlinski.

4. Magdeburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 67, Oberſt v. Bothmer.

Diviſions-Cavallerie.

Magdeburgiſches Huſaren-Regiment Nr. 10, Oberſt v. Beſſer.

Diviſions-Artillerie.

4 Batterieen unter Major Weigelt.

8. Diviſion (Generallieutenant v. Horn).

Brigade Boſe.

1. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 31, Oberſt v. Freyhold.

3. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 71, Oberſt v. Avemann.

Brigade Stückradt.

4. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 72, Oberſt Graf Gneiſenau.

Magdeburgiſches Jäger-Bataillon Nr. 4, Oberſtlieutenant v. Colomb.

Diviſions-Cavallerie.

Thüringiſches Ulanen-Regiment Nr. 6, Oberſtlieutenant Freiherr v. Langermann und Erlenkamp.

Diviſions-Artillerie.

4 Batterieen unter Major Heinrich.

Cavallerie-Corps

(General der Cavallerie Prinz Albrecht von Preußen).

1. ſchwere Cavallerie-Brigade (Generalmajor Prinz Albrecht Sohn).

Garde du Corps, Oberſt Graf Brandenburg.

Garde-Cüraſſier-Regiment, Oberſtlieutenant v. Lüderitz.

2. ſchwere Cavallerie-Brigade (Generalmajor v. Pfuel).

Brandenburgiſches Cüraſſier-Regiment (Kaiſer Nicolaus) Nr. 6, Oberſt v. Rauch.

Magdeburgiſches Cüraſſier-Regiment Nr. 7, Oberſt v. Hontheim.

3. ſchwere Cavallerie-Brigade (Generalmajor v. d. Goltz).
  Pommerſches Cüraſſier-Regiment (Königin) Nr. 2, Oberſt v. Schaevenbach.
  2. Pommerſches Ulanen-Regiment Nr. 9, Oberſt Freiherr v. Diepenbroick-Grüter.
1. leichte Cavallerie-Brigade (Generalmajor Baron v. Rheinbaben).
  1. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſt v. Colomb.
  2. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſt Graf Brandenburg.
  1. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant v. Barner.
2. leichte Cavallerie-Brigade (Generalmajor Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin).
  2. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſt v. Redern.
  Brandenburgiſches Huſaren-Regiment (Zietenſche) Nr. 3, Oberſtlieutenant v. Kalkreuth.
  2. Brandenburgiſches Ulanen-Regiment Nr. 11, Oberſtlieutenant Prinz Hohenlohe-Ingelfingen.
3. leichte Cavallerie-Brigade (Generalmajor Graf v. d. Gröben).
  Neumärkiſches Dragoner-Regiment Nr. 3, Oberſtlieutenant v. Williſen.
  Thüringiſches Huſaren-Regiment Nr. 12, Oberſt Freiherr v. Barnekow.

Von dieſen ſechs Brigaden, wahrſcheinlich weil man von vornherein die Schwierigkeit empfand, mit einer ſolchen Cavallerie-Maſſe zu operiren, waren zwei Brigaden abcommandirt und zwar

die 1. ſchwere Cavallerie-Brigade zur II. (Kronprinzlichen) Armee,
die 3. ſchwere Cavallerie-Brigade zum II. (Pommerſchen) Armee-Corps.

Aus den verbleibenden vier Brigaden waren zwei Diviſionen: die Diviſion **Alvensleben** und die Diviſion Hann gebildet worden. Außerdem verfügte das Cavallerie-Corps über fünf reitende Batterieen, zuſammen 30 Geſchütze.

Wie aus dieſer kurzen Ueberſicht hervorgeht, waren das III. und IV. Armee-Corps ohne ſpezielle General-Commandos*), ſtanden vielmehr unmittelbar unter dem Ober-Commando der Erſten Armee. Dies Ober-Commando hatte folgende Zuſammenſetzung:

---

*) Es mochte dies ſeinen Grund darin haben, daß Prinz Friedrich Karl, bis dahin Commandirender des III. Armee-Corps, nunmehr die Erſte Armee führte, General v. Schack aber, Commandirender des IV. Corps, als „Gouverneur der ſächſiſchen Lande“ (Provinz und Königreich) in Dresden zurückgeblieben war.

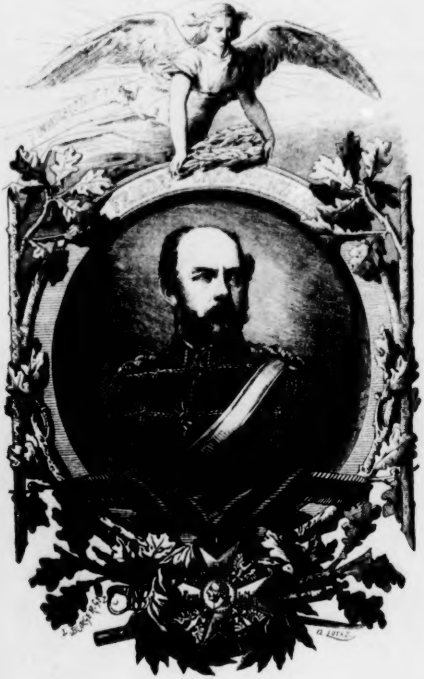
Chef des Generalſtabes: Generallieutenant v. Voigts-Rhetz.
General-Quartiermeiſter: Generalmajor v. Stülpnagel.
Commandeur der Artillerie: Generalmajor v. Lengsfeld.
Commandeur der Pioniere: Generalmajor Keiſer.

Ober-Commandirender ſelbſt aber war Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Prinz Friedrich Karl, Sohn des Prinzen Carl von Preußen (zweiten Bruders König Friedrich Wilhelms IV.), wurde am 20. März 1828 in Berlin geboren. Militairiſch erzogen, wie alle Prinzen des Königshauſes, zeigte ſich früh ſein Feuereifer für die Armee; das Leben, die Schlachten des „großen Königs“ wurden Gegenſtand ſeines begeiſterten Studiums. Bei Ausbruch des erſten däniſchen Krieges 1848 war er Hauptmann und wohnte als ſolcher, im Gefolge des Generals Wrangel, der Schlacht bei Schleswig bei. Hier mußte Letzterer, gleich beim Beginn des Kampfes, dem ſich allzu ſehr exponirenden Prinzen die beſtimmte Weiſung ertheilen, an ſeiner Seite zu bleiben. Im weiteren Verlauf des Gefechts führte der Prinz, auf Befehl des Commandirenden, das 2. (Königs-) Regiment in die rechte Flanke des Feindes, eine Bewegung, die über den Ausgang des Tages entſchied.

Dem Feldzuge in Baden 1849 wohnte Prinz Friedrich Karl als Major im Stabe ſeines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen und gegenwärtigen Königs Wilhelm I. bei und wurde im Gefecht bei Wieſenthal, wo er in Perſon eine zur Zeit nur 87 Pferde ſtarke Escadron des 9. Huſaren-Regiments gegen eine feindliche Abtheilung — 400 Mann badenſche Infanterie — führte, ſchwer in Arm und Schulter verwundet. Sein Adjutant, Premierlieutenant v. Buſche-Münch, fiel an ſeiner Seite, von fünf Kugeln tödtlich getroffen.

Der Prinz durchlief in den folgenden Jahren die militairiſchen Grade bis zum Generallieutenant. 1858 war er zu kurzem Aufenthalt in Paris. Am 18. Oktober 1861 wurde er zum General der Cavallerie und Commandeur des III. Armee-Corps ernannt, das er dann während der großen Manöver im Herbſt 1863, gegen das Garde-Corps (Prinz Auguſt von Würtemberg) führte. Wenige Monate ſpäter begann der Krieg gegen Dänemark. Feldmarſchall Wrangel erhielt den Oberbefehl über die aus drei Corps beſtehende alliirte Armee, deren Erſtes Corps (aus einer brandenburgiſchen und weſtphäliſchen Diviſion combinirt) dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl unterſtellt wurde. Es war dies das Corps das vorzugsweiſe zur Action kam, das bei Miſſunde angriff, das den Flankenmarſch über die Schlei ausführte, in Flensburg und Sundewitt einrückte und nach zweimonatlicher Belagerung (nachdem die Garden und die 5. Diviſion es verſtärkt hatten) am glorreichen 18. April die Düppelſchanzen erſtürmte. Der Waffenſtillſtand folgte.

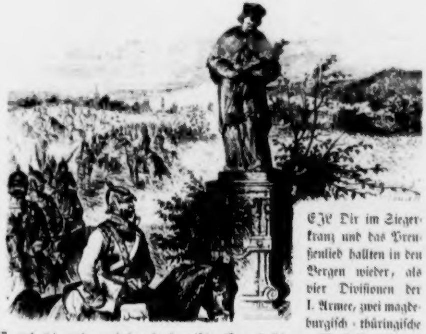


Während deſſelben empfing der Prinz, an Stelle des zurücktretenden Feldmarſchalls, das Obercommando über alle drei Corps und unter ſeiner oberſten Leitung vollzogen ſich die letzten glänzenden Acte des Krieges. Die Ueberſchreitung des Limfjord, die Eroberung Alſens, die Beſetzung der frieſiſchen Weſtſee-Inſeln.

Noch vor Abſchluß des Friedens kehrte er nach Berlin zurück, — er übernahm aufs Neue das Commando des III. (brandenburgiſchen) Armee-Corps.

Nicht lange Ruhe war ihm gegönnt. Als, im Frühjahr 1866, der Krieg mit Oeſtreich unvermeidlich erſchien, richteten ſich die Augen auf ihn als auf einen erprobten Führer. Der König berief den Prinzen an die Spitze der Erſten Armee. »Karl, Du haſt ſchon einen Auftrag gehabt, da haſt Du's gut gemacht; — jetzt bekommſt Du eine viel ſchwerere Aufgabe«, ſo etwa waren die Worte König Wilhelms, mit denen er den Prinzen bei deſſen Abgang zur Armee entließ. Dieſer traf bald darauf in Görlitz ein; die alte Liebe, das alte Vertrauen ſeiner Soldaten (namentlich vom III. Corps) jubelten ihm entgegen. In der Nacht vom 15. zum 16. Juni, wie bereits erzählt, führte er die I. Armee über die ſächſiſche, jetzt nun, am 23., über die böhmiſche Grenze.

Einmarſch der I. Armee. — Die erſten Rencontres.

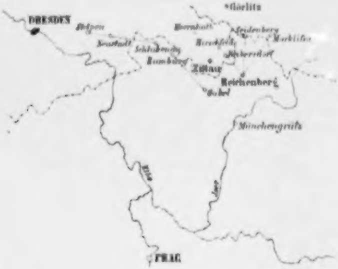


Heil Dir im Siegerkranz und das Preußenlied hallten in den Bergen wieder, als vier Diviſionen der I. Armee, zwei magdeburgiſch-thüringiſche (7. und 8.) und zwei brandenburgiſche (5. und 6.) am 23. früh auf drei Hauptlinien, und zwar über Zittau, Seidenberg, Markliſſa in Böhmen einrückten. Wir werden zunächſt das Ueberſchreiten der Grenze, dann die kleinen Rencontres der erſten Tage, ausſchließlich Cavallerie-Scharmützel, zu ſchildern haben.

An allen drei Punkten erfolgte der Einmarſch ziemlich gleichzeitig (zwiſchen 7 und 8 Uhr früh) unter klingendem Spiel und Hurrahruf. Die über Zittau vordringenden Truppen der 7. und 8. Diviſion bildeten den rechten Flügel. An dieſer Stelle hielt Prinz Friedrich Karl und ließ die Regimenter an ſich vorbei defiliren. Ein Augenzeuge, der an der Seite des Prinzen war, ſchildert dieſen Einmarſch wie folgt.

»Ein Chauſſee-Haus, mit ſchwarzgelbem Schlagbaum, bezeichnete die Grenze zwiſchen Sachſen und Böhmen. Hier hielt der Prinz. Ulanen, die die Avantgarde bildeten, überſchritten die Grenze zuerſt, dann folgte Infanterie. So oft die vorderen Reihen der Bataillone des Schlagbaumes und der öſtreichiſchen Farben anſichtig wurden, erhoben ſie einen Freudenruf, der ſogleich von den hinteren Reihen aufgenommen und immer aufs Neue wiederholt wurde, bis die Leute das Chauſſeehaus erreichten und ihren »Soldaten-Prinzen« auf der Grenzſcheide ſtehen ſahen. Bei ſeinem Anblick ging das Hurrahrufen in jubelndes Entzücken über, deſſen laute Demonſtrationen endlich nur aufhörten, um durch den Geſang eines Kriegsliedes erſetzt zu werden, das von jedem einzelnen Bataillon aufgegriffen und wiederholt wurde, ſo wie es den böhmiſchen Boden betrat. Der Befehlshaber ſelbſt hielt ruhig an der Landſtraße; mit ſtillem Stolz ſah er auf die vorüberziehenden Regimenter. Und wohl durfte er dieſen Stolz empfinden, denn noch nie überſchritt eine Armee die Grenze eines feindlichen Landes beſſer ausgerüſtet, beſſer verpflegt und von höherem Muthe beſeelt, als diejenige, welche heute aus Sachſen in Böhmen einmarſchirte. Dann und wann begrüßte der Prinz einen Offizier oder Gemeinen, der bereits unter ihm gedient hatte und eroberte ſich durch eine freundliche Frage das Herz des Angeredeten; denn Soldaten fühlen Liebe für Vorgeſetzte, die ein perſönliches Intereſſe für ſie zeigen.«

Von den vier Diviſionen, die am 23. früh die Grenze überſchritten rückten drei (die 7., 5. und 6.) auf Reichenberg zu; die 8. Diviſion hielt ſich rechts, um Fühlung mit der Elb-Armee zu unterhalten. Wir verlieren dieſe

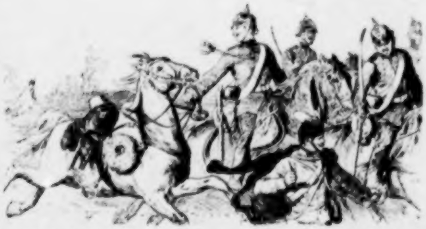


letztgenannte Diviſion vorläufig aus dem Auge, um ihr erſt am 26. (Gefecht bei Liebenau und Podol) wieder zu begegnen. Bis dahin folgen wir den drei andern Diviſionen auf ihrem concentriſchen Vormarſch gegen Reichenberg, das am andern Tage (24.) früh erreicht und beſetzt wurde. Die im Centrum marſchirende Colonne (5. Diviſion) ſtieß, flüchtige Begegnungen abgerechnet, nirgends auf den Feind; die beiden Flügel-Colonnen aber hatten kleine Gefechte mit feindlichen Huſaren. Bei dem beſonderen Reſpect, mit dem man allgemein auf die gefeierte und auch gefürchtete Reiterei des Gegners blickte, mag es ſich geziemen, bei dieſen kleinen Rencontres des Einmarſch-Tages eingehender zu verweilen.

An der Spitze der rechten Flügel-Colonne (7. Diviſion) marſchirten die 10. Huſaren. Die 3. Escadron, unter Major v. Hymmen, erhielt Befehl über Wetzwalde und Ober-Wittig auf der Straße nach Einſiedel vorzugehen, um wo möglich einige Gefangene einzubringen. Als die Spitze der Avantgarde eine Hügelkuppe in unmittelbarer Nähe vor Einſiedel erreichte, von der aus man die von Einſiedel nach Friedland führende Straße überblicken konnte, wurde Major v. Hymmen, der ſich an der Tête befand, einer feindlichen Patrouille von acht bis zehn Huſaren anſichtig, auf die er ſofort einſprengte, dem Lieutenant v. Maltzahn zurufend, ihm mit dem Avantgarden-Zuge zu folgen. Der Feind, die Gefahr erkennend in der er ſich befand, machte Kehrt und ſuchte ſich der Attake zu entziehn. Die Unſren in raſchem Jagen hinterher. Einer der feindlichen Reiter ſtürzte, ein anderer (trotz des Vorſprungs den ſie hatten) wurde von Lieutenant v. Maltzahn überholt und gefangen genommen. Es waren Radetzky-Huſaren. Man erfuhr von ihnen, daß der Feind bei Reichenberg ſtehe. Der Zweck der Recognoscirung war erreicht.

Der 23. ſollte indeß den 10. Huſaren noch ein zweites Rencontre mit dem Gegner bringen, das minder glücklich verlief. Die Diviſion war bis Kratzau vorgegangen und hatte, auf der Straße nach Reichenberg zu, Vorpoſten ausgeſtellt. Dieſe beſtanden aus Abtheilungen vom 27. Regiment und einer Huſaren-Schwadron (der 1.). Noch hatten die Truppen nicht abgekocht, als Meldung einlief, daß ein Trupp feindlicher Huſaren ſich in ſtarkem Trabe nähere. Premierlieutenant Graf v. d. Schulenburg ging ihm mit ſeinen beiden Zügen entgegen; eh er aber an den Feind heran war, nahm er wahr, daß, hinter einem Gehöft hervor, zwei oder drei neue Züge des Feindes hervorbrachen und ſich in ſeine Flanke dirigirten. Er ließ nun Kehrt machen, aber zu ſpät; — die vorderen Glieder waren bereits im Handgemenge. Die Unſren mußten zurück. Wir hatten mehrere Verwundete; einer (Huſar Ahlefeld, der ſich wie ein Held mit 4 Gegnern herum geſchlagen) war in die Hände des Feindes gefallen.

So am rechten Flügel. Auch der linke, wie wir ſchon andeuteten, hatte ſeine Scharmützel. An der Spitze der linken Flügelcolonne marſchirte



das Brandenburgiſche Dragoner-Regiment Nr. 2, »die Schwarzklappigen«. Die neugebildete 5. Eſcadron hatte die Spitze. Ebenfalls in der Nähe von Einſiedel (wie die 10. Huſaren) ſtießen ſie auf den Feind. Zwei Züge unter den Lieutenants v. Haugwitz und v. d. Heydt attakirten ſofort, warfen den Gegner in raſchem Anlauf über den Haufen und machten Beutepferde und Gefangene. Lieutenant v. Haugwitz war leicht verwundet worden. Der Feind ließ mehrere Todte auf dem Platz. Unſere »Schwarzklappigen« ſangen bald ein hübſches Lied zu Ehren ihrer »fünften Schwadron«. Das lautete:

Wir rückten zur Schlacht ein alt Regiment,
Das Preußens Geſchichte mit Freude nennt,
Die alten Schwadronen, die erſten vier,
Und eine neue hatten wir
Die fünfte.

Die erſte das iſt die Stabſchwadron,
Die zweite kämpfte bei Dennewitz ſchon,
Die dritte kühn die Standarte führt,
Die vierte vor unſrer Front flankirt, —
Doch die fünfte!

Die fünfte, die muß erſt neuen Ruhm
Erringen zu bleibendem Eigenthum,
Damit ſie, die noch gar ſo neu,
Den andern ebenbürtig ſei.
Die fünfte.

Kaum haben alſo wir gedacht,
Da hat ſie's auch zur That gemacht:

Die erſte war ſie in den Feind,
Hat's mit dem Einhau'n brav gemeint,
Die fünfte.

Der Hendt hat herrlich attakirt,
Pigur hat ſechſe zuſammengeſchmiert,
Der Haugwitz ſchoß ſich brav heraus,
Ungriſche Huſaren reißen aus
Vor der fünften.

So iſt denn die fünfte den andern gleich,
An Ruhm und Kriegesehre reich,
Und in dem ganzen Regiment
Ein jeder Mann mit Stolz jetzt nennt:
Die fünfte.

Das waren die kleinen Rencontres am 23. Sie hatten ihre Bedeutung. Am rechten und linken Flügel hatte man ſich mit Radetzky- und Liechtenſtein-Huſaren herumgeſchlagen, man hatte Hiebe ausgetheilt und empfangen und die Zuverſicht gewonnen, daß man dem Gegner nicht minder im Tummeln der Pferde, wie im Gebrauch der blanken Waffe gewachſen ſei. Ruhig ſah man ernſteren Begegnungen entgegen. Der nächſte Tag konnte ſie bringen.

Was er brachte war zunächſt die Beſetzung der wichtigen Stadt Reichenberg. Die Avantgarden der 5. und 7. Diviſion waren am 23. bis gegen Reichenberg hin vorgeſchoben worden und ſchon um 6 Uhr früh (am 24.) wehten auf den hohen Bergrücken, die Reichenberg einſchließen, die ſchwarz-weißen Fähnchen der brandenburgiſchen Ulanen. Zwei Stunden ſpäter rückten die erſten Bataillone in die Stadt.

»Das Leib-Regiment hatte die Tête«, ſo ſchreibt ein Augenzeuge. »Alle Bataillone marſchirten herrlich. Nach einem langen, unter herabſtrömenden Regen gemachten Tagemarſch kamen ſie in geſchloſſenen Reihen und in ſo vollkommen taktmäßigem Schritt wie zur Parade heran. Von Ermüdung war nichts zu merken. Das 64. Regiment, deſſen Chef der Prinz iſt, folgte. Viele trugen die Düppel-Medaille; alte Soldaten. Die Geſichter verriethen, daß ſie ihren Prinzen erkannten; ohne Zuruf rückten ſie an ihm vorüber, aber in einer Haltung, die dem, der ſich auf Soldaten verſteht, mehr ſagt, als Jubel und Hurrah.«

Nirgends, wie ſchon hervorgehoben, war man auf Widerſtand geſtoßen. Da die Stadt von den Bergen aus eingeſehen wird, ſo wär' er auch nutzlos geweſen. Die feindlichen Abtheilungen zogen ſich gegen die Iſer hin zurück.

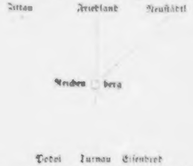
Unſere Vortruppen folgten und bezogen Bivouac bei Gablonz (halben Wegs zwiſchen Reichenberg und Turnau).

Ein Angriff Liechtenſteiniſcher Huſaren, die das Bivouac ſtören wollten, wurde abgewieſen.

Die 7. Diviſion bis an die Iſer.

Turnau.

DIE Bewegung der Erſten Armee auf Reichenberg zu war zunächſt eine concentriſche geweſen. Die auf den Linien Zittau, Friedland, Neuſtädtl das Gebirge überſchreitenden Colonnen ſtießen in Reichenberg und Umgegend zuſammen, aber ſie einigten ſich an dieſem Knotenpunkt dreier Straßen nur, um ſich ſofort wieder zu theilen, und auf abermals drei Straßen weiter ſüdwärts zu gehn. Der Marſch nach und


Zittau
Friedland
Neuſtädtl
Reichen berg
Podol
Turnau
Eiſenbrod

von Reichenberg wird alſo etwa durch vorſtehende Linien ausgedrückt. Drei Diviſionen nahmen die Spitze, drei Diviſionen folgten. Aufgabe war, an den drei öſtlichen Iſer-Uebergängen (Turnau, Podol und Eiſenbrod) etwa um denſelben Zeitpunkt einzutreffen, an dem die Elbarmee den mehr weſtlichen Iſer-Uebergang: Münchengrätz, erreicht haben würde. Dieſe Aufgabe wurde gelöſt. Am 26. Abends ſtand die Elbarmee zwiſchen Hühnerwaſſer und Münchengrätz. Am ſelben Tage wurden die drei öſtlichen Iſer-Uebergänge von den drei vorgeſchobenen Diviſionen der I. Armee beſetzt, Turnau und Eiſenbrod ohne Kampf, Podol nach einem heftigen Gefecht. Wir werden alle drei Diviſionen auf ihrem Vormarſch von Reichenberg bis an die Iſer zu begleiten haben. Zuerſt die ſiebente.

Die 7. Diviſion (Generallieutenant v. Franſecki) ging auf Turnau. Am 26. wurde es von den vorgeſchobenſten Bataillonen der Avantgarde erreicht und beſetzt, nachdem ſchon am Abend vorher die Aſcherslebner Huſaren bis an die Iſerbrücke vorgeſprengt waren. Das Gros der Avantgarde traf erſt am 27. ein. Das Vorgehn ſelbſt wie die erſte Beſetzung der Stadt (26.) geſchahen ohne daß der plänkelnde Feind einen ernſtern Widerſtand verſucht hätte. Eine anmuthige Schilderung dieſes Marſches aber die uns vorliegt, giebt uns Veranlaſſung, die Diviſion auf dieſem ihrem, nur eine Reihe friedlicher Bilder bietenden Vormarſch bis an die Iſer zu begleiten und zwar um ſo lieber, als wir im Verlauf unſrer Schilderungen viel von Schlacht und Graus und wenig von den heitren Zwiſchenfällen des Kriegslebens zu berichten haben werden. Ein Unteroffizier vom 67. Regiment, deſſen Bataillon erſt am 27. in Turnau eintraf, erzählt wie folgt:

»Der 26. ließ ſich friedlich an. Wir hatten am Abend vorher Maffersdorf erreicht, halben Wegs zwiſchen Reichenberg und Gablonz. Da wir bis 10 Uhr Morgens noch keinen Marſchbefehl erhalten hatten, rechneten wir mit Sicherheit auf einen Ruhetag, gruben unſre Kochlöcher und erwarteten mit Ungeduld die Vertheilung des Proviants. Aber die gewünſchte Ruhe trat nicht ein, denn ehe noch die Lebensmittel vollſtändig ausgegeben waren, hörten wir von allen Seiten zugleich Alarmſignale und wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch unſre Reihen, daß unſre Vorpoſten überfallen worden ſeien.

Wir brachen unverzüglich auf. Die Nachricht von einem ſtattgehabten Ueberfall beſtätigte ſich freilich nicht, einmal in Marſch aber, marſchirten wir weiter und erreichten ohne Aufenthalt das Städtchen Gablonz. Hier hatten wir eine kurze Raſt. Die Einwohner, mit großer Willfährigkeit, brachten uns Waſſer und Bier (wobei ſie die Annahme jeder Zahlung verweigerten), dann ging es weiter, oft querfeldein, um bei den ſtarken Biegungen des Weges jeden unnützen Schritt zu vermeiden. Dabei machte ich aber, faſt im Widerſpruch hiermit, gleichzeitig die Wahrnehmung, daß bei allen Mannſchaften ohne Ausnahme ein großer Sinn für Naturſchönheit vorhanden war. Dieſelben Leute, die eben gefliſſentlich bemüht geweſen waren eine Wegbiegung abzuſchneiden, ſcheuten keinen Umweg um rechts oder links einen hervorſpringenden Felſen zu erreichen, von dem aus ſich ihnen ein Blick in die ſeitwärts liegenden romantiſchen Thäler ermöglichte. Ich glaube ſchwerlich, daß bei irgend einer andern Nation als der deutſchen, in ſo ernſten Momenten wie die waren, denen wir entgegen gingen, ein ſo offnes Auge für die Schönheiten der Natur zu finden iſt.

Die Blicke, die ſich uns darboten, waren aber auch von unvergleichlicher Schönheit. Spitze Kegel, hier und dort mit Burgruinen gekrönt, ragten auf und drunten im Thale, drin ſich die Cultur niedergelaſſen, lagen Dörfer und Städte mit ihren weithin ſichtbaren Kirchen, dazwiſchen Flüſſe, Felder und nach Oſten hin das blaue ſchleſiſche Gebirge, von Oſten her das Bild umrahmend. Nur eines fehlte: das Leben; kein Menſch ließ ſich auf Wegen und Feldern ſehn, kein Thier befand ſich auf der Weide, kein Wagen bewegte ſich die Straßen entlang. Alles war verſteckt oder geflohen.

Der 26. führte uns bis an die Iſer, ohne daß wir ſie überſchritten; erſt am andern Morgen (den 27.) zogen wir in Turnau ein, das freilich ſchon Tags vorher von unſrer Avantgarde beſetzt worden war.

Um uns vor jedem Ueberfall zu ſichern, wurden einzelne Compagnieen an die verſchiedenen Ausgänge der Stadt detachirt, woſelbſt ſie einige Straßen ungangbar machten, indem man Wagen umſtürzte, Fäſſer hinwälzte, ſchwere Balken herbeiſchaffte und ſo wahre Barrikaden bildete. Ferner wurden in den Eckhäuſern die Fenſter ausgehoben, um im Fall eines Angriffs als Schießſcharten benutzt zu werden. Recognoscirungen ergaben indeß, daß der Feind ſchwerlich gemeint ſei, uns den Beſitz Turnau's wieder ſtreitig zu machen; ſo wurden denn die Gewehre zuſammengeſetzt, das Gepäck abgelegt und der Hälfte der Mannſchaft erlaubt, ſich in den umliegenden Häuſern nach Kochplätzen umzuſehn. Das Soldatenleben — und darin liegt ein Theil ſeines Zaubers — iſt eben ein beſtändiger Wechſel zwiſchen körperlicher Ermattung und körperlicher Stärkung, jeder Augenblick der Ruhe wird benutzt ſich von den Anſtrengungen zu erholen, die man hatte, und ſich für Entbehrungen zu kräftigen, denen man entgegengeht. Turnau war ein ſolcher Ruhepunkt, was Wunder, daß wir nichts Eiligeres zu thun hatten, als uns ſo gütlich zu thun wie nur möglich. Ich rieth den Offizieren Tiſch und Bänke vor dem Bäckerladen zu etabliren, in deſſen Nähe unſre Compagnie Stand genommen hatte und binnen weniger als einer Viertelſtunde war die Tafel gedeckt und mit Weißbrod, friſcher Butter und dampfendem Caffee ſervirt. Nur Zucker fehlte. Aber ein Krämer gegenüber, der aus Furcht vor »Requiſition« bis dahin ſeinen Laden geſchloſſen gehalten hatte, half raſch aus der Verlegenheit, als wir ihm eine Sauvegarde verſprachen und als er gar die Bekanntſchaft unſres Silbergeldes machte, brachte er Cigarren und präſentirte ſie mit dem Bemerken, daß es »gute geſchmuggelte« ſeien.

Unſer Freund der Krämer hatte einen guten Geſchäftstag, was aber am meiſten verlangt wurde und zwar ſo, daß ſeine Vorräthe binnen Kurzem erſchöpft waren, das war Schreibmaterial: Papier, Dinte, Feder ꝛc. Ueberall, in den Häuſern und auf den Lagerplätzen, ſah man die Soldaten mit Briefſchreiben beſchäftigt: hier ſaß einer der Spielleute die Trommel als Tiſch benutzend, dort, lang ausgeſtreckt, lag ein andrer, Torniſter und Schreibbogen vor ſich und ſo oft auch der harte Bleiſtift, der weichen Unterlage halber, durch das Papier fuhr, er ließ ſich nicht abhalten ſeinen Brief zu vollenden.

Das waren behagliche Stunden in Turnau, nur den Turnauern ſelbſt vergingen ſie mühevoll und beſchwerlich; während wir ruhten und uns pflegten, mußten ſie für uns arbeiten. Die abziehenden Oeſtreicher hatten ihnen auferlegt, die feſte Iſerbrücke abzubrechen und wir zwangen ſie jetzt dieſelbe wieder zu bauen, da die Pontonbrücke, auf welcher wir bei unſrem Einmarſch den Fluß paſſirt hatten, bei weitrem Vorgehn mitgenommen werden mußte.

Der Bürgermeiſter und die Räthe der Stadt erklärten die Unmöglichkeit dieſe Aufgabe zu erfüllen. Bald war kein Holz da, keine Balken und Bretter, bald keine Nägel und Aexte und endlich fehlte es an arbeitsfähigen Händen. Alle dieſe Entſchuldigungen halfen aber nichts und die beigegebene militairiſche Unterſtützung wußte bald Rath zu ſchaffen. Haus für Haus wurde beſichtigt und was ſich nicht, um Alter oder Krankheitswillen, als abſolut unfähig erwies, das wurde zur Arbeit herangezogen. In weniger als einer Stunde waren 100 Arbeiter beiſammen, aus allen Klaſſen der Bevölkerung bunt zuſammen gewürfelt: hier ein Alter, ernſt und gebeugten Hauptes der Truppe voranſchreitend; dicht hinter ihm ein junger Mann, offenbar den reicheren Ständen zugehörig, die Fauſt ballend und in czechiſcher Sprache Flüche und Verwünſchungen vor ſich hinmurmelnd; dann Arbeitsleute, in abgeſchabten Kitteln, die einen taumelnd von genoſſenem Branntwein, die andern Gott und alle Heiligen anrufend, ſie aus unſern Händen zu befrein. In grellem Contraſt zu dieſer Verzweiflung ſah man die halbwüchſige Jugend ſpielen und lärmen und ſich neugierig um die fremden Gäſte drängen; ihnen hatten wir eine ungebundene Freiheit gebracht und ſie ſchienen ſich dieſer Errungenſchaft freuen zu wollen.

Von unſrem Allarmplatze aus konnten wir dem allmäligen Fortſchritt der Brücken-Arbeit folgen; endlich (es war Spät-Nachmittag geworden) hörten wir Muſik und unſer Füſilier-Bataillon, trotz eines ermüdenden Tagesmarſches bei glüher Sonnenhitze, rückte feſten Schritts in die Stadt ein, einzelne die Muſik mit Geſang begleitend, andere ſcherzend und mit uns Worte wechſelnd. Die Füſiliere löſten uns ab; eine Stunde ſpäter rückten wir in daſſelbe

Bivouac ein, das wir am ſelben Tage in früher Morgenſtunde verlaſſen hatten, — am andern Tage (28.) hatten wir das Gefecht bei *Münchengrätz*. –

Wir haben dieſe Schilderung des Marſches auf Turnau und der Beſitzergreifung des Ortes, wie wir ſchon andeuteten, zunächſt um ihrer ſelbſt willen gegeben; aber doch auch um eines anderen Grundes willen. So unwichtig nämlich die Ereigniſſe waren, die unſren Vormarſch gegen Turnau begleiteten, *ſo wichtig war die Beſetzung ſelbſt*. Die Truppentheile, die dieſelbe ausführten, hatten am wenigſten eine Ahnung davon. Erſt aus den ſpäter zu unſrer Kenntniß gelangten Ordres des öſtreichiſchen Obercommandos iſt erſichtlich geworden, wie ſchwer die Beſetzung Turnau's wog und daß, wenn dieſelbe bei Eingang eines am 26. Nachmittags eintreffenden Befehls des Obercommandirenden, *noch nicht* erfolgt geweſen wäre, dieſer Umſtand den Operationen des Generals Clam-Gallas ſehr wahrſcheinlich eine andre Geſtalt gegeben haben würde. Clam-Gallas, anſtatt bei Münchengrätz einen Widerſtand zu verſuchen, würde alsdann ganz vorzugsweiſe die mehr *öſtlichen* Iſer-Uebergänge mit aller Macht zu halten verſucht und den Vormarſch der Preußen auf Gitſchin, dieſen Rendezvouspunkt der I. und II. Armee, wenigſtens aufzuhalten verſucht haben. Dieſer Plan, der von Bedeutung war, wurde aufgegeben, *mußte* aufgegeben werden, weil Turnau bereits in unſeren Händen war, als der beſtimmte Befehl einging: *die Iſerlinie zu halten*.

Die 8. Diviſion bis an die Iſer.

Liebenau. Podol.

General Horn mit der 8. Diviſion, wie S. 139 bereits hervorgehoben, war, gleich am erſten Marſchtage in Böhmen, von Grottau aus rechts abgebogen und ging nunmehr in der rechten Flanke der 7. Diviſion ebenfalls gegen die Iſer vor. Der Vormarſch erfolgte derart, daß die, wie wir geſehen haben, auf Turnau marſchirende 7. Diviſion die Verbindung hielt zwiſchen dem III. Armee-Corps (5. und 6. Diviſion) zur Linken und der 8. Diviſion zur Rechten, während die 8. Diviſion wieder die Verbindung hielt zwiſchen der 7. Diviſion zur Linken und der Elb-Armee zur Rechten.

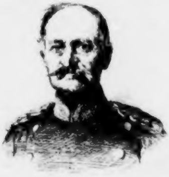
Der Vormarſch der 8. Diviſion war zunächſt von denſelben Scenen begleitet, wie wir ſie im vorigen Capitel mit einiger Ausführlichkeit geſchildert haben; andrerſeits war es ihr beſchieden, eher als die übrigen Truppentheile der I. Armee in eine ernſtere Action einzutreten. — Zunächſt die Marſchtage und Scharmützel.

Am 23., ihren Marſch über die Ortſchaften Spittelgrund und Paß nehmend, erreichte die Diviſion Pankraz und bezog Bivouac. Auf den Feind war ſie nirgends geſtoßen.

Am 24., über Schönbach und Chriesdorf, wurde Eichicht erreicht. Dies war ein harter Tag geweſen; der ſteile, faſt 3000 Fuß hohe Jeſchkenberg, der paſſirt werden mußte, hatte der Diviſion viel zu ſchaffen gemacht, namentlich der Artillerie und dem Fuhrweſen. An dieſem Tage fand auch ein Scharmützel ſtatt. Zwiſchen Eichicht und Langenbrück ſtießen die 6. (Thüringiſchen) Ulanen auf Ungariſche Huſaren, hieben ſich mit ihnen herum und jagten ſie in die Flucht. Ein Ulan blieb, Major v. Guretzki wurde verwundet; die Huſaren hatten drei Todte.

Der 25. war ein Ruhetag. Die Diviſion bedurfte deſſelben nach den Strapazen der letzten vierzehn Tage. Man lag in engen Cantonnements zwiſchen Eichicht und Langenbrück. Die vier Todten, Freund und Feind, vom Tage vorher wurden auf dem Langenbrücker Gottesacker beigeſetzt, die Muſik des 72. Regiments blies den Choral, der katholiſche Pfarrer ſprach den Segen. — Der nächſte Tag brachte die erſten Gefechte.

Am 26. erhielt die Diviſion Befehl vom Armee-Commando, eine Recognoscirung ſüdwärts gegen die Iſer hin auszuführen.



General v. Horn beorderte demgemäß die Brigade Schmidt gegen Liebenau vor. Die Brigade beſtand aus dem Infanterie-Regiment Nr. 72, aus dem Magdeburgiſchen Jäger-Bataillon, aus einer 4pfündigen Batterie und einer Escadron vom Thüringiſchen Ulanen-Regiment. Gerzmanitz war Rendezvous für die eben genannten Truppenabtheilungen. Liebenau, das die Oeſtreicher verlaſſen hatten, wurde bald erreicht. Erſt jenſeit der Stadt ſtieß man auf den Feind. Es kam zu einer mehrſtündigen Kanonade, die unter den verſchiedenſten Namen als Artilleriegefecht bei Liebenau, bei Gillowey oder Schloß Sichrow bezeichnet zu werden pflegt. Alle drei Punkte liegen in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes. Wir geben, was den Kampf ſelber angeht, die Schilderung eines Augenzeugen (vom 72. Regiment).

Das Gefecht bei Liebenau.

»Die Thalränder jenſeit Liebenau« — ſo erzählt er — »werden durch bedeutende Höhen mit ſchroffen Wänden begrenzt. Dieſe Höhen waren von abgeſeſſener öſtreichiſcher Cavallerie beſetzt (Infanterie, vgl. die Anmerkung S. 126 war bis hierher nicht vorgeſchoben). Das 1. Bataillon

72. Regiments und das 4. Jäger-Bataillon bildeten die Avantgarde. Beide Bataillone marſchirten im Thalgrunde, der dem oben erwähnten Hochplateau vorlag, in Colonnen auf; das Gros formirte ſich dahinter. Von halb 8 Uhr an pfiffen die erſten Kugeln über unſere Köpfe weg. Eine durchbohrte die Bruſt eines 72ers, — der erſte Todte unſres Regiments. Zwei Compagnieen Jäger wurden, vom Dorfe Gillowey aus, links gegen die Höhen vorgeſchickt, die 1. Compagnie vom 72ſten auf der Chauſſee, die 3. an der Eiſenbahn; die 2. und 4. folgten. Die Schützen erreichten den Fuß des Thalrandes und erklommen ihn. Die öſtreichiſchen Huſaren zogen ſich im Trabe zurück.

Ein Verhau war oben auf dem Höhendamm quer über die Chauſſee angebracht. Nur wenige Minuten hielt er die hier vordringende 2. und 4. Compagnie auf; die vereinigten Pionier-Sectionen beſeitigten ihn ſchnell.*) Auf der Höhe angekommen, erhielten die Compagnieen Granatfeuer, verließen deshalb die Chauſſee und gingen rechts ab in den Wald in der Richtung zwiſchen Sichrow und »Golden Stern«. Auf einem zweiten Berge, von dem erſtgenannten durch ein tiefes, ſchmales Thal getrennt, ſtand in trefflicher Poſition eine öſtreichiſche gezogene Halb-Batterie von vier Geſchützen. Ihr Granatfeuer begann uns ſehr läſtig zu werden. Gelang es, ſchnell das Thal zu überſchreiten und den Fuß des jenſeitigen Randes zu erreichen, ſo war man wenigſtens unter dem Feuer der Batterie; ja, man konnte den ſteilen Abhang erklimmen, an die Batterie heranſchleichen und ſie nehmen. Dies war das Ziel der 4. Compagnie unter Premierlieutenant Freytag. Der Bataillons-Commandeur, Major Henſel, marſchirte an der Tête der Compagnie und zeigte ihr den Weg auf die Höhe; die 2. Compagnie folgte in einiger Entfernung. In der Thalſohle wurde das Feuer am heftigſten, gegen funfzig Granatſchüſſe wurden gethan, aber glücklicherweiſe gingen ſie faſt alle zu hoch, nur einer crepirte acht Schritt vor der Compagnie, riß einem Mann das Bein, einem andern ein Stück Schulter weg und verwundete einen dritten leicht. Die meiſten Granaten fielen in den Verbandplatz. Kaum war die erſte darin explodirt, als die drei Pferde der Aerzte nichts Eiligeres zu thun hatten, als ſich den Händen der Trainſoldaten zu entziehen und den öſtreichiſchen Reihen mit Sack und Pack entgegen zu galoppiren. Trotz des heftigen Feuers avancirte die 4. Compagnie und hinter ihr die 2. brillant, ohne nur einen Moment aus der reglementariſchen Ordnung zu kommen. Der Schützenzug ſchwärmte, 150 Schritt voraus, unter Führung des Lieutenants v. Bömcken. Endlich war der Fuß der Anhöhe erreicht, noch immer riß das feindliche Feuer die Baumäſte über unſern Häuptern herab; aber wir konnten einen Augenblick, ziemlich gedeckt, verſchnaufen. Das Marſchiren über Berg und Thal mitten durch mannshohe Kornfelder, verbunden mit dem ſchweren Gepäck, hatte uns unſern Athem faſt ganz genommen, und dieſer war dringend nothwendig zur Erſteigung des Berges! Nur langſam konnte dies wegen der bedeutenden Steilheit vor ſich gehen, mehrere Male mußten wir kurze Zeit ruhen. Endlich erreichte der Schützenzug den Kamm — er befand ſich 200 Schritt von der Batterie und eröffnete ein lebhaftes, wirkſames Feuer gegen die Pferde und Bedienungsmannſchaften, um die Batterie am Abfahren zu verhindern. Leider war die Compagnie noch nicht ſo nahe, um mitwirken zu können. Die Oeſtreicher hielten es aber für gerathen, aufzuprotzen, und zwar in ſolcher Eile, daß ſie Wiſcher, Schnapsflaſchen, Mützen und ſelbſt Kartuſchen im Stich ließen, die von unſeren Leuten jubelnd als Beute mitgeſchleppt wurden. Hätten wir die Torniſter nicht zu tragen gehabt, die Batterie wäre unſer geweſen. Die Compagnie erhielt demnächſt den Auftrag, die Waldliſière in der Richtung nach Sichrow zu halten. Eine Schwadron öſtreichiſcher Huſaren wagte nicht, uns hier anzugreifen.

---

*) Sich ein klares Bild von dieſem „Gefecht bei Liebenau" zu machen, iſt ſchwer, weil die Berichte theils lückenhaft ſind, theils (in Ermangelung guter Spezialkarten) nicht in alle Details hinein verfolgt werden können. Wenn wir den im Text abgedruckten Brief des 72ers und den Bericht im öſtreichiſchen Generalſtabswerk (zwei Darſtellungen, die ſich ſehr gut ergänzen) zu Grunde legen, ſo haben wir uns das Gefechtsfeld als eine in Nord und Süd von Höhenzügen eingefaßte, von der Chauſſee ſenkrecht durchſchnittene Quer-Mulde zu denken. Die anrückenden Preußen ſtanden auf dem nördlichen, die Oeſtreicher auf dem ſüdlichen Höhenzuge, dem ſogenannten „Semmelberg". Da, wo die ab- und aufſteigende Chauſſee die Höhe des Semmelberges erreicht, befand ſich das Centrum der feindlichen Stellung. Hinter einem Verhau hielten abgeſeſſene Züge von Preußen-Huſaren, links daneben Liechtenſtein-, rechts Radetzky-Huſaren, am äußerſten linken Flügel, in einer Schräg-, vielleicht in einer Haken-Stellung, Savoyen-Dragoner und eine Cavallerie-Batterie. Gegen die ſo vertheidigte Berglinie gingen unſre 72er vor. Die Preußen-Huſaren gaben ihre Salve ab und zogen ſich dann zurück, die Huſaren rechts und links folgten, ebenſo die Geſchütze. In dieſer rückwärts gelegenen Stellung (bei Daubn) hielt jetzt die ganze Diviſion Edelsheim: drei Brigaden und drei Batterieen. Man kanonirte ſich herum; als unſre Infanterie aber die Stellung zu flankiren drohte, brach der Feind das Gefecht ab. Dies der Verlauf. Im Weſentlichen werden die Angaben richtig ſein

Unterdeſſen hatte die 1. Compagnie, nachdem ſie den Verhau und das Granatfeuer paſſirt, ſich auf Zbiarek dirigirt und war hier ſtehen geblieben, während die 3. der Eiſenbahn gefolgt und in der Richtung auf »wilde Gans« vorgegangen war. Sie wurde von einer Schwadron ungariſcher Huſaren, die ſie keinen Augenblick verließ, beläſtigt. Ein Generalſtabs-Offizier brachte der 4. Compagnie den Befehl, den Goldnen Stern zu beſetzen, um einer Cavallerie-Recognoszirung, ausgeführt vom Zieteniſchen Huſaren-Regiment, als Stützpunkt (an der Chauſſee) zu dienen. Allmälig ſammelte ſich das 1. Bataillon beim Goldnen Stern, mit Ausnahme der 3. Compagnie, und avancirte in der Richtung auf Schloß Sichrow und »wilde Gans«. Oeſtlich derſelben ſtellte es ſich mit den übrigen Bataillonen der Brigade auf, zur Deckung einer Artilleriereihe von 18 Geſchützen, die einen heftigen Artilleriekampf erſt mit zwei, dann mit drei öſtreichiſchen Batterieen engagirte. Letztere ſchoſſen ſehr brav wieder, aber die erſte Zeit ſtets hundert Schritt zu kurz, ſpäter wieder mehrere hundert Schritt zu weit. Nur eine Granate traf unſre Batterie, ohne Schaden zu thun. Ein bedeutender Bruchtheil der feindlichen Granaten crepirte gar nicht. Unſre Batterie ſchoß die erſten Schüſſe (die Probeſchüſſe) zu kurz, corrigirte ſich aber Schuß um Schuß mehr und wirkte ſchließlich ſo brillant, daß die öſtreichiſchen Batterieen ihr Feuer einſtellten und abfuhren. Der Artilleriekampf hatte drei Viertelſtunden gedauert. Unterdeſſen hatte ſich die ganze 8. Diviſion concentrirt und die Oeſtreicher brachen zwölf ein halb Uhr das Gefecht ab.

Unſer Regiment, und ſpeziell das 1. Bataillon, hatte die Feuertaufe erhalten. Die Verluſte waren gering. Nach beendigtem Kampfe wurde eine Vorpoſtenaufſtellung bei »wilde Gans« bezogen, um unter deren Schutze abzukochen. Gegen Abend rückte die Diviſion bis an die Iſer vor, um hinter dieſer Linie, jenſeits des Fluſſes, zu bivouakiren. Dies Vorrücken führte zu dem Nachtgefechte von Podol.«

Ehe wir zu einer Schilderung dieſes Gefechtes übergehen, werfen wir zuvor einen Blick auf die Geſammt-Situation, wie ſie ſich (im Iſergebiet) am Nachmittage des 26. darſtellte.

Zuerſt die Preußen. Sie waren überall bis an die Iſer, oder doch bis in die unmittelbare Nähe derſelben vorgedrungen. Ihr linker Flügel (7. Diviſion) hielt Turnau beſetzt; ihr Centrum (8. Diviſion) ſtand, ſüdlich von Schloß Sichrow, gegen Podol zu; ihr rechter Flügel (Elb-Armee) befand ſich in und bei Hühnerwaſſer, anderthalb Meilen von Münchengrätz.

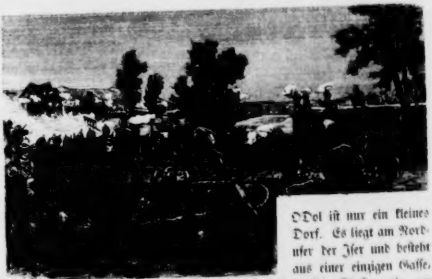
Wie ſtanden die Oeſtreicher dem gegenüber? Sie hielten die Linie beſetzt, die ſie im Weſentlichen unverändert ſeit dem 18. inne gehabt hatten, die Linie Jung-Bunzlau-Münchengrätz. Alle detachirten Abtheilungen: Brigade Ringelsheim, Radetzky- und Liechtenſtein-Huſaren waren wieder herangezogen und man ſtand eben auf dem Punkt, über Sobotka auf Gitſchin zurückzugehn, von wo man die Vereinigung mit der Hauptarmee zu bewerkſtelligen hoffte, als am 26. Mittags, zu nicht geringer Ueberraſchung, der Befehl vom Armee-Obercommando (Benedek) eintraf: die Iſer-Linie, d. h. die Strecke Turnau-Münchengrätz unter allen Umſtänden zu halten.

Es galt jetzt, wenigſtens ſo weit wie möglich, dieſem Befehle nachzukommen. Turnau — wenn es auch glückte dieſen öſtlichen Uebergang uns wieder zu entreißen — war nicht der Punkt, der durch eine blos paſſive Vertheidigung feſtgehalten werden konnte; zudem war eine Theilung der Kräfte zwiſchen Turnau und Münchengrätz gefährlich. Es wurde alſo beſchloſſen, am 27. früh angriffsweiſe vorzugehn, die Iſer zu überſchreiten und bei Gillowey, alſo etwa auf demſelben Terrain, wo eben die

Kanonade ſtattgefunden hatte, Stellung zu nehmen. Die vorbereitenden Bewegungen dazu ſollten ſchon am Abend des 26. erfolgen: Turnau ſollte durch Ueberfall wieder genommen und — nördlich von Podol — die Höhe bei Schloß Swigan durch eine Brigade beſetzt werden. Hierzu wurde die Brigade Poſchacher (18. Jäger-Bataillon, Martini- und König von Preußen-Infanterie) beſtimmt.

In der Geſammt-Situation lag alſo ein Rencontre für die nächſten Stunden ſo gut wie vorgezeichnet. Die 8. Diviſion hatte Befehl, am Abend des 26. nach Süden zu bis an die Iſer (bei Podol) vorzudringen; die Brigade Poſchacher hatte Befehl, um eben dieſelbe Zeit, nach Norden zu, bis Podol und drüber hinaus zu rücken. Ein Zuſammenſtoß an dieſem, ohngefähr halben Wegs zwiſchen Turnau und Münchengrätz gelegenen Iſer-Uebergang war alſo unvermeidlich geworden. Und in der That, er fand ſtatt.

Gefecht bei Podol.



ODol iſt nur ein kleines Dorf. Es liegt am Nordufer der Iſer und beſteht aus einer einzigen Gaſſe, die zuletzt beinah rechtwinklig auf den Fluß ſtößt. Die Häuſer, ein am Eingang gelegenes, winkliges aber ausgedehntes Gehöft abgerechnet, ſind klein und blockhausartig aus Holzſtämmen aufgeführt. Es iſt ein maleriſches Dorf. Zwiſchen den Blockhäuſern und dem Straßendamm ziehen ſich Vorgärten hin, mit gelben Studentenblumen und dunklen Stockmalven, während Kürbis und Pfeifenkraut alle Fenſter umranken. Von der Rückſeite her nehmen Obſtbäume jedes einzelne Haus in Schutz und ragen über die alten Strohdächer hinweg. Dieſe an einzelnen Stellen eingeſunken, tragen Moos und Hauslauch und überſchatten, weit vorſpringend, die kleine Holzbank die unter den Fenſtern hinläuft. Die Bedeutung des Dorfes iſt lediglich eine ſtrategiſche, weil hier Chauſſee und Eiſenbahn die Iſer paſſiren. Das breite, um die Sommerzeit halb-aufgetrocknete, aber verſchiedene Waſſerrinnen zeigende Flußbett iſt ſteil und neben einander her laufen zwei Dämme durch daſſelbe hin, von denen der Chauſſee-Damm durch drei Brücken, der Eiſenbahn-Damm durch eine lange Gitterbrücke unterbrochen wird. Der Chauſſee-Damm iſt die Verlängerung der Dorfſtraße und wird durch den Eiſenbahn-Damm von rechts her flankirt. Die erſte

Brücke hinter dem Dorf iſt eine Bohlenbrücke; hinter der dritten und letzten, auf dem Wege nach Münchengrätz zu, erhebt ſich links ein maſſives Haus, und hinter dieſem Hauſe wiederum ſenkt ſich das Terrain und geſtattet eine günſtige, weil gedeckte Aufſtellung.

So die Localität. — Was den Kampf angeht, ſo geben wir zunächſt den öſtreichiſchen Bericht, der ſich durch Kürze und Ueberſichtlichkeit empfiehlt und deſſen Angaben dazu dienen werden, uns über Unſicherheiten und Widerſprüche in den dieſſeitigen Berichten hinwegzuhelfen.

Der Clam-Gallasſche Bericht ſagt wörtlich:

»Als die Brigade Poſchacher — die ſchon vorher im Laufe des Nachmittags Podol mit einer und bald darauf mit einer zweiten vorgeſchobenen Compagnie von Martini-Infanterie beſetzt hatte, — am Abend des 26. das eben genannte Dorf erreichte, um durch daſſelbe hindurch gegen Schloß Swigan und zwar zur Beſetzung der dortigen Höhen vorzugehn, fand die genannte Brigade das Dorf bereits vom Feinde beſetzt, der die vorgeſchobenen Compagnieen über die Brücken (bis an das »maſſive Haus«) zurückgedrängt hatte. Das 18. Jäger-Bataillon und die nach einander eintreffenden Bataillone von Martini und König von Preußen-Infanterie warfen indeß unter Oberſt Bergou den Feind aus Podol wieder hinaus und beſetzten das Dorf.

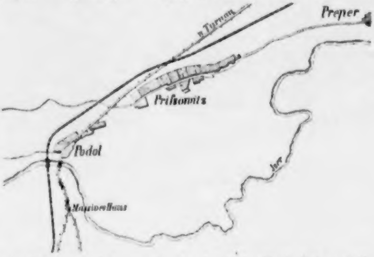
Der Feind ſeinerſeits gedachte uns nicht in Beſitz dieſes wichtigen Punktes zu laſſen und es entſtand nunmehr ein hartnäckiges und blutiges Nachtgefecht, das den ebengenannten Truppentheilen große Verluſte bereitete. Die Verluſte des Gegners indeß müſſen noch bedeutender geweſen ſein. Der Corps-Commandant (Clam-Gallas) ſtets in den vorderſten Reihen bemüht, die durch nächtliche Dunkelheit und Nebel erſchwerte Leitung der Abtheilungen zu beſorgen, zog auch die Brigaden Abele (Kalik) und Piret zur Unterſtützung herbei und der Kampf dauerte mit abwechſelndem Erfolge bis 2 Uhr Morgens, wo das Gefecht abgebrochen und das Regiment Martini, ſammt dem 18. Jäger-Bataillon, hinter das 2. Bataillon Ramming-Infanterie (das in muſterhafter Ordnung zunächſt der vom Feinde beſetzten Brücke ſtehen blieb) zurückgenommen wurde.

Der Feind ſelbſt, ſehr erſchöpft und hart mitgenommen, folgte nicht. — Der Ueberfall auf Turnau wurde bei der veränderten Sachlage aufgegeben.«

So der öſtreichiſche Bericht. Er conſtatirt zunächſt eine Zweitheilung des Gefechts: eine erſte Hälfte, in der uns die Brigade Poſchacher (nach anfänglichen Erfolgen unſererſeits) aus dem Dorfe hinauswarf, und eine zweite Hälfte, in der dieſelbe Brigade von den Unſeren, nach eingetroffener Verſtärkung, wieder hinausgeworfen wurde. Und ſo war es in der That. Auf dieſe Zweitheilung des Gefechts iſt in den Darſtellungen, namentlich aber auch in der Kritik, die die engagirten Truppentheile unter einander geübt haben, nicht immer die gebührende Rückſicht genommen worden. Es läßt ſich nämlich nicht in Abrede ſtellen, daß die erſte Hälfte des Gefechtes, wiewohl ſie mit einem Mißerfolg endete, anfänglich ein glänzenderes Reſultat aufzuweiſen hatte, als die ſiegreiche zweite Hälfte, die zwar den Mißerfolg wieder in einen Erfolg verwandelte, aber doch den erſten allergünſtigſten Gefechtsmoment (vor Eintreffen der größeren öſtreichiſchen Streitkräfte) nicht wieder zu erreichen vermochte. Nur in dieſen erſten Stadien des Gefechts drangen die Unſeren über alle drei Brücken und ſehr wahrſcheinlich auch über den parallel-laufenden Eiſenbahn-Damm bis an das »maſſive Haus« vor; — in der zweiten Hälfte hatten ſie ſich mit Wiedereroberung des Dorfes zu begnügen. In der erſten Hälfte waren die Füſiliere vom 72. Regiment und das 4. Jäger-Bataillon, in der zweiten Hälfte vier Bataillone vom 31. und 71. Regiment engagirt.

Wir geben zunächſt die Schilderung jener (der erſten Hälfte) nach dem Briefe eines 72ers.

»Um fünf Uhr Nachmittags wollte unſer Bataillon die Vorpoſtenaufſtellung decken, da brachten Ulanen die Nachricht, Podol ſei bereits beſetzt. Nun kommt ein Gefecht, wie es glänzender kaum geliefert werden kann. Das Dorf war durch Verhaue vollſtändig zu einer nachhaltigen Vertheidigung eingerichtet. Kurz und gut, wir gingen, ohne das Terrain zu kennen, und ohne eine Ahnung zu haben, was und wie viel im Dorfe ſtecke, mit Hurrah auf der Straße vor, welche zwiſchen dem Dorfe links und dem Eiſenbahn-Damm rechts bis zur Iſer führt, jenſeit der Brücke ſich in einem Bogen links um das Dorf wendet und in der Höhe deſſelben noch über einen Iſerarm



führt.*) Als wir das Dorf erreichten, detachirten wir zwei Compagnieen nach links zur Flankendeckung, zwei Compagnieen (die 10. und 11.) gingen bis zur zweiten Brücke vor und detachirten dort eine halbe Compagnie nach dem rechts gelegenen Eiſenbahndamm, der höchſtens achtzig Schritt von der Iſer entfernt iſt. Auf dieſem ſchmalen Raum ſtanden wir, nachdem wir die zweite Iſerbrücke überſchritten hatten und bei einem maſſiven, vom Feinde beſetzten Hauſe angelangt waren, anderthalb Compagnieen ſtark den Oeſtreichern gegenüber, auf unſre eignen Kräfte angewieſen; denn die beiden innerhalb des Dorfes ſchon nach links hin detachirten Compagnieen, waren jetzt durch die Iſer von uns getrennt. (Dies iſt richtig.) Das maſſive Haus war bald geräumt und hier, achtzig Schritt von den Oeſtreichern entfernt, ſtanden unſre Leute, kaum 400 Mann ſtark, 33 Minuten im Feuer. Die Kugeln flogen um uns herum wie die Bienen. Es war heller Mondſchein; wir ſahen die Oeſtreicher gegen uns losrücken und auf ihre Compagnie-Colonnen eröffneten wir jetzt ein Feuer, wie ich es nicht für möglich gehalten habe. Wie der Ausweis am andern Tage ergab, haben wir dort, d. h. unſre 11. Compagnie, in 33 Minuten 5700 Patronen verſchoſſen, alſo der Mann durchſchnittlich 22 Patronen. Die Chauſſee, auf der wir ſtanden, hatte funfzig Schritte vor uns eine Senkung; in dieſer gedeckt lagen die öſtreichiſchen Bataillone. Die Oeſtreicher haben ein Signal, auf welches hin angegriffen wird; ſo bald es ertönte, erhoben ſie ſich vor uns, vom Mondlicht, das ihnen gerade ins Geſicht ſchien, ſcharf beleuchtet und rückten mit Hurrah an. Die Vorderſten ſtürzten, die Hintermänner traten an ihre Stelle; ſie kamen uns nie näher als vierzig Schritt, dann machten ſie Kehrt. Viermal rückten ſie vor, dreimal warfen wir ſie; beim vierten Mal gingen wir langſam bis zur erſten Brücke und dann über dieſelbe zurück; unſre Leute konnten die Gewehre nicht mehr halten, — die Läufe brannten wie Feuer. Da ertönte ein Hurrah hinter uns; zwei Bataillone 31er und 71er rückten zu unſerm Beiſtande vor. Wir begrüßten ſie mit lautem Zuruf. Zwei Stunden lang hatten wir das Dorf gehalten. Unſre Leute ſanken vor Ermattung um.«

Dieſer mit großer Lebendigkeit geſchriebene Bericht iſt einſeitig wie alle Darſtellungen derart. Er giebt das unmittelbar Erlebte und hat kein Auge für das was um und neben ihm geſchah. So vergißt er beiſpielsweiſe die hervorragende, nach einer andern Verſion dem Angriff der 72er ſogar vorausgehende Theilnahme zweier Compagnieen vom 4. Jäger-Bataillon an dieſer erſten Hälfte des Gefechts. Ein Jäger ſchreibt: »Wir waren (es mochte neun Uhr ſein) bis auf 200 Schritt an das Dorf heran, als wir von einer Bataillonsſalve empfangen wurden. Wir ſtoben aus einander um Deckung zu ſuchen und uns rechts und links vor dem feindlichen Feuer zu ſichern. Nur unſer geliebter Hauptmann (v. Michalowſki) ſaß feſt im Sattel und ſchoß einen der Oeſtreicher, die inzwiſchen gegen uns herangeſtürmt waren, mit ſeinem Revolver nieder. Unſer Feldwebel ſprang jetzt vor; ›Jäger, wollt ihr euren Hauptmann im Stiche laſſen‹ rief er uns zu und die ganze Compagnie ſtürzte nach. Die Oeſtreicher ſtutzten, dann machten ſie Kehrt bis an das Dorf, in deſſen Häuſern und Gehöften ſie ſich feſtzuſetzen ſuchten. Wir ließen ihnen aber wenig Zeit dazu und drängten nach, erſt durch das Dorf hindurch, dann über den Damm und die Brücken hinweg. So kamen wir (es war inzwiſchen vollſtändig dunkel geworden) bis an ein maſſives Haus, das die Oeſtreicher, die hier friſche Abtheilungen vorfanden, wie es ſchien, zu einer wahren Feſtung gemacht hatten. Aus den Dachluken, dem Keller und den Fenſtern wurden wir wie mit Hagel überſchüttet; ſie ſchoſſen glücklicherweiſe zu hoch und pfeifend gingen die Kugeln über unſre Köpfe weg. Aber nicht lange; es wurden ihrer immer mehr und wir mußten zurück; das Pferd unſres Hauptmanns ſtürzte zuſammen, gleich darauf erhielt er ſelbſt eine Kugel in die linke Bruſt. Er ſtarb den ſchönen Tod fürs Vaterland, der Erſten einer. Wir haben ihn an der andern Seite des Dorfes, dicht an der Straße die nach Turnau führt, unter jungen Birnbäumen begraben.«

---

*) Die Terrainſchilderung, wie gewöhnlich in unmittelbar nach dem Gefecht abgefaßten Berichten, weiſt hier erhebliche Irrthümer auf. Es iſt dies aber für den Hauptgefechtsmoment (Kampf um das maſſive Haus) gleichgültig. Wir verweiſen, Behufs leicht anzuſtellender Correctur auf die beigegebene Zeichnung.

Dieſer Brief ergänzt nicht nur die Mittheilungen des 72ers, er beſtätigt ſie auch in weſentlichen Punkten. Wir kommen darauf zurück.

Das Gefecht (es mochte inzwiſchen 10½ Uhr geworden ſein) trat jetzt in ſeine zweite Hälfte. Die 72er und die Jäger hatten Podol nicht halten können; Generalmajor v. Boſe — der nunmehr unſrerſeits mit friſchen Truppen: den beiden 2. Bataillonen der Regimenter 31 und 71 heranrückte — traf die ſich Zurückziehenden bereits am Ausgange des Dorfes. Er beſchloß ſofort Podol wiederzunehmen, was ihm auch nach dreiſtündigem Gefecht gelang, nachdem Oberſt v. Avemann mit den beiden Füſilier-Bataillonen der eben genannten Regimenter zu weiterer Unterſtützung eingetroffen war.

Die Schilderung dieſes zweiten Kampfes nun, der ſich mit geſteigerter Erbitterung entſpann, entnehmen wir dem nachſtehenden Briefe eines Offiziers vom 2. Bataillon des 31. Regiments.

»Wir lagen in Bivouac bei Preper, etwa eine halbe Meile nördlich von Podol. Es mochte neun Uhr ſein oder etwas ſpäter, als wir lebhaftes Flintenfeuer hörten, in der Richtung nach dem Fluſſe zu. ›An die Gewehre!‹ Im Laufſchritt ging es vorwärts; unſer zweites Bataillon war zuerſt auf dem Platze. Die halbe Meile Entfernung wurde in einer halben Stunde zurückgelegt. Kurz vor dem Dorfe kam uns das 4. Jäger-Bataillon (vielleicht nur einzelne Compagnieen) entgegen, das zunächſt das Dorf genommen hatte, aber, nach tapferer Vertheidigung, von der öſtreichiſchen Uebermacht wieder hinausgeworfen war. Die Jäger riefen uns zu: --ſchießt nur tief, die Oeſtreicher ſchießen alle zu hoch--.

Noch fünf Minuten vorwärts und ein Hagel von Kugeln aus den Häuſern und den zwiſchen dieſen liegenden Gärten und Gehöften, ſo wie aus den Verhauen, ging über uns weg. Sie ſchoſſen wirklich zu hoch. Das Bataillon (unter Major v. Hagen) ging vor:

die 6. Compagnie rechts, am Eiſenbahn-Damm hin, um von dort aus das Dorf zu beſchießen,

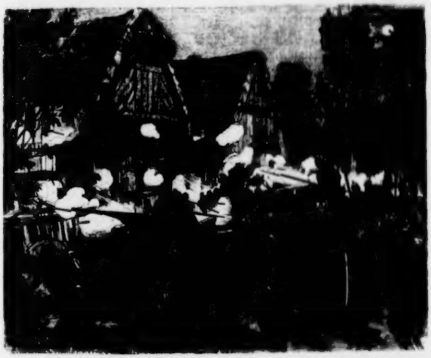
die 5. und 7. Compagnie blieben auf der Straße, um den Eingang zu erzwingen,

die 8. ging links vor, um die etwa funfzig Schritt von der Straße in der linken Flanke gelegenen Gehöfte anzugreifen.

Auf allen Punkten begann das Feuer ſofort mit ungemeiner Heftigkeit. Freilich war bei der herrſchenden Dunkelheit, die kaum eine Sehweite von zwanzig Schritt geſtattete, das Schießen ein etwas unſicheres. Das Blitzen der Gewehre, ſo wie hier und da auftauchende und verſchwindende dunkle Maſſen waren die einzigen Zielpunkte, die ſich dem Auge boten. Trotzdem zeigte am andern Morgen die große Menge der todten und verwundeten Oeſtreicher, wie gut die Unſrigen geſchoſſen hatten.

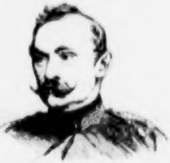
Allmälig wurde der Feind in unſrer rechten Flanke durch die wohlgezielten Salven des zur Unterſtützung herangekommenen 2. Bataillons 71. Infanterie-Regiments bis an die Iſer zurückgetrieben, während zu gleicher Zeit unſre beiden Compagnieen (5. und 7.) auf der Straße unter großen Schwierigkeiten über die Verhaue in das Dorf eindrangen. Hier war es, wo der Hauptmann v. Prittwitz durch zwei Kugeln tödtlich verwundet wurde; hier befanden ſich auch der Bataillonscommandeur und der Generalmajor v. Boſe, welcher, mit einem Gewehr bewaffnet, in der vorderſten Linie ſeine Befehle ertheilte, zugleich den Soldaten ein leuchtendes Vorbild der Kaltblütigkeit und des Muthes.

Inzwiſchen war in der linken Flanke auch die 8. Compagnie nicht unthätig geweſen und hatte den Feind trotz des heftigſten Feuers aus den links belegenen Gehöften vertrieben. Leider konnte es die genannte Compagnie nicht wagen nachzudringen und (wie es, nach der am andern Tage ſich bietenden Anſchauung des Terrains, recht wohl möglich geweſen wäre) durch Umgehung der linken Dorfliſière, ſo wie Durchwatung des an vielen Stellen paſſirbaren Fluſſes, den Feind an der Iſerbrücke abzuſchneiden oder wenigſtens hart ins Gedränge zu bringen, da das hinterliegende Terrain vollſtändig unbekannt war und die dort belegenen Wieſen in Folge des darauf lagernden Nebels als eine Waſſerfläche erſchienen. Schauerlich während dieſes



Kampfes war das unaufhörliche Ertönen der feindlichen Signalhörner in unſrer unmittelbaren Nähe, deren dumpfer Ton die feindlichen Schützen zur Verſtärkung und Fortſetzung des Feuers antrieb. Zwei Musketiere der 8. Compagnie hatten es ſich zur Aufgabe gemacht, einen dieſer läſtigen Horniſten zum Schweigen zu bringen. Freilich war dies keine leichte Aufgabe, denn wohlgedeckt ſtand derſelbe hinter einem vorliegenden Gebäude und brauchte wacker ſein ſchreckliches Inſtrument. Kurz entſchloſſen krochen jene aber auf dem Bauche an der Wand des Hauſes entlang und erreichten, geſchützt durch die Dunkelheit, glücklich die vordere Ecke. Nun war es um ihn geſchehn. . . Mit dem Verſtummen der Signalhörner verſtummte auch allmälig das Feuer. Das 2. Bataillon ſah ſich bis in die Gegend der Iſerbrücke im Beſitz des Dorfes, aus deſſen Häuſern nun zu Dutzenden die darin verſteckten Oeſtreicher hervorgeholt wurden. Allein der Kampf ſollte noch nicht zu Ende ſein. Unſer tapfrer General v. Boſe war mit einem halben Siege nicht zufrieden. Er ſelbſt ging mit der ihm zunächſt ſtehenden erſten Section der 8. Compagnie auf der Straße gegen die Brücke vor und die hörbare Wirkung einiger nach der Brücke hin gerichteten Probeſchüſſe überzeugte ihn, daß dieſelbe noch beſetzt ſei.

In dieſem Augenblick erſchien der Oberſtlieutenant v. Drigalski mit dem Füſilier-Bataillon 31 und erhielt die Erlaubniß, die Brücke zu ſtürmen. Mit Ungeſtüm ſtürzten die Füſiliere vorwärts und warfen den Feind im erſten mächtigen Anlauf von der Brücke herab. Der Kampf war kurz aber heftig. Unter den Gefallenen auf unſerer Seite war der heldenmüthige Commandeur des Füſilier-Bataillons und zeitige Führer des Regiments, Oberſtlieutenant v. Drigalski, der an der Spitze ſeiner Leute, von zwei Kugeln durch den Kopf geſchoſſen, niederſank.*)



Der Gedanke ihren braven Führer zu rächen, wurde den Füſilieren ein friſcher Sporn. Unaufhaltſam drangen ſie vor und nahmen auch die zweite Brücke. Hierdurch war der Muth der Feinde gebrochen; ſie gingen raſch zurück. Der Iſer-Uebergang war unſer. An eine Verfolgung unſerer ſeits war wegen der Dunkelheit nicht zu denken. Das Füſilier-Bataillon ſetzte Feldwachen aus; das 2. Bataillon kehrte auf Befehl des Generals in ſeine alte Bivouacſtellung zurück, wo es gegen zwei Uhr Morgens ankam. Unſere Verluſte waren im Vergleich zu denen der Feinde (wir hatten allein gegen 600 zu Gefangenen gemacht) wunderbar gering. Die feindlichen Kugeln gingen meiſt zu hoch. Uns gegenüber ſtand die Brigade Poſchacher, die ſogenannte »eiſerne Brigade«.*) Die Sicherung des Iſer-Ueberganges war ein ſchönes Reſultat, der Haupterfolg beſtand aber in dem Vertrauen, das die junge Truppe zu ihrer eignen Kraft gewonnen hatte. Ebenſo niedergeſchlagen waren unſre Gegner. Nach Ausſage der Gefangenen hatten die öſtreichiſchen Führer einen neuen Angriff verſuchen wollen, mußten aber davon abſtehn, weil die Soldaten nicht mehr zum Vorgehn zu bewegen waren.«

---

*) Oberſtlieutenant v. Drigalski wurde an derſelben Stelle (ſiehe S. 158) beſtattet, wo Hauptmann v. Michalowski ruht. Das Grab des Erſtern trägt einen Denkſtein und darauf die Inſchrift: „Im Sturm auf das Dorf Podol ſtarb den Heldentod für König und Vaterland an der Spitze ſeiner Füſiliere der Königlich preußiſche Oberſtlieutenant Eugen v. Drigalski, Commandeur des Füſilier-Bataillons 1. Thüringiſchen Infanterie-Regiments Nr. 31, in der Nacht des 26. Juni 1866. — Die Kameraden ſeines Regiments.“ Uebrigens war uns (bei einem Beſuche in Podol) die Wahrnehmung intereſſant, wie bald nach einem Ereigniß die Sage bereits in Kraft tritt und den oft erſt Wochen alten Hergang romantiſch ummodelt. So wurde uns, an Ort und Stelle, der Tod Drigalski's in folgender Verſion erzählt: „Der Oberſtlieutenant, als er zur Attake vorging, traf inmitten der Brücke auf einen öſtreichiſchen Jäger-Corporal, der ſeinen eben tödtlich getroffenen Offizier mit beiden Armen aufgefangen hatte; mit ſeiner Linken hielt er gleichzeitig die Büchſe feſt in der Hand. „„Gewehr weg““ rief ihm der Oberſtlieutenant zu, — der Corporal rührte ſich nicht. „„Gewehr weg““ zum zweiten Mal. In dieſem Augenblick warf der Angerufene einen raſchen Blick auf das Antlitz des Offiziers und wahrnehmend, daß er nur noch eine Leiche in ſeinen Armen habe, ließ er den bis dahin ſorglich Gehaltenen raſch zur Erde fallen, packte mit der Rechten nach ſeiner Büchſe und ſtach den Oberſtlieutenant mit dem Haubajonet nieder.“ So die Erzählung. Sie iſt ausſchließlich Fiction. v. Drigalski fiel, wie wir eben berichtet.

Wir haben der Schilderung beider Gefechtshälften, wie wir dieſelbe vorſtehend nach Berichten direkt Betheiligter gegeben haben, nur noch wenige Bemerkungen hinzuzufügen. Ein Vergleich ſtellt unverkennbar heraus, daß die erſte Gefechtshälfte — wie wir S. 154 bereits entwickelt — momentan zu einem weitergehenden Erfolge führte, als ihn die ſpäter eintreffenden 31er und 71er bei veränderter Sachlage erringen konnten. Nur das 4. Jäger-Bataillon und die 72er Füſiliere drangen, zu Beginn des Kampfes, bis über die dritte Brücke (der Bericht ſagt fälſchlich, die zweite) und zwar bis in Höhe des »maſſiven Hauſes« vor. In der zweiten Gefechtshälfte, dem immer neue Bataillone heranziehenden Feinde gegenüber, mußten ſich unſere 31er und 71er mit der Wiedereroberung des Dorfes und mit Zurückwerfung des Feindes über die erſte Brücke begnügen.

Dieſſeits der Iſer (im Dorfe ſelbſt) bivouakirten die Unſrigen, nachdem ſie zuvor, um gegen einen Ueberfall geſichert zu ſein, die Brücke theils abgetragen, theils in Brand geſteckt hatten. Letztres, als Oberſtlieutenant v. Drigalski heranrückte, hatten ſchon die Oeſtreicher verſucht, um dadurch den Sturm und die Wegnahme der Brücke zu hindern; der die Fackel haltende, in hellem Flammenſchein ſtehende Offizier aber (Oberlieutenant v. Zimmermann) wurde ſofort ein Zielpunkt für unſere Füſiliere und fiel verwundet in unſere Hände, eh er ſeine Aufgabe hatte ausführen können.

Der dieſſeitige Verluſt betrug 101. Todt: 2 Offiziere und 21 Mann, verwundet: 7 Offiziere und 69 Mann; vermißt 2 Mann. Der Verluſt der Oeſtreicher ſtellte ſich unverhältnißmäßig hoch: 33 Offiziere und 1015 Mann nach eigner Angabe. 9 Offiziere waren todt, 21 verwundet, 3 unverwundet gefangen. Am härteſten war das Regiment Martini (20 Offiziere und 600 Mann) und das 18. Jäger-Bataillon (6 Offiziere und 189 Mann) betroffen worden.

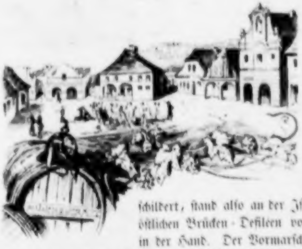
---

*) Ein Hauptman vom Regiment Martini, der drei Tage ſpäter bei Gitſchin verwundet und gefangen wurde, ſagte zu einem preußiſchen Offizier: „wie wird's kommen!! wenn wir von der eiſernen Brigade es nicht gemacht haben, die Andern werden es halt auch nicht machen.“

Der erſte ernſtere Strauß hatte alſo auch hier, wie bei der Elb-Armee, zum mindeſten die Ueberlegenheit unſrer Waffe und die Unanwendbarkeit der öſtreichiſchen Kampfesweiſe dieſer Waffe gegenüber bewieſen.

Die Vereinigung der I. Armee mit der Elb-Armee.

Münchengrätz.



DIE I. Armee, nach den Vorgängen, wie wir ſie in den beiden letzten Capiteln geſchildert, ſtand alſo an der Iſer und hatte die beiden öſtlichen Brücken-Defileen von Turnau und Podol in der Hand. Der Vormarſch zur Vereinigung mit der II. (Kronprinzlichen) Armee, — die, wie wir ſpäter zeigen werden, an eben dieſem Tage durch die »drei Thore Böhmens« in Feindesland einzog — ging ſüdöſtlich auf Gitſchin zu; dieſem ſüdöſtlichen Vormarſch aber hatte, wie wir in früheren Capiteln bereits andeuteten, eine Vereinigung mit der am rechten Flügel marſchirenden Elb-Armee voranzugehn. Ein bloßes Stehenbleiben in der Stellung Turnau-Podol, ein einfaches Abwarten bis die Elb-Armee (von Hühnerwaſſer aus) heran ſei, verbot ſich mit Rückſicht darauf, daß die ganze auſtro-ſächſiſche Armee, wie wir wiſſen in feſter Stellung, zwiſchen unſrem rechten Flügel und unſrem Centrum ſtand. Dieſe Stellung zu forciren, war die Elb-Armee, wenn ihr nicht Hülfe kam, zu ſchwach. So beſchloß denn Prinz Friedrich Karl eine Diverſion von Oſten her zu machen, während die Elb-Armee von Weſten her avancirte, und durch dies Manöver den Feind zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Die Ausführung dieſes Planes führte zu dem Doppelgefecht von Münchengrätz.

Münchengrätz, am linken Iſer-Ufer, iſt eine czechiſche Stadt von nahezu 4000 Einwohnern. Seine Bauart iſt dieſelbe wie die der meiſten böhmiſchen Städte: ein großer, mit Arkaden umſtellter, mit Marien- oder Nepomuk-Säulen geſchmückter Marktplatz, auf den die Straßen von allen vier Himmelsgegenden einmünden. An und für ſich, ſeinen Marktplatz abgerechnet, ziemlich unſcheinbar, hat es doch eine gewiſſe hiſtoriſche Bedeutung. In der Kapellenkirche des im Norden der Stadt gelegenen großen Waldſteinſchen Schloſſes wurden, nachdem ſie 150 Jahre in der Karthauſe zu Gitſchin geruht, die Ueberreſte Wallenſteins beigeſetzt. Die Gruft iſt jetzt leer.*) Im Schloſſe ſelbſt, das hochgelegen und von einem

---

*) Am 12. Juli begab ſich Graf Leonhard v. Schwerin, damals Etappencommandant von Münchengrätz, in Begleitung des Schloßverwalters, des Bürgermeiſters und einer Anzahl Offiziere vom Garde-Landwehr-Bataillon Düſſeldorf, in die Münchengrätzer Schloßkirche (Annen-Kapelle), um die Frage feſtzuſtellen: „wo ruht Wallenſtein?“ Schon damals ſchienen Zweifel darüber gewaltet zu haben. Die Annen-Kapelle liegt öſtlich vom Schloß, wie dieſes auf einer Höhe, etwas von Bäumen umgeben. Im Innern enthält ſie Bilder und Schnitzwerk ohne künſtleriſche Bedeutung. Vom Eingang aus zur rechten Hand befindet ſich in einiger Erhebung vom Fußboden eine weiß geſtrichene, hölzerne Flügelthür, nach Art eines Wandſchrankes. Hier ruhe Wallenſteins Leiche, ſo wurde von den Münchengrätzern verſichert. Da der Schlüſſel nicht aufzutreiben war, ſo mußte ein Schloſſer, den man vorſorglich mitgenommen hatte, die Gruft öffnen. Er that es erſichtlich ungern. Endlich fiel die eiſerne Stange, welche der Thür vorgelegt war; auch die Flügel ſelbſt öffneten ſich, aber — der Raum war leer. Der Bürgermeiſter wiederholte auf das Beſtimmteſte, er habe den Sarg Wallenſteins dort früher geſehn. Dieſe Ausſage ward alsbald auch beſtätigt durch einen großen Bogen Papier, welcher auf der Innenſeite der rechten Flügelthür angeheftet war und daſelbſt, allem Anſcheine nach, ſchon ſehr lange geklebt hatte, da er vergilbt, zum Theil eingeriſſen und ſeine Schrift verblaßt war. Theils in Fraktur, theils mit gewöhnlichen lateiniſchen Lettern ſtand darauf (in den zwei Eingangszeilen wahrſcheinlich nicht ganz correct) Folgendes:

Supra cooperculum tumbae stanneae Waldecensium religiosa pietas et grata posteritas extrui jussit in scuto ex parte. — Quaeris Viator: quis hic jacet? Albertus Eusebius Waldstein, Dux Fridlandiae, qui 1634 die 25. Februarii aegre fatis cessit Egrae, fulgebat olim Splendore Martis, dum pro Deo, pro Ecclesia, pro Caesare, pro Patria fortiter pugnavit et triumphavit heros Inclytus. Eum, quoniam legitime certavit, Deus ad se vocavit coelestique corona praemiavit.

Cujus jam bello fossa
Hic in pace quiescant ossa.

In freier Ueberſetzung etwa: „Ueber dem Deckel dieſes zinnernen Sarges haben die Pietät der Waldiger Mönche und die Dankbarkeit der Nachwelt dieſe eherne Tafel aufgerichtet. — Frägſt Du, Wanderer, wer hier ruht? Albert Euſebius Waldſtein, Herzog von Friedland, der am 25. Februar 1634 ſeinem Schickſal zu Eger erlag, nachdem er durch Kriegsruhm geglänzt, für Gott, Kirche und Kaiſer geſtritten und als Held triumphirt hatte. — Ihn, der einen guten Kampf gekämpft, hat Gott zu ſich gerufen und ihn belohnt mit ſeiner himmliſchen Krone.

Sein im Kriege gebrochen Gebein,
Hier ſchlaf' es, hier ſoll es ruhig ſein.“

Dieſen Worten (erſichtlich eine Copie der urſprünglichen Inſchrift in der Waldiger prächtigen alten Parke umgeben iſt, fand im Jahre 1833 eine Zuſammenkunft der Kaiſer von Rußland und Oeſtreich und des Königs von Preußen ſtatt. So viel über das hiſtoriſche Münchengrätz.

Eine vielleicht größere Bedeutung hat es als ſtrategiſcher Punkt. Es bildet eine vortreffliche Defenſiv-Stellung gegen einen von Sachſen her heranrückenden Feind. Auf welcher Straße derſelbe auch vorrücken möge, ob gerade aus (über Mohelnic, an der Iſer hin) oder ob in den Flanken (rechts von Hühnerwaſſer, links von Turnau-Podol aus), überall wird er ein ſchwieriges Defile: Hohlwege, Brücken, oder eine von Bergkuppen beherrſchte Straße zu paſſiren haben.

Das eingeſchnittene Terrain — zumal beim Dorfe Kloſter, 2000 Schritt von Münchengrätz, einen völligen Hohlweg bildend — liegt vorzugsweiſe nach Weſten zu, von wo die Elb-Armee anrückte; die den Zugang beherrſchenden Bergkuppen hingegen erheben ſich nach Oſten hin, von wo die I. Armee unter Prinz Friedrich Karl zu erwarten war. Die drei hervorragendſten dieſer Kuppen ſind der Kaczow-, der Horka- und der Musky-Berg, die im Halbkreiſe Münchengrätz umſtehn. Jeder derſelben hatte ſeine Bedeutung für die Vertheidigung der Stadt, bez. der Iſerlinie; doch kam der letztgenannte (der Musky-Berg) vorzugsweiſe in Betracht.

So waren denn die Punkte, um die es ſich bei dem Doppelanmarſch handelte: Das Dorf Kloſter im Weſten, der Musky-Berg im Oſten, und in der That entſchieden ſich hier die Gefechte.

Carthauſe) waren weitere lateiniſche Zeilen beigefügt, die über die Ueberführung der Leiche von Gitſchin nach der Münchengrätzer Schloßkapelle Auskunft gaben. Dieſe beigefügten Zeilen waren ſchwerer zu entziffern, doch ließ ſich Folgendes mit Beſtimmtheit aus ihnen entnehmen:

„Unter der Regierung Joſephs II., Kaiſers von Oeſtreich und Königs von Böhmen, ſind durch Vincenz Grafen v. Waldſtein und Wartenberg die früher in der Carthauſe zu Gitſchin befindlichen Sarkophage hierher zu den Kapuzinern in der St. Anna-Kapelle transferirt und am 3. März 1785 wiederum feierlich beigeſetzt worden."

Es kann nach all dieſem kein Zweifel ſein, daß der Sarg Wallenſteins (und zwar muthmaßlich über 80 Jahre lang) in der St. Annen-Kapelle zu Münchengrätz geſtanden hat. Aber wo befindet er ſich jetzt? Graf Leonhard v. Schwerin ſpricht die Vermuthung aus, daß der Sarg überhaupt nicht aus der Schloßkapelle entfernt worden ſei, ſondern nur innerhalb derſelben ſeinen Platz gewechſelt habe. Wahrſcheinlich ſei er, um ihn ſchwerer auffindig zu machen, aus ſeiner Specialgruft in die große Familiengruft geſtellt worden. Dies kann ſein. Doch bemerken wir eigens, daß uns Ende Auguſt in Gitſchin auf unſere bezügliche Nachfrage erzählt wurde: Die Leiche Wallenſteins ſei ſchon vor längerer Zeit, wahrſcheinlich um ihr einen beſſeren Platz zu geben, aus der Münchengrätzer Schloßkapelle weiter weſtlich, auf ein in der Nähe von Saaz gelegenes Waldſteiniſches Gut übergeführt worden. Der Name des Gutes iſt uns leider entfallen. Eigens nach Böhmen hin gerichtete Anfragen ſind ohne Antwort geblieben.

Die Dispoſitionen für den Tag lauteten im Weſentlichen dahin:

die 15. und 16. Diviſion dirigiren ſich (öſtlich) über Nieder-Gruppay und Weißleim,

die 14. Diviſion (ſüdlich) über Mohelnic,

die 8. Diviſion (weſtlich) über Brezina,

die 7. Diviſion (auch weſtlich) über den Musky-Berg

auf Münchengrätz zu. Die 6. Diviſion folgt der 8.

Begleitet man dieſe Angaben auf der Karte, ſo ergiebt ſich eine Umſtellung des Feindes von drei Seiten her. Nur nach Süden hin blieb ihm der Abzug frei, aber auch dieſer war gefährdet, wenn es (wie ſpäter nahezu geſchah) überflügelnden Colonnen von links und rechts her glückte, die auf Sobotka und Jung-Bunzlau führenden Straßen zu durchſchneiden.

Aus der Geſammt-Dispoſition, wie wir ſie in ihren großen Zügen mitgetheilt, geht genugſam hervor, daß man preußiſcherſeits an dieſer Stelle einen ernſten Widerſtand erwartete. Man mußte ihn erwarten. Wollte man feindlicherſeits die ganze Iſerlinie leichten Kampfes oder wohl gar ohne allen Kampf preisgeben, ſo hatte die Aufſtellung einer 60,000 Mann ſtarken Armee bei Münchengrätz überhaupt keinen Sinn, ſo war es geboten, der von Süden heranziehenden eigenen Hauptarmee ehmöglichſt entgegenzugehn, aber nicht der von Norden heranziehenden feindlichen Armee ſich entgegen zu ſtellen. Dies letztre war geſchehn; welche andre Bedeutung konnte die Aufſtellung an der Iſer haben als die eine: die Iſer halten zu wollen. Sollte ſie aber mit ganzer Kraft, d. h. mit 60,000 Mann in einer trefflichen Defenſiv-Stellung gehalten werden, ſo war es durchaus indicirt, ihnen mit 5 Diviſionen, alſo mit etwa gleicher Kraft entgegenzutreten. Die Dinge kamen anders und das Gefecht gewährt deshalb den Eindruck einer zum Schlage ausgeholten ſchweren Waffe an einer Stelle, wo eine leichte Rapierklinge genügt hätte. Diejenigen aber, die daraus einen Tadel haben herleiten wollen, ſollten nicht vergeſſen, daß alles das, was jetzt bekannt iſt, damals nicht gewußt und aus Gründen, die wir gegeben, auch nicht einmal vermuthet werden konnte.

Die Dinge kamen anders, ſo ſagten wir, und zwar deshalb, weil bei Münchengrätz allerdings ein Widerſtand verſucht wurde, aber nicht mit ganzer, ſondern nur mit halber Kraft. Man begnügte ſich feindlicherſeits mit Abzugsgefechten. Wir geben zunächſt den Gegner nach Zahl und Stellung.

Wie am 26., ſo ſtand auch noch am folgenden Tage die geſammte auſtro-ſächſiſche Iſer-Armee bei Münchengrätz vereinigt: 37,000 Oeſtreicher, 23,000 Sachſen. Abſicht war nach wie vor, die Iſerlinie zu halten. Der am 26. Mittags eingegangene Befehl (ſ. S. 152) war eben noch in Kraft und ließ keine Wahl. Aber noch am Abend des 27. änderte ſich die

Situation. Ein neuer Befehl aus dem Hauptquartier traf ein, dahin lautend: ſich auf Gitſchin abzuziehn, wohin der Obercommandirende von Süden her ſeine Richtung nehmen werde. In Ausführung dieſer Ordre trat nunmehr, in der Nacht vom 27. auf den 28., die Iſer-Armee (in Brigade-Echellons) ihren Abmarſch an: Die Sachſen dirigirten ſich auf Jung-Bunzlau, die Brigade Ringelsheim ging auf Sobotka, die Brigade Poſchacher, an der Brigade Ringelsheim vorbei, direkt auf Gitſchin. In Münchengrätz blieben nur drei Brigaden zurück. Dieſe, als unſer Angriff begann, ſtanden wie folgt:

Brigade Leiningen (linker Flügel) hielt Müchengrätz ſelbſt, wie alle nach Weſten zu vorgelegenen Punkte: Kloſter, Haber, Weißleim beſetzt;

Brigade Piret (rechter Flügel) hatte Aufſtellung auf dem Muskey-Berge genommen;

Brigade Abele ſtand, rechtwinklig auf die Brigade Piret, am Fuße des Musky-Berges, zwiſchen Berg und Stadt.

Am meiſten in Betracht, wie ſich ſpäter erwies, kam die Aufſtellung der Artillerie.

Dies war die complicirte Stellung, gegen welche von drei Seiten her unſere Colonnen vorgingen. Die von Norden her vorgehende Colonne (14. Diviſion) hatte kein eigentliches Gefecht, wohl aber die Colonnen, die von Weſt und Oſt her avancirten.

Beide Gefechte verliefen vollſtändig von einander getrennt. Wir nennen, um beide leichter zu unterſcheiden, das eine »das Gefecht bei Kloſter«, das andre »das Gefecht am Musky-Berg«.

Das Gefecht bei Kloſter.

Die 15. und 16. Diviſion, ſo ſagten wir bereits, dirigirten ſich, über Nieder-Gruppay und Weißleim, direkt auf Münchengrätz. Dieſes war von der Brigade Leiningen derartig beſetzt, daß

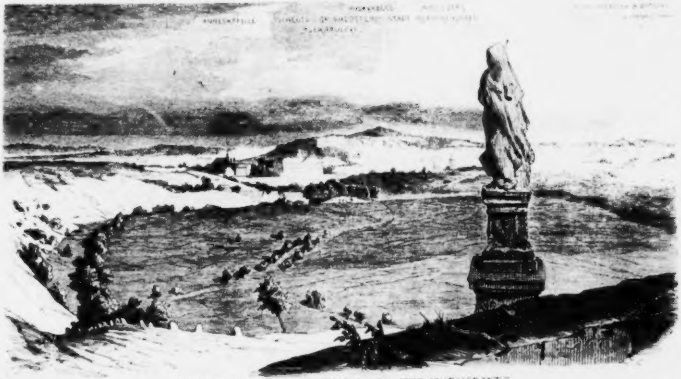
das 32. Jäger-Bataillon das Waldſteinſche Schloß,

das Regiment Haugwitz (Italiener) das Plateau nördlich von Kloſter und dies Dorf ſelbſt,

das Regiment Gyulai (Ungarn) die gegenübergelegene ſüdliche Poſition in Händen hatte.

Die Brigade-Batterie hielt neben dem Regiment Haugwitz, nördlich von Kloſter; eine zweite Batterie war auf dem Judenkirchhof, unmittelbar weſtlich neben der Stadt aufgefahren. —

Unſererſeits trat nur die Avantgarde unter Generalmajor v. Schöler


ANNENKAPELLE

ANSICHT AUF DAS GEFECHTSFELD VON MUENCHENGRAETZ.

vom Kirchhofe in Kloster aus gesehen.

in den Kampf ein. Dieſe beſtand aus denſelben Bataillonen, die ſchon das Abendgefecht bei Hühnerwaſſer gehabt hatten und zwar aus

dem Hohenzollernſchen Füſilier-Regiment Nr. 40 (Oberſt Zimmermann), alle drei Bataillone,
dem 2. Bataillon Nr. 33,
dem Füſilier-Bataillon Nr. 28,
dem Füſilier-Bataillon Nr. 69,
dem 8. Jäger-Bataillon

und brach um 4¼ Uhr früh von Hühnerwaſſer auf. Der Marſch ging zunächſt über das Gefechtsfeld vom 26. Abends, das wir (ſ. S. 129) bereits in kurzen Zügen beſchrieben haben.

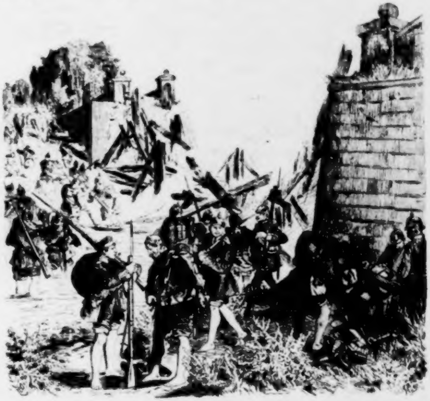
Um 6½ Uhr hatte das Têten-Bataillon die Dörfer Nieder-Gruppay und Unter-Rokitay erreicht und ſetzte ſich — das Gros der Avantgarde war inzwiſchen ebenfalls heran — gegen das Dorf Weißleim, das nur noch eine halbe Meile von Münchengrätz entfernt iſt, in Marſch. Eh indeſſen Weißleim erreicht war, eröffnete die nördlich von Kloſter haltende feindliche Batterie ihr Feuer.

General v. Schöler disponirte nunmehr über ſeine Bataillone raſch dahin, daß

das Füſilier-Bataillon Nr. 28 und zwei Compagnieen des 8. Jäger-Bataillons ihren Marſch auf Weißleim fortſetzen,
das 2. Bataillon Nr. 33, ſammt dem Füſilier-Bataillon Nr. 69 eine linke,
das 1. Bataillon Nr. 40 ſammt zwei Jägercompagnieen eine rechte Flügelcolonne bilden,
das 2. und 3. Bataillon Nr. 40 aber als Soutien auf der Hauptſtraße folgen ſollten.

Gleichzeitig fuhren rechts und links die Batterieen Wolf und Fuchſius auf, um das feindliche Artilleriefeuer zu erwiedern.

Die Dinge entwickelten ſich nun ſehr raſch. Die Mittelcolonne, das 2. und 3. Bataillon vom Regiment Nr. 40 vorziehend, nahm erſt Weißleim, dann Haber, endlich, mit ſcharfer Wendung ſich links haltend, die ſteile, zur Vertheidigung ſo geſchickte Poſition von Kloſter. Damit war auf dem weſtlichen Gefechtsfelde der Kampf im Weſentlichen entſchieden. Der Feind, über die Iſer zurückgehend, zerſtörte freilich die einzig vorhandene Brücke und zwang dadurch die Unſeren, ſo weit ſie nicht den Fluß durchwateten (S. 170), eine Ponton-Brücke zu ſchlagen; der Zeitverluſt, der daraus erwuchs, war aber unerheblich und um 11½ Uhr rückten die Avantgarden-Bataillone in Münchengrätz ein. Sie fanden es bereits durch das Füſilier-Bataillon Nr. 56 beſetzt, das — als Tête der 14. Diviſion über Mobelnic avancirend — von Norden her, faſt ohne jeglichen Kampf, in die Stadt eingedrungen war und nahezu 200 Mann vom 32. Jäger-Bataillon gefangen genommen hatte.



Der Widerſtand hatte überall wenig Energie gezeigt, wobei die verſchiedenſten Momente zuſammenwirkten. Die Ordre lautete auf »Abzugsgefecht«, — das war eins; die Italiener vom Regiment Haugwitz mochten wenig Luſt haben ſich zu ſchlagen, — das war ein zweites; vor allem aber mahnte der immer näher kommende Kanonendonner von Oſten her, ſich die Rückzugslinie nicht durchſchneiden zu laſſen.

Noch ein viertes kam hinzu, das, den Frontalangriff unterſtützend, über den Beſitz von Kloſter und dadurch (auch unter andern Geſammtverhältniſſen) über den Ausgang des Kampfes entſchieden haben würde. Es war dies die mit großer Präciſion ſeitens der linken Flügelcolonne ausgeführte Umgehung der feindlichen Stellung, die uns, unter geſchickter Benutzung der Sabrtitzer Schlucht, von Norden her in Dorf Kloſter eindringen ließ, als es der Feind, nach Süden hin, gegen die von der Hauptſtraße her anſtürmende Mittelcolonne vertheidigen ſollte.

Ueber dieſen geſchickten, den feindlichen rechten Flügel treffenden Vorſtoß, liegt uns der intereſſante Bericht eines Offiziers vom Füſilier-Bataillon 69 vor, dem wir folgendes entnehmen:

„Auf der Chauſſee, in Höhe des Dorfes Nieder-Gruppay angelangt, wurde das 2. Bataillon 33. und das Füſilier-Bataillon 69. Regiments (erſteres weiter vor) zur Deckung der linken Flanke der Avantgarde links abgeſchickt. Der Umweg, den wir machen mußten, war bedeutend; ſchlimmer aber als der Umweg war das Terrain und die Hitze.

Nach kurzem Marſche ſtanden wir vor einer Schlucht, ſteil abfallend die diesſeitige wie die jenſeitige Wand. Da hinunter mußte das Bataillon auf engem Pfade, in ſchmale Front abbrechend, mal ſtolpernd, mal rutſchend, den Kolben des Gewehrs gegenſtemmend, um nicht zu fallen. Langſam dann ging es an der andern Seite wieder hinauf, die Gewehre jetzt als Stütze benutzend, den Oberkörper weit vornüber gebeugt, häufig mit der linken Hand an den Sträuchern uns hochziehend.

Indeß endlich wars überſtanden; die Höhe war erreicht. Die Glieder ſchloſſen ſich enger und tief Athem holend zogen wir weiter. Nicht lange (kaum 400 Schritt) und eine Schlucht, noch tiefer, wenn möglich noch ſteiler, öffnete ſich gähnend unſeren Blicken. Und wieder müſſen wir hinunter und hinauf. Schon verſagen uns die Kniee den Dienſt, einzelne können nicht weiter und bleiben liegen, raffen ſich auf, bleiben wieder zurück. Das Bataillon ſetzt ſeinen Marſch fort, da ſteht es an einer dritten Schlucht.

Schwerkeuchend, todmatt — wir brauchten volle 20 Minuten um den dritten Abhang zu erklettern.

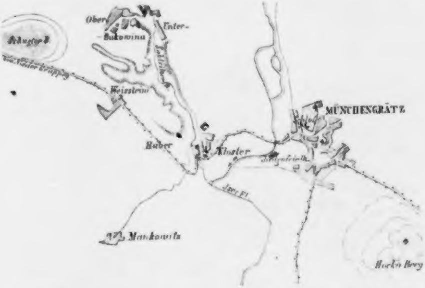
Ich erfreue mich eines äußerſt kräftigen Körpers; aber wenn ich bedenke, daß ich jetzt kaum noch im Stande war, mich vor Ermattung aufrecht zu erhalten, ſo kann ich nicht umhin, meine Verwunderung und Bewunderung darüber auszuſprechen, daß unſere Soldaten, die mir an Körperkräften zum weitaus größten Theile bedeutend nachſtanden und außerdem wohl um 20 Pfund ſchwerer belaſtet waren, ſich noch ſo lange mitgeſchleppt hatten. Ich muß geſtehn, daß die Willenskraft, vermöge deren ſie dies möglich machten, die allerlebhafteſte Anerkennung verdient.

Auf der letzterſtiegenen Höhe führte uns der Weg durch ein großes Gehöft, zugleich hörten wir jetzt rechts neben uns das Knattern des Tirailleurfeuers, das Krachen der Salven. Hinter dem Gehöft konnten wir das Vorterrain überſehen; 1500 Schritt vor uns lag ein Dorf (Ober-Buckowina), nach rechts hin erhöhte ſich die Landſchaft und hinter dieſer Erhöhung (Schuſterberg) ſchien der Kampf am heftigſten entbrannt. Dort lag Weißlein, wo die Mittelcolonne ihr Gefecht hatte.

Im Eilmarſch gingen wir vorwärts; die Aufregung, die Kampfbegierde gaben uns neue Kräfte: »vorwärts« riefen ſich die Leute zu, »vorwärts« ermahnten die Offiziere. Jetzt ſtreiften wir bereits das Gefechtsfeld; am Wege lagen einzelne Todte; auf der Straße die von Weißleim nach Ober-Buckowina führt, machte das Bataillon Halt.«

Wir unterbrechen hier den Gang der Erzählung, um ſie, nach kurzer Andeutung deſſen, was in der nächſten halben Stunde geſchah, am entſcheidenden Punkte wieder aufzunehmen. Die 9. und 12. Compagnie wurden zum Gefecht vorgezogen; die 10. und 11. Compagnie folgten geſchloſſen als Soutien. So ging es über das Plateau hin, bis (in Höhe von Kloſter bereits) eine von einem Bach durchfloſſene, 70 Fuß tiefe Schlucht, abermals das Terrain von Nord nach Süd durchſchnitt. Man war jetzt bereits in das Kleingewehrfeuer des Feindes eingetreten, der das jenſeit gelegene Plateau — beſonders ein Hopfenfeld auf demſelben — mit einzelnen Compagnieen beſetzt hielt, unbegreiflicherweiſe aber nicht am Rande der Schlucht, ſondern mehrere hundert Schritt hinter derſelben Aufſtellung genommen hatte. Wir fahren nun in der Erzählung fort:

»Die Sohle der Schlucht war mit einem prächtigen Wieſenteppich bedeckt; dazwiſchen ſchlängelte ſich ein etwa fünf Schritt breites Waſſer, der Zabrtitzer Bach. Dieſer hemmte jetzt das Vorgehn unſrer Schützen.



Hinüberzuſpringen war bei dem ſchweren Gepäck unmöglich; meine Leute ſahen mich fragend an. Ich ſteckte Revolver und Pfeife in die Bruſt des

Rockes und ſchritt voran. Aber wie wenn man eine Treppe hinuntergeht und zwei Stufen tief tritt, während man nur noch eine vor ſich zu haben glaubt, ſo ſtürzt' ich vornüber in die unvermuthete Vertiefung und lag bis an den Hals im Waſſer. Schneller als geſagt, rafft' ich mich wieder auf und war hinüber; aber Revolver und Pfeife waren hin. Die Füſiliere, die Gewehre über den Bach hinweg ſich zuwerfend, wadeten gleichfalls hindurch. Dann warf ſich alles nieder; Kochkeſſel ab und ein gieriges Trinken begann.

Hier am Bachrand waren wir vorläufig in Sicherheit und hörten mit einem gewiſſen Behagen, hoch über unſeren Köpfen hin, das Pfeifen und Ziſchen der Geſchoſſe. Hätten die Oeſtreicher nur eine Section an dem Abhange aufgeſtellt, zu deſſen Füßen wir jetzt ſtanden, keiner von uns wäre lebend von der Stelle gekommen.

Einige Minuten hatten wir ſo geraſtet, dann hieß es wieder: vorwärts, die Schluchtenwand hinauf! Was oben unſrer harrte, konnten wir aus dem Pfeifen der Kugeln abnehmen. Todmüde, mit gepacktem Torniſter, hungrig, begann abermals das Klettern im glühen Sonnenbrand. Die Meiſten blieben auf halbem Wege liegen, unfähig ſich zu rühren, an einen Baum geklammert, um Gegenhalt zu haben und nicht wieder hinab zu rollen. Es giebt eben einen Grad der Ermattung, wo der feſteſte Wille ſeine Herrſchaft über den Körper verliert

Endlich hatte ich den oberen Rand der Schlucht erreicht; mit mir vielleicht noch 8 Mann. Kaum wurden unſere Helme ſichtbar, ſo begrüßte uns auch ſchon ein heftiges Kleingewehrfeuer; ſchnell warfen wir uns in das niedrige dichte Gerſtenfeld nieder. Wir ſelbſt waren dadurch den Blicken des Feindes entzogen, während dieſer, auf Kernſchußweite, faſt ungedeckt in einem Hopfenfelde ſtand.

Wir eröffneten Schnellfeuer; dann rief ich einem Sergeanten, der mit einer Anzahl Schützen der 9. Compagnie jetzt eben heran war, zu, den linken Flügel des Feindes zu umfaſſen und drang nun meinerſeits in der Front auf das Hopfenfeld los. Der Feind überſchüttete uns mit Kugeln; als wir bis auf 150 Schritt heran waren, ſtolperte ich und fiel. Der Flügelmann meines Zuges, Gefreiter Aufdermauer, beugte ſich über mich und fragte: »Sind Sie todt, Herr Lieutenant?« Ohne in dieſem Augenblick das Naive dieſer Frage zu fühlen, verneinte ich ſie einfach.

»Dann müſſen wir weiter« rief Aufdermauer, »hier können wir nicht bleiben; die Zwockels haben's gerade auf uns abgeſehn.«

Ich raffte mich auf und von Neuem gings vorwärts.

Die Oeſtreicher dachten: »der Klügſte giebt nach« und als wir bis auf 80 Schritt heran waren, machten ſie Kehrt. Wir unter Hurrahgeſchrei nach;

je mehr ſie liefen, deſto lauter ſchrieen wir und je mehr wir ſchrieen, deſto raſcher liefen ſie. Wechſelwirkung!

Alsbald hatten wir denn auch das Hopfenfeld, von dem aus, unſeren anrückenden Compagnie-Colonnen ſo erheblicher Schade zugefügt worden war; wir ſchwenkten nun rechts, um den Feind gegen Kloſter hin zu verfolgen.

Ich hatte nur noch vier Mann bei mir, die Gefreiten Aufdermauer und Weber, den Füſilier Herpel der 12. und den Füſilier Groß der 9. Compagnie. Das war das erſte Treffen. Dahinter folgten, auf hundert Schritt Entfernung, acht bis zehn Schützen der 9. und 12. Compagnie. Alles andre war liegen geblieben.

Etwa 200 Schritt mochten wir die Oeſtreicher verfolgt haben, als ſie plötzlich wie verſchwunden waren. Ich ging deshalb, um mich zu orientiren, über einen Fahrweg fort, der parallel mit der Sabrtitzer Schlucht nach Kloſter führt. Hier hielt ich Umſchau. Dicht neben mir ſtand Füſilier Herpel. Plötzlich pfiffen uns Kugeln um die Ohren; ich beugte mich vor, Herpel ebenfalls; in demſelben Augenblick hörte ich ein Knirſchen und Krachen, dann ein dumpfes Röcheln. Herpel, von einer Kugel gerade in den Mund getroffen, fiel rücklings todt zu Boden. Im Fallen breitete er die Hände aus und krampfhaft um ſich greifend, faßte er mich am rechten Arm. Dieſe Berührung ging mir durch Mark und Bein und beim Anblick dieſes jähen und ſchrecklichen Ueberganges vom Leben zum Tode, ſchrak ich zuſammen.*)

Aber die eigne Gefahr riß mich heraus; als ich ſcharf nach vorn blickte, da gewahrt' ich, in einer Grube am Fahrweg, einen anſehnlichen Haufen Oeſtreicher, die jetzt mit gefälltem Bajonet auf uns losſtürmten, vorn ein Offizier mit hochgeſchwungnem Säbel.

Die einzige Rettung war, daß wir dem Feinde entgegengingen, 4 gegen 22. In einer Reihe laufend (Aufdermauer, Weber, Groß und ich) und brüllend wie Beſeſſene, ſtürmten wir vor. Jetzt waren wir bis auf zehn Schritt heran und ſchloſſen unſre Rechnung mit dem Himmel, — da, von paniſchem Schrecken ergriffen, wandte ſich der Feind und floh, ſo ſchnell ihn die Beine tragen wollten. Der öſtreichiſche Offizier ſtand einen

---

*) „Eine halbe Stunde ſpäter ſucht' ich und fand ich meinen tapfren Herpel unter den Todten. Eine Thräne ſtahl ſich mir ins Auge. Dann bedeckt' ich dem Braven den verſtümmelten Kopf mit einem Tuche. „Dir ſchenke Gott die ewige Ruh." Und ſo oft ich das Lied höre vom guten Kameraden:

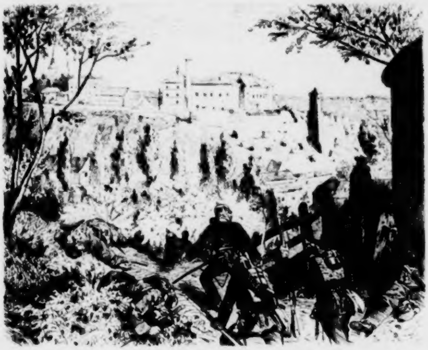
Eine Kugel kam geflogen —
Gilt ſie mir oder gilt ſie Dir? —
Ihn hat ſie weggeriſſen,
Er liegt zu meinen Füßen
Als wär's ein Stück von mir —

gedenk' ich jedesmal an jenes Hopfenfeld bei Kloſter und an meinen braven Herpel. Er war Landwehrmann und hinterließ Frau und zwei Kinder in Dürftigkeit."

Moment ſtarr da, ich las in ſeinen Zügen den Ausdruck von Grimm und Enttäuſchung, aber was half's, er mußte zurück. Weit kam er nicht; zwanzig Schritt entfernt, drehte er ſich um und drohte mit dem Säbel; in dieſem Augenblick traf ihn eine Kugel von Aufdermauer gerade durch den Kopf.

Zwei andere Schüſſe meiner Begleiter ſtreckten noch einen feindlichen Unteroffizier und einen Gemeinen zu Boden. Die Gefallenen lagen nah bei einander, unmittelbar an der Chauſſee, die von Givina nach Kloſter führt. Kaum zehn Schritt weiter ſtand ein maſſives Heiligenhäuschen; hinter dieſes hatten ſich die Oeſtreicher geflüchtet. Wir vier Preußen warfen uns zwanzig Schritt davor in einen kleinen Graben; aber kaum lagen wir da, als plötzlich hinter der Wand des Heiligenhäuschens Gewehre mit weißen Taſchentüchern an den Bajonetten, hin und her geſchwenkt wurden. Das Zeichen der Ergebung. Wir nahmen 18 Mann gefangen.

Während dieſes kleinen Gefechts im Hopfenfeld hatte ſich bei Kloſter der Kampf entſchieden. Die als Soutien folgende 10. und 11. Compagnie



waren ebenfalls in die Sabrtitzer Schlucht hinabgeſtiegen und dem Lauf des Baches folgend hatten ſie von Norden her Dorf Kloſter genommen, als die Mittelcolonne eben zum Sturm in der Front ſich anſchickte. Der

Erſte an dieſer Stelle (von Norden her) war Feldwebel Schmidt von der 11. Compagnie; beinah gleichzeitig mit ihm war Lieutenant Graf Keller mit ſeinem Schützenzuge in das Dorf eingedrungen.

Der Beſitz von Kloſter entſchied über den Beſitz von Münchengrätz.

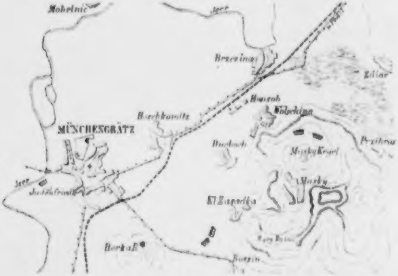
Das Gefecht am Musky-Berg.

Gleichzeitig mit der Elb-Armee (nur, wie wir wiſſen, von entgegengeſetzter Seite her) avancirte der am meiſten weſtlich ſtehende Theil der I. Armee gegen Münchengrätz. Es waren dies die 8. und 7. Diviſion. Die 8. Diviſion, wir recapituliren zum Theil, erhielt Befehl von Podol aus über Brezina, die 7. Diviſion von Mokry und Wſchen aus als linke Flankendeckung vorzugebn. Die Aufgabe war für beide Diviſionen gleich ſchwer, wenn auch die Schwierigkeiten verſchiedener Art waren. Die 8. Diviſion hatte einen Thalgrund zu paſſiren, der überall von der links daneben liegenden mit Artillerie beſetzten Bergmaſſe beherrſcht wurde, die 7. Diviſion aber eben dieſe Bergmaſſe, den Musky-Berg, ſei es am Abhang, ſei es über die Höhe hin (die für pfadlos und unpaſſirbar galt) zu überſchreiten. Die ganze Aufgabe erſchien anfänglich als eine faſt unlösbare; dennoch ſtellte ſich bald heraus, daß ſie, wenn man die 8. Diviſion nicht den ſchwerſten Verluſten ausſetzen wollte, nur eben durch die 7. Diviſion, die ſich wenigſtens mehr oder minder dem Feuer zu entziehen vermochte, gelöſt werden konnte. Und ſie wurde gelöſt. Sehen wir wie.

Generallieutenant v. Franſecky zog die Regimenter 27 und 66 vor und bildete aus ihnen drei Colonnen zu je zwei Bataillonen. Die erſte Colonne: 2. und Füſilier-Bataillon Nr. 27, führte Oberſt v. Zychlinski; die zweite Colonne: 2. und Füſilier-Bataillon Nr. 66, führte Oberſt v. Blanckenſee; die dritte Colonne endlich: 1. Bataillon vom 27. und 1. Bataillon vom 66. Regiment, führte Generallieutenant v. Franſecky ſelbſt.

Nur die erſte Colonne, Oberſt v. Zychlinski, wurde, ihrer Aufgabe nach, zu einer eigentlichen Umgebungs-Colonne. Sie erhielt Befehl den Musky-Berg von Oſten her zu erklettern und der am Nordabhang befindlichen feindlichen Artillerie-Aufſtellung in den Rücken zu kommen, während den beiden anderen Colonnen die Ordre zuging, unter geſchickter Gewinnung und Ausnutzung des todten Winkels, am Fuß des Berges hin, zu avanciren. Alle drei Colonnen löſten ihre Aufgaben mit gleichem Geſchick und während Oberſt v. Zychlinski die erſte Colonne über den ſteilen Musky-Berg führte, führten Oberſt v. Blanckenſee und Generallieutenant v. Franſecky ihre Colonnen am Musky-Berge entlang. So wurde auf der Höhe Dorf Musky, am

Abhange Dorf Dneboch genommen, an der Weſtſeite des Berges aber, nach vorhergegangener Wiedervereinigung aller drei Colonnen, die Burgruine von Boſſin (die am beſten vertheidigte Stellung des Feindes) erſtürmt. — Dies war zwiſchen 12 und 1, um dieſelbe Zeit, als ſich auch bei Kloſter und Münchengrätz die Dinge entſchieden hatten. Der Feind ging auf Fürſtenbrück zurück. Sein Abzug wurde nicht geſtört.



Es iſt wohl nicht in Abrede zu ſtellen, daß die geſchickte Umgehung der feindlichen Artillerie-Aufſtellung in erſter Reihe den Ausſchlag gab. Es würde auch anderweitig geglückt ſein, aber mit ungleich ſchwereren Opfern. Oberſt v. Zychlinſki ſelbſt hat über ſeinen »Zug über den Muſky-Berg« in anſchaulichſter Weiſe berichtet. Wir geben daraus das folgende:

»Alſo über den Muſky-Berg!« ſo lautete die Ordre. Wie ineinandergeſchlungene Kränze ſtarrten uns die Felſen dieſes iſolirten kleinen Gebirges an, in deſſen Mitte die ſpitze Höhe, der »Muſky-Kegel«, uns als Orientirungspunkt diente.

Führer, die wir mitgenommen hatten, erneuerten und wiederholten die Erklärung, daß über jenes Gebirge (den Muſky-Berg) nicht zu marſchiren ſei.

Endlich fand ich einen Deutſchen, der, im Dorfe Zdiar zu Hauſe, im Begriffe ſtand, ſeine ganze Habe auf einer Karre irgend wohin (er wußte ſelbſt nicht wo hin) zu flüchten. Seine junge Frau trug ein Kind an der Bruſt; zwei andere lagen, in Betten gewickelt, auf der Karre, die der Vater eben durch einen Bach ſchieben wollte. Ich ſtellte dem Mann die Thorheit ſeines Unternehmens vor und machte ihn zutraulich, worauf er endlich erklärte,

-daß zwiſchen Teichen hindurch und über ſumpfige Wieſen wohl ein Weg bis Przibraz führe, von da ab aber nur mit Umgebung der Musky-Höhe, über welche letztre nur ein Fußſteig gehe.- Gut, alſo dieſen!

Immer noch glaubte ich indeß, daß ein grüner Saum zwiſchen zwei Waldſtreifen vor mir, mich leichter und in breiterer Front hinaufführen würde. Ich ſchickte zwei Huſaren, die man mir zum Melden beigegeben hatte, zum Recognoſciren voraus. Sie kamen bald zurück mit dem Bericht, daß ſie im moraſtigen Boden faſt verſunken wären. Ich erkannte nun, daß der vor mir anſteigende Abhang einer jener trügeriſchen Abfälle wäre, wie ſie auch in der Falkenberger Gegend bei Neiße häufig vorkommen. Gewarnt durch ein Begebniß bei einer Generalſtabsreiſe in dortiger Landſchaft, folgte ich nunmehr meinem Führer, den Fußſteig hinauf.

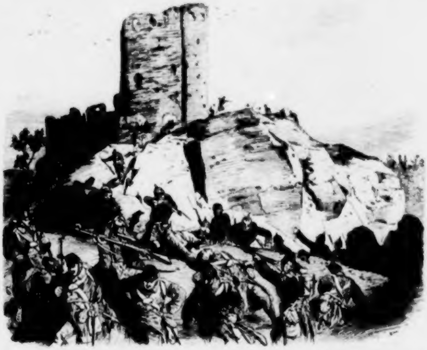
Anfangs ging's leidlich in Reihen; dann aber, bald von dichtem geſtrüppartigen Wald umgeben, bald in engen Felsſchluchten, die mitunter an das Annathal bei Eiſenach, öfter aber an die Pfade um die Heuſcheuer erinnerten, beſchwerlich nur zu Einem. Die Berittenen hatten ihre Pferde den Huſaren zurückgelaſſen; nur mein Adjutant und der des 2. Bataillons führten die ihren. Später ſind alle Pferde denſelben Weg nachgekommen. Ich hätte nie geglaubt, daß die Thiere ſo klettern könnten.

In jeder Lichtung des Waldes, jeder Erweiterung der Schlucht erwarteten wir von den Felſen durch einen bleiernen Regen begrüßt zu werden. Aber nein. Nur die höchſte und engſte Stelle des Paſſes hatte man durch einen Verhau vollends geſperrt. Der Fall war vorgeſehn: die Pionierſection räumte das Hinderniß fort. Wir paſſirten die Stelle. Vom Feinde war bis dahin nichts zu hören, nichts zu ſehn geweſen.

Kaum aber war etwa ein Zug in dem lichteren Wald auf dem Plateau angelangt, als wir ſtarkes Granatfeuer hörten; die Richtung blieb uns ziemlich unklar, da der Schall im Walde uns irre führte. Kleingewehrfeuer umziſchte uns, ſo daß die Zweige um uns her ſplitterten. Es ſchien das eigenthümliche Ziſchen unſres Langbleis. Ein Weg führte rechts hin, wahrſcheinlich nach Dneboch hinab. Einige folgten dieſem Wege, am Abhange wurden ſie von preußiſchen Flintenkugeln empfangen. Wir hatten das eigenthümliche Ziſchen richtig verſtanden. Die 14. Brigade, bald auch die 13., befanden ſich im Thale, an der Nordſeite des Musky-Berges, bereits im Kampfe gegen feindliche Infanterie und wurden beſonders durch eine Batterie aufgehalten und bedrängt.

Gleichzeitig hörten wir auf der linken Seite im Walde ein kleines Hurrah. Eine Section hatte eine öſtreichiſche Patrouille von 6 Mann gefangen genommen.

Wir hielten uns nunmehr links. Lichter wurde es. Als wir nahezu die Liſière des Waldes erreicht hatten, erſchien vor uns der ſpitze Kegel des Musky-Berges. Aber im ſelben Augenblicke auch umſprühten uns die wohlgezielten Schüſſe öſtreichiſcher Jäger, wahrſcheinlich vom 29. Jäger-Bataillon.*) Die 11. und 9. Compagnie, erſchöpft vom Klettern (obgleich wir ohne Gepäck unſre Expedition ausführten), ſammelten ſich im Innern des Holzes und nur die Schützenzüge wurden bis zur Liſière vorgeſchoben. Anfangs wollte ich die vollſtändige Verſammlung beider Bataillone abwarten, ich ſtand jedoch davon ab, als ich hinter der Höhe eine Bewegung zu bemerken glaubte, die verſchieden gedeutet werden konnte, mich aber veranlaßte, einen umfaſſenden Angriff des inzwiſchen geſammelten Füſilier-Bataillons gegen den Kegel anzuordnen. Er glückte ſofort, wenn auch nicht ohne Opfer. Die Compagnieen des Füſilier-Bataillons avancirten ſtrahlenförmig über das von



---

*) Wir wiederholen hier das über die Aufſtellung des Feindes bereits Geſagte, theils erweitern wir es. Der Feind hatte hier zwei Brigaden im Gefecht, die faſt im rechten Winkel zu einander Stellung genommen hatten. Die Brigade Piret, zunächſt Front nach Norden, hielt das Plateau des Musky-Berges und Dorf Musky beſetzt; die Brigade Abele (Kalik) ſtand am weſtlichen Abhang der Bergmaſſe und zwar das Regiment Ramming in und bei Dneboch, das Regiment Khevenhüller in Zaſadka und Beſſin. Der erſte Zuſammenſtoß fand mit der Brigade Piret, der zweite, ernſtere, mit der Brigade Abele ſtatt. Die Artillerie, wahrſcheinlich 8 Geſchütze, ſtand in halber Höhe des Abhanges, öſtlich von Dneboch.

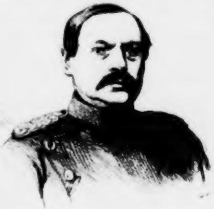
tiefen Schluchten nach allen Richtungen hin zerſchnittene Plateau. Die 10. Compagnie ging gerade aus auf das Dorf Muſky, die 11. Compagnie dirigirte ſich rechts nach dem Thale zu, um der dort aufgeſtellten feindlichen Batterie in den Rücken zu fallen (dieſe fuhr jedoch früher ab, als wir unſre Abſicht erreichen konnten); die 9. und 12. Compagnie umgingen das Dorf links.

Das 2. Bataillon ſammelte ſich inzwiſchen und folgte in zwei Halb-Bataillonen dem rechten und linken Flügel. Das allgemeine Point de vue war eine auf einem Felſenkegel gelegene Burgruine beim Dorfe Boſſin.

So rapide ging die Vorwärtsbewegung, daß der Feind in den zahlreichen Aufnahmſtellungen ſich nicht zu ſetzen vermochte, obgleich er ſich in ſehr bedeutender Ueberlegenheit vor und in den verſchiedenen, durch Schluchten, Püſieren, zerſtreute Ortſchaften und Höfe gebildeten Abſchnitten befand. Schaarenweis gingen zunächſt die Italiener vom Regiment Sigismund zu uns über, froh, daß ſie unſeren Zündnadelgewehren entgingen, die trotz des fortwährenden Avancirens und geringen Verbrauchs an Patronen verheerend wirkten. In einer neuen Poſition fanden wir augenblicklich einen heftigeren Widerſtand, aber eben auch nur augenblicklich. Es waren Ungarn vom Regiment Ramming, das bis dahin in Holſtein geſtanden hatte. Später, bei der Wegnahme von Boſſin (ſiehe die vorſtehende Seite), hatten wir es noch mit Böhmen vom Regiment Khevenhüller zu thun. Hier war der Kampf am ernſteſten. Alles in allem wurden 400 Mann gefangen genommen.

Der Feind wich auf Fürſtenbrück.-

Die Erfolge dieſes Tages waren unſrerſeits mit verhältnißmäßig geringen Verluſten erkauft; ſie ſtellten ſich in beiden Gefechten beinah gleich.



Die Elb-Armee (Avantgarde v. Schöler) verlor bei Weißleim und Kloſter 167, die I. Armee am Musky-Berge 164 Mann. Major Junk, vom Hohenzollernſchen Füſilier-Regiment Nr. 40 war, als er ſein 3. Bataillon gegen Haber vorführte, tödtlich getroffen worden. Die Verluſte der Oeſtreicher waren erheblich, namentlich an Gefangenen (1400 Mann).

In Münchengrätz.

Die Avantgarde v. Schöler hatte ſich inzwiſchen in Münchengrätz und Kloſter eingerichtet, während das Gros der Elb-Armee auf dem von der Iſer durchfloſſenen Wieſen-Terrain zwiſchen beiden Ortſchaften Bivouac bezog.

Kaum 50 Einwohner waren in Münchengrätz verblieben, in Kloſter noch weniger; alles zeigte Feindſeligkeit und Verbiſſenheit; die Brunnen waren in widerwärtigſter Weiſe verſchüttet, oder das Waſſer untrinkbar gemacht; alle Lebensmittel fortgeſchleppt oder verſteckt und vergraben. Verdarb dies alles an und für ſich ſchon unſren aufs äußerſte erſchöpften*) Leuten die Laune, ſo kam noch ein Fall, oder doch mindeſtens ein Gerücht hinzu, das den Unmuth zur höchſten Empörung ſteigerte. In Kloſter, ſo hieß es, ſeien einige 60 Leute, unter dem Vorwand »ihnen einen guten Trunk reichen zu wollen«, weit nach hinten in ein Kellergewölbe gelockt und ſchließlich durch ein mehr nach vorn zu gelegenes, in Brand geſetztes Spiritusfaß, deſſen Inhalt alsbald durch alle Kellerräume lief, am Rückzuge verhindert worden. Man ſprach von dreizehn Verbrannten. Die Nachricht davon lief ſelbſt wieder wie ein Feuer von Bataillon zu Bataillon und erzeugte eine ungeheure Wuth. Zwei der Brennknechte hielt man für ſchuldig; einer wurde niedergehauen, der andre, aus einer tiefen Genickwunde blutend, und mit auf den Rücken gebundenen Händen, wurde fortgeſchleppt, um verhört und abgeurtheilt zu werden. Man hat ihn ſpäter »trotz ſeiner Galgenphyſiognomie, die doch am Ende kein Beweis war« (wie ein Bericht ſich ausdrückt) wieder laufen laſſen. Beim Verhöre hatte ſich nämlich herausgeſtellt, daß ſein eignes Weib und ſeine Kinder in dem brennenden Hauſe waren. Dies ſagt genug. Wir ſind feſt überzeugt, daß unſre eigne Schuld: Uebermuth, Unmäßigkeit und Unvorſichtigkeit, das Unglück im Gefolge hatten. Im Abzapfen des Branntweins vergaß man, oder hielt es nicht für der Mühe werth, den Hahn zu ſchließen, die Flüſſigkeit ſtrömte durch die dunklen Räume, und Licht und Feuer, mit denen man ſorglos umherſchritt, ſetzten endlich den Spiritus in Brand. Man ſollte, und zwar nicht blos um phraſenhafter »Ehre der Menſchheit willen«, ſolche Dinge nicht eher glauben, als bis ſie bewieſen ſind. Nicht die Tugend, aber die Furcht hält in Momenten wie die hier gegebenen, die Menſchen davon ab, rachſüchtig zu Cannibalen zu werden.

---

*) Wie groß die Erſchöpfung war, mag aus folgender Schilderung erhellen. „Die Hitze war gegen Mittag unerträglich. Endlich führte uns der Weg an einem Moraſt vorbei und wir tranken gierig. Aber gleich nach dem Genuß des widerlichen und beinah lauwarmen Waſſers, fing ich an zu wanken und wie ein Trunkener zu taumeln. Ich fiel hierbei auf unſern Tambourmajor, dieſer nahm gutmüthig mein Gewehr auf die Schulter und gab mir den Arm. Ich ſchämte mich aber meiner Schwäche und riß mich los. Einen Augenblick ſiegte der Wille, dann brach ich zuſammen, da lag ich, ſah aber, wie im Traume, die Mannſchaften an mir vorbeimarſchiren. Ich hatte nicht die Kraft aufzuſtehn. Glücklicherweiſe ſah mich mein Putzkamerad, reichte mir etwas Flüſſiges, ob Schnaps, ob Waſſer weiß ich nicht zu ſagen, und half mir auf. Gleichzeitig, kurz entſchloſſen, warf ich meinen Torniſter weg und erlangte dadurch die Möglichkeit einer freieren Bewegung. Endlich hieß es „Halt!“ und im ſelben Augenblick lag die ganze Truppe am Boden. Alle Kraft war hin.“

Die Spirituskeller in Kloſter waren nicht zu unſrem Heile erſchloſſen worden, aber die nachbarlichen Bierkeller brachten alles wieder ins Gleiche. Als nach zehnſtündigem Marſch die Noth am höchſten war und jeder froh war, mit ſeinem Kochgeſchirr ein dickes Pfützenwaſſer ſchöpfen zu können, in dieſem Augenblicke höchſten Elendes hatte man dieſen Schatz entdeckt: einen unergründlich tiefen, weiten Felſenkeller. Der Braumeiſter wurde herbeigerufen, als man den Inhalt zu errathen begann und ſofort wurden durch den Flaſchenzug ganze Batterieen des herrlichſten, eiskalten Bieres heraufgewunden. Lechzend drängte ſich alles um den ſchwarzen Abgrund, in welchem der Schatz lag. »Unerſchöpflich ſei der Vorrath«, ſo beruhigte der Beamte. »Drei Tage hätten hier die Oeſtreicher und Sachſen die Fäſſer in Maſſe herausgehoben, aber ſelbſt wenn wir acht Tage hier lägen, wir würden den Vorrath nicht leeren können.« Wie das klang nach den Durſtqualen, die die Unſrigen ausgeſtanden hatten! Dieſe Waldſteiniſche Bier-Brauerei mit ihrem unerſchöpflichen Felſenkeller war der ſchönſte Fang, den die Elb-Armee während des 66er Feldzuges that. Den ganzen Nachmittag hindurch drängten ſich Offiziere aller Waffen um dieſe Quelle, mehr und mehr gelangte die Nachricht davon in alle Lagerplätze, und Requiſitions-Commandos kamen und ſchleppten die Fäſſer bis in die fernſten Bivouacs. Unbezahlbares Labſal; ein Ocean wurde vertilgt! So berichtet einer, der damals mitgetrunken.

Aber kein Biſſen Brod war zu haben. Die Herren vom General-Commando, die ſich im Waldſteiniſchen Schloſſe einlogirt hatten, hatten nichts zu Abend als Champagner mit Kartoffeln. Wenigen glückte ein Fang; dies waren Sonntagskinder. »Eben hatt' ich mich niedergelegt, ſo erzählt ein Offizier von den 66ern, ſo ſtürzte mein Burſche athemlos herein und rief: »Herr Lieutenant, da unten im Hof iſt ein Ferkel.« Ein Ferkel! welche Botſchaft! Ohne Mütze, Rock und Binde ſtürzt' ich hinunter, nahm unterwegs einen Hauptmannsburſchen als Verſtärkung mit und nun ging im Hof unſre Jagd auf das göttliche Ferkel los, das endlich, unter den Streichen der beiden

Burſchen, ſeinen Geiſt aufgab. Mein Burſche, geſchickt und willig zu allem, brachte demnächſt einen brennenden Strohwiſch, ſengte damit die Haut ab und ſchabte ſie mit dem Säbel. Nun in die Küche. Töpfe und Pfannen waren in Menge da; endlich unter einem Spinde fanden wir eine Schüſſel mit einer zweifelhaften Subſtanz, die wir den Muth hatten als eine Miſchung von Butter und Syrup anzuſehn. Gleichviel, ſie that vortreffliche Dienſte und das Spanferkel war fertig. Dazu Kartoffeln aus dem Keller; ſo hielten wir einen Götterſchmaus. Durch den Geruch angelockt, erſchien zunächſt unſer Major und nahm ſchmunzelnd ſeinen Antheil in Empfang. Jüngere Offiziere, die in die vollgepfropfte Stube nicht mehr hinein konnten, abonnirten von draußen her und ſtanden, durch Thür und Fenſter hineinlugend, angeſichts unſres Appetites Höllenqualen aus, bis die Reihe an ſie kam.« Aber nicht überall war ein Spanferkel gefangen. Die meiſten — bis zur Mitte der Nacht, wo die Proviantcolonnen eintrafen — hatten nichts als den Gerſtenſaft aus dem Waldſteinſchen Keller. »Niemals, ſo ſchreibt einer, empfand ich ſo ſehr die Wahrheit, daß Bier flüſſiges Brod ſei.«

So kam die Nacht. Von dem hochgelegenen Schloſſe aus, genoſſen die Unſern eines prächtigen Blicks über das Iſerthal. Bis zum Horizont hin lodernde Bivouacfeuer, hier und da ein wirbelnder Rauch und darüber der dunkle, ſtille Sternenhimmel.

Die 3. Diviſion bis Gitſchin.

Podkoſt.

M Nachmittage des 28., unmittelbar nach den Gefechten bei Münchengrätz, die (wie wir im vorigen Capitel ſahen) zur Vereinigung der 7. und 8. Diviſion mit den drei Diviſionen der Elb-Armee geführt hatten, ſtanden die übrigen Truppentheile der I. Armee wie folgt:

die 6. Diviſion bei Brzina dem Musky-Berge gegenüber,
die 5. Diviſion (links davon) bei Rowensko,
die 4. Diviſion zwiſchen Daubrow und Zidar,
die 3. Diviſion zwiſchen Zidar und Zebrow.

Bis zum 28. hatten Horn und Franſecky (8. und 7.) die Tete gehabt, jetzt wurden die 5. und 3. Diviſion in die Front gezogen und erhielten Ordre: die 5. Diviſion über Rowensko und die 3. Diviſion über Podkoſt-Sobotka auf Gitſchin zu gehn.

Beide Diviſionen ſtießen auf den Feind, die 3. zuerſt; wir folgen deshalb dieſer zunächſt auf ihrem Vormarſch.

Die 3. Diviſion — um mit einem kurzen Rückblick zu beginnen — hatte, der 8. Diviſion folgend, am 23. von Zittau aus die böhmiſche Grenze paſſirt. Ihre Marſchroute bis zum 28. war folgende geweſen: am 23. bis Grottau; am 24. bis Kratzau; am 25. und 26. Cantonnements in Kratzau und Umgegend, am 27. erſt bis Reichenberg, dann rechts ab bis Liebenau, am 28. (nachdem man, vom Sichrower Plateau aus, Augenzeuge des Gefechtes von Münchengrätz geweſen war) bis Zehrow und Zidar. Das Gros bezog Bivouacs zwiſchen dieſen Dörfern; in Erwägung aber, daß der auf den 29. feſtgeſetzte Vormarſch durch den Paß von Podkoſt führte, ſchien es gerathen, dies Defilé ſchon vorher aufklären zu laſſen. Oberſt v. Stahr, Commandeur des 14. Infanterie-Regiments, wurde dazu auserſehn und erhielt Befehl, noch am Abend des 28. eine Recognoscirung über die Vorpoſten hinaus vorzunehmen. Dies führte zu dem intereſſanten Nachtgefecht

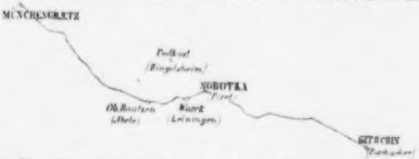
»Im Walde von Podkoſt.«

Eh wir zu einer Schilderung dieſes Gefechtes übergehn, geben wir zuvor, dabei Einzelnes recapitulirend, eine kurze Darſtellung der Situation und des Terrains.

Die öſtreichiſch-ſächſiſche Iſer-Armee ſtand am Abend des 28., nach den Gefechten von Münchengrätz, zwiſchen letztgenanntem Orte und Gitſchin in Brigade-Echellons und zwar wie folgt:

Brigade Poſchacher (am weiteſten vor) bei Gitſchin,
Brigade Piret bei Sobotka,
Brigade Leiningen (dahinter) bei Woſek,
Brigade Abele (dahinter) bei Ober-Bautzen.*)

Dieſe Aufſtellung involvirte eine erhebliche Gefahr. Glückte es der 3. preußiſchen Diviſion, die, wie wir Eingangs hervorgehoben, Befehl hatte »über Podkoſt und Sobotka auf Gitſchin zu gehn«, ſich in der Nacht vom 28. auf den 29., alſo zu einem Zeitpunkt in welchem die Brigaden Leiningen und Abele noch rückwärts von Sobotka ſtanden, an letztgenanntem Orte



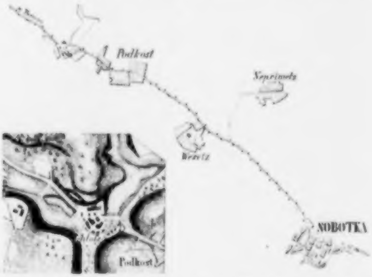
---

*) Die Sachſen, auf ihrem Vormarſche mehr eine Curve beſchreibend, ſtanden ſüdlich von der Linie, die die öſtreichiſchen Brigaden inne hatten und zwar theils bei Unter-Bautzen, theils zwiſchen Brzina-Liban.

feſtzuſetzen, ſo waren die Brigaden Leiningen und Abele abgeſchnitten. Dieſer Gefahr vorzubeugen, war die Brigade Ringelsheim (ſiehe S. 168) bereits am 27. Abends detachirt worden, um das leicht zu vertheidigende Defilé von Podkoſt und damit die einzige, von Norden her auf Sobotka führende Straße zu ſchließen.

Das Defilé (der Wald von Podkoſt) iſt eine Felspartie von großem maleriſchen Reiz. An der Oſtſeite des Musky-Berges vorbei zieht ſich der Weg zunächſt durch Tannenwald hin, der, flach und eben daliegend, nicht im geringſten die Nachbarſchaft grotesker Felspartieen ahnen läßt. Plötzlich wachſen zwiſchen den Tannenſtämmen einzelne Kegel wie Zuckerhüte auf, das Terrain zunächſt noch mit den Bäumen theilend. Aber wenige hundert Schritte weiter ſüdwärts genügen, um dem Bilde ein völlig anderes Anſehn zu geben: die einzelnen Felskegel ſind nicht mehr die Gäſte im Walde, ſie ſind die Herren geworden und zu beiden Seiten des immer ſchmaler werdenden Weges hohe Wände bildend, tragen ſie nunmehr die Tannen, die eben noch ebenbürtig an ihrer Seite ſtanden, wie eine leichte Laſt auf ihrem Rücken.

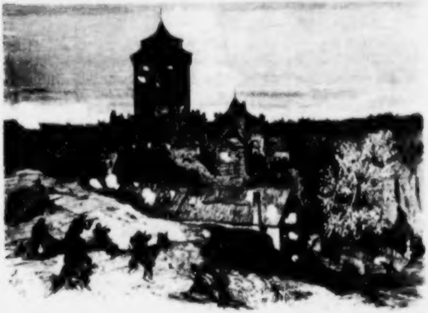
So der Wald von Podkoſt. Nach etwa 10 Minuten erweitert ſich dieſe Enge wieder, die Tannen, die Felſen treten zurück, und Linden und alte Nußbäume beginnen den freien Platz zu füllen, der ſich mitten in dieſer Enge aufthut. Hinter den Bäumen aber, dieſelben um mehr als hundert Fuß überragend, ſteigt auf einem vorſpringenden Felsblock »Schloß Koſt« auf und ſperrt mit ſeiner Häuſermaſſe den Weg. Alles was hier hindurch



will, hat zunächſt eine Art Schloßhof, dann das Schloßthor ſelbſt zu paſſiren, in deſſen Rücken abermals hohe Felswände aufſteigen, während ein Flüßchen (Bili-Rybnik) das ſich an dieſer Stelle zu einem Waſſerbecken erweitert, den Raum zwiſchen dem Schloßthor und den dahinter gelegenen Felſen ausfüllt.

Dies war der Paß (Felſenwald und Felſenſchloß) den die Brigade Ringelsheim ſeit 24 Stunden beſetzt hielt. Gegen dieſen Paß richtete ſich nun die 3. Diviſion; — zunächſt das Detachement Stahr.

Das Detachement Stahr war etwa 10 Compagnieen ſtark und beſtand aus zwei Bataillonen vom 14. Regiment und zwei Compagnieen (1. und 3.) Greifswalder Jäger. Hundert Pioniere und ein Zug Blücher-Huſaren waren beigegeben. Die Jäger hatten die Tête. Um 10 Uhr brach das Detachement aus dem Bivouac bei Zehrow auf; eine Stunde ſpäter trat es in die Wald- und Felſen-Enge ein, wie wir dieſelbe vorſtehend geſchildert haben. Bald ſtießen unſere Jäger auf die Vortruppen des Feindes, die theils im Walde, theils hinter einem Verhau ſteckten. Die Enge des Weges und das Tannendunkel, das über den Weg fiel, ließ wenig erkennen, trotzdem der Mond hell am Himmel ſtand. Die Unſrigen wechſelten einige Schüſſe mit dem Feinde, der ohne ernſteren Widerſtand zu verſuchen, ſeine erſte Poſition aufgab, um ſich hinter einer zweiten (abermals ein Verhau) zu ſetzen. Hier entſpann ſich nun ein längeres Feuergefecht. Da es indeſſen reſultatlos blieb und ein ernſteres



Vorgehn ſich um der Dunkelheit willen verbot, ſo hielt es Oberſt Stahr für gerathen, etwa um 1 Uhr Nachts das Gefecht abzubrechen. Aber nicht auf lange. Beim erſten Büchſenlicht griffen unſere Jäger (denen ſich jetzt 2 Compagnieen 14er angeſchloſſen hatten) den Feind aufs Neue an und warfen ihn, trotz wiederholter hartnäckiger Gegenwehr, bis Schloß Koſt zurück. Bei dieſem Vorrücken fiel Lieutenant L'homme de Courbière von der 1. Jäger-Compagnie, durch eine Kugel ins Herz getroffen.

Dem alten Felſenſchloß gegenüber, deſſen oberſte Fenſter eben im Frühroth glühten, hielt jetzt das Detachement. Sollte man zum Angriff ſchreiten? Es ſchien gewagt. Alle Zugänge waren verbarrikadirt, der Feind zeigte mehrere Geſchütze und eröffnete bald darauf ſein Feuer. (Siehe die vorſtehende Seite.) Außer dem 26. Jäger-Bataillon, das bis dahin unſeren pommerſchen Jägern gegenüber geſtanden hatte, wurden mehrere Infanterie-Bataillone ſichtbar. Das Schloß ſelbſt war durch 2 Compagnieen vom Regiment Würtemberg beſetzt. Oberſt Stahr meldete daher um 6 Uhr früh die Gefechtslage und bat um weitere Befehle. Eh dieſe aber eintreffen konnten, hatte ſich an Ort und Stelle die Frage bereits erledigt. Um 7¼ Uhr waren die 14er Füſiliere, ohne Widerſtand, in Schloß Koſt eingedrungen und hatten den abziehenden, eben jenſeits des Bili-Rybnik-Waſſers verſchwindenden Sectionen einzelne Schüſſe nachgeſchickt.

Dieſer Abzug des Feindes war freiwillig erfolgt. Bereits 6½ Uhr früh war Meldung eingetroffen, daß die Brigaden Leiningen und Abele an Sobotka vorüber ſeien. So lag denn kein Grund mehr vor, die Poſition zu halten. Generalmajor Ringelsheim gab die entſprechenden Ordres. Die Unſeren, nachdem das Gros der Diviſion heran war, rückten nach.

Das Nachtgefecht bei Podkoſt hatte uns 3 Todte (darunter Lieutenant Courbière) und 17 Verwundete gekoſtet; die Verluſte des Feindes beliefen ſich auf 5 Offiziere und 72 Mann, faſt ausſchließlich vom 26. Jäger-Bataillon.

Das Gefecht bei Unter-Lochow.

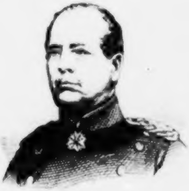
Das Gros der 3. Diviſion (ſiehe S. 185) hatten wir am Abend des 28. in ſeinen Bivouacs am Musky-Berge zwiſchen den Dörfern Zidar und Zehrow verlaſſen.

Am Vormittag des 29. traf von Seiten des Obercommandos (Prinz Friedrich Karl) Befehl ein:

> »Schloß Koſt zu nehmen, den Feind auf der Straße Sobotka-Gitſchin zu verfolgen und letzteren Ort zu beſetzen.«

(Bei Ausfertigung des Befehls war die, wie wir wiſſen, inzwiſchen erfolgte Einnahme von Schloß Koſt im Hauptquartiere noch nicht bekannt geworden.)

Alſo auf Gitſchin! Das Defilé zwiſchen Podkoſt und Sobotka war geöffnet, der Feind im Rückzug. Sollte dieſer Tag noch einen Zuſammenſtoß bringen, ſo war er nur auf der zweiten Hälfte des Weges, auf der Straße zwiſchen Sobotka und Gitſchin zu erwarten. Und in der That, hier fand er ſtatt.



Die Diviſion unter Generallieutenant v. Werder brach um 12 Uhr Mittags, bei glühender Sonnenhitze, aus ihren Bivouacs auf. Um 1 Uhr wurde Schloß Koſt erreicht, die Truppentheile des Detachements Stahr traten in ihre Bataillons-, beziehungsweiſe in ihre Regiments-Verbände zurück und nach Bildung einer neuen Avantgarde wurde der Weg auf Sobotka fortgeſetzt. Die neue Avantgarde beſtand aus 1 Schwadron Blücher-Huſaren, 2 Compagnieen Greifswalder Jäger, 2 Compagnieen vom 14. Regiment, Füſilier-Bataillon (Malotki) vom 42. Regiment und der 4pfündigen Batterie Gallus. Die 5. Brigade folgte in kurzem Abſtand; die 6. ſchloß. Die Zuſammenſetzung beider war die folgende:

Gros.

5. Brigade. (Generalmajor v. Januſchowski.)
    1. Bataillon v. Brieſen,
    2. Bataillon v. d. Oſten,
    Füſilier-Bataillon v. Stölting
        vom 2. Regiment. (Oberſt v. Reichenbach).
    1. und 2. Bataillon vom 42. Regiment.
    4pfündige Batterie Ekenſteen,
    6pfündige Batterie Dewitz,
    12pfündige Batterie Crüger vom 2. Feldartillerie-Regiment.

6. Brigade. (Generalmajor v. Winterfeld.)
1. und Füſilier-Bataillon vom 14. Regiment.
1. und 2. Bataillon vom 54. Regiment.
1. und 3. Compagnie vom 2. Jäger-Bataillon.
2. Pionier-Bataillon.
Drei Schwadronen Blücher-Huſaren hatten die Tête; die Reſerve-Artillerie des II. Armee-Corps ſchloß.

Nur die Avantgarde und die 5. Brigade traten direkt und activ in den Kampf ein, der ſich am Nachmittage entſpann.

Um 2½ Uhr war das Städtchen Sobotka erreicht. Der Marſch hatte erſt drittehalb Stunden gedauert, ſchon aber, bei Sonnenbrand und drückender Schwüle, war eine große Zahl Erſchöpfter am Wege liegen geblieben. Auf dem Markt in Sobotka wurde Halt gemacht; alles eilte den brennenden Durſt zu löſchen und warf ſich dann in den Schatten der Steinlauben nieder, die hier, wie überall in Böhmen, den Marktplatz umziehn. Nach kurzer Raſt wieder »an die Gewehre« und aus den engen Straßen defilirend, bogen die beſtaubten Colonnen, ſchwerbepackt und den Sonnenglaſt auf Helm und Gewehrläufen, nach links hin in die breite, zum Glück baumbeſtandene Chauſſee ein, die von Jung-Bunzlau und Münchengrätz, bei Sobotka ſich vereinigend, nach Gitſchin führt.

An einem hellen Herbſttage in leichtem Gefährt hier die Straße entlang rollen, iſt eine Luſt für Auge und Herz, und die böhmiſche Landſchaft, überall anmuthig, erſchließt hier ihren vollen Zauber, ihre ganze Eigenthümlichkeit. Wellig dehnt ſich das Land, Waldparzellen ſchieben ſich in beſtellte Aecker und wiederum breite Kornfeldſtreifen in Tannenholzung hinein, bläulich dämmert der Horizont und in den blauen Dämmer ſteigen Höhenzüge und Burgruinen auf, keine prächtiger als »Burg Trosky«, die Ziska zertrümmerte und die, in Trümmern noch, auf Meilen hin das Land beherrſcht.

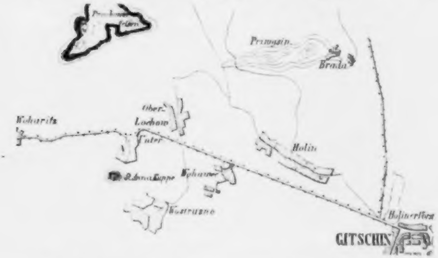
So der Weg zwiſchen Sobotka und Gitſchin; aber die heut in Staub und Sonnenbrand marſchirenden Bataillone hatten kein Auge für Burg Trosky, die Zunge klebte am Gaumen,*) das Lied das der eine oder andre anſtimmte verklang wieder; — — aber jetzt (alle Köpfe richteten ſich auf) von Rowensko, von der Turnau-Gitſchiner Straße her, klang Kanonendonner herüber. Dort rückte unſre 5. Diviſion vor. Alles war wie elektriſirt; die Ermattung wie abgethan. »Kommen wir an den Feind?« — nur dieſe Frage noch ging durch die Colonnen. Das Feuer drüben hielt an, ging aber erkennbar mehr und mehr auf Gitſchin zu und hatte bald gegen die auf der Sobotkaer Straße vorrückende 3. Diviſion ſo viel Vorſprung gewonnen, daß dieſe die Ausſicht auf ein Rencontre glaubte aufgeben zu müſſen. Aber fälſchlich. Als die Avantgarde (es war inzwiſchen 6 Uhr geworden) eben aus den Häuſerreihen von Wobaritz ins Freie heraustrat, empfing ſie Feuer auf nahe Diſtance. Man befand ſich vor dem Defile von Ober- und Unter-Lochow, und die Unerläßlichkeit dies Defile zu paſſiren, führte zu dem blutigen Gefecht von Unter-Lochow. Wir geben zunächſt das Terrain und die feindliche Aufſtellung.

---

*) Auf dieſem Marſche kam Folgendes vor. Im Dorfe Samſin umdrängte eine Maſſe Soldaten den Brunnen und einige wollten eben den Eimer an die Lippen ſetzen, als eine Stimme rief: „Trinkt nicht, der Brunnen iſt vergiftet." Beſtürzt ließen die Durſtigen den Eimer los und ſtellten ihn unter wahren Tantalusqualen auf die Erde. Da trat ein junges Mädchen, eine Deutſch-Böhmin, aus dem verlaſſen geglaubten Hauſe und ſchritt, halb mitleidig, halb entrüſtet, durch die dichten Gruppen feindlicher Soldaten auf den Brunnen zu. Schweigend nahm ſie einem Infanteriſten das Trinkgeſchirr aus der Hand, ſchöpfte aus dem Eimer und trank; der vorwurfsvolle Blick, den ſie mit hochgerötheten Wangen auf ihre Umgebung warf, war beredter, als tauſend Worte. Wie die Verſchmachteten in der Wüſte, tranken nun die Leute.

Das Terrain. Die feindliche Aufſtellung.

Der Weg von Wobaritz nach Ober- und Unter-Lochow führt über ein waldbeſtandenes Plateau, das nach rechts hin allmälig ſich abflacht, nach links hin anſteigt und in einer parallel mit dem Wege laufenden Felſenpartie (die Prachnower Felſen) endigt. Unmittelbar vor Ober- und Unter-Lochow, von denen das erſtere nördlich, das andere unmittelbar ſüdlich von der Chauſſee gelegen iſt, erheben ſich mehrere Höhenzüge, die das vorgelegene Terrain: den Wald und die inmitten deſſelben führende Straße beherrſchen. Dieſe Höhenzüge ſind derart vertheilt, daß die beiden nördlichen, in geringem Abſtand von einan-



der, vor Ober-Lochow ſich hinziehn, während in Front von Unter-Lochow nur ein einziger Höhenzug ſammt der Sanct-Annen-Kuppe, im Rücken des Dorfes aber ein Plateau gelegen iſt, das nach Weſten hin (dem Dorfe zu) ziemlich ſteil abfällt. Unter-Lochow liegt alſo wie in einer Mulde und kann von einem von Weſten her anrückenden Feinde erſt nach Wegnahme des vorgelegenen Höhenzuges überhaupt beſetzt und erſt nach Eroberung des im Rücken gelegenen, dominirenden Plateau-Randes behauptet werden. In der That wurde durch Eroberung dieſes Plateau-Randes das Gefecht von Unter-Lochow entſchieden. Die Vorgänge am linken Flügel, alſo in Front von Ober-Lochow, hatten nur eine nebenhergehende Bedeutung.

Eh wir die Vorgänge ſchildern, die zur Eroberung des Plateau-Randes und dadurch zur Offenlegung des Weges nach Gitſchin führten, geben wir die öſtreichiſche Aufſtellung.

Die Poſition von Ober- und Unter-Lochow war durch die Brigade Ringelsheim (dieſelbe die das Nachtgefecht im Walde von Podkoſt gehabt hatte) und durch einige Bataillone der Brigade Abele beſetzt. Ein ſächſiſches Reiter-Regiment ſtand am linken Flügel, etwas zurück, in Reſerve. Die Vertheilung der einzelnen Truppenkörper war wie folgt:

Erſtes Treffen.

Unter-Lochow (Centrum): 1. und 2. Bataillon Hannover.
Ober-Lochow (rechter Flügel): 3. Bataillon Hannover.
Sanct-Annen-Kuppe (linker Flügel): Sächſiſche Reiter.
In Front von Ober-Lochow zwei, nach anderer Angabe drei Batterieen.

Zweites Treffen.

Auf dem Plateau zwiſchen Unter-Lochow und Wohawec (Centrum): 26. Jäger-Bataillon, drei Bataillone Würtemberg.
An den Prachnower Felſen, hinter Ober-Lochow (rechter Flügel): 22. Jäger-Bataillon, 1. Bataillon Ramming; beide von der Brigade Abele.
Hinter der Sanct-Annen-Kuppe, bis nach Woſtruzno hin (linker Flügel): Nicolaus-Huſaren.

Die Avantgarde nimmt Unter-Lochow. Artillerie-Kampf. Mißerfolg am linken Flügel.

Wir verließen unſre Avantgarde in Wobaritz, als ſie eben aus der Hauptſtraße des Dorfes, auf Ober- und Unter-Lochow zu, debouchirte. Es handelte ſich zunächſt um Aufklärung des Waldterrains. Die 4pfündige

Batterie Gallus fuhr auf (links); bald auch griffen von rechts her die Batterieen Ekenſteen und Dewitz in das Gefecht ein und unter dem Schutz ihres gemeinſchaftlichen Feuers (die Batterie Gallus hatte ſchon vorher eine rückgängige Bewegung des Feindes erzielt) rückten unſere Avantgarde-Compagnieen zu beiden Seiten des Weges vor. Die Greifswalder Jäger, die den rechten Flügel hatten, beſetzten die Sanct-Annen-Kuppe, die 42er Füſiliere, Major v. Malotki, warfen den Feind aus Unter-Lochow hinaus, die zwei links der Chauſſee vorgegangenen Compagnieen 14er avancirten auf Ober-Lochow zu.

Bis hierher ſtand das Gefecht gut. Es ſchien ein leichter Sieg werden zu ſollen, wie im Walde von Podkoſt. Aber bald änderte ſich die Situation. Der Feind, mit deſſen Vortruppen wir es bis zu dieſem Augenblick nur zu thun gehabt hatten, ging nunmehr ſeinerſeits zum Angriff über. Aus Ober-Lochow brachen das 22. Jäger-Bataillon und das 1. Bataillon Ramming hervor, die bis dahin, rechts, gegen die Prachnower Felſen hin, geſtanden hatten und trieben unſern linken Flügel (die zwei Compagnieen 14er) mit Leichtigkeit durch den Wald zurück; die Batterie Gallus, die dadurch jeder Deckung verloren ging, mußte dieſer Bewegung folgen und zog ſich in ihre erſte Stellung, links in Front von Wobaritz, zurück.

Aehnlich ungünſtig ſchienen ſich die Dinge in Unter-Lochow, dem eigentlichen Schlüſſel der Stellung, geſtalten zu wollen. Der Feind war in Uebermacht. Wir hatten hier nur 4 Compagnieen; die 42er Füſiliere kamen hart ins Gedränge, Major v. Malotki wurde verwundet, Hauptmann v. Puttkamer fiel. In dieſem Moment drohendſter Gefahr wurde eine der am Fuß der Kuppe von Sanct-Anna ſtehenden Jäger-Compagnieen, zur Unterſtützung der Füſiliere, nach links hin ins Dorf beordert. Es war die 4. Compagnie unter Hauptmann v. Reibnitz. Dieſe Seitwärtsbewegung, die eine ernſte Gefahr beſeitigen ſollte, beſchwor aber faſt eine größere herauf. Wir verweilen einen Augenblick bei dieſem Zwiſchenfall.

Die Compagnie, um Unter-Lochow zu erreichen, mußte aus der Vertiefung, in der ſie ſtand, zunächſt in einen querdurchſchneidenden, noch tiefer gelegenen Hohlweg hinein. Kaum ſtanden die Greifswalder vier Glieder tief in dieſer ſechs Fuß hohen und kaum 30 Schritt breiten Rinne, als ihr linker Flügel plötzlich mit Kolbenſtößen und Hirſchfängern attakirt wurde, während 15 Schritt vor ihnen in langer Linie die grauen Mäntel und dunklen Federhüte der öſtreichiſchen Jäger ſichtbar wurden. Das 26. Feldjäger-Bataillon, das in dem coupirten Terrain unmittelbar in der linken Flanke der Unſeren, aber von dieſen völlig unbemerkt geſtanden hatte, brach hier hervor und ging, unter lauten Hochs auf den Kaiſer, auf unſere Jäger los. Von der ganzen Compagnie Reibnitz konnten nur vereinzelte, die bis an den Rand des Hohlweges in die Höhe kletterten, mit Erfolg ſchießen; alles Uebrige war wehrlos eingeſperrt. Aber nicht lange dauerte dieſe bedrohliche Situation. Einem Impulſe folgend rannte die Compagnie 60 Schritt ſeitwärts aus der Falle heraus, poſtirte ſich in vollkommner Ordnung auf eine raſch erkletterte Wand und gab im ſelben Augenblick ein wohlgeordnetes Schnellfeuer auf die Oeſtreicher ab. Nach weniger als einer halben Minute war vor Pulverdampf nichts mehr zu erkennen; als der Rauch verzogen war, war der Feind mit fort.

Unſere Jäger zogen ſich nun unbehindert auf Unter-Lochow zu, wo ziemlich gleichzeitig mit ihnen auch die Spitze der 5. Brigade (das 2. Bataillon vom Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV.) eintraf und das, wie wir ſchon andeuteten, auch hier zurückgehende Gefecht wieder herſtellte.

Umgehung des feindlichen linken Flügels.
Durchbrechung des Centrums.

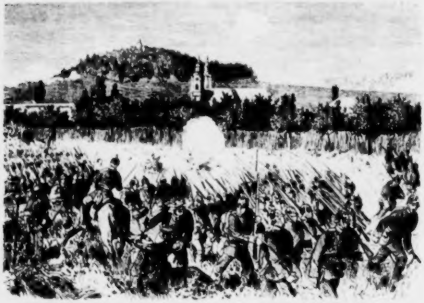
Das Gefecht hatte um 6 Uhr begonnen. Es mochte 7½ Uhr ſein (das häufige Halten und Raſten hatte die Bataillone der Avantgarde und des Gros mehr als billig auseinander gebracht) als endlich die 5. Brigade und bald darauf auch die 6. am Ausgange von Woharitz, alſo in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes eintrafen. Die 6. Brigade hielt ſich links, drängte durch einige vorgenommene Compagnieen den Feind, der hier, wie wir wiſſen, kleine Vortheile errungen hatte, auf Ober-Lochow zurück, begnügte ſich aber im Weſentlichen damit, ein zweites Hervorbrechen an dieſer Stelle zu hindern.

Die Entſcheidung erfolgte inzwiſchen durch das an der Tête der 5. Brigade marſchirende Grenadier-Regiment (König Friedrich Wilhelm IV.) das — im Vormarſch zwei Angriffscolonnen bildend — mit der einen Colonne, nach rechts hin, den feindlichen linken Flügel umging, mit der andern Colonne das feindliche Centrum durchbrach.

Wir folgen beiden Colonnen bei ihrem Vorgehn.

Die Umgehungs-Colonne, zwei Bataillone ſtark, führte Oberſt v. Reichenbach, Commandeur des Regiments. Sie beſtand aus dem 1. und Füſilier-Bataillon, hielt ſich ſüdlich, paſſirte den Wald, ſchwenkte rechts um die Sanct-Annen-Kuppe herum, erſtieg von Süden her das zwiſchen Unter-Lochow und Wohawec ſich dehnende Plateau und rückte, en ligne, wie auf dem Exercirplatz, auf das letztgenannte Dorf zu, theils in den Rücken deſſelben. Die hier haltenden Reſerven des Feindes fühlten ſich, weil auch in der Front attakirt, nicht ſtark genug, dem Vormarſch unſerer beiden

Bataillone, denen ſich am äußerſten rechten Flügel die Batterie Dewitz angeſchloſſen hatte, entgegen zu treten. Sie zogen ſich zurück. Die Rückzugslinie des Feindes war durch dieſe mit großer Präciſion ausgeführte Umgebung bedroht.



Ziemlich gleichzeitig entſchieden ſich auch die Dinge im Centrum. Hier rückte, hart neben der Chauſſee, das 2. Bataillon (Major v. d. Oſten) vom Grenadier-Regiment vor und drang in Unter-Lochow ein.

Der Kampf, wie ihn die Avantgarde an dieſer Stelle bis dahin geführt hatte, hatte vorwiegend den Charakter eines heftigen Schützengefechtes gehabt. Terrain war gewonnen, zuletzt wieder verloren worden. Nur wenige Gehöfte, vielleicht nur eins, befanden ſich noch in unſeren Händen. Aber nicht hierin lag die Gefahr; ſie lag vielmehr darin, daß auf dem mehrgenannten dominirenden Plateau im Rücken des Dorfes, eben jetzt, neben den beiden Bataillonen Hannover, die bisher den Kampf im Centrum geführt hatten, auch zwei Bataillone Würtemberg ſichtbar wurden, die, wenn ſie mit vereinter Kraft vorſtießen, eh unſer Gros heran war, nothwendig unſre ſchon decimirte Avantgarde zertrümmern mußten.

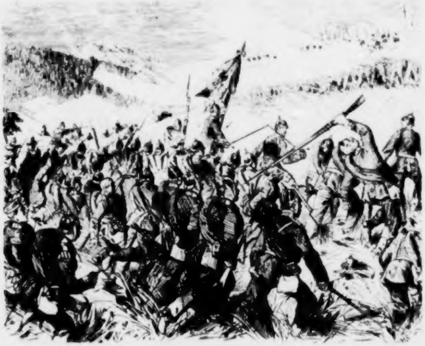
Dieſem Vorſtoß indeſſen kamen wir glücklicherweiſe zuvor.

Major v. d. Oſten ließ das Gepäck ablegen. Beim Heraustreten aus Unter-Lochow, in Colonne nach der Mitte, den dicht beſetzten Plateau-Abhang dicht vor ſich, war das Bataillon kaum 50 Schritt vorgerückt, als es durch die Heftigkeit des umfaſſenden Feuers, das auf die Front und von jenſeits der Chauſſee auf die linke Flanke traf, zum Stehen gebracht wurde und zu ſchwanken anfing. Die mehr zurückſtehenden Abtheilungen zeigten Neigung ins Dorf zurück zu weichen. Major v. d. Oſten wurde verwundet. Nur mit der größten Anſtrengung gelang es dem Hauptmann v. Keyſerlingk, der den Befehl übernahm, das Bataillon in ſeiner Stellung zu erhalten. Unſer Schnellfeuer ſäuberte endlich den Abhang, die Front war frei und das überall Deckung ſuchende, oft ſich zu Boden werfende Gros des Bataillons erreichte wenigſtens ſoviel, ſich in dem zwiſchen Dorf und Abhang gelegenen Grunde feſtſetzen zu können. Nach links hin gewährte der Chauſſeedamm einen mäßigen Schutz. Ein Bataillon Hannover, das ſich von der andern Seite des Dammes her auf die Chauſſee hinauf wagte, erlitt großen Verluſt.

Eine nächſte Gefahr war abgewandt, ja, es war ein gewiſſer Erfolg erzielt. Aber mehr ein ſcheinbarer als ein wirklicher, jedenfalls nur ein untergeordneter. Wir hatten das Dorf wieder, hatten ſelbſt den Abhang des Plateaus klar gemacht, aber das *Plateau ſelber* war nach wie vor in Händen des Feindes. Hier ſtand er, auch jetzt noch, mit drei intakten Halb-Bataillonen, feſt entſchloſſen die Poſition nicht aufzugeben, ohne einen letzten, entſcheidenden Verſuch gegen uns gemacht zu haben. An Zahl und Stellung war er uns noch immer überlegen. Alle Chancen, wenn er energiſch war und ein Aeußerſtes wagte, waren für ihn. In drei Colonnen rückte er bis an den Plateaurand und ging mit Hurrah und Trommelſchlag bügelab gegen unſere ermüdeten Grenadiere vor. Hauptmann v. Keyſerlingk überſah raſch was allein helfen konnte; er warf Schützen auf die Chauſſee vor, rangirte ſein Bataillon, nahm zwei Compagnieen der Avantgarde (die nach dem Eintreffen der Grenadiere in die zweite Linie zurückgezogen waren) an die rechte Flanke vor und ſtürmte mit Zuſammennehmung letzter Kraft dem anſtürmenden Feinde entgegen. Der dichte Pulverdampf, der zwiſchen den Kämpfenden lagerte, ließ die Lage des Bataillons, das bereits auf 400 Mann zuſammengeſchmolzen war, nicht erkennen; ein kurzer Zuſammenſtoß, — dann ſtob der Feind auseinander. Der Höhenrand war gewonnen und der Feind, von unſrem Feuer verfolgt, an dem in erſter Reihe auch die Batterieen Gallus und Ekenſteen theilnahmen, floh jetzt über das nirgends Deckung bietende Plateau hin. Auf dieſer Flucht erlitt er ſeine ſchwerſten Verluſte, theils durch das Schnellfeuer das wir ihm nachſchickten, noch mehr durch die Granaten der beiden Batterieen, deren Einſchläge noch am andern Tage ſich deutlich markirten. Am Plateaurand, wo der Zuſammenſtoß ſtattgefunden hatte, lagen die Todten von Freund und Feind in gleicher Anzahl.

500 Schritt oſtwärts aber, faſt halben Wegs nach Wohawec zu, lagen nur Oeſtreicher, mehr als hundert (darunter 3 Offiziere), die unſrem verfolgenden Feuer erlegen waren.

Abhang und Rand, und auch das Plateau ſelber, waren unſer. Ein ohne beſondere Energie verſuchter Cavallerie-Angriff wurde abgewieſen. Der Feind, in ſeinem Centrum durchbrochen, zog ſich bei raſch einbrechender Dunkelheit (es war 9 Uhr) auf Gitſchin zurück.



Die Erſtürmung des Plateau-Abhanges hatte die Entſcheidung gebracht, vielleicht auch fiel ſie nur mit anderen, entſcheidunggebenden Momenten zuſammen. Es iſt nämlich nicht unwahrſcheinlich, daß in Nähe und Ferne Mitwirkendes, wie wir ſchon andeuteten, dieſen Erfolg miterringen half. In der Nähe die etwa gleichzeitig ausgeführte Umgebung des Plateaus durch die beiden anderen Bataillone des Grenadier-Regiments, in der Ferne das Vorrücken der 5. Diviſion, die um dieſelbe Zeit die Brada-Poſition erſtürmte. Die Dinge lagen an dieſem Tage ſo eigenthümlich günſtig für uns, daß die Vorgänge bei der 3. Diviſion das Vorrücken der 5. und die Vorgänge bei der 5. das Vorrücken der 3. unterſtützten.

Gleichviel indeß in wie weit der Bravouract, den wir ausführlicher geſchildert haben, über den Ausgang des Gefechtes entſchied oder nicht, die Action ſelbſt wird immer zu den glänzendſten, auch zu den poetiſchſten Epiſoden dieſes Krieges zählen. Und ſo darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn mehr als ein Lied das »2. Bataillon vom pommerſchen Königs-Regiment« gefeiert hat.

> Und näher rückt das Bataillon,
> Es ſieht dem Feind ins Auge ſchon,
> Groß iſt die Ueberzahl,
> Fünf gegen eins, faſt iſt's zu ſchwer, —
> Es ſtutzt und ſieht nach Hülf' umher,
> Nur Feinde überall.
>
> Da knien ſie nieder „Gott, Herr Gott,
> Hilf Vater, hilf in dieſer Noth
> Und wär's durch Tod zum Sieg!"
> Und nun in Gottes Namen drauf
> Und weithin ſchallt's im Sturmeslauf:
> „Hilf Gott, durch Tod zum Sieg." [*]

Unter den Gefallenen waren ein Maſſow, ein Borcke, ein Dewitz, Träger von drei der älteſten pommerſchen Namen. Sie ruhen in Einem Grabe. v. Dewitz erhielt von einem öſtreichiſchen Offizier, dem er Pardon gegeben, einen Revolverſchuß, als er ihm den Säbel abforderte; — noch im Todeskampf ſtieß er dem verrätheriſchen Gegner den Degen durch die Bruſt.

(Wir wiſſen nicht ob ein anderes Ereigniß, das berichtet wird, in Beziehung zu dem oben Erzählten ſteht. Ein junger Offizier, ſo heißt es, der bei Unter-Lochow kämpfte und fiel, hatte ſchon am Tage des Einmarſches in Böhmen einen Traum, daß er am 29. Juni Abends von einer Kugel getroffen werden würde. Er theilte ſeinen Traum mit. Die üblichen Scherze blieben nicht aus. So kam der 29. Das Gefecht war vorüber; die Truppen ſchickten ſich an, ihre Bivouacs zu beziehen und die Kameraden fragten mit ſo viel Heiterkeit wie der Moment zuließ, wie es nun mit der Erfüllung ſeines Traumes ſtehe? Die Antwort lautete: es ſei der Abend noch nicht da! Bald darauf kam Befehl zum Vorrücken. Der junge Offizier hatte die Führung des erſten Schützenzuges. Unter einer Brücke auf der Chauſſee nach Gitſchin zu, hatten ſich 30 Oeſtreicher feſtgeſetzt. Sein Zug nimmt ſie gefangen. Sie haben ſchon die Gewehre abgegeben und ſtehen hinter dem Führer des Schützenzuges, der dem verwundeten feindlichen Kameraden eben aus dem Graben hilft, als einer der gefangenen Soldaten ein daliegendes Gewehr ergreift und ihn von hinten durchs Herz ſchießt.)

---

[*] Der, unmittelbar nach der Schlacht, mit großer Lebendigkeit geſchriebene Bericht, der dieſen Strophen zu Grunde liegt, iſt der folgende: Ein furchtbares Gewehrfeuer empfing uns bei unſrem Heraustreten aus dem Dorf; der Commandeur, Major v. d. Oſten, ſtürzte zuſammen; die Offiziere vor die Front, — und wieder ging das Bataillon tambour battant vor. Wir fühlten nur den Feind, da wir in dem dicken Pulverdampf nichts erkennen konnten. Das Schießen wurde unterſagt, da wir unſere Schützen vor uns glaubten, die ſich aber mehr links zur Säuberung der Chauſſee gezogen hatten. Bald war die Aufklärung da. Neue Schützen wurden vorgenommen und vorwärts rückte das Bataillon. Aber das Feuer des Feindes ſchien zu wachſen. Jeden Moment hörte man einen Aufſchrei, oder ſah einen Kameraden lautlos zuſammenſtürzen; zwei Drittel der Offiziere waren ſchon todt oder verwundet. Die Kräfte drohten uns zu verlaſſen, die feindliche Uebermacht war zu groß (vier Bataillone, ſo ſchien es, ſtanden uns gegenüber) als unſer Bataillon laut zu beten begann: „Vater hilf" — „Keine Schande" — „Sieg oder Tod!" Hauptmann v. Keyſerlingk, der, nach Verwundung v. d. Oſtens, das Bataillon führte, ergriff die Fahne, die Tamboure ſchlugen, Alles ſetzte die letzten Kräfte ein und mit Hurrah ging's wieder auf den Feind, der ſich gefangen gab oder flüchtend auflöſte. Wir hatten das Plateau und hielten's feſt.

Die Verluſte.

Das Gefecht von Unter-Lochow koſtete der Diviſion 28 Offiziere und 466 Mann. Die ſchwerſten Verluſte hatten das Füſilier-Bataillon vom 42. und das 2. Bataillon vom Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelm IV., jenes, das in der Avantgarde Unter-Lochow gegen den übermächtigen Feind behauptete, dieſes, das nach wiederholtem Anſturm ihn endlich warf. Das 2. Bataillon vom Grenadier-Regiment verlor an Todten und Verwundeten: 11 Offiziere und 131 Mann; das Füſilier-Bataillon vom 42.: 7 Offiziere und 126 Mann. Von erſtgenanntem Bataillon kehrten nur 5 Offiziere unverſehrt aus dem Gefecht zurück.

Die Verluſte des Feindes, trotz der Vortheile die ihm ſeine Stellung gewährte, ſtellten ſich ungleich erheblicher. Die Brigade Ringelsheim verlor nah an 1000 Mann, darunter 55 Offiziere. Die Einbuße, die einzelne Bataillone der Brigade Abele in Ober-Lochow erlitten, war gering.

Verhältnißmäßig ſchweren Verluſt hatte das ſächſiſche Reiter-Regiment (das 3.) das, der Brigade Ringelsheim zugetheilt, am äußerſten linken Flügel der öſtreichiſchen Aufſtellung hielt und ohne in den Gang des Gefechts eingreifen zu können (die mehr erwähnten Cavallerie-Angriffe ſcheinen von öſtreichiſchen Huſaren ausgegangen zu ſein) das Granatfeuer der Batterieen Dewitz und Gallus auszuhalten hatte. Drei Offiziere, darunter Oberſt v. Ludwiger, der Commandeur des Regiments, wurden verwundet; Rittmeiſter v. Fabrice*) fiel.

---

*) Rittmeiſter v. Fabrice wurde (wie ſich ſpäter ergab) mit vielen andern Todten in ein gemeinſchaftliches Grab gelegt. Nach etwa drei Wochen erſchien der ſächſiſche General a. D. v. Heygendorf, um nach dem gefallenen Rittmeiſter zu forſchen und die Leiche deſſelben nach Sachſen überzuführen. Da dies vielfach geſchah und dabei ſächſiſcherſeits mit ebenſoviel Umſicht wie Muth und Ausdauer verfahren wurde, ſo mag hier die Schilderung ſtehn, wie es dem

Marſch auf Gitſchin.

Um 9 Uhr hatte das Gefecht geendet. Die Truppen nach 9ſtündigem Marſch, der Anſtrengungen des Kampfes ganz zu geſchweigen, waren aufs Aeußerſte erſchöpft, dennoch mußte eine letzte Anſtrengung gemacht werden, der Befehl lautete aufs Beſtimmteſte: Gitſchin im Laufe des 29. zu beſetzen.

Alſo vorwärts! Da es auf dem Plateau und ſelbſt in den Dörfern an Waſſer mangelte, Gitſchin aber, wenn auch ſonſt nichts, ſo doch wenigſtens ein paar Brunnen aufweiſen mußte, ſo half die Ausſicht den Durſt zu löſchen über die Müdigkeit hinweg und auf der ſtaubigen Chauſſee hin, rechts und links über ſchon niedergetretene Getreidefelder weg, zogen die Colonnen lautlos auf die im Dunkel liegende, an ihren Thürmen kaum erkennbare Stadt zu. Das Füſilier-Bataillon vom Grenadier-Regiment hatte die Tête, das 2. Bataillon vom 54. rückte nach. Gefangene wurden eingebracht; wo

---

General v. Heygendorf glückte, die Leiche des Gefallenen ausfindig zu machen. General v. Heygendorf wirkte ſich zunächſt die Erlaubniß aus, die Gräber öffnen laſſen zu dürfen, dann begab er ſich nach Unter-Lochow, in deſſen Nähe (darauf beſchränkte ſich alle Kenntniß) der Rittmeiſter gefallen ſein ſollte. Er fand mehrere große Gräber, in denen Oeſtreicher, Sachſen und Preußen zu je 50 bis 100, am Tage nach der Schlacht von Trainſoldaten der preußiſchen Armee beerdigt worden waren. Wer aber von den böhmiſch ſprechenden Landleuten ſollte jetzt noch Auskunft geben, in welchem der ſächſiſche Rittmeiſter ſeine Ruheſtatt gefunden habe! Und doch, es gelang. General v. Heygendorf fuhr zu dem Geiſtlichen, ſtellte dieſem ſein Anliegen vor und ließ durch ihn als Dolmetſcher den Einwohnern von Unter-Lochow für jedes militairiſche ſächſiſche Abzeichen einen Gulden bieten. Da brachte zuerſt eine alte Frau ein Epaulett eines ſächſiſchen Rittmeiſters. Sie erhielt ihren Gulden und die mißtrauiſchen Böhmen nunmehr ermuthigt, brachten zunächſt einen Orden der eiſernen Krone, dann einen Trauring und erzählten jetzt, nach Entgegennahme ihrer Belohnung, alles was ſie wußten. Der Träger dieſer Stücke ſei ſpät Nachmittags am 29. hinter dem einen Gehöfte angekommen, anſcheinend ſchwer bleſſirt, man habe ihm zugerufen, er ſolle hereinkommen, es ſeien keine Preußen da, danach wäre er abgeſtiegen und im Garten todt zuſammengebrochen. Am andern Morgen ſei er dann in dem großen Grabe an der Landſtraße, mit etwa 50 andern Todten beerdigt worden. So weit die Ausſagen. Da Orden, Trauring (mit den Anfangsbuchſtaben ſeiner Frau) unzweifelhaft dem Rittmeiſter v. Fabrice gehörten, ſo ſchien es dem General v. Heygendorf ſicher, daß er die Leiche ſeines Freundes in dem bezeichneten Grabe finden würde. Es wurde geöffnet, doch, da inzwiſchen drei Wochen verfloſſen waren, konnte man die Geſichtszüge nicht mehr erkennen. Schon war die erſte Reihe vergeblich durchſucht, da ſchimmert der hellblaue Waffenrock der ſächſiſchen Gardereiter durch. Man erkennt, es iſt ein Offizier und das Zeichen in den Strümpfen v. F. mit den Nummern 3 und 4 (von denen die entſprechenden anderen beiden Nummern ſich in des Rittmeiſters Gepäck, das beim Regiment geblieben war, vorfanden) ließen keinen Zweifel, daß man die geſuchte Leiche vor ſich habe. General v. Heygendorf ließ aus Gitſchin einen Sarg holen und iſt die Transportirung nach Dresden demnächſt erfolgt.

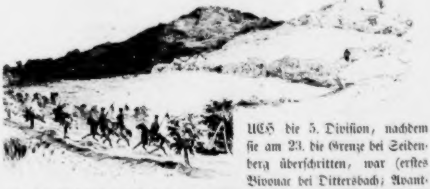
(Die Aufgabe, wie wir gleich Eingangs hervorhoben, war alſo mit großer Umſicht gelöſt worden. Ob es andrerſeits gerathen iſt, ſich ſolche Aufgabe überhaupt zu ſtellen, mag ununterſucht bleiben. Es iſt das Sache des Gefühls. Wir — wenn ſich die Ueberführung nicht gleich ermöglicht — möchten dafür ſein, die Ruhe der Todten nicht zu ſtören.)

der Feind ſich ſetzte, in einzelnen Gehöften am Wege, wurde ſein Widerſtand ſchnell gebrochen.

Dicht vor Gitſchin fand ſich Waſſer, ſchlecht, lehmig, aber doch ein Labſal für die Halbverdurſteten. Vorgeſchickte Patrouillen brachten alsbald die Meldung, daß die Stadt unbeſetzt ſei und Major v. Stölting erhielt Befehl mit ſeinen Füſilieren einzurücken. Dies geſchah. Ein leicht errungener Erfolg ſchien den Tag beſchließen zu ſollen. Aber es kam anders. Ein wenigſtens momentaner Echec war uns an dieſer Stelle noch vorbehalten. Wir kommen in einem folgenden Capitel (vgl. S. 240) darauf zurück.

Die 5. Diviſion bis Gitſchin.

Recognoscirung unter Oberſtlieutenant Heinichen.

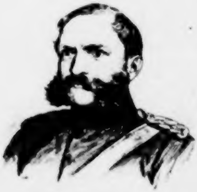


ALS die 5. Diviſion, nachdem ſie am 23. die Grenze bei Seidenberg überſchritten, war (erſtes Bivouac bei Dittersbach; Avantgarde bis Einſiedel) auf Reichenberg gegangen, das ſie am 24. erreichte. Des Feindes war man nirgends anſichtig geworden, ſo daß ſelbſt die kleinen Scharmützel fortfielen, wie ſie die 7. und 8. Diviſion mit ihren Cavallerie-Têten: Aſcherslebner Huſaren und Thüringiſche Ulanen gehabt hatten.

Am 25. Ruhetag in Reichenberg. Am 26. bis Gablonz, am 27. bis Eiſenbrod, am 28. früh (man war ſchon um 3 Uhr aufgebrochen) bis Rowensko. Die Avantgarde ſtand an der Gitſchiner Straße bis über Ktowa hinaus.

Am andern Tage ſollte die Diviſion auf Gitſchin gehn. Es ſchien nöthig vorher feſtzuſtellen, ob daſſelbe vom Feinde beſetzt und ob dieſer Willens ſei es zu halten. Eine Recognoscirung wurde beſchloſſen und ein combinirtes Reiter-Detachement dem Oberſtlieutenant Heinichen, Commandeur des 2. (brandenburgiſchen) Dragoner-Regiments, zu dieſem Behufe unterſtellt. Das Detachement beſtand aus 6 Schwadronen und einer reitenden Batterie. Von den ſechs Schwadronen gehörten je zwei den Fürſtenwalder Ulanen, den Aſcherslebner Huſaren und den Schwedter Dragonern zu. Bald nach 9 Uhr brach man auf. Die 1. Escadron der Fürſtenwalder Ulanen hatte die Tête.

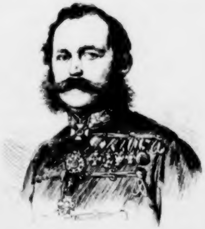
Wir entlehnen einem Berichte des letztgenannten Regimentes folgendes: „Nachdem wir zwei Meilen faſt in anhaltendem Trabe auf ſtaubiger Chauſſee bei großer Hitze zurückgelegt hatten, ſtießen zwei Züge unſrer 1. Eſcadron beim Dorfe Kbelnitz ungefähr ¼ Meile vor Gitſchin auf den Feind. (Die am andern Tage ſo hartnäckig vertheidigte Poſition am Bradaberg war noch unbeſetzt.) Drei Jäger, muthmaßlich vom 18. Feldjäger-Bataillon, die wir, in der Nähe von Kbelnitz in einem Kornfeld gefangen nahmen, bald aber auch die um uns her pfeifenden Kugeln, ließen ſchließen, daß die Stadt in Händen des Feindes ſei. Um den Gegner zur Entwicklung ſeiner Kräfte zu veranlaſſen, vereinigte ſich jetzt der übrige Theil der beiden Eſcadrons mit den Avantgarde-Zügen und trabte vor. Der im Korn liegende Feind unterhielt hierbei ein anhaltendes Gewehrfeuer, ohne jedoch zu treffen. Plötzlich zeigten ſich ſüdlich von Gitſchin in unſrer rechten Flanke, alſo von Münchengrätz her, dicke Staubwolken, als deren Urſach man zuerſt heranrückende Cavallerie vermuthete. Die Eſcadrons unternahmen in Folge deſſen, um ein zur Attake günſtiges Terrain zu gewinnen, mehrere Flankenbewegungen, als der bekannte Sauſeton, der den Granaten eigenthümlich iſt, unſren Irrthum aufklärte. Es wurden nun zunächſt auch die andern 4 Eſcadrons, Huſaren und Dragoner, herangezogen, da aber das Terrain auf weit hin nirgends eine paſſende Deckung zu bieten ſchien, die Aufgabe der Recognoſcirung: Feſtſtellung ob Gitſchin beſetzt ſei oder nicht, auch als im Weſentlichen gelöſt zu betrachten war, ſo gab Oberſtlieutenant Heinichen den Befehl zum



Rückzug. Die erſte Feuerprobe war beſtanden. 30 bis 40 Granaten platzten in unmittelbarer Nähe der Eſcadrons, unſrem Lieutenant v. Buſſe wurde das Pferd unterm Leibe durch eine Granate auseinandergeriſſen, drei andere ſchlugen in die Eſcadron des Rittmeiſters Grafen Häſeler (von den Schwedter Dragonern) ein, ohne erheblichen Schaden anzurichten. Mit großer Ordnung zogen ſich die Eſcadrons zurück. Die Ulanen verloren 2 Mann todt, 1 verwundet. Die Verluſte der andern Schwadronen waren noch geringer.

Ueber Mittag, nach einem Ritt (hin und zurück) von 4, 6 und 8 Meilen, je nach dem Punkt von dem man aufgebrochen war, traf das Detachement wieder zwiſchen Rowensko und Ktowa ein. Reiter und Pferde, bei der Hitze des Tages, waren ziemlich hart mitgenommen. Dreißig Stunden ſpäter (am 29.) hielten unſere Ulanen faſt an derſelben Stelle zum zweiten Male im Granatfeuer; auch an dieſem zweiten Tage, bei größerem Verluſt, ohne zum Angriff zu kommen.«

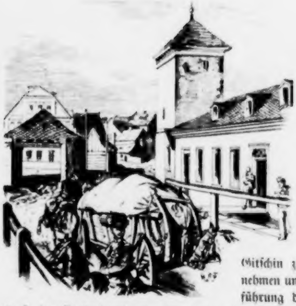
Das Reſultat der Recognoscirung lautete alſo dahin: »Gitſchin iſt beſetzt.« Man verſchob den Angriff bis zum andern Tage. Und in der That, Gitſchin war beſetzt, aber doch anders, wie wir damals annehmen zu müſſen glaubten. Der Feind war um vieles ſchwächer als er erſchien und beſtand, namentlich was ſeine Infanterie angeht, aus einer einzigen detachirt geweſenen Compagnie vom 18. Jäger-Bataillon, die erſt am Morgen des 28. (oder kurz vorher) von Eiſenbrod in Gitſchin eingetroffen war. In Wahrheit ſtand uns nichts gegenüber als die von drei reitenden Batterieen



begleitete leichte Cavallerie-Diviſion unter Generalmajor v. Edelsheim. Die Zuſammenſetzung dieſer Diviſion haben wir S. 116 bereits gegeben.

Daß Oberſtlieutenant Heinichen, mit völlig unausreichenden Kräften (6 Schwadronen gegen 6 Regimenter) dieſer Reitermaſſe gegenüber nicht zur Attake ſchritt, war gerechtfertigt; zugleich aber ſcheint feſtzuſtehn, daß er durch die ſchwache Jäger-Abtheilung einerſeits, durch das heftige Feuer der Cavallerie-Batterieen andrerſeits irregeleitet, in das Lager bei Rowensko ein Bild mit zurücknahm, das der eigentlichen Sachlage nicht entſprach.

Gitſchin.



GEGEN Mittag am 29. traf Befehl bei der 5. Diviſion ein: ſofort auf Gitſchin zu gehn, die Stadt zu nehmen und zu beſetzen. Die Ausführung dieſes Befehls führte im Laufe des Nachmittags zu einer Reihe blutiger Gefechte. Eh wir zu einer Schilderung derſelben übergehn, geben wir zuvor eine kurze Beſchreibung der Stadt ſelbſt und ihrer Umgebung.

Gitſchin (böhmiſch: Jičin) iſt die Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes, eines der fruchtbarſten im Königreich. Die Einwohner, etwa 6000, ſind vorwiegend czechiſch. Der Ort, größer und geräumiger als ſeine Einwohnerzahl erwarten laſſen ſollte, hat ein hiſtoriſches Gepräge, ganz im Einklang mit ſeiner Geſchichte. Bis zum Ausbruch des böhmiſchen Aufſtandes (1618) war es ein ärmlicher, aus etwa 200 Lehm- und Schindelhäuſern beſtehender Flecken, der während der Inſurrectionsjahre wo möglich noch an Anſehen verlor. 1623 brachte Albrecht Graf v. Waldſtein (Wallenſtein) Stadt und Umgegend käuflich an ſich und vereinigte beides mit ſeiner Herrſchaft Friedland zu einem Lehn, das zwei Jahre ſpäter durch kaiſerliche Gnadenverleihung zu einem Herzogthum Friedland erhoben wurde. Gitſchin wurde Reſidenz.

Schon 1623, alſo gleich nach der Beſitzergreifung, hatte Wallenſtein mit einem großartigen Schloßbau*) nach florentiniſchem Muſter begonnen. Der Bau intereſſirte ihn lebhaft, ſo daß er die Fortführung deſſelben auch in ſeiner Abweſenheit überwachte. An das Schloß ſelbſt lehnte ſich ein Garten, an dieſen ein Faſanenpark und an den Faſanenpark wiederum ein großer, reich beſtandener Thiergarten. Berühmt war die von ihm angelegte Muſterſtuterei, für welche er die koſtbarſten Zelter aus Italien, arabiſche Hengſte aus der Türkei und die edelſte und kräftigſte Zucht aus Mecklenburg hatte herbeiſchaffen laſſen. 1630 war der eigentliche Schloßbau beendet. Der Herzog verlebte hier inſonderheit die Monate, die zwiſchen ſeiner

---

*) Dies Schloß wurde auf dem Grund und Boden des alten Smirſitzkiſchen Herrenhauſes erbaut, das im Jahre 1620 durch eine Pulver-Exploſion zerſtört wurde. Gleichzeitig ging das alte, eben erwähnte Geſchlecht zu Grunde. Die Ereigniſſe haben ein ſehr charakteriſtiſch alt-böhmiſches Gepräge, weshalb wir dieſelben hier in der Kürze geben. 1618 war der letzte männliche Sproß der Familie Smirſitzki (wie es heißt an einem Uebermaß von Reizmitteln) geſtorben. Es hinterblieben zwei Schweſtern. Die ältere befand ſich wegen eines verbotenen Liebesverhältniſſes in Haft auf Schloß Kumburg, die jüngere war an einen Slawata vermählt. Dieſe jüngere Schweſter hatte der Bruder zu ſeiner Univerſal-Erbin eingeſetzt. Sie ſollte dieſes Beſitzes aber nicht froh werden. Die ältere Schweſter wurde aus ihrer Gefangenſchaft durch Heinrich Otto v. Wartenberg befreit, der ſich gleich darauf mit der Befreiten vermählte. Beide erhoben nun Anſprüche an das ihnen vorenthaltene Erbe, bewaffneten 1000 Bauern und nahmen Gitſchin, Stadt und Schloß, in Beſitz. Die Slawatas aber hatten Friedrich von der Pfalz, den ſogenannten „Winterkönig" auf ihrer Seite, der nunmehr eine Commiſſion ernannte, die den Wartenberg und ſeine Gemahlin „mit Ernſt aus dem Beſitz von Gitſchin entfernen ſollte". Ein kurſächſiſcher Geſandtſchaftsbericht ſchildert, was nun geſchah, wie folgt: „Als ſolche verordnete Commiſſion, bei der ſich auch Slawata befand, am Sonnabend den 4. Februar 1620 bei dem v. Wartenberg und ſeiner Frau in Gitſchin anlangte, iſt unverſehens die daſelbſt von dem verſtorbenen Herrn Smirſitzki aufs ſtattlichſte erbaute Behauſung von unterſetztem Pulver über den Haufen geworfen. Und nicht allein Herr v. Slawata und ſein Bruder, ſondern auch alle andern anweſenden Commiſſarien ſammt der Frau v. Wartenberg, welche gerade zur Zeit geſegneten Leibes geweſen, ſind, nebſt vielen anderen Perſonen (man zählt über 60) elendiglich um das Leben gebracht worden." Ein anderer Bericht ſagt: „Die Schloßherrin, Frau v. Wartenberg, der man die Exploſion ſchuld gab, mußte ihren fanatiſchen Heroismus grauſam büßen. Man fand ſie, noch lebend, bis zur Hälfte des Leibes verſchüttet, an Geſicht und Händen furchtbar verbrannt. Sie begehrte zu trinken, aber der Schloßverwalter (der im Dienſte der Gegenpartei war) verſagte ihr nicht nur dieſen Trunk, ſondern riß ihr gewaltſam die koſtbaren Ohrgehänge aus den Ohren, ſo daß Blut danach floß, ſo wie ferner die Ketten und Kleider vom Hals und Leib und auch die Ringe vom Finger und ließ ſie ſo nackend ſtehn und grauſam verſchmachten. In ſolchem Zuſtande wurde die Leiche zu einem Bürger getragen, der ihr aus Erbarmen ein Todtenhemd anzog, eine ſchwarze Truhe anſchaffte und in einem kleinen Kirchlein vor der Stadt beiſetzen ließ". So endete dieſer Hader. Die jüngere Schweſter, Frau v. Slawata, nunmehr Wittwe, mußte nach der Schlacht am weißen Berge flüchtig werden und die vom Kaiſer eingezogenen Güter kamen drei Jahre ſpäter, durch Kauf, an Wallenſtein.

Abſetzung (1630) und der Wiederaufnahme ſeines Commandos lagen. Hier entfaltete er jene oft beſchriebene Pracht, hier bemaß er ſeine Pläne. Deshalb blieb ihm Gitſchin theuer und ſeine Beſtimmung lautete bekanntlich dahin, in der »Carthauſe zu Gitſchin« begraben zu ſein. Dieſer Wunſch ging ihm erſt 1636 in Erfüllung, nachdem ſeine Leiche bis dahin im Franziskanerkloſter zu Mies geſtanden hatte. Seine Gitſchiner Grabesruhe wurde oft geſtört. 1639 ließ der Feldmarſchall Baner Kopf und rechten Arm des Friedländers aus der Gruft nehmen und ſchickte beides nach Schweden; 1785 endlich erwirkte Graf Vincenz von Waldſtein die Erlaubniß, die Ueberreſte ſeines großen Ahnherrn aus der Gitſchiner Carthauſe nach dem nunmehrigen Waldſteinſchen Erbbegräbniß in der St. Annen-Kapelle zu Münchengrätz überführen zu dürfen. (Vgl. S. 165.)

Nach Wallenſteins Tode kam Gitſchin zunächſt an ſeinen ehemaligen Kriegsgefährten, den aus den »Piccolominis« männiglich bekannten General v. Tiefenbach, von dieſem an die Reichsgrafen von Sternberg, von den Sternbergs endlich an die Grafen (nunmehrige Fürſten) von Trauttmannsdorff. In Beſitz dieſer iſt es noch.

1813 gelangte Gitſchin auf kurze Zeit zu erneutem Anſehn. Kaiſer Franz, während der Waffenſtillſtands-Monate, nahm hier, im alten Wallenſteinſchen Schloß, einen fünfwöchentlichen Aufenthalt, während welcher Zeit das für die damalige Weltlage entſcheidende Bündniß zwiſchen Rußland-Preußen einerſeits und Oeſtreich andrerſeits abgeſchloſſen wurde. Im Gitſchiner Schloß erfolgte die definitive Unterzeichnung des Allianz-Vertrages. Das Zimmer in welchem die Unterzeichnung erfolgte (Metternich, Neſſelrode, Wilhelm v. Humboldt) wird kraft fideicommiſſariſcher Beſtimmung für immerwährende Zeiten in dem Zuſtande erhalten, in welchem es damals war.

Gitſchin iſt von drei Vorſtädten: der Prager, Holiner und Walditzer, umgeben.

Das eigentliche Gitſchin beſteht aus dem »Ring« und einigen zunächſt gelegenen Straßen. Am Ringe, eine Seite deſſelben zum größren Theile einnehmend, befindet ſich das weiter oben geſchilderte Waldſteinſche Schloß, das jetzt als Regierungsgebäude und zwar als Sitz verſchiedener Behörden, des Oberlandesgerichtes, des Forſtamts ꝛc. dient. Zwiſchen dem Ringe und der Walditzer Vorſtadt, die beide nur durch ein Thurmthor mit einander in Verbindung ſtehn, erhebt ſich die ſchöne Jeſuiten-Kirche, die nach dem Muſter der Wallfahrtskirche zu San Jago de Compoſtella erbaut wurde. Im Zuſammenhange damit, an der Nordſeite der Stadt ſich hinziehend, liegt das Jeſuiten-Collegium, deſſen Bau, ebenfalls durch Wallenſtein, gleichzeitig mit dem Bau des Schloſſes unternommen wurde.

In naher Entfernung von der Stadt, deren Umgebung eine Fülle der reizendſten Landſchaftsbilder bietet, befindet ſich eine Anzahl kleiner, maleriſch gelegener Ortſchaften: Wockſchütz, die Carthauſe, Libun, Lomnitz, Eiſenſtadtl. Alle am 29. viel genannt. Die Carthauſe, durch eine prächtige aus vier Baumreihen beſtehende Allee mit der Stadt verbunden, liegt dieſer zunächſt. Wir werden nach der Schlacht daſelbſt eintreten.

Das Treffen bei Gitſchin.

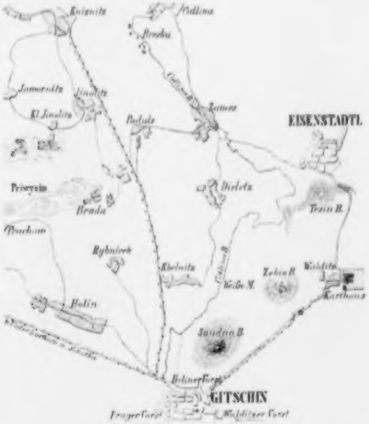
Am Nachmittag den 29. rückten die preußiſchen Colonnen auf zwei Straßen gegen Gitſchin vor. Die eine Colonne (3. Diviſion) kam von Weſten; wir haben ſie im vorigen Capitel durch das Defilé von Ober- und Unter-Lochow bis Gitſchin begleitet; die andre Colonne (5. Diviſion) kam von Norden; wir begleiten dieſelbe jetzt, nach vorgängiger Beſchreibung des Terrains, durch das Defilé von Brada-Podulſch.

Das Terrain.

Die von Norden her nach Gitſchin führende Straße (die Turnauer Chauſſee) tritt bei dem Dorfe Libun, ohngefähr eine Meile nördlich von Gitſchin, auf ein Plateau, läuft dreiviertel Meilen lang, Kniznitz, Ginolitz, Podulſch, Kbelnitz vorbei, über dies Plateau hin und ſteigt von hier aus, geradlinig gegen Süden, in den Thalgrund nieder, in dem Gitſchin gelegen iſt. Dieſer Weg über das Plateau hin iſt der nächſte, er iſt aber, weil im Oſten durch drei Einzelberge, im Weſten durch eine Berglehne, den bewaldeten Priwyſin,*) flankirt, ein ſchwer paſſirbares Defilé. Wer hier durch will, eine ausreichende Vertheidigung vorausgeſetzt, hat ein dreifaches Feuer zu überwinden, in Front und beiden Flanken.

---

*) Die drei Einzelberge im Oſten ſind der Leſin- oder Eiſenberg bei Eiſenſtadtl, der Zebin-Berg bei der Walditzer Carthauſe und der Soudnaer Spitzberg, dicht vor Gitſchin. Nur die beiden erſtgenannten, was gleich hier erwähnt ſein mag, waren armirt. — Der „Priwyſin", an der gegenüberliegenden Seite des Defilés, iſt ein flacher, waldbeſtandener Kegel von etwa ¼ Meile im Quadrat; nach Weſten hin geht er in die Prachower Felſen

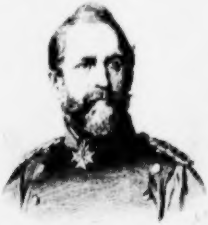

Knieznitz
Cidlina
Bresha
Jamenitz
Jinolitz
Kl. Jinolitz
Podulz
Zames
EISENSTADTL
Priwysin
Brada
Dieletz
Tesin B.
Prachow
Rybnicek
Kbelnitz
Cidlina B.
Zebin B.
Weiße M.
Woldšitz
Karthaus
Holin
Sandna B.
Böhmer Vorst.
GITSCHIN
Prager Vorst.
Woldditzer Vorst.

Faſt parallel mit dieſer Turnauer Chauſſee läuft eine zweite Straße von Norden her auf Gitſchin zu; ſie folgt, am Fuße des Plateaus, im Weſentlichen dem Waſſerlauf des Cidlina-Flüßchens, berührt die Dörfer Cidlina, Bresca und Zames, biegt öſtlich aus bis zu dem Flecken Eiſen-

aber, die, bei Ober-Lochow, mit ihrem Südabhange die von Sobotka nach Gitſchin führende Chauſſee berühren. Nach Norden hin legt ſich ein breiter Sumpfſtreifen vor die ohnehin ſchon feſte Poſition, ein Sumpfſtreifen an deſſen Norduſer das Dorf Ginolitz, an deſſen Süduſer Klein-Ginolitz gelegen iſt. Unſre Karte giebt dies nicht ganz genau. Nach Oſten hin hat der Priwyſin ſeine eigentliche Front. Mehr oder weniger ſteil abfallend, ziehen ſich hier ſeine Abhänge bis an die Turnauer Chauſſee heran, die er vollſtändig beherrſcht. Am Fuße des Abhangs, von der Chauſſee durchſchnitten, liegt zunächſt das große Dorf Podulſch, dahinter, in halber Höhe des Abhangs, das Dorf Brada. Im Rücken von Brada ein Kegel, der Brada-Berg. Dies ſind die Punkte, auf die es ankommt.

ſtädtl und der Walditzer Carthauſe hin und läuft dann, wieder weſtlich, im Rücken des Zebin- und Soudnaer Spitzberges auf Gitſchin zu.

Dieſe beiden Straßen ſtanden zur Wahl; die eine (über das Plateau hin) völlig ungedeckt, überall vom Feinde eingeſehn, aber zuverläſſig, mit feſtem Grund unter den Füßen, die andre (am Fuße des Plateau hin) minder vom feindlichen Feuer beherrſcht, aber partiell unſicher, wie alles Sumpf- und Wieſenterrain; dabei ein Umweg.



General v. Tümpling, weniger die Fährlichkeit des Feindes als die Fährlichkeit des Bodens ſcheuend und darin gewiß die beſte Wahl treffend, entſchloß ſich auf geradeſtem Wege vorzugehn, dies ſein Vorgehn auf der Hauptſtraße aber durch Umgehungen links und rechts zu unterſtützen. Er theilte zu dieſem Behuf die 12 Bataillone ſeiner Diviſion in 3 Angriffskörper, in zwei Umgehungs-Colonnen und eine Colonne für das Centrum.

Die Ordres wurden dahin gegeben, daß

die linke Umgehungs-Colonne an der Cidlina entlang,
die rechte Umgehungs-Colonne über den beinah pfadloſen Priwyſin,
die Centrums-Colonne endlich auf der Turnauer Straße vorzugehn habe. — An dieſer letzteren Straße lag der Schlüſſel der feindlichen Stellung, die Dörfer Podulſch und Brada.

Eh wir die einzelnen Colonnen auf ihrem Vormarſch begleiten, geben wir die feindliche Stellung

Die Aufſtellung des Feindes.

Die Aufſtellung des Feindes, in natürlicher Benutzung des Terrains, entſprach der Angriffs-Dispoſition wie wir dieſelbe eben gegeben.

Eine Brigade, die Brigade Piret, ſtand bei Eiſenſtadtl. Sie bildete den äußerſten rechten Flügel und hatte die Aufgabe den Cidlina-Grund zu ſperren. Die linke Umgehungs-Colonne der Preußen mußte muthmaßlich auf dieſe Brigade Piret ſtoßen.

Eine zweite Brigade, die Brigade Poſchacher (die ſogenannte »eiſerne«, die ſchon bei Podol im Feuer geweſen war), hielt Centrum und linken Flügel beſetzt und zwar derart, daß das Regiment König von Preußen den öſtlichen Abhang des Priwyſin, das Regiment Martini aber die Nordliſière des eben genannten Waldberges gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen hatte. Die auf der Turnauer Straße vorrückende Centrums-Colonne mußte alſo unter das Flankenfeuer des Regiments König von Preußen, unſre als rechte Umgehungs-Colonne vorrückenden Bataillone aber in das Frontfeuer des Regiments Martini gerathen.

Dieſe zwei Brigaden (Piret und Poſchacher) hatten, wie ein erſtes Treffen, in vorderſter Reihe die von Norden her auf Gitſchin zulaufende Straße zu ſchließen; zwei weitere Brigaden aber wirkten mit: die Brigade Leiningen, im Rücken des Regiments König von Preußen, ſoutenirte dieſes, die Brigade Abele, in Flanke und Rücken des Regiments Martini, verlängerte den feindlichen linken Flügel*) und ſteigerte die Schwierigkeit einer Umgehung an dieſer Stelle.

Noch wichtiger war die Heranziehung einer dritten Reſerve-Brigade, der ſächſiſchen Brigade Kronprinz. Dieſe wurde, unmittelbar nach Beginn des Kampfes, aus dem zweiten Treffen in das erſte Treffen vorgenommen und beſetzte das am Südabhange des Plateaus zwiſchen dem Cidlina-Bach und der Turnauer Straße gelegene Dorf Diletz.

Dieſer Punkt, weil die Hauptſtellung Brada-Podulſch faſt ſchon tournirend, war für den Gang des Gefechts von beſondrer Bedeutung.

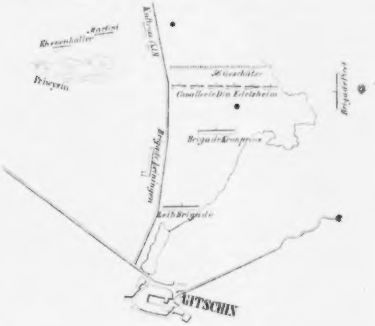
Die geſammte Stellung war von großer natürlicher Widerſtandskraft, 56 Geſchütze liehen ihr etwas von Unnahbarkeit. Sieben Batterieen der Corps-Geſchütz-Reſerve ſtanden bei Beginn des Gefechts quer über das Plateau fort, zwiſchen den Dörfern Podulſch und Zames; dahinter die

---

*) Was hier, Front gegen Norden, in Verlängerung des feindlichen linken Flügels (Regiment Martini) ſtand, war nur die Hälfte der Brigade Abele und zwar das Regiment Khevenhüller. Die andre Hälfte (Regiment Ramming), ſtand Front gegen Süden bei Ober-Lochow, am Fuß der Prachower Felſen und griff hier, wie wir wiſſen, in das Gefecht gegen unſre 3. Diviſion mit ein.

Cavallerie-Diviſion Edelsheim. Außerdem aber waren, wie bereits S. 209 und S. 210 hervorgehoben, der Priwyſin links und die beiden Einzelberge (der Teſin- und Zebin-Berg) rechts durch mehrere Batterieen armirt.

Gegen dieſe Aufſtellung rückten um 3½ Uhr die Preußen an. Durch Linien ausgedrückt war die öſtreichiſche Aufſtellung die folgende:


Martini
Khevenhüller
Priwyſin
Poschacher
Cavallerie Div. Edelsheim
Brigade Piret
Brigade Kronprinz
Brigade Leiningen
Leib Brigade
GITSCHIN

Die Centrums-Colonne nimmt Podulſih, ſcheitert an Brada.

Etwa 3¾ Uhr hatte die Diviſion Tümpling Libun paſſirt und ſtand a cheval der Chauſſee zwiſchen dem eben genannten Dorfe und Unter-Kniznitz. Von hier aus geſtattete ſich ein Ueberblick über das Terrain und die feindliche Stellung. General v. Tümpling ließ die Diviſions-Artillerie auf einem Höhenzuge zwiſchen Kniznitz und Cidlina auffahren und das Feuer gegen die, wie wir wiſſen, auf der Linie Podulſih-Zames ſtehende Geſchützlinie des Feindes eröffnen. Um 5¼ Uhr gingen die Unſeren in drei Colonnen, der bereits angegebenen Dispoſition gemäß, zum eigentlichen Angriff über.

Zuerſt die Centrums-Colonne, vier Bataillone: die Muſketiere vom 18. und die Grenadiere vom Leib-Regiment.

Die Colonne dirigirte ſich auf den mehrgenannten Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung, paſſirte Unter-Kniznitz, ſchob ſich, unter Vermeidung der großen Straße, auf Cidlina und von hier aus ſchräg vorwärts über das Plateau hin. Die gleichzeitig vorgehenden Umgehungs-Colonnen deckten die Flanken; Ginolitz und Daubrowitz — rechts und links von der Marſchlinie über das Plateau hin gelegen — waren bereits von vorgeſchobenen Abtheilungen beſetzt worden.

Der Vormarſch ging zunächſt auf Podulſih. Dieſes, das wird hier einzuſchalten ſein, iſt ein aus zwei Hälften beſtehendes Dorf, deſſen geſchloſſene Hälfte dieſſeits der großen Turnauer Straße gelegen iſt, während ſeine ausgebauten Gehöfte jenſeits liegen und beinah unmittelbar in das Dorf Brada übergehn. Beide Hälften waren vom Feinde (Regiment König von Preußen und 18. Jäger-Bataillon) ſtark beſetzt.

Gegen die geſchloſſene Dorfhälfte, als den vorgelegenſten Punkt, richtete ſich der erſte Angriff. General v. Tümpling zog das 1. Bataillon vom Regiment Nr. 48, Major Spicker, an die Spitze; zwei Bataillone vom Leib-Regiment folgten. Das 2. Bataillon vom 48., in gleicher Höhe mit dem 1. Bataillon, begleitete den Vormarſch an der Cidlina hin und zwar derart, daß die 5. Compagnie, am Plateau-Abhang marſchirend, den rechten Flügel bildete, alſo dem über das Plateau vorgehenden 1. Bataillon zunächſt avancirte.

So der Vormarſch. Die 3. Compagnie (Hauptmann v. Steinbach) hatte die Tête. Hauptmann v. Steinbach ließ ausſchwärmen und Schnellfeuer eröffnen, während er ſelbſt den Reſt der Compagnie tambour battant gegen Podulſih führte. Das Dorf wurde im erſten Anlauf genommen; der Feind zog ſich auf die ausgebauten Gehöfte jenſeits des Weges, überhaupt auf ſeine Kernſtellung (Brada-Podulſih) unter nicht unerheblichen Verluſten zurück, die ihm zu weſentlichem Theile durch das geſchickte Eingreifen der aus dem Cidlina-Grunde heraufſteigenden, den Oſt- und Südrand des Dorfes raſch umſpannenden 5. Compagnie bereitet wurden. Ein Hauptmann und 60 Mann fielen gefangen in unſere Hände.

Ein feſter Punkt war gewonnen, aber dieſer feſte Punkt war doch erſt ein Außenwerk. Die eigentliche Stellung Brada-Podulſih befand ſich nach wie vor in Händen des Feindes. Es galt, ihm dieſe zu entreißen. Noch drei Compagnieen (1. 2. 4.) des Bataillons waren intakt; Major Spicker entſchloß ſich die 2. Compagnie gegen den Priwyſin hin einſchwenken und die 1. und 4. Compagnie, links und rechts vorgezogen, gegen die jenſeits der Chauſſee gelegenen Gehöfte von Podulſih avanciren zu laſſen. Unter Hurrah gingen die Compagnieen vor; aber trotz größter Bravour der Offiziere und Mannſchaften wurde dieſer Angriff durch das feindliche Feuer abgeſchlagen. Friſche Compagnieen vom Regiment König von Preußen und 18. Jäger-Bataillon, verſtärkt durch die Abtheilungen die ſich aus dem geſchloſſenen Dorf hierher zurückgezogen, hatten die Häuſer zu einer Art

Etagenfeuer eingerichtet. Den in erſter Linie ſtehenden beſten Schützen wurden von hinten her die geladenen Gewehre gereicht, ſo daß man eine Feuerkraft erzielte, die dem Schnellfeuer unſerer Zündnadelgewehre in nichts nachſtand. Premierlieutenant v. Maſſenbach, der die 2. Compagnie führte, Lieutenant v. Ledebur von der 1., Premierlieutenant v. Borkowski von der 4. Compagnie wurden tödtlich getroffen, viele andere Offiziere und Mannſchaften verwundet. Major Spieker zog die 3. und 5. Compagnie, die nach Wegnahme von Podulſih im Dorf zurückgeblieben waren, an die Chauſſee heran und ließ Schnellfeuer gegen die Ausbauten eröffnen, ohne jedoch, vor Eintreffen von Verſtärkungen, zu einem erneuten Angriff übergehen zu können.

Ein Erfolg war hier errungen, aber nur ein halber. Podulſih blieb beſetzt; das 2. Bataillon vom 48., oder doch die Mehrzahl ſeiner Compagnieen, ſetzte im Cidlina-Grunde ſeinen Vormarſch fort; die beiden Grenadier-Bataillone vom Leib-Regiment ſtanden in Reſerve. Es war 6 Uhr.

General v. Tümpling glaubte vorläufig ſich an dem Erreichten genügen laſſen und vor Wiederaufnahme eines Angriffs im Centrum, beſtimmte Erfolge der Umgehungs-Colonnen abwarten zu müſſen.

Wir blicken zunächſt nach der rechten Umgehungs-Colonne aus.

Vormarſch in der rechten Flanke. Das Waldgefecht der 18er und 12er.

Gleichzeitig (5 Uhr) mit der Centrums-Colonne, die, wie wir ſahen, über das Plateau hin auf Podulſih und Brada vorging, ſetzte ſich die rechte Umgehungs-Colonne in Marſch. Dieſe Colonne (faſt die ganze 10. Infanterie-Brigade) beſtand aus 5 Bataillonen unter dem Brigadier Generalmajor v. Kamiensky. Es waren drei Bataillone 18er und die beiden Grenadier-Bataillone vom Regiment Nr. 12.

Unmittelbar nach Paſſirung von Libun erhielt das 1. Bataillon vom 18. Regiment Befehl, ſüdlich gegen Jawornitz und nach Beſetzung dieſes Dorfes weiter gegen die nördlichen Waldabhänge des Priwyſin vorzugehn. Dem 1. Bataillon folgte das 2., dem 2. das Füſilier-Bataillon 18. Regiments; die beiden Grenadier-Bataillone vom 12. wurden in Reſerve zurückbehalten.

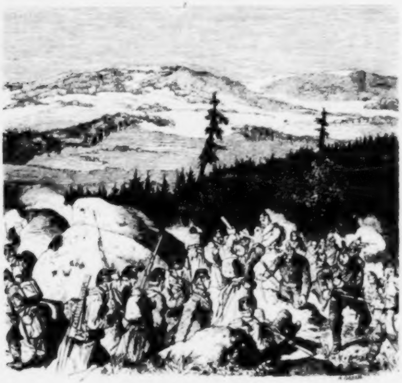
Das 1. Bataillon 18er beſetzte Jawornitz, gleich darauf eine dahinter gelegene Höhe, als ſich das Bataillon aber anſchickte eine zweite mit der erſten parallel laufende Hügellinie zu nehmen, ſah es ſich in ſeinem Vorgehn durch einen ſumpfigen Wieſenſtreifen (vergl. die Anmerkung S. 209 und S. 210) aufgehalten, der in ziemlicher Breite zwiſchen dem dieſſeitigen und dem jenſeitigen, bewaldeten Höhenzuge lag. Eine Brücke, ein Damm, eine trockne Stelle waren entweder nicht da oder nicht zu finden, ein Durchwaten aber um ſo mißlicher, als der gegenüberliegende, von feindlichen Schützen ſtaffelförmig beſetzte Abhang unſere vorgeſchobenen Abtheilungen ſofort unter ein heftiges Feuer nahm.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß General v. Kamiensky unſrem rechten Flügel einen äußerſten rechten Flügel zu geben, in der Hoffnung ſchließlich in weitrem Bogen eine Umgehung ausführen zu können, die ſich im engeren Bogen, wegen Unpaſſirbarkeit des Terrains, nicht ermöglichen wollte.

Die zunächſt ſtehenden zwei Bataillone (2. und Füſiliere) vom 18. wurden vorgezogen, das 2. Bataillon ſetzte ſich rechts neben das 1., das Füſilier-Bataillon wiederum rechts neben das 2. Bataillon und die ſo nach rechts hin verlängerte Linie ſtieß endlich, 2000 Schritt ſüdweſtlich von Jawornitz, auf eine paſſirbare Stelle. Hier defilirten die beiden Bataillone, drangen, wie nach der Sachlage geboten, gegen Süden vor, geriethen aber, unter nunmehrigem lebhaften Avanciren nicht auf die Nordabhänge des Priwyſin, um deren Erſtürmung es ſich handelte, ſondern in die weiter weſtwärts im Rücken der Brada-Podulſh-Stellung gelegenen, mehrfach genannten Prachower Felſen. Dieſe, zum Ueberfluß, waren auch noch vom Feinde ſtark beſetzt; in Verlängerung des feindlichen linken Flügels ſtanden hier, wie wir wiſſen, mit Front gegen Norden, die Bataillone des Regiments Khevenhüller (Brigade Abele).

Auf pfadloſem Waldterrain, drin ſich die feindlichen Schützen eingeniſtet hatten, entſpann ſich nunmehr ein Feuergefecht, das viele Opfer koſtete und aus dem heraus zu kommen beide Theile ein gleich großes Intereſſe hatten. Unſre 18er deshalb, weil ſie, lediglich zur Umgehung des Priwyſin und ſeiner Beſatzung (Brigade Poſchacher) beſtimmt, unmöglich ihre Aufgabe darin finden konnten, mit einem neuen Gegner anzubinden, an deſſen Flanke man vorbei, aber in deſſen Front man ſich nicht, unter Dranſetzung von Zeit und Blut, verbeißen wollte; — die Oeſtreicher deshalb, weil ſie fürchten mußten (wenn unſere Pommern bei Unter-Lochow vordrangen) unter zwei Feuer genommen und abgeſchnitten zu werden.

Beide Theile trafen danach ihre Vorkehrungen. Oberſt Kettler vom 18. ließ eine Halblinksſchwenkung machen, um wieder in die richtige Direction, die nach links und nicht nach rechts hin lag, zu kommen, während Oberſt v. Abele einen heftigen Vorſtoß anordnete, um unter dem Einfluß deſſelben frei zu werden und ſeinen Rückzug bewerkſtelligen zu können. Mit geſchloſſenen Colonnen griffen die Oeſtreicher an. Es kam in den Felſen zu einem erneuten Kampf, erbitterter als vorher. Aus dem Feuergefecht wurde ein Kampf mit Kolben und Bajonet. Als derſelbe zu einem momentanen Zurückweichen unſrer 18er führte, wurde dieſer Moment zu einem ſchnellen Rückzuge von Oberſt v. Abele benutzt. Unſrerſeits hatten wir vorzugsweiſe die 5., 7. und 8. Compagnie im Gefecht gehabt. Hauptmann Schorr (7.) wurde tödtlich getroffen, Lieutenant v. Unruh (5.) fiel; Premierlieutenant Offermann, Lieutenant v. Dioszeghy waren ſchwer verwundet. Die 5. Compagnie hatte am meiſten gelitten.



(Die 12er bei Klein-Jinolitz.) Die Umgehung durch die 18er, die auf die Prachower Felſen ſtatt auf den Priwyſin geführt hatte, war eigentlich geſcheitert, geſcheitert einerſeits weil man in den Felſen auf einen unerwarteten, friſchen Feind geſtoßen war, und geſcheitert nicht minder, weil die in zu weitem Bogen ausgeführte, gleichſam über das Ziel hinaus ſchießende Schwenkung keinen Druck an der Stelle (dem Priwyſin) auszuüben vermochte, wo der Druck eigentlich ausgeübt werden ſollte.

Generalmajor Kamiensky beſchloß alſo der Umgehung im *weiteren* Bogen eine Umgehung im *engeren* Bogen folgen zu laſſen und die beiden Bataillone 12er, die er noch hatte, in gleicher Höhe mit den 18ern aber *links neben dieſelben* vorzuſchieben. Dieſer engere Bogen mußte nothwendig auf den Priwyſin führen, vorausgeſetzt, daß es glückte (was dem

1. Bataillon der 18er nicht geglückt war) einen Uebergang durch den Sumpfſtreifen zu finden.

Die beiden Bataillone 12er traten an (6 Uhr); Oberſt v. Debſchitz führte ſie vor; nach kurzem Kampf wurde Klein-Jinolitz durch die Têten-Compagnie (1.) genommen und — wichtiger als das — unmittelbar hinter Klein-Jinolitz ward ein Knüppeldamm ſichtbar, der, quer durch den Sumpfſtreifen hindurch, zum Priwyſin hinaufführte. Hier hatte man alſo was man wollte; ein paſſirbarer Weg war gegeben; aber der Feind, wohl wiſſend, daß dies die Stelle ſei, von wo aus unſer Angriff überhaupt nur erfolgen konnte, hatte das gegenübergelegene Wald-Terrain auch hier wieder etagenförmig mit ſeinen Schützen vom Regiment Martini beſetzt. Man ſchoß ſich herum. Mannigfache Verluſte waren zu beklagen. Ein Angriff des Feindes, um Klein-Jinolitz wieder zu gewinnen, ſcheiterte; aber ebenſo ſcheiterte ein Angriff unſrerſeits, um den Feind aus ſeiner Waldpoſition zu werfen. Er hielt den Schlüſſel ſeiner Stellung feſt: den Priwyſin und das Dorf Brada.

Auch hier (wie im Centrum) ſtand das Gefecht.

Vormarſch in der linken Flanke. Die Füſilier-Bataillone 12 und 48 nehmen Zames und Diletz (6 und 7½ Uhr).

Die linke Flügel-Colonne (Füſilier-Bataillone 12 und 48) war am nördlichen Eingang von Ober-Kniznitz abgebogen und dirigirte ſich durch Unter-Kniznitz auf Eidlina.

Eidlina-Breska, als dieſe unſre Flankenbewegung ſich kenntlich machte, wurde durch Granatfeuer des Feindes in Brand geſchoſſen, ohne daß es ihm dadurch gelungen wäre, unſern Vormarſch aufzuhalten.

Dieſer wurde vielmehr im Eidlina-Grunde auf Zames fortgeſetzt, derart jedoch, daß das Füſilier-Bataillon vom 48. eine kurze Zeit lang auf das Plateau zur Rechten hinaufgezogen wurde, um unſre hier eben auffahrende 1. ſechspfündige Batterie gegen feindliche Cavallerie (die bei Podulſih ſich zeigte) zu ſchützen.

Das Füſilier-Bataillon vom 12. avancirte, bis es ſich öſtlich, nach links hin, in Höhe von Zames befand. Hier bemerkte Major des Barres, der das Bataillon führte, von links her Cavallerie und Infanterie (raſch vorgeſchobene Abtheilungen von der Brigade Piret), die vor ihm das Dorf erreichen wollten. Im Laufſchritt ging jetzt das Füſilier-Bataillon vor und beſetzte Zames. Daſſelbe lag unter dem Granatfeuer einerſeits der auf dem Priwyſin, andrerſeits der am Fuße des Eiſen- und Zebin-Berges aufgefahrenen Batterie und war in wenigen Minuten in Brand geſchoſſen. Major des Barres hielt aber das Dorf, ſowohl gegen dies Feuer von links und rechts, wie auch gegen die eben genannten Abtheilungen feindlicher Cavallerie und Infanterie, die ihren Verſuch nicht ohne Weiteres aufgeben wollten. Es waren Compagnieen vom Regiment Sigismund (Italiener). Einige Salven genügten, den ohne beſondere Energie unternommenen Angriff abzuweiſen. Zames blieb in den Händen unſerer Füſiliere; das Füſilier-Bataillon vom 48. war inzwiſchen nachgerückt (6 Uhr).

Zames lag bereits in der Flanke der feindlichen Aufſtellung; ſeine Beſetzung indeß, bei den überlegenen Kräften über die der Gegner verfügte, war nicht wirkſam genug, um dieſen zur Aufgabe einer ſeiner Poſitionen, am wenigſten ſeiner Stellung am Priwyſin, zu vermögen.

Was aber das einfache Flanke-abgewinnen nicht vermocht hatte, vermochte vielleicht eine weitere und kühnere Vorwärtsbewegung. So wurden die beiden Füſilier-Bataillone beordert, von Zames aus gegen das bereits am Südabhange des Plateaus gelegene Diletz vorzugehn. Glückte dies, ſo war viel gewonnen: ein Keil war zwiſchen die Brigaden Poſchacher und Piret getrieben und die Stellung des Priwyſin halb im Rücken gefaßt.

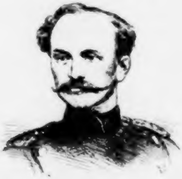
Auf dies wichtige Dorf alſo richtete ſich jetzt der Vormarſch.

Es wiederholten ſich hier die Dinge, wie beim Vorgehn gegen Zames, nur (zunächſt wenigſtens) mit minder günſtigem Erfolg.

Auch Diletz war unbeſetzt; die Sachſen ſtanden um 6 Uhr noch bei Gitſchin, um 6½ paſſirten ſie Kbelnitz und gingen nun auf das mehrgenannte Dorf (Diletz) vor, um daſſelbe mit der Brigade Kronprinz zu beſetzen. So entſtand denn wiederum ein Wettſtreit, wer zuerſt heran ſein würde.

Generalmajor v. Schimmelmann, Commandeur der 9. Infanterie-Brigade, der, vom Gros aus — als er das raſche Vorrücken der ſächſiſchen Bataillone bemerkte — ſich an dieſe Stelle begeben hatte, befahl den beiden vorderſten Schützenzügen, im Laufſchritt durch Diletz hindurchzugehn und die jenſeitige Liſiere des Dorfes zu gewinnen. Bevor es jedoch dem General gelang, weitere Truppen in das Dorf zu werfen, waren die ſächſiſchen Bataillone bereits heran und drängten unſere Schützenzüge hinaus. Diletz war alſo 6¾ Uhr in Händen der Sachſen. Die Aufſtellung, die ſie nahmen, wird aus dem ſächſiſchen Bericht (ſiehe S. 222) am beſten erhellen.

Dieſer wichtige Punkt durfte aber nicht in Händen des Gegners bleiben. Er mußte genommen werden, wenn man an einen Erfolg im Centrum denken wollte und Generallieutenant v. Tümpling ſuchte deshalb an dieſer Stelle zu concentriren, was er irgend vermochte, ohne andere Punkte zu ſchwächen oder bloßzuſtellen. Er gab zunächſt dem Major Ruſtow (Portrait ſiehe folgende Seite), vom 3. Artillerie-Regiment, Befehl zu avanciren und nördlich des zwiſchen Zames und Podulſch führenden Weges mit drei Batterieen eine günſtige Poſition zu nehmen, um von hier aus ſowohl die gegen Diletz vorrückenden feindlichen Abtheilungen als auch die feindlichen Batterieen am Eiſen- und Zebin-Berge wirkſam beſchießen zu können.

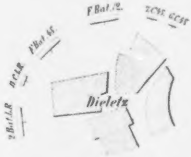


Gleichzeitig detachirte er, aus ſeiner Stellung bei Podulſch, das 2. Bataillon vom Leib-Regiment zur Unterſtützung der eben gegen Diletz vorgehenden Füſilier-Bataillone, denen ſich außerdem noch, von andrer Seite her, drei Compagnieen, die 11. vom Leib-Regiment und die 6. und 7. vom Regiment Nr. 48. angeſchloſſen hatten.

Zur Verwendung kamen hier alſo 3 Bataillone und 3 Compagnieen und zwar:

Füſilier-Bataillon vom 12.,
Füſilier-Bataillon vom 48.,
2. Bataillon vom Leib-Regiment,
1 Compagnie (11.) vom Leib-Regiment,
2 Compagnieen (6. und 7.) vom 48.

Der Angriff erfolgte nun derart, daß er das Dorf von drei Seiten her faßte:

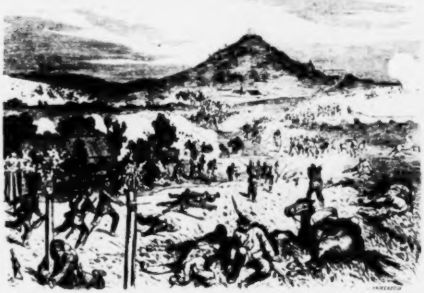


Die 2 Füſilier-Bataillone und die 11. Compagnie vom Leib-Regiment gingen alſo gegen Nord und Nordweſten des Dorfes.

Das 2. Bataillon vom Leib-Regiment faßte das Dorf von Südweſt.
Die 6. und 7. Compagnie vom 48. attakirten mehr nordöſtlich.

Bei Kbelnitz, 2000 Schritt hinter Dilez, ſtanden die ſächſiſchen Reſerven: die Leib-Brigade.

Der concentriſche Angriff unſerer 15 Compagnieen erfolgte mit großem Elan. Die Bataillone des Gegners, der wenig Zeit gefunden hatte ſich an der Liſiere des Dorfes, wie in dem unmittelbar vorgelegenen Terrain (die Jäger ſtanden in einer Obſtbaumplantage) feſtzuſetzen, wurden in ſchnellem Anlauf geworfen und in die Gaſſen und Gehöfte zurückgedrängt. Unter lautem Hurrah folgten die Unſern und es kam nun im Dorfe ſelbſt zu einem heftigen Kampfe, in dem die Energie unſerer Offiziere und Soldaten, in Verbindung mit der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres zum Siege führte. Schnell hintereinander abgegebene kleine Salven ſtreckten den Feind reihenweiſe zu Boden. Feindliche Cavallerie: Escadrons von Liechtenſtein- und Nicolaus-Huſaren, die (man vermuthet wider Willen) hier ins Gefecht kamen, wurden abgewieſen und mehrere von jenſeit des Cidlina-Baches (wo ein Bataillon vom Regiment Sigismund ſtand) irrthümlich auf das ſächſiſche Jäger-Bataillon abgegebene Salven, ſteigerten die Verwirrung und die Verluſte unſres Gegners. Um 7¼ Uhr war Dilez vollſtändig in unſeren Händen. Die Brigade Kronprinz verſuchte ſich außerhalb des Dorfes zu railliren und aufzumarſchiren. Indeſſen ein heftiges von der Süd-Liſiere her gegen ſie abgegebenes Feuer richtete aufs Neue große



Verheerungen in ihren Reihen an und zwang die Brigade zum Rückzug über den Cidlina-Bach. Die Unſrigen folgten bis zur mittleren Mühle.

Sehr abweichend hiervon lautet der ſächſiſche Bericht. Wir entnehmen demſelben Folgendes:

»Gegen 6½ Uhr erſchien die in zwei Colonnen formirte ſächſiſche erſte Infanterie-Brigade (Brigade Kronprinz) vor Diletz, welches kurz zuvor, von Zames her, von feindlicher Infanterie beſetzt worden war. Beide Colonnen erſchienen faſt gleichzeitig an der Süd-Liſière des Dorfes, attakirten mit dem Bajonet und nahmen das Dorf im erſten Anlauf. Die Liſièren wurden nunmehr beſetzt und zwar derart, daß drei Bataillone (das 2., 4. und 1.) den Nord- und Weſtrand des Dorfes beſetzt hielten, während das 1. Jäger-Bataillon in einer vor dem Dorfe gelegenen Obſtbaumplantage, das 3. Infanterie-Bataillon (als unmittelbare Reſerve) im Süden des Dorfes Stellung nahm. Die Leib-Brigade, unſre Haupt-Reſerve, ſtand ebenfalls nach Süden hin im Schutz eines Höhenzuges, der Diletzer Höhe.

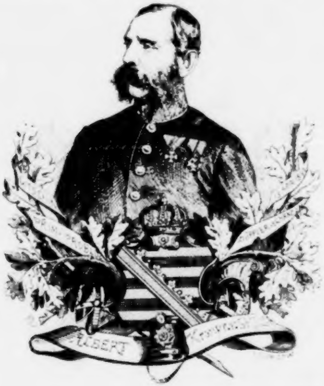
Der Feind rückte alsbald mit verſtärkten Kräften an, ein lebhaftes Feuergefecht entſpann ſich an den Rändern des Dorfes hin, welches im Verein mit dem feindlichen Granatkartätſchenfeuer der Brigade erhebliche Verluſte bereitete. Die ſehr ausgedehnte und zerſtreute Bauart des Dorfes, wie der Mangel einer zuſammenhängenden Umfaſſung erſchwerten die Gefechtsleitung, Vertheidigung und Ueberſicht außerordentlich. Gleichwohl behaupteten die Bataillone, welche ſehr bald die Mehrzahl ihrer Compagnie-Commandanten verloren (die Hauptleute Fickelſcherer, v. Rex, Klette blieben, fünf andere wurden verwundet), mit Standhaftigkeit ihre Poſition. Auch hielten, durch ein unglückliches Mißverſtändniß, die unſern des rechten Flügels bei Eiſenſtadtl anſchließenden Oeſtreicher, die Sachſen eine Zeit lang für Preußen und beſchoſſen das erſte Jäger-Bataillon im Rücken, wodurch demſelben neue Verluſte erwuchſen.*)

Das Gefecht kam zum Stehen und es war erſichtlich, daß der vom Feinde beabſichtigte Durchbruch des dieſſeitigen Centrums, weder bei Brada (wo die Brigade Poſchacher unerſchüttert ſtand) noch bei Diletz gelingen werde.

---

*) War dieſer Zwiſchenfall an und für ſich unheilvoll genug, ſo hatte derſelbe noch ein größeres Unheil im Gefolge. Sächſiſche Jäger, als ſie jene Salven empfingen, ſprangen vor und winkten mit weißen Tüchern, um den Oeſtreichern ein Zeichen zu geben. Dies Tücherwinken ſahen aber auch die eben anrückenden Preußen, deuteten es irrthümlich dahin, daß man ſich ergeben wolle, kamen näher und — wurden mit lebhaftem Feuer empfangen. Nun hieß es: Verrath! Solche Kampfes-Momente ſind eben nicht Momente der Aufklärung. Der Bataillons-Commandeur v. Noſtitz hat öffentlich erklärt: „Die Preußen zu täuſchen hat uns ganz fern gelegen. Auch würde eine derartige Hinterliſt ſo gemein ſein, daß ſie braven Truppen und ehrenhaften Offizieren, als welche die ſächſiſchen ſich hinreichend bewährt haben, nicht zugetraut werden kann.“

Dies war die Gefechtslage, als um 7¼ Uhr ein Befehl des Feldzeugmeiſter Benedek auf dem Schlachtfelde eintraf, welcher dem ganzen Gefecht



eine andre Wendung gab. Dieſer Befehl beſagte, daß der Feldzeugmeiſter ſeine Bewegung gegen die Iſerlinie ſiſtirt habe, daß die Behauptung Gitſchins gegenſtandlos geworden ſei und die auſtro-ſächſiſche Iſer-Armee ſich mit der Haupt-Armee zu vereinigen, größere Gefechte aber zu vermeiden habe.

Als dieſer Befehl eintraf war die Situation ſpeziell der ſächſiſchen Truppen derart, daß an eine Behauptung des Dorfes Dilez für den Reſt des Tages nicht zu zweifeln war, dennoch mußte dem höheren Befehle gehorſamt werden. 7½ Uhr wurde der Befehl zum Abbrechen des Gefechts erlaſſen.

Die Räumung von Dilez ſeitens der 1. Infanterie-Brigade (Kronprinz) konnte der Natur der Dorfgefechte nach und bei dem erſchöpften Zuſtande der Truppen nicht in geregelter Ordnung erfolgen. Die Compagnieen waren ſehr durcheinander gekommen, zum Theil ihrer Führer beraubt und mußten den Rückzug über ein ganz offnes, von Waſſergräben und Hohlwegen durchſchnittenes Terrain antreten. Der raſch ins Dorf nachdringende Feind bereitete daher den Truppen auf dieſem Rückzuge noch große Verluſte durch Infanterie-Feuer, wobei der Brigadier Oberſt v. Boxberg und Major v. Sandersleben verwundet wurden. Das erſte Jäger-Bataillon, auf dem rechten Flügel, vollzog in feſter, unerſchütterlicher Haltung den Rückzug nach St. Magdalena. Die Diviſions-Reiterei, welche bis dahin die Verbindung gegen die Bradahöhen hin unterhalten hatte, wendete ſich gegen Gitſchin. Eben dahin, bis an die Nordſeite der Stadt, rückte auch die Brigade Kronprinz. Die Dunkelheit brach an; der Feind drängte nirgends nach.

So die Auszüge aus einem ſächſiſchen Bericht. Seine Abweichungen von dem preußiſchen, wie wir ſchon andeuteten, ſind erheblich. Nach preußiſcher Anſicht wurden die Sachſen aus Diletz hinausgeworfen, nach ſächſiſcher Darſtellung zogen ſich die Sachſen, auf höheren Befehl, aus Diletz zurück.

Es iſt ſchwierig und peinlich zugleich ſolchen Meinungsſtreit ſchlichten, die Anſprüche hüben und drüben auf ihr rechtes Maß zurückführen zu wollen. Im vorliegenden Fall aber müſſen wir uns doch dahin ausſprechen, daß wir, ſelbſt aus dem ſächſiſchen Berichte, nicht die Ueberzeugung haben gewinnen können: die Brigade Kronprinz habe Diletz freiwillig und lediglich auf höheren Befehl geräumt. Das Zurücknehmen von Bataillonen aus einer ſiegreich behaupteten Stellung erfolgt unter andern Aſpekten, gewährt ein andres Bild. Andrerſeits räumen wir gern ein, daß unter Heranziehung der in Reſerve ſtehenden Leib-Brigade es, bei erneuertem Angriff, den Sachſen höchſt wahrſcheinlich gelungen wäre uns Diletz wieder zu entreißen. Wir kommen darauf zurück.

Der Vorſtoß der Brigade Piret (7½ bis 8 Uhr).

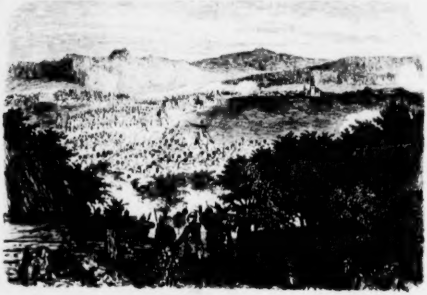
Um 7½ Uhr war Diletz in den Händen der Preußen, es war geglückt einen Keil zwiſchen die Priwyſin-Stellung und die Stellung bei Eiſenſtadtl einzutreiben und General Piret de Bihain, deſſen Brigade, wie wir wiſſen, Eiſenſtadtl und die nächſtgelegenen Punkte beſetzt hielt, hielt die Schlacht für verloren, als er die Sachſen von Diletz aus ihren Rückzug antreten ſah. Ob ſie dieſen Rückzug antraten, weil ſie ſich gegen den Anſturm der Preußen nicht behaupten konnten, oder aber lediglich in Folge höheren Befehls,*) vermochte an ſeiner Lage nichts zu ändern. Unſre vorgeſchobene linke Umgehungscolonne hatte ihn außer Zuſammenhang mit dem Centrum gebracht, er ſtand in der Luft und wenn auch, da ſeine ganze rechte Flanke frei war, ſeine Rückzugslinie nicht unmittelbar bedroht werden konnte, ſo mußte er doch mindeſtens fürchten, die, nach Diletz zu, am Fuße des Zebin- und Eiſenberges aufgefahrenen öſtreichiſchen Batterieen, gegen einen raſchen Coup der Preußen verloren gehen zu ſehn. Vorzugsweiſe um dieſer gefährdeten Batterieen willen beſchloß er, in der Abſicht ſie frei zu machen, einen Angriff.

---

*) Von dem Inhalte des Benedekſchen Befehls (Vermeidung größerer Gefechte Behufs raſcherer Vereinigung mit der Haupt-Armee) konnten die zerſtreut ſtehenden und einzeln operirenden öſtreichiſchen Brigadiers nur mit großer Mühe und verhältnißmäßig ſpät unterrichtet werden. 7½ Uhr traf die Ordre beim Kronprinzen von Sachſen, als dem Commandirenden der auſtro-ſächſiſchen Iſer-Armee, ein. Erſt um eine halbe Stunde ſpäter war es möglich,

In drei Colonnen debouchirte die Brigade aus Eiſenſtadtl.

Die erſte Colonne, zwei Bataillone Conſtantin im erſten, ein Bataillon Sigismund im zweiten Treffen, überſchritt die Cidlina und ging auf Diletz. Unter klingendem Spiele rückten die Bataillone auf die Nordoſtecke des Dorfes vor, auf dieſelbe Obſtbaumplantage, die eine Stunde vorher vom ſächſiſchen 1. Jäger-Bataillon ſo tapfer gegen die Unſrigen vertheidigt worden war. Jetzt hatten ſich zwei Compagnieen (die 6. und 7.) vom 48. hier feſtgeſetzt und erwarteten den Angriff. Auf 350 Schritt Feuer. Die Oeſtreicher ſtutzten, aber einen Augenblick nur, unter lautem Zuruf ihrer

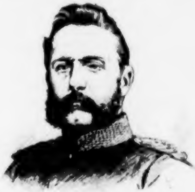


---

denſelben Befehl an General Clam-Gallas (der ſich auf dem Privyſin befand) gelangen zu laſſen, ſo daß 9 und für einige Abtheilungen 10 Uhr herankam, eh ſie den Befehl zum Abbrechen des Gefechts erhalten konnten.

Offiziere avancirten ſie weiter. Ein zweite, eine dritte Salve und die Reihen lichteten ſich; die Gewehre wegwerfend, ſuchten ſie in vollem Lauf über die Höhe zu gelangen.

Die zweite Colonne (1. Bataillon und 1. Escadron) überſchritt die Cidlina an derſelben Stelle, hielt ſich dann nordwärts am Rande des Plateaus hin und ging auf Zames. General v. Tümpling, der, von Podulſch aus, dieſen Vorſtoß beobachtete, warf der anrückenden Colonne das einzige noch intakte Bataillon, das ihm zur Verfügung ſtand, das 1. Bataillon vom Leib-Regiment unter Major v. Rheinbaben entgegen. Das Bataillon ging, links weg, quer über das Plateau und erhielt Granatfeuer,



Major v. Rheinbaben fiel, von einem Sprengſtück tödtlich getroffen, Hauptmann v. Wuſſow übernahm das Commando; alles drängte vorwärts, um, den Abhang hinabſteigend, den Cidlina-Grund zu erreichen, in dem das öſtreichiſche Bataillon herankam. Dieſes ſeinerſeits hatte eben das Plateau vom Grund aus erſtiegen; ziemlich am Rande des Abhangs ſtieß man zuſammen. Die Unſern warfen die Oeſtreicher wieder in den Grund hinein. Hier ſuchten ſich die Letztern feſtzuſetzen, die Escadron (Liechtenſtein-Huſaren) ſprengte vor, aber von Schnellfeuer empfangen, zog ſie ſich raſch zurück. Weitere Verſuche wurden nicht gemacht. Unſerſeits war das Gefecht im Weſentlichen von der 1. und 3. Compagnie des Leib-Regiments geführt worden.

Die dritte Colonne (zwei Bataillone ſtark) ging ebenfalls auf Zames, aber zunächſt am jenſeitigen Ufer des Cidlina-Baches hin. Erſt in Höhe von Zames (das dieſſeits der Cidlina liegt) überſchritten ſie den Bach und avancirten nun unter »Gott erhalte Franz den Kaiſer« auf die Oſtliſière des Dorfes zu. Gegen dieſe dritte Colonne wandten ſich jetzt die 2. und 4. Compagnie vom Leib-Regiment. Als die Colonne bis auf 250 Schritt heran war, wurde ſie mit Schnellfeuer empfangen. Die Muſik verſtummte, die Bataillone wandten ſich zur Flucht, theils nordwärts, theils über den Bach zurück. Was ſich noch dieſſeits der Eidlina unter dem Weidengeſtrüpp zu halten ſuchte, wurde durch Schützenzüge unter Führung der Lieutenants v. Rohr, v. Studnitz und Peterſen über den Bach zurückgeworfen.

Ueberall ein raſches und glänzendes Reſultat. Mit 6 Compagnieen hatten die Unſern 6 Bataillone der Brigade Piret zurückgeſchlagen. In kurzer Recapitulation war das Gefecht wie folgt verlaufen:

Die 6. und 7. Compagnie vom 48. Regiment wieſen bei Diletz den Angriff von 3 Bataillonen ab.

Die 1. und 3. Compagnie vom Leib-Regiment warfen, ſüdlich von Zames, ein feindliches Bataillon vom Plateau in den Grund hinab.

Die 2. und 4. Compagnie vom Leib-Regiment ſchlugen, öſtlich von Zames, die beiden Bataillone zurück, die, in Höhe des eben genannten Dorfes, die Eidlina paſſirt hatten.

General Piret ſeinerſeits durfte ſich inſoweit ebenfalls eines Erfolges rühmen, als die Rücknahme der Batterieen am Eiſen- und Zebin-Berge (wie wir wiſſen das Hauptmotiv des Angriffs) während dieſer Kampfesmomente hatte erfolgen können.

Erſtürmung der Stellung am Priwyſin um 8½ Uhr Abends.

Der Vorſtoß der Brigade Piret hatte lediglich den Charakter einer Epiſode gehabt; alle Angriffe waren abgewieſen; die Lage des Gefechts war um 8 Uhr im Weſentlichen dieſelbe, wie ſie um 7½ Uhr geweſen war. Ueberblicken wir, eh wir uns dem entſcheidenden Vorgang im Centrum zuwenden, die Geſammtſituation, wie ſich dieſelbe um 8 Uhr darbot.

Unſre Centrums-Colonne, nur 5 Compagnieen ſtark, ſtand in Podulſih, dieſſeits der Chauſſee. An den jenſeits der Chauſſee gelegenen Gehöften war ſie geſcheitert.

Die rechte Umgehungs-Colonne, nach langem Hin- und Herſuchen, hatte endlich die Uebergänge über den Sumpfſtreifen gefunden, der, nach Norden hin, die ausgedehnte Priwyſin-Stellung deckte. Dieſe Stellung ſelbſt aber, durch Etagenfeuer vertheidigt, hatte, auch nachdem die Zugänge geöffnet waren, von den Grenadier-Bataillonen des 12. Regiments nicht genommen werden können. Die 18er waren, nach rechts hin, zu weit abgekommen.

Die linke Umgehungs-Colonne hatte zunächſt Eidlina-Breſca, dann Zames, zuletzt Diletz genommen. Hierdurch war die Priwyſin-Stellung umgangen, faſt ſchon im Rücken gefaßt, die Brigade Piret war abgetrennt.

So die Gefechtslage um 8 Uhr. Im Centrum und am rechten Flügel waren kleine Erfolge, am linken Flügel, durch Wegnahme von Diletz, war ein großer errungen. Dennoch, auch noch nach Abweis des Vorſtoßes der Brigade Piret, war unſre Lage eine höchſt prekäre. Wir ſtanden einer großen Uebermacht gegenüber und der Gegner brauchte ſich dieſer Uebermacht nur bewußt zu werden, um unſre von Kampf und Hitze auf den Tod ermüdeten, zum Theil hart mitgenommenen Bataillone aus den gewonnenen Poſitionen wieder hinaus zu werfen. Der Feind hatte, ſeiner Cavalleriemaſſen zu geſchweigen, noch zwei völlig intakte Brigaden: die Brigade Leiningen und die ſächſiſche Leib-Brigade; wir unſrerſeits hatten nichts mehr in Reſerve. Erkannte dies Clam-Gallas, eh ihm der Rückzugs-Befehl übermittelt war, ging er, unſre Schwäche benutzend, zum Angriff über, ſo mußten wir, nach menſchlicher Vorausſicht, dieſem Angriff unterliegen. Unſre Lage, trotz unſerer Erfolge, war alſo mißlich genug, wenn der Feind ein richtiges Auge hatte.

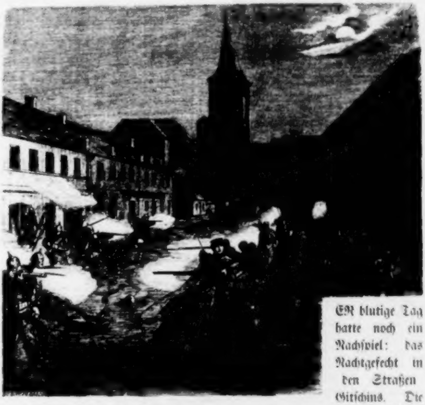
General v. Tümpling war ſich deſſen ſehr wohl bewußt. Der Rückzug der Sachſen auf Gitſchin zu, das Abweiſen der Brigade Piret hatten dieſe Lage zwar verbeſſert, aber ihres bedrohlichen Charakters keineswegs entkleidet. Das Centrum des Feindes ſtand feſt; wie, wenn der Feind jetzt ſeinerſeits zur Offenſive überging, unſer ſchwaches Centrum durchbrach und unſere Flügelcolonnen überflügelte?

Solchem Vorſtoß, der verhängnißvoll werden konnte, mußte nach Kräften begegnet werden. General v. Tümpling entſchloß ſich, die beiden Grenadier-Bataillone vom Regiment Nr. 12 vom rechten Flügel her in ſein Centrum zurückzunehmen und dadurch ſeine Stellung an der Turnauer Straße gegen ein plötzliches Vorbrechen des Feindes zu ſchützen. Erfolgte ein ſolches Vorbrechen aber nicht, lieferte der Feind dadurch den Beweis, daß er zu erſchüttert oder von Weſten her, durch die pommerſche Diviſion, zu bedroht ſei, um überhaupt noch an Angriff denken zu können, ſo war General v. Tümpling entſchloſſen, nunmehr um 2 friſche Bataillone ſtärker, ſeinerſeits zum Angriff überzugehn und um 8½ Uhr einen zweiten Verſuch gegen die Brada-Stellung zu unternehmen. Der erſte Anſturm, 6 Uhr, wie wir S. 214 erzählt haben, war geſcheitert.

Um 8½ Uhr trafen die beiden Grenadier-Bataillone vom rechten Flügel her im Centrum ein. Da der Feind noch immer nicht Miene zum Angriff machte, ſo formirte General v. Tümpling ſeine Sturmcompagnieen. Das 1. Bataillon vom Regiment Nr. 48, dem ſich vereinzelte Compagnieen (die 5. vom 48., die 9. vom Leib-Regiment) angeſchloſſen hatten, nahm die Tete; die Grenadier-Bataillone vom 12. ſchloſſen ſich an. Ueber die Chauſſee ging es im Sturmſchritt fort, die ausgebauten Gehöfte von Podulſch wurden im erſten Anlauf genommen, die 2. und 4. Compagnie aber rückten geſchloſſen durch, ſchwenkten rechts und nahmen unter Hurrah und Trommelſchlag das Dorf Brada. Die Stellung am Priwyſin war unſer.

Die 5. Diviſion hatte den Strauß gegen fünf Brigaden, von denen **Poſchacher**, **Piret**, Halb-Abele und die Brigade Kronprinz im Feuer geweſen waren, ſiegreich beſtanden. Der Feind — durch Abtheilungen vom 18. Regiment eben jetzt auch in ſeinem Rücken umgangen — zog ſich in Unordnung auf Gitſchin zurück. Erſchöpfung und die einbrechende Dunkelheit hinderten eine raſche Verfolgung.

Das Nachtgefecht in Gitſchin.



ER blutige Tag hatte noch ein Nachſpiel: das Nachtgefecht in den Straßen Gitſchins. Die Darſtellung deſſelben iſt nur möglich, wenn man den ſehr complicirten Hergang in ſeine verſchiedenen Theile zerlegt. Wir unterſcheiden folgende Momente:

Gefangennahme von 2 Bataillonen Gyulai und 1 Bataillon Khevenhüller im Vorterrain von Gitſchin (11 Uhr).

Erſtes Straßengefecht (11½ Uhr). Die Pommern werden zurückgeworfen.

Zweites Straßengefecht (12½ Uhr). Die Vortruppen der 5. Diviſion beſetzen Gitſchin.

Eh wir in eine Schilderung dieſer einzelnen Momente eintreten, ſuchen wir klar zu legen, wie der öſtreichiſche Rückzug ging.

Sehr zutreffend ſagt ein ſächſiſcher Bericht: „Jedes Abbrechen eines Gefechts iſt ſchwierig. Die Schwierigkeiten wachſen aber, wenn, wie im vorliegenden Falle, eine Schwenkung damit verbunden iſt, der Rückzug über ein von Hohlwegen und Waſſergräben durchzogenes Terrain führt und Dunkelheit eintritt. Wegen der Fortſchritte des Feindes von Sobotka (Unter-Lochow) her, wo die Brigade Ringelsheim ſein Vordringen vergebens aufzuhalten geſucht hatte, wurde es nöthig, alle vor Gitſchin noch befindlichen Truppen ſchleunig durch dieſe Stadt abziehn zu laſſen. Der Befehl hierzu wurde bald nach 9 Uhr ertheilt, etwa um dieſelbe Zeit, wo der Kampf bei Unter-Lochow durch Erſtürmung des Plateaus von Wobawec, der Kampf am Priwyſin durch Erſtürmung der Brada-Höhe zu Gunſten der Preußen entſchieden war.“

Der Rückzug ging auf Horſitz und Miletin, in der Richtung auf Königgrätz zu. Was die Hauptſchwierigkeit ausmachte, war, wie es der vorſtehende Bericht ſehr richtig hervorhebt, daß alles was nördlich und weſtlich von Gitſchin ſtand, durch die Stadt ſelbſt hindurch mußte. Hierdurch entſtanden Verwirrung und Rathloſigkeit. Nichtsdeſtoweniger glückte es, dieſen Rückzug ohne erhebliche Einbuße auszuführen. Nur drei Bataillone gingen verloren, mehr durch eigne Schuld, als durch unſer Verdienſt. Sie ließen uns in die Hände.

Gefangennahme von zwei Bataillonen Gyulai und einem Bataillon Khevenhüller im Vorterrain von Gitſchin.

Erſchöpfung und Dunkelheit hatten eine raſche Verfolgung des ſich auf Gitſchin zurückziehenden Feindes gehindert, aber nicht das Folgen überhaupt. General v. Tümpling (beim Vorführen der beiden Grenadier-Bataillone verwundet) hatte das Commando mit dem beſtimmten Befehle niedergelegt: „daß der Vormarſch auf Gitſchin anzutreten und dieſer wichtige Punkt unter allen Umſtänden zu nehmen und zu beſetzen ſei.“ Dieſem Befehle wurde Folge gegeben. Generalmajor v. Kamienſky übernahm das Commando der Diviſion.

Der Vormarſch erfolgte in zwei Colonnen: auf der Chauſſee und links neben der Chauſſee, am Dorfe Kbelnitz vorbei.

Auf der Chauſſee marſchirte die Hauptcolonne:
das 1. Bataillon vom 18ten,
die 2 Grenadier-Bataillone vom 12ten,
das 1. Bataillon vom 48ſten,
9. und 10. Compagnie vom Leib-Regiment.

Links neben der Chauſſee marſchirte:
das Füſilier-Bataillon vom 12ten,
das Füſilier-Bataillon vom 48ſten,
2 Bataillone vom Leib-Regiment (als Reſerve).

Der Reſt der Diviſion verblieb wohl auf dem Schlachtfelde.

Schon unterweges wurden viele Verſprengte und kleine Trupps eingebracht; aber erſt dicht vor Gitſchin, *bis wohin von Weſten her* (ſiehe S. 201) *die pommerſche Diviſion bereits vorgedrungen war*, glückte es, dem Feinde einen erheblicheren Abbruch zu thun.

Jede der beiden Diviſionen operirte dabei auf eigne Hand. Seitens der Pommern wurden zwei Bataillone Gyulai-Infanterie (Ungarn), ſeitens der Brandenburger ein Bataillon Khevenhüller (Böhmen) zu Gefangenen gemacht.

Die Gefangennahme der zwei Bataillone Gyulai-Infanterie *durch die Pommern* wird zwar nirgends, auch nicht in den pommerſchen Berichten, mit Beſtimmtheit ausgeſprochen, ergiebt ſich aber durch Vergleich und Schlußfolgerung aus den Gefechts-Relationen von Freund und Feind.

Der *öſtreichiſche* Bericht ſagt: Beſonders unglücklich waren zwei Bataillone *Gyulai*- und ein Bataillon *Khevenhüller*-Infanterie, welche nicht mehr rechtzeitig den Rückzug antreten konnten, in der Dunkelheit dann in einen ſumpfigen Teich geriethen und ſehr viele Gefangene verloren.

Der *pommerſche* Bericht ſagt: Eine kurze Strecke vor Gitſchin, etwa gegen 11 Uhr, wurde das Füſilier-Bataillon vom Regiment König Friedrich Wilhelm IV., Major v. Stölting, an die Tête genommen; das 2. Bataillon, Major v. Voß, vom 54. Regiment folgte. Das Têten-Bataillon erhielt alsbald Feuer aus einem am Wege gelegenen Gehöft und drang in daſſelbe ein. Gleich darauf wurden ſtarke öſtreichiſche Trupps, die in der Richtung vom Dorfe Holin, alſo von Nordweſten her, herankamen, von den nachfolgenden (pommerſchen) Bataillonen gefangen genommen.

Der *brandenburgiſche* Bericht ſagt: Die linke Flügel-Colonne ging jetzt (bald nach 11 Uhr) gegen Gitſchin vor. Das Füſilier-Bataillon vom 48. Regiment überſchritt die Cidlina etwa an der Weißen Mühle an verſchiedenen Stellen und das *Bataillon Khevenhüller* das hier ſtand und das ſich, im Dunklen von verſchiedenen Seiten angegriffen, auch in einen Sumpf gedrängt ſah, gab ſich großentheils gefangen. Es waren 1 Oberſtlieutenant, 5 Offiziere, 1 Cadet und 478 Gemeine.

Halten wir dieſe drei Berichte zuſammen, ſo füllen ſich die Lücken ohne Schwierigkeit aus. Der öſtreichiſche Bericht conſtatirt die Gefangennahme von *drei* Bataillonen, der brandenburgiſche Bericht nimmt *eins* davon in den beſtimmteſten Ausdrücken für ſich in Anſpruch, bleiben, wie von ſelber, die beiden Bataillone Gyulai für die pommerſche Diviſion übrig

Die Gefangennahme der drei Bataillone erfolgte übrigens weder zu ſelber Zeit, noch am ſelben Ort, wie man aus der kurzgefaßten Angabe des öſtreichiſchen Berichtes ſchließen könnte. Die zwei Bataillone Gyulai wurden weſtlich von Gitſchin an der Sobotkaer Straße und zwar um elf Uhr, das Bataillon Khevenhüller nördlich, an der Turnauer Straße, und zwar um zwölf Uhr gefangen genommen. (Da die Pommern ihr »Straßengefecht in Gitſchin« — über das wir nunmehr zu berichten haben werden — um 11½ Uhr, die Brandenburger das ihrige um 12½ Uhr hatten, ſo werden die vorſtehenden Zeitangaben annähernd richtig ſein.)

Erſtes Straßengefecht (11½ Uhr). Die Pommern werden zurückgeworfen.

Den Rückzug zu decken, — der übrigens bis 11 Uhr, wie bereits hervorgehoben, unbehelligt von Statten ging — dazu war die ſächſiſche Leib-Brigade auserſehen worden. Sie hatte Befehl erhalten Gitſchin zu beſetzen und den etwa nachrückenden Feind an dieſer Stelle feſtzuhalten. Dieſer Aufgabe unterzog ſich die Brigade mit eben ſo viel Muth wie Geſchick. Den erſten Angriff, der ſeitens der Pommern erfolgte, wies ſie zurück. Wir geben die Details, ſo weit ſie vorliegen.

Um 11 Uhr hatten die Vortruppen der 3. Diviſion, wie bereits S. 201 erzählt, die Norweſtecke von Gitſchin, die »Holiner Vorſtadt« erreicht. Das Füſilier-Bataillon vom Regiment Friedrich Wilhelm IV. hatte die Tête. Major v. Stölting ſchickte Patrouillen in die Stadt hinein, die Meldung brachten, »daß Gitſchin unbeſetzt ſei«. Lediglich auf dieſe Meldung hin wurde die Beſetzung der Stadt beſchloſſen. Der Commandirende, General v. Werder, wollte ein Straßen- und Nachtgefecht vermeiden. Es ſollte aber anders kommen.

Um 11 Uhr, als Major v. Stölting ſeine erſten Patrouillen nach der inneren Stadt hineingeſchickt hatte, war dieſe allerdings unbeſetzt geweſen. Die öſtreichiſchen Brigaden waren glücklich aus der Stadt hinaus und die ſächſiſche Leib-Brigade noch nicht hinein. Eine halbe Stunde ſpäter aber hatte ſich die Situation geändert. die ſächſiſche Brigade war von Norden her eingerückt und hatte den großen Ring der Innenſtadt, ſo wie alle Zugänge zu demſelben beſetzt. So traf es ſich, daß die um dieſelbe Zeit (11½ Uhr) von der Vorſtadt nach der Innenſtadt vorrückenden Pommern: Bataillon Stölting und Bataillon v. Boß, ganz unerwartet auf den Feind ſtießen. Als die vorderſten Züge in die Nähe des Ringes gekommen waren, erhielten ſie Feuer aus Front und Flanke. Die Vorderſten ſtutzten, wichen zurück, es gab Unordnung und Gedränge. Die Dunkelheit ließ nicht erkennen, was man vor ſich hatte. Unſere vorgeſchobenen Abtheilungen wurden in die Vorſtadt zurückgenommen.

An der Brücke angelangt und wieder geordnet, wurde das Bataillon Stölting zum zweiten Male vorgeführt, um etwa abgekommene Abtheilungen wieder frei zu machen. Aber der Ausgang war derſelbe. Eine dichtgedrängte Feindesmaſſe vor ſich, die, ſo weit ſich erkennen ließ, unſeren Abtheilungen vielfach überlegen war, dabei in nächſter Nähe aus den im Dunkel daliegenden Häuſern beſchoſſen, gab General v. Werder Befehl zur völligen Räumung des Orts. Das Bataillon Voß ſetzte Vorpoſten aus.

Die Sachſen hatten unſren erſten Angriff auf Gitſchin abgewieſen.

Das Straßengefecht 12½ Uhr. Die Vortruppen der 5. Diviſion beſetzen Gitſchin.

Die ſächſiſche Leib-Brigade war um 11½ Uhr in Gitſchin eingerückt, gleich darauf hatte ſie das eben geſchilderte Gefecht mit den Pommern. 12½ Uhr, nach einem abermaligen Gefecht, zog ſie ſich vor den Vortruppen der brandenburgiſchen Diviſion zurück. Sie hatte alſo die Stadt eine Stunde lang beſetzt gehalten.

Ueber dieſen zweiten Straßenkampf liegen ausführlichere Angaben vor, ſowohl brandenburgiſcher- wie ſächſiſcherſeits.

Um 12 Uhr, ſo etwa berichten die Unſern, ſtanden die Füſilier-Bataillone vom 12. und 48. Regiment am Nordrande der Stadt und nahmen hier (wie bereits erzählt) ein Bataillon Khevenhüller gefangen. Oberſtlieutenant Girodz v. Gaudi, der unſre Colonne führte, nahm jetzt das Füſilier-Bataillon vom 12. Regiment (Major des Barres) an die Spitze, und drang in das geräumige Gehöft des ehemaligen Jeſuiter-Kloſters ein. Als er von dieſem Gehöft aus, weiter ſüdwärts nach dem Markt hin, vordringen wollte, erhielten die vorderſten Züge heftiges Feuer. Dies Feuer rührte von den ſächſiſchen Jägern her, deren 4. Bataillon die Arrièregarde bildete, während die 4 Infanterie-Bataillone der Brigade (das 13., 14., 15. und 16. Bataillon) bis auf eine kleine Abtheilung ſchon abgezogen waren. Major des Barres ſammelte nun ſeine Füſiliere wieder im Jeſuiter-Hof, ließ eine Compagnie (die 9.) als Reſerve zurück und ging mit den drei andern, tambour battant und unaufgehalten durch das Gewirr von Gaſſen, auf den Marktplatz vor. Er nahm ihn; die Sachſen wichen zurück. Inzwiſchen waren, links neben den 12ern, die 48er Füſiliere unter Major v. Zglinitzki an andrer Stelle in die Stadt eingedrungen und hatten, von Oſten her, erſt den großen Platz in der Walditzer Vorſtadt, dann den eigentlichen „Ringbeſetzt. Die Sachſen wichen überall zurück, Gitſchin war unſer. Lichter mußten an die Fenſter geſtellt werden, die Häuſer wurden abgeſucht; man fand noch 300 in den Wohnungen Verſteckte und 4 bis 500 Verwundete im Gitſchiner Hoſpital.

Der ſächſiſche Bericht (die Defenſive geſtattete eine beſſere Orientirung) iſt von beſondrer Anſchaulichkeit, namentlich mit Rückſicht auf die Localität und die letzten Momente des Gefechts.

Alle Bataillone, auch das 4. Jäger-Bataillon, waren bereits aus der Stadt hinaus und nur eine kleine Abtheilung (eine halbe Compagnie des 14. Bataillons) war mit der Weiſung zurückbehalten worden: »vorläufig auf dem Markte ſtehn zu bleiben, einen Angriff des Feindes abzuwarten und abzuſchlagen, dann aber gegen einen 100 Schritt öſtlich des Marktes gelegenen Thorthurm zurückzuweichen und erſt nach einem Verſuche, auch dieſen zu vertheidigen, dem Bataillone zu folgen.« Dieſe nur 30 Mann ſtarke Arrieregarde hatte wohl das Hauptgefecht gegen die nachrückenden Preußen. Wir citiren nun aus dem ſächſiſchen Berichte ſelbſt:

»Der Markt oder Ring Gitſchins bildet ein Quadrat, deſſen Seiten den vier Himmelsgegenden entſprechen. Rechtwinkelig von der Mitte der Nordſeite läuft eine Gaſſe 50 bis 60 Schritte gerade aus und theilt ſich dann in mehrere Arme. Aus dieſen war der nächſte Angriff zu erwarten. In der ſüdöſtlichen Ecke führt in öſtlicher Richtung vom Markte eine lange, etwas breitere Gaſſe, in welcher ſich der erwähnte, ziemlich hohe Thorthurm befindet, der die Stadt von der Vorſtadt trennt. Die gerade Verlängerung der Gaſſe bildet die Chauſſee nach Arnau, wogegen die Straße nach Neu-Biczow und Königgrätz ſich noch innerhalb der Vorſtadt, ungefähr 100 Schritte jenſeit des Thorthurmes, unter rechtem Winkel von dieſer Gaſſe, abzweigt.

Auf dem neubiczower Wege waren die ſächſiſchen Truppen abmarſchirt. Das zurückgelaſſene Peloton ſtand in Sectionscolonne auf dem Markte, etwa 10 Schritte der nach Norden führenden Gaſſe gegenüber. Der Vollmond verbarg ſich hinter grauem Gewölk und trat nur auf kurze Augenblicke hervor. In der Stadt herrſchte tiefe Stille, nirgends war ein Menſch weder an den meiſt erleuchteten Fenſtern, noch auf der Straße zu ſehen. Die Behauptung, daß ſich Einwohner mit am Kampfe betheiligt und aus den Fenſtern geſchoſſen hätten, iſt ebenſo aus der Luft gegriffen wie das Märchen von den auf ſächſiſchen Hörnern nachgeahmten preußiſchen Signalen.

Der Hauptmann richtete eine kurze, ermunternde Anſprache an ſeine Leute und ermahnte dieſe, ja nicht zu hoch und daher lieber wenige Schritte vor ſich aufs Pflaſter, als über die Köpfe hinweg zu ſchießen. Vertrauensvoll und beherzt blickten ihm die Augen ſeiner Soldaten entgegen; das kleine

Häuflein war ſich des Ernſtes der Lage und der Wichtigkeit der Aufgabe bewußt, aber es ging mannhaft in den ungleichen Kampf.

Bald ließen ſich aus der im Dunkel liegenden Gaſſe Commandoſtimmen und der Gleichtritt einer anrückenden Abtheilung hören. Noch einen Augenblick Stille, dann ein ſchrilles Hornſignal. Eine ſchwarze Maſſe füllt jetzt die Gaſſe, ſie wälzt heran, ſie erreicht den Markt, — da kracht das Feuer der vorderen Section, dieſe macht Platz und ſchnell folgt eine neue Salve der Sachſen. Unter lautem Wehklagen der Verwundeten macht der Feind kehrt, nach wenigen Secunden iſt wieder Stille ringsum.

Der *eine* Theil der Aufgabe war gelöſt. Es galt nun den *Thorthurm* zu beſetzen, bevor der Feind den Angriff erneuern konnte. Dies geſchah; ſchnell wurden Meubles aus den nächſten Häuſern herbeigeſchafft und die Thoröffnung durch eine Barrikade geſchloſſen. Noch war die Verrammlung nur ſehr nothdürftig hergeſtellt, ſo ertönte wieder das Hornſignal, welches den Angriffen der Preußen voranzugehen pflegt. Der jetzt verlaſſene Marktplatz war wieder der Gegenſtand dieſes Angriffs, der unter Trommelſchlag und Hurrahrufen wie der erſte erfolgte. Ein minutenlanges, ununterbrochenes Feuern und das Klirren der zerſchoſſenen Fenſterſcheiben gab Kunde, daß ſich der Feind in den unbeſtrittenen Beſitz des Marktes geſetzt hatte. Es mußte ihm nun bald klar werden, wo er die verſchwundenen Gegner zu ſuchen hatte, und die Stille, welche dem Tumulte folgte, mit dem die Beſitzergreifung des Ringplatzes verbunden war, ließ darauf ſchließen, daß er nun ohne langes Zögern zum Angriffe des Thorthurmes vorſchreiten werde.

Der Hauptmann und der Oberlieutenant waren beſchäftigt, ihre Mannſchaft hinter der ſchwachen Thorbarrikade zu ordnen, als plötzlich der Ruf: *wir ſind umgangen!* aus dem kleinen eben noch ſo unverzagten Häuflein erſchallte. Und wirklich, kaum 100 Schritte hinter demſelben zeigte ſich ein dunkler Streifen in der Straße, unverkennbar eine feindliche Abtheilung von überlegener Stärke (die Füſiliere vom 48., vergl. S. 234). Noch ſtand dieſelbe ſo, wie ſie wahrſcheinlich durch die Gärten der öſtlichen Vorſtadt eingedrungen war, mit der Straße gleichlaufend, Front gegen Süden, aber es bedurfte nur eines Rechtsaufmarſches, und der einzige Rückzug war den Sachſen verſchloſſen. In aufgelöſter Ordnung ſtürzte jetzt das Peloton dem ſchmalen Auswege zu, der ſich noch zur Rettung darbot. Galt es doch, in dem Abſtande von mäßiger Straßenbreite, einer verderblichen Feuerlinie entlang zu laufen, um der Gefangenſchaft zu entgehen. Eine betäubende Salve empfing die Fliehenden, jedoch trotz oder vielleicht gerade infolge der ungewöhnlichen Nähe fielen nur Wenige durch die feindlichen Geſchoſſe. Die meiſten Kugeln ſchlugen über den Fenſtern des Erdgeſchoſſes an die Häuſer

Leider befand ſich unter den zurückbleibenden Verwundeten der Führer der 2. Section (Halbzug), Sergeant Schütze. Erſt viele Wochen ſpäter, nachdem dem wackeren Unteroffizier die ſilberne Militairverdienſtmedaille zuerkannt worden, ging der Truppe die Nachricht zu, daß Schütze bereits am folgenden Tage (30. Juni) ſeinen Wunden erlegen war. Auch der Hauptmann erhielt einen Prellſchuß an die Hüfte, ſtürzte vor der feindlichen Front nieder und hatte beim Aufſtehen noch eine zweite Salve auszuhalten, entkam jedoch glücklich. Die wenige Schritte von der verhängnißvollen Stelle rechts abführende neubiczower Straße war nicht beſetzt und geſtattete das Entkommen der kleinen Schaar aus einer Situation, wie ſie in ſolcher Weiſe nur durch die Verwirrung eines nächtlichen Straßenkampfes herbeigeführt werden kann.

Die dem Peloton gewordene Aufgabe, den Abzug der ſächſiſchen Truppen dem Feinde eine Zeit lang zu verbergen und letzteren ſo lange als möglich aufzuhalten, war in der Hauptſache vollſtändig erreicht; denn wenn auch unter ſolchen Verhältniſſen Zeitangaben, welche ſich nicht auf wirkliche Beobachtung der Uhr gründen, häufig Irrungen unterliegen, ſo glauben wir uns nicht zu täuſchen, wenn wir den Zeitabſchnitt zwiſchen dem Abmarſche der Truppen vom Markte und der ebenerzählten Schlußkataſtrophe auf 25 bis 30 Minuten berechnen, während welcher das Peloton in Gitſchin allein einem Feinde gegenüberſtand, der nach ſeinen eigenen Angaben mehrere Regimenter gegen die Stadt in den Kampf geſendet hat.

Der Kampf bei Gitſchin, der nach 9ſtündigem Gefecht (von 3½ bis 12½ Uhr) mit dieſem Straßengefecht in der Stadt ſelbſt abſchloß, war ein großer ſtrategiſcher Erfolg.

Wie der Tag bei Münchengrätz (28.) zur Vereinigung der I. Armee mit der Elb-Armee geführt hatte, ſo bedeutete der Tag von Gitſchin, wenigſtens annähernd, die Vereinigung dieſer *beiden* Armeen einerſeits mit der II. (Kronprinzlichen) Armee andrerſeits. Die *wirkliche* Vereinigung fand erſt vier Tage ſpäter auf dem Königgrätzer Schlachtfelde ſtatt; aber der Sieg am 29. (Gitſchin) gab doch die erſte *Fühlung* zwiſchen den zwei großen Heereskörpern; man vermochte ſich nunmehr unbehindert die Hand zu reichen, *kein Feind ſtand mehr zwiſchen ihnen.*

Das Treffen von Gitſchin, wir wiederholen es, war ein großer *ſtrategiſcher Erfolg* und auch die Oeſtreicher ſtimmen dem ſchließlich bei, ohne indeſſen auf das *Gefecht ſelbſt* ein beſondres Gewicht zu legen. Sie anerkennen die Bedeutung des *Reſultats*, ohne den *Weg* der zu dieſem Reſultate führte, genugſam zu würdigen. Mit andern Worten, ſie unterſchätzen, ja *beſtreiten* faſt, die hervorragende Bravour mit der unſrerſeits bei Gitſchin gefochten wurde, und legen alles Gewicht auf den Nachtmarſch, der zur Beſetzung der Stadt führte. Dieſer Nachtmarſch krönte freilich erſt das Werk, aber um ihn anordnen und ausführen zu können, dazu mußte eine Erſchütterung des Feindes vorausgegangen ſein. Daß dieſe Erſchütterung, bei der formidablen Stellung und Uebermacht des Feindes glückte — glückte, eh der Benedekſche Rückzugsbefehl eintraf, oder bekannt geworden war — bleibt doch immer der eigentliche Ruhm des Tages. Hiergegen verblendet ſich die öſtreichiſche Militair-Kritik. So finden wir beiſpielsweiſe folgendes:

„In den Beſchreibungen, die von preußenfreundlicher Seite über den Krieg erſchienen ſind, klingt es freilich wunderbar, daß in dieſem Gefechte von eigentlich nur 2 Diviſionen die von Natur ſo ſtarke, mit einer Unzahl von Geſchützen geſpickte, von dem auſtro-ſächſiſchen Truppen-Corps vertheidigte Stellung in kurzer Zeit mit ſtürmender Hand genommen wurde. Von öſtreichiſcher Seite waren an dieſem Tage nur 2 ganze Brigaden, 2 Bataillone einer dritten und die Corps-Geſchütz-Reſerve, alſo 16 Bataillone, 4 Escadrons und 6 Batterieen (48 Geſchütze) im Kampfe, der aber beinah ausſchließlich auf eine Kanonade beſchränkt blieb."*) Geht man der Sache mehr auf

---

*) Der öſtreichiſche Offizier, von dem dieſe Angaben herrühren, vermißt ſich zwar „nur die Wahrheit ſprechen zu laſſen", er ſpricht ſie aber dennoch nicht. Wobei wir dahin geſtellt ſein laſſen, ob er nicht kann, oder nicht will. Bei dieſer Art von Berechnungen kommt nie etwas heraus, weil zuletzt jede Seite, mit größerem oder geringerem Recht, den Beweis wird antreten können, daß von der und der Diviſion nur die eine Brigade, von der und der Brigade nur das eine Regiment oder Bataillon, von dem und dem Regiment nur 2 oder 4 Compagnieen überhaupt ins Feuer gekommen ſind. Es heißt da: hat man Truppen, ſo gebrauche man ſie. Verſteht man das nicht, nun deſto ſchlimmer. Uebrigens ſind, ganz abgeſehn von dieſem Punkt, alle Angaben, wie ſie der öſtreichiſche Bericht giebt, völlig falſch. Auch wenn die Brigade Leiningen, der wir ſchließlich 2 Bataillone als Gefangene abnahmen, wenn wir die ſächſiſche Leib-Brigade, mit der wir das zweifache Straßengefecht in Gitſchin hatten, und endlich wenn wir die 6 Regimenter ſtarke Edelsheimſche leichte Cavallerie-Diviſion, ſammt ſächſiſcher Cavallerie und Artillerie gar nicht in Rechnung bringen, ſo ſteht die Partie doch immer noch wie folgt:

Oeſtreich-Sachſen		Preußen	
Brigade Ringelsheim	7 Bataillone.	Diviſion Werder	12 Bataillone.
Brigade Poſchacher	7 Bataillone.	Diviſion Tümpling	12 Bataillone.
Brigade Piret	7 Bataillone.	Pommerſche Artillerie	18 Geſchütze.
Brigade Abele	7 Bataillone.	Brandenburgiſche Artillerie	18 Geſchütze.
Brigade Kronprinz	5 Bataillone.		24 Bataillone und 36 Geſchütze.
Artillerie	96 Geſchütze.		
33 Bataillone Infanterie und 96 Geſchütze — nämlich 5 Brigade-Batterieen — auch die Batterie der Brigade Leiningen kam zur Verwendung — und 7 Batterieen der Corps-Geſchützreſerve.			

Dieſe Zahlen ſind zuverläſſig. Dazu die formidable Poſition. Und welche Verluſte! Jeder mag danach ſein Urtheil bilden, ob Gitſchin ein heißer Tag war oder nicht. Daß, um ſchließlich den öſtreichiſchen Offizier nochmals zu citiren, „todesmuthige, den Stempel der Unüberwindlichkeit tragende Thaten zu ganz gewöhnlichen Unternehmungen herabſinken" kann man zuletzt von allem ſagen, auch von Morgarten und Sempach.

den Grund und läßt nur die Wahrheit ſprechen, ſo erhält das Bild eine weniger überraſchende Färbung und es ſinken die todesmuthigen, den Stempel der Unüberwindlichkeit tragenden Thaten zu ganz gewöhnlichen Unternehmungen herab.«

Der vorſtehende öſtreichiſche Bericht zeigt uns die Unterſchätzung des Kampfes bei Gitſchin, der nachſtehende kurze Bericht, von mehr offiziellem Charakter, zeigt die Ueberſchätzung, die man auf das Eindringen in die Stadt legte:

»Nicht die Schlacht (ſo heißt es darin) ſondern die nachtheiligen Rückzugsverhältniſſe ſtörten die Ordnung in einzelnen unſerer Truppenkörper. ... Der bedauernswerthe Vorfall des Eindringens der Preußen in Gitſchin wirkte in mehrfacher Richtung verhängnißvoll auf die Folgen des Tages. Das Corps-Commando befand ſich in der Stadt als die Preußen eindrangen, es wurde im Ausfertigen der nöthigen Befehle durch das Erſcheinen des Feindes geſtört und kam in Gefahr gefangen genommen zu werden.«

Wir erſehen aus dieſer kurzen Darſtellung nur, daß das Corps-Commando ein beſondres Gewicht auf das legt, was beſtimmt war ihm perſönlich ſtörend und unbequem zu werden.

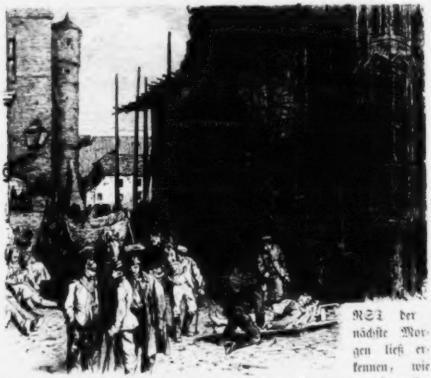
Nur dieſe beſondre Bedeutung des Störenden und Unbequemen hatte die thatſächliche Beſetzung von Gitſchin, vielleicht noch eine moraliſche, aber mehr für uns, als für den Feind. Im Uebrigen, wenn unſere Bataillone an der Liſière der Stadt halten blieben, ſo war — da an weitre Beunruhigung des Feindes nicht gedacht, ſeine Rückzugslinie nirgends bedroht wurde — der taktiſche und ſtrategiſche Erfolg des Tages im Weſentlichen derſelbe. Und doch ſcheint das Corps-Commando dies in Abrede ſtellen zu wollen. Hätte es, bevor es dieſen Bericht abfaßte, beim Regiment Würtemberg das in Unter-Lochow, beim Regiment Conſtantin, das am Cidlina-Bach oder bei der Brigade Kronprinz, die in Dilet decimirt wurde, vorher anfragen wollen, anſtatt, im günſtigſten Falle, die Verluſtliſten mit bureaukratiſcher Gelaſſenheit zu überfliegen, ſo würden ihm die zerſchoſſenen Bataillone geſagt haben, wo der Hauptmoment des Tages gelegen habe und wo nicht.

Die Verluſte.

Der große Erfolg des Tages war auch ſeitens der 5. Diviſion mit erheblichen Opfern erkauft. Gitſchin koſtete den Brandenburgern 43 Offiziere (11 todt) und 1016 Mann. Am ſchwerſten gelitten hatten die Regimenter 12 und 48, von denen jenes 13 Offiziere und 278 Mann, dieſes (das 48.) 12 Offiziere und 353 Mann verlor.

Fünffach höher bezifferte ſich der Verluſt unſerer Gegner. Die Sachſen (bei Diletz) büßten 27 Offiziere und 566 Mann ein; die Oeſtreicher — unter Ausſchluß der Brigade Ringelsheim, deren Verluſte wir bei Unter-Lochow angaben — verloren 111 Offiziere und 3600 Mann. Am härteſten waren das 18. Jäger-Bataillon und die Regimenter Conſtantin, Sigismund und König von Preußen betroffen worden, die beiden erſtgenannten Truppentheile verloren bis zu ein Viertel ihres Beſtandes. Die meiſten Gefangenen büßte das Regiment Gyulai ein und es muß deshalb überraſchen, daß — während die offizielle öſtreichiſche Darſtellung den Verluſt von 2 Bataillonen Gyulai-Infanterie einfach zugiebt — die offizielle Verluſtliſte nur von 217 verwundet und unverwundet Gefangenen ſpricht. Die eine oder andere Angabe muß der Berichtigung bedürfen.

Gitſchin am 30. Juni.



RST der nächſte Morgen ließ erkennen, wie heiß die Kämpfe des vorhergehenden Tages geweſen waren. In aller Frühe hatten Krankenträger und Truppen-Commandos die Aufklärung des Schlachtfeldes begonnen und ſchon gegen Mittag waren mehr als tauſend Verwundete in Privathäuſern und öffentlichen Gebäuden untergebracht. Die meiſten lagen im Schloß, im Amtsgebäude, in der Kaſerne und in den Schulen. Aber immer neue Hunderte wurden hereingetragen, und bald lagen die Unglücklichen, in Ermangelung jedes anderen geſchützten Raums, unter den Arcaden des Marktplatzes, einzelne auf Heu und Stroh oder einer hingeworfenen Decke, die meiſten auf dem nackten Stein. Ganz Gitſchin war ein Lazareth. An allem war Mangel, an Nahrung, an

Verbandzeug, an chirurgiſcher Hülfe. Amputationen mußten verſchoben werden, weil es an der erforderlichen Anzahl von Aerzten*) gebrach. In den verſchiedenſten Sprachen rief man nach einem Biſſen Brot. Hunderte waren froh, wenn ſich eine milde Hand fand, die ihnen wenigſtens einen Trunk Waſſer reichte. Erſchütterndes, Stoiſches und Herz-Erhebendes drängte ſich zuſammen. Ein Sachſe, dem ein Seitenſchuß beide Augen weggenommen hatte, tappte ſich umher und bat in leidenſchaftlichen Worten, ihn zu tödten. Verwundete Oeſtreicher und Preußen, die das ſchleswigſche Kreuz oder die Düppelmedaille trugen, erneuerten jetzt, in gemeinſchaftlichem Leid, die alte Kriegskameradſchaft und unterſtützten ſich gegenſeitig mit Rath und Hülfe.

Ein beſonders ergreifendes, zugleich maleriſches Bild gewährten die Kirchen. Hohe Proceſſionslaternen, barock geſchnitzt und roth bemalt, dazwiſchen Fahnen aus dem dreißigjährigen Kriege her, beſtaubt, zerriſſen, hingen oder ſtanden an den Wänden hin; auf den Stufen des Altars aber hockten ungariſche Huſaren, die einen blau und gold, die andern in weiße Mäntel gehüllt; — das helle Mittagslicht fiel auf Adlerfeder und Kucsma. Italiener vom Regiment Sigismund lagen in den Gängen und Niſchen umher, einer mit einer Roſe zwiſchen den blaſſen Lippen; Böhmen vom 18. Jäger-Bataillon kauerten in den Kirchenſtühlen und blickten bittend nach dem Marienbilde auf, bittend um Hülfe oder — um Erlöſung. Zur Seite, auf bloßen Flieſen und an die Pfeilerwand gelehnt, ſaß eine böhmiſche Frau; dicht neben ihr ein verſtümmelter Soldat vom Regiment Gyulai. Die Frau, vor Ermattung, war eingeſchlafen. Der Verſtümmelte rührte ſich nicht. Er hatte den Arm um ſeine Pflegerin gelegt und ihren Kopf an ſeine Bruſt gezogen.

Die Offiziere waren meiſt in Privathäuſern untergebracht. Unter den Oeſtreichern, einige vierzig an der Zahl, befanden ſich bekannte Namen: Graf Nicolaus Bethlen (ein Nachkomme des ſiebenbürgenſchen Fürſten Bethlen

---

*) Acht öſtreichiſche Aerzte, die gefangen genommen worden waren, lehnten es ab, hülfreiche Hand zu leiſten. Selbſt ihren eigenen Soldaten, ſo ſagen *preußiſche* Berichte aus, verweigerten ſie Beiſtand. Gegneriſcherſeits wird dies allerdings aufs Beſtimmteſte beſtritten. Der öſtreichiſche Regimentsarzt Dr. Kraus erklärt in dieſer Angelegenheit: „Als Mitangeklagter berufe ich mich auf die Thatſache, daß die ſämmtlichen öſtreichiſchen und ſächſiſchen Offiziere und circa 300 Mann, die auf dem Verbandplatze in der Infanterie-Kaſerne, dem nebenan liegenden Gymnaſium, den beiden Kirchen und einzelnen Privathäuſern untergebracht waren, ohne irgend eine Weigerung von uns gepflegt wurden, ſo lange ſie in Gitſchin geweſen ſind. Uebrigens werden die Generalärzte Dr. Löffler und Bardeleben, der Leibarzt Sr. Majeſtät Dr. Lauer, der Oberſtabsarzt Dr. Starke und eine ganze Anzahl hochgeſtellter preußiſcher Militairs dieſe meine Ausſage bezeugen.“ Der Widerſpruch löſt ſich vielleicht dahin, daß die öſtreichiſchen Aerzte von einem *beſtimmten Zeitpunkt* ab und dann allerdings durch viele Wochen hin, eine aufopfernde Thätigkeit zeigten, in den erſten Tagen aber, verſtimmt durch ihre Gefangennehmung und deprimirt durch Strapazen, die geforderte Hülfe ablehnten.

Gabor), Graf Bulgarini vom Generalſtabe (erlag ſpäter ſeiner Verwundung), Graf Pejacſevich, Oberſt und Commandeur des Regiments Liechtenſtein-Huſaren, der, zwei Tage ſpäter, bei Eintreffen des Königs, Erlaubniß erhielt, zur Heilung ſeiner Wunden über Dresden nach Wien zurückkehren zu können.

2000 Verwundete lagen am Abend des 30. in Gitſchin; eine gleich große Zahl war in den Flecken und Dörfern, in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, untergebracht.

Ihr Loos war ſehr verſchieden. In der Walditzer Carthauſe fanden die daſelbſt Untergebrachten (meiſt Oeſtreicher) die liebevollſte Pflege. Hier war, wenn nicht Fülle, ſo doch das Ausreichende an Speiſe, Trank, Pflege vorhanden und die an dieſer Stelle jahraus jahrein waltenden barmherzigen Schweſtern erweiterten nur den Kreis ihrer täglichen Wirkſamkeit.*)

Einer gleich ausgezeichneten Pflege genoſſen die zahlreichen Verwundeten, die nach dem Städtchen Lomnitz, in der Nähe von Eiſenſtadtl, gebracht worden waren. Sie gehörten öſtreichiſcherſeits meiſt dem Regiment Conſtantin, unſererſeits dem Leib-Regiment an, die ſich, als die Brigade Piret um 8 Uhr Abends ihren Vorſtoß machte, an der Cydlina hin gegenübergeſtanden hatten. In Lomnitz*) — ein gewiß ſeltener Fall — vereinigten ſich in einer und derſelben Perſon die Berufsthätigkeiten des Arztes und des Bürgermeiſters, ſo daß die Verwaltungsautorität der Heilkunſt direkt aſſiſtiren konnte.

---

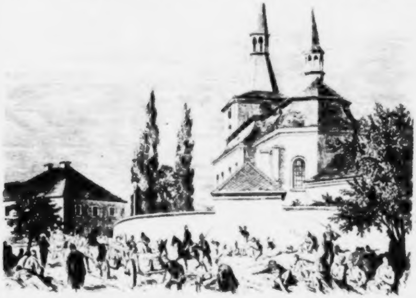
*) Die berühmte Wallenſteinſche „Carthauſe", drin, vor ihrer Ueberführung nach Münchengrätz, die ſterblichen Ueberreſte des Friedländers ruhten, iſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts kein Kloſter mehr, wohl aber ſeit etwa zwanzig Jahren eine Strafanſtalt. Dieſe wird in ſo eigenthümlicher, zugleich in ſo muſterhafter Weiſe geleitet, daß es uns geſtattet ſein mag, darüber ein Wort an dieſer Stelle zu ſagen. An der Spitze der Anſtalt, in die nur ſchwere Verbrecher (keiner unter zehn Jahren Strafzeit) aufgenommen werden, ſtehen zwanzig barmherzige Schweſtern und deren Oberin. Außer dem Strafanſtalts-Geiſtlichen, dem Inſpector und einer ſchwachen militairiſchen Beſatzung, die, zur Zeit unſrer Occupation, aus wenigen öſtreichiſchen Halb-Invaliden beſtand, iſt kein männliches Perſonal vorhanden. Die barmherzigen Schweſtern beſorgen die ganze Verwaltung und den unmittelbaren Verkehr mit den Gefangenen, deren meiſtens ſiebenhundert vorhanden ſind. „Es iſt erſtaunenswerth — ſo ſchreibt ein Beſucher — wenn man die zwanzig Schweſtern, in ihrer kleidſamen Tracht, mit der ihnen eigenthümlichen Ruhe, Leutſeligkeit und Milde, unter dieſen ſiebenhundert Mördern, Räubern, Brandſtiftern, ſchaffen und wirken ſieht. Seit 12 Jahren, wo dieſe weibliche Verwaltung ins Leben gerufen wurde, iſt auch nicht ein einziger Exceß, ſeit 5 Jahren kein Fluchtverſuch vorgekommen. Man muß es ſehn, mit welcher Verehrung dieſe Verbrecher an den Schweſtern, beſonders an der Oberin, hängen und wie ihr Geſicht von Freude ſtrahlt, wenn Letztere die Arbeitsſäle oder die Zellen betritt und einige freundliche Worte mit ihnen wechſelt. Die Schweſtern ſtehen dem Haushalt und der Arbeit vor. Ueberall dienen ihnen die Gefangenen ſelbſt als Gehülfen. Nur die ganz ſchweren Verbiecher ſind mit Ketten belaſtet, doch bewegen ſich alle frei in den großen Räumen, Sälen und Kloſtergängen umher. Selten iſt die Auferlegung einer Strafe (meiſt bloße Entziehung gemeinſchaftlicher Arbeit) nöthig. Alles wird durch Liebe, Güte, Milde beherrſcht, der rohſte Verbrecher wird zum folgſamen Kinde. Ergreifend iſt ein Gottesdienſt an dieſer Stelle. Die ganze innere Einrichtung, Altar, Kanzel, Betſtühle, Alles iſt nach und nach von den Gefangenen ſelbſt gearbeitet. Die Altar- und Heiligen-Bilder ſind von ihnen gefertigt (meiſt von Malern, die als Falſchmünzer 20 bis 30 Jahre zu verbüßen haben) und die Holzrahmen kunſtvoll geſchnitzt. In den Chorſtühlen, dem Altar zunächſt, ſitzen die barmherzigen Schweſtern. Die ganze Anſtalt, in ihrer Einrichtung wie in ihren Erfolgen, iſt vielleicht einzig in ihrer Art." (Seitdem dies geſchrieben wurde, iſt ein erheblicher Exceß vorgekommen und eine neue Organiſation der Strafanſtalt beſchloſſen, wenn wir nicht irren auch ſchon ausgeführt worden.

Aber um ſo trauriger ſah es in den Dörfern aus, in denen die flüchtig gewordene Bevölkerung oft weiter nichts zurückgelaſſen hatte, als ausgeleerte Hütten und verſchüttete Brunnen. In Unter-Lochow lagen die Pommern, darunter Lieutenant v. Weyher vom Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV., ein junger Offizier (eben erſt aus dem Cadettencorps eingetreten), dem ein Granatſplitter den Hirnſchädel verletzt und das Gehirn bloßgelegt hatte. Andre von der pommerſchen Diviſion hatten in Sobotka, in Wohawetz und Wokſchitz ein kümmerliches Unterkommen gefunden.

Am erſchütterndſten aber war der Anblick in Libun. Das Dorf ſelbſt war zerſchoſſen, halb niedergebrannt. Kirche und Pfarrhaus waren zu Lazarethen eingerichtet. In den Glockenthurm wurden alle diejenigen getragen, die ihren Wunden oder der Amputation erlegen waren; es war eine lange Reihe. Am ſchlimmſten ſah es im Pfarrhaus aus. Hier lagen, ſchwer verwundet, die meiſten auf einer Schütte Stroh, preußiſche, öſtreichiſche und ſächſiſche Offiziere bunt durcheinander. Die preußiſchen Offiziere gehörten meiſt den Füſilier-Bataillonen vom 8., 12. und 48. Regimente an, die Cydlina

---

*) Ende Auguſt befanden ſich noch fünf Grenadiere vom Leib-Regiment im Lazareth zu Lomnitz. Unſer Weg führte uns dorthin, mit uns war ein Offizier genannten Regiments, der, von Prag aus, eigens die Reiſe gemacht hatte, um ſich zu überzeugen, in wie weit noch mit Rath und That ein Uebriges für die verwundeten Mannſchaften geſchehen könne. Wir traten ein. Wer beſchreibt die Freude der braven Grenadiere, als ſie ihren Offizier erkannten, unter dem ſie am Waſſerlauf der Cidlina ſo tapfer gefochten hatten! Vier von den fünfen hatten wir bald gefunden und begrüßt. Wir ſuchten nun nach dem fünften. Bei dieſem Suchen führte uns ein glücklicher Zufall in eines der erſten Zimmer zurück. Ein glücklicher Zufall, wenn nicht mehr! Schon während unſerer erſten Anweſenheit in dieſem mit acht Betten belegten Raume hatten wir bemerkt, daß ſich, all die Zeit über, aus einer Ecke des Zimmers zwei Augen mit einem unendlich ſchmerzlichen Ausdruck auf uns gerichtet hatten. Jetzt (der hinzutretende Arzt übernahm die Vermittlung) ſollte uns klar werden, was dieſer ſchmerzliche Blick bedeutet hatte. Der beinah regungslos Daliegende, mit wachsfarbenem Geſicht und jenem verſchleierten Augenausdruck der wenig Hoffnung auf Geneſung giebt, war auch ein Preuße, auch ein Brandenburger (vom 48.), ein unmittelbarer Landsmann jener Grenadiere vom Leib-Regiment, und doch hatte er auf dem Punkt geſtanden, nur weil er einem andern Regiments-Verbande angehörte, uns ohne Gruß und ohne Troſt, wie an einem Fremden, an ſich vorbei gehen zu ſehn. Welche bittren Empfindungen mußten durch das Herz dieſes Mannes gegangen ſein, als er verlaſſen und vergeſſen dalag, während ſeine Landsleute eine Scene des Wiederſehns feierten! Nun aber wurde der bittre Kelch von ihm genommen und jeder mühte ſich doppelt, die willenlos angethane Kränkung wieder auszugleichen. Freilich, nur das dankbare Lächeln eines Sterbenden war unſer Lohn.



und Zames genommen und Diletz, in blutigem Kampf, der ſächſiſchen Brigade Kronprinz entriſſen hatten. Hier lag Hauptmann v. Simon vom 12. Regiment, Schwiegerſohn des Generals Vogel v. Falckenſtein, einen Schuß durch Bruſt und Oberarm; hier lagen, an der einen Längswand hin, die Lieutenants v. Borowsky, Tapper, v. d. Oſten, alle drei vom 48. Regiment; ihnen gegenüber drei ſächſiſche Offiziere: Oberſt v. Boxberg, ſein Adjutant v. Minckwitz und Freiherr v. Seckendorf; in gleicher Reihe mit ihnen ein junger öſtreichiſcher Offizier, Alois Graf Boß, vom Dragoner-Regiment Savoyen. Faſt alle ſtarben, auch die, die Hoffnung gaben; der am ſchwerſten verwundet ſchien, kam mit dem Leben davon. Dies war Lieutenant Hellhof vom 12. Regiment. Als der Johanniterritter v. Werder (ſo erzählt dieſer ſelbſt) an das Lager des jungen Offiziers herantrat und ihn theilnehmend frug: »wo er verwundet ſei?« ſagte dieſer ruhig: »ich bin ſcharf mitgenommen«, hob die Decke auf und zeigte dem Fragenden die Stummel der beiden amputirten Füße. Welch Jammeranblick! Und gerade Lieutenant Hellhof genas. Schon dem Einzuge vermochte er auf einem Roll-Krankenſtuhle beizuwohnen und die Wintermonate ſahen ihn in Italien. (Es iſt dies derſelbe Lieutenant Hellhof, der, während ſeiner Reiſe in Italien, im Theater zu Florenz von einem ſüddeutſchen Offizier inſultirt wurde. Die Thatſache iſt richtig, aber die Urſache iſt nicht recht aufgeklärt worden. Zur Ehre des fremden Offiziers glauben wir annehmen zu dürfen, daß ein Mißverſtändniß vorlag. Wer keine Füße hat, oder in den Füßen ſchwer verwundet iſt — wir haben ſelber ſolche Fälle erlebt — wird natürlich unbehülflich in ſeinen Bewegungen und kommt dadurch in die Lage, die kleinen Rückſichten nicht nehmen, die Höflichkeiten nicht erweiſen zu können, die man ſonſt im Verkehr erwartet. Unfähig, den ſteifen Fuß raſch einzuziehen, liegt derſelbe im Theater, im Poſtwagen, im Coupé, unbeweglich wie ein Schlagbaum da und ehe noch Erklärungen möglich ſind, fallen bereits erzürnte Worte. So erklären wir dieſe peinliche Scene. Alles andre wäre Barbarei.)

Der 29. war ein heißer Tag geweſen. Und doch nur Vorſpiel! Während in den Dörfern an der Liſière des Schlachtfeldes und unter den Arcaden von Gitſchin noch Hunderte auf den erſten Verband warteten, drang die Armee weiter ſüdlich vor — zur Entſcheidung.

Der Feldzug im Iſergebiet.

Die Kriegführung der austro-ſächſiſchen Iſer-Armee iſt hart angegriffen worden und, wie zugeſtanden werden muß, mit Recht.

Zwei Wege, ſo will es uns erſcheinen, ſtanden offen, nach zwei Plänen konnten die Operationen geleitet werden:

entweder die Auſtro-Sachſen mußten von Anfang an entſchloſſen ſein, die Iſerlinie zu halten, zäh, feſt, mit allen Mitteln,

oder ſie mußten ſie gar nicht halten, vielmehr gewillt ſein, ſich unter bloßem Geplänkel, zur Vereinigung mit der Haupt-Armee und zu gemeinſchaftlicher Action mit dieſer, auf Gitſchin oder Miletin zurückzuziehn.

Die Auſtro-Sachſen thaten aber weder das Eine noch das Andre: ſie gaben die Iſerlinie auf, als es noch möglich war ſie zu halten, und ſie wollten ſie halten, nachdem ſie ſchon verloren war.

Wen trifft die Schuld?

In erſter Reihe Benedek.

An dem Widerſpruchsvollen der Befehle des Ober-Commandirenden — wenn der, der dieſe Befehle empfing, nicht den Muth hatte, ſie zu durchbrechen — mußte jeder Unterfeldherr ſcheitern, auch ein beſſrer als Clam-Gallas.

Als Beweisführung mag es genügen, wenn wir einfach die Ordres hier zuſammenſtellen, wie ſie innerhalb vier Tagen vom Ober-Commando beim Corps-Commando, beziehungsweiſe beim Kronprinzen von Sachſen eingingen.

Bis zum 26. Mittags: Die Iſer *nicht* halten. Vielmehr Aufſtellung *hinter* der Iſer.

Am 26. Mittags: Die Iſer um jeden Preis *halten*.

Am 27. Mittags: Die Iſer *lieber nicht* halten. Rückzug auf Gitſchin.

Am 29. Mittags: Gitſchin *halten*.

Am 29. Abends: Gitſchin *nicht* halten.

Iſt jemals, innerhalb weniger Tage, wechſelnder, widerſpruchsvoller, verwirrender commandirt worden?

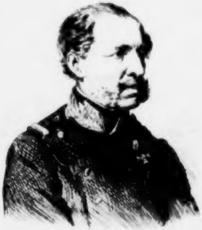
Die Aufſtellung zwiſchen Jung-Bunzlau und Münchengrätz (eigentlich ein verlorener Poſten im großen Styl) war ein Fehler von Anfang an. Münchengrätz lag *ſeitab*. Die Punkte auf die es ankam, waren Turnau und Gitſchin; dazu letztres von ſo günſtiger Lage, ſtrategiſch wie taktiſch, daß ſelbſt noch am 29. Abends alle bis dahin begangenen Fehler ausgeglichen werden konnten, wenn ſtatt der Ordre »das Gefecht abzubrechen« umgekehrt der Befehl eintraf: die Poſition *unter Dranſetzung aller Kraft und mit Aufgebot jedes Opfers* zu halten. Aber darin verſah es Benedek. Bis dahin, trotz aller Schwankungen und Widerſprüche, wenigſtens feſt (feſt bis zum Eigenſinn) in dem *einen* Punkt: den erſten entſcheidenden Schlag gegen den Prinzen Friedrich Karl zu führen, entſchlug er ſich dieſes Eigenſinns gerade in dem Augenblick, wo einzig und allein noch eigenſinnigſtes Feſthalten und zugleich das rückſichtsloſeſte Vorwärtsſtürmen nach *einer* Richtung hin gewiſſe Chancen des Erfolges gehabt haben würde. Eigenſinnig und ſchwankend, beides zur Unzeit, fällt die Hauptſchuld für die Mißerfolge der Iſer-Armee, wie wir wiederholen müſſen, auf Benedek und bis zu einem gewiſſen Grade (wir werden weiter unten zeigen bis zu *welchem* Grade) hatte der auf eignes Verlangen vor ein Kriegsgericht geſtellte Clam-Gallas Anſpruch auf das folgende, ein Vierteljahr ſpäter erſcheinende und ſeine Freiſprechung beſiegelnde Handbillet des Kaiſers:

> »Mein lieber General der Cavallerie, Graf Clam-Gallas!
>
> Nachdem die Vorunterſuchung den Mangel eines jeden Sie gravirenden Thatbeſtandes conſtatirt hatte, genehmigte Ich gern die von Ihnen zur eigenen Rehabilitirung erbetene kriegsrechtliche Unterſuchung und ſpreche Ihnen nun Meine volle Befriedigung darüber aus, daß das in allen Inſtanzen beſtätigte Kriegsrechtsurtheil Ihre *vollſtändige Schuldloſigkeit* anerkannt und dadurch Meiner Armee und dem Staate den Ruf und Namen eines tapfren Generals,

der Mir und Meinem Hauſe lange Jahre mit wahrer Hingebung diente, makellos erhalten hat.

Schönbrunn, 13. Oktober 1866.«

So das Handbillet des Kaiſers, deſſen Schlußworte freilich uns über das allein zuläſſige Maß der Anerkennung hinaus zu gehen ſcheinen. Denn wie geneigt wir ſein mögen, die Hauptſchuld, das Verwirrung ſchaffende Schwanken, auf Seiten Benedeks zu finden, ſo iſt doch Clam-Gallas weit ab davon, ſein Armee-Corps »ohne Schuld und Makel« geführt zu haben. Zweimal, wenn er energiſcher war, hatte er das Spiel in der Hand: am 26. Abends und am 29. Nachmittags. Er mußte (und er gebot durchaus über die dazu nöthigen Mittel) Erfolge zu erringen ſuchen, eh er durch widerſprechende Befehle in ſeinen Operationen geſtört werden konnte. Bei Podol (26.) mußte er ſiegen, Turnau mußte er wieder nehmen — die Mittel dazu waren vorhanden. Daſſelbe gilt, nur geſteigert, von Gitſchin. Als um 8½ Uhr Abends der Befehl zum Abbrechen des Gefechtes bei ihm eintraf, mußte bereits ein Sieg errungen ſein. Die öſtreichiſche Uebermacht war ſo groß, daß wenn der rechte Mann dahinter ſtand, unſre vorrückenden vier Brigaden durch neun Brigaden und eine dreifach überlegne Artillerie (der formidablen Poſition ganz zu geſchweigen) geſchlagen werden mußten. Daß dies nicht geſchah, daran trug nicht Benedek (der einen Sieg, auch einen nicht befohlenen, unter allen Umſtänden dankbar hingenommen hätte), daran trug allein die Unausreichendheit des Unterfeldherrn die Schuld.



So viel über die Kriegführung unſres Gegners »an der Iſer«. Auch ein Wort über die unſrige.

Dem Ober-Commando der I. Armee iſt vorgeworfen worden, daß es ſich durch die Seitenpromenade nach Münchengrätz hin an dem Fehler mitbetheiligt habe, der öſtreichiſcherſeits durch das Feſtkleben an der eben genannten Iſer-Poſition begangen worden ſei. Wir finden darüber folgendes: »Das Gefecht bei Münchengrätz war brillant in der Anlage, aber es war überflüſſig, ja *mehr* als das, es glich — weil zeitraubend und von wichtigeren Aufgaben abziehend — dem Belagern einer Feſtung, die es gerathener iſt ganz liegen zu laſſen. Statt am 28. am Muskyberge zu kämpfen, mußte am 27. Abends ſchon die 7. Diviſion auf Sobotka, die 5. auf Gitſchin rücken. Clam-Gallas war dann umgangen, ſeine Verbindungslinie mit der Hauptarmee durchſchnitten.«

Man kann dieſe Kritik bis zu einem gewiſſen Grade und vom rein theoretiſchen Standpunkt aus vielleicht gelten laſſen, aber ſie überſieht jedenfalls das Eine, daß man an dem Tage, an dem die Operationen mit einer im Großen und Ganzen *kriegsungeübten* Armee begannen, vor allem erſt ſich *ſelber kennen* lernen mußte. Dies wies darauf hin, zunächſt auf *taktiſche Erfolge* und nicht auf ſtrategiſche Schachzüge, ja nicht einmal auf ſtrategiſche Correctheit zu ſehen, ſo lange dieſe Correctheit ſelbſt das kühnere, das dem Erfolge nach Ungewiſſere war. Es war freilich verlockend, 60,000 Mann, oder auch nur die Hälfte davon, abzuſchneiden, aber die Durchführung deſſen, was in der Theorie vielleicht das allein Richtige war, umſchloß zugleich eine große *Gefahr*, wenn die taktiſche Leiſtungsfähigkeit der Truppe mit der ſtrategiſch richtig geſpielten Partie nicht gleichen Schritt hielt. Daß man das Zeug dazu hatte, im Fluge zu ſiegen, daran glaubten die Einen nicht und die Andern waren deſſen wenigſtens nicht ſicher. *Man wollte aber durchaus ſicher gehn.*

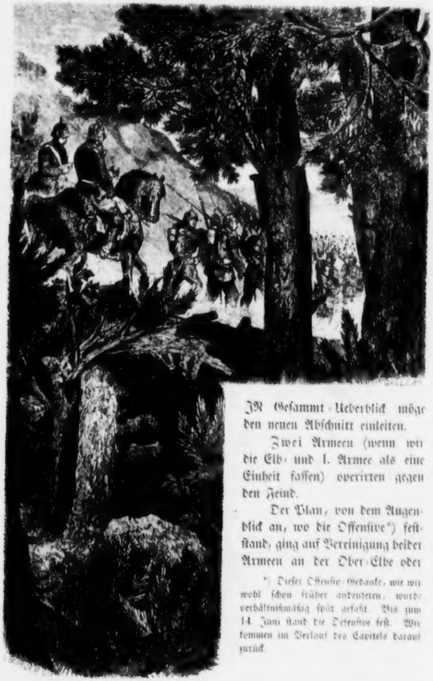
Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen die Operationen der I. Armee vom 26. bis 29. Juni, ganz beſonders das Gefecht bei Münchengrätz beurtheilt werden. Nach dem Tage von Gitſchin, wo man die eigne volle Ueberlegenheit hatte kennen lernen, operirte man bereits kühner und die *Schlacht von Königgrätz* wurde, ihrer ganzen Dispoſition nach, bis zu einem erheblichen Grade im Vertrauen auf dieſe überlegene Kraft geſchlagen. Man glaubte es *ſchlimmſtenfalls* (wenn der Kronprinz ausblieb) auch 1 gegen 2 wagen zu können. Nach Königgrätz ging man in dieſem Wagen vielleicht zu weit; es ſchien, als *müſſ'* es glücken. Was aber nach dem 3. Juli einigermaßen ſtatthaft war, war eine Woche früher verboten.

Das etwa ſind die Geſichtspunkte, aus denen heraus die Operationen der I. Armee, ſo weit wir dieſelben bis hier geſchildert, ganz beſonders aber das Gefecht bei Münchengrätz und die erſt *nachher* erfolgende Beſetzung von Gitſchin beurtheilt ſein wollen.

Wie bei Aufſtellung der Armee in zwei Heerkörpern, die auch von der Theorie verurtheilt worden iſt, haben wir es auch hier mit Fragen zu thun, die nicht nach einer überkommenen Formel (bekanntlich immer die bequemſte Weiſe) entſchieden werden können. Jede neue Aufgabe, weil ſie innerhalb des immer neu ſich geſtaltenden Lebens, nie einer vorhergehenden gleich iſt, erheiſcht auch jedesmal ihre eigne Löſung. Dieſe Erkenntniß, die Fehler nicht ausſchließt, hat uns zum Siege geführt.

Die II. Armee bis zur Ober-Elbe.

Die II. Armee in Schleſien.



IN Geſammt-Ueberblick möge den neuen Abſchnitt einleiten.

Zwei Armeen (wenn wir die Elb- und I. Armee als eine Einheit faſſen) operirten gegen den Feind.

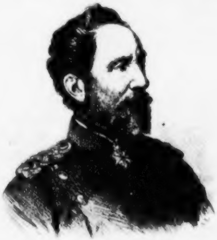
Der Plan, von dem Augenblick an, wo die Offenſive*) feſtſtand, ging auf Vereinigung beider Armeen an der Ober-Elbe oder in ihrer Nähe, etwa bei Gitſchin. Dieſe Vereinigung zu bewerkſtelligen, ſetzte ſich die eine Armee am 22. und 23. von Sachſen, die andre am 26. und 27. von Schleſien aus in Bewegung. Dem Vormarſche jener ſind wir bis Gitſchin gefolgt; dem Vormarſche dieſer folgen wir jetzt.

---

*) Dieſer Offenſiv-Gedanke, wie wir wohl ſchon früher andeuteten, wurde verhältnißmäßig ſpät gefaßt. Bis zum 14. Juni ſtand die Defenſive feſt. Wir kommen im Verlauf des Capitels darauf zurück.

Die II. (die ſogenannte ſchleſiſche Armee) ſtand unmittelbar, vor Ausbruch der Feindſeligkeiten, 4 Armee-Corps ſtark im Norden der Grafſchaft Glatz, des Befehls zum Einmarſch in Böhmen gewärtig. Dieſe 4 Corps waren die folgenden:

Das 1. (oſtpreußiſche) Armee-Corps. Generallieutenant v. Bonin.
Das 5. (poſenſche) Armee-Corps. General v. Steinmetz.
Das 6. (ſchleſiſche) Armee-Corps. General v. Mutius.
Das Garde-Corps. Prinz Auguſt v. Würtemberg.



Generalſtabschef der geſammten II. Armee: Generalmajor von Blumenthal (der in gleicher Eigenſchaft bereits im Kriege gegen Dänemark ſich bewährt hatte).

Oberbefehlshaber: der Kronprinz.

An die kurze biographiſche Darſtellung, die wir nunmehr folgen laſſen, knüpfen wir zugleich eine Aufzählung der Ereigniſſe: Märſche, Truppenaufſtellungen und Inſpicirungen, die dem Einmarſche der II. Armee in Böhmen während der erſten Juni-Wochen vorausgingen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, wurde am 18. Oktober 1831 im Neuen Palais zu Potsdam geboren und erhielt in der am 13. November, am Geburtstage der Königin Eliſabeth, durch Biſchof Eylert vollzogenen Taufe die Namen: Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl. Die erſte Erziehung leitete Frau Gobet; im achten Lebensjahre begannen die Exercirübungen, an denen die in gleichem Alter ſtehenden: Rudolf v. Zaſtrow und Adolf Graf v. Königsmarck theilnahmen. Der junge Prinz unterzog ſich dem Dienſt mit Eifer und der Park von Babelsberg ſah damals ſeine erſten kriegeriſchen Spiele: Feſtungen wurden gebaut und geſtürmt. Man nahm es ernſt genug. Einmal regnete es. Ein Lakai brachte einen Schirm. »Haſt Du je einen preußiſchen Prinzen unter einem Regenſchirm geſehn?« Damit war die Sache erledigt.

Nach zurückgelegtem zehnten Lebensjahr (18. Oktober 1841) trat der Prinz in das 1. Garde-Regiment zu Fuß, empfing den Stern zum Schwarzen Adlerorden und wurde, Behufs ſeiner militairiſchen Studien, der Leitung des Oberſten v. Unruh, der bis dahin Adjutant beim Prinzen von Preußen geweſen, unterſtellt. Den allgemein-wiſſenſchaftlichen Unterricht leitete, von 1844 ab, Profeſſor Curtius.

In den Jahren 1847 und 1848 nahm der Prinz an den Schießübungen und Exercitien mit gemiſchten Waffen Theil, worauf er am 3. Mai 1849 dem 1. Garde-Regiment zu dauernder Dienſtleiſtung überwieſen wurde. Bei dieſer Gelegenheit hielt der Prinz von Preußen (bei der Paroleausgabe im Potsdamer Luſtgarten) folgende Anſprache: »Zu dauernder Dienſtleiſtung tritt nunmehr mein Sohn in Ihre Reihen ein. Ich hoffe, er wird ſeinem Namen und ſeinen Ahnen Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geiſt, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wir. Und Dir, mein Sohn, wünſche ich, daß Du dereinſt daſſelbe erfährſt, was Dein Vater in der Mitte ſeiner Kameraden erfahren hat. Meine Herren, es iſt die ſchönſte Freude meines Lebens geweſen, zu ſehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen ſich in ſchweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat! Das wünſche ich auch Dir. Und ſo thue nun Deine Schuldigkeit.«

Den bald darauf beginnenden kurzen Feldzug in Baden mitzumachen, war dem Prinzen nicht vergönnt. Im folgenden Jahre (1850) beſuchte er die Univerſität Bonn und machte dann eine größere Reiſe. Am 15. Oktober 1851 erfolgte ſeine Ernennung zum Hauptmann im 1. Garde-Regiment; im nächſten Jahre wurde er mit ſelbſtſtändiger Führung der 6. Compagnie betraut. Der 23. Auguſt 1853 (es war der Gedenktag des 40 Jahre zuvor erfochtenen Sieges bei Großbeeren) gab dem Prinzen Gelegenheit zu einer erſten öffentlichen Anſprache. Unter Theilnahme vieler tauſend Bewohner aus Berlin und Umgegend, inmitten eines weitgeſpannten Kreiſes von Schülern, Soldaten und Veteranen, die alle mit ihren Fahnen und Bannern erſchienen waren, wurde die Feier begangen. Der Prinz trat in den Kreis: »Heute ſind es vierzig Jahre, daß auf dieſer blutigen Wahlſtatt der Sieg errungen wurde, an dem zunächſt die Rettung der Hauptſtadt des Landes hing. Aber er bedeutete mehr. Er zeigte zugleich der Welt, daß die preußiſchen Waffen muthvoll mit jedem Gegner in die Schranke treten.«

Am 15. Oktober 1854 erhielt der Prinz die Ernennung zum Commandeur des 1. Bataillons 2. Garde-Landwehr-Regiments, avancirte am 31. Auguſt des folgenden Jahres zum Oberſten und übernahm am 3. Juli 1856, alſo an demſelben Tage, der zehn Jahre ſpäter für ihn und das Regiment ſo bedeutungsvoll werden ſollte, die Führung des 1. Garde-Regiments.

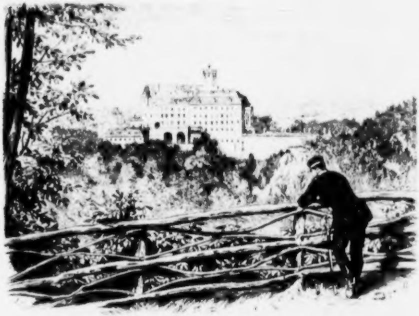
Unmittelbar vorher war er aus Schottland zurückgekehrt, wo in Balmoral ſeine Verlobung mit der Prinzeß royal von England ſtattgefunden hatte.

Noch im Herbſt deſſelben Jahres, auf des Prinzen beſonderen Wunſch: auch den Dienſt bei der Linie kennen zu lernen, erfolgte (am 3. Oktober) ſeine Ernennung zum Commandeur des 11. Infanterie-Regiments in Breslau, eine Stellung in die er am 1. November eintrat. Alle Mühen und Anſtrengungen mit den Mannſchaften getreulich theilend, und für deren Wohl mit eigner Aufopferung ſorgend, erfüllte der Prinz ſeine Pflichten nicht nur gewiſſenhaft, ſondern gewann ſich auch das volle Vertrauen und die Zuneigung aller ſeiner Untergebenen.

Am 25. Januar 1858 erfolgte ſeine Vermählung mit der Prinzeß royal in London; am 8. Februar, unter dem Jubel der Bevölkerung, zogen die Neuvermählten in die preußiſche Hauptſtadt ein. Schon am Hochzeitstage war der Prinz zum General ernannt worden.

Am 1. Juli 1860 rückte er zum Generallieutenant auf; am 18. Oktober 1861 — nunmehr (nach dem Tode König Friedrich Wilhelms IV.) Kronprinz von Preußen — wohnte er der feierlichen Krönung zu Königsberg bei. Der Krieg gegen Dänemark 1864 führte ihn nach Schleswig-Holſtein und Jütland. Er übernahm kein Commando, aber er wohnte den Operationen bei, war am 22. Februar, vor Düppel, zum erſten Mal im Feuer und bekundete, neben einem ſcharfen und raſchen Blick in militairiſchen Dingen, vor allem in der Behandlung höchſt ſchwierig liegender Perſonal- und Rivalitäts-Fragen, eine Objektivität, eine über den Parteien ſtehende, heitre Milde, die für den Augenblick das gute Einvernehmen wahrte und für die Zukunft ein volles Vertrauen erweckte.

Dies Vertrauen aufs glänzendſte, weil unter geſteigert ſchwierigen Verhältniſſen, zu bethätigen, lag jetzt die Gelegenheit vor. Am 17. Mai war er zum Oberbefehlshaber der II. Armee, am 2. Juni zum Militair-Gouverneur von Schleſien ernannt, am 4. ging er nach Breslau, von da nach Fürſtenſtein ab, um auf dieſem alten Schloſſe, halben Wegs zwiſchen Breslau und der Grenze, ſein Hauptquartier aufzuſchlagen.



Schloß Fürſtenſtein (die »Perle Schleſiens«, wie es in alten Reiſebeſchreibungen heißt) iſt alter Beſitz der Grafen v. Hochberg. 1847 fiel den Hochbergs und zwar ſpeziell der Fürſtenſteiner Linie das Fürſtenthum Pleß in Oberſchleſien zu, in Folge deſſen die Grafen den entſprechenden Fürſtentitel annahmen. Der jetzige Fürſt hat für die Verſchönerung des Schloſſes durch Bauten und Anlagen viel gethan; die Bibliothek iſt eine der reichhaltigſten, beſonders mit Rückſicht auf vaterländiſche Geſchichte. Schloß und Umgegend ſind voll hiſtoriſcher Erinnerungen. In der Nähe des Schloſſes befindet ſich der Turnierplatz, wo im Jahre 1800 bei Anweſenheit des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louiſe der ſchleſiſche Adel ein Turnier im Rittercoſtüm aufführte. Die äußere Umfaſſung, mit den Plätzen, auf denen die Ritterdamen ſaßen, iſt noch erhalten. Unter den Erinnerungen aus der Vorzeit, welche die Zimmer der »alten Burg« bergen, befindet ſich auch der Schreibtiſch, auf welchem Friederich der Große den Plan zur Schlacht von Hohenfriedberg (das Schlachtfeld liegt 1½ Meilen entfernt) entwarf. In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts verweilte König Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, gern an dieſer Stelle; ebenſo war der jetzige Kronprinz während ſeines zweimaligen längern

Aufenthalts in Schleſien, in den Jahren 1857 und 1859, auf Schloß Fürſtenſtein zu Gaſt geweſen.

Jetzt, unter veränderten Verhältniſſen, war er abermals der Gaſt des Schloſſes. Ein Brief aus jenen Tagen (Anfang Juni) ſchildert den Aufenthalt wie folgt: » . . Der Kronprinz iſt ſeit einigen Tagen hier. Er bewohnt die rechte Seite des Hauptgeſchoſſes; gleich an den Thorgebäuden des Schloſſes ſteht die Wache des Hauptquartiers und die hundert Offiziere, die aus- und eingehen, die Cavallerie-Ordonnanzen die hin und her fliegen, beweiſen genugſam, daß der Frieden dieſer Thäler bald dem Lärm des Krieges weichen wird. . . Die durch den Ernſt der Zeit gebotenen Arbeiten füllen faſt den ganzen Tag, nur nach Tiſch finden ſich einige Stunden der Erholung. Die fürſtliche Familie, ſowie die Offiziere des Stabes, verſammeln ſich dann um den Kronprinzen auf den Terraſſen des Schloſſes. Dann erſcheint auch wohl das Muſik-Chor dieſes oder jenes Regiments auf der vor dem Schloſſe gelegenen Blumen-Terraſſe und Beſuch aus den Städten drängt ſich herzu um ſich des Schauſpiels zu freuen. Unter den Gäſten ſind auch bereits unfreiwillige. Ein paar Windiſchgrätz-Dragoner wurden geſtern eingebracht, die ſich dieſſeits der Grenze hatten betreffen laſſen. Der Kronprinz beſchenkte ſie und ſchickte ſie ihrem Regiment zurück.«

So der Brief. Er ſpricht die Befürchtung aus »daß der Frieden dieſer Thäler dem Lärm des Krieges weichen werde«, und in der That, zu Anfang Juni, wo die ſtricte Aufrechthaltung der *Defenſive* noch als politiſches Programm feſtſtand, mochte kaum ein Zweifel darüber herrſchen, daß dieſe ſchleſiſchen Thäler der Schauplatz des Krieges werden würden. Die politiſche Lage ſchloß — wie wir wiſſen — jeden Angriffsgedanken aus.

Noch am 10. Juni ſtand die Defenſive derart feſt, daß der Kronprinz ſeine bis dahin an der Grenze der Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau concentrirte Armee in der Nähe von Neiſſe Aufſtellung nehmen ließ, um hinter dieſer Feſtung und durch den gleichnamigen Fluß geſchützt, einen Angriff des Feindes mit größerer Ruhe erwarten zu können. Im Einklang mit dieſer Maßregel erfolgte auch die Verlegung ſeines Hauptquartiers von Fürſtenſtein nach Neiſſe.

Die Defenſive ſtand feſt. Erſt der 14. Juni (die Bundesabſtimmung) ſchaffte hierin Wandel. Wir betrachteten uns von dieſem Tage an als die Herausgeforderten und die politiſche Rückſicht beſtimmte oder hemmte nunmehr nicht länger die ſtrategiſche Bewegung. Nicht Erhaltung des *Friedens*, ſondern *Selbſterhaltung* wurde erſtes Gebot; — der Defenſiv-Gedanke war aufgegeben, die Offenſive trat an die Stelle.

Am 19. erging die Ordre, die Armee zum Vormarſch gegen die böhmiſche Grenze fertig zu halten.

Am 20. erließ der Kronprinz ſeinen erſten Armee-Befehl.

Am 21. erfolgte die Kriegserklärung.*)

Am 22. traf der Befehl des Königs ein: gemeinſchaftlich mit der I. Armee die Offenſive nach Böhmen hin zu ergreifen und in der Richtung auf *Gitſchin* zu operiren.

Am 23. verließ der Kronprinz Neiſſe, das ſeit dem 10. ſein Hauptquartier geblieben war. Die Fahnen und Flaggen, die von dem Tage ſeiner Ankunft an vom Rathsthurm und dem Berliner Thorthurm herab geweht hatten, wurden eingezogen, vorher aber verſammelte der Scheidende das Offizier-Corps und die Behörden der Stadt noch einmal um ſich und richtete folgende Anſprache an dieſelben:

> »Ich habe mich überzeugt, daß die Feſtung in guten Händen iſt. Haben Sie Vertrauen zu den Commandeuren; ſie verdienen es. Die getroffenen Anordnungen ſind muſterhaft zu nennen. Ich rechne es mir zu hoher Ehre, daß mein königlicher Vater dieſe Armee mir anvertraut hat, die, *wenn auch nicht vielleicht zur unmittelbaren Action beſtimmt*, dem Vaterlande, namentlich dieſer Provinz, zu deren Gouverneur ich ernannt bin, gute Dienſte leiſten ſoll. Sie, meine Herren (zu den *Offizieren* gewandt), kennen Ihre Pflicht; ich verweiſe Sie auf die Geſchichte Preußens, aus der Sie wiſſen, welche Aufgaben Preußen zu erfüllen hat. Dazu beizutragen, ſind Sie berufen. Ihnen, meine Herren (zu den *Behörden* gewandt), wird es nicht erſpart werden, noch manches Harte zu ertragen, doch das glaube ich Ihnen ſagen zu dürfen, daß *dieſer* Theil der Provinz nicht unmittelbar der Schauplatz des Krieges werden wird. Haben Sie Wünſche, ſo wenden Sie ſich an den König. Im Uebrigen danke ich Ihnen für das ſtille Beileid, das Sie mir bei dem Verluſte,**) der mich betroffen, gezeigt haben; je weniger laut dieſe Theilnahme war, um ſo wohler hat ſie mir gethan. Ich werde Ihrer Aller gern gedenken.«

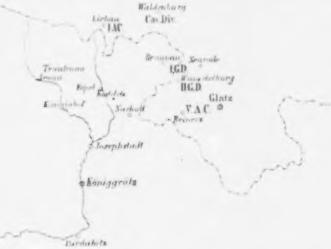
---

*) Dieſe Kriegserklärung, die vor Europa durch die „Manifeſte" (ſ. S. 80) und die Abberufung der beiderſeitigen Geſandten erfolgt war, erfolgte an Ort und Stelle dadurch, daß am Morgen des obenangegebenen Tages (21.) bei ſämmtlichen gegenüberſtehenden feindlichen Vorpoſten-Commandeuren Schreiben des Kronprinzen abgegeben wurden, worin es kurz hieß: „daß durch den von Seiten Oeſtreichs provocirten Bundestagsbeſchluß vom 14. der Kriegszuſtand factiſch ausgebrochen ſei und die preußiſchen Truppen Weiſung erhalten hätten, demgemäß zu verfahren."

**) Prinz *Sigismund* (geb. 15. Sept. 1864) ſtarb am 18. Juni im Neuen Palais zu Potsdam. Königin Auguſta begab ſich noch am ſelben Abend von Berlin nach Neiſſe, um ihrem Sohne mit ihrem Troſte zur Seite zu ſtehn.

So die Worte des Kronprinzen am 23. Juni. So offen, ſo herzlich ſie waren, ſo beobachteten ſie doch, in Betreff der einzuſchlagenden Operationen, eine kluge Zurückhaltung. Wenn auch der Feind über die beſchloſſene Offenſive nicht länger zu täuſchen war, da an eben dieſem Tage (23.) bereits die Armeen unter General Herwarth und Prinz Friedrich Karl in Böhmen einrückten, ſo ſollte doch wenigſtens ſo lange wie möglich ein Zweifel darüber bleiben, nach welcher Richtung hin wir von Schleſien aus vorzugehn, mit andern Worten, ob wir ſüdwärts oder weſtwärts, ob wir auf Mähren oder auf Böhmen zu, zu operiren gedächten. Wir wiſſen jetzt, daß ſeit dem 19. die letztre Alternative (Einmarſch in Böhmen) beſchloſſene Sache war, aber gerade weil dem ſo war, galt es dieſen Vormarſch gegen Weſten zu maskiren und die Operationslinie nach Süden als die wahrſcheinlichere erſcheinen zu laſſen. Schon am 22. Juni waren zu dieſem Behuf die beiden Diviſionen des VI. Corps in der Richtung auf Olmütz vorgeſchoben worden, und hatten, bei Kalkau, Friedeberg, Freiwalde, Zuckmantel und an verſchiedenen anderen Orten die Grenze überſchreitend, überall die Nachricht zu verbreiten geſucht, daß ſie die Avantgarde der ihnen folgenden übrigen Armee-Corps bildeten. Auch Demonſtrationen an der Südſpitze Schleſiens, nach Krakau zu, verfolgten denſelben Zweck. Ob dieſe Scheinbewegungen den Feind über unſre Abſichten wirklich täuſchten, mag dahin geſtellt bleiben; jedenfalls gelang es uns, von Oberſchleſien aus die nordweſtlich gelegenen, zum Einrücken in Feindesland beſtimmten drei Punkte zu erreichen (am 23. u. 24.), ohne daß dieſer Marſch, hinter der Grafſchaft Glatz fort, vom Gegner bemerkt oder ihm, mit Beſtimmtheit, bekannt geworden wäre.

Am 25. ſtand die II. Armee, mit Ausnahme des VI. Corps, das noch



in der früheren Aufſtellung (Neiſſe) zurückbelaſſen war, an den »drei Thoren Böhmens«, der Ordre zum Einmarſch gewärtig. Der Kronprinz aber erließ folgenden Armee-Befehl:

»Soldaten der II. Armee!

Ihr habt die Worte unſres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majeſtät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit ſchwerem Herzen, aber ſtark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit ſeiner Armee, iſt der König entſchloſſen zu kämpfen für die Ehre und die Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Neugeſtaltung Deutſchlands. Durch die Gnade und das Vertrauen meines königlichen Vaters an Eure Spitze geſtellt, bin ich ſtolz darauf, als der erſte Diener unſres Königs mit Euch Gut und Blut einzuſetzen für die heiligſten Güter unſres Vaterlandes. Soldaten! Zum erſten Male ſeit über 50 Jahren ſteht unſrem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kraft, auf unſre bewährten vorzüglichen Waffen, und denkt, es gilt denſelben Feind zu beſiegen, den einſt unſer größter König mit einem kleinen Heere ſchlug. Und nun vorwärts mit der alten preußiſchen Loſung: Mit Gott für König und Vaterland!«

Das VI. Corps in Oberſchleſien.

Die Detachements Knobelsdorff und Stolberg. — Das Gefecht bei Oswiecim.

AS VI. Armee-Corps, ſo ſchloſſen wir unſer voriges Capitel, war, während das Gros der Kronprinzlichen Armee hart an der Grenze ſeine Colonnen zum Einmarſch formirte, in einer Stellung an der Neiſſe zurückgeblieben, theils um den Abmarſch der übrigen Corps zu maſquiren, theils um Oberſchleſien ſo lange wie möglich zu ſchützen.

Wir wenden dieſem VI. Corps, aus Gründen die wir ſpäter darlegen werden, zunächſt unſre Aufmerkſamkeit zu.

Die Zuſammenſetzung des VI. Corps war die folgende:

11. Diviſion (Generallieutenant v. Zaſtrow).

21. Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Hanenfeldt.
  - 1. Schleſiſches Grenadier-Regiment Nr. 10, Oberſt Freiherr v. Falkenſtein.
  - 3. Niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 50, Oberſt v. Natzmer.

22. Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Hoffmann.
  - 4. Niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 51, Oberſt Paris.
  - Schleſiſches Füſilier-Regiment Nr. 38, Oberſt v. Witzleben.

2. Schleſiſches Dragoner-Regiment Nr. 8, Oberſtlieutenant v. Wichmann.

2. Fuß-Abtheilung Schleſiſchen Feldartillerie-Regiments Nr. 6, Major Bröcker.

Schleſiſches Pionier-Bataillon, Oberſtlieutenant Dieterich.

12. Diviſion (Generallieutenant v. Prondzynski).

Combinirte Infanterie-Brigade: General-Major v. Cranach.
- 1. Oberſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 22, Oberſt v. Ruville.
- 2. Oberſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 23, Oberſt Stein v. Kaminski.

Combinirte Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Knobelsdorff.
- 3. Oberſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 62, Oberſt v. Malachowski.
- 4. Oberſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 63, Oberſtlieutenant v. Eckartsberg.

2. Schleſiſches Huſaren-Regiment Nr. 6, Oberſt v. Trotha.

Schleſiſches Cüraſſier-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Barby.

Schleſiſches Ulanen-Regiment Nr. 2, Oberſt Baumgarth.

Schleſiſches Jäger-Bataillon Nr. 6, Oberſtlieutenant Graf zu Dohna.

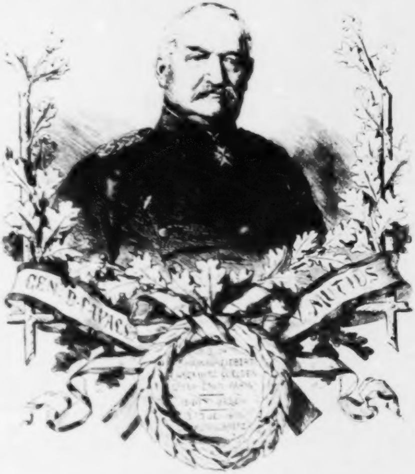
1. Fuß-Abtheilung Schleſiſchen Feld-Artillerie-Regiments, Major Forſt.

Reſerve-Cavallerie:
- 1. Schleſiſches Huſaren-Regiment Nr. 4, Oberſtlieutenant v. Buddenbrock.

Reſerve-Artillerie:
- 5 Batterieen unter Oberſt v. Scherbening.

So die Zuſammenſetzung des VI. Corps. Ueber ſeine Detachirungen, die zeitweilig das Corps auf ſeine halbe Stärke herabdrückten, berichten wir an andrer Stelle. Commandirender war der General der Cavallerie v. Mutius.

Louis v. **Mutius** wurde am 20. März 1796 zu Oels geboren. Sein Vater (als General geſtorben) ſtand damals im Regiment Würtemberg-Huſaren; ſeine Mutter war eine Lützow. Louis v. Mutius trat, erſt 16 Jahre alt, am 1. Februar 1813 zu Julinsburg als Gemeiner in das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment Nr. 1 (jetzt Leib-Cüraſſier-Regiment) ein, machte im Mai deſſelben Jahres ſchon die Schlacht von Groß-Görſchen, die Arrieregarden-Gefechte bei Görlitz und Bunzlau und das Gefecht bei Haynau als Portepee-Fähnrich, ſo wie (vom 20. Mai ab) als Secondelieutenant mit und erhielt für die bei Haynau bewieſene Bravour das eiſerne Kreuz 2. Klaſſe. Von den übrigen Kampfestagen der Jahre 1813 und 1814 wohnte er der Schlacht bei Dresden, den Gefechten bei Grauppen (Kulm), Libertwolkwitz und Gülden-Goſſa, der Schlacht bei Leipzig und den Gefechten von Montmirail und Etoges mit Auszeichnung bei.



In die Friedensgarniſon des Regiments nach Breslau heimgekehrt, wurde er am 6. Juli 1818 zum Premierlieutenant befördert und vermählte ſich dort, am 18. Januar 1819, mit Marie, der jüngſten Tochter des nachherigen commandirenden Generals des V. Armee-Corps, damaligen Diviſions-Commandeurs v. Röder. Obwohl ihm ſein pecuniaires Intereſſe nunmehr die Uebernahme und eigne Bewirthſchaftung der antheilig mit ererbten Herrſchaft Seitenberg und des väterlichen Gutes Thomaswaldau geboten hätte, ſo zog er es dennoch vor, im Dienſte zu bleiben und verkaufte ſpäter ſogar, da ihm die vielen Verſetzungen (im Ganzen elf an der Zahl) die Beaufſichtigung der, fremden Händen überlaſſenen Verwaltung dieſes großen Grundbeſitzes völlig unmöglich machten, ſein geſammtes Erbe, um weiteren namhaften Verluſten vorzubeugen.

1821 wurde er als dienſtthuender Adjutant zur 10. Diviſion nach Poſen verſetzt, 1829 als Rittmeiſter dem 5. Cüraſſier-Regiment aggregirt, 1833 als Adjutant zum General-Commando des V. Armee-Corps commandirt, am 28. März 1835 mit vordadirtem Patent zum Rittmeiſter und Escadronschef im 1. Cüraſſier-Regiment befördert. In demſelben Jahre avancirte er zum Major unter Beibehaltung der Escadron. Am 20. März 1841 ward er etatsmäßiger Stabsoffizier. Das Sturmjahr 1848 brachte ihm die Verſetzung nach Trier als Commandeur des 8. Ulanen-Regiments.

Der badiſche Feldzug des Jahres 1849 ſah ihn in voller kriegeriſcher Thätigkeit. An der Spitze der aus gemiſchten Waffen zuſammengeſetzten Avantgarde der Diviſion des Generals v. Webern machte er, von Saarbrücken ausmarſchirend, die Gefechte bei Homburg in der Pfalz und bei Rinnthal, die Recognoscirung von Federbach bei Muggenſturm, die Gefechte von Biſchweier, Kuppenheim und Iffelsheim mit und erwarb ſich hierbei den Ruhm eines außerordentlich geſchickten, umſichtigen und kühnen Avantgardeführers. Am 19. November 1849 avancirte er zum Oberſtlieutenant und am 19. April 1851 zum Oberſten. Mehrere Verſetzungen fielen in dieſe unruhigen Jahre. Im November 1849 kam das 8. Ulanen-Regiment nach Düſſeldorf, dann nach der Demobilmachung des Jahres 1851 nach Bonn und im Herbſt 1852 nach Elbing. Aber ſchon am 18. November 1852 wurde v. **Mutius** zum Commandeur der 16. Cavallerie-Brigade ernannt und von Elbing wiederum nach Trier verſetzt; hier folgte am 13. Juli 1854 ſeine Beförderung zum Generalmajor. Im Winter 1855 ward er als Mitglied der Behufs Umarbeitung des Cavallerie-Exercir-Reglements unter dem Vorſitz des Generals (jetzigen Feldmarſchalls Grafen) v. Wrangel niedergeſetzten Commiſſion nach Berlin berufen. In das Frühjahr 1858 fiel ſeine Beförderung zum Commandeur der 13. Diviſion, mit der eine abermalige Verſetzung nach Münſter verbunden war, wo er im November auch mit der einſtweiligen Führung der Geſchäfte des General-Commandos des VII. Armee-Corps beauftragt und am 22. deſſelben Monats Generallieutenant wurde.

Das Jahr darauf, als der öſtreichiſch-franzöſiſche Krieg in Italien zur theilweiſen Mobilmachung der preußiſchen Armee führte, ernannte ihn der König zum Commandeur der mobilen 13. Diviſion und verſetzte ihn im November deſſelben Jahres als Commandeur der 12. Diviſion nach Neiſſe. 1860 ward er zu Sonnenburg zum Rechtsritter des St. Johanniter-Ordens ernannt, erhielt 1861 den Rothen Adler-Orden 1. Klaſſe mit Eichenlaub und Schwertern und verſah bei der Krönung König Wilhelms I. zu Königsberg den Ehrendienſt beim Großfürſten Nicolaus von Rußland. Im Auguſt 1862 mit der Leitung der Uebungen der zuſammengezogenen acht Garde-Cavallerie-Regimenter und der drei reitenden Garde-Batterieen bei Berlin beauftragt und am 23. Oktober deſſelben Jahres zum Commandeur der 11. Diviſion ernannt, feierte er am 1. Februar 1863 in Breslau, ſeiner erſten Garniſon, das funfzigjährige Dienſt-Jubiläum unter allſeitiger herzlicher Theilnahme ſeiner Vorgeſetzten, Untergebenen und Aller, die ihm amtlich oder geſellig nahe ſtanden; zwei Tage vorher ſchon war er zum commandirenden General des VI. Armee-Corps ernannt und den Tag zuvor mit dem Kronenorden 1. Klaſſe geſchmückt worden. Zum Feſttage ſelbſt verlieh ihm ſein ehemaliger Regiments-Kamerad, der regierende Großherzog zu Sachſen-Weimar, auch noch das Großkreuz des Falken-Ordens.

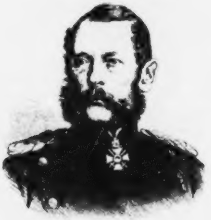
Schon früher hatte General v. Mutius für den erkrankten und beurlaubten General v. Lindheim die Geſchäfte des ſchleſiſchen General-Commandos Monate lang geführt; dies kam ihm zu ſtatten. Das Verhältniß des General-Commandos zu ſämmtlichen Behörden der Provinz war unter ihm das freundlichſte und entgegenkommendſte. Selbſt von Geburt ein Schleſier und mit warmem Heimathsgefühl an der Provinz hängend, konnte wohl niemand für das ſchleſiſche General-Commando beſſer paſſen, als er; er beſaß das Vertrauen aller Schleſier; denn vom höchſten Magnaten bis zum geringſten Bürger oder Bauer waren ihm die Verhältniſſe und Bedürfniſſe, welche Rückſicht oder Nachſicht verdienten, bekannt und perſönlich ans Herz gewachſen.

Im September 1863 wurde er als Schiedsrichter zu den Feldmanövern des III. Armee-Corps abcommandirt; zugleich nahm in dieſem Jahre die Grenzbewachung Schleſiens gegen das im Aufſtand begriffene Polen ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch. Im Juni 1864 wurde er General der Cavallerie.

Im Mai 1866 traf ihn die Mobilmachung ſeines Armee-Corps in keiner Weiſe unvorbereitet. War er es doch geweſen, der in unabläſſiger Fürſorge für das in erſter Linie exponirte Schleſien, ſeit dem Beginn einer feindlichen Haltung Oeſtreichs gegen Preußen, ſtets die genaueſten Nachrichten von jedem militairiſchen Schachzug des Gegners nach Berlin zu rapportiren ſich beeilt hatte. Am 18. Mai marſchirte er mit dem Stabe des VI. Armee-Corps zur mobilen Armee ab und gegen Ende des Juni, wie wir am Eingang dieſes Capitels bereits andeuteten, die Arrieregarde und Flankendeckung der II. (Kronprinzlichen) Armee bildend, zog er mit ſeinem Corps, oder richtiger mit der bloßen Hälfte deſſelben (zwei Infanterie-Brigaden und drei Cavallerie-Regimenter waren abgegeben), in die Umgegend von Habelſchwerdt. Der ſiegreiche Gang der Ereigniſſe machte ihn und ſein Corps alsbald aus dieſer Arrieregarden-Stellung frei und geſtattete beiden, noch an der großen Action des 3. Juli theilzunehmen.

Wir haben geglaubt, ein Geſammtbild des VI. Armee-Corps, wenigſtens was ſeine Zuſammenſetzung angeht, an dieſer Stelle vorausſchicken zu müſſen; im Uebrigen liegt uns in Nachſtehendem mehr die Aufgabe ob, über denjenigen Bruchtheil des Armee-Corps und namentlich einen aus Landwehren gebildeten Anhängſel deſſelben zu berichten, der, an den Actionen in Böhmen nicht theilnehmend, für die ganze Dauer des Krieges mit dem Schutze Oberſchleſiens, ſpeziell gegen einen etwa von Krakau oder Olmütz aus erfolgenden Vorſtoß des Feindes, betraut wurde.

Dieſer Bruchtheil des Armee-Corps war in erſter Reihe die aus den Regimentern 62 und 63 combinirte Brigade, der das Schleſiſche Ulanen-Regiment Nr. 2 und die 1. 6pfündige Batterie, Hauptmann v. Ballufeck, beigegeben waren. Im ſüdweſtlichſten Theile der Provinz, im Kreiſe Ratibor, aufgeſtellt, führte dieſe ſchließlich 6000 Mann ſtarke Truppe nach ihrem Führer den Namen: Detachement Knobelsdorff.



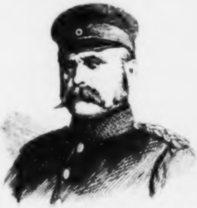
Neben dieſem Detachement Knobelsdorff — und wir treten damit unſrer Aufgabe abermals um einen Schritt näher — ſtand in loſerem Zuſammenhange mit dem VI. Corps eine zweite, ebenfalls zur Landesvertheidigung beſtimmte Truppe, das Detachement Stolberg. Es beſaß keinen Mann Linienmilitair, verfügte vielmehr lediglich über Landwehr und Landſturm. Seine Zuſammenſetzung war die folgende:

Infanterie der Landes-Vertheidigung.

Bataillon v. Calliat. — Bataillon v. Beſſel.
Bataillon v. Kebler. — Bataillon v. Kleiſt.
Bataillon v. Oſten-Sacken. — Bataillon v. Schmidt.

Landwehr-Cavallerie-Brigade.

2. Landwehr-Ulanen-Regiment.
6. Landwehr-Huſaren-Regiment.
Eine freiwillige Jäger-Compagnie.
Eine 6pfündige Ausfall-Batterie. (Erſt ſpät eintreffend.)
Jm Summa etwas über 5000 Mann.



Es traf ſich, daß dies zweitgenannte Corps, das Detachement Stolberg, in eine lebhaftere Action eintrat.

Den Aufzeichnungen eines Offiziers, der dieſem Corps angehörte, entnehmen wir über die Eigenartigkeit deſſelben folgendes:

„Die Bewohner Oberſchleſiens, ſo ſchreibt er, als ſie in Erfahrung brachten, daß die ganze Armee nach Böhmen hineingehen und ihr am meiſten exponirtes Land faſt ganz ohne Schutz bleiben würde, glaubten ſich ſtiefmütterlich behandelt und waren entſchloſſen, eher eine allgemeine Bewaffnung zu verſuchen und in den ausgedehnten Wäldern der Provinz einen Verzweiflungskampf zu führen, als die öſtreichiſche Armee ins Land zu laſſen. Es war deshalb, gleich von Anfang an, viel die Rede geweſen von Errichtung von Frei-Corps und von Parteigängerkrieg, — war doch hier der Schauplatz erbitterter Kämpfe dieſer Art ſeit dem ſiebenjährigen Kriege geweſen, lebten doch noch zum Theil die Genoſſen der kühnen Freiſchaaren aus den Jahren 1806, 1807, 1813 und 1814. Wenn irgendwo in Deutſchland, ſo iſt in Oberſchleſien einem Parteigänger die Möglichkeit geboten, dauernd mit Erfolg zu operiren. Couvirtes Terrain, Wälder, Waſſerläufe und an ihren Ufern hin in allen Arten und Geſtalten — die Weide. Ganze Gegenden ſind wie für das Jägergefecht geſchaffen; ſowohl an der Weichſel, wie an ihren vielen kleinen Zuflüſſen hin, ziehen ſich doppelte und dreifache, oft ſehr hohe Dämme, deren Kronen (wie in allen Niederungsgegenden) mit Weiden bepflanzt ſind.

Ebenſo ſind die Flußufer ſelbſt mit Baum und Strauch, mit Werft und Weide dicht beſetzt, ſo daß der Jäger überall ſeine Deckung findet.

Das Terrain war alſo da für einen Parteigängerkrieg; — vor allem auch der kriegeriſche Geiſt, der immer die Hauptſache bleibt. Um indeſſen die Uebelſtände zu vermeiden, die von ſolcher Kampfesweiſe unzertrennlich ſind, nahm das Gouvernement die Sache in die Hand und ſtellte aus den Mannſchaften der jüngeren Jahrgänge der Landwehr ein ſelbſtſtändiges Corps her. Das war ein glücklicher Gedanke; Wunſch der Bevölkerung und Intereſſe der Regierung fielen zuſammen. Alles drängte herzu. Kaum waren die Aufgebote erlaſſen, ſo ſtellten ſich freiwillige Landwehrmänner von allen Seiten ein, darunter alte, nur noch dem Landſturm angehörige Leute. Alsbald ſtand der einundzwanzigjährige Reſerviſt und der vierzigjährige Landwehrmann in Reih und Glied nebeneinander; unter den Jägern, die ſich zu einer Compagnie zuſammenthaten, befand ſich ein Großvater.

Dem entſprechend, ſo fahren die Aufzeichnungen fort, waren auch die Offiziere des Detachements. Faſt alle gehörten ſie der hohen ſchleſiſchen Ariſtokratie an und waren meiſt über das Alter hinaus, das ſie unter eine Einberufungsordre claſſificirt hatte. Sie kamen freiwillig, erboten ſich zum Dienſt auf eigene Koſten und eigenen Pferden und das in ſolcher Anzahl, daß ſie bei den Truppen nicht unterzubringen waren. Daher waren einige vierzig beim Stabe verſammelt und bildeten bei ihrer Orts- und Menſchenkenntniß der Grenzbezirke, mit edlen Pferden beritten, ein Eclaireur-Corps, wie es wohl ſelten einer Truppe zu Gebote geſtanden hat. Obwohl viele dieſer Herren bedeutende Beſitzungen in Oeſtreich hatten und mit großen Capitalien in öſtreichiſchen induſtriellen Unternehmungen engagirt waren, ſo hatte doch keiner einen Moment gezögert, ſein Geſchick an das der Hohenzollern zu knüpfen.«

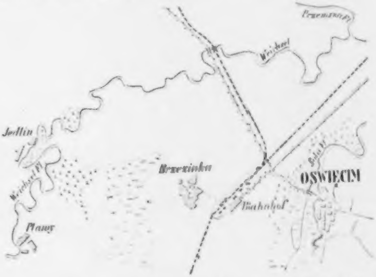
Von einer derartig zuſammengeſetzten Truppe war Initiative, Umſicht, Entſchloſſenheit zu gewärtigen und in der That — wenn auch einzelnes mißglückte (weil man größere Aufgaben ſtellte, als vielleicht geſtellt werden durften), ſo haben doch dieſe Landesvertheidigungs-Bataillone und mehr noch ihre Schwadronen ſich in Scharmützeln und Rencontres mannigfach bewährt, als deren bedeutendſtes wir nunmehr das »Gefecht bei Oswiecim« zu ſchildern haben.

Das Gefecht bei Oswiecim.

Dem Detachement Stolberg — nachdem am 21. Juni bei Oswiecim die Kriegserklärung überreicht und am 22. der Eiſenbahn-Viaduct bei Bruchna, wie überhaupt die von Krakau nach Olmütz führende Bahn durch diesſeitige

Detachements zerſtört worden war — ging am Nachmittage des 26. ſeitens des Ober-Commandos der Befehl zu, eine ſtarke Recognoscirung über die Weichſel zu machen. Dies hatte ohnehin in der Abſicht des Grafen Stolberg gelegen. Der Zweck war ein doppelter: einmal die Stärke des bei Oswiecim ſtehenden Feindes in Erfahrung zu bringen, dann aber auch durch Demonſtrationen den Gegner über unſre Pläne zu täuſchen, oder doch unſicher zu machen.

Das Detachement, durch zwei Füſilier-Compagnieen (10. und 11.) vom 62. Regiment verſtärkt, wurde am 26. Nachmittags bei Nicolai zuſammengezogen und noch im Laufe deſſelben Tages bis an die Grenze vorgeſchoben. Die Bataillone (zum Theil zu Wagen) ſchlugen verſchiedene Straßen ein;



Rendezvous war der Jedliner Wald. Das Bataillon v. Calliat erhielt Befehl, von Myslowitz aus in der linken Flanke (auf die Przemsza zu) zu demonſtriren, wo dann das genannte Bataillon ein abgetrenntes kleines Gefecht hatte.

Am 27. früh 4 Uhr brach das Detachement in der Stärke von 5 Bataillonen, den beiden Füſilier-Compagnieen, dem Landwehr-Ulanen-Regiment und 2 Geſchützen vom Jedliner Walde auf. Man ſchlug zwei Straßen ein:

Die 11. Compagnie 62er unter Hauptmann v. Maſſow, das Landwehr-Bataillon Oſten-Sacken, das Ulanen-Regiment und die 2 Geſchütze gingen über Plawy,

die 10. Compagnie 62er unter Hauptmann Graf Königsdorff und die Landwehr-Bataillone v. Beſſel, v. Kleiſt und v. Schmidt gingen über Brzezinka gegen Oswiecim vor.

Was das Detachement außerdem noch zur Verfügung hatte, blieb in einer Aufnahmeſtellung an der Weichſel, bei Plawy, zurück.

Die zweite Colonne, die ſich über Brzezinka dirigirte, trat zuerſt ins Gefecht. Zunächſt bei Brzezinka ſelbſt. Die 10. Compagnie vom 62., Hauptmann Graf Königsdorff, hatte die Tête; das Bataillon v. Beſſel folgte. Nach ziemlich hartnäckigem Widerſtande wurden die vorderſten Häuſer des mehrgenannten Dorfes genommen, zuletzt, als die bei Plawy übergegangene Colonne, namentlich die 11. Compagnie unter Hauptmann v. Maſſow, mit eingriff, das Dorf ſelbſt. Die Oeſtreicher zogen ſich auf den Bahnhof von Oswiecim zurück; die Unſren folgten am Eiſenbahndamme hin.

Als ſie den Bahnhof erreicht hatten, um deſſen Beſitz es ſich nun ausſchließlich zu handeln begann, trat das Gefecht in ſeine zweite Phaſe. Unſre zwei Geſchütze eröffneten ihr Feuer und die nunmehr vereinigte Infanteriekraft unſrer beiden Colonnen drang gegen den wahrſcheinlich von 3 Bataillonen der Brigade Trentinaglia *) vertheidigten Bahnhof vor. Das maſſive Reſtaurationsgebäude (der wichtigſte Punkt) war durch das 4. Bataillon vom Regiment Mecklenburg beſetzt. Der Anſturm ſchien glücken zu wollen: alle Schuppen und Nebengebäude wurden von unſren mit großer Bravour vorgehenden Truppen genommen. Nur das ebengenannte maſſive Haus war noch in Händen des Feindes. So ſtand das Gefecht, als unſre Landwehr-Ulanen erſchienen und durch glänzendes Eingreifen ein neues Gewicht zu unſren Gunſten in die Schale warfen. Leider, wie ſchon hier geſagt ſein mag, ohne Erfolg für das Ganze.

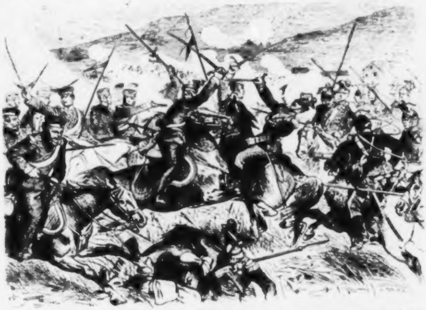
Major v. Buſſe, Commandeur des genannten Regiments, war im Vorgehn zweier Eſcadrons Grünne-Ulanen anſichtig geworden, die ſich dann plötzlich wieder ſeinem Auge entzogen hatten; der Major beſchloß ſofort, die ihm aus dem Geſicht gekommenen aufzuſuchen und dabei wo möglich, durch Umgehung des feindlichen Centrums, unſre am Bahnhof kämpfenden Bataillone zu degagiren.

Es bedurfte keines langen Suchens. Als unſre 1. und 2. Eſcadron den jenſeitigen Abfall des Eiſenbahndammes erreicht hatten, gewahrten ſie die in hohem Getreide haltenden Grünne-Ulanen (zwei ſchwache Schwadronen), die nun ihrerſeits ſofort links ſchwenkten, um ſich im Galopp auf die kaum aufmarſchirte preußiſche Linie zu werfen.

---

*) Die Brigade Trentinaglia bildete neben der Brigade Braiſach die 12,000 Mann ſtarke Beſatzung von Krakau. Beide Brigaden beſtanden nur aus 4. Bataillonen. Ueberraſchender Weiſe (z. B. auch bei Skalitz, vergl. daſelbſt) ſchlugen ſich dieſe in die verſchiedenen Feſtungen gelegten Garniſons-Bataillone mit beſonderer Bravour. Speziell zur Brigade Trentinaglia gehörten die 4. Bataillone der Regimenter: Parma, Kronprinz von Preußen, Schmerling, Sachſen-Weimar, Roßbach, Mecklenburg. Es heißt, daß die letztgenannten drei bei Oswiecim engagirt waren, das Bataillon Mecklenburg gewiß.

Major v. Buſſe hielt eine kurze, kernige Anſprache, ließ die Trompeter Trab blaſen und geſchloſſen rückten unſre beiden Schwadronen vor. Die feindlichen Ulanen ſchienen durch dieſe ruhige Haltung überraſcht, ſtutzten, fielen in Trab, wurden loſe; aber von ihrem braven voranſprengenden Führer angefeuert, ritten ſie vor und gaben auf 50 Schritt eine Salve. Zwei der Unſrigen ſtürzten. Weiter ging die Attake. Der Commandeur der Grünne-Ulanen, mit dem ſeinem Regiment voranſprengenden Major v. Buſſe zuerſt zuſammentreffend, verwundete dieſen in die linke Schulter, während der Major mit zwei Hieben antwortete, von denen einer die Zügelfauſt, der andre den Kopf ſeines Gegners traf, ſo daß dieſer ſogleich vom Pferde ſank. Faſt im ſelben Moment war, dicht neben dem Major, Vice-Wachtmeiſter Graf Lottum durch zwei Lanzenſtiche und einen Säbelhieb verwundet worden.



Die Landwehr-Ulanen, als ſie ihre Führer derart im Kampfe ſahen, ſtachen und hieben alles nieder, was ihnen entgegentrat. Die Oeſtreicher, ihrerſeits wahrnehmend daß es auf Tod und Leben ging, wehrten ſich wie Verzweifelte, ſo daß die Erbitterung der Wehrreiter in ſolchem Maße erregt wurde, daß unſere Escadrons verhältnißmäßig wenig Gefangene machten.*)

---

*) Bei dieſer Action, namentlich auch bei der Verfolgung, zeichnete ſich der Landwehr-Ulan Joſeph Schupka durch beſondre Bravour aus. Er hatte ſechs Lanzenſtiche am Kopf, einen tiefen zwei Zoll langen Säbelhieb an der linken Seite des Halſes, einen Säbelhieb am rechten Ohr, einen andern am Rücken, ferner Lanzenſtiche ins linke Schulterblatt, in der rechten

Nur 15 feindlichen Ulanen gelang es, indem ſie einen Weg erfaßten, durch die Schnelligkeit ihrer Pferde zu entkommen; alle anderen wurden zuſammengehauen.

Unſrerſeits hatten nur die 1. und 2. Escadron den Choc mitgemacht; die 4. traf noch rechtzeitig ein, um ſich an der Verfolgung, die auf Oswiecim ging, betheiligen zu können.

Die Verluſte, die dies Ulanen-Rencontre begleiteten, waren auf beiden Seiten erheblich. Wir hatten 7 Todte und 23 Verwundete, darunter außer den beiden genannten Offizieren (Major v. Buſſe und Graf Lottum) Lieutenant Graf Balleſtrem. Der Feind verlor 27 Mann, nach eigner Angabe; nach dieſſeitiger Schätzung mehr als das Doppelte. Gefallen waren Rittmeiſter Baron Lehmann (dem noch nachträglich das Ritterkreuz des Maria-Thereſien-Ordens zuerkannt wurde) und Lieutenant v. Schönberg; verwundet: Rittmeiſter Baron Bertoletti und Lieutenant Bartel. In Gefangenſchaft gerathen war Oberlieutenant Graf zur Lippe.

Im Centrum waren inzwiſchen die Dinge zur Entſcheidung gediehn, aber, wie wir ſchon andeuteten, nicht zu unſeren Gunſten. Unſre zwei Geſchütze konnten ſich gegen die feindliche Batterie nicht behaupten und gingen, nachdem ſie 18 Schuß abgegeben (nach einem andern Bericht nur 4 Schuß) wieder zurück. Ebenſo mißglückte der mehrfach wiederholte Sturm auf das Reſtaurations-Gebäude. Die beiden Füſilier-Compagnieen vom 62., mit ihnen, in erſter Reihe, die Landwehr-Bataillone v. Kleiſt und v. Schmidt, verſuchten ein Aeußerſtes, Hauptmann Graf Königsdorff, Führer der 10. Compagnie, fiel, Oberſtlieutenant v. Schmidt und Hauptmann v. Maſſow wurden verwundet, aber alle Anſtrengungen ſcheiterten an der Poſition und Tapferkeit, vielleicht auch an der Ueberzahl des Feindes. Unſere Landwehr-Bataillone waren numeriſch ſchwach. Sie wichen endlich.

Leiſtengegend und am rechten Oberſchenkel, zuſammen 12 Wunden, 9 durch Lanze, 3 durch Säbel. Für todt liegen bleibend fiel er in Gefangenſchaft. In höchſt ritterlicher Weiſe (wie ſich übrigens die Kaiſerlichen Cavallerie-Offiziere bei faſt jeder Gelegenheit benommen haben) wurde dem Schupka ſpäter folgendes Tapferkeitszeugniß ausgeſtellt:

„Bei dem am 27. Juni 1866 bei Oswiecim ſtattgehabten Gefechte waren wir Gefertigte Augenzeugen von der außerordentlichen Bravour und Tapferkeit, mit welcher der königlich preußiſche Ulan Joſeph Schupka nach beendigter Attake allein unſeren Abtheilungen folgte, einzelne unſerer Leute angriff, endlich aber umzingelt, nach tapferer Gegenwehr vom Pferde gehauen als todt liegen blieb. Im Laufe des Tages wurde dieſer Brave von Landleuten noch lebend angetroffen, nach Oswiecim gebracht und dem dortigen kaiſerlich königlichen Militair-Commando übergeben. Wir fühlen uns verpflichtet, dieſen Zug ſeltener Tapferkeit hiermit ehrend und anerkennend zu bezeugen.

Garniſons-Spital zu Krakau, am 30. Juli 1866.

August Br. Bertoletti,
Rittmeiſter I. Klaſſe im
königlich kaiſerlichen 1. Ulanen-Regiment

Johann Baeré,
königlich kaiſerlicher Lieutenant
im 1. Ulanen-Regiment.

Unter dem Schutze der Füſilier-Compagnieen und des Ulanen-Regiments wurde um 8½ Uhr früh der Rückzug angetreten. Einzelne Truppentheile waren ziemlich hart mitgenommen; die 62er, nur zwei Compagnieen ſtark, hatten 3 Offiziere und 29 Mann, das Bataillon v. Kleiſt 1 Offizier und 19 Mann verloren. Unſer Geſammt-Verluſt betrug 172 Mann.

In Nicolai, wohin man gegen Abend zurückkehrte, fand man, ſtatt freundlicher Quartiere, meiſt verſchloſſene Häuſer und ausgeleerte Stuben. Alles war geflohen; beim Eintreffen der erſten Verwundeten und Verſprengten hatte ſich der ganzen Stadt ein paniſcher Schrecken bemächtigt. Erſt der nächſte Tag führte die Bewohner in ihre Stadt und die Beſorgniſſe auf das rechte Maß zurück.

Alle Abtheilungen des Detachements hatten ſich tapfer gehalten; aber man hatte ihnen, wie wir ſchon andeuteten, eine Aufgabe geſtellt, die, ſo gut die Truppe in ihrer Art war, doch jenſeits ihrer Kräfte lag. Bataillone, die im »kleinen Krieg« vortrefflich verwendbar geweſen wären, hatte man, noch dazu in zum Theil mangelhafter Ausrüſtung, gegen eine feſte, gut vertheidigte Stellung geführt. Das war zu viel. Jede landſturmartige Truppe (wir erinnern namentlich an die Guerillas und die Tyroler) iſt nur, auch bei beſtem Geiſte, innerhalb gewiſſer Grenzen verwendbar.

Von dieſer Wahrheit hatte man ſich bei Oswiecim aufs Neue überzeugt. Man gab es auf, mit Bataillonen, die ſehr richtig den Namen »Landesvertheidigung« führten, Offenſivſtöße ausführen zu wollen und nahm die genannten 6 Bataillone, zu beſſerer Adjuſtirung, wenn wir nicht irren bis nach Breslau zurück. Erſt nach dem 18. Juli trafen ſie wieder ein. Bis dahin beſtand das Detachement nur aus einer Jäger-Compagnie, aus den 2. Landwehr-Ulanen, die ſich bei Oswiecim ſo ausgezeichnet hatten, und aus dem 6. Landwehr-Huſaren-Regiment. Dies ſchwache Corps — übrigens für den kleinen Krieg vorzüglich qualificirt — ſtand, während der ganzen Zeit, hart an der Grenze in Pleß und Umgegend. Bewachung der Weichſel-Uebergänge war ſeine Hauptaufgabe. Es unterzog ſich derſelben mit großer Umſicht. Die bald darauf eintretende Waffenruhe machte auch hier dem Grenzkrieg ein Ende.

Die Jäger-Compagnie hatte am 15. Juli noch ein intereſſantes kleines Gefecht. Dies kleine Gefecht war das Gefecht bei Dzieditz. Weil es charakteriſtiſch iſt für die Art und Weiſe wie hier der kleine Krieg geführt wurde, geben wir es an dieſer Stelle in kurzer Schilderung.

»Die halbe Ruhe, in die wir nach dem Gefecht bei Oswiecim eingetreten waren, dauerte bis zum 15. Juli. An dieſem Tage wurden 50 Jäger von Pleß bis an die Weichſel vorgeſchickt, weil gemeldet war, daß ein Detachement oſtreichiſcher Truppen aller drei Waffen hinter Dzieditz halte. Die Weichſel macht hier die Grenze, Dorf Hoczalkowitz liegt dieſſeits, Dzieditz jenſeit auf öſtreichiſchem Gebiet. Es handelte ſich im Weſentlichen um den Beſitz der Brücke. Der Jägeroffizier, als er auf eine achtel Meile heran war, hörte Kanonenſchüſſe; er commandirte Laufſchritt und erreichte glücklich die Brücke, ehe die öſtreichiſche Infanterie heran war. Um dem Gegner nicht den Schutz des hohen Dammes auf öſtreichiſchem Ufer zu laſſen, eilten die Jäger über die Streckbalken der Brücke fort und beſetzten den erwähnten Damm, der zwiſchen der Weichſel und Dzieditz, etwa 150 Schritt vor dem Ausgang dieſes Dorfes liegt. Eine Patrouille wurde vorgeſchickt. Als der Feind ihrer anſichtig wurde, brach ein Zug ſeiner Infanterie aus Dzieditz vor und avancirte gegen die Brücke; er mochte eben glauben, es nur mit dieſer Patrouille zu thun zu haben. Statt deſſen bekamen die ſorglos Vorrückenden Feuer aus 25 Büchſen auf 150 Schritt; nun erſt verſuchten die nicht Getroffenen eine Deckung zu finden, was aber nicht leicht war. Die 50 Jäger hatten eine Front von vielleicht 150 Schritt durch drei kleine Feuergruppen beſetzt und der Damm war wie dazu gebaut: an dieſer Stelle mit zwei baſtionartig vorſpringenden Winkeln, zwiſchen denen die Brücke lag. Die Krone war faſt überall mit Weidenbüſchen beſetzt, ſo daß die feindlichen Tirailleurs ſich in einer ſchlimmen Lage befanden. Selten nur ſahen ſie einen Kopf undeutlich ſchimmern, den Körper ihrer Gegner bekamen ſie nicht zu ſehn. Ebenſo wenig konnten ſie die Zahl beſtimmen.

So dauerte das Gefecht bis gegen 10 Uhr; von Zeit zu Zeit pfiff eine Granate über beide Parteien hin. Jetzt erſt beſchloß der Gegner — was er bis dahin unbegreiflicherweiſe vernachläſſigt hatte — an beiden Flügeln vorzugehn. Aber er faßte dieſen Entſchluß zu ſpät; der Reſt unſrer Jäger-Compagnie war inzwiſchen auf immer bereit ſtehenden Leiterwagen von Pleß her eingetroffen und hatte den preußiſchen, dieſſeits der Weichſel gelegenen Damm beſetzt, auf welchem ſich auch die bis dahin jenſeit im Gefecht geſtandenen Jäger, durch eine Furt hindurch, mit großem Geſchick zurückgezogen hatten.

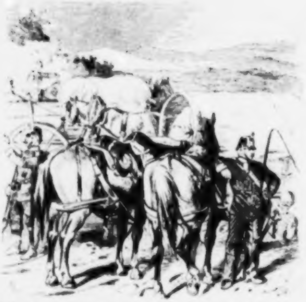
Die Oeſtreicher glaubten nun gewonnen Spiel zu haben, erſtiegen mit lautem Hurrah den ihnen zunächſt gelegenen Damm, empfingen aber in demſelben Augenblick, in dem ſie auf der Krone des öſtreichiſchen Dammes erſchienen, von dem preußiſchen Damm aus ein Schnellfeuer aus 90 Büchſen auf ganz nahe Diſtanz. Natürlich waren ſie wie der Blitz von der Krone herunter und ſuchten Deckung hinter dem Damm.

Es entſpann ſich nun ein mehrſtündiges Schützengefecht; über die Brücke konnte keiner, weil ſie auf 60 Schritt unter Feuer war. Gegen 1 Uhr marſchirten die Oeſtreicher nach Kenty zurück, wir nach Pleß. Der Jägeroffizier aber, der dies Gefecht geleitet hatte, wurde — nach dem

Vorgange der Schillianer, die ſich auch einen Herzog von Dodendorf kreirten — zum »Herzog von Dzieditz« ernannt.«

Von dieſem Excurs — als den wir die vorſtehende Schilderung des »kleinen Krieges« in Oberſchleſien anzuſehen haben — kehren wir nunmehr zur Darſtellung der großen Ereigniſſe und zwar zunächſt zu dem Gros der Kronprinzlichen Armee zurück, das wir, am 25., in ſeiner Aufſtellung an der böhmiſchen Grenze verließen.

Die drei Thore Böhmens.



M 25. Juni, ſo ſchloſſen wir unſer vorletztes Capitel, war die Aufſtellung der Kronprinzlichen Armee vollendet, jede Colonne, mit Ausnahme des bei Neiſſe zurückgehaltenen VI. Corps, zum Einmarſch in Böhmen bereit.

Die drei andern Corps ſtanden in enggezogenem Halbkreis um jene Halb-Enclave herum, die, unmittelbar im Norden der Grafſchaft Glatz, ſich von Böhmen aus nach Schleſien hineinbuchtet.

Das I. Armee-Corps hatte den rechten Flügel und hielt die Linie zwiſchen Liebau und Schömberg.

Das V. Armee-Corps hatte den linken Flügel und ſtand zwiſchen Glatz und Reinerz.

Die Garden hatten das Centrum und ſtanden zwiſchen Neurode und Eckersdorf.

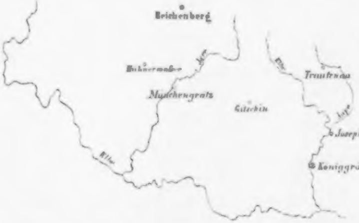
Am 26. wurden die Truppen bis unmittelbar an die Grenze gezogen (die Garden ſchon drüber hinaus), um am nächſtfolgenden Tage die »drei Thore Böhmens«:

den Paß von Trautenau (I. Corps),
den Paß von Braunau-Eypel (Garden) und
den Paß von Nachod (V. Corps)
paſſiren zu können.

Am 27. wurde dieſe Aufgabe gelöſt, bei Trautenau freilich nur halb.

Die Forcirung der »drei Thore« war gleichbedeutend mit eben ſo vielen Gefechten. Eh wir indeſſen zur Schilderung derſelben übergehn, überblicken wir zuvor, zu beßrer Orientirung, jenes öſtlichſte Stück des nordöſtlichen Böhmens, zu dem jene mehrgenannten drei Thore den Eingang bilden. Wir werden dabei einiges ſchon berührte in der Kürze zu wiederholen haben.

Die Elbe und ihre zwei Nebenflüſſe: die Iſer und die Adler, ſtellen hier, nach Sachſen und Schleſien zu, eine derartig eigenthümliche Gruppirung des Landes her, daß das ganze Nordoſt-Viertel Böhmens wie in drei beſtimmte Theile getheilt erſcheint.



Das erſte Drittel (weſtlich) wird durch Elbe, Iſer und Lauſitzer Gebirge gebildet. —

Das zweite Drittel (Mittelſtück) wird durch Elbe, Iſer und Rieſengebirge gebildet. —

Das dritte Drittel (öſtlich) wird durch Elbe, Adler und Rieſengebirge gebildet. *) —

---

*) Auf unſrer vorſtehenden Karte iſt das öſtliche Drittel nicht völlig ſichtbar geworden, wodurch unſer Zweck: die natürliche Dreitheilung des von unſern drei Armeen durchzogenen Gebiets zu markiren, in etwas verloren geht. Wir bitten die kleine Karte auf Seite 262 zu Hülfe zu nehmen, die das öſtliche Drittel bis zur ſchleſiſchen Grenze vollſtändig giebt.

Durch alle drei Theile dieſes böhmiſchen Nordoſtviertels ging der Vormarſch der Preußen:

durch das erſte Drittel (weſtlich) rückte die Elb-Armee,
durch das zweite Drittel (Mittelſtück) rückte die I. Armee,
durch das dritte Drittel (öſtlich) rückte die II. Armee.

Die Elb-Armee und die I. Armee haben wir bereits auf ihrem Vormarſch begleitet. Dem Vormarſch der II. Armee zu folgen, iſt die Aufgabe, die noch erübrigt.

Der Vormarſch, weil man von entgegengeſetzter Seite kam, ging auch in entgegengeſetzter Richtung. Elb-Armee und I. Armee von Nordweſten kommend gingen ſüdöſtlich, die II. Armee, weil von Oſten kommend, ging weſtlich. An der Ober-Elbe, zwiſchen Arnau und Pardubitz,*) dieſſeits oder jenſeits des Fluſſes mußte man ſich treffen.

---

*) Die Städte, die hier in kurzen Zwiſchenräumen an der Ober-Elbe ſich hinziehn, ſind in der Richtung von Süd nach Nord die folgenden: Arnau, Königinhof, Jaromirz, Joſephſtadt, Königgrätz, Pardubitz. Alle dieſe Städte, von denen die meiſten 5000 Einwohner nicht erreichen, haben doch eine merkantile oder hiſtoriſche oder militairiſche Bedeutung. Arnau durch ſeine Leinewandwebereien, Königinhof (der alte Wittwenſitz der böhmiſchen Königinnen) durch die „Königinhofer Handſchrift“, Pardubitz durch ſein Schloß, ſein Geſtüt, ſeinen Ring (in altböhmiſcher Bauart) und vor allem als Vereinigungspunkt der durch das Zuſammentreffen der von Prag und von Reichenberg aus nach Olmütz, Brünn und Wien führenden Eiſenbahnen.

Von beſondrer Wichtigkeit ſind die in naher Entfernung von einander gelegenen Feſtungen Joſephſtadt und Königgrätz. Königgrätz, ſchon 1655 anſehnlich, iſt der ältere und bedeutendere Ort (gegen 8000 Einwohner). Er iſt ein Biſchofsſitz, hat Schulen, Seminare (früher auch ein Jeſuiten-Collegium) und 4 Kirchen, unter denen die ſchöne, weithin im Elbthale ſichtbare Kathedrale hervorragt.

Der Schutz, den Königgrätz gab, wurde während der andauernden Kämpfe mit Friedrich II. nicht ausreichend befunden und ſo beſchloß man, 3 Meilen weiter elbaufwärts zur Sicherung der Flanke eine zweite Feſtung an dieſer Stelle aufzuführen. So entſtand, wo früher das Dorf Pleß geſtanden hatte, in den Jahren 1781—1787 die Feſtung Joſephſtadt. (Um dieſelbe Zeit wurde auch nordweſtlich, nach der ſächſiſchen Grenze zu, die Feſtung Thereſienſtadt erbaut, ſelbſtverſtändlich ebenfalls zum Schutze gegen Preußen, mit welcher Joſephſtadt in ſeinem Ausſehen und ſeiner ganzen Anlage die größte Aehnlichkeit hat.)

Joſephſtadt liegt am linken Ufer der Elbe; die Außenwerke greifen indeß auf das rechte Ufer über. Felder, Gärten, Wieſen liegen innerhalb der Werke. Die drei, mit Zugbrücken verſehenen Hauptthore ſind: das Königgrätzer, das Jaromirzer, das Neuſtädter. Neben dieſen Thoren dienen für den Fall der Noth mehrere Poternen (Ausfallpforten) zur Communication nach Außen. Die großen maſſiven Häuſer, von denen etwa 15 zu militairiſchen Zwecken beſtimmt ſind, die breiten, geraden, maſſiv gepflaſterten Straßen, die auf den Seitenplätzen gleich beim Thor in langen Haufen aufgeſchichteten Geſchützkugeln verleihen Joſephſtadt etwas bei aller Monotonie Impoſantes. Auf dem großen mit Ketten umſchloſſenen Paradeplatz erhebt ſich die Kirche zu Mariä Himmelfahrt (1808—1810 erbaut), deren Thurm weithin die geradlinigen Feſtungswälle überragt und einen prächtigen Blick auf das ſchleſiſche Gebirge geſtattet.

Eine kleine halbe Stunde nördlich von Joſephſtadt liegt Jaromirz, mit welchem

Die II. Armee, weil ſie, bis zur Ober-Elbe hin, die im Weſentlichen als Rendezvous galt, einen kürzeren Weg hatte, hatte den beiden andern Armeen einen mehrtägigen Vorſprung zu gönnen. Fünf Tage ſpäter als die Elb-Armee, vier Tage ſpäter als die I. Armee (Prinz Friedrich Karl) zog die II. Armee (Kronprinz) in drei Colonnen durch die drei Thore Nachod, Braunau-Eypel und Trautenau in Böhmen ein.

Die linke Flügel-Colonne (V. Corps) ging durch das Thor Nachod.

Joſephſtadt bis zum Jahre 1833 gewiſſermaßen eine einzige Stadt bildete, da die Civilbevölkerung von Joſephſtadt dem Magiſtrat von Jaromirz unterſtand. Jaromirz beſteht nur aus einer Gaſſe zwiſchen zwei Thoren und zählt etwa 4700 Einwohner.

Das V. Corps. — General v. Steinmetz.

Das V. Corps (9. und 10. Diviſion) beſtand aus poſenſchen, weſtpreußiſch-ſchleſiſchen, märkiſchen und weſtphäliſchen Bataillonen und unterſchied ſich durch dieſe bunte Zuſammenſetzung von allen übrigen Armee-Corps, die bekanntlich mehr oder weniger eine provinzielle Einheit repräſentiren. Das poſenſche Armee-Corps, im Gegenſatz dazu, verfügte nur über ein poſenſches Regiment, das 58. Von den drei andern, den Namen dieſer Provinz führenden Regimentern befand ſich das 18. beim III. (brandenburgiſchen) Corps, das 19. und 59. bei der Main-Armee.

Die Ordre de Bataille des V. Corps war die folgende:

9. Diviſion (Generalmajor v. Löwenfeld).

17. Brigade: Generalmajor v. Ollech.
Weſtphäliſches Füſilier-Regiment Nr. 37, Oberſt v. Below.
3. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 58, Oberſt v. François.
18. Brigade: Generalmajor v. Horn.
Königs-Grenadier-Regiment (2. Weſtpreußiſches) Nr. 7, Oberſt v. Voigts-Rhetz.
Cavallerie:
1. Schleſiſches Dragoner-Regiment Nr. 4, Major v. Mayer.

10. Diviſion (Generalmajor v. Kirchbach).

19. Brigade: Generalmajor v. Tiedemann.
1. Weſtpreußiſches Grenadier-Regiment Nr. 6, Oberſtlieutenant v. Scheffler.

3. Weſtpreußiſches Infanterie-Regiment Nr. 46, Oberſt Walther v. Monbary.

20. *Brigade*: Generalmajor *Wittich*.

4. Weſtpreußiſches Infanterie-Regiment Nr. 47, Oberſt v. Maſſow.

6. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 52, Oberſt v. Blumenthal.

Cavallerie:

Weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Treskow.

Dem Corps gehörte ferner das 5. Jäger-Bataillon an; außerdem waren ihm das 2. Schleſiſche Dragoner-Regiment Nr. 8, Oberſtlieutenant v. Wichmann und die Brigade Hoffmann, beide vom VI. Corps, für die Tage des Einmarſches beigegeben.

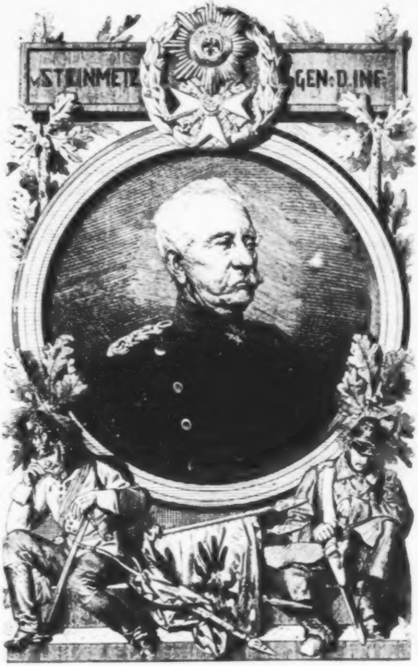
Dieſe, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, aus Regimentern der verſchiedenſten Landestheile combinirte Truppe wurde durch den ſtarken Willen ihres Führers feſt und einheitlich zuſammengehalten. Dieſer Führer, dem die Aufgabe zufiel, den muthmaßlichen Flankenſtoß des mit verſchiedenen Corps von Süden her anrückenden Feindes zu pariren, war — *General v. Steinmetz*.

Karl Friedrich v. Steinmetz wurde am 27. Dezember 1796 zu Eiſenach geboren. Sein Vater war preußiſcher Offizier geweſen, ſeine Mutter war eine Baroneſſe v. Moſel.

Karl Friedrich ſelbſt war der jüngſte von drei Brüdern. 1806 kam er in das Cadettenhaus nach Culm, 1808 (nachdem Culm polniſch geworden war) nach Stolpe. In Graudenz wurden die nach Stolpe verſetzten Cadetten dem Feldmarſchall L'homme de Courbière — dem berühmten Vertheidiger von Graudenz — vorgeſtellt. Der militairiſche Ruf, wie das Wohlwollen des Feldmarſchalls machten einen Eindruck auf den jungen Steinmetz. In Stolpe bewohnte er ein Zimmer, das ihm den täglichen Anblick der Blücherſchen Huſaren geſtattete, wenn dieſe zum Dienſt hinausritten. Er faßte in Folge davon eine große Neigung für die Cavallerie, beſonders für das eben genannte Regiment. Wachend und träumend dachte er an die Huſaren und hielt Anreden an ſie.

1811 kam Steinmetz nach Berlin; 1813 im Februar wurde er mit andern Cadetten dem 1. Garde-Regiment zugetheilt, das damals bereits dem Könige von Potsdam nach Breslau gefolgt war. Im März, 16¼ Jahr alt, wurde er zum Offizier ernannt und dem Yorkſchen Corps zugewieſen.

Dieſe Ernennung, weil ſie ihn zum Infanterie-Offizier machte, war ihm ſchmerzlich. Mit großer Unbefangenheit wandte er ſich an den König (der damals in Breslau täglich offne Audienz hielt) und ſprach ihm den Wunſch


v. STEINMETZ
GEN: D. INF.

aus, er möchte ihn zu den Huſaren verſetzen. Der König lehnte es huldvoll ab, »da es an Infanterie-Offizieren fehle« und ſo begab ſich Steinmetz, nach allerhand Zwiſchenfällen, nach Berlin zum General York. Dieſer begrüßte ihn mit ſeiner immer wiederkehrenden Redewendung, »daß er ihn nicht brauchen könne,« wozu, außer der kleinen, unſcheinbaren Figur des jungen Offiziers, auch noch der Umſtand beitrug, daß York überhaupt alle offnen Stellen in ſeinem Corps aus dieſem ſelbſt beſetzen wollte. Der junge Steinmetz nahm den Empfang übel und erwiederte: »dann werde ich zu Sr. Majeſtät nach Breslau zurückreiſen.« York ſah ihn mit großen Augen an, gab ihm Ordre, auf der Parade zu erſcheinen und überwies ihn dem (jetzigen) 1. Oſtpreußiſchen Grenadier-Regiment Nr. 1, Kronprinz von Preußen.

Am 5. April ſtand er bereits im Feuer; am 29. deſſelben Monats wurde er in dem berühmten Gefecht bei Merſeburg, das die beiden Muſketier-Bataillone des 1. Regiments allein, unter Oberſtlieutenant v. Lobenthal, gegen einen ſechsfach überlegenen Feind lieferten, durch einen Prellſchuß am Arm verwundet. In der Schlacht von Groß-Görſchen, am 2. Mai, drang ihm eine feindliche Kugel bis in die Halsbinde, ohne ihn außer Gefecht zu ſetzen; dagegen wurde er am 19. Mai bei Königswartha ſchwerer verletzt, wo ihm eine Gewehrkugel den linken Mittelfinger zerſchmetterte. Dennoch wohnte er zwei Tage ſpäter (21. Mai) noch der Schlacht von Bautzen bei, jedoch auf einem Pferde ſeines Onkels, des Oberſten und Brigade-Commandeurs v. Steinmetz. Nach der Schlacht ging er, zu ſeiner Wiederherſtellung, nach Breslau.

Beim Ablaufe des Waffenſtillſtandes befand er ſich beim Regiment und machte die Gefechte bei Löwenberg vom 19. bis 21. Auguſt, bei Goldberg am 23., die Schlacht an der Katzbach am 26. Auguſt, das Gefecht bei Wartenburg am 3. Oktober, die Schlacht bei Möckern am 16. Oktober und das Gefecht bei Freyburg am 21. Oktober mit. Bei Wartenburg an der Elbe zeichnete er ſich beſonders durch Führung ſeines Schützenzuges aus, eine Paßkugel zerſchmetterte dem vor ihm ſtehenden Tirailleur beide Beine und warf ihn ſelbſt platt zur Erde. Er ſprang auf und ging weiter. Erſt nach einer halben Stunde machte ihn Oberſt v. Lobenthal darauf aufmerkſam, daß ihm der Hinterſchooß des Ueberrocks und ein Theil der Beinkleider fehlten. — Nach dem heißen Kampf bei Möckern hatte v. Steinmetz das Glück, zu den fünf Offizieren zu gehören, welche von den beiden Muſketier-Bataillonen des 1. Regiments noch unverwundet waren. Das Regiment verlor an dieſem Tage 29 Offiziere, 70 Unteroffiziere, 5 Spielleute und 829 Gemeine.

Im Jahre 1814 nahm v. Steinmetz Theil an den Gefechten von La Chauſſée am 3. Februar, Chalons ſur Marne am 4. Februar, Chateau

Thierry am 12. Februar, ſowie an den Schlachten von Laon am 9. März und Paris am 30. März. Für die beiden letzten Actionen erhielt er das eiſerne Kreuz. Nach der Schlacht von Paris beſuchte Steinmetz ſelbſtverſtändlich die franzöſiſche Hauptſtadt; ſeine Lage aber, da er ohne alle Geldmittel war, kam ihm ſo drückend vor, daß er nur den Invalidendom in Augenſchein nahm und dann in ſein Cantonnement zurückkehrte. Er unterhielt die Hoffnung, daß ihn ein günſtiges Geſchick früher oder ſpäter noch einmal nach Paris zurückführen werde.

Steinmetz, trotz ſeiner Jugend und Schwächlichkeit, ertrug alle Strapazen des Krieges. Er erhielt ſich bei Geſundheit durch mäßiges Leben und — Schlaf, ſo oft es die Verhältniſſe geſtatteten. Ueberhaupt trat ſchon damals eine ernſtere Richtung bei ihm hervor. An Gelagen zeigte er wenig Geſchmack, deſto mehr fühlte er ſich zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung hingezogen.

Als 1815 der Krieg wieder ausbrach, ſtand das 1. Regiment bei Preußiſch Minden. Es rückte vor, kam aber nicht mehr ins Gefecht. Gegen Ende Auguſt befand ſich Steinmetz wieder in der Nähe der franzöſiſchen Hauptſtadt. Er lag in Meudon in Quartier. Mit ſeinem Hauswirthe ritt er zum Ludwigsfeſte nach Paris. Die Pferde, bei Ankunft vor den Tuilerieen, wurden ſorglos einem Unbekannten übergeben und im ſeltſamſten Aufzuge, in Feldmütze und lederbeſetzter Reithoſe, ohne Abzeichen an der Uniform, ſtieg er treppauf, wo Ludwig XVIII. mittlerweile die Gratulationscour eröffnet hatte. Sein Wirth wurde abgewieſen, ihn aber hielten weder die Schildwachen noch die franzöſiſchen Offiziere, die ſich in Gala-Uniform bewegten, zurück, kamen ihm vielmehr in echt franzöſiſcher Artigkeit entgegen und gaben Auskunft auf ſeine Fragen.

Beim Durchziehen Frankreichs lernte er auch die nördlichen Provinzen des Landes kennen, die zum Theil noch inſurgirt waren. Es gab manche Verwickelungen, namentlich in Rouen und Caen, ihm aber widerfuhren weder Angriffe noch Ungelegenheiten, wiewohl er, oft völlig unbewaffnet, ſich inmitten der Bevölkerung bewegte.

Aus Frankreich marſchirte er mit dem 1. Regiment nach Königsberg in Preußen, wo er bis 1818 in Garniſon verblieb. Am 26. Mai des genannten Jahres wurde er in das 2. Garde-Regiment verſetzt. Jetzt kamen ſchwere Tage für den jungen Garde-Offizier ohne Vermögen, ohne Zulage. Im nächſten Jahre avancirte er zum Premier..

Vom Herbſt 1820 bis Sommer 1823 beſuchte v. Steinmetz die Kriegsſchule, 1824 wurde er zum topographiſchen Bureau commandirt, in welcher Stellung er vorzugsweiſe mit Landesaufnahmen in Poſen und Schleſien beſchäftigt war.

1825 vermählte er ſich mit ſeiner Couſine, einer Tochter des aus der Kriegsgeſchichte bekannten, ſpäter in der Nähe von Frankenſtein (in Schleſien) anſäſſigen Generallieutenant v. Steinmetz. Dieſer — zugleich alſo der Oheim und Schwiegervater unſres Steinmetz — wandte ſich an den damaligen Chef des Generalſtabes der Armee, General v. Müffling, mit dem er befreundet war, und bat ihn ſich zu erklären »ob ſein Schwiegerſohn Ausſicht habe, in den Generalſtab zu kommen.« Müffling antwortete: »nein! Steinmetz habe kein Vermögen; er müſſe ſeine Carrière durch den praktiſchen Dienſt machen.«

Und er machte ſie durch den »Dienſt«. 1829 avancirte er zum Hauptmann, vertauſchte das 2. Garde-Regiment mit dem Garde-Reſerve-Regiment, dann (1835) das letztre mit dem Kaiſer Franz-Grenadier-Regiment. In dieſem verblieb er vier Jahre. 1839, unter gleichzeitiger Ernennung zum Major, erhielt er das Garde-Landwehr-Bataillon Düſſeldorf; 1841 wurde er Bataillons-Commandeur im Garde-Reſerve-Regiment (Spandau).

In dieſer Stellung war er noch während der Märztage 1848. Er wurde mit ſeinem Bataillon nach Berlin herangezogen und da, während des Straßenkampfes, der Commandeur des 2. Regimentes, Graf v. d. Schulenburg, verwundet worden war, übertrug der König an Steimetz die Führung dieſes Regiments. Steinmetz traf die beiden, für den Feldzug in Schleswig-Holſtein beſtimmten Musketier-Bataillone im Havellande, während das Füſilier-Bataillon in Stettin verblieben war. Die Reſerven wurden eingezogen; aber es fand ſich weder Gelegenheit zum Exerciren noch Schießen. So wurde nach Schleswig marſchirt. An den Gefechten von Schleswig und Düppel waren die Bataillone betheiligt und benahmen ſich, trotz unvollendeter Ausbildung, vortrefflich. Nach Beendigung des Feldzuges verlieh König Friedrich Wilhelm IV., bei einer Parade die er über ſein Regiment abhielt, dem Major v. Steinmetz für ſein Verhalten im Kriege den Orden pour le mérite.

Im Oktober deſſelben Jahres wurde v. Steinmetz zum Commandeur des 32. Infanterie-Regimts (damals in Magdeburg) ernannt. Bekanntlich wurde kurze Zeit darauf (November 1848) die in Berlin tagende National-Verſammlung angewieſen, ihre Sitzungen in Brandenburg a. H. abzuhalten. Die Rechte folgte dieſer Aufforderung. Für die Dauer dieſer Sitzungen wurde Steinmetz zum Commandanten von Brandenburg ernannt. Die ſeinem Befehle daſelbſt unterſtellten Truppen waren: das Füſilier-Bataillon 31. Regiments, das 6. Cüraſſier-Regiment, eine Batterie und das Garde-Landwehr-Bataillon Magdeburg, letzteres nicht ſehr zuverläſſig, weil die in Magdeburg herrſchende politiſche Aufregung das Bataillon mehr oder weniger desorganiſirt hatte.

Am 8. Mai 1849 wurde v. Steinmetz Oberſtlieutenant. — 1850, während der mit Oeſtreich drohenden Verwicklungen, rückte er mit ſeinem Regiment (dem 32.) nach Kurheſſen. Er wurde zum Commandanten von Caſſel ernannt. Behörden und Bevölkerung zeigten ſich willig. Er wünſchte, aus dem von ihm beſetzten Zeughauſe die zurückkehrenden heſſiſchen Soldaten bewaffnen und organiſiren zu können, ſeine dahin zielenden Anträge wurden aber nicht genehmigt.

Bekanntlich unterblieb der Krieg. Steinmetz führte ſein Regiment zurück, das nun Erfurt als Garniſon erhielt. Wenige Wochen ſpäter (Januar 1851) wurde v. Steinmetz Oberſt und Commandeur des Cadetten-Corps. Er blieb es bis 1854. Am 13. Juli — kurz vorher zum Commandanten von Magdeburg ernannt — avancirte er zum Generalmajor. Gleich im erſten Jahre ſeines Magdeburger Aufenthalts verlor er ſeine einzige erwachſene Tochter am Typhus. Er war tief erſchüttert. Bald nach dem Tode der Tochter ſtellten ſich bei dem General viſionaire Zuſtände ein, die zu den mannigfachſten Befürchtungen Veranlaſſung gaben, wiewohl der davon Betroffene ſich über ſich ſelbſt ganz klar war und ohne Aufregung dieſe Viſionen prüfte. Alles was er ſah, mußte ihm um ſo merkwürdiger erſcheinen, als er, bei kritiſch überlegendem Verſtande, Dinge wahrnahm, die er ſonſt nur bei Perſonen im Zuſtande höchſter Exaltation für möglich gehalten hätte. Er hatte bis dahin (das ſei eigends hervorgehoben) über Erſcheinungen eines derartigen Seelenlebens weder geleſen noch ernſtlich nachgedacht. Erſt als er ſpäter mannigfache, dieſe Frage behandelnde Schriften kennen lernte, war er erſtaunt über die ſich ihm darbietende Uebereinſtimmung mit ſeinen eignen Erlebniſſen.

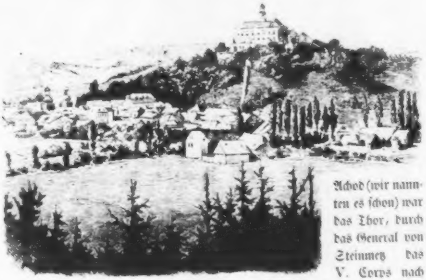
1857 im Frühjahr zum Commandeur der 3. Garde-Infanterie-Brigade, im Herbſt zum Commandeur der 1. Diviſion ernannt, überſiedelte er nach Königsberg in Preußen. 1858 avancirte er zum Generallieutenant; 1863 erhielt er das II. Armee-Corps (Stettin), 1864 das V. (Poſen). Im ſelben Jahre wurde er General der Infanterie.

Als Commandeur der 1. Diviſion (Königsberg) hatte er — Anfang der 60er Jahre — bei anbefohlenen größeren Uebungen des I. Armee-Corps, die eigne (erſte) Diviſion mehrere Tage lang gegen die zweite geführt. Dies war ihm eine ſehr intereſſante und lehrreiche Uebung geworden. Die Ausdauer der Truppen, welche damals, bei den Friedensmanövern, den ganzen Tag mit vollem Gepäck in Thätigkeit waren, erweckte in dem General großes Vertrauen zu der Leiſtungsfähigkeit derſelben, wenn es zum Kriege kommen ſollte. — Es war ihm nicht beſchieden gerade dieſe Truppe (Oſtpreußen) gegen den Feind zu führen. — In Pommern, wo er das II. Corps etwas länger als ein Jahr commandirte, machte er dieſelbe Erfahrung in Betreff der Kraft und Ausdauer der Truppen.

Seit Mai 1864, wie ſchon in der Kürze hervorgehoben, ſtand er als Commandirender an der Spitze des V. Corps (Poſen). Die Mobilmachung überraſchte das Corps nicht; wie das Haupt ſo die Glieder; Alles arbeitete mit Luſt, Eifer, Hingebung. Nun ſtand man ſchlagfertig zum Schutze des Landes an der Grenze des Landes. Das Corps vertraute ſeinem Führer, der Führer ſeinem Corps. Ungeduldig drängte Alles zum Angriff. Mit welchem Ungeſtüm, welchem Opfermuth und welcher Ausdauer er ausgeführt wurde, davon werden wir in Nachſtehendem zu berichten haben.

Nachod.

Der Paß von Wyſokow. — Die Branka.



Achod (wir nannten es ſchon) war das Thor, durch das General von Steinmetz das V. Corps nach Böhmen hinein dem erſt von Süden her anrückenden Feinde entgegen führte. Dies war weſentlich. Wir waren eher zur Stelle, als der Gegner.

Schon am 26. Abends hatten Abtheilungen unſrer Avantgarde ſich in Beſitz der Stadt und der weſentlichen Theile auch des Paſſes von Nachod zu ſetzen gewußt.*) Das „Thor“ brauchte mithin nicht eigentlich mehr geöffnet, ſondern nur noch behauptet zu werden. Die Aufgabe indeß, ein in dichten Colonnen zurückſtehendes Corps durch das enge, keine Ausbreitung geſtattende Defilé hindurchzuziehn, war immer noch eine überaus ſchwierige, zumal wenn der Feind, wie man erwarten mußte, inzwiſchen in Front des Paſſes erſchien. Der nächſte Morgen ſollte den Beweis davon führen.

---

*) Dieſer Beſetzung von Nachod, am Abend des 26., war ein leichtes Gefecht hart an der Grenze, die hier durch die Metau gebildet wird, vorausgegangen. Als die Spitze unſrer Avantgarde die Metau-Brücke erreichte, wurde ſie vom jenſeitigen Ufer her mit Granatſchüſſen empfangen. Generalmajor v. Löwenfeld, der ſich bei der Vorhut befand, beſchloß ſofort die jenſeitigen Höhen zu nehmen und bis Nachod vorzugehn, was anfänglich kaum im Plane gelegen haben mochte. Einige Würfe von zwei vorbeorderten 4Pfündern vertrieben raſch die am öſtreichiſchen Zollhauſe aufgeſtellten feindlichen Abtheilungen, etwa eine Escadron Cuiraſſiere, zwei Geſchütze und einige Infanterie, wahrſcheinlich vom 4. Bataillon Khevenhüller, das in Joſephſtadt als Beſatzung lag. Die Brücke wurde nunmehr wieder hergeſtellt; das 3. Bataillon

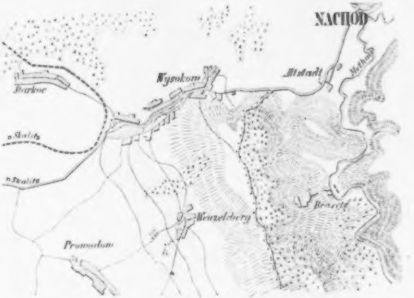
Stadt Nachod, etwa in der Mitte des Defilés gelegen, zählt wenig mehr als 3000 Einwohner. Sein Schloß iſt berühmt als Geburtsſtätte Wallenſteins. Bis zur Huſſitenzeit gehörte der in ſeinen Fundamenten uralte Bau dem Geſchlechte Berka, ſpäter den Smirziczkis, aus deren Hauſe die Mutter Wallenſteins war. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) erſcheint Graf Terzky, Wallenſteins Schwager, als Schloßherr; nach der Mordnacht von Eger (25. Februar 1634) aber erhielt Octavio Piccolomini die Herrſchaft als Belohnung. Ihm verdankt das Schloß ſeine heutige Geſtalt, was eine Inſchrift am inneren Thore verkündigt. Es ſteht auf einem Felſen, der dicht am Marktplatze des Städtchens jäh aufſteigt und durch eine Treppe von 333 Stufen zugänglich gemacht iſt. Der gewaltige Bau enthält drei Höfe, die rings von den Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden umſchloſſen ſind. Die Piccolomini ſind längſt ausgeſtorben; man findet nur noch ihre Bildniſſe, namentlich Octavio's, und ein Schlachtengemälde, das ſeinen Sieg über die Franzoſen bei Thionville verherrlichen ſoll. Jetzt gehört das Schloß dem Fürſten Auersperg in Prag.

So viel über die Stadt Nachod; wir wenden uns nunmehr wieder, Behufs eingehender Terrainſchilderung, dem Paß von Nachod zu.

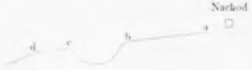
Dieſer, wie wir bereits in Kürze gezeigt haben, war in ſeiner erſten Hälfte: von der Grenze bis Nachod, thatſächlich und unmittelbar, — in ſeiner zweiten Hälfte: von Nachod bis Wyſokow, wenigſtens mittelbar in unſren Händen. Wir hatten (der Feind war am 26. Abends noch um zwei Meilen zurück) jeden Augenblick die Möglichkeit des Vortritts. Aber war der Feind auch noch zu weit entfernt, um uns bei Beſetzung dieſer zweiten Hälfte zuvorkommen zu können, ſo war er doch nahe genug (wie denn auch wirklich geſchah), um dieſe im Fluge von uns beſetzte zweite Hälfte mit ſuperioren Kräften angreifen und uns den Beſitz des Paſſes, beziehungsweiſe das Debouché aus demſelben ſtreitig machen zu können. In der That wurde die zweite Hälfte des Paſſes Object wie Schauplatz des Kampfes. — Das entſprechende Terrain bietet dem Auge folgende Hauptpunkte dar.

---

vom 37. bezog Bivouacs zwiſchen der Metau und Nachod, eine Jäger-Compagnie beſetzte Nachod ſelbſt. Um 9 Uhr Abends rückten noch weitere Abtheilungen der Avantgarde bis über die Metau-Brücke vor. Auf feindlichem Gebiete ſtanden in der Nacht vom 26. zum 27.: das 3. und 2. Bataillon vom 37. Regiment, zwei Jäger-Compagnieen und eine Escadron vom 4. Dragoner-Regiment.


NACHOD
Wysokow
Altstadt
Mettau
Starkoc
n. Skalitz
n. Skalitz
Wenzelsberg
Brazetz
Prowodow

Der Kampf verlief nur während ſeiner letzten Phaſe in dem eigentlichen Defilé, dem Paſſe von Wyſokow. Die Hauptgefechtsmomente fanden vielmehr um den Beſitz eines ſüdlich vom Defilé gelegenen, nach Weſten zu ſich abdachenden Plateaus ſtatt und dieſen Haupttheil des Schlachtfeldes, ſammt dem bis Nachod hin zurückgelegenen Terrain, glauben wir am beſten durch die nachſtehende Profil-Linie, die alſo einen Terrain-Durchſchnitt giebt, zu charakteriſiren.


Nachod
a
b
c
d

Dieſer Linie hatten unſre zum Kampf in der Front (wo Anfangs nur die Vorhut unſrer Avantgarde ſtand) heraneilenden Bataillone zu folgen:

aus Nachod debouchirend hielten ſie zuerſt die große, über ein Hochplateau führende Straße a b;

dann ſtiegen ſie, ſich links haltend, in eine große Terrainmulde nieder, b c,

erkletterten bei c ein zweites, bereits in der Front gelegenes Plateau c d und ſtanden nun bei d, dem auf der Linie ed angreifenden, durch unſre Vorhut kaum noch zurückgehaltenen Feinde gegenüber.

Das Terrain, wie es ſich aus dieſer Profil-Linie ergiebt, war im Weſentlichen ein günſtiges für uns und glich unſre anfängliche Minderzahl zu erheblichem Grade wieder aus. Unſre Frontalpoſition bei d gab uns den Vortheil einer Hochſtellung gegen den aus der Tiefe angreifenden Feind, während die Mulde eb unſren in dem ſchmalen Defilé heraneilenden Bataillonen des Gros beziehungsweiſe der Reſerve nicht nur Deckung gewährte, ſondern auch die Möglichkeit bot, ſich zu ſammeln, zu formiren und auszubreiten.

Der Haupttheil des Gefechtes verlief auf dem Plateau-Abhang ed, deſſen zur Vertheidigung geeignetſte Punkte von d aus, gleich beim Erſcheinen des Feindes, durch unſre vorderſten Avantgarde-Bataillone beſetzt worden waren. Der Feind, in großer Ueberzahl, drückte uns zunächſt von unſren Poſitionen auf der Abhangs-Linie ed auf die Plateau-Linie de zurück. Dieſe aber hielten wir und von hier aus die verloren gegangenen Punkte wiedererobernd, warfen wir ſchließlich den vordringenden Gegner die Abhangs-Linie de wieder hinunter. Damit war das Gefecht zu unſern Gunſten entſchieden. Vermochten wir de nicht zu halten, ſo war nicht nur das Defilé, ſondern auch Alles, was in der Mulde ſtand, verloren.

Wir haben alſo als Hauptpunkte für den Gang des Gefechtes feſtzuhalten: die Mulde (be), das Plateau (ed) und den Abhang (de). Den Schlußkampf um Wyſokow betrachten wir geſondert.

Ueber die genannten drei Punkte noch einige kurze Bemerkungen.

Die Mulde iſt ein Theil des von der Grenze her in Schlängellinien ſich ziehenden Metaubettes. In ihr liegt, halben Wegs zwiſchen Nachod und Wyſokow, das Dorf Altſtadt, in deſſen Nähe die von Süden kommende Neuſtädter Chauſſee in die Skalitzer Straße einmündet. (Vergl. die Karte.)

Das Plateau, das durch die Skalitzer Straße, oder, was daſſelbe ſagt, durch den Paß von Wyſokow in eine nördliche und ſüdliche Hälfte getheilt wird, heißt in ſeiner ſüdlichen Hälfte die Branka-Höhe, oder blos einfach die Branka.*) Ein Wald, der Branka-Wald, zieht ſich eine halbe

---

*) „Branka" heißt die Oeffnung, das Portal, der Paß. Wenn mich Nachoder Bürger recht berichtet haben, ſo ſtand in alten Zeiten auf dem Plateau nördlich und ſüdlich von Wyſokow ein dichter, undurchdringlicher Wald, der die Grenze zog zwiſchen dem Gebirgsland im Oſten und dem Aupa- und Elbe-Thal im Weſten. In dieſem dichten Walde befand ſich, etwa wo jetzt die Chauſſee läuft, oder aber auf der Höhe ſüdlich davon, eine Waldlichtung, durch welche der ganze Verkehr zwiſchen Schleſien und Nordböhmen ging. Dieſe Lichtung hieß die „Branka". Sie war eine Oeffnung im Walde, ein Waldportal. Im Laufe der Zeit wurde das Wort „Branka" von der Lichtung des Waldes auf den Wald ſelbſt übertragen und in dieſem Augenblick wird der ganze bewaldete Höhenzug, in deſſen Front die Neuſtadt

Meile lang von Nord nach Süd auf dieſem Südtheile des Plateaus hin, parallel mit ihm, unmittelbar in ſeiner weſtlichen Front und ebenfalls noch auf der Höhe des Plateaus läuft die vorgenannte Neuſtädter Chauſſee, auf der die Oeſtreicher anrückten.

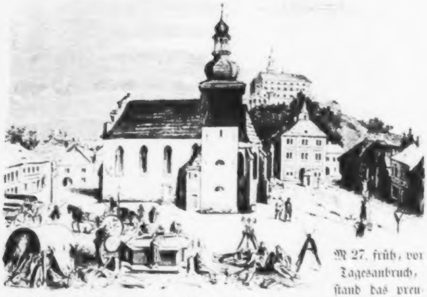
Am Abhange des Plateaus, das wie eine breite Treppe zur Ebene niederſteigt, liegen, von Nord nach Süd, vier ſcharf markirte Punkte: ein Ackerfeld, ein Wäldchen, Dorf Wenzelsberg*) und wieder ein Wäldchen. Um alle vier Punkte wurde gekämpft. Auf dem Ackerfelde (hart am Plateau ſelbſt) fand das Reitergefecht ſtatt; in dem Nordwäldchen kämpften nach und nach Abtheilungen faſt aller Regimenter; Wenzelsberg war der Ruhmespunkt der 37er; das Südwäldchen hielten, durch Stunden hin, die 58er.

Wir wenden uns nun der Darſtellung des Gefechts, beziehungsweiſe ſeiner einzelnen Momente zu.

Nach der Chauſſee läuft, die „Branka“ genannt. Auf unſren Karten führt nur das nördlichſte Stück, wo die beiden Chauſſeen rechtwinklig zuſammenſtoßen, dieſen Namen. Dies iſt (die Zuverläſſigkeit meiner Quelle vorausgeſetzt) nicht richtig.

*) Am Abhange des Branka-Plateaus, etwa von Mittelhöhe des Hügels an bis zum Fuße deſſelben, zieht ſich, in gerader Linie von Oſt nach Weſt, „Dorf Wenzelsberg“. Oben am Dorf befindet ſich die bis in die erſte chriſtliche Zeit zurückreichende katholiſche Sanct Wenzelskirche, mit einer uralten Kirchhofsmauer und einem ziemlich eben ſo alten, abgetrennt ſtehenden Glockenthurm; unten am Fuße des Hügels ſteht die kleine evangeliſche Kirche. Der alte Sanct Wenzelsbau, in einiger Entfernung geſehn, nimmt ſich ziemlich maleriſch aus. In der Kirche, die noch Spuren des Kampfes zeigt, befinden ſich zwei Oelbilder, ein und denſelben Gegenſtand darſtellend: „König Wenzel hält auf der Branka-Höhe (wo jetzt die einſame Fichte ſteht) eine große Volksverſammlung.“ Das größere, etwas ältere Bild wurde von einer Kugel getroffen, das kleinere, jetzt über dem Altar, trägt in böhmiſcher Sprache die Umſchrift: „Gott wolle uns und unſre Nachkommen gnädig bewahren.“ (Dicht bei Wenzelsberg ſteht das für das VI. öſtreichiſche Corps errichtete Monument, wie das X. Corps ein gleiches bei Trautenau hat.)

Das Treffen bei Nachod.

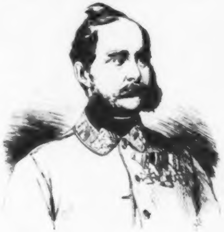


Am 27. früh, vor Tagesanbruch, ſtand das preußiſche V. Corps (Steinmetz) mit ſeinem Gros bei Reinerz, alſo zwei Meilen öſtlich, das öſtreichiſche VI. Corps (Ramming) bei Opocno, alſo zwei Meilen ſüdlich von Nachod.

Die Aufgabe Steinmetzs ging dahin: das »Thor von Nachod« zu paſſiren, dann in der Richtung von Oſt nach Weſt auf Gradlitz und die Ober-Elbe vorzudringen, unter Innehaltung der Linie Nachod-Skalitz.

Die Aufgabe Rammings (ſein Portrait ſiehe folgende Seite) ging dahin: den noch nicht vollendeten Aufmarſch der Haupt-Armee bei Joſephſtadt durch eine Aufſtellung zwiſchen der Ober-Elbe und dem Nachoder Paß zu decken und zu dieſem Behuf von Süd nach Nord gegen die Straße Nachod-Skalitz vorzurücken.

Hält man dieſe beiden Aufgaben neben einander, ſo ergiebt ſich daraus, daß die Ausführung nothwendig zu einem Zuſammenſtoß beider Corps führen mußte. Die Richtung des einen ging weſtwärts, die Richtung des andern nordwärts auf Skalitz zu, an irgend einem Punkte der Straße Nachod-Skalitz mußte man vorausſichtlich und zwar rechtwinklig zuſammenſtoßen. Und ſo geſchah es. Mit dem einzigen Unterſchied, daß die Oeſtreicher, als ſie unſerer Colonnen auf dem Plateau von Wyſokow anſichtig wurden, rechts ſchwenkten und dadurch den Stoß, der unſre, der urſprünglichen Marſchlinie nach, linke Flanke treffen mußte, vorwiegend in einen Frontal-Angriff verwandelten.



Das Avantgardengefecht bei Wenzelsberg. Bis 12 Uhr.

Das V. Corps hatte am Morgen des 27. etwa zwei Meilen Tiefe. Bataillon hinter Bataillon. Der Paß durch den man hindurch mußte geſtattete keine Ausbreitung. Die Aufſtellung war folgende:

Vorhut der Avantgarde (Oberſt v. Below).

2 Bataillone 37er	Nachod.
2 Compagnieen Jäger	
2 Compagnieen Pioniere	
2 Eſcadrons Dragoner	
1 4pfündige Batterie (Hauptmann Schmidt)	

Gros der Avantgarde (Generalmajor v. Ollech).

1. Bataillon 37er 3 Bataillone 58er 2 Compagnieen Jäger 3 Escadrons Dragoner 1 4pfündige Batterie (Hauptmann Michaelis)	Schlaney (Grenzdorf).

Cavallerie-Brigade (Generalmajor v. Wnuck).

Weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1 2. Schleſiſches Dragoner-Regiment Nr. 8 1 reitende Batterie	Reinerz.

Gros. 10. Diviſion (Generallieutenant v. Kirchbach).

6. Regiment 46. Regiment 47. Regiment 52. Regiment 4 Batterieen	Reinerz.

Reſerve (Generalmajor v. Horn).

Königs-Grenadier-Regiment (Nr. 7) 2 Batterieen	Rückerts.

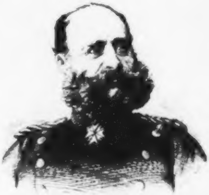
Reſerve-Artillerie (Oberſt v. Kameke):

4 gezogene und 2 reitende Batterieen.

Nachod ſelbſt war alſo durch unſre Avantgarde bereits beſetzt. Die Beſetzung (vgl. S. 290) hatte am 26. Abends ſtattgefunden. Der Paß war dadurch im Weſentlichen in unſeren Händen; das noch vorgelegene Stück, zwiſchen Nachod und Wyſokow, konnte, da der Feind mit erheblichen Kräften noch nicht heran war, jeden Augenblick von den Unſeren beſetzt, beziehungsweiſe paſſirt werden.

Und ſo geſchah es in der That in aller Frühe am 27.

Schon um 7 Uhr, oder noch früher, paſſirte die Vorhut der Avantgarde unter Oberſt v. Below Nachod und ging auf der Straße nach Skalitz bis zu dem Punkte vor, wo die Straße nach Neuſtadt ſich abzweigt. Unſre Vorhut, drei Bataillone ſtark, ſtand hier im Weſentlichen in der mehrgenannten Terrain-Mulde. Die vorgelegene Höhe geſtattet eine Umſchau.



Hier hielt General v. **Löwenfeld**. Das Halb-Bataillon Kurowski (9. und 12. Compagnie 37. Regiments) erhielt Befehl ſich auf Wyſokow zu dirigiren. Kein Feind war da, dieſe Bewegung zu hindern. Der Paß war in unſern Händen; auch das unmittelbar angrenzende Terrain.

Viel war gewonnen. Dennoch blieb bei der numeriſchen Schwäche unſrer Vorhut (nur 3 Bataillone) eine große Gefahr: dieſe drei Bataillone konnten, eh das Gros der Avantgarde unter Generalmajor v. Ollech und beſonders eh das eigentliche Gros unter Generallieutenant v. Kirchbach heran war, durch überlegene feindliche Kräfte angegriffen, in das Defilé zurückgeworfen und dieſes dadurch völlig unpaſſirbar für unſre von der Grenze her anrückenden Truppen gemacht werden. General v. Löwenfeld war ſich dieſer Gefahr bewußt. Es handelte ſich alſo darum, wenn der Angriff erfolgte, das Plateau, beziehungsweiſe Wyſokow ſelbſt, mit Dranſetzung aller Kräfte zu halten. Die 37er (wie wir ſehen werden, alsbald durch Abtheilungen vom 58ſten unterſtützt) erfüllten ihre Aufgabe in ruhmreicher Weiſe.*)

---

*) Beide Regimenter, wie das ganze V. Corps, waren in Halb-Bataillone getheilt, eine Eintheilung die ſich glänzend bewährte und die es nöthig iſt, gegenwärtig zu haben, um dem Gange des Gefechts bequem folgen zu können. Wir geben ſie deshalb nachſtehend

Weſtphäliſches Füſilier-Regiment Nr. 37 (Oberſt v. Below).
1. Bataillon. Major v. Lemmers.
Halb-Bataillon v. Winterfeld (1. und 4. Compagnie).
Halb-Bataillon Vogelſang (2. und 3. Compagnie).
2. Bataillon. Oberſtlieutenant Freiherr v. Eberſtein.
Halb-Bataillon v. Schimonski (5. und 7. Compagnie).
Halb-Bataillon Braun (6. und 8. Compagnie).
3. Bataillon. Major v. Ploetz.
Halb-Bataillon v. Kurowski (9. und 12. Compagnie).
Halb-Bataillon v. Bejan (10. und 11. Compagnie).

Etwa 8½ Uhr meldete die Spitze der auf der Neuſtädter Chauſſee, alſo nach Süden hin, vorgeſchobenen Dragoner-Schwadron das Anrücken des Feindes. Man ſah ſtarke Colonnen in nordweſtlicher Richtung avanciren; ſie nahmen ihren Marſch auf die Dörfer zu, die etwa halben Wegs zwiſchen Nachod und Skalitz am Abhange des Plateaus gelegen ſind. Gegen dieſen Angriff nun, gleichviel ob er das Plateau von Süden oder von Weſten her zu erſteigen gedachte, galt es ſich zu ſchützen. Generalmajor v. Löwenfeld traf ſeine Anordnungen und ließ

eine halbe Jäger-Compagnie in das Wäldchen zwiſchen Wyſokow und Wenzelsberg,

das 4. Dragoner-Regiment und die Batterie Schmidt rechts daneben auf das unbewaldete Plateauſtück ſüdlich von Wyſokow und

die beiden Halb-Bataillone v. Schimonski und Braun, links daneben, auf das Plateauſtück öſtlich von Wenzelsberg rücken.

Das Halb-Bataillon Kurowski und 1½ Jäger-Compagnie erhielten gleichzeitig Befehl, am Oſt-Ausgange von Wyſokow Stellung zu nehmen, um dieſen wichtigen Punkt gegen einen plötzlichen Angiff von Skalitz her zu ſchützen. Die Aufſtellung war alſo zunächſt (ſie änderte ſich bald) derart, daß die Dragoner und Artillerie, ſammt den gegen Wyſokow detachirten Compagnieen den rechten, die hinter Wenzelsberg ſtehenden zwei Halb-Bataillone den linken Flügel bildeten. Das Wäldchen mit der halben Jäger-Compagnie war Centrum.

Als die Aufſtellung beendet war, war der Feind heran.

Es war die Brigade Hertwek, die die Tête des feindlichen Corps bildete. Sie beſtand aus den Regimentern Kellner- und Gorizutti-Infanterie (beide Regimenter Polen), aus dem 25. Jäger-Bataillon und einer 4pfündigen Batterie.

Brigadier Oberſt Hertwek, als er unſrer Aufſtellung anſichtig wurde, ſchritt raſch zum Angriff. Er ließ rechts ſchwenken — alſo nunmehr Front gegen Oſten — zog die Jäger und die Brigade-Batterie vor, formirte ein erſtes Treffen aus Baron Kellner-, ein zweites Treffen aus Gorizutti-

3. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 58 (Oberſt v. François):
1. Bataillon: Major v. Eberhardt.
Halb-Bataillon Schreiner (1. und 4. Compagnie).
Halb-Bataillon v. Gilgu (2. und 3. Compagnie).
2. Bataillon: Major v. Haugwitz.
Halb-Bataillon Wernecke (5. und 8. Compagnie).
Halb-Bataillon v. d. Horſt (6. und 7. Compagnie).
Füſilier-Bataillon: Major du Pleſſis.
Halb-Bataillon v. Gronefeld (9. und 12. Compagnie).
Halb-Bataillon v. Suchodoletz (10. und 11. Compagnie).

Infanterie und ließ nun, zur Einleitung des Gefechts, ein ſtarkes Geſchützfeuer auf unſre Stellung eröffnen. Unſre Avantgarden-Batterie Schmidt, 5. 4pfündige, antwortete vom Plateau aus oberhalb Wenzelsberg.

Dieſer Artilleriekampf, dem unſrerſeits die Halb-Bataillone v. Schimonski und Braun ſecundirten, endete gegen 9½ zum Nachtheil der Oeſtreicher. Ihr eigener Bericht ſagt: »Der Feind unterhielt ein heftiges Geſchütz- und Kleingewehrfeuer und brachte uns, durch ſeine taktiſche Ueberhöhung unterſtützt, ſo bedeutende Verluſte an Mannſchaft und Pferden bei, daß unſre Batterie ihr Feuer einſtellen und ſich zurückziehen mußte.«

Die Kanonade hatte nichts gefruchtet; Oberſt Hertwek beſchloß alſo, mit ſeinen Infanterie-Colonnen, die bis dahin in leidlich gedeckter Stellung Gewehr bei Fuß geſtanden hatten, zum Sturm auf das Plateau vorzugehn. Das 25. Jäger-Bataillon avancirte auf Wenzelsberg ſelbſt, Baron Kellner-Infanterie richtete ſich links und rechts gegen die unmittelbar vorgelegenen kleinen Waldparzellen; ein Bataillon Gorizutti-Infanterie wurde gegen die ſüdlichſte größere Waldparzelle detachirt, um nach Wegnahme dieſer von Süden her, alſo in die linke Flanke unſrer Aufſtellung vordringen zu können.

Dieſe unſre Aufſtellung aber war inzwiſchen nicht mehr dieſelbe geblieben. Verſtärkungen aus dem Gros der Avantgarde: das noch reſtirende 1. Bataillon, v. Lemmers, vom 37. Regiment und das 1. Bataillon, v. Eberhardt, vom 58. waren eingetroffen und hatten unſrer Aufſtellung zunächſt mehr Ausdehnung (nach Süden hin) gegeben. Wenzelsberg bildete nicht mehr den linken Flügel, vielmehr das Centrum, die nördliche Waldparzelle war rechter, die ſüdliche Waldparzelle linker Flügel geworden. Das Halb-Bataillon Kurowski, am Oſt-Ausgange von Wyſokow, hatte ſammt den anderthalb Jäger-Compagnieen mehr und mehr den Charakter eines rechten Seitendetachements angenommen und griff in die Kämpfe ſüdlich der Chauſſee nicht ein.

Aber auch mehr Feſtigkeit hatte unſre Aufſtellung inzwiſchen gewonnen. Die nördliche Waldparzelle, bis dahin nur durch eine halbe Jäger-Compagnie beſetzt, war jetzt durch die beiden Halb-Bataillone v. Winterfeld und Schreiner, die ſüdliche Waldparzelle (bis dahin unbeſetzt) durch die beiden Halb-Bataillone Vogelſang und Gfug vertheidigt; dieſe weſentliche Stärkung der Flügel aber verſtärkte auch zugleich das Centrum: Wenzelsberg (Halb-Bataillone v. Schimonski und Braun). Eine halbe Jäger-Compagnie und ſechs Halb-Bataillone ſtark erwarteten wir nunmehr den Angriff der feindlichen Brigade.

Dieſe attakirte mit großer Bravour in vier Bataillons-Colonnen, aber alle vier Colonnen wurden abgeſchlagen. Unſer Feuer aus den Waldparzellen war zu mächtig. Nur die öſtreichiſchen Jäger, im Centrum, drangen vor, erreichten Dorf Wenzelsberg, beſetzten den Friedhof und ſchienen, über das Dorf hinaus vordringend, einen Erfolg erringen zu ſollen, als ſie im Rücken von Wenzelsberg, unter einer Obſtplantage, auf das vom Plateau her ihnen entgegengerückte 2. Bataillon unſrer 37er, die mehrgenannten Halb-Bataillone v. Schimonski und Braun, ſtießen. Von einem vernichtenden Feuer empfangen, mußten auch ſie zurück. Doch hielten ſie Wenzelsberg feſt.

So ſtand das Gefecht etwa um 10 Uhr. Unſre ſechs Halb-Bataillone hatten den Angriff der Brigade Hertwek abgeſchlagen.

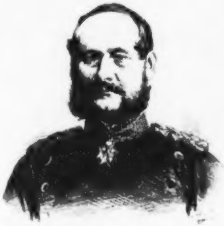
Um 10½ Uhr trat das Gefecht bei Wenzelsberg in ſeine zweite Phaſe.

Die zweite Brigade des Rammingſchen Corps, die Brigade Jonak, war jetzt heran, ſchwenkte rechts und ſchickte ſich an, die Brigade Hertwek, die eben einen erneuten Angriff vorbereitete, zu unterſtützen.

Dieſe Unterſtützung ſollte zunächſt weniger in direkt eingreifender Action, als vielmehr in bloßer Feſthaltung unſres Centrums und rechten Flügels beſtehn, um dadurch der Brigade Hertwek Gelegenheit zu einem energiſcheren, weil auf unſren linken Flügel concentrirten Vorſtoß zu geben. Die Bataillone Gorizutti, die bis dahin wenig im Feuer geweſen waren, wurden in die Front genommen und vorwärts ging es auf die verſchiedenen Waldparzellen ſüdlich von Wenzelsberg.

Hier aber hatte ſich inzwiſchen auch die Vertheidigung verſtärkt, zu den zwei Halb-Bataillonen Vogelſang und Gfug (je eins vom 37. und 58. Regiment), die hier den erſten Angriff um etwa 9½ Uhr abgeſchlagen hatten, hatten ſich mittlerweile zwei weitre Halb-Bataillone, Wernecke und v. Gronefeld, beide vom 58., eingefunden und gegen dieſe verſtärkte, wenn auch immerhin noch ſchwache Macht, ging jetzt der zweite Sturm der Brigade Hertwek. Die Brigade Jonak ſtand links daneben, einfach alles in Schach haltend, was ſonſt noch nach Nord und Oſten hin von preußiſchen Bataillonen auf dem Plateau ſtand.

Aber auch dieſer zweite Angriff ſollte ſcheitern. Er richtete ſich vorzugsweiſe — es war jetzt 11 Uhr — gegen ein in Front der Waldparzellen gelegenes, von Obſtbäumen umſtelltes und zum Dorfe Schonow gehöriges Gehöft. Dieſes, auf Spezialkarten als Sochors Gehöft bezeichnet, war unſrerſeits von den Halb-Bataillonen Wernecke und Gfug unter Führung Majors v. Haugwitz beſetzt worden. In Nähe des Gehöfts, auf einem höher



gelegenen Punkte, hielt Generalmajor v. Ollech, Commandeur des Gros der Avantgarde; neben ihm Oberſt v. François und Major v. Eberhardt, Beide vom 58.

Der Feind, auch bei dieſem zweiten Angriff, rückte mit großer Bravour vor; die Offiziere, die in Erfahrung gebracht haben mochten, daß ihren polniſchen Bataillonen auch unſrerſeits ein polniſches Regiment (das 58.) gegenüberſtehe, gaben mit lauter Stimme die polniſchen Commandos, um eine Einwirkung auf die Haltung unſrer Truppe, wenn auch nur ein momentanes Schwanken, zu bewirken; aber umſonſt. Der Feind, von unſrem Feuer empfangen, wich; neue Colonnen, Jäger mit Infanterie, rückten nach; aber Major v. Haugwitz ging jetzt den Anſtürmenden ſeinerſeits mit Hurrah entgegen. Etwa in Mitte der Ausbuchtung, die hier die ſüdliche Waldparzelle macht, traf man ſich.

Noch dauerte der Kampf, zum Theil mit dem Bajonet, als Generalmajor v. Ollech von dem höher gelegenen Punkte aus, wo er gehalten hatte, auf das Gehöft zuritt. Oberſt v. François war an ſeiner Seite. Der Feind bemerkte ſofort das Blitzen der Epauletten. Ein Jägeroffizier (zu Pferde) ſprengte in die Schützenlinie und wies, lebhaft ſprechend und mit dem Finger deutend, auf den General und ſeinen Begleiter hin. Einen Augenblick ſpäter fiel General v. Ollech, von zwei Kugeln getroffen, ſchwer verwundet vom Pferde. Bataillons-Tambour Braun entriß ſofort dem nächſten Musketier das Zündnadelgewehr und ſchoß den Jägeroffizier aus dem Sattel. Kaum war der General gefallen, ſo drangen die 58er (5. und 8. Compagnie) in die nach Norden hin gelegenen ſchmalen Streifen der Waldparzelle ein, bis ſie, wieder ins Freie tretend und halben Wegs auf Wenzelsberg zu, ein einzeln ſtehendes Haus erreichten — die Unterförſterei von Schonow. Hier wurden Gefangene gemacht. Alle Verſuche des Feindes, dieſe Förſterei wieder zu nehmen, mißlangen. Es war inzwiſchen 11½ geworden. Auch der zweite und, wie wir geſehen haben, auf unſren linken Flügel concentrirte Vorſtoß der Brigade Hertwek war abgeſchlagen.

Aber ſchon bereitete ſich ein dritter Angriff vor.

Der Feind führte immer neue Kräfte heran: eine dritte Brigade, die Brigade Roſenzweig, war eben eingetroffen, und ſich links (alſo nördlich) neben die Gewehr bei Fuß ſtehende Brigade Jonak ſetzend, ging dieſe letztre, nunmehr in beiden Flanken, rechts durch Hertwek, links durch Roſenzweig gedeckt beziehungsweiſe unterſtützt, zum Angriff auf unſre bereits ermatteten und ſtark gelichteten Bataillone über.

Diesmal mit Erfolg. Gros und Reſerve waren noch nicht heran, die Unſern begannen zu weichen. Zunächſt im Centrum: Dorf Wenzelsberg; bald auch vom linken Flügel her: aus den ſüdlichen Waldparzellen, aus dem Gehöft und der Förſterei. Mit halbrechts, Front gegen den Feind, in nordöſtlicher Richtung, gingen unſre Avantgarden-Bataillone langſam zurück, bis an die Stelle, wo der Nachod-Paß die Branka-Höhe durchſchneidet. Nur die vielgenannte nördliche Waldparzelle und (nach öſtreichiſchem Bericht) die Kirche und der Kirchhof von Dorf Wenzelsberg waren zu dieſer Stunde noch in unſern Händen. Selbſtverſtändlich auch Wyſokow, gegen das ſich ein Angriff noch nicht gerichtet hatte.

Die Gefahr war evident und wuchs mit jeder Minute; der Feind, ſo viel überſah man, ſchickte ſich eben an, durch ein energiſches Vorgehen ſeinen Vortheil auszubeuten; was er noch an Kräften hatte, rückte vor, um durch einen wiederholten kräftigen Vorſtoß uns in die Mulde zurückzuwerfen, den Paß zu ſchließen und den Vortheil der erhöhten Stellung auf ſeine Seite zu bringen. Die Brigade Roſenzweig, das 17. Jäger-Bataillon an der Tête, ging auf die nördliche Waldparzelle vor; in dichten Colonnen, links und rechts, folgten die Bataillone der Regimenter Gondrecourt und Deutſchmeiſter. Unſrerſeits hatten wir nur einzelne Compagnieen noch, um dieſem energiſchen Vorſtoß zu begegnen. Der Moment war kritiſch. Um dies vollends fühlbar zu machen, brach in dieſem Augenblick die Cüraſſier-Brigade Solms, die bis dahin bei Kleny gehalten hatte, hervor und ſtürmte den Abhang hinauf, auf das frei zwiſchen Wyſokow und dem nördlichen Wäldchen gelegene Plateau.

Das Reitergefecht auf dem Plateau von Wyſokow.

Der Moment war kritiſch, ſo ſagten wir; er war es, aber einen Augenblick nur. Wenigſtens die nächſte, die drohendſte Gefahr: der Reiter-Angriff, wurde ſchnell abgewendet.

Eben war unſrerſeits die Cavallerie-Brigade Wnuck aus dem Defilé heraus und warf ſich — das 1. Ulanen-Regiment vorauf, das 8. Dragoner-Regiment in der linken Flanke folgend — ohne Zögern in die brillant anrückenden feindlichen Schwadronen. Es waren Ferdinand- und Heſſen-Cüraſſiere.

Ein preußiſcher Bericht (unmittelbar nach der Schlacht abgefaßt) ſchildert das Rencontre wie folgt:

»Unſre 1. Ulanen hatten die Tête; 500 Schritt rückwärts, in der linken Flanke der Ulanen, folgten die 8. Dragoner. Signal: Deployiren! Signal: Galopp! Fanfare! Nun begannen unſre müden Pferde zu fliegen. Mit donnerndem Hurrah ging es in die geſchloſſen anrückenden Cüraſſiere. Die Ulanen attakirten in der Front; die Dragoner aber, die 4. Escadron vorauf, warfen ſich rechts ſchwenkend den Kaiſer Ferdinand-Cüraſſieren in die rechte Flanke und den Rücken. Ein wüthendes Handgemenge entſpann ſich. Es war eine allgemeine Mêlée; Lanze, Säbel, Pallaſch, alles durcheinander. Die langen, breiten Pallaſche der Cüraſſiere blitzten nach allen Seiten hin; aber die Unſern hatten nicht umſonſt pariren und hauen gelernt. Der Flankenangriff der Dragoner-Schwadron (Rittmeiſter v. Walther) entſchied. Lieutenant v. Raven, der bei dieſer Schwadron ſtand, ſah plötzlich die feindliche Standarte neben ſich. Er, Unteroffizier Reudelsdorf, Trompeter Tuchale und einige Dragoner warfen ſich auf den mächtigen Mann, der ſie trug, und ein ungleiches Ringen entſpann ſich: v. Raven griff zu, noch ein Hieb und der feindliche Wachtmeiſter ſank vom Pferde. Die Standarte war erobert; die Cüraſſiere wurden vom rechten Flügel her aufgerollt, und in unſre Ulanen hineingetrieben, verloren ſie hier, in immer wachſendem Demêlée, eine zweite Standarte.

Unſre Dragoner, den Feind verfolgend, geriethen jetzt in heftiges Artillerie-Feuer; einſchlagende Granaten nahmen Leute fort, und das Signal: Appell! rief ſie aus dem Feuer zurück. — Dieſer kurze aber energiſche Zuſammenſtoß hatte viel Blut gekoſtet. Generalmajor v. Wnuck (Portrait ſiehe folgende Seite), der Führer der Brigade, beide Regiments-Commandeure: Oberſt v. Treskow und Oberſtlieutenant v. Wichmann bluteten aus Hiebwunden in Stirn und Nacken; mit und neben ihnen waren 10 Offiziere in dieſem kurzen Rencontre verwundet worden.*) Das Plateau war rein gefegt; der Angriff der feindlichen Cüraſſier-Brigade geſcheitert.«

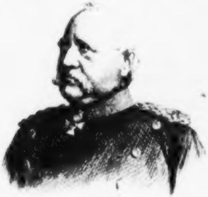
---

*) Bei dem großen Intereſſe, das dieſes erſte Reitergefecht auf beiden Seiten geweckt hat, geben wir nachſtehend die Namen der Offiziere, die verwundet wurden:

Weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1.

Oberſt v. Treskow, in rechtem Arm und linker Hand.
Rittmeiſter v. Glaſenapp, Verluſt zweier Fingerſpitzen.
Premierlieutenant v. d. Marwitz, Hieb am rechten Ohr.

So der preußiſche Bericht. Wir werden ihn mit dem öſtreichiſchen zu vergleichen haben. Dieſer ſagt folgendes:



»Die Cüraſſier-Brigade Solms war nur 5 Escadrons ſtark und beſtand aus dem Cüraſſier-Regiment Kaiſer Ferdinand (4 Escadrons) und aus einer Escadron (der 2.) vom Cüraſſier-Regiment Prinz Alexander von Heſſen. Die drei andern Escadrons dieſes Regiments waren detachirt: zwei nach Starkoc hin, in die linke Flanke; eine dritte, nach rechts hin, war der Brigade Jonak beigegeben. Dieſe letztere Escadron (die 3.) griff ſpäter entſcheidend mit ein.

Die Ferdinand-Cüraſſiere unter Oberſt v. Berres hatten die Tête; 700 Schritt hinter ihnen, in der linken Flanke, folgte die 2. Escadron Heſſen-Cüraſſiere unter Oberſt Graf Thun. Es ging in Trab und Galopp den Plateau-Abhang hinauf, dann über das Plateau weg. Preußiſche Ulanen ritten

---

Secondelieutenant und Regiments-Adjutant Graf Reichenbach, Hieb am Bauch (das Pferd hatte zahlloſe Wunden und mußte getödtet werden).
Secondelieutenant v. Thun, Hieb am Nacken.
Portepee-Fähnrich v. Pleſſen, Hieb am Kopf.

2. Schleſiſches Dragoner-Regiment Nr. 8.

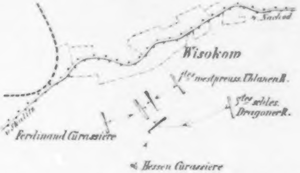
Oberſtlieutenant v. Wichmann, Hieb an der Stirn.
Premierlieutenant v. d. Borne, Hieb an Backen und Arm.
Premierlieutenant v. Zawadzki, Hieb am rechten Unterarm.
Secondelieutenant v. Prittwitz, ſchwerer Hieb am Kopf.

Auch die 2. Escadron vom erſten Schleſiſchen Dragoner-Regiment (Nr. 4), die hier miteingriff, hatte drei Offiziere außer Gefecht. Es zeigen dieſe zahlreichen Verwundungen, da das Durcheinander nur etwa 3 Minuten dauerte, wie heftig gekämpft wurde. General v. Wnuck empfing ſeinen Hieb am Hinterkopf nicht von dem Commandeur der Heſſen-Cüraſſiere, ſondern von einem einfachen Reitersmann. — (Prinz Solms, der die feindliche Brigade führte, hatte früher bei unſrer Garde-Cavallerie geſtanden und war dann Rittmeiſter in demſelben weſtpreußiſchen Ulanen-Regiment geworden, gegen das er jetzt focht.)

jetzt an, um unſrem Angriff zu begegnen. Oberſt v. Berres, den Cüraſſieren auf 50 Schritt voraus, ſtürzte ſich ſofort in den Feind. Ein Reiter — muthmaßlich der Führer der Ulanen — wurde in Front ſeines Regiments mit kräftigem Hiebe vom Pferde gehauen; die Cüraſſiere folgten mit ſtürmiſchem Hurrah. Ein Durcheinander entſtand; ein Hauen und Stechen; die Ulanen hielten ſich gut; viele der Unſren, namentlich im Moment des Zuſammenſtoßes, wurden durch die feindlichen Lanzen verwundet.

In dieſem Augenblick völliger Mêlée rückten die preußiſchen 8. Dragoner heran und warfen ſich, mehrere Escadrons ſtark, in unſre rechte Flanke. Schon wichen die Cüraſſiere; der eine Standartenführer, abgedrängt und von einer Anzahl Dragoner umringt, wurde durch Hieb und Stich verwundet, die Fahne ihm entriſſen; der andre Fahnenträger, mit den Ulanen im Kampf, verlor ſein Pferd und fiel mit mehr als zwanzig Wunden bedeckt. Seine Standarte, zerhauen und zerbrochen, wurde ſpäter von den Preußen auf dem Schlachtfelde gefunden.

In dieſem Augenblick, der verhängnißvoll werden konnte, attakirten unſre Heſſen-Cüraſſiere. Die 2. Escadron (Oberſt Graf Thun), die den Ferdinand-Cüraſſieren gefolgt war, dirigirte ſich, von links her, in die rechte Flanke der Ulanen; die 3. Escadron aber (Oberſtlieutenant v. Wagener), die, wie wir wiſſen, zur Brigade Jonak abcommandirt worden war, warf ſich gleichzeitig, oder ſchon früher, von rechts her in die linke Flanke der Dragoner.



Oberſtlieutenant v. Wagener hieb den feindlichen Brigade-General v. Wnuck, Rittmeiſter Preiſer den Commandeur der 8. Dragoner (Oberſtlieutenant v. Wichmann) vom Pferde. Der Feind ſtutzte.. Die Dragoner, eben noch in entſchiedenem Vortheil über die Unſern, geriethen in Verwirrung; der dichte Knäuel der Kämpfenden bewegte ſich oſtwärts über das Plateau hin; die Dragoner jagten rückwärts auf Nachod zu.

Oberſtlieutenant v. Wagener, den richtigen Punkt und den richtigen Moment wählend, hatte das Gefecht nicht nur wiederhergeſtellt, ſondern es auch zu unſern Gunſten entſchieden. Wir folgten dem fliehenden Feinde, aber, zwiſchen Wyſokow und dem Walde alsbald in Front und Flanke beſchoſſen, gingen wir auf das mit lauter Stimme gegebene Commando »Kehrt euch« bis an den Rand des Plateaus zurück.

Unſer Sieg war nicht ohne Opfer erkauft. Die Ferdinand-Cüraſſiere allein verloren 3 todte und 4 ſchwerverwundete Offiziere, außerdem 130 Mann, 142 Pferde. Heſſen-Cüraſſiere litten weniger; ſelbſt die 3. Escadron, die den Ausſchlag gegeben hatte, wies nichts Erhebliches an Verluſten auf. Nur 1 Offizier und wenige Mannſchaften waren verwundet. Die Plötzlichkeit des Angriffs, die Ueberraſchung, die Flankirung eines Flankenangriffs, der ſeinerſeits ſchon ſiegreich zu ſein glaubte — das war es, was entſchied. Nicht Kampf.«

In dieſer Darſtellung haben wir die öſtreichiſche Auffaſſung des Kampfes.

Die Berichte von hüben und drüben ſtimmen in folgenden Punkten überein:

1. daß die weſtpreußiſchen Ulanen und die Ferdinand-Cüraſſiere in Front auf einander ſtießen;
2. daß die 8. Dragoner dem Feind in die rechte Flanke fielen;
3. daß dieſer Flanken-Angriff die Ferdinand-Cüraſſiere verwirrte, zurückwarf und ihnen zwei Standarten koſtete; endlich
4. daß unmittelbar nach dieſem Erfolg die preußiſche Cavallerie-Brigade zurückging.

So weit Uebereinſtimmung. Aber warum ging die Brigade Wnuck zurück? Hier beginnt die Verſchiedenheit. Der preußiſche Bericht ſagt: »weil die verfolgenden Dragoner in Granatfeuer geriethen«; der öſtreichiſche Bericht ſagt: »weil Oberſtlieutenant v. Wagener die flankirenden Preußen nun ſeinerſeits in der Flanke faßte«. Der preußiſche Bericht erwähnt dieſes Flankenangriffs gar nicht. Daß er ſtattgefunden hat, iſt unzweifelhaft, ebenſo daß er in ſeiner Art ein Bravourſtück und eine glänzende taktiſche Leiſtung war; aber wie weit ging ſeine Bedeutung? Das iſt die Frage. Wir wünſchen auch gegen den Feind Gerechtigkeit zu üben, um ſo mehr, als er in ſeiner Darſtellung dieſes Gefechts die Anerkennung deſſen, was von Seiten unſrer Cavallerie geleiſtet wurde, mit der Aufforderung begleitet: »nun auch unſererſeits der Wahrheit die Ehre zu geben«. Dies zu thun, iſt unſer aufrichtiges Beſtreben, wir fürchten aber, daß auch unſre weitgehendſte Conceſſion unſere Gegner nicht befriedigen wird. So geneigt dieſe nämlich im Allgemeinen ſind, Unparteilichkeit zu üben, ſo wenig geneigt ſind ſie dazu im Beſondern. Ihre zweifellos ausgezeichnete Cavallerie ſoll unter allen Umſtänden ſuperior und ſiegreich geweſen ſein. Das iſt aber mehr als wir zugeben können. Was ſpeziell das hier in Frage kommende Reitergefecht angeht, ſo wollen wir dem in den beſtimmteſten Ausdrücken gehaltenen öſtreichiſchen Spezial-Bericht gegenüber (vgl. Streffleurs Zeitſchrift, Märzheft 1867) gern einräumen, daß eine beſtimmte Dragoner-Abtheilung, größer oder kleiner, ſeitens der 3. Escadron Heſſen-Cüraſſiere geworfen und über das Plateau hin gejagt ſein möge; dieſe Attake aber, wie glänzend immer und wie partiell erfolgreich, kann an dem Geſammtgange des Gefechtes nichts geändert haben. Dazu ging Alles viel zu raſch, und war andrerſeits der Raum auf dem man kämpfte zu groß. Der Angriff ſchnitt nur eine Ecke weg, war eine Epiſode, nicht die Kriſis des Gefechts. Der vom Feinde ſelbſt zugegebene glänzende Verlauf der erſten Gefechtshälfte, unſre Ueberzahl, die geringe Zahl der den Flankenſtoß ausführenden Cüraſſiere, endlich ein Blick auf die Verluſte des Gegners, auf ſeine Einbuße an Verwundeten, Gefangenen, Trophäen, — Alles läßt uns die Annahme eines entſchiedenen Sieges unſrerſeits als gerechtfertigt erſcheinen. Jedenfalls aber ſteht Wahrnehmung gegen Wahrnehmung, Bericht gegen Bericht; mehr als tauſend preußiſche Augen haben die Brigade Solms weſtwärts, aber nicht die Brigade Wnuck oſtwärts über das Plateau hinſtieben ſehn. Ein Compromiß, nachdem ſo viele Worte gewechſelt wurden, iſt kaum noch abzuſehn.*)

---

*) Seitdem wir das Vorſtehende, geſtützt auf Spezial-Berichte der engagirt geweſenen Regimenter niederſchrieben, ſind nun auch die Generalſtabswerke hüben und drüben erſchienen. Auch dieſe laſſen den Streit in aller Schärfe fortbeſtehn. Der öſtreichiſche Generalſtab ſagt:

„... Die feindlichen Dragoner umfaßten den rechten Flügel unſrer Ferdinand-Cüraſſiere. In dieſem bedenklichen Momente eilte auf dem rechten Flügel die 3. Escadron (unter Oberſtlieutenant Wagner), auf dem linken Flügel die 2. Escadron (unter Oberſt Graf Thun) von Heſſen-Cüraſſiere herbei, hieben in die feindlichen Abtheilungen ein und verfolgten dieſelben über das Plateau hin.“ Der preußiſche Generalſtab ſagt:

„Es entſtand nun (indem auf der ganzen Front beide Theile völlig ineinanderritten und ſich umwickelten) ein heftiges Handgemenge, das aber nicht von längerer Dauer ſein konnte, weil die Umfaſſung des Feindes durch die Dragoner ſich bald ſo wirkſam erwies, daß derſelbe erſt langſam in der Direction auf Wyſokow wich, dann aber, in voller Auflöſung, an der Liſière des Dorfes entlang in weſtlicher Richtung zurückjagte, — ihm dicht auf den Ferſen die Dragoner, untermiſcht mit den Ulanen.“

Wer hat nun Recht? Jeder ſteht zu ſeiner Fahne. Unparteiiſche Dritte, wenn ſie ſcharf zu leſen verſtehn, werden trotz alledem ihre Entſcheidung zu treffen wiſſen. — Wie ſchwer es übrigens iſt, über die einfachſten Vorgänge Beſtimmtes zu erfahren, dafür mag noch eine andre, mehr perſönliche Epiſode aus dem Treffen bei Nachod Zeugniß geben. Der Generalſtabs-Offizier der 9. Diviſion, Oberſtlieutenant v. Ziemietzki, ritt, gleich bei Beginn des Gefechtes, als Parlamentair auf die feindlichen Vorpoſten zu, um ein Schreiben des Ober-Commandos abzugeben, in welchem der Beginn der Feindſeligkeiten angekündigt, auch andrerſeits in Betreff des Sanitätsperſonals eine Mittheilung gemacht wurde. In einem Vortrage des Generallieutenants v. Kirchbach finden wir darüber folgendes: „Herr v. Ziemietzki wurde vom Feinde ſo lange zurückbehalten, bis das Gefecht beendet war. Er mußte mit verbundenen Augen zwiſchen zwei Cavalleriſten das Gefecht in den Reihen des Feindes mitmachen und war mehrmals in Gefahr, von den öſtreichiſchen Truppen inſultirt zu werden.“

Was immer aber auch die Urſach geweſen ſein mag, die den Angriff der Cüraſſier-Brigade Solms ſcheitern ließ, — gleichviel, er ſcheiterte eben. Und das mag uns genügen. Die Brigade ging zurück. Die Gefahr, durch den plötzlichen Anſturm dieſer Reitermaſſe unſre bis an die Mulde hin zurückgedrängten Bataillone in dieſe hineingeworfen und dadurch, allermindeſtens, das Debouché des Armee-Corps gehindert zu ſehn, — dieſe Gefahr war beſeitigt.

Das Eingreifen der 10. Diviſion.

Dieſe Gefahr war beſeitigt; aber in neuer Geſtalt trat ſie, beinah gleichzeitig, wieder an uns heran.

Neben der anſtürmenden Cavallerie-Brigade war die Brigade Roſenzweig (ſ. S. 304) gegen die nördliche Waldparzelle und die Kirche von Wenzelsberg vorgegangen und hatte dieſe, von den Halb-Bataillonen v. Schimonski und Braun mit Daranſetzung letzter Kraft gehaltenen Punkte nach heftigem Gefecht denſelben entriſſen. Was der Cavallerie-Brigade Solms mißlungen war: uns in die Mulde zurückzuwerfen, es ſchien dem ſtürmiſchen Angriff der Brigade Roſenzweig gelingen zu ſollen. Der öſtreichiſche Bericht ſchildert dieſe Vorgänge wie folgt:

»Der Feind hielt immer noch die große Waldparzelle beſetzt, die ſich nördlich von Wenzelsdorf über das Plateau hin und dann am Weſtabhange deſſelben bis in die Niederung zieht.

Gegen dieſen Wald wurde das 17. Jäger-Bataillon dirigirt, welchem das Regiment Gondrecourt folgte. Der Sturm gelang. Der Feind wurde bis über den Kamm zurückgedrängt und der Wald ſogleich beſetzt.

Da jedoch der Feind während dieſes Vorgehens die rechte Flanke der Brigade von der Wenzelsberger Kirche aus ernſtlich bedrohte, ſo gebot es ſich, auch dieſen Theil der feindlichen Stellung anzugreifen.

Dem Regiment Deutſchmeiſter, unter Führung des Oberſten Veinlich, wurde die Aufgabe zu Theil, den Sturm gegen Kirche und Plateau von Wenzelsberg zu unternehmen, welcher vollkommen glückte. Zugleich wurde die Kirche und deren Umfaſſungsmauer zur Vertheidigung hergerichtet und von einem Theile des Regiments Deutſchmeiſter beſetzt, während der übrige Theil

---

In dem öſtreichiſchen Generalſtabswerke ſteht es [illegible]: „Oberſtlieutenant v. Ziemowski hatte das Schreiben [illegible] bereits abgegeben, war wieder zu ſeiner Truppe zurückgekehrt und ſomit kein Parlamentair mehr. Er wurde, da ſeine Entlaſſung während des Gefechtes unthunlich war, nach Joſephſtadt gebracht." Man ſollte meinen, wenn er wirklich „kein Parlamentair mehr war", ſo war er einfach ſein Gefangener und lag in dieſem Falle kein Grund vor, ihn [illegible] zu ſeiner Truppe zurückkehren zu laſſen.)

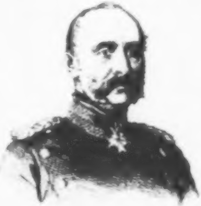
des Regiments auf dem Plateau Stellung nahm und den Feind mit Plänklern verfolgte.

Bei dieſem Sturme litten alle Truppen der Brigade durch das Kleingewehrfeuer beträchtliche Verluſte; dennoch wurde die Ordnung aufrecht erhalten und die Verbindung mit den (nach rechts hin) nebenſtehenden Truppen der Brigade Jonak ſogleich bewirkt.

Da auch die Brigaden Jonak und Hertwek den Sturm auf die Höhe glücklich ausführten, konnte der Feind weiter verfolgt werden. Es rückte auch die Brigade Roſenzweig, während der Wald und die Kirche von Wenzelsberg zur Sicherung beſetzt blieben, weiter oſtwärts vor, ohne auf beſondren Widerſtand zu ſtoßen.–

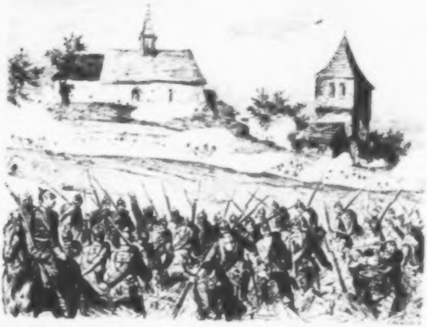
So der öſtreichiſche Bericht, den wir, wenigſtens in Schilderung dieſes Gefechtsmomentes, als im Weſentlichen richtig anzuſehen haben. Der Anſturm dreier Brigaden hatte unſre Avantgarden-Bataillone auf der ganzen Linie geworfen, die Waldparzellen nördlich und ſüdlich von Wenzelsberg, endlich, als letzter Punkt, auch die hochgelegene Kirche des Dorfes, Alles war verloren, wir ſtanden, am Ausgang des Paſſes, in den Winkel zuſammengedrängt, den die Skalitzer und Neuſtädter Straße bilden, unmittelbar ſüdlich vom Dorfe Wyſokow. Wurden wir auch hier noch geworfen, ſo war der Tag verloren. Und vielleicht mehr noch.

Aber in dieſem Augenblick dringendſter Gefahr war die Hülfe da.



Die 10. Diviſion, Generallieutenant v. Kirchbach, lange mit Sehnſucht erwartet, debouchirte aus Nachod, ſtieg in die Mulde hinab, durchſchritt ſie und erkletterte die Branka-Höhe, das hart beſtrittene Plateau. Zunächſt die 19. Brigade, Generalmajor v. Tiedemann, die Regimenter 6 und 46.

Das 46. voran. In 6 Halb-Bataillone formirt, im Laufſchritt, attakirte das Regiment, vom kaum erſtiegenen Plateau aus, die vorgelegene große Waldparzelle, warf im erſten Anlauf die 17. Jäger und das Regiment Gondrecourt hinaus und drang nun mit halb links auf die Kirche von Wenzelsberg (die »Wenzelskapelle«) vor. Hier hielt ein Bataillon vom Regiment Deutſchmeiſter, Wiener Kinder, eine Elite-Truppe. Nach heftigem Widerſtande wurde der Feind geworfen. Das Wäldchen und die Wenzelskapelle waren wieder in unſern Händen, — das Gefecht war hergeſtellt.



Das 6. Regiment war dem 16. gefolgt. Es ging, vier Halb-Bataillone ſtark (die Füſiliere waren noch zurück), ebenfalls auf das Wäldchen vor, dirigirte ſich dann nach rechts, paſſirte das freie Plateau, auf dem eben erſt das Reitergefecht ſtattgefunden hatte, und warf ſich nach Dorf Wyſokow hinein, das nun, während das Gefecht um Wenzelsberg mehr und mehr erſtarb, der Hauptpunkt des Kampfes werden ſollte. Oberſtlieutenant v. Scheffler, mit drei Halb-Bataillonen, beſetzte die Südhälfte des von einem tiefen Hohlweg durchzogenen, die Ausmündung des Paſſes bildenden Dorfes. Die Nordhälfte blieb unbeſetzt. Zwiſchen hüben und drüben die Schlucht.*)

---

*) Zum Verſtändniß des ſich nun entſpinnenden Kampfes um Wyſokow iſt es nöthig, das Terrain des Dorfes und die Ordre de bataille des 6. Regiments gegenwärtig zu haben. Die

Faſt in demſelben Augenblick, in dem die Beſetzung des Dorfes erfolgt war, attakirte der Feind mit ſeiner letzten Brigade. Der Kampf trat nun in ſeine Schlußphaſe. Wir müſſen Behufs Darſtellung dieſer letzten Gefechtsmomente um eine halbe Stunde zurückgreifen.

Der Kampf um Wyſokow.

Feldmarſchalllieutenant v. Ramming, als er, etwa um 12 Uhr, allerorten das Vordringen ſeiner erſten drei Brigaden wahrnahm, beſchloß, durch einen energiſchen Stoß in unſre rechte Flanke unſern letzten Widerſtand zu brechen.

Er ließ die Brigade Waldſtätten, die ihm noch geblieben, in drei Colonnen anrücken.

Die Mittel-Colonne (2½ Bataillone) dirigirte er auf Wyſokow ſelbſt;

die linke Seiten-Colonne (1½ Bataillon) erhielt Befehl, das Dorf im Norden zu umgehn,

die rechte Seiten-Colonnne (2 Bataillone) ging, ſüdlich der Chauſſee, auf das vielgenannte Wäldchen zu.

Als der Feldmarſchalllieutenant dieſe Dispoſitionen traf, konnte es ſich nur um raſche Ausnutzung, um Sicherung eines bereits errungenen Erfolges handeln. Die Colonnen rückten an.

Eh ſie indeſſen heran waren, hatte ſich durch das Debouchiren der 10. Diviſion und das raſche Terraingewinnen der 19. Brigade die Situation

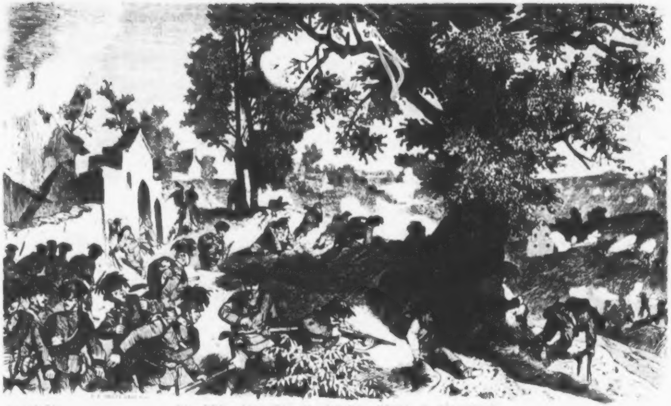
---

Chauſſee, die zugleich Dorfſtraße iſt, läuft in einem Hohlweg von nicht unbeträchtlicher Tiefe und theilt Wyſokow in eine nördliche und ſüdliche Hälfte. Eine beſondre Eigenthümlichkeit iſt die, daß neben der eigentlichen Hohlwegſtraße noch wieder ein Spezial-Hohlweg herläuft, etwa ſo:

der das Erſtürmen der Nordſeite ſehr erſchwerte und dem Feinde eine Deckungsſtellung gewährte, in der er von dem Süd-Höhenrande aus nicht gut getroffen werden, ſehr wohl aber die Unſrigen treffen konnte. Dieſe Andeutungen mögen genügen. Weiter in die Details dieſes höchſt complicirten Terrains eintreten zu wollen, würde das Bild nur verwirren. Nur ſo viel noch, daß auch die Weſt- und Oſt-Hälfte des Dorfes ſich ziemlich ſcharf ſcheiden. — Die Ordre de bataille des 6. Regiments war die folgende:

1. Bataillon: Major v. Wnuck.
    - Halb-Bataillon v. Thadden (1. und 3. Compagnie).
    - Halb-Bataillon v. Bronikowski (2. und 4. Compagnie).
2. Bataillon: Oberſtlieutenant v. Gottberg.
    - Halb-Bataillon v. Hengſt (5. und 7. Compagnie).
    - Halb-Bataillon v. Webern (6. und 8. Compagnie).

Füſilier-Bataillon: Major v. Webern.
- Halb-Bataillon [illegible] (9. und 12. Compagnie).
- Halb-Bataillon v. Kitſche (10. und 11. Compagnie).



[illegible] DES [illegible]

völlig geändert. Das Gefecht ſtand wieder. Das Wäldchen und die Wenzelskapelle waren zurückerobert; Wyſokow ſelbſt war beſetzt. Es konnte ſich mithin nicht mehr um Sicherung eines Erfolges handeln; der Erfolg war wieder entſchlüpft; die nunmehr anrückenden drei Colonnen der Brigade Waldſtätten hatten keinen Erfolg mehr zu ſichern, ſie hatten ihn zurückzuerobern.

Sie nahmen auch dieſe neue Aufgabe auf ſich. Mit großer Energie ſchritten ſie zum Angriff.

Es ſcheint, daß die rechte Seiten-Colonne (2. Bataillon Hartmann, 3. Bataillon Frank) zuerſt heran war. Ihr Angriff ging auf die vorgeſtreckte Spitze des vielgenannten Wäldchens. Aber mit Schnellfeuer von der Weſtliſière des Wäldchens aus empfangen, ging erſt das Bataillon Hartmann, dann auch das nachrückende Bataillon Frank zurück. Der Angriff war abgeſchlagen.

Größern Erfolg hatte die auf Wyſokow vorrückende Mittel-Colonne: ½ Bataillon Jäger, 1 Bataillon Hartmann und 1 Bataillon Frank. Dieſe Mittel-Colonne ſtieß auf das Halb-Bataillon v. Bronikowski, das Oberſtlieutenant v. Scheffler bis in den Weſttheil des Dorfes vorgeſchoben hatte, und nach heftigem Kampf zog ſich der ebengenannte Truppentheil in Höhe der beiden übrigen Halb-Bataillone v. Webern und v. Thadden zurück, die (immer am Südrande der Schlucht) die Mitte und den öſtlichen Theil des Dorfes beſetzt hielten. Hier befand ſich auch der Regiments-Commandeur. Der Feind, in Verfolgung ſeines im Weſt-Dorf errungenen Vortheils, drängte nach; ſeine Artillerie unterſtützte ihn vorzüglich, die Verluſte wuchſen raſch. Oberſtlieutenant v. Scheffler, Major v. Wnuck, viele Offiziere und Mannſchaften wurden in wenigen Minuten verwundet; um die Gefahr des Moments zu ſteigern, erſchien eben jetzt, theils unmittelbar jenſeit der Schlucht, theils in weitrer Umgebung unſrer rechten Flanke, die linke Seiten-Colonne: ½ Bataillon Jäger und das 2. Bataillon Frank.

Alles unſrerſeits drängte jetzt an den dieſſeitigen Rand der Schlucht heran, um durch Schnellfeuer die bedrohte Flanke zu ſichern; was aber mehr als das den Ausſchlag gab, war das nunmehrige Eingreifen auch der 20. Brigade (Generalmajor Wittich), die, nach rechts und links hin, an alle bedrohten Punkte ihre Bataillone werfend, erſt die Füſiliere vom 52., dann vom 47. Regiment durch Wyſokow hindurch, an der Nordſeite hinaus, und dem hier die Flankirung verſuchenden Feinde entgegenführte.*)

---

*) Dieſen Marſch auf Wyſokow und den, die endliche Entſcheidung bringenden Zuſammenſtoß im Norden des Dorfes beſchreibt ein Offizier vom Füſilier-Bataillon des 47. in anſchaulicher Weiſe wie folgt: „... Wir marſchirten zunächſt auf die Waldparzelle nördlich vom Wenzelsberg und beſetzten dieſe, bald aber bekam das Bataillon Ordre, ſich nach Wyſokow zu ziehn. Zu dem Zweck gingen wir nun mit rechtsum über das ſcharf beſtrichene Plateau auf den öſtlichen Eingang des genannten Dorfes zu. Um dies Feuer ſchneller zu paſſiren, hielt

Dieſer Zuſammenſtoß, unterſtützt durch eine beinah gleichzeitige *Ulanen*-Attake (ſiehe die Anmerkung † und das Bild auf S. 315) gab die Entſcheidung; der Feind, unter ein vernichtendes Feuer genommen, wandte ſich zur Flucht und auch die ſeitwärts ſtehenden, eben jetzt auf der ganzen Linie neu avancirenden Bataillone der Brigaden Roſenzweig, Jonak und Hertwek traten nunmehr ihren Rückzug an.

Der Feind ſelbſt ſchildert dieſe letzten Gefechtsmomente wie folgt:

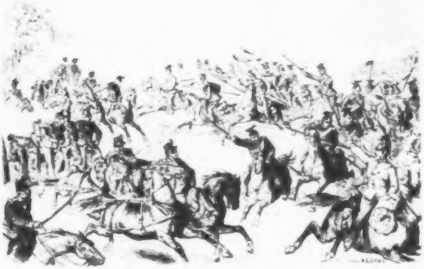
»Um 12½ Uhr (alſo der Zeitpunkt, wo die 20. Brigade: die Regimenter 47 und 52 eingriffen) unternahm der Gegner einen gleichzeitigen und

---

es: „Laufſchritt", es war aber unmöglich dem Commando nachzukommen. In Wyſokow wollte unſer Major v. Brandenſtein die Dorfſtraße benutzen, um weiter vorzugehn, ein andres Bataillon aber (vom 52.) ſperrte den Weg. So hatten wir einen Augenblick Ruhe, die Gewehre wurden zuſammengeſetzt und Alles ſtürzte auf einen kleinen Bach zu, der im Dorfe fließt. Es war nur Lehmwaſſer in dem halbausgetrockneten Bett, aber Jeder trank und füllte ſeine Feldflaſche, ſo weit es die Zeit erlaubte. Mit friſcher Kraft, tambour battant, ging es nun weiter. Major v. Brandenſtein führte uns an einer offnen Stelle, nach Nordweſten zu, aus dem Dorf heraus. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, ſo wurden wir von öſtreichiſchen Infanterie-Colonnen angegriffen und von einer ziemlich tief am Waldrande ſtehenden Batterie heftig beſchoſſen. Während das erſte Halb-Bataillon (v. Vietinghoff) den wieder zurückgehenden Infanterie-Colonnen Salven nachſandte, ging das links davon avancirende zweite Halb-Bataillon (v. Tſchirſchky) gegen die Batterie vor, die ſtark mit Kartätſchen feuerte, entſandte Schützen gegen die Batterie-Bedeckung, die aus einem Theile des 6. Jäger-Bataillons beſtand, und gab Schnellfeuer gegen die Bedienungs-Mannſchaften und Pferde in einer Entfernung von 300—400 Schritt. Die Wirkung war mit bloßem Auge als eine ſchreckliche zu ſehn. Die Batterie verſuchte abzufahren, faſt alle Mannſchaften und Pferde ſtürzten aber durch unſer Feuer und drei Geſchütze blieben ſtehn. Die andern waren hinter die Höhe, an deren Rande ſie geſtanden, geflüchtet. Mittlerweile ſchien die Stellung unſres Halb-Bataillons gefährdet, da wir, um die Batterie angreifen zu können, ein gut Theil weiter vorgegangen waren, als das erſte Halb-Bataillon, das mit der feindlichen Infanterie (2. Bataillon vom Regiment Frank) beſchäftigt war, und es kam eben jetzt die Meldung, daß zwei Schwadronen, dazu auch Infanterie, anrückten, um uns in die rechte Flanke zu nehmen. Das zweite Halb-Bataillon zog ſich deshalb, unter Benutzung einer Schlucht, an das erſte wieder heran, während die feindliche Cavallerie von zwei Schwadronen unſres 1. Ulanen-Regiments geworfen wurde.†) Damit wich der Feind hier vollſtändig zurück. Die genommenen 3 Geſchütze wurden von Artilleriepferden unſrerſeits geholt. In dem letzten Gefechtsmomente hatten wir viel Verluſt gehabt, weniger durch die Kartätſchlagen der Batterie, als durch die wohlgezielten Schüſſe der 6. Jäger, die die Bedeckung bildeten und ihr Feuer, wie es ihre Pflicht war, auf das geſchloſſene Bataillon concentrirten. Allein unſer Halb-Bataillon verlor in 5 bis 10 Minuten 2 Offiziere und 30 Mann.

†) Es waren die 3. und 4. Escadron (Premierlieutenant v. Berken und Rittmeiſter v. Glaſenapp), die hier attakirten. Die Cuiraſſiere warteten den Angriff nicht ab. Zwei Geſchütze wurden ſofort von Quartiermeiſter Flander und Ulan Buchwald genommen, drei andre blieben im Sumpf ſtecken. Dieſe glänzende Attake, wie die vorausgegangene nicht minder glänzende von ſechs Zügen des 8. Dragoner-Regiments auf feindliche Infanterie (Jäger und Abtheilungen der Regimenter Deutſchmeiſter und Kronprinz von Preußen), wobei eine Fahne erobert wurde, widerlegt am beſten die öſtreichiſche Auffaſſung, daß nach dem Cavalleriegefecht auf dem Wyſokow-Plateau (12 Uhr) die Brigade Wnuck nicht mehr ſichtbar geworden wäre. Gerade dieſe beiden Cavallerie-Regimenter waren es, die durch Wegnahme von Fahne und Geſchützen dem Feinde, auch noch nach dem eben geſchilderten großen Reitergefecht, die *empfindlichſten* Verluſte beibrachten.

energiſchen Angriff gegen unſre 3 Brigaden des rechten Flügels, welche bereits ſehr erſchöpft waren und große Verluſte erlitten hatten. Dennoch hielten ſie Stand.



Erſt als neue Verſtärkungen (die Reſerve: das Königs-Grenadier-Regiment) in den Wald rückten, der Feind auch unſrem linken Flügel ſtets neue Kräfte, namentlich nach Wyſokow hinein, entgegenwarf (1 Uhr), mußten die errungenen Vortheile aufgegeben werden. Feldmarſchallieutenant Ramming ordnete den Rückzug auf Skalitz an.

Der Rückzug wurde nun, auf dem rechten Flügel zuerſt, von der Brigade Hertwek, dann im Centrum von den Brigaden Jonak und Roſenzweig unter dem Schutze der Batterieen ausgeführt, ohne daß die Truppen im Weſentlichen ihre taktiſche Einheit verloren.

In der Ebene angelangt, übernahm die Brigade Roſenzweig die Deckung des weiteren Rückzuges.

Auf unſerem linken Flügel verlor die Brigade-Batterie durch die Räumung des Ortes Wyſokow ihre Deckung, alsbald auch ihre Beſpannung und konnte nur 3 Stücke retten (alſo 5 gingen verloren).

Die Corps-Geſchütz-Reſerve, welche in ihrer Stellung gefährdet war, retirirte ebenfalls; der Feind drängte nach und nachdem die Mannſchaft zweier Geſchütze niedergemacht war, gingen dieſe (alſo 2 Stück) verloren.

Der Rückzug nach Skalitz wurde durch die Corps-Geſchütz-Reſerve und die am Schluß der Action eintreffende Cavallerie-Brigade Schindlöker gedeckt. Der Feind beläſtigte unſern Rückzug faſt gar nicht.

Um 4½ Uhr verſtummte das Kanonenfeuer.

Unſre Aufſtellung, die wir vor Skalitz nahmen, war die folgende

Brigade Waldſtätten, linker Flügel,
Brigade Roſenzweig, Centrum,
Brigade Jonak, rechter Flügel.

Die Brigade Hertwek ſtand in Reſerve hinter Skalitz.«

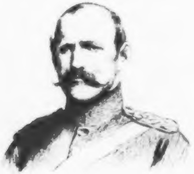
So der öſtreichiſche Bericht.

Die Verluſte. Die Trophäen.

Nachod war ein heißer Tag geweſen, zumal für unſre Gegner. Sie ſelber geben ihre Verluſte (die der Cavallerie-Diviſion nicht mit eingerechnet) auf 227 Offiziere und 7145 Unteroffiziere und Gemeine an. Davon etwa ein Drittel Gefangene. Allein die Brigade Roſenzweig (Regimenter Gondrecourt und Deutſchmeiſter) verlor gegen 1500 Mann. Wohl durfte ein Soldat von letztgenanntem Regiment, unter dem erſten Eindruck der Niederlage, in einem ſpäter aufgefangenen Briefe ſchreiben: »Liebe Eltern. Ich grüße und küſſe euch alle viele Mal; indem ich ſchön verzagt bin geweſen, durch das viele Retiriren und Marſchiren, Tag und Nacht, daß ich glaubt hab: jetzt und jetzt iſt meine letzte Stund. Den 25. Juni ſind wir hin an die Grenz kommen. Ach Gott, das war ein Uebl, wie ich die erſte Schlacht geſehn hab. In Skalitz (Nachod) war die erſte Schlacht den 27. Juni. Ach Gott, das war ein Uebl. Wir haben zurück g'mußt, weil die Preußen immer eine gute Aufſtellung gehabt haben, im Wald und im Gebirg, und wir immer auf freiem Platz. Drum ſind ſo viele Deutſchmeiſter gefallen. Das Deutſchmeiſter Regiment iſt ſchon unglücklich geweſen.«

Wir unſererſeits verloren: 59 Offiziere und 1061 Mann. Die größten Verluſte hatte das 2. Bataillon vom 37. und das Füſilier-Bataillon vom 47. Regiment, jenes büßte 4 Offiziere und 114 Mann, dieſes 93 Mann und 2 Offiziere ein. Nach Regimentern gerechnet, verlor neben dem 37. (9 Offiziere und 187 Mann) das 6. Regiment am meiſten: 8 Offiziere und 134 Mann.

An Stabsoffizieren des V. Corps waren todt oder erlagen ihren Wunden: Major v. Natzmer vom 8., Major v. Rieben vom 4. Dragoner-Regiment (ſein Portrait ſiehe folgende Seite). Verwundet waren: Generalmajor v. Ollech, Generalmajor v. Wnuck, Oberſt v. Treskow, Oberſtlieutenant v. Wichmann, Oberſt Walther v. Monbary, Oberſtlieutenant v. Scheffler,



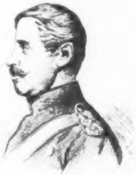
Major v. Wnuck ꝛc. Beſonders ſchmerzliche Theilnahme erweckte die ſchwere Verwundung des Generalmajors v. Olllech. Von den zwei Kugeln, die ihn faſt gleichzeitig getroffen, hatte ihm die eine den Oberarm bleſſirt, die andre den Oberſchenkel zerſchmettert. Man zweifelte an ſeinem Aufkommen. Sorglichſte Pflege, zuerſt in Frankenſtein, dann im Krankenhauſe Bethanien, ließen ihn von ſeinem Schmerzenslager wieder erſtehn. — Die Verwundungen der übrigen Stabsoffiziere waren leichter.

Der Kronprinz, der gleich in der erſten Hälfte des Gefechts bis auf die vorderſten Höhen vorgeritten und hier derartig in das Gewoge des Kampfes verwickelt worden war, daß Offiziere ſeiner Umgebung ſich genöthigt ſahen für alle Fälle den Säbel zu ziehn, war unverwundet geblieben; ebenſo Admiral Prinz Adalbert, der in Front des linken Flügels, wo die 58er und die 4. Dragoner ihre Aufſtellung hatten, als »Amateur« das Gefecht mitgemacht und mit der Bemerkung: »meine Herren, ich ſehe ſchlecht« die Aufforderung: ſich weniger zu exponiren, abgelehnt hatte.

Die Trophäen des Tages beſtanden in 7 Geſchützen, 1 Fahne und 2 Standarten. Die zwei Standarten wurden (wie S. 306 erzählt) den Ferdinand-Cüraſſieren abgenommen. Die eine — zur Zeit in der Garniſonkirche in Potsdam — zeichnet ſich durch ihr hohes Alter aus und hat ſchon die Kämpfe des dreißigjährigen Krieges mitgemacht. Es iſt ein faſt ſchmuckloſer Stab von etwas über 8 Fuß Länge. Die vergoldete Spitze zeigt den Doppeladler. Oben am Stab befinden ſich 4 mal 30 vergoldete Nägel, die urſprünglich das Standartentuch feſtgehalten haben, von dem jetzt nur noch gelbſeidene Spuren vorhanden ſind.

Die eroberte Fahne — erobert durch die 3. Escadron, Major v. Ratzmer (ſein Portrait ſiehe nächſte Seite), des 8. Dragoner-Regiments, als dieſes letztre, kurze Zeit nach dem Reitergefecht, auch feindliche Infanterie nördlich von Wenzelsberg attakirte — führte zu einer lang andauernden

Controverſe, die zu intereſſant und zu eigenthümlich iſt, als daß wir an derſelben vorübergehn ſollten.



Gleich in dem erſten offiziellen Bericht, den das V. Armee-Corps nach der Schlacht veröffentlichte, hieß es: daß, außer den zwei Standarten, auch eine Fahne und zwar die Fahne des 3. Bataillons Deutſchmeiſter erobert worden ſei.

Hierauf antwortete, im Novemberheft der Oeſtreichiſch-Militairiſchen Zeitſchrift, der Commandeur des altberühmten Regimentes wie folgt: »Das Regiment Deutſchmeiſter kam am 27. Juni bei Nachod unvermuthet ins Gefecht. In der Haſt des Aufmarſches und der ſogleich darauf erfolgten raſchen Vorwärtsbewegung blieb die Fahne unentrollt. Da traf die eingehüllte Fahne ein Musketengeſchoß, und zwar ſo unglücklich, daß die Fahne mitten entzwei brach. Der Fahnenführer war dadurch genöthigt, den Ueberzug aus Wachsleinwand, auf welchem in großer weißer Schrift die Worte: »Hoch- und Deutſchmeiſter Linien-Infanterie-Regiment Nr. 4, 3. Feldbataillon« zu leſen waren, herabzunehmen, bei Seite zu legen und die gebrochene Stange ſo weit zu repariren, daß ſie wenigſtens getragen werden konnte. In dieſem Zuſtande verblieb ſie bis nach der Schlacht von Königgrätz. Der Ueberzug blieb auf dem Felde am Wenzelsberge liegen, die Fahne ſelbſt aber in den Händen ihrer Truppe. Im Gefechte bei Skalitz am 28. Juni war die Fahne in keiner Gefahr; deſto mehr aber in der Schlacht bei Königgrätz, wo das Regiment die ſchwierige Aufgabe hatte, das ſchon von preußiſchen Garde-truppen occupirte Dorf Rosberitz zu nehmen und den Raum zwiſchen dieſem und dem bereits verlorenen Chlum zu behaupten. Der Fahnenträger fiel; die Fahne blieb unſer und wir brachten ſie, trotz aller Gefahren des Rückzuges, glücklich nach Königgrätz. In Wien wurden ſpäter die Stangentheile der Fahne mittelſt eines Metallcylinders verbunden und an der Bruchſtelle eine ſilberne Platte befeſtigt, worauf zu leſen iſt: »Durchſchoſſen im Gefechte bei Nachod, beim Sturme auf Waclawice (Wenzelsberg) am 27. Juni 1866.«

Die Identität aller Fahnen des Regiments iſt noch dadurch ſichergeſtellt, daß auf jedem Nagel derſelben der Name Desjenigen eingravirt iſt, der denſelben bei der Fahnenweihe eingeſchlagen. Das Regimentscommando erklärt ferner ausdrücklich, daß auch weder das 1., 2. oder 4., noch überhaupt ein Bataillon des Regimentes ſeine Fahne verlor. Hiermit iſt hoffentlich dieſe ganze Angelegenheit zu Gunſten der Waffenehre unſres vaterſtädtiſchen (Wiener) Regimentes endgültig erledigt.«

Auf dieſe beſtimmte Erklärung, deren Glaubwürdigkeit auch in den Augen des Gegners durchaus unanfechtbar ſein mußte, erſchien preußiſcherſeits folgende Erwiederung:

»Im Gefecht von Nachod griff das 2. ſchleſiſche Dragoner-Regiment Nr. 8, nach der Attake gegen die Cavallerie-Brigade Solms, auch feindliche Infanterie und Jäger unweit der Liſière des Wäldchens nördlich Wenzelsberg mit großem Erfolge an. Abtheilungen der 3. Escadron ſprengten hierbei ein Knäuel auseinander, in welchem ſich eine Fahne befand. Sechs oder ſieben Infanteriſten ſchaarten ſich um dieſelbe und ſuchten ſie mit anerkennungswerther Bravour zu vertheidigen, erlagen aber den einhauenden Dragonern, wobei die Fahne hingeworfen wurde. Der hinzukommende Escadron-Chef Major v. Natzmer befahl dem bei ihm befindlichen Wachtmeiſter Otto, abzuſteigen und die Fahne aufzunehmen, dem Trompeter aber, »Appell« zu blaſen. Letzterer entfernte ſich, der Major und ſein Wachtmeiſter jedoch wurden gleich darauf an derſelben Stelle erſchoſſen, bevor die Fahne in Sicherheit gebracht werden konnte. Sie wurde aber ſpäter, als ein Halb-Bataillon des 1. weſtpreußiſchen Grenadier-Regiments Nr. 6 die Stelle, an welcher das Gefecht ſtattgefunden hatte, paſſirte, durch Major v. Webern und Lieutenant Thiel aufgefunden und einem Horniſten übergeben, der ſie nach Nachod zurückbrachte.

Auf dem Platze, wo die Attake ſtattgefunden hatte, lagen außer Mannſchaften verſchiedener Jäger-Bataillone, Infanteriſten der Regimenter Hoch- und Deutſchmeiſter Nr. 4 und Kronprinz von Preußen Nr. 20. Gefangene des 3. Bataillons des Regiments Hoch- und Deutſchmeiſter gaben mit größter Beſtimmtheit an, die genommene Fahne als die ihres Bataillons zu erkennen. Hiervon ſtammt die in dem erſten Bericht des Ober-Commandos der II. Armee über das Gefecht befindliche Angabe von der Eroberung der Fahne des 3. Bataillons genannten Regiments, eine Angabe, welche nach einer Erklärung des betreffenden Regiments-Commandos ſich als eine irrthümliche erweiſt. Thatſache indeſſen bleibt, daß in dem Gefecht von Nachod eine Fahne genommen wurde, welche ſich jetzt in der Garniſonkirche zu Potsdam befindet. Welchem Truppentheile ſie vormals angehörte, kann nur öſtreichiſcherſeits conſtatirt werden.«

(Das inzwiſchen erſchienene Werk des öſtreichiſchen Generalſtabs erledigt endlich die Streitfrage. Die Fahne, deren Verluſt nicht länger beſtritten wird, gehörte dem Regimente Kronprinz von Preußen.)

Unſererſeits waren viele Feldzeichen getroffen, keins verloren worden. Die Standarte des 4. Dragoner-Regiments erhielt zwei Granatſchüſſe; der zweite Schuß riß das oberſte Drittel fort und warf es ins Feld. Nothdürftig zuſammengeheftet, um zwei Fuß kürzer als alle übrigen Standarten, führte das Regiment am 2. Auguſt, bei Gelegenheit der Parade auf dem Felde von Auſterlitz, ſeine Fahne an König Wilhelm vorüber.

Die Nachricht von dem errungenen Siege — der erſte von Bedeutung — weckte überall Jubel im Lande, beſonders in Schleſien, dem eine Anzahl der Regimenter, die gefochten hatten, angehörte. Die »achten Dragoner« waren die Helden des Tages:

Heiß war der Tag, heiß war der Krieg,
Die 8. Dragoner entſchieden den Sieg.
Major v. Natzmer führt ſeine Schwadron,
Die Fahne Deutſchmeiſter ergreift er ſchon;
Da muß er ſein Leben einſetzen zum Preis, —
Selig, daß er vom Siege noch weiß.

So klang es ernſt. Aber auch volksthümlich heitre Weiſen, in ſchleſiſchem Dialekt, gingen durchs ſchleſiſche Land:

Doas woar a Gewudel und a Gehudel,
Ma ſoag vur Stoob niſcht wie an Knaul,
Kenn Preußen kunnt ma vom Oeſterreicher,
Kenn Reiter underſcheeden vom Gaul.

Hurrah, wie hoan de ſchläſ'ſchen Jungen
A Standartenträger oagerannt,
Hurrah, wie hoan ſe de Sabel geſchwungen
Und de Stange gepackt mit ſicherer Hand!

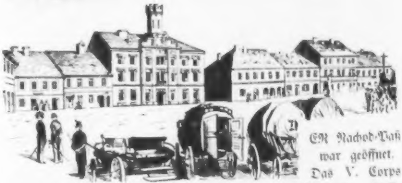
Hie vergoaß ſei Inſtrument der Trumpeter,
A Beritt vergoaß der Undruffzier,
Der „Rudelsdurf“ mit ſemm'm „Juchale“,
Die hieben ei uf a Cüraſſier.

In der That war es beſonders die brillante Haltung unſrer Cavallerie, die bejubelt wurde; nicht nur gegen die berühmte Reiterei, gegen alle Waffengattungen des Feindes hatte ſie ſich gleichmäßig bewährt.

Das Treffen bei Nachod hatte die Herzen unſrer jungen Truppe mit Siegesfreudigkeit erfüllt; aber der Tag hatte nicht blos eine moraliſche Bedeutung, das ſchwierige Defile war geöffnet, wir ſtanden in Böhmen, der erſte Schritt (ſo oft der entſcheidende) war erfolgreich geſchehn, eine Reihe von Siegen war eingeleitet. Man hat die Bedeutung, die in dem allen lag, hier und da beſtreiten wollen. Gewiß mit Unrecht, namentlich wie die Dinge, im Uebrigen, am 27. verließen. Wir können zugeben, daß es an dieſem Tage überhaupt nur auf irgend einen Erfolg ankam und daß es gleichgültig war, ob das Defile bei Trautenau oder bei Nachod geöffnet wurde. Aber irgendwo mußte es an dieſem Tage geöffnet werden. Da es bei Trautenau mißglückte und die Garde noch im Eypel-Defilé ſteckte, ſo war es allerdings von nicht geringer Bedeutung, ſich wenigſtens an einer Stelle Luft verſchafft zu haben.

Wie weit dieſe Bedeutung reichte, wodurch ſich der Erfolg am 27. von dem am 28. (Skalitz) unterſchied, darauf kommen wir in einem ſpätern Capitel zurück.

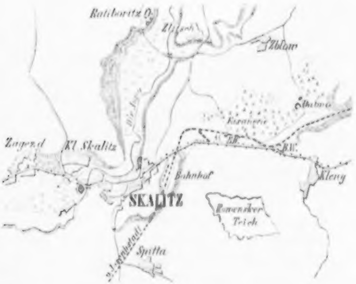
Das Treffen bei Skalitz.



DER Nachod-Paß war geöffnet. Das V. Corps hatte ſeinen Einmarſch in Böhmen bewerkſtelligt, an entſcheidender Stelle ſich behauptet. Dies war ein großer Erfolg, aber doch immer nur ein erſter Schritt. Die Elbe mußte erreicht, muthmaßlich überſchritten, unter allen Umſtänden aber, als nächſte Aufgabe, die Vereinigung mit den übrigen Corps der II. Armee erzielt werden. Die Direction des V. Corps ging zu dieſem Behuf auf Gradlitz. General v. Steinmetz beſchloß, am 28., vom Plateau von Wyſokow aus gegen Skalitz vorzugehn und dieſen, etwa auf halbem Wege nach Gradlitz hin gelegenen Punkt, unter Dranſetzung aller Kräfte (die Unterſtützung der 2. Garde-Diviſion war in Ausſicht geſtellt) zu nehmen.

Dieſe Aufgabe ſtand an Schwierigkeit hinter der vom Tage zuvor nicht zurück. Wenn der Feind ſeine Kräfte hier concentrirte, wie thatſächlich geſchah, ſo war kaum abzuſehn, wie man ſeiner Herr werden wollte. Dazu bot Skalitz der Vertheidigung eine vorzügliche Poſition. Verſuchen wir eine kurze Beſchreibung des Terrains. (Vergleiche auch die Karte von Nachod.)

Die Ebene von Skalitz, die das V. Corps von ſeiner Hochſtellung bei Nachod aus überblickte, wird namentlich nach Norden hin durch ein ſich ſcharf markirendes Bergland begrenzt, welches mit ſeinen Abfällen etwa durch eine Linie von Wyſokow nach Zliſch beſtimmt und von drei, im Allgemeinen

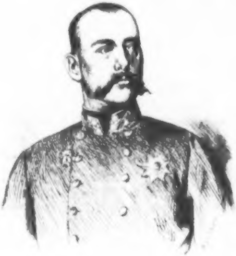


von Nord nach Süd gehenden Schluchten durchbrochen wird. Den Mündungen derſelben liegen ungefähr die Dörfer Nieder-Wyſokow, Starkocz, Zlitſch vor. Zwiſchen Studnitz und Starkocz erhebt ſich, weſtlich der Eiſenbahn, der das ganze Terrain bis Skalitz beherrſchende Schafberg, als höchſte Anſchwellung dieſes Abfalls. Die Eiſenbahn ſelbſt überſchreitet die Ebene, an der mit guten Gebäuden verſehenen und dichtem Holz beſtandenen Faſanerie von Dubno vorbei, auf einem Damm, der da, wo die Bahn mit einem großen Bogen ſich gegen Süden wendet, bis 15 Fuß hoch wird und Viaducte bildet. Das Gebüſch der Faſanerie bleibt 1500 Schritt von der Stadt entfernt.

Senkrecht zu dieſer Richtung (und zwar von Zlitſch die Aupa hinunter) zieht ſich eine unbedeutende Erhebung und bildet an ihrem Südende das kleine, gegen 30 Fuß hohe Plateau, auf welchem Skalitz ſelber gebaut iſt. Zwiſchen Zlitſch und Skalitz, etwa halben Weges, ſchwillt dieſe im Ganzen unbedeutende Erhebung zu einem markirteren, mit Obſtbäumen bepflanzten Hügel an, welcher Jägerhügel genannt wird. Mit ihren ſanften Abdachungen gegen Dubno bildet dieſe Terrainerhebung ein ungemein günſtiges Feld für Frontalwirkung, wird jedoch von den Hochflächen nördlich des Zlitſchbaches überhöht.

Noch günſtigere Front hat Skalitz ſelbſt. Der Plateaurand fällt öſtlich und ſüdlich ſteil ab; in den Abfall iſt die Eiſenbahn eingebaut und dadurch Etagenfeuer ermöglicht; die Zugänge zur Stadt und inſonderheit der Eintritt der Chauſſee von Nachod her ſind durch maſſive Häuſer und den Bahnhof gedeckt. Der Ort ſelbſt iſt ſolide gebaut. Auf dem weſtlichen (jenſeitigen) Aupa-Ufer reicht das Bergland bis zur Flußbiegung, in deren Gegend die Brücke liegt, und überſchaut, über den vorgelegenen Jägerhügel hinweg, die reich bebaute Ebene bis Wyſokow. Dieſe läßt ſich im Ganzen als eine flache, von höheren und niederen Wänden umfaßte Schale bezeichnen; ein fruchtbares, bergumſtandenes Stück Land zwiſchen Metau und Aupa.

Die Skalitz-Stellung war ungemein ſtark in der Front, ſofern ſie dort zwei- bis dreifaches Etagenfeuer geſtattete, hatte jedoch zwei große Schwächen: die Aupa im Rücken und, bei dem ſchmalen Terrain des feindlichen linken Flügels, deſſen Ueberhöhung von der Flanke her. Die Stellung wäre formidabel geweſen, wenn man die Schwächen vermied und die Stärken behielt, das heißt, wenn man die ſchmale, offne Nordfront der Stadt durch Aufwürfe ſchloß, von jenſeit der Aupa durch große Batterieen flankirte, das VI. Corps in Skalitz beließ und mit dem VIII. Corps, Erzherzog Leopold, über Spitta und Kleny vorbrach, ſobald ſich der preußiſche Angriff entwickelte. Durch die Artillerie zweier Corps und die große Ueberlegenheit an Cavallerie wäre man unſtreitig Herr der Ebene geweſen.



Eine ſolche Aufſtellung aber hatte nicht ſtattgefunden; das VI. Corps ſtand vielmehr jenſeit der Aupa und das VIII. Corps, mit drei Brigaden *) und den beiden Depot-Bataillonen Crenneville und Degenfeld, war ſtatt ſeiner in die Front gezogen. Es ſtand hier in folgender Aufſtellung:

---

*) Die 4. Brigade (Brigade Rothkirch) war, zum Schutz der Eiſenbahn, bei Wildenſchwerdt zurückgeblieben.

Bataillon Crenneville: im Walde von Dubno (vorgeſchobner Poſten).

Brigade Fragner: hinter dem Walde von Dubno, in Front der Aupa-Höhen (linker Flügel).

Brigade Kreyßern: rechts neben der Chauſſee, in Front der Stadt (Centrum).

Brigade Schulz: rechts neben der Brigade Kreyßern, am Bahnhof (rechter Flügel).

Bataillon Degenfeld: auf dem Marktplatz und am Oſtausgange der Stadt.

Alle dieſe Truppen waren nicht vor dem 28. früh in Skalitz eingetroffen, und zwar erſt die Bataillone Crenneville und Degenfeld, dann in raſcher Reihenfolge die drei Brigaden des VIII. Corps.

Die Brigade-Batterieen ſtanden zur Seite oder im Rücken ihres Truppenkörpers; die Corps-Geſchütz-Reſerve aber war auf dem Plateau vor dem Oſteingange von Skalitz aufgefahren und hatte zu beiden Seiten der Chauſſee Stellung genommen, zwei Batterieen ſüdlich, drei nördlich derſelben. Der Feind verfügte alſo im Ganzen über 8 Batterieen, oder 64 Geſchütze.

Das Erſcheinen und Aufmarſchiren aller dieſer Truppentheile war unſrerſeits deutlich wahrgenommen worden. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Von 7 Uhr ab, oder etwas ſpäter, wurde es lebendig beim Feinde. Staubwolken wirbelten um Skalitz auf und bei der reinen, klaren Luft hörte man ganz deutlich Muſik in der Stadt ſpielen, deren einzelne Töne, beſonders die der großen Pauke, dann und wann ein Windſtoß zu uns herüber wehte. Das Eintreffen der Truppen konnte man ungefähr durch 1½ bis 2 Stunden beobachten und wir erſahen, daß der Feind zu unſrer Bekämpfung neue Brigaden an ſich gezogen haben mußte.«

In der That ſtand unſrem V. Armee-Corps eine ganze Armee, 70,000 Mann ſtark, gegenüber und zwar außer dem VIII. und VI. Corps, deren Aufſtellung wir bereits gegeben, auch noch das IV. Corps bei Dolan, zwiſchen Skalitz und Joſephſtadt, als eine zweite Reſerve. (Das VI. Corps war erſte Reſerve.)

Nichtsdeſtoweniger beſchloß General v. Steinmetz den Angriff. Er disponirte im Weſentlichen wie folgt:

die Avantgarde (Königs-Grenadier-Regiment ꝛc.) geht, von Wyſokow aus, am Eiſenbahndamm vor;

die 17. und 22. Brigade, als zwei Seiten-Detachements, unterſtützen rechts und links die Bewegung der Avantgarde, oder kommen ihr zuvor;

das Gros (die 10. Diviſion) folgt, umklammert von rechts und links den erſchütterten Feind, erſtümt die Aupa-Höhen und dringt in Skalitz ein.

Dieſer Dispoſition gemäß wurde verfahren. Eh wir zur Schilderung des Gefechts übergehn, heben wir, unter Hinweis auf die gegebene Terrainſchilderung, noch einmal die Hauptpunkte der Stellung hervor:

der **Schafberg**, dominirende Höhe zwiſchen Wyſokow und Skalitz;
der **Dubno-Wald**, ſammt Faſanerie und Unterförſterei;
die **Eiſenbahn-Curve** zwiſchen Faſanerie und Bahnhof Skalitz;
Bahnhof Skalitz und die Aupa-Höhen.

Das Gefecht ſelbſt gliederte ſich in drei Hauptmomente:

Wegnahme des Waldes von Dubno (Zertrümmerung der Brigade Fragner);
Zuſammenſtoß am Eiſenbahndamm (Zertrümmerung der Brigade Kreyßern);
Erſtürmung der Aupa-Höhen; Wegnahme des Bahnhofs; Eindringen in die Stadt.

Wegnahme des Waldes von Dubno.

Die Stellung des V. Corps, einſchließlich der 22. Brigade, war am Morgen des 28. die folgende:

Die 17. Brigade: Regimenter 37 und 58 hinter Nachod;
das Königs-Grenadier-Regiment und die 10. Diviſion **nördlich** von Wyſokow, in einer Schlucht;
die 22. Brigade: Regimenter 38 und 51 **ſüdlich** von Wyſokow, hinter einem abgebrannten Gehöft.

Die 17. Brigade (beſtimmt, als Avantgarde zu wirken, wiewohl ſie dieſen Namen nicht führte) brach bereits zwiſchen 7 und 8 aus ihrem weit zurückliegenden Bivouac auf. Sie paſſirte die Straße im Norden der Stadt, an Schloß Nachod vorbei, errreichte (in Ausführung der Dispoſition, die wir in ihren Hauptmomenten bereits gegeben) Dorf Studnitz und bog hinter dieſem Dorfe links nach dem Schafberge ab. (Zwiſchen 9 und 10.)

Auf dem Plateau des Schafberges, das einen Ueberblick über das vorgelegene Waldterrain und hinter demſelben bis an die Aupa-Höhen geſtattet, hielt bereits General v. Steinmetz. Er hatte ſoeben das Auffahren zweier Batterieen befohlen. Oberſt v. Wittich, Chef ſeines Generalſtabes, ſah von hier durch ein Fernrohr das Vorgehen der Garde-Cavallerie-Brigade (Prinz Albrecht Sohn) gegen Zernow. Gleichzeitig erſchienen öſtreichiſche

Cüraſſier-Regimenter. General v. Steinmetz ließ das Feuer der Batterieen gegen die feindliche Cavallerie eröffnen. Es war jetzt 10 Uhr.

Hinter den feuernden Batterieen fort, zog ſich nunmehr die 17. Infanterie-Brigade auf das Plateau des Schafberges, ſchwenkte mit dem Têten-Bataillon rechts und formirte ſich in 4 Treffen, auf ganze Diſtance auseinandergezogen, Front nach Skalitz, der rechte Flügel des erſten Treffens an dem großen Schafſtallgebäude von Dubno. Kaum war dieſe Formation beendet, als aus 30—40 Geſchützen von den, nördlich Skalitz in Poſition ſtehenden Batterieen ein ſehr lebhaftes Granatfeuer gegen die Brigade eröffnet wurde (10¼ Uhr).

Es fuhr nun unſrerſeits eine dritte Batterie und zwar nördlich von den beiden andern auf. Sie mußten aber zurückgezogen werden, zumal die glatten 12 Pfünder der einen, bei der bedeutenden Entfernung von faſt 1000 Schritt, ſich als nutzlos erwieſen.

Die feindlichen Batterieen ſetzten indeß ihr Feuer fort und trafen, Schuß für Schuß, den Platz, auf dem die 17. Brigade ſtand. Glücklicherweiſe bohrten ſich faſt alle Geſchoſſe tief in den Boden ein, krepirten nicht oder warfen nur den Sand auf, ohne ernſteren Schaden zu thun. — Die Bataillone entfalteten ihre Fahnen. Die maleriſche Lage des Plateaus und das volle Sonnenlicht erhöhten den ſchönen militairiſchen Anblick, welchen die dem Granathagel trotzenden Truppen gewährten.

Während dieſer Kanonade erhielt General v. Steinmetz die offizielle Mittheilung vom Ausgange des Gefechts von Trautenau (am 27.), ſowie von den deshalb an das Garde-Corps erlaſſenen Befehlen. Er erſah daraus, daß auf die früher in Ausſicht geſtellte Unterſtützung der 2. Garde-Diviſion nicht zu rechnen ſei und befahl nunmehr, aus eignen Mitteln zum Angriff vorzugehn. »Tambour battant vorwärts.« Das nächſte Angriffsobject war der, am Fuß des Schafberges zwiſchen Dubno und den Aupa-Höhen ſich hinziehende Wald, der Wald von Dubno. Die 17. Brigade, Regimenter Nr. 37 und 58 dirigirten ſich gegen denſelben. Es war jetzt 11 Uhr.

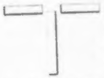
Um eben dieſe Stunde waren aber auch die in der linken Flanke vorgezogenen Bataillone des Königs-Grenadier-Regiments und der 22. Brigade bis dicht an den Wald heran und griffen, unter Hurrah vorgehend, in den Gang des Gefechtes ein.

In vier Haupt-Colonnen überſchritten die vorderſten Halb-Bataillone, einerſeits vom 37. und 58., andrerſeits vom 7. und 38. Regiment, den öſtlichen Rand des Waldes, nahmen die Südoſtecke, erſtürmten (die 38er voran) die von Crenneville-Infanterie und vom 5. Jäger-Bataillon (das als Verſtärkung eintraf) vertheidigten Gehöfte von Dubno und drangen, in ihren Angriffslinien ſich kreuzend und vielfach aus- und durcheinander kommend, bis an die weſtliche Liſiere des Waldes vor. An dieſer Stelle, wo der vom Dorf Zlitſch ſenkrecht niederſteigende Weg erſt an der Unterförſterei, dann hart am Rande des Gehölzes hinläuft, ſammelten ſich die Bataillone wieder.

Bis hierher war das Gefecht verhältnißmäßig leicht geweſen. Wenige Punkte, wie die Gehöfte von Dubno abgerechnet, hatte nirgends ein energiſcher Widerſtand ſtattgefunden und die Verluſte, von denen die Unſrigen betroffen worden waren, rührten großentheils von dem Granatfeuer der hart an der Aupa aufgefahrenen feindlichen Batterieen her.

Aber war der Wald ſelbſt ohne große Verluſte genommen worden, ſo ſollte das dem Walde vorgelegene Terrain, zu deſſen Wegnahme man ſich unſrerſeits eben anſchickte, um ſo größere Opfer koſten. Zunächſt einige Worte über dies vorgelegene Terrain.

Eine von Zlitſch auf Eiſenbahn und Chauſſee führende Straße begrenzt, wie bereits hervorgehoben, den Wald gegen Weſten. Ein welliges, mit Getreide beſtandenes Ackerland dehnt ſich 1500 Schritt breit bis zur Aupa hin aus und ſchiebt ſich, ſchmaler werdend, nach Süden zu zwiſchen Skalitz und den Eiſenbahndamm hinein. Aus der Mitte des Waldrandes, genau an der Stelle wo dieſſeits des Zlitſcher Weges die Förſterei Dubno gelegen iſt, ſpringt jenſeits des Weges eine mit jungen Kiefern („Kuſſeln“) dicht beſtandene Waldparzelle vor, eine Art Wald-Erker, rechts und links von freiem Felde und ſich über daſſelbe hinziehenden Hügelreihen flankirt.

In dieſem Vorterrain des Waldes, das in öſtreichiſchen Berichten das „Gehege“ heißt, hatten ſich die aus dem Walde ſelbſt zurückgegangenen Bataillone feſtgeſetzt und mit ihren zwiſchen Skalitz und den Aupa-Höhen ſtehenden Reſerven nunmehr in näherer Verbindung waren ſie feſt entſchloſſen, an dieſer Stelle das Vordringen des Gegners zu hindern. Die Poſition war ſehr gut gewählt. In der Kuſſeln-Parzelle, dem „Gehege“, ſtand ein Bataillon Naſſau-Infanterie, links rückwärts das Bataillon Crenneville, rechts rückwärts das 5. Jäger-Bataillon. Die letztern beiden auf einer Terrain-Erhöhung. Die Aufſtellung hatte alſo die Form eines liegenden, gegen Weſten gerichteten T, genauer ſo , und ſetzte den Feind in die Lage, wo er auch angegriffen werden mochte, die Vertheidigung des Waldes durch Flankenfeuer zu unterſtützen. Wenigſtens dieſes Vortheils, bevor man zur Wegnahme des Waldes überging, wollte man ihn berauben. Etwa um 12 Uhr wurde beſchloſſen, die Hügel-Poſitionen rechts und links zu nehmen. Das 1. Halb-Bataillon vom 58. ging links gegen das Bataillon Crenneville, das 2. Halb-Bataillon vom 58. rechts gegen das 5. Jäger-Bataillon vor und nach nicht unbeträchtlichen Verluſten unſrerſeits wurden die Flanken-Poſitionen genommen. Nun war der Moment da, auch in das »Gehege« ſelber einzudringen. Das Bataillon Naſſau, ſeiner Flanken-Deckung beraubt, von den ebengenannten zwei Halb-Bataillonen bereits überflügelt, gab die unhaltbar gewordene Poſition auf und ſuchte ſich, im Anſchluß an die beiden andern rechts und links bereits geworfenen Abtheilungen, auf ſeine Reſerven zurückzuziehn. Aber dieſer Rückzug über das freie, nirgends Schutz gewährende Feld, wurde für die zurückgehenden Bataillone beſonders gefährlich. Das Bataillon Naſſau verlor ein Drittel, das Bataillon Crenneville, einſchließlich ſeiner im Walde von Dubno gehabten Verluſte, die Hälfte ſeiner Mannſchaften. Das 5. Jäger-Bataillon, das nach Zlitſch hin ausbog, hatte geringere Verluſte.*)

Der Zuſammenſtoß am Eiſenbahndamm.

Der Feind, als er uns aus der Weſtliſière des Dubno-Waldes vorbrechen und nach längerem Gefecht auch die Kuſſeln-Parzelle, das »Gehege« wegnehmen ſah, beſchloß, unſrem Vordringen durch einen Gegen-Angriff zu begegnen. Zunächſt ſchien er, auf der Skalitz-Zlitſcher Straße vordringend, mit plötzlicher Rechtsſchwenkung über die Getreidefelder hin, ſich gegen das »Gehege« und den Dubno-Wald dirigiren zu wollen, bald aber gewahr werdend, daß unſer Angriff ſich nicht blos weſtlich, ſondern mit nachrückenden, bis dahin weniger zum Kampf gekommenen Halb-Bataillonen, vor allem auch nach Süden hin ſich zu richten begann, änderte er die Direction ſeines Gegenſtoßes, um, auf die Nachod-Skalitzer Chauſſee einbiegend, die hier näher liegende Gefahr zu pariren.

Nur eine Batterie, unter Bedeckung von Jägern und etwas Infanterie, behielt die mehr nördliche Richtung bei und fuhr an dem von Skalitz nach Zlitſch führenden Wege in Front der »Kuſſeln-Parzelle« auf. Die Entfernung von dieſer mochte 1000 Schritt betragen. Die Vorgänge, die zu Wegnahme dieſer Batterie führten, geben wir, da ſie eine Epiſode bilden, ſchon hier, eh wir zur Darſtellung des Kampfes am Eiſenbahndamme übergehn.

---

*) Wir ſind im Vorſtehenden, was die Namhaftmachung der gegen uns im Gefecht geweſenen Bataillone angeht, theils den Angaben der in Gefangenſchaft gerathenen Offiziere, theils öſtreichiſchen Spezial-Berichten gefolgt. Das inzwiſchen erſchienene öſtreichiſche Generalſtabswerk aber macht andere Angaben. Ihm zufolge, ſo ſcheint es, ging das Bataillon Crenneville, nach den gehabten ſchweren Verluſten im Dubno-Walde, direkt nach Skalitz zurück und das „Gehege" ſammt ſeinen zwei Flankenpoſitionen wurde durch das 5. Jäger-Bataillon und das ganze Regiment Salvator vertheidigt. Erſt nachdem die Poſition bereits verloren war, erſchienen mehrere Abtheilungen vom Regiment Naſſau zur Wiedereroberung derſelben. Dieſe Abtheilungen avancirten auf dem Terrain zwiſchen dem „Gehege" und der Eiſenbahn, wurden aber von einem ſo mörderiſchen Flanken- und Frontal-Feuer (von der Infanterie her) empfangen, daß ſie zuſammenbrachen. Bei dieſem Angriff fiel auch Generalmajor v. Fragnern. So etwa die officiellen Angaben des Gegners. Wir haben aber Anſtand genommen, ihnen unbedingt zu folgen. Es iſt eine natürliche und deshalb immer wiederkehrende Erſcheinung, daß die Details in allen, von der Truppe ſelber ausgehenden Spezial-Berichten correcter wiedergegeben werden, als in den großen, kriegsgeſchichtlichen Werken, die, mit mehr oder minderem Recht, das Allgemeine im Auge haben und nicht das Beſondere

Abtheilungen des 1. Bataillons vom 38. Regiment, beſtimmter die Schützenzüge der 2., 3. und 4. Compagnie, waren von der vielgenannten Parzelle aus über ein Stück Kornfeld hinweg bis an einen Deckung gewährenden Graben vorgegangen, als die feindliche Batterie, bis dahin durch eine Anhöhe verdeckt, in Front unſrer 38er auffuhr. Oberſtlieutenant v. Knobelsdorff, Commandeur des 1. Bataillons vom 38., gab den Schützenzügen, die er zur Hand hatte, Befehl, auf 300 Schritt Schnellfeuer zu eröffnen. Etwa 14 Pferde ſtürzten ſofort; man ſah die Verwirrung, die einriß; nur zwei Geſchütze kamen zum Feuern. Die Infanterie-Bedeckung gab Salve auf Salve; aber unter Hurrah drangen die dieſſeitigen Schützen vor und auf 200 Schritt ihr Schnellfeuer wiederholend, brach alles derart zuſammen, daß die Reſte der Bedeckungs- und Bedienungs-Mannſchaften ſich durch Flucht zu retten ſuchten. 5 Geſchütze und 2 Munitionswagen fielen in unſre Hände. Der Chef der Batterie, Hauptmann Prohaska, lag todt bei der Batterie; Oberlieutenant Große, der Oberfeuerwerker, waren ſchwer verwundet; zwiſchen den Geſchützen, dicht geſät, die Todten. Auch unſrerſeits war dieſer Erfolg nicht ohne Opfer erkauft worden: Hauptmann v. Kügelgen fiel; 52 Mann waren todt oder verwundet.

Lag in dieſen Vorgängen auch nichts Entſcheidendes, ſo war es doch eine ſchöne Waffenthat und um ſo bemerkenswerther, als ſie uns die einzigen Trophäen des Tages eintrug.

Die Hauptmaſſe des Feindes, wie ſchon hervorgehoben, war aber nicht auf die Weſtliſiere (Kuſſel-Parzelle ꝛc.) des Waldes, ſondern gleichzeitig auf die Südweſt-Ecke deſſelben vorgegangen, um ſo einen von dort her naher drohenden Angriff zu pariren. Sie (die Hauptmaſſe) mußte zu dieſem Behuf durch das zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn gelegene ſchmale Terrain hindurch. Als ſie in daſſelbe eintrat, waren auch wir aus dem Walde zum Theil heraus. Die hier anrückenden feindlichen Colonnen gehörten den Regimentern Salvator, Reiſchach, Eſte an. Unſrerſeits waren es Halb-Bataillone vom 7., 58. und 38. Regiment. Bei der Wichtigkeit dieſes Kampfes geben wir hier Details.

Das 3. Halb-Bataillon (v. Rapmer) vom Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 trat, ſo ſcheint es, zuerſt aus der Südweſt-Ecke des Gehölzes heraus, paſſirte den dort befindlichen Eiſenbahn-Uebergang, nahm ſofort Schützen vor und avancirte mit der Front gegen Skalitz.

So wie das Halb-Bataillon die Eiſenbahn paſſirt hatte, gerieth es unter das Feuer feindlicher Bataillone, die bereits ſüdlich der Chauſſee ſtanden; gleichzeitig bekam es in ſeinem weiteren Vorwärtsgehen eine Kartätſchladung nach der andern von den Geſchützen, welche am Eingange von Skalitz poſtirt waren. Hauptmann v. Natzmer ſaß zu Pferde und ritt, unter fortwährendem lauten Zuruf an ſeine Leute, dem Bataillon voraus, mit einer Bravour, die viel dazu beitrug, daß das Halb-Bataillon durch dieſes mörderiſche Feuer hindurch, immer gegen den Feind vorging. Das Halb-Bataillon mußte endlich Halt machen und in den Chauſſeegräben Deckung ſuchen, da die übrigen Abtheilungen des Regiments noch nicht heran und die beiden Compagnieen durch die in wenig Minuten erlittenen Verluſte zu erſchüttert waren, um mit Ausſicht auf Erfolg gegen die gegenüberſtehenden Bataillone vorgehen zu können. Ueber die Chauſſee weg wurde ein Feuergefecht unterhalten. Die Chauſſee war mit Todten und Verwundeten überſät, Hauptmann v. Natzmer war gefallen, Portepee-Fähnrich Hoffmann ebenfalls. Außerdem waren 6 Offiziere dieſes Halb-Bataillons verwundet.

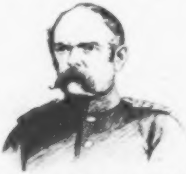
Dies war nur Vorſpiel.

Den eigentlichen Stoß unſererſeits führten drei beinahe gleichzeitig aus dem Walde hervorbrechende Halb-Bataillone vom 58., 38. und Königs-Grenadier-Regiment. Vom 58. die 6. und 7. Compagnie, Hauptmann v. d. Horſt; vom 38. die 6. und 8. Compagnie, Hauptmann Schrötter; vom Königs-Grenadier-Regiment die 6. und 7. Compagnie, Hauptmann von Kaiſenberg. Wenn das Halb-Bataillon Natzmer durch Fernfeuer decimirt worden war, ſo waren dies die Halb-Bataillone, die mit den vorgeführten Colonnen des Feindes direkt zuſammenſtießen. Wir geben die einzelnen Berichte, die, weil die Situation überall im Weſentlichen dieſelbe blieb, eine gewiſſe Verwandtſchaft haben. Man brach vor, mußte zurück, rallirte ſich, brach wieder vor, warf den Gegner und nahm die Chauſſee.

Wir laſſen nun die einzelnen Halb-Bataillone ſelber ſprechen; verweiſen übrigens zugleich auf unſre kleine Karte von Skalitz, in welche, trotz der Beſchränktheit des Raumes, das Vorgehn dieſer drei Halb-Bataillone (zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn) ganz correct eingetragen iſt.

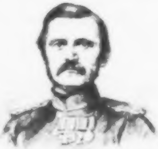
Zuerſt die 58er. »Wir ſahen die Angriffs-Bewegung des Feindes, der, begierig die Scharte von Nachod auszuwetzen, mit halbrechts im Laufſchritt vorging, um unſern linken Flügel zu tourniren. Oberſt v. François, auf einer Anhöhe haltend, gab unſerm Halb-Bataillon v. d. Horſt Befehl, die Eiſenbahn zu überſchreiten und dem Feinde entgegen zu gehn. Die Tambours ſchlugen, die Horniſten, ihrer eigenen Eingebung folgend, begleiteten mit dem Avancir-Signal. Wie auf dem Exercirplatz gingen wir im Shrapnelfeuer vor. Major v. Haugwitz führte unſer Halb-Bataillon. Er defilirte auf den Eiſenbahn-Einſchnitt (an der Südweſt-Ecke des Dubno-Waldes) und marſchirte jenſeits deſſelben gegen die anrückende feindliche

Brigade auf und zwar ſüdlich der Bahn. Rechts von ihm ein Halb-Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment, noch weiter rechts ein Halb-Bataillon vom 38., an dieſem Tage weithin kenntlich dadurch, daß ſie Mützen trugen. Wir avancirten raſch. Aber bald ſtockte die Vorwärts-Bewegung. Als wir etwa die Mitte zwiſchen dem erſten und zweiten Eiſenbahndurchlaß erreicht hatten, ſahen wir uns plötzlich im wirkſamſten Feuer der zurückſtehenden Bataillone, welche Skalitz beſetzt hielten. Schutz dagegen zu gewinnen, war geboten; Major v. Haugwitz befahl, auf die nördliche Seite des Eiſenbahndammes hinüberzugehn. In demſelben Moment wurde dieſer brave Offizier und zwar in der Höhe des Eiſenbahnſteines 135, nachdem ihm auch ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden, von einer Kugel in den Unterleib getroffen. Er erlag am 24. Juli im Lazareth zu Reinerz ſeiner Wunde.



Die Verluſte wuchſen raſch. Lieutenant v. Manſtein, als er (bei Stein 133) mit einzelnen Schützen die Bahn paſſirte, ſah ſich plötzlich inmitten einer Abtheilung Oeſtreicher, die von drei Seiten her auf ihn eindrangen. Im ſelben Augenblick riß eine Granate, die unter die Gegner einſchlug, auch ihn zu Boden und blendete ihn durch die Erde, die ſie in ſein Geſicht ſchleuderte. Er hielt ſich für verloren. Da umfaßte ihn Musketier Polein ſeiner Compagnie (7.) und ſchleppte ihn unter dem Pfeifen der Kugeln in einen kleinen Graben. Dort kniete er neben ihm nieder und hielt durch ſein ſichres und ſchnelles Feuer die ſich nähernden Oeſtreicher ab. Als endlich die andern Leute des Zuges herankamen, verband Polein den Lieutenant v. Manſtein, der inzwiſchen auch noch einen Schuß durch den Oberarm erhalten hatte, auf das ſorgfältigſte und trug ihn aus dem Feuer auf den Verbandplatz. Er wurde dabei ſelbſt durch eine Granate am Oberſchenkel verwundet.-

Dieſer Bericht der 58er wird durch einen Bericht der 38er, deren Halb-Bataillon Schrötter (6. und 8. Compagnie) den rechten Flügel hatte, trefflich ergänzt. Wir entnehmen ihm folgendes: »Die Königs-Grenadiere links neben uns, hatten wir die Eiſenbahn erreicht und den Damm überſchritten. Kaum 50 Schritt in der Richtung auf den Bahnhof zu (zwiſchen Bahnhof und Chauſſee) wurden wir von einem Hagel von Granaten und



Kartätſchen überſchüttet. Oberſtlieutenant v. Wenckſtern, Commandeur des 2. Bataillons, fällt von einer Granate tödtlich getroffen; das Halb-Bataillon hat große Verluſte an Mannſchaften und Offizieren. Der verwundete Hauptmann Schrötter befiehlt den Rückmarſch hinter den Eiſenbahndamm, da auch das Halb-Bataillon vom 58. (Major v. Haugwitz) durch den Eiſenbahndurchgang dahin zurückgeht. Kurze Raſt. Hauptmann v. Rettberg übernimmt das Commando und nach raſcher Ralliirung bricht das Halb-Bataillon aufs Neue vor, überſchreitet den Eiſenbahndamm und avancirt gegen die Chauſſee. Neue Verluſte. Oberſt v. Witzleben, Commandeur des Regiments, der mit dem Halb-Bataillon vorgegangen, wird durch einen Gewehrſchuß getroffen und ſinkt vom Pferde. Im ſelben Augenblick brechen von Skalitz her neue Colonnen in verſchiedenen Richtungen vor.

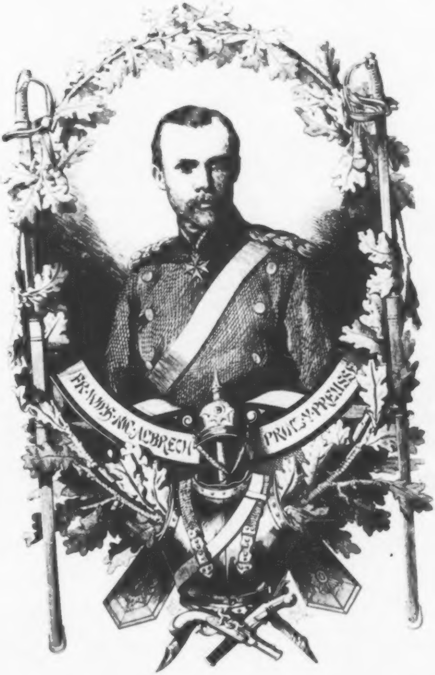
Aber wir waren ihnen jetzt gewachſen. Das 2. Bataillon Eſte rückte links und rechts neben der Chauſſee bis auf 200 Schritt heran. Es war in voller Stärke und blieb, trotz unſres Feuers, im braven Vorgehn. 100 Schritt von unſrem Halb-Bataillon entfernt, erreichte ſeine Tête den Rand einer Ackerterraſſe, duckte ſich, blieb halten und feuerte. Man ſah die Offiziere mit gehobenem Säbel vorſpringen, das Bataillon zu weiterem Vorgehn ermunternd. Ihre Anſtrengungen waren vergebens. Noch mehrere Schußlagen hielt das Bataillon aus, dann wandte es ſich und ging geſchloſſen, aber in vollem Laufe, nach dem Bahnhof zurück. Unſer Halb-Bataillon drang nach, wobei die Tambours und Horniſten einfielen. Die Reſte des Bataillons Eſte zogen ſich theils auf die andre Seite des Eiſenbahndammes, theils in die Bahnhofsgebäude zurück. Der Bahnhof wurde mehr und mehr der Punkt, an dem die Entſcheidung hing. Unſre Abtheilungen, zu ſchwach, um die immer feſter werdende Bahnhofs-Poſition zu forciren, nahmen eine verdeckte Stellung ſeitwärts der Chauſſee.«

Rechts neben Major v. Haugwitz (58er), links neben Oberſtlieutenant v. Wenckſtern (38er) avancirte im Centrum unſrer Angriffslinie das Halb-Bataillon v. Kaiſenberg (6. und 7. Compagnie) vom Königs-Grenadier-Regiment. Der Bericht ſagt: »Das Halb-Bataillon v. Kaiſenberg war etwas ſpäter aus dem Walde herausgekommen als das Halb-Bataillon v. Natzmer und hatte, in ein hartnäckiges Feuergefecht verwickelt, feindliche Infanterie an der Nordſeite des Dammes entlang verfolgt. Jetzt hielt es ſich ſüdlich, paſſirte den mehrgenannten Eiſenbahn-Einſchnitt und die Halb-Bataillone anderer Regimenter neben ſich, drang es mit vorgenommenen Schützen gegen die Chauſſee vor. Hauptmann v. Kaiſenberg ſeinen Leuten immer um 30 Schritt voraus. Auch dieſes Halb-Bataillon kam bald in das heftigſte Geſchütz- und Kleingewehrfeuer und nachdem mehrere kleinere Angriffe abgeſchlagen waren, ſah ſich das Halb-Bataillon plötzlich einer friſch anrückenden öſtreichiſchen Brigade gegenüber. Es war die Brigade Kreyßern, Regiment Reiſchach im erſten Treffen. Die Brigade kam bis auf 100 Schritt im ſtärkſten dieſſeitigen Feuer an das Halb-Bataillon heran, immer noch bis dahin ſeine Ordnung erhaltend, machte Halt und gab mit den Bataillonen des erſten Treffens eine Salve. Glücklicherweiſe zu hoch. Sofort nach der Salve ging die Brigade zur Bajonet-Attake über und ſtürzte ſich auf das Halb-Bataillon, welches in Linie ſtehen blieb und Schnellfeuer gab. Durch dieſes Feuer kam die Brigade nicht hindurch; ſie avancirte bis auf 30 Schritt an das Halb-Bataillon heran und wandte ſich dann zur Flucht. Auch wir hatten ſchwere Verluſte erlitten. Hauptmann v. Kaiſenberg war ſchwer am Kopf verwundet, außer ihm noch 5 Offiziere.«

Dieſer blutige Kampf unſerer drei Halb-Bataillone hatte den Feind erſchüttert, ſeine Vorwärtsbewegung gehemmt, um ſo mehr als rechts und links daneben andere Halb-Bataillone der Regimenter 7, 38 und 58, wiewohl unter geringeren Verluſten, den Feind direkt geworfen hatten.*)

---

*) Unter dieſen, links und rechts avancirenden Abtheilungen der genannten drei Regimenter, nennen wir noch in erſter Reihe das Halb-Bataillon v. Necker (2. und 3. Compagnie) vom Königs-Grenadier-Regiment. Sein Eingreifen war von Bedeutung. Während die Halb-Bataillone v. Natzmer und v. Kaiſenberg, beide (mit Front gegen Skalitz) einander folgend, der vorrückenden Brigade [illegible] ſich entgegenwarfen, war das Halb-Bataillon v. Necker am Eiſenbahndamm angelangt und konnte von hier aus die linke Flanke der angreifenden Brigade unter Feuer nehmen. Dies wirkte ſehr weſentlich zum Geſammt-Erfolge mit. Das Halb-Bataillon avancirte nun vom Eiſenbahndamm auf die Chauſſee zu, die allerdings noch von einzelnen Schwärmen der feindlichen Brigade gehalten wurde. Hauptmann v. Necker ging mit ſeinen Schützenzügen bis an den Chauſſeegraben heran, wo ſich jetzt, über die Chauſſee weg, ein Feuergefecht entwickelte. Nachdem daſſelbe erhebliche Verluſte veranlaßt hatte, ohne zu einem Reſultat zu führen, ſprang Hauptmann v. Necker auf, mit


FR·WILH·NIC·ALBRECH
PRINZ·V·PREUSSE

Dieſer, unterm Schutz ſeiner Artillerie, begann die beiden im Kampf geweſenen Brigaden (Fragner und Kreyßern) ziemlich gleichzeitig auch ſeine noch intakte Brigade Schulz, theils ſüdlich an der Aupa hin, theils durch Skalitz zurückzuziehn, ließ aber doch immer noch Bataillone genug zurück, um unſrem ſich nun vorbereitenden concentriſchen Angriff gegen Skalitz ſelbſt einen ſehr erheblichen Widerſtand entgegen zu ſetzen.

Dieſem Schlußact des Kampfes wenden wir uns nunmehr zu.

Erſtürmung der Aupa-Höhen, des Bahnhofes und der Stadt.

Während ſo auf dem ſchmalen Terrain zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahndamm ein erbitterter Kampf tobte, bereitete ſich in Flanke und Rücken die Entſcheidung vor.

Nördlich vom Dubno-Walde, auf dem Terrain zwiſchen dieſem und den Aupa-Höhen war eben jetzt (12 Uhr) das Gros des V. Corps, die 10. Diviſion, erſchienen und wie am Tage zuvor bei Nachod, ſo brachte ſie hier bei Skalitz in raſchem Wechſel der Situation die Entſcheidung. In erſter Reihe dieſelben Regimenter: das 6. und das 47.

Der Commandirende, die Lage des Gefechts überblickend, theilte die heranmarſchirende Diviſion im Moment ihres Eintreffens und die Brigade Tiedemann, ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß, zum Angriff auf die Aupa-Höhen vorbeordernd, warf er die *halbe* Brigade Wittich, das Regiment Nr. 47, ſofort vom rechten an den linken Flügel, um am Bahndamm und Bahnhof, wo die Waage ſchwankte, oder doch ein letzter verzweifelter Widerſtand verſucht wurde, endlich den Ausſchlag zu geben.

Wir folgen zunächſt, am *rechten* Flügel, der Brigade Tiedemann. Ein Bericht ſagt:

»Das 6. Regiment hatte die Tête. Schwer rollte, links neben uns, der Geſchützdonner über das Geknatter des Infanteriefeuers hin, als die 19. Brigade, Regimenter 6 und 46, rechts neben dem Hügelrücken (der uns von der Skalitzer Ebene ſchied) fortrückte. Eilig, lautlos, ging die Bewegung mit gedämpften Commandos. Nur einzelne Führer durften von Zeit zu Zeit über den Kamm ſchauen, der von Granaten gekämmt wurde. Gerade in der Marſchrichtung, auf der Hochfläche nördlich Zlitſch, wurde dabei Cavallerie ſichtbar, die von Koſteletz her, über Zernow, ſüdwärts rückte. Es war, in hellſchimmernden Cüraſſen, die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade unter Prinz Albrecht Sohn.

ihm die Seinen, alles ſtürzte ſich mit dem Bajonet auf den Feind, der kaum noch Zeit hatte aufzuſpringen. Ein kurzes, blutiges Handgemenge entſpann ſich, die Tapferen, die uns gegenüberſtanden, fielen nach verzweifelter Gegenwehr.

Als die 19. Brigade Dubno erreicht hatte, erhielt auch das **zweite** Treffen der 20. Brigade (das Regiment Nr. 47) Befehl, den linken Flügel der 19. Brigade debordirend, einen gleichzeitigen Angriff **ſüdlich** der Chauſſee auszuführen. Unter heftigem Flankenfeuer ſchoben ſich, in Folge dieſes Befehls, die ſechs Halb-Bataillone des 47. Regiments über die beſtrichene Chauſſee. (Auf dieſen Angriff, der, wie ſchon angedeutet, den letzten Widerſtand brach, kommen wir zurück.)

Zliſch war jetzt faſt erreicht. Die feindlichen Batterieen nördlich Skalitz fuhren ab. Schnell wurden hinter der letzten Hügelkuppe bei Zbow die Torniſter abgeworfen; dann, mit einer Linksſchwenkung, brachen wir jetzt mit ſolcher Energie und Ordnung vor, daß die auf dem **Jägerhügel** ſtehenden feindlichen Truppen, mit Ausnahme des Jäger-Bataillons, ohne den Stoß abzuwarten, in die Stadt zurückwichen.

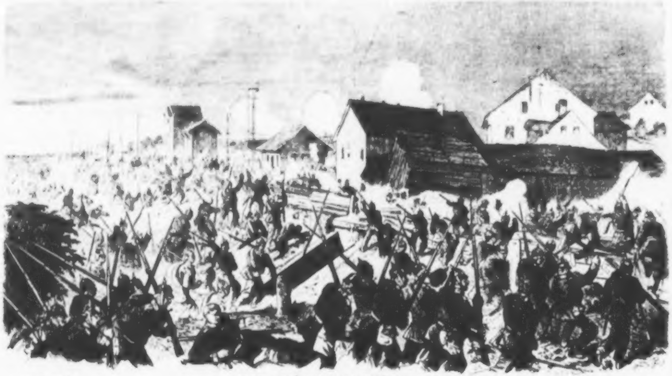
Dieſer wahrhaft glänzende Vorbruch der 19. Brigade, von welchem Kameraden anderer Regimenter rühmen, er habe prächtig ausgeſehn und von dem gefangene, öſtreichiſche Offiziere ſpäter geſtanden, -nicht ſowohl das Vorbrechen zwölf neuer Bataillone (**Halb**-Bataillone) als beſonders der Eindruck rückſichtsloſer Entſchloſſenheit, in Ordnung und Schnelligkeit, eindringlich markirt durch die kurzen Trommelſchläge aller im Laufſchritt avancirenden Bataillone, die voranſprengenden Commandeure und das langathmige Hurrah, habe ſie vollſtändig überraſcht. — dieſer Vorbruch war um ſo entſcheidender, als die überall hin ſichtbare Erſtürmung des **Jägerhügels**, wie auf Signal, alle andern Truppen in der Ebene zum letzten Stoße mit fortriß. Alle Bataillone ſprangen auf und ſtürzten concentriſch vom äußerſten linken bis äußerſten rechten Flügel mit jauchzendem Hurrah auf den immer noch mächtigen Feuerkranz von Skalitz zuſammen.

Einige Jäger-Abtheilungen verſuchten auch jetzt noch rühmlichen Kampf. Sie hielten, bis auf 30 Schritt, vor den Bajoneten unſerer Halb-Bataillone Stand. Aber wie von einem Sturmwind wurde der öſtreichiſche linke Flügel von den Höhen hinab in die Stadt hineingefegt, endlich, um 2¼ Uhr, dieſe ſelbſt im erſten Anlauf genommen.*)

Das 6. Regiment ſtürmte durch den nördlichen Eingang. Zwiſchen dieſem und der Chauſſee, wo ſich ein zweiter Eingang befindet, drang ein Halb-Bataillon 52. Regiments, weſtlich der Eiſenbahn das 38., auf der Chauſſee ſelbſt (über die Barrikaden hinweg) das 7. und endlich, unter heftigem Kampf gegen den **Bahnhof**, das 47. Regiment auf der Oſt- und

---

*) Das Halb-Bataillon v. Unruh, [illegible] und 4. Compagnie vom Königs-Grenadier-Regiment, focht ziemlich an eben dieſer St[illegible], nur nördlicher, und half dann, nachdem es in einer Sandgrube gegen das 24. Jäger-Bataillon geſtanden (hier fiel Lieutenant v. St. Paul, Adjutant des Prinzen Adalbert), die Aupa-Höhen mitſtürmen.



zu Seite 336

TREFFEN BEI SKALITZ

Erstürmung der Stadt und des Bahnhofes daselbst.

Süd-Liſiere der Stadt mit ihren Têten in dieſe ein. Der linke Flügel der 47er gelangte bis auf den Markt. Die Stadt ſelbſt (in der beiſpielsweiſe das Haus des fürſtlich lippeſchen Baumeiſters Luppe dreimal geſtürmt werden mußte) war bis zuletzt durch die 4 Bataillone der Regimenter Crenneville und Degenfeld vertheidigt worden.« *)

Die Wegnahme des Bahnhofs, wie der vorſtehende Bericht andeutungsweiſe hervorhebt, ging dem Eindringen in die Stadt unmittelbar voraus. Wir geben nun jenen Hergang ſelbſt (die Wegnahme des Bahnhofs) nach der Schilderung eines Augenzeugen. Ein 47er ſchreibt: »… Nach dem Flankenmarſch über Studnitz und Zlitſch, den wir gemacht hatten, hielten wir jetzt, die ganze Diviſion, auf dem rechten Flügel unſrer Aufſtellung zwiſchen Zlitſch und der Förſterei von Dubno. Den Dubno-Wald hatten wir im Rücken, die Aupa-Höhen vor uns. General v. Steinmetz ritt an uns heran. Seine Dispoſition ging kurz dahin: beide Flügel der feindlichen Stellung anzugreifen. Die Regimenter 6 und 46 erhielten Befehl, gegen die Aupa-Höhen (rechter Flügel), die Regimenter 47 und 52 gegen Bahndamm und Bahnhof (linker Flügel) vorzugehn. Nur die Têten-Regimenter 6 und 47 kamen zur Action.

Wir alſo hatten den Bahnhof zu nehmen, den ſtärkſten Punkt der feindlichen Stellung. In zwei Treffen, zu je 3 Halb-Bataillonen, gingen wir vor. Major v. Brandenſtein commandirte das 1., Major v. Heinemann das 2. Treffen. Wir ſtanden, als der Befehl uns erreichte, ſo weit rechts, daß wir, um unſer Angriffsobject (den Bahnhof) zu erreichen, erſt ſtark mit halblinks über die Chauſſee hinweg, dann aber, faſt parallel mit der feindlichen Stellung, wohl 1000 Schritt an dieſer vorbei mußten. Das Feſthalten der richtigen Front, während wir beſtändig Feuer in der rechten Flanke erhielten, war keine leichte Aufgabe. Sobald wir in Höhe des Bahnhofs waren, wurde mit »rechts um« die Richtung auf dieſen eingeſchlagen. Schützenzüge des 1. Bataillons waren vor unſrer Front aufgelöſt, 70 bis 80 Schritte hinter ihnen folgte das Regiment, die Treffen in vorgeſchriebener Diſtanz, das zweite rechts überflügelnd, die Halb-Bataillone in Colonne nach der Mitte, mit Gewehr über, tambour battant, im ruhigen Marſchtempo. Bis zu welchem Grade es uns gelang, bei dieſem Vorgehn (zum Theil durch hohes Getreide) die reglementariſche Ordnung aufrecht zu erhalten, erhellt

---

*) Die Vertheidigung von Skalitz, ſammt Bahnhof, erfolgte, nachdem die Brigaden ſeitens des Corps-Commandos zurückbeordert waren, durch nur ſechs Bataillone. Davon ſtanden drei (das 3. Bataillon Eſte und das 5. und 24. Jäger-Bataillon) am Nord- und Nordoſt-Eingange, zwei (die 4. Bataillons von Crenneville und Degenfeld) am Oſt-Eingange der Stadt. Der Bahnhof wurde durch das 31. Jäger-Bataillon von der Brigade Schulz vertheidigt.

am beſten aus der von Gefangenen erzählten Aeußerung eines öſtreichiſchen Generals: »Schaun's, da kommen die M.. viecher im Parademarſch an.« Die beiden Halb-Bataillone des 1. Bataillons erſtiegen den Bahndamm und ſtürmten das Bahnhofsgebäude. Nur ein einziges Mal kam es zum Stutzen. Als der Damm beinahe erreicht war, concentrirte der Feind noch einmal ſein Feuer auf unſre Mitte, wo die neue Fahne des Bataillons im Sonnenlicht blitzte. Der Fahnenträger und die neben ihm marſchirenden Unteroffiziere ſtürzten getroffen nieder; — einen Augenblick ſtockte die Bewegung. Aber der Commandeur des Halb-Bataillons, Hauptmann Bellay, der Treffencommandeur Major v. Brandenſtein und ſein Adjutant, Premierlieutenant v. Oesfeld, deren Pferde erſchoſſen waren, warfen ſich ſofort in die Lücke. Der Letztere ergriff die Fahne und vorwärts ging es. Der Adjutant des Bataillons, Lieutenant Hoffmann, ſein Pferd anſpornend, war in wenig Sprüngen der Erſte auf dem Damm. Alles folgte jubelnd. Die Infanterie-Beſatzung des Dammes und Bahnhofsgebäudes (zumeiſt vom 31. Jäger-Bataillon) war theils geflohen, theils ergab ſie ſich; andre fanden einen ehrenvollen Tod im letzten fruchtloſen Widerſtande. Gleich danach drangen wir, an ausgebauten Gehöften vorbei, in die Stadt ein. Der Kampf war entſchieden.«

Skalitz war unſer; der Kampf beendet. Eine eigentliche Verfolgung fand nicht ſtatt. Nur Artilleriefeuer von den ſüdlich der Stadt gelegenen Höhen aus begleitete den auf Joſephſtadt abziehenden Feind (VIII. und VI. Corps).

Um 4 Uhr rückten unſre durch das Marſchiren und Kämpfen in glühender Sonnenhitze ermüdeten Truppen ins Bivouac. Die Brigade Hoffmann (38. und 51.) gab die Vorpoſten; Aufſtellung jenſeit der Aupa, gegen Joſephſtadt zu. Das Königs-Grenadier-Regiment, zur Anerkennung deſſen, was es geleiſtet, erhielt Quartiere in Skalitz; die 9. Diviſion bivouakirte nördlich, die 10. ſüdlich der Nachod-Skalitzer Straße.

Das VIII. öſtreichiſche Corps marſchirte noch am ſelben Tage bis Salney. Das VI., welches zur Aufnahme des VIII. eine Brigade bei Trebeſow aufſtellte, folgte nach Lancow.

Skalitz war ein großer Erfolg, freilich nicht ohne erhebliche Opfer errungen. Unſer Geſammt-Verluſt belief ſich auf 62 Offiziere und 1352 Mann. Am meiſten gelitten hatten das Königs-Grenadier-Regiment und das Schleſiſche Füſilier-Regiment Nr. 38, demnächſt das Infanterie-Regiment Nr. 58. Unter den Verwundeten befanden ſich die Commandeure der beiden letztgenannten Regimenter, Oberſt v. Witzleben und Oberſt v. Francois. Wir geben im Uebrigen folgende Zahlen:

Königs-Grenadier-Regiment . . .	22 Offiziere, 475 Mann.
Füſilier-Regiment Nr. 38	11 Offiziere, 325 Mann.
Infanterie-Regiment Nr. 58 . . .	11 Offiziere, 146 Mann.

Vom 2. Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments (das am meiſten eingebüßt und 14 Offiziere und 292 Mann verloren hatte) waren alle Hauptleute todt oder verwundet. Hauptmann v. Natzmer todt, Hauptmann v. Lewinski und Hauptmann v. Bülzingslowen verwundet, Hauptmann v. Kaiſenberg I., von zwei Kugeln getroffen, führte nichtsdeſtoweniger ſein Halb-Bataillon weiter gegen den Feind. Faſt gleich große Verluſte hatte das 2. Bataillon vom 38. Regiment, der Führer des Bataillons, Oberſtlieutenant v. Wenckſtern blieb. Major v. Haugwitz vom 58. erlag ſeiner Wunde.

Die Verluſte des Feindes waren enorm. Im Weſentlichen nur mit 2 Brigaden (14,000 Mann) im Feuer, verlor er mehr als ein Drittel ſeiner Stärke: 5577 Mann, darunter 205 Offiziere. Einzelne Bataillone hatten bis zur Hälfte ihres Beſtandes eingebüßt, ja darüber hinaus.

Es verloren:

das Bataillon Crenneville (wahrſcheinlich nur 800 Mann ſtark)	402 Mann,
das 24. Jäger-Bataillon	464 Mann,
das 5. Jäger-Bataillon	517 Mann,
das Regiment Salvator (drei Bataillone)	1463 Mann.

Dem entſprach der Verluſt an Offizieren: Regiment Salvator 42, Regiment Reiſchach 33; ja das 5. Jäger-Bataillon verlor 19 Offiziere, alſo nahezu ſeinen ganzen Beſtand.

Skalitz war eines der blutigſten Treffen des ganzen Krieges, für unſren Gegner gewiß. Nirgends entfaltete er mehr Tapferkeit. Der Angriff des Regiments Reiſchach (vergl. S. 334), die Haltung des Bataillons Crenneville, ganz beſonders aber die Haltung der drei Jäger-Bataillone (5., 24., 31.) war über jedes Lob erhaben.*) Die große Zahl von Gefangenen, die in unſre Hände fiel — nahezu 3000, darunter 1300 unverwundet — kann daran nichts ändern. Erſt als die Bataillone ihre heroiſchen Anſtrengungen als vergeblich erkannten, ergriff einzelne Abtheilungen eine Panique. Die meiſten Gefangenen wurden übrigens erſt in Skalitz ſelbſt gemacht. Unſer Eindringen, von drei Seiten her, ſchnitt ganzen Abtheilungen den Rückzug ab.

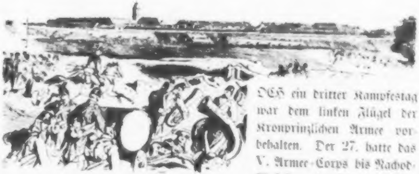
---

*) Zahlloſe Beiſpiele zeigen die Erbitterung, mit der der Feind ſich ſchlug. Lieutenant Baron, Adjutant des 1. Bataillons vom 58., erhielt einen Schuß in den Unterleib und ſtürzte vom Pferde. Am Boden liegend verfolgte er mit freudigen Blicken den ſiegreichen Fortgang des Gefechts. Plötzlich ſah er ſich von einem ebenfalls verwundeten Oeſtreicher, der mit dem Gewehr an ihn herangekrochen war, angegriffen. Zu ſeinem Glück war er noch im Stande, den auf ihn anſchlagenden Gegner durch einen Revolverſchuß zu tödten. (Wir knüpfen an dieſe Mittheilung noch ein Gegenbild. Als 58er Musketiere zwei Stunden ſpäter den Lieutenant Baron auf ihren Gewehren nach dem eroberten Skalitz hinein trugen, ſprang der Führer einer vorbeitrabenden Cüraſſier-Patrouille vom Pferde, pflückte eine Roſe vom Spalier und legte ſie als Abſchiedsgruß auf die Bruſt des anſcheinend tödtlich Getroffenen. Lieutenant Baron genas wieder.)

Generalmajor v. Fragner und Oberſt Kreyßern waren an der Spitze ihrer Brigaden gefallen.

Der Punkt, der den Aufmarſch der feindlichen Armee bei Joſephſtadt decken ſollte, war in unſern Händen.

Das Gefecht bei Schweinſchädel.



NOCH ein dritter Kampfestag war dem linken Flügel der Kronprinzlichen Armee vorbehalten. Der 27. hatte das V. Armee-Corps bis Nachod-Wyſokow, der 28. bis Skalitz geführt, der 29. ſollte es bis Gradlitz führen.

Hinter Skalitz, um dieſen unſren Vormarſch zu hindern, hatte jetzt das am Tage vorher die zweite Reſerve bildende IV. öſtreichiſche Corps unter Feldmarſchalllieutenant Graf Feſtetics (Portrait ſiehe nächſte Seite) Aufſtellung genommen und zwar hart an der nach Joſephſtadt führenden großen Straße, beim Dorfe Schweinſchädel.

Auf den Höhen zu beiden Seiten des Ortes waren 8 Batterieen aufgefahren; im Dorfe und links daneben ſtand die Brigade Pöckh,*) rechts

---

*) Im Detail war die Aufſtellung dieſer Brigade (Pöckh), die den Hauptſtoß auszuhalten hatte, die folgende:

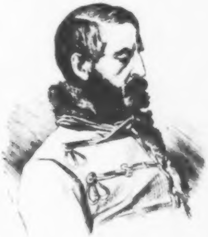
8. Jäger-Bataillon und Brigade-Batterie, nordöſtlich vorgeſchoben, beim Ziegelofen von Trebeſow,

1. Bataillon Erzherzog Joſeph an der Nordliſiere von Schweinſchädel,

2. und 3. Bataillon Erzherzog Joſeph im Dorfe ſelbſt, namentlich in der Meierei,

Regiment Erzherzog Karl Ferdinand in Front von Sebutſch als verſagter linker Flügel.

Von der Brigade Erzherzog Joſeph (ſüdlich der Chauſſee) betheiligten ſich ſpäter zwei Bataillone vom Regiment Schmerling an der Vertheidigung der zwiſchen Schweinſchädel und Sebutſch gelegenen Schäferei und Ziegelei; von der Brigade Brandenſtein griffen nur im (ſüdlich vom Dorf) die Brigade Erzherzog Joſeph, eine Viertelmeile hinter Schweinſchädel, ebenfalls hart an der Straße, die Brigade Brandenſtein.



(Die 4. Brigade des Corps, die Brigade Fleiſchhacker war detachirt und hatte um eben dieſe Zeit das Gefecht bei Königinhof.)

Recognoscirungen unſererſeits hatten den General v. Steinmetz über die Aufſtellung des Feindes unterrichtet. Da dem Commandirenden nach zwei blutigen Gefechten, am 27. und 28., nicht daran gelegen ſein konnte, ein drittes Gefecht lediglich um Fechtens willen zu beſtehn, ſo erſchien es ihm geboten, wenigſtens den Verſuch zu wagen, ob ohne Kampf, unter Umgebung der feindlichen Aufſtellung (und zwar nördlich derſelben, über Chwalkowitz), gegen Gradlitz vorzudringen ſei. Nur ein linkes Seiten-Detachement, auf der großen Joſephſtädter Straße avancirend, ſollte während dieſes Flankenmarſches den Feind feſthalten, von dem man annehmen durfte, daß er, ſchließlich ſeine Ueberflügelung gewahr werdend, aus freien Stücken ſeinen Rückzug antreten werde.

Im Einklange hiermit disponirte General v. Steinmetz wie folgt:

Die 20. Brigade, Generamajor Wittich, gefolgt von der Cavallerie-Brigade Wnuck, bildet ein linkes Seiten-Detachement, das (über Zajezd), auf der großen Joſephſtädter

---

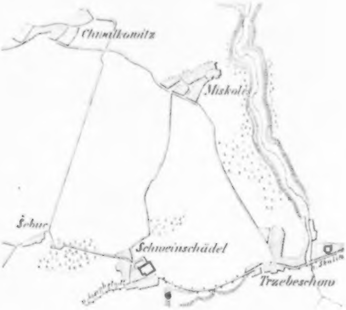
letzten Momente des Gefechts anderthalb Bataillone (1 Erzherzog Wilhelm, ½ Großfürſt Michael) in die Action ein. Wir machen übrigens eigens noch darauf aufmerkſam, daß zufälligerweiſe an dieſem Tage Regiment Erzherzog Joſeph (zur Brigade Pöckh gehörig) und Brigade Erzherzog Joſeph dicht neben einander im Feuer ſtanden. Eine Verwechſelung beider verwirrt das Gefechtsbild.

Straße vorzugehn und bei Miſkoles wieder zum Gros des Corps zu ſtoßen hat;

die 19. Brigade, Generalmajor v. Tiedemann, dirigirt ſich über Zlitſch-Ratiboritz auf Weternik und Miſkoles und ſucht von hier aus die Straße Chwalkowitz-Gradlitz zu gewinnen,

das Gros (9. Diviſion, Generalmajor v. Löwenfeld) folgt der 19. Brigade;

die Brigade Hoffmann (Regimenter 38 und 51) folgt dem Gros. So die Dispoſition in ihren großen Zügen.



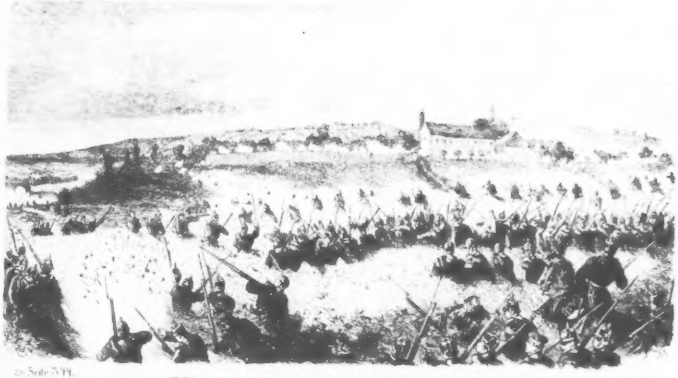
Erſt um 3 Uhr Mittags brachen die, nach den Anſtrengungen der letzten Tage raſt- und ruhebedürftigen Truppen aus ihrem Bivouac bei Skalitz auf. Zuerſt die 20. Brigade, das linke Seiten-Detachement, unter Generalmajor Wittich. Es hielt, wie wir wiſſen, die große Joſephſtädter Straße und erreichte Trebeſow, ohne irgend welchem Widerſtand zu begegnen. Hier aber, als es, empfangener Weiſung gemäß, rechts ausbiegen wollte, um zur Vereinigung mit der 19. Brigade und dem Gros (9. Diviſion) Miſkoles zu erreichen, wurde es von Schweinſchädel aus hart unter Feuer genommen und in ein Gefecht verwickelt, das alsbald einen ernſteren Charakter anzunehmen begann.

Inzwiſchen war die 19. Brigade, Behufs Ueberflügelung der feindlichen Stellung, auf der Zlitſcher Straße avancirt und hatte, nach Erſteigung des Plateaus von Chwalkowitz, das in der rechten Flanke von Trebeſow gelegene Dorf Miſkoles eben erreicht, als der von links her herüber dringende Kanonendonner keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß das linke Seiten-Detachement in ein lebhaftes Gefecht mit dem in ſeiner Front ſtehenden Feinde verwickelt worden ſei. In dieſem Gefecht das Detachement (die Regimenter 52 und 47) einfach zu belaſſen, war unmöglich; der Plan eines Vorbeimarſches an der feindlichen linken Flanke mußte alſo aufgegeben werden und die 19. Brigade, v. Tiedemann, erhielt nunmehr Befehl, ihren Weitermarſch zu ſiſtiren und durch einen kräftigen Vorſtoß gegen Süden, das heißt in die feindliche linke Flanke, die zwiſchen Trebeſow und Schweinſchädel bereits engagirte 20. Brigade, General Wittich, frei zu machen.

Dieſem Befehle nachkommend, ſchwenkte die 19. Brigade, im Debouchiren aus Miſkoles, links und ſtieß — das 6. Regiment im erſten, das 46. im zweiten Treffen — von Norden her auf die in Front, Flanke und Rücken von Schweinſchädel ſtehende Brigade Pöckh. Der erſte Stoß traf das feindliche 8. Jäger-Bataillon und fegte es vom Plateau hinunter in die nah gelegenen Ortſchaften hinein; ein Gegenſtoß des 1. Bataillons vom Regiment Erzherzog Joſeph wurde abgewieſen; unaufhaltſam im Avanciren bleibend, drangen die Halb-Bataillone des 6. Regiments in die vom 2. Bataillon Erzherzog Joſeph vertheidigte große Meierei, unſre 46er (inzwiſchen ins erſte Treffen mit eingerückt) in Sebutſch und die zwiſchen dieſem Dorf und Schweinſchädel gelegenen Baulichkeiten ein; namentlich in die Schäferei und Ziegelei. 2 Bataillone Schmerling, das 1. und 3., von der jenſeits der Chauſſee ſtehenden Brigade Erzherzog Joſeph, hatten vergeblich verſucht, dem an dieſer Stelle mit beſonderer Heftigkeit geführten Gefecht eine andere Wendung zu geben.

Alle dieſe Bewegungen waren gleichzeitig ausgeführt und der Feind, trotz tapfrer Vertheidigung, binnen kürzeſter Friſt geworfen worden. Seine Verluſte erwieſen ſich bereits als ſehr empfindlich, aber ſie ſollten noch erheblicher werden.

Unſere 46er, nach Wegnahme von Schäferei und Ziegelei, hatten — inſonderheit durch Beſetzung des letztgenannten Punktes — eine Stellung bereits im Rücken der bei Schweinſchädel ſelbſt noch engagirten öſtreichiſchen Bataillone gewonnen und bildeten nunmehr derartig eine lebendige Hecke, daß Alles, was aus der Front her hier zurückzugehn verſuchte, unter ein kämmendes Flankenfeuer gerathen mußte. Das 1. Bataillon Erzherzog Joſeph, das dieſen Verſuch machte, hatte dafür aufzukommen und erlitt enorme Verluſte. — Hiernach erſtarb das Gefecht. Die Linie Schweinſchädel-



zu Seite 344.

DAS GEFECHT BEI SCHWEINESCHAEDEL.

Sebutſch blieb in unſren Händen, bis wir ſie, drei Stunden ſpäter, freiwillig räumten.

Von Seiten des Feindes war außer ſeiner zahlreichen Artillerie, wie ſchon hervorgehoben, im Weſentlichen nur die Brigade Pöckh, unſrerſeits die Brigade Tiedemann, Regimenter 6 und 46, engagirt geweſen.

Dem Bericht eines Offiziers vom Grenadier-Regiment Nr. 6 entnehmen wir über den Angriff auf die Linie Schweinſchädel-Sebutſch noch folgendes. Manches mag dabei als Recapitulation von ſchon Geſagtem dienen.

»Es galt alſo die in unſrer linken Flanke ſtehende 20. Brigade, Generalmajor Wittich, frei zu machen. Unſre Tête aus Miskoles debouchirend, war bereits ſelbſt unter das Granatfeuer des Feindes gekommen; jetzt mit »links ſchwenkt« erſtiegen wir das Plateau und rückten in langer Linie, Front gegen Süden, auf die feindliche Stellung vor. Es war 4 Uhr.

Wir befanden uns nach Erſteigung des Plateaus auf einer Hochebene, deren Südfuß (von Skalitz bis Schweinſchädel) der Chauſſee nach Joſephſtadt folgt. Dieſe Hochebene iſt oft von breiten ſteilrandigen Schluchten, die nach Süden laufen und das Plateau in mehrere Höhenrücken gliedern, durchzogen. Einer dieſer Höhenrücken trennt die Dörfer Schweinſchädel und Sebutſch, von denen erſtres an der ſüdöſtlichen, letztres (Sebutſch) an der nordweſtlichen Abſenkung liegt. Beide Dörfer liegen ſo tief, daß man ſie nicht mit Geſchütz faſſen kann und einige hundert Schritt von ihnen entfernt, nur ihre Dächer ſieht. Derſelbe Höhenrücken übrigens, der ſie ſcheidet, verbindet ſie auch in gewiſſem Sinne wieder, indem auf der Scheitellinie des erwähnten Rückens ſich eine umfangreiche Schäferei mit einem weit ſüdwärts herabhängenden, mauerumfaßten Obſtgarten befindet, an den ſich wieder, in der Richtung auf Schweinſchädel zu, eine große Ziegelei anſchließt.

Die hierdurch bezeichnete ſchräge Linie über den Hügelrücken hin giebt auch im Allgemeinen die Stellung der Oeſtreicher. Ihr Centrum, wahrſcheinlich durch Bataillone der Brigade Poeckh, namentlich des Regiments Erzherzog Joſeph beſetzt, waren Schäferei und Ziegelei. In Front beider ſtand auch die Mehrzahl ihrer Batterieen. Was die Dörfer ſelbſt angeht, ſo war Sebutſch, mit ſeinen ärmlichen Hütten, ohne taktiſche Bedeutung, Schweinſchädel aber mit ſeiner maſſivgebauten großen Meierei, die faſt die ganze Oſtſeite des Dorfes einnimmt, gewährte der Vertheidigung bedeutende Mittel. Hohlwege und hochummauerte Obſtgärten lagen vor; die Thore der Nordfront waren verrammelt, die Wände der Gebäude mit Schießſcharten verſehn, hinter den Mauern Banquets errichtet. Da all dieſe Baulichkeiten vom Geſchütz nicht zu erreichen waren, wir in all dieſe Details auch erſt Einblick gewannen, als wir dicht davor ſtanden, ſo wäre hier ein hartnäckigerer Widerſtand als wir ihn fanden wohl möglich geweſen. Der Gegner ſchlug ſich nicht ſchlecht, aber doch auch nicht gut.

Beim Avanciren erhielt die Brigade Granatfeuer und alsbald auch Gewehrfeuer aus allen vorgelegenen Hohlwegen. Nun erſt wurden die Torniſter in einer Terrainſenkung abgelegt. Wir raſteten an 20 Minuten.*) Während dieſer Zeit rückte das 46. Regiment, das uns bis dahin als zweites Treffen gefolgt war, rechts neben uns in die erſte Linie ein.

Nun erfolgte der Angriff in 4 Hauptcolonnen.

Der linke Flügel des Regiments Nr. 6 (das Halb-Bataillon v. Webern, ſammt der 11. und 12. Compagnie) nahm den öſtlichen Theil von Schweinſchädel, ſammt der Meierei. Hier griffen auch 52er Füſiliere, von Trebeſow her, mit ein,

der rechte Flügel des Regiments Nr. 6, (die 5., 7. und 9. Compagnie), nahmen den weſtlichen Theil des Dorfes;

der linke Flügel des Regiments Nr. 46 nahm das feindliche Centrum: Schäferei und Ziegelei;

der rechte Flügel des Regiments Nr. 46 nahm das Dorf Sebutſch.

Bei Schäferei und Ziegelei berührten ſich unſere beiden Mittelcolonnen, der rechte Flügel des Regiments Nr. 6 und der linke Flügel des Regiments Nr. 46, ſo daß beide Regimenter in gemeinſchaftlichem Angriff hier eindrangen. Unſere Schützen, ihre Offiziere voran, überſtiegen, mit Hülfe des beim Turnen erlernten Kletterns und Springens, die Mauern der Obſtgärten, ſprengten die verrammelten Thore, durchfegten alle Häuſer und Gehöfte und trieben im Nu zahlreiche Gefangene aus allen Ecken zuſammen. Der eigentliche Kampf mochte auf der ganzen Linie kaum zehn Minuten gedauert haben.

Es war ein raſcher Erfolg und ein dauernder. Nur am äußerſten rechten Flügel erlitt das hier vorgehende Halb-Bataillon v. Gößnitz, 9. und 12. Compagnie vom Regiment Nr. 46, einen ſchließlichen Echec. Sebutſch im erſten Anlaufe wegnehmend, ſtieß das Halb-Bataillon durch und richtete ſeinen Angriff auf einen zwiſchen Dorf und Chauſſee gelegenen, vom Feinde noch ſtark beſetzten Hügelrücken. Von den Salven mehrerer noch völlig intakter Bataillone der Reſerve-Brigade Brandenſtein empfangen, brachen unſere zwei Compagnieen unter dem feindlichen Feuer nahezu zuſammen. Alle Offiziere des Halb-Bataillons waren todt oder verwundet. Der Adjutant

---

*) Dieſe Raſt war unerläßlich. In einem andren Briefe heißt es: „Unſer Vorgehn gegen Dorf Schweinſchädel war eine der größten Anſtrengungen des Krieges. Bei ſengender Mittagshitze mußten Rapsfelder durchſchritten werden, die den Leuten bis an die Bruſt gingen. Man hat keinen Begriff davon, welche Anſtrengung ein ſolches Vorgehn erfordert. Einzelne Leute ſanken vor Erſchöpfung wie todt nieder, ſelbſt die Pferde ermatteten und konnten kaum hindurch."

Lieutenant v. Burghoff übernahm die Führung der Trümmer, führte ſie nach Sebutiſch zurück und behauptete das Dorf. Bei dieſem, mit ſo großem Verluſt geſcheiterten Angriff, war auch Major v. Grolmann vom Generalſtabe verwundet worden.«

So weit der Bericht. Dieſer Echec an unſrem äußerſten rechten Flügel war übrigens bedeutungslos für den Gang des Gefechtes überhaupt. Der Feind, nach ſo ſchweren Verluſten wie er ſie namentlich an den drei Hauptpunkten: Meierei, Schäferei, Ziegelei erlitten hatte, fand es gerathen, unterm Schutze ſeiner Batterieen ſeinen Rückzug auf Joſephſtadt ruhig fortzuſetzen und General v. Steinmetz, der ſeinerſeits das Gefecht nur geführt hatte, nicht um ein Gefecht ſondern um freien Weg zu gewinnen, gab nunmehr ſtrikteſte Befehle, von jeder Verfolgung des Gegners abzuſtehn. Alle auf der Linie Schweinſchädel-Sebutiſch engagirt geweſenen Bataillone wurden auf das Plateau zurückgenommen.

Ein Augenzeuge ſchreibt: »Nach und nach wurden die Schäferei, die Ziegelei, zuletzt das wichtige Schweinſchädel von uns aufgegeben; langſam zogen unſere Bataillone, von einem großartigen Granat- und Raketen-Hagel umſauſt, die Höhen wieder hinan. Die letzten Compagnieen, die Schweinſchädel beſetzt gehalten hatten, genoſſen, während die Abendſonne hier den Pulverdampf, dort dichte Staubwolken durchglühte, den zauberhaften Anblick, als ob das Dorf um ſie her wirklich in Gluth nach oben ſteige.«

Das Gefecht bei Schweinſchädel hatte dem V. Armee-Corps 15 Offiziere und 379 Mann gekoſtet. Der größte Theil der Verluſte entfiel auf die Avantgarde, 6. und 46. Regiment. Allein das letztgenannte verlor 5 Offiziere (4 todt) und 159 Mann. Beide Regimenter hatten mit großer Auszeichnung gekämpft. Die Fahnen vom 1. und 2. Bataillon 6ten Regiments waren getroffen, die Fahnenträger, Sergeant Senftleben und Sergeant Franke, verwundet worden. Franke (2. Bataillon) erhielt einen Schuß in den rechten Arm; er nahm die Fahne in die Linke und ſtürmte ſeinem Bataillone weiter voran. (In den ſilbernen Ring der bei Skalitz und Schweinſchädel viermal getroffenen Fahne, iſt der Name des Sergeanten ſpäter miteingravirt worden.) Seitens des 46. Regiments, und zwar durch einen Gefreiten vom 2. Bataillon, war eine Fahne des Regiments Erzherzog Joſeph erobert worden. Oberſt Walther v. Monbary, der, trotz ſeiner bei Nachod empfangenen Kopfwunde beim Regiment geblieben war, ließ das Bataillon Kreis ſchließen und ernannte den Gefreiten, vom Fleck weg zum Unteroffizier und Fahnenträger. — Von andern Truppentheilen waren, wie ſchon erwähnt, nur Abtheilungen des linken Seiten-Detachements (beſonders die Füſiliere vom 52.) mit in den Gang des Gefechtes verwickelt worden, ihre Verluſte waren minder erheblich.

Die Oeſtreicher verloren 39 Offiziere und 1411 Mann, von denen allein 1026 Mann auf das Regiment Erzherzog Joſeph entfielen; der Reſt kam auf das 8. Jäger-Bataillon und das Regiment Schmerling.

Es war 7 Uhr als das Gefecht zu Ende ging. Unter dem Schutze der ſchweren Garde-Cavallerie-Brigade (Prinz Albrecht Sohn) wurden ſämmtliche Verwundete in Sicherheit gebracht. Bis 9 Uhr blieb das Plateau von den letzten Abtheilungen (Brigade Tiedemann) des V. Corps beſetzt. Das Gros war ſchon vorher aufgebrochen, paſſirte Chwalkowitz und traf im Morgendämmer des nächſten Tages, etwa um 2 Uhr, im Bivouac bei Gradlitz ein.

Das Rendezvous für die kronprinzliche Armee war hiermit ſeitens des V. Corps erreicht.

Das V. Corps von Nachod bis Gradlitz.

DIE dem V. Corps geſtellte Aufgabe war gelöſt. Schon in der Nacht vom 28. zum 29. konnte General v. Steinmetz folgendes Telegramm an den König richten:

»Ew. Majeſtät melde ich einen zweiten Sieg, heißer und blutiger als den vom 27. (Nachod). Wieder einige Trophäen erobert. Zahlreiche Gefangene gemacht. Skalitz iſt in meinen Händen. Gegen mich Erzherzog Leopold mit dem VIII. Corps.«

So am 29. früh. Am 29. Abends (nach dem Gefecht bei Schweinſchädel) durfte er hinzufügen:

»Auch das IV. Corps geworfen. Der Weg zur Elbe iſt frei.«

In drei Staffeln war unſer V. Corps vom ſchleſiſchen Gebirge bis zur Ober-Elbe niedergeſtiegen; Nachod, Skalitz, Schweinſchädel, jede Staffel ein Sieg. Drei feindliche Corps geſchlagen, oder gelähmt, oder zurückgedrängt.

Dieſe Geſammt-Action iſt bei Freund und Feind als eine glänzende Leiſtung anerkannt worden; wie die größte Gefahr, ſo lag auch die größte Ehre am linken Flügel. Hierüber gehen die Anſichten kaum auseinander; aber wohl darüber, welchem einzelnen Tage aus dieſen drei Tagen der größre Ruhm, die größre Bedeutung gebühre. Auch wir ſtellen uns dieſe Frage.

Nachod pflegt öſtreichiſcherſeits vielfach unterſchätzt zu werden. »Wer unbefangen die Dinge betrachtet (ſo heißt es in einem gegneriſchen Berichte) wird zugeben müſſen, daß das VI. Armee-Corps, Feldmarſchalllieutenant Ramming, am 27. ſeine Aufgabe löſte. Der 27. bedeutete für uns einen ſtrategiſchen Erfolg dadurch, daß wir Skalitz, trotz ſchwerem Kampf und empfindlicher Verluſte, erreichten und beſetzten.« Das ſind glatte und ſehr geſchickte Worte. Sie ſtreifen nicht nur überall an die Wahrheit, ſie treffen ſie auch in manchen Stücken und dennoch können wir ihnen in dieſer Faſſung nicht zuſtimmen. Sie verſchweigen zu viel. Wären ſie wirklich richtig und ganz zutreffend, ſo ſänke Nachod zu einem bloßen »Marſchhinderniß« herab, das glücklich und erfolgreich beſeitigt wurde. Wir wären danach die um ein gewolltes Ziel Betrogenen. Dies iſt aber unbedingt falſch. Wir ſtellten uns dem Vorgehn des VI. Corps gar nicht entgegen; wir waren gar nicht in der Lage, ihm mit den wenigen Bataillonen, die wir bis 10 Uhr zur Stelle hatten, ein »Marſchhinderniß« überhaupt bereiten, angriffsweiſe gegen ihn verfahren zu können; wir wieſen vielmehr nur ſeine Angriffe zurück, Angriffe, die er (der Gegner) aus freien Stücken, ganz ohne Noth und unter Dranſetzung all ſeiner Kräfte unternahm. Ueber dieſen Punkt ſchweigt der Gegner. Skalitz wurde nicht durch den Kampf bei Wyſokow-Nachod erreicht, ſondern trotz deſſelben. Ein einfaches Linksausbiegen hätte daſſelbe Reſultat ergeben und die Niederlage vermieden.

Dies alles erſcheint uns als ganz unbeſtreitbar. Andrerſeits können wir gern zugeben, daß Nachod für uns mehr ein großer Erfolg, als für Oeſtreich ein großer Mißerfolg war. Skalitz wurde feindlicherſeits erreicht und beſetzt, dies ſteht feſt; und wenngleich es, wie bereits hervorgehoben, gewiß iſt, daß dies unſrerſeits gar nicht zu hindernde Reſultat bequemer und billiger zu erreichen war, ſo war es doch jedenfalls erreicht und dadurch zu Nutz und Frommen des Gegners jene ſchirmende Wand aufgerichtet, hinter der Benedek die Concentrirung ſeiner Armee vollenden, beziehungsweiſe dieſe concentrirte Armee nordweſtlich gegen den Prinzen Friedrich Karl führen konnte. In weiterreichender, das Ganze berührender Weiſe alſo hatte der Kampf am 27. unſren Gegner nicht geſchädigt; ſein Verluſt war einfach durch eine Zahl auszudrücken und hieß »7000 Mann«.

Nachod war eine Niederlage, dies iſt nicht weg zu disputiren; aber es war eine Niederlage ohne tiefeinſchneidende, vielleicht ohne jede ſtrategiſche Bedeutung.

Anders Skalitz. Der Verluſt deſſelben war ſtrategiſch von höchſtem Belang. Nicht dadurch, daß es überhaupt verloren ging, ſondern mit Rückſicht auf die beſonderen Umſtände und Verhältniſſe, unter denen es verloren ging. Lagen dieſe begleitenden Umſtände und Verhältniſſe anders, als wie ſie lagen, ſo konnte dieſer neue Verluſt, ganz wie der Verluſt vom Tage zuvor, ſich abermals als ein relativ unerheblicher herausſtellen. Ließ nämlich Benedek, während er ſeinen Aufmarſch ungeſtört fortſetzte und vollendete, das VI. Corps in Skaliz zur Vertheidigung zurück und wurde nun das VI. Corps aufs Neue geſchlagen oder ſelbſt halb aufgerieben, während alle andern bei Joſephſtadt angelangten Corps in Windeseile ihrem vorgeſteckten Ziele (Gitſchin) entgegengingen, ſo war Skaliz nur ein *fortgeſetztes Nachod*, ſo war es wieder ein in Zahlen auszudrückender Mißerfolg, der jeden Augenblick durch einen großen ſiegreichen Schlag gegen die I. Armee mehr als aufgewogen werden konnte.

Alſo noch einmal, die Niederlage bei Skaliz war keine ſo große Niederlage *an und für ſich*; ſie wurde es erſt, wie bereits hervorgehoben, durch die *beſondren Umſtände*, unter denen ſie erfolgte, ſie wurde es erſt dadurch, daß ſie ſtatt eine zweite Niederlage des VI. Corps zu ſein, die Niederlage eines *neuen* Corps wurde, das dadurch von ſeiner eigentlichen Aufgabe: Marſch gegen Gitſchin, abgezogen wurde.

Dieſes Abgezogenwerden, dieſe Inconſequenz mit Rückſicht auf die urſprüngliche Hauptaufgabe, konnte nur in *Einem* ihre Rechtfertigung finden, in einem eclatanten Siege. Ein Sieg hätte die momentane Untreue gegen den vorgefaßten Plan gerechtfertigt, indem er zugleich die Mittel und Wege an die Hand gegeben hätte, das an Zeit Verlorene wieder einzubringen. Aber ein neues, im Grunde für eine ganz andre Aufgabe beſtimmtes Corps bei Skaliz zu engagiren, *ohne* den Sieg an ſeine Fahne zu feſſeln, das machte Skaliz nicht blos zu einer tadelnswerthen Inconſequenz, nicht blos zu einer Niederlage überhaupt, ſondern zu einer *ſtrategiſch* wichtigen Niederlage, die, Plan und Aufbau ſtörend, alle weiteren Mißerfolge vorbereitete, oder doch wenigſtens die eigenen Sieges-Chancen ſo zu ſagen freiwillig aus der Hand entließ. *Nun* erſt war der Calcül Benedeks durchbrochen, mehr durch *ihn*, als durch uns, mehr durch ſeine Fehler, als durch unſern Sieg.*)

Schweinſchädel, durch Abſorption abermals eines neuen Corps (des IV.), war die einfache Fortſetzung des begangenen Fehlers, eine Fortſetzung, die das Geſchehene beſiegelte und unwiderruflich machte.

Mit Recht iſt Benedek, deſſen erſter Plan nicht ſchlechthin verwerflich

---

*) Bei dieſem Urtheil haben wir Benedek immer als *den* im Auge, der bis zuletzt (wenn auch ſchwankend und unſicher) an ſeinem urſprünglichen Plan (Schlag gegen die I. Armee) feſthielt. Hätte er Elaſticität genug gehabt, um in einem gegebenen Moment ſeinen urſprünglichen Plan voll und ganz aufzugeben und zu dem entgegengeſetzten (Schlag gegen die II. Armee) überzuſpringen, ſo wäre auch am Abend des 28. noch nicht alles verloren geweſen. Ein energiſches Vorgehn am 29. mit zwei intacten Corps (dem IV. und II.) in Front und dem VI. und VIII. in Reſerve, hätte viel ausgleichen und ihm wieder Luft und relative Freiheit der Action verſchaffen können. Aber all das war nur möglich, wenn er die Kraft hatte ſich zu entſcheiden, ſtatt bis zuletzt zu vermitteln.

war, für dieſe ſeine Schwäche und Schwankendheit, die zuletzt gar keinen beſtimmten Plan mehr erkennen ließ, hart getadelt worden; er war hier ſchuldiger als bei Königgrätz. Halbheit war die Signatur der Tage vom 27. bis 30.

Sein Gegenſtück war Steinmetz. Alles Klarheit, feſter Wille, Energie. Deshalb ging es und der Geiſt wurde geboren, der ihn, in dem Eingangs citirten Telegramm, melden laſſen durfte: »Meine Truppen ſind nach zwei Schlachten noch voller Muth und Freudigkeit. Sie brechen in lauten Jubel aus.«

War dies die Stimmung der Truppen ſchon am 28., ſo hatte der 29. (Schweinſchädel) den Jubel bis zum Rauſch geſteigert. Ein Steinmetz-Enthuſiasmus ging durch das ganze Corps. Ein Offizier ſchrieb am 30. aus dem Lager bei Gradlitz:

». . . Du weißt, er iſt wie gehacktes Eiſen und es heißt ſich milde ausdrücken, wenn ich ſage: wir haben ihn mehr gefürchtet, als geliebt. Aber das liegt jetzt weit zurück. Jetzt lieben wir ihn, er hat alles bezwungen, die Oeſtreicher und uns. Wenn er uns heute früh, als die erſten Granaten in unſer Lager fielen, an die Elbe geführt und uns zugerufen hätte: »nun hinein«, ich glaube wir hätten uns mit Sack und Pack in den Fluß geworfen und wären durchgewatet und durchgeſchwommen. Er hat es uns angethan. Sein Name iſt das dritte Wort in jedem Geſpräch; Steinmetz-Anekdoten gehen von Mund zu Mund, heitere und ernſte. Ob ſie echt ſind oder nicht, thut nichts zur Sache; die Stimmung iſt echt, aus der ſie erwachſen. Bei Nachod meldete ihm ein Hauptmann: er könne die Batterie nicht länger halten. Steinmetz ritt hinauf und ſah ein Bild der Zerſtörung. »Ja, das geht nicht; aber weg geht auch nicht. Holen Sie Succurs; ich bleibe hier.« Und ſo geſchah's. Beim Einſchlagen der Granaten jubelten die Kanoniere und ſchrieen: »Hurrah, Steinmetz!« Vielleicht war es an eben dieſer Stelle, wo des Alten Reitknecht ihm zuraunte: »Excellenz, hier kommen ſie dicke.« »Uns treffen ſie nicht!« brummte der Alte vor ſich hin. Dies »Uns treffen ſie nicht« geht jetzt von Mund zu Mund; es hat einen magiſchen Klang. — Bei Skalitz ſah ich ihn, als Meldung kam, daß die Garden (bei Burkersdorf ſelber engagirt) keine Hülfe bringen könnten. Er ſah ernſt aus; ernſter als ſonſt, denn ſein Auge, ſo ſtreng es blickt, hat doch zugleich etwas Leuchtendes. Vorgeſtern aber lag eine Wolke darüber. So ritt er an unſrem Bataillone vorbei. Viele hatten ſich Deckungs halber niedergeworfen. Er ſchüttelte den Kopf. »Füſiliere, rief er, heut gehen wir alle in den Tod. Aber wir wollen auch hinein gehen. Eher ſoll keiner am Boden liegen, als bis er gefallen iſt.« Im Nu ſtand alles kerzengerade. Du weißt, beim Tode ſeiner Frau ſoll er geſagt haben: »So hab' ich nur noch Gott und den Dienſt«. Das wollt' uns im »Dienſt« nicht immer gefallen. Jetzt denken wir anders darüber.«

So war die Stimmung beim Corps. Der König aber gab ſeinem Danke in folgendem Schreiben Ausdruck:

> »Durch die Mir nunmehr zugegangenen Meldungen des Kronprinzen, Meines Sohnes, als Commandirenden der II. Armee, erweiſen ſich die viertägigen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapfern, ausgezeichneten V. Armee-Corps erfochten haben, von ſolcher Wichtigkeit und Entſchiedenheit für die Operationen der geſammten Armee, zugleich aber von ſolchem Umfange am 27. und 28., daß ſie einer ſelbſtſtändig gelieferten zweitägigen Schlacht gleichkommen, ſo daß Ich Ihnen für Ihre ausgezeichnete Führung und Leitung derſelben Meine königliche Anerkennung im höchſten und vollſten Maße hiermit ausſprechen muß. Nur Ihrer Energie und Ihrer Einwirkung auf Ihre braven Truppen iſt es zuzuſchreiben, daß dieſelben durch ihre Ausdauer und Tapferkeit täglich friſchen und überlegenen feindlichen Corps die Stirne bieten konnten und jedesmal ſiegten.
>
> Und Sie, Herr General, haben ſomit die Ehre, die ſchwierigen Operationen größtentheils gelingen zu machen, die Ich der geſammten Armee geſtellt hatte, deren Concentration aus Schleſien und Sachſen in Böhmen zu bewirken.
>
> Als Anerkennung Ihres hohen Verdienſtes, ſowie in Anerkennung der heldenmüthigen Leiſtungen Ihrer Truppen, verleihe Ich Ihnen Meinen hohen Orden des Schwarzen Adlers, ſowie das dazu gehörige Großkreuz des Rothen Adler-Ordens, dieſes aber mit Schwertern. Ich bin ſtolz darauf, dieſe höchſte Auszeichnung zum erſten Male ſeit Meinem hochſeligen Vater und Könige, wie Er dies in dem Befreiungskriege vermochte, — für hohe Auszeichnung vor dem Feinde verleihen zu können! Armee und Nation wird dadurch auf Ihrer Bruſt leſen, was Sie durch und für ſie leiſteten.
>
> Ihr dankbarer, treu ergebener König
>
> (gez.) Wilhelm.«

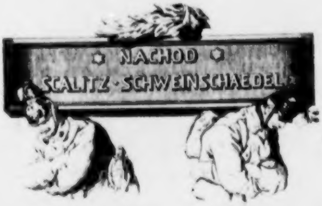
Und wie König und Armee, ſo empfand das ganze Land. Jeder fühlte: Preußen hatte einen York mehr, und in den »Neuen Kriegsliedern«, wie ſie damals (raſch wie die Siege ſelbſt) unſeren Siegen auf dem Fuße folgten, hieß es in ſchmuckem Reim:

Der Steinmetz that manch guten Schlag
An einem rothen Junitag.
Aus einem Tage wurden drei
Und wurden immer röther dabei.
Der Steinmetz viele Geſellen zählt,
Zur Arbeit hat ihm keiner gefehlt.
Sie hieben feſt, ſie hieben fein,
Und Oeſtreich hieß der harte Stein ꝛc.

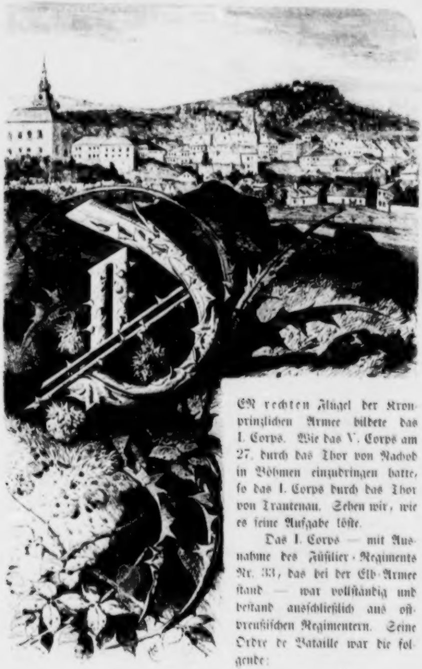
Dies Bild vom »Steinmetzen«, der des harten Steines doch endlich Meiſter wurde, kehrte in allen Formen und Weiſen wieder und die Schleſier und Deutſch-Polen (nach der alten Weiſe von »Prinz Eugen«) ſangen in Dörfern und Kretſchams:

Zwar der Stein war hart und ſpröde,
Doch der Steinmetz war nicht blöde,
Hämmert immer friſch drauf los,
Daß die Funken ringsum ſtoben
Und der Staub davon geflogen, —
Blutigroth ward Laub und Moos.

Aller Orten im Vaterlande und über die Grenzen Preußens hinaus, vereinigte man ſich in Huldigungen gegen den »tapfren Steinmetzen«; der Gefeierte ſelbſt aber ſchrieb: »Das Glück hat mich demüthiger gemacht, als es wahrſcheinlich das Unglück vermocht hätte.«



Das I. Corps. General v. Bonin.



DEN rechten Flügel der Kronprinzlichen Armee bildete das I. Corps. Wie das V. Corps am 27. durch das Thor von Nachod in Böhmen einzudringen hatte, ſo das I. Corps durch das Thor von Trautenau. Sehen wir, wie es ſeine Aufgabe löſte.

Das I. Corps — mit Ausnahme des Füſilier-Regiments Nr. 33, das bei der Elb-Armee ſtand — war vollſtändig und beſtand ausſchließlich aus oſtpreußiſchen Regimentern. Seine Ordre de Bataille war die folgende:

1. Diviſion (Generallieutenant v. Großmann):

1. Brigade: Generalmajor v. Pape.
   1. Oſtpreußiſches Grenadier-Regiment (Kronprinz) Nr. 1.
   41. Infanterie-Regiment.
2. Brigade: Generalmajor Freiherr v. Barnekow.
   3. Infanterie-Regiment.
   43. Infanterie-Regiment.

Lithauiſches Dragoner-Regiment Nr. 1.

2. Diviſion (Generallieutenant v. Clauſewitz):

3. Brigade: Generalmajor v. Malotki.
   4. Infanterie-Regiment.
   44. Infanterie-Regiment.
4. Brigade: Generalmajor v. Buddenbrock.
   5. Infanterie-Regiment.
   45. Infanterie-Regiment.

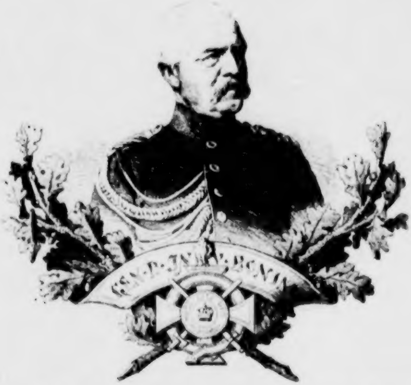
Leibhuſaren-Regiment Nr. 1.
Oſtpreußiſches Jäger-Bataillon Nr. 1.

Reſerve-Cavallerie-Brigade (Oberſt v. Bredow):

Oſtpreußiſches Cüraſſier-Regiment Nr. 3.
Oſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 8.
Lithauiſches Ulanen-Regiment Nr. 12.

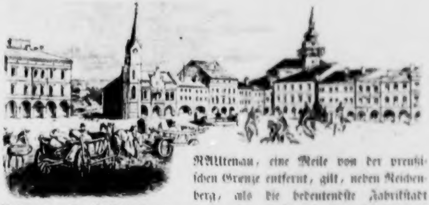
Dazu im Ganzen 16 Batterieen mit 96 Geſchützen.

An der Spitze des Armee-Corps ſtand der General der Infanterie v. **Bonin**. — Adolf v. **Bonin** wurde am 11. November 1803 geboren. Im Cadetten-Corps erzogen, trat er, kaum 18 Jahr alt, als Secondelieutenant ins 2. Garde-Regiment. Noch im ſelben Jahre (1821) zur Kriegsſchule, ſpäter zur Dienſtleiſtung beim Generalcommando des Garde-Corps commandirt, wurde er 1833 zum perſönlichen Adjutanten des Prinzen **Adalbert**, 1838 zum Flügeladjutanten Seiner Majeſtät des Königs ernannt. Er ſtieg raſch von Stufe zu Stufe, wurde 1848 Oberſtlieutenant, 1851 Oberſt, 1854 Generalmajor und Commandeur der 4., 1857 der 1. Garde-Infanterie-Brigade. Noch im ſelben Jahre, nachdem er bei den Herbſtmanövern die 5. Diviſion commandirt hatte, erhielt er die 1. Garde-Diviſion und avancirte (1858) unter Ernennung zum Generaladjutanten Seiner Majeſtät des Königs, zum Generallieutenant. 1864 General der Infanterie. Schon das Jahr vorher (1863) war er zum commandirenden General des 1. Armee-Corps ernannt worden.



Das I. Armee-Corps galt ſtets für eines der beſten in der Armee. Die Einheitlichkeit ſeiner Zuſammenſetzung, die Kernigkeit der Stämme, aus denen es ſich rekrutirte, die Vorzüglichkeit ſeiner Pferde ließen es jederzeit als eine Elite-Truppe erſcheinen. Die Bravour und Zähigkeit, womit ſich die oſtpreußiſchen Regimenter während der napoleoniſchen Kriege, namentlich auch während des unglücklichen Feldzuges von 1806/7 geſchlagen hatten, lebten noch in Traditionen fort. Volk und Armee erwarteten viel von der Haltung dieſes Corps. Wir begleiten es jetzt auf ſeinem Vormarſch durch das »Thor von Trautenau«.

Trautenau.



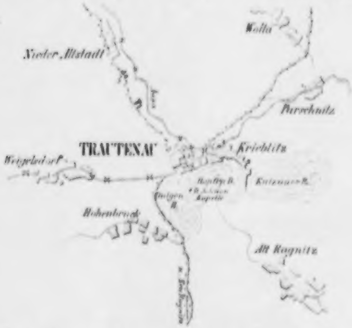
RAUtenau, eine Meile von der preußiſchen Grenze entfernt, gilt, neben Reichenberg, als die bedeutendſte Fabrikſtadt Böhmens. Es iſt Mittelpunkt und Hauptmarkt für die Flachsſpinnerei in ganz Oeſtreich und der Reichthum einzelner Firmen, wie die Betriebſamkeit ſeiner Bevölkerung geben ihm ein geordnetes und lachendes Anſehn. Es hat den Charakter einer aufblühenden engliſchen Fabrikſtadt. Im Uebrigen bildet, wie bei allen böhmiſchen Städten, der Ringplatz den Mittelpunkt, an den ſich, außer einigen zunächſt liegenden Gaſſen, zwei Vorſtädte anſchließen: die Obervorſtadt (weſtlich) und die Niedervorſtadt (öſtlich).

Die Bevölkerung Trautenaus, etwa [illegible], iſt deutſch; was ſich an czechiſchen Bewohnern findet, iſt ein fremdes Element, das wenig in Betracht kommt und der Stadt keinenfalls ihren Charakter giebt. Ihre deutſche Bewohnerſchaft, die Nähe der Grenze und die allwöchentlich ſtattfindenden Garn- und Leinwandmärkte, die namentlich auch von Schleſien her aufs lebhafteſte beſucht zu werden pflegten, waren Urſach, daß der Verkehr mit der nachbarlichen preußiſchen Provinz zu allen Zeiten der allerfreundlichſte war. Die Wochen und Monate, die dem Kriege unmittelbar vorausgingen, hatten hierin allerdings eine Aenderung hervorgerufen; die Geſchäftsſtockung, die Arbeiternoth, hatten die Stimmung verſchlechtert.

So viel über die Stadt ſelbſt und ihre Bevölkerung; auch noch ein Wort über ihre Lage.

Trautenau liegt am rechten Aupa-Ufer, eine Viertelmeile weſtlich von der Stelle, wo der von Weſten kommende Fluß rechtwinklig nach Süden hin abbiegt. Dieſe Flußbiegungsſtelle, an der das Dorf Parſchnitz gelegen iſt, iſt wichtig. Hier treffen alle von Schleſien her über das Gebirge führende Straßen zuſammen und laufen dann gemeinſchaftlich auf Trautenau zu. Auf zweien dieſer Straßen rückte am 27. Juni das I. Corps heran.*)

Bis an die Aupa-Biegung (Parſchnitz) bilden dieſe beiden Straßen enge, zum Theil ſchluchtenartige und ſchwer paſſirbare Defileen, die durch wenige Compagnieen geſchloſſen werden können. Auf der kurzen Strecke von Parſchnitz bis Trautenau, am linken Aupa-Ufer hin (auf breiter, chauſſirter Straße) hören die Beſchwerden des Marſches auf, aber die Gefahren bleiben oder wachſen. Höhenzüge von erheblicher Steilheit und unter wechſelnden Namen, bilden zu beiden Seiten des Thales Spalier, ſo daß jeder Angreifer, der hier vordringen will, verloren iſt, wenn es ſeinem Gegner glückte, vorher ſchon innerhalb dieſer Bergpartieen eine verdeckte Stellung zu nehmen.



Dies (zu unſrem Heile) war nicht geſchehn; das Aupa-Thal wäre ſonſt leicht zu einem »Thal des Todes« für uns geworden. Wir paſſirten das Defilé noch ehe der Feind heran war und bevor er noch die Beſetzung von Trautenau, inſonderheit aber jener von Süden her die Stadt einſchließenden drei Höhen: Hopfenberg, Kapellenberg, Galgenberg, hatte bewerkſtelligen können.

---

*) Bei Parſchnitz, und zwar von Süden her, mündet noch eine dritte Straße ein. Sie entſpricht dem untern Lauf der Aupa. Auf dieſer dritten Straße rückte das I. Corps nicht vor, wohl aber, von Eypel kommend, die 1. Garde-Diviſion. Dieſe marſchirte bis Qualiſch und kehrte um, als 3 Uhr Nachmittags General v. Bonin ihre Unterſtützung ablehnte.

Sehen wir uns jetzt nach dem Feinde um.

Das zur Vertheidigung des »Thores von Trautenau« beſtimmte Corps war das X. Es war am 25. Juni auf ſeinem Marſche von Olmütz her an der Ober-Elbe eingetroffen und hatte an genanntem Tage zwiſchen Schurz und Jaromirz ein Lager bezogen. Das Corps beſtand aus 4 Brigaden und hatte folgende Zuſammenſetzung:

Brigade Oberſt Mondl.
Infanterie-Regimenter Parma und Mazzuchelli. — 12. Jäger-Bataillon.

Brigade Oberſt Grivicic.
Infanterie-Regimenter Kaiſer Alexander und Airoldi. — 16. Jäger-Bataillon.

Brigade Generalmajor v. Wimpffen.
Infanterie-Regimenter Bamberg und Erzherzog Stephan. (Letzteres zu 4 Bataillonen, daher kein Jäger-Bataillon.)

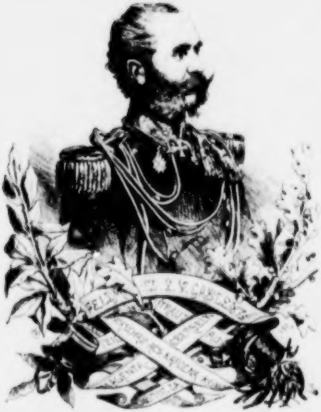
Brigade Generalmajor v. Knebel.
Infanterie-Regimenter Kaiſer Franz Joſeph und Erzherzog Karl. — 28. Feldjäger-Bataillon.

Jeder Brigade (wie bei allen öſtreichiſchen Corps) war eine 4pfündige Batterie und eine Escadron zugetheilt. — Die Reſerve-Artillerie beſtand aus 5 Batterieen (40 Geſchütze), ſo daß ſich die geſammte Artilleriekraft des X. Corps auf 72 Geſchütze belief. Commandirender des X. Corps war Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz (Portrait ſiehe nebenſtehend), der am 19. im damaligen Hauptquartier Olmütz eingetroffen war.

Das X. Corps raſtete am 26. im Lager bei Jaromirz; nur die Brigade Mondl wurde nordöſtlich bis Prausnitz-Kaile, alſo in der Richtung auf Trautenau zu vorgeſchoben. Die Dispoſition für den 27. lautete wie folgt:

die Brigade Mondl bricht in aller Frühe aus Prausnitz-Kaile auf und ſucht um 8 Uhr früh in Trautenau einzurücken;

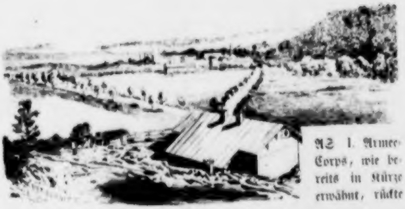
die drei andern Brigaden des Corps brechen um 8 Uhr früh aus dem Lager bei Schurz-Jaromirz auf und folgen der Brigade Mondl über Prausnitz-Kaile auf Trautenau.



So die Diſpoſition. Wurde ſie mit genauer Innehaltung der Zeitangaben ausgeführt, ſo mußte die Brigade Mondl entweder gleichzeitig mit der preußiſchen Avantgarde, oder noch vor derſelben in Trautenau eintreffen. Dies geſchah aber nicht. Trotz Verzögerungen auch unſrerſeits waren wir eher zur Stelle.

Wir folgen jetzt dem Vormarſch unſres I. Corps.

Das Treffen bei Trautenau.



Das 1. Armee-Corps, wie bereits in Kürze erwähnt, rückte auf zwei Straßen gegen Trautenau vor:

die 1. Diviſion, gefolgt von der Reſerve-Artillerie, ging über Liebau und Golden-Oels (ein rechtes Seitendetachement über Schatzlar und Ober-Altſtadt);

die 2. Diviſion, gefolgt von der Reſerve-Cavallerie, ging über Schömberg und Albendorf.

Rendezvous für beide Diviſionen war das Dorf Parſchnitz, an der mehrerwähnten Aupa-Biegung, wo die Straßen zuſammentreffen.

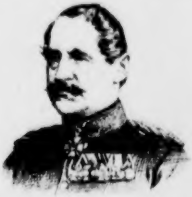
Die 1. Diviſion, Generallieutenant v. Großmann (ſiehe die folgende Seite), gab die Avantgarde. Dieſe beſtand aus:

1. und 41. Infanterie-Regiment,
Oſtpreußiſches Jäger-Bataillon Nr. 1,
Litthauiſches Dragoner-Regiment Nr. 1,
3 Batterieen.

Die 2. Diviſion bildete das Gros; die Regimenter 3 und 43 folgten als Reſerve.

Die Colonnen brachen um 4 Uhr Morgens auf. Die Entfernung bis Parſchnitz, auf jeder der beiden Straßen, betrug 1½ Meilen. Es wurde angenommen, daß man um etwa 8 Uhr am Rendezvous eintreffen und von hier aus gemeinſchaftlich gegen Trautenau vorgehen werde.

Das Gros traf auch zu beſtimmter Stunde an beſtimmter Stelle ein; nicht ſo die Avantgarde. Dieſe war bei ihrem Vormarſch auf ſo große Terrain-Schwierigkeiten geſtoßen (bei Golden-Oels mußte man Mann hinter Mann marſchiren), daß eine Verſpätung unvermeidlich geworden war. Es war 10 Uhr als auch die Avantgarde bei Parſchnitz hielt.



Nunmehr wurde ſeitens des commandirenden Generals (v. Bonin) wie folgt disponirt:

> Die Avantgarde geht das Aupa-Thal hinauf bis Trautenau und beſetzt dieſes wie die umliegenden, die Stadt beherrſchenden Höhen.
>
> Das Gros operirt als linker Flügel, nimmt die zwiſchen Parſchnitz und Trautenau gelegenen Höhen, dringt in ſüdweſtlicher Richtung vor und bedroht Flanke und Rücken des Feindes; ſeine Flanke wenn er von Süden her *anrückt*, ſeinen Rücken wenn er Trautenau bereits *beſetzt* hält.
>
> Von dem Ausgang dieſer Operationen wird es abhängen, ob es möglich ſein wird das Armee-Corps noch weiter weſtlich auf Arnau vorzuſchieben.

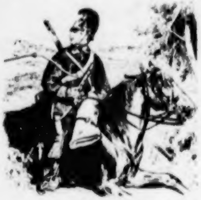
Es ſei gleich an dieſer Stelle bemerkt, daß der Tag von Trautenau, andrer Wirrniſſe zu geſchweigen, zu weſentlichem Theile dadurch für uns verloren ging, daß das Gros (linker Flügel) nicht zur *Entwicklung* ſeiner Stärke kam. Die erſten Reſultate des Tages, trotzdem wir ihn mit ſchwerer Verſäumniß einleiteten, waren günſtig für unſere Waffen. Die Avantgarde ſtürmte gegen Mittag dieſelben dominirenden Höhen (Kapellenberg ꝛc.), die man um 9 Uhr ohne Anſtrengung und ohne Opfer hätte einfach beſetzen können. Die Verſäumniß war alſo durch Blut, das es koſtete, reparirt; aber ſie verhieß nichts Gutes.

Wir geben nun die beiden einleitenden Momente des Gefechts: Die Beſetzung Trautenaus, 9½ Uhr, und die Erſtürmung des Kapellenberges, 12 Uhr, nach dem Bericht eines Augenzeugen von öſtreichiſcher Seite.

Die Avantgarde beſetzt Trautenau (9½ Uhr), nimmt die Höhen (12 Uhr).

»Am 27. Juni früh — ſo ſchreibt der gegneriſche Berichterſtatter, ein Trautenauer — erhielten wir Weiſung, daß bis 9 Uhr früh für die ſämmtlichen 4 Schwadronen Windiſchgrätz-Dragoner, die ſeit mehreren Wochen die Garniſon unſrer Stadt bildeten, gekocht ſein müſſe. Wenig ſpäter lief die Nachricht ein, daß eine bis Parſchnitz vorgeſchobene Abtheilung unſerer Windiſchgrätzer bereits engagirt ſei. Mehrere ſeien gefallen.

Die Phyſiognomie unſrer Stadt gewann bald ein eigenthümliches Anſehn. Am Ringplatze hielt eine Schwadron Dragoner; Reiter, Fuhrwerke eilten hierhin, dorthin; einzelne Gruppen ſtanden unter den Lauben, um Gerüchte, Nachrichten auszutauſchen; in allen Familien herrſchte große Aufregung und bange Erwartung.



Um 7 Uhr Morgens zog ſich die am Ringe aufgeſtellte Schwadron in der Richtung auf Königinhof zurück und in kurzen Zwiſchenräumen kamen andere Abtheilungen Windiſchgrätzer von Parſchnitz her und folgten auf derſelben Straße (nach Königinhof). Die letzte Dragoner-Abtheilung verbarrikadirte die ſogenannte Spittelbrücke in der Niedervorſtadt und zog dann ebenfalls ab. Es war 9 Uhr.

Vom Trautenauer Kirchthurm und von der Dechantei aus konnten die preußiſchen Truppenkörper, welche bei Parſchnitz Halt machten, genau unterſchieden werden. Bald wurden die preußiſchen Vorpoſten auf den nördlichen Höhen unmittelbar bei Trautenau gegen den Hummelhof zu bemerkt. — Von den öſtreichiſchen Truppen verlautete nur, daß ſie gegen Trautenau oder Pausnitz aufgebrochen ſeien. Ihr Anmarſch konnte von der Stadt aus nicht beobachtet werden, weil die unmittelbar an der Südſeite von Trautenau gelegenen Höhen: der Galgenberg, der Johannisberg und der Hopfenberg, die Ausſicht nach dieſer Seite hin verſchloſſen.

Um 9½ Uhr wurde gemeldet, daß die Preußen von Parſchnitz her vorrückten, zwei Infanterie-Colonnen links und rechts *neben* der Straße, die Artillerie *auf* derſelben.

In der Niedervorſtadt, bei der verbarrikadirten Brücke, mußte Halt gemacht werden und die Preußen räumten die Barrikade fort, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen. Ungefähr 2 bis 3 Escadrons preußiſcher Dragoner ſetzten oberhalb der Mittelvorſtadt über die Aupa und unmittelbar nachfolgende Infanterie rückte um 10 Uhr Vormittags in die unbeſetzte Stadt ein.

Ein Dragoner-Offizier ſprengte vor den Gaſthof »zum weißen Roß«, beſtellte auf 2 Uhr Nachmittags ein Diner von 18 Gedecken, dazu Quartiere, Stallungen und fragte: ob öſtreichiſches Militair in der Stadt ſei. Unſre Antwort war: »Außer den Dragonern, mit denen Sie heute plänkelten und die ſich vor einer Stunde zurückgezogen, iſt kein öſtreichiſches Militair in Trautenau.«*)

Die preußiſchen Truppen rückten nunmehr in langen Colonnen ein. Ein Regiment nach dem andern, die Muſikkapelle voraus, erſchien auf dem Ring, einzelne Bataillone ſtellten in den Lauben ihre Gewehre zuſammen und ſuchten Erfriſchungen, die ihnen auch von allen Seiten her geboten wurden. Andere Bataillone paſſirten nur den Ringplatz und nahmen ihre Richtung nach der Obervorſtadt.

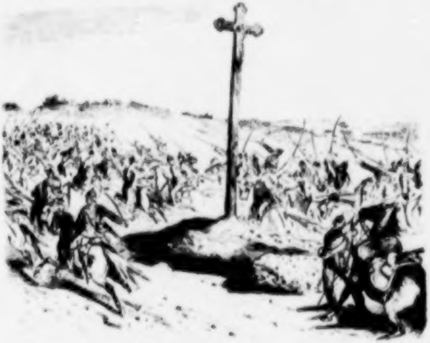
Ueber eine halbe Stunde mochte der Einmarſch gedauert haben, die ganze Stadt war von preußiſchem Militair beſetzt und völlig ruhig. Einzelne Menſchengruppen ſahen friedlich dem militairiſchen Schauſpiele zu; die Gaſthäuſer waren von Soldaten überfüllt.

Da plötzlich hörte man, in weſtlicher Richtung, von der Obervorſtadt her Gewehrſchüſſe, die bald in ein ununterbrochenes Gewehrfeuer übergingen. Kurz nach dem Einmarſche der Preußen nämlich waren die Vortruppen (12. Jäger-Bataillon) der von Prausnitz-Kaile heranmarſchirenden Brigade Mondl, von den Trautenauern unbemerkt, auf den ſüdlichen Höhen der Stadt eingetroffen und hatten einzelne Abtheilungen bis an die Häuſer der Obervorſtadt vorgeſchickt. Hier entſpann ſich nun ein Feuergefecht. Gleichzeitig zogen ſich die Windiſchgrätzer wieder näher an die Stadt heran, ſo nah daß ſie die Jäger auf den Höhen und an den Abhängen unmittelbar in der rechten Flanke hatten.

---

*) Dieſe Antwort entſprach gewiß der Wahrheit, die Brigade Mondl war eben um dieſe Stunde noch nicht heran. Von einem „Hineinlocken in eine Mauſefalle" aber konnte unter allen Umſtänden nicht die Rede ſein; dazu waren die Kräfte, die wir zu entfalten begannen, viel zu impoſant und die Brigade Mondl zu ſchwach. Auch wurde dieſe ſpäter thatſächlich geworfen. Alle Schwierigkeiten, die wir dabei zu überwinden hatten, waren nicht Folge feindlicher Liſt, ſondern unſerer Verſäumniß.

Dies Avanciren unſerer Windiſchgrätzer war auch von den Preußen bemerkt worden und alsbald gingen 3 preußiſche Schwadronen gegen die Unſrigen vor. Die feindliche Attake ſcheiterte;*) nach wenigen Minuten



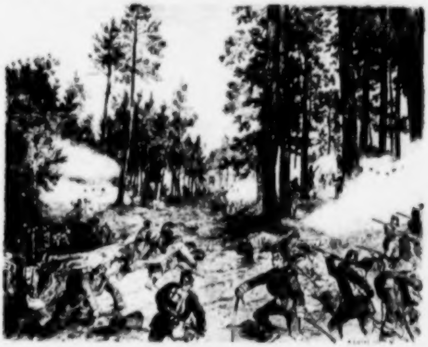
---

*) Es war das berühmte Lithauiſche Dragoner-Regiment, das hier attakirte. Wie über alle Cavalleriegefechte dieſes Krieges, ſo iſt auch über das vorſtehend erwähnte eine Controverſe ausgebrochen. Anfangs wurde von beiden Seiten eine große Sprache geführt und während in einem öſterreichiſchen Berichte „die Lithauiſchen Dragoner aufgerieben waren“, hieß es preußiſcherſeits „daß die alten berühmten Lithauer über die Windiſchgrätzer zur Tagesordnung übergegangen ſeien“. Das war von beiden Seiten zu viel und ſo konnten denn [illegible] von hüben und drüben ſchließlich kaum ausbleiben. Dennoch hält das öſterreichiſche Generalſtabswerk die Anſicht aufrecht, „daß die Infanterieſalven dem Gefecht eine andre Wendung gab: die preußiſche Cavallerie zerſprengt und vereinzelt worden ſei“. Oberſt v. Bernhardi, der bei Trautenau die „Lithauer“ führte, hat darauf geantwortet. Seine maßvoll gehaltenen Worte werden das Richtige treffen. Er ſagt darin: „Das Lithauiſche Dragoner-Regiment nimmt für ſich nur die Ehre in Anſpruch, mit 2½ Escadrons den mindeſtens 4 Escadrons ſtarken Gegner in vollem Laufe trotz der Ungunſt des Terrains angegriffen, theilweiſe durchbrochen und im Handgemenge [illegible] mit Erfolg Widerſtand geleiſtet zu haben. Es kann aber dem kaiſerlichen Dragoner-Regiment Fürſt Windiſchgrätz, unter freudiger Anerkennung ſeines braven und ritterlichen Auftretens bei dieſem Kampfe, weder den Sieg in demſelben zuerkennen, noch es beſtätigen, daß letzteres im Beſitz des Gefechtsfeldes geblieben wäre, da, in Folge des heftigen Feuers,

kamen 23 preußiſche Pferde reiterlos in Weigelsdorf an. Der Kampf wurde von unſeren Jägern fortgeſetzt, die mit ihren ſichertreffenden Stutzen, aus zum Theil gedeckter Stellung, den preußiſchen Dragonern die empfindlichſten Verluſte beibrachten.

Inzwiſchen rückten die öſtreichiſchen Jäger, theils am Abhang entlang, theils auf der Höhe hin, immer mehr öſtlich in der Richtung auf Pariſchnitz zu, während das im Geſchwindſchritt heraneilende Gros der Brigade Mondl, die Regimenter Parma und Mazzuchelli, den Galgen- und Hopfenberg, beſonders aber den zwiſchen dieſen beiden gelegenen Johannis- oder Kapellenberg beſetzten.

Jetzt wurde das Gefecht lebhafter, allgemeiner. Die Preußen ſetzten ſich in den gegenüberſtehenden Häuſern feſt und begannen nun aus den oberen Stockwerken der am Ringplatz, in der Ober- und Niedergaſſe gelegenen Häuſer ein mörderiſches Feuer gegen die auf den Höhen poſtirte öſtreichiſche Brigade. Dazwiſchen hörte man bereits Kanonenſchüſſe fallen. Andere preußiſche Bataillone ſah man ſich zum Sturme auf die Höhen anſchicken. Bald wurde der Kapellenberg genommen. Es war ein wildes Durch-



beide Theile den Kampf gleichzeitig abbrachen und zurückgingen, ehe eine endgültige Entſcheidung durch die blanke Waffe herbeigeführt war.“

einander. Der Pulverdampf hinderte alle freie Ausſicht. Ich ſelbſt ſah einen preußiſchen Offizier in eins der Häuſer eindringen. »*Nicht* ſchießen«, rief er den Soldaten zu, »es ſind unſere Leute«.

Die Brigade Mondl ſchlug ſich mit großer Bravour; ſie ſuchte noch die Kapelle zu halten, nachdem ſchon der Kapellenberg von den Preußen genommen war; aber ſie mußte zurück. Schritt für Schritt weichend gab ſie ihre Stellungen am Galgen-, Johannis- und Hopfenberge*) auf und zog ſich über die Höhen fort, ſüdlich, nach dem Dorfe Hohenbruck, bis über dieſes hinaus. Hier faßte ſie wieder Fuß.«

So der gegneriſche Bericht. Er ſtimmt im Weſentlichen mit den preußiſchen Berichten überein. Die Avantgarde, wie ſchon Eingangs angedeutet, hatte um Mittag unter Anſtrengungen *das* erreicht, was ſie *ohne* Anſtrengung bereits um 9 Uhr hätte erreichen können. Ein beſtimmtes Kraftmaß war dadurch von vornherein conſumirt, das zu einer ſpätern Stunde des Gefechtes, und dann ſehr wahrſcheinlich Ausſchlag gebend, hätte verwendet werden können.

Die Vorgänge am linken Flügel.

Die Wegnahme des Kapellenberges, die bereits gegen 12 Uhr durch einzelne Jäger-Compagnieen und 2 Bataillone des Regiments Nr. 41 unter Oberſtlieutenant v. Koblinski erfolgte, war ein unmittelbarer Erfolg der

---

*) Die ſchließliche Wegnahme der drei Südhöhen: Galgen-, Hopfen- und Kapellenberg, erfolgte in erſter Reihe durch die Musketier-Bataillone des Regiments Nr. 41. Die Vertheilung der Streitkräfte, als man zum Angriff ſchritt, war die folgende:

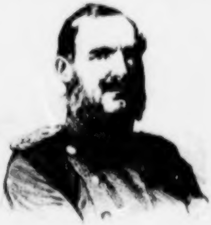
die 1. Compagnie beſetzte die Häuſer an der öſtlichen Seite des Marktes,
die 2. Compagnie dirigirte ſich gegen den Galgenberg,
die 6. Compagnie gegen den Hopfenberg,
die 4., 7. und 8. Compagnie gegen den Kapellenberg;

im Uebrigen nahm die Schützen-Diviſion des *Füſilier*-Bataillons, unter Hauptmann v. Buddenbrock, an der Erſtürmung der Höhen Theil. Der Kampf, der ſich um Hopfen- und Kapellenberg entſpann, war ein erbitterter, am erbittertſten in der *Kapelle ſelbſt*. Dieſe Kapelle — ein tempelartiger Rococo-Bau voller Madonnen- und Heiligenbilder, voller Schnitz-Engel und [illegible] — wurde durch eine Abtheilung von Parma-Infanterie mit großer Bravour vertheidigt. Unſererſeits waren es Mannſchaften der 7. Compagnie unter Hauptmann v. Hanſtein und die Füſiliere unter Hauptmann v. Buddenbrock, die hier mit ſtürmender Hand eindrangen. Unſre Gegner (Polen), von Uebermacht umdrängt und eingeſchloſſen, retirirten zuletzt auf den Orgelchor und weigerten ſich, ſich zu ergeben. Nun entſpann ſich ein Feuergefecht innerhalb der Kirche, auf ſo nahe Diſtance hin, daß man ſich faſt mit den Händen faſſen konnte. Noch zeigen Bänke und Fußboden die bekannten dunklen Flecke, die nicht wegzuwaſchen ſind. Ein Engel am Altar erhielt einen Schuß durch die Schulter; andrerſeits wurden Orgel und Orgelchor von preußiſchen Kugeln durchlöchert. Ein Major und ein Hauptmann, auf wiederholten Zuruf, nahmen endlich Pardon; die Mannſchaften ſtarben alle.

Avantgarde ſelbſt, — nicht ſo das Zurückgehen des Feindes bis Hohenbruck und darüber hinaus. Dieſe Rückwärtsbewegung geſchah vorwiegend, wo nicht ausſchließlich unter dem Einfluß der Vorgänge am linken Flügel. Wir wenden uns nunmehr einer Betrachtung dieſer Vorgänge zu.

Am linken Flügel (vgl. S. 363) operirte das Gros des I. Corps, die 2. Diviſion, beſtehend aus den Regimentern 4 und 44, 5 und 45.

Die Dispoſition, wie wir wiſſen, ging im Weſentlichen dahin: in der rechten Flanke des Feindes vorzugehn und dadurch der Avantgarde ihre Aufgabe: Beſetzung Trautenau's, Wegnahme der ſüdlich angrenzenden Höhen und Verfolgung des Feindes bis Hohenbruck zu erleichtern.



Generallieutenant v. **Clauſewitz**, der am linken Flügel commandirte, zog die Regimenter 44 und 45 vor, bildete aus einzelnen Bataillonen beziehungsweiſe Compagnieen eine Avantgarde und ließ dieſelbe, etwa 500 Schritte weſtlich von Parſchnitz, erſt die Aupa überſchreiten, dann gegen die Südhöhen avanciren. Die Vertheidigung war ſchwach, da die Brigade Mondl — Trautenau ſelbſt als den wichtigeren Punkt erkennend — nur kleinere Abtheilungen (das 12. Jäger-Bataillon und ein Bataillon Mazzuchelli) hier dem anſtürmenden Gegner entgegenſtellen konnte, deſto größer waren die Terrain-Schwierigkeiten, die ein raſches Vorgehn faſt unmöglich machten. Langſam wich der Feind zurück, zunächſt auf Kriblitz an dem Katzauer Berge vorbei, dann auf Alt-Rognitz, zuletzt ſelbſt über Alt-Rognitz hinaus auf Rudersdorf zu. Es war ein Schützengefecht, eine Art Wald- und Bergtreiben. Die Truppen, die unſererſeits hier in erſter Linie ins Gefecht kamen, waren das Füſilier-Bataillon und die 1. und 8. Compagnie vom 45. Regiment. Daran ſchloſſen ſich 3 Compagnieen vom 44. Die Direction, die Gefechtweiſe war bei all dieſen Truppentheilen, die in einzelnen Momenten ſich unterſtützten, dieſelbe; wir geben deshalb ein anſchauliches Bild der Vorgänge, wenn wir die Aufzeichnungen eines Offiziers vom 45. geben, deſſen Compagnie (die 1.) an dieſer Stelle ziemlich im Centrum operirte. Der Berichterſtatter war alſo in der Lage auch nach links und rechts hin den Gang des Gefechts beobachten zu können.

„. . . Oberſt v. Boswell ertheilte unſrer 1. Compagnie Befehl auf die rechte Flanke des Feindes zu drücken. Wir legten unſer Gepäck ab und gingen auf die Höhen vor. Es ſchienen Jäger, die uns gegenüberſtanden; nichtsdeſtoweniger ſchoſſen ſie zu hoch, ſo daß wir wenig Verluſte hatten. Das Terrain war ſchlecht, aber wir drängten nach, und um die Mittagsſtunde war ein Zurückgehen des Feindes überall bemerkbar. . . . Die übrigen Compagnieen unſres Bataillons waren nicht mehr in Sicht; wir dirigirten uns deshalb einfach vorwärts und ſuchten mit dem jetzt ſchnell zurückweichenden Feinde wenigſtens Fühlung zu erhalten. Hierbei wurden 30 bis 40 Gefangene gemacht und wohl eben ſo viele Todte und Verwundete aufgefunden. Bald, in beſtändiger Verfolgung des Feindes, hatten wir einen ſüdöſtlich vom Dorfe Kriblitz gelegenen ſteilen Abhang erſtiegen und drangen von hier aus mit halblinks bis zu einem ſüdwärts (links) von Alt-Rognitz liegenden Gehölze vor.

Jn dieſem Momente erſchien der Diviſions-Commandeur, Generallieutenant v. Clauſewitz, der den rechten Flügel des Feindes recognoscirt hatte, und befahl unſrem Compagnieführer (Hauptmann v. Harder) die Stellung des Feindes noch einmal in Augenſchein zu nehmen, bevor er zum Angriff auf die vorliegende Waldparzelle übergehe. Es ergab ſich, daß nicht nur das Gehölz, ſondern ſehr wahrſcheinlich auch Alt-Rognitz beſetzt ſei.

Es wurden nunmehr drei Compagnieen vom 44. Regimente vorgezogen, mit denen vereint unſre 1. Compagnie ſofort das Gehölz attakirte. Der Feind zog ſich faſt ohne Widerſtand auf Alt-Rognitz zurück, das er mit Jägern und andern Infanterie-Abtheilungen hartnäckig zu vertheidigen begann. Beſonders ſetzte er ſich in der Nähe der Kirche feſt. Unſer Angriff kam einen Augenblick ins Stocken, bis Fähnrich Milinofski, nach links hin detachirt, den Feind in der Flanke faßte und ihn erſchütterte. Jm ſelben Moment gingen wir, durch die 44er unterſtützt, mit Hurrah gegen die Liſiere vor und nahmen das Dorf „im erſten Anlauf, was die Truppe vorher gelobt hatte, ausführen zu wollen“. Der Feind floh, von unſrem Feuer verfolgt. Hauptmann v. Harder begab ſich in die Schützenlinie, um die Verfolgung perſönlich zu leiten.

Hohe Kornfelder, die vor Alt-Rognitz und Rudersdorf lagen, erſchwerten uns die Verfolgung ſehr; dennoch ging es ſchnell vorwärts bis an den Bach, der den Hohlweg von Alt-Rognitz nach Zangwitz ſchneidet und etwa 1000 Schritt vor Alt-Rognitz von Weſten nach Oſten fließt.

Hier bietet das Terrain nach Zangwitz, Eypel, Unter- und Ober-Raatſch, Staudenz und Burgersdorf (daſſelbe Terrain, auf dem andren Tags die Garden das hitzige Gefecht hatten) dem Feinde eine ſehr günſtige Vertheidigung und es zeigte ſich denn auch bald ein feſterer Widerſtand. Das Gefecht ſtand hier wohl eine Stunde. Links von uns, gegen Zangwitz und Eypel zu, hatten unſere 45er Füſiliere eine gedeckte Stellung genommen; rechts von uns ſchoß ſich unſre 8. Compagnie und zwei Compagnieen 44er mit dem Feinde herum. Wir ſelbſt (die 1. Compagnie vom 45.) und die 4. Compagnie 44er bildeten das Centrum. Im Ganzen ſtanden wir hier wenig über 2 Bataillone (9 Compagnieen) ſtark. Man überſchüttete uns mit Granaten und Kartätſchen, ohne uns irgendwie Verluſte zuzufügen. Der Feind war überall gewichen.»

Gefechtsſtellung um 3 Uhr.

Es war jetzt 3 Uhr. Unſere Bataillone am linken Flügel ſtanden über Alt-Rognitz hinaus, die Avantgarde, am rechten Flügel, war bis Hohenbruck vorgedrungen.

Um dieſe Stunde etwa erſchien General v. Hiller bei dem Commandirenden des I. Corps und ſtellte ihm die Mitwirkung der 1. Garde-Diviſion zur Verfügung. General v. Bonin lehnte dankend ab. Er wies auf das Gefechtsfeld, das auf der ganzen Linie ein Zurückweichen des Gegners zeigte.

Ein vollſtändiger Erfolg ſchien errungen, aber in der That, er ſchien es nur. Es war nicht das Gablenzſche Corps, das man zurückgedrängt hatte, es war nur ſeine Vorhut (Brigade Mondl); das Corps ſelbſt rückte eben in 3 Brigaden heran. Die ganze Situation, das vorzeitige ſich Gratuliren, erinnerte, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, an jenen unheilvollen Oktobertag 1806, an dem die heranſprengenden Generale den Commandirenden, Fürſt Hohenlohe, zu einem Erfolge beglückwünſchten. Ein momentanes Schweigen auf dem Schlachtfelde wurde damals als Erlahmung des Gegners gedeutet. Es war aber Sammlung der Kraft zum entſcheidenden Stoß. Als der Fürſt die Gratulationen hinnahm, fielen drüben die hiſtoriſch gewordenen Worte: «ils se tromperont furieusement.»

Man täuſchte ſich auch hier.

Das Eintreffen der Brigaden Grivicic und Wimpffen.

4 bis 5 Uhr.

In demſelben Augenblicke faſt, in dem General v. Bonin die Hülfe der Garden abgelehnt hatte, waren die Brigaden Grivicic und Wimpffen heran. Nur Brigade Knebel war noch in Rückſtand.

Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz disponirte raſch.

Er ließ die Brigade Wimpffen links, die Brigade Grivicic rechts neben die bis dahin im Kampfe geſtandene Brigade Mondl vorrücken, ſo daß jene (Wimpffen) nunmehr Trautenau und den vorgelegenen drei Höhen, dieſe (Grivicic) in Schrägſtellung bei Neu-Rognitz, unſrer linken Flügel-Poſition bei Alt-Rognitz gegenüberſtand.

Das Erſcheinen dieſer Brigaden war dieſſeits nicht unbemerkt geblieben und ſchuf, wie es in gegneriſchen Berichten heißt, eine erſichtliche Verwirrung. General v. Bonin (und dies war gut) ertheilte zwar Befehl, dem Gegner mit allen disponiblen Kräften entgegen zu gehn; in Wahrheit aber wurde die bei Hohenbruck ſtehende Avantgarde nicht blos bis auf die mehrgenannten drei Höhen, ſondern nach Trautenau ſelbſt zurückgenommen. Hier waren ſie dem Gefecht entzogen. An ihre Stelle rückte die Reſerve-Brigade, Generalmajor v. Barnekow, in die Höhenpoſition ein und beſetzte den Kapellenberg, ſo wie das links daneben gelegene Terrain. Die ernſten Kämpfe, die noch bevorſtanden, waren (ſoweit der rechte Flügel in Betracht kommt) ausſchließlich Kämpfe dieſer Brigade. Ihr war es vorbehalten, den Tag von Trautenau partiell wenigſtens zu einem Ruhmestage für das oſtpreußiſche Armee-Corps zu machen.

Die Dinge, die bis dahin, in beinah 9ſtündigem Gefecht, einen, den mildeſten Ausdruck zu wählen, ſich hinzögernden Charakter gehabt hatten, entwickelten ſich nun mit Rapidität. Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz, während ſeine zwei friſchen Brigaden zum Angriff ſich formirten, zog fünf Batterieen mit zuſammen 40 Geſchützen in die Linie ſüdlich zwiſchen Hohenbruck und Kaltenhof und ließ dieſelben ihr Feuer gegen den Kapellenberg, oder die Höhe von St. Johann eröffnen, die mehr und mehr zum Schlüſſel der Stellung geworden war. Eine Stunde lang tobte das Geſchützfeuer auf der ganzen Linie; wir hatten nur zwei Batterieen (zwölf Geſchütze) auf der Höhe, um zu antworten.*) Eine dritte, die Batterie Böhnke, war ſchon vorher, weil ohne Unterſtützung gelaſſen, zum Abfahren gezwungen worden.

---

*) Der Verfaſſer der „Taktiſchen Rückblicke“ ſagt in ſeiner, namentlich mit Rückſicht auf das Gefecht bei Trautenau höchſt beherzigenswerthen Broſchüre (Berlin, F. Dümmler, 1869) über dieſe ſparſame Verwendung der Artillerie mit Recht: „Ein Artillerie-Offizier, der den taktiſchen Blick für das Terrain hat, wird ſtets Raum finden. Bei Trautenau fand man ihn nicht; ſo wurden nur wenige Batterieen ins Gefecht gebracht und dieſe nur auf einzelne Augenblicke. Ueber ihre Ausdauer im Gefecht berichten die Verluſtliſten. Von 1338 Mann

Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz, als er unſre Stellung genugſam erſchüttert glaubte, wies die Brigade Wimpffen an, auf die Höhe von St. Johann zum Sturme vorzugehn; die Brigade Grivicic erhielt Befehl, den Frontal-Angriff durch einen energiſchen Stoß auf unſre linke Flanke (unſere 45er und 44er ſtanden im Weſentlichen mit Front gegen Weſten) zu unterſtützen, beziehungsweiſe einzuleiten.

Wir folgen zunächſt der Brigade Grivicic. Ein öſtreichiſcher Bericht ſagt: »Unſer Angriff mißlang. Es war freilich ein erhebender Anblick, als der tapfre Oberſt Grivicic die Truppen ſeiner ausgezeichneten Brigade vorerſt in zwei Treffen aufmarſchiren ließ und nach kurzer, von weit erſchallendem Jubel begleiteter ungariſcher Anſprache und unter den Klängen des Radetzky-Marſches zum Angriff auf die bewaldeten Höhen vorführte. Aber vergeblich. Der Feind hielt die Stellung zäh feſt. Das Zündnadelgewehr wirkte verheerend.« *)

So die Brigade Grivicic. Nicht günſtiger verliefen die Dinge bei der Brigade Wimpffen, die links neben jener zum Sturme ſchritt. Auch dieſe

---

Geſammtverluſt des Corps kommen auf die 16 Batterieen 7 Verwundete, von dem Geſammtverluſt von 78 Pferden 2 Pferde, alſo per Batterie nicht ein halber Mann und ein achtel Pferd. — Es war ganz gewiß kein Mangel an perſönlichem Muth, aber das Terrain ſchien bedenklich, man wollte die Artillerie nicht einem möglichen Echec ausſetzen, deshalb ließ man den größten Theil der Batterieen gar nicht das eigentliche Gefechtsfeld betreten. Es fehlte weder an Raum noch an Zeit alle 96 Geſchütze zu etabliren. Man verlor aber lieber das Gefecht, als einige Geſchütze."

*) Ein dieſſeitiger Bericht (von einem 45er) ſagt: „Unſer Oberſtlieutenant v. Schmeling, fürchtend daß unſre Hauptſtellung am Kapellenberge, im Falle eines Weichens des linken Flügels, in mißliche Lage gerathen könne, faßte den Entſchluß, ſein Füſilier-Bataillon und die 1. und 8. Compagnie des Regiments für das Ganze einzuſetzen; durch Signal und Wort die Compagnieen aufferdernd, warf er dieſelben dem erſten Treffen des in dichten Colonnen anrückenden Feindes: 2 Bataillone Airoldi, 1 Bataillon Alexander und 16. Jäger-Bataillon, entgegen. Angriff hüben und drüben. Unter klingendem Spiel rückten die vier feindlichen Bataillone an, mit Hoch und Hurrah antworteten die Unſren. So ſtießen wir zuſammen. Die 8., 10. und 11. Compagnie kamen mit zwei ohne Fahnen anſtürmenden Bataillonen ins Handgemenge. Kurzer Kampf, der Feind wich, obgleich die Offiziere die Mannſchaften auf jede Weiſe zum erneuten Anlaufe zu bringen verſuchten. Ein mörderiſches Schnellfeuer, das die zwei neu anſtürmenden, ſo wie die zurückgeſchlagenen Bataillone decimirte, machte uns zu unbeſtrittenen Beſitzern der Poſition, auf die der Angriff erfolgte. Wir hatten ſchwere Verluſte. Es ſtarben den Heldentod: die Hauptleute v. Gabain (10. Compagnie), v. König (8. Compagnie) und Lieutenant Treuge, verwundet wurde Oberſtlieutenant v. Schmeling durch einen Schuß in den rechten Oberſchenkel, mit ihm 100 Mann ſchwer und leicht. Die Leichen der gefallenen Feinde lagen dicht übereinander, namentlich war ein Hohlweg am linken Flügel, der auf unſre Stellung zulief und durch welchen der fliehende Feind ſich abzuziehen hoffte, mit Todten und Verwundeten angefüllt. Alt-Rognitz und Rudersdorf brannten an mehreren Stellen."

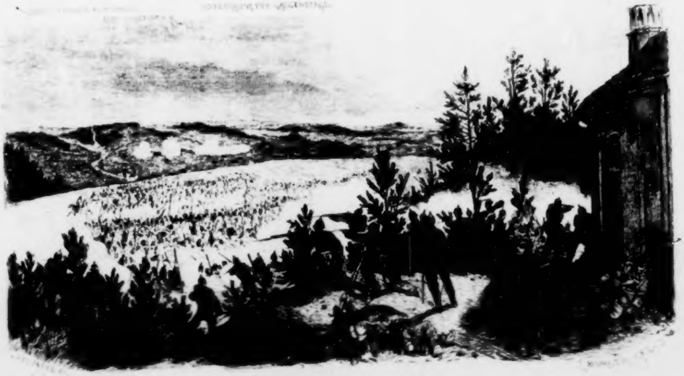
(Wimpffen) hatte ſich in zwei Angriffslinien formirt. Zwei Bataillone Erzherzog Stephan links, zwei Bataillone Bamberg-Infanterie rechts neben der Chauſſee, ſo dirigirte ſich das erſte Treffen gegen die Kapelle von St. Johann. Das zweite Treffen ſchloß dicht auf. Ein gegneriſcher Bericht ſagt: »Unſer Auge folgte erwartungsvoll. Die Brigade erſtieg die ziemlich ſteil abfallenden Höhen und überſchritt mehrere mit der Front parallel laufende Hohlwege, ohne den Zuſammenhang zu verlieren. Unter klingendem Spiel blieben die Bataillone im Avanciren, bis auf nächſte Diſtance vor der Kapelle und dem ſie umgebenden Wäldchen der Angriff ſtockte. Von einem verheerenden Kleingewehrfeuer empfangen, war die Brigade nicht im Stande, den letzten vertheidigten Punkt der feindlichen Poſition zu nehmen. Trotz opfervollſter Anſtrengungen, ſie mußte zurück und wurde bei Hohenbruck geſammelt.«

Der Sturm beider Brigaden alſo war geſcheitert; am linken Flügel (Alt-Rognitz) hatten die 44er und 45er, am rechten Flügel (Kapelle St. Johann) das 43. Regiment den Angriff abgewieſen.

So lag denn abermals ein Erfolg vor; aber es ſcheint faſt, daß man ihn dieſſeits nicht als ſolchen erkannte. Statt die letzten Kräfte unſrer bis dahin zwar angeſpannten, aber keineswegs ausgenutzten Bataillone energiſch zuſammen zu faſſen, ſtatt Alles was in und um Trautenau ſtand auf die gefährdete Höhe von St. Johann hinaufzuführen, war man nur noch bedacht, das was oben ſtand, nach unten zu in Sicherheit zu bringen. Die 44er und 45er, eben noch ſiegreich, traten ihren Rückzug auf Parſchnitz an; die 43er (nur zwei Bataillone ſtark) erhielten Ordre, durch die Aufſtellung des Grenadier-Regiments Nr. 3 hindurch ihren Abzug eben dahin (Parſchnitz) zu bewerkſtelligen. Aber noch ehe dieſer Abzug ausgeführt werden konnte, erfolgte ſeitens des Gegners der letzte entſcheidende Angriff und traf, ſo ſcheint es, in erſter Reihe dieſelben beiden Bataillone 43er, die den Anſturm der Brigade Wimpffen ſoeben erſt zurückgewieſen hatten. Wir ſchreiten jetzt zur Darſtellung dieſes letzten Gefechts-Moments, dabei im Weſentlichen den öſtreichiſchen Bericht zu Grunde legend.

Die Entſcheidung. Die Brigade Knebel nimmt die Höhe von St. Johann. 6 Uhr.

Um 5 Uhr, ehe noch die Angriffe der Brigaden Grivicic und Wimpffen vollſtändig geſcheitert waren, erſchien die Brigade Knebel auf dem Gefechtsfelde und wurde angewieſen, zwiſchen Neu-Rognitz und Hohenbruck à cheval der Straße Stellung zu nehmen. Sie hatte ihren Aufmarſch kaum bewirkt, als das Regiment Erzherzog Stephan von dem Sturme auf die St. Johannes-Kapelle zurückwich.



TREFFEN BEI TRAUTENAU

DIE K.K. BRIGADE KNEBEL NIMMT DIE [illegible]

„Generalmajor Knebel glaubte nunmehr — ſo ſagt der gegneriſche Bericht — nicht unthätig ſtehen bleiben zu dürfen, in einem Augenblick, wo der Feind der geworfenen Brigade Wimpffen folgen und unſre eigne Stellung bei Hohenbruck ſehr gefährden konnte. Zudem ſchien dem Brigadegeneral ein letzter Angriff auf die feindliche Poſition des Verſuchs im höchſten Grade werth. Er beſchloß daher, ohne erſt einen Befehl abzuwarten, in das Gefecht einzugreifen und ordnete unverzüglich die Vorrückung und den Sturm der ganzen Brigade auf die Höhe von St. Johann an.

Das 28. Jäger-Bataillon, welches ſchon von Neu-Rognitz auf die Höhen in der rechten Flanke der Brigade vorgeſchoben worden war, ging längs der dort befindlichen Waldparzellen gegen den ſüdöſtlich der Kapelle gelegenen Steinbruch vor. Im Centrum befand ſich das Regiment Kaiſer mit ſeinen drei Bataillonen in geſchloſſenen Diviſions-Maſſenlinien im *erſten* Treffen. Das Regiment Erzherzog Karl folgte in Bataillons-Maſſen im *zweiten* Treffen.

Die Brigade-Batterie nahm auf dem linken Flügel Stellung und beſchoß die St. Johannes-Kapelle, um den Vormarſch der Truppen zu protegiren.

Dieſe rückten in der muſterhafteſten Ordnung gegen die Höhe von St. Johann vor, wo die beiden Bataillone 43er*) der Brigade v. Barnekow, mit Aufopferung, und einen wahren Kugelregen vor ſich hinſchleudernd, ſich zu halten ſuchten.

Bei dieſem mörderiſchen Angriff gerieth das 1. Bataillon Kaiſer in das heftigſte Kleingewehrfeuer, verlor ſeinen Commandanten, Oberſtlieutenant v. Habermann, ſowie einen großen Theil ſeiner Offiziere und mußte anfänglich zurückweichen. Ein *zweiter* Verſuch die Höhe zu nehmen, wobei Oberſt Du Rieux das genannte Bataillon ſelbſt vorführte, ſcheiterte gleichfalls, da die bereits im höchſten Grade ermüdete Mannſchaft das letzte, ſehr ſteile Stück nicht zu erklimmen vermochte. Mittlerweile gelang es jedoch dem 3. Bataillon unter Major Pilati und dem 2. Bataillon unter Major van der Stoot, die Höhe von der *weſtlichen* Seite zu erſteigen und ungeachtet

---

*) Wir halten dieſe Auffaſſung, wonach alſo auch der *letzte* entſcheidende Angriff ſich vorzugsweiſe, wo nicht ausſchließlich gegen die 43er richtete, für zutreffend. In dieſſeitigen Berichten — bei wohl abſichtlicher Unbeſtimmtheit des Ausdrucks — klingt es meiſt, als habe der Anſturm der Brigade Knebel mehr das Grenadier-Regiment Nr. 3 als die 43er getroffen. Das iſt aber ſehr unwahrſcheinlich. Allein das 1. Bataillon vom 43. verlor 278 Mann und faſt die Hälfte ſeiner Offiziere, wogegen alle *drei* Bataillone des Grenadier-Regiments nur einen Geſammtverluſt von etwa 80 Mann hatten. In ſchwankenden Fällen geben ſolche Zahlen oft die beſte Entſcheidung. — Außer den 43ern hielten nur noch ſchwache Abtheilungen vom 41. die vorderſte Hügelreihe beſetzt. Es war die 1. Compagnie letztgenannten Regiments, Hauptmann v. Gabain, die auf dem Hopfenberge bis zuletzt ausharrte und erſt gleichzeitig mit den 43ern ihren Rückzug antrat.

des ſich auf dieſelben concentrirenden Front- und Flankenfeuers, den Feind aus ſeiner Poſition zu werfen und die Kapelle zu nehmen. Major Pilati, der Erſte ſeiner Abtheilung auf der Höhe anlangend, fiel von einer Kugel tödtlich getroffen.

Das Regiment Erzherzog Karl, welches als zweites Treffen folgte, unterſtützte den Angriff von Kaiſer-Infanterie weſentlich; es wurde von ſeinem Commandanten Oberſt Behm, der hier — ebenſo wie Oberſtlieutenant Wilhelm Baron Stenglin — den Heldentod fand, ſo nahe an das erſte Treffen vorgeführt, daß ein Theil faſt gleichzeitig mit dieſem die Höhe erſtürmte. (6¾ Uhr.)

Die geworfenen feindlichen Bataillone zogen ſich nun durch die Abtheilungen des 3. Grenadier-Regiments hindurch, auf Parſchnitz zu, wohin das letztgenannte Regiment in Staffeln folgte, nachdem es durch Erzherzog Karl-Infanterie ebenfalls zum Rückzug gezwungen worden war.

Das 28. Jäger-Bataillon erſtürmte die Kriblitzer Vorſtadt und drängte die letzten Abtheilungen des Feindes ins Aupa-Thal hinaus.

Inzwiſchen war auch Oberſt Grivicic mit ſeiner Brigade auf dem Katzauer Berge, öſtlich von Kriblitz, angelangt. Brigade Wimpffen beſetzte den Hopfenberg. So ſtanden denn, etwa um 7 Uhr, drei kaiſerliche Brigaden auf den dominirenden Höhen, angeſichts deren die letzten Abtheilungen des preußiſchen Corps im Thale abzogen.

Erſt um 9¼ Uhr verſtummte das Geſchützfeuer gänzlich.

Die Erſtürmung der Höhe von St. Johann ſeitens der Oeſtreicher war ein Bravouract erſten Ranges. Während des ganzen Feldzuges bietet vielleicht nur das Gefecht bei Uettingen, auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz, wo die 36er den Oſnert nahmen, ähnliche Momente. — Im Angriff gegen den Kapellenberg entwickelten beide öſtreichiſchen Brigaden gleiche Energie; daß die eine glücklicher war als die andre, lag in der veränderten Situation; unſre Widerſtandskraft war eben von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſchwächer geworden, erlahmt. Brigade Knebel würde ſonſt höchſt wahrſcheinlich das Schickſal der Brigade Wimpffen getheilt haben. Der Ausgang hing ohnehin an einem Haar.

Verſuchen wir eine Schilderung der Localität (Höhe und Kapelle von St. Johann), um deren Beſitz es ſich ſchließlich handelte. Hohenbruck, horizontal in der Tiefe gelegen, geſtattet einen guten Aufmarſch. Aus der Tiefe aufſteigend tritt man gegen Norden hin auf einen plateauartigen Höhenzug, der angeſichts einer weithin ſichtbaren Kapelle plötzlich ſteil abfällt und, eine tiefe Schlucht bildend, jenſeits dieſer Schlucht zu einer neuen Höhe ſich erhebt. Dieſe Höhe iſt der Kapellenberg oder die „Höhe von St. Johann“. Auf den erſten Blick erſcheint es unmöglich, unter feindlichem Feuer, noch dazu des Zündnadelgewehrs, dieſe Schlucht hinab und wieder hinauf zu ſteigen; die Formation derſelben iſt aber doch ſo eigenthümlich, daß ſie für die anſtürmenden Truppen gewiſſe Ruhepunkte geſtattet, indem kleinere Schluchten, hohlwegartig einſchneidend, wiederum die Hauptſchlucht durchziehn. Unter Ausnutzung dieſer Einſchnitte wurde es den feindlichen Bataillonen möglich, ſich verhältnißmäßig nah an den Kapellenberg, ja bis auf dieſen hinauf zu ſchieben, ſo daß nur noch ein letztes ſteiles Stück völlig deckungslos zu erſtürmen blieb. Aber ſo kurz dieſe Strecke war, — ſie koſtete das Blut vieler Hunderte. Hier fielen die vorderſten Reihen von Kaiſer-Infanterie wie gemäht, bis dicht aufſchließende Abtheilungen endlich die Höhe erreichten und von zwei Seiten her andrängend, unſre 43er zum Rückzuge zwangen.

Dieſe (unſre 43er) haben ſelbſt eine Schilderung der letzten und entſcheidenden Gefechtsmomente gegeben. Wir entnehmen derſelben, mit Bezug auf das am härteſten bedrängte 1. Bataillon, Folgendes:

„Die erſten feindlichen Colonnen wurden durch Salven, denen hinterher ein verheerendes Schnellfeuer folgte, von den zur Hälfte erſtiegenen Höhen zurückgeworfen; noch aber hatte ſich der, bei der ſchwülen Windſtille auf der Höhe lagernde dichte Pulverdampf nicht verzogen, als ſchon neue feindliche Sturmcolonnen tambour battant durch die Geworfenen durchdrangen.

Nach neuem Schnellfeuer, in welchem die Soutiens bis zu 25 Patronen pro Mann verſchoſſen, waren die 1. und 2. Compagnie gezwungen, die Stellung an der Kapelle zu räumen. In der Front und rechten Flanke durch mehrere Colonnen beſtürmt, mußten die Soutiens nach zwei Seiten feuern. Als die feindlichen Colonnen auf einige 20 Schritt heran waren, ließ ſich erkennen, daß ein längeres Verbleiben zu vollſtändiger Gefangenſchaft führen mußte; denn keine Reſerve oder Verſtärkung war ſichtbar. Hauptmann v. Normann befahl daher den Rückzug der 1. Compagnie, welchem gleich darauf die 2. Compagnie folgte. Vice-Feldwebel Kirſch fand hier den Heldentod; Lieutenant Gewiſsheit fiel, als Führer des Schützenzuges, im Oberſchenkel tödtlich verwundet. Es war 6½ Uhr.

Die 3. und 4. Compagnie, unter Hauptmann Freiherrn v. Braun, hatten unterdeſſen gleichfalls mehrere feindliche Colonnen abgewieſen; als aber immer neue Maſſen vorrückten und Hauptmann v. Braun, durch die Bruſt geſchoſſen, ſchwer verwundet niederſank, war es auch für dieſe Compagnieen unmöglich geworden, die Stellung länger zu behaupten. Rechts war die Kapelle eben verloren worden und auch in der linken Flanke ſchlugen bereits feindliche Kugeln ein.

Der Rückzug wurde nun von allen Compagnieen nordwärts angetreten und vom Feinde ſtark bedrängt. Die 1. Compagnie dirigirte ſich durch das Nordende von Trautenau; die anderen drei Compagnieen durchwateten die Aupa abwärts in Entfernung von mehreren 100 Schritten. Auf dem Rückzuge über den Hopfenberg war die Fahne des Bataillons, welche mehrfach getroffen war, in Gefahr, verloren zu gehen. Der Fahnenträger, Sergeant v. Saß-Jaworſki, ſtrauchelte und fiel einen Abhang hinunter. Schon war der nachdringende Feind im Begriff, ſich auf das Feldzeichen zu ſtürzen, als die Leute der 3. Compagnie ſofort daſſelbe umringten und durch lebhaftes Schnellfeuer ſchützten. Die feindlichen Schützenſchwärme wichen wieder zurück und der Rückzug konnte fortgeſetzt werden.-

Das Zurückgehn auf Golden-Oels.

Um 7 Uhr, ſo ſagten wir, ſtanden drei öſtreichiſche Brigaden auf den drei Südhöhen von Trautenau; die Unſren, im Aupa-Thale hin, nahmen ihren Rückzug zunächſt auf Parſchnitz. Alles hing jetzt davon ab, mit welcher Kraft der Feind nachzudrängen ſuchte. War er noch ſtark genug zu einem energiſchen Stoß, ſo war unſer 1. Corps aufs Aeußerſte gefährdet. Eine Kataſtrophe war nahezu unvermeidlich, wenn der Gegner durch Artilleriefeuer von den Höhen unſre abziehenden Colonnen in Verwirrung brachte und gleichzeitig durch ein Vorſchieben ſeiner rechten Flügel-Brigade (Grivicic) das Aupa-Thal wie mit einem Riegel ſchloß.

Dieſe Kataſtrophe blieb uns erſpart. Sie blieb uns erſpart, einestheils weil die Kräfte des Feindes zu erſchöpft waren, anderntheils weil derſelbe, wie wir ſelbſt, eines klaren Ueberblicks über die Situation entbehrte. Alle Geſammtleitung hatte längſt aufgehört. Schwache, planloſe Verſuche nachzudrängen und unſern Rückzug zu gefährden, wurden durch das Füſilier-Bataillon vom 4. Regiment, dann durch das oſtpreußiſche Jäger-Bataillon zurückgewieſen.

So glückte es denn, unter verhältnißmäßig geringen Verluſten, den Abzug zu bewerkſtelligen. Dieſer ging wieder dem Gebirge zu, in der Richtung auf Liebau und Schömberg. Der wichtige Punkt Golden-Oels, der eigentliche Engpaß und zugleich Schlüſſelpunkt zum Aupa-Thal, wurde beſetzt gehalten. Nach Mitternacht (zum Theil erſt um 3 Uhr früh) trafen, nach faſt 24ſtündiger Anſtrengung, die zum Tode ermüdeten Truppen auf ihren alten Lagerplätzen ein.

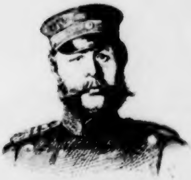
Von Seiten des Feindes verblieb die Brigade Grivicic auf den Höhen ſüdlich von Parſchnitz (Katzauer Berg). Brigade Wimpffen beſetzte Trautenau. Generalmajor Baron Koller übernahm das Commando über dieſe am meiſten vorgeſchobene Hälfte des X. Corps. Die andre Hälfte (Brigade Mondl und Knebel) bivouakirte in einer mehr rückwärts gelegenen Stellung bei Neu-Rognitz und Hohenbruck. Hier befand ſich auch der Commandirende, Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz.

Die Verluſte. — Der »Verrath von Trautenau«. — Rückblick.

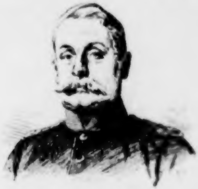
Erfolglos war der Kampf bei Trautenau verlaufen, ſein einziges Reſultat waren ſeine Verluſte. Sie waren, wie ſchon bei Nachod und Skalitz, auf feindlicher Seite beſonders hoch und überſtiegen das Vierfache der unſrigen. Die Oeſtreicher verloren 191 Offiziere (darunter 12 Stabsoffiziere) und 4596 Mann. Die größten Verluſte hatten die Brigaden Grivicic und Wimpffen, die, hügelan, in dichten Sturmcolonnen unter das Feuer des Zündnadelgewehrs gekommen waren. Allein das Regiment Bamberg (Brigade Wimpffen) verlor über 500 Mann, darunter 369 Schwerverwundete.

Der preußiſche Verluſt belief ſich auf 56 Offiziere und 1282 Mann, darunter 86 Vermißte. Am meiſten hatten die vier neuen Regimenter, das 41., 43., 44. und 45. gelitten, beſonders die 43er (352 Mann).

Major v. Hüllesheim (Portrait ſiehe folgende Seite), Commandeur des 1. Bataillons 43. Regiments, war gefallen, nicht zu Ende des Kampfes als ſein Bataillon, mit ruhmeswerther Bravour, die Angriffe weit überlegener Colonnen abwies, ſondern zu einer frühern Stunde (4½), als die lange, feindliche Geſchützreihe den Angriff der Brigaden Grivicic und Wimpffen einleitete. Gleich eine der erſten Granaten, die beim Kapellenberg ein-



ſchlugen, tödtete den Major, ſowie den neben ihm haltenden Premierlieutenant v. Keber und verwundete den Bataillonsadjutanten Lieutenant Sperling.



Am linken Flügel fiel Major v. Nordenflycht vom Grenadier-Regiment Nr. 4. — Keine Fahne war unſrerſeits verloren gegangen. Oeſtreichiſche Feldzeichen waren mehr als einmal in Gefahr geweſen. So finden wir im Bericht des Regiments Bamberg: „Zur Erhaltung der Fahne des 2. Bataillons hat Oberlieutenant Otto Höffern v. Salfeld das Meiſte beigetragen, da ſelbe ſchon Gefahr lief vom Feinde erobert zu werden, und derſelbe ſie blos durch ſeine Tapferkeit dem Bataillon erhielt.“ Dies war im Kampf um den Kapellenberg, bald nach 5 Uhr.

Einer Epiſode dieſes Tages haben wir noch zu gedenken, wir meinen des ſogenannten „Verraths von Trautenau“. Dieſe Frage hat bekanntlich eine ganze Controverſliteratur hervorgerufen. Während die Einen nicht müde geworden ſind, Trautenau als ein „fanatiſirtes Czechenneſt“ zu ſchildern (es iſt eine rein deutſche Stadt), haben ſich Andre ebenſo bemüht, die gefallenen Schüſſe zu beſtreiten und jede Erzählung davon als lügneriſche Fiction zu bezeichnen. Jetzt, wo die Tage der Aufregung vorüber ſind, kann es nicht ſchwer halten, die Frage wenigſtens in der Hauptſache zu entſcheiden.

Von einem »Verrath von Trautenau« kann nicht wohl die Rede ſein. Von einem ſolchen ließe ſich ſprechen, wenn die Bürger oder der Vorſtand der Stadt unſre Truppen nach Trautenau hineingelockt hätten, um ſie ſpäter zu überfallen, mit andern Worten, wenn ein Plan, ein Complott vorhanden geweſen wäre. Von einem ſolchen hat aber weder die ſpäter geführte Unterſuchung das Geringſte ergeben, noch deuten die Vorgänge in der Stadt, die (ſelbſt wenn wir die ſchlimmſte Verſion gelten laſſen) immer ſehr unbedeutend blieben, darauf hin. Wir plaidiren, was die Geſammthaltung der Stadt und ihrer Vertretung angeht, unbedingt für Nichtſchuldig.

Unſer Nichtſchuldig aber ſoll nicht dahin gedeutet werden, daß nicht einzelne Schuldige zu betreffen geweſen wären. So viel wir wiſſen, iſt in keinem einzigen Fall die Schuld nachgewieſen worden, aber wir halten es nach Allem, was vorliegt, für mehr als wahrſcheinlich, daß zu verſchiedenen Malen und zwar von Civilperſonen aus Fenſtern und Dächern auf preußiſche Soldaten geſchoſſen worden iſt. Dr. Roth (Bürgermeiſter von Trautenau) beſtreitet es freilich. Er war aber nicht überall, konnte es nicht ſein und geht in ſeinem Ableugnungseifer gewiß zu weit, wenn er für jeden Einzelnen (er ſpricht an andrer Stelle ſelbſt von der Erbitterung vieler Hunderte von brodlos gewordenen Arbeitern) den Anwalt macht und »wahrheitsliebende preußiſche Männer, die aus den trautenauer Häuſern ſchießen ſahen«, auffordert, ihre Namen zu nennen. Unter Namensnennung iſt ihm denn auch in dem Grenzboten darauf geantwortet worden. Es heißt in dieſer Antwort: »Es giebt wirklich viele wahrheitsliebende Männer, die bezeugen können und bezeugen müſſen, daß die preußiſchen Truppen aus den Fenſtern der trautenauer Häuſer beſchoſſen wurden, und zwar nicht etwa von öſtreichiſchem Militair, denn ſolches wurde nicht in der Stadt gefunden. Ich könnte Herrn Dr. Roth das Haus malen — ſo lebhaft ſteht es mir noch vor Augen — aus welchem auf uns, die wir in der nächſten Straße von Parſchnitz her zwiſchen Aupa-Brücke und Kapelle poſtirt waren, der erſte Schuß fiel; es war das Eckhaus vis-à-vis der eben genannten Kapelle; daſſelbe wurde in Folge deſſen, da die Thüren verrammt waren, erbrochen und durchſucht. Nachher habe ich in kurzen Zwiſchenräumen noch etwa fünf oder ſechs Schüſſe fallen ſehen. Dies war keine Augentäuſchung, wofür Herr Dr. Roth die Sache erklären will; eine ſolche kann wohl einem Einzelnen paſſiren, nicht aber Hunderten von Menſchen, die gewohnt ſind, mit ſcharfem Auge um ſich zu blicken.«

Wer ſich auf den Klang der Wahrheit verſteht, der wird ſagen: das klingt wahr. Auch irrt Dr. Roth, in deſſen bona fides wir nicht den geringſten Zweifel ſetzen, darin, wenn er auf das Unſinnige einer ſolchen Auflehnung des Einzelnen gegen Tauſende aufmerkſam macht. Solche Scenen wiederholen ſich immer wieder. Wer jemals Straßenkämpfen beiwohnte, wird Zeuge davon geweſen ſein. Kritiklos, aller Klarheit beraubt, nur einem dunklen Drange, einer zitternden Erregung preisgegeben, glaubt der Einzelne in einer Miſchempfindung von Heldenthum und Hinterliſt, von Opfermuth und Rachedurſt es wagen zu können, und blind gegen die Folgen, wirft er den Stein oder feuert ſein verroſtetes Gewehr ab. Es iſt nicht nöthig, daß ſich ſolche Scenen jedesmal ereignen, aber wenn ſie ſich ereignen, ſind ſie in ihrer Art natürlich. Dabei (unter Umſtänden) vom patriotiſchen Standpunkt aus ſehr wohl zu rechtfertigen. Wir glauben, daß Trautenau der Schauplatz ſolcher Scenen geweſen iſt. Ueber ihre Motive haben wir kein Urtheil.

Schließlich noch ein Rückblick auf das »Treffen bei Trautenau«.

Die Haltung der Truppen, in der Offenſive ohne beſonderen Elan (ſie waren zu ermüdet), war in der Defenſive tadellos, zum Theil, beiſpielsweiſe der 43er, vorzüglich. Ein Berichterſtatter ſagt im Weſentlichen mit Recht: »War das Reſultat des Tages auch kein glückliches, ſo können doch die im Gefecht geweſenen Truppen mit Stolz auf daſſelbe zurückblicken, denn der alte Ruhm der oſtpreußiſchen Regimenter ging unbefleckt daraus hervor.«

Gut das. Was aber die Führung angeht, ſo wird ſie von dem Vorwurf nicht freizuſprechen ſein, daß es ihr mannigfach gebrach. Die vorhandenen Mittel wurden nicht ausgenutzt, viele Bataillone kamen gar nicht zur Action, andere zu ſpät. Es fehlte an Ueberblick, an Raſchheit; wo Bewegung herrſchen ſollte, herrſchte Stagnation, nirgends Entwicklung der Kräfte. Wo wenig benöthigt war, ſtanden Regimenter, wo Regimenter nöthig waren, ſtanden einzelne Compagnieen. Ganz beſonders gilt dies vom linken Flügel. Von den 12 Bataillonen, die hier operirten, kam nicht die Hälfte ernſthaft an den Feind. Und doch attakirte dieſer mit ganzen Brigaden. Woran es lag, daß nichts rechtzeitig ſich entfaltete, — erſt eine ſpätre Zeit wird darüber urtheilen können. Die urſprüngliche Dispoſition, die Vertheilung der Kräfte in den großen Zügen, war untadlig; erſt im Detail begannen die Unzulänglichkeiten. Es iſt keine Frage, daß dies von Seiten des I. Corps ſelbſt ſehr ſchmerzhaft empfunden worden iſt.

Das Generalſtabswerk, überall maßvoll und gehalten im Ausdruck, kann doch nicht umhin folgendes Urtheil abzugeben: »Das I. Armee-Corps war während des ganzen Tages in ein nachtheiliges Verhältniß dadurch getreten, daß nicht gleich Anfangs Trautenau und die *dominirenden Höhen* beſetzt und ſo das Debouchiren der Geſammtmacht geſichert wurde. Seine anfängliche Ueberlegenheit (4 gegen 1) blieb auf dieſe Weiſe ohne Einfluß. Während das Gros dieſſeits der Aupa verblieb, kämpften jenſeits derſelben nur *einzelne Abtheilungen*, welche zwar ſucceſſive unterſtützt wurden, die aber der ſtets wachſenden Macht des Gegners unterliegen mußten, ſo lange dieſem nicht das *Ganze* entgegen zu treten in der Lage war.

Die *Infanterie focht faſt allein*; ſie fand geringe Unterſtützung an der Cavallerie und der größte Theil der Artillerie verblieb in Stellungen, aus welchen ſie auf das eigentliche Gefechtsfeld nicht zu wirken vermochte. Dem gegenüber nutzten die Oeſtreicher, bei voller Freiheit ihrer Bewegungen, alle Waffen aus und konnten die ganze Ueberlegenheit ihrer Geſchützwirkung (ſchließlich 40 Geſchütze gegen 12) zur Geltung bringen.

Die Anweſenheit der 1. Garde-Diviſion bis 2 Uhr Nachmittags, welche durch geſchloſſenes Vorgehn in des Feindes rechter Flanke den Ausſchlag geben konnte, war nicht benutzt worden. Die aus allen Brigaden *detachirten Bataillone* und *einzelnen Compagnieen* leiſteten den hartnäckigſten Widerſtand.«

In dieſen Sätzen, wenn auch zum Theil verſchleiert, ſind alle Vorwürfe enthalten, die der Führung des I. Armee-Corps gemacht werden können. Schärfer im Ausdruck (auch gegen die *öſtreichiſche* Führung) iſt die Kritik eines, allem Anſchein nach, mit im Gefecht geweſenen jüngeren Offiziers. Wir geben daraus, trotz einiger Berolinismen, Folgendes:

»Die ganze 2. Diviſion, die zuerſt eintraf, lagerte harmlos in dem öſtlich von Trautenau gelegenen *Thalkeſſel*, in welchem ihr einige feindliche Bataillone von den umliegenden Höhen aus furchtbare Verluſte beibringen konnten; — ſie lagerte und erwartete die von *Liebau* her im Anmarſch begriffene 1. Diviſion.

Um 9 Uhr langte dieſe an, und etwa eine halbe Stunde ſpäter fielen die erſten öſtreichiſchen Kanonenſchüſſe.

In der That! bei *Trautenau* machten anfänglich auch die öſtreichiſchen Generale gegen die *Anfangsgründe der Taktik* arge Verſtöße. Die Oeſtreicher beſetzten *nicht* jene Höhen, von welchen aus ſie uns ohne Schwierigkeiten zuſammenſchießen und in die Defilés zurückwerfen konnten; ſondern ſie benachrichtigten uns durch eine unwirkſame, komiſche Kanonade von ihrer ſchätzbaren Anweſenheit.

Der Commandirende gelangte nunmehr zu der Anſicht, daß es doch wohl gerathener ſein möchte, die Mauſefalle zu räumen, und ſandte daher eine Anzahl Schwadronen und mehrere Batterieen aus dem unglücklichen Thalkeſſel. Man wartete den Erfolg jener „erſten Sendung“ ab. Bald kamen die vorgeſchobenen Abtheilungen zurück und meldeten, daß für Cavallerie das Terrain ungünſtig ſei und die Artillerie ohne Bedeckung nicht operiren könne.

Jetzt endlich mußte die Infanterie jene ſteilen Abhänge erklimmen, welche die kaiſerlichen Generale noch immer nicht beſetzt hatten, wofür wir ihnen gern unſre Rettungsmedaille erwirken möchten; denn nur dieſer Nachläſſigkeit verdanken wir die Rettung vieler Menſchenleben, welche ſonſt ohne Zweifel verloren gegangen wären. Während einige Bataillone jene Hügel (am linken Flügel) hinan kletterten, marſchirten einige andre gegen Trautenau vor, und von dort aus nahmen ſie die weniger ſteilen Berge ſüdlich von der Stadt im hartnäckigen Kampfe mit großer Bravour. Dies war der Vormittags-Kampf um den ſogenannten Kapellenberg.

Elf Bataillone und zwei (kurze Zeit hindurch drei) Batterieen, waren alsdann 10½ Stunden lang handgemein mit dem Feinde. Vierzehn Bataillone und faſt die geſammte Artillerie unſeres Corps thaten keinen Schuß.*) Die gefangenen kaiſerlichen Offiziere aber ſprachen ihre Bewunderung über die Zähigkeit aus, mit denen unſre weit auseinander poſtirten Bataillone ſich ſchlugen.

Ein ungelöſtes Räthſel wird ſtets die homöopathiſche Verwendung unſrer Artillerie bleiben. Man ſprach davon, daß die Steigung der Höhen eine zu bedeutende ſei; aber dieſer Einwand erſcheint ſeltſam, wenn man bedenkt, daß böhmiſche Düngwagen jene Höhen befuhren, mithin preußiſche Artillerie, um nur mäßigen Anſprüchen zu genügen, mit den Fuhrwerken jener Böhmaken hätte concurriren müſſen.

Gegen Abend kam der Befehl zum Rückzuge.

Jedermann glaubte nun, wir würden die Höhen nördlich von Trautenau beſetzen, welche eine faſt uneinnehmbare Defenſiv-Stellung gewährten, allein es ging bis über die Grenze rückwärts. Ein Rückzug war aber durch Nichts geboten; im Gegentheil mußte der Commandirende Alles aufbieten, den bereits errungenen Erfolg: das Vordringen durch die Defiles nach Böhmen, zu ſichern.

---

*) Im Weſentlichen wird dieſe Angabe richtig ſein. Ob 14 Bataillone (andere Berichte ſprechen nur von 5) keinen Schuß thaten, mag dahin geſtellt bleiben, daß aber nahezu die Hälfte aller Bataillone nicht im Entfernteſten zu energiſcher Verwendung, am wenigſten zu voller Ausnutzung ihrer Kräfte kam, darüber kann kein Zweifel ſein. Das ergiebt ſich einfach aus den Verluſtliſten. Die vier alten Regimenter 1, 3, 4 und 5 hatten im Treffen bei Trautenau, das in runder Zahl zwölf Stunden dauerte, einen Geſammtverluſt von 388 Mann, darunter 60 Todte. Je tauſend Mann hatten alſo 5 Todte. Aus ſolchen Zahlen ergiebt ſich genugſam, daß die betreffenden Bataillone ſehr wenig, einzelne wahrſcheinlich ſo gut wie gar nicht ins Gefecht gezogen worden ſind. Man vergleiche damit die Haltung der 5. Diviſion bei Gitſchin und der 7. Diviſion im Swiep-Wald (bei Königgrätz). Das war Ausnutzung vorhandener Kräfte.

Bedachte er nicht, daß er durch ſeinen Rückzug den ganzen ſtrategiſchen Plan Preußens gefährden konnte?«

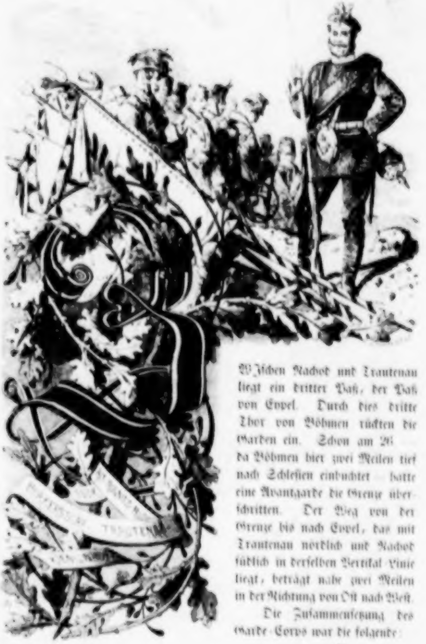
Das ſind ſcharfe Worte, aber wohl kaum zu ſcharf. —

Wir haben geglaubt, dieſe Punkte wenigſtens berühren zu müſſen. Das Schweigen über Dinge, die, milde ausgedrückt, viel zu wünſchen übrig ließen, oder wohl gar der Hang ſolche Vorgänge zu beſchönigen, iſt alles andre eher als patriotiſche Pflicht. Eine Darſtellung, die bei der Zähigkeit der oſtpreußiſchen Regimenter mit Vorliebe verweilend, lediglich um dieſes zähen Aushaltens willen den Tag von Trautenau neben Nachod und Skalitz ſetzen und für jede dieſer Actionen das gleiche Maß von Anerkenntniß haben will, begeht eine große Ungerechtigkeit gegen den ruhmreichen Führer des V. Corps, der, mit ſichrem Auge und feſter Hand jedes neu eintreffende Bataillon wie einen Pfeil auf den Bogen legte und ſein Ziel zu treffen wußte. Das Alles-gleichmachen-wollen verwirrt das Urtheil, nimmt der wirklichen Kraft die Freudigkeit der Action und bringt uns um Vorbilder wahrer Heldenſchaft.

Der Tag von Trautenau ging für uns verloren. Und was das Beklagenswertheſte bleibt: »ohne daß er verloren zu gehen brauchte«.

Dieſe Andeutungen mögen genügen. Wir ſchreiten jetzt zur Schilderung jenes »zweiten Tages von Trautenau«, der den erſten wieder herausriß.

Der Einmarſch der Garden.



WIſchen Nachod und Trautenau liegt ein dritter Paß, der Paß von Eypel. Durch dies dritte Thor von Böhmen rückten die Garden ein. Schon am 26 da Böhmen hier zwei Meilen tief nach Schleſien einbuchtet — hatte eine Avantgarde die Grenze überſchritten. Der Weg von der Grenze bis nach Eypel, das mit Trautenau nördlich und Nachod ſüdlich in derſelben Vertikal-Linie liegt, beträgt nahe zwei Meilen in der Richtung von Oſt nach Weſt.

Die Zuſammenſetzung des Garde-Corps war die folgende:

1. **Garde-Diviſion** (Generallieutenant Hiller v. Gärtringen).

1. **Garde-Infanterie-Brigade**: Oberſt v. Obernitz.
    1. Garde-Regiment, Oberſt v. Keſſel.
    3. Garde-Regiment, Oberſt Knappe v. Knappſtädt.

2. **Garde-Infanterie-Brigade**: Generalmajor v. Alvensleben.
    2. Garde-Regiment, Oberſt v. Pape.
    Garde-Füſilier-Regiment, Oberſt v. Werder.

Garde-Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Röder.
Garde-Huſaren-Regiment, Oberſt v. Kroſigk.
4 Garde-Batterieen unter Major Bychelberg.

2. **Garde-Diviſion** (Generallieutenant v. Plonski).

3. **Garde-Infanterie-Brigade**: Generalmajor v. Budritzki.
    Kaiſer Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, Oberſt Knappe v. Knappſtädt.
    3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Eliſabeth, Oberſt v. Pritzelwitz.

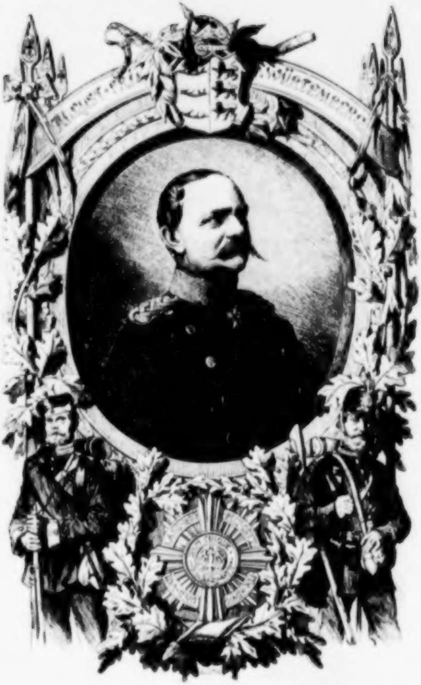
4. **Garde-Infanterie-Brigade**: Generalmajor Freiherr v. Loën.
    Kaiſer Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2, Oberſt v. Fabeck.
    4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Oberſt v. Strubberg.

Garde-Schützen-Bataillon, Major v. Beſſer.
3. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſt Mirus.
4 Garde-Batterieen unter Major v. d. Goltz.

Zum Corps gehörte noch die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade: Regiment Gardes du Corps und Garde-Cüraſſiere unter Prinz Albrecht (Sohn) und die Reſerve-Artillerie, 5 Batterieen unter Oberſt Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

An der Spitze des Corps ſtand Prinz Auguſt v. Würtemberg.

Friedrich Auguſt Eberhard, Prinz von Würtemberg, wurde am 24. Januar 1813 als zweiter Sohn des Prinzen **Paul** von Würtemberg (aus deſſen Ehe mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg) geboren. 1829 trat er in würtembergiſchen, 1830 in preußiſchen Dienſt und wurde als Rittmeiſter dem Regiment Gardes du Corps aggregirt. 1832 Major, 1836 Oberſtlieutenant, 1838 Oberſt, führte er von 1840 bis 1844 das Garde-Cüraſſier-Regiment. 1854 (inzwiſchen zum Generallieutenant aufgerückt) erhielt er das Commando der 7. Diviſion, 1856 das der Garde-Cavallerie, 1857 das des III., 1858 das des **Garde-Corps**. Im folgenden Jahre erfolgte ſeine Ernennung zum General der Cavallerie.



Nur die neuen Garde-Regimenter — damals, unter Befehl des Generals v. d. Mülbe, zu einer Diviſion combinirt — hatten an dem Feldzuge von 1864 theilgenommen; jetzt war es dem Prinzen Auguſt vorbehalten, das *ganze* Corps, und zwar gegen einen ebenbürtigen Feind, in den Kampf zu führen.

Die Aufgabe für den 27. lautete dahin: Die Garden gehen in ſüdweſtlicher Richtung bis gegen die mittlere Aupa (bei Eypel) vor, und ſuchen nach rechts hin mit dem I. Armee-Corps, nach links mit dem V. Armee-Corps die Verbindung herzuſtellen. Dem wurde nachgekommen. Die 1. Garde-Diviſion, nachdem ſie, wie wir bereits wiſſen, von Qualiſch aus dem im Gefecht ſtehenden General v. Bonin (fruchtlos) ihre Hülfe angeboten hatte, rückte am Abend in und bei Eypel ins Bivouac. Die 2. Garde-Diviſion erreichte Koſteletz,[*] eine Meile rückwärts (ſüdöſtlich). Die Reſerve-Artillerie und die ſchwere Cavallerie waren noch weiter zurück. So am 27.

Wenn die Aufgabe für den 27. gelautet hatte: bis an die Aupa (Eypel), ſo lautete die Aufgabe für den 28.: »bis an die Elbe« (Königinhof). Dies war das Natürliche. Es entſtand aber bereits am 27. Abends die Frage, ob es gerathen ſein würde, dieſen Vormarſch anzutreten. Beide

---

[*] Die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion, oder doch die Spitze derſelben (einige Escadrons vom 3. Garde-Ulanen-Regiment), hatte am Nachmittag des 27. das Reitergefecht bei Czerwenahora (Rothenberg). Dies Gefecht entſpann ſich wie folgt: Man hörte, als die Diviſion im Bivouac bei Koſteletz eingetroffen war, den Geſchützdonner von Nachod her und Oberſt Mirus, Commandeur des 3. Garde-Ulanen-Regiments, erhielt Befehl, auf Skalitz zu, zu recognosciren. Er ging ſofort mit den ihm augenblicklich zur Dispoſition ſtehenden 1½ Schwadronen ſeines Regiments im Trabe vor. Im Dorfe Czerwenahora erfuhr er, daß jenſeits deſſelben feindliche Cavallerie aufmarſchirt ſei. Oberſt Mirus ließ nach Paſſiren des Dorfes die bei ihm befindlichen 1½ Schwadronen aufmarſchiren und griff ſofort 2 ihm auf 800 Schritt Entfernung gegenüberſtehende feindliche Escadrons kaiſerliche Ulanen an. Es waren Mexico-Ulanen unter Oberſt Graf Wurmbrand. Der dieſſeitige Choc war ſo heftig, daß er die feindliche Linie vollſtändig durchbrach; die preußiſchen Ulanen wandten darauf ihre Pferde zurück und es entſtand nunmehr ein ſehr hitziges Einzelgefecht, in welchem die kaiſerlichen Ulanen nach zweimaligem Hin- und Herwogen des Kampfes vollſtändig geworfen wurden und die Flucht ergriffen. Bemerkenswerth iſt, daß, bevor die preußiſche Attake die kaiſerlichen Ulanen erreichte, dieſe letzteren aus ihren Piſtolen eine Art von Salve gegen die dieſſeitige Linie abgaben und auch noch während des Einzelgefechts mehrfach Gebrauch von den Piſtolen machten. Eine Verfolgung der öſtreichiſchen Ulanen konnte nur auf kurze Strecke hin fortgeſetzt werden, indem eine größere feindliche Cavalleriemaſſe (nach Angabe gefangener Offiziere noch 8 Escadrons) ſich in einiger Entfernung zeigte. Der Feind verlor 1 Offizier, 65 Mann und 69 Pferde. Auch die preußiſchen Escadrons (es waren während des Einzelgefechts und beim Ralliiren noch 2 Escadrons 3. Garde-Ulanen-Regiments hinzugekommen) erlitten nicht unerhebliche Verluſte. 3 Unteroffiziere und Gemeine blieben todt auf dem Platz; 3 Offiziere wurden verwundet: Oberſt Mirus durch Lanzenſtich leicht, Premierlieutenant Baron v. Dalwigk durch 2 Lanzenſtiche leicht, Secondelieutenant Freiherr v. [illegible] durch einen Lanzenſtich in den Mund erheblich. Verwundete Mannſchaften waren 31.

Flanken waren bedroht. Die von Nachod einerſeits, von Trautenau*) andrerſeits eingegangenen Meldungen hatten über einen Erfolg und einen Mißerfolg berichtet. Dies ſchien ſich die Waage zu halten. Der Trautenauer Mißerfolg war aber unzweifelhaft und für den Augenblick, ſoweit das I. Corps in Betracht kam, irreparabel, während der Erfolg bei Nachod durch den bei Skalitz ſtehenden drei Armee-Corps ſtarken Feind jeden Augenblick in ſein Gegentheil verkehrt werden konnte. Die Situation war alſo ſo mißlich wie möglich. Das ſchluchtenreiche, nirgends einen Ueberblick (am wenigſten über anrückende oder aufgeſtellte Streitkräfte) geſtattende Terrain forderte zur äußerſten Vorſicht auf. Und dennoch mußte es gewagt werden. Die preußiſche Garde konnte dieſen Krieg nicht mit einem Kehrt beginnen. Eine Recognoscirung (in der Frühe des 28.) ſollte vorausgehn; ergab dieſe keine abſolute Unmöglichkeit, ſo war Prinz Auguſt von Würtemberg zum Angriff entſchloſſen. Vorpoſten bis gegen Raatſch hin, wurden ausgeſetzt.

Wir werfen jetzt einen Blick auf den Feind.

Das X. öſtreichiſche Corps, wie bereits S. 379 hervorgehoben, ſtand ſeit dem 27. Abends mit 2 Brigaden (Wimpffen und Grivicic) in und bei Trautenau, mit 2 Brigaden (Knebel und Mondl) in und bei Neu-Rognitz. Es nahm alſo eine Hakenſtellung ein. Die bei Trautenau concentrirten beiden Brigaden ſtanden in horizontaler Linie von Weſt nach Oſt, die bei Neu-Rognitz lagernden Brigaden in verticaler Linie von Nord nach Süd. Dieſe Stellung war eine zeitweilig eingenommene; ſie konnte nicht den Zweck haben, behauptet zu werden. Das X. Corps, in ſeinem Vorrücken von Königinhof nach Trautenau, am 26. und 27., hatte den Charakter einer Detachirung im großen Style gehabt. Zweck: Zurückwerfung unſres I. Corps. Jetzt, nachdem dieſer Zweck erreicht war, war es ſelbſtverſtändlich, das detachirte Corps wieder nach Königinhof hin — wo Benedek ſeine Armee zum Vormarſch gegen Norden concentrirte — zurückzunehmen.

Dies Zurücknehmen war ſelbſtverſtändlich, aber die betreffende Ordre wurde durch die in der Nacht vom 27. auf den 28. beim Obercommando (Benedek) eingehende Meldung beſchleunigt, daß ſtarke preußiſche Abtheilungen bei Eypel ſtänden und durch einen Vorſtoß auf die Trautenau-Königinhofer Straße (etwa bei Prausnitz-Kaile) die nächſte Marſchlinie des X. Corps durchſchneiden, dies Corps ſelber aber in der Flanke umfaſſen und dadurch mindeſtens von ſeiner nächſten Verbindung mit Königinhof abdrängen könnten. In Erwägung dieſer Umſtände traf bereits am 28. früh Ordre beim Corps-Commando (Gablenz) ein, ſich aus dem Bereich des bei Eypel ſtehenden Feindes heraus und möglichſt nach Königinhof heran zu ziehn.

---

*) Die Mittheilung über den Ausgang des Gefechts bei Trautenau brachten Major v. d. Burg, aus dem Stabe des Kronprinzen, und Premierlieutenant v. Eſebeck, vom Stabe des I. Armee-Corps.

So war denn die Situation die, daß man hüben und drüben, bei Freund und Feind, von derſelben Sorge erfüllt war, von der Sorge durch Flankenbewegungen des Gegners umgangen und eingeſchloſſen zu werden. Und beide hatten Recht. In der That, das Schickſal, das wir dem Feinde bereiteten, konnte, wenn man das X. Corps rechtzeitig unterſtützte, auch uns bereitet werden.

Gablenz, nach Eingang der betreffenden Ordre aus dem Hauptquartier, disponirte über ſeine 4 Brigaden wie folgt:

Die bei Neu-Rognitz lagernden Brigaden, Knebel und Mondl, ziehen ſich ſüdlich und zwar zunächſt bis Prausnitz-Kaile;

von den bei Trautenau lagernden Brigaden, Wimpffen und Grivicic, folgt die erſtre (Wimpffen) der Richtung der Brigaden Knebel und Mondl, geht alſo über Neu-Rognitz ebenfalls auf Prausnitz-Kaile;

die Brigade Grivicic geht, parallel damit, auf Alt-Rognitz vor, deckt die linke Flanke der Brigade Wimpffen und bedroht die rechte Flanke des Feindes, wenn dieſer von Eypel aus vorſtößt.

So die Gablenzſche Dispoſition.

Während die feindlichen Colonnen, der vorſtehenden Weiſung gemäß, ſich am Morgen des 28. zum Aufbruch anſchickten, war unſererſeits, nach vorgängiger Recognoscirung, von Seiten des Garde-Commandos auf eben dieſe feindlichen Colonnen der Angriff beſchloſſen worden. Prinz Auguſt von Würtemberg hatte wie folgt disponirt:

Die 1. Garde-Diviſion debouchirt aus dem Paß von Eypel-Raatſch, geht weſtlich vor, nimmt Staudenz-Burkersdorf und ſtößt auf die Trautenau-Königinhofer Straße;

die 2. Garde-Diviſion folgt über Eypel und Raatſch, wirft aber, nach rechts hin, zwei Bataillone hinaus, um, gegen Alt-Rognitz zu, die rechte Flanke der 1. Garde-Diviſion zu decken.

Die Ausführung dieſer Dispoſition führte zu zwei ſiegreichen Gefechten:

1. zu dem Gefecht bei Staudenz-Burkersdorf, ſeitens der 1. Garde-Diviſion, und
2. zu dem Gefecht bei Alt-Rognitz und zur Wiedereroberung von Trautenau ſeitens der 2. Garde-Diviſion.

Wir gehen jetzt zur Einzel-Schilderung dieſer beiden intereſſanten Gefechte über.

Das Gefecht bei Neu-Rognitz und Burkersdorf (Soor).

BURKERSDORF

ÜBER Staudenz auf Burkersdorf lautete die Aufgabe für die 1. Garde-Diviſion.

Um 6¼ Uhr früh (28.) traten die Bataillone an.

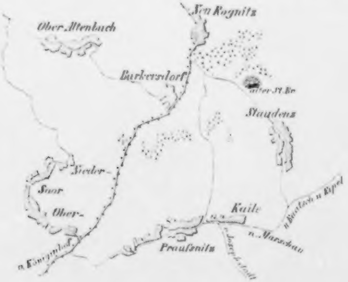
Das Eypler Defilé iſt eine, faſt eine halbe Meile lange Schlucht, in deren ganzer Ausdehnung die Dörfer Eypel und Ober-Raatſch gelegen ſind. Nur eine kurze Strecke zwiſchen beiden Dörfern iſt blos Schlucht ohne Häuſer.

Die Avantgarde (Oberſt v. Keſſel) beſtand aus den Füſilier-Bataillonen des 1., 2. und 3. Garde-Regiments, aus dem 3. Bataillon der Garde-Füſiliere und aus einzelnen Compagnieen des Garde-Jäger-Bataillons. Dazu einige Schwadronen Garde-Huſaren. Die 2. Garde-Infanterie-Brigade (Generalmajor v. Alvensleben) folgte als Gros, die 1. Garde-Infanterie-Brigade (Oberſt v. Obernitz) als Reſerve.

Um 8 Uhr war die Avantgarde aus dem Defilé heraus und ſtand bei Ober-Raatſch; um 8½ Uhr erhielt ſie Befehl zum Angriff.

Bis Staudenz gingen die 4 Bataillone von Ober-Raatſch aus gemeinſchaftlich vor. Das Füſilier-Bataillon vom 3. Garde-Regiment bildete das erſte Treffen; die 3 andern Bataillone folgten. Huſaren und Gardejäger gingen halblinks; die Huſaren auf Prausnitz-Kaile.

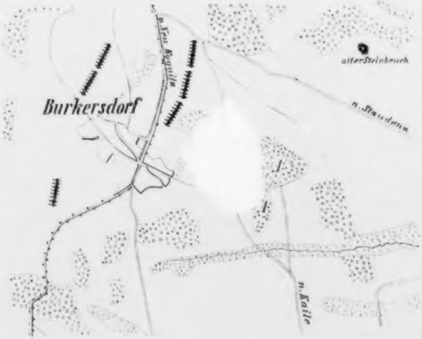
Staudenz wurde erreicht, paſſirt. Noch waren keine Verluſte zu beklagen. Beim Debouchiren aus dem Dorf ſchlugen die erſten Granaten ein. Jetzt formirten ſich die 4 Avantgarden-Bataillone zum Angriff und zwar wie folgt: Das Füſilier-Bataillon vom 2. Garde-Regiment nahm den rechten, das 3. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment den linken Flügel; die noch übrigen beiden Füſilier-Bataillone theilten ſich und während



zwei Compagnieen vom 1. Garde-Regiment einen äußerſten rechten Flügel (auf Neu-Rognitz zu), zwei Compagnieen vom 3. Garde-Regiment aber einen äußerſten linken Flügel (auf Marchau zu) bildeten, nahmen die verbleibenden vier Compagnieen ihre Stellung im Centrum. Der Angriff ging alſo wie folgt:

⊐ 10. und 12. Compagnie von 1. Garde-Regiment
⊐ Füſiliere vom 2. Garde-Regiment.
Burkersdorf ⊸ ⊐ 9. und 11. Compagnie vom 1. Garde-Regiment.
⊐ 9. und 10. Compagnie vom 3. Garde-Regiment
⊐ 3. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment
⊐ 11. und 12. Compagnie vom 3. Garde-Regiment

Zwiſchen Staudenz und Burkersdorf, im Oſten des letztgenannten Dorfes, liegt, hart an der nach Prausnitz-Kaile führenden Chauſſee hin, ein aus verſchiedenen Parzellen beſtehendes Waldſtück (A.). Dies Waldſtück wurde im erſten Anlauf genommen. Hier aber ſtockte der Angriff. In Burkersdorf, drin Gablenz ſelbſt commandirte, ſaß der Feind feſt und überſchüttete aus ſeinen nördlich vom Dorfe zwiſchen dieſem und Neu-Rognitz aufgefahrenen 8 Batterieen (64 Geſchützen) die Unſrigen mit einem ſolchen Hagel von Geſchoſſen, daß kein andres Reſultat erlangt werden konnte, als die Weſtliſière des Gehölzes unter Daranſetzung aller Kräfte


n. Neu Rognitz
alter Steinbruch
Burkersdorf
n. Staudenz
n. Kaile

zu behaupten.*) Die Vertheilung unſerer Truppen im Gehölz entſprach der Formation des Angriffs. Das Füſilier-Bataillon vom 2. Garde-Regiment, Major v. Erckert, hatte die Nordweſtecke, das 3. Bataillon der Garde-Füſiliere, Oberſtlieutenant Graf Walderſee, die Südweſtecke beſetzt. Zwiſchen beiden ſtanden die Halbbataillone des 1. und 3. Garde-Regiments.

Das Gefecht trat jetzt in ſeine zweite Phaſe. Die beiden Garde-Batterieen, Braun und Witte, fuhren den 8 feindlichen Batterieen gegenüber auf, gleichzeitig gingen das 1. und 2. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment zur Unterſtützung unſrer Avantgarde vor. Das 1. Bataillon dirigirte ſich in das Südweſtſtück des Gehölzes A., das 2. Bataillon aber, Oberſtlieutenant v. d. Kneſebeck, den am äußerſten rechten Flügel vorgegangenen Compagnieen (10. und 12.) des 1. Garde-Regiments folgend, nahm ſeine Richtung zunächſt am Steinbruch vorbei, auf das große, dem Dorfe Neu-Rognitz ſüdöſtlich vorgelegene Gehölz. Dieſe mit Raſchheit durchgeführten Bewegungen brachten das Gefecht zum Stehen, aber mehr war nicht zu erreichen. Die Entſcheidung, davon überzeugte man ſich mehr und mehr, lag bei Burkersdorf, das, wie namentlich auch die angrenzenden Waldparzellen, der Feind mit aller Kraft zu halten ſuchte. Ihm dies zu entreißen, war jetzt die Aufgabe, die noch erübrigte.

---

*) Von den Batterieen, die der Feind hier ins Gefecht führte, gehörten 5 der Corps-Geſchütz-Reſerve, 3 (Brigade-Batterieen) denn Brigade Knebel, Mondl und Wimpffen an. Von dieſen 8 Batterieen ſtanden 5 zwiſchen Burkersdorf und dem Neu-Rognitzer Gehölz, theils in Front, theils im Rücken der nach Königinhof führenden großen Straße. An Infanterie hatte der Feind, bei Beginn des Gefechts, nur die Brigade Knebel zur Stelle, wovon drei Bataillone (2. und 3. Bataillon Erzherzog Karl und 3. Bataillon Kaiſer) am linken Flügel bei Neu-Rognitz, drei andre Bataillone (1. Bataillon Erzherzog Karl und 1. und 2. Bataillon Kaiſer) am rechten Flügel bei Burkersdorf ſtanden. Erſt als die Brigade Knebel an beiden Flügeln geworfen, Neu-Rognitz durch die Garde-Füſiliere, Burkersdorf durch die Füſiliere vom 2. Garde-Regiment genommen und dadurch der Abzug des X. Corps auf der großen Königinhofer Straße unmöglich gemacht worden war, erſchien bei Neu-Rognitz die Brigade Mondl und griff nun ebenfalls noch in das Gefecht ein. Dies Eingreifen hatte aber nur den Zweck, den Seitenweg über Altenbuch und Pilnikau bis an die Elbe, den wir, von Neu-Rognitz aus, ebenfalls zu durchſchneiden drohten, theils ſchon durchſchnitten hatten, wieder frei zu machen. Wir kommen darauf zurück. (Vergl. Seite 398.)

Sie wurde gelöſt. Zunächſt halb, und zwar durch ein partielles Vorgehen der Avantgarde.

Major v. Erckert mit den Füſilieren vom 2. Garde-Regiment hatte ſich, wie wir wiſſen, in der Nordweſtecke des Staudenz-Burkersdorfer Gehölzes feſtgeſetzt und unterhielt von hier aus ein heftiges Feuergefecht mit feindlichen Tirailleurs, die auf einer vorgelegenen Wieſe, hinter friſchen Heuhaufen, ihre Deckung ſuchten. Nach etwa 10 Minuten, müde des Herumſchießens, führte Major v. Erckert ſeine Füſiliere zum Angriff gegen die gegenüberliegende Dorfecke vor. Andre Abtheilungen der Avantgarde, namentlich Compagnieen vom 1. Garde-Regiment, ſchloſſen ſich nach links hin an. Die Chauſſee Trautenau-Königinhof wurde in eiligem Laufe erreicht und der nordöſtliche Theil von Burkersdorf unter heftigem Gefecht genommen. Viele Gefangene fielen in unſere Hände. Weiter vorzudringen wollte aber nicht gelingen. Unſre Kräfte waren zu zerſplittert. Der Feind hielt den ſüdlichen Theil des Dorfes mit ſtarken Abtheilungen, namentlich vom Regiment Kaiſer, beſetzt. Eh unſrerſeits nicht Verſtärkungen eintrafen, war es nicht möglich, den halben Erfolg, der in der Wegnahme von Nord-Burkersdorf lag, in einen ganzen zu verwandeln.

Aber der Moment, der dieſe Wandlung ſchaffen ſollte, war nahe. Kaum daß die Füſiliere, unter Major v. Erckert und ihm zur Seite die beiden Compagnieen vom 1. Garde-Regiment (namentlich die 9.), ſich in Nord-Burkersdorf feſtgeſetzt hatten, wurde von links her, um 1000 oder 2000 Schritt zurück, Hurrahrufen, Trommelſchlag und Blaſen der Horniſten zum Schnellavanciren gehört. Es war das im Geſchwindſchritt herankommende Gros. Die beiden Grenadier-Bataillone vom 2. Garde-Regiment zu Fuß, unter Führung des Oberſten v. Pape. Dieſe brachten die Entſcheidung. Bevor wir aber ihr Eingreifen ſchildern, gehen wir um eine Viertelſtunde zurück, um beide Bataillone auf ihrem Vormarſch zu begleiten

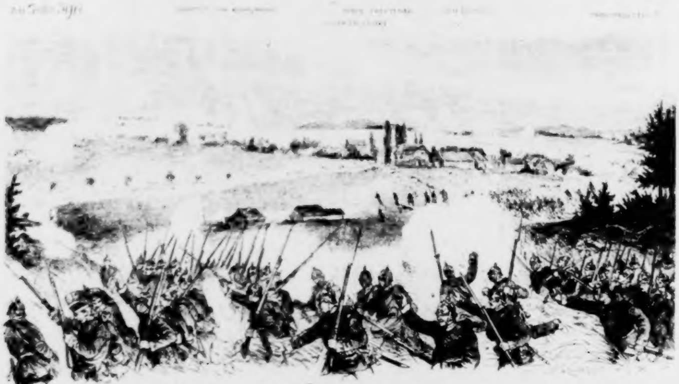
»Es war 9¼ Uhr, ſo ſchreibt ein Augenzeuge, als unſre beiden Grenadier-Bataillone aus Ober-Raatſch debouchirten. Der volle Lärm des

Kampfes tobte bereits in unſrer Front; dabei war von den Unſrigen, die dieſen Kampf führten, nichts zu ſehn. Aus den Waldparzellen bei Burkersdorf hörten wir das Geknatter des Kleingewehrfeuers. Oeſtlich von Staudenz war die Batterie Braun aufgefahren, dicht bei ihr, in einem Gebüſch, ſtand eine Jäger-Compagnie; unweit der Batterie auf einer Kuppe hielt Prinz Auguſt von Würtemberg mit ſeinem Stabe. Es waren 7 oder 8 öſtreichiſche Batterieen im Feuer, 2 ſüdlich, 1 weſtlich von Burkersdorf, 4 nördlich in der Richtung auf Neu-Rognitz. Auch von dort her ertönte Kleingewehrfeuer. Die Geſchoſſe der feindlichen Artillerie richteten ſich hauptſächlich gegen die Batterie Braun und ſchlugen in deren Nähe haufenweiſe ein. Staudenz wurde von ihnen in Brand geſchoſſen.«

So war der Stand des Gefechtes um 9¼ Uhr.

Die Darſtellung fährt fort. »Eine Viertelſtunde ſpäter (9½) traf Ordre vom General v. Hiller ein, die beiden Grenadier-Bataillone zur Unterſtützung der bereits im Burkersdorfer Gehölz engagirten 4 Bataillone vorzuführen. Die Bataillone avancirten ſofort auf das Gehölz zu. Das Geſchützfeuer hatte ſich inzwiſchen zu enormer Heftigkeit geſteigert und überſchüttete mit Granaten und Shrapnels den ganzen freien Raum zwiſchen Kaile, Staudenz und Burkersdorf. Ganze Sectionen wurden mit Staub und Schmutz überſchüttet, aber kein Mann fiel. So wurde das viel genannte Waldſtück (A.) erreicht, drin unſre Avantgarde ſich bereits eingeniſtet hatte. General v. Hiller, der all die Zeit über mit in A. geweſen war, befahl den ſofortigen weitern Angriff.

Oberſt v. Pape, an den der Befehl ſich richtete, rief die Stabsoffiziere und Hauptleute vor die Front und gab ſeine Diſpoſitionen. Die Compagnieen wurden auf Zugdiſtance auseinandergezogen; die 7. und 8. Compagnie als Soutien-Halbbataillon hinter dem linken Flügel. Schützen vor die Front. Den Compagnie-Chefs wurde befohlen vom Pferde zu ſteigen; dann rückten die Compagnieen nahe an die dieſſeitige, vom 1. und 3. Bataillon des Garde-Füſilier-Regiments beſetzte Liſière und auf die nun gegebenen Signale ſtürzte ſich Alles, die Compagnie-Chefs voran, unter donnerndem Hurrah im ſchnellſten Laufe vorwärts. (Dies war die Attake, deren freudiges Hurrah bis nach Nord-Burkersdorf hinüber von den Füſilieren des 2. Garde-Regiments gehört worden war.) Die Garde-Füſiliere machten zum Theil, in kleineren Haufen, die Attake mit und liefen, ihren Vorſprung benutzend, vorwärts. Die Grenadiere, als ſie deſſen gewahr wurden, riefen ſich zu: »Macht Beine, ſonſt kommen euch die »Maikäfer« vor.« Unter allgemeinem Gelächter ging es nun in ſchärfſter Gangart auf die nächſte Waldparzelle los. Die beſtürzten Gegner ſchoſſen viel zu hoch; der freie, fünfhundert Schritt breite Raum (ein Kornfeld) wurde unter geringem Verluſt über-



GEFECHT BEI NEU ROGNITZ U BURKERSDORF (SOOR)

DIE GRENADIER BATAILLONE D. 2TEN GARDE RGTS. Z. FUSS AVANCIREN AUF DIE TRAUTENAU KÖNIGINHOFER CHAUSSEE U. SOOR ZU.

ſchritten und in die Liſière gegenüber eingedrungen. Der Feind floh, aber es wurden nichtsdeſtoweniger Gefangene gemacht und zwar von allen drei Regimentern, die bei Burkersdorf vorzugsweiſe im Feuer waren: Kaiſer Franz Joſeph, Erzherzog Karl und Parma-Infanterie.*) Eine unſrer Grenadier-Compagnieen (1.) drang, rechtsabbiegend, in Süd-Burkersdorf ein; die eigentliche Attake ging aber ohne Aufenthalt und Stutzen in gerader Linie weiter weſtlich, von Parzelle zu Parzelle. An der Waldliſière, welche den von Bukersdorf nach Prausnitz führenden Weg berührt, fiel Hauptmann v. Kracht, ſchwer verwundet, in nächſter Nähe durch die Bruſt geſchoſſen.

So ging es eine Viertelmeile weit vorwärts; als aber die Verfolgung die Trautenau-Königinhofer Chauſſee erreicht hatte, waren die Kräfte kaum noch ausreichend, die abziehenden öſtreichiſchen Colonnen unter ein verfolgendes Feuer zu nehmen. (12 Uhr.)

So weit der Bericht. Wir fügen hinzu, daß dieſer die Entſcheidung bringende Angriff auf der ganzen Linie unterſtützt worden war. Links avancirte das eben eintreffende 1. Bataillon vom 3. Garde-Regiment in der Richtung auf Prausnitz-Kaile, im Centrum nahmen die Avantgarden-Bataillone auch das Südſtück von Burkersdorf, rechts drang das 2. Bataillon Garde-Füſilier-Regiments, Oberſtlieutenant v. d. Kneſebeck, in Neu-Rognitz ein. Ueberall wich der Feind. Aber an ein weiteres Verfolgen war bei der völligen Erſchöpfung aller unſrerſeits im Gefecht geweſenen, namentlich durch den 6meiligen Marſch vom Tage vorher hart mitgenommenen Truppen nicht zu denken. So wurde der Abzug des Feindes nirgends behelligt, weder von Neu-Rognitz,**) noch von Burkersdorf, noch von den ſüdlich gelegenen Waldparzellen aus. Der Rückzug der drei

---

*) Nach der Darſtellung des öſtreichiſchen Generalſtabswerkes iſt die Brigade Mondl (Regimenter Parma und Mazzuchelli) über Neu-Rognitz hinaus nicht vorgedrungen und kann ſich alſo auch nicht mit dem Regimente Parma an dem Gefecht bei Burkersdorf, das ½ Meile ſüdlicher liegt, betheiligt haben. Der offizielle öſtreichiſche Bericht ſpricht vielmehr in beſtimmteſter Weiſe nur von den Regimentern Kaiſer und Erzherzog Karl der Brigade Knebel, die Burkersdorf und die Waldparzellen ſüdlich und auch nördlich deſſelben, bis Neu-Rognitz hin, beſetzt hielten. Andrerſeits ſtimmen alle preußiſchen Berichte darin überein, daß Abtheilungen vom Regiment Parma in und bei Burkersdorf gefangen genommen wurden. Vielleicht löſt ſich der Widerſpruch durch Folgendes: Gablenz hatte eine Stabswache um ſeine Perſon, die er natürlich aus jedem Truppentheil ſeines Corps wählen konnte. Dieſſeitige Angaben gehen dahin: dieſe Stabswache habe aus einer Abtheilung vom Regiment Gerſtner beſtanden. Dies iſt aber höchſt unwahrſcheinlich, da dies Regiment zu einem ganz andern Corps (zum VIII.) gehörte. Es muß alſo vielleicht heißen: Stabswache vom Regiment Parma.

**) Von Neu-Rognitz aus wurde allerdings ſeitens unſrer Garde-Füſiliere ein Verſuch gemacht, den Abzug des Feindes zu hindern, beziehungsweiſe, wie wir Seite 394 ſchon andeuteten, die Rückzugslinie über Altenbuch zu durchſchneiden; — dieſer Verſuch war aber nur ein momentaner. Vielmehr ſah ſich das Bataillon v. d. Kneſebeck, das ihn machte, ſehr bald zur Defenſive gezwungen. Das letztgenannte Bataillon brach etwa um 12 Uhr aus Neuöſtreichiſchen Brigaden ging, in gezwungenem Umweg, über Ober-Altenbuch und Pilnikau bis an die Elbe. Sie erreichten den Fluß bis 9 Uhr Abends. Nur kleinere Abtheilungen gewannen, ſüdlich von Burkersdorf, die große Straße und marſchirten direkt auf Königinhof und Joſephſtadt.

Die Einbußen des Feindes während dieſes Gefechts ſind nicht genau feſtzuſtellen, da ihn ſeine Hauptverluſte an andrer Stelle (bei Alt-Rognitz und Rudersdorf) trafen. Hier wurde die vierte Brigade des Corps, die Brigade Grivicic, nahezu vernichtet. Wir ſprechen davon im nächſten Capitel.

Die 1. Garde-Diviſion verlor bei Burkersdorf und Neu-Rognitz 18 Offiziere und 178 Mann. Am härteſten waren das 2. Garde-Regiment und die Garde-Füſiliere betroffen worden, beſonders die letztern. Sie hatten einen Verluſt von 5 Offizieren und 302 Mann, größtentheils vom 2. Bataillon, Oberſtlieutenant v. d. Kneſebeck. Von den 5 Offizieren waren 3, die Lieutenants v. Byern, v. Sydow und v. d. Mülbe II., bei Neu-Rognitz gefallen. In einem Tannicht, unter aufgethürmten Felsblöcken wurden ſie andren Tags begraben. Ihre Grabinſchrift lautet:

Drei jungen Helden reicht der Tod die Hand
„Mit Gott für König und Vaterland“
Die weite Erd' iſt überall des Herrn,
Fried' ihrem Staub auch von der Heimath fern

Rognitz vor und warf die vorderſten Abtheilungen (Regiment Mazzuchelli) der eben von Trautenau her eintreffenden Brigade Mondl ohne beſondre Mühe zurück; dieſer Erfolg ſollte aber nicht lange währen. Oberſt Mondl überſah die Gefahr, die ſowohl ſeiner Brigade wie der nachrückenden Brigade Wimpffen drohte, wenn ihnen die Nebenſtraße über Altenbuch-Pilnikau ebenſo verlegt wurde, wie die Hauptſtraße über Burkersdorf und Prausnitz-Kaile bereits durchſchnitten war. Er ordnete alſo ſofort an: Neu-Rognitz, den Schlüſſelpunkt zur Altenbucher Straße, coute qu'il coute wiederzunehmen. In Ausführung dieſes Befehls entſpann ſich ein erbittertes Gefecht. Anderthalb Bataillone Parma-Infanterie und ein halbes Jäger-Bataillon gingen zum Angriff vor; der Reſt ebengenannten Regiments folgte im zweiten Treffen. Dieſem energiſchen Vorſtoß wichen die Unſrigen, unter erheblichen Verluſten; Neu-Rognitz ging verloren und blieb von Parma-Infanterie ſo lange beſetzt, bis der Reſt der Brigade, ſowie die Brigade Wimpffen und der Corps-Train glücklich Ober-Altenbuch erreicht hatten. Dann folgte auch das Regiment Parma auf demſelben Wege. Dies Schlußgefecht bei Neu-Rognitz begann ſehr wahrſcheinlich erſt, als das Gefecht bei Burkersdorf ſchon zu unſren Gunſten entſchieden war und blieb auf letzteres ohne Einfluß. (Deſto größern Einfluß und zwar ſelbſtverſtändlich zum Nachtheil unſres Gegners, hatte der Umſtand, daß, in Folge eines Verſehens, Prausnitz-Kaile — dieſer wichtige Punkt, der dem Gablenzſchen Corps die rechte Flanke deckte und die Rückzugslinie ſicherte — unbeſetzt geblieben war. Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz hatte um Beſetzung dieſes Punktes nachgeſucht und ſeinem Anſuchen war auch von Seiten des Armee-Obercommandos gewillfahrt worden. Aber die dazu auserſehene Brigade Fleiſchhacker, vom IV. Corps, beſetzte nicht Prausnitz-Kaile, ſondern das anderthalb Meilen rückwärts gelegene Ober-Prausnitz. Dieſer Umſtand raubte dem feindlichen Führer von Anfang an jede Freiheit der Action und zwang ihn mehr auf die Rückzugs-, als auf die Siegeslinie bedacht zu ſein

Auszüge aus Briefen, wie ſie in jenen Tagen geſchrieben wurden, werden auf einzelne Gefechtsmomente noch ein helleres Licht werfen. So ſchreibt ein Garde-Füſilier, der mit ſeinem Bataillon (1.) den Sturmlauf von Waldparzelle zu Waldparzelle mitmachte, in ſehr anſchaulicher Weiſe wie folgt:

„. . . . Wir bivouakirten bei Eypel. Die Sonne, die uns weckte, ging über einem blutigen Tag auf. Auf dem Marſch — den wir um 6 Uhr antraten — hörten wir von Garde-Huſaren, daß hinter den nächſten Bergen der Feind ſtehe. Wir waren ſehr ruhig. Die Oeſtreicher eröffneten ihr Feuer aus ſolcher Entfernung, daß wir weder Soldaten noch Kanonen ſehen konnten; unſre Artillerie antwortete, wurde aber ſofort von einem ſolchen Granatregen begrüßt, daß ſie ſchnell ihre Stellung wechſeln mußte. Wir hatten 12 gegen 64 Geſchütze. Jetzt gingen wir vor, legten uns hinter die Häuſer des Dorfes (Staudenz) und ſofort ertönte das Pfeifen der Vollkugeln in der Luft.

Jetzt hieß es, wieder Stellung verändern. Wir waren durch das Dorf gegangen, welches ſchon anfing zu brennen, eilten ſchnell in einen uns gegenüberliegenden Wald und legten uns dort hinter die Bäume. Die ſchweren Kugeln wütheten in den Zweigen, doch hatten wir bis dahin keine Verluſte. Jetzt aber begannen dieſe! Wir hatten den erſten Wald paſſirt und mußten über ein etwa 1000 Schritt breites Kornfeld, um wiederum Deckung in einem zweiten Walde zu gewinnen. Darauf hatten die Oeſtreicher gewartet. Da ſie genau die Diſtancen kannten von dem einen Waldrand bis zum andern, ſo eröffneten ſie ein Schnellfeuer von Granaten, ſobald ſich unſre Spitzen blicken ließen, von dem der erſte Schuß ſofort die erſten ſechs Leute der Compagnie niederriß. Ich ſah ſie in die Knie niederſinken, die Hände vor das Geſicht gepreßt. Jetzt hieß es: Vorwärts, die Beine in die Hand!

So kamen wir in den zweiten Wald. Unſer Feldwebel, ein paar Unteroffiziere und viele Leute waren gefallen. Wir ſtanden wiederum im Feuer der Geſchütze; doch, mein Wort zum Pfande, ich verlor keinen Augenblick die Ruhe. Mein Herz wurde nur ſtürmiſch voll Kampfesluſt, als der Oberſtlieutenant zu unſerm Hauptmann kam mit dem Befehl: Die 4. Compagnie habe den Rand des nächſten Waldes mit dem Bajonet zu nehmen. Bei dem Commando: „Seitengewehr pflanzt auf!“ dachte ich noch einmal an Euch, meine Geliebten, und unter donnernden Hurrahs ſtürzten wir uns auf den Feind. Wir kamen in den Bereich des kleinen Gewehrfeuers vermiſcht mit dem ſchweren Geſchütz; ſo waren wir in ziemlicher Hitze. Die Oeſtreicher hielten nicht Stand.

Nur noch ein großer Wald war zu nehmen, der dritte. Wir mußten wieder 1000 Schritt laufen, mit dem Bajonet und ohne Schuß den Feind werfen. Der General v. Alvensleben an der Spitze, alle Offiziere an der Tête, rechts und links blitzende Bajonete, die ganzen Bataillone ausgeſchwärmt, ſo weit das Auge reichte nur Ein Feld von Soldaten, — ſo ging es ohne Schuß drauf. Ich ſelbſt lief neben unſerm Führer:

»Brav, Füſiliere, ſo habe ich Euch mir gedacht!« »Hurrah!« Dazu das Sturmſchlagen der Trommeln. Und ſiehe da, trotz des Flankenfeuers der Geſchütze und des kleinen Gewehrfeuers wurde die Poſition mit Bravour genommen. Die Oeſtreicher flohen und liefen was ſie konnten. Wir waren jetzt drei Stunden im heftigſten Feuer. General Hiller v. Gärtringen ritt an uns heran und ſprach unter Thränen ſeine Freude aus, daß er uns noch ſo hätte ſehen können und daß er dieſen Waffenruhm noch erlebt habe. Weiter konnte er nichts hervorbringen. Wir unſrerſeits waren matt bis zum Tode. Viele fehlten.«

Ein Offizier vom 2. Garde-Regiment ſchreibt:

»Tauſend Grüße Euch Allen! Zunächſt: Ich bin geſund und — ein ſchöner Tag liegt hinter uns. Ich ſchreibe dieſe Zeilen gegenüber einem großen Gehöft (am Südrande von Burkersdorf), drin vor 6 Stunden Gablenz noch ſein Hauptquartier hatte und drin jetzt General Hiller das ſeine hat. Faſt hätten wir unſren Freund und Alliirten aus Holſtein her gefangen genommen. Gefangene Offiziere erzählen uns, er habe unſer Vordringen durch die Waldparzellen nicht für möglich gehalten. Gablenz iſt uns entwiſcht, aber ſeine Kriegskaſſe mit 10,000 Gulden hat er zurückgelaſſen; 2000 Thaler hat General Hiller ſofort für ein Lazareth bewilligt.

Nun laßt Euch erzählen, wie das Alles kam. Jetzt haben wir den Sieg, aber heute früh ließ ſichs wenig dazu an. Wir befanden uns in einem Keſſel; es war nicht viel beſſer als eine Mauſefalle. Wie es links ſtand, wußten wir nicht; rechts aber — ſoviel hatten wir erfahren — hatten die Oeſtreicher (bei Parſchnitz) zugeriegelt. Die Situation war ſo ſchlimm wie möglich, die Stimmung nicht viel beſſer. Einen Augenblick hieß es: »Zurück«. Wir waren wie niedergedonnert. Das alſo war der Krieg, auf den wir gehofft; mit einem »Kehrt« ſollte die Action beginnen. Es ſchien uns unmöglich. Während wir noch die Köpfe hingen, kamen Garde-Huſaren zurück, die, auf Staudenz und Burkersdorf zu, in aller Morgenfrühe recognoscirt hatten. »Ja wir ſind eingeſchloſſen, aber die Oeſtreicher wiſſen es nicht.« »Nun denn drauf«, commandirte Prinz Auguſt von Würtemberg. Und Alles athmete auf.

In dieſem Augenblick trat Diviſionsprediger Rogge aus Potsdam vor uns hin, hielt ein kurzes Gebet und eine begeiſternde Anſprache. Die erſten Kanonenſchüſſe miſchten ſich in das laut geſprochene Amen! Und nun ging es vorwärts. In dem Moment wo wir losbrachen, rechneten wir noch kaum auf Sieg; aber wir wollten unſer Leben ſo theuer wie möglich verkaufen. Die erſten Granaten wurden als neue Erſcheinungen und zum Beweiſe unſrer Höflichkeit mit dreimaligem Hurrah begrüßt, alsbald aber ergriff unſre Mannſchaften ein gewiſſer Taumel, ein Kampfesfeuer, das ſie unaufhaltſam vorwärts drängte. Freilich, es giebt auch für den Soldaten nichts Anregenderes und Hinreißenderes, als ſolch ein Moment. Der unausgeſetzte Donner der Geſchütze, das Krachen der links und rechts krepirenden Granaten, das luſtige Pfeifen der kleineren Geſchoſſe, alles das regt den echten Soldaten in einer Weiſe auf, die jeden Gedanken an Gefahr vollſtändig verſchwinden macht. O, über unſre Braven! Wer könnte mit ihnen ſich nicht der ſchwerſten Aufgabe gewachſen fühlen? Sie verlangen eine entſchiedene, ja rückſichtsloſe Führung; aber man gewähre ihnen dieſe, und ſie danken es mit völliger und freudiger Hingebung ihres Leibes und Lebens.

Wie viele Züge davon, große und kleine, hat mich dieſer Tag gelehrt. Und die kleinen Züge ſind oft die heroiſchſten. Grenadier Dümling (einjähriger Freiwilliger) hinkte, als wir im Laufſchritt vorgingen, ſprungweiſe mit wunden Füßen nach und war nicht zu bewegen zurückzubleiben: »an einem andern Tage würd ich mich krank melden, heute bin ich geſund«. So machte er, durch Stunden hin, das Gefecht bis zu Ende mit.

Dieſer Heroismus im Kleinen iſt mir immer als das Größte erſchienen.

Und unſer Sergeant Gurich! Fritz wird ſich ſeiner entſinnen. Neben ihm fielen die Fahnen-Unteroffiziere. Gurich rückte vor und pflanzte ſeine Fahne inmitten der vorderſten Schützen auf. Er wußte was er that, er kannte ſeine Füſiliere.

Schreckliche Verwundungen kamen vor, als wir vorgingen; einige faſt noch wunderbarer als ſchrecklich. Lieutenant v. Franckenbergs Arm blutete, als er an uns heranritt und eine Meldung brachte. Nun hört wovon. Eine Granate hatte dem neben ihm ſtehenden Horniſten (Krauſe) den Kopf fortgeriſſen und die Schädelſplitter waren wie Sprengſtücke in Franckenbergs Arm gefahren.

Es war ein blutiger Vormarſch von Wald zu Wald; aber neben dem Schrecklichen lief das Heitre her und mit einer heitren Epiſode laßt mich ſchließen.

Während des Gefechts im Walde entſtand plötzlich ein ſtarker Lärm, Gelächter und Jauchzen. Ich ſah viele der Unſrigen, die einen Gefangenen umringten und ihm unter Bezeigung der lebhafteſten Freude die Hände drückten, ihn umarmten und küßten. Auf meine Frage, was es denn gäbe, hieß es: »Es iſt ja Haſchka's Burſche!« Nun aber fragſt Du: wer iſt Haſchka? Haſchka war ein öſtreichiſcher Oberlieutenant vom Regiment

Parma, der beim Etappencommando in Berlin ſich während der Jahre 1864 und 1865 aufhielt und täglich bei unſerm Regimente verkehrte. Er war außerordentlich beliebt. Die Freude des Wiederſehns mit deſſen Burſchen, der ſofort von unſren Leuten erkannt wurde, war natürlich groß. Der gute Kerl jammerte aber blos, daß nun ſein Herr ohne Bedienung ſei. Wir gaben ihm Branntwein, Cigarren, Alles was man eben zur Hand hatte, und ließen ihn laufen, ihm viele Grüße an ſeinen Herrn von ſeinen alten Freunden auftragend.*)

Und nun lebt wohl; uns aber mögen noch viele Tage beſchieden ſein, wie dieſer »Tag von Soor.«

»Gefecht von Soor.« Dies wurde der offizielle Name des Rencontres der 1. Garde-Diviſion am 28. Und in der That, das ausgebaute Gehöft 2000 Schritt hinter Burkersdorf, an dem unſre Verfolgung endete, gehörte bereits zu dem etwas ſüdweſtlich gelegenen Dorfe Nieder-Soor. Mit Freuden ergriff man die Gelegenheit, an die ſiegreiche Schlacht bei »Soor« des zweiten ſchleſiſchen Krieges anknüpfen zu können, um ſo mehr als die Situation von heut und damals ſo viele verwandte Züge bot. So finden wir in Kurd v. Schönings Darſtellung des 7jährigen Krieges (Band I. S. 47) folgendes:

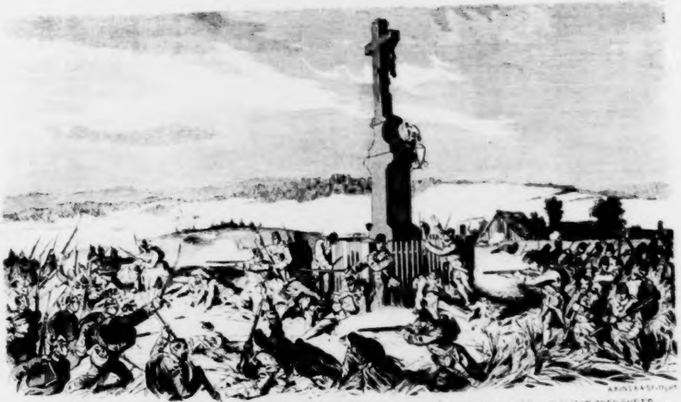
»Auch der Schlacht von Soor wohnte der Prinz bei und bei dem Rückzuge von Trautenau nach Schatzlar kam er dem bedrängten General v. Bonin im entſcheidenden Augenblicke mit Truppen zu Hülfe.«

Der »Prinz,« von dem die Rede iſt, iſt Prinz Heinrich. Wem drängte ſich aber im Uebrigen nicht das Uebereinſtimmende der Sachlage ſowohl wie der Namen auf!

Die 1. Garde-Diviſion bezog Bivouacs in und um Burkersdorf; die Vorpoſten hielten die nach Königinhof führende Chauſſee bis in Höhe von Nieder-Soor beſetzt. — Das X. öſtreichiſche Corps, wie ſchon hervorgehoben, erreichte die Elbe.

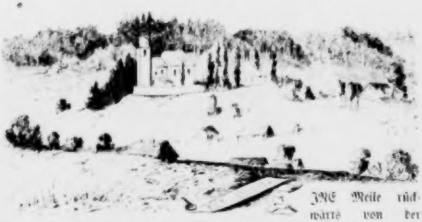
---

*) Leider wird er dieſelben nicht haben beſtellen können, denn nach ſpäteren Nachrichten iſt Oberlieutenant Haſchka in eben dieſem Gefecht (bei Burkersdorf) ſchwer verwundet worden und in einem preußiſchen Lazarethe geſtorben.



AUS DEM GEFECHT BEI RUDERSDORF U. ALT-ROGNITZ. BAT. V. BÖHN GEGEN D. 3. BAT. V. RGT. ALEXANDER.

Das Gefecht bei Alt-Rognitz und Rudersdorf.



EINE Meile rückwärts von der 1. Garde-Diviſion hatte die 2. Garde-Diviſion, wie wir wiſſen, in der Nacht vom 27. auf den 28. in Koſteletz bivouakirt.

Als am Morgen des 28. die letztre gegen Burkersdorf aufbrach, dirigirte ſich die 2. Garde-Diviſion zunächſt von Koſteletz auf Eypel. Hier angelangt, wurde Halt gemacht; dann kam Befehl, das vom letzgenannten Orte (Eypel) bis über Raatſch hinausreichende Defilé zu paſſiren und der 1. Garde-Diviſion zu folgen. Aus der Front klang bereits Kanonendonner herüber.

Es mochte 10 Uhr ſein als der 2. Garde-Diviſion Meldung kam, daß etwa eine drittel Meile zur Rechten, am Dorfe Rudersdorf, der Feind ſtehe. Dieſe Meldung, wie ſich bald herausſtellen ſollte, hatte Recht. Eine Detachirung in die rechte Flanke wurde beſchloſſen. Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

Zunächſt werfen wir einen Blick auf den Feind und ſeine Stellung.

Von den beiden am Abend des 27. in und um Trautenau verbliebenen feindlichen Brigaden, Wimpffen und Grivicic, hatte die letztre am 28. früh

Befehl erhalten, in der linken Flanke der, mit Front gegen Süden, bei Neu-Rognitz und Burkersdorf theils noch lagernden, theils ſchon engagirten Brigaden Knebel und Mondl vorzudringen und über Alt-Rognitz und Rudersdorf hinaus auf die rechte Flanke des angreifenden Feindes zu ſtoßen. Dies war ein ſehr gut angeordnetes Manöver. Glückte es, mit andern Worten, drang die Brigade Grivicic wirklich über Rudersdorf vor, trieb ſie ſich wie ein Keil (was ſie etwa um 9 oder 10 Uhr ſehr wohl konnte) zwiſchen die beiden, in erheblicher Entfernung von einander operirenden Garde-Diviſionen hinein, ſo konnte dieſem kühnen Vorſtoß, namentlich wenn die Brigade Wimpffen noch nachdrückte, ein doppelter Erfolg kaum fehlen:

die 1. Garde-Diviſion, vorn ſtehend und bereits engagirt, wurde abgeſchnitten;

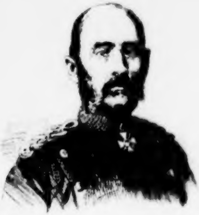
die 2. Garde-Diviſion, im Defilé ſteckend, konnte nicht heraus und mußte, günſtigſtenfalls, auf Eypel zurück.

Das Eine wie das Andre umſchloß eine wirkliche Gefahr. Zweierlei war es, was ſie abwandte:

die Brigade Grivicic, und dies war das wichtigſte, verſäumte den richtigen Moment;

das Regiment Franz parirte den Stoß, als dieſer ſchließlich doch noch erfolgen ſollte.

Das Pariren dieſes Stoßes iſt das Gefecht bei Rudersdorf und Alt-Rognitz. Wir gehen jetzt zur Schilderung deſſelben über.



Die 2. Garde-Diviſion, Generallieutenant v. Plonski, hatte aus den beiden Grenadier-Bataillonen des Kaiſer Franz-Regiments eine Avantgarde gebildet. Das 2. Bataillon (Oberſtlieutenant v. Gaudy) nahm die

Tête, das 1. Bataillon (Major v. Böhn) folgte. Als das 2. Bataillon das, noch im Defilé gelegene, von hohen Thalrändern eingeſchloſſene Dorf Raatſch erreicht hatte, erhielt Oberſtlieutenant v. Gaudy Befehl, den Thalrand nach rechts hin zu erſteigen und ſein Bataillon, über das Plateau hinweg, gegen das vom Feinde ſtark beſetzte Dorf Rudersdorf (die Meldungen hatten ſich inzwiſchen beſtätigt) vorzuführen.

Dies geſchah, das Bataillon erklomm zunächſt den Thalrand. Oben angekommen rief Oberſtlieutenant v. Gaudy die Compagnie-Chefs vor die Front und disponirte wie folgt:

> Das Bataillon rückt auf geradem Wege gegen Rudersdorf vor; die Schützenzüge der 5. und 8. Compagnie werden als Spitze vorgenommen;
>
> die verbleibenden Züge der 5. Compagnie bilden die Avantgarde;
>
> die verbleibenden Züge der 8. Compagnie decken unſre rechte Flanke;
>
> die 6. und 7. Compagnie folgen als Halb-Bataillon der 5. Compagnie.

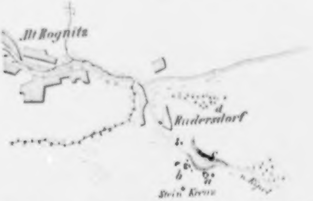
Nunmehr ſetzte ſich das Bataillon in Marſch. Die Sonne brannte, nirgends Schatten; der Weg ging durch Kornfelder, Senkungen und kleine Waldparzellen. Nach einer halben Stunde fielen die erſten Schüſſe. Die Führer ſtiegen von den Pferden, man ſah nichts vom Feinde, kein Käppi, keinen Jägerhut, nur die Rauchwölkchen, wenn ein Schuß fiel, gaben die Richtung an, wo hinter den hohen Kornfeldern der Feind zu ſuchen ſei. Die vorderſten Gehöfte von Rudersdorf, ſoweit ſie ſich nicht in der Schlucht verſteckten, lagen in hellem Sonnenſcheine da. Vor Allem ſichtbar war ein in Front des Dorfes, unmittelbar links am Wege ſtehendes, hohes Steinkreuz (Crucifix), das beſtimmt war ein Hauptſchauplatz für den ſich vorbereitenden Kampf und zugleich ein Erinnerungsmal an denſelben zu werden.*)

---

*) Wir fügen der vorſtehenden Schilderung der Localität noch Folgendes hinzu. Alt-Rognitz und Rudersdorf liegen, wie die meiſten Dörfer dieſer Gegend, in einer langen Schlucht; die einzelnen Gehöfte ſind theils an den Abhängen, theils auf der Thalſohle, zu geringerem Theile auf dem Plateau erbaut. Beide Dörfer hängen unmittelbar zuſammen. Alt-Rognitz aber iſt Hauptdorf und trägt an höchſter Stelle, maleriſch und weithin ſichtbar, ſeine Kirche zu St. Johann und Paul. Rudersdorf bildet die kleinere, ſüdliche Hälfte des Ganzen und iſt durch eine Querſchlucht von Alt-Rognitz geſchieden. Die Bewohner ſind Deutſche. Das eigentliche Gefecht beſchränkte ſich auf die Südſpitze von Rudersdorf. Nähert man ſich dieſer, wie die Unſren es mußten, von Raatſch her, ſo erreicht man, 200 Schritt vor Beginn der Dorfſchlucht, und zwar zur Linken derſelben, das bereits im Text genannte, mit einem ſaubren, grünen Gitter eingefaßte Steinkreuz, eine Steinmetzarbeit von bemerkenswerther Kunſtfertigkeit. Von dieſem Steinkreuz aus überblickt man das Gefechtsterrain und zwar zunächſt drei bis vier Gehöfte dieſſeits der Schlucht, auf dem linken Plateau, reſp. am linken Abhang; ferner

Oberſtlieutenant v. Gaudy ritt an der Spitze der 5. Compagnie. Als die erſten Schüſſe fielen, nahm er das Glas, richtete es auf die zunächſt gelegenen Gehöfte und ſagte dann zu dem neben ihm haltenden Adjutanten v. Sydow: »Ich ſehe weiße Röcke; es iſt der Feind. Melden Sie, daß das Dorf beſetzt ſei und daß ich es nehmen werde.« Dies waren die letzten Worte des tapfern Offiziers, der ſchon 1848 in Schleswig und im folgenden Jahre bei Vertheidigung des Zeughauſes von Prüm ſich durch Bravour und Umſicht ausgezeichnet hatte.

Die Ereigniſſe drängten ſich nun. Die Züge und Compagnieen gingen in der ihnen vorgeſchriebenen Weiſe zum Angriff vor.



Die Schützenzüge der 5. und 8. Compagnie nahmen das große, am weiteſten ausgebaute Gehöft (a);

die 5. Compagnie bemächtigte ſich des unmittelbar daneben und dahinter gelegenen Häuſercomplexes (b);

die 8. Compagnie (in der rechten Flanke vorgegangen) warf ſich, unmittelbar am Ausgange des Dorfes, in einen dort an der rechten Schluchtwand befindlichen Steinbruch (c);

die 6. und 7. Compagnie überſchritten von links nach rechts die ſchluchtartige Dorfſtraße, ſtiegen die Thalwand hinan und drangen über das jenſeitige Plateau hinweg in ein rechts neben Dorf und Thalſchlucht gelegenes Hölzchen (d) ein.

Alle dieſe Erfolge waren in wenig mehr als 10 Minuten errungen;

---

einen Steinbruch, den Gehöften gegenüber, am rechten Abhang und ſchließlich ein Wäldchen, gegen Alt-Rognitz zu, auf dem rechten Plateau.

Dieſe drei Punkte: Gehöfte, Steinbruch, Wäldchen, waren es, auf die es während des Kampfes ankam. Schließlich auch noch das Steinkreuz ſelbſt. (Der in den Text gedruckte Plan markirt vorzugsweiſe dieſe Punkte.)

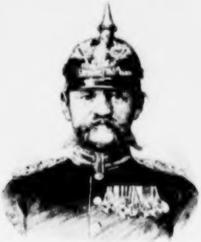
jeder Truppentheil hatte ſeine Schuldigkeit gethan; aber welche Opfer hatte dieſes muthige Vorgehn gekoſtet!

Die beiden jungen Offiziere, v. Beſſer und Elert, die die Schützenzüge der 5. und 8. Compagnie gegen das ausgebaute, große Gehöft geführt hatten, waren verwundet, Lieutenant Elert ſchwer (durch den Unterleib geſchoſſen).

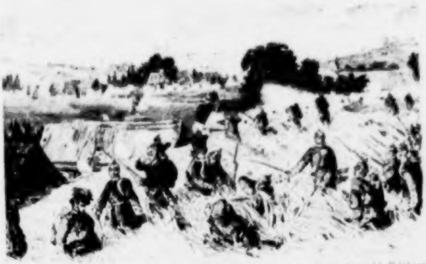
Hauptmann v. Wittich, als er mit ſeiner 5. Compagnie gegen die nebenliegenden, kleineren Gehöfte vordrang, war von einer Kugel in den Nacken, Lieutenant v. Barenfels, der das Commando übernahm, von zwei Kugeln in den Arm getroffen worden.

Die größten Verluſte aber hatte das Halb-Bataillon v. Witzleben gehabt. Wir verweilen ausführlicher bei dem Vorgehn dieſer beiden Compagnieen (6. und 7.), dabei in der Kürze bereits Angedeutetes im Detail wiederholend.

Das Halb-Bataillon v. Witzleben war als Gros der 5. Compagnie gefolgt. Als das Halb-Bataillon das große, ausgebaute Gehöft erreicht hatte, fand es daſelbſt den Schützenzug der 5. Compagnie vor, der vom Oberſtlieutenant v. Gaudy perſönlich vorgeführt worden war. v. Gaudy ſtellte ſich ſofort an die Spitze des Halb-Bataillons, ſtieg vom Pferde, da das Terrain kein Reiten geſtattete und führte beide Compagnieen an dem Gehöft vorbei, zunächſt in die Dorfſchlucht hernieder. Als er ſich



anſchickte, das Halb-Bataillon die gegenüberliegende Schluchtwand hinaufzuführen, wurde er von zwei Kugeln in Mund und Bruſt getroffen. Er war



auf der Stelle todt. Leute der 5. Compagnie trugen ihn nach dem dieſſeitigen Gehöft zurück.

Hauptmann v. Witzleben, als er ſeinen Oberſtlieutenant fallen ſah, ſprang im ſelben Augenblick an die Front und kommandirte mit feſter Stimme: »Halb rechts, Marſch! Rechts um, Halt!« Alles gehorchte, auch die zerſtreuten Gruppen. So führte er das Halb-Bataillon glücklich um eine Schluchtecke herum, wo einigermaßen Schutz und zugleich die Möglichkeit war, die Truppe wieder zuſammenzufaſſen.

Dies geſchah. Aber hier war nicht zu bleiben. Mehr empfahl ſich ein Wäldchen, rechts auf dem Plateau gelegen, freilich noch in erheblicher Entfernung und ſtark vom Feinde beſetzt. Hatte man's, ſo hatte man Deckung, ſtand in Flanke des Gegners und beherrſchte die Schlucht.

Alſo hinauf auf das Plateau, — dies glückte — und nun über das Plateau hinweg auf den Wald zu. Es mochten 300 Schritt ſein. Ein hart Stück Arbeit. Mit Schützen rechts und links ging es vorwärts; das Halb-Bataillon war wie eine große vorrückende Scheibe.

Das Feuer war ſtark, beſonders von der linken Ecke des Waldes her (wo dieſer an das Dorf lehnt), ſo daß das Halb-Bataillon unwillkürlich nach rechts hin ausbog. Wie in einen Kugelfang ſchlugen die Kugeln ein. Hauptmann v. Witzleben, ins Herz getroffen, brach zuſammen, Hauptmann v. Reitzenſtein fiel ſchwer verwundet, Lieutenant v. Weiher fiel todt, alle Tambours verſtummten, die Attake ſtockte. Aber einen Augenblick nur. Vorwärts! ſchrie Alles und trotz neuer Verluſte, — der Wald wurde genommen. Man machte 70 Gefangene. Der Reſt zog ſich theils links in das Dorf hinein, theils rückwärts, durch eine Schlucht, auf eine gegenüber gelegene, ebenfalls bewaldete Höhe.

Der Wald war unſer, aber es war nicht Zeit, ſich ſeiner zu freun. Die Truppen decimirt, erſchöpft, auseinandergekommen, von allen Seiten ſchlugen Kugeln in den Wald; der Bataillonsführer, die Hauptleute todt oder ſchwer verwundet. Zu Allem hieß es plötzlich: wo iſt die Fahne?

Die Fahne des Bataillons fehlte, der Fahnenträger auch, Portepee-Fähnrich v. Schenk. Man ſucht nach ihm. Da lag er an der Waldliſiere, ein blutjunger Menſch, durch beide Beine geſchoſſen. Vor 8 Tagen erſt war er aus dem Cadetten-Corps entlaſſen worden. Die Fahne mit halb abfallender Spitze (eine Kugel hatte das eiſerne Kreuz getroffen) hielt er in der Hand.

Lieutenant v. Zell, der als älteſter Offizier das Commando übernommen hatte, trat an ihn heran, löſte die Spitze ſammt dem Kreuze los,*) ſteckte beides zu ſich (das Wachstuch-Futteral band er wie eine Schärpe um den Leib) und pflanzte nun, in den Wald zurückkehrend, die Fahne an einer lichten Stelle auf, wo ſie alsbald wieder Sammelpunkt der auseinandergekommenen Leute wurde. Patrouillen wurden ausgeſchickt, der Reſt, 60 bis 70 Mann, drängte ſich um die Fahne. Einzelne in äußerſter Erſchöpfung warfen ſich nieder und ſchliefen ſofort ein.

Der Feind ſchien ſeine Bataillone zu einem Angriff, alſo zur Wiedereroberung des Waldes zuſammen zu nehmen; Colonnen wurden ſichtbar, Avancirſignale klangen herüber. Unſre Leute, immer noch und zwar zumeiſt von links her beſchoſſen, drängten unwillkürlich weiter nach rechts, theils ins Freie, theils in eine andre Waldparzelle hinein. Es handelte ſich aber darum, dieſen Wald am Dorfe beſetzt zu halten.

---

*) Dieſe Fahnenſpitze hatte im Laufe des Tages noch allerlei Schickſale und führte zu wunderlichen Scenen. Lieutenant v. Zell, ſo feſt er auch die Fahnenſpitze verwahrt zu haben glaubte, verlor ſie nichtsdeſtoweniger in dem Hin und Her des Gefechts. Er ließ danach ſuchen, aber vergeblich. Andre ſollten ſie finden. Als etwa 2 Stunden ſpäter 180 Verſprengte des Bataillons, unter Führung eines Feldwebels, über dies kleine Plateau hinzogen, bemerkten ſie die Spitze ihrer Fahne im Acker liegen, ſteckten ſie auf einen jungen Tannenbaum und zogen, dieſe improviſirte, aber durch das alte Kreuz geheiligte Fahne in ihrer Front, als „die Reſte vom 2. Bataillon Kaiſer Franz“ in Trautenau ein. Ihre Erſcheinung machte ein ungeheures Aufſehn. Alles umdrängte die Einziehenden, die letzten „Reſte vom 2. Bataillon Franz“. Dieſe Nachrückenden ſammelten die Ehren des Tages ein. So entſtand das Gerücht, daß „das 2. Bataillon Franz 180 Mann ſtark in Trautenau eingerückt ſei.“ Aber, wie ſchon hervorgehoben, dieſe 180 waren nur Verſprengte. Das Bataillon exiſtirte noch und ſeine Fahne auch.

Lieutenant v. Zell war ſchnell entſchloſſen. Während des Seitwärts-Weichens kommandirte er plötzlich: »Halt! Marſch, Marſch, Hurrah!« und vorſpringend führte er jetzt, die auf einen Schlag wieder belebte, in das Hurrah einſtimmende Mannſchaft, wie zu einem neuen Angriff, gegen den unbeſetzten, eben erſt verlaſſenen Wald vor. Das »Halt« und das »Hurrah« hatte den faſt zuſammenbrechenden Leuten einen gewiſſen Elan wiedergegeben. Von jetzt ab waren ſie ruhiger und hielten im Walde aus. Die Stämme gaben einige Deckung. Nur noch einige Verluſte kamen vor.

So die Vorgänge beim Halb-Bataillon v. Witzleben. Ueberblicken wir die Geſammt-Situation, wie dieſelbe etwa 20 Minuten nach Beginn des Gefechts ſich darſtellte, ſo finden wir Folgendes:

Trümmer der 5. Compagnie, unter Lieutenant v. Bärenfels, hielten die Gehöfte zur Linken der Thalſchlucht,

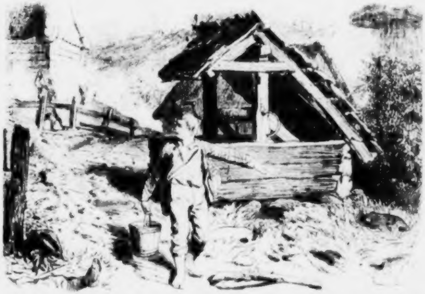
Trümmer der 8. Compagnie, unter Hauptmann v. d. Goltz, hielten den Steinbruch zur Rechten der Thalſchlucht,

Trümmer der 6. und 7. Compagnie hielten das Wäldchen auf dem rechten Plateau beſetzt.

Ein weitres Vordringen verbot ſich. So entſpann ſich denn von allen drei Punkten aus ein Feuergefecht, das mit Hülfe der Ueberlegenheit unſres Zündnadelgewehrs, andrerſeits mit Hülfe unſrer, wenigſtens theilweis guten Deckung, wohl eine Stunde lang mit abwechſelndem Erfolge geführt wurde. Hier war es, wo — wie auch ſpäter noch — der vielgenannte »Garibaldi«, ein echtes berliner Kind,*) das, ſchon vom Tage des Ausmarſches an, dem 2. Bataillon des Franz-Regiments gefolgt war, ſich durch ſeine Dienſtleiſtungen auszeichnete. Die vor Durſt faſt verſchmachtenden Truppen ſehnten ſich nach einem Tropfen Waſſer; unmittelbar vor ihnen lag ein großer Ziehbrunnen, aber inmitten der Straße gelegen und von allen Seiten der unter Feuer genommen, war es faſt nicht möglich, ſich dem Sood zu nähern. Garibaldi ſchlich ſich heran und während ihn die Kugeln umpfiffen, drehte er das Rad, füllte den Eimer und aus dem Eimer die Flaſchen.

---

*) Der eigentliche Name dieſes berliner Kindes, der am folgenden Tage, einen öſtreichiſchen Czako auf dem Kopfe, neben der zerſchoſſenen Fahne des Bataillons und unter dem Zujubeln aller in Trautenau vorhandenen Truppen in dieſe Stadt einrückte, war Karl Lehmann. Ich ſah ihn ſpäter in Prag. Er trug ein graues Habit, Militairmütze und auf der Schulter die Achſelklappe des Regiments Franz. Er war bei den Soldaten wegen ſeines Muthes, ſeiner Anſpruchsloſigkeit, ſeiner immer guten Laune hoch angeſehn; war auch mit beim Einzug. Seitdem iſt er zu weitrer Ausbildung in einem Militair-Waiſenhauſe untergebracht worden.



Eine Stunde war um. Die hartbedrängten Compagnieen hielten aus, aber zugleich empfanden ſie mehr und mehr, daß der Feind das Spiel in der Hand hatte und daß es nur eines Entſchluſſes, eines einzigen kurzen Vorſtoßes bedurfte, um unſre, auf kaum 200 Mann zuſammengeſchmolzene Truppe aus der mühſam behaupteten Poſition hinauszuwerfen. Es war nur zu verwundern, daß der Feind ſo lange zögerte; endlich raffte er ſich zuſammen, dirigirte ſich erſt auf die links am Wege gelegenen Gehöfte, dann auf den Steinbruch und entriß uns die eben genannten Poſitionen.*) Bis über das Steinkreuz fort, drängte er nach. Hauptmann v. d. Goltz, der an dieſer Stelle einzig unverwundet gebliebene Compagnieführer, führte die Reſte ſeiner Compagnie zurück.

---

*) Der „Steinbruch“, ſo ſcheint es, wurde freiwillig geräumt, von dem Augenblick an, wo ſich die gegenübergelegenen Gehöfte wieder in Händen des Feindes befanden, war er eine unhaltbare Poſition. Ein Augenzeuge ſchreibt: „Die Grube war leider ſo flach, daß ſelbſt liegend der Körper keine rechte Deckung hatte, ſo wenig, daß Einer von uns an der Naſe, ein Andrer am Hacken verwundet wurde. Feuer kam ſchräg von vorn, aus den Häuſern des Dorfes, aus dem ſtark beſetzten Wäldchen links des Dorfes, zuletzt ſelbſt aus zwei in unſrem Rücken gelegenen Waldparzellen. Viele Verwundungen kamen vor. Die Situation wurde immer unheimlicher; drüben das Häuschen unter Lieutenant Bärenfels ſchmolz mehr und mehr zuſammen; wir ſahen den Feind in unſrer linken Flanke immer weiter vorgehn; die Hitze wurde unerträglich. Niemand hatte einen Tropfen in der Flaſche. Endlich zog Bärenfels ab, die Oeſtreicher drangen in die Gehöfte ein, — wir hatten ſie gegenüber. Nun folgten auch wir und gingen bis an den Hohlweg hinter dem Steinkreuz zurück.“

Nur das Halb-Bataillon v. Witzleben, auch jetzt noch, in ſeiner vorgeſchobenen und exponirten Stellung, hielt es aus. Sehr wahrſcheinlich war es ſich der äußerſten Gefahr nicht voll bewußt, in der es ſchwebte. Der Feind, nach Wegnahme der Gehöfte und des Steinbruchs, ſtand bereits 1000 Schritt über unſren verlornen Poſten hinaus; eine Schwenkung nach links, ſo war Alles, was in dem Wäldchen ſteckte, gefangen, abgeſchnitten.

Aber zu dieſem Aeußerſten ſollte es nicht kommen. In dem Augenblicke höchſter Gefahr ließ das in Flanke und Rücken wieder lebendiger werdende Feuer die Hoffnung neu aufleben, daß endlich Hülfe gekommen ſei.

Und ſie war gekommen.

Das ſeit einer Stunde ſehnlichſt erwartete 1. Bataillon (v. Böhn) war heran. Das Gefecht trat in ſeine zweite Phaſe.

Das Bataillon v. Böhn, wir begleiten es zunächſt auf ſeinem Vormarſch, war, wie wir wiſſen, dem Bataillon v. Gaudy gefolgt. Als letztres nach rechts hin ausbog, hatte jenes zunächſt noch die Richtung auf Prausnitz-Kaile zu innegehalten; aber auf kurze Strecke nur. Als das Bataillon etwa auf 200 Schritt über Raatſch hinaus war, kam Befehl: zur Unterſtützung des 2. Bataillons ebenfalls nach rechts hin auszubiegen; eine weitre Brigade werde folgen.

Die entſprechende Bewegung wurde ſofort ausgeführt, das Plateau erſtiegen und zwei Halb-Bataillone formirt:

1. Halb-Bataillon (1. und 4. Compagnie) Hauptmann v. Wißmann;
2. Halb-Bataillon (2. und 3. Compagnie) Hauptmann v. Bentivegni.

Man nahm im Weſentlichen dieſelbe Richtung, die eine Stunde früher das Bataillon Gaudy eingeſchlagen hatte.

Etwa um 1 Uhr waren beide Halb-Bataillone bis auf 500 Schritt an Rudersdorf heran. Hier ſtießen ſie auf die zurückgehenden Reſte (ſiehe oben) der 5. und 8. Compagnie, unter Hauptmann v. d. Goltz. Dieſe traten jetzt unter die Führung des 1. Bataillons.

Major v. Böhn ließ halten, um den durch Marſch und Sonnenbrand erſchöpften Leuten eine Raſt zu gönnen, vor Allem auch um einen Ueberblick zu gewinnen. Dieſer bot ſich ihm. Der Feind war unſren zurückgehenden Abtheilungen gefolgt; ſeine Tirailleurs ſteckten links und rechts des Weges in Kornfeldern und Waldparzellen, ſeine Hauptkraft aber hatte er am Wege ſelbſt concentrirt. Hier, im Centrum, waren die Gehöfte am Ausgange des Dorfes ſtark von öſtreichiſchen Jägern beſetzt; in Front ſeiner Poſition aber, faſt zu Füßen des Steinkreuzes, ſtand er in dichter Colonne, unſren Angriff erwartend. Es war dies das 3. Bataillon vom Regiment Alexander (Ungarn).

Major v. Böhn zögerte nicht. Er dirigirte das Halb-Bataillon Bentivegni links, den Hauptmann v. d. Goltz mit den Reſten der 5. und 8. Compagnie rechts gegen die mit Schützen angefüllten Waldparzellen; mit dem verbleibenden Halb-Bataillon v. Wißmann ging er unter Hurrah auf das Centrum des Gegners los. Eine volle Salve ſtreckte das beim Steinkreuz haltende Bataillon in ganzen Reihen nieder und dem zurückgehenden Feinde raſch folgend, ſetzten ſich die Unſrigen am Eingange des Dorfes feſt. Die Gehöfte, die unter ſo ſchweren Verluſten erobert und behauptet worden waren, ſie wurden jetzt zum zweiten Male genommen. Lieutenant v. Sydow mit kleinen Abtheilungen der 8. Compagnie, drängte nach bis zur Alt-Rognitzer Kirche;*) die in dem Wäldchen, rechts auf dem Plateau, verbliebenen Compagnieen (6. und 7.) griffen durch Flankenfeuer aufs Neue ein, endlich rückten, eben jetzt, von der gleich Anfangs zugeſagten Brigade, neue Bataillone heran:

das 1. Bataillon vom Regiment Eliſabeth,
das Garde-Schützen-Bataillon,
das Füſilier-Bataillon vom Franz-Regiment,

und drängten den Feind vor ſich her. Immer neue Abtheilungen der 2. Garde-Diviſion griffen mit ein, der immer ſchwächer werdende Widerſtand erlahmte endlich völlig und von allen Seiten umſtellt und zuſammengetrieben, ermattet durch zweitägigen Kampf, ohne Ausſicht auf Entſatz, ohne Möglichkeit ſich durchzuſchlagen, mußte die Brigade Grivicic zu größerm Theile die Waffen ſtrecken. Die Franz-Grenadiere hatten die Arbeit des Tages gehabt; die nachrückenden Bataillone, ein bloßes Keſſeltreiben abhaltend, heimſten mühelos und beinah ohne jeglichen Verluſt die Früchte des Sieges ein. Tauſende von Gefangenen wurden gemacht;*) unter ihnen der tapfere Obriſt Grivicic (verwundet) und ſein Adjutant. Die Sieger, ihre Gefangenen in der Mitte, zogen auf Trautenau zu. Dieſes, am Abend des 28., war ein einziges großes Heerlager, im weiten Umkreis von den Bataillonen der 2. Garde-Diviſion beſetzt.

---

*) Unter den Grenadieren, mit denen Lieutenant v. Sydow bis zur Alt-Rognitzer Kirche vordrang, zeichneten ſich zwei einjährige Freiwillige: Grenadier Haſenpflug und Gefreiter Samuel†) aus. Nur wenige von den Mannſchaften der 5. und 8. Compagnie hatten noch die Kraft gehabt zu folgen, die meiſten, nach Wiedereroberung des Gehöftes, waren mit dem Rufe „Waſſer, Waſſer“ zuſammengebrochen. Man brachte es ihnen, „Garibaldi“ war wieder der Unermüdliche. Als ſie ſich aufrafften, um das Feuergefecht mit den Jägern fortzuführen, nahmen ſie wahr, daß neben dem vielgenannten Brunnen, in praller Sonnenhitze, ein verwundeter Oeſtreicher lag, der jämmerlich ſchrie und bat, man möge ihn aus dem Feuer tragen. Lieutenant v. d. Horſt hatte Mitleid und forderte den Grenadier Kucharsky auf, ihm beim Tragen des Mannes zu helfen, da er allein dazu zu ſchwach ſei. Kucharsky ſprang ſofort mit den Worten herzu: „Das iſt eine gute That, da wird einem der liebe Gott ſchon helfen.“ So trugen ſie ihn Beide aus dem Feuer.

†) Das Beiſpiel des Gefreiten Samuel ſteht nicht allein da; vielfach zeichneten ſich ſeine Glaubensgenoſſen während des Feldzuges aus. »Es war als ob ſie ſich das Wort gegeben hätten, der alten Vorſtellung von ihrer Kriegs-Unluſt und Untüchtigkeit ein Ende zu machen.« Beim 1. Bataillon des Leib-Regiments waren drei Juden als Reſerviſten eingezogen worden; einer, nicht mehr jung und korpulent, litt entſetzlich, ſeine Füße waren wund; dennoch machte er das Gefecht bei Gitſchin, im heißeſten Sonnenbrand, von Anfang bis zu Ende mit. Er war nicht zu bewegen geweſen, vorher ins Lazareth zu gehn.

Nur ein Bataillon fehlte bei dem Rendezvous der Diviſion, — das 2. Bataillon Franz. Es hielt auf dem Felde, das es ſo lange behauptet hatte; es hielt an der Südſpitze von Rudersdorf, um ſeine Verwundeten aufzuſuchen, um ſeine Todten zu begraben. Wir wenden uns dieſem letzten Acte des Tages zu.

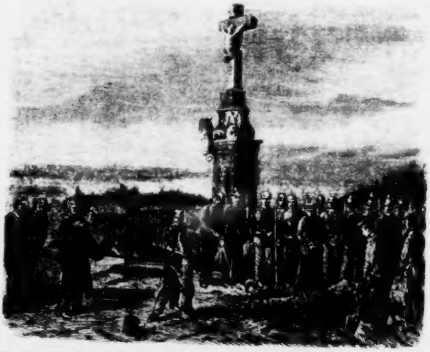
Von den Offizieren des Bataillons waren 7 verwundet, 3 todt. Dieſe beſchloß man, am Fuße des hohen Steinkreuzes mit dem Chriſtusbilde, das während des Gefechts zerſchoſſen worden war, zu begraben.

Die drei Todten wurden geſucht und gefunden. Hauptmann v. Witzleben und Lieutenant v. Weiber lagen, wie ſie gefallen waren, oben auf dem Plateau; Oberſtlieutenant v. Gaudy, ausgeplündert, lag in einem der Gehöfte, die beim Zurückgehn der 5. und 8. Compagnie von dem nachdrängenden Feinde wieder beſetzt worden waren. Sein Revolver, ſeine Börſe waren ihm genommen; ſeine Uhrkette (man hatte Eile gehabt) war abgeriſſen; die Uhr ſelbſt ſteckte noch in ſeiner Bruſttaſche.

---

*) Auch noch am andern Morgen wurden große Trupps der Brigade Grivicic, die ſich die Nacht über in den Waldparzellen verſteckt gehalten hatten, gefangen genommen. Es konnte nicht Abſicht dieſer durch Kampf und Verluſt deprimirten Abtheilungen ſein, ſich durchzuſchlagen, ſie hofften aber, im Rücken unſrer Aufſtellung, ſich zu den Ihrigen durchſchleichen zu können. Dies mag auch Einigen geglückt ſein. Die Meiſten ſtießen jedoch auf unſre in allen Dörfern ſtehenden Feldwachen und wurden nach kurzem Widerſtande gefangen genommen, beiſpielsweiſe etwa 100 Oeſtreicher in Burkersdorf durch die Dorfwache vom 3. Garde-Regiment, und etwa 120 Andre in Staudenz. Die letztre Gefangennahme zeigt, wie deprimirt die Oeſtreicher bereits waren. In Staudenz nämlich befanden ſich 4 Grenadiere vom 2. Garde-Regiment, die, am Tage zuvor, ihren ſchwer verwundeten Hauptmann (v. Kracht) hierher geſchafft hatten. Morgens gegen 4 Uhr hieß es plötzlich: „die Oeſtreicher kommen". Die 4 Grenadiere griffen zu den Waffen, es fanden ſich noch 11 Krankenträger der andern Regimenter zu ihnen, ſie beſetzten eilig die Dorfhäuſer und erkannten nun, daß in der That ein Trupp Oeſtreicher, etwa eine Compagnie ſtark, auf das Dorf vorrückte. Dieſe 15 Mann, ohne Führer, eröffneten ein heftiges Feuer. Der Feind ſtutzte, eine Abtheilung vom 3. Garde-Regiment kam den Unſrigen zu Hülfe und es ergaben ſich 2 Offiziere und 121 Mann. Die Gefangenen gehörten theils dem 16. Jäger-Bataillon, theils dem Regiment Airoldi (Polen) an, das ſchon zwei Tage vorher, in dem Kampfe gegen das oſtpreußiſche Armee-Corps, die ſchwerſten Verluſte gehabt hatte. Wie Brigadier Oberſt Grivicic, ſo wurde auch der Commandeur des Regiments Airoldi, Oberſt Gamerra, gefangen genommen. Von der ganzen Brigade retteten ſich kaum 2000 Mann.

Es war Abend geworden; der Mond ging auf, als die Reſte des 2. Bataillons, hart an der Nordſeite des Steinkreuzes, ſich um ein großes Grab verſammelten, das die einjährigen Freiwilligen des Bataillons ſich als eine beſondere Ehre ausgebeten hatten, graben zu dürfen. Dann wurde zunächſt v. Gaudy auf einem langen Brett (wie bei einem Begräbniß auf hoher See) herangetragen und eingeſenkt, neben ihm v. Witzleben, über Beiden v. Weiber. Hauptmann v. d. Goltz trat an das Grab und ſprach Worte, wie ſie der Augenblick eingab; dann ein kurzes Gebet. Alles war tief erſchüttert. Der Mond ſtand jetzt hell am Himmel; »ſein Schein fiel auf die Todten und auf uns; aber er umleuchtete auch das Chriſtusbild zu unſern Häupten«.



Als das Grab geſchloſſen war, kehrten Alle, die es umſtanden hatten ins nahe Dorf zurück. Die Offiziere ſuchten ein Unterkommen in den

Gehöften. Aber der Aufenthalt darin war entſetzlich. Blut überall. Endlich fanden ſie einen Schuppen, der keine rothen Male des Kampfes trug; ſie hüllten ſich in ihre Mäntel und ſuchten den Schlaf. Trotz des Entſetzlichen umher — er kam.

Wir ſchließen mit dem bruchſtückweiſen Bericht eines Augenzeugen, der den Angriff auf das Plateau und die Waldparzelle mitmachte. Er giebt ein anſchauliches Bild, inſonderheit der Scenen, die dieſem Kampfe folgten:

— . . . So lagen wir, kaum noch kampfesfähig, in dem mit ſo vielem Blut eroberten Walde, in Front, Rücken und linker Flanke vom Feinde umſtellt. Aber noch drückender als die Gefahr, war die Hitze. Die Erſchöpfung, der Durſt erreichten das höchſte Maß. Ich hatte Tags zuvor in Koſteletz mir meine Feldflaſche mit einem leidlichen Landwein gefüllt. Ein kleiner Reſt davon war mir geblieben. Ich that einen kleinen Schluck. Sofort umdrängte man mich und beſchwor mich ihnen zu geben. Es war unmöglich. Alles was noch in der Flaſche war, war etwa ein Schluck. Dieſer mußte für die Verwundeten bleiben. Jedem, oder doch vielen der Verwundeten gab ich ein paar Tropfen in die hohle Hand, die ſie gierig ausſchlürften . . . . . Nach Beendigung des Gefechts, als ich in das Dorf hinabſtieg, paſſirte ich die Stelle wo wir die ſchwerſten Verluſte gehabt hatten. Da lagen Witzleben und Weiher nicht weit von einander; bei Witzleben mehrere Verwundete, die ihn laut beklagten. Ich wurde tief bewegt, als ich dieſe impoſant ſchöne Leiche lang hingeſtreckt liegen ſah. Er ſchwamm in Blut; zwei oder drei Schüſſe durch die Bruſt hatten ihn getödtet . . . Unten im erſten Gehöft lag neben andern Todten auch Gaudy. Wir waren in letztrer Zeit einander entfremdet geweſen; jetzt drückte ich dem Todten die Hand mit dem Gedanken, daß er mir von Jenſeit nicht feindlich geſonnen ſein möge . . . Da lagen noch viele Andre: Wittich, Reitzenſtein, Schenk, alle ſchwer verwundet . . . . Wir verſuchten jetzt einige Bleiſtiftzeilen an die Unſrigen zu ſchreiben, dazwiſchen aber klang das laute Gejammer einer alten Frau aus einem kleinen, ſchräg über gelegenen Häuschen. Sie mochte wohl jammern; auf der Thürſchwelle ihres Hauſes lag ihr Mann, todt ausgeſtreckt; eine unſrer Kugeln hatte ihn während des Dorfgefechts in die Stirn getroffen . . . . . Der Gefechtsbericht wurde entworfen; mir fiel das Loos ihn nach Trautenau zu ſchaffen, wo wir das Diviſions-Commando vermutheten. Nach 8½ Uhr ritt ich ab, auf Wittichs Schimmel, mit Horſts Revolver ausgerüſtet. Ein wunderſamer Ritt. Durch Hohlwege ging es, überall Todte, zum Theil noch vom Tage vorher. In Trautenau fand ich das Diviſions-Commando, überreichte den Bericht. Dann ſuchte ich unſern Oberſten auf; er war erſchüttert als ich ihm von unſern Anſtrengungen und unſern Verluſten erzählte. Ich ritt dann in das Diviſions-Bivouac hinaus, wo ich die beiden andern Bataillone und eine verſprengte Abtheilung unſres Bataillons traf. Es waren 90 Mann mit einer improviſirten Fahne, darunter auch Leute von meiner Compagnie. Als ſie mich ſahen, ſtürzten ſie auf mich los und drückten mir die Hände. Sie hatten geglaubt, daß ſie der einzige Reſt des Bataillons ſeien.

Am andern Morgen ritt ich nach Rudersdorf zurück. Der Weg führte mich auch zuletzt durch die Schlucht, die am Fuße unſres Wäldchens gelegen war und uns von der Höhe gegenüber getrennt hatte. In dieſer Schlucht ſtand hohes Korn. Ich konnte viele Furchen im Korn ſehen; wenn ich dieſe verfolgte, ſo lag immer an der Stelle, wo die Furche aufhörte, ein todter Oeſtreicher. Sie hatten ſich im Korn herangeſchlichen und waren dann von unſern Kugeln getroffen worden. . . . . In Rudersdorf traf ich unſer Bataillon nicht mehr, ich fand es in Raatſch im Bivouac. Man begrüßte mein Kommen. Bald wurde ein opulentes Mahl ſervirt: Bouillon, Hühner, Buttermilch, an dem fünf gefangene Offiziere vom 16. Jäger-Bataillon theilnahmen. Wir plauderten hin und her. . . Am Abend waren wir in Trautenau.

Kaum irgend ein Ereigniß des 66er Krieges hat eine ſo verſchiedene Beurtheilung erfahren wie dieſer Kampf des Franz-Regiments, ſpeziell des 2. Bataillons v. Gaudy, bei Rudersdorf und Alt-Rognitz.

Die Enthuſiaſten haben ſich hinreißen laſſen, den übrigens höchſt einfachen taktiſchen Gedanken, der dieſem Gefechte zu Grunde lag, als den Rettungsgedanken für das ganze Garde-Corps und die prompte, todesmuthige Ausführung des entſprechenden Befehls durch Oberſtlieutenant v. Gaudy als einen Heroismus zu bezeichnen. Die Makler und Tadler andrerſeits haben nicht Anſtand genommen, das Alt-Rognitzer Gefecht als gleichgültig für das Vordringen oder die Sicherheit des Garde-Corps, und ſpeziell den Einleitungsact zu dieſem Gefechte als einen Fehler, ja geradezu als eine Kopfloſigkeit hinzuſtellen.

Beide Anſchauungen ſcheinen uns, in Lob wie Tadel, über das richtige Maß hinaus zu gehn.

Die Dinge verliefen am Vormittage des 28. in dem Frontalgefecht gegen Burkersdorf ſo raſch und ſo glänzend, daß auch ein Vorſtoß in unſre rechte Flanke (der, nach vorhergegangenen Verſäumniſſen, vor 12 Uhr nicht wohl erfolgen konnte) an dem Geſammt-Reſultat des Tages nichts Erhebliches geändert haben würde. Dies iſt nachträglich zugegeben. So gewiß es aber ſein mag, daß, der thatſächlichen Lage der Dinge nach, ein unaufgehaltener Vorſtoß der Brigade Grivicic irrelevant geweſen wäre, ſo gewiß iſt es doch auch, daß dieſer Vorſtoß, wenn zwei Stunden früher und mit zwei Brigaden ausgeführt, unſer Garde-Corps allerdings in die allermißlichſte Lage hätte bringen müſſen. Daß die Dinge rein zufällig oder in Folge von Unterlaſſungen ſeitens des Gegners glücklicher für uns lagen, kann hinterher das Gefecht, das unter andern berechtigten Vorausſetzungen geliefert wurde, nicht um ſein zuſtändiges Maß von Anerkennung bringen.

So viel über den Werth oder Unwerth des Gefechts ſelbſt. Auch noch ein Wort über die Haltung des Führers und ſeiner Truppe. Die Art wie Oberſtlieutenant v. Gaudy das Gefecht einleitete und wie das Bataillon ſelbſt (nach 10 Minuten faſt all ſeiner Offiziere beraubt) dieſen Kampf fortſetzte, war weder einerſeits ein Heroismus, noch andrerſeits eine Kopfloſigkeit. Auch hier wieder geziemt ſich eine Mittelſtellung. Ein beſtimmter Befehl*) lag vor; mit Umſicht dieſem Befehle gehorſamend, wurde der Angriff disponirt, mit Bravour ausgeführt; auch an Menſchlichkeiten fehlte es nicht. Was geleiſtet wurde war nicht Laune, nicht Heldenmarotte. Auch in Ausführung des Gedankens geſchah nur das Gebotene, das Pflichtmäßige, das Correcte, wie der Gedanke ſelbſt einfach ein correcter geweſen war. Die Lober wie die Tadler des Gefechts werden ſich zu Conceſſionen bequemen müſſen.

Wie immer aber auch das Urtheil der Eingeweihten ſich zu »Rudersdorf und Alt-Rognitz« ſtellen mag, das Empfinden des Volks hat längſt ſeine Stellung genommen, und unbekümmert um den militairiſchen Werth oder Unwerth dieſes Kampfes, das Stück lebendiger Poeſie gewürdigt, das er vertritt. Die verſereiche, etwas Roth in Roth gehaltene Ballade von den »Franz-Grenadieren bei Alt-Rognitz« mit ihrem volksthümlichen Refrain:

Wie viele ſeid ihr noch? ſag' an, ſag' an mein Sohn!
„250 Mann vom 2. Bataillon."

iſt ſeit dem Sommer 1866 zu einem Lieblingsſtück auf Straßen und Höfen geworden, und der tapfre Führer (v. Gaudy), der ſeinen Namen für immer mit dem Tage von Alt-Rognitz verwoben hat, hat auch im Liede den Lohn gefunden, der ihm und ſeiner Treue gebührt.

---

*) Der Befehl lautete: „Das 2. Bataillon ſteigt die Schlucht hinauf; rechts liegt ein Dorf, darin ſoll der Feind ſtecken (es können aber auch Truppen von unſerm I. Corps ſein); iſt es der Feind, ſo ſtößt das Bataillon auf Trautenau durch."

Still war's, ein glühender Junitag,
Und ſtumm die Aehren ſich ſenkten,
Brütend die Sonne darüber lag,
Als zum Dorfe wir ſchwenkten.

Der Commandeur in die Ferne zeigt,
Er hebt ſich höher im Bügel —
Da kräuſeln ſich weißliche Wölkchen leicht,
Da knattert's herüber vom Hügel.

Vorwärts! Vorwärts! der Führer winkt,
Hell blitzt in der Sonne ſein Degen,
Da bäumt ſich ſein Roß und der Reiter ſinkt
Todt dem Feinde entgegen.

Noch hält den Degen die ſtarre Hand,
Der Leib mit Blut begoſſen,
Es war unſer Oberſtlieutenant
Durch Herz und Mund geſchoſſen.

* *

Still war's, eine ſchwüle Juninacht,
Von lauem Thaue gefeuchtet,
Und von des Mondes ſtummer Pracht
Weiß ſchimmernd überleuchtet.

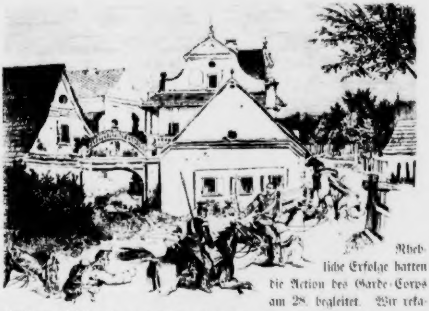
Dort an dem Crucifix von Stein,
Von weichem Schein umfloſſen,
Bereiten ihm ein Lager fein
Freiwillige Kampfgenoſſen.

Am Kreuzſtock und bei Mondenlicht,
So ward der Held begraben;
Kein beſſer Bettlein weiß ich nicht,
Kein andres möcht' ich haben.

Mit Gott für König und Vaterland,
So ward der Held erſchlagen,
Von unſerm Oberſtlieutenant
Wir wollen ſingen und ſagen.

Singen und ſagen zu jeder Stund,
Fritz Gaudy hieß er mit Namen,
Er war geſchoſſen durch Herz und Mund,
Gott helf' uns Allen. Amen.

Das Gefecht bei Königinhof.



Rhebliche Erfolge hatten die Action des Garde-Corps am 28. begleitet. Wir rekapitulieren dieſelben in aller Kürze wie folgt:

Die Defilés von Eypel und Trautenau waren geöffnet;

das Gablenzſche Corps war in zwei Gefechten (bei Burkersdorf und Alt-Rognitz) geſchlagen, die Brigade Grivicic nahezu aufgerieben;

die großen Straßen auf die Elbe zu, lagen offen da. Der abziehende Feind konnte erſt an dieſer im Schutz ſeiner Feſtungen wieder Stellung nehmen (er that es);

der Vereinigung der geſammten II. Armee auf dem Plateau zwiſchen Gradlitz und Königinhof ſtand kein nennenswerther Widerſtand mehr im Wege.

In der That, der 28. war auf der ganzen Linie zwiſchen Nachod

Skalitz und Eypel-Trautenau der Tag der Entſcheidung geweſen. Dieſe war zu unſern Gunſten ausgefallen. Der 29. zog nur die Conſequenzen. Das V. Corps, den Widerſtand bei Schweinſchädel raſch brechend, rückte gegen Gradlitz vor; das Garde-Corps nahm Königinhof*) im Sturm. Beide Corps, vom I. und VI. gefolgt, erreichten dadurch ihr Rendezvous an der Elbe.

Wir folgen zunächſt den Garden.

Die 1. Garde-Diviſion, nach dem Gefecht am 28., hielt die Linie Neu-Rognitz-Burkersdorf mit ihrem Gros beſetzt; die Avantgarde, unter Vorſchiebung ihrer Vorpoſten gegen Prausnitz, Soor und Ober-Altenbuch, bivouakirte in einer von der Königinhofer Chauſſee durchſchnittenen Waldparzelle.

Die Nacht verlief ruhig. Am 29. Vormittags (11½ Uhr) ging der Avantgarde — die man inzwiſchen um eine Jäger-Compagnie, zwei Escadrons und eine Batterie verſtärkt hatte — Befehl zu: auf Königinhof zu marſchiren und dieſes zu beſetzen.

Bald nach 12 Uhr brach die Avantgarde (Oberſt v. Keſſel) auf. An der Tête derſelben marſchirten:

3 Züge Garde-Huſaren,
das 3. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment,
2 Compagnieen Garde-Jäger

unter ſpeziellem Commando des Oberſtlieutenants Grafen v. Walderſee vom Garde-Füſilier-Regiment. Fünfhundert Schritt dahinter folgte das Gros der Avantgarde:

die Füſilier-Bataillone vom 1., 2. und 3. Garde-Regiment,
2 Garde-Batterieen,
2 Compagnieen Garde-Pioniere.

---

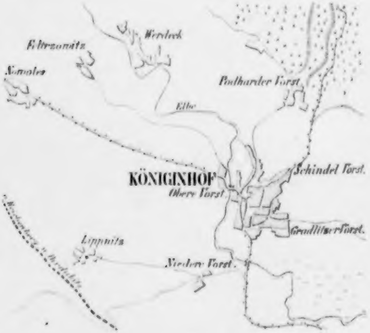
*) Königinhof, am linken Elb-Ufer zwiſchen Arnau und Joſephſtadt gelegen, zählt zu den älteſten böhmiſchen Ortſchaften. Der Kern der Stadt iſt klein, fünf Vorſtädte faſſen dieſen Kern aber von allen Seiten ein. Der Ort hat ein Schloß und eine Dechanteikirche. Im Kirchthurm fand Profeſſor Hanka 1817 ein alt-böhmiſches Manuſcript (eine beträchtliche Zahl lyriſcher und epiſcher Dichtungen enthaltend), das ſeitdem nicht nur unter dem Namen der „Königinhofer Handſchrift" berühmt geworden iſt, ſondern auch den Namen der Stadt bekannter gemacht hat als irgend etwas andres. Den Streit, der ſich über die Echtheit dieſes jedenfalls ſehr intereſſanten Manuſcripts erhoben hat, laſſen wir an dieſer Stelle wie billig auf ſich beruhn, nur ſo viel, daß man von der Auffindung dieſer „Königinhofer Handſchrift" das Wiederaufleben einer czechiſchen Literatur datiren darf.

Die Entfernung von Burkersdorf bis Königinhof beträgt kaum zwei Meilen; die große Hitze und die mangelnde Verpflegung (die Proviant-Colonnen waren nicht eingetroffen und in den Dörfern fand ſich nichts) machten dieſen großentheils durch Wald führenden Marſch nichtsdeſtoweniger zu einem der beſchwerlichſten. Wir begegnen folgender Schilderung: »Als wir bei Weiberkränke jenes Wald- und Felſenterrain betraten, das, etwa eine halbe Meile lang, den Namen des »Königreich-Waldes« führt, bot ſich uns — und zwar auf der ganzen Strecke bis Rettendorf hin, das an dem entgegengeſetzten Ausgang des Waldes liegt — ein eben ſo unerwarteter als für unſer Soldatenauge betrübender Anblick dar. Wir ſahen die vollſtändige Niederlage des Feindes, der uns geſtern gegenüber geſtanden hatte. Die ganze Chauſſee war mit weggeworfenen öſtreichiſchen Effecten bedeckt. Da lagen Torniſter, Röcke (dieſe ganz neu), Lederzeug, Czakos, Stiefel, Kochkeſſel, dazu Waffen in einer Anzahl, die wir uns kaum zu erklären vermochten. Hunderte von Gewehren waren in die Chauſſeegräben geworfen oder ausgeſtreut, eben ſo viele, zu Pyramiden zuſammengeſetzt, ſtanden am Wege. Was war hier vorgegangen? Jeder von uns legte ſich die Frage vor. Viel größere Abtheilungen, als wir hatten abziehen ſehen, mußten hier entlang gekommen und durch falſchen Lärm erſchreckt (vielleicht in der Nacht), nach allen Seiten hin zerſtoben ſein. Wir hatten den Eindruck einer vollſtändigen Deroute und von dieſem Tage an ſtand es bei uns feſt, daß der Krieg *bald und glänzend beendet ſein werde*. Auch nach einer Niederlage, *dies* durfte keiner Truppe paſſiren, die ſich als ebenbürtig mit uns meſſen wollte.«

Der Marſch durch den »Königreich-Wald« mochte zwei Stunden gedauert haben. Es war 3 Uhr als die Avantgarde bei Rettendorf aus dem Walde heraus trat und nun nach Süden und Weſten hin ein weites Landſchaftsbild vor ſich ausgebreitet ſah, erſt Wieſen und Kornfelder, dann Vorſtadt-Gehöfte, dann die Stadt ſelbſt, in Flanke und Rücken der Stadt das Band der Elbe und jenſeit des Fluſſes ein Eiſenbahndamm und Höhenzüge. Auf dieſen Höhenzügen, alſo im Rücken von Stadt und Fluß, bemerkte man abziehende feindliche Colonnen, wahrſcheinlich die Reſte des X Corps. Um dieſen Abzug zu decken, ein Durchſchneiden der Rückzugslinie zu hindern, oder doch zu erſchweren, waren von Seiten des Armee-Obercommandos zwei Maßregeln angeordnet:

jenſeits der Elbe, auf dem Höhenzuge, waren Batterieen aufgefahren, die das Terrain bis Rettendorf unter Feuer nehmen konnten;

dieſſeits der Elbe, in Königinhof ſelbſt, ſtand eine vor geſchobene Halbbrigade (Regiment Coronini, Oberſt v. Stocklin) mit dem Befehl, den an dieſer Stelle nachdringenden Feind aufzuhalten.


Werdek
Elbe
Polharder Vorst.
KÖNIGINHOF
Obere Vorst.
Schindel Vorst.
Gradlitzer Vorst.
Lippnitz
Nieder Vorst.

Dieſe Aufgabe war eben ſo ſchwierig wie ehrenvoll. Die Lage der Stadt, beſonders auch die Lage der beiden Elbbrücken, machten das Regiment Coronini mehr oder weniger zu einem verlorenen Poſten. Glückte es uns den Vertheidiger ſo lange im Norden der Stadt feſtzuhalten, bis wir auch den Süden und Weſten umſpannt hatten, ſo war Alles, was ſich noch in der Stadt befand, verloren. Und in der That nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf. Ein nicht unerheblicher Bruchtheil des Regiments Coronini wurde gefangen genommen.

Das Gefecht ſelbſt hatte drei Momente:

eine Kanonade von Rettendorf aus,
ein Schützengefecht im Vorterrain,
die Wegnahme der Stadt.

Die Kanonade.

Die Spitze der Avantgarde (Garde-Jäger und Garde-Füſiliere), als ſie aus dem Königreich-Wald heraus trat, hatte, wie bereits hervorgehoben, auf den gewundenen Wegen des jenſeit der Elbe gelegenen Höhenzuges abziehende feindliche Colonnen wahrgenommen.

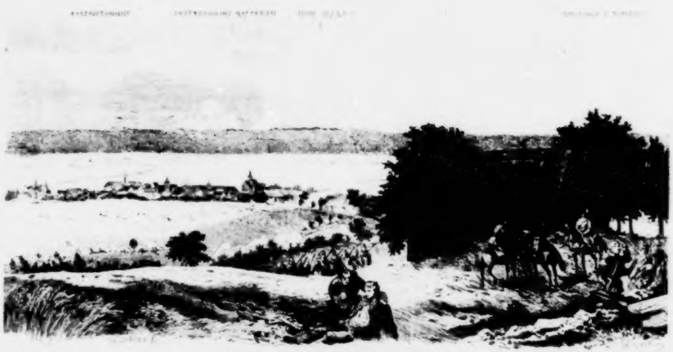
Sofort — während die übrigen Truppen der Avantgarde ihren Marſch auf Königinhof fortſetzten — wurden die beiden Garde-Batterieen Braun und Elteſter vorgezogen und eröffneten, von einem ſüdlich Rettendorf gelegenen Punkte aus, ihr Feuer auf die feindlichen Colonnen jenſeits der Elbe. Die Entfernung war aber zu bedeutend und da die Avantgarde, ihren Vormarſch ruhig fortſetzend, inzwiſchen ein 2000 bis 3000 Schritt weiter vorgelegenes Wäldchen erreicht und ſich in demſelben (Front auf die Stadt zu) feſtgeſetzt hatte, ſo wurde, um ein wirkſameres Feuer erzielen zu können, eine der Batterieen bis an den Südrand dieſes Wäldchens vorgezogen, von wo aus ſie, nunmehr unmittelbar auf die Stadt gerichtet, einen alten Thorthurm zu beſchießen begann, in dem unſrerſeits der nächſtgelegene (nördliche) Eingang in die Stadt vermuthet wurde.

Das Schützengefecht im Vorterrain.

Die Spitze der Avantgarde — während die übrigen Bataillone noch zurückgehalten wurden — hatte inzwiſchen die Südliſière des ebengenannten Wäldchens bereits überſchritten. Zwiſchen dieſem Wäldchen und der Stadt ſelbſt lag nur noch die Schindel-Vorſtadt, links und rechts von Wieſengründen und Kornfeldern flankirt. In dieſen ſteckte der Feind.

Oberſtlieutenant Graf Walderſee ergriff unverzüglich die Offenſive. Links, öſtlich der Chauſſee, ließ er die 2. Jäger-Compagnie und die 9. Compagnie des Garde-Füſilier-Regiments mit ſtarken Schützenſchwärmen gegen den Wieſengrund vorgehn; die 12. Compagnie folgte geſchloſſen, tambour battant. Rechts avancirte die 10. Compagnie. Die 11. Compagnie hielt das Centrum: die Chauſſee.

Bei dieſer Offenſiv-Bewegung gab der Feind ſeine Stellung im Vorterrain auf und zog ſich auf die Liſière der eigentlichen Stadt zurück, nicht ohne tapfren Widerſtand und im Zurückgehn immer wieder Poſition nehmend. Ein Bericht ſagt: »Die feindlichen Schützen lagen im hohen Roggen verborgen; ſie waren im Nachtheil, weil ſie ſich erheben mußten um ihre Gewehre zu laden, während unſre Schützen dabei ſich decken konnten. Die



GEFECHT BEI KOENIGINHOF.

Das Schützengefecht im Vorterrain.

Colonnen gingen, in guter Haltung, geſchloſſen zurück; in dem weiten Getreidefelde, das ſie zu paſſiren hatten, waren die Verluſte bedeutend; das ruhig abgegebene Feuer der Füſiliere und beſonders der Jäger war ſehr wirkſam, es richtete ſich dann ſtets mit beſonderer Lebhaftigkeit auf den Feind, wenn dieſer, zurückgehend, in Bewegung war. Es lagen ſehr viel Todte und Verwundete im Getreide, die alle durch Kopf oder Bruſt geſchoſſen waren. So näherten wir uns, zu beiden Seiten der Chauſſee vorgehend, der Stadt, die wir nunmehr an ihrem ganzen Nordrande von feindlichen Abtheilungen beſetzt fanden. Wir ſchoſſen uns mit dieſen Abtheilungen herum. Nach einer Viertelſtunde wurde das feindliche Feuer ſchwächer.«

Die Wegnahme der Stadt.

Das Füſilier-Bataillon 1. Garde-Regiments, das der Spitze der Avantgarde zunächſt gefolgt war, war inzwiſchen heran. Oberſtlieutenant Graf Walderſee, durch Eintreffen dieſes Bataillons um 4 Compagnieen verſtärkt, beſchloß den Angriff auf die Stadt. Er diſponirte dahin:

die 10. Compagnie 1. Garde-Regiments und
die 11. Compagnie Garde-Füſilier-Regiments,

dieſe jener folgend, dringen von Norden her in die Stadt ein; die übrigen diſponiblen Compagnieen avanciren in beiden Flanken und ſuchen die Brücken zu gewinnen, beziehungsweiſe den Feind von ſeiner Rückzugslinie abzuſchneiden.

Dieſer Diſpoſition gemäß erfolgte der Angriff. Wir werden im Einklang damit

über ein Rencontre am Nordeingange der Stadt,
über ein Straßengefecht der von den Seiten her eingedrungenen Compagnieen und ſchließlich
über ein Brücken-Scharmützel,

beziehungsweiſe über eine Kanonade zu berichten haben, deren Object die Brücke war.

[Das Gefecht am Nordeingange.] Der Feind, nachdem er aus dem Vorterrain gewichen war, hatte ſich, wie wir bereits wiſſen, am Nordrande der Stadt abermals geſetzt. Alle Häuſer an dieſer Stelle waren mit Schießſcharten verſehen, die Dächer, ſo weit es der Zweck erforderte, abgedeckt worden, beſonders aber war ein unmittelbar an der hier einmündenden Trautenauer Straße gelegenes, einen weiten Hofraum umſchließendes Gehöft zu einem Reduit eingerichtet worden. In dieſem Gehöft ſteckte der Feind; war er hier vertrieben, ſo war der Eingang in die Stadt gewonnen.

Unſererſeits gingen deshalb die beidet genannten Compagnieen zum Angriff über. Die 10. Compagnie 1. Garde-Regiments hatte die Tête und attakirte mit ſolcher Energie, daß das Gehöft, trotz theilweiſe tapfren Widerſtandes, faſt im erſten Anlauf genommen wurde. Ein Fähnrich und 30 Mann wurden gefangen genommen. Die nachrückende 11. Compagnie Garde-Füſilier-Regiments fand keine Arbeit mehr und rückte weiter in die Stadt bis auf den Marktplatz vor.

[Das Straßengefecht.] Während dieſes kurzen Rencontres am Nordeingange waren die beiden 12. Compagnieen der hier vorzugsweiſe in Action tretenden Regimenter (1. Garde-Regiment und Garde-Füſiliere) von *rechts und links* her in die Stadt eingedrungen. Das Ineinandergreifen dieſer beiden Compagnieen, das ſich zufällig machte und dem bei der Beſonderheit der ganzen Situation kein Plan zu Grunde liegen konnte, führte zu einem intereſſanten Straßengefecht. Wir verſuchen eine Beſchreibung.

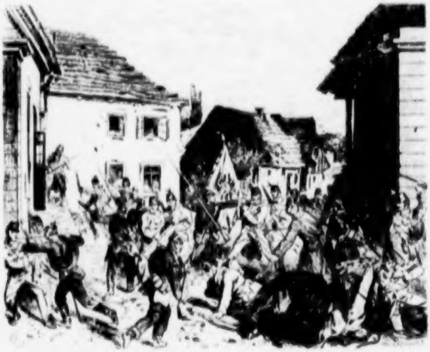
Als die 12. Compagnie 1. Garde-Regiments (Hauptmann Graf Rantzau) den Marktplatz von Oſten her faſt erreicht hatte, wurde ſie von einer etwa 250 Mann ſtarken Colonne, die wahrſcheinlich einen Ausweg nach der ſüdlichen Elbbrücke ſuchte, attakirt. Ein ſtarkes Schnellfeuer hemmte die Attake und veranlaßte die feindliche Colonne in eine von *Oſten nach Weſten* führende Querſtraße auszubiegen, um nunmehr, ſtatt der ſüdlichen, die *weſtliche* Elbbrücke zu gewinnen.

Sie hatte etwa die Hälfte der Strecke zwiſchen dem Markt und dieſer weſtlichen Brücke zurückgelegt, als ſie mit ihrer Tête auf die Queue der 12. Compagnie vom Garde-Füſilier-Regiment ſtieß, welche (durch die Podbarder Vorſtadt) von Nordweſten her in die Stadt eingedrungen war und daſſelbe Ziel zu erreichen ſuchte wie die feindliche Colonne: die *weſtliche Elbbrücke*. Nach einem Moment des Stutzens verſuchte die öſtreichiſche Colonne, die, von *einem* Feinde gedrängt, hier unerwartet auf einen *neuen* ſtieß, dieſen letztern zu intimidiren. Sie griff an. Der letzte Halbzug der Garde-Füſilier-Compagnie aber machte kehrt und richtete ein ſo wirkſames Feuer auf den Feind, daß dieſer von ſeinem Angriffe abſtand. Ein mit dem Rufe: »es lebe der Kaiſer« vordringender Offizier war von dem dieſſeitigen Führer auf 10 Schritt Entfernung erſchoſſen worden.

Die Entſchloſſenheit, mit der dieſer Halbzug der Garde-Füſiliere hier auftrat, während der Reſt der Compagnie, unangefochten durch dieſen Zwiſchenfall, ſeinen Marſch auf die weſtliche Elbbrücke fortſetzte, veranlaßte die feindliche Colonne umzukehren und ſich wieder in die Stadt hineinzuwenden. Sie mußte dabei nothwendig auf dieſelbe 12. Compagnie vom 1. Garde-Regiment ſtoßen, vor der ſie, 5 Minuten früher, nach der weſtlichen Brücke zu ausgebogen war. Der Halbzug der Garde-Füſiliere folgte beobachtend. Ein Eingeſchloſſenwerden wurde immer wahrſcheinlicher; nur das Gewirr der Quergaſſen gab noch Ausſicht auf Entkommen.

Die feindliche Colonne, der wir folgen, marſchirte in die Stadt zurück. Sie hatte von der Außenſtadt her, in der ſie ſich bereits befand, eben wieder den Punkt gewonnen, an welchem (bei einem alten Thorbau der eigentlichen Innenſtadt) der Weg anzuſteigen beginnt, bis er die Höhe eines dort gelegenen Kirchhofes erreicht, als plötzlich, ſchon im Angeſicht unſrer hier haltenden 12 Compagnie 1. Garde-Regiments, ein verwundetes öſtreichiſches Offizierpferd die dichtgeſchloſſen ſtehende feindliche Colonne derart auseinanderſprengte, daß ſich Alles ſpalierartig gegen die Häuſer drängte, während in der Mitte eine Art Gaſſe frei wurde. Im ſelben Augenblick erhob ſich inmitten dieſer Gaſſe eine öſtreichiſche Fahne.

Kaum daß unſre zuvorderſt ſtehenden Schützen dieſer Fahne anſichtig wurden, ſo warfen ſie ſich mit Hurrah in die, durch das verwundete Pferd, gebildete Gaſſe hinein und ſtürzten auf den Fahnenträger zu. Dieſer hielt ſich tapfer; Freund und Feind drängte auf die Fahne zu; Füſilier Bochnia ergriff ſie und wiewohl vierfach verwundet, wußte er ſie dem Feinde zu entreißen und trug ſie unter dem Jubel der nachdrängenden Füſiliere aus dem



Gewühl zurück. Die ganze feindliche Colonne, eingeſchloſſen und durch dieſen Zwiſchenfall überraſcht, ſtreckte die Waffen.*)

Die 12. Compagnie 1. Garde-Regiments, ihre Gefangnen mit ſich führend, ſammelte ſich auf dem Marktplatz; die 12. Compagnie Garde-Füſilier-Regiments ſetzte ihren Marſch bis zur weſtlichen Elbbrücke und, als ſie hier keinem Feinde begegnete, an der Liſière der Stadt hin bis zur ſüdlichen Elbbrücke fort.

[Das Gefecht an der ſüdlichen Elbbrücke.] Die Stadt war nun unſer; das Regiment Coronini entweder gefangen genommen oder hinausgedrängt. Nichtsdeſtoweniger war unſre Lage gefährdet genug. Von den Höhen jenſeits der Elbe her unterhielt der Feind nicht nur ein ſtarkes Feuer, ſondern auch die ſchon erwähnten, wie es ſchien auf Joſephſtadt zu ſich bewegenden feindlichen Colonnen (die Reſte des X., vielleicht auch Abtheilungen des IV. Corps) konnten plötzlich ihre Marſchrichtung ändern und einen Verſuch machen, den eben verloren gegangenen Punkt: Königinhof, mit überlegenen Kräften wiederzuerobern. Jäger-Abtheilungen hatten ſich ohnehin in den Häuſern und Gebüſchen jenſeits des Fluſſes eingeniſtet und ſchoſſen ſich mit den Unſrigen herum.

Dieſer Gefahr einer Wiedereroberung der Stadt vorzubeugen, mußte natürlich vor Allem Aufgabe ſein. Ein Verſuch unſrerſeits, durch über die Brücke vorgehende Abtheilungen von Garde-Huſaren und Garde-Füſilieren die feindliche Artillerie ſammt ihrer Bedeckung zum Aufgeben ihrer Stellung zu veranlaſſen, war geſcheitert; es blieb alſo zu eigener Sicherſtellung nichts übrig, als Abbrechung, beziehungsweiſe bis zu Ausführung dieſer Maßregel, Beſetzung der ſüdlichen Brücke. Zum Abbrechen der Brücke wurden Garde-Pioniere, unter Hauptmann v. Adler, zur Beſetzung die 9. Compagnie 2. Garde-Regiments herangezogen. Auf dieſe beinah ungedeckt ſtehenden Truppenabtheilungen richtete ſich nunmehr unausgeſetzt das feindliche Feuer. Hunderte von Granaten ſchlugen ein; zwei faßten und riſſen 12 Mann nieder.

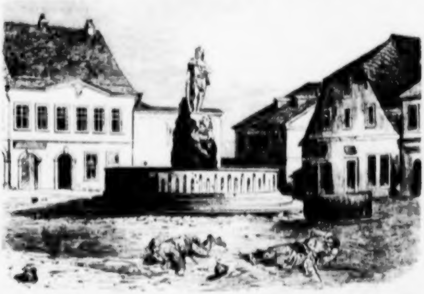
---

*) Etwa 30 Schritt von der Stelle, wo die Eroberung der Fahne durch den Füſilier Bochnia ſtattfand, hatte (dicht an der Mauer des eben erwähnten Kirchhofes), und zwar um dieſelbe Zeit, ein Soldat vom Garde-Füſilier-Regiment eine Fahne unter den dort liegenden todten Oeſtreichern gefunden. Er hob ſie auf; ſie wurde ihm aber ſofort wieder entriſſen, ohne daß er bemerken konnte, von wem. Wahrſcheinlich hielten ſich einige Oeſtreicher hinter der Kirchhofsmauer verborgen und riſſen dem Füſilier, von hinten her, die eben gefundene Fahne wieder aus der Hand. — Es hat dieſer, bis zu einem gewiſſen Grade unaufgeklärt gebliebene Vorgang zu der irrthümlichen Erzählung Veranlaſſung gegeben: es ſeien in Königinhof zwei Fahnen erobert worden. Das iſt nicht der Fall.

Bei der Wichtigkeit der Poſition indeß konnte dies im Granatfeuer Halten den betreffenden Compagnieen nicht erſpart werden.

Der Feind verzichtete ſchließlich auf jeden Verſuch zur Wiedereroberung der Stadt und bewerkſtelligte (übrigens unbehelligt von uns) ſeinen Abzug.

Unſrerſeits waren inzwiſchen die erſchöpften Truppen der Avantgarde, namentlich auch die an der ſüdlichen Elbbrücke ſtehenden Füſiliere des 2. Garde-Regiments, durch vier friſche Bataillone, unter Generalmajor v. Alvensleben, abgelöſt worden. Das Grenadier-Bataillon Petery vom 2. Garde-Regiment*) beſetzte die Brücke, andre Bataillone durchſuchten die Stadt und die Vorſtädte und richteten ſich in den Häuſern, beſonders an der Südweſtſeite, zur Vertheidigung ein. Hierbei kam es vor, daß in einem großen Hauſe, das man eben mit Schießſcharten und Blenden ausrüſtete,



---

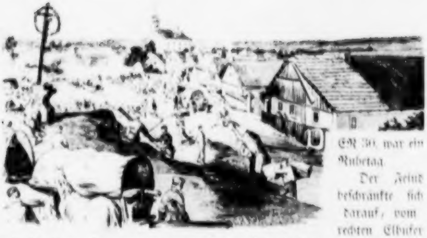
*) Als das Grenadier-Bataillon Petery zur Ablöſung der 9. Compagnie deſſelben Regiments an die Brücke rückte, war dieſe noch unter dem heftigſten Feuer des Feindes. Major v. Petery hielt es für gut ein Beiſpiel zu geben. Er ſtieg vom Pferde und ließ ſich einen Schemel bringen. Die Grenadiere wollten denſelben in Sicherheit hinter einem Hauſe aufſtellen. „Stellt ihn nur an die Brücke; hier kann ich ja nichts ſehen.“ Und ſo ſetzte ſich Petery mitten in den Granatregen hinein und rauchte ſeine Cigarre. Dies verfehlte nicht einen tiefen Eindruck zu machen; die Mannſchaft wurde ſo ruhig wie ihr Commandeur.

einer der Grenadiere ſich ans Clavier ſetzte und ſeine Stücke ſpielte. Die Kanonade dauerte fort. »Die Oeſtreicher kommen«, hieß es plötzlich. »Deſto beſſer; da können ſie zur Muſik marſchiren.« Und weiter klang es über den Markt hin: »Ich bin ein Preuße«.

Die Oeſtreicher kamen aber nicht.

Ihr Geſammtverluſt belief ſich auf gegen 600 Mann, darunter nahe an 100 Todte, alle vom Regiment Coronini. Unter den Gefangenen befand ſich Oberſt v. Stocklin. Er, wie ſämmtliche Stabsoffiziere, waren verwundet. Die verlorene Fahne gehörte dem 3. Bataillon.

Unſerſeits war dieſer Erfolg mit verhältnißmäßig geringen Opfern errungen worden.



Der 30. war ein Ruhetag.

Der Feind beſchränkte ſich darauf, vom rechten Elbufer aus eine Kanonade gegen uns zu eröffnen. Aber dieſe Kanonade (übrigens faſt wirkungslos) vermochte nichts an der Thatſache zu ändern, daß die geſammte II. Armee, in Folge dreitägiger, ſiegreicher Kämpfe, nunmehr an der Elbe hielt. Alle vier Corps hatten das Rendezvous erreicht:

das V. Corps (linker Flügel) ſtand bei Gradlitz;
das I. Corps (rechter Flügel) bei Arnau;
das Garde-Corps (Centrum) bei Königinhof;
das VI. Corps bildete das Soutien des V.

Noch einmal, die II. Armee hatte ihre erſte Aufgabe: »Debouche aus dem Gebirge in 3 Colonnen bis an die Elbe« glänzend gelöſt und am 1. Juli durfte der Kronprinz folgenden Armee-Befehl erlaſſen:

> Nur wenige Tage ſind vergangen, ſeitdem wir die Grenze Böhmens überſchritten haben und bereits bezeichnen wiederholte glänzende Siege unſer glückliches Vordringen, ſowie das Erreichen unſres erſten Zieles: die Elb-Uebergänge zu beſetzen und mit der I. Armee vereinigt zu ſein.
>
> Das tapfere V. Armee-Corps, unter Leitung ſeines heldenmüthigen Führers, ſchlug drei Tage hintereinander je ein neu herangeholtes feindliches Corps mit bewunderungswürdiger Auszeichnung. Die Garden beſtanden zwei glückliche Gefechte und warfen den Feind in glänzender Weiſe zurück; das I. Armee-Corps ſchlug ſich mit außerordentlicher Tapferkeit unter den allererſchwerendſten Umſtänden. 5 Fahnen, 2 Standarten, 20 Geſchütze, 8000 Ge-

fangene ſind in unſren Händen, und viele Tauſend Todte und Verwundete beweiſen, wie groß der Verluſt des Feindes ſein muß.

Leider haben wir den Verluſt mancher braven Kameraden zu beklagen, die, theils todt oder verwundet, in unſren Reihen fehlen. Aber der Gedanke, für unſern König und das Vaterland zu fallen, vereint mit dem Bewußtſein geſiegt zu haben, wird ihnen Troſt im Sterben, Linderung im Leiden gewähren. Möge Gott nun auch fernerhin unſren Waffen den Sieg verleihen. Ich danke den Herren Generalen und Offizieren, ſowie den Soldaten der II. Armee für ihre Tapferkeit im Kampfe und ihre Ausdauer im Ueberwinden der ſchwierigſten Verhältniſſe, indem ich mich ſtolz fühle, ſolche Truppen zu führen.

Haupt-Quartier Prausnitz, den 1. Juli 1866.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz.

An demſelben Tage (1. Juli), an dem der Kronprinz dieſen Armee-Befehl an die II. Armee erließ, traf der König bei der I. Armee (Prinz Friedrich Karl) ein und nahm ſein Hauptquartier in Gitſchin.

Die I. Armee ſelbſt ſtand an dieſem Tage bereits erheblich über Gitſchin hinaus; ihr äußerſter linker Flügel, die 5. Diviſion, berührte ſich nahezu (nur zwei Meilen lagen dazwiſchen) mit dem rechten Flügel der II. Armee.

Die volle Vereinigung beider Armeen erfolgte zwei Tage ſpäter auf dem Felde von Königgrätz.

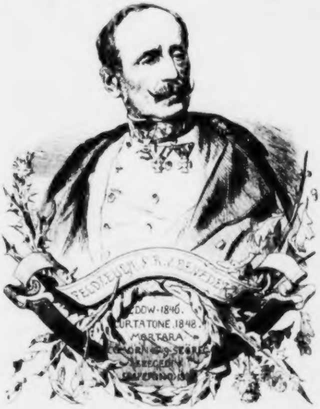
Ehe wir zur Schilderung dieſes entſcheidenden Tages übergehen, verſuchen wir noch einen Rückblick auf die Geſammtaction des Gegners vom 26. bis 30.

Rückblick

ENEDEK iſt für den Grundplan, auf dem ſeine ganze Kriegführung baſirte, bei Freund und Feind und — was vielleicht am meiſten ins Gewicht fällt — auch bei unbetheiligten Dritten hart getadelt worden. »Er verſtieß — ſo heißt es — gegen gewiſſe Fundamental-Prinzipien. Er hatte zwei Armeen gegen ſich, eine nah und in der Flanke, die andre fern und in der Front. Statt ſich gegen den nahen Flanken-Feind zu dirigiren und dieſen mit überlegener Kraft zu vernichten, hielt er eigenſinnig an dem Plane feſt, an dem naher ſtehenden Feinde vorbei, ſich auf den ferner ſtehenden zu werfen. Er gab, im Vorbeimarſch an dem Flanken-Feind, dieſem ſeine rechte Seite preis und mußte ſchließlich, tief erſchüttert durch die Flankenſtöße der II. Armee, gewahr werden, daß er zu ſeinem und ſeines Kaiſers Schaden die Fundamental-Prinzipien aller Kriegführung außer Acht gelaſſen habe.«

So etwa die Urtheile über ihn, am knappſten in der Brochüre des engliſchen Oberſtlieutenant Cooke. Dieſer ſchrieb: »Der Feldzeugmeiſter verkannte von Anfang an die ſtrategiſche Aufgabe des Feldzuges. Anſtatt den Anmarſch des Prinzen Friedrich Karl nur aufzuhalten und ſich mit der Hauptmacht auf den Kronprinzen zu werfen, verfolgte er die umgekehrte Abſicht, und ſuchte den Kronprinzen mit zwei Corps an das Gebirge zu bannen, während er mit den Hauptkräften gegen Gitſchin marſchirte. Dies war eine unglückliche Maßregel. Ihr Erfolg hing davon ab, ob die vier Corps des Kronprinzen durch die beiden, mit dieſer Aufgabe betrauten öſtreichiſchen Corps in Schach gehalten werden konnten. Sie konnten es nicht; oder wenigſtens: ſie ſcheiterten thatſächlich. Der Kronprinz ſchlug die ihm entgegengeſtellten Kräfte. Die drei zur Verſtärkung der Oeſtreicher bei Gitſchin beorderten Corps (das II., III., IV.) wurden zurückberufen, und in dieſem kritiſchen Momente der Campagne ſah Benedek einen Theil ſeiner Armee durch den Kronprinzen, einen andern Theil durch den Prinzen Friedrich Karl überwältigt, während die drei Corps, welche ihm nach einer Seite hin die Uebermacht verleihen konnten, hülflos zwiſchen beiden Seiten oscillirten. So beſtrafte ſich die Nichtbeachtung der Grundſätze der Kriegführung.«

So weit dieſer Tadel ſich gegen das »Oscilliren« richtet, ſind wir damit einverſtanden. Wenn er aber, wie unverkennbar, den Grundplan treffen ſoll, ſo geben wir auch hier wieder der Anſicht Ausdruck (vergl.


FELDZEUGM. F. R. v. BENEDEK
DOW·1846.
URTATONE.1848.
MORTARA

S. 110), daß die Verurtheilung Benedeks in ſolcher Form und Allgemeinheit nicht wohl aufrecht erhalten werden kann, und daß es falſch iſt, einem an und für ſich richtigen Satze zu Liebe, andre, äußerliche wie innerliche Factoren außer Acht zu laſſen, Factoren, die das Recht beanſpruchen dürfen, als mitwirkende oder ſelbſt Ausſchlag gebende in Rechnung geſtellt zu werden. Wir gehen, indem wir dieſe vielleicht gewagten Sätze niederſchreiben, davon aus, daß es mit der Kriegskunſt ſich ſehr wahrſcheinlich ähnlich verhalten wird wie mit der Kunſt überhaupt, und daß ſogenannte Fundamental-Sätze nur ſo lange Allgemein-Gültigkeit haben, bis ſie durch immer neue Erfahrungen oder durch immer wachſende Ausnahmefälle, wo nicht umgeſtoßen, ſo doch wenigſtens eingeſchränkt und begrenzt werden. Es verhält ſich dann ſchließlich mit dieſen Fundamental-Sätzen ähnlich wie mit den Geſetzen der einen oder andern Sprache, wo gelegentlich auch die Frage entſteht, ob es nicht beſſer wäre, im Sichvertrautmachen mit jedem Einzelfall, die Regel ganz fallen zu laſſen.

So viel im Allgemeinen. In dem vorliegenden Falle mag gern zugegeben werden (und zwar um ſo mehr, als wir in Betreff andrer mitwirkender Factoren doch nur auf bloße Muthmaßungen angewieſen ſind), daß ein Sichwerfen auf die II. Armee näherliegend, natürlicher und beſſer geweſen wäre, als das eigenſinnige Feſthalten an dem Verlangen, zunächſt bei Gitſchin mit der I. Armee abrechnen zu wollen. Dennoch, wie immer wieder geſagt werden muß, war dieſes Verlangen nicht abſolut verwerflich, und daß es unheilvoll verlief, lag weniger an der unbedingten Mangelhaftigkeit des Planes, als wie an ſeiner mangelhaften, im letzten Moment energieloſen Ausführung. Benedek hielt hartnäckig an ſeinem Plane feſt, zu einer Zeit, wo es gewiß beſſer geweſen wäre ihn aufzugeben, und ließ ihn fallen, als die Dinge bereits ſo weit gediehen waren, daß nur noch ein rückſichtsloſes »Durch«, nur noch ein hartnäckiges Ausharren retten konnte.

Die Frage — zugleich die Entſcheidung in dieſer Controverſe in ſich ſchließend — liegt für uns einfach ſo:

> konnte Benedek, auch nach den Gefechten am 27. (die übrigens, was Benedeks Plan erheblich gefördert haben würde, am beſten ganz vermieden worden wären), noch an der II. Armee vorbei, und wenn er an ihr vorbei war, war es alsdann wahrſcheinlich, daß er die I. Armee ſchlug?

Wir verſuchen eine Antwort darauf.

Benedeks Lage am 27. geſtattete ihm noch volle Freiheit der Action. Das III. und IV. Corps ſtanden bereits am rechten Elbufer, Joſephſtadt im Rücken. Wenn der Feldzeugmeiſter, unbeirrt durch den Mißerfolg bei Nachod, in der Nacht vom 27. auf den 28. das VI. und VIII. Corps bis über die Elbe, das II., noch zurückſtehende Corps bis wenigſtens an die Elbe dirigirte und das am Tage vorher ſiegreiche X. Corps, beziehungsweiſe — wenn daſſelbe zu erſchüttert war — ein aus verſchiedenen Truppenkörpern combinirtes Corps dazu verwendete, Scheingefechte gegen unſre großentheils noch in den Defileen ſteckende II. Armee zu führen, ſo hatte er Zeit vollauf am 29. Mittags mit 5 Corps bei Gitſchin zu ſtehen, am 30. früh gewiß. War ſein Eintreffen ſicher, ſo war es den Auſtro-Sachſen ein Leichtes

Gitſchin vom 29. bis zum 30. zu halten. Am 30. dann entbrannte der Kampf, in dem 7 Corps gegen 4½ geſtanden hätten. Wir wiſſen nicht, was der Ausgang dieſes Kampfes geweſen wäre. Aber wer wird leugnen wollen, daß bei einem ſolchen Zahlenverhältniß Benedek eine ſtarke Chance gehabt hätte, den Sieg an ſeine Fahne zu feſſeln. Und wenn ſiegreich, — die moraliſche Bedeutung eines ſolchen Schlages, der Einfluß deſſelben auf eine zweite, nunmehr gegen die Kronprinzliche Armee zu richtende Action wäre unberechenbar geweſen. Die Siegeszuverſicht hätte reichlich die Zahlenverluſte ausgeglichen.

Wir wiſſen ſehr wohl, daß ſich die Gedanken leichter bequemen als die Sachen, und daß ſich Hergänge der Art nicht wie ein Rechenexempel feſtſtellen laſſen. Wir wollten auch nur zeigen, daß der Benedekſche Plan nicht ſo unbedingt verwerflich war. Der andre Plan, in Verfolgung des Näherliegenden, wäre beſſer geweſen, aber deshalb war dieſer, der das Fernerliegende wollte, noch nicht ſchlecht. Schlecht wurde er erſt durch ſeine Ausführung, durch die Inconſequenzen und Verſtöße, die ihn kreuzten, lähmten, aufhoben.

Wie Benedek aber unter dem Zuſammenbrechen ſeines Planes ſchließlich ſelbſt zuſammenbrach, noch ehe der 3. Juli die eigentliche Kataſtrophe brachte, davon im nächſten Abſchnitt.

Vom 1. bis 3. Juli.

Hüben und Drüben am 1. Juli.

Die preußiſche Stellung.

DIE am 27., 28. und 29. ſeitens unſrer I. und II. Armee ſtattgehabten Kämpfe hatten zu einer entſchiedenen Annäherung beider großen Heerkörper geführt. Bereits am 29. Abends war Fühlung gewonnen worden. Am 30. ſtellten größere Cavallerie-Abtheilungen eine direkte, wenn auch immer noch loſe Verbindung her. In dem von der Avantgarde des oſtpreußiſchen Armee-Corps beſetzten Arnau (an der Elbe) erſchien von Seiten der I. Armee das 1. Garde-Dragoner-Regiment, unter Oberſtlieutenant v. Barner. Dies war ein Haut reichen. Eine wirkliche Vereinigung unſrer geſammten Streitkräfte war für dieſen und die nächſtfolgenden Tage noch nicht beabſichtigt.

Unſre Aufſtellung am 1. Juli war die folgende:

Elb-Armee (rechter Flügel) zwiſchen Zeretitz und Gitſchinowes. Mit der Avantgarde bis Hochweſely;

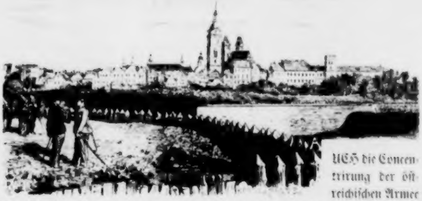
I. Armee (Centrum) auf der Linie Aujezd, Horſitz, Miletin. Mit der Avantgarde bis Groß-Jeritz und Milowitz;

II. Armee (linker Flügel) von Arnau über Königinhof bis Gradlitz. Avantgarde: Ober-Prausnitz.

Dieſe Aufſtellung beſchrieb einen Halbkreis von 4 Meilen Spannung, entbehrte alſo der Tiefe. Man zog es aber vor in dieſem lockren Verbande, der große Vorzüge bei wenig Nachtheil bot, zu verbleiben. „Fand man den Gegner — ſo ſagt der preußiſche Bericht — in einer Stellung, welche durch den blos frontalen Angriff nicht zu bewältigen war, ſo hätte man die Geſammtmacht nur verſammelt gehabt, um ſie Behufs flankirenden Angriffs wieder trennen zu müſſen.“ Eine wirkliche Gefahr aber konnte ſich aus dieſem lockren Verbande nicht leicht ergeben, da die einzelnen Armeen nur in Entfernung eines kurzen Marſches von einander ſtanden.

Die Armee verblieb in dieſer Aufſtellung auch am 2. Juli; nur die Avantgarde der Elb-Armee wurde bis Smidar vorgeſchoben. Die Tage vom 30. Juni bis zum 3. Juli waren im Weſentlichen Ruhetage, lediglich unterbrochen durch die Vorkommniſſe des kleinen Krieges: Recognoſcirungen, Scharmützel, Ueberfälle. (Das intereſſanteſte Beuteſtück war eine kaiſerliche Feldpoſt.) Eine große Action unterblieb und zwar aus doppeltem Grunde. Die Armee bedurfte der Ruhe, das war eins; was aber nicht minder ins Gewicht fiel, war der Zweifel, in welcher Richtung der Feind zu ſuchen, wohin der entſcheidende Stoß zu führen ſei. Mit andern Worten, man mußte den Feind erſt haben, um ihn faſſen zu können. Wo war er? Man vermuthete ihn, von Gitſchin aus gerechnet, in einer Stellung hinter der Elbe, mit den Feſtungen Joſephſtadt und Königgrätz auf den Flügeln. Er ſtand aber dieſſeits, am rechten Ufer des Fluſſes. Sehen wir wo.

Die öſtreichiſche Stellung. — Benedek an den Kaiſer. — Hauptquartier Königgrätz.



Auch die Concentrirung der öſtreichiſchen Armee hatte ſich inzwiſchen vollzogen. (Am 30.) Alle Corps hielten an dem vorausbeſtimmten Rendezvous, auf dem Plateau von Dubenetz, hart an der Elbe, zwiſchen Königinhof und Joſephſtadt. Sie hielten an vorausbeſtimmter Stelle, aber in welcher Verfaſſung!

Das öſtreichiſche Generalſtabswerk giebt uns folgenden Einblick in die Situation am 30.:

»Für das Armee-Commando waren ſchwere Stunden angebrochen. Es konnte ſich der Erkenntniß nicht mehr verſchließen, daß ſeine Pläne durchkreuzt und daß die Operationen völlig mißlungen waren. Die Armee war nun wohl in der ihr ſeit Beginn der Operationen zugedachten Stellung, aber unter höchſt ungünſtigen Umſtänden angelangt.

In der Idee, die Armee in dieſe vortheilhaft ſcheinende Poſition zu führen und es da mit geſammter Macht gegen das feindliche Geſammtheer oder mit Uebermacht weiter weſtlich gegen die feindliche Armeehälfte, unter Prinz Friedrich Karl, zum entſcheidenden Kampfe kommen zu laſſen, war in den Tagen des 27. und 28. Juni die Gelegenheit nicht benutzt worden, die nähere und iſolirte Armeehälfte des Kronprinzen von Preußen mit Uebermacht anzugreifen und zu ſchlagen.

Zum Zweck der Deckung der beabſichtigten Operation waren aber gleichwohl nach einander jeder der beiden Armeehälften mehrere Armee-Corps vereinzelt entgegengeſtellt worden, und dieſe hatten ſich, da ihnen nur unklar oder nicht rechtzeitig oder gar nicht die eigentliche Abſicht des Armee-Commandanten bekanntgegeben ward, auf allen Punkten in außerordentlich blutigen Kämpfen gegen den überlegenen Feind erſchöpft. Jeder der vergangenen drei Tage hatte ſo, mit Ausnahme eines Falles, nur bedauerliche Mißerfolge gebracht, während der Feind einen leichten Triumph nach dem andren über die iſolirten öſtreichiſchen Corps erkämpfte und dabei das ſchwierige Manöver ſeiner Vereinigung angeſichts des kaiſerlichen Heeres vollzog.«

So die öſtreichiſche Darſtellung.*) In der That, nur zwei Corps, das II. und III., waren noch intact; alle andern Truppentheile waren im Gefecht geweſen und hatten, wenigſtens theilweis, enorme Verluſte erlitten. Im Ganzen 30,000 Mann oder mehr. Davon entfielen, in runder Summe, auf das I. Corps 8000 Mann, auf das IV. Corps (Schweinſchädel und Königinhof) 2000, auf das VI. (Nachod) 5500, auf das VIII. (Skalitz) 5000, und auf das X. (Trautenau, Soor, Rudersdorf) 8600. Dazu die Sachſen (Gitſchin) mit 600 Mann. Alles in Allem fehlte alſo bereits der Beſtand eines ganzen Armee-Corps. Noch mehr fiel ins Gewicht was die Armee moraliſch gelitten: die Einbuße an Vertrauen und Zuverſicht. Die ſtattliche Armee von Olmütz, die ſo ſicher geweſen war den Sieg an ihre Fahne zu feſſeln, ſtand nun auf dem Plateau von Dubenetz, aber unfähig zur Initiative. Benedek beſchloß, die Armee aus der kaum erreichten Rendezvousſtellung in eine weiter rückwärts gelegene Stellung zurückzunehmen. Er telegraphirte an den Kaiſer: »Debâcle des I. und ſächſiſchen Armee-Corps nöthigt mich, den Rückzug in der Richtung von Königgrätz anzutreten. Hauptquartier morgen dort in der Nähe.«

3 Uhr Nachmittags, am 30., wurde den einzelnen Corps der Ent-

---

*) Die Sprache, wie ſie das offizielle öſtreichiſche Werk hier führt, iſt vielfach beanſtandet, namentlich die direkte und beinah ausſchließliche Verurtheilung Benedeks als ungerecht getadelt worden. „Anſtatt ſich nicht zu verhehlen, — ſo bemerkt ein preußiſcher Offizier, — daß wir unſrem Gegner an Taktik, Bewaffnung, Organiſation, Geiſt und Intelligenz überlegen waren, gefällt man ſich darin, einen Mann für den Ausgang des Krieges verantwortlich zu machen; Benedek wird geopfert als Sündenbock für das Ganze.“ Wir vermögen dieſe Anſicht nicht zu theilen. Trotz eines lebhaften Gefühls für den tapfren und kriegsbewährten Mann der uns gegenüberſtand (ein Gefühl, dem wir wiederholentlich Ausdruck gegeben haben), ja trotz einer mehr als einmal verſuchten Rechtfertigung ſeines Kriegs-Planes, können wir doch nicht umhin, ganz im Einklange mit den Worten, wie wir ſie vorſtehend im Texte mitgetheilt, die Hauptſchuld des Mißerfolges, oder doch mindeſtens die eklatanteſte Unzulänglichkeit, bei Benedek ſelbſt zu ſuchen. Wir müſſen dabei auf das verweiſen, was wir S. 247 und S. 352 ausführlich geſagt haben. An ſolchem Wirrwarr der Befehle mußte ſchließlich Alles ſcheitern. Benedek hatte das Spiel am 28. in der Hand, er hatte aber kein Auge für die Gunſt der Situation. Er war der Größe ſeiner Aufgabe (wir kommen ſpäter noch einmal darauf zurück) entſchieden nicht gewachſen. Was immer die Mängel der öſtreichiſchen Armee ſein mochten, das VI., X. und VIII. Corps ſchlugen ſich am 27. und 28. mit ausgezeichneter Bravour, die Führung war nicht ſchlecht und das Zünglein der Waage, wie wir geſehen haben, ſchwankte. Aber die Unklarheit an oberſter Stelle verdarb Alles.

ſchluß zum Rückzuge bekannt gegeben. Der Entſchluß ſelbſt wurde durch folgenden Erlaß motivirt:

„Dubenetz, 30. Juni.

Die nicht unbedeutenden Verluſte, die einzelne Armee-Corps in den jüngſten Tagen in partiellen Gefechten erlitten haben, die Nothwendigkeit den Truppen die Zeit zu geben ſich wieder vollſtändig zu ordnen, auszuruhen und — nachdem die Armee endlich verſammelt iſt — für entſcheidende Schläge vorzubereiten, die Rückſicht endlich darauf, daß die Verpflegung der Armee nach dem raſchen Vormarſche wieder in ganz regelmäßiger Weiſe activirt werde, — das Alles beſtimmt mich, die Truppen in eine weiter rückwärts gelegene Aufſtellung zu beordern.

Die Ausführung dieſer Maßregel muß ohne die mindeſte Uebereilung und in der größten Ordnung ſtattfinden, und dazu iſt die erhöhte und energiſchſte Thätigkeit aller Herren Generale und Truppencommandanten nothwendig, die ich hier im Namen des Allerhöchſten Dienſtes mit aller Entſchiedenheit in Anſpruch nehme.

Ich verlange pünktliche Vollführung der Dispoſitionen, verlange die Forterhaltung der ſtrengſten Disciplin und Ordnung von Seiten der Mannſchaft, die Vermeidung aller deprimirenden Aeußerungen und allarmirenden Gerüchte und erwarte insbeſondere eine zweckmäßige Detail-Dispoſition bezüglich der Trains, ſo wie deren ſtrengſte Einhaltung, damit die Truppen ſelbſt ſich möglichſt frei und ungehindert bewegen, eventuell auch ungehindert kämpfen können.

Erfaſſe jeder die Wichtigkeit des Momentes und handle danach, denn ich müßte ſonſt — wo immer ich die kleinſte Unordnung wahrnehmen oder erfahren ſollte — mich diesfalls mit der rückſichtsloſeſten Strenge an die betreffenden Commandanten halten.

Ich verlange von der ganzen Armee die ſchwierigſte Probe ihres vortrefflichen Geiſtes, die Zügelung ihrer Kampfbegierde, die Ertragung vielleicht noch einiger Beſchwerden, — hoffe aber, daß die Armee dieſe Probe glänzend beſtehen wird, ſo wie ſie bisher überall, wo ſie mit dem Feinde gekämpft, die glänzendſte und über jedes Lob erhabene Tapferkeit bewährt hat.“

In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli räumte, dieſen Anordnungen gemäß, die kaiſerliche Armee die Stellung bei Dubenetz, marſchirte ſüdlich (rückwärts) auf Königgrätz und ſtand am 1. Juli Abends im Weſentlichen wie folgt.

das I. Armee-Corps bei Kuklena;
das II. Armee-Corps bei Trotina;
das III. Armee-Corps bei Sadowa;
das IV. Armee-Corps bei Nedeliſt;
das VI. Armee-Corps bei Weſtar und Rosnitz;
das VIII. Armee-Corps (neben dem IV.) bei Nedeliſt;
das X. Armee-Corps bei Lipa;
das ſächſiſche Armee-Corps bei Lubno, Nieder-Prim, Nechanitz;
die 1. leichte Cavallerie-Diviſion bei Stößer;
die 2. leichte Cavallerie-Diviſion vorwärts Trotina;
die 1. Reſerve-Cavallerie-Diviſion bei Lochenitz;
die 2. Reſerve-Cavallerie-Diviſion bei Weſtar;
die 3. Reſerve-Cavallerie-Diviſion bei Sadowa;
die Armee-Geſchütz-Reſerve bei Nedeliſt;
das Armee-Hauptquartier in Königgrätz.

Dies etwa war am 1. Juli Abends die Stellung der kaiſerlichen Armee. Die Rückwärtsbewegung war im Weſentlichen ohne Störung ausgeführt worden. Benedek, auf dem Wege von Joſephſtadt nach Königgrätz, hatte das Terrain recognoscirt. Es war für die Vertheidigung gut gewählt. Der Anſturm des immer kühner werdenden Gegners mochte an der defenſiven Kraft dieſer wenigſtens taktiſch erhebliche Vortheile bietenden Stellung ſcheitern. Die Situation war noch immer nicht hoffnungslos. Nur dem Feldzeugmeiſter, vorahnend, erſchien ſie ſo, als er über das Feld hinritt, das ſeinen Ruhm begraben ſollte. Unter den Mißerfolgen und Strapazen der letzten vier Tage war ſeine Kraft zuſammengebrochen.

»Von einer tiefen Verſtimmung erfaßt,« ſagt der öſtreichiſche Generalſtabsbericht, »hatte der Feldzeugmeiſter bereits alles Vertrauen in ſich, ſeine Umgebung, ſein Heer und die große Sache verloren, um deren willen die Armee in den Kampf gegangen war. In Königgrätz angekommen, erhielt er ein Telegramm, welches Se. Majeſtät der Kaiſer als Antwort auf die Depeſche, die den Rückzug der Armee angezeigt (S. 442), um 9¼ Uhr hatte abſenden laſſen. Dies Telegramm des Kaiſers lautete:

> »Obſchon ſeit Ihren Berichten vom 27. und 28. v. M. aus Joſephſtadt, dann der telegraphiſchen Meldungen vom 29. aus Dubenetz das Reſultat der Operationen Mir unbekannt iſt, ſo habe Ich — trotz der Nachricht bezüglich des auf Königgrätz nöthig gewordenen Rückzuges — das feſte Vertrauen, daß Ihre energiſche Führung demnächſt günſtige Erfolge erzielen und Ihre Kraft die Ordnung erhalten wird.«

Doch konnten auch dieſe großherzigen Worte des Kaiſers, ſo fährt der Bericht fort, den geſunkenen Muth des unglücklichen Feldherrn nicht aufrichten; Feldzeugmeiſter v. Benedek ſah den nächſten Tagen hoffnungslos entgegen und ſandte um 11½ Uhr Vormittags, ohne daß irgendjemand aus ſeiner Umgebung darum wußte, das folgende Telegramm an den Kaiſer ab:

»Bitte Euer Majeſtät dringend, um jeden Preis den Frieden zu ſchließen; Kataſtrophe für Armee unvermeidlich. Oberſtlieutenant Beck (Generaladjutant des Kaiſers, der in der Nacht vorher im Hauptquartier eingetroffen war) geht gleich zurück.«

Der Kaiſer, wir citiren weiter, konnte auf den Rath des Armeecommandanten nicht eingehen. Mochte der Letztre die Verhältniſſe der Armee nach allen Unfällen, die einzelne Corps erlitten, noch ſo ungünſtig betrachten, ſo rechtfertigte doch nichts, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, bevor eine Schlacht geſchlagen worden und dieſelbe über das Schickſal des Heeres und des Staates entſchieden hatte. Auch mußte es jedem Unbefangenen, der den unmittelbaren Eindrücken des Schauplatzes entrückt war, undenkbar erſcheinen, daß die Armee völlig kampfunfähig und eine Kataſtrophe unvermeidlich ſei. Es mußten daher auch Unterhandlungen mit dem Gegner ſich als ganz unzeitig und in jeder Beziehung ungerechtfertigt darſtellen. Se. Majeſtät der Kaiſer antworteten ſonach um 2 Uhr 10 Minuten Mittags telegraphiſch dem Armeecommandanten:

»Einen Frieden zu ſchließen unmöglich. Ich befehle — wenn unausweichlich — den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht ſtattgefunden?«

Hierauf meldete der Armeecommandant (der inzwiſchen zu einer ruhigeren, wenn auch zu keiner hoffnungsvollen Anſchauung zurückgekehrt war) telegraphiſch um 11 Uhr Nachts dem Kaiſer Folgendes:

»Ew. Majeſtät Telegramme erhalten, Chiffern verſtanden. — VI. und X. Corps haben außerordentlich, VIII. Corps ſehr ſtark gelitten; I. Corps, wie ich mich heute perſönlich überzeugt, und ſächſiſches Corps theilweiſe ebenfalls außerordentlich hergenommen und brauchen mehrere Tage, um ſich zu ſammeln; auch IV. Corps hat Verluſte gehabt.

Von acht Corps ſind mithin ohne Schlacht, blos nach partiellen Gefechten, nur zwei ganz intact, aber auch dieſe ſo wie die Cavallerie- und Artillerie-Reſerve ſehr fatiguirt, brauchen alle nothwendig Erholung und Beſchuhung und ſonſtige Bedürfniſſe, X. Corps insbeſondere auch Kochgeſchirre. Die großen Verluſte entſtanden hauptſächlich durch Zündnadelgewehrfeuer, von deſſen mörderiſcher Wirkung Alle ohne Unterſchied impreſſionirt bleiben, die im Gefechte waren.

Alles dieſes zwang mich nach geſtrigen Erfahrungen und telegraphiſch gemeldetem Débâcle des I. und ſächſiſchen Corps hieher zu repliiren. Auf dem Wege fand ich den maſſenhaften Train der Armee, der nicht mehr weit genug zurückdisponirt werden konnte, und wenn unter ſolchen Umſtänden ein energiſcher Angriff des Gegners erfolgt wäre oder noch erfolgt, bevor das erſte Corps und die Sachſen wieder geordnet und die Armee ſich einigermaßen erholt haben, wäre Kataſtrophe unvermeidlich. Glücklicherweiſe drängte der Feind heute bis zur Stunde nicht; ich laſſe daher morgen die Armee ruhen und den Train zurückdisponiren; kann aber nicht länger hier bleiben, weil bis übermorgen Mangel an Trinkwaſſer in den Lagern eintreten wird, und ſetze am 3. den Rückzug gegen Pardubitz fort.

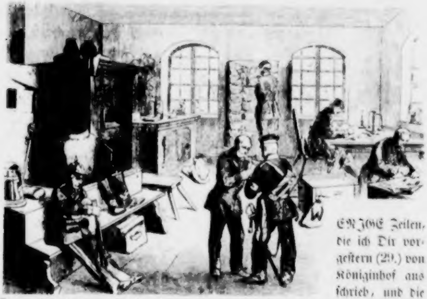
Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen und ergiebt ſich die Gelegenheit zu einem Offenſivſtoß, ſo werde ich ihn machen, ſonſt aber trachten, die Armee ſo gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen und Ew. Majeſtät Allerhöchſte Befehle, ſoweit es nur immer in meinen Kräften ſteht, gewiß aber mit unbedingter Aufopferung auszuführen.«

So am 1. Juli Abends. Der ſchlimmſte Moment lag bereits zurück. Die Ausſendung von Patrouillen nach allen Seiten hin wurde angeordnet, zugleich folgender Armee-Befehl erlaſſen:

»Die Armee bleibt morgen (2. Juli) in der heute bezogenen Aufſtellung. Die großen Bagagen der Truppen ſind noch im Laufe der heutigen Nacht zurückzuſchaffen. (Folgen die nähern Beſtimmungen.) Der Train des Hauptquartiers bleibt morgen in Raudnicka. Der Munitionspark ſteht am linken Elbufer bei Königgrätz. Die Armee-Intendanz wird am 3. d. M. nach Brünn verlegt. Das Armee-Hauptquartier befindet ſich in der Prager-Vorſtadt von Königgrätz im Gaſthofe zur Stadt Prag.«

Auf Vorpoſten.

Dubenetz, 1. Juli Abends.



EINIGE Zeilen, die ich Dir vorgeſtern (29.) von Königinhof aus ſchrieb, und die H. zu befördern verſprach, ſind hoffentlich in Deine Hände gelangt. Die zwei Tage, die ſeitdem vergangen ſind, haben die Situation nicht weſentlich verändert, nur ſpeziell für unſre Brigade iſt ſie eine andre geworden: wir ſind als Avantgarde vorgeſchoben worden und befinden uns ſeit heut Nachmittag auf dem rechten Elbufer. Einige Bataillone liegen in Daubrawitz, Liebthal, Zibojed; mein Bataillon liegt am weiteſten vor, im Dorfe Dubenetz. Das Haus, in dem ich dieſe Zeilen ſchreibe, war in letzter Nacht noch das öſtreichiſche Hauptquartier. Vor drei Tagen (in Burkersdorf) zogen wir in Gablenz' Wohnung ein, nun gar in Benedeks. Wer weiß, wohin wir noch alles kommen.

Wir wurden hier, trotzdem Alles czechiſch iſt, gut empfangen. Königinhof ſchien ausgeſtorben als wir einrückten, nur ein paar alte Frauen waren zurückgeblieben; hier fanden wir ein Dutzend junge Mädchen vor, ſo ziemlich die erſten, die wir ſeit unſerm Einmarſch in Böhmen geſehn. Allem Anſchein nach finden ſie, daß mit uns zu leben iſt.

Einzelne unſrer Compagnieen bivouakiren außerhalb des Dorfes. Sie ſind guter Dinge, lachen, ſingen, und die heitren Scenen, wie Du ſie von Düppel her kennſt, wiederholen ſich hier. Da wir noch auf weitre zwei, drei Ruhetage rechnen, wenn man Vorpoſtentage überhaupt zu den Ruhetagen rechnen darf, ſo haben ſie ſich Hütten gebaut, die Einen aus Laub, die Andern aus Stroh, und mit Hülfe von allerhand Aufſchriften eine Carlsſtraße und Große Friedrichsſtraße geſchaffen.

Eine Freude, die wir heute hatten, war das Eintreffen der 1. Garde-Dragoner, die, wie Du vielleicht weißt, zur I. Armee gehören. Sie kamen aus der Nähe von Gitſchin und hatten bis Dubenetz (über Arnau) einen Ritt von 6½ Meile gemacht. Man kann ſagen, als wir ihnen die Hände reichten, war die Kette geſchloſſen, die Fühlung zwiſchen der I. und II. Armee gewonnen. Nach kurzem Aufenthalt kehrten ſie zur Armee des Prinzen Friedrich Karl zurück. Das giebt einen Ritt von dreizehn Meilen en suite.

Wir haben hier ſchon manchen guten Fang gethan, im Großen und Kleinen. So fanden wir im Stall eines Nachbargehöfts erſt ein Offizierpferd, dann den Burſchen, zuletzt das Gepäck. Wir trieben die Diſcretion nicht ſo weit den Mantelſack ununterſucht zu laſſen; er war gut ausgeſtattet, darunter (wie immer) die Karte von Brandenburg und der Plan von Berlin. Sie waren ihrer Sache doch allzu gewiß. Daß alle Gefangenen, die wir bisher machten, dicke Mäntel trugen, »um, wie ſie ausſagten, in ſchmucken weißen Röcken in Berlin einrücken zu können,« ſchrieb ich Dir ſchon von Königinhof aus. Offiziersbriefe, die wir einer öſtreichiſchen Feldpoſt abnahmen, ſind im Einklang damit und drücken denſelben Geiſt der Ueberhebung aus. Sie werden uns »abprügeln«, ſie werden uns »das Lederzeug anſtreichen« — dieſe und ähnliche Wendungen wiederholen ſich, und zwar in Briefen, die nach Nachod und Skalitz, nach Burkersdorf und Trautenau geſchrieben wurden. Anders freilich klingen die Briefe der Soldaten. Sie ſind rührend in ihrer Art: »Liebe Peppi! Ich werde Dich wohl nicht wiederſehn, denn der Preuße ſchlagt Alles todt.« Das klingt ſchon anders. — Heute ſind Siegesnachrichten von allen Seiten her bei uns eingetroffen. Eine frohe Zuverſicht iſt über uns gekommen, wohl wiſſen wir, daß der Hauptſchlag noch geführt werden muß, aber wir denken daß wir ihn gut und glücklich führen werden. Jeder hofft daß alles raſch zu Ende geht. Zunächſt erwarten wir den König. Eh eine Woche um iſt, muß ſich viel entſchieden haben.«

Bei der I. Armee, wenigſtens bei der Avantgarde, empfand man es beſtimmter, daß die Entſcheidung nahe ſei. Ein Offizier ſchrieb:

»Schloß Cerekwitz, 1. Juli (Nachts).

Nun laß Dir meine letzten Erlebniſſe erzählen.

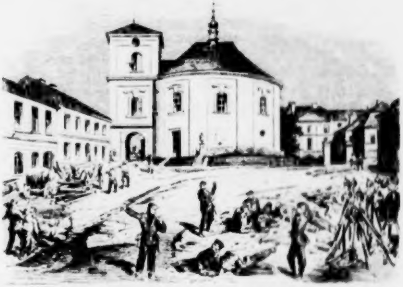
Heute Mittag rückte unſer Füſilier-Bataillon (27er) mit klingendem Spiel durch Horſitz und marſchirte auf Groß-Jerſitz zu, eine halbe Meile in Front unſrer Diviſion, die bei Horſitz verblieb. Noch ehe wir Groß-Jerſitz erreicht hatten, kam Befehl, über dies letztre Dorf hinaus bis Cerekwitz vorzurücken, das wiederum ¾ Meilen weiter vor gelegen iſt. Ein Blick auf die Karte ließ uns keinen Zweifel darüber, daß wir auf einen ſehr exponirten Poſten geſchickt wurden, und was wir nun ſeit zwei Stunden hier realiter vor uns und um uns haben, iſt nicht angethan unſre Lage als minder bedroht erſcheinen zu laſſen. Doch ich greife vor.

Es war bereits dämmrig als wir vor Groß-Jerſitz hielten, und noch ehe wir es im Rücken hatten brach die Dunkelheit herein. Glücklicherweiſe hatten wir im Dorf einen deutſchſprechenden Mann gefunden, den wir als Führer benutzen konnten, ſelbſtverſtändlich unter ſteter Controle. Die Spannung wuchs als nach einer Viertelſtunde auf unſre vorgeſchobenen Cavalleriepatrouillen geſchoſſen wurde. Dieſe ſprengten zurück und waren nun in der Dunkelheit nicht mehr zu gebrauchen; Infanteriepatrouillen mußten an ihre Stelle treten. Es war eine höchſt peinliche Situation; unſre Phantaſie war erhitzt und hinter jedem Baum und Buſch glaubten wir einen Gewehrlauf blitzen oder den Federbuſch eines Jägers ſich bewegen zu ſehn. Langſam ging es weiter, immer tiefer in die Nacht hinein.

Wir paſſirten das auf halbem Wege gelegene Dorf Trzebowitz. Endlos ſchien die noch zurückzulegende halbe Stunde. Zuletzt ſahen wir Lichter; aus der Dunkelheit trat ein mächtiges, von einer Ringmauer umgebenes Gebäude hervor — Schloß Cerekwitz. Dahinter das Dorf gleichen Namens.

Unſer Regimentscommandeur (Oberſt v. Zychlinski), der perſönlich beim Bataillon war, traf raſch ſeine Dispoſitionen. Er führte uns durch das Portal eines Thurmes, beſetzte die marktartige Erweiterung ſo wie die beiden Hauptſtraßen des Dorfes und warf nun unſre 9. Compagnie ins Schloß. Die Sache war ſchnell gethan. Wir drangen in das weitläufige Gebäude ein, das von allerhand Flüchtlingen wimmelte, die ſich, von Soor und Trautenau aus, hierhergezogen hatten. Sie gaben ſich widerſtandslos gefangen.

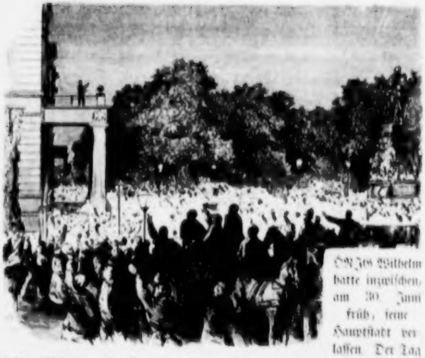
Von dieſem Schloß aus ſchreib' ich Dir nun. Die Beſitzerin, eine Wittwe (Baronin v. Kleeborn) iſt abweſend; doch ſind ein Verwalter, ein Hauswart, eine Köchin und ein Stubenmädchen zurückgeblieben. Die letztre (Käthe) meint es gut mit uns; auch die Köchin läßt mit ſich reden. Sie hat uns ein Warmbier gekocht, ein Abendbrod bereitet und die Schlüſſel der Speiſekammer vertrauensvoll in unſre Hände gelegt. Wir haben bedeutende



Mehlvorräthe im Hauſe ſelbſt und in der benachbarten Brauerei einen Vorrath von gutem Bier gefunden. Wir ſitzen alſo hier, wenn Du willſt, wie in Abrahams Schooß, und wenn ich hinzufüge, daß ich dieſe Zeilen in einem großen, ſaalartigen Zimmer mit zwei Caminen, Stuckpfeilern und einem Mahagoni-Himmelbett ſchreibe, ſo könnte Dir ein Anflug von Neid kommen, mich ſo en grand Seigneur beherbergt zu wiſſen.

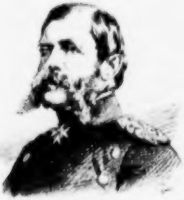
Aber beneide mich nicht. Der Boden iſt doch über die Maßen vulkaniſch und zwar derart, daß jedes jeden Augenblick verſchwinden kann. In Entfernung von kaum einer halben Meile, an Abhang und Rücken eines Höhenzuges hin, brennen zahlloſe Wachtfeuer; ſie leuchten, daß man glauben könnte, dann und wann die einzelnen Geſtalten zu erkennen, bis in mein Zimmer hinein. Als wir vor zwei Stunden das Schloß beſetzten und der vielen Feuer anſichtig wurden, dachten wir noch an die Möglichkeit, daß es die Bivouacs der Elb-Armee oder vielleicht unſrer 8. Diviſion ſeien. Seit einer Stunde wiſſen wir aber, daß es der Feind iſt, wenigſtens ein Armee-Corps ſtark. Unſer Oberſt hat Meldung an den Prinzen geſchickt. Iſt der Feind ſo ſtark, wie die Leute hier erzählen (ſie ſprechen von drei Corps und mehr), ſo haben wir binnen 36 Stunden eine Schlacht. Vielleicht die Entſcheidung. Gott ſei mit uns. Dein

König Wilhelm in Gitſchin.

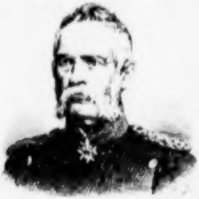


König Wilhelm hatte inzwiſchen, am 30. Juni früh, ſeine Hauptſtadt verlaſſen. Der Tag vorher (29.) war ein Tag eintreffender Siegesnachrichten (Skalitz, Soor, Münchengrätz) und jubelnder Umzüge und Demonſtrationen geweſen. Noch am Abend hatte der König, vom Balkon aus, zu dem ſein Palais umdrängenden Volke geſprochen: »Großes iſt geſchehn, aber das Größere bleibt zu thun.« Dieſe größere Aufgabe zu löſen, brach er jetzt auf. Mit ihm ſein Bruder, Generalfeldzeugmeiſter Prinz Carl und das große Hauptquartier.

Das Hauptquartier beſtand aus dem Chef des Generalſtabes, General der Infanterie Freiherr v. Moltke, ſeinem Adjutanten (Major Wright) und den Offizieren des Generalſtabes, ferner aus dem Generalquartiermeiſter,



Generalmajor v. **Podbielski**, dem Generalinſpecteur des Ingenieur-Corps, Generallieutenant v. **Waſſerſchleben**, dem Generalinſpecteur der



Artillerie, Generallieutenant v. **Hinderſin**, dem Chef des Generalſtabes der Artillerie, Oberſt v. **Bergmann**, und einer Anzahl von Offizieren beider Spezial-Waffen. Ferner aus dem Generaladjutanten, Generallieutenant v. **Alvensleben**, aus dem General à la suite Sr. Majeſtät, Generalmajor v. **Boyen**, aus dem Chef des Militaircabinets, Generalmajor v. **Tresckow**, aus dem Inſpecteur der Jäger und Schützen, Oberſt Graf zu **Dohna**, und aus den Flügeladjutanten des Königs: Oberſten v. **Steinäcker** und v. **Stiehle**, Oberſtlieutenants Graf **Kanitz**, Freiherr v. **Loë**, Graf **Finck** v. **Finckenſtein** und Major Graf **Lehndorff**. Im Hauptquartier anweſend (außer dem Generalfeldzeugmeiſter Prinz **Carl** von Preußen) waren noch der General der Infanterie, Kriegsminiſter v. **Roon**, der Miniſterpräſident Graf v. **Bismarck**, Prinz **Reuß**, Geheimer Legationsrath **Abeken**, Wirklicher Legationsrath Baron v. **Keudell** und eine Anzahl preußiſcher und fremdherrlicher Offiziere, unter jenen der Fürſt Pückler-Muſkau und der Herzog v. Ujeſt, unter dieſen der ruſſiſche Generalmajor Graf Kutuſoff, der italieniſche Oberſt Graf Avet und der mecklenburg-ſchweriniſche Major v. Brandenſtein. Der Geheime Cabinetsrath v. Mühler, Chef des Civil-Cabinets, war ebenfalls dem Hauptquartier attachirt.

Zum Hauptquartier gehörte auch die aus allen Infanterie- und Cavallerie-Regimentern der Armee gebildete Stabswache, unter dem Commando des Oberſtlieutenants v. Kroſigk. Ihr fiel die Bewachung und der militairiſche Dienſt zu. Die Infanterie war in ein Bataillon, die Cavallerie in eine Escadron formirt. Die letztre, das ſei gleich hier bemerkt, ritt, wenn ſich das Hauptquartier in Bewegung ſetzte, dem königlichen Wagen vorauf und zwar abwechſelnd, entweder Cüraſſire und Dragoner, oder Huſaren und Ulanen. Die Infanterie marſchirte (oft um einen Tagemarſch) voraus oder folgte auch, wenn das Hauptquartier aufbrach.

Die Reiſe des Königs, vom Niederſchleſiſchen Bahnhof aus, geſchah über Frankfurt, Görlitz, Zittau, — ſo weit ſie durch preußiſches Land ging, war ſie, ſchon jetzt, ein Triumphzug. Gegen Abend traf der König in Reichenberg in Böhmen ein und nahm Quartier im Schloſſe des Grafen Clam-Gallas, deſſelben, der in den Kämpfen an der Iſer und bei Gitſchin das I. öſtreichiſche Corps kommandirt hatte.

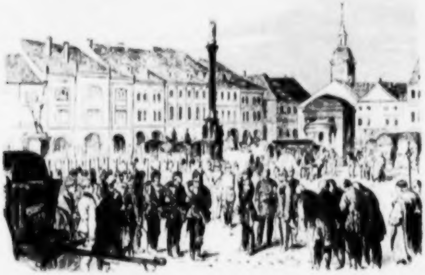
Bis 1. Juli Mittags verblieb der König in Reichenberg, dann verlegte er ſein Hauptquartier nach Schloß Sichrow (dem ſchönen Prinz Rohanſchen Beſitze), am 2. von Schloß Sichrow nach Gitſchin. Der Weg dahin, an Libun*) und Brada vorbei, führte bereits mitten über Schlachtengrund. Der Krieg lag nun rundum.

Bis auf dies Schlachtfeld kam Prinz Friedrich Karl (wie immer in der rothen Uniform der Zietenſchen Huſaren) von ſeinem Hauptquartier Horſitz her, in einem offenen Jagdwagen ſeinem königlichen Oheim entgegengefahren, der ihn ſofort in ſeinen Wagen einſteigen und ſich über den Gang des Gefechtes am 29. und über den Stand der Dinge bei der I. Armee rapportiren ließ. Fühlung mit der II. Armee (wie wir bereits wiſſen) war gewonnen. Von Gitſchin aus konnte ſich der König, je nach Lage der Dinge, entweder nach Horſitz oder nach Königinhof, d. h. alſo entweder zur I. oder zur II. Armee begeben. Die Entfernungen waren nicht erheblich verſchieben. In dem Augenblick als der König Gitſchin erreichte, war darüber noch nichts beſchloſſen, konnte auch nicht beſchloſſen ſein, da man eben noch nicht wußte, wohin die große öſtreichiſche Armee ſich gewendet habe, ob ſie dieſſeits oder jenſeits der Elbe ſtand.

---

*) In dieſem Dorfe Libun ließ der König vor einem Hauſe halten, das durch das bekannte rothe Kreuz im weißen Fahnentuche als Lazareth bezeichnet war. Er fand hier ſchwerverwundete Offiziere von Freund und Feind: Lieutenant Hellhof, dem (S. 245) eine Kugel beide Beine fortgeriſſen hatte, den ſächſiſchen Oberſt v. Boxberg, den Grafen Bek (Mecklenburger) vom Dragoner-Regiment Sachſen ꝛc. Den Namen des Lieutenants Hellhof ließ der König ſofort notiren, für den Fall, daß der Verwundete ſpäter der königlichen Gnade bedürfen ſollte.

Auf dem Gitſchiner Ring (der König nahm Wohnung im Gaſthofe) ſtand eine Ehrenwache des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV., deſſen 2. Bataillon am 29. ſo heiß im Kampf geweſen und bei Unter-Lochow decimirt worden war. Die Erſcheinung der Truppen, abgeſchoſſene Helmſpitzen und durchlöcherte Beſchläge, deuteten darauf hin, wie ernſt ſie im Feuer geſtanden hatten.



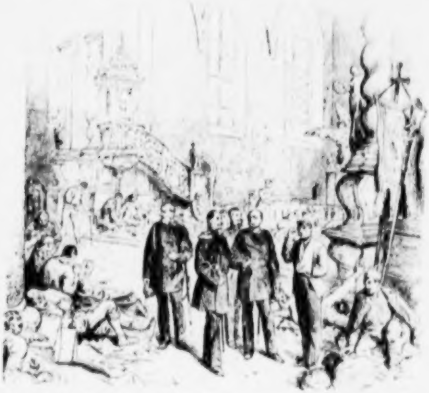
Der König muſterte; als er die Reihe entlang ſchritt, brachen die Mannſchaften in laute Hurrahs aus, die unter präſentirtem Gewehr, bis zum Schluſſe der Inſpection, fortdauerten.

Auf dem Marktplatze hatten ſich auch der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit aufgeſtellt, um den König zu begrüßen und eine Audienz zu erbitten. Dieſe wurde gewährt. Zweck war den König zu verſichern, daß von Seiten der Gitſchiner Bürger nicht auf die einrückenden Preußen (am Abend des 29.) geſchoſſen worden ſei. Der König antwortete:

> »Ich führe keinen Krieg gegen Ihre Nation, ſondern nur gegen die Armeen, die Mir gegenüberſtehn. Wollen die Einwohner ſich aber ohne alle Veranlaſſung feindlich gegen Meine Truppen betragen, ſo werde Ich Mich zu Repreſſalien genöthigt ſehn. Meine

Truppen ſind keine wilden Horden und verlangen nur das zum Leben unbedingt Nothwendige. Ihre Sorge iſt es, ihnen keine Veranlaſſung zu gerechter Klage zu geben. Sagen Sie es den Einwohnern, daß Ich nicht gekommen bin, um Krieg gegen friedliche Bürger zu führen, ſondern die Ehre Preußens gegen Verunglimpfung zu vertheidigen.«

Der König beſuchte darauf die zu einem Lazareth eingerichtete Jeſuiten-Kirche, in der ſich nur öſtreichiſche Verwundete befanden; der Oberſt und Commandeur des Regiments Liechtenſtein-Huſaren Graf Piacewitz, der ſchwer verwundet in unſre Gefangenſchaft gefallen war, erhielt, wie ſchon erzählt, auf Befürwortung des Prinzen Friedrich Karl, ſofort Erlaubniß, ſich über Dresden nach Wien zu begeben. Der König ging weiter und gab Befehl, daß alle verwundeten öſtreichiſchen Offiziere, wenn ſie ihr Ehrenwort geben wollten, in dieſem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, ebenfalls in ihre Heimath entlaſſen werden ſollten.*)



---

*) Später wurde dieſe Vergünſtigung in beſonders dazu angethanen Fällen auch auf

Von Gitſchin aus war es auch, daß der König einen Gruß, eine Anſprache an ſeine Armee erließ, an ſeine Armee, die perſönlich gegen den Feind zu führen, er nunmehr ſich anſchickte. Die Anſprache lautete:

> Soldaten Meiner Armee!
>
> Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde ſtehenden braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen ſind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Reſultate erfochten worden, welche ſich würdig anreihen an die Großthaten unſrer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf ſämmtliche Abtheilungen Meines treuen Heeres, und ſehe den nächſten Kriegsereigniſſen mit freudiger Zuverſicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde ſtehen gegen uns im Kampf. Laßt uns indeß auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unſre gerechte Sache bauen; Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die ſieggewohnten preußiſchen Fahnen zu neuen Siegen führen.
>
> Wilhelm.

Prinz Friedrich Karl, nach eingehenden Beſprechungen mit dem König, kehrte in ſein Hauptquartier nach Horſitz zurück. Ein Generalſtabsoffizier ſtattete im Laufe des Nachmittags Bericht ab über die Details der Stellungen, die Terrainbeſchaffenheit und die bisherige Fechtart des Feindes. Das Reſultat aller dieſer Beſprechungen war das, daß ein ferneres Ausruhen (auf ein oder zwei Tage) der durch Strapazen hart mitgenommenen Truppen wünſchenswerth ſei und daß das militairiſche Gefolge ſich für den nächſten Morgen um 9 Uhr bereit zu halten habe, um den König zu einer Beſprechung mit dem Kronprinzen nach Königinhof zu begleiten.

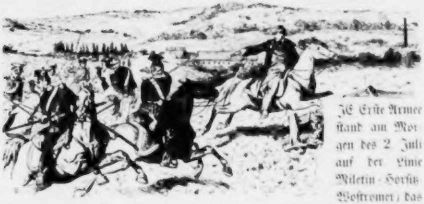
Niemand — in der Stunde, in der dieſe Entſchlüſſe gefaßt wurden — hatte eine Ahnung davon, daß 24 Stunden ſpäter die große Schlacht bereits geſchlagen und der Ausgang dieſes Krieges entſchieden ſein würde.

Wir begeben uns nunmehr zur I. Armee, um zu zeigen, welche Nachrichten es waren, die die friedlichen, für den 3. Juli gefaßten Entſchlüſſe umſtießen und den Entſchluß zur Schlacht an ihre Stelle ſetzten.

anverwandte kaiſerliche Offiziere angeboten und freudig von ihnen benutzt, was ihnen nach dem Kriege (und nach unſrem Gefühl nicht ganz mit Unrecht) in ihrem Vaterlande ſchwere Verantwortung zugezogen haben ſoll.

Der Tag vor der Schlacht.

Die Recognoscirungen. — Major v. Ungers Ritt.



Die Erſte Armee ſtand am Morgen des 2. Juli auf der Linie Miletin-Horſitz-Woſtromer; das III. Corps (Brandenburg) hatte den linken, das II. Corps (Pommern) den rechten Flügel; das IV. Corps (Magdeburg-Thüringen) hielt im Centrum. Das IV. Corps gab auch die Avantgarden. Am weiteſten vorgeſchoben ſtand die Vorhut der 7. Diviſion: das Detachement Zychlinski. Mit dieſem, deſſen Meldungen für den Entſchluß zur Schlacht entſcheidend werden ſollten, werden wir uns auf den nächſten Seiten zu beſchäftigen haben.

Das Detachement Zychlinski ſtand ſeit dem 1. Juli Abends in Dorf und Schloß Cerekwitz. Ein Brief, den wir mittheilten (S. 449 bis 450), zeigte uns den Marſch dieſes Detachements, die Beſetzung des Schloſſes und zuletzt die feindlichen Lagerfeuer, die, in Entfernung von wenig mehr als einer halben Meile, auf den gegenübergelegenen Höhen brannten. Derſelbe Brief erwähnte auch der Meldungen, die, ſpät Abend noch, über die muthmaßliche Stärke des Feindes in das Hauptquartier des Prinzen gemacht worden ſeien.

In der That, dieſe Meldungen waren ergangen, bei der Wichtigkeit der Sache aber konnte es bei Mittheilungen nicht ſein Bewenden haben.

die, in allem was Zahlenangaben betraf, auf bloßen Ausſagen von Schloßbeamten und Dorfleuten beruhten. Eigne Anſchauung hatte feſtzuſtellen, wieviel vom Feinde auf den Höhen gegenüber lagere, welche Truppen und in welcher Ausdehnung. Der nächſte Morgen war dazu auserſehen.

Die Nacht verging ruhig. Bei Tagesanbruch traf Verſtärkung ein: das 2. Bataillon (Major v. Buſſe) vom 27. Regiment. Oberſt v. Zychlinski — um wenigſtens gegen einen plötzlichen Ueberfall geſichert zu ſein — verſtärkte ſofort ſeine Vorpoſten auf beiden Flügeln, umgab ſich mit einem Kreis von Feldwachen und richtete das Schloß ſelbſt durch Verrammelungen und Einſchlagen von Schießſcharten zu einer Art von Feſtung ein, in der er entſchloſſen war ſich mit ſeinen beiden Bataillonen (2. und Füſilier-Bataillon) bis zum Aeußerſten zu halten. Auf dem Thurm über der Schloßkapelle wurde ein Poſten mit einem Fernglaſe aufgeſtellt, der über die Bewegungen des Feindes zu rapportiren hatte. Nach allen Seiten hin wurde patrouillirt und von den Feldwachen gingen alsbald zahlreiche Meldungen ein, alle dahin lautend, daß der Feind Fouragirungen vornähme, daß unabſehbare Wagenkolonnen ſichtbar wären, vor allem, daß der Feind in der Richtung auf Lipa zu und zwar beſonders in der Waldblöße zwiſchen Sadowa und Ciſtowes verſchiedene Batterieen aufgefahren habe.

Dies Alles war von äußerſter Wichtigkeit. Daß man den Feind vor ſich habe, daran war nicht länger zu zweifeln; um indeſſen das Hauptquartier des Prinzen nicht durch übertriebene Angaben zu allarmiren, beſchloß Oberſt v. Zychlinski, wie bereits hervorgehoben, zu direkten Recognoscirungen, wo möglich bis in den Rücken des Feindes zu ſchreiten. Er ertheilte dem Premierlieutenant v. Heiſter, der die dem Detachement beigegebene Escadron Aſchersleber Huſaren führte, Befehl, mit 15 Pferden zunächſt die 8. Diviſion (die rechts ſtehen ſollte) aufzuſuchen, dann auf der Straße gegen Lipa den Feind zu recognosciren und etwa über Benatek zurückzukehren. Dies war um 7 Uhr früh.

Premierlieutenant v. Heiſter hielt ſich ſüdweſtlich, ſuchte erſt Hnewcowes, wo in der Nacht vorher feindliche Jäger geweſen waren, dann Sowetitz ab und hielt ſich nun auf Sadowa zu, in deſſen Nähe er das ganze feindliche Lager überblicken konnte. Es lag ihm aber daran Gefangene zu machen. In den Dörfern hatte er in Erfahrung gebracht, daß in Ober-Cernatek eine feindliche Jägercompagnie ſtecke; er ſchwenkte deshalb rechts und ritt nun im Schritt erſt die Chauſſee, dann einen Feldweg hinauf, um die hier und da aufgeſtellten Poſten glauben zu machen, es ſei eine ſächſiſche Reiter-Abtheilung, die ſorglos ruhig des Weges geritten komme. Dreihundert Schritt weſtlich von Ober-Cernatek wurde man eines Piquets anſichtig, das, 80 bis 100 Mann ſtark, in der That ſich täuſchen laſſen zu wollen ſchien. Bis auf

50 Schritt waren unſre Huſaren heran. Da gab ein Doppelpoſten Feuer. Im nächſten Moment jagten unſre Huſaren auf das Piquet los, das Knäul zu formiren und unregelmäßig zu feuern begann; zwei von den Jägern aber, die nicht mehr Zeit gehabt hatten zu retiriren, wurden in Front des Knäuls gepackt und trotz des verfolgenden Feuers der Jäger in Sicherheit gebracht. Mit dieſen ging es nach Cerekwitz zurück. Sie gehörten zum 34. Jäger-Bataillon und ſagten aus, daß das III. öſtreichiſche Corps auf der Höhe von Lipa ſtehe. Dieſem Corps alſo hatten die Wachtfeuer angehört, die am Abend vorher bis nach Schloß Cerekwitz hin geleuchtet hatten. Ob hinter oder neben dem III. Corps noch andre feindliche Abtheilungen maſſirt ſtünden, war von den Gefangenen nicht in Erfahrung zu bringen. Doch deuteten alle Ausſagen der czechiſchen Bevölkerung, ſo weit man ſich mit ihnen verſtändigen konnte, darauf hin. Namentlich hörte man von den »Sachſen«.

Die Meldung davon ging etwa gegen Mittag von Cerekwitz nach Schloß Kamenitz in das Hauptquartier des Prinzen. Dieſer hatte inzwiſchen — auf die erſten Meldungen vom Oberſten v. Zychlinski geſtützt — bereits ſeinerſeits und zwar direkt vom Hauptquartier aus, einen ähnlichen Recognoscirungsritt, wie den eben erzählten, angeordnet und einem gutberittenen Offizier ſeines Generalſtabes, dem Major v. Unger, den Befehl ertheilt, womöglich bis an die Biſtritz vorzugehn.

Major v. Unger (wir geben dieſe Recognoscirung in ausführlicher Erzählung) begab ſich zunächſt zu General v. Franſecky nach Horſitz, von dort nach Gutwaſſer zum General v. Horn. Was er an beiden Orten erfuhr, war im Weſentlichen gleichbedeutend mit den im Hauptquartier bereits bekannt gewordenen Meldungen; immer mehr ſtellte ſich die Nothwendigkeit heraus, in den Rücken der feindlichen Vorpoſtenſtellung zu gelangen. General v. Horn bewilligte zu dieſem Behuf eine Schwadron vom Thüringiſchen Ulanen-Regiment als Bedeckung; da indeſſen die Pferde noch nicht abgefuttert hatten, ſo beſchloß Major v. Unger mit 1 Gefreiten und 5 Ulanen unverzüglich vorzugehn; — die Escadron ſollte folgen.

Major v. Unger hielt zunächſt die große Straße, paſſirte die am weiteſten vorgeſchobene Ulanen-Feldwache der 8. Diviſion und bog dann rechts ab, um auf Nebenwegen bis an die Biſtritz, oder doch bis an den unmittelbar in Front gelegenen Höhenzug (die Höhe von Dub) zu gelangen, die einen Ueberblick über das Biſtritz-Thal geſtattete. Der Ritt ging unbehelligt bis an eine dem letztgenannten Thal vorgelegene, ebenfalls von einem Bach oder Fließ durchzogene Terrainſenkung, von deren dieſſeitigem Rande Major v. Unger ſofort wahrnahm, daß das muthmaßlich hinter der jenſeitigen Höhe aufgeſchlagene öſtreichiſche Lager Vorpoſten bis in dieſe parallel mit der

Biſtritz laufende Thalmulde vorgeſchoben habe. Er ſah dies um ſo deutlicher, als die Vorpoſten eben abgelöſt wurden. In den Rücken dieſer vorderſten feindlichen Linie galt es nunmehr zu gelangen. Es war dazu nöthig, den einen Abhang hinab-, den andern hinaufzureiten und dabei die in der Tiefe gelegenen, zum Theil vom Feinde beſetzten Dörfer zu vermeiden.

Major v. Unger zog jetzt die bereits erwähnte Ulanen-Feldwache an ſich heran, brachte dadurch ſeinen Trupp auf 16 Pferde und ging nun in der Richtung auf das in der Tiefe gelegene Dorf Klenitz, aber rechts von demſelben, vor. Noch ehe er halb den Abhang hinab war, ritt auf 100 Schritt Entfernung eine öſtreichiſche Ulanen-Patrouille, in entgegengeſetzter Richtung, an ihm vorüber. Die Offiziere von hüben und drüben ſalutirten einander, einer der thüringiſchen Ulanen aber, ohne den Gruß zu beachten, gab Feuer aus ſeiner Sackpiſtole. Ein nie dageweſener Fall — die Kugel ſaß. Das ins Blatt getroffene Pferd ſtürzte, der Reiter mit ihm und der Hintermann wieder über den Vordermann. Der ganze feindliche Trupp ſtob auseinander, die beiden geſtürzten Ulanen wurden gefangen genommen.

Näher an Klenitz heran trafen die Unſern auf Dorfleute. Die Auskunft, die ſie gaben, ſtimmte mit den Ausſagen der beiden gefangenen Ulanen überein. Bei Sadowa, ſo hieß es, ſtehe das III., hinter dieſem, auf Königgrätz zu, das X. und das I. Corps; die Sachſen ſtünden bei Problus. Das III. Corps habe eine Brigade, die Brigade Prohaska, bis auf die Höhe von Dub und über dieſe hinaus vorgeſchoben. War dies richtig (und daran war nicht länger zu zweifeln), ſo gehörten die Truppen, die man vor ſich hatte, dem III. Corps an. In der That war es die Brigade Prohaska.

Unſre Ulanen hatten inzwiſchen die Thalſohle erreicht. Das Waſſerchen das hier floß war zu beiden Seiten von ſchwer paſſirbaren Sumpf- und Wieſenſtreifen eingefaßt; die Pferde ſanken ein; es war ein difficiles Terrain. Endlich fand man eine Art Steindamm, der einen Uebergang ermöglichte. Major v. Unger, ſofort die Wichtigkeit dieſes Punktes erkennend, ließ an der Uebergangsſtelle einen Ulanenpoſten zurück, um für den Fall, daß er verfolgt würde, dieſe einzig paſſirbare Stelle ſchon von weit her erkennen zu können. Dieſe Vorſicht rettete ihn ſpäterhin.

Es ging nun hügelan, erſt an einzelnen Poſten, dann, auf kurze Entfernung, bei dem Dorfe Dub vorbei, das — noch dieſſeits der Höhe gelegen — bereits voll öſtreichiſcher Jäger ſteckte. Kein Schuß fiel. Es war erſichtlich, daß unſre Ulanen, wie ſchon vorher bei der Begegnung mit den Dorfleuten, für ſächſiſche Reiter gehalten wurden, man winkte ihnen ſogar zu; jeder Gruß wurde ſelbſtverſtändlich erwiedert.

Jetzt endlich hatten die Unſren, über Dub hinaus, den Kamm der gleichnamigen Höhe erreicht und vor ihnen lag das Biſtritz-Thal. Ein einziger Blick reichte aus, um die Ueberzeugung zu geben, daß man ſich einem ſtarken Bruchtheil der geſammten feindlichen Armee gegenüber befinde. Ein Blick genügte, aber — er mußt' es auch; denn in demſelben Momente faſt, in dem die Unſrigen die Höhe erreicht hatten, brach aus dem unmittelbar zu Füßen gelegenen Sadowa (vielleicht alarmirt durch die flüchtigen Reiter jener erſten Patrouille) eine feindliche Ulanen-Schwadron hervor und ging zur Attake über.

Kampf war nicht Zweck; die Unſrigen machten Kehrt und nun begann, bei der Coupirtheit des Terrains, ein vollſtändiges steeple-chase. Die feindlichen Ulanen, auf friſchen Pferden, überholten alsbald die Unſrigen, trotz des Vorſprungs, den dieſe hatten, und voll großer Gewandtheit in Führung ihrer Waffe (es waren Polen) ſuchten ſie unſre vor ihnen hinſtiebenden und ſich duckenden Ulanen durch immer neue Kreisſchwingungen mit ihrer Lanze aus dem Sattel zu ſchlagen. Der beſte Reiter, auf zehn Schritt den Uebrigen voraus, hing ſich an den Major v. Unger ſelbſt, durchſtach ihm, kurz über der Hüfte, den Rockſchooß, wurde aber, als er nicht ablaſſen wollte, durch einen Unteroffizier unſres Trupps vom Pferde geſchoſſen. Ueber Hecken und Gräben ging es wie im Fluge; jetzt — der Ulanenpoſten am Fließ wurde ſichtbar, und eine Minute ſpäter jagte der ganze Trupp über den Steindamm glücklich hinüber. Ein neuer Vorſprung war gewonnen und die nunmehr auf der dieſſeitigen Höhe erſcheinende, von Gutwaſſer aus nachgeſchickte Ulanen-Schwadron nahm die Flüchtigen auf und hemmte die Verfolgung.

Ohne Verluſt an Pferden und Mannſchaften war dieſer Ritt ausgeführt worden. Zwiſchen 6 und 7 Uhr Nachmittags war Major v. Unger in Schloß Kamenitz zurück. Seine Meldungen reiften den Entſchluß zur Schlacht und zwar um ſo mehr, als die verſchiedenen Gefangenen, die im Laufe des Tages von der Vorpoſtenkette her ins Hauptquartier gebracht worden waren, alle dieſelbe Ausſage gemacht hatten, dahin lautend: daß das III., X. und I. Corps im Biſtritzthale ſtünden.

Der Prinz war nunmehr entſchloſſen — einem etwa beabſichtigten Angriff zuvorkommend — den Feind am Morgen des 3. anzugreifen. Um 9 Uhr ergingen die entſprechenden Befehle an die ihm unterſtellten Führer beider Armeen (der I. und der Elb-Armee); gleichzeitig richtete er ein Schreiben an den Kronprinzen, worin er die Mitwirkung der II. Armee für den nächſten Tag erbat. Dieſes Schreiben lautete:

> »Durch Se. Majeſtät den König iſt mir Kenntniß geworden von dem Eurer Königlichen Hoheit für morgen (den 3. Juli

ertheilten Auftrage einer Recognoscirung gegen die Aupa und Metau. Nachdem indeſſen eine am heutigen Tage dieſſeits unternommene Recognoscirung und die bezüglichen Meldungen der Vorpoſten-Truppen ergeben haben, daß bei Sadowa und Lipa an der Straße von Horſitz auf Königgrätz ſehr bedeutende feindliche Kräfte vereinigt ſind, welche ihre Avantgarde bis Dub vorgeſchoben haben, liegt es in meiner Abſicht, morgen den 3. Juli den Feind anzugreifen und denſelben in Gemäßheit des mir ertheilten Auftrages gegen die Elbe zu drängen.

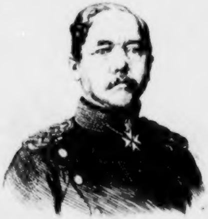
Da indeſſen auch von Joſephſtadt aus ſtärkere feindliche Truppenmaſſen auf das rechte Elb-Ufer übergegangen ſind, ſo kann ich darin nur die Abſicht erblicken, daß dieſelben, bei etwaigem Vorgehen meinerſeits auf Königgrätz, gegen meinen linken Flügel operiren wollen. Eine ſolche Diverſion würde mich zwingen, meine Kräfte zu theilen, wodurch ich alſo den gewünſchten Zweck: Vernichtung des feindlichen Corps, nicht vollſtändig erreichen würde.

Eure Königliche Hoheit bitte ich deshalb, morgen, den 3. Juli, mit dem Garde-Corps oder mehr über Königinhof zur Sicherung meines linken Flügels in der Direction auf Joſephſtadt auf dem rechten Elbufer vorgehen zu wollen. Ich ſpreche dieſes Erſuchen um ſo mehr aus, als ich meinerſeits auf ein rechtzeitiges Eintreffen des Corps von Bonin, der weiten Entfernung wegen, nicht rechnen kann, und als ich andrerſeits vorausſetze, daß Eure Königliche Hoheit bei der für morgen dortſeits zu unternehmenden Recognoscirung nicht auf ſtarke feindliche Kräfte ſtoßen werden. Ich füge hinzu, daß mein linker Flügel bei Groß-Jeritz und Cerekwitz ſtehen wird.

gez. Friedrich Karl,
Prinz von Preußen.

Der Lieutenant v. Normann, vom Zietenſchen Huſaren-Regiment, wurde mit Ueberbringung dieſes Schreibens beauftragt. Er erreichte Königinhof um 1 Uhr früh und war um 4 Uhr in Schloß Kamenitz zurück.

So waren denn Seitens des Obercommandos der I. Armee alle Vorbereitungen zu einem ſtarken, vielleicht entſcheidenden Schlage für den nächſten Tag geſchehen, alle dieſe Anordnungen indeß bedurften der Gutheißung des Königs, der von dem Augenblick an, wo er in Gitſchin eingetroffen war, den Oberbefehl über die geſammte Armee übernommen hatte. Generallieutenant v. Voigts-Rhetz, Chef des Generalſtabes der I. Armee, begab ſich deshalb, im Auftrage des Prinzen, von Schloß Kamenitz nach Gitſchin, um unter Darlegung der Sachlage die Zuſtimmung, jedenfalls die weitren Befehle des Königs einzuholen.



Abends 11 Uhr traf der General v. Voigts-Rhetz ein. Die Lage war mißlich. Die Truppen beider Armeen waren durch die Gefechte ſeit dem 26. Juni und durch ununterbrochene, anſtrengende Märſche ſo ermüdet, daß man es im Laufe des 2. Juli allſeitig für nothwendig gehalten hatte, den Soldaten wenigſtens einige Tage Ruhe zu gönnen. Die Entfernung der II. Armee von dem muthmaßlichen Schauplatz des Kampfes war erheblich (für einzelne Corps 3 Meilen), der König ſchwankte. Er verfolgte zunächſt auf der Karte die möglichen Stellungen des Feindes, ſoweit man dieſe aus den Recognoscirungen hatte herausfühlen können; dann befahl er, die Generale v. Moltke, v. Roon, v. Alvensleben und v. Treskow zu Abhaltung eines Kriegsrathes zuſammen zu berufen. Dies geſchah. Es ſcheint, daß die Meinungen wenig auseinander gingen, man ſtimmte für die Schlacht. Der König ertheilte nunmehr ſeine Befehle.

General v. Voigts-Rhetz kehrte nach Schloß Kamenitz zurück, um dem Prinzen Friedrich Karl die Genehmigung zum Angriff zu überbringen.

Oberſtlieutenant Graf Finckenſtein, Flügeladjutant des Königs, erhielt Befehl nach Königinhof zu reiten und dem Kronprinzen die ſchriftliche Weiſung*)

---

*) Das betreffende Schreiben lautete: „Den bei der I. Armee eingegangenen Nachrichten zu Folge iſt der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch weiter verſtärkt werden können, bis über den Abſchnitt der Biſtritz bei Sadowa vorgegangen und iſt dort ein Rencontre mit der I. Armee morgen in aller Frühe zu erwarten.

Die I. Armee ſteht befehlenermaßen morgen, den 3. Juli, früh um 2 Uhr mit zwei zum ſofortigen Vormarſch in der Richtung auf das wahrſcheinliche Schlachtfeld zu überreichen.

Der Aufbruch des Königs ſelbſt wurde für den nächſten Morgen ſtatt auf 9 Uhr (wie vorher beſtimmt) auf 5 Uhr feſtgeſetzt.

Um 1 Uhr war der Kriegsrath geſchloſſen. Es war 2 Uhr als der König ſich zu kurzer Ruhe zurückzog.

Während der Nachtſtunden war es auf allen Straßen, die von Weſten und Nordweſten her gegen die Elbe führen, lebendig.

Die Elb-Armee war ſchon um 2 auf dem Marſch. Sie marſchirte (laut Befehl) von Hoch-Weſſeln nach Smidar, von da auf Rechanitz.

„Der Himmel war düſter. Ein Bataillon nach dem andern kam aus dem naſſen Bivouac. Die Colonnen marſchirten im Morgengrau an uns vorüber; einzelne der Offiziere fragten halblaut und neugierig: „alſo heut'!" Es begann zu regnen. Die Morgenkälte durchfröſtelte uns und dabei leere Feldflaſchen überall.

So lange wir auf der Chauſſee marſchirten (auf Smidar zu) ging Alles vortrefflich. Es ſollte aber bald anders kommen. Der Regen dauerte nicht nur an, ſondern fiel immer heftiger. Bei Smidar ſchwenkten wir links ab und geriethen nun auf aufgeweichte Landwege, dann ging es über Gräben und Wieſen. Wie unſre Artillerie da hinüber gekommen iſt, iſt mir ein Wunder." So ein Bericht von einem Augenzeugen.

An der Spitze der I. Armee, die auf verſchiedenen Linien anrückte, marſchirten die Diviſionen Franſecky und Horn. Die thüringiſche Diviſion hielt die große Straße und marſchirte auf Milowitz; die magdeburgiſche Diviſion avancirte unmittelbar links daneben und ging von Horſitz über Groß-Jeritz auf das, wie wir wiſſen, ſeit dem 1. Juli Abends bereits beſetzte Schloß Cerekwitz.

Diviſionen bei Horſitz, mit einer bei Milowitz, mit einer bei Cerekwitz, mit zwei bei Pſanek und Briſtan; das Cavallerie-Corps bei Gutwaſſer.

Ew. Königliche Hoheit wollen ſogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterſtützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des vorausſichtlichen, feindlichen Anmarſches vorrücken zu können und dabei ſobald als möglich eingreifen. Die heute Nachmittag unter anderen Verhältniſſen gegebenen dieſſeitigen Anordnungen ſind nun nicht mehr maßgebend.

gez. v. Moltke."

Graf Finckenſtein ritt über Miletin auf Königinhof; bei der Wichtigkeit dieſes Schreibens aber wurde ein gleichlautendes zweites Exemplar über Kamenitz auf Königinhof befördert. — Beide Schreiben trafen beim Kronprinzen ein.

„Waren wir auch ſchon öfters im Dunkeln marſchirt, ſo waren wir doch, all dieſe Tage über, nie nüchtern und nie vor Anbruch des Tages aus dem Bivouac gerückt. Alles fröſtelte. Die tiefe Finſterniß wurde durch einen undurchdringlichen Nebel erhöht, der zuerſt um uns lagerte, dann aber in einen feinen durchdringenden Regen ſich aufzulöſen begann. Der Weg war ſchlüpfrig, ſo daß der Marſch, da man nicht ſehen konnte, wohin man trat, ein höchſt unſichrer, anſtrengender wurde; das Gepäck war nicht abgelegt und beläſtigte uns um ſo mehr, als es, bei dem unſichren Gange, alle Schwankungen des Körpers mitmachte und uns ſo aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte.

Unter dieſen Verhältniſſen war die Stimmung keine beſonders gehobene und der Marſch geſchah meiſt in lautloſer Stille, nur dann und wann durch das Witzwort eines übermüthigen Burſchen unterbrochen, das dann auf Momente die nächſte Umgebung erheiterte und wie ein Lauffeuer weiter lief.

Als wir etwa halb heran waren (an Cerekwitz) wurde Halt gemacht. Der Tag begann zu grauen; aber die Sonne ging nicht auf; ſtatt deſſen ſtrömte der Regen jetzt auf uns hernieder. Es mochte 5 Uhr ſein. Aus der mitgebrachten eiſernen Ration wurde Kaffee gekocht; Einzelne eilten um Holz und Waſſer heranzuholen, Andre warfen ſich in den aufgeweichten Lehmboden und ſchliefen ein. Der Kaffee erfriſchte uns. Dann wieder vorwärts. Für Viele war es die letzte Mahlzeit geweſen.“

So, oder ähnlich, klingen die Berichte von allen Diviſionen.

Das II. Corps (Pommern) ging rechts neben der thüringiſchen Diviſion vor; das III. Corps (Brandenburg) folgte als Reſerve.

Um 5 Uhr, zum Theil früher ſchon, waren die Truppen in die ihnen angewieſenen Stellungen eingerückt. Das Biſtritz-Thal lag vor ihnen.

Um 5 Uhr brach auch der König von Gitſchin auf. Mit ihm das ganze militairiſche Perſonal des Hauptquartiers. Auch Graf Bismarck. Der König fuhr in einem offenen Wagen; in fliegender Eile ging es die Chauſſee entlang, mitten durch die Waſſerlachen, die überall auf der halbaufgeweichten Chauſſee ſtanden. Die Truppen, an welchen der König vorüberfuhr, brachen in lauten Jubel aus, ſobald ſie an den vorreitenden Cavallerie-Mannſchaften der Stabswache gewahr wurden, daß ihr Kriegsherr in ihrer Nähe ſei. Jedesmal, wenn ein ſolcher Jubelruf ſchon von fern her an ſein Ohr ſchlug, wechſelte der ernſte, nachdenkliche Ausdruck ſeiner Züge mit jenem freundlichen Gruß, durch den er allezeit ſeine Soldaten zu begeiſtern wußte.

Auf der Höhe von Dub hielt der Wagen. Der König beſtieg eins der dort haltenden Marſtall-Pferde, eine Rappſtute. Er ritt an den Rand vor; da lag die Biſtritz, dort unten Sadowa, ein Wald dahinter, hinter dem Walde, allmälig anſteigend, die Höhe von Lipa und das gleichnamige Dorf.

In dieſem Augenblick blitzte es von drüben her durch den Nebel; dann ein dumpfes Rollen. Der erſte Kanonenſchuß war gefallen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der deutſche Krieg

von

1866

Von

Th. Fontane.

Mit Illuſtrationen von

Ludwig Burger.

I. Band. Der Feldzug in Böhmen und Mähren.

Berlin. 1870.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der
Feldzug in Böhmen und Mähren.

Von

Th. Fontane.

Mit Illustrationen von

Ludwig Burger.

2. Halbband: Königgrätz. Bis vor Wien.

Mit 5 großen Portraits, 3 großen Gefechtsbildern, 109 in den Text gedruckten Abbildungen
und Plänen in Holzschnitt.

Berlin, 1870.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Königgrätz.

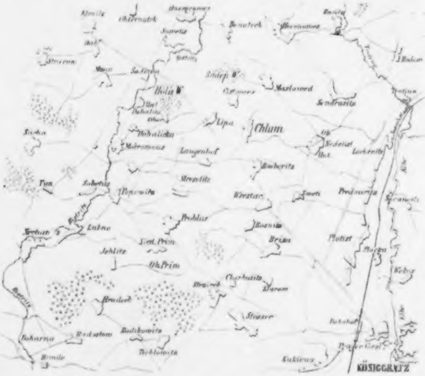
An der Biſtritz.

Terrain. Aufſtellung.

N das Biſtritz-Thal hinab ſah der König. Verſuchen wir, ehe wir von Dub aus die Niederung hinauf und hinunter blicken, eine Schilderung des Geſammt-Terrains.

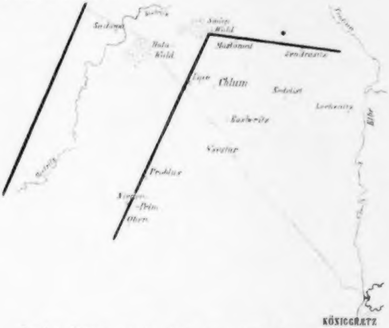
Die Elbe, auf ihrem faſt einen rechten Winkel bildenden Oberlaufe, umſpannt nach Weſten hin ein ziemlich ausgedehntes Plateau: das Plateau von Gitſchin.

Schneiden wir aus dieſem Plateau einen Bruchtheil heraus, deſſen öſtliche Seite durch den Lauf der Elbe zwiſchen Joſephſtadt und Königgrätz, deſſen weſtliche Seite aber durch die Linie Horſitz-NeuBidſow gebildet wird, ſo haben wir im Weſentlichen ein zwei Meilen langes und zwei Meilen breites Quadratſtück, das wir im weiteren Sinne als das Schlachtfeld von Königgrätz bezeichnen können.



Dies Quadratſtück — hüglig und wellenförmig wie das ganze Plateau — wird durch den Lauf des Biſtritz-Baches in zwei Hälften von ziemlich gleicher Größe getheilt. Auf der weſtlichen Hälfte, nach Horſitz und Gitſchin zu, ſtanden die Preußen; auf der öſtlichen Hälfte, nach Joſephſtadt und Königgrätz zu (nur dieſe Hälfte giebt die vorſtehende Karte), ſtanden die Oeſtreicher. Zwiſchen beiden die Thal-Mulde. Die Stellung beider Theile war inſofern verwandt, als jeder, der zum Angriff ſchritt, erſt in das Thal hinab, dann die gegenüberliegende Höhe hinauf mußte. Doch hatte die preußiſche Stellung den Vorzug guter Rückzugslinien über das Gitſchiner Plateau hin, während die Rückzugslinien der Oeſtreicher auf die faſt unmittelbar hinter ihnen gelegene Elbe führten.

Dies war ein großer-Nachtheil, der auch dem Auge des Feldzeugmeiſters ſchwerlich entgehen konnte. Dennoch wählte er dieſe Stellung, weil ſie, wenn der Gegner unerwartet raſch nachdrängte, wenigſtens taktiſch eine vorzügliche Defenſive bot.



In der *Front* gewiß. Von den Flügeln nahm freilich nur der *rechte* an der natürlichen Feſtigkeit der Stellung Theil. Hier nämlich füllten mehrere, rechtwinklig auf die Frontal-Höhe geſtellte Querriegel den kaum eine Meile betragenden Raum zwiſchen Biſtritz und Elbe vollſtändig aus und ſchufen eine natürliche, aus drei Wallreihen beſtehende Feſtung, die weder zu umgehn, noch — wenn der Vertheidiger ſeine Schuldigkeit that — ohne die größten Opfer zu erſtürmen war.

Die *linke* Flügelſtellung war ſchwach. Die hier ſich abflachenden Höhen geſtatteten eine Umgehung; ein Curvenmarſch mußte, auch ohne Kampf, in den Rücken des Gegners führen. Dieſe Schwäche der Stellung — bei der Nothwendigkeit *raſchen* Eingreifens — konnte indeß (wie wir in der Folge zeigen werden) unſrerſeits nicht ausgenutzt werden.

Recapituliren wir, ſo war das Hügel-Terrain, das die Oeſtreicher jenſeits der Biſtritz innehatten, eine einen *Haken bildende Erdfeſtung*.*)

---

*) Unſre in den Text gedruckte Karte ſoll nur *ganz allgemein*, ohne allen Anſpruch auf Richtigkeit im Detail, das *Hakenförmige* einerſeits der hier in Betracht kommenden Höhenzüge, andrerſeits der öſtreichiſchen Aufſtellung andeuten. Inſonderheit was den öſtreichiſchen rechten Flügel angeht, ſo iſt die Stellung deſſelben, ſelbſt wenn man es wollte, kaum zu fixiren. Alles war von Anfang an in *Bewegung*. Man kann nur ſagen: bei Beginn der Schlacht ſtand der öſtreichiſche rechte Flügel, wie unſre Zeichnung es zeigt, nahezu rechtwinklig

Die lange Seite des Hakens richtete ſich gegen Weſten, die kurze gegen Norden. Die höchſten Punkte befanden ſich da, wo die Hakenarme zuſammenſtießen. Der vielgenannte »Wald von Maslowed« (Swiep-Wald) war ein vorgelegenes Baſtion.

So das Terrain, auf dem unſer Gegner ſeine Aufſtellung genommen hatte. Es erübrigt uns nur noch die Angabe, wie die öſtreichiſchen Streitkräfte auf dieſem Terrain vertheilt ſtanden.

Sie ſtanden maſſirt im Centrum, zu beiden Seiten der von Königgrätz nach Lipa-Sadowa führenden Chauſſee. Am weiteſten vorgeſchoben das III. und X., dahinter (als Reſerve) das I. und VI. Corps; neben und hinter ihnen die drei Reſerve-Cavallerie-Diviſionen, ſammt der Armee-Geſchütz-Reſerve.

Den rechten Flügel, hakenförmig zurückgebogen, hielt das IV. Corps. Rechts daneben das II.

Am linken Flügel ſtanden die Sachſen und das VIII. öſtreichiſche Corps; beide (weiter links) gedeckt durch die leichte Cavallerie-Diviſion Edelsheim.

Von der Höhe von Dub aus, in dem Augenblick als der König in Front erſchien, war die ganze öſtreichiſche Schlachtlinie, trotz des Nebel- und Regenwetters, zu überſehn.

Zu Füßen lag Sadowa mit ſeiner Chauſſee und ſeiner Biſtritz-Brücke; dahinter das Sadowa-Gehölz; hinter dem Gehölz die Höhe von Lipa.

Links in der Biſtritz-Mulde Benatek; höher anſteigend Horenowes und Ciſtowes; zwiſchen beiden, anſcheinend greifbar nahe, der Swiep-Wald.

Rechts hin die zu Sadowa gehörige Zuckerfabrik, deren hoher Schornſtein weithin ſichtbar war; dahinter Dobalitz und Dobalitzka.

Noch weiter rechts, hart vor Nechanitz, ſtand die Elb-Armee bereits im Feuer. Jhr Vorgehen war von Dub aus nicht erkennbar; nur das Aufblitzen der Kanonen zeigte wo das Gefecht ſich einleitete.

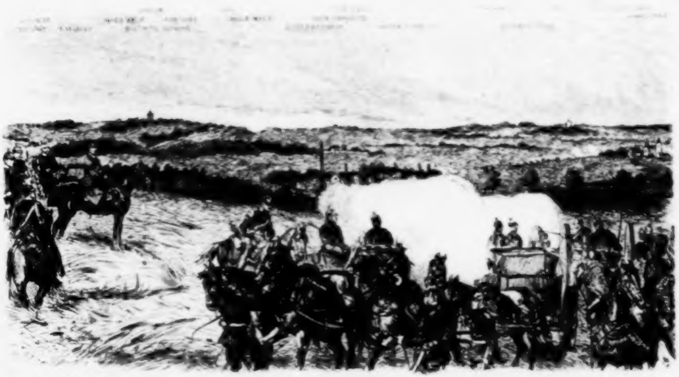
Auf der ganzen Linie (eine deutſche Meile) rückten die Unſren gegen die Biſtritz vor. Die Schlacht begann.

Dieſe Schlacht in ihrem Geſammtverlauf, in ihren großen Zügen zu ſchildern, ſei, ehe wir uns den einzelnen Kämpfen zuwenden, unſre nächſte Aufgabe.

Der Plan des Prinzen Friedrich Karl ging dahin, mit der I. Armee (bei Sadowa) die Biſtritz zu forciren, die dahinter gelegene Höhe (die Höhe von Lipa) zu erſtürmen und dadurch das feindliche Centrum zu durchbrechen

---

auf die eigentliche Frontlinie und ſchwenkte dann mehr und mehr aus ſeiner Hakenſtellung in dieſe Frontlinie ein. Wir kommen ſpäter ausführlich darauf zurück.



zu Seite 172

KOENIG WILHELM

Auf der Höhe von Dub am Morgen des 3. Juli 1866.

Das gleichzeitige Vorgehn der *Elb-Armee* über Nechanitz, ein Stoß auf den feindlichen linken Flügel, beziehungsweiſe eine Umgehung deſſelben, ſollte den Hauptſtoß im Centrum unterſtützen.

In dem Moment, in dem die Schlacht begann, wußte man preußiſcherſeits noch nicht, daß man die ganze feindliche Armee gegenüber habe. Man rechnete auf drei Corps und die Sachſen. Darauf hin war der Plan, ſo weit wir ihn mitgetheilt, entworfen.

Der Feind ſtand uns aber nicht mit ſeiner *halben*, ſondern mit ſeiner *ganzen* Armee gegenüber. Glücklicherweiſe war dieſer Fall — wenn auch nicht geglaubt — ſo doch als Möglichkeit in die Berechnung gezogen. Um ganz ſicher zu gehen, war, wie wir bereits wiſſen, der *Kronprinz* um ſeine Mitwirkung angegangen worden. Kam er, ohne daß ſeine Hülfe dringend benöthigt war, ſo war nichts verloren; wurde ſeine Hülfe aber erforderlich, ſtand man dem *ganzen* Feinde gegenüber, ſo hing der Sieg an ſeinen Fahnen. Wir wiſſen jetzt, daß das letztre der Fall war.

In den erſten Stunden ging Alles gut. Die Biſtritz, auf der ganzen Linie, wurde überſchritten. Die Avantgarde der Elb-Armee nahm Nechanitz, ebenſo avancirten die drei Angriffs-Colonnen im Centrum:

die 3. Diviſion (rechtes Centrum) beſetzte Dohalitzka und Mokrowous;

die 7. Diviſion (linkes Centrum) drang über Benatek bis in den Swiep-Wald vor;

die 8. und 4. Diviſion (im eigentlichen Centrum) nahmen Sadowa und beſetzten das Sadowa-Gehölz.

Es war jetzt 10 Uhr. Glückte es die Höhe von Lipa zu gewinnen, ſo war die Schlacht gewonnen, noch ehe der Kronprinz kam.

Aber alle Angriffe auf dieſe Stellung ſcheiterten. Immer neue Truppen, pommerſche, thüringiſche, magdeburgiſche, zuletzt auch (aus der Reſerve herangezogen) brandenburgiſche Regimenter, wurden gegen die Höhe geführt. Aber vergeblich. Ein Stocken kam in die Bewegung; einzelne Bataillone mußten zurück; nur mit ungeheuren Verluſten hielt man ſich im Centrum.

Man ſah zunächſt nach *rechts*. Wenn die Elb-Armee, wie erwartet war, vordrang, wenn ſie den Gegner überflügelte und ſeine einzige Rückzugslinie: die Königgrätzer Chauſſee, bedrohte, vielleicht wirklich durchſchnitt, ſo *war ein Erfolg im Centrum*, zu deſſen Erringung man jeden Augenblick das in Reſerve gehaltene III. Armee-Corps vorſchicken konnte, immerhin noch möglich; — aber dies erwartete raſche Vorgehn der Elb-Armee (*ohne daß dieſe ein Tadel träfe*) blieb aus. Die Lage am rechten Flügel war eben dieſelbe wie im Centrum: die mit Artillerie beſetzten Höhen boten einen Widerſtand, der nicht im erſten Anſturm zu brechen war.

In dieſen Momenten der Bedrängniß, wo von rechts her die Einwirkung nicht kam, auf die man gerechnet hatte, wurde es klar, daß die Entſcheidung nur noch von links her kommen könne. Und ſie kam. Von Norden her, um die dritte Stunde des Nachmittags, ſtieß die Kronprinzliche Armee, nach vorhergegangenen leichten Gefechten, in Flanke und Rücken der öſtreichiſchen Stellung. Die beiden Garde-Diviſionen, Chlum und Lipa im erſten Anlauf nehmend, trieben ſich wie ein Keil mitten in die Seite des Gegners hinein. Links neben ihnen, über die drei Querriegel hinweg, avancirte gleichzeitig das VI. Corps und faßte den Feind bereits im Rücken. Um ſein Mißgeſchick voll zu machen, flankirte eben jetzt auch die Elb-Armee von Süden her die Stellung; ſeine einzige Rückzugslinie: die Königgrätzer Chauſſee, konnte jeden Augenblick von zwei Seiten her durchſchnitten werden.

Dieſem drohenden Schickſal zu entgehen, das gleichbedeutend geweſen wäre mit Gefangennahme oder Vernichtung der Armee, wurde der Rückzug in fliegender Eile angeordnet, Cavallerie und Artillerie opferten ſich. Beſonders die letztre hielt aus bis zuletzt. Daß ſie ſo viel an Geſchützen verlor, gereicht ihr nicht zum Vorwurf, ſondern vielmehr zum Ruhme. Aufprotzen und abfahren iſt immer das leichteſte.

Der Rückzug ging über die Elbe. Ueber die Schrecken, die ihn begleiteten, an andrer Stelle. Wie erſt würde das Bild geweſen ſein, wenn der Sieger verfolgt hätte! Die Verfolgung unterblieb. Die Unſren, in weitem Umkreis, raſteten auf dem hart erſtrittenen Grund.

Wir gehen nunmehr zu den Einzelnheiten des Kampfes über.

Der Kampf bei Problus und Prim.

IE Elb-Armee hatte den rechten Flügel. Ihr gegenüber ſtanden die Sachſen; dahinter das VIII. Corps, zunächſt nur zwei Brigaden ſtark. Nach rechts hin unterhielt der Feind Fühlung mit ſeinem X. und I. Corps. Die linke Flanke deckte die Cavallerie-Diviſion Edelsheim.

Das Terrain, das ſich dem Auge der Elb-Armee darbot, als dieſelbe am dieſſeitigen Rande der Biſtritz erſchien, kann man als zwei hintereinander gelegene Mulden bezeichnen. Der mittlere Höhenzug beiden gemeinſam.

Der anfängliche Plan der Sachſen war dahin gegangen, dieſen mittleren Höhenzug ſtark zu beſetzen, mit andern Worten, dem Gegner ſchon das Paſſiren der erſten Mulde (in der die Biſtritz fließt) ſtreitig zu machen. Schon am 2. Juli Abends waren zu dieſem Behufe, auf eben dieſem Höhenzuge, der »Höhe von Hradek«, Geſchützeinſchnitte hergeſtellt worden. Die ſpeziellen Anordnungen Benedeks aber, die eine ſo weite Ausdehnung ſeiner Schlachtreihe nicht geſtatteten, führten dazu, daß die eigentliche Biſtritzlinie an dieſer Stelle aufgegeben und ſtatt des Oſt-Randes der erſten Mulde, der Oſt-Rand der zweiten Mulde gewählt wurde. Die Sachſen nahmen ihre Aufſtellung auf der Höhe von Problus-Nieder-Prim, nur einzelne Bataillone bis an die Biſtritz-Uebergänge vorſchiebend. Dieſe vorgeſchobenen Bataillone ſtanden wie folgt:

in Treſowitz (rechter Flügel, nur eine Viertelmeile von Dobalitzka) das 5. Bataillon;
zwiſchen Treſowitz und Popowitz das 6. Bataillon,
in Popowitz das 2. Jäger-Bataillon;
in Lubno das 9. Bataillon;
in Alt-Nechanitz das 8. Bataillon;
in Nechanitz das 7. Bataillon;
in Kuncitz das 11. Bataillon.

Die Aufgabe der Elb-Armee beſtand nunmehr darin, dieſe Biſtritz-Uebergänge (oder doch die wichtigſten derſelben) zu forciren, die dahinter gelegene Höhe von Hradek zu erſteigen und von eben dieſer Höhe aus, durch die zweite Mulde vorgehend, die Stellung Problus-Nieder-Prim zu nehmen.

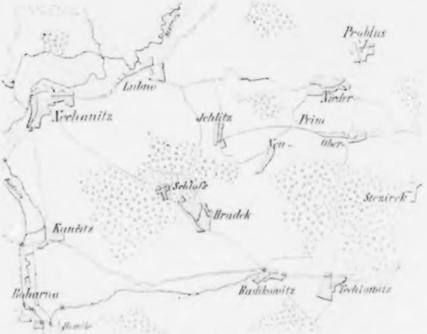
Dieſe Stellung war in der Front von erheblicher Stärke. Ihre Schwäche, wie ſchon S. 471 hervorgehoben, beſtand darin, daß ſie, ohne beſondere Schwierigkeiten, von uns aus nach rechts hin umgangen werden konnte und daß die ihr vorgelegene Hradeker Höhe der dominirende Punkt war.

Die Avantgarde forcirt die Biſtritz und nimmt Aufſtellung auf der Linie Lubno-Hradek. 7—9 Uhr.

Die Avantgarde der Elb-Armee, Generalmajor v. Schöler, war um 3½ Uhr aus Smidar aufgebrochen. Sie ging über Skriwan, Kralic, Kobilitz und ſtand um 7 Uhr, ſieben Bataillone und zwei Batterieen ſtark, an der Biſtritz. Dieſe ſieben Bataillone waren die folgenden:

Füſilier-Bataillon vom 28., Major Mettler,
2. Bataillon vom 33., Oberſtlieutenant v. Marſchall,
Füſilier-Bataillon vom 17., Oberſtlieutenant v. Koblinski,
Jäger-Bataillon Nr. 8, Major Zierold,
Füſilier-Bataillon vom 69., Major Marſchall v. Sulicki,
1. Bataillon vom 40., Oberſtlieutenant v. Conrady,
2. Bataillon vom 56., Major v. Thielau.

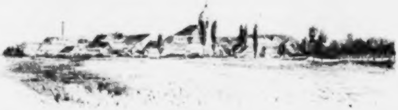
Nur bei Nechanitz war eine feſte Brücke, ſonſt, auf- und abwärts, gingen nur Stege über den Fluß, ſo daß, um die Armee, inſonderheit die Artillerie, auf die andre Seite der Biſtritz führen zu können, vor allem Nechanitz in unſren Händen ſein mußte. Das Füſilier-Bataillon vom 28. dirigirte ſich gegen daſſelbe, während das Füſilier-Bataillon vom 17. und das 2. Bataillon vom 33. dieſe Bewegung in der linken und rechten Flanke und zwar durch ein Vorgehen gegen Lubno und Kuncitz unterſtützten.



Kuncitz, ſo ſcheint es, wurde zuerſt genommen. Die 33er drangen raſch vor; der hier fechtende Bruchtheil vom ſächſiſchen 11. Bataillon zog ſich durch den Thiergarten von Hradek nach Nieder-Prim zurück.

Das Zurückgehen dieſer Compagnieen und als unmittelbare Folge davon das Erſcheinen unſrer 33er in Flanke und Rücken des bei Nechanitz noch im Gefecht ſtehenden Feindes, konnte auf die Vertheidigung dieſes Hauptüberganges über die Biſtritz nicht ohne Einfluß bleiben. — Alt-Nechanitz (dieſſeits des Fluſſes gelegen) war von unſren hier vordringenden 28ern ohne Anſtrengung genommen worden; deſto hartnäckiger wurde Nechanitz ſelbſt durch die hier kämpfenden ſächſiſchen Bataillone, das 7. und 8., und die auf dem Kirchhofe aufgefahrene, reitende Batterie Zenker vertheidigt. Erſt nachdem es geglückt war, die halb abgetragene Brücke über die Biſtritz durch ausgehobene Thorflügel wieder paſſirbar zu machen, gelang es unſren 28ern hier vorzudringen und den Feind aus Nechanitz hinauszudrängen. Die 1. Compagnie des ſächſiſchen 8. Bataillons, die unmittelbar an der Brücke ihren Stand gehabt, hatte bei dieſem Gefecht nicht unerhebliche Verluſte. Die Batterie Zenker ging ebenfalls zurück.

Das Erſcheinen unſrer 33er in Kuncitz (ſo bemerkten wir bereits) hatte die Vertheidigung von Nechanitz beeinflußt und an der Räumung dieſes Ortes mitgewirkt, ebenſo begann jetzt unſer Erſcheinen in Nechanitz die bis dahin mit großer Energie geführte Vertheidigung von Lubno zu beeinfluſſen. Das 9. ſächſiſche Bataillon, das bis dahin, von der Granatkanonen-Batterie



v. d. Pforte unterſtützt, die Dorfumfaſſung, inſonderheit aber den Häuſer-Complex an der Mühle mit großer Energie vertheidigt und unſrem hier vorgehenden Füſilier-Bataillon vom 17. erhebliche Verluſte bereitet hatte (das Bataillon verlor hier 3 Offiziere und 80 Mann), zog ſich, nunmehr in ſeiner linken Flanke bedroht, auf Problus zurück. Die auf dem äußerſten rechten Flügel, in Treſowitz und Popowitz ſtehenden drei Bataillone (das 5. und 6. Bataillon und die 2. Jäger) folgten, ohne daß ſich unſrerſeits ein Angriff gegen ſie gerichtet hätte, dieſer Rückwärtsbewegung. Das Bedrohen der feindlichen linken Flanke hatte alſo, in Wiederholung derſelben Situation, von Kuncitz her begonnen und über Rechanitz und Lubno hinaus, bis an den äußerſten rechten Flügel ſich fortgeſetzt.

Sämmtliche 7 ſächſiſche Avantgarden-Bataillone gingen in die Stellung Problus-NiederPrim zurück; ſämmtliche 7 preußiſche Avantgarden-Bataillone folgten ihnen und nahmen Stellung auf dem mittleren Höhenzuge zwiſchen Lubno und Hradek. Ihre Aufſtellung von links nach rechts war wie folgt:

Füſilier-Bataillon vom 17.,
Jäger-Bataillon Nr. 8,
Füſilier-Bataillon vom 28.,
1. Bataillon vom Füſilier-Regiment Nr. 40,
Füſilier-Bataillon vom 69.,
2. Bataillon vom Füſilier-Regiment Nr. 33,
2. Bataillon vom 56.

In der Mitte dieſer Stellung, ebenfalls auf der Höhe, fuhren die beiden Avantgarden-Batterieen, Wolff und Pilgrim, auf. Die zweite Mulde lag offen da und auf dem jenſeitigen Höhenrande derſelben die Dörfer Problus, Nieder- und Ober-Prim.

Artilleriekampf. Die Avantgarde nimmt Jeblitz, Neu-Prim und die Faſanerie. 10—12 Uhr.

Es mochte 10 Uhr ſein als unſre Avantgarden-Batterieen in Poſition ſtanden und ihre Feuer gegen die feindliche Stellung eröffneten. Der Feind, drei gezogene Batterieen auf die Höhe zwiſchen Problus und Nieder-Prim vorziehend, antwortete ſofort; allmälig wuchs die Kanonade nach dem Maße eintreffender Verſtärkungen. Die Sachſen, vor Ablauf einer Stunde, wurden durch zwei öſtreichiſche Batterieen des in Reſerve ſtehenden VIII. Corps, die Unſren durch zwei gezogene Batterieen der Diviſion Canſtein unterſtützt, etwa um 11 Uhr ſtanden ſich 34 und 24 Geſchütze gegenüber. Die Kanonade, zum Theil in Folge der großen Entfernung (4000 Schritt), verlief ziemlich wirkungslos.

Generalmajor v. Schöler, ohne ängſtlich abzuwägen zwiſchen den Kräften hüben und drüben, zugleich unluſtig ein immer zweifelhafter werdendes Reſultat der Kanonade abzuwarten, beſchloß mit ſeinen 7 Bataillonen zum Angriff überzugehen und in drei Colonnen, links, rechts und im Centrum, gegen die feindliche Stellung zu avanciren. Die vielen, in Mitte der Mulde ſich hinziehenden Gehöfte und Waldparzellen kamen ſolchem Vorgehen, da ſie Deckung boten, zu Hülfe und in der That wurde nach unerheblichen Verluſten auf der ganzen Linie Terrain gewonnen. Die 17er am äußerſten linken Flügel drangen bis in die zwiſchen Popowitz und Problus gelegene Waldparzelle, die 56er am äußerſten rechten Flügel bis in den Wald von Stezirek vor; im Centrum aber wurden Jeblitz und Neu-Prim und als wichtigſter Punkt die zwiſchen beiden Dörfern gelegene Faſanerie von den 33ern und 40ern genommen. Selbſt über dieſen Punkt hinaus, auf Nieder-Prim zu, wurde ein Verſuch gemacht, der indeſſen, bei der Stärke der feindlichen Stellung, ſcheitern mußte.

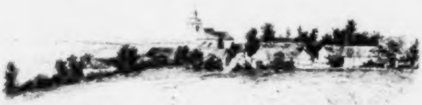
Die Faſanerie ſelbſt blieb in unſren Händen, wenigſtens zunächſt.

Vorſtoß der ſächſiſchen Leib-Brigade. 12—1 Uhr.

Wir hatten an Terrain gewonnen und ſtanden auf der ganzen Linie etwa in Mitte der Mulde. Unſer Avanciren hatte indeſſen den Kronprinzen von Sachſen über unſre numeriſche Schwäche nicht täuſchen können; die 15. Diviſion (Canſtein), die der Avantgarde zunächſt gefolgt war, war noch immer nicht heran und ſo beſchloß denn der feindliche Commandirende ſeinerſeits zur Offenſive überzugehn. Die ſächſiſche Leib-Brigade, alſo die Infanterie-Bataillone 13, 14, 15, 16 wurden vom rechten Flügel der gegneriſchen

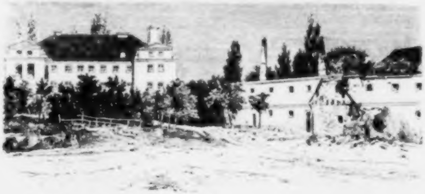
Aufſtellung (Problus) auf den linken (Nieder-Prim) gezogen, um von hier aus vorzuſtoßen und Neu-Prim und die Faſanerie wiederzunehmen. Die Granat-Kanonen-Batterie Hering-Göppingen erhielt Befehl den Angriff zu unterſtützen.

Ehe wir die ſächſiſche Brigade bei dieſem ihrem Vorgehn begleiten, werfen wir zuvor einen Blick auf die Poſition Problus-NiederPrim zu dieſer Stunde des Tages, ſowohl auf die Oertlichkeit, wie auf die lebende Vertheidigung.



PROBLUS

Problus und Nieder-Prim, erſteres Kirchdorf und beide auf dem Kamm der Höhe gelegen, waren durch ſächſiſche Pioniere, unter Beihülfe einer öſtreichiſchen Abtheilung, in möglichſt guten Vertheidigungszuſtand geſetzt worden. Das Schloß und die Wirthſchaftsgebäude von Nieder-Prim hatte man durch Einſchneiden von Schießluken, Anbringung von Fenſterblenden, Bruſtwehren, namentlich auch durch Schützengräben und Verhaue längs der Umfaſſung, möglichſt feſt zu machen geſucht.



Zur Vertheidigung beider Dörfer war die dritte Infanterie-Brigade beſtimmt. In Problus ſtanden das 9. und 10. Infanterie-Bataillon und die 3. Jäger; in Nieder-Prim das 11. und 12. Bataillon und die 4. Jäger (dieſe letztren von der Leib-Brigade).

Die Aufſtellung der übrigen Truppentheile war wie folgt:

die geſammte Infanterie (1., 2. und 4. Brigade) in verdeckter Aufſtellung dicht hinter dem Kamm der Höhe zwiſchen Problus und Nieder-Prim, die 4. Brigade am rechten, die 1. am linken Flügel, die 2. nordöſtlich von beiden;

die Reiterei rechts neben der Infanterie, zur Verbindung mit dem X. öſtreichiſchen Corps;

die Reſerve-Artillerie links rückwärts.

Bei Problus ſelbſt lag alſo für dieſen Theil des Schlachtfeldes die Entſcheidung.

Unmittelbar hinter den Sachſen, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, ſtand das VIII. Corps. Es hielt den Wald von Bor, 1000 bis 2000 Schritt oſtwärts von der Linie Problus-NiederPrim beſetzt, die Brigade Schulz am rechten, die Brigade Roth am linken Flügel, Brigade Wöber zwiſchen beiden, aber weiter rückwärts, faſt am Oſtrande des Waldes.*) Noch weiter zurück (außerhalb des Gehölzes) die öſtreichiſche Corps-Geſchütz-Reſerve und das 3. Ulanen-Regiment, Erzherzog Karl.

Die auſtro-ſächſiſche Geſammtaufſtellung war alſo eine ſehr concentrirte und hatte bei einer Front von zunächſt (ſie verlängerte ſich ſpäter) kaum 2000 Schritt, eine Tiefe von 4000. Maſſirt ſtand man am rechten Flügel.

Das war die bedeutende Macht (40,000 Mann), die, unſre Schwäche gewahr werdend, nunmehr ihrerſeits zur Offenſive überzugehen begann. Die Leib-Brigade, wie bereits in der Kürze erwähnt, rückte hinter dem Kamm der Höhe weg, unter klingendem Spiel, vom rechten Flügel (Problus) bis an den linken (Nieder-Prim), ſchwenkte ein und griff, unter Benutzung einer ſüdlich des Dorfes gelegenen Terrainſenkung, die zwiſchen Neu-Prim und Jeblitz ſich hinziehenden, von unſren 33ern und 40ern beſetzten Holzungen, beſonders die mehrfach genannte Faſanerie, mit großer Energie an. Das 15. Bataillon, mit dichten Plänklerlinien vorauf, hatte die Tête; das 4. Jäger-Bataillon aus der weſtlichen Liſière des Dorfes (Nieder-Prim) hervorbrechend, unterſtützte die Offenſivbewegung; die Granatkanonen-Batterie Hering-Göppingen bewarf die Unſren mit Shrapnels.

Der Angriff glückte; unſre 33er und 40er, unter nicht unerheblichen

---

*) Alle drei Brigaden des VIII. Corps rückten aus ihrem Lager bei Nedeliſt in dieſe ihnen angewieſenen Poſitionen ein: Brigade Schulz um 9 Uhr, Brigade Roth (früher Fragnern) etwa um dieſelbe Zeit, Brigade Wöber (früher Kreyſſern) erſt zwiſchen 1 und 2 Uhr. Dieſe letztre Brigade hatte, in der Nacht vorher, zwei Bataillone auf Vorpoſten gegeben und traf deshalb, da ſie die Ablöſung derſelben nicht hatte abwarten können und ein drittes Bataillon detachirt war, nur in etwa halber Stärke auf dem linken Flügel ein.

Verluſten, mußten zurück, alle Holzungen bis nach Jehlitz und Neu-Prim heran wurden vom Feinde wiedergenommen, der eben Miene machte ſeinen Erfolg im Centrum unſrer Aufſtellung noch weiter auszubeuten, als das Erſcheinen preußiſcher Helmſpitzen in ſeiner linken Flanke ſeinem Vordringen ein Ziel ſetzte. Dieſe im Anmarſch begriffene preußiſche Colonne war das auf unſrem äußerſten rechten Flügel und zwar im Walde von Stezirek vorgegangene 2. Bataillon vom 56., das ſich eben anſchickte von der Nordliſiere dieſes Waldes aus mit halb links gegen Ober-Prim zu avanciren.

Sächſiſcherſeits wurden dieſe Abtheilungen entweder überſchätzt oder aber man war unſrer in weiter Curve um Schloß Hradek herummarſchirenden Bataillone der Diviſion Canſtein, und zwar früher als wir ſelbſt, anſichtig geworden. Manches ſpricht für die letztre Annahme. Gleichviel indeß; unter allen Umſtänden war es das unerwartete Erſcheinen größerer oder kleinerer Abtheilungen der Unſren von Südweſten her, was der feindlichen Offenſiv-Bewegung einen Stillſtand gab. Unter Deckung des gegen die bedrohte Flanke ſich wendenden 13. Bataillons gingen alle übrigen ſächſiſchen Abtheilungen in die Stellung bei Nieder-Prim zurück. Nur die Faſanerie blieb beſetzt (vom 15. Bataillon).

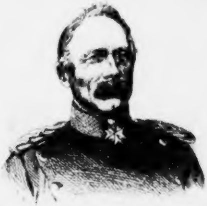
Vorſtoß der 2. ſächſiſchen Brigade. 1 – 2 Uhr.

Die Offenſivbewegung der Leib-Brigade, gut eingeleitet, hatte doch nur einen halben Erfolg gehabt. Der Commandirende beſchloß deshalb dem erſten Vorſtoß einen zweiten und zwar in derſelben Richtung folgen zu laſſen. Die 2. Brigade wurde dazu auserwählt. Um die Vorwärtsbewegung nicht wieder durch eine Bedrohung der linken Flanke gehemmt zu ſehn, erging an den Commandirenden des öſtreichiſchen VIII. Corps die dringende Aufforderung, eine Brigade oder mehr nach Ober-Prim vorrücken zu laſſen. Der Commandirende des VIII. Corps kam dieſer Aufforderung nach. Ober-Prim und das vorgelegene Terrain wurden unverzüglich durch die Brigade Schulz (Regimenter Gerſtner und Nobili) beſetzt. Eine unmittelbare Bedrohung in der Flanke war dadurch unmöglich gemacht; die Oeſtreicher ſtanden ſo, daß ein einfaches Linksum einen Hakenarm, eine lebendige Wand ſchuf, unter deren Seitenſchutz der Vorſtoß erfolgen konnte.

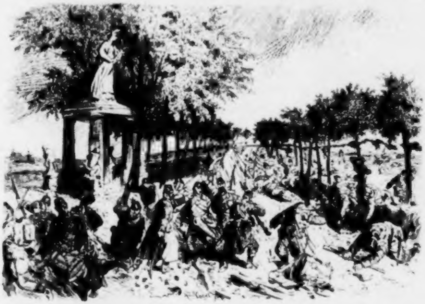
Und er erfolgte wirklich. Die 2. Brigade — ganz wie vorher die Leib-Brigade, — aus ihrer Reſerve-Stellung bei Problus in die Stellung bei Nieder-Prim gezogen, rückte in zwei Treffen, das 6. Bataillon an der Tête, auf dem welligen Terrain zwiſchen der Faſanerie und Neu-Prim gegen die dahinter gelegenen ſich weit oſtwärts erſtreckenden Holzungen des Schloſſes von Hradek vor und begann bereits unſre Artillerie-Aufſtellung auf der Höhe von Hradek in Gefahr zu bringen, als wieder von der linken Flanke her (ganz wie eine Stunde früher beim Vorgehn der Leib-Brigade) das Hemmniß und bald eine allgemeine Verwirrung kam. Diesmal waren es nicht preußiſche, von fern her wie eine Drohung wirkende Abtheilungen, diesmal waren es öſtreichiſche Bataillone, die, bereits durchbrochen, an einzelnen Stellen zertrümmert, nunmehr in wirrer Flucht ſich auf die Flanke der eben avancirenden 2. Brigade warfen. Sie, die eine Wand und Wehr hatten bilden ſollen, ſchufen jetzt, nach dem Unfall, der ſie betroffen, mehr Noth und Verwirrung als ſie vorher Schutz geſchaffen hatten.

Um dieſe Vorgänge klar zu haben, müſſen wir, um ein Erhebliches in unſrer Darſtellung zurückgreifend, die 15. preußiſche Diviſion auf ihrem Vormarſch begleiten.

Die 15. Diviſion, die hinter Hochweſeln, alſo drei Meilen von der Biſtritz entfernt, bivouakirt hatte, war, trotz frühen Aufbruchs und raſchen Marſches, erſt gegen 11 Uhr beim Brücken-Defilé in Nechanitz eingetroffen. Hier empfing die Diviſion Befehl, ſich rechts zu halten und über Hradek gegen die feindliche linke Flanke, beſonders gegen Ober-Prim zu operiren.



General v. Canſtein, in Ausführung dieſes Befehls, hatte die 30. Brigade (v. Glaſenapp) gegen den Wald von Stezirek, die 29. Brigade (v. Stückradt) links daneben gegen Neu-Prim dirigirt; — um 1½ Uhr, genau um dieſelbe Zeit als die ſächſiſche 2. Brigade, unterm Flankenſchutz der öſtreichiſchen Brigade Schulz, ihren Vorſtoß von Nieder-Prim aus einzuleiten begann, waren die beiden preußiſchen Brigaden an den ihnen angewieſenen Plätzen (Neu-Prim und Wald von Stezirek) eingetroffen. General v. Canſtein, der ſich bei der Brigade Glaſenapp, Regimenter 68 und 28, befand, gab Ordre zu unverzüglichem Vorgehn gegen die feindliche Flanke, ſo daß der preußiſche Vorſtoß von Süd nach Nord mit dem ſächſiſchen Vorſtoß von Oſt nach Weſt unmittelbar zuſammenfiel. Zwiſchen beiden, auf der Linie Neu-Prim — Ober-Prim, ſtand in Hakenſtellung, wie mehrfach hervorgehoben, die öſtreichiſche Brigade Schulz. Von der Haltung dieſer Brigade hing Alles ab. Sie



verſagte. Das Füſilier-Bataillon vom 68. Regiment an der Tête, brach die Brigade Glaſenapp unter Hurrah aus dem Walde von Stezirek hervor, durchſtieß die nunmehr mit Front gegen Süden aufgeſtellte öſtreichiſche Brigade wie einen Bogen Papier, warf die eine Hälfte rechts hin, nach Ober-Prim hinein und jagte die andere Hälfte links hin, auf Neu-Prim zu. Hier vom Feuer der Brigade Stückradt empfangen, nahm die Flucht eine neue Richtung (nordwärts) und ergoß ſich in das zwiſchen Nieder-Prim und der Faſanerie gelegene Terrain.

Das wurde zu beſondrem Unheil. Auf letztgenanntem Terrain rückte eben jetzt, wie wir wiſſen, die 2. ſächſiſche Brigade zum Angriff vor. Es war der ungünſtigſte Moment! Dieſelben Regimenter (Gerſtner und Nobili) unter deren Schutz der Vorſtoß erfolgen ſollte, warfen ſich in heilloſer Verwirrung in die linke Flanke der eben avancirenden ſächſiſchen Bataillone und riſſen die vorderſten (das 6. und 8.) mit in die eigene Flucht hinein. Vom Kreuzfeuer der beiden preußiſchen Brigaden mit Kugeln überſchüttet, erlitten alle gegenüberſtehenden Truppentheile, namentlich auch die beiden ſächſiſchen Bataillone, große Verluſte an Todten und Verwundeten. Erſt die vorzügliche Haltung des aus dem zweiten Treffen vorgezogenen 2. ſächſiſchen

Jäger-Bataillons, das in geſchloſſener Linie, Schützen rechts und links, mit voller Muſik gegen die bedrohte Flanke avancirte, den Schwarm der Flüchtenden durchließ, dann aber ſich wieder ſchloß und ſeine Salven gegen unſre nachdrängenden Bataillone abgab, ſetzte der Verwirrung ein Ziel.

Die Sachſen gingen in ihre Aufnahmeſtellung hinter Nieder-Prim zurück; die Reſte der öſtreichiſchen Brigade (die an 1000 Mann verloren hatte) concentrirten ſich in Ober-Prim.

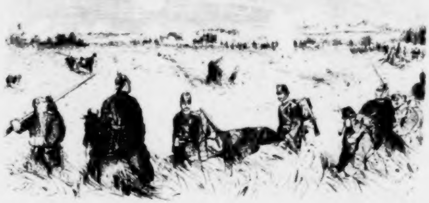
Die 30. Brigade (v. Glaſenapp) nimmt Ober-Prim. 2 Uhr.

Der Flankenſtoß von Süden her, der, wie wir eben geſchildert, die öſtreichiſche Brigade Schulz*) halb zertrümmert und die 2. ſächſiſche Brigade zum Zurückgehn in ihre Stellung gezwungen hatte, hatte die Entſcheidung wenn nicht gebracht, ſo doch eingeleitet. General v. Canſtein war raſch entſchloſſen, den errungenen Erfolg vollſtändig zu machen. Er gab Befehl zum Angriff auf Nieder- und Ober-Prim. Letztres, als Flankenpunkt leichter faßbar, wurde zuerſt genommen (durch die 30. Brigade).

Der Angriff erfolgte concentriſch und zwar derart, daß die 68er unter Oberſt v. Gayl von Weſten und Südweſten her, die 28er unter Oberſt v. Gerſtein von Süden und Südoſten her, in das Dorf eindrangen. Die 68er zuerſt; Hauptmann v. Bolſchwing, 11. Compagnie, fiel. Das durch Gerſtner-Infanterie (3. Bataillon) mit vieler Bravour vertheidigte Dorf konnte, wenigſtens zunächſt, nur Schritt um Schritt genommen werden; als aber die Ueberflügelung Seitens der 28er die nach dem Walde von Borhinführende Rückzugslinie zu durchſchneiden drohte, räumte der Feind auch die zweite Hälfte des Dorfes und floh in hellen Haufen auf den ebengenannten, 1000 Schritt rückwärts gelegenen Wald zu. Die Unſren drängten nach.

---

*) Aus dem inzwiſchen erſchienenen öſtreichiſchen Generalſtabswerk geht hervor, daß uns an dieſer Stelle zwei Brigaden gegenüber ſtanden. Brigade Roth (ſo erſehen wir) wurde beordert, zur Unterſtützung der Brigade Schulz, links neben dieſer, vorzugehn. Regiment Salvator nahm die Tete; Regiment Naſſau und das 5. Jäger-Bataillon folgten; ſo rückte die Brigade von Ober-Prim aus gegen den Wald von Stezirek. Zunächſt in guter Ordnung. Aber das Eindringen in die Liſière entbehrte einer feſten taktiſchen Ordnung und das 5. Jäger-Bataillon, wie auch ſtarke Abtheilungen von Naſſau-Infanterie, prellten vor und geriethen dadurch in die Intervallen des Regiments Salvator. Das ſchuf Verwirrung; im ſelben Augenblick, ſo ſcheint es, ſtießen unſre 68er in die linke Flanke des Gegners und rollten ihn auf. So viel über die Brigade Roth. (Die Brigade Wöber traf zu ſpät ein, um an dieſer Stelle noch Verwendung zu finden.) Es mag hier übrigens angedeutet werden, daß das VIII. öſtreichiſche Corps am 3. Juli nicht ſeinen guten Tag hatte. Der ſächſiſche Bericht ſpricht dies ziemlich unverhohlen aus und wie wir glauben mit Recht. Es zeigte ſich wenig von der außerordentlichen Bravour, mit der daſſelbe Corps (die Brigaden Fragnern und Kreyſſern) bei Skalitz gekämpft hatte. Wir unſrerſeits hatten hier — die Dinge entziehen ſich einer beſtimmten Berechnung — ſehr wahrſcheinlich nicht mehr als drei, gewiß nicht mehr als ſechs Bataillone zur Hand und doch genügten ſie, um den wenigſtens doppelt ſo ſtarken Feind in weniger als einer halben Stunde total zu werfen. Nur Ober-Prim ſelbſt, wie wir auf den nächſten Seiten zeigen werden, wurde gut vertheidigt.



Auf halbem Wege zwiſchen Ober-Prim und der Waldliſière war es, wo der öſtreichiſche Brigadier, Generalmajor v. Schulz, von zwei Kugeln durch die Bruſt getroffen, auf den Tod verwundet vom Pferde ſank.*)

Ober-Prim war nun unſer; aber der Feind gedachte nicht, uns ohne Weitres an dieſem wichtigen Flankenpunkte zu belaſſen, der früher oder ſpäter auch über den Beſitz von Nieder-Prim und Problus entſcheiden mußte.

Oeſtreichiſcherſeits — ſei es in Folge der eingeriſſenen Verwirrung, oder ſei es weil man die *eigene* Stellung (den Wald von Bor) noch nicht erheblich gefährdet ſah — mangelte es, allem Anſchein nach, an klarer Erkenntniß der Situation; deſto klarer ſahen die Sachſen wie es ſtand. Ober-Prim mußte wiedergenommen und, wenn dies ſcheiterte, wenigſtens ein weiteres

---

*) Mannſchaften vom 28. Regiment, unter Führung von Hauptmann Verzonius und Lieutenant Tempel, verſuchten den General, der alsbald mitten im Granatfeuer ſeiner eigenen Batterieen lag, vom Gefechtsfelde nach Ober-Prim hineinzutragen; aber noch ehe ſie das Dorf mit ihm erreichten, verſchied er. Die Leiche wurde in die vorderſte Scheune niedergelegt und am Morgen des 4. Juli, dreißig Schritt vom Dorf entfernt, beſtattet. Sein Tod erregte bei einzelnen Truppentheilen eine beſondere Theilnahme. Die 34er, die bald nach dem Gefecht in Ober-Prim einrückten, kannten ihn von Raſtatt her, wo er, kurz vor Ausbruch des Krieges, ebenfalls in Garniſon geſtanden hatte und mit dem Commandeur des 34. Regiments, Oberſt v. Schmeling, befreundet geweſen war. — Uebrigens wurde der General ſpäter auf Befehl des Kaiſers wieder ausgegraben und auf dem Königgrätzer Kirchhofe beigeſetzt, wo ihm inzwiſchen ein Denkmal errichtet worden iſt. (Bei der Exhumirung der Leiche zeigten ſich bei dem Gefallenen: 2 Schußwunden am linken Schenkel, 2 in der linken Bruſt, ein Schuß durch die Oberlippe, der Leib durch einen Granatſplitter aufgeriſſen, der linke Arm und linke Fuß gebrochen.)

Vordringen der Preußen von Ober-Prim auf Nieder-Prim gehindert werden.

Zu dieſem Behuf avancirte jetzt die 1. ſächſiſche Infanterie-Brigade (dieſelbe die bei Gitſchin ſo ſchwere Verluſte gehabt hatte) aus ihrer Reſerveſtellung bei Problus bis an den Wald von Bor und nahm an der Weſtliſière dieſes Waldes, etwa in Höhe von Nieder-Prim, eine durch Verhaue gedeckte, feſte Poſition. Das ſchmale Terrain zwiſchen Problus-Nieder-Prim und dem dahintergelegenen Walde (Bor) wurde dadurch zu einem ſchwer paſſirbaren Defilé, das es geſtattete einen hier vorrückenden Feind unter Kreuzfeuer zu nehmen.

Zu gleicher Zeit aber begann man ſächſiſcherſeits ein immer wachſendes Granatfeuer gegen Ober-Prim zu richten. Während die gezogenen Batterieen von ihrer Höhenſtellung bei Nieder-Prim aus fortfuhren, mit Front gegen Weſten, unſre Artillerieპoſition bei Hradek unter Feuer zu nehmen, fuhren, in Hakenſtellung zu den fünf gezogenen Batterieen (alſo mit Front gegen Süden), alle die glatten und Granatkanonen-Batterieen auf, die man ſächſiſcherſeits noch zur Verfügung hatte. Dreißig Geſchütze. Sie eröffneten, auf nächſte Diſtance, ein formidables Feuer gegen Ober-Prim, ſchoſſen es in Brand und zwangen unſre 68er und 28er das Dorf aufzugeben und außerhalb deſſelben, in Terrainſenkungen und Waldparzellen, Deckung zu ſuchen.

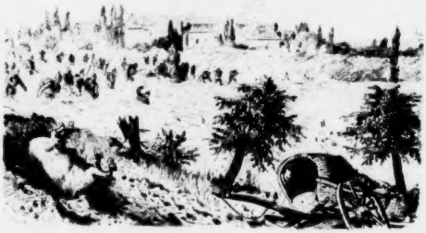
Dies Granatfeuer erreichte ſo viel, daß ein Vorbrechen unſrer 30. Brigade von Ober-Prim auf Nieder-Prim allerdings zeitweilig gehindert wurde; aber von andrer Seite her und zwar von der Front aus, erfolgte inzwiſchen der Angriff, der auch über Nieder-Prim entſchied.

Die Reſerve-Artillerie rückt vor. Die 29. Brigade (v. Stückradt) nimmt Nieder-Prim.

Etwa um 2 Uhr ſammelte General v. Stückradt ſeine den linken Flügel der Diviſion Canſtein bildenden Bataillone zum Angriff auf Nieder-Prim. Ehe er jedoch vorbrach, avancirte unſre Artillerie, die bis dahin ihr Feuer von der Hradeker Höhe aus geführt hatte, auf Kernſchußweite an den Feind und eröffnete nunmehr aus 66 Geſchützen (die Reſerve-Artillerie unter Oberſt v. Bülow war eingetroffen) ein Feuer, gegen das ſich die 34 gezogenen Geſchütze des Gegners nicht länger behaupten konnten.

Als ſein Feuer zu erlahmen begann, brachen die Bataillone der 29. Brigade, 65er und 40er, aus der Faſanerie hervor und gingen im Sturmſchritt gegen das von der halben 3. Brigade (11. und 12. Bataillon) und vom 4. Jäger-Bataillon vertheidigte Dorf vor. Die Brauerei, dicht am Schloß, ſtand ſchon in Flammen; die 6. Compagnie vom 65. drang von Südweſten her in das Dorf ein und ſtürmte den Schloßhof, andre

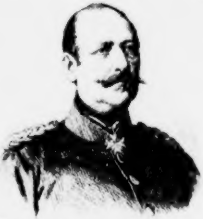
Compagnieen deſſelben Regiments, ebenſo 40er und 33er (letztre von der Avantgarde) drängten nach. Das 4. Jäger-Bataillon räumte fechtend, Schritt vor Schritt, den Ort, den daſſelbe, in Gemeinſchaft mit den beiden obengenannten Infanterie-Bataillonen, trotz unſres 5ſtündigen, nach und nach ſich immer ſteigernden Geſchützfeuers ſtandhaft behauptet hatte und zog, ohne irgendwelche Unordnung zu zeigen, an Problus vorbei in nordöſtlicher Richtung ab. Die Unſren waren zu ermattet, um unmittelbar folgen zu können.



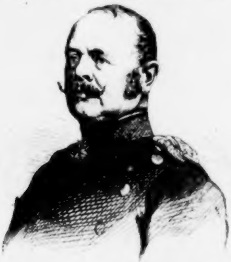
Die 14. Diviſion (v. Münſter) ſtürmt Problus. 3 Uhr.

Beinah gleichzeitig mit Nieder-Prim fiel Problus. Dieſer wichtigſte Punkt der Stellung — der wichtigſte weil er der Verbindungspunkt war — würde, nach Verluſt von Ober- und Nieder-Prim, ohnehin haben geräumt werden müſſen; als der Angriff gegen Problus aber ſich vorbereitete (etwa 2 Uhr) waren die beiden in ſeiner Flanke gelegenen Dörfer noch nicht genommen und die Geſammtlage der Schlacht erwies ſich als derart, daß auf allmälige, eins aus dem andren ſich ergebende Reſultate nicht gewartet werden konnte. Das Centrum zu degagiren, auch wenn der Kronprinz nicht kam oder ſpäter kam als erwartet, war um 2 Uhr zur dringendſten Aufgabe geworden.

So ſtand die Partie, als General v. Herwarth der 14. Diviſion den Sturm auf Probus befahl.



Die 14. Diviſion, Generallieutenant Graf **Münſter-Meinhövel**, nach dreimeiligem Marſch auf grundloſen Wegen oder querfeldein über Ackerland, hatte um 1 Uhr Rechanitz, um 1½ Uhr Lubno und bald nach 2 Uhr den zwiſchen Popowitz und Problus gelegenen, bereits ſeit drei Stunden vom linken Flügel-Bataillon der Avantgarde (17er Füſiliere) beſetzten Wald erreicht. Hier formirten ſich beide Brigaden der Diviſion zum Angriff, die

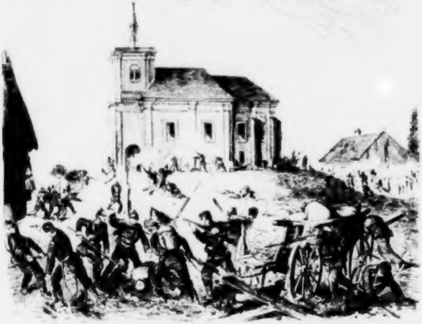


27. Brigade, Generalmajor v. **Schwartzkoppen** im Walde ſelbſt, die 28. Brigade, Generalmajor v. Hiller, rechts rückwärts an der Südſpitze des Waldes. Das Ziel jener war Problus ſelbſt (der Kirchthurm als point de vue), das Ziel dieſer die ſüdlich von Problus gelegene Höhe.

Die 27. Brigade avancirte zuerſt; die Füſiliere und das 1. Bataillon vom 36. Regiment hatten die Tête. General v. Herwarth, Graf Münſter, Generalmajor v. Schwartzkoppen erſchienen vor der Front der Bataillone und feuerten durch kernigen Zuruf die Truppen an. Die Fahne entrollt, unter dem Klange der Regiments-Muſik, brachen jetzt die Bataillone mit Siegeszuverſicht aus dem Walde hervor.

Eine Strecke von nahezu 1800 Schritt war bis an die ſtark beſetzte Liſière des Dorfes, unter heftigem Artilleriefeuer aus Front und Flanke (von einer bei Streſetitz aufgefahrenen, feindlichen Batterie) zurückzulegen. Die Bataillone blieben im Vormarſch; das Füſilier-Bataillon, mit halbrechts, dirigirte ſich gegen die ſüdliche Hälfte des Dorfes, das 1. Bataillon, mit gradaus, ging auf die Mitte. Die Granaten ſchlugen ein, die erſten Todten und Verwundeten fielen; die Füſiliere hatten erhebliche Verluſte. Oberſt v. Dorpowski wurde durch eine Kugel in den Schenkel vom Pferde geſchoſſen; Oberſtlieutenant v. Buſſe übernahm das Commando. Jetzt war man heran. Die Flügelkompagnieen des Füſilier-Bataillons erreichten den Rand des Dorfes; aber hier harrte ihrer die ſchwerſte Aufgabe. Bei dem Verſuche, die Verhaue und Heckenzäune zu nehmen, die das Dorf umgaben, fielen Hauptmann v. Montbart, Hauptmann v. Bolſchwing, Premierlieutenant v. Consbruch, alle drei von Kugeln tödtlich getroffen; Lieutenant v. Montowt erhielt einen Schuß mitten durchs Herz; ſieben andre Offiziere (alle vom Füſilier-Bataillon) wurden innerhalb 10 Minuten mehr oder minder ſchwer verwundet. Zwei Fahnenträger fielen; die Fahne ging bereits in die dritte Hand. Endlich gab eine Erdkante, dicht am Dorfe hinlaufend, leidliche Deckung. Die Füſiliere warfen ſich hier nieder und eröffneten nun ihr Feuer gegen das Dorf.

Das 1. Bataillon war auf die Mitte zu avancirt. Es litt weniger, aber immer noch erheblich genug. Als es in die von den Füſilieren beſetzte Linie einrückte, ſprangen dieſe hinter dem Erdwall wieder auf und gemeinſchaftlich, von zwei Seiten her (die 3. Compagnie, Hauptmann Michaelis, hatte das Dorf nach Norden hin flankirt), drangen jetzt beide Bataillone in Problus ein. In den Umzaunungen, Hecken und Gebäuden, beſonders am Kirchhof, entſpann ſich ein hartnäckiges Feuergefecht. Major v. Hymmen, Commandeur des 1. Bataillons, durch einen Schuß in den Fuß außer Gefecht geſetzt, wurde zurückgetragen; Major v. Mutius übernahm das Commando. Lieutenant Madelung fiel tödtlich getroffen, der letzten Opfer eines. Die jenſeitige Liſière des Dorfes war gewonnen; der Feind, der mit großer Bravour gekämpft hatte (beſonders das 3. Jäger-Bataillon), wich nach allen Seiten. An zweihundert Gefangene, meiſt verwundet, fielen in unſre Hände. Auch Problus war unſer.



Beinah gleichzeitig hatte rechts neben der 27. Brigade die 28. (Generalmajor v. Hiller) die Höhe zwiſchen Problus und Nieder-Prim genommen. Die Vorgänge waren hier nahezu dieſelben. Wie gegen Dorf Problus zwei Bataillone vom 56. die Tête hatten, ſo gegen die Höhe von Problus zwei Bataillone vom 57. (und ein Bataillon vom 17.). Die Verluſte waren hier geringer, zum Theil weil das Terrain mehr Deckung bot.

Um 3 Uhr waren Dorf und Höhe von Problus in unſrem Beſitz; der Feind, unterm Schutz ſeiner Batterieen, zog in nordöſtlicher Richtung ab.*) Nur der Wald von Bor, der theils auf, theils neben ſeiner Rückzugslinie lag, wurde noch an ſeinem nordweſtlichen Rande durch die ſächſiſche 1. Brigade, an ſeiner Südweſtecke durch Bataillone der öſtreichiſchen Brigade Wöber, beſonders durch das 24. Jäger-Bataillon gehalten.

---

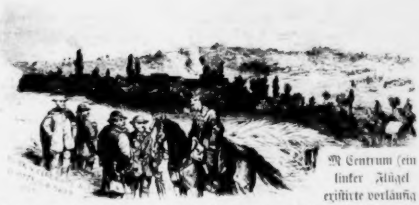
*) Etwa eine Stunde ſpäter, um dieſelbe Zeit als auf der ganzen Schlachtlinie die öſtreichiſchen Reſerven, VI. und I. Corps, vorgeführt wurden, um (beſonders am rechten Flügel) die verloren gegangenen Poſitionen wieder zu erobern, wurde auch gegen Problus, am linken Flügel, ein Verſuch gemacht. Die Brigade Piret, Regiment Conſtantin und das 29. Jäger-Bataillon im erſten, Regiment Sigismund im zweiten Treffen, erhielt Befehl zum Vorgehn. Die feindliche Brigade avancirte im heftigſten Feuer unſrer Schützen, drängte auch die in den Hecken außerhalb des Dorfes poſtirten vorderſten Tirailleurs bis an die eigentliche Liſière des Dorfes zurück, erhielt indeſſen hier ſo heftiges Feuer, daß ſie Kehrt machte, nachdem viele ihrer Offiziere und Mannſchaften, namentlich vom 29. Jäger-Bataillon, unſren Kugeln erlegen waren. Oberſt v. Ripper, Commandeur des Regiments Sigismund, fiel. Die bei Streſetitz poſtirte feindliche Batterie ſetzte ihr Granatfeuer, das ſchon vorher Problus in Brand geſchoſſen hatte, bis zu einer ſpäteren Stunde fort.

Die Unſren, auf den Tod erſchöpft, drängten nicht nach, ſo daß die genannten feindlichen Abtheilungen ohne erhebliche Verluſte ihren Rückzug antreten konnten.

Die Sachſen gingen zunächſt auf Rosnitz und Briza, die Brigaden des VIII. Corps folgten in derſelben Richtung, oder nahmen Stellung bei Charbuſitz.

Die Elbarmee — ohne daß die 16. Diviſion, die gegen 3 Uhr erſt aus Nechanitz debouchirte, bis dahin mit eingegriffen — hatte ihre Aufgabe gelöſt. Der feindliche linke Flügel war geworfen, ſeine Umgehung (durch die 16. Diviſion) bereitete ſich vor. Die Verluſte waren groß: 71 Offiziere (22 todt) und 1557 Mann.

Im Centrum. — Der Artilleriekampf.



Im Centrum (ein linker Flügel exiſtirte vorläufig nicht, er wuchs erſt heran) ſtand die I. Armee, Prinz Friedrich Karl, wie am rechten Flügel die Elb-Armee.

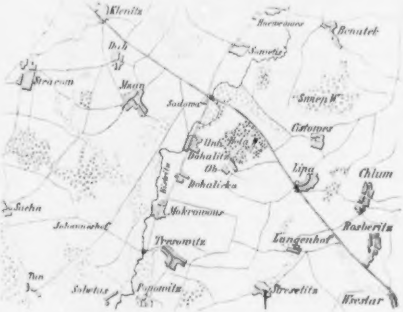
Die Aufgabe war, hier wie dort, im Weſentlichen dieſelbe. Es handelte ſich darum die Vortruppen des Feindes zu werfen, die Biſtritz zu forciren und je nach den Verhältniſſen, die jenſeit gelegenen Höhen entweder zu ſtürmen oder aber, wenn dieſe ſich zu ſtark erweiſen ſollten, ihnen gegenüber die Biſtritz-Linie unter allen Umſtänden bis zum Erſcheinen des Kronprinzen zu halten.

Die Kräfte, die hier im Centrum zur Verfügung ſtanden, waren 6 Diviſionen ſtark: 2 pommerſche, 2 magdeburgiſch-thüringiſche, 2 brandenburgiſche. Die beiden brandenburgiſchen Diviſionen (5. und 6.) wurden links der Höhe von Dub in Reſerve gehalten; verblieben vier Diviſionen zum Angriff. Aus dieſen vier Diviſionen wurden drei große Angriffscolonnen formirt, von denen die Flankencolonnen links und rechts jede eine Diviſion, die mittlere Colonne aber zwei Diviſionen ſtark war.

Alle drei Colonnen ſtießen auf den Feind. Wir werden mithin im Centrum drei Gefechte zu unterſcheiden haben:

ein Gefecht am rechten Centrum, bei Mokrowous und Dobalitzka, ein Gefecht im *eigentlichen* Centrum bei Sadowa, Dobalitz und im »Hola-Wald«; endlich

ein Gefecht am *linken* Centrum zwiſchen Benatek, Maslowed und Ciſtowes, im »Swiep-Wald«.


Klenitz
Benatek
Dub
Sowetitz
Stracow
Mzan
Sadowa
Swiep W.
Ciſtowes
Unt. Dohalitz
Hola W.
Ob. Dohalicka
Lipa
Chlum
Bistritz
Sucha
Mokrowous
Johannesbof
Tresowitz
Langenhof
Rosberitz
Sobetus
Popowitz
Stresetitz
Wsestar

Die Gefechte ſelbſt, ihrer Aufgabe nach gleich, geſtalteten ſich doch abweichend von einander. Auch die Opfer die ſie koſteten waren ſehr verſchieden. Während das Gefecht am rechten Flügel am wenigſten Verluſte forderte, war das am linken Flügel das blutigſte.

Unſren drei Angriffscolonnen gegenüber ſtanden öſtreichiſcherſeits das X. und III. Corps, um *Lipa* herum, und das IV. und II. Corps auf der Linie Chlum-Maslowed. So fochten wir vier Diviſionen gegen vier Armee-Corps. Was aber, mehr als dies Zahlenverhältniß von 1 zu 2, zu unſren Ungunſten in die Waage fiel, war die für die Defenſive und ſpeziell für die Artilleriewirkung vorzügliche Höhen-Poſition, die der Feind am jenſeitigen Ufer der Biſtritz inne hatte. Alle Anordnungen des Feldzeugmeiſters erwieſen ſich bald als darauf berechnet, den doppelten Vortheil einer trefflichen Poſition und einer überlegenen Artillerie gleichzeitig auszunutzen; alle Weiſungen lauteten dahin: nach leichtem Gefecht im Vorterrain in die eigentliche Defenſiv-Stellung zurückzugehen und hier den Angriff des Gegners abzuwarten, nicht ſelbſt zum Angriff überzugehn. Hieraus entwickelte ſich, nachdem die Vorſtöße unſrer Infanterie jedesmal geſcheitert waren, mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit ein *großer Artilleriekampf*. Nur am linken Centrum, wo die 7. Diviſion ihr berühmt gewordenes Waldgefecht hatte, entſpann ſich, neben dem Geſchützkampf, auch ein Kampf Mann gegen Mann. Zum Unheil des Gegners, trotz momentaner Vortheile, die er errang! Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

Zunächſt aber ſoll uns die durch 6 Stunden hin geführte, in früheren Schlachten, was Zahl der Geſchütze angeht, wohl kaum ihres Gleichen findende Kanonade beſchäftigen. Wir unterſcheiden dabei, die öſtreichiſche Aufſtellung zu Grunde legend, zwei von einander geſonderte Haupt-Artilleriekämpfe:

den Kampf gegen *Lipa* und
den Kampf gegen *Maslowed*.

Der Artilleriekampf gegen Lipa.

In und um Lipa, zu beiden Seiten der Königgrätzer Chauſſee, ſtanden das X. und III. Corps. Der linke Flügel des erſtren erſtreckte ſich bis Streſetitz, der rechte Flügel des letztren bis Chlum. Unmittelbar in Front beider Corps, mit Richtung gegen Weſten und Nordweſten, dehnte ſich, in geſchützten Stellungen, jene mehr als eine Viertelmeile lange Geſchützreihe, die unter dem Namen der »Artilleriepoſition von Lipa« berühmt geworden iſt. Sie beſtand, während der erſten Stunden des Kampfes, aus 17 Batterieen (um Lipa 7, weſtlich Langenhof 10*) und die 136 Geſchütze derſelben ſchleuderten unter einem betäubenden Donner ihre Granaten in das Thal hinab. Das Geſchützfeuer war ſo heftig, daß bis gegen 11 Uhr ſchon drei Batterieen des X. Corps ſich verſchoſſen hatten. Der Commandirende letztgenannten Corps (Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz), um das Feuer keinen Augenblick an Intenſität verlieren zu laſſen, ſuchte bei der 3. Reſerve-Cavallerie-Diviſion und auch beim Armee-Commando um eine Aushülfe an Batterieen nach. Beide Geſuche wurden gewährt und es fuhren alsbald die 2 Batterieen der erwähnten Cavallerie-Diviſion und 4 Batterieen der *Armee-Geſchütz-Reſerve* in der großen Artillerielinie bei Langenhof auf. So ſtanden denn, nach Zurücknahme jener 3 Batterieen des X. Corps, bald nach 11 Uhr 20 Batterieen mit im Ganzen 160 Geſchützen bei Lipa und Langenhof, die nun ununterbrochen, bis der Rückzug begann, ihr Feuer fortſetzten.

---

*) Das III. Corps verfügte urſprünglich über 8, das X. Corps über 9 Batterieen. Es ſcheint aber, daß eine Cavallerie-Batterie des erſtgenannten Corps, bald nach Beginn des Kampfes, von der nördlichen Seite der Chauſſee (Lipa-Chlum) auf die ſüdliche Seite (Langenhof-Streſetitz) hinübergezogen wurde, wodurch ſich die Zahlen 7 und 10 ergaben. Namentlich die 7 Batterieen bei Lipa ſtanden etagenförmig, 3 derſelben in Tags zuvor angelegten Geſchützdeckungen auf dem Plateau zwiſchen Chlum und Lipa, rechts rückwärts des letztgenannten Dorfes.

Sehen wir jetzt, was wir dieſer feindlichen Artilleriekraft gegenüberzuſtellen hatten. Wir verfügten zunächſt über die zwölf Batterieen der 8., 4. und 3. Diviſion. Dazu geſellten ſich, etwa um 10 Uhr oder etwas ſpäter, vier Batterieen der pommerſchen Reſerve-Artillerie unter Oberſt v. Puttkamer und etwa um 12 Uhr vier weitre Batterieen des brandenburgiſchen Artillerie-Regiments Nr. 3 unter Major Rüſtow. Unſre geſammte Artilleriekraft an dieſer Stelle, der Poſition Lipa-Langenhof gegenüber, beſtand alſo um 12 Uhr Mittag:

aus 12 Batterieen der 8., 4. und 3. Diviſion, 72 Geſchütze;
aus 4 Batterieen der pommerſchen Reſerve-Artillerie, 24 Geſchütze,
aus 4 Batterieen des brandenburgiſchen Artillerie-Regiments, 24 Geſchütze.

Zuſammen aus 120 Geſchützen. Aber von dieſer Zahl war um die genannte Stunde wenig mehr als die Hälfte in Thätigkeit. Die Batterieen der 4. und 3. Diviſion, nachdem ſie bei Beginn des Gefechts Erfolge errungen und die gegen Sadowa, Dohalitz und Dohalitzka vorgeſchobene feindliche Artillerie zum Zurückgehen gezwungen hatten, hatten ſich (mit alleiniger Ausnahme der vierpfündigen Batterie Gallus, die bis zuletzt aushielt) gegen das Feuer von Lipa her nicht behaupten können und waren, die einen früher, die andern ſpäter, in Aufnahmeſtellungen am dieſſeitigen Biſtritz-Ufer zurückgegangen. Der dadurch entſtehende Ausfall war erheblich, ſo daß unſrerſeits nur 12 Batterieen ſtatt 20 den Kampf gegen die um dieſe Zeit (Mittag) 160 Geſchütze ſtarke feindliche Poſition unterhielten. Von dieſen 12 Batterieen ſtanden 3 nördlich, 9 ſüdlich der Chauſſee und zwar waren jene, nach links hin, zwiſchen dem Hola-Wald und dem Swiep-Wald, dieſe, nach rechts hin, zwiſchen dem Hola-Wald und Dohalitzka aufgefahren. Dieſe 12 Batterieen, die hier ſo todesmuthig ausharrten, waren die folgenden:

Links, zwiſchen Hola-Wald und Swiep-Wald:
6pfündige Batterie Anton,
4pfündige Batterie v. Schlotheim } der 8. Diviſion.
4pfündige Batterie Kipping.

Rechts, zwiſchen Hola-Wald und Dohalitzka:
4pfündige Batterie Gallus von der 3. Diviſion
4pfündige Batterie v. d. Dollen
4pfündige Batterie Bode } der pommerſchen Reſerve-Artillerie.
6pfündige Batterie Möwes
6pfündige Batterie Rautenberg

6pfündige Batterie v. d. Goltz
4pfündige Batterie Grieß
4pfündige Batterie Munk
4pfündige Batterie Hirſchberg
vom brandenburgiſchen
Feld-Artillerie-Regiment.

72 Geſchütze, in ungedeckten Poſitionen, ſuchten ſich gegen den mehr als doppelt ſo ſtarken Feind zu behaupten, es wurde aber von Minute zu Minute fühlbarer — einzelne Batterieen verloren ihren halben Beſtand — daß wir in dieſem ungleichen Kampf*) unterliegen mußten, wenn nicht Verſtärkung kam. Endlich kam ſie. Die Armee-Reſerve-Artillerie, unter General Schwartz, war jetzt heran und in raſchem Vorgehn wurden nunmehr

---

*) In dieſer Stunde ungleichen Kampfes fiel auch Major Rüſtow, zunächſt nur ſchwer, nicht tödtlich verwundet. Er ſtarb erſt in Folge zweifacher Amputation. Wir entnehmen einem Berichte Folgendes: „Major Rüſtow hielt auf dem rechten Flügel der 1. 4pfündigen Batterie (Grieß), als er die Meldung empfing, daß es an Munition zu mangeln beginne. Er erwiederte, es ſolle gleich dafür geſorgt werden und ritt ſelbſt zurück. Auf der Chauſſee von Unter-Dohalitz nach Dohaliczka angekommen, 2 bis 4 Schritt von dem bei ſeinen Mannſchaften ſtehenden Lieutenant v. d. Boſch des 5. Brandenburgiſchen Infanterie-Regiments Nr. 48, crepirte eine Granate dicht am Chauſſeegraben und zerſchmetterte durch einen Splitter dem Major Rüſtow den rechten Fuß. Auf den Hülferuf des den Major begleitenden Trompeters wandte ſich der Lieutenant v. d. Boſch um, in demſelben Augenblicke, als der Major Rüſtow vom Pferde ſank. Man hob ihn auf und legte ihn in den Chauſſeegraben. Wiederholt drückte der Verwundete dem Lieutenant v. d. Boſch die Hand mit den Worten: „Ich werde nun ſterben. Gott gebe uns den Sieg!“ — Noch beim Fortſchaffen auf der Krankentrage winkte er mit der Hand den nächſtſtehenden Mannſchaften zu und mahnte: „Haltet Euch brav, Leute!“ In Unter-Dohalitz wurde er durch den ſtellvertretenden Stabsarzt Dr. Bramer amputirt. Er bat denſelben dringend, ihn weiter zurückſchaffen zu laſſen, da er fürchtete, in ſeinem hülfloſen Zuſtande den Oeſtreichern in die Hände zu fallen. Nach der Amputation — der abgeſchnittene Fuß lag am Kopfende auf der Tragbahre — wurde er bei dem Lieutenant v. d. Boſch im Dorfe vorbeigetragen, dem er nochmals die Hand zum Abſchiede entgegenſtreckte. In dem Lazareth zu Horſitz, wohin er inzwiſchen gebracht war, mußte er ſich einer zweiten Amputation unterwerfen, deren Folgen er nicht zu überleben vermochte. Er ſtarb am 25. Juli 1866, nachdem ihn die Nachricht von dem Tode ſeines im Gefecht bei Wieſenthal gefallenen Bruders, Major im 2. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiment Nr. 15, auf das Tiefſte erſchüttert hatte.“ Die Armee verlor in ihm einen ausgezeichneten Offizier. 1824 zu Brandenburg geboren, trat er 1842 in die 2. Artillerie-Brigade ein. 1850 nahm er den Abſchied und machte als Batteriechef in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee die Schlacht bei Idſtedt und das Gefecht bei Miſſunde mit. 1852 trat er in ſeine alte Armee zurück und machte nunmehr als preußiſcher Batteriechef 1864 den Sturm auf Düppel mit. Bei Gitſchin (vergleiche daſelbſt) zeigte ſich ſeine hervorragende Begabung. Er hielt ſich mit den vier Batterieen der 5. Diviſion gegen die 80 Geſchütze des Feindes. Einer ſeiner Batteriechefs nannte ihn damals „das Ideal eines Commandeurs der Diviſions-Artillerie“. Im Leben heftig und von leicht erregbarem Temperament, bewahrte er im Gefecht eine unerſchütterliche Ruhe. Major Rüſtow war der jüngere Bruder des bekannten Militairſchriftſtellers W. Rüſtow in Zürich. Dieſer Letztere ſchreibt über den Bruder: „Daß er mit dem Gedanken an den Soldatentod völlig vertraut war, verſteht ſich von ſelbſt. Daß er ganz und gar ſeinen artilleriſtiſchen Maximen bis in den Tod treu blieb, iſt weniger bekannt. „„Ich bin froh,““ ſo ſchrieb er mir am 1. Mai 1866, „„daß ich in dieſem Feldzug ganz genau weiß, was ich zu thun habe. Vorgehn ohne viel zu manövriren und dann feuern.““

die Poſitionen links und rechts vom Hola-Walde, dieſe durch 4, jene durch 5 Batterieen verſtärkt. Unſre Artilleriekraft wuchs dadurch von 12 auf 21 Batterieen und erhielt ſich, ſelbſt nach dem Zurückgehn ſolcher die ſich verſchoſſen oder am ſchwerſten gelitten hatten, von da ab auf einer Höhe von 100 Geſchützen. Weiter das Mißverhältniß auszugleichen, war unmöglich. »Es entſtand nun (ſo ſagt ein Bericht) ein Geſchützkampf, der vielleicht nicht ſeines Gleichen in der Geſchichte hat; es waren nicht einzelne Schüſſe, welche man hörte, ſondern ein fortgeſetztes Donnerrollen, welches, verbunden mit dem Pfeifen und Praſſeln der umherfliegenden und krepirenden Granaten, einen betäubenden Lärm verurſachte.« Der allmälig ſich aufklärende Tag, indem er den Unſrigen ein ſichreres Zielen geſtattete, raubte dem Gegner etwas von den Vortheilen, deren er ſich bis dahin durchweg erfreut hatte, einzelne Infanterie-Vorſtöße, die er verſuchte, wurden zurückgewieſen; das Heranrücken der II. Armee begann fühlbar zu werden; die erſten Zeichen der Unſicherheit wurden erkennbar. Alles wirkte zuſammen, um uns in dem Artilleriekampf, der noch zwei Stunden lang forttobte, wenigſtens ein Behaupten möglich zu machen. Mehr verbot ſich. Erfolg, Entſcheidung mußten von andrer Seite kommen.

Der Verfaſſer der ſchon bei unſrer Darſtellung des Gefechts von Trautenau citirten »Taktiſchen Rückblicke« ſagt, mit Rückſicht auf dieſen Geſchützkampf, für den er wenig Bewunderung hat, das Folgende: »Die I. Armee führte von 8 bis nach 2 Uhr im Weſentlichen eine Artillerieſchlacht; aber hat ihre Artillerie ihren Zweck erreicht? Das Ziel konnte doch nur ſein, in die feindliche Aufſtellung eine Breſche zu ſchießen (die dann die Infanterie ſtürmen kann) und ſo die Vernichtung vorzubereiten. Aber es gelang der Artillerie nicht einmal, der impoſanten öſtreichiſchen Geſchützſtellung gegenüber zur Entwicklung zu kommen. Sie kam dazu, ſich nothdürftig ihrer Haut zu wehren. Ohne das Erſcheinen der preußiſchen Infanterie im Rücken der öſtreichiſchen Artillerie hatte dieſe gar keine Veranlaſſung gehabt, ihre Stellung aufzugeben. Es war alſo in dieſem Gefecht die Artillerie nicht im Stande, ihre Aufgabe zu erfüllen. Wäre es ſchließlich noch zum Sturme in der Front gekommen, würde für dieſen Sturm die Artillerievorbereitung genügend geweſen ſein?«

Auf dieſe Frage antworten wir, zunächſt ganz im Sinne des Verfaſſers, mit einem beſtimmten »Nein«. Es iſt unzweifelhaft, daß unſer ſechsſtündiges Kanoniren den Feind nicht erſchüttert, einen Sturm nicht vorbereitet hatte, aber um ſo zweifelhafter will es uns erſcheinen, ob man befugt iſt, an ein ſolches Ausbleiben einer erwünſchten Wirkung unter allen Umſtänden einen Vorwurf zu knüpfen. Gewiſſe Dinge laſſen ſich eben nicht erzwingen. Will man unſrer Artillerie einen Vorwurf daraus machen, daß ſie am 2. Februar vor Miſſunde vergeblich kanonirte? Die Frage iſt alſo nicht dahin zu ſtellen: wie viel oder wie wenig leiſtete die Artillerie in dem Geſchützkampf gegen Lipa? ſondern die Frage mußte lauten: leiſtete ſie, was ſie unter den betreffenden, für die Offenſive höchſt ungünſtigen Verhältniſſen leiſten konnte? Und dieſe Frage beantworten wir, wie die obige mit »Nein«, ſo dieſe mit einem ebenſo beſtimmten »Ja«. Im Weſentlichen war nichts zu machen. Einen »Sturm vorbereiten«, auch in einer Situation wie die bei Lipa, kann unmöglich all und jeder Zweck der Artillerie ſein. Sie hatte an dieſer Stelle weſentlich einen andern, und zwar den: das Feuer auf ſich zu ziehn, der Infanterie ihre furchtbare Aufgabe überhaupt möglich zu machen. Und das hat ſie gethan! Einzelne Unzulänglichkeiten können an dieſer Thatſache und dieſem Verdienſt nichts ändern.

Der Artilleriekampf gegen Maslowed.

Mit noch ungleicheren Kräften focht unſre Artillerie am linken Centrum, von Benatek aus. Während unſre weiter rechts, bei Sadowa, Dohalitz und Dohalitzka kämpfenden Diviſionen, die 8., 4. und 3., ſich gegenſeitig unterſtützten, führte unſre 7. Diviſion einen abgetrennten, beinahe iſolirten Kampf. Ganz beſonders die Artillerie. Der Swiep-Wald — in ſeinem Innern der gleichzeitige Schauplatz blutiger Infanterie-Gefechte — lag zwiſchen ihr und der großen feindlichen Artillerie-Poſition bei Lipa. Ihr Feind hielt bei Maslowed.

Was unſrerſeits hier in Action trat, waren nur die vier Batterieen der mehrgenannten 7. Diviſion. Sehr bald nach Wegnahme von Benatek und faſt noch vor Beginn des großen Kampfes im Swiep-Wald fuhren dieſe Batterieen ſüdlich und öſtlich von Benatek auf. Es waren die folgenden:

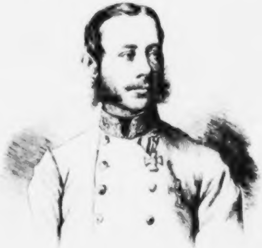
12pfündige Batterie v. Notz,
6pfündige Batterie Kühne,
4pfündige Batterie v. Nordeck,
4pfündige Batterie v. Rauſſendorf.

Von unweſentlichen Zwiſchenfällen abgeſehn, verblieben dieſe vier Batterieen durch 6 Stunden hindurch in derſelben Aufſtellung. Zwiſchen Benatek und Maslowed tobte der Kampf, man bewegte ſich auf engſtem Raume, man operirte nicht, man hielt nur feſt. Die feindliche Uebermacht geſtattete nicht mehr.

Wie groß dieſe Uebermacht war, erſehen wir aus den inzwiſchen erſchienenen gegneriſchen Berichten. Wie bei Lipa-Langenhof, ſo wurden auch hier bei Maslowed immer neue Batterieen in die Feuerlinie gezogen, erſt 4, dann 10, dann 14, etwa um Mittag (und nur auf kurze Zeit) noch eine 15. Batterie. Es waren dies, beinah in eben dieſer Reihenfolge erſcheinend:

die 4 Brigade-Batterieen vom IV. Corps,
die 6 Batterieen der Geſchütz-Reſerve vom IV. Corps,
2 Batterieen (der Brigaden Würtemberg und Saffran) vom II. Corps,
3 Batterieen der Geſchütz-Reſerve vom II. Corps,

zuſammen 15 Batterieen mit 120 Geſchützen,*) die Maslowed in weitem Halbkreis umziehend, von dieſer Hügelſtellung aus ihr ſuperiores Feuer gegen unſre 24 Geſchütze richteten.



Etwa um Mittag ſtand der Kampf auf ſeiner Höhe. Von da ab (die Spitzen der Kronprinzlichen Armee waren heran) führte ihn der Feind, der ſeine bedrohte rechte Flanke mehr und mehr zu ſchützen hatte, mit immer ſchwächer werdenden Kräften. Die Brigaden des II. Corps zogen ſich ſtaffelförmig ab, um die ihnen angewieſene Hakenſtellung gegen Norden einzunehmen und die Brigade-Batterieen folgten ſelbſtverſtändlich den Bewegungen ihrer Infanterie. Auch das IV. Corps ging zurück. Um 2 Uhr war der feindliche Geſchützkreis um Maslowed verſchwunden und unſre 4 Batterieen avancirten nunmehr auf eben die Höhe zu, gegen die ſie ſo lange im Feuer geſtanden. Sie beſchoſſen von ihrer neuen Poſition aus den in ſüdöſtlicher Richtung abziehenden Feind.

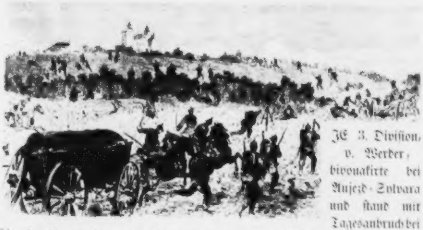
---

*) Der Commandirende der geſammten öſtreichiſchen Artillerie war Erzherzog Wilhelm. Wir geben vorſtehend ſein Bildniß.

Heldenmüthig wie die ganze 7. Diviſion, ſo hatte ſich auch die ihr zugehörige Artillerie auf hartbeſtrittenem Terrain gehalten. Es ſchien uns Pflicht auch dieſer zu gedenken.

Wir wenden uns nun, nur noch hie und da auf das Vorgehen einzelner Batterieen in Kürze zurückkommend, den Infanteriegefechten im Centrum zu, zu denen der Artilleriekampf, wie wir ihn bis hieher in ſeinen verſchiedenen Phaſen geſchildert, nur den großen Rahmen bildete. Zu Zeiten freilich einen Rahmen, in dem das übrige Schlachtenbild unterging.

Die 3. Diviſion nimmt Dobalitzka und Mokrowous.

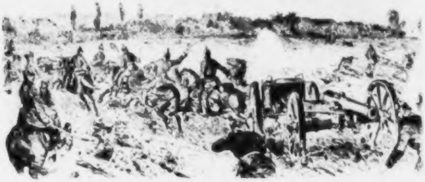


IE 3. Diviſion, v. Werder, bivouakirte bei Aujezd-Zolvara und ſtand mit Tagesanbruch bei Pſanek. Um 6 Uhr traf Befehl ein, gegen die Biſtritz-Linie vorzugehn, drei Stunden ſpäter (9 Uhr) vollendete die Diviſion ihren Aufmarſch ſüdlich von Zawadilka, 2000 Schritt in Front von Dobalitzka und Mokrowous. Links neben der 3. Diviſion hielt die 4.; nach rechts hin war loſe Fühlung mit der Elb-Armee.

Nebel und Regen ließen die feindliche Stellung, ſowohl an der Biſtritz hin wie jenſeits derſelben, nicht überblicken; nur an dem Aufblitzen der feindlichen Schüſſe war zu erkennen, daß eine ſtarke Artillerie gegenüber ſtand. Die Batterieen **beider** pommerſchen Diviſionen (3. und 4.) nahmen Stellung auf der Anhöhe bei Mzan und eröffneten ihr Feuer. Zunächſt mit Erfolg. Die vorgeſchobenen feindlichen Batterieen gingen in ihre eigentliche Lipa-Stellung zurück. Dieſer Moment wurde unſrerſeits wahrgenommen, um, von Zawadilka aus, gegen die jenſeits der Biſtritz gelegenen Dörfer Mokrowous und Dobalitzka vorzuſtoßen.

Die 6. Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Winterfeld, erhielt Befehl zum Angriff und avancirte ſofort, das Regiment Nr. 54 im erſten, das Regiment Nr. 14 im zweiten Treffen.

Die Uebergänge über die hier drei bis vier Fuß tiefe Biſtritz waren ſämmtlich zerſtört, die Truppen durchwateten ohne Zaudern den Bach und nach kurzem Gefecht nahm das Füſilier-Bataillon, Hauptmann v. Peſtel, vom 54. Regiment Mokrowous, das 1. und 2. Bataillon, unter Betheiligung einiger Compagnieen 14er, Dobalitzka. Es kam nur zum Plänkeln mit der Brigade Wimpffen. In Dobalitzka hatte uns das 2. Bataillon von Erzherzog Stephan Infanterie, in Mokrowous das 1. und 3. Bataillon ebengenannten Regiments, ſowie das 2. Bataillon vom Regiment Bamberg[*] gegenübergeſtanden. Nur die letztren verſuchten einen einigermaßen ernſtren Widerſtand; ſie verloren dabei 3 Offiziere und 70 Mann, den Regimentern Bamberg und Erzherzog Stephan zugehörig, an Gefangenen. Die anderweiten Verluſte waren gering.



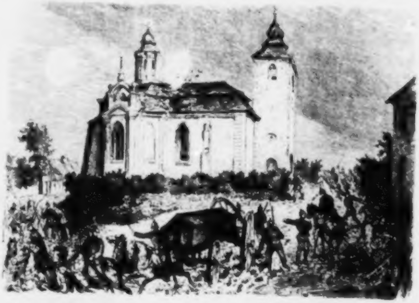
Inzwiſchen wurden durch die Pionier-Sectionen die zerſtörten Uebergänge wieder hergeſtellt. Die 12pfündige Batterie Crüger und 4pfündige Batterie Gallus konnten der 6. Infanterie-Brigade folgen. Alles übrige verblieb vorläufig noch dieſſeits der Biſtritz.

Das Gefecht mit den öſtreichiſchen Vortruppen war durch dieſe Vorgänge, wenigſtens ſoweit die 3. Diviſion in Betracht kam, erledigt. Man ſtand der feindlichen Hauptſtellung, der Höhe von Lipa, gegenüber.

Gegen dieſe Hauptſtellung begann nun, durch vier Stunden hin, jener Artilleriekampf, den wir S. 495 ausführlicher geſchildert haben. Die Infanterie hatte keine andre Aufgabe als feſtzuhalten, auszuharren. In Dobalitzka richtete ſie Kirche und Schulhaus zur Vertheidigung ein. Es glückte ihr, gegen das immer wachſende Granatfeuer einigermaßen Deckung zu finden. Von Zeit zu Zeit, wie auf der ganzen Linie, erwuchs auch hier

---

[*] Dieſe Angaben ſtützen ſich auf beglaubigte Berichte des Gegners. Dem öſtreichiſchen Generalſtabswerk zufolge (S. 263 deſſelben) ſcheinen ſogar, außer der Brigade Wimpffen, noch zwei Bataillone der Brigade Knebel und zwar vom Regiment Erzherzog Karl an der übrigens nur leicht geführten Vertheidigung von Dobalitzka und Mokrowous Antheil genommen zu haben.



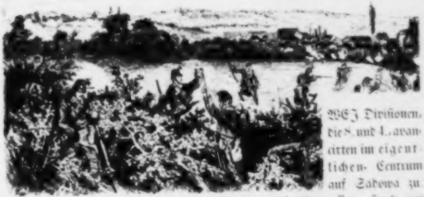
ein kaum zurückzuhaltender Drang, in großen und kleinen Colonnen gegen die im Feuer ſtehende Höhe von Lipa vorzubrechen, aber die ſtrikteſten Befehle des Diviſionairs (General v. Werder) wußten dieſen Drang zu zügeln.

Der Gemeſſenheit dieſer Befehle und ihrer prompten Ausführung iſt es zu nicht geringem Theile zuzuſchreiben, daß die Verluſte an dieſer Stelle geringer waren als im eigentlichen Centrum bei Sadowa.

Dieſem Theil des Kampfes wenden wir uns nunmehr zu.

Die 8. und 4. Diviſion im Hola-Wald.

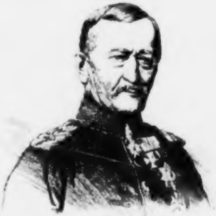
Anmarſch. Aufſtellung des Feindes.



WEI Diviſionen, die 8. und 4., avancirten im eigentlichen Centrum auf Sadowa zu.

Die 8. Diviſion, nach einem Bivouac bei Gutwaſſer, ſtand um 4 Uhr früh bei Milowitz. Hier traf ſie der Befehl zum Vormarſch. Sie ging über Kleniz und Dub. Die Avantgarde (Füſilier-Bataillone vom 31. und 71.) beſetzte die Ziegelei von Sadowa; Gros und Reſerve hielten ſich links und nahmen Aufſtellung hinter dem Roskos-Berg. 7 Uhr.

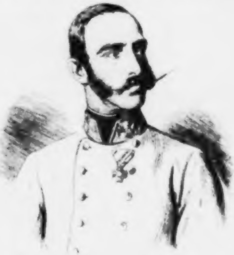
Die 4. Diviſion, nach einem Bivouac bei Woſtromer, ſtand um 5 Uhr früh bei Briſtau. Hier traf ſie der Befehl zum Vormarſch. Sie ging, an Stracow vorbei, auf Mzan, das ſie mit der Avantgarde (Regiment Nr. 49) beſetzte. Gros und Reſerve nahm eine verdeckte Poſition hinter Mzan. 8 Uhr. — Die Aufſtellung beider Diviſionen war alſo derart, daß die 8. à cheval der Chauſſee, die 4., General-



lieutenant Herwarth v. Bittenfeld, in geringer Entfernung rechts daneben ſtand.

Wie ſtand der Feind?

Lipa (oder, was gleichbedeutend iſt, die Königgrätzer Chauſſee) war Berührungspunkt für das III. und X. Corps. Der Commandeur des erſtern war Erzherzog Ernſt von Oeſtreich. Jedes dieſer beiden Corps — und wir treten damit in die Details ihrer Aufſtellung ein — hielt, bei Beginn des Kampfes, mit zwei Brigaden die Höhe, mit zwei andren Brigaden das Vorterrain, die Poſition an der Biſtritz, beſetzt. Auf der Höhe ſtanden die Brigaden Benedek und Kirchsberg vom III., die Brigaden Mondl und



Grivicic (letztre nur 4 ſchwache Bataillone ſtark) vom X. Corps. Brigade Benedek: zwiſchen Chlum und Lipa; Brigade Kirchsberg: in und um Lipa ſelbſt; Brigade Mondl und Grivicic: in und um Langenhof.

So die Aufſtellung auf der Höhe. Die vier vorgeſchobenen Brigaden beider Corps aber ſtanden wie folgt:

Brigade Appiano in und am Swiep-Wald;
Brigade Probaska in Sadowa, im Hola- und Skalka-Gehölz;
Brigade Knebel in der Sadowa-Zuckerfabrik, in Unter- und Ober-Dobalitz;
Brigade Wimpffen in Dobalitzka und Mokrowous.

Das Gefecht, das die letzgenannte Brigade in beiden Dörfern (alſo, von uns aus gerechnet, am rechten Flügel des Centrums) hatte, haben wir im vorigen Capitel geſchildert. Im eigentlichen Centrum, vorgeſchoben, ſtanden die Brigade Knebel vom X., die Brigade Probaska*) vom III. Corps. Gegen dieſe richtete ſich nunmehr, in erſter Reihe, der Angriff unſrer hier vorgehenden Diviſionen.

Die 8. Diviſion nimmt den Hola-Wald.

Um 8 Uhr — der König war eben auf der Höhe von Dub erſchienen — war die Stellung unſrer im eigentlichen Centrum vorgehenden Diviſionen, der 8. und 4., wie folgt:

Avantgarde der 8. Diviſion bei der Ziegelei von Sadowa;
Avantgarde der 4. Diviſion in Front von Mzan;
Gros und Reſerve der 8. Diviſion hinter dem Roskos-Berg;
Gros und Reſerve der 4. Diviſion hinter Mzan.

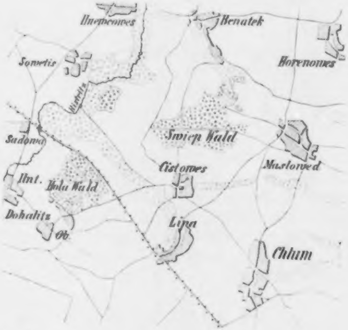
Vom Roskos-Berge und von Mzan aus feuerten bereits unſre Batterieen. Es entſtand die Frage, ob man den Biſtritz-Uebergang bei Sadowa forciren, oder den Feind, durch Ueberflügelung rechts und links, zum Aufgeben dieſer wichtigen, weil die große Straße beherrſchenden Poſition zwingen ſolle. Man entſchied ſich für das letztere. Die Avantgarde der 8. Diviſion wurde angewieſen, das bereits in Front von Sadowa eingeleitete Schützengefecht hinzuhalten, während das Gros der 8. und die Avantgarde

---

*) Die Brigade Probaska, links neben der Brigade Knebel, hielt
Sadowa ſelbſt mit dem 34. Jäger-Bataillon und dem 1. und 2. Bataillon Roman-Banat,
den Hola-Wald mit dem 3. Bataillon Roman-Banat,
das Skalka-Gehölz mit dem 33. Jäger-Bataillon und
das Terrain zwiſchen Hola-Wald und Skalka-Gehölz mit dem 4. Bataillon Gondrecourt und dem 4. Bataillon Gerizutti beſetzt.
Die Detail-Aufſtellung der Brigade Knebel geben wir an andrer Stelle.

der 4. Diviſion Befehl erhielten, von links und von rechts her in den bereits im Rücken von Sadowa gelegenen Hola-Wald einzudringen. Das Gros der 4. Diviſion verblieb vorläufig in Reſerve bei Mzan.

Dieſe Umgehungen wurden raſch und mit großer Präciſion ausgeführt. Die 8. Diviſion, von links her die in Sadowa ſtehenden feindlichen Abtheilungen überflügelnd, war die erſte im Walde. Wir folgen ihr deshalb zunächſt. Vorher noch ein Wort über den Hola-Wald ſelbſt.



Der Hola-Wald iſt ein kleines Gehölz von etwa 1200 Schritt im Quadrat. An ſeiner Nordſeite hin läuft die Königgrätzer Chauſſee; an den Ecken der Südliſiere liegen Unter- und Ober-Dohalitz, jenes hart an der Biſtritz, dieſes auf Lipa zu. Schmale Wege, ſogenannte Geſtelle, durchziehen das Gehölz, das nach der Höhe zu leiſe anſteigt, nach der Biſtritz zu leiſe ſich ſenkt. Zwiſchen dieſer und dem Gehölz iſt ein 500 Schritt breiter, freier Raum, der ſpäter zur Aufſtellung der Reſerven diente. An eben dieſer Stelle, nach Norden und Weſten zu, hatte man feindlicherſeits den Wald zur Vertheidigung eingerichtet; Bäume waren gefällt und die abgehauenen Kronen zu einer Art Flechtwerk benutzt worden. Schutz gegen Granatfeuer, wenn überhaupt, konnte der Wald nur ſehr mangelhaft bieten; das Gehölz war zu jung, die Stämme zu dünn. So der »Hola-Wald«. Unmittelbar nach den Kriegsereigniſſen pflegte er als »Sadowa-Wald« bezeichnet zu werden; da aber auch dem weiter links gelegenen »Zwiep-Walde« derſelbe Name beigelegt wurde, ſo haben wir, um Irrthümer zu vermeiden und um keinem der beiden Wälder zu nahe zu treten, ihre richtigen und urſprünglichen Namen in unſre Darſtellung wieder aufgenommen.

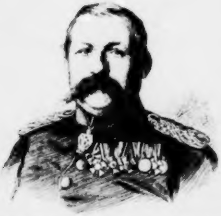
»In den Hola-Wald von Norden her einzudringen«, ſo lautete der Befehl an die 8. Diviſion. Das Gros der Diviſion, die beiden Musketier-Bataillone vom 31. Regiment im erſten, die beiden Musketier-Bataillone vom 71. Regiment im zweiten Treffen, ſetzte ſich ſofort in Marſch, ſchwenkte, immer ſich links haltend, um den Roskos-Berg herum, kam in Granatfeuer, erreichte Sowetitz, paſſirte, in Front und Flanke des vom 33. Jäger-Bataillon beſetzten Skalka-Gehölzes, die Biſtritz und drang in raſchem Anlauf, an den ſich zurückziehenden Bataillonen Gorizutti und Goudrecourt vorbei, über die Königgrätzer Chauſſee hinweg, in die Nordſpitze des Hola-Waldes ein.

Der Kampf, der ſich zunächſt an dieſer Stelle entſpann, war unerheblich. Das Gros der Brigade Prohaska (in Sadowa ſelbſt), wohl wahrnehmend, worauf wir abzielten, und zugleich erkennend, daß es abgeſchnitten und gefangen war, wenn unſre Umgehungscolonnen das Wäldchen an der Chauſſee eher erreichten als es ſeinerſeits aus dem Dorfe heraus war, hatte unter leichtem Geplänkel Sadowa geräumt und hielt nur noch den Hola-Wald mit ſchwachen Abtheilungen, wahrſcheinlich vom 34. Jäger-Bataillon und dem Regimente Roman-Banat, beſetzt. Dieſe zogen ſich jetzt in leichtem Schützengefecht auf Lipa zurück; was mehr nach Weſten hin ſtand, in dem »Verhau« des Waldes, wurde gefangen genommen.

Mit geringen Opfern war dieſer erſte Erfolg errungen. Sadowa, die Biſtritz-Brücke, die große Straße waren unſer, ebenſo der Hola-Wald. Die dem Feinde zugekehrte Liſière wurde beſetzt; einzelne Schützenzüge drangen bis an die Südſpitze des Waldes und das hier gelegene Dorf Ober-Dobalitz vor. Sie fanden es bereits von der Avantgarde der 4. Diviſion, Regiment Nr. 49, beſetzt.

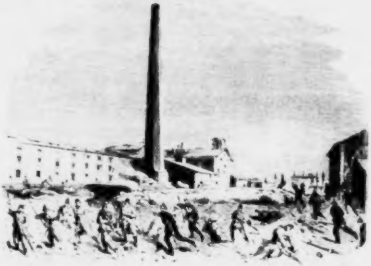
Die Avantgarde der 4. Diviſion nimmt Unter- und Ober-Dobalitz.

Um dieſelbe Zeit als dem Gros der 8. Diviſion der Befehl wurde, unter Linksumgehung von Sadowa, von Norden her in den Hola-Wald einzudringen, erhielt die Avantgarde der 4. Diviſion, Regiment Nr. 49, Befehl, von rechts her den Wald zu faſſen und ſich in den Dörfern Unter- und Ober-Dobalitz feſtzuſetzen, jenes an der Südweſtecke, dieſes an der Südſpitze des Waldes gelegen.



Das Regiment hielt ſeit 8 Uhr bei Mzan. Oberſt v. Wietersheim ritt vor die Front. »Soldaten«, rief er, »in Berlin habe ich Sr. Majeſtät dem Könige verſprochen, daß wir ein Loch in den Feind machen wollen. Heute ſtehen wir vor dem Feind. Wer, wir werden ein Loch machen. Fahnen devlovirt. Regiment vorwärts.«

Alle drei Bataillone traten an. Das 2. Bataillon, Major v. Liedewitz, nahm den linken, das Füſilier-Bataillon, Major v. Rechenberg, den rechten Flügel; das 1. Bataillon, Major v. Salvius, folgte.



Das 2. Bataillon, an der Tête die 8. Compagnie, Premierlieutenant v. Mach, warf ſich auf die halben Wegs zwiſchen Sadowa und Unter-Dohalitz

gelegene Zuckerfabrik, paſſirte Graben und Zaun und drang unter Hurrah in die Fabrikgebäude ein. Der Feind wich auf den Wald zu, eine Anzahl Gefangener, wahrſcheinlich von der Brigade Knebel, in unſren Händen laſſend.

Das Füſilier-Bataillon, eine zwiſchen Mzan und der Biſtritz gelegene Hopfenplantage in leichtem Feuergefecht durchſchreitend, avancirte, rechts neben dem 2. Bataillon, auf Unter-Dobalitz und nahm das Dorf im Fluge. Der Widerſtand, der geleiſtet wurde, war unerheblich. Die Lieutenants Gritzner (eine Granate riß ihm ſpäter das Bein fort) und v. Kehler drangen in eine große Scheune ein und nahmen hier 2 Offiziere und 70 Mann gefangen. Sie waren vom 3. Jäger-Bataillon und Regiment Heß Nr. 49.*) „Die Offiziere (ſo ſchrieb ein Augenzeuge) überreichten ihre Viſitenkarten und ſtellten ſich uns vor. Uns war aber nicht nach Salongethue zu Sinn. Wir ſchickten ſie einfach auf Mzan zurück.“

So war denn die Biſtritz überſchritten, Unter-Dobalitz unſer, die Weſtecke des Hola-Waldes nahezu erreicht. Alle drei Bataillone ſammelten ſich, um nunmehr nach kurzer Raſt abermals in drei Colonnen, aber diesmal en ligne in der Richtung auf Lipa vorzugehn. Das 2. Bataillon behielt den linken Flügel, das Füſilier-Bataillon wurde Centrum, das 1. Bataillon rückte als rechter Flügel ein. Im gleichem Moment ging es vorwärts. Das 1. Bataillon, v. Salpius, als es den Punkt erreicht hatte, wo der Weg nach Ober-Dobalitz und Dobalitzka ſich gabelt, dirigirte ſich rechts und drang in raſchem Anlauf in die Nordliſière des letztgenannten Dorfes ein. Es fand hier aber ſchon die 54er vor. Dobalitzka und Mokrowous (vergleiche S. 503) waren von der 3. Diviſion genommen worden.

Das 2. und das Füſilier-Bataillon avancirten am Südrande des Hola-Waldes hin, fanden einige Deckung und drangen unter ähnlichen Verhältniſſen wie in Unter-Dobalitz, ſo jetzt in Ober-Dobalitz ein. Die Füſiliere zuerſt. Der Feind zog plänkelnd, auf die Höhe zu, ab. Die Unſrigen ſuchten ſich in Ober-Dobalitz einzurichten; aber noch ehe ſie annähernd Deckung gefunden hatten, begann das infernale Feuer von Lipa her.

---

*) Dieſe Angaben werden von unſren Leuten aufs beſtimmteſte gemacht, wir haben ſie deshalb im Texte beibehalten, müſſen aber doch bemerken, daß das öſtreichiſche Generalſtabswerk nur von zwei an dieſer Stelle vorgeſchobenen Brigaden (Prohaska und Knebel) und nicht zugleich von einer dritten ſpricht. Eine ſolche dritte Brigade müßte aber hier geſtanden haben, wenn die dieſſeitigen Angaben richtig ſind, denn das 3. Jäger-Bataillon und das Regiment Heß gehörten zur Brigade Kirchsberg, die um dieſe Stunde, nach öſtreichiſchem offiziellen Bericht, noch intact bei Lipa hielt und erſt drei Stunden ſpäter, von der Höhe herab, ihren Vorſtoß machte. Nach demſelben Bericht waren die hier in Rede kommenden Punkte wie folgt beſetzt:

Zuckerfabrik: 28. Jäger-Bataillon und 3. Bataillon Kaiſer.
Unter-Dobalitz: 1. Bataillon Kaiſer.
Zwiſchen Zuckerfabrik und Unter-Dobalitz: 2. Bataillon Kaiſer.

Im Hola-Wald von 10 bis 12 Uhr.

Um 10 Uhr war unſre Stellung wie folgt:

4 Bataillone der 8. Diviſion hielten den Oſtrand des Hola-Waldes beſetzt und zwar die 71er am linken, die 31er am rechten Flügel, jene nach der Chauſſee, dieſe nach Ober-Dobalitz zu;

das 2. und das Füſilier-Bataillon 49. Regiments ſtanden in Ober-Dobalitz und an der Südſpitze des Waldes (das 1. Bataillon in Dobalitzka).

So war die Stellung in Front des Gehölzes; unmittelbar hinter demſelben ſtanden die Reſerven. Bereits in erheblicher Stärke. Alles was die 8. und 4. Diviſion noch zur Verfügung hatten, war hier auf ſchmalem Raum zuſammengedrängt. Es waren folgende Truppentheile:

Von der 8. Diviſion:

Füſilier-Bataillon vom	71. . . .	1	Bataillon
Füſilier-Bataillon vom	31. . . .	1	„
2. Bataillon vom	72. . . .	1	„
Füſilier-Bataillon vom	72. . . .	1	„
	Summa	4	Bataillone.

Von der 4. Diviſion:

Regiment Nr.	61 . . .	3	Bataillone
Regiment Nr.	21 . . .	3	„
Regiment Nr.	9 . . .	2	„
	Summa	8	Bataillone.

Alſo 7 Bataillone in Front, 12 Bataillone (als Reſerve) im Rücken des Waldes.

Dies war eine erhebliche Kraft, ſtark genug einen Stoß zu führen, vielleicht, wenn ein äußerſtes gewagt werden ſollte, ſelbſt einen ſiegreichen. Aber dies äußerſte nicht zu wagen, war Gebot. »Den Hola-Wald feſthalten mit jedem Opfer«, dahin lauteten alle Befehle; aber eben ſo beſtimmt gingen ſie dahin, »nicht über den Wald hinaus vorzubrechen.«

Die geſtellte ſchwere Aufgabe wurde gelöſt, aber mit größten Opfern. Die Verluſte waren enorm. Man hielt 3 Stunden lang unterm Granatfeuer von weit über 100 Geſchützen, das nur allzu oft von der Bekämpfung unſrer Artillerie ſich abwandte, um Wald und Dorf unter Feuer zu nehmen. »Wir ſuchten Schutz, aber wo war Schutz zu finden gegen ein ſolches Feuer! Die Vollgranaten ſchlugen durch die Lehmwände wie durch eine Pappe durch, endlich ſteckten die ſpringenden Geſchoſſe das Dorf in Brand. Wir zogen uns links in den Wald hinein; aber hier war es nicht beſſer; Zacken und mächtige Baumſplitter flogen um uns her. Zuletzt kam es wie Apathie über uns

Wir zogen unſre Uhren und zählten. Ich ſtand neben der Fahne. In zehn Sekunden krepirten 4 Granaten und 1 Shrapnel dicht vor uns. Wenn ein Shrapnel in der Luft krepirt, ſo praſſelt es wie Hagel auf die Erde nieder und in der Luft ſteigt ein ſchöner Ring von Rauch auf, immer mehr ſich erweiternd, bis er verfließt. Ich ſah das Alles. Jeder fühlte, er ſtehe in Gottes Hand. Den Tod um uns, vor uns, war Ruhe über uns gekommen.“

Um 11 Uhr waren die an der Waldliſière ſtehenden Reihen namentlich der 71er derart gelichtet, daß die 8. Diviſion ihre letzten Bataillone in den Wald zog. Sie rückten in die Front, eine Art Ablöſung bildend; einzelne Compagnieen aber, inſonderheit am rechten Flügel, wo General v. Boſe commandirte, wollten nicht weichen. 31er und 49er hielten hier aus bis zuletzt.

Von 12 bis 2 Uhr. Das Heranziehn der Reſerven

Sie hielten aus bis zuletzt. Indeſſen bis auf Züge und Halbzüge zerſplittert, war es erſichtlich, daß es dieſen todesmuthigen aber auch todesmatten Abtheilungen in dem Augenblick, in dem der Feind zur Offenſive ſich aufraffe, an Widerſtandskraft gebrechen werde. Darin lag eine Gefahr und ihr vorzubeugen wurden die letzten Reſerven herangezogen.

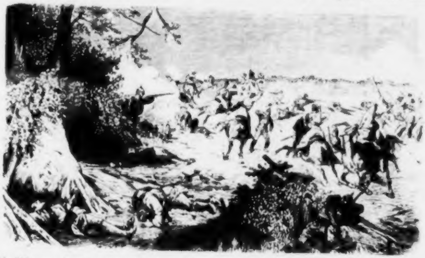
Oberſt v. Michaelis erhielt Befehl, mit dem 61. Regiment die Oſtliſière des Waldes zu beſetzen und zu halten. Der Oberſt ſchickte das 1. Bataillon, Oberſtlieutenant v. Beckedorff, auf dem zweiten der mit der großen Straße parallel laufenden Geſtelle vor und ließ die ganze Oſtliſière zwiſchen Chauſſee und Ober-Dohalitz mit allen vier Compagnieen beſetzen. Die Scenen der früheren Stunden wiederholten ſich, die Compagnieen, Schutz ſuchend vor dem immer wachſenden Feuer und durch einen gegen Befehl unternommenen Vorſtoß ohnehin decimirt, zogen ſich rechts nach Ober-Dohalitz hinein, freilich nur um hier eben ſo wenig Deckung zu finden wie in dem nebengelegenen Walde. Es war eine während dieſer heißen Stunden immer wiederkehrende Erſcheinung, daß Alles was im Dorfe war, nach links in den Wald, und Alles was im Walde war, nach rechts in das Dorf drängte; aber, hier oder dort, Gefahr und Opfer blieben dieſelben.

Das ſich Hineinziehn des Bataillons nach Ober-Dohalitz (nur die 3. Compagnie hielt an der ihr angewieſenen Stelle aus) hatte den Waldrand, vereinzelte Abtheilungen abgerechnet, nahezu ohne Vertheidigung gelaſſen. Oberſt v. Michaelis, die breiten Lücken wahrnehmend, nahm jetzt das Füſilier-Bataillon, Hauptmann v. Below, vor. Das Füſilier-Bataillon avancirte auf der Chauſſee, hielt ſich dann rechts und rückte nunmehr ſeinerſeits in die Lücken ein.

Dieſe Verſtärkung war zu rechter Stunde eingetroffen (1 Uhr). Es begannen eben jetzt die Verſuche des Feindes, ſich der am Vormittag verloren gegangenen Poſition wieder zu bemächtigen, Ober-Dobalitz und den Hola-Wald zurückzuerobern. Vielleicht auch — man mochte unſre Stellung für erſchüttert halten, und ſie war es — handelte es ſich auch nicht mehr um bloße Rückeroberung, ſondern um wirkliche Offenſive, um Durchbrechung unſres Centrums.

Dieſe erſten Verſuche des Gegners indeß hatten einen blos einleitenden Charakter. Zwei Halb-Bataillone rückten geſchloſſen vor. Unſre 61er (auch wohl andre Abtheilungen links und rechts) ließen den Feind bis auf Kernſchußweite heran, dann traten die Soutiens in die Intervallen der Schützenlinie und — Feuer! Die Oeſtreicher ſtoben auseinander und eilten in ihre Stellung ſüdlich Liva zurück.

Dieſen Erfolg raſch auszunutzen, wurden unſre Schützenzüge nunmehr unter Benutzung eines hohlwegartigen Einſchnittes weiter in Front des Waldes vorgeſchoben und verſuchten von dieſem Einſchnitt aus auf eine Entfernung von wenigſtens 800 Schritt die Pferde und Bedienungsmannſchaften der zunächſt ſtehenden feindlichen Batterie wegzublaſen. Wie es ſchien, nicht ganz ohne Erfolg; denn plötzlich attakirte die Partikular-Bedeckung der Batterie, eine Schwadron Mensdorff-Ulanen, und ritt im Galopp auf unſre Schützenzüge ein. Lieutenant L. rief »liegen bleiben« und

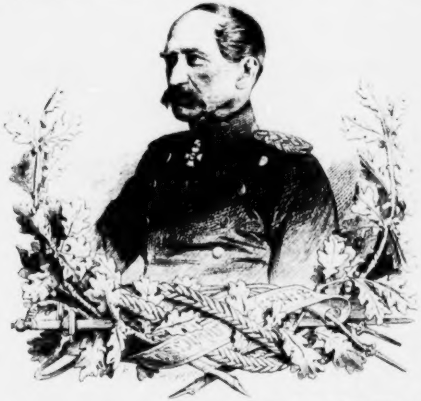


die Ulanen, durch eine erſte Salve wenig behelligt, brauſten jetzt über die an der Erde liegenden Schützen fort. Im nächſten Augenblick aber, vom Walde aus, mit Kugeln überhagelt, ſtob, was nicht auf dem Platze blieb, nach allen Seiten hin auseinander, zum Theil in weitem Bogen bis zur Chauſſee hin.

dann dieſe entlang. Ein kleiner Trupp ging in derſelben Linie zurück, in der er gekommen war; an Spitze dieſes Trupps der Schwadronsführer. Er ritt, augenſcheinlich ein brillanter Reiter, auf unſren Schützenoffizier ein und hieb nach ihm. So entſpann ſich, inmitten beider Schlachtlinien und von Geſchoſſen umſchwirrt, ein Einzelkampf. Lieutenant L. trachtete ſeinem Gegner die linke Seite abzugewinnen um gegen die raſch fallenden Säbelhiebe gedeckt zu ſein; … die Kugel eines 61ers machte dem Zweikampf ein Ende.

Vorſtoß der Brigade Kirchsberg. 2 Uhr.

Immer weitre Abtheilungen wurden in die Front gezogen: das 2. Bataillon 61. Regiments, das 1. Bataillon vom 21.*) Generallieutenant



v. Schmidt, immer die Möglichkeit einer Durchbrechung des Centrums vor Augen, glaubte dieſer Möglichkeit mit allen Kräften entgegentreten zu müſſen. Nur zwei Bataillone vom 21. und zwei Bataillone vom 9. Regiment ſtanden noch in Reſerve. Unſre Aufſtellung in Front des Waldes war um dieſe Stunde etwa die folgende:

---

*) Etwa um dieſelbe Stunde, oder vielleicht ſchon früher, wurden aus der Armee-Reſerve (5. und 6. Diviſion) das 2. Bataillon vom 12., das 1. und Füſilier-Bataillon vom

Am linken Flügel, nach der Chauſſee zu, 71 er, 21 er, 61 er;
am rechten Flügel, nach Ober-Dobalitz zu, 49 er und 31 er;
in Ober-Dobalitz ſelbſt (bunt durcheinander) 49 er, 61 er, 31 er;
in Mokrowous, nach rechts hin abgekommen, das 1. Bataillon vom 49., Major v. Salpius.

So zerſplittert, durcheinandergekommen, decimirt (das Regiment Nr. 61 hatte bereits 300 Mann verloren) dieſe Abtheilungen waren, ſo repräſentirten ſie doch immerhin noch eine reſpectable Kraft von wenigſtens 8 Bataillonen, eine Macht die wohl durch feindliches Granatfeuer geſchädigt, vielleicht vernichtet werden konnte, die aber doch viel zu ſtark war, um durch einen Infanterieſtoß ohne Weiteres übergerannt zu werden.

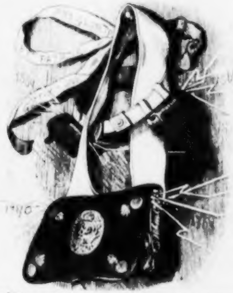
Zu ſeinem Unheil machte der Feind einen Verſuch dazu, einen ernſteren Verſuch, nachdem leichtere Angriffe, wie wir geſehn, geſcheitert waren. Brigade Kirchsberg, die Regimenter Erzherzog Albrecht Nr. 44 (Ungarn) und Baron Heß Nr. 49 (Niederöſtreicher) traten aus ihrer gedeckten Stellung auf den Kamm der Höhe, avancirten bergab und rückten, das letztgenannte Regiment im erſten Treffen, in einer Terrainvertiefung gegen Ober-Dobalitz vor. Es war ein prächtiger Anblick: fliegende Fahnen, die Regimentscommandeure vor der Front. Die Unſrigen, wie nach Verabredung, ließen die Bataillons-Colonnen bis auf 350 Schritt heran und gaben nun auf der ganzen Linie Feuer, das in Flanke und Front gleich mörderiſch traf. Die Colonnen avancirten weiter, hielten und gaben eine regelrechte Salve. Aber es war ein zu ungleicher Kampf; ſie gaben's auf; ungebrochen, in muſterhafter Ordnung gingen ſie, von unſrem Feuer verfolgt, in ihre Höhenſtellung zurück. Dieſer Verſuch war der letzte.

18., endlich das 2. und 3. Bataillon vom Brandenburgiſchen Füſilier-Regiment Nr. 35 in den Hola-Wald vorgenommen. Mit klingendem Spiel zogen die beiden letztgenannten Bataillone, die ſich beim Düppelſturm ausgezeichnet hatten, unter Hoch und Hurrah, an König Wilhelm vorüber; Prinz Friedrich Karl rief ihnen zu: „35er, heute gilts, Habsburg oder Brandenburg!“ So rückten ſie in den Wald ein, in dem ſchon ſo viele Kameraden geblutet hatten. Ein Johanniter-Ritter, der ihr Vorgehn begleitete, ſchilderte uns den Moment wie folgt: „Ich entſinne mich nicht, einen Anblick gehabt zu haben, der meinem Soldatenauge je eine größere Befriedigung gewährt hätte. Die Geſtelle boten nicht Platz für die in breiter Front anrückenden Colonnen; mit einer Sicherheit, als avancire man zum Tanz, trennten ſich die Glieder, um ſich ſchon im nächſten Augenblicke wieder zu ſchließen. Die Granaten, die drüber hin praſſelten, das niederſtürzende Geäſt, wurden nicht beachtet; im Geſchwindſchritt ſchlängelten ſich die Bataillone durch das dichtbeſtandene Gehölz, im Nu abbrechend und wieder aufmarſchirend, als ging es über eine geſtampfte Tenne. Mir ſchlug das Herz höher. „Die zwingen's,“ dacht ich. Aber es war über menſchliches Können. Was war Düppel gegen die Höhe von Lipa! Aushalten war alles, was ſich leiſten ließ.“

Unter den Gefallenen war Oberſt v. Binder, Commandeur des 49. Regiments; eine Kugel war ihm durchs Herz gegangen. Eine halbe Stunde ſpäter, nur 300 Schritt weiter herwärts, an der Dorfliſière von Ober-Dobalitz, fiel auch der Commandeur unſres 49. Regiments, Oberſt v. Wietersheim. Eine volle Granate zerſchmetterte ihm den Schenkel.

Das Wort, das er dem Könige gegeben, »wir wollen ein Loch in den Feind machen«, er hatte es gelöſt. Und noch ſterbend war er Zeuge davon. Er erlag ſeiner Wunde am 5. Juli.

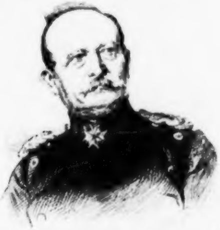
Die 7. Diviſion im Swiep Wald.



Im linken Centrum avancirte die 7. Diviſion. Sie brach um Mitternacht von Horſitz auf und ſtand um 3 Uhr bei Cerekwitz, das, wie wir wiſſen, Oberſt v. Zychlinski bereits ſeit dem 1. Abends mit zwei Bataillonen der Avantgarde beſetzt hatte. Führer der geſammten Avantgarde, 4 Bataillone ſtark, war Generalmajor v. Gordon.

Der Tag brach an, aber bei dem Regen, der fiel, herrſchte noch immer eine graue Dämmerung. Die Stunden ſchlichen hin. Der Diviſions-Commandeur, Generallieutenant v. Franſecki, dem es beſchieden war, ſeinen Namen an dieſem Tage noch in die Blätter unſrer Geſchichte einzutragen, erwartete mit Ungeduld das Geſchützfeuer aus Südweſten, das ihm das Signal geben ſollte, ſeinerſeits zum Angriff gegen das eine drittel Meile ſüdlich von Cerekwitz gelegene Benatek vorzugehn. Endlich um 7 Uhr klang deutlich, wenn auch durch die dicke Nebelluft gedämpft, der Kanonendonner von Sadowa herüber. Jetzt war es Zeit.

Die geſammten 4 Bataillone der Avantgarde formirten ſich nunmehr dahin, daß die Füſilier-Bataillone 27 und 67, unter Führung des Oberſten v. Zychlinski, die Tête nahmen; die beiden Musketier-Bataillone vom 27. folgten unmittelbar, eine Schwadron vom 10. Huſaren-Regiment war bei der Tête. Oberſt v. Zychlinski, das Füſilier-Bataillon 27 rechts, das Füſilier-Bataillon 67 links des Weges, führte die genannten beiden Bataillone durch hohe Kornfelder gegen Benatek vor. Der Feind gab einige wirkungsloſe Salven und räumte ſüdwärts abziehend das Dorf. Benatek wurde beſetzt. Sofort weiter vorzudringen verbot ſich, da ziemlich in demſelben Augenblicke, in dem die Unſrigen aus dem Dorfe debouchiren wollten, ſtarke feindliche Abtheilungen in der linken Flanke, bei Maslowed, ſichtbar wurden. General-



lieutenant v. Franſecki ertheilte deshalb Befehl, vor weitrer Offenſive das Eintreffen des Gros der Diviſion, Regimenter 26 und 66, abzuwarten.

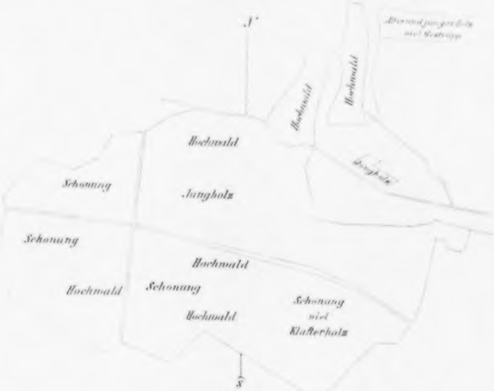
Die Pauſe im Gefecht, die dadurch entſtand, gab eine gute Gelegenheit, von einem unmittelbar in Front des Dorfes gelegenen Höhenpunkte aus das Gefechtsfeld und bis zu einem gewiſſen Grade auch (freilich ſehr unvollkommen nur) die feindliche Aufſtellung zu überblicken.

Der Swiep-Wald.

Auf Büchſenſchuß-Entfernung, geradlinig nach Süden zu, ſtieg ein Wald auf: der durch die Kämpfe der 7. Diviſion ſeitdem ſo berühmt gewordene Swiep-Wald.

Dieſer Swiep-Wald war auf den Karten kaum verzeichnet, am wenigſten kannte man ſeine Beſchaffenheit, ſeine Ausdehnung und Tiefe. Jetzt kennt man ihn. Wir verſuchen danach eine Beſchreibung.

Der Swiep-Wald iſt ein an ſeiner höchſten Stelle 917 Fuß hoher Waldberg, der, nach Nordoſten hin ſteil abfallend, nach Weſten und Südweſten hin allmäliger ſich abflacht. Die Form dieſes Waldgebietes, das eine Länge von etwa 2000 und eine Breite von etwa 1200 Schritt hat, iſt die eines ziemlich unregelmäßigen Rhombus. Zwiſchen den gegenüber gelegenen Spitzen deſſelben ziehen ſich von Oſt nach Weſt und von Nord nach Süd zwei Hauptwege hin, die ungefähr da, wo ſie ſich ſchneiden, auch den höchſten Punkt des Waldes treffen. Das Terrain iſt voller Kuppen, Einſattlungen und Schluchten und ſo verſchieden wie in ſeiner Formation, ſo abweichend auch in ſeinem Forſtbeſtande. Tannen und Eichen wechſeln untereinander ab, im Allgemeinen aber läßt ſich ſagen, daß die weſtliche Hälfte mehr Hochwald, die öſtliche mehr Eichenſchonung aufzuweiſen hat. Am Tage der Schlacht — was für das Schützengefecht von Bedeutung war — lag in dem Südoſtviertel des Waldes viel aufgeſchichtetes Stammholz, hunderte von Klaftern.*)



---

*) Wir finden nachträglich noch folgende Schilderung, an der namentlich die geſperrt gedruckten Zeilen bemerkenswerth ſind. „Jenes Gehölz (ſo heißt es darin), das man gewöhnlich mit dem Namen des Swiep-Waldes bezeichnet, wird von Benatek durch eine etwa fünfhundert Schritt breite Wieſe getrennt, die mit einzelnen hohen Bäumen beſtanden iſt. Hinter dieſer Wieſe ſteigt der Wald mit ſcharf begrenzten Rändern ſtark bergan, bildet einen Rücken, dann eine buſchige Schlucht, ſteigt wieder an und endigt mit ſeiner größten Breite auf dem Höhenrande, ungefähr fünfhundert Schritt vor

Die Aufſtellung des Feindes, wie ſie unſrerſeits damals freilich nicht eingeſehn werden konnte, war die folgende:

Statt auf der Linie Chlum-Nedeliſt zu ſtehn, mit andren Worten ſtatt den ſüdlichſten der drei Riegel, von denen wir S. 471 ausführlich geſprochen haben, beſetzt zu halten, war das IV. öſtreichiſche Corps, Feldmarſchalllieutenant Graf Feſtetics, auf den mittleren Riegel (Maslowed), ja zum Theil auf den nördlichſten (Horenowes) vorgerückt und ſtand, indem es zugleich eine Halblinksſchwenkung ausgeführt hatte, nunmehr auf der Linie Ciſtowes-Maslowed-Horenowes. Chlum war beſetzt, aber von Truppen des III. Corps (Brigade Appiano). Dieſes mit einer Frontveränderung verbundene Vorrücken — an dem auch das II. öſtreichiſche Corps mit der Mehrzahl ſeiner Brigaden Theil nahm — ſchuf in der That zu erheblichem Grade jene vielbeſprochene Lücke, durch die es der Armee des Kronprinzen möglich wurde, faſt ohne auf ernſten Widerſtand geſtoßen zu ſein, in Flanke und Rücken der öſtreichiſchen Stellung vorzudringen; während aber auf dieſe Weiſe der Armee des Kronprinzen aus der Halblinksſchwenkung des IV. und II. öſtreichiſchen Corps oder mit andern Worten aus der halbkreisförmigen Umfaſſung des Swiep-Waldes allerdings ein großer Vortheil erwuchs, erwuchs eben dadurch unſrer zum Kampf im Swiep-Walde vorgehenden 7. Diviſion eine beinah nicht zu löſende Aufgabe. Man ſchritt, glücklicherweiſe ohne es zu wiſſen, zu einem Kampfe 1 gegen 3.

Dieſen Kampf — der blutigſte, aber auch zugleich der verworrenſte, der in dieſem Kriege geführt worden iſt — werden wir nunmehr zu beſchreiben haben. Eine ſchwierige Aufgabe. Um den Leſer ſchrittweiſe in das Verſtändniß deſſelben einzuführen, ſchicken wir, der Anſchaulichkeit halber, einen Vergleich voraus, deſſen »kühnes Wagen« wir zu entſchuldigen bitten.

Man vergeſſe einen Augenblick den Wald und denke ſich zunächſt einen großen reichgegliederten Ovalbau mit drei Höfen und drei Portalen. Die drei Portale öffnen ſich nach Süden; das mittelſte das Hauptportal. Die drei dahinter gelegenen Höfe unterhalten durch gewölbte Paſſagen Verbindung miteinander; hohe und niedrige Balkone, Säulengänge, vorſpringende Pfeiler, Freitreppen, Gitterfenſter und Kelleröffnungen unterbrechen die Façade, beleben das Bild; den rechtsgelegenen Hof aber (von der Südſeite aus gerechnet) überragt ein Donjon, ein vierkantiger, maſſiver Thurm, zu deſſen breiter, platformartiger Zinne nur eine ſteile, ſchwerzugängliche Treppe führt.

---

dem Dorfe Ciſtowes, welches tiefer im Grunde liegt. Den Beſtand des Gehölzes bildet theils Hochwald mit und ohne Unterholz, theils Eichenſchonungen, in welchen damals Klafterholz geſchichtet lag. Um Ciſtowes iſt das Gelände, einige Obſtplantagen ausgenommen, freier Acker, ſteigt aber gleich wieder und zum Theil ſtark bewaldet, ſüdlich zu den Höhen von Lipa und Chlum.“

Dies Bild möge gelten, ſchlimmſtenfalls wie man Hypotheſen gelten läßt, die erſt den Boden ſchaffen müſſen für eine ſonſt unmögliche Beweisführung.

Um dieſen Ovalbau mit ſeinen drei Höfen wurde gekämpft. Drei ſtarke feindliche Colonnen drangen von Süden her gegen die drei Portale vor, die Angriffe links und rechts ſcheiterten, durch das große Mittelportal aber avancirte die dritte und ſtärkſte Colonne, warf uns nach blutigſtem, unter Ausnutzung der Localität zwiſchen Pfeilern und Säulen, auf Treppen und Balconen geführten Gefecht aus dem Mittelhof hinaus und drang zugleich durch die gewölbten Verbindungsgänge links und rechts auch in die beiden Flankenhöfe ein. Dadurch im Rücken gefaßt, räumten wir auch dieſe, behaupteten uns aber in dem weſtlichen Hofe hinter einem hochgelegenen Pfeilerwald, im öſtlichen Hofe (mittelbar) durch Beſetzung des dominirenden Donjon. Als uns durch Dranſetzung letzter Kräfte auch dieſer entriſſen werden ſollte, kam Entſatz. Der Feind wich. Die drei Höfe wurden wiedergenommen.*)

Wenn es uns geglückt iſt, mit Hülfe dieſes Vergleiches ein Bild des Gefechtes in ſeinen großen Zügen zu geben, ſo wird anſchaulich geworden ſein, daß der Kampf im Swiep-Walde ein dreifacher war, daß an beiden Flügeln und im Centrum gekämpft wurde, daß die beiden Flügel bis zur Durchbrechung des Centrums ſich hielten, daß nach Durchbrechung des Centrums der ganze Wald verloren ging, bis auf einzelne Parzellen und das im Nordoſten gelegene „Waldbaſtion“, und daß die Wenigen, die auf dieſer hohen Warte aushielten, die Freude hatten, die endliche Wiedereroberung des Waldes in erſter Reihe einleiten zu können. Wir unterſcheiden alſo im Einklang hiermit folgende Momente des Kampfes:**)

---

*) Dieſer Schilderung liegt noch die Anſchauung zu Grunde, daß die im Centrum vorgehende Brigade Poeckh (vergleiche S. 532) den Ausſchlag gab und in Folge unſerer Beſiegung im Centrum auch über das Schickſal der beiden Flügel entſchied. Nach der inzwiſchen erſchienenen öſtreichiſch-offiziellen Darſtellung dieſes Gefechts ſtellt ſich die Sachlage etwas anders. Gerade die Brigade Poeckh, nachdem ſie anfangs ſiegreich vorgedrungen war, wurde ſchließlich unter den ungeheuerſten Verluſten geworfen und was uns dennoch, auch im Centrum, unterliegen ließ, war der Angriff einer aus der Flanke avancirenden feindlichen Doppel-Colonne, die in den öſtlichen Flügelhof und zwar durch ein Seitenportal eindrang. Danach wäre unſer obiges Bild, das in allem Uebrigen beſtehen bleibt, zu modificiren. Die Ausführung ergiebt ſich von ſelbſt.

**) Die Ordre de Bataille der 7. Diviſion war für den 3. Juli die folgende:
Avantgarde. Generalmajor v. Gordon.
Infanterie-Regiment Nr. 27 (Oberſt v. Zychlinſki).
Füſilier-Bataillon Nr. 67 (Oberſtlieutenant v. Buttlar).
Huſaren-Regiment Nr. 10 (Oberſt v. Beſſer).
Gros. Generalmajor v. Schwarzhoff.
Infanterie-Regiment Nr. 26 (Oberſt v. Medem).
Infanterie-Regiment Nr. 66 (Oberſt v. Blanckenſee).

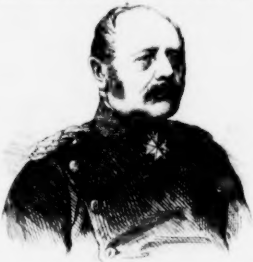
die 14. Brigade (Generalmajor v. Gordon) am rechten Flügel;
die 13. Brigade (Generalmajor v. Schwarzhoff) im Centrum;
die Bataillone v. Wiedner und Gilſa am linken Flügel;
die Vertheidigung des Waldbaſtion (des »Donjon«) am Nordrande;
die Wiedereroberung des Waldes.

Wir werden in unſrer Darſtellung auch dieſe Reihenfolge beibehalten.

Die 14. Brigade (Generalmajor v. Gordon) am rechten Flügel.

Benatek war unſer. Vom Südrande des Dorfes aus wurden Schüſſe gewechſelt mit den im Swiep-Walde verſteckten feindlichen Jägern. Sie gehörten (27. Jäger-Bataillon) zur Brigade Brandenſtein vom IV. Corps. Hinter und neben ihnen ſtanden die Regimenter Großfürſt Michael und Erzherzog Wilhelm derſelben Brigade.

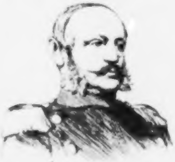
Um 8 Uhr erhielt die Avantgarde Befehl gegen den Wald vorzugehn und ihn zu nehmen. Generalmajor v. **Gordon** mit den beiden Musketier-Bataillonen Nr. 27 nahm den rechten, Oberſt v. Zychlinski mit den



Reſerve: Oberſt v. Bothmer.
1. und 2. Bataillon Nr. 67.

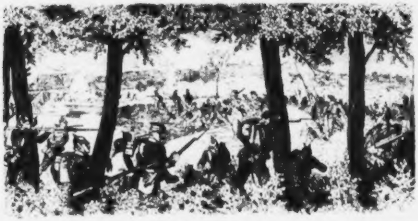
Es traf ſich während des Kampfes ſo, daß die letztgenannten beiden Reſerve-Bataillone an der Stelle (in der weſtlichen Hälfte des Waldes) eingriffen, wo die Avantgarde focht, ſo daß dadurch die 14. Brigade wieder vollſtändig wurde und — ſo weit das in dieſem Kampfe überhaupt möglich war — eine Einheit repräſentirte. Dagegen zweigten ſich umgekehrt von dem nach der Ordre de Bataille als Einheit auftretenden Gros (13. Brigade) im Laufe des Gefechts zwei Bataillone (v. Wiedner und v. Gilſa) ab und bildeten einen linken Flügel. Die folgenden Seiten werden dies näher ausführen.

Füſilier-Bataillonen 27 und 67 den linken Flügel. Die Waldliſiere wurde ohne beſondre Verluſte erreicht und alle 4 Bataillone drangen etwa gleichzeitig, den Feind, inſonderheit das 2. Bataillon Großfürſt Michael vor ſich hertreibend, in den Wald ein. Der Widerſtand war nicht überall derſelbe, je mehr nach rechts deſto ſchwächer, je mehr nach links (dem Centrum zu) deſto ſtärker. Das 1. Bataillon 27., das den äußerſten rechten Flügel bildete, paſſirte die weſtliche Waldſpitze ohne erhebliche Einbuße und erlitt erſt Verluſte jenſeits des Waldes, als es ſich gegen das 500 Schritt ſüdlich deſſelben gelegene Dorf Ciſtowes wandte. Bei dieſem Vorgehn fiel Oberſtlieutenant v. **Sommerfeld**, Commandeur des 1. Bataillons. Zwei nach Weſten hin ausgebaute Gehöfte des Dorfes wurden beſetzt.



Gegen eben dies Dorf ging auch Oberſt v. Zychlinski. Er war, weil mehr das Centrum des Waldes treffend, von Anfang an in ein ernſteres Gefecht verwickelt worden und hatte durch Infanteriefeuer in der Front, noch mehr durch Granatfeuer von Maslowed her gelitten. Das Füſilier-Bataillon 67. war ihm nach links hin außer Geſicht gekommen, dafür war ihm von rechts her das 2. Bataillon 27, das links neben dem 1. marſchirte, zur Verfügung geſtellt worden. So waren es denn jetzt nicht die beiden Füſilier-Bataillone der Brigade, ſondern das Füſilier- und das 2. Bataillon ſeines eigenen Regiments (Nr. 27), die Oberſt v. Zychlinski durch die Weſthälfte des Waldes hindurch bis an die ſüdliche Liſiere deſſelben führte.

Er erreichte dieſelbe und hatte nun, während das 1. Bataillon bereits in den weſtlichen Gehöften ſich feſtſetzte, die Nordoſtecke von Ciſtowes vor ſich, gegen welche Ecke jetzt, mit kleineren und größeren Abtheilungen, ſeine Angriffe ſich zu richten begannen. Aber ſie ſcheiterten. Ciſtowes war ſtark beſetzt. Hinter allen Häuſern und Hecken, beſonders in den blockhausartigen Scheunen, ſteckten vorgeſchobene Bataillone der Brigade Appiano vom III. Corps, und als die Schwäche unſrer Colonnen dem Feinde nicht länger verborgen bleiben konnte, brachen das 4. Jäger-Bataillon und ein oder zwei Bataillone vom Regiment Erzherzog Heinrich aus Ciſtowes hervor, um die Unſren in den Wald zurück zu jagen.



Dieſer Vorſtoß wurde mit ſo großer Raſchheit und Geſchicklichkeit ausgeführt, daß er unſre am Waldrand ſtehenden Bataillone in Flanke und Rücken faßte, die zumeiſt vorgeſchobenen Abtheilungen wurden abgeſchnitten, gefangen genommen, und unſre Verluſte — auch der linke Flügel der eben jetzt (9½ Uhr) vorgehenden Brigade Fleiſchhacker traf unſre 27er — würden an eben dieſer Stelle noch weit erheblicher geweſen ſein, wenn nicht, beinah gleichzeitig, im Rücken der uns überflügelnden feindlichen Bataillone, zwei Bataillone unſrer 67er unter Oberſt v. Bothmer erſchienen wären und nun ihrerſeits den uns umfaſſenden Feind umfaßt hätten.

Eine drohendſte Gefahr war durch das Erſcheinen dieſer beiden, unſre einzige Reſerve bildenden Bataillone allerdings abgewandt; aber nicht auf lange. Die beiden Bataillone 27er waren zertrümmert, alle Hauptleute todt oder verwundet oder abgedrängt; eben jetzt erhielt auch Oberſt v. Zychlinſki einen Schuß in den Schenkel und mühſam ſich aufrecht haltend, führte er die Trümmer ſeiner Bataillone nach den ausgebauten weſtlichen Gehöften von Ciſtowes, wo er Generalmajor v. Gordon und das 1. Bataillon vom Regiment 27 fand.

Die Situation an der hartbeſtrittenen Stelle zwiſchen Dorf und Waldrand hatte ſich alſo im Weſentlichen nur dahin geändert, daß an die Stelle zweier Bataillone 27er jetzt zwei Bataillone 67er traten und an Stelle Oberſt v. Zychlinſki's Oberſt v. Bothmer das Commando übernahm.

Er hielt aus, wie Jener ausgehalten hatte. Aber immer übermächtiger wurde der Feind; eine neue Brigade, die Brigade Poeckh, zunächſt das Centrum treffend, wurde vorgeführt und in derſelben Weiſe wie eine

Stunde früher das unerwartete raſche Eingreifen der Brigade Fleiſchhacker zu einer Umfaſſung unſrer 27er geführt hatte, führte jetzt das raſche Vorbrechen dieſer neuen Brigade (Poeckh) zur Umfaſſung unſrer 67er.

Aber auch diesmal blieb die Hülfe nicht aus. Die um eben dieſe Stunde am Skalka-Gehölz vorbeimarſchirende, ihre Richtung auf Sadowa und den Hola-Wald nehmende 8. Diviſion war um Unterſtützung der im Swiep-Walde ſo hart bedrängten 7. Diviſion angegangen worden, Generallieutenant v. Horn hatte dieſem Anſuchen nachgegeben und in dem Momente höchſter Bedrängniß für unſre 67er erſchienen jetzt, von Nordweſten her, das Magdeburgiſche Jäger-Bataillon und das 1. Bataillon 72. Regiments, um nun den bereits in unſrem Rücken ſtehenden Feind: 8. Feldjäger-Bataillon und Regiment Erzherzog Karl Ferdinand von der Brigade Poeckh, in derſelben Weiſe von hinten her zu umfaſſen, wie die 67er bei ihrem Erſcheinen die vorderſten Bataillone der Brigade Fleiſchhacker: 13. Jäger-Bataillon und Regiment Großfürſt Thronfolger, umfaßt hatten.

Es war jetzt 11 Uhr. Dieſe letzten Kämpfe hatten ſchwere Opfer gekoſtet. Drei Compagnieen 67er (die 1., 6., 7.) hatten in kürzeſter Friſt 9 Offiziere und 169 Mann verloren, darunter 6 Offiziere und 57 Mann todt. Den Feind am Eindringen in den Wald zu hindern, war um ſo weniger geglückt, als ſeine Erfolge im Centrum, auf das er jedesmal die Hauptſtöße ſeiner Brigaden richtete, es ihm möglich gemacht hatten, ſich im Rücken beider Flügel mehr und mehr auszubreiten. Es wurde ſtiller und ſtiller im Wald. Auch am rechten Flügel. Der Feind zögerte den letzten entſcheidenden Schlag zu thun und die Unſren waren zu matt und numeriſch zu ſchwach, um von den zerſtreuten Waldſtücken aus, die ſie noch inne hatten, den Kampf wieder aufzunehmen. Einzelne Abtheilungen der Unſren, nach links hin abgedrängt, ſtanden mit auf jenem Waldbaſtion, das, wie wir zeigen werden, General v. Franſecky entſchloſſen war mit Dranſetzung auch der letzten Kraft zu halten; andre Compagnieen waren bis an das Skalka-Gehölz und bis nach dem Hola-Walde hin verſchlagen. Compakte Körper bildeten nur noch das 1. Bataillon vom 27., das die Weſtecke von Ciſtowes hielt, und im Walde ſelbſt, am äußerſten Flügel deſſelben, die zuletzt aufgetretenen Hülfs-Bataillone der 8. Diviſion: das Magdeburgiſche Jäger-Bataillon und das 1. Bataillon vom 72.

Soviel in den großen Zügen über den Verlauf dieſes Kampfes am rechten Flügel. Detail-Schilderungen, die uns vorliegen, mögen das Bild vervollſtändigen. Niemand hat den poetiſchen Graus dieſer Vorgänge lebendiger, anziehender zu ſchildern vermocht, als Oberſt v. Zychlinski ſelbſt, der, durch drei Stunden hin (von 8 bis 11) im Mittelpunkt dieſes Kampfes ſtand. Wir hören ihn zuerſt:

» . . . Ich hielt noch,« ſo erzählt er, »abwartend am Südrande von Benatek. Da avancirten rechts neben mir meine Musketier-Bataillone. Jetzt befahl auch ich wieder anzutreten und ohne Verluſt nahmen meine Füſiliere die uns gegenüber liegende Waldliſiere.

Bis dahin war Alles gut gegangen. Kaum aber befanden wir uns im Walde, als der entſetzlichſte Hagel zerſpringender Granaten ſich über uns ergoß und die Gewehrkugeln der im Walde verſteckten Jäger um uns wie peitſchender Regen knatternd einſchlugen. Inſtinktmäßig fühlte Jeder, daß es nur ein Entrinnen nach vorwärts gäbe. Alle Ueberſicht hörte natürlich auf. Ich mußte um jeden Preis ſie wieder zu gewinnen ſuchen. Da fand ich einen Fußſteig, der mich nach der weſtlichen Liſiere hinausführte. . . Ich ritt von Oſt nach Weſt und umgekehrt hin und her. Der Geſchoßhagel dauerte mit entſetzlicher Heftigkeit fort und umfaßte uns nach einiger Zeit auch von der linken Flanke und vom Rücken her. Fort und fort auf dem gedachten Wege hin und her reitend, befand ich mich in dem beweglichen Mittelpunkt eines wirren Knäuls, deſſen Kern meine beiden Bataillone bildeten, umwickelt von feindlichen Schwärmen und Haufen. Granaten und Kartätſchen zerriſſen denſelben jeden Augenblick nach allen Richtungen, Gewehrkugeln wickelten ihn gleichſam wieder zuſammen, da ſie, auf die Front, auf die linke Flanke und in den Rücken geſchleudert, den Zuſammenhang um den Kern herzuſtellen nöthigten. Ach! ſie fielen um mich herum, meine Offiziere und Mannſchaften, wie gemäht, todt und verwundet: Fähnrich Hellmuth, der hoffnungsvolle Jüngling, nahm mit einem unvergeßlichen Blick voll Schmerz Abſchied von mir; Lieutenant v. Zedtwitz fiel, in der Schulter ſchwer verwundet; Hauptmann v. Weſternhagen wurde in das Dickicht des Waldes an mir vorübergetragen; Hauptmann Joffroy ließ die ſchwerverletzte Hand ſich verbinden, um ſofort ſeine Compagnie weiter zu führen.

Allmälig nach Südweſt, gegen die beiden einzelnen Höfe des Dorfes Ciſtowes (an deſſen Weſtende), rollte mein Knäul ſich weiter. Dort hatte das I. Bataillon Nr. 27, die Spitze des Waldes ſchneller paſſirend, bereits Poſto gefaßt. . . . Immer heftiger und umfaſſender werdende Angriffe des Feindes nöthigten mich mit den Trümmern meiner Bataillone den Wald zu verlaſſen und dieſe Trümmer zu kleineren und größeren Abtheilungen zuſammenfaſſend, ging ich mit ihnen tambour battant gegen den Haupttheil von Ciſtowes vor. Aber vergebens, wir mußten zurück.

Schon zwei volle Stunden hatten wir uns gehalten, da gedacht ich nochmals meine Leute zum Sturm gegen Ciſtowes zu encouragiren und ritt bis zur Liſiere des Waldes hinaus. Ein Granatſplitter fiel dicht vor die Füße meines Pferdes. Ich ließ ihn mir aufheben und ſteckte ihn in die Taſche. Gleich darauf flog ein zweiter der Stute ſo nah an der Naſe vorbei, daß ſie eine Contuſion erhielt. Sie machte Kehrt. Ich riß ſie herum, wieder in die Liſière hinein. Da wurden ihr beide Kinnbacken von einer Gewehrkugel durchlöchert. Sie blieb wie angewurzelt ſtehn; ich bekam ſie nicht mehr von der Stelle und mußte abſteigen. Das Blut ſtrömte ihr in einem großen Strahl zur linken Seite des Kopfes heraus. Wohl fünf Minuten blieb ich bei dem Thiere ſtehn und konnte mich nicht entſchließen, es zu verlaſſen.

. . . Gleich darauf erhielt ich einen Schuß durch den Oberſchenkel. Um dieſe Zeit muß es auch geweſen ſein, wo ein Granatſplitter meiner Stute das Kreuz zerſchmetterte. Vom Oberſtlieutenant v. Zedtwitz unterſtützt, ging ich in das nächſte der beiden Gehöfte von Ciſtowes. Dort fand ich meinen Brigade-Commandeur (Generalmajor v. Gordon), dem ſein Pferd unterm Leibe getödtet worden war. . . . Hier hielten wir aus bis zuletzt.“

So weit Oberſt v. Zychlinski. Er zog ſich, wie ſchon erwähnt, ohngefähr in derſelben Viertelſtunde auf Ciſtowes zu, in der die 67er unter Oberſt v. Bothmer, als eine Art Ablöſung der 27er, am Waldrande eintrafen. Ein Unteroffizier vom 67ſten (Freiherr v. Gablenz) ſchildert ſeine Erlebniſſe beim Vorgehn und dann an dieſer Stelle wie folgt:

„. . . Wir hielten ſeit einer Stunde bei Benatek. Das Dorf brannte bereits. Da kam Befehl zum Vorrücken, — wir traten an. Höher begann unſer Herz zu ſchlagen, denn in geringer Entfernung von uns lag ein Waldſtück (der Swiep-Wald), in dem unſer Füſilier-Bataillon und das ganze 27. Regiment, zu deren Unterſtützung wir vorgingen, ſchon mit dem Feinde handgemein waren.

Bis in die nächſte Nähe des Waldes marſchirten wir in Sections-Colonne; dann wurde Zugweiſe aufmarſchirt und die Compagnieen auseinandergezogen. . . . Da wir uns mit gleicher Front neben unſre anderen Compagnieen ſetzen mußten, ſo gab unſer Bataillons-Commandeur, Oberſtlieutenant v. Hochſtetter, als wir kaum den Wald betreten hatten, Befehl, die linke Schulter vorzunehmen und die Züge auszurichten, nachdem wir in Halbzügen abgebrochen waren. Hierbei muß ich bemerken, daß die Ruhe, mit der dieſer Befehl gegeben wurde, inmitten des feindlichen Feuers ſeine Wirkung auf die Mannſchaft nicht verfehlte und daß ſich Alle ſicherer, unüberwindlicher fühlten, als ſie von Neuem feſter aneinandergeſchloſſen daſtanden.

Indeſſen ein geſchloſſenes Vorgehn im Walde ſelbſt war unmöglich.

Der Kampf, nachdem wir aufgelöſt waren und in zerſtreuter Ordnung fochten, iſt ſchwer zu beſchreiben. Es war den Offizieren kaum möglich ihre Züge oder ſelbſt kleinere Abtheilungen zuſammenzuhalten; jeder Mann focht gewiſſermaßen auf eigne Fauſt; aber der Granatregen, der über uns kam, die Aeſte und Baumſplitter, die uns von allen Seiten umflogen, drängten uns inſtinctmäßig vorwärts, lediglich in der Hoffnung, weiter vordringend aus dieſer kritiſchen Situation herauszukommen.

Das Terrain vor uns ſtieg ſteil an und ich fiel bei dem raſchen Vorgehn, erdrückt durch die Laſt meines Gepäcks, zu Boden. Als ich mich wieder erhob, war meine Abtheilung ſchon weit voraus und ich mußte mich einer andern anſchließen. So kam ich an die ſüdliche Liſiere. Um das vor und neben uns liegende Kornfeld, aus dem dann und wann feindliche Jäger auftauchten, beſſer überſehn zu können, trat ich ins Freie hinaus. Hier hatt' ich alsbald Gelegenheit zu erfahren, welchen unendlichen Vortheil unſer Zündnadelgewehr bietet. Denn als 7 öſtreichiſche Jäger links neben mir und zwar in langſamem Tempo ebenfalls den Wald verließen, ſandte ich noch eine Kugel unter ſie, um ſie zu einer raſcheren Gangart zu bewegen. Fünf liefen eiligſt davon, zwei aber wollten die Mahnung nicht verſtehn und wandten ſich gegen mich. Ehe ſie indeß noch Zeit zum Schießen fanden, war mein Gewehr aufs Neue geladen und einer meiner Angreifer verwundet.

Mit dieſen Jägern beſchäftigt, bemerkte ich nicht, daß die Abtheilung, der ich mich angeſchloſſen hatte, zurückgeblieben war, wohl aber ſah ich wie ein friſches öſtreichiſches Bataillon in Front vorrückte, während ſeitwärts aus den Kornfeldern heranſchleichende Jäger mir den Rückweg abſchnitten. Meine Lage war eine verzweiflungsvolle und ſchien mir in der That keine andre Wahl zu bleiben, als erſchoſſen oder gefangen zu werden. In dieſer Situation folgte ich, kurz entſchloſſen, dem Beiſpiele des Handwerksburſchen, der von einem Bären verfolgt wurde, d. h. ich warf mich, mich todt ſtellend, auf mein Geſicht, platt auf die Erde, in einen Graben. Als nun von beiden Seiten die Oeſtreicher weiter vorrückten und mir ziemlich nahe kamen, lag ich zwar mit ausgeſpreizten Gliedern unbeweglich, aber ich glaubte in der Einbildung den Kitzel eines Bajonets des einen oder andern zu verſpüren, der ſich vergewiſſern wollte, ob ich auch wirklich todt ſei. Wie lange ich in dieſer Lage verblieben, weiß ich nicht, da mir die Sekunden zu Ewigkeiten wurden und ich ausharren mußte bis das Bataillon, das allerdings nicht weit vordringen konnte, geſchlagen zurückkam.

Das Zeitmaß während des Kampfes fehlte uns Fechtenden überhaupt.

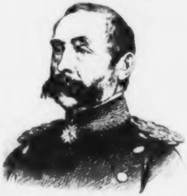
Unſre höheren Offiziere (zu commandiren gab es nichts) vermochten nur durch ihr Beiſpiel perſönlicher Bravour auf die ſie unmittelbar umgebende Mannſchaft einzuwirken. Und dies Beiſpiel war nicht umſonſt. Ich kann mich keines Falles entſinnen, wo ich das Aufgeben des Kampfes auch nur eines einzigen unverwundeten Mannes geſehen hätte.

Aber, wie wir uns auch halten mochten, die Gefahr unſrer gänzlichen Vernichtung rückte immer näher. Glaubten wir den Gegner geſchlagen zu haben, ſo ging er mit neuen Truppenmaſſen vor und es traten dann gewöhnlich Momente ein, wo wir, von allen Seiten Feuer erhaltend, zurück mußten ohne geſchlagen zu ſein. In ſolchen Augenblicken traf uns das Wort unſrer Offiziere: »Nur noch eine halbe Stunde« und kein Einziger war unter uns, der bei dieſem Zuruf nicht den Entſchluß gefaßt hätte: »Nun, wenn Dir Gott das Leben läßt, ſo wirſt Du auch dieſe halbe Stunde noch aushalten.«

Wir brechen hier in dieſen Detailſchilderungen, die uns vorzüglich geeignet ſchienen, den Charakter dieſes Kampfes zu veranſchaulichen, ab und wenden uns nunmehr den gleichzeitigen Vorgängen im Centrum des Swiep-Waldes zu.

Die 13. Brigade (Generalmajor v. Schwarzhoff) im Centrum.

Links neben der 14. Brigade, Generalmajor v. Gordon, rückte die



13. Brigade, Generalmajor v. Schwarzhoff, in den Swiep-Wald ein. An dieſer Stelle befand ſich auch der Diviſions-Commandeur, Generallieutenant v. Franſecky.

An der Spitze der Brigade marſchirten das Füſilier-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Schmeling, und das 1. Bataillon, Major Schweiger, 66. Regiments; die vier andern Bataillone wurden vorläufig noch im Norden von Benatek zurückgehalten.

Es mochte 8½ Uhr ſein als beide Bataillone den Waldrand überſchritten; unmittelbar vor ihnen ſtanden einzelne Füſilier-Compagnieen 27. und 67. Regiments im heftigſten Feuer. Das Erſcheinen der 66er degagirte dieſe und gab momentan den Ausſchlag. Die ſchon erſchütterten Bataillone der Brigade Brandenſtein, die bis dahin (Brigade Appiano focht, von uns aus, weiter rechts) ausſchließlich den Kampf an dieſer Stelle geführt hatten, wichen raſch, und wie am rechten Flügel die 27er Muſketiere, ſo drangen hier im Centrum die 66er vor. Der Swiep-Wald im Großen und Ganzen war gewonnen.

Aber dieſer raſche Erfolg, wie wir wiſſen, ſollte ſehr bald wieder in Frage geſtellt werden. Zumal im Centrum. Gegen dieſes begannen jetzt und zwar mit immer wachſender Energie, die Wiedereroberungs-Verſuche der nachrückenden öſtreichiſchen Brigaden ſich zu richten.

Zunächſt der Brigade Fleiſchhacker (9 Uhr). Das Regiment Großfürſt Thronfolger avancirte in geſchloſſenen Colonnen und drängte unſre ſchwachen Abtheilungen durch die Wucht ſeines Angriffs zurück.

Ihnen entgegen beorderte jetzt Generallieutenant v. Franſecky die vier hinter Benatek in Reſerve ſtehenden Bataillone des Gros. Zwei (wir begegnen ihnen ſpäter wieder) machten eine Achtelſchwenkung nach links; die beiden andern, das 1. und das Füſilier-Bataillon 26. Regiments, dirigirten ſich gegen das Centrum und warfen ſich auf die bis dahin ſiegreichen Bataillone von »Großfürſt Thronfolger«. Dieſe, nach tapferſter Gegenwehr, wichen. Die Unſern drangen zum zweiten Male bis an den ſüdlichen Waldrand vor und ſuchten ſich eben in dem der Vertheidigung, namentlich da wo das Klafterholz lag, günſtigen Terrain feſtzuſetzen, als das Vorgehn der dritten Brigade (Poeckh) des öſtreichiſchen IV. Corps unſren Erfolg abermals und ernſter denn vorher in Frage ſtellte. Das 8. Jäger-Bataillon, links daneben zwei Bataillone Reiſchach und Eſte, nach rechts hin das ganze Regiment Erzherzog Karl Ferdinand, ſo avancirte die Brigade mit großer Bravour und warf ſich in Front und Flanke, bald auch im Rücken, auf unſre erſchöpften und auseinander gekommenen Bataillone.

Chaotiſches Durcheinander! Es kommt zum blutigſten Nahgefecht mit Kolbe und Bajonet. Dazwiſchen hageln die Granaten gleich verderblich für Freund und Feind. Generallieutenant v. Franſecky, Generalmajor v. Schwarzhoff, Oberſt v. Medem, Major Paucke verlieren ihre Pferde; Major v. Schönholz erhält einen Schuß ins Genick; Premierlieutenant Biber, Brigade-Adjutant, Premierlieutenant Ewald, Führer der 11. Compagnie, Premierlieutenant Wernecke vom Landwehr-Bataillon Neu-Haldensleben werden tödtlich getroffen; die Lieutenants v. Platen und v. Schierſtädt fallen ſchwer verwundet; drei Weſternhagens (zwei Hauptleute, ein Premierlieutenant) bluten; Lieutenant v. Schulz ſieht ſich plötzlich von mehreren ungariſchen Infanteriſten umringt, hört ein wildes Eljenrufen und ſtürzt dann, von einem Bajonetſtich durchbohrt, bewußtlos zuſammen. Wie Bienen, in immer dichter werdenden Trupps, ſchwärmen die Jäger durch den Wald. Unſre beiden hier kämpfenden Bataillone vom 26. Regiment haben bereits einen Verluſt von 17 Offizieren; Schritt für Schritt räumen ſie den Wald und gehen in Aufnahmeſtellung bis Benatek zurück.

Dieſer Darſtellung der Vorgänge im Centrum liegt die preußiſche Auffaſſung zu Grunde, wie ſie ſich bald nach dem Kriege geſtaltete. Der öſtreichiſche Bericht indeß, wie bereits S. 522 hervorgehoben, weicht ſehr weſentlich davon ab. Als das Verwunderlichſte ſtellt ſich dabei heraus, daß jeder Theil (ein Fall, der vielleicht noch nie vorgekommen iſt) freimüthig ſein Unterliegen conſtatirt und ſeine Relation damit ſchließt: »nach ungeheuren Verluſten zogen wir uns in eine Aufnahmeſtellung zurück«. Wir laſſen zunächſt, um dann prüfen zu können, den Bericht der Brigade Poeckh im Wortlaut folgen:

»Der Sturm, ſo heißt es, begann ohne Vorbereitung. Auf Anordnung des Brigadiers Oberſt Poeckh wurden nur einige Schwärme vorgeſendet. Darauf ſtürmte das 1. Treffen der Brigade: 2. Bataillon Reiſchach und 1. Bataillon Eſte am linken, alle drei Bataillone Erzherzog Karl Ferdinand am rechten Flügel, das 8. Jäger-Bataillon im Centrum, mit unaufhaltſamem Ungeſtüm den Abhang hinab, über feindliche Leichen in den Wald hinein, vertrieb den Gegner vom Waldrande, durchbrach mehreremale die preußiſche Linie und rückte bis zum weſtlichen Ausgange des Waldes vor. Der Gegner floh in großer Unordnung. Einen einzigen Moment der Stockung überwand der Einfluß und das heldenmüthige Benehmen des ſtets an der Spitze ſeiner Brigade befindlichen Oberſten Poeckh. Schnell und erneut wurde vorgeſtürmt.

Die Mannſchaft war jedoch erſchöpft. Bei dem fortwährenden Auf- und Abſteigen durch Wald und Geſtrüpp verſagten endlich die Lungen den Dienſt; es mußte gehalten werden.

Da wurden plötzlich auf einer waldbedeckten Anhöhe in der rechten Flanke preußiſche Maſſen bemerkbar, welche ein mörderiſches Feuer auf die tiefer befindliche Brigade eröffneten. Hier erlitt dieſelbe die größten Verluſte. Der Brigadier und alle Stabsoffiziere (bis auf einen) fielen. ... Von allen Seiten eingeſchloſſen, blieb nichts übrig, als ſich durchzuſchlagen.*) Zum Theil mit dem Gegner ins Handgemenge gerathend, gelang der Rückzug nur einem kleinen Theile. ... Die Trümmer des 8. Jäger-Bataillons mit vier Offizieren zogen ſich gegen die linke Flanke der Aufſtellung. Die Verluſte dieſes Jäger-Bataillons, wie des Regiments Erzherzog Karl Ferdinand und der beiden Bataillone Reiſchach und Eſte, waren ungeheuer. Das 1. Treffen der Brigade Poeckh war nahezu aufgerieben.«*)

---

*) Das 1. Bataillon vom Regiment Erzherzog Karl Ferdinand verlor dabei die Direction und trat, ſtatt ſich ſüdöſtlich zu halten, an der Nordweſtſeite des Waldes ins Freie. Hier warf ſich Rittmeiſter v. Humbert, der mit der 1. Escadron 10. Huſaren-Regiments in einer Mulde ſüdweſtlich von Benatek hielt, ſofort auf das überraſchte Bataillon und nahm es, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, in der Stärke von beinah 700 Mann (darunter 16 Offiziere) gefangen. Es zählt dieſe Attake, wie durch Bravour, ſo namentlich auch durch richtige Erfaſſung des Moments, zu dem Glänzendſten, was während des 66er Feldzuges ſeitens unſerer Cavallerie geleiſtet worden iſt. Nachher von bloßem „Glück“ ſprechen, iſt leicht. Wer richtig zufaßt, hat immer Glück.

Die Frage entſteht: wie löſt ſich der Widerſpruch, daß *jeder* Theil ſich als den Beſiegten anerkennt! Einfach dadurch, daß das, was uns ſchließlich warf, nachdem wir unſrerſeits das *erſte* Treffen der Brigade Poeckh geworfen hatten, *nicht* das zweite Treffen dieſer Brigade, ſondern eben ein *ganz andrer Truppenkörper* war, von deſſen beinah gleichzeitigem Vorgehn und *Erfolg* die Brigade Poeckh nicht die geringſte Kenntniß hatte. Während dieſe letztre in der *Front* unterlag, drangen zwei ſtarke Colonnen des II. Corps (die Brigaden Würtemberg und Saffran) von der *Flanke* her in den öſtlichen Theil des Waldes ein, eroberten dieſen und warfen, in raſchem Anlauf auch in das Centrum eindringend, uns nach Norden zu (auf Benatek) hinaus. Den Ausſchlag gab alſo das II. Corps, das mit zwei Brigaden, rechtwinklig auf das IV., am Oſtrande des Waldes ſtand und als *erſtes* Angriffsobject unſren linken Flügel hatte, deſſen Aufſtellung und Kampf wir nun zunächſt in Nachſtehendem ſchildern.

Die Bataillone v. Wiedner und v. Gilſa am linken Flügel

Das 2. Bataillon, Major v. Gilſa, vom 26. und das 2. Bataillon, Major v. Wiedner, vom 66. Regiment hatten ſich (wir deuteten es ſchon an) *links* gehalten, als die vier, am *ſpäteſten* vorgezogenen Bataillone der 13. Brigade den Waldrand erreichten. Dieſe Linksſchwenkung war Urſache, daß die genannten beiden Bataillone, während alle andren Abtheilungen der 7. Diviſion mit Front gegen Süden ſtanden, ihren Kampf mit Front gegen *Oſten* führten. Sie hatten hier — ſoweit der enge Raum eine Trennung überhaupt zuließ — ein abgetrenntes Gefecht.

Bis 11 Uhr waren ſie in der Lage dies Gefecht ohne beſondre Verluſte führen zu können; die meiſt in ſchräger Linie und zwar in der Richtung von Südoſt gegen Nordweſt vorgehenden feindlichen Bataillone ſtreiften unſren linken Flügel nur eben und das ihm ſeit etwa 9 Uhr mit den Brigaden Würtemberg und Saffran gegenüberſtehende II. Corps — faſt als ob es dem IV. Corps die Ehre nicht ſchmälern wollte, den Gegner allein aus dem Swiep-Walde geworfen zu haben — begnügte ſich vorläufig damit, über einen breiten Wieſenſtreifen hin, der zwiſchen Maslowed und dem

---

*) Das 2. Treffen der Brigade Poeckh, das Regiment Erzherzog Joſeph, kam um dieſe Zeit gar nicht zur Action, erſt drittehalb Stunden ſpäter, etwa um 1, als das ganze IV. Corps in die Stellung Chlum-Nedeliſt einrückte, hatte auch noch das ebengenannte Regiment, indem es ganz ohne Noth den Swiep-Wald paſſirte, ein *nachträgliches* Gefecht.

Oſtrande des Waldes ſich ausdehnt, ein lebhaftes Feuergefecht gegen die Unſrigen zu unterhalten. In dieſem Feuergefecht erwies ſich die ganze Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs, vielleicht noch mehr die Ueberlegenheit unſrer Taktik; die Bataillone v Wiedner und Gilſa verloren wenig, während das uns gegenüberſtehende Regiment Mecklenburg (alle übrigen Abtheilungen hielt man vorläufig noch in Reſerve) die ſchwerſten Einbußen erlitt. Und beinahe zwecklos.

So ſtanden die Dinge bis etwa gegen 11 Uhr, als plötzlich, auch hier am linken Flügel, das Gefecht eine andere Geſtalt anzunehmen begann. Feldmarſchalllieutenant Mollinary — bald nach Uebernahme des Commandos an Stelle des ſchwerverwundeten Grafen Feſtetics — hatte ſich überzeugt, daß die brigadeweiſen Vorſtöße zu nichts fruchten konnten und war nunmehr entſchloſſen, an die Stelle der einzelnen Vorſtöße von Südoſten, einen concentriſchen Angriff von drei Seiten her treten zu laſſen. Das II. Corps, dem, ſeiner Aufſtellung nach, der Angriff von Oſten her naturgemäß zufallen mußte, wurde um ſeine Mitwirkung angegangen und ſagte dieſelbe zu, während ſich, von Süden und Südoſten her, einerſeits die bereits geworfenen Brigaden Brandenſtein und Fleiſchhacker, andrerſeits die friſche Brigade Poeckh gegen den Swiep-Wald in Bewegung ſetzten.

Was das Vorgehen dieſer letztgenannten drei Brigaden, inſonderheit den Angriff der Brigade Poeckh angeht, ſo haben wir deſſelben bei Beſprechung der Vorgänge im Centrum ausführlich Erwähnung gethan; entſcheidend für ſeinen Erfolg aber wurde ſehr wahrſcheinlich (durch die öſtreichiſche Relation inzwiſchen zur Gewißheit erhoben) das eine halbe Stunde ſpäter erfolgende Eingreifen des II. Corps von Oſten her. Dieſer Angriff traf, wenigſtens in ſeinem erſten Stadium, beinah ausſchließlich die beiden Bataillone Wiedner und Gilſa. Beſonders das letztere. Ehe wir dem Angriff folgen, geben wir die Aufſtellung des Feindes.

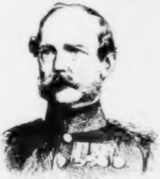
Das II. Corps, den Bewegungen des IV. folgend, hatte ebenfalls, ſtatt die Linie Chlum-Nedeliſt, dieſen Hakenarm der Frontal-Poſition zu halten, eine große Linksſchwenkung ausgeführt und ſtand, wie in der Kürze bereits angegeben, ſeit 9 Uhr früh mit zwei Brigaden bei Maslowed, rechtwinklig auf das IV. Corps. Die Brigade Würtemberg, das Regiment Mecklenburg nach rechts hin hinauswerfend, hielt Maslowed beſetzt; die Brigade Saffran ſtand in Reſerve.

Dieſe Aufſtellung wurde beibehalten bis gegen 11 Uhr.

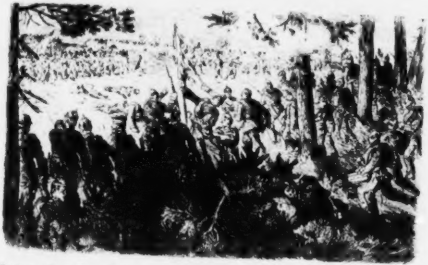
Um 11 Uhr — die Brigade Poeckh war bereits von Süden her in den Wald eingedrungen — formirten ſich beide Brigaden zum Angriff: das 11. und 20. Jäger-Bataillon nahmen die Tête, während dahinter, in langer Linie, die Regimenter Sachſen-Weimar, Hartung und Holſtein folgten.

Hartung im Centrum, Sachſen-Weimar und Holſtein am linken und rechten Flügel. Das Regiment Mecklenburg, das bis dahin allein im Feuer geſtanden hatte, wurde zurückbehalten.

Es entſpann ſich nun einer der erbittertſten Kämpfe. Die feindlichen Bataillone, Schützen vorauf, avancirten mit großer Bravour; Major v. Gilſa, zunächſt leicht am Arm verwundet und der Wunde nicht achtend, ſank alsbald von einer Jägerkugel ſchwer getroffen vom Pferde, erhob ſich aber gleich wieder, nicht gewillt das Commando des Bataillons in dieſer Stunde äußerſter Bedrängniß in andre Hände übergehn zu laſſen. Es galt ein Beiſpiel zu geben. Geſtützt auf ſeinen treuen Begleiter, den Horniſten Pierob, ging er vor der Front des Bataillons auf und ab, die Leute belobend und zum Ausharren ermunternd. Endlich, als er mehr und mehr das Schwinden ſeiner Kräfte fühlte (er war zum Tode getroffen) übergab er den Befehl an Hauptmann Fritſch: »nun will ich gerne ſterben, nachdem ich geſehn, wie tapfer ſich mein Bataillon geſchlagen hat«.



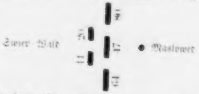
Hauptmann Fritſch, um die Trümmer des Bataillons zu neuem Angriff zu ſammeln, führte Alles was zur Hand war, in die Waldliſière zurück. Aber wie gelichtet die Reihen! Außer ihm ſelbſt nur Premierlieutenant v. Bismarck noch bei der Fahne; die Hälfte der Mannſchaften todt, verwundet, abgedrängt, zerſtoben. Und doch mußte es gewagt ſein, gewagt um jeden Preis. Vorwärts, vorwärts! und wieder ging es über die Liſière des Waldes hinaus. Der Fahnenträger, Sergeant Täger, ſinkt, von zwei Kugeln getroffen, im erſten Moment zuſammen; Sergeant Seibt ergreift die Fahne und ſpringt vor die Front. Kein Schuß fällt. Das Gewehr zur Attake werfen ſich die geſammelten Reſte des Bataillons Gilſa und links neben ihm das 2. Bataillon vom 66. (Major v. Wiedner) auf die zu neuem Anſturm vordringenden Colonnen des Regiments Holſtein. Dies, unſrem Angriff bequemer zu begegnen, hält jetzt und giebt Salve auf



Salve. Das Terrain iſt glatt wie eine Tenne, nirgends Schutz; die Unſren ſinken rechts und links, aber bei ſchlagenden Tambours geht es weiter auf den Feind, der gewillt ſcheint die Bajonete mit uns zu kreuzen. Doch einen Augenblick nur; im letzten Moment ſinkt ihm der Muth; — als wir auf 30 Schritt heran ſind, wendet er ſich zur Flucht. Jetzt, inſtinctmäßig und ohne Commando abzuwarten, macht unſer inzwiſchen immer mehr zuſammengeſchmolzenes Häuflein, das bis dahin keinen Schuß abgegeben hatte, Halt und eröffnet Schnellfeuer auf die zurückgehenden Bataillone. Als Hauptmann Fritſch das Schnellfeuer ſtopft, waren die feindlichen Colonnen wie zerſtoben. In langen Reihen lagen die Todten und Verwundeten da; was noch lebte, ſtand auf freiem Felde, warf die Gewehre fort und erhob bittend die Hände.*)

---

*) Nach einer kurzen Darſtellung, die Hauptmann Fritſch ſelbſt von dieſem Kampfe giebt, war es das Regiment Mecklenburg Nr. 57, das dieſen Angriff am feindlichen rechten Flügel machte. Er nennt auch den Hauptmann Matuſchka, der hier gefangen genommen wurde. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir nach einem in der Streffleur'ſchen Zeitſchrift erſchienenen Aufſatze von erſichtlich officiellem Urſprunge: „das II. Armee-Corps im Feldzuge von 1866" annehmen, daß es (wie wir im Text angegeben) das Regiment Holſtein war, das hier zum Sturme vorging. Nach einem beigegebenen Croquis geſchah der Angriff wie folgt:



11 und 20 ſind die beiden Jäger-Bataillone, die den Angriff einleiteten; 64, 47, 80 ſind die Regimenter Sachſen-Weimar, Hartung, Holſtein (Italiener). Das ſeit 9 Uhr

Aber dieſer Erfolg am linken Flügel war wenig andres als eine glückliche Epiſode. Unſre 2 Bataillone, die längſt keine Bataillone mehr waren, waren zu ſchwach um gegen 2 Brigaden ſich auf die Dauer halten zu können. Die Regimenter Hartung und Sachſen-Weimar, trotz des Echecs, den das Regiment Holſtein erfahren, blieben im Avanciren; Regiment Mecklenburg, friſche Angriffs-Colonnen bildend, griff aufs Neue ein; ſo in Front von Uebermacht gefaßt, in beiden Flanken umgangen oder bedroht, mußten die Trümmer unſres linken Flügels zurück. Ein Theil ging auf Benatek. Die feindlichen Bataillone drangen bis in die Mitte des Waldes ein, wo ſie mit den von Süden her vorgegangenen, zum Theil ſchon wieder weichenden Abtheilungen der Brigade Poeckh zuſammenſtießen.

Es war jetzt 11½ Uhr.

»Hier ſterben wir.«

Der Swiep-Wald war uns nun zu größtem Theil verloren. Von ſeinen Umgebungen hielten wir Benatek, das Skalka-Gehölz und die Nordweſtecke von Ciſtowes beſetzt; vom Walde ſelbſt, außer ſeiner Weſtſpitze, drin 72er und Magdeburger Jäger ſich behaupteten, war nur noch das »Waldbaſtion« am Nordoſtrande in unſren Händen.

Hier ſammelte Generallieutenant v. Franſecki die zerſprengten Trümmer aller Regimenter um ſich her, an ſeiner Seite die, wie durch ein Wunder bewahrt gebliebenen Brigade- und Regiments-Commandeure: Generalmajor v. Schwarzhoff, Oberſt v. Medem, Oberſt v. Blanckenſee. Der Feind — zumal mit ſeinen Jäger-Bataillonen, ſechs an der Zahl — pirſchte durch den Wald; der Granathagel ließ nach, bald auch das Gewehrfeuer. Aber dieſe beinah plötzlich eintretende Stille gewährte keine Beruhigung. Ein Jeder fühlte, daß es die Stille vor dem Sturme war und daß der Feind ſich anſchickte, auch die letzten Punkte, die wir noch hielten, vor allem das Nordoſt-Baſtion — das »Donjon«, wie wir es an andrer Stelle genannt haben — uns zu entreißen. Wäre darüber noch ein Zweifel geweſen, ſo hätte ihn der Augenſchein widerlegt. Von ſeiner Hochſtellung aus ſah Generallieutenant v. Franſecki die Vorbereitungen zu dieſem letzten Stoß; von Süden aus rückte die letzte Brigade (Erzherzog Joſeph) des IV. Corps in die Front, von Oſten her wurden alle noch verfügbaren

bereits hart mitgenommene Regiment Mecklenburg (Polen) ſtand, als dieſer Angriff erfolgte, rechts rückwärts *hinter* dem Regiment Holſtein und griff erſt ſpäter wieder mit ein. Es heißt in dem Bericht des II. Armee-Corps wörtlich: „die Truppen (Jäger, Hartung und Sachſen-Weimar) drangen in den Wald ein, während das Infanterie-Regiment Holſtein Nr. 80 wegen des offenen Terrains, über welches es vorrücken mußte, trotz der Tapferkeit keinen Erfolg erringen konnte.“

Bataillone der Brigade Thom: 2. Jäger-Bataillon, Regiment Roßbach, ein Bataillon Jellacic, neben die Brigaden Würtemberg und Saffran beordert, um den entſcheidenden Angriff ins Werk zu ſetzen. Es war erſichtlich, daß die Unſren ſolchem erneuten Anſturm nicht zu widerſtehen vermochten und doch ſollte dieſer Widerſtand verſucht und die Vertheidigung des »Baſtions« mit Dranſetzung des letzten Lebens geleiſtet werden. Generallieutenant v. Franſecki gab die Loſung: »*Hier ſterben wir.*«*)

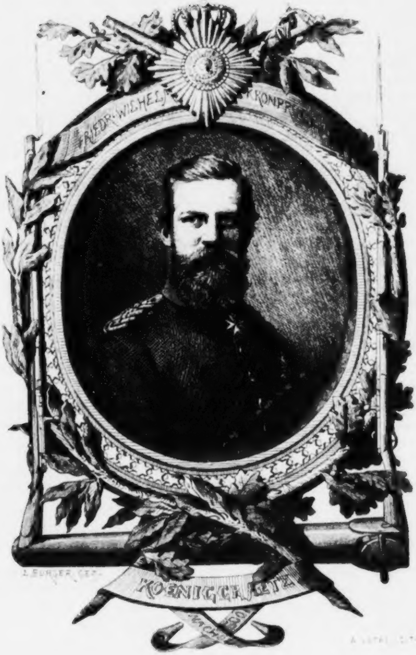
Man war bereit das Opfer zu bringen, aber Gott wollte es anders, *es wurde nicht gefordert.* Im Augenblick höchſter Noth war, wie immer, die Hülfe am nächſten.

Der Angriff blieb aus.

»Im erſten Moment, ſo ſchreibt ein Augenzeuge, waren wir außer Stande uns die Urſache davon zu erklären. Die Hoffnung auf Hülfe hatten wir faſt ſchon aufgegeben. Aber bald überkam uns ein unbeſchreibliches, erhebendes Gefühl, bei dem Anblick, der ſich nunmehr unſren Augen darbot: eine *Garde-Diviſion* rückte vor. In beſter Ordnung, geſchloſſen wie eine Mauer. *Der Kronprinz war da.* Dann und wann glitzerten die Helme, die Bajonete. Konnten wir auch die Einzelnen nicht erkennen, nicht in ihren Zügen leſen, ſo gab uns doch das ruhige, feſte Vorgehn auf einmal die volle Sicherheit des Sieges, — des Sieges, den wir bis zu dieſer entſcheidenden Stunde mit dem Herzblut ſo vieler Kameraden an unſre Fahne zu feſſeln geſtrebt hatten. Stolz, den Sieg jetzt in unſern Händen zu wiſſen, konnten wir es ruhig dieſen jetzt vorgehenden Truppen überlaſſen, die ſchönſten Lorbeern des Tages zu pflücken.«

---

*) Der Diviſions-Commandeur hatte gleich am Morgen, bei Beginn des Gefechts, die Wichtigkeit dieſes „nördlichen Baſtions" erkannt und die Beſetzung desſelben durch 2 Bataillone angeordnet. „Dieſe Ecke iſt der Pfeiler, daran der linke Flügel ſich zu ſtützen hat und welcher nicht verloren gehen darf." Und er ging in der That *nicht* verloren. Das öſtreichiſche Generalſtabswerk ignorirt dieſe Thatſache und läßt, um Mittag, das 2. Jäger-Bataillon und das Regiment Mecklenburg an dieſer Stelle ſtehn. Das iſt ein Irrthum. Vielleicht hat der Umſtand Veranlaſſung dazu gegeben, daß Abtheilungen der Brigaden Würtemberg und Thom in dem niedrigen Eichengeſtrüpp (Kuſeln), welches den nördlichen Abhang des vor dem „nördlichen Waldbaſtion" gelegenen freien Platzes bedeckte, ſowie auf dieſem Platze ſelbſt, mit dieſſeitigen Abtheilungen einen ſehr erbitterten Kampf zu führen hatten, der in ſeinen Wechſeln zuweilen die Angreifer, zuweilen die Vertheidiger in den Beſitz des öſtlichen *Theils jenes Geſtrüpps* brachte, und die erſteren dann glauben ließ, *daß ſie mit dieſem Gewinn zugleich das letzte noch zu erobernde Stück vom Wald erlangt hätten.* Aber rückwärts, ſeitwärts dieſes Geſtrüpps bildete hohes Stammholz, welches ſich, den öſtlichen Rand der Schlucht bedeckend, bis zum Masloweder Wege hinzog, die *eigentliche Poſition,* und von dieſer aus wieſen die Vertheidiger ſowohl mit ihrem Schnellfeuer, als auch ausfallend mit dem Bajonet, die Angreifer ſo oft zurück, als dieſelben verſuchten, ſich ihr zu nahen. Das beweiſen noch heute die vielen Gräber, welche die betreffenden Seiten des „Baſtions" umſäumen und die umliegenden Felder bedecken.


FRIEDR·WILHELM
KRONPR
KOENIGGRÆTZ
NACH

L. BURGER GEZ.

A. [illegible] LITH.

Die zweite Armee griff ein.

Ehe wir ſie auf ihrem Vormarſch begleiten, noch ein Wort über den »Kampf im Swiep-Walde«. Er entſchied, indem er zwei feindliche Corps nahezu nutzlos conſumirte, mehr als irgend etwas über den Ausgang der Schlacht. Dieſe zwei Corps waren dieſelben, denen es obgelegen hätte, den von Norden kommenden Stoß der II. Armee zu hindern. Als dieſer erfolgte, ſtanden nur noch Trümmer auf der zu haltenden Stelle: auf dem Querriegel Chlum-Nedeliſt. Der Kampf um den Swiep-Wald, wenn man hier nicht zu ſiegen und durch einen Flankenſtoß gegen den Hola-Wald unſer Centrum zu durchbrechen verſtand, war öſtreichiſcherſeits ein Fehler. Das iſt jetzt zugeſtanden. Ihr eigener Bericht ſagt:

»Genau genommen war der Beſitz des Waldes für die öſtreichiſche Schlachtſtellung nicht unumgänglich nothwendig. . . . Ward die Nordfront von Lipa und Chlum mit hinreichender Artillerie verſehen, der Wald zwiſchen beiden Orten zu deren Deckung gut mit Infanterie beſetzt, fuhren endlich mehrere Batterieen auf den Höhen nächſt Maslowed auf, ſo war ein Vordringen des Feindes aus dem Walde gegen Lipa, Chlum und Maslowed nicht zu beſorgen. Der Swiep-Wald gehörte recht eigentlich zur Domaine der öſtreichiſchen Artillerie; dieſe allein hätte ihn ſäubern können; einzelne feindliche Abtheilungen konnten ſich darin wohl erhalten, aber für die nächſte Umgebung nicht leicht gefährlich werden. Es wäre beſſer geweſen, nach dem erſten Gefecht der Brigade Brandenſtein, ſich alle weiteren Angriffe auf den Wald zu ſparen.«

Es erübrigt uns noch eine Art Statiſtik dieſer Angriffe zu geben: ihre Zahl, ihre Stunde, ihre Stärke. Wir verfahren dabei chronologiſch, manches lediglich recapitulirend und unterſcheiden 4 Hauptangriffe:

Angriff der Brigaden Brandenſtein und Appiano gegen die Oſt- und Weſthälfte des Waldes. 9 Uhr.

Angriff der Brigade Fleiſchhacker gegen die Weſthälfte des Waldes und Ciſtowes. 9½ Uhr.

Angriff der Brigade Poeckh gegen die Mitte des Waldes. 10½ Uhr.

Angriff der Brigaden Saffran und Würtemberg gegen die Oſtliſière des Waldes. 11 Uhr.

Ein fünfter Angriff (wie bereits erzählt), an dem die Brigade Thom theilnehmen und der unſren letzten Widerſtand brechen ſollte, unterblieb.

Die Frage nach der Stärke der einzelnen Brigaden iſt vielfach ventilirt worden. Man hat anfänglich 56 Bataillone herausgerechnet, mit denen man im Swiep-Walde den harten Strauß zu beſtehen hatte. Das iſt zu hoch gegriffen. Mit Hülfe des öſtreichiſchen Generalſtabswerkes ſind wir im Stande genau feſtzuſtellen, was wir gegenüber hatten und was nicht. Danach ſtellen ſich die Dinge wie folgt:

Brigade Appiano und Brandenſtein	4. Jäger-Bataillon	1
	1. und 2. Bataillon Erzherzog Heinrich	2
	1. Bataillon Sachſen-Meiningen	1
	27. Jäger-Bataillon	1
	2. und 3. Bataillon Großfürſt Michael	2
	1., 2. und 3. Bataillon Erzherzog Wilhelm	3
Brigade Fleiſchhacker	13. Jäger-Bataillon	1
	1., 2. und 3. Bataillon Coronini	3
	1., 2. und 3. Bataillon Großfürſt Thronfolger	3
	1. Jäger-Bataillon (Hülfstruppe von der Brigade Benedek)	1
Brigade Poeckh	8. Jäger-Bataillon	1
	1., 2. und 3. Bataillon Erzherzog Karl Ferdinand	3
	1., 2. und 3. Bataillon Erzherzog Joſeph (ein nachträgliches Gefecht führend)	3
	1. Bataillon Eſte } vom VIII. Corps	1
	2. Bataillon Reiſchach } vom VIII. Corps	1
Brigade Saffran und Würtemberg	11. Jäger-Bataillon	1
	1., 2. und 3. Bataillon Sachſen-Weimar	3
	1., 2. und 3. Bataillon Holſtein	3
	20. Jäger-Bataillon	1
	1., 2. und 3. Bataillon Hartung	3
	1., 2. und 3. Bataillon Mecklenburg	3
	30. Jäger-Bataillon (von der Brigade Erzherzog Joſeph)	1
	2. Jäger-Bataillon (von der Brigade Thom)	1

Dies ergiebt — mehrere der aufgezählten Truppenkörper ſind wohl kaum zur Action gekommen — ein Total von 43 Bataillonen. Wir fochten alſo, 14 gegen 43, im Verhältniß von 1 zu 3. Dazu kam die große Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie. Dennoch waren die Verluſte des Gegners auch in dieſem Kampfe wieder über alles Verhältniß groß. Dieſelben genau feſtzuſtellen iſt nicht möglich, da alle hier zur Verwendung gekommenen Brigaden auch den Kampf gegen die Kronprinzliche Armee in erſter Reihe, wenn auch ohne Nachhaltigkeit aufzunehmen hatten. Der Verluſt wird ſich aber wenig unter 10,000 beziffern.

Das 1. Treffen der Brigade Poeckh, ſechs Bataillone ſtark, wurde, nach eigner öſtreichiſcher Angabe, nahezu aufgerieben. Das 30. Jäger-Bataillon von der Brigade Erzherzog Joſeph, das nur ganz zuletzt noch mit eingriff, verlor allein 11 Offiziere und 500 Mann. Aehnlich andere Truppentheile. Schwer war die Einbuße an höheren Offizieren.

Dem Grafen Feſtetics, Commandirenden des IV. Corps, hatte gleich zu Anfang des Gefechts eine Granate den rechten Fuß zerſchmettert, Generalmajor v. Brandenſtein, Brigadier Oberſt Poeckh, Generalſtabschef Oberſt Görz, viele Regiments-Commandeure waren todt oder verwundet. Wohl darf ein öſtreichiſcher Bericht ſagen: »Wer je Zeuge der furchtbaren Wirkungen des Schnellladegewehrs war und unſre Truppen, in immer neuem Anſturm ſich todesmuthig hinopfern ſah, wird ihnen ſeine Bewunderung nicht verſagen können und wohl auch zugeſtehn, daß das kaiſerliche Heer an dieſem Tage noch tapfrer Thaten fähig war.«

Auch die zweite Hälfte des Tages ſollte noch den Beweis davon führen. Dieſer wenden wir uns jetzt zu.

Der Anmarſch der II. Armee.

Um 4 Uhr Morgens war Oberſtlieutenant Graf Finckenſtein in Königinhof eingetroffen und hatte in einem an den Kronprinzen gerichteten Schreiben (vergleiche S. 463) den Befehl zum Vormarſch für die ganze II. Armee überbracht.

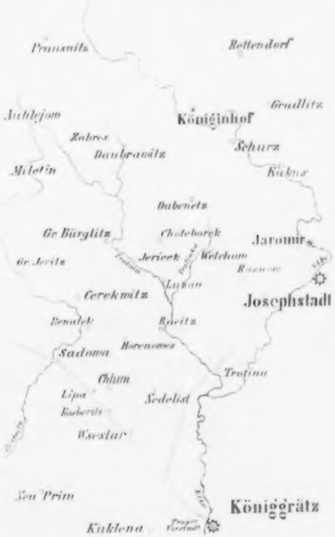
Die Kronprinzliche Armee ſtand, am 3. früh, mit ihren Maſſen noch am linken Elbufer in und hinter Königinhof. Nur das I. (oſtpreußiſche) Armee-Corps und die Avantgarde der I. Garde-Diviſion waren bis über die Elbe, jenes bis Prausnitz-Aublejow, die Avantgarde der I. Garde-Diviſion bis Daubrawitz vorgeſchoben.

Um 5 Uhr erfolgte Seitens des Obercommandos der II. Armee der Befehl zum Vorrücken. Die Weiſungen, die gegeben wurden, ordneten den Vormarſch nur bis etwa an den Mittellauf der Trotina, oder, was daſſelbe ſagen will, bis halben Wegs zwiſchen Königinhof und Sadowa; von da ab mußte eignes Ermeſſen entſcheiden. Die Richtung des Marſches ging von Nord nach Süd; die Truppentheile ſelbſt mußten alſo auf jene drei großen Querriegel zwiſchen Elbe und Biſtritz treffen, die wir bei unſrer Terrainſchilderung (S. 471) ausführlicher beſprochen haben. Die Marſchbefehle für die einzelnen Armee-Corps waren im Weſentlichen die folgenden:

das I. Armee-Corps geht über Zabres auf Groß-Bürglitz,
das Garde-Corps geht von Königinhof auf Jericek,
das VI. Armee-Corps marſchirt von Gradlitz auf Welchow,
das V. Corps folgt dem VI.

Die Stellung der einzelnen Truppentheile war derart, daß vorausſichtlich die Avantgarde des I. (oſtpreußiſchen) Armee-Corps, die 1. Garde-Diviſion und die 11. und 12. Diviſion zunächſt auf dem Schlachtfelde eintreffen mußten. Und ſo geſchah es auch. Nur die Avantgarde des I. Armee-Corps, weil ſich ihr beſondere Schwierigkeiten in den Weg ſtellten, erſchien um faſt zwei Stunden ſpäter. Als ſie eintraf gab ſie den Ausſchlag.

Der Befehl zu unverzüglichem Aufbruch war, je nach der näheren oder entfernteren Stellung der Truppentheile, um 7 oder auch erſt um 8 Uhr


Prausnitz
Rettendorf
Gradlitz
Aublejow
Königinhof
Zabres
Daubrawitz
Schurz
Miletin
Kukus
Dubenetz
Gr. Bürglitz
Chotehorek
Jaromir
Gr. Jeritz
Trotina
Jericek
Welchow
Rozmow
Elbe
Luzan
Cerekwitz
Josephstadt
Benatek
Racitz
Horenowes
Sadowa
Trotina
Chlum
Lipa
Nedelist
Rozberitz
Wsestar
Bistritz
Neu Prim
Elbe
Königgrätz
Kuklena
Prager Vorstadt

in Händen aller Corps- und Diviſions-Commandeure. Sofortige Allarmirung. Um 8 beziehungsweiſe 9 Uhr ſetzten ſich die Colonnen der II. Armee von ihren verſchiedenen Bivouacsplätzen aus in Marſch. Die 1. Garde-Diviſion, die 11. und 12. Diviſion hielten ſich, zunächſt mit ihren Avantgarden, dann mit ihren Gros en ligne und rückten in drei großen Colonnen derartig auf dem Terrain zwiſchen Elbe und Trotina vor, daß die Garde-Diviſion den rechten Flügel, die 11. Diviſion das Centrum, die 12. Diviſion den linken Flügel hatte. In dieſer Stellung zu einander beharrten ſie den ganzen Tag über, während des Marſches ſowohl, wie während des Gefechts.

Der Marſch war eine glänzende Leiſtung an ſich. Der Kanonendonner klang herüber, dumpf aber immer vernehmbarer; das „machte Beine“, — die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion legte 1¼ Meilen in 2 Stunden zurück. Um 11 Uhr, unter Innehaltung (wenigſtens im Weſentlichen) der vorgeſchriebenen Marſchlinien waren nicht nur die feſtgeſetzten Punkte Jericek und Welchow, ſondern erheblich weiter vor gelegene Ortſchaften von den drei Têten-Diviſionen erreicht.

Die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion ſtand in Zizelowes,[*)]

die Avantgarde der 11. Diviſion ſtand unmittelbar nördlich von Racitz;

die Avantgarde der 12. Diviſion links daneben (aber durch die Trotina[**)] von ihr getrennt) am Horicka-Berg.

Die Gros der Diviſionen rückten dicht nach.

[*)] Die am 1. Juli neugebildete Avantgarde der 1. Garde-Diviſion unter Generalmajor v. Alvensleben (bis dahin hatte die Füſilier-Brigade v. Keſſel die Tete gehabt) beſtand aus folgenden, eine linke und eine rechte Flügelcolonne bildenden Truppentheilen:

Linke Flügelcolonne: Oberſt v. Pape
- 1. Bataillon vom 2. Garde-Regiment, Major v. Petery;
- 2. Bataillon vom 2. Garde-Regiment, Major v. Reuß;
- 1. Escadron Garde-Huſaren, Rittmeiſter v. Stralendorff;
- 3. und 4. Garde-Jäger-Compagnie (v. Arnim, v. Lettow);
- 1. ſechspfündige Batterie, Hauptmann Braun.

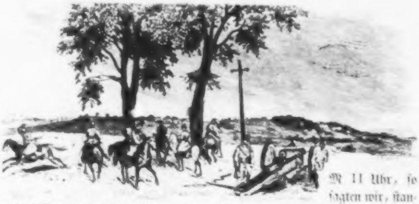
Rechte Flügelcolonne: Oberſt v. Werder
- 1. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment,
- 2. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment,
- 3. Escadron Garde-Huſaren, Rittmeiſter v. Rantnebt,
- 5. vierpfündige Garde-Batterie, Hauptmann v. Elteſter.

[**)] Dieſer Waſſerlauf der Trotina bedingte doch eine erhebliche Scheidung zwiſchen der 11. und 12. Diviſion, trotzdem man, auf nächſte Diſtance, nebeneinander marſchirte. Er zeigt uns denn auch die erſte Hälfte des Kampfes weit mehr ein gemeinſchaftliches Operiren der 1. Garde- und 11. Diviſion, als der 11. und 12. Erſt nachdem um 12 oder 1 Uhr die 12. Diviſion die Trotina dicht bei ihrer Einmündung in die Elbe (in Höhe von Sendražic) paſſirt hatte, änderte ſich dies und die beiden ſchleſiſchen Diviſionen griffen nun zuſammen ein. — Uebrigens iſt es nöthig, Trotina und Trotinka ſcharf zu unterſcheiden. Bei Racitz fließen zwei Bäche zuſammen, von denen der von Oſten kommende Trotinka, der von Norden kommende Trotina heißt. Dicht vor der Einmündung dieſer in die Elbe liegt das Dorf Trotina, etwas weiter nördlich Trotina-Mühle.

Unſre Aufſtellung um 11 Uhr hielt die Linie Zelkowitz-Racitz-Horicka-Berg. Wir hatten die Nordgrenzlinie des Schlachtfeldes erreicht. Die erſten feindlichen Granaten ſchlugen ein. Vor uns lag eine Mulde, in dieſer Mulde ein Dorf (Horenowes), jenſeits beider ein Hügelzug. Dieſer Hügelzug war der erſte Querriegel, die vielgenannte »Zwei-Lindenhöhe«, die Höhe von Horenowes.

Der Artilleriekampf gegen die Höhe von Horenowes.

Wegnahme von Horenowes, Racitz, Trotina.



Um 11 Uhr, ſo ſagten wir, ſtanden drei Avantgarden, die Têten der 1. Garde-, der 11. und 12. Diviſion, dem Höhenzuge von Horenowes und jenſeits des Zuſammenfluſſes von Trotina und Trotinka, dem »Horicka-Berge« gegenüber. Die Punkte, die unſre Avantgarden beſetzt hielten, waren, in der Reihenfolge vom rechten zum linken Flügel: Zelkowitz, Wrchownitz, Frantower-Mühle, Habrina. In Zelkowitz befanden ſich das 1. und 2. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment, in Wrchownitz das 1. Bataillon vom 2. Garde-Regiment und die 4. Garde-Jäger-Compagnie, an der Frantower-Mühle, auf Racitz zuſtanden in vorderſter Reihe das 1. und 2. Bataillon 50. Regiments und in Habrina, am Fuße (nordöſtlich) des Horicka-Berges die drei Bataillone vom Regiment Nr. 23; zwei Bataillone 22er weiter zurück.

In dieſe Stellungen eingerückt, machten die Avantgarden Halt, um das Eintreffen und den Aufmarſch der andern Theile ihrer reſp. Diviſionen, ganz beſonders aber auch das Eintreffen ihrer Batterieen abzuwarten. Der Höhenzug, dem man ſich gegenüber befand, zeigte zwar nirgends ſtarke Infanterie-Colonnen, man hatte aber allen Grund das Vorhandenſein ſolcher Colonnen unmittelbar jenſeits des Höhenzuges anzunehmen und war unter allen Umſtänden, wie immer es mit der feindlichen Infanterie-Aufſtellung beſchaffen ſein mochte, zu ſchwach, um mit wenigen Bataillonen eine ſo ſtarke Artillerie-Poſition, als welche ſich die Höhe von Horenowes ſofort erwies, im Sturme nehmen zu können. In der Mulde zu Füßen fehlte ein Waſſerlauf; in allem Uebrigen aber ſtanden hier um 11 Uhr die Têten der II. Armee dem Horenowes-Höhenzuge ſehr ähnlich gegenüber, wie die I. Armee ſeit 8 Uhr dem Höhenzuge von Lipa. Wie die Artillerie-Poſition von Lipa Front gegen Weſten machte, ſo die Artillerie-Poſition von Horenowes Front gegen Norden.

Das Terrain, auf dem die Unſren ſtanden, geſtattete einen guten Ueberblick.

Die feindlichen Batterieen, wenigſtens zum größten Theil, feuerten, als die Spitzen unſrer Colonnen ſichtbar wurden, in weſtlicher Richtung auf Benatek und den Swiep-Wald zu; erſt allmälig, als die von der Seite her drohende Gefahr ihnen fühlbarer werden mochte, warfen ſie die Geſchütze nach rechts herum und feuerten nun gegen Norden. Drei Geſchützlinien waren erkennbar: eine ſtarke im Centrum, zwei ſchwächere an den Flügeln. Die Hauptgeſchützlinie befand ſich auf dem Höhenzuge zwiſchen Horenowes und Racitz, theils in Front, theils rechts und links von den hiſtoriſchen zwei Linden. Hier feuerten fünf Batterieen, von denen eine der Brigade Thom, die vier andern der Geſchütz-Reſerve des II. Armee-Corps angehörten. Am feindlichen linken Flügel, weſtlich von Horenowes, ſtanden die beiden Batterieen der bereits im Gefecht geweſenen Brigaden Würtemberg und Saffran; am rechten Flügel des Feindes, in Nähe vom Dorf Trotina, zeigten ſich die 8 Geſchütze der Brigade Henriquez. Wir ſtanden alſo auf der ganzen Linie 64 Geſchützen gegenüber.

Unſre Reſerve-Artillerie war noch erheblich zurück; dagegen glückte es die Batterieen der Diviſions-Artillerie, die ſchon während des Marſches vorgegangen waren, derartig in Poſition zu bringen, daß um 11½ Uhr

die beiden Garde-Batterieen Braun und Elteſter am rechten Flügel,

die vier Batterieen der 11. Diviſion, unter Major Bröcker, im Centrum, und

etwa ¾ Stunden ſpäter auch die beiden Batterieen der 12. Diviſion, unter Major Forſt, ihr Feuer gegen die ganze feindliche Geſchützlinie eröffnen konnten.

Der Hauptkampf entwickelte ſich im Centrum. Major Bröcker hat eine kurze Darſtellung deſſelben gegeben: „Unſre vier gezogenen Batterieen (im Centrum) waren zu einer großen Batterie vereinigt worden, deren 800 Schritt lange Frontlinie zwiſchen Wrchownitz und Frantower-Mühle ſich hinzog und deren linker Flügel noch etwa 1000 Schritt von Racitz entfernt war. In dieſer Aufſtellung konnte der feindliche rechte Flügel wirkſam flankirt werden. Die Entfernung betrug 2500 Schritt. Rechts neben uns feuerten zwei Garde-Batterieen; unſrerſeits fiel von der 4pfündigen Batterie v. Garczynski der erſte Schuß. Bald war der Geſchützkampf auf beiden Seiten heftig entbrannt. Unſern 24 Geſchützen ſtanden 40 gegenüber, welche außerordentlich gut trafen, was indeſſen nicht auffallen darf, da man in Defenſiv-Stellungen ſich ſtets mit den zu beſchießenden Entfernungen bekannt zu machen pflegt. Augenſcheinlich war dies beim Gegner geſchehn, denn er traf Schuß auf Schuß und würde mit ſeinen 8pfündigen Granaten uns viel Verluſt beigebracht haben, wenn wir nicht die Vorſicht gebraucht hätten, unſre Geſchütze, da es an Raum vorläufig nicht mangelte, mit 30 Schritt Intervallen zu placiren und wenn ſeine Geſchoſſe ſämmtlich geſprengt worden wären. Thatſache iſt es, daß bei drei Viertheilen ſeiner Granaten die Zünder den Dienſt verſagten. Die unſren wirkten deſto beſſer; einzelne Protzen fuhren ab, zwei Munitionswagen flogen in die Luft.«

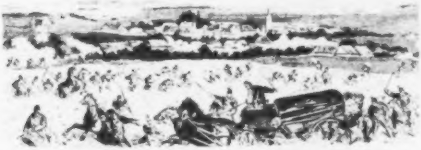
So der Bericht. Immer heftiger wurde das Feuer. Unſre vier Batterieen hatten bereits 600 Schuß gethan und wohl noch mehr empfangen, der Kampf tobte ſchon anderthalb Stunden auf der ganzen Linie, ohne daß ſich eine Entſcheidung ergeben wollte. Endlich gegen 1¼ Uhr brach der Feind beinah plötzlich das Gefecht ab und trat auf der ganzen Linie den Rückzug an. Die ſieben Batterieen, die unſrem Centrum und rechtem Flügel gegenüber geſtanden hatten, gingen in raſcher Gangart über den zweiten Riegel hinweg bis auf den dritten Riegel Chlum-Nedeliſt zurück, während die Batterie am linken Flügel, nachdem ſie anfänglich bis in Höhe der Trotina-Mühle vorgezogen war, gegen Lochenitz hin abzog. Auf der ganzen Linie drängten wir nach.

Das plötzliche Abbrechen des Gefechts ſeitens unſrer Gegner hatte in zweierlei ſeinen Grund. Einmal darin, daß um 1 Uhr ohngefähr unſre Artillerie-Aufſtellung im Centrum und am rechten Flügel durch das Eintreffen der Reſerve-Artillerie, unter Oberſt v. Mieſitſcheck, ſo wie mehrerer Diviſions-Batterieen eine ſo erhebliche Kräftigung erfahren hatte, daß wir jetzt mit 90 Geſchützen das Feuer von 64 beantworten konnten, andrerſeits darin, daß, unter dem Schutze dieſes ſuperioren Feuers, unſre Infanterie aus den von ihr innegehabten Poſitionen hervorgebrochen war und die der feindlichen Artillerie-Aufſtellung unmittelbar vorgelegenen Dörfer: Horenowes, Racitz, Trotina, theils genommen, theils mit Ueberflügelung bedroht hatte.

Die Kämpfe, die zur Beſitznahme dieſer drei Dörfer führten, geben wir zunächſt in kurzer Schilderung.

[Die Wegnahme von Horenowes.] Wrchownitz — wir hoben es bereits hervor — war ſeit unſrem Erſcheinen an der Nordgrenzlinie des Schlachtfeldes vom 1. Bataillon 2. Garde-Regiments,*) Major v. Petery, beſetzt.

General v. Alvensleben, etwa ſeit 12¼ Uhr das Wachſen unſres Geſchützfeuers und zugleich das Vorrücken des Gros der 1. Garde-Diviſion beobachtend, gab nunmehr Befehl, das 1000 Schritt in Front gelegene Horenowes wegzunehmen. Major v. Petery, der bereits mit größter Ungeduld in Wrchownitz gehalten hatte, brach ſofort vor, die vorderſten Compagnieen ganz in Schützen aufgelöſt, mit der Weiſung dicht am Dorfe ſich wieder zuſammenzuſchließen. Er wählte dieſe Vorſicht, um ſein Bataillon nach Möglichkeit gegen das Shrapnelfeuer des Feindes zu ſchützen.



Horenowes ſelbſt war von 2 Bataillonen Roßbach-Infanterie, die ſüdlich vom Dorfe gelegene Faſanerie aber durch das 2. Jäger-Bataillon, das ſchon gegen den Swiep-Wald gekämpft hatte, beſetzt. Die Dorfliſiere und die Straßen waren verbarrikadirt, die Häuſer verrammelt und es ſchien eine hartnäckige Vertheidigung ſtattfinden zu ſollen. Doch kam es kaum dazu. Die 4. Garde-Jäger-Compagnie, Hauptmann v. Lettow, die den Angriff in erſter Linie mitmachte und neben ihr die 1., 2. und 4. Compagnie vom Bataillon Petery drangen im erſten Anlauf ein. Der Feind ſchoß lebhaft aus den Häuſern und Kellern, ergab ſich aber bald, als man ihm herzhaft zu Leibe ging. Es wurden 300 Gefangene gemacht. Die Compagnieen drangen durch das Dorf hindurch und ſtürmten mit halblinks gegen die »Zwei-Lindenhöhe« vor, von der die letzten feindlichen Batterieen abfuhren, als ſie das Dorf in unſren Händen und dadurch ſich ſelber aller Infanterie-Deckung beraubt ſahen.

---

*) Das 2. Bataillon, Major v. Reuß, 2. Garde-Regiments, das gleichzeitig mit dem 1. in Zizelowes eingetroffen war, hatte durch General v. Hiller Befehl erhalten, ſofort zur Unterſtützung der im Swiep-Walde ſo hart bedrängten 7. Diviſion auf Benatek vorzugehn. Oberſt v. Pape, Commandeur des 2. Garde-Regiments, begleitete das Bataillon auf dieſem Marſch. Um 12¼ rückte man in Benatek ein. Das Dorf brannte und trug die Spuren eines harten Kampfes. Zwiſchen den Trümmern waren Todte und Verwundete angehäuft. Oberſt v. Pape ritt zunächſt gegen den Swiep-Wald vor, um ſich über den Stand des Gefechts zu informiren. „Dort (ſo ſchreibt der Oberſt) bot ſich ein ſchrecklicher Anblick dar. Die braven Regimenter der magdeburger Diviſion mußten einen furchtbaren Stand gehabt haben und noch jetzt ließ das unausgeſetzte Einſchlagen der Granaten, das Krachen der abgeſchlagenen Baumzacken und das anhaltend rollende Gewehrfeuer es ſchwer begreifen, wie es ihnen möglich geworden war, ſo lange Stunden gegen die coloſſale Uebermacht dort Stand zu halten. Ihre Zähigkeit vermochte nur die höchſte Anerkennung und Bewunderung zu erregen. Es war wohl natürlich, daß von Offizieren wie Mannſchaften unſer Erſcheinen in dieſer mehr als ſchweren Lage mit größter Freude begrüßt wurde." — Das Bataillon v. Reuß wurde übrigens, als Oberſt v. Pape es eben gegen den Swiep-Wald vorführen wollte, zur Diviſion zurückbeordert und ihm die „Baumhöhe von Horenowes", wie ſo vielen andern Truppentheilen an dieſem Tage, als point de vue angegeben.

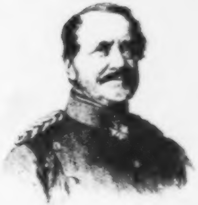
Beinah gleichzeitig wurde auch die Faſanerie genommen. Gegen dieſe richtete ſich die 3. Compagnie 2. Garde-Regiments, Hauptmann v. Herwarth III. Das 2. Jäger-Bataillon wich nach kurzem Kampf. Der Schützenzug, unter Lieutenant Chorus,*) folgte dem zurückgehenden Feind, während der Reſt der 3. Compagnie ſich ebenfalls auf die Zwei-Lindenhöhe zog.

[Die Wegnahme von Racitz.] Etwa um dieſelbe Zeit (wahrſcheinlich eine Viertelſtunde früher), zu welcher General v. Alvensleben das 1. Bataillon 2. Garde-Regiments gegen Horenowes vorbeorderte, beorderte General v. Zaſtrow (Portrait ſiehe nebenſtehend) das 1. Bataillon 50. Regiments gegen Racitz. Das letztre war durch 2 Bataillone vom Regiment Jellacic, wie Horenowes durch 2 Bataillone Roßbach, beſetzt; unmittelbar dahinter, auf den Waldhöhen des rechten Trotinka-Ufers hatte das 9. Jäger-Bataillon (Steiermärker und zur Brigade Henriquez gehörig) Stellung genommen.

Racitz ſelbſt wurde im erſten Anlauf genommen. Der Angriff erfolgte

---

*) Lieutenant Chorus, in raſtloſer Verfolgung des Feindes, kam von ſeinem Bataillon völlig ab und fand daſſelbe erſt zwei Stunden ſpäter am Walde von Lipa wieder. Es glückte ihm in dieſer Zeit, mitten durch feindliche Maſſen ſich hindurchgehend, an einem glänzenden Handſtreich in erſter Reihe theilnehmen zu können. Halben Wegs zwiſchen Chlum und Nedelist ſtieß er auf eine feindliche Batterie von 12 Geſchützen. Auf 600 Schritt eröffnete er das Feuer auf dieſelbe, ging aber, als dies nicht genügend wirkte, auf 300 Schritt heran und beſchoß, obſchon mit Kartätſchen überſchüttet, die Infanterie-Bedeckung ſo wirkſam, daß dieſelbe abrückte. Hierauf wurde es in der Batterie, auf welche ſich nun das Feuer des Zuges concentrirte, unruhig und Lieutenant Chorus hielt den Moment für gekommen, ſich ihrer zu bemächtigen. Unter lautem Hurrah ſtürzte er ſich mit ſeinem Zuge vorwärts, empfing noch 30 Schritt vor der Mündung der Geſchütze eine Kartätſchlage, die aber, da die Batterie zu hoch ſtand, unſchädlich über den Köpfen hinwegſchmetterte, und war im nächſten Augenblick in der Batterie, von der er die zwei nächſten Flügelgeſchütze beſetzte, während eine herbeieilende Compagnie des 3. Garde-Regiments die übrigen acht wegnahm. Lieutenant Chorus, vom Kronprinzen für dieſe ſchöne Waffenthat beglückwünſcht, erhielt den pour le mérite.



derart, daß die 1. und 4. Compagnie in der Front vorgingen, während die 3. die linke Flanke deckte und die 2. in Reſerve folgte. Der Führer der 1. Compagnie, Hauptmann v. Schlutterbach, feierte durch Wegnahme von Racitz den Jahrestag ſeines Gefechts von Lundbye (3. Juli 1864). 250 Gefangene wurden gemacht, eine Fahne erobert.

Bis hierher hatten die 50er kaum Verluſte gehabt; dieſe ſtellten ſich aber ein, als ſie Racitz nach Süden hin paſſirten und nunmehr gegen jene langgeſtreckte, am rechten Trotina-Ufer gelegene Waldhöhe vorgingen, darin, wie ſchon erwähnt, das 9. Jäger-Bataillon ſteckte. Dieſes, aus dem verhauartig hergerichteten Waldrande hervor, empfing unſre zwei vorderſten Compagnien, die 1. und 4., mit wohlgezielten Schüſſen. Nach kurzem Feuergefecht ſchickten ſich die Unſrigen eben zum Sturme an, als ein Jäger-Offizier vortrat und mit einem weißen Taſchentuch winkte, das er an die Spitze ſeines Degens geſteckt hatte. „Unſer Hauptmann — ſo ſchreibt ein 50er — befahl ſofort das Feuer einzuſtellen, was auch augenblicklich geſchah. Wir ſtiegen nun arglos den Hügel hinan, um dem Feinde die Gewehre abzunehmen. Aber plötzlich, als wir auf 150 Schritt heran ſein mochten, gaben die Elenden Feuer auf uns. Ein Glück, daß einer von ihnen vorſchoß und ſo zu ſagen die Verrätherei annoncirte, die man gegen uns vorhatte. Wie ein Blitz warfen wir uns zu Boden, ſo daß die Salve unſchädlich über uns hinkrachte. Aber jetzt gingen wir wüthend los; es wurde kein Pardon gegeben; was wir faßten, mußte über die Klinge ſpringen; der feindliche Offizier, der dieſen böſen Streich gewagt hatte, hatte ſechs Schußwunden.“

So der Bericht. — Die Tête der 11. Diviſion (1. Bataillon vom 50. Regiment) warf alſo nicht nur zwei Bataillone Jellacic aus Racitz hinaus, ſie vertrieb auch von dem unmittelbar hinter dem Dorf gelegenen

Waldrücken die dort aufgeſtellten feindlichen Jäger, und drängte dieſelben über das Plateau fort auf Sendraſitz zurück.

SENDRAŠITZ V. D. WEGE NACH TROTINA AUS.

Die Vertreibung dieſer Jäger-Abtheilung war aber nicht allein ein Werk der 50er; in erſter Reihe wirkte dabei vielmehr die 12. Diviſion mit, die am linken Trotina-Ufer vorgehend und eben jetzt den Bach nach rechts hin durchwatend, mit mehreren Halbbataillonen des Regiments Nr. 23 den Feind in beiden Flanken faßte.

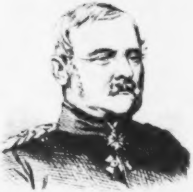
Wir geben nunmehr auch dieſe Vorgänge am äußerſten linken Flügel.

[Die Wegnahme von Horicka-Berg, Trotina-Mühle und Dorf Trotina.] Die Tête der 12. Diviſion ſtand, wie wir wiſſen, bald nach 11 Uhr am Fuße des Horicka-Berges; ihr gegenüber, in erheblicher Entfernung (bei Dorf Trotina) die Brigade Henriquez: das Regiment Belgien im erſten, das Regiment Heſſen im zweiten Treffen. Zwiſchen unſrer und der feindlichen Aufſtellung, am rechten Trotina-Ufer bis zur Südſpitze von Racitz hin, das mehrgenannte 9. Jäger-Bataillon.

Der nächſte Punkt, deſſen wir uns zu verſichern hatten, war der Horicka-Berg; er war um 12 Uhr, oder wenig ſpäter, in unſern Händen, und ganz in derſelben Weiſe wie bei Horenowes und Racitz unſre ſiegreichen Bataillone gleich durchſtießen, um den dahinter gelegenen Höhenzug zu beſetzen, ſo rückte auch die 12. Diviſion ohne Zögern weiter ſüdlich vor, um ſich en ligne mit den rechts neben ihr avancirenden Diviſionen zu halten.

Generallieutenant v. Brondzynski (Portrait ſiehe nebenſtehend) nahm dabei das Regiment Nr. 23, in ſechs Halbbataillonen formirt, an die Tête.

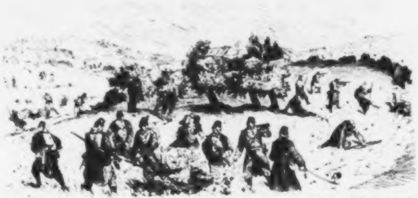
Als die vorrückenden Halbbataillone um etwa 12¾ Uhr ſich in Höhe des Punktes befinden mochten, wo am jenſeitigen Trotina-Ufer die 9. Jäger und unſre 50er ſoeben im Kampfe ſtanden, ließ Generallieutenant v. Brondzynski, unter Zurückbehaltung des Halbbataillons Fehrentheil (6. und 8. Compagnie), die übrigen fünf Halbbataillone rechts ſchwenken und beorderte



ſie in beide Flanken des Feindes. Die 23er, zum Theil bis unter den Arm im Waſſer, durchwateten den Bach, faßten das Jäger-Bataillon von rechts und links und gaben dadurch dem durch unſre 50er eingeleiteten Gefecht die ſofortige Entſcheidung. Die Jäger, wie wir geſehen haben, gingen auf Sendraſitz zurück; die Unſren folgten.

In dieſem Augenblick, ſehr wahrſcheinlich um die Jäger zu degagiren, avancirte von Dorf Trotina aus die feindliche Brigade, das berühmte Regiment Belgien an der Tête, daſſelbe Regiment, das noch zuletzt im 64er Kriege unter Herzog Wilhelm von Würtemberg, ſeinem damaligen Oberſten, mit glänzendſter Bravour die Dänen aus ihrer Stellung bei Oeverſee hinaus geſtürmt hatte. Gleichzeitig mit dem Regiment Belgien rückte die Brigade-Batterie bis in die Höhe der Trotina-Mühle vor.

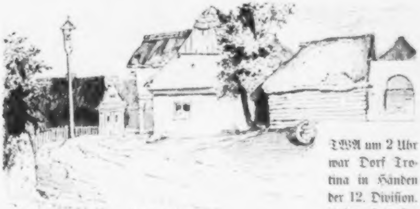
Aber dieſe kurze Offenſiv-Bewegung, wenn ſie auch darin reuſſirte, daß ſie den zurückgehenden Jägern Luft ſchaffte, vermochte doch nicht dem Vorrücken unſrer 23er, dem ſich das ſchleſiſche Jäger-Bataillon Nr. 6 anſchloß, wirkſam zu begegnen. Zu beiden Seiten der Trotina drangen die Halbbataillone vor, am rechten Ufer auf Sendraſitz, am linken auf Trotina-Mühle und Dorf Trotina. Beſonders dieſe letztre Bewegung, weil ſie das Regiment Belgien in ſeiner rechten Flanke umging, wurde entſcheidend. Ein Zug der 2. Jäger-Compagnie unter Lieutenant v. Oldenshauſen bemächtigte ſich der mehrgenannten Mühle, das Halbbataillon Fehrentheil aber, zunächſt Rodow paſſirend, in deſſen Nähe eine ſpringende Granate einige Mannſchaften außer Gefecht ſetzte, drang im Laufſchritt in das Dorf Trotina ein und machte daſelbſt zahlreiche Gefangene. Bei dem eiligen Paſſiren verſäumte man indeß eine exacte Durchſuchung der Häuſer, worin noch Hunderte von Feinden verſteckt waren, die dann während der Nacht Gelegenheit fanden über die Elbe oder nach Joſephſtadt zu entſchlüpfen.



Die Brigade Henriquez, nachdem Trotina in unſern Händen war, zog ſich ſüdlich auf Lochenitz, an der Elbe. Hier werden wir ihr zu einer ſpätern Stunde wieder begegnen.

Auf der Höhe von Maslowed.

Die feindliche Aufſtellung um 2 Uhr.



ETWA um 2 Uhr war Dorf Trotina in Händen der 12. Diviſion. Unſer äußerſter linker Flügel ſtand alſo bereits halb im Rücken des bei Lipa und Chlum noch immer unerſchütterten Feindes.

Generallieutenant v. Prondzynski, die Kräfte ſeiner Diviſion aufs äußerſte anſpannend, war in dem raſtloſen Streben, nicht zurückzubleiben, den beiden neben ihm kämpfenden Diviſionen ſehr wahrſcheinlich um eine Spanne vorausgekommen, freilich (wenn überhaupt) doch immer um eine Spanne nur. Denn auch die 11. Diviſion im Centrum und die 1. Garde-Diviſion am rechten Flügel waren in unausgeſetztem Vorgehn geblieben und hatten ſich, von dem erſten Querriegel aus, alsbald auch in Beſitz des zweiten geſetzt. Die Têten aller drei Diviſionen befanden ſich alſo im Weſentlichen wieder en ligne; die Gros der Diviſionen waren dicht heran, oder rückten bereits in die Intervalle ein. Die Artillerie fuhr auf. Man hielt, nach Wegnahme der gleichnamigen Dörfer, auf dem Höhenzuge zwiſchen Maslowed*) und Zendraſitz, den dritten Riegel vor ſich.

---

*) Maslowed wurde durch die 4. Garde-Jäger-Compagnie unter Hauptmann v. Lettow, vielleicht unter Mitwirkung kleinerer Abtheilungen vom 2. Garde-Regiment (Bataillon Petery)

Unſer Vorrücken in dieſe Stellung, mit Ausnahme des Dorfgefechts um Maslowed, war nirgends einem Widerſtande begegnet; wir ſahen, noch während wir die Höhe von Horenowes hielten, abrückende feindliche Colonnen, die, ſo weit es ſich erkennen ließ, den dritten Riegel, alſo den Höhenzug zwiſchen Chlum und Nedeliſt zu erreichen trachteten, aber keine dieſer Colonnen machte Miene das zwiſchen dem erſten und dritten Riegel gelegene Terrain zu behaupten; ihr Zweck ſchien lediglich darauf gerichtet, ohne Zwiſchenfälle, ohne Kämpfe unterwegs, die nur den beſchloſſenen Aufmarſch ſtören konnten, die bezeichnete Linie Chlum-Nedeliſt zu erreichen.

Dies Beſtreben war ſo erſichtlich, daß unſrerſeits der Entſchluß gefaßt wurde, dieſen Abzug nach Möglichkeit zu hindern. Da dies bei dem bedeutenden Vorſprung, den der Feind hatte, mit unſern Fußtruppen nicht möglich war, ſo befahl Generalmajor Graf Bismarck, der mit ſeiner combinirten Cavallerie-Brigade (3. Ulanen- und 2. Dragoner-Regiment) auf der Höhe von Horenowes hielt, die abziehenden Bataillone zu attakiren. Es geſchah dies in zwei, aus dem Dragoner-Regiment gebildeten Colonnen, von denen die weiter links vorgehende (1. und 5. Schwadron) der Major v. Steinbräck, die weiter rechts vorgehende (2., 3., 4. Schwadron) der Regimentscommandeur, Oberſtlieutenant Heinichen, gegen die feindliche Infanterie vorführte.

Das Schickſal beider Attaken war daſſelbe. Die Schwadronen ritten nieder oder nahmen gefangen was ſich ihnen an kleineren Knäueln in den Weg ſtellte, mußten aber unter Verluſt zurück, als ſie mit müden Pferden in die Quarre bildenden Bataillone hineinſprengen wollten.

Beſonders blutig verlief die Attake auf das die Queue bildende 3. Bataillon vom Regiment Sachſen-Weimar, das, um den Abzug aller übrigen Bataillone zu decken, wie wir wiſſen, bis zuletzt Maslowed beſetzt gehalten hatte und in geſchloſſener Haltung, 6 Geſchütze vorauf, eben jetzt über den zweiten Riegel hinweg ſeinen Abzug auf Nedeliſt bewerkſtelligte. Gegen dies Bataillon führte Oberſtlieutenant Heinichen ſeine Schwadronen. Das Anreiten war brillant. Im Galopp wurde der tief eingeſchnittene Hohlweg paſſirt. Die das Bataillon umgebenden Schützenſchwärme wurden übergeritten und das Quarre, trotzdem die Escadrons erſt auf 40 Schritt die erſte Salve

---

nach kurzem Kampf genommen. Die Vertheidigung des Dorfes lag dem 3. Bataillon Sachſen-Weimar ob. Das öſtreichiſche Generalſtabswerk, ſo weit das genannte Bataillon (Sachſen-Weimar) dabei in Betracht kommt, erwähnt dieſes kurzen Kampfes um Maslowed *nicht*, ſondern ſpricht nur von einer Vertheidigung des Dorfes durch das 2. Bataillon Steininger. Dies erklärt ſich ſo, daß Maslowed, bei dem ſtundenlangen Hin- und Herwogen von Freund und Feind, *verſchiedentlich* beſetzt und genommen wurde. Das 2. Bataillon Steininger, als es in das viel genannte Dorf einrückte, fand es Seitens unſrer Garde-Jäger längſt geräumt und hielt es unangefochten, bis die Avantgarde der in dieſer Richtung gegen Ziwa vorgehenden 2. Garde-Diviſion es ihm, in einem *zweiten* Dorfgefecht, entriß.

erhielten, mit dem erſten Choc genommen. Schon fingen die Feinde an die Waffen zu ſtrecken, als die Escadrons von der linken Flanke Geſchütz- und Gewehrfeuer aus einer Entfernung von 12 Schritt erhielten. Oberſtlieutenant Heinichen, der mit der Energie und Kaltblütigkeit, die ihm in einem ſeltenen Maße eigen waren, auf die Front des Quarrés zugeritten war, erhielt vier Kugeln, von denen die eine durch den linken Kinnbacken in das Genick drang und ihn ſofort tödtete. Er ſank lautlos auf den Hals des Pferdes nieder und glitt von demſelben dicht vor dem Quarre herunter. Auch ſein Pferd war von vier Kugeln getroffen worden.*) — Das Bataillon Sachſen-Weimar ſetzte ſeinen Abmarſch unbehindert fort.

Dieſe Cavallerie-Angriffe mochten um 1½ oder 1¾ Uhr ſtattgefunden haben; während ſie ſtattfanden (wir deuteten es ſchon an) rückten die Têten der 1. Garde- und 11. Diviſion, hart unter Granatfeuer genommen aber ſonſt unbehelligt, vom erſten Riegel auf den zweiten vor und hielten eine Viertelſtunde ſpäter auf dem Höhenzuge zwiſchen Maslowed und Sendraſitz. Der feindliche rechte Flügel (IV. und II. Corps) hatte inzwiſchen die urſprünglich angeordnete Hakenſtellung, die er während des Swiepwald-Kampfes aufgegeben hatte, wieder eingenommen und ſtand nunmehr zwiſchen Chlum-Nedeliſt unſern zwei Diviſionen, ganz beſonders unſerer an dieſer Stelle vorgehenden 1. Garde-Diviſion gegenüber.

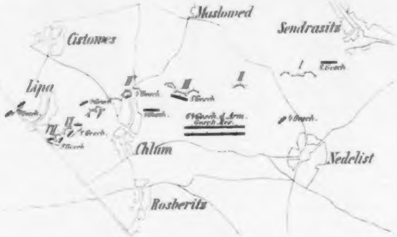
Einen erbitterten Kampf ſollten die nächſten Stunden bringen. Ehe wir ihn ſchildern, iſt es nöthig die Aufſtellung des Feindes, wenigſtens in ihren großen Zügen, zu geben.

Aufſtellung des Feindes um 2 Uhr.

Die nunmehr eingenommene *Hakenſtellung* des IV. und II. Corps war im Weſentlichen eine Aufſtellung zwiſchen Chlum und Nedeliſt. Vor derſelben lagen vier Schanzen und zwar derart, daß Schanze 4 unmittelbar in Front von Chlum, Schanze 1 in Front von Nedeliſt gelegen war. Dieſe Schanzen, erſt in der Nacht vorher entſtanden, waren unbeſetzt geblieben und entbehrten ſomit für den Gang des Gefechts all und jeder Bedeutung, wir legen aber Gewicht auf ſie, weil ſie in Betreff der feindlichen Aufſtellung vorzügliche Markpunkte abgeben, mit deren Hülfe es möglich wird, ſich leichter zu orientiren.*)

---

*) Sogleich nach beendeter Attake wurde der Leichnam von Leuten der 1. Escadron des Regiments auf einem Wagen in das Todtenhaus auf dem Friedhofe von Horenowes gebracht, wo man ihn am nächſten Tage begrub. Hier ruhte er bis zum Januar 1868, zu welcher Zeit ein Freund des Gefallenen, Amtsrath Dietze, die Leiche ausgraben und nach Barby überführen ließ. Dort fand am 25. Januar die Beiſetzung ſtatt. — Die ſchmerzliche Nachricht von dem Tode eines Bruders und zweier naher Verwandten, welche als hannöverſche Offiziere in der Schlacht von Langenſalza blieben, iſt dem Verſtorbenen erſpart geblieben. König Wilhelm ehrte das Andenken dieſes ausgezeichneten Offiziers durch folgende Inſchrift, welche auf einer ſilbernen Schleife an der Standarte des 1. Brandenburgiſchen Dragoner-Regiments Nr. 2 angebracht iſt: „In der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 fiel an der Spitze des Regiments der Commandeur deſſelben, Oberſtlieutenant Heinichen, in der Nähe dieſer Standarte.



In, bei und hinter Chlum ſtand die Brigade Appiano vom III. Corps. Links daneben (im Lipa-Gehölz) Brigade Benedek. In Front von Chlum, etwa bei Schanze 4, drei Batterieen; im Rücken des Dorfes eine vierte.

Rechts neben Chlum, auf dem Terrain zwiſchen Schanze 4 und 2, ſtand das IV. Corps in zwei Treffen formirt und zwar:

a. die intacte Brigade Erzherzog Joſeph, die drei Jäger-Bataillone 8, 30, 27 und zwei Batterieen im erſten,

b. die Trümmer der Brigaden Brandenſtein und Poeckh, ſo wie eine Batterie im zweiten Treffen. (Die 4. Brigade des Corps, Brigade Fleiſchhacker, war abgetrennt und befand ſich noch in Ciſtowes. Wir begegnen ihr ſpäter.)

c. In dem Zwiſchenraum zwiſchen den Brigaden Poeckh und Brandenſtein des zweiten Treffens waren acht Batterieen der Armee-Geſchütz-Reſerve unter Oberſtlieutenant v. Hofbauer aufgefahren.

Rechts neben dem IV. Corps und der Armee-Geſchütz-Reſerve, auf dem Terrain zwiſchen Schanze 2 und 1, in Front und bald auch im Rücken von Nedeliſt, hielten die Brigaden Thom, Würtemberg, Saffran. (Rechts neben dieſen wieder die 2. leichte Cavallerie-Diviſion und, als äußerſter rechter Flügel, hart an der Elbe: Brigade Henriquez.)

---

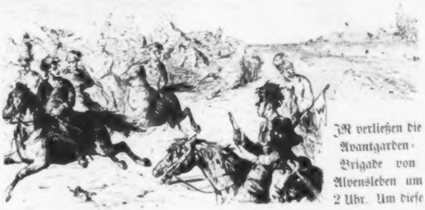
*) Drei weitre, übrigens Seite 495 bei Gelegenheit des großen Artilleriekampfes gegen Lipa bereits näher bezeichnete Schanzen (5, 6, 7) befanden ſich links von Chlum in und am Lipa-Gehölz, ſie waren aber für den hier zu ſchildernden Theil des Kampfes auch als bloße Markpunkte ohne alle Bedeutung. — Die vorſtehende Karte iſt nach einem öſtreichiſchen Croquis angefertigt. Sie ſtimmt nicht ganz mit unſren im Text gemachten Angaben. Die letztren ſind die richtigeren. Die Differenz zeigt ſich namentlich bei den Batterieen in Front und Rücken von Chlum. Hier befanden ſich mehr Batterieen als unſre Karte aufweiſt.

Unſre hier vorgehenden Diviſionen ſtießen alſo zwiſchen Chlum und Nedeliſt auf 120 Geſchütze und 6 Brigaden. Es ſcheint indeß, daß die genannten drei Brigaden des II. Corps (Brigade Henriquez kam an dieſer Stelle ohnehin nicht in Betracht) kaum irgendwo einen ernſtern Widerſtand verſuchten, vielmehr nach ſchnell wechſelnden Aufſtellungen echellonweiſe ihren Abmarſch auf die Elbe bewerkſtelligten. Mit Recht iſt dies vorzeitige ſich in Sicherheit bringen, das die ganze Haltung des II. Corps am Nachmittage des 3. charakteriſirt, getadelt worden. Das IV. Corps, wenn es auch durch ſeine Linksſchwenkung und ſeinen allzu hartnäckigen Kampf im Swiep-Wald gewiß einen Ungehorſam, vielleicht ſelbſt einen Fehler beging, hat wenigſtens durch Ausharren und ſich opfern beides wieder gut zu machen geſucht.

Von unſern beiden, gegen die Linie Chlum-Nedeliſt avancirenden Diviſionen ging die 11. auf Nedeliſt, nahm es und drang von da aus weiter vor. Wir werden ihr bei dieſem Vorgehn, wie auch der 12. Diviſion, wieder begegnen. Im Eigentlichen aber war der blutige Kampf, der ſich auf der mehrgenannten Linie entwickelte, ein Kampf der 1. Garde-Diviſion, die, Alles vor ſich niederwerfend, faſt im erſten Anlauf die ganze Stellung nahm.

Wir treten nunmehr in die Einzelnheiten dieſes Gardekampfes ein.

Die Grenadier-Brigade v. Obernitz nimmt Chlum.



JM verließen die Avantgarden-Brigade von Alvensleben um 2 Uhr. Um dieſe Stunde befanden ſich

das 1. und 2. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment und das 2. Bataillon vom 2. Garde-Regiment etwa 1000 Schritt öſtlich von Maslowed,

das 1. Bataillon vom 2. Garde-Regiment aber 1200 Schritt ſüdlich von Maslowed, in einem zwiſchen Ciſtowes und Nedeliſt ſich hinziehenden Grunde. — Dies Bataillon v. Petery (daſſelbe, das Horenowes genommen hatte) ſtand alſo zunächſt am Feind, etwa in Büchſenſchuß-Entfernung von Chlum.

Alle vier Bataillone ſchickten ſich eben zu weitrem Vormarſch an, als ihnen durch einen Befehl Generallieutenants v. Hiller Halt geboten wurde. Dieſem Befehle nachkommend, traten die genannten Bataillone vorläufig in eine Reſerve-Stellung ein, und die beiden andern Brigaden der 1. Garde-Diviſion: die Grenadier-Brigade v. Obernitz und die Füſilier-Brigade v. Keſſel, marſchirten nunmehr an ihnen vorbei auf Chlum zu, zunächſt auf das zwiſchen Schanze 4 und 2 gelegene Terrain. Als die Brigade Obernitz das Bataillon Petery paſſirte, war es 2¼ Uhr.

Etwa um dieſelbe Zeit hatte auch die Garde-Artillerie, die dem Vorgehn der Infanterie raſch gefolgt war, ihre Schräg-Aufſtellung zwiſchen Maslowed und Nedeliſt glücklich ausgeführt und eröffnete, acht Batterieen ſtark, ihr Feuer. Es waren dies die vier Diviſions-Batterieen Braun, Elteſter, Witte, v. Schmeling, dahinter in zweiter Linie die vier Batterieen der Reſerve-Artillerie unter Oberſtlieutenant v. Mieſitſcheck. 48 Geſchütze ſtark trat die Garde-Artillerie in den Kampf gegen 120 feindliche Geſchütze.*)

Das Feuer ſteigerte ſich alsbald zu einer unglaublichen Heftigkeit. Auch zwiſchen Lipa und der Biſtritz erreichte eben jetzt der Artilleriekampf ſeine Höhe. Einzelne Schüſſe waren ſeit lange nicht mehr zu unterſcheiden; ein fortwährendes Rollen erſchütterte Luft und Erde. Auf dem Geſammt-Terrain der Schlacht feuerten über 500 Geſchütze. Es iſt fraglich, ob ſelbſt bei Borodino, Leipzig, Waterloo ähnliche Geſchützmaſſen gleichzeitig in Action traten.

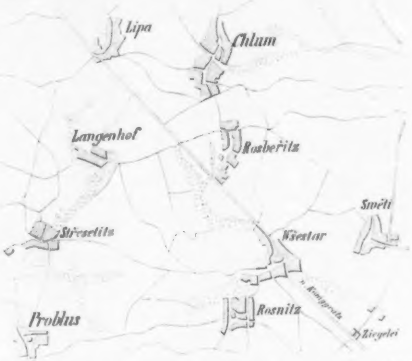
Während dieſes Getöſes — die Avantgarden-Brigade in der angegebenen Weiſe überſchreitend — rückten die Brigaden v. Obernitz und v. Keſſel gegen die Linie Chlum-Nedeliſt vor.

Wir folgen zunächſt der erſtern auf Chlum.

Chlum, ein Kirchdorf, auf der gleichnamigen Höhe (»Höhe von Chlum«) gelegen, dehnt ſich, lang und ſchmal, in der Richtung von Norden gegen Süden aus und zwar derart, daß der ſüdlichſte Theil mit der hübſchen, weithin ſichtbaren Kirche auf dem höchſten Punkte der Höhe liegt. Gegen Norden hin fällt der Ort, der ſehr unregelmäßig gebaut iſt und aus den landesüblichen ärmlichen Holzhütten beſteht, mehr und mehr ab. Nur wenige Häuſer ſind von feſterem Bau, alle aber ſind mit Gärten umgeben. Die Verbindung wird durch eine Längs- und eine Quergaſſe hergeſtellt, die ſich ziemlich in Mitte des Dorfes kreuzen. Die Quergaſſe iſt kurz, läuft in einer mäßigen Vertiefung und theilt den Ort erkennbar in eine nördliche und ſüdliche Hälfte. In ihrer Verlängerung nach Weſten und Oſten hin führt dieſe Quergaſſe einerſeits, ſich gabelnd, nach Lipa und Ciſtowes, andrerſeits nach Nedeliſt. Die Längsgaſſe läuft ſüdlich (durch einen Hohlweg) auf Rosberitz zu. Ueberhaupt haben alle Straßen und Pfade mehr oder weniger einen Hohlweg-Charakter. Das wichtigſte aber in Bezug auf die Terrain-Configuration iſt, daß man von keinem Punkt des Ortes oder ſelbſt der Ortsumfaſſung aus einen freien Blick nach dem Fuß der Höhe hat; man kann nur dann hinunterſehn, wenn man unmittelbar an den Abhang tritt. — Wir werden ſehen, von wie großer Bedeutung dieſe Terrainbeſchaffenheit für die Vorgänge wurde, die ſich alsbald hier entwickeln ſollten.

---

*) Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Kampf thatſächlich mit ſo ungleichen Kräften geführt worden iſt, ſicherlich nicht andauernd. Wir möchten annehmen, daß nur die 64 Geſchütze der Armee-Geſchütz-Reſerve (vergl. S. 558) uns ernſthaft zu ſchaffen machten. Was nach Weſten hin links daneben ſtand, alſo alle Arten Batterieen des IV. Corps, kam nicht ſehr in Betracht. Dieſe Batterieen, ſeit 8 Uhr früh bereits im Feuer, hatten ſich theils verſchoſſen, theils ſchwer gelitten, vor allem aber drang unſre Infanterie mit ſolcher Rapidität vor, daß die am feindlichen linken Flügel ſtehenden Batterieen entweder genommen wurden oder ihre Stellungen aufgeben mußten. Dadurch entſtand einigermaßen eine Gleichheit der Kräfte hüben und drüben. — Die links neben unſrer Garde-Artillerie vorgehende Artillerie der 11. Diviſion unter Major Bröcker ſcheint an dieſem Theil des Kampfes keinen erheblichen Antheil genommen und erſt nach Wegnahme von Rosberitz, als der Schlußact des großen Dramas ſich vorbereitete, wieder in hervorragender Weiſe eingegriffen zu haben.



Chlum, wie wir wiſſen, war durch die Brigade Appiano beſetzt. Einzelne Theile dieſer Brigade hatten, während der Vormittagsſtunden, von Ciſtowes aus an dem Kampfe im Swiep-Walde theilgenommen; ſeit 11 Uhr aber waren alle Abtheilungen auf die Höhe gezogen und war ihre Aufſtellung um dieſe Stunde wie folgt:

in Chlum das 2. und 3. Bataillon Sachſen-Meiningen;
hinter Chlum (auf der Höhe) das 1. Bataillon Sachſen-Meiningen, das 4. Jäger-Bataillon, das Regiment Erzherzog Heinrich zur größeren Hälfte. (Die kleinere Hälfte verblieb in Ciſtowes.)

Dieſe Aufſtellung wurde aber, und zwar ſehr zum Schaden unſres Gegners, nicht beibehalten. Als nach 1 Uhr unſer Geſchützfeuer, von der Höhe von Horenowes aus, immer heftiger zu werden und das 2. Bataillon Sachſen-Meiningen bereits Verluſte zu erleiden begann, ordnete der in Chlum anweſende Generalmajor v. Appiano den Rückmarſch des zweiten Treffens hinter den Kamm der Höhe an. Die betreffenden Bataillone rückten dahin ab und ſtanden nun am Fuß des Hügels. Der Schutz, den dieſe veränderte Stellung momentan gewährte, ſollte ſpäter theuer bezahlt werden. Die Offiziere hatten eine Vorahnung davon. Sie ſagten ſich, die Höhe, die man jetzt freiwillig aufgebe, werde binnen Kurzem wieder erſtürmt werden müſſen. Aber der ſtrikte Befehl ließ keine Wahl.

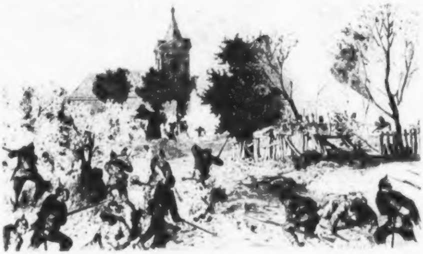
Um etwa 2 Uhr war die neue Stellung eingenommen und das 1. Bataillon Sachſen-Meiningen, das 4. Jäger-Bataillon, das Regiment Erzherzog Heinrich ſtanden nunmehr am Fuße der Chlum-Höhe, weſtlich von Rosberitz, in der Richtung nach der Chauſſee hin. Nur die eigentliche Beſatzung von Chlum war in ihrer alten Stellung verblieben. Das 2. Bataillon Sachſen-Meiningen, Oberſtlieutenant Baron Schimmelpenning, hielt nach wie vor die Nordhälfte des Dorfes beſetzt; das 3. Bataillon, Major Jaczkowski, ſtand in der öſtlichen Verlängerung der Quergaſſe, in einer nach Nedeliſt führenden Terrainmulde. Die Aufſtellung war derart, daß die Bataillone weder einen freien Blick auf den Feind, noch Verbindung unter einander hatten. Die Vertheidigung des Orts war dem Commandeur des Regiments Sachſen-Meiningen, dem Oberſten Slaveczki, anvertraut. Wie es ſcheint, keine beſonders glückliche Wahl. Er war kurzſichtig, ſchien von der Exiſtenz einer II. preußiſchen Armee oder doch von der Möglichkeit ihres Erſcheinens nur eine vage Vorſtellung zu unterhalten und beantwortete bis zuletzt die Meldungen, die bei ihm eingingen, mit der ſtereotypen Phraſe: »Sie ſind ein Schwarzſeher«. Er hatte ſeinen Stand beim 3. Bataillon genommen.

Um $2\frac{1}{2}$ Uhr (wir folgen in Nachſtehendem den Angaben eines öſtreichiſchen Berichtes) trafen raſch hintereinander immer neue Rapporte ein, »daß die preußiſchen Colonnen dicht heran ſeien und zwiſchen Chlum und Nedeliſt durchzubrechen trachteten«. Oberſt Slaveczki ſchüttelte den Kopf, lugte aus und ſagte dann ruhig: »das ſind die Sachſen«.

In der That ſchien er einen Moment in der bequemen Vorſtellung, daß kein Feind nahe ſei, Recht behalten zu ſollen. Unſre Colonnen, in dem coupirten Terrain unſichtbar werdend, waren plötzlich wie verſchwunden; aber im nächſten Augenblick ſchon in dichten Schwärmen aus der Erde wachſend,*) warfen ſie ſich von rechts her auf das an der Oſtſeite des Dorfes, in der Verlängerung der Quergaſſe ſtehende 3. Bataillon. Der Stoß traf zunächſt den rechten Flügel; Oberſt Slaveczki hielt am linken. Der Regimentsadjutant ſprengte heran, um ihm zu melden ....; »Sie ſind ein Schwarzſeher«, unterbrach ihn der Oberſt. Es waren ſeine letzten Worte. Die Unſren an drei, vier Stellen den rechten Flügel durchbrechend und die führerloſen Bruchſtücke in ihre Schützenſchwärme einwickelnd, hatten innerhalb 5 Minuten das ganze 3. Bataillon aufgelöſt, getödtet, gefangengenommen; kleine Reſte des linken Flügels retteten ſich ſüdlich um den Fuß der Höhe herum und nahmen Aufſtellung neben dem 1. Bataillon, Major Noak.

Der preußiſche Stoß, ohne Zeitverluſt, ging in der eingeſchlagenen Richtung weiter und die Mitte des Dorfes quer durchſchneidend, geſtaltete er ſich zu einem vorgeſchobenen Riegel, der, wenn es nicht glückte ihn zu durchbrechen, das ganze 2. Bataillon auf einen Schlag zu Gefangenen machte.

Das 2. Bataillon, wie wir wiſſen, hielt in der Nordhälfte des Dorfes. Oberſtlieutenant Baron Schimmelpenning war während des heftigen



---

*) Wer Chlum kennt, wird die totale Ueberraſchung, die hier ſtattfand, minder verwunderlich finden als alle diejenigen, die dieſe eigenthümliche Terrain-Configuration nie mit Augen geſehn haben. Mit Recht ſagt ein öſtreichiſcher Bericht: „Es war ein trüber Tag und die Ausſicht beſchränkt. Dazu kam, daß das Getreide auf den Feldern mannshoch ſtand und die ſich in daſſelbe werfenden Colonnen ſofort dem Blicke entzog. Endlich ziehen ſich von Maslowed auf Chlum und Nedeliſt mehrere Einſenkungen, die es den vorrückenden Colonnen möglich machten unbemerkt heranzukommen. Nur dann und wann ein Aufblinken der Gewehre, das ſich eben ſo ſchnell wieder verlor. So ſah man den Feind erſt deutlich, als man ihn fühlte.“

Feuergefechts bis an den öſtlichen Ausgang des Dorfes vorgeſchritten und raſch wahrnehmend, daß er in Gefahr ſei mit ſeinem ganzen Bataillon abgeſchnitten zu werden, ſprengte er zurück und gab Befehl, über die verhängnißvolle Quergaſſe hinaus in die höher gelegene ſüdliche Hälfte des Dorfes hinaufzurücken. In Eile traten die Compagnieen an, aber die Unſren waren raſcher geweſen; die Thür war zu, der Riegel vorgeſchoben. Ein ſchwacher Verſuch ihn zu öffnen, ſcheiterte unter dem Schnellfeuer der bereits in Häuſern und Hecken einlogirten preußiſchen Schützen; Baron Schimmelpenning fiel und vor Ablauf von abermals 5 Minuten waren 100 Mann vom 2. Bataillon todt und verwundet, 600 gefangen.

In nicht mehr Zeit als wir gebraucht haben über dieſe Vorgänge zu berichten, war Chlum genommen, der Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung in unſren Händen. Es war das 1. Bataillon, Major v. Kleiſt, vom 1. Garde-Regiment zu Fuß, das durch einen in halber Höhe des Dorfes von Oſten her ausgeführten Flankenſtoß dieſen glänzenden Erfolg faſt wie im Fluge errungen hatte. Von Norden her, den Feind feſthaltend und ihn verwirrend, hatte die 1. Garde-Jäger-Compagnie an dieſem Erfolge theilgenommen.

Chlum war nun unſer. Erſt jetzt, wo es verloren war, ſchien dem Gegner die volle Bedeutung dieſes Punktes klar zu werden. Der von den Offizieren vorausgeſehene Moment war jetzt da: die Höhe mußte vom Fuß des Berges aus wiedererobert werden. Das 1. Bataillon Sachſen-Meiningen, Major Noak, avancirte mit großer Bravour und trotz empfindlichſter Verluſte ſeine Reihen immer aufs Neue ſchließend, hatte es bereits die halbe Höhe des Abhangs erreicht, als ein von der großen Chauſſee her heranſtürmendes öſtreichiſches Ulanen-Regiment (wir kommen ſpäter auf dieſe Attake zurück) plötzlich ausbog, um der furchtbaren Wirkung unſres Schnellfeuers zu entgehn und im Ausbiegen ſich auf das eben hügelan avancirende Bataillon Sachſen-Meiningen warf. Im Nu war der ganze Truppenkörper überritten, zertrümmert, zerſtäubt. Major Noak verlor das Pferd; zu Fuß weiter kämpfend und bemüht das Uebel gut zu machen, fiel er ſchwer verwundet in Gefangenſchaft. Neben ihm ging die Fahne des Bataillons (zwei Fahnenträger fielen) nach ehrenvollem Kampf verloren.

Vincenz Criſtofek, Hauptmann im Regiment Sachſen-Meiningen, deſſen eingehendem Bericht über den Kampf bei Chlum wir die vorſtehenden Daten zu großem Theil entnommen haben, ſchließt ſeine Darſtellung mit folgenden Betrachtungen:

»Die Ulanen kamen und gingen wie die Windsbraut. Ihre Bahn bezeichneten unſre und ihre Todten. Das war die Hülfe, die ſie uns gebracht.

In und bei Chlum, zu dieſer Stunde des Tages, hat nur das Regiment Sachſen-Meiningen geſtritten. Daß es nicht in hellen Haufen davongelaufen iſt, wie man zu behaupten wagte, das beweiſen ſeine Verluſte, 620 Todte und Verwundete. Obwohl beſiegt, darf doch das Regiment ſtolz darauf ſein, auch im Feldzuge von 1866, wie 1859 in Italien, gegen Garden und nicht ſo ganz mit Unehre gekämpft zu haben. Dem Regiment Sachſen-Meiningen iſt aber ſein Recht noch nicht geworden.«

Wir haben gern dieſe Worte citirt. Die ſchweren Verluſte des Regiments ſollten wenigſtens öſtreichiſcherſeits zu nachſichtiger Beurtheilung ſtimmen. Auch ſcheint es in der That, daß ſich einzelne Abtheilungen (namentlich das 1. Bataillon, das 6 todte und 9 verwundete Offiziere hatte) mit anerkennenswerther Bravour geſchlagen haben. Im Großen und Ganzen aber wird man freilich weder der Aufſtellung, noch der Führung, noch der Haltung des Regiments beſondre Lobſprüche machen können. Unſre Garden vernichteten es beinah ſpielend. Es war ein Keſſeltreiben; Hunderte ergaben ſich ohne jeden Widerſtandsverſuch. Vorher ſchon mürbe gemacht, ſieben Stunden lang den Feind erwartend und endlich da ihn findend wo er nicht erwartet wurde, ſcheint angeſichts der »Rieſen vom 1. Garde-Regiment« (auch das wirkte mit) eine Panique über ganze Abtheilungen, namentlich über das 2. Bataillon gekommen zu ſein.

So wurde Chlum genommen und gegen einen erſten Verſuch, es wieder zu nehmen, behauptet. Der Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung war in unſern Händen und blieb es. Die Ueberraſchung hatte die Kraft des Feindes momentan gelähmt.

Unter denen, die durch die Wegnahme vollſtändig überraſcht worden waren, war vor Allen auch Benedek ſelbſt. Er hielt, 300 Schritt vom Dorf entfernt, auf dem mehrgenannten Hochplateau zwiſchen Chlum und Lipa. Er hatte keine Ahnung von dem, was ſich, auf ſo nahe Diſtance, in ſeiner rechten Flanke zutrug. Generalſtabsoberſt Neuber brachte die erſte Meldung. Nach öſtreichiſcher Angabe 2 Uhr 55 Minuten.

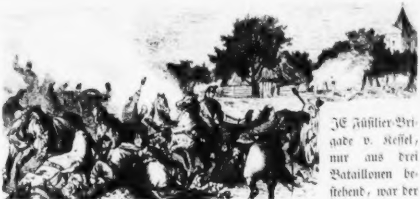
»Haben Sie den Feind in Chlum geſehn?« fragte der Feldzeugmeiſter.

»Ja, ich wurde mit Flintenſchüſſen empfangen.«

»Einen Augenblick ſchien der Feldzeugmeiſter unſchlüſſig, was zu thun ſei (ſo ſagt ein öſtreichiſcher Bericht), dann ſprengte er, um ſich perſönlich zu überzeugen, an der Spitze ſeiner zahlreichen Suite auf Chlum zu. Eine Garde-Compagnie, die ſich bereits außerhalb des Orts Chlum feſtgeſetzt hatte, empfing den Stab mit einem mörderiſchen Schnellfeuer, das eine Menge Perſonen und Pferde zu Boden ſtreckte. Major und Flügeladjutant Graf Grünne wurde tödtlich getroffen, Feldmarſchalllieutenant Henikſtein und Major Fürſt Eſterhazy verloren die Pferde unterm Leibe. Die Suite zerſtob nach allen Richtungen, die Mehrzahl ſuchte ſich dem vernichtenden Feuer dadurch zu entziehen, daß ſie den Abhang hinab einem Fabrikgebäude zueilte. Aber auch hier war bereits der Feind, der den Generalſtab mit neuen Dechargen empfing; Erzherzog Wilhelm wurde verwundet. Zum Ueberfluß erſchienen in dieſem Augenblick auch noch zwei unſrer eignen Batterieen und überſchütteten die Häuſergruppe, in denen allerdings der Feind ſteckte, mit einem ſolchen Shrapnelhagel, daß dem Armeecommandanten ſammt ſeinem Stabe minutenlang nur die Alternative blieb, durch feindliche Gewehrkugeln oder die eigenen Shrapnels niedergeſtreckt zu werden. Endlich glückte es, ſich aus dem Kreuzfeuer frei zu machen. Benedek ſelbſt ritt auf Lipa zu; die Generalſtabsoffiziere ſprengten gegen Weſten, um den Angriff der beiden Reſerve-Corps vorzubereiten.

Auf dieſe Wiedereroberungsverſuche kommen wir in den folgenden Capiteln verſchiedentlich zurück.

Die Füſilier-Brigade v. Keſſel nimmt Rosberitz.



DIE Füſilier-Brigade v. Keſſel, nur aus drei Bataillonen beſtehend, war der Grenadier-Brigade v. Obernitz, zum Theil in deren Intervalle einrückend, unmittelbar gefolgt und ſchwenkte ebenfalls rechts, als ſie die Linie zwiſchen Schanze 4 und 2 überſchritten und den abziehenden feindlichen Colonnen einige Salven nachgeſchickt hatte.

Dies Rechtsſchwenken der Füſilier-Bataillone erfolgte aber nicht gleichzeitig, ſo daß je nach dem Punkte, von dem aus die Schwenkung begann, auch der Punkt verſchieden war, auf den ſie traf. Nur die Richtung nach rechts hin war allen dreien gemeinſam.

Das Füſilier-Bataillon 1. Garde-Regiments, Oberſtlieutenant v. Helldorf, traf auf die hochgelegene Südſpitze von Chlum ziemlich genau in demſelben Moment, in dem das 1. Bataillon 1. Garde-Regiments, mitten durch das ebengenannte Dorf hindurch, von Oſt nach Weſt den Riegel vorgeſchoben und das 2. Bataillon Sachſen-Meiningen gefangen genommen hatte. Das Erſcheinen des Füſilier-Bataillons wirkte zu dieſem raſchen Erfolge nicht wenig mit, ganz beſonders durch Wegnahme einer an der Weſtſeite von Chlum haltenden Cavallerie-Batterie, die das aus der Quergaſſe, auf Lipa zu, hervorbrechende 1. Bataillon (in erſter Reihe die 3. Compagnie) mit Kartätſchen überſchüttete. Sieben Geſchütze wurden genommen, eins entkam.*) — Das Bataillon v. Helldorf verblieb am Südende des Dorfes, wies, im Verein mit andern Abtheilungen, die mannigfachen Verſuche zur Wiedereroberung Chlums zurück und betheiligte ſich ſpäter an dem blutigen Kampfe um Rosberitz. Bei Schilderung deſſelben werden wir ihm wieder begegnen.

---

*) Die hier von den Unſrigen faſt im Umſehn geſtürmte Batterie war die Cavallerie-Batterie Nr. 7 des III. Corps unter Hauptmann v. d. Gröben. Dieſer, als er Meldung

Das 3. Bataillon Garde-Füſilier-Regiments, Graf Walderſee, machte ſeine Rechtsſchwenkung von einem einige hundert Schritt weiter ſüdlich gelegenen Punkte aus, traf, ſtatt auf die Südſpitze von Chlum, auf den zwiſchen Chlum und Rosberitz ſich hinziehenden, die Verbindung zwiſchen beiden Dörfern herſtellenden Hohlweg und ſchickte ſich eben an, unter Benutzung dieſes Hohlwegs gegen Rosberitz vorzugehn, als ihm Befehl kam den Hohlweg zu überſchreiten und Front gegen Weſten den Anmarſch eines feindlichen Bataillons aufzuhalten, das von der Chauſſee her hügelan auf Chlum zu avancirte.

Das Bataillon Graf Walderſee, in zwei Halbbataillone formirt, nahm ſofort Aufſtellung mit Front gegen Weſten und trat bereits an, um ſich dem raſch avancirenden feindlichen Bataillone nunmehr ſeinerſeits entgegenzuwerfen, als das Erſcheinen einer bedeutenden feindlichen Cavallerie-Maſſe, die denſelben Zweck und dieſelbe Richtung wie das eben vorrückende öſtreichiſche Bataillon verfolgen zu wollen ſchien, Stillſtand gebot, um dem Choc mit Salvenfeuer begegnen zu können. Das Bataillon entwickelte ſich in Linie.

Inzwiſchen war die feindliche Reitermaſſe bis an die Höhe heran. Es war die öſtreichiſche Brigade Schindlöcker, beſtehend aus den Kaiſer-Ulanen und dem Cüraſſier-Regiment Kaiſer Franz Joſeph im erſten, aus dem Cüraſſier-Regiment Graf Stadion im zweiten Treffen. Die vorderſten Regimenter waren in Eſcadrons-Colonne formirt, beide dicht neben einander. Die Cüraſſiere kamen in prächtiger Haltung heran, geſchloſſen, in langem, gleichmäßigem Galopp. Die neben ihnen befindlichen Ulanen waren etwas lockerer. Beide Regimenter ritten in grader Linie auf unſre Füſilier-Linie los. Auf 250 Schritt erfolgte die erſte Salve, die zu hoch zu gehen ſchien, wenigſtens verharrten die Cüraſſiere in ihrem Anreiten. Auf den Zuruf unſrer Offiziere aber: »tiefer halten!« begann nunmehr das Stürzen von Roß und Reiter. Auf 120 Schritt machte die vorderſte Cüraſſier-Schwadron rechts um; die 2. Schwadron ritt bis in gleiche Höhe vor und litt ebenfalls

empfing, daß Chlum genommen ſei, ließ ſeine Batterie auf zweihundert Schritt an die Dorfliſiere heranfahren und unſre debouchirenden Colonnen beſchießen. „Das feindliche Schnellfeuer aber," ſo ſagt der öſtreichiſche Bericht, „richtete unter der Mannſchaft und Beſpannung eine ſolche Verheerung an, daß im Moment Hauptmann v. d. Groeben, 1 Offizier, 52 Mann und 68 Pferde fielen." Ein preußiſcher Artillerieoffizier bezeichnete uns das deckungsloſe Vorgehn der Batterie bis auf 200 Schritt, kurz dahin: „menſchlich eine Heldenthat, artilleriſtiſch ein Unſinn."

bedeutend; die 3. brach unter dem Feuer zuſammen. Die Reſte aller Schwadronen warfen ſich jetzt auf das Ulanen-Regiment und der ganze Knaul wälzte ſich fliehend auf Rosberitz zu.*) — Das Cüraſſier-Regiment Stadion des zweiten Treffens verſuchte gar keinen Angriff, ſondern ritt blos bis gegen die Höhe vor und folgte dann den beiden zurückgehenden Regimentern.

Die Verluſte des Feindes, die dieſer unheilvolle und ſchwer verſtändliche Anſturm ihm zuzog, waren enorm. 250 Reiter lagen am Boden, darunter der Commandeur des Cüraſſier-Regiments, Oberſt v. Koziebrodski. Die 3. Escadron (8 Offiziere und 160 Reiter) hatte ſämmtliche Offiziere und 134 Mann todt oder verwundet. Sie waren hingeopfert. Was noch wichtiger war, war, daß die wilde Flucht der Cüraſſiere und Ulanen das 1. Bataillon Sachſen-Meiningen, wie wir im vorigen Capitel geſehn haben, mit in den partiellen Untergang dieſer glänzenden Regimenter verwickelte.

Im Uebrigen ſei gleich noch an dieſer Stelle bemerkt, daß unmittelbar nach Abweis der Cavallerie-Attake und nach Gefangennahme des 1. Bataillons Sachſen-Meiningen (vergleiche S. 565) ſowohl das Bataillon Walderſee wie die Compagnie v. Görne an die Nordweſtecke von Rosberitz rückten, von welcher Stellung aus ſie noch verſchiedene Angriffe zurückwieſen, die von der Chauſſee her zur Wiedereroberung der Poſition Chlum-Rosberitz, vielleicht mit unausreichenden Kräften, gewiß aber mit unausreichender Energie gemacht wurden. (Die energiſchen, von dem Reſerve-Corps ausgehenden Verſuche zur Wiedereroberung der genannten Poſition — wir werden ſie weiterhin ausführlicher zu ſchildern haben — fallen um faſt eine Stunde ſpäter.)

Das Füſilier-Bataillon 2. Garde-Regiments, Major v. Eckert (nach dem Abſchwenken der 9. Compagnie, Hauptmann v. Görne, nur drei Compagnieen ſtark), rückte am weiteſten gegen Süden und zwar bis zu einem Punkte vor, von wo der Bogen, den es nach rechts hin ſchlug, nicht Chlum traf, auch nicht das Terrain zwiſchen Chlum und Rosberitz, ſondern Rosberitz ſelbſt. Dies — von zurückgehenden Abtheilungen nur ſchwach vertheidigt — wurde raſch genommen.

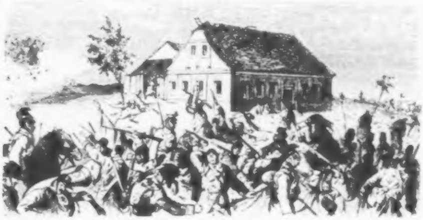
---

*) Am linken Flügel des Bataillons Walderſee, das dieſen Reiterſturm abwies, und zwar etwas vorgezogen, ſtand die 9. Compagnie (Hauptmann v. Görne) des 2. Garde-Regiments, die, der Rechtsſchwenkung der beiden Bataillons v. Helldorf und Graf Walderſee folgend, von dem Gros des eignen, zunächſt in grader Linie weiter ſüdwärts marſchirenden Bataillons abgekommen war. Die Compagnie v. Görne operirte auch während aller ferneren Gefechtsmomente in Gemeinſchaft mit den Garde-Füſilieren (Bataillon Walderſee). In dem Kampfe gegen die Brigade Schindlöcker wirkte ſie, wie es ihre Aufſtellung mit ſich brachte, in erſter Linie bei Vernichtung des Cüraſſier-Regiments Kaiſer Franz Joſeph mit. Auch Abtheilungen vom 2. Bataillon 1. Garde-Regiments nahmen an dieſer Epiſode des Kampfes Theil.

Das Vorrücken des Bataillons v. Erckert bis zu dem Punkte hin, von wo es ſeine Rechtsſchwenkung ausführte, läßt ſich als eine Kette kleiner Gefechte, als eine ganze Reihenfolge von glücklichen Attaken einerſeits, von abgewieſenen Angriffen andrerſeits bezeichnen.

Die 10. und 11. Compagnie bildeten den rechten Flügel; die Linie, auf der ſie avancirten, führte ſie hart an der Oſtſeite von Rosberitz vorbei. Als ſie die Nordoſtecke des Dorfes nahezu erreicht haben mochten, ſahen ſie ſich plötzlich von zwei feindlichen Bataillonen, wahrſcheinlich vom Regiment Erzherzog Heinrich, angegriffen, die unter dem Ruf: »es lebe der Kaiſer« auf ſie eindrangen. Die 10. Compagnie nahm das Gewehr zur Attake rechts; von hüben und drüben ſchritt man zum Angriff. Die nächſte Minute mußte zeigen, wer das feſtere Herz hatte. Bis auf 80 Schritt kam das erſte feindliche Bataillon heran, dann aber ſtutzte es, wankte, machte Kehrt, vom Schnellfeuer verfolgt, wirbelte die Maſſe vollſtändig durch- und auseinander. Ebenſo das andre Bataillon unterm Feuer der 11. Compagnie.

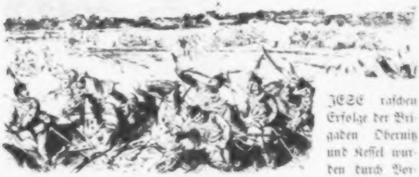
Die 12. Compagnie, Hauptmann v. Kropff, war mit der 10. und 11. in einer Linie, auf deren linken Flügel vorgerückt. Sie wies den Angriff eines Bataillons zurück, nahm unter erheblichen Verluſten eine feindliche Batterie im Feuer und rückte, zunächſt hart an der Oſtſeite von Rosberitz vorbei, dann aber wieder ſüdlich ſich haltend, bis gegen die Chauſſee vor. Sie ſtand hier um ein paar hundert Schritt über die Linie der beiden andern Compagnieen hinaus. Plötzlich erſchien vor der Front der Compagnie eine große feindliche Maſſe, mehrere Bataillone ſtark, mit Cavallerie gemiſcht, alles durcheinander, welche, die ſüdliche Ecke des Dorfes faſt ſtreifend, in der Richtung auf Weſtar und Sweti zurückging. Es waren muthmaßlich die Trümmer der Brigade Appiano, vielleicht auch der Brigade Brandenſtein.



Sofort ließ Hauptmann v. Kropff aufmarſchiren und die Maſſen beſchießen. Das Feuer dauerte an 5 Minuten, ein Vorbeiſchießen war bei der Länge und Tiefe der Colonne nicht möglich; ſtumm und unthätig wie eine Zugſcheibe zog ſie vorüber. Die Wirkung war entſetzlich. Da es ſchließlich in ein widerſtandsloſes Morden mißgeleiteter und durch ſchlechte Führung wehrlos gewordener Menſchen ausartete, ſo ließ Hauptmann v. Kropff im Widerwillen hierüber das Feuer aufhören, ging nach Rosberitz hinein und ſammelte die Compagnie, ziemlich an der Südſpitze des Dorfes, an dem Pflaumengarten hinter einer maſſiven Scheune.

Die 10. und 11. Compagnie hatten ſich ſchon vorher links und rechts neben dieſer Scheune feſtgeſetzt. Es war jetzt 3 Uhr.

Die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion nimmt das Lipa-Gehölz.



DIESE raſchen Erfolge der Brigaden Obernitz und Keſſel wurden durch Vorgänge zu beiden Seiten erheblich unterſtützt:

in der linken Flanke wurde Nedeliſt durch vorgeſchobene Abtheilungen der 11. Diviſion,

in der rechten Flanke wurde das Lipa-Gehölz durch die wieder in Action tretende Avantgarden-Brigade der 1. Garde-Diviſion genommen.

Ueber die Beſetzung von Nedeliſt berichten wir an andrer Stelle; hier ſoll uns zunächſt die Wegnahme des Lipa-Gehölzes beſchäftigen. Schon auf dem Vormarſche gegen dieſes Gehölz kam es zu einem Zuſammenſtoß. Wir geben dieſen zuerſt.

Der Zuſammenſtoß mit der Brigade Fleiſchhacker.

Die Avantgarden-Brigade v. Alvensleben, vier Bataillone ſtark, ſtand bei Maslowed.

Das Bataillon Petery in Front, die drei andern Bataillone zur Seite (öſtlich) des Dorfes. Beide Abtheilungen hatten ihre Rencontres und zwar, was am meiſten auffallen muß, im Rücken unſrer bereits weit vorgerückten beiden andren Brigaden.

Dies zu erklären, iſt es nöthig, uns vorher dem Feinde zuzuwenden. —

Brigade Fleiſchhacker, während die andern Brigaden des IV. Corps ihren Abmarſch in die Linie Chlum-Nedeliſt bewerkſtelligten, war, wie bereits hervorgehoben, in und bei Ciſtowes zurückgeblieben. Seitdem waren zwei Stunden oder mehr vergangen und der Brigadeführer empfand mit nur allzu gutem Grunde, daß er verloren ſei, wenn es ihm nicht noch glückte, ſich nördlich an Chlum vorbei, auf die übrigen Brigaden ſeines Corps zurückzuziehn. Dieſen Rückzug auszuführen, wählte Oberſt Fleiſchhacker die ſchmale, wohl eine halbe Meile lange Wieſenniederung, die einer natürlichen Straße zwiſchen Ciſtowes und Nedeliſt entſpricht. In eben dieſem Wieſengrunde, in Front von Maslowed, ſtand das Bataillon Petery. Ein Zuſammenſtoß war alſo unvermeidlich.

Es mochte 2½ Uhr ſein, als die feindliche Brigade in einer langen Colonne von Ciſtowes aufbrach. Das Huſaren-Regiment Prinz Friedrich Karl von Preußen Nr. 7 hatte die Tête, dann folgte die Brigade-Batterie, dann das 13. Jäger-Bataillon und die Regimenter Coronini und Großfürſt Thronfolger. So ging es an der Nordliſière von Chlum vorbei, bis die Huſarenſpitze etwa Schanze 3, und an eben dieſer Stelle das Bataillon Petery erreicht hatte. Sofort unter Feuer genommen, brach der vorderſte Zug zuſammen, die andern ſtoben auseinander und ſo entſtand während einer Viertelſtunde und über eine ſehr beträchtliche Strecke des Schlachtfeldes hin ein grauſig-maleriſches Hirſch- und Jägerſpiel. Die auseinander gewirbelten Huſaren ſuchten in größeren und kleineren Abtheilungen nach allen Seiten hin zu entkommen, aber wohin ſie ſich auch wenden mochten, links nach Maslowed, rechts nach Chlum, oder ſelbſt in weiterem Bogen auf Horenowes und Racitz zu, überall wurden ſie von feindlichem Feuer empfangen, oder da, wo ſie in unſre Batterieen blindlings hineinſprengten, von den Kanonieren mit Hebebäumen und Wiſcherſtangen niedergeſchlagen. Einige Schwärme jagten von Maslowed auf Zenkraſitz zu und wurden hier, nachdem ſie den eben an dieſer Stelle erſcheinenden Kronprinzen ſammt ſeinem Stabe bedroht hatten, von unſren an der Tête der 2. Garde-Diviſion marſchirenden Garde-Huſaren gefangen genommen.*) Ein gleiches Schickſal traf die Batterie der Brigade Fleiſchhacker, die, an verſchiedenen

---

*) Unter den Gefangenen befand ſich auch ein junger kaiſerlicher Offizier, der in den unverbindlichſten Ausdrücken lärmte und ſich beklagte, etwa ſo als ob der ganze Hergang eine Unanſtändigkeit, eine perſönliche Anmaßung ſei. Man ließ ihn lange gewähren. Endlich riß einem Garde-Huſaren die Geduld. „Herr Kamerad, beruhigen Sie ſich, wenn's Ihnen ſo ſehr mißfällt unſer Gefangener zu ſein, ſo hätten Sie's anders einrichten ſollen.“

Stellen in unſer Infanterie-Feuer gerathend, beinah ſämmtliche Geſchütze einbüßte.

Die Infanterie-Bataillone der Brigade Fleiſchhacker waren inzwiſchen in der Richtung auf Nedeliſt und zwar zunächſt unbehelligt weiter vorgerückt, hier aber trafen ſie, wie die Tête auf das Bataillon Petery geſtoßen war, auf das, von öſtlich Maslowed her, eben im Vorrücken begriffene *Gros* unſrer Avantgarde, in deſſen erſtem Treffen das 1. und 2. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment marſchirten. Generalmajor v. Alvensleben, ſobald er der anrückenden feindlichen Colonne anſichtig wurde, warf das rechte Flügel-Bataillon, das 2. des Garde-Füſilier-Regiments, Oberſtlieutenant v. d. Kneſebeck, in die Flanke dieſer Colonne, die von unſren Schützen ſofort umwickelt, ſich theils ergab, theils auseinanderlief, oder rückwärts auf Ciſtowes ſich flüchtete, wohin das Bataillon Kneſebeck folgte. Die beiden letzten Geſchütze der Brigade-Batterie fielen hier in unſre Hände.

Die Wegnahme des Lipa-Gehölzes

Während Generalmajor v. Alvensleben das Bataillon Kneſebeck nach rechts hinauswarf, um die abziehende feindliche Colonne in ihrem Marſch zu hindern (was, wie wir geſehen haben, aufs erfolgreichſte gelang), rückten die übrigen drei Bataillone der Avantgarde weiter vor:

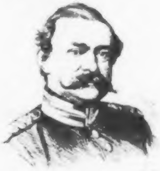
das 1. Bataillon 2. Garde-Regiments, Major v. Petery, das ohnehin um 1000 Schritt voraus war, ging durch die Nordſpitze von Chlum hindurch und nahm an der Weſtliſiere des Dorfes ſeine Aufſtellung;

das 1. Bataillon Garde-Füſilier-Regiments, Major v. Tietzen, in Compagnie-Colonnen aufgelöſt, avancirte in verſchiedenen Richtungen;

das 2. Bataillon 2. Garde-Regiments aber, Major v. Reuß, ſammt der 3. Garde-Jäger-Compagnie, Hauptmann v. Arnim, ging als ein compakter Körper gegen das *Gehölz von Lipa* vor.

Das Gehölz von Lipa, eine etwa 800 Schritt lange, mit Verhauen, Schützengräben und Geſchütz-Emplacements verſehene, unregelmäßig geformte Schonung zwiſchen Chlum und Lipa, war von der Brigade Benedek 1. Jäger-Bataillon, Regimenter Sokcevic und Erzherzog Franz Karl beſetzt, von denen das letztgenannte Regiment (Franz Karl) an der Weſtſeite von Chlum das erſte Treffen, das Regiment Sokcevic an der Oſtſeite von Lipa das zweite Treffen bildete. Im Gehölz befand ſich auch die Brigade-Batterie. Das 1. Jäger-Bataillon ſtand in Lipa. Die ganze Aufſtellung der Brigade ging nunmehr mit Front gegen Oſten (Chlum), nachdem ſie bis dahin mit Front gegen die Biſtritz geſtanden hatte.

Das Bataillon Reuß, als es ſich anſchickte die ziemlich ſteile Höhe zu erſteigen, erhielt Feuer aus dem Gehölz. Der ſofort eingeleitete Angriff faßte den Feind, ihn überflügelnd, von drei Seiten: rechts, von Norden her, avancirte die 3. Jäger-Compagnie; links, von Süden her, griff das, wie wir wiſſen unmittelbar neben Chlum ſtehende Bataillon Petery mit zwei Compagnieen ein; in der Front, Richtung von Oſt nach Weſt, avancirte das Bataillon Reuß in Compagnie-Colonnen auseinander gezogen; vor dieſen Compagnieen, in erſter Reihe, zwei Züge des Garde-Füſilier-Regiments unter Lieutenant v. Obernitz. Der Feind eröffnete ein heftiges Granatfeuer, das das Vorterrain gegen Oſten hin beſtrich, gleichzeitig rückten geſchloſſene öſtreichiſche Trupps in die Waldliſière ein, um Salven zu geben.



In dieſem Augenblick allgemeinen Angriffs wurde Major v. Reuß, als er, vom rechten Flügel aus, weiter links auf den Oberſtlieutenant v. Neumann zuſprengte, durch eine Granate vom Pferde geworfen. Jeder der ihn fallen ſah, wußte daß er zum Tode getroffen ſei. Aber ein Halten und Zögern war unmöglich. Oberſtlieutenant v. Neumann ergriff ſofort das Commando und den Augenblick wahrnehmend, in welchem die öſtreichiſchen Abtheilungen ihre zu hoch gehenden Salven abgegeben hatten, führte er die Compagnieen, Schützen kurz vor der Front, mit Marſch Marſch gegen die Waldliſière vor. Beinah gleichzeitig drang von Norden her die Garde-Jäger-Compagnie v. Arnim, von Süden her ein Theil des Bataillons v. Petery in das Gehölz von Lipa ein.

Dieſem combinirten Angriff leiſtete der Feind, bei im Einzelnen verzweifelter Gegenwehr, nur ſchwachen Widerſtand; die Kraft, womit der Stoß geführt wurde, ſchien ihn decontenancirt zu haben; er ergab ſich in hellen Haufen; mehr als 1500 Mann, zumeiſt vom Regiment Erzherzog

Franz Karl, aber auch zahlreiche Verſprengte von andern Regimentern wurden gefangen genommen und unter ſtarker Bedeckung rückwärts geſchickt.

Der eigne Verluſt war gering; nur der Tod des Majors v. Reuß, eines ausgezeichneten Offiziers, wurde lebhaft beklagt. Erſt am andern Morgen konnte ſeine Leiche geſucht werden. Man fand ihn an derſelben Stelle wo er gefallen war, in einem Haferfelde zwiſchen Chlum und Ciſtowes, etwa 500 Schritt vom Nordausgang des erſtgenannten Dorfes entfernt. Eine 4pfündige Granate hatte ihm die linke Bruſt und Schulter weggeriſſen. Das Geſchoß, welches unzerſprengt war, lag neben dem Leichnam.

Der Wiedereroberungsverſuch.

Das Lipa-Gehölz war genommen; alle Compagnieen, die an Wegnahme des Wäldchens theilgenommen hatten, gingen in verſchiedenen Linien durch daſſelbe hindurch, im Weſentlichen in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt, und nahmen Aufſtellung an der entgegengeſetzten Liſière. Sie ſtanden hier, parallel mit der Chauſſee, den Blick auf dieſe. Den linken Flügel dieſer Aufſtellung bildete das Bataillon Petery, an das ſich, noch weiter links, bis Chlum hin, eine halbe Compagnie 1. Garde-Regiments und die 3. Compagnie Garde-Füſilier-Regiments anlehnte.

Kaum war dieſe Aufſtellung genommen, ſo ließ ſich wahrnehmen, daß der eben erſt aus dem Lipa-Gehölz hinausgeworfene Feind zu einer Wiedereroberung dieſes wichtigen Punktes überging. Es wiederholte ſich alſo hier, was, nur zwei- oder dreihundert Schritt von dieſer Stelle entfernt, vor wenig mehr als einer Viertelſtunde gegen Chlum verſucht worden war. Wie dort gegen die »Chlum-Höhe« die Reſerven der Brigade Appiano, ſo wurden hier gegen das Lipa-Gehölz die Reſerven der Brigade Benedek zur Wiedereroberung der eben verloren gegangenen Stellung vorgeführt.

Der Angriff nahm eine ſolche Richtung, daß er auf unſre, am meiſten in Front ſtehenden Compagnieen (1. und 4.) des Bataillons Petery ſtoßen mußte.

Dieſe hatten ſich zu beſſerer Deckung in einer unregelmäßigen Vertiefung, halb Hohlweg, halb Kiesgrube aufgeſtellt und erwarteten den Angriff. Es bedurfte nur eines kurzen Zurufs an die Grenadiere, ſie ſollten feſt ſtehn und ruhig feuern. Dieſe antworteten wie aus einem Munde: »Keine Sorge, ſie ſollen nur kommen.«

Und ſie kamen näher und näher. Unter einem Hagel von Granaten, der den Angriff einleitete, rückten ſie in eigenthümlicher Formation von der

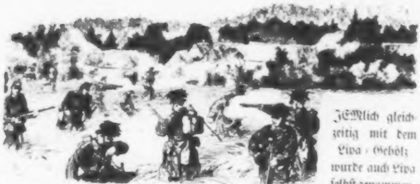
Chauſſee her den Hügel hinauf; es ſchienen 6 Diviſions-Colonnen,*) zu zwei und zwei dicht aneinander und zu drei hintereinander, Schützen nur etwa 10 Schritt vorauf. Unſre beiden Compagnieen ſahen mit fertig gemachtem Gewehr dem Näherkommen entgegen. Als auf etwa 100 Schritt die Têten heran waren, krachte ihnen die Salve der 1., dann der 4. Compagnie entgegen; wiederum der 1. und dann der 4. Die Colonnen blieben trotz alledem im Vorrücken; die Grenadiere eröffneten nun ein heftiges Schnellfeuer, die öſtreichiſchen Bataillone wankten, machten Kehrt und liefen die Höhe hinab. Inzwiſchen hatte Hauptmann v. Herwarth III. auch die weiter rückwärts ſtehende 3. Compagnie des Bataillons Petery bis an den Waldrand vorgeführt und beſchoß die zurückgehenden Bataillone in der Flanke; auch die ſchon genannten, in der Nähe ſtehenden Abtheilungen des 1. Garde- und des Garde-Füſilier-Regiments waren bei Abweis dieſes Angriffs thätig. Die Verluſte des Feindes waren enorm; ſeine Todten und Verwundeten lagen ſo dicht, daß es eine Stunde ſpäter unmöglich war den Raum zu Pferde zu paſſiren. Unſrerſeits war kein Mann getroffen; die öſtreichiſchen Schützen feuerten viel zu hoch. Der Bericht eines Augenzeugen (vom 2. Garde-Regiment) ſagt: ». . . Der Angriff geſchah mit großer Energie; der Commandeur des Regiments, auf einem Schimmel, mit ausgezeichneter Bravour immer vorauf, brach, ſammt ſeinem Pferde, unter unſrem Kugelregen zuſammen. Wären die öſtreichiſchen Colonnen noch 60 Schritt weiter vorgerückt, ſo hätten ſie unſre beiden Compagnieen unter ihren Ferſen zertreten. Aber im letzten Moment verſagte die Kraft.«

So war denn auch dieſer Angriff abgeſchlagen, wie der gegen die Chlum-Höhe geſcheitert war. Brigadier Oberſt Benedek, erheblich verwundet, führte die Trümmer ſeiner Brigade in der Richtung auf Langenhof zurück.

---

*) Man iſt dieſſeits lange in Ungewißheit darüber geweſen, durch welche Truppentheile dieſer Wiedereroberungsverſuch des Gehölzes von Lipa unternommen wurde. Nach dem öſtreichiſchen Generalſtabsbericht können es nur das 2. und 3. Bataillon vom kroatiſchen Regiment Sokcevic geweſen ſein, die in ſechs Diviſionscolonnen (1 öſtreichiſche Diviſion = 2 Compagnieen, jedes Bataillon 6 Compagnieen oder 3 Diviſionen ſtark) anrückten. Die beiden Bataillone hatten in weniger als 10 Minuten elf Offiziere: drei Hauptleute, vier Ober- und vier Unterlieutenants todt. — Dem öſtreichiſchen Generalſtabswerk zufolge unternahm freilich auch eine Abtheilung vom Regiment Roman-Banat, unter perſönlicher Führung des Oberſten Baron Catty, Generalſtabschef des III. Corps, einen Angriff gegen das Gehölz von Lipa, bei welchem Angriff Oberſt Catty ſchwer verwundet wurde. Dieſer Angriff kann aber an dieſer Stelle nicht gemeint ſein. Er erfolgte wahrſcheinlich um eine Viertel-, vielleicht um eine halbe Stunde ſpäter und wurde, da es ſich dabei um eine bloße Demonſtration handelte (der Abzug der Brigaden Kirchsberg und Prohaska ſollte gedeckt werden), mit verhältnißmäßig geringen Kräften, 1 oder 2 Diviſionen, ausgeführt. Die ſechs Diviſionscolonnen ſind aber das Charakteriſtiſche des im Text geſchilderten Angriffs.

Die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion nimmt Lipa.



IEMlich gleichzeitig mit dem Lipa-Gehölz wurde auch Lipa ſelbſt genommen, und zwar wie jenes durch die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion, Generalmajor v. Alvensleben, ſo dieſes durch die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion, Generalmajor v. Budritzki. Die Bataillone dieſer Brigade waren den Brigaden Obernitz und Keſſel gefolgt und hatten, bei Ueberſchreitung des Wieſengrundes zwiſchen Maslowed und Chlum halb rechts ſchwenkend, ſich gegen den Nordrand des Dorfes Lipa dirigirt.

Dorf Lipa, mit ſeinem Südweſtrande hart an der großen Chauſſee gelegen, hatte für den Feind eine gleiche Bedeutung wie Sadowa für uns. Demgemäß war man bemüht geweſen, ihm die größte Defenſionskraft zu geben. Zahlloſe Batterieen, etagenförmig angelegt, umkränzten es von allen Seiten, außerdem war es durch Verhaue an ſeiner Nord- und Weſtliſiere geſchützt. Gegen Lipa vorzugehn, im Centrum einen Erfolg zu erringen, war ſeit 8 Uhr Morgens verſucht worden; ſeit 11 Uhr hatte man dieſe Verſuche aufgegeben. Was indeſſen in der Front geſcheitert war, ſollte jetzt von Flanke und Rücken aus gelingen. Nach Eroberung des Lipa-Gehölzes war die Wegnahme von Lipa ſelbſt überhaupt nur noch eine Frage der Zeit. Es geſchah dies in erſter Reihe durch einen Angriff des Garde-Schützen-Bataillons unter Führung des Majors v. Beſſer.

Etwa 300 Schritt in Front von Lipa, die nördliche Seite deſſelben umſpannend, zieht ſich ein Wieſenſtreifen. Die dem Dorfe zugekehrte Seite dieſer Niederung war von öſtreichiſchen Jägern beſetzt, die gedeckt durch hohe Kornfelder, die bis an den Wieſengrund hinantraten, unſern Schützen die erſten Verluſte zufügten. Bald indeß wahrnehmend, daß unſer Vordringen durch dieſe Verluſte nicht gehindert wurde, zogen ſich die feindlichen Jäger in die Nordhälfte des überhaupt von Truppentheilen des III. Armee-Corps dicht beſetzten Dorfes zurück. Unſre Garde-Schützen folgten ſofort, und zwar derart, daß

die 3. Compagnie, Premierlieutenant v. Baſſewitz, die Nordſeite (Centrum),
die 4. Compagnie, Hauptmann v. Gelieu, die Nordoſtecke (linker Flügel),
die 2. Compagnie, Hauptmann v. Laue, die Nordweſtecke (rechter Flügel)

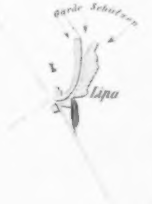
als Angriffspunkte nahm. (Die 1. Compagnie, Premierlieutenant v. Maſſow, die bei Maslowed in das Gefecht gegen die Friedrich Karl-Huſaren mit eingegriffen hatte, war noch zurück.)

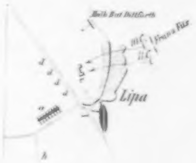
Die vorderen Züge der genannten drei Compagnieen wurden aufgelöſt und die Soutiens möglichſt gedeckt aufgeſtellt, um abzuwarten, wo eine Verſtärkung der Schützenlinie nöthig ſein würde. Dieſer Fall trat ein, ſobald dieſelbe die Liſière beinah erreicht hatte, und auf Befehl des Commandeurs wurden nunmehr ſämmtliche Soutiens aufgelöſt. Mit lautem Hurrahruf warfen ſich die drei Compagnieen, die oben angegebene Richtung innehaltend, in das hartnäckig vertheidigte Dorf, die Hauptleute an der Tête, der Commandeur (Major v. Beſſer) im Galopp den Tirailleurs der 3. Compagnie voran. Die 4. Compagnie, v. Gelieu, ſtieß zuerſt auf Widerſtand und mußte (nordöſtlich) ein vor dem Lipaer Wäldchen befindliches Verhau, ſodann die entſprechende Waldecke nehmen, ehe ſie in das Dorf ſelbſt eindringen konnte. Die beiden andern Compagnieen hatten, zunächſt wenigſtens, geringere Schwierigkeiten zu überwinden und ſtürmten von Nord und Nordweſten her die Dorfgaſſe hinauf. Der Feind, beſonders Jäger vom 1., 3., 5. und 17. Bataillon,*) wehrte ſich zum Theil verzweifelt, Haus für Haus mußte

*) Die Gefangenen waren, nach übereinſtimmenden dieſſeitigen Angaben, nicht nur von den oben genannten vier Jäger-Bataillonen (1., 3., 5., 17.), ſondern auch noch vom 9. Dies iſt wohl möglich. Das 1. und 3. Jäger-Bataillon ſtanden ſeit früh Morgens in und bei Lipa, das 17. bei Rosberitz, alſo nur 2000 Schritt weiter zurück. Was die Nummern 5 und 9 angeht (deren Bataillone bei Problus und Trotina fochten), ſo waren die betreffenden Gefangenen, die wir machten, wahrſcheinlich Bruchtheile der beiden combinirten Jäger-Bataillone (Nr. 33 und 34), die zur Brigade Prohaska gehörten, verſchiedenes Material enthielten und ebenfalls dicht bei Lipa Aufſtellung genommen hatten.

erobert werden, und ſein Kreuzfeuer, welches beſonders von den höher gelegenen Stellen aus die Dorfgaſſe mit Kartätſchen und Granaten beſtrich, fügte den Unſrigen empfindlichen Schaden zu. Sich dieſem Feuer zu entziehn, zugleich um es unſchädlich zu machen, ſtürmten die Schützen mit verdoppelter Energie von Poſition zu Poſition, bis ſie den weſtlichen und ſüdweſtlichen Dorfrand erreicht, die dominirenden Punkte beſetzt und die in unmittelbarer Nähe haltenden Brigade-Batterieen zum Abfahren gezwungen hatten.

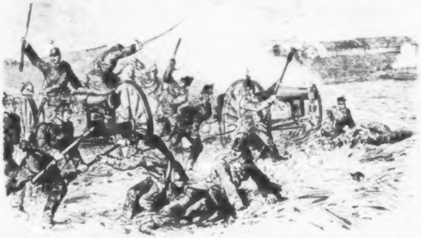
Die Verluſte unſres Garde-Schützen-Bataillons bei Umfaſſung und Wegnahme des Dorfes waren nicht unerheblich. Hauptmann v. Laue, der nach dem Eindringen in Lipa mit der Hälfte ſeiner Compagnie das Dorf rechts flankirt hatte, wurde, als er bereits bis an den öſtlichen Chauſſeegraben der großen Königgrätzer Straße vorgedrungen war, von der Ziegelei aus (die der Feind bis zuletzt hielt) durch das rechte Knie geſchoſſen; Secondelieutenant Bethuſy-Huc blieb, in die Stirn getroffen, auf der Stelle todt, als er ſeinen Zug gleich am Dorfeingange in eins der neugebauten Gehöfte führte; Gardeſchütze Wende von der 2. Compagnie wurde von einer Granate ſo durchbohrt, daß der Rumpf von den Beinen getrennt, 20 Schritt fortflog.





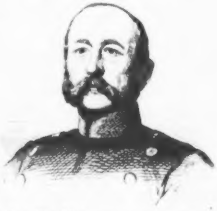
Bei dieſem Kampf um Lipa hatten die beiden andern Bataillone der Avantgarde der 2. Garde-Diviſion: die Füſiliere der Regimenter Franz und Alexander erheblich mitgewirkt. Zwei Compagnieen (10. und 11.) der Franz-Füſiliere drangen ziemlich genau an derſelben Stelle (Nordoſtecke) wie die Garde-Schützen-Compagnie v. Gelieu in Lipa ein, ſtießen aber, während die Garde-Schützen die Dorfgaſſe der Länge nach eroberten, quer durch, und nahmen die mit beſonderer Hartnäckigkeit vertheidigte, in der Ausbuchtung zwiſchen Dorf und Chauſſee gelegene Ziegelei (e). Hierbei wurde Premierlieutenant v. Rechenberg I. zum Tode getroffen; wenige Minuten ſpäter fiel auch Premierlieutenant v. Roß, als er ſeine 10. Compagnie gegen den von feindlichen Jägern dicht beſetzten Chauſſeegraben führte (dd).

Der aus Bruchtheilen der verſchiedenſten Bataillone zuſammengeſetzte Feind wurde verjagt oder gefangen genommen, die Chauſſee beſetzt; jenſeits derſelben aber, in Front von Langenhof, ſtanden noch einzelne ausharrende Batterieen jener großen Artillerielinie, die ſeit 9 Uhr früh das Hervorbrechen unſrer 8. und 4. Diviſion aus dem Hola-Walde gehindert hatte. Es waren 24 Geſchütze. Die Hälfte derſelben, nachdem Lipa verloren und die eigne Aufſtellung faſt ſchon umgangen war, ſuchte abzufahren, brach aber unterm Feuer der zunächſtſtehenden Alexander-Füſiliere zuſammen; die 12 andern Geſchütze (a), die in Poſition geblieben waren und ihr Feuer auch jetzt noch gegen die Biſtritz-Linie fortſetzten, wurden von verſchiedenen über die Chauſſee vorbrechenden Abtheilungen: von Garde-Schützen unter Hauptmann v. Gelieu, von Franz-Füſilieren unter Lieutenant v. Delitz und von Garde-Füſilieren (aus dem Lipa-Gehölz bis hierher vorgedrungen) unter Lieutenant v. Mirbach genommen. Mit wahrem Heroismus hatten die Kanoniere bis zuletzt ausgehalten. Als die Unſren ſchon bis auf 50 Schritt heran waren, feuerte

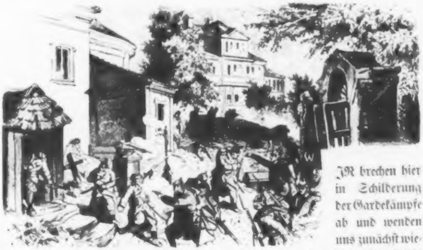


eines dieſer Geſchütze, nur noch von drei Mann bedient, ſeinen letzten Schuß gegen Dohalitz ab.

Das feindliche Centrum war durchbrochen. Lipa war unſer. Unſere am weiteſten vorgedrungenen Abtheilungen, zahlreiche eroberte Geſchütze um ſich her, ſtanden bis Langenhof. Noch im letzten Moment dieſes Kampfes war der Commandeur der Franz-Füſiliere, Major v. Delitz, in ebenſo eigenthümlicher wie ſchmerzhafter Weiſe verwundet worden: eine Granate riß einem Füſilier den Hals weg und die fortgeſchleuderte Schnalle ſeiner Halsbinde traf den hinter ihm ſtehenden Major wie ein Schuß in den Mund. — (Etwa um eben dieſe Zeit, oder doch nur wenig ſpäter, fiel in Front von Liwa der Oberſtlieutenant v. Vannewitz, Commandeur des 2. Bataillons im Grenadier-Regiment Eliſabeth. Mit ihm fiel ſein Adjutant, Lieutenant v. Wurmb. Ein Granatſchuß hatte beide getödtet.)



Die 11. und 12. Diviſion nehmen Nedeliſt und Lochenitz.



Wir brechen hier in Schilderung der Gardekämpfe ab und wenden uns zunächſt wieder dem linken Flügel der Kronprinzlichen Armee, dem in gleicher Rapidität vordringenden VI. Armee-Corps zu.

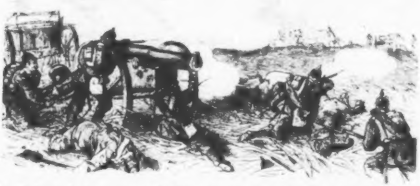
Um 2 Uhr, oder vielleicht ſchon etwas früher, hatte die 11. Diviſion Sendraſitz, die 12. Diviſion Dorf Trotina erreicht und genommen. In dieſen Stellungen verließen wir dieſelben. Nach kurzer Raſt ſetzten beide Diviſionen ihre Vorwärtsbewegung fort und zwar zunächſt noch in vorwiegend **ſüdlicher** Richtung. Die 11. Diviſion dirigirte ſich auf Nedeliſt, die 12. auf Lochenitz. Wir folgen beiden.

[**Die Wegnahme von Nedeliſt**], nachdem wiederholte Attaken von drei Escadrons Haller-Huſaren den Vormarſch vergeblich zu hindern geſucht hatten, erfolgte ohne ernſteren Kampf. Die hier haltenden Brigaden Saffran und Würtemberg waren nach den vorangegangenen Gefechten wenig mehr in der Verfaſſung einen geordneten und ausgiebigen Widerſtand zu leiſten; nur die unmittelbar weſtlich des Ortes im Feuer ſtehenden vier Batterieen der Armee-Geſchütz-Reſerve hielten aus und verurſachten uns erhebliche Verluſte.

Ein Offizier vom 30. Regiment ſchreibt über dieſes Vorgehn: »Unſer 2. Bataillon, Major v. Berken, hatte die Tête.*) Auf der Höhe weſtlich von Nedeliſt angekommen, erhielt das Gros des Bataillons ſo furchtbares Granatfeuer, daß daſſelbe genöthigt wurde ſich in das Dorf zu werfen; nur die lange Tirailleurlinie, die bereits 300 Schritt voraus war, blieb im Avanciren und ſuchte Schutz in einer vorgelegenen Niederung, jenem vielgenannten, ſich von Ciſtowes und Chlum auf Nedeliſt ziehenden Wieſenſtreifen. Der Schützenzug der 8. Compagnie, der ſich links gehalten und von den andern Schützen getrennt hatte, ſtieg unter Führung der Lieutenants v. Both und Raſch ſofort die nächſte Höhe hinauf; ein feindlicher Offizier, der ſich auf der Höhe zeigte, wurde niedergeſchoſſen. Durch das Getreide gedeckt, kamen die Schützen die Höhe hinauf. Hier ſahen ſie plötzlich Artillerie aufgefahren. Unter lautem Hurrah ſtürzte ſich der Zug auf die Geſchütze, von denen fünf zum Schuß kamen ohne vielen Schaden anzurichten. Ein ſechſtes, deſſen Bedienungsmannſchaft erſchoſſen oder entflohen war, wurde von einem Offizier auf 15 Schritt Entfernung abgeſchoſſen, ſchmetterte mehrere der Unſren zu Boden, aber die Nachdringenden nahmen's und ſtießen den Offizier ſofort nieder. Zwei Geſchütze, denen es gelungen war abzufahren, wurden noch auf 200 Schritt durch die Gewehrkugeln zum Stehen gebracht und genommen. Der ſchlimmſte Moment aber trat ein, als eine andre, 300 Schritt ſeitwärts ſtehende Batterie abprotzte und unſern Tirailleurzug mit Kartätſchen beſchoß; die braven Schützen warfen ſich an den eroberten Geſchützen nieder, hinter denen

---

*) Auf dem Wege von der Framower Mühle bis Nedeliſt löſten ſich die drei Bataillone des Regiments Nr. 30 unter einander ab. Das 1. Bataillon, Major v. Sperling, war das



ſie Deckung fanden, und beſchoſſen jetzt die feindliche Batterie mit ſolchem Erfolg, daß dieſe ihr Feuer einſtellte und abfuhr. 9 Geſchütze wurden erobert.*)

---

erſte in Racitz, das Füſilier-Bataillon, Major v. Saliſch, das erſte in Sendraſitz, das 2. Bataillon, Major v. Berken, nahm die Tete gegen Nedeliſt. So wurde, im Avanciren von Dorf zu Dorf, eine Art Turnus innegehalten.

*) Bei Wegnahme dieſer Geſchütze weſtlich von Nedeliſt (ihre Zahl iſt nicht mit Ge-

Das nach links ausgebogene Gros des Bataillons hatte ſich inzwiſchen in dem ſchwach vertheidigten Nedeliſt feſtgeſetzt. (2¼ Uhr.) Man ſtand jetzt inmitten der Schlacht, nach links und rechts tobte der Kampf. Der Diviſionär General v. Zaſtrow beſchloß, vor weitrem Vorgehn die Concentrirung ſeiner Regimenter an dieſer Stelle abzuwarten. Etwa um 3¼ Uhr war dieſe Concentrirung erfolgt. Wir werden ſehen, wie die 11. Diviſion weiterhin eingriff.

[Die Wegnahme von Lochenitz] ſeitens der 12. Diviſion erfolgte eine halbe Stunde ſpäter als die Beſetzung von Nedeliſt.

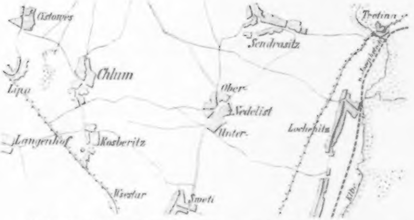
Wir verließen die genannte Diviſion*) um 2 Uhr an der Trotina. Der größre Theil dieſer Truppe, nach dem Gefecht ſüdlich von Racitz (am Trotina-Ufer), hatte ſich mit fünf Halbbataillonen des Regiments Nr. 23 und dem Jäger-Halbbataillon Minkwitz ſüdweſtlich gehalten und bei dieſer Gelegenheit an den Kämpfen der 11. Diviſion, erſt bei Sendraſitz, dann bei Nedeliſt, einen größern oder geringern Antheil genommen. Der kleinere, am äußerſten linken Flügel verbliebene Theil der Diviſion, der, wie wir wiſſen Dorf Trotina nach kurzem Kampfe genommen hatte, ging gegen Lochenitz vor. Hier befand ſich auch der Diviſionär, General v. Prondzynski. Dieſer ſammelte, was er noch zur Hand hatte. Es waren:

das Jäger-Halbbataillon Müller,
das Füſilier-Bataillon, Major v. Loncker, 22. Regiments,
die 6. und 8. Compagnie 23. Regiments,
das 6. Huſaren-Regiment,
zwei gezogene Batterieen unter Major Forſt.

Mehr ſtand zur Wegnahme von Lochenitz nicht zur Verfügung.

nauigkeit feſtzuſtellen) wirkten die verſchiedenſten Truppentheile mit: Schützenzüge vom 50. Regiment, wie vorſtehend erzählt, ein Schützenzug vom 2. Garde-Regiment unter Lieutenant Chorus (vergl. S. 550) und zwei Compagnieen, v. Arnim und v. Lobenthal, 3. Garde-Regiments. Die Geſchütze, die der Feind hier einbüßte, gehörten der großen Armee-Geſchütz-Reſerve an, von der die 3. und 4. Diviſion (zuſammen 8 Batterieen) in die Stellung bei Langenhof, die 1. und 2. Diviſion in die Stellung weſtlich Nedeliſt eingefahren waren. Den Hauptverluſt hatte die 7. Batterie der 2. Diviſion. Ein öſtreichiſcher Bericht ſagt: „Dieſe Batterie hielt zu lange im Feuer aus. Der Hauptmann, 27 Mann und 41 Pferde waren ſchon außer Gefecht gebracht, als ſie immer noch mit Kartätſchen gegen die auf nächſte Diſtance herangekommenen feindlichen Tirailleurs feuerte. Alle Geſchütze gingen verloren. Zwei Munitionswagen waren ſchon in der erſten Aufſtellung (bei Horenowes) in die Luft geflogen.“ Die übrigen Batterieen hatten geringere Verluſte, wenigſtens an dieſer Stelle. Es ſei gleich hier erwähnt, daß ſie im Retiriren noch mehrfach Stellung zu nehmen und ſich ſelber preisgebend, den Rückzug der Armee nach Möglichkeit zu decken ſuchten. Zuerſt bei Weſtar und Sweti, zuletzt in einer Flankenſtellung bei Plotiſt.

*) Sie beſtand, nach Zurücklaſſung des 1. Bataillons vom Regiment Nr. 22 in Habrina, nur noch aus 5 Bataillonen und zwar aus dem Regiment Nr. 23 (drei Bataillone), aus dem Schleſiſchen Jäger-Bataillon Nr. 6 und dem Füſilier-Bataillon Nr. 22.



Lochenitz, ein langgeſtrecktes Dorf hart an der Elbe und zwar zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahndamm gelegen, war vom Regiment Belgien beſetzt, das Befehl hatte dieſen Punkt bis zum Abzug der übrigen Bataillone der Brigade Henriquez zu halten. Es ſcheint, daß das Regiment dieſe Aufgabe im Weſentlichen löſte.

General v. Prondzynski ließ es zunächſt ſeine Sorge ſein, eine aus dem Jäger-Halbbataillon Müller, der 8. Compagnie 23. Regiments, Hauptmann Graf Henneberg, und der 11. Compagnie 22. Regiments formirte Reſerve herzuſtellen. Er gab dieſer an dem Kreuzpunkt, den der von Lochenitz nach Sendraſitz führende Weg mit der Chauſſee bildet, eine Aufſtellung und ließ nunmehr das Füſilier-Bataillon Nr. 22 auf dem ſchmalen Streifen zwiſchen Eiſenbahn und Chauſſee avanciren. Der Feind glaubte dem Angriff durch einen Vorſtoß ſeinerſeits begegnen zu müſſen; die Füſiliere warfen ihn aber nach kurzem Gefecht wieder in das Dorf hinein. Mit einzelnen Zügen raſch nachdrängend, geriethen unſre 22er alsbald in ein heftiges Kartätſch- und Gewehrfeuer, wobei der Fahnenträger, Sergeant Metzner, zweimal bleſſirt und zweimal zu Boden geſunken, dennoch nur mit Mühe bewogen werden konnte die Fahne einem Andern zu überlaſſen. Die Liſière wurde genommen; gleichzeitig drang von rechts her die 6. Compagnie 23. Regiments in den nordweſtlichen, nach Maslowed führenden Ausgang des Dorfes ein.

Die Soutiens ſuchten Lochenitz noch weiter ſüdlich in der Flanke zu faſſen, aber in eben dieſem Augenblick erſchollen Hornſignale aus allen Theilen des Dorfes und ließen erkennen, daß der Feind ſeinen Abzug über die Elbbrücke in möglichſter Raſchheit zu bewerkſtelligen trachtete. Ihm wenigſtens nach Kräften Abbruch zu thun, entſandte Major v. Lyncker die 9. und 10. Compagnie gegen die Oſtſeite des Dorfes. Glückte dies, erreichten die Unſren eher die Brücke als die »Belgier« hinüber waren, ſo war alles gefangen was noch im Dorfe ſteckte. Dies fühlten unſre oberſchleſiſchen Füſiliere. Sie überſtiegen im heftigen feindlichen Feuer den Eiſenbahndamm und durchwateten dann, bis an die Bruſt im ſchlammigen Waſſer, die Trotina in der Nähe ihrer Mündung. Als ſie dieſen Punkt erreicht hatten, ſahen ſie den Feind 400 Schritt weiter ſüdlich die Elbe paſſiren. Wollte man ihn fangen, ſo mußte man auch noch durch die Elbe hindurch. Hauptmann v. Gottberg ſtürzte ſich in der Hitze des Gefechts mit ſeiner Compagnie in den Fluß und konnte nur durch wiederholten Befehl des Majors v. Lyncker, — dem bei dem Gefecht um Lochenitz ein Pferd unter dem Leibe getödtet, ein andres tödtlich bleſſirt worden war — wieder ans Ufer zurückgerufen werden. Die an dieſem Tage hochgehende Elbe würde die Compagnie andernfalls ſehr wahrſcheinlich verſchlungen haben.[*]

Der Umgehungsverſuch, trotz aller Raſchheit und Bravour, womit die Bewegung ausgeführt worden war, war mißglückt; Major v. Lyncker entſchloß ſich deshalb die von rechts nach links über die Trotina geſchickten Compagnieen, unter abermaliger Durchwatung des Flüßchens, von links nach rechts zurückzunehmen und an die Stelle der Umgebung ein einfaches Verfolgen durch das Dorf hindurch, auf die Brücke zu, eintreten zu laſſen. Als dieſe indeſſen erreicht wurde, war ſie bereits von den letzten feindlichen Abtheilungen paſſirt. Es zeigte ſich dabei, daß die Oeſtreicher beſchäftigt geweſen waren, neben der ſtehenden Brücke noch eine Pontonbrücke über die Elbe zu ſchlagen; ſie hatten alſo von Anfang an Lochenitz als Rückzugspunkt ihres rechten Flügels in Ausſicht genommen.

Die feindliche Pontonbrücke (12 Hakets mit allem Zubehör) lag zum Theil im Waſſer, zum Theil auf dem Lande, ein großer Theil der Pioniere und der Zugpferde mit tödtlichen Schußwunden daneben. Ein umgeſtürztes feindliches Geſchütz ſtand unbeſchädigt in der Dorfſtraße; in geringer Entfernung davon ein Munitionswagen. Zahlreiche Feinde, verwundet und unverwundet, wurden bei der Brücke, in den Gärten und Häuſern zu Gefangenen gemacht. Noch mehrere, die ſich verſteckt hielten, wußten in der Nacht zu entkommen.

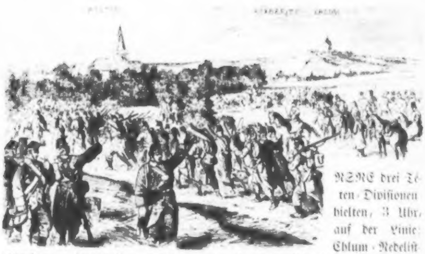
Um 3 Uhr war der dritte Riegel und ſeine Verlängerung bis an die Elbe hin in unſern Händen. Unſre drei Têten-Diviſionen ſtanden auf der Linie:

Chlum - Nedeliſt - Lochenitz.

---

[*] Die oberſchleſiſchen Regimenter bewährten ſich übrigens an dieſem Tage als echte „Waſſerpolacken“. Einzelne Compagnieen wateten einmal durch die Trotinka, zweimal durch die Trotina und verſuchten es ſchließlich ſelbſt mit der Elbe.

Um 3 Uhr.



UNSERE drei Têten-Divisionen hielten, 3 Uhr, auf der Linie: Chlum-Nedeliſt-Lochenitz- — ſo ſchloſſen wir das vorige Capitel. Die 1. Garde-Diviſion ſtreckte ihre Arme weit vor (Rosberitz war genommen), während ihr Leib bei Chlum und am Walde von Lipa ſtand. Die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion: Gardeſchützen, Alexander- und Franz-Füſiliere, hielten Lipa und Langenhof beſetzt.

Von dem Hochplateau zwiſchen Chlum und Lipa aus, bot ſich den Unſrigen jetzt ein prächtiger Anblick. Faſt zu Füßen der Höhe, in kaum 2000 Schritt Entfernung, erblickte man unmittelbar um Rosberitz herum, auf Weſtar, Sweti und Rosnitz zu, die impoſanten Maſſen der öſtreichiſchen Reſerve-Corps (VI. und I.); dahinter eine zahlreiche Cavallerie, wohl 15 bis 20 Regimenter und eine gleiche Anzahl von Batterieen; alles in allem wohl 40 bis 50,000 Mann. Weiterhin, gegen Problus zu, ſah man bei dem heller gewordenen Wetter den aufſteigenden Dampf ſcharfen Geſchützfeuers und bekam dadurch eine Anſchauung von dem Umfange des Kampfes.

Ein prächtiger Anblick! aber doch zugleich ein Anblick, der Bedenken erregen konnte.

Was wir bei Chlum und Lipa zuſammen hatten, waren höchſtens 12,000 Mann, die alſo, wenn der Gegner ſeine Reſerven gegen dieſen Schlüſſelpunkt der Stellung vorführte, ſich gegen eine vierfache Uebermacht behaupten mußten.*)

Das numeriſche Verhältniß war ſo ſehr zu unſern Ungunſten, die feindliche Artillerie der unſrigen immer noch ſo an Zahl überlegen, daß man ſich einen Augenblick verſucht fühlen könnte, den Wiedereroberungsverſuch der Chlum-Stellung, der ſich nunmehr einleitete, gerechtfertigt zu finden. Dennoch war es gewiß ein Fehler. Wir wiſſen jetzt, wie bedenklich es momentan um uns ſtand und kennen alle Schwächen und Verlegenheiten, die in jenem Augenblick zuſammendrängten, aber **Benedek** konnte ſie nicht kennen und er hatte kein Recht, das, was er *nicht* kannte, blos zu ſupponiren. Für ihn mußte einfach die Thatſache feſtſtehn, daß, mit dem Erſcheinen unſrer II. Armee auf dem Schlachtfelde, eine Verdopplung unſrer Kräfte eingetreten oder doch jeden Augenblick zu gewärtigen war und daß er nicht hoffen durfte, dieſer unſrer *ganzen* Kraft gegenüber das ausführen zu können, was er bis dahin gegen die Hälfte nicht vermocht hatte.

Noch einmal, der rechte Moment für die Offenſive war verſäumt. Um 11 Uhr hätte der Feldzeugmeiſter mit ſeinen Reſerven vorbrechen, oder aber um 12 Uhr das IV. und II. Corps (*womöglich beide unterſtützend*) in ihrer Vorwärtsbewegung gegen den Swiep-Wald, gegen Benatek und das Sadowa-Gehölz belaſſen müſſen. Dieſe Vorwärtsbewegung hätte immerhin noch Chancen des Erfolges gehabt. Doch 12 Uhr war die höchſte Zeit. *Jetzt*, wo dieſer Zeitpunkt bereits drei Stunden zurücklag, mußte die Situation umgekehrt den Eindruck auf ihn machen, daß es zu ſpät ſei und daß er mit ſeinen Reſerven nur den Rückzug zu decken, nicht aber das Verlorene wieder einzubringen habe. Daß er es that, war ſein bedenklichſter Fehler und ſchuf erſt eigentlich die Niederlage.

Indeß, Fehler oder nicht, die Wiedereroberung war beſchloſſen und die Colonnen ſetzten ſich in Marſch. Wir haben zwei Haupt-Angriffe**) zu

---

*) Es waren, ſelbſt einſchließlich der Avantgarde der 2. Garde-Diviſion, höchſtens 12,000 Mann, da, von den Verluſten und abcommandirten Mannſchaften ganz abgeſehn, das 2. Bataillon 3. Garde-Regiments weit vor gegen Sweti zu, das 2. Bataillon Garde-Füſilier-Regiments erheblich zurück in Ciſtowes ſtand, alſo bei Vertheidigung der Chlum-Lipa-Höhe, ebenſo wenig wie die bei Nedeliſt ſich ſammelnde 11. Diviſion, unmittelbar mitwirken konnten. Dieſe Chlum-Lipa-Höhe aber wurde immer mehr der entſcheidende Punkt.

**) Der *vor* 3 Uhr meiſt mit ſehr unausreichenden Kräften unternommenen Verſuche zur Wiedereroberung Chlums haben wir in früheren Capiteln bereits gedacht. Es waren die folgenden fünf:

Angriff des 1. Bataillons Sachſen-Meiningen (Brigade Appiano),
Angriff des 1. und 3. Bataillons Erzherzog Franz Karl (Brigade Benedek),

unterſcheiden: einen zerſplitterten Angriff des VI. und einen compacten des I. Corps. Beide Angriffe ſcheiterten. Der Anſturm des VI. Corps nahm Rosberitz, aber Rosberitz war nur Außenwerk, war nur Staffel, nicht Ziel. Das Ziel war Chlum. Dies, aller Anſtrengungen unerachtet, wurde nicht erreicht. An dem Beſitz dieſes Höhenpunktes, der das in der Tiefe gelegene Rosberitz beherrſchte, hing die Schlacht. Mit Chlum hielten wir den Sieg.

Wir geben nun die Details der ſich um Chlum-Rosberitz entſpinnenden Kämpfe.

Angriff einzelner Bataillone von Großfürſt Michael und Erzherzog Wilhelm (Brigade Brandenſtein);

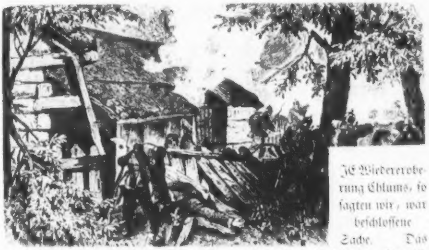
Angriff von zwei Bataillonen Erzherzog Heinrich (Brigade Appiano);

Angriff von zwei Bataillonen Sokcevic (Brigade Benedek).

Der letztere war der ernſteſte, der dritte und vierte ſcheiterten, noch ehe ſie ſich entwickeln konnten. Die meiſten dieſer Angriffe erfolgten von Rosberitz, zwei (der 2. und 3.) vom Lipa-Gehölz und Dorf Lipa aus.

Das Eingreifen der öſtreichiſchen Reſerven

(VI. und I. Corps).



IE Wiedereroberung Chlums, ſo ſagten wir, war beſchloſſene Sache. Das VI. Corps, Feldmarſchalllieutenant Ramming, erhielt Befehl zum Angriff. Dieſe Ordre, lang erſehnt, wurde von allen Offizieren mit Freuden begrüßt, denn der ungünſtige Eindruck, den die Ereigniſſe in der Front bei den in Reſerve ſtehenden Truppen hervorriefen, war bereits unverkennbar und mußte ſich mit jedem ungenützten Augenblick verſchlimmern. Feldmarſchalllieutenant Ramming ließ ſein Corps zum Gefecht entwickeln. Zwei Batterieen ſuchten den Sturm einigermaßen vorzubereiten, dann rückte die Brigade Roſenzweig, mit dem 17. Jäger-Bataillon und dem Regiment Deutſchmeiſter im erſten, mit dem Regiment Gondrecourt im zweiten Treffen gegen Chlum vor. Es war Aufgabe, an Rosberitz vorbei, direkt den Schlüſſelpunkt der Stellung, die eigentliche »Feſtung« zu attakiren; von Rosberitz aus aber heftig beſchoſſen, gaben beide Treffen das eigentliche Objekt ihres Angriffs auf und dirigirten ſich ſtatt auf die hochgelegene Feſtung Chlum, auf das zu Füßen gelegene Außenwerk Rosberitz. Das Jäger-Bataillon und die »Deutſchmeiſter« drangen in Südweſtecke und Mitte des

Dorfes, das Regiment Gondrecourt,*) bis dahin zweites Treffen, in das nördliche Drittel ein, von welcher Stelle aus es ſich wahrſcheinlich unmittelbar gegen die Höhe von Chlum wandte. Nach kurzem Kampf, der namentlich an den Gartenzäunen der Südweſtecke (wo das 3. Bataillon Deutſchmeiſter anſtürmte) mit großer Erbitterung geführt wurde, mußten die Unſrigen in das Schluchten- und Hohlweg-Terrain zwiſchen Rosberitz und Chlum zurück und dieſer Hügelabhang wurde nun während der nächſten halben Stunde zum Hauptſchauplatz der Ereigniſſe. Immer neue Angriffe wurden verſucht; alle ſcheiterten. Wir kommen darauf zurück.

Zunächſt geben wir die verſchiedenen Phaſen des Kampfes um das Außenwerk Rosberitz.

Der Kampf um Rosberitz.

Dorf *Rosberitz* war im Weſentlichen von den drei Bataillonen der Füſilier-Brigade v. Keſſel beſetzt. Sie ſtanden (das Bataillon v. *Helldorf* im Hin- und Herwoge des Kampfes zu einem *combinirten* geworden) von Süd nach Nord in drei Echelons, die beinah ſelbſtſtändig operirten und kaum Verbindung mit einander unterhielten.

In *drei* Echelons, ſo ſagten wir, ſtanden die Unſren und in *drei* Hauptcolonnen — jede Colonne wieder aus mehreren Diviſionscolonnen zuſammengeſetzt — avancirte jetzt der Feind, ſchwenkte mit beiden Flügeln rechts und links, dirigirte ſeine *Mittelcolonne* gegen das Südende des Dorfes und trachtete erſichtlich danach, das ihm als ein bloßes Marſchhinderniß im Wege liegende Rosberitz durch gleichzeitige Angriffe in Front, Flanke, Rücken in ſeine Gewalt zu bringen. *Es gelang.* Die einzelnen Momente dieſes Kampfes laſſen wir nunmehr folgen.

---

*) Das öſtreichiſche Generalſtabswerk nennt das Regiment Gondrecourt bei dem Angriff auf Rosberitz nicht ausdrücklich; es heißt vielmehr an betreffender Stelle wörtlich: „Generalmajor Roſenzweig gab dem 17. Jäger-Bataillon und dem Regiment Deutſchmeiſter Befehl, das in Brand gerathene Rosberitz zu beſetzen, während er perſönlich mit dem Regiment Gondrecourt (zweites Treffen) den *Angriff gegen Chlum fortſetzte*." Dies ſcheint darauf hinzudeuten, daß der Kampf gegen Rosberitz nur Seitens des Jäger-Bataillons und der „Deutſchmeiſter" geführt wurde. Aber dem kann kaum ſo ſein. Alle dieſſeitigen Berichte ſprechen von *ſechs* deutlich erkennbaren Colonnen, die ſich von Weſten her gegen das nördliche Drittel von Rosberitz dirigirten, und wenn wir dieſe *ſechs* Colonnen auch nur als Diviſions-Colonnen (eine Diviſion gleich 2 Compagnieen) anſehen wollen, ſo würden ſie doch, wenn ſie dem Regiment Deutſchmeiſter angehört hätten, für Eroberung und Beſetzung der Südhälfte des Dorfes nichts Erhebliches, jedenfalls nichts Ausreichendes übrig gelaſſen haben. Wir meinen deshalb: es war höchſt wahrſcheinlich das Regiment *Gondrecourt*, das in ſtarken Maſſen hier vorging und, *Chlum immer im Auge behaltend*, unter Beiſeiteſchiebung unſrer fünf ſchwachen Compagnieen durch die Nordecke von Rosberitz einfach hindurchſchritt.

[Der Kampf am Südende des Dorfes.] Am Südende des Dorfes — wir greifen zunächſt um eine halbe Stunde zurück — hielt das Füſilier-Bataillon 2. Garde-Regiments zu Fuß, unter Major v. Erckert. Alle drei Compagnieen (die 9. befand ſich am Nordende des Dorfes) waren in der Aufſtellung verblieben, die ſie nach der Beſitzergreifung von Rosberitz eingenommen hatten. Die 10. Compagnie hielt die äußerſte Spitze der Chauſſee, die 11. und 12. Compagnie ſtanden rechts und links etwas dahinter. Namentlich die 10. Compagnie unterhielt auf wenig mehr als 20 Schritt ein lebhaftes Feuergefecht gegen ein feindliches Jäger-Bataillon, das hinter Bäumen und Chauſſeegräben in guter Deckung lag. Ein plötzlicher Angriff, den die Jäger verſuchten, wurde abgewieſen; die am meiſten vorgedrungenen feindlichen Trupps wichen wieder und kehrten in ihre Stellungen jenſeits der Chauſſee zurück. Dieſe momentan günſtige Situation etwa durch einen Bajonetangriff auszubeuten, verbot ſich, weil hinter unſren drei hier kämpfenden Füſilier-Compagnieen, wenige Compagnieen in der Mitte des Dorfes abgerechnet, keine unmittelbare Unterſtützung ſtand. So mußte denn einfach ausgehalten werden.

Dies ſollte bald als eine immer ſchwerer zu löſende Aufgabe ſich erweiſen. Das Gefecht, in ſeinem bisherigen Verlauf, war nur Vorſpiel geweſen. Der Feind überſchüttete jetzt, wie zur Einleitung eines entſcheidenden Angriffs, ganz Rosberitz mit einer unglaublichen Maſſe von Geſchoſſen. Der ſüdliche Theil des Dorfes gerieth in Flammen; der ganze Raum wurde mit Granaten, Shrapnels und Kartätſchen förmlich beſät, Baumzacken, Steine, Splitter flogen umher und verwundeten Viele. Die Granaten (auch preußiſche) ſchlugen durch die Gebäude, warfen Mauern um, unter denen Geſunde und Verwundete begraben wurden, große Staubwolken, durch Zermalmung von Kalk und Ziegelſteinen verurſacht, ſtiegen auf — es war ein Zuſtand als wenn die Welt untergehen ſollte. Aber die Füſiliere hielten aus; würdig ihres alten Stammes, des Schillſchen Füſilier-Bataillons, fielen ſie reihenweiſe, ohne eines Schrittes Breite zu wanken. Ihr braver Commandeur, Major v. Erckert, hielt mitten unter ihnen zu Pferde, den öſtreichiſchen Jägern, deren Zahl zu wachſen ſtatt zu ſchwinden ſchien, auf nächſte Diſtance gegenüber. Eine Kugel traf ſein Pferd in den Hals; ſich vornüberbeugend, um nach der Wunde zu ſehen, erhielt er einen Schuß in den Oberarm und die Seite und faſt gleichzeitig einen Schuß vorn in den Hals, der ihm am Rücken wieder herausfuhr. Er ſank vom Pferde und wurde aus dem Dorfe hinausgetragen und öſtlich deſſelben am Rande eines Kornfeldes niedergelegt.*)

---

*) An dieſer Stelle gingen ſpäter zwei feindliche Bataillone über ihn hinweg, die ihn für todt hielten, während er die Beſinnung nicht einen Augenblick verlor und genau beobachtete.

Hauptmann v. Kropff übernahm das Commando über die 3 Compagnieen. Die Lage wurde kritiſch, bei dem faſt eine Stunde lang anhaltenden heftigen Feuer begann es an Patronen zu mangeln. Sorgſam wurden ſie den Todten und Verwundeten abgenommen und verwendet, aber der Zuſtand konnte nicht lange mehr ſo fortdauern, um ſo weniger als ein neuer Anſturm ſich vorbereitete.

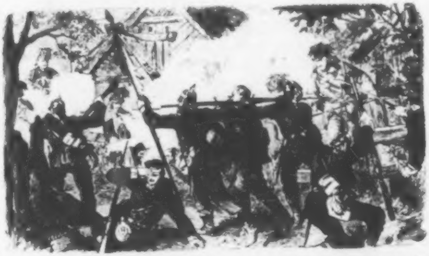
Die Oeſtreicher nämlich, als ſie unſer Feuer, theils in Folge unſrer Verluſte, theils in Folge des Patronenmangels ſchwächer werden ſahen, auch unſre Poſition durch das raſende Artilleriefeuer als hinreichend erſchüttert anſehen mochten, formirten nunmehr jene drei ſtarken, am Beginn unſres Capitels mehrerwähnten Angriffscolonnen, von denen die mittlere ausſchließlich, die öſtliche wenigſtens partiell das Südende von Rosberitz traf.

Unſre geſchwächten, ermatteten und durch den Mangel an Patronen faſt widerſtandsloſen Compagnieen konnten dem Druck nicht mehr widerſtehn. Ohne all und jede Unterſtützung wichen ſie zurück. In der Mitte des Dorfes kamen alle drei Compagnieen durcheinander und jede Rangirung hörte auf. Die Oeſtreicher rückten auf 10 Schritt hinter der wirren Maſſe her. Da ſie auf verſchiedenen Seiten in Rosberitz eingedrungen waren, ſo waren ſie ſo gedrängt, daß ſie ſich gegenſeitig hinderten. Premierlieutenant Graf Rantzau glitt aus und fiel zu Boden; in völliger Ermattung und Erſchöpfung vermochte er nicht, ſich ſofort wieder zu erheben. Um ſich der andringenden Oeſtreicher zu erwehren und ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen, zog er den Revolver und ſchoß in die andringende Maſſe. Dieſe ſtutzte. Lieutenant v. Horn benutzte dieſen Moment, warf ſich den Oeſtreichern entgegen, raffte den Gefallenen auf und brachte ihn in Sicherheit.

Von der 11. Compagnie war noch eine Abtheilung von etwa 20 Mann, bei der ſich die Fahne befand, zurück, weil der Fahnenträger, Sergeant Gurſch, nicht weichen wollte. Dieſer brave Unteroffizier drang ſogar mit hochgeſchwungner Fahne den Oeſtreichern entgegen und ſuchte Alles mit ſich fortzureißen. Der Fahnenſtock erhielt eine Kartätſchkugel und die metallne Fahnenſpitze ertönte von einem hellvernehmbaren Klange, ohne jedoch eine Verletzung zu zeigen. Da die öſtreichiſchen Maſſen auch von der Oſtſeite eindrangen, ſo gerieth die Fahne in das äußerſte Gedränge. Der Feind ſtürzte durch die Gehöfte und über Zäune ſpringend auf dieſelbe los, um ſich ihrer zu bemächtigen. Die kleine Schaar aber war zu heldenmüthiger Vertheidigung entflammt und nicht Willens, ſich lebend ihr Panier entreißen zu laſſen. Lieutenant v. Verſen (der bei Vertheidigung der Fahne einen

---

Ein öſtreichiſcher General hielt längere Zeit in ſeiner Nähe und ſah der Niederlage ſeiner Truppen mit eiſiger Ruhe zu. Es hieß ſpäter (ob mit Recht, ſtehe dahin) es ſei Graf Gondrecourt geweſen.



Schuß in die Hüfte erhielt) und Portepee-Fähnrich v. Bülow warfen ſich heran und nur ihren äußerſten Anſtrengungen gelang es die Fahne zu retten. Keine öſtreichiſche Hand hatte das Heiligthum berührt.

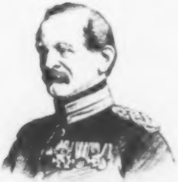
Alle drei Compagnieen zogen ſich bis an den mehrgenannten Hohlweg zwiſchen Rosberitz und Chlum zurück. Hier werden wir ihnen wieder begegnen.

[Der Kampf in der Mitte des Dorfes.] In der Mitte des Dorfes hielt Oberſtlieutenant v. Helldorf mit einem ſchwachen, aus drei Compagnieen combinirten Bataillon. Dieſe drei Compagnieen gehörten verſchiedenen Truppentheilen an. Es waren:

die 4. Compagnie (Premierlieutenant v. d. Kneſebeck) vom 1. Garde-Regiment;
die 2. Compagnie (Premierlieutenant v. Löwenfeld) vom 3. Garde-Regiment;
die 9. Compagnie (Hauptmann v. Oppell) vom Füſilier-Bataillon 1. Garde-Regiments.

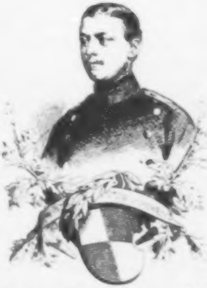
In der letztgenannten Compagnie ſtand Prinz Anton von Hohenzollern.

Die Vorgänge in der Mitte des Dorfes waren im Weſentlichen dieſelben wie am Südende. Gegen die erſten ſchwächeren Angriffe hatten ſich auch hier unſre 3 Compagnieen zu halten gewußt. Derſelbe umfaſſende Angriff aber, der uns das Südende von Rosberitz entriß, entriß uns auch die Mitte. Welche Colonne dieſen Theil des Dorfes vorzugsweiſe traf, iſt ſchwer zu ſagen; von rechts und links kam der Feind, doch mag es an dieſer Stelle vorzugsweiſe die Oſtcolonne geweſen ſein, die das Bataillon Helldorf in ähnlicher Weiſe traf wie das Bataillon Eckert vorzugsweiſe von der Mittelcolonne getroffen wurde. Beinah mehr noch als die Ueberzahl des Feindes, war es ſein Erſcheinen von allen Seiten, was die Vertheidigung verwirrte, indem ein Ueberblick über die Lage zu einer Unmöglichkeit wurde. Von Taktik keine Rede mehr, das Ganze ein Geraufe, ein Kampf Mann gegen Mann.



Oberſtlieutenant v. Helldorf, trotzdem ſich kein Ueberblick ermöglichte, war im furchtbarſten Geſchützfeuer bemüht, ſeine drei Compagnieen zur Behauptung der Dorfmitte zu ſammeln. Er ritt zu dieſem Zweck nach dem aus Rosberitz gegen Nedeliſt führenden Ausgang zu und war eben mit dem Ordnen der Leute beſchäftigt, um ihnen gegen Oſten hin einen Halt und eine Aufſtellung zu geben, als ihn ein Granatſplitter an der linken Seite des Kopfes traf. Mit ausgebreiteten Armen ſtürzte er lautlos vom Pferde, noch während der Adjutant des Füſilier-Bataillons, Lieutenant v. Müller, hinzuſprang, erfolgte ſein Tod.

Jede eigentliche Führung war jetzt verloren. Man kämpfte in einzelnen Trupps, jedes Haus, jede Hecke wurden feſtzuhalten geſucht. Aber der Feinde wurden immer mehr, in dichten Maſſen drängten ſie nach; Prinz Anton v. Hohenzollern fiel ſchwer verwundet, die bloße Wucht des Angriffs ſchob unſre zerſplitterten Trupps dem Nordende des Dorfes und dann hügelan gegen Chlum zu. Herr v. Woyrſch, der an der Seite des Prinzen dieſe furchtbare halbe Stunde durchmachte, hat folgende Schilderung jener Momente gegeben. Sie giebt zugleich eine Schilderung des Kampfes ſelbſt. „Ich hatte mich dem Prinzen von Hohenzollern angeſchloſſen, um welchen aber nur noch eine Schaar von ungefähr 40 Mann vereinigt war. Wir 40 Mann alſo und eine Compagnie des 3. Garde-Regiments, die



ſich in dem Dörfchen gehalten hatte, wollten uns ſo lange vertheidigen, bis Verſtärkung, die unmöglich lange ausbleiben konnte, herbei käme. Glücklicher Weiſe hatten wir augenblicklich weniger vom Granatfeuer zu leiden, da wir den nächſten Feinden bis wohl auf 30 Schritt gegenüberlagen, alſo zu nahe, um von der Artillerie beſchoſſen zu werden. Aber von den Gewehrkugeln ſtürzte ein Mann nach dem andern. Bald waren wir nur noch 6 Mann zuſammen. Jetzt wurde der Prinz ins Knie getroffen. Drei von uns ſprangen hinzu, um ihm Beiſtand zu leiſten und ihn in Sicherheit zu bringen. Kaum waren wir 10 Schritt gegangen, als der Prinz noch 2 Schuß erhielt, einer von uns dreien wurde erſchoſſen, der zweite bekam einen Schuß ins Koppel. Auch ich war zweimal getroffen, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Die eine Kugel traf mich vor den Leib und fiel herab, die zweite durchlöcherte mein Taſchentuch auf ganz tolle Weiſe. Eben hatten wir den Prinzen in ein Haus getragen, die Stiefeln herabgeſchnitten und zu verbinden angefangen, als das öſtreichiſche Signal zum Avanciren uns die Ohren zerſchnitt. Ich griff nach meinem Gewehr, um lieber zu ſterben als mich gefangen nehmen zu laſſen. Einige freundliche Worte des Prinzen aber, der mit äußerſter Ruhe und Geduld ſeine ſchwere Leiden ertrug, riefen mir ins Bewußtſein, wie ich durch Widerſtand jetzt, ohne die geringſte Ausſicht auf Erfolg, nur das Leben des Prinzen gefährden würde. So gab ich mich gefangen.«

In kleinen Trupps, unter beſtändigem Gefecht, zogen ſich die Compagnieen auch aus der Mitte des Dorfes auf den Hohlweg zwiſchen Rosberitz und Chlum zu. Die 4. Compagnie 1. Garde-Regiments hatte alle

Offiziere, bis auf einen, todt oder verwundet; der jüngſte (Lieutenant v. *Werder*) übernahm das Commando. Die 2. Compagnie 3. Garde-Regiments hielt bis zuletzt; ſie deckte den Abzug.

[*Der Kampf am Nordende des Dorfes.*] Am Nordende des Dorfes hielt Oberſtlieutenant Graf Walderſee mit dem 3. Bataillon Garde-Füſilier-Regiments, dem ſich, wie bereits mehrfach hervorgehoben, die 9. Compagnie 2. Garde-Regiments, Hauptmann v. Görne, angeſchloſſen hatte. Ihrer Zahl und ihrer Stellung nach ſtärker als die weitervorgeſchobenen Abtheilungen unter Major v. Erckert und Oberſtlieutenant v. Helldorf, hielten ſie ſich um etwas länger gegen den übermächtigen Feind, oder wurden ſpäter von ihm erreicht. Endlich mußten auch *ſie* zurück.

Die *weſtliche* Colonne, die das Südende von Rosberitz gar nicht berührt und die Mitte mit ihren rechten Flügelcompagnieen nur geſtreift hatte, traf mit voller Wucht auf das Nordende des Dorfes. Es war muthmaßlich (vergl. S. 593) das ganze zweite Treffen der Brigade Roſenzweig: das Regiment Gondrecourt. Dieſem Maſſenandrange zu widerſtehn waren unſre fünf Compagnieen zu ſchwach. Sie räumten fechtend das Nordende des Dorfes und zogen ſich hügelan in der von Rosberitz nach Chlum führenden Straße zurück. Der Hohlweg-Charakter dieſer Straße gab einigen Schutz. Hauptmann v. Görne, der aus dem Hohlweg heraustrat, um Umſchau zu gewinnen, fiel ſofort von einer Gewehrkugel durch den Leib geſchoſſen. Noch andre Verluſte waren zu beklagen.

In dieſer Stellung verblieben die Compagnieen eine Viertelſtunde.

Der Sturm gegen Chlum.

Die Oeſtreicher hatten ſich inzwiſchen in allen Theilen von Rosberitz feſtgeſetzt; was verwundet oder unverwundet (etwa 70 Mann) zurückgeblieben war, befand ſich in Gefangenſchaft. Das VI. Corps, ſo weit es zur Verwendung gekommen war, hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Noch einmal lächelte es dem Feldzeugmeiſter wie Sieg. Aber es war das letzte Lächeln, und ein flüchtiges.

Die Wegnahme von Rosberitz war ein Erfolg; unzweifelhaft. Aber ſo wenig dieſer Erfolg nach einer Seite hin zu unterſchätzen war, ſo wenig wog er nach der andern Seite. Moraliſch, wie jeder Erfolg, war er von Bedeutung; taktiſch, wie mehr als einmal angedeutet, war er bedeutungslos. Erſt wer Chlum hatte beherrſchte die Situation. Glückte es dem Feldzeugmeiſter uns von Rosberitz aus auch *dieſen* Punkt zu entreißen, ſo war in Wirklichkeit viel gewonnen und viel verloren. Und zur Erreichung *dieſes* Zieles ſchickte der Feind ſich jetzt noch einmal und ohne weitres Zögern an.

Wie zwiſchen 3 und 4 Uhr das III. und IV. Corps ihre letzten, noch verwendbaren Bataillone an die Wiedereroberung von Chlum geſetzt hatten, ſo ſetzten jetzt, eine Stunde ſpäter, das VI. und I. Corps ihre friſche Kraft an dieſelbe Aufgabe. Es mochte ſchon gelingen. Von den neun Brigaden der beiden Reſerve-Corps waren noch acht intakt. Nur erſt die Brigade Roſenzweig war im Feuer geweſen. Wie wir wiſſen mit Erfolg. Brigaden und Bataillone, wie ſie zur Hand waren, ſetzten ſich nunmehr in Bewegung. Ein dieſſeitiger Bericht ſagt:

»Gradaus und von Weſten her unſre Stellung überflügelnd, gingen nach kurzer Raſt die öſtreichiſchen Bataillone gegen den Abhang vor. Unſre zerſchoſſenen Compagnieen, einer Ueberflügelung zu entgehn, zogen ſich fechtend aus dem ſenkrecht laufenden Hohlweg zurück, um rechts daneben und zwar etwas höher hinauf, einen querlaufenden Hohlweg zu gewinnen, der, weil eine Querlinie bildend, auch zugleich eine beſſere Vertheidigungslinie, ein breiteres Schußfeld bot. Dieſer Rückzug, ſo gering die Entfernung war, koſtete ſchwere Opfer, zumal der Compagnie v. Görne. Lieutenant v. Pape, ſchon vorher in Arm und Seite verwundet, wurde durch ein Granatſtück, das ihm quer durch den Leib ging, niedergeriſſen und erhielt im Liegen noch einen Gewehrſchuß in die rechte Hüfte; er ſtarb am folgenden Tage zu Chlum. Portepee-Fähnrich Graf Schwerin erhielt einen Schuß in den Oberſchenkel, dem er ſpäter erlag; Portepee-Fähnrich v. Fallois, erſt am 18. Juni aus dem Cadetten-Corps beim Regiment eingetroffen, erhielt einen Schuß durch den Unterleib und fünf Granatſtücke in den Rücken. Alle Offiziere der Compagnie waren todt oder verwundet. Auch die andern hier fechtenden Truppentheile hatten erhebliche Verluſte.

Der Quer-Hohlweg war endlich gewonnen und hier brachte Oberſtlieutenant Graf Walderſee die ganze Bewegung zum Stehn. Er pflanzte die Fahne ſeines Bataillons auf und beſtimmte die Trümmer der verſchiedenſten Abtheilungen, die ſich alsbald um die Fahne ſammelten, zu dem feſten Entſchluß auszuharren, nicht weiter zu weichen. Wie im Swiep-Wald, ſo hieß es auch hier: keinen Schritt weiter zurück. Eine dichte Schützenlinie nahm Aufſtellung am Hohlweg hin und erwartete den Feind.

Dieſer ſchien durch ſeine eigne Maſſenhaftigkeit in ſeinen Bewegungen gehemmt zu ſein. Bald aber kam wieder Fluß in die Maſſen und das Debouchiren aus Rosberitz heraus begann. Einzelne Colonnen rückten geradaus den Hügel hinauf, andere debouchirten links und rechts aus der Dorfliſiere und ſuchten den Frontangriff durch Umfaſſung in der Flanke zu unterſtützen. Fortwährend riefen die Jägerhörner zum Avanciren und man hörte deutlich aus den vordringenden Sturmcolonnen die Klänge der Hymne: »Gott erhalte Franz den Kaiſer«. Immer näher rückten die Colonnen und mit ihnen der entſcheidende Moment. Das Bataillon Walderſee, mit Allem was ſich ihm angeſchloſſen hatte, lag im Anſchlag. Da plötzlich krachte von links her eine Artillerie-Salve. Eine Garde-Batterie (die 4pfündige Batterie Elteſter) war 150 Schritt ſeitwärts aufgefahren und ſpie Tod und Verderben in die dichtgeſchloſſenen feindlichen Bataillone. Die Diſtance war ſo nah, daß ſie zu Hunderten fielen. Nichtsdeſtoweniger blieben die Colonnen im Avanciren. Namentlich ein Jäger-Bataillon, das, an der Tête marſchirend, bisher ſeine Richtung auf den Hohlweg zu genommen hatte, ſchwenkte ſofort rechts und ging im Laufſchritt gegen die Batterie vor. Aber zu ſeinem Verderben. Von der Batterie in Front, von den Garde-Füſilieren in ſeiner linken Flanke gefaßt, brach das Bataillon zuſammen.

Der Angriff war abgeſchlagen; der Feind zog ſich bis gegen den nördlichen Ausgang von Rosberitz zurück, wo er ſich feſtſetzte.

So etwa ſtellte ſich der Angriff dem Auge der Unſrigen[*] dar. Was aber, von der Höhe von Chlum aus geſehen, eine einzige große Action repräſentirte, war in Wirklichkeit eine Aneinanderkettung von Sturmverſuchen, die zwar raſch auf einander folgten, aber doch, mit Ausnahme des letzten (wir kommen darauf zurück), eine Gemeinſamkeit der Action vermiſſen ließen. Blos allein das VI. Corps unternahm vier Angriffe:

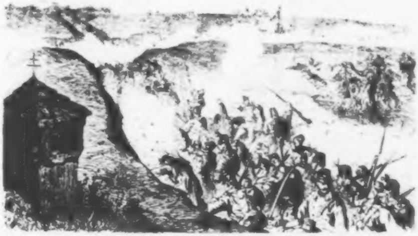
Generalmajor Roſenzweig, wie ſchon S. 592 hervorgehoben, führte zunächſt das Regiment Gondrecourt,
Feldmarſchalllieutenant v. Ramming das Regiment Waſa,
Oberſt Jonak das Regiment Kronprinz von Preußen, endlich
Generalmajor Hertwek ſeine ganze Brigade

vor, aber all dieſe Verſuche entbehrten einer rechtzeitigen Soutenirung und erreichten kaum die halbe Höhe des Abhangs, mit alleiniger Ausnahme des Regiments Gondrecourt, das einen vorübergehenden Erfolg zu erringen und bis an die in Front des Dorfes gelegene Kirche vorzudringen wußte. Hier aber brach ſich der Angriff. Unter enormen Verluſten mußte das Regiment nach Rosberitz zurück.

Dem Feldzeugmeiſter, wie chaotiſch die Situation ſich auch bereits zu geſtalten begann, konnte bei dem ſcharfen Auge, mit dem er zu ſehen gewohnt

---

[*] Ein andrer Bericht ſagt: „Aus dem Dorfe, links und rechts daneben, hier über das Feld hin, dort den Abhang hinauf, überall avancirte der Feind in geſchloſſenen Bataillonen (mehr als zwanzig an der Zahl), erreichte eine beſtimmte Stelle, wirbelte durcheinander und wich. Schon im Vorgehn kreuzten ſich ſeine Linien, im Zurückgehn war es ein Chaos; das Ganze ein farbenreiches, aber wirres Schlachtenbild.“



war, nicht entgangen ſein, daß die Anſtrengungen des VI. Corps vor Allem an ihrer Zerſplittertheit, an einem Mangel von Zuſammenfaſſung geſcheitert waren; dem wenigſtens ſollte abgeholfen werden, und ſo erfolgte denn der letzte große Angriff, der Maſſenangriff des I. Corps. Ueber dieſen liegt ein Bericht des Gegners vor. Wir laſſen ihn ſelbſt ſprechen.

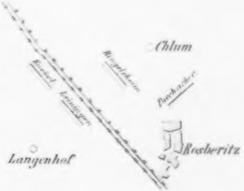
„Das öſtreichiſche I. Corps hatte ſich während des Kampfes um Rosberitz nach rechts entwickelt und machte, als es die Anſtrengungen des VI. Corps, auch Chlum in ſeine Gewalt zu bringen, ſcheitern ſah, nunmehr ſeinerſeits einen breit angelegten und energiſchen Verſuch den dominirenden Punkt, den Schlüſſel der Stellung, zurückzuerobern. Unter dem Feuer ihrer auf dem Hange ſüdöſtlich von Rosberitz placirten Batterie debouchirte die Brigade Poſchacher aus dem letztgenannten Orte, während links von ihr die Brigade Ringelsheim ebenfalls gegen Chlum vorrückte.

Wir folgen jeder der beiden Colonnen.

Die Tête der Brigade Poſchacher hatte das Regiment König von Preußen. Es warf ſchwache, preußiſcherſeits aufs Neue bis gegen Rosberitz vorgeſchobene Abtheilungen zurück, erſtieg unter Benutzung des ſenkrechten Hohlweges den Abhang, als es aber in den Schußbereich des Quer-Hohlweges eintrat, erlitt es ſo enorme Verluſte (im Ganzen 1600 Mann), daß das Regiment Martini zur Ablöſung vorgezogen werden mußte. Ein Theil der Höhe von Chlum war genommen, das Dorf ſelbſt aber nicht erreicht.*)

*) Von dem Durcheinander dieſes Kampfes, von der außerordentlichen Bravour des Feindes, vor Allem auch von der Gefahr in der ſich momentan unſre Chlumſtellung befand, mag die nachſtehende Schilderung Zeugniß ablegen, die wir einem Spezialberichte unſrer Garde-

Die Tête der Brigade **Ringelsheim** hatte das Regiment Hannover, rechts daneben das 26. Jäger-Bataillon. Das Regiment Würtemberg im zweiten Treffen, ſo avancirte die ganze Brigade mit dem rechten Flügel bei dem an der Chauſſee-Brücke befindlichen Gehöfte vorbei, gegen Chlum. Als Reſerve folgte die Brigade **Leiningen**, links von dieſer die Brigade **Knebel** vom X. Corps, die ſich dieſem Angriff aus freien Stücken anſchloß.



Dieſer Angriff, bei ſeiner großen Stärke, durfte einen Erfolg ver-

---

Artillerie entnehmen, gegen deren Reſerve-Batterieen ſich der Angriff der „eiſernen Brigade“ (Poſchacher) in erſter Reihe richtete.

„Um 1¾ Uhr avancirte die Brigade Poſchacher und erſtieg mit dem Regiment König von Preußen, rechts daneben das 18. Jäger-Bataillon, die Höhe ſüdöſtlich von Chlum. Die Batterieen v. Heineccius, v. Mutius, v. Werder und v. Elteſter ſtanden noch unbeweglich im Feuer. Der Commandeur der Reſerve-Artillerie, Oberſt Prinz Hohenlohe, ſah die auf die Höhe in unſrer linken Flanke heraufkommenden Colonnen und ritt, in der Meinung es ſei unſre zurückweichende Infanterie, darauf zu, um ſie zu bitten unſren linken Flügel zu decken. Da er während dieſes Rittes nach den Batterieen hinſah, um zu beobachten was ſich in der Front zutrug, befand er ſich zu ſeiner Ueberraſchung plötzlich zwiſchen den öſtreichiſchen 18. Jägern, von denen er Offiziere perſönlich erkannte, die er zwei Jahre vorher in der Kaſerne am Kupfergraben in Berlin bewirthet hatte. Die öſtreichiſchen Jäger achteten auf die beiden einzelnen Reiter nicht, und als er mit ſeiner Ordonnanz aus den Reihen der Oeſtreicher entkommen war, gab er Befehl zum Zurückgehen der drei Batterieen Heineccius, Mutius, v. Werder. Die Batterie Elteſter blieb noch. — Der Angriff der öſtreichiſchen Brigade war im Weſentlichen auf die Intervalle zwiſchen der 4pfündigen Batterie v. Werder und der 4pfündigen Batterie v. Elteſter gegangen, welche letztre beinah 1000 Schritt **links** von der Batterie v. Werder ſtand. Eine Infanteriemaſſe, wahrſcheinlich das Regiment König von Preußen, nach öſtreichiſchem Bericht das zur Unterſtützung in die Front gezogene Regiment Martini, drang auch bis dicht an die Batterie Elteſter vor (etwa bis auf 100 Schritt), wurde dann aber durch das Kartätſchfeuer derſelben und die Salven der 10. Compagnie des Garde-Füſilier-Regiments einen Moment zurückgewieſen, welchen Augenblick des Stutzens die Batterie Elteſter benutzte, um aufzuprotzen und ebenfalls auf die Höhe zurückzugehn. (Das Kartätſchfeuer der Batterie v. Elteſter war es ſehr wahrſcheinlicherweiſe, was dem anſtürmenden Feinde ſeine ſchwerſten Verluſte zufügte.)

ſprechen. Die Brigade Ringelsheim indeß hatte kaum die Chauſſee paſſirt, als ſie nicht nur von den Höhen und aus dem Orte Chlum, ſondern auch in den Flanken von feindlichem Kleingewehrfeuer und von den Projectilen der mittlerweile am ſüdlichen Ende von Chlum aufgefahrenen feindlichen Batterieen förmlich überſchüttet wurde. Nichtsdeſtoweniger drang die Brigade vor.

Um dieſelbe gegen einen feindlichen Flankenangriff zu ſichern, ließ Generalmajor Graf Gondrecourt die Batterie der Brigade Leiningen auffahren und feuern, letztere Brigade links herausſchwenken und vorrücken. Das Regiment Haugwitz und das 3. Bataillon Gyulai gelangten bis auf den Rücken des Höhenzuges nordöſtlich Langenhof, dort aber gebot ihnen das überaus heftige Feuer der feindlichen Infanterie, dann das plötzliche Erſcheinen feindlicher Cavallerie Halt. Die Brigaden Leiningen und Knebel formirten Carres, beſchoſſen ſich aber theilweiſe ſelbſt und traten den Rückzug an, als ſie fühlten, daß der Angriff geſcheitert ſei.

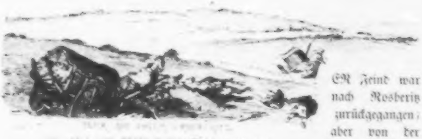
Ihnen folgte zunächſt, von der Chlum-Höhe aus, die Brigade Poſchacher, deren tapfrer Führer gleich beim erſten Anſturm den Tod gefunden hatte, endlich auch die Brigade Ringelsheim.

Das I. Corps büßte in dieſem Kampfe, der etwa 20 Minuten gedauert haben mag, und auf dem Rückzuge bis Rosberitz und Weſtar, 279 Offiziere, 10,000 Mann und 23 Geſchütze ein. **Mehr als die Hälfte ſeines Beſtandes.**

Alle Opfer waren umſonſt gebracht. Chlum war nicht zurückerobert. Ueber den Ausgang des Tages war entſchieden.

Die Wiedereroberung von Rosberitz.

Die I. und II. Diviſion bringen die Entſcheidung.



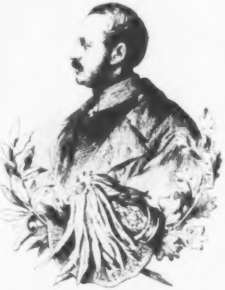
ER Feind war nach Rosberitz zurückgegangen; aber von der Poſition aus, die die Unſern am Quer-Hohlweg und rechts und links daneben inne hatten, ließ ſich deutlich wahrnehmen, daß man noch immer nicht gewillt war das Spiel verloren zu geben. Man ſammelte und formirte. War ein dritter und letzter großer Angriff beſchloſſen? und wenn er beſchloſſen war, waren wir im Stande einer letzten großen Anſtrengung zu widerſtehn? Der Feind verfügte noch immer über drei intakte Brigaden: Hertwek,*) Waldſtätten, Abele; war es wahrſcheinlich, daß die Trümmer-Bataillone der 1. Garde-Diviſion dem Anſturm von neuen 20 Bataillonen würden Widerſtand leiſten können?

Wer durfte ein Ja auf dieſe Frage haben.

Da plötzlich anderte ſich die Situation. Von rückwärts her, bis in die dünne Linie der Unſern hinein, ſprengten einzelne Reiter mit geſchwärzten Helmen: »Meine Herren, giebt es hier noch etwas zu thun?« Es waren Batteriechefs des I. Armee-Corps, denen es im erſten Augenblick kaum glaublich erſcheinen wollte, daß die nahen, in dieſem Augenblick ganz unbeweglich dichten Colonnen am Nordende von Rosberitz feindliche ſeien. Aber bald des Richtigen belehrt, fuhr Batterie neben Batterie in ſauſendem Galopp heran, Lithauiſche Dragoner erſchienen zu ihrer Deckung, zwiſchen Nedeliſt und Sweti erſchien die ſchwere Cavallerie-Brigade: Gardes du Corps und Garde-Cüraſſiere, (ein prächtiger Anblick!), auf Liva zu rückte die 4. Garde-Infanterie-Brigade, die Regimenter Franz und Auguſta, auf der Höhe von Chlum erſchien der Kronprinz und an ihm vorbei durch Chlum debouchirte jetzt die Avantgarde des I. Armee-Corps, die Regimenter Kronprinz und Nr. 41, das oſtpreußiſche Jäger-Bataillon, Major v. Sommerfeld, an der Tête. Am Südweſtausgange des Dorfes, hart an der Stelle, an der das

---

*) Die Brigade Hertwek war zwar ſchon vorher vorgeführt worden, doch hatte ſie weder den Abhang über halbe Höhe hinaus erſtiegen, noch irgendwie nennenswerthe Verluſte erlitten.



Bataillon vorüber mußte, hielt Generallieutenant v. Hiller. Hier am exponirteſten, aber einen vollen Ueberblick gewährenden Platz hielt er ſeit einer Stunde und leitete das Gefecht. An ihn ſprengte jetzt Major v. Sommerfeld heran, um zu melden.

»Gott ſei Dank, da kommt ihr! Was bringen Sie mit?«

»»Mein Bataillon, gefolgt von der Avantgarde des I. Corps.««

»Nun wird Alles gut werden!« In dieſem Augenblick fuhr General v. Hiller mit der Hand nach der Bruſt. »Herr Kamerad, helfen Sie, ich bin verwundet.« Das waren ſeine letzten Worte. Ein Sprengſtück war ihm von der Seite in die Bruſt gedrungen. Er ſank lautlos aus dem Sattel.

So ſtarb General v. Hiller in demſelben Augenblick, der die Entſcheidung brachte, den Sieg, an deſſen Erringung er und ſeine Diviſion die letzten Kräfte geſetzt hatten.

Einzelne Jäger trugen ihn nach Chlum zurück; das Bataillon aber avancirte bis an die Hohlweglinie, dann über dieſe hinaus und gefolgt vom 1. und Füſilier-Bataillon Nr. 41 im erſten, von den beiden Grenadier-Bataillonen des Regiments Kronprinz im zweiten Treffen, drangen jetzt die Oſtpreußen, wie zur Wettmachung des Tages von Trautenau, mit ſtürmender Gewalt in Rosberitz ein. Die Kraft des Feindes ſchien gebrochen, 3000 Gefangene, eine Anzahl Geſchütze fielen den Oſtpreußen in die Hände. Rosberitz war unſer.

Zu dieſem glänzenden Erfolge hatte ein gleichzeitiger Flankenſtoß der 11. Diviſion (v. Zaſtrow) zu erheblichem Theile mitgewirkt. Wir verließen dieſelbe um 3 Uhr nach der Wegnahme von Nedeliſt durch das 2. Bataillon 50. Regiments. Es folgte nun eine mehr als halbſtündige Pauſe, während welcher die Diviſion am Nordrande ebengenannten Dorfes ſich ſammelte; dann, auf Befehl des commandirenden Generals v. Mutius, dirigirte ſich die Brigade Hoffmann, Regimenter 51 und 38, gegen Rosberitz, während Brigade Hanenfeld, Regimenter 10 und 50, gegen Sweti und Weſtar ging. Beide Brigaden avancirten mit gleicher Bravour, dabei ſo raſch und ungeſtüm, daß ein Offizier von der Brigade Hanenfeld auf die verwunderte Frage über die gehabten geringen Verluſte antworten durfte: »wir hatten nicht Zeit zu fallen.« Sweti wurde durch das 10. Regiment genommen, die 51er aber drangen von Oſten her in Rosberitz ein, im ſelben Augenblick faſt, in dem die Avantgarde des I. (oſtpreußiſchen) Armee-Corps das Dorf von Norden her faßte. Das zufällige, ſich jeder Vorausberechnung entziehende Zuſammenwirken dieſer Angriffe decontenancirte den Feind völlig und gab an dieſer Stelle recht eigentlich den Ausſchlag.

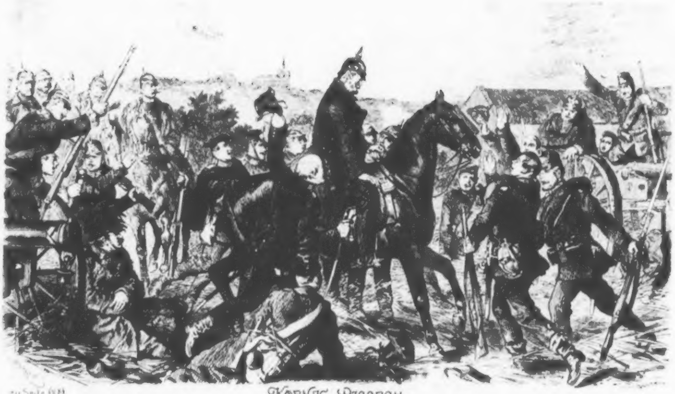
Beiden Brigaden, die in raſtloſem Vordringen (erſt bis an die Chauſſee, dann über dieſe hinaus) mehr als irgend ein andrer Truppentheil den Rückzug des Feindes beſchleunigten, indem ſie ſeine Rückzugslinie bedrohten, werden wir noch zu einer ſpätern Stunde, bei Wegnahme von Briza und Klacow (6 Uhr), wieder begegnen.

Vorwärts!

König Wilhelm auf der Höhe von Lipa.

SCHON als der Kampf um Rosberitz noch tobte, vielleicht in demſelben Augenblick, wo die Tête des I. Armee-Corps aus Chlum debouchirte, befahl der König, der ſeit 8 Stunden vom Roskos-Berge aus dem Gange der Schlacht gefolgt war, ein Vorgehn auf der ganzen Linie. Mit Jubel vernahm die bis dahin nur mit Mühe an der Biſtritz zurückgehaltene I. Armee den Befehl ihres Kriegsherrn. Die Chauſſee gegen Lipa hinauf jagten die Batterieen aller hier im Kampf geweſenen Diviſionen; links neben ihnen ſetzten ſich die Regimenter 9 und 21 (das »Regiment Colberg« im erſten Treffen) in Marſch; unmittelbar rechts von der Chauſſee, aus der Liſiere des hartbeſtrittenen Hola-Waldes, brachen die tapfren Vertheidiger dieſes Wäldchens, die zerſchoſſenen Bataillone vom 31. und 71., vom 49. und 61. mit Hurrah hervor, und noch weiter rechts, über Dohalitzka und Mokrowous hinaus, avancirten die bis dahin in Reſerve gehaltenen Regimenter der 5. und 6. Diviſion. Auf Lipa, auf Langenhof, auf Streſetitz zu ging es in viertelmeilenbreiter Front.

Auf der Höhe von Lipa, die einen Ueberblick über das ganze Schlachtfeld, alſo auch über das Vorgehn der beiden Flügel-Armeen geſtattete, bot



zu Seite 609

KOENIG WILHELM

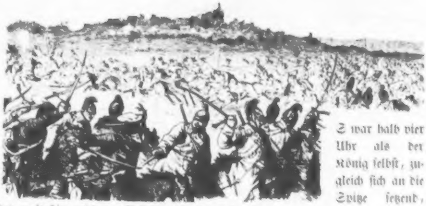
von seinen Truppen begrüßt bei Langenhof, am Nachmittage des 3. Juli 1866 ſich jetzt ein zauberhaftes Schauſpiel. Ein Augenzeuge ſchreibt: »der Nebel, der ſich bis dahin dick über dem blutigen Ehrenfelde gelagert hatte, zerriß, und faſt plötzlich ſah man in weitem, nach Südoſten ſich öffnenden Bogen die ganze preußiſche Armee im Anmarſch, Brigade neben Brigade, Bataillon neben Bataillon. Unter klingendem Spiel drängte Alles vor. Mir ſtürzten die Thränen in die Augen, daß es mir vergönnt war dieſen Moment zu erleben. So iſt es gewiß Vielen ergangen. Wiederholt ſchüttelten wir uns die Hand in innigem Dankgefühl gegen den allmächtigen Geber alles Guten, daß er uns gewürdigt hatte bei ſo großer That mitzuwirken, daß er *dieſes* Anblicks uns theilhaftig gemacht. Immer vorwärts, unaufhaltſam nach Weſtar und Briza, nach Streſetitz und Problus zu drängten die preußiſchen Heerſchaaren; links die Garden, das I. und das VI. Corps, rechts Herwarth mit Rheinland und Weſtphalen. Ich blieb halten und genoß in ſtummer, unſaglicher Freude des ergreifendſten Anblicks meines Lebens.«

Allen Bataillonen vorauf, oder doch im Fluge ſie überholend, brach jetzt die Cavallerie in den Feind. *An ihrer Tête der König.* Ein andrer Bericht ſagt: »An die Spitze der großen Vorwärtsbewegung, ein Moment voll ſymboliſcher Bedeutung, ſtellte ſich König Wilhelm ſelbſt; — auf ſeinem edlen Thier, das ſeitdem den ſtolzen Namen Sadowa führt, gefolgt von ſeiner Suite, an den Trümmern der Hola-Wald-Diviſion vorbei, ritt der König gegen den Feind. Als er die Höhe von Lipa erreicht, den Punkt, um den ſich 7 Stunden lang der blutige Kampf gedreht hatte, warf die Spät-Nachmittagsſonne aus dem dunklen Regengewölk hervor einen breiten goldnen Schein über das Feld, über das Feld, das nun ſein war. Die Garde-Truppen, die hier hielten, erkannten ihn und ein Schauſpiel, das alles lohnte, was wir gebangt und gelitten, bot ſich dar. Bruchtheile aller Bataillone: Garde-Schützen, Franz-, Alexander-, Eliſabeth-Füſiliere drängten ſich an ihren Kriegs- und Siegesherrn heran, umklammerten ihn und küßten ihm die Hände.« Er ſelber ſchreibt: »Ich mußt' es gewähren laſſen.«

Der König, über das Plateau hin, an Langenhof vorbei, ſprengte in die vorderſte Gefechtslinie bis gegen Streſetitz vor. Hier war er Zeuge jener Reitergefechte, die den Widerſtand des Feindes brachen. Von fliehenden öſtreichiſchen Reitern faſt enveloppirt und in Gefahr mit fortgeriſſen zu werden, ritt Graf Bismarck an den König heran: »Als Major habe ich Ew. Majeſtät auf dem Schlachtfelde keinen Rath zu ertheilen, als Miniſterpräſident bin ich aber verpflichtet, Ew. Majeſtät zu bitten, ſich nicht auf dieſe Weiſe der Gefahr auszuſetzen.« Der König gab dieſer Vorſtellung nach.

Die Reitergefechte ſelbſt geben wir im nächſten Capitel.

Die Reitergefechte bei Streſetitz.



S war halb vier Uhr als der König ſelbſt, zugleich ſich an die Spitze ſetzend, den weit hin gehörten Befehl ertheilte: »Cavallerie vor!«

In ſeiner Nähe, zwiſchen dem Roskos-Berg und Sadowa, hielten um dieſe Stunde die beiden leichten Brigaden: v. d. Gröben und Wilhelm von Mecklenburg, der Cavallerie-Diviſion Hann.*) Beide Brigaden brachen, links der Chauſſee, ſofort gegen die Höhe von Liva vor.

Ehe wir ihnen folgen, werfen wir einen Blick auf das Schlachtfeld, wie es in dieſem Moment ſich darſtellte.

---

*) Die Cavallerie-Diviſion Hann beſtand aus der ſchweren Brigade v. d. Goltz und aus den zwei leichten Brigaden v. d. Gröben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg. Die Zuſammenſetzung der beiden letztern war die folgende:

Brigade Wilhelm von Mecklenburg.
  Brandenburgiſches Huſaren-Regiment (Zietenſches) Nr. 3.
  2. Brandenburgiſches Ulanen-Regiment Nr. 11.
  2. Garde-Dragoner-Regiment.
Brigade v. d. Gröben.
  Thüringiſches Huſaren-Regiment Nr. 12.
  Neumärkiſches Dragoner-Regiment Nr. 3.

Von den in den Text gedruckten Karten reicht die auf S. 702 (bei Schilderung der Chlum-Localität) im Weſentlichen zum Verſtändniß der Reitergefechte aus.

Der Feind, mit allen ſeinen in Front geſtandenen Armee-Corps, war im Rückzug, und zu erheblichem Theile ſchon über Sweti und Rosnitz hinaus; die Angriffe des VI. Corps waren eben geſcheitert, nur die 3 Brigaden des I. Corps hielten noch das Plateau zwiſchen Rosberitz und Weſtar; drei dieſer Brigaden (denen ſich, wie wir wiſſen, die Brigade Knebel vom X Corps freiwillig angeſchloſſen hatte) ſtürmten gegen Chlum. Die formidable Geſchützlinie zu beiden Seiten von Lipa exiſtirte nicht mehr; was nicht zurückgegangen war, um in neuen Stellungen den Abzug zu decken, war genommen. Von den fünf Cavallerie-Diviſionen deckten die beiden leichten (Taxis und Edelsheim) den Rückzug des rechten und linken Flügels, die 2. ſchwere Cavallerie-Diviſion hielt bei Klacow; nur die 1. und 3. ſchwere Cavallerie-Diviſion befanden ſich noch in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes, die 1. Diviſion (Prinz Holſtein) hinter Weſtar, die 3. Diviſion (Graf Coudenhove) hinter Streſetitz. Aber auch dieſe beiden im Abzug. Im Centrum und nach rechts hin ein freies Feld, ein halbkreisförmiges, von den Dörfern Langenhof, Problus und Rosnitz umſpanntes Plateau; nur nach links hinüber, auf dem coupirten Terrain zwiſchen Rosberitz und Chlum, ſtand der Feind, tobte der Kampf.

So ſtellte ſich das Bild dar, als um etwa 4 Uhr die beiden leichten Cavallerie-Brigaden der Diviſion Hann das Plateau erreichten. Unmittelbar vor ihnen, auf Langenhof und weiter rechts auf Problus zu, bewegten ſich bereits die vorderſten Abtheilungen unſrer vom Hola-Walde, von Dohalitzka und Mokrowous her vorgegangenen Infanterie-Compagnieen und Halbbataillone vom 9., 31. und 35. Regiment. Langenhof war von Gardetruppen beſetzt. Die Batterieen Gallus und Munk feuerten in den Feind, andre Batterieen des II. und III. Corps, dazwiſchen 12er, 21er, 49er, folgten in breiter Linie nach.

Das Reitergefecht (gegen die Diviſion Holſtein) zwiſchen Rosberitz-Langenhof und Streſetitz.

Die Brigade v. d. Gröben erreichte Lipa zuerſt. Beide Regimenter, die Thüringiſchen Huſaren links, die Neumärkiſchen Dragoner rechts, waren bereits im Vorgehn auf Langenhof, als ihnen der Befehl kam ſich links, auf Rosberitz zu, zu halten, aus deſſen Südſpitze ſoeben ein feindliches Infanterie-Bataillon auf die Chauſſee hinaustrat. Dieſer Befehl traf aber nur das Thüringiſche Huſaren-Regiment, das nun, alsbald von den beiden Linken-Flügel-Schwadronen (1. und 5.) der Neumärkiſchen Dragoner gefolgt, in der angegebenen Richtung einſchwenkte, während die drei andern Schwadronen des Dragoner-Regiments ihren Ritt auf Langenhof zu fortſetzten.

Oberſt v. Barnekow, der die „Thüringer“ führte, nahm im Vorgehn wahr, daß außer dem ihm als Angriffsobject bezeichneten öſtreichiſchen Bataillon zwei andre Bataillone ſammt Artillerie aus der Dorfliſière (Rosberitz) heraustraten. Einestheils um durch Geſchützfeuer möglichſt wenig zu leiden, andrerſeits um den Bataillonen keine Zeit zum Formiren zu laſſen, ließ der Oberſt ſeine Huſaren erſt in Galopp und dann zum Choc übergehn. Das erſte feindliche Bataillon wurde völlig überritten und geſprengt, aber kaum darüber hinaus erhielt der linke Flügel des Huſaren-Regiments von dem nächſtſtehenden Bataillon eine Salve und beinah gleichzeitig eine Kartätſchlage. Ebenſo lebhaft wurde der rechte Flügel beſchoſſen. Ein momentanes Stutzen; dann ſprengte die 3. Escadron in die Infanterie-Knäuel, die 2. und 4. in die Batterie hinein; die Führer der Geſchütze wurden vom Pferde gehauen. Alles verſprach einen glücklichen Erfolg. Es war die abziehende Brigade Leiningen (auch der öſtreichiſche Bericht macht keine genaueren Angaben), die hier ereilt wurde.

In dieſem Moment allgemeinen Durcheinanders zeigte ſich in nicht zu großer Entfernung, auf dem ſchmalen Terrain zwiſchen Weſtar und Rosnitz, eine große feindliche Reitermaſſe. Es war die 1. Reſerve-Cavallerie-Diviſion Prinz Holſtein: auf dem rechten Flügel die Brigade Schindlöcker, auf dem linken (etwas zurück) die Brigade Solms, dieſelbe, die auf dem Plateau zwiſchen Wyſokow und Wenzelsberg das Gefecht gegen unſre 1. Ulanen und 8. Dragoner beſtanden hatte.*)

Die 4. und 5. Escadron der Neumärkiſchen Dragoner, die, rechts neben den Huſaren, an dem Kampfe gegen die Infanterieknäuel nicht theilgenommen hatten, waren die erſten, die der heranwogenden feindlichen Cavalleriemaſſe, Brigade Schindlöcker, anſichtig wurden. Die 5. Escadron, hinter der 4. rechts abſchwenkend, warf ſich in die Flanke der Stadion-

---

*) Die Ordre de Bataille der Diviſion Holſtein war die folgende:

Brigade Solms:
- Ferdinand-Cüraſſiere
- Heſſen-Cüraſſiere
- Kaiſer Max-Ulanen

Brigade Schindlöcker:
- Stadion-Cüraſſiere
- Kaiſer Franz Joſeph-Cüraſſiere
- Kaiſer Franz Joſeph-Ulanen.

Die beiden Ulanen-Regimenter nahmen an dem Gefecht, das ſich nun entwickelte, nicht Theil. Die Kaiſer Franz Joſeph-Ulanen waren (vergl. S. 569) ſüdlich Chlum durch unſer Feuer hart mitgenommen worden und hielten mit ihren Trümmern bei Sweti; ebendaſelbſt, als Geſchützbedeckung, befanden ſich auch die Max-Ulanen. (Südlich Chlum hatte unſer Salvenfeuer, wie wir wiſſen, auch die 3. Escadron der Kaiſer Franz Joſeph-Cüraſſiere aufgerieben, ſo daß die Brigade Schindlöcker nur aus 7, die Brigade Solms nur aus 8 Escadrons beſtand.)

Cüraſſiere, durchbrach die vorderſte Escadron, wurde dann aber von der Wucht der nächſtfolgenden erfaßt und in die allgemeine Vorwärtsbewegung des Feindes hineingetragen, endlich völlig mit fortgeriſſen.

Das Thüringiſche Huſaren-Regiment, dem ſich die 4. Escadron der Neumärkiſchen Dragoner angeſchloſſen hatte, hatte inzwiſchen ſeine Attake fortgeſetzt, als es plötzlich auch ſeinerſeits der feindlichen Cüraſſiermaſſe anſichtig wurde. Sich gegen dieſe zu wenden, war bei der Zerſtreutheit, in die das Huſaren-Regiment durch ſeine Kämpfe gegen verſchiedene Infanterieknäuel gerathen war, unmöglich, Oberſt v. Barnekow ließ alſo Appell blaſen und ſuchte ſeine Thüringer in guter Ordnung zurückzuführen. Aber die Stadion- und Kaiſer Franz Joſeph-Cüraſſiere, untermiſcht mit zum I. Armee-Corps gehörigen Nicolaus-Huſaren, hingen ſich an ihn und ſo wälzte ſich die aus Freund und Feind, aus Huſaren, Dragonern und Cüraſſieren bunt zuſammengeſetzte Streitmaſſe im wildeſten Jagen auf Langenhof zu.

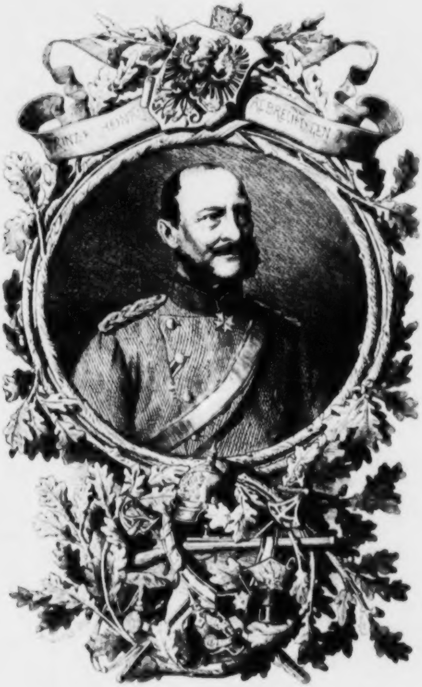
In dieſem, für unſre Huſaren und Dragoner gleich bedrängnißvollen Moment, erſchien auf der Höhe von Lipa das zur Diviſions-Cavallerie des II. Armee-Corps gehörige Pommerſche Ulanen-Regiment Nr. 4. Oberſt v. Kleiſt, Commandeur des Regiments, ließ ſofort das Signal zum Aufmarſch geben und warf ſich echelonsweiſe mit der 1. und 2. Escadron auf die anſtürmende feindliche Cüraſſiermaſſe. Nach einem 8 bis 10 Minuten dauernden, hartnäckigen Kampfe, in dem Oberſt v. Kleiſt vom Pferde gehaun wurde, glückte es die Cüraſſier-Brigade zu werfen und ſie über das Plateau hin zu verfolgen. Die 3. Ulanen-Escadron griff hierbei mit ein. Dann wendeten ſich unſre auseinander gekommenen Abtheilungen: Huſaren, Dragoner, Ulanen, und gingen, auf Langenhof zu, zurück, um ſich öſtlich deſſelben, unter dem Schutz der 4., in Reſerve verbliebenen Ulanen-Escadron zu ralliiren.

Aber noch ehe dieſe Ralliirung erfolgen konnte, bereitete ſich ein dritter Gefechtsmoment vor. Auf Langenhof zu, während die Trümmer der Brigade Schindlöcker ſüdwärts abzogen, avancirte jetzt die zweite Brigade der Cavallerie-Diviſion Holſtein: die Brigade Solms. Auf dem Plateau befand ſich in dieſem Augenblick unſrerſeits nichts Verfügbares. Die bei Langenhof ſich ſammelnden Schwadronen waren noch nicht feſt genug, um ſich den anrückenden Cüraſſieren entgegenwerfen zu können. Ebenſowenig würden ſie die Kraft gehabt haben, einen Stoß erfolgreich zu pariren. Die langſam und geſchloſſen vorrückenden feindlichen Reiter, zwei Escadrons Ferdinand-Cüraſſiere, verzichteten aber darauf unſre erſt ſich ſammelnden Cavallerie-Trupps anzugreifen, ſondern wandten ſich gegen den Schäfereihof und umritten denſelben auf beiden Seiten.

Die Schäferei war ſoeben von Schützen des Colbergſchen Regiments beſetzt worden; zwiſchen ihr und dem Dorfe Langenhof aber ſtand eine geſchloſſene Compagnie dieſes Regiments, den anreitenden Ferdinand-Cüraſſieren die linke Flanke bietend. Dieſe (die öſtreichiſchen Berichte ſprechen von einer Schein-Attake) machten indeß durchaus nicht Miene, die Compagnie Colberg anzugreifen, ſondern ritten im Galopp ungefähr auf 50 Schritt an deren Front vorüber und erhielten nun ein ſo mörderiſches Schnellfeuer, daß faſt Alles, was ſich der Schäferei genähert hatte, ſtürzte.

In eben dieſem Augenblick trafen auch unſrerſeits friſche Cavalleriekräfte ein, freilich zunächſt nur ſchwach. Anderthalb Escadrons vom Zietenſchen Huſaren-Regiment (Brigade Mecklenburg) hatten den Waſſerlauf hart öſtlich Langenhof überſprungen und warfen ſich gegen den rechten Flügel der ohnehin ſchon erſchütterten Cüraſſiere, die nun ſofort aufgerollt und in ſüdlicher Richtung bis gegen Rosnitz hin verfolgt wurden. Feindliches Artilleriefeuer hinderte die Verfolgung fortzuſetzen und die anderthalb Escadrons Zieten-Huſaren, unter Rittmeiſter v. Thiele, kehrten in eine Aufnahmeſtellung ſüdlich Langenhof zurück.

Der Kampf gegen die Cavallerie-Diviſion Holſtein hatte aber auch hiermit ſeinen Abſchluß noch nicht erreicht. Von den vier Cüraſſier-Regimentern der Diviſion (vergleiche die Anmerkung S. 612) war das Regiment Heſſen-Cüraſſiere noch intakt und wollte augenſcheinlich das Feld nicht räumen, ohne auch ſeinerſeits einen Verſuch gegen unſre immer noch in verhältnißmäßig ſchwachen Abtheilungen auftretende Cavallerie gemacht zu haben. Die Heſſen-Cüraſſiere, übrigens anſcheinend nur zwei Escadrons ſtark, trabten gerade auf Langenhof zu. Ihnen den Weg zu verlegen, waren in dieſem Augenblick nur anderthalb Escadrons vom 4. Ulanen-Regiment und 2½ Escadrons Zieten-Huſaren zur Hand, die unter ihrem Regimentscommandeur, Oberſtlieutenant v. Kalkreuth, ſoeben den ſchon erwähnten Waſſerlauf paſſirt und in einer kleinen Wieſenſenkung, mit dem linken Flügel gegen Langenhof zu, Stellung genommen hatten. Südlich davon (nordöſtlich von der Schäferei) hielten noch weitere 1½ ſchwache Escadrons vom 4. Ulanen-Regiment. Bei den Zietenſchen Huſaren befand


RINZ v.
ALBRECHT

ſich der Commandeur der 2. Cavallerie-Diviſion, Generalmajor v. Hann. Er ſelbſt giebt folgende Schilderung des ſich nun entſpinnenden Rencontres:

»An die anderthalb Escadrons vom 4. Ulanen-Regiment hatte ich Befehl geſandt, die vorgehenden Cüraſſiere in der rechten Flanke anzugreifen, während die Zieten-Huſaren ſie in der Front anfallen ſollten.

Die 2 Escadrons Heſſen-Cüraſſiere rückten ruhig und vorzüglich geſchloſſen an; ich machte noch meinen Adjutanten auf die vortreffliche Haltung aufmerkſam. Die Offiziere hatten ſich in der Front aufnehmen laſſen und hörte man ſie den Leuten zurufen: Zuſammen! — Zuſammen! — Einen General ſah ich nicht, auch bemerkte ich keine Standarte.

Ich war den Ulanen entgegengeritten, die in Zugcolonne herantrabten und die in einiger Entfernung vorübergehenden Cüraſſiere mit Hurrah! begrüßten, die Cüraſſiere gingen jedoch in der angenommenen Richtung weiter, obgleich ſie dadurch ihren Rücken preisgaben. Dies wurde ſofort benutzt und in Zugcolonne in voller Carrière auf die feſtgeſchloſſene Linie von hinten gefallen. Nahe vor dem zweiten feindlichen Gliede angekommen, glaubte ich noch nicht, daß es möglich ſein würde, dieſe Cüraſſiermauer zu durchbrechen, aber der Stoß war ſo mächtig, daß ſich ſofort eine Gaſſe öffnete und ich mit geringer Kniequetſchung durch die Cüraſſiere hindurchreiten konnte.

In dieſem Moment griffen auch die 2½ Escadrons Zieten-Huſaren in der Front an. Es kam nur während eines kurzen Momentes zum ſtehenden Gefecht, dann wandten ſich die Cüraſſiere ſüdweſtwärts; da aber mußte Oberſtlieutenant v. Kalkreuth ſich wahrſcheinlich mit ſeinen geſammelten Leuten auf die Tête werfen, denn dieſe machte plötzlich linksumkehrt, und Alles jagte in nordöſtlicher Richtung, zuletzt in der Richtung auf Rosnitz fort, hart verfolgt von den Huſaren und Ulanen. Viel war den Cüraſſieren jetzt jedoch nicht mehr anzuhaben, denn ſie ritten in einem dicken Haufen zuſammen, ſo daß man nicht hinein konnte; dennoch kann der Verluſt nicht ganz gering geweſen ſein, während er bei uns ganz unbedeutend blieb. Die Verfolgung wurde ſo lange fortgeſetzt, bis die öſtreichiſche bei Rosnitz ſtehende Artillerie uns beſchoß. Erſt dann wurde zum Sammeln geblaſen.«

Hiermit endlich hatte der complicirte, in viele Einzelgefechte zerfallende Reiterkampf auf dem Plateau zwiſchen Rosberitz und Langenhof ſein Ende erreicht, an dem unſrerſeits der Commandeur des Cavallerie-Corps, Prinz Albrecht Vater, perſönlich Theil genommen hatte.

Alle Abtheilungen der feindlichen Cüraſſier-Diviſion, erſt brigade-, dann regimenterweiſe waren zur Action gekommen; überall hatten ſie weichen müſſen. In wie weit unſre Infanterie und Artillerie dabei mitgewirkt hatten, darauf kommen wir an andrer Stelle zurück.

Das Reitergefecht (gegen die Diviſion Coudenhove) zwiſchen Streſetitz und Problus.

Der Befehl Generalmajors v. d. Gröben: ſich auf Rosberitz zu, gegen dort erſcheinende feindliche Infanterie zu halten, hatte, wie wir wiſſen, nur das Thüringiſche Huſaren-Regiment und die beiden linken Flügel-Schwadronen der Neumärkiſchen Dragoner erreicht, die drei übrigen Escadrons (1., 2., 3.) letztgenannten Regiments unter Oberſtlieutenant v. Williſen verblieben in der eingeſchlagenen Richtung und gingen, an Langenhof vorbei, bis gegen Streſetitz vor, wo ſie in einer kleinen Senkung Aufſtellung nahmen.

Die »Neumärker« hatten hier kaum Deckung gefunden, als ſie, von Rosnitz her, das Herannahen einer feindlichen Cüraſſier-Brigade bemerkten. Es war die Hälfte der Cavallerie-Diviſion Coudenhove,*) die Brigade Fürſt Windiſchgrätz.

Oberſtlieutenant v. Williſen ging der feindlichen Brigade langſam entgegen, zog ſich indeß bald wieder zurück, theils in der Abſicht, die feindliche Cavallerie dadurch in das Feuer der mehr rückwärts ſich formirenden dieſſeitigen Infanterie zu ziehen, theils, um bei einer zu unternehmenden Attake auf die Unterſtützung andrer preußiſcher Cavallerie-Regimenter rechnen zu können.

Die feindliche Brigade ſetzte ihre Vorwärtsbewegung in ruhigem Trabe fort.

Das Dragoner-Regiment mußte dem gegenüber einen Entſchluß faſſen. Als es eine Strecke zurückgegangen war, ſchwenkte es wieder Front, deployirte und ſtand nun der inzwiſchen ebenfalls entwickelten Cüraſſier-Brigade:

Regiment Prinz Karl von Preußen in Front,
Regiment Graf Wrangel in Diviſionen auf den Flügeln folgend,

gegenüber.

---

*) Die Ordre de Bataille der Diviſion Coudenhove war die folgende:

- Brigade Fürſt Windiſchgrätz.
  - Prinz Karl von Preußen-Cüraſſiere.
  - Wrangel-Cüraſſiere.
  - Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig.
- Brigade Generalmajor Mengen.
  - König von Baiern-Cüraſſiere.
  - Graf Neipperg-Cüraſſiere.
  - Alexander-Ulanen.

Das Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig war wahrſcheinlich abcommandirt, wenigſtens wird es weder in dem Gefechtsbericht erwähnt, noch figurirt es in den Verluſtliſten

In dieſer Formation waren ſich die beiden Gegner ſo nahe gekommen, daß Oberſtlieutenant v. Williſen, dem Feinde etwas die rechte Flanke abgewinnend, ſich mit Marſch-Marſch auf ihn werfen konnte. Der Anprall war ein gewaltiger; gegenſeitig wurden die Linien durchbrochen; die 3. Eſcadron hieb im Rücken der Cüraſſiere ein; ein allgemeines Handgemenge folgte. Aber dem mächtigen Drucke der Cüraſſier-Brigade konnten unſre drei Eſcadrons ſchließlich nicht widerſtehn; ſie wichen langſam fechtend zurück.

In dieſem Momente hatte ſich das 2. Brandenburgiſche Ulanen-Regiment Nr. 11 (Brigade Mecklenburg), unter Oberſtlieutenant Prinz zu Hohenlohe, öſtlich von Streſetitz dem Gefechtsfelde genähert, marſchirte, einen tiefen Hohlweg überſpringend, aus der Eſcadrons-Zugcolonne auf, attakirte und warf ſich auf den feindlichen linken Flügel. Dieſer, durch den heftigen Stoß erſchüttert, wich und floh mit der Standarte in ſüdlicher Richtung über das Schlachtfeld hin, während eine etwa anderthalb Eſcadrons ſtarke, ebenfalls noch zum linken Flügel gehörige Abtheilung, von den Ulanen in den Rücken genommen, in nördlicher Richtung gegen den öſtlich von Streſetitz liegenden tiefen und breiten Hohlweg getrieben wurde. Was nicht in den Hohlweg ſtürzte, wurde niedergeſtochen oder fiel unter den Kugeln des an dieſer Stelle eingetroffenen 35. Regiments.

Der rechte Flügel der feindlichen Cüraſſier-Brigade, der von dem Choc des Ulanen-Regiments am wenigſten berührt worden war, ſetzte die Attake inzwiſchen in nördlicher Richtung, gegen Langenhof hin, fort. Was ſich auf ſeinem Wege befand: Infanterie-Abtheilungen des 35. und 49. Regiments, wurde heldenmüthig attakirt, alle Angriffe aber abgeſchlagen. Nichtsdeſtoweniger ſtürmten die Cadres der braven feindlichen Brigade weiter vor und zwar einer aus fünf Batterieen beſtehenden großen Geſchützreihe zwiſchen Langenhof und Streſetitz entgegen, bei der Feldzeugmeiſter Prinz Karl eben eingetroffen war.

Und hier war es, wo der todesmuthigen Kühnheit der Brigade Windiſchgrätz ein Ziel geſteckt wurde. Mit Kartätſchenfeuer empfangen, brachen die feindlichen Reiter, beſonders die Prinz Karl-Cüraſſiere (die hier angeſichts ihres preußiſchen Chefs fochten) zuſammen; was nicht zum Tode getroffen war, fiel großentheils verwundet in Gefangenſchaft. Der Verluſt beider Regimenter: Prinz Karl von Preußen und Graf Wrangel, belief ſich, nach öſtreichiſcher Angabe, auf 378 Mann und 470 Pferde. Generalmajor Fürſt Windiſchgrätz, immer an der Spitze ſeiner Brigade, war unter denen, die ſchwer verwundet das Schlachtfeld deckten.

Die zweite Hälfte der Diviſion Coudenhove, die Brigade Mengen, war anfänglich der Brigade Windiſchgrätz gefolgt. Als Generalmajor Mengen indeß andre preußiſche Cavallerie, als die bisher auf dem Plateau wahrgenommene, in gerader Richtung von Weſt nach Oſt hervorbrechen ſah, ſchwenkte er Front gegen dieſe, warf das Regiment Alexander-Ulanen links, das Cüraſſier-Regiment König von Baiern rechts heraus und folgte mit dem Cüraſſier-Regiment Graf Neipperg. Die wahrgenommene, jetzt bereits von Problus her im Anreiten begriffene Cavallerie-Abtheilung war unſer 1. Garde-Dragoner-Regiment, die Tête der über Nechanitz vorgegangenen Cavallerie-Diviſion Alvensleben.*) Die Zwiſchenräume ſchwanden wie im Fluge und in Escadrons-Zugcolonne formirt, warfen ſich die Dragoner, nachdem auf beiden Seiten die Linien hergeſtellt waren, in einer vehementen Attake auf die Alexander-Ulanen. Die beiden Regimenter ritten durcheinander durch, dann wandten ſich die Dragoner und trieben, in hitzigem Gefecht, die Ulanen theils nordwärts, auf Strefetitz zu, theils ſüdwärts um Problus herum. Ein andrer Theil, völlig umſchloſſen, ward gefangen genommen.

Unmittelbar rechts neben den Alexander-Ulanen waren, wie bereits hervorgehoben, die Baiern-Cüraſſiere vorgegangen. Ehe dieſelben indeß links ſchwenken und durch Eindringen in unſre linke Flanke dem Gefecht eine andre Wendung geben konnten, waren unſrerſeits, von Unter-Dohalitz her, die zur pommerſchen Diviſion Werder gehörigen Blücher-Huſaren auf dem Plateau erſchienen und attakirten ohne Zögern die Baiern-Cüraſſiere. Der Feind wurde gefaßt, bevor er noch die Linie hergeſtellt hatte und ſo glückte es der Raſchheit der Action ihn zu werfen. Die Cüraſſiere jagten rückwärts.**)

---

*) Die Cavallerie-Diviſion von Alvensleben beſtand (nach Abcommandirung der Cavallerie-Brigade Prinz Albrecht Sohn) aus der ſchweren Brigade v. Pfuel und der leichten Brigade v. Rheinbaben. Die ganze Diviſion hatte um 3 Uhr Befehl erhalten, ſich von Johanneshof aus an den rechten Flügel (Elb-Armee) zu begeben und paſſirte mit der leichten Brigade Rheinbaben kurz nach 4 Uhr die Brücke bei Nechanitz. Die letztgenannte Brigade, die nur noch zur Action kam (und im Weſentlichen nur mit ihrem Teten-Regiment), beſtand aus dem

1. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant v. Barner,
1. Garde-Ulanen-Regiment,
2. Garde-Ulanen-Regiment.

Die Garde-Dragoner hatten Verluſte (durch Granatfeuer) noch ehe ſie das eigentliche Kampffeld erreichten; Rittmeiſter v. Bodelſchwingh wurde unweit Lubno tödtlich getroffen.

**) Nach dem öſtreichiſchen Generalſtabswerke waren es nicht die Baiern-Cüraſſiere, ſondern die Neipperg-Cüraſſiere, die hier auftraten. Alle andern Angaben aber (auch die öſtreichiſchen) ſtimmen mit unſerem Text überein. Die Verluſtliſten übernehmen die weitre Beweisführung, wiewohl auch dieſe durch Druckfehler, Auslaſſungen und Widerſprüche nicht allzu werthvoll ſind. Die Oeſtreicher haben eine Neigung Alles zu ſchematiſiren, begnügen ſich

Die Blücheriſchen folgten. In der Verfolgung aber ſtießen dieſe auf die in verſchiedenen Richtungen vorgegangenen 1. Garde-Dragoner und wenig fehlte, ſo wäre es zwiſchen beiden Regimentern, die ſich gegenſeitig für Feinde hielten, zum Handgemenge gekommen.

Das erſte Treffen der Brigade Mengen, nach den Vorgängen, die wir geſchildert, war geſprengt; Ulanen und Cüraſſiere in größeren und kleineren Trupps ſtoben über das Plateau hin; der verluſtreichſte Theil des Kampfes aber ſtand noch bevor.

Der, nach dem erſten Zuſammenſtoß, gegen Süden hin ausgewichene Theil der Alexander-Ulanen, war inzwiſchen an der Südoſtecke von Problus erſchienen, wo Hauptmann Caspari vom Rheiniſchen Feldartillerie-Regiment ſchon vorher ſeine Batterie in Poſition gebracht hatte. Die Ulanen, mit einer Kartätſchlage empfangen, wandten ſich nunmehr in weitem Bogen um Dorf Problus herum nördlich und ſuchten dem auf Streſetitz zujagenden, größeren Theile des Regiments ſich anzuſchließen; aber ſie erreichten es nur, um mit in ſein Schickſal verwickelt zu werden und was nicht in die Lanzen des eben erſcheinenden 1. Garde-Ulanen-Regiments hineingetrieben wurde, brach unter dem aus dem Dorfe kommenden Infanteriefeuer zuſammen. Achtzig bis hundert Reiter, die dem allgemeinen Gemetzel zunächſt entkommen waren, nahmen ihre Richtung auf den Punkt zu, von wo aus König Wilhelm (inzwiſchen an dieſer Stelle des Schlachtfeldes erſchienen) Zeuge der eben geſchilderten Kampfesſcenen geweſen war. Der Moment war kritiſch. Flügeladjutant, Oberſtlieutenant Graf Finckenſtein, eilte ſchon mit den beiden zur Hand befindlichen Zügen der Stabswache herbei, um ſich auf die Ulanen zu werfen, aber die linken Flügel-Compagnieen zweier in einiger Entfernung ſtehenden Bataillone vom Brandenburgiſchen Füſilier-Regiment (Nr. 35) beſeitigten durch ihr Feuer die Gefahr und trieben die vergebens einen Ausgang ſuchenden Ulanen wieder auf Problus zu. Nur wenige der an dieſer Stelle des Schlachtfeldes auftretenden Reiter vermochten ſich in ſüdlicher Richtung zu retten.

---

aber damit, wenn es gut ausſieht. Einem Fremden, der ein Auge für Zahlen hat, wird heiß dabei. Erſt ringt er die Räthſel zu löſen, bis er ſchließlich wahrnimmt, daß er in ein bodenloſes Moor gerathen iſt, drin man nur um ſo tiefer verſinkt je mehr man nach feſtem Grund ſucht. Dieſe Art mit »facts and figures«, mit Zahlen und Thatſachen umzugehn, iſt höchſt charakteriſtiſch und es wird nicht eher beſſer werden, als bis, auf Koſten der Phantaſie, auf dieſem Punkt eine innerliche Reform eingetreten iſt. Baiern-Cüraſſiere verloren 6 Offiziere, Neipperg-Cüraſſiere 1; wie iſt es dieſen Zahlen gegenüber möglich, daß in einem Generalſtabswerke (deſſen anderweite Verdienſte wir nicht unterſchätzen) beide Regimenter dahin verwechſelt werden können, daß es ſchließlich heißt: „ein Stoß der Neipperg-Cüraſſiere löſte das Handgemenge, das Regiment Baiern-Cüraſſiere ſchwenkte rechts heraus, kam aber nicht mehr zum Gefecht.“ (Es verlor, außer den 6 Offizieren, 56 Mann und 122 Pferde nach eigner öſtreichiſcher Angabe.)

Das Cüraſſier-Regiment Graf Neipperg, trotzdem es nicht unerhebliche Verluſte hatte, war nicht zur Attake gekommen.

Die ganze Diviſion Coudenhove ging theils hinter Briza, theils hinter der nordöſtlich Klacow haltenden 2. Reſerve-Cavallerie-Diviſion zurück. Das öſtreichiſche Generalſtabswerk ſpricht nur eine verdiente Anerkennung aus, wenn es am Schluſſe der betreffenden Schilderungen ſagt: »Die beiden Cavallerie-Diviſionen Holſtein und Coudenhove hatten ſich nicht umſonſt geopfert. Das retirirende Heer konnte, unbeläſtigt durch die feindliche Reiterei, ſeine Bewegung gegen und über die Elbe fortſetzen.«

So endete, wenn wir die geſchilderten Einzelgefechte als ein Ganzes faſſen, der größte Reiterkampf der neuren Zeit. Selbſt bei Waterloo, wo Napoleon ſeine Cüraſſier-Diviſion im Kampfe gegen die engliſche Artillerie hinopferte, hatten ſich nicht ſolche Maſſen wie hier mit der blanken Waffe gegenübergeſtanden. Freund wie Feind führten jeder mehr als 30 Schwadronen in den Kampf, ſo daß unter dem Huftritt von nahezu 10,000 Pferden die Nachbarfelder zwiſchen Streſetitz und Langenhof und zwiſchen Streſetitz und Problus erdröhnten.*) Die Verluſte der beiden feindlichen Reiter-Diviſionen waren ſchwer; ſie verloren, nach eigener Angabe, 1256 Mann todt oder verwundet und nahe an 2000 Pferde. Auch die Unſren waren hart betroffen, namentlich die Neumärkiſchen Dragoner, die den ſchwerſten Stand gehabt und ſich mit der größten Bravour geſchlagen hatten. Sie büßten 12 Offiziere und 189 Mann ein, ein Verluſt den ſelbſt unter den feindlichen Regimentern nur eines (das Cüraſſier-Regiment Prinz Karl von Preußen) erreicht.

Wie über alle Cavallerie-Gefechte dieſes Krieges, ſo gehen ganz beſonders über die »große Reiterſchlacht bei Streſetitz« die Anſichten auseinander; beide Theile ſchreiben ſich den Sieg zu. Die Oeſtreicher mit der größten Entſchiedenheit. In ihrem Generalſtabswerke heißt es wörtlich: »Die Brigade Solms ſammelte ſich in der Niederung öſtlich Langenhof und blieb, trotz des von allen Seiten einſchlagenden Feuers über ½ Stunde daſelbſt ſtehen. Aber wie bei Streſetitz (wo die Brigade Mengen hielt) zeigte ſich auch hier die preußiſche Cavallerie nicht mehr.«

---

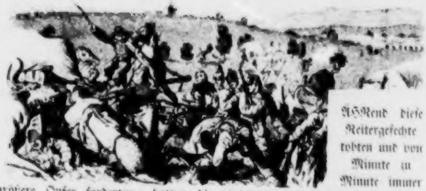
*) Wir haben, im Gegenſatz zu andern Darſtellungen, die meiſt eine Dreitheilung des Geſammtreiterkampfes gewählt haben, dieſe Zweitheilung vorgezogen. Es war nicht nur links und rechts, alſo nach zwei Seiten hin, ein Kampf um Streſetitz, es war auch ein Kampf gegen zwei getrennt auftretende feindliche Diviſionen. Ueberall alſo eine Zweiheit. Will man indeß dieſe einfach ſich bietende Zweitheilung nicht [illegible], ſo bleibt nichts übrig als vier, oder vielleicht noch richtiger ſechs Einzelgefechte zu geben.

Dies wird einfach durch die Thatſache widerlegt, daß zu einer Zeit, als der hin- und herwogende Kampf zwiſchen Streſetitz und Problus ſein Ende noch nicht erreicht hatte, unſererſeits bereits zwei Regimenter (die 1. und 2. Garde-Ulanen) auf nahe Diſtance in Sicht waren, zwei Regimenter, die bei ihrem gleich darauf erfolgenden Eintreffen auf der wirklichen Kampfesſtätte gar nicht mehr zu nennenswerther Action kamen, weil kein Object mehr da war, gegen das ſie ſich hätten wenden können.

Wir ſind uns bewußt, ohne alle Voreingenommenheit an dieſe Frage herangetreten zu ſein, wenn aber doch, ſo mit einer gewiſſen Präokkupirtheit zu Gunſten unſres Gegners. Das Unglück und die Tapferkeit dieſer ausgezeichneten Regimenter, zudem eine angeborne Neigung, jedes Recht und jeden Vorzug zunächſt auf Seite des Gegners zu ſuchen, — Alles ſtimmte uns für Oeſtreich in dieſer wie in mancher andern Frage. Die andauerndſte Beſchäftigung mit dem Gegenſtande aber hat uns ſchließlich trotz alledem und alledem zu der Ueberzeugung geführt, daß die öſtreichiſche Cavallerie in dieſem allerdings die mannigfachſten und widerſprechendſten Momente aufweiſenden großen Reiterkampfe, nicht durch allerhand Zwiſchenfälle, nicht durch Artillerie- und Infanteriefeuer, ſondern durch unſre Reiterei überwältigt wurde. In den verſchiedenen Zuſammenſtößen, nachdem uns vorübergehend Mißerfolge getroffen, warfen wir ſchließlich jedesmal den Gegner und zwar Mann gegen Mann, Säbel gegen Säbel. Daß er dabei erhebliche Verluſte erlitten habe, Verluſte, die wenn nicht anderes hinzugekommen wäre, ihn hätten veranlaſſen müſſen das Schlachtfeld zu räumen, ſoll nicht behauptet werden; im Gegentheil iſt zuzugeſtehn, daß unſre Säbel (die Lanze that etwas mehr) nur wenig gegen die dicken, weißen Mäntel der Cüraſſiere vermochten. Aber wie wenig wir auch im Stande waren, mit der blanken Waffe in der Hand, durch Tod und Wunden den Gegner direkt zu ſchädigen, — der vehemente Stoß unſrer attakirenden Regimenter gab ſchließlich immer den Ausſchlag, drängte die feindlichen Reiter hier hin, dort hin über das Schlachtfeld und wurde ſo, — nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar durch das Hineintreiben des Gegners in unſre rückwärts ſtehenden Feuerlinien, — die Urſach auch jener enormen Verluſte, die ihn ereilten. Wir warfen ihn, wo nicht das Zahlen-Mißverhältniß es hinderte (wie bei beiden Angriffen der Neumärkiſchen Dragoner) echt reitermäßig durch die Energie des Choc, durch die Wucht und Kraft des Angriffs. Einen einzigen Fall abgerechnet (vergleiche S. 614) war der Feind in den Momenten wo dieſer Angriff erfolgte, durch vorher empfangenes Infanteriefeuer noch nicht erſchüttert.

All dies iſt nur zur Abwehr geſagt. Im Uebrigen zählen wir zu den Letzten, die ſich gemüßigt ſehen könnten den Ruhmeskranz der öſtreichiſchen Reiter-Diviſionen zu bemängeln. Ihre todesmuthige Tapferkeit gehört der Geſchichte an und alle Diejenigen, die Zeuge dieſer Tapferkeit waren, haben ihr ein begeiſtertes Angedenken bewahrt. »Dieſe ausgezeichneten Regimenter, — ſo ſchreibt einer der Unſren — hatten allerdings ein Recht, ſich der beſten Reiterei Europa's ſtolz an die Seite zu ſtellen. Wir mußten ſie bekämpfen, aber ihren Untergang konnten wir nur mit ſoldatiſchem Mitgefühl betrachten. Es machte einen erſchütternden Eindruck, die Maſſen der Weißmäntel dahin ſchmelzen zu ſehn, wie den Schnee an der Sonne.«

Der Rückzug



Während dieſe Reitergefechte tobten und von Minute zu Minute immer größere Opfer forderten, hatten die abziehenden Infanteriemaſſen allerdings einen Vorſprung gewonnen und wälzten ſich, hier geſchloſſen und geordnet, dort der Auflöſung nahe, auf Königgrätz und die links und rechts davon gelegenen Elb-Uebergänge zu. Selbſt die Brigaden des I. Corps, auf die Hälfte ihres Beſtandes zuſammengeſchmolzen, waren über Weſtar und Rosnitz hinaus. Die Brigade Abele (noch intakt) deckte den Rückzug. Ein eigentliches Nachdrängen fand, über die Linie Charbuſitz-Klacow-Briza hinaus, nicht ſtatt; nur unſer Artilleriefeuer*) war hinterher und beſchleunigte

---

*) Unſre Artillerie — und der Unterſchätzung reſp. Verurtheilung gegenüber, die ſie erfahren hat, geziemt es ſich doppelt dies hervorzuheben — entwickelte bis zuletzt eine außerordentliche Thätigkeit. Batterieen *aller* Armee-Corps wetteiferten in raſtloſer Energie und folgten nicht nur der unermüdlich vordringenden Infanterie (namentlich der 11. Diviſion), ſondern waren ihr zu Zeiten voraus. Von halber Stunde zu halber Stunde, oft noch raſcher, wurden die Poſitionen gewechſelt und ſo avancirten denn 5, 10, zuletzt mehr als 30 Batterieen erſt von Langenhof-Rosberitz auf Weſtar-Sweti, dann auf Rosnitz, zuletzt bis in die Linie Charbuſitz-Klacow-Briza. Hier, nachdem noch einmal gegen die letzte feindliche Artillerie-Poſition Stößer, Freihöfen, Ziegelſchlag, Plotiſt, eine heftige Kanonade geführt worden war,

den Abzug, ſo daß wir wenigſtens mittelbar von einer Verfolgung des Feindes ſprechen können. Daß ein weitres direktes Folgen, namentlich mit Cavallerie über die genannte Linie hinaus, oder gar ein Durchſchneiden ſeiner Rückzugslinie (was ſehr wohl in der Möglichkeit lag) zur Gefangennahme immer neuer Maſſen und zur völligen Auflöſung der feindlichen Armee geführt haben würde, iſt wohl unbeſtreitbar, aber auch durch unſre bloße Feuerverfolgung erreichten wir das Außerordentlichſte. Bei Dunkelwerden kam eine völlige Panique über das öſtreichiſche Heer.

Zu dieſer Panique wirkte Verſchiedenes mit. Die Feſtung war nicht nur geſchloſſen und weigerte Aufnahme, man hatte auch das Vorterrain unter Waſſer geſetzt; ſo verſagte denn der Rettungshafen, dem man zudrängte, die Aufnahme; Stopfungen entſtanden und von dieſem Augenblicke an brach das volle Unheil herein. Ueber die Köpfe der voranwatenden und ſchwimmenden Infanterie hinweg, die ſchließlich zu einem bloßen Grabenfutter wurde, ſind, wie wiederholt Betheiligte in den Lazarethen ausgeſagt haben, die Nachſtürmenden wie über Brücken weg zum andern Ufer gegangen. Wir laſſen dahin geſtellt ſein, wieviel daran märchenhafte Erfindung iſt. Jedenfalls traten in dieſen letzten Stunden erſt die beinah beiſpielloſen Verluſte ein.

Briefe, die damals geſchrieben wurden, geben das anſchaulichſte Bild. Ein öſtreichiſcher Militairarzt berichtet:

»Es war zwiſchen 4 und 5, die rückgängige Bewegung hatte ſchon begonnen; wir Aerzte waren noch vollauf beſchäftigt mit dem Verbinden der Verwundeten, deren viele Hunderte noch der Abfertigung harrten. Plötzlich ſprengte Cavallerie auf uns heran, unſre eignen Regimenter, Cüraſſiere, Ulanen, und ſtürmten neben und hinter uns über Hügel und Felder (gleichzeitig mit dieſer auch Artillerie und Trainwagen) gegen Königgrätz zu. Viele Cavalleriſten ſtürzten und wurden von den nachſtürmenden Pferden völlig zerſtampft. Wagen fielen um und zerdrückten die ſich dazwiſchen drängenden Fußgänger. Wir waren niemals ſo nahe dem Tode, wie bei dieſem Rückmarſche. Wir wurden vom Verbandplatze, der plötzlich verſchwand, auseinander geworfen, man rief uns zu: »Rettet euch!« Achttauſend Reiter waren ohne Führer auseinander gejagt, viele Verwundete mit ſich führend. Inmitten dieſes Geſchreies hörte man den Donner der Kanonen, und Granatſplitter fielen in unſre Maſſen. So wurden wir von der Menge fortgedrückt,

---

erſtarb der Kampf und die Verfolgung. Die 11. Diviſion war im Weſentlichen bis in dieſelbe Linie vorgedrungen:

die Brigade Hanenfeldt (von Zweti aus) über Briza,

die Brigade Hoffmann (von Rosberitz-Wſeſtar aus) über Rosnitz auf Klacow, das ſchon unmittelbar vorher von Truppen der Elb-Armee beſetzt worden war. Klacow war der Punkt, wo, in Front der I. Armee, die II. und Elb-Armee mit ihren vorgeſchobenen Abtheilungen ſich kreuzten.

ohne zu wiſſen, wohin und wo wir unſer Ende finden würden; ich hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und hoffte nur noch von einem außerordentlichen Zufall Rettung.

Plötzlich hatten wir Waſſer vor uns, rechts einen Eiſenbahndamm, links einen Hohlweg, vollgeſtopft mit unſeren ſchwerfälligen Requiſiten- und Verwundetenwagen und hinter uns noch immer eine unabſehbare Schaar von Reitern. Befehl kam die Stränge der Pferde abzuſchneiden, die Pferde zu retten und die Wagen zurückzulaſſen. Wir Fußgänger waren der Verzweiflung nahe, wir wateten wiederholt bis über die Knie durchs Waſſer, in der Angſt, jeden Augenblick zu ertrinken oder niedergeſtoßen zu werden; endlich gelangten wir an den 2000 Schritt in Front von Königgrätz gelegenen Bahnhof, der wieder ganz verrammelt war. Viele durchbrachen die Verrammelung, die Anderen ſprangen darüber hinweg; ich lief mit Tauſenden von Infanteriſten hinterher; endlich kamen wir zur Elbe, durchwateten ſie, kletterten über Palliſaden, gingen abermals bis an den Hals durch einen zweiten Flußarm, ſtiegen eine Anhöhe hinauf, ſprangen über gefällte Bäume und langten erſchöpft um 1 Uhr Nachts in einem Wäldchen an, wo wir vor Fieber und Erſchöpfung niederfielen. Einige meiner Leidensgefährten machten Feuer an, und ſo lagen wir, uns am Feuer erwärmend, um wenigſtens nicht vor Froſt umzukommen. Um 3 Uhr marſchirten wir, noch triefend vor Näſſe; die Dörfer, die wir paſſirten, ſtanden leer, keine Menſchen, kein Vieh, keine Lebensmittel, nicht einmal Trinkwaſſer; die Menſchen geflüchtet, das Vieh zerſprengt, die Lebensmittel aufgezehrt; ich will das Bild nicht weiter ausmalen.«

Ein andrer Bericht ſagt: »Wir hielten jetzt bei den »Freihöfen«, ſüdlich von der Chauſſee. Von allen Seiten kamen zurückgehende Truppenmaſſen an uns vorbei und dirigirten ſich auf Königgrätz zu, wo aber auf dem Glacis, wegen der im Zickzack dem Thore der Feſtung zuführenden Straße, ein gräuliches Durcheinander entſtand. Die Waſſerwerke waren geöffnet worden, und die quer hinübergehenden Soldaten ſahen ſich auf einer kaum erſt noch trockenen Wieſenfläche plötzlich in ein immer tiefer anſchwellendes Waſſermeer verſetzt. Hunderte ertranken. Auf dem engen Wege drängte ſich nun Alles zuſammen, Kanonenfuhrwerke ſtürzten um, die fliehenden Soldaten der italieniſchen Regimenter ſchoſſen ihre Gewehre ab, kurz, es war wie beim Uebergang über die Bereſina.«

Aber inmitten dieſer Panique, die ganze Corps ergriff, gaben einzelne Regimenter leuchtende Beiſpiele der Diſciplin, der Bravour, der Hingebung. Vor Allem die Artillerie; immer neue Poſitionen nehmend, hielt ſie ſich bis zuletzt, mit ſeltener Treue und Ausdauer ſich ſelbſt zum Opfer bringend.

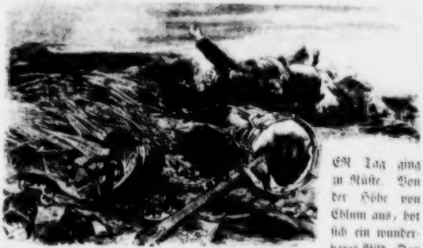
Aber ſie ſtand nicht allein. Das ſächſiſche 1. Jäger-Bataillon, den Kronprinzen von Sachſen in ſeine Mitte nehmend, wand ſich, Mann dicht an Mann gedrängt, glücklich durch dieſes Chaos und marſchirte, die Stadt links liegen laſſend, auf der Eiſenbahn nach Pardubitz.

Ebenſo hielten ſich einige öſtreichiſche Regimenter. Das Regiment Gyulai ſah ſich von drei Seiten umringt, aber ſämmtliche Mannſchaften des Regiments hatten ſich vor Beginn des Kampfes das Wort gegeben, lieber zu ſterben, als um Pardon zu bitten, und ſie hielten ihr Verſprechen. Das Kleinod dieſes Regiments, die Fahne, fiel nicht in die Hände des Siegers, ſondern wurde von Hand zu Hand gereicht, bis ſie auf der Spitze eines Hügels angelangt war, von wo aus man ſie in Sicherheit brachte.

Voll gleicher Ehrliebe ſtellte ſich das ungariſche Regiment Waſa, ſtolz auf ſeinen alten Waffenruhm, mitten in die Flucht hinein, wich nicht und gab Salve auf Salve. Endlich, als die Verluſte zu groß wurden, kommandirte der Oberſt Gewehr über, um die Bataillone dem Granathagel zu entziehn. Aber das Regiment wollte nicht zurück. Einer der Soldaten ſchlug auf den Oberſten an und als der zunächſtſtehende Offizier vorſprang um den Soldaten niederzuhaun, empfing er ſelbſt einen Schuß in die Seite. Die Diſciplin war gebrochen, nicht der Muth.

So hielten ſich noch andre Regimenter. Freilich nicht viele. Einen erſchütternden Eindruck machten bei dem ſchrecklichen Durcheinander zwei Muſikbanden, die, ſeitwärts des ſich auf der engen Straße dahinwälzenden Menſchenknäuls auf einer Wieſe, in Front des Eiſenbahndammes, ſtehend, die Nationalhymne und den Radetzky-Marſch ſpielten, um die Fliehenden zu ermuthigen und zur Ehre zurückzurufen.

Am 3. Abends.



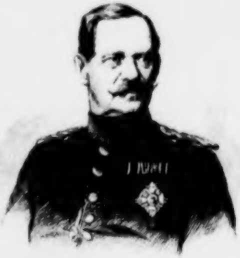
Der Tag ging zu Rüſte. Von der Höhe von Chlum aus, bot ſich ein wunderbares Bild. Das Licht der untergehenden Sonne fiel grell auf die Feſtung Königgrätz und in weitem Umkreiſe wurde das Schlachtfeld von dem Gebirge eingerahmt, über dem dunkle Wolken ſich jagten und ſich phantaſtiſch durcheinander ſchiebend, die Schlacht fortzuſetzen ſchienen. Die Sonne warf erſt dunkelrothe, dann immer bleicher werdende Lichter in das Gewölk hinein. Am Himmel wetterleuchtete es und unten, jenſeits Problus, blitzten dann und wann noch einige Granatſchüſſe.

Der Feind, wenn auch in vielen Truppentheilen gelöſt, in andern gelockert, hatte ſeinen Rückzug bewerkſtelligt. Dieſer ging auf Pardubitz. Das II. und IV. Corps (in Betreff des II. hoben wir es ſchon hervor) hatten bald nach 3 Uhr bei Lochenitz, Predmeritz und Placka die Elbe überſchritten; von den übrigen Corps gelangte nur ein kleiner Theil, theils durch Königgrätz hindurch, theils unter Benutzung ſüdlich gelegener Brücken, auf das jenſeitige Elbufer; die große Maſſe der Armee blieb dieſſeits und zog auf und neben dem Eiſenbahndamme ſüdwärts.

Im Großen und Ganzen unbehelligt. Gegen 7 wurde Befehl gegeben, daß unſre I. Armee gegen Königgrätz, die II. Armee gegen Joſephſtadt die

Die

Vorpoſten zu ſtellen, die Elb-Armee, »ſo weit dies möglich, eine Verfolgung des in der Richtung auf Pardubitz zurückgegangenen Feindes auszuführen habe,« aber dieſe Möglichkeit war eine ſehr begrenzte. Die 16. Diviſion, Generallieutenant v. Etzel, war zu ſchwach, die andern Truppen zu hart mitgenommen durch Strapazen und Kampf.



Die verſchiedenen Diviſionen bezogen Bivouacs, im Weſentlichen wie folgt:

die 14., 15. und 16. Diviſion (Elb-Armee) bei Problus, Prim und Stezirek;

die 3. Diviſion am Walde von Bor, die 4. am Hola-Wald; die 5. bei Weſtar; die 6. am Roskos-Berg; die 7. und 8. zwiſchen Lipa, Langenhof und Streſetitz;

die 1. Garde-Diviſion bei Weſtar, die 2. Garde-Diviſion ſüdlich Langenhof, die 11. Diviſion bei Briza, die 12. bei Sweti, das I. (oſtpreußiſche) Armee-Corps weſtlich von Rosnitz, das V., das um 8 Uhr auf dem Schlachtfelde eintraf, ſüdlich von Rosnitz.

Der Kronprinz, noch ehe der Kampf völlig ſchwieg, war mit dem Prinzen Friedrich Karl auf der Höhe von Chlum, dem Punkt der die Entſcheidung gab, zuſammengetroffen. In ſtolzer Siegesfreude hatten ſich Beide beglückwünſcht und umarmt. Von hier aus wandte ſich der Kronprinz weiter ſüdlich über das Plateau hin, um ſeinen königlichen Vater aufzuſuchen. »Es währte längere Zeit, ſo heißt es in einem Briefe, ehe wir ihn (den König) fanden, überall, wohin wir kamen, hatte er die jubelnden Truppentheile ſchon wieder verlaſſen. Auch unſer Ritt glich einem Triumphzuge, die II. Armee dankte es ihrem General, daß er ſie im rechten Augenblicke zum Siege geführt. Endlich wurden wir von Weitem des Königs anſichtig, und freudig eilte ihm der Kronprinz entgegen — wir hinterher, die müden Pferde zum letzten raſchen Ritt anſpornend. Der König ſtreckte dem ſiegreichen Sohne die Hand entgegen, in ſeiner Freude keines Wortes mächtig. Der Kronprinz erfaßte ſie und bedeckte ſie mit Küſſen, bis der König den Prinzen in ſeine Arme ſchloß, an ſeine Bruſt drückte und zärtlich küßte. Kein Wort wurde geſprochen, alle Anweſenden blickten mit naſſen Augen auf dieſe Gruppe. Endlich fand der König Worte — welche, weiß ich nicht, aber gewiß Worte der glänzendſten Anerkennung, denn er überreichte dabei dem Kronprinzen den Orden pour le mérite.«

Die Truppen lagerten ſo dicht und die verſchiedenſten Diviſionen waren ſo nah aneinander geſchoben, daß die wunderbarſten Erkennungs- und Begrüßungs-Scenen ſtattfanden. Freunde, die ſich ſeit 30 Jahren, viele die ſich ſeit ihrer Cadetten- und Lieutenantszeit nicht wiedergeſehen hatten, an dieſem Tage, auf dieſem hartbeſtrittenen Siegesfelde, fanden ſie ſich wieder.

Um 9 Uhr brannten die Lagerfeuer. Die Hautboiſten blieſen über das Feld hin: »Nun danket alle Gott«, tauſend Kehlen und hunderttauſend Herzen ſtimmten mit ein.

In dem Hohlwege, der von Chlum nach Rosberitz hinunterführt, lagen, dicht bei einander, Verwundete und Todmatte beider Heere. Man war unfähig ſich noch länger zu befehden. Es erinnerte an die bekannte Scene aus der Schlacht bei Torgau, wo Freund und Feind, matt und frierend, ſich bei den Wachtfeuern fanden und übereinkamen, daß der Gefangner ſein ſolle, der im Laufe des Tages unterlegen habe.

Der König, während Schlaf über die Ermatteten fiel, fuhr nach Horſitz zurück. Zu ſeiner leiblichen Erquickung fand er nichts vor als eine Taſſe Thee und ein Gaſthofs-Sopha. Nach Berlin hin wurde zunächſt telegraphiſch gemeldet: »Einen vollſtändigen Sieg über die öſtreichiſche Armee, nahe an Königgrätz, zwiſchen der Elbe und der Biſtritz, haben wir heute in einer achtſtündigen Schlacht erfochten. Verluſte des Feindes und Trophäen noch nicht gezählt, aber bedeutend. Einige 2[illegible] Kanonen. Alle 8 Corps haben gefochten, aber große ſchmerzliche Verluſte. Ich preiſe Gott für Seine Gnade. Wir ſind Alle wohl. Der Gouverneur ſoll Victoria ſchießen.«

Am andern Morgen ſchrieb der König, die Ereigniſſe des vorigen Tages zuſammenfaſſend, an die Königin:*)

---

*) Wir geben dieſen Brief, einmal weil er ein hiſtoriſches Dokument geworden iſt, andrerſeits aber auch weil er die Ereigniſſe des Tages in kürzeſter Form noch einmal recapitulirt und die Schlacht in ihren Hauptmomenten dem Leſer in beſondrer Anſchaulichkeit vorüberführt.

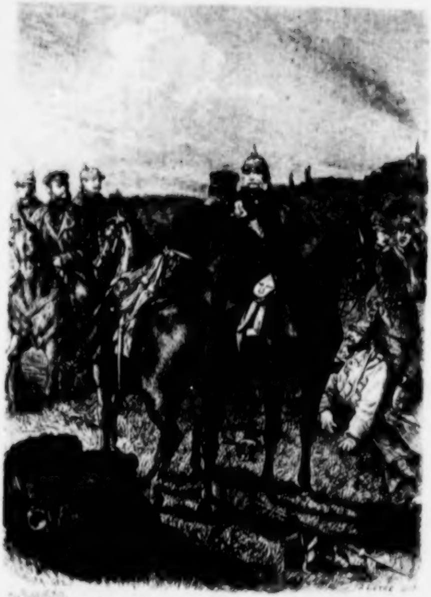
„Am 2. verließ mich Fritz Karl um 3 Uhr Nachmittags nach einem Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, den durch Märſche und Kämpfe erſchöpften Mannſchaften ein bis zwei Ruhetage zu gönnen. Um 10½ Uhr Abends traf jedoch General Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute der Recognoscirungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Maſſen von Joſephſtadt nach Königgrätz dieſſeit der Elbe ſich von 8 bis 3 Uhr bewegt hätten, Gefangene ausſagten, die Armee concentrire ſich zwiſchen Elbe und Biſtritz um Königgrätz; es wurde mir daher vorgeſchlagen, den günſtigen Umſtand, daß die feindliche Armee ſich dieſſeit der Elbe ſchlagen zu wollen ſcheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende ſollte ſich die erſte Armee mit dem II., III. und IV. Corps im Centrum, Sadowa vor ſich habend, aufſtellen, General Herwarth mit ſeinen 1½ Corps über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der II. Armee, Garde, I., V. und VI. Corps, von Königinhof — ſeinen linken Flügel längs der Elbe — in die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Erſt um Mitternacht hatte ich mit General Moltke Alles feſtgeſtellt, beſtimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr früh, da die Armee ſofort Nachts 2 Uhr den Marſch anzutreten hatte. Ich hatte faſt 4 Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind dieſſeit der Elbe ſtehen könne. Aber nur zu bald ſollte ſich die Richtigkeit herausſtellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde ſtieg, regnete es und dauerte derſelbe mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denſelben mit Hurrah begrüßt.

Das Gefecht fing ſoeben, 8 Uhr, mit Artilleriefeuer des II. Corps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Poſto faßte; dies Corps ſtand rechts von hier. Die 8. Diviſion (Horn) ging bei Sadowa über die Biſtritz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewann aber bei der Heftigkeit der Vertheidigung wenig Terrain. Die 7. Diviſion (Franſecky) entwickelte ſich mehr links mit gleich ſchwankendem Erfolge. Herwarth griff ſchon nach 1½ Stunden von Nechanitz kommend ins Gefecht ein, welches von nun an faſt während 5 Stunden hauptſächlich in Artilleriegefecht beſtand, untermiſcht mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnſucht ſahen wir dem Eintreffen der II. Armee entgegen, denn bei dieſem langen Artilleriekampf mußte dieſelbe mehrere Male bereits ihre Reſervemunition verausgaben.

Das Infanteriegefecht ſchwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die erſten Spuren der Annäherung des Garde-Corps, aber das Gefecht konnte man nicht ſehen, indem es jenſeit einer Höhe vor ſich ging und man nur daſſelbe aus der feindlichen Flankenſtellung annehmen konnte. Trotz dieſer Umgebung und trotz des allmäligen ſehr langſamen Vordringens Herwarths hielt der Feind in dem Centrum immer noch feſten Stand. Jetzt wurde die 9. Brigade (Schimmelmann), das Leib- und 48. Regiment zur Unterſtützung des Angriffs auf das Centrum vorgeſchoben. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten, während Piefke im Marſch „Heil Dir im Siegerkranz“ blies — ein ergreifender Moment! Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Centrum ſchwächer und wurde Cavallerie verlangt — ein Zeichen, daß der Feind anfange zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing ſich durch den Flankenangriff der II. Armee zu entſcheiden und ritt mit der Cavallerie vor. Hier ſtieß ich zuerſt auf die in vollem Avanciren begriffene, tambour battant, 2. Garde-Diviſion und Theile des Garde-Füſilier-Regiments, inmitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als dieſe Truppen mich ſahen, iſt nicht zu beſchreiben; die Offiziere ſtürzten ſich auf meine Hände, um ſie zu küſſen, was ich diesmal geſtatten mußte, und ſo ging es allerdings im Kanonenfeuer immer vorwärts und von einer Truppe zur andern und überall das nicht enden wollende Hurrahrufen! Das ſind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um ſie zu begreifen, zu verſtehen! So traf ich auch noch die Truppen des I., VI. und V. Armee-Corps, auch mein Infanterie-Regiment, vom VIII. Corps nur das 8. Jäger-Bataillon und vom VII. nur das 17. Regiment; die übrigen waren zu weit ſchon entfernt in der Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unſre Cavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem mörderiſchen Cavalleriegefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze ſeiner Brigade: 1. Garde-Dragoner, Zieten-Huſaren, 11. Ulanen-Regiment, gegen öſtreichiſche Küraſſiere und Ulanen, die total culbutirt wurden, und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beſchritt, ſah fürchterlich aus von zerhauenen Oeſtreichern, todt, lebend! So avancirte dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenſeit dieſes Fluſſes noch heftiges Granatfeuer erfolgte, in das auch ich gerieth, aus dem mich Bismarck ernſtlich entfernte. Ich ritt aber nun noch immer umher, um noch ungeſehene Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Würtemberg und Bonin auch antraf. Alle dieſe Wiederſehen waren unbeſchreiblich. Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie ſah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen, es ſcheinen über 50 genommen zu ſein, mehrere Fahnen. Alles lag voller Gewehre, Torniſter, Patrontaſchen; wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene, hier befinden ſich 50 gefangene Offiziere. Aber nun der Revers der Medaille! Unſer Verluſt iſt noch nicht ermittelt, er wird hoch ſein; daß General Hiller von der Garde geblieben iſt, wirſt Du ſchon wiſſen, ein großer Verluſt! Anton Hohenzollern hat vier Gewehrkugeln im Bein, ich weiß nicht, wie es ihm heute acht, er ſoll enorm brav geweſen ſein. **Erckert** iſt ſchwer bleſſirt, ebenſo Oberſt **Obernitz** am Kopfe. Das 1. Garde-Regiment hat ſolche Verluſte, daß aus zwei Bataillonen eins formirt iſt. In welcher Aufregung ich war, kannſt Du denken — und zwar der gemiſchteſten Art, Freude und Wehmuth. — Endlich begegnete ich noch ſpät, 8 Uhr, **Fritz** mit ſeinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieſes Tages! Ich übergab ihm ſelbſt den Orden *pour le mérite*; die Thränen ſtürzten ihm herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten.*) Alſo völlige Ueberraſchung! Einſtens Alles mündlich! Erſt um 11 Uhr war ich hier ohne Alles, ſo daß ich auf einem Sopha campirte.«

---

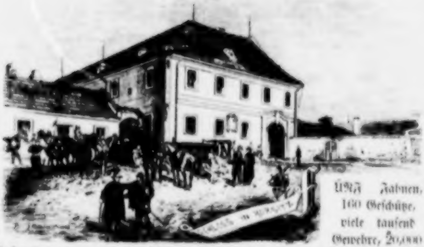
*) Der Kronprinz (in ſeinem Tagebuche) ſchreibt über dieſe Begegnung: „Endlich nach vielem Suchen und Fragen fanden wir den König; ich meldete Ihm die Anweſenheit meiner Armee auf dem Schlachtfelde und küßte ihm die Hand, — worauf er mich umarmte. Beide konnten wir eine Zeit lang nicht ſprechen, bis Er zuerſt wieder Worte fand und mir ſagte, Er freue ſich, daß ich bisher glückliche Erfolge gehabt, auch Befähigung zur Führung bewieſen; Er habe mir, wie ich wohl durch ſein Telegramm wiſſe, für die vorhergegangenen Siege den *Pour le mérite* verliehen. Jenes Telegramm hatte ich nicht erhalten, und ſo überreichte mir denn mein Vater und König auf dem Schlachtfelde, wo ich den Sieg mit entſchieden, unſeren höchſten Militair-Verdienſtorden. Ich war tief davon ergriffen, und auch die Umſtehenden ſchienen bewegt."



KOENIG WILHELM

verleiht dem KRONPRINZEN den Orden pour le Mérite
auf dem Schlachtfelde bei Problus am Abend d. 3. Juli

Trophäen. Verluſte.



11 Fahnen, 160 Geſchütze, viele tauſend Gewehre, 20,000 Gefangene waren in unſre Hände gefallen; ſchwerer als alles das wog das Bewußtſein, daß mit dieſem Siege die Kriegs-Entſcheidung überhaupt gegeben war. Der Dualismus hatte ſein Ende erreicht, der Bundestag war todt, ein neues Deutſchland war geboren.

Ein groſſes Reſultat, aber der Einſatz war hoch. Wir verloren an dieſem Tage 359 Offiziere und 8794 Mann, davon 99 Offiziere und 1830 Mann todt. Am härteſten war die 7. Diviſion im Swiep-Wald, nächſt ihr die 1. Garde-Diviſion bei Chlum und Rosberitz betroffen worden. Wir geben nachſtehend die Verluſte der am heißeſten im Gefecht geweſenen Regimenter.

Im Swiep-Wald.	26. Infanterie-Regiment:	26	Offiziere,	709	Mann.
	66. Infanterie-Regiment:	13	"	476	"
	27. Infanterie-Regiment:	25	"	444	"
	67. Infanterie-Regiment:	17	"	400	"
Chlum und Rosberitz.	1. Garde-Regiment:	13	"	380	"
	2. Garde-Regiment:	10	"	251	"
	3. Garde-Regiment:	4	"	246	"

Im Hola-Wald.	49. Regiment:	5 Offiziere,	327 Mann.
	61. Regiment:	10 =	370 =
	31. Regiment:	10 =	207 =
	71. Regiment:	9 =	291 =
Problus und Prim.	56. Regiment:	14 =	341 =
	28. Regiment:	12 =	213 =

Von Generalen war Generallieutenant Freiherr v. Hiller todt, Generalmajor Graf Groeben verwundet. Unſer ſonſtiger Verluſt an Stabsoffizieren erreichte die Zahl 32. Davon waren todt oder erlagen ihren Wunden:

Oberſt v. Wietersheim, Commandeur des 49. Regiments,
Oberſtlieutenant v. Helldorf vom 1. Garde-Regiment,
Oberſtlieutenant v. Pannewitz vom Regiment Eliſabeth,
Oberſtlieutenant v. Sommerfeld vom 27. Regiment,
Oberſtlieutenant Heinichen, Commandeur des Brandenburgiſchen Dragoner-Regiments Nr. 2,
Major v. Reuß vom 2. Garde-Regiment,
Major v. Gilſa vom 26. Regiment,
Major Rüſtow vom 3. Feldartillerie-Regiment (General-Feldzeugmeiſter).

Beſondere Trauer weckte der Tod des General v. Hiller, der, bei Chlum-Rosberitz die Entſcheidung bringend (wie einſt ſein Vater bei Belle-Alliance) im Moment des Sieges fiel. Wir geben kurz die Daten ſeines Lebens:

Wilhelm, Freiherr Hiller von Gärtringen, einem alten urſprünglich und bis zum 14. Jahrhundert in Graubündten ſeßhaften Reichsrittergeſchlecht entſtammend, war am 28. Auguſt 1809 zu Paſewalk in Pommern geboren. 1826 trat er als Freiwilliger ins 1. Garde-Regiment,*) beſuchte von 1834—37 die Kriegsſchule, erhielt 1842 Urlaub, machte bis 1844 die Kämpfe im Kaukaſus mit, kehrte zurück, avancirte von Stufe zu Stufe, wurde 1856 Oberſt und 1859 Brigadier. Im Januar 1866 erhielt er das Commando der 1. Garde-Diviſion, derſelben Diviſion in welcher er Brigade- und Regimentscommandeur geweſen war und in welcher er ſeine militairiſche Laufbahn begonnen hatte. An der Spitze dieſer Diviſion zog er in Böhmen ein, ſchlug mit ihr das ſiegreiche Gefecht bei Burkersdorf, nahm Königinhof und brach mit ihr, inſtinktiv den Punkt erkennend wo die Entſcheidung lag, am 3. Juli gegen Chlum vor. Chlum und gleich darauf Rosberitz wurden genommen. Wir haben dieſe Kämpfe in Ausführlichkeit geſchildert.

---

*) „Ich war glücklich," ſchrieb er in ſpäteren Jahren, „das jüngſte Mitglied dieſer ausgezeichneten Truppe werden zu können. Das Regiment verdiente dieſe Bezeichnung damals und hat ſie unausgeſetzt verdient; was der am Beſten zu beurtheilen vermag, der in demſelben ſeine erſte militairiſche Erziehung erhielt und dem ſpäter Gelegenheit wurde, mannigfache andre militairiſche Verhältniſſe näher kennen zu lernen. Der Geiſt des altpreußiſchen Dienſtes, der von Friedrich Wilhelm I. begründeten, das Fundament des preußiſchen Offizierſtandes bildenden Anſchauungen und Begriffe hatte ſich am lebendigſten von Generation zu Generation erhalten in der alten Pflanzſchule der preußiſchen Armee in Potsdam."

»Während dieſes Kampfes und der nun folgenden Ereigniſſe (ſo ſchreibt die Hand eines überlebenden Waffengefährten) hielt General v. Hiller auf der Höhe am Südweſtausgange von Chlum an der Stelle, welche den freieſten und weiteſten Ueberblick gewährte und als ſolche, wenn auch im hohen Grade exponirt, doch der angemeſſenſte Platz für den Diviſions-Commandeur war. Seine Truppen, durch die Terrainverhältniſſe und durch ſein unaufhaltſam ſchnelles Vorgehn in der Tiefe wie in der Breite weit auseinandergezogen, fochten rings um ihn, an all den Punkten die wir genannt. Seine Adjutanten waren faſt beſtändig unterwegs, um die Verbindung in der Diviſion aufrecht zu erhalten; einer von ihnen, der junge, lebensmuthige und hoffnungsvolle The-Loſen, fand dabei am Nordausgang von Chlum den Tod. Der General, am Südende des Dorfes, war oft ganz einſam; nur wenige Compagnieen des 1. Garde-Regiments zu Fuß befanden ſich in ſeiner Nähe inmitten eines Granatfeuers von unerhörter Heftigkeit. Ruhig im Sattel bleibend, hielt der Generallieutenant länger als ¾ Stunden darin aus. —

Das waren wohl Viertelſtunden tiefſter innerer Erregung! Zwar wurden die Attaken öſtreichiſcher Infanteriemaſſen gegen den Abhang mehrfach abgeſchlagen, aber die iſolirte Stellung der Diviſion, bei ihrem kühnen Vordringen zu dieſer verhängnißvollen Höhe von Chlum, wurde doch von Minute zu Minute kritiſcher. Rosberitz ging verloren. Da zu rechter Zeit, wie wir wiſſen, erſchienen vier Batterieen der Reſerve-Artillerie der Garde und begannen ein wohlgezieltes, gewaltiges Feuer auf die Colonnen der öſtreichiſchen Reſerven.

Mit welchem Gefühl mußte der General das Schlachtfeld überblicken! Wie mußte es ihn gemahnen an ſeines Vaters Ehrentag, an Belle-Alliance! Denn dem Vater gleich, hatte auch er durch heldenhaft kühnes Vorgehen mit ſtürmender Hand den blutigen Lorber gepflückt. Daß es zum Siege ginge, daran kam ihm wohl kaum noch ein Zweifel. Schon begannen die Rückwärtsbewegungen in den feindlichen Maſſen, und nur eine Sorge konnte den General noch erfüllen, die, ob die andern Corps der II. Armee frühzeitig genug bei Chlum eintreffen würden, um ihre volle Wucht in die Wagſchaale des ungeheuren Flankenangriffs hineinwerfen zu können. Wir wiſſen jetzt, wie in immer kürzeren Zwiſchenräumen Diviſion auf Diviſion dem entſcheidenden Punkte zueilte; wir wiſſen aber auch, daß im Augenblick glorreicher Löſung einer ſelten bedeutungsvollen Aufgabe, die ſich, wie es ſchien, vom Vater auf den Sohn vererbte — eine Granate ihn todt aus dem Sattel warf.«

Wilhelm v. Hiller war eine ſtattliche, hochaufgerichtete und ſtraffe Soldatengeſtalt, dunkel von Auge und Haar, ernſt und gemeſſen in Haltung und Bewegung. Wen er kannte und wem er vertraute, dem gab er ſich unbefangen und geſprächig; unbekannten, oder unerwünſchten Perſönlichkeiten gegenüber verſtand er eine ganz beſonders kühle, vornehm reſervirte Haltung zu zeigen, die oft vielleicht energiſcher zurückwies, als beabſichtigt war. Die echt ritterlichen Grundlagen ſeiner durchaus edlen Natur prägten ſich in ſeinem ganzen Weſen aus und erwarben und ſicherten ihm die Neigung aller Beſten.

Die Klage um ihn war groß. Der König in ſeinem Briefe an die Königin nannte ihn unter allen Gefallenen zuerſt: »Daß General Hiller von der Garde geblieben iſt, wirſt Du ſchon wiſſen; ein großer Verluſt.« Lieder beſangen ihn, den »Sohn des Löwen von Planchenoit«.

Ein Kriegsmann war er, blank wie Stahl,
Den Sieg, den wußt' er zu zwingen, —
Es führte die Garde des Königs zum Kampf
Herr Hiller von Gärtringen.

Den friſchen Lorbeer von Trautenau
Um die Heldenſtirne gewunden —
Den Tod für König und Vaterland
Hat er bei Chlum gefunden.

So klang es damals.

Neben dem Tode des General Hiller weckte das Schickſal des jungen Prinzen Anton von Hohenzollern eine beſondre Theilnahme. Auch ſeiner erwähnt der Brief des Königs in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. »Prinz Anton von Hohenzollern ſchlug ſich enorm brav.« Die Kampfesmomente, die ſeine tödtliche Verwundung herbeiführten, haben wir S. 597 ausführlich geſchildert. Wir fügen nur weniges noch hinzu.

Vor dem Beginn des Krieges befand ſich der Prinz auf einer Reiſe im Orient, er eilte zurück zu ſeinem Regiment (1. Garde-Regiment), bei dem er kurz vor dem Ausmarſch eintraf. Alle Beſchwerden des Marſches ertrug er gern mit ſeinen Kameraden und Untergebenen; in den glücklichen Gefechten von Staudenz, Burkersdorf und Königinhof war er für Alle ein leuchtendes Beiſpiel von Hingebung und Tapferkeit. Am 3. führte er einen Zug der 9. Compagnie. An der Spitze dieſer Zuges drang er in Rosberitz ein und nahm hervorragenden Antheil an der Vertheidigung dieſes Dorfes, bis er durch 4 Kugeln im Oberſchenkel ſchwer verwundet wurde. Gefangen und wieder befreit, brachte man den jugendlichen Helden nach Königinhof. Hier ſtarb er nach dreiunddreißig Tagen qualvollen Leidens. Seine letzten Worte waren: »Es gereicht mir zur großen Beruhigung, unter den Hohenzollern derjenige zu ſein, welcher durch ſeinen Tod neues Zeugniß ablegt von der Tapferkeit unſrer braven Armee.«

Groß und ſchmerzlich waren unſre Einbußen, aber ſie verſchwanden neben den öſtreichiſchen. Weil der Kaiſerſtaat nie zuvor eine gleich zahlreiche Armee ins Feld geſtellt, oder, *wenn* ins Feld geſtellt, doch nicht in einer einzigen Entſcheidungsſchlacht engagirt hatte, ſo waren auch die Verluſte an Menſchen wie Material größer denn je zuvor. Und wie der Verluſt im Ganzen ein ungeheurer war, ſo hatten namentlich einzelne Regimenter bis zur Hälfte ihres Beſtandes eingebüßt. Wohl mochte ein Soldat vom Regiment Deutſchmeiſter ſchreiben: »Allerliebſte Eltern. Den 3. Juli war die Schlacht bei Königgrätz. Da bin ich nur eine Viertelſtunde zurückgeweſen. Den 3. Juli merk ich mir mein Leben bis in den Tod. Den 3. Juli war's nur um eine Viertelſtunde, ſo hätten uns ſchon die Preußen gehabt. Den Tag merk ich mir, den 3. Juli; da hat's was gegeben. Den Tag haben wir retiriren müſſen. Ach Gott, das war ein Uebel. Ich hab weggeworfen, was ich gehabt hab. Jeder hat wollen der Erſte zurück ſein. Ach Gott, den 3. Juli, den merk ich mir.«

Was Oeſtreich an Trophäen einbüßte, haben wir bereits aufgezählt an Offizieren und Soldaten verlor es über 44,000 Mann, darunter 26,000 Vermißte. Von dieſen 26,000 Vermißten waren aber nur 20,000 gefangen, ſo daß wir die Differenzzahl (6000) noch zum großen Theil den Todten und tödtlich Verwundeten zuzurechnen haben.

Wirklich Genaues und abſolut Zuverläſſiges über die öſtreichiſchen Verluſte zu erfahren (vergleiche unſre Anmerkung S. 618), darauf werden wir wohl für alle Zeiten verzichten müſſen. Iſt erſt der große Sturm vorüber, ſo fehlt entweder das Intereſſe (die Todten ſind todt) oder die Zahlen werden dieſer oder jener Anſchauung zu liebe zurecht gemacht. Die Angaben der erſten Wochen, trotz einzelner Uncorrectheiten, bleiben deshalb oft die beſten. Das »convenu«, das in der Kriegsgeſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, hat dann ſeine Wirkſamkeit noch nicht äußern können. Als unbedingt zuverläſſig ſind nur die Liſten anzuſehn, die das Namensverzeichniß der gefallenen Offiziere geben.*)

Die verſchiedenen öſtreichiſchen Militair-Zeitſchriften, wie hiernach

---

*) Das Vorſtehende ſind Worte, die *vor* dem Erſcheinen des öſtreichiſchen Generalſtabswerkes niedergeſchrieben wurden, wie wir glauben mit Recht. Auch *nach* dem Erſcheinen jenes Werkes bleibt *das* beſtehn, was wir in der Anmerkung zu S. 618 geſagt haben. Andrerſeits muß aber durchaus hervorgehoben werden, daß, wenige Fälle abgerechnet, von einem *offiziellen* Beſchönigen der Thatſachen, oder gar von einem Verkleinern der gehabten Verluſte nirgends die Rede ſein kann. Im Gegentheil, man hat hier und da den Eindruck, als wäre es dem öſtreichiſchen Generalſtabe, nur um den Gegner nach dieſer Seite hin zufriedenzuſtellen, gelegentlich auf ein halbtauſend mehr oder weniger gar nicht angekommen.

ſelbſtverſtändlich, weichen in ihren Verluſtangaben nicht unerheblich ab. In den großen Zügen ſtimmt es aber und wenn man nicht um einzelne Hundert rechnen und rechten will, ſo ſtellt ſich heraus, daß das I. Corps etwa 10,000, das IV. Corps 9000, das III. Corps 6,500, das II. Corps 6000 Mann verlor. Das IV. und I. Corps verloren alſo, jedes einzeln gerechnet, mehr als unſre ganze Armee. Die geringſte Einbuße erlitten die Sachſen trotz ſchwerer Verluſte an Todten und Verwundeten; aber bis zuletzt durch muſterhafte Disciplin zuſammengehalten, zählten ihre Gefangenen und Vermißten nur eben nach Hunderten.

Bemerkenswerth, wie in faſt allen öſtreichiſchen Kriegen, erwies ſich wiederum die große Zahl der gefallenen und verwundeten Offiziere aller Grade.

Generalmajor v. Schulz vom VIII. Corps,
Generalmajor v. Poſchacher vom I. Corps,
Oberſt Prinz Hohenlohe-Langenburg vom I. Corps,
Brigadier Oberſt Poeckh vom IV. Corps,
Generalſtabsoberſt v. Görtz vom IV. Corps,
Oberſtlieutenant im Generalſtabe v. Gareiß vom IV. Corps,

und acht Regimentscommandeure:

Oberſt Binder vom Regiment Heß Nr. 49,
Oberſt Slawecki vom Regiment Meiningen Nr. 46,
Oberſt v. Ripper vom Regiment Sigismund Nr. 45,
Oberſt Graf Biſſingen vom Regiment Steininger Nr. 68,
Oberſt v. Reitzenſtein vom 8. Jäger-Bataillon,
Oberſt Bergou vom Regiment Martini Nr. 30,
Oberſt Zerbs vom Regiment Gyulai Nr. 33,
Oberſt v. Lebzeltern vom Regiment Gorizutti Nr. 56,

waren todt oder erlagen ihren Wunden, die Geſammtzahl der gefallenen Offiziere ging weit über 500 hinaus. Drei und vierfach war die Zahl der Verwundeten. Ueber die enormen Verluſte des IV. Corps, namentlich auch an höheren Offizieren, haben wir S. 541 geſprochen.

Dem im öſtreichiſchen Offiziercorps lebenden Geiſte, der Bravour, der Hingebung jedes Einzelnen, wird durch dieſe Zahlen ein glänzendes Zeugniß ausgeſtellt. 1849 bei Novara traten die Offiziere in langer Linie vor die Front und erzwangen faſt perſönlich den Sieg. Das wirft, wir wiederholen es, ein helles Licht auf das Offiziercorps, aber faſt einen Schatten auf die Armee. Rüſtow hat Recht, wenn er zwiſchen den preußiſchen und öſtreichiſchen Verluſten abwägend, ſchließlich bemerkt: »Die Wahrnehmung, daß das preußiſche Offiziercorps verhältnißmäßig nur wenig mehr Verluſte hatte als die Mannſchaft, — auch dieſe Wahrnehmung ſpricht für Preußen

Es giebt eben kein höheres Lob als dieſes für den allgemeinen Geiſt der Truppen. Denn im Weſentlichen heißt dies nichts anderes, als daß die Offiziere nicht nöthig hatten, ſich außerordentlich zu exponiren, um ihre Leute vorwärts zu bringen oder am Fleck zu erhalten. Beſonders ſchön tritt dies bei der 7. Diviſion im Swiep-Walde hervor. Der unverhältnißmäßige Mehrverluſt von Offizieren auf öſtreichiſcher Seite zeigt nur, um wie vieles beſſer der allgemeine Stoff des preußiſchen Heeres iſt.« Dieſe Sätze erſcheinen uns richtig und wir müſſen uns zu ihnen bekennen, wie abgeneigt wir auch ſind, den unterlegenen Feind zu unterſchätzen oder zu verletzen.

Zu den Verluſten Oeſtreichs an dieſem Tage dürfen wir auch zählen, daß es ſeinen Feldherrn, oder was daſſelbe ſagen will ſeinen Glauben an ihn einbüßte. Benedek war nach dem 3. Juli ein todter Mann. Was eine Niederlage dem Kaiſer, dem Lande, ihm ſelbſt bedeutete, — er wußte es, noch ehe die Niederlage in ihrem ganzen Schrecken da war. Wohl mocht ihm das Verlangen kommen, dem allem zu entgehn. Als er ſah (ſo wird erzählt), welchen Ausgang die Schlacht zu nehmen drohte, ſuchte er den Tod. Er jagte mitten in den Hagel hinein. Aehnliches wie das hiſtoriſch gewordene: »will denn keine v . . . . Kugel mich treffen,« mochte durch ſeine Seele gehn. Offiziere, die wahrnahmen was in ihm vorging, wichen nicht von ihm und ſuchten ihn (einer wurde verwundet) zu decken bis zuletzt. Es gelang. Vielleicht mehr als dem lieb war, dem die Liebesthat galt. Er blieb übrigens äußerlich ruhig und gab kein Zeichen der Schwäche. »Ich habe Alles verloren, nur das Leben nicht,« ſo ſoll er geſprochen haben.

Bald nach Mitternacht war er in Hohenmauth. Um 3 Uhr früh richtete er folgendes Telegramm an den Kaiſer:

> »Nach mehr als fünfſtündigem brillanten Kampfe der ganzen Armee und der Sachſen in theilweiſe verſchanzter Stellung vor Königgrätz, mit dem Centrum in Lipa, gelang es den Feinden ſich unbemerkt in Chlum feſtzuſetzen. Das Regenwetter hielt den Pulverdampf am Boden, ſo daß er eine beſtimmte Ausſicht unmöglich machte. Hierdurch gelang es dem Gegner, bei Chlum in unſre Stellung vorzudringen. Plötzlich und unvermuthet in Flanke und Rücken heftig beſchoſſen, wankten die nächſten Truppen und ungeachtet aller Anſtrengungen konnte es nicht gelingen, dem Rückzuge Einhalt zu thun. Derſelbe ging anfangs langſam vor ſich, nahm jedoch an Eile zu je mehr der Feind drängte, bis ſich

Alles über die Kriegsbrücken der Elbe, ſowie nach Pardubitz zurückzog. Der Verluſt iſt noch nicht zu überſehen, iſt aber gewiß ſehr bedeutend.«

Die Wirkung dieſes Telegramms, das der Draht nach allen Hauptſtädten weiter trug, war wie ein Donnerſchlag. Der Kaiſer in der Hofburg brach zuſammen. In den Tuilerien ſtand man verlegen vor einem fein geſponnenen und nun zerriſſenen Gewebe. Cardinal Antonelli ſoll ausgerufen haben: die Welt ſtürzt ein.

Und wie in den Cabinetten, ſo in den Bevölkerungen. In Frankreich hieß es: das iſt ein Tag wie Waterloo. Am ruhigſten erſchien man da, wo man den Schlag am direkteſten empfinden mußte, — in Wien. Man bewahrte Haltung, vielleicht weil man noch mehr empört und erbittert, als gebrochen und unglücklich war. »Weg mit den alten Zuſtänden,« dieſer Ruf war lauter, als »weg mit den Preußen.« Die Neue Freie Preſſe, eins der beſten und angeſehenſten Blätter, ſchrieb:

»Wir haben eine große Schlacht verloren und werden die Folgen einer entſcheidenden Niederlage zu tragen haben, ob nun der Krieg mit dem Aufwande der äußerſten Mittel fortgeführt wird oder zunächſt ein Waffenſtillſtand als Einleitung zu einem Friedensſchluſſe zu Stande kommt. Der Gedanke der Fortſetzung des Krieges mit den äußerſten Mitteln beſteht in maßgebenden Kreiſen. Man will Venetien an Kaiſer Napoleon abtreten, damit Italien befriedigt werde, die Süd-Armee unter Erzherzog Albrecht herausziehen und die ralliirten Reſte der Nord-Armee vereint mit dem verfügbar gewordenen Heere, welches jüngſt bei Cuſtozza geſiegt, den Preußen entgegenſtellen.

»Das alles iſt gut und läßt ſich hören.

»Iſt es aber wahr, was man verbreitet, daß ſeit der verhängnißvollen Schlacht bei Königgrätz eine Nord-Armee als taktiſche Größe nicht mehr vorhanden iſt; iſt es wahr, daß eine der ſchönſten Armeen, die Oeſtreich jemals ins Feld geſtellt hat, von den Preußen nicht nur geſchlagen, ſondern zerſprengt, gefangen und vernichtet wurde, iſt es wahr, daß dieſes Preußen einen Sieg errungen, wie es einen ſolchen niemals zu träumen gewagt, — ſo fürchten wir, daß auch die Süd-Armee nicht mehr rechtzeitig auf dem Platze erſcheinen kann, um den Feind aufzuhalten, die Reichshauptſtadt erfolgreich zu vertheidigen und die ſiegreich vorrückende preußiſche Armee zurückzuſchlagen.

»Da hilft nur eins. Unſre jetzige Regierung oder eine andre muß ſich entſchließen, die politiſchen Hebel in Bewegung zu ſetzen, die ihr zu Gebote ſtehen. Dazu gehört vor Allem die Berufung an das Rechts- und Ehrgefühl, an die Begeiſterung der Völker Oeſtreichs und die Löſung der ungariſchen Frage durch eine kaiſerliche Initiative im großen Style. Heute handelt es ſich nicht mehr um Parteiprogramme, um Centraliſation, Föderalismus, Dualismus; heute gilt es die bedrohte Exiſtenz des Reiches, ſeine Machtſtellung, ſeine Würde, ſein Recht, ſeine Ehre zu retten.«

Wer wollte hierin eine würdige Sprache verkennen! Weder Kleinlichkeit, noch Kleinmuth. Herber klangen die Stimmen »aus dem Lager«: »Der ſeit Oeverſee zu höſtem Anſehn gelangten fixen Idee, daß Bajonetangriff und Kolbendreinſchlagen die eigentliche Taktik ſeien, iſt unſre Armee geopfert worden. Unſre Infanterie ging vor, bis ſie fiel; aber die Führer hatten nach den großen Verluſten der erſten Kämpfe einſehen ſollen, daß mit der Dreſchflegelmethode nicht aufzukommen ſei, da man nicht mit todten Bataillonen Siege erficht. Nichtsdeſtoweniger blieben ſie der fehlerhaften Taktik treu. Wir glauben, daß die Verachtung des Menſchenlebens eine Frucht des Syſtems genannt werden kann, wollen aber dem Scharfſinn der Leſer überlaſſen, die Urſache zu ergründen. In Rußland, wo dieſelben Ideen maßgebend ſind, treten dieſelben Erſcheinungen zu Tage. Man kann eine Truppe dahin bringen, daß ſie zu ſterben weiß und doch nicht zu ſiegen verſteht.«

Und in einem andern Briefe hieß es:

»Zweierlei hat uns ruinirt: ein blindes Unterſchätzen des Feindes und ein vermeſſenes Ueberſchätzen der eigenen Kräfte und Mittel. Die jüngſten Tage dürften nun endlich der Ueberzeugung Eingang verſchafft haben, daß die Kriegskunſt eine profunde Wiſſenſchaft geworden ſei und der Kampf keine bloße Schlägerei, aus der nur Jener als Sieger hervorgehen müſſe, der mit derberen Fäuſten und intenſiverer Blindheit »hineingeht«. Trotz all der Millionen, die wir auf Militairzwecke ausgegeben, mit denen man heute kein Heer mehr furchtbar macht, haben wir den Feldzug verloren; nicht weil die Tapferkeit unſrer Soldaten eine geringere, die Bravour eine weniger entſchiedene iſt, ſondern weil unſre Kriegstechnik eine veraltete, die Strategik eine verſtümmelte und die Taktik eine gänzlich verroſtete iſt. Mit all unſren Millionen, mit all unſren Commiſſionen haben wir uns dem neuen Syſteme der Kriegsführung nicht zu accommodiren gewußt, und deshalb iſt das alte unter der Wucht eines neuen zuſammengebrochen.«

Das »Syſtem« wurde verurtheilt (zugegeben, mit Recht), das Syſtem in Staat, Schule, Armee. Wie der »Vierundzwanzigpfünder« den däniſchen Krieg gewonnen hatte, ſo hatte das »Syſtem« dieſen Krieg verloren. Nicht Benedek, wenigſtens nicht in den Augen der Menge.

An ihm, an ſeinem alten Lieblinge, hielt das Volk mit ſeltner Treue feſt und gab ein ſchönes Beiſpiel nachſichtiger, andauernder Liebe, ein Beiſpiel, zu dem die Geſchichte nur wenige Seitenſtücke bietet. Seine Irrthümer wurden zugegeben, aber in aller Herzen ſchien das Dichterwort lebendig zu werden:

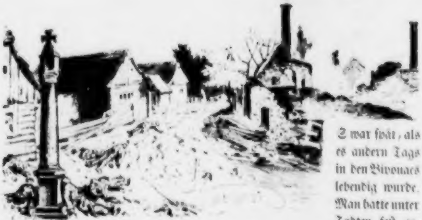
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,
Auch der heldenmüth'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schickſal
Unterlag, wird weiter leben
In der Menſchen Angedenken

Wir fügen, da wir dem Kaiſerlichen Oberfeldherrn, trotzdem er die zertrümmerte Armee glücklich nach Mähren zurückführte, auf den folgenden Blättern nur noch vorübergehend, nur noch als einem Namen begegnen werden, gleich an dieſer Stelle eine kurze Darſtellung hinzu, die Auskunft geben mag, wie ſeine Laufbahn endete. Bis zu ſeinem Eintreffen in Olmütz führte er das Obercommando fort; dann ging er nach Wien, ſtellte ſich und ein Kriegsgericht trat zuſammen »um über ihn zu befinden«. Der Friede war längſt da, Oeſtreich von unſren Truppen geräumt, als das Kriegsgericht endlich ſein Urtheil ſprach. Aber es war kein eigentliches Urtheil, mehr eine Beurtheilung, ein Gutachten, ein hiſtoriſches Charakterbild.

»So ſchwer es uns wird (ſo heißt es in dieſem Actenſtück), wir müſſen das harte Wort wiederholen, daß Feldzeugmeiſter v. Benedek leider einer ſo großen Aufgabe nicht gewachſen war und daß in ſeinen Planen und Dispoſitionen Mißgriffe ſtattgefunden haben, welche nach den Regeln der Kriegskunſt keineswegs zu rechtfertigen ſind. ... Indeſſen, nicht aus Fahrläſſigkeit oder Mangel an Thatkraft, nicht aus Gleichgültigkeit oder Unvorſichtigkeit ſind die Fehler der Kriegsführung Benedeks entſprungen. Niemand hätte mit beſſerem Willen und größerem Eifer nach dem Siege unſres Heeres, nach dem Ruhme der Waffen Oeſtreichs ſtreben können, aber politiſche und militairiſche Verhältniſſe, wie ſie bekanntermaßen vor und während dieſes unglücklichen Krieges eintraten, bedurften zu ihrer Beherrſchung eines jener genialen Feldherren, deren es zu allen Zeiten ſo wenige gab und zu denen eben Feldzeugmeiſter Benedek bei allen ſeinen hervorragenden Soldateneigenſchaften nicht mehr gezählt werden kann. Daß dem ſo iſt, müſſen wir nach dem entſtandenen, in ſeiner ganzen Tragweite kaum abzuſehenden Unheil tief bedauern; aber es giebt kein Geſetzbuch, das den Mangel höchſter geiſtiger Begabung ſtraffällig erklärt, und nichts erübrigt wohl in ähnlichen Fällen, als die unerläßliche Sühne, welche in der ſofortigen bleibenden Entfernung der Betreffenden aus einem unangemeſſenen Wirkungskreiſe liegt; eine Sühne, die um ſo ſchwerer wiegt, je höher und ehrenvoller jener Wirkungskreis war.«

Dieſe Worte werden im Weſentlichen das Richtige treffen. Die Geſchichte wird ihn noch milder beurtheilen.

Am Tage nach der Schlacht.



S war ſpät, als es andern Tags in den Bivouacs lebendig wurde. Man hatte unter Todten feſt geſchlafen. Nun begann das Suchen und Beſtatten; furchtbare Anblicke boten ſich, aber man kam darüber hinweg, die einen durch die hohe Freudigkeit des Sieges, die andern durch lethargiſche Ermattung, die Körper und Geiſt gefangen hielt. Noch andre ſtumpften ab unter der Fülle der Eindrücke. Eine Thatſache iſt es, man richtete ſich ein, man machte ſich's bequem; wer ſchreiben konnte, ſchrieb; mancher Tropfen fiel aufs Papier, aber — man lachte auch wieder. Ein Soldatenherz trauert nicht auf lange.

Wo Zeit und Ort es geſtatteten, unter Obſtbäumen, im Schatten einer Scheune, ſaß man beiſammen und plauderte von den Erlebniſſen des Tages vorher. Das Lieblingsthema waren natürlich die Heldenſtücke. Hier erzählte man von einem 15jährigen Fähnrich, der eben aus dem Cadetten-Corps gekommen, gerade ſo viel Kanonen erobert hatte als er Jahre zählte, dort von einem Tambour, der (nach Verluſt ſeiner Trommelſtöcke) mit blutigen Fingern Sturmmarſch geſchlagen, dort gar von einem ganzen Muſikcorps, das, im Walde überraſcht und eingeſchloſſen, mit Tuba und Poſaune ſich den Weg ins Freie gebahnt. Beſondern Beifall fand auch das, Bei Dohalitz hielt ein Fuhrwerk hinter einem Geſchütz, das ſeine Beſpannung verloren hatte. Der Kutſcher ſah neugierig zu. Der Batteriechef ſprengte an den Fuhrmann heran: »Spannen Sie Ihre Pferde vors Geſchütz. Raſch!« »Zu Befehl, Herr Hauptmann.« »Waren Sie Soldat?« »4. Artillerie-Brigade.« »Da können Sie gleich den erſchoſſenen Stangenreiter erſetzen.« Und der Fuhrmann that wie ihm befohlen.

An andrer Stelle ließ man das Heroiſche und hielt ſich an das ausſchließlich Scherzhafte. »Wo willſt Du hin mit der Gans?« »Sie iſt verwundet, Herr Lieutenant, ich hab' mich ihrer blos angenommen.« Bei der 7. Diviſion wußte man von der Jagd zu erzählen, an der, wohl auf 10 Minuten hin, ganze Abtheilungen theilgenommen hatten, als zwiſchen Ciſtowes und Chlum plötzlich ein aufgeſcheuchter Haſe in Sicht gekommen war; pommerſche Grenadiere hatten einen Generalswagen erbeutet, der von einer mit 4 Jungen auf dem Wagenkiſſen liegenden Leverrier-Hündin energiſch vertheidigt worden war, »energiſcher als manche Poſition«. Rührend war die Geſchichte vom Hunde des ſächſiſchen Hauptmanns; der Hund bellte und zerrte bis man ihm in ein Kornfeld folgte, wo, mit zerſchoſſenen Füßen, unfähig ſich zu bewegen, ſein Herr unter den Aehren lag.

An ſolchen und ähnlichen Zügen war kein Mangel. Ein Offizier hatte ſich gebückt, um für ſeine Braut ein 4blättriges Kleeblatt zu pflücken; in dieſem Augenblick ſauſte eine Granate dicht über ihn hin. Ein Kaiſerjäger, während er für einen verwundet neben ihm liegenden Preußen an den nächſten Graben eilte, um die Feldflaſche mit Waſſer zu füllen, war von einer preußiſchen Kugel mitten in ſeiner Samariterthat hinweggenommen worden. Noch ein andres ging von Mund zu Munde. Am Rande des Sadowa-Gehölzes lagen zwei Verwundete vom 71. Regiment. Sie hatten ſich, um Kühlung zu haben, eben bis an den vorderſten Graben geſchleppt, als jenſeit der Chauſſee ein Garde-Bataillon quer übers Feld rückte, auf Lipa zu. Die Fahne vorauf, mit voller Muſik. Sie ſpielten das Preußenlied. Die beiden Verwundeten richteten ſich auf, ſahen einander an und ſtimmten mit ein. Aber der eine ſang es nicht zu Ende. Der Tod hatte Schweigen geboten.

So plauderte man in den Bivouacs. —

Wir aber machen noch einmal einen Gang über das Schlachtfeld, an den Scenen vorüber, wie ſie der »andre Tag« bot. Unſer Weg führt uns wieder vom rechten nach dem linken Flügel.

Auf dem Probluſer Kirchhof war man am Begraben. Man hatte meiſt nicht weit zu tragen, denn am dichteſten lagen die Gefallenen auf dem Kirchhof ſelbſt. Der Kirchhof, in allen modernen Schlachten, iſt Lieblings-Kampfesſtätte; die Todten fallen zu den Todten. In den Kirchthurm hatte eine Granate ein großes Loch geſchlagen, das Pfarrhaus war durchlöchert, in dem Zimmer des Pfarrers ſteckten 11 Kugeln. Vor dem großen Brunnen ſtand ein Poſten, um die letzten Waſſerreſte für die Verwundeten zu ſichern. An der weſtlichen Dorfliſière, hinter einem Heckzaun, lagen ſächſiſche Jäger in langer Reihe; weiter nach Weſten hin, von wo unſer Angriff kam, unſre 56er. Eben ſchritt ein Trauerzug auf den Kirchhof zu. Es waren Füſiliere von der 9. Compagnie, die ihren tapfern Führer, Hauptmann v. Monbart, zu Grabe trugen. Sie hatten für ihn in Eile einen ſchlichten Sarg gezimmert und ſein letztes Haus mit Blumen geſchmückt. Dieſe Braven ehrten ſich ſelber, indem ſie ihren Führer ehrten. Als ſie ihn in ſein Grab geſenkt, dicht an der Kirche, kratzten ſie ſeinen Namen in die Wand des Gotteshauſes ein; ehe die Sonne unter war, ſtand noch manch andrer Name darunter.

Von Problus bis Mokrowous iſt eine halbe Stunde. Hier war der Wieſengrund wie gepflügt. In der Meierei lagen 54er. Aus der Meierei heraus trugen ſie eine Bahre, auf der zwei Todte lagen, ein galiziſcher Katholik, ein pommerſcher Proteſtant. Der Ortspfarrer folgte in reichem Ornat, neben ihm ein evangeliſcher Geiſtlicher im Feldrock mit Binde und Bäffchen. Der eine betete ſein de profundis und Pater noster, der andre ſchloß mit dem Vater unſer. Der katholiſche Geiſtliche nahm die Schaufel und warf Erde in die Gruft; dann reichte er ſie dem proteſtantiſchen Geiſtlichen, der nun ein Gleiches that. Ein Augenzeuge ſchreibt: ich hatte doch in etwas den Eindruck von dem »ich glaube an eine heilige allgemeine chriſtliche Kirche«.

Neben Mokrowous liegt Dobalitzka. Mitten im Dorf, auf einem freien Platz, ſtand ein großes Crucifix, umgeben von fünf ſtattlichen Linden. In die eine war eine Granate eingeſchlagen und hatte einen mannsſtarken Aſt wie ein Reis zerſplittert; die Splitter lagen umher, das Stacket war zertrümmert, aber der Gekreuzigte war unverſehrt. Muß doch vor ihm alle Gewalt ſich beugen. In der ſchönen, weithin ſichtbaren Kirche befanden ſich über hundert Verwundete. Einzelne hockten in den Gängen der hochgewölbten Kirche, die Mehrzahl lag um den Altar herum und blickte hinauf zu dem Bilde des Gekreuzigten. Orgel und Kanzel waren hinausgetragen, die Fenſter zerſchoſſen und doch war das ganze Gotteshaus mit ſeinen Bewohnern eine gewaltige Predigt von dem »Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken«. Und ſie waren mühſelig und beladen. Einer lag da mit geſpaltenem Schädel, ſo daß man auf das Hirn ſehen konnte; einem andern war die Schulter weggeriſſen, er ſtarb; auf einem groben leinenen Tuch (er war nicht anders transportirbar) ließen ſie ihn in die Gruft hinab, da lag er in ſeiner Blöße und ſeine gebrochenen Augen, die Niemand ihm zugedrückt, ſchauten aus der Grabestiefe zum Himmel auf. Mangel an Allem, kein Stroh, kein Waſſer. Einem öſtreichiſchen Rittmeiſter reichte ein Feldgeiſtlicher ein Bröckchen Schiffszwieback und einen Tropfen Wein, dem wieder Auflebenden ſtürzten die Dankesthränen aus den Augen und er ſegnete die Hand, die ihm mit ſo Wenigem ſo viel gethan.

Von Dobalitzka führt ein hübſcher Weg etwas bergab nach Sadowa. Es ſind nur 20 Minuten. Hier in Sadowa lagen die Schwerverwundeten in der Zuckerfabrik zwiſchen den Keſſeln und hydrauliſchen Preſſen des Siedehauſes. In dem Wirthshauſe, wohin man die verwundeten Offiziere geſchafft hatte, war es ſchon wieder leer geworden. Hier hatten Oberſtlieutenant v. Pannewitz vom Regiment Eliſabeth und Freiherr v. Putlitz vom 49. ausgehaucht; ſchon hatten ſie dem Nepomukbilde gegenüber, das neben dem Wirthshauſe ſteht, hart an der Straße »unter den Apfelbäumen von Sadowa« ihr Grab gefunden. Treue Hände richteten eben die ſchlichten Kreuze auf. Der katholiſche Todtengräber, während die letzten Worte geſprochen wurden, kniete am Grabe und betete mit.*) — In dem Wirthshauſe mußten auch ſterbende Oeſtreicher gelegen haben. Eine Soldatengruppe, Pommern vom Colberger Regiment, fanden eben ein kleines Amulet zwiſchen den Ritzen der Dielen und mühten ſich die Inſchrift zu entziffern. Es glückte erſt, als ein Offizier herantrat. Die Inſchrift war in franzöſiſcher Sprache: »O Maria, ohn' Sünd empfangen, bitt' für uns.« Es mochte hier vom ungariſchen Oberſten Serinny, Commandeur des Regiments Würtemberg, verloren ſein, der die Nachtſtunden, ehe man ihn nach Horſitz ſchaffte, in dieſen Räumen zugebracht hatte. Oberſt Serinny, als der Johanniterritter v. Werder ihm ein Stück Commisbrod und ein Reſtchen Madeira gab, hatte es mit den Dankesworten hingenommen: »Und ich, ich darf nicht einmal wünſchen, Ihnen einen gleichen Liebesdienſt leiſten zu können.«

In Ober-Dobalitz, das nur aus 10 bis 12 Häusler-Etabliſſements beſteht, ſah es grauſig aus. Aus dieſen Häuſern, als ſie in Brand gerathen waren, hatten ſich alle Verwundeten, die ſich noch bewegen konnten, meiſt Oeſtreicher, in die Höfe und Gärten geſchleppt; die andern waren verbrannt. Jene hatten ſeit 24 Stunden kein anderes Labſal gehabt als den Nachtthau. Als endlich Hülfe kam, hörte man nichts als den Ruf woda, woda, und wenn ihnen Waſſer aus einem nahe gelegenen Teich gereicht wurde, klang es Dzieki, Dzieki von ihren zitternden Lippen.

---

*) „So that er immer und rührte mich durch ſeine Inbrunſt," — erzählt Paſtor Kehler von Brandenburg. „Beim Abſchiede bat er mich um ein Andenken und ich gab ihm das für einen Todtengräber wohlgeeignete Büchlein vom „Tode der Frommen und Gottloſen". Seine Freude war unausſprechlich und unter vielen Thränen küßte er mir die Hand."

Aehnlich wie im Hola-Walde, an deſſen Südſpitze Ober-Dohalitz liegt, ſah es im Swiep-Walde aus und in den Dörfern, die ihn umgeben, in Ciſtowes, in Benatek, in Maslowed und weiter zurück in Cerekwitz.

In Ciſtowes lagen viele 27er und Gardefüſiliere. Dazu welche Bilder auf der Dorfgaſſe! Ein Jäger, an die Wand gelehnt, auf ſein Gewehr geſtützt, war ſtehend geſtorben. In einem Brunnen, deſſen Einfaſſung zertrümmert, lag ein todter Ulan, mit dem Pferde hineingeſtürzt. Eine der Scheunen war mit öſtreichiſchen Verwundeten angefüllt. Einer, ein Banater vom Regiment Coronini, war durch die Bruſt geſchoſſen. Unter jammervollem Keuchen bemühte er ſich krampfhaft, den Mantel von der blutbedeckten, bloßen Bruſt wegzuziehn; es wollte nicht glücken; keiner verſtand ihn; endlich bemerkte man, daß noch 30 Patronen in der Taſche ſeines Mantels ſteckten, deren Gewicht ihm faſt den Athem geraubt hatte.

Cerekwitz, außerhalb des eigentlichen Schlachtrayons gelegen, bot wenig Bilder der Zerſtörung, aber in ſeinem Schloſſe, das zu einem großen Lazareth eingerichtet worden war (Geheimer Rath Dr. Wilms leitete daſſelbe ſpäter in einer auch vom Feinde als muſterhaft anerkannten Weiſe), reihte ſich Lager an Lager. Auf dem einen lag Hauptmann v. Weſternhagen vom 27., durch die Bruſt geſchoſſen. Er hatte die Hoffnung aller Lungenkranken und Verletzten. »Ich denke wieder beſſer zu werden.« Der Arzt tröſtete ihn. »Steht es ſo um mich, nun, wie Gott will.« — Nicht weit von ihm lag ein andrer Offizier von der 7. Diviſion. Er wußte, daß es zu Ende ginge. Als der Geiſtliche an ſein Bett trat, ſagte er leiſe: »Ich fühle, daß meine Wunde tödtlich iſt. Meine Sünden, deren ich viele begangen habe, thun mir herzlich leid und ich wünſchte wohl, daß ich ein neues Leben anfangen könnte. Ach, in der Jugend lebt man ſo dahin.« Danach ward er ſtill; dann ſagte er: »ich werde wohl ſterben, ob ich ſchon noch leben möchte.« — In die Halle des Schloſſes wurde ein 66er Füſilier getragen; man hatte ihn erſt ſpät im Kornfeld gefunden; nun legten ſie ihn nieder auf die Flieſen. Er war durch den Mund geſchoſſen und ein dicker Blutſchaum ſtand auf ſeinen Lippen. Als einer der Diakonen an ihn herantrat und ihm einen Trunk Wein anbot, erwiederte er: »Ach ja, wie gern, aber ich mache Ihnen ja die Flaſche ſchmutzig.« Wer es hörte, dem traten die Thränen in die Augen, bei dieſem Zeugniß von Selbſtverleugnung.*)

---

*) Hier in Cerekwitz lag auch Füſilier Ruglitſch vom 26. Infanterie-Regiment. Er war im Unterſchenkel ſchwer verwundet und ſtarb. In ſeiner Brieftaſche fand ſich ein Papier unter Adreſſe ſeiner Frau. Unter den viel tauſend Briefen, die damals geſchrieben worden ſind, mag keiner ſein, der das Beſte, das wir haben und das uns recht eigentlich den Sieg gab, einfacher und ergreifender wiedergäbe als der Brief dieſes ſchlichten Mannes. Wir geben ihn deshalb:

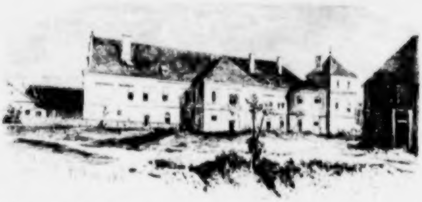
»Ich bin am linken Unterſchenkel durch einen Granatſplitter am 3. Juli 1866 ver-

Auch im Schloſſe von Horenowes war ein Lazareth. Hier lag Oberſt v. Zychlinski, für den ſein Muſterburſche einen mächtigen Topf Rahm in einem Verſteck entdeckt hatte. Als der Rahm den Oberſten erquickt, trat Paſtor Beſſer aus Waldenburg den Rahmtopf wie eine Erbſchaft an. Freund und Feind wurden mit dieſem Leckerbiſſen geſpeiſt und ein öſtreichiſcher Hauptmann vom Regiment Mecklenburg, der bei dem »preußiſchen Erbſenwerfen«, wie er ſich ausdrückte, zwei Kugeln in den Arm erhalten hatte, erklärte einmal über das andre, daß ihm in der »ganzen verflixten Campagne« nichts ſo geſchmeckt habe wie dieſer Topf Rahm. — Aber ſolcher heitren Bilder waren nicht viele. Der Major Noak de Huniad vom Regiment Sachſen-Meiningen, ein Serbe von Geburt und nur leicht verwundet, eilte durch alle Gänge des Schloſſes und rief nach einem Geiſtlichen; »ein Unteroffizier ſeines Regiments ſei am Sterben.« Endlich fand er was er ſuchte;

---

wundet worden, in der Schlacht bei Maslowed (Swiep-Wald). … Es war ein ungeheures Blutvergießen, die Menſchen lagen wie gemäht. … Wir Füſiliere vom 26. Regiment erſtürmten eine Anhöhe mit Eichenwaldung, welche der Feind ſtark vertheidigte. Plötzlich bemerkten wir, daß wir vollſtändig abgeſchnitten wurden; die Oeſtreicher feuerten von drei Seiten. Bei dieſem Kreuzfeuer bin ich von einer Granate am linken Unterſchenkel ſchwer verwundet worden. Als ich in meinem Schmerz dalag, ſah ich, daß die Oeſtreicher wieder die Oberhand hatten und unſre Leute zurückdrängten; … ich ſah auch mit Entſetzen, wie ſie meine verwundeten Kameraden, die hülflos dalagen, ganz todt ſchoſſen und mit dem Kolben ſchlugen. Als ſie heran waren, ſtellte ich mich todt, aber die Unmenſchen konnten ſich doch nicht mäßigen und ſchlugen mich mit dem Kolben auf den linken Hüftknochen. Aber unſre Leute ſchlugen die Oeſtreicher abermals zurück und ich dankte meinem Vater im Himmel, als ich erſt wieder Preußen ſah. … Das Schlachtenglück ſchwankte hin und her, endlich kam der Kronprinz. … Meine lieben Leſer, ein Schlachtfeld wie dieſes anzuſehn, iſt erſtaunlich und macht einen erheblichen Eindruck auf die Seele. … Ich wurde am 4. Juli Vormittag vom Schlachtfelde getragen, nach einem naheliegenden Dorfe und kam in eine Scheune mit mehreren Kameraden zu liegen; denſelben Nachmittag wurde mein linker Stiefel und Hoſenbein mir vom Leibe geſchnitten und bekam ich alsdann den erſten Verband. Ich habe noch Streifſchüſſe von Gewehrkugeln erhalten, welche aber nicht erheblich ſind, einen an die linke Hand, einen am rechten Backenknochen dicht unterm Auge und einen an der linken Lende. … Der liebe allmächtige Gott und mein Heiland Jeſus Chriſtus haben mich bis auf dieſen Tag väterlich in Schutz genommen. … Ich habe die größte Sehnſucht meine geliebte Frau, meine lieben Kinder, welche mir ſo am Herzen liegen und ebenfalls meine gute alte Mutter wiederzuſehn; mich in ihrer Nähe zu wiſſen, würde Balſam für meine tiefe Wunde ſein; ſelbſt wenn ich auf dem Lazareth in Magdeburg ſterben müßte, ſo würde ich auf dem Militairkirchhof ruhiger ſchlafen als hier auf fremder Erde. Meine Lieben könnten mich beſuchen, mein Grab mit Blumen ſchmücken und ein Gebet zu Gott verrichten. Meine lieben Kinder wüßten dann, wo ihr Vater wäre und wenn er auch im Grabe läge. Ich will aber den lieben Gott bitten, daß er mich wieder geſund macht, daß er mir Kraft giebt meine Schmerzen auszuhalten. Doch ich ſpreche wie mein Herr und Heiland: „nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt.“ … Dies habe ich auf meinem Schmerzenslager geſchrieben. … Sollte ich hier ſterben, ſo wünſche ich, daß dieſe Brieftaſche mit allem was ſich darin befindet, an meine Frau geſchickt wird; ihre Wohnung iſt Magdeburg, Schmiedehofſtraße Nr. 13. Ich bin der Füſilier Wilhelm Ruglisch vom 1. Magdeburgiſchen Infanterie-Regiment Nr. 26, 12. Compagnie. … Sollte ich aber in Böhmen ſterben, — nun, wie Gott will; was Gott thut, das iſt wohlgethan.“

ein lutheriſcher Geiſtlicher trat an das Lager des griechiſch-katholiſchen Szegediners und reichte ihm das Abendmahl. — Um dieſelbe Stunde wurden



Gefangene in den Schloßhof gebracht, 11 an der Zahl. Sie hatten vom Saum des Swiep-Waldes aus auf eine unſrer Patrouillen geſchoſſen und waren umſtellt und aufgehoben worden. Bei mehreren fanden ſich Patronen in den Rocktaſchen, bei einem alten Graukopf einige Dutzend Zündnadel-Patronen im Aermel. Einer war mit dem noch warmen Gewehrlaufe in der Hand gefaßt worden; die andern hatten die Gewehre fortgeworfen.

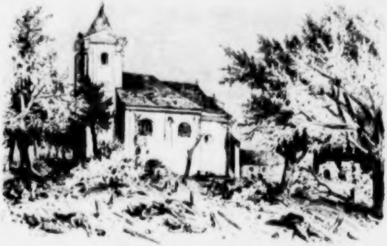
Wahrſcheinlich waren dieſe elf Strolche (vier von ihnen ſollen ſpäter gehängt worden ſein) ein Bruchtheil jener Bande, die, in der Nacht vom 3. auf den 4. auf dem ganzen Schlachtfelde, namentlich aber im Hola- und Swiep-Walde, die Todten geplündert und — es muß geſagt ſein — viele von den Verwundeten elendiglich gemordet hat, um auch ſie dann als Todte ausrauben zu können. Es iſt nur allzu beglaubigt, daß Cannibalen-Thaten aller Art geſchehen ſind, Thaten, unter denen die Geſchichte vom abgeſchnittenen Finger, um den Ring leichter abſtreifen zu können, zu den harmloſeren zählt. Von dem Schrecklichſten mag der Schleier ungelüftet bleiben. Nur folgendes finde Platz hier. Ein Offizier ſchreibt: »Ich hatte am 4. Juli du jour und mußte das Schlachtfeld paſſiren. Ganze Reihen lagen todt neben den Gewehren, ſtürmend von den Kartätſchen niedergeriſſen; daneben die Trophäen unſres Sieges, Waffen, Gewehre, Pulverwagen, Kanonen. Auf einer derſelben ſtand mit Kreide: »Dieſe Kanone habe ich erobert. Gottlieb Janke.« Darunter hatte ein Andrer geſchrieben: »Das iſt nicht wahr; ich nahm ſie. K. Hencke.« Doch ich will Dir von andrem erzählen. Wir kamen in ein Gehölz, das zwiſchen den drei Dörfern Ciſtowes, Benatek und Maslowed liegt (der Swiep-Wald). Hier hatte der Kampf fürchterlich gewüthet; eine Menge todter Oeſtreicher lagen unter und über einander, etwas entfernter ſahen wir Geſindel, das beſchäftigt ſchien die Leichen zu plündern. Um ſie, wie Raubvögel, zu verſcheuchen, ſchoſſen wir unſre Revolver ab. Und wirklich ſie verſchwanden, oder ſchienen zu verſchwinden. In demſelben Augenblick, wer beſchreibt unſer Erſtaunen, erhoben ſich wohl zwanzig von den Todtgeglaubten, ſtreckten uns flehend ihre Arme entgegen und baten mit ſchwacher Stimme um Waſſer. Das Wenige, was wir bei uns hatten, war bald verbraucht. Ich verſprach einem öſtreichiſchen Oberſt, der vorn am Gehölz lag, ſobald als möglich mit Waſſer und einem Arzt wiederzukommen und ritt nach dem nächſten Dorf. Aber wo hier Hülfe hernehmen! Endlich glückte es, doch wohl zwei Stunden mochten vergangen ſein. Als wir in den Wald zurückkamen, erkannten wir den Platz kaum wieder. Die Oeſtreicher alle geplündert, ohne die Uniformen lagen ſie da, keiner regte ſich mehr. Ich trat heran und rief: »hier iſt Waſſer, Waſſer!« alles vergeblich, ſtill blieben ſie. Den öſtreichiſchen Oberſten konnt' ich unter den Todten nicht mehr herausfinden. Entſetzt verließen wir den Wald.«*)

Vom Swiep-Walde aus wenden wir uns nach Chlum, um hier unſre Wanderung zu ſchließen. Es wird erzählt: General Herwarth v. Bittenfeld ſei am 4. früh von Problus nach Chlum hinüber geritten; ſeine Söhne ſtanden in der Garde, ſein Vaterherz wollte wiſſen, wie's »drüben« abgelaufen ſei. Als er von Rosberitz nach Chlum hinaufritt, hielt er an, ſah in den Hohlweg hinein und ſagte dann kopfſchüttelnd: »das geht über Problus«. Und — es ging über Problus! Ein Feldgeiſtlicher ſchreibt: »Welch ein Anblick wartete unſrer hier, als wir endlich Chlum erreichten. Gleich am Ausgange des Dorfes, in einem Hohlwege, begegneten wir den Hufſpuren des »rothen Pferdes«, von dem die Apokalypſe ſpricht. Schritt vor Schritt wuchſen die Würgezeichen. Unſre Ponies ſcheuten, — ein todtes Pferd lag am Wege, dort wieder eins, daneben noch die Leiche des Reiters, eines öſtreichiſchen Ulanen, der ſeinen Säbel in erſtarrter Fauſt hielt. Auf beiden Seiten des Weges, deſſen lehmiger Boden reichlich roth gefärbt war (ein andrer Bericht ſagt: »wie ein rother Bach kam es den Hohlweg herunter«), zwiſchen zertrümmerten Wagen und Karren lagen Haufen von Todten. . . . Die ſchönen großen Leute vom 1. und 3. Garde-Regiment, Garde-Füſiliere vom Bataillon Walderſee, Braunsberger Jäger und Füſiliere vom 2. Garde-Regiment deckten hier mit ihren Leibern die Wahlſtatt. So kamen wir bis auf den Kirchhof. Welch grellen Mißton gab heute der Name »Friedhof«. Jedes Grab eine Würgebank.«

---

*) Auch Thaten chriſtlicher Liebe kamen vor; leider wohl nur ſehr vereinzelt. Wir geben ein ſolches Beiſpiel. Zwiſchen Ober-Dobalitz und Dobalitzka lag ein [illegible], vergeſſen, unter unſäglichen Schmerzen, kein lebendes Weſen in der Nähe. „Schon glaubte ich mich dem Tode nahe (ſo erzählt er ſelbſt), als ein junges Mädchen erſchien, einen großen Weinkrug in der Hand und mir zu trinken gab; dann holte ſie Waſſer und wuſch und verband meine Wunden. Wie hab ich's da empfunden: „und Gott ſandte ſeine Engel." — Der Name des heldenmüthigen Mädchens, die noch viele andre in gleicher Weiſe erquickte, war Joſepha Kalina, eine Czechin. Uebrigens ſei gleich bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen, daß es ſehr fraglich iſt, ob die Schlachtfeld-Geier blos böhmiſches Geſindel waren. Viele Berichte ſprechen von „Marodeurs" und mannigfache Anzeigen liegen vor, daß unſerer eignen Armee ſeltſame Geſtalten folgten. Man hat dieſem Punkt auch ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet.

In der Chlumer Kirche, deren Thurm und Dach von mehreren Granaten getroffen war, lagen die Verwundeten in ſo dichten Schichten, daß man mit äußerſter Behutſamkeit zwiſchen hin gehen mußte, um keinen zu verletzen. Auf dem Altarplatze ruhte, in ſeinen Feldmantel gehüllt, General v. Hiller; auf dem edlen Angeſicht hatte der Tod die Freundlichkeit, die ihn im Leben kennzeichnete, nicht ausgelöſcht, ſondern verklärt. Neben ihm lag Major v. Reuß. Mancher von den Verſtümmelten ſah auf die Todten und ſeufzte vor ſich hin: »wär' ich erſt ſo weit.« Gebete wurden geſprochen, deutſch, polniſch, böhmiſch, ungariſch klang es laut und leiſe durcheinander. In der Sakriſtan-Wohnung neben der Kirche lagen in einem engen Zimmer zwei preußiſche Offiziere, Lieutenant v. Pape vom 2. Garde-Regiment und Hauptmann v. Braun vom 43. Regiment, beide dem Tode nahe. Lieutenant v. Pape, mitten durch die Leber geſchoſſen, litt ſchwer; keine Lage zur Linderung ſeiner Schmerzen war ihm zu verſchaffen. »Ach, es geht auch ſo nicht« klagte er mit erlöſchender Stimme. Er fühlte wie es um ihn ſtand. Hauptmann v. Braun, durch die Lunge getroffen, lechzte nach einem



Trunk Selterwaſſer. Und doch gab es kaum Waſſer in Chlum. Die Brunnen waren theils ausgeſchöpft, theils abſichtlich (in unglaublicher Verblendung von Seiten unſrer Feinde) verſchüttet und verunreinigt. Mit vieler Mühe mußte das Waſſer von dem am Fuße des Dorfes gelegenen Teich heraufgeholt werden. Kam dann ein friſcher Trunk, ſo ſtreckte Alles die Hände aus: »Geiſtlicher Herr, i bitt', mir auch, mir auch, i bitt'!«

Am 4. Juli Abends war Begräbniß auf der »Höhe von Chlum«, an ſelbiger Stelle, auf welcher der Kampf des vorhergehenden Tages zur Entſcheidung gebracht worden war. Der Platz bot eine weite Umſchau über den größten Theil des weiten Schlachtfeldes. Neben dem für General v. Hiller beſtimmten Grabe waren noch neun andre Gräber aufgeworfen, welche die Leichen der übrigen gefallenen Offiziere der 1. Garde-Diviſion aufnehmen ſollten. Die Mehrzahl derſelben, in Folge eines mißverſtandenen Befehls, war aber ſchon an andrer Stelle beſtattet worden. Nur Oberſtlieutenant v. Helldorf fand neben v. Hiller ſeine Ruheſtätte. Unweit der Gräber war ein großer Theil der erbeuteten Geſchütze aufgefahren. Der König, um ſeinen gefallenen General auch im Tode noch zu ehren, war aus dem zwei Stunden entfernten Hauptquartier zur Beerdigung herbeigekommen; auch die Königlichen Prinzen wohnten der Feier bei. Die Offiziere der Diviſion waren vollzählig erſchienen. Diviſionsprediger Rogge trat an die Gräber und ſprach über den Text: »Die Edelſten in Iſrael ſind auf Deiner Höhe erſchlagen. Wie ſind die Helden gefallen!« Mit ſichtlicher Bewegung, nach beendigter Feier, warf der König ſeine Handvoll Erde in die beiden Gräber; dann hieß es: »Legt hoch an!« und die Kugeln pfiffen über die Todten hin.

Am andern Tage begrub Oberſt v. Pape ſeinen einzigen Sohn. An der Nordſeite der Kirche von Chlum war ihm von ſeinen Kameraden die letzte Ruheſtätte bereitet. Die Gruft war mit grünen Zweigen und Laub ausgelegt, und in vier Soldatenmäntel eingehüllt, wurde der Dahingegangene in dieſelbe niedergeſenkt. Die Regimentsmuſik blies den Choral: »Was Gott thut, das iſt wohlgethan« und zum Schluß: »Wie ſie ſo ſanft ruhn«. Der Geiſtliche, der die Feier leitete, ſchreibt: »Da hab ich geſehn wie ſtark der Chriſtenglaube macht. Wohl mochte des Vaters Herz aus vielen Wunden bluten, als er den Sohn hier in fremder Erde zurücklaſſen mußte, aber er blieb ſtandhaft und feſt, und als die Feier geendet und das Grab geſchloſſen war, wandte er ſich an die um daſſelbe verſammelten Offiziere ſeines Regiments mit den Worten: »Meine Herren, das liegt hinter uns, wir aber gehen vorwärts mit Gott für König und Vaterland.«

Auf dem weiten Felde hin überall ein Begraben, meiſt ſtill, in großen Gräbern, ohne Sang und Klang; kaum daß die Liebe der Kameraden

Zeit fand, ein ſchlichtes, namenloſes Kreuz aufzurichten. Aber auch ihnen, den Namenloſen, ſchlägt dankbar unſer Herz.

Schlaft ſtill und fromm in Treue
Bis an den jüngſten Tag,
Wo ſich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag!
Es blüht um euren Frieden
Gedächtniß golden ſchön:
Im Siege ward euch beſchieden
Für's Vaterland hinnen zu gehn.

Am 5. Juli früh brach die Armee auf um ſüdwärts zu marſchiren. Die Arbeit war gethan; die Verwundeten hatten ihr Lager (hart genug), die Todten ihr Grab. Freilich nicht alle; es waren ihrer zu viele; noch am 8. war das Feld nicht völlig klar.*) Ein Offizier vom VI. Corps, der an genanntem Tage von Nedeliſt aus, wo er ein Commando hatte, einen Ritt über das Schlachtfeld machte, hat uns folgende Schilderung gegeben:

»Verfloſſenen Sonntag (8. Juli) ließ ich mein Pferd ſatteln, die »Bella« die Ihr kennt, um einmal ganz allein über das Schlachtfeld zu reiten. Das war jedenfalls für mich an dieſem Tage das Beſte. Ich hatte nichts um mich her als meinen Burſchen und einen großen ſchwarzen Jagdhund, das Geſchenk eines ſterbenden öſtreichiſchen Offiziers. In meiner Kammer ſitzend, wußte ich nicht was ich anfangen ſollte. — Die untergehende Sonne warf bereits ihre letzten Strahlen auf das Feld, als ich aus Nedeliſt herausritt, und der kühle Abendwind trieb mir den Leichen- und Blutgeruch entgegen. Einem nicht an dieſen Geruch Gewöhnten würde eine Ohnmacht angekommen ſein; ich kannt' ihn ſchon und ritt weiter, um nach Chlum und Sadowa zu gelangen, wo die Hauptſchlacht geſchlagen wurde. —

Todtenſtille herrſchte ringsum, welche nur manchmal durch die Unruhe meines Pferdes und Hundes unterbrochen wurde. Sobald wir an eine Stelle kamen wo ein Verwundeter gelegen hatte, ſchnaufte Bella mit weit geöffneten Nüſtern und ſtampfte mit den Hufen auf den Boden, der Hund ging in großen Kreiſen um die bezeichnete Stelle herum und heulte fürchterlich.

---

*) Die böhmiſchen Dorfbewohner weigerten ſich zum Theil beim Grabmachen behülflich zu ſein, und knurrten auf czechiſch vor ſich hin: „wen die Preußen todtgeſchoſſen haben, den mögen ſie auch begraben." Mehr denn einmal bequemten ſie ſich in der That erſt, als eine Section vorgetreten und das Commando gegeben war: „Fertig zum Feuern!" Das half jedesmal und auch die Nationalſten verſtanden dann deutſch. (Daß die beſſern czechiſchen Klaſſen uns im Allgemeinen günſtiger geſtimmt waren als die Deutſchböhmen, dieſe Thatſache wird durch ſolche Einzelvorkommniſſe nicht tangirt.)

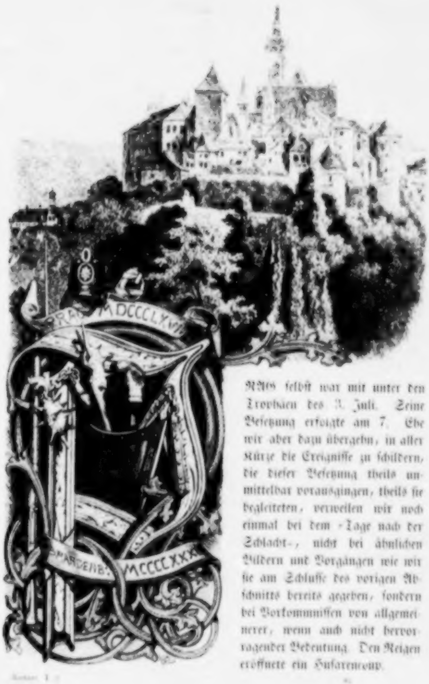
Erſt nach einer Aufmunterung mit den Sporen ging das Pferd entſchloſſen über alles hinweg und jagte endlich eine Lerche auf, die zwar ſingend in die Höhe ſtieg, aber einen Geſang anſtimmte, wie ich ihn ſonſt bei Lerchen nie gehört habe. Es klagte mehr als es ſchmetterte.

Ohne ein gewiſſes Ziel zu verfolgen ritt ich weiter, und gelangte zu einer Muttergottesſtatue. Ach, welch ein trauriges Schauſpiel bot ſich hier dar! Um die Statue herum lagen wohl an zwanzig Todte mit geöffneten, gebrochenen Augen, die nach dem Marienbilde hin gerichtet waren. Andre hielten Roſenkränze und Crucifixe in den Händen, ſie hatten wahrſcheinlich bis zu ihrem Ableben gebetet. An den Leichen zeigten ſich die verſchiedenartigſten Wunden. Nur wenige ſchienen an dieſer Stelle gefallen zu ſein, die meiſten waren herangekrochen um Angeſichts des Muttergottesbildes ihr Leben zu beſchließen. Ich ſprang vom Pferde und kniete nieder um für die Todten zu beten.

Ueber Weſtar und Sweti ritt ich zurück. Dicht bei Sweti, auf einer hochgelegenen Stelle, wo eine Batterie geſtanden haben mochte, ragte eine Wiſcherſtange auf. An die Stange lehnte ſich ein öſtreichiſcher Artilleriſt wie ſchlafend; unter jeden Arm hatte man ihm eine Kugel geſchoben. Wie ein Schatten ſtand das Ganze an dem immer dunkler werdenden Himmel. Es erſchütterte mich tief. Ich nahm das Bild mit in meinen Traum.

Von Königgrätz bis vor Wien.

Am 4. Juli.



PRAG ſelbſt war mit unter den Trophäen des 3. Juli. Seine Beſetzung erfolgte am 7. Ehe wir aber dazu übergehn, in aller Kürze die Ereigniſſe zu ſchildern, die dieſer Beſetzung theils unmittelbar vorausgingen, theils ſie begleiteten, verweilen wir noch einmal bei dem »Tage nach der Schlacht«, nicht bei ähnlichen Bildern und Vorgängen wie wir ſie am Schluſſe des vorigen Abſchnitts bereits gegeben, ſondern bei Vorkommniſſen von allgemeinerer, wenn auch nicht hervorragender Bedeutung. Den Reigen eröffnete ein Huſarencoup.

Lieutenant v. Wrangel, vom Garde-Huſaren-Regiment, erhielt am Morgen des 4. Befehl, mit 30 Huſaren gegen die Feſtung Königgrätz vorzugehn und die Vorpoſten-Aufſtellung des Feindes zu recognosciren. (Unſre Vorpoſten ſtanden ¼ Meile vor der Stadt, außerhalb des Bereichs der Feſtungsgeſchütze.)

v. Wrangel brach auf. Ungefähr 2000 Schritt vor der Feſtung hatte ſich eine endloſe Colonne von Bagage-, Train-, Munitions-, Sanitäts- und Proviantwagen, wohl 300 an der Zahl, feſtgefahren, und um dieſe Colonne herum wimmelte es derart von öſtreichiſchen und ſächſiſchen Verwundeten, daß ein Beſtreichen der Straße von der Feſtung her unmöglich wurde.

Dies ſicherte, bis zu einem gewiſſen Grade, die Bewegungen unſres Trupps. Lieutenant v. Wrangel ritt mit zwei Huſaren weiter vor, um eine Vedette gegen die Feſtung aufzuſtellen. Hier ſtieß er plötzlich auf einen bis dahin durch die Colonne verdeckt geweſenen öſtreichiſchen Doppelpoſten, welcher hinter einer über einen Elbarm führenden Brücke ſtand und nur noch 80 Schritt von den Huſaren entfernt war. Das gegenſeitige Erblicken war überraſchend und die kurze Entfernung gebot ſchnellen Entſchluß. In wenigen Galoppſprüngen war v. Wrangel über die Brücke und forderte den Poſten mit gehobenem Revolver auf, ſich zu ergeben. Er that es. Nun folgte eine verwunderliche Scene. In Verbindung mit dieſer Feldwache ſtanden von 100 zu 100 Schritt noch andere Poſten, welche kreisförmig die Feſtung umgaben. Um dieſe heranzuziehen, ließ Lieutenant v. Wrangel ſeine für die Huſaren beſtimmte Signalpfeife ertönen, winkte mit der Hand, rief ihnen zu und ehe eine halbe Stunde um war, war die Vorpoſtenkette verſchwunden. Wir hatten 35 (nach einer andern Verſion nur 12) Mann zu Gefangenen gemacht.

Lieutenant v. Wrangel, nach dieſem Vorgange, der ihn auf völlige Demoraliſation des Feindes ſchließen ließ, glaubte nunmehr weiter gehn zu dürfen. Daß die Feſtung capituliren werde, ſchien nicht länger unmöglich. Er ritt deshalb, während der Haupttrupp die Gefangenen zurücktransportirte, mit einem einzigen Huſaren im Galopp auf das Feſtungsthor zu, zugleich mit dem Taſchentuche winkend, um ſich dadurch als Parlamentair zu erkennen zu geben. Demgemäß wurde er am Thor empfangen und mit verbundenen Augen vor den Commandanten Generalmajor Weigl geführt. Dieſer empfing ihn im Kreiſe ſeiner Offiziere und nahm die improviſirte Erklärung entgegen: »Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen ſtände mit 150,000 Mann ſiegreicher Truppen vor Königgrätz; die ganze öſtreichiſche Armee ſei auf der Flucht; die Feſtung, abgeſchnitten von jeder Verbindung mit ihrer Armee, könne einem Angriff nicht widerſtehen, weshalb der Kronprinz, um unnöthiges

Blutvergießen zu verhindern, dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation anbieten laſſe.«*)

Die Sicherheit des Vortrags wirkte. General v. Weigl bat um 24 Stunden Bedenkzeit, um die näheren Bedingungen der Uebergabe feſtſetzen zu können.

Dieſe Botſchaft überbrachte nunmehr Lieutenant v. Wrangel dem Kronprinzen, welcher die eben ſo glücklich wie unerwartet angeknüpften Verhandlungen durch einen Generalſtabsoffizier fortſetzen ließ. Sie zerſchlugen ſich aber wieder. Oeſtreichiſcherſeits wird verſichert, daß eine ernſtliche Abſicht zur Capitulation nie vorhanden geweſen ſei. Der Streit mag auf ſich beruhn.

Das Erſcheinen der Garde-Huſaren vor Königgrätz und die ſich daran knüpfenden Verhandlungen fielen in den Vormittag des 4., — am Nachmittag erſchien Feldmarſchalllieutenant Baron Gablenz im Hauptquartier des Königs zu Horſitz und ſchlug Einſtellung nutzloſer Feindſeligkeiten vor, da ja, nach der großen Action vom Tage vorher, der Feldzug ohnehin entſchieden ſei. Es wurde ihm erwiedert, daß man bereit ſei, auf politiſcher Grundlage einen definitiven Frieden zu verhandeln, daß aber ein Stillſtand der Operationen den preußiſchen Heeren nicht zugemuthet werden dürfe. Baron Gablenz, der übrigens einer eigentlichen Vollmacht zum Unterhandeln entbehrte, mußte mit dieſem Beſcheide ſich begnügen und verließ unter Escorte das große Hauptquartier. (Er kehrte in daſſelbe — wir ſchalten das gleich an dieſer Stelle ein — am 8. noch einmal zurück, um, unter gewiſſen Modalitäten, eine Waffenruhe von nicht unter 8 und nicht über 12 Wochen zu proponiren; da aber der Zweck dieſer Propoſition: Zeitgewinn, um die Süd-Armee aus Italien heranzuziehn, zu klar zu Tage lag, ſo kam es zu gar keinen Unterhandlungen. Baron Gablenz ſprach den Kronprinzen; den König ſah er nicht.)

Das Datum des 4. Juli trägt endlich auch der Armee-Befehl, darin König Wilhelm über den erfochtenen Sieg zu ſeinen Soldaten ſpricht:

> Soldaten Meiner in Böhmen verſammelten Armeen!
>
> Eine Reihe blutiger und ruhmreicher Gefechte hat die rechtzeitige Vereinigung unſerer ſämmtlichen Streitkräfte in Böhmen möglich gemacht. Aus den Mir vorliegenden Berichten erſehe Ich, daß dies Reſultat durch die ſichere Führung Meiner Generale und

---

*) Die Beſatzung der Feſtung beſtand nur aus den drei 4. Bataillonen der Regimenter Mazuchelli, Airoldi und Großfürſt Conſtantin. Sie gehörten zur Brigade des Generalmajor Tomas, der mit den 4. Bataillonen der Regimenter Khevenhüller, Degenfeld, Haugwitz, Ramming und Crenneville in Joſephſtadt ſtand.

durch die Hingebung und Tapferkeit ſämmtlicher Truppen erreicht worden iſt. Unmittelbar darauf hat die Armee, trotz aller Anſtrengungen und Entbehrungen der vorhergehenden Tage, unter Meiner Führung den Feind in einer feſten Stellung bei Königgrätz energiſch angegriffen, die gut vertheidigte Poſition nach heißem Kampfe genommen und einen glorreichen Sieg erkämpft. Viele Trophäen, über Hundert eroberte Kanonen, Tauſende von Gefangenen geben aufs Neue Zeugniß von der Tapferkeit und Hingebung, in welcher alle Waffen mit einander gewetteifert haben. Der Tag von Königgrätz hat ſchwere Opfer gefordert, aber er iſt ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt. Ich weiß, Ihr werdet auch ferner Meinen Erwartungen entſprechen, denn preußiſche Truppen wußten ſtets mit dem Heldenmuth diejenige Mannszucht zu vereinigen, ohne welche große Erfolge nicht erkämpft werden können

Wilhelm

Die Garde-Landwehr in Prag.

HE wir unſern drei großen Heeresſäulen, die ſich auf dem Felde von Königgrätz ein Rendezvous gegeben hatten, auf ihrem Weiterzuge bis an die Donau folgen, mag uns, wie ein unblutiges Zwiſchenſpiel, der Vormarſch und demnächſt die Detachirung eines vierten Heerkörpers beſchäftigen, der ebenfalls am 3. Juli, freilich erſt nachdem die Entſcheidung bereits vorlag, auf unſerm rechten Flügel (in und bei Nechanitz) eingetroffen war. Es war dies die Garde-Landwehr-Diviſion Roſenberg.*) Ein Brief, der uns vorliegt, giebt Aufſchluß über die

---

*) Die Garde-Landwehr-Diviſion, unter Commando des Generalmajor v. Roſenberg-Gruszczynski, bildete das erſte Echelon des I. Reſerve-Armee-Corps, das zweite Echelon war die Landwehr-Diviſion Bentheim. Wie die Garde-Landwehr-Diviſion Roſenberg der Elb-Armee folgte (ſie hatte dieſelbe beiſpielsweiſe in Dresden abgelöſt), ſo folgte die Landwehr-Diviſion Bentheim der Diviſion Roſenberg. Den Befehl über beide Diviſionen führte Generallieutenant v. d. Mülbe. Ihre Zuſammenſetzung war die folgende:

Garde-Landwehr-Diviſion v. Roſenberg-Gruszczynski.
1. Garde-Landwehr-Regiment, Oberſtlieutenant Ranisch,
2. Garde-Landwehr-Regiment, Oberſt Kronhöfer,
1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, Oberſtlieutenant v. Roehl,
2. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, Oberſt Freiherr v. Puttlitz.
Combinirte Landwehr-Infanterie-Diviſion v. Bentheim.
2. Pommerſches Landwehr-Regiment Nr. 9, Oberſt Orlevius,

Anſtrengungen, die gemacht wurden um das Schlachtfeld noch rechtzeitig zu erreichen.

» . . . In aller Frühe brachen wir von Kovidlo auf, das wir am Abend vorher (2.) erreicht hatten. Die Entfernung bis Königgrätz betrug 5 Meilen. Die Wege aufgeweicht, erbärmlich. Nichtsdeſtoweniger ging es in forcirtem Marſche vorwärts; was liegen blieb, blieb liegen. Um 11 Uhr waren wir in Bitſchow noch 2 Meilen vom Schlachtfeld. Ich erhielt neun Häuſer für die Compagnie; worin ich ſie auf anderthalb Stunden einquartierte. Die Pferde mußten in dem Vorſaal eines verlaſſenen Hauſes untergebracht werden und beruhigten ſich erſt über das ungewohnte Quartier, als man Hafer in die leer gemachten Schubladen einer Kommode geſchüttet hatte. Ich war bei zwei verabſchiedeten öſtreichiſchen Capitains, Zwillingsbrüdern, welche mir ihr Sopha überließen, eine Taſſe Kaffee, Pfeife und Taback gaben, meine Satteltaſche mit harten Eiern füllten und einmal über das andre verſicherten: »die Preußen ſeien ganz verteufelte Kerle im Marſchiren«. Dabei ließen ſie, während ich etwas zu ſchlummern ſuchte, eine Amſel das Mantellied pfeifen; dann ward Allarm geblaſen und 15 Minuten ſpäter marſchirten wir zur Stadt hinaus. Im Walde, eine halbe Stunde weiter öſtlich, hörten wir ſchon das Donnern der Schlacht und rückten auf eine Höhe, wo wir die Bewegungen der Colonnen, das Artilleriefeuer und das Wogen des Kampfes ſehen konnten. Weiter ging es auf Nechanitz und hier betraten wir das Schlachtfeld. Die großen Häuſer waren voll Verwundeten, die Kirchen voll Gefangenen. Vorwärts im Eilmarſch, um in die Schlachtlinie zu kommen; ein erhebendes Gefühl, welches die Müdigkeit verſcheuchte. Das Schlachtfeld ſah ſchrecklich aus; viele Gefallene, die öſtreichiſche Cavallerie niedergehaun oder niedergeſchoſſen; an acht Stellen brannte es. . . . Wir bivouakirten auf durchweichtem Boden, naß, hungrig. Erſt am andern Morgen erfuhren wir, daß die entſcheidende Schlacht geſchlagen war.«

Eine lange Raſt war der Diviſion nicht gegönnt; ſie hatte im Marſchiren ihre Aufgabe zu löſen. Schon am 4. erhielt ſie Befehl, dem Feinde in der Richtung auf Prelautſch zu folgen; am 5. wurde ſie weſtlich geſchoben, um den Marſch der drei großen Armee-Colonnen gegen etwa in Prag vorhandene feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke zu decken. Die Diviſion, durch zwei gezogene Batterieen des 7. Artillerie-Regiments verſtärkt, marſchirte, in Ausführung des ihr gewordenen Befehls, zunächſt

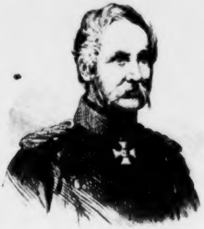
4. Pommerſches Landwehr-Regiment Nr. 21, Oberſt v. Suchten.
1. Weſtphäliſches Landwehr-Regiment Nr. 13, Oberſtlieutenant v. Rekowski.
2. Weſtphäliſches Landwehr-Regiment Nr. 15, Oberſtlieutenant v. Reuß.

Zum Armee-Corps gehörte ferner eine combinirte Landwehr-Cavallerie-Diviſion und ein Reſerve-Feldartillerie-Regiment.

auf Podiebrad, überſchritt hier die Elbe und rückte dann, in zwei Tagemärſchen, über Sadska und Ober-Pocernitz, bis in die unmittelbare Nähe von Prag. Prag war vom Feinde unbeſetzt. Am 7. Mittags ſtand die Tête der Diviſion, das 1. Garde-Landwehr-Regiment unter Oberſtlieutenant Raniſch, in Dorf Chwala, eine Stunde vor der Hauptſtadt und eine Karte folgenden Inhalts wurde an den Bürgermeiſter Dr. Belsky hineingeſandt: „Raniſch, Oberſtlieutenant und Commandeur des 1. Garde-Landwehr-Regiments, deſignirter Commandant v. Prag, wünſcht, daß höhere Gemeindebeamte nach Dorf Chwala hinauskommen, um wegen Beſetzung der Stadt, im Intereſſe derſelben, Rückſprache nehmen zu können.“

In Folge dieſer Karte fuhren um halb 5 Uhr Nachmittags der Bürgermeiſter und der Cardinal-Erzbiſchof Fürſt Schwarzenberg in der erzbiſchöflichen Equipage nach Chwala hinaus. Als die Wagen vor dem Dorfe anlangten, hielten die Deputationsmitglieder weiße Fahnen zu den Fenſteröffnungen hinaus. Der ganze Zug wurde von unſern Vorpoſten angehalten. Die Herren verließen nunmehr ihre Wagen und wurden zur Wohnung des Oberſtlieutenants Raniſch begleitet. Der Cardinal hielt eine Anrede, worin er dem Sieger das Wohl der Stadt ans Herz legte. In gleichem Sinne ſprach Dr. Belsky. Oberſtlieutenant Raniſch kündigte an, daß Prag eine Beſatzung von 8000 Mann erhalten werde und gab im Uebrigen die beruhigendſten Zuſicherungen. Die Deputation kehrte nach der Stadt zurück.

Der Einmarſch erfolgte am 8. Vormittags. Das Gros der Diviſion



war inzwiſchen eingetroffen, Generalmajor v. **Roſenberg** ſtellte ſich an die Spitze und unter einem ungeheuren Menſchenandrang (nur die zahlreichen kaiſerlichen Beamten waren geflohn) ging es mit Trommelſchlag und Pfeifenſchall durch Carolinenthal und das Spittelthor in Prag hinein, die Spittelſtraße entlang bis auf den Joſephsplatz.

Das erſte Garde-Landwehr-Regiment rückte ſofort auf den Hradſchin und die preußiſche Fahne wurde aufgepflanzt. Die nachfolgenden Regimenter bezogen die Joſephs- und Ferdinands-Kaſerne; die Bürgercorps, wo ſie ſich in der Altſtadt, an den Thoren und auf der Kleinſeite auf Wache befanden, wurden abgelöſt; nur die Poſten auf dem Wiſcherad, vor dem Provinzialſtrafhaus und dem Invalidenhauſe blieben in ihren Händen. Unmittelbar vor der Hofburg fuhren 12 Geſchütze auf, auch die dienſtfreie Infanterie (wenigſtens am erſten Tage) erſchien mit dem Zündnadelgewehr.

Die Vorſicht auf der einen Seite und die Scheu auf der andern währten indeß nicht lange; der Verkehr zwiſchen Landwehrleuten und Bürgern wurde mit jedem Tage ein freundlicherer; man überzeugte ſich bald, hier wie überall, wie wenig ſchrecklich die »ſchrecklichen Preußen« ſeien. Oeſtreichiſche Lieblingsgerichte wurden ihnen, zum Zeichen wachſenden Vertrauens, vorgeſetzt; aber hierin verſahen es die freundlichen Wirthe. »Was die Verköſtigung anbelangt (ſo ſchrieb damals ein Prager Blatt), ſo meinten wir es gut mit den Preußen und ſetzten ihnen das Leibgericht unſrer eignen Soldaten vor: Knödel. Unſre Gäſte aber ſchienen Mehlſpeiſen nicht ſonderlich zu lieben und ſo geſchah das Unerhörte, Niedageweſene, daß Knödel, ſonſt der Gegenſtand kriegeriſcher Begehrlichkeit, von den preußiſchen Landwehrmännern unter unſer armes Volk vertheilt wurden.«

Die Prager Tage waren Tage der Erholung, denn an Strapazen — trotzdem man nicht an den Feind gekommen war — hatte es der Garde-Landwehr-Diviſion nicht gefehlt. Man genoß nun wieder die Wohlthaten einer großen Stadt, noch dazu einer Reſidenz. In den Nachmittagsſtunden waren alle Straßen von ſchauluſtigen Landwehrleuten gefüllt, welche die ehrwürdigen Gebäude, die prachtvollen Denkmäler, die Teinkirche, die Nepomuk- und die Kettenbrücke in Augenſchein nahmen. In den Vormittagsſtunden ſah man ſogar Einzelne im Fluß durch den Brückenbogen ſchwimmen. Auch die ſchönen Umgebungen wurden beſucht, von Offizieren ganz beſonders das Schwerins-Denkmal, dem »bei Prag mit der Fahne gefallenen Feldmarſchall« in Dankbarkeit errichtet.

Die Abende vor Allem boten ein Bild tiefſten Friedens. Auf den beiden Moldau-Inſeln verſammelte ſich die ganze dienſtfreie Garniſon, wo ſich auch die Prager ſchöne Welt, in heitrer Laune und eleganter Toilette, zu den Concerten einzufinden pflegte.

Die Beſetzung Prags war nach mehr als einer Seite hin von Bedeutung; ſie machte der Wirkſamkeit der kaiſerlichen Behörden (die in unſrem Rücken einen Aufſtand organiſiren konnten) ein Ende, ſie deckte die Flanke unſrer Armee gegen Baiern und ſtellte, wenn auch freilich auf einem erheblichen Umwege, eine Schienenlinie zwiſchen Turnau und Pardubitz her. Mit andren Worten, unſre Armee, trotz Joſephſtadt und Königgrätz, trat wieder in ununterbrochene Eiſenbahnverbindung mit dem Norden.

Prag, während des ganzen Verlaufs des Feldzuges, blieb von den Unſren beſetzt, doch erfolgte ein Wechſel ſeiner Garniſon. Die Garde-Landwehr-Diviſion rückte bis Brünn vor; die Landwehr-Diviſion Bentheim trat an ihre Stelle.

Die öſtreichiſche Armee bis Olmütz.

Abzug auf Wien.

RAG war unſer. Es zu behaupten hatte von Anfang an nicht im Plane des Feldzeugmeiſters gelegen; nach der Kataſtrophe vom 3. verbot es ſich vollends. Die nach Süden zu abziehende Armee zuſammenzuhalten, nicht aber ſie durch Detachirungen zu zerſplittern, das war nächſte Aufgabe. Mit Recht entſchloß ſich Benedek, die Trümmer ſeiner Armee unter den Kanonen von Olmütz zu ſammeln, ihnen hier Ruh und Raſt und neue Feſtigkeit zu geben.

Jn dieſem Entſchluß, wie beſonders auch in der klaren und beſtimmten Ausführung des Beſchloſſenen, bewährte der Feldzeugmeiſter wieder alle ſeine Gaben. Es war etwas, eine derartig en déroute gerathene Armee, ihrer Auflöſung vorbeugend, an einem gegebenen Punkte zu concentriren. Es geſchah raſch und ohne Verwirrung. Auch die Truppen bewährten ſich dabei, man darf ſagen über Erwartung. Drei Armee-Corps (I., III., VI.) und die Armee-Geſchütz-Reſerve gingen über Hohenmauth, vier Corps (das II., IV., VIII. und die Sachſen) ſammt der leichten Cavallerie-Diviſion Taxis dirigirten ſich über Wildenſchwerd. Nur dieſe beiden Straßen ſtanden zur Verfügung. Am 11. befand ſich die Armee in einem großen verſchanzten Lager um Olmütz. Das X. Corps, die leichte Cavallerie-Diviſion Edelsheim und die drei ſchweren Reiter-Diviſionen waren bis Wien zurückbeordert worden; jenes (das X. Corps) unter Benutzung der Eiſenbahn.

Der Plan Benedeks, durch eine Flankenſtellung bei Olmütz unſern Vormarſch auf Wien zu hindern, kam aber nicht zur Ausführung. Wohl noch früher als der Entſchluß König Wilhelms: »lediglich die II. Armee vor

Olmütz zurückzulaſſen, mit den beiden andern Armeen aber über Brünn und Znaym bis an die Donau vorzugehn-, in Wien bekannt ſein konnte, erging vom Kaiſer ſelbſt der Befehl, die Stellung bei Olmütz aufzugeben und mit allen Corps der bedrohten Hauptſtadt zu Hülfe zu eilen.

Dieſem Befehle mußte gehorſamt werden und der Feldzeugmeiſter traf ſofort die entſprechenden Anordnungen. Das III. Corps und ein Theil der Sachſen wurden in vierzig Zügen ſüdwärts befördert; alle übrigen Corps aber ſollten, nach einem am 13. Juli ausgegebenen Marſchplane, zu Fuß über Kremſier, Göding, Stampfen, alſo das Marchthal hinunter, die Hauptſtadt zu gewinnen ſuchen. Am 14. traten das IV. und II., am 15. das VIII. und I. Corps ihren Marſch an, paſſirten auch glücklich die Linie, bis zu welcher unſre hart in der rechten Flanke ſtehende II. Armee, und zwar über Olmütz bereits hinaus, vorgedrungen war.

Die ernſten Gefechte, in welche die abziehenden Corps, namentlich das VIII., dabei verwickelt wurden, ließen keinen Zweifel darüber, daß ein ungeſtörter Abzug,*) das Marchthal hinunter, auf Wien oder Preßburg zu, unmöglich ſein werde und ſo entſchloß ſich denn der Feldzeugmeiſter, dem Gros ſeiner Armee eine veränderte Marſchrichtung anzuweiſen. Befehl erging, die Marchlinie aufzugeben und unter Ausbiegung nach links (dabei die kleinen Karpathen überſchreitend) die Waaglinie zu halten und in einem Curvenmarſch erſt Preßburg, dann Wien zu erreichen.

Dem wurde nachgekommen. Die öſtreichiſchen Corps (es waren noch das IV., II., VIII., I. und VI.) bewährten ſich abermals in einer glänzenden Marſchleiſtung.

Ihnen unmittelbar zu folgen, war unmöglich; es hätte dies unſre, den linken Flügel bildende II. Armee, durch immer weitres Ausbiegen nach links, außer allem Zuſammenhang mit den beiden andern Armeen gebracht. Wir ſtörten alſo den Marſch des Feindes nicht und rückten, während ſeine fünf Corps die mehrerwähnte Curve beſchrieben, in gerader Linie gegen die Hauptſtadt, richtiger gegen das zwiſchen Wien und Preßburg gelegene Terrain, das Marchfeld, vor. Da wir (namentlich unſre I. und Elb-Armee) mindeſtens in gleicher Höhe mit dem Feinde ſtanden, als dieſer ſeinen Curvenmarſch begann, ſo war für uns die Möglichkeit gegeben, vor ihm an der Donau, zwiſchen Wien und Preßburg einzutreffen. Glückte das, ſo nahmen wir ihm allerdings nicht abſolut die Möglichkeit, Wien zu erreichen, zwangen ihn jedoch abermals auszubiegen und auf erneutem Umwege, ſtatt von Oſten, von Süden her der bedrohten Hauptſtadt zu Hülfe zu kommen.

---

*) Ein ungeſtörter Abzug war um ſo unwahrſcheinlicher, als am ſelben Tage, den 15., an dem jene ziemlich ernſten Gefechte (Tobitſchau und Prerau) mit der Vorhut unſrer II. Armee ſtattfanden, auch ſeitens der erheblich weiter nach Süden vorgedrungenen I. Armee ein Flankenſtoß (und zwar von Brünn aus gegen den wichtigen Eiſenbahnpunkt Göding) ausgeführt worden war. Irgend wo, an der March hin, durfte der abziehende Feind alſo ſicher ſein, durch unſre in ſeiner rechten Flanke ſtehenden Armeen ernſthaft bedroht zu werden

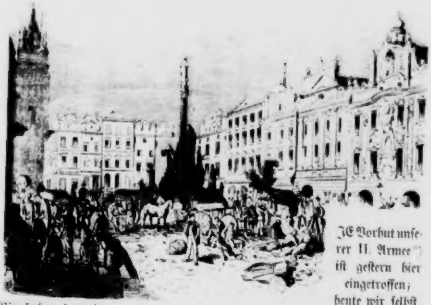
Auch ein ſolches Reſultat, weil es die Vereinigung der feindlichen Armeen wenigſtens hinausſchob, erſchien in hohem Maße erſtrebenswerth, und ſo wurden denn unſrerſeits alle Kräfte angeſpannt, um uns zwiſchen die von Olmütz her anrückende und die bei Wien bereits ſtehende feindliche Armee zu ſchieben. Unſre 7. und 8. Diviſion feierte, aufs Neue einen glänzenden Tag. Als aber die Frucht dieſer Anſtrengungen eben gepflückt und das ſeinem Abſchluß nahe »Gefecht bei Blumenau« uns die Thore Preßburgs öffnen ſollte, trat die Waffenruhe dazwiſchen. Dies war am 22.

Die Kämpfe auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz ſchloſſen mit dieſem Gefecht bei Blumenau; eine Anzahl von Rencontres, mal ernſterer, mal leichterer Natur, waren vorausgegangen. Sie zu ſchildern erübrigt uns noch.

Bevor wir aber zu dieſer Schilderung übergehn, begleiten wir — zunächſt unter Weglaſſung aller kriegeriſcher Zwiſchenfälle und uns lediglich auf die genrehafte und landſchaftliche Seite dieſes Marſches beſchränkend — unſre drei großen Colonnen auf ihrem Zuge »durch Böhmen und Mähren«. Wir laſſen Augenzeugen ſprechen und verweilen abwechſelnd bei der einen und andern Armee.

Durch Böhmen und Mähren.

-Pardubitz, den 6. Juli.



IE Vorhut unſerer II. Armee[*] iſt geſtern hier eingetroffen; heute wir ſelbſt. Wir haben das Kronprinzliche Hauptquartier hier; der König und das Große Hauptquartier werden morgen oder übermorgen erwartet.

Unter allen böhmiſchen Städten, die ich bis jetzt geſehen, iſt Pardubitz die böhmiſchſte, von großem maleriſchen Reiz. Es liegt an der Einmündung des Flüßchens Chrudimka in die Elbe.

---

[*] In drei Heeresſäulen, zu einem großen Schlachten-Rendezvous, waren die Unſern auf dem Felde von Königgrätz zuſammen getroffen, und in drei Heeresſäulen (am 5.) verließen ſie dasſelbe wieder, um dem über Pardubitz auf Olmütz abziehenden Feinde zu folgen. Sie behielten ihre Stellung untereinander bei: die II. Armee (Kronprinz) nahm den linken Flügel, die I. Armee (Prinz Friedrich Karl) das Centrum, die Elb-Armee den rechten Flügel. Mit andern Worten, die drei Armeen ſetzten ſich über Olmütz (links), Brünn (Centrum) und

Vor der Stadt dehnen ſich zwei Vorſtädte aus, die an Häuſer- und Einwohnerzahl die eigentliche Stadt überragen. Von den beiden Stadtthoren — das grüne und das weiße — ſteht nur noch das erſtere, mit einem hohen, ſchlanken Thurme verſehen. Hübſche Häuſer mit italieniſchen Giebeln umgeben den geräumigen Ringplatz. An der Weſtſeite fällt das Rathhaus in die Augen, an dem das Wappen der ehemaligen Herren von Pardubitz zu ſehen, das zugleich das Wappen der Stadt iſt: die Vorderhälfte eines weißen Pferdes im rothen Felde. An dieſes Wappen knüpft ſich eine intereſſante Sage. Als König Wladislaus II. von Böhmen mit dem Heere Friedrich Barbaroſſa's im Jahre 1158 vor Mailand lag, erſtiegen eines Nachts böhmiſche

Znaym (rechts) auf Wien zu in Marſch. Die Marſchlinien, die ſie innehielten, erhellen am Beſten aus dem folgenden Tableau:

Juli.	II. Armee.	I. Armee.	Elb-Armee.	Großes Hauptquartier.
5.	Opatowitz.	Prelautſch.	Chlumetz.	Horſitz.
6.	Pardubitz.	„	„	„
7.	„	Hermanmeſtetz.	Neuhof.	Pardubitz.
8.	Hohenmauth.	Chraſt.	Goltſch-Jenikau.	„
9.	Leutomiſchel.	Richenburg.	Deutſch-Brod.	Hohenmauth.
10.	Mähriſch-Trübau.	Neuſtadt.	Iglau.	Zwittau.
11.	„	Pernſtein.	„	„
12.	„	Brünn.	Trebitſch.	Czernahora.
13.	Opatowitz (in Mähren).	„	„	Brünn.
14.	Konitz.	„	„	„
15.	„	„	Znaym.	„
16.	Rechtsabmarſch der Garden und des VI. Corps von Olmütz auf Brünn.	Pawlowitz.	Linksabmarſch von der Straße Znaym-Wien auf die Straße Brünn-Wien.	„
17.		Lundenburg.	Miſtelbach-Wülfersdorf.	„
18.		Feldsberg.	„	Nicolsburg bis zum 29.
19.		Duernkruth.	„	„
20.		Ebenthal.	Wolkersdorf-Gaunersdorf.	„

Die II. Armee (Kronprinz) hörte vom 16. ab, auf, eine Einheit zu repräſentiren und operirte in einer Dreitheilung: das I. (oſtpreußiſche) Corps wurde zur Beobachtung von Olmütz vor dieſer Feſtung zurückgelaſſen, das VI. Corps (Mutius) und die Garden ſchoben ſich rechts, auf Brünn zu, hinter die I. Armee, und nur das V. Corps (Steinmetz) avancirte in der urſprünglich eingeſchlagenen Richtung, ſüdwärts die March hinunter. Am 19. hatte es Napagedl, am 20. Ungariſch-Hradiſch erreicht.

Krieger die Mauern der lombardiſchen Hauptſtadt und drangen in deren Inneres. Dort entſpann ſich ein heftiger Kampf mit dem Volke, ſo daß die Böhmen der Uebermacht weichen und durch das Thor, durch welches ſie einige der draußen Harrenden hereingelaſſen hatten, ſich wieder zurückziehn mußten. Ein Ritter Jezek v. Pardubitz verſpätete ſich im Kampf und gelangte erſt ins Thor, als die Mailänder bereits das Fallgitter herabließen. Dieſes ſank gerade auf den Rücken des Pferdes und ſpaltete es in zwei Hälften. Der böhmiſche Ritter nahm die Vorderhälfte auf die Schultern und trug ſie vor ſeinen König, dem dies Heldenſtücklein ſo ſehr gefiel, daß er dem Tapfern das halbe Pferd als Wappen verlieh.

Neben dem Rathhauſe iſt das Schloß das wichtigſte Gebäude der Stadt. Wilhelm v. Pernſtein erbaute es im ſechszehnten Jahrhundert. Zu ſeiner Zeit war es eine wichtige Citadelle; jetzt dient es den allerfriedlichſten Zwecken. Seine weiten Räume werden theils zu Wohnungen, Kanzeleien und einem Archive benutzt, theils ſtehen ſie leer, die Baſteien ſind in Gärtchen mit Pavillons, die Wallplateaus in Alleen und Wege, der Burggraben in Gärtchen verwandelt, die Wallabhänge mit Obſt und Weinreben bepflanzt. Das Aeußere der Burg, zu der man auf einer Seitengaſſe vom Ringe aus gelangt, iſt impoſant. Drei Thore und eine Bogenbrücke ſind bis zur eigentlichen Hochburg zu paſſiren.

Was jetzt dem Ort eine Bedeutung leiht, iſt ſein immer wachſender Eiſenbahnverkehr, ſein großartiger, faſt eine Viertelmeile langer Doppelbahnhof, und vor allem ſeine Wettrennen. Anfangs Oktober, wenn die Wettrennen ſtattfinden, ſtrömen aus Böhmen, Wien, Ungarn, Preußen ꝛc. hohe Cavaliere herbei, ſo daß um dieſe Zeit Pardubitz mehr hohen Adel beherbergt, als manche mittelgroße deutſche Reſidenzſtadt. Es wimmelt dann von Jockeys, Livreedienern, Reit- und Stallknechten; Schauluſtige aus Prag und der Umgegend finden ſich in Unmaſſen ein. Unmittelbar nach dem Rennen beginnen die Hetzjagden, die bis tief in den November währen. Die weite Ebene bietet das günſtigſte Terrain; zugleich ſteigern die vielen Teiche und Flußkrümmungen die Mannigfaltigkeit und die Aufregungen des Sport.

Der großen Lebhaftigkeit der Stadt entſpricht die Menge ihrer Gaſthäuſer, von deren Vorhandenſein wir, nach den Strapazen der letzten Tage, den größtmöglichen Nutzen ziehn. Das kriegeriſche und immer wechſelnde Bild, das der Marktplatz gewährt, iſt von großem Zauber und ein Wiederſehn drängt das andre. Möchte auch uns ein ſolches beſchieden ſein. Wir leben der Hoffnung, daß die große Arbeit bereits gethan iſt und der Krieg zu Ende geht.«

„Hermanmeſtetz, den 7. Juli.

Herzog Wilhelm von Mecklenburg iſt mit der neu formirten Avantgarde der I. Armee, d. h. mit dem ganzen 60. Regiment, mit den Füſilier-Bataillonen der Regimenter 18 und 48, mit dem 4. Jäger-Bataillon und einiger Artillerie und Cavallerie hier eingerückt. Wir finden hier alles anders als in den Dörfern und Städten, die wir bisher paſſirt. Die Panik, welche die Königgrätzer Niederlage unter dem Landvolk hervorgerufen, hat ſich nicht auf die ſüdlich von der Elbe gelegenen Gegenden ausgedehnt, und Niemand hat Haus und Hof verlaſſen. Alles war geſchäftig, Bauern arbeiteten auf den Feldern, die Dörfer wimmelten von Frauen und Kindern und boten feil was ſie hatten.

Unſer Marſch hielt zum kleineren Theil die große Straße. Meiſt marſchirten wir auf ſchmalen Landwegen oder über Wieſen und an tiefgelegenen Waſſermühlen vorbei, die der Landſchaft einen großen Reiz verliehen. Von den Hügelkuppen aus, die wir dann und wann erreichten, überblickten wir eine weite, fruchtbare Ebene, und am Horizont, in Entfernung von etwa ſechs Meilen, eine blaue Bergkette, die Böhmen von Mähren trennt. Das Korn ſteht überall in goldner Pracht und verſchönt das landſchaftliche Bild.

Die Stadt Hermanmeſtetz iſt ganz und gar böhmiſch; nur wenige Einwohner, ſelbſt der beſſern Klaſſen, können deutſch ſprechen und die Schilder der Läden und Gaſthäuſer tragen nur böhmiſche Inſchriften. Sobald die Truppen einmarſchirt und in ihre Quartiere entlaſſen waren, ſtürzte Alles in die Läden und rief nach Taback und Cigarren. Ebenſo nach Kaffee, der bald vollſtändig vergriffen war. Jede Schänkſtube iſt von einer hungrigen Menge angefüllt, welche begierig nach Speiſe, Bier und Wein verlangt. Torniſter ſind auf den Bänken aufgeſchichtet, Gewehre ſtehen maſſenweiſe in den Ecken, und ihre Eigenthümer umdrängen den Schenktiſch, indem jeder durch lautes Sprechen die Bedienung des Wirths für ſich zu gewinnen ſucht. Doch ſind die Soldaten, obgleich hungrig und durſtig, immer in guter Laune.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit verſtummt jedes Geräuſch; das Gewühl in den Straßen verſchwindet und die Leute ſuchen ihr Nachtlager auf. Einige ſchlafen in den Häuſern auf Stroh, Andere in Schuppen, Viele in den Gärten, denn der Raum in den Häuſern iſt nicht für Alle hinreichend und überdies ziehen Manche klüglicherweiſe die milde Sommerluft einem überfüllten Zimmer vor. So herrſcht denn in der vorher ſo geräuſchvollen Stadt nun tiefe Stille, und die einzigen Laute, welche man vernimmt, ſind die Tritte einer Schildwacht oder das Wiehern eines Pferdes.“

Chraſt, den 8. Juli.

Unſre I. Armee unter Prinz Friedrich Karl iſt jetzt hier in der Umgegend von Chraſt vertheilt. Die 8. Diviſion ſteht in der Stadt ſelbſt, das Hauptcorps befindet ſich auf dem Wege nach Mähriſch-Trübau, während rechts neben uns die Elb-Armee gegen **Iglau** vorſchreitet.

Von Frieden wird viel geſprochen, aber die Armee ſetzt ihren Vormarſch fort, dabei alle Vorſichtsmaßregeln innehaltend. Die Felder werden reihenweiſe von Schützen durchſtreift, welche mit den auf der Landſtraße marſchirenden Truppen gleichen Schritt halten, während ſie das Korn mit derſelben Sorgfalt und Vorſicht durchſuchen, als wären ſie Jäger, die den Fuchs in ſeiner Höhle aufſuchen wollen. Mit aufgekrampten Beinkleidern ſchreitet die Infanterie heiter und vergnügt einher und ſcheint die Wucht der ſchweren Torniſter und Kochkeſſel nur wenig zu fühlen. Die Helme haben in dieſem Feldzuge mehr gelitten als irgend ein andrer Theil ihrer Ausrüſtung; vielen fehlt die Spitze, die gewöhnlich durch eine Kugel oder einen Granatſplitter weggeriſſen iſt; einige Helme ſehen aus, als wären ſie in dem Drange des Gefechts herunter geſtoßen worden und unter die Füße der hinter dem Inhaber marſchirenden Reihen gerathen. Die Bandeliere ſind nicht mehr allzu weiß und die Stiefel haben jede Spur von Wichſe verloren. Die etwas abgemagerten Artilleriepferde, deren Rippen in Folge der ſchweren Anſtrengungen und des ſpärlichen Futters ziemlich auffallend hervorſtehen, traben noch munter einher, faſt ohne ihre Zugriemen zu ſpannen. Auf der Landſtraße rollen die geraden, ſtählernen Kanonen mit Leichtigkeit hinter den Thieren einher und erſcheinen für ſechs Pferde als ein bloßes Spielwerk; wenn aber der Boden von heftigen Regengüſſen erweicht iſt, wie bei Königgrätz, dann iſt es ein ander Ding.

Die Armee marſchirt noch in mehreren Colonnen, und von jeder Anhöhe aus ſieht man die verſchiedenen Linien gleich langen blauen Schlangen ſich durch die Gegend hindurch winden. In Hohlwege niedertauchend, durch Dörfer ſich ſchlängelnd, in Gehölzen und Gebüſchen erſcheinend und wieder verſchwindend, dehnen ſie ſich meilenweit von der Fronte bis zur Nachhut. Immer gerade vor ſich hinblickend, ſcheinen die Truppen der Feſtung Olmütz zuzuſchreiten, unter deren Mauern die Oeſtreicher ein verſchanztes Lager haben, in welchem ſie mit mehr als 100,000 kampffähigen Leuten und 300 Geſchützen ſtehen ſollen. Hier, ſo heißt es, gedenke die öſtreichiſche Armee der preußiſchen den Weg nach Wien zu verſperren.

Wieder haben wir heute ein überaus fruchtbares Stück Land paſſirt, deſſen Bewohner nicht vor uns geflohen waren; wieder marſchirten wir auf Landwegen, zum Theil von Obſtbäumen überſchattet, dann wieder über ſaftige und blumenreiche Wieſen, die ſich über Kalkſtein hinziehn und nur eine dünne Erdſchicht haben. An manchen Stellen tritt der Fels zu Tage und erhebt ſich zwanzig bis dreißig Fuß hoch, wunderlich geformte Grotten und Höhlen bildend, um die ſich Edeltannen und Weymouthkiefern gruppiren, zu deren Füßen wiederum wilde Roſen, Weißdorn, Fingerhut und Nachtſchatten blühn.

Alle Gehöfte und Hütten ſind aus Backſteinen erbaut und ſelbſt der kleinſte Weiler erfreut ſich einer Kirche mit einem Thurm, auf deſſen höchſter Spitze gewöhnlich eine große, in vielen Fällen vergoldete Kugel angebracht iſt, eine Einrichtung, die ſlaviſchen Ländern eigenthümlich zu ſein ſcheint. Hier ſieht man keine hölzernen Hütten, denn die Bewohner dieſer Gegenden ſind wohlhabender als die Bevölkerung nördlich von der Elbe, und in der That, als wir dieſen Fluß überſchritten, ließen wir die aus Fichtenholz gezimmerten Hütten, von denen ſo viele dem Artilleriefeuer von Freund und Feind zum Opfer fielen, hinter uns zurück. Alle Häuſer, in die wir hier eintreten, ſind von äußerſter Sauberkeit, die Möbel ohne Farbe und Politur, aber gewaſchen und geſcheuert und von einer Weiße, die in Nordböhmen nicht anzutreffen war. Alle Meſſinggegenſtände, alle Eiſen- und Stahlgeräthſchaften blitzen und blinken und ſpiegeln — oft zu gleichem Bedauern von Gaſt und Wirth — eine Einquartierung wieder, die mit ihren ſtaubigen Röcken und beſchmutzten Stiefeln in dieſe Welt voll Sauberkeit nicht recht hinein paſſen will.

Auch hier ſeufzt die Bevölkerung über den Krieg, denn ihre Saaten ſind beſchädigt. Soldaten beider Armeen ſind bei den Leuten einquartiert worden (die Oeſtreicher nahmen vor einigen Tagen ihren Rückmarſch durch dieſe Gegend), und Viele unter ihnen haben Söhne und Brüder im öſtreichiſchen Kriegsdienſt. Doch herrſcht kein Groll zwiſchen ihnen und den preußiſchen Soldaten. In der That ſind die Letztern von einer ſolchen Gutmüthigkeit, daß es dem Uebelwollendſten ſchwer fallen ſollte, Anſtoß an ihrer Haltung zu nehmen.

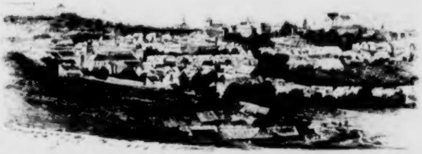
Für dieſe Nacht iſt das Hauptquartier in einem hieſigen Kloſter errichtet. Die Prieſter ſind noch hier, doch haben ſie den größeren Theil des Hauſes dem Prinzen Friedrich Karl und ſeinem Stabe überlaſſen. Militairwagen und Pferde ſind innerhalb der Umzäunungen des Kloſters untergebracht, Offizierburſchen gehen pfeifend durch die Corridore und Zellen, und das Gebäude würde bald einer Kaſerne vollkommen ähnlich ſehen, wenn nicht die Prieſter umhergingen, um gutmüthiger Weiſe Offizieren und Soldaten Speiſe und Trank darzubieten, denn obgleich ſie dieſelben als Feinde ihres Landes und vielleicht auch ihrer Kirche betrachten, ſo wiſſen ſie doch, daß die Armee einen weiten und beſchwerlichen Marſch gemacht hat, und ſie üben jene Mildthätigkeit, die das verbindende Glied zwiſchen allen chriſtlichen Bekenntniſſen ſein ſollte.

Von der in unmittelbarer Nähe des Kloſters gelegenen Kirche aus verbreitet ſich die kleine Stadt, deren weiße Häuſer hell im Sonnenſchein erglänzen, in vier, faſt rechtwinklig erbauten Straßen. Zwiſchen und hinter den Häuſern erblickt man freundliche kleine Gärten, und jenſeits liegen die Felder, deren ſchwer beladene Aehren der Sichel entgegenreifen. Langſam läutet die Kirchenglocke zur Vesper, denn es iſt Sonntag; einige Frauenzimmer, den Shawl nach böhmiſcher Weiſe über den Kopf gezogen, treten ſoeben unter das Portal der Kirche, und man ſieht ſie am Eingange derſelben ſich mit dem heiligen Weihwaſſer bekreuzen. Dies Alles würde in ſeiner Geſammtheit ein Bild des tiefſten Friedens bilden, aber die zahlreichen Bajonete vor jeder Thür, das beſtändige Gewühl der in den Straßen hin und her ſchreitenden Soldaten, die wandernden Krämer, welche ihre Verkaufstiſche vor der Kirchenthür aufgeſtellt haben und mit Soldaten über den Werth von ſchwarzen Cigarren und Schnaps disputiren, verrathen nur zu deutlich, daß dieſes freundliche Städtchen augenblicklich das Hauptquartier einer Armee iſt, die ſoeben von einem Schlachtfelde kommt und wieder vordringt, um ihren Feind zu einer abermaligen Schlacht zu zwingen; — denn es liegt nun offenbar im Intereſſe der Preußen, ſich an die Ferſen der ſich zurückziehenden Oeſtreicher zu heften und ſie zum Kampf zu nöthigen, bevor ſie ſich aufs Neue zu organiſiren im Stande ſind.«

»Brünn, den 14. Juli.

Seit vier Tagen haben wir Böhmen hinter uns und ſtehen nun mitten in Mähren. Vorgeſtern, am 12., iſt die Avantgarde unſrer I. Armee in Brünn, die Hauptſtadt Mährens eingerückt. Die erſte Hälfte unſres Marſches auf Wien iſt abſolvirt und die zweite Hälfte ſcheint uns wenigſtens nicht verlegt werden zu ſollen. Der Feind bleibt im Rückzug. Bei Olmütz ſteht er in einem verſchanzten Lager, aber wir werden ihn dort ſtehen laſſen und neben ihm vorbeimarſchiren.

Brünn hat 50,000 Einwohner und iſt reizend gelegen. Hier fühlen wir uns zum erſten Male ſeit dem Einmarſch in Böhmen wieder inmitten der Cultur. Man bekommt, wenn auch für ſchweres Geld, doch Alles wonach Herz und Sinne verlangen, und intereſſant war es für den ſtillen Beobachter zu ſehen, wie Tauſende erſchlaffter und müder Seelen hier neuen Lebensmuth ſich holten. Ich gehörte zu Beiden, d. h. zu denen die ſich erholten und beobachteten. Sogar das Theater hat hier keine Unterbrechung erlitten, abweichend von andern Plätzen. Geſtern Abend hörte ich »Martha« und dehnte ich mich auf meinem bezahlten Sperrſitz, ſo ſehr es ein Recenſent ohne



Beruf, aber aus Neigung, darf und ſoll. Die Oper ging ſauber und präcis, Chor und Orcheſter waren vorzüglich und die Einzelleiſtungen entſprachen jeder billigen Kritik. Vor mir ſaß ein Lieutenant von den Heſſen-Caſſel-Huſaren, der in dem Gefecht bei Saar gefangen worden war. Ich traf ſpäter im Hotel zum »Schwarzen Bären« noch einmal mit ihm zuſammen, und hörte von preußiſchen Kameraden erzählen, daß er mit dem Pferde geſtürzt und ſo eingeholt worden ſei. Es war ein hübſcher, ſchlanker junger Mann, der nicht ausſah, als wäre er gutwillig in unſre Hände gegangen.

Heute Morgen habe ich den berüchtigten *Spielberg* beſucht, der ſich unmittelbar an der Weſtſeite der Stadt erhebt. Das Schloß, das ſchon ſeit 7 Jahren aufgehört hat Staatsgefängniß zu ſein, dient jetzt nur als Kaſerne, und ſah nach dem eiligen Abzug der öſtreichiſchen Beſatzungen noch lüderlich genug aus. Jetzt ſchildern preußiſche Wachtpoſten vor den Thoren und auf den Baſtionen, von denen man eine wundervolle Ausſicht auf die Stadt Brünn und deren Umgebung hat. Die Schauergewölbe, die *früher* zur Aufbewahrung der Gefangenen dienten und die großentheils unter der Erde liegen, ohne Licht und in eiſiger Temperatur, machen mit all ihren Spuren brutaler Tyrannei auf den Beſucher einen entſetzlichen Eindruck. Ehre dem großen, menſchlichen Kaiſer Joſeph, der ſie ſchloß! Man zeigte unter Anderm noch den Kerker, in dem der bekannte Panduren-Oberſt v. Trenk geſeſſen. Seine Leiche iſt in der Gruft der Capuziner beigeſetzt.

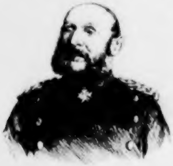
Wir befinden uns überhaupt hier auf hiſtoriſchem Boden: eine Meile oſtwärts das Schlachtfeld von Auſterlitz, vor uns das Marchfeld, das die Römer und Ungarn ſchon kämpfen ſah; vielleicht begegnen wir den Feinden dort. Heiß wird der Tag werden, der uns von Neuem bevorſteht und der mit ſeinen Gluthen viele Tauſende zu verſchlingen droht.

„Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröſte und ſchütze ſie, ewiger Gott!“

Es liegt ſchwül auf Herz und Sinn der armen, ſchwergetroffenen Menſchen hier zu Lande, und die Friedenshoffnung, die geſtern auftauchte, war Vielen wie ein friſcher Luftſtrom.

Brünn, den 16. Juli.

Wie wunderbare Gegenſätze! Von hier aus wurde unter der Regierung des Kaiſers Sigismund die Mark Brandenburg beherrſcht und ſo ſchlecht regiert, daß endlich das Haus Hohenzollern dem gräulichen Unweſen ein Ende machen mußte. Damals war die Mark an den Markgrafen Jobſt von Mähren verpfändet, welcher das unglückliche brandenburgiſche Land ausſaugte, um hier in Mähren Burgen, feſte Häuſer ꝛc. zu bauen. Jetzt — beinahe 500 Jahre ſpäter — hat der Fürſt der Mark Brandenburg in Brünn ſein Hauptquartier aufgeſchlagen und brandenburger Landeskinder beleben die Straßen; denn alle echt märkiſchen Regimenter (das 8., 12., 24., 35., 48., 60., 64.) ſtehen ſeit drei Tagen in Brünn. Mit ihnen



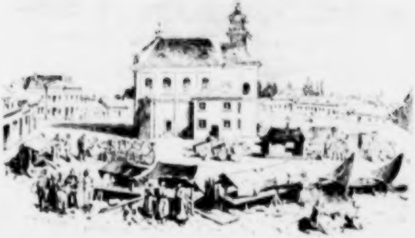
General v. Manſtein. Damals empfingen die märkiſchen Edlen und Städte ihre Befehle aus Brünn; jetzt verwalten brandenburgiſche Männer die brünner Polizei, Poſt und alle Staatsanſtalten, deren eigentliche Verwalter weggelaufen ſind.

Zum geſtrigen Tage (Sonntag) hatte der König einen Feldgottesdienſt für diejenigen Regimenter der 5. Diviſion befohlen, welche erſt am Nachmittage der ſchon in der Frühe nach Lundenburg abgerückten 6. und 7. Diviſion folgen ſollten. Auf dem ſogenannten Joſephſtädter Glacis, zwiſchen der Statthalterei und der Wohnung des Generalfeldzeugmeiſters Prinzen Karl von Preußen, war an der höchſten Stelle deſſelben ein Altar aufgeſtellt worden, deſſen reicher Blumenſchmuck einen beſonders gefälligen und gegen die durchaus kriegeriſche Umgebung contraſtirenden Eindruck machte. In einem Viereck ſtanden auf drei Seiten deſſelben das Leib-Grenadier-Regiment, das 12. Grenadier-Regiment (Prinz Karl von Preußen) und das 48. (der jüngere Bruder des Leib-Grenadier-Regiments), jedes mit drei Bataillonen, die Fahnen derſelben rechts und links neben dem Altare. Rechts von demſelben die Militair-Liturgieſänger und hinter dieſen Artilleriſten von der Feldzeugmeiſter-Brigade, — links die Regimentsmuſiker und hinter ihnen das Brandenburgiſche Pionier-Bataillon, alſo ſämmtlich Söhne der Mark Brandenburg. Der König erſchien um ½9 Uhr, begleitet von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (welcher demnächſt von hier nach Leipzig abgehen wird, um das Commando über das dort formirte 2. Reſerve-Corps zu übernehmen), den Prinzen Karl und Friedrich Karl von Preußen, gefolgt von den Generaladjutanten, Generalen à la suite, Flügeladjutanten und allen Militairperſonen, welche zum Hauptquartier Sr. Majeſtät gehören, dem Miniſterpräſidenten Grafen v. Bismarck, ſo wie den in und bei Brünn anweſenden Generalen. Der Feldgottesdienſt wurde nach den dafür im »Kirchenbuch für die Armee« vorgeſchriebenen Formen von dem Diviſions-Prediger der 5. Diviſion abgehalten, welcher in ſchwungvoller, von Gottvertrauen durchwebter Rede den Satz durchführte: »Nicht uns! Nicht uns! Nein, Ihm allein die Ehre!« Sie wirkte um ſo mächtiger, als die ganze Umgebung, der Ort, wo ſie gehalten wurde, und die noch ſo friſche Erinnerung an das eben erſt Durchlebte, noch mehr vielleicht der Gedanke an das nahe Bevorſtehende, die Gemüther ernſt und empfänglich ſtimmte. Mit zwei Verſen des aus vollem Herzen kommenden: »Nun danket Alle Gott!«, dem allgemeinen Kirchengebet und dem Segen ſchloß der Gottesdienſt, den Tauſende der Einwohner in muſterhafter Stille umſtanden.

Heute früh iſt bereits die Cavallerie der Stabswache des Hauptquartiers in der Richtung nach Lundenburg abgerückt. Ungefähr drei Meilen von hier, an der Eiſenbahn, ſcheint es geſtern zu einem Gefechte mit dem Feinde gekommen zu ſein, denn man hörte Nachmittags ſtarken Kanonendonner, der ſich indeſſen nach Oſten hin entfernte. Die erſten hier eingegangenen Nachrichten conſtatiren bereits die Eroberung von abermals 18 Kanonen (bei Tobitſchau und Rokeinitz), ſprechen auch davon, daß die Oeſtreicher erſichtlich nicht mehr Stand halten wollten.«

»Brünn, den 17. Juli.

Die Eiſenbahn bei Göding iſt unfahrbar gemacht, Lundenburg (dieſer wichtige Knotenpunkt) beſetzt. — Benedek iſt nunmehr außer Stande ſeine bei Olmütz concentrirten Armee-Corps unter Benutzung der Eiſenbahn nach Wien zu ſchaffen. Sie müſſen jetzt über Preßburg und zwar zu Fuß.



Ob dieſe Corps noch Luſt haben werden ſich mit voller Energie zu ſchlagen, muß abgewartet werden. Ich bezweifle es. So erzählte mir noch heute der Kutſcher aus Lundenburg, der mich fuhr, er ſei eigentlich öſtreichiſcher Soldat, habe es aber nach der Flucht von dem Schlachtfelde von Königgrätz vorgezogen, ſich heimlich vom Regimente zu entfernen und lieber bei ſeinem Vetter als Knecht in Dienſt zu treten, ſtatt ſich nutzlos für den Kaiſer von Oeſtreich, der es Einem doch nicht danke, todt ſchießen zu laſſen. So wie er hätten es aber ſchon viele ſeiner Kameraden gemacht, und noch eine größere Zahl würde es thun, ſobald ſie nur Gelegenheit dazu fände. Der gänzliche Mangel an Patriotismus, das Fehlen einer nationalen Begeiſterung zeigt ſich überhaupt bei der großen Menge der öſtreichiſchen Soldaten in dieſem Kriege in einem bedauernswerthen Lichte. Die einzelnen Offiziere kämpfen großentheils tüchtig und pflichtgetreu, ja, viele mit dem größten Heldenmuthe und es ſind öfters Fälle vorgekommen, daß Offiziere lieber freiwillig den Tod ſuchten, als daß ſie ihre Niederlage überleben wollten; aber der großen Menge der gemeinen Soldaten iſt der Ausgang der Schlachten ziemlich gleichgültig, und das fernere Schickſal des Reiches Oeſtreich, von dem Viele überhaupt gar keine Ahnung haben, iſt ihnen vollſtändig einerlei. Gerade aus dieſem geiſtigen Stumpfſinn der Mannſchaften in der kaiſerlich-königlichen Armee rührt die verhältnißmäßig ſo äußerſt große Zahl von Gefangenen her, welche 1859 die Franzoſen in Italien, wie auch jetzt wir wieder in Böhmen und Mähren bei jeder Gelegenheit gemacht haben.*)

*) Die große Anzahl von Gefangenen, die Oeſtreich in ſeinen letzten beiden Kriegen, auch ſchon in ſeinen Kämpfen gegen das erſte „Empire“ verloren hat, läßt ſich freilich kaum anders erklären als es vorſtehend geſchieht. Vieles hängt eben nur loſe an der habsburgiſchen

»Brünn, den 20. Juli.

Die Diviſionen unſrer I. Armee ſind alle längſt weiter ſüdlich gerückt, zunächſt bis an die Thaya, dann bis an die Donau; mich hielt mein Commando

Monarchie und wünſcht eher ihre Zertrümmerung als ihren Fortbeſtand. Dennoch würde man fehlgehen, wenn man alles Geſchehene aus dieſem Geſichtspunkt anſehn und überall ein anti-öſtreichiſches Gefühl, oder auch nur eine allgemeine Indifferenz vorausſetzen wollte. Nicht nur in ſeinen deutſchen Kernprovinzen, auch in den weſt- und ſüdſlawiſchen, in den polniſchen und ſelbſt in den italieniſchen Landestheilen verfügte der Kaiſer über loyale Unterthanen und es gebrach dieſen Elementen nur an einer Organiſation, um für uns bedrohlich und ſelbſt bedenklich zu werden. Das Landvolk erhob ſich bereits, insonderheit auf dem Terrain zwiſchen der Ober-Elbe und der ſchleſiſchen Grenze, und ſchon am 14. Juli ſah ſich der Commandeur der 12. Diviſion, General v. Prondzynski (der zur Einſchließung der Feſtungen Joſephſtadt und Königgrätz zurückgeblieben war), zu folgender Proclamation genöthigt: „Es haben ſich zehn Bauern und Knechte in der Gegend von Königgrätz erfrecht, auf königlich preußiſche Truppen heimtückiſch zu ſchießen, wobei ſie ergriffen und nunmehr vor dem Kriegsgericht in Pardubitz abgeurtheilt werden. Bei dieſer Gelegenheit warne ich die Bevölkerung davor, ihre bisher ruhige Haltung zu verlaſſen, und mache hiermit bekannt, daß jede Civilperſon, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, die Todesſtrafe erleidet, und daß für jeden königlich preußiſchen Bleſſirten oder Getödteten ein dem Orte benachbartes Gehöft niedergebrannt wird. Wird aus einem Orte auf königlich preußiſches Militair geſchoſſen, ſo haften, wenn die Thäter nicht ermittelt werden, ſämmtliche Mitglieder der Gemeinde für die That, und die Ortſchaft wird nach Umſtänden niedergebrannt." Die zehn Bauern und Knechte, von denen in dieſer Proclamation die Rede iſt, wurden (wenn die uns gemachten Angaben zuverläſſig ſind) wirklich erſchoſſen; in Skalitz fand eine gleiche Execution ſtatt; aber alle dieſe Maßregeln blieben wirkungslos, namentlich in der Nähe von Königinhof drängten ſich die Fälle, wo von Civilperſonen auf einzelne Soldaten und auf kleinere Trupps geſchoſſen war.†) Man glaubte unſrerſeits, noch hier. Morgen folg' ich endlich. Dieſen letzten Tag hab ich benutzt, um noch einmal den Spielberg zu beſuchen, der einen ſo verhängnißvollen Namen in der Geſchichte Oeſtreichs hat. Es iſt ein mäßig hoher, von allen Seiten frei ſich erhebender Hügel, ſo daß man bei einem Rundgange um ſeine Kuppe eine weite Ausſicht theils auf das in einem Halbkreiſe um ihn herum gebaute Brünn mit ſeinen vielen Thürmen, alten Paläſten, weitläufigen Klöſtern und wieder im Gegenſatze zu dieſen Monumenten der Vergangenheit auf die rieſigen Fabrikgebäude mit ihren hohen Dampfeſſen und weiten Trockenplätzen genießt. Dazwiſchen grüne Wieſen, ſchattige Gartenanlagen, breite Alleen und auch die weiten Gemüſefelder, durch welche die hieſige Gegend bekannt iſt. Schmale, grüne Thäler und, wenn auch nicht hohe, ſo doch ſteil abfallende Hügel mit tief eingeſchnittenen Schluchten ziehen ſich bis dicht an die Vorſtädte heran, während der fernere Horizont auf zwei Seiten durch die niederen Kuppen der Vorberge der ſüdlichen Karpathen begrenzt wird. Es iſt eine förmliche Rundſicht, von allen Seiten frei, die man von dieſem Spielberge genießt, und wenn ſie auch in rein landſchaftlicher Hinſicht weiter nicht beſonders ſchön iſt (denn das Waſſer, dieſes Auge der Landſchaft, fehlt gänzlich, und die Hügel ſind zwar fruchtbar, aber meiſt kahl und entbehren des Schmuckes der Wälder), ſo iſt ſie doch deshalb intereſſant, weil man einen freien Ueberblick über einen weiten Theil Mährens mit einem Male erhält. Dieſe günſtige Lage des iſolirten Hügels bewog auch ſchon in früheſter Zeit dazu, ein feſtes Schloß auf ihm zu erbauen, das, ſpäter immer mehr verſtärkt und erweitert, längere Zeit für eine der feſteſten Citadellen in der Monarchie galt. Von dieſem Anſehn ſtieg es herab. Den verbeſſerten Geſchützen gegenüber wurde der Spielberg als Feſtung werthlos; die meiſten Mauern und Baſtionen wurden fortgeriſſen und an ihre Stelle traten hübſch angelegte Spaziergänge, ſchattige Rondels, ja, ſelbſt eine Kegelbahn, ſo daß jetzt der Spielberg eine der beliebteſten Promenaden und ein ſehr beſuchter Beluſtigungsort für die Brünner geworden iſt. Nur zwei große Kaſernen und mehrere andere Gebäude, die ein geſchloſſenes Viereck ganz oben auf ſeiner Kuppe bilden (von den Preußen beſetzt und jetzt der geſunden Luft wegen zu einem Lazareth eingerichtet), erinnern noch an ſeine frühere Vergangenheit.

---

†) Der intereſſanteſte Ueberfall der Art war wohl der folgende. »Am 16. Juli (ſo erzählt ein Unteroffizier vom leichten Feldlazareth des Garde-Corps) kamen wir nach Müglitz (Böhmiſch Mohelnice, Stadt von 3400 Einwohnern, Kreis Olmütz, an der March) und blieben dort über Nacht. Am 17. ritten wir nach dem von der Stadt nur 5 Minuten entfernten Dorfe Großbeutel, um dort einen Wagen zu requiriren. Ich war eben im Begriff, den Wagen fortzufahren, als mein Gefreiter angeſprengt kam und meldete, daß außerhalb des Dorfes eine bewaffnete Menge Civiliſten preußiſche Infanterie in ihrer Mitte hätten und ſie nach der Stadt führten. Dies kam uns Beiden verdächtig vor; wir jagten in einer verdeckten Allee ihnen nach. Als ſie uns plötzlich gewahr wurden, gaben ſie Feuer auf uns und trieben die drei Infanteriſten, die ſich in ihrer Mitte befanden, mit Kolbenſtößen vor ſich her. Wie ein Blitz hatte ich meinen bei Königinhof erbeuteten Revolver zur Hand und der Gefreite ſein Piſtol. Mit lautem Hurrah ſtürzten wir auf den Trupp, der aus 12 bewaffneten Bauern beſtand; nochmals begrüßten ſie uns mit einer Salve; zwei ſchoß ich nieder, einen ſchlug der Gefreite zu Boden. Die drei von ihnen gefangenen Infanteriſten, einer vom 4., einer vom 5., einer vom 45. Regiment, zur Armee des Kronprinzen gehörig, waren durch unſern Angriff plötzlich befreit und halfen uns wacker, trotzdem ſie keine Gewehre hatten. Zwei Bauern baten um Pardon, wurden aber ohne Gnade niedergeritten. Unſre drei befreiten Gefangenen waren ganz ſchrecklich mit Schrotſchüſſen bedeckt, und wir mußten machen, daß wir ſie in Sicherheit brachten, denn aus dem Dorfe kamen eine Menge Leute mit Senſen, Flinten, Beilen, Stöcken; ſogar Frauen und Kinder waren dabei betheiligt. Wir waren ſolcher Uebermacht nicht gewachſen und wollten uns ſchnell ihren Kugeln entziehen. Beim Angriff war ich glücklich davon gekommen, jetzt aber beim Rückzuge ſchoß mir einer der Bauern eine Kugel durch die Schulter und eine zweite ſtreifte mich am Halſe. Der Gefreite hatte ſchon vorher einen Axthieb in den Fuß bekommen. Ich verbiß den Schmerz und ſo ſchnell es unſre Wunden erlaubten, verſuchten wir zu entkommen. Mit wahrer Todesangſt ſchlichen wir durch die Wälder und Berge, jede Straße vermeidend. Nach fünfſtündigem mühſeligen Marſche ſtießen wir endlich auf preußiſche Truppen. Ich machte Meldung von dem Geſchehenen und ſofort rückte eine Escadron Garde-Curaſſiere und eine Compagnie vom Kaiſer Franz-Regiment nach dem genannten Dorfe ab, um die Schuldigen einzufangen.«

Hier in dieſen Gebäuden befinden ſich auch die ſcheußlichen, halb unterirdiſchen, mit wahrhaft raffinirter Grauſamkeit angelegten Kerker, in

wenigſtens zu Anfang, noch von „Räubergeſindel“ ſprechen zu dürfen, bald aber mußte man ſich überzeugen, daß hier nicht von „Geſindel“, ſondern von „Landſturm“ die Rede war und daß man es im Großen und Ganzen mit patriotiſchen Männern zu thun hatte, die für ihren Kaiſer, ihre Kirche und ihren Herd zu den Waffen griffen. — Dies zur Einſchränkung der Anſichten, wie ſie oben im Texte, in dem Briefe aus Brünn, ausgeſprochen ſind.

denen nur zu lange Zeit Oeſtreich ſeine Staatsgefangenen ſchmachten ließ. Auch die kleine, enge, niedere, nur ſpärlich beleuchtete Zelle, in welcher Silvio Pellico von 1822 — 1830 unter allen möglichen Härten hinſiechen mußte, weil er ſein Vaterland Italien von der öſtreichiſchen Herrſchaft befreien und zu einem großen, einigen, freien Reiche erheben wollte, befindet ſich hier. Staatsgefängniſſe werden ſtets eine traurige Nothwendigkeit bleiben, und jeder Staat, welche Regierungsform auch in ihm herrſchen möge, hat nicht allein das Recht, ſondern ſogar auch die Pflicht, einzelne Individuen, die ſich gegen ſeine Geſammtheit auflehnen und durch ihren unruhigen Ehrgeiz die friedliche Ruhe ſeiner Bewohner ſtören wollen, zu beſtrafen und unſchädlich zu machen. Aber ſolche Entziehung der Freiheit darf nicht in Grauſamkeit ausarten und die nothwendige Haft ſoll nicht zu einem Mittel wenigſtens ſcheinbarer Rachſucht werden.

Zwei Meilen von Brünn liegt das berühmte, in der Geſchichte Oeſtreichs ſo verhängnißvolle Schlachtfeld von Auſterlitz. Ich habe es vor einigen Jahren einmal genauer beſehen, doch hat ſich die Geſtaltung des Bodens in Folge der veränderten Cultur ſo ſehr umgewandelt, daß es kaum noch wieder zu erkennen iſt. Beſonders die bekannten Teiche, welche für die retirirenden Ruſſen ſo verhängnißvoll wurden, in denen Napoleon das Eis durch ſeine Kanonenkugeln zerſchmettern ließ, ſo daß Viele ertranken, ſind jetzt vollſtändig ausgetrocknet und in fruchtbare Felder verwandelt. Der bald darauf folgende Friede beraubte Oeſtreich eines bedeutenden Theiles ſeines Gebietes. Wird der jetzt in nächſter Friſt geſchloſſene Friede abermals ein Gleiches thun? Schwerlich dürfte dies der Fall ſein, denn Preußen, das als vollſtändiger Sieger aus dieſem Kampfe hervorgeht, kann öſtreichiſches Gebiet nicht gebrauchen und will es daher nicht haben.»

»Wolkersdorf (bei Wien), den 21. Juli.

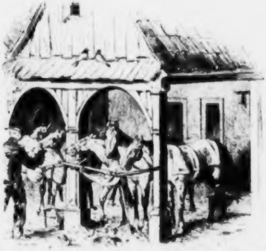
. . . Du wirſt den Vormarſch unſrer drei Armeen verfolgt haben: die II. Armee ging zunächſt auf Olmütz, die I. auf Brünn, die Elb-Armee auf Znaym; wir (die Elb-Armee) hatten alſo wieder den rechten Flügel. Unſer Weg führte uns auf der großen Kaiſerſtraße. Es war dies nicht die Straße, auf der im Weſentlichen die öſtreichiſche Armee ihren Rückzug bewerkſtelligte. Sie war mehr öſtlich gegen Olmütz zurückgegangen. Den vor uns ſtehenden Cavallerie-Regimentern des Feindes, welche unter Edelsheims Commando unſeren Vormarſch beunruhigen und aufhalten ſollten, war wenig Abbruch zu thun, da ſie ſich immer nur aus weiter Ferne zeigten und bei unſrem Vorrücken raſch zurückwichen. So gelang es unſrer Avantgarde nur ſelten, ihre Cavallerie an den Feind zu bringen.

Ebenſo raſch wie Böhmen wurde Mähren durcheilt, nirgends verſuchte der Gegner einen ernſteren Widerſtand. Von Znaym aus betrat die Elb-Armee das Erzherzogthum Oeſtreich und damit wieder Gegenden deutſcher Zunge, die in Böhmen und Mähren nur ſporadiſch vertreten iſt. Am 16. aus Znaym abmarſchirt, ſteht jetzt, ſeit geſtern, dem 20., die Armee in der unmittelbaren Nähe Wiens. Die Avantgarde auf den Höhen bei Wolkersdorf ſieht die ſtolze Kaiſerſtadt mit dem hervorragenden Stephans-Thurm zu ihren Füßen liegen. Jubelnd wurde dieſer Anblick von unſern Soldaten als herrliche Belohnung der anſtrengenden Märſche ſeit Königgrätz begrüßt. Es war ein herrlicher Abend, der das Schauſpiel noch ſchöner machte. Klar lag das Häuſermeer Wiens in der Ferne, genau die Hauptgebäude und das Schloß von Schönbrunn erkennen laſſend. Dahinter in dunkler Maſſe der Wiener Wald, vorne die Ebene des Marchfeldes, im Oſten am Horizont die Höhen der Karpathen. Im Marchfelde mit ſeinen reichen Saaten und freundlichen Dörfern erkennt man Wagram, Aſpern, Eslingen. Rechts erhebt ſich auf dem linken Ufer der Donau der Biſam-Berg, der auch vom Feinde verſchanzt ſein ſoll, weiterhin das Ober-Oeſtreichiſche Bergland. Es war ein herrliches Panorama, bis jetzt noch von keiner preußiſchen Armee geſchaut; das fühlen auch unſre Soldaten um ſo ſtolzer und Jeder wird Alles daran ſetzen, das nächſte große Ziel zu erreichen: Wien.«

Die Briefauszüge die wir vorſtehend mitgetheilt und die den Leſer, in Etappen, vom Königgrätzer Schlachtfelde bis angeſichts der Thürme von Wien geführt haben, verfolgten, wie Eingangs angedeutet, ganz ausſchließlich den Zweck: Landſchaftsbilder zu geben, Dörfer und Städte, Land und Leute zu ſchildern und genrehafte aber charakteriſtiſche Momente des Marſches ſelbſt, wie ſie damals ſich dem Auge boten, hervorzuheben. In Nachſtehendem begleiten wir, und zwar auf denſelben Wegen, unſre drei großen Heerkörper zum zweiten Male, diesmal aber lediglich in der Abſicht, eine Darſtellung der verſchiedenen Gefechte zu geben, in die ſie, durch raſches Nachdrängen, mit den verſchiedenen Arrieregarden des Feindes verwickelt wurden.

Die Gefechte bei Saar und Tiſchnowitz.

(I. Armee am 10. und 11.)



Tag um Tag, raſtlos, ging die Verfolgung und trotz des Vorſprungs, den der Feind, vom 3. Abends bis zum 5. früh, gewonnen, waren wir ihm doch, bis an die Donau, beſtändig hart auf den Ferſen. Mehrfach kam es deshalb, und zwar auf allen drei Linien, zu leichteren und ernſteren Rencontres, wie wir das vorſtehend verſchiedentlich bereits angedeutet haben. Die I. Armee, der wir zunächſt folgen und die, wie wir wiſſen, auf der Mittel-Linie, über Brünn, marſchirte, hatte die Gefechte bei Saar und Tiſchnowitz. Wir geben dieſelben.

Das Gefecht bei Saar, am 10. Juli.

Pommerſche Ulanen gegen Radetzky- und Heſſen-Caſſel-Huſaren.

Die Cavallerie-Diviſion Hann war an der Spitze der I. Armee dem Feinde gefolgt und hatte, über Prelautſch und Chotebor, am 9. Mittags den Flecken Wojnomeſtetz, nahe der mähriſchen Grenze, erreicht. Das 2. Pommerſche Ulanen-Regiment Nr. 9, Oberſt Freiherr v. Diepenbroick-Grüter, hatte die Tête. Man erfuhr, daß feindliche Huſaren vor wenigen

Stunden den Ort verlaſſen und ſich auf Saar zurückgezogen hatten. Der Vorſprung war indeß zu groß, um den Feind einholen zu können.

Am andern Morgen wurde der Marſch auf Saar fortgeſetzt.

Das 9. Ulanen-Regiment hatte wieder die Tête der Diviſion,
die 1. Escadron (Rittmeiſter v. Schickfus) hatte die Tête des Regiments;
der 4. Zug (Lieutenant v. Seckendorff) hatte die Tête der 1. Escadron.

Das Terrain war hüglig und zum Theil mit Tannen bewachſen, ſo daß die Ueberſicht ſehr erſchwert war. Friſche Bivouac-Spuren neben der Chauſſee zeigten indeß, daß der Feind hier genächtigt habe.

So ging es eine Meile ſüdwärts. Dieſſeits des Dorfes Strizanow ſtieß Lieutenant v. Seckendorff auf einen Huſarentrupp, attakirte und jagte den Feind vor ſich her. Plötzlich ſprengte aus einem an der Chauſſee gelegenen Gehöft ein Offizier mit ungefähr 40 Pferden hervor und warf ſich mit lautem Hurrah auf unſre Ulanen. Beide Theile ritten in einander hinein; nach wenigen Augenblicken aber machten die Huſaren Kehrt und ergriffen die Flucht. Zwei feindliche Marketender, welche verſucht hatten, mit ihren Wagen die ſteilen Böſchungen der Chauſſee zu erklimmen und das freie Feld zu erreichen, hatten bei dieſem Verſuche den Weg faſt ganz geſperrt. Die Huſaren, in der Auslage rückwärts liegend, ritten in die ihnen unfreiwillig errichtete Barrikade hinein und wurden von den Pferden geſtochen oder gefangen genommen. Nur dem Offizier und 10 bis 15 Mann gelang es durchzukommen. Unſrerſeits war Lieutenant v. Bülow II., der ſich, als Eclaireur-Offizier fungirend, aus freien Stücken der Attake angeſchloſſen hatte, durch einen Hieb in die Stirn verwundet.

Vor Saar wurde Halt gemacht.

Lieutenant v. Seckendorff erhielt nun Befehl, mit ſeinem Zuge die Stadt abzuſuchen und die Fühlung mit dem Feinde wieder aufzunehmen. Am jenſeitigen Ausgange des Orts wurde er von Karabinerſchüſſen empfangen; auf 200 Schritt Entfernung ſah er in ſchräger Front zu dem nach Wattin führenden Hohlwege 2 Huſaren-Escadrons aufmarſchirt; eine Höhe verdeckte die weitere Ueberſicht. Er machte Halt. Als eine der feindlichen Escadrons vorging, zog er ſich zurück; der Feind folgte, nahm Aufſtellung am dieſſeitigen Ausgange der Stadt und eröffnete ein ziemlich lebhaftes Karabinerfeuer. Wir unſrerſeits warteten das Eintreffen der übrigen Escadrons (die 2. war abcommandirt) ab; binnen Kurzem war das Regiment vor Saar verſammelt.

Die Stadt wieder in Beſitz zu nehmen, war nächſte Aufgabe. Es lag noch ein beſondrer Grund vor, damit keinen Augenblick zu zögern. Mit dem Zuge des Lieutenants v. Seckendorff nämlich war gleich Anfangs der Regimentsadjutant, Lieutenant v. Naſo, in die Stadt geritten, um genauere Nachrichten über den Feind einzuziehen. Da die vor dem jenſeitigen Ausgange liegende Höhe ſeine Recognoſcirung verhinderte, kehrte er unverrichteter Sache um. Auf dem Wege durch die Stadt bemerkte er den Kirchthurm; er verſprach ſich dort eine weite Ausſicht und erſtieg ihn, während er einem unten haltenden Unteroffizier ſein Pferd übergab. Kaum oben, bemerkte er zu ſeiner Beſtürzung, wie der Avantgardenzug zurückgedrängt und der unten haltende Unteroffizier mit in die rückgängige Bewegung hineingezwungen wurde. Das Schreien der Stadtleute und ihr beſtändiges Hinaufweiſen auf den Thurm zeigten ihm nur zu deutlich, daß er nicht unbemerkt geblieben war. Er befand ſich in der peinlichſten Lage; die nächſten Augenblicke drohten ihm Tod oder Gefangenſchaft. Den geſpannten Revolver in der Hand ſtellte er ſich an den oberen Ausgang der engen Thurmtreppe, bereit, ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. Dieſes Aeußerſte blieb ihm indeſſen erſpart.

Faſt in demſelben Augenblick, in dem die drei Schwadronen des Regiments vor Saar ſich ſammelten, meldete auch der flüchtig gewordene Unteroffizier die verzweifelte Lage des Lieutenants v. Naſo und ſofort gab Oberſt v. Grüter Befehl, zu ſeiner Befreiung vorzugehn. Der erſte Zug der 1. Escadron, unter Lieutenant v. Bülow I., erhielt die Avantgarde; ihm folgte der übrige Theil der 1., dann die 3. und 4. Escadron. Die Avantgarde ſtieß ſchon am Eingange der Stadt auf den Feind; die Huſaren ritten in der Carrière vor und ſchoſſen ihre Karabiner ab; dies Manöver wiederholten ſie mehreremale. Auf dem Markte gab Lieutenant v. Bülow das Commando zur Attake. Seine Ulanen ſtürzten ſich mit lautem Hurrah auf die Huſaren, die »Kehrt« machten und in eiliger Flucht das Weite ſuchten.*) So ging die Jagd bis zum Ausgange der Stadt, wo eine halbe

---

*) Ueber dieſen Kampf auf dem Marktplatze von Saar entnehmen wir dem Briefe eines Augenzeugen noch folgende überaus anſchauliche Schilderung: „Dicht vor dem Marktplatz begann ein lebhaftes Gefecht. Die berühmte öſtreichiſche Cavallerie wurde von den etwas ermatteten preußiſchen Reitern angegriffen und die Lanze kam in offenen Kampf mit dem Säbel. Die Ulanen bildeten eine Linie quer über die Straße, gingen eine kurze Strecke im Schritt vor, dann eine Strecke im Trab, die Lanzen hoch mit den ſchwarzweißen Fähnchen im Winde flatternd; aber wo ſich die Straße zum Marktplatze verbreitert, erſchallte ein kurzes ſcharfes Commandowort, ein helles Trompetenſignal, die Lanzenſpitzen ſenkten ſich und die Pferde ſetzten ſich in Galopp, die Reiter die Zügelhand tief herabgebeugt auf die Pferde, die Lanzenſchäfte in feſter Hand, die Spitzen mit den flackernden Fähnchen in der Fronte hervorſtarrend. So wie die Preußen im Galopp anſetzten, waren die Oeſtreicher auch in Bewegung. Mit mehr lockerem Schluß und in raſcherer Bewegung jagten ſie heran, die blauen, gelbgeſtickten Pelze von der Schulter fliegend, den Schwertarm frei laſſend. Die Säbel hoch, bereit zum Hiebe, die kleinen, ſehnigen Gäule ſcharf im Schluß, kamen ſie näher.

Eſcadron den Hohlweg geſperrt hatte. Obgleich die Ulanen durch die heftige Verfolgung auseinander gekommen waren, warfen ſie ſich doch mit großer Entſchloſſenheit auf den Feind und zwangen ihn, auf die dahinter ſtehende Eſcadron zurückzuweichen. Dem Lieutenant v. Bülow wurde hierbei das Pferd unterm Leibe tödtlich verwundet.

Inzwiſchen hatte der Reſt der 1. Schwadron, Rittmeiſter v. Schickfus, die Stadt paſſirt und ging nun, da zum Aufmarſchiren kein Platz vorhanden war, in der Formation zu Dreien zur Attake über. Nach heftigem Handgemenge wurde der Feind geworfen. Unſre 3. Eſcadron, Rittmeiſter v. Maercken, folgte.

Der Feind, jetzt zwei Eſcadrons ſtark, zog ſich eilig auf dem nach Groß-Biteſch führenden Wege zurück; Rittmeiſter v. Maercken ſetzte ſich in Galopp; die Diſtance, die ihn von den Huſaren trennte, wurde immer kleiner. Da machte die hinterſte feindliche Eſcadron Front, aber umſonſt, im Nu war ſie durchbrochen. So ging die Jagd ¾ Meilen auf ſchlechtem, ſchlüpfrigen und ſteinigen Wege bis zum Dorfe Wattin; Freund und Feind geriethen durcheinander; die Huſaren wehrten ſich tapfer, aber ſie mußten weichen. Endlich beſtimmte die gänzliche Erſchöpfung der Pferde den Rittmeiſter v. Maercken die Verfolgung abzubrechen.

Unſer Verluſt betrug 1 Mann todt; 1 Offizier und 17 Mann verwundet, unter dieſen der Sergeant und Regimentsſchreiber Dieskau aus elf Wunden blutend. (Dieskau hatte es ſich, bei Beginn des Feldzuges, als eine beſondere Gnade ausgebeten, die Feder mit dem Säbel vertauſchen zu dürfen. Er wurde, freilich erſt nach Verluſt eines Auges, wieder hergeſtellt und iſt wie früher Regimentsſchreiber.)

Der Feind — je eine Eſcadron Radetzki- und Heſſen-Caſſel-Huſaren — verlor 3 Offiziere und 32 Mann, die in Gefangenſchaft fielen. Unter den gefangenen Offizieren befand ſich Rittmeiſter Graf Lichtenberg.

---

gewandt und leicht, und ſtürzten ſich auf die Preußen, als wollten ſie über die Lanzenſpitzen wegſpringen. Die Ulanen wogten ſchwer zurück vor dem Anpralle; aber ſie hielten ihn aus, drangen dann vor, nur im Schritt. Die Gegner parirten mit dem Säbel wohl die Lanze, konnten aber den Reiter nicht erreichen, bald auch war der Boden bedeckt mit niedergerittenen Pferden und Reitern, welche ſich wieder zu erheben verſuchten, entſattelte Huſaren haſchten nach ledigen Pferden, einzelne Linien ſprengten zerſtreut davon. Sie waren gegen die feſtere preußiſche Linie angeritten, wie eine Welle, die gegen eine Klippe brandet und wie eine ſolche zerſtäubt. Die Preußen, ſtärkere und größere Männer, auf ſchwereren Pferden, brachten die kleinen Huſaren und ihre leichteren Pferde durch die bloße Wucht und körperliche Kraft zum Weichen und aus dem Sattel; ja, oft war der Choc ſo ſtark, daß Roß und Mann rückprallend, raſſelnd auf den Boden rollten."

Das Gefecht bei Tiſchnowitz, 11. Juli.

2. Garde-Dragoner-Regiment gegen Wallmoden-Ulanen.

Links neben der Diviſion Hann, die den äußerſten rechten Flügel der 1. Armee bildete, ging die leichte Cavallerie-Brigade des Herzogs *Wilhelm* von Mecklenburg, an der Schwarzawa hin, gegen Brünn vor.*) Am 10. hatte die genannte Brigade Rozinka erreicht, am 11. früh brach ſie in ſüdöſtlicher Richtung auf. Das 2. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſt v. Redern, hatte die Tête der Brigade, die 1. Escadron, Rittmeiſter v. Korff, die Tête des Regiments, ein Zug unter Lieutenant v. Dieskau die Tête der Escadron.

Der Vormarſch war inſofern beſchwerlich, als rechts und links das Terrain durch bewaldete Schluchten und ſteile Höhen das Abſuchen erſchwerte. Bei Olſchy, eine halbe Meile von Tiſchnowitz, ſtieß man auf die erſten feindlichen Cavallerie-Abtheilungen (Wallmoden-Ulanen, wie ſich ſpäter ergab), die ſich in Front und beiden Flanken zeigten. Oberſt v. Redern dirigirte ſofort eine Schwadron rechts und links, um die feindlichen Seiten-Detachements zu verdrängen, während der Avantgardenzug unter Lieutenant v. Dieskau (bei dem ſich Major v. Schack befand) ſeinen Weg auf Tiſchnowitz fortſetzte.

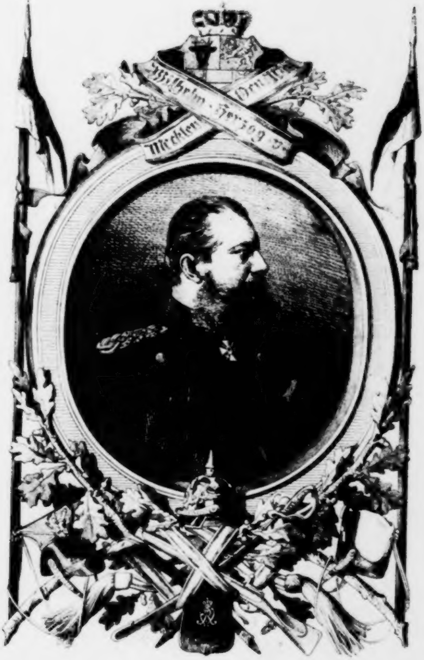
Tiſchnowitz liegt am linken, jenſeitigen, ſeine Vorſtadt »Vorkloſter« aber am rechten, *dieſſeitigen* Schwarzawa-Ufer. Eine Brücke verbindet Stadt und Vorſtadt.

In Vorkloſter erreichte unſer Avantgardenzug einen Zug feindlicher Ulanen, warf ſich auf ihn und jagte ihn, über die Brücke hinweg, nach Tiſchnowitz hinein. Hier aber ſtockte der Angriff. Auf dem Marktplatz hielten zwei öſtreichiſche Escadrons, und mit dem Rufe: »die Preußen ſind da« ſich in die Sättel werfend (man hatte eben abgefuttert) fielen ſie en débandade über den anrückenden Dragonerzug her und trieben ihn zur Stadt hinaus.

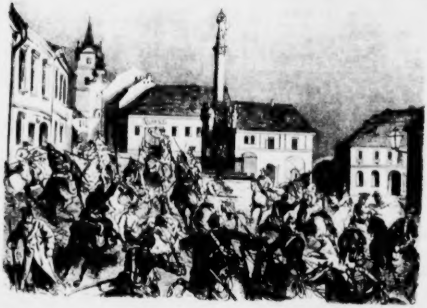
Aber nicht auf lange. Eben jetzt war die 1. Escadron unter Rittmeiſter v. Korff heran und der zweite Angriff auf Tiſchnowitz wurde eingeleitet. Auf der Schwarzawa-Brücke, zwiſchen Stadt und Vorſtadt, kam es zum Zuſammenſtoß. Die Ulanen ſchienen eine undurchdringliche Linie bilden zu wollen, aber unſre Dragoner mit vorwärts ausgelegten Säbeln

---

*) Wir erinnern daran, daß Herzog Wilhelm in dieſen Tagen nicht nur ſeine zur Cavallerie-Diviſion Hann gehörige Brigade (2. Garde-Dragoner, Zieten-Huſaren, 11. Ulanen), ſondern überhaupt die Avantgarde der 1. Armee führte. Dieſe beſtand, wie ſchon S. 672 hervorgehoben, außer der genannten Brigade, die die Spitze bildete, aus dem Infanterie-Regiment Nr. 60, aus den Füſilier-Bataillonen 18 und 48, aus dem 4. Jäger-Bataillon und 3 Batterieen.


Wilhelm · Herzog z.
Mecklen
von Me

und die Pferde feſt im Zügel, kamen ſtramm auf ſie heran, ließen erſt im letzten Momente ihre Pferde los und ſtürzten zwiſchen die Ulanen hinein. Major v. Schack wurde durch einen Lanzenſtich am linken Schulterblatt verwundet, ſeine Leute jedoch gingen ſo dicht in den Feind, daß deſſen Lanzen unbrauchbar wurden. Das Handgemenge dauerte nur einige Augenblicke, Rittmeiſter v. d. Kneſebeck, der Führer der feindlichen Escadron, wurde vom Pferde gehauen, dann wandten die Ulanen und zogen ſich in die Stadt zurück. Die Dragoner verfolgten; aber ihre Offiziere hielten ſtrenges Commando, ſie kamen nicht aus der Ordnung. Als ſie die Straße gewonnen hatten, die nach dem Marktplatz führt, verſuchten die Ulanen abermals Front zu machen, unſre Dragoner aber attakirten ſofort aufs Neue und drängten den Gegner durch das bloße Gewicht der Pferde und die Kraft der Hiebe zurück. Das harte Gefecht dauerte lange. Die Reiter waren ſo dicht in einander gedrängt, daß ſie kaum die Waffen gebrauchen konnten, ſie rauften mit einander und ſuchten ſich von den Pferden zu reißen; dieſe, erſchreckt und wild gemacht, ſtampften, bäumten ſich und ſchlugen aus. Die Wucht der Preußen aber überwog; ſie drängten ihre Gegner bis wieder auf den mehrgenannten Marktplatz hin, wo ein Madonnenbild von hoher Säule auf den Kampf herunter ſah. Hier wurde ein öſtreichiſcher Offizier von einem langen preußiſchen Dragoner mit faſt unglaublicher Macht aus dem Sattel geworfen, ein andrer Oeſtreicher wurde vom Griffe ſeines Gegners ſo gewaltig

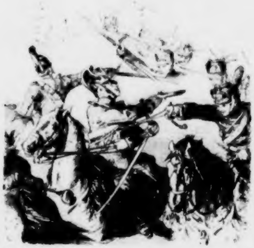


im Sattel hintenüber gedrückt, daß ihm das Rückgrat brach, die leichteren öſtreichiſchen Reiter konnten überhaupt der größeren Gewalt nicht wiederſtehn, wandten ſich und eilten zur Stadt hinaus, wo ſie durch das Regiment Sachſen-Cüraſſiere, zwei andre Ulanen-Escadrons und eine Batterie aufgenommen wurden.

Eine Verfolgung fand nicht ſtatt, verbot ſich auch bei der Ungleichheit der Kräfte. Es war die Cavallerie-Brigade Soltyk, die uns hier gegenübergeſtanden hatte. Der Verluſt des Feindes betrug 2 Offiziere und 53 Mann theils todt und verwundet, theils gefangen. Wir unſrerſeits hatten 2 Todte und 10 Verwundete.

Die Gefechte bei Kralitz und Biskupitz.

(II. Armee, 14. Juli.)



ALS die II. Armee, die, wie wir wiſſen, links neben der I. (die auf Brünn ging) ſich auf Olmütz dirigirte, hatte ihre Gefechte mit dem abziehenden Feinde. Die erſten Rencontres fanden bereits am 7. und 8. ſtatt. Am 7. glückte es einem gemiſchten Commando, unter Oberſtlieutenant v. Barnekow (das 1. und 5. Cüraſſier-Regiment und das Ulanen-Regiment Nr. 10 hatten hierzu je 200, das 2. Leib-Huſaren-Regiment 100 der kräftigſten Pferde gegeben), eine Compagnie des 4. Bataillons vom Regiment Deutſchmeiſter in der Stärke von 3 Offizieren und 140 Mann gefangen zu nehmen; die Wagencolonne, als deren Bedeckung dieſe Compagnie marſchirte, entkam. Minder glücklich verlief Tags darauf (8.) ein Angriff des 2. Leib-Huſaren-Regiments, das, als es gegen Haller-Huſaren vorzugehn vermeinte, plötzlich unter heftiges Granatfeuer kam und eine Einbuße von 16 Mann und 19 Pferden (nach einem andern Bericht nur 11) erlitt.

Das 1. Leib-Huſaren-Regiment bei Kralitz.

Seit dieſen Rencontres am 7. und 8. war die Cavallerie-Diviſion v. Hartmann, die die Tête der II. Armee bildete, durch faſt eine Woche hin nicht mehr an den Feind gekommen. Nunmehr aber (am 13.) befand man ſich in der Höhe von Olmütz. Die Cavallerie-Diviſion rückte an genanntem Tage in die Gegend von Konitz. Das 2. Leib-Huſaren-Regiment wurde öſtlich auf der Straße nach Olmütz, das Ulanen-Regiment Nr. 10 ſüdlich auf der Straße nach Proßnitz vorgeſchoben. Man ſtand der um Olmütz concentrirten feindlichen Armee ſo nahe, daß ein Zuſammenſtoß jeden Augenblick erwartet werden konnte. Und in der That, die zwei nächſten Tage brachten eine ganze Anzahl leichterer und ernſterer Gefechte.

Das erſte Rencontre, am 14. Nachmittags, hatten die Leib-Huſaren, nicht das zweite Regiment dieſes Namens (Garniſon Poſen-Liſſa), das am Tage zuvor von Konitz auf Olmütz zu vorgeſchoben worden war, ſondern das erſte Leib-Huſaren-Regiment (Garniſon Danzig), das der 2. oſtpreußiſchen Diviſion, Generallieutenant v. Clauſewitz, zugetheilt, an der Spitze dieſer Diviſion marſchirte. Um 5 Uhr Nachmittags traf das letztgenannte Regiment, nach einem neunſtündigen Marſche, bei Proßnitz ein. Als es ſich eben anſchickte ein Bivouac zu beziehn, ging ihm, da man bei dem Dorfe Wrahowitz mehrerer Escadrons feindlicher Cavallerie anſichtig geworden war, der Befehl zu, mit der 2. Escadron, Rittmeiſter v. Winterfeld, den Feind zu verfolgen und deſſen Rückzug zu beobachten.

Dieſer Rückzug ging auf Kralitz. Es waren zwei Escadrons — nach gegneriſcher Angabe nur zwei Züge — des ſächſiſchen 3. Reiter-Regiments. Der Feind, der ſich in der Nähe des öſtlichen Vorſprungs von Kralitz wieder geſammelt hatte, ſchickte ſich eben an in das Dorf ſelbſt zurückzugehn, als Rittmeiſter v. Winterfeld, in glücklicher Benutzung des Moments, das Signal zur Attake gab. Zwiſchen der Kirchhofsmauer und einem Gehöft kam es zum Handgemenge, da der Feind, beengt und eingeklemmt, nicht ſchnell ausweichen konnte. Hier wurden die Lieutenants v. Keudell und v. Holzendorff und mit ihnen 16 Huſaren verwundet. Wir hatten außerdem 2 Todte. Der Feind zog ſich auf Biskupitz zurück; ſeine Verluſte betrugen 1 Offizier und 16 Mann.

Das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment bei Biskupitz.

Kaum zwei Stunden ſpäter hatte das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment einen Kampf zu beſtehn, der, trotz aller Bravour, mit der er durchgeführt wurde, doch minder glücklich verlief. Das Regiment hatte Befehl erhalten, über Proßnitz und Tobitſchau bis gegen Prerau hin zur Zerſtörung der dortigen Eiſenbahn vorzugehn. Als die Cüraſſiere, in Ausführung dieſes Befehls, etwa um $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends das Dorf Biskupitz erreicht hatten, ſtießen ſie, 300 Schritt weſtlich des Dorfes, auf ein Halb-Bataillon öſtreichiſcher Infanterie vom Regiment Sachſen-Weimar, das ſofort Quarré bildete. Unſre Cüraſſiere, der Commandeur des Regiments, Oberſt v. Barby, allen vorauf, gingen escadronsweiſe zur Attake vor. Die 1. Escadron hatte die erſte Salve auszuhalten; demnächſt folgte die 2., dann die 4. Escadron; zuletzt die 3. in der linken Flanke. Das Quarré wurde durchritten und umzingelt. Ein Bericht ſagt: »Die bei Nacht unheimlich ausſehenden Salven konnten unſre Escadrons nicht aufhalten; ſämmtliche Offiziere, die an das Quarré herankamen, ſprangen mit eleganten Sätzen, wie man ſie, in Friedenszeiten, auf Rennbahnen zu ſehen gewohnt iſt, über die vorgehaltenen Bajonete mitten in das Quarré hinein. Die Escadrons folgten und die Feinde lagen zu Boden.«

Bis dahin war alles gut gegangen; während unſre Cüraſſiere aber dem Halb-Bataillon zuriefen die Waffen zu ſtrecken, erſchien von Biskupitz her, unterm Schutze inzwiſchen vollſtändig eingetretener Dunkelheit, eine zweite Infanterie-Abtheilung (wahrſcheinlich vom Regiment Holſtein) und eröffnete ihr Feuer auf unſre Cüraſſiere. Die Pferde, ohnehin ſcheuend in der Dunkelheit, waren an die aufblitzenden Schüſſe nicht mehr heranzubekommen, ſo daß das Regiment zurückgehen und dieſſeits Biskupitz, nach Proßnitz zu, bivouakiren mußte.

Die dieſſeitigen Verluſte waren erheblich. Lieutenant Graf Lüttichau blieb auf dem Kampfplatze an einem Stich durch den Unterleib; Lieutenant v. Elßner ſtarb am andern Tage an einem Schuß durch die Bruſt. »Grüßen Sie meinen Vater; der Gedanke an ſeinen Kummer iſt das Einzige, was es mir ſchwer macht zu ſterben.« Dem Lieutenant v. Tſchammer-Oſten wurde, während er in das Quarré hineinſetzte, der rechte Zeigefinger abgeſchoſſen. Lieutenant v. Seherr-Thoß, Lieutenant v. Watzdorff, Portepee-Fähnrich v. Woſtrowsky erhielten Bajonetſtiche in Hals, Schulter, Bruſt. Lieutenant v. Ruffer, der innerhalb des Quarrés ſtürzte, wurde gefangen genommen; unſer Geſammtverluſt belief ſich auf 20 Todte und Verwundete.

Auch ein öſtreichiſcher Bericht liegt über dies Rencontre vor. Seine Angaben ſind im Weſentlichen im Einklang mit den dieſſeitigen. Nur von dem Anrücken einer zweiten Infanterie-Abtheilung, die den Ausſchlag gab, wird nicht geſprochen. Es heißt in dem Bericht: »Das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment rückte gegen das von der 15. und 16. Compagnie des Regiments Sachſen-Weimar gebildete, vom Hauptmann Kneuſel-Herdliczka befehligte Quarré vor und griff daſſelbe mit der größten Energie an. Trotz der abgegebenen Salven drangen die feindlichen Reiter in das Quarré ein und drängten daſſelbe auseinander. Aber die Tapfren von Sachſen-Weimar Infanterie vertheidigten ſich mit dem Bajonet, nahmen einen ins Quarré eingedrungenen feindlichen Offizier gefangen und ſtürmten endlich unter lautem Hurrah auf das feindliche Reiter-Regiment los. Dieſes wich. Wir hatten nur 4 Mann Verluſt. Mit Hülfe dieſer ſchönen Waffenthat wurde die Aufſtellung der Avantgarden-Brigade bei Biskupitz, ſo wie die des II. Armee-Corps (Feldmarſchallieutenant Graf Thun) bei Tobitſchau für dieſe Nacht geſichert.

Die Gefechte bei Tobitſchau und Prerau

(II. Armee, am 15. Juli.)

ERNSTER als die bis hierher geſchilderten Rückzugsgefechte, in denen unſrerſeits nur Cavallerie zur Action gekommen war, war das Gefecht bei Tobitſchau am 15. Juli.

Es zu verſtehn, iſt es nöthig, zuvor einen Blick auf die Geſammt-Situation bei Freund und Feind zu werfen. Einzelnes was wir dabei hervorzuheben haben, wird nur eine Rekapitulation von bereits früher Geſagtem ſein.

Die Hauptmaſſe des Feindes ſtand am 10. und 11. bei Olmütz concentrirt. Um dieſelbe Zeit trafen aber auch von Wien aus die beſtimmteſten Weiſungen ein: die Armee an die Donau und zwar bis vor die Thore Wiens zu führen. Dieſem Befehle mußte gehorſamt werden. Schon am 12. begann der Truppentransport mittelſt Eiſenbahn, am 13. wurde eine Marſchroute für die ſämmtlichen, an dieſem Tage noch im Lager bei Olmütz befindlichen fünf Corps entworfen und am 14. begann der Abzug, das March-Thal hinunter über Kremſier, Göding, Stampfen auf Preßburg, beziehungsweiſe Wien. Das IV. und II. Corps bildeten das erſte Echelon.

Unſre II. Armee, die wenigſtens mit ihrer Vorhut bereits über Olmütz hinaus war, verſuchte durch einen Flankenſtoß (von Proßnitz aus) den Abzug dieſes erſten Echelons zu beunruhigen. Es kam zu den auf den letzten Seiten geſchilderten Gefechten bei Kralitz und Biskupitz, die in der That nichts andres als eine *Beunruhigung* des Gegners waren. Dieſer ſetzte ſeinen Marſch fort; unſre Verluſte (namentlich bei Biskupitz) waren empfindlicher als die ſeinen.

Dies alles am 14. Das Ganze ein im Weſentlichen geſcheiterter Verſuch gegen die rechte Flanke des erſten Echelons (IV. und II. Corps).

Der 15. brachte eine Wiederholung der Vorgänge vom Tage vorher, aber der Verlauf und noch mehr die Nachwirkung gaben dieſen Vorgängen eine ganz andre Bedeutung und führten, wie wir S. 667 bereits hervorgehoben, zu einer weſentlichen Modification der Marſchroute.

Wieder ſetzten ſich zwei feindliche Corps, das I. und VIII., in Bewegung, jenes *jenſeits* der March über Prerau, dieſes *dieſſeits* der March über Tobitſchau, und ebenfalls wie am Tage vorher, wurde unſrerſeits beſchloſſen den Marſch dieſer beiden Corps (des zweiten Echelons) zu beunruhigen. Aber was am 14. mit ſehr unausreichenden Kräften verſucht worden war, ſollte am 15. mit erheblicheren Kräften, mit der ganzen Diviſion Hartmann und einer Infanterie-Brigade verſucht werden. Daraus ergaben ſich ganz neue Reſultate. Alles Weitre werden wir aus dem Folgenden erſehn.

Das Gefecht bei Tobitſchau.

Brigade Malotki und die Cüraſſier-Brigade v. Schön gegen die Brigade Rothkirch.

Wir ſagten: der Feind zog am 15. früh auf zwei Straßen von Olmütz ab, das VIII. Corps über Tobitſchau, das I. Corps über Prerau. Die Richtung beider Straßen ging von Nord nach Süd. Die Unſren ſtanden in der Flanke bei Proßnitz, einem Städtchen (bereits ſüdlich von Olmütz) in gleicher Höhe mit Tobitſchau und Prerau. Ein Vorſtoß von Weſt nach Oſt, der letzteren Ort (Prerau) treffen und dort die Eiſenbahn zerſtören ſollte, mußte vorher auf Tobitſchau treffen. Und ſo geſchah es. So ging denn das Gefecht bei Tobitſchau dem Gefecht bei Prerau um einige Stunden voraus. Die Truppentheile, die unſrerſeits bei Ausführung dieſes Flankenſtoßes zur Verwendung kommen ſollten, waren:

die Brigade *Malotki* (Regimenter 4 und 44) vom oſtpreußiſchen Armee-Corps, ſammt der 4pfündigen Batterie Magnus und die Cavallerie-Diviſion v. Hartmann.

Die letztere beſtand hinwiederum aus der

Cüraſſier-Brigade v. Schön (1. und 5. Cüraſſier-Regiment), aus der

leichten Brigade v. Witzleben (2. Leib-Huſaren und 10. Ulanen-Regiment), aus der

Landwehr-Brigade v. Frankenberg (1. Landwehr-Ulanen- und 2. Landwehr-Huſaren-Regiment) und aus

zwei reitenden Batterieen.

Alle dieſe Truppentheile, mit Ausnahme der leichten Brigade v. Witzleben, kamen auch zur Action.

Das Terrain iſt ein von einzelnen Hügelzügen, aber vor allem von vielen Waſſerläufen durchzogenes Flachland. Alle dieſe Waſſerläufe gehen im Weſentlichen von Nord nach Süd. Der Hauptwaſſerlauf iſt die March, er hält auf der breiten Strecke zwiſchen Proßnitz und Prerau genau die Mitte und nimmt die andern Waſſerläufe von rechts und links in ſich auf. Auf der Strecke aber, die für unſre Gefechtsdarſtellung in Betracht kommt, laufen dieſe Nebenflüſſe der March beinah parallel neben dem Hauptfluß her, ſo daß man um von Proßnitz nach Prerau zu gelangen

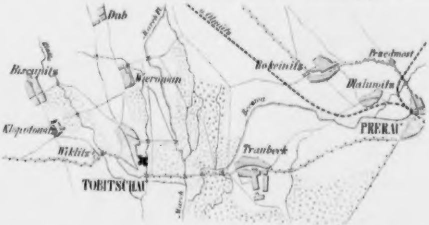
zuerſt (dicht vor Tobitſchau) die Blatta,

dann (dicht hinter Tobitſchau) die March und

ſchließlich (erſt bei Traubeck, dann bei Prerau) die Beczwa

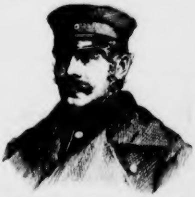
zu paſſiren hat. Noch andre Waſſerläufe laufen parallel dazwiſchen. Der ganze Weg wird dadurch zu einem Brücken-Defilé.

Die beiden Punkte, deren wir uns, wenn ein Vorſtoß gegen Prerau



nicht zu einem allzugroßen Wagniß werden ſollte, vorher verſichert haben mußten, waren Tobitſchau und Traubeck. Zunächſt galt es in Front von erſtrem Orte (Tobitſchau) den Blatta-Fluß zu paſſiren. Um dies ins Werk zu ſetzen, war es unerläßlich ſich dreier dieſſeits des Fluſſes gelegener Dörfer und der hier vorhandenen Brücken zu bemächtigen. Dieſe drei Dörfer waren: Wiklitzer Hof, Klopotowitz und Biskupitz. Für alles Weitre müſſen wir auf die beigegebene Karte verweiſen. Wir geben nun zur Darſtellung des Gefechts ſelber über.

[**Das Infanterie-Gefecht. Die Brigade Malotki beſetzt Tobitſchau und Traubeck.**] Der Feind, um ſeinen Abzug zu decken, hatte Tobitſchau und das nach Weſten zu vorgelegene Terrain mit der Brigade Rothkirch vom VIII. Corps beſetzt. Es war dies die einzige öſtreichiſche Brigade, die noch nicht im Feuer geweſen war; ſie beſtand aus den Regimentern Mamula und Leopold von Toscana, aus einer Ulanen-Escadron und einer 4pfündigen Batterie. Dies war die Truppe, auf die die Brigade Malotki ſtieß.



General v. **Malotki** war bald nach Tagesanbruch von Proßnitz aus aufgebrochen. Alsbald entwickelte er ſeine Brigade auf dem zwiſchen dem Wallowa-Bache und Blatta-Fluſſe gelegenen Plateau mit Front gegen Oſten, die Batterie Magnus am linken Flügel. Die Aufſtellung reichte vom Wiklitzer Hof bis Klopotowitz, hier rückte alsbald, einen äußerſten linken Flügel bildend, die Cavallerie-Diviſion Hartmann ein, — mit ihr die beiden reitenden Batterieen. Als dieſe Aufſtellung genommen war, ſah man, unmittelbar jenſeit des Blatta-Fluſſes auf der von Olmütz nach Tobitſchau führenden Straße, große Colonnen des nach Süden abziehenden Feindes, beſonders Artillerie.

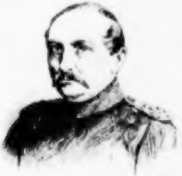
Wie wir den Feind, ſo ſah dieſer uns. Er erkannte das Bedrohliche unſrer ihm ſo nahgerückten Flankenſtellung und ließ drei Batterieen (24 Geſchütze) aus der Corps-Geſchütz-Reſerve auffahren, um unſer Avanciren zu hemmen und die dieſſeitigen Bataillone in der linken Flanke zu faſſen. Unſre drei Batterieen, die Batterie Magnus und die beiden reitenden Batterieen nahmen ſofort den Kampf auf; es entſpann ſich eine heftige Kanonade. Wir werden alsbald ſehen wie dieſer Theil des Kampfes verlief.

Inzwiſchen und ſchon vor Eröffnung des Artilleriefeuers war das Füſilier-Bataillon des im erſten Treffen befindlichen 44. Infanterie-Regiments gegen den Wiklitzer Hof, das 2. Bataillon gegen Klopotowitz, das 1. Bataillon zwiſchen beiden vorgegangen; da die genannten Oertlichkeiten vom Feinde unbeſetzt waren, ſtiegen die Bataillone, zunächſt nur durch die feindliche Artillerie beläſtigt, den öſtlichen Rand des Plateaus in das Thal des Blatta-Fluſſes hinunter. Der Fluß hatte eine ſo bedeutende Breite und Tiefe, daß er nur auf den beiden einzigen vorhandenen Brücken beim Wiklitzer Hofe paſſirt werden konnte; hätte der Gegner dieſen für uns äußerſt ungünſtigen Umſtand zu benutzen verſtanden, ſo dürfte der Brigade das Defiliren außerordentlich ſchwer und ohne Unterſtützung vielleicht unmöglich geworden ſein.

Das Füſilier-Bataillon 44, welches zuerſt die Brücke überſchritt, ſtieß jenſeit derſelben auf 2 feindliche Compagnieen, wahrſcheinlich die rechte Seitendeckung des Gegners. Dieſelben marſchirten im Grunde und hatten von unſerm Vorrücken nichts geſehen. Schnell warfen ſie ſich in ein kleines, nordweſtlich von Tobitſchau gelegenes Wäldchen und es entſpann ſich zunächſt zwiſchen ihnen und unſern Füſilieren ein Tirailleurgefecht, während deſſen das erſte Bataillon ſich links vom Füſilier-Bataillon entwickelte und das zuletzt herangekommene zweite Bataillon dazwiſchen geſchoben wurde.

Das Grenadier-Regiment Nr. 4 folgte dieſer Bewegung und defilirte ebenfalls über die Brücke mit dem Füſilier-Bataillon an der Tête. Zwei Compagnieen des letzteren erhielten den Befehl, Tobitſchau zu nehmen, dadurch die linke Flanke des Gegners zu umfaſſen und die Uebergänge über die March und ihre Nebenarme zu gewinnen; der Reſt des Grenadier-Regiments folgte vorläufig dem erſten Treffen.

Dieſes rückte jetzt in der ganzen Front gegen die weſtliche Liſiere des oben erwähnten Wäldchens vor, von der linken Flanke her durch ein außerordentlich heftiges Granatfeuer, von der Front her durch ein nicht minder heftiges Gewehrfeuer empfangen. Entſchloſſen ging es vorwärts, ſtarke Schützenſchwärme an der Tête, mit Hurrah wurde die Liſiere, dann das Wäldchen genommen und erſt am jenſeitigen Rande Halt gemacht, um die Compagnieen wieder zu ſammeln. Die feindlichen Bataillone, welche das Wäldchen beſetzt gehalten hatten, zogen ſich öſtlich auf die Chauſſee von Olmütz nach Tobitſchau zurück und beſetzten die ziemlich tiefen Gräben an derſelben. Das Gefecht ſtand einen Augenblick. Unſrerſeits war



Oberſtlieutenant v. Behr, Commandeur des Füſilier-Bataillons vom 11., bei dieſem Angriff gefallen.

Der Gegner ſchien endlich, aber viel zu ſpät, zu erkennen, daß es für ihn Hauptſache bleiben mußte, die Straße frei zu behalten und uns über den Blatta-Fluß zurück zu werfen; er verſuchte es daher, mit ſeinen Bataillonen zum Angriff gegen die öſtliche Waldliſière vorzugehen, wurde aber auf nahe Entfernung von einem ſo mörderiſchen Schnellfeuer empfangen, daß er ſich ſofort wieder über die Chauſſee zurückzog und die Gräben derſelben von Neuem beſetzte. Jetzt waren indeſſen unſre Truppen hinlänglich geſammelt, um aus dem Wäldchen debouchiren zu können und in einem zweiten ſchnellen Anlauf wurden die feindlichen Bataillone geworfen, die ſich zunächſt nach einem Wieſengrunde öſtlich der Chauſſee zurückzogen, dann aber ſich gegen Norden in der Richtung nach Olmütz auf Wierowan und das angrenzende Rakodau wandten. Auch hieher folgten unſre 11er (das 2. Bataillon) und beſetzten beide Dörfer. Die Brigade Rothkirch, ſammt andren Brigaden, die gefolgt waren, zog ſich wieder auf Olmütz zurück.

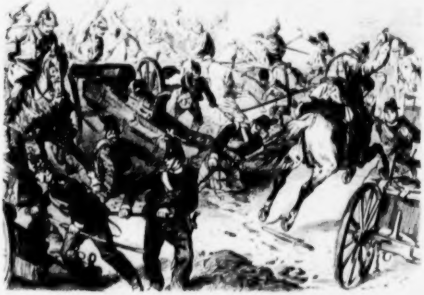
Wie die 11er, nach links hin, Wierowan und Rakodau, ſo hatten, in Front des Wiklitzer Hofes, die Grenadiere des 4. Regiments Tobitſchau und bald auch Traubeck erreicht und beſetzt. An beiden Orten waren die Unſern auf keinen erheblichen Widerſtand geſtoßen. So war denn das Brücken-Defilé geöffnet, der Uebergang über drei Flüſſe (Blatta, March, Beczwa) in unſren Händen und Prerau, das eigentliche Ziel, lag erreichbar in Front unſrer Cavallerie. Ehe wir aber den Cavallerie-Vorſtoß ſchildern, der nun in der That gegen Prerau unternommen wurde und in Front dieſer Stadt zu einem neuen Gefecht führte, haben wir noch, als eine Epiſode des Kampfes bei Tobitſchau, den berühmt gewordenen Angriff des 5. Cüraſſier-Regiments zu ſchildern, der, hervorragend als Bravour-Akt, auch durch Wegnahme der feindlichen Artillerie in den Gang des Gefechtes ſehr weſentlich eingriff.

[Das Vorgehn der Cüraſſier-Brigade. Das weſtpreußiſche Cüraſſier-Regiment Nr. 5 nimmt 18 Kanonen.] Am linken Flügel, ſo ſagten wir, drangen die 44er (das 2. Bataillon) bis Wierowan und Rakodan vor; ehe dies Vordringen aber möglich war, mußte die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht oder genommen ſein, die — gleich bei Beginn des Gefechtes — ziemlich in Front dieſer Dörfer ihre Aufſtellung genommen hatte. Dies geſchah durch das 5. Cüraſſier-Regiment.

General v. Hartmann, nicht zufrieden mit der Unterſtützung, die ſeine beiden reitenden Batterieen (neben der Batterie Magnus) dem Vorgehn der Brigade Malotki gewährten, gab, als der Artilleriekampf auf der ganzen Linie entbrannt war, der Cüraſſier-Brigade v. Schön Befehl, einen Uebergang weiter aufwärts über den Blatta-Fluß zu ſuchen, um jenſeit deſſelben, nach Umſtänden, in das Gefecht einzugreifen.

Die Brigade war in den weiten Wieſengrund der Blatta zwiſchen Klopotowitz und Biskupitz hinabgeſtiegen und hatte eben eine freilich ſchlechte Brücke aufgefunden, als der Adjutant der Diviſion, Premierlieutenant v. Roſenberg, die Meldung brachte, daß die in vollem Feuer ſtehende große Batterie des Feindes ohne alle Bedeckung ſei.

Sofort ging der Oberſtlieutenant v. Bredow mit 3 Schwadronen des Weſtpreußiſchen Cüraſſier-Regiments über jene Brücke vor und formirte



ſich zum Angriff. Der Feind hatte unſere Cüraſſiere wohl entdeckt, war erſt zweifelhaft geweſen, ob er Preußen oder Landsleute vor ſich habe, hatte dann aber das Schleſiſche Cüraſſier-Regiment, welches im Wieſen-Grunde zurückblieb, mit Granaten beworfen, während die Weſtpreußen ſich unter geſchickter Benutzung einer Terrainfalte ſeinem Auge entzogen. Auf 900 Schritt ritt Oberſtlieutenant v. Bredow, ſeinen Adjutanten, den Rittmeiſter Schach v. Wittenau, und den Premierlieutenant v. Roſenberg dicht neben ſich, mit der feſtgeſchloſſenen 2. Escadron direkt auf die feuernden Geſchütze los. Die 4. Escadron folgte als zweites Echelon hinter dem linken Flügel; die 1. Escadron war rechts ſeitwärts zur Deckung gegen etwa aus Wierowan vorbrechende Cavallerie vorgeſchoben. So jagten die Cüraſſiere, trotz Granaten- und Kartätſchfeuer, mit lautem Hurrah in die feindliche Batterie hinein, hieben, ſtießen und ritten Alles vor ſich nieder, ſo daß 18 Geſchütze, 7 Munitionskarren, die geſammte Beſpannung (168 Pferde) erbeutet und 2 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 164 Gemeine gefangen genommen wurden. Nur 2 feindlichen Geſchützen und mehreren Munitionskarren gelang es, rechtzeitig abzufahren. Das Hoch auf den König, in das die jubelnde Schaar ausbrach, wollte nicht enden, und als ſchließlich die genommenen Geſchütze von ihren eignen Fahrern über die Blatta weggeführt wurden und bei den Schleſiſchen Cüraſſieren vorbeidefilirten, ſtimmten ſelbſt die Gefangenen in das allgemeine Hurrah mit ein.

Mit Recht iſt hervorgehoben worden, daß dieſe That des Weſtpreußiſchen Cüraſſier-Regiments zu den ſchönſten gehört, die die Geſchichte der Preußiſchen Cavallerie zu verzeichnen hat. Ein ſchwieriges Defilé im Rücken, wurde eine Batterie von 18 Geſchützen attakirt und faſt ganz genommen. Die geſammte Bedienungs-Mannſchaft der Batterie war bis dahin unverwundet, die dieſſeitige Infanterie, mit ihrer Feuerwirkung noch nicht heran. Nur dem glänzenden Muthe der tapferen Schaar und namentlich ihrer Führer, ſo wie der ſehr geſchickten Benutzung des Terrains war der unvergleichliche Erfolg der Attake zu danken. Das Regiment hatte nur 10 Verwundete.

Das Gefecht bei Prerau (Rokeinitz).

Tobitſchau ſammt Traubeck, wie wir wiſſen, war beſetzt, das Brücken-defilé geöffnet, die Rückzugslinie (auf Proßnitz) für alle Fälle geſichert, — die Cavallerie-Diviſion v. Hartmann war nunmehr in der Lage, an ihre eigentliche Aufgabe: Erreichung von Prerau und Zerſtörung von Eiſenbahn und Telegraph an dieſem Orte, denken zu können.

Das Terrain, was vor ihr lag, war zunächſt, auf kaum eine halbe Meile hin, eine offene Ebene; dann aber tritt die Straße von Tobitſchau nach Prerau in einen Wald und ſchließt ſich jenſeit deſſelben dem waſſerreichen Beczwa-Fluſſe an, bis ſie Prerau erreicht. Es lag auf der Hand, daß hier kein Operationsfeld für eine ganze Cavallerie-Diviſion war, um ſo weniger, als auch ſüdlich der Straße nach Prerau ein ſehr durchſchnittenes Terrain die Bewegungsfähigkeit hemmte und das lange Defilé von Tobitſchau im Rücken gelaſſen werden mußte. Von einer Ueberraſchung des Feindes in Prerau konnte, nachdem ein Theil ſeiner Infanterie, die bei Tobitſchau und Traubeck gefochten hatte, dorthin zurückgegangen war, nicht mehr die Rede ſein. Es war daher ſchon hierdurch geboten, nur mit einem Theile der Cavallerie-Diviſion den Vorſtoß zu machen. Aber auch die Verhältniſſe rückwärts nöthigten dazu. Der Feind hatte nördlich Tobitſchau, auf der Straße von Olmütz her, bei Dub friſche und bedeutendere Kräfte gezeigt; es lag alſo alle Aufforderung vor, den Generalmajor Malotki durch Zurücklaſſung eines Theils der Cavallerie-Diviſion in den Stand zu ſetzen, einem etwaigen Angriffe des Gegners einen kräftigen Widerſtand entgegen ſtellen zu können.

Dies waren die Erwägungen, die den General v. Hartmann beſtimmten, zu dem beabſichtigten Unternehmen nur ein Detachement ſeiner Diviſion und zwar folgende Truppentheile zu verwenden:

die 4. Escadron des Poſenſchen Ulanen-Regiments Nr. 10 (bei der ſich Oberſtlieutenant v. Barnekow, der Commandeur des Regiments, befand);

die 2., 3. und 4. Escadron des 2. Leib-Huſaren-Regiments unter Oberſtlieutenant v. Schauroth;

das 2. Landwehr-Huſaren-Regiment unter Oberſt v. Glaſenapp;

die reitende Batterie des VI. Armee-Corps unter Hauptmann Le Bauld de Nans.

Die genannten Truppen wurden bis vorwärts Traubeck vorgezogen, futterten und tränkten dort.

Es war eine ganz ungewöhnliche Hitze; Mann und Pferd litten unter den glühenden Strahlen der Sonne. Die Truppen waren in den letzten Tagen durch ſtrapaziöſe Märſche (eine Schwadron des Leib-Huſaren-Regiments hatte in 65 Stunden wohl umgeſattelt, aber nicht abgeſattelt) aufs äußerſte angeſtrengt worden.

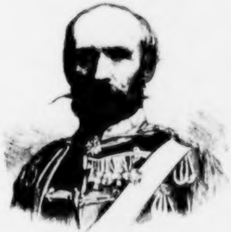
Die Recognoscirungen ergaben, daß es nicht gerathen ſein würde, direkt, in beinah gerader Linie, auf Prerau vorzugehn, daß es ſich vielmehr empföhle, nördlich der Straße die Beczwa und jenſeits die Eiſenbahn zu paſſiren, um unweit Rokeinitz die ſich daſelbſt unter einem rechten Winkel öſtlich wendende Straße von Olmütz nach Prerau zu gewinnen. Es fand ſich alsbald eine ſehr gute Furth; raſch wurde dieſe und die Eiſenbahn paſſirt, jenſeits formirte ſich die Ulanen-Escadron und das Landwehr-Huſaren-Regiment im erſten, das 2. Leib-Huſaren-Regiment im zweiten Treffen.

Die Unſren hatten gerade vor ſich eine Anhöhe, die nach rechts hin ſich erſtreckte. Hier, vor dem rechten Flügel des erſten Treffens, auf der Höhe, lag das Dorf Dlubonitz (in andern Berichten, wie auch auf unſrer Karte Dlaluwitz) links im Grunde, in gleicher Höhe mit dem zweiten Treffen, lag Rokeinitz. Jenſeit dieſes Dorfes ſtieg das Terrain raſch zu erheblicher Höhe an; — die Straße von Rokeinitz nach Prerau bleibt im Grunde zwiſchen den Höhen von Dlubonitz und denen jenſeit Rokeinitz.

Vom Feinde ſah man vor dem rechten Flügel des erſten Treffens (vor den Ulanen) eine Abtheilung Infanterie; Schützen näherten ſich im hohen Getreide. Vor der Mitte des erſten Treffens (Landwehr-Huſaren) und zwar auf der Höhe ſtand eine größere Abtheilung, wie es ſchien, ein Bataillon; man ſah die Bajonete im hellen Sonnenglanze flimmern. Auf der Straße von Rokeinitz nach Prerau, alſo links, wirbelte die Queue einer beträchtlichen Wagencolonne hohe Staubwolken auf.

General v. Hartmann hatte gleichzeitig mit der Formation der Cavallerie die reitende Batterie bis an eine dichte Baum-Allee, die von Dlubonitz nach Rokeinitz führte, vorgenommen und ihr befohlen, das Feuer gegen die erkennbaren feindlichen Infanterie-Abtheilungen zu eröffnen. Auf 1200 Schritt gab die Batterie ihre erſten Schüſſe ab. Das Bataillon wurde unruhig. Dies war das Signal für das Vorgehn des erſten Treffens. Den Escadronschefs war geſagt worden, jeder ſolle ſich ſein beſondres Ziel wählen und rückſichtslos darauf los gehn.

Das Bataillon auf der Höhe (Centrum) hatte ſich der Oberſt



v. Glaſenapp mit der 1. und 2. Escadron ſeiner Landwehr-Huſaren auserſehn. Es war bald erreicht; es hatte ſich von ſeinem Schrecken noch nicht erholt, im vollem Zurückgehn wurde es erreicht, durchritten und umzingelt; was nicht niedergeworfen wurde, wurde gefangen genommen.

Rechts davon ritten die Ulanen gegen die dort wahrgenommene Infanterie an. Dieſe ſtand beſſer, ein ungeregeltes Feuer empfing die Schwadron. Dem Oberſtlieutenant v. Barnekow und dem Lieutenant v. Richthofen wurden die Pferde unterm Leibe erſchoſſen; der Fähnrich v. Bornſtedt erhielt einen Schuß durch den Unterſchenkel; mehrere Ulanen und acht Pferde fielen, aber das Quarre wurde über den Haufen geritten, theils gefangen, theils verfolgt nach Dlubonitz hinein; nur das Feuer aus der Liſiere des Dorfes gebot den Ulanen Halt.

Die 3. Eſcadron des Landwehr-Huſaren-Regiments hatte ſich (links) gegen die Wagencolonne auf der Chauſſee gewandt. Eine unbeſchreibliche Verwirrung hatte dieſelbe erfaßt. Die Fahrer hatten die Stränge abgehauen und jagten davon, die Wagen waren theils in einander gefahren, andere lagen ſeitwärts im Chauſſeegraben. Noch weiter links hatte der Rittmeiſter v. Seydlitz mit der 4. Eſcadron eine Infanterie-Abtheilung entdeckt, die ſich raſch in einen Knäul zuſammenballte; er ritt gegen ſie an und machte 50 Mann zu Gefangenen.

Alle dieſe Erfolge veranlaßten nun auch die 2. und 3. Eſcadron des Leib-Huſaren-Regiments (zweites Treffen) ſich ihren Antheil an den Lorbern des Tages zu ſuchen. Sie gewahrten dicht am Ausgange von Rokeinitz feindliche Abtheilungen. Raſch entſchloſſen gingen ſie dagegen vor; aber ein tiefer Hohlweg ſchützte den Gegner; Lieutenant v. Stoſch (nachdem Premierlieutenant v. Blumenthal, Führer der 3. Eſcadron, beim erſten Angriff ſchwer verwundet war) ſammelte ſeine Schaar noch einmal; das Terrainhinderniß aber ließ auch die zweite Attake ſcheitern. Die 2. Eſcadron war anfangs glücklicher, mußte aber gleichfalls dem Feuer, das von der Flanke her ſehr heftig wurde und bedeutende Verluſte zufügte, weichen.

Trotz dieſes partiellen Mißerfolges lag bis dahin im Großen und Ganzen ein entſchiedener Erfolg vor. Er ſollte aber noch ernſtlich in Frage geſtellt werden. Der Feind (unter eigener Führung des Generals Grafen Gondrecourt, wenn den Ausſagen der Gefangenen zu trauen iſt) hatte inzwiſchen Zeit gewonnen, dem gegen ihn geführten Stoß erheblichere Kräfte entgegenzuführen. Auf den Höhen nördlich Rokeinitz trat Artillerie ins Gefecht, wie es ſchien zwei Batterieen. Die gezogenen Geſchütze überſchütteten das Feld mit Granaten. Von Prerau her erſchienen gleichzeitig vier, nach andrer Angabe fünf Eſcadrons Haller-Huſaren. Es war Zeit die Brigade zu ſammeln und an den Rückmarſch zu denken. Ehe dieſer indeß ausgeführt werden konnte, kam es noch zu einem ernſteren Rencontre. Reich an Ruhm für uns, aber auch an Verluſten.

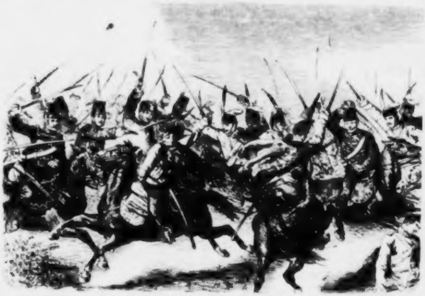
Oberſt v. Glaſenapp, als er die in ſeiner Flanke und ſeinem Rücken vorgehenden Haller-Huſaren anreiten ſah, wandte ſich gegen dieſe; der tapfere Commandeur ſelbſt (v. Glaſenapp) hat folgende Beſchreibung von dieſem Schlußtheile des Gefechtes gegeben:

». . . . Eben im Begriff die Züge und Escadrons meiner Landwehr-Huſaren zu ordnen, ertönte der Ruf: »Ungariſche Huſaren ſchneiden uns den Rückzug ab« und ich ſah eine Colonne feindlicher Huſaren in meinem Rücken. Ihr Erſcheinen erregte indeß keine beſondere Beſorgniß in mir, um ſo weniger als das langſame, bedächtige Vorrücken derſelben gerade nicht auf ſehr ernſtliche Abſichten deutete. Ich ſetzte alſo das Ordnen fort, ließ aber für die Detachirten »Apell« blaſen. Nun ſchwenkte ich mit Zügen kehrt, um ihnen entgegen zu gehn. In demſelben Moment erhielt ich die Meldung, daß eine andere Colonne feindlicher Huſaren die Schlucht, rechts von Przedmoſt, heraufrückte und ſah ſie nunmehr auch ſchon in meinem jetzigen Rücken auf dem Plateau, aber ebenfalls nur bedächtig vorrückend.

Es ſchien mir nicht räthlich, die beabſichtigte Attake auf den von Dlaluwitz vordringenden Feind ſchon jetzt zu machen, da mein Rücken zu ſehr bedroht war; andrerſeits hielt ich für ebenſo wenig rathſam, übereilt einen Ausweg aus dieſer Falle zu ſuchen, weil dadurch nur der Feind ermuthigt, meine Huſaren aber entmuthigt worden wären. Ich ließ deshalb vom rechten Flügel mit Zügen abbrechen und dann, halbrechts gehend, ſogleich in den Schritt fallen, um zu ſehen, wie der Feind dies aufnehmen würde; wonach ich dann meine weitren Maßregeln zu treffen gedachte. Dies in den Schritt fallen hatte den guten Erfolg, daß der in einem kurzen Trabe anrückende Feind ſtutzte und ebenfalls in den Schritt fiel. Die Colonne von Dlaluwitz her drehte ſich faſt nur auf der Stelle, meiner Bewegung folgend, um die Front gegen mich zu behalten, während die Colonne im Rücken mir folgte. Dieſen Zeitgewinn benutzte ich, um meine Inſtructionen an die Escadronschefs zu ertheilen. Der Führer der 1. Escadron, Premierlieutenant v. Zaſtrow, erhielt den Befehl, ſobald ich das Commando »Front« geben würde, mit ſeinen an der Queue marſchirenden Zügen ſofort Kehrt zu ſchwenken und die uns im Rücken folgende feindliche Colonne zu attakiren, während die Reſte der 2. und 3. Escadron dahin inſtruirt wurden, daß auf mein Commando »Front« jeder einzelne linksum wenden und ſo in einer feſtgeſchloſſenen Maſſe zur Attake auf die nunmehr in der linken Flanke befindliche feindliche Colonne losreiten ſolle.

Mittlerweile hatte das Regiment Zeit gewonnen, ſich ſo weit längs der Front der feindlichen Colonne fortzuſchieben, daß es die direkte Rückzugslinie zum General v. Hartmann frei bekam und nur noch in der Flanke bedroht war. In Erwägung dieſes immerhin glücklichen Umſtandes hielt ich es nunmehr an der Zeit, dem altpreußiſchen Reiter-Grundſatze getreu, die ſich mir und meinen braven Huſaren vielleicht nie wieder darbietende Gelegenheit auch nicht unbenutzt vorüber gehn zu laſſen, um uns mit einem Gegner gleicher Waffe zu meſſen, wenn derſelbe uns auch drei- und vierfach überlegen war. Der Rückzug war frei; was kann da einem ſchneidigen Reiter viel Nachtheiliges paſſiren, wenn er auch nicht reüſſirt. Das Zahlenverhältniß war ein ſolches, daß wir in einer Geſammtſtärke von 160 Mann (alles andre war detachirt) zwei Colonnen gegenüberſtanden, von denen die größere, links, drei Escadrons, die kleinere, in unſrem Rücken, zwei Escadrons zählte. Der Commandeur der Haller-Huſaren hat mir ſpäter dieſe Angaben gemacht.

Ich gab alſo die Commandos: Front! und Marſch, Marſch!, die von meinen braven Huſaren präciſe ausgeführt wurden, indem ſie ſich, in der vorgeſchriebenen Weiſe und ſo eilig es ihre total erſchöpften Pferde zuließen, kampfesmuthig auf die Feinde warfen, welche, von dieſem Angriff überraſcht, Halt machten und ſich ſtehenden Fußes dichtgeſchloſſen vertheidigten. Von meinem muthigen Pferde raſch gegen den Feind getragen, ſo daß ich meinen Huſaren weit vorkam, wechſelte ich mit dem feindlichen Commandeur und deſſen Adjutanten im Vorbeireiten einige Hiebe und drang dann in die Zieten-Schwadron ein, wo ich aber ſo eng umzingelt und mit Hieben bedeckt wurde, daß, ehe ich oder meine Huſaren mich heraushauen konnten, aus



9 Hiebwunden blutend (6 in Kopf und Genick, 3 in den Armen) beſinnungslos vom Pferde ſank.

Ein Durchbrechen und Sprengen der feindlichen Maſſe war bei den geringen Kräften nicht möglich, trotzdem die Huſaren unverzagt mit kräftigen Hieben einzudringen ſuchten und das Gefecht etwa eine Viertelſtunde fortſetzten, bis ſie, durch die vom General v. Hartmann wiederholt ertheilten Signale »Apell!« zurückgerufen, das Gefecht abbrachen und ſich, vom Feinde unverfolgt, nach dem Eiſenbahndamm zurückzogen, wo der übrige Theil des ganzen Detachements (Poſenſche Ulanen und Leib-Huſaren) bereits geſammelt, ſie aufnahm. Es war die höchſte Zeit, denn, nachdem der Feind ſeinen erſten Schreck überwunden und von der geringen Stärke des Detachements Einſicht genommen hatte, rückte er von allen Seiten nach der Furth vor, um daſſelbe von dort abzuſchneiden. Es gelang ihm aber nicht.«

So weit der Bericht des Oberſten v. Glaſenapp. Das Regiment (wir erinnern daran, nur 160 Köpfe ſtark) hatte ſchwere Verluſte: außer 3 Mann todt, waren 5 Offiziere und 52 Mann verwundet. Alſo mehr als ein Drittheil. Lieutenant Graf Rothkirch-Trach hatte ſieben Wunden und nur ſeinem treuen Pferde, das er, herabſinkend, um den Hals klammerte, verdankte er ſeine Rettung vor Gefangenſchaft.

Oberſt v. Glaſenapp fiel in die Hände des Feindes. Bald nach ſeiner Gefangennehmung war er nach Prerau gebracht und dort verbunden worden. Feldzeugmeiſter Benedek beſuchte ihn gleich darauf, umarmte und küßte ihn und ſprach ſich in Gegenwart ſeines ganzen Stabes voll Lob über ſeine und ſeiner Huſaren Bravour aus. Am Abend deſſelben Tages erſchien der Oberſt v. Marburg von den Haller-Huſaren mit ſeinem ganzen Offiziercorps, um ihm und in ihm ſeinem Regimente ſeine Hochachtung zu bezeugen. So ritterlich ehrte der Feind den tapfern Oberſten und ſeine Truppe.

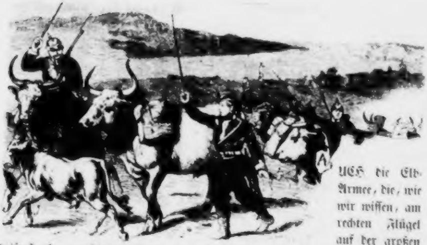
General v. Hartmann ging gegen Abend auf Tobitſchau zurück und vereinigte dort ſeine Diviſion.

Das Reſultat des Tages war, daß der Vormarſch des zweiten feindlichen Echelons (des VIII. und I. Corps) bei Tobitſchau durch die Brigade Malotki, bei Prerau durch ein Detachement der Cavallerie-Diviſion Hartmann geſtört worden war. Wir haben bereits S. 667 in der Kürze angedeutet, daß durch dieſen Vorſtoß der II. Armee von Weſt nach Oſt, wie durch den in gleicher Richtung ausgeführten Vorſtoß der I. Armee auf Göding und Lundenburg der Abmarſch des Feindes an der March hin unmöglich gemacht und nur noch (öſtlich ausbiegend) das Waagthal ihm geblieben war. Wir kommen darauf zurück.

Streifzug gegen Humpoles und Pilgram.

Rencontre bei Hollabrunn. — Streifzug bis Stockerau.

(Elb-Armee, am 8., 9. und 16. bis 22. Juli.)



AUCH die Elb-Armee, die, wie wir wiſſen, am rechten Flügel auf der großen Kaiſerſtraße marſchirte, hatte ihre Scharmützel und Rencontres; aber ſie waren leichter, unblutiger und in den meiſten Fällen kam es eben nur zur »Fühlung«, zu flüchtigen Berührungen mit dem Feind. Nichts Hervorragendes geſchah, aber viel Keckes und Munteres, und ergötzliche Kriegsbilder, Ueberfälle und Abenteuer reihten ſich an einander. An der Spitze der Elb-Armee marſchirte das Königs-Huſaren-Regiment (aus Bonn) und immer wach, immer im Sattel, immer dicht am Feind, entſpann ſich eine Reihenfolge heitrer Scenen und luſtiger Verfolgungen, ein bunter Wechſel von Glück und Unglück, von Erfolg und Mißerfolg, den einzelne Betheiligte in anmuthiger und lebendiger Weiſe zur Darſtellung gebracht haben. Wir entnehmen daraus einzelne Schilderungen, zunächſt den Streifzug der 2. Escadron (Rittmeiſter v. Maſſonneau) gegen Humpoles und Pilgram.

Gegen Humpoles und Pilgram (8. und 9. Juli.)

„Nach einem langen Marſch von Czaslau nach Habern, ſo heißt es in jenen Schilderungen, wurde die 2. Escadron Königs-Huſaren-Regiments in der Nähe des letztgenannten Städtchens auf dem Schloß Barocz des Baron v. Marowicz einquartiert. Die Freude über das erſte Cantonnement, welches wir ſeit dem 15. Juni beziehen ſollten, war groß, beſonders da es ſchien, als wollte die Gaſtfreiheit und Liebenswürdigkeit unſeres Wirthes und ſeiner Töchter uns für Vieles, das wir ſeit den letzten drei Wochen entbehrt hatten, entſchädigen. — Nach einem guten Diner, das in großem Gegenſatz zu den einfachen Mittagsmahlen im Bivouac ſtand, wurde ein kleiner Ball arrangirt. Die Damen gingen auf das Bereitwilligſte auf den Scherz ein und ſo vergaß man für den Augenblick den Krieg mit ſeinem Elend und Gräueln.

Die kleine Geſellſchaft walzte eben im bunten Gemiſch über das Parquet, als eine Ordonnanz eintrat, dem Rittmeiſter einen Befehl überbrachte, in Folge deſſen ſofort Alarm geblaſen wurde. In größter Eile ſtürzte Alles die Treppe hinunter, jeder eilte zu ſeinem Pferd und nach wenigen Minuten ſtand die Schwadron rangirt in dem Schloßhof.

Wir rückten auf der Straße gegen Humpoles vor und erfuhren bald, daß es einer Proviantcolonne von mehreren tauſend Wagen gelte, die den Ort Swetlan, in deſſen Nähe wir waren, vor drei Tagen paſſirt hatte. So ritten wir wohl fünf Stunden in dem gebirgigen Terrain faſt immer im Trabe fort, es war ſchon lange dunkel geworden und von der Gegend nur noch wenig zu erkennen. Wir kamen unverſehens an einen Hohlweg, der wegen ſeiner Enge ſchwierig zu paſſiren war, wie ſich denn auch mehrere Colonnenwagen, welche wir ſchon unterwegs getroffen und mitgenommen hatten, darin feſtfuhren.

Plötzlich wurde vor uns geſchoſſen und es kam die Meldung von Lieutenant v. Böſelager, welcher die Avantgarde führte, daß er ſich vor Humpoles befände und von Infanterie angegriffen ſei. Unſre Lage war ſchwierig. Es mochte wohl 11 Uhr Nachts ſein und die Nacht ſehr dunkel, dabei befanden wir uns in einer bergigen, ganz unbekannten Gegend, vorn vom Feinde angegriffen, in einen Hohlweg von beiden Seiten zwiſchen Felswände eingeklemmt und obendrein verſperrten uns die Wagen hinten den Rückzug. Zurück konnten wir alſo nicht, wollten auch nicht, jedenfalls wollten wir uns erſt überzeugen, wie ſtark die Stadt vom Feinde beſetzt ſei, und verſuchen denſelben heraus zu werfen. Der Fähnrich v. d. Schulenburg wurde daher zur Unterſtützung der Spitze vom Rittmeiſter abgeſandt und ſo ging es friſch darauf los. Es ſtanden uns, wie ſich ſpäter zeigte, öſtreichiſche

Gendarmerie (welche bei den Oeſtreichern auch Combattanten ſind) und ſächſiſche Infanterie entgegen und wohl eine halbe Stunde ſchoſſen wir uns mit ihnen herum. Allein da bei der Dunkelheit keine Rede von Zielen war, kamen wenig Verwundungen vor. So z. B. gab eine Abtheilung Gendarmen in einer Nebengaſſe auf eine unſrer Patrouillen eine Salve auf 10 Schritt und trafen nicht allein nicht, ſondern wurden auch obendrein, nachdem ſie die Gewehre weggeworfen hatten, von der Patrouille gefangen genommen.

Inzwiſchen war die Schwadron ſelbſt auch vorgedrungen, die Hauptſtraße geſäubert und auf dem Markt Poſto gefaßt. Der Feind zog ſich, da er uns wohl für viel ſtärker hielt, als wir in Wirklichkeit waren, unter fortwährendem Schießen aus der Stadt zurück und erreichte bald die Wälder und Sümpfe, die ſich bis an die Stadt erſtrecken. Eine weitre Verfolgung war für Cavallerie ganz unmöglich.

In der Stadt war es auch lebendig geworden. Der Bürgermeiſter war aus dem Bett geholt und erſchien alsbald im ſchwarzen Frack vor dem Herrn Rittmeiſter und begrüßte unter vielen Bücklingen die ungebetenen Gäſte, die gewaltig nach Eſſen ſchrieen. Es wurde daher noch in der Nacht geſchlachtet und gekocht und niemals ſchmeckte das Eſſen ſo gut, als hier in der Nacht am Feuer auf dem Marktplatz in Humpoles.

Unſre Lage war bei alledem nicht ungefährlich. Wir befanden uns 5 Meilen von jedem andern Truppentheil in nächſter Nähe des Feindes, der jeden Augenblick verſtärkt zurückkehren konnte. Außerdem hatten wir von den Bürgern nichts Gutes zu erwarten. Gegen letztere jedoch fand der Rittmeiſter ein ſehr wirkſames Mittel, er ließ nämlich Holz, Stroh und Theer auf den Platz bringen und erklärte dem Vorſtand, bei der geringſten Widerſetzlichkeit oder Ungehorſam das ganze Neſt in Brand zu ſtecken. Dies Mittel ſicherte gegen die Bürger, welche wir in Verdacht hatten, daß ſie ſich mit dem Feinde in Verbindung geſetzt und uns verrathen würden, vollkommen; gegen die Feinde ſicherten wir uns, ſo gut es ging, durch Poſten und Vedetten. Wir verbrachten die Nacht, durch nichts als durch ſtrömenden Regen beläſtigt, jeder bei ſeinem Pferde, indem jeder für das ſeinige Piquetpfahl war, auf dem Markt.

Frühmorgens ging es weiter, um dem Convoi, dem wir immer näher gekommen waren, keinen neuen Vorſprung zu laſſen. Nach mehrſtündigem Marſch kamen wir an die alte Abtei Seelau und konnten auf den jenſeitigen Bergen deutlich eine lange Wagenreihe erblicken, welche bei Trelowitz, vor welchem Ort wir uns befanden, von der Hauptſtraße abgeſchwenkt ſich jetzt gegen Patzau zu wenden ſchien. Kaum wurden ſie unſrer anſichtig, als die Wagen im Galopp davonjagten. Ein Zug unter Graf Pourtales Führung wurde zur Verfolgung nachgeſchickt und wir holten ſie nach einer halbſtündigen Hetzjagd ein. Einige Schüſſe wurden gewechſelt, doch ſchließlich warfen ſich die Gendarmen, unſre Bekannten vom vorigen Abend, ſeitwärts in die Büſche. Nachdem endlich ein Pferd des erſten Wagens erſchoſſen und vielen andern die Stränge durchhauen waren, zwangen wir die Wagen zum Stehen und führten ſie nach Trelowitz zur Schwadron zurück. Außer einigen Gendarmen fanden ſich nur Poſt- und Telegraphen-Beamte auf den Wagen und ein als »Preußiſcher Spion« vom Feinde mitgeſchlepptes Individuum erlöſten wir von ſeinen Banden. Die Wagen waren mit Hafer, Mehl und anderen Victualien beladen; doch fanden ſich bei genauerer Durchſuchung bedeutende Gelder, welche, obgleich ſie als »Armenfonds« und »Privat-Eigenthum« bezeichnet waren, doch zur näheren Prüfung mit allem Andern, unter Führung der Vice-Wachtmeiſter Graf Dönhoff und Rieck, unter ſtarker Bedeckung nach Iglau geführt wurden, wo ſelbige auch glücklich Nachts ankamen.

Nach kurzer Raſt brach die Schwadron von Trelowitz nach Pilgram auf, wohin ſich nach Ausſage der Leute der Hauptheil der Colonne gewendet hatte. Wir opferten die letzten Kräfte unſrer Pferde, allein der Vorſprung war zu groß. Bis auf 3 Stunden waren wir nachgekommen, als wir in Pilgram einrückten, mußten jedoch dicht vor dem Ziel die Verfolgung aufgeben, da die Colonne ihren Zweck, hinter die öſtreichiſchen Vorpoſten zu kommen, erreicht hatte, und wir den Pferden nach ſo anſtrengenden Märſchen (wir hatten in den zwei letzten Tagen faſt 17 Meilen gemacht) einige Ruhe gönnen mußten.

Am nächſten Morgen gingen wir, da wir weiter vorwärts nicht konnten, ſeitwärts nach Iglau zur Avantgarde der Elb-Armee zurück. Zwar hatten wir unſern Zweck nicht vollſtändig erreicht, vielmehr nur 32 Wagen genommen. Allein wir mußten uns damit begnügen, zogen unter lautem »Lehm up« und Hurrahruf mit unſeren Gefangenen, 16 an der Zahl, in Iglau ein und wurden herzlich von den Kameraden der Avantgarde begrüßt.«

Das Rencontre bei Hollabrunn (16.). Der Streifzug bis Stockerau (19. und 20.).

Die dieſem Streifzuge gegen Humpoles und Pilgram folgende Woche verlief ruhiger. Bis zum 14. verblieben die »Königs-Huſaren« an der Spitze der Avantgarde und gingen bis über die Thaya vor. Am 15. Ruhetag. Am 16. Weitermarſch zweier Schwadronen (der 2. und 4.) auf der Kaiſerſtraße. Dieſer Marſch, unter Führung des Majors Prinzen Heinrich von Heſſen und bei Rhein, war ein bloßes Manöver, um den am 16. erfolgenden Linksabmarſch der Elb-Armee auf Laa zu verdecken und den Feind in dem Glauben zu laſſen, daß unſre ganze rechte Flügel-Armee dieſe Straße verfolge. Den genannten beiden Schwadronen war weder Infanterie noch Artillerie beigegeben. Was dadurch an Kraft verloren ging, wurde durch Leichtbeweglichkeit gewonnen. Ohnehin galt es eben nur zu demonſtriren, einen Schein zu wecken.

Der kecke Ritt ging bis Stockerau. Den Aufzeichnungen eines Augenzeugen entnehmen wir das Folgende:

". . . . Am 16. früh brachen wir aus dem Bivouac auf (bei Znaym). Wir kamen dicht an ein Dorf vor dem Städtchen Hollabrunn und gewahrten jenſeit der Stadt auf einer Höhe drei feindliche Cavallerie-Regimenter, 20 Geſchütze und 1 Jäger-Bataillon. Dieſe Macht imponirte unſern beiden Schwadronen aber nicht; mit Kühnheit rückten wir in die Stadt, requirirten für 10,000 Mann Fourage und Lebensmittel und für etwa 100 Offiziere Eſſen. Die Einwohner weigerten ſich nicht, brachten das Requirirte auf Wagen in unſer Bivouac, wo wir natürlich nicht abſattelten, ſondern jeden Augenblick zu einem ernſten Gefecht mit der Uebermacht bereit ſein mußten. Wir ſetzten Feldwachen aus und eine Patrouille machte ſofort 2 Gefangene vom Regiment Savoyen-Dragoner.

Am 17. blieben wir ſtehen, ſtellten Feldwachen und Vedetten aus und ſchickten größere Patrouillen ins Land, wobei wieder 2 ungariſche Huſaren vom Regiment Liechtenſtein gefangen wurden. — Wir erhielten bald die Nachricht, daß der Feind zurückgegangen ſei und ſo verfolgten wir ihn am 18. bis Ober-Hollabrunn. Hinter dieſem Städtchen holten wir ihn ein; es kam aber zu nichts.

Am 19. gingen wir nun gegen Stockerau vor, drei Meilen ſüdlich, an der Donau. Wir ſollten es aber an dieſem Tage nicht erreichen. Es war ein prächtiger Ritt. Wir paſſirten zunächſt das wunderſchöne Schloß des Grafen Schönbrunn, machten dort Rendezvous und erfuhren, daß die Brigade Appel vor zwei Tagen dort gelegen und wir nun den Grafen Wallis vor uns hatten. Wir ließen uns trefflichen, alten Ungarwein und Butterbrod auf die Chauſſee kommen, und nachdem wir gut gefrühſtückt hatten, ging es bis Sierndorf, einem Schloſſe des Fürſten Colloredo, hier bezogen wir mit beiden Escadrons den Schloßhof, ſtellten Feldwachen aus und verbarrikadirten uns. Das Schloß iſt ganz wunderſchön, mit einem herrlichen Park; wir hatten Lebensmittel und Hafer für unſre Pferde genug, dinirten im Ahnenſaal und ließen uns durch die zurückgeliebenen fürſtlichen Diener ſerviren.

Stockerau blieb unſer Ziel. Wir hatten erfahren, daß ein Detachement Oeſtreicher daſelbſt ſtehe; wir hofften es abfangen zu können. Die 2. Escadron ging deshalb ſchon um 5 Uhr Morgens links hinter die Stadt und die 1. direkt auf die Stadt los. Aber Alles war ſchon ausgeflogen, wir machten nur eine gute Requiſition, ſogar einen Rehbock.

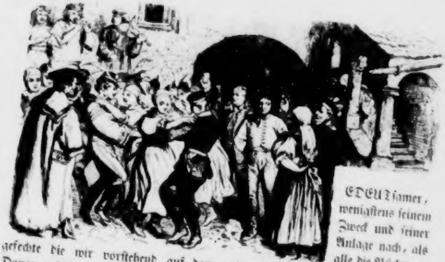
Da kam die Nachricht, daß der Feind ſehr ſtark anrücke und uns von drei Seiten eingeſchloſſen habe. Wir mußten zurück, zogen mit unſrem Proviant ab, erreichten glücklich Schloß Ziersdorf, ſetzten Feldwachen gegen Stockerau aus und geriethen bald mit ungariſchen Huſaren ins Gefecht. Wir ſchlugen uns mit ihnen herum, aber ſie hielten nicht mehr Stich und zogen ſich ſeitwärts. Noch denſelben Abend gingen wir bis Göllersdorf zurück (als wir eben Ziersdorf verlaſſen hatten, rückte ein Bataillon öſtreichiſcher Jäger ein, um uns zu überfallen) und bezogen bei einem großen Kloſterhof ein Bivouac.

Am 21. erreichten wir Hollabrunn, alſo ſo ziemlich den Punkt, von dem aus wir unſern Streifzug begonnen hatten. Wir blieben hier bis zum andern Tag (22.) und marſchirten dann durch Hohlwege und Engpäſſe, über hohe und ſteile Berge, links ab von der Straße nach Nieder-Hollabrunn. Hier wurden wir mit Jubel begrüßt; man hatte uns bereits verloren gegeben. Am ſelben Tage begann die Waffenruhe.

Dieſe Waffenruhe indeß begann erſt, nachdem noch die letzten Stunden des Krieges Zeuge eines unentſchiedenen, aber intereſſanten und mit erheblichen Kräften geführten Gefechtes geweſen waren. Wir geben daſſelbe im nächſten Capitel.

Das Gefecht bei Blumenau.

Am 22. Juli.



EDEUTſamer, wenigſtens ſeinem Zweck und ſeiner Anlage nach, als alle die Rückzugsgefechte die wir vorſtehend auf dem weiten Wege von der Elbe bis zur Donau geſchildert haben, war das Schlußgefecht an der Donau ſelbſt, das »Gefecht bei Blumenau« wie wir es, »bei Preßburg« wie die Oeſtreicher es nennen. Der Zweck dieſes Gefechtes — und hieraus erhellt am beſten ſeine Bedeutſamkeit — ging unſrerſeits dahin: die Vereinigung der bereits an der Donau ſtehenden öſtreichiſchen Armee mit der zu weſentlichem Theile immer noch im Anrücken begriffenen Nord-Armee zu hindern, oder doch hinauszuſchieben. Gelang dies, glückte es nach einem ſiegreichen Gefecht vor den Thoren Preßburgs, Preßburg ſelbſt zu beſetzen, ſo ſtanden wir zwiſchen den beiden öſtreichiſchen Armeen und zwangen die an der Donau eintreffende Nord-Armee abermals öſtlich, nach links hin auszubiegen, etwa erſt bei Komorn über die Donau zu gehn und unter Beſchreibung eines weiten Bogens von Süden her in Wien einzurücken. Solch ein Bogenmarſch würde unter fünf bis ſechs Tagen kaum ausführbar geweſen ſein, ein Zeitabſchnitt, der für unſre concentrirt im Marchfelde und zwar am Rußbach hin ſtehende, zuſammen 120,000 Mann ſtarke 1. und Elb-Armee ausgereicht haben würde, einen entſcheidenden Schlag gegen Wien zu thun. Aus dieſen Andeutungen mag ſich die Bedeutung des Gefechtes bei Preßburg ergeben.

Ehe wir zu ſeiner Schilderung übergehen, geben wir zuvor eine Schilderung der Situation und der Localität.

Die Situation war am 21. Abends die folgende:
Jn und bei Wien im Lager zu Florisdorf ſtanden
das V. Armee-Corps,
das IX. Armee-Corps,
das X. Armee-Corps,
das III. Armee-Corps,
mit andern Worten, von einzelnen Garniſonstruppen abgeſehn, zwei Corps der Süd- und zwei Corps der Nord-Armee und zwar jene beiden Corps (das X. und das III.), die nach dem 3. Juli entweder direkt auf Wien gegangen waren, oder doch von Olmütz aus eher ihren Marſch gegen Süden angetreten hatten als unſre Armeen in der Flanke erſcheinen und durch ihre Vorſtöße (auf Tobitſchau, Prerau, Göding und Lundenburg) die nach Süden abziehenden öſtreichiſchen Corps zu einem Ausbiegen nach Oſten zwingen konnten. Dieſe letztren Corps: das IV. und II., das VIII. und I., endlich das VI. und die ſächſiſche Diviſion Stieglitz waren zwar bemüht geweſen, durch forcirte Märſche den Zeitverluſt wieder zu balanciren und trotz eines bedeutenden Umweges vor uns bei Preßburg, alſo am äußerſten rechten Flügel der an der Donau hin aufgeſtellten Süd-Armee zu erſcheinen; — unſrerſeits aber (wie wir dies Eingangs bereits hervorgehoben haben) waren ähnliche Anſtrengungen gemacht worden um den erkennbaren Zweck dieſer forcirten Märſche zu vereiteln und durch Beſetzung Preßburgs einen Riegel zwiſchen die bereits an der Donau ſtehende Süd-Armee und die noch im Anrücken begriffene Nord-Armee zu ſchieben. Man könnte alſo ſagen: es entſpann ſich ein Wettlauf zwiſchen Freund und Feind, wer zuerſt Preßburg erreichen, reſp. wer es behaupten würde.

Auch noch ein Wort über die Localität.

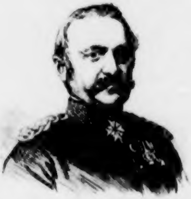
Zwiſchen Wien und Preßburg liegt das Marchfeld, im Süden halbkreisförmig von der Donau, im Norden halbkreisförmig von der Eiſenbahn umfaßt. Die Grenze nach Oſten hin (eine Meile vor Preßburg ſenkrecht in die Donau einmündend) bildet die March. Nach Weſten hin dehnt ſich das Marchfeld bis Wien; an der Oſtſeite, bis Preßburg und drüber hinaus erheben ſich die kleinen Karpathen. Wer alſo am öſtlichen Marchufer nach Preßburg will, muß, und dies war unſre Aufgabe, durch den Fuß der Karpathen hindurch, deren einzige von Nordweſt nach Südoſt führende Straße (eben die Straße von Marchegg nach Preßburg) ein Defilé

bildet, das etwa eine Meile in Front von Preßburg, bei den links und rechts am Abhange gelegenen Dörfern Kaltenbrunn und Blumenau am beſten zu vertheidigen iſt.

Und hier wurde es auch vertheidigt. Wir hatten alſo, wenn wir Preßburg auf nächſtem Wege erreichen wollten, dieſen Paß bei Blumenau entweder zu forciren, oder ihn, unter kühner Benutzung halb unpaſſirbarer Gebirgspfade, zu umgehn. Wir werden ſehen, daß zur Sicherung des Erfolges beides verſucht und im Weſentlichen beides erreicht wurde. Als die Waffenruhe, wie beide Theile behaupten, ſtörend dazwiſchen trat, war unſrerſeits jedenfalls bereits ein großer Erfolg errungen, es muß aber — und wir werden das ſpäter eingehender hervorheben — allerdings dahingeſtellt bleiben, ob wir im Stande geweſen ſein würden dieſen Erfolg feſtzuhalten oder ob wir nicht doch in die Lage gekommen wären, dieſen errungenen Erfolg wieder ſchwinden zu ſehn.

Wir ſchreiten nun zur Schilderung des Gefechtes ſelbſt; es wird unvermeidlich ſein, dabei einige der ſchon angedeuteten Punkte noch einmal zu berühren.

Zum Marſche auf Preßburg war unſrerſeits das IV. Armee-Corps auserſehn; es waren dieſelben Diviſionen (7. und 8.) die am 3. Juli in den Kämpfen am Swiep- und Hola-Walde geglänzt und durch ihre ruhmreiche Ausdauer ſo viel zum Siege beigetragen hatten. Generallieutenant v. Franſecky, Commandeur der 7. Diviſion, wurde für das Unternehmen auf Preßburg mit dem Commando des Armee-Corps betraut; der Führer



der 15. Brigade, Generalmajor v. **Boſe**, übernahm das Commando über die 8. Diviſion. Letztere Diviſion marſchirte ſchon ſeit dem 17. am linken Marchufer, die 7. ging am 21. bei Anger vom rechten auf das linke Ufer über und rückte bis Stampfen vor. Am 22. früh war die Stellung unſrer für das Unternehmen auf Preßburg beſtimmten Truppen die folgende:

die 8. Diviſion (am weiteſten vor) ſüdlich Biſternitz;

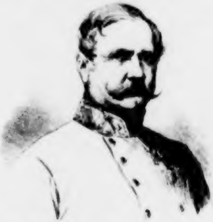
die 7. Diviſion (eine halbe Meile weiter zurück) bei Maßt und Stampfen;

die Reſerve-Artillerie des IV. Armee-Corps (5 Batterieen unter Oberſt Scherbening) weiter nördlich bei Zohor;

die Cavallerie-Diviſion Hann weſtlich bei Marchegg;

zuſammen 19 Bataillone, 24 Escadrons, 78 Geſchütze. Wir bemerken gleich hier, daß dem urſprünglich 22 Bataillone ſtarken Armee-Corps 3 Bataillone fehlten; das 4. Jäger-Bataillon war zur Avantgarde der I. Armee abcommandirt, das 2. Bataillon 27. Regiments war als Etappen-Beſatzung in Horſitz, das 2. Bataillon 26. Regiments zu gleichem Behuf in Brünn zurückgeblieben.

Dieſen unſren Streitkräften ſtanden öſtreichiſcherſeits die Brigade Mondl vom X. Armee-Corps und das ganze II. Armee-Corps gegenüber. Doch muß hervorgehoben werden, daß von dieſer etwa 30,000 Mann ſtarken feindlichen Armee bei **Beginn des Gefechtes** nur zwei Brigaden, die Brigaden Mondl und Henriquez, am Platze waren und daß ſelbſt um die Mittagsſtunde, als die Waffenruhe eintrat, ein nicht unerheblicher Bruchtheil des II. Armee-Corps, Feldmarſchallieutenant Graf **Thun**, immer noch jenſeit Preßburg (öſtlich) ſtand.



Etwa um 5 Uhr früh begann der Vormarſch. Generallieutenant v. Franſecky hatte dahin diſponirt:

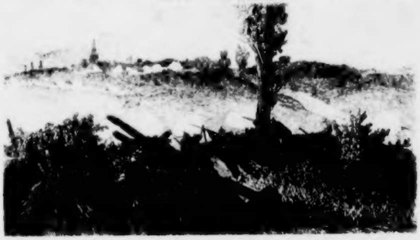
daß er mit der 7. Diviſion und dem an dieſem Tage ihr beigegebenen Regiment Nr. 72 den Feind in der Front feſthalten werde, bis die 15. Brigade (Regimenter 31 und 71) unter Generalmajor v. Boſe eine Umgebung in der linken Flanke ausgeführt und zwiſchen Blumenau und Preßburg ſich einſchiebend, den Rücken des Feindes gewonnen haben würde.

Dieſer Dispoſition gemäß wurde verfahren. So kurz die nur noch gegebene Zeit war, höchſtens 7 Stunden, ſo würde ſie doch ſehr wahrſcheinlich ausgereicht haben das Unternehmen glücklich durchzuführen, wenn nicht, durch eine gewiſſe Ungunſt der Verhältniſſe, der in der Front auf Meldung wartende General v. Franſecky ohne allen Bericht über das zwar ſchwierige, aber nirgends zum Stehen gebrachte Vordringen der Umgehungs-Colonne geblieben wäre. Als endlich Meldung einging, war es zu ſpät. Der glücklichſte Moment, ganz abgeſehen von der dazwiſchen tretenden Waffenruhe, war verſäumt.

Wir begleiten zunächſt die 7. Diviſion bei ihrem Vorrücken. Sie dirigirte ſich in aller Frühe von Stampfen auf Biſternitz, eine halbe Meile in Front der Dörfer Kalte[illegible]runn und Blumenau. Ein Cavallerie-Rencontre zwiſchen der 3. Escadron (Major v. Hymmen) 10. Huſaren-Regiments und zwei ſchwachen Escadrons des öſtreichiſchen Ulanen-Regiments Kaiſer Franz

Joſeph leitete das Gefecht ein. Die Ulanen wurden geworfen; Major v. Hymmen verwundet. 7 Uhr früh.

Unſre Infanterie — während wir mit 36 Geſchützen von ſüdlich Biſterniß aus ein Feuer eröffneten — avancirte inzwiſchen links und rechts an den Höhen hin und ſuchte mit der Rechts-Colonne (2. Bataillon vom 72. und Füſilier-Bataillon vom 66. Regiment) Kaltenbrunn, mit der Links-Colonne (1. und Füſilier-Bataillon 72, Füſilier-Bataillon 27 und alle drei Bataillone 67) Blumenau zu gewinnen, oder doch bis in die Nähe dieſer Dörfer ſich vorzuſchieben. Fünf weitre Bataillone: das 1. und 3. vom 26., das 1. und 2. vom 66. und das 1. vom 27. Regiment folgten. Um 8½ Uhr griffen auch die Batterieen der Reſerve-Artillerie von ſüdlich Biſterniß ein; 9½ Uhr, da das Feuer ſich erfolglos erwies, avancirte Oberſt Scherbening am rechten Flügel.



Im Großen und Ganzen kamen wir über dieſen Artilleriekampf nicht hinaus. Das Defilé zu forciren, bevor Meldung über die glücklich ausgeführte Umgebung eingetroffen war, war bei der für Geſchützwirkung trefflich gewählten Stellung des Feindes mindeſtens mißlich, — jene Meldung aber wollte nicht eintreffen. An ihrem Ausbleiben ſcheiterte das Unternehmen.

Dies war um ſo beklagenswerther als die Umgehungs-Colonne ihre Aufgabe in brillanter Weiſe gelöſt hatte. Wir folgen jetzt dieſer.

Um 6 Uhr früh trat die 15. Brigade an. Generalmajor v. Boſe bildete eine linke und eine rechte Flügelcolonne; links marſchirte das Regiment 31, rechts das Regiment 71, Förſter und Bauern waren jeder Colonne als Führer beigegeben; ſo begann der Marſch über die Berge; am Gemſenberge, unmittelbar nördlich von Preßburg und bereits im Rücken der Blumenau-Stellung, ſollte die Vereinigung beider Colonnen ſtattfinden.

Mit großer Exactheit, und zwar im Weſentlichen ohne Störung durch feindliche Truppentheile, wurden dieſe Bewegungen ausgeführt. Oberſt Avemann, der die rechte Flügelcolonne (Regiment 71) führte, langte zuerſt am Fuße des Gemſenberges an; er ſtieß hier auf das 2. Bataillon Belgien-Infanterie der Brigade Henriquez, nahm ſein Füſilier-Bataillon an die Spitze, griff an und warf die »Belgier« unter großen Verluſten vom Gemſenberg hinab. Das geworfene Bataillon zog ſich weſtlich auf Preßburg (den Bahnhof) zu. Beinah unmittelbar nach dieſer Action traf auch die linke Flügelcolonne (Regiment 31) am Gemſenberge ein.

Generalmajor v. Boſe, in raſchem Erkennen, daß es ſich, wenigſtens zunächſt, mehr darum handle unmittelbar in den Rücken der Blumenau-Stellung zu kommen, als, vor Oeffnung des Defilés, Preßburg zu beſetzen, disponirte ſofort dahin, daß das Füſilier-Bataillon 71., Behufs Rückendeckung in ſeiner Stellung am Gemſenberge, mit Front gegen Süden, zu verbleiben habe, während er ſelber den Reſt der Brigade, mit einer Rechtsſchwenkung, am Eiſenbrunnel vorbei (wo das 9. Jäger-Bataillon nach kurzem Kampf geworfen wurde) ins Mühlthal bis dicht an die Eiſenbahn führte. Hier ſtand er, genau halben Weges, zwiſchen Blumenau und Preßburg, ſeine fünf Bataillone zwiſchen die in Echelons ſtehenden Brigaden des Feindes ſchiebend. Nach Einnahme dieſer Stellung meldete er an Generallieutenant v. Franſecky, daß er zwiſchen Kunſtmühle und Probaskamühle im Rücken des Blumenau-Defilés ſtehe. Dieſe Meldung traf ein. Aber ſchon vorher war auf der ganzen Linie in Front von Blumenau die Waffenruhe verkündet, das Gefecht vor Eintritt in ſeine Entſcheidung abgebrochen worden.

Ein ziemlich erregter literariſcher Kampf — wir deuteten dies ſchon an — iſt ſchließlich darüber geführt worden: was der Ausgang des Gefechtes geweſen ſein würde. Beide Theile, einzelne wenige Stimmen abgerechnet, ſind der Meinung, daß ihnen der Sieg zugefallen ſein würde.

Wir wollen auch mit unſrer Anſicht nicht zurückhalten.

Erwägen wir, daß wir nach einem klar gefaßten Plane, unter Beſiegung großer Schwierigkeiten, die zwei Brigaden ſtarke Frontalſtellung des Feindes mit großer Präciſion und um das bekannte Wort noch einmal zu citiren mit »Eleganz« umgangen hatten; erwägen wir, daß der Feind ſeit dem Tage von Königgrätz in ſeiner Zuverſicht gebrochen, wir aber, außer durch Führung und Bewaffnung, ihm namentlich an dieſer Zuverſicht überlegen waren, ſo will es uns als wahrſcheinlich erſcheinen, daß wir bei Fortſetzung des Gefechtes, in einer einzigen Stunde die bei Blumenau ſtehenden zwei Brigaden eingeſchloſſen und gefangen genommen hätten, bevor die in und um Preßburg ſtehenden drei Brigaden im Stande geweſen ſein würden herbei zu eilen und das Blatt zu Gunſten Oeſtreichs zu wenden.

Dieſer Suppoſition liegt aber immer die Annahme unſrer Superiorität zu Grunde, einer Superiorität, in die wir uns nicht eitel hineingedacht, ſondern die wir in einer Reihe der blutigſten Kämpfe bewieſen hatten. Will man uns dieſe Superiorität aber nicht zugeſtehn (und dem Feinde iſt dies kaum zuzumuthen), glaubt man gegneriſcherſeits die Bataillone die ſich gegenüberſtanden als gleichgewerthete anſehn und geſtützt darauf die Partie die geſpielt wurde als eine Schachpartie anſehn zu dürfen, über deren muthmaßlichen Ausgang es geboten ſei lediglich nach der Stellung*) der Figuren zu urtheilen, ſo unterhalten wir allerdings erhebliche Zweifel, ob es uns geſtattet ſein kann, uns den Sieg ſo ohne Weiteres zuzuſchreiben. Wir befanden uns in der Lage deſſen, der, während er von hinten her

---

*) Die feindliche Stellung war, unmittelbar vor Eintritt der Waffenruhe, im Weſentlichen die folgende.

In Front, gegen die 7. Diviſion (Franſecky) kämpften

7 Bataillone der Brigade Mondl,
1 4pfündige (Brigade) Batterie,
9 Escadrons Ulanen,
1. und 2. Bataillon Heſſen,
2 8pfündige Batterieen der Armee-Geſchütz-Reſerve,
2 Cavallerie-Batterieen.

Im Centrum — durch unſre Umgehungs-Colonne bereits durchſchnitten und in zwei Hälften getheilt — ſtanden:

nach Blumenau zu	9. Jäger-Bataillon, Regiment Belgien, Regiment Roßbach,
nach Preßburg zu	Regiment Jellacic, Regiment Sachſen-Weimar, 2 8pfündige Batterieen der Corps-Geſchütz-Reſerve.

In Reſerve (bei Preßburg) befanden ſich:

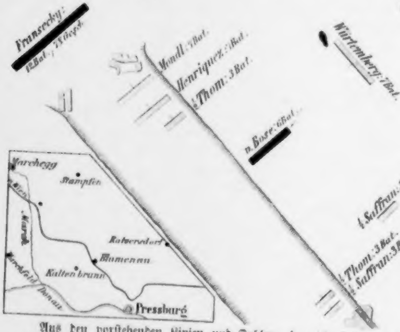
48 Geſchütze,
das 3. Bataillon Heſſen, und
das Regiment Holſtein,

während die ganze Brigade Würtemberg uns, von Oſten her, in der Flanke faßte. — So die feindliche Aufſtellung, um 12 Uhr Mittags, im Detail. Unſre Zeichnung (ſiehe die nächſtfolgende Seite) vermeidet einerſeits dieſe Details, andrerſeits hat ſie — des klareren Bildes halber — die im Centrum fechtenden Truppentheile ſchärfer nach Nord und Süd hin getrennt, als es in Wirklichkeit der Fall war. Die Bataillone ſtanden ziemlich dicht, neben und hinter einander, ohne einen ſolchen bedeutenden Zwiſchenraum wie unſre Zeichnung in der Mitte zeigt.

zugreifen will, von hinten her ſelbſt gegriffen wird, und während wir zwei feindlichen Brigaden eine Grube graben wollten, in die ſie dann hineinzufallen hatten, gruben drei andre Brigaden uns eine Grube, in die wir (wenn die Grubengräber ſchnell waren) unſrerſeits hineinfallen mußten.

Wir glauben nicht, daß dies geſchehen wäre, die moraliſchen Kräfte waren zu ungleich; aber der ſichtbare Stand der Partie ſprach nicht unbedingt zu unſren Gunſten.

Dieſer ſichtbare Stand — wegen der Details verweiſen wir auf die Anmerkung der vorſtehenden Seite — war bei Eintritt der Waffenruhe im Weſentlichen der folgende:


Fransecky: 12 Bat.; 7 Geſch.
Mondl: 7 Bat.
Henriquez: 7 Bat.
½ Thom: 3 Bat.
Würtemberg: 7 Bat.
v. Bose: 6 Bat.
½ Saffran: 3 Bat.
½ Thom: 3 Bat.
½ Saffran: 3 Bat.
Marchegg
Stampfen
March
Ratzersdorf
Blumenau
Kaltenbrunn
Donau
Pressburg

Aus den vorſtehenden Linien und Zahlen, ſo wiederholen wir, ſoll nur das Bild der Situation, die Sachlage im Großen und Ganzen erhellen; das abgetrennt ſtehende Füſilier-Bataillon vom 71., ebenſo die detachirt ſtehenden Jäger-Abtheilungen des Gegners ſind nicht ſpeziell eingetragen worden, um das Bild nicht zu verwirren.

Unerſchüttert in unſrem Vertrauen auf Sieg, haben wir doch auch gegen den Feind Gerechtigkeit üben und alles hervorheben wollen, was für ihn in die Schale fallen mochte.

Neben dem ſchwebenden Streit iſt noch eine andre Frage angeregt worden: ob das Gefecht bei Blumenau, nachdem der Abſchluß der Waffenruhe ſo gut wie geſichert war, nicht Freund und Feind erſpart bleiben konnte. Ganz abgeſehn davon, daß der Krieg nicht das Terrain iſt für derartige Erwägungen, war der Beſitz von Preßburg ein Preis hoch genug, um etwas dafür einzuſetzen. Die Einnahme dieſer Stadt wäre nicht allein ein neuer ſprechender Beweis von der Energie und Umſicht unſrer Heerführung geweſen, ſondern es hatten auch die Hülfsmittel der wohlhabenden Stadt unſren, durch Entbehrung hart mitgenommenen Truppen während der Waffenſtillſtandswochen eine erhebliche Erleichterung geboten. Dies Reſultat unterblieb und ſo mag man denn die Opfer beklagen, die dieſer letzte Kampf koſtete; aber es war nur in der Ordnung an die mögliche Gewinnung des Preiſes auch einen Einſatz zu wagen. Unſer Geſammtverluſt belief ſich auf 8 Offiziere und 199 Mann, zwei Offiziere (die Lieutenants v. Rohrſcheidt und v. Petersdorff vom Füſilier-Bataillon des 71.) todt. Letztgenanntes Bataillon war überhaupt am härteſten betroffen worden. Die Oeſtreicher verloren 170 Mann; über ein Drittel des Geſammtverluſtes entfiel auf das Regiment Belgien.

Unſre im Gefecht geweſenen Truppen gingen, laut Vereinbarung, in die als Demarcationslinie beſtimmte Linie Marchegg-Biſternitz-Stampfen zurück.

18
66.
HÜHNERWASSE
ÜNCHENGRÄTZ
PODOL
GITSCHIN
NACHOD
SKALITZ
KÖNIGINHOF
KOENIGGRAETZ

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Zu den Illuſtrationen.

Der Unterzeichnete, betraut mit der ſchönen Aufgabe der Illuſtrirung eines Werkes über die großen Erfolge der vaterländiſchen Waffen im Jahre 1866, hat verſucht, in der Darſtellung jener Ereigniſſe vor Allem treu, in den allegoriſchen Illuſtrationen möglichſt verſtändlich zu ſein. Durch beſondere Gunſt den Vorgängen in Böhmen vom Einmarſch bis Mitte Juli 1866 nahe geführt, Augenzeuge des Tages von Königgrätz, dann am Main Ende Juli und Auguſt, im Lager von Brünn und auf den Gefechtsfeldern der kronprinzlichen Armee im September, bis zum Einzuge der Truppen in Berlin Studien ſammelnd, hat derſelbe auf ſpäteren Reiſen, 1867 und 1868, vervollſtändigend, alle wichtigen Punkte von Stade bis Würzburg und Seybottenreuth, von Brünn bis Preßburg, an Ort und Stelle gezeichnet und dieſe Aufnahmen und einzelne Photographieen den Illuſtrationen zu Grunde gelegt. Ebenſo iſt derſelbe beſtrebt geweſen die Beſonderheiten der Ausrüſtung der verſchiedenen Armeen im Jahre 1866 zu beobachten. Durch beſondere Freundlichkeit der Königlichen Hof-Photographen L. Haaſe u. Comp. hier iſt demſelben die große Erleichterung gewährt worden, die Portraits der gefallenen Stabsoffiziere dem in ihrem Verlage erſchienenen Werk „Ein Denkmal den gefallenen Kameraden“, entnehmen zu dürfen. Schätzenswerthe Notizen und Portraits ſind in bereitwilligſter Weiſe von höheren Offizieren zur Benutzung geſtattet worden, wofür der Unterzeichnete auch hier an dieſem Platze ſeinen beſonderen Dank abſtattet.

Daß ſeine Zeichnungen faſt durchweg mit verſchwindend wenigen Ausnahmen in rühmlicher Vortrefflichkeit im Holzſchnitt ausgeführt ſind, wird den beſten Beweis von der Höhe der Leiſtungsfähigkeit des Berliner Holzſchnittes geben. Soweit nicht in dem Illuſtrationsverzeichniß eine auswärtige Holzſchnitt-Anſtalt genannt iſt, rühren alle Holzſchnitte von hier am Orte lebenden Holzſchneidekünſtlern her. Die Leitung der Ausführung dieſes Theiles des Werkes iſt der Sorge des Herrn Hermann Müller zu allſeitiger Zufriedenheit anvertraut geweſen.

Berlin, im April 1870.

Ludwig Burger.

Verzeichniß der Illuſtrationen im Text.

Einleitung.

				In Holz geſchnitten von
1	S.	3	Abſchnitts-Initial D. Boruſſia deutet auf die Nothwendigkeit maritimer Entwickelung und nimmt von Schleswig-Holſtein Beſitz. Auſtria greift zum Schwert. Im Buchſtaben Andeutungen früherer Rivalität der Häuſer Hohenzollern und Habsburg	H. Schmidt.
2	S.	15	Initial J. zu „Bis zum 13. März 1866.“ Das Condominium in Schleswig-Holſtein	A. Vogel.

				In Holz geſchnitten von
3	S.	24	Initial B. zu „Die Einberufung der holſteiniſchen Stände.“ Den gordiſchen Knoten der Verwickelungen in Schleswig-Holſtein andeutend, welcher durch die Federn nicht gelöſt werden kann	E. Tetzel
4	S.	35	Initial K. zu „Bis zum 14. Juni.“ Einrücken Preußens in Holſtein. Abzug der öſtreichiſchen Garniſon	E. Hackenbeck
5	S.	38	Initial O. Der Blitzſtrahl der Bundesabſtimmung am 14. Juni, von Preußen abprallend, trifft tödtlich den deutſchen Bund	E. Tetzel
6	S.	40	Initial A. zu „Weſſen iſt die Schuld?“	E. Tetzel
7	S.	46	Schlußvignette. Das öſtreichiſch-preußiſche Bündniß fällt auseinander. Aus dem Haupte der Zwietracht entſpringt der Krieg mit Schwert und Fackel	F. Galle

Oeſtreich und Preußen rüſten.

8	S.	49	Abſchnitts-Initial N. Boruſſia tritt gerüſtet in das dräuende Unwetter. Der öſtreichiſche Greif zum Sprung bereit	A. Vogel
9	S.	51	Initial O. zu „Oeſtreich rüſtet!“ Oeſtreichs Völkergemiſch wird zu den Waffen gerufen, von der eiſernen Gewalt zuſammengehalten	E. Hackenbeck
10	S.	63	Initial P. zu „Preußen rüſtet!“ Alle Stände, Jung und Alt, eilen bereitwillig zu den Waffen, ein Volk in Waffen, durch Fleiß zuſammengehalten	E. Hackenbeck
11	S.	70	Schlußvignette. Waffen- und Kaſſenbereitſchaft Preußens	H. Schmidt

Die Occupation Sachſens. Die Manifeſte.

12	S.	73	Abſchnitts-Initial P. Das ſächſiſche Wappen unter Paſſionsblumen	E. Hackenbeck
13	S.	74	Initial N. Preußiſche Dragoner durch ein ſächſiſches Dorf reitend	E. Hackenbeck
14	S.	75	Initial L. Sächſiſcher Reiter, die Grenze ſeines Vaterlandes verlaſſend	E. Tetzel
15	S.	80	Initial A. zu „Die Manifeſte.“ Der Degen unterſtützt die Federn	Ebel
16	S.	88	Schlußvignette. Der preußiſche Adler, auf dem ſächſiſchen Wappen thronend	A. v. Steindel

Böhmen und das Iſergebiet. Die Kriegspläne.

17	S.	91	Abſchnitts-Initial B. Mittelböhmiſche Landſchaft. Das böhmiſche Wappen und die böhmiſche Krone im Buchſtaben	A. Lütke
18	S.	96	Initial F. zu „Das Iſergebiet.“ Der Böhme, an die einſtige Größe Böhmens denkend, über ihm der böhmiſche Löwe im Wappen	F. Galle
19	S.	98	Böhmiſches Dorf	A. Lütke
20	S.	100	Ein böhmiſches Hoſtinec (Gaſthaus)	A. v. Steindel

			In Holz gezeichnet von
21.	S. 102.	Initial W. zu „Der preußiſche Plan. General v. Moltke.“ Der öſtreichiſche Adler ſiegesſtolz; über ihm der preußiſche Adler im Bündniſſe mit Italien	Ebel
22.	S. 109.	Initial O. zu „Der öſtreichiſche Plan.“ Im Buchſtaben die Figur der Schweigſamkeit	Braun
23.	S. 111.	Schlußvignette. Wappen Berlins, im Beſitz Oeſtreichs geträumt durch Benedek	H. Schmidt

Der Feldzug im Iſergebiet. Die Elb- und I. Armee bis Gitſchin.

24.	S. 115.	Abſchnitts-Initial A. Unter den Fittigen des öſtreichiſchen Doppeladlers, der öſtreichiſche und der ſächſiſche Soldat in Waffenbrüderſchaft. Andeutungen früherer, gleich unglücklicher Waffenkameradſchaft im 7jährigen Kriege	A. Lütke
25.	S. 117.	Initial R. Sächſiſche Infanterieposten im Feldanzug	H. Müller
26.	S. 119.	Initial D. zu „Die Elb-Armee. General Herwarth v. Bittenfeld.“ Die Wappen von Rheinland und von Weſtphalen im Buchſtaben	H. Schmidt
27.	S. 123.	Initial F. zu „Die Elb-Armee vom 22. bis 26. Juni.“ Königs-Huſaren die öſtreichiſche Grenze begrüßend	H. Müller
28.	S. 125.	Initial H. Oeſtreichiſcher Huſar auf Vorpoſten	C. Hakenbeck
29.	S. 125.	Generalmajor v. Schöler	C. Hakenbeck
30.	S. 129.	Scene aus dem Waldgefecht bei Hühnerwaſſer	A. Lütke
31.	S. 130.	Schlußvignette. Die preußiſche Pickelhaube nimmt von dem böhmiſchen Wappen Beſitz	A. v. Steinkel
32.	S. 134.	Große Initiale H. Böhmiſche Dorfbewohner vor der preußiſchen Heeresſchlange flüchtend	A. Lütke
33.	S. 138.	Initial H. zu „Einmarſch der I. Armee.“ Marſchſcene in Böhmen	F. Galle
34.	S. 141.	Scene: Nach dem Gefecht bei Einſiedel	A. Vogel
35.	S. 143.	Initial D. zu „Die 7. Diviſion bis an die Iſer.“ Brandenburgiſche Jäger in ein verlaſſenes böhmiſches Haus eindringend	H. Schmidt
36.	S. 148.	Initial G. zu „Die 8. Diviſion bis an die Iſer.“ Nach dem Gefecht bei Liebenau	H. Müller
37.	S. 149.	Generallieutenant v. Horn	A. Lütke
38.	S. 154.	Initial P. zu „Gefecht bei Podol.“ Gefecht an den Brücken	A. Vogel
39.	S. 160.	Dorfgefecht in Podol. General v. Boſe an der Spitze ſeiner Truppen	C. Hakenbeck
40.	S. 161.	Oberſtlieutenant v. Drigalski	H. Müller
41.	S. 164.	Initial D. zu „Die Vereinigung der I. Armee mit der Elb-Armee.“ Marktplatz in Münchengrätz	A. v. Steinkel
42.	S. 170.	Gefecht bei Münchengrätz. Durchwaten der Iſer.	H. Schmidt
43.	S. 175.	Gefecht bei Münchengrätz. Einnahme von Kloſter	A. v. Steinkel
44.	S. 179.	Gefecht bei Münchengrätz. Kampf an der Burgruine Weleczow bei Boſin	A. Lütke und H. Müller
45.	S. 180.	Major Junk	A. Werms
46.	S. 184.	Initial A. zu „Die 3. Diviſion bis Gitſchin.“ Scene im Paß bei Podkoſt	H. Müller
47.	S. 187.	Morgengefecht bei dem Schloſſe Koſt	A. v. Steinkel
48.	S. 189.	Generallieutenant v. Werder	H. Müller

				Zu Holz gezeichnet von
49	S.	195	Gefecht bei Gitſchin. Dorf Woſtruzno, im Hintergrunde die St. Anna-Kapelle, vorn die Umgehungscolonne, I. und Füſilier-Bataillon Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommerſches) Nr. 2	A. v. Steindel
50	S.	197	Gefecht bei Gitſchin. Erſtürmung des Plateaus von Podhawer	H. Schmidt
51	S.	202	Initial A. zu „Die 3. Diviſion bis Gitſchin." Die Höhe und Dorf Brada	Ebel
52	S.	203	Oberſtlieutenant v. Heinichen	A. Wermé
53	S.	204	Generalmajor v. Ebelsheim	A. Lütke
54	S.	205	Initial G. zu „Gitſchin." Eingang nach Gitſchin von Turnau her. Oeſtreichiſches Fuhrweſen und Gendarmerie	H. Schmidt
55	S.	208	Initial N. zu „Das Treffen bei Gitſchin." Terrain bei Gitſchin, der Berg Zebin, die Waldizer Karthauſe, der Sendraser Spitzberg	A. v. Steindel
56	S.	211	Generallieutenant v. Tümpling	A. v. Steindel
57	S.	217	Gefecht bei Gitſchin. Kampf in den Prachower Feldern	A. Gaber
58	S.	220	Major Rüſtow	A. Vogel
59	S.	221	Gefecht bei Gitſchin. Die Sachſen werden aus Diletz geworfen	C. Hackenbeck
60	S.	223	Albert, Kronprinz von Sachſen	H. Schmidt
61	S.	225	Gefecht bei Gitſchin. Vorſtoß der Brigade Piret aus Eiſenſtadtl auf Diletz	A. Lütke
62	S.	228	Major v. Rheinbaben	A. Vogel
63	S.	230	Initial D. zu „Das Nachtgefecht in Gitſchin." Scene am Waldizer Thor	C. Hackenbeck
64	S.	241	Initial E. zu „Gitſchin am 30. Juni." Verwundete an der St. Jacobskirche	A. Lütke
65	S.	245	Kirche und Pfarrhaus in Libun	H. Schmidt
66	S.	247	Initial D. zu „Der Feldzug im Iſergebiet"	Ebel
67	S.	249	General der Cavallerie Graf Clam-Gallas	A. Lütke
68	S.	251	Schlußvignette. Der ſiegreiche preußiſche Adler	Ebel

Die II. Armee bis zur Ober-Elbe.

69	S.	253	Abſchnitts-Initial E. Einmarſch von Schleſien nach Böhmen	J. Gaile
70	S.	256	Generalmajor v. Blumenthal	A. Lütke
71	S.	259	Schloß Fürſtenſtein	A. v. Steindel
72	S.	264	Initial D. zu „Das VI. Corps in Ober-Schleſien." Landwehrmann auf Poſten	A. v. Steindel
73	S.	266	General der Cavallerie v. Mutius	A. Wermé
74	S.	268	General v. Knobelsdorff	Ebel
75	S.	270	General Graf Stolberg	A. Vogel
76	S.	274	Cavalleriegefecht bei Oswiecim	H. Müller
77	S.	279	Initial A. zu „Die drei Thore Böhmens." Preußiſche Train-Colonne	A. v. Steindel
78	S.	283	Initial D. zu „Das V. Corps. — General v. Steinmetz." Im Buchſtaben ſein Wappen	H. Müller
79	S.	290	Initial N. zu „Nachod." Anſicht von Stadt und Schloß Nachod	A. v. Steindel
80	S.	295	Initial A. zu „Das Treffen bei Nachod." Anſicht des Marktplatzes in Nachod	Niedeberger

			In Holz geſchnitten von
81.	S. 296.	Feldmarſchalllieutenant Baron v. Ramming	H. Müller.
82.	S. 298.	Generalmajor v. Löwenfeld	H. Müller.
83.	S. 302.	Generalmajor v. Ollech	A. Vogel.
84.	S. 305.	Generalmajor v. Wnuck	A. Lütke.
85.	S. 310.	Generallieutenant v. Kirchbach	A. Worms.
86.	S. 311.	Sturm der Wenzelskapelle bei Wyſokow	E. Hackenbeck.
87.	S. 315.	Weſtpreußiſche Ulanen, öſtreichiſche Geſchütze nehmend	A. Lütke.
88.	S. 317.	Major v. Rieben	A. Lütke.
89.	S. 318.	Major v. Natzmer	A. Vogel.
90.	S. 322.	Initial D. zu „Das Treffen bei Skalitz." Marktplatz in Skalitz mit öſtreichiſchen Sanitätswagen	J. Bogen.
91.	S. 324.	Erzherzog Leopold von Oeſtreich	A. Lütke.
92.	S. 332.	Major v. Haugwitz	A. Worms.
93.	S. 333.	Oberſtlieutenant v. Wenckſtern	A. Vogel.
94.	S. 341.	Initial N. zu „Das Gefecht bei Schweinſchädel." Anſicht der Feſtung Joſephſtadt mit flüchtender öſtreichiſcher Infanterie	J. Bogen.
95.	S. 342.	Feldmarſchalllieutenant Graf Feſtetics	A. Worms.
96.	S. 349.	Initial D. zu „Das V. Corps von Nachod bis Gradlitz." Am Buchſtaben der ſchwarze Adlerorden, das Zündnadelgewehr in Lorber und Eichenlaub	Riedeberger.
97.	S. 354.	Schlußvignette. Oeſtreichiſche Soldaten unter der Wucht der Siege von Steinmetz	H. Schmidt.
98.	S. 355.	Initial D. zu „Das I. Corps. General v. Bonin." Anſicht von Trautenau mit dem Kapellenberge. Im Buchſtaben Dornen und Diſteln	A. Worms.
99.	S. 357.	General der Infanterie v. Bonin	A. Lütke.
100.	S. 358.	Initial T. zu „Trautenau." Marktplatz von Trautenau	Riedeberger.
101.	S. 361.	Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz	H. Müller.
102.	S. 362.	Initial D. zu „Das Treffen bei Trautenau." Anſicht von Parſchnitz	J. Bogen.
103.	S. 363.	Generallieutenant v. Großmann	Ebel.
104.	S. 364.	Initial A. Windiſchgrätz-Dragoner in Feldausrüſtung	H. Schmidt.
105.	S. 366.	Zuſammenſtoß Litthauiſcher Dragoner mit Windiſchgrätz-Dragonern bei Trautenau	Ebel.
106.	S. 367.	Erſtürmung des Kapellenberges	A. Lütke.
107.	S. 369.	Generallieutenant v. Clauſewitz	A. Worms.
108.	S. 379.	Initial E. zu „Die Verluſte ꝛc." Der öſtreichiſche Adler, im ſiegreichen Aufflug ſich erhebend	E. Tetzel.
109.	S. 380.	Major v. Hülleſſem	A. Vogel.
110.	S. 381.	Major v. Nordenflycht	A. Vogel.
111.	S. 385.	Schlußvignette. Der preußiſche Helm in Dornen	A. v. Steindel.
112.	S. 387.	Initial Z. zu „Der Einmarſch der Garden." Oeſtreichiſche Feldzeichen und Gefangene, zu Füßen des preußiſchen Gardiſten	H. Schmidt.
113.	S. 392.	Initial U. zu „Das Gefecht bei Neu-Rognitz und Burkersdorf (Soor)." Anſicht von Burkersdorf mit dem Gaſthof	E. Tetzel.
114.	S. 403.	Initial E. zu „Das Gefecht bei Alt-Rognitz und Rudersdorf." Anſicht der Kirche zu St. Johann und Paul in Alt-Rognitz	Riedeberger.
115.	S. 404.	Generallieutenant v. Plonski	E. Hackenbeck.

			In Holz geſchnitten von
116.	S. 407.	Oberſtlieutenant v. Gaudy	A. Lütke
117.	S. 408.	v. Gaudy an der Spitze des Halbbataillons v. Witzleben, auf Rudersdorf avancirend	W. Bröcker
118.	S. 411.	Der Knabe Carl Lehmann in Alt-Rognitz, Waſſer ſchöpfend und zutragend	R. Hempel
119.	S. 415.	Begräbniß v. Gaudy und andrer Gefallenen am Steinkreuz bei Rudersdorf	A. v. Steindel
120.	S. 420.	Initial E. zu „Das Gefecht bei Königinhof.“ Das auf S. 425 erwähnte Gehöft am Nordeingange in die Stadt mit flüchtenden öſtreichiſchen Ulanen	H. Schmidt
121.	S. 427.	Der Füſilier Bechnia nimmt die Fahne des Regiments Coronini	H. Schmidt
122.	S. 429.	Marktplatz von Königinhof mit der Statue des Zaboi, des Helden der Königinhofer Handſchrift	C. Tetzel
123.	S. 430.	Schlußvignette. Garde- und Grenadierfahnen in Glorie	H. Schmidt
124.	S. 431.	Initial D. Anſicht von Gradlitz	J. Bogen
125.	S. 433.	Initial B. zu „Rückblick.“ Der preußiſche Helm durchbricht den Benedekſchen Plan	Ebel
126.	S. 434.	Feldzeugmeiſter Ritter v. Benedek	A. Vogel
127.	S. 436.	Schlußvignette. Der Stern Benedeks im Verlöſchen	Ebel

Vom 1. bis 3. Juli.

128.	S. 439.	Abſchnitts-Initial D. Preußiſche Waffen und Feldzeichen im Siegesglanz	C. Hackenbeck
129.	S. 441.	Initial A. Anſicht von Königgrätz	J. Bogen
130.	S. 447.	Initial W. zu „Auf Vorpoſten.“ Preußiſche Feldpoſt in einem böhmiſchen Dorfzimmer	J. Bogen
131.	S. 450.	In Cerekwitz	Ebel
132.	S. 451.	Initial K. zu „König Wilhelm in Gitſchin.“ Der König auf dem Balcon ſeines Schloſſes am Abend des 29. Juni	J. Bogen
133.	S. 452.	Generalmajor v. Podbielski, Generalquartiermeiſter	A. Vogel
134.	S. 452.	Generallieutenant v. Hinderſin, Generalinſpecteur der Artillerie	A. Vogel
135.	S. 454.	König Wilhelm auf dem Marktplatz in Gitſchin	J. Bogen
136.	S. 455.	König Wilhelm in der St. Jacobikirche in Gitſchin bei den Verwundeten	A. Lütke
137.	S. 457.	Initial D. zu „Der Tag vor der Schlacht.“ Recognoſcirungsritt des Majors v. Unger	H. Müller
138.	S. 463.	Generallieutenant Voigts-Rhetz	H. Schmidt
139.	S. 466.	Schlußvignette. Vor der Entſcheidung	C. Hackenbeck

Königgrätz.

140.	S. 469.	Initial J. Der Geiſt Friedrichs des Großen ſchwebt über Böhmens Schlachtfeldern. Preußens Aar, aufſliegend vom geſtürzten öſtreichiſchen Wappenſchild	A. Lütke
141.	S. 475.	Initial D. zu „Der Kampf bei Problus und Prim.“ Terrainbild	C. Tetzel
142.	S. 478.	Anſicht der Stadt Nechanitz	J. Bogen
143.	S. 480.	Anſicht von Problus	Riedeberger

			In Holz geſchnitten von
144.	S. 480.	Schloß und Brauerei in Nieder-Prim	C. Tetzel
145.	S. 483.	Generallieutenant v. Canſtein	A. Worms
146.	S. 484.	Scene an der Kapelle des heiligen Aloyſius am Kreuzpunkte der Wege nach Ober- und Unter-Prim	A. Vogel
147.	S. 486.	Einnahme von Ober-Prim	R. Hempel
148.	S. 488.	Einnahme von Unter-Prim	W. Bröker
149.	S. 489.	Generallieutenant Graf Münſter-Meinhövel	A. Lütke.
150.	S. 489.	Generalmajor v. Schwartzkoppen	A. v. Steindel
151.	S. 491.	Kampf an der Kirche in Problus	Riedeberger.
152.	S. 493.	Initial J. zu „Im Centrum.“ Blick von dem Plateau oberhalb Benatek nach dem Swiep-Wald, von wo aus die Maler Bleibtreu, Aug. v. Heyden und L. Burger und der Correſpondent Kreisler den Gang der Schlacht von früh an beobachteten	A. v. Steindel
153.	S. 500.	Erzherzog Wilhelm von Oeſtreich	A. Lütke
154.	S. 502.	Initial D. zu „Die 3. Diviſion nimmt Dobalitzka und Mokrowous.“ Inſtandſetzung der Brücke bei Dobalitzka	W. Bröker.
155.	S. 503.	Mokrowous, preußiſche Artillerie im Vorgehen	A. v. Steindel
156.	S. 504.	An der Kirche zu Dobalitzka	A. Lütke
157.	S. 505.	Initial Z. zu „Die 8. und 4. Diviſion im Hola-Wald.“ Die Weſtliſière des Hola-Waldes durch Roman-Banater Grenzer vertheidigt	H. Schmidt
158.	S. 506.	Generallieutenant Herwarth von Bittenfeld, Commandeur der 4. Diviſion	A. Vogel.
159.	S. 506.	Erzherzog Ernſt von Oeſtreich	A. Lütke
160.	S. 510.	Oberſt von Wietersheim	A. Lütke
161.	S. 510.	Kampf an der Zuckerſiederei von Sadowa	J. Bogen
162.	S. 514.	Angriff von Mensdorff-Ulanen, von 61ern zurückgeſchlagen	J. Bogen.
163.	S. 515.	Generallieutenant v. Schmidt	A. Vogel.
164.	S. 518.	Initial A. zu „Die 7. Diviſion im Swiep-Wald“, gebildet aus der Patronentaſche eines Grenadiers Friedrich des Großen und den jetzt üblichen Patronentaſchen	C. Hackenbeck
165.	S. 519.	Generallieutenant v. Franſecki	A. Vogel.
166.	S. 523.	Generalmajor v. Gordon	C. Hackenbeck
167.	S. 524.	Oberſtlieutenant v. Sommerfeld	H. Müller.
168.	S. 525.	Vorſtoß des 4. öſtreichiſchen Jäger-Bataillons aus Ciſtowes gegen die Liſière des Swiep-Waldes	H. Müller.
169.	S. 530.	Generalmajor v. Schwarzhoff	C. Hackenbeck
170.	S. 535.	Major v. Gilſa	A. Vogel.
171.	S. 536.	Hauptmann Fritſch führt die Trümmer des Bataillons Gilſa gegen das Regiment Holſtein	A. v. Steindel
172.	S. 542.	Initial U. zu „Der Anmarſch der II. Armee.“ Die Zwei-Lindenhöhe und Dorf Horenowes; — zurückgehende öſtreichiſche Artillerie	Ebel
173.	S. 546.	Initial U. zu „Der Artilleriekampf gegen die Höhen von Horenowes.“ Blick von der Zwei-Lindenhöhe von Horenowes auf Chlum, Maslowed, den Swiep-Wald und Sadowa. Staffage: öſtreichiſcher Stab und Geſchütze	Ebel
174.	S. 549.	Dorf Horenowes. Staffage: öſtreichiſche Infanterie und Diviſionskarren	W. Bröker.
175.	S. 551.	Generallieutenant v. Zaſtrow	A. Lütke

			Zu Holz geſchnitten von:
176.	S. 552.	Anſicht vom Dorf Sendraſitz	W. Bröker.
177.	S. 553.	Generallieutenant v. Prondzynſki	Ebel.
178.	S. 554.	Wegnahme der Trotinamühle	Riedeberger.
179.	S. 555.	Initial E. zu „Auf der Höhe von Maslowed.“ Das Gaſthaus in Dorf Trotina	R. Hempel.
180.	S. 560.	Initial W. zu „Die Grenadier-Brigade v. Obernitz nimmt Chlum.“ Benedek mit ſeinem Stabe von Chlum aus beſchoſſen	W. Bröker.
181.	S. 564.	Erſtürmung der Südhälfte von Chlum mit der Kirche	W. Bröker.
182.	S. 568.	Initial D. zu „Die Füſilier-Brigade v. Keſſel nimmt Rosberitz.“ Oeſtreichiſche Batterie unter Hauptmann v. d. Gröben von Chlum aus zuſammengeſchoſſen	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
183.	S. 571.	Zurückgehende Brigade Appiano an dem einzeln an der Chauſſee gelegenen Gehöft, von Rosberitz unter Feuer genommen	Riedeberger.
184.	S. 573.	Initial D. zu „Die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion nimmt das Lipa-Gehölz.“ Das Bataillon Petery beſchießt bei Schanze III. an der Nordliſiere von Chlum das zurückgehende Regiment Prinz Friedrich Karl von Preußen-Huſaren	H. Schmidt.
185.	S. 576.	Major v. Reuß	A. Vogel.
186.	S. 579.	Initial Z. zu „Die Avantgarde der 2. Garde-Diviſion nimmt Lipa.“ Das Garde-Schützen-Bataillon dringt in Dorf Lipa ein	F. A. Brockhaus. (Leipzig.)
187.	S. 582.	Das Garde-Schützen-Bataillon nimmt öſtreichiſche Geſchütze bei Langenhof	Krüll & Michael (Stuttgart.)
188.	S. 583.	Oberſtlieutenant v. Pannewitz	A. Werms.
189.	S. 584.	Initial W. zu „Die 11. und 12. Diviſion nehmen Nedeliſt und Lochenitz.“ Auf dem Kirchhofe in Nedeliſt. Im Mittelgrunde das Schloß des Grafen Ungern-Sternberg	J. Bogen.
190.	S. 585.	Schützen vom 50. Regiment beſchießen von eroberten öſtreichiſchen Geſchützen aus andere feindliche Geſchütze	L. Ruff (Stuttgart.)
191.	S. 589.	Initial U. zu „Um 3 Uhr.“ Vorgehen der öſtreichiſchen Reſerven	C. Hackenbeck.
192.	S. 592.	Initial D. zu „Das Eingreifen der öſtreichiſchen Reſerven.“ Kampfſcene in Rosberitz	L. Ruff. (Stuttgart.)
193.	S. 596.	Das 2. Garde-Regiment zu Fuß in Rosberitz	J. Bogen.
194.	S. 597.	Oberſtlieutenant v. Helldorf	A. v. Steindel.
195.	S. 598.	Prinz Anton von Hohenzollern	A. Lütke.
196.	S. 602.	Vorgehen des Regiments Gondrecourt von Rosberitz auf Chlum	F. A. Brockhaus. (Leipzig.)
197.	S. 605.	Initial D. zu „Die Wiedereroberung von Rosberitz.“ Blick auf Chlum und Rosberitz vom Wege von Treſowitz nach Problus aus	Riedeberger.
198.	S. 606.	Generallieutenant Hiller von Gärtringen	A. Lütke.
199.	S. 608.	Initial S. zu „Vorwärts.“ Das Hohenzollernſchild in voller Glorie, das Habsburg-Lothringiſche im Verſinken	O. Servas.

			In Holz geſchnitten von
200	S. 610	Initial E. zu „Die Reitergefechte bei Streſetitz.“ Oeſtreichiſche Ulanen und Cüraſſiere mit preußiſchen Dragonern und Huſaren im wirren Durcheinander, im Hintergrunde das brennende Problus	F. A. Brockhaus (Leipzig)
201	S. 623	Initial W. zu „Der Rückzug.“ Flüchtende öſtreichiſche Truppen und Fuhrwerke. Im Mittelgrunde Swieti mit preußiſcher Artillerie	F. A. Brockhaus (Leipzig)
202	S. 627	Initial D. zu „Am 3. Abends.“ Schlachtfeld mit Gefallenen und Waffen	A. v. Steindel
203	S. 628	Generallieutenant v. Etzel	A. Lütke
204	S. 632	Schlußvignette. Der Königliche Namenszug aus Lorber gebildet, der Degen die Krone ſchützend	Marckwert
205	S. 633	Initial F. zu „Trophäen, Verluſte.“ Anſicht des Schloſſes in Horſitz	H. Schmidt
206	S. 643	Initial E. zu „Am Tage nach der Schlacht.“ Das Dorf Benatek am 4. Juli	W. Bröker
207	S. 649	Schloß Horenowes	C. Hackenbeck
208	S. 651	Die Kirche in Chlum mit ihrer Umgebung am 4. Juli	Riedeberger
209	S. 654	Schlußvignette. Der Königliche Namenszug im Siegesglanze des 3. Juli 1866	Ebel

Von Königgrätz bis Wien.

210	S. 657	Abſchnitts-Initial P. Anſicht vom Hradſchin in Prag. Im Initial Huſſitenwappen aus der Zeit der huſſitiſchen Invaſion in Brandenburg 1432 und preußiſche Landwehrwaffen von 1866	A. Lütke
211	S. 661	Initial E. zu „Die Garde-Landwehr in Prag.“ Garde-Wehrmann, ſeiner zurückgebliebenen Familie gedenkend	Ebel
212	S. 663	Generalmajor v. Roſenberg-Gruszinsky	C. Hackenbeck
213	S. 666	Initial P. zu „Die öſtreichiſche Armee bis Olmütz.“ Preußiſche Landwehrmänner im Promenadenanzug in Prag	Riedeberger
214	S. 669	Initial D. zu „Durch Böhmen und Mähren.“ Anſicht des Marktplatzes in Pardubitz	A. v. Steindel
215	S. 676	Anſicht von Brünn mit dem Spielberg	R. Hempel
216	S. 677	Generallieutenant v. Manſtein	A. Lütke
217	S. 679	Marktplatz in Lundenburg	J. Bogen
218	S. 684	Initial T. zu „Die Gefechte bei Saar und Tiſchnowitz.“ Improviſirte Pferdeſtälle	W. Bröker
219	S. 689	Gefecht in Tiſchnowitz an der Marienſäule des Marktplatzes	L. Ruff (Stuttgart)
220	S. 691	Initial A. zu „Die Gefechte bei Kralitz und Biskupitz.“ Sächſiſche Reiter im Gefecht mit preußiſchen Huſaren bei Kralitz	A. Kunz (Stuttgart)
221	S. 695	Initial W. zu „Die Gefechte bei Tobitſchau und Prerau.“ Hannaken, Bauern aus der Gegend von Olmütz, dem Fahrer eines Cüraſſier-Packkarrens den Weg weiſend	A. Kunz (Stuttgart)

			In Holz geſchnitten von
222.	S. 698.	Generalmajor v. Malotki	A. Werms
223.	S. 700.	Oberſtlieutenant v. Behr	A. Vogel
224.	S. 701.	Die Weſtpreußiſchen Cüraſſiere nehmen 18 öſtreichiſche Kanonen bei Tobitſchau	Otto Roth (Leipzig.)
225.	S. 704.	Oberſt v. Glaſenapp	A. Werms
226.	S. 707.	Oberſt von Glaſenapp von öſtreichiſchen Huſaren umzingelt und zuſammengehauen bei Prerau	H. Schmidt
227.	S. 709.	Initial A. zu „Streifzug gegen Humpoles und Pilgram.“ Requiſitionstransport	J. Bogen
228.	S. 714.	Schlußvignette. Das Mähriſche Wappen unter dem Druck der preußiſchen Invaſion	F. Galle
229.	S. 715.	Initial B. zu „Das Gefecht bei Blumenau.“ Preußiſche Soldaten mit ſlovakiſchen Bäuerinnen der March tanzend	E. Hackenbeck
230.	S. 717.	Dorf aus der Gegend von Preßburg	A. v. Steindel
231.	S. 718.	Generalmajor v. Boſe	A. Werms
232.	S. 719.	Feldmarſchalllieutenant Graf Thun-Hohenſtadt	A. Vogel
233.	S. 720.	Gefecht bei Blumenau. Vorgehen im Centrum	Otto Roth (Leipzig.)
234.	S. 724.	Schlußvignette. Preußens Ehrenſchild von 1866 im Glanze ſeiner Siege	E. Hackenbeck

Große Gefechtsſcenen.

	Zu Seite		
235.	166.	Anſicht auf das Gefechtsfeld von Münchengrätz, vom Kirchhofe in Kloſter aus geſehen	E. Tetzel
236.	313.	Aus dem Treffen bei Nachod. Kampf in Wyſokow	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
237.	336.	Treffen bei Skalitz. Erſtürmung der Stadt und des Bahnhofes daſelbſt	E. Hackenbeck
238.	344.	Gefecht bei Schweinſchädel	H. Müller
239.	375.	Treffen bei Trautenau. Die öſtreichiſche Brigade Knebel nimmt die Höhe von St. Johann	A. v. Steindel
240.	396.	Gefecht bei Neu-Rognitz und Burkersdorf (Soor). Die Grenadier-Bataillone des 2. Garde-Regiments zu Fuß avanciren auf die Trautenau-Königinhofer Chauſſee und Soor zu	L. Ruff (Stuttgart)
241.	413.	Aus dem Gefechte bei Rudersdorf und Alt-Rognitz. Das Bataillon v. Böhn gegen das 3. Bataillon vom Regiment Alexander	A. Kunz (Stuttgart)
242.	424.	Gefecht bei Königinhof. Das Schützengefecht im Vorterrain	W. Bröker
243.	472.	König Wilhelm auf der Höhe von Dub, am Morgen des 3. Juli 1866	H. Schmidt
244.	669.	König Wilhelm von ſeinen Truppen begrüßt bei Langenhof am Nachmittage des 3. Juli 1866	A. Werms
245.	692.	König Wilhelm verleiht dem Kronprinzen den Orden pour le mérite auf dem Schlachtfelde am 3. Juli Abends bei Problus	A. Lütke

Große Portraits.

			in Holz geschnitten von
246	Zum Titelblatt	Se. Majeſtät König Wilhelm. Im Rande Boruſſia, ſiegreich thronend, umgeben von den Wappenſchildern von Schleswig, Holſtein, Hannover, Naſſau, Frankfurt a. M. und Kurheſſen	H. Müller
	Zu Seite		
247	538	Se. Königliche Hoheit der Kronprinz. Im Rande der Orden pour le mérite mit dem Bilde Friedrich des Großen, die beſondere Auszeichnung für die ſiegreiche Theilnahme am Feldzug 1866	A. Lütke
248	451	Se. Königliche Hoheit Prinz Karl. Die Randzeichnung gebildet aus Artilleriematerial und Ausrüſtungsgegenſtänden	A. Vogel
249	615.	Se. Königliche Hoheit Prinz Albrecht, Vater. Im Rande Ausrüſtungsgegenſtände der Truppengattungen, welche der Prinz befehligte	A. Lütke
250	136	Se. Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl. Im Rande der Orden pour le mérite mit dem Bilde Friedrich des Großen, die beſondere Auszeichnung für die ſiegreiche Theilnahme am Feldzuge 1866	A. Lütke
251	335.	Se. Königliche Hoheit Prinz Albrecht, Sohn. Die Randumfaſſung aus Waffen und Ausrüſtungsgegenſtänden der ſchweren Garde-Cavallerie-Brigade zuſammengeſetzt	H. Müller und H. Schmidt
252.	388.	Se. Königliche Hoheit Prinz Auguſt von Würtemberg. Im Rande oben das würtembergiſche Wappen vom preußiſchen Generalshelm bedeckt, unten der Gardeſtern in Eichenlaub, zu den Seiten Garde- und Grenadierfahnen und Repräſentanten des Garde-Corps	A. Lütke
253	[illegible]68.	Se. Hoheit Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Im Rande das mecklenburgiſche Wappen, Waffen und Kopfbedeckungen der 2. leichten Cavallerie-Brigade	H. Müller
254	28.	Miniſterpräſident Graf Bismarck. Im Rande die Figuren und Sinnbilder der Wachſamkeit die Rechte des preußiſchen Staates nach außen zu ſchirmen und der Feſtigkeit, die Rechte der preußiſchen Krone nach innen zu wahren	A. Werms
255.	63.	Kriegsminiſter von Roon. Im Rande Ausrüſtungsgegenſtände aller Waffen- und Verwaltungszweige des Land- und Seeheeres	A. Vogel
256.	103.	General der Infanterie v. Moltke. Im Rande der Moltkeſche Kriegsplan unter dem glückbringenden Stern von 1866	A. Lütke
257.	284.	General der Infanterie v. Steinmetz. Im Rande oben der ſchwarze Adlerorden und das mit demſelben verbundene Großkreuz des rothen Adlerordens in Lorber. Zu Füßen öſtreichiſche Fahnen, Standarten und Gefangene	A. Vogel
258.	120.	General der Infanterie Herwarth von Bittenfeld. Der Rand aus preußiſchen Fahnen und Standarten gebildet, verbunden durch den ſchwarzen Adlerorden in Eichenlaub und Lorber	A. Werms

Sämmtliche Pläne ſind vom Ober-Feuerwerker Kuhn gezeichnet und in Holzſchnitt von H. Schmidt ausgeführt.

Der deutsche Krieg

von

1866

Von

Th. Fontane.

Mit Illuſtrationen von

Ludwig Burger.

II. Band. Der Feldzug in Weſt- und Mitteldeutſchland.
Anhang: Die Denkmäler.

Berlin, 1871.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der

Feldzug in Weſt- und Mitteldeutſchland.

Von

Th. Fontane.

Mit Illuſtrationen von

Ludwig Burger.

Mit 4 großen Portraits, 8 großen Gefechtsbildern, 149 in den Text gedruckten Abbildungen
und 26 Plänen in Holzſchnitt.

Berlin, 1871.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Langenſalza.

Gegen Caſſel und Hannover 3
Das Gefecht bei Langenſalza 13
  Die Avantgarde nimmt Langenſalza. — Das Gros ſetzt ſich an der Unſtrut feſt (Bis 1 Uhr.) 19
  Das Gefecht am linken und rechten Flügel 20
  Die Entſcheidung im Centrum 22
  Der Rückzug. Angriff der Reſerve-Cavallerie. Die Quarrés des Barres und Roſenberg 25
Die Verluſte. — Die Capitulation 30
Schlußbetrachtung 35

Die Main-Armee.

Die Main-Armee. Vogel v. Falckenſtein 41
Das VII. (bairiſche) Bundes-Armee-Corps. — Prinz Karl von Baiern. — General v. d. Tann 49
Die Baiern vom 20. Juni bis 1. Juli 56
Die Main-Armee bricht auf. Feldzugsplan. General v. Goeben. Gefecht bei Immelborn 60
Die Gefechte bei Dermbach. (Neidhartshauſen und Zella — Wieſenthal und Roßdorf.) 67
  Neidhartshauſen und Zella 68
Wieſenthal. Am Nebelberg. Roßdorf 72
Hünfeld. Gersfeld 82
  Die Panik bei Hünfeld 82
  Die Panik bei Gersfeld 84
Ueber die hohe Rhön 87
Gefecht bei Hammelburg 93
Friedrichshall. Hauſen. Waldaſchach 99
Kiſſingen 105
  Das Gefecht bei Kiſſingen 108
  Eroberung der Stadt 109
  Die Erſtürmung des Kirchhofes 113
Das Gefecht bei Winkels und Nüdlingen 118
Das Gefecht bei Nüdlingen 123

Seite
Am Abend . . . 131
Noch einmal der 10. Juli (Bericht eines Augenzeugen.) . . . 134
Die Verluſte. Die Pflege der Verwundeten . . . 140
Der Kiſſinger Friedhof. Am 31. Auguſt 1867 . . . 147
Rückblick . . . 151
Gegen die Reichs-Armee. Die Reichs-Armee (das VIII. Corps). Prinz Alexander von Heſſen . . . 155
Gefecht bei Laufach und Frohnhofen . . . 162
Das Gefecht bei Aſchaffenburg . . . 172
  Das Vorgehn der Brigade Wrangel . . . 173
  Das Vorgehn der Brigade Kummer . . . 175
Der Einzug in Frankfurt . . . 183

Bis Würzburg.

In Frankfurt. (Vom 16. bis 20.) General v. Manteuffel . . . 193
Vom 21. bis 23. Juli. Gefecht bei Hundheim . . . 201
  Das Gefecht bei Hundheim . . . 203
Die Gefechte an der Tauber. (24. Juli.) . . . 208
Gefecht bei Hochhauſen-Werbach . . . 210
Gefecht bei Impfingen-Tauberbiſchofsheim . . . 214
Die Gefechte am 25. Gerchsheim. Helmſtadt . . . 222
Das Gefecht bei Gerchsheim . . . 224
Gefecht bei Helmſtadt . . . 228
  Das Gefecht zwiſchen Neubrunn und Helmſtadt . . . 229
  Das Gefecht zwiſchen Mädelhofen und Waldbrunn . . . 230
  Das Abendgefecht zwiſchen Helmſtadt und Mädelhofen . . . 232
Das Gefecht bei Uettingen. (26. Juli.) . . . 235
  Erſtürmung des Kirchberges . . . 238
  Die Erſtürmung des Oſnert . . . 242
  Das Gefecht im Centrum . . . 248
Das Reitergefecht bei den Hettſtädter Höfen . . . 251
Vor Würzburg. Beſchießung des Marienberges. (27. Juli.) . . . 255

Das II. Reſerve-Corps in Baiern.

Von Leipzig bis Hof . . . 266
Von Hof bis Bayreuth . . . 269
Das Gefecht bei Seubottenreut . . . 273
Von Bayreuth bis Nürnberg . . . 280

Schlußabſchnitt.

Nicolsburg . . . 287
  Präliminar-Friedensvertrag . . . 294
  Waffenſtillſtand . . . 297
Die drei Paraden . . . 300
  Die Parade über die Elbarmee (am 30. Juli bei Ladendorf) . . . 301
  Die Parade der I. Armee (am 31. Juli auf dem Marchfelde) . . . 303
  Die Parade des V. Armee-Corps (am 2. Auguſt auf dem Felde von Auſterlitz) . . . 305

Seite
Die Cholera in Brünn 307
Die Krankenpflege 311
Das Lager bei Görlitz 320
Einzug 324
Schluß 333
Verzeichniß der Bücher, Brochüren, Zeitſchriften und Zeitungen, die benutzt wurden 337

Anhang.

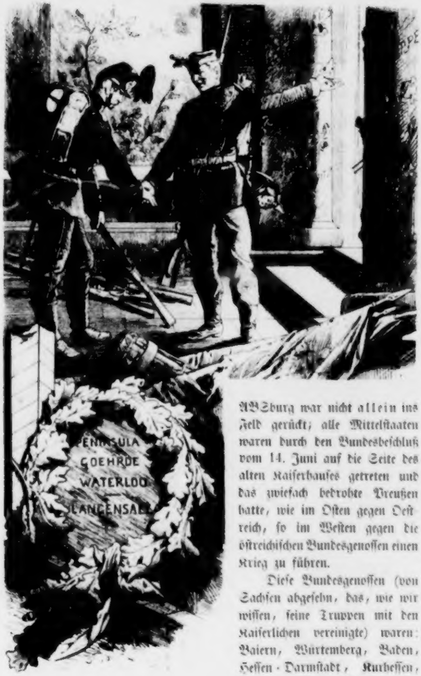
Die Denkmäler 3

Illuſtrations-Verzeichniß 49

Langenſalza.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gegen Caſſel und Hannover.



ABSburg war nicht allein ins Feld gerückt; alle Mittelſtaaten waren durch den Bundesbeſchluß vom 14. Juni auf die Seite des alten Kaiſerhauſes getreten und das zwiefach bedrohte Preußen hatte, wie im Oſten gegen Oeſtreich, ſo im Weſten gegen die öſtreichiſchen Bundesgenoſſen einen Krieg zu führen.

Dieſe Bundesgenoſſen (von Sachſen abgeſehn, das, wie wir wiſſen, ſeine Truppen mit den Kaiſerlichen vereinigte) waren: Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Kurheſſen, Hannover. Die Truppenzahl, die dieſe ſechs Mittelſtaaten ins Feld zu ſtellen vermochten, belief ſich, auch ohne Anſpannung aller ihrer Kräfte, auf wenigſtens 120,000 Mann und bildete mithin an und für ſich ſchon einen ſehr erheblichen, für den Gang der Ereigniſſe ſchwer ins Gewicht fallenden Factor. Was aber, weit über dies eigentliche Machtaufgebot hinaus, für Preußen eine Gefahr und Sorge ſchuf, das war die geographiſche Lage zweier dieſer Mittelſtaaten (Hannover und Kurheſſen) die, den Oſten unſrer Monarchie vom Weſten trennend, jeden Augenblick in unſre von Truppen entblößten Provinzen einbrechen und im Rücken unſrer Armeen operiren konnten. Dies durfte nicht ſein; dieſe beiden Mittelſtaaten mußten unſchädlich gemacht, mußten beſiegt oder entwaffnet werden, eh Preußen dazu ſchritt, den vier ſüddeutſchen, außerhalb unſrer eigentlichen Machtſphäre gelegenen Alliirten Oeſtreichs: Baiern, Würtemberg, Baden, Rheinheſſen, auf dem Schlachtfelde gegenüberzutreten.

In dieſem Sinne hatte General v. Falckenſtein, der zum Obercommandirenden der Weſtarmee deſignirt worden war, ſchon am 13. Juni ſeine Inſtruction erhalten. Darin (vom König ſelbſt entworfen) hieß es wie folgt:

> »Sollte das Verhalten Hannovers bei der morgenden Abſtimmung am Bundestage mich zur Kriegserklärung gegen das ebengenannte Königreich veranlaſſen, ſo werden Sie meinen Befehl zum Einrücken in daſſelbe auf telegraphiſchem Wege erhalten. Ich lege in dieſem Falle die weiteren Operationen vertrauensvoll in Ihre Hand.
>
> Für dieſelbe ſteht zu Ihrer Verfügung die 13. Diviſion (Diviſion Goeben). Ferner ſteht am 15. d. M. bei Altona eine Diviſion von etwa 14,000 Mann aller Waffen unter dem Generallieutenant v. Manteuffel bereit, um mit Ihnen zu cooperiren und iſt der genannte General angewieſen, Ihre Befehle darüber entgegen zu nehmen. . .
>
> Bei den von Ihnen zu unternehmenden Operationen wird es weniger auf Beſetzung gewiſſer Punkte, als vielmehr darauf ankommen, die hannoverſchen Truppen durch Entwaffnung oder durch Angriff auf dieſelben außer Wirkſamkeit zu ſetzen. . .
>
> Sie haben eintretenden Falles bei Ihren Operationen den Geſichtspunkt feſtzuhalten, daß durch ein ſchnelles Agiren Ihre Truppen ſobald als möglich für Operationen auf einem anderen Kriegsſchauplatze verwendbar werden.«

So, im Weſentlichen, die Inſtruction. Aehnliches erging an General v. Beyer (erſt ſpäter dem General Vogel v. Falckenſtein unterſtellt), der bei Wetzlar eine ſtarke Diviſion concentrirt und Caſſel als Objekt hatte. Der in beiden Inſtructionen vorgeſehene Fall trat ein. Hannover und Kurheſſen ſtimmten für den öſtreichiſchen Antrag und Preußen, wie bereits des Weiteren ausgeführt, hatte nunmehr keine näher liegende Aufgabe, als die ebengenannten beiden Staaten »außer Wirkſamkeit« zu ſetzen. Noch eine kurze Friſt indeſſen ſollte ihnen gewährt, die Möglichkeit einer Umkehr ihnen gegeben werden, — ſo ſtellte denn das Berliner Kabinet noch einmal ſeine Bedingungen. Eine Sommation erging. Die Bedingungen waren die folgenden:

Bündniß mit Preußen;
Abrüſtung; die Truppen treten auf den Friedensſtand;
Einberufung des deutſchen Parlaments.

Dagegen garantirte Preußen den betreffenden Souverainen ihr Gebiet und ihre Souverainetätsrechte nach Maßgabe der von Preußen gemachten Reformvorſchläge.

Dieſe Bedingungen, am 15. Vormittags geſtellt, wurden noch im Laufe deſſelben Tages von beiden Souverainen abgelehnt; — ſo blieb denn nichts übrig als Action. Preußens Kriegserklärung folgte unmittelbar und am 16. früh ſetzten ſich die Diviſionen Goeben und Manteuffel von Minden und Harburg aus gegen Hannover, die Diviſion Beyer von Wetzlar aus gegen Caſſel in Bewegung.

Wir folgen zunächſt dieſer letztern.

General v. Beyer, ſechs Regimenter ſtark (die Beſatzung von Frankfurt, Mainz, Raſtatt, Saarlouis und Luxemburg), überſchritt am 16. früh 2 Uhr die heſſiſche Grenze. Die Entfernung von Wetzlar bis Caſſel betrug 18 Meilen. Nach drei forcirten Märſchen, während deren — durch Zerſtörung der Caſſel-Bebraer Eiſenbahn bei Melſungen — ein nicht unbedeutendes Kriegsmaterial erbeutet wurde, gelangte eine Brigade der Diviſion im Laufe des 19. bis Guntershauſen. An der Spitze dieſer Brigade (mittelſt Eiſenbahn von Guntershauſen bis Caſſel befördert) hielt General v. Beyer noch am Abend deſſelben Tages (19.) ſeinen Einzug in die kurheſſiſche Hauptſtadt. Am 20. folgte der Reſt der Diviſion. Nirgends Widerſtand, die kurheſſiſchen Truppen waren bereits nach Fulda und Hanau abgerückt, um von hier aus ihre Vereinigung mit den ſüddeutſchen Contingenten zu bewerkſtelligen. Nur der Kurfürſt ſelbſt war auf Wilhelmshöhe verblieben. Hier zunächſt internirt, wurde er ſpäter, nach abermaliger Ablehnung eines Bündniß-Vorſchlages, erſt nach Minden, dann nach Stettin als Staatsgefangener abgeführt. Ohne Schwertſtreich war die Aufgabe in Kurheſſen gelöſt, das Land »außer Wirkſamkeit« geſetzt worden.

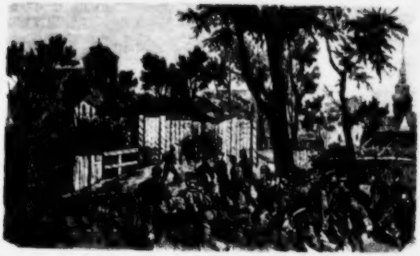
Anders verliefen die Dinge in Hannover. Hier kam es zu einer Kataſtrophe. Bei den Vorgängen, die dazu führten, haben wir ausführlicher zu verweilen.

Zwei Colonnen, wie wir wiſſen, ſetzten ſich am 16. früh gegen Hannover in Bewegung: die Diviſion Goeben von Minden, die Diviſion Manteuffel von Altona aus. Beide Diviſionen, nach dem Wortlaute der von uns mitgetheilten Inſtruction (S. 4), waren dem General v. Falckenſtein unterſtellt, zunächſt, vor der Vereinigung beider, operirte das Corps Manteuffel ſelbſtſtändig.

Das letztgenannte Corps bewerkſtelligte am 16. ſeinen Uebergang über die Elbe von Altona nach Harburg.*) Am 17. rückte General v. Manteuffel ungeſäumt von Harburg gegen Hannover vor. Brigade Korth

---

*) Von Harburg aus, während das Gros des Corps in zwei Colonnen weiter ſüdlich zog, wurde, mit einem verhältnißmäßig ſchwachen Detachement, ein Handſtreich gegen die weiter elbabwärts gelegene Feſtung Stade ausgeführt. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß daſelbſt viel Kriegsmaterial lagere und die Beſatzung nur ſchwach ſei, ſo ſchien es denn gerechtfertigt, einen Ueberfall zu verſuchen. Das Füſilier-Bataillon vom 25. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant v. Cranach, wurde zu dieſem Unternehmen beſtimmt und ging am Abend des 17. auf der „Loreley“ und dem „Cyclop“ von Harburg ab. Das Bataillon landete bei Twielenfleth (1 Uhr früh am 18.) und brach gegen das noch eine ſtarke Meile entfernte Stade auf. Die Garniſon der Feſtung wurde durch einen zurückjagenden Cavallerieposten allerdings allarmirt, aber noch eh die Beſatzung zur Stelle ſein konnte, war das Thor bereits geſprengt und ohne zunächſt auf Widerſtand zu ſtoßen, drangen die 25er Füſiliere bis auf den Marktplatz vor. Hier erſt begegneten ſie einer geſchloſſenen Abtheilung, die mit gefälltem Bajonet attakirte; zugleich fielen einige Schüſſe, aber noch eh es zu einem eigentlichen Zuſammenſtoße kam, erklärte ſich der Commandant (General v. Rechtern) zu Verhandlungen



ging auf Lüneburg, Brigade Flies auf Celle. Am 18. wurde Lüneburg, am 19. Hannover von der erſtgenannten Brigade (Korth) erreicht. Sie kam nur, um die eben weiter ſüdlich, auf Göttingen zu, marſchirende Diviſion Goeben in Beſetzung der Hauptſtadt abzulöſen.

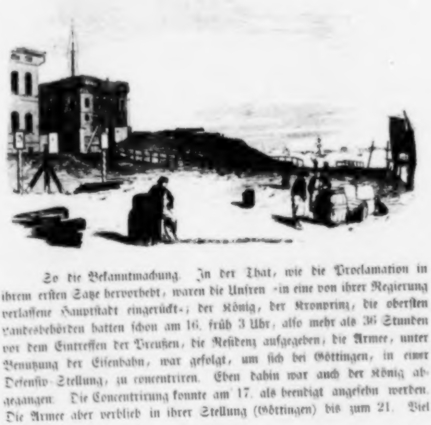
Die Diviſion Goeben, der wir uns nunmehr zuwenden, war, nach einem erſten Tagesmarſch bis Stadthagen (im Bückeburgiſchen), am zweiten Tage, den 17., vor den Thoren Hannovers erſchienen; in guter Haltung, trotz eines 12ſtündigen, anſtrengenden Marſches, rückte Abends 7 Uhr die Avantgarde unter Generalmajor v. Kummer in die Hauptſtadt ein, das 8. Huſaren-Regiment vorauf, dann Abtheilungen des 13. Infanterie-Regiments, dann Artillerie. Noch während die Mannſchaften ihre Quartierzettel empfingen, wurde folgende Bekanntmachung an den Straßenecken angeſchlagen:

»Ich bin heute mit einem Theile der mir untergebenen Truppen in eine von ihrer Regierung verlaſſene Hauptſtadt eingerückt, die

bereit. Sehr bald kam eine Capitulation zu Stande. Die Offiziere erhielten freien Abzug mit Waffen, die Mannſchaften, meiſt Rekruten vom 4. (Stader) Infanterie-Regiment, wurden in ihre Heimath entlaſſen. Das Kriegsmaterial, das hier in unſre Hände fiel, war bedeutend: 14,000 neue gezogene Gewehre, 300 Centner Pulver, 15 gezogene 12- und 24pfünder und als das momentan werthvollſte, eine bis auf die Beſpannung völlig ausgerüſtete 6pfündige gezogene Batterie. (Sie machte unter dem Namen der „Stader Batterie“ ſpäter die ganze Maincampagne mit.)

Wie Stade capitulirten einige Tage ſpäter (am 22.) auch Emden und die Strandbatterieen an der Ems, nachdem ſchon vorher die hannoverſche Ufer-Batterie bei Brunshauſen (vom 16. auf den 17.) und die Weſer-Forts am 19. durch unſre Kanonenboote in Beſitz genommen waren.

Sorge der Verwaltung wird nun den Zurückgebliebenen anheimfallen müſſen, hierin ſoll Niemand von mir behindert werden. Ich werde mich zuvörderſt lediglich darauf beſchränken, die für die etwaige Sicherung meines Corps nothwendigen Maßregeln herbeizuführen und veranlaſſen, daß die Verpflegung deſſelben, die nach Kriegsgebrauch jedem feindlichen Lande anheimfällt, in geregelter Weiſe herbeigeſchafft werde. Der commandirende General v. Falckenſtein.«



So die Bekanntmachung. In der That, wie die Proclamation in ihrem erſten Satze hervorhebt, waren die Unſren »in eine von ihrer Regierung verlaſſene Hauptſtadt eingerückt«; der König, der Kronprinz, die oberſten Landesbehörden hatten ſchon am 16. früh 3 Uhr, alſo mehr als 36 Stunden vor dem Eintreffen der Preußen, die Reſidenz aufgegeben, die Armee, unter Benutzung der Eiſenbahn, war gefolgt, um ſich bei Göttingen, in einer Defenſiv-Stellung, zu concentriren. Eben dahin war auch der König abgegangen. Die Concentrirung konnte am 17. als beendigt angeſehn werden. Die Armee aber verblieb in ihrer Stellung (Göttingen) bis zum 21. Viel zu lange.

Die Verwirrung, die während dieſes fluchtartigen Aufbruchs von Hof und Heer in der Hauptſtadt herrſchte, wird als grenzenlos geſchildert. »Nichts war vorbereitet; Alles hatte den Kopf verloren. Soldaten wurden zum Bahnhofe beſtellt, ohne Beförderungsmittel zu finden. Ganze Abtheilungen marſchirten aufs Gerathewohl vorwärts. Vollſtändigſte Rathloſigkeit. Es fehlte an allem, namentlich auch an Tranſportmitteln. Man ſah Knaben Patronenpackete auf Schubkarren zum Bahnhofe fahren; das ganze Dienſtmann-Inſtitut war in Anſpruch genommen, um Waffen nach der Eiſenbahn zu ſchaffen; Proviant- und Lazarethwagen wurden von Menſchenhänden, Kanonen und Protzkaſten von Droſchkengäulen gezogen; eine Frau aus dem Volke trug drei Trommeln. Dazwiſchen rollten Geldwagen durch die Straßen, welche die Generalkaſſe in Sicherheit bringen ſollten; dann wieder Truppendetachements in halber Ausrüſtung; Kriegsminiſter v. Tſchirſchnitz folgte in Gala-Uniform, aber — ohne Degen.

Wir laſſen dahin geſtellt ſein, wie viel an dieſen Schilderungen übertrieben iſt oder nicht; jedenfalls herrſchte Verwirrung; das letzte hannoverſche Bataillon war eben nach Süden (Göttingen) abgegangen, als die Preußen einrückten. Der Empfang, den ſie fanden, war nicht unfreundlich; Neugier und Gutmüthigkeit (wie immer) thaten das Ihre. — Der nächſte Tag war ein Ruhetag. Nothgedrungen. Der 12ſtündige Marſch hatte die Truppen hart mitgenommen.

Am 19. ſchickte ſich General v. Falckenſtein an, dem immer noch bei Göttingen ſtehenden Feinde, nach Süden hin, zu folgen. An Stelle der zu dieſem Behufe abrückenden Diviſion Goeben rückte, wie ſchon erwähnt, von Norden her die Brigade Korth, vom Manteuffelſchen Corps, in Hannover ein. (Am 20. die Brigade Flies in Celle.) Diviſion Goeben erreichte am Tage des Ausmarſches (19.) die Linie Nordſtemmen-Hildesheim, am 20. Alfeld. Alfeld liegt ſechs Meilen von Göttingen. Die Stellung von Freund und Feind an dieſem Tage (20.) war alſo die folgende:

Die Hannoveraner: in Göttingen.
Die Preußen: Diviſion Goeben in Alfeld;
Diviſion Manteuffel in Hannover und Celle;
Diviſion Beyer in Caſſel und Umgegend.

Von einer Gefahr für die Hannoveraner konnte an dieſem Tage noch nicht die Rede ſein; der Weg nach Süden, wie an den vorhergehenden Tagen, war auch an dieſem Tage (20.) noch völlig frei; kein Mann, das ſchwache Coburg-Gothaſche Contingent abgerechnet, ſtand an der thüringiſchen Bahn entlang; nichts war da, das im Stande geweſen wäre, das Entweichen König Georgs und ſeiner Armee in den Thüringer Wald hinein, oder an der Werra hin auf Meiningen und die bairiſche Grenze zu, zu hindern. Aber König Georg und ſeine Rathgeber, ſei es in Verwirrung oder Verblendung, ließen dieſen glücklichen Moment entſchlüpfen.

Endlich am 20. wurde der Entſchluß gefaßt, der ſchon am 17. gefaßt werden konnte: die Defenſiv-Stellung bei Göttingen aufzugeben und im weiteren Vormarſch gegen Süden — aber nach links hin ausbiegend, um einem Zuſammenſtoß mit der von Caſſel aus heranrückenden Diviſion Beyer zu entgehn — über Heiligenſtadt, Mühlhauſen, Langenſalza und Eiſenach die *Vereinigung mit den Baiern* zu ſuchen. In Ausführung dieſes Entſchluſſes brach die Armee am 21. in ſüdöſtlicher Richtung auf, erreichte am ſelben Tage (21.) Heiligenſtadt, am 22. Mühlhauſen, am 23. Langenſalza und ſtand in der That mit einer Avantgarden-Brigade am 24. vor Eiſenach. Aber hier — in dem Moment, wo das Entkommen zu glücken ſchien — unterblieb die Vorwärtsbewegung. Ein um dieſe Stunde eintreffendes, die Siſtirung der Feindſeligkeiten anordnendes Telegramm hinderte daran, *nicht* unſre Truppenmacht. Dieſe war zwar am 24. eine andre als am 20.; ſie hatte ſich mehr als verdreifacht und auf der Linie Eiſenach-Gotha ſtanden etwa 6000 Mann;*) aber auch dieſe 6000 Mann waren, bei ihrer Vertheilung auf drei Meilen hin, eine bloße Scheinmacht, eine *Couliſſe*, die durch einen Vorſtoß der hannöverſchen Armee ohne Mühe durchſtoßen werden konnte. *Dieſer Vorſtoß unterblieb.* Auf das Telegramm, das ihn hinderte, kommen wir an andrer Stelle (vergl. S. 37) ausführlicher zurück; jedenfalls war nunmehr der letzte Moment verſäumt, der noch einen Durchbruch ohne Schwierigkeiten und ohne beſondre Opfer ermöglicht hätte. Schon der folgende Tag zeigte eine erheblich veränderte Situation: aus der *ſcheinbaren* Macht auf der Linie Eiſenach-Gotha war über Nacht eine *wirkliche* geworden. Unter Benutzung der überall wieder hergeſtellten Eiſenbahnſtrecken und unter Beſchreibung weiter Curven waren über Magdeburg einerſeits, über Caſſel andrerſeits zwei Brigaden der bisher von *Norden* her operirenden Diviſionen Goeben und Manteuffel auf der *Südlinie* angelangt und hatten hier

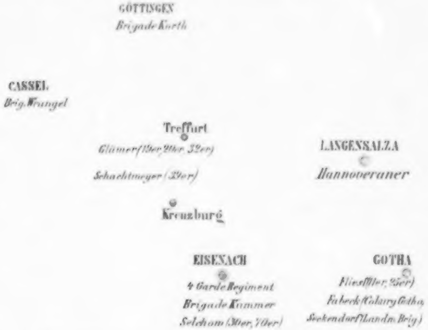
die Brigade *Kummer* die Poſition bei Eiſenach,
die Brigade *Flies* unſre Stellung bei Gotha

mit je 5 bis 6000 Mann verſtärkt. In Eiſenach war außerdem noch die Vorhut der Diviſion Beyer, das Detachement *Zeichow*, eingetroffen, oder traf doch im Laufe des Tages ein. Jetzt war man in der Lage, den Angriff des Feindes erwarten zu können; auf welchen Punkt hin er ſich auch wenden mochte, überall war man im Stande, ihm mit einer erheblichen Truppenmacht entgegenzutreten, bei Gotha mit etwa 8000, bei Eiſenach mit etwa 12,000 Mann. Die Geſammtaufſtellung am 25. und 26. war folgende:

---

*) Aus Berlin, Erfurt, Magdeburg hatte man an die bedrohte Stelle raſch alle Bataillone (meiſt Landwehr) geworfen, die man irgendwie entbehren konnte. So ſtanden denn am 24. Nachmittags

in *Eiſenach*: 2 Bataillone vom 4. Garde-Regiment,
das Erſatz-Bataillon vom Regiment Nr. 71;
in *Gotha*: 2 Bataillone Coburg-Gotha,
Landwehr-Bataillon Potsdam
„ Treuenbriezen } vom 20.,
„ Aſchersleben vom 27.,
„ Torgau
„ Naumburg } vom 32.,
2 Huſaren-Escadrons,
eine Ausfall-Batterie.

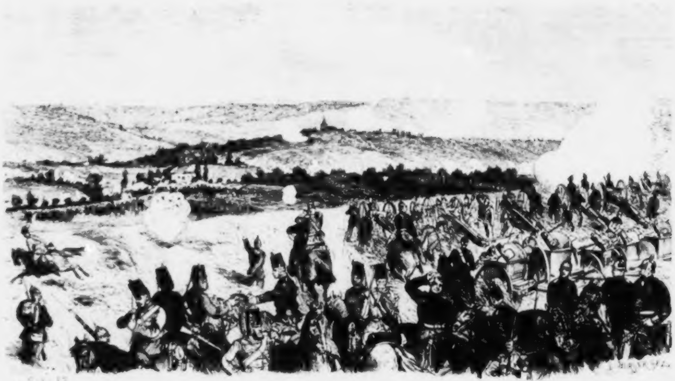

GÖTTINGEN
Brigade Korth
CASSEL
Brig. Wrangel
Treffurt
Glümer (15er, 20er, 32er)
Schachtmeyer (29er)
LANGENSALZA
Hannoveraner
Kreuzburg
EISENACH
4 Garde Regiment
Brigade Kummer
Selchow (30er, 70er)
GOTHA
Flies (11er, 25er)
Fabeck (Coburg Gotha)
Seckendorf (Landw. Brig.)

So war denn vom 25. ab die hannöverſche Armee umſtellt. Gleichviel ob ſie in ihrer Stellung beharrte, oder ob ſie zum Angriff ſchritt, ihre Lage, wenn auch nicht abſolut hoffnungslos (wie immer wieder betont werden muß), war jedenfalls eine außerordentlich gefährdete.

Da, im letzten Moment (freilich auf irrthümliche Information hin, wie ſich ſpäter erwies) kam Nachricht, daß unſer bis dahin durch ſeine Schachzüge nicht eben ausgezeichneter Gegner einen wahren Meiſterzug gethan und den Gedanken an Defenſive wie Angriff gleichmäßig verwerfend, ſich für ein drittes entſchieden habe: ins eigne Land zurückzugehen und nach Norden hin auszuweichen. Glückte dies (und es war möglich), ſo konnte ihn dies freilich nicht retten, aber indem er uns zwang, ihm auf ſeinen Kreuz- und Querzügen zu folgen, koſtete er uns das was wir am wenigſten geben konnten: Zeit. Dies durfte nicht ſein. General v. Flies erhielt Befehl, dem Feinde (von Gotha aus) zu folgen und an der Klinge zu bleiben. Dieſem Befehle kam er nach.

Die Aufgabe, die unſern verſchiedenen in Nord und Süd ſtehenden Truppenkörpern ausführlich zugedacht war, wurde dadurch auf einen Schlag geändert, die Rollen getauſcht. Das Nordcorps drängte nicht mehr dem Süden, ſondern das Südcorps, oder doch ein Theil deſſelben (Flies), drängte dem Norden zu. Nur darin blieb die Situation dieſelbe, daß, ſo oder ſo, die Hannoveraner ſchließlich zwiſchen zwei Feuer kommen mußten. Und doch unterblieb gerade das. Es unterblieb, weil die Hannoveraner, wie ſchon angedeutet, den Plan, nach Norden hin auszuweichen, in Wahrheit nicht gefaßt hatten und ſomit von einem Nachdrängen unſrerſeits nicht wohl die Rede ſein konnte. Die Sachlage, wie ſie wirklich war, hätte wohl mehr eine Beobachtung, ein Feſthalten, als ein Rencontre gefordert. General Flies indeß, in exacter Befolgung des einmal empfangenen Befehls, glaubte dem Gegner unter allen Umſtänden »an der Klinge bleiben zu müſſen«. So wurde, weil der Feind feſtſtand, aus dem Nachdrängen nothwendig ein Zuſammenſtoß. Dieſer intereſſante, nicht unblutige und jedenfalls mehr als manche große Schlacht beſprochene Kampf, war das »Gefecht bei Langenſalza«.

Wir gehen zu ſeiner Schilderung über.



zu Seite 13.

GEFECHT BEI LANGENSALZA.

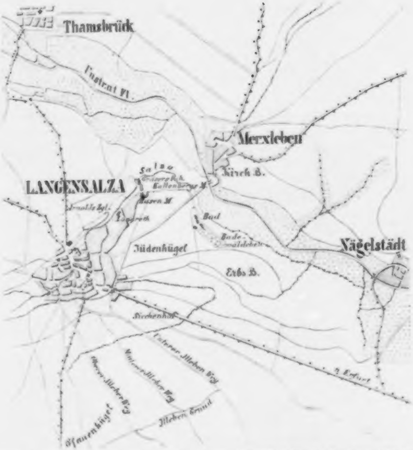
Avanciren gegen die hannoversche Aufstellung bei Merxleben.

Das Gefecht bei Langenſalza.

EIT dem 24. (wir kommen am Schluß dieſes Abſchnittes darauf zurück) hatten die mannigfachſten Verhandlungen über die Bedingungen, unter denen eine Capitulation zuläſſig ſei, zwiſchen den Truppenführern, beziehungsweiſe zwiſchen den Regierungen ſtattgefunden. Am 26. endlich waren dieſe Verhandlungen definitiv geſcheitert. König Georg wies die durch den preußiſchen Oberſt v. Döring überbrachten Bedingungen von der Hand und gab nunmehr — in beſtimmter Erwartung eines am andern Tage ſtattfindenden preußiſchen Angriffs — Befehl, in der Nacht vom 26. auf den 27. nördlich von Langenſalza eine Defenſiv-Stellung an der Unſtrut zu beziehen. Das Hauptquartier kam nach **Merxleben**.

Dieſem Befehle war die hannöverſche Armee nachgekommen. Die Armee ſtand am 27. früh auf einem Hügelzuge nördlich der Unſtrut, mit dem linken Flügel in Nägelſtädt, mit dem rechten in Thamsbrück. Centrum Merxleben.

Auf eine Beſchreibung des Terrains leiſten wir, bei der großen Einfachheit und Ueberſichtlichkeit deſſelben, Verzicht und verweiſen auf die Karte

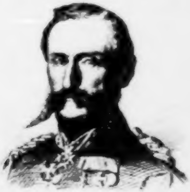

Thamsbrück
Unstrut Fl.
Merxleben
Salza
Gräsers Fab.
Kallenbergs M.
Kirch B.
LANGENSALZA
Bad
Bade-wäldchen
Jüdenhügel
Nägelstädt
Erbs B.
Siechenhof
Unterer Illeber Weg
Mittlerer Illeber Weg
Oberer Illeber Weg
Illeber Grund
z. Erfurt

Nur ſo viel: eine Flußniederung,*) kaum 1000 Schritt breit, eingefaßt von Höhenzügen hüben und drüben. Das hochgelegene Merxleben, Schlüſſel der Stellung. Im Centrum, einander gegenüberliegend, erheben ſich der Kirchberg (jenſeits) und der Judenhügel mit dem Erbsberg (dieſſeits). Der Judenhügel iſt der dominirende Punkt. Feſte Gebäude liegen an ſeinem Abhang oder zu ſeinen Füßen, nach links hin: Gräſers Fabrik und Kallenbergs Mühle, nach rechts hin: Badehaus und Badewäldchen. Um alle dieſe Punkte wurde gekämpft. Im Allgemeinen darf man ſagen: wer den Gegner von dem Höhenzuge warf, den dieſer zu halten ſuchte, der hatte den Sieg. Um Kirchberg und Judenhügel drehte ſich die Entſcheidung. Das Gefecht war von dem Augenblicke an für uns verloren, wo wir den Judenhügel nicht länger zu halten vermochten. Dieſer Moment trat ein, als unſre Artillerie im Kampfe mit der des Gegners den kürzeren zu ziehn begann, noch mehr, als das Vordringen der feindlichen Infanterie über das Unſtrut- und Salza-Defilé unſre Poſition an und auf dem Judenhügel in Flanke und Rücken faßte.

---

*) In dieſer Flußniederung, parallel mit einander, fließen zwei Flüſſe: näher an Merxleben heran die Unſtrut, näher an Langenſalza heran die Salza. Der Zwiſchenraum zwiſchen dieſen beiden Flüſſen beträgt nur 300 Schritt. Ueber beide Flüſſe führen Brücken, die einen integrirenden Theil der zwiſchen Langenſalza und Merxleben gelegenen Straße bilden. Dieſe Straße (Chauſſee) hat durchaus den Charakter eines Defilés, um ſo mehr als ſie in Folge eines Seitenarms oder einer Oeſe, die die Unſtrut in Front von Merxleben bildet, nicht über zwei, ſondern über drei Brücken (zwei Unſtrut- und eine Salza-Brücke) führt

Commandirender der hannöverſchen Armee war Generallieutenant



v. Arentſchildt; Chef des Generalſtabes: Oberſt Cordemann.

Die Armee ſelbſt, etwa 20,000 Mann ſtark, war in vier Brigaden getheilt:

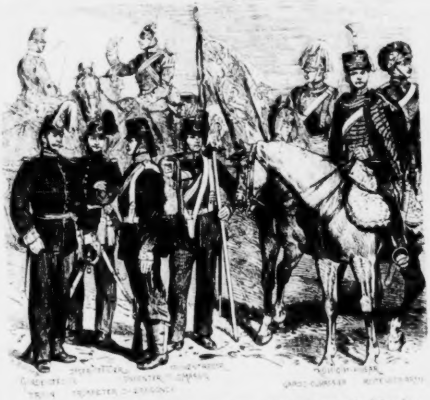
Brigade Kneſebeck:
- Garde-Regiment,
- Leib-Regiment,
- Garde-Jäger-Bataillon,
- Cambridge-Dragoner,
- 1 glatte Fuß-Batterie.

Brigade de Vaux:
- 2. Infanterie-Regiment,
- 3. Infanterie-Regiment,
- 1. Jäger-Bataillon,
- Königin-Huſaren,
- 1 gezogene Fuß-Batterie.

Brigade Bülow:
- 4. Infanterie-Regiment,
- 5. Infanterie-Regiment,
- 2. Jäger-Bataillon,
- Kronprinz-Dragoner,
- 1 gezogene Fuß-Batterie.

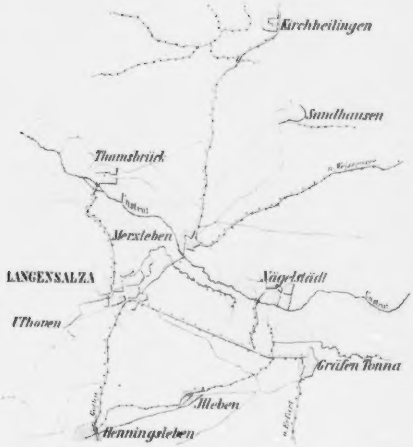
Brigade Bothmer:
6. Infanterie-Regiment,
7. Infanterie-Regiment,
3. Jäger-Bataillon,
Garde-Huſaren,
1 reitende und 1 gezogene Fuß-Batterie.

Daran ſchloſſen ſich drei Batterieen Reſerve-Artillerie und eine Reſerve-Cavallerie-Brigade unter Oberſtlieutenant v. Geyſo. Die leztere beſtand aus den Regimentern Garde du Corps und Garde-Cüraſſier.



Die Aufſtellung der Armee am Morgen des 27. war die folgende:
Brigade de Vaux: im Centrum (Merxleben);
Brigade Bothmer: am linken Flügel (Nägelſtädt);
Brigade Bülow: am rechten Flügel (Thamsbrück);*)
Brigade Kneſebeck: in Reſerve (hinter Merxleben);
Reſerve-Cavallerie: bei Sundhauſen.

*) Der 27. Juni war Buß- und Bettag in preußiſchen Landen. So traf es ſich denn,


Kirchheilingen
Sundhausen
Thamsbrück
n. Greussen
Unstrut
Merxleben
LANGENSALZA
Nägelstädt
Unstrut
Ufhoven
Gräfen Tonna
Illeben
Gotha
n. Erfurt
Henningsleben

Eine Avantgarde (1. Bataillon vom 3. Regiment) unter Oberſt v. Strube hielt Langenſalza beſetzt; das Regiment Cambridge-Dragoner ſtand auf Vorpoſten, mit dem Gros bei Henningsleben, mit ſeiner Spitze bis Eckardsleben.

Um 8½ Uhr wurde von den vorgeſchobenſten Poſten der Cambridge-Dragoner das Herannahen preußiſcher Colonnen auf der Straße von Gotha bemerkt. Es war dies das Detachement Flies, das um 7½ Uhr von Warza aufgebrochen war, um auf Langenſalza vorzugehen.

Das Detachement Flies hatte einen improviſirten Charakter. Seinen Kern bildeten fünf preußiſche Linien-Bataillone (drei vom 11. und zwei vom 25. Regiment), woran ſich 2 Bataillone Coburg-Gotha und mehrere Erſatz-

---

daß, nachdem in früher Morgenſtunde geläutet war, die Thamsbrücker zur Kirche gingen, um für den Sieg unſrer Waffen zu beten, während draußen auf dem Kirchhof ein Bataillon Hannoveraner ſtand.

und Landwehr-Bataillone (meiſt nur 400 Mann ſtark) aus Erfurt, Berlin und Magdeburg anſchloſſen. Im Ganzen eine Truppenmacht von 8200 Mann Infanterie, 225 Mann Cavallerie und 24 Geſchütze, darunter nur 6 gezogene. Die Landwehren hatten nur mit Minie-Gewehren bewaffnet werden können. Die Ordre de Bataille war die folgende:

Avantgarde: Oberſt v. Fabeck.

2 Bataillone des Regiments Coburg-Gotha.

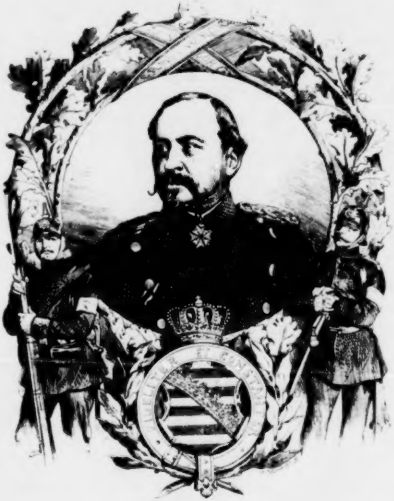
Gros: Oberſt Freiherr v. Hanſtein.

2 Bataillone vom 1. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 25,
3 Bataillone vom 2. Schleſiſchen Grenadier-Regiment Nr. 11,
2. Bataillon (Torgau) vom 2. Thüringiſchen Landwehr-Regiment Nr. 32.

Reſerve: General-Major v. Seckendorf.

2 Bataillone (Treuenbrietzen und Potsdam) vom 3. Brandenburgiſchen Landwehr-Regiment Nr. 20,
3. Bataillon (Aſchersleben) vom 2. Magdeburgiſchen Landwehr-Regiment Nr. 27,
3. Bataillon (Naumburg) vom 2. Thüringiſchen Landwehr-Regiment Nr. 32,
1 Erſatz-Bataillon vom 3. Thüringiſchen Infanterie-Regiment Nr. 71.

Die Artillerie war an Avantgarde, Gros und Reſerve ziemlich gleichmäßig vertheilt; da ſie indeſſen während des Kampfes ausſchließlich als ein Ganzes wirkte, ſo nehmen wir Abſtand von Angabe dieſer Vertheilung.



Die Avantgarde nimmt Langenſalza

Das Gros ſetzt ſich an der Unſtrut feſt.

(Bis 1 Uhr.)

Etwa um 9½ Uhr hatten die beiden Bataillone Coburg-Gotha unter Oberſt v. Fabeck Henningsleben erreicht. Die ihnen beigegebene Batterie fuhr auf den benachbarten Höhen auf und beſchoß das Regiment Cambridge-Dragoner, das ſich, an Langenſalza vorbei, auf Merxleben zurückzog.

Oberſt v. Fabeck rückte nunmehr mit der Avantgarde, gefolgt vom Gros unter Oberſt v. Hanſtein, gegen Langenſalza vor. Das 1. Bataillon Coburg-Gotha drang in die Stadt ein, das 2. Bataillon hielt ſich rechts und ſuchte den Judenhügel zu beſetzen. Oberſt v. Strube, als er dieſe Umgebung ſich vorbereiten ſah, gab jeden ferneren Widerſtand auf und zog ſich, unterm Schutze des über die Unſtrut (bis gegen Kallenbergs Mühle hin) vorgeſchobenen Leib-Regiments und der Königin-Huſaren auf Merxleben zurück. Als Oberſt Strube hinüber war, folgten die genannten Truppentheile, Infanterie und Cavallerie, in eine Aufſtellung jenſeits des Fluſſes.*) Die beiden Bataillone Coburg-Gotha beſetzten rechts den Judenhügel, links die Nordausgänge der Stadt, die Arnoldſche Ziegelei, das Lazareth und die Raſenmühle.

Mittlerweile war das Gros, etwas ſpäter, rechts abſchwenkend auch die Reſerve heran und um etwa 12½ Uhr hatten die geſammten preußiſchen Streitkräfte, durch die Hannoveraner kaum behindert, ihre Aufſtellung genommen. Dieſelbe war die folgende:

Am linken Flügel (Thamsbrück, jenſeits der Unſtrut):

8. Compagnie vom 11. Regiment. Später die 6. und 7. vom Regiment Coburg-Gotha. (Brigade Bülow hatte ſchon vor Beginn des Gefechts Thamsbrück geräumt, um ſich näher ans Centrum heranzuziehen. Hier griff dieſe Brigade ſpäter entſcheidend ein.)

Am rechten Flügel (Erbsberg, dem Dorfe Nägelſtädt ſchräg gegenüber):

2 Compagnieen vom Erſatz-Bataillon des Regiments Nr. 71,
Landwehr-Bataillon Aſchersleben,
- Naumburg,
- Treuenbrietzen,
- Torgau (dem Centrum zu).

---

*) Leib-Regiment und Königin-Huſaren gehörten zur Reſerve-Brigade (Kneſebeck), waren aber, während der Reſt der Brigade in ſeiner Reſerveſtellung blieb, in die Front detachirt worden.

Im Centrum:

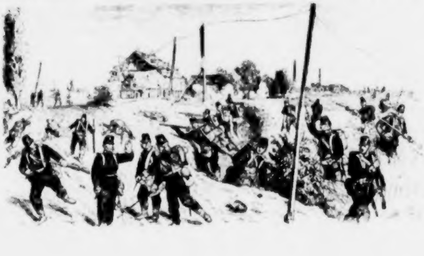
2. Bataillon Coburg-Gotha in Langenſalza, Arnolds Ziegelei, Lazareth, Raſenmühle;
1. Bataillon Coburg-Gotha auf dem Judenhügel;
5 Compagnieen 25er, Füſilier-Bataillon 11er, } Gräſers Fabrik und Kallenbergs Mühle;
3 Compagnieen 25er, 1 Bataillon 11er, Landwehr-Bataillon Potsdam, } Bade-Anſtalt u. Badewäldchen;
3 Compagnieen 11er (5. 6. 7.) in Reſerve.

Schon vorher, eh die Unſrigen im Stande geweſen waren, die vorgeſchobenen hannöverſchen Abtheilungen über die Unſtrut nach Merxleben hinein zurückzuwerfen und dieſe Stellung an der Salza und ſelbſt an der Unſtrut hin einzunehmen, war unſre geſammte Artillerie, 18 Geſchütze, auf dem Judenhügel aufgefahren und begann, während unſre Infanterie ihre Aufſtellung vollendete, ein heftiges Feuer gegen den Kirchberg. Die Hannoveraner antworteten. Ihr Feuer war dem unſrigen an Zahl und Kaliber überlegen; dennoch hielten wir aus, freilich ohne uns beſonderer Erfolge rühmen zu können.

Zwei 6pfündige Geſchütze der Ausfall-Batterie Erfurt (Lieutenant Hupfeld) waren auf dem Erbsberg am rechten Flügel aufgefahren und nahmen vorläufig an dieſem Artilleriekampf nicht Theil.

Das Gefecht am linken und rechten Flügel.

Bis gegen 1 Uhr waren die Unſren in einem beſtändigen Avanciren geblieben. Sie hatten den Gegner, der freilich nur mit ſchwachen Kräften entgegentrat, aus Langenſalza hinaus, vom Judenhügel hinunter, endlich die



zu ſeiner Aufnahme bis an Kallenbergs Mühle vorgeſchobenen Bataillone vom Leibregiment, erſt über die Salza, dann über die Unſtrut bis nach Merxleben zurückgedrängt. Einzelne Schützenzüge der 25er, in raſchem Nachdrängen, waren gefolgt und hatten, von den vorderſten Häuſern Merxlebens aus, ein Feuergefecht gegen die zunächſt ſtehenden Bataillone der Brigade de Vaux unterhalten. Der Artilleriekampf, der ſeit einer Stunde mit großer Heftigkeit tobte, hielt ſich die Waage. Das Gefecht ſtand eher zu unſern Gunſten, als umgekehrt.

Aber jetzt ſtockte der Angriff und Generallieutenant v. Arentſchildt, der von der Höhe von Merxleben aus dem Gange des Gefechtes aufmerkſam gefolgt war, nahm nicht nur dieſen Stillſtand, er nahm auch wahr, daß er ſich einem numeriſch ſchwächeren Gegner gegenüber befinde und beſchloß deshalb ſeinerſeits zum Angriff überzugehen. Seine Dispoſitionen wurden raſch und gut getroffen. Unter Fortdauer des Artilleriekampfes (zu dem er in der Lage war, immer neue Batterieen heranziehen zu können) ſollten ſeine beiden Flügel vorgehen und unſre Flanken bedrohen, beziehungsweiſe umfaſſen, während er ſelbſt im Centrum über die Unſtrutbrücken avanciren und durch Wegnahme des Judenhügels das Gefecht entſcheiden wollte.

An beide Flügel, d. h. alſo an die Brigaden Bülow und Bothmer, die ſich bereits ſeit Beginn des Gefechtes von Thamsbrück und Nägelſtadt näher an Merxleben hinangezogen hatten, erging demgemäß der Befehl, am Fluſſe hin, beziehungsweiſe über denſelben vorzurücken und die Unſrigen von dem Terrain zwiſchen Unſtrut und Salza, auf dem ſie ſich feſtgeſetzt hatten, zu vertreiben.

Beide Brigaden avancirten ſofort. Die Brigade Bülow (am hannöverſchen rechten Flügel) reuſſirte; mit dem 2. Jäger-Bataillon und zwei Bataillonen der Regimenter 4 und 5 im erſten Treffen, rückte ſie an den Fluß, paſſirte ihn erſt in kleinen, dann in größeren Abtheilungen, warf die zunächſt ſtehenden Abtheilungen unſrer 25er und 11er und ſetzte ſich in dem Abſchnitt zwiſchen Unſtrut und Salza feſt. Die links neben der Brigade Bülow ſtehenden, gleich zu Anfang des Gefechts aus der Reſerve (Brigade Kneſebeck) vorgezogenen zwei Bataillone des Garde-Regiments, nahmen an dieſem Vorgehen Theil. Der rechte Flügel hatte die ihm geſtellte Aufgabe gelöſt.

Nicht ſo der linke. Generalmajor Bothmer, nachdem ſich die Unmöglichkeit herausgeſtellt hatte, durch Pioniere einen Uebergang über die Unſtrut zu ſchaffen, gab an die beiden erſten Bataillone der Regimenter 6 und 7 Befehl, den Fluß zu durchwaten; die zweiten Bataillone ſollten im zweiten Treffen folgen. Der Angriff begann ſofort. Trotz heftigen Feuers, das die Schützenlinien unſrer hier ſtehenden Landwehr-Bataillone, beſonders zweier Compagnieen 71er, mit großer Präciſion und großem Erfolg unterhielten, glückte es dem 1. Bataillon des 7. hannöverſchen Regiments, den hier 4 bis 5 Fuß tiefen Fluß theils zu durchwaten, theils zu durchſchwimmen. So weit war der Angriff geglückt. Aber am dieſſeitigen Abhange des Flußbettes angekommen, mußte der Angreifer wieder zurück. Der Verſuch wurde wiederholt, wieder der Fluß durchſchritten, das ziemlich ſteile Ufer erklommen; aber jetzt von geſchloſſenen Abtheilungen der Landwehr-Bataillone Naumburg und Aſchersleben mit dem Bajonet attakirt, ſcheiterte das tapfre hannöverſche Bataillon zum zweiten Male. Der vierte Theil der Offiziere war todt oder verwundet; dem entſprechend der Verluſt an Mannſchaften. Das 1. Bataillon 6. Regiments war nicht glücklicher; es mußte ebenfalls zurück.*)

Die Situation um 2 Uhr war alſo die, daß der rechte hannöverſche Flügel (Brigade Bülow) über die Unſtrut vorgedrungen, der linke Flügel aber (Brigade Bothmer) bei ſeinen gleichzeitigen Verſuchen geſcheitert war.

Die Entſcheidung im Centrum.

Generallieutenant v. Arentſchildt beſchloß nunmehr den Kampf im Centrum zur Entſcheidung zu bringen. Er beſaß dazu, auch nachdem der linke Flügel verſagt hatte, mehr als ausreichende Mittel. Schon die bis dahin in den Kampf geführten Kräfte hatten ausgereicht, ihn Terrain gewinnen zu laſſen, einen weitern Erfolg hielt er um ſo gewiſſer in Händen, als er, ſeine Ueberlegenheit an Artillerie und Cavallerie ungerechnet, noch über acht intakte Bataillone verſchiedener Brigaden verfügte, denen Generalmajor v. Flies von friſchen Truppen nichts, oder ſo gut wie nichts entgegenzuſetzen hatte.

Der Vorſtoß im Centrum mußte glücken. Um indeß völlig ſicher zu gehn, wurden zwei Maßregeln angeordnet, ihn einzuleiten, beziehungsweiſe zu ſouteniren. Befehl erging:

1. die preußiſchen Geſchütze auf dem Judenhügel durch ein ſuperiores, aus den Reſerve-Batterieen zu verſtärkendes Feuer zum Schweigen zu bringen;
2. den preußiſchen rechten Flügel, den man durch Infanterie nicht hatte werfen können, durch in weitem Bogen vorgehende Cavallerie zu umfaſſen.

---

*) Die Brigade Bothmer verlor an dieſer Stelle gegen 300 Mann. Es läßt das faſt die übrigens auch von Oberſt Hellmuth (in ſeiner Brochure über das Gefecht bei Langenſalza) gemachte Angabe als glaubhaft erſcheinen, wonach ein einziger preußiſcher Reſerviſt, der in ſeiner Heimath Aſchersleben als Wildſchütz renommirte Gärtner Günther, 72 Hannoveraner verwundet beziehungsweiſe getödtet habe. Seine Kameraden luden, er ſchoß. Wie viel an dieſen Angaben wahr, mag dahin geſtellt bleiben. Günther, 9. Compagnie 27. Landwehr-Regiments (Hauptmann v. Lahrbuſch), ſoll, zur Belohnung für ſeine Bravour, eine Stelle im Forſtdienſt erhalten haben.

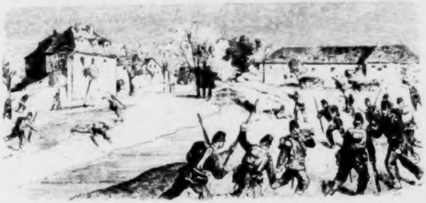
Unſre Artillerie trotz der großen Ueberlegenheit der feindlichen, zum Schweigen zu bringen, mißglückte; deſto vollſtändiger glückte die Umgebung. Das Regiment Cambridge-Dragoner, unter Führung des Majors v. Hammerſtein, paſſirte die Unſtrut in unmittelbarer Nähe von Nagelſtädt, nahm ſeine Direction auf die Illebener Höhe zu und kam dadurch in Flanke und Rücken unſrer Geſammt-Aufſtellung. Unſrem im Centrum fechtenden Gros entzog ſich die Wahrnehmung davon, wohl aber waren unſre am rechten Flügel ſtehenden Landwehr-Bataillone in der Lage, dieſe Umgebung erkennen zu können. Generalmajor v. Seckendorff, in nur zu begründeter Einſicht, daß er vom Centrum her (an das er bereits eins ſeiner Bataillone hatte hergeben müſſen) keine Soutenirung zu erwarten habe, hielt jetzt den Moment für gekommen, ſeine Poſition am Erbsberg aufzugeben und wich, am Klingsgraben hin, auf den Siechenhof zurück. Als die Cambridge-Dragoner dieſe rückgängige Bewegung wahrnahmen, beſchloſſen ſie die ebenfalls, und zwar unter einer Particular-Bedeckung von etwa 30 Mann des Erſatz-Bataillons Erfurt, rückwärts gehende Ausfall-Batterie (zwei Geſchütze unter Lieutenant Hupfeld) zu attakiren. Kartätſch- und Salvenfeuer brachten die Attake zum Stehn, Rittmeiſter William v. Einem aber, der die vorderſte Schwadron führte, jagte mit dem erſten Zuge zwiſchen die Bedienungs- und die Bedeckungsmannſchaften mitten hinein und ſetzte mehrere außer Gefecht, bis er tödtlich verwundet zwiſchen den Geſchützen zuſammenbrach.*)

Der Angriff war abgeſchlagen; aber dieſer partielle Erfolg war zu gering, um an dem Gange des Gefechts überhaupt etwas zu unſrem Vortheil ändern zu können: der dieſſeitige rechte Flügel ſetzte ſeinen Rückzug fort und die rückgängige Bewegung dieſes Flügels entſchied auch über den ohnehin immer ſchwächer werdenden Widerſtand unſres Centrums.

Hier waren inzwiſchen mehrere intakte Bataillone mit in die in erſter Linie kämpfenden Abtheilungen der Brigade de Vaux, des Garde-Regiments und des 3. Jäger-Bataillons, hineingezogen worden und gingen nun, en ligne mit dieſen, zum Angriff vor. Ein Zwiſchenfall des an dieſem Tage von einem ganz beſonderen Mißgeſchick heimgeſuchten Königin-Huſaren-Regiments*) ſchien momentan die allgemeine Vorwärtsbewegung ins Stocken bringen zu ſollen; aber nur auf Augenblicke; in raſch wieder hergeſtellter Ordnung gingen Abtheilungen aller 4 Brigaden, theils mit Hülfe der Brücken, theils neben denſelben, über die verſchiedenen Flußarme und warfen, überall mit ſtarker Uebermacht auftretend, die Unſrigen aus den an der Salza und am Fuß des Judenhügels gelegenen Poſitionen hinaus. Compagnieen des 2. und 3. hannöverſchen Regiments, unterſtützt durch das 2. Jäger-Bataillon und das 2. Bataillon des Garde-Regiments, nahmen Kallenbergs Mühle; das 1. Bataillon 5. Regiments nahm die Raſenmühle; das 1. Bataillon 4. Regiments die Gräſerſche Fabrik; das 1. Bataillon des Garde-Regiments das Lazareth und die Ziegelei

---

*) Ueber dieſen Kampf, wie über ſo viele andre Momente des Gefechtes bei Langenſalza, exiſtiren die verſchiedenſten Verſionen. Artillerie und Infanterie machen ſich die Ehren des vorſtehend geſchilderten Rencontres ſtreitig. Nach Auffaſſung jener waren es die Kartätſchſchüſſe der beiden Geſchütze (Lieutenant Hupfeld), nach Auffaſſung dieſer die Salven der Particular-Bedeckung (Lieutenant Zacke), die den Angriff ſcheitern machten. Auch über den Tod des tapfern William v. Einem gehen die Berichte vollſtändig auseinander. Nach Angabe der Artilleriſten war es der Kanonier Rudloff, der, aus mehreren Wunden blutend, den feindlichen Führer mit ſeinem Faſchinenmeſſer vom Pferde ſtach, nach Meinung der 71er aber ſprangen auf den Ruf des hartbedrängten Kanoniers die Infanterie-Gefreiten Azerodt und Anſchütz herzu, von denen der eine durch einen Schuß, der andre durch einen Bajonetſtich in die Bruſt den Gegner tödtlich verwundeten. — Wenn wir uns entſcheiden ſollen, ſo halten wir den letzteren Bericht für den richtigeren.



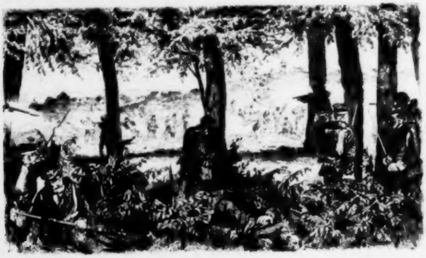
Alle Poſitionen links von der Chauſſee waren nunmehr in Händen des Feindes, unſre linke Flanke (durch Vordringen des Feindes in Langenſalza ſelbſt) bereits ebenſo umgangen wie der rechte Flügel, — ſo wurde denn, auch im Centrum, der Rückzug beſchloſſen. Oberſt v. Fabeck erhielt Befehl, mit 4 Compagnieen des Regiments Coburg-Gotha den Judenhügel ſo lange feſtzuhalten, bis ſich die Artillerie und die in der Front noch zerſtreut fechtenden Truppen abgezogen hätten. Dieſer Befehl (3½ Uhr) wurde ausgeführt. Die Batterieen — übrigens nicht ohne einen Verſuch feindlicher Cavallerie, dieſen Rückzug zu hindern — gingen in eine Aufnahmeſtellung ſüdlich Langenſalza zurück. Generalmajor v. Flies ſammelte ebendaſelbſt die aus dem Gefecht zurückkehrenden einzelnen Abtheilungen ſeines Detachements. (4 Uhr.)

---

*) Zwei Escadrons dieſes Regiments, unter Major Cordemann, waren um eben dieſe Zeit, von Merxleben aus, gefolgt und hielten neben und auf der Salza-Brücke, mitten im Defilé, auf dem eben jetzt die halbe hannöverſche Armee mit allen Waffengattungen vorwärts wollte. Die beiden Escadrons hatten kaum dieſe Stellung eingenommen, als die noch erübrigenden 2 Schwadronen eben dieſes Regiments neben und zwiſchen der Infanterie nachſtürmten und inmitten des aufgewirbelten Staubes nicht wahrnehmend, was vor ihnen auf der Brücke hielt, die hier bereits ſtehenden Huſaren-Sectionen über den Haufen warfen. Eine ganze Anzahl wurde von der Brücke in den Fluß gedrängt. Die Verwirrung war grenzenlos. — Ziemlich genau dieſelbe Scene wiederholte ſich eine Stunde ſpäter. Die Königin-Huſaren (nun das ganze Regiment) hielten in demſelben Defilé an der Salza-Brücke, als gegen 4 Uhr die Reſerve-Cavallerie vorgezogen wurde. Das Regiment Garde du Corps hatte die Tete, und ebenfalls nicht ahnend, was es vor ſich hatte, brach es in gleicher Weiſe in die dichten Reihen der Huſaren ein. Doch ſcheinen bei dieſem zweiten Zuſammenſtoß die Verluſte geringer geweſen zu ſein.

Der Rückzug. Angriff der Reſerve-Cavallerie. Die Quarrés des Barres und Roſenberg.

Alle Poſitionen (auch der Judenhügel, nachdem unſere Artillerie zurück war, war von den vier Compagnieen Coburg-Gotha aufgegeben worden) waren in Händen des Feindes; nur eine nicht. Das rechts neben der Chauſſee gelegene, vom 1. Bataillon des 11. Regiments, von 3 Compagnieen 25ern, vom Landwehr-Bataillon Potsdam und von 1 Compagnie des Erſatz-Bataillons Nr. 71 vertheidigte Badewäldchen wurde noch von den Unſren gehalten. Ob ihnen der Befehl zum Rückzug nicht zugegangen war, oder ob ſie, ohne genaue Kenntniß deſſen, was ſich links und rechts neben ihnen vollzogen hatte, glauben mochten, die Poſition aus eigner Kraft halten zu können, — gleichviel, der Reſt des Detachements ſtand bereits im Rücken von Langenſalza, als die genannten Abtheilungen noch, in Front und Flanke der Stadt, das Bad und das Badewäldchen beſetzt hielten. Auf beide Punkte



richtete ſich nunmehr die Geſammtmacht des Feindes; von heftigem Kartätſchfeuer einer in der Flanke aufgefahrenen hannöverſchen Batterie unterſtützt, ging die Infanterie des hannöverſchen Centrums zum Sturme vor und warf die Unſren, trotz hartnäckiger und tapfrer Vertheidigung, unter großen dieſſeitigen Verluſten, namentlich auch an Gefangenen, aus dem hartbeſtrittenen Wäldchen hinaus. Die Hannoveraner ſammelten ſich auf dem Judenhügel; nur das zuletzt aus der Reſerve vorgezogene 1. Bataillon des Leibregiments folgte unſren zurückweichenden Abtheilungen.

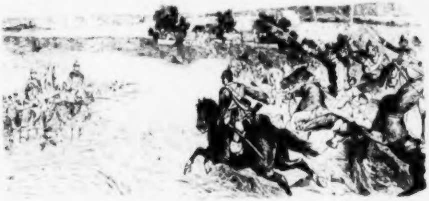
Dieſe dirigirten ſich zunächſt auf den Siechenhof. Es war eine harte Aufgabe, ihn zu erreichen. Alle Kraft war hin; dazu überall im Bereiche des feindlichen Feuers. Ganze Sectionen ſanken vor Durſt und Hitze ohnmächtig nieder. Aus den Gräben und Waſſerläufen, die hier das Terrain durchziehen, wurde in Kochgeſchirren Waſſer herbeigeholt, um die ohnmächtigen Leute zu benetzen. Sie erholten ſich, tranken in vollen Zügen und wieder weiter ging's. So wurde der Siechenhof erreicht. Die Auseinandergekommenen ſammelten ſich; einen Augenblick Raſt und wieder traten die Trümmer-Bataillone an, um, über das Plateau fort, die drei Illebener Wege durchſchneidend, ihren Marſch auf Henningsleben fortzuſetzen.

Als ſie den unteren Illebener Weg (den erſten der drei) überſchritten hatten, ſchienen ſie gerettet; die Entfernung zwiſchen ihnen und dem nachrückenden Bataillon des Leibregiments war immer größer geworden. Aber in demſelben Augenblick faſt, in dem ſie ſich außer Gefahr glaubten, ſollten ſie ihres Irrthums inne werden. Feindliche Reiterei, die anfänglich der abziehenden Hauptmaſſe des Detachements Flies auf der großen Straße gefolgt war, hatte eben jetzt eine weitere Verfolgung aufgegeben und plötzlich Kehrt ſchwenkend, ſchwärmte ſie nunmehr in Körpern von 1 und 2 Schwadronen auf dem Plateau umher. Es war die Reſerve-Cavallerie-Brigade, die ſchönen Regimenter Gardes du Corps und Garde-Cüraſſiere; außerdem die in unſrer rechten Flanke vorgegangenen Cambridge-Dragoner. Alle ſuchten ſie jetzt unſren zurückgehenden Abtheilungen den Weg zu verlegen.

Dieſe hatten ſich inzwiſchen in zwei Colonnen formirt, eine größere und eine kleinere. Die kleinere (Hauptmann v. Roſenberg) beſtand aus den Trümmern der 3. Compagnie 11. Regiments, aus verſprengten 25ern und Reſten der 9. und 12. Compagnie vom Landwehr-Bataillon Potsdam. Alles in allem 120, höchſtens 150 Mann. Bei dieſer Colonne war die Fahne vom 1. Bataillon 11. Regiments; die zerſchoſſene Seide mahnte, ſie werth zu halten, wie die Väter ſie werth gehalten hatten.

Die größere Colonne (Oberſt-Lieutenant des Barres) marſchirte 700 Schritt weiter öſtlich. Bei der Coupirtheit des Terrains, das hier überall Hebungen und Senkungen zeigt, verloren ſich beide Colonnen aus dem Auge, ſo daß ſie, trotz der geringen Entfernung von einander, ſelbſtſtändig operirten. Die größere Colonne, die, wie auch die kleinere, eine Anzahl Verwundeter mit ſich ſchleppte, beſtand aus den 3 übrigen, ſtarkgelichteten Compagnieen des 1. Bataillons 11. Regiments, aus 25ern, 71ern (vom Erſatz-Bataillon) und aus Reſten der 10. und 11. Compagnie vom Landwehr-Bataillon Potsdam. Im Marſchiren ſich ordnend, ging die Colonne über das Plateau hin.

Die kleinere Colonne ſah ſich zuerſt umſtellt. Als ſie in einer Terrainſenkung hinſchritt, die, nach allen Seiten hin, einen nur engen Ueberblick geſtattete, erblickte Hauptmann v. Roſenberg auf einem 200 Schritt weſtlich ſich ziehenden Höhenzuge das Regiment Gardes du Corps und wenige Minuten ſpäter auch in ſeiner linken Flanke (ſüdöſtlich) einzelne Escadrons der Cambridge-Dragoner. Die Gardes du Corps, die zweifeln mochten, ob die anrückende Colonne Freund oder Feind ſei, begannen in weitem Bogen unſre rechte Flanke zu umreiten, plötzlich aber, als ſie faſt ſchon im Rücken unſrer Colonne waren, ſchwenkten ſie ein und attakirten. Auf 80 Schritt commandirte Hauptmann v. Roſenberg Feuer. Ein Theil brach zuſammen; der Reſt machte in ſich Kehrt (zu einem eigentlichen Abſchwenken gebrach es an Raum) und warf ſich dann, um Schutz vor einer zweiten Salve zu finden, an die unſrem Feuer entgegengeſetzte Seite der Hälſe der Pferde.*)



*) Bei dieſem Angriff, ſeinem Zuge voran, fiel auch Willi v. Marſchalck, Secondelieutenant im Regiment Gardes du Corps. Ueber ſeinen Tod vernehmen wir Folgendes: „Während des Infanteriekampfes, der bis nach 3 Uhr um das Merzlebener Defilé tobte, ſaß er, den Gang des Gefechtes verfolgend, auf einem Grabenrand, in lebhaftem Geſpräch mit ſeinen Kameraden. Nach einer halben Stunde hieß es „Aufgeſeſſen!“ Marſchalck rief: „Jetzt kommt die Garde du Corps, ſeit Waterloo hat ſie nicht mehr

Noch waren die davonſtiebenden Reiter dem Auge unſrer Colonne nicht entzogen, als, von der entgegengeſetzten Seite her, eine Schwadron Cambridge-Dragoner unſre linke Flanke zu faſſen trachtete. Doch ſchien dieſer Angriff weniger ernſthaft gemeint, ſie erhielten auf 150 Schritt Feuer, wandten ſich (anſcheinend unter nicht unerheblichen Verluſten) und verſchwanden hinter dem Hügelrücken, auf dem ſie eben erſchienen waren.

Die größere Colonne, Oberſtlieutenant des Barres, war gefolgt. Schon am mittleren Illebener Weg ſtieß ſie auf feindliche Cavallerie, drei Escadrons Cambridge-Dragoner (die 4. machte um dieſelbe Zeit ihren eben erwähnten Angriff auf die Colonne v. Roſenberg). Major v. Hammerſtein, der Führer des Dragoner-Regiments näherte ſich dem Oberſtlieutenant des Barres und forderte ihn auf, ſich zu ergeben; »Wollt Ihr das?« rief Oberſtlieutenant des Barres in das Quarré hinein. »Nein.« In demſelben Augenblick winkte Major v. Hammerſtein die ſeines Zeichens harrenden Schwadronen zum Angriff heran; »Fertig« commandirte Oberſtlieutenant des Barres und auf 50 Schritt »Feuer«. Die Salve war von großer Wirkung; vor dem Quarre ſtutzte die Reitermaſſe, bei dem Ungeſtüm des Angriffs aber ſtürzten drei reiterloſe, ſchwerverwundete Pferde in die Colonne hinein, warfen viele Leute nieder, veranlaßten Gedränge und Verletzungen. Einzelne Reiter jagten durch die entſtandene Lücke hindurch, oder ſtürzten vor unſren Bajoneten; einer, auf verwundetem Pferde, war über 4 bis 5 Glieder in die Colonne hineingeſprungen.

Dieſer Angriff, der ſich auf die Südweſtecke gerichtet hatte, war kaum abgeſchlagen, als eine zweite Attake (abermals Cambridge-Dragoner) und gleich darauf ein dritter Angriff (Garde-Cüraſſiere) ſich von Weſt und Süden her gegen das ruhig fortſchreitende Quarre richteten. Der Erfolg dieſer Angriffe war derſelbe wie der aller vorhergegangenen. Der Feind kam heran, aber nicht hinein, in Front des Quarres brach er zuſammen. Das Regiment Cambridge-Dragoner, ihm zunächſt die Garde-Cüraſſiere, hatten die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. — Nur noch durch einzelne nachgeſandte Granatſchüſſe behelligt, erreichte das Bataillon des Barres Henningsleben.*) Der Feind folgte nicht weiter. Um 4½ Uhr ſtand ſeine

gefochten.“ Er führte ſeinen Zug als ſelbſtſtändige Schwadron allein auf eine Flanke des feindlichen Quarrés, auf 30 Schritt erfolgte das Feuer, und lautlos ſank er vom Pferde. Von ſieben Kugeln durchbohrt, mit einem heitern, kühnen Ausdruck im Geſichte, mit leicht geſchloſſenen Augen, die linke Hand am Zügel, in der Rechten das Schwert, ſo lag er da. Seine Stute, ein prächtiges, lichtbraunes Pferd, auf 6 Schritt neben ihm.“

*) Ein Fahnen-Unteroffizier des Landwehr-Bataillons Potsdam beſchreibt dieſen Zug vom Badewäldchen aus bis zum Siechenhof und über das Plateau hin, wie folgt: „ Kurz, wir wurden zum Rückzuge gezwungen. Bisher war aber Alles nur Spielerei geweſen gegen das, was nun kam. Von unſerer Compagnie (11.) ſammelten ſich als Reſt 1 Lieutenant

Avantgarde auf demſelben Höhenzuge, auf dem früh am Morgen das Regiment Cambridge-Dragoner Vorpoſten bezogen hatte. Das Gros der Hannoveraner ſammelte ſich in und bei Langenſalza.

Generalmajor v. Flies ſetzte ſeinen Rückzug von Henningsleben bis Warza fort. Seine Leute waren todmatt. Ebendaſelbſt (in Warza) traf am Morgen des 28. auch das linke Seiten-Detachement ein, das am Nachmittag des 27., bald nach 4 Uhr, in Thamsbrück den Ausgang des Gefechtes erfahren und im Ganzen wenig beläſtigt, über Ufhofen und Grumbach ſeinen Rückzug bewerkſtelligt hatte.

Ein Antrag des hannöverſchen Commandirenden (Gen[illegible]llieutenants v. Arentſchildt) auf einen mehrtägigen Waffenſtillſtand zur Beerdigung der Todten, mußte, um der daran geknüpften Bedingungen willen, abgelehnt werden.

---

und 13 Mann, ich trat mit der Fahne hinzu, und nun gings Marſch, Marſch zurück. Hinter dem Gehölz mußten wir über einen Abhang, der von Artillerie beſtrichen war. Im ſtärkſten Laufe rannten wir durch dieſe Schußlinie, kamen glücklich hinüber, hatten aber nur eine große wellige Fläche vor uns, wo nun die uns verfolgende Cavallerie und Artillerie weiten Spielraum hatte. Alles war zu Tode gehetzt. Niemand konnte mehr laufen, faſt kein Menſch hatte den ganzen Tag recht was genoſſen und bei der Hitze hatte man einen Durſt zum Raſendwerden. Kaum waren wir 1000 Schritte geſchloſſen marſchirt, ſo hielten ein paar Hundert Schritt von uns 2 Schwadronen Dragoner und forderten uns zur Uebergabe auf, widrigenfalls wir zuſammengehauen würden. Da antwortete unſer Führer (Major des Barres vom Schleſiſchen Grenadier-Regiment Nr. 11): „Herr Kamerad, Sie können wohl nicht verlangen, daß ich meinen Degen abgebe; — Quarré fertig!“ Jetzt kam die wilde Jagd heran. Feuer! Wir ſahen ſie ſtürzen. Einer der Reiter ſprengte in den dichten Knäuel hinein und riß ſogleich eine ganze Section nieder. Das Pferd überkugelte ſich, der Reiter wurde 6 bis 8 Schritte ins Quarré, natürlich auf die Bajonete, geſchleudert, und nun brachen mehr Reiter hinein und machten eine Unordnung in der Mitte, welche eine grauſenhafte war. Beim zweiten Anprall ſtürzte eine vor mir ſtehende Section auf mich drauf, ich mit der Fahne drunter, Pferde und Menſchen über mich; faſt verlor ich die Beſinnung. Aber die Cavallerie kriegte uns doch nicht. Sie bekamen von der Front und der Queue, weil der Anprall auf der linken Flanke war, einen ſolchen Kugelhagel, daß ſie zurück mußten. Kaum der vierte Theil kam davon. Pferde, todt und verwundet, lagen in unſerem Quarré, wälzten ſich vor Schmerz, ſchlugen aus, ohne Reiter liefen ſie zu Dutzenden auf den Feldern umher. Und wieder vorwärts gings. Wir hofften die Unſren erreichen zu können. Das Terrain iſt dort aber ſo hügelig, daß wir keinen Preußen ſahen, Niemand nahm uns auf, und nun, Berg auf Berg ab, durch Roggenfelder, die vorher ſo blühend ſtanden, durch Ackerland, Kartoffeln und Weizen. Die Kräfte ſchwanken auf Null. Es ſtürzten Leute vor Anſtrengung, die, ohne Wunde, ſofort todt waren. Das Leben gilt in einem ſolchen Moment gar nichts. Eine Gleichgültigkeit tritt ein, die ein Anderer wie der, der ſo Etwas durchgemacht hat, nicht kennt. Apathiſch, hin und her ſchwankend, ſchleppten wir uns weiter, bis wir endlich, wie wir nach rechts hin Ausſicht bekamen, unſere Bataillone marſchiren ſahen. Hurrah! Wir waren gerettet!“

Die Verluſte. — Die Capitulation.

In Rückſicht auf die Truppenzahl, die ſich gegenübergeſtanden hatte, waren die Verluſte ſehr bedeutend. Wir verloren, incluſive der Coburg-Gothaer, 170 Todte, darunter 11 Offiziere; 643 Verwundete, darunter 30 Offiziere, und 33 Vermißte. Geſammtverluſt: 846. Außerdem fielen, nach hannöverſchen Angaben, 907 Preußen, darunter 10 Offiziere, in Gefangenſchaft; zwei Geſchütze und eine bedeutende Anzahl Gewehre wurden erbeutet. Preußiſcherſeits iſt die Zahl dieſer in Gefangenſchaft Gerathenen nicht feſtgeſtellt worden, da ſie, wie eine Anzahl blos verſprengt Geweſener, ſchon am 28. wieder bei ihren Truppentheilen eintrafen. Uebrigens liegt durchaus kein Grund vor, die hannöverſchen Angaben zu bezweifeln. Am meiſten hatten die beiden Linien-Regimenter (11. und 25.) gelitten; das letztre, nur zwei Bataillone ſtark, verlor 15 Offiziere, 4 todt, 11 verwundet. Oberſtlieutenant v. Weſternhagen, vom Regiment Coburg-Gotha, erlag ſeiner Wunde.

Viel höher beliefen ſich die Verluſte der Hannoveraner. Sie büßten 102 Offiziere ein (22 todte und 80 verwundete; unter dieſen 10 Stabsoffiziere) und 1327 Mann, darunter 356 todt. Geſammtverluſt: 1429. Am härteſten war die Brigade de Vaux, die von Anfang an, an der entſcheidenden Stelle, im Feuer ſtand, betroffen worden. Sie verlor 24 Offiziere und 492 Mann, außerdem das Regiment Cambridge-Dragoner (das dieſer Brigade ebenfalls zugehörte) 5 Offiziere und 51 Mann.

Die Hannoveraner hatten unbeſtreitbar einen Sieg davongetragen, einen Sieg (wir kommen ſpater darauf zurück), der ihnen noch in zwölfter Stunde ein Entkommen nach dem Süden möglich gemacht hätte; aber ſie beuteten ihn nicht aus und ſo darf man ſagen, daß beinah unmittelbar nach dieſem Erfolge, durch Unterlaſſung hier, durch verdoppelte Rührigkeit dort, jene Dinge ſich vorbereiteten, die aus dem Sieg in die Niederlage führten.

Die letzten Züge um »die Mühle zuzumachen« geſchahen mit Blitzesſchnelle. Schon in der Nacht vom 27. auf den 28. wurden unſre bei Warza ſtehenden Truppen um 7 Bataillone und 2 Batterieen verſtärkt; am Vormittage des 28. ſtanden 11 weitre Bataillone bei Eiſenach und am Abend des ebengenannten Tages (28.) trafen die Generale Manteuffel und Korth, von Norden her vorgehend, in Groß-Gottern, Welsbach und Kirchheilingen ein. Dadurch war der Kreis geſchloſſen. Die Hannoveraner waren von mehr als 40,000 Mann Preußen umſtellt, zum Theil auf nächſte Diſtance. Die Entfernung zwiſchen dem Manteuffelſchen Corps und dem hannoverſchen Gros in und um Langenſalza betrug kaum eine halbe Meile.

Unter dieſen Umſtänden — der rechte Zeitpunkt war verſäumt — blieb der hannöverſchen Armee nichts übrig, als auf eine ehrenvolle Capitulation bedacht zu ſein. Es wurde nöthig, dem König Georg dies vorzuſtellen. Die Generale und Brigadiers einigten ſich endlich zu folgender Erklärung an den König:

Wir Unterzeichneten erklären hierdurch auf unſre militairiſche Ehre und den unſrem Könige und Kriegsherrn geleiſteten Eid vor Gott und unſrem Gewiſſen:

1. daß Mannſchaften und Pferde der hannöverſchen Armee durch die ſeit dem 19. d. M. mit urſprünglich mangelhafter Ausrüſtung, ununterbrochenen großen Marſchſtrapazen, bei meiſtens mangelhafter Verpflegung, ſowie durch den geſtern ſtattgehabten hartnäckigen Kampf, welcher einen die Dienſttauglichkeit beeinträchtigenden Verluſt an Offizieren und Unteroffizieren herbeigeführt hat, in hohem Grade erſchöpft ſind, ſo daß ohne vorhergegangene Ruhe eine Fortſetzung der Operationen nicht zuläſſig iſt;
2. daß die Munition, bei gänzlichem Ausſchluß alles weitren Erſatzes, nur noch zu etwa einem ernſtlichen Gefechte ausreicht;
3. daß es nach den gemachten Erfahrungen und nach den Mittheilungen der Intendantur unmöglich iſt, die nöthigen Lebensmittel in ausreichender Weiſe herbeizuſchaffen;
4. daß an mehreren Seiten feindliche Truppen in bedeutender Uebermacht herangezogen ſind, die hannöverſche Armee umzingelt haben, und auf eine baldige Aenderung der militairiſchen Lage durch Succurs befreundeter Truppen nicht zu rechnen iſt.

Unter dieſen Umſtänden müſſen wir jeden Kampf und Widerſtand für ein gänzlich unnützes und erfolgloſes Blutvergießen halten und können nach pflichtmäßiger Ueberzeugung Sr. Majeſtät dem Könige nur anrathen, den Widerſtand aufzugeben und eine Capitulation anzunehmen.

Langenſalza, den 28. Juni 1866.

v. Arentſchildt, Generallieutenant, v. Wrede, Generalmajor,
v. d. Kneſebeck, Generalmajor, v. Bothmer, Generalmajor,
v. Bülow-Stolle, Oberſt, de Vaux, Oberſt, Dammers, Oberſt,
v. Stolzenberg, Oberſt, v. Geyſo, Oberſt, Cordemann, Oberſt.

In Folge dieſer Erklärung wurde Generallieutenant v. Arentſchildt vom Könige ermächtigt eine Capitulation abzuſchließen. Auf die hierüber erhaltene Meldung entſandte General v. Falckenſtein ſpät Abends den Major Wiebe mit den Capitulationsbedingungen in das hannöverſche Hauptquartier, die hier mit einem einzigen Zuſatze angenommen wurden. Generallieutenant v. Arentſchildt hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß

Generallieutenant v. Manteuffel von Berlin aus zum Abſchluſſe der Capitulation deſignirt worden ſei und machte hierauf hin den einen Vorbehalt,

> „daß, falls dieſer General zu günſtigeren Bedingungen ermächtigt ſei, die mit Major Wiebe getroffenen Vereinbarungen keine Geltung haben ſollten.“

Am 29. Morgens traf Generallieutenant v. Manteuffel als ein Spezial-Bevollmächtigter des Königs im hannöverſchen Hauptquartier ein. Er fand bereits eine abgeſchloſſene Capitulation vor. Da er indeß, wie es die Vorbehalts-Klauſel gehofft hatte, wirklich „zu günſtigeren Bedingungen ermächtigt war“, ſo wurden dieſe milderen Zugeſtändniſſe der urſprünglichen, bedingungsloſen Capitulation als ein Zuſatz-Artikel beigefügt. Dieſer lautete:

Se. Majeſtät der König, mein Allergnädigſter Herr, hat zu der von dem General der Infanterie Freiherrn v. Falkenſtein und dem commandirenden General der Königl. hannöverſchen Armee, General v. Arentſchildt, heute Morgen geſchloſſenen Capitulation folgende Zuſätze und Erläuterungsbeſtimmungen gegeben.

Vor allem haben Se. Majeſtät der König befohlen, Allerhöchſt Seine Anerkennung der tapfern Haltung der Königl. hannöverſchen Truppen auszuſprechen.

Dann ſtelle ich die nachſtehenden Punkte auf:

1. Se. Majeſtät der König von Hannover können mit Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen und einem durch Se. Königl. hannöverſche Majeſtät auszuwählenden Gefolge Allerhöchſtihren Aufenthalt nach freier Wahl außerhalb des Königreichs Hannover nehmen. Sr. Majeſtät Privatvermögen bleibt zu Allerhöchſtdeſſen Verfügung.

2. Die Herrn Offiziere und Beamten der Königl. hannöverſchen Armee verſprechen auf Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, behalten Waffen, Gepäck und Pferde, ſowie demnächſt Gehalt und Competenzen (Geſammtbezüge) und treten der Königl. preußiſchen Adminiſtration des Königreichs Hannover gegenüber in dieſelben Rechte und Anſprüche, welche ihnen bisher der Königl. hannöverſchen Regierung gegenüber zuſtanden.

3. Unteroffiziere und Soldaten der Königl. hannöverſchen Armee liefern Waffen, Pferde und Munition an die von Sr. Majeſtät dem Könige von Hannover zu bezeichnenden Offiziere und Beamten ab und begeben ſich in den von Preußen zu beſtimmenden Echellons mittelſt Eiſenbahn in ihre Heimath mit dem Verſprechen, gegen Preußen nicht zu dienen.

4. Waffen, Pferde und ſonſtiges Kriegsmaterial der Königl. hannöverſchen Armee werden von beſagten Offizieren und Beamten an preußiſche Commiſſare übergeben.

5. Auf ſpeziellen Wunſch Sr. Excellenz des Herrn commandirenden Generals v. Arentſchildt wird auch die Beibehaltung des Gehaltes der Unteroffiziere der Königl. hannöverſchen Armee ſpeziell zugeſagt.

Langenſalza, den 29. Juni 1866.

gez. v. Arentſchildt,
Generallieutenant, commandirender General
der hannöverſchen Armee.

gez. Freiherr v. Manteuffel,
Gouverneur in den Elbherzogthümern,
Generallieutenant und Generaladjutant Sr.
Majeſtät des Königs von Preußen.

Am 30. Juni begann der Rücktransport der einzelnen Abtheilungen der hannöverſchen Armee über Magdeburg nach Hildesheim und Celle; am 4. Juli traf Generallieutenant v. Arentſchildt in Hannover ein und entließ daſelbſt ſein Hauptquartier; am 5. Juli war die Auflöſung der hannöverſchen Armee beendet.

Sie hatte einen ſchönen Tod gehabt, ruhmreich wie ſie gelebt, ſo ſtarb ſie; noch im Untergehn hatte ſie geſiegt.

Schlußbetrachtung.

NS bleibt noch eine Schlußbetrachtung. Die Tage, die dem Gefecht und der Capitulation von Langenſalza vorausgingen, waren, ebenſo wie Tage mühſamer Märſche, ſo auch Tage eines diplomatiſchen Schachſpieles. Es war eine Doppelpartie. Auf dem ſtrategiſchen und diplomatiſchen Felde wurde hin und her gezogen. Das eine Spiel beeinflußte das andere.

In unſrer bisherigen Darſtellung, um nicht zu verwirren, haben wir lediglich die ſtrategiſchen Züge gegeben; wir zeigten, wie von Tag zu Tag der Kreis ſich enger ſchloß, bis am 28. Abends der matt und müde gemachte Gegner wie in einem Keſſel ſtand. Er war umſtellt, ſein Loos entſchieden. All dies haben wir zu ſchildern geſucht.

Es iſt aber unerläßlich, eh wir zu einem andren Abſchnitte übergehn, der begleitenden diplomatiſchen Verhandlungen in aller Kürze Erwähnung zu thun.

Hannoverſcherſeits iſt nämlich jederzeit behauptet worden, daß es nicht an ſeinen eignen Fehlern, auch nicht an der Geſchicklichkeit oder Tapferkeit ſeines Gegners, ſondern lediglich an preußiſcher Liſt und an bairiſcher Untreue zu Grunde gegangen ſei. -Unſre Feinde täuſchten uns und unſre Freunde ließen uns im Stich.- Alſo: Verrath überall.

Wir halten dies für grundfalſch und die Anklage nach beiden Seiten hin für völlig unberechtigt.

Preußen ſoll hinter Verhandlungen ſeine anfängliche militairiſche Schwäche gedeckt haben, um Zeit zu gewinnen; Baiern ſoll Zuſagen gemacht und aus Rancüne oder Indolenz dieſe Zuſagen nicht gehalten, den Bundesgenoſſen geopfert haben. Ausſagen und Anklagen aller Betheiligten ſtehen ſich ſchroff einander gegenüber.

Ohne unter dieſen Ausſagen abwägen zu wollen, treten wir, die gegneriſche Anſchauung zunächſt als Baſis nehmend, an die ſtreitige Frage heran, an die Frage: woran ſcheiterte Hannover? Gut alſo, es ſoll erwieſen ſein, daß Preußen nur unterhandelte, um Zeit zu gewinnen und es ſoll feſtſtehen, daß Baiern ausblieb, trotzdem es kommen konnte. Beide Zugeſtändniſſe können Hannover nicht freiſprechen, denn es hatte bis zuletzt das Spiel in der Hand; es ging weder an Liſt, noch an Untreue zu Grunde, ſondern an eigener Unentſchloſſenheit. Wir knüpfen daran keinen Vorwurf; aber das dürfen wir fordern, daß die Schuld nicht auf Schultern gelegt wird, die nicht gebunden ſind, ſie zu tragen. Das wahrſte Wort, das in dem endloſen Durcheinander laut wurde, iſt doch das Wort des vielgeſchmähten Prinzen Karl von Baiern, der einfach aufſtellte: »20,000 Mann können ſich unter allen Umſtänden durchſchlagen.« *)

Unter allen Umſtänden, auch unter den ungünſtigſten. Und wie günſtig umgekehrt lagen die Umſtände für Hannover! Bis zum 20. ſtand auf der Linie Gotha-Eiſenach wenig oder nichts; bis zum 24. war das, was da war, eine Couliſſe, die ſpielend durchſtoßen werden konnte; am 25. und 26., wo immer man auch den Durchbruch verſuchen mochte (ob bei Gotha oder bei Eiſenach), war man im Stande, in dem Verhältniß von 2 zu 1 aufzutreten und ſelbſt am Abend des 27. noch, wenn man ſich zu einem kühnen Entſchluſſe aufraffen und die Kräfte aufs äußerſte hätte anſpannen wollen, wär es möglich geweſen, an dem en déroute zurückgehenden Detachement Flies vorbei, oder auch durch daſſelbe hindurch den Thüringer Wald und die Vereinigung mit den Baiern zu gewinnen. Aber man zögerte und ſchwankte, ſchwankte und zögerte von Anfang bis zu End und trat gern in jede Verhandlung ein, einmal weil ſie den Entſchluß erſparte oder hinausſchob, andrerſeits weil nicht Preußen blos ſeine arrière pensées hatte (wenn es ſie hatte), ſondern das hannöverſche Hauptquartier nicht minder. Wenn wir auf Beyer warteten, ſo warteten die Hannoveraner auf die Baiern. Wir waren nicht liſtiger als unſer Gegner, aber wir waren glücklicher. Ein Geſchick vollzog ſich. Es ſollte ſo ſein.

Seitdem wir das Vorſtehende ſchrieben, hat die fortgeſetzte Controverſe das Material bereichert und die Situation geklärt. Die Anklage

---

*) General v. d. Tann ſagte ſpäter, im Einklange mit dieſem Ausſpruche, ſehr richtig: „Man wirft der bairiſchen Führung vor, die Hannoveraner im Stich gelaſſen zu haben, — man hätte mehr Recht, ihr vorzuwerfen, ihren urſprünglichen Plan dem Hirngeſpinnſt König Georgs geopfert zu haben. Prinz Karl hatte vollkommen Recht, als er einem Abgeſandten der Hannoveraner erwiederte, daß eine Armee von 20,000 Mann ſich überall durchſchlagen müſſe. Aber wenn dieſe Armee ſich gar nicht durchzuſchlagen braucht, ſondern einfach durchmarſchiren kann und es nicht thut, ſo kann man uns doch keinen Vorwurf machen.“

Hannovers iſt inzwiſchen auf das beſtimmteſte dahin formulirt worden: „daß ein am 24. Nachmittags durch den Herzog von Coburg veranlaßtes, einzig und allein dem preußiſchen Intereſſe dienendes Telegramm, das Entkommen der Hannoveraner gehindert habe.“ Die Anklage richtet ſich alſo nur noch mittelbar gegen Preußen; in erſter Reihe trifft ſie den Herzog. Bei der Wichtigkeit der Sache gehen wir auch nachträglich noch auf die Streitfrage ein.*)

Die Situation am 24. Nachmittags 3 Uhr war die folgende.

Die hannöverſche Armee hatte ſich von Langenſalza aus gegen Eiſenach gewandt, das nur von zwei preußiſchen Bataillonen gehalten wurde. Die Avantgarde des Gegners ſtand bereits an den Zugängen der Stadt, hannöverſche Geſchütze nahmen Poſition auf den Höhen im Norden. Oberſt v. Bülow, Führer der Avantgarde, war eben im Begriff vorzugehn und den Durchbruch zu erzwingen, als von dem in Gotha anweſenden hannöverſchen Major v. Jacobi ein Telegramm eintraf, dahin lautend: „daß Feindſeligkeiten zu vermeiden ſeien, nachdem die in den Verhandlungen von Hannover geſtellten Bedingungen auf preußiſcher Seite Annahme gefunden hätten.“ Auf dies Telegramm hin unterblieb alle weitre Action, eine Waffenruhe wurde verabredet; in der Nacht trafen preußiſche Verſtärkungen ein; am andern Morgen war die Wegnahme von Eiſenach mindeſtens erheblich erſchwert. Der richtige Moment war verpaßt. Urſache: das durch den Herzog von Coburg inſpirirte Telegramm des Majors v. Jacobi.

So weit Uebereinſtimmung. Aber nun beginnt die Controverſe über den heiklen Punkt: *in welchem Sinne* und zu welchem Zweck wurde jenes Telegramm erlaſſen? — Die Hannoveraner ſagen: um den *Durchbruch* zu hindern, die Preußen, beziehungsweiſe die Coburger, behaupten: um den *Conflict* zu hindern.

Wer hat Recht? Wir wollen den Hannoveranern ihre Auffaſſung nicht verübeln, aber ſie werden zuletzt ſelber zugeben müſſen, daß über die Intentionen eines Wortes ſchließlich doch derjenige am ehſten und beſten wird Auskunft geben können, der dies Wort geſprochen hat. Iſt der, der es ſprach, noch dazu ein deutſcher Fürſt, ſo iſt es mit bloßen Suppoſitionen und Interpretationen nicht gethan, ſo lange nicht *Thatſachen* vorliegen, die jenes Wort Lügen ſtrafen. *An ſolchen Thatſachen aber gebricht es durchaus.* Es iſt wahr, daß ein um Mittag beim Herzoge eintreffendes Schreiben aus dem hannöverſchen Hauptquartier die Verhandlungen als ab-

---

*) Im Uebrigen, wie immer man ſich zu dieſer Frage ſtellen und ob man an preußiſch-coburgiſche Liſt glauben will oder nicht, — unter allen Umſtänden halten wir den S. 30 ausführlicher behandelten Satz aufrecht, daß es ſowohl *vor* wie *nach* jener Epiſode, die wir, wenn es denn mal ſo ſein ſoll, als die „Ueberliſtungs-Epiſode“ bezeichnen wollen, durchaus bei Hannover lag, ſich ſelber zu helfen. *Vor* dem 25. leicht, *nach* dem 25. ſchwer. Aber immerhin, eine volle Kraft und Energie vorausgeſetzt, nicht ohne jegliche Ausſicht auf Erfolg

gebrochen bezeichnete, aber in eben dieſem Schreiben erklärte ſich der König Georg erbötig, „mit dem von Sr. Majeſtät dem König von Preußen ihm zugeſendeten Generaladjutanten v. Alvensleben in Verhandlungen einzutreten, um allem Blutvergießen und dem Bedrucke der Einwohner möglichſt vorzubeugen.“ Eine Verhandlung war alſo abgebrochen, um in der nächſten Stunde ſchon wieder aufgenommen zu werden. Eine Art Zwiſchenzuſtand lag vor, den es doch mindeſtens erlaubt ſein mußte, ebenſo gut für hoffnungsvoll als für hoffnungslos anzuſehn. Der Herzog, wie es ihm als Vermittler zukam, hoffte eben und in dieſem Sinne handelte er. Es liegt kein Grund vor, dieſer Auslegung oder Erklärung zu mißtraun. Ein Verhängniß war über Hannover. Unbeſtimmtheit, Unklarheit des Wollens lähmten von vornherein alle Action, geſtatteten dem einen dieſe, dem andern jene Auffaſſung von den Intentionen des Königs, und führten endlich zu jener Kataſtrophe, „deren Urſachen man ſich nicht entſchließen konnte, in der eigenen Bruſt zu ſuchen.“ Freiherr v. Seebach, der die Verhandlungen theilweis leitete, ſagte ſpäter mit Recht: „ . . . Zu jeder Zeit hat man in Fällen, wie der vorliegende, die Argliſt und den Verrath heraufbeſchworen, und um ſo lieber als ſie den Betrogenen adeln und den Starken verächtlich machen.“ Der Schlüſſel zu allem Unheil, das über das Haus Hannover kam, liegt einfach in den Worten v. d. Tanns ausgeſprochen: „König Georg wollte ſein Land nicht verlaſſen, — das iſt die Auflöſung des ganzen Räthſels. Er hätte geruht, die bairiſche Hülfe anzunehmen, um die Preußen aus ſeinem Lande hinauszujagen; aber ſich und ſeine Armee dem Bundesfeldherrn unterzuordnen, das war ihm ein unerträglicher Gedanke.“

29 Juni 1866
WATERLOO

Die Main-Armee.

Die Main-Armee. Vogel v. Falckenſtein.

DEUTSCHER BUND

MIT der Capitulation von Langenſalza war das Vorſpiel auf dem weſtlichen Kriegstheater zu Ende. In dies Vorſpiel — wenn wir für einen Augenblick noch in dem gewählten Bilde bleiben dürfen — war der preußiſche Commandirende mit einer bunten, von allen Seiten her herangezogenen »Truppe« eingetreten, mit einer Truppe, die das Zuſammenſpiel (auch auf Kriegstheatern das wichtigſte) erſt lernen mußte. Man darf ſagen, bis zum Tage von Langenſalza — aus äußern und innern Gründen

— gebrach es an dieſem Zuſammenſpiel; erſt nach der Capitulation der Hannoveraner bildete ſich aus den Theilen ein Ganzes. Dies Ganze war die Main-Armee; ihr Führer: General Vogel v. Falckenſtein; ihr Gegner: die ſüddeutſchen Staaten; ihr Ziel: bis an den Main.

Die Zuſammenſetzung dieſer Armee kennen wir in den großen Zügen, ſie beſtand aus den Diviſionen Goeben, Manteuffel, Beyer. Nur eine Abtheilung der Diviſion Manteuffel (das aus den verſchiedenſten Truppentheilen combinirte*) Detachement Flies) war bisher zum Schlagen gekommen, weshalb wir nicht Veranlaſſung nahmen, auf die nähere Zuſammenſetzung der einzelnen Truppenkörper einzugehn. Wir geben dieſelbe nun nach der Ordre de Bataille.

Diviſion Goeben.

Brigade Kummer:
  1. Weſtphäliſches Infanterie-Regiment Nr. 13 (Oberſt v. Gellhorn),
  5. Weſtphäliſches Infanterie-Regiment Nr. 53 (Oberſt v. Treſckow).

Brigade Wrangel:
  2. Weſtphäliſches Infanterie-Regiment Nr. 15 (Oberſt Baron v. d. Goltz),
  6. Weſtphäliſches Infanterie-Regiment Nr. 55 (Oberſt Stoltz).

Cavallerie-Brigade v. Treſckow:
  1. Weſtphäliſches Huſaren-Regiment Nr. 8 (Oberſt v. Rantzau),
  Weſtphäliſches Cüraſſier-Regiment (Oberſt v. Schmidt).

Sechs Batterieen vom Weſtphäliſchen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 7:
  Zwölfpfünder-Batterie (v. Eynatten II.),
  Sechspfünder-Batterie (v. Eynatten I.),
  Vierpfünder-Batterie (Weigelt),
  Vierpfünder-Batterie (Coeſter),
  2 reitende Batterieen unter Major Petzel,
  ½ Bataillon Pioniere und ein Birago'ſcher Brückentrain (letzterer erſt in Hannover erbeutet).

Diviſion Manteuffel.

Brigade Generalmajor v. Freyhold:
  1. Rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 25 (Oberſt Freiherr v. Hanſtein),
  Magdeburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 36 (Oberſt v. Thile).

---

*) Die Erſatz- und Landwehr-Bataillone kehrten nach der Affaire von Langenſalza nach Erfurt und Magdeburg zurück.

- Brigade Generalmajor v. Korth:
  - 2. Schleſiſches Grenadier-Regiment Nr. 11 (Oberſt v. Zglinitzki),
  - 4. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 59 (Oberſt v. Keßler),
  - Infanterie-Regiment Coburg-Gotha (Oberſt v. Fabeck).
- Cavallerie-Brigade Generalmajor v. Flies:
  - Rheiniſches Dragoner-Regiment Nr. 5 (Oberſtlieutenant v. Wedell),
  - Magdeburgiſches Dragoner-Regiment Nr. 6 (Oberſt Krug v. Nidda).
- Vier Batterieen vom Schleſiſchen Feldartillerie-Regiment Nr. 6:
  - Vierpfünder-Batterie (v. Blottnitz),
  - Vierpfünder-Batterie (Tempsky),
  - Sechspfünder-Batterie (v. d. Goltz),
  - Zwölfpfünder-Batterie (Gärtner).

Diviſion Beyer.

- Brigade Generalmajor v. Schachtmeyer:
  - 4. Rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 30 (Oberſt v. Zelchow),
  - 8. Rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 70 (Oberſt v. Woyna I.).
- Brigade Generalmajor v. Glümer:
  - 2. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 19 (Oberſtlieutenant v. Henning),
  - 3. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 20 (Oberſtlieutenant v. d. Wenſe).
- Combinirte Brigade (ohne Brigadier; ſpäter unter Generalmajor v. Glümer):
  - 2. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 32 (Oberſt v. Schwerin),
  - Niederrheiniſches Füſilier-Regiment Nr. 39 (Oberſt v. Woyna II.).
- Cavallerie-Brigade:
  - 2. Rheiniſches Huſaren-Regiment Nr. 9 (Major v. Koſel),
  - 10. Landwehr-Huſaren-Regiment (2 Eſcadrons).
- Drei Batterieen vom Rheiniſchen Feldartillerie-Regiment Nr. 8:
  - Vierpfünder-Batterie (Schmidt),
  - Zwölfpfünder-Batterie (Richter),
  - Zwölfpfünder-Reſervebatterie (Hoffbauer).

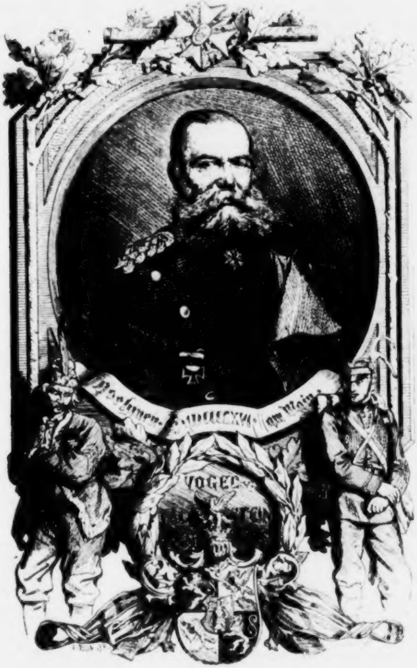
An der Spitze dieſer drei Diviſionen, die nunmehr (nachdem man bis dahin von einer Weſt-Armee geſprochen hatte) offiziell den Namen Main-Armee annahm, ſtand General Vogel v. Falckenſtein. Ueber ihn zunächſt ein Wort.

Eduard Vogel v. Falckenſtein wurde am 5. Januar 1797 zu Breslau geboren. Sein Vater war als preußiſcher Major früh verſtorben und hatte ſeine Familie in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen zurückgelaſſen. Ein naher Verwandter des Hauſes bekleidete zu dieſer Zeit die Würde des Fürſtbiſchofs von Breslau und dieſer verſprach, ſich des jungen Eduard v. Falckenſtein anzunehmen, wenn derſelbe für den geiſtlichen Stand beſtimmt würde. Unter der Protection ſeines Oheims eröffnete ſich ihm die Ausſicht auf eine glänzende Laufbahn, um ſo mehr, als er aus einer alten Familie ſtammte und in Deutſchland nur wenige Edelleute ſich dem Dienſte der Kirche widmen. Indeß lebte in Falckenſtein, trotz ſeiner großen Jugend, der Soldatengeiſt ſeines Vaters, der ſchon als Premierlieutenant in der Rhein-Campagne den Orden pour le mérite ſich erſtritten hatte, und als Friedrich Wilhelm III. 1813 ſein Volk zu den Waffen rief, da entflammte das Gemüth des kaum dem Knabenalter Entwachſenen in kriegeriſcher Begeiſterung und an einem Tage wurden die bisherigen Zukunftspläne bei Seite gelegt.

Schon als elfjähriger Knabe war der Franzoſenhaß in ihm ſo groß, daß er mit der Jagdflinte ſeines Vaters, am Geburtstage des Kaiſers Napoleon, auf zwei franzöſiſche Gendarmen in Breslau geſchoſſen und das Pferd des einen getroffen hatte; glücklicherweiſe (von zwei baierſchen Soldaten verſteckt gehalten) ohne entdeckt worden zu ſein.

Die Wünſche des jungen Falckenſtein, die immer auf eine militairiſche Laufbahn gerichtet waren, ſtimmten wenig zu denen ſeiner Mutter, die ihnen auf alle Weiſe entgegenzutreten ſuchte. Weſentlich wurde ſie hierbei durch den zarten und ſchwächlichen Wuchs ihres Sohnes unterſtützt, der zunächſt kein Regiment fand, das ihn annehmen wollte. Schon war er auf dem Punkte zu verzweifeln, als ein Freund ſeines verſtorbenen Vaters, Oberſt v. Klüx, nach Breslau kam und ihm verſprach, ſeine Wünſche zu unterſtützen. Noch einmal trat die Mutter dazwiſchen und verſuchte durch Liſt ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, aber umſonſt; er entfloh aus der verſchloſſenen Wohnung mit Lebensgefahr auf einem langen Plättbrett, das er, drei Treppen hoch über den Hofraum gelegt hatte, eilte nochmals zu dem Oberſt und erhielt jetzt von dieſem eine Beſcheinigung ſeiner Annahme als freiwilliger Jäger.

Trotz ſeines Feuereifers würde Falckenſtein doch nicht die Strapazen des Marſchirens ausgehalten haben, wenn nicht die Offiziere ſich ſeiner liebevoll angenommen hätten; ſie ließen namentlich ſeine Sachen fahren und gaben ihm vielfach ihre Pferde zum Reiten. Am 2. Mai nahm v. Falckenſtein an der Schlacht von Groß-Görſchen Theil und wurde in dieſer durch eine Flintenkugel am rechten Bein contuſionirt, er konnte aber bei dem Detachement bleiben. Am 21. Mai, bei Bautzen, erhielt er einen Prellſchuß gegen das


MDCCCLXVI · am Main
VOGEL

rechte Handgelenk, eine zweite Kugel durchlöcherte ſeinen Mantel. Am 11. Auguſt trat er in die Linie über und zwar wurde er als Portepee-Fähnrich in das erſte Weſtpreußiſche Infanterie-Regiment einrangirt.

Der Adjutant des freiwilligen Jäger-Bataillons, bei dem er ſich ſo ſehr ausgezeichnet hatte, überreichte ihm beim Abſchied einen Säbel; der Brigade-Commandeur, v. Hiller, nahm das Portepee von ſeinem eignen Degen und befeſtigte es an dem Säbel, welchen v. Falckenſtein ſoeben erhalten hatte. Zugleich befahl er, daß er bei dem neuen Regiment Offizierdienſte thun ſollte. In der Schlacht an der Katzbach mußte v. Falckenſtein mit dem Bataillon, bei dem er ſtand, die wüthende Neiſſe durchſchreiten, wobei das Waſſer den Leuten bis unter die Arme ging. Am 22. September nahm er an dem Arrieregardengefecht bei Biſchofswerda den thätigſten Antheil und vertheidigte mit nur 30 Mann ſeines Zuges einen Hohlweg ſo lange gegen die nachdrängende feindliche Avantgarde, bis die eignen zurückgehenden Truppen in Sicherheit waren. Hierfür wurde er zum eiſernen Kreuz vorgeſchlagen, erhielt aber ſtatt deſſelben ſeine Ernennung zum Offizier.

Am 1. Januar 1814, als bereits die Avantgarde des Blücherſchen Corps bei Caub über den Rhein gegangen war und die Grenadier-Brigade anlangte, um übergeſetzt zu werden, ſtellte der Oberſtlieutenant v. Hiller dem Feldmarſchall, welcher unweit des Ufers ſtand, den damals noch ſehr kleinen Lieutenant v. Falckenſtein vor und äußerte dabei: »Excellenz, es iſt ein braver Junge.« Hierauf erwiederte der anſcheinend ſehr gut gelaunte Feldmarſchall, ſich gegen Falckenſtein wendend: »Hören Sie, das litte ich nicht, ein preußiſcher Offizier iſt wohl ein braver Kerl, aber kein braver Junge; ich nähme ihn (auf Hiller deutend) vors Meſſer.«

In den jetzt folgenden Feldzügen wohnte v. Falckenſtein der Schlacht bei Laon, den Gefechten von Merry und Château-Thierry, ferner der Blokade von Thionville und Vitry ſ. M. bei. Bei Montmirail fielen alle bei ſeinem Bataillon anweſenden Offiziere, oder wurden bleſſirt; nur Falckenſtein blieb unverſehrt, doch war auch ſein Rock von Kartätſchkugeln durchlöchert. Der 17jährige Lieutenant übernahm das Commando des Bataillons in einem Augenblicke, als es ſich gerade, im heftigſten Feuer, einer Batterie gegenüber befand; er führte es in beſter Haltung aus dem Feuer, erhielt dafür nach 6 Wochen das eiſerne Kreuz und wurde mit der Führung einer Compagnie beauftragt. Später erhielt er noch das ruſſiſche Georgen-Kreuz für Unteroffiziere und Gemeine. Als der Krieg beendet war, konnte der junge Falckenſtein mit Stolz auf dies erſte Dienſtjahr zurückblicken, er hatte ſich bei jeder Gelegenheit hervorgethan und ſich zweimal das eiſerne Kreuz verdient. Im Oktober 1814 trat er mit dem Weſtpreußiſchen Grenadier-Bataillon in das neu errichtete Kaiſer Franz-Grenadier-Regiment über, zog im Juli des folgenden Jahres abermals in Paris ein und cantonirte mit den Garden 10 Wochen daſelbſt.

Ende 1815 marſchirte das Regiment Kaiſer Franz wieder nach Berlin zurück und jetzt begann für ihn das einförmige Garniſonleben. Da er ganz ohne Zulage leben mußte, ſo war er auf ſeine vier Wände angewieſen und hatte hinlängliche Muße, ſich wiſſenſchaftlich weiter zu bilden, Muſik zu treiben, zu zeichnen, in Oel und auf Glas zu malen und in Kupfer zu ſtechen. Ein vierjähriges Commando zu den topographiſchen Vermeſſungen des Generalſtabes führte ihn zu dem Zeichnen von Landkarten. Er arbeitete ſpäter an der Reymanniſchen Karte von Deutſchland, gab ſeine Aufnahmen von der Umgegend von Berlin heraus, entwarf eine Karte der Umgegend von Salzbrunn, vom Rieſengebirge, Fürſtenſtein u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe erwarb er ſich eine ziemlich beträchtliche Zulage. Am 30. März 1821 wurde er zum Premierlieutenant befördert, am 13. Oktober 1829 zum Hauptmann und Compagnie-Chef. In dieſer Stellung verblieb er 11 Jahre.

Ein glücklicher Umſtand führte ihn in dieſer Zeit zu der Bekanntſchaft mit dem Kronprinzen, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm IV. Ein Kunſthändler hatte Falckenſtein gebeten, mehrere Anſichten, die derſelbe bei ſeinem Aufenthalte in Salzbrunn gezeichnet hatte, vervielfältigen zu dürfen. Einige dieſer Blätter kamen in die Hand des Kronprinzen, der (er hatte in Salzbrunn glückliche Tage verlebt) ſeinen lebhaften Beifall äußerte, Falckenſtein zur Tafel zog und ihm von dieſem Zeitpunkte an ſeine beſondere Gunſt zuwandte.

Am 26. März 1841 wurde v. Falckenſtein zum Major befördert und erhielt das combinirte Garde-Reſerve-Bataillon in Spandau. Friedrich Wilhelm IV. hatte inzwiſchen den talentvollen Offizier nicht vergeſſen. Eines Tages ließ er ihn fragen, »ob er die Leitung über die Malereien für ein großes Fenſter der Marienkirche zu Danzig übernehmen wolle.« Dieſes Fenſter ſollte 81 Fuß hoch und 23 Fuß breit werden, es waren alſo bei der Ausführung bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Aber treu ſeinem Wahlſpruch, den er in ſeiner Jugend dem heiligen Auguſtinus entlehnt: »quare hi et hae possunt et quare tu non potes Falckensteine,« ſagte er zu und begab ſich zum König, um dieſem ſeinen Entſchluß zu melden. Der König ſchickte ihn zuvörderſt nach München, um in den dortigen Ateliers für Glasmalereien Vorſtudien zu machen, und nach Verlauf eines Jahres hatte v. Falckenſtein das Fenſter zur vollen Zufriedenheit des Königs hergeſtellt. Daran knüpfte ſich der Auftrag, jetzt in Berlin ein beſonderes Atelier für Glasmalerei zu errichten. v. Falckenſtein kam dieſem Auftrage nach.

Im Jahre 1848 erhielt er das Commando des 1. Bataillons vom

Kaiſer Franz-Grenadier-Regiment. An der Spitze dieſes Bataillons, das dabei 60 Mann verlor (4 todt, 56 verwundet), erſtürmte er am 18. März die Barrikade am Kölniſchen Rathhauſe und das Rathhaus ſelbſt; er ſelbſt war von 2 Kugeln und einem Rehpoſten getroffen, aber doch nur leicht an der linken Hand verwundet worden. Das Volk nahm Revanche, indem es in ein ihm gehörendes, an der Landsbergerſtraße gelegenes Haus einbrach, und dort mannigfache Verwüſtungen anrichtete, ſo daß ſeine Familie ſchleunigſt fliehen mußte. Bald darauf rückte v. Falckenſtein nach den Elbherzogthümern und führte ſein Bataillon mit großer Auszeichnung. In dem Treffen bei Schleswig war er mit ſeinen Leuten der Erſte beim Sturm gegen die Stadt und ließ auf eigne Verantwortung »das Ganze avanciren« blaſen, um Leben in die Action zu bringen.

Am 24. Auguſt 1848 erfolgte ſeine Ernennung zum Commandeur des Garde-Schützen-Bataillons; 1850 wurde er Chef des Generalſtabes beim III. Armee-Corps unter dem Befehl des Generals v. Wrangel. Er erwarb ſich in dieſer Stellung die vollſte Zufriedenheit und das freundſchaftlichſte Wohlwollen des Generals, den er in der Folge auch auf ſeinen Reiſen durch Italien (1852), Rußland, Türkei (1853) begleitete. Am 19. November 1849 war v. Falckenſtein Oberſtlieutenant, am 19. April 1851 Oberſt geworden, am 10. Mai 1855 erhielt er die 5. Infanterie-Brigade in Stettin, vier Wochen ſpäter die 2. Garde-Infanterie-Brigade; zugleich avancirte er zum Generalmajor. 1858 Generallieutenant, erhielt er die 5. Diviſion, 1863 die 2. Garde-Diviſion.

Am 9. Januar 1864 erfolgte ſeine Ernennung zum Chef des Generalſtabes bei dem Ober-Commando über die zur Ausführung der Bundes-Execution in Holſtein beſtimmte Armee. In dieſer Stellung lagen ihm die Entwürfe für die Operationen ob, welche der bald hierauf erfolgte däniſche Krieg im großen Ganzen erheiſchte. — Er erfreute ſich hierzu faſt ausnahmslos der Zuſtimmung des Höchſtcommandirenden. Seine Anſicht, gleich nach dem Düppel-Sturme nach Jütland zu marſchiren und dieſes Land ſoweit wie möglich zu occupiren, um ſo auf den Frieden einzuwirken, wurde vom Kronprinzen und dem Feldmarſchall als die richtige anerkannt und kam ſofort zur Ausführung. Durch dieſen unerwartet ſchnellen Vormarſch überraſcht, verließen die Dänen Friedericia und räumten Jütland bis an den Limfjord. Am 30. April 1864 zum Oberbefehlshaber der jenſeits der Königsau ſtehenden Truppen und am 24. Juni zum Militair-Gouverneur von Jütland ernannt, wurde General v. Falckenſtein mit der Verwaltung dieſes Landes beauftragt. Mit eiſerner Strenge wußte er den Starrſinn der Jüten zu brechen und ſie gefügig zu machen, die Sprengung der Eiſenbahnbrücke über die Langaa hatte ſie belehrt, wie er gegen Widerſpenſtige zu verfahren verſtehe. Er ging mit einem Theil ſeiner Truppen über den Limfjord, welcher bis dahin noch von keinem feindlichen Soldaten überſchritten worden war, nöthigte die Dänen zum Einſchiffen und zum völligen Verlaſſen der cimbriſchen Halbinſel, und um die Beſitznahme deſſelben gewiſſermaßen zum Abſchluſſe zu bringen, machte er mit dem Prinzen Albrecht (Vater) jenen ſeinerzeit vielbeſprochenen Zug nach Skagen, um dort, wo nur das Meer ſeinem Weitervordringen ein Ziel ſetzte, an der Nordſpitze von Jütland, die Fahne der Alliirten, die preußiſche und die öſtreichiſche, aufzupflanzen.

Am 21. November 1864 wurde v. Falckenſtein zum commandirenden General des VII. Armee-Corps und am 18. Juni 1865 zum General der Infanterie ernannt.

Wie er, durch einen als muſterhaft angeſehenen 14tägigen Feldzug, gegen einen an Zahl ihm mehr als doppelt überlegenen Feind ſeine Armee bis an den Main und nach Frankfurt führte, werden wir in den nächſten Capiteln darzuſtellen haben. Zunächſt geben wir noch eine Darſtellung der Kräfte und der leitenden Perſönlichkeiten, die ihm gegenüberſtanden.

Das VII. (bairiſche) Bundes-Armee-Corps.

Prinz Karl von Baiern. — General v. d. Tann.

ANGS der Werra, um Eiſenach herum, ſtand unſre Main-Armee; zwei Armee-Corps, in Stärke von nah an 100,000 Mann, ſtanden uns gegenüber. Da es indeſſen dem dieſſeitigen Führer, General Vogel v. Falckenſtein, glückte, die Vereinigung der ihm gegenüberſtehenden Corps zu hindern und in der erſten Hälfte ſeiner Kriegführung das bairiſche, in der zweiten Hälfte das ſüdweſtdeutſche Corps in einer Reihe von Gefechten zu ſchlagen, ſo geben wir zunächſt nur die Zuſammenſetzung des Feindes, der ihm zuerſt entgegen trat, alſo des VII. (bairiſchen) Corps, dabei uns vorbehaltend, an andrer Stelle auf das VIII. Corps und ſeinen Führer (Prinz Alexander von Heſſen) ausführlicher zurückzukommen.

Das bairiſche Armee-Corps war 4 Diviſionen, jede zu zwei Brigaden, ſtark. Die Formation der einzelnen Brigaden (bei Vollzähligkeit, die übrigens keine erreichte) entſprach im Weſentlichen der öſtreichiſchen Brigade-Eintheilung: 2 Regimenter und 1 Jäger-Bataillon.

Die 4 Diviſionen waren die folgenden:

1. Diviſion (Generallieutenant Stephan).

1. Infanterie-Brigade (Generalmajor v. Steinle):
Leib-Infanterie-Regiment,
1. Infanterie-Regiment,
2. Jäger-Bataillon.

2. Infanterie-Brigade (Generalmajor v. Welſch):
  2. Infanterie-Regiment,
  8. Infanterie-Regiment,
 3. Chevauxlegers-Regiment,
 2 Batterieen.

2. Diviſion (Generallieutenant v. Feder).

3. Infanterie-Brigade (Generalmajor Schuhmacher):
  3. Infanterie-Regiment,
  12. Infanterie-Regiment,
  7. Jäger-Bataillon.
4. Infanterie-Brigade (Generalmajor Hauſer):
  7. Infanterie-Regiment,
  10. Infanterie-Regiment,
  3. Jäger-Bataillon,
 4. Chevauxlegers-Regiment,
 2 Batterieen.

3. Diviſion (Generallieutenant v. Zoller).

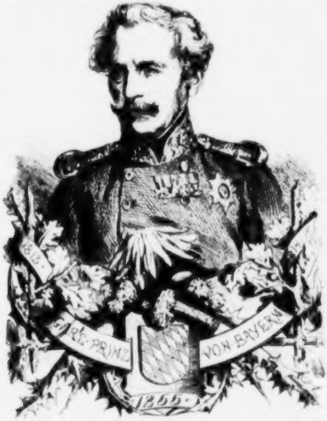
5. Infanterie-Brigade (Generalmajor v. Ribaupierre):
  11. Infanterie-Regiment,
  15. Infanterie-Regiment,
  5. Jäger-Bataillon.
6. Infanterie-Brigade (Oberſt Schweizer):
  6. Infanterie-Regiment,
  14. Infanterie-Regiment,
  1. Jäger-Bataillon,
 2. Chevauxlegers-Regiment,
 2 Batterieen.

4. Diviſion (Generallieutenant v. Hartmann).

7. Infanterie-Brigade (Generalmajor v. Fauſt):
  5. Infanterie-Regiment,
  13. Infanterie-Regiment,
  8. Jäger-Bataillon.
8. Infanterie-Brigade (Generalmajor Cella):
  4. Infanterie-Regiment,
  9. Infanterie-Regiment,
  6. Jäger-Bataillon,
 6. Chevauxlegers-Regiment,
 2 Batterieen.

An dieſe 4 Diviſionen ſchloß ſich eine Artillerie-Reſerve (64 Geſchütze) und eine Cavallerie-Reſerve-Diviſion an, letztre aus 7 Reiter-Regimentern und 2 reitenden Batterieen beſtehend. Total: 38 Infanterie- und 7 Jäger-Bataillons,*) 44 Schwadronen und 144 Geſchütze, darunter nur 48 gezogene, der Reſt glatte Zwölfpfünder.

An der Spitze dieſer etwa 40,000 Mann ſtarken Armee (darunter nur 29,000 Mann Infanterie) ſtand, als Commandirender, Prinz Karl von Baiern. Wir ſchicken einige biographiſche Notizen vorauf.



Prinz Karl (Theodor Maximilian Auguſt) von Baiern, der jüngere Bruder König Ludwigs I. und Großoheim des jetzt regierenden Königs, wurde am 7. Juli 1795 in München geboren. Sein Vater, der König Maximilian Joſeph, wollte einen tüchtigen Soldaten aus ihm machen; ſeine Erziehung wurde deshalb von früh an darauf hingeleitet. Nach praktiſcher Erlernung des Dienſtes erfolgte am 25. Juni 1813 die Ernennung des Prinzen zum Generalmajor; als ſolcher wurde er, achtzehn Jahr alt, an die Spitze der 1. Brigade der Diviſion Rechberg geſtellt. Baiern, nach der Leipziger Schlacht, erklärte ſich bekanntlich ebenfalls gegen Napoleon und ſchon am 31. Oktober nahm die Brigade des Prinzen (die Frankfurt beſetzt hielt und in das Gefecht an der Mainbrücke mit eingriff) wenigſtens mittelbaren Antheil an der Schlacht bei Hanau. Noch vor Jahresſchluß zum Diviſionsgeneral befördert, lag Prinz Karl mit der Diviſion Rechberg zu Anfang des Jahres 1814 nebſt einer ruſſiſch-öſtreichiſchen Abtheilung vor der oberrheiniſchen Feſtung Befort. Er kehrte jedoch von hier bald zum Hauptheere zurück und fand Gelegenheit, ſich in den Kämpfen, die der Einnahme von Paris vorausgingen, namentlich in der Schlacht von Arcis-ſur-Aube (wo die Baiern den Ausſchlag gaben) durch Umſicht und Tapferkeit auszuzeichnen. Auch bei Fère la Champenoiſe griff Prinz Karl in das Gefecht mit ein. Seine Bravour vor dem Feinde trug ihm den bairiſchen Max-Joſeph-Orden, außerdem den öſtreichiſchen Maria-Thereſia- und den ruſſiſchen St. Georgs-Orden ein. 1815 begleitete der Prinz ſeinen Vater zum Congreſſe nach Wien, begab ſich jedoch nach der Rückkehr Napoleons von Elba ſchleunigſt nach Mannheim zur bairiſchen Armee, welche ſofort zur Unterſtützung der Engländer und Preußen ausrückte, die franzöſiſche Grenze überſchritt und in Eilmärſchen auf Paris losging. Inzwiſchen hatten ſich die Geſchicke bei Waterloo bereits entſchieden. Nach wiederhergeſtelltem Frieden erhielt der Prinz das Generalcommando in München; da aber einige von ihm vorgeſchlagene militairiſche Verbeſſerungen zurückgewieſen wurden (es ſcheint, daß er mit dem Fürſten Wrede — was für den Prinzen ſprechen würde — zu keiner Zeit harmonirte) trat er 1822 als General der Cavallerie aus dem Dienſt. Erſt vom 16. Januar 1841 ab, nach dem Tode Wrede's, nahm er wieder eine hervorragende Stellung ein, indem ihm ſein Bruder, König Ludwig I., nunmehr den Rang eines Feldmarſchalls und Generalinſpectors der Armee verlieh.

---

*) Die 2. Brigade hatte kein Jäger-Bataillon; die Infanterie-Regimenter waren von verſchiedener Stärke und beſtanden einige aus zwei, andere aus drei Bataillonen. Die Bataillone hatten durchſchnittlich eine Stärke von 850, die Jäger-Bataillone nur von [illegible] Mann. Viele Reſerven und Rekruten waren eingeſtellt. Bewaffnung vortrefflich: das weit tragende Podewilsgewehr.

In dieſer Stellung war der Prinz noch, als er, nach einer Friedenszeit von 51 Jahren, abermals auf den Kriegsſchauplatz berufen und, nach vorgängigen Verhandlungen mit Oeſtreich und dem Bunde, zum Commandirenden des VII. und VIII. Bundes-Armee-Corps ernannt wurde. Daß das VIII. Bundes-Corps (Prinz Alexander von Heſſen) ſich dieſem Ober-Commando nach Möglichkeit zu entziehen ſuchte, werden wir ſpäter Gelegenheit finden zu zeigen.

Die Ernennung des 71jährigen Prinzen wurde ſehr verſchieden beurtheilt. Man darf ſagen, beide Theile hatten Recht. Beſſer wäre beſſer geweſen. Aber wo war ein Beſſrer! Ein öſtreichiſcher Offizier, der im Stabe des Prinzen die Campagne mitmachte, durfte von ihm ſchreiben: »Trotz ſeines vorgerückten Alters war Prinz Karl von einer außerordentlichen geiſtigen Regſamkeit; er beſaß alle jene Eigenſchaften, die der Führer einer Armee in ſich vereinigen ſoll. Durch ſeine hohe Autorität im Kreiſe der Regentenfamilie jedem fremden Einfluß entrückt, ausgeſtattet mit gründlichen, durch werthvolle Kriegserfahrungen geläuterten Kenntniſſen, raſch in der Auffaſſung, von ſelbſtſtändigem, treffendem Urtheile, im Heere hochverehrt und geliebt, war Niemand würdiger, den Oberbefehl über die ſüddeutſche Armee zu führen.«

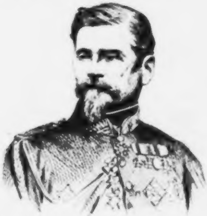
Dies alles traf zu und doch hatten alle diejenigen kaum minder Recht, die von Anfang an von einer »verfehlten Wahl« ſprachen. »Gewöhnlich, ſo hieß es, ſiegt die Armee, die die jüngſten Generale hat. Das Alter iſt vorſichtig und verzagt, und ergreift zu gern die paſſivſte Defenſive; an Bequemlichkeit und Ruhe gewöhnt, verſagt es den Dienſt in jenen entſcheidenden Momenten, wo es gilt, durch Schnelle und Entſchloſſenheit die Kraft zu verdoppeln.« So etwa ſtellten ſich die Urtheile.

Die Wochen, die dem Ausbruch der Feindſeligkeiten unmittelbar vorausgingen, waren nicht im Stande die Gruppe der Mißgeſtimmten, die die zahlreichere war, günſtiger zu ſtimmen. Das Hauptquartier des Prinzen, das möglichſt bemüht war, das Hoflager mit in das Feldlager zu nehmen, führte 8 Chaiſen und 168 Pferde mit ſich; dazu einige Wagen für Silberzeug, Porzellan, Federvieh. Köche, Friſeure und ähnliche Individuen waren in reicher Anzahl vorhanden. Ja das Hauptquartier ſoll nur deshalb einige Tage ſpäter zur Armee aufgebrochen ſein, weil die beſtellten Leibſtühle noch nicht fertig waren.

Gewiß, das alles konnte bedenklich machen. Die Tadler, die, ohne zu fragen wie und wo, einen jungen Feldherrn verlangten, hatten Recht; aber wo war dieſer junge Feldherr? Einundfunfzig Friedensjahre, mit gefliſſentlicher Vernachläſſigung der Armee, konnten unmöglich als eine Feldherrnſchule gelten. Große Manöver kannte man nicht. Keiner war da (vielleicht den General v. Zoller abgerechnet, der, weil er der klügſte war, alles Unheil vorausſah), den man, voll Vertrauen auch nur an der Spitze einer Diviſion geſehen hatte. Und nun zwei Armee-Corps, hunderttauſend Mann! Wie die Dinge einmal lagen, hatte man immerhin, faute de mieux, die beſte Wahl getroffen, man darf ſagen die einzige. Verſäumtes war nicht nachzuholen. Der Prinz hatte wenigſtens zweierlei: Erfahrung und Autorität.

Dies mußte tröſten. Im Uebrigen ſagte man ſich: »es ſei, wie es ſei; was Prinz, was Hauptquartier! der Generalſtab macht's und die Seele unſres Generalſtabes iſt unſer v. d. Tann.«

Auch über ihn einige biographiſche Notizen.



Ludwig Freiherr v. d. Tann wurde am 18. Juni 1815 (am Waterloo-Tage) geboren. In ſeinem zwölften Jahre trat v. d. Tann in die »Pagerie«, in ſeinem achtzehnten Jahre (1833) in die Armee. Er wurde Lieutenant in der Artillerie, 1840 Oberlieutenant, 1844 Hauptmann und Adjutant des Kronprinzen Max. Die Jahre von 1833 bis 1844 benutzte er, ſoweit es die Verhältniſſe zuließen (König Ludwig I. ertheilte ungern die entſprechende Erlaubniß) zu militairiſchen Reiſen; er beſuchte die preußiſchen Lager, ſah Radetzky's Manövres in Italien und brachte längere Zeit in Algier zu, um die Taktik der franzöſiſchen Armee kennen zu lernen. 1848, eben Major geworden, ging er nach Schleswig-Holſtein, wo er an die Spitze eines Freiſchaaren-Corps trat und ſich durch das Gefecht bei Hoptrup (7. Juni) einen Namen machte. Baiern verlieh ihm den Militair-Verdienſtorden, die Regierung der Herzogthümer gab einem Kanonenboote den Namen »v. d. Tann«. 1849 wurde er Stabschef der unter dem Befehle des Prinzen Ernſt von Sachſen-Altenburg ſtehenden bairiſchen Diviſion und wohnte der damaligen (inzwiſchen halb vergeſſenen) Erſtürmung der Düppeler Schanzen bei. 1850, mittlerweile zum Oberſten avancirt, trat er abermals in die ſchleswig-holſteiniſche Armee und wurde Generalſtabschef unter Williſen. Der Tag von Idſtedt entſchied über die Sache Schleswig-Holſteins. Er ſelbſt hat über den unglücklichen Ausgang dieſes Feldzuges beherzigenswerthe Worte geſprochen: »Idſtedt, überhaupt die ſchleswig-holſteiniſche Campagne, ſollte allen denen zur Lehre dienen, die da denken, daß Begeiſterung, Tapferkeit und Selbſtopferung genügen, um ein ſiegreiches Heer zu ſchaffen. Wir hatten die Blüthe Deutſchlands in unſren Reihen und ich werde tapfrere Soldaten vielleicht nie wieder ſehn, — dennoch wurden wir überall geſchlagen. Die Dänen, abgeſehen von ihrer numeriſchen Ueberlegenheit, verfügten über Soldaten, die es gelernt hatten, in Reih und Glied zu marſchiren, die zu manövriren verſtanden, ſelbſt im Kugelregen, und an dieſer Eigenſchaft zerſchellt die brillanteſte individuelle Tapferkeit. Es muß das immer wiederholt werden, weil es Unerfahrenen, Idealiſten und Doctrinairen überflüſſig erſcheint.«

Im Herbſt 1850, nach der Affaire von Friedrichsſtadt, trat v. d. Tann in die bairiſche Armee zurück; ein Krieg mit Preußen ſchien unvermeidlich, der Tag von Olmütz ſtellte den Frieden wieder her.

v. d. Tann wurde Generalmajor und Flügeladjutant, erhielt 1859, als gegen Frankreich gerüſtet wurde, den Befehl über eine Brigade und avancirte 1861 zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Königs. In dieſer Stellung verblieb er bis zum Tode des Letzteren (1864). Durch 20 Jahre hin, auf den verſchiedenſten Rangſtufen, war er der Freund des Königs geweſen.

Das Jahr 1866 fand ihn als Commandeur der 1. Infanterie-Diviſion. Am 14. Juni, am Tage der Bundesabſtimmung in Frankfurt, ſchloß er mit Oeſtreich die Convention. Er kehrte wenig vertrauensvoll aus dem Benedeckſchen Hauptquartiere zurück: »Ich hatte die öſtreichiſche Armee geſehn, ihre Stärkeverhältniſſe geprüft und es ſtand bei mir feſt, daß ſie außer Stande ſei, zwei Feinden Stich zu halten und dem mächtigeren unterliegen werde.«

In dieſer Ueberzeugung traf v. d. Tann in Bamberg, im bairiſchen Hauptquartiere, ein.

Die Baiern vom 20. Juni bis 1. Juli.

Während der mittleren Juniwochen hatte ſich die bairiſche Armee*) bei Bamberg concentrirt und der Commandirende der Bundes-Armee (VII. und VIII. Corps), Feldmarſchall Prinz Karl von Baiern, verlegte am 20. ſein Hauptquartier in das Bamberger Reſidenz-Schloß. Dem Hauptquartiere attachirt waren öſtreichiſcherſeits der Feldmarſchalllieutenant Graf Huyn, von Seiten des VIII. Bundes-Corps der würtembergiſche Major Suckow.

Die Armee ſammt Hauptquartier verblieb bis zum 25. in Bamberg. In dieſen fünf Tagen geſchah wenig oder nichts. Man ſprach viel von den Hannoveranern, ohne, bei den widerſprechenden Nachrichten, die eintrafen, zu einem rechten Entſchluſſe kommen zu können. In einem Moment ſchien Hülfe geboten, im andern Moment bereits überflüſſig. Das Reſultat dieſer

---

*) Ein öſtreichiſcher Offizier, der auf bairiſcher Seite die Campagne mitmachte, charakteriſirte dieſe Armee wie folgt: „Die Truppe beſteht aus kräftigen, muthigen und — wenn ſie das ihnen unentbehrliche Bier haben — auch ſehr leiſtungsfähigen Männern. Die *Infanterie* iſt ziemlich gut geſchult, ſie leiſtet alles, was man vernünftigerweiſe von ihr verlangen kann. Die *Reiterei* iſt mittelmäßig; Mann und Pferd ſind zu unbeholfen, um den an ſie geſtellten Anforderungen zu genügen. Die Pferdewartung entſpricht einer lauen Disciplin. Die *Artillerie*, das Ingenieur- und Pionier-Corps ſind gut organiſirt. Die *Troßknechte* (Trainſoldaten) gehören zu den roheſten Menſchen Mittel-Europa's." An andrer Stelle heißt es: „Hirn und Muskeln im Heeresorganismus, d. h. die oberſte Leitung und die Soldaten ſelbſt, ſind gut, aber die vermittelnden Nerven laſſen ſehr zu wünſchen übrig. Das Hirn denkt, kann es aber den Muskeln nicht mittheilen, weil die Nerven nichts taugen."

Schwankungen war, daß man die Vereinigung mit dem VIII. Corps und zwar irgendwo im Fuldathale, vielleicht in Fulda ſelbſt, glaubte feſthalten zu müſſen.

Am 25. Juni wurde im Einklang mit dieſem Operationsplan (Vereinigung im Fuldathale) das Hauptquartier von Bamberg nach Schweinfurt verlegt. Wenige Minuten vor Abgang des Zuges, mit welchem der Prinz von Bamberg abfuhr, erſchien am Bahnhofe der bekannte hannöverſche Hiſtoriograph Onno Klopp, um im Auftrage ſeines Königs die bairiſche Hülfe nachzuſuchen. Die Perſon zu dieſer delikaten Miſſion war nicht glücklich gewählt; er wußte ſich kaum zu legitimiren, ſicherlich (zum Ueberfluß) repräſentirte er ſchlecht. Ein Offizier aus dem Stabe ſchreibt: »Ein unanſehnliches Männchen erſchien, Herr Onno Klopp, der vorgab, beſtimmte Nachrichten vom hannöverſchen Corps zu bringen. Er wußte ſich jedoch nicht geltend zu machen und auf ihn allein fällt der Vorwurf zurück, daß Prinz Karl ſeinen wichtigen Mittheilungen nicht die gehörige Aufmerkſamkeit geſchenkt habe.«

Dies war am 25. — Am 26. fand in Schweinfurt eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Höchſtcommandirenden, Prinz Karl, und dem Commandirenden des VIII. Corps, Prinz Alexander von Heſſen, ſtatt. Der ſchon gefaßte Operationsplan erhielt noch einmal ſeine Beſtätigung; es blieb bei der Vereinigung im Fuldathale.

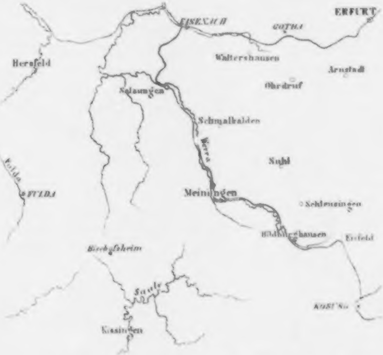
Der nächſte Tag ſchon (der 27.) ſtieß dieſen Plan wieder um. Die Meldungen, die Onno Klopp überbracht hatte, waren nicht als verläßlich angeſehen worden, jetzt aber trafen beglaubigte Nachrichten ein, »daß die Hannoveraner bei Langenſalza ſtünden und ſich noch 8 Tage zu halten gedächten.«

So war es denn freilich Pflicht, zu ihrer Hülfe aufzubrechen. Ungern wurde der am Tage vorher feſtgeſtellte Operationsplan aufgegeben, aber die Verhältniſſe geſtatteten keine Wahl. Der Prinz beſchloß andren Tags zum Entſatz gegen Norden, ſtatt zur Vereinigung gegen Weſten aufzubrechen.

Die Tage vom 28. bis 30. Juni gehören dem Verſuche an, die Hannoveraner zu befrein. Man meinte es ehrlich und ließ ſich's drei Tage lang ſauer werden. Als man am dritten Tage in Erfahrung brachte, daß das Opfer vergeblich gebracht ſei, war man's im Herzen wohl eigentlich zufrieden (die Haltung der Hannoveraner hatte wenig Sympathieen geweckt) und nahm den alten, durch die Diverſion nach Norden hin nur vertagten Operationsplan wieder auf.

Wir haben aber, eh wir zur Darſtellung der nun folgenden Ereigniſſe übergehn, zuvor noch den Marſch zu ſchildern, der die Vereinigung mit den Hannoveranern bezweckte. Man hat dieſe Diverſion auch die »bairiſche Bierreiſe nach Thüringen« genannt. Und das war ſie in der That.

Am 28. rückte die Armee, von Schweinfurt aus, nordwärts. Am 29. war das Hauptquartier in **Neuſtadt** an der Saale, am 30. in **Meiningen**. Die Truppen hatten ſtarke Anſtrengungen gehabt; man war ermüdet, ſtrapazirt und was das übelſte war, es hatte an Ueberblick, Regelung, Dispoſition gefehlt. In Mellrichſtadt, einem kleinen Ort zwiſchen Neuſtadt und Meiningen, ſtockte alles; alles war von Truppen und Fuhrwerken vollgepfropft. Verpflegungscolonnen mußten ſechs Stunden ſeitwärts der Chauſſee warten, eh ſie den Weg fortſetzen konnten. Weil für Cantonirungen nicht vorgeſehen war, drängte ſich alles in den der Straße zunächſt liegenden Dörfern zuſammen, wo es zu den größten Verwirrungen kam. Der Gedanke konnte angeſichts dieſes ſelbſtverſchuldeten Chaos kaum ausbleiben, daß dieſe Schwerfälligkeit unfähig ſei zum Siege zu führen.


ERFURT
EISENACH
GOTHA
Hersfeld
Waltershausen
Arnstadt
Ohrdruf
Salzungen
Schmalkalden
Werra
Suhl
Fulda
FULDA
Meiningen
Schleusingen
Hildburghausen
Eisfeld
Bischofsheim
Saale
KOBURG
Kissingen

Am 30. ſtand man zu beiden Seiten der Werrabahn, in Waſungen, Hildburghauſen, Schleuſingen, Suhl. Das Hauptquartier war in Meiningen. Hier (im Uebrigen von dem alten Herzog aufs gaſtlichſte empfangen) empfing man auch die Nachricht von der Capitulation der Hannoveraner. Der ganze Zug nordwärts war alſo umſonſt geweſen; indeſſen der Baier wollte doch aus dieſen Gegenden nicht ſcheiden, ohne ſie, ſoweit ſie preußiſch waren, wenigſtens angezapft zu haben. In Schleuſingen und Suhl lag die 1. Diviſion. Man begann mit einem Bierkrawall, trank in dritthalb Tagen 1500 Eimer Bier, ſang im Chorus

ach, wenn das die Preußen wüßten,
daß ſie morgen ſterben müßten

und rückte am 1. Juli weſtwärts, um jenſeits der Werra, auf dem Hügelplateau zwiſchen Kaltenſundheim-Geiſa und Meiningen-Waſungen Stellung zu nehmen. Avantgarde bis Salzungen.

Kunde war nämlich gekommen, daß General Vogel v. Falckenſtein von Eiſenach her anrücke. Man hätte ſich ihm entziehn, hätte, eh er heran war, nach Südweſt hin ausweichen, unter Wiederaufnahme des alten Operationsplanes, die Vereinigung mit dem VIII. Corps im Fuldathale, ohne Hemmniſſe herſtellen können. Aber man leiſtete darauf Verzicht. Die Stimmung in Baiern war derart, daß man es für unerläßlich hielt, unter Drangebung erſichtlicher Vortheile, coute qu'il coute, ſich zu ſchlagen.

Dies führte zu den Gefechten bei Dermbach, Wieſenthal und Neidhartshauſen. Vorher ſchon zu dem Rencontre bei Immelborn.

Die Main-Armee bricht auf.

Feldzugsplan. General v. Goeben. Gefecht bei Immelborn.

ÜBERblicken wir, bevor wir die Main-Armee auf ihrem Vormarſch begleiten, noch einmal die Geſammt-Situation, wie ſie ſich, auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze, bei Freund und Feind am 1. Juli darſtellte.

Die Baiern ſtanden im Werrathale, die Avantgarde bis Waſungen.

Die Reichs-Armee ſtand im Lahnthal, die Avantgarde bis Gießen.

Die preußiſche Main-Armee ſtand bei Eiſenach.

Der Plan unſrer Gegner ging nothwendig dahin ſich zu vereinigen, unſer Plan mußte ebenſo nothwendig der ſein, dieſe Vereinigung zu hindern.

Es gab zu dieſem Behufe zwei Wege.

Zwei Corps ſtanden uns gegenüber. Wir konnten gegen das eine oder andre Corps vorrücken und uns ſchlagen; — das war der eine Weg. Wir konnten zwiſchen beide Corps rücken, das war der andre.

Beide Wege verdienten Erwägung. Die Baiern ſtanden nahe, kaum einen guten Tagemarſch entfernt; glückte es dem General v. Falckenſtein, ſie im Werrathale zu faſſen, zu umſtellen, zu vernichten, ſo war die Aufgabe: — die Vereinigung der feindlichen Corps zu hindern — einfach und auf das gründlichſte dadurch gelöſt, daß von den zwei Corps eben nur noch eins exiſtirte. Dies war das radikalere Mittel; man konnte allenfalls dazu ſchreiten.

Die Baiern ſtanden nicht in dem Ruf, brillante Manövrirer zu ſein, wußte man überall einen Riegel vorzuſchieben, ſo konnte ſich die »Capitulation von Langenſalza« wenigſtens partiell wiederholen.*)

Wie aber wenn die Baiern der Umklammerung auswichen? Dann geſchah juſt das, was auf jede Weiſe vermieden werden ſollte und wir drängten ſie der Vereinigung mit dem VIII. Corps entgegen.

Dies durfte nicht ſein. So galt es denn den zweiten Weg einzuſchlagen, der — wenn nicht der Gegner eine Raſchheit und Energie entwickelte, die zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich war — wenigſtens das zunächſt zu erſtrebende Ziel: die Trennung der beiden feindlichen Corps, mit einiger Sicherheit in Ausſicht ſtellte. Ob es hinterher auch glücken würde ſie zu ſchlagen, mußte abgewartet werden.

So hieß denn alſo die Loſung: erſt zwiſchen den Feind, dann gegen ihn. Es galt die ſogenannte »innere Linie« zu gewinnen.

Im Einklang hiermit beſchloß General Vogel v. Falckenſtein von Eiſenach auf Hünfeld-Fulda vorzugehn, mithin auf eben die Linie, beziehungsweiſe den Punkt, der, nach den Abmachungen der beiden feindlichen Corpsführer, von ihnen als Rendezvous auserſehen worden war. Man darf alſo ſagen, der Beginn der Campagne begann ſich um die Frage zu drehn, wer das eben genannte Rendezvous (Fulda) zuerſt erreichen würde.

Trafen die Spitzen des VII. und VIII. Corps und zwar in ausreichender Stärke (Cavallerie erwies ſich ſpäter als unausreichend) vor den Preußen hier ein, ſo war die Vereinigung geglückt; waren umgekehrt die Unſrigen eher zur Stelle, ſo war die Vereinigung im Fuldathal geſcheitert und mußte weiter ſüdlich verſucht werden.

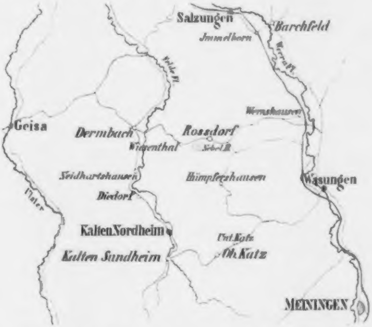
Am 2. Juli früh brachen unſre Diviſionen auf.

Die Diviſion Beyer hatte die Avantgarde. Sie ging auf Vacha und marſchirte, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, an der linken Flanke der Baiern vorbei. Die weiteren Schickſale dieſer Diviſion auf ihrem Vormarſch, darunter in erſter Reihe das vielgenannte Rencontre bei Hünfeld, berichten wir in einem der folgenden Capitel.

---

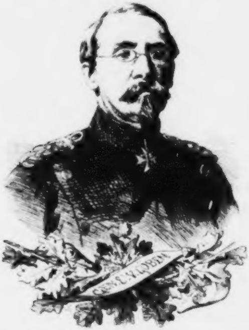
*) General v. Williſen, in ſeiner Kritik des Feldzuges von 1866, ſpricht unumwunden aus, daß dieſe Art des Vorgehens (alſo ein ſofortiger Hauptſchlag gegen die Baiern) das richtigere geweſen wäre. Er ſagt wörtlich: „Es war angedeutet, ſich ſo ſchnell es ſein konnte, mit ganzer Kraft auf die Baiern zu werfen. Inſofern dies hätte am 4. geſchehen können und nicht geſchehen iſt, da die Diviſion Goeben allein angegriffen, inſofern iſt hier ein Fehler gegen das Syſtem begangen worden.“ So Williſen. Wir laſſen den Streit auf ſich beruhn. Nur ſo viel: auch dieſer Weg, wie ſchon im Text hervorgehoben, war einzuſchlagen; aber Falckenſtein (dem das Nächſtliegende doch auch als ein ſolches ſich darſtellen mußte) vermied ihn abſichtlich. Vielleicht gerade deshalb, weil das „Syſtem“ es forderte. Der, der es verſteht, in genialer Weiſe ſich ohne das Syſtem oder gar gegen daſſelbe geltend zu machen, wird immer den Erfolg für ſich haben. Das nicht thun, was blos correct iſt, iſt unter Umſtänden (man muß eben ſeinen Gegner kennen) ſchon der halbe Sieg.

Der Diviſion Beyer folgte die Diviſion Goeben. Sie hielt ſich mehr links, kam mit ihrer Avantgarde bis Salzungen und ſtieß hier, gleich am erſten Tage ihres Vorgehens (2. Juli), auf den Feind.



Da die genannte Diviſion durch eine glückliche Verkettung von Umſtänden und zwar ſelbſt da noch wo ſie die Arrieregarde zu bilden ſchien, immer am Feinde blieb und alle ernſteren Actionen während der erſten Hälfte der Main-Campagne faſt allein auszufechten hatte, ſo verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſer durch ihre ſoldatiſchen Tugenden wie durch ihr Soldatenglück gleich ausgezeichneten Truppe.

Die Diviſion — lauter weſtphäliſche Regimenter aus dem Münſterländiſchen und Ravensbergiſchen, aus Minden und der Grafſchaft Mark — war kurz vor ihrem Aufbruche aus den Cantonnements bei Eiſenach durch das 19. Infanterie-Regiment (Polen), das bis dahin zur combinirten Diviſion Beyer gehört hatte, verſtärkt worden. Die numeriſche Ungleichheit der größeren Truppenkörper war dadurch ausgeglichen und die Diviſion Goeben auf 5 Regimenter erhöht, die bis dahin 6 Regimenter ſtarke Diviſion Beyer auf 5 vermindert worden. Das 19. Regiment, ſammt etwas Cavallerie und Artillerie, bildete zunächſt die Reſerve (Brigade Treſckow). Der Führer der geſammten Diviſion aber, der ihr ſeitdem den Namen gegeben hat, war der jüngſte Generallieutenant der Armee, Auguſt v. Goeben.



Generallieutenant v. Goeben, ein geborner Hannoveraner (ſein jüngerer Bruder führte ein hannöverſches Bataillon bei Langenſalza), trat, bei von Jugend auf ausgeſprochener Hinneigung zu Preußen, 1834 oder 1835 als Avantageur in den preußiſchen Dienſt, machte ſeine Prüfungen und wurde Offizier. Zu Anfang 1836 erhielt er Erlaubniß nach Spanien zu gehen und in den Dienſt des Don Carlos zu treten. In Bauerntracht, von Schmugglern geführt, überſchritt er, von Frankreich aus, die ſpaniſche Grenze, wurde vom Prinzen empfangen und erhielt ſein Patent. (Cabrera, der an der Brille Anſtoß nahm, die v. Goeben ſchon damals trug, hatte gegen ſeine Aufnahme in die Armee geſprochen.) Vier Jahre lang blieb Goeben im Dienſte des Don Carlos, avancirte, 21 Jahr alt, zum Oberſtlieutenant im Generalſtabe, wurde viermal verwundet und zweimal gefangen genommen. Die Chriſtinos ſchleppten ihn nach Cadix und ſperrten ihn in einen unter dem Spiegel der See gelegenen Kerker. Später nach Saragoſſa übergeführt, litten ſeine Augen auf dem Marſche dahin unter dem Einfluß der glühenden Sonne dermaßen, daß er nah am Erblinden war und kurzſichtig blieb. Nach Beendigung des Krieges wies ihn die Regierung Iſabellens aus dem Lande. Einem meuchleriſchen Ueberfall, der ſein Leben bedrohte, entging er mit genauer Noth; abſolut mittellos, kehrte er über Barcelona zunächſt nach Frankreich zurück. Das waren harte Tage, kaum beſſer als die Tage im Gefängniß. Er lebte von Brombeeren und von dem, was ihm gutmüthige Weiber am Wege gaben, die mit dem geſpenſterhaft hinſchleichenden Wanderer Mitleid hatten. So kam er nach Perpignan. Hier bot man ihm an, in die Fremdenlegion zu treten, unter Beibehaltung ſeines Ranges. Als er dies ablehnte, ſchaffte man ihn (er hatte gebeten, in Perpignan Briefe aus der Heimath abwarten zu dürfen) mittelſt Zwangspaß zu Fuß nach Lyon. Seine Füße waren wund; er litt namenlos. Aber Hoffnung und gute Natur überdauerten Alles. In Lyon fand er Briefe, Geld, — es war überſtanden. Dennoch brauchte er ein Jahr, ſich von dem Elend und den Ueberanſtrengungen ſeines Marſches durch Süd-Frankreich zu erholen. Dann trat er wieder, in ſeiner alten Charge als Secondelieutenant, in die preußiſche Armee. Er hatte ſich in dem wechſelvollen ſpaniſchen Kriegsleben eine genaue Kenntniß des kleinen Krieges erworben und den Grund gelegt zu den militairiſchen Eigenſchaften, die ihn ſpäter (1864 in Schleswig) auszeichneten. v. Goeben verblieb nur kurze Zeit bei ſeinem Regiment; ſeine bewährte Tüchtigkeit führte ihn in den Generalſtab der Armee. Nur eine kurze Zeit commandirte er als Hauptmann eine Compagnie im 16. Infanterie-Regiment. Den Feldzug in Baden machte er als Stabsoffizier des jetzigen Königs, damaligen Prinzen von Preußen, mit, zu dem er auch ſpäter noch, als derſelbe Militair-Gouverneur der Rheinprovinz war, in Coblenz in ein näheres dienſtliches und perſönliches Verhältniß trat. In kurzer Zeit wurde v. Goeben Stabschef des IV. und ſpäter des VIII. Armee-Corps und als ſolcher zum General ernannt.

Als Spanien den bekannten glücklichen Feldzug gegen Marokko unternahm, wurde er von der preußiſchen Regierung dorthin abcommandirt und machte den ganzen dortigen Feldzug mit, begleitet vom Major Grafen Kanitz und dem Lieutenant (jezt Hauptmann) v. Jena, einem Bruder des vor Düppel gefallenen, bekannten ausgezeichneten Offiziers. Ueber die Theilnahme an dieſem Kriege ſagte v. Goeben ſpäter ſelbſt: »Wer hätte mir je geſagt, als die Regierung der Königin Iſabella mich gleich einem Vagabunden aus Spanien wegjagte, daß ich 20 Jahre ſpäter als preußiſcher General im Lager ihrer Truppen aufs liebenswürdigſte würde aufgenommen werden; ja noch mehr, wie hätte ich es glauben können, daß ich, wie meine preußiſchen Kameraden, mich würde hinreißen laſſen, inmitten des Gefechtes unter den Fahnen der Königin Iſabella blank zu ziehen und mit preußiſchem Hurrah auf die Söhne der Wüſte einzudringen.« In dem Feldzuge in Schleswig commandirte v. Goeben neun Monate lang die 26. Infanterie-Brigade, welche ſich überall, beſonders beim Uebergange nach Alſen, rühmlichſt auszeichnete, und wurde gleich darauf Commandeur der 10. (poſenſchen) Diviſion, welche Stellung er nach einem halben Jahre mit dem Commando der 13. (weſtphäliſchen) Diviſion vertauſchte, wodurch er auch wieder den Oberbefehl über die früher von ihm geführte 26. Brigade erhielt. Mit dieſer 13. Diviſion ſtand er jetzt aufs Neue vor dem Feinde. Ihm und ihr ſollte das Glück zu Theil werden, ſich in einer Reihe glänzender Gefechte hervorthun zu dürfen.

Die Perſönlichkeit des Generals wird wie folgt geſchildert: »Er iſt ſehr groß, ſchlank; die Brille giebt ihm, auf den erſten Blick, mehr vom Gelehrten als vom Soldaten. Und doch iſt er durchaus Soldat; an Strapazen jeder Art gewöhnt und ſie ſtets mit ſeinen Soldaten theilend, beſitzt er zugleich jene kaltblütige Ruhe und jene nachdrückliche Energie, die nichts tollkühn aufs Spiel ſetzt, das einmal Angefangene aber ſtets vollendet und das einmal Erfaßte nicht wieder fahren läßt.« Die Soldaten, die in Schleswig unter ihm gefochten, waren ſicher, daß er ſie zum Siege führen würde.

Dem Vormarſche dieſer »Diviſion Goeben« von Eiſenach auf Fulda folgen wir nunmehr.

Die Brigade Kummer (Regimenter 13 und 53) hatte die Avantgarde. Sie bezog am Abend des erſten Marſchtages (2. Juli) Cantonnements in der Gegend von Salzungen und ſchob eine Feldwache — die 3. Compagnie vom Regiment Nr. 13 — bis gegen Immelborn, eine Drittelmeile ſüdlich von Salzungen, vor. Man wußte, daß der Feind in Wernshauſen ſtünde, ebenſo, daß Dermbach ſtark beſetzt ſei. (Vergl. die Karte S. 62.)

Um 11 Uhr meldete eine nach links hin vorgeſchobene Huſarenpatrouille, daß eine bairiſche Abtheilung, die von Wernshauſen aus zunächſt auf Barchfeld gezogen war, von letztgenanntem Orte her im Anzuge ſei. Gleich darauf erſchien der Feind. Es waren 1½ Compagnieen vom 9. Infanterie-Regiment unter perſönlicher Führung des Regiments-Commandeurs Oberſt Aldoſſer, deſſelben, der ſich, neben v. d. Tann, während des erſten ſchleswig-holſteiniſchen Krieges durch Tapferkeit und Eifer für die Sache der Herzogthümer ausgezeichnet hatte. Er ſchien jetzt, mit Hülfe einer Bajonet-Attake, die Feldwache überrennen zu wollen. Dieſe, die trotz des herrſchenden Dunkels den in brillanter Haltung anrückenden Gegner ſehr wohl erkennen konnte, machte ſich fertig und gab auf 30 Schritt Feuer. Die Wirkung entſprach der kurzen Diſtance. Der Feind ſtutzte, feuerte auch ſeinerſeits einigemal und zog ſich dann auf ſeine Stellung Wernshauſen wieder zurück. Das Rencontre, ſo kurz es geweſen war, hatte für den Gegner erhebliche Verluſte mit ſich geführt: 2 Todte, 14 Verwundete, darunter vier Offiziere. Oberſt Aldoſſer ſelbſt hatte einen Schuß durch die rechte Hand, Oberlieutenant v. Maſſenbach, von 5 Kugeln getroffen, war ſchwerverwundet den Unſrigen in die Hände gefallen.*)

Nach dem Orte, wo der Zuſammenſtoß ſtattgefunden hatte, erhielt er den Namen eines Scharmützels bei Immelborn. Wir unſererſeits hatten nur 2 Leichtverwundete.

---

*) Er wurde in Salzungen verpflegt und genas, wunderbarerweiſe, innerhalb weniger Wochen. Er hatte außer einem Schuß durch das linke äußere Ohr und einem Streifſchuß am Kopf (mit Bloßlegung des Knochens) drei ernſte Wunden: Schuß durch das linke Schulterblatt, Schuß durch den linken und Schuß durch den rechten Oberſchenkel, letzterer mit Knochenbruch

Die Gefechte bei Dermbach.

(Neidhartshauſen und Zella — Wieſenthal und Roßdorf.)

Diviſion Goeben, die am 2. Juli Eiſenach verlaſſen und am Abend deſſelben Tages das Scharmützel bei Immelborn gehabt hatte, ſetzte am 3. Juli ihren Marſch auf Fulda fort. Die Avantgarde-Brigade Kummer ging auf Dermbach und nahm es nach kurzem Gefecht; Brigade Wrangel erreichte Ochſen, Brigade Treskow (Reſerve) Lengsfeld.

Die Dispoſition für den 4. lautete urſprünglich auf Fortſetzung des Marſches in der vorgeſchriebenen Richtung. Morgens 4 Uhr aber ging dem General v. Goeben der abändernde Befehl zu,

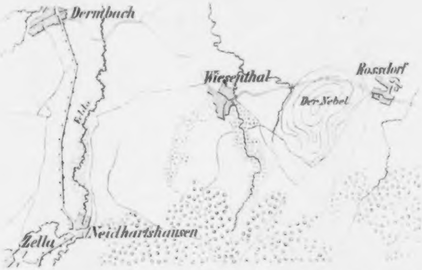
> durch einen *kurzen Vorſtoß* die in der linken Flanke etwa im Anmarſch befindlichen feindlichen Colonnen zurückzuwerfen und die Diviſion Abends zum weiteren Vormarſch auf Hünfeld-Fulda längs der Straße Ochſen-Geiſa ſtaffelförmig aufzuſtellen.

General v. Goeben, nach Empfang dieſer Ordre, beſchloß ſeine Diviſion in Dermbach zu concentriren und von letztgenanntem Orte aus den befohlenen »kurzen Vorſtoß« in *ſüdlicher* Richtung auf Kaltennordheim zu auszuführen. Ein gleichzeitiger Vorſtoß nach links (*öſtlich*), in der Richtung auf Wieſenthal-Roßdorf zu, ſollte jener Hauptbewegung lediglich die Flanke ſichern.

Hieraus entſtanden zwei Gefechte:

Die Offenſivbewegung gegen Süden führte zu dem Gefecht bei Neidhartshauſen und Kloſter Zella.

Das Vorſchieben einer Defenſiv-Flanke gegen Oſten (links) führte zu dem Gefecht bei Wieſenthal und Roßdorf.



Gegen Abſicht und Erwarten nahm die zweite, nur der Defenſive dienende Bewegung einen blutigeren Verlauf als die Offenſiv-Bewegung.

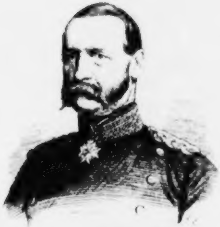
Neidhartshauſen und Zella.

Etwa gegen 9 Uhr Morgens hatte General v. Goeben ſeine Diviſion bei Dermbach verſammelt. Was noch nicht heran war, war wenigſtens nah.

Er verfügte, incl. zweier Bataillone vom Regiment Nr. 19, über 14 Bataillone, 9 Escadrons und 30 Geſchütze.

General v. Kummer (S. 69) erhielt Befehl, mit 4 Bataillonen ſeiner Brigade (Regiment Nr. 53 und Füſilier-Bataillon vom 13.), 2 Escadrons und 12 gezogenen Geſchützen die eigentliche Offenſiv-Bewegung, alſo den Vorſtoß in ſüdlicher Richtung, auf Kaltennordheim zu, auszuführen. Die Ortſchaften, die er bei dieſem Vorgehen zuerſt berühren mußte, waren Neidhartshauſen und Zella.

Beide Dörfer, in geringer Entfernung neben einander gelegen, waren vom Feinde beſetzt und zwar durch vorgeſchobene Abtheilungen der dritten Diviſion, Generallieutenant v. Zoller. In Neidhartshauſen ſtand das 1. Jäger-

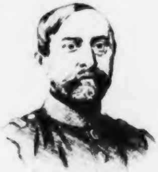


Bataillon unter Major v. Göritz, in Zella das 2. Bataillon vom 14. Infanterie-Regiment unter Major Dichtel. Schloß und Schloßgarten des letztgenannten Ortes wurden durch eine Compagnie vom 6. Regiment vertheidigt. Zwiſchen Zella und Neidhartshauſen ſtand das 1. Bataillon 14. Regiments.

General v. Kummer, das 53. Regiment vornehmend, avancirte in drei Colonnen.

Das Füſilier-Bataillon (Major v. Roſenzweig) nahm die Mitte und ging auf Neidhartshauſen,

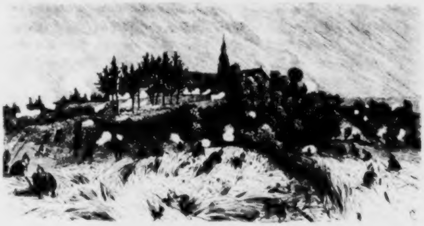
das 1. Bataillon (Major v. Frankenberg) bildete die linke Flanke und zog ſich über die öſtlich gelegenen Höhen;



das 2. Bataillon (Major v. Gontard) hielt ſich rechts und ging auf Zella.

Der Widerſtand, auf den die beiden zuerſt genannten Bataillone ſtießen, war nicht erheblich, Neidhartshauſen wurde nach kurzem Gefecht beſetzt. Die bairiſchen Jäger zogen ſich ſüdlich.

Anders verlief der Kampf bei Zella, beſonders in Schloß und Schloßgarten. Hauptmann König, der hier bairiſcherſeits commandirte, hatte Befehl erhalten, mit ſeiner Compagnie vom 6. Regiment den Abzug des 2. Bataillons 14. Regiments unter Major Dichtel zu decken. Er unterzog ſich dieſer Aufgabe mit großer Bravour. Major v. Gontard, an der Spitze der Unſren, fiel; ſein Bataillon ſtutzte; erſt als die Füſiliere vom 13 mit eingriffen, wurde das Schloß im Sturm genommen. Hauptmann König, als er ſich mit dem Reſt ſeiner Leute durchſchlagen wollte, ſtürzte, von einer Kugel in den Kopf getroffen, zu Boden. Er war todt auf der Stelle. Lieutenant Hermann, der einzige unverwundet gebliebene Offizier, führte die bis auf 19 Mann zuſammengeſchmolzene Compagnie zu dem bei Diedorf ſtehenden Regimente zurück.



Etwa um 11 Uhr war die ganze Poſition (Neidhartshauſen-Zella) in unſren Händen; die Aufgabe war gelöſt. Weiter gegen Süden hin vorzudringen, wäre gegen den ſtrikten Befehl geweſen, der nur einen »kurzen Vorſtoß« anordnete. Er verbot ſich auch angeſichts der bedeutenden Truppenmacht, die jetzt der Feind auf den vorgelegenen Höhen zu entfalten begann. Zweimal im weiteren Verlauf des Tages ſchien er, da unſrerſeits kein Angriff erfolgte, ſeinerſeits von Diedorf aus vorbrechen zu wollen, aber beide Male gab er den Verſuch wieder auf, ſo daß die Fortſetzung des Kampfes nur noch ſeitens der Artillerie geführt wurde.*)

---

*) Ein würtembergiſcher Offizier, der während des Gefechts beim Prinzen Karl eintrat, beſchreibt dieſe Kanonade wie folgt: „.... Das bairiſche Hauptquartier war in Kaltennordheim. Als ich ankam, fragte ich nach dem Prinzen. Es hieß, er ſei ſoeben aufs Gefechtsfeld geritten. Ich beſtieg das Pferd eines Unteroffiziers, jagte im vollſten Galopp dem Prinzen nach und holte ihn ein an einer Stelle, wo man gerade die Blitze der preußiſchen Geſchütze ſah. Ich meldete mich und erhielt die Weiſung in ſeinem Stab zu bleiben. Es war halb 12 Uhr

Am Abend (wir kommen darauf zurück) führte General v. Kummer ſeine Bataillone nach Dermbach zurück. Der Verluſt des Detachements betrug 4 Offiziere und 71 Mann. Major v. Gontard todt. Die Baiern hatten 7 Offiziere (3 todt) und 122 Mann eingebüßt.

Wir ritten vor ins feindliche Feuer, ich orientirte mich auf meiner Karte, trotzdem daß eine Unzahl von Spitzgranaten in und um uns her einſchlugen. Der Prinz ſagte, wir ſollten aus einander gehen, es gäbe ſonſt zu große Verluſte. In der That wurden einige Ordonnanzen und mehrere Pferde getroffen. Die Baiern kämpften vortrefflich, die Preußen konnten trotz vieler Verſuche nicht vordringen. Das Dorf Diedorf blieb in unſren Händen. Um 2 Uhr gingen wir aus dem Gefecht zurück, nachdem wir vorher eine Viertelſtunde lang auf einer bolzgeraden Allee dem feindlichen Geſchütz ausgeſetzt geweſen waren. Alle Granaten ſchlugen links von uns ins Feld ein, oft ganz nah. Wir ritten im Schritt zurück, hinter uns die preußiſchen Kanonen. Es war gerade keine ſchöne Situation."

Wieſenthal. Am Nebelberg. Roßdorf.

GEGEN Neidhartshauſen und Zella ging der Offenſivſtoß; auf Roßdorf zu ging die aſſiſtirende Bewegung, die dem Offenſivſtoß die Flanke decken ſollte.

Hier in der Flanke der Linie Dermbach-Neidhartshauſen ſtand die 4. bairiſche Diviſion unter Generallieutenant v. Hartmann. Sie hielt die parallel laufende Linie Roßdorf-Hümpfershauſen mit zwei Brigaden (7. und 8.) beſetzt und hatte ihre Avantgarde bis Wieſenthal vorgeſchoben. Die Vertheilung der Streitkräfte war folgende:

Avantgarde: 3. Bataillon vom 9. Infanterie-Regiment und 6. Jägerbataillon in Wieſenthal.

Gros: 1. und 2. Bataillon vom 9. und zwei Bataillone vom 4. Infanterie-Regiment zwiſchen Wieſenthal und Roßdorf.

Reſerve: 7. Brigade (Generalmajor Fauſt) hinter Roßdorf, mit dem linken Flügel in Hümpfershauſen.

Der Kampf, der, wie ſchon angedeutet, an dieſer Stelle nicht beabſichtigt war (wenigſtens nicht in der Ausdehnung, die er annahm) entſchied ſich auf dem Terrain zwiſchen Wieſenthal und Roßdorf. Hier läuft, mehr noch in Flanke als in Front des letztgenannten Dorfes und dieſes theilweiſe umſpannend, ein Höhenzug hin, deſſen einzelne Theile verſchiedene Namen führen: das »Horn«, der »lange Rain«, der »kurze Rain« u. a. m. Am Südausgange der Hügelkette erhebt ſich ein iſolirter Bergkegel, 400 Fuß über dem Plateau, mit bewaldeter Kuppe: der Nebelberg, der Hauptſchauplatz des Kampfes. Hinter demſelben, faſt am Fuße des Berges, liegt Roßdorf.

Etwas ſpäter als Generalmajor v. Kummer ſein Detachement gegen Neidhartshauſen und Zella führte, erhielt Generalmajor v. Wrangel Befehl, auf Wieſenthal zu ſeine Flankenbewegung auszuführen. Sein Detachement beſtand aus folgenden Truppentheilen:

1. Bataillon (v. Borries) } vom 13. Regiment,
2. Bataillon (v. Dürre)
1. Bataillon (v. Böcking) } vom 55. Regiment,
2. Bataillon (Gotzkow)
2. Bataillon (Rüſtow) vom 15. Regiment,
3 Eſcadrons Huſaren,
4pfündige Batterie Cöſter,
12pfündige Batterie Eynatten II.

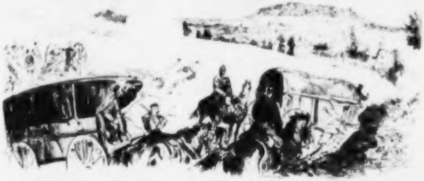
Das Bataillon Rüſtow hatte die Tête und ging auf der Chauſſee gegen Wieſenthal vor. Noch war das Dorf nicht erreicht, als die vorderſten Compagnieen mit Geſchütz- und Gewehrfeuer empfangen wurden. Der ſtarke Regen verhinderte anfänglich jede Ueberſicht, trotzdem blieb alles im Avanciren und der Feind wurde nach dem verbarrikadirten Wieſenthal hinein- und alsbald nach den dahinter gelegenen Höhen hinaufgetrieben.

Die Unſren folgten. Als ſie das Dorf (Wieſenthal) im Rücken hatten, klärte ſich das Wetter etwas auf und geſtattete eine Umſchau. Die aus Wieſenthal hinausgedrängten Avantgarden-Bataillone des Feindes zogen ſich, zwiſchen den Bergen hin, auf Roßdorf zurück; in Front des Nebelberges aber ſtanden 4 friſche Bataillone, bereit, unſer Nachdrängen zu hindern. Zwiſchen ihnen und den Unſren lag ein Wieſengrund.

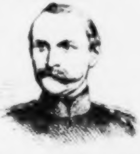
Generalmajor v. Wrangel nahm drei Bataillone in die Front und beſchloß den Feind über den Berg und nach Roßdorf hinein zu werfen.

Das 2. Bataillon (v. Dürre) 13. Regiments nahm den rechten,
das 2. Bataillon (Rüſtow) 15. Regiments den linken Flügel;
das 2. Bataillon (Gotzkow) 55. Regiments attakirte im Centrum.

Gleichzeitig wurde die 4pfündige Batterie Cöſter vorgeholt, um, von den nordweſtlich von Wieſenthal gelegenen Höhen aus, den Angriff zu unterſtützen.



Die ausgezeichnete Wirkung dieſer Batterie, wie nicht minder das ungeſtüme Vordringen unſrer Colonnen,*) veranlaßten bald, daß drei Bataillone des Feindes ſich vollſtändig auflöſten und in die bewaldete Kuppe des Nebelberges hineinliefen. Das vierte Bataillon des Feindes ging nördlich, ebenfalls aufgelöſt, um den Bergkegel herum. Die feindliche Artillerie nahm eine mehr rückwärtige Stellung, die Cavallerie verſchwand ganz.

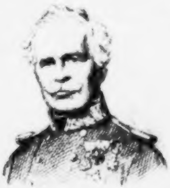


Unaufhaltſam drangen die dieſſeitigen Tirailleurſchwärme dem weichenden Feinde nach, nahmen erſt die Liſiere des Waldes, dann den Bergwald und die Kuppe, und dehnten ſich endlich an beiden Abhängen, in Front und Rücken des Nebelberges aus. Ihnen zu Füßen lag Roßdorf. Die Unſrigen ſchickten ſich eben an, auch dahin zu folgen, als der Feind unſrem Angriff zuvorkam.

---

*) Bei dieſem Vordringen, das unſrerſeits erhebliche Opfer, namentlich auch an Offizieren koſtete, wurde Major Rüſtow tödtlich getroffen. Wir geben vorſtehend ſein Portrait. W. Rüſtow ſchreibt: „Mein Bruder Cäſar, 40 Jahr alt, fiel bei Dermbach. Zuerſt erhielt er eine Flintenkugel in den Unterleib; von ſeinen Soldaten zum Verbinden hinter einen Heuhaufen getragen, erhielt er dort noch eine Kugel in den Kopf. Nun war er augenblicklich todt, dieſe letzte Kugel befreite ihn von unnützem Leiden. Wie mein Bruder Alexander, der bei Königgrätz fiel, erſt im Anfang des Jahres 1866 ſein Commando über die Batterien der 5. Diviſion übernommen hatte, ſo Cäſar das Commando über das 2. Bataillon des 15. Infanterie-Regiments. Viele haben Freunde verloren, Niemand hat zwei einzige Brüder verloren, die ſich bereits einen Namen erworben und ſich als Männer bewährt hatten.“

In Roßdorf war um dieſe Zeit die öſtlich und ſüdlich vom Dorf in Reſerve gehaltene 7. Brigade (Regimenter 5 und 13) eingetroffen. General v. Hartmann beſetzte mit dieſen friſchen Truppen, ſie vorläufig noch aufſparend, die zunächſtgelegenen Poſitionen, ſammelte dann die zurückgegangenen Regimenter 4 und 9 der 8. Brigade und führte ſie perſönlich vor, um uns den Höhenzug zwiſchen Roßdorf und Wieſenthal, ſpeziell den Nebelberg wieder zu entreißen. Mit großer Bravour avancirten die ſchon hart mitgenommenen Bataillone aufs Neue; General v. Hartmann, nachdem er zwei Pferde verloren, ſtellte ſich zu Fuß an die Spitze der vorderſten Colonnen; »Neuner, ihr müßt die Höhe wieder nehmen; Vorwärts!« und ſie folgten mit lautem Hurrah den Hang hinauf. Aber von unſern Kugeln überſchüttet, erwies es ſich als unmöglich, den Kamm des Berges zu erreichen. Die noch vorwärts befindlichen Plänkler wurden in ihrer linken Flanke immer mehr gedrängt und warfen ſich auf die ohnehin ſchon ſchwankenden Truppen; alle Bemühungen der Generale v. Hartmann und Cella, alle Anſtrengungen der Offiziere waren vergebens; »die Bataillone konnten nicht mehr.« Auch die Batterie Hang mußte ihre Stellung verlaſſen.



Zu dieſer Zeit traf Generalmajor Fauſt mit einem der in Reſerve gehaltenen Bataillone (dem 1. des 5. Infanterie-Regiments) auf dem Gefechtsfelde ein und gab Befehl, zur Deckung des allgemeiner werdenden Rückzuges einen Angriff gegen die Höhe zu verſuchen. Beim Ausgange aus dem Dorfe wurde das Bataillon heftig beſchoſſen und durch die zurückgehende

8. Brigade aufgehalten. Generalmajor Fauſt übernahm jetzt perſönlich das Commando und ging tapfer vorwärts; aber nach wenig Minuten ſchon ward er durch einen Schuß in den Kopf und gleich darauf ſein Ordonnanz-Offizier v. Auſin (der ſchon anfänglich verwundet worden war) durch einen Schuß in die Bruſt getödtet. Das Bataillon, das, von zwei Seiten beſchoſſen, bereits beträchtliche Verluſte erlitten hatte, kam ins Schwanken und begann zu weichen. Nun wurde ſämmtlichen Abtheilungen der 8. Brigade der definitive Befehl ertheilt, hinter Roßdorf zurückzugehen. In Roßdorf ſelbſt wurden in größter Eile durch Offiziere Leute aller Abtheilungen geſammelt, die Eingänge verbarrikadirt und die Liſière beſetzt; im Kirchhofe, deſſen Lage die Umgebung einigermaßen beherrſcht, hatten ſich Jäger vom 6. Jäger-Bataillon eingeniſtet. Unter dem Schutze ihres Feuers gelang es dem Feinde, ſeine Bataillone, deren taktiſche Eintheilung gelöſt und deren Wiederverwendung alſo für den Augenblick ſehr problematiſch war, wiederum zu ordnen und öſtlich von Roßdorf geſammelt aufzuſtellen.

Die Unſren, zu deren Unterſtützung inzwiſchen die in Reſerve gehaltenen Bataillone v. Borries und v. Böcking eingetroffen waren, hielten den entſcheidenden Punkt, den Nebelberg feſt.

Schon ſchickten ſie ſich an, in Ausnutzung des Erfolges, gegen Roßdorf ſelbſt vorzudringen, als erneuter und beſtimmter Befehl eintraf, Halt zu machen und das Gefecht abbrechend, auf Dermbach zurückzugehn.

Die Beſtimmtheit des Befehls ließ keine Wahl. General v. Goeben in Perſon vorſprengend, wußte ihm Nachdruck zu geben. Mit ſchlecht verhehltem Unmuth gehorchten die Bataillone, die ſich verbiſſen hatten und das Ziel ihrer Anſtrengungen vor ſich liegen ſahn.

Aber — ſie gehorchten. Das Bataillon v. Böcking nahm am Fuß des Berges (nach Wieſenthal zu) eine Aufnahmeſtellung, die nunmehr den beinah ungeſtörten Abzug der im Gefecht geweſenen Truppen geſtattete. Um 4 Uhr war der Kampf zu Ende. Das Detachement ging auf Dermbach zurück; — das Bataillon Böcking folgte.

Die Verluſte waren auf beiden Seiten bedeutend. Das Detachement Wrangel verlor 10 Offiziere (5 todt, 5 verwundet) und 250 Mann. Schwerer war der bairiſche Verluſt:

Todt: 9 Offiziere 43 Mann.
Verwundet: 18 Offiziere 274 Mann.
Vermißt: 59 Mann.

Die größte Einbuße hatten jene vier bairiſchen Bataillone erlitten, die, nachdem ſie die Poſition am Nebelberg verloren hatten, vom General v. Hartmann von Roßdorf aus abermals vorgeführt worden waren, um die verloren gegangene Poſition wieder zu erobern. Unter den todten

Offizieren (Generalmajor Fauſt und Oberlieutenant v. Auſin nannten wir ſchon) war auch Hauptmann v. d. Tann, ein Neffe des Generals.

Wir knüpfen an unſre Darſtellung des Gefechts zwiſchen Wieſenthal und Roßdorf den Bericht, wie ihn der Brief eines 55ers vom Bataillon Böcking giebt. Das letztgenannte Bataillon, wie ſchon erwähnt, rückte erſt auf das Gefechtsfeld, nachdem die Hauptarbeit des Tages bereits gethan war. Um ſo mehr war der Briefſchreiber in der Lage zu beobachten und das Bild zu ſchildern, das er vorfand:

» . . . . Bei Wieſenthal, ſo ſchreibt er, befand auch ich mich mit meiner Compagnie. Unſere jungen Leute kamen hier zum erſten Mal ins Feuer, die älteren kannten das Geſchäft ſchon von Schleswig her. Ehe wir vorrückten, kamen die beiden Feldprediger noch zum Bataillon geritten und ertheilten uns Gottes Segen auf den Weg. Und nun kam ein Adjutant: Das Bataillon vorrücken! Und luſtig ging es vorwärts und die erſte Granate ſeit Schleswig wieder über uns hinweg, die mit einem Hurrah begrüßt wurde!

Wir gingen zunächſt bis auf einen Hügelzug vor, der uns, weil hoch und zur Seite gelegen, einen Ueberblick über das ganze Gefechtsfeld geſtattete. Wir ſahen, ſchräg durch, bis gegen Roßdorf hin. Unmittelbar vor uns waren die drei 2. Bataillone vom 13., 15. und 55. Regiment im heftigſten Infanteriefeuer. Wir bildeten ihre Reſerve.

Neben uns hielten unſre guten Freunde von der 4pfündigen Batterie Cöſter. Die bairiſchen Granaten flogen immer um uns herum, warfen aber nur Schmutz auf. Batterie Cöſter antwortete. Als es drüben ruhiger wurde, nahmen unſre Geſchütze ein anderes Ziel. Vier feindliche Bataillone ſtanden an dem Abhang eines hohen, ſteilen Berges, des »Nebelberges« wie ich ſeitdem erfahren habe. Auf dieſe Bataillone richtete die Batterie ihr Feuer; der erſte Schuß zu kurz, der zweite hatte richtige Höhe, aber zu ſehr links, der dritte aber ſaß und nahm den rechten Flügel eines in Linie deployirten Bataillons weg. Und nun folgte Schuß auf Schuß in die Bataillone; ſie wurden zu gewaltig erſchüttert, als daß ſie hätten bleiben können, ſie liefen ungeordnet nach Roßdorf hinein. Es waren dies dieſelben Bataillone, gegen die ſich bis dahin der Angriff unſrer Infanterie gerichtet hatte.

Inzwiſchen waren drüben (in Roßdorf) Verſtärkungen eingetroffen; die Baiern machten Miene vorzubrechen und den Nebelberg zurückzuerobern.

Jetzt kam auch an uns Befehl, in den Gang des Gefechtes einzugreifen. Ich eilte, meine Compagnie gut vorzubringen. Bei dem Erklettern des ſteilen Berges (deſſelben, an deſſen Abhang ſchon ſo viel Blut gefloſſen war) rutſchte der Sattel von meinem Pferde; ich ſprang hinunter, ließ das Pferd ſtehn und kletterte weiter. Ein Sergeant bemerkte, daß ich (vielleicht in Beſchäftigung mit meinem Pferde) meinen Degen verloren hatte und gab mir den Säbel eines gefallenen bairiſchen Offiziers. Leider war das Koppel davon zerriſſen, ſo daß ich ihn wieder wegwerfen mußte. Da aber lag eine ganze Gruppe gefallener bairiſcher Offiziere und eine Anzahl durch Granaten Verwundeter. Bei jeder Leiche eines Offiziers war deſſen Säbel in die Erde geſteckt. Ein durch beide Füße geſchoſſener bairiſcher Soldat, der um Hülfe bat und aus der Feldflaſche erfriſcht wurde — weiter konnte ich nichts thun — ſagte mir, das wären die Leichen eines Generals (Generalmajor Fauſt), eines Oberlieutenants und zweier Lieutenants.*) Ich ſchnallte mir einen der Säbel um, und vorwärts ging es weiter. Bald hatten wir die Kuppe erreicht.

Am *jenſeitigen* Abhang aber begann das feindliche Feuer unbequem zu werden. Als das Gebüſch zu Ende war und es nun auf den freien Abhang ging, wo Granaten und Spitzkugeln nur ſo pfiffen, ſtutzen die Leute ein wenig, von den Offizieren, die vorne weg waren, unbemerkt. Auf den Zuruf eines Unteroffiziers aber: *Kerls, hat die 4. Compagnie bei Düppel auch geſtutzt?* ging es lachend aus dem Gebüſch heraus, den Abhang hinunter, dicht an die Liſière des Dorfes Roßdorf heran. Neben uns lagen die Schützen unſres braven 2. Bataillons, das bei dem Sturm auf die Höhe einen ſeiner tapfren Führer, den Hauptmann v. Kaweczynski, verloren hatte.

Mittlerweile kam Befehl auf Befehl und Signale, wieder in die alte Stellung zurückzugehen. Das aber hatte ſeine Schwierigkeit, wie jedes Zurückgehen einer ſiegreich vorgedrungenen Abtheilung. Der Feind folgte nur ſehr vorſichtig mit Schützen auf 800 Schritt Entfernung, und da wir noch eine Stunde mit unſrem Bataillon auf dem Gefechtsfelde verharrten,

---

*) Nach dieſer Darſtellung könnte es ſcheinen, als ſei Generalmajor Fauſt *dieſſeits* des Nebelberges, d. h. alſo gegen Wieſenthal zu, gefallen. Das iſt aber nicht richtig. Er wurde *jenſeits* des Nebelberges, gegen Roßdorf zu, tödtlich getroffen. Entweder liegt hier einfach ein Irrthum vor, oder, was das Wahrſcheinlichſte, das Vorgehen des Bataillons Böcking erfolgte nicht aus der Front, ſondern aus der Flanke und faßte den Berg ſo, daß das, was in ſeinem Rücken lag, eher eingeſehn wurde, als das mehr in der Front gelegene. Generalmajor Fauſt gehörte übrigens zu den bairiſchen Offizieren, die, wie v. d. Tann und Oberſt Aldoſſer, in Schleswig-Holſtein mit Auszeichnung gefochten hatten. Aldoſſer wurde gleich beim erſten Rencontre, bei Immelborn, ſchwer verwundet, Generalmajor Fauſt anderthalb Tage ſpäter tödtlich getroffen.

während die andern Truppen durch Wieſenthal in ihre Quartiere abzogen, ſo blieben die feindlichen Schützen uns gegenüber halten. Dann zogen auch wir nach Wieſenthal ab, vor deſſen Eingange wir halten blieben, während die Schützen unſrer 2. Compagnie die auf Rieſen-Entfernungen abgegebenen feindlichen Schüſſe kaum der Mühe werth hielten zu erwiedern.

Das Gefechtsfeld vor uns war nun wie abgefegt, nur Todte und Verwundete lagen unter einander gemiſcht da, und eine Unmaſſe Bauerwagen, mit Ochſen beſpannt, zogen aus, um Leichen und Verwundete nach Wieſenthal und Dermbach zu ſchaffen. Leider ſind bei dem Aufſuchen und Transport von Verwundeten, zu welchem traurigen Geſchäft eben Bauern herangezogen werden mußten, Fälle vorgekommen, wo die Leichen bairiſcher Offiziere geplündert worden ſind. So erzählten mir bairiſche gefangene Offiziere ſpäter. Aus eigener Anſchauung, da unſer Bataillon das letzte war, das abrückte, konnte ich verſichern, daß unſere Leute an ſolchen Verbrechen unſchuldig ſeien.

Den ganzen Tag über hatte es anhaltend geregnet und naß bis auf die Haut ging es nun wieder 1½ Meilen zurück in die ſogenannten Quartiere, wo immer in einem kleinen Bauerngehöft 200 Mann lagen. Gegeſſen hatten wir ſeit früh 4 Uhr nichts und bei unſrem Einrücken um 10 Uhr, wo noch Fleiſch ausgegeben wurde, war Alles zu müde, um noch kochen zu wollen, namentlich, da den andern Morgen 5 Uhr wieder abgerückt werden ſollte, um dem Feind nunmehr ernſtlich zu Leibe zu gehen. Des Morgens aber fanden unſere Vorpoſten den Feind abgezogen; er war nach Oberkatza abgerückt.

Am Abend des 4. waren beide Gegner im Weſentlichen wieder in ihre alten Poſitionen eingerückt. Die Diviſion Goeben ſtand mit Brigade Kummer in Dermbach, mit Brigade Wrangel in Geiſa, mit Brigade Treskow in Oechſen. Die Baiern ſtanden auf der Linie Oberkatza-Kaltennordheim in concentrirter Stellung; nur ein Theil der 4. Diviſion (Hartmann) war in Roßdorf zurückgeblieben, *hielt alſo das Schlachtfeld in Händen.*

Dieſer Umſtand — da die Motive unſeres Zurückgehens nicht ſchon damals erkannt werden konnten, jedenfalls nicht erkannt *wurden* — gab den Baiern von ihrem Standpunkte aus ein Recht, ſich als Sieger des Tages anzuſehen. *Sie waren es aber nicht.* Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr (und auch das bairiſche Generalſtabswerk anerkennt dieſe Thatſache), daß eben nichts beabſichtigt war, als ein Flankenſtoß, als ein Schein manöver, an das durch die urſprünglich nicht gewollte Wegnahme des Nebelberges und den um Roßdorf ſich entſpinnenden Kampf einfach mehr Kraft geſetzt worden war, als in den Intentionen des Ober-Commandirenden lag. Ueber dieſe Intentionen giebt der Tagesbefehl (ſiehe S. 67) den bündigſten Aufſchluß.

Seitdem hat General v. Falckenſtein öffentlich die Intentionen dargelegt, die ihn damals leiteten. Am 7. Juni 1868 wurde bei Dermbach (Sachſen-Weimar) das Denkmal eingeweiht, das den Gefallenen der Diviſion Goeben auf der dortigen Feldmark errichtet worden war. Bei dieſer Einweihungs-Feier erſchien auch General v. Falckenſtein und ſprach wie folgt: »Ich bin hierher gekommen, um öffentlich Zeugniß abzulegen von den Thaten der 13. Diviſion bei Dermbach. Was dieſe Diviſion geleiſtet, das gehört der Geſchichte an, das ſteht geſchrieben und kann nicht abgeleugnet werden, und wenn ſie überhaupt Großes geleiſtet hat, ihre Leiſtungen an dieſem Tage ſind unbeſtritten die größten. Meine Herren, es ſteht feſt, daß wir am 4. Juli Vortheile errungen hatten, und Sie werden es Alle wiſſen, welch ein ſtolzes Bewußtſein es iſt, Vortheile errungen zu haben. Da gab ich den Befehl, die errungenen Vortheile aufzugeben. Das muß ein Schmerz geweſen ſein für Jedermann, den Boden, von dem jeder Fuß mit ſo vielem theuren Blut erkauft war, wieder in Feindes Hand zu laſſen. Aber der Soldat muß gehorchen, er muß dahin gehen, wohin er geſchickt wird durch höheren Befehl, ſei es zum Siege, ſei es zur Rückkehr. Und ich habe die Satisfaction, daß dieſer Rückgang, der durch anderweitige Dispoſitionen nothwendig geworden war, ohne Murren und ohne Widerrede in der beſten Ordnung ausgeführt worden iſt. In ſo fern iſt der Tag von Dermbach ein Tag doppelter Ehre für die 13. Diviſion geworden. Nicht blos, daß ſie ihre Schuldigkeit gethan hat, als es hieß: »vorwärts auf den Feind«, ſondern auch, daß die Truppen gehorſam geweſen ſind, errungene Vortheile wieder aufzugeben; das hat ſie groß gemacht in der Armee.« Nach dieſen Worten ſchritt General v. Falckenſtein auf den bairiſchen Oberſten zu, der nebſt andern Kameraden der Feier beigewohnt hatte, ergriff deſſen Hand, drückte ſie warm und ſagte: »Entſchuldigen Sie, wenn ich zuviel aus meinem Herzen geſprochen habe, aber es drängte mich dazu. Sie ſind ja auch Soldat und werden mit mir fühlen!«

Solche Worte ſpricht man nicht öffentlich, in Gegenwart eines tapfren Gegners, wenn man nicht ein Recht hat, ſie zu ſprechen. Im Uebrigen ſprechen vor allem die Thatſachen. Statt dreier Diviſionen, die zur Verfügung ſtanden, wurde nur eine ins Gefecht gezogen, und dieſe eine, wiewohl doppelt engagirt, leiſtete darauf Verzicht, mehr als zwei Drittel ihrer Streitkräfte auszunutzen. Hätte Falckenſtein hier ſchlagen wollen (wir zeigten ſchon, daß auch dieſe Löſung der Aufgabe möglich geweſen wäre), er hätte nicht die Diviſion Beyer auf der Straße Hünfeld-Fulda, ohne Rückſicht auf den Kampf in ſeiner Flanke, einfach weiter vorrücken laſſen.

Die Baiern hielten das Schlachtfeld, ſtrategiſch hatten ſie eine erhebliche Niederlage erlitten.

Wir kommen ſpäter darauf zurück

Hünfeld. Gersfeld.

Inzwiſchen hatte die Diviſion Beyer, die, wie wir wiſſen, an die Tete genommen war (während die ihr folgende Diviſion Goeben den linken Flankenſtoß ausführte), ihren Marſch auf Fulda fortgeſetzt. Sie war am 2. in Bacha, am 3. in Geyſa, Avantgarde bis Rasdorf, eingetroffen und brach am 4. früh auf, um Hünfeld bei guter Zeit zu erreichen. Etwa halben Wegs zwiſchen Rasdorf und dem letztgenannten Orte ſtieß ſie auf den Feind. Dieſer Zuſammenſtoß, der eine gewiſſe Notorietät erlangt hat (weshalb wir nicht darüber hingehen können), führt den Namen: »Gefecht bei Hünfeld«; wir nennen ihn lieber, um auch unſren Gegnern gerecht zu werden,

die Panik bei Hünfeld.

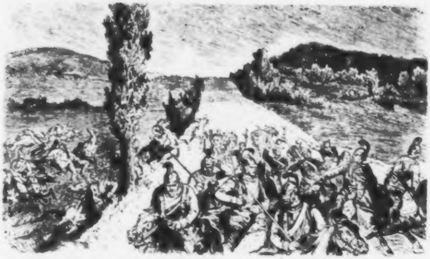
Ehe wir zu einer Schilderung dieſer wunderſamen, pſychologiſch höchſt intereſſanten Vorgänge übergehn, berichten wir in der Kürze über die Bewegungen und die Aufſtellung des Feindes.

Prinz Karl von Baiern, als er ſeine Aufſtellung in dem Dreieck Dermbach-Roßdorf-Kaltennordheim nahm, hatte ſeine ganze Reſerve-Cavallerie (ſieben Regimenter) nach Fulda beordert, theils um eine wenigſtens loſe Verbindung mit dem VIII. Armee-Corps herzuſtellen, theils um einem Vordringen der Preußen im Fuldathale einigermaßen einen Widerſtand entgegenſetzen zu können. In der That war Fürſt Taxis, der die Reſerve-Cavallerie führte, ſchon am 2. und 3. mit vier Cavallerie-Regimentern in Fulda eingetroffen; der Reſt lag etwas zurück.

Fürſt Taxis hatte gleich Anfangs das Mißliche der Aufgabe, die ihm zu Theil geworden, ſehr wohl erkannt und Vorſtellungen erhoben. Er war nämlich ohne alle Infanterie belaſſen und auf ſeine Vorſtellung dahin angewieſen worden, bei ſeinem Eintreffen in Fulda das VIII. Armee-Corps, das alsdann unzweifelhaft in ſeiner Nähe ſtehen würde, um einige Infanterie-Bataillone zu erſuchen. Dies Erſuchen, wie verlautet, war durch den Prinzen Alexander von Heſſen abgelehnt worden.

War durch dieſe Ablehnung, wie durch die Detachirung überhaupt, die unverſchuldete Situation des Fürſten Taxis mißlich genug, ſo wurde ſie noch mißlicher durch ſeine Schuld. Der Fürſt, ſtatt ſich in oder bei Fulda, wo er das VIII. Corps doch jedenfalls in der Nähe hatte, in einer guten Defenſiv-Stellung zu concentriren, konnte plötzlich dem Verlangen nicht widerſtehn, in die Operationen der in ſeiner rechten Front ſtehenden bairiſchen Armee mit einzugreifen und begann, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, ſich in Offenſiv-Spielereien zu verzetteln. Er ſchob eine Avantgarde bis Hünfeld, eine Avantgarden-Spitze ſogar bis zwiſchen Hünfeld und Rasdorf vor und folgte dieſen vorgeſchobenen Abtheilungen mit dem Gros. Als der Zuſammenſtoß erfolgte, befand ſich, auf einer Strecke von 2 Meilen, die geſammte Cavallerie-Diviſion im Marſch. Es iſt nöthig dies gegenwärtig zu haben, um zu begreifen, was geſchah.

Wir kehren nunmehr zur Diviſion Beyer zurück. Sie war am 4. früh, wie bereits erzählt, auf dem Marſche gegen Hünfeld. Es mochte 7½ Uhr ſein, als die Vorhut der Diviſion (Compagnieen vom 39. Regiment) aus einem Walde, dem ſogenannten Queckmoor, debouchirend, einer in einer Thalſenkung haltenden feindlichen Reiter-Colonne anſichtig wurde. Es war die über Hünfeld hinaus vorgeſchobene Avantgarden-Spitze: eine Escadron des bairiſchen 1. Cüraſſier-Regiments. Neben ihr hielt eine reitende Batterie. In demſelben Augenblicke faſt, als unſre Vorhut aus dem Walde trat, wurde ſie durch das Feuer der bairiſchen Artillerie begrüßt. Das Wetter war außerordentlich trübe; Nebel und Regen hinderten die Ausſicht und zwar derart, daß die Anzahl der feindlichen, frei auf der Chauſſee ſtehenden Geſchütze nicht zu erkennen war. Die Entfernung mochte 800 Schritt betragen. Trotzdem wurden ſofort zwei 4pfünder aus der Avantgarden-Batterie, Hauptmann Schmidts, vorgezogen und griffen mit ſolchem Erfolg in das ſich entſpinnende Gefecht ein, daß gleich der erſte Schuß (die Granate krepirte am Helm eines Cüraſſiers, tödtete dieſen und riß 8 Mann und 10 Pferde nieder) die dicht aufgeſchloſſen ſtehende Schwadron in wilde Flucht



auseinanderjagte. Die reitende Batterie, nunmehr ohne Bedeckung, folgte, unter Zurücklaſſung eines Geſchützes, den Cüraſſieren auf Hünfeld zu; eine Verfolgung fand nicht ſtatt, nur einige 4pfünder-Schüſſe wurden ihnen nachgeſchickt und nun begann jenes ſinnloſe Steeple chase-Reiten, das wir als die Panik von Hünfeld bezeichnet haben. In Front des letztgenannten Ortes ſtand die eigentliche Avantgarde, das 1. bairiſche Cüraſſier-Regiment. Die fliehende Schwadron fuhr in daſſelbe hinein, riß es mit fort und die rückwärtsſtiebende Colonne jagte nunmehr mit der Wucht eines ganzen Regiments auf der Fuldaer Chauſſee hin. Auf dieſer, wie erzählt, waren neue Reiter-Colonnen: Cüraſſiere, Ulanen, Chevauxlegers im Anrücken; in dieſe brauſten jetzt die fliehenden Cüraſſiere hinein und verwickelten, immer mächtiger werdend in ihrem Choc, ein Regiment nach dem andern in die unheilvolle Flucht. Bald nach 9 Uhr ſtürmte die ganze Diviſion wieder nach Fulda hinein; das am meiſten in Front geſtandene 1. Cüraſſier-Regiment war drei Meilen in anderthalb Stunden geritten. Ein einziger 4pfünder-Schuß hatte dieſe grenzenloſe Deroute hervorgerufen; er ſollte, unglaublich zu ſagen, noch weitere Wirkung thun. Das Fieber wirkte noch nach; der Morgen-Flucht folgte eine Mitternachts-Flucht, jene an chaotiſchem Durcheinander noch überbietend. Dies iſt

die Panik bei Gersfeld.

Fürſt Taxis, als er am Vormittage des 4. ſeine Reiter-Diviſion wieder um ſich hatte, ſchwankte, ob er Fulda — wie doch eigentlich ſein Befehl lautete — noch weiter halten, oder es aufgeben ſollte.[*] Im Grunde, außer dem moraliſchen Echec, den man erfahren, war nichts Erhebliches verloren, aber dieſer allerdings war ſo groß, daß Fürſt Taxis empfand, mit einer ſolchen aus Rand und Band gegangenen Truppe (in deren Reihen ohnehin das Wort »Verrath« laut geworden war) einen ernſten Widerſtand gar nicht verſuchen zu können. Die ganze Truppe mußte ſo zu ſagen ſich ſelbſt erſt wiederfinden. Dazu bedurfte es Zeit und Ruhe. So beſchloß Fürſt Taxis Fulda aufzugeben und ſich ſüdöſtlich über die hohe Rhön, auf der Straße Hettenhauſen-Gersfeld ins Bairiſche und zwar zunächſt bis an die fränkiſche Saale (Hammelburg, Kiſſingen) zurückzuziehen. Um 5 Uhr trat die Cavallerie-Diviſion ihren Rückmarſch an.

Um ſicher zu gehen, wurde ein Nachtmarſch angeordnet. Dies war gut intendirt, ſchlug aber bei Leuten, die bereits völlig alle Haltung verloren hatten, aufs Neue zum Unheil aus.

Die Diviſion erreichte Hettenhauſen um 10 Uhr Abends, ließ hier (nach der Seite der Vorſicht — denn die Unſren waren noch um zwei Tagemärſche zurück — mehr leiſtend als nöthig) zwei Regimenter als Arrièregarde zurück und ging mit dem Reſt auf Gersfeld zu. In der Nähe dieſes Dorfes kam nun eine zweite Flucht über dieſe heut zur Verwirrung und Muthloſigkeit beſtimmten Regimenter, eine Mitternachts-Panik, die, wie ſchon hervorgehoben, die verwandten Vorgänge des Vormittags weit hinter ſich ließ.

Was es war, weiß Niemand zu ſagen; ob ein Karabiner losging, ob Wilddiebe einen blinden Lärm machten, oder ob die Baiern, ſich gegenſeitig für Feinde haltend, auf einander los feuerten, gleichviel, es wurde geſchoſſen und der Knall, durch das Echo verſtärkt, hallte in der Waldſchlucht wieder. »Die Preußen! Verrath!« und auf den müd und matt gerittenen Pferden begann nun ein neues Jagen; hierhin, dorthin, einzeln und in Trupps, ſtob es wie eine wilde Jagd über die waldbeſtandene Haide. Ein württembergiſcher Offizier war Zeuge dieſer Jagd. » . . . . Als ich das Plateau erreicht hatte, knallte es etwa 8 bis 12 mal hinter mir; Cüraſſiere, Ulanen, Chevauxlegers kamen in vollem Jagen bei Mondſchein in ihren weißen Mänteln an mir vorübergeſauſt. Ich rief ihnen zu, ſie möchten halten, wir könntens mit den preußiſchen Huſaren aufnehmen und wenn wir nur zu drei oder vier wären. Alles vergeblich; wie ein Geſpenſterzug ging die Jagd an mir vorüber.« So der Bericht. Kein Zuruf hätte hier geholfen. Die ganze Truppe war unter einem dämoniſchen Einfluß. Sie jagten die ganze Nacht hindurch; in allen Dörfern, wie ſich ſpäter ergab, waren die »Weißmäntel« geſehen worden; am andern Morgen hielten verſprengte Trupps in Melrichſtadt und Kiſſingen; einzelne ſtoben weiter bis Würzburg. Sie waren 20 Stunden geritten. Oberſt Freiherr v. Pechmann, Commandeur des 5. Chevauxlegers-Regiments erſchoß ſich, er wollte die Schande ſeines Regimentes nicht überleben. Die Diviſion ſelbſt bedurfte einer Neubildung. Gegen Ende des Feldzugs (bei den Hettſtädter Höfen) hat ſie die Scharte auszuwetzen gewußt.

Ehe wir weiter gehen, noch ein Wort über dieſe Vorgänge. Man muß ſich hüten, nach der Seite des Schlimmen hin, mehr daraus machen zu wollen, als unbedingt nöthig iſt. Natürlich ſoll dergleichen nicht vorkommen; aber (alle Kriege bezeugen es) es kommt immer wieder vor. Die beſte, die berühmteſte Truppe geräth plötzlich unter einen Geiſt unheilvoller Geſpenſterſeherei und der Moment tritt ein, wo man tapfre Schwadronen mit einer Erbſenblaſe in die Flucht jagen kann. Das weiße Laken, der regungsloſe Bettpfoſten, die auf dem Felde der Spukgeſchichte ſolche Rolle ſpielen, ſpielen ihre Rolle mutatis mutandis auch innerhalb der Kriegsgeſchichte. Das »Heute mir und morgen Dir« muß dem Beurtheiler gegenwärtig ſein und wenn alles hochmüthige Aburtheilen überhaupt ein ſchlimmes Ding iſt, ſo am ſchlimmſten da, wo jede Stunde das Blatt wenden und aus dem Lachenden einen Belachten machen kann.

Fürſt Taxis wurde abgeſetzt. An Bravour hatte er es nicht fehlen laſſen; doch waren die begangenen Fehler zu groß. Freilich größer noch ſein Unglück.

Dem Unglück unſrer Gegner entſprach nur — unſer Glück. Ein glücklicherer Schuß wie jener 4pfünder-Schuß der Batterie Schmidts iſt vielleicht nie abgefeuert worden.

Ueber die hohe Rhön.

FULDA, in Folge der Vorgänge bei Hünfeld, war bairiſcherſeits aufgegeben worden; am 6., ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, rückte die Diviſion Beyer ein, die beiden andern Diviſionen folgten.

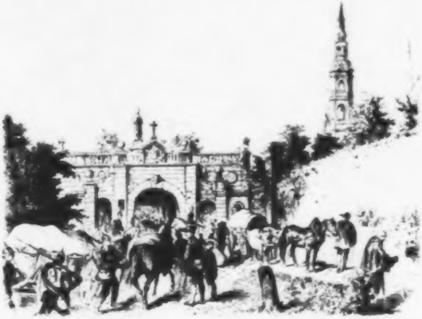
Die Frage entſteht: war nach den verſchiedenen Rencontres am 4. (Wieſenthal-Roßdorf; Neidhartshauſen-Zella; Hünfeld) unſre Beſetzung Fuldas noch zu hindern? Wir antworten: »je nachdem! Nein und ja.«

Nach der Flucht der bairiſchen Cavallerie bei Hünfeld lag der Weg bis Fulda für unſre Avantgarden-Diviſion (Beyer) jedenfalls offen. Das VIII. Corps, ein paar vorgeſchobene Bataillone abgerechnet, ſtand nicht nahe genug, um erfolgreich dazwiſchen treten zu können. So viel mit Rückſicht auf den Vormarſch der Diviſion Beyer.

Was nun aber die beiden nachrückenden Diviſionen Goeben und Manteuffel angeht, ſo konnte deren Vormarſch allerdings gehindert und die dann abgeſchnittene, vom VIII. Corps mit dreifacher Uebermacht angegriffene Diviſion Beyer in eine ſehr üble Lage gebracht werden. Daß dies unterblieb, hatte in einer vorgefaßten falſchen Meinung ſeinen Grund und zwar darin, daß man, wenigſtens damals noch, im bairiſchen Hauptquartier den Charakter der Gefechte am 4. (Wieſenthal-Roßdorf und Neidhartshauſen-Zella) völlig verkannte. Man verkannte, daß es ſich dabei um ein bloßes Beiſeiteſchieben gehandelt habe. Man nahm alles ernſter als es gemeint war, betrachtete den Goebenſchen Flankenſtoß als die Einleitung zu einer Tags darauf mit aller Kraft zu führenden Schlacht, rückte deshalb bei Kaltennordheim in eine feſte Stellung ein und erwartete am 5., vielleicht auch noch am Morgen des 6., unſren Angriff.*) Dies Warten neben dem Wege (drei Meilen zur Linken) ließ den Weg ſelber frei. Als die Baiern ihren Irrthum gewahr wurden, waren die Diviſionen Goeben und Manteuffel ſchon an der feindlichen Flanke vorüber, der rechte Moment war verſäumt und Prinz Karl von Baiern, den Gedanken einer Vereinigung im Fuldathale nunmehr aufgebend, ordnete eine Concentrirung ſeiner Armee hinter der fränkiſchen Saale an. Dies war ein zweiter Fehler. War ſchon das Warten in Kaltennordheim verhängnißvoll geworden, ſo wurd' es dieſer Linksabmarſch noch viel mehr. Man gab die große Straße völlig frei, entfernte ſich von dem VIII. Corps, mit dem man die Verbindung noch eben geſucht hatte und legte freiwillig und ohne Noth ein ſchwer zu paſſirendes Gebirge (die hohe Rhön) zwiſchen ſich und den Alliirten. Dieſem, dem VIII. Corps, ging zwar der Befehl zu:

> auf einer ſüdlich von Fulda liegenden Querlinie dem bairiſchen Corps an die fränkiſche Saale zu folgen;

dieſer Befehl war aber leichter gegeben, als befolgt. Prinz Alexander von Heſſen, als er von dem Linksabmarſch der Baiern hörte, beſchloß nunmehr ſeinerſeits rechts auszubiegen. Er ging in der Richtung auf Frankfurt zurück.



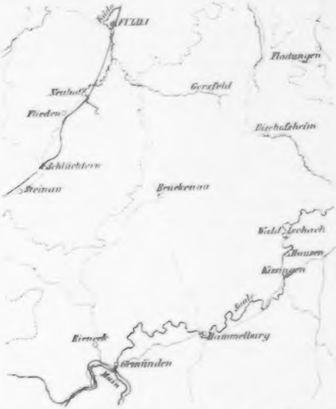
---

*) Ein fremder Offizier, der ſich damals im bairiſchen Hauptquartier aufhielt, ſchreibt in ſeinem Tagebuche: „Am 5. und 6. bivouakirten die Baiern bei Kaltennordheim unter

Am ſelben Tage rückten auch die Diviſionen Goeben und Manteuffel in Fulda ein. Der 7. war Ruhetag. Die Main-Armee war concentrirt. Ein ſtrategiſcher Sieg war gewonnen.

Es fragte ſich nun, wohin mit der Main-Armee?

Drei Wege ſtanden offen.


Fulda
FULDA
Fladungen
Gersfeld
Neuhof
Flieden
Bischofsheim
Schlüchtern
Steinau
Brückenau
Wald Aschach
Hausen
Kissingen
Saale
Hammelburg
Rieneck
Gemünden
Main

Man konnte auf Lauterbach gehen, um die Reichs-Armee anzugreifen, die aber ſchon im Ausweichen begriffen war.

fortwährendem ſtarken Regen, ohne daß die erwarteten Preußen ſich zeigten. Nach dem letzten Schuſſe ließ man den Feind ſeiner Wege gehn, froh ihn los zu ſein. Man dachte nicht daran, mit ihm in Fühlung zu bleiben oder ihn beobachten zu laſſen. Aus den Augen, aus dem Sinn!" Und an andrer Stelle heißt es: „Am 5. traf auch das Telegramm ein, das die Niederlage bei Königgrätz meldete. Dieſe Nachricht bezeichnet den Wendepunkt in der Stimmung des bairiſchen Heeres. Was ſollte man noch erringen, nachdem Oeſtreich gefallen? Es blieb nichts andres übrig, als ſich ganz auf die Defenſive zu beſchränken. So wich man denn (nach Baiern hin) aus, und verfolgte mehr noch als vorher den Plan, ſich in gewählter Stellung, aufſuchen zu laſſen, ſtatt ſelber aufzuſuchen und anzugreifen."

Man konnte direkt über Hanau auf Frankfurt a. M. marſchiren, wodurch aber eine Vereinigung der Baiern mit den Reichstruppen in unſrem Rücken nicht in das Gebiet des Unmöglichen gehörte.

Endlich konnte man linksum machen und ſich auf die Baiern werfen, um ſich dieſe vollſtändig vom Halſe zu ſchaffen. Die Bundestruppen (VIII. Corps) hatten uns ja durch ihren Abmarſch den Rücken dazu frei gemacht.

Von dieſen drei Wegen, die offen ſtanden, wählte General Vogel v. Falckenſtein den letztren. Er beſchloß links abzubiegen und über die hohe Rhön zu gehn, ein unwirthliches Gebirge, das zwiſchen ihm und der fränkiſchen Saale lag.

Es galt zu dieſem Behufe zunächſt Brückenau am Sinn, den Hauptort auf der hohen Rhön, zu erreichen. Der Weg von dort bis an die Saal-Uebergänge (Hammelburg, Kiſſingen, Waldaſchach) betrug nur noch drei Meilen.

Alſo auf Brückenau!

Am 8. brachen die Diviſionen auf. Diviſion Beyer nahm wieder die Tête. Der Weg ging zunächſt ſüdlich.

Das erſte Dorf, das man erreichte, eine halbe Meile ſüdlich von Fulda, war Bronzell. Hier war alles neugierig, das Grab des Schimmels zu ſehn. Man fand es auch. Woran ſich einſt ſo viel bittrer Spott für uns geknüpft hatte, jetzt war es ein Gegenſtand der Heiterkeit. Lachend zogen die Regimenter dran vorüber.

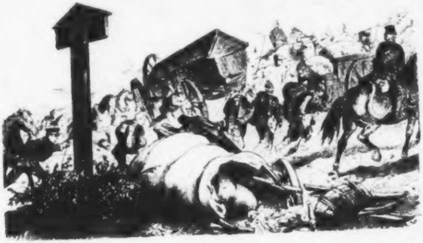
Eine Viertelmeile hinter Bronzell, da, wo die Chauſſee die Fulda paſſirt, gabelt ſich der Weg; der eine Arm, rechts hin, führt über Schlüchtern und Hanau auf Frankfurt, der andre Arm, links hin, über Brückenau und Hammelburg auf Würzburg.

Die Têten-Diviſion (Beyer) hielt ſich rechts und ging alſo auf Schlüchtern; Diviſion Goeben*) hielt ſich links und ging auf Brückenau; Manteuffel folgte.

Der Marſch der Têten-Diviſion auf Schlüchtern (rechts), während die beiden andern Diviſionen ſich links hielten, wurde Anfangs von den Truppen ſelbſt auf eine beabſichtigte Theilung der Streitkräfte gedeutet. Nichts aber lag den Intentionen Generals v. Falckenſtein ferner. Vielleicht, daß er durch dieſen Marſch auf Schlüchtern die Kundſchafter des Feindes und dadurch dieſen ſelbſt über ſeine Intentionen täuſchen wollte; ſeine eigentlichſte Abſicht war aber doch die, ſeine Diviſionen auf verſchiedenen Straßen über die hohe Rhön und bis nach Brückenau zu führen. Der Weg über Schlüchtern war ein bedeutender Umweg (6 Meilen ſtatt 4); die Beſchaffenheit des Weges aber, wiewohl ebenfalls ſchlecht genug, war doch um ſo viel beſſer, daß der Umweg dadurch ausgeglichen wurde.

---

*) Die Diviſion Goeben war jetzt 16 Bataillone ſtark. In Eiſenach (wie bereits erzählt) war ihr das 19. Regiment, in Fulda das eben eintreffende Bataillon Lippe (Major Rohdewald) zugetheilt worden.



Den ungleich beſchwerlicheren Marſch hatten die beiden andern Diviſionen, um ſo beſchwerlicher als mit Rückſicht auf die äußerſte Armuth der Gegenden, die man, bis Brückenau hin, zu paſſiren hatte, die Mitführung eines 3tägigen Verpflegungsbedarfes angeordnet war. Der Troß, die Wagencolonnen, die folgten, waren endlos. Dazu führte die Chauſſee, ſtatt, wie andern Orts, die Höhen in Zickzacklinien zu umgehen, geradlinig über die Berge hinweg, über Berge, die zum Theil ſo ſteil ſind, daß, bei ſchlechtem Wetter, ſelbſt leeres Fuhrwerk, das hier des Weges kommt, ſich des Vorſpanns zu bedienen pflegt. Anhaltender Regen hatte dieſe Wege jetzt beinah grundlos gemacht. Und unſre Artillerie mußte doch drüber hinweg! Pferde und Mannſchaften litten ſchwer. Man erreichte, nach Anſtrengungen, wie ſie während des ganzen Feldzuges nicht übertroffen wurden, ſpät Abends die Ortſchaften Motten und Kothen. Elende Gebirgsdörfer. Kaum daß die Truppen ein Unterkommen fanden; an Verpflegung war nicht zu denken, die Bauern hatten nichts, die Traincolonnen waren noch nicht heran; ein hungriger Abend ſchloß den ſtrapaziöſen Tag.*)

---

*) Ein ſüddeutſcher Offizier ſchreibt über dieſen hiſtoriſch gewordenen Zug „über die hohe Rhön" wie folgt: „Daß General v. Falckenſtein die Kühnheit auf die Spitze treiben und mitten durch die Rhön nach dem ſchauderhaften Wetter der letzten Tage ziehen würde, war gegen alle Berechnung. Allerdings hatte er dabei den Vortheil, daß ſein Gegner ihn dort ſchwerlich erwartete und daß ſeine geringe Truppenzahl nicht ſo auffällig wurde. Er hatte

Am 9., nach abermals auſtrengendem Marſche (auch die Diviſion Beyer trat jetzt, von Schlüchtern aus, in das eigentliche Hohe-Rhön-Terrain ein), wurde Brückenau von allen drei Diviſionen erreicht. Vorgeſchobene Abtheilungen ſtanden, auf dem Wege nach Hammelburg zu, bis Leichtersbach und Geyersneſt, auf dem Wege nach Kiſſingen bis Geroda, Platz und Waldfenſter. An letztgenannten Orten kam es zu kleinen Rencontres; Lieutenant v. Meyer, vom 13. Regiment, wurde verwundet, Oberſt v. Gellhorn, Commandeur des genannten Regiments, verlor ſein Pferd. Dies war Nachmittags. Die Baiern zogen ſich hinter die Saale zurück.

General v. Falckenſtein mußte, nach allen Meldungen, die eingingen, annehmen, daß der Feind entſchloſſen ſei, dieſe Flußlinie zu halten und entſchied deshalb dahin, andren Tags die Saalübergänge zu forciren. Er disponirte zu dieſem Behufe wie folgt:

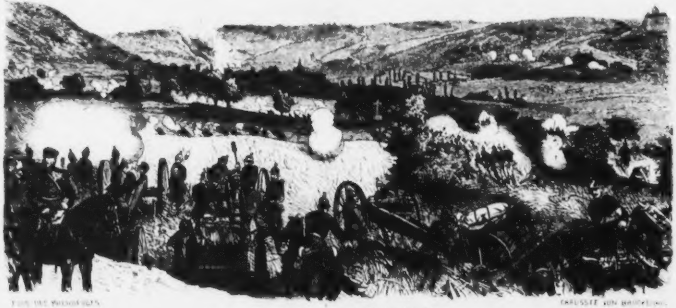
Diviſion Beyer (rechter Flügel) dirigirt ſich auf Hammelburg;

Diviſion Manteuffel (linker Flügel) dirigirt ſich auf Hauſen und Waldaſchach;

Diviſion Goeben (Centrum) geht auf Kiſſingen.

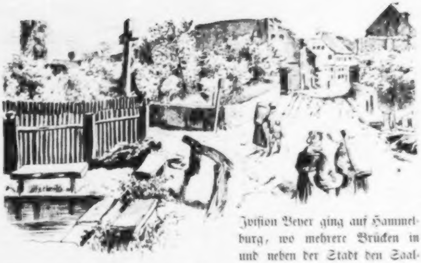
Der nächſte Tag führte zu den jener Dispoſition entſprechenden Gefechten von Hammelburg, Hauſen-Waldaſchach und Kiſſingen.

den weitern Vortheil, daß er ſich von dem VIII. Armee-Corps entfernte, welches eine geraume Zeit auf den unwirthlichſten Höhen des Vogelsgebirgs hin- und hermarſchirt war, ohne eine Fühlung mit dem Gegner zu gewinnen, und welches weder damals noch ſpäter einen Verſuch machte, den Feind auf ſeinem Marſche in die Rhön zu ſtören oder wenigſtens die ungeheuren, beinahe ohne jegliche Bedeckung tagelang ſo zu ſagen unter ſeinen Augen dahinziehenden Traincolonnen und Proviantzüge zu beunruhigen. Aber ſchlimm, ſehr ſchlimm hätte nichtsdeſtoweniger der ganze Zug für die Preußen ausfallen müſſen, wenn die bairiſche Armee auf den die Straße von hier nach Brückenau beherrſchenden Höhenzügen von Motten und Kothen, die parallel mit der Rhön laufen und mit ihr in engſter Verbindung ſtehen, Stellung genommen hätte, wozu ihr die Zeit vom 5. bis 8. Juli verſtattet war. Von hier aus konnte ſie zugleich unſchwer die Straße nach Schlüchtern überwachen. Statt deſſen gab ſie (die bairiſche Armee) den Nordweſtabhang der Rhön und den Sinngrund preis, verzichtete auf ein Zuſammengehn mit dem der Leitung ohnehin ſehr bedürftigen VIII. Armee-Corps und nahm erſt im Saalthal das Gefecht an." (Dieſe Schilderung, unter Anerkennung deſſen, was geleiſtet wurde, hebt andrerſeits mit Recht hervor, welche gleichſam mit Gefliſſentlichkeit aufgeſuchten Gefahren dieſer Zug über die hohe Rhön in ſich ſchloß.)


CHAUSSEE VON BRÜCKENAU

GEFECHT BEI HAMMELBURG.
am 10. Juli 1866.

Gefecht bei Hammelburg.



ivision Beyer ging auf Hammelburg, wo mehrere Brücken in und neben der Stadt den Saalübergang vermitteln. Man erwartete hier den Hauptwiderſtand; deshalb befand ſich der Commandirende (General v. Falckenſtein) bei der hier vorgehenden Diviſion.

Dieſe brach um 9 Uhr von Leichtersbach-Geyersneſt und anderen in Front von Brückenau gelegenen Dörfern auf, paſſirte das zwiſchen Geyersneſt und Unter-Erthal gelegene Waldterrain und wurde bei ihrem Heraustreten aus dieſem Walde, von jenſeit der Thulba (welchen Fluß hier die Chauſſee durchſchneidet) durch feindliches Artilleriefeuer empfangen. Hier, ½ Meile nördlich von Hammelburg, entſpann ſich nun das Gefecht, das, ſich in verſchiedenen Phaſen bis an die Thore der Stadt hinziehend, mit Einnahme dieſer endigte.

Wir verſuchen zunächſt eine kurze Schilderung des Terrains.

Die fränkiſche Saale, wenn wir von ihren zahlreichen Krümmungen abſehn, fließt an dieſer Stelle im Weſentlichen von Oſt nach Weſt. Sie nimmt von Norden her die Thulba auf. Da wo dieſer Fluß einmündet, (am linken Ufer der Thulba, aber am rechten der Saale) liegt in dem Winkel, den beide Flüſſe bilden, Hammelburg. Das Terrain an dieſer Stelle iſt coupirt. Die von Brückenau kommende Chauſſee, nachdem ſie aus dem Walde herausgetreten, paſſirt bei Unter-Erthal die Thulba, ſteigt dann, im Weſentlichen mit dieſem Fluſſe parallel laufend, einen Höhenzug (die »Schneid«) hinan, erreicht deſſen Kamm und ſenkt ſich, links von zwei andern Höhenzügen, zunächſt vom Buchberg, dann vom Heroldsberg beherrſcht, allmälig gegen Hammelburg zu.

Jener Punkt, wo die Chauſſee den Kamm überſchreitet, war von hervorragender Bedeutung, und zwar deshalb, weil er zwiefach unter Feuer genommen werden konnte: in Front von einem jenſeits der Saale ſich hinziehenden Höhenzuge (Saaleck), in der linken Flanke von dem ebengenannten Buch- und Heroldsberge aus. Beſonders boten dieſe letzten beiden Punkte (Buch- und Heroldsberg) nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten dar, indem ſich um ihren Fuß herum ein Hohlweg, eine Vertiefung zog, die dem Feinde geſtattete, die auf der Chauſſee vorgehenden Colonnen in der Flanke zu beſchießen, während er ſelber, bei vollſtändigſter Deckung, die ihm die Vertiefung gewährte, nicht getroffen werden konnte.

Es erübrigt uns noch ein Blick auf die feindliche Aufſtellung. Die Baiern, die ihre Hauptmacht an andrer Stelle hatten, verfügten bei Hammelburg über 4 Bataillone Infanterie, 1 oder 1½ Batterieen, 6 Schwadronen Cavallerie. Dieſe freilich nur geringe Truppenzahl war wie folgt vertheilt:

1 Bataillon Jäger lag in Unter-Erthal, um an der ſogenannten »Reßmühle«, die mit einer Anzahl gefällter Pappeln verrammelt war, den Uebergang über die Thulba zu vertheidigen. Der Reſt der Infanterie (zwei Bataillone vom 6. und ein Bataillon vom 14. Regiment) ſtand in Hammelburg ſelbſt.

Die Cavallerie hielt im Thulba-Thale, dieſſeits und jenſeits des Fluſſes, Front gegen die Chauſſee, mit der rechten Flanke gegen die Saale.

Jenſeit der Saale, gegenüber der Stelle, wo die Thulba in dieſe einmündet, zu Füßen von »Saaleck«, ſtand eine gezogene bairiſche Batterie. Zwei Geſchütze unter Oberlieutenant Lauſcheck waren der Avantgarde in Unter-Erthal beigegeben und hatten zwiſchen der Reßmühle und dem mehrgenannten Höhenpunkte des Weges, links neben der Chauſſee Stellung genommen.*)

---

*) Im Detail waren Namen und Aufſtellungsort der einzelnen Truppentheile wie folgt:

1. Jägerbataillon unter Major Göriz	bei der Unter-Erthaler Mühle.
2 Geſchütze unter Oberlieutenant Lauſcheck	
1 Zug Ulanen	
1. Bataillon (Major Zebus) vom 6. Regiment	in Hammelburg.
3. Bataillon (Major Boll) vom 6. Regiment	
1. Bataillon (Major v. Täuffenbach) vom 14. Regiment	

Das Feuer dieſer zwei Geſchütze war es, von dem etwa gegen 11 Uhr unſre aus dem Walde debouchirende Avantgarde (das Regiment Nr. 39) empfangen wurde. Sofort wurde die 4pfünder-Batterie Schmidts, dieſelbe, die bei Hünfeld den berühmt gewordenen Granatſchuß abgefeuert hatte, vorgezogen, fuhr auf einer Terrainerhöhung rechts neben dem Wege auf und vertrieb nach Abgabe weniger Schüſſe die bairiſchen Geſchütze. Oberlieutenant Tauſcheck fiel. Die Partikularbedeckung der Geſchütze (Ulanen) hatte gleich nach dem erſten Schuſſe das Weite geſucht.*)

Die Spitze unſrer Avantgarde hatte inzwiſchen die Thulba-Brücke erreicht; das bairiſche Jäger-Bataillon, ſichtlich überraſcht, ſeine Vormittagsruhe durch einſchlagende Granaten geſtört zu ſehen, machte keinen weitern Verſuch, die Brücke zu halten und zog ſich theils über den Buchberg, theils die Chauſſee entlang auf Hammelburg zurück. Dieſe letztere Abtheilung ſchloß ſich den ſpäter vorgehenden Bataillonen wieder an.

In weniger als einer Viertelſtunde war die verrammelte Brücke geöffnet, die Paſſage wieder frei und General v. Schachtmeyer, der die Avantgarde führte, traf nun ſeine Dispoſitionen zu weitrem Vorgehn. Er detachirte 2 Compagnieen 39er links über den Kamm des Buchberges, 4 Compagnieen rechts in die Thulba-Niederung; mit den verbleibenden 6 Compagnieen ging er, auf und neben der Chauſſee, gegen den vor ihm liegenden Höhenpunkt des Weges vor.

Dieſer war raſch erreicht. Hier aber ſtockte der Vormarſch. In demſelben Augenblick, in dem die vorderſten Züge die Kuppe erreichten, geriethen ſie nicht nur unter das Granatfeuer der 10 Geſchütze bei Saaleck, ſondern auch unter das Flintenfeuer der aus Hammelburg jetzt vorbrechenden Bataillone Sebus und Tauffenbach. Des Flintenfeuers dieſer beiden Bataillone, ſo lange ſie auf der Chauſſee zu avanciren ſuchten, wurden unſre 39er bald Herr, als die bairiſchen Bataillone aber, ihre eigene Schwäche raſch erkennend, nach rechts hin abzogen und unter Benutzung einer Terrainwelle den Heroldsberg und den erwähnten, am Fuß deſſelben ſich hinziehenden Hohlweg erreichten, war ihnen unſrerſeits nicht mehr beizukommen und ihre weit-

Batterie Lottersberg, 6 Geſchütze }
Halb-Batterie La Roche, 4 Geſchütze } bei Saaleck.
1. Ulanen-Regiment (Oberſt Korb) dieſſeit der Thulba.
3. Cüraſſier-Regiment (Oberſt v. Mayer) jenſeit der Thulba.

*) Die beiden Geſchütze, trotzdem ſie durch die Flucht der Ulanen in eine üble Lage kamen, wurden durch die Umſicht der Bedienungsmannſchaften gerettet. Und zwar nur durch dieſe. Der junge Ulanenoffizier nahm nichts deſto weniger Veranlaſſung, in einem Gefechtsberichte ſich und ſeiner Truppe die Rettung der Geſchütze zuzuſchreiben. Er wurde dekorirt, ſpäter jedoch durch kriegsgerichtliches Erkenntniß ſeines Ordens verluſtig erklärt und ſeiner Charge enthoben.

tragenden Podewilsgewehre fingen an, uns in unſrer linken Flanke faſt noch läſtiger zu werden, als die Saaleck-Batterie in der Front.

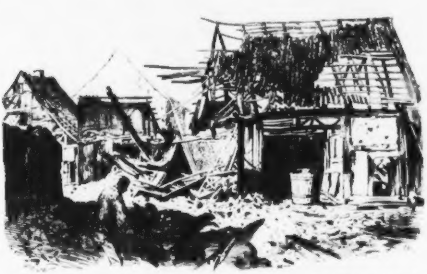
Aber dieſer Batterie war wenigſtens beizukommen, ſie war erreichbar. Rechts und links neben der Avantgarden-Batterie Schmidts wurden zwei 12pfünder-Batterieen vorgezogen und eröffneten ihr Feuer geradaus auf die Saaleck-Batterie, links hin auf Hammelburg, rechts hin auf die im Thulba-Thale haltenden bairiſchen Schwadronen. Dieſe, ſehr ähnlich wie bei Hünfeld, ſtanden wieder dicht aufgeſchloſſen in Escadrons-Colonnen und ähnlich wie am Queckmoor genügten wieder einige wenige Granatſchüſſe noch dazu derſelben 4pfünder-Batterie, dieſe ſchönen Regimenter in die Flucht zu jagen. Die dieſſeits haltenden Schwadronen flohen auf Hammelburg zu, die jenſeits der Thulba haltenden jagten in wilder Flucht über die bei Unter-Eſchenbach und Dibbach befindlichen Saalbrücken bis Gemünden und noch weiter das Mainthal hinunter. Den Regimentern iſt kaum ein Vorwurf zu machen; ein deſto größerer denen, die ſie an einer Stelle aufſtellten, wo ſie nichts waren als eine Scheibe.

Inzwiſchen war das Gros der Diviſion Beyer, die Regimenter 20 und 32, unter General v. Glümer heran. Die Umgehung der feindlichen Stellung nach links hin wurde angeordnet, die 32er nahmen die Tête, zwei weitre 12pfünder-Batterieen wurden vorgezogen und eröffneten ihr Feuer, beinah gleichzeitig war auch die Reſerve (Regimenter 30 und 70) heran, debouchirte über die Thulba-Brücke, nahm Aufſtellung und bereitete ſich vor, den jetzt in Front und linker Flanke mit aller Energie beginnenden Angriff zu unterſtützen.

Aber es bedurfte dieſer Unterſtützung nicht mehr. Das Feuer der Saaleck-Batterie wurde ſchwächer, die 39er rückten im Geſchwindſchritt, immer die Chauſſee haltend, gegen Hammelburg vor, während die große

Umgebungs-Colonne (32er und 20er) ſich in die zwiſchen dem Buch- und Heroldsberg gelegene Schlucht warf und durch Schnellfeuer erſt die bairiſchen Schützen von dem Kamm und Abhang des Berges, zuletzt auch aus dem Hohlwege am Fuß des Berges warf.

Um 2½ Uhr war der Feind in vollem Rückzuge, eine Stunde ſpäter rückten die erſten preußiſchen Abtheilungen in das brennende Hammelburg ein.*)



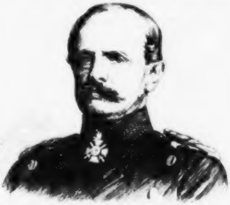
Die Verluſte waren beiderſeits nicht erheblich. Die Baiern, die ſich aus ihren verſchiedenen Poſitionen zunächſt öſtlich auf Fuchsſtadt zogen, verloren 18 Todte (darunter Oberlieutenant Tauſcheck) und einige 50 Verwundete; wir unſrerſeits hatten 22 Todte, darunter die Lieutenants v. Boſſe, Bollandt, Bollmann, v. Arndt, und einige 60 Verwundete. Das

---

*) Dieſen Brand, der bis in die Nacht hinein dauerte, ſchildert der Hammelburger Stadtpfarrer wie folgt: „Wiederholentlich brach das Feuer aus. Nachts halb 12 Uhr heulten die Sturmglocken zum vierten Mal. Lichterloh ſtiegen die Feuerſäulen auf und maſſenhafter Qualm erfüllte die Stadt; dabei begannen die einheimiſchen Kräfte zu erlahmen. Um ſo rüſtiger arbeiteten die preußiſchen Soldaten. Ehren halber müſſen wir hier den jungen Fähnrich Arthur Mejer vom Thüringiſchen Infanterie-Regiment Nr. 32 nennen. Obſchon todmüde, verließ er ſein Nachtquartier fünfmal, um nach kurzer Ruhe immer wieder auf der Brandſtätte thätig zu ſein. Auch deſſen ſei erwähnt, daß, faſt unmittelbar nach Eroberung der Stadt, ein blutjunger Soldat von feiner Bildung, mit einem Geſicht wie Milch und Blut, bei mir eintrat, und es flehentlich als einen Liebesdienſt von mir erbat, die heilige Meſſe zu leſen. Er nöthigte mir endlich eine kleine Summe Geldes auf, zur Verwendung für das ſchwer heimgeſuchte Hammelburg. Seinen Namen hab' ich nicht erfahren. — Andren Tages lagen 56 Häuſer in Aſche, die Brandſtätte bot ein trauriges Bild der Zerſtörung."

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

39. Regiment, das unter das Flankenfeuer der beiden Bataillone am Heroldsberg gekommen war, war am härteſten betroffen worden (16 Todte, 36 Verwundete). Unter den Verwundeten des Tages befanden ſich auch der



Commandeur der Avantgarde General v. **Schachtmeyer** (Schuß durch die rechte Hand), ferner die Hauptleute v. Johnſton vom 32. und Hübner II. vom 20. Regiment. Unſre Verluſte wären muthmaßlich noch geringer geweſen, wenn unſre vorderſten Bataillone, in Schützenſchwärme aufgelöſt, ohne Weitres gegen Hammelburg vorgegangen wären, anſtatt eine Zeit lang der in der Flanke operirenden bairiſchen Infanterie eine bequeme Schußfläche zu bieten. Der Commandirende indeß (General v. Falckenſtein, wie wir wiſſen, war ſelbſt zur Stelle) konnte ſeine Dispoſitionen nicht auf die Annahme ſtützen, daß Hammelburg nur von wenigen bairiſchen Bataillonen beſetzt ſein würde; er hatte Urſach, hier die Hauptmacht des Feindes zu vermuthen und wurde in dieſer ſeiner Annahme beſtärkt, als die auf dem Höhenpunkt der Chauſſee erſcheinenden Bataillone von einem, wie wir geſehen haben, überaus heftigen Artillerie- und Infanteriefeuer begrüßt wurden. In dieſer Annahme eines ſtärkeren Feindes und eines energiſcheren Widerſtandes war es, daß der Angriff in einer Umfaſſendheit eingeleitet wurde, die bei Kenntniß der wirklichen Sachlage überflüſſig geweſen wäre.

Der Rückzug der Baiern ging von Fuchsſtadt über Gau-Aſchach auf Arnſtein; die Unſren folgten nur eine kurze Strecke. Den Anſtrengungen der 20er und 32er, die in Hammelburg einquartiert wurden, gelang es, die Stadt vor einer vollkommenen Brandverwüſtung zu retten.

Friedrichshall. Hauſen. Waldaſchach.

AMteuffel (linker Flügel) ging auf Friedrichshall, Hauſen und Waldaſchach, die drei Saale-Uebergänge eine viertel, eine halbe und eine Meile nördlich von Kiſſingen. Zweck: Flankirung des Gegners. Glückte es, an dem einen oder andern Punkt den Fluß zu überſchreiten, ſo war die Rückzugslinie des Feindes, die auf Nüdlingen ging, bedroht und das Aufgeben Kiſſingens (falls er hier ernſtren Widerſtand verſuchen ſollte) indicirt.

Um $10\frac{1}{2}$ Uhr brach General v. Manteuffel mit ſeiner Avantgarde von Geroda auf, Gros und Reſerve folgten ſo dicht wie möglich.

Die Ordre de Bataille ſeiner Diviſion für den 10. Juli war die folgende:

Avantgarde: Generalmajor v. Freyhold.
  4. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 59, Oberſt v. Keßler.
  1 Eſcadron vom 6. Dragoner-Regiment.
  4pfündige Batterie v. Tempsky.
Gros: Oberſt Freiherr v. Hanſtein.
  Magdeburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 36, Oberſt v. Thile.
  Regiment Coburg-Gotha, Oberſt v. Fabeck.
  2 Eſcadrons vom 6. Dragoner-Regiment.
  6pfündige (Stader) Batterie, Premierlieutenant Looſe.

Reſerve: Generalmajor v. Flies.
2. Schleſiſches Grenadier-Regiment Nr. 11, Oberſt v. Zglinitzki.
1. und 2. Bataillon vom Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 25.
2 Eſcadrons von 5. Dragoner-Regiment.
4 Batterieen.

Das Füſilier-Bataillon (Oberſtlieutenant v. Cranach) vom 25. Infanterie-Regiment bildete ein linkes Seiten-Detachement.

Der Commandirende (v. Manteuffel), als er über Waldfenſter hinaus war, erhielt die Meldung, daß, wie Kiſſingen ſelbſt, gegen das ſich die Diviſion Goeben gerichtet hatte, ſo auch Friedrichshall, Hauſen und Waldaſchach vom Feinde ſtark beſetzt ſeien. Dies war in der That der Fall. General v. Zoller, der bei Kiſſingen commandirte, hatte mehrere Bataillone der 5. Brigade in ſeine rechte Flanke detachirt und zwar

das 1. Bataillon (Moor) 15. Regiments nach Waldaſchach,
das 2. Bataillon (Tauſch) 11. Regiments nach Hauſen,
das 5. Jäger-Bataillon nach Friedrichshall.

Vier 12pfündige Geſchütze der Batterie Schuſter hatten bei Steinhof, zwiſchen Friedrichshall und Hauſen, auf einer Terraſſe des Sinnberges Stellung genommen; das 3. Ulanen- und 5. Chevauxlegers-Regiment ſtanden ſüdöſtlich davon.*)

General v. Manteuffel beſchloß gegen alle drei Punkte vorzugehn und während er

das 1. Bataillon 59. Regiments gegen Hauſen,
das Füſilier-Bataillon 25. Regiments gegen Waldaſchach

dirigirte, führte er perſönlich die Dragoner-Schwadron der Avantgarde und zwei Geſchütze der Batterie Tempsky gegen Friedrichshall.

Hier (bei Friedrichshall) fand er zwei Bataillone 15er, die General

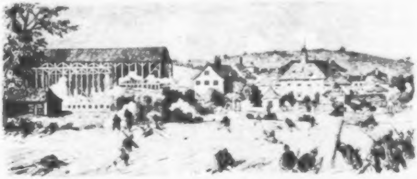
---

*) Um die Mittagsſtunde, etwa gleichzeitig mit dem Erſcheinen der Avantgarde des Corps Manteuffel, trafen auch bairiſcherſeits erhebliche Verſtärkungen an dieſen drei Flußübergängen ein:

bei Hauſen-Friedrichshall: 3. Jäger-Bataillon,
2 Bataillone vom 10. Infanterie-Regiment,
2 Eſcadrons vom 4. Chevauxlegers-Regiment,
6pfündige Batterie Gail,
12pfündige Batterie Hellingrath;
bei Waldaſchach: 3. Bataillon vom 8. Regiment,
4 Geſchütze unter Hauptmann Hutten.

Die bei Hauſen-Friedrichshall in das Gefecht eintretenden Truppen (unter Generalmajor Hanſer) gehörten zur Diviſion Feder, beziehungsweiſe zur Reſerve-Artillerie, das für Waldaſchach beſtimmte Unterſtützungs-Detachement zur Diviſion Stephan. Beide Diviſionen waren im Anrücken, um die Poſition bei Kiſſingen zu halten oder wiederzuerobern.

Goeben, während ſeines Vorgehns gegen Kiſſingen, nach links hinausgeworfen hatte, bereits in lebhaftem Gefecht, und ſo raſch und energiſch auch die zwei Geſchütze, die er ihnen zuführte, einzugreifen ſuchten, ſo wenig waren ſie doch im Stande, die Geſammt-Situation an dieſer Stelle zu unſren Gunſten zu ändern.*)



---

*) Das Gefecht bei Friedrichshall war bis dahin wie folgt verlaufen.

Das 2. und Füſilier-Bataillon 15. Regiments unter Oberſt v. d. Goltz hatten bald nach halb 11 Uhr den Bergesabhang und das „Caſcadenthal“, gegenüber von Friedrichshall, erreicht. Auf einem Höhenzuge, hinter dieſem Dorfe, ſtanden 4 bairiſche Geſchütze, die die ganze Breite des Saalthals beſtrichen; noch feſter aber wurde die Poſition durch zwei unmittelbar rechts und links neben dem Dorfe ſich erhebende Gradirwerke, die den hier aufgeſtellten feindlichen Schützen (vom 5. Jäger-Bataillon) als zwei Rieſenſchirme dienten. Der Feind ſtand hinter dieſen Bollwerken vollſtändig gedeckt, während kleine in der Gradirwand angebrachte Oeffnungen ihn in Stand ſetzten, das jenſeitige Saalufer unter Feuer zu nehmen.

Oberſt v. d. Goltz nahm zunächſt fünf Compagnien vor und zog ſie derart auseinander, daß die 10. und 8. Compagnie gegen die Saline links, die 11. und 9. gegen die Saline rechts ihr Feuer eröffnen konnten, während die 12. am Wirthshaus, da wo der Claushofer Weg in das Saalthal einmündet, Stellung nahm; aber das Feuer der Compagnien konnte dem Feinde nicht beikommen, während wir empfindliche Verluſte zu erleiden anfingen. Es war nicht möglich, einen Kampf, in dem alle Vortheile auf Seiten der Defenſive waren, in Form eines aufgelöſten Schützengefechts fortzuſetzen. „Der Natur der Dinge nach — ſo ſchreibt General Goeben ſelbſt — konnte dabei, da ein unpaſſirbarer Fluß die Kämpfenden trennte, kein andres Reſultat herauskommen als eine Anzahl Todter und Verwundeter auf beiden Seiten.“

Um dieſe Zeit war es, daß General v. Manteuffel (vergl. den Text) bei Friedrichshall erſchien. Die Unterſtützung, die die beiden 4pfünder der Batterie Tempsky gewährten, erwies ſich allerdings als unerheblich, aber die Gewißheit, daß das ganze Corps Manteuffel an dieſer Stelle im Anrücken ſei, beſtimmte doch den Oberſten v. d. Goltz zu einem entſchiedneren Angriff auf die feindliche Poſition. Das Gefecht trat in ſeine zweite Phaſe.

Oberſt v. d. Goltz ließ zunächſt die zwei Geſchütze ein heftiges Feuer auf die beiden Gradirwerke eröffnen, befahl am Ufer hin ein verſtärktes Feuer ſeiner vorgeſchobenen Compagnien, formirte aus der 6. und 7. Compagnie (der ſich alsbald die 12. anſchloß) eine Angriffscolonne und drang unter Hurrah gegen die nach dem Dorfe hinüberführende Brücke vor. Sie war abgebrochen. Die empfindlichſten Verluſte wären jetzt unausbleiblich geweſen, wenn in eben dieſem Augenblicke von den

General v. Manteuffel, wahrnehmend, daß momentan gegen Friedrichshall nichts auszurichten ſei, wandte ſich, unter Zurücklaſſung der beiden Geſchütze, weiter links gegen Hauſen, wo die Verhältniſſe etwas günſtiger lagen und neben dem Reſt der Batterie Tempsky (4 Geſchütze) die 6pfündige Stader Batterie ſoeben eingetroffen war. Es entſpann ſich nun, über den Fluß hin, ein lebhafter Geſchützkampf, an dem unſrerſeits die genannten beiden Batterieen, von Seiten des Feindes die 6pfündige Batterie Girl und die 12pfündige reitende Batterie v. Hellingrath theilnahmen, die ſoeben mit drei Bataillonen unter Generalmajor Hanſer (vergl. die Anmerkung S. 100) bei Hauſen eingetroffen waren.

Die Situation war nunmehr genau dieſelbe wie bei Friedrichshall. Es mußte durchaus verſucht werden, durch einen Infanterie-Angriff die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Den in dieſem Augenblick auf der Höhe von Hauſen erſcheinenden 59ern fiel dieſe Aufgabe zu.

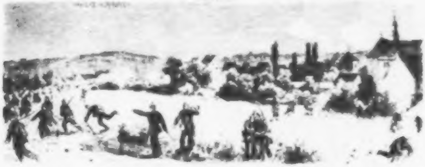
In zwei Halbbataillone formirt ſtieg das 1. Bataillon (Major Haack) unter immer heftiger werdendem Geſchützfeuer*) den ſchroff abfallenden waldigen Abhang hinunter und ging im Laufſchritt gegen Fluß und Brücke. Die Saale erwies ſich auch hier als zu tief, um ſie zu durchwaten, die Brücke

beiden Gradirwerken her die bairiſchen Jäger ein Kreuzfeuer auf unſre in Colonne vorgegangenen Compagnieen eröffnet hätten. Aber dies unterblieb. In demſelben Moment, in dem wir den Fluß erreichten, gab der Feind ſeine gedeckte Stellung hinter den Salinen auf und zog ſich, von unſrem Feuer verfolgt, über die Höhe zurück. Erſt bei dieſem Rückzuge hatte er ſeine Verluſte. Die Urſache ſeines plötzlichen Zurückgehens war weniger in unſrem Frontalangriff gegen die (abgebrochene) Brücke, als darin zu ſuchen, daß er, die Entwicklung des Gefechts in ſeinen beiden Flanken ſehr wohl erkennend, fürchten mußte, von Kiſſingen und Hauſen her gleichzeitig umgangen zu werden.

Für unſre 15er blieb nur noch die thatſächliche Beſetzung Friedrichshalls übrig. Der Fluß war immer noch zwiſchen ihnen. Zwei Musketiere warfen ſich in die Saale, ſchwammen hinüber und holten einen dort angeketteten Kahn, mit deſſen Hülfe nun der Uebergang der vorderſten Compagnieen bewerkſtelligt wurde. Bald war die Brücke wiederhergeſtellt. Die andren Abtheilungen folgten. Um 3½ Uhr befand ſich das ganze Detachement am jenſeitigen Ufer. Unſre Verluſte beſtanden in 4 Offizieren und 61 Mann, davon 2 Offiziere und 9 Mann todt. Die Baiern hatten den Hauptmann v. Schlagintweit verloren. Am ſogenannten Mooskreuz, einem mit Moos und Flechten ganz überzogenen alten Kreuz, in einem Fichtenwäldchen an der Straße nach der oberen Saline, wurd' ihm zwiſchen den gefallenen 2 preußiſchen Offizieren ſein Grab gegraben.

*) So heftig dies Feuer auch war, ſo unſchädlich war es. Die mehrfach dicht vor dem Bataillon einſchlagenden Granaten krepirten nicht. Es iſt anzunehmen, ſo wird uns berichtet, daß der Gegner ſich in der Munition geirrt habe, denn auf einzelnen Granaten war deutlich die Bezeichnung „Blind" zu leſen. Eins der Geſchoſſe, das ſpäter geöffnet wurde, war mit Erde gefüllt. — Wir laſſen dahin geſtellt ſein, wie weit dieſe, aus guter Quelle ſtammende Mittheilung, zuverläſſig iſt.

war durch mit Holzſtämmen beladene Wagen völlig verbarrikadirt. Dennoch mußte es verſucht werden. Ein aufgelöſter Zug der 1. Compagnie überkletterte ſchnell die Barrikade; ein zweiter folgte. Beide faßten auf dem andern Ufer, hinter den erſten Häuſern, Poſto und drangen dann dem alsbald auf Haard und Nüdlingen abziehenden Gegner bis an den Oſtausgang des Dorfes nach. Der Reſt des Bataillons folgte auf der, mit Hülfe eines Pionier-Detachements in wenigen Minuten wieder gangbar gemachten Brücke.

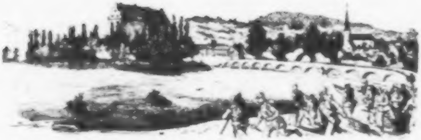


Hauſen blieb in unſrem Beſitz. Die 59er ſtellten nach rechts hin eine Verbindung mit dem Detachement Goltz (bei Friedrichshall), nach links hin mit den 25er Füſilieren her, die inzwiſchen bei Waldaſchach ebenfalls den Uebergang über die Saale forcirt hatten.

Auch über dieſe Vorgänge am äußerſten linken Flügel noch ein Wort.

Waldaſchach war durch das 1. Bataillon (Moor) 15. bairiſchen Regiments beſetzt; gegen Mittag trafen vier Geſchütze unter Hauptmann Hutten und das 3. Bataillon (Reichert) 8. Regiments als Verſtärkung ein. Unſrerſeits, wie wir wiſſen, war das Füſilier-Bataillon Nr. 25 unter Oberſtlieutenant v. Cranach (alſo dieſelbe Truppe, die durch Ueberrumpelung Stades den Feldzug eröffnet hatte) gegen dieſen äußerſten Flügelpunkt dirigirt worden. Die Dinge verſprachen hier inſoweit einen leichteren Erfolg, als Waldaſchach, im Gegenſatz zu Hauſen und Friedrichshall, am dieſſeitigen Ufer der Saale gelegen iſt, ſo daß mit Wegnahme des Dorfes auch zugleich der Flußübergang gewonnen war.

Zu Wegnahme des Dorfes wurde nunmehr geſchritten. Ein halber Schützenzug der 9. Compagnie wurde gegen die Dorfliſiere nördlich des Hohlweges aufgelöſt. Derſelbe beſetzte die erſten drei Häuſer. Es entſpann ſich ein Häuſerkampf, welcher indeſſen nicht lange währte, da ein Zug der 12. Compagnie unter Premierlieutenant v. Bülow von der ſüdlichen Seite des Dorfes aus, die Straße nach Kiſſingen gewonnen hatte und ſo den



Gegner zwang, ſeine Poſition im Dorfe aufzugeben. Das Feuer der bis zur Brücke vorgedrungenen 12. Compagnie verfolgte ihn; die 9. Compagnie ſuchte die Häuſer ab, aus welchen hauptſächlich geſchoſſen worden war. Hierbei wurden einige 30 Gefangene gemacht. Nach vollſtändiger Säuberung des Dorfes wurde das Bataillon in Allarmhäuſern untergebracht; die 9. Compagnie beſetzte das im ſüdlichen Theile belegene Schloß. (5 Uhr.)

Der Feind, dem durch unſre bei Kiſſingen, Friedrichshall und Hauſen bereits früher erfolgten Saalübergänge die direkte Rückzugslinie durchſchnitten war, ſuchte Neuſtadt zu erreichen; das Bataillon Moor ging auf Steinach, das Bataillon Reichert auf Bocklet zurück.

Dieſe Vorgänge am linken Flügel, ohne ihnen alle Bedeutung für den Gang des Gefechtes bei Kiſſingen abſprechen zu wollen, enthielten doch nichts Entſcheidendes und während der Plan dahin ging, durch Erfolge in der linken Flanke das Centrum zu ſouteniren, waren es umgekehrt die zuerſt eintretenden Erfolge im Centrum, welche auf den linken Flügel zurückwirkten und die Baiern beſtimmten, auch ihre bis dahin unzugänglich gebliebenen Poſitionen bei Hauſen, Friedrichshall und zuletzt auch bei Waldaſchach*) aufzugeben.

*) Bei dem Gefecht um Waldaſchach ereignete ſich Folgendes, das alle, die Zeugen davon waren, tief ergriff. Unſre 25er hatten bereits die Oſthälfte des Dorfes inne und führten mit den in der Weſthälfte des Dorfes ſteckenden bairiſchen Abtheilungen ein lebhaftes Schützengefecht, als plötzlich von der Brücke her ein katholiſcher Prieſter in vollem Ornat erſchien, die Monſtranz hoch haltend, gefolgt von dem Meßner. So ſchritt er, ſeines Amtes wartend, ruhig in die von den Unſern beſetzte Dorfgaſſe hinein. Als unſre 25er (katholiſche Rheinländer) des Allerheiligſten anſichtig wurden, ſtellten ſie das Gefecht ein, beugten die Knie und zwiſchen ihnen hindurch ſchritt der Prieſter, um einem in der Weſthälfte des Dorfs auf den Tod verwundeten Baiern das Sakrament zu bringen.

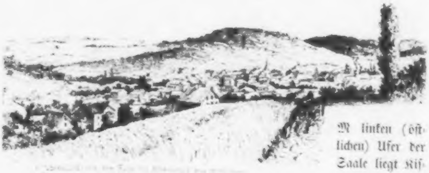
Kiſſingen.

Zwiſchen Hauſen-Waldaſchach einerſeits und Hammelburg andrerſeits liegt Kiſſingen.

Auf Kiſſingen ging die Diviſion Goeben.

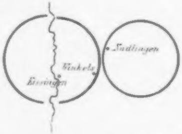
Eh wir dieſelbe auf ihrem Vormarſch gegen dieſen Punkt begleiten, verſuchen wir eine Darſtellung der geſammten Oertlichkeit, dabei die Dörfer Winkels und Nüdlingen, um welche heftiger gekämpft wurde als um Kiſſingen ſelbſt, mit in unſre Terrain-Beſchreibung hineinziehend.

Wir werden gut thun, uns zwei weitgezogene Bergkränze zu denken, die an einer beſtimmten Stelle zuſammentreffen und zwar derart, daß von den zwei Abhängen ein und deſſelben Höhenzuges der eine Abhang dem weſtlichen, der andere Abhang dem öſtlichen Kranze angehört. Beide Bergeskränze umſchließen einen Keſſel. Der öſtliche Keſſel iſt trocken oder entbehrt wenigſtens eines erheblicheren Waſſerlaufes, der weſtliche Keſſel aber wird in gerader Linie von der fränkiſchen Saale durchſchnitten, die, von Norden nach Süden fließend, den Keſſel in zwei Hälften theilt.



[illegible]

M linken (öſtlichen) Ufer der Saale liegt Kiſſingen, ſo daß der von Brückenau her vordringende Feind erſt nach Forcirung der Saalbrücke in die Stadt eindringen kann. Hinter Kiſſingen, zum Theil ſchon in der Stadt ſelbſt, ſteigt das Terrain wieder an, berührt auf halbem Wege bis zu jenem Höhenzuge, der beiden Bergeskränzen gemeinſam iſt, das Dorf Winkels und ſteigt dann bis zu dem dominirenden Punkte hinauf, der nun rückwärts einen Blick über den weſtlichen Keſſel mit der Saale und Kiſſingen, vorwärts einen Blick über den öſtlichen Keſſel mit dem in der Tiefe gelegenen großen Dorf Nüdlingen geſtattet. Dieſer dominirende Straßenpunkt, wo die beiden Bergeskränze zuſammenſtoßen und einen Ueberblick über zwei Keſſelthäler geſtatten, wurde der Hauptpunkt des Kampfes. Hier erſt entſchied ſich der Sieg. Wir geben zu völliger Klarlegung des Terrains nachſtehende Zeichnung:



Es erübrigt uns nur noch eine Namhaftmachung derjenigen Einzelberge, die bei den Gefechten am 10. vorzugsweiſe in Betracht kommen.

Die Preußen beſetzten dieſſeits der Saale, Kiſſingen faſt gegenüber, den Altenberg.

Die Baiern ihrerſeits hatten, als Artillerie-Poſition, den Sinnberg inne, jene dominirende, beiden Keſſeln gemeinſame Bergpartie, über welche die Winkels-Nüdlinger Straße führt.

Die wichtigen Berge ſüdlich von Kiſſingen und Winkels, die Bodenlaube, der Finſterberg, der Stationsberg, waren unbeſetzt geblieben. Dies war ein Fehler, doch bei der Geſammt-Situation ein viel geringerer, als bairiſcherſeits angenommen worden iſt.

Kiſſingen ſelbſt, in ſeinem Kern nur klein, hat ſeine eleganteſte Straße, eine Straße von Hotels, Penſionen und Dependencen über die Saale hinüber vorgeſchoben. Die Länge dieſes eleganten Quais entſpricht der Länge der gegenübergelegenen Altſtadt. Drei Brücken unterhalten den Verkehr: in der linken Flanke (von uns aus gerechnet) ein bequemer Holzſteg, in der Mitte eine ſteinerne Pfeilerbrücke, in der rechten Flanke eine moderne Gitterbrücke, die faſt unmittelbar in den an dieſer Stelle ſich hinziehenden Kurgarten, mit ſeiner Arkade und ſeinen Trinkhallen führt. In der Verlängerung der ſteinernen Brücke liegt die Hauptſtraße der Stadt, die, an der Nordſeite des Kurgartens beinah unmittelbar vorbeiſchreitend, ſchon nach hundert Schritten allmälig anzuſteigen beginnt, bis ſie in Front des hochgelegenen Kirchhofs (der nach Oſten hin die Stadt abſchließt) als Winkels-Nüdlinger Chauſſee ins Freie tritt.

Außer den genannten drei Brücken haben wir noch einer vierten rechts flußabwärts, an der ſogenannten Lindelsmühle, zu erwähnen. Dieſe vierte Brücke wurde für die Vertheidigung verhängnißvoll.

Wir gehen nunmehr zur Schilderung der einzelnen Gefechtsmomente über.

Das Gefecht bei Kiſſingen.

General Kummer, deſſen Brigade die Avantgarde der Diviſion Goeben bildete und als ſolche ſchon am Nachmittage des 9. ein Scharmützel bei Waldfenſter (ſiehe S. 92) gehabt hatte, war aus letztgenanntem Orte am frühen Morgen des 10. aufgebrochen, hielt die von Brückenau auf Kiſſingen führende Straße, erreichte um 7 Uhr Seehof, bald darauf Garitz und erſchien um 8 Uhr, aus dem Waldterrain ins Freie tretend, auf den Kiſſingen gegenübergelegenen Höhen. Der Staffelberg und der Altenberg, beide unmittelbar neben der Straße ſich erhebend, wurden von den 53ern, die die Tête hatten, beſetzt. Das Regiment Nr. 13 folgte im zweiten Treffen. Die 4pfündige Batterie Weigelt und die 6pfündige Batterie v. Eynatten I. fuhren nach links hin zwiſchen der Chauſſee und den Abhängen des Aduswäldchens auf. Unmittelbar darauf begann eine heftige Kanonade über die Stadt hin. Kiſſingen ſelbſt wurde von den Preußen geſchont.

Die bairiſche Aufſtellung, die von den Unſrigen, die hoch ſtanden, ziemlich gut eingeſehen werden konnte, war die folgende:

Die Brigade Ribaupierre der 3. Diviſion (Zoller) hielt mit fünf Bataillonen Kiſſingen ſelbſt und die flußaufwärts gelegenen Punkte beſetzt.*)

---

*) Die zweite Brigade (Schweizer) der 3. Diviſion hielt Hammelburg beſetzt und hatte daſelbſt das Gefecht gegen die Diviſion Beyer. Auch was in Friedrichshall, Hauſen und

Es waren das 11. und das 15. Regiment, jedes zu zwei Bataillonen, außerdem das 5. Jäger-Bataillon. Cavallerie war nicht ſichtbar. Die Artillerie (1 oder 2 Batterieen) hatte im Nordoſten der Stadt auf dem Sinnberge Stellung genommen. Die im Südoſten gelegenen Berge: der Finſterberg, die Bodenlaube, der Stationsberg, trotzdem in unmittelbarer Nähe 32 Geſchütze ſtanden, waren, wie ſchon erwähnt, unbeſetzt geblieben.

So die Aufſtellung in den großen Zügen. Die Vorkehrungen, die im Detail getroffen waren, um die Stadt zu vertheidigen, waren gut. Die Brücken links und rechts hatte man abgetragen; der Zugang zur ſteinernen Brücke wurde durch zwei Zwölfpfünder beſtrichen. Die Häuſer links und rechts neben der Brücke waren mit Schießſcharten verſehen und zu nachhaltiger Vertheidigung eingerichtet. In den Häuſern von Ihl, Hailmann, Ehrenburg, Heinefetter, die ein freies Schußfeld über die Saale hin hatten, lagen je 2- bis 300 Mann.

Eine ſolche Poſition war nicht im erſten Anlauf zu nehmen. Die Avantgarden-Bataillone warfen ſich zunächſt in die am rechten Saalufer ſich hinziehende Quaiſtraße, beſetzten, von hinten her eindringend, die hier eine prächtige Front bildenden Gaſthäuſer: den Bairiſchen Hof, das Hotel Fries, Hotel Holzmann, ſchoben Betten, Matratzen und Diwane in die Fenſteröffnungen, um den gedeckt ihre Schüſſe abgebenden Baiern es einigermaßen gleich zu thun und unterhielten, durch länger' als eine Stunde hin, ein lebhaftes Gewehrfeuer mit den in den Häuſern gegenüber poſtirten Schützen. Ein reſultatloſes Geknatter. Die Häuſer litten viel, die Mannſchaften hüben und drüben wenig. Es war erſichtlich, daß das Gefecht unſrerſeits bis zum Eintreffen des Gros, Brigade Wrangel, hingehalten werden ſollte.

Eroberung der Stadt.

Um 11 Uhr war Brigade Wrangel heran. Sie beſtand, nachdem ſie von Schlimphof aus zwei Bataillone 15er in die linke Flanke auf Friedrichshall zu (vergl. S. 101) detachirt hatte, aus fünf Bataillonen und zwar aus dem 55. Regiment (3 Bataillone), aus dem Bataillon Lippe (Major Rohdewald), dem 1. Bataillon vom 15. Regiment.

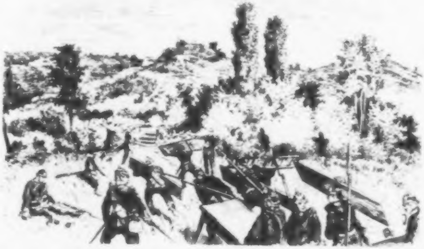
Waldaſchach ſtand, waren kleine Abtheilungen der 3. Diviſion, der alſo bis etwa gegen 12, vielleicht bis gegen 1 Uhr, die Aufgabe zufiel, die ganze Saal-Linie zwiſchen Waldaſchach, Kiſſingen und Hammelburg zu halten. Die 1. und 2. Diviſion ſtanden in Münnerſtadt anderthalb Meilen zurück, wo auch das Hauptquartier war. Die 4. Diviſion befand ſich in und bei Poppenhauſen an der großen Münnerſtadt-Würzburger Straße, in gleicher Entfernung (2 Meilen) von Hammelburg und Kiſſingen.

Die Brigade erhielt, unmittelbar bei ihrem Erſcheinen, Befehl, auf dem rechten Flügel der Brigade Kummer vorzugehn, den Altenberg — der von den 53ern nur ſchwach beſetzt worden war — zu nehmen und den Feind in ſeiner linken Flanke zu überflügeln.

Generalmajor v. Wrangel traf, dieſem Befehl gemäß, ſofort ſeine Anordnungen: das 1. Bataillon (Kaweczynski) 15. Regiments wurde als Avantgarde direkt auf den Altenberg zu dirigirt; die 4pfündige Batterie Cöſter fuhr auf dem nordweſtlichen Abhang des Altenberges auf, von wo ſie ſofort mit gutem Erfolg in das Gefecht eingriff; das Bataillon Lippe und das 1. Bataillon (v. Böcking) 55. Regiments folgten in derſelben Direction. Die beiden andern Bataillone vom 55. wurden in gedeckter Stellung zwiſchen Garitz und der großen Saalbrücke zurückgehalten.

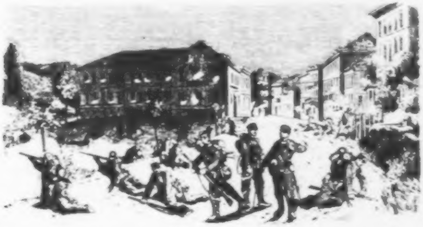
Die Beſetzung des Altenberges war ohne erheblichen Widerſtand ausgeführt worden; wir hatten jetzt drei Batterieen im Feuer, zwei links auf dem Staffelberge, eine rechts auf dem Altenberg; nichtsdeſtoweniger ließ ſich erkennen, daß auch das Eintreffen des Gros (Brigade Wrangel) die Situation nicht zu ändern vermochte, wenn die Ueberflügelung nach rechts hin, alſo die vom General v. Goeben gleich in Ausſicht genommene Umfaſſung der feindlichen linken Flanke, nicht glückte.

Aber wie dieſe bewerkſtelligen? Die Gitterbrücke war unpaſſirbar gemacht; den Fluß zu durchwaten, der zum Theil tief und reißend war, verbot ſich; endlich entdeckten die überall am Ufer hin ausgeſchwärmten 15er, etwa tauſend Schritte flußabwärts die bis dahin unbemerkt gebliebene Brücke an der Lindelsmühle, deren Bohlen zwar ebenfalls abgetragen, deren Streckbalken



aber aus Unvorſichtigkeit, oder weil es an Zeit gebrach, liegen geblieben waren. Das war der Punkt, wo der Uebergang verſucht werden mußte. Tiſche, Bänke, Bretter wurden aus der Mühle herbeigeſchleppt; alles griff zu; einzelne warteten den ſchwanken Bau nicht ab und balancirten über die Balken ſelbſt hinüber, Hauptmann v. d. Buſche (2. Compagnie) war der erſte am jenſeitigen Ufer. Jetzt waren ſie von links her bemerkt; ein heftiges Gewehrfeuer begann ſich gegen ſie zu richten, aber zu ſpät, die 2. Compagnie war hinüber, bald das ganze Bataillon, bald auch die Bataillone Rohdewald und v. Böcking und raſch in Colonnen formirt, Schützenſchwärme voraus ging es an Buſchwerk und Wieſen vorbei auf die Südſeite der Stadt zu. Einzelne Abtheilungen hielten ſich am Fluß hin, ſchoben ſich in den ſchmalen mit Weidicht beſtandenen Wieſenſtreifen hinein, der zwiſchen dem Fluß und dem Kurgarten liegt und drangen dann mit plötzlicher Rechtsſchwenkung von hinten her in das Kurhaus ein. Die Hauptcolonne aber ging auf die, nach Süden hin, der Stadt vorgelegenen Hotels, die hier eine ähnliche Reihe von prächtigen Bauten bilden, wie der Bairiſche Hof, die Hotels Fries und Holzmann an der Weſtſeite des Fluſſes.

Im Kurgarten, hinter deſſen Bäumen ſich bairiſche Jäger poſtirt hatten, kam es lediglich zu einem kurzen Zuſammenſtoß; mit großer Heftigkeit



aber wurde um die großen angrenzenden Hotels, beſonders um Hotel Sanner und den Ruſſiſchen Hof gekämpft. Hier hatte der Feind ſich eingeniſtet, die Zugänge verbarrikadirt und beide Gaſthäuſer mußten mit ſtürmender Hand genommen werden. Die Baiern, nachdem die Unſrigen eingedrungen, retirirten von Stockwerk zu Stockwerk, jede Treppe wurde ein Kampfplatz; endlich umſtellt und von Uebermacht angegriffen, ergaben ſie ſich. Aber nicht alle.

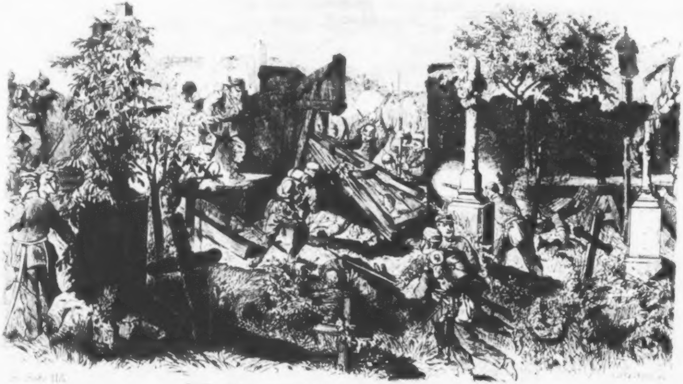
Ein Tapfrer vom 15. bairiſchen Regiment hatte ſich in einem Zimmer von Hotel Sanner verſchanzt; jede Aufforderung ſich zu ergeben, wies er ab; dreizehn der Unſrigen waren bereits verwundet, endlich drang eine Abtheilung durch eine Seitenthür ein. »Nimm Pardon«, riefen ihm die Weſtphalen zu; »ich will keinen preußiſchen Pardon«, rief er, ging mit dem Bajonet vor und wurde niedergemacht. Sein Heldenmuth hatte ſich die Achtung ſeiner Feinde erzwungen. Sie begruben ihn in unmittelbarer Nähe von Hotel Sanner, errichteten ihm ein Kreuz und ſchrieben darauf: »Hier ruht in Gott treu ſeiner Pflicht ein tapferer bairiſcher Soldat vom 15. Infanterie-Regiment, gefallen am 10. Juli 1866 in der Schlacht bei Kiſſingen.«*)

Mit Ueberſchreitung der Lindelsmühl-Brücke, Umfaſſung der Stadt von Süden her, Eindringen in den Kurgarten und Erſtürmung der beiden genannten Hotels, war über das Schickſal der Stadt entſchieden. Die Signale zum Rückzug wurden gegeben, die beiden 12pfünder, die bis dahin die Hauptbrücke vertheidigt hatten, fuhren ab; theils durch die Straßen der Stadt, theils am Rande derſelben, über die Bodenlaube und den Stationsberg, ging der Rückzug. Die Unſrigen drängten nach, die einen von Süden, die andern, jetzt wo die große Brücke frei war, von Weſten her, und jetzt erſt, zuſammengedrängt in Gaſſen und Straßen, hatten die Baiern, die bis dahin meiſt gedeckt geſtanden hatten, ihre Verluſte. Kleine Trupps ſuchten in den Häuſern, die an ihrer Rückzugslinie lagen, den Kampf fortzuſetzen; dieſe fielen großentheils. Andere Abtheilungen hatten die Rückzugs-Signale überhört und wurden zu 50 und 100 Mann gefangen genommen. Das geſchah namentlich in den Häuſern an der Saale hin, von denen aus die feindlichen Schützen gegen den Bairiſchen Hof und das Hotel Fries (am andern Saalufer) ein ſo heftiges Feuergefecht unterhalten hatten. Um 1 Uhr war Kiſſingen in unſrem Beſitz; nur den Kirchhof, an dem die Hauptrückzugslinie (die Straße nach Winkels und Nüdlingen) vorbeiging, hielten die Baiern noch.

Auch dieſer feſte Punkt wurde erſtürmt.

---

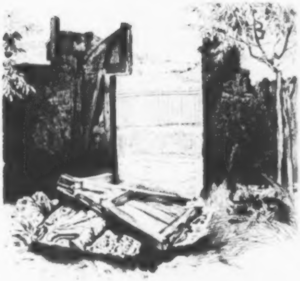
*) Der Name dieſes Tapfren iſt unbekannt geblieben. Er wurde ſpäter ausgegraben und auf dem Kiſſinger Kirchhof beigeſetzt, wo man ſeinem Grabe dieſelbe Inſchrift gegeben hat, die damals, unmittelbar nach dem Gefecht, die Preußen auf ſein Grabkreuz ſchrieben. Als wir im Jahre 1867 ſein Grab auf dem Kiſſinger Kirchhof ſahen, war es, wie das eines volksthümlichen Helden, mit Blumen, Inſchriften und Gedichten geſchmückt. Vergl. S. 149.



AUF DEM FRIEDHOFE IN KISSINGEN.

am 10. Juli 1866

Die Erſtürmung des Kirchhofs.



Bald nach 1 Uhr ſtand die Diviſion Goeben am jenſeitigen (linken) Saal-Ufer. Kiſſingen war in unſren Händen, mit Ausnahme des am öſtlichen Ausgange der Stadt gelegenen Kirchhofs, der noch eine bairiſche Beſatzung hatte und die an ſeiner Flanke vorüberführende Winkels-Nüdlinger Chauſſee beherrſchte. Der Kampf um dieſe Kirchhofs-Poſition bildet eine intereſſante Epiſode des 10. Juli und die Tapferkeit, mit der dieſelbe vertheidigt wurde, hat die Anerkennung reichlich verdient, die ihr bei Freund und Feind zu Theil geworden iſt, dennoch darf man behaupten, die Beſetzung ſelbſt war ein Fehler. Links und rechts ließ ſich die ſonſt gutgewählte Stellung ohne beſondre Schwierigkeiten umgehn (nach rechts hin erfolgte dieſe Umgehung auch wirklich) und wenn unſre in Kiſſingen zurückbleibenden Bataillone den Feind an dieſem Punkte feſthielten, während unſre Umgehungs-Colonnen in der Flanke über den Stationsberg hin auf Winkels vorgingen, ſo mußte die Kirchhofs-Beſatzung nothwendig bis auf den letzten Mann gefangen genommen werden. Es war eben ein verlorener Poſten und was das zu Tadelnde bleibt: ein verlorener Poſten ohne Noth.

Der Kiſſinger Kirchhof liegt hoch; wie ein Kaſtell ſpringt er in die Straße vor, ſo daß, wer von der Stadt aus an ihm vorüber will, erſt von der ſchmalen Front, dann von der langen Flanke aus unter Feuer genommen werden kann. Die Länge des Kirchhofs iſt 200 Schritt, ſeine Breite 30, eine Mauer aus rothen Quadern faßt ihn ein. Das Mauerwerk, in Folge unebenen Terrains, wechſelt zwiſchen 4 und 8 Fuß Höhe; etwa ebenſo hoch iſt der Erdwall (der Abhang), auf dem die Mauer ſich erhebt. Zwei Gebäude ſtehen auf dem Kirchhof: das Meßnerhaus und die Marien-Kapelle. Letztere, ein geräumiger, mit Bildniſſen und vergoldeten Rococo-Heiligen reich ausgeſchmückter Bau, liegt etwas zurück; das Meßnerhaus aber, hart an der Ecke von Front und Flanke, beherrſcht das ganze Terrain, namentlich die breite, von der Stadt her zum Kirchhof hinaufführende Straße. Unmittelbar neben dem Hauſe (auch in Front) iſt der Eingang zum Kirchhof; ſteinerne Stufen führen hinauf; hart an der unterſten Stufe, den Eingang mit ihrer Krone überdeckend, erhebt ſich eine Linde; in Front der Linde ein Muttergottesbild.

Dies war der Ort, den Hauptmann Thoma, etwa um 12 Uhr, mit 300 Mann vom bairiſchen 15. Regiment beſetzt hatte. Mit ihm waren Oberlieutenant Hoppe und die Lieutenants Heßle und Mayer.

Als der Hauptmann — eine typiſch-bairiſche Figur: klein, embonpoint, lebhaft und tapfer — ſeine 300 beiſammen hatte, gab er Befehl, alles zur Vertheidigung einzurichten, das Meßnerhaus wurde zu einer kleinen Feſtung umgeſchaffen und an der langen Seitenmauer hin aus Tonnen, Sägeböcken, Bohlen und Balken (die man einem gegenübergelegenen Holz- und Bretterhof entnehmen konnte) ein Gerüſt hergerichtet, gerade hoch genug, daß der Mann ſein Gewehr auflegen und ſelbſt mit Leichtigkeit Deckung nehmen konnte. Die beſten Schützen hatten einzelne Steine aus der Mauer ausgelöſt und auf die Weiſe Schießſcharten gewonnen.

Nachdem ſo alles vorbereitet und das Meßnerhaus mit einzelnen Poſten zum Auslugen beſetzt worden war, zogen ſich die 300 in die Marienkapelle zurück, die einerſeits Schutz gegen die Mittagshitze, andrerſeits einige Deckung gegen die dann und wann einſchlagenden Granaten gewährte. Mehrere Grabſteine und Denkmäler wurden durch ſolche in die Irre gehenden Kugeln und Sprenggeſchoſſe getroffen, unter andern der Grabſtein eines Preußen, des Sattlermeiſters Carl Teſchner aus Groß-Glogau, der am 5. Juli 1865 im Bade zu Kiſſingen geſtorben, alſo genau vor Jahresfriſt auf dem Kiſſinger Kirchhofe beigeſetzt worden war. Die Sprengſtücke der Granate ſowohl, wie des zerſplitternden Grabſteins richteten noch unter den Nachbar-Monumenten eine Verheerung an und ſchlugen von einem im gothiſchen Style errichteten Grabdenkmal die Spitzen und Zacken herunter.*)

Um 1½ Uhr rückten die Unſren, die ſich bis dahin im Centrum der Stadt zurückgehalten hatten, gegen den Kirchhof vor. Es waren Abtheilungen der Brigade Wrangel: die 2. und 3. Compagnie vom 15. und ebenſo die 2. und 3. Compagnie vom 55. Regiment unter Führung Majors v. Boecking. — Die Poſten im Meßnerhauſe machten Meldung.

»Nun, ihr Leute, machts hinaus«, rief Hauptmann Thoma, — »nun kommen's.«

Alles griff nach den Gewehren und nahm ſeinen Stand; die einen im Haus, die andern an der Mauer hin. Nur einer von denen, die in der Kapelle Zuflucht geſucht hatten, blieb an den Altarſtufen zurück. Er durfte es. Das war Kaspar Betzer, der Meßner und Todtengräber. In ſeiner Familie war das Meßner- und Todtengräberamt ſchon ſeit dreihundert Jahren. Heute, am 10. Juli, war der hundertjährige Geburtstag ſeines Vaters. Er ſank in die Knie und betete: »Gott, daß ich dieſen Tag nie geſehen hätt'!«

Die Unſren rückten raſch vor; ſie nahmen die Giebelſeite des Meßnerhauſes unter ein heftiges Feuer; Kalk und Mörtel ſtoben umher, aber kein Baier war getroffen. Um ſo beſſer trafen die Baiern uns; ein Stocken kam in die Vorwärtsbewegung; es erſchien unſtatthaft, eine Poſition, die von keiner hervorragenden Bedeutung war, coute qu'il coute im erſten Anlauf zu nehmen. Man entſchloß ſich alſo zu retardiren, andre Compagnieen heranzuziehen und entweder eine Umgehung dieſer Kirchhofsſtellung oder doch einen Angriff von verſchiedenen Seiten her zu verſuchen, bis dahin aber ein Schützengefecht fortzuſpinnen.

Und ſo geſchah es. Es mochte 3 Uhr ſein, als ſich weitre Abtheilungen der Unſrigen, namentlich Compagnieen vom 53., erſt rechts ausbiegend und dann wieder einſchwenkend, in Gärten und Vorſtadt-Häuſern feſtgeſetzt und auf Entfernung von kaum hundert Schritt (wenig mehr als die Straße lag zwiſchen ihnen) der langen Kirchhofsmauer gegenüber eingeniſtet hatten. Jetzt war es möglich, die Poſition von zwei Seiten her unter Feuer zu nehmen. Aber an der vorzüglichen Deckung ſcheiterte alles Tirailliren. Dies war kein Kampf, der mit der Schußwaffe zum Austrag gebracht werden konnte.

Von dem Augenblick an, wo das feſtſtand, war auch die Sache entſchieden. In dichten Schwärmen brachen unſre 53er über die Chauſſee vor, den Abhang hinauf und durch einen Seiten-Thorweg hindurch, den man von innen her mit Hülfe alter Grabſteine verrammelt hatte. Die Grabſteine ſtürzten um und über zahlreiche Kindergräber hin, die hier an kleinen Kreuzen die immer wiederkehrende Inſchrift tragen: »Hier ruht das ſchuldloſe Kind« (und dann der Name) drangen die von Kampf erhitzten Weſtphalen in den Kirchhof ein. Der Thorweg war ziemlich genau in Mitte der langen Mauer. Das Einbrechen und Vordringen an dieſer Stelle war wie ein Keil, der die Vertheidiger in zwei Hälften theilte; was rechts ſtand und noch Kraft hatte zum Klettern und Springen, konnte fliehn (man ließ es geſchehn); was links ſtand, war abgeſchnitten.

---

*) Die Groß-Glogauer, ſo wenigſtens war intendirt, haben den Grabſtein ihres Landsmannes (der ein in der Stadt ſehr reſpektirter Mann war) durch eine geſchickte Cementirung, etwa wie man ein Biscuit-Bild kittet, wieder herſtellen und der alten Inſchrift die neue hinzufügen laſſen: „am 10. Juli 1866 von einer preußiſchen Granate getroffen.“

Links ſtand auch das Meßnerhaus, dicht beſetzt in Erdgeſchoß und erſtem Stock. Von allen Seiten her anſtürmend, nahmen es die Sieger im erſten Anlauf, Widerſtand war nutzlos und die Meiſten gaben ſich gefangen, aber nicht alle. Ein 53er ſetzte einem Baier das Gewehr auf die Bruſt und rief ihm zu: »nimm Pardon«. Der Baier aber, ſtatt aller Antwort, ſchlug das Gewehr bei Seite und ſprang dem Weſtphalen an die Kehle. Auf ſo nahe Diſtanze konnte dieſer ſein Gewehr nicht brauchen und warf es fort. Beide zogen ihre Säbel und mit der Linken ſich krampfhaft an den Kragenſtücken haltend, hieben und hackten ſie jetzt auf einander ein. Eine preußiſche Kugel machte dem Kampf ein Ende.

Alles, was nach rechts hin die Mauer überklettert hatte,*) hatte inzwiſchen das freie Feld gewonnen; mit ihnen war Hauptmann Thoma. Alles drängte die Chauſſee hinan auf Winkels zu. »Halt, ihr Leute«, rief jetzt der Hauptmann, als er ſah, was er noch beiſammen hatte. »Halt!« und ſie ſtanden. Es waren noch 200 Mann.

Zur Seite der Chauſſee, einen rechten Winkel mit ihr bildend, zog ſich ein Graben, dahinter nahmen die 200 Stellung und ſuchten Deckung, ſo gut ſie zu finden war. Ein kurzes Gefecht entſpann ſich; aber es war das letzte Aufflackern des Kampfes. Dieſer kümmerliche Graben war keine zu haltende Poſition und unter dem Feuer unſrer nachdrängenden und überflügelnden Schützen ſtob die dünne Linie auseinander. Hauptmann Thoma, auf den Tod verwundet, fiel in Gefangenſchaft; mit ihm ſein Oberlieutenant und wohl die Hälfte der Mannſchaften. Der Reſt floh auf Winkels und Nüdlingen zu.

161 Mann, die Todten und Verwundeten ungerechnet, fielen am Kiſſinger Kirchhof den Siegern in die Hände. Sie wurden in derſelben

---

*) Einer, ein „ſchwerer Mann“, ließ ſich, während des Kletterns, in den kleinen, dreiwinkligen Raum hinabgleiten, der in der ſüdöſtlichen Kirchhofsecke durch eine ſchrägſtehende Familiengruft gebildet wird. Hier mußte er bis zur Nacht verbleiben, ehe er ſeinen weitern Rückzug bewerkſtelligen konnte.

Marienkapelle untergebracht, in der ſie die Stunde vor dem Kampfe zugebracht hatten. Später ſchaffte man ſie nach Preußen. Nur einer entkam glücklich. Er hatte ſich, während alle andern Gefangenen unten im Kirchenſchiff lagerten, oben auf der Kanzel einquartiert, duckte ſich, als die Kirche geräumt wurde und rettete ſich durch dieſe einfache Procedur. Uebrigens mag auch das noch eine Stelle hier finden, daß ein Münſterländiſcher Cüraſſier, den man als Wachtpoſten vor die Kapelle geſtellt hatte, abzulöſen vergeſſen wurde. Er ſtand zwei Tage lang auf Poſten, ruhte dann und wann eine halbe Stunde, während welcher die Meßnersfrau den Wachtdienſt für ihn that und ſchlief immer erſt mit der Beſchwörungsformel ein: »wecken's mich, Frau, oder 's koſt't mein Leben.«

Das Gefecht bei Winkels und Nüdlingen.

JE Baiern waren aus Kiſſingen hinausgeworfen, auch die Kirchhofspoſition war verloren. Von ihrer urſprünglich innegehabten Stellung hielten ſie nur noch, im Nordoſten der Stadt, den Sinnberg feſt. Hier ſtanden noch, unter Cavallerie-Bedeckung, dieſelben Batterieen, die am Morgen des 10. ihr Feuer gegen die Höhen jenſeits der Saale, gegen den Staffelberg und den Altenberg eröffnet hatten. In dieſe Poſition am Sinnberg rückten jetzt auch die aus Kiſſingen ſich zurückziehenden Bataillone der Diviſion Zoller ein, wie es ſchien, entſchloſſen, an dieſer Stelle einen erneuten Widerſtand zu verſuchen.

Sie durften es wohl. Denn, ganz abgeſehen von der natürlichen Feſtigkeit der Stellung, war an eben dieſer Stelle, von Münnerſtadt her, auch eine neue Truppe eingetroffen, die Diviſion Feder. Dieſe neue Diviſion beſetzte den Höhenkranz, der das Dorf Winkels vom Rücken her einſchließt, belegte das Dorf ſelbſt, verſtärkte den Sinnberg mit einigen Bataillonen und ſchob das 7. Jäger-Bataillon auf den ſüdlich der Chauſſee ſich hinziehenden Waldhöhen bis halben Wegs gegen Kiſſingen vor. Es war eine Hufeiſenſtellung, mit zwei Diviſionen (Zoller und Feder) beſetzt, Winkels an der offnen Seite, ſchluchtartig, hart an der Chauſſee.

Die Poſition war derart, daß eine bloße Wegnahme des Dorfes nicht genügte. Das Dorf wurde von allen Seiten her eingeſehn. Die Höhen mußten genommen werden, vor allem der Sinnberg, der den dominirenden Punkt bildete. Dieſer wurde mehr und mehr zur entſcheidenden Stelle. Er wurd' es zweimal. In der That ſchloſſen beide Gefechte, die der Nachmittag und Abend des 10. Juli noch brachte, mit Wegnahme reſp. mit Wieder-Wegnahme des Sinnberges ab.

Wir haben bis hierher die bairiſche Poſition um 2 Uhr Nachmittags, oder etwas ſpäter, geſchildert. Wie ſtanden die Preußen um eben dieſe Zeit?

Die ganze Diviſion Goeben hielt Kiſſingen beſetzt; zuletzt war das Füſilier-Bataillon 55. Regiments (das an der Queue des Gros marſchirte) und gleich darauf die Reſerve, das 19. Infanterie-Regiment (Polen), in die Stadt eingerückt.

Dieſe friſchen Bataillone wurden jetzt vorgenommen und auf zwei Linien gegen die Hufeiſen-Poſition des Feindes (Centrum: Dorf Winkels) vorbeordert. Das Füſilier-Bataillon vom 55., Oberſtlieutenant v. Rex, ſollte rechts ausbiegen und über die ſüdlichen Höhen avanciren; das 19. Regiment, Oberſtlieutenant v. Henning, erhielt Befehl, die große Straße zu halten und Winkels in der Front zu nehmen.

Aus den ſchon im Kampfe geweſenen Bataillonen der Brigade Wrangel wurde ein zweites Treffen formirt und zwar derart, daß das Bataillon Lippe und das 1. Bataillon 15. Regiments nach rechts hin der Umgehungscolonne unter Oberſtlieutenant v. Rex, das 1. und 2. Bataillon 55. Regiments aber der Hauptcolonne unter Oberſtlieutenant v. Henning zu folgen hatten. Auch die Brigade-Commandeure theilten ſich; das 19. Regiment, für dieſen Abſchnitt des Gefechts, war dem Generalmajor v. Kummer unterſtellt worden.

Beide Colonnen avancirten jetzt gegen Winkels, die 19er auf der Chauſſee, die 55er Füſiliere, vom Bataillon Lippe faſt unmittelbar gefolgt, auf den rechts gelegenen Höhen. Die 55er Füſiliere hatten einen Vorſprung; in lebhaftem Waldgefecht trieben ſie das in Schützengruppen aufgelöſte 7. bairiſche Jäger-Bataillon vor ſich her, überſchritten die Winter Leite und warfen im Laufſchritt und mit Hurrah den heftig ſchießenden Feind in das Dorf hinein.

Es war die Südſeite des Dorfes, gegen die ſich der Angriff der 55er gerichtet hatte, die 19er (etwas ſpäter) faßten es in der nach Weſten zu gelegenen Front. Der Widerſtand war hier ſchwächer. „In nicht längerer Zeit, als man zum Marſchiren braucht (ſo berichtet Oberſtlieutenant v. Henning) wurde das Dorf genommen.“ Das Bataillon Lippe und das 1. Bataillon vom 15. Regiment — beide den 55ern unmittelbar folgend — rückten beinah gleichzeitig in das Dorf ein, das jetzt unſererſeits eine Beſatzung von etwa 6 Bataillonen hatte. (Drei Bataillone 19er, Bataillon Lippe, 1 Bataillon vom 15. und Füſilier-Bataillon vom 55. Regiment.)

Winkels war gewonnen. Aber in der linken Flanke, auf dem Sinnberg, ſtand noch immer der Feind. Der Moment war jetzt da, wo, wenn man Winkels behaupten oder wohl gar gegen Nüdlingen vordringen wollte, dieſe feſteſte Poſition dem Gegner entreißen mußte.

Generalmajor v. Kummer gab dem 19. Regiment (Oberſtlieutenant v. Henning) und dem ihm unterſtellten Füſilier-Bataillon Lippe Befehl, zum Angriff gegen den Sinnberg und die ſich öſtlich anſchließenden Nüdlinger Höhen vorzugehen.

Oberſtlieutenant v. Henning nahm das 2. Bataillon 19. Regiments (Major v. Wangenheim) und zwei Compagnieen Lippe in die Front, ließ das 1. Bataillon (Major v. Drygalski) im zweiten Treffen, das Füſilier-Bataillon (Major Kühne) als Reſerve folgen und ging nunmehr tambour battant gegen die vom Feinde ſo hartnäckig behauptete Stellung vor. Der Sturm glückte, die Baiern wichen; das 19. Regiment hatte 90 Mann todt und verwundet. Mit derſelben Raſchheit wie das Dorf Winkels war auch dieſe dominirende Poſition genommen worden. General v. Kummer — der ſchon beim Debouchiren aus Kiſſingen eine polniſche Anſprache an die 19er gehalten hatte — erſchien jetzt an der Front des Regiments, lobte daſſelbe für ſeine Tapferkeit und brachte dem Könige ein Hoch, in das die Bataillone mit lautem Hurrah einſtimmten. Nach Oſten zu ſah man die Baiern in langer Marſchcolonne abziehn. Es ſchienen 12 Geſchütze, 8 Bataillone und 1 Regiment Cavallerie.

Dieſer mit Raſchheit, Umſicht und Bravour ausgeführte Angriff auf die Hauptpoſition des Gegners war übrigens (ohne daß die 19er davon wußten) durch das gleichzeitige Vorgehn des 1. und 2. Bataillons 55. Regiments, die den 19ern als Reſerve gefolgt waren, nicht unweſentlich unterſtützt worden und ſtellte ſich nunmehr, unter Miteinrechnung der Hülfe, die dieſe beiden Bataillone gewährt hatten, der Geſammt-Angriff dahin: daß das 1. Bataillon 55. Regiments auf dem äußerſten linken Flügel, das 2. Bataillon 55er im Centrum, das 19. Regiment ſammt dem Bataillon Lippe auf dem rechten Flügel die Sinnberg-Poſition genommen hatten. Die Entſcheidung gab unzweifelhaft der rechte Flügel, aber auch auf dem linken kam es zu einem ernſteren Rencontre und wir laſſen deshalb an dieſer Stelle, ſowohl um ihrer Details wie um ihrer lebhaften Farben willen, die Schilderung folgen, die ein 55er Offizier (Compagnieführer) von dieſem Theil des Gefechtes am linken Flügel entwirft:

„Mir ſchloſſen ſich hier auch noch Theile der 2. und 3. Compagnie an und ich wendete mich nun einem weſtlichen Ausgange von

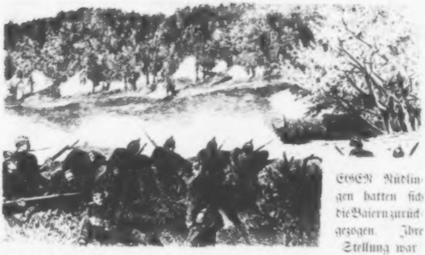
Kiſſingen, der Straße nach dem Sinnberge zu, die zugleich nach Rüdlingen führt. Das Terrain ſteigt von hier allmälig an. Ungefähr 800 Schritt vom Ausgange ſtand eine feindliche Batterie am Kamme einer Höhe, die mit unſerer auf dem jenſeitigen Ufer noch ſtehenden Batterie ſich herumſchoß und auch uns ſtark incommodirte. Gegen dieſe detachirte ich Lieutenant v. Papen mit ſeinem Zuge der 4. Compagnie, und ſpäter zur Verſtärkung des Feuers Premierlieutenant v. Drouart mit einem Zuge der 1. Compagnie, dem ſich dann nach rechts hin noch Hauptmann Delius mit Mannſchaften ſeiner Compagnie anſchloß. Lieutenant v. Papen mit ſeinem Zuge und einigen Leuten der 1. Compagnie rückt näher gegen die Batterie heran, das Feuer wird letzterer doch unbequem, mehrere Pferde ſind ſchon gefallen, die Mannſchaft arbeitet an Ab- und Anſchirren; das Feuer hört endlich auf. Jetzt beginnt die Batterie aufzuprotzen, ſie verſchwindet dabei hinter der Höhe. Lieutenant v. Papen eilt mit ſeinem Zuge, die Höhe zu erreichen, nur etwa 20 Mann können ihm ſo raſch folgen, er, mit dem erſt ſeit wenigen Tagen aus dem Cadettencorps gekommenen Portepee-Fähnrich v. Bock und dem Avantageur-Unteroffizier v. Wasmer allen Anderen voraus. Da auf einmal — während dieſe drei und die vorderſten der raſch nachfolgenden Leute eben in einen kleinen Hohlweg hinabgeſprungen ſind — kommt eine Schwadron bairiſcher Chevauxlegers attakirend über den Berg, ſchwenkt über den Reſt der noch auf dem Plateau befindlichen, ſich hinwerfenden Leute (welche ſofort, nachdem die Attake glücklich über ſie weggegangen war, zurücklaufen und ihr Feuer eröffnen) dem Eingange des Hohlweges zu und verſperrt denſelben vollſtändig. Lieutenant v. Papen, Fähnrich v. Bock und Unteroffizier v. Wasmer mit noch 4 Mann befanden ſich nun im wüthendſten Handgemenge. Ein Fünfter, Musketier Kiene, 4. Compagnie, entwiſcht, wird von zwei Cavalleriſten verfolgt, bleibt ſtehen, verwundet einen durch ſeinen Schuß, der andere flieht, das erbeutete Pferd bringt er mit zur Compagnie. Lieutenant v. Papen beantwortet die Aufforderung des feindlichen Offiziers, ſich zu ergeben, mit den Worten: »Den Teufel werd' ich mich ergeben!« ebenſo Fähnrich v. Bock. v. Papen wird endlich niedergehauen, beſchützt von dem feindlichen Führer, der ihm zuruft: »Herr Kamerad, Sie ſind ein ganz vorzüglich braver Offizier!« Den kleinen Fähnrich Bock aber können ſie nicht unterkriegen. Er haut wie wüthend um ſich, er blutet überall, ein Hieb iſt ihm mitten durch den Helm in den Kopf eingedrungen, doch nicht tief. Schlimmer ſind die Hiebe in den Arm, er fühlt die Kraft erlahmen. Da wird ihm der kleine Säbel aus der Hand geſchlagen. Der Hieb, zu dem ſein Gegner jetzt eben ausholen will, muß den Kampf beenden! Gott der Herr aber denkt anders. Eine Kugel von unſeren rückwärtigen Schützen trifft den Chevauxleger ins Knie, er ſinkt vom Pferde, v. Bock entwiſcht durch den Trubel, wird zwar noch von einigen Cavalleriſten verfolgt, indeß das Feuer der Schützen hält ſie in ehrfurchtsvoller Entfernung und bald iſt das Feld bis auf die verwundeten Reiter und Pferde wieder rein; — das Ganze war ja nur das Werk weniger Minuten. Auf die nun gemachte Meldung über den Vorfall war es mein Erſtes geweſen, die Führer wieder zu erſetzen; den v. Bock gab ich ſchon ganz verloren. Wie groß war meine Freude, als ich den braven Jungen mit verbundenem Kopf, Hals und Arm mir entgegenkommen und jauchzend ſeine Erlebniſſe erzählen ſah. Jeder Mann in der Compagnie wollte einen Händedruck von unſerem kleinen Fähnrich haben. Mittlerweile war ich mit der Compagnie ſelbſtſtändig weiter vorgegangen, da ich nicht wußte, wo der andere Theil des Bataillons war, ich auch keinen weiteren Befehl bekommen hatte. Major Rodewald bat ich, mir mit einem Theil ſeines Bataillons als Soutien zu folgen. Bei dem Heraustreten auf das freie Feld ſah ich, daß wir den äußerſten linken Flügel der Diviſion bildeten. Vor uns auf den Höhen ſtanden etwa vier Bataillone des Feindes. Rechts von mir ſtand unſer zweites Bataillon. Zur Verbindung mit dieſem entſendete ich einen Zug unter Lieutenant Bendemann in die Schützenlinie und ließ nun vorrücken. Der Feind wartete uns nicht ab; unſere Schützen warfen ſich ihm immer näher und näher, ſo daß ihre Nähe ihm ſehr unbequem wurde, und das Anrücken der Soutiens beſtimmte ihn zur Umkehr. So gewannen wir die Höhe. Es war 4 Uhr Nachmittags.“*)

So der Bericht unſeres 55ers über die Vorgänge am linken Flügel. Niemand ahnte, daß dieſer ſchon ſo blutige Tag noch ein Nachſpiel haben werde.

---

*) Auch der Gegner, ſoweit er Augenzeuge der Kämpfe am Sinnberg geweſen war, ſah um dieſe Stunde das Gefecht als beendigt und völlig verloren an. Ein bairiſcher Offizier ſchreibt: „Die aus Kiſſingen ſowie von Hauſen zurückgewieſenen Truppen, die zurückfahrenden Batterieen, leere Munitions-, Sanitäts- und Proviantwagen, andererſeits von Münnerſtadt anrückende Verſtärkungen, Batterieen der Artillerie-Reſerve, die eben eintrafen, alles drängte ſich in dem Nüdlinger Keſſelthale und in Nüdlingen ſelbſt zuſammen. Die Verwirrung hatte ihren Gipfel erreicht. Bei dieſem Anblick mußte ſelbſt der Muthige zu zweifeln anfangen. Wie konnte man Ordnung ſchaffen in dieſem Chaos! Wenn die Preußen raſch nachdrückten, war Alles verloren.“ — Aber dies Vorrücken unterblieb. Unſre Truppen waren zu erſchöpft. Die Baiern faßten wieder feſten Fuß und ordneten ſich.

Das Gefecht bei Rüdlingen

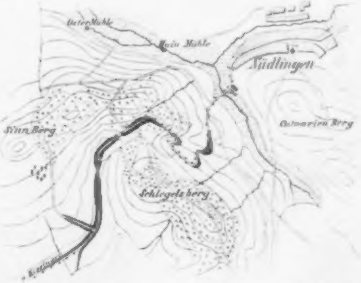


EGEN Rüdlingen hatten ſich die Baiern zurückgezogen. Ihre Stellung war von den Höhen aus, die die Unſrigen inne hatten, überall da, wo nicht Wald die Ausſicht hinderte, ſehr wohl einzuſehn. Ihre Aufſtellung war etwa die folgende:

Im erſten Treffen: 12 Geſchütze; rechts daneben Chevauxlegers und einige Compagnieen Infanterie.
Im zweiten Treffen: 8 Bataillone Infanterie.
Im dritten Treffen: (auf den Bergen hinter Rüdlingen poſtirt) ein Jäger-Bataillon.

Dieſe Jäger, mit ihren weittragenden Gewehren, unterhielten über das Dorf hinweg ein beſtändiges Feuer gegen die dieſſeitigen, von den 19ern und 55ern beſetzten Höhen. Unſere 19er, inzwiſchen dem Generalmajor v. Wrangel unterſtellt, hatten Vorpoſten ausgeſetzt. Es ſchien, dem ſichtlich ermatteten und von ſchweren Verluſten betroffenen Feinde gegenüber, nicht nöthig, weitere Bataillone (vom 13. und 53. Regiment) aus Kiſſingen heranzuziehen.

Acht preußiſche Bataillone,
das 19. Regiment,
das 55. Regiment,
das 1. Bataillon vom 15.,
das Bataillon Lippe
hielten den Zinnberg und die Nüdlinger Höhen beſetzt. Dies ſchien ausreichend.



Die Situation blieb aber nicht wie ſie war, die Baiern erhielten Succurs, zwiſchen 5 und 6 Uhr, vielleicht noch ſpäter, traf die Diviſion Stephan von Münnerſtadt her in Nüdlingen ein, formirte ſich und ging ſofort mit großer Energie zum Angriff auf unſere vorderſten Bataillone über.

Eh wir dieſem Angriff folgen, kehren wir zu den Unſrigen und zu der Aufſtellung zurück, die dieſelben nach Wegnahme des Zinnberges eingenommen hatten.

Fünf Compagnieen 19er — wegen weiterer Details verweiſen wir auf das Tableau der folgenden Seite — waren bis in die Nähe von Nüdlingen vorgeſchoben worden.

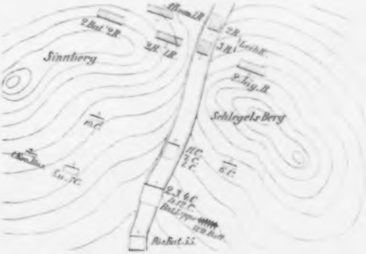
Fünf weitre Compagnieen deſſelben Regiments ſtanden, als Gros, etwas zurück, zur rechten Seite der Chauſſee, hinter ihnen das Bataillon Lippe und das Füſilier-Bataillon vom 55.

Links daneben, an der andern Seite der Chauſſee, die beiden noch reſtirenden Compagnieen (5. und 8.) des 19. Regiments. Hier hielt auch, hart an der Chauſſee, eine Schwadron vom 8. Huſaren-Regiment.

Eine 12pfündige Batterie war in Front, oder neben dem Bataillon Lippe aufgefahren. Ziemlich an eben derſelben Stelle, die einen Ueberblick geſtattete, hielten Generalmajor v. Wrangel, Oberſt Stoltz vom 55. und Oberſtlieutenant v. Henning vom 19. Regiment.

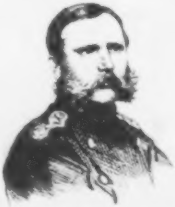
Dieſe Stelle, ſelber frei gelegen, geſtattete einen Ueberblick, nur nicht nach Norden zu. Hier traten, nur dann und wann durch lichtere Stellen unterbrochen, dichtbewaldete Höhen hart an die Chauſſee heran und machten einen Ueberblick nach dieſer Seite hin faſt unmöglich.

Dieſen Umſtand wußten die Baiern vorzüglich auszunutzen. In fünf Bataillonen, von Artillerie unterſtützt, gingen ſie, etwa um 6 Uhr Nachmittags, zum Angriff vor, warfen ſich mit einigen Bataillonen auf unſere nur 5 Compagnieen ſtarke Vorhut und machten gleichzeitig mit ihrer Hauptmacht eine Linksſchwenkung, die ſie in die Flanke und faſt ſchon in den Rücken unſerer Aufſtellung führte.



Dieſes Vorgehn war einestheils ſo wenig erwartet und wurde andererſeits mit ſo vieler Präciſion und geſchickter Terrainbenutzung ausgeführt, daß der Angriff einer vollſtändigen Ueberraſchung, einem Ueberfall gleichkam.

Das Herantreten des Bergwaldes an die Chauſſee, eines anderen wichtigen Umſtandes (auf den wir zurückkommen) zu geſchweigen, hatte dies ermöglicht. Um 6¼ Uhr meldete der in der Nähe des General v. Wrangel haltende Batteriechef, daß er Feuer in ſeiner linken Flanke erhalte. Oberſtlieutenant v. Henning, der die Compagnieen ſeines Gros durch die gegen Rüdlingen hin vorgeſchobene Vorhut, namentlich durch die am äußerſten linken Flügel haltende 10. Compagnie für völlig geſichert anſah und anſehen durfte, hielt die Meldung für falſch. Er erwiederte ſcharf: »Das Feuer, unter dem man ſei, ſei ein Feuer auf 1200 Schritt, und wenn eine Batterie ein ſolches Feuer nicht aushalten könne, ſo würd' es überhaupt unmöglich ſein, mit ihr eine Poſition zu behaupten.« Die Batterie blieb. Aber die Meldung, die der Batteriechef gemacht hatte, ſollte ſich innerhalb weniger Minuten nur als allzurichtig erweiſen. Die jenſeits der Chauſſee haltende Huſaren-Eskadron erhielt jetzt ebenfalls Infanteriefeuer von links her und zwar in nächſter Nähe, die überraſchten Mannſchaften wurden unruhig, drängten ſeitwärts und ritten die rechts neben ihnen haltenden Musketiere der 8. und 5. Compagnie theilweis nieder. Noch war die Ordnung nicht wiederhergeſtellt, als nunmehr auch Meldungen von den fünf vorgeſchobenen Compagnieen eintrafen, daß ſie nach dem, unſeren rechten Flügel bildenden Schlegelsberge hin abgedrängt ſeien. Sie hatten den erſten Stoß auszuhalten gehabt und waren ihm, bei der dreifachen Uebermacht des Gegners, gewichen. Hauptmann v. Zwehl (7. Compagnie), Premierlieutenant v. Uthmann (Führer der 6. Compagnie) waren gefallen, Hauptmann v. Leszczynski (11. Compagnie) war ſchwer verwundet. Er erlag ſeiner Wunde. Die Verluſte an Mannſchaften ſtanden im Verhältniß.



So in der Front hart angefaßt, in der Flanke beſchoſſen, im Rücken bedroht, glaubte Oberſtlieutenant v. Henning ſein Regiment zurückführen und zu neuem Angriff ralliiren zu müſſen. Die 12pfündige Batterie, die bis dahin in äußerſter Gefahr geſchwebt, aber ihren Poſten nicht verlaſſen hatte, folgte. In die entſtehende Lücke rückte jetzt das Füſilier-Bataillon vom 55. ein (Oberſtlieutenant v. Rex).

Das Bataillon ging bis an die Stelle vor, wo eben die Batterie und die Compagnieen des Gros gehalten hatten und beſtand hier ein heftiges Feuergefecht mit dem in den Waldſtücken, ſowohl nach Oſten, wie namentlich nach Norden hin poſtirten Feinde. Dieſer hatte den großen Vortheil, daß ſeine Schützen in dem dichten Holze gedeckt ſtanden, während die Unſrigen, auf 150 Schritt dem Feinde gegenüber, keinen anderen Schutz hatten, als den, den ihnen der Chauſſeedamm gewährte.

Zum Ueberfluß kam das Bataillon auch noch in die Schußlinie unſerer eigenen Artillerie. Eine dieſſeitige Batterie fuhr nordöſtlich von Winkels (links der Chauſſee) auf und begann zu feuern. Die erſte, zu kurz gehende Granate ſchlug leider in das Bataillon ein und tödtete auf dem rechten Flügel der 9. Compagnie den Lieutenant v. Rex, den Feldwebel und neun Mann; ein Mann wurde leicht verwundet. Die in der Nähe befindlichen Leute wollten zurückweichen, hielten aber ſofort auf den Zuruf der Offiziere Stand. Es wurde der Batterie mit Helmen und Tüchern zugewinkt, was indeſſen wohl wegen der großen Entfernung nicht bemerkt wurde.

Der anweſende Regiments-Adjutant ritt im Carriere zur Batterie. Die 2., 3. und 4. Granate ſchlugen in einer Entfernung von 20 bis 30 Schritt über das Bataillon weg, vor demſelben ein, ohne ihm jedoch weiteren Verluſt zuzufügen; die 5. Granate erreichte die vom Feinde beſetzte Waldliſiere.

Dieſer Gefahr enthoben, wuchs doch die Gefahr in der Flanke. Das feindliche Infanteriefeuer wurde immer heftiger; wenn man aufhören wollte, ihm in beinahe ungedeckter Stellung eine Zielſcheibe zu ſein, ſo mußte ein Angriff gegen ihn verſucht werden. Die 11. Compagnie drang über die Chauſſee in den Wald ein, etwa an derſelben Stelle, von wo aus die Huſaren-Escadron ihr erſtes Feuer erhalten hatte. Der Feind war aber übermächtig und warf der Compagnie ſehr überlegene Abtheilungen entgegen. Der mit großer Bravour vordringende Lieutenant Brzoſowski wurde durch zwei Kugeln getödtet, ein anderer Offizier ſchwer verwundet. Die 11. Compagnie mußte auf Winkels zu zurück, bald auch der Reſt des Bataillons. Der Zinnberg und die Rüdlinger Höhen ſchienen im Beſitz des Feindes bleiben zu ſollen.

Aber während die 55er Füſiliere an dieſer Stelle mit ſo vieler Bravour in die Breſche traten und unter ſo großen Verluſten (das Bataillon hatte 5 Offiziere und 71 Mann todt und verwundet) den Stoß von drei, vielleicht von fünf feindlichen Bataillonen parirten, hatte Generalmajor v. Wrangel alles, was er von ſeiner Brigade zur Hand hatte, ſowohl die zurückgegangenen, als die noch in Reſerve geſtandenen Compagnieen und Halb-Bataillone zuſammengefaßt und führte ſie nun in drei Colonnen gegen den Feind.

Die Zuſammenſetzung der drei Colonnen war die folgende:

Linker Flügel: in und am Zinnberg:
4. Compagnie
3. Compagnie
8. Compagnie
5. Compagnie } vom 19. Regiment.

Centrum: längs der Chauſſee:
1. Compagnie
halbe 6., halbe 7. } vom 19. Regiment,
2 Züge Lippe.

Rechter Flügel: in und am Schlegelsberg:
6 Compagnieen 19er,
Füſilier-Bataillon 55,
halbes 2. Bataillon 55,
3 Compagnieen Lippe.

A tempo traten die Colonnen an.

Am **rechten** Flügel, wo der Feind am ſchwächſten und wir am ſtärkſten waren, verlief das Gefecht raſch und ohne erhebliche dieſſeitige Verluſte, trotzdem der Schlegelsberg, wie ein Bericht hervorhebt, »ein völliger pot à feu« war.

Erbitterter war der Kampf im **Centrum**. Oberſtlieutenant v. Henning, der die Mittelcolonne perſönlich führte, hat ſelbſt eine Darſtellung dieſes Angriffs gegeben:

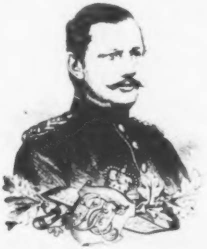
»Auf das Signal: das Ganze avanciren! brach die kleine Centrums-Colonne:

1. Compagnie 19. Regiments: Premierlieutenant v. Obernitz,
halbe 6., halbe 7. Compagnie: Lieutenant Metze,
ein Trupp vom Bataillon Lippe: Graf Merveld,

aus der Stellung links neben der 4pfündigen Batterie vor. Bei der halben 6. und halben 7. Compagnie befanden ſich die Fahnen des 1. und Füſilier-Bataillons 19. Regiments. Ich führte dieſe Colonne auf der Oſtſeite der Chauſſee längs derſelben gegen den Wald. Ein andrer Zug vom Bataillon Lippe, der bis dahin 350 Schritt vor der Batterie gelegen hatte, ſchloß ſich an und nun wurde, ohne einen Schuß zu thun, tambour battant der Weg bis auf den alten Platz, von dem das Gros zurückgegangen war, in dem ſtärkſten feindlichen Feuer (das aus der Liſière des Zinnbergs unſre linke Flanke traf) in einer Gangart zurückgelegt, die halb Attakenſchritt, halb Laufſchritt war.

Der Chauſſeedamm deckte in etwas gegen das heftige feindliche Flankenfeuer.

Beim Durchlaß angekommen bekam die Colonne auch Feuer in der Front. Einen Augenblick Halt; eine Salve; Premierlieutenant v. Obernitz und Graf Merveld ſpringen vor die Colonne und mit Hurrah und dem Bajonet wird die Liſiere des Holzes genommen. In dem kurzen Moment des Haltens war Lieutenant Metze neben mir, vor den Fahnen des 1. und Füſilier-Bataillons, und kurz darauf Major Rohdewald, der zu Fuß gefolgt war, links rückwärts der Colonne erſchoſſen worden.



Nach Wegnahme der Liſiere, ſandte ich, um uns die Flanke zu decken, 30 Mann links in das Gehölz, ritt dann rechts auf die Höhe, die vorher die 12pfündige Batterie eingenommen hatte und von der man das ganze Gefecht überſah, placirte den Reſt der 6. und 7. Compagnie (nun ohne Offizier) mit den beiden Fahnen an dem kleinen Buſch und hielt die von rechts her, vom Schlegelsberg, vorbrechende 12. Compagnie meines Regiments an eben dieſer Stelle feſt, da das Gefecht am Sinnberg-Holz (in meiner linken Flanke und meinem Rücken) noch keine Fortſchritte gemacht und ich keine weitren Reſerven hatte.

Mit ſchärfſter Spannung wartete ich auf den Erfolg und Fortgang dieſes unſichtbaren, mir nur durch das Feuer, die Attakenſignale und die Hurrahs hörbaren Gefechts, da deſſen Reſultat allein entſcheiden mußte, ob die im Centrum errungenen Erfolge in Frage geſtellt waren oder nicht.-

Alſo die Entſcheidung lag am linken Flügel und hier wurde ſie nach opfervollem Kampfe durch die 5. und 8., beſonders durch die 3. und 4. Compagnie gegeben. Major v. Drigalſki wurde ſchwer, Premierlieutenant

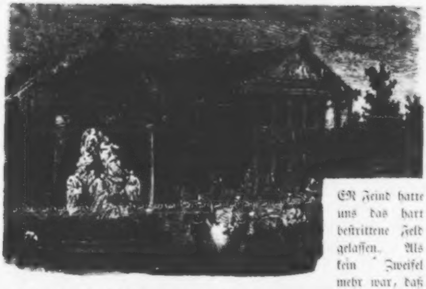
Lettgau leichter verwundet, Hauptmann Halm fiel, von drei Kugeln tödtlich getroffen. *Endlich wich der Feind.* »Bei der doppelten und dreifachen Ueberlegenheit der Baiern, ſo ſchreibt ein Augenzeuge, war ein ſolches Reſultat bei aller Tapferkeit und Hingebung der Offiziere und Mannſchaften doch nur mit dem Zündnadelgewehre möglich. Sanct Dreyſe half.«

Zum zweiten Male, unter Dranſetzung letzter Kräfte, war der Feind vom Sinnberge nach Nüdlingen hinabgeworfen worden, die Diviſion Stephan hatte das Schickſal der beiden andern Diviſionen (Zoller und Feder) getheilt.

An eine Verfolgung des Feindes war bei der außerſten Erſchöpfung der Truppen, die zum Theil 4 Meilen marſchirt waren, ehe ſie ins Gefecht kamen, nicht zu denken. Die Erſchöpfung war ſo groß, daß bei der inzwiſchen in der linken Flanke von Hauſen und Waldaſchach her in Kiſſingen eingetroffenen Diviſion Manteuffel das Anſuchen geſtellt wurde, mit einem Bataillon zum Beziehen der Vorpoſten auszuhelfen. Das 2. Bataillon 36. Regiments wurde zu dieſem Behufe vorbeordert. Das 1. Bataillon 55. Regiments blieb als Repli der Vorpoſten hart vorn liegen, alles Andre rückte ins Bivouac.

Der Kampf wurde nicht wieder aufgenommen, die Nacht verging ruhig.

Am Abend.



ER Feind hatte uns das hart beſtrittene Feld gelaſſen. Als kein Zweifel mehr war, daß die Baiern das Dorf Rüdlingen mit Zurücklaſſung ihrer Verwundeten geräumt und in der Richtung auf Münnerſtadt abgezogen ſeien, erhielt die Brigade Wrangel, wie bereits erzählt, Befehl, zurückzugehen und in der Nähe der Stadt ein Bivouac zu beziehn. Unter den nun zurückgehenden Bataillonen war auch das Füſilier-Bataillon Lippe, das an dieſem Tage mit ſo großer Auszeichnung gefochten hatte. Ein Offizier dieſes Bataillons berichtet über die Erlebniſſe des Abends wie folgt:

„. . . Wir brachen alſo vom Sinnberg auf, um die Stadt, oder doch das Terrain zwiſchen der Stadt und Dorf Winkels zu erreichen. Auf dem Marſche kam uns das 2. Bataillon vom 36. Regiment entgegen, welches heranrückte, um die Vorpoſten für die Nacht zu übernehmen.

Die Erſchöpfung unſrer Füſiliere war unbeſchreiblich. Hier brach einer ohnmächtig zuſammen, dort fiel ein andrer in epileptiſche Krämpfe und ſchlug mit Händen und Füßen um ſich. Kein Mittel der Erquickung, außer einer halben Flaſche Rothwein, war mehr vorhanden. Dazu kam, daß wir auch unſre Verwundeten mitſchleppen mußten. Endlich waren wir auf der zu unſrem Bivouac beſtimmten Stelle und warfen uns nieder. Nichts war da. Unſre Torniſter und Feldkeſſel hatten wir auf dem Altenberge, als wir zum Gefecht vorgingen, zurückgelaſſen.

Ich ſammelte auf dem Felde einige große bairiſche Feldkeſſel und ſandte meinen Burſchen damit ab, um aus dem Dorfe Winkels oder aus der Stadt Waſſer zu holen. Erſt nach einer halben Stunde kam er zurück, weil in der Nähe kein Waſſer zu finden war. Nur die Durſtigſten konnten erquickt werden, von denen jeder ein halbes Glas bekam. Es war wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Da rief der Hauptmann Kellner Freiwillige auf, um Wein und Brod aus der Stadt zu holen. Sogleich meldeten ſich außer mir noch der Secondelieutenant Graf v. Merveld und 34 Füſiliere, mit welchen ich unverzüglich aufbrach.

Es war mittlerweile ſtockfinſter geworden. In der Stadt fanden wir alle Straßen mit Bagage und die Häuſer mit Truppen angefüllt, welche hungrig und durſtig wie wir, alle Lebensmittel in Beſchlag genommen hatten. Nach langem vergeblichen Umherirren in finſtern, uns völlig unbekannten Stadttheilen, gelang es uns endlich 1¼ Anker Wein zu erhalten und nebenbei mehrere Krüge voll friſcher Milch zu entdecken, welche im Keller hinter den Weinfäſſern verſteckt waren. Letztere wurden von der mich begleitenden Mannſchaft ſofort ausgetrunken, während ich erſtere auf einer Schiebkarre ins Bivouac fahren ließ. Auf dem Rückwege traf ich glücklicher Weiſe auch den Marketender der 3. Compagnie auf der Straße, welcher ein Faß mit Schnaps auf dem Wagen hatte, auch dieſen dirigirte ich mit zwei Mann Begleitung ins Bivouac.

Als ich daſelbſt wieder ankam, waren die dieſſeitigen Abhänge der Berge bis dicht an das Gehölz bereits mit hunderten von luſtigen Bivouacfeuern bedeckt, deren Wiederſchein den nächtlichen Himmel röthete, und deren züngelnde Flammen, von einem Schwarm ſprühender Funken umgeben, mehr und mehr den dunklen Schleier lüfteten, welchen die Nacht über das weite Schlachtfeld mit ſeinen Trümmern und Leichen ausgebreitet hatte. Die träge Ruhe, welche kurz nach dem Gefecht auf demſelben lagerte, war einer emſigen Thätigkeit gewichen, welche ſich in der Nähe der Feuer entwickelte. Dunkle Geſtalten gingen ab und zu, oder hockten in dichten Gruppen zuſammen, von dem röthlichen Schein des Feuers maleriſch beleuchtet.

Nur auf unſerm Bivouac ruhte noch in unveränderter Weiſe die dichteſte Finſterniß und faſt lautloſe Stille, denn todtmüde lagen Offiziere und Mannſchaft neben und zwiſchen den Reihen der Gewehr-Pyramiden auf dem feuchten, mit zertretenem Getreide bedeckten Boden, theils in feſten Schlaf geſunken, theils in dumpfem Brüten vor ſich hinſtarrend, weil Hunger und Durſt trotz aller Müdigkeit den Schlaf verſcheuchten.

Ich fing an, bei einem Stückchen Talglicht von kaum 2 Zoll Länge, welches ich zur Vorſicht aus der Stadt mitgebracht hatte, den Wein auszuſchenken, mußte aber damit aufhören, als daſſelbe niedergebrannt war, denn die allgemeine Erſchöpfung war ſo groß, daß Niemand ſich mehr anſtrengen mochte, von den nahegelegenen Hecken Holz herbeizuholen.

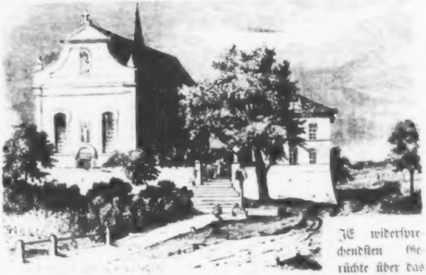
Da wurde mir ein Zettel überreicht, durch welchen der Hauptmann Kellner benachrichtigt wurde, daß dem Bataillon das Theater als Nachtquartier überwieſen ſei, mit der Aufforderung, ſofort dahin abzurücken. Wie eine Botſchaft des Himmels kam uns dieſe willkommene Nachricht; der Gedanke, unter ein wirthliches Dach zu kommen, war in dieſem Augenblicke ein hinreichender Antrieb, die letzten Kräfte einzuſetzen, um noch dieſes eine Ziel zu erreichen.

Das Theater in Kiſſingen iſt ein nur für die Saiſon erbautes, nicht ſehr geräumiges Bretterhaus, auf drei Seiten von zwei etagenweiſe übereinanderliegenden Galerieen umgeben, welche von außen zu den Eingangsthüren des Parterre und der Logen führen. Als das Bataillon gegen Mitternacht vor demſelben eintraf, waren die Thüren bereits zertrümmert, ſo daß die Füſiliere ſofort von allen Seiten hineindrangten. Bald waren ſämmtliche Plätze beſetzt. Wohl niemals ſeit der Erbauung des Theaters hat man ein ſo beſetztes Haus erlebt. Der Vorhang war aufgezogen, doch wurde die Bühne durch den gänzlichen Lichtmangel den Blicken des Publikums entzogen. Nur von Zeit zu Zeit, wenn das Dunkel durch Anzünden von Schwefelhölzchen auf wenige Secunden beſeitigt war, zeigte dieſelbe ein Bild, welches mit Scenen aus »Wallenſteins Lager« die größte Aehnlichkeit hatte. Dieſes Schauſpiel fand indeß wenig Beifall, denn das ganze Publikum ſaß ſchweigend da, mit vornüberhängenden Köpfen, das Gewehr feſt im Arm haltend und ſchnarchte bald in allen möglichen Modulationen. Auch die Galerieen außerhalb des Gebäudes mußten trotz der kalten, feuchten Nachtluft Schläfern zur Ruheſtätte dienen, weil das Haus ſie nicht alle zu faſſen vermochte. Einzelne ſchlichen ſich fort in die Stadt, um ihren Hunger und Durſt zu ſtillen.

Ich legte mich von Müdigkeit überwältigt mit einigen andern Offizieren auf den mit einem Teppich bedeckten Fußboden der königlichen Loge und ſchlief bis an den andern Morgen.«

Noch einmal der 10. Juli.

(Bericht eines Augenzeugen.)



IE widerſprechendſten Gerüchte über das Vordringen der Preußen — ſo ſchreibt ein bairiſcher, zur Kur in Kiſſingen anweſender Arzt — hatten ſchon mehrere Tage hindurch Ebbe und Fluth der Befürchtungen bei den hieſigen Einwohnern rege erhalten, da fingen am 9. Juli, nachdem in den letzten Tagen die Truppendurchmärſche große Dimenſionen angenommen hatten, die beunruhigenden Nachrichten an, ſich beſtimmter zu geſtalten. In den oberen Räumen meiner Wohnung war eine Anzahl bairiſcher Offiziere bei einer Flaſche Wein verſammelt, welche geheimnißvoll flüſternd in einigen Landkarten ſtudirten, die, wie mir ſchien, ihnen keine befriedigenden Aufſchlüſſe geben konnten, weshalb ich es für angezeigt fand, ihnen meine guten topographiſchen Karten zur Benutzung anzubieten. Ich ſtellte mich den Herren als Arzt vor. Zugleich erfuhr ich mit Beſtimmtheit, daß die Preußen von Brückenau aus gegen Kiſſingen im Anmarſch ſeien.

Gegen 4 Uhr Nachmittags wurde Generalmarſch geſchlagen und die Offiziere ſuchten mich noch einmal auf, um Abſchied von mir zu nehmen.

In der Nähe der engliſchen Kirche war ſchon ſeit dem vorigen Tage der geſammte Artilleriepark aufgefahren; ich konnte daher von meinem Fenſter aus das rührige Getümmel der Mannſchaft beobachten, die ſich rüſtete, ihre Geſchütze in gehörigen Stand zu ſetzen und dann nach verſchiedenen Richtungen hin abzog.

Gegen Abend begegnete ich unſrem Freunde W., den auch in dieſem kritiſchen Momente ſein Hang, in Jägerlatein zu reden, nicht verließ und der mir ein Langes und Breites über militairiſche Anordnungen vordemonſtrirte, die man zum Schutze Kiſſingens getroffen habe. Seiner Angabe gemäß ſollten der finſtere Berg und die Bodenlaube noch weit dichter mit Bajoneten überdeckt ſein, als der Igel mit Stacheln; gezogene und ungezogene Kanonen ſeien dort in Unzahl aufgepflanzt, kurz — es ſei eine reine Unmöglichkeit, daß auch nur ein einziger Preuße mit unfriedlichen Abſichten das Quellengebiet des Rakoczy betrete. Allmälig brach die Nacht herein und ich überließ mich der Ruhe.

Gegen halb 6 Uhr Morgens wurde ich durch eine Ordonnanz geweckt, die mich erſuchte, auf den bairiſchen Verbandplatz zu kommen, um dem Bataillonsarzt Dr. Gruber zu aſſiſtiren. Dieſer Verbandplatz war vorerſt unter den dem Adam Heilmann'ſchen Hauſe zu ſich wendenden Arkaden angeordnet. Auf dem Wege nach demſelben beſichtigte ich im Vorübergehen die getroffenen Vorkehrungen. Ueber den Kurplatz hatte ſich eine unheimliche Ruhe gebreitet, und nur in der Nähe des Verbandplatzes entfaltete ſich geſchäftige Thätigkeit; doch ſah man auch noch hin und wieder einzelne Kurgäſte ihre gewohnten Promenaden machen. Gegen 9 Uhr fielen die erſten Schüſſe, worauf ſchnell alle Straßen verödeten und man in denſelben faſt nur noch Militair erblickte; — deſſenungeachtet ließen ſich einige Damen, Amerikanerinnen, noch eine geraume Zeit nicht aus dem Kurgarten vertreiben. Bald geſellte ſich zu uns auch noch ein angehender Militairarzt, Dr. Hopf, der, weil es ihm unter den dermaligen Umſtänden unmöglich war, ſein Regiment aufzufinden, uns freundlich ſeine Beihülfe anbot. Er wurde der Dritte in unſrem Bunde, und wir fanden an ihm einen wackren Gefährten in Freud und Leid.

Allmälig wurde der Donner der Kanonen, das Knattern des Kleingewehrfeuers lebhafter. Schon um halb 10 Uhr brachte man uns den erſten Verwundeten, und das blutige Drama, welches uns ſo traurige Pflichten auferlegte, entwickelte ſich raſch vor unſren Augen. Nun ging es an die Arbeit, ein Theil der Verwundeten ward nach Anlegung eines Nothverbandes an die Hauptverbandplätze nach Winkels und Nüdlingen abgeliefert, ein anderer Theil aber fand das Ende ſeiner Leiden durch den Tod.

Gegen 11 Uhr erhielten wir, da der Kampf ſich immer mehr dem Kurgarten näherte, den Befehl, unſren Verbandplatz nach dem Goldmaierſchen Bierkeller, der gegen Winkels zu, nächſt dem Kirchhofe liegt, zu verlegen. Wie viele vergnügte Abende hatte ich ſchon als Student in dieſen Lokalen verlebt, die, ſonſt nur von heitren Klängen und vom Jubel einer fröhlichen Menge wiederhallend, nunmehr auserleſen waren, der Schauplatz des Jammers und der empfindlichſten Leiden zu werden. Von den ergreifenden Scenen, die, obgleich unſere **Aufmerkſamkeit** zu ſehr durch die angeſpannte Thätigkeit gefeſſelt war, doch häufig uns zu Auge und Ohr drangen, will ich nur einige ſchildern. Hier rief ein junger Soldat, kaum dem Knabenalter entwachſen, deſſen Leben im Erlöſchen war: O Mutter! Mutter! Dort lallte ein Anderer im Wundſtupor unaufhörlich einen Namen, wahrſcheinlich den Namen ſeiner Geliebten oder Braut. Hat ein guter Engel dieſe letzten Seufzer an den Ort ihrer Beſtimmung getragen? — hat im ſelben Augenblick ein ahnungsvoller Schauer die Herzen Jener erfaßt, an die ſolche entſendet waren?

Aber auch manches Beiſpiel von ſtoiſchem Duldermuthe, von Todesverachtung und Heldenſinn hatten wir anzuſtaunen. So brachte man uns einen Soldaten mit zerſchmettertem Beine, der, obſchon ein zweiter Schuß in den Unterleib eine Amputation unräthlich erſcheinen ließ, feſt darauf beſtand, daß man ihm das Bein abnehme, und mit ſtoiſchem Gleichmuthe erklärte, er fürchte weder Schmerzen noch den Tod, — er habe ſeine Schuldigkeit gethan und 4 Feinde niedergemacht. Ohne den geringſten Klagelaut hören zu laſſen, gab er nach einer Viertelſtunde den Geiſt auf. Ein Offizier, deſſen Wunde wir verbunden hatten, war kaum von ſeinem Vorſatze abzubringen, wieder in das Kampfgewühl zurückzukehren.

Hier hatte jeder Unterſchied des Standes und der Religion aufgehört. Der Offizier lag auf kärglichem Strohlager neben dem Soldaten und der ſterbende Proteſtant empfing vom hieſigen geiſtlichen Rathe und deſſen Kaplan, die, keine Gefahr ſcheuend, beim Beginne des Kampfes ſich auf unſrem Verbandplatze eingefunden hatten, gleichen Troſt wie der Katholik.

Unterdeſſen hatten ſich die Baiern in den Gottesacker geworfen und ſich hinter den Mauern deſſelben gut verſchanzt und eröffneten nun gegen die in den Gartenlokalitäten Goldmaiers befindlichen Preußen ein mörderiſches Gewehrfeuer. Dieſer mit ſchrecklicher Hartnäckigkeit und Erbitterung geführte Kampf brachte uns in neue Lebensgefahr, indem wir nun von den bairiſchen Kugeln eben ſo bedroht wurden, wie vorher von den preußiſchen. Schuß auf Schuß fielen Ziegelſtücke praſſelnd von dem Dache der Kegelbahn, denn Flintenkugeln und Granaten flogen maſſenhaft uns entgegen, ſo daß wir alle drei bereits die Hoffnung aufgegeben hatten, mit heiler Haut davon zu kommen. Einer unſrer Sanitätsſoldaten wurde ſogar von einem Granatſplitter, jedoch ſo glücklich geſtreift, daß er ihm nur einen Knopf ſeiner Uniform abriß, ohne ihn im Mindeſten zu verletzen. Endlich gelang es den Preußen, das im Kirchhofe befindliche Meßnerhaus zu beſetzen, von wo aus die Mehrzahl der nun ihrer Hauptdeckung beraubten Baiern, die deſſen ungeachtet mit wahrem Löwenmuthe Stand hielten, niedergemacht wurde. Durch dieſes Gemetzel nahm die Anzahl der Verwundungen ſo zu, daß, zum Theil auch weil keine preußiſchen Aerzte zur Stelle waren, um uns zu unterſtützen, es faſt unmöglich war, die Menge der unſere Hülfe in Anſpruch Nehmenden zu bewältigen. Selbſt mein Groom, ein junger Burſche von 17 Jahren, mußte zugreifen und mir beim Verbandanlegen an die Hand gehen.

Während wir hier auf den Knieen von einem Verwundeten zum andern rutſchten, um ihnen die erſte Hülfe zu bringen, zog Regiment auf Regiment der ſiegestrunkenen Preußen vorüber. Der Generalſtab hielt gerade vor unſrem Lazarethe, um, mit topographiſchen Karten wohl verſehen, neue Dispoſitionen zu treffen; und da einige dieſer Herren auch unſren Verbandplatz beſuchten, hatten wir Gelegenheit, die Führer der Mainarmee perſönlich kennen zu lernen. Später wurde ich von einem Feldgeiſtlichen angegangen, auch in verſchiedenen Häuſern der nächſten Umgebung, in denen zahlreiche Verwundete Aufnahme gefunden hatten, Verband anzulegen. Auch hier gab es wieder alle Hände voll zu thun, und kaum hatte ich mein Werk vollendet, ſo kam der in ſeinem frommen Berufe Unermüdliche ſchon wieder, mich dringend erſuchend, ihm zu einer Menge von Verwundeten zu folgen, die ſammt einem bairiſchen Hauptmanne ohne ärztliche Hülfe in Winkels lägen. Wir begaben uns daher in Begleitung meiner beiden Collegen ſofort dahin, mußten jedoch militairiſche Bedeckung requiriren und uns auf mehrſeitiges Anrathen in Ermangelung von Armbinden durch weiße Taſchentücher auszeichnen.

Der Weg nach Winkels war faſt ganz mit preußiſchen Truppen belagert. Gleich beim Antritt unſrer Wanderſchaft wurden wir durch eine ſonderbare Scene in tiefe Wehmuth verſetzt. Hart am Kirchhofe raſteten mehrere Regimenter und eine Militairmuſik ſpielte, um die durch Strapazen ganz ermattete Mannſchaft aufzumuntern — luſtige Weiſen. Welch ein Contraſt! dort zwiſchen umgeſtürzten Monumenten lagen ſie noch, die wackren Baiern, entſtellte Leichen — die erſt kurz zuvor als Opfer des Kampfes auf die Grabhügel des Kirchhofs hingeſtreckt worden waren. Viele hielten die Waffe, mit der ſie ſich bis zum letzten Augenblicke mannhaft vertheidigt, noch krampfhaft in der Hand — Siegesmärſche der Feinde waren ihr Grablied. Rechts ab von der Chauſſee bivouakirten blaue Huſaren. Ein

Artilleriepark mit ſchönen gezogenen Kanonen ſtand in Bereitſchaft, um zu neuem Kampfe vorzurücken, während unſere Blicke allenthalben den Spuren eines vorhergegangenen begegneten. Zahlreiche Leichen wurden auf Bahren vom Platze getragen, große Blutlachen hinterlaſſend, welche der vom Regen ganz durchnäßte Boden nicht aufſaugen konnte. Die Felder waren zerſtampft. Wir mußten uns buchſtäblich durch Soldatenhaufen hindurchwinden, zumal an den Lippe-Detmoldern vorbei, die nur harte Worte für uns hatten.

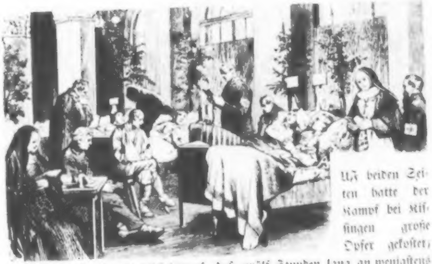
In Winkels angekommen, fanden wir den Ort faſt nur von Soldaten bevölkert, — die Dorfbewohner hatten ſich faſt alle geflüchtet. Der verwundete bairiſche Hauptmann, den ich hier vorfand, war ein Baron v. Reitzenſtein. Er lag, auf ein hartes Strohlager hingeſtreckt, in Mitte einer lärmenden Menge Preußen. Jeder wollte zuerſt verbunden ſein. Der Arm des Hauptmanns war durch einen Schuß ins Schultergelenk zerſchmettert, durch einen andern war die Leber derartig verletzt, daß keine Hoffnung vorhanden war, ſein Leben zu retten. Er fühlte dies ſelbſt und mit Reſignation ertheilte er mir ſeine Aufträge an ſeine Familie, für die er bis zum letzten Hauche die rührendſte Liebe an den Tag legte. Seinen Wunſch, ihn aus dieſem Tumult fort nach der Stadt bringen zu laſſen, konnten wir leider nicht ſogleich erfüllen. Endlich fanden wir einen Wagen. Es gelang uns, den Todwunden, mit dem wir abermals ins Feuer kamen, glücklich nach Kiſſingen hineinzuſchaffen; aber er ſtarb bald darauf. Er hat ſeinem Wunſche gemäß, ein beſonderes Grab erhalten.

Nachts war ich wieder auf unſrem Verbandplatz (in der Nähe des Friedhofs). Bot derſelbe ſchon Tags über einen Grauſen erregenden Anblick, ſo wurde durch die ſpärliche Beleuchtung, vermittelſt in leere Flaſchen geſteckter Talglichter, deren Flämmchen im Luftzug ſich flackernd hin und her bewegten, die Schauerlichkeit des Ortes unbeſchreiblich geſteigert. Eine rabenſchwarze Nacht warf ihre Schatten auf entferntere Punkte, aus denen ein Stöhnen und Aechzen zu unſren Ohren ſcholl. Zuweilen erinnerte uns auch ein Hülfe flehendes »Doctor, hier« daran, daß ein in Dunkelheit Begrabener noch ſehnſüchtig auf unſren Beiſtand wartete. Hier murmelte ein ſchwer bleſſirter Pole, ſein Amulet feſt an die Bruſt drückend, in ſeiner Mutterſprache Gebete, dort ſpendete der unermüdliche geiſtliche Rath einem Sterbenden die Tröſtungen der Religion; da hörte man einen verwundeten Familienvater den heilloſen Bruderkrieg verfluchen, der ihn gegen ſeinen Willen den Seinigen entriſſen; dort Verſöhnungsworte Zweier, die ſich kurz vorher noch als Feinde gegenüber geſtanden und ſich nun, von gleichem Schickſale betroffen, als Freunde die Hände drückten. Einen unverlöſchlichen Eindruck aber machte auf mich eine Nachtſcene ganz eigenthümlicher Art. Ein herzzerreißendes Weinen und Schluchzen eines an einer Schußverletzung

Leidenden übte auf alle Anweſenden einen merkwürdigen Einfluß. Es iſt unmöglich, dieſe Jammertöne zu beſchreiben, ich war der Meinung, ſie müßten das härteſte Gemüth erweichen. Da rief plötzlich ein andrer, entfernter Liegender um Hülfe. Ein Elender hatte ſich beuteſuchend herangeſchlichen und verſuchte dem armen Schwerverwundeten, den er für beſinnungslos hielt, die Stiefel abzuziehen. Leider entkam er unter dem Schutze der Dunkelheit.

Als ich endlich erſchöpft von der Anſtrengung mein Lager aufgeſucht hatte, ward ich bald wieder mit der Meldung aufgeſchreckt, daß ein Soldat, der von einem vergifteten Brunnen getrunken, ſchleunigſt ärztliche Hülfe bedürfe. Ein Vergiftungsfall iſt in der Regel an ſich ſchon ein casus fatalis für den Arzt, allein ich erwog auch noch die Gefahr, welche hier möglicherweiſe für Unſchuldige, ja für die ganze Stadt erwachſen könnte, wenn der Haß der feindlichen Soldaten dadurch aufgeſtachelt würde, und beflügelte deshalb meine Schritte nach dem mir bezeichneten Ort, wobei ich zugleich in meinem Gedächtniß alle erdenklichen Gegengifte Revue paſſiren ließ. An Ort und Stelle angekommen, fand ich den armen Teufel allerdings in einem üblen Zuſtand, allein durch gründliche Nachforſchung wurde bald ermittelt, daß das vermeintliche Gift nichts andres war, als eine etwas excentriſche Wirkung des »Rakoczy«. Der gute Mann hatte ſeinen ausgehungerten Magen nicht nur mit den verſchiedenartigſten Speiſen und Getränken vollgepfropft, ſondern auch noch ein erkleckliches Quantum Rakoczy darauf geſetzt. War es demnach ein Wunder, daß der durch die Beunruhigung ſeines Gebietes ergrimmte Quellengeiſt ſich rächte?«

Die Verluſte. Die Pflege der Verwundeten.



Auf beiden Seiten hatte der Kampf bei Kiſſingen große Opfer gekoſtet, geringe freilich im Hinblick darauf, daß zwölf Stunden lang an wenigſtens eben ſo vielen Punkten gekämpft worden war. Die Baiern verloren:

todt: 9 Offiziere, 92 Mann,
verwundet: 37 Offiziere, 554 Mann,
gefangen: 6 Offiziere, 559 Mann,

in Summa alſo: 52 Offiziere und 1205 Mann.

Am härteſten war die 3. Diviſion betroffen worden, die, bis gegen Mittag hin, auf der ganzen Linie von Hammelburg bis Hauſen und Waldaſchach, allein im Feuer ſtand und auch wohl ſpäter noch an den Kämpfen um Winkels und den Sinnberg einen partiellen Antheil nahm. Ihr Führer, Generallieutenant v. Zoller (neben v. d. Tann der beſte Offizier der Armee), war gefallen, Generalmajor Graf Pappenheim verwundet. Das 15. Infanterie-Regiment verlor 11 Offiziere: 4 todt, 4 verwundet, 3 vermißt.

Der preußiſche Geſammtverluſt bezifferte ſich niedriger als der bairiſche:

todt: 10 Offiziere, 133 Mann,
verwundet: 25 Offiziere, 671 Mann,
gefangen: 1 Offizier, 57 Mann,

in Summa alſo 36 Offiziere und 861 Mann. In Wahrheit aber, wenn wir von der größern Zahl bairiſcher Gefangenen abſehen, hatten wir ſchwerere Einbußen erfahren, als der Gegner. Nicht zu verwundern! Aller Orten, mit Ausnahme des Gefechtes bei Nüdlingen, waren wir die Angreifenden geweſen und hatten den Gegner aus Poſitionen geworfen (oder dieſen Poſitionen doch gegenüber geſtanden), denen ſchwer beizukommen war. Wir erinnern nur an die Gradirwerke und an die Häuſerreihe links und rechts neben der Brücke. Während des ganzen Feldzuges operirten die Baiern nach dieſer Seite hin mit großem Geſchick und brachten uns dadurch um die Vortheile, die, namentlich der öſtreichiſchen Kampfesweiſe gegenüber, unſre Bewaffnung uns unzweifelhaft gab.

Ueberblicken wir unſere Verluſte am 10. Juli im Detail, ſo ergiebt ſich, daß das 19. Regiment am ſchwerſten litt (10 Offiziere, 288 Mann). Nächſt ihm das 55.*)

Das Füſilier-Bataillon letztgenannten Regiments verlor 6 Offiziere (2 todt) und 101 Mann. Geringer waren die Verluſte der übrigen Truppentheile.

Das 1. Bataillon 15. Regiments hatte 2 todte Offiziere, die Lieutenants Delius und Lindner.

Beſonders beklagt wurde der Tod des Majors Rohdewald. Schon in der Nacht war ſeine Leiche vom Schlachtfelde aus nach der Stadt geſchafft und im Kurſaale niedergelegt worden. Am andern Morgen zwiſchen 10 und 11 Uhr fand ſeine Beerdigung ſtatt. Ein Offizier vom Bataillon Lippe ſchreibt: Der Sarg wurde von Unteroffizieren getragen. Unter dumpfen Trommelſchlägen und den Trauerklängen der Muſik ſetzte ſich der Leichenzug, gefolgt von dem ganzen Bataillon, in Bewegung und zog durch die Hauptſtraße dem Kirchhofe zu, auf welchem noch Haufen todter Preußen und Baiern mit klaffenden Wunden friedlich neben einander lagen und auf die Vollendung ihrer letzten, gemeinſamen Ruheſtätte warteten. Diviſionsprediger Jordan ſprach; dann »Präſentirt das Gewehr« und ein ſtilles Gebet. So nahmen wir Abſchied von unſrem allverehrten Commandeur. Ernſt und ſchweigend kehrte das Bataillon in die Stadt zurück. Eine große Anzahl Fremder, namentlich Engländer, hatte ſich zu dieſer Feierlichkeit eingefunden.

---

*) Das 1. Bataillon vom 55. Regiment verlor den Fähnrich v. Wasmer, den erſten Schleswig-Holſteiner, der für Preußen fiel. Mit Rückſicht hierauf geben wir Folgendes. v. Wasmer wurde im Kampf um die Nüdlinger Höhen (vergl. S. 121) verwundet, fiel in bairiſche Hände und kam in das Lazareth von Münnerſtadt. Am 25. Juli wurde er bereits ausgewechſelt und nach Kiſſingen ins preußiſche Lazareth transportirt, woſelbſt er leider am 15. Auguſt ſeinen Kopfwunden erlag. Er war, nachdem er in Rendsburg das Abiturienten-Examen beſtanden, in Minden beim 55. Infanterie-Regiment als Avantageur angenommen worden und hatte ſich während des Kampfes als ein tapferer Soldat gezeigt. Seine Leiche wurde nach Holſtein zurückgebracht und im Familienbegräbniſſe der Familie v. Wasmer zu Seheſtedt bei Rendsburg am 20. Auguſt beigeſetzt, wozu der Generalmajor v. Kaphengſt, nachdem er Kunde davon erhalten, eine Compagnie Landwehr commandirt hatte und wobei er ſelbſt nebſt vielen anderen Offizieren zugegen war. Das Begräbniß war ein tief ergreifendes; die Unteroffiziere, die den Sarg vom Leichenwagen in die Ruheſtätte trugen, konnten ihre Thränen nicht zurückhalten und nahmen ſich als Andenken an den Kameraden jeder ein Blatt von den auf demſelben liegenden Kränzen. Der Generalmajor v. Kaphengſt legte zuletzt auf den Sarg einen mit weiß und ſchwarzen Bändern geſchmückten Lorberkranz mit den Worten: „Als letzten Gruß von Deinen Kameraden überreiche ich Dir die wohlverdienten Lorbern.“ Dann folgten die Ehrenſalven.

Etwa zu gleicher Stunde begrub auch das 19. Regiment ſeine 4 todten Offiziere auf dem Kiſſinger Kirchhofe. An ihre Gräber treten wir ſpäter (vergl. S. 148). Hier nur ein Wort über die ſchweren Verluſte, die das Regiment überhaupt zu tragen hatte und deren General v. Goeben, übrigens unter mehrfacher Anerkennung der glänzenden Tapferkeit dieſer Truppe, in ſeiner Relation über das Gefecht bei Kiſſingen in folgenden Worten Erwähnung thut: »Die ſchwerſten Verluſte hatte das 19. Regiment, welches zu der überraſchenden Beſetzung des Sinnberges (durch den Feind) die Veranlaſſung gegeben und unter den Folgen davon zu leiden hatte.« Es liegt ein Vorwurf in dieſen Worten, der vielleicht um ſo tiefer trifft, je maßvoller er gehalten iſt. Es iſt aber bei blos angedeutetem Tadel über das Regiment und ſeine Führung am 10. Juli nicht geblieben und dieſer lauter werdende, und wie wir gleich bemerken wollen, höchſt ungerechte Tadel giebt uns Veranlaſſung, auf die Vorwürfe, die erhoben worden ſind, näher einzugehn. Es ſind namentlich drei:

1. Oberſtlieutenant v. Henning hätte, nach den Nachmittagserfolgen am Sinnberge, alſo vor Eintreffen der Diviſion Stephan, Nüdlingen beſetzen ſollen.

2. Die ſeitens der Baiern glücklich ausgeführte Umgehung unſrer linken Flanke war nur in Folge einer Unachtſamkeit möglich.

3. Das Zurücknehmen des Gros des Regiments in dem allerkritiſchſten Moment umſchloß eine allergrößte Gefahr und konnte den Erfolg des Tages in eine Niederlage verwandeln.

So die gemachten Ausſtellungen. Wir wollen darauf antworten.

Ad 1. Die Beſetzung Nüdlingens, am Nachmittag, unterblieb auf ausdrücklichen Befehl des Generals v. Kummer, dem zu dieſer Stunde des Tages das 19. Regiment unterſtellt war. Der General ordnete ausdrücklich an: »Die Stellung am Sinn- und Schlegelsberge feſtzuhalten und Nüdlingen nicht anzugreifen.« Läge alſo hier ein Fehler vor, ſo würde er nicht die Führung des 19. Regiments treffen. Es liegt aber kein Fehler vor. Wir ſtimmen völlig den Worten des Oberſtlieutenants v. Henning bei, der Folgendes ſchreibt: »Ich ſpreche hiermit meine beſtimmte Anſicht aus, daß Nüdlingen in ſeiner eigenthümlichen tiefen Lage und durch ſeine topographiſche Form in der beregten Kriegsſituation ſich weder zur Beobachtung noch zur Vertheidigung eignete. Seine Wegnahme war durch die Kriegsraiſon nicht geboten.«

Ad 2. Die Umgehung des linken Flügels, die ſo verhängnißvoll zu werden drohte, wurde durch drei Dinge möglich gemacht:

einmal durch den Wald am Sinnberg, der den Blick nach Norden — während alles übrige eingeſehn werden konnte — ſperrte;

zu kleinerem Theil durch einen weißen Höhenrauch, der über der Landſchaft lagerte

und drittens und vornehmlich dadurch, daß die bis zur Hainmühle vorgeſchobene 10. Compagnie dieſe wichtige Stellung am äußerſten linken Flügel freiwillig und ohne entſprechende Meldung aufgab und dadurch den linken Flügel nicht nur entblößte, ſondern auch unbeobachtet ließ.

Dies war ein Fehler ſeitens der 10. Compagnie, wiewohl Mannigfaches zu ihrer Entſchuldigung ſpricht; jedenfalls iſt der Führung des Regiments kein Vorwurf daraus zu machen, im Gegentheil, ſeitens deſſelben geſchah alles, um das Unheil abzuwenden. Es operirte dabei mit bemerkenswerther Umſicht und Kaltblütigkeit. Dies führt uns auf den dritten Punkt.

Ad 3. Die Zurücknahme des Gros, alſo der 2., 3., 4., 9. und 12. Compagnie, iſt der Führung des Regiments als ein Fehler angerechnet worden. Schwerlich mit Recht. Wir möchten umgekehrt annehmen, daß darin die Rettung lag. Jedenfalls war es das einzig Correcte. Die vereinzelten, überraſchten und übergerittenen Compagnieen waren momentan widerſtandsunfähig, ſie bedurften der Ralliirung, um einer Kraftentwicklung zu einem energiſchen Gegenſtoß überhaupt noch wieder fähig zu werden. Oberſt v. Henning hat ſich ſelbſt darüber ausgeſprochen: »Den Befehl zum Zurückgehn zu geben, wurde mir als Soldat ſehr ſchwer. Indeſſen in dem Thalkeſſel rings umfaßt, ohne Ueberſicht, gekannten und überlegenen Kräften gegenüber, erſchien es mir bei der taktiſchen Form, die das Gefecht nun einmal angenommen hatte, unerläßlich, die Rückwärtsbewegung anzuordnen, da ein längeres Ausharren nichts andres bedeutet hätte, als den Erfolg dem Zufall, ja mehr als dem Zufall anheimzugeben.« Dies ſcheint uns richtig. Der glänzende Schlußakt des Dramas war nur möglich nach vorhergegangener Ralliirung aller vorhandenen Kräfte.

Wenn der Ausgang des Tages ſchließlich doch ein Mißerfolg geweſen wäre, wenn die Baiern den Sinnberg behauptet und uns zu einem Zurückgeben auf Winkels und vielleicht ſelbſt auf Kiſſingen gezwungen hätten, — dieſer Echec (und er drohte nahe genug) würde ſeinen eigentlichſten Grund in etwas ganz Anderem gehabt haben, als in der Haltung des 19. Regiments. General v. Goeben glaubte das Spiel früher zu Ende, als es zu Ende war. Er glaubte bei ſo ſpät vorgerückter Tagesſtunde an keinen neuen Angriff des Gegners und gab im Vertrauen darauf der Poſition am Sinn- und Schlegelsberge nicht die Vertheidigungskraft, deren dieſelbe bedurfte. General v. Goeben ſelbſt, in ſeiner mehrgenannten Broſchüre, berührt dieſen Punkt in folgenden Worten: » . . . Es war Spätnachmittag, als General v. Wrangel einen Adjutanten an den Diviſions-Commandeur (Goeben) entſandte, mit dem Erſuchen um Unterſtützung. Der Adjutant wurde indeſſen mit dem Beſcheid zurückgeſchickt, daß der General (Wrangel) mit 8 Bataillonen und zwei Batterieen in ſo ſtarker Stellung einem jeden ſo ſpät am Tage erfolgenden Angriff vollſtändig gewachſen ſei. . . In dem Augenblick aber, als dieſer Beſcheid am Sinnberge beim General v. Wrangel eintraf, war die ſtarke Stellung ſchon nicht mehr im Beſitz des Generals.«

So etwa General v. Goeben ſelbſt, der ſich in dieſen Worten freimüthig zu der Anſicht bekennt, daß er die Sinnberg-Stellung für ausreichend beſetzt hielt. War ſie es wirklich? Es will uns fraglich erſcheinen. Wir wollen nicht geradezu in Abrede ſtellen, daß es bei mehr Glück und unter Wegfall gewiſſer Zwiſchenfälle unſeren 5½ Bataillonen (mehr war zunächſt nicht da) vielleicht möglich geweſen wäre, den Angriff der 5 oder 6 friſch anrückenden bairiſchen Bataillone, der zu Anfang völlig reuſſirte, aus eigner Kraft zurückzuſchlagen, aber auf ein ſolches Zahlenverhältniß durfte man ſich denn doch nicht unbedingt Rechnung machen. Hinter Rüdlingen ſtanden die zurückgegangenen Bataillone der 3. und 2. Diviſion, zum Theil hart mitgenommen, aber doch nicht ſo en déroute, daß es nicht möglich geweſen wäre, ihrer Geſammtheit noch 4 brauchbare Bataillone zu entnehmen. Daß dies unterblieb, war ein Glück für uns, aber doch immerhin ein Glück, auf das es mißlich war, ſich von vornherein zu verlaſſen.

Soviel in Vertheidigung des 19. Regiments, dem, um das Maß voll zu machen, ſchließlich auch nachgeſagt worden iſt, daß es, »ſeiner polackiſchen Natur nachgebend, ſich in Kiſſingen zu gröblichen Keller-Exceſſen habe hinreißen laſſen«.

Auch darauf antwortet der damalige Commandeur, und noch einmal führen wir ihn mit ſeinen eigenen Worten ein: »Ob in Kiſſingen Flaſchen-Exceſſe begangen worden ſind, weiß ich nicht. Ob es aber dem 19. Regiment möglich war, ſolche zu begehen, mag der Leſer danach beurtheilen, daß das 19. Regiment am 10. Juli Nachmittags 2 Uhr im Laufſchritt durch Kiſſingen zum Gefecht von Winkels vorging, zwei Gefechte ſchlug, über 200 ſeiner

Verwundeten zwar nach Kiſſingen ſandte, ſelbſt aber [illegible] Stunden von Kiſſingen entfernt, am Hang des Sinnbergs, an den Weinbergen ohne Keller bivouakirte, am 11. Juli früh die Vorpoſten bei Nüdlingen bezog und am 11. Nachmittags 2 Uhr, ſeine Todten zu ehren, mit klingendem Spiel, unterm Ruf: »Es lebe der König« Kiſſingen von Neuem paſſirte.«

200 Verwundete hatte allein das 19. Regiment nach Kiſſingen hin abgeliefert; das mag uns veranlaſſen, noch am 11. einen Blick auf die Stadt zu werfen. Am 11. war ganz Kiſſingen (wie auch Winkels und Nüdlingen) ein großes Lazareth. Die Einheimiſchen wie die Fremden waren gleich willfährig in Darbringung von Gaben und Opfern. Die Kurgäſte aller Nationen, vor allem die Damen, wetteiferten, den Unglücklichen ihre Leiden nach Kräften zu erleichtern und ihnen Erquickung und Troſt zu bringen. Vom frühen Morgen an ſah man Bediente und Dienſtmägde mit Körben und ungeheuren Ballen von einem Hoſpital ins andre eilen, ganze Wagen voll Matratzen, Betten und Stroh wurden hinausgefahren, um denſelben eine beſſere Lagerſtätte zu bereiten. Und das Bedürfniß war in der That groß. Weit über 1000 Verwundete lagen, meiſtens nur halb bekleidet, vielfach noch auf dem nackten Fußboden der Lazarethe umher, ſo wie ſie dort niedergelegt waren. Im Converſationsſaal, in den Colonnaden des Kurgartens befanden ſich Hunderte von Verwundeten; andere Hunderte in den großen Hotels, namentlich im »bairiſchen Hof«. Ueber das in letztgenanntem Hotel hergerichtete Lazareth liegt uns, von bairiſcher Seite, eine aus jenen Tagen herrührende intereſſante Schilderung vor. Wir geben daraus Folgendes:

»Der Beſuch Fremder war, laut an der Thüre angeſchlagener Verfügung, verboten; allein der preußiſche Oberſtabsarzt willfahrte meiner Bitte den Zutritt auf die bereitwilligſte, liberalſte Weiſe. In drei Stockwerken, in den ſchönen hohen Zimmern, in denen die reichſten Tapeten in Fetzen von den Wänden hingen, die wiederum faſt alle auf der den Fenſtern gegenüberliegenden Seite von Kugelſpuren gezeichnet waren, lagen nun die armen Opfer jenes blutigen Sieges, welche noch nicht hatten weiter gebracht werden können, weil ihre Verwundung eben nur die Ausſicht baldigen Todes oder wenigſtens ſehr ſpäter, äußerſt langſamer Heilung zuließ.

Man darf nur ſo ein preußiſches Lazareth anſehen mit all ſeinen bis ins Einzelnſte gehenden, namentlich in den Vorrichtungen, dem Kranken ſeine Lage leichter und erträglicher zu machen, erfinderiſchen und praktiſchen Ordnung, um wieder Reſpect zu bekommen vor der bewundernswerthen

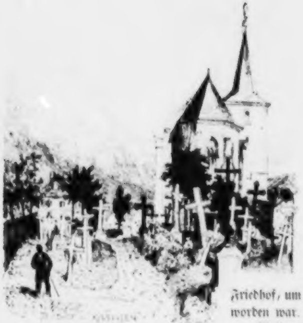
Organiſation, die dort alle Heereseinrichtungen durchdringt und der der Feind am Wenigſten ſein Auge verſchließen darf.

Katholiſche und evangeliſche Krankenpflegerinnen verſahen den Wartedienſt, barmherzige Schweſtern aus Düſſeldorf und Diakoniſſen aus Trovia; mit großer Freundlichkeit geleiteten ſie mich von Krankenbett zu Krankenbett, für jeden Leidenden ein tröſtendes Wort bereit habend, mit jedem freundlich plaudernd, wie die Schweſter mit dem Bruder redet, oder da und dort die kaum erbetene Hülfleiſtung reichend, wie die Mutter dem kranken Kinde dient, und aus mehr als einem Munde hörte ich das Zeugniß: »Wenn der liebe Gott und die Schweſter nicht wäre, ich wäre längſt vergangen in meinem Elende!«

So der Bericht. — Groß und allgemein war die chriſtliche Liebesthätigkeit, aber groß war auch die Noth, und nicht überall drang die Hülfe hin. Oder ſie kam zu ſpät. Wie eifrig man auch die Felder, die Bergabhänge, die Waldſtrecken durchſucht hatte, doch geſchah es, daß man am 14. Juli, inmitten eines Kornfeldes, einen an einen Baum gelehnten Verwundeten fand, der die heiſere Frage that: »habt ihr Brod?« Er ſtarb, ehe man die Stadt mit ihm erreichte.

Der Kiſſinger Friedhof.

Am 31. Auguſt 1867.



JEDE Verwundete genaſen; aber an andern ſcheiterte die beſte Pflege und man trug ſie hinaus auf den Friedhof, um den ſo heftig gekämpft worden war.

Hierher waren auch, mit wenigen Ausnahmen, alle Offiziere geſchafft worden, die hüben und drüben am Schlachttage ſelbſt gefallen waren, und wenn in der Stadt ſelbſt die letzten Kampfesſpuren längſt verſchwunden ſein werden, wird doch auf viele Jahre hin der Kiſſinger Friedhof noch an den Tag von Kiſſingen gemahnen.

Die vielen an dieſer Stelle in Marmor und Sandſtein aufgerichteten Denkſteine ſind ein beſonderer Schmuck dieſes ohnehin maleriſchen Platzes geworden und zwiſchen ſeinen Gräbern wandeln, heißt die Geſchichte des 10. Juli auf ſteinernen Tafeln leſen. Schicken wir uns dazu an. Es iſt ein Jahr und drüber ſeit dem Tage des Gefechts vergangen.

Erſt an dem Bildſtöckl, dann an der alten Linde vorbei, die in Front des Eingangs ſtehn, ſteigen wir die Stufen hinan, die uns auf den Friedhof führen. Gleich hinter dem Meßnerhauſe, zwiſchen dieſem und der Kapelle, beginnen die Gräber. Hier iſt zunächſt der Grabhügel jenes tapferen Schützen, vom 15. bairiſchen Regiment, der allen Pardon verſchmähend, im Hotel Sanner gegen die anſtürmenden Preußen fiel. Daneben das Grab vom Hauptmann Thoma, »der zwei Stunden lang den Kirchhof hielt«. Der Hügel von Aſtern überblüht; zu Häupten ein ſchlichtes Kreuz und in dem Kreuz, in ſchlichter Umrahmung, folgende Inſchrift: »Hier ruht in Gott Herr Hauptmann Thoma vom 9. K. bairiſchen Infanterie-Regiment, welcher den Kirchhof vertheidigt mit 300 Mann bis 4 Uhr Nachmittags. Wegen preußiſcher Uebermacht mußte er ſeine Stellung verlaſſen und iſt gefallen am 10. Juli, hundert Schritt oſtwärts auf dem Wege nach Winkels.« Rechts erblicken wir den großen alten Grabſtein mit dem Reliefbild eines betenden Ritters, den die Vertheidiger des Kirchhofs vor das Seitenthor gewälzt hatten; jetzt iſt er an eben dieſer Stelle (das Thor iſt verſchwunden) in die Kirchhofswand eingemauert.

Inmitten des Kirchhofes, die meiſten andern Denkſteine überragend, erhebt ſich, in grauem Marmor ausgeführt, das ſchöne Monument des bei Winkels gefallenen Hauptmanns v. Reitzenſtein. (Vergl. S. 138.) Die Inſchrift lautet: »Friedrich Freiherr v. Reitzenſtein-Hartungs, K. bairiſcher Hauptmann im 12. Infanterie-Regiment (König Otto von Griechenland), geboren den 4. November 1823, auf dem Felde der Ehre geblieben den 10. Juli 1866 im Gefechte bei Kiſſingen.«

Die 19er, die hier ruhen: Hauptmann Auguſt v. Zwehl, Premier-Lieutenant Colmar v. Uthmann, Seconde-Lieutenant und Adjutant Georg Metze, Eugen Dewald (einjähriger Freiwilliger aus Colberg) haben ein einfaches Holzkreuz oder ein Sandſteinmonument; ebenſo die drei gefallenen Offiziere vom 55. Regiment: Hauptmann v. Lüders, Seconde-Lieutenants Paul Brzoſowski aus Potsdam und Carl v. Rex aus Erfurt.

Ein ſchlichtes Holzkreuz ebenfalls ſteht auf dem Grabe von Franz Dejoiez, Pharmazeut aus Trebnitz in Oberſchleſien. »Er wurde während des Kampfes um Kiſſingen durch einen Granatſplitter in der hieſigen Apotheke getödtet.«

Das ſchönſte Monument iſt das, das dem Major Rohdewald errichtet wurde. Helm, Schwert und Eichenkranz ruhen auf einem prächtigen Sarkophage von ſchwarzem Marmor. Die Inſchrift lautet: »Major und Bataillons-Commandeur Auguſt Rohdewald, gefallen im Gefecht bei Kiſſingen am 10. Juli 1866.« Auf der Rückſeite: »Seinem verehrten Führer das Offizier-Corps des Füſilier-Bataillons Lippe.«

Auch Hauptmann Robert Halm (4. Compagnie 19. Regiments, gefallen bei Rüdlingen) war hier begraben worden. Aber nicht auf lange: am 14. November hatten ihn die Seinen in die Heimath (nach Strasburg in Weſtpreußen) übergeführt.

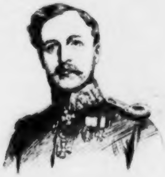
Das Grab ſtand leer bis in den Sommer des nächſten Jahres (1867). Dann erhielt es einen neuen Bewohner, nachdem es vorher gruftartig ausgemauert worden war. Am 28. Auguſt wurde die zu Kiſſingen verſtorbene Generalin Ruth Brown, muthmaßlich die Gemahlin des aus der Zeit des Krimkriegs her bekannten Generals Brown, der während des genannten Krieges die leichte Brigade führte, in eben dieſem Grabe beigeſetzt.

Auch Namenloſe ſind hier beſtattet. Ihre kleinen ſchwarzen Kreuze tragen Papierzettel unter Glas und Rahmen; die andern, auch deſſen entbehrend, ſind vom Regen halb verwaſchen. Meiſt Verſe, langgeſtreckte Poeſieen, wenig werthvoll, aber durch alle zieht ſich ein ſtilles Leid, eine Stimmung, wie wenn im Herbſt die Sommerfäden ziehn. An einem Kreuze laſen wir:

Ruhe, ſüße Ruhe, ſchwebe, Tapfrer, über Deiner Gruft!
Keine Klage ſoll Dich ſtören, bis der jüngſte Tag Dich ruft,
Schlafe ſanft, Du tapfrer Baier, denn Du haſt den Kampf hienieden
Sieg- und glorreich überwunden, der uns andern noch beſchieden;

ſo klingen die Zeilen weiter und ſchließen dann, wie alle dieſe Inſchriften, mit der Klage darüber, »daß Deutſche gegen Deutſche ſtritten«.

Der alte Friedhof, ſo groß er iſt, hat die vielen fremden Gäſte, die ein Tag ihm brachte, nicht alle aufnehmen können. Grabſteine längſt Geſchiedener haben neuen Monumenten Platz machen müſſen; jede Aushülfe wurde verſucht, aber doch blieb der Raum zu klein, als die Verwundeten hinſtarben. Von denen, die ihren Wunden erlagen, wurden viele auf einem anſtoßenden Ackerſtück gebettet; 63 andere, Freund und Feind, liegen dem Kirchhof gegenüber, nach Süden zu.



Oſtwärts, in Höhe von Winkels, unmittelbar zur Linken der Chauſſee, iſt dem General v. Zoller ein Monument errichtet worden. Es iſt ein

Monolith mit einem Kreuz darauf und ſoll die Stelle bezeichnen, wo General v. Zoller fiel. General v. Zoller fiel aber nicht an dieſer Stelle, ſondern höher hinauf am Sinnberge. Er ſtarb an ſeinen drei ſchweren Verwundungen, nach wenig Minuten ſchon, auf der Stelle, wo er getroffen worden war, in den Armen ſeines Adjutanten und ſeine Leiche wurde, durch die preußiſchen Linien hindurch, bis zur nächſten Eiſenbahn-Station geleitet.

Die trüben Ahnungen, mit denen er in dieſen Krieg zog, waren an ſeinem Lande und an ihm ſelbſt in Erfüllung gegangen.

Rückblick

PRINZ Karl von Baiern, noch ſpezieller General v. d. Tann (ſein Generalſtabschef) iſt wegen des Gefechtes bei Kiſſingen hart angegriffen worden; wie wir glauben, zu größtem Theile mit Unrecht. Der bekannte »Prozeß Zander« (Zander, Redacteur des Münchener Volksboten, war von General v. d. Tann auf Verläumdung beklagt worden) hat zwar ſchließlich mit der Freiſprechung des Verläumders, alſo in gewiſſem Sinne mit einer Niederlage v. d. Tanns geendigt; der ganze Ausgang des Prozeſſes hat aber keine andere Bedeutung und iſt überhaupt nicht anders zu verſtehn als dahin, daß das beleidigte bairiſche Nationalgefühl ſein Opfer haben wollte. Dies Opfer war der Generalſtabschef, ein kluger, liebenswürdiger, tapfrer Mann, eine im beſten Sinne vornehme Natur, einſt der Liebling des Volkes. Er büßte ſeine Popularität ein, weil er nicht leiſtete, was nun mal, wie die Dinge lagen, ſchlechterdings nicht geleiſtet werden konnte und doch durchaus geleiſtet werden ſollte.

Man hat dem Generalſtabschef in Bezug auf die Vertheidigung Kiſſingens namentlich dreierlei vorgeworfen:

daß die Beſetzung zu ſchwach, oder doch ohne unmittelbare Reſerve war;

daß man die Lindelsmühl-Brücke nicht genugſam abgebrochen hatte und

daß der Finſtre-Berg und die Bodenlaube ohne Artilleriebeſetzung geblieben waren.

Selbſt wenn dieſe Vorwürfe gerechtfertigt wären (ſie ſind es nicht; was geht den Generalſtabschef eine ſchlecht abgebrochene Brücke an), ſo überſchätzt man doch jedenfalls die Tragweite dieſer Unterlaſſungsſünden, gleichviel, durch wen ſie begangen ſein mögen. Erwies ſich Kiſſingen wirklich als unforcirbar, war der Finſtre-Berg beſetzt, war die Lindelsmühl-Brücke abſolut zerſtört, nun ſo verſuchte die Diviſion Goeben den Uebergang an einer andern Stelle, oberhalb oder unterhalb der Stadt. Die Baiern, wie ſie es auch anſtellen mochten, waren unfähig, auf einer drei Meilen langen Strecke den Uebergang über die Saale zu hindern; ſcheiterte es im Centrum, ſo glückte es an den Flügeln. Ein Verſäumniß mehr oder weniger war gleichgültig, — die Saallinie war eben einfach nicht zu halten.

Sie war nicht zu halten und man wollte ſie auch nicht halten. Man wollte uns bairiſcherſeits bei Kiſſingen, bei Hammelburg beſchäftigen; erſt bei Poppenhauſen, in einer vorzüglichen Defenſivſtellung, gedachte man uns zu erwarten, und (wenn möglich) zu ſchlagen. Das war ein guter Gedanke und hätte der heranziehende General Vogel v. Falckenſtein unſren Gegnern Zeit gelaſſen, ſo würden ſie ihren Plan muthmaßlich auch in aller Exactheit ausgeführt, d. h. die bis an die Saale vorgeſchobenen beiden Brigaden, nach einem leichten Gefecht, in die Hauptſtellung bei Poppenhauſen zurückgenommen und hier, unter ſo vielen Chancen wie möglich, ihr Schlachtenglück verſucht haben. General v. Falckenſtein war aber mit ſeiner ganzen Armee ſchon heran, als die bairiſchen Diviſionen noch verzettelt ſtanden und die nun eintretende Ueberraſchung warf den guten bairiſchen Plan über den Haufen. Man verlor ihn, im Drang der Umſtände, unter den Händen. Wenn man ſo will, man ſcheiterte an einem Mangel an Geiſtesgegenwart und aus der Schlacht, die man bei Poppenhauſen auf ſelbſtgewähltem Terrain ſchlagen wollte, wurde ein Kampf bei Kiſſingen, weil man da ſchlagen mußte, wo der Feind es wollte.

Dies, wie das Vorſtehende bereits andeutet, war gewiß ein Fehler, aber ein verzeihlicher. Man überſchätzte die Gefahr, man wähnte ſich durch unſer plötzliches Erſcheinen an der Saale mehr bedroht, mehr aller Freiheit der Bewegung beraubt, als es thatſächlich der Fall war und nahm, gegen urſprünglich beſſeres Wollen, den Kampf bei Kiſſingen an, einmal, weil man die 3. Diviſion nicht ihrem Schickſal überlaſſen, andrerſeits, weil man ſich der Gefahr nicht ausſetzen wollte, auf dem Marſche von Münnerſtadt nach Poppenhauſen überraſcht und durch einen Stoß in die rechte Flanke über den Haufen geworfen zu werden.

Zu dieſem Flankenſtoße, bei den Anſtrengungen, die die Unſern bereits gehabt hatten, wäre es ſchwerlich gekommen; aber es lag doch immerhin in der Möglichkeit, wenn General v. Falckenſtein ſeinen Truppen ein Aeußerſtes zuzumuthen gedachte und die Geſammt-Situation (namentlich auch nach den Marſchproben, die die Preußen bereits gegeben) war jedenfalls derart, um es gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen, auch ſolche Möglichkeiten in Rechnung zu ſtellen. Der bairiſche Generalſtabschef war nicht mehr in der Lage, der Kühnheit der preußiſchen Operationen mit gleicher Kühnheit entgegentreten und auf gut Glück hin opfern und wagen zu dürfen. So gab man einen ſtrategiſchen Plan auf, um — wenn dies Wort geſtattet iſt — die menſchlich näher liegende Aufgabe zu löſen. Mit andern Worten, es handelte ſich nicht mehr um einen möglichen Sieg bei Poppenhauſen, ſondern zunächſt um Unterſtützung, vielleicht um Rettung der gefährdeten 3. Diviſion. Dieſe zu bewerkſtelligen, gebot es ſich die 2. und 1. Diviſion nicht ſüdlich zur Concentrirung mit der 4., ſondern weſtlich zur Desengagirung der 3. (bei Kiſſingen) vorrücken zu laſſen. Einmal am Platze, wurde ſelbſtverſtändlich nur noch die Situation und ihre Chance befragt. So entſtand das Gefecht bei Nüdlingen.

Die 4. Diviſion, v. Hartmann, war in ihrer Stellung bei Poppenhauſen verblieben. Auch dies iſt bairiſcherſeits beklagt und ſchließlich als der eigentlichſte Grund für den Mißerfolg des Tages bezeichnet worden. Mit einem gewiſſen Recht. Aber das Erſcheinen dieſer Diviſion und ihr Sieg (wenn wir einen ſolchen annehmen wollen) würde muthmaßlich am andern Tage, unter Heranziehung unſrer Flanken-Diviſionen Beyer und Manteuffel, nur zu einer um ſo entſcheidenderen bairiſchen Niederlage geführt haben, und ſo bleibt es denn fraglich, ob auch dieſer Unterlaſſung — die in widerſpruchsvollen Befehlen und in der Unklarheit der Situation ihre Entſchuldigung findet — eine beſondere Bedeutung beizulegen iſt.

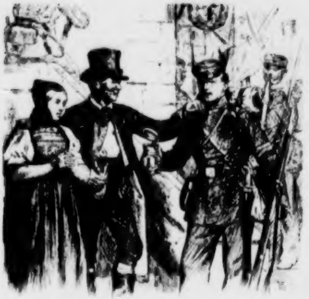
Kiſſingen war der intereſſanteſte Kampf auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz, wiewohl Langenſalza wichtiger und Roßbrunn-Uettingen blutiger war. Es hatte etwas von einer großen Action, deren zahlreiche Einzelmomente ſich alle durch ein gewiſſes poetiſches Kleid, durch eine beſondre dramatiſche Lebendigkeit auszeichnen. Ueberall runden ſich die einzelnen Situationen zu den maleriſchſten Schlachtenbildern ab. Die Scenerie trägt das Ihrige dazu bei. Die verbarrikadirte Steinbrücke mit ihren zwei Zwölfpfündern, die den Aufgang und drüber hinaus die von den Bergen niederſteigenden Schluchten und Pfade beſtreichen, der Lindelsmühl-Steg, über deſſen Gebälk die Weſtphalen klettern und ſpringen, die Gradirhäuſer, hinter deren ſchützendem Schirm die bairiſchen Jäger, eben hervortretend, wieder verſchwinden, der Kurgarten, zwiſchen deſſen Bäumen und Pfeilern die Schützen ihren tiraillirenden Krieg führen, der mit Kapellen und Monumenten geſchmückte Kirchhof, durch deſſen Portal die Unſren eindringen und zwiſchen den Grabſteinen fechten, endlich unſre in breiter Front anſtürmenden

Bataillone, während ſchon die Dunkelheit ſich auf Nüdlingen und die einfaſſenden Höhen niederläßt, — welche Fülle von Bildern! Das Ganze ein beinah heitres Seitenſtück zu dem großen, ernſten Schlachtendrama von Königgrätz. So recht ein Kampf um volksthümlich zu werden und in Liedern und Legenden fortzuleben von Kind auf Kindeskind. Ein Ding, das bekanntlich nicht immer zutrifft. Auch Schlachten haben ihre Schickſale. Die blutigſten Kämpfe, wenn ihnen ein poetiſches Etwas fehlt, werden vergeſſen; der Kiſſinger Kampf aber wird dauern im Gedächtniß wie die Sendlinger Bauernſchlacht und wie die Gefechte am Berge Iſel.

All das Schöne und Glänzende freilich, das um dieſen Kampf her iſt — und mit dieſer Betrachtung ſchließen wir das Capitel »Kiſſingen« — darf uns nicht vergeſſen laſſen, was ihm andrerſeits gefehlt hat und daß die Poeſie ſeiner Erſcheinung zum Theil ein Reſultat ſeiner Fehler war. Mit Recht iſt von militairiſcher Seite geſagt worden: »Chacun a les défauts de ses vertus« — und im Einklange mit dieſem Satze hat denn auch das Gefecht bei Kiſſingen in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe die hellen Lichtſeiten und die Schattenpartieen unſres Heeres und unſrer Fechtart gezeigt. Das offenſive Element, das sentiment individuel, das die Armee vom oberſten Führer bis zum letzten Soldaten belebt, der Geiſt der Initiative, — ſie umſchließen auch ihre Gefahren und führen unter Umſtänden zu einem völligen ſich Emancipiren der Theile, das einem ebenbürtigen Gegner gegenüber kaum immer in der Lage ſein würde, ſich ſiegreich zu behaupten.

Gegen die Reichs-Armee.

Die Reichs-Armee (das VIII. Corps). Prinz Alexander von Heſſen.



[illegible]in, der, wie wir wiſſen, dem Gefecht bei Hammelburg beigewohnt hatte, war noch am Abend des 10. in Kiſſingen eingetroffen, um hier die Befehle für den folgenden Tag auszugeben.

Am 11. früh gingen nähere Berichte über den Abzug des Feindes ein. Es ergab ſich aus ihnen, daß er nach allen Richtungen, nach Norden wie nach Süden, nach Münnerſtadt wie nach Schweinfurt und Würzburg, vollſtändig auseinandergeſprengt, ſich zurückgezogen habe. Sein nächſtes Trachten mußte demnach dahin gerichtet ſein, das linke Mainufer zu gewinnen; ihn dahin, alſo über den Main hinaus, weiter zu verfolgen, ſchien unthunlich, oder doch (wenn ſich auch möglicherweiſe darüber rechten ließ) nicht ſtricte geboten. Jedenfalls hatte man von den Baiern nichts mehr zu erwarten. Es wurde daher — den Feind in jedem Sinne links liegen laſſend — ein Rechtsabmarſch auf Frankfurt beſchloſſen, um ſich auf die Reichs-Armee zu werfen.

Hierzu, wie verlautet, wurde General v. Falckenſtein noch insbeſondere durch ein aus dem großen Hauptquartier (in Böhmen) eintreffendes Telegramm beſtimmt, welches dieſelbe Anſicht ausſprach.

Dem Entſchluſſe folgte ſofort die That.

Alſo gegen die Reichs-Armee! Nur ihren Namen haben wir bisher genannt. Wo ſtand ſie jetzt, nachdem ihre Vorhut, am 4. ſchon, in unmittelbarer Nähe von Fulda erſchienen war? wie war ihre Zuſammenſetzung? wer führte ſie?

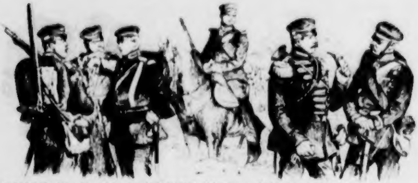
Die Reichs-Armee (VIII. Corps) war in der Woche, die ſeitdem vergangen, viel hin und her gezogen, ohne recht vom Flecke gekommen zu ſein. Am 11. ſtand die Avantgarde in Schlüchtern; drei Brigaden hielten die Fuldaer Straße, ſechs Brigaden befanden ſich in Frankfurt-Hanau. Dieſe Aufſtellung zeigte deutlich den herrſchenden Zwieſpalt, der über die Frage nicht hinauskam: ſollen wir den Baiern zu Hülfe ziehn, oder ſollen wir Frankfurt, bez. die eigenen Länder ſchützen?

Das VIII. Corps war das numeriſch ſtärkſte, das auf beiden Kriegsſchauplätzen zur Verwendung kam und beſtand aus den 3 Diviſionen Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt und einer vierten (combinirten), der öſtreichiſch-naſſauiſchen.

Wir geben nachſtehend die Ordre de Bataille.

- 1. Diviſion: Württemberg. (Generallieutenant v. Hardegg.)
    - 1. Brigade. Generalmajor v. Baumbach.
        - 1. Infanterie-Regiment,
        - 5. Infanterie-Regiment,
        - 3. Jäger-Bataillon.
    - 2. Brigade. Generalmajor v. Fiſcher.
        - 2. Infanterie-Regiment,
        - 7. Infanterie-Regiment,
        - 2. Jäger-Bataillon.
    - 3. Brigade. Generalmajor Hegelmeier.
        - 3. Infanterie-Regiment,
        - 8. Infanterie-Regiment,
        - 1. Jäger-Bataillon.
    - Cavallerie-Brigade. Generalmajor Graf v. Scheler.
    - Drei Batterieen (zuſammen 24 Geſchütze).
- 2. Diviſion: Baden (Generallieutenant Prinz Wilhelm v. Baden).
    - 1. Brigade. Generalmajor v. Laroche.
        - Leib-Grenadier-Regiment,
        - 5. Infanterie-Regiment,
        - Jäger-Bataillon.

2. **Brigade.** Oberſt v. Neubronn.
  2. Infanterie-Regiment,
  3. Infanterie-Regiment,
  2. Füſilier-Bataillon.
Cavallerie-Brigade.
Drei Batterieen (zuſammen 18 Geſchütze).

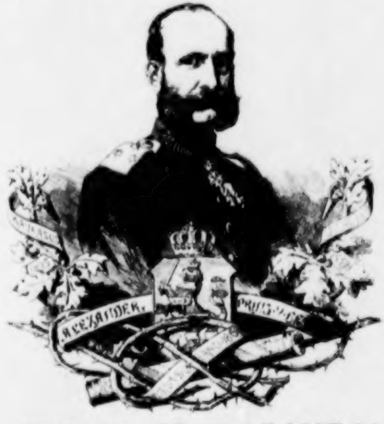


HOBOIST, JÄGER UND SCHARFSCHÜTZ, REITER U. TROMPETER; KURHESSISCH.

3. **Diviſion: Heſſen-Darmſtadt** (Generallieutenant v. Perglas).
  1. **Brigade.** Generalmajor v. Frey.
    1. (Leib-) Infanterie-Regiment,
    2. Infanterie-Regiment,
    Jäger-Compagnie.
  2. **Brigade.** Generalmajor v. Stockhauſen.
    3. Infanterie-Regiment,
    4. Infanterie-Regiment,
    Jäger-Compagnie.
  Cavallerie-Brigade. Generalmajor Prinz Ludwig.
  Zwei Batterieen (zuſammen 12 Geſchütze).
    4. **Diviſion: Oeſtreich-Naſſau-Kurheſſen**
      (Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg).
  Naſſauiſche Brigade. Generalmajor **Roth.**
    1. Regiment,
    2. Regiment,
    Jäger-Bataillon,
    Batterie (8 Geſchütze).
  Oeſtreichiſche Brigade. Generalmajor v. Hahn.
    Infanterie-Regiment Wernhard Nr. 16,
    4. Bataillon vom Regiment Reiſchach Nr. 21,

4. Bataillon vom Regiment Heß Nr. 49,
4. Bataillon vom Regiment Nobili Nr. 74,
35. Jäger-Bataillon,
gezogene 4pfündige Batterie (8 Geſchütze).
Kurheſſen.
2 Escadrons kurheſſiſche Huſaren.

Dazu drei Regimenter (nebſt einer reitenden Batterie) Reſerve-Cavallerie und eine Corps-Geſchütz-Reſerve von 36 Geſchützen. Zuſammen etwa 15,000 Mann unter Befehl des Prinzen Alexander von Heſſen.

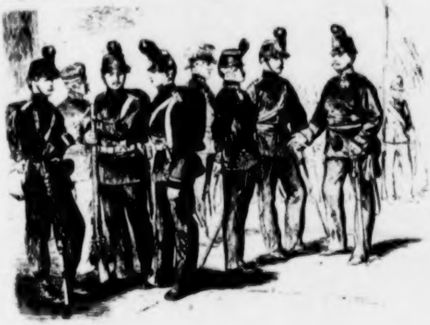


Prinz Alexander von Heſſen wurde am 15. Juli 1823 als dritter Sohn des verſtorbenen Großherzogs Ludwig II. von Heſſen geboren. Mit 10 Jahren trat der Prinz in die Armee und war mit 17 Jahren Oberſt des 1. Infanterie-Regiments, welches die Leibgarde des Großherzogs bildete. Nach der Vermählung ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Marie, mit dem

Großfürſten-Thronfolger (jetzt Kaiſer) von Rußland, nahm der Prinz Alexander Dienſte in der ruſſiſchen Armee und zwar zunächſt als Rittmeiſter in der Chevalier-Garde. Er avancirte bis zum Jahre 1843 zum Generalmajor und Commandeur des Garde-Huſaren-Regiments. Da ſich der Prinz jedoch nach dem thatenreichen und wechſelvollen Leben auf dem Schlachtfelde ſehnte, ſo wohnte er 1845 als Freiwilliger im Stabe des Feldmarſchalls Fürſten Woronzoff dem Feldzuge im Kaukaſus bei, in welchem er ſich bei mehreren Gefechten durch Muth, Umſicht und taktiſche Begabung auszeichnete. Bei der Einnahme des Dorfes Andy eilte er dem ſchwerbedrängten Oberſten Bariatinsky an der Spitze eines Jäger-Bataillons in ſo erfolgreicher Weiſe zu Hülfe, daß das Gefecht ſich zu Gunſten der Ruſſen entſchied. Die Tapferkeit des Prinzen wurde durch Verleihung des St. Georgs-Ordens anerkannt. Auch bei dem Sturm auf die Feſtung Dargo zeichnete er ſich aus. Um ſich von den Strapazen und Mühſalen dieſer Gebirgscampagne zu erholen, beſuchte der Prinz zuerſt einige ciskaukaſiſche Bäder, traf dann im Herbſt mit dem Kaiſer Nicolaus in Sebaſtopol zuſammen und begab ſich ſpäter nach Darmſtadt zurück. Im Frühjahr 1846 trat der Prinz eine größere Reiſe durch das ſüdliche Europa und den Orient an, worauf er noch einen 5 jährigen Aufenthalt in Petersburg nahm. 1851 verließ er den ruſſiſchen Militairdienſt und vermählte ſich mit der Gräfin Julie v. Hauke, die ſpäter den Rang einer Fürſtin Battenberg erhielt. Zwei Jahre ſpäter (1853) trat Prinz Alexander in den öſtreichiſchen Dienſt. Der italieniſche Krieg von 1859 gab ihm einen ausgezeichneten Ruf. Er führte, als Generalmajor, eine der Brigaden der Diviſion Paumgarten und eröffnete am 19. Mai bei Montebello die Feindſeligkeiten. Am 20. Mai wurde der Po überſchritten. Bei Calcababbio kam es zum Zuſammenſtoß mit der franzöſiſch-italieniſchen Armee und nur der Umſicht des Prinzen war es zu danken, daß die Oeſtreicher keine erhebliche Niederlage erlitten. Der Kaiſer beförderte ihn nach dieſem Gefechte zum Feldmarſchalllieutenant und Chef eines Infanterie-Regiments. Bei Solferino führte Prinz Alexander die Diviſion Reiſchach beim VII. Armee-Corps und ſein heldenmüthiger Widerſtand auf den Höhen zwiſchen San Caſſiano und Cavriana gegen einen weit überlegenen Feind, ſowie ſeine Deckung des Rückzuges fanden allgemeine Anerkennung. Nach dem Kriege (vom Kaiſer mit dem Maria-Thereſien-Orden decorirt) zog ſich der Prinz auf ſein Schloß Jugenheim an der Bergſtraße zurück. Erſt der drohende Ausbruch des Krieges zwiſchen Oeſtreich und Preußen rief ihn aufs Neue ins Feld. Er trat als Commandirender (übrigens dem Prinzen Karl von Baiern als Obercommandirendem untergeordnet) an die Spitze des VIII. Bundes-Corps. Der beſonderen Schwierigkeiten, ſpeziell dieſer Aufgabe, war ſich der Prinz von Anfang an bewußt

Er ſchreibt ſelbſt darüber: »Mit ſehr geringer Hoffnung und nur höchſt ungern übernahm ich dies Commando. Die Mängel der deutſchen Bundeskriegsverfaſſung waren mir bekannt. Seit 26 Jahren war das VIII. Corps, das in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung ſechs Kriegsherrn und faſt eben ſo viele verſchiedene Reglements, Signale, Artillerie-Syſteme und politiſche Ziele hatte, nicht mehr vereinigt worden; die Generale kannten ſich kaum gegenſeitig und keiner von ihnen, mit Ausnahme der öſtreichiſchen, hatte einen ernſten Feldzug mitgemacht. Die Truppen und ihre Führer ſollten erſt angeſichts eines einheitlich organiſirten, vortrefflich geführten und vorbereiteten Gegners den Krieg erlernen und Soldaten werden. In dem ganzen buntſcheckigen Hauptquartier des Armee-Corps befand ſich kein einziger Mann meiner Wahl; von dem Chef des Generalſtabes bis zum letzten Lieutenant waren mir Alle octroyirt worden und ich erfuhr ihre Namen erſt, als ſie ihr Amt antraten. ... Noch Mitte Juni proteſtirte einer der Souveraine fortwährend gegen die Wahl des Corps-Commandanten ... Erſt am 9. Juli war das Armee-Corps vollzählig.«

So der Prinz über das ſeiner Führung unterſtellte VIII. Corps. Alles dies und noch viel anderes (beiſpielsweiſe trafen in der erſten Kriegswoche, vom 3. bis 10., Chiffre-Telegramme vom Prinzen Karl von Baiern ein, zu denen der verabredete Schlüſſel nicht paßte) gab gewiß guten Grund zur Klage, dennoch war die Truppe, in vielen ihrer Elemente, eine Elite-Truppe.



Ein Augenzeuge ſchreibt: »Die naſſauiſche Infanterie, die badiſchen Reiter und die öſtreichiſchen Batterieen hätten die Garde des VIII. Corps bilden können. Der Stoff für ein prächtiges Heer war vorhanden; nur die Seele fehlte.«

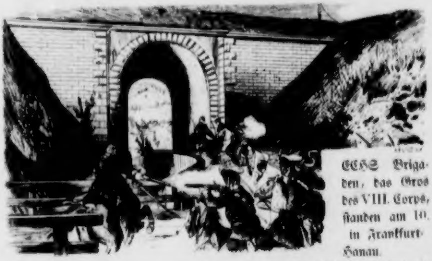
Das Corps ſelbſt aber, wenigſtens der gemeine Mann, war guten Muths. Alles ſang:

> Das achte Armee-Corps, das ſchlägt ſich wie ein Mann!
> Der Prinz Alexander, der führt es muthig an.
> Er führt uns gerade nach Berlin hinein,
> Da fangen wir vor allem den Bismarck ein.

Die Erfüllung dieſes Wunſches blieb freilich verſagt.

So die Truppe, gegen die General Vogel v. Falckenſtein nunmehr ſeinen Zug richtete.

Gefecht bei Laufach und Frohnhofen.



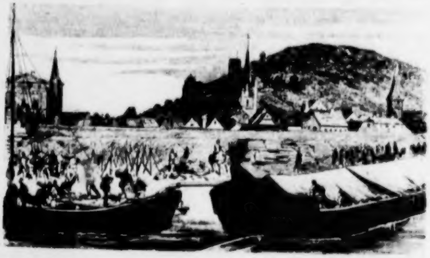
SECHS Brigaden, das Gros des VIII. Corps, ſtanden am 10. in Frankfurt-Hanau.

Am 11. wurde die 1., am 12. die 2. heſſendarmſtädtiſche Infanterie-Brigade nach Aſchaffenburg vorgeſchoben, weil im Hauptquartier des VIII. Corps (in Frankfurt) das Erſcheinen feindlicher Abtheilungen im Speſſart gemeldet worden war.

Damit hatte es denn auch ſeine Richtigkeit. Wie General Vogel v. Falckenſtein am 8. und 9. ſeine drei Diviſionen oſtwärts über die Rhön gegen Kiſſingen dirigirt hatte, ſo dirigirte er ſie jetzt weſtwärts über den Speſſart zurück, und zwar auf Frankfurt zu. Die Geſammtheit ſeiner Bewegungen zeigte alſo ein Vorgehen im Zickzack. Dieſer Speſſart-Marſch umſchloß ähnliche Mühen und Gefahren, wie drei Tage vorher der Marſch über die hohe Rhön. Die Diviſion Goeben bildete wieder die Avantgarde. Der Grund dafür lag in der Aufſtellung, die die drei Diviſionen der Main-armee am 11. genommen hatten.

An dieſem Tage (11.) war die Diviſion Manteuffel die nächſte am Feinde, ſie ſtand unmittelbar vor Schweinfurt. Zwiſchen Schweinfurt und Hammelburg befand ſich Diviſion Beyer, in Hammelburg (von Kiſſingen heranbeordert) die Diviſion Goeben. Diviſion Goeben bildete alſo die Arrière-Garde.

Aber ſie war es nur in der Aufſtellung gegen die Baiern. Zu demſelben Augenblick, in dem General Vogel v. Falckenſtein ſein Rechtsumkehrt commandirte, um ſich, ſtatt gegen die Baiern bei Schweinfurt, gegen die Reichsarmee (VIII. Corps) bei Frankfurt-Hanau zu wenden, — in demſelben Augenblick bildete die Diviſion Goeben auch wieder die Tête. Sie erhielt Ordre, am 12. in Gemünd zu ſein und am 13. den Speſſart zu überſchreiten. Diviſion Beyer folgte: am 12. bis Hammelburg, am 13. bis Rieneck; — Diviſion Manteuffel ſchloß: am 12. bis Arnſtein, am 13. bis Gemünd. Diviſion Goeben war alſo den beiden andern Colonnen um einen Tag voraus. Ein Doppelmarſch (das Gepäck wurde in Kähne verladen und Main-abwärts gefahren) brachte die Diviſion noch am Abend des 12. von Gemünd bis Lohr. »Dieſer Marſch, ſo ſchreibt ein 15er, war der ſchönſte, den Ihr Euch denken könnt. Alles war wie Traum und Mährchen. Die Chauſſee führt hart am Main hin, eingeſchloſſen von hohen Bergpartieen, die meiſt mit Wald, mitunter auch mit Schlöſſern und Ruinen geſchmückt ſind. Das Mondlicht lag auf dem Strome, während unſere 6 großen Kähne, mit den Torniſtern unſerer Leute bepackt, die glitzernde Waſſerſtraße hinunterſchwammen.«



Von Lohr bis Aſchaffenburg ſind drei Meilen. Dieſe drei Meilen führen über den Speſſart. Das war die Aufgabe für den nächſten Tag.

Um 4 Uhr früh, am 13., brach die Diviſion auf. Schon im Laufe des Vormittags hatten die Truppen von einer glühenden Sonnenhitze zu leiden. Aber ſie ſangen

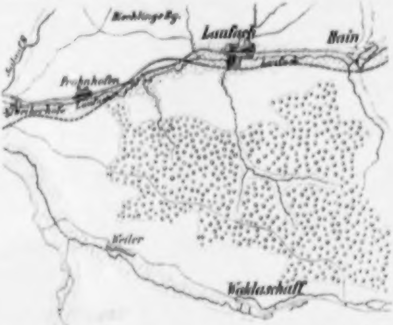
Ja, ja, wir ſind das Preußenvolk,
Das hat Reſervebein' im Sack;
Iſt ein Paar matt vom Wandern,
Schnallt [illegible] es an die andern.

Erſt als Mittag heran kam, wurde alles ſtumm.

Die Brigade Kummer, wie auf dem Marſche gegen Kiſſingen, bildete wieder die Avantgarde; als dieſe jedoch nach einigen Stunden ſchon auf Waldaſchaff*) (alſo nach links hin) abbog, formirte die Brigade Wrangel, die gegen Hayn und Laufach marſchirte, ihre eigne Avantgarde. General v. Goeben befand ſich mit an der Tête.

Ungefähr halbwegs zwiſchen Hayn und Laufach ſtieß unſre Spitze, Schwadron Schmidt vom 8. Huſaren-Regiment, auf heſſiſche Reiterei. Es kam zum Plänkeln. Dann gingen unſre Huſaren zurück.

Um 2½ Uhr oder etwas ſpäter war auch Infanterie heran. Das Füſilier-Bataillon 55. Regiments ging mit einer Compagnie auf und neben der Chauſſee (rechts) von Hayn gegen Laufach vor; eine zweite Compagnie



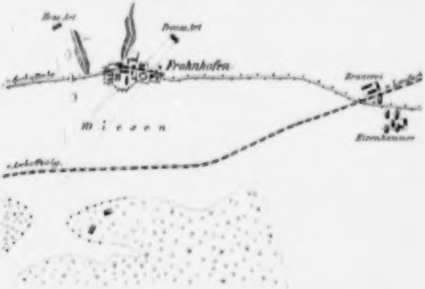
---

*) Die Vorhut der Brigade Kummer, als ſie Waldaſchaff erreicht hatte, ſtieß hier auf das heſſiſcherſeits in die rechte Flanke detachirte 2. Bataillon vom 2. Infanterie-Regiment. Nach Öffnung der [illegible] rechts und links entſpann ſich, während eine der Compagnieen im [illegible] ein Feuergefecht, dem die Heſſen alsbald über Weiler bis in den „Weiberhöfen" zu [illegible] (4 Uhr). Sie hatten nur einen Todten: Hauptmann [illegible]. Das Gros der Brigade Kummer bezog Biwuaks bei Weiler.

avancirte auf dem Eiſenbahndamm, eine dritte links durch die bewaldeten Höhen, die letzte folgte als Reſerve. Dieſer Vormarſch erfolgte ſehr raſch, ohne Aufenthalt; nur die vorderſten Schützen gaben einige Schüſſe auf große Diſtanz ab, weniger um zu treffen, als um die Anweſenheit des Feindes zu ſignaliſiren. Um 3 Uhr waren wir in Beſitz von Laufach. Im Weſentlichen ohne allen Kampf. Etwas ſpäter wurde auch das in Front von Laufach gelegene Dorf Frohnhofen, freilich nur ſchwach, durch 15er Füſiliere beſetzt. Das hitzige und für unſere Gegner überaus blutige Gefecht, das ſich alsbald entſpann, war ein Gefecht bei Frohnhofen.

Ehe wir zu einer Darſtellung deſſelben übergehn, ſchildern wir die Lokalität.

Frohnhofen, dreitauſend Schritt im Weſten von Laufach, iſt ein kleines, aus 20 Häuſern beſtehendes Dorf zu beiden Seiten der nach Aſchaffenburg führenden Chauſſee. Nach rechts hin ſteigt das Terrain unmittelbar, aber doch ſehr allmälig an und erhebt ſich erſt, etwa in Entfernung von 1000 Schritt, zu einem wirklichen Höhenzuge. Die bedeutendſte Höhe an dieſer Stelle iſt der Biſchlings-Berg. Nach links hin fällt das Terrain bis zur Thalſohle, einem 300 Schritt breiten Wieſengrunde, ab, ſteigt dann wieder an, bis es den am Fuß einer Berglehne ſich hinziehenden hohen Eiſenbahndamm berührt und erhebt ſich hinter demſelben zu einem mit Buchenwald beſetzten Höhenzuge. Der Eiſenbahndamm hat ungefähr die Dachhöhe der zu ſeiner Rechten gelegenen, aber durch den Wieſengrund von ihm getrennten Häuſer. Die



vorſtehende Karte, wie die auf S. 168 folgende, iſt dem Werke: »Von der Elbe bis zur Tauber« entnommen.

Dies etwa das Terrain in den großen Zügen. Eine vorzügliche Defenſiv-Stellung, die nicht nur ein Kreuz-, ſondern auch ein Etagenfeuer geſtattete. Niſteten ſich die Heſſen hier oder an einem ähnlich gelegenen Punkte (deren die Laufach-Linie viele bietet) ein, ſo waren ſie in der Lage, unſern Vormarſch gegen Aſchaffenburg zu erſchweren, zu verzögern. Bei der totalen Erſchöpfung der Unſeren wären dieſe, am Abend des 13., ſchwerlich noch im Stande geweſen, durch einen Offenſivſtoß den Feind aus Frohnhofen hinauszuwerfen. Die Heſſen machten aber einen doppelten Fehler: erſt den kleineren, uns ohne allen Kampf in Beſitz von Frohnhofen gelangen zu laſſen; dann den größeren, uns daſſelbe wieder nehmen zu wollen. Sie mußten uns, da auf der ganzen Linie ein Ort ziemlich ſo gut war wie der andere, ruhig im Beſitz von Frohnhofen belaſſen, mußten zwiſchen dieſem Dorf und Aſchaffenburg irgendwo eine Stellung nehmen (beiſpielsweiſe auf dem Geißen-Berg, unmittelbar hinter dem in die Laufach einmündenden Sailauf-Bache) und daſelbſt die Chancen der Defenſive ausnutzend, am 13. Abends oder am 14. früh unſern Angriff erwarten. Kopflos geführt, vielleicht von einem falſchen point d'honneur getrieben, opferten ſie ſich.

Die Heſſen machten drei Angriffe auf das Dorf:

den erſten (um 6½ Uhr) mit dem 1. Infanterie-Regiment,
den zweiten (um 7 Uhr) mit dem 3. Infanterie-Regiment,
den dritten (um 7½ Uhr) mit dem 4. Infanterie-Regiment.

Als der erſte, wie es ſcheint, minder energiſche Angriff unternommen wurde, war das Dorf nur durch eine preußiſche Compagnie (die 10. vom 15. Regiment) beſetzt, eine halbe Stunde ſpäter aber, als der eigentliche, mit aller Kraft ausgeführte Anſturm erſt des 3. und gleich darauf des 4. Regiments erfolgte, war unſere Aufſtellung die folgende:

drei Compagnieen in Frohnhofen ſelbſt,
fünf Compagnieen rechts in den Bergen (9. Compagnie und 1. Bataillon 15. Regiments),
fünf Compagnieen links in den Bergen (12. Compagnie und 2. Bataillon 15. Regiments).

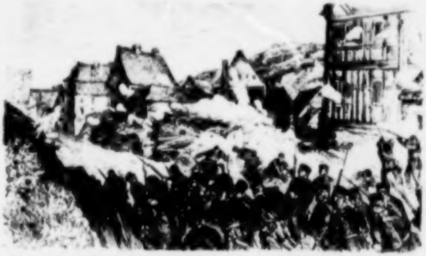
Tauſend Schritt zurück, am Wendelſtein, ſtanden die Reſerven: zwei Bataillone 55er und das Bataillon Lippe-Detmold. Die 12pfündige Batterie Eynatten verſuchte auf dem Terrain zwiſchen dem Wendelſtein und dem Büchlings-Berg Stellung zu nehmen.

Der Angriff des Feindes richtete ſich beinahe ausſchließlich, oder doch mit beſonderer Heftigkeit, gegen das Dorf ſelbſt, weshalb wir dieſen Theil des Gefechtes, der der entſcheidende wurde, ausführlicher beſchreiben.

Unſere drei Compagnieen, die das Dorf zu vertheidigen hatten, waren derart vertheilt, daß die 11. Compagnie (v. Wülknitz) vom 15. und die 11. Compagnie (Oehlſchlägel) vom 55. Regiment auf der Chauſſee und in dem mehr öſtlich gelegenen Theile des Dorfes, vielleicht auch auf dem Eiſenbahndamm ſtanden, während die ſchon vorgenannte 10. Compagnie (v. Forckenbeck) 15. Regiments die am meiſten nach Weſten zu gelegenen Häuſer des Dorfes beſetzt hatte.

Dieſe letzten Häuſer befinden ſich alle nur an einer und zwar an der linken Seite der Straße.

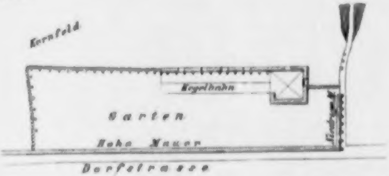
Ihnen gegenüber, nur durch die Straßenbreite von ihnen getrennt, erhebt ſich, nach rechts hin, jene ſchon von uns erwähnte, ſehr allmälige Terrain-Anſteigung, die das etwa 1000 Schritt breite Vorland des dahinter ſich erhebenden Bichlings-Berges bildet. An dieſer Stelle, gedeckt durch Mulden und Einſchnitte, konnte der Feind eine Umgehung des Dorfes in unſerer rechten Flanke verſuchen, und um ein etwaiges Vorhaben derart nach Möglichkeit zu hindern oder zu erſchweren, beſchloß Hauptmann v. Forckenbeck eine Abtheilung ſeiner Compagnie über die Chauſſee fort nach rechts hin zu detachiren, während er mit dem größten Theil derſelben an der linken Seite der Chauſſee, in den Häuſern und an der weſtlichen Dorfliſiere verblieb.



Die Lokalität kam einer ſolchen Detachirung weſentlich zu Hülfe. Das zur Rechten der Chauſſee leis anſteigende Terrain bildete etwa in Höhe von 15 Fuß eine breite Stufe, hinter welcher erſt die Steigung wieder ihre Fortſetzung nimmt. Auf dieſer breiten Stufe befindet ſich ein Kegelgarten.

eine »Dependence«, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt, des unten an der Dorfſtraße (Chauſſee) und zwar an der andern Seite derſelben gelegenen Wirthshauſes. Dieſer Kegelgarten weiſt einige Bäume auf und beſteht im Uebrigen aus einer unten mit der Chauſſee parallel laufenden Kegelbahn nebſt Kegelhäuschen. Beide ſind Fachwerkbauten mit verſchiedenen Fenſtern und Fenſterluken. Nach Weſten und Norden zu, ſoweit nicht die eine Wand bildende Kegelbahn eine Umzäunung unnöthig macht, iſt der Garten von einem deſolaten Plankenzaun umgeben.

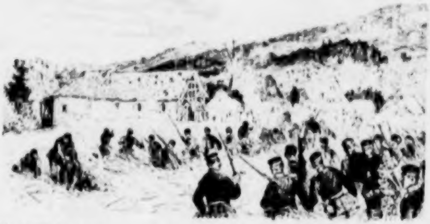
Hierher war Lieutenant Hoffmann mit 20 Mann von der genannten Compagnie (v. Forckenbeck) detachirt worden; er poſtirte ſeine Leute theils hinter den Plankenzaun, theils an die Fenſter und Luken der Kegelbahn.



Es erübrigt nur noch hinzuzufügen, daß zwei rechtwinklig auf die Dorfſtraße ſtehende Schluchten oder Hohlwege, wie ſie die Karte auf S. 165 am beſten zeigt, dieſen Kegelgarten flankirten und zwar derart, daß die auf 150 Schritt nach vorn zu gelegene Schlucht (die »Kirſchhohle«) dem Angreifer, der kaum 20 Schritt zurückgelegene Hohlweg aber dem Vertheidiger zu Gute kam. Wenn Plankenzaun und Kegelbahn, wenn Kegelhaus und Kegelgarten bereits verloren waren, bot dieſer letztre Hohlweg immer noch eine Gelegenheit, aus vorzüglich gedeckter Stellung ein Flankenfeuer auf den in das Etabliſſement eingedrungenen Feind zu unterhalten.

Wenn es uns geglückt iſt, in Vorſtehendem ein anſchauliches Bild einerſeits des Terrains und der Geſammt-Aufſtellung, andererſeits der ſpeziellen Lokalität am Weſtausgange des Dorfes zu geben, ſo werden nunmehr wenige Angaben genügen, auch den Gang des Gefechtes ſelber anſchaulich zu machen.

Die Heſſen griffen dreimal an, in verſchiedener Stärke und mit größerer oder geringerer Energie, aber Angriffslinie und Angriffsform blieben dieſelben, ebenſo der Ausgang jedes Angriffs. Sie bogen etwa in 300 Schritt Entfernung links aus, avancirten, gedeckt, in ſchräger Linie, erreichten den vorgelegenen Hohlweg, ſtiegen die öſtliche Wand hinan, ſchwenkten rechts und ſtürmten, durch ein Kornfeld hindurch, mit Hurrah gegen den tiefer gelegenen Kegelgarten vor. Der erſte Angriff ſcheiterte raſch; der zweite und dritte (beide mit außerordentlicher Bravour unternommen) führte die Bataillone durch Plankenzaun und Kegelbahn in den Kegelgarten hinein, ſo daß die Vertheidiger in den zurückgelegenen Hohlweg retiriren und hier eine Reſerve-Stellung nehmen mußten. Aber zu größerem Reſultat konnten es die heſſiſchen Bataillone nicht bringen. So lange ſie außerhalb des Kegelgartens waren, hatten ſie, wenn nicht ausſchließlich, ſo doch vorzugsweiſe von dem Feuer derer zu leiden, die die unmittelbare Beſatzung des Kegelgartens bildeten; von dem Augenblick an aber, wo ſie ſich in dieſem feſtzuſetzen ſuchten, geſellte ſich zu dem Flankenfeuer aus dem Hohlweg auch ein heftiges Frontalfeuer aus den Häuſern jenſeits der Dorfſtraße. Gegen dies Feuer war nicht zu beſtehen und ſie mußten zurück.



Als auch der dritte Angriff abgeſchlagen war, waren vom Wendelſtein her alle Reſerven, vielleicht mit Ausnahme des Bataillons Lippe, heran, in Frohnhofen ſelbſt rückten zwei Compagnieen 55er zum Angriff vor und das gleichzeitige umfaſſende Vorgehen beider Flügel, beſonders des rechten, warf den Feind und beendete das Gefecht.

Die übergroße Ermüdung der Unſrigen hinderte eine energiſche Ausnutzung des Kampfes; die Verfolgung wurde nur bis Weiberhöfe, zweitauſend Schritt in Front von Frohnhofen, ausgedehnt. Das ganze 15. Infanterie-Regiment, Oberſt v. d. Goltz, bildete die Vorpoſten; ſein Repli hatte das Regiment am Wendelſtein. Alle andern Truppen bivouakirten bei Laufach.

»Es war ein ſchöner Sieg,« ſo ſchreibt ein 55er, »die geringen Verluſte, mit denen er erkauft war, ſtimmten zu beſonderem Dank. Und ſchön wie der Sieg, war die Sommernacht, die uns jetzt umfing; oben der Mond, unten die Bivouacsfeuer. Plötzlich klang es, von allen Muſikchören geblaſen, durch die Nacht: »Nun danket alle Gott«. Das ganze Lager erhob ſich trotz Müdigkeit und Hunger und lauſchte andächtig der Muſik.«

Das Gefecht bei Laufach-Frohnhofen war ſeitens der heſſiſchen Diviſion gegen den ausdrücklichen Befehl des Armeecorps-Commandanten (Prinz Alexander) geliefert worden. Noch am 13. Vormittags hatte Letztrer folgende beſtimmte Weiſung ergehen laſſen: »Das Herannahen größrer feindlicher Streitkräfte gegen Aſchaffenburg macht eine Verſtärkung der dortigen Truppen nöthig... Das (heſſiſche) Diviſions-Commando wird ſich daher heute in kein ernſtliches Gefecht einlaſſen.« Trotzdem hatte man mit Dranſetzung aller Mittel die Poſition Frohnhofen wieder zu nehmen geſucht. Was dazu trieb, iſt unaufgeklärt geblieben.*) Man erzählte ſich damals — wir laſſen dahin geſtellt ſein mit welchem Recht — daß, verleitet durch Zeitungsberichte, welche alle Gefechte mit den Baiern als eben ſo viele Niederlagen der Preußen darſtellten, die heſſendarmſtädtiſche Diviſion ein lebhaftes Verlangen getragen habe, eine Offenſivbewegung auf Laufach zu machen, um hier die geſchlagenen und zerſprengten, über Gemünden und Lohr geflohenen Preußen, beim Heraustreten aus den Speſſart-Defileen, in Empfang zu nehmen. Wenn dies der Plan war (wir glauben es kaum, wenigſtens im Hauptquartier kannte man die Situation), wenn man ſich wirklich einen leichten Sieg verſprach, ſo war man bitter getäuſcht worden. Das Zündnadelgewehr — ähnlich wie 1864 bei Lundbye — hatte gezeigt, was es in einer Defenſivſtellung vermag. Die Heſſen verloren 777 Mann, darunter 32 Offiziere. Am härteſten war das 3. Infanterie-Regiment betroffen worden, nächſtdem das 4. Todt waren (oder erlagen ihren Wunden): Oberſt Schenk, Major Kröll, die Hauptleute Königer, Dreſcher, v. Wachter und Becker, die Oberlieutenants Stockhauſen und Diefenbach und Lieutenant Hebberling. Den Brigadegeneralen

---

*) Eine ſehr milde gehaltene Kritik (wahrſcheinlich von heſſiſcher Seite ſelbſt) äußert ſich dahin: „Wie kam es, daß ein ſolches Gefecht überhaupt geliefert wurde? Die Abſicht, dem erhaltenen Befehl entgegen zu handeln, lag ſchwerlich vor. Hielt man den Feind für ſchwächer als er war und glaubte man anfangs, ihm durch eine einfache Angriffsbewegung Halt gebieten zu können? Glaubte man ſich ſpäter zu tief ins Gefecht verwickelt zu haben, um mit Ehren kurz abbrechen zu können? War man ſich überhaupt im Einzelnen klar bewußt, was zu thun erlaubt war, was nicht? Den verantwortlichen Führern jenes Gefechtes möchte es vielleicht jetzt ſchwer fallen, ſich ſelbſt das Werden ihrer damaligen Entſchlüſſe unbefangen klar zu machen.“

v. Frey und v. Stockhauſen, wie einer großen Anzahl andrer Offiziere, waren die Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Beſonders beklagt wurde der Tod des Hauptmann Königer vom 3. Infanterie-Regiment, eines durch Muth, Geſinnung und Wiſſenſchaftlichkeit gleich ausgezeichneten Offiziers.*)

Die Preußen hatten nur 7 Todte und einige 50 Verwundete; unter dieſen der Offizierdienſt thuende Vice-Feldwebel Marx vom 55. Regiment.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Ereigniſſe dieſes Tages einer herben Kritik unterzogen wurden. Generallieutenant v. Perglas, dem man die Hauptſchuld beimeſſen wollte, erhielt ſeinen Abſchied; Generalmajor v. Stockhauſen erſchoß ſich. So folgte Unheil dieſem unheilvollen Tage.

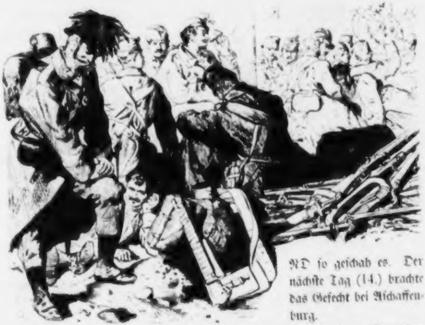
Der Rückzug der Heſſen ging auf Aſchaffenburg, wo die letzten Abtheilungen zwiſchen 12 und 1 Uhr Nachts eintrafen. Die Sicherung dieſes Orts hatte die inzwiſchen von Frankfurt-Hanau her angelangte öſtreichiſche Brigade Hahn übernommen.

Mit dieſer mußte muthmaßlich der nächſte Tag ein Rencontre bringen.

---

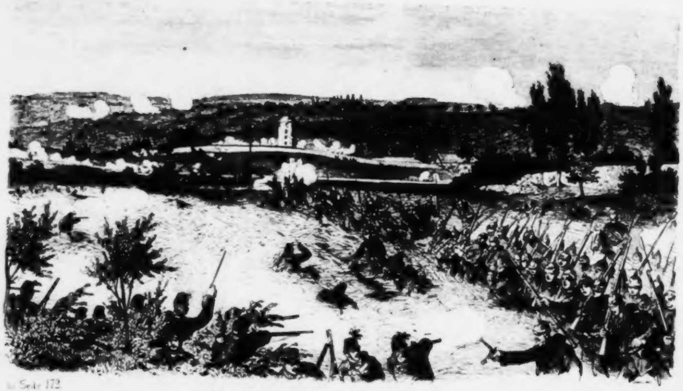
*) Hauptmann Königer wurde, nachdem er bei Frohnhofen gefallen, alsbald von den vorrückenden Preußen aufgefunden, welche Schärpe, Uhr, Brieftaſche ꝛc. des Gefallenen zu ſich nahmen und für ein anſtändiges Begräbniß ſorgten. Sämmtliche Effekten wurden ſpäter ſeiner Wittwe in Darmſtadt ausgehändigt. Die Sieger beklagten ſeinen Tod; vielen war er perſönlich bekannt, da er ſich früher zum Zwecke kriegsgeſchichtlicher Studien längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte. Einer ſeiner Freunde fiel kurz vorher bei Langenſalza. Das Grab Königers, worin auch Oberlieutenant Stockhauſen nebſt etwa 40 Kampfgenoſſen ruhn, befindet ſich ganz in der Nähe, wo ſie den Tod fanden. (Unter den literariſchen Arbeiten Königers verdient ſeine „Geſchichte der Befreiungskriege“ hervorgehoben zu werden.)

Das Gefecht bei Aſchaffenburg.



ND ſo geſchah es. Der nächſte Tag (14.) brachte das Gefecht bei Aſchaffenburg.

Die Lokalität iſt in Kürze zu beſchreiben. Das Terrain zwiſchen Laufach-Frohnhofen und Aſchaffenburg — etwa fünfviertel Meile — behält bis dicht an Aſchaffenburg heran denſelben Charakter, wie wir ihn S. 165 bei Gelegenheit des Gefechtes von Frohnhofen ausführlicher beſchrieben haben: ein zu beiden Seiten von Höhenzügen eingefaßtes, oft nur 200 bis 300 Schritt breites Flußthal, in dem Chauſſee und Eiſenbahn dicht neben einander verlaufen. Erſt hinter dem Dorfe Goldbach treten die Höhen mehr und mehr zurück und erweitern das bis dahin ſchmale Flußthal, erſt der Laufach, dann der Aſchaff, zu einer nach dem Main hin abfallenden Ebene, an deren niedrigſter Stelle, hart am Main, der hier ein Knie bildet, das pittoreſk mittelalterliche, von einer hohen Mauer umgebene Aſchaffenburg mit nur



zu Seite 172

GEFECHT BEI ASCHAFFENBURG.

einem Thore (oſtwärts)*) und nur einer Brücke (weſtwärts) gelegen iſt. Ob es gerathen war, hier, noch dazu mit unausreichenden Kräften, einen Kampf aufzunehmen, muß billigerweiſe bezweifelt werden. Allerdings boten die Höhen, ganz wie an den ſchmaleren Stellen, eine vorzügliche Artillerie-Aufſtellung, eine Aufſtellung, die Chauſſee und Eiſenbahn vollſtändig beherrſchte; aber einmal waren dieſe Poſitionen, wenn ſich die Nöthigung dazu herausſtellen ſollte, ohne beſondere Schwierigkeiten zu umgehn, andrerſeits hatte der Vertheidiger als einzige Rückzugslinie nichts als ein allerſchmalſtes Defilé: das Thor, die Stadt, die Brücke. Thor und Stadt von mittelalterlicher Enge. Wir werden ſehen, daß die Enge dieſer Rückzugslinie für unſren Gegner verhängnißvoll wurde.

Das Gefecht verlief wie folgt.

Um 7½ Uhr brachen die beiden Brigaden Wrangel und Kummer, die bei Laufach und Waldaſchaff bivouakirt hatten, auf und trafen bei Weiberhöfen, eine Meile von Aſchaffenburg, zuſammen. Die Brigade Wrangel erhielt Befehl, mehr rechts ſich haltend, auf der Chauſſee hin, die Brigade Kummer mehr links ſich haltend, auf dem Eiſenbahndamme zu avanciren. Dies geſchah. Es entſpann ſich daraus ein Doppelgefecht. Wir folgen zunächſt der Brigade Wrangel.

Das Vorgehn der Brigade Wrangel.

Das 15. Regiment, Oberſt v. d. Goltz, hatte die Tête, die beiden Batterieen und die 55er folgten; das Bataillon Lippe ſchloß.

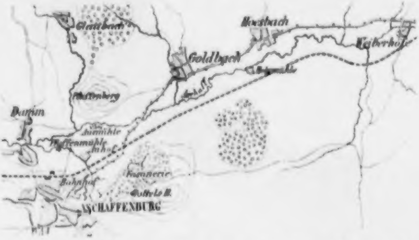
Hösbach, das nächſte Dorf, wurde vom Feinde nicht beſetzt gefunden, auch Goldbach nicht. Als die Spitze der Avantgarde letztgenannten Ort paſſirte, wurde ſie von feindlichem Infanterie-, bald auch von Artilleriefeuer empfangen. Zugleich war der Punkt hoch genug, um einen Ueberblick über die feindliche Stellung zu geſtatten.

Auch der Feind hatte eine linke und rechte Flügel-Aufſtellung genommen und zwar derart, daß der Eiſenbahndamm ebenſowohl den Berührungspunkt, wie auch die Scheidelinie der beiden Flügel bildete. Am (feindlichen) rechten Flügel, nur theilweis ſichtbar, ſtanden drei Bataillone in einem der Stadt unmittelbar vorgelegenen großen Park, der ſogenannten Faſanerie. Gegen dieſe richtete ſich der Angriff der Brigade Kummer; wir ſchildern dieſen Angriff an anderer Stelle. Am feindlichen linken Flügel, der Brigade Wrangel gegenüber, erſchienen, zunächſt ſichtbar, 4 Bataillone: Bataillon Reiſchach (Avantgarde), Bataillon Nobili, Bataillon Heß, 35. Jäger-Bataillon (Gros). Außerdem drei Batterieen.

---

*) Allerdings befindet ſich, etwas mehr nach Süden hin, noch ein zweites Thor, das Wermbachs-Thor, von deſſen Vorhandenſein indeß der mit der Lokalität Aſchaffenburgs wenig vertraute Feind entweder nichts wußte, oder ſchließlich nichts wiſſen wollte, um ſich in dem Gewirr der Gaſſen nicht völlig zu verlieren.

Dieſe letztgenannten vier öſtreichiſchen Bataillone ſtanden à cheval der Chauſſee, oder in weiterem Abſtand links und rechts neben derſelben, auf der Linie Aumühle-Faſanerie. Das Bataillon Heß, den rechten Flügel des Feindes bildend, lehnte an den Eiſenbahndamm. Am linken Flügel der Aufſtellung hielt die heſſiſche Batterie v. Herget (6 Geſchütze). Weiter zurück, bei Damm, fuhren eben zwei öſtreichiſche Batterieen auf. Zuſammen 22 Geſchütze. Die heſſiſche Batterie hatte eine Partikular-Bedeckung (Schützen und Chevauxlegers). Ein heſſiſches Infanterie-Bataillon (das 2. vom 1. Regiment) ſtand, kaum ſichtbar, in verdeckter Aufſtellung zwiſchen der Haſel- und Pfaffenmühle, 1000 Schritt in Front von Damm.



Dies war der Feind, gegen den die Brigade Wrangel jetzt avancirte.

Neun Compagnieen vom 15. Regiment bogen rechts aus, um die feindliche linke Flanke zu umgehn; die drei verbleibenden Compagnieen (5., 8., 12.) nahmen die bewaldeten Ufer des Aſchaffbaches; die 55er verſuchten auf der Chauſſee gegen die kaum noch 2000 Schritt entfernte Stadt vorzudringen. Der Infanteriekampf war nicht erheblich; die vier öſtreichiſchen Bataillone wichen, ohne nachhaltigen Widerſtand zu leiſten, theils auf den nördlich der Stadt gelegenen Bahnhof, theils nach der Faſanerie hin aus; aber eh noch unſre nachdrängenden 55er die Stelle erreichen konnten, wo die Chauſſee die Eiſenbahn durchſchneidet, wurden ſie in ihrer rechten Flanke von einem ſo infernalen feindlichen Artillerie-Feuer empfangen, daß ſich ein Weitervordringen an dieſer Stelle verbot. Beſonders war es die heſſiſche Batterie, die ſich durch brillantes Schießen auszeichnete. Die 12pfündige Batterie Eynatten wurde vorgenommen, aber ſie war numeriſch zu ſchwach, um die 22 feindlichen Geſchütze (16 öſtreichiſche, 6 heſſiſche) mit Erfolg zu bekämpfen. Die Bataillone fanden Deckung in Terrainmulden und hinter dem Eiſenbahndamm; es kam ein Stocken in die Angriffsbewegung.

Doch nicht auf lange. Die drei Compagnieen 55er, die rechts an der Chauſſee, am bewaldeten Aſchaffufer in Schützenzügen vorgedrungen waren, hatten ſich in der Flanke der heſſiſchen Batterie eines thurmartigen Baues, der „Aumühle“, zu bemächtigen gewußt und von hier aus die Batterie unter ein heftiges Seitenfeuer nehmend, dieſe zum Abfahren gezwungen.

Jetzt war der Weg frei; die öſtreichiſchen Batterieen hatten alsbald Mühe, ſich gegen die unſrigen (Coſter und Eynatten) zu behaupten und die 55er drängten nunmehr auf Chauſſee und Eiſenbahndamm, die hier dicht neben einander herlaufen, auf die Stadt zu. Aber ſie waren hier nicht die Erſten. Der linke Flügel (Brigade Kummer) hatte bereits durch Wegnahme der Faſanerie den Ausſchlag gegeben. Wir geben nunmehr dieſen Theil des Kampfes.

Das Vorgehn der Brigade Kummer.

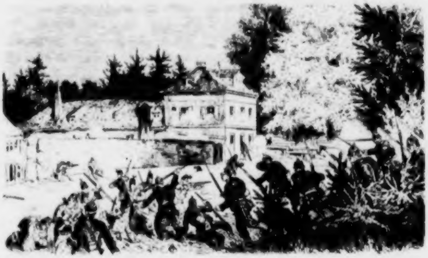
Brigade Kummer, als ſie auf und neben dem Eiſenbahndamm bis in Höhe von Goldbach vorgedrungen war, erhielt heftiges Geſchützfeuer und zwar von denſelben drei Batterieen, die gegen die Brigade Wrangel thätig waren. Die 4pfündige Batterie Weigelt und die 6pfündige Batterie Eynatten I. nahmen ſofort Poſition auf dem unmittelbar zur Linken gelegenen Kugelberg und erwiderten das Feuer.

Die Infanterie blieb im Avanciren, das 13. Regiment, Oberſt v. Gellhorn, im erſten Treffen, das 53., Oberſt v. Treskow, im zweiten. In reglementariſcher Ordnung, das 1. Bataillon am rechten, das Füſilier-Bataillon am linken Flügel, gingen die Münſterländiſchen Regimenter auf die Faſanerie und den Gottelsberg (links daneben) vor.

Die Faſanerie war durch zwei Bataillone (1. und 2.) vom italieniſchen Regiment Wernhardt vertheidigt; aber, ſehr bald nach Beginn des Kampfes ſchon, wurde nicht nur das 3. Bataillon genannten Regimentes aus ſeiner Reſerveſtellung vorgezogen, ſondern es kam auch den hier kämpfenden Truppen ein unerwarteter Succurs durch das Erſcheinen der vom feindlichen linken Flügel her auf Eiſenbahn und Faſanerie abgedrängten Bataillone Reiſchach und Nobili.

Die Vertheidigung verfügte ſomit über 5 Bataillone, aber ſie erwies ſich zu ſchwach gegen die drei Bataillone unſrer 13er, die mit vorgenommenem linken Flügel, tambour battant, unter lautem Hurrah in die Faſanerie eindrangen.

Der Feind, hinter den Bäumen Deckung ſuchend, hielt ſich zu Anfang gut, die Wirthſchaftsgebäude wurden mit großer Bravour vertheidigt und mehr als einmal, namentlich auch, als die abgedrängten Bataillone Reiſchach und Nobili im Walde erſchienen, gingen die Oeſtreicher zum Angriff über und ſuchten, unter Trommelſchlag und Evviva-Rufen, durch energiſche Offenſivſtöße uns aus dem Walde hinauszuwerfen. Aber das »Up Benedek! gifft ehr düftig« der Weſtphalen war ſtärker, als die Evvivas der italieniſchen Bataillone und nach etwa einſtündigem Gefecht war der Wald genommen und die jenſeitige Liſière erreicht. Ueber Sturzacker und Kornfelder hinweg floh der Feind, vom Schnellfeuer der Unſrigen verfolgt, auf die Stadt zu. Dieſe Flucht über das freie Feld hin bereitete ihm die größten Verluſte.



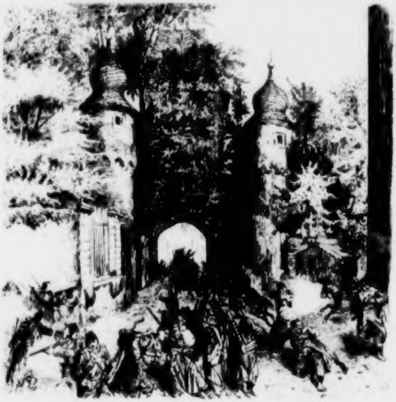
Unſre 13er löſchten ihren brennenden Durſt an dem faulen Waſſer, das ſich in den Wieſengräben vorfand, dann ſtürmten die Schützenzüge aller drei Bataillone auf die Stadt und ihren einzigen Eingang, das von mittelalterlichen Thürmen flankirte Herſtaller Thor zu, durch das, mit Ausnahme des feindlichen linken Flügels*), alle im Gefecht geweſenen öſtreichiſchen Truppentheile: das Regiment Wernhardt, Bataillon Reiſchach, Bataillon Nobili, ja ſelbſt die beiden öſtreichiſchen Batterieen, ohne große Einbuße an Gefangenen ihren Rückzug bereits bewerkſtelligt hatten.

---

*) Von den am linken Flügel engagirt geweſenen Truppentheilen waren, wie weiter oben erzählt, die Bataillone Reiſchach und Nobili nach dem rechten Flügel (Faſanerie) hinübergedrängt worden und hatten hier das Schickſal des Regiments Bernhardt getheilt. Alle andern gegen die Brigade Wrangel kämpfenden öſtreichiſch-heſſiſchen Abtheilungen aber und zwar:

das Bataillon Heß und das 35. Jäger-Bataillon,
das 2. Bataillon vom 1. heſſiſchen Infanterie-Regiment.

Es war dies unleugbar ein Verdienſt des öſtreichiſchen Commandirenden, Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg, der, die Gefahren dieſes Defiles wohl erkennend, im richtigen Moment den Befehl zum Abbrechen des Gefechtes und zum Rückzuge durch das Herſtaller Thor, die Stadt und über die Mainbrücke (wozu immer ein Paſſiren der Stadt nöthig war) gegeben hatte; aber was von Seiten des Commandirenden gut geplant war, ſcheiterte noch im letzten Moment an einer minder geſchickten Ausführung des Befehls. Statt Aſchaffenburg, unter alleiniger Beſetzung des Herſtaller Thores, raſch zu



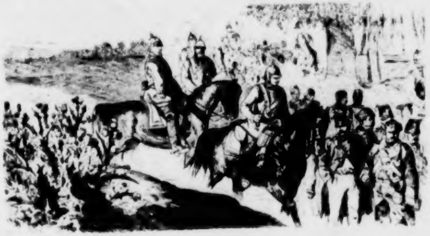
die heſſiſche Batterie v. Herget.

2 heſſiſche Scharfſchützen-Compagnieen und 1 Chevauxlegers-Escadron verblieben am linken Flügel, drängten nicht durch das Herſtaller Thor, hatten ein Rückzugsgefecht am Bahnhof, zogen ſich, am Eiſenbahndamm hin, bis Stockſtadt und bewerkſtelligten erſt hier ihren Uebergang auf das linke Mainufer. In Seligenſtadt vereinigte man ſich wieder mit den größeren Abtheilungen, die durch Aſchaffenburg ſelbſt ihren Rückzug genommen hatten.

paſſiren, ſetzten ſich überall in der Stadt ganze Compagnieen und Bataillone feſt, theils um durch Häuſerkampf das Vordringen des Gegners zu hindern, zum Theil aber auch völlig planlos, ohne irgend eine Vorſtellung davon, ob hier »gehen oder bleiben« das Gerathnere ſei. Dieſe Kopfloſigkeit, für die zu großem Theile die Bataillons-Commandeure verantwortlich gemacht werden müſſen, verwandelte erſt den Kampf, der bis dahin mehr den Charakter eines abgebrochenen Gefechts gehabt hatte, in eine Niederlage.

Freilich ebenſoviel wie das Zögern auf Seiten unſerer Gegner, trug auf unſerer Seite die Raſchheit der Entſchlüſſe zum Erfolge bei.

General v. Kummer, als er den Abzug der Oeſtreicher wahrnahm, erkannte ſofort, daß alles davon abhängen werde, ihnen ihre eine Rückzugslinie zu verlegen, mit andern Worten, am Herſtaller Thor, oder wenn ſich dies nicht mehr ermöglichen ſollte, wenigſtens an der Mainbrücke, am entgegengeſetzten Ende der Stadt, eher einzutreffen als der retirirende Feind. Darauf hin disponirte er jetzt. Die 13er waren noch nicht heran, oder in ein Gefecht mit den die Häuſer am Thor vertheidigenden feindlichen Abtheilungen verwickelt; jeder Aufenthalt verbot ſich aber, wenn Ziel und Zweck überhaupt erreicht werden ſollten. So ſtellte ſich denn General v. Kummer perſönlich an die Spitze eben eintreffender kleiner Abtheilungen (ein oder zwei Compagnieen) 53. Regiments und führte ſie, an den kämpfenden Truppen vorbei, im Geſchwindſchritt durch Thor und Stadt hindurch, auf die Mainbrücke zu. Alles was jetzt noch vom Feinde in der Stadt war, mußte ſich durchſchlagen oder die Waffen ſtrecken. Abtheilungen der Bataillone Reiſchach und Nobili, vor allem die beiden kurheſſiſchen Huſaren-Schwadronen, die in Front der öſtreichiſchen Batterieen gehalten hatten, verſuchten das erſtere (die Huſaren unter ſchwerem Verluſt); alles andre, darunter namentlich



das 3. Bataillon Wernhardt, das zu weſentlichem Theil aus Rekruten beſtand und erſt bei Beginn des Feldzuges aus ſeinem Werbebezirk Treviſo eingetroffen war, gab ſich gefangen.

Dieſes glänzende Gefecht, deſſen Ehren vorwiegend der Brigade Kummer und ſpeziell dem 13. Regiment gebühren, erhielt ſeinen Abſchluß durch die Eſcadron des Rittmeiſters v. Studnitz vom 4. Cüraſſier-Regiment, die während des Gefechts dem General Vogel v. Falckenſtein zur Begleitung gedient hatte. Mit derſelben, nach Wegnahme der Stadt, am linken Mainufer angekommen, befahl der General dem Rittmeiſter, da augenblicklich keine andre Cavallerie zur Hand war, auf der Chauſſee nach Darmſtadt (auf der der Feind retirirte) vorzugehn. Die Schwadron hatte das Glück, ſehr bald die Arrièregarde des Feindes zu erreichen und derſelben noch 175 Gefangene abzunehmen.

So hatte denn am 14. die öſtreichiſche Brigade Hahn das Schickſal der heſſiſchen Diviſion am 13. (bei Laufach-Frohnhofen) getheilt. Feldmarſchallieutenant Graf Neipperg war bei Aſchaffenburg nicht glücklicher geweſen, als Generallieutenant v. Perglas bei Laufach-Frohnhofen Ja, die Defenſive bei Aſchaffenburg, trotz der glänzendſten Haltung ſowohl der öſtreichiſchen, wie namentlich der heſſiſchen Artillerie, hatte noch größere Opfer gekoſtet, als die kopfloſe Offenſive bei Frohnhofen. Die Oeſtreicher verloren

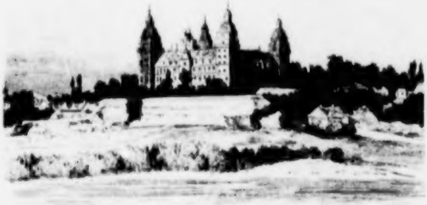
todt:	3 Offiziere,	221 Mann,
verwundet:	18 Offiziere,	361 Mann,
gefangen:	17 Offiziere,	1775 Mann.
Summa:	38 Offiziere,	2357 Mann.

Verhältnißmäßig kaum minder empfindlich waren die Verluſte der zwei kurheſſiſchen Huſaren-Schwadronen: 3 Offiziere (Rittmeiſter v. Baumbach todt) und 18 Mann. Was von heſſendarmſtädtiſcher Seite am Kampfe theilgenommen hatte: die Batterie Herget, das 2. Bataillon vom 1. Infanterie-Regiment, zwei Jäger-Compagnieen, eine Schwadron Reiter, hatte nur geringe Verluſte zu beklagen.

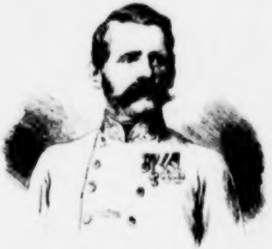
Der preußiſche Verluſt bezifferte ſich auf 17 Offiziere (fünf todt) und 163 Mann. Wie die Hauptehre, ſo hatte auch den Hauptverluſt das 13. Regiment. Es verlor 100 Mann an Todten und Verwundeten. Alle gefallenen und faſt alle verwundeten Offiziere gehörten dieſem Regimente an. Todt waren: Premierlieutenant Würmeling, Lieutenants v. Krane, Breitenbach, v. Reichenbach und Portepée-Fähnrich Weſtphal, alle, mit

Ausnahme des erſtgenannten, durch den Kopf geſchoſſen. General Vogel v. Falckenſtein ehrte die Haltung des Regiments, indem er, im Vorbeireiten an ſeiner Front, demſelben zurief: »Der Hauptantheil an dieſem herrlichen Siege gehört dem 13. Regiment.«

Der nächſte Tag (15.) war ein Ruhetag. Die Truppen hatten ihn ſich wohl verdient. Der Durſt, der auf ſo manchem heißen Marſche in der Rhön und im Speſſart die Kehlen ausgetrocknet hatte, heut wurde er in gutem Main-Wein gelöſcht. Im Aſchaffenburger Schloſſe aber gab General Vogel v. Falckenſtein ſeinen Offizieren ein Feſtmahl. Die Ornamente waren, wie ſie ſich nach ſolchem Zuge gebührten. Im Schloßhofe lagen große Haufen von Armaturſtücken und Waffen aller Art; Tauſende von Gefangenen füllten den Platz und horchten auf, während oben im Ritterſaale die Siegesfanfaren geblaſen wurden.



Der Feind concentrirte ſich am 14. bei Babenhauſen; nur die badiſche und würtembergiſche Diviſion waren noch intakt. Am 15. disponirte Prinz Alexander von Heſſen dahin, daß das VIII. Corps oſtwärts zu marſchiren habe, um (nach dem Plane des Prinzen Carl von Baiern) zwiſchen Würzburg und Uffenheim die Vereinigung mit der bairiſchen Armee zu bewerkſtelligen.



Dem Feldmarſchalllieutenant Grafen Neipperg wurde im Verlaufe des Feldzuges nicht mehr Gelegenheit gegeben, die Scharte von Aſchaffenburg auszuwetzen. Daß er hier überhaupt unterlag, war, mit Rückſicht auf die Zahlenverhältniſſe, kein beſondrer Vorwurf für ihn; ſein Fehler beſtand nur darin, daß er ſich durch Annahme eines Kampfes an dieſer Stelle in die Lage brachte, unterliegen zu können, faſt darf man ſagen unterliegen zu müſſen. Graf Neipperg, ein tapfrer Soldat und liebenswürdiger Charakter, hat dies wohl gefühlt und hat ſich zu vertheidigen geſucht: »Man wird die Frage aufwerfen, ſo ſchreibt er, warum ich überhaupt unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen, mit einer einzigen Rückzugslinie durch die mir überdies ganz fremde und unbekannte Stadt Aſchaffenburg und mit dem ſchmalen Defilé der Mainbrücke (als einzigen Uebergang auf das linke Ufer) im Rücken, es auf dem rechten Ufer zum Schlagen wollte kommen laſſen? Darauf kann ich nur erwidern, daß ich es für eine Ehrenſache anſah, das erſte Mal, wo ich in die Lage kam, ſelbſtſtändig und auf mich allein angewieſen aufzutreten, einem durch ſeine Erfolge noch kühner gemachten Feinde, im Vertraun auf die Tapferkeit meiner Truppen entgegenzutreten und ihn in ſeinem Vordringen gegen Aſchaffenburg aufzuhalten. Daß ich dabei wenigſtens theilweiſe auf eine Unterſtützung von Seiten der großherzoglich heſſiſchen Diviſion rechnete, wird man mir wohl nicht als Unbeſcheidenheit auslegen.«

Die Anklage gegen die Heſſen, womit dieſe Erklärung abſchließt, iſt ungerecht. Die letztern leiſteten, was ſie nach einem ſo blutigen Gefecht wie das bei Frohnhofen noch leiſten konnten. Ihre Batterie Herget gewährte ſehr erheblichen Beiſtand und von Infanterie ließen ſie alles in die erſte

Linie rücken, was noch als einigermaßen intakt zu betrachten war. Freilich war dies nicht viel. Wir fragen einfach: was würde die öſtreichiſche Brigade 12 Stunden nach Aſchaffenburg geleiſtet haben? Schwerlich mehr. Die Sache bleibt beſtehn, daß bei Aſchaffenburg gar nicht geſchlagen werden durfte, wenn man nicht des Sieges ſicher war. Erſt dieſe abermalige Niederlage des VIII. Corps öffnete uns den Weg auf Frankfurt.

Der Einzug in Frankfurt.

FRANKfurt alſo! Der Weg dahin lag ſeit den ſiegreichen Gefechten am 13. und 14. offen. Dieſſeits des Mains war kein Feind mehr. Am 16. früh brach die Diviſion Goeben von Aſchaffenburg auf, am ſelben Tage noch traf Diviſion Manteuffel an letztgenanntem Orte (Aſchaffenburg), Diviſion Beyer in Gelnhauſen ein. Wir folgen der Diviſion Goeben.

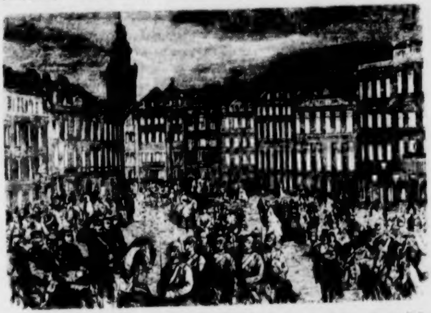
Brigade Wrangel hatte die Tête. Es ſcheint, ſie benutzte die Eiſenbahn bis Hanau, wurde hier debarquirt und trat nun zu Fuß, auf der Hanauer Chauſſee, ihren Marſch gegen Frankfurt an.

Um 7 Uhr war man im Weichbild der Stadt. Eine Abtheilung Huſaren und Cüraſſiere, während die Brigade eine kurze Raſt machte, wurde vorgeſchoben und ritt, mit aufgepflanztem Karabiner, bis auf den Roßmarkt. Alles verhielt ſich ruhig. Nur ein einzelnes Landeskind, das vom Schoppen kam, ballte die Fauſt und rief: »nidder mit de Hund«.

Aber auch ſelbſt dieſe Art von Demonſtration unterblieb, als etwa eine Stunde ſpäter (8½) der Einmarſch begann. Alles im Helm, mit vollem Gepäck, — ſo rückte die Brigade, an ihrer Spitze der Commandirende, General Vogel v. Falckenſtein, links und rechts neben ihm die Generale v. Goeben und Wrangel, durch das Allerheiligenthor in Frankfurt ein. Die Cavallerie zu Dreien, die Infanterie in Sectionen, dicht aufſchließend die beiden Batterieen, ſo bewegte ſich der Zug durch die Allerheiligen-Straße hin, die Zeil entlang. Es dämmerte ſchon. Ueberall drängte ſich das Volk, neugierig, ſchweigſam, die Cüraſſiere blieſen »Ich bin ein Preuße«; die 55er aber ſangen:

Eins, zwei, drei,
Wir 55er Muſketier
Wir ſchießen nur mit Blei, —*)

ſo unter Sang und Klang ging es vorwärts, an Catharinenkirche und Hauptwache vorbei, auf den Roßmarkt zu.



Hier ſchwenkte der Commandirende rechts ab, nahm, ſammt Generalität, Stab und Adjutanten ſeine Aufſtellung dem Engliſchen Hofe gegenüber und erwartete den Vorbeimarſch der unmittelbar folgenden Regimenter. Zuerſt

---

*) Dies Lied, das kurz vor Frankfurt auf dem Marſche entſtand, wurde bald in zahlloſen Variationen geſungen. Eine davon lautet:

„Der Bundestag hat einen Zopf,
Und eine Mütze auf dem Kopf,
Hat auch 'ne große Reichsarmee,
Ach Gott! mir wird ſo ſchlimm und weh,
Denn eins iſt eins und drei iſt drei,
Die Preußen ſchießen nur mit Blei.

Der Bundestag iſt jetzt ſehr krank,
Doch war er's ſchon ſein Lebelang,
Drum rieth der Preuß' als gute Kur,
Da möchte er nach Augsburg nur.
Denn eins iſt eins und drei iſt drei,
Die Preußen ſchießen nur mit Blei.“

die 4. Cüraſſiere (Oberſt v. Schmidt),
das 15. Regiment (Oberſt v. d. Goltz),
das 55. Regiment (Oberſt Stoß),
das Bataillon Lippe (Major Kellner),
4pfündige Batterie Cöſter,
12pfündige Batterie Eynatten II.,
Wagenpark.

Die Muſik jedes vorbeimarſchirenden Regiments trat heraus, nach links hin, dem General v. Falckenſtein gegenüber; die Cavallerie defilirte mit aufgenommenem Pallaſch, die Infanterie mit Gewehr über, die Artilleriſten hinter dem Geſchütz. Alles ſchwenkte beim Vorbeimarſch die Helme unter fortwährendem Hurrahrufen, dann bogen die Bataillone links und rechts an der Guttenberg-Statue vorbei in die Gallus- und die Junghofſtraße ein. Die letzten Abtheilungen marſchirten auf den Göthe-Platz.

Um 9½ Uhr war der Einmarſch beendet; die Truppen rückten in ihre Quartiere.

Wie viel hatte ein einziger Monat geändert! Am 12. Juni waren die letzten Preußen (vom 30. Regiment), ſcheel angeſehn, aus der freien Reichsſtadt abgezogen, am 16. Juli rückten die erſten Preußen wieder ein. Der kürzeſte, glänzendſte Krieg hatte inzwiſchen über die Geſchicke Deutſchlands entſchieden. Ihren vollgemeſſenen Antheil daran hatte die Main-Armee. Ihr Commandirender berichtete noch am 16. Abends an König Wilhelm:

»Seit dem 1. Juli hat die Main-Armee unter meiner Leitung das Glück gehabt, die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern, die bairiſche Armee nach ſiegreichen, größeren Gefechten bei Neithartshauſen, Zella, Wieſenthal, Hammelburg, Kiſſingen und Winkels über den Main zu werfen und in Folge des als nothwendig mir bezeichneten Rechtsabmarſches, nach den glänzenden Gefechten bei Laufach und Aſchaffenburg, welche in entſchiedener Weiſe die Niederlage der Reichsarmee zur Folge hatten, am 16. Abends in Frankfurt a. M. einzurücken. Der Feind iſt nach einem Geſammtverluſt von mehr als 5000 Mann überall in voller Flucht über den Main gegangen und ſetzt ſeinen Rückzug immer weiter fort. Die Länder nördlich des Mains liegen zu Ew. Königlichen Majeſtät Füßen!«

Die Tage vom 17. bis 21. Juli waren Ruhetage für die Main-Armee. Wohlverdiente, nach den enormen Anſtrengungen ihres 14tägigen Feldzuges. Langentbehrtes erſchloß wieder ſeinen Reiz: man aß gut, man trank noch beſſer, man badete ſich, man bürſtete ſich, vor allem — man ſchlief wieder in einem Bett. Glückliche Lage! wenig geſtört durch die Betrachtung, daß die Wirthe ihre Gäſte zu allen T— wünſchten. Man war in der Lage, mit Humor auf alles antworten zu können.

Glückliche Lage für die Armee, aber bittre Lage für ihren Führer!

Am 18., vielleicht am 17. ſchon, traf beim Commandirenden ein königlicher Erlaß ein, dahin lautend, »daß Se. Majeſtät geruht hätten, den General der Infanterie Vogel v. Falckenſtein, unter Entbindung von ſeinem bisherigen Commando zum Gouverneur von Böhmen zu ernennen*) und den Generallieutenant Freiherrn v. Manteuffel mit dem Oberbefehl über die Mainarmee zu betrauen.«

Das war ein harter Schlag. Nach ſo viel Erfolgen eine Niederlage. Eine allerempfindlichſte. Es giebt keine Stellung, wie hoch ſie ſei, die einem ſiegreichen Führer den einen Platz erſetzen könnte, an dem ſein Herz hängt, den Platz an der Spitze ſeiner durch ihn zum Siege geführten Armee. Wie wohlwollend, wie gnädig, wie ehrenvoll abgefaßt, — ein Ton nachſichtsvollen Tadels klang hindurch. Wie die oft erfahrene Königliche Milde auch bemüht ſein mochte, den Schlag minder fühlbar zu machen, er wurde doch empfunden. Vielleicht um ſo ſchmerzlicher.

Am 19. erließ der bis dahin Commandirende folgenden Tagesbefehl an ſeine Armee.

»Soldaten der Main-Armee! Am 14. d. M. haben wir bei Aſchaffenburg den zweiten Abſchnitt unſrer Aufgabe erfüllt. Mit dieſem Tage iſt das rechte Mainufer vom Feinde geſäubert worden. Bevor wir zu neuen Thaten übergehn, drängt es mich, euch allen meine Anerkennung auszuſprechen für die Freudigkeit, mit der ihr die enormen Strapazen dieſer Zeit ertragen habt, die unvermeidlich waren für unſer Gelingen. Doch das iſt es nicht allein, was ich zu loben habe. Eure Tapferkeit iſt es und der Ungeſtüm, mit welchem ihr euch in 6 größeren und vielen kleineren Gefechten auf den Feind warfet, jedesmal den Sieg an eure Fahne knüpftet und Tauſende unſrer Feinde zu Gefangenen machtet. Ihr ſchlugt in zwei glänzenden Gefechten am 4. d. M. die Baiern bei Wieſenthal und Zella, überſtiegt das Rhöngebirge, um am 10. abermals die bairiſchen Truppen, und zwar an 4 Punkten zugleich, über die Saale zu werfen, bei Hammelburg, in Kiſſingen, bei Hauſen und bei Waldaſchach, überall waret ihr Sieger und ſchon am dritten Tage nach der blutigen Einnahme von Kiſſingen hatte dieſelbe Diviſion den Speſſart überſchritten, um nunmehr das VIII. Bundes-Corps zu bekämpfen. Der Sieg der 13. Diviſion über die Darmſtädter Diviſion bei Laufach am 13. und die Erſtürmung der von den vereinten Bundestruppen, alſo auch den Oeſtreichern vertheidigten Stadt Aſchaffenburg am 14. waren der Lohn ihrer Tapferkeit und ihrer Anſtrengungen. Am 16. wurde Frankfurt von ihr beſetzt. Ich bin verpflichtet, dieſer Diviſion meinen beſondern Dank auszuſprechen. Begünſtigt, meiſt an der Tête des Corps und ſomit der Erſte an dem Feind zu ſein, war ſie ſich dieſer ehrenvollen Stellung bewußt, was ihr tapfrer Führer mit Intelligenz und Energie auszubeuten verſtand.«

---

*) Ueber das, was ſeine Abberufung veranlaßt, iſt ſeinerzeit viel hin und her geſtritten worden. Das Entgegengeſetzte wurde laut. Einzelne wollten darin (und zwar als Reſultat eines Complotts oder hämiſcher Klatſchereien) den Ausdruck entſchiedener königlicher Ungnade, Andere das bloße Anerkenntniß ſeiner (Falckenſteins) eminenten, in Jütland bewieſenen adminiſtrativen Begabung ſehn. Es war keins von beiden. Er wurde abberufen, weil man mit der Art, wie er die Weſt-Campagne einleitete, nicht zufrieden war und nicht zufrieden ſein konnte. Als die betreffende Ordre erlaſſen wurde (etwa am 7. Juli) lagen nur zwei Actionen zur Beurtheilung vor: Langenſalza und Wieſenthal-Roßdorf. Langenſalza war ein entſchiedener Echec, den die preußiſchen Waffen erfahren hatten, und Wieſenthal-Roßdorf wurde in allen ſüddeutſchen Blättern, die im Königlichen Hauptquartier eher eintrafen, als der Falckenſteinſche Bericht, ebenfalls als ein preußiſcher Mißerfolg geſchildert. Daraufhin wurde nunmehr der Abberufungs-Entſchluß gefaßt. Wie es mit Wieſenthal-Roßdorf eigentlich ſtand, wußte man nicht, konnte man nicht wiſſen, und Langenſalza blieb unter allen Umſtänden ein dunkler Punkt. General Vogel v. Falckenſtein ſchien alles, wie ſeine Gegner damals ſagten, „[illegible] ausgerichtet, kein Glück zu haben.“ — Wir wiſſen jetzt, daß ſich das „Glück“ fand, noch eh die Abberufungs-Ordre den General erreichte.

Kein direktes Abſchiednehmen, aber alle wußten bereits, daß es Scheideworte waren.

Am 21. früh brach der zum Gouverneur von Böhmen Ernannte auf, zunächſt nach Münſter, ſeinem Wohnort. Es lag nicht in ſeiner Abſicht, die hohe Stellung, zu der er berufen war, auch wirklich anzutreten. Er ſehnte ſich nach Ruhe, und er gab dieſem Wunſche Ausdruck. Aber ein Handſchreiben König Wilhelms gab ihm die alte Spannkraft wieder; er reiſte nach Nikolsburg, der letzte Schatten wich. Ende Juli war er in Prag. Er nahm Wohnung auf dem königlichen Hradſchin.

Die Main-Armee unter ihrem neuen Führer war noch zu neuen Kämpfen berufen. Wir werden ſie im nächſten Abſchnitt zu ſchildern haben. Aber eh wir dazu übergehn, noch ein Wort über die Falckenſteinſche Kriegführung, über den Zickzack-Zug von Eiſenach über Kiſſingen nach Frankfurt.

Wir finden ihn durchaus glänzend und zwar deshalb, weil er unter glücklicher Ignorirung alles Schematismus, aller ſtrategiſch-feldherrlichen Schulweisheit einzig und allein die Verhältniſſe ſeine Handelweiſe beſtimmen ließ; wir finden dieſen Kriegszug glänzend, weil er nie die bloße todte Regel, ſondern immer die lebendige Realität, die Situation befragte und je nach dem Befunde dieſer, einen regelrechten Plan oder einen Ausnahme-Plan darauf gründete.

Seine Gegner (deren Falckenſtein hatte und wohl auch noch hat) haben alles durch ein »Glück ohne Gleichen« erklären wollen. Das iſt der bequemſte Weg. Wir entſinnen uns keines Beiſpiels, daß irgendwo und irgendwann ein Feldherr im Stande geweſen wäre, einen an Tapferkeit ihm ebenbürtigen, an Zahl ihm doppelt überlegenen Gegner in 14 Tagen 7 mal zu ſchlagen, blos durch »Glück ohne Gleichen«. Das Glück geht freilich mit dem Kühnen, aber die ſiegreiche Kühnheit iſt nur da, wo das Bewußtſein überlegener geiſtiger Kraft iſt.

Seine Gegner haben ihm vielleicht am meiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. »Der Falckenſteinſche Feldzug verdient zu einem Studium gemacht zu werden; er regt die intereſſanteſten Fragen an und — er beantwortet ſie auch. All he did, he did wonderful.« Solchen Worten der Anerkennung ſchließen wir uns an.

Der Tag von Langenſalza, auf den alle die hinweiſen, die ihm übel wollen (Falckenſtein war bekanntlich an dem Tage in Caſſel) iſt vielleicht ſeinem Temperament anzurechnen, aber gewiß nicht ſeiner Feldherrnſchaft.

Meiſterſtücke an Raſchheit, Kühnheit, Umſicht, ſind die Züge über die hohe Rhön und den Speſſart. Vielleicht noch glänzender ſteht die Art da, wie er ſiegreiche Gefechte abzubrechen verſtand und zu zweien Malen — erſt bei Kalten-Nordheim, dann bei Schweinfurt — die eines Hauptſchlags gewärtigenden Baiern ſtehen und warten ließ, während er an ihnen vorbei oder in entgegengeſetzter Richtung ſeines Weges zog.

Ueber den letztern Punkt (das Stehenlaſſen der Baiern bei Schweinfurt) iſt ihm ein beſondrer Vorwurf gemacht worden und die entſprechende Stelle in ſeinem am 16. Abends abgefaßten Bericht an den König (S. 185) ſcheint in der That faſt darauf hinzudeuten, daß er ſelbſt lieber anders verfahren, d. h. die Baiern lieber erſt völlig los geworden wäre. Wir laſſen dies ununterſucht. Wer immer indeß den Gedanken des »Zuges gegen Frankfurt« gehabt haben möge (und zunächſt fällt Lob wie Tadel dafür dem Commandirenden zu) — wir halten dieſen Gedanken, politiſch für korrekt, militairiſch wenigſtens für zuläſſig; für politiſch korrekt, weil die Beſitzergreifung Frankfurts von der höchſten Wichtigkeit, von einer ſymboliſchen Bedeutung war, für militairiſch zuläſſig, weil dieſer Rechtsabmarſch, dies Stehenlaſſen der Baiern, weder in Bezug auf die geſammte Kriegslage, noch in Bezug auf die ſpezielle Situation im Weſten, etwas Weſentliches ſchädigen oder verderben konnte. Die Vereinigung des VII. und VIII. Corps war ſchwerlich auf die Dauer zu hintertreiben. Verſtieß dieſer Gedanke aber gegen ein Axiom, etwa gegen den Grundſatz: »einen Feind, wenn die Gelegenheit ſich bietet, immer erſt ganz bei Seite zu thun, eh man ſich einem zweiten zuwendet«, nun dann freilich war der

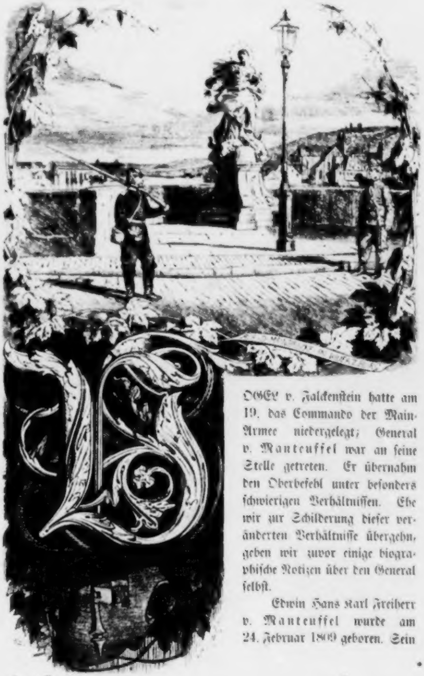
Falckenſteinſche Feldzug ein Fehler von Anfang an und hätte ſtatt mit Gewinnung der innern Linie (Marſch auf Fulda) mit Einſchließung und Vernichtung der Baiern bei Kalten-Nordheim beginnen müſſen. Wie wir bereits S. 60 angedeutet, auch das konnte geſchehn, auch das war ein Weg, General Vogel v. Falckenſtein wählte aber einfach den andern und führte ihn, bei aller Freiheit im Einzelnen, mit Conſequenz, weil mit Erkenntniß ſeiner Richtigkeit, zu Ende. Daß er auch — was zuletzt immer den Ausſchlag giebt — der Weg zum Siege war, haben wir gezeigt. Auch der Zug gegen Frankfurt, ſelbſt wenn er gegen das Regelrechte verſtieß, war das Rechte.

Bis Würzburg.

In Frankfurt.

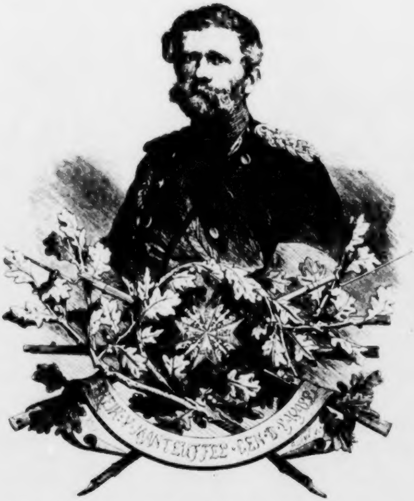
(Vom 16. bis 20.)

General v. Manteuffel



Vogel v. Falckenſtein hatte am 19. das Commando der Main-Armee niedergelegt; General v. Manteuffel war an ſeine Stelle getreten. Er übernahm den Oberbefehl unter beſonders ſchwierigen Verhältniſſen. Ehe wir zur Schilderung dieſer veränderten Verhältniſſe übergehn, geben wir zuvor einige biographiſche Notizen über den General ſelbſt.

Edwin Hans Karl Freiherr v. **Manteuffel** wurde am 24. Februar 1809 geboren. Sein



Vater war (1848, wo er ſtarb) Chefpraſident des Appellationsgerichts zu Magdeburg. v. Manteuffel trat 1826 in das Garde-Dragoner-Regiment, wurde 1828 Offizier, 1843 Rittmeiſter und Adjutant des Prinzen Albrecht, 1848 Flügeladjutant des Königs. In dieſer Stellung avancirte er bis zum Oberſten und erhielt 1854 das Commando des 5. Ulanen-Regiments zu Düſſeldorf. 1857 trat er als Chef der Abtheilung für die perſönlichen Angelegenheiten (»Militair-Cabinet«) ins Kriegsminiſterium; das Jahr darauf (1858) wurde er zum General à la suite, 1861 zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Königs, 1865, nach dem Vertrage von Gaſtein, zum Civil- und Militair-Gouverneur von Schleswig ernannt.

Wir haben im erſten Abſchnitt dieſes Buches gezeigt, mit wie viel Umſicht, Entgegenkommen und Energie, je nachdem die Verhältniſſe es erheiſchten, General v. Manteuffel die Verwaltung des Herzogthums leitete; wir haben ferner, wenigſtens in der Kürze, geſchildert, mit wie großer Raſchheit und Präciſion er in den Tagen vom 7. bis 11. und dann wieder am 15. und 16. Juni (Elbübergang, Expedition gegen Stade) die kriegeriſche Action einzuleiten wußte. Dieſe Sicherheit des Vorgehens machte damals überall im Lande den günſtigſten Eindruck und erfüllte die Herzen mit Hoffnung.

Das Hauptverdienſt General v. Manteuffels aber wird immer ſeine durch acht Jahre hin, von 1857 bis 1865 geführte Verwaltung des Militair-Cabinets bleiben. Je mehr Angriffen er ſeinerzeit für die hier entfaltete Thätigkeit ausgeſetzt geweſen iſt (Angriffe, die unter andern zu dem bekannten Duell mit dem Abgeordneten Twesten führten), um ſo mehr geziemt es ſich hervorzuheben, was dieſe Thätigkeit bedeutete, was ſie geſchaffen hat. Sie ſchuf, zu ſehr weſentlichem Theile die Schlagfertigkeit, die Elaſticität der Armee von 1866. Abthuend jegliche den Dienſt gefährdende Rückſichtnahme, und voll patriotiſchen Sinnes, immer nur die Förderung des Ganzen im Auge, wurde er — neben ſeinem Königlichen Herrn — der eigentliche Regenerator der Armee. Daß in dieſem Geiſte nicht neu zu geſtalten war, ohne — wirklicher Härten und Irrthümer ganz zu geſchweigen — das Intereſſe, die Eitelkeit, die Hoffnungen von Hunderten und Tauſenden zu verletzen, liegt auf der Hand.

In jenen Tagen, wo ſein Rigorismus, ſein unerbittliches Urtheil unſrer Heeres-Organiſation einen neuen Aufſchwung gab, wurde der Grund zu jenem Uebelwollen gelegt, das erſt in neuerer Zeit einer gerechteren Würdigung gewichen iſt. Andres kam, während des Feldzuges ſelbſt, hinzu: man gab ihm Schuld, durch ſeine Haltung die Abberufung Falckenſteins durchgeſetzt zu haben. Wir bezweifeln, daß dem ſo ſei.*) Wenn er aber wirklich gekränkt hat, ſo ſind jedenfalls bittre Kränkungen die Antwort darauf geweſen und wir unſrerſeits gedenken nicht in Nachſtehendem neue zu den alten hinzuzufügen.

---

*) Nichts liegt vor, das dieſer Annahme einen beſtimmten Anhalt gäbe. Wir haben S. 186 gezeigt, was zur Abberufung Falckenſteins führte; — man zog im Hauptquartiere ſeine Schlüſſe aus Thatſachen, oder doch aus dem, was man für Thatſachen hielt; Einflüſterungen wirkten dabei nicht mit, brauchten nicht mitzuwirken. Im Uebrigen — bei all unſrem Gefühl für den General v. Falckenſtein, dem wir wiederholentlich den lebhafteſten Ausdruck gegeben haben — darf doch auch wirklich nicht außer Acht gelaſſen werden, daß der „Sieger von Kiſſingen und Aſchaffenburg“ in eminentem Sinne den energiſchen Perſönlichkeiten zuzuzählen iſt, und daß General v. Manteuffel, wenn er überhaupt dies und das zu tragen gab, ſicherlich auch ſeinerſeits zu tragen hatte.

General v. Manteuffel, ſo hoben wir Eingangs hervor, trat, als er das Commando übernahm, zugleich in beſondre Schwierigkeiten ein, Schwierigkeiten, die zum Theil noch über das hinausgingen, was General Vogel v. Falckenſtein zu überwinden gehabt hatte.

Schon dieſer, in den Tagen vom 16. bis zum 19., hatte nicht umhin gekonnt, die Stadt Frankfurt fühlen zu laſſen, daß er in eine eroberte Stadt eingezogen ſei: alle preußenfeindlichen Blätter waren verboten, zwei Senatoren verhaftet, 300 gut gerittene Reitpferde »zur Ergänzung der gehabten Verluſte« eingefordert, endlich 6 Millionen Gulden als Kriegsentſchädigung gefordert worden. Aber wie empfindlich dieſe Forderungen (beſonders die 300 Luxuspferde) berührt haben mochten, was waren ſie gegen die Forderung, mit der General v. Manteuffel in die Lage kam, *gleichſam debütiren zu müſſen*, was waren ſie gegen das peremtoriſche Verlangen, der eben hinterlegten Summe von 6 Millionen eine »zweite Rate« von 20 Millionen folgen zu laſſen. Und zwar binnen 24 Stunden! Ein Gefühl kam über die Stadt, als ſei irgend ein Herzog Alba wieder erſchienen, um ein Schreckensregiment flandriſchen Andenkens zu inauguriren. Als die geforderte Summe ausblieb, wurden Strafcommandos bis zu 50 Mann in die Wohnungen einiger Senatoren gelegt. Oberbürgermeiſter Fellner, verzweifelnd an einer glücklichen Löſung dieſer Wirren, entleibte ſich ſelbſt.

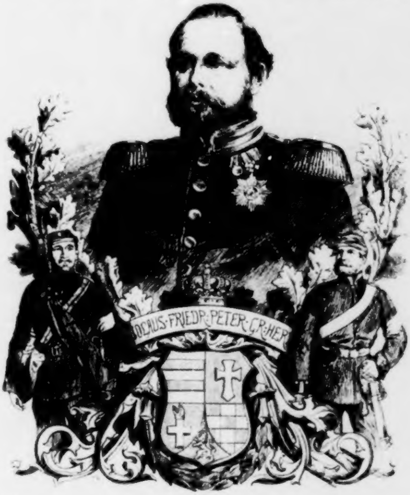
Es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß ſich General v. Manteuffel eine *ſolche Situation nicht freiwillig ſchuf*. Er folgte beſtimmten Weiſungen, die man dort, wo man die Verhältniſſe nach großen Geſichtspunkten betrachtete, gewiß zu geben berechtigt war, die aber an Ort und Stelle *durchzuführen* dem damit Beauftragten jedenfalls nicht leicht ankommen mochte. Die ganze Forderung, wie bekannt, hat man ſpäterhin fallen laſſen. Ob ſie von Anfang an, man verzeihe den Ausdruck, ein bloßer Schreckſchuß war, ob ein Irrthum mit drunter lief, oder ob wirklich ein Wiedervergeltungshang die Maßregel diktirte, — wir wiſſen es nicht. Spätere Zeiten werden darüber die Aufklärung bringen. Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Initiative dieſer Maßregel nicht beim General v. Manteuffel zu ſuchen iſt und daß es unbillig wäre, das Odium, das ſie (mit Recht oder Unrecht) ſchuf, auf die Schulter deſſen zu legen, der nur gehorchte.*)

---

*) Man möchte hier vielleicht einwenden, es gezieme ſich, in gewiſſen Fällen zu remonſtriren und wenn das nicht ausreiche, — zu reſigniren. Das iſt richtig. Aber ſo lag die Sache hier nicht. Die ganze Angelegenheit hatte ihre zwei Seiten und ſo peinlich es ſein mochte, eine Forderung derart zu erheben, alſo das, was man theoretiſch vielleicht billigte, auch praktiſch auszuführen, ſo ging doch damals ein Gefühl durch ganz Preußen, daß dieſer in Hochmuth und Uebelwollen gegen uns großgezogenen Stadt endlich einmal gezeigt werden müſſe, was es auf ſich habe, gleichſam mit gepflegter Vorliebe unſer Feind zu ſein. An dieſem Gefühl nahm General v. Manteuffel ſehr wahrſcheinlich Theil. Die ganze Forderung verſah es nur im

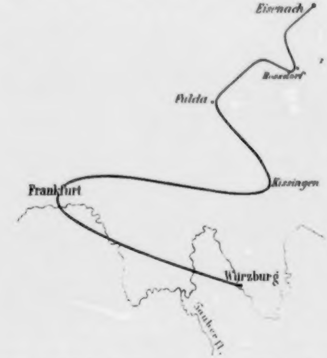
Dieſe politiſch-adminiſtrative Schwierigkeit, die ſich bot, war aber nicht die einzige, in die General v. Manteuffel eintrat; auch die militairiſche Situation war eine andre geworden. Die Vereinigung der bairiſchen Armee und der Reichsarmee, die durch faſt 14 Tage glücklich gehindert worden war, ſie war nun doch erfolgt und wenn der Gegner ſeine Schuldigkeit that, ſo war nun ein Einzelnſchlagen nicht länger möglich.

Dieſer veränderten militairiſchen Situation indeß war General v. Manteuffel in der Lage, wenigſtens zu einem kleineren Theile begegnen zu



Maß; aber gefordert mußte werden, darin war man damals in Preußen einig. — (Seitdem wir das Vorſtehende ſchrieben, iſt das Werk des Hauptmann Knorr über den Mainfeldzug erſchienen, der an dieſer Stelle, wie an andern, gewiß aus der beſten Quelle ſchöpfte. Seine können. Auch ſeine Streitkräfte hatten ſich vermehrt. Die oldenburgiſch-hanſeatiſche Brigade (3 Bataillone Oldenburg, Füſilier-Bataillon Bremen, 3 Escadrons und 2 Batterieen) unter Generalmajor v. Weltzin war eingetroffen und der Diviſion Goeben zugetheilt worden, welche letztere hierdurch — auch das 19. Regiment und das Bataillon Lippe gehörten ihr zu — auf etwa 18,000 Mann und 42 Geſchütze gebracht wurde.

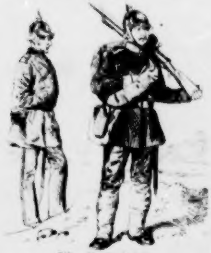
Am 20. brachte das Commando der Main-Armee in Erfahrung, daß die feindlichen Armee-Corps ſich an der Tauber vereinigt hätten; am 21.,



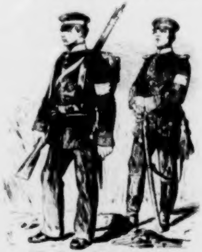
Angaben können, ſpeziell in ſo heiklen Punkten, als unbedingt zuverläſſig gelten. Er ſchreibt: „Im Verlaufe des Nachmittags (am 20.) wurde dem General v. Manteuffel ein Schreiben vorgelegt, in welchem ausgeſprochen war: „„daß Seine Majeſtät der König die Zahlung der Kontribution befohlen habe."" General v. Manteuffel wies das betreffende Schriftſtück mit den Worten zurück: „„der Name des Königs dürfe in ſolche Odioſa nicht gemiſcht werden, der König könne Kontributionen erlaſſen, aber nie welche ausſchreiben. Müſſe, wie es hier der Fall, eine Kontribution ausgeſchrieben werden, ſo ſei es Pflicht des Generals, die Sache auf ſich zu nehmen. Das Schreiben ſolle umgeſchrieben und in ihm geſagt werden, daß General v. Manteuffel die Kontribution anordne."" Dies geſchah." — So weit Knorr. Der General ſtellte ſich alſo mit ſeiner Perſon in die Breſche. Patriotiſch und loyal, aber für unſer Empfinden doch faſt zu viel. Was der König befiehlt, befiehlt er eben, und es ſcheint uns gewagt, in ſolchem Falle deckend für ihn eintreten zu wollen. Die Loyalität wird hier ſo zugeſpitzt, daß die Spitze abbricht.)

nach vier Ruhetagen, brachen unſre Diviſionen auf, um die Operationen nunmehr am linken Mainufer, und zwar nach Oſten zu, aufs Neue zu beginnen. Die Geſammtbewegung der Mainarmee, von ihrem Aufbruch aus Eiſenach an gerechnet, erhielt durch dieſe neue Curve, die beſchrieben wurde, etwa die nebenſtehende Geſtalt.

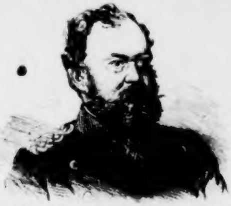
In Frankfurt blieb eine 5- bis 6000 Mann ſtarke Beſatzungstruppe, die ebenfalls in den Tagen vom 16. bis 21. friſch eingetroffen war, unter Oberſt v. Kortzfleiſch zurück. Sie beſtand aus dem 17. Landwehr-Regiment (Weſtphalen), aus den vierten Bataillonen der Regimenter 30, 70, 39 und aus einer 4pfündigen gezogenen Batterie. Ein ähnliches, aus kleinen Contingenten, namentlich aber aus Beſatzungstruppen gebildetes Corps, wurde, zur Beobachtung von Mainz, in der Nähe von Wiesbaden zuſammen-



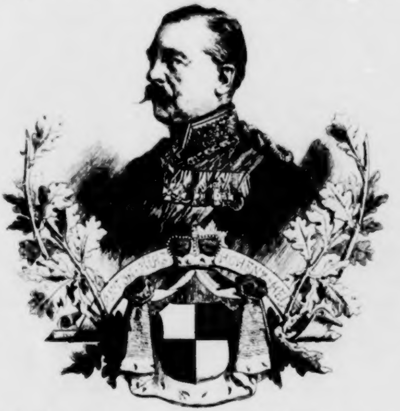
Füſilier-Bataillon Waldeck



Füſilier-Bataillon Schwarzburg-Rudolſtadt



gezogen. Es beſtand aus dem Füſilier-Bataillon Waldeck, aus vier Beſatzungs-Bataillonen der Regimenter 25, 28 und 30, aus einer combinirten Jäger-Compagnie und aus dem Füſilier-Bataillon Schwarzburg-Rudolſtadt. Einige Escadrons und anderthalb Batterieen waren beigegeben. Alle dieſe Truppentheile, ſowohl die Beſatzungstruppen von Frankfurt, wie die zur Cernirung von Mainz beſtimmten Bataillone, waren dem Generalmajor v. Röder (S. 199) unterſtellt, während wiederum das ganze, etwa 10- bis 12,000 Mann ſtarke Röderſche Corps einen Bruchtheil jener geſammten rheiniſch-weſtphäliſchen Landwehr- und Reſervemacht bildete, zu deren

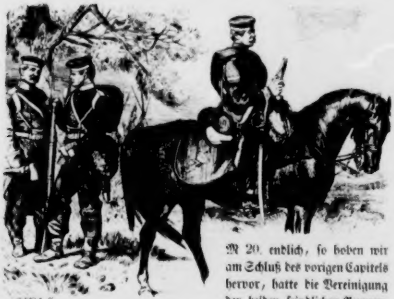


oberſtem Führer der Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen unterm 18. Juni ernannt worden war.

So im Rücken gedeckt, durften die Unſren ohne Sorge den Main überſchreiten. Die zweite Hälfte der Maincampagne begann.

Vom 21. bis 23. Juli.

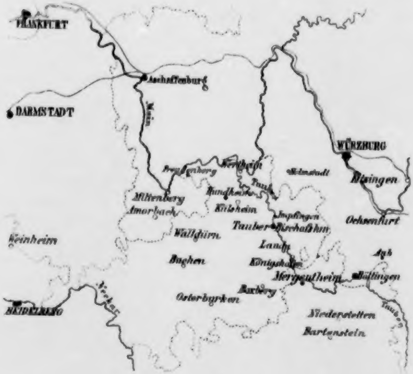
Gefecht bei Hundheim.



M 20. endlich, ſo hoben wir am Schluß des vorigen Capitels hervor, hatte die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen, der bairiſchen und der Reichsarmee, auf der Südſeite des Mains und zwar an der Tauberlinie ſtattgefunden. Die Vereinigung war noch locker genug, die Hauptmacht der Baiern ſtand ein bis zwei Tagemärſche zurück (in und bei Würzburg), dennoch war wenigſtens Fühlung gewonnen und ſchon am 19., bei einer Zuſammenkunft der beiden prinzlichen Führer in Tauberbiſchofsheim, hatte man ſich dahin geeinigt, daß am 24. die nun vereinigte Armee durch den Speſſart vorgehn, ſich erſt Aſchaffenburgs bemächtigen und dann die preußiſche Armee bei Hanau und Frankfurt angreifen ſolle.

Dieſer Plan indeß, wie mancher frühere, war eine Rechnung ohne den Wirth und genau an demſelben Tage (24.), an dem man von der Tauberlinie aus die Operationen gegen die Main-Armee eröffnen wollte, ſtand dieſe letztere auf eben dieſer Linie (an der Tauber) und ging ihrerſeits zum Angriff über.

Wir begleiten alle drei Diviſionen der Main-Armee auf ihrem Vormarſch gegen Süden, bez. gegen Südoſt.


FRANKFURT
Aschaffenburg
DARMSTADT
Main
WÜRZBURG
Freudenberg
Wertheim
Helmstadt
Kitzingen
Miltenberg
Hundheim
Tauber
Amorbach
Külsheim
Impfingen
Ochsenfurt
Tauberbischofsheim
Walldürn
Weinheim
Lauda
Buchen
Königshofen
Aub
Mergentheim
Röttingen
Boxberg
Osterburken
HEIDELBERG
Neckar
Niederstetten
Tauber
Bartenstein

Diviſion **Flies** (in Aſchaffenburg) war die nächſte am Feinde. Sie verblieb deshalb, während die andern Diviſionen bereits marſchirten,
am 21. in Aſchaffenburg, ging
am 22. bis Miltenberg und
am 23. halben Wegs bis Wertheim.

Diviſion **Beyer** ſtand in Hanau. Sie marſchirte
am 21. bis Aſchaffenburg,
am 22. bis Groß-Wallſtädt,
am 23. bis Miltenberg (Avantgarde darüber hinaus).

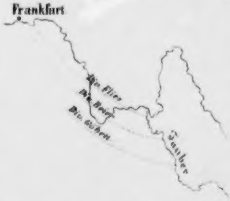
Diviſion **Goeben** brach von Frankfurt auf und marſchirte
am 21. bis Darmſtadt,*)

---

*) „Die Preußen in Darmſtadt“ war nur eine kurze Epiſode, aber ſie reichte doch aus, hier und da den Haß zu ſänftigen, der künſtlich groß gezogen war. Das weibliche Herz empfand für die Sieger. Eine Junge-Magd, die von ihrer Herrin **politiſch** katechiſirt wurde, ſchlug die Augen nieder und bekannte: „ja, es iſt unrecht; aber ſie ſprechen zu ein-

am 22. (im Mümlingthale) bis Michelſtadt,
am 23. bis Amorbach-Walldürn.

Verfolgt man dieſe Angaben auf der Karte, ſo ſieht man, daß die Diviſionen, je nach der geringeren oder größeren Entfernung, in der ſie vom Feinde ſtanden, eine kleinere oder größere Curve zu beſchreiben hatten, etwa ſo:



Die Märſche am 23. führten unſre Diviſionen bereits ſo nahe an die Tauber hinan, daß es zwiſchen den Avantgarden der Diviſionen Flies und Goeben einerſeits und der am meiſten vorgeſchobenen badiſchen Diviſion andrerſeits zu kleinen Scharmützeln, dann aber (am Nachmittag) zu einem ernſteren Gefechte kam. Dies iſt

das Gefecht bei Hundheim.

Der Tauber vorgelegen (nach Weſten zu) erhebt ſich ein breites Plateau: das Plateau von Hundheim. Ueber daſſelbe hinweg, auf ihrem Vormarſch gegen die Tauber, mußten unſre Diviſionen. Prinz Alexander von Heſſen hatte verſchiedene Punkte dieſes Plateaus beſetzt:

in Kühlsheim (linker Flügel) ſtand die öſtreichiſch-naſſauiſche Diviſion unter Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg,
in Wolferſtetten (Centrum) ſtand die würtembergiſche Brigade Hegelmaier,
in Hundheim (rechter Flügel) ſtand die badiſche Diviſion.

Nur bei Hundheim, wenn wir von den in der Anmerkung*) erwähnten Scharmützeln abſehn, kam es zu einem Zuſammenſtoß.

---

fließend*). — Die Männer freilich erlagen dieſem Zauber nicht und einem Apotheker, der ſich mehr als ablehnend verhielt, konnte erſt durch die Bemerkung: „Sie logiren jetzt bei mir, ich nicht bei Ihnen" die Situation klar gemacht werden.

*) Dieſe kleineren Scharmützel fanden in aller Frühe ſtatt. Die Badenſer, die auf der Linie Wertheim-Hundheim ſtanden, ſchickten drei Recognoscirungs-Patrouillen aus.

Es war die Diviſion Flies, die, von Miltenberg kommend, auf dieſer Linie (Neukirchen-Hundheim) gegen Wertheim vorrückte. Bis Hundheim zieht ſich die Straße gradlinig von Weſt nach Oſt, hier aber biegt ſie rechtwinklig ab und läuft nördlich auf Wertheim zu, ſo daß Hundheim einen Kniepunkt bildet. Das Terrain hat Schluchten und Mulden und iſt hier und da mit Waldſtücken beſtanden. Eine ſolche Waldparzelle, immer von Hundheim aus gerechnet, liegt 1000 Schritt nach Weſten, eine andre ebenfalls 1000 Schritt nach Norden zu. Durch beide Waldparzellen führt die bei Hundheim, wie erwähnt ein Knie bildende Straße, mitten hindurch. Auf dem Raum, den die beiden Straßenarme einſchließen, treffen die Ränder beider Waldparzellen faſt zuſammen, ſo daß man links oder rechts (je nach der Straße, auf der man ſich nähert) ausbiegend, unter geſchickter Benutzung dieſer Waldparzellen völlig unbemerkt von der weſtlichen Hälfte der Straße nach der nördlichen und von der nördlichen nach der weſtlichen gelangen kann.

Es iſt nöthig, dies ſcharf im Auge zu behalten, weil auf der geſchickten Benutzung dieſer Terrain-Eigenthümlichkeit das ganze Gefecht von Hundheim, wie es unſrerſeits eingeleitet wurde, beruht.

Um 2 Uhr traf Meldung bei den Badenſern in Hundheim ein, daß ſich der Feind auf der Miltenberger Straße nähere, bald darauf, daß er Neukirchen paſſirt und die Waldparzelle bei Tiefenthal beſetzt habe.

Dies war richtig. Die Avantgarde der Diviſion Flies rückte auf dieſer Straße heran. Sie beſtand aus den beiden Bataillonen Coburg-Gotha, aus zwei Halb-Schwadronen vom 6. Dragoner-Regiment und zwei glatten 12pfündern. Führer: Oberſt v. Fabeck.

Prinz Wilhelm von Baden, der perſönlich in Hundheim commandirte und in dieſem Augenblick zwei Regimenter Infanterie (das 5. und das Leib-Grenadier-Regiment), außerdem die Leib-Dragoner und eine Batterie zur Verfügung hatte, ließ zwei Grenadier-Compagnieen weſtlich gegen die Tiefenthaler Waldparzelle und bald darauf, nachdem auch von Norden her

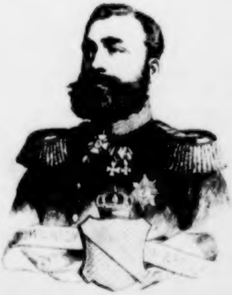
---

die erſte, unter Lieutenant v. Froben, im Mainthal über Freudenberg auf Bürgſtadt,

die zweite (mehr ſüdlich) von Neukirchen über Eichenbühl gegen Miltenberg,

die dritte (noch weiter ſüdlich) über Walldürn gegen Rippberg.

Alle drei Patrouillen ſtießen auf den Feind. Die beiden erſten (Infanterie-Patrouillen) hatten Rencontres mit preußiſchen Dragonern vom Flies'ſchen Corps, welche letztren bei Bürgſtadt im Nachtheil blieben, bei Eichenbühl aber den Feind warfen und ihm eine Anzahl Gefangener abnahmen. Ebenſo erging es der dritten Patrouille, die aus einer Escadron vom badiſchen Leib-Dragoner-Regiment beſtand. Dieſe traf in den Straßen Walldürns auf eine ſtärkere Abtheilung des zur Goebenſchen Diviſion gehörigen 8. (weſtphäliſchen) Huſaren-Regiments und verlor in dem pêle mêle eine Anzahl Verwundeter und Gefangener. Unter dieſen, nach rühmlicher Gegenwehr, Oberlieutenant v. Schilling.

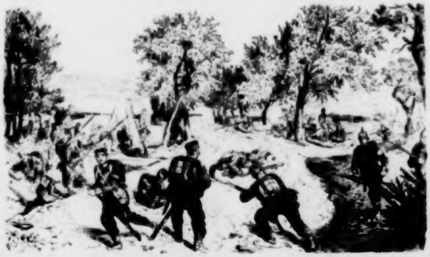


das Erſcheinen des Feindes ſignaliſirt worden war, erſt zwei weitre Compagnieen, dann das ganze 5. Regiment gegen die Sondernieder Waldparzelle vorgehn.

Dieſem energiſchen und mit ſehr überlegener Kraft ausgeführten Stoß wichen die Unſrigen, wie ſie ſchon vorher dem Vorgehn der beiden Grenadier-Compagnieen gewichen waren, aus. Beide Waldparzellen, ſowohl die weſtliche wie die nördliche, befanden ſich ſomit im Beſitz des Feindes. Die Unſrigen ſchienen wie verſchwunden und die beiden Grenadier-Compagnieen, deren Verbleib in der weſtlichen (Tiefenthaler Waldparzelle) nicht länger geboten erſchien, gingen nunmehr — während das 5. Regiment in der nördlichen Waldparzelle verblieb — auf Hundheim zurück.

Sehr zur Unzeit. Kaum war die weſtliche Waldparzelle frei, ſo rückten unſre Avantgarden-Bataillone, die inzwiſchen eine verdeckte Aufſtellung gefunden hatten, wieder in die weſtliche Waldparzelle ein, hielten ſich aber, ſtatt einfach gradlinig auf Hundheim vorzugehn, ſofort links und zogen ſich, eine Curve beſchreibend, unter geſchickter Benutzung eines Hohlweges bis an jene Stelle, wo die weſtliche Waldparzelle die nördliche beinah berührt. Hier bei der Meierei Birkhof nahm ein Bataillon Coburg-Gotha Aufſtellung, während zwei Compagnieen deſſelben Regiments bis in die nördliche Waldparzelle, zwei andere Compagnieen bis an die Wertheimer Chauſſee, wo dieſe aus der Waldparzelle heraustritt, vorgeſchoben wurden.

Kaum war dieſe Linksſchwenkung glücklich ausgeführt, deren Reſultat im Weſentlichen darin beſtand, daß unſre auf der weſtlichen Straße vordringende Avantgarde nunmehr die nördliche Straße und zwar das Stück zwiſchen der Waldparzelle und Hundheim unter Flankenfeuer nehmen konnte, als das 5. Regiment, ohne Ahnung davon, worin ſich die Situation geändert hatte, ebenfalls auf Hundheim zurückzugehen begann. Schon in der Waldparzelle ſelbſt, durch unſre zwei dahin vorgeſchobenen Compagnieen unter Feuer genommen, wuchs dies Feuer und mit ihm die Verwirrung in demſelben Augenblick, in dem die vorderſten Abtheilungen des 5. Regiments aus dem Walde heraustraten und nun von unſren am Chauſſeegraben entlang aufgeſtellten Compagnieen beſchoſſen wurden. Sie bogen nach links hin (auf Ernſthof hin) aus und zogen ſich dann, durch das zu ihrer Unterſtützung vorgehende Grenadier-Regiment hindurch, auf Hundheim zurück, nicht ohne während des Gefechtes ſelbſt, wie während des Rückzuges die empfindlichſten Verluſte erlitten zu haben.



Gegen das Grenadier-Regiment attakirten jetzt die beiden Halb-Schwadronen unter Rittmeiſter Pfeffer v. Salomon und als dieſe Attake ſcheiterte, verſuchten unſre am Waldrand auffahrenden 2 Zwölfpfünder das Avanciren des Feindes zu hindern. Dieſer aber, ſeine Cavallerie wie ſeine Batterie raſch aus Hundheim vorziehend, war unſrer Avantgarde derart überlegen, daß dieſelbe trotz des momentanen Erfolges, den ſie über das badiſche 5. Regiment errungen hatte, das Gefecht abbrechen und auf ihr Gros zurückgehen mußte.

Die Badenſer hatten die ungleich größeren Verluſte. Sie verloren: 6 Offiziere (3 todt) und 118 Mann. Unſer Verluſt betrug 22 Mann in allem. Kein Offizier war todt oder verwundet.

Die badiſche Diviſion, ohne den Abzug der Unſrigen zu behelligen, ging ſelbſt von Hundheim auf Külsheim zurück.

Am andern Tage werden wir ihr, an der Tauber ſelbſt, in feſter Stellung bei Hochhauſen und Werbach, wieder begegnen.

Die Gefechte an der Tauber.

(24. Juli.)

HNE Verzug, noch in der Nacht vom 23. auf den 24., erging Befehl an die vorgeſchobenen Abtheilungen des VIII. Corps, früh am andern Morgen bis an die Tauberlinie zurückzugehn und, unter Beſetzung zweier dieſſeits gelegener Punkte, im Weſentlichen auf den Höhen jenſeits des Fluſſes Stellung zu nehmen. Dies wurde ausgeführt. Die Diviſionen der Reichsarmee rückten in die ihnen angewieſenen Poſitionen ein und ſtanden im Laufe des Vormittags (am 24.) wie folgt:

1. Diviſion (Würtemberger) Tauberbiſchofsheim,
2. Diviſion (Badenſer) Hochhauſen-Werbach,
3. Diviſion (Heſſen) Groß-Rinderfeld,
4. Diviſion (Oeſtreich-Naſſau) Paimar und Grünsfeldhauſen,

Artillerie-Reſerve bei Schönfeld und Ilmſpan.

Die Würtemberger und Badenſer ſtanden alſo in Front, die Heſſen und Oeſtreich-Naſſauer bildeten die Reſerve.

Gegen dieſe Aufſtellung des Feindes, richtiger gegen die Tauberlinie überhaupt, rückten die Unſrigen in drei Colonnen vor:

die Diviſion Flies (linker Flügel) gegen Wertheim,
die Diviſion Beyer (Centrum) gegen Hochhauſen-Werbach,
die Diviſion Goeben (rechter Flügel) gegen Tauberbiſchofsheim.

Da Wertheim, das nach getroffener Uebereinkunft durch eine bairiſche Diviſion beſetzt werden ſollte, unbegreiflicherweiſe unbeſetzt geblieben war, ſo ging der Vorſtoß unſrer linken Flügelcolonne in die Luft und Diviſion Flies rückte ohne Kampf und Widerſtand in Wertheim ein.

Anders im Centrum und am rechten Flügel. Unſre hier vorrückenden Colonnen (inſonderheit die Diviſion Goeben, die zuerſt auf dem Platze war) ſtießen bei Tauberbiſchofsheim und bei Hochhauſen-Werbach auf den Feind, woraus ſich alsbald die beiden gleichnamigen Gefechte entſpannen. Wir gehen zur Schilderung derſelben über und beginnen mit dem

Gefecht bei Hochhauſen-Werbach.

Erſtens der Badenſer war Hochhauſen-Werbach und zwar durch die 2. Brigade (Brigade Neubronn, die am Gefecht bei Hundheim nicht theilgenommen hatte) beſetzt worden. Die Truppen ſtanden wie folgt:

2 Compagnieen vom 2. Regiment in Hochhauſen, beſonders auf dem Kirchhof;

das 3. Regiment in Werbach;

eine Batterie rechts neben Werbach (am Kirchhof);

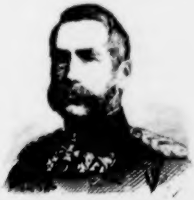
der Reſt der 2. Brigade und die Reſerve-Batterie bei Werbachhauſen;

die ganze 1. Brigade bei Brunnthal.

Dieſe Aufſtellung war gut genommen, aber die Mängel der Geſammt-Poſition (die auf Wunſch des Bundes-Oberfeldherrn gewählt worden war) konnten dadurch nicht ausgeglichen werden. Die ganze Tauberlinie, ſelbſt wenn Fehler wie die Nichtbeſetzung Wertheims vermieden wurden, konnte aus zwei Gründen gar nicht gehalten werden, einmal weil die am linken Ufer gelegenen Höhen (auf denen der Feind erſchien) die dominirenden waren, andrerſeits weil der überall nur 3 bis 4 Fuß tiefe Fluß kein eigentliches Fronthinderniß bot und vom Feinde, wenn dieſer die Brückengänge nicht forciren wollte, rechts und links an jeder beliebigen Stelle überſchritten werden konnte.

Dieſe Mängel hatte die Tauberlinie überhaupt, die Poſition bei Hochhauſen-Werbach hatte noch den ſpeziellen Nachtheil, daß das Welzbachthal, aus welchem die Reſerven debouchiren mußten, von den gegenüber gelegenen Höhen aus eingeſehn und ohne beſondre Schwierigkeit unter Feuer genommen werden konnte.

Die gegen Hochhauſen-Werbach gerichtete preußiſche Colonne war die Diviſion Beyer, da aber, noch eh dieſelbe heran war, die Diviſion Goeben auf dem Plateau zwiſchen Hochhauſen und Tauberbiſchofsheim (beide dieſſeits des Fluſſes gelegen) erſchien, ſo theilte General v. Goeben das, was er an Streitkräften zunächſt zur Hand hatte und dirigirte die Avantgarden-Brigade Wrangel auf Tauberbiſchofsheim, die unmittelbar folgende oldenburgiſch-hanſeatiſche Brigade aber, unter Generalmajor v. Weltzien, auf Hochhauſen-Werbach. Wir folgen dieſer.



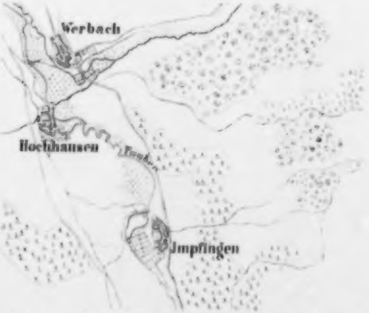
Ein Artilleriekampf leitete das Gefecht ein. Die beiden Batterieen der Brigade (eine gezogene und eine glatte 12pfünder-Batterie) unter Commando des Oberſtlieutenants Nüber wurden im Trabe vorgezogen und eröffneten ihr Feuer auf die beim Werbacher Kirchhof placirten Geſchütze, denen von Werbachhauſen her alsbald eine zweite feindliche Batterie zu Hülfe eilte. Beide Batterieen aber erwieſen ſich den unſrigen gegenüber, die eine beſſere Poſition hatten, nicht als gewachſen und mußten unter Zurücklaſſung eines Geſchützes, deſſen Fahrpferde gefallen waren, zurückgenommen werden.

Inzwiſchen war die Infanterie der Brigade heran. Generalmajor v. Weltzien disponirte wie folgt:

Bataillon Bremen (Oberſtlieutenant Niebour) gegen die feindliche rechte Flanke;

2. oldenburgiſches Bataillon (Oberſtlieutenant Lamping) gegen die Front der feindlichen Stellung vor Werbach;

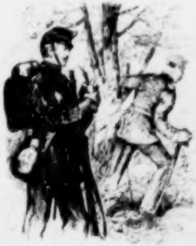
1. oldenburgiſches Bataillon (Major v. Beaulieu) gegen Hochhauſen, feindliche linke Flanke.



Das 3. Bataillon Oldenburg verblieb als Reſerve in dem Gehölz auf den Höhen des linken Tauberufers.

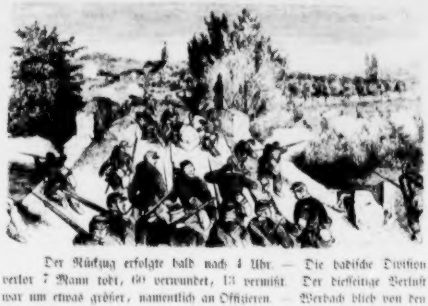
Der Angriff geſchah von allen drei Bataillonen in Compagnie-Colonnen. Das feindliche Feuer (auf 5- bis 600 Schritt) konnte beim beſchwerlichen Hinabſteigen in den Weinbergen und wegen der gedeckten Stellung der in Häuſern und Gärten poſtirten badiſchen Abtheilungen nicht erwidert werden und erlitten dabei die Compagnieen die erſten Verluſte. Oberlieutenant Ahlhorn fiel durch einen Schuß in den Kopf tödtlich getroffen, Lieutenant Amann wurde am Oberſchenkel verwundet; nichtsdeſtoweniger ſtockte der Angriff keinen Augenblick und das Bataillon Beaulieu drang in Hochhauſen ein. Die Compagnieen, die den Kirchhof vertheidigt hatten, zogen ſich (die ſteinerne Brücke war verbarrikadirt) über eine Stegbrücke nach Werbach zurück.

Dies, nach Heranziehn der Reſerven von etwa 4 Bataillonen beſetzt, blieb noch zu nehmen und wenn Hochhauſen verhältnißmäßig raſch in unſern Beſitz gekommen war, ſo ſollte ſich um die jenſeit des Fluſſes gelegene Poſition noch ein ernſterer Kampf entſpinnen. Mit friſchem Muthe, trotz ſengender Mittagshitze, drangen die Compagnieen v. Warnſtedt und v. Jſing unaufhaltſam vor und ſetzten ſich (die Diviſion Beyer war inzwiſchen eingetroffen) unter Miteingreifen der 9. Compagnie 70. Regiments in Beſitz der verbarrikadirten Tauberbrücke, während das Bataillon Bremen, geführt vom Major Nachtigall (Oberſtlieutenant Niebour war mit dem Pferde



[illegible]

geſtürzt) weiter unterhalb die Tauber durchwatete und direkt zum Angriff auf das Dorf vorging. Auch das Bataillon Beaulieu, die Compagnie Hakeweſſel an der Spitze, unterſtützte von rechts her (Hochhauſen) den Angriff, der concentriſch auf Werbach gerichtet, den Feind veranlaßte, dieſe Poſition aufzugeben und durch das Welzthal zurückzugehn.



Der Rückzug erfolgte bald nach 4 Uhr. — Die badiſche Diviſion verlor 7 Mann todt, 60 verwundet, 13 vermißt. Der dieſſeitige Verluſt war um etwas größer, namentlich an Offizieren. — Werbach blieb von den Unſrigen beſetzt.

Gefecht bei Impfingen-Tauberbiſchofsheim.

Um dieſelbe Zeit wurde flußaufwärts bei Impfingen und Tauberbiſchofsheim gekämpft.

Hier, wie in der Kürze bereits erwähnt, ſtand die würtembergiſche Diviſion unter Befehl von Generallieutenant v. Hardegg. Die Aufgabe, die ihr geworden, war dieſelbe wie bei Hochhauſen-Werbach: den Feind am Uebergang über die Tauber zu hindern. In gewiſſem Sinne wurde dieſe Aufgabe gelöſt, inſoweit es uns am 24. nur glückte die Tauberlinie zu halten, nicht aber über ſie hinaus vorzudringen. Als dies endlich möglich wurde, war der Abend da.

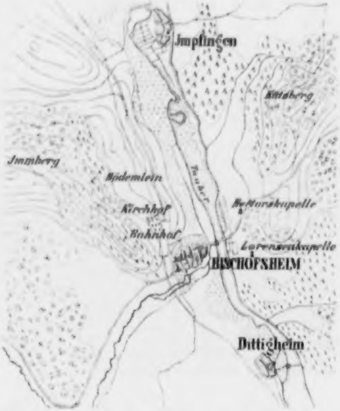
Wir gehen nun zur Schilderung dieſes, wenigſtens für unſren Gegner höchſt blutigen Gefechtes über. Was Laufach-Frohnhofen für die Heſſen war, war Impfingen-Tauberbiſchofsheim für die Würtemberger. Beide Gefechte haben eine große Aehnlichkeit.

Die Würtemberger ſtanden wie folgt:

2. **Brigade** (Generalmajor v. Fiſcher) in Front an der Tauber, und zwar:

7. Infanterie-Regiment 2. Jäger-Bataillon 6 Geſchütze	in Impfingen,
2. Infanterie-Regiment 2 Geſchütze	in Tauberbiſchofsheim.

Die 1. Brigade (Generalmajor v. Baumbach) und die 3. Brigade (Generalmajor v. Hegelmaier) hielten auf dem Plateau unmittelbar im Rücken des Fluſſes und zwar derart, daß die 1. Brigade mit ihrem rechten Flügel an die Groß-Rinderfelder Chauſſee, die 3. Brigade hinwiederum mit ihrem rechten Flügel an die 1. Brigade lehnte. Zwei Batterieen ſtanden in Front dieſer Aufſtellung, die Cavallerie etwas zurück.



Die Aufſtellung, wenn denn überhaupt einmal an dieſer Stelle gekämpft werden ſollte, war gut genommen. Die beiden in Reſerve ſtehenden Brigaden waren durch die Terrainbeſchaffenheit gegen Einblick und Feuer des Feindes ziemlich vollſtändig gedeckt und die Artillerie-Poſitionen, bei ebenfalls geſchützter Aufſtellung, gaben die Möglichkeit, den Anmarſch des Gegners, ſodann Tauberbiſchofsheim ſelbſt und die Debouchéen deſſelben, namentlich die Tauberbrücke unter Feuer zu nehmen. Aber das Mißliche der ganzen Tauberſtellung überhaupt konnte, wie ſchon mehrfach betont, dadurch nicht ausgeglichen, am allerwenigſten die Beſetzung Tauberbiſchofsheims durch den anrückenden Gegner vermieden werden. Dies zu hindern, war ſo vollſtändig unmöglich, daß eine Nichtbeſetzung des Orts und ein bloßes Unterfeuernehmen des Brücken-Defilés ſich vielleicht als das Correktere Seitens unſrer Gegner empfohlen hätte.

Um 12 Uhr (vergl. oben bei Hochhauſen-Werbach) waren zwei Brigaden der Diviſion Goeben heran. Die Brigade Weltzien, wie wir geſehn haben, dirigirte ſich auf Hochhauſen-Werbach und nahm beide Punkte, die Brigrade Wrangel ging auf Impfingen-Tauberbiſchofsheim und eröffnete das Gefecht durch Auffahren ſeiner Batterieen, der 4pfündigen Batterie Cöſter und der 12pfündigen Batterie Eynatten.*)

Gleichzeitig avancirte die Infanterie gegen das am dieſſeitigen Ufer gelegene Tauberbiſchofsheim. Es waren kaum 4½ Bataillone.

2 Compagnieen (5. und 8.) vom 15. Regiment hatten die Tête,
das 55. Regiment folgte,
das Bataillon Lippe ſchloß.

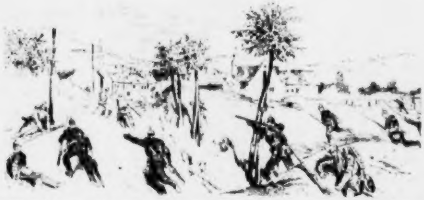
»Die Chauſſee (ſo ſchreibt ein 15er), wo ſie ſich, nach Tauberbiſchofsheim zu, ſenkt, bildet eine Schlucht. Die eine Seite derſelben war nicht nur mit Weinſtöcken, ſondern hinter denſelben auch mit feindlichen Schützen beſetzt. Unſre 5. Compagnie ſchwärmte aus und warf nach kurzem Feuergefecht jene Schützen nach der Stadt hinein. Im Verein mit der 8. Compagnie drängten wir nach, und die Liſière der Stadt, dann dieſe ſelbſt, wurden mit Hurrah genommen. Zwei Compagnieen vom würtembergiſchen 2. Regiment machten Kehrt und ſuchten die Tauberbrücke zu gewinnen. Mit zurückgelaſſenen feindlichen Schützen kam es noch zu einem kurzen Kampf. Wir nahmen ſie gefangen. Die Tauberbrücke ſelbſt war gut beſetzt, zu gut als daß wir es hätten wagen können, vor dem Eintreffen unſres Gros den Uebergang zu forciren.«

Das Gros traf ein und der Uebergang wurde forcirt.

Eh wir nun aber zur Schilderung des erbitterten Kampfes übergehen, der ſich hier an der Brücke und an beiden Flußufern, bald nach Eintreffen des

---

*) Eröffnet wurde dieſer Kampf durch die beiden oldenburgiſchen Batterieen Nieber und v. Baumbach, die ſolche Stellung nahmen, daß ſie mit gleicher Sicherheit die badiſche Batterie bei Werbach, wie die würtembergiſche Batterie bei Impfingen beſchießen konnten. Die Batterieen Nieber und Baumbach exercirten alſo à deux mains und griffen eben ſo energiſch in das Gefecht ihrer eignen (oldenburgiſchen) Brigade, wie in das Gefecht der Brigade Wrangel ein. — Erſt im Laufe des Nachmittags, als die Batterie Eynatten (weil ſie die im Rücken von Tauberbiſchofsheim haltenden würtembergiſchen Batterieen nicht erreichen konnte) umging, fuhr ſie neben den Batterieen Nieber und Baumbach auf und unterſtützte dieſe in ihrem Feuergefecht, namentlich gegen Impfingen. Die 6 würtembergiſchen Geſchütze (in Impfingen) konnten ſich gegen dies Feuer nicht behaupten, die Infanterie hielt aber das Dorf bis 7 Uhr beſetzt, wo ſie ſich der allgemeinen Rückwärtsbewegung der Diviſion anſchloß.



Gros entſpann, geben wir zuvor eine Schilderung des Terrains, auf dem dieſer Kampf geführt wurde. Es iſt dies eine kaum 500 Schritt breite Strecke an beiden Seiten der Tauber hin, eine Strecke, die durch die maſſive Brücke in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt wird.

Dieſſeits der Tauber, ziemlich unmittelbar am Ufer derſelben, befindet ſich eine wallartige, mit Bäumen bepflanzte Promenade, die das mit Gärten beſetzte Vorland zwiſchen Fluß und Stadtmauer gegen den Fluß hin ſchützt.

Jenſeits der Tauber, auf einem ähnlichen mit Gärten und Fruchtfeldern beſetzten Vorland-Streifen, läuft ebenfalls ein 6 Fuß hoher und oben 4 bis 5 Fuß breiter Damm hin, den ein von der Höhe in Windungen herabkommender und auf die Brücke zu führender Weg (Chauſſee) etwa in ſeiner Mitte durchſchneidet.

Dieſe beiden Dämme zu beiden Seiten des Fluſſes, die Zäune und Gräben, die hüben und drüben das Gartenland umfaſſen und durchziehn, endlich die am dieſſeitigen Ufer ſtehenden Häuſer, die das Vorterrain bis zu den jenſeitigen Höhen hin beherrſchten, wurden für unſre Vertheidigung, als der Angriff der Würtemberger erfolgte, von höchſter Wichtigkeit. Hier, auf dieſem Brückenterrain, concentrirte ſich der Kampf.

Wir nehmen nun die Schilderung deſſelben wieder auf.

Die beiden Compagnieen 15er (5. und 8.) hatten an der Brücke Halt gemacht, um das Erſcheinen des Gros (55. Regiment) abzuwarten. Dies erſchien. Es mochte jetzt 3 Uhr ſein. Das 1. Bataillon vom 55. (Oberſtlieutenant v. Böcking) rückte an die Brücke, löſte die beiden Compagnieen 15er ab und nahm Stellung rechts und links. Eine halbe Stunde ſpäter folgte das Füſilier-Bataillon.

Es war hohe Zeit. Eben jetzt, während der Artilleriekampf über die Stadt hin forttobte, gingen die Würtemberger, die bemerkt haben mochten, wie wenig ihnen gegenüberſtand, zur Offenſive über und ſetzten alles daran, man weiß nicht recht, um Tauberbiſchofsheim wiederzugewinnen oder um unſer Debouché zu hindern.*) Von den Höhen herab, inſonderheit unter Benutzung des Schluchtenweges, rückte die Brigade Baumbach, zuerſt mit den beiden Bataillonen des 5., dann (gleichzeitig) mit dem 2. Bataillon des 1. Regiments und dem 3. Jäger-Bataillon gegen die Brücke vor, aber von jenſeit aus Gärten und Häuſern, von der wallartigen Promenade, aus Hecken und Zäunen hervor mit Schnellfeuer empfangen, mußten die Bataillone zurück. Die Sturmverſuche der Brigade Baumbach waren abgeſchlagen.

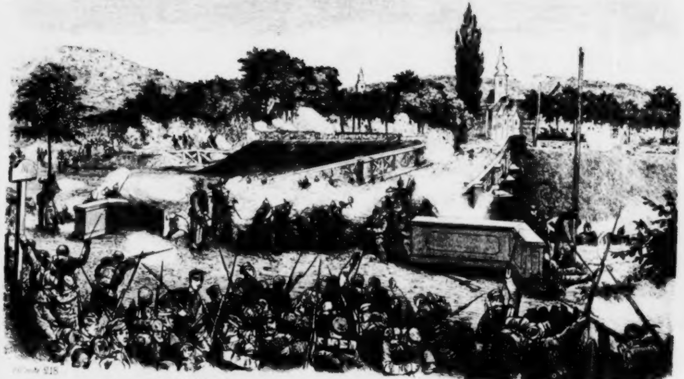
Es war jetzt etwa 4 Uhr. Eine halbſtündige Pauſe trat ein; nur das Artilleriefeuer, zum Theil über die Stadt hin, dauerte fort, ja es verſtärkte ſich momentan, nachdem auf dem Hammberge, rechts neben der würtembergiſchen Geſchützaufſtellung, zwei weitre Batterieen (öſtreichiſche) aufgefahren waren. Aber dies verſtärkte Feuer währte nicht lange; es ließ nach; endlich ſchwieg es ganz. Unſre 4pfünder-Batterie Cöſter (die glatte Batterie Eynatten, die den Feind nicht erreichen konnte, war längſt abgefahren), nachdem ſie ſich zwei Stunden lang mit 16 und ſchließlich mit 32 feindlichen Geſchützen herumgeſchoſſen, war endlich dieſem ungleichen Kampfe nicht länger gewachſen geweſen und hatte ihn aufgegeben. In demſelben Augenblick, in dem ſie ihr Feuer einſtellte, ſchwieg auch der Feind.

Aber nicht auf lange. Eben jetzt bereitete Generallieutnant v. Hardegg mit ſeiner dritten Brigade (Brigade Hegelmaier), die ihm noch verblieb, einen entſcheidenden Stoß auf die Tauberbrücke vor und um den Weg klar zu fegen und dadurch den Angriff zu unterſtützen, eröffneten nunmehr alle 32 Geſchütze ein concentriſches Feuer auf die Brücke, den Aufgang zu derſelben und auf die rechts und links daneben gelegenen, von zwei Bataillonen 55ern beſetzten Häuſer und Gärten.

Dieſe zwei Bataillone, von denen das Bataillon Böcking (ſeit zwei Stunden im Gefecht) ſich faſt ſchon verſchoſſen hatte, hatten gegen das immer wachſende Feuer einen ſchweren Stand und Oberſt Stoltz, wahrnehmend, daß der Feind eben jetzt mit friſchen Colonnen gegen die Brücke vorzugehn trachtete, entſchied ſich raſch und zog nun auch ſeinerſeits, was er noch an Reſerven hatte in die Stadt hinein. Dieſe Reſerven waren das

---

*) War das Eine gemeint, ſo fragt man mit Recht, warum hielten ſie Tauberbiſchofsheim nicht gleich feſt, und war das andre gemeint, ſo thaten ſie, wie ſchon angedeutet, beſſer, auf ihrer Höhenſtellung unſren Angriff abzuwarten, ſtatt ihrerſeits den Stier bei den Hörnern zu faſſen. Wie bei Frohnhofen — Verwirrung und ein reſpektables aber doch falſches point d'honneur.



zu Seite 218

GEFECHT BEI TAUBERBISCHOFSHEIM den 24 JULI 1866

2. Bataillon vom 55. und
das Bataillon Lippe.

Beide Bataillone rückten im Geſchwindſchritt über den Marktplatz, rechts und links neben die Brücke (ein Avanciren auf die Brücke ſelbſt zu war unmöglich) und ſei es nun die Luſt, ſo nah wie möglich an den Feind zu kommen, oder ſei es das inſtinktive Erkennen, daß ſie am jenſeitigen Tauberufer gedeckter ſtünden als dieſſeits, gleichviel, die Bataillone warfen ſich zu beiden Seiten der Brücke in den Fluß, durchwateten ihn, nahmen gedeckte Stellung hinter dem oben von uns beſchriebenen 6 Fuß hohen Damm und erwarteten hier das Herankommen der feindlichen Colonnen.

Dieſe ließen nicht lange auf ſich warten. Mit derſelben Bravour wie die Brigade Baumbach rückten jetzt, Schützen vorauf, die beiden erſten Bataillone vom 3. und 8. Regiment, links daneben (an der Lorenzkapelle vorbei) das 1. Jäger-Bataillon und das 2. Bataillon vom 8. Regiment die Höhen hinunter gegen den Damm und die Tauberbrücke vor, aber aus Näh und Ferne, vom Damm jenſeits und den Dächern dieſſeits des Fluſſes unter ein Kreuz- und Etagen-Feuer genommen, mußten die Bataillone auch dieſer dritten Brigade (v. Hegelmaier) unter enormen Verluſten zurück.

Damit hatte das Gefecht im Weſentlichen ſein Ende erreicht. Ein fortgeſetzter Verſuch, unſere Schützen durch Granatfeuer zu delogiren, ſcheiterte und die jetzt in Front der Stellung erſcheinende 4. Diviſion (Oeſtreich-Naſſau) hatte nicht mehr den Zweck, die Sturmangriffe zu erneuern, ſondern lediglich den, das Zurückgehn der würtembergiſchen Diviſion zu decken.

Dies Zurückgehn, ganz abgeſehn von den Vorgängen, die wir vorſtehend geſchildert, entſprach auch der Geſammt-Situation, wie ſich dieſelbe inzwiſchen geſtaltet hatte; beide Flanken waren bedroht: in der rechten Flanke des Feindes ſtand die oldenburgiſche Brigade bei Werbach und darüber hinaus; in der linken Flanke ermöglichte ſich (über Dittigheim) jeden Augenblick eine Umgehung, da inzwiſchen auch die beiden noch erübrigenden Bataillone vom 15. Regiment und gleich darauf auch die Brigade Kummer auf dem Plateau vor Tauberbiſchofsheim erſchienen war.

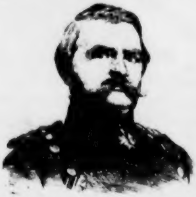
Die würtembergiſche Diviſion ging bis Groß-Rinderfeld, die badiſche (von Werbach aus) bis Ober-Altertheim zurück; in Front dieſer Stellung bivouakirten die Heſſen und die Oeſtreicher.

Die Unſren waren zu ermattet, um, auch nach Eintreffen des Reſtes der Diviſion, noch weitres gegen den Feind unternehmen zu können. Die Brigade Kummer gab die Vorpoſten; ſie wurden jenſeit der Tauber auf und am Abhang des Höhenzuges ausgeſtellt.

Unſer Verluſt betrug 10 Offiziere (1 todt) und 116 Mann, meiſt vom 55. Regiment.

Die Würtemberger verloren 31 Offiziere und 639 Mann, darunter 6 Offiziere und 54 Mann todt. Am meiſten gelitten hatte die Brigade Hegelmaier.

Der Rückzug der Würtemberger ging in Ruhe und Ordnung, aber ihre Verwundeten hatten ſie zurücklaſſen müſſen. So weit die Oeſtreicher das Gefechtsfeld beſetzten, fiel dieſen die Aufgabe zu, den Verwundeten zu helfen; der mehr der Stadt zugelegene Theil des Gefechtsfeldes aber, namentlich das Terrain um die Lorenzkapelle, wurde von Tauberbiſchofsheim aus, theils von den Bürgern, theils von unſren Truppen abgeſucht. Ein 15er von der Brigade des Generalmajors v. Wrangel, deſſen Portrait wir hier folgen laſſen, ſchildert die Vorgänge dieſes Abends wie folgt: „.. Ich ging nun, um mit Hand anzulegen. Rechts von der Chauſſee nach Groß-Rinderfeld erhebt ſich mit ziemlich ſteilen Abdachungen eine von Roggenfeldern bedeckte Höhe. An dem Rande dieſer Höhe war der Stützpunkt faſt aller avancirenden feindlichen Colonnen. Hier hatte auch das Gewehr unſrer Schützen ſeine blutige Ernte gehalten. Wir begleiteten den Stadtpfarrer von Biſchofsheim und ſeine beiden Capläne, die mit aufrecht getragener Monſtranz die Chauſſee hinauf zogen, um den Sterbenden und Verwundeten die heiligen Sterbeſacramente zu reichen. Gefolgt waren dieſe geiſtlichen Herren von Mannſchaften unſrer 5. Compagnie mit Kochgeſchirren voll Waſſer, denn die Verwundeten flehten nach Erquickung. Alle Lazarethgehülfen und Krankenträger der engagirt geweſenen Bataillone gingen ſuchend auf dieſen Feldern umher, um dem hülfloſen Feinde den erbetenen Liebesdienſt zu erweiſen. Ganze Corporalſchaften, worunter ſich die Lipper beſonders rege erwieſen, folgten den Chirurgen, um die Verbundenen in die Stadt zu tragen. Das traurigſte Bild bot aber die ſchon erwähnte Straße nach Groß-Rinderfeld. Hier hatten, raſch hintereinander, drei, vier Granaten der Batterie Coſter (andre Berichte



nennen die Batterie Ennatten) die Beſpannung einer ganzen Proviantcolonne niedergeriſſen und zwiſchen todten und verwundeten Pferden, von ihren Führern längſt verlaſſen, ſtand nun hier die endlos lange Wagenreihe. Der Anblick war entſetzlich; aber nichts unſentimentaler als der Krieg und in der Freude über den Fund ging bald jede andre Empfindung unter. Es war Beute, wie ſie unſrer verſchmachteten Diviſion am Abend dieſes Tages nicht beſſer geboten werden konnte: 1000 Scheffel Hafer, 1000 Brode, mehrere Hundert Schinken und Speckſeiten, 100 Tonnen Zwiebac, 100 Hut Zucker und 50 Faß Wein. Das war zu verführeriſch. Erſt nach Mitternacht waren wir wieder in Tauberbiſchofsheim zurück.

Die Gefechte am 25.

Gerchsheim. Helmſtadt.

Auf allen drei Straßen, die, von der Tauber aus, concentriſch gegen Würzburg führen, rückten am 25. unſre Diviſionen vor.

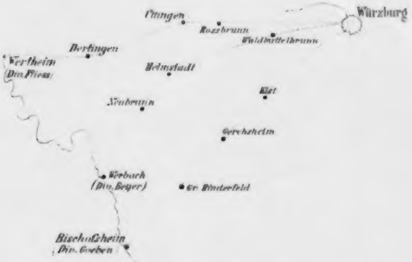
Diviſion Flies, am linken Flügel (bei Wertheim), ging über Dertingen, Uettingen, Roßbrunn.

Diviſion Beyer, im Centrum (bei Werbach), ging über Neubrunn, Helmſtadt, Waldbüttelbrunn.

Diviſion Goeben, am rechten Flügel (bei Tauberbiſchofsheim), ging über Groß-Rinderfeld, Gerchsheim, Kiſt.

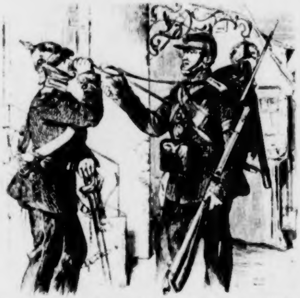
Auf allen drei Linien ſtand der Feind, Baiern und Reichsarmee, und auf allen drei Linien kam es zum Gefecht.

Diviſion Flies hatte das Gefecht bei Uettingen,
Diviſion Beyer hatte das Gefecht bei Helmſtadt,
Diviſion Goeben hatte das Gefecht bei Gerchsheim.


Uettingen
Rossbrunn
Waldbüttelbrunn
Würzburg
Dertingen
Wertheim
(Div. Flies)
Helmstadt
Kist
Neubrunn
Gerchsheim
Werbach
(Div. Beyer)
Gr. Rinderfeld
Bischofsheim
(Div. Goeben)

Nur die Gefechte der beiden letztgenannten Diviſionen (bei Uettingen wurde einen Tag ſpäter, am 26., gekämpft) werden uns in dieſem Capitel beſchäftigen.

Das Gefecht bei Gerchsheim.



AUBERbiſchofsheim war von der Diviſion Goeben am Abend des 24. beſetzt worden. Die am folgenden Tage ſtattfindende Kanonade bei Gerchsheim (auf eine ſolche lief es im Weſentlichen hinaus) war ein Rencontre zwiſchen dieſer Diviſion und dem VIII. Corps.

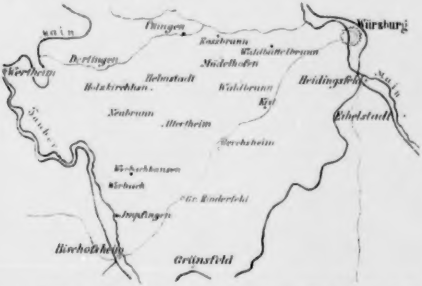
Das VIII. Corps hatte nach den Gefechten am 24. die Tauberlinie zwar aufgeben müſſen, aber doch unmittelbar hinter derſelben, auf dem Plateau, das ſich dort ausbreitet, Stellung genommen. Es ſtand am Morgen des 25., Front gegen Weſten, wie folgt:

Oeſtreichiſch-naſſauiſche Diviſion (linker Flügel) bei Groß-Rinderfeld,
Heſſiſche Diviſion (Centrum) bei Brunnthal;
Badiſche Diviſion (rechter Flügel) bei Steinbach,
Würtembergiſche Diviſion (Reſerve) zwiſchen Groß-Rinderfeld und Gerchsheim.

Dieſe Stellung war gewählt in der Vorausſetzung, daß die bairiſche Armee, dem am 19. in Tauberbiſchofsheim getroffenen Abkommen gemäß, in die Verlängerung dieſer Linie nach rechts hin einrücken, gemeinſchaftlich mit dem VIII. Corps die *Offenſive ergreifen* und nach Wiedereroberung der Tauberlinie auf Aſchaffenburg vordringen würde.

Statt deſſen traf um 11 Uhr vom rechten Flügel her die Meldung*) ein, daß die vorgeſchobenen bairiſchen Abtheilungen, die wenigſtens eine loſe Verbindung zwiſchen dem VII. und VIII. Corps unterhielten, auf Uettingen zurückgegangen ſeien.

War der Inhalt dieſer Meldung bedrohlich genug, indem ein ſolches Zurückgehn die rechte Flanke des VIII. Corps völlig bloßſtellte, ſo wuchs die Bedrohlichkeit der Situation durch die beinah gleichzeitig vom linken Flügel her eintreffende Meldung, daß der Feind (die Diviſion Goeben) auch an dieſer Seite und zwar über Grünsfeldhauſen und Paimar vorrücke und durch Ueberflügelung die nach Würzburg führende Straße, alſo die Operations- und zugleich die Rückzugslinie zu durchſchneiden trachte.


Main
Uettingen
Roßbrunn
Waldbüttelbrunn
Würzburg
Oerlingen
Mädelhofen
Wertheim
Helmstadt
Holzkirchhsn.
Waldbrunn
Heidingsfeld
Main
Kist
Neubrunn
Altertheim
Eibelstadt
Tauber
Gerchsheim
Werbachhausen
Werbach
Gr. Rinderfeld
Impfingen
Bischofsheim
Grünsfeld

Dem zu entgehen, entſchied ſich der Commandirende raſch dahin, ſein Armee-Corps in die Stellung Gerchsheim-Altertheim zurückzunehmen und zwar in der doppelten Abſicht, der angeblich zurückgegangenen bairiſchen Armee ſich wieder zu nähern und zugleich ſeinem Corps eine concentrirtere und dadurch feſtere Stellung zu geben.**)

---

*) Dieſe Meldung war an und für ſich richtig, aber ſie war inſoweit falſch, als ſie keineswegs eine allgemeine Rückwärtsbewegung der Baiern bedeutete. Im Gegentheil. (Vgl. die folgende Anmerkung.)

**) Kaum hatte der Prinz dieſe Rückwärtsbewegung, die unter den obwaltenden Umſtänden völlig correct war, ausgeführt und war in die Stellung Gerchsheim-Altertheim eingerückt, ſo traf, um 1 Uhr Mittags, von Seiten des Obercommandirenden, Prinz Karl von Baiern, der Befehl ein: „mit ganzer Kraft die Tauberlinie zu behaupten“, unter gleichzeitiger Mittheilung, „daß zwei bairiſche Diviſionen bei Helmſtadt und Uettingen in Bereitſchaft

Dies geſchah. Um 2 Uhr ſtanden die Diviſionen der Reichsarmee wie folgt:

Oeſtreichiſch-naſſauiſche Diviſion (Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg) auf den Höhen nordweſtlich von Gerchsheim;
Badiſche Diviſion in Front von Ober-Altertheim;
Heſſiſche Diviſion
Würtembergiſche Diviſion } hinter Gerchsheim im 2. Treffen.
Reſerve-Artillerie

Dieſe Aufſtellung des Feindes war kaum beendet, als unſrerſeits die Avantgarden-Brigade Kummer an der Liſière eines in Front von Gerchsheim gelegenen Wäldchens ſichtbar wurde und ſich anſchickte, gegen die feindliche Stellung vorzugehn. Auf die entſprechende Meldung hin rückten aus dem 2. Treffen noch zwei würtembergiſche Batterieen in die Linie des 1. Treffens ein und vor Ablauf einer Viertelſtunde ſtanden 7 Batterieen und zwar von links nach rechts hin gerechnet

2 würtembergiſche,
1 naſſauiſche,
2 öſtreichiſche,
2 badiſche,

mit zuſammen 56 Geſchützen gegen unſre am Waldrand erſcheinenden Colonnen im Feuer. Nach einer andern Angabe waren es nur 36 Geſchütze.

Dieſem Feuer zu begegnen (die Infanterie wurde in den Wald zurückgenommen) hatte Generalmajor v. Kummer nichts als die beiden Batterieen Weigelt und v. Eynatten I., die, ſofort in die Front gezogen, mit nicht genug anzuerkennender Hingebung in den ungleichen Kampf, 12 Geſchütze gegen 56, eintraten.

Aber dieſer Kampf war auf die Länge nicht durchzuführen. Nachdem das Feuer von hüben und drüben (die im Walde aufgeſtellte Infanterie litt nicht erheblich) etwa ¼ Stunden gedauert hatte, mußten die dieſſeitigen Batterieen zurückgenommen werden und dieſen Moment benutzten feindliche

---

ſtänden, um die Offenſiv-Bewegung des VIII. Corps auf die Tauber energiſch zu unterſtützen.“ Das war ſehr gut, aber zu ſpät. Prinz Alexander bemerkt in ſeinem Feldzugsjournal ſehr richtig: „Hätte ich dieſe ſehnlichſt erwartete Nachricht nur zwei Stunden früher erhalten, ſo wäre ich nicht in die Stellung von Gerchsheim zurückgegangen und der Plan des Armee-Obercommandos hätte ausgeführt werden können. So aber war die Hälfte des bairiſchen Corps vorgegangen, während das VIII. zurückging und es war nun zu ſpät, den Befehlen des Prinzen nachzukommen.“ Es zeigt dies die Verwirrung, die herrſchte und wie nichts rechtzeitig in einander eingriff, inſoweit ſind dieſe Mittheilungen des Prinzen Alexander von Bedeutung. Andrerſeits möchten wir darauf kein Gewicht legen, daß ſich das VIII. Corps, in Folge dieſes zu ſpät eingetroffenen Befehls, bei Gerchsheim ſtatt bei Groß-Rinderfeld ſchlug. Für den Ausgang des Kampfes war dies wohl gleichgültig, ja die Stellung bei Gerchsheim war beſſer.

Infanterie-Abtheilungen zu einem Vorſtoß, der aber ohne beſondre Energie unternommen, an dem Schnellfeuer unſrer 13er und 53er ſcheiterte.

Hiermit war der kritiſche Moment vorüber, denn es rückten nunmehr (etwa 4 Uhr) nicht nur die Brigaden Weltzien und Tresckow, die der Avantgarde auf derſelben Straße gefolgt waren, in die mehrgenannte Waldparzelle ein, ſondern es wurden auch in beiden Flanken dieſelben Umgehungscolonnen wiederum ſichtbar, die ſchon vier Stunden früher ein Zurückgehn aus der Stellung Groß-Rinderfeld-Steinbach in die Stellung Gerchsheim-Altertheim veranlaßt hatten. Dies Zurückgehn hatte freilich momentan ein Durchſchneiden der Rückzugslinie von Vaimar und Schönfeld vereitelt und eine Anlehnung an die Baiern bei Helmſtadt geſchaffen, aber das ruhige Fortſpinnen der Ueberflügelung einerſeits, das Zurückwerfen der Baiern andrerſeits, hatte nun (um 4 Uhr Nachmittags) genau wieder dieſelbe Situation geſchaffen, der man ſich um 11 Uhr Vormittags entzogen hatte. Man war wieder von rechts und links her in der Flanke bedroht.

Das Gefühl dieſer Ueberflügelung gab den Ausſchlag; der Angriff in der Front, der eben jetzt wieder eingeleitet wurde, drückte nur das Siegel darauf. Die oldenburgiſche Batterie Nieber in Front des Waldes eröffnete ihr Feuer; die beiden zurückgenommenen Batterieen der Brigade Kummer gingen aufs Neue vor; von rechts her, während die Batterie v. Eynatten II. und die 55er ihren Flankenmarſch fortſetzten, griff die Batterie Cöſter mit ein und das Bataillon Bremen, das die Tête der eben aus dem Walde debouchirenden Brigade Weltzien bildete, avancirte zum Sturm auf die vorliegenden Höhen.

Eh noch die Höhen erreicht waren, brach der Feind, im Zurückgehen den Artilleriekampf fortſetzend, das Gefecht ab. Die badiſche Diviſion, nach eigener Entſchließung, dirigirte ſich von Altertheim auf den Guttenberger Wald; zwei würtembergiſche Brigaden und die öſtreichiſch-naſſauiſche Diviſion (Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg) zogen ſich, durch die heſſiſche Diviſion hindurch, über Kiſt auf Höchberg (unmittelbar vor Würzburg); die heſſiſche Diviſion und die würtembergiſche Brigade Fiſcher deckten den Rückzug.

Diviſion Goeben bivouakirte bei Gerchsheim.

Die Verluſte des VIII. Corps beliefen ſich (einſchließlich 8 Offiziere) auf 253 Mann, wovon 110 Mann auf die heſſiſche, 151 auf die öſtreichiſch-naſſauiſche Diviſion entfielen. Die Preußen verloren 60 Mann, darunter 3 (verwundete) Offiziere.

Gefecht bei Helmſtadt.

Diviſion Beyer bildete die Mittelcolonne (Goeben rechts, Flies links) und trat von Werbach aus um 11 Uhr ihren Vormarſch auf Würzburg an. Die Formation war die folgende:

Avantgarde (Oberſt v. Wonna I.) 30. und 70. Regiment;

Gros (Generalmajor v. Glümer) 20. und 32. Regiment;

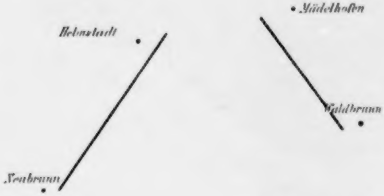
Reſerve (Oberſt v. Schwerin) 39. Regiment.

Die Avantgarde ging über Bottigheim, Gros und Reſerve über Riklashauſen. Bei Neubrunn war Rendezvous. Hier ſtieß man auf die Vorhut der 1. bairiſchen Diviſion, die auf den Höhen zwiſchen Neubrunn und Helmſtadt, links der Straße, Stellung genommen hatte. Die 3. bairiſche Diviſion (Prinz Luitpold) ſtand rechtwinklig auf die 1., zwiſchen Madelhofen und Waldbrunn. Die nachſtehenden Linien werden das Geſagte veranſchaulichen.

Aus dieſer Aufſtellung der Baiern entſpann ſich für unſre auf der Würzburger Straße vorrückenden Colonnen ein Doppelgefecht und zwar

a. ein Gefecht zwiſchen Neubrunn und Helmſtadt, mit Front gegen Norden; und

b. ein Gefecht zwiſchen Madelhofen und Waldbrunn, mit Front gegen Oſten.



Daran reihte ſich ſchließlich (ſpät am Abend) nach Eintreffen einer dritten bairiſchen Diviſion auch noch ein drittes Gefecht. Daſſelbe war unabhängig von der urſprünglichen Aufſtellung.

Das Gefecht zwiſchen Neubrunn und Helmſtadt.

Wir verſuchen zunächſt eine Terrainſchilderung. Der Weg führt über ein Plateau, das zu beiden Seiten, beſonders aber nach links hin mit Waldparzellen beſetzt iſt. Einzelne dieſer Parzellen, bis an die Straße ſich ziehend, werden von dieſer geſtreift oder durchſchnitten; die Mehrzahl dieſer Waldpartieen aber zieht ſich hügelan und begleitet den wellenförmigen Höhenzug bis nach Helmſtadt hinan. Hier fällt dieſer nach Oſt und Norden zu mit ziemlicher Steile plötzlich ab und ſteigt erſt jenſeit eines Wieſengrundes, in derſelben Richtung, wieder an. In dieſem Wieſengrunde liegt Helmſtadt. Das Dorf ſelbſt alſo, weil von allen Seiten eingeſehn, iſt nicht zu halten; wohl aber bilden die ziemlich ſchroff abfallenden, mit Weinterraſſen beſetzten Höhen dieſſeits und jenſeits des Dorfs eine gute Poſition, die eine um das Dorf zu vertheidigen, die andre um es wiederzuerobern.

So das Terrain.

Unmittelbar hinter Neubrunn, wo man des Feindes bereits anſichtig geworden war, wurde das 20. Regiment, Oberſt v. d. Wenſe, aus dem Gros vorgezogen, rückte bis in Höhe der Avantgarde (Regimenter 30 und 70) vor und begann die Waldparzellen unmittelbar links der Straße klar zu fegen, während die Avantgarde, ohne auf den Feind zu treffen, rechts der Straße bis in Höhe von Helmſtadt avancirte.

Bis hierher war das Vorgehn mehr ein Treiben als ein Gefecht geweſen; die 20er waren auf geringen, die 30er und 70er auf gar keinen Widerſtand geſtoßen; angeſichts der Weinberg-Terraſſen von Helmſtadt aber traten beide Colonnen in ein ziemlich hitziges Gefecht ein und während die 20er in ihrer Bewegung nach Oſten hin verblieben, ſchwenkten die 30er und 70er links und griffen den Feind mit Front gegen Norden an. »Das Feuer war heftiger, ſo ſchreibt ein 70er, als wir es bis dahin gehört hatten. Unſer Bataillon hatte die Tête und mit Schützen vorauf ging es über eine Wieſe hin, an deren entgegengeſetztem Ende eine Weinberg-Terraſſe ſteil anſtieg. Hier ſteckte der Feind wie immer in guter Deckung. Wir gingen im Sturme vor und jagten ihn nach kurzem Kampfe heraus. An einer Stelle lagen ſeine Todten und Verwundeten ſo dicht, daß wir über ſie hinwegſpringen mußten. Als wir bis dicht an die Kuppe waren, liefen die Baiern in der Richtung nach Norden zu. Wir ſchoſſen jetzt von oben herab, da flogen ſie kopfüber den Berg hinunter.«

Dieſer Angriff hatte den dieſſeitigen Weinberg in unſre Hände gebracht; aber der Weinberg jenſeit des Dorfes war noch vom Feinde beſetzt, der ſich durch die zurückgeworfenen Abtheilungen von Minute zu Minute verſtärkte. Das Granatfeuer von dieſem Punkt aus wurde läſtig und durch Dorf Helmſtadt hindurch gingen nunmehr unſre 20er, jetzt ebenfalls mit linksſchwenkt, gegen dieſen zweiten Weinberg vor. Der Feind ſuchte die Poſition zu halten; es kam zum Einzelkampf, in dem namentlich das bairiſche 2. Jäger-Bataillon erhebliche Verluſte erlitt; dann erfolgte der Rückzug auf Uettingen.

Das Gefecht zwiſchen Mädelhofen und Waldbrunn.

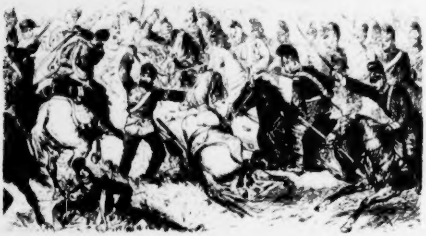
Helmſtadt und ſeine zwei Weinberge waren unſer; die 20er ſetzten im Dorf und nördlich gegen Uettingen hin ſich feſt; die 30er und 70er aber mit rechtsſchwenkt, wieder Front gegen Oſten nehmend, rückten nunmehr, hart links am Wege, gegen die Linie Waldbrunn-Mädelhofen vor. Hier ſtand (ſ. Seite 228) die 3. bairiſche Diviſion, Prinz Luitpold.

Wenn der Kampf zwiſchen Neubrunn ein Kampf unſrer 20er und unſrer Avantgarde geweſen war, in dem jene den linken Flügel, dieſe den rechten gebildet hatten, ſo entwickelte ſich der Kampf bei Mädelhofen-Waldbrunn zu einem Kampf der Avantgarde und der 32er. Die im Centrum marſchirende Avantgarde kam alſo in die Lage, an dem erſten Kampfe als rechter Flügel, an dem zweiten Kampfe als linker Flügel theilzunehmen.

In Front der feindlichen Stellung ſtand eine bedeutende Artillerie. Unſererſeits wurde vorgezogen, was davon zur Hand war. Zunächſt die Batterieen des Gros, bald darauf ſämmtliche Reſerve-Batterieen. Das Feuer begann. Ueber eine waldloſe Fläche hin, links an unſerer Artillerie-Poſition vorbei, rückte jetzt die Avantgarde, während die 32er eine rechts gelegene Waldparzelle beſetzt hielten, gegen den Wald von Mädelhofen vor.

aus welchem heraus eine feindliche Colonne eben jetzt eine Offenſivbewegung in der Richtung auf Neubrunn zu, verſuchen zu wollen ſchien.

Der bairiſche Angriff, ſo weit er ſich auf das freie Feld wagte, ward von der Artillerie abgewieſen; im Walde (auf dem rechten Flügel) trat ihm das 32. Regiment entgegen. Die zur Stelle befindlichen Schwadronen des 9. Huſaren- und 10. Landwehr-Huſaren-Regiments trabten gegen die dieſſeit des Waldes ſich zeigende feindliche Cavallerie an, und der Rittmeiſter Klaatſch mit der 3. Escadron der 9. Huſaren warf ſich als der Erſte auf den überlegenen Feind. Ein heftiges Handgemenge entſtand, in welchem der Rittmeiſter, mit dem Pferde überſchlagen, ſich zu Fuß gegen die auf ihn eindringenden feindlichen Reiter (unter ihnen der gegneriſche Regiments-Commandeur) wie ein Verzweifelter wehrte, bis ſeine Huſaren ihn wieder herausriſſen. Die mittlerweile herangekommene 5. Escadron v. Böttcher und zwei Landwehr-Schwadronen unter Major v. Kuylenſtjerna warfen ſich der feindlichen Verſtärkung entgegen und im glänzenden Reitergefechte ward für dieſen Tag die feindliche Cavallerie vom Gefechtsfeld vertrieben. Der feindliche Regiments-Commandeur Oberſtlieutenant Boehder und der Schwadrons-Chef Prinz von Thurn und Taxis, Letzterer ſchwer verwundet, fielen in Gefangenſchaft.*)



---

*) Einem weiteren Bericht über dies intereſſante Reitergefecht, in dem nicht blos „zwiſchendurch geritten", ſondern erheblich gekämpft wurde, entnehmen wir noch Folgendes: Rittmeiſter Klaatſch choquirte 2 Escadrons bairiſcher Chevauxlegers. Ihm wurde im Handgemenge das Pferd unterm Leibe erſchoſſen. Er kam indeſſen ſchnell wieder auf die Beine und ſah ſich jetzt von Chevauxlegers umringt, die auf ihn einhieben. Während er ſich kräftig wehrte, kam der Commandeur des feindlichen Regiments herangeſprengt und rief ihm zu:

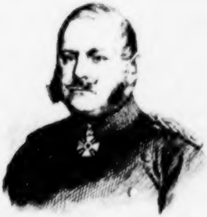
Während dieſer Reiter-Attake war es dem 32. Regiment auf dem rechten Flügel gelungen, im langſamen Waldgefecht den Feind gegen Waldbrunn zurückzudrängen. Zu ſeiner Unterſtützung war aus der Reſerve unter Oberſt v. Schwerin das Regiment 39 vorgezogen und hatte die 32er beim weiteren Vorgehen abgelöſt. Auf dem linken Flügel gewannen die vereinigten zwei Bataillone des 70. und ein Bataillon des 30. Regiments Terrain, und im Centrum auf der Hochebene avancirte die geſammte Artillerie, gedeckt von der wieder rangirten Cavallerie, gegen den Wald von Mädelhofen-Waldbrunn. Auf allen Punkten wich der Feind, und ſein immer raſcheres Zurückgehen ließ bald die ſeit 2 Uhr früh auf den Beinen befindlichen Truppen im dichten Hochwald faſt alle Fühlung mit ihm verlieren.

Das Gefecht neigte ſich ſeinem Ende; mit nicht unbedeutenden Verluſten war der Sieg erfochten, und allmälig erſtarb im Walde vorwärts auch das letzte Tirailleurfeuer. Es war 6 Uhr Abends, als die ſchwer ermüdeten Mannſchaften ihre im heftigen Waldgefecht aus einander gekommenen Abtheilungen wieder zu ſammeln und auf der weiten Hochebene, ohne einen Tropfen Waſſer, zu ruhen begannen.

Das Abendgefecht zwiſchen Helmſtadt und Mädelhofen.

Jäh wurde dieſe Ruhe unterbrochen. Die Truppen lagerten noch kaum, als etwa gegen 7 Uhr in der Richtung von Uettingen auf Helmſtadt und bald auch von Roßbrunn auf Mädelhofen zu, ein heftiger Kanonendonner laut wurde. Der Feind (die 2. Diviſion, eben in Uettingen eingetroffen) griff von Neuem an, er nahm die Richtung von Nord nach Süd, bedrohte unſre Flanke und unſren Rücken ſelbſt und ſchickte ſich eben an, auf dem waldfreien, zwiſchen dem Helmſtadter und Mädelhofer Walde gelegenen Frei-Plateau mit allen Truppengattungen, beſonders mit Artillerie vorgehend, unſre Geſammtaufſtellung zu durchbrechen. Glückte es, ſo waren die in Helmſtadt zurückgebliebenen 20er von dem Reſte der Diviſion abgetrennt und ihrer Vernichtung oder ihrer Gefangennahme gewiß.

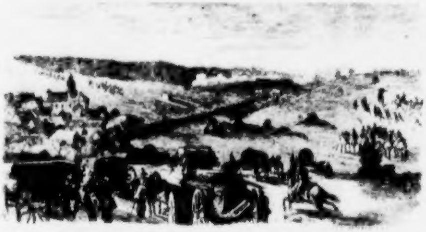
„Ergebt euch, Kamerad, ihr ſeht, daß ihr nichts mehr machen könnt." Rittmeiſter Klaatſch achtete dieſes Zurufs nicht, antwortete mit Säbelhieben und wurde von dem Huſaren Pietrzewski und einem Trompeter herausgehauen. Die Scene endete mit der Flucht der bairiſchen Reiter. Bei der Escadron Klaatſch befand ſich die Standarte des Regiments. Die Schwadron wurde wenige Minuten ſpäter von 2 neuen bairiſchen Escadrons attakirt, warf aber auch dieſe, unterſtützt durch eine andre unter Major v. Coſel herbeigeeilte Huſaren-Schwadron. Rittmeiſter Klaatſch bekam in jener Affaire einen nicht unbedenklichen Stich unter das Schulterblatt und einen gewaltigen Hieb quer über die Naſe. Letzteren ließ er ſich durch einige Dutzend Nadeln zuſammenheften und beide Wunden verhinderten ihn nicht, an der Spitze ſeiner Schwadron zu bleiben, bis nach einigen Tagen die Schulterwunde ihn aufs Lager ſtreckte.



Generalmajor v. Beyer erkannte das Bedrohliche der Situation; der Feind, deſſen Angriff von Oſten her (Mädelhofen-Waldbrunn) eben erſt zurückgewieſen war, griff jetzt mit friſchen Kräften von Norden her wieder an: alles hing davon ab, ob es glücken werde, mit der ganzen Diviſion in kürzeſter Friſt eine Frontveränderung durchzuführen. Was am linken Flügel ſtand, alſo die 20er am Helmſtadter und die 30er und 70er am Mädelhofer Walde bedurften dazu eines einfachen linksſchwenkt; aber die Batterieen im Centrum und die Regimenter 32 und 39 am rechten Flügel waren zu weit ab, um dieſer Schwenkung folgen zu können; ſie zogen ſich mit linksum und halblinks vorwärts Marſch auf das zwiſchen den beiden Waldparzellen gelegene Plateau zu.

Die Artillerie, fünf Batterieen, mit einem Eifer und einer Raſchheit, als gingen ſie friſch auf das Gefechtsfeld, rückten in das Zwiſchenterrain ein und begannen das formidable Feuer des Gegners zu erwiedern; die beiden 12pfünder-Batterieen indeß, die dem feindlichen Angriff auf weite Entfernung nicht gewachſen waren, mußten zurück und auf der Ausdauer der drei gezogenen Batterieen Proſent, Waſſerfuhr und Schmidts beruhte der Ausgang des Gefechts.

Nur mit äußerſter Anſtrengung hielten ſich dieſe 18 Geſchütze einem mehr als doppelt ſo ſtarken Gegner gegenüber und der Tag wäre für uns verloren gegangen, wenn ſich in dieſem kritiſchen Moment die feindliche Infanterie zuſammengenommen und einen gleichzeitigen Doppelſtoß auf die 20er bei Helmſtadt und die drei Avantgarden-Bataillone bei Mädelhofen unternommen hätte. Aber er zögerte, unſre Bataillone links und rechts hielten die beiden Waldparzellen feſt und eh noch das immer wachſende Granatfeuer des Feindes im Stande geweſen war, ſie zu delogiren, erſchienen

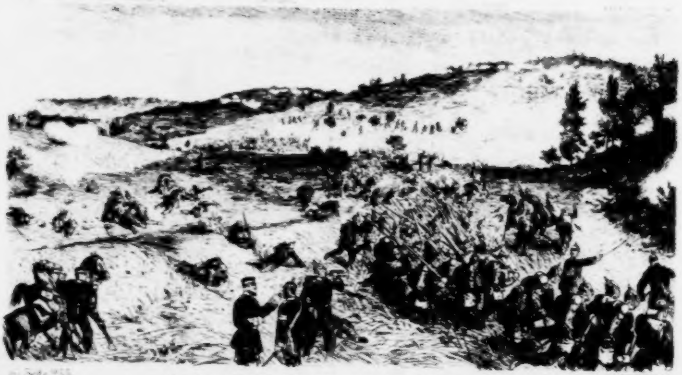


jetzt im Hintergrunde, aus dem Walde von Waldbrunn debouchirend, die lange herbeigeſehnten Bataillone vom rechten Flügel, die Regimenter 32 und 39.

Der kritiſche Moment war überwunden. Beide Infanterie-Flügel nahmen jetzt einen erneuten Anlauf und trotz äußerſter Ermüdung in den Waldparzellen zu beiden Seiten unſrer Artilleriepoſition vordringend, zwangen ſie nunmehr auch die dritte Diviſion des Feindes zum Rückzug. Dieſer ging auf Roßbrunn. Seine dichten und durch gute Karten ihm genau bekannten Wälder bauten ihm goldene Brücken. Der dieſſeitigen Diviſion und ihrer zur Verfolgung anſetzenden Cavallerie verbot die gänzliche Unbekanntſchaft mit dem ſchwierigen Terrain, die ſinkende Nacht und die aufs höchſte geſtiegene Ermüdung der ſeit 2 Uhr Morgens auf den Beinen und ſeit 1 Uhr Mittags im Gefecht befindlichen Truppen, die Früchte des Sieges zu pflücken.

10 Uhr Abends wurde Bivouac bei Helmſtadt bezogen. Die Verbindung mit der Abends ſpät bei Uettingen eingetroffenen Diviſion Flies wurde ſofort durch Patrouillen hergeſtellt, zugleich mittelſt eines Fäßchens Bier, das eine Feldwache der 59er den verdurſteten und todtmüden 20ern ins Lager ſchickte, die Kameradſchaftlichkeit beſiegelt.

Nicht ohne ſchwere Verluſte (350 Mann in Summa) war der Tag errungen. Vom 32. Regiment blieb Hauptmann Kühne todt, verwundet wurden der Oberſtlieutenant und der Lieutenant v. Donat, Vater und Sohn, der Lieutenant Hohl und Vicefeldwebel Keferſtein. Vom 20. Regiment erlag Lieutenant Krohn ſeinen Wunden.



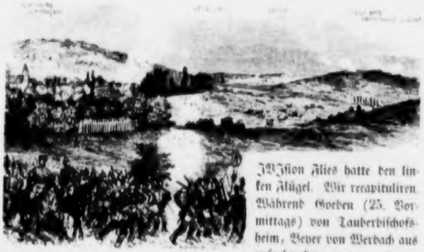
zu Seite 255

AUS DEM GEFECHT BEI UETTINGEN AM 26. JULI 1866.

Die Erstürmung des Dorfes durch das magdeburgische Füsilier-Rgt. No. 36.

Das Gefecht bei Uettingen.

(26. Juli.)



Diviſion Flies hatte den linken Flügel. Wir recapituliren. Während Goeben (25. Vormittags) von Tauberbiſchofsheim, Beyer von Werbach aus aufgebrochen war, drang General Flies von Wertheim her gegen Würzburg vor. Die Diviſionen im Centrum und am rechten Flügel ſtießen beinah unmittelbar auf den Feind und hatten die Gefechte bei Gerchsheim und Helmſtadt; die linke Flügel-Diviſion (Flies) aber traf am Abend des 25. in Wüſtenzell ein, ohne ein ernſteres Rencontre gehabt zu haben. Das Detachement Korth:

3 Bataillone vom 59. Regiment,
2 Bataillone vom 11. Regiment,
2 Schwadronen vom 5. Dragoner-Regiment,
2 Batterieen,

wurde noch am ſelben Abend bis Uettingen vorgeſchoben. Die Truppen lagerten theils in, theils vor dem Dorf (nach Weſten zu); das 1. Bataillon vom 59. gab die Vorpoſten. Dieſe wurden, nach Roßbrunn zu, an der Oſtſeite des Dorfes ausgeſtellt. Flankenwachen hatten nach links hin eine Anhöhe (den Kirchberg) beſetzt, nach rechts hin Fühlung mit der Diviſion

Beyer genommen. Abtheilungen vom 2. Bataillon 59. Regiments wurden in Alarmhäuſer gelegt.

Die Nacht verging ruhig; aber ſchon 4 Uhr Morgens weckten Granaten die Schläfer und gleichzeitig warf ein bairiſches Jäger-Bataillon (das 8.) unſre auf Roßbrunn zu vorgeſchobenen Vorpoſten, wie auch die auf der Höhe des Kirchbergs poſtirten Flankenwachen wieder nach Uettingen hinein.

Alles fuhr auf. Der Tag war ſchon angebrochen; ein grauer Ton lag über der Landſchaft; aber die Nebel waren ſo dünn und durchſichtig, daß ſie — zumal von dem Bivouac im Weſten des Dorfes aus — einen vollſtändigen Ueberblick über das Terrain geſtatteten.

Unmittelbar im Vordergrunde, von der Würzburger Chauſſee gradlinig nach Oſten zu durchſchnitten, lag Dorf Uettingen mit Kirche und Schloß, halbkreisförmig von drei Bergen umſtellt. Zwei dieſer Berge, zur Linken und Rechten, waren die unmittelbaren Wächter des Dorfes; der dritte (zwiſchen beiden) wirkte aus der Ferne.

Wer dieſe drei Berge hatte, hatte das Dorf; ſie ſahen es ein, ſie beherrſchten es; noch mehr beherrſchten ſie die nach Würzburg führende Straße. Letztre wurde durch die Stellung dieſer Berge zu einem Defile, das nur nach Wegnahme dieſer drei Punkte paſſirt werden konnte. In der That war das Gefecht bei Uettingen nichts andres, als ein blutiger und ſchließlich erfolgreicher Kampf um dieſe drei Punkte und zwar um den Kirchberg links, um den Osnert rechts und um den Heiligenberg (weiter zurückgelegen) in der Mitte.

> Die 59er und 11er erſtürmten den Kirchberg;
>
> die 36er erſtürmten den Osnert;
>
> die ganze Diviſion ſchließlich, im Centrum und an beiden Flügeln vorrückend, veranlaßte den Feind, ſeine dritte Poſition, den Heiligenberg, freiwillig zu räumen. Damit lag der Weg auf Würzburg offen.

Eh wir zur Schilderung der einzelnen Gefechtsmomente übergehn, geben wir zuvor noch Aufſtellung und Plan des Gegners.

Eine Viertelmeile hinter Uettingen, nach Würzburg zu, liegt das Dorf Roßbrunn, ebenfalls hart an der Straße. In ſeiner Front, nach Weſten zu, erheben ſich jene obengenannten Bergpartieen, die das Dorf Uettingen von links und rechts her flankiren; in ſeiner (Roßbrunns) eignen Flanke aber präſentiren ſich Bergkegel von ähnlicher Ausdehnung und Beſchaffenheit: einer davon, am bairiſchen rechten Flügel, der ſchon genannte Heiligenberg; der andre, links, der Himmelreich-Wald. Die Baiern befanden ſich alſo in einer Vertiefung, vor ſich Berge und neben und hinter ſich

Berge. Der Heiligenberg, der das ganze Vorterrain beherrſchte, war ihre große Artillerie-Poſition; in Verlängerung dieſer Poſition nach rechts hin ſtand die 4. bairiſche Diviſion, Generalmajor v. Hartmann, nach links hin die 2. Diviſion, Generalmajor v. Feder. Beide Diviſionen hatten auf Uettingen zu detachirt. Die Reſerve-Brigade Seckendorf, die Reſerve-Artillerie und Abtheilungen der Cavallerie-Diviſion ſtanden zwiſchen Roßbrunn und Hettſtadt.

Plan des Obercommandirenden, Prinz Karl von Baiern, war: am 26. früh auf der ganzen Linie die Offenſive zu ergreifen:

das VIII. Corps, am feindlichen linken Flügel, ſollte ſich auf Goeben,

die halbe bairiſche Armee (1. und 3. Diviſion im Centrum) auf Beyer,

die andre Hälfte der Armee (2. und 4. Diviſion) am rechten Flügel auf Flies werfen.

Der Plan war gut und konnte bei der großen numeriſchen Ueberlegenheit des Gegners einen Erfolg in Ausſicht ſtellen. Aber er ſcheiterte an der bereits total gebrochnen Haltung des VIII. Corps. Dieſes verſagte ſeine Mitwirkung. Dadurch war auch die Action der Baiern, ſpeciell der in ihrer Flanke bedrohten Centrumscolonne gelähmt und das Gefecht bei Uettingen, ſo energiſch es durch eine Offenſivbewegung bairiſcherſeits eingeleitet wurde, geſtaltete ſich doch von Anfang an zu einem bloßen Arrieregardenkampf, zu einem Gefecht, das nur den Zweck hatte, den Abzug des Gros der Armee zu decken. Inſofern war über den Ausgang des Tages von vornherein entſchieden. Die Geſammtſituation geſtattete keinen Sieg mehr. Um ſo mehr iſt die Haltung der Baiern an dieſem letzten ernſten Kampfestage anzuerkennen.

Die einzelnen Kämpfe verliefen wie folgt.

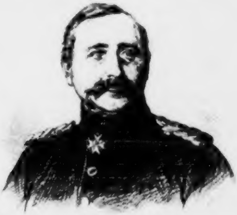
Erſtürmung des Kirchberges.

ER Kirchberg, 2 bis 300 Fuß hoch, erhebt ſich in der linken (nördlichen) Flanke des Dorfes und zwar ſo unmittelbar, daß die den Nordrand bildenden Häuſer und Scheunen bereits am Abhang, oder doch hart am Fuße des Berges liegen. Dieſer ſelbſt, nach unten zu kahl, iſt höher hinauf mit quadratiſch angelegten, meiſt mit Mauerwerk eingefaßten Weingärten und auf ſeiner Spitze mit Tannen und Kiefern beſetzt. In den Weinbergen, auch wohl in dem Gehölz, ſteckte bairiſche Infanterie (7. Brigade), Compagnieen vom 5. und 13. Regiment und das 8. Jäger-Bataillon.

Dieſe Abtheilungen waren es, die, wie ſchon in Kürze erzählt, theils in der Nacht, theils bei Tagesanbruch von Roßbrunn aus vorpouſſirt, unſre Feldwachen aus Front und Flanke verdrängt und vor allem den Kirchberg als dominirenden Punkt beſetzt hatten. Sie eröffneten jetzt, durch ihre Artillerie vom „Poſthauſe Roßbrunn“ aus unterſtützt, ein heftiges Infanteriefeuer auf das ihnen zu Füßen gelegene Dorf. In alle Dächer ſchlugen die Granaten ein; die Stallgebäude des Schloſſes begannen zu brennen; eine qualmige Feuerwolke zog über das Dorf hin. Wollten ſich die Unſren hier halten, ſo mußten ſie den Kirchberg nehmen; — das war unerläßlich.

Die entſprechenden Ordres (Generalmajor v. Korth commandirte hier) wurden gegeben. Das 2. Bataillon 11. Regiments, Oberſtlieutenant v. Bonin, und das 2. Bataillon 59. Regiments erhielten Befehl, die Baiern zu delogiren. Das 1. Bataillon 11. Regiments (Oberſtlieutenant des Barres) an der Attake theilnehmend, folgte dem 2. Bataillon auf 200 Schritt Diſtance. Die reſtirenden Bataillone 59. Regiments (1. und Füſilier-Bataillon) verblieben in gedeckter Stellung am Nordrande des Dorfs, um von hier aus, je nach Befund, den Sturm ſouteniren oder einem Frontangriff des Feindes begegnen zu können.

Das 2. Bataillon 11er nahm den linken, das 2. Bataillon 59er den rechten Flügel und, in Compagnie-Colonnen auseinander gezogen, unter lautem Hurrah begann die Attake bergan, an dem zur Linken haltenden Generalmajor v. **Korth** und ſeinen Stabsoffizieren wie auf dem Exercierplatz vorbei. Die bairiſchen Jäger ſchoſſen gut; die Verluſte waren nicht unerheblich. Aber die Weinberge, alsbald auch die Waldkuppe wurden im erſten Anlauf genommen und dem zurückgehenden Feinde faſt auf dem Fuße folgend, ging es im Laufſchritt die andre Seite des Berges hinunter, über die dort einſchneidende Remlinger Chauſſee hinweg und einen zweiten, jenſeit der Chauſſee gelegenen Berg hinan. Es war ein Treiben. Ueberall wich der Feind. Unſre Sturmcompagnieen waren durcheinander gekommen; nichtsdeſtoweniger war der Erfolg am linken Flügel ein vollſtändiger. Zwei Bergpoſitionen, die der Gegner zu halten trachtete, waren genommen und über Greuſenheim hinaus (wo die Baiern momentan verſuchten, auf einer dritten Bergkuppe Stellung zu nehmen) verfolgte das Feuer unſrer Schützen den gegen Hettſtadt hin abziehenden Feind.



Es war zwiſchen 8 und 9. Andre Vorgänge im Centrum und in der rechten Flanke hatten zu dieſem Erfolge (Rückzug des Gegners auf Hettſtadt zu) mitgewirkt; eh wir indeß zur Darſtellung dieſer mitwirkenden Gefechtsmomente übergehn, geben wir zuvor die mehr ins Detail gehenden Aufzeichnungen eines 59ers, der an der Erſtürmung des Kirchberges theilnahm.

»Wie das Gefecht begann, ſo ſchreibt er, weiß ich aus eigener Anſchauung nicht; genug, bald nach 4 Uhr hörte ich Lärm auf der Straße, unterſchied deutlich die Stimme unſres Regiments-Commandeurs und vernahm etwas von Alarmirung. In wenig Minuten war ich fertig und ſtand bei der Compagnie, die vor unſrem Hauſe ſich ſammelte. Den Befehl des Hauptmanns, »vom rechten Flügel abmarſchirt«, ausführen, durch einen Hof und durch die Hinterthür einer Scheune einzeln hindurchſchlüpfen, hier gleich von Gewehrkugeln begrüßt werden und mit der Compagnie an dem auf der Nordſeite von Uettingen ſich erhebenden, ziemlich hohen und ſteilen Weinberge eine erſte Stellung nehmen — das alles war das Werk weniger Augenblicke. Der Bataillons-Commandeur erſchien zu Pferde zwiſchen unſren Schützen und dem von mir geführten Soutien, und in dem Augenblick, als ich ihn bat, vom Pferde zu ſteigen, war er ſchon dazu gezwungen. Der linke Hinterfuß ſeines Pferdes war durch eine Gewehrkugel zerſchmettert. Bald war das ganze Bataillon in Compagnie-Colonnen auseinander gezogen, unſre auf dem rechten Flügel, links daneben die ſiebente mit fliegender Fahne, der ſich die beiden andern anſchloſſen. Auf unſrem linken Flügel das 11. Regiment. Das Bataillon ging ſofort zum Angriff gegen den Weinberg vor, von deſſen Spitze, im Kiefernholz verſteckt, der Feind — das 8. Jäger-Bataillon — ſein Feuer gegen uns richtete. Eine unausſprechliche Freude empfand ich, als ich unſre Leute, die noch nie im Feuer geweſen waren, in muſterhafter Ordnung, wie auf dem Exercierplatz, vorrücken ſah. Bald fiel hier und dort Einer, aber das hielt die Muthigen nicht auf. Zweimal mußte ich im Feuer halten laſſen, der Torniſter war zu ſchwer bergauf und die Leute keuchten hinter mir her, aber vorwärts ging es, unſren voranſtürmenden Schützen nach, und der Berg war genommen.

Oben begrüßte uns die erſte Granate, bald eine zweite und dritte. Ihnen zu entgehen gab es nur ein Mittel: »Vorwärts«. Nach einer kurzen Ruhe in einer Sandgrube, wo die Leute erſt wieder zu Athem kamen, ging's auf der andern Seite des Berges hinab. Nach wenigen Schritten entdeckte ich, von der Liſiere des Kiefernholzes aus, meine Schützen ziemlich weit vor mir an der Remlingen-Roßbrunner Straße, den Hauptmann und Schützenoffizier unverſehrt. Aus der Liſiere des jenſeit der Straße ſich erhebenden und auf der Krone ſtark bewaldeten Berges regnete es jetzt förmlich Kugeln. Ich war gezwungen, um nicht wieder zurückzugehen, in dieſem Feuer, nur von dünnem Kieferbuſch gedeckt, zu halten; eine ſchwere Probe für die erſte Feuertaufe.

Bald aber ging es gegen den zweiten Berg vor, der wie der frühere im erſten Anrennen genommen wurde. Ehe wir in den hier ſehr dichten Wald kamen, eröffnete der Feind in der rechten Flanke ein Granatfeuer gegen uns, als gelte es unſre Vernichtung. Die Kugeln ſauſten noch, als wir ſchon längſt im Walde vordrangen, über unſre Köpfe hin, die Aeſte krachten um uns her. An ein Ordnen der Compagnie, die ohne jede Formation ſich durch das Geſträuch Bahn brechen mußte, war vor der Hand nicht zu denken. -Die Compagnie mir nach-, war das Commando, um die Leute zuſammen zu halten. Es war natürlich, daß ſich in dem Walde Verſprengte von allen Compagnieen durchkreuzten; gefangene, verwundete Baiern, alles durcheinander. Endlich erreichten wir, Gewehrfeuer vor uns (die Granaten in der Flanke waren verſtummt), einen lichtern Platz, wo geſammelt werden konnte.

Eine allen nothwendige Ruhe mußte eintreten und wir dirigirten uns danach über Greuſenheim auf eine zwiſchen dieſem Orte und Roßbrunn gelegene Höhe, ohne noch zur Action zu kommen. Die nach Hettſtadt in weiter Ferne abziehenden Infanteriemaſſen der Baiern ließen uns das Ende des Gefechts vermuthen.

Wir hatten erhebliche Verluſte, darunter 4 ſchwerverwundete Offiziere.-

Die Erſtürmung des Osnert.

JE zur Linken des Dorfes der Kirchberg, ſo erhebt ſich zur Rechten der Osnert.

Es walteten hier im Weſentlichen dieſelben Verhältniſſe ob. Vorgeſchobene Abtheilungen der 2. bairiſchen Diviſion (das 10. Regiment) hatten ihn in aller Frühe am 26. beſetzt, wahrſcheinlich ohne auf Widerſtand zu ſtoßen. Wie vom Kirchberg herab, wurde alsbald auch vom Osnert aus das Dorf unter Feuer genommen, aber wohl minder erfolgreich, — die Entfernung war größer.

Zu klarerem Verſtändniß des bald ſich entſpinnenden Gefechtes iſt es unerläßlich, eine ins Detail gehende Terrainbeſchreibung vorauszuſchicken.

Der Osnert oder Hohe Osnert (wie ihn die Uettinger nennen) iſt an und für ſich ein Berg wie ſie alle ſind: dem Kirchberg, dem Heiligenberg und vielen andern noch an Höhe, Erſcheinung, Bebauung zum Verwechſeln ähnlich. Unten kahl und nur hier und da mit ſchmalen Haferſtreifen beſetzt, beginnen weiter nach oben die quadratiſch breiten, von Steinmauern eingefaßten Weinterraſſen, hinter welchen endlich, den Gipfel krönend, die Region des Eichen- und Tannenwaldes das Bild abſchließt.

So der Osnert und ſo die Berge dieſer Gegend überhaupt.

Was aber dem Osnert eigenthümlich iſt, das iſt die Art, wie er ſich in dieſe wald- und ſchluchtenreiche Landſchaft einreiht, wie er ſeine Umgebung beherrſcht und doch auch wiederum (militairiſch genommen) von dieſer abhängig wird. Die ziemlich complicirten und unter verſchiedenen Namen auftretenden Bergwald-Partieen im Süden von Uettingen bilden nämlich, auf ihre Grundform angeſehn, ein nach Norden hin geöffnetes Hufeiſen, an deſſen nordöſtlichſter Spitze ziemlich frei und iſolirt aber doch ſchon von dieſer Spitze leiſe umfaßt, der Osnert gelegen iſt.

Hat man dies Hufeiſenbild mit ſeinem iſolirten Sternpunkt (der faſt wie ein I-Punkt über dem rechten, öſtlichen Arm des Hufeiſens ſteht, etwa ſo U̇) klar vor Augen, ſo wird es Jedem entgegenſpringen, daß es für einen von Weſten her heranrückenden Feind drei Wege gab, an dieſen iſolirten Sternpunkt, den Osnert, heranzukommen:

> entweder man verſuchte die große Umgehung um die ganze Hufeiſencurve herum;
>
> oder man wählte die kleine Umgehung und attakirte, quer über das Feld weg, auf den Zwiſchenraum, die ſchluchtartige Stelle zu, die zwiſchen Sternpunkt und Hufeiſenſpitze liegt,
>
> oder aber drittens man leiſtete auf jede Umgehung Verzicht, packte den Stier bei den Hörnern und ſtürmte, anſtatt in den flankirenden Zwiſchenraum hinein, unmittelbar auf den Sternpunkt, den Osnert, zu.

Drei Wege alſo. Das Gefecht, das ſich alsbald entſpann, iſt, wie durch vieles andre noch, auch dadurch ſo intereſſant, daß alle drei Wege eingeſchlagen wurden. Der directe Angriff ſcheiterte; ebenſo die große Umgehung, oder zögerte ſich doch hin. Zum Ziele endlich führte der Mittelweg: die kleine Umgehung.

Wir ſchreiten nun zur Darſtellung des Gefechtes ſelbſt.

Die Avantgarde der Diviſion Flies: das magdeburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 36, Oberſt v. Thile, 2 Schwadronen vom 5. Dragoner-Regiment und die 4pfündige Batterie v. Blottnitz, — hatte bei Wüſtenzell bivouakirt. Mit ihr die Reſerve der Diviſion, das 25. Regiment. Um 3 Uhr früh brachen ſämmtliche Abtheilungen aus dem Bivouac auf; um 5 Uhr ſtanden ſie vor Uettingen. Das 25. Regiment etwas zurück (weiter weſtlich) in gedeckter Stellung.

Das Gefecht um den Kirchberg war bereits entbrannt; vom Poſthauſe Roßbrunn aus feuerten 12 Geſchütze; ein Theil Uettingens ſtand in Flammen; auf dem hohen Osnert, dann und wann aus dem Walde hervortretend, wurden bairiſche Schützen ſichtbar, die vereinzelte Schüſſe auf die im Dorfe haltenden Soutiens der Regimenter 11 und 59 abgaben.

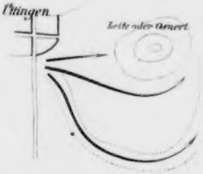
So die Situation, als Hauptmann v. Gottberg vom Generalſtabe den Befehl des Generalmajors v. Flies überbrachte, daß das Regiment Nr. 36 die vom Feinde beſetzten waldigen Höhen ſüdöſtlich von Uettingen (den hohen Osnert) anzugreifen habe.

Oberſt v. Thile führte ſein Regiment zunächſt in das Dorf hinein, dann, nach Süden zu auf der Helmſtadter Straße wieder hinaus, ließ ſein 1. Bataillon (Major v. Lupinski) weſtwärts der Straße, am ſogenannten Taubenheerd, eine Reſerveſtellung nehmen und diſponirte im Uebrigen dahin, daß

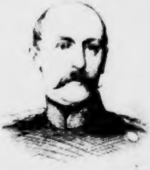
das 2. Bataillon (Major Freiherr v. Keyſerlingk) durch den hufeiſenförmigen Schlehrberg- und Vogelberg-Wald die große Umgehung ausführen,

das 3. Bataillon (Major Liebeskind) aber mit links ſchwenkt den hohen Osnert in der Front erſtürmen ſolle.

Die 3. 4pfündige Batterie (v. Blottnitz) nahm ſüdlich des Dorfes eine Aufſtellung und beſchoß die weſtlich und nordweſtlich des Poſthauſes Roßbrunn aufgeſtellten Bataillone und Batterieen mit Granaten auf 3000 Schritt.



Die Bataillone v. Keyſerlingk und Liebeskind avancirten ſofort, aber der weitgeſpannte Waldbogen, durch den das 2. Bataillon in mal erſterbendem und wieder wachſendem Schützengefecht ſich hindurchzuwinden hatte, ließ die Umgebung kaum ſichtbar, ſicherlich nicht fühlbar werden, während das freie Feld, über welches das 3. Bataillon hinweg mußte, unſre Füſiliere unter das Kreuzfeuer der in Front und Flanke poſtirten feindlichen Schützen brachte. Major Liebeskind (S. 245) fiel tödtlich getroffen. Unter den erheblichſten Verluſten war das Wieſenfeld paſſirt; aber hier ſtockte der Angriff. Außer Athem, führerlos, den 300 Fuß hohen Osnert vor ſich, hinter ſich das mit Todten und Verwundeten bedeckte Feld (über das zurück zu müſſen, die härteſte Aufgabe geweſen wäre) war es ein Glück für das bereits decimirte Bataillon, daß ſich am Fuße des Berges ein tiefer Graben hinzog, der, mit halb-



mannshohen Aufſchüttungen zu beiden Seiten, unſren ermatteten Füſilieren Raſt und Deckung bot. Alles warf ſich in den Graben oder hinter die Aufſchüttung und ſetzte von hier aus das Gefecht gegen den Berg in der Front und den Wald in der Flanke fort.

Aber die Aufgabe war nicht, bergan zu feuern, ſondern bergan zu ſtürmen und dieſe Aufgabe mußte gelöſt werden, ſo oder ſo. Schon war eine Stunde um, die viele Verluſte und kleine Erfolge gebracht hatte; zudem, das Regiment Nr. 36 ſtand zum erſten Mal im Feuer, — es durfte nicht mit einem Halberfolge oder weniger als das debütiren.

Oberſt v. Thile, der mitten auf dem freien Felde ſeine Stellung genommen hatte, ließ jetzt ſeine Reſerve, das 1. Bataillon, Major v. Lupinski, vorrücken. Der Weg ging über daſſelbe Kornfeld hin, das für das Bataillon Liebeskind ſo verhängnißvoll geworden war, aber das Ziel war ein andres; nicht bergan (wenigſtens nicht zunächſt), ſondern in die Flanke; nicht die große Curve, aber die kleine.

In zwei Halb-Bataillonen, vier Glieder tief, Schützen rechts und links, die Fahne in Front und allen vorauf Major v. Lupinski ſelbſt, ſo avancirte das Bataillon, gradlinig, tambour battant. »Ein herzerhebender Anblick«, ſo ſchreibt ein Augenzeuge.

Jetzt rücken ſie in das Kreuzfeuer ein. Der Fahnenträger ſtürzt getroffen; gleich darauf ein zweiter; die Fahne geht in die dritte Hand. Die Verluſte ſind enorm; aber vorwärts! Das Feld iſt überſchritten und mit Hurrah geht es in die Waldſpitze und gleich darauf in die Schlucht zwiſchen Wald und Osnert hinein. Jetzt dieſen hinan. Der Feind hält ſich tapfer. Major v. Lupinski (S. 246) fällt; aber die Attake ſtockt keinen Augenblick. Das 2. Bataillon, jetzt heran, folgt dem 1., während das 3. (in ſeiner Flanke nicht länger moleſtirt) ſeine Grabendeckung verläßt und Schützen vorauf, in dichten Colonnen, ſechs Glieder tief, die Front des Osnert erſtürmt. Der Feind, in den Weingärten einen letzten Widerſtand ver-

ſuchend, zieht ſich nach Zurücklaſſung einer Anzahl Gefangener (vom 10. Regiment) auf Roßbrunn hin zurück. 7 Uhr.

Hiermit ſchloß das Gefecht am rechten Flügel. Nach zweiſtündigem erbitterten Kampf war die Aufgabe gelöſt. Die Verluſte des Regiments waren:

todt 9 Offiziere, 92 Mann,
verwundet 15 Offiziere, 316 Mann,
Summa 24 Offiziere, 408 Mann.

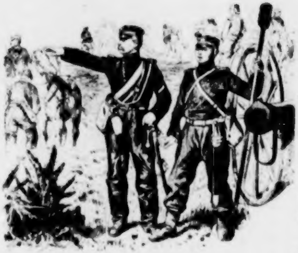
Faſt die Hälfte ſeiner Offiziere und ein Fünftel der Mannſchaften (die Regimenter, die in Schleswig geſtanden, hatten nicht volle Kriegsſtärke) waren todt oder außer Gefecht geſetzt. Mehr als die Hälfte dieſer ganzen Einbuße fiel auf das 1. Bataillon.

Generalmajor v. Freyhold und Oberſt v. Thile verloren die Pferde unterm Leibe, als ſie dem Angriff des Bataillons vorangingen.

Die Wegnahme des hohen Osnert durch das magdeburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 36 war eine der glänzendſten Waffenthaten des ganzen Krieges, namentlich das Vorgehen des 1. Bataillons, v. Lupinski, ein Bravourſtück erſten Ranges. Ob dieſe Erſtürmung unter Daranſetzung ſo großer Opfer nöthig war, iſt eine andre Frage. Aber kriegeriſche Actionen dürfen nicht lediglich von dieſem Geſichtspunkt aus beurtheilt werden. Es kann unter Umſtänden Pflicht ſein, das Kühnere zu thun, blos deshalb weil es das Kühnere iſt. Die Klugheit ſoll an oberſter Stelle zu Rathe ſitzen, ſoll das Beſtimmende ſein, aber in den Gliedern der Armee giebt das moraliſche Element den Ausſchlag und ein Regiment kann ſehr leicht in die Lage kommen, jede andre Erwägung, der einen Pflicht der Bravour-Entfaltung unterordnen zu müſſen.

Das 36. Regiment (neben dem 59.) das gleichzeitig den Kirchberg ſtürmte, war das einzige, das auf dem langen Zuge, von der Schlei her bis über den Main hinaus, noch nicht an den Feind gekommen war; — in zwölfter Stunde bot ſich endlich die Gelegenheit. Der Befehl lautete ſtrikt: »den Osnert anzugreifen«. In ſolcher Situation alles mit Umgehung, mit Schonung und Vorſicht in Scene ſetzen zu wollen, wäre kaum im Einklange mit dem ausgeſprochenen Befehl, ſicherlich nicht im Einklange mit dem ſtillen Gebot militairiſcher Ehre geweſen. Was fortlebt in der Geſchichte, was fortwirkt in den Herzen und zu immer neuen Ruhmesthaten begeiſtert, das ſind nicht die klugen Manöver, das ſind die Thaten voll Mannesmuth, Auge in Auge mit dem Feind. Und daß es ſo iſt, das iſt die Rechtfertigung und der Ruhm der 36er bei Uettingen.

Das Gefecht im Centrum.



ETTINgen, bei Beginn des Gefechtes, 4 Uhr früh, war von drei Bataillonen 59ern, zwei Bataillonen 11ern und dem am 22. Juli bei der Main-Armee eingetroffenen und der Diviſion Flies zugetheilten 9. Jäger-Bataillon beſetzt.

Bairiſche Granaten vom Poſthauſe Roßbrunn her und Gewehrfeuer von der Kuppe des Kirchberges aus, hatten, wie S. 238 bereits erzählt, unſre in Uettingen liegenden Bataillone geweckt. Aus den 11ern und dem 2. Bataillon 59. Regiments war ſofort ein linker Flügel gebildet worden, der den Kirchberg im Sturme nehmend und ſchließlich bis über Greuſenheim vordringend, dem Gewehrfeuer aus der linken Flanke her raſch ein Ende gemacht hatte; aber das Granatfeuer aus der Front dauerte nicht nur an, es ſteigerte ſich. Ein Verſuch des 1. Bataillons 59. Regiments in der Richtung auf Roßbrunn hin vorzudringen, ſcheiterte; Major Haack, der Commandeur des Bataillons, mußte ſich begnügen, an der Oſt-Liſiere von Uettingen Stellung zu nehmen; Lieutenant v. Brandt II. (am weiteſten vorgeſchoben) hielt mit ſeinem Zuge die Obermühle beſetzt. Darüber hinaus, bei der entſchiedenen Ueberlegenheit des Feindes, war nicht zu kommen.

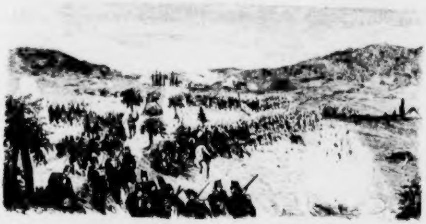
Die ſtarke bairiſche Artillerie-Poſition zu bekämpfen, wurde nunmehr Artillerie vorgezogen. Die 3. 6pfündige Batterie (Hauptmann Freiherr v. d. Goltz) und die 3. 12pfündige (Hauptmann Gärtner) fuhren nordöſtlich des Dorfes auf und eröffneten ihr Feuer; aber auch ſie ſcheiterten. Alle Kräfte, über die wir zur Zeit in Uettingen Verfügung hatten, erwieſen ſich als zu ſchwach; die Batterie v. d. Goltz, von feindlichen Schützen flankirt, mußte zurückgenommen werden, ebenſo in Folge erlittener Verluſte die Batterie Gärtner. Es wurde erſichtlich, daß vor Eintreffen der Reſerven, oder aber vor Fühlbarwerdung entſchiedenerer Erfolge an beiden Flügeln (der Osnert war um dieſe Zeit noch nicht genommen) ein directer Angriff auf die ſtarke Roßbrunn-Poſition ſich nicht ermöglichen werde. Alles, worauf es für den Augenblick ankam, hieß deshalb: Feſthalten. Die feindlichen Batterieen, die, weil ſie keinen gleichen Feind mehr zu bekämpfen hatten, ihr Feuer bereits auf unſre Infanterie zu richten begannen, mußten wieder Geſchütz gegen Geſchütz ihre Gegner finden.

In kürzeſter Friſt war wenigſtens das erreicht. Neue Batterieen waren heran; die ſchon im Feuer geweſenen hatten ſich ralliirt und alsbald konnte der Artilleriekampf wieder aufgenommen werden. Um 7 Uhr war unſre neue Geſchütz-Aufſtellung beendet und auf dem ſanft anſteigenden Terrain zwiſchen Dorf Uettingen und dem Kirchberg ſtanden jetzt in langer Reihe

Batterie v. d. Goltz, linker Flügel,
Batterie v. Blottnitz, Centrum,
Batterie v. Tempsky, rechter Flügel (unmittelbar am Dorf),

zuſammen 18 gezogene Geſchütze und eröffneten, nunmehr erfolgreich, ihr Feuer gegen die 4, nach andern Angaben 5 feindlichen Batterieen. In Reſerve, an der Weſtſeite des Dorfes, befanden ſich unſrerſeits weitre 3 Batterieen: die 4. reitende vom 7. (Weſtphäliſchen) Artillerie-Regiment, die ſogenannte »Stader-Batterie« und die zum Behuf ihrer Ralliirung zurückgegangene Batterie Gärtner.

Das feindliche Feuer fing alsbald an ſchwächer zu werden, theils unter dem Einfluß der dieſſeitigen Batterieen, theils (und zwar vorzugsweiſe) weil die Fortſchritte an unſren beiden Flügeln immer fühlbarer wurden, Fortſchritte, denen eben jetzt ein raſches Vorgehn im Centrum ſich anzuſchließen begann. Die Reſerve (25. Regiment) bis dahin zurückgehalten, traf unmittelbar vor Uettingen ein und in dem Maße, in welchem die Echelons der 25er am Weſtende des Dorfes ſichtbar wurden, drangen vom Oſtrande aus die beiden Bataillone 59er, das 1. Bataillon rechts, das Füſilier-Bataillon links, über den zwiſchen Chauſſee und Osnert gelegenen Wieſengrund gegen die Haupt-Stellung des Feindes (zwiſchen Dorf Roßbrunn und Poſthaus Roßbrunn) in raſchem Anlauf vor. Das 9. Jäger-



Bataillon, durch die Artillerie-Aufſtellung am Kirchberg hindurchgehend, ſchloß ſich links an und vor dieſem Vorgehen auf der ganzen Linie

11er und 2. Bataillon 59er am linken Flügel,
zwei Bataillone 59er und 9. Jäger-Bataillon im Centrum,
die 36er am rechten Flügel*)

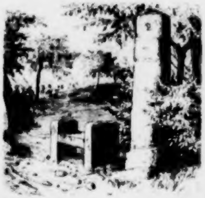
wich jetzt der Feind. Er räumte, etwa 10 Uhr, ſeine durch ſechs Stunden hin feſtgehaltene Poſition und zog ſich auf das eine halbe Meile weiter öſtlich gelegene Plateau von Hettſtädt zurück. Hier nahm er noch einmal Stellung, unſren Angriff erwartend.

Dieſer unterblieb. Nur zu einem Cavallerie-Rencontre kam es, das wir noch in der Kürze zu ſchildern haben werden.

---

*) Am rechten Flügel wirkte auch die in Verlängerung deſſelben ſtehende Diviſion Beyer mit, die hier, gegen die 1. und 3. bairiſche Diviſion, das Gefecht bei Mädelhofen hatte.

Das Reitergefecht bei den Hettſtädter Höfen.



Mittags am 26. hatte die bairiſche Armee die Roßbrunn-Stellung völlig geräumt und ſtand (wir erwähnten es ſchon in der Kürze) auf dem breiten Plateau von Hettſtädt, rechts und links der nach Würzburg führenden Straße. Die Aufſtellung war halbmondförmig, lehnte ſich links an Waldbüttelbrunn, rechts an die ſogenannten »Hettſtädter Höfe« und die ſteilen gegen Zell abdachenden Hänge und hatte eine Ausdehnung von 5000 Schritt.

Am linken Flügel (Waldbüttelbrunn) ſtand die Diviſion Stephan;
im Centrum (an der Chauſſee) die Diviſion Prinz Luitpold;
am rechten Flügel (Hettſtädter Höfe) die Diviſion Feder.

Weiter rückwärts: die Diviſion Hartmann, die Reſerve-Brigade Seckendorf und die Reſerve-Cavallerie; ſämmtliche gezogene Batterieen aber (auch mehrere glatte) befanden ſich in Front der Stellung, »die ſich — ſo ſchreibt ein ſüddeutſcher Generalſtabsoffizier — unter den gegebenen Verhältniſſen zur Defenſive immerhin eignete«. »Wäre jedoch ein ſchneller Rückzug nöthig geworden (ſo fährt er fort), ſo wäre das bairiſche Corps in eine höchſt mißliche Lage gekommen. Die Zugänge zur Mainbrücke in Würzburg waren mit dem Train des in vollem Rückzuge begriffenen VIII. Corps vollgeſtopft und zu den Schiffbrücken bei Zell und Veithöchheim, die außerdem noch einen Abzug auf die andre Seite des Main geſtatteten, führten ſtundenlange ſchmale Straßendefilés, die von den Plateau-Rändern bei den Hettſtädter Höfen aus beſchoſſen werden konnten.«

Dieſe Bemerkung iſt ſehr richtig. Wenn die Diviſion Flies in leichtem Gefecht die bairiſche Armee auf dem Hettſtädter Plateau feſthielt, während die Diviſionen Beyer und Goeben von rechts her die eine Rückzugslinie, die der Feind hatte, durchſchnitten, ſo war nicht abzuſehn, wie die bairiſche Armee aus dieſer Mauſefalle heraus wollte; andrerſeits war die Situation derart, daß das bairiſche Obercommando nicht gut anders handeln konnte und auf jede Gefahr hin, um einen geordneten Abzug (zunächſt der unabſehbaren Trains) zu ermöglichen, eine Aufſtellung auf dem Hettſtädter Plateau nehmen mußte. Mit Recht durfte man bairiſcherſeits auch die Strapazen, denen unſre Truppen nunmehr in 3tägigen blutigen Gefechten unterworfen geweſen waren, mit in Anrechnung bringen und ſich der Hoffnung hingeben, daß ein rapides Vorgehn preußiſcherſeits nicht zu gewärtigen ſei. In der That lagen die Dinge auch demgemäß. Die Unſren waren erſchöpft, am wenigſten dachte man daran, konnte man daran denken, die formidable Artillerie-Poſition des Feindes in der Front anzugreifen. Wenn es nichtsdeſtoweniger zu einem Gefechte, wenn auch nur zu einem raſchen Cavallerie-Rencontre kam, ſo möchten wir beinah annehmen, daß auch dieſes Gefecht nicht eigentlich geplant war, ſondern ſich eher gegen als mit dem Willen des Commandirenden aus einem bloßen Recognoſcirungs-Scharmützel entwickelte. Dies Gefecht iſt das »Reitergefecht bei den Hettſtädter Höfen«, zu deſſen Schilderung wir nunmehr übergehn.

Unſre Diviſionen Flies und Beyer waren nach ihren Kämpfen am Morgen des 26. (bei Uettingen und Mädelhofen) über die Roßbrunnlinie hinaus vorgerückt und ſtanden — nach rechts hin in loſem Zuſammenhang mit der Diviſion Goeben — am Mittag des 26. in einer dem Hettſtädter Plateau unmittelbar vorgelegenen Terrain-Falte. Am linken Flügel, dem nach dem Main hin abfallenden Berghange zu, befand ſich auch eine ſchwache combinirte Cavallerie-Brigade unter Oberſt Krug v. Nidda, deren Zuſammenſetzung die folgende war:

3 Schwadronen vom 6. Dragoner-Regiment (Major v. Hanſtein),
2 Schwadronen vom 5. Dragoner-Regiment (Major v. Weſtphal),
2 Schwadronen vom 10. Landwehr-Huſaren- und 1 Schwadron vom 9. Huſaren-Regiment (Major v. Kuylenſtjerna).

Die letztgenannten drei Schwadronen gehörten eigentlich der Diviſion Beyer zu, waren aber für den heutigen Tag dem Generalmajor v. Flies, bez. dem Oberſten Krug v. Nidda unterſtellt worden.

Oberſt Krug erhielt Befehl, in der rechten Flanke des Gegners — wie wir vermuthen, recognoſcirungshalber — vorzugehn.

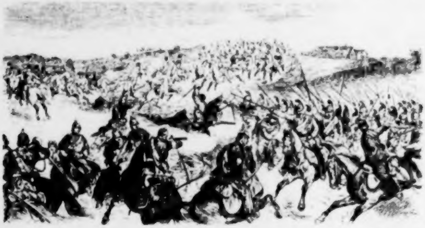
In der Höhe des Feindes, in einem Seitenthale angelangt, wurde Lieutenant v. Jordan mit einem Zuge Landwehr-Huſaren vorbeordert. Er kam dem Befehle nach. Kaum indeſſen vom Feinde wahrgenommen, begann dieſer aus einer ſeiner in Front ſtehenden Batterieen das Gros unſrer

Cavallerie-Brigade mit Granaten zu bewerfen. Oberſt v. Krug ließ jetzt die 3. Schwadron 10. Landwehr-Huſaren-Regiments attakiren. Dieſe ging geſchloſſen vor, warf zwei Escadrons Chevauxlegers und nahm einen Offizier und mehrere Leute gefangen. Rittmeiſter v. Rundſtedt, der die Huſaren-Schwadron führte, hieb eigenhändig mehrere feindliche Reiter herunter. Als aber die Chevauxlegers nach und nach den Kampfplatz räumten und die Unſrigen, die bald folgten, in bairiſches Infanteriefeuer hineinlockten, erlitt die Schwadron ſo erhebliche Verluſte, daß ſie zurück mußte.

Dies war die Einleitung des Gefechts. Der weitre Verlauf, trotz entfalteter Bravour, war nicht glücklicher.

Oberſt Krug, alles, was er an Schwadronen zur Hand hatte, zuſammenfaſſend, warf ſich mit lautem Hurrah in den Feind. Der erſte Anſturm reuſſirte. Die Chevauxlegers, die unſren zurückgehenden Huſaren gefolgt waren, wurden geworfen, überritten; einen Augenblick drehte ſich der Reitertanz im wildeſten Wirbel; dann bildete ſich wieder eine Front und weiter ging es auf die Batterieen.

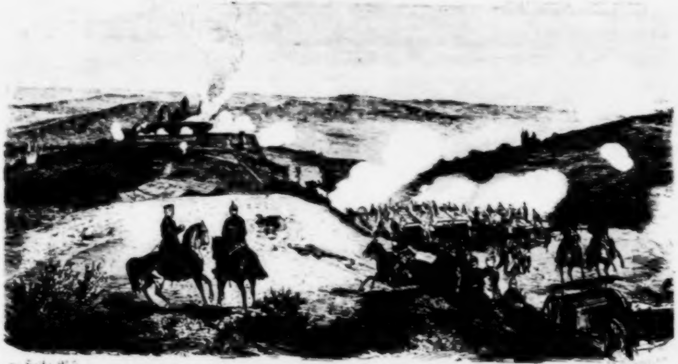
Aber in eben dieſem Augenblick brach aus ihrer Reſerveſtellung die ſchwere Cavallerie-Brigade, geführt vom Oberſten v. Schubärt und gefolgt vom 3. Ulanen-Regiment, hervor. »Die Cüraſſier-Regimenter 1 und 2 (ſo beſagt ein bairiſcher Bericht) griffen unter Hurrahruf, der die Luft beben machte, mit Ungeſtüm und doch mit Beſonnenheit an. Beide Regimenter waren dem Commandeur ſo in der Hand geblieben, daß, ſchon während die Attake losgebrochen, der linke Flügel der Brigade theilweiſe abſchwenken und eine neue Frontlinie gegen die unſre linke Flanke bedrohenden Dragoner bilden konnte. Dieſe nahmen den Angriff nicht an. Nun artete unſre Attake (unter dem hier und da laut werdenden Ruf »Revanche für Hünfeld«)



in eine immer hitziger werdende Verfolgung aus. Das 3. Ulanen-Regiment griff mit ein; das 3. Cüraſſier-Regiment ſoutenirte am linken Flügel, — ſo ging es in wildem Jagen über das Plateau hin, bis an die feindliche Batterie hinan. Ihr Feuer hielt uns auf und wir kehrten auf unſeren erſten Aufſtellungsplatz zurück. Das Zurufen und Zujauchzen unſrer halben Armee hatte unſre Attake begleitet.«

So der bairiſche Bericht über dieſe zweite Hälfte des Gefechts, der im Weſentlichen richtig iſt. Wir konnten uns gegen dieſen Angriff nicht behaupten. Die Schwadronen, die wir vorführten, trifft dafür kein Vorwurf; der Feind war eben in der Lage, mit Regimentern gegen Schwadronen vorgehn zu können. Aber auch die Führung des Gefechts, die wohl hier und da getadelt worden iſt, möchten wir gegen ihre Tadler in Schutz nehmen. Ganz abgeſehn davon, daß es ſchwer iſt, ein Scharmützel genau in dem Augenblicke abzubrechen, wo es auf dem Punkt ſteht, gegen Wunſch und Willen größere Dimenſionen anzunehmen, war hier die Frage am Platz, ob ein ſolches Abbrechen, ſelbſt wenn es möglich, auch geſtattet war. Die Cavallerie, von Tag zu Tag eine Gelegenheit erhoffend, ſah ſich immer aufs neue wieder getäuſcht; ſchon waren die letzten Tage der Kriegführung erſichtlich angebrochen; wollte ſie überhaupt noch ſich bethätigen, ſo durfte ſie nicht wähleriſch ſein und nicht lange hin und her ſchwanken zwiſchen größeren und geringeren Chancen des Erfolges.

Aus dieſem Geſichtspunkte will das »Reitergefecht bei den Hettſtädter Höfen beurtheilt ſein. Den Unſrigen, wiewohl ſie unterlagen, brachte es nicht Unehre; »die Baiern aber — ſo ſchreibt der ſchon Eingangs erwähnte ſüddeutſche Generalſtabsoffizier — waren glücklich über ihre gelungene Attake. Nun konnten ſie getroſt nach Hauſe gehn. Ende gut, Alles gut! Und von den Preußen unbeläſtigt und um dieſe ſich nicht weiter kümmernd, zogen ſie, ihrem Train nach, langſam über den Main hinüber.«



zu Seite 255

VOR WÜRZBURG · BESCHIESSUNG DES MARIENBERGES
am 27ten Juli 1866

Vor Würzburg. Beſchießung des Marienberges.

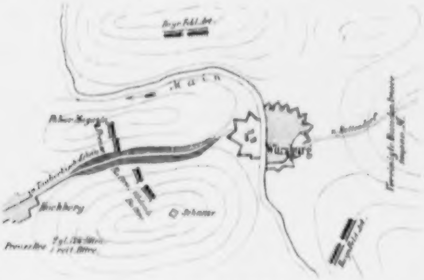
(27. Juli.)

Eben dirigirte am 26. Nachmittags, alſo ohngefähr um dieſelbe Zeit, um welche das Reitergefecht bei den Hettſtädter Höfen ſtattfand, die Avantgarde (Brigade Kummer) ſeiner Diviſion bis gegen Kiſt vor, wo General Kummer Vorpoſten ausſetzte und bewirkte, daß der Feind, mit Hinterlaſſung einiger leichten Truppen, über den Main ging.

Am 27., während die beiden andern Diviſionen ſich auf der Linie Hettſtadt-Mädelhofen noch zurückhielten, erhielt die Diviſion Goeben den Auftrag, eine große Recognoscirung gegen Würzburg und die dortige Feſtung Marienberg (dieſſeit des Mains gelegen) zu unternehmen.

Die Brigade Kummer ſchob ihr erſtes Treffen bis dicht an die Feſtung (Marienberg) vor und vertrieb den Feind aus einigen dort angelegten Schanzen, während die Brigade Wrangel rechts einrückte (auf den Nicolausberg) und die oldenburgiſche Brigade mit der Reſerve Höchberg erreichte. Vom Nicolausberg aus, an dem Marienberge vorbei, über Würzburg hinweg nach den ſanft anſteigenden, jenſeit des Mains gelegenen Bergen, bot ſich ein herrlicher Anblick: hier ſtand, in Schlachtordnung aufgeſtellt, die vereinigte Bundesarmee, 100,000 Mann ſtark.

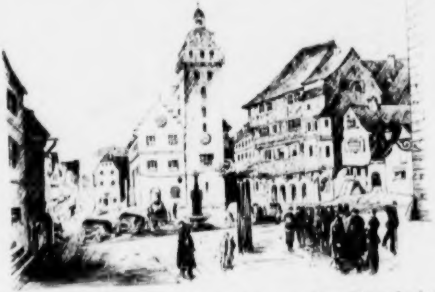
Unſrerſeits wurde nunmehr die geſammte Artillerie placirt und zwar die Batterieen Eynatten I. und Weigelt links, die Batterie Coeſter und die oldenburgiſche Batterie rechts der Chauſſee. Drei glatte Batterieen (zwei 12pfündige, eine reitende) blieben bei Höchberg in Reſerve.



Um 12½ Uhr eröffneten unſre 24 Geſchütze ihr Feuer gegen die Feſtung. Im Allgemeinen ohne erhebliche Wirkung. »Die Preußen — ſo ſchreibt ein bairiſcher Offizier — unterſchätzten offenbar die Armirung des Marienberges. Sie mochten den Zuſtand deſſelben vor Anfang des Krieges gekannt und ohne genaue Kenntniß von allem, was ſeitdem geſchehen war, die geringſchätzige Meinung, welche in der Stadt und im ganzen Kreiſe über die Bedeutung dieſes Punktes herrſchte, getheilt haben; aber eben darin beſtand ihr Fehler. Sie wußten nicht, daß eine große Anzahl gezogener 24pfünder an die Stelle der alten glatten Rohre getreten war. So kam es, daß ſie ihre Batterieen am Nicolausberg viel zu weit vorſchoben. Das Feuer der Feſtung war ihnen an Kaliber und Treffweite überlegen.«

Dieſer Bericht trifft im Weſentlichen das Richtige. Um 4 Uhr, nach einem etwa 3ſtündigen Feuer, wurden alle Batterieen nach Höchberg zurückgenommen. Unſre Verluſte waren nicht annähernd derart, wie ſüddeutſche Berichte damals angaben (dieſe ſprachen von 16 demontirten Geſchützen), aber andrerſeits hatten unſre Anſtrengungen doch auch wenig erreicht, wenn man es nicht als einen beſondren Erfolg anſehen will, daß das Zeughaus des Marienberges in Brand geſchoſſen war. »Bis zum erſten Stock war es zerſtört. Tauſende der beſten Podewils-Gewehre, viele andre Waffen, Kriegstrophäen aus alter Zeit gingen zu Grunde, der Schaden mag einige hundert tauſend Gulden betragen haben. Die Gluth war ſo groß, daß die Waffen in dichte unförmliche Maſſen zuſammenſchmolzen.... Der Brand währte die ganze Nacht hindurch. Es war ein grauſig ſchönes Bild, wenn der Wind ſich in die Flamme ſetzte und ſie wie ein gebauſchtes Feuerſegel nach Oſten trieb.«

Um 4 Uhr waren unſre Batterieen zurückgegangen. Sehr bald darauf erſchienen feindliche Parlamentaire. Im Hauptquartier des Prinzen Carl von Baiern (in Rottendorf) war ein Telegramm des Miniſters Freiherrn v. d. Pfordten aus Nikolsburg eingetroffen, dahin lautend, daß Oeſtreich mit Preußen einen Waffenſtillſtand von 4 Wochen und Friedenspräliminarien unterzeichnet habe. Was das Verhältniß Baierns zu Preußen angehe, ſo habe man ſich, vom 2. Auguſt ab, auf einen dreiwöchentlichen Waffenſtillſtand, bis dahin aber auf Waffenruhe geeinigt.«

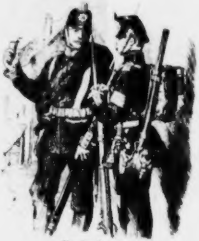


Alſo Waffenruhe. Da indeſſen General v. Manteuffel noch ohne Weiſungen von Seiten der preußiſchen Regierung war, ſo zogen ſich die Verhandlungen zwiſchen den beiden Hauptquartieren hin und her, und alles, was zunächſt erreicht werden konnte, war Einſtellung der Feindſeligkeiten auf 24 Stunden.

Am 31. lagen die Verhandlungen derart, daß preußiſcherſeits mit Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten, ſpeziell mit Beſchießung der Stadt

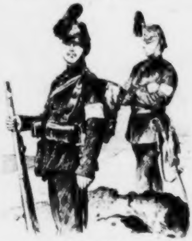
Würzburg gedroht werden mußte. Danach arrangirten ſich die Dinge ſchnell. Allgemeine Waffenruhe (auch mit dem VIII. Corps) wurde vereinbart; am 6. Auguſt erfolgte die Mittheilung des Prinzen Carl, „daß am 4. die Bundesverſammlung ſeine Demiſſion als Oberbefehlshaber der Weſtdeutſchen Bundes-Armee genehmigt habe.“

Schon am 2. Auguſt waren die Preußen in das ihnen geöffnete Würzburg eingerückt. Die Mainlinie zwiſchen Frankfurt und Würzburg war unſer.



[illegible] Hamburg

Die Dislocirung der Truppen, zu denen ſich inzwiſchen auch die Contingente von Hamburg und Lübeck geſellt hatten, erfolgte im Weſentlichen



[illegible] Lübeck

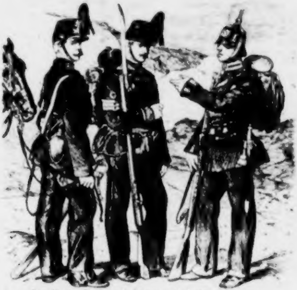
innerhalb einer bereits am 30. Juli vereinbarten Demarkationslinie. Dieſe zog ſich, von der würtembergiſchen Grenze öſtlich der Ortſchaften Stalldorf, Sächſenheim, Wolkshauſen nach Großmannsdorf an den Main, und folgte dieſem Fluß — auf deſſen linkem Ufer der Feſtungsrayon des Marienberges den Baiern verbleiben ſollte — bis Gemünden. Von dort bildeten die Sinn und Saale die beiderſeitigen Grenzen. Das Terrain zwiſchen dieſen beiden Flüſſen wurde neutral erklärt. Dies war die vorläufig (am 30. Juli) verabredete Demarkationslinie; ſie erfuhr nach Eintritt des Waffenſtillſtandes (2. Auguſt) nur eine geringe Abänderung, darin beſtehend, daß auf dem rechten Mainufer ein Rayon von etwa ¼ Meile um Würzburg hinzugefügt und die Eiſenbahn bis zu dieſem Punkte zur Benutzung übergeben wurde.

Auch zwiſchen unſrem II. Reſerve-Corps und den Baiern kam es gleichzeitig zu einer Vereinbarung. Dem Vormarſche wie den kleinen Rencontres dieſes Corps (unter dem Befehl des Großherzogs von Mecklenburg) wenden wir uns nunmehr zu.

Das II. Reſerve-Corps in Baiern.

BURGGRAFSCH: NUERN

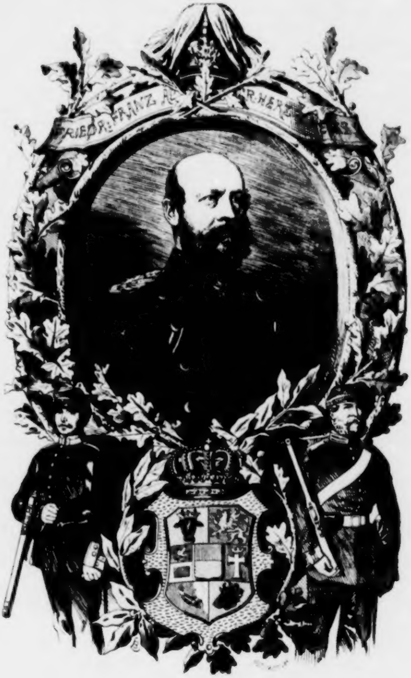
Neben dem I. Reſerve-Corps, Generallieutenant v. d. Mülbe, deſſen Gardelandwehr-Diviſion, wie wir geſehn haben, zur Beſetzung Prags verwandt wurde, war noch durch Allerhöchſte Ordre vom 3. Juli ein zweites Reſerve-Corps gebildet worden, das, auf ſeinem Vormarſche ſich completirend, in der zweiten Hälfte des Juli aus zwei combinirten Diviſionen, aus einer preußiſch-anhaltiniſchen und einer mecklenburgiſch-braunſchweig-altenburgiſchen beſtand. Im Ganzen 24 Bataillone, 14 Escadrons, 64 Geſchütze, 25,000 Mann, unter Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Der Kern dieſes II. Reſerve-Corps beſtand aus 13 preußiſchen Bataillonen, impoſant durch das ſchöne 1. Garde-Regiment und durch die vierten Bataillone der Garde und alter pommerſcher Regimenter mit ihren bärtigen Landwehrleuten 1. und 2. Aufgebots, denen ſich die ſchmucken Bataillone der Mecklenburger, Anhaltiner, Altenburger und Braunſchweiger anſchloſſen. Ueberraſchend, wie aus der Erde geſtampft, ſammelte und formirte ſich das Corps in Leipzig. Am 17. verließ der Großherzog, der bis dahin in Begleitung König Wilhelms geweſen war, das große Hauptquartier in Brünn und traf am 18. Juli Abends ebenfalls in Leipzig ein. Am 19. wurde folgender Corpsbefehl ausgegeben:



Braunſchweiger Artillerie und Infanterie und Altenburger Infanterie

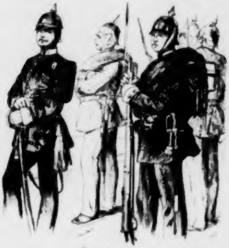
»Se. Majeſtät der König haben Mir den Befehl über das II. Reſerve-Armee-Corps übertragen und habe ich denſelben heute übernommen. Ich bin gewiß, daß ein und derſelbe Geiſt uns Alle beſeelt, der uns würdig an die Seite unſrer Kameraden ſtellt, die ihre Fahnen bereits mit Ruhm und Sieg gekrönt haben. Feſte Diſciplin und freudige Hingabe mit Leib und Leben in Mühe und Gefahren führten ſie zum Siege. Das ſoll auch unſer Weg ſein. Gott mit uns und mit unſern Fahnen! Der commandirende General Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.«

Die Tage in und um Leipzig geſtalteten ſich zu glücklichen Tagen. Die Unſren ſtanden alsbald auf beſtem Fuß mit den Sachſen. Dieſe hatten ſich


FRIEDR: FRANZ
R·HERZ

wunderliche Vorſtellungen von den Mecklenburgern gemacht und fanden nun, daß dieſelben in Wirklichkeit gar ſo ſchlimm nicht wären. Man verwunderte ſich gegenſeitig über die Dialekte, namentlich wenn ein gelehrter Leipziger beweiſen wollte, »daß beides ſächſiſch ſei« und einzelne ergötzliche Redewendungen wurden ausgetauſcht. Auf den Dörfern verſammelte man ſich allabendlich zum Tanz. Ein Dragoner-Offizier beſchreibt in einem plattdeutſch geführten Tagebuche, wie ſie nach einer Zieh-Harmonika »de rothſteinern Deel rümme fegt wiren.« Dann fährt er fort: »Hol die Trommel! röop tauletzt de Herr den annern Jungen tau unt wohrt nich lang, dunn kummt diſſe Bengel mit ne upzepuſte Swiensblas an, dei hei an de Trepp anbüng un nu tactmäßig, äwer all wat hei künn, mitn hölten Läpel up dei Blas los ſlög. As ik tauletzt denn Jungen fragen dehr, wer em hierin Uennericht gewen harr, nehm hei ſien Swiensblas in dei Linke, denn Läpel in dei rechte Hand, ſlög noch eins recht kräftig tau un reep as hei weglöop: »Das kann hier Jeder«, worut ik ſluten lätt, dat in Sachſen jere Buhrjung caſimuliſch is.«

Fünf Tage währte das Dolce far niente in und um Leipzig. Der Corpsbefehl vom 19., den wir vorſtehend mitgetheilt, gab das Signal zum Vorgehn und am 20. (wiewohl die Braunſchweiger noch nicht da waren) begann der Vormarſch gegen Süden, in der Richtung auf Werdau und Zwickau.



Bataillon Anhalt.

Von Leipzig bis Hof

OHLgemuth ging der Marſch von Leipzig ſüdwärts zunächſt durch altenburgiſches Land, deſſen Contingent (zwei Bataillone unter Oberſt v. Wartenberg) beſtimmt war, ſich dem Vorgehn gegen Baiern anzuſchließen. Ueberall verrieth ſich Wohlhabenheit. Stattliche Bauernhöfe mit ſchönen Gebäuden wurden bewundert, mehr noch die eigenthümliche Tracht der altenburger ländlichen Bevölkerung, beſonders die Frauen mit ihren wulſtig zuſammengedrehten Haarflechten und langen, ſchwarzen Aufſätzen, mit ihren vielen, dicken, faltenreichen Röcken, die nur eben übers Knie herabreichen.

Der Marſch, eh die Stadt Altenburg erreicht wurde, führte durch das Städtchen Lucka, wo einſt Kaiſer Albrecht von dem Meißner Markgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange geſchlagen wurde, weßhalb daſelbſt bis dieſen Tag das Sprüchwort im Schwange iſt:

es wird dir glücken
wie den Schwaben bei Lücken.

Am 21. wurde Altenburg erreicht.

Es war urſprünglich angeordnet worden, daß den Truppen eine zweitägige Ruhe bewilligt werden ſollte; da indeſſen andern Tags bereits die Nachricht eintraf, daß die Mainarmee am 21. Juli ihre Operationen gegen die verbündeten ſüdſtaatlichen Streitkräfte wieder aufgenommen habe, ſo wurde ein raſcher Vorſtoß gegen Baiern beſchloſſen, durch welchen man in gleiche Linie mit der preußiſchen Mainarmee kam und nöthigenfalls mit ihr gemeinſchaftlich den letzten Schlag gegen das bairiſche Corps und die Reichsarmee führen konnte.

Wir werden ſpäter ſehn, daß dies erreicht wurde und daß das Erſcheinen des II. Reſerve-Corps im Rücken der Baiern bei Würzburg, während unſre Mainarmee in Front derſelben ſtand, die Nachgiebigkeit unſrer Gegner und den Abſchluß der Verhandlungen beſchleunigte.

So hieß es denn »vorwärts!« Die Ruhetage mußten geopfert werden. Bereits am 22. erfolgte der Weitermarſch des Corps.

Ueber dieſen Marſch durch die dichtbevölkerten ſächſiſchen Fabrikdiſtrikte, die durch ihren Reichthum an armſeligen und ſchmutzig ausſehenden Menſchen, durch die meilenlangen Häuſerreihen am Wege, durch die Maſſe von Fabrikſchornſteinen einen befremdlichen Eindruck machten, bemerkt ein Tagebuch: »Schöne Berge, grüne Thäler, aber alles bedeckt mit Häuſern und Schornſteinen; Haus reiht ſich an Haus meilenweit. Städte wie Meerane, Crimmitſchau, Werdau, die vor zwanzig Jahren noch 3 bis 4000 Einwohner hatten, haben ihrer nun 12 bis 20,000. Aber was für Einwohner! Schmieriges, kleines, liederliches Volk, die Weiber am Sonntag Mittag in Nachtjacken auf den Straßen laufend, nun durch den Krieg arbeitslos, daher überall in dichten Haufen uns umgaffend; die Städte alle wie mit Schmutz angeſtrichen, — ich habe lange ſo etwas Unſonntägliches nicht erlebt, wie dieſe Sonntagsfahrt.«

Bei Werdau war die Eiſenbahn gründlich zerſtört. Von der thätigen Eiſenbahn-Abtheilung wurde die Strecke Werdau-Plauen in aller Eile fahrbar gemacht, ſo daß die Avantgarde unter Major v. Loos, beſtehend aus dem

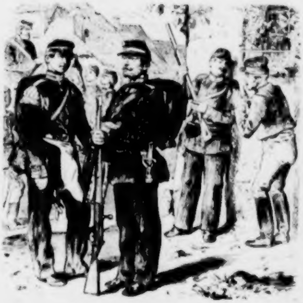
Füſilier-Bataillon 4. Garde-Regiments,
einer Compagnie des 4. mecklenburgiſchen Bataillons,
einer Escadron mecklenburgiſcher Dragoner,
2 Geſchütze unter Lieutenant v. Hirſchfeld,

in Werdau auf die Eiſenbahn geſetzt werden konnte, und in der Nacht zum 23. Plauen erreichte.

Hier waren bereits Wagen requirirt worden, die Infanterie ſtieg auf und im Morgengrauen ging es der Grenze zu, über dieſe hinweg ins Bairiſche hinein. Eine bairiſche Patrouille tauchte auf und verſchwand wieder. Entkam ſie, ſo allarmirte ſie Hof. Alles hing davon ab, ihr den Weg zu verlegen. Eine Kette wird gebildet und ein Spüren und Jagen beginnt. Vier Baiern werden wirklich im hohen Korne aufgetrieben und gefangen genommen. Aber während hier der Fang geglückt iſt, jagt auf Büchſenſchuß-Entfernung ein bairiſcher Gensdarm in geſtrecktem Galopp auf die bereits ſichtbar werdende Stadt zu. Iſt er eher dort als wir, ſo iſt alles umſonſt geweſen, — alſo die Dragoner ihm nach. Sie gewinnen Terrain, aber ſein Vorſprung iſt zu groß, die allarmirten Soldaten (2 Compagnieen vom 13. bairiſchen Regiment) ſtürzen dem Bahnhof zu, embarquiren ſich mit löblicher Eile und bewerkſtelligen ihre Flucht. Die Artillerie ſendet dem abfahrenden langen Eiſenbahnzuge auf 2000 Schritt einige Granaten nach und kündigt durch ihren Geſchützdonner das Einrücken in Baiern an. Zwei Granaten trafen die Schienen und den Zug, der trotz einiger Verletzungen mit Dampfeseile entkam. Aber nicht alle waren gleich glücklich; eine Abtheilung von 60 Mann, die auf der Chauſſee zu entkommen hoffte, wurde von den Dragonern eingeholt und gefangen genommen. Die in der Stadt zurückgebliebenen fuhren am beſten, ſie zogen Civilkleider an und entgingen dadurch der Gefangenſchaft.

Der gegebene Auftrag war glücklich ausgeführt: Hof war am 23. früh in unſern Händen; das II. Reſerve-Corps ſtand in Baiern.

Von Hof bis Bayreuth

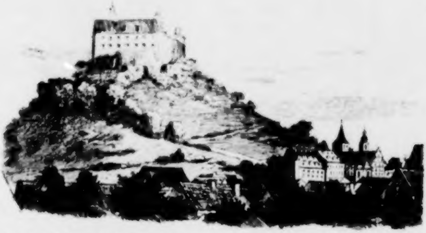


M früher Morgenſtunde am 24. ertönten Signale durch die Straßen von Hof. Man hatte die Nachricht erhalten, daß Münchberg von den Baiern beſetzt ſei. Dies iſt eine kleine, ſüdweſtlich von Hof an der Eiſenbahn gelegene Stadt.

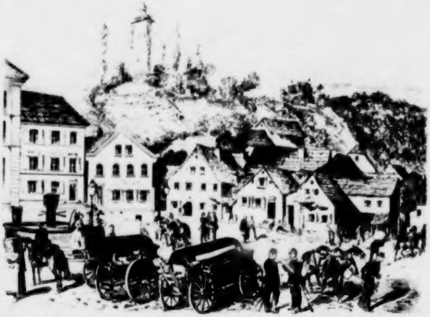
Man brach in drei Colonnen auf und beſetzte, nachdem einzelne Schüſſe gewechſelt waren, nicht nur Münchberg, ſondern die etwa in gleicher Höhe gelegenen Punkte Oberkotzau (wo ſich die Bahn nach Böhmen abzweigt) und Volkmannsgrün. Nach letztrem Orte kam das mecklenburgiſche Jäger-Bataillon.

Volkmannsgrün, ſchön gelegen, gewährte den Jägern, die hier ſtanden, einen Ausblick auf die Bergkette des Waldſtein und das grünblaue, ſagenreiche Fichtelgebirge. Es iſt ein armes Land, von einem verarmten Volke bewohnt, das in den dichten Wäldern Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerſchlägt, Kohlen oder Wagenſchmiere brennt, aber dabei träumt und ſingt von verſunkenen Schätzen. Gold, ſo heißt es, birgt der Fichtelberg in ſeinen Tiefen. Von Golde klingen ſeine Namen: Goldkronach, der Goldhof, die Goldmühle, der Goldberg. Sebaſtian Münſter ſagt: »Es iſt der Vichtelberg mit Gold, Sylber, Eyſen, Schweffel und Queckſilber ſonderlich von Gott begabt.« Aber der Schlüſſel fehlt zu dieſem Reichthum und das Volk ißt inzwiſchen das bittre Brod der Armuth.

Von Volkmannsgrün aus unternahm die 2. Jägercompagnie und ein Dragoner-Detachement unter Hauptmann Paſſow einen Coup gegen das in der rechten Flanke gelegene, auch als Eiſenbahnſtation wichtige Culmbach. Culmbach, noch heute überragt von der maleriſch auf hohem Felſen gelegenen Plaſſenburg, iſt die zweite von den ſechs bayreuthiſchen Städten. Ihre Hauptberühmtheit iſt ihr Bier. Vielleicht lockte dies mit. Um 3 Uhr hielt das Detachement überraſchend vor der Stadt. Man erfuhr hier, daß die Plaſſenburg (jetzt Strafanſtalt) eine Beſatzung von 3 Offizieren und 120 Mann habe. Die Lage war mißlich genug, wenn jene Beſatzung etwa Miene machte, ſich zur Wehr zu ſetzen. Es kam aber nicht dazu. Die Vorgänge in Kiſſingen waren eine Warnung für alle bairiſchen Städte. Hauptmann Paſſow beſetzte den Bahnhof und ließ die Beſatzung der Burg zur Uebergabe auffordern. Ein bairiſcher Offizier erſchien als Parlamentair, der in die Gefangengebung ſeiner Compagnie willigte, zugleich aber den Wunſch ausſprach, die Bewachung der Sträflinge nach Abgabe der Gewehre weiter leiſten zu dürfen. Dies wurde gewährt und die Burg zur Abſperrung der Eiſenbahn beſetzt.



Der Haupttrupp der Avantgarde, wie bereits erwähnt, war auf Münchberg gegangen; am 27. verſammelte ſich hier die ganze 1. Diviſion; am 28. marſchirte man weiter auf das ſchön gelegene, als Brunnenort bekannte Berneck zu. Hierher kam auch das Hauptquartier. Ein Tagebuch ſagt: »Das iſt ſo recht eine Stadt in den Bergen, prächtig am weißen Main gelegen, der an der alten Buche am Ochſenkopf, unweit des verſumpften Fichtelſees entſpringt und in heller Jugendluſt zu Thal fährt. Berneck iſt



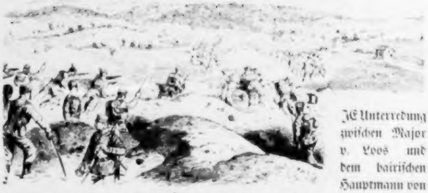
die erſte Mainſtadt. Sie berühmt ſich, ſieben Hügel und ſieben Flüſſe zu haben und wenn auch dies und das in Abzug zu bringen iſt, ſo bleibt doch noch immer eine pittoreske Gebirgsſtadt übrig, bei welcher der junge Main ſeinen erſten größeren Zufluß, die perlenreiche Oelsnitz, empfängt ... Hier, in eine am Berge gelegene offene Trinkhalle, hatte der Großherzog ſeine Offiziere zu Thee und Bier geladen; über den Waldbergen ging der Mond auf; es war ein köſtlicher Abend. .. Die Quartiere waren ſchlecht, aber die Forellen waren gut.-

Der 28. brachte aber auch die Beſetzung Bayreuths. Während die Diviſion in Berneck ſich ſammelte, wurde die Avantgarde (eine Schwadron Dragoner und das Füſilier-Bataillon vom 4. Garde-Regiment) unter Major v. Loos gegen die Hauptſtadt dieſes altpreußiſchen Landestheiles vorgeſchoben. Um 3 Uhr Nachmittags war Bayreuth erreicht; ein Dragoner-Trupp wandte ſich dem Bahnhofe zu; dann folgte eine geſchloſſene Abtheilung, die Trompeter ſchmetterten das Preußenlied und über den Marktplatz hinweg marſchirte der Zug dem ſüdlichen Ausgang des Ortes zu. Hier ſtieß man auf bairiſche Infanterie, welche auf der Eiſenbahn von Kemnat herangeführt worden war und deren Führer, Hauptmann v. Parceval, gegen eine preußiſche Beſetzung der Stadt proteſtirte.

Was man ſich bairiſcherſeits darunter dachte, iſt ſchwer zu verſtehn. Allerdings waren Waffenſtillſtandsverhandlungen im Gange; Prinz Carl von Baiern und General v. Manteuffel verhandelten vor Würzburg und ſuchten die einzelnen Punkte feſtzuſtellen, aber weder waren dieſe Verhandlungen bis dahin zum Abſchluß gediehen (derſelbe erfolgte erſt 3 Tage ſpäter), noch waren dem Commandirenden des II. Reſerve-Corps irgendwelche Weiſungen, die Einſtellung der Feindſeligkeiten betreffend, zugegangen. Im Gegentheil mußte uns daran liegen, die dem Waffenſtillſtand vorhergehenden Tage, eben weil dieſer Waffenſtillſtand ſo nah war, nach Möglichkeit auszubeuten, um im Moment des Waffenſtillſtands ſo viel Land wie möglich in Händen zu haben. Dies mußte dem bairiſchen Oſtcorps (ſo nannte es ſich) unter General v. Fuchs, um ſo mehr einleuchten, als dieſer General ganz nach demſelben Prinzip operirte und eben ſo nordwärts vorrückend, wie wir ſüdwärts vordrangen, ebenſo wie wir danach trachtete, vor Abſchluß des Waffenſtillſtandes noch möglichſt viel bairiſches Land, namentlich auch Bayreuth, beſetzt zu halten. Er handelte darin auf höhere Weiſung ganz correkt, aber doch nicht correkter als wir, die wir daſſelbe Ziel verfolgten. Der Waffenſtillſtand war noch nicht da; beide Theile hatten das Recht freier Bewegung und wenn der Schwächere auf dies ſein Recht nicht freiwillig Verzicht leiſtete, ſo mußte es nothwendig zu einem Zuſammenſtoß kommen.

Dieſer Zuſammenſtoß erfolgte denn auch am andern Morgen (29.). Es iſt dies das vielgenannte und vielbeklagte Gefecht bei Seubottenreut.

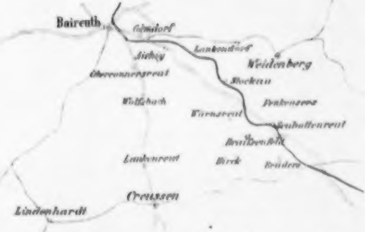
Das Gefecht bei Seubottenreut.



Die Unterredung zwiſchen Major v. Loos und dem bairiſchen Hauptmann von Parceval hatte zu einem Einvernehmen darüber geführt, daß man ſo lange von Feindſeligkeiten abſtehn wolle, bis die Entſcheidung des noch in Berneck anweſenden Großherzogs eingeholt ſein könne. Die Entſcheidung ging dahin, daß man dieſſeits von einem Waffenſtillſtand nichts wiſſe, und ſo wurde denn 9 Uhr Abends die kurze Waffenruhe wieder gekündigt. Die Baiern gingen, nach einem Tirailleurgefecht bei Mondenſchein, bis Seubottenreut zurück.

Die Nachtruhe war nur von kurzer Dauer. Um 4½ Uhr ſtand unſrerſeits ein Detachement unter Obriſtlieutenant v. Lützow am Nürnberger Thor, marſchirte in den Sonntagmorgen hinein, hinaus in eine von bewaldeten Höhen durchbrochene Gegend und ging auf der Chauſſee Creußen-Nürnberg ſüdwärts vor. Dies Detachement beſtand aus:

der 1. und 3. Schwadron mecklenburger Dragoner,
der 10., 11. und 12. Compagnie vom 4. Garde-Regiment (Major v. Loos),
der 1. mecklenburgiſchen Jäger-Compagnie,
2 Compagnieen des 2. und 3. mecklenburgiſchen Bataillons und
2 Geſchützen.



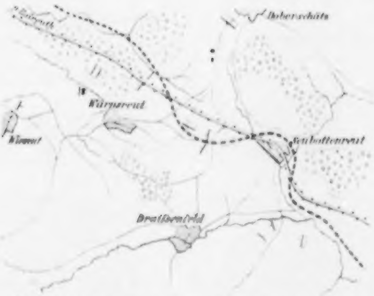
Die Chauſſee Creußen-Nürnberg wurde bis Wolfsbach innegehalten; dann ging es links ab; bald mehrten ſich die Zeichen, daß die Baiern bei Seubottenreut ſtänden. In der Nähe dieſes Ortes wurden die Unſern des Feindes anſichtig. Es war das 4. Bataillon vom bairiſchen Leib-Regiment unter Obriſtlieutenant Graf Joner. Als dieſer unſer Vorrücken gewahr wurde, theilte er ſein Bataillon und einen kleinern Theil (1 Compagnie) rechts weg über die Pötzelmühle auf den ſüdweſtlich gelegenen »Birkenwald« dirigirend, führte er das Gros des Bataillons öſtlich nach einem mit Holz beſtandenen Bergrücken, der ſogenannten »Haide«.*)

Unſrerſeits hatten die beiden Dragoner-Schwadronen die Tête. Ihre Abſicht ging zunächſt dahin, die vereinzelte bairiſche Compagnie, die auf den »Birkenwald« zu marſchirte, abzuſchneiden. Zu dieſem Behuf ging die 1. Schwadron, Rittmeiſter v. Boddien, auf die Pötzelmühle zu, während die 3. Schwadron durch Seubottenreut ging, um die in der Front attakirte Compagnie im Rücken zu faſſen.**)

---

*) Graf Joner hatte ſich, wie es heißt, telegraphiſch an den Generalmajor v. Fuchs gewandt, hatte ihm die gefährdete Lage des Bataillons gemeldet und um ſchleunige Hülfe gebeten. In Kemnat, alſo kaum 2 Meilen entfernt, ſollen vier Bataillone Infanterie, eine halbe Batterie und Cavallerie gelegen haben und konnten dieſe Truppen, wenn man das vorgeſchobene Bataillon nicht zurückrufen wollte, zum Entſatze deſſelben um ſo leichter vorgeführt werden, als die Bahn bis Seubottenreut in Händen der Baiern war. General v. Fuchs unterließ es aber und mußte ſich's dafür gefallen laſſen, daß in der Preſſe von dem „ſchändlich verrathenen“ Bataillon des Leibregiments geſprochen wurde.

**) Die Karte, die wir geben, iſt nicht ganz ſo deutlich wie ſie ſein ſollte, wir müſſen deshalb durch einige Worte in dieſer Anmerkung nachhelfen. Die Pötzelmühle, ſüdlich von Seubottenreut, liegt etwa da, wo ſich die bairiſche Compagnie (eben dadurch auf dem Croquis zu erkennen) mit ihrer rechten Flanke an den Bach lehnt. Die in Front angreifende Escadron iſt die 1. (Boddien), die in den Rücken fallende die 3. — Das Gefechtsfeld des



Die Pötzelmühle liegt an einem kleinen Bach, über welchen eine Brücke führt. Jenſeit des Baches, der mit Weiden beſtanden, ſteigt der Boden an. Weiter rückwärts liegt die Waldhöhe, der »Birkenwald«, welchen die Baiern zu erreichen trachteten.

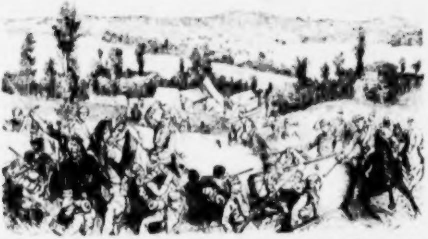
Als ſie merkten, daß ſie die Deckung des Gehölzes nicht mehr erreichen würden, bildeten ſie am Abhange ein Quarre und ſchickten Tirailleurs bis an das Ufer des Baches vor, die nun hinter Büſchen und Weiden Stellung nahmen. Das Mühlengehöft ſelbſt blieb unbeſetzt.

Die Schwadron ritt in einem Hohlwege bis zur Pötzelmühle hinunter, ging zu dreien über die Brücke, ließ die Tirailleurs unbeachtet und attakirte ſofort. Die Baiern feuerten, aber unregelmäßig, in großer Erregung, die Kugeln gingen meiſtens zu hoch. Das Pferd des Rittmeiſters v. Boddien bekam eine Kugel und bog aus; als ſein Reiter es wieder an's Quarre heranbrachte, prallte es mit dem Pferde eines Unteroffiziers zuſammen, das nun vorſprang und einige Baiern zu Boden riß. Rittmeiſter v. Boddien ſetzte in die entſtandene Lücke hinein, Lieutenant v. Flotow und einige Dragoner nach, während die beiden letzten Züge der Schwadron das Quarre dicht einſchloſſen.

Der Gegner hielt ſich gut und ſchoß und ſtach noch immer fort, obwohl er aufgefordert wurde, ſich zu ergeben und ein erfolgreicher Wider-

---

zweiten Engagements liegt nordweſtlich von Seubottenreut, zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn. Die im Text mehrfach genannte „Haide“ iſt die Waldparzelle zwiſchen Doberſchütz und Seubottenreut.



ſtand unmöglich war. So mußte denn auch von Seiten der Dragoner der Kampf fortgeſetzt werden. Es gab ein völliges Durcheinander. Rittmeiſter v. Boddien griff nach der Compagniefahne und entriß ſie mit Hülfe einiger Hiebe dem Träger, wobei ſein ſchon verwundetes Pferd einen Bajonetſtich erhielt. Der bairiſche Oberlieutenant v. Aretin lag bereits am Boden, als er noch immer mit dem Degen um ſich ſchlug, man warf ſich auf ihn und entwaffnete ihn. Ein Baier hatte nach dem Lieutenant v. Flotow geſtochen, dieſer aber den Stoß abgeſchlagen. Derſelbe Mann hob nun das Bajonet gegen den Trompeter Ahrens. Das wurde ihm verhängnißvoll. Der Dragoner Schäfer rief ihm zu: »Wat hätt di mien Trumpeter dahn, dat du em dod ſteken wiſt« und ſtreckte ihn durch einen Schuß zu Boden.

Die Widerſtandskraft der Baiern wurde gebrochen, ſie ergaben ſich und ſtreckten das Gewehr. Um eben dieſe Zeit hatte auch die 3. Schwadron Seubottenreut paſſirt und kam auf dem Kampffelde an, die bairiſchen Tirailleurs auffangend, welche am Bach und hinter Büſchen auf dem Felde lagen, auch die Verſprengten aus den Kornfeldern ſammelnd.

Wagen wurden eilig herbeigeſchafft und die Verwundeten auf Stroh gebettet. Als alles fertig war, ſetzte ſich der Zug, die Gefangenen voraus, auf Seubottenreut zu in Bewegung. Die 11. Compagnie vom 4. Garde-Regiment, Hauptmann v. Carlowitz, war inzwiſchen eingetroffen und erhielt den Auftrag, rechts vom Dorfe die Gegend abzuſuchen.

Jedermann glaubte, die Arbeit des Tages ſei gethan. Es ſollte aber anders kommen. Dieſe Zerſprengung der bairiſchen Compagnie war nur Vorſpiel geweſen, ein ernſterer Kampf entſpann ſich alsbald mit dem Reſt des bairiſchen Bataillons. Graf Joner nämlich hatte inzwiſchen die »Haideverlaſſen und ſei es nun, daß er die detachirte Compagnie degagiren oder aber, wenn er von dem Ausgang des Kampfes ſchon wußte, die Gefangenen wieder frei machen wollte, gleichviel, er wandte ſich von der »Haide« auf Seubottenreut zu und empfing die Spitze der Dragoner mit einem lebhaften Feuer, als dieſe dem Nordausgange des Dorfes ſich näherten. Die Kugeln klatſchten gegen die Wände der Häuſer und riſſen die Schindeldächer auf. Mit dieſem erneuten Vorgehn der Baiern begann der zweite Theil des Gefechts.

Es iſt nicht leicht von demſelben eine anſchauliche Beſchreibung zu geben. Die Gegend iſt hüglig und waldig. Wenn man das Dorf Seubottenreut verläßt, hat man zur rechten Hand ein wenig vor ſich die »Haide«, jene Waldhöhe, von welcher die Baiern herabgekommen waren. Dicht vor dem Dorfe ſchneiden ſich Eiſenbahn und Chauſſee; zwiſchen beiden liegt ein Berg voller Vertiefungen. Dieſen Berg hatten die Baiern ſtark beſetzt und von hier aus war es, wo ihre Tirailleurs, die überall in Gruben und Löchern lagen, ihr Feuer auf den Dorfausgang eröffneten.

Die beiden Schwadronen marſchirten ſofort an der Liſière des Dorfes neben einander auf, die 3. Schwadron rechts, die 1. links, und gingen ſo gegen den von den Baiern beſetzten Berg vor. Dieſe kamen nicht mehr dazu, ein Quarre zu bilden, ſondern wichen eilig in den Einſchnitt der Eiſenbahn zurück, wo ſie Deckung fanden. Von hier aus feuerten ſie lebhaft; ihre Tirailleurs aber, die dieſe Bewegung nicht mit hatten ausführen können, wurden theils niedergeritten, theils niedergehauen, beſonders ſolche, die zuerſt um Pardon gebeten und dann, als ſie denſelben erhalten, doch wieder zu den Waffen gegriffen hatten.

Das Gros der Baiern ſteckte inzwiſchen in dem Eiſenbahn-Einſchnitt und wenigſtens der Verſuch mußte gemacht werden, ſie hier zu vertreiben. Die Schwadronen ritten an, wurden aber derartig mit Kugeln überſchüttet, daß ſie zurück mußten, um ſich wieder zu ſammeln. Eh der Angriff wiederholt werden konnte, traten die Baiern in großer Haſt und zwar weſtlich auf Dorf Würnsreut zu, ihren Rückzug an.

Dieſer Rückzug blieb nicht ungeſtört. Die Dragoner, bei der Schwierigkeit des Terrains, vermochten nicht zu folgen, aber die Infanterie war jetzt heran und das Keſſelthal einſchließend, eröffnete ſie von allen Seiten her ein Feuer auf die nach Weſten zu und zwar in ziemlicher Auflöſung abziehenden Baiern. Die beiden Geſchütze ſendeten ihre Geſchoſſe in die bairiſchen Haufen. Der letzte Kampf fand in dem Dorfe Wident und in den Tannen, welche daſſelbe umgeben, ſtatt; hier drangen die mecklenburgiſchen Jäger vor; Major von Klein ſtieß, als er in das Dorf hineinritt, auf einen Haufen von etwa 25 Baiern und rief ihnen zu, die Gewehre niederzulegen. Es geſchah. Ebenſo ergaben ſich 30 Baiern, die in einer Grube ſteckten, an einen Jägeroffizier.

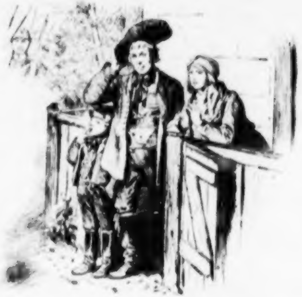
Die Ordnung war gänzlich aufgelöſt, Graf Joner verwundet und was ſich nicht gefangen gab, wich in ſüdlicher Richtung auf Oelsnitz hin aus und ſuchte ſein Heil in der Flucht.

Das Ergebniß des Gefechts war die völlige Zerſprengung des bairiſchen Bataillons. Die Baiern berechnen ihren Verluſt auf 8 Offiziere 250 Mann; nach dieſſeitiger Zählung verloren ſie 5 Offiziere und 44 Mann an Todten und Verwundeten und 4 Offiziere und 210 Mann an Gefangenen. Unſererſeits waren nur 15 mecklenburgiſche Dragoner und ein Füſilier verwundet worden, 11 Pferde todt, 27 Pferde verwundet.*) Das ganze Detachement, die Dragoner an der Spitze, ging vorläufig auf Bayreuth zurück, wo inzwiſchen von Berneck her die ganze Diviſion eingetroffen war. Der Diviſionsſtab lag in der »Eremitage«, dieſem vormals markgräflichen Schloß voll intereſſanter Erinnerungen und ſonderbarer Launen; die Truppen — nur zu kleinerem Theil in der Stadt untergebracht — bezogen Quartiere in den ſüdlich gelegenen Dörfern. Hier ſcheint es allen, zumal aber den Mecklenburgern, wenig behagt zu haben. Wir finden in dem ſchon mehrfach citirten plattdeutſchen Tagebuche folgende heitre Schilderung.

»Man möt jo nich glöwen, dat de Buhren in dei Gegend eben ſo gaud tau Weg ſünd as hier bei uns tau Lann, wenn ook dei Hüſe männigmal von buten ſihr hübſch utſeihn, ut Sandſtein buut un mit Schiefer deckt ſünd — awer wenn man rinne kümmt, denn markt man glieks, dett de Lüd doch man trurig geiht. So waſt ook hier. Midde in de Stuw hängen von Bähn dal vier Stränge, woan ümmer ungefähr fier Faut hoch von dei Ihrd, ein Stück Sacklinnen befeſtigt wier; in dieſſe Hängmatt leeg ein ſöß mondolles Kind und davör ſeet dei Grotmudder und ſchubbſt dat Göhr ümmer von ein Sied na dei anner, wobi ſei ne unbekannte Melodie ſüng, üm dat Kind inn Slapp tau ſchunkeln. Unnern Aben, dei nebenbei geſeggt binah dei vittel Stuw innehm, wahnten dei Häuner, achtern Aben ſeet de Kluck mit Küken und up de oll Wandklock harr ſick dei Hahn henſett, dei dat Zifferblatt all ſo vull ſchmußt harr, datt de Wiſers knapp noch dörch kamen künnen. Wenn man nu dor tau nimmt, dat dei Häuner ook grad nich ſihr för Reunlichkeit ſünd, de Lüd nich alltauoft utfegen un in denn

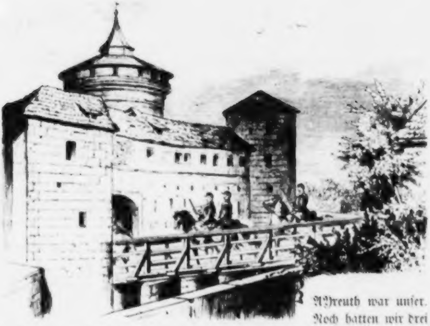
---

*) Die Baiern wollten nicht glauben, daß von preußiſch-mecklenburgiſcher Seite niemand geblieben ſei und ſetzten die üblichen Schauer-Geſchichten in Kurs. Ein Major war aus dem Sattel geſchoſſen, der Commandeur des Dragoner-Regiments beim Angriff auf die Pöpelmühle gefallen, ſein Adjutant (wie immer) dicht neben ihm. Bei Nacht hatte man die Todten begraben, worüber es zwei Leſarten gab. Nach der einen hatten die Dragoner auf freiem Felde eine große Grube gemacht, die Leichen hineingelegt, zugeſchüttet und waren dann darauf herumgeritten, um die Stelle wieder eben zu machen, nach der andern Verſion hatte man Grab bei Grab im Holze gegraben, dann war ein Bauernwagen requirirt, dem Bauer die Augen verbunden und der Wagen mit Todten beladen worden; ſo ſei man ins Holz hineingefahren, immer leichter ſei der Wagen geworden, bis alle Leichen ihr Grab gefunden hätten.



Aben den ganzen Sommer äwer bött ward, denn kann ſich Jere denken, dat dat in ſone Stuw ſihr na Salmiack rückt All tau hungrig wieren wi vier Mann nu nich, un ſo beden wi dei Olſch uns den Kaffee, denn wi mit bröcht harren, recht ſtark tau kaken, wat ſei nah behült, wull wie ehr ſchenken und ook denn Ries, dei Arwten und dat Solt. Na ne gaude halwe Stunn kehm denn dei Olſch mit einen mächttigen Pott, wie ſon gadlichen Wateremme voll Kaffee, de glick mit Melk und Zucker vermiſcht wier, an, ſett Jeren ne Taß hen und lädn tinnern Aetläpel dorbi.« — Das giebt ſo ein Bild von Land und Leuten. —

Von Bayreuth bis Nürnberg.



Bayreuth war unſer. Noch hatten wir drei Tage vor dem Waffenſtillſtande Zeit genug, um Erlangen und Nürnberg zu erreichen. Der Beſitz der letztern Stadt, und zwar aus den mannigfachſten Gründen, hatte eine Bedeutung. So wurde Nürnberg die Looſung der nächſten Tage.

Am 30. brachen die Truppen auf. Die Jäger gingen mit ½ Eſcadron Dragoner auf Erlangen, eine zweite mecklenburgiſche Colonne unter Oberſtlieutenant v. Lützow, beſtehend aus dem Garde-Grenadier-Bataillon Major v. Amsberg, dem 2. Bataillon Major v. Preſſentin, einer Schwadron und 4 Geſchützen, ging über Pottenſtein und Eſchenau, eine dritte Colonne, die

Altenburger, 1 Eſcadron und 2 Geſchütze unter Oberſt v. Wartenberg ging über Pegnitz und Lauf auf Nürnberg.*)

Bei Eſchenau, 2 Meilen nördlich von Nürnberg, wurde am 31. Morgens eine Compagnie vom 12. bairiſchen Regiment, 4 Offiziere 164 Mann, durch ein Dragoner-Detachement unter Lieutenant v. Blücher überfallen und gefangen. Gemüthlich theilte die ſpäter herankommende mecklenburgiſche Infanterie an der Straße ihr zweites Frühſtück mit den noch völlig nüchternen Baiern.

Eine zweite Compagnie jenes Regiments hatte den Auftrag, bei Betzenſtein an der Pegnitz-Laufer Straße den Feind aufzuhalten. Auf dieſe Compagnie ſtieß der Intendantur-Secretair Seyffert, der mit den Fourieren verſchiedener Truppentheile des Weges zog. Unter Führung des Intendantur-Secretairs, der gleichzeitig Landwehroffizier war, formirten ſich die Fouriere ſofort zur Tirailleurlinie, welche die Baiern angriff, die ſich von allen Seiten bedroht glaubten, und eiligſt ſeitwärts auf Hersbruck ſtatt auf Nürnberg zurückwichen.

Am 31. Nachmittags hielt Oberſtlieutenant v. Lützow vor dem Laufer Thore; vor ihm und ſeinen Bataillonen lag die alte Reichsſtadt mit ihren Mauern und Thürmen, mit hochragender Burg und den ſtattlichen Kirchen. Es war für Herz und Auge ein ſchöner Anblick. Die Dragoner mit aufgeſetztem Carabiner paſſirten das Thor und ſprengten in Nürnberg hinein. Auf allen Straßen Menſchen, Menſchen an allen Fenſtern, hie und da auch Hurrahrufen, Tücherwehen, man hatte nicht den Eindruck als Feind in eine gewonnene Stadt einzureiten, ſondern als Sieger feſtlich empfangen zu werden. So ging's vorüber an der Hauptwache, über den großen Markt, dann an der Lorenzkirche vorbei und hinaus zum Frauenthor auf den Bahnhof. Wenige Minuten zuvor hatte alles, was von bairiſchem Militair in Nürnberg lag, die Stadt verlaſſen, unſre Truppen fanden nur Landwehr vor, die ſelbſtverſtändlich entwaffnet werden mußte. Einzelne benahmen ſich dabei ſo ungeberdig wie möglich und zerſchlugen ihre Kolben, während die meiſten Gewehre von Lehrburſchen und Frauen gebracht wurden. Es war 3 Uhr als die Mecklenburger in Nürnberg einrückten und Bahnhof und Telegraphenamt beſetzten. Die letzte

---

*) Auf dieſem Marſche von Bayreuth bis Nürnberg ereignete ſich, im Dorfe Eſchenau, eine Scene, die das bairiſche Herz im Sturme eroberte. Das kam ſo. Als die Mecklenburger ſich anſchickten, ihr zweites Frühſtück zu nehmen, ſtellte ſich heraus, daß ein eben gefangen genommener Trupp Baiern noch völlig nüchtern ſei. Die Sieger, voll Mitgefühl auf dieſem Punkt, brachten ihren eigenen Appetit zum Opfer und traten zurück. Es ſtellte ſich heraus, daß, wenn den Mecklenburgern, eben in ihrer Eigenſchaft als Mecklenburger, dieſe Entſagung doppelt anzurechnen war, die Baiern, auch wieder ſpeziell als Baiern, in der Lage waren, ſolche Entſagung doppelt zu würdigen. Von dieſem Augenblick an hatte des „Mecklenburgers Name“ (ein Schrecken bis dahin) einen guten Klang in Baierland.

Depeſche hatte nach München hin gemeldet: »unſre Stadt iſt in Feindes Hand«.

Am folgenden Tage (1. Auguſt) hielt der Großherzog an der Spitze der noch zurückbefindlichen Truppen ſeinen Einzug. Er nahm ſeine Aufſtellung an dem ſchönen Brunnen am Markt und ließ die Bataillone defiliren. An demſelben Tage wurde auf der alten Hohenzollern-Burg die preußiſche Fahne aufgezogen.

Das II. Reſerve-Corps hatte ſeine Aufgabe gelöſt, in wenigen Tagen über 40 Meilen zurückgelegt, Nürnberg erreicht, vorwärts Nürnberg Schwabach, Fürth, Erlangen beſetzt; die [illegible]. Diviſion (die mecklenburgiſche) ſtand in und um Nürnberg; die 2. (die preußiſche) eilte heran und beide vereint waren völlig im Stande, das gewonnene Gebiet auch mit Erfolg zu behaupten.

Da trat die Waffenruhe ein; gleich darauf der Waffenſtillſtand, der am 2. Auguſt ſeinen Anfang nahm.

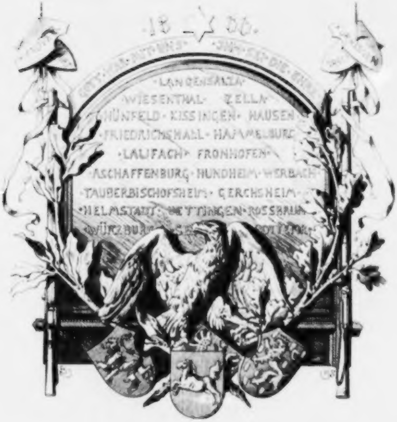
In Nürnberg, während der Waffenſtillſtandstage, war durch das II. Reſerve-Corps ein reges Leben mit zahlreichen militairiſchen Feſtlichkeiten eingezogen. Im Intereſſe der Induſtrie hatte der Großherzog, als Commandirender, allen Verkehr freigegeben, und der Druck auf das eroberte Land lag eigentlich in nichts andrem, als in dem Vorhandenſein einer fremden Autorität. Allerdings mußten die Truppen ſehr reichlich verpflegt werden, hatten aber täglich Uebungen, Manöver, auch einige große Paraden. Die verſchiedenen Contingente wechſelten nach und nach in der Beſetzung der intereſſanten, alten, deutſchen Stadt, in deren Straßen die bärtigen Soldaten mit ihren Wirthen Arm in Arm zu Biere gingen oder in den ſchönen Erkerfenſtern behaglich ihre Cigarren rauchten. In den zahlreichen öffentlichen Gärten und Lokalen ſaßen beim Klange der Regimentsmuſiken die Bürger mit Offizieren und Grenadieren im gemüthlichen Gemiſch und Verkehr, als wäre vom Krieg keine Rede. Man fühlte ſich wie zu Hauſe. Als das II. Reſerve-Corps vom 31. Auguſt bis 10. September das bairiſche Gebiet räumte, erließ der Großherzog an die Bewohner von Franken eine Proklamation, die jenem guten Einvernehmen auch noch in einem Abſchiedsworte Ausdruck gab. Die Proklamation lautete:

> »Das unter meinem Befehl ſtehende Königl. preuß. II. Reſerve-Corps verläßt jetzt nach Herſtellung des Friedens das bairiſche Gebiet. Ich ſpreche es gern öffentlich aus, daß ſowohl die Königl. bairiſchen Behörden, als die Einwohner überall gewußt haben, die Treue gegen ihren König mit den meinen Truppen ſchuldigen Rückſichten in Einklang zu bringen. Möge das freudige Erkennen ächt deutſchen Weſens bei allen Stammesgenoſſen, die ſich hier aus

Nord und Süd begegneten, ein dauerndes Band gegenſeitiger Achtung und künftiger Eintracht begründet haben. Das iſt unſer Aller Abſchiedsgruß!«

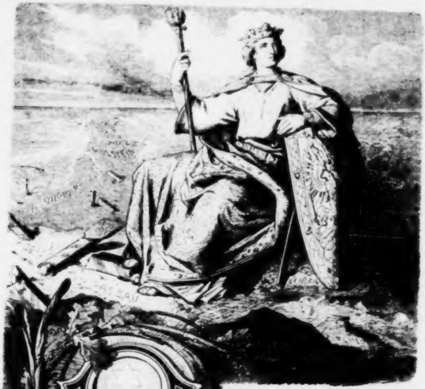
Hauptquartier Nürnberg, den 30. Auguſt 1866.

Der commandirende General.
Friedrich Franz,
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.


·18 66·
GOTT·WAR·MIT·UNS·
·IHM·SEI·DIE·EHRE
·LANGENSALZA·
·WIESENTHAL· ZELLA·
HÜNFELD·KISSINGEN· HAUSEN·
·FRIEDRICHSHALL·HAMMELBURG
·LAUFACH· FRONHOFEN·
·ASCHAFFENBURG·HUNDHEIM·WERBACH·
·TAUBERBISCHOFSHEIM· GERCHSHEIM·
·HELMSTADT·UETTINGEN·ROSSBRUNN·
·WÜRZBURG·

Schlußabſchnitt.

Nicolsburg.



Auf halbem Wege zwiſchen Brünn und Wien, an der Kaiſerſtraße, der erſten Chauſſee, die überhaupt in Oeſtreich gebaut worden, liegt Nicolsburg auf einer mäßig aus dem Thaya-Thal anſteigenden Höhe, dem letzten Vorberge des eigenthümlich geformten Gebirgsſtocks, der, faſt iſolirt aus einer weiten Ebene aufſteigend, von Brünn wie von Wien her dem Reiſenden wie ein Wahrzeichen der ganzen Gegend erſcheint. Von einem ſargartig geformten kahlen Felsberge überragt, auf deſſen grauen Steinrippen eine Reihenfolge gemauerter Kapellen, die zu einer Kirche auf ſeiner Spitze führen, die Anlage eines Calvarienberges erkennen läßt, ſchmiegt ſich das Städtchen einen grünen Hügel hinauf und gruppirt ſich eng und unregelmäßig aneinandergedrängt um das alte, fürſtlich Dietrichſteiniſche Schloß, das ſich aus Felszacken heraus hoch über das Thal erhebt. Ueberall, im Schloßhofe, unter den mächtigen Thoren, ſelbſt in den Gängen und Fluren der unteren Stockwerke, tritt die ſtarre Felswand hervor. Man hat ſich offenbar nicht die Mühe genommen, das Plateau, auf welches man ein Schloß bauen wollte, erſt zu ebenen, ſondern hat es zwiſchen die Blöcke und Zacken hineingebaut; in einzelnen Gängen muß man ſogar um Felsblöcke herumgehen, die plötzlich aus der Wand hervortreten.

In ſeiner Form und Anlage, theilweiſe auch in ſeinem architektoniſchen Schmuck, läßt ſich das Nicolsburger Schloß mit dem Heidelberger vergleichen, und mag ſeiner Zeit dieſelbe Bedeutung für das Land ſeiner nächſten Umgebung gehabt haben; wie jenes, hat es auch ſein großes Weinfaß, welches 2000 Eimer enthalten kann und mit 22 eiſernen Reifen von 7 Ctr. Gewicht umgeben iſt. Wie die meiſten ſolcher großen, noch erhaltenen oder wenigſtens hin und wieder bewohnbaren Schlöſſer, iſt es offenbar zu ſehr verſchiedenen Zeiten erbaut. Daß man es mit einem der großartigſten Stammſitze des deutſchen Hochadels zu thun hat, zeigt ſich auf den erſten Blick. Die feſtungsartigen Thore, die breiten Rampenwege, die mächtigen Steinterraſſen, Ställe, Reitbahn, Bankettſäle, Zimmerfluchten, Wirthſchaftsgebäude geben dem Schloſſe in ſich ſelbſt ein vollkommenes Genüge für alle Bedürfniſſe. Es bedarf der um ſeinen Fuß liegenden Stadt nicht, die Stadt bedarf ſeiner.

Eine beſondere Bedeutung gewann Nicolsburg für ganz Mähren zur Zeit der Reformation, indem ſich faſt ähnliche Erſcheinungen hier zeigten, wie in Münſter. In raſchem Wechſel folgten ſich die verſchiedenen Bekenntniſſe und Secten, Huſſiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Mähriſche Brüder und endlich Wiedertäufer, welche am längſten das Feld behaupteten. Wie Johann von Leyden in Münſter, ſo trieb hier Dr. Bartholomäus Hubmaier aus Baiern ſein Weſen. Er hatte aus der Schweiz entfliehen müſſen und kam 1526 nach Nicolsburg. Er fand ſo großen Anhang, daß endlich von Wien aus ernſtliche Maßregeln gegen ihn ergriffen wurden. Man fahndete auf ihn und brachte ihn nach Wien, wo er 1528 verbrannt wurde. Seine Anhänger fuhren in Münſterſcher Art fort, ſchieden ſich indeſſen bald in zwei »Wirthſchaften«, deren eine ſich die »Häuſler« und die andere die »Schwertler« nannten. Die erſtern wollten nur durch das Wort, die letztern auch durch das Schwert in »rohem, münſteriſchen Geiſte« ihre Lehre verbreiten. Die Führer dieſer Secten wurden mit ihren bedeutendſten Anhängern ausgetrieben. Doch gab ihnen der damalige Herr des Schloſſes

Nicolsburg das Geleite und zeigte ſich ihrer Lehre zugethan. Bald wurde es anders. Schon 1580 war kein Andersgläubiger mehr in Nicolsburg.

Die Fürſtenwürde erlangte das Haus Dietrichſtein im Jahre 1624 als Belohnung für die Treue, mit welcher der berühmte Cardinal Franz von Dietrichſtein, Biſchof von Olmütz und Landes-Gubernator von Mähren, 1619 bei dem Aufſtande der mähriſchen Stände gegen den Kaiſer zu letzterem geſtanden. Nicolsburg, Stadt wie Schloß, fielen 1620 in die Hände der mähriſchen Stände, die Beides dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz ſchenkten, bis die Schlacht am weißen Berge bei Prag den Beſitz der Dietrichſteine wieder herſtellte. So ſchwer die damals erlittenen Beſchädigungen und Drangſale nun auch waren, ſo begann doch von nun an die mächtige Entwicklung des bald darauf gefürſteten Hauſes. Die Wirrniſſe des 30jährigen Krieges erleichterten dem Cardinal den Ankauf vieler umliegenden Herrſchaften, die ſehr bald ein wirkliches kleines Fürſtenthum arrondirten, welches, zu einem Fideicommiß befeſtigt, allerdings mit der Zeit mancherlei Veränderungen erlitt. 1862 wurde das Fideicommiß, der Erbtheilung nach dem Tode des letzten Fürſten wegen, aufgehoben und ſo kam Nicolsburg in den Beſitz der zweiten Tochter des verſtorbenen Fürſten, Alexandrine, vermählt an den Grafen v. Mensdorff-Pouilly (1866 öſtreichiſcher Miniſter des Auswärtigen und Miniſterpräſident).

Dies war das Schloß, nach welchem König Wilhelm am 17., von Brünn aus, ſein Hauptquartier verlegte; — 10 Uhr Abends, nach einer 5ſtündigen Fahrt (die Entfernung von Brünn bis Nicolsburg beträgt ſechs Meilen) traf er in dem Alt-Dietrichſteinſchen Schloſſe ein. Er bezog das im dritten Stock gelegene, eine reizende Ausſicht bietende Zimmer, das Napoleon, vier Tage nach der Schlacht bei Auſterlitz, am 9. Dezember 1805 bewohnte. Die Einrichtung war noch dieſelbe: ein Marmorkamin, ein Tiſchchen, einige Seſſel, die Wände von weißem Stuck, die Decke mit Frescomalereien geſchmückt. Eine Compagnie vom 8. pommerſchen Infanterie-Regiment Nr. 61 bezog im Schloßhof die Wache. Die preußiſche Königsflagge wurde aufgehißt.

Sehr bald nach dem Eintreffen des Königs in Nicolsburg begannen jene Verhandlungen, deren nächſtes Ziel eine 5tägige Waffenruhe war.*) Wir wiſſen bereits, daß ſie, am 21. vereinbart, am 22. Mittags in Kraft trat und das Gefecht bei Blumenau in demſelben Augenblick unterbrach, der die Entſcheidung bringen mußte. Am ſelben Vormittag (22.) war auch auf dem Schloſſe zu Eibesbrunn eine Demarcationslinie feſtgeſtellt worden. Im Weſentlichen bildete der Rußbach (in Niederöſtreich), der das Marchfeld in zwei Hälften theilt, die Grenze zwiſchen der preußiſchen und öſtreichiſchen Armee, jene ſtand nördlich, dieſe ſüdlich des Baches.

---

*) Sie wurde ſpäter um abermals 5 Tage und zwar bis zum 2. Auguſt, wo dann der Friede bereits feſtſtand, verlängert.

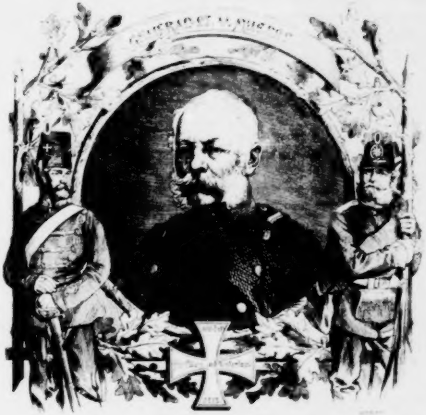
Die fünftägige Waffenruhe vom 22. bis 27. verfolgte keinen andern Zweck, als der Diplomatie zu Friedensberathungen und zur Aufſtellung von Friedenspräliminarien die erwünſchte Gelegenheit zu geben. Beſonders thätig erwies ſich der franzöſiſche Botſchafter am Berliner Hofe, Herr Benedetti. Bereits am 22. war er in der Lage, die bevorſtehende Ankunft öſtreichiſcher Bevollmächtigter ankündigen zu können. Dieſe erſchienen in der That am 23. Nachmittags auf dem Nicolsburger Schloſſe. Es waren der kaiſerlich öſtreichiſche General v. Degenfeld (früher Kriegsminiſter), der Graf Karolyi, früher öſtreichiſcher Geſandter in Berlin, der Attaché Graf v. Kuefſtein und der frühere Bundeskanzlei-Director Freiherr v. Brenner. Noch am Abend deſſelben Tages hatte Graf Karolyi eine Conferenz mit dem Grafen Bismarck.

Die eigentlichen Verhandlungen begannen am andern Tage und wurden am 26. geſchloſſen. Ihr Reſultat geben wir an anderer Stelle.

Während dieſe Verhandlungen geführt wurden, deren zum Frieden führender Abſchluß wenigſtens nicht mit Beſtimmtheit vorherzuſagen war, erlitten (ſelbſtverſtändlich unter Innehaltung der Demarcationslinie) die Vorbereitungen zu Angriff und Vertheidigung hüben und drüben keine Unterbrechung. Dieſſeits waren hinter dem dichten Poſtenvorhange von Preßburg bis Krems in einem weiten Halbkreiſe um Wien alle Concentrationen derartig getroffen, daß, wenn die Verhandlungen ſcheiterten, mit dem Glockenſchlage 12 (am 27.) die weitere Entwicklung unſeres Operationsplanes hätte beginnen können. Im Großen und Ganzen würde die Stellung aller drei preußiſchen Armeen faſt dieſelbe wie vor Anfang der Schlacht bei Königgrätz geweſen ſein. Wien und die feindliche Armee waren von drei Seiten bedroht. Das I. Reſerve-Armee-Corps, wie wir wiſſen aus der Gardelandwehr-Diviſion Roſenberg und der Landwehr-Diviſion Bentheim zuſammengeſetzt, beide unter dem Befehl des Generallieutenant v. d. Mülbe (S. 291), rückte in Staffeln nach.

Thätig wie wir ſelbſt, war auch der Gegner geweſen. Seine Aufſtellungen waren durchgeführt, ſeine Befeſtigungen beendet.

Unter dieſen Befeſtigungen nahm das »Lager von Floridsdorf« mit ſeinen zwei Brückenköpfen (vor Floridsdorf und bei Stadlau) den erſten Rang ein. Die Ausdehnung der Gürtellinie am linken Donauufer, etwa von Lang-Engersdorf bis Aspern, betrug 30,000 Schritt; ſchon am 22. Mai waren die Arbeiten begonnen, Ende Juli, während der Waffenruhe, beendigt worden. Am 27. Juli beſtand die Armirung der Gürtelwerke aus 244, die der Brückenköpfe aus 187 Geſchützen; außerdem ſtanden 14 Feld-Batterieen



zur Dispoſition. Die Beſatzung, großentheils dem Gablenzſchen Corps zugehörig, belief ſich auf 20,000 Mann, eine Zahl, die durch Heranziehung des V. Corps (das inzwiſchen aus Italien eingetroffen war) ohne Mühe auf 50,000 Mann und mehr gebracht werden konnte.

Dies waren, ganz abgeſehn von dem was in beiden Flanken ſtand, wie auch abgeſehen von dem was aus Oſt und Süd heranrückte, ſehr erhebliche Streitkräfte und einzelne Wiener Preßorgane (die Mehrzahl verblieb in angemeſſener Haltung) ließen ſich hinreißen oder aber verſuchten wenigſtens der Welt weiß zu machen: »daß nun erſt der eigentliche Krieg beginne, die zweite entſcheidende Hälfte, die mit der Vernichtung des übermüthigen Gegners endigen werde.«

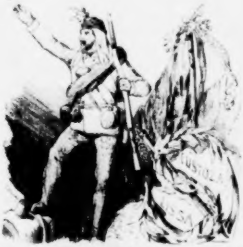
Die Dinge lagen aber doch ſehr anders und man wußte es dieſſeits, daß ſie anders lagen. Wenn man ſich einerſeits hütete, die Kräfte, die uns gegenüberſtanden, abſolut gering zu achten, ſo war es doch andrerſeits kein Geheimniß, daß dieſe Kräfte mehr durch ihre Zahl als durch ihren Nerv imponirten. Dieſer war ſeit dem 3. Juli hin; man war gebrochen, und wo nicht Unkenntniß, unverbeſſerlicher Dünkel oder Selbſttäuſchung das Urtheil trübte, da empfand man auch auf Seiten unſrer Gegner den wahren Stand der Sache. Ein beſonders offnes Auge für die Demoraliſirung hatten die Offiziere der von Italien her eintreffenden, ihrerſeits (bei Cuſtozza) ſiegreich geweſenen Corps. Einer derſelben hat in ſpäteren Monaten eine Schilderung des Zuſtandes gegeben, in dem er die Nordarmee in und bei Wien antraf:

»Als wir bei Bruck an der Leitha, ſo ſchreibt er, zum erſten Male auf Truppentheile der zurückgehenden Nordarmee ſtießen, da ward es uns auf einen Schlag klar, warum der Rückzug unaufgehalten bis Preßburg und Wien fortgeſetzt und warum mit ſolcher Haſt acht Brigaden der Südarmee nach Wien geworfen wurden. Ein Greuel, ein herzzerreißender Jammer war der Zuſtand zu nennen, in welchem die erſten Regimenter, die wir zu Geſicht bekamen, vor uns vorüberzogen. Gelockert, in gebrochener Haltung, mit zerfetzter Montur, ohne Muſik, ohne Fahne, die Offiziere größtentheils Neubeförderte, noch im Commißmantel ſteckend, die Pferde zu Jammergeſtalten abgemagert, die Batterie kaum noch die Hälfte ihrer Kanonen zählend, die Laffetten defect, bot das Ganze ein Bild des höchſten Elendes und der Demoraliſation dar.

Von Jugend auf, unabläſſig und ſyſtematiſch waren uns die höchſten Ideen von der Vorzüglichkeit und Unüberwindlichkeit der eigenen Armee beigebracht worden und zuletzt hatten wir einfach daran geglaubt. Unſer Glaube hatte zwar durch Solferino ein kleines Loch bekommen, die Erfolge in Schleswig jedoch und namentlich jene bei Cuſtozza hatten bald dieſes Loch wieder verſtopft. Die fürchterlichen Confuſionen, die allgemeine Rathloſigkeit aber, denen wir jetzt auf Schritt und Tritt begegneten, nahmen uns die kaum gewonnene Zuverſicht aufs Neue. Wenn man ſich dieſe entſetzlichen Unordnungen, die in den Bivouacs der Nordarmee herrſchten, anſah, wenn man die verzweifelte und aufs Höchſte erbitterte Stimmung des Offiziercorps kennen lernte, ſo mußte man rein glauben, Alles habe ſchon den Kopf total verloren. Nicht umſonſt hat damals Feldmarſchalllieutenant John auf die Annahme des Waffenſtillſtandes und die Unterzeichnung der Präliminarien um jeden Preis gedrungen; die Armee war derart ruinirt, daß man mit ihr keine Schlacht mehr wagen konnte, ohne Alles aufs Spiel zu ſetzen.

Die neunundfunfziger Niederlagen hatten die Armee ſehr hart mitgenommen, eine ſolche allgemeine Vertrauensloſigkeit, Zaghaftigkeit und Demoraliſation, wie ſie nach Sadowa eingeriſſen, kam aber im öſtreichiſchen Heere nie ſeit ſeinem Beſtande vor.

Regimenter, welche die Brü[illegible] von Magenta ſiebenmal verloren und ſiebenmal mit ſtürmender Hand den Franzoſen wieder genommen hatten, die durch ihre Thaten in Schleswig und Jütland zur Bewunderung hingeriſſen und von denen man jetzt die großartigſten Erwartungen hegte, waren plötzlich wie verſchollen; es herrſchte mit einem Worte eine einzige ungeheure Deroute.«*)



O ſtand es bei der Armee. Und wie ſah es in Wien aus? Anders, aber kaum beſſer. Die ernſte, würdevolle Haltung, die man in den erſten Tagen nach Eintreffen der Unglücksnachricht beobachtet hatte, war wieder dem leichten, alles von der amüſanten Seite nehmenden Ton gewichen, der dieſe heitre, lebensluſtige Stadt vor allen Städten (ſelbſt Paris nicht ausgenommen) auszeichnet und »während zwei Meilen vor der Reſidenz, ſo heißt es in einem uns vorliegenden Briefe, die preußiſchen Vorpoſten ihre Wachtfeuer anzündeten und ſaure Milch ſchlürften, amüſirte man ſich in dem »fidelen« Wien gar nicht ſo übel. Die Habitués des Grabens und der Ringſtraße ließen ſich nicht erheblich aus ihrer guten Laune bringen, die blonden ſächſiſchen Unteroffiziere machten bei Ziehrer'ſchen Walzerklängen die ſchönſten Eroberungen in Schwenders Coloſſeum und was von öſtreichiſchen und ſächſiſchen Offizieren keinen Gefallen an der »Afrikanerin« im Kärnthnerthore fand, eilte, ſich die »liebe au bois« anzuſehen.« Der Volkswi[illegible]ewährte ſeine alte Schlagfertigkeit und affichirte an allen Ecken der Hofburg:

---

*) Der Times-Correſpondent im öſtreichiſchen Lager ſchrieb etwa um dieſelbe Zeit aus Floridsdorf: „Das militairiſche Bild, das ſich hier bietet, erinnert lebhaft an den Zuſtand auf der Inſel Alſen am Tage nach der Erſtürmung von Düppel. Nichts kann in der That ſich ähnlicher ſehen: dieſelbe allgemeine Verwirrung, die Menge Militairwagen, die haſtig aufgeworfenen Verſchanzungen, die improviſirten hölzernen Schuppen, die umherliegenden ſchweren Kanonen, die Soldaten erſchöpft, Waffen und Montur im allerſchmutzigſten Zuſtande, ein Jeder düſter, niedergebeugt und fragend, was morgen ſein wird. Nur eine neue Ordnung der Dinge kann dieſes Chaos ändern.“

Die Freiwilligen habn kein' Knopf,
Die Generale habn kein' Kopf,
Die Miniſter habn kein Hirn —
So müſſen wir alles verliern,

und die »Wiener Kinder« vom Regiment Deutſchmeiſter, ihre Noth und ihre Verluſte vergeſſend, ſangen in den Straßen:

Unſer Vater Benedeck
Is z'lang blieben auf an Fleck,
Da ſein die Preußen werden keck
Und auf a mal war'n mir weck
Bei Chlum!

In ſolchen Sprüchen und Reimen ſprach ſich eine gewiſſe Volks-Unverwüſtlichkeit aus, das war das Gute daran; aber kaum minder trat eine gewiſſe Indifferenz darin hervor, eine Gleichgültigkeit gegen den Ausgang des Kampfes, gegen die Frage: Oeſtreich oder Preußen. Und mit dieſer Indifferenz, die wir weiter nicht kritiſiren wollen, ließen ſich wenigſtens keine ſiegreichen Schlachten ſchlagen, noch die Thore Wiens wie unter Stahremberg vertheidigen.

Kein Zweifel, daß dieſe Erwägungen in Nicolsburg mitwirkten und dem Zuſtandekommen der Friedenspräliminarien Vorſchub leiſteten. Dieſe waren:

Präliminar-Friedensvertrag.

Ihre Majeſtäten der König von Preußen und der Kaiſer von Oeſtreich, beſeelt von dem Wunſche, Ihren Ländern die Wohlthaten des Friedens wiederzugeben, haben zu dieſem Ende und Behufs Feſtſtellung von Friedenspräliminarien zu Ihren Bevollmächtigten ernannt:

Seine Majeſtät der König von Preußen:

Ihren Miniſterpräſidenten und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Otto Grafen v. Bismarck-Schönhauſen;

Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich:

Ihren Wirklichen Geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter Alois Grafen Karolyi von Nagy-Karolyi und Ihren Wirklichen Geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter Adolf Freiherrn v. Brenner-Felsach,

welche, nachdem ihre Vollmachten ausgetauſcht und in guter und richtiger

Form befunden, über folgende Grundzüge als Baſis des demnächſt abzuſchließenden Friedens übereingekommen ſind:

Art. I. Der Territorialbeſtand der öſtreichiſchen Monarchie, mit Ausnahme des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, bleibt unverändert. Seine Majeſtät der König von Preußen verpflichtet Sich, Seine Truppen aus den bisher occupirten öſtreichiſchen Territorien zurückzuziehen, ſobald der Friede abgeſchloſſen ſein wird, vorbehaltlich der im definitiven Friedensſchluſſe zu treffenden Maßregeln wegen einer Garantie der Zahlung der Kriegsentſchädigung.

Art. II. Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich erkennt die Auflöſung des bisherigen deutſchen Bundes an und giebt Seine Zuſtimmung zu einer neuen Geſtaltung Deutſchlands ohne Betheiligung des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates. Ebenſo verſpricht Seine Majeſtät das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Seine Majeſtät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt Sich damit einverſtanden, daß die ſüdlich von dieſer Linie gelegenen deutſchen Staaten in einen Verein zuſammentreten, deſſen nationale Verbindung mit dem norddeutſchen Bunde der näheren Verſtändigung zwiſchen beiden vorbehalten bleibt.

Art. III. Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich überträgt auf Seine Majeſtät den König von Preußen alle Seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holſtein und Schleswig mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Diſtricte von Schleswig, wenn ſie durch freie Abſtimmung den Wunſch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden ſollen.

Art. IV. Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich verpflichtet Sich, Behufs Deckung eines Theiles der für Preußen aus dem Kriege erwachſenen Koſten, an Seine Majeſtät den König von Preußen die Summe von 40 Millionen Thalern zu zahlen. Von dieſer Summe ſoll jedoch der Betrag der Kriegskoſten, welche Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich laut Artikel 12 des gedachten Wiener Friedens vom 30. Oktober 1864 noch an die Herzogthümer Schleswig und Holſtein zu fordern hat, mit funfzehn Millionen Thalern, und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußiſche Armee bis zum Friedensabſchluſſe in den von ihr occupirten öſtreichiſchen Landestheilen haben wird, mit fünf Millionen in Abzug gebracht werden, ſo daß nur zwanzig Millionen baar zu zahlen bleiben.

Art. V. Auf den Wunſch Seiner Majeſtät des Kaiſers von Oeſtreich erklärt Seine Majeſtät der König von Preußen Sich bereit, bei den bevorſtehenden Veränderungen in Deutſchland den gegenwärtigen Territorialbeſtand des Königreichs Sachſen in ſeinem bisherigen Umfange beſtehen zu laſſen, indem Er Sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachſens zu den Kriegskoſten und die künftige Stellung des Königreiches Sachſen innerhalb des norddeutſchen Bundes durch einen mit Seiner Majeſtät dem Könige von Sachſen abzuſchließenden beſonderen Friedensvertrag näher zu regeln.

Dagegen verſpricht Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich, die von Seiner Majeſtät dem Könige von Preußen in Norddeutſchland herzuſtellenden neuen Einrichtungen, einſchließlich der Territorialveränderungen anzuerkennen.

Art. VI. Seine Majeſtät der König von Preußen macht Sich anheiſchig, die Zuſtimmung Seines Verbündeten, Seiner Majeſtät des Königs von Italien, zu den Friedenspräliminarien und zu dem auf dieſelben zu begründenden Waffenſtillſtande zu beſchaffen, ſobald das venetianiſche Königreich durch Erklärung Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen zur Dispoſition Seiner Majeſtät des Königs von Italien geſtellt ſein wird.

Art. VII. Die Ratificationen der gegenwärtigen Uebereinkunft werden binnen längſtens zwei Tagen in Nicolsburg ausgetauſcht werden.

Art. VIII. Gleich nach erfolgter und ausgetauſchter Ratification der gegenwärtigen Uebereinkunft werden Ihre beiden Majeſtäten Bevollmächtigte ernennen, um an einem näher zu beſtimmenden Orte zuſammenzukommen und auf der Baſis des gegenwärtigen Präliminarvertrages den Frieden abzuſchließen und über die Detailbedingungen deſſelben zu unterhandeln.

Art. IX. Zu dieſem Zwecke werden die contrahirenden Staaten nach Feſtſtellung dieſer Präliminarien einen Waffenſtillſtand für die kaiſerlich öſtreichiſchen und königlich ſächſiſchen Streitkräfte einerſeits und die königlich preußiſchen andrerſeits abſchließen, deſſen nähere Bedingungen in militairiſcher Hinſicht ſofort geregelt werden ſollen. Dieſer Waffenſtillſtand wird am 2. Auguſt beginnen und die im Augenblicke beſtehende Waffenruhe bis dahin verlängert.

Der Waffenſtillſtand wird gleichzeitig mit Baiern hier abgeſchloſſen und der General Freiherr v. Manteuffel beauftragt werden, mit Würtemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt einen am 2. Auguſt beginnenden Waffenſtillſtand auf der Grundlage des militairiſchen Beſitzſtandes abzuſchließen, ſobald die genannten Staaten es beantragen.

Zu Urkund des Gegenwärtigen haben die gedachten Bevollmächtigten dieſe Uebereinkunft unterzeichnet und ihr Siegel beigedrückt.

Nicolsburg, den 26. Juli 1866.

Karolyi m. p. v. Bismarck m. p.

Brenner m. p.

Am ſelben Tage wurde auch ein

Waffenſtillſtand

(im Gegenſatz zur bloßen Waffenruhe) abgeſchloſſen. Die betreffende Convention lautete:

Nachdem heute die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien ſtattgefunden hat, hören die Feindſeligkeiten zwiſchen den königlich preußiſchen Truppen einerſeits, den kaiſerlich öſtreichiſchen und königlich ſächſiſchen Truppen andrerſeits nunmehr auf und tritt am 2. Auguſt ein vierwöchentlicher Waffenſtillſtand ein. Während deſſelben gelten folgende Beſtimmungen:

§. 1. Während des Waffenſtillſtandes behalten die königlich preußiſchen Truppen einen Rayon, der weſtlich von einer Linie Eger-Pilſen-Tabor-Neuhaus-Zlabings-Znaim begrenzt, die vorgenannten Ortſchaften mit inbegriffen. Südlich macht die Thaya bis zu ihrem Einfluß in die March, öſtlich der letztgenannte Fluß aufwärts bis Navajedl, und von hier eine gerade Linie nach Oderberg die Grenze.

§. 2. Um die Feſtung Olmütz bleibt ein zweimeiliger, um die Feſtungen Joſefſtadt, Königgrätz, Thereſienſtadt ein einmaliger

Umkreis von der Belegung preußiſcherſeits ausgeſchloſſen, und können die gedachten Feſtungen aus dieſen Rayons ihre Verpflegung beziehen. Die Feſtung Olmütz erhält durch den preußiſchen Rayon eine Etappenſtraße über Weißkirchen nach Meſeritſch, welche preußiſcherſeits nicht belegt werden ſoll.

§. 3. Zur Erreichung des im §. 1 feſtgeſetzten Rayons aus ihren jetzigen Aufſtellungen ſtehen den preußiſchen Truppen auch die Etappenſtraßen einerſeits über Maißau-Scheitelsdorf-Wittingau nach Tabor, andererſeits über Malatſchka-Skalitz nach Napajedl mit einem Belegungsrayon im Umkreiſe von zwei Meilen an denſelben zur Verfügung.

§. 4. Innerhalb des den preußiſchen Truppen gemäß §. 1 überlaſſenen Rayons ſteht denſelben während der Dauer des Waffenſtillſtandes die ungehinderte Benutzung ſämmtlicher Land- und Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen zu, und dürfen dieſelben in ihrer Benutzung durch die im §. 2 genannten Feſtungen in keiner Weiſe gehindert werden. Ausgeſchloſſen hiervon bleibt während des Waffenſtillſtandes die Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Prerau und Trübau, inſoweit ſie durch den Feſtungsrayon von Olmütz führt.

§. 5. Die kaiſerlich öſtreichiſchen Truppen werden die am 22. d. M. verabredete Demarcationslinie nicht eher überſchreiten, als bis die Queue der königlich preußiſchen Truppen die Thaya paſſirt hat. Der betreffende Termin wird der kaiſerlichen Regierung alsbald mitgetheilt werden.

§. 6. Den Kranken und den zu deren Pflege in den von den königlich preußiſchen Truppen zu räumenden Landestheilen zurückbleibenden Aerzten und Beamten verbleiben die innehabenden Räumlichkeiten. Außerdem wird ihnen öſtreichiſcherſeits die Unterſtützung der Behörden, Verpflegung und Transportmittel gewährt. Ihrem Rücktransport in die Heimath, auf welchen preußiſcherſeits baldmöglichſt Bedacht genommen werden ſoll, dürfen weder während noch nach dem Waffenſtillſtand Hinderniſſe in den Weg gelegt werden.

§. 7. Die Verpflegung der königlich preußiſchen Truppen geſchieht ſeitens der von ihnen belegten Landestheile. Geldcontributionen werden preußiſcherſeits nicht erhoben.

§. 8. Das kaiſerliche Staatseigenthum, kaiſerliche Magazine und Vorräthe, inſoweit dieſelben nicht ſchon vor Eintritt des Waffenſtillſtandes in Beſitz genommen waren, ſollen preußiſcherſeits nicht mit Beſchlag belegt werden.

§. 9. Die kaiſerliche Regierung wird dafür Sorge tragen, daß ihre Civilbeamten ſich baldigſt auf ihre Poſten zurückbegeben, um bei der Verpflegung der preußiſchen Armee mitzuwirken.

In der Zwiſchenzeit vom 27. Juli bis 2. Auguſt werden ſich die öſtreichiſch-ſächſiſchen Truppen von der unter dem 22. d. M. verabredeten Demarcationslinie, inſoweit dieſelbe auf dem linken Donauufer liegt, überall auf eine halbe Meile entfernt halten, wogegen preußiſcherſeits keine Ueberſchreitung der vorerwähnten Demarcationslinie ſtattfinden darf.

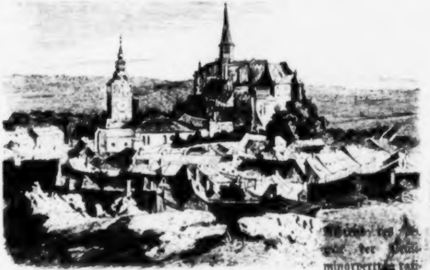
Nicolsburg, den 26. Juli 1866.

Hellmuth Freiherr v. Moltke m. p.,
General der Infanterie und Chef des Generalſtabes.
Auguſt Graf v. Degenfeld-Schonburg m. p.,
Feldzeugmeiſter.

So die Waffenſtillſtandsconvention.

Die Friedenspräliminarien, wie wir geſehen, waren gleichzeitig feſtgeſtellt, am 28. ratificirt worden, ſo war denn kein Zweifel, daß ein wirklicher Friedensſchluß raſch folgen werde. Die Truppen, die viele Meilen breit und in erheblicher Tiefe, erſt von Krems bis Stockerau, dann durch das Marchfeld hin, endlich bis an den Fuß der kleinen Karpathen ſtanden, erhielten Befehl ihren Rückmarſch anzutreten oder ſich bereit zu halten.

Die drei Paraden.



[illegible] des [illegible] der [illegible]minarvertrag ratificirt worden; ſchon am andern Tage (29.) verließ der **König Schloß Nicolsburg**, um über Brünn und Prag in ſeine Staaten **zurückzukehren. Er wollte** indeß die Armee, die zu zwei Drittheilen an der Donau, **faſt im Angeſicht** der Thürme Wiens, mit ihrem letzten Drittel aber noch in Mähren zwölf Meilen weiter rückwarts ſtand, nicht verlaſſen, ohne ſie vorher noch einmal geſehen und ihr in Perſon gedankt zu haben. Die Ausführung dieſes Wunſches führte zu drei großen Paraden und zwar

über die Elb-Armee am 30. Juli,
über die I. Armee am 31. Juli,
über das V. Armee-Corps (gleichſam in Vertretung der II. Armee)
am 2. Auguſt.

Die Parade über die Elb-Armee

(am 30. bei Ladendorf).

Von der Elb-Armee, die ſich bei Hühnerwaſſer und Münchengrätz, ganz beſonders aber bei Prim und Problus ſo glänzend bewährt hatte, hatte der König nur einzelne Bataillone auf dem Schlachtfelde von Königgrätz geſehen, es drängte ihn daher ganz beſonders, ihr und ihrem ausgezeichneten Führer ein Wort der Anerkennung auszuſprechen. Es war urſprünglich weniger eine große Parade, als eine Begrüßung der einzelnen Diviſionen (14., 15. und 16.) beabſichtigt; als aber am 29., etwa gegen 1 Uhr Mittag, der König in Ladendorf, einem dem Fürſten Khevenhüller-Metſch gehörigen Schloſſe, angekommen und in den Schloßhof eingefahren war, meldete der Commandirende der Elb-Armee, General Herwarth v. Bittenfeld, daß er dem Wunſche der Truppen entſprochen und dieſelben zur Heerſchau für Seine Majeſtät zuſammengezogen habe. Der König gab ſeine Zuſtimmung, am andern Morgen die Parade über alle drei Diviſionen abnehmen zu wollen.

Am 30. früh war die Elb-Armee zwiſchen Ladendorf und dem Stockerauer Walde in fünf Treffen aufgeſtellt.

Erſtes Treffen. 14. Diviſion (Graf Münſter-Meinhövel).
  Regimenter Nr. 16, 56, 17, 57 und das
  Jäger-Bataillon Nr. 7.
Zweites Treffen. 15. Diviſion (General v. Canſtein).
  Regimenter Nr. 40, 65, 28, 68 und das
  Jäger-Bataillon Nr. 8.
Drittes Treffen. Die halbe 16. Diviſion und die geſammte Cavallerie der Elb-Armee (General v. Etzel).
  Regimenter Nr. 29 und 69,
  Königs-Huſaren-Regiment (Nr. 7), Huſaren-Regiment Nr. 11,
  Dragoner-Regiment Nr. 7, Cüraſſier-Regiment Nr. 8,
  Ulanen-Regiment Nr. 5, Ulanen-Regiment Nr. 7.
Viertes Treffen. Die Artillerie (Oberſt v. Rozynski).
  Artillerie-Regiment Nr. 7 und 8.
Fünftes Treffen.
  Pionier-Bataillon Nr. 7 und 8. Brückentrain.
  Krankenträger-Compagnie. Leichtes Feldlazareth.

Die Parade commandirte General Herwarth v. Bittenfeld, mit dem Schwarzen Adler-Orden geſchmückt, der ihm an demſelben Morgen verliehen war.

Um 11 Uhr erſchien der König, in Begleitung des Prinzen Karl, mit zahlreichem Gefolge, darunter von fremden Offizieren der ruſſiſche Militair-Bevollmächtigte Graf Kutuſow und der italieniſche General Govone, und ritt unter begeiſtertem Hurrah der Truppen die Fronten der Treffen entlang. Die Armee formirte ſich alsdann zum Vorbeimarſch, der von der Infanterie in Compagniefront mit Gewehr über, von der Cavallerie in geöffneter Escadrons-Colonne und der Artillerie in Batteriefront erfolgte. Die Truppen rückten ſofort in ihre Cantonnements zurück. Den zurückgebliebenen Commandeuren ſprach Seine Majeſtät für die Leiſtungen der Armee ſeinen gnädigſten Dank aus; er habe immer die Armee lieb gehabt und in der Stunde der Gefahr Großes von ihr erwartet, ſeine Erwartungen ſeien glänzend übertroffen worden; er könne nicht Jedem perſönlich danken, er beauftrage die Diviſions-Commandeure (denen er gerührt die Hand reichte) den Offizieren und Soldaten ſeine höchſte Anerkennung für ihre Leiſtungen zu überbringen. Auch an die Offiziere ſeines Huſaren-Regiments richtete der König eine Anſprache voller Zufriedenheit über die Bravour der Schwadronen, die fortwährend in der Avantgarde die Nächſten dem Feinde geweſen ſeien. Unter Hurrah der abmarſchirenden Truppen ritt Se. Majeſtät nach Schloß Ladendorf zurück, um ſich von dort am andern Tage zur Armee des Prinzen Friedrich Karl zu begeben.

Leider war die Parade der Elb-Armee vom Wetter wenig begünſtigt geweſen. Regen und Wind wechſelten ab; die Wege waren grundlos. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Es waltete ein ungünſtiges Geſchick über unſrer Heerſchau. Früh Morgens in möglichſt »ſtrammem Putz« ausrückend, wurden wir von Regengüſſen befallen, welche nicht nur die Propertätsanſtrengungen des vorigen Tages zu Nichte machten, ſondern, was unendlich ſchlimmer war, die ohnehin ſchlechten Feldwege in einen Moraſt verwandelten. Endlich angekommen, hatten wir zwei Stunden lang kein andres Mittel gegen den ſchneidend kalten Wind, als Griffemachen und Richtung nehmen. Gegen 12 erſchien der König. An der Front der langgezogenen Linien ritt er langſam vorbei, ſo daß wenigſtens die in den vorderen Gliedern ſtehenden Mannſchaften ſich ſeine Züge deutlich einprägen konnten. Mit dem Vorbeiritt des Kriegsherrn war die eigentliche Feier zu Ende, denn der ſpäterhin noch verſuchte Parademarſch war wenig mehr als eine Abwechslung von Steckenbleiben im Moraſte und von Heranſtürzen in die Marſchlinie; und im unergründlichſten Schmutz verſtarb die ſchön angelegte und vorbereitete Parade eines erbärmlichen Todes. Nun, ein Schelm thut mehr, als er kann, und daß der König in höchſt zufriedener Stimmung war, bewies ſein von triumphirender Freude leuchtendes Auge. Der ſcharfe Wind, dem einzelne verirrte Sonnenſtrahlen zu Hülfe kamen, als die Regenſtröme aufhörten, trocknete die ganz und gar durchnäßten Kleider ſchneller, als ein guter Ofen es gekonnt hätte.«

Die Parade der 1. Armee

(am 31. Juli, auf dem Marchfelde).

Von Ladendorf begab ſich der König am ſelben Tage noch nach Groß-Gänſerndorf, um daſelbſt am andern Tage eine Parade über den größeren Theil der 1. Armee abzunehmen.

Groß-Gänſerndorf liegt auf dem Marchfelde, faſt im Angeſichte von Wien. Das Marchfeld iſt alter Schlachtengrund, 5 Meilen lang, bei 3 bis 4 Meilen Breite. Das alte Wort, daß Schlachtfelder von dem vergoſſenen Blute üppig grünen, bewährt ſich hier nicht. Es iſt, als traure die unheilvolle Stätte in unfruchtbarem Weh. Als habe ſie Sand über ihre Vergangenheit geweht und dulde kein Zeichen der Freude und des Lebens auf den vergeſſenen Hügeln ihrer Todten. Ein kleiner Fluß, die Ruß, in heißer Sommerzeit beinahe ausgetrocknet, durchſchneidet von Nordweſt gegen Südweſt ſeine Mitte und theilt es in faſt gleiche Hälften, bis er ſich in die March, hart an der Mündung derſelben in die Donau, ergießt. Eine halbe Meile oberhalb führt bei dem Orte Hof die Eiſenbahnbrücke über die March nach dem kaum zwei Stunden entfernten Preßburg. Kaum vermag ein Stratege in der Theorie ſich ein idealeres Schlachtfeld zu conſtruiren. Wie auf dem Schachbrette iſt jeder Angriff zu berechnen, die Stärke und die Schwäche des Feindes überſichtlich vor dem Blick. Vor Allem iſt der Cavallerie der weiteſte Spielraum geboten, nur den Plänklern erſcheint er abgeſchnitten, da kein Baum, kein Haus, keine Erhöhung ihnen Deckung gewährt.

Oft, wie ſchon angedeutet, fielen in dieſem Winkel zwiſchen March und Donau die Würfel, die über Glück und Unglück des Kaiſerſtaats entſchieden. Hier ſiegte Ottokar von Böhmen 1260; hier war es, wo er achtzehn Jahre ſpäter (1278) im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg, als »Rebell wider Kaiſer und Reich« Schlacht und Leben verlor. Hier war es, wo 1809 in Sieg und Niederlage die entſcheidenden Schläge fielen. Unter Napoleons eigener Führung überſchritt die franzöſiſche Armee von dem eroberten Wien aus mit Benutzung der größeren Donau-Inſel Lobau, Groß-Enzersdorf gegenüber, am 21. Mai 1809 den Fluß und rückte dem ihn an dem mehrgenannten Flüßchen Ruß erwartenden Erzherzog Karl entgegen. Ein erbitterter Kampf entſpann ſich um die dicht neben einander an der Donau aufwärts gelegenen Dörfer Eßlingen und Aspern. Den Oeſtreichern gelang es, die franzöſiſche Verbindungsbrücke zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande zu zerſtören, bevor Napoleon ſeine ſämmtlichen Truppen hinübergebracht hatte. Dadurch befand er ſich in der Minderzahl und ſah, hart bedrängt und ungünſtig ſituirt, ſich genöthigt, die Defenſive zu bewahren, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte. In dieſer verſtärkten ſich die Franzoſen durch Ueberſchiffung, und in der Morgenfrühe ward der Angriff auf die beiden Dörfer erneut. Hier fiel der Marſchall Lannes; es gelang den Oeſtreichern nicht, Eßlingen, das die Franzoſen genommen, wieder zu erobern, dieſen nicht, Aspern zu erſtürmen. Nach ungeheuren Verluſten auf beiden Seiten blieb die Schlacht unentſchieden, die erſte nicht erfolgreiche, in der Napoleon perſönlich commandirte, ſo daß er ſich, um eine geſicherte Stellung einzunehmen, auf die Inſel Löbau zurückzog. Aber nicht auf lange. Schon am 4. Juli, inzwiſchen durch Eugen Beauharnais und Bernadotte verſtärkt, überſchritt er in der Nacht, während eines heftigen Gewitters, abermals die Donau. Am 6. entſchied der blutige Kampf bei Wagram (ebenfalls auf dem Marchfelde gelegen) zu Ungunſten Oeſtreichs.

So 1809. Auch 1866 ſchien eine Entſcheidungsſchlacht auf dem Marchfelde bringen zu ſollen, aber die Waffenruhe trat dazwiſchen und das kriegeriſche Schauſpiel, das das Marchfeld bot, war eine Heerſchau.

Vier Diviſionen, die 5., 6., 7. und 8., und das Cavallerie-Corps des Prinzen Albrecht ſtanden in Parade, mit dem linken Flügel an Gänſerndorf, Front gegen die feindliche Hauptſtadt. Es waren 62,000 Mann mit 240 Geſchützen.

Als gegen 10 Uhr König Wilhelm der langen Aufſtellungslinie ſich naherte und Prinz Friedrich Karl die ganze Parade präſentiren ließ, brach wie ein heranbrauſender, immer mächtiger werdender Sturm, aus allen Reihen ein jubelndes, nicht endenwollendes Hurrah hervor. Der König verneigte ſich wiederholentlich huldvoll, begab ſich dann nach dem rechten Flügel und ritt langſam, jedes einzelne Bataillon begrüßend, die Fronten herunter. Als er die 7. Diviſion paſſirte und die ſchmalen Fronten der im Swip-Walde gelichteten Bataillone ſah, war auf dem edlen, menſchenfreundlichen Antlitz die tiefe Rührung nicht zu verkennen, mit welcher ihn dieſer deutlich redende Anblick erfüllte. Dann begann der Vorbeimarſch. Die Infanterie in Compagniefront-Colonnen, gefolgt von der Cavallerie und Artillerie. Prinz Friedrich Karl führte ſein 64., Prinz Adalbert ſein 31. Regiment dem Könige vorüber. Einen wehmüthigen Eindruck weckten die Landsberger und die Neumärkiſchen Dragoner; die Schwadronen des letztgenannten Regimentes erſchienen zum Theil nur mit der Hälfte ihrer Mannſchaften auf dieſem Heerſchaufelde, die andere Hälfte lag eingeſcharrt auf dem Felde von Rosberitz.

Als die letzten Colonnen vorüber waren, ſammelte der König die Generale um ſich her und ſprach wie folgt: »Was wir heute vor uns ſehen — Gott allein die Ehre! Wir aber ſind Gottes Werkzeuge geweſen. Der unvergleichlichen Bravour Meiner Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung — namentlich (zu Prinz Friedrich Karl gewandt) der Deinigen — verdanke Ich, verdankt das Vaterland dieſen glänzenden, ſo ſchnell beendeten, mit ſo ruhmreichen Reſultaten gekrönten Feldzug. Ich danke heute namentlich der 7. und 8. Diviſion, die mit zäher Tapferkeit Stand gehalten haben, als es den höchſten Preis galt, ihre Verluſte ſind ſchwer und ſchmerzlich, aber ſie waren nöthig und ſind nicht vergeblich. Noch einmal alſo: Meine vollſte Anerkennung und Meinen königlichen Dank! Leben Sie wohl, Meine Herren! Auf Wiederſehn im Vaterlande!«

Unter vielem tauſendfachen Hurrahrufe ritt der König nach Schönkirchen, wo eine aus Decorirten gebildete Ehrenwache ſeiner wartete. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Es war ein unvergeßlicher, erhebender Tag für Alle, die der Parade beiwohnten, vom ruhmgekrönten Oberbefehlshaber der I. Armee bis herab zum jüngſten Soldaten.«

Die Parade des V. Armee-Corps

(am 2. Auguſt auf dem Felde von Auſterlitz).

Die dritte Parade, die der König bereits auf ſeiner Heimreiſe abnahm, galt dem weiter zurück ſtehenden V. Corps, der 9. und 10. Diviſion, den Siegern von Nachod und Skalitz. Das V. Corps lag in Cantonnements-Quartieren bei Brünn. Um zu dem Aufſtellungsplatze des Corps, namentlich der 9. Diviſion, Generalmajor v. Löwenfeld, zu gelangen, mußte ein Theil des Schlachtfeldes von Auſterlitz befahren werden. Als der König beim Herabreiten der Front ſich ſeinem Grenadier-Regiment (2. Weſtpreußiſches Nr. 7) näherte, zog Seine Majeſtät den Degen, und rief ſeinen Grenadieren nach dem gewöhnlichen königlichen Gruß zu: »Grenadiere, Ihr habt Euch und Mir Ehre gemacht!« und bei dem darauf folgenden Vorbeimarſche ſetzte ſich Se. Majeſtät an die Spitze und führte daſſelbe vor dem Oberbefehlshaber der II. Armee, Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen, und vor dem commandirenden General des V. Armee-Corps, General der Infanterie v. Steinmetz, mit den Worten vorüber: »Der König ſeinen commandirenden Generalen!«

Eine halbe Meile weiter nordöſtlich ſtand die 10. Diviſion (Generalmajor v. Kirchbach), welche Se. Majeſtät der König ebenfalls beſichtigte. Bei beiden Diviſionen ließ Se. Majeſtät die Generale und Stabs-Offiziere zuſammentreten und ſprach ihnen ſeinen Dank und ſeine Anerkennung aus.

Als General v. Steinmetz darauf erwiderte, wie die Armee ſtolz darauf ſei, in einer ſo entſcheidenden Schlacht von ihrem Kriegsherrn ſelbſt commandirt worden zu ſein, ſagte Seine Majeſtät: »Meinen Lohn habe Ich in den Augen Meiner Soldaten geleſen!«

Wir geben noch, ſeiner Lebendigkeit halber, einen zweiten Bericht, den wir einem Offiziersbriefe entnehmen: »Die berühmte Sonne von Auſterlitz haben wir nun auch geſehn. Sie ging uns freundlich genug auf und beleuchtete unſre letzte Parade vor dem König. Gegen 11 Uhr erſchien er. Die Gewehre flogen zum Präſentirgriff, ſämmtliche Regiments-Muſiken paukten und trompeteten los und ein Hurrah erſcholl, daß die Erde erbebte. Der König ſah herrlich aus, als er mit glänzender Suite an den Fronten hinunterritt. Als er an unſer Regiment kam, parirte er ſein Pferd und ſprach mit frohbewegter lauter Stimme: »Mein braves Regiment! Eure Tapferkeit hat Meine kühnſten Erwartungen übertroffen. Ich ehre Euch heute dadurch, daß ich Meinen Degen ziehe und vor Euch ſalutire.« Er zog ihn und ritt mit geſenktem Degen bis zu unſerem linken Flügel. Der Jubel war unbeſchreibbar, denn Jeder fühlte, welche ungeheuere Auszeichnung in dieſer einfachen Handlung lag. Nachher beim Parademarſch ſetzte ſich der König wieder mit gezogenem Degen vor unſer Regiment, führte es ſelbſt vor unſerm Steinmetz vorbei und umarmte den Kronprinzen. Dann befahl er, die Neubeförderten ſeines Regiments ſollten austreten und ihm ſpäter vorgeſtellt werden. Darunter war auch ich. Wir mußten in die Suite des Königs treten und als der Vorbeimarſch zu Ende war, ritt der König an uns heran. Wir nannten unſre Namen und unſre Beförderung, worauf er etwa ſagte: »Ihr könnt ſtolz ſein auf dieſe Beförderung vor dem Feinde. Ich bin aber auch ſtolz auf Euch und weiß genau, daß Ihr, wenn es einmal wieder gilt, eben ſo tapfer drauf gehen werdet. Lebt wohl!« — Das war ein ſchöner Tag. Nun geht es der Heimath zu. Das 1., 5. und 6. Corps, ſo heißt es, ſollen zuerſt den Rückmarſch antreten. Ach, unſer ſchleſiſcher Holtei hat Recht: »Suſte nicht, ack heem.«

Die Cholera in Brünn.

ENTNERſchwer — ſo klagen die Berichte aus jener Zeit — lag ſeit Ende Juli das Gefühl auf der Armee: die Cholera iſt da, der Tod, in ſeiner unheimlichſten Geſtalt, geht um. Mit Kummer und Sorge erfüllte es die Offiziere, wenn ſie auf dem Marſche plötzlich einen jener Tapfren, die den feindlichen Geſchoſſen glücklich entgangen waren, von furchtbaren Krämpfen ergriffen zu Boden ſtürzen und in der Regel nach wenigen Stunden ſeinen Tod gemeldet ſahen. Was menſchliche Vorſicht und die aufopferndſte ärztliche Hülfe zur Abwehr der furchtbaren Seuche thun konnten, das geſchah, aber ſie waren außer Stande die ſchmerzlichſten Verluſte zu hindern. Die Krankheit ſtand Ende Juli, alſo in jenen Tagen, wo die Präliminarien abgeſchloſſen und ratificirt wurden, auf ihrer Höhe und mag unſrerſeits der Abſchluß der Verhandlungen, unter dem Eindruck der Meldungen, die täglich eingingen, nach Möglichkeit beſchleunigt worden ſein. Die Truppen lagen eng bei einander, alles ſehnte ſich aus einem eng gezogenen Kreis heraus, in dem es unheimlich zu werden begann. Alles jubelte, als es Anfang Auguſt hieß: **wieder heim!**

Aber auch noch der Heimweg, der durch ausgeſogene und von der Seuche inficirte Ortſchaften führte, koſtete ſchwere Opfer, ganz beſonders in Brünn. Dieſe Hauptſtadt Mährens wurde ein großer Mittelpunkt der

Krankheit. Durch Wochen hin ging das Sterben und Begraben und zwar um ſo andauernder und zahlreicher, als alles, was auf der Strecke zwiſchen Donau und Thaya erkrankte, ſo lange es noch transportabel war, in die großen Lazarethe der Landeshauptſtadt abgeliefert wurde.

Hier nun, in der Stadt ſelbſt und ihrer nächſten Umgebung wüthete die Krankheit. Zur Cholera geſellten ſich typhöſe und rheumatiſche Fieber und drei unſrer Generale, nicht in Brünn ſelbſt, aber doch in nächſter Umgebung der Landeshauptſtadt, erlagen den herrſchenden Epidemieen. Den Reigen eröffnete General v. Clauſewitz, Commandeur der 2. Diviſion, ein kenntnißreicher, in der ganzen Armee in hohem Anſehn ſtehender Offizier. Er ſtarb plötzlich (an der Cholera) am 31. Juli im Cantonnementsquartier Tſcheitſch.

Der nächſtfolgende Verluſt war ein faſt noch ſchmerzlicherer. Eine Woche ſpäter ſtarb General v. Mutius, Commandeur des VI. Armee-Corps, ein Veteran aus den Freiheitskriegen her. Beim Leichenbegängniß des ihm befreundeten Generals v. Clauſewitz hatte ſich v. Mutius ein rheumatiſch-entzündliches Fieber zugezogen, dem er am 6. Auguſt auf dem gräflich Kaunitzſchen Schloſſe Auſterlitz erlag. Am 8. fand in der evangeliſchen Kirche zu Brünn ein Gottesdienſt und eine erhebende Feier am Sarge des Dahingeſchiedenen ſtatt. Diviſionsprediger Paſtor Freyſchmidt hielt die Anſprache. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurde der Sarg nach dem Staatsbahnhofe getragen, um in die Familiengruft zu Hohenfriedeberg bei Breslau übergeführt zu werden. Langſam bewegte ſich der Leichenzug durch die Straßen der Stadt. Voran ritt eine Abtheilung vom 2. ſchleſiſchen Dragoner-Regiment Nr. 8; dieſer folgte die Trauermuſik und zwei Bataillone des (niederſchleſiſchen) 50. Infanterie-Regiments. Dann wurde der von Unteroffizieren getragene Sarg ſichtbar; demſelben ſchritt ein Offizier vor, welcher auf weißem Kiſſen die zahlreichen in- und ausländiſchen Orden des Verſtorbenen trug. Hinter dem Sarge gingen die Geiſtlichen und die in Brünn und Umgebung ſtationirten Generale und Oberoffiziere aller Waffengattungen der preußiſchen Armee. Den Trauerzug ſchloß ein drittes Bataillon des 50. Regiments. Den Verluſt ſeines Commandeurs zeigte das VI. Armee-Corps in folgender Weiſe an: »Heute, den 6. Auguſt, entſchlief ſanft nach zweitägigem Krankenlager zu Auſterlitz der commandirende General des VI. Armee-Corps, General der Cavallerie v. Mutius. Ehrenvoll hat er ſeine kriegeriſche Laufbahn begonnen, indem er als Portepee-Fähnrich bei Hainau das eiſerne Kreuz ſich erwarb, ehrenvoll hat er ſie beſchloſſen, indem er noch vor wenig Tagen aus der Hand ſeines Königs den Orden pour le mérite für die Schlacht von Königgrätz empfing. Er war ein ritterlicher Führer, gleich ausgezeichnet durch die edelſten Eigenſchaften des Herzens wie des Geiſtes! Ihn betrauert tief ſein verwaiſtes Armee-Corps.«

Am 8. hatte die Leichenfeier für General v. Mutius ſtattgefunden; am 9. ſtarb Generalmajor Wolf v. Pfuel, Commandeur der 2. ſchweren Cavallerie-Brigade, an der Cholera im Cantonnementsquartier zu Großhof bei Pohrlitz und wurde Tags darauf (10.) auf dem Kirchhof des letztgenannten Ortes beſtattet; 39 Soldaten, alle der Seuche erlegen, liegen um ihn her.

Der bei weitem größte Theil der in Brünn ſelbſt geſtorbenen Preußen wurde auf dem benachbarten Friedhofe von Obrowitz begraben. Es geſchah das jeden Abend, wo die Leichen aus den verſchiedenen Lazarethen durch einen Wagentrain abgeholt und zur Beerdigung nach Obrowitz abgeführt wurden. Das war ein ſchauerlicher Anblick, wenn man in der Dunkelſtunde jene Wagen kommen und vom Blindeninſtitute zum Gymnaſium und von da zur Technik, auf den Spielberg und endlich bis auf den Friedhof fahren ſah. In derſelben Nacht wurden dann die Särge in Reih und Glied beigeſetzt. Einmal fehlten den Todten auch ihre Särge; die Brünner Tiſchler hatten die große Zahl der requirirten ſchwarzen »Trügerle« mit langem weißen Kreuz nicht ſchaffen können. Ueber jeder Reihe Särge kam eine Schicht Erde zu liegen und über der oberſten Reihe mußten ſich noch fünf Fuß Erde befinden. Der alte Todtengräber zu Obrowitz beſchäftigte tagein tagaus zehn Arbeiter, welche bei Tage die »Schachten« gruben, die des Nachts beſetzt werden ſollten. Nach der Aufzeichnung des inzwiſchen auch verſtorbenen Todtengräbers wurden auf dem Obrowitzer Friedhofe bis zum 3. Auguſt 613, und von dieſem Tage bis zum 25. Auguſt 193 Mann beſtattet. Eine auf dem Rathhaus geführte Liſte giebt aber bis zu dieſem Tage ein Mehr von 106 Todten an und ſagt, daß überhaupt 1385 Preußen dort begraben liegen. Auch dieſe Angabe indeß iſt nicht ganz zuverläſſig und dürfte eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ſein.*)

Brünn, beim Vormarſche gegen Wien als ein Eldorado geprieſen, war 4 Wochen ſpäter zu einem Namen von trübem Klange geworden. Nächſt ihm mögen Lundenburg, Kremſier und in Böhmen Prag und Gitſchin die meiſten Opfer gefordert haben. Die Geſammtzahl derer, die der Cholera erlagen, wird auf 6427 angegeben, ſo daß, ſchmerzlich zu ſagen, die Seuche 2000 Leben mehr wegraffte, als Kugel und Schwert. (Die Zahl der im Kriege Gefallenen, bez. an ihren Wunden Geſtorbenen beziffert ſich auf 4450.)

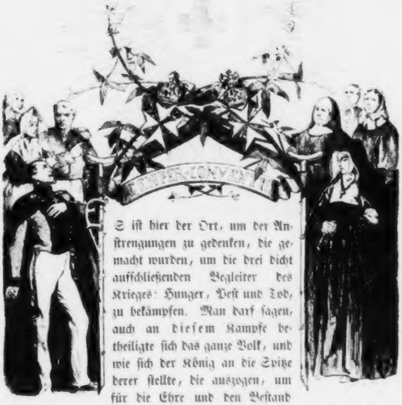
---

*) Genau in der Mitte des preußiſchen Begräbnißplatzes befindet ſich das „Preußenmonument". Es iſt ein ſchlichtes Kreuz von polirtem Granit, mit ſeinem Sockel etwa 10 Fuß hoch, ſo ſchön und gut, wie es damals im Drange der Zeit beſchafft werden konnte. Daſſelbe ſteht auf einem Hügel, welcher auf feſtem Fundament von Tropfſtein, ſchwarzem und weißem Geſtein, mit Cement gemauert iſt. Dieſer Hügel iſt ſchön bepflanzt und umrankt und General v. Hoffmann, damals Commandant von Brünn, hat der evangeliſchen Pfarrgemeinde daſelbſt ein Capital von 200 Fl. mit der Verpflichtung überwieſen, die jährlichen Zinſen deſſelben zur Unterhaltung des Preußenmonumentes zu verwenden. (Siehe den Anhang.)

In der zweiten Hälfte des Auguſt wurde ein Abnehmen der Epidemie bemerklich, aber noch immer kamen Fälle vor, ſo daß General v. Zaſtrow, der am 29. Auguſt das nachgerückte 4. Bataillon vom 1. ſchleſiſchen Grenadier-Regiment Nr. 10 zu inſpiciren hatte, noch folgende echt-ſoldatiſche Anſprache an das Bataillon halten konnte: »Grenadiere! Ihr ſeid alte Männer; ich bedaure, das Bataillon und euch nicht früher kennen gelernt zu haben, mit euch hätte ich am Tage der Schlacht gute Geſchäfte gemacht. Kinder! ein furchtbarer Feind ſitzt uns wieder auf dem Nacken, es iſt die verd . . . . . Cholera. Hütet euch im Eſſen, miſchet nicht Alles untereinander und fürchtet euch nicht vor dieſem neuen Feinde, ich ſelbſt fürchte mich nicht, folgt meinem Beiſpiel, mein Loſungswort ſei auch das eure: »Der Teufel hole die Cholera.« Guten Morgen Grenadiere!«

Das war Allen aus dem Herzen geſprochen. Im September kamen nur noch vereinzelte Fälle vor.

Die Krankenpflege.



Es iſt hier der Ort, um der Anſtrengungen zu gedenken, die gemacht wurden, um die drei dicht aufſchließenden Begleiter des Krieges: Hunger, Peſt und Tod, zu bekämpfen. Man darf ſagen, auch an dieſem Kampfe betheiligte ſich das ganze Volk, und wie ſich der König an die Spitze derer ſtellte, die auszogen, um für die Ehre und den Beſtand des Vaterlandes zu fechten, ſo ſtellte ſich die Königin an die Spitze derer, denen es zufiel, zu heilen und zu helfen.

Die Kräfte, über die die Armee direkt verfügte, die Intendantur, das militair-ärztliche Perſonal — trotz eines Eifers und einer Hingebung, die aus dem Munde des Königs verſchiedentlich ihre unbedingte Anerkennung gefunden haben — reichten für die koloſſale Aufgabe, die unter der Rapidität der Bewegung und der raſchen Aufeinanderfolge der Actionen ſich verdreifachte, nicht aus, und ſo entſtand denn die übrigens vorhergeſehene und nach Möglichkeit in Erwägung gezogene Nothwendigkeit allgemeinen Beiſtandes und freiwilliger Krankenpflege.

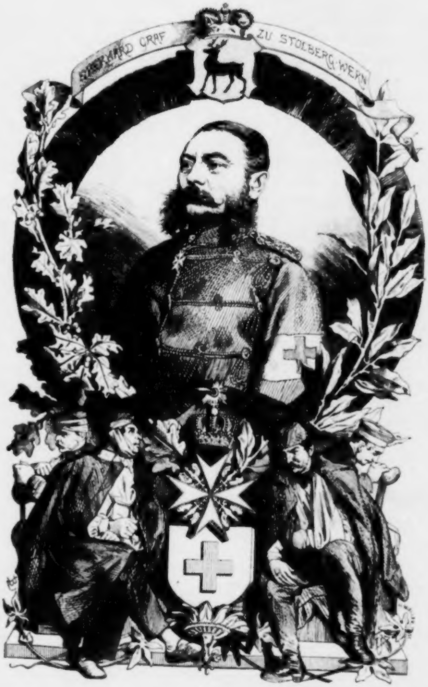
Der 64er Krieg, unter den vielen Lehren, die er gegeben hatte, hatte auch gezeigt, daß alle Privathülfe nur in Gemeinſchaft einer feſten Organiſation, einer einheitlichen Oberleitung wirklichen Segen zu ſtiften im Stande ſei und dieſe Lehre war es, die ſchon am 31. Mai zur Ernennung des Grafen Eberhard Stolberg zum königlichen Commiſſar und Militair-Inſpecteur der freiwilligen Krankenpflege führte. Dieſe Ernennung wurde von allen Seiten mit der größten Freude aufgenommen. Die Stellung des Grafen Stolberg zum Johanniter-Orden als Kanzler deſſelben, ſeine raſche Verbindung mit den Maltheſerrittern, mit den katholiſchen Biſchöfen und Orden, mit den Diakoniſſen- und Diakonenhäuſern, ſicherte ſofort einen feſtgeſchloſſenen, ſtreng diſciplinirten, ſtets bereiten und erfahrenen Stamm für die eigentliche Krankenpflege.

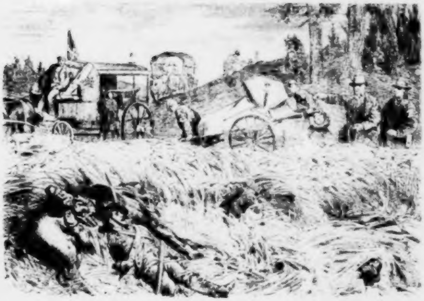
Von höchſter Bedeutung für dieſen Zweck wurde der Johanniter-Orden, der ſchon im Frieden eine feſt organiſirte Corporation bildete. In der That wurden die Johanniter-Ritter in dieſem Kriege die Führer, die Leiter der freiwilligen Krankenpflege, der Mittelpunkt und Kern derſelben.

Die vorbereitende Thätigkeit des Ordens begann ſchon früh. Am 10. Mai wurden die leitenden Ritter der außerpreußiſchen Genoſſenſchaften vom Herrenmeiſter (Prinz Carl) aufgefordert, den Rittern ihrer Genoſſenſchaft auszuſprechen, wie er von ihnen erwarte, daß ſie im Fall eines Krieges ihre Ordenspflichten durch Fürſorge für die Verwundeten und Kranken in ihrem Vaterlande erfüllen würden. Alle — namentlich auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze — kamen dieſer Aufforderung nach.

Am 15. Mai erging ein Aufruf ähnlichen Inhalts an die preußiſchen Ordensmitglieder, worin dieſelben aufgefordert wurden, ſich für den Fall des Krieges zum Johanniterdienſte in den Lazarethen und bei der Armee zu melden, auch die Thätigkeit des Ordens durch Beiträge und Sammlung von Gaben und Lazarethbedürfniſſen zu unterſtützen. Die Zahl der preußiſchen Johanniter, welche ſich in Folge dieſes Aufrufs meldeten, betrug 235, von denen 180 einberufen und zu den verſchiedenſten Dienſten verwendet wurden. Rechnet man hierzu diejenigen, welche als Curatoren der mit Verwundeten belegten Ordenshäuſer fungirten, ſo ergiebt ſich die Zahl von etwa 200 Rittern, die während des Krieges thätig geweſen ſind.

Dieſe Thätigkeit war eine doppelte und gliederte ſich: a. in eine Thätigkeit draußen bei der Armee und b. in eine Thätigkeit daheim im Vaterlande.


EBERHARD GRAF
ZU STOLBERG-WERN



Zuerſt ein Wort über die Thätigkeit des Ordens bei der Armee.

Bei jeder der vier Armeen beſtellte Graf Stolberg, in ſeiner Eigenſchaft als königlicher Commiſſar der freiwilligen Krankenpflege, einen Johanniter zu ſeinem Delegirten, der dem Hauptquartier attachirt wurde und mit dem er in ſteter Verbindung blieb. Eine Anzahl Johanniter-Ritter erhielten den Auftrag, ſich in der Nähe der Armee, der ſie zugetheilt waren, aufzuhalten, um entweder bei Beginn einer Schlacht ſofort zur Stelle zu ſein — und in dieſem Falle hatten ſich dieſelben dem Chefarzte eines Feldlazareths oder dem Führer einer Krankenträger-Compagnie zur Verfügung zu ſtellen — oder mit ſo viel Wagen, als ſie immer erlangen konnten, mit Lebensmitteln und Erfriſchungen auf das Schlachtfeld zu eilen und bei dem Transport der Verwundeten mitzuwirken. In dieſer Hinſicht war die Thätigkeit der Johanniter eine außerordentlich ſegensreiche. Zwei Tage nach den Gefechten bei Nachod und Skalitz traf ein Johanniter-Ritter mit 4 Aerzten, 1 Geiſtlichen, 72 Krankenwärtern, 33 Wärterinnen und über 100 Wagen auf dem Kriegsſchauplatze ein. Während und nach der Schlacht bei Königgrätz wurden ganze Wagenzüge von ihnen auf das Schlachtfeld geführt; ſie waren die erſten, die Lebensmittel in die Lazarethe brachten; und ſie kamen nicht allein: die Meiſten brachten ſchon Schweſtern und Brüder zur Pflege mit. Beiſpielsweiſe ſei erwähnt, daß ſchon am Nachmittage der Schlacht ein Johanniter-

Ritter mit 70 Wagen bei Chlum zur Aufnahme der Verwundeten bereit ſtand.*)

Die Johanniter (und das verdient beſonders hervorgehoben zu werden) waren nicht von vorn herein zu Führern der freiwilligen Krankenpflege auf dem Kriegsſchauplatze beſtimmt; ſie wurden es aber, weil ſie eben an allen Stätten des Elends als die Erſten der freiwilligen Hülfe Eingang verſchafften.

Denſelben Eifer, wie draußen im Felde, entfaltete der Orden daheim, im Vaterlande. Sämmtliche Ordenskrankenhäuſer wurden dem Kriegsminiſterium zur Belegung mit Kranken und Verwundeten zur Verfügung geſtellt und je nach der Entfernung mehr oder minder belegt, am ſtärkſten Erdmannsdorf, das etwa 400, ſowie Reichenbach, das gegen 300 Mann verpflegte. Sonnenburg nahm 90, Polzin 56, Jüterbogk 72, Falkenberg 46 auf. Die Geſammtſumme der in Ordenshäuſern behandelten Verwundeten und Kranken beträgt über 1100. Daneben exiſtirten von Johanniter-

---

*) Einzelne Johanniter-Ritter waren ſchon am Vormittage des 3. auf dem Verbandplatze bei Sadowa thätig. Einer derſelben giebt folgende intereſſante Schilderung von den Strapazen und Schreckniſſen des Tages. „Es war mittlerweile 11 Uhr Nachts geworden und meine Kräfte waren erſchöpft. Wir waren ſeit 4 Uhr Morgens, alſo 19 Stunden unterwegs und in Thätigkeit; ich hatte nicht einen Moment geſeſſen und nichts genoſſen, als ein Stück Brod, was mir Graf Eberhard gegeben und ein paar Schluck Wein, denn bei meinem geringen Vorrath wollte ich den Verwundeten ſo wenig als möglich entziehn. Ich ſah mich daher nach einem Orte um, wo wir etwas ruhen konnten und fand unter einem offenen Schuppen einen Haufen Stroh. Ich wollte mich eben niederlegen, als einer der Aerzte mir ſagte: „Legen Sie ſich da nicht hin, da liegen die amputirten Arme und Beine, die wir vorläufig dahin geſchafft und mit Stroh bedeckt haben.“ Wir wählten uns nunmehr den neben dem Gaſthaus an der Landſtraße ſtehenden Nepomuk zu unſrem Schutzpatron und richteten uns zu deſſen Füßen ein Strohlager ein. Neben uns brannte ein tüchtiges Feuer.... Es mußte einen eigenthümlichen Anblick gewähren, uns drei Johanniter-Ritter auf dem Stroh unter dem heiligen Nepomuk, deſſen mit einem Sternenkranze umgebenes Haupt und ſein mit Gold verbrämtes Gewand von dem Feuer hell erleuchtet wurde, liegen zu ſehn.... Es mochte zwiſchen Mitternacht und 1 Uhr ſein und ich war eben etwas eingeſchlummert, als ich den Ruf hörte: „Wo ſind die hier fungirenden Johanniter-Ritter?“ Ich hörte die Antwort: „Die ſind hier und haben ſich eben etwas ſchlafen gelegt“, worauf die erſte Stimme erwiederte: „jetzt iſt es nicht Zeit für die Johanniter zum Schlafen“. In dieſem Augenblick ſah ich bei dem erlöſchenden Feuer einen älteren Herrn vor mir ſtehn, der ſich als Johanniter-Ritter und Kammerherr v. Zaſtrow zu erkennen gab. Herr v. Zaſtrow war ſeit 25 Stunden auf den Beinen und hatte den Vorgängen im Sadowawalde faſt in der vorderſten Linie beigewohnt. Er gehörte zu den Fünfen, die ſchon die Freiheitskriege mitgemacht hatten: der König, Steinmetz, Bittenfeld, Mutius und er. Er kam mit drei Wagen voll öſtreichiſcher Verwundeter aus den brennenden Häuſern von Dohalitz her. Wir drückten uns die Hände. Der alte Herr (über 70) war unendlich thätig und nachdem wir die angekommenen Verwundeten möglichſt untergebracht, konnte ich ihn durch etwas Kommißbrod und einen Schluck Wein erfriſchen, da er den ganzen Tag noch nichts genoſſen hatte. Auch ihm wurde ein nothdürftiges Lager geſchafft. Ich legte mich wieder hin, doch war an Schlaf nicht viel zu denken. Die Nacht war bitter kalt, unſer Feuer war erloſchen und ich hüllte mich fröſtelnd (Kleider und Stiefel waren naß) in meine Decke.“

Rittern auf ihren Beſitzungen eingerichtete Privatlazarethe. Am ſtärkſten belegt waren Kreppelhof und Leppersdorf.*)

Die Johanniter, wie wir bereits hervorhoben, wurden (ohne von vornherein dazu beſtimmt zu ſein) zu Führern der freiwilligen Krankenpflege, um aber überhaupt führen zu können, mußte eine kleine Armee von Pflegern und Helfern da ſein, an deren Spitze man ſich ſtellen konnte.

An ſolchen Elementen gebrach es glücklicherweiſe nicht.

In erſter Reihe ſtanden die katholiſchen Orden. Sie leiſteten (wie immer) außerordentliches. Der Samariterdienſt iſt die unbeſtritten große Seite der römiſchen Kirche. Wir zählen, nach Provinzen, auf, welche Kräfte ſich zur Verfügung ſtellten.

Weſtphalen.

Barmherzige Schweſtern aus Münſter 6.
Barmherzige Schweſtern aus Paderborn 26.
Schweſtern aus Beckendorf 6.
Krankenſchweſtern des heiligen Franziscus zu St. Mauritz 74.
Arme Franziskaneſſen aus Salzkotten 16.

Rheinprovinz.

Alexianer-Brüder nach der Regel des heiligen Auguſtinus 6.
Genoſſenſchaft vom armen Kinde Jeſu 2.
Cöllitinnen-Kloſterſchweſtern zur heiligen Maria zu Cöln 6.
Genoſſenſchaft des heiligen Vincenz von Paul 18.
Genoſſenſchaft armer Schweſtern vom Orden des heiligen Franciscus 8.
Congregation der Franziskanerinnen zu Bonn 16.
Vom Armenhoſpital zu Münſtereifel 2.
Von den Pönitentianerinnen zu Kerpen 2.
Franziskanerinnen in Capellen (Holland) bei Geldern 16.
Congregation der armen Mägde Jeſu zu Wipperfürth 2.
Alexianer-Brüder aus Aachen 20.
Franziskaner-Brüder 4.

---

*) Eine ähnliche Thätigkeit wie die Johanniter — und zwar oft in Gemeinſchaft und immer in Eintracht mit ihnen — übten die Maltheſer. Im Krankenhauſe der barmherzigen Brüderanſtalt zu Breslau wurden 50 Betten von ihnen unterhalten, ebenſo zu Nicolai in Oberſchleſien und in Neiſſe im Kloſter der grauen Schweſtern. So viel in Schleſien. In Rheinland und Weſtphalen war das Hauptaugenmerk der Maltheſer auf die Seelſorge der katholiſchen Schweſtern gerichtet. Graf Schmieſing Kerſſenbrock wurde mit der ſpeziellen Fürſorge für die Pflegeſchweſtern und Brüder aus Rheinland und Weſtphalen betraut. In Folge deſſen wurde in Dresden eine Art Bureau errichtet, das als Centralſtelle für die katholiſche Krankenpflege aus den beiden genannten Provinzen wirkte.

Genoſſenſchaft der armen Schweſtern vom heiligen Franciscus 33.
Genoſſenſchaft der Chriſtenſerinnen 2.
Barmherzige Schweſtern vom heiligen Carl Borromäus zu Trier 26.
Convent der barmherzigen Brüder in Coblenz 6.
Krankenſchweſtern vom heiligen Geiſt in Coblenz 4.
Convent der Schweſtern vom heiligen Auguſtin 8.
Orden der Franziskanerinnen zu Gladbach 6.
Genoſſenſchaft der barmherzigen Schweſtern zu Neuß 6.
Kloſter der armen Dienſtmägde Chriſti zu Bilk 31.
Kreuzſchweſter-Orden 15.
Franziskanerkloſter zu Kaiſerswerth 30.
Orden des heiligen Kreuzes zu Eſſen 3.

Schleſien.

Barmherzige Schweſtern vom Orden des heiligen Carl Borromäus zu Reiſſe 105.
Wohlthätigkeitsanſtalt zur heiligen Eliſabeth in Reiſſe 126.
Barmherzige Brüder in Schleſien 13.

(In Schleſien waren außerdem faſt ſämmtliche Ordenskrankenhäuſer und Klöſter mit Verwundeten und Kranken belegt. Beiſpielsweiſe verpflegte die barmherzige Brüder-Krankenanſtalt zu Breslau mit ihren vier Filialen 1003 und das St. Adalbert-Hoſpital zu Oppeln 225 Verwundete und Kranke.)

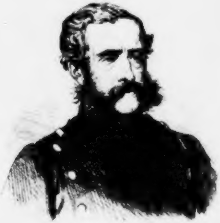
Oſt- und Weſt-Preußen.

Barmherzige Schweſtern zu Berent 2.
Ermländiſche Schweſtern aus dem Catharinenkloſter 21.
Culmer Kloſter 65.

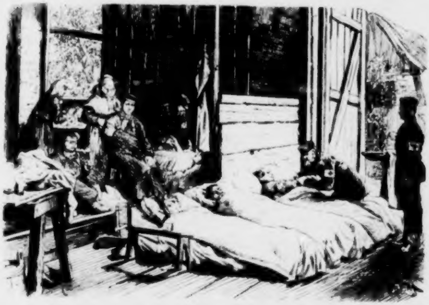
Im Ganzen pflegten demnach *731 Schweſtern und 45 Brüder* der verſchiedenſten katholiſchen Orden und Genoſſenſchaften.

Neben den katholiſchen Orden, wie wir ſie vorſtehend aufgeführt, waren es vorzugsweiſe die evangeliſchen Diakoniſſen und Diakonen, die, neben ihrer Thätigkeit daheim, auch auf beiden Kriegsſchauplätzen einen hingebenden Eifer zeigten. Im Ganzen waren 282 Diakoniſſen (zu größerem Theil aus Kaiſerswerth, Berlin, Breslau, Dresden) und 65 Diakonen (aus Duisburg) thätig. An dieſer Stelle haben wir auch der durch Dr. Wichern ins Leben gerufenen *Feld-Diakonie* zu gedenken. Da es dem rauhen Hauſe zu Hamburg, ſowie dem Johannisſtift zu Berlin an Brüdern fehlte, ſo entſchloß ſich Dr. Wichern einen Aufruf zu erlaſſen und durch *freiwillig zur Feld-Diakonie ſich meldende Männer* die Kräfte der Brüder zu erſetzen, bez. zu verſtärken. Auf dieſen Aufruf hin meldeten ſich gegen 300 Männer, von denen 110 als Feld-Diakonen auf die Kriegsſchauplätze entſandt wurden. Es waren, ihrer Lebensſtellung nach, 16 Geiſtliche, 20 Candidaten der Theologie, 23 Studenten, 1 höherer Juſtizbeamte, 3 Lehrer, 10 Kaufleute und Architekten, 37 Handwerker. Ihre Hülfe war ſehr willkommen, namentlich an den Orten, wo durch das Auftreten der Cholera die hingebendſte Pflege nothwendig war. Es zeigte ſich auch hier wieder die Ueberlegenheit der aus ſittlicher Energie entſpringenden Thätigkeit.

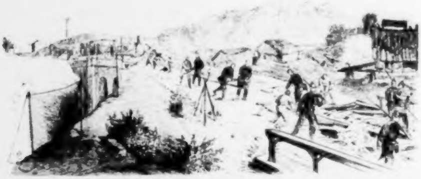
Es iſt ſchließlich eine Pflicht der Dankbarkeit der freiwilligen ärztlichen Hülfe zu gedenken, die viel tauſendfach geleiſtet wurde. Das Hauptfeld dafür kann nicht draußen zu ſuchen ſein, ſondern daheim. Beſonders hervorzuheben ſind die Leiſtungen der Aerzte in den Grenzſtädten Schleſiens, ſo wie die großartige Wirkſamkeit der Leipziger Aerzte. Auch auf dem Kriegsſchauplatze ſelbſt waren wenigſtens zeitweilig die beſten Kräfte thätig; wir nennen außer Langenbeck (deſſen amtliche Stellung ihn auf die Schlachtfelder berief) nur die Namen Wilms (S. 318), Middeldorpf, Buſch, Burow (Königsberg i. Pr.) am Main thätig. Ihre geſchickte Hand, ihre reiche Erfahrung hat das Leben von Hunderten bewahrt, die Schmerzen von Tauſenden gelindert.



Wie viel im Einzelnen gefehlt haben mag, die Geſammtleiſtung der freiwilligen Krankenpflege war eine großartige und entwickelte eine ungeahnte Kraft. Ob es möglich ſein wird, durch eine feſtere Organiſation dieſe Kraft noch zu ſteigern, muß abgewartet werden.

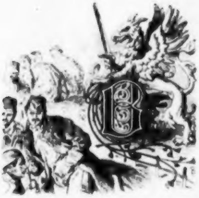


Auch andres, ohne das (ganz abgeſehen von der alt-etablirten »Intendantur«) eine moderne Armee nicht beſtehen kann, griff vorzüglich ein: die Poſt, die Telegraphie, die Eiſenbahn. Ihre Leiſtungen waren



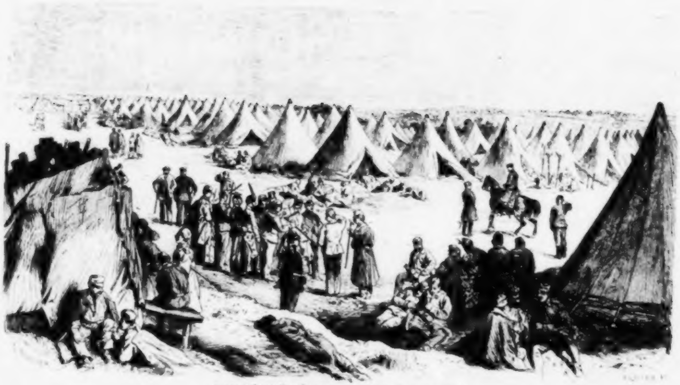
erſtaunlich. Eine eigens (vielleicht ſchon 1864) in's Leben gerufene Feldeiſenbahn-Abtheilung bewährte ſich glänzend; im Verkehr eintretende Störungen wurden ausgeglichen, neue Anlagen im Nu bewerkſtelligt. Eine längere Dauer des Krieges würde die Bedeutung dieſer Neuſchöpfung der Armee erſt völlig in's rechte Licht geſtellt haben.

Das Lager bei Cörlin.



BINNEN jener trüben Wochen, wo Typhus und Cholera unſre in Cantonnements liegende oder auf dem Rückmarſch begriffene Armee decimirten, erfreute ſich ein nicht unerheblicher Theil der kaiſerlichen Armee eines verhältnißmäßigen Wohlergehns. Es waren das jene 44,000 Mann, die bei Nachod-Skalitz, bei Trautenau (am zweiten Tage), bei Gitſchin und Königgrätz gefangen genommen, zu größerem Theile in preußiſchen Feſtungen und als der Raum dieſer nicht mehr ausreichte, in einem eigens zu dieſem Behufe abgeſteckten Lager, in dem »Lager bei Cörlin« untergebracht waren. Die Zahl von Gefangenen machte ſolche aparte Anlage nöthig. Was während des däniſchen Krieges ſcherzhaft geſagt worden war: »Der König von Dänemark wolle nach Preußen kommen, um ſeine Armee zu inſpiciren«, es wurde mit entſprechender Aenderung wieder in Cours geſetzt.

In den Feſtungen befanden ſich gegen 30,000 Mann, größere nach Tauſenden zählende Abtheilungen, in Königsberg, Danzig, Poſen, Stettin, Magdeburg, kleinere Abtheilungen bis zu 1000 Mann in den kleineren Feſtungen. In Spandau beiſpielsweiſe 900 Mann und 10 Offiziere. Ueber dieſe zu Spandau internirte Abtheilung liegt uns ein intereſſanter Bericht vor, der ſehr wahrſcheinlich als pars pro toto anzunehmen iſt. Wir geben ihn deshalb im Auszuge. »Die hier in Spandau Internirten waren ihrer Nationalität nach Italiener, Ungarn, Böhmen. Die Erſteren, die Italiener, fühlten ſich allem Anſchein nach glücklich, durch die Gefangenſchaft den Strapazen und Gefahren des Krieges entgangen zu ſein, ſuchten die Unterhaltung



GEFANGENEN-LAGER BEI COERLIN

während der Monate Juli, August und September 1866

mit preußiſchen Soldaten, wenn es möglich war auch mit Civiliſten, und zogen, ſo weit es ihnen gelang, ſich verſtändlich zu machen, nicht ſelten die öſtreichiſche Kriegführung ins Lächerliche, während ſie ihrem Beſieger und ſeiner Waffe nur Löbliches nachrühmten. Anders war es mit den Ungarn. In ihnen trat der Patriotismus, das militairiſche Ehrgefühl, das Vertrauen zu ihrem Feldherrn (Benedek ſelbſt iſt ein Ungar) mehr hervor. Sie erkannten in dem preußiſchen Zündnadelgewehr allein die Urſache ihrer Niederlage und fügten ſich, ohne widerſetzlich oder mürriſch zu ſein, in ihr augenblickliches Schickſal. Es waren rüſtige Leute und ſie erzählten gern von den in letzter Zeit, wie auch in früheren Feldzügen mitgemachten Kämpfen.

In ihrem ganzen Gebahren weſentlich verſchieden von den Italienern und Ungarn ſtanden dagegen die Böhmen da. Der alte Nationalhaß gegen Alles, was deutſch heißt und iſt, verbunden mit angeborner Rohheit und unterdrücktem Rachegefühl beherrſchte ſie vollſtändig und erſchien, wie in ihren Reden, ſo auch in ihrem ganzen Verhalten. Trotz aller Mühe war es oft nicht möglich, ein Wort aus ihnen herauszubringen, ein düſterer, das innere Feuer verrathender Blick war ihre einzige Antwort auf vielfach in der freundlichſten Weiſe an ſie gerichtete Fragen.

Noch ein Wort über Lebensweiſe und Verpflegung der Gefangenen. Von der Commandantur wurden ſie nicht beſchäftigt. Es wurde ihnen freigeſtellt, wie ſie ihre Zeit hinbringen wollten und man ſah ſie meiſt, nachdem ſie ihre Kleidung und Wäſche in Stand geſetzt und gereinigt hatten, auf den Forts ihrer Caſematten promeniren, mit einander lachend und ſcherzend, ſie erhielten als Beköſtigung des Morgens Kaffee, zum Frühſtück und Abendeſſen Speck und 1½ Pfd. Brod, und zu Mittag eine Koſt, gleich der, welche den in Kaſernen liegenden preußiſchen Soldaten gereicht zu werden pflegt.«

So der Bericht. Wenn derſelbe hervorhebt, daß den Gefangenen eine beſtimmte Beſchäftigung nicht aufgezwungen wurde, ſo ſcheinen — was dieſen Punkt angeht — in den größeren Feſtungen, beiſpielsweiſe in Magdeburg, Danzig, Königsberg, andre Beſtimmungen geherrſcht zu haben. An den eben genannten Plätzen kam es deshalb zu Auflehnungen, indem, namentlich in Königsberg, die Gefangenen ſich weigerten, die Feſtungs-Erdarbeiten auszuführen, zu denen ſie commandirt worden waren. Nur die Kaiſerjäger, trotzdem oder vielleicht weil ſie eine Elite-Truppe waren, leiſteten dem Befehl ohne Widerrede Folge. Die Uebrigen beharrten in ihrem Widerſtande, bis das »Scharfladen der Gewehre« ihnen zeigte, daß man gewillt ſei, Ernſt zu machen.

Am glücklichſten, heiterſten und freieſten lebten wohl jene 10,000 Mann, die, nachdem alle Feſtungen gefüllt waren, ein für ſie abgeſtecktes Lager, das Lager bei Cörlin bezogen. Ueber das an Wallenſteins Lager gemahnende Treiben in dieſer improviſirten Zelt- und Hüttenſtadt hat ein Augenzeuge ſehr anſprechend berichtet. »Wer, ſo ſchreibt er, hätte vor 4 Wochen an die Möglichkeit gedacht, tief in Hinterpommern, an den Ufern der Perſante, 10,000 weißröckige, graumäntlige Soldaten Kaiſer Franz Joſephs zu finden, die, wie ſie ſelber ſagen, bei Beginn der Campagne keine andren Träume hatten, als den Einmarſch in Berlin! Wie iſt das anders gekommen; das »Lager bei Cörlin« iſt die Antwort auf jene Träume.

Eine Poſtenkette bärtiger Landwehrmänner paſſirend, begegnen wir alsbald einem dichten Haufen Gefangener, die ſich hier, um Taback und Geld zu verlangen, zum erſten Empfange ankommender Beſucher zuſammendrängen. Es ſind offenbar die Unverſchämteſten und der erſte Eindruck iſt wenig verlockend. Dieſer Haufe zudringlicher, zerlumpter, verdächtiger Perſonen verliert ſich aber, je mehr wir in das Innere des Lagers kommen. Gruppen von Ballſchlägern begegnen wir am häufigſten, die mit großem Geſchick das Ballholz handhaben, unter lautem Lachen fangen, laufen, werfen. Wir gehen die Reihen entlang; allerlei Schnurren vertreiben die Langeweile des Lagerlebens. Ein Cavalleriſt, aus Pappe geſchnitten, dreht ſich im Winde in wilder Flucht vor dem Bajonet eines Infanteriſten, vor dem Zelt von Deutſchmeiſter-Grenadieren. Mitten aus einem dichten Haufen aller Waffen und Nationen klingt ſogar ein munterer Tanz. Wir drängen uns hindurch. In einem weiten Kreiſe ſtehen zwei Zigeuner und fiedeln ihre Nationaltänze. Acht bis zehn Stammesgenoſſen und Ungarn drehen ſich vor ihnen in luſtiger Mazurka; Sporen und Hacken klappern und klirren durcheinander. Aber kein Zug in ihren ernſten Geſichtern — ſelbſt nicht das periodiſch wiederkehrende kurze Jauchzen verräth die innere Luſt an Muſik und Tanz; nur die ſchwarzen Augen blitzen feurig unter den dunklen Brauen. Es iſt genau ſo wie bei unſern Hinterpommern, deren Tanzvergnügen ſich in ihren Angeſichtern auch nur als ein Stück ernſteſter Arbeit abſpiegelt. Dagegen verfolgen alle Umſtehenden mit Spannung, offenbarem Vergnügen und öfteren anerkennenden Zurufen die Tanzenden; nur ein langer Cüraſſier in weißem blutgetränkten, ſchmutzigen Mantel — 2 Pferde ſind ihm bei Gitſchin unter dem Leibe erſchoſſen — ſieht von oben herunter in ſtiller Verachtung auf das luſtige Getreibe.

Wir wenden uns zu den Küchen, wo vom Morgen bis zum Abend die ungeheuren Keſſel brodeln; ein Haufen hungriges Volk beobachtet mit größter Aufmerkſamkeit die geſchäftigen Böhmen, die in ſehr leichter Bekleidung mit aufgekrempten Hemdärmeln die Miſchung von Fleiſch und Reis bearbeiten. Die Gefangenen bekommen daſſelbe wie unſere eigenen Soldaten im Frieden. Die Bereitung iſt wohl ungenügender als die Zuthaten, an denen allerdings verſtändiger Weiſe Nichts auszuſetzen iſt.

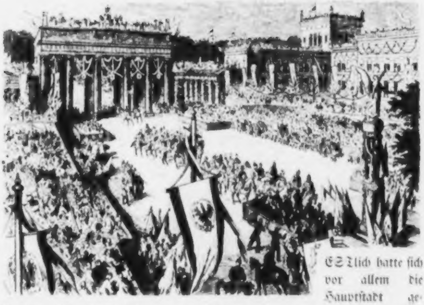
Was giebt's hinter uns für ein Geſchrei? Alles ſtürzt in die Mitte des Lagers, wo eben der dunkle Slovake — man glaubt ihn ſchon hundert Mal mit einem Bündel Mauſefallen geſehen zu haben — zum dritten Mal den hohen Klettermaſt erklommen hat und ſeinen Triumph mit lautem Hurrah verkündet. Unbekümmert darum liegen links an der Erde ein Paar der »fingerfertigen Panduren und Croaten«. Sie wiſſen auch hier Rath, ihre Spielleidenſchaft zu befriedigen; ein rauher Brettabſchnitt iſt mit Hülfe einiger Kohlen in Felder getheilt und Rüben- und Brettſtückchen vertreten die Steine. Der Eifer, mit dem ſie ſie tractiren, iſt nicht vergnüglich anzuſehen. Wir wenden uns, unter Geſprächen immer wechſelnder Begleiter, wieder dem Eingang zu, mit Befriedigung zugleich auf die langgedehnten melodiſchen Accorde einer Gruppe Italiener horchend, die in ihren Heimathliedern ſich von den ſandigen Ufern der Perſante in das Land verſetzen »wo die Citronen blühn«.

Der Totaleindruck iſt der, daß die gefangenen Soldaten zufrieden ſind mit ihrer Behandlung.

Zwei große Mängel indeß, abgeſehen von der fabelhaften Gier nach Taback jeder Art, treten einem entgegen. Es fehlt an Beſchäftigung und an Wäſche. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Vom preußiſchen Commandanten bis zu den öſtreichiſchen Offizieren, die ſich übrigens auf eigne Koſten in der nahen Stadt einquartiert haben, geht die ernſte Sorge, daß dieſer Mangel an Beſchäftigung auf dumme Gedanken bringen und Exceſſe herbeiführen könne, wenn das Neue der Lage überlebt iſt.«

Dieſe Beſorgniß war nur allzu begründet. Der raſche Friedensſchluß indeß beſeitigte die Gefahr und das »Lager bei Cörlin« lebt in der Erinnerung ſeiner Anwohner nur noch wie eine Spiegelung, wie eine Fata Morgana faſt, die einen Sommertag hindurch phantaſtiſch auf der pommerſchen Haide ſtand.

Einzug.



ESTlich hatte ſich vor allem die Hauptſtadt geſchmückt, die Heimkehrenden zu empfangen. Schon am 22. Auguſt waren von Seiten des Magiſtrats die entſprechenden Beſchlüſſe gefaßt worden. Mit Beginn des September begann die regſte Thätigkeit auf den Straßen ſowohl, wie in den Werkſtätten der Künſtler und Handwerker. Die Stimmung der Bevölkerung hob ſich von Tag zu Tag, und ſchon acht Tage vor dem 20. September, an welchem Tage der Einzug ſtattfinden ſollte, wogte es Unter den Linden fortdauernd von Tauſenden von Menſchen, von Einheimiſchen ſowohl wie von den allmälig eintreffenden zahlloſen Fremden. Allein aus Nordamerika waren 500 Perſonen herübergekommen.

Am 20. früh (noch die ganze Nacht hindurch war gearbeitet worden) ſtand die Stadt in feſtlichem Empfangsſchmucke da. Das Terrain, auf dem der Einzug ſtattfinden ſollte, war ſelbſtverſtändlich die breite, plätzereiche

Avenue zwiſchen dem Brandenburger Thor und dem Schloß, ein Terrain, das ſich ungezwungen in vier Haupttheile gliedert:

Pariſer Platz,
Unter den Linden,
Opernplatz,
Luſtgarten.

Auf dem Pariſer Platz, die Häuſerfronten rechts und links faſt verdeckend, und nur in der Mitte eine breite Straße freilaſſend, erhoben ſich zwei Rieſentribünen, zu deren Füßen vier Podien, eins (neben der Wache) für die Jungfrauen der Stadt, das zweite für ein Muſikcorps, die beiden andern für die ſtädtiſchen Behörden errichtet waren. Die Namen der Jungfrauen, denen die Ehre wurde das erſte Wort der Begrüßung an den König richten zu dürfen, waren die folgenden:

Clothilde Aub (Tochter des Rabbiner Dr. Aub), Clara Ackermann (Tochter des Stadtverordneten), Helene Auguſt (Tochter des Gymnaſialdirectors), Clara Bußler (Tochter des Hofraths), Maria Bode (Tochter des Kaufmanns), Elsbeth v. Bernuth (Tochter des Polizei-Präſidenten), Paula v. Bernuth (Tochter des Staatsminiſters a. D.), Maria Bloch (Tochter des Kaufmanns), Antonie Barth (Tochter des Stadtverordneten), Anna Capplick (Tochter des Kaufmanns), Helene Dumont (Tochter des Rendanten der Berlin-Hamburger Eiſenbahn), Eliſe Dietrich (Tochter des Commerzienraths), Marie Eneß (Tochter des Schlächtermeiſters), Margarethe Elſter (Tochter des Stadtverordneten), Emma Francke (Tochter des Stadtraths), Marie Friedberg (Tochter des Stadtraths), Clara Fürſtenberg (Tochter des Rentiers), Henriette Gabler (Tochter des Geh. Raths), Thereſe Guerlin (Tochter des Pianoforte-Fabrikanten), Clara und Paula Geiß, (Töchter des Kunſtgießers), Anna Günther (Tochter des Kaufmanns), Lisbeth Grape (Tochter des Rentiers), Marie Hemptenmacher (Tochter des Stadtraths), Margarethe Heymann (Tochter des Buchhändlers Theodor Heymann), Alwine Hauſchild (Tochter des Steuerbeamten), Emma Halske (Tochter des Stadtverordneten), Metha Holtz (Tochter des Rittergutsbeſitzers), Frl. Krebs (Tochter des Bezirksvorſtehers), Anna Kuhn (Tochter des Kaufmanns und Bezirksvorſtehers), Helene Königk (Tochter des Bauraths), Eliſabeth v. Kehler (Tochter des Wirklichen Geheimen Legationsraths), Margarethe Lohde (Tochter des Sanitätsraths), Martha Leinhaas (Tochter des Kaufmanns), Anna Leſſe (Tochter des Stadtverordneten), Anna Magnus (Tochter des Stadtraths), Cäcilie Mannheimer (Tochter des Kaufmanns), Eliſabeth Mayet (Tochter des Rechnungsraths), Joſephine Noack (Tochter des Superintendenten), Frl. Nottebohm (Tochter des Geheimen Ober-Bauraths), Marie Roſenthal (Tochter des Stadtverordneten), Martha Renowitzki (Tochter des Kaufmanns), Helene Romſtädt (Tochter des Stadtverordneten), Hedwig Rammſchüſſel (Tochter des Stallmeiſters Ihrer Majeſtät der Königin-Wittwe), Marie v. Schierſtädt (Tochter der verwittweten Frau Geh. Ober-Regierungsräthin), Clara Scheible (Tochter des Hotelbeſitzers), Hedwig Scabell (Tochter des Geh. Regierungsraths), Auguſte Schwendy (Tochter des Rentiers), Margarethe Soltmann (Tochter der verwittweten Frau Dr. Soltmann), Luiſe und Clara Ulfert (Töchter des Juſtizraths), Emma Wichmann (Tochter der Frau Wittwe Wichmann), Henriette Wiegand (Tochter des Photographen), Natalie Wolff (Tochter des Fabrikbeſitzers Moritz Wolff) und Fräulein Weinberg (Tochter der Frau Wittwe Weinberg).

Die Lindenpromenade war in eine via triumphalis umgeſchaffen worden; hier ſtanden, zahlloſer Embleme und Inſchriften, Feſtons und Waffentrophäen zu geſchweigen, zu beiden Seiten des Mittelganges 208 im Feuer eroberte Geſchütze, meiſt öſtreichiſche 8- und 4pfünder, in gleichen Intervallen je zwei einander gegenüber. Dieſe Kanonenſtraße reichte bis an das Standbild Friedrichs des Großen.

Der Opernplatz, auf dem der Vorbeimarſch zu erfolgen hatte, war meiſt frei geblieben, nur Tribünen faßten ihn ein, deren bunte Zuſchauermenge ſelbſt zu einem Feſtſchmuck wurde.

So leitete denn die Schloßbrücke mit ihren acht Marmor-Victorien, zwiſchen denen Blumengehänge ſich hinzogen, während zwölf Stromſchiffe, bis zur Maſtſpitze mit Flaggen, Wimpeln, Kränzen und Guirlanden bedeckt, den heiterſten Hintergrund gaben, in den vierten und letzten Abſchnitt, den Luſtgarten, hinüber. Dieſer war zunächſt mit 76 hohen Flaggenmaſten umſtellt, die zum Theil das Adler- und Bärenbanner, zum Theil die mehr als 50 Quadratfuß großen Provinzialbanner trugen. In der Mitte des Feſtraums ſtand ein Altar; zwiſchen dieſem und dem von 17 Hohenzollern-Statuen umſtellten Schloß erhob ſich auf doppeltem Poſtament eine 25 Fuß hohe Boruſſia. Den adlergekrönten Helm auf dem Haupte, in der Linken den Herrſcherſtab mit Eiſernem Kreuz, Kranz und Adler haltend, mit der Rechten den Siegerkranz darreichend, ſtand ſie in wallendem Mantel aufrecht da. Dieſe Coloſſal-Statue war vom Profeſſor Bläſer, unter Beihülfe der Gebrüder Dankberg, in wenigen Tagen hergeſtellt worden. An den vier Seiten des Poſtaments ſtanden die preußiſchen Siegestage ſeit Fehrbellin, zur Linken: Warſchau, Fehrbellin, Stralſund; zur Rechten: Leipzig, Paris, Belle-Alliance; auf der Rückſeite: Hohenfriedberg, Prag, Roßbach, Beuthen, Zorndorf; in Front: Düppel, Alſen, Skalitz, Königgrätz, Kiſſingen.

Auf der andern Seite des Altars — mit dem Rücken gegen das Muſeum ſtehend, die Front aber auf die Boruſſia und die 17 Hohenzollern-Statuen gerichtet — erhob ſich der für den König beſtimmte Pavillon. Ober-Hofbaurath Strack hatte dieſem Bau die Form eines prachtvollen Zeltes gegeben; Tribünen (darunter eine für die Mitglieder beider Häuſer des Landtags) bildeten auch hier die Umgebung.

Dies war die Herrichtung. Bereits um 9 Uhr Vormittags war die Feſtesſtraße von hin und her wogenden, feſtlich gekleideten Menſchenmaſſen gefüllt. Namentlich bot der Pariſer Platz mit den ringsum emporſteigenden, Kopf an Kopf beſetzten Tribünen ein überaus prächtiges und belebtes Bild. Die Fenſter an den öffentlichen und Privatgebäuden waren von Schauluſtigen dicht beſetzt, ja ſelbſt die Dächer bis an den Firſt waren Kopf an Kopf bedeckt; ebenſo waren die Bäume unter den Linden von Neugierigen occupirt.

Um 11 Uhr erſchien der König (der ſchon am Tage vorher in aller Stille in Berlin eingetroffen war) vor ſeinem Palais. Von den Prinzen und der Suite begleitet, ritt er auf der »Sadowa« die Linden entlang, nach allen Seiten hin huldreich dem enthuſiaſtiſchen Jubel dankend. Dieſer ſchwoll zu einem Sturm der Begeiſterung als er, ſobald er den Pariſer Platz erreicht hatte, ſeinen Ritt auf das Thor zu momentan unterbrechend, nach rechts und links auf die Plätze zuſprengte, wo die Verwundeten ſaßen und ſie aufs huldreichſte begrüßte. Dieſe erhoben ſich (einzelne ſchwenkten ihre Krücken) und jubelten ihrem geliebten Kriegsherrn zu.

Von dieſem Jubel begleitet, paſſirte der König das Brandenburger Thor nach außen zu und ſprengte vor die Front ſeiner Truppen, die von allen Seiten aus ihren Cantonnements herangerückt, inzwiſchen auf dem großen Königsplatz ihre Aufſtellung genommen hatten.

Um 11 Uhr, oder wenig ſpäter, begann das Läuten aller Glocken; gleich darauf eröffnete Feldmarſchall Graf Wrangel, an der Spitze der Generalität, den Einzug.

Unmittelbar vor dem Könige ritten: Graf Bismarck, General v. Moltke, Kriegsminiſter v. Roon, Generallieutenant v. Voigts-Rhetz und Generalmajor v. Blumenthal (als Generalſtabschefs der I. und II. Armee).

Dann der König. Hinter ihm der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl; hinter dieſen Prinz Carl, Prinz Albrecht, Prinz Adalbert, Prinz Alexander.

Dann die commandirenden Generale: Herwarth v. Bittenfeld, Vogel v. Falckenſtein, v. Bonin, v. Steinmetz, v. Manteuffel, v. Schmidt (vom pommerſchen Armeecorps), v. d. Mülbe.

Sobald der König das Thor paſſirt und das Podium erreicht hatte, auf dem die Jungfrauen der Stadt ſtanden, traten die Damen an ihn heran und Fräulein Henriette Gabler, auf weißſeidenem Kiſſen einen Lorberkranz überreichend, ſprach folgende, von Chriſtian Friedrich Scherenberg gedichtete Strophe:

Willkommen König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenſchaar!
Durchflog Boruſſia doch beſchwingter Sohle
In ſieben Tagen Friedrichs Sieben-Jahr;
Nun reicht, herab von ihrem Capitole,
Victoria den duft'gen Kranz Dir dar, —
Gott ging mit Dir und wird auch mit Dir gehn,
Bis überm Lorberſchatten Palmen wehn.

Der König erwiederte:

»Meine Damen! In Meinem Alter iſt man doppelt erfreut, wenn junge Damen einen ſo freundlichen Empfang bereiten. Ich danke Ihnen für die ſchönen Worte und den Kranz, den Ich gern annehme. Da Sie auch für die beiden Prinzen Kränze beſtimmt haben, ſo vertrauen Sie dieſelben nur Mir an. Ich werde ſie ihnen ſelbſt, als von Ihnen kommend, übergeben.«

Der König legte darauf dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl die Kränze um den Arm.

Vor dem Eingange zur Lindenpromenade, zwiſchen den beiden dort erbauten Podien für Magiſtrat und Stadtverordnete, hielt der König zum zweiten Mal. Oberbürgermeiſter Seidel trat vor und hielt in klarer, weithin hörbarer Sprache folgende Anrede, wohl das Bedeutendſte was in jenen Tagen geſprochen wurde:

»Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Im Namen der Stadt begrüße ich in Ehrfurcht Eure Königliche Majeſtät im Schmucke des Siegerkranzes, bringe ich dem Königlichen Kriegsherrn, dem ruhmvollen Verwalter der Macht und Ehre unſres Vaterlandes, den erhabenen und glorreichen Prinzen unſres Königlichen Hauſes, der herrlichen Armee, ihren Feldherren, Führern und Soldaten, aus treuem Herzen Bewunderung, Dank und Huldigung dar.

Nach funfzig Jahren — Jahren ernſter Arbeit, ſtrenger Zucht, mühevoller Uebung — iſt wiederum Preußen mächtig und entſcheidend eingetreten in die Laſt und Ehre ſeines Berufs.

Auf den Ruf ſeines Königs erhebt ſich das Volk in Waffen, feſten Muthes, ohne Uebermuth, ernſt, ruhig und bewußt: Erben des Ruhms unſrer Väter, Rüſtzeuge der Geſchicke, die ſich erfüllen ſollen.

Ein ſiebentägiger Schlachten- und Siegesgang zertrümmert die Heere Oeſtreichs, ein vierzehntägiger unvergleichlicher Vormarſch führt bis vor die Thore ſeiner Hauptſtadt.

Gegen mehr als die doppelte Ueberzahl, im Marſche fechtend, unaufhaltſam, dringen die Andern vor bis an die Ufer des Main, Neckar, Tauber.

Im Oſten und Weſten Sieg auf Sieg, wie im Fluge!

Nur die Ausſaat iſt des Menſchen. Ueber ſeine tapfren Thaten, wie über ſeinen weiſen Rath waltet Gott, der allein die Vollendung, allein der ſchweren Arbeit die goldene Ernte giebt.

Die Thaten, die geſchehen ſind, werth der alten Tage, werth des Ruhmes unſrer Väter, verzeichnet die Geſchichte auf ehernen Tafeln zum Gedächtniß für alle Zeiten.

Wir, die Mitlebenden, erneuern mit dankerfülltem Herzen unſerm König und Herrn die Gelübde unverbrüchlicher Treue, Liebe und Ehrfurcht.

Das große Pfand der Ehre und des Ruhmes, wir wollen treu und heilig es bewahren, es den ſpäteſten Geſchlechtern überliefern unverſehrt, ſo Gott will, mit reichem wachſenden Segen.

Der Weg iſt uns vorgezeichnet in dem alten, ewig jugendkräftigen Siegesruf: Mit Gott für König und Vaterland!«

Der König erwiederte:

»Ich danke Ihnen für die patriotiſchen Worte Ihrer Anſprache! Sie ſind ebenſo zu Meinem Herzen gegangen, wie ſie von Herzen kamen. Ich hatte gewünſcht, daß der heutige Tag mit ſeinem glänzenden Empfange nicht Meiner Perſon, ſondern nur den hier einziehenden Truppen gelten möge, da ſie ihn nicht allein als Repräſentanten der ganzen Armee, ſondern auch für ſich ſelbſt ſo wohl verdient haben. Da Sie aber auch Meiner erwähnt, ſo danke ich auch dafür und beauftrage Sie, der Stadt für die durchaus würdige Art und den ſo reichen Schmuck dieſes Empfanges Meinen Dank auszuſprechen.«

Bei lautloſer Stille wurden dieſe Worte geſprochen. Der König ritt, unter wachſendem Jubel, die Linden hinauf und nahm Aufſtellung an der Blücherſtatue. Der Einzug der Truppen und demnächſt der Vorbeimarſch begann. Die Reihe der Regimenter war die folgende:

1. Garde-Regiment zu Fuß, Oberſt v. Keſſel,
3. Garde-Regiment zu Fuß, Oberſt Knappe v. Knappſtädt,

2. Garde-Regiment zu Fuß, Oberſt v. Pape,
Garde-Füſilier-Regiment, Oberſt v. Werder,
4. Garde-Regiment zu Fuß, Oberſt v. Conta,
Mecklenburgiſches Grenadier-Bataillon,
Mecklenburgiſche Jäger,
Garde-Jäger-Bataillon,
Garde-Huſaren-Regiment,
Zwei Batterieen Garde-Artillerie,
1. kombinirtes Bataillon der 1. und Elb-Armee:
    eine Compagnie vom pommerſchen Grenadier-Regiment Nr. 2,
    eine Compagnie vom Leib-Regiment (1. brandenburgiſches) Nr. 8,
    eine Compagnie vom 1. magdeburgiſchen Infanterie-Regiment Nr. 26,
    eine Compagnie vom 3. weſtphäliſchen Infanterie-Regiment Nr. 16,
    eine Compagnie vom 2. rheiniſchen Infanterik-Regiment Nr. 28,
Regiment Gardes du Corps,
Garde-Cüraſſier-Regiment,
drei Garde-Batterieen,
die reitende Garde-Artillerie,
Train.

Während des Vorbeimarſches gab der König viele Zeichen beſonderer Huld und Gnade; einzelne Offiziere (darunter Verwundete, die den Arm noch in der Binde trugen) winkte der König an ſich heran. Als die 9. Compagnie 1. Garde-Regiments, in welcher Prinz Anton von Hohenzollern geſtanden hatte, vorbeidefilirte, warf der König ſein Pferd nach links, ritt an den Fürſten von Hohenzollern heran und drückte ihm ſtill die Hand.

Nach dem Vorbeimarſch wurden die zwölf eroberten Fahnen und Standarten abgebracht; ſie wurden von denen getragen, die dieſelben im Kriege erobert hatten. Wir geben ihre Namen:

Gefreiter Schellin vom 1. Garde-Regiment, Fahne vom Regiment Sachſen-Meiningen Nr. 46,
Gefreiter Bochnia vom 1. Garde-Regiment, Fahne vom Regiment Coronini Nr. 6,
Sergeant Förſter vom 46. Infanterie-Regiment, Fahne vom Regiment Giulay Nr. 33,
Gefreiter Görlitz vom 67. Infanterie-Regiment, Fahne vom Regiment Haugwitz Nr. 38,
Gefreiter Hewald vom 67. Infanterie-Regiment, Fahne vom Regiment Holſtein Nr. 80,

Gefreiter Bäßler vom 72. Infanterie-Regiment, Fahne vom Regiment Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 51,

Ulan Buchwald vom 1. Ulanen-Regiment, eine bei Nachod eroberte Fahne,

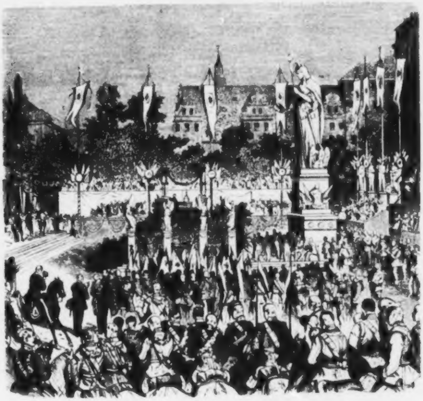
Sergeant Flauder vom 1. Ulanen-Regiment, Standarte vom Cüraſſier-Regiment Franz Joſeph,

Unteroffizier Neudelsdorff vom 2. ſchleſiſchen Dragoner-Regiment Nr. 8, Standarte vom Franz-Joſeph-Cüraſſier-Regiment,

Trompeter Duchale vom 2. ſchleſiſchen Dragoner-Regiment Nr. 8., Standarte vom 5. ehemaligen Chevauxlegers-Regiment,

Gefreiter Wurfſchmidt vom 10. Huſaren-Regiment, Fahne vom Regiment Erzherzog Karl Ferdinand.

Etwa um 1 Uhr ſchloß die Feſtlichkeit des erſten Tages. Der zweite Tag (21.) ſetzte die Feier fort. Die zweite Garde-Diviſion: die Regimenter Alexander, Franz, Eliſabeth und Auguſta hielten ihren Einzug. Der Jubel war derſelbe. Nach dem Vorbeimarſch folgte das Tedeum. Die Spielleute



ſchlugen zum Gebet an, Sänger und Muſiker intonirten und die ganze Verſammlung ſang: »Ein' feſte Burg iſt unſer Gott«. Nach dem Geſang ergriff der Feldproſt der Armee Thielen das Wort und ſprach über Pſalm 118, 23. »Das iſt vom Herrn geſchehen und iſt ein Wunder vor unſern Augen!« Ein Gebet und das Lied: »Herr Gott Dich loben wir« ſchloſſen die Feier. — Am Abend glänzte die Stadt in einem Meer von Licht. Alle Blätter brachten Einzugs-Gedichte. Wir geben eines:

Victoria hat heute Dienſt am Thor,
„Landwehr, zeig' Deine Karte vor
Paßkart' oder Steuerſchein,
Eins von beiden muß es ſein."
„„Alles in Ordnung. Jedenfalls
Bezahlten wir Steuer bei Langenſalz,
Wir zahlten die Steuer mit Blut und Schweiß."" —
„Landwehr paſſir', ich weiß, ich weiß."

Victoria hat heute Dienſt am Thor:
„Linie, zeig' Deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerſchein,
Ein Paß, das wird das beſte ſein."
„„Wir haben Päſſe, die Hände voll,
Zuerſt den Brückenpaß bei Podoll,
Dann Felſenpäſſe aus Weſt und Oſt:
Nachod, Skalitz und Podkoſt,
Und wenn die Felſenpäſſe nicht ziehn,
So nimm noch den Doppelpaß von Gitſchin,
Sind alleſammt geſchrieben mit Blut. —""
„Linie paſſir', is gut, is gut."

Victoria hat heute Dienſt am Thor,
„Garde, zeig' Deine Karte vor,
Preußiſche Garde, willkommen am Ort
Aber erſt das Loſungswort."
„„Wir bringen gute Loſung heim
Und als Parole 'nen neuen Reim,
Einen neuen preußiſchen Reim auf Ruhm.""
„Nenn' ihn, Garde!"
„„Die Höhe von Chlum.""
„Ein guter Reim, ich ſalutir',
Preußiſche Garde, paſſir', paſſir'."

Glocken läuten, Fahnen wehn,
Die Sieger drinnen am Thore ſtehn,
Eine Siegesgaſſe iſt aufgemacht
Oeſtreichſche Kanonen zweihundertundacht:
Und durch die Gaſſe die Sieger ziehn, —
Das war der Einzug in Berlin.

Schluß.

M 20. und 21. hatte der Einzug in Berlin ſtattgefunden; ſchon drei Wochen vorher, am 30. Auguſt, war der mit Oeſtreich in Prag verhandelte Friede ratificirt worden.

Der Prager Friede war im Weſentlichen eine bloße Feſtſtellung der bereits im Nicolsburger Präliminar-Vertrage (vergl. S. 294) aufgeſtellten Punkte. Wir recapituliren, unter Weglaſſung alles Nebenſächlichen, noch einmal in aller Kürze.

Oeſtreich erkannte die Auflöſung des bisherigen deutſchen Bundes an und gab ſeine Zuſtimmung zu einer Neugeſtaltung Deutſchlands.

Es erklärte ſich zugleich mit allen von Preußen vorzunehmenden Territorialveränderungen einverſtanden, wogegen Preußen ſich verpflichtete, das Königreich Sachſen in ſeinem bisherigen Umfange beſtehn zu laſſen.

Es (Oeſtreich) erklärte ſich ferner bereit, alle im Wiener Frieden erworbenen Rechte auf Schleswig-Holſtein an Preußen abzutreten, unter Vorbehalt einer in den nördlichen Diſtricten mit Rückſicht auf einen etwaigen Anſchluß an Dänemark vorzunehmenden Abſtimmung (der ſeitdem ſo oft citirte Paragraph 5).

Alle übrigen deutſchen Staaten traten dieſen Abmachungen bei, in ſo weit ſie nicht ſchon vorher, wie Würtemberg am 13., Baden am 17., Baiern am 22., ihren Separatfrieden mit Preußen geſchloſſen hatten.

Das Geſammtreſultat aller dieſer Verträge war, daß uns außer Schleswig-Holſtein, Hannover, Kurheſſen, Naſſau und Frankfurt a. M. auch noch kleinere Bezirke zufielen und zwar von Heſſen-Darmſtadt: die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, die Kreiſe Biedenkopf und Vöhl; von Baiern: das Bezirksamt Gersfeld, Orb und die Enclave Caulsdorf. Erheblich waren die aufzubringenden Kriegskoſten. Baiern zahlte 30, Würtemberg 8, Baden 6, Heſſen-Darmſtadt 3 Millionen Gulden; Sachſen 10, Oeſtreich 40 Millionen Thaler, von welchen letztern jedoch 20 Millionen Thaler Kriegskoſten aus dem Feldzuge gegen Dänemark und Verpflegungsgelder für die preußiſche Armee bis zum Friedensſchluß in Abzug kamen.

Das Reſultat unſrer Siege war groß, die Siege ſelbſt ſo glänzend, daß die Frage (in ganz Europa ventilirt) nicht ausbleiben konnte: »worin die Urſach unſrer Erfolge zu ſuchen ſei?« Die wunderbarſten, meiſt die einſeitigſten Antworten wurden gegeben, und während die einen, vorwiegend militairiſch, alles aus der Oberleitung des Ganzen oder aus der taktiſchen Ausbildung des einzelnen Mannes, oder endlich aus der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs erklären wollten, glaubten die andern, mit ähnlicher Ausſchließlichkeit, unſer zu Tage getretenes Uebergewicht in unſerm Ehr- und Pflichtgefühl, in der alle Klaſſen durchdringenden Vaterlandsliebe, ganz beſonders auch in unſrer Maſſenbildung finden zu müſſen. Das ſeitdem tauſendfach citirte Wort wurde laut: »der preußiſche Schulmeiſter hat den öſtreichiſchen geſchlagen.«

Durch Herausgreifen und beſonderes Betonen von dieſem oder jenem war aber ſchwerlich das Richtige zu finden. Uns will es vielmehr erſcheinen:

> wir ſiegten nicht, weil wir unſern Gegnern im Einzelnen, in dem einen oder andern über jeden Vergleich hinaus überlegen waren;
>
> wir ſiegten noch viel weniger, weil wir ihnen in all und jedem überlegen waren (dies war einfach nicht der Fall);
>
> wir ſiegten vielmehr lediglich deshalb, weil wir ihnen im Ganzen überlegen waren.

Wir glichen jenen Examinanden, die mit »gut« oder ſelbſt »ſehr gut« abſchließen, weil ſie, ohne eklatant hervorragende Begabung, ihre Kräfte gleichmäßig ausgebildet haben, während unſre Gegner, mit ihren einzelnen hohen Nummern, die niedrigen Nummern innerhalb anderer Disciplinen nicht balanciren konnten. Wir paſſirten alles glücklich, nicht mit Hülfe einzelner apart hoher Factoren im Exempel, ſondern lediglich mit Hülfe des Facits, der Geſammtſumme. Unſer Enſemble war unſre Ueberlegenheit. Maſſenbildung, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe, Zündnadel, Taktik, Oberleitung — alles hat zu ſeinem Theile beigetragen, das Ganze glänzend hinauszuführen.

Die Oeſtreicher waren wahrlich keine verächtlichen Feinde. Kavallerie, Artillerie, Jäger zählten zu den denkbar beſten Truppen; viele Regimenter ſchlugen ſich mit heroiſchem Muth; die Offiziere waren zur größern Hälfte, die Truppen zu beträchtlichem Theile kriegsgeübt; — dennoch unterlagen ſie, weil ihnen, oder doch ihrer Majorität, anderes völlig fehlte. Ihre Gaben waren ungleich, während wir über ein gewiſſes Gleichmaß der Kräfte verfügten.

In den leitenden Kreiſen Wiens, all den leidenſchaftlichen Stimmen gegenüber, die über die drei Wörter: Zufall, Verrath, Zündnadel nicht hinaus konnten oder wollten, iſt die Bedeutung dieſes Gleichmaßes der Kräfte inzwiſchen klar erkannt worden, und alles, was ſeit 1866 innerhalb der öſtreichiſchen Armee geſchehen iſt, zielt darauf ab, nicht das Einzelne zu perfectioniren, ſondern das Ganze zu heben. Und das iſt zweifellos der richtige Weg. Neidlos ſehen wir unſern alten Rivalen dieſen Weg betreten. Die Hoffnung erfüllt uns dabei, daß es uns in Zukunft vergönnt ſein möge, neben ihm und nicht gegen ihn zu ſtehn.

Vor allem aber, wenn wir Umſchau im eignen Kreiſe halten, erfüllt uns die Hoffnung, daß es alsbald in allen Neu-Provinzen von unſrer preußiſchen Herrſchaft heißen möge (wie ſeinerzeit vom frieſiſchen Hemd): »erſt juckt es, aber hinterher ſitzt es warm«, und daß wir heute ſchon unſern ſüddeutſchen Brüdern die Worte des Dichters, unſres alten Kaiſerſängers, zurufen dürfen:

Aber ihr, die dieſer Zeiten
Sturm gebeugt, erhebt das Herz!
Künftig Heil will ſich bereiten,
Und die Wandlung nur iſt Schmerz.
Brach auch Theures euch zuſammen,
Lernt auf's Ganze gläubig ſehn!
Lodernd muß der Holzſtoß flammen,
Soll der Phönix auferſtehn

Drum getroſt und ſchwört in treuer
Kraft zum großen Vaterland,
Und des heil'gen Opfers Feuer
Schürt es ſelbſt mit frommer Hand!
Werft der Eiferſucht Gedanken,
Werft den alten Groll hinein, –
Brauſend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.

O, dann kommſt du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet ſteigt,
Da ein Geiſt der Eintracht drinnen
Wie am Pfingſtfeſt niederzückt
Und des Kaiſers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit ſchmückt!

1866
PREUSSENS SIEGREICHEM HEERE

Verzeichniß

der Bücher, Brochüren, Zeitſchriften und Zeitungen, die benußt wurden.

Der Feldzug von 1866 in Deutſchland (Preußiſches Generalſtabswerk). Berlin, Mittler und Sohn. 1868.

Oeſtreichs Kämpfe im Jahre 1866 (Oeſtreichiſches Generalſtabswerk). Wien, Gerold. 1868.

Amtliche ſächſiſche und bairiſche Berichte, wie ſie vor Erſcheinen der Generalſtabswerke veröffentlicht wurden.

Die Theilnahme der II. Armee unter dem Obercommando des Kronprinzen. Berlin, A. Bath. 1866.

Preußens Feldzüge gegen Oeſtreich und deſſen Verbündete im Jahre 1866; vom Oberſt A. Borbſtädt. Berlin, Mittler. 1866.

Preußens Feldzug 1866 vom militairiſchen Standpunkt, nach den jeßt vorhandenen Quellen von G. v. G.

Capitain Heziers Berichte vom Kriegsſchauplaße (zuerſt in der Times erſchienen). Berlin, C. F. Weiß. 1866.

Das 2. Garde-Regiment zu Fuß im Feldzuge 1866; vom Oberſt v. Pape. Berlin, Sittenfeld. 1868.

Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug von 1866. Berlin, Voſſiſche Buchhandlung.

Theilnahme des Garde-Schüßen-Bataillons am Feldzuge von 1866. Von Heinrich Graf v. Schlieffen. Berlin, v. Decker. 1868.

Das 2. Bataillon des 3. Garde-Regiments zu Fuß. Erinnerungen an den Feldzug von 1866 von R. v. Arnim. Hannover, Helwing. 1868.

Mein Sommer unter den Waffen; von Th. Batke, ehemaligem Gefreiten im Kaiſer-Franz-Grenadier-Regiment. Berlin, Stilke u. van Muyden.

Unter der Fahne des 2. Bataillons Franz; von Albrecht Kunth, ehemaligem Unteroffizier der 6. Compagnie. Berlin, Weidmanniſche Buchhandlung. 1867.

Im Felde. Erinnerungen eines Freiwilligen im Füſilier-Bataillon des Kaiſer-Franz-Regiments. Berlin, Stilke u. van Muyden. 1867.

Die Theilnahme des V. Armee-Corps, ſpezieller der 10. Infanterie-Diviſion, an dem Feldzuge von 1866. Berlin, Mittler. 1868. (Abgedruckt in: Beiheft zum Militair-Wochenblatt.)

Die 11. Infanterie-Diviſion und ihre Artillerie im Feldzuge von 1866. Ein Vortrag, gehalten von R. Bröcker. Berlin, Mittler. 1867.

Die Kämpfe des Stolberg'ſchen Corps; aus dem Tagebuche eines preußiſchen Jägeroffiziers; von H. v. Clauſewitz. Darmſtadt, Zernin. 1868.

Die preußiſche 19. Brigade (Regimenter 6 und 46) im Kriege von 1866. Von P. v. Probſt. Berlin, Schleſier. 1868.

Die Theilnahme des II. Armee-Corps (Pommern) am Feldzuge von 1866. Stettin, v. d. Nahmer. 1866.

Die Theilnahme des 42. Regiments am Feldzuge von 1866, von v. Romberg. Stralſund, S. Bremer. 1868.

Der Antheil des 26. Infanterie-Regiments am Feldzuge von 1866. Von Hauptmann Fritſch. Magdeburg, Baenſch. 1867.

Die Theilnahme des 66. Infanterie-Regiments an der Schlacht von Königgrätz. Von Hauptmann v. Sobbe. Magdeburg, Heinrichshofen. 1869.

Antheil des 27. Infanterie-Regiments an dem Gefecht bei Münchengrätz und an der Schlacht von Königgrätz, vom Oberſten F. v. Zychlinski. Halle, Fricke. 1866. (Das treffliche Werk des Hauptmanns Hellmuth: „Geſchichte der letztvergangenen vier Jahre des 2. Magdeburgiſchen Infanterie-Regiments Nr. 27“ erſchien zu ſpät, um noch von mir benutzt werden zu können.)

Meine Erlebniſſe im 67. Infanterie-Regiment im Feldzuge von 1866, von Heinrich Freiherrn v. Gablenz. Berlin, Stilke u. van Muyden. 1867.

Kriegstagebücher aus 1864 und 1866. Vom Freiherrn v. Strombeck. Darmſtadt, Zernin. 1869.

Die preußiſche Cavallerie 1866. Dargeſtellt von L. v. Beſſer. Berlin, A. Duncker. 1868.

Die 69er bei Hühnerwaſſer, Münchengrätz und Königgrätz. Drei Monographieen von J. Blaenkner. Berlin, Mittler. 1868 und 69.

Die Elbarmee im Feldzuge von 1866. Von Chevalier. Breslau, M. Mälzer. 1869.

Der Feldzug von 1866 in Weſt- und Süddeutſchland, von E. Knorr. Hamburg, Meißner. 1867 und 69.

Chronik der Kriegs-Ereigniſſe in der Stadt Hammelburg 1866. Von G. M. Rappert. Hiller in Hammelburg.

Das Treffen bei Kiſſingen, von A. v. Goeben, Generallieutenant. Darmſtadt, Zernin. 1868.

Das Gefecht von Frohnhofen, Lauſach und Weiler. Von einem Augenzeugen. Darmſtadt, Zernin. 1867.

Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Mainarmee im Sommer 1866. Von L. Hölzermann. Detmold, Meyerſche Hofbuchhandlung. 1866.

Die Dreizehner in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge des Jahres 1866. Von F. v. T. Münſter, Obertüſchen. 1866.

Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des VIII. Deutſchen Bundes-Armee-Corps im Feldzuge 1866 in Weſtdeutſchland. Darmſtadt, Zernin. 1867.

Zur Beurtheilung des Verhaltens der badiſchen Felddiviſion im Feldzuge 1866. Darmſtadt, Zernin. 1866.

Die Operationen des VIII. Deutſchen Bundes-Corps im Feldzuge 1866. Darmſtadt, Zernin. 1868.

Meine Eindrücke aus dem bairiſch-preußiſchen Feldzuge 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. 1867.

Die Hannoveraner in Thüringen und die Schlacht bei Langenſalza. Langenſalza, Klinghammer. 1866.

Der Feldzug der Mecklenburger nach Baiern im Sommer 1866. Ludwigsluſt. 1867.

Die Hannoveraner vor Eiſenach am 24. Juni 1866. Offnes Sendſchreiben an den Miniſter Seebach von Onno Klopp. Wien, Braumüller. 1869.

Offnes Sendſchreiben an den Archivrath Onno Klopp über die Ereigniſſe vor der Schlacht bei Langenſalza, von Camillo v. Seebach. Gotha, Perthes. 1869.

Aus dem Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs. Separatabdruck aus dem Königlich Preußiſchen Staatsanzeiger.

Preußiſche Siegeschronik von 1866. Berlin, R. v. Decker. 1866.

Militairiſche Biographieen des Offiziercorps der preußiſchen Armee, redigirt von G. v. Glaſenapp.

Taktiſche Rückblicke auf 1866. Berlin, F. Dümmler. 1869.

Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866. Dargeſtellt und beurtheilt von W. v. Williſen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1868.

Abriß des öſtreichiſch-preußiſchen Krieges im Jahre 1866, vom Oberſt Dragomirow. Berlin, A. Bath. 1868.

Der Krieg in Böhmen 1866. Eine Kritik des Feldzugs vom engliſchen Oberſtlieutenant A. C. Cooke. Berlin, A. Bath. 1867.

Der Krieg gegen Preußen 1866. Brünn, Wincker. 1869.

Der Krieg im Jahre 1866. Kritiſche Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. Leipzig, O. Wigand. 1866.

Rückblicke auf den Krieg 1866, von J. N. Wien, Auer. 1868.

Erlebniſſe eines Johanniterritters auf dem Kriegsſchauplatze in Böhmen, von B. v. Werder. Halle, Mühlmann. 1867.

Sechs Wochen im Felde, von Dr. W. F. Beſſer. Halle, Mühlmann. 1866.

Die evangeliſchen Geiſtlichen im Feldzuge von 1866. Vom Hof- und Garniſonprediger B. Rogge. Berlin, Rauh. 1867.

Erlebniſſe eines freiwilligen Feldgeiſtlichen auf dem Kriegsſchauplatz in Böhmen, vom Prediger Keßler. Brandenburg. 1866.

Von Berlin nach Nicolsburg. Skizzen aus dem Kriegsjahre 1866 von J. Horwitz. Berlin, J. Springer. 1866.

Tagebuch vom öſtreichiſchen Kriege, von Hans Wachenhuſen. Berlin, Hausfreund-Expedition.

Erinnerungsblätter, 1866. Von B. v. Peter. Berlin, Druck von E. S. Mittler.

Streifzüge preußiſcher Verwaltung durch Böhmen, von G. Steinmann. Berlin, Dümmler. 1866.

Achtzig Tage in preußiſcher Gefangenſchaft und die Schlacht bei Trautenau. Von Dr. Hieronymus Roth. Prag, Bellmann. 1867.

Militairiſche Zeitſchriften: Militair-Wochenblatt (Berlin), Militairiſche Blätter (Berlin), Allgemeine Militair-Zeitung (Darmſtadt), Oeſtreichiſche Militairiſche Zeitſchrift herausgegeben von Streffleur (Wien).

Zeitungen: Kreuz-Zeitung, Norddeutſche Allgemeine Zeitung, National-Zeitung, Voſſiſche Zeitung, Speneriſche Zeitung, Kölniſche Zeitung, Königsberger Hartungſche Zeitung, Schleſiſche Zeitung, Breslauer Zeitung, Leipziger Zeitung, Dresdner Journal, Nürnberger Kurier, Augsburger Zeitung, Deutſche Allgemeine Zeitung, Wiener Preſſe, Neue Freie Preſſe.

Anhang.

Die Denkmäler.

Das ſiegreiche Heer iſt heimgekehrt, die lorberumkränzten Fahnen und Standarten ſind mit ehrenden Bändern geſchmückt, die gefangenen Feinde in ihre Heimath zurückgeführt, die Verwundeten, mit zärtlicher Sorgfalt behandelt, geheilt ihren Familien oder ihren Truppentheilen wiedergegeben.

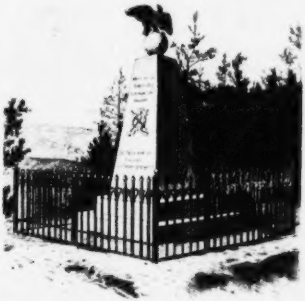
Der auf fremdem Boden Gefallenen und Geſtorbenen liebend zu gedenken, ihre Begräbnißſtätten mit äußeren Zeichen der Liebe und Sympathie zu ſchmücken, dieſe wehmüthig-ſüße Pflicht bleibt der Sorge der Waffengefährten und Familienangehörigen vorbehalten. Denkmal auf Denkmal entſteht, freundlicher und gegneriſcher Seits. Ehrende Bereitwilligkeit der fremden Regierungen geſtattet, daß die Stätten, in ſchwerem Kampfe mit dem Herzblute der Kinder unſres Vaterlandes errungen, fortan als ſichtbare Erinnerungen jener ſchweren Stunden ungeſtört und geehrt von Freund und Feind erhalten werden. Und noch lange, wenn die Spuren der großen Ereigniſſe des Jahres 1866 nicht mehr deutlich reden, werden dieſe Denkſteine, als ſtumme Zeugen einer großen Vergangenheit, Wallfahrtsorte ſein, an denen Vaterlandsliebe und Heldenſinn neuen Aufſchwung gewinnen können.

Der Zeichner der Illuſtrationen dieſes Buches hat verſucht, in nachfolgender Reihe, ſo weit als erreichbar, die hervorragendſten Grabmäler, preußiſche ſowohl als die ehemaliger Waffengegner, ſofern ſie Gefallenen einzelner Truppentheile oder ausgezeichneten Führern gelten, vorzuführen. Größtentheils ſind dieſe Monumente an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, andere nach Photographieen. Für die Denkmäler am Main, namentlich derer bei Roßbrunn und auf dem Kirchhofe von Uettingen, ſind die ausgezeichneten Photographieen von C. Hoffmann, Großherzoglich ſächſiſchem Hof-Photographen in Erfurt, maßgebende Originale geweſen. Bei den öſtreichiſchen Denkmälern in Böhmen herrſcht die Obeliskenform ſehr vor, ſo daß aus dieſem Grunde, um Monotonie zu vermeiden, von der Abbildung vieler derſelben, z. B. des Denkmals des K. K. 29. Feldjäger-Bataillons auf dem Muskyberge bei Münchengrätz, des auf der Höhe von Horenowes errichteten und anderer, Abſtand genommen werden mußte.

Den auf den Schlachtfeldern aufgeführten Monumenten ſind die bedeutenderen, in Garniſonorten errichteten oder in Errichtung begriffenen, abbildlich angereiht.

Denkmal des 6. Oſtpreußiſchen Infanterie-Regiments Nr. 43

auf dem Kapellenberge bei Trautenau, dicht bei der St. Johanniskapelle, eingeweiht am 22. Oktober 1868.



Obelisk von Bunzlauer Sandſtein, 8' hoch, auf je 1' hohen Granitſtufen, bekrönt mit metallenem Adler, im Ganzen 13' hoch.

Die nach Hohenbruck zugekehrte Seite des Denkmals trägt die Widmung:

Dem Andenken
seiner am 27.
Juni 1866 auf
diesen Höhen
gefallenen Kameraden weiht
dieses Denkmal
das Offizier-Corps
des 6. Ostpr. Infant.-
Regiments No. 43.

Die linke Seite zeigt zwiſchen Emblemen die Worte:

Wer kühn und todesmuthig
Im Kampfe sich bewährt,
Dess Name wird von Freunden
Und Feinden gleich geehrt.

Die nach Trautenau zugekehrte Vorderſeite die Worte:

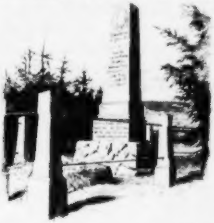
Es starben
den schönen
Soldaten-Tod:
Major
Friedr. v. Höllesheim
Hauptmann
Freiherr Fritz v. Braun
Premier-Lieutenant
Eduard v. Keber
Seconde-Lieutenant
Fritz Dewischeit
Vice-Feldwebel Kirsch
3 Unteroffiziere
77 Musketiere
21 Füsiliere.

Die rechte Seite den auf den Denkmälern noch oft wiederkehrenden Spruch:

Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des ewigen Lebens geben.

Denkmal des Königlichen 8. Oſtpreußiſchen Infanterie-Regiments Nr. 45

auf der halben Höhe des Kapellenberges bei Trautenau, von der Aupaſeite her.
Grauer Sandſtein-Obeliſk auf 2 Stufen. Errichtet im Auguſt 1867



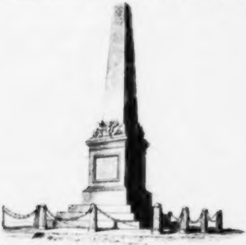
Trägt auf der Hauptſeite unter einem goldenen
Kranze die Worte:
Trautenau,
den 27. Juni 1866.

Hauptmann Gustav v. Gabain
Hauptmann Wilh. v. König
Sec.-Lieutenant Ernst Treuge
Sec.-Lieutenant Ernst Stampe.

Am Sockel die Widmung:
Seinen im Kampf gefallenen
Kameraden. Das Offizier-Corps
des Königlichen 8. Ostpreussischen
Infanterie-Regiments No. 45.

Die andern 3 Seiten ſind mit den Namen
der gefallenen Mannſchaften der 3 Bataillone
des Regiments ausgefüllt.

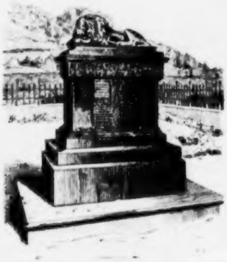
Oeſtreichiſches Denkmal auf der Gablenzhöhe bei Trautenau.



Sandſtein-Obeliſk, weithin ſichtbar, mit reichen Waffengruppen, circa 50' hoch.

Denkmal für Oeſtreicher und Preußen,

errichtet von den Gebrüdern Walzel, Fabrikbeſitzern in Parſchnitz bei Trautenau, in deren Fabrik 411 verwundete Preußen und Oeſtreicher aus den Schlachten bei Trautenau, Skalitz und Königgrätz lagen, von welchen 48 ſtarben. Es ſteht nahe dem ſogenannten Krähenberg und der Aupa, unweit Parſchnitz.



Der metallene Sockel auf ſteinernem Unterſatze trägt den ſchlafenden Löwen von Rauch, vom Denkmal Scharnhorſts auf dem Invalidenkirchhofe in Berlin, in Metallguß und an Vorder- und Hinterſeite die Namen und Heimath der Gefallenen. Das Gitter, womit das Denkmal umgeben, iſt aus Lanzen gebildet. Jede fünfte Lanze iſt in einer nach dem Treffen aufgefundenen, nicht explodirten Granate befeſtigt.

Bronzene Gedenktafel an dem ſteinernen Kreuz bei Rudersdorf,

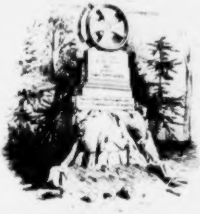
an der Stelle, wo Oberſtlieutenant v. Gaudy fiel und mit anderen Gefallenen begraben wurde.

Von den vielen Tapferen, welche am 29. Juni 1866 hier den Heldentod starben, erinnern die Kameraden des K. Preuss. Franz-Grenadier-Rgts. No. 2 sich mit Liebe und Anerkennung der Namen des Oberstlieut. Baron v. Gandy, Hauptm. v. Witzleben, Premierlieut. v. Reitzenstein, Secondelieut. v. Weiher. Ehre ihrem Andenken, sie starben den Tod für König und Vaterland.

Die Abbildung dieſes Kreuzes befindet ſich auf Seite 415 des erſten Theiles bei der Scene: Begräbniß Gaudys und anderer bei Rudersdorf Gefallenen. v. Gaudys Leiche iſt ſpäter ausgegraben, nach Berlin übergeführt und auf dem dortigen Invalidenkirchhofe wieder begraben worden.

Denkmal, errichtet von Offizieren und Mannſchaften des 6. Brandenburgiſchen Infanterie-Regiments Nr. 52, ſowie des 2. Schleſiſchen Dragoner-Regiments Nr. 8 in Wyſokow bei Nachod,

eingeweiht am 12. Juli 1868.



Auf der Vorderſeite des Sockels die Inſchrift:

Den
in den Kämpfen
am
27., 28. und 29. Juni
1866.
gefallenen
tapferen Kameraden.

Darunter:

Nach einem Entwurfe Ihrer
Königlichen Hoheit
der Frau Kronprinzessin von Preussen
gefertigt.

Auf der Rückſeite ſteht:

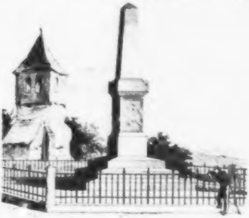
Es starben den Heldentod:
Vom 6. Brandenb. Inftr.-Rgt. No. 52
Hauptmann Fritz Henduck
Premierlieut. Alexander v. Borowski
Secondelieut. Paul Walther
Secondelieut. Felix Grano
Secondelieut. Erich v. Schulz
und 36 Unteroffiziere und Gemeine.

Vom 2. Schlesischen Dragoner-Rgt. No. 8
Major Adwig v. Natzmer
Premierlieut. Hugo v. Pogrell
Secondelieut. Erich v. Boehm II
und 14 Unteroffiziere und Gemeine.

Vom K. K. Oestreichischen Inftr.-Rgt. Hartmann
ruht hier mit preuss. Kameraden
Hauptmann Ziegler.

Oeſtreichiſches Denkmal auf dem Wenzelsberge bei Nachod.

Obelisk von rothem Granit auf weißen Stufen mit der Inſchrift



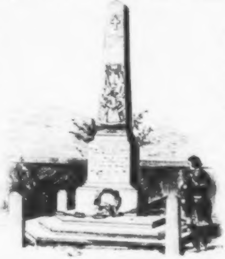
Den
am 27. Juni 1866
hier gefallenen
Waffenbrüdern.
Die Kameraden
des K. K.
6. Armee-Corps.

Denkmal für die am 27. Juni 1866 im Gefecht von Oswiecim Gefallenen des 3. Oberſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 62,

auf dem katholiſchen Kirchhofe in Oswiecim, eingeweiht am 22. September 1867, faſt 18′ hoch. Sockel mit den Stufen aus Sandſtein, der Würfel und der Obelisk aus grauem ſchleſiſchen Marmor

Auf der Vorderſeite befinden ſich folgende Worte:

Ruhe-Stätte der am 27 Juni 1866 in dem Gefecht bei Oswiecim den Heldentod für König und Vaterland gefallenen 27 preuss. Soldaten. Mitgewidmet von dem Offizier-Corps des Königl. 3. Oberschles. Infanterie-Regiments No. 62.



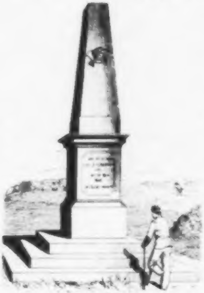
Auf der gegenüberſtehenden Rückſeite:

Gefallen v. d. 10. u. 11. Comp. 3. Oberschles. Inftr.-Rgts. No. 62: Hauptm. u. Comp.-Chef Graf v. Königsdorff, Lieut. P. Böge, Uffz. C. Burdzik u. B. Renisch, Gefr. J. Krzizok, Gem. J. Jonkisch.

Ruhm und Ehre ihrem Andenken.

Denkmal für das K. K. 5. Feldjäger-Bataillon,

auf der Höhe nahe Dubno gegen Skalitz und Zlic zu. Grauer Sandſtein-Obelisk mit goldenem Jägerhorn und der Aufſchrift



Das
Offizier-Corps
des K. K. 5. Jäger-
Bataillons
den
am 28. Juni
1866
gefallenen
Kameraden
(und 162 Jägern).

Denkmal für die am 27. und 28. Juni 1866 Gefallenen des Königs-Grenadier-Regiments, 2. Weſtpreußiſches Nr. 7,

an der Chauſſee von Nachod, kurz vor Skalitz, enthüllt am 28. Juli 1867. Grauer Granitſockel mit ſchwarzen Eiſentafeln und Kreuz.

Die Vorderſeite
des Sockels
enthält:

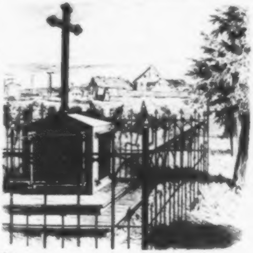
Königl. preuss.
Königs-Grenadier-Regiment
2. Westpreuss.
No. 7.

Darunter:

Nachod, den
27. Juni
Skalitz, den
28. Juni 1866.

Die Rückſeite:

Sie starben
den Heldentod
und ruhen in
Frieden.



Die linke Seitenfläche:

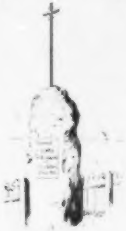
Hptm. C. v. Natzmer
" Herm. v. Förster
" G. v. Bülzingslöwen
S.-Lt. R. v. Niebelschütz
" J. v. Rohrscheidt
" A. v. Rothmaler
P.-F. Fr. Hoffmann.

Die rechte Seitenfläche:

1. Bat.: 3 Uffz. 22 M.
2. Bat.: 3 Fw. 6 Uffz. 61 M.
Füs.-Bat.: 2 Uffz. 32 M.

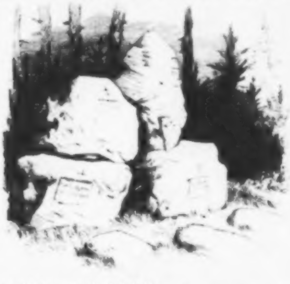
Denkmal nahe bei der Chauſſee Skalitz-Slie,

beſtehend in einem Eiſenkreuz auf einem Steinunterſatz, deſſen Schriftplatte lautet



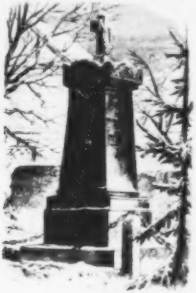
Hier ruhet
der Kaiserlich Königliche General Fragnern
mit 480 seiner Tapfern. 28. Juni 1866.

Denkſteine auf dem Wege von Staudenz nach Burkersdorf.

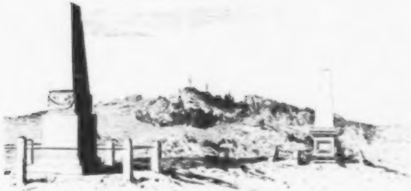


Für Hans v. Müller, geb. 25. Juli 1846,
Rudolf v. Byern, geb. 15. Dec. 1842, } gefallen am 28. Juni 1866
Paul v. Sydow, geb. 3. Mai 1844, und
Curt v. Drigalski, geb. 2. Nov. 1843, an den Wunden gestorben 15. Juli 1866.

Oeſtreichiſches Denkmal im Dorf Schweinſchädel
für die Gefallenen des K. K. 37. Infanterie-Regiments Erzherzog Joſeph



Preußiſche Denkmäler bei Diletz
Das vordere ein grauer Sandſtein-Obelisk.

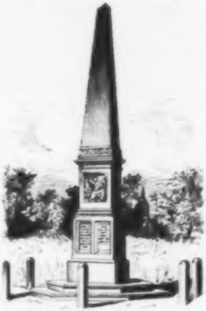


Den am 29. Juni 1866 gefallenen
Kameraden des 5. Brandenburgischen
Infanterie-Regiments No. 48.

Das zurückſtehende gleichfalls in Obeliskenform
Ihren tapferen im Gefecht bei Jicin
am 29. Juni 1866 gefallenen Kameraden.

Major v. Rheinbaben, Commandeur des
I. Bat., 1 Unteroffizier, 13 Grenadieren
und 4 Füsilieren, von den Offizieren und
Mannschaften des Königl. Preussischen
Leib-Grenadier-Regiments, 1. Brandenb.
No. 8, als ehrendes Andenken.

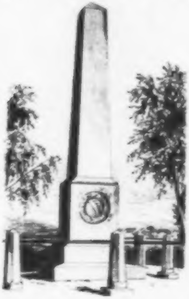
Sächſiſch-öſtreichiſches Denkmal,



vor dem Eingange nach Gitſchin, an dem Punkt, wo die Chauſſeen von Münchengrätz und Turnau zuſammenſtoßen; ein circa 36' hoher, dreiſeitiger Obelisk von grauem Sandſtein mit deutſcher und böhmiſcher Inſchrift.

Gewidmet den in der Schlacht bei Jicin am 29. Juni 1866 gefallenen östreichischen und sächsischen Kriegern.

Sächſiſches Denkmal vor Gitſchin,

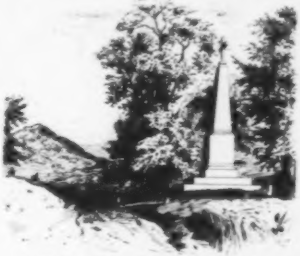


auf der ſogenannten Diletzer Höhe, nach dem Entwurf des Königl. ſächſ. Ingenieuroberſten Peters, vom Steinmetzen C. Uhlmann in Dresden in ſächſiſchem Sandſtein, 8 Ellen hoch, ausgeführt. Aus Beiträgen ſächſiſcher Offiziere errichtet.

Auf der einen Seite des Piedeſtals iſt das ſächſiſche Wappen im Eichenkranz, von der Inſchrift: virtuti in bello — providentiae memor umgeben, auf der andern die Widmung: Das Königl. sächsische Armee-Corps seinen am 29. Juni 1866 auf dem Felde der Ehre gefallenen Waffenbrüdern.

Denkmal für die Gefallenen des K. K. 42. öſtreichiſchen Regiments König v. Hannover,

bei Lochow, ziemlich an der Stelle, wo Generallieutenant v. Werder nach der Einnahme des Bradaberges Geſchütze auf der Anhöhe auffahren ließ zur Beſchießung der abziehenden Sachſen und Oeſtreicher. Die Inſchrift auf dem Denkmal lautet

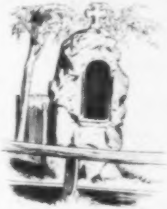


Den in treuer Pflichterfüllung auf dem Felde der
Ehre gefallenen Waffengefährten widmet dieses
Denkmal der Erinnerung das Offizier-Corps des K. K.
östreichischen 42. Linien-Infanterie-Regiments.

Unter den Gefallenen befanden ſich: der Commandeur des Regiments, Ritter v. Kolbenſchlag, 13 Offiziere, 7 Feldwebel, 13 Führer, 19 Corporale, 47 Gefreite, 4 Tambours und 472 Soldaten.

Denkmal für Hauptmann v. d. Dollen,

in einem Garten am Eingange nach Dub, von Steinen aufgeführt, mit ſchwarzer Schrifttafel und nachſtehender Bezeichnung

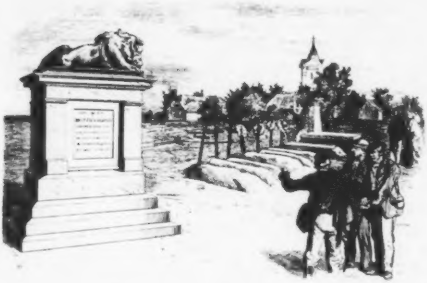


Hier ruhet in Gott
Theodor Hermann
Eduard
v. d. Dollen
Hauptmann im pomm.
Feld-Artillerie-Rgt.
No. 2
geb. 7. Juni 1829
gest. 3. Juli 1866.

Siehe in meine Hände
habe ich mich gezeichnet

Denkmal der Königl. preußiſchen 1. Garde-Infanterie-Diviſion, auf der Höhe von Chlum,

in weißem Marmor ausgeführt, mit dem ruhenden Löwen in Erzguß, enthält auf der nach Königgrätz zugekehrten Seite die Inſchrift:



Hier ruhen
Generallieut. Freiherr Hiller v. Gärtringen,
Commandeur der 1. Garde-Infanterie-Division.
Oberstlieut. v. Helldorf. 1. Garde-Regiment zu Fuss.
Premierlieut. v. Vogeley. Garde-Füsilier-Regiment.
Secondelieut. v. Maltzahn. Garde-Füsilier-Regiment.
Secondelieut. v. Pape. 2. Garde-Regiment zu Fuss.

Auf der gegenüberſtehenden Seite die Widmungsworte:

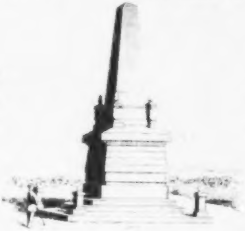
Ihren gebliebenen Kameraden
die Offiziere
der Königl. preuss. 1. Garde-Infanterie-Division
III. Juli MDCCCLXVI.

Auf dem großen, das Denkmal umgebenden Platz, nach dem Dorf zu, ſind die Gräber der genannten Offiziere und des Jaroslav Jiemski porucik 52. plaka (Commandeur des K. K. 52. Infanterie-Regiments.

Oeſtreichiſches Denkmal auf der Höhe von Chlum,

wo die Schanzen ſtanden. 30′ hoch in Sandſtein, errichtet vom Ritter v. Liebig.

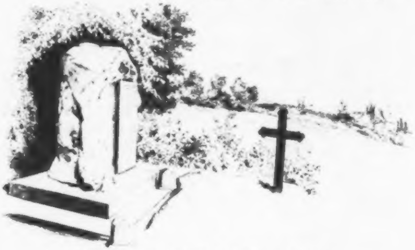
Auf der Hauptſeite
befindet ſich der
Eingang zu einer
Kapelle, mit der
deutſchen und
böhmiſchen Ueber-
ſchrift



Den
heldenmüthigen
Kriegern
Sachsens und
Oestreichs
3. Juli 1866

Denkmal der Königl. preußiſchen 8. Infanterie Brigade (21. und 61. Regiment),

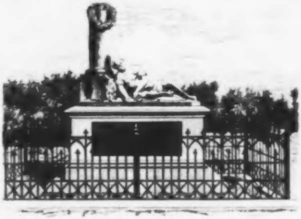
an der nach Sadowa zugekehrten Liſiere des Holawaldes, mit der Bezeichnung:



Hier ruhen die am 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz
gefallenen Offiziere und Mannschaften der Königl. Preussischen 8. Infanterie-Brigade
1 Major und mehrere Soldaten der östreichischen Armee.
4. Pommersches Infanterie-Regiment No. 21
Hauptmann und Führer des 1. Bataillons Wilh. v. Bagenski, 3 Uffz., 3 Gefr., 7 Musk.
8. Pommersches Infanterie-Regiment No. 61
Hauptleute v. Kochel und Hirsch, Secondelieut. Bütow, 1 Uffz., 1 Tamb., 7 Gefr., 21 Musk., 7 Füs.
Oberst Baron Binder von Hess-Infanterie.
Errichtet von dem Offizier-Corps der Königl. Preussischen 8. Infanterie-Brigade.

Oeſtreichiſches Denkmal bei Maslowed.

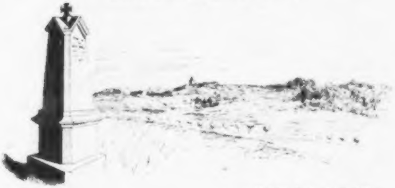
Das
Offizier-
Corps des
K. K.
Erzherzog
Wilhelm
12. Linien-
Infanterie-
Regiments



seinen
am 3. Juli
1866
gefallenen
Waffen-
gefährten.

Denkmal für die am 3. Juli Gefallenen des Königl. preußiſchen 4. Magdeburgiſchen Infanterie-Regiments Nr. 67,

an der Liſiere des Swiep-Waldes, nicht weit von Ciſtowes mit dem Blick auf Chlum
12—13′ hoch, von röthlichem Sandſtein.



Auf der Vorderſeite ſteht

Dem Andenken
der
gefallenen Kameraden
des K. Preussischen
4. Magdeb. Inft.-Rgts.
No. 67

Gegenüber der oft vorkommende Spruch,
Offenbarung Johannes Kap. 2 Vers 10.

Auf der linken Seitenfläche

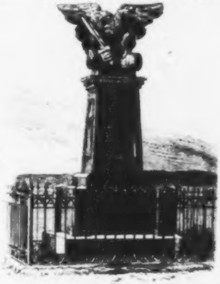
Am 3. Juli 1866 starben auf diesen Feldern den Heldentod und erhielten die tödtliche Wunde die Hauptleute Hergass und v. Hirschfeld, die Premierlieut. v. Kummer, Kaudah, v. Jagow, Laue, Degenkolbe, Frese, Reissner, Feldwebel Fabricius, Bagusch, Musikmeister Germendorf, 12 Unteroffiziere, 112 Gemeine.

Auf der rechten Seitenfläche

Ausserdem wurden verwundet 8 Offiz., 22 Unteroffiz., 275 Gemeine.

Oeſtreichiſches Artillerie-Denkmal bei Chlum.

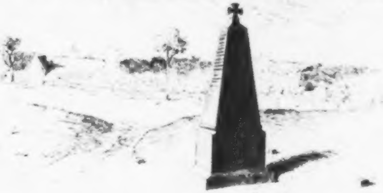
Das
Offizier-Corps
des
Erzherzog Wilhelm
Artillerie-Regiments
No. VI



seinen am 3. Juli
1866
gefallenen tapferen
Kameraden.

Denkmal des 2. Magdeb. Infanterie-Regiments Nr. 27,

nahe bei Ciſtowes, von rothem Sandſtein, circa 10' hoch, enthält die Widmung:



Dem Andenken an seine Helden
das Regiment.

Auf der gegenüberſtehenden Seite die Worte:

Am 3. Juli 1866 starben auf diesem
Theile des Schlachtfeldes vom Königl.
Preuss. 2. Magdeb. Inftr.-Rgt. No. 27
den Heldentod und wurden tödtlich
verwundet 11 Offiziere, 10 Unteroffiziere
und 84 Mann.

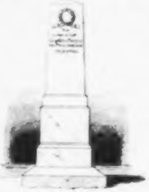
Etwas weiter nach Maslowed zu ſteht ein
dem vorigen ganz ähnliches Denkmal

Dem Andenken der
in der Schlacht am 3. Juli
1866
gefallenen Helden.

(Hauptmann v. Hirschfeld, Lieutenants
v. Laue und v. Jagow vom 4. Magdeb.
Inftr.-Regiment No. 67.)

Denkmal des 1. Garde-Dragoner-Regiments auf dem Kirchhofe in Problus.

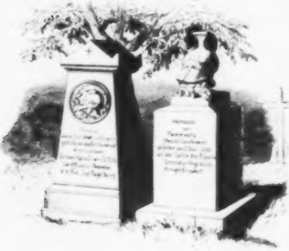
Obeliſk von weißem
Marmor, darauf unter
goldenem Kranz die
Inſchrift:



Hier
ruhen in Gott
die gefallenen Mann-
schaften des Preuss.
I. Garde-Dragoner-
Regiments.

Denkmäler an der Chauſſee in Sadowa,

nahe dem Gaſthauſe, unter großen Obſtbäumen.



Das größere, von grauem Marmor ausgeführte, trägt die Inſchrift:

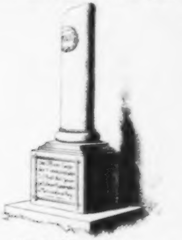
Ihrem
am 3. Juli 1866 bei Dohalic
gefallenen tapferen Kameraden
dem Lieutenant
Gerhard Gans Edler v. Putlitz.
Die Offiziere und Beamten
des 6. Pomm. Inftr.-Regts. No. 49.

Das kleinere, aus gleichem Material, iſt auf der Vorderſeite des würfelförmigen Sockels wie folgt bezeichnet:

Hermann
von
Pannewitz
Oberstlieutenant
gefallen am 3. Juli 1866
an der Spitze des 3. Garde-
Grenadier-Regiments
Königin Elisabeth.

Denkmal des 4. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 17,

auf dem Kirchhofe in Problus, eine circa 12' hohe abgebrochene Säule von Sandſtein, geziert mit goldenem Lorber- und Eichenkranz, der das Datum 18$^{3}/_{7}$ 66 umgiebt.



Am Sockel die Widmung

Das Offizier-Corps
des 4. Westphälischen
Infanterie-Regiments No. 17 seinen
gefallenen Kameraden
und Mannschaften des Regiments.

Die linke Seite des Sockels iſt mit Nechanitz, die rechte mit Problus bezeichnet.

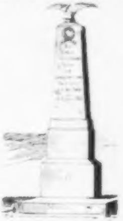
Denkmal des 7. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 56,

auf dem Kirchhofe in Problus, errichtet am 7. November 1867. Obeliſk von grauem Marmor, gekrönt mit dem preußiſchen Adler.

Die Vorderſeite hat unter einem Lorberkranze die Schrift

Hier
fochten
Westphalens
Söhne
und
besiegelten ihre
Treue selbst
mit dem Tode

Den 3. Juli 1866.



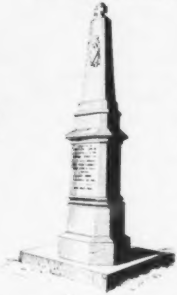
Die gegenüberſtehende Seite die Widmungszeilen

Die
Offiziere und
Unteroffiziere
des 7. Westphälischen
Infanterie-Regiments No. 56
weihen dieses
Denkmal ihren im
Kampf gebliebenen
Kameraden.

Denkmal für die Gefallenen des K. K. 8. Cüraſſier-Regiments,

auf dem Kirchhofe in Problus

Ein circa 20' hoher, 8eckiger, grauer Sandſtein-Obeliſk, enthält auf der Vorderſeite des Sockels die Inſchrift:



Dem Andenken
der am 3. Juli 1866 gefallenen
Kameraden des K. K.
8. Cürassier-Regiments.
Es starben den Heldentod
Joseph Freiherr v. Restorff
Heinrich Freiherr v. Restorff
Lieutenant
Gabriel Jäger
10 Unteroffiziere u. 54 Mann.

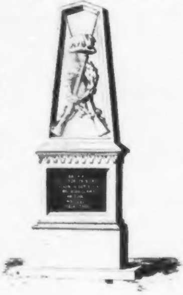
Friede ihrer Asche.

Denkmal des K. K. 29. Feldjäger-Bataillons,

früher im Dorf, jetzt auf dem Kirchhofe in Problus

Von grauem Stein, am Sockel eingelaſſene ſchwarze Schrifttafeln, auf der Vorderſeite mit nachſtehender Bezeichnung:

Das K. K.
29. Feldjäger-Bataillon
seinen in der Schlacht
bei Königgrätz
am 3. Juli
MDCCCLXVI
Gefallenen.



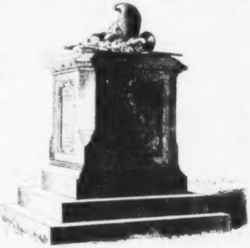
Auf der Rückſeite

Oberlieut.
Alois Jos. Czasch
und Lieut.
Georg Graf Pongracz
mit 75 Jägern
fanden beim Sturm auf
Problus den Heldentod
am Schlachtfelde.
Lieut. Gustav Stradal
ist seinen
Wunden erlegen.

Sächſiſches Cavallerie-Denkmal auf dem Kirchhofe in Problus.

Errichtet von Metall, reich verziert, trägt daſſelbe unter dem ſächſ. Wappen auf der Vorderſeite des Poſtaments die Schrift:

Sachsens
tapferen Söhnen
das
Vaterland
1866.

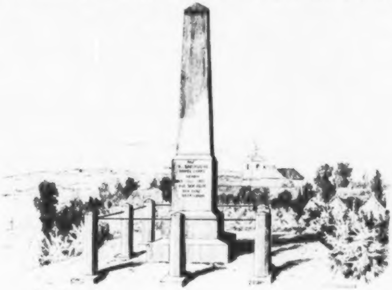


Auf den anderen drei Seiten die Namen der Gefallenen.

Ein in gleicher Weiſe ausgeführtes Denkmal befindet ſich auf dem Friedhofe in Währing bei Wien, zum Andenken an 28 an ihren Wunden geſtorbene ſächſiſche Krieger.

Sächſiſches Denkmal auf dem Plateau bei Problus,

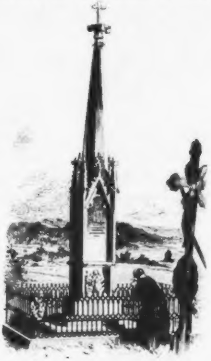
nach Unter-Prim zu. Heller Sandſtein-Obelisk, mit dem ſächſiſchen Wappen am Sockel und auf der nach Problus zu gerichteten Seite deſſelben, auf der gegenüberſtehenden die Widmung:



Das K. Sächsische
Armee-Corps
seinen am 3. Juli 1866
auf dem Felde der Ehre
Gefallenen.

Das Denkmal iſt in gleicher Weiſe und Höhe wie das auf der Dilezer Höhe, aus Beiträgen ſächſiſcher Offiziere, von Uhlmann in Dresden ausgeführt.

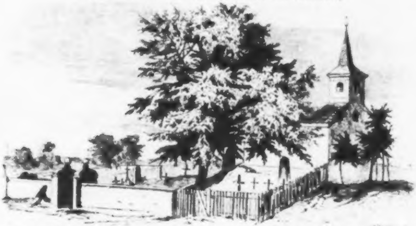
Denkmal auf dem Friedhofe in Horſitz,



für die nach
der Schlacht
bei Königgrätz

dort an ihren
Wunden geſtor-
benen Krieger.

Begräbnißſtätte auf dem Friedhofe bei Cerekwitz.

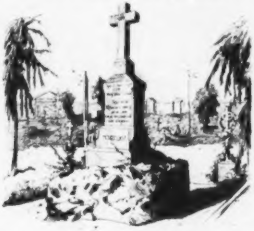


Zu beiden Seiten des durch eine Mauer eingeſchloſſenen Friedhofes ſind die Begräbnißſtätten der in Cerekwitz an ihren Wunden geſtorbenen Preußen und Oeſtreicher angelegt; auf der preußiſchen Seite ruhen:

Lieut. Frese vom 27. Landwehr-Regiment
Hauptm. Dietz vom 27. Infanterie-Regiment
Hauptm. v. Westernhagen vom 27. Infanterie-Rgt.
Premierlieut. Bieber vom 5. Infanterie-Regiment
Feldwebel Bagusch vom 67. Infanterie-Regiment
Alle am 3. Juli verwundet.

Denkmal für die an der Cholera in Brünn geſtorbenen preußiſchen Soldaten,

auf dem Kirchhofe in Obrowitz bei Brünn.



Aufgeführt in grauem Marmor auf einem Unterbau von Steinen. Auf der Vorderſeite deſſelben ſteht in deutſcher Schrift:

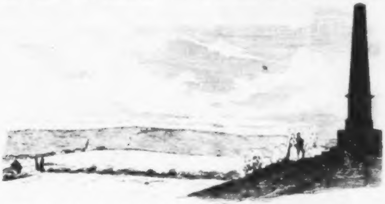
Hier ruhen in Gott
185
Königlich preussische Soldaten.

Darunter:

Jesus spricht:
Ich bin die Auferstehung und
das Leben,
wer an mich glaubet, wird leben,
ob er gleich sterbe.

Denkmal der Stadt Langenſalza zur Erinnerung an den 27. Juni 1866,

auf dem Judenhügel, auf welchem am Schlachttage die preußiſchen Batterieen ſtanden, errichtet.

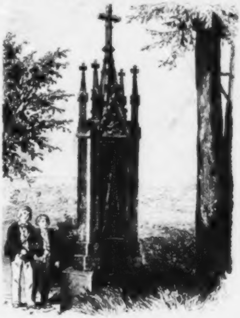


Ein einfacher 27' hoher Obelisk aus Gußeiſen mit dem Wappen der Stadt und der Aufſchrift:

Zur Erinnerung
an den 27. Juni 1866.
Die Stadt Langensalza.

Denkmal für die Gefallenen des 1. Bataillons 2. Schleſiſchen Grenadier-Regiments Nr. 11,

errichtet von den Kameraden des Bataillons, früher im Badewäldchen, jetzt auf dem Kirchhofe in Langenſalza, trägt auf der Vorderſeite die Inſchrift:

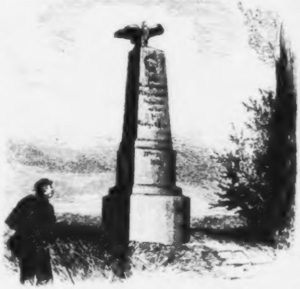


Dem ruhmwürdigen Gedächtniss Derer, welche vom 1. Bataillon 2. Schlesischen Grenadier-Regiments No. 11 am 27. Juni 1866 im heissen Kampf hier den Heldentod für ihren König fanden oder an ihren Wunden starben, errichtet von ihren Kameraden des Bataillons.

Auf der Rückſeite, zwiſchen gekreuzten Zündnadelgewehren, der Vers:

Nur Heiden mögen klagen,
Wir Christen sehn es tagen
Aus Dunkel und aus Blut.
Der Eifer wächst uns Allen
Wenn solche Opfer fallen
Für uns'res Volkes höchstes Gut.

Denkmal des 1. Rheiniſchen Infanterie-Regiments Nr. 25,



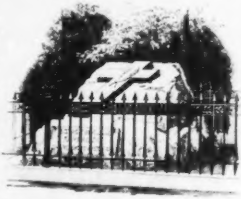
bei der Calenberger Mühle bei Langenſalza, errichtet am 27 Juni 1867. Ein hellgrauer Sandſtein-Obelisk, vom Adler überragt, mit einem goldenen Kranz auf der Vorderſeite, darunter die Inſchrift:

Hier kämpften und starben Rheinlands tapfere Söhne mit Gott für König und Vaterland am 27. Juni 1866.

Die anderen Seiten des Monuments ſind mit Namen der Gefallenen bedeckt.

Denkſtein für das 2. Schleſiſche Grenadier-Regiment Nr. 11 im Badewäldchen bei Langenſalza,

an der Stelle, wo das Regiment im Vereine mit dem 1. koburg-gothaiſchen Bataillon länger als 4 Stunden mit dem Feinde geſtritten hat. Errichtet am 30. Juni 1868.



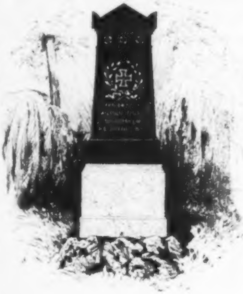
Auf einem großen, etwa 8′ hohen, abgeſchrägten, von Epheu umrankten Felsblocke, gelber Sandſtein aus der Gegend des Schlachtfeldes, ruht ein Kreuz von weißem ſchleſiſchen Marmor, auf welchem zwei goldene Palmzweige und die Worte: Langensalza, 27. Juni 1866, eingegraben ſind.

Eine marmorne antik geformte Tafel, leicht an den Fuß des Felsblockes gelehnt, trägt die Worte:

Seinen gefallenen
Kameraden
das 2. Schlesische
Grenadier-Regiment No. 11.

Das Ganze iſt umgeben von einem Eiſengitter, aus aufrechtſtehenden Speeren gebildet, von Lorbergewinden umwunden und von 8 mit Adlern gekrönten Säulen gehalten. Der Entwurf rührt von J. K. Hoheit der Frau Kronprinzeſſin von Preußen her, die Ausführung vom Steinmetzmeiſter Stein aus Gräfentonna.

Denkmal für die Gefallenen des 3. Brandenburgiſchen Landwehr-Regiments Nr. 20 im Badewäldchen bei Langenſalza.



Das Denkmal beſteht aus einem 6′ 8″ hohen Obelisken von ſchwarzem Marmor, auf 3′ hohem Unterſatz von grauem Granit, mit dem Landwehrkreuz im Lorberkranz und der Widmung:

Unseren
am 27. Juni 1866
gefallenen
Kameraden des
3. Brandenb.
Landwehr-Regiments No. 20.

Auf der Rückſeite:

II. Bataillon
Wehrm. F. Wills.
III. Bataillon
Sec.-Lt. E. Ohm,
Vice-F. O. Ideler,
Uffz. L. Engel,
Gfr. H. Gotthold,
- O. Wagener,
Whrm.
L. Hausmann,
F. Klickmann,
A. Randt,
E. Richter,
F. Seeger,
C. Selchow,
Hornist C. Hertel,
Tamb. R. Oelsner.

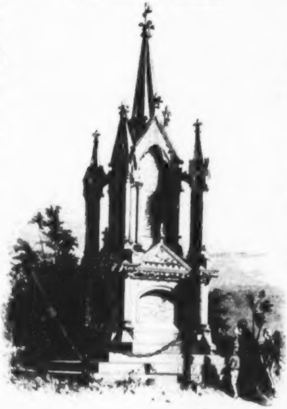
Denkmal für die am 27. Juni 1866 gefallenen Hannoveraner,

auf dem Kirchhofe in Langenſalza.

In einer Höhe von 30' erhebt ſich das in gelbem Sandſtein, von Elpe in Hannover, in ſtreng gothiſch. Stil ausgeführte Monument, deſſen Koſten meiſt von Mitgliedern der vormals k. hannöverſchen Armee aufgebracht worden ſind.

Die Inſchrift des Denkmals heißt:

Gewidmet
Hannovers
tapferen
Söhnen, gefallen am 27.
Juni 1866 im
Kampf für
ihres Landes
Ehre.

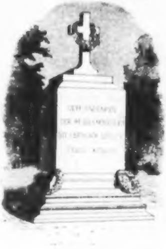


Die Seitenflächen ſind bedeckt mit den Namen der gefallenen und ſpäter an ihren Wunden geſtorbenen hannöverſchen Soldaten nach den Truppentheilen geordnet. In den Giebelfeldern des unteren Theiles des Denkmals ſind Waffen und Ausrüſtungsſtücke der Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Pioniere en relief angebracht.

Denkmal, errichtet zum Gedächtniß an die am 4. Juli 1866 gefallenen oder in Folge ihrer Wunden geſtorbenen preußiſchen und bairiſchen Krieger,

auf dem kleinen Friedhofe nahe bei Dermbach, eingeweiht am 4. Juli 1867.

Das Denkmal ließ der Großherzog von Weimar aus Sandſtein errichten.



Auf der Vorderſeite trägt daſſelbe die Inſchrift:

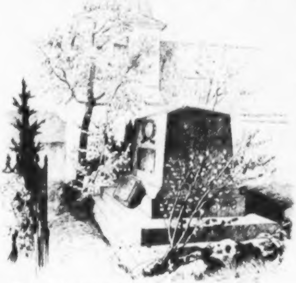
Dem Andenken
der im Juli 1866
bei Dermbach gefallenen
treuen Krieger.

Während an der rechten der preußiſche Adler, an der linken das bairiſche Wappen en relief angebracht ſind. Hier ruhen Major v. Gontard und Hauptm. v. Ledebur vom 5. Weſtphäl. Regt. Nr. 53, Lt. Heiſe vom 1. Weſtphäl. Regt. Nr. 13, außerdem 15 Preußen und 31 Baiern

Denkmal für die am 27. Juni 1866 gefallenen hannöverſchen Artillerie-Offiziere,

auf dem Kirchhofe in Merxleben bei Langenſalza.

Ein niedriger abgeſtumpfter Obelisk von weißem Stein. Die Vorderſeite mit goldenem Kranze, unter demſelben eine Bronzetafel mit nachſtehender Schrift:



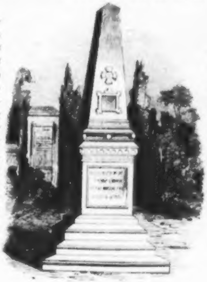
Hauptmann u. Batterie-Chef Carl Laves, Hauptmann Friedr. Guichard, gen. v. Quintus Icilius, Sec.-Lieut. Carl Stöhr.

Diesen Offizieren der Königl. hannöverschen Artillerie zur Erinnerung das hannöversche Artillerie-Offizier-Corps.

Denkmal für die am 4. Juli 1866 gefallenen Baiern,

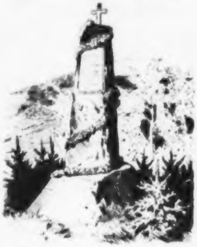
auf dem Kirchhofe zu Roßdorf, eingeweiht am 4. Juli 1867. In einer Höhe von circa 18', ausgeführt in rothem Sandſtein mit Metalltafeln und den Namen der hier Gefallenen:

Generalmajor und Commandeur der K. bair. Infanteriebrigade Franz Faust, dessen Adjutant Oberl. Ludwig Ausin vom 9. Rgt., ferner Freiherr Ottmar zu Guttenberg, Hauptl. Ludwig Kolbinger und Oscar Freih. v. d. Tann, sowie Oberl. v. Lang vom 9. R., der Hauptm. Joseph Freih. v. Gobel, Oberl. Wilh. Nürm u. Carl Popp vom 6. Jägerbat., der Lieut. Carl Trant und Julius Rupprecht vom 4. Rgt.



Außerdem die Namen von 76 Unteroffizieren und Soldaten vom 4., 5., 9. Infanterie-Regiment und 6. Jäger-Bataillon, welche, da ſie auf dem Denkmale ſelbſt keinen Platz mehr finden konnten, auf einer in der Kirchhofsmauer eingelaſſenen Metallplatte ihre Aufzeichnung gefunden haben.

Denkmal zu Ehren der Gebliebenen des 2. Poſ. Infanterie-Regiments Nr. 19,



am Wege von Kiſſingen nach Nüdlingen, in der Höhe des Schlegel- und Sinnberges

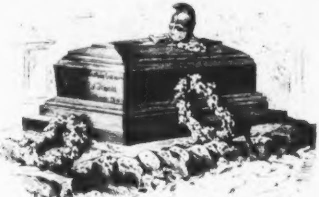
Granit mit eingelaſſener Schrifttafel von weißem Marmor, auf welcher ſteht:

Vom 2. Posenschen Infanterie-Regiment
No. 19 fielen am 10. Juli 1866
Hauptmann Rudolph v. Leszcynski.
Hauptmann Robert Hahn.
Hauptmann August v. Zwehl.

Premierlieutenant Colmar v. Uthmann.
Secondelieutenant Georg Metze
und 58 Unteroffiziere und Soldaten.
Das Andenken der Tapferen ehrt
das Offizier-Corps.

Denkmal für den Fürſtl. lippe-detmoldiſchen Major und Bataillons-Commandeur Auguſt Rohdewald,

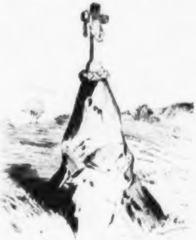
auf dem Kirchhofe in Kiſſingen, Sarkophag von ſchwarzem Marmor mit Waffentrophäe von Bronze und der Bezeichnung:



Major und Bataillons-Commandeur
August Rohdewald
gefallen im Gefecht bei Kissingen am 10. Juli 1866.

Denkmal für General v. Zoller.

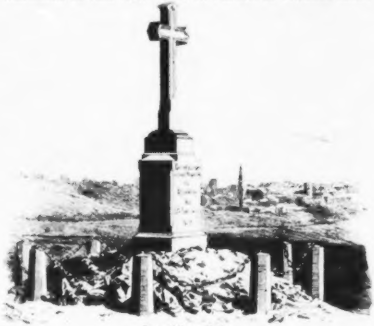
Graues Sandſteinkreuz
auf Steinaufbau, an
der Chauſſee nach
Nüdlingen, in der
Höhe von Winkels, mit
folgender Schrift auf
dem Kreuz:



Hier starb
den
Heldentod
Generallieutenant
Oscar v. Zoller
den
10. Juli
1866.

Denkmal des Niederrheiniſchen Füſilier-Regiments Nr. 39

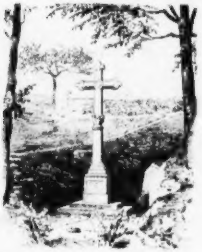
am Fuße des Buchberges, vor Hammelburg, unweit der Chauſſee von Brückenau. Rother Sandſteinkreuz auf einem Sockel, das auf der Hauptſeite die Bezeichnung aufweiſt:



Den gefallenen Helden
in treuer Kameradschaft
das Offizier-Corps
des K. Pr. Niederrheinischen Füsilier-Regiments No. 39

Auf den anderen Seiten die Namen der Gebliebenen.

Denkmal,
nicht weit von der Kegelbahn in Frohnhofen errichtet.



Dem Gedächtnisse der in den Gefechten bei Laufach und Frohnhofen gefallenen Hessen.

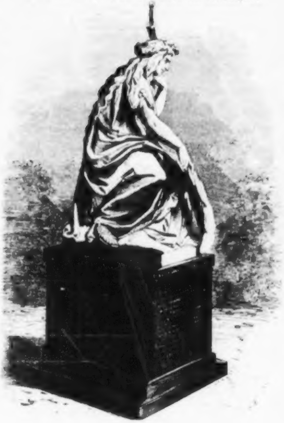
Denkmal auf dem Kirchhofe in Kiſſingen,

zur Erinnerung an die am 10. Juli 1866 gefallenen Preußen und Baiern.

Auf ſchwarzem, 6' hohen Sockel, eine 7' hohe trauernde Germania, aus weißem Marmor, vom Bildhauer M. Arnold in Kiſſingen.

Auf der oberſten Platte der Vorderſeite des Sockels ſteht

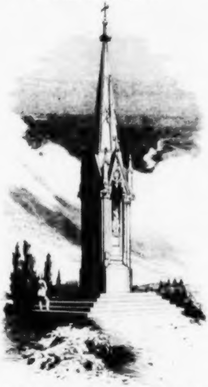
Zur Erinnerung an die am 10. Juli 1866 Gefallenen.



Darunter auf der ganzen Fläche der Vorderſeite, durch einen Strich getrennt, die Namen der gefallenen preußiſchen und bairiſchen Offiziere; auf der linken Nebenſeite die Namen der gefallenen bairiſchen, auf der rechten die Namen der gefallenen preußiſchen Soldaten.

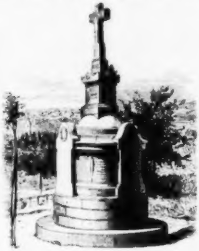
Denkmal für die öſtreichiſchen Krieger in Aſchaffenburg.

Eingeweiht am 14. Juli 1868.



Das Monument ſteht auf einem Hügel nahe der Faſanerie bei Aſchaffenburg, eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt. Der Entwurf zu dieſem Denkmal rührt von dem Prof. Eberlein in Nürnberg her, die Ausführung in rothem Main-Sandſtein von dem Steinmetzmeiſter Herkert in Aſchaffenburg, in einer Höhe von 50′ in frühgothiſchem Stil. In der vorderen Anſicht iſt ein in Bronze gegoſſenes Basrelief, die Geſchichte, die den 14. Juli 1866 in ihrem Buche verzeichnet, eingelaſſen.

Denkmal für die gefallenen Würtemberger,



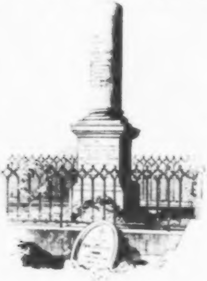
bei der Rectorskapelle gegenüber Tauberbiſchofsheim. Am Fuße des Kreuzes das würtembergiſche Wappen und darunter die Worte:

Den tapferen
Würtembergischen
Kriegern.

Der Sockel des Denkmals ganz bedeckt mit Namen der Gefallenen.

Denkmal für die am 14. Juli 1866 im Gefecht bei Aſchaffenburg gefallenen Offiziere,

auf dem dortigen Kirchhofe, von rothem Sandſtein ausgeführt, abgeſtumpfte Säule mit



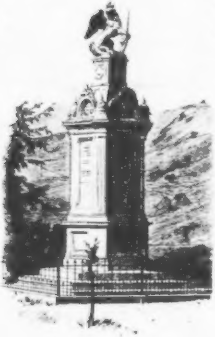
Den
Helden-Tod
für
König und Vaterland
starben
den 14. Juli 1866
Premierlt. Wurmbing
Secondelt. v. Krohn
" v. Reichenbach
" Breitenbach
Port.-Fähnr. Westphal

Secondelt. Koppenrath.

Am Sockel befindet ſich die Widmung:

Den
gefallenen Kameraden
widmet diesen Denkstein
das Offizier-Corps
des 1. Westphälischen
Infanterie-Regiments
No. 13
und
des 5. Westphälischen
Infanterie-Regiments
No. 53.

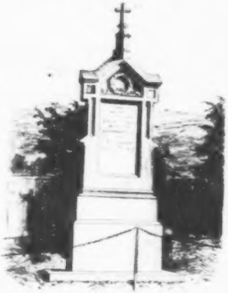
Denkmal für die im Gefecht bei Werbach am 24. Juli 1866 gefallenen badiſchen Soldaten.



Ausgeführt in Sandſtein. Der gekrönte badiſche Greif mit dem Schwert und dem Wappen Badens als Spitze des Ganzen.

Auf den Tafeln des Rumpfes Fahnen durch Lorber verbunden und die Namen der Gefallenen. Am Sockel die Widmungstafel.

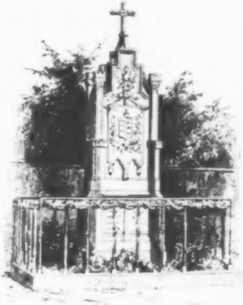
Denkmal für die gefallenen Oldenburger,



auf dem Kirchhofe in Hochhauſen, trägt in dem Giebelfelde einen Lorberkranz und darunter im Hauptfelde die Inſchrift

Dem
Andenken
der im Gefecht bei
Werbach und
Hochhausen
am 24. Juli 1866
gefallenen treuen
Krieger
des
Oldenburgischen
Infanterie-Regiments.

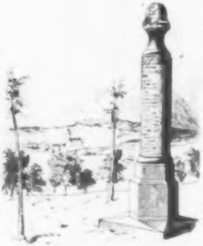
Denkmal für gefallene würtembergiſche Offiziere,



auf dem Kirchhofe in Groß-Rinderfeld. Der reich gegliederte gothiſche Bau trägt in ſeiner oberen Mittelfläche das württembergiſche Wappen in einem mit Lorber und Eichenlaub bedeckten Banner, in der unteren dagegen die Namen der Gefallenen.

Denkmal des 3. Brandenburgiſchen Infanterie-Regiments Nr. 20 bei Helmſtadt, auf dem Wege nach Uettingen.

Eine 13—14' hohe Säule von rothem Sandſtein, deſſen Bekrönung ein auf einem Lorbeerkranz ruhender Helm bildet, ausgeführt von J. Gr. Schmidt aus Burgſtadt. Die Spitze des Helmes fehlte ſchon im September 1867.



Sie trägt außer der Inſchrift:

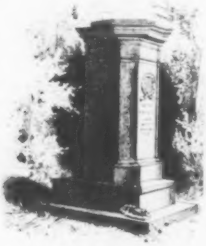
Die tapferen
Gebliebenen
des 3. Brandenburg.
Infanterie-Regiments
No. 20.
1866.

die Namen derſelben:

Sec.-Lt. Max Krohn,
4Gefr., 6Musk., 3Füs.

Bairiſches Denkmal auf dem halben Wege zwiſchen Helmſtadt und Unteraltertheim,

in rothem Sandſtein von Val. Hänsler in Würzburg ausgeführt, errichtet von dem 5., 6. und 14. bairiſchen Infanterie-Regiment.

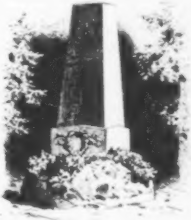


Die Seitenflächen haben keine Schrift. Auf der Vorderſeite, unter dem bairiſchen Wappen, vom Lorbeerkranz umgeben, befindet ſich die Widmung:

Zu Ehren
der am 25. Juli 1866
gefallenen
tapferen bairischen
Krieger.

Denkmal des 2. Thüringiſchen Infanterie-Regiments Nr. 32 bei Oberaltertheim.

Eingeweiht
am 16. Juni 1867.
Sandſtein-Obelisk.
Auf der Vorderſeite
ein ruhender Adler,
darunter



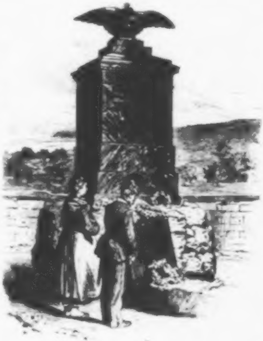
Dem
Andenken
der am 25. Juni 1866
Gefallenen
des 2. Thüringischen
Inftr.-Rgts. No. 32.

Denkmal des Magdeburgiſchen Füſilier-Regiments Nr. 36,

auf dem Kirchhofe in Uettingen.

Aus ſtark gegoſſenen, marmorartiggemalten Zinkplatten ausgeführt bei Kahle u. Sohn in Potsdam, auf der Platform derſelben der preußiſche Adler, nach Tiecks Modell. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von Tuffſteinblöcken und erreicht mit dieſen die Höhe von 14'.

Die Inſchrift auf der Vorderſeite lautet:



Das Königlich
Preussische
Magdeburg.
Füsilier-Rgt.
No. 36
seinen hier
ruhenden
Kameraden,
welche am
26. Juli 1866
in dem
Gefecht bei
Uettingen
den Heldentod starben.

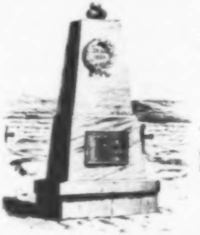
Sei getreu bis
in den Tod,
so will ich Dir
die Krone
des Lebens
geben.

Off. Joh. 2. X.

Die anderen 3 Seiten enthalten 102 Namen der Gefallenen, Offiziere und Mannſchaften.

Denkmal für das 4. Poſenſche Infanterie-Regiment Nr. 59,

auf dem Kirchhofe in Uettingen. Auf dem Sockel des in Sandſtein von B. Hoffmann ausgeführten Monumentes ſind Schrifttafeln befeſtigt, welche auf der Hauptſeite die Namen:



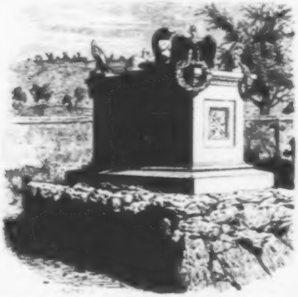
Hugo Freih. v. Bothmar
Premierlieutenant
Hugo Grabig
Secondelieutenant
Hugo Tecklenburg
Vicefeldwebel.

auf den anderen die Namen der gebliebenen Mannſchaften tragen. In dem Kranz des oberen Theiles des Obelisken ſteht:

26. Juli 1866.

Denkmal für das 2. Schleſiſche Grenadier-Regiment Nr. 11,

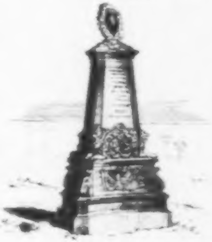
auf dem Kirchhofe in Uettingen, errichtet am 26. Juli 1868.



Sandſtein-Poſtament mit metallenen, Kränze haltenden Adlern auf den Ecken, auf demſelben Helm und Schild antiker Form; die Widmung lautet:

Seinen am 26. Juli 1866
bei Uettingen gefallenen Kameraden
das Königl. Preuss. 2. Schlesische Grenadier-Regiment No. 11.

Denkmal zum ehrenden Gedächtniß der gebliebenen bairiſchen Jäger vom 2. Bataillon.

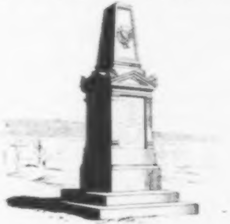


auf dem Kirchhofe in Uettingen; reich in Zinkguß ausgeführt, mit der Bezeichnung:

Das Königlich
bairische
2. Jäger-Bataillon
seinen auf dem
Felde der Ehre
im Gefecht
bei Uettingen
im Jahre 1866
gefallenen
Kriegskameraden.

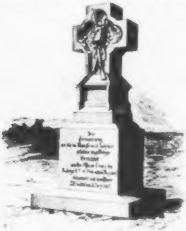
Denkmal der Gefallenen der königl. bairiſchen 4. Diviſion,

auf dem Kirchhofe in Uettingen, nach einer Zeichnung vom Hauptmann v. Thein vom bairiſchen 9. Infanterie-Regiment; in Sandſtein von Val. Händler in Würzburg ausgeführt, enthält außer den Namen der Gefallenen am Sockel die Widmungsworte



Ihren tapferen, für König und Vaterland
im Gefecht bei Uettingen am 26. Juli 1866 gefallenen Kameraden
gewidmet von dem Commandirenden der Königl. bairischen IV. Division
Generallieutenant Ritter v. Hartmann, seinem Stabe und dem Offizier-Corps des
Königl. bairischen 5. Infanterie-Regiments Grossherzog von Hessen, 9. Infanterie-
Regiments Wrede, 13. Infanterie-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oestreich und
8. Jäger-Bataillons am 26. Juli 1867.

Bairiſches Denkmal auf dem Vogelsberge bei Roßbrunn.



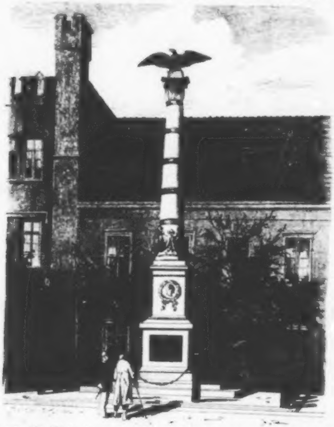
In Sandſtein ausgeführt von Mayer. Auf der Vorderſeite des Kreuzes im Eichenkranz eine Gruppe bairiſcher Waffen, an den Seitenflächen der Seitenarme deſſelben das bairiſche Wappen. Am Sockel die Namen der Gefallenen, vorn folgende Worte:

Zur
Erinnerung
an die im Kampfe am 26. Juli 1866 dahier
gefallenen bairischen Krieger.
Errichtet
von dem Offizier-Corps des
K. bair. 4., 7. und 10. Infanterie-Regiments,
eingeweiht durch Herrn Pfarrer
J. B. Seikel am 26. Juli 1867.

An die in der Ferne errichteten Denkmaler ſchließen ſich die in den heimiſchen Garniſonorten aufgeführten an, welche größtentheils das Gedächtniß der Gefallenen der Feldzüge 1864 und 1866 gleichzeitig ehren.

Denkmal für die in den Feldzügen 1864 und 1866 Gefallenen aus dem Regierungsbezirk Minden,

auf dem Domplatze vor dem Regierungsgebäude in Minden. Errichtet am 3. Juli 1868, aus Oberkirchner Sandſtein, einige 40' hoch, mit eingelaſſenen Metalltafeln, Wappenſchilden und bekrönendem Adler; nach einem Entwurf der Baumeiſter Ende und Bökmann in Berlin



Die Ringe um die Säule tragen die Namen: Düppel, Alsen, Dermbach, Kissingen, Lauffach, Aschaffenburg, Gerchsheim, Würzburg.

Den Säulenfuß umgeben die auf Schilden ruhenden Reliefportraits der Generale Vogel v. Falckenſtein, Herwarth v. Bittenfeld, v. Manteuffel und v. Goeben.

Auf dem oberen Sockel des Denkmals ſind die Portraits Sr. Majeſtät des Königs, Ihrer Königl. Hoheiten des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und das Doppelbildniß des Prinzen und der Prinzeſſin Friedrich der Niederlande, als Chefs der Infanterie-Regimenter Nr. 15 und 55, angebracht.

Die Schrifttafeln des unteren Sockels tragen die Bezeichnung:

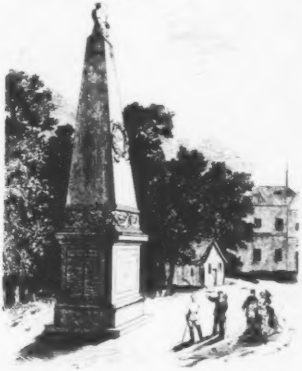
Es starben den Heldentod und treu ihrer Pflicht 1864 und 1866

und 414 Namen von Gefallenen.

Vom 2. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiment Nr. 15: 138, vom 6. Weſtphäliſchen Infanterie-Regiment Nr. 55: 157, aus dem Regierungsbezirk Minden bei verſchiedenen Regimentern Geſtandene 119 Namen.

Denkmal für die Gefallenen des VIII. Armee-Corps,

auf dem Aſterberge bei Coblenz, beſteht in einem 50′ hohen Obelisk mit dem Erinnerungskreuz an 1866 gekrönt.



Auf der Weſtſeite befindet ſich die Widmungstafel:

Den
im Feldzuge des Jahres 1866
für
König und Vaterland
ruhmvoll gefallenen Kameraden
zum ehrenden Andenken
errichtet
von
den Offizieren des
Königl. Preuss. VIII. Armee-Corps.

Auf der Nordſeite ſteht:

Main-Armee.
Langensalza, 27. Juni. Hammelburg, Kissingen,
Waldaschach, 10. Juli. Helmstadt, 25. Juli.
Rossbrunn, 26. Juli.

und die Namen der 84 Gefallenen vom 1. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 25 und der 83 Gefallenen vom 2. Poſenſchen Infanterie-Regiment Nr. 19.

Auf der Südſeite

Elb-Armee.
Hühnerwasser, 26. Juni. Münchengrätz, 28. Juni.
Königgrätz, 3. Juli.

Hohenz. Füs.-Rgt. No. 40 mit 48 Namen
5. Rhein. Inf.-Rgt. No. 65 mit 36 „
2. Rhein. Inf.-Rgt. No. 28 mit 54 „
6. Rhein. Inf.-Rgt. No. 68 mit 35 „

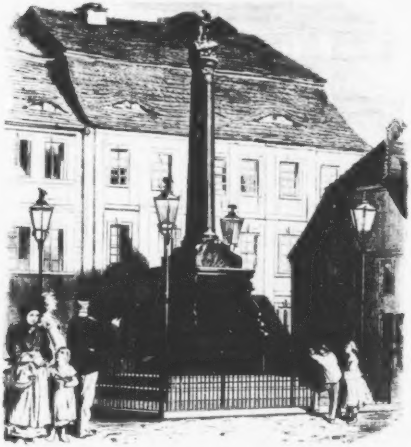
Auf der Oſtſeite

Elb-Armee.
3. Rhein. Inf.-Rgt. No. 29 mit 10 Namen
7. Rhein. Inf.-Rgt. No. 69 mit 7 „
Ostpreuss. Füs.-Rgt. No. 33 mit 27 „
Pomm. Füs.-Rgt. No. 34
Rhein. Jäger-Bataillon No. 8 mit 7 „
Rhein. Cürassier-Rgt. No. 8 mit 3 „
Königs-Hus.-Rgt. 1. Rhein. No. 7 mit 2 „
Rhein. Ulanen-Rgt. No. 7
Rhein. Feld-Art.-Rgt. No. 8 mit 16 „

Main-Armee.
4. Rhein. Inf.-Rgt. No. 30 mit 17 Namen
8. Rhein. Inf.-Rgt. No. 70 mit 11 „
2. Thüring. Inf.-Rgt. No. 32 mit 23 „
2. Rhein. Hus.-Rgt. No. 9 mit 6 „
Rhein. Ldw.-Inf.-Bat. Neuwied 1 „

Denkmal der in den Feldzügen 1864 und 1866 gefallenen Combattanten des Brandenburgiſchen Jäger-Bataillons Nr. 3.

Errichtet auf dem Marktplatz in Lübben am 14. Auguſt 1868. Gefertigt in der Fabrik von F. W. Warmer in Berlin, aufgeſtellt vom Architekten Köhler.



Es trägt an der Vorderſeite die Inſchrift:

Zum ehrenden Andenken an die in den Feldzügen in Schleswig 1864 und in Oestreich 1866 gefallenen Combattanten des Brandenb. Jäger-Bataillons No. 3.

An der entgegengeſetzten Seite die Namen der Gefallenen.

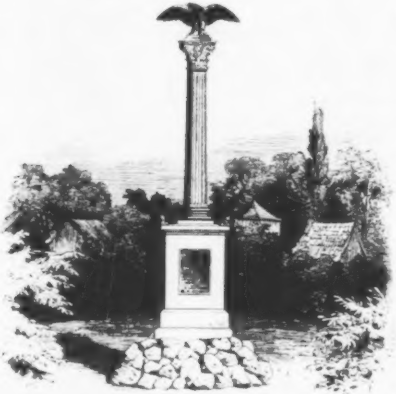
An der rechten und linken Seite die Namen der Orte:

Münchengrätz, Königgrätz und Wielhof, Oster-Düppel, Düppel und Alsen.

Denkſäule für die Gefallenen der 7. Artillerie-Brigade,

auf ihrem Schießplatze, der Spellener Haide, bei Weſel.

Auf künſtlichem Hügel von Lava-Aſchblöcken erhebt ſich ein gegliedertes Sandſtein-Poſtament mit Eckpalmetten von Zink, auf welchem eine kannelirte Sandſteinſäule mit reichem Capitäl aufſteigt, welche einen in Zink gegoſſenen, galvaniſch bronzirten Adler trägt. Die Höhe des ganzen Denkmals beträgt 24′ 3″, der Zinkguß iſt bei Kahle und Sohn in Potsdam, die Sandſteintheile bei Neeſe und Comp. in Eſſen gefertigt.



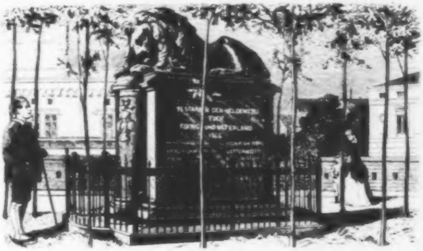
Auf der metallenen Schrifttafel der Vorderſeite ſtehen die Widmungsworte:

Ihre Königliche Hoheit
die Frau Prinzessin
Carl von Preussen
Chef des Westphäl. Feld-Art.-Rgts. No. 7
und das Offizier-Corps
der 7. Artillerie-Brigade
widmen im Jahre 1869
dieses Denkmal ihren in den
Feldzügen 1864 und 1866
gefallenen Kameraden.

und das Verzeichniß der Gefallenen.

Denkmal für die Gefallenen in Dortmund.

Das Arrangement des Ganzen und der Entwurf zu dem Sockel ſind vom Bildhauer zur Straſſen, die Steinmetzarbeit von Thieme in Berlin. Der ruhende Löwe in bronzirtem Eiſenguß iſt der von Rauch für das Denkmal Scharnhorſts auf dem Invalidenkirchhofe in Berlin modellirte, welcher auch bei den Denkmälern für die 1. Garde-Infanterie-Diviſion bei Chlum und bei Parſchnitz zur Anwendung gekommen iſt. Der Sockel iſt von ſchönem Oderberger Granit, mit dem Erinnerungskreuz für 1866 aus Bronze von erobertem Geſchütz geziert, welche Se. Majeſtät der König für dieſes Denkmal ausnahmsweiſe durch königl. Kabinetsordre zu bewilligen geruhten. Dieſe königl. Kabinetsordre iſt in den Grundſtein des Denkmals mit eingelaſſen.



An der linken Längsſeite des Sockels ſteht die Widmung:

Die Stadt Dortmund
den
treuen Vertheidigern
des Vaterlandes.

Auf der rechten dagegen:

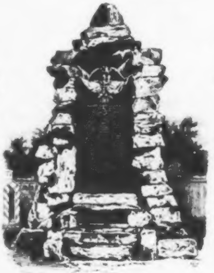
Es starben den Heldentod
für
König und Vaterland
1866.

Hermann Bading.	Heinrich Sudhaus.
Friedrich Klöpper.	Gottfried Treck.
Dietrich Loh.	Conrad Voss.
Carl Röllecke.	Carl Wencker.
Wilhelm Rüther.	Wilhelm Zöllner.

Denkſtein für die Gefallenen des Kaiſer Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2,

auf dem Kaſernenhofe in Berlin.

Errichtet am 3. Juli 1868. 25′ hoch, aus Granitblöcken, mit Gartenanlagen umgeben. Auf der Gedenktafel aus Erz, 15′ hoch 5′ breit, befindet ſich der auf Fahnen ruhende Adler und folgende Schrift:

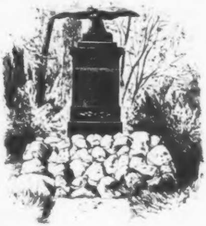


1866
Soor, 28. Juni.
Königgrätz, 3. Juli.
Oberstlieutenant
Fritz Freih. v. Gaudy.
Hauptmann
Erik v. Witzleben.
Premierlieutenant
Ferdinand v. Notz.
Premierlieutenant
G. Frh. v. Richenberg.
Secondelieutenant
v. Weyher.
1. Bataillon 16 Namen.
2. Bataillon 43 Namen,
Füſilier-Bat. 5 Namen
und der Spruch
Off. Joh. 2. V. 10.

Auf dem unteren Abſatz trägt eine eingefügte Marmortafel die Widmungszeilen:
Den gefallenen Kameraden
des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments No. 2.

Denkmal der Gefallenen des Garde-Schützen-Bataillons,

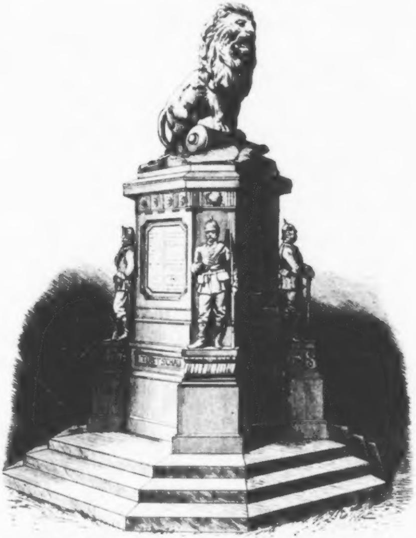
auf ſeinem Schießplatze im Karlsgarten, errichtet am 3. Juli 1868 mit der Inſchrift:



Das
Garde-Schützen-
Bataillon
seinen in der Schlacht
bei Königgrätz
gefallenen und in dem
Feldzuge 1866
verstorbenen
Kameraden
zum Gedächtniss.

Das Bataillon verlor im Kampf 16 Mann, an der Cholera 32, verwundet wurden 50, deshalb trägt das Denkmal 98 Namen.

Denkmal, den Gefallenen des V. Armeecorps
errichtet in Poſen



Im Jahre 1868 angeregt, ward die Errichtung dieſes Denkmals von einem Comite in die Hand genommen, beſtehend aus dem Infanterieoberſten (jetzt General) v. Below, Generalſtabsmajor Hänisch und Artilleriehauptmann Lange in Poſen. v. Below wurde im Sommer, Hänisch im Herbſt 1869 verſetzt, dafür traten ins Comite Oberſt v. Heinemann und Major v. Heugel. Die Mittel, circa 5500 Thlr., wurden durch viertägigen Soldabzug aller Offiziere des V. Armeecorps beſchafft.

Statt des urſprünglich beabſichtigten Aufſtellungsortes auf dem Schlachtfeld in Nachod ward endgültig der Wilhelmsplatz in Poſen beſtimmt, wo es am 27. Juni 1870 aufgeſtellt worden iſt. Der Löwe mißt circa 9 Fuß, das Poſtament mit den Granitſockelſtufen 13 Fuß. Die Kriegerfiguren am Sockel tragen die Uniformen der am meiſten thätig geweſenen Regimenter, des 37. Infanterie-Regiments, 5. Jäger-Bataillons, 5. Cüraſſier- und 5. Artillerie-Regiments und gleichzeitig Portraitzüge der vier erſten Heerführer des Armeecorps (der Infanteriſt die des Generals v. Steinmetz, der Jäger die des Generals v. Kirchbach, der Artilleriſt die des Generals v. Löwenfeld, der Cüraſſier die des Generals v. Wnuck).

Der Entwurf in allen ſeinen Theilen, ſowie die Spezialzeichnungen zu dem Denkmal führen vom Stadtbaurath Stenzel in Poſen her, die Herſtellung der Modelle vom Bildhauer R. Poble in Berlin, die Ausführung in galvaniſch bronzirtem Zinkguß vom Zinkgießereibeſitzer Johannis Br[illegible]r in Berlin. Das Denkmal ſteht auf Raſen und iſt von Anlagen und Bosquets umgeben.

Am Körper des Poſtamentes enthält die Schrifttafel der Vorderſeite folgende Widmung:

Den
im siegreichen
Feldzuge
1866
Gefallenen
des
Fünften
Armeecorps.

Die Tafel der Rückſeite nachſtehende Schrift:

2. Leib-Hus.-Regt. No. 2.
4 Unteroff. 12 Hus.

Westpr. Cürass.-Regt. No. 5.
3 Cürassiere.

Westpr. Ulanen-Regt. No. 1.
Sec.-Lt. Max v. Heinrich.
1 Tromp. 4 Ulanen.

Pos. Ulanen-Regt. No. 10.
6 Ulanen.

1. Schles. Drag.-Regt. No. 4.
Major Fr. v. Rieben.
1 Unteroff. 3 Dragoner.

2. Schles. Drag.-Regt. No. 8.
Major Old. v. Natzmer.
Rittm. Hugo v. Pogrell.
Sec.-Lt. Erich v. Böhm II.
3 Unteroff. 11 Dragoner.

Die Tafel der Seite links (von vorn):

1. Niederschles. Inf.-Regt. No. 46.
Hauptm. Alex. v. Goessnitz.
Prem.-Lt. T. v. Benthe-Fink.
Sec.-Lt. Leopold Seydel.
Sec.-Lt. Paul Guderian.
Sec.-Lt. A. v. Stoltenburg.
8 Unteroff. 68 Musk. und Füsil.

2. Niederschl. Inf.-Regt. No. 47.
Sec.-Lt. P. v. Prittwitz-Gaffron.
Sec.-Lt. O. v. Salisch.
4 Unteroff. 61 Musk. u. Füsil.

4. Niederschles. Inf.-Regt. No. 51.
1 Musketier.

6. Brandenb. Inf.-Regt. No. 52.
Hauptm. Fried. Heuduck.
Pr.-Lt. A. v. Borowsky.
Sec.-Lt. Paul Walter.
Sec.-Lt. Felix Grano.
Sec.-Lt. Erich v. Schulz.
6 Unteroff. 31 Musk. u. Füsil.

3. Pos. Inf.-Regt. No. 58.
Major Oscar v. Haugwitz.
Sec.-Lt. B. Graf Rittberg.
Sec.-Lt. F. v. Prondzynski.
9 Unteroff. 65 Musk. u. Füsil.

1. Schles. Jäger-Bat. No. 5.
8 Jäger.

Niederschles. Feld-Art.-Regt. No. 5.
1 Unteroff. 1 Tromp. 17 Art.

Die Tafel der Seite rechts:

Stab der 10. Inf.-Div.
1 Stabsordonnanz.

1. Westpr. Gren.-Regt. No. 6.
Pr.-Lt. Reg.-Adj. G. Wendt.
Sec.-Lt. Eug. v. Bornstädt.
Sec.-Lt. Aug. Gaede.
Sec.-Lt. Max Ditmar.
8 Unteroff. 102 Grenad.

Königs-Grenadier-Regiment
(2. Westpr.) No. 7.
Hauptm. Karl v. Natzmer.
Hauptm. Herm. v. Foerster.
Hauptm. G. v. Bültzingsloewen.
Sec.-Lt. J. v. Rohrscheidt.
Sec. Lt. R. v. Niebelschütz.
Sec.-Lt. Willibald v. Houwald.
Sec.-Lt. A. v. Rothmaler.
12 Unteroff. 115 Grenad.

Westph. Füsil.-Regt. No. 37.
Hauptm. Herm. Vogelsang.
Pr.-Lt. Oct. v. Pannwitz.
Sec.-Lt. Herm. Paalzow.
4 Unteroff. 76 Füsil.

Schles. Füsil.-Regt. No. 38.
Ob.-Lt. K. v. Wenkstern.
Hauptm. Gerh. v. Kügelgen.
Pr.-Lt. L. Brinkmann.
Sec.-Lt. F. Zimmermann.
3 Unteroff. 93 Füsil.

Auf der Poſtamentſockelabtheilung unmittelbar unter den Kriegerfiguren läuft bandartig die Angabe der Schlachttage des V. Armeecorps in Namen und Datum um das ganze Denkmal.

Auf der Vorderſeite:
D. 27. Nachod. Juni.

Auf der Seite rechts (von vorn):
28. 29. Skalitz. Schweinſchädel. Juni.

Auf der Hinterſeite:
D. 3. Königgrätz. Juli.

Auf der Seite links (von vorn):
D. 15. Tobitſchau. Juli.

Außer dieſen bereits aufgeſtellten Denkmalen ſind in Ausführung begriffen:

Das Denkmal, den Gefallenen von der Stadt Aachen beſtimmt, deſſen Entwurf und Ausführung Profeſſor Drake in Berlin übergeben iſt.

Das Denkmal für die Gefallenen der Stadt Halle a. S., entworfen vom Oberbaurath Hitzig, mit Figuren vom Bildhauer Schaper in Berlin, und endlich

Das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz in Berlin, nach dem Entwurfe vom Oberhofbaurath Strack, mit Figuren von Profeſſor Drake, — als Ruhmeshalle den Gefallenen der Jahre 1864 und 1866 ehrendes Gedächtniß ſichernd.

Da die genannten Monumente erſt in Jahren zur Aufſtellung kommen und möglicherweiſe durch den inzwiſchen ausgebrochenen Entſcheidungskampf

Deutſchlands gegen Frankreich Veränderungen erleiden, und außerdem die endgültige Geſtaltung des Siegesdenkmals noch nicht feſtſteht, ſo glaubte der Unterzeichnete von der Abbildung dieſer leztgenannten ehrenden Erinnerungszeichen jezt Abſtand nehmen zu müſſen.

Im October 1870.

Ludwig Burger.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Illuſtrationen-Verzeichniß.

				In Holz geſchnitten von:
259.	S.	3.	Abſchnitts-Initial H. Der preußiſche Soldat führt den hannöverſchen Krieger in die preußiſche Ruhmeshalle ein	A. Worms.
260.	S.	5.	Aus einem kurheſſiſchen Dorf	A. v. Steindel.
261.	S.	7.	Einnahme von Stade am Morgen des 18. Juli	F. Tegetmeyer. (Leipzig.)
262.	S.	8.	Schanze Brunshauſen bei Stade	L. Markwort.
263.	S.	13.	Initial S. zu „Das Gefecht bei Langenſalza.“ Der preußiſche Adler, das hannöverſche Wappen zertrümmernd	W. Feiſt.
264.	S.	15.	Generallieutenant v. Arentſchildt	A. Worms.
265.	S.	16.	Truppen der ehemaligen hannöverſchen Armee	W. Bröker.
266.	S.	18.	Generalmajor v. Flies	A. Vogel.
267.	S.	20.	Kampf an Kallenbergs Mühle	H. Müller.
268.	S.	24.	Vordringen der Hannoveraner gegen das Garniſonlazareth und die Ziegelei von Langenſalza	J. Bogen.
269.	S.	25.	Das 20. Landwehr-Regiment im Badewäldchen	A. v. Steindel.
270.	S.	27.	Hauptmann v. Reſenberg ſchlägt die Attake der hannöverſchen Cavallerie (Cambridge-Dragoner) zurück	J. Bogen.
271.	S.	30.	Initial M. zu „Die Verluſte. — Die Capitulation.“ Entlaſſener hannöverſcher Soldat, in die Heimath gehend	A. v. Steindel.
272.	S.	31.	Oberſtlieutenant v. Weſternhagen vom Regiment Coburg-Gotha	A. Worms.
273.	S.	35.	Initial U. zu „Schlußbetrachtung.“ Hannöverſcher Ordonnanzgendarm	A. Lütke.
274.	S.	38.	Schlußvignette. Die hannöverſche Königskrone fällt vom Wappen. Kopfbedeckungen der ehemaligen hannöverſchen Armee umgeben daſſelbe	O. Mende.

Die Main-Armee.

275.	S.	41.	Abſchnitts-Initial M. Barbaroſſa erwacht. Oeſtreichs Doppeladler entweicht vom Präſidialthron des deutſchen Bundes, vom preußiſchen Aar gezwungen. Die deutſchen Wappenlöwen fahren durcheinander	H. Müller.

			In Holz geſchnitten von
276.	S. 49.	Initial L. zu „Das VII. (bairiſche) Bundes-Armeecorps.“ Bairiſcher Hartſchier, am bairiſchen Wappen Poſten ſtehend	H. Schmidt.
277.	S. 51.	Prinz Carl von Baiern	A. Vogel.
278.	S. 54.	Generallieutenant v. d. Tann	W. Feiſt.
279.	S. 56.	Initial W. zu „Die Baiern vom 20. Juni bis 1. Juli.“ Bairiſcher Chevauxlegers in Feldausrüſtung	A. Lütke.
280.	S. 60.	Initial U. zu „Die Mainarmee bricht auf.“ Bairiſche Offiziere, die Karte ſtudirend	A. Vogel.
281.	S. 63.	Generallieutenant v. Göben	A. Vogel.
282.	S. 67.	Initial D. zu „Die Gefechte bei Dermbach“. Anſicht des Kloſters Zella bei Dermbach	A. Worms.
283.	S. 69.	Generalmajor v. Kummer	A. Vogel.
284.	S. 69.	Major v. Gontard	A. Worms.
285.	S. 70.	Einnahme von Zella. Schloßgartenſeite mit den 14 Tannen	Riedeberger.
286.	S. 72.	Initial G. zu „Wieſenthal. Am Nebelberg. Roßdorf.“ Bairiſcher Schütz in Feldausrüſtung	H. Schmidt.
287.	S. 74.	Kampf am Nebelberg. Brigade Cöſter vor Wieſenthal in Wirkſamkeit	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
288.	S. 74.	Major v. Rüſtow	A. Worms.
289.	S. 75.	Generallieutenant v. Hartmann	T. Markwort.
290.	S. 82.	Initial J. zu „Hünfeld, Gersfeld.“ Zurückgelaſſene bairiſche Cüraſſierhelme	W. Feiſt.
291.	S. 84.	Ein Schuß der Avantgardenbatterie Schmidts jagt die bairiſchen Cüraſſiere in die Flucht	A. Vogel.
292.	S. 87.	Initial F. zu „Ueber die hohe Rhön.“ Der gerächte Schimmel von Bronzell	C. Hackenbeck.
293.	S. 88.	Paulusthor in Fulda	A. Lütke.
294.	S. 91.	Uebergang über die hohe Rhön	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
295.	S. 93.	Initial D. zu „Gefecht bei Hammelburg.“ Anſicht des Niederthors in Hammelburg	H. Schmidt.
296.	S. 96.	Generalmajor v. Glümer	A. Vogel.
297.	S. 97.	Brandruine in Hammelburg	H. Schmidt.
298.	S. 98.	Generalmajor v. Schachtmeyer	C. Hackenbeck.
299.	S. 99.	Initial M. zu „Friedrichshall. Hauſen. Waldaſchach.“ Großvater und Enkel, Bier trinkend	A. Vogel.
300.	S. 101.	Gefecht an den Salinen bei Friedrichshall	A. Lütke.
301.	S. 103.	Einnahme von Hauſen	Ebel.
302.	S. 104.	Die Baiern werden aus Waldaſchach gedrängt	H. Müller.
303.	S. 105.	Initial Z. zu „Kiſſingen.“ Brunnennymphe	A. Worms.
304.	S. 106.	Kiſſingen vom Fuß des Altenbergs aus	F. Tegetmeyer (Leipzig.)
305.	S. 108.	Initial G. zu „Das Gefecht bei Kiſſingen.“ Die Haupt-Saalbrücke in Kiſſingen	C. Hackenbeck.
306.	S. 110.	Uebergang über die zerſtörte Brücke an der Lindelsmühle bei Kiſſingen	H. Schmidt.
307.	S. 111.	Kampf am Hotel Sanner	Riedeberger.
308.	S. 113.	Initial B. zu „Die Erſtürmung des Kirchhofes.“ Der von den 53ern erſtürmte Seiteneingang des Kirchhofs	A. v. Steinbel.

			In Holz geſchnitten von
309.	S. 118.	Initial D. zu „Das Gefecht bei Winkels und Nüdlingen.“ Lippe-detmoldiſcher Füſilier, im Bande die Fahnendeviſe um die lippeſche Wappenroſe geſchlungen	A. Vogel.
310.	S. 123.	Initial G. zu „Das Gefecht bei Nüdlingen.“ Abendgefecht am Sinnberge	Krüll & Michael. (Stuttgart.)
311.	S. 126.	Hauptmann v. Leszczynski	A. Vogel.
312.	S. 129.	Major Rohdewald. Im Wappen der Namenszug auf den Epauletten der Offiziere des ehemaligen lippe-detmoldiſchen Füſilier-Bataillons	H. Schmidt.
313.	S. 131.	Initial D. zu „Am Abend.“ Am Theater in Kiſſingen	A. v. Steindel
314.	S. 134.	Initial D. zu „Noch einmal der 10. Juli.“ Anſicht der Marienkapelle und des Meßnerhauſes in Kiſſingen, von außen geſehen	J. Bogen.
315.	S. 140.	Initial A. zu „Die Verluſte. Die Pflege der Verwundeten.“ Gottesdienſt bei Verwundeten im Kurſaal zu Kiſſingen	H. Schmidt.
316.	S. 147.	Initial V. zu „Der Kiſſinger Friedhof.“ Auf dem Friedhof in Kiſſingen	W. Bröker.
317.	S. 149.	Generallieutenant v. Zoller	T. Markwort
318.	S. 151.	Initial P. zu „Rückblick.“ Der in Dornen gefangene bairiſche Löwe	H. Schmidt.
319.	S. 154.	Schlußvignette. Das bairiſche Wappen im Schatten der ſiegreichen preußiſchen Erfolge	W. Feiſt.
320.	S. 155.	Initial F. zu „Gegen die Reichsarmee.“ Würtembergiſcher Infanteriſt, Abſchied nehmend	A. Vogel.
321.	S. 157.	Heſſiſche Truppen in der Campagneausrüſtung	Ebel.
322.	S. 158.	Prinz Alexander von Heſſen	A. Vogel.
323.	S. 160.	Typen des ehemaligen naſſauiſchen Heeres	C. Hackenbeck.
324.	S. 162.	Initial S. zu „Gefecht bei Laufach und Frohnhofen.“ Zuſammenſtoß am Eiſenbahnviaduct vor Hain zwiſchen heſſen-darmſtädtiſchen Chevauxlegers und preußiſchen 8. Huſaren	A. Kunz. (Stuttgart.)
325.	S. 163.	Einſchiffung preußiſchen Gepäcks in Gemünd	J. Bogen.
326.	S. 167.	An der Dorfliſière von Frohnhofen	Krüll & Michael. (Stuttgart.)
327.	S. 169.	Kampf an der Kegelbahn in Frohnhofen	W. Bröker.
328.	S. 172.	Initial U. zu „Das Gefecht bei Aſchaffenburg.“ Gefangene Oeſtreicher	A. v. Steindel.
329.	S. 176.	Kampf an den Wirthſchaftsgebäuden in der Faſanerie bei Aſchaffenburg	H. Schmidt.
330.	S. 177.	Flüchtende Oeſtreicher am Herſtaller Thor in Aſchaffenburg	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
331.	S. 178.	Weſtphäliſche Cüraſſiere bringen gefangene Oeſtreicher ein	J. Bogen.
332.	S. 180.	Das Schloß in Aſchaffenburg	W. Bröker.
333.	S. 181.	Feldmarſchalllieutenant Graf Neipperg	A. Vogel.
334.	S. 183.	Initial F. zu „Der Einzug in Frankfurt.“ Das Wappen von Frankfurt unter dem Scepter Preußens	Ebel.
335.	S. 184.	Der Einzug der Preußen in Frankfurt a. M.	W. Bröker.
336.	S. 189.	Schlußvignette. General v. Falckenſtein jagt die mittel- und ſüddeutſchen Wappenlöwen zu Paaren	H. Müller.

Bis Würzburg.

			In Holz geſchnitten von
337.	S. 193.	Abſchnitts-Initial V. Preußiſcher und bairiſcher Poſten auf der Mainbrücke in Würzburg während des Waffenſtillſtandes. Im Initial das Wappen Würzburgs unter Weinranken	A. Vogel.
338.	S. 194.	General der Cavallerie Freiherr v. Manteuffel	A. Vogel
339.	S. 197.	Nicolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg. In der Randzeichnung neben dem oldenburgiſchen Wappen oldenburgiſcher Fußartilleriſt und Dragoner	A. Vogel.
340.	S. 199.	Füſilier-Bataillon Waldeck in Campagneausrüſtung	W. Feiſt.
341	S. 199.	Füſilier-Bataillon Schwarzburg-Rudolſtadt in Campagneausrüſtung	Ebel.
342.	S. 199.	Generalmajor v. Röder	Ebel.
343.	S. 200.	Anton Fürſt von Hohenzollern	A. Vogel.
344.	S. 201.	Initial A. zu „Vom 21. bis 23. Juli.“ Badiſche Infanteriſten und badiſcher Dragoner in Feldausrüſtung	C. Hackenbeck.
345.	S. 205.	Prinz Wilhelm von Baden, Commandeur der badiſchen Truppen	A. Lütke.
346.	S. 206.	Gefecht bei Hundheim	H. Schmidt.
347.	S. 208.	Initial O. zu „Die Gefechte an der Tauber.“ Bildſtöckel an der Chauſſee vor Tauberbiſchofsheim	C. Hackenbeck.
348.	S. 210.	Initial S. zu „Gefecht bei Hochhauſen-Werbach.“ Badiſcher Jäger-Vorpoſten. Blick auf Impfingen und das Tauberthal	Ebel.
349.	S. 211.	Generalmajor v. Weltzien, Commandirender der oldenburgiſch-hanſeatiſchen Brigade	A. Vogel.
350.	S. 213.	Füſilier-Bataillon Bremen in feldmäßiger Ausrüſtung	T. Markwort.
351.	S. 213.	Gefecht an der Brücke bei Werbach	F. Tegetmeyer. (Leipzig.)
352.	S. 214.	Initial U. zu „Gefecht bei Impfingen-Tauberbiſchofsheim.“ Zerſchoſſene Bäume an der Tauberpromenade bei Tauberbiſchofsheim	A. Worms.
353.	S. 217.	Gefecht vor dem Eingange nach Tauberbiſchofsheim	H. Schmidt.
354.	S. 220.	Generalmajor v. Wrangel	A. Vogel.
355.	S. 221.	Schlußvignette. Der preußiſche Adler, zu deſſen Seiten die Wappen von Coburg-Gotha und Oldenburg, im Glanze der ſiegreichen Gefechte des 23. und 24. Juli, Badens Greif und Würtembergs Hirſch zu ſeinen Füßen	H. Schmidt.
356.	S. 222.	Initial A. zu „Die Gefechte am 25.“ Gehöft aus der Gegend von Würzburg. Staffage: Würtembergiſcher Reiter	A. Worms.
357.	S. 224.	Initial T. zu „Das Gefecht bei Gerchsheim.“ Hamburger Dragoner und oldenburger Infanteriſt in Feldausrüſtung	A. Vogel.
358.	S. 228.	Initial D. zu „Gefecht bei Helmſtadt.“ Dorfinterieur aus der Gegend von Würzburg	H. Schmidt.
359.	S. 231.	Rittmeiſter Klaatſch im Handgemenge gegen bairiſche Chevauxlegers bei Mädelhofen	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
360.	S. 233.	Generalmajor v. Beyer	A. Lütke.

			Jn Holz geſchnitten von
361.	S. 234.	Abendgefecht bei Helmſtadt	F. A. Brockhaus (Leipzig)
362.	S. 235.	Initial D. zu „Das Gefecht bei Uettingen." Uettingen mit Umgegend. Aufbruch des Magdeburger Füſilier-Regiments	W. Bröker
363.	S. 238.	Initial D. zu „Erſtürmung des Kirchberges." Fränkiſche Bäuerin im Gebet	T. Markwort
364.	S. 239.	Generalmajor v. Korth	A. Vogel
365.	S. 240.	Initial W. zu „Die Erſtürmung des Oenert." Füſiliergrab	T. Markwort
366.	S. 245.	Major Liebeskind	A. Vogel
367.	S. 246.	Major v. Lupinski	A. Vogel
368.	S. 246.	Generalmajor v. Freyhold	A. Vogel
369.	S. 248.	Initial U. zu „Das Gefecht im Centrum." Bairiſche Artilleriſten, feldmäßig ausgerüſtet	C. Hackenbeck
370.	S. 250.	Vorgehen gegen die bairiſche Stellung bei Roßbrunn	J. Bogen
371.	S. 251.	Initial M. zu „Die Reitergefechte bei den Hettſtädter Höfen." Meilenſtein auf der Chauſſee vor Würzburg	A. Vogel
372.	S. 253.	Angriff der bairiſchen Cüraſſiere bei den Hettſtädter Höfen	A. Vogel
373.	S. 255.	Initial G. zu „Vor Würzburg. Beſchießung des Marienberges." Preußiſche Lagerhütten bei Höchberg vor Würzburg	H. Schmidt
374.	S. 257.	Marktplatz zu Mosbach in Baden, während der Waffenruhe von oldenburgiſchen Truppen beſetzt	H. Schmidt
375.	S. 258.	Bataillon Hamburg	T. Markwort
376.	S. 258.	Bataillon Lübeck in Feldausrüſtung	T. Markwort
377.	S. 259.	Schlußvignette. Der Blitze ſchleudernde preußiſche Adler auf dem bairiſchen Wappen horſtend. Das naſſauiſche und badiſche Wappen im Bereich der preußiſchen Siegesſtrahlen	H. Schmidt

Das II. Reſerve-Corps in Baiern.

378.	S. 263.	Abſchnitts-Initial N. Die Burg in Nürnberg mit der aufgezogenen preußiſchen Fahne. Im Buchſtaben das Wappen der Stadt und der ehemaligen Burggrafſchaft Nürnberg	A. Lütke
379.	S. 264.	Braunſchweigiſcher Artilleriſt und Infanteriſt ſowie altenburgiſcher Infanteriſt in Feldausrüſtung	C. Hackenbeck
380.	S. 265.	Bataillon Anhalt	C. Hackenbeck
381.	S. 266.	Initial W. zu „Von Leipzig bis Hof." Thürklopfer eines Hauſes in Hof	T. Markwort
382.	S. 268.	Schlußvignette, aus den Wappen, Kopfbedeckungen und Waffen der Heerestheile der II. Reſerve-Armee gebildet	C. Hackenbeck
383.	S. 269.	Initial U. zu „Von Hof bis Bayreuth." Mecklenburgiſche Infanteriſten	A. Worms
384.	S. 270.	Die Plaſſenburg bei Culmbach	C. Hackenbeck
385.	S. 271.	Marktplatz in Berneck. Staffage: mecklenburgiſcher Train	H. Schmidt
386.	S. 273.	Initial D. zu „Das Gefecht bei Seubottenreut." Ueberſicht des Gefechtsfeldes. Bairiſche Tirailleurs vom Goldberge aus mecklenburgiſche Dragoner beſchießend	Riedeberger
387.	S. 276.	Rittmeiſter v. Boddien ſprengt das bairiſche Quarré bei der Pötzelmühle und nimmt die Compagniefahne	A. Kunz (Stuttgart)

			In Holz geschnitten von
388	S. 279	Miſtelgauer Bauern aus der Gegend von Bayreuth	A. Lütke
389	S. 280	Initial B. zu „Von Bayreuth bis Nürnberg.“ Das Laufer Thor in Nürnberg	E. Hackenbeck
390	S. 283	Schlußvignette. Der preußiſche Adler auf den Wappen der eroberten Provinzen thronend vor der Ehrentafel der Mainarmee	H. Schmidt

Schlußabſchnitt.

391	S. 287	Abſchnitts-Initial A. Boruſſia nach ſiegreichem Feldzuge zwiſchen den umgeſtürzten Grenzpfählen der überwundenen deutſchen Landestheile ruhend	A. Lütke
392	S. 291	Generallieutenant v. d. Mülbe. In der Randzeichnung Gardelandwehrmann und Landwehrhuſar	A. Worms
393	S. 293	Initial S. Oeſtreichiſcher Soldat der Südarmee im Campagneanzuge. Neben ihm Fahnen im Siegesſchmuck der zu Land und Waſſer über die Italiener erfochtenen Siege	O. Worms
394	S. 297	Initial A., gebildet aus däniſcher und öſtreichiſcher Feldflaſche, mit Lorberzweig von 1864—66 verbunden	Ebel
395	S. 300	Initial W. zu „Die drei Paraden.“ Anſicht von Nicolsburg	A. Vogel
396	S. 307	Initial C. zu „Die Cholera in Brünn.“ Pandora, giftige Dünſte ergießend. Der Buchſtabe aus Stechapfelblättern gebildet	H. Schmidt
397	S. 311	Initial E. zu „Die Krankenpflege.“ Unter dem Licht des Genfer Conventionskreuzes und der Inſignien des Johanniter- und des Maltheſerkreuzes ſammeln ſich die verſchiedenen werkthätigen Genoſſen der Krankenpflege, Johanniter- und Maltheſerritter, barmherzige und Kloſterſchweſtern, Diakoniſſinnen, Brüder des rauhen Hauſes u. ſ. w., das Elend der Schlachten zu lindern. Paſſionsblumen, aus Krücken ſich emporrankend	F. A. Brockhaus (Leipzig.)
398	S. 313	Johanniterritter in Ausübung ihres Berufes, Verwundete ſammelnd	A. Vogel
399	S. 317	Generalarzt Dr. Langenbeck	E. Hackenbeck
400	S. 318	Generalarzt Dr. Wilms	A. Worms
401	S. 318	Aerzte in Function. Local: Scheune in Böhmen	H. Schmidt
402	S. 319	Feldeiſenbahnabtheilung. Motiv aus Böhmen, nahe Reichenberg	Riedeberger
403	S. 320	Initial B. zu „Das Lager bei Cörlin.“ Oeſtreichiſche Gefangene, vom pommerſchen Greif bewacht	E. Tetzel
404	S. 324	Initial F. zu „Einzug.“ Der Pariſer Platz am 20. September 1866. Moment der Begrüßung Sr. Majeſtät des Königs durch den Oberbürgermeiſter Berlins	A. Lütke
405	S. 331	Das Tedeum im Luſtgarten am 21. September 1866	J. Bogen
406	S. 334	Initial A. zu „Schluß.“ Trauernder öſtreichiſcher Veteran der Feldzüge in Italien und Ungarn an der geborſtenen Säule von Oeſtreichs Macht	Brend'amour (Düſſeldorf)
407	S. 336	Schlußvignette. Das Erinnerungskreuz von 1866 im Lorber- und Eichenkranz	E. Tetzel

Große Gefechtsſcenen.

	Zu Seite		In Holz geſchnitten von
408	13	Gefecht bei Langenſalza, 27. Juni 1866. Ueberſicht vom Judenhügel aus, über das Unſtrutthal, auf die Höhen von Merxleben. Avanciren gegen die hannöverſche Aufſtellung bei Merxleben	H. Müller
409	93	Gefecht bei Hammelburg, 10. Juli 1866. Die preußiſche Artillerie gegen die bairiſchen Batterieen bei Kloſter Altſtadt wirkend, die preußiſche Infanterie gegen den Heroldsberg und die Stadt vorgehend	Brend'amour (Düſſeldorf)
410	113	Auf dem Friedhofe in Kiſſingen am 10. Juli 1866. Erſtürmung des verbarrikadirten Einganges von der Chauſſee nach Nüdlingen	A. v. Steindel
411	172	Gefecht bei Aſchaffenburg, 14. Juli 1866. Blick von der Liſiere der Faſanerie aus über die Auenmühle weg nach den von heſſiſcher und öſtreichiſcher Artillerie beſetzten Höhen hin. Vorgehen der Brigade Kummer auf die Faſanerie, der Brigade Wrangel auf die Auenmühle	A. Werms
412	235	Aus dem Gefecht bei Uettingen am 26. Juli 1866. Die Erſtürmung des Oenert und der Brunſchlag-Liſiere durch das magdeburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 36	F. A. Brockhaus (Leipzig)
413	218	Gefecht bei Tauberbiſchofsheim, den 24. Juli 1866. Der Angriff der Würtemberger auf die Tauberbrücke abgewieſen	F. Tegetmeyer (Leipzig)
414	255	Vor Würzburg. Beſchießung des Marienberges am 27. Juli 1866	F. A. Brockhaus (Leipzig)
415	320	Gefangenenlager bei Cörlin im Juli, Auguſt und September 1866. Blick in die Zeltreihen. Gefangene ſuchen ſelbſtgeſchnitzte Stöcke an die das Lager Beſuchenden zu verkaufen	A. Lütke

Große Portraits.

416	19	Se. Hoheit Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha. Im Rande neben dem ſächſiſchen Wappen Soldat und Offizier des herzoglichen Contingents in der Feldausrüſtung des Jahres 1866	H. Schmidt
417	44.	General der Infanterie Vogel v. Falckenſtein. Im Rande oben das Großkreuz des rothen Adlerordens auf dem Commandoſtab. An den Seiten unten der bairiſche Soldat und der Tſcheche, die kriegeriſche Thätigkeit des Generals am Main und die verwaltende in Böhmen andeutend. Das Familienwappen des Generals unten im Lorbeerkranz	A. Vogel
418	264	Se. Königliche Hoheit Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Im Rande oben der preußiſche Generalshelm, unten neben dem mecklenburgiſchen Landeswappen ein mecklenburgiſcher Schütz und Dragoner in der Campagneausrüſtung von 1866	H. Schmidt

	Zu Seite		In Holz geſchnitten von
419	312	Se. Erlaucht Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, umgeben vom Bande des Johanniterordens in Lorbeer und Eichenlaub, oben das Stolbergiſche Wappen, unten, neben dem Johanniterkreuz und dem Genfer Conventionskreuz, Verwundete der verſchiedenen im Jahre 1866 mit einander kämpfenden Armeen, durch Ranken der Paſſionsblume verbunden	H. Müller

Anhang.

Nr. 1. bis 33.	Denkmäler, den beiderſeitig Gebliebenen in Böhmen und Mähren errichtet.
Nr. 34. bis 63.	Denkmäler, auf den Gefechtsfeldern der Maincampagne errichtet.
Nr. 64. bis 71.	Denkmäler, in heimiſchen Garniſonorten aufgeſtellt.

Sämmtliche Pläne ſind vom Oberfeuerwerker Kühn gezeichnet und in Holzſchnitt von H. Schmidt ausgeführt.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Kriegsgefangen.

Erlebtes 1870.

94 E

BIBLIOTHECA
[illegible]ENSIS

Kriegsgefangen.

Erlebtes 1870

von

Th. Fontane.

Berlin, 1871.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

BIBL[illegible]EC
[illegible] SIS

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Meinen Freunden

dankbar gewidmet.

Inhalt.

I. Abtheilung.

Seite

„In's alte, romantiſche Land" . . . 1
1. Domremy . . . 3
2. Neufchateau . . . 19
3. Langres . . . 32
4. Von Langres bis Beſançon . . . 53
5. Die Citadelle von Beſançon . . . 65
6. Rückblicke . . . 90

II. Abtheilung.

„Comme officier supérieur" . . . 103
1. Von Beſançon bis Lyon . . . 105
2. Lyon . . . 115
3. Moulins . . . 126
4. Gueret . . . 141
5. Poitiers-Rochefort . . . 154
6. Marennes . . . 162

III. Abtheilung.

Ile d'Oléron . . . 175
1. Die Inſel Oléron . . . 177
2. Ankunft . . . 182

Seite
3. Die Citadelle 188
4. Raſumofsky 193
5. Blanche 202
6. Le Rempart 207
7. Mittag 212
8. Theeſtunde 216
9. Regentage 229
10. Der Ueberfall von Ablis 244
11. Drei von den 3. Garde Ulanen 256
12. Fünf vom 14. Jäger Bataillon 265
13. Begräbniß 275
14. Sturm im Glaſe Waſſer 280
15. „Sentinelle, prenez garde à vous 288

IV. Abtheilung.

Frei 293
1. Unverhofft kommt oft 295
2. Der letzte Sonntag 303
3. Der letzte Abend 311
4. Abſchied 321
5. Rückreiſe 327

„In's alte, romantiſche Land'."

1. Domremy.

Wie heißt der Ritter?
Baudricourt. Er ſteht
Kaum einen Tagesmarſch von Vaucouleurs.

⁂

Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Domremy,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul.

(Jungfrau von Orleans.)

Am 2. Oktober war ich in Toul. Ich kam von Nancy. Nancy iſt eine Reſidenz, Toul iſt ein Neſt. Es machte den Eindruck auf mich wie Spandau vor dreißig Jahren. Die Kathedrale iſt bewunderungswürdig, das Innere einer zweiten Kirche (St. Jean, wenn ich nicht irre) von faſt noch größerer Schönheit, aber von dem Augenblick an, wo man mit dieſen mittelalterlichen Bauten fertig iſt, iſt man es mit Toul überhaupt.

In 2 Stunden hatt' ich dieſe Sehenswürdigkeiten hinter mir und dennoch war ich gezwungen, 2 Tage an dieſer Stelle auszuhalten. Dies hatte darin ſeinen Grund, daß unmittelbar ſüdlich von Toul das Jeanne d'Arc-Land gelegen iſt, und daß es, Dank dem Kriege und den Requiſitionen, unmöglich war, in der ganzen Stadt einen Wagen aufzutreiben. Die Partie ſelber aufzugeben ſchien mir unthunlich, ich hätte jede Mühe und jeden Preis daran geſetzt. Endlich, am Nachmittage des zweiten Tages, hieß es: Madame Grosjean hat noch einen Wagen. Ich athmete auf. In einem ſchattigen Hinterhauſe, dicht neben der Kathedrale, fand ich die genannte Dame, die bei zurückgeſchlagenen Gardinen in einem großen Himmelbette ſaß. Sie war krank, abgezehrt, hatte aber die klaren, klugen Augen, die man ſo oft bei hektiſchen Perſonen findet, und die nie eines Eindrucks verfehlen. Wir unterhandelten in Gegenwart zweier Gevatterinnen, die mindeſtens eben ſo geſund waren, wie Madame Grosjean krank. Das Geſchäftliche arrangirte ſich leicht; nur ein Uebelſtand blieb, an dem auch jetzt noch die Partie zu ſcheitern drohte: das einzig vorhandene Gefährt, ein char à banc, war nämlich zerbrochen und Mr. Jacques, Schmied und Stellmacher, hatte erklärt, überbürdet mit Arbeit, die Reparatur nicht machen, keinesfalls aber den Wagen abholen laſſen zu können. In dieſen letzten Worten ſchimmerte doch noch eine Hoffnung. Ich eilte alſo auf die Straße, engagirte zwei Artilleriſten vom Regiment »Feldzeugmeiſter«, ſpannte mich ſelbſt mit vor, und im Trabe jagten wir nun mit der leichten Kaleſche über das holprige Pflaſter hin, in den Arbeitshof des Mr. Jacques hinein. Dieſer war ein Hüne, alſo gutmüthig wie alle ſtarken Leute. Meine Beredſamkeit in Etappen-Franzöſiſch amüſirte ihn erſichtlich und wir ſchieden als gute Freunde, nachdem er verſprochen hatte, bis Sonnenuntergang die Reparatur machen zu wollen. Er hielt auch Wort.

In der Dämmerſtunde klopfte es an meine Thür. Ein Blaukittel trat ein, theilte mir mit, daß er der »Knecht« der Madame Großjean ſei, und daß wir am andern Morgen 7 Uhr fahren würden. Soweit war Alles gut. Aber der Blaukittel ſelbſt flößte mir wenig Vertrauen ein, am wenigſten, als er ſchließlich verſicherte: die Partie ſei in einem Tage nicht zu machen, wir würden nach Vaucouleurs fahren, von dort nach Domremy und von Domremy wieder zurück nach Vaucouleurs, aber mehr ſei nicht zu leiſten; in Vaucouleurs müßten wir übernachten. Er berief ſich dabei auf einen ruſſiſchen Grafen, mit dem er vor Jahresfriſt dieſelbe Partie gemacht habe, und begleitete ſeine Rede, die mir aus nichts als aus den vollklingenden Worten »Kilometer« und »quatre-vingt-douze« zu beſtehen ſchien, mit den allerlebhafteſten Geſten. Ein ſtarker Verdacht ſchoß mir durch den Kopf; wer indeſſen viel gereiſt iſt, weiß aus Erfahrung, daß auf ſolche Anwandlungen nicht allzuviel zu geben iſt, und ich entließ ihn ohne Weiteres mit einem kurzen: Eh bien, demain matin 7 heures. Ich freute mich ſehr auf dieſen Ausflug. Das Mißtrauen, das ſo plötzlich in mir aufgeſtiegen war, galt mehr dem Blaukittel in Perſon, als der Geſammtſituation, und dieſer Perſon glaubte ich ſchlimmſten Falls Herr werden zu können. Ich lud meinen Lefaucheux Revolver und wickelte ihn derart in meine Reiſedecke, daß ich durch einen Griff von rechts her in die nun muffartige Rolle hinein, den Kolben packen und eine »Gefechtsſtellung« einnehmen konnte. Ich muß dies erwähnen, weil es zu einer ſpäteren Stunde von Wichtigkeit für mich wurde. Daß ich den Revolver nicht mit mir führte, um etwa auf eigene Hand Frankreich mit Krieg zu überziehen, brauch ich wohl nicht erſt zu verſichern; man hat aber die Pflicht, ſich gegen mauvais sujets und die Effronterien des erſten beſten Strolches zu ſchützen.

7 Uhr früh raſſelte der Wagen über das Pflaſter und hielt vor meinem Hotel. Ich war fertig; eine Viertelſtunde ſpäter lag Toul hinter uns.

Bis Vaucouleurs ſind 3 Meilen. Von rechts her traten mächtige Weingelände, in der Mitte des Abhangs mit hellleuchtenden Dörfern geſchmückt, bis an die Straße heran; nach links hin dehnten ſich Fruchtfelder, dahinter Bergzüge, oft in blauer Ferne verſchwimmend. Es war eine entzückende Fahrt; die Chauſſee berganſteigend und wieder ſich ſenkend, dann und wann ein Flußſtreifen, eine Waſſermühle, dazu rund umher das Herbſtlaub in hundert Farben ſchillernd. Ehe wir noch die erſte große Biegung des Weges erreicht hatten, erfüllte ſich, was ſich immer zu erfüllen pflegt: ein Fußgänger ſtand am Wege und bat, aufſteigen zu dürfen. Der Kutſcher ſtellte ihn mir als einen ſeiner »Freunde« vor. Ich kann nicht ſagen, daß er mir dadurch beſonders empfohlen worden wäre, und ich rückte meine Reiſedecke unwillkürlich etwas zurecht. Ich hatte aber unrecht. Der neue Fahrgaſt erwies ſich als ein freundlicher, angenehmer Mann; plaudernd über Krieg und Frieden fuhren wir um 10 Uhr in Vaucouleurs hinein.

Ein reizender kleiner Ort. Der Kutſcher hatte zwei Stunden dafür feſtgeſetzt, Zeit genug, die alte Kapelle und das leidlich wohlerhaltene Schloß des »Ritters Baudricourt«, das die Stadt beherrſcht, zu beſuchen. Ueber dieſe Erinnerungsſtätte zu berichten, iſt hier nicht der Ort. Um 12 Uhr weiter nach Domremy.

Domremy — das von den Bewohnern dertiger Gegend immer nur Dórmy ausgeſprochen wird — liegt noch drittehalb Meilen ſüdlich von Vaucouleurs. Das Terrain verändert ſich hier etwas und nimmt mehr und mehr den Charakter eines Defilees an. Die Höhenzüge zur Rechten bleiben dieſelben, aber von gegenüber treten die Berge näher heran, während unmittelbar zur Linken ein breites Wieſenthal ſich zieht, drin die Meuſe fließt; das Ganze nicht ohne Reiz, aber ein wenig kahl und verbrannt, voll frappanter Aehnlichkeit mit dem Nuthethal, das ſich von Potsdam aus, an Saarmund vorbei, bis hinauf an die alte ſächſiſche Grenze zieht. Halben Wegs erreicht man Burey en Vaux, das Dörfchen, wohin Jeanne d'Arc zu ihrem Oheim Durand Laxart ging, als ſie im elterlichen Hauſe nicht länger wohlgelitten war; dann (zur Linken) ein mittelalterliches, halb ſchloßartiges Gehöft, bis endlich, bei einer Biegung des Weges, Domremy ſelbſt mit einzelnen ſeiner blitzenden Dächer ſichtbar wird. Nicht mit ſeiner Kirche. Es hat nur eine Kapelle, die, etwas tief gelegen, ſich hinter Pappeln und anderem Baumwerk verſteckt.

Die letzten zehn Minuten vor Einfahrt in das Dorf waren die ſchönſten. Es war, als ob die Reiſegötter hier noch einmal den Zweck verfolgten, ein Uebriges für mich thun und die ganze Scene künſtleriſch abrunden zu wollen. Ein Geiſtlicher in weißem Haar und breitkrämpigem Hut kam des Weges; wir grüßten einander. Ein Hirt folgte; ſtrickend ſchritt er ſeiner Heerde vorauf. Durch die herbſtlich klare Luft zogen Tauſende von Sommerfäden, und auf meine neugierige Frage, welchen Namen dieſe weißen Fäden in Frankreich führten, antwortete mein Kutſcher: les cheveux de la St. Vierge. War es denkbar, unter glücklicherer Vorbedeutung in das Dorf der Jeanne d'Arc einzuziehen? Und doch täuſchten alle dieſe Zeichen.

Um 3 Uhr etwa fuhren wir in die Hauptſtraße von Domremy hinein. Es iſt ein Dorf von mittlerer Größe, eher klein. Der Eindruck, trotz hellen Sonnenſcheins und des weißen Anſtrichs der Häuſer, war ein düſterer; Alles ſchien auf Verfall und Armuth hinzudeuten. In der Mitte des Dorfes hielten wir vor einem rußigen, anſcheinend herabgekommenen Gaſthauſe, das in verwaſchenen Buchſtaben die Inſchrift trug: Café de Jeanne d'Arc. Es war unheimlich. Ich hatte dieſelbe, mich direkt ins Herz treffende Empfindung wie am Abend vorher, wo der Blaukittel mich beſucht und ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte.

Ich eilte, mich dieſem Eindruck zu entziehen; die geweihte Stätte, wo »la Pucelle« geboren wurde, ſchien mir der geeignetſte Platz dazu. Ich brach alſo unverzüglich auf. Es waren nur 150 Schritt; in einem Stück Gartenland lag das ehrwürdige Gemäuer. Ich zog die Glocke an einem ſauberen drahtgeflochtenen Gitterthor, das den Garten von der Straße ſchied. Eine »Religieuſe« öffnete und machte die Führerin. Und ſiehe da, als ich erſt in der Niſche über der niederen Eingangsthür das in Stein gemeißelte Bild der gewappneten Jungfrau, innerhalb des Hauſes ſelbſt aber den alten eichenen Wandſchrank ſah, der ihr Jahre lang als Truhe gedient hatte, fiel alles Mißtrauen wieder von mir ab und ich fühlte mich ganz dem Zauber dieſer Stunde hingegeben. Ich machte meine Notizen, trat dann zurück in den Garten und verſenkte mich noch einmal in den Anblick dieſes in Geſchichte und Dichtung gleich gefeierten Ortes. Convolvulus rankte ſich um die Stämme einiger Cypreſſen; Reſedabeete füllten die Luft mit ihrem Duft, die Religieuſe ſprach leiſe freundliche Worte; — alles war Poeſie.

In unmittelbarer Nähe des Hauſes »de la Pucelle« liegt die Kapelle. Sie iſt gothiſch. Einige Glasfenſter, namentlich eines, deſſen bunte Scheiben das Wappen der Jeanne d'Arc aufweiſen, deuten auf das 15. Jahrhundert zurück; das meiſte aber iſt modern. Ich verweilte wohl eine Viertelſtunde an dieſer Stelle, mir jedes Kleinſte einprägend, und trat dann wieder vor das Portal der Kapelle, zu deren Linken ſich eine Statue der Pucelle erhebt. Dieſe kniet im Gebet, preßt die linke Hand aufs Herz, während ſie die rechte gen Himmel hebt; — eine wohlgemeinte, aber ſchwache Arbeit.

Ich klopfte eben mit meinem ſpaniſchen Rohr an der Statue umher, um mich zu vergewiſſern, ob es Bronce oder gebrannter Thon ſei, als ich vom Café de Jeanne d'Arc her eine Gruppe von 8 bis 12 Männern auf mich zukommen ſah, ziemlich eng geſchloſſen und unter einander flüſternd. Ich ſtutzte, ließ mich aber zunächſt in meiner Unterſuchung nicht ſtören und fragte, als ſie heran waren, mit Unbefangenheit: aus welchem Material die Statue gemacht ſei? Man antwortete ziemlich höflich: »aus Bronce«, ſchnitt aber weitere kunſthiſtoriſche Fragen, zu denen ich Luſt bezeugte, durch die Gegenfrage nach meinen Papieren ab. Ich überreichte ein rothes Portefeuille, in dem ſich meine Legitimationspapiere befanden, ſelbſtverſtändlich nur preußiſche. Man ſuchte ſich darin zurecht zu finden, kam aber nicht weit und forderte mich nunmehr auf, zu beſſerer Feſtſtellung ſowohl meiner Perſon, wie meiner Reiſeberechtigung ihnen in das Wirthshaus zu folgen.

Die ganze Scene, ſo peinlich ſie war, hatte, der Geſammthaltung der Dorfbewohner nach, nicht gerade viel Bedrohliches gehabt und ſchien nach unſerem Eintreten in das Wirthshaus, wo bald Wein und Reimſer Biscuit herumgegeben wurden, ein immer helleres Licht gewinnen zu wollen. Ich machte alle Umſtehenden, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs, mit dem Inhalt meiner Legitimationspapiere bekannt und ſetzte ihnen offen den Zweck meiner Reiſe und dieſer ſpeziellen Excurſion nach Domremy auseinander, was alles wohl aufgenommen wurde. Aber der kleine Lichtſtrahl, der eben durchbrechen wollte, ſollte bald wieder ſchwinden. Ich war eben noch im beſten Peroriren, als ein junger Bauer, der ſich mit meinem Stock zu thun gemacht hatte, die Krücke aus der Stockſcheide zog und mit einem »ah, un poignard« die mir zuhörende Geſellſchaft überraſchte. Es durchfröſtelte mich etwas, weil ich klar einſah, was jetzt nothwendig kommen mußte. Ich faßte mich aber ſchnell und zur Initiative greifend, die allein einem Schlimmeren vorbeugen konnte, ſagte ich mit Ruhe: Naturellement, Messieurs, je suis armé. Ich ſprach es ſo, daß man heraushören mußte: mit dieſem Poignard allein iſt es nicht gethan. Man verſtand mich auch ſofort und von mehreren Seiten hieß es jetzt: »ah, ah! sans doute un revolver«, während Andere dazwiſchen riefen: »où est-il? où sont ses effets? cherchez! apportez!« Man brachte alsbald meine Reiſedecke und beſtand ſeltſamerweiſe darauf, daß ich ſie ſelber öffnen ſolle. Es war, als hätt' ich ſie mit Torpedos geladen. Ich konnte mich ſelbſt in dieſem Augenblicke eines Lächelns nicht erwehren, löſte die Riemen, wickelte die Decke auseinander und überreichte meinen Revolver. Er ging von Hand zu Hand; ich konnte wahrnehmen, daß er mit ſehr verſchiedenen Gefühlen betrachtet wurde.

Die Situation war bereits heikel genug, aber ſchlimme Momente kommen nie allein; ſo auch hier. In eben dieſem Augenblick, wo die Stimmung gegen mich ziemlich hoch ging, drängte ſich durch den dichteſten Haufen ein wüſt ausſehender Geſelle, der, gedunſen und kurzhalſig, ſeiner apoplektiſchen Anlage durch 6 Litre Wein täglich zu Hülfe zu kommen ſchien, ſtellte ſich ſperrbeinig vor mich hin, ſchlug mit der Fauſt auf ſeine Bruſt und erklärte mit lallender Zunge: »Je suis le Maire.« Dies kam mir ſehr ungelegen. Ich griff zu einem verzweifelten Mittel und ſagte ihm unter Verbeugung, »daß ich erfreut ſei, ihn zu ſehen«, was bei Einzelnen (ich hatte alſo richtig gerechnet) ſofort eine gewiſſe Heiterkeit zu meinen Gunſten erweckte und die Gebildeteren veranlaßte, die Dorfobrigkeit, die noch allerhand faſelte, bei Seite zu ſchieben. Dies war ſehr wichtig für mich. Solch trunkener Imbecile, an dem Alles, was Vernunft und Wahrheit iſt, nothwendig ſcheitern mußte, war das Schlimmſte, was mir in ſolchem Momente begegnen konnte.

Einer aus dem Kreiſe der Minorität trat jetzt an mich heran und fragte ruhig: ob ich damit einverſtanden ſei, daß man mich nach Neufchateau auf die Souspräfektur führe? Ich mußte lächeln; ebenſo gut hätte er mich fragen können, ob ich damit einverſtanden ſei, gehängt zu werden? Ich mußte eben tragen, was über mich beſchloſſen wurde.

Meine Einwilligung war kaum ausgeſprochen, als man meinen Kutſcher, der mich übrigens nicht verrathen hatte, antrieb, ſeinen Braunen wieder einzuſpannen. Ich bezahlte meine Zehrung, die Wirthin nahm das Geld und ſah mich theilnahmsvoll an. Sie ſchien ſagen zu wollen: die Welt iſt toll geworden. Im Moment, wo ich auf den Flur hinaustrat, legte ein hübſch ausſehender, rothblonder Mann ſeine Hand auf meine Schulter und flüſterte mir zu: »Monsieur. encore un moment!« Er wies auf ein großes Hinterzimmer, in das er voranſchritt; ich folgte. Als wir allein waren, zeigte er mir ein Papier, das an ſeiner Spitze ein umſtrahltes Dreieck und in dem Dreieck, ſoviel ich erkennen konnte, einige hebräiſche Zeichen trug. »Connaissez vous cela?« Es ſchien mir ein Freimaurer-Papier. Ich antwortete: »Nein«, hinzuſetzend, daß ich die Bedeutung allerdings zu kennen glaubte. »Ah! c'est bon!« Er ſteckte ſein Papier wieder ein und ich war entlaſſen. Ob er wirklich meine Freilaſſung durchſetzen wollte, oder ob das Ganze umgekehrt nur eine Falle war, darüber kann ich bloß Vermuthungen hegen. Das Eine iſt ſo gut möglich, wie das Andere.

Wir ſtiegen auf. Rechts der Kutſcher, links ein Franctireur, ich eingeklemmt zwiſchen beiden; hinter uns, auf einem Strohbündel, lagen zwei Blouſenmänner. Die Sonne war im Niedergehen, der Abend klar und ſchön; ſo ging es auf Neufchateau zu.

2. Neufchateau.

What may this mean,
That thou
Revisit'st thus the glimpses of the moon?

* * *

How now! a rat?

Hamlet.

Die Blouſenmänner ſchliefen; mein Nachbar der Francтireur aber plauderte und rauchte ſeine Cigarrette. Er war friſch, patriotiſch, beſcheiden; meine Situation flößte ihm eine gewiſſe Theilnahme ein. Ich fragte nach dem Souspräfekten. Der Francтireur nannte mir den Namen: Mr. Cialandri, ein Corſe. Ich kann nicht ſagen, daß mir bei dieſem Zuſatz beſonders wohl geworden wäre. Ein Corſe! Die Engländer haben ein Schul- und Kinderbuch, das den Titel führt: »Peter Parley's Reiſe um die Welt, oder was zu wiſſen noth thut.« Gleich im erſten Kapitel werden die europäiſchen Nationen im Lapidarſtyl charakteriſirt. Der Holländer wäſcht ſich viel und kaut Tabak; der Ruſſe wäſcht ſich wenig und trinkt Branntwein; der Türke raucht und ruft Allah. Wie oft habe ich über Peter Parley gelacht. Im Grunde genommen ſtehen wir aber allen fremden Nationen gegenüber mehr oder weniger auf dem Peter-Parley-Standpunkt; es ſind immer nur ein, zwei Dinge, die uns, wenn wir den Namen eines fremden Volkes hören, ſofort entgegentreten: ein langer Zopf, oder Schlitzaugen, oder ein Naſenring. Unter einem Corſen hatte ich mir nie etwas anderes gedacht als einen kleinen braunen Kerl, der ſeinen Feind meuchlings niederſchießt und drei Tage ſpäter von dem Bruder ſeines Feindes niedergeſchoſſen wird. Man kann daraus abnehmen, welcher Troſt mir aus der Mittheilung erwuchs, daß Mr. Cialandri ein Corſe ſei.

Es dunkelte ſchon, als wir in Neufchateau einfuhren. Die Straßen waren wenig belebt; nach einigem Hin- und Herfragen hielten wir vor der Souspräfektur. Der Anblick war der freundlichſte von der Welt. Ein Gitter, ein kiesbeſtreuter Vorhof, dahinter eine Villa, im italieniſchen Caſtell-Styl aufgeführt. Das Baumaterial war rother Ziegel; Wein und Pfirſich rankten am Spalier. Nach erfolgter Anmeldung wurde ich Trepp' auf geführt. In einem mit türkiſchem Teppich ausgelegten Salon ſaßen die Damen des Hauſes; ein Diener brachte eben die Lampen; ich verneigte mich. Mr. Cialandri empfing mich an der Schwelle des dahinter gelegenen Zimmers, das dieſelbe Eleganz zeigte: Marmorkamin, breite Spiegel, Fauteuils. Auf einem derſelben wurde ich gebeten, Platz zu nehmen. Mr. Cialandri ſetzte ſich mir gegenüber. Das Kaminfeuer beleuchtete ſeine Züge.

Es war ein ſchmächtiger Mann, von vollkommen weltmänniſcher Tournüre, dabei augenſcheinlich krank. Er entſchuldigte ſich, daß er im Flüſtertone ſprechen müſſe. Sein Auge war dunkel, ſein Teint erdfahl; wenn ſich irgend eine Blutrache an ihm vollzogen hatte, ſo konnte ſie nur den Charakter anhaltender Aderläſſe gehabt haben. Er drückte ſein Bedauern aus, bei den

Zeitläuften, die leider herrſchten, mich nicht ohne Weiteres in Freiheit ſetzen zu können; der Capitain der Gensdarmerie, nach dem er bereits geſchickt habe, werde das Weitere veranlaſſen.

Die Situation, Alles in Allem genommen, ſchien mir nicht hoffnungslos; aber ſie ſollte ſich bald verändern. Der Capitain trat ein, verbeugte ſich leicht und nahm dann den mit leiſer Stimme gegebenen Bericht des Souspräfekten entgegen. Dann und wann warf er ein kurzes Wort ein und blickte, ſcharf muſternd, mit ſeinen dunklen Augen zu mir herüber. Ich haſſe im Allgemeinen nichts mehr als dieſe thörichten Augenkämpfe, die, aus einer falſchen Vorſtellung von Muth und Mannhaftigkeit hervorgehend, ſchon ſo viel Unheil angerichtet haben; dieſe Blicke aber hielt ich aus. Woher mir, bei ſonſtiger Scheuheit, die Kraft dazu kam, weiß ich nicht. Gleichviel, ich hielt aus. Gefühl der Unſchuld, Abwehr gegen offenbare Provokation, endlich die ruhige Ueberzeugung, daß man durch ſich Kleinmachen noch nie das Herz eines Feindes erobert hat — all' das mochte zuſammenwirken.

Der Capitain wandte ſich jetzt an mich:

Vous êtes officier prussien?

Non!

Vous aves fait une „excursion“ à Domremy?

Oui!

Vous suivez votre armée?

Oui et non! En tout cas je n'en dépends pas.

Ah, ah! — Vous avez été à Toul?

Oui!

A Nancy!

Oui!

Vous êtes médecin?

Non.

Mais vous portez la croix rouge!

Oui; comme légitimation.

Ah, ah!

Nun folgte wieder ein Geflüſter und eine Seitenmuſterung, worauf ich gebeten wurde, ihm zu folgen. Ich verbeugte mich gegen den Souspräfekten, die Damen im Salon erwiederten höflich meinen Gruß und ich ſtieg raſch in den Flur des Hauſes nieder. Im Hinaustreten auf den Vorhof beſann ſich der Capitain (wofür ich ihm danke) plötzlich eines Beſſeren, ließ eine Hinterpforte öffnen und führte mich auf abgekürztem Wege und durch Straßen, wo Niemand unſerer achtete, in das Gefängniß der Stadt.

Es war ein weitſchichtiges Gebäude, Corridore, ein Gewirr von Treppen; endlich öffneten wir ein Zimmer, darin der Greffier von Neufchateau ſeine Wohnung hatte. Im Kamin knackten die großen Scheite; die Flamme ſchlug hoch auf und gab dem niedrigen aber geräumigen Gemach mehr Licht, als die kleine Lampe, die auf dem Tiſche ſtand. Im Moment unſeres Eintretens erhob ſich der Greffier, nahm die Lampe, ſchlug den Schirm zurück und ſchritt uns entgegen. Ich war wie vom Donner getroffen; das leibhaftige Ebenbild meines Vaters ſtand vor mir. Wir ſchrieben den 5. Oktober; vor drei Jahren, faſt um dieſelbe Stunde, war er geſtorben; — hier ſah ich ihn wieder, friſch, lebensvoll, hoch aufgewachſen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge ſelbſt jene Miſchung von Strenge und Gutmüthigkeit, wie ſie ihm eigenthümlich geweſen war.

Der Capitain übergab mich dem Greffier, der den vollklingenden Namen Mr. Palazot führte, verbeugte ſich gegen mich mit einem Anflug von Ironie und ließ mich mit meinem Hüter allein. Ich war jetzt Gefangener.

Mr. Palazot rückte ſeinen Stuhl vom Kamin an den Tiſch, ſtellte die üblichen Fragen und machte einige Notizen, nachdem ich Uhr und Geld und ein kleines Perlmuttermeſſer, das gerade ausgereicht haben würde, einen Maikäfer zu ermorden, bei ihm deponirt hatte. Nachdem ſo alles Dienſtliche abgemacht worden war, glättete ſich die Stirn des Alten! er warf ein neues Scheit in die Flamme und forderte mich auf, an ſeiner Mahlzeit theilzunehmen. Es waren Carotten in einer Peterſilienſauce. Ich lehnte dankend ab, bat aber um ein Glas Waſſer und einen Löffel Cognac. Mein alter Gascogner nickte, gab in die Küche hinaus die Ordre und alsbald erſchien Madame Palazot, um mir das Gewünſchte zu bringen. Wir ſaßen nun zu dritt um den runden Tiſch und ſprachen von Krieg und Frieden. Die üblichen Trivialitäten wurden ausgetauſcht und aufs Neue feſtgeſtellt, daß Krieg eine ſehr böſe und Friede eine ſehr ſchöne Sache ſei. Nachdem wir uns innerhalb dieſes Glaubensbekenntniſſes gefunden, wurden die Herzen immer offener. »Madame«, eine herzensgute Frau, holte das Bild ihres Sohnes, eines hübſchen Huſaren-Offiziers, deſſen Regiment die großen Kavalleriechargen bei Mars la Tour mitgemacht hatte und von dem ſeit der Einſchließung von Metz keine Nachrichten mehr eingetroffen waren. »Il est mort«, — dabei liefen der Alten die Thränen über das Geſicht; der Alte ſah ſtarr vor ſich hin, ſpießte eine Carotte auf, legte aber die Gabel wieder nieder, ohne gegeſſen zu haben. Ein braunfleckiger, weißer Hühnerhund, der dem Sohn gehörte, ſtimmte winſelnd in die Familientrauer mit ein. Eine halbe Stunde ſpäter kam Beſuch, ein junger Advokat, natürlich Republikaner. Mr. Palazot war Orleaniſt. Die Debatte wurde immer lebhafter, der Advokat ſprach ſich mehr und mehr in Feuer und Flamme hinein: »L'Alsace et la

Lorraine à l'Allemagne?! jamais, jamais! Vous voulez une guerre d'extermination, une guerre à outrance, — eh bien vous l'aurez.« Mir ſchwindelte der Kopf. Die furchtbaren Aufregungen dieſes Tages, die ſich immer wieder aufdrängende Frage: »was wird?« die Diskuſſionen in einer fremden Sprache, — eine völlige Erſchöpfung kam über mich und ich bat, mich in mein Zimmer zu führen. Ich glaube, ich ſagte wirklich Zimmer.

Es mochte 9 Uhr ſein. Mad. Palazot, auf meine Bitte, gab mir vier wollene Decken mit; der Alte ſelbſt nahm ein Licht und führte mich in mein »Zimmer« hinüber. Es trug die Inſchrift »cachot«. Wir ſagten einander gute Nacht, der Bolzen wurde vorgeſchoben.

Ich kann nicht ſagen, daß mich ein Schrecken angewandelt hätte; im Gegentheil, ich hatte das Gefühl einer innerlichen Befreiung; ich war allein. In dieſem Wort liegen Himmel und Hölle. Ich empfand zunächſt nur jenen Der übliche Gefängnißapparat, der Schemel, der Waſſerkrug, das eiſerne Bett machten mich lächeln. Ich ſprach vor mich hin: alles ächt. Das Ganze hatte zudem nichts Abſchreckendes. Die Wände waren weiß, die Laken ſauber, durch das breite Gitterfenſter fiel das Mondlicht bis in die halbe Tiefe des Zimmers, brunten, in weißem Schimmer, lag die Stadt. Ich ſchritt eine Viertelſtunde lang auf und ab; dann entkleidete ich mich und wickelte mich in die Decken. Ich war todmüde und hoffte »einen guten Schlaf zu thun«.

Es war anders beſchloſſen. Ich mochte 5 Minuten geſchlafen haben, als mich ein lautes Nagen und Knabbern weckte. Ich fuhr auf und horchte. Kein Zweifel, Ratten. Wie mir dabei zu Muthe wurde, kann ich nicht beſchreiben. Ich wußte ſofort: einen Schlaf giebt es in dieſer Nacht nicht mehr für dich. Hätt' ich auch anders darüber gedacht, die Bewohner hinter Wand und Diele hätten mich bald eines andern belehrt. Nie hab' ich dieſe Thiere mit ſolcher Frechheit ſich gebehrden ſehen; ſie waren überall; zupften und zerrten an den Decken, ließen ſich durch mein Huſten und Zurufen nicht im Geringſten ſtören und machten, wenn ſie unter dem Fußboden geſchwaderartig und mit ſtampfendem Gepolter hinjagten, den Eindruck einer infernalen Kavallerie auf mich. Jeden Augenblick mußt' ich fürchten, daß ſie mein Bett mit Sturm nehmen würden.

Der erſte Seufzer kam aus meiner Bruſt. Bis dahin hatt' ich mich gehalten. Ich ſtand auf, kleidete mich an, wickelte mich in meine Reiſedecke und ſetzte mich auf das Fenſterbrett, das gerade breit genug war, meinem Körper Platz zu geben. In ſolcher Stellung, nur mal rechts, mal links meine Rückenlehne ſuchend, durchwachte ich die Nacht, zählte ich die Viertelſtunden. Das hölliſche Gethier, das mich einfach als einen Eindringling betrachtete, ließ übrigens auch jetzt nicht von mir ab; ſie drängten ſich an den Schemel, den ich als eine Art Treppenſtufe an das Fenſter geſchoben hatte und ſuchten dieſen zu erklettern; als ſie aber ihre Anſtrengungen ſcheitern und mich beſtändig auf Wache ſahen, gaben ſie endlich ihre Chargen auf. Um 4 Uhr wurde es ſtill; um 5 Uhr dämmerte es.

Um 7 Uhr erſchien Mr. Palazot. Ich ſagte ihm, daß ich nicht geſchlafen hätte und weshalb nicht. Er lächelte. »Ja, ja.« Am Kaminfeuer ſollten jetzt die Geſpräche vom Abend vorher wieder aufgenommen werden; aber, trotz angeborner Höflichkeit, — ich konnte nicht. Eine Viertelſtunde lang, während ich wieder ein wenig Waſſer und Cognac trank, hielt ich es aus; dann fragte ich ihn, ob er mir wohl erlauben wolle, in ſeinem Sorgenſtuhl den verſäumten Schlaf der Nacht nachzuholen? Er nickte, gab mir ſein beſtes Kiſſen und ich rückte mich zurecht. An Schlaf war natürlich nicht zu denken; auch lag mir nur an Ruhe, an der Möglichkeit, mir ſelber anzugehören.

So ſaß ich eine Stunde; das Feuer kniſterte, der Hühnerhund gappſte nach den Fliegen, der Alte las, Mad. Palazot ging leiſe, wie auf Socken, auf und ab. Mit dem Schlage neun wurde es draußen laut; ſchwere Schritte klangen auf der Treppe; drei Gensdarmen, große ſchöne Leute, traten ein. Unter ihrer Eskorte, ſo erfuhr ich jetzt, ſollte ich nach der Feſtung Langres, zum Brigadegeneral gebracht werden. Abſchied war bald genommen: meiner freundlichen Wirthin ſprach ich die Hoffnung aus, daß ſie ihren Sohn wiederſehen möge. Sie weinte: jamais, jamais!

Der Bahnhof lag an der entgegengeſetzten Seite der Stadt. Ich mußte alſo die Hauptſtraße der ganzen Länge nach paſſiren. Es war eine Art Volksfeſt; die Nachricht von meiner Verhaftung hatte ſich ſchon am Abend vorher in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Als ich ſo Haus bei Haus, an den Gruppen Neugieriger vorüber mußte, ging mir die Strophe eines alten Liedes durch den Sinn:

Mary Hamilton ſchritt die Straß entlang,
Alle Mädchen ſchauten herfür,
Die Männer und die Frauen
Standen fragend in der Thür.

So das Lied. Mary Hamilton ſchritt auf einen Hügel zu, um dort zu ſterben. Wohin ſchritt ich?

3. Langres.

Was ſchüttelt Dich nun? was erſchüttert den Sinn? Ein innrer Schauer durchfährt mich.

Egmont.

Von Neufchateau bis Langres werden 12 Meilen ſein. Wir machten die Fahrt in vier Stunden, im Allgemeinen durch Neugier, oder Schlimmeres, wenig beläſtigt. Die einzige Klaſſe von Perſonen, die ſich hier, wie auch ſpäterhin, durch eine gewiſſe feindſelige Zudringlichkeit auszeichnete, waren Beamte niedern Grades, die in noch junger Beziehung zum »rothen Bändchen« ſtanden, kleine Carrièremacher, die auf dieſe Weiſe ihrer nationalen, aber mehr noch ihrer perſönlichen Eitelkeit fröhnen wollten. Sie traten an das Coupéfenſter, unterwarfen mich einem Kreuzverhör, muſterten mich, und verſchwanden wieder.

Sie waren nicht geradezu unhöflich, nur das ganze Verfahren überhaupt bildete eine Unart.

Es war gegen 2 Uhr, als wir Langres erreichten. In halbſtündiger Entfernung vom Bahnhof, auf einem Bergrücken, lagen Stadt und Feſtung; dort mußten wir hinauf. Trotz Oktober war eine glühende Hitze; die Sonne ſtach. Halben Wegs bat ich, einen Augenblick raſten zu dürfen; man war ſogleich bereit, und ſtellte mir anheim, dieſe Berg-Erſteigung in ſo viel Etappen zu machen, wie mir bequem ſei. Endlich waren wir oben, das Feſtungsthor nahm uns auf.

Gefängniſſe und Verhörslokale, zu meinem nicht geringen Leidweſen, lagen hier, wie an allen anderen Orten, die ich zu paſſiren hatte, immer am entgegengeſetzten Ende der Stadt, ſo daß ich das Spießruthenlaufen durch eine feindlich geſinnte Bevölkerung gründlich kennen lernte. Ich erweiterte auf die Weiſe zwar meine Städtekenntniß, aber ich hätte auf dieſen Wiſſenszuwachs gern Verzicht geleiſtet. Die Straßenjugend, auch hier in Langres, war ziemlich arg hinter mir her, namentlich in den engeren Gaſſen, und wenn mir von den Zurufen auch vieles entging, ſo hatte ich doch gerade Ohr genug, um das immer wiederkehrende »pendre« und »fusiller« ſehr deutlich herauszuhören.

Endlich ſtanden wir vor dem Verhörslokal; die Militairgerichtsbarkeit der Brigade hatte hier ihren Sitz. Man führte mich in ein niedriges Büreau-Zimmer, an deſſen großem Doppel-Schreibtiſch zwei Capitaine beſchäftigt waren. Der Gensdarmerie-Wachtmeiſter entlud ſeine Ledertaſche und legte allerhand Papiere, darunter auch die Legitimationskarten, Briefe und Notizbücher, die man mir in Domremy abgenommen hatte, auf den Tiſch. Der ſcharfe Gang bergan (der eingebüßten Nachtruhe ganz zu geſchweigen) hatte mich ſo angeſtrengt, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Da ich aber zugleich empfand, daß es auf die Antworten, die ich hier zu geben haben würde, ſehr erheblich ankommen müſſe, ſo bat ich zuvor um ein Glas Waſſer. Man brachte mir Wein. Ich ſtürzte es herunter und war nun wie neubelebt. Die Fragen, die an mich gerichtet wurden, waren dieſelben wie in Neufchateau, aber ruhiger, weniger feindſelig. Man wollte auch hier einen Offizier aus mir herauspreſſen, um ſo mehr als das vom Gensdarmeriecapitain ausgeſtellte Begleitpapier mich ohne weiteres als einen ſolchen angemeldet hatte, meine Erſcheinung und Sprachweiſe aber, vor allem die Notizen meines Taſchenbuchs, die ein Interprete raſch durchfliegen mußte, ſchienen im Ganzen die Situation zu meinen Gunſten zu ändern. Es kam nur darauf an, ob dieſer Eindruck dauern oder durch irgend etwas anderes paralyſirt werden würde.

Das ganze Verhör hatte kaum 10 Minuten gedauert; ich wurde entlaſſen und durch meine Begleiter einige Straßen weiter in ein graues ſchloßartiges Gebäude geführt. Ich betrat es mit einer gewiſſen Zuverſicht, die ſich darauf gründen mochte, daß ich, am Schluß meines Zwiegeſprächs mit den beiden Capitainen, das Wort »Kaſerne« gehört zu haben glaubte, ein Wort, das mir in der Lage, in der ich mich befand, ſchon halb wie Freiheit klingen mußte. Ich ſollte indeß nicht lange in dieſem Irrthum bleiben. Ein kleiner, ſchwarzäugiger Franzoſe (Monſieur Bourgaut, wie ich ſpäter erfuhr) nahm mich in Empfang, ſtellte die üblichen Fragen und führte mich dann Trepp' auf, über lange Corridore hin, in ein geräumiges, in allem übrigen aber meinen Erwartungen wenig entſprechendes Zimmer. Mr. Bourgaut ſelbſt war ungemein beweglich und geſchäftig, plapperte mit halblauter Stimme lange Sätze vor ſich hin, die ich nicht verſtand und verſchwand dann raſch, nachdem er ſich wie ein Kreiſel verſchiedene Male umgedreht hatte. Das Ganze gefiel mir nicht allzu ſehr. Mit einer Art Sehnſucht dachte ich an meinen alten Palazot zurück.

Ich war nun allein und ſuchte mich mit meiner neuen Behauſung bekannt zu machen. Die Thür war auf geblieben, das ſchien mir ein gutes Zeichen, aber freilich auch das einzige. Das breite Fenſter war dicht vergittert, der Deckenkalk in großen Stücken herabgeſtürzt, die Dielen zernagt oder durchgetreten. An den weißen Wänden war nichts ſichtbar als breite, braune Flecke, wo es durchgeregnet, und lange ſchmale Streifen, mal grau, mal roth, wo ein Vorbewohner ein Zündholz probirt hatte. Der Kamin war zugemauert, nur ein zweihandgroßes Loch hatte man gelaſſen, das jetzt durch einen roſtigen Eiſenſchieber geſchloſſen war. Der Zugwind machte, daß dieſer Schieber beſtändig hin und her klapperte, was mir alsbald unerträglich wurde. Ich wollte alſo durch eingeklemmtes Papier nach Möglichkeit Ruhe ſchaffen und zog den Schieber in die Höhe In dem dunklen Loch dahinter lagen abgenagte Knochen. Es war nichts Aengſtliches, nur Ueberreſte eines Mahls, das ein Gefangener von beſſerem Appetit als ich ſelber, an dieſer Stelle eingenommen hatte; aber ich kann doch nicht ſagen, daß ich angenehm dadurch berührt worden wäre.

Ich trat nun an das Fenſter und durch die Gitterſtäbe hinunterblickend, mußte ich jetzt den letzten Reſt der Vorſtellung aufgeben, daß ich mich in einer Kaſerne befände. Auf dem von allen vier Seiten eingeſchloſſenen Hofe, zum Theil unter den Säulen, die ihn colonnadenartig umſtanden, ſaßen 20 oder 30 Graujacken und zupften Wolle. Ich wußte nun wo ich war. Auch an der allerdirekteſten Beſtätigung ſollte es alsbald nicht fehlen. Monſieur Bourgaut erſchien mit einem Tiſche in der Thür, drehte ſich mit demſelben wieder dreimal herum, ſchob ihn in eine der Ecken und ſagte dann, als er meiner in der Fenſterniſche gewahr wurde: »Retirez vous: vous ne connaissez pas ces gens là bas; ce sont des Condamnés«. Es überlief mich ein wenig. Im Verlaufe meiner Kriegsgefangenſchaft bin ich ſpäter Tag um Tag mit »Condamnés« zuſammengeweſen und habe dabei erfahren, daß auch ein wegen Trunkenheit oder Disciplinarvergehen zu drei Tagen Gefängniß Verurtheilter dieſen für unſer Ohr entſetzlichen Namen führt. Damals aber waren mir die Condamnés noch einfach »Verdammte« und ich hatte durchaus das Gefühl mich »tra la perduta gente« zu befinden.

Ich wurde gefragt, welches Nachteſſen ich zu nehmen wünſche? Ich bat nur um etwas Thee. Mr. Bourgaut äußerte ſich zuſtimmend (leider wieder in längerer Rede) und empfahl ſich. Es begann nun zu dämmern; in ihren ſchweren Holzſchuhen klappten und polterten die Condamnés über alle Treppen und Gänge des ehemaligen Schloſſes hin; die Riegel wurden vorgeſchoben; nur mein Zimmer blieb zunächſt noch offen. Die Thür war leiſe angelegt. Ich ſchritt in der Diagonale auf und ab, überlegte, berechnete, balancirte, ein letzter Tagesſchimmer leuchtete noch einmal über den Dachfirſt gegenüber; dann wurd' es dunkel. Ich ſetzte meine Marſchübungen fort. Plötzlich ſtutzte ich, als ich von der Thür her zwei feurige Punkte auf mich gerichtet ſah. Ich erſchrak, aber nur, um im nächſten Momente mich deſto freier zu fühlen. Eine prächtige Katze hatte ihren halben Körper durch die Thürklinſe geſchoben und folgte unter leiſem Spinnen, mit dem Ausdruck der Verwunderung, meinem endloſen Auf und Ab. Ich rief »Miß, Miß«, beſann mich dann aber raſch, daß die franzöſiſchen Katzen eine andere Anrede verlangen und legte in das landesübliche »mimi« meinen allerzärtlichſten Ton. Ich hatte wohl Grund dazu. Der Anblick meines liebſten Freundes hätte mir nicht ſo viel Troſt gegeben. Ich wußte jetzt, daß ich die nächſte

Nacht ſchlafen würde. Und danach vor allem ſtand mein Sinn.

Selbſt Mr. Bourgaut, der noch einmal wiederkam, um mir meinen Abend-Thee zu bringen, konnte mich in dieſem Vorſatz und dieſer Hoffnung nicht ſtören, ſo wenig auch die Worte, mit denen er ſich mir empfahl, geeignet waren, meiner Nachtruhe Vorſchub zu leiſten. Er nahm nämlich eine gewiſſe feierliche Haltung an und erklärte dann, um vieles deutlicher und accentuirter als gewöhnlich: Demain matin, Mr. le Général, en présence des autorités civiles et militaires, décidera votre sort.

Dies »décidera votre sort« hatte einen ziemlich finſtern Klang, und ein nahe liegendes Reimwort antwortete in mir darauf; aber das Phyſiſche war doch in dieſem Augenblicke mächtiger, als alles andere; ich trank meinen Thee und 5 Minuten ſpäter ſchlief ich feſt.

Ich weiß nicht wie lange. Aber mitten in der Nacht fuhr ich auf. Der Körper hatte ſich ein Genüge gethan und die unruhige Seele, die bis dahin vergeblich den wie todt Schlafenden gerüttelt und geſchüttelt hatte, hatte ihn jetzt plötzlich ins Leben zurückgeweckt. Es war »demain matin«. Ich hörte nur eins: »décidera votre sort«. Welches? Eine furchtbare Angſt ergriff mich und mit übergeſchäftiger Phantaſie fing ich an zuſammen zu addiren, was alles gegen mich ſprach. Es gab eine hübſche Summe. Luneville, Nancy, Toul waren die drei Punkte, von woher man die Preußen erwartete. Ich kam von Toul. Der ganze Weg, den ich gemacht, war ein Defilee. Man hatte Waffen bei mir gefunden. Das rothe Kreuz, das an meinem Arm prahlte, war ich nicht befugt zu tragen, wenigſtens nicht nach Anſchauung unſerer Feinde. Meine Legitimations-Papiere, die alle mehr oder weniger auf Anrufung der preußiſchen Militair-Autoritäten zu meinem Schutz und zu meiner Unterſtützung hinausliefen, ſprachen mehr gegen als für mich. Wie federleicht wogen dagegen die paar Aufzeichnungen meines Notizbuches, die alles waren, was ich direkt und unverzüglich zu meiner Vertheidigung beibringen konnte! Ich ſah nur ſchwarze Kugeln in die Urne fallen und — mon sort fut décidé. Eine halbe Stunde lag ich ſo, oder vielleicht länger, ich weiß es nicht. Dann hatt' ich mich mit der Gewißheit meines Schickſals auch wieder gefunden. Eine Faſſung kam über mich, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich war fertig mit Allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich ſterben zu laſſen. Genug davon. War es Erſchöpfung, oder war es die Ruhe vollſter Ergebung, — ich ſchlief wieder ein

Mit dem Morgengrauen war ich wach. Ob mir's ein Traum eingegeben, gleichviel, es ſtand plötzlich für mich feſt, daß Alles davon abhänge, einen wenigſtens vorläufigen Beweis zu führen, daß ich nicht preußiſcher Offizier ſei. Von dem Momente ab, wo es mir geglückt ſein würde, dieſe Annahme zu erſchüttern, werde man nichts mehr übereilen, und erſt über die nächſten 24 Stunden hinweg, müſſe ſich, bei Nachforſchung und ruhiger Ueberlegung, meine abſolute Unſchuld wie von ſelbſt ergeben. Um 6 Uhr ſaß ich an dem langen Tiſch, den Mr. Bourgaut am Abend vorher zurecht gerückt hatte, um 8 Uhr war ich in Brouillon und Abſchrift mit einem langen Memoire fertig, das bereits um 9 Uhr auf dem Büreau des Generals lag. »Donnez-moi du temps et vous me donnez tout« hieß es darin. Den Beweis meiner Nicht-Militairſchaft hatte ich bis zur Evidenz geführt. Woher mir in einer fremden Sprache, die ich ſtets über Gebühr vernachläſſigt hatte, die Möglichkeit kam, ohne Diktionnair oder ſonſtiges Hilfsmittel, ein ſolches Memoire zu ſchreiben, weiß ich nicht. Oder ſag' ich lieber: ich weiß es.

Der Vormittag verging, der Nachmittag, der Abend. Les autorités civiles et militaires waren nicht zuſammengetreten. Es fiel mir wie eine Laſt von der Bruſt, ich athmete auf und als mir mein zappelmänniſcher Mr. Bourgaut, mit dem ich mich, trotz ſeiner ſchießenden ſchwarzen Augen, mehr und mehr auszuſöhnen begann, am Abend den Thee brachte, flüſterte er mir freundlich zu: Tout va bien: tranquillisez-vous! »Tranquillisez-vous«. Das klang beſſer als »Décidera votre sort«. Ich ſchlief feſt. Auch der nächſte Tag verging ohne Kriegsgericht.

Ich durfte jetzt annehmen, daß ich gerettet ſei. Ich fühlte mich dem Leben wiedergegeben.

Ich blieb noch eine kurze Zeit in Langres, während welcher Epoche hin und her verhandelt wurde, was man eigentlich mit mir machen ſolle? Meine vollkommenſte Unſchuld war evident, dennoch konnte man ſich nicht entſchließen, mir ohne Weiteres die Freiheit zurückzugeben. Es geſchah, was immer in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt: eine Autorität ſchob einer andern die Verantwortlichkeit zu. Es wurde beſchloſſen, mich von der Brigade an die Diviſion zu verweiſen. Ehe dies aber ausgeführt wurde oder auch nur beſtimmt zu meiner Kenntniß gelangte, vergingen noch drei Tage. Dieſe waren mein Idyll zu Langres.

An dem erſten dieſer drei Tage wurde mir in aller Morgenfrühe »Monſieur Louis«, der Sohn des Hauſes, durch Papa Bourgaut vorgeſtellt und von dieſem Moment an war ich nicht mehr Alleinbewohner meines Gefängniſſes, ſondern theilte es mit »mon cher Louis«. Es war ein allerliebſter Junge, dreizehnjährig, friſch, naiv, voller

Begabung, namentlich nach der Seite des Künſtleriſchen hin. Der Umſtand, daß gerade die großen Ferien waren, machte es ihm möglich, 12 Stunden des Tages mein Geſellſchafter zu ſein. Ich gewann den Jungen lieb, aber 12 Stunden war doch faſt zu viel.

Wunderbares Leben, das in ſolchem Gefängniß, wenigſtens zeitweilig, an der Tagesordnung iſt. Sehr viel anders, als es der Draußenſtehende ſich ausmalt. Wir begannen in der Regel mit einer Stunde deutſchen Unterricht. Er hatte Leſebücher, darin auch viele deutſche Gedichte eingeſtreut waren, unter andern Claudius' »Abendlied«. Und ſo laſen wir denn:

Der Mond iſt aufgegangén,
Die goldenen Sterne prangén,

immer mit dem Accent auf der letzten Sylbe, was einen unendlich komiſchen Eindruck machte. Nach dem deutſchen Unterricht kamen Räthſel und Rebus an die Reihe, worin er mir unendlich überlegen war. Dann ſchritten wir zu den verſchiedenſten Geſellſchaftsſpielen; wir arrangirten mit großen Zwei-Sousſtücken eine Art Boccia, die darauf hinauslief, das ausgeworfene Zwei-Sousſtück zu treffen, oder ihm möglichſt nahe zu kommen; dann gingen wir zum jeu au bouchon über, das, dem eben abſolvirten Boccia verwandt, die Pointe verfolgte, einen mit Sousſtücken belegten Pfropfen zu treffen, bis zuletzt jenes bekannte Geduldſpiel, das im Franzöſiſchen junchets, im Engliſchen und Holländiſchen »Spillekens«, im Deutſchen aber Zitterſpiel heißt, alles andere in den Hintergrund drängte. Wir ſpielten es mit Schwefelhölzern, oft mehrere Stunden lang; an einem dicken Exemplar, das eigentlich aus drei, durch Phosphormaſſe zuſammengeklebten Hölzchen beſtand, hing in der Regel der Sieg. Es galt als Zehner.

Waren wir dann ermüdet von dem vielen Spielen, ſo wußte cher Louis durch eine Art ernſteren Sport die Nerven wieder zu beleben. Er hatte ein kleines Piſtolet, deſſen Lauf nur etwa die Dicke einer Rabenfeder beſaß, und gegen welches die roſtigen Schlüſſelbüchſen meiner Jugend wahre Monſtrekanonen waren. Dieſes Piſtolet handhabte cher Louis nun mit eben ſoviel Kühnheit wie Geſchick. Er holte eine Schachtel mit Amorces, d. h. alſo mit Knallpapieren, deren jedes nur die Größe eines kleinen Stückchens engliſchen Pflaſters hatte. Dieſe Amorces verwendete er doppelt: zunächſt als Zündpulver, indem er eins der Stückchen Papiere auf die Pfanne legte, dann aber namentlich auch als eigentliche Exploſionsmaſſe, indem er aus etwa 6 oder 8 Amorces die Knallſubſtanz ſandkorngroß herausſchälte und mit dieſen 6 oder 8 Körnchen die Waffe lud. Ein Schrotkorn, das dem Kaliber entſprach, wurde aufgeſetzt. Nun hefteten wir eine Papierſcheibe an die Wand, und während Papa Bourgaut unten in ſeinem entlegenen Büreauzimmer Liſten ſchrieb und revidirte, ſtanden wir hier oben mit unſerer Mordwaffe und feuerten auf 5 Schritt ins Schwarze, daß der Kalk von den Wänden flog.

Endlich am Mittag des fünften Tages — ich hatte all die Zeit über von Kaffee und Thee gelebt — erſchien mein »Gardien-chef« (Bourgaut), um mir mitzutheilen, daß ich am nächſten Morgen nach Beſançon transportirt werden würde. Er hielt eine lange Rede, noch länger als gewöhnlich. Ich konnte nicht völlig folgen und bat ihn, mir den Inhalt aufzuſchreiben. Er war bereit. Zum Unglück ſchrieb er aber ebenſo raſch wie er ſprach, und ich war wenig gebeſſert. In dieſer Verlegenheit blieb mir, nach dem Verſchwinden des Papas, nur der Appell an cher Louis. »Louis, dites moi, qu'est c'est que ça?« Der Junge las, las wieder, drehte das Papier, endlich ſchüttelte er den Kopf und ſagte ruhig: »ce n'est pas français«. In naiver Weiſe, ohne Beimiſchung von eigentlicher Unbeſcheidenheit, ſprach ſich darin das Gefühl jener Ueberlegenheit aus, das immer die Söhne über den Vater haben. Nach Scheiterung beim Sohne mußte ich am Ende, wohl oder übel, an die erſte Inſtanz zurück. Papa Bourgaut nahm die Anfrage weiter nicht übel und faßte nunmehr epigrammatiſch die Situation dahin zuſammen: »renvoyé dans votre pays par la Suisse, ou autorisation supérieure pour séjourner en France«. In dieſen paar Worten lag ein ganzer Himmel. Das »Renvoyé« ergab ſich danach als das ſtärkſte Strafmaß, das mir zudiktirt werden konnte, wohl aber war mir die Möglichkeit gegeben, im Lande bleiben und meine Schlachtfelder-Studien fortſetzen zu können. Ich war wie geneſen, betrachtete mich als frei und hundert freundliche Bilder des Wiederſehens ſtürmten auf mich ein. Das Gefühl des Glückes war ſo groß, daß ich die Frage, »ob ich unter dieſen Umſtänden wohl geneigt ſei, ein ordentliches Abendmahl einzunehmen«, ſofort mit einem herzlichen »ja« beantwortete. Acht Uhr wurde feſtgeſetzt und Seitens der Familie Bourgaut der Wunſch ausgeſprochen, daß ich das Mahl in ihrem Familienzimmer einnehmen möchte. Ich rüſtete mich alſo mit aller möglichen Feierlichkeit, klopfte meinen Rock an allen vier Bettpfoſten aus, ſtreichelte den hart mitgenommenen Sammtkragen und knöpfte die Uhr ein, die bis dahin, ordnungsmäßig deponirt, mir für dieſe feierliche Gelegenheit wieder eingehändigt worden war.

Punkt 8 Uhr trat ich in den Salon, ein großes Hinterzimmer, das ſich bis dahin meinen

Blicken verborgen hatte. Es war ſehr ſauber gehalten, auf der Heerdſtelle brannten große Scheite Buchenholz; während über dem Kamin, in einer Art von Aureole, die Photographien aller derer hingen, die dem Hauſe Bourgaut anverwandt oder zugethan waren. Ich muſterte ſie alle und verſuchte mich in Hypotheſen über Charakter und Lebensſtellung. Wir nahmen endlich Platz, cher Louis, der etwas neckiſch und übermüthig war, wurde ein paar Mal mit »ce n'est pas poli« zur Ruhe verwieſen, die gute Laune erlitt aber durch ſolche Zwiſchenfälle keine Einbuße, und die Rieſentaube, die mir endlich durch Madame Bourgaut vorgeſetzt wurde und freilich einer ganz anderen Geflügelgattung anzugehören ſchien, als jener furchtbare Sperlingsbraten, der bei uns zu Lande unter dieſem Namen ſervirt zu werden pflegt, war nur im Stande, die gute Laune zu ſteigern. Das Feſt ſtand auf ſeiner Höhe, als beim dritten oder vierten Glaſe Wein eine mittelalterliche Dame eintrat, die den Namen »Tante« führte. Sie war ſehr ſtark, unverheirathet und von heiteren Geſichtszügen. Wir ſprachen von »cher Louis«, deſſen Pathe ſie war, und die Bemerkung drängte ſich mir auf, ob ihr Liebling, eben unſer Freund Louis, nie Geſchwiſter gehabt habe? Als dies verneint wurde, ging ich zu der heiklen, übrigens von der Statiſtik oft aufgeworfenen Frage über: wie es nur komme, daß die Franzoſen meiſt 2, die Deutſchen meiſt 4 und die Engländer meiſt 14 Kinder hätten? Dieſe letztere Zahl, mit der ich es nicht allzu genau zu nehmen bitte, gab nun das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die Tante, die zu fühlen ſchien, daß ſie es wohl verdient hätte in England geboren zu ſein, befand ſich au comble du bonheur und ihr Lachen fing an mich mehr oder weniger zu beunruhigen. Es war nur möglich, durch irgend eine Diverſion weiterem Unheil vorzubeugen; ich brachte alſo ein halbes Dutzend Toaſte aus, gleichviel was, ließ Frieden, Freiheit, Völkerglück leben, ſtieß mit Allen an, mit der Tante dreimal, und trat dann, etwas abrupt, meinen Rückzug an, ohne das Ende der Feſtlichkeit abgewartet zu haben.

Oben rollte ich meine paar Sachen in die Reiſedecke hinein und warf mich aufs Bett. In 12 Stunden hoffte ich in Beſançon, in 24 Stunden in Freiheit zu ſein.

Es war anders beſchloſſen.

4. Von Langres bis Beſançon.

Ei, wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen?

Fauſt.

Beſançon, wie ſchon angedeutet, erſchien mir lediglich als Etappe zurück in die Freiheit. Ganz abgeſehen von den direkten Zuſicherungen Mr. Bourgauts, glaubte ich, nach einem gewiſſen äſthetiſchen Geſetz, die Löſung des Konflikts innerhalb der nächſten 24 Stunden erwarten zu müſſen. Mein Leben hatte mir bis dahin immer den Gefallen gethan, ſich nach künſtleriſchen Prinzipien abzurunden, derart, daß ich nicht nur Expoſition, Schürzung und Löſung des Knotens jederzeit bequem verfolgen, ſondern auch in einem gewiſſen Verwickelungsſtadium genau vorherſagen konnte: nun kommt noch das, dann dämmert es wieder und dann wird es Tag. So, guter Dinge, ſtand ich auch vor dieſem Erlebniß. Der dritte Akt, der tragiſch werden wollte, ſchien mir mit allen Fährlichkeiten überwunden, ſelbſt der vierte

Akt (die Tante und der Taubenbraten) lag glorreich hinter mir und ich blickte auf Beſançon wie auf ein bloßes Schlußtableau, in dem, nach dem Vorbilde des Fürſten, der plötzlich ſeinen Stern zeigt und alles glücklich macht, ein alter wohlwollender General auftreten und mir ſagen würde: »Mr. F., wir beklagen die Ungelegenheiten, die wir Ihnen gemacht haben; Sie ſind ein lieber Menſch; reiſen Sie glücklich.« Es ging aber diesmal alles verquer; von regelrechter Entwicklung keine Rede. Immer neues Wirrſal. Erſt als ich ganz reſignirt war, wurd' es beſſer.

Ich fahre jetzt in Darſtellung meiner Erlebniſſe fort. Sechs Uhr früh am anderen Morgen trat ich in den Hof des Gefängniſſes; die Gensdarmen warteten ſchon. Ein kurzer Abſchied; dann ging es im Geſchwindſchritt bis an den Bahnhof. Diesmal bergab. Die frühe Morgenſtunde ſicherte einigermaßen vor der Zudringlichkeit der Bevölkerung.

Es war naßkalt; ein heftiger Regen hatte erſt gegen Morgen aufgehört; alle Thüren des Warteſaals ſtanden offen. Ich fand hier Geſellſchaft, die gleich mir ins Land hinein transportirt werden ſollte, aber nicht nach Beſançon. Einer von ihnen war ein gefangener Unteroffizier vom 32. Regiment (Meiningen). Wir fröſtelten alle, die Gensdarmen in ihren Mänteln nicht ausgenommen. Nach etwa halbſtündigem Warten ſetzten wir uns in ein Coupé (immer 2. Klaſſe) und fuhren ſüdwärts. Ich fragte, ob ich mich mit meinem Landsmann in deutſcher Sprache unterhalten könne, was ohne Weiteres zugeſtanden wurde. In welche Lebensſchickſale man in ſolchen Zeiten Einblick gewinnt! Dieſer gefangene Unteroffizier, ſeines Zeichens eigentlich ein kleiner Kaufmann aus Cöslin, war 24 Jahre alt und ſeit zwei Jahren verheirathet. Mit dem Moment ſeiner Einberufung hatte er ſeinen Kramladen geſchloſſen und ſeine Frau den Schwiegereltern zurückgeſchickt; er ſelbſt war zum 32. Regiment beordert worden. Bei Wörth am Knie verwundet, hatte er nach ſeiner Wiederherſtellung ſich mit einigen Kameraden durchzuſchlagen und die preußiſchen Marſchlinien wieder zu gewinnen geſucht, war aber auf dieſem Wege »beim Abſuchen eines Dorfes« (denn die armen Kerle hatten nichts) von Franctireurs umſtellt und nach kurzem Kampfe, wobei ihm die linke Hand zerſchmettert wurde, als »Marodeur« eingefangen worden. Da ſaß er mir nun gegenüber, keinen Pfennig in der Taſche, blaß, rothblond, mager, ein krankes Eichkätzchen, nur weniger warm bekleidet. Er hatte nichts als ſeinen Waffenrock, ſeine zerſchoſſene Hand und eine Photographie ſeiner Frau, die er mir zeigte. Ich gab ihm etwas Geld, was er anfangs nicht nehmen wollte; »er brauche nichts, allabendlich werde er in ein franzöſiſches Hoſpital abgeliefert, wo ihn die »Schweſtern« bis dieſen Tag gütig gepflegt und verbunden hätten.« Es kam kein Klagelaut über ſeine Lippen; man transportirte ihn nach Marſeille. »Da iſt es wärmer« ſetzte er hinzu, während ihn die Morgenfriſche kalt überlief.

Mein Geſpräch mit dem landsmänniſchen Unteroffizier mochte eine Viertelſtunde gedauert haben; es war nun Zeit mich meinen eigentlichen Begleitern zu widmen. Sie ließen mir auch keine Wahl; namentlich der eine, ein alter Chaſſeur d'Afrique, der 20 Jahre in Algier geweſen war, bemächtigte ſich meiner. Wie ein Sturzbach brach es über mich herein. Wer dabei geneigt ſein möchte anzunehmen, daß ſolche Paſſivität, ſolch bloßes Stillhalten, zu dem ich mich verurtheilt ſah, am Ende nicht als große Anſtrengung betrachtet werden könne, der irrt. Ein taubes, theilnahmloſes über ſich ergehen laſſen wird von dem Sprecher ſehr bald als ſolches erkannt und als perſönliche Beleidigung empfunden; es handelte ſich alſo für mich darum, immer auf dem qui vive zu ſein und jeden Augenblick zu wiſſen, was obenauf ſchwamm. Ich wurde ganz erſchöpft und mit eigenthümlichen Empfindungen gedachte ich einer Strachwitz'ſchen Douglas-Ballade.

Sie ritten vierzig Meilen faſt
Und ſprachen Worte nicht vier.

Beneidenswerther Douglas! Wir hatten noch nicht vier Meilen gemacht und waren längſt in die Tauſende hinein.

Endlich heuchelte ich Schlaf, ſchloß mit krampfhafter Gewalt die Augen, als vermöcht' ich durch geſteigertes Zudrücken auch eine größere Garantie der Ruhe zu gewinnen, und raſſelte nun in wachen

Träumen ins Land hinein. Etwa halben Wegs erreichten wir Gray, einen größeren Ort, wo angehalten wurde. Es gab ein wirres Durcheinander, dem ich mich, durch Ausharren auf meinem Platze, zu entziehen ſuchte; aber ich ſollte nichtsdeſtoweniger in die bunte Scene, als eine Art Mitſpieler, hineingezogen werden. Das Coupé ſtand offen, Hunderte, die ein Unterkommen ſuchten, ſtarrten hinein und verſchwanden wieder, ſobald ſie die Plätze belegt oder beſetzt ſahen, bis plötzlich aus einer dieſer auf und ab wogenden Gruppen ein herzliches Lachen und zugleich die Worte zu mir herklangen: Bon jour, Monsieur; vous souvenez-vous de Domrémy? Einen Augenblick, weil ich das Wort »Domremy« nicht deutlich gehört und ohne dies Wort keinen Schlüſſel zum Verſtändniß hatte, ſtarrte ich wie verwirrt in die beſtändig grüßende und nickkopfende Soldatengruppe hinein, bis es mir endlich wie Schuppen von den Augen fiel. Der Vorderſte, in rother Schärpe und Hahnenfeder war einer jener Herren, die meine Verhaftung vor dem Hauſe der »Pucelle« herbeigeführt, hinterher aber freilich die Rechnung wie quitt machend, durch ihren Beiſtand mich vor den Inſulten des Dorfpöbels gerettet hatten. Gerade eine Woche war ſeitdem vergangen. Die ganze Franctireursſchaft von Domremy zog jetzt ſüdwärts, um ſich dem großen, unter Garibaldi zu bildenden Freicorps anzuſchließen. Unſer Wiederzuſammentreffen, ſo weit von dem Schauplatz unſerer erſten Begegnung entfernt, weckte allgemeine Heiterkeit, auch bei denen, die blos flüchtig davon hörten, und alles drängte herbei, um die augenblickliche Bahnhofs-Sehenswürdigkeit von Gray wie einen alten Bekannten zu grüßen.

Hier in Gray ging auch der 32er Unteroffizier auf eine andere Bahnlinie über; wir anderen fuhren, unter Beſchreibung einer Curve, zunächſt auf Auxonne zu. Dies iſt abermals ein Kreuzungspunkt; wir mußten die Wagen wechſeln und hatten eine halbe Stunde Zeit, um ein kleines Dejeuner zu beſtellen. Ein intereſſanteres Frühſtück hab' ich all mein Lebtag nicht eingenommen. Es traf ſich, daß wir unter den Erſten im Warteſalon waren, alſo einen guten Platz und einen Imbiß erhalten konnten, eh' der Reſt, der, von einer Seitenlinie her, ziemlich gleichzeitig mit uns eintraf, ſeinen Sturm auf das Büffet ausführen konnte. Es waren etwa 500 Soldaten, die ſich alle auf Dijon, Belfort und Beſançon zu dirigirten. Wenn ich ſage 500 Soldaten, ſo giebt dies freilich eine nur ſehr unvollkommene Vorſtellung von dem »Wallenſtein's Lager«, das ſich auf 10 Minuten hier in Scene ſetzte. Theaterhaft bunt drängten ſich Linie, Gardes mobiles und Legionaire; die Hauptmaſſe bildeten die Franctireurs. Ich konnte ſie nicht anſehen, ohne immer wieder an einen leſenswerthen Aufſatz Hugo v. Blomberg's zu denken: »Ueber das Theatraliſche im franzöſiſchen Volkscharakter.« Welche natürliche Begabung ſich zurecht zu machen, ſich zu drapiren und ornamentiren! Es war nicht Einer unter ihnen, von dem man nicht hätte ſagen können: ſeht, welch ein Bild! Bei jedem ein Ueberſchuß von Roth, aber immer kleidſam, als Gürtel, Schärpe, Aufſchlag. Viele hatten ein Gefühl davon, wie hübſch ſie ausſahen, und ſchritten an dem breiten Pfeilerſpiegel des Warteſalons nie vorüber, ohne einen Blick hineinzuthun und ſich »befriedigend« zu finden. Alle Jahrgänge waren vertreten und neben rothbäckigen jungen Leuten, die kaum die Kinderſchuhe ausgezogen, bewegten ſich Weißköpfe, alte Troupiers, die erſichtlich froh waren, aus dem langweiligen Alltagsleben heraus und wieder in friſches Waſſer hinein zu kommen. An Haß oder Hohn gegen den »Pruſſien«, als den ſie mich natürlich ſofort erkannten, war gar nicht zu denken; ſie waren zu gutmüthig dazu, vielleicht auch zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Eine Frage aber drängte ſich mir beſtändig auf: Wer regiert dieſe Truppe? Sie ſchienen abſolut führerlos zu ſein.

Nach halbſtündigem Aufenthalt ging es weiter auf Beſançon zu. Wir kamen bald in ſeine Nähe und fuhren gegen 2 Uhr in den weiten Keſſel hinein, in dem die Stadt gelegen iſt. Die Befeſtigungen derſelben umgürten nicht unmittelbar die Stadt, ſondern ſind auf den einſchließenden Bergen gelegen. Bis zum Ausbruch des Krieges, vielleicht bis zur Kapitulation von Sedan, war »la Citadelle de Besançon« das eigentlich beherrſchende Fort. Von dem Augenblick an aber, wo es feſtſtand, daß der Krieg auch hier ſeinen Schauplatz ſuchen werde, mußte man ſich wohl oder übel überzeugen, daß die Citadelle zwar die Stadt beherrſche, ihrerſeits aber von den nahegelegenen Kuppen höherer Berge beherrſcht werde. Man ſchritt denn auch ſofort zur Befeſtigung und Armirung dieſer eigentlich dominirenden Punkte und in dieſem Augenblicke mag Beſançon als eine der am beſten befeſtigten Feſtungen des Landes gelten.

Der Weg vom Bahnhof bis zur Kommandantur war wieder ſo weit wie möglich; wir mußten durch die ganze Stadt hindurch. Ich habe Beſançon nachher noch öfter paſſirt (beiſpielsweiſe wenn die Verhöre ſtattfanden) und ich faſſe gleich an dieſer Stelle zuſammen, wie es ſich mir überhaupt präſentirte. Daß es zur Hälfte aus Uhrmachern beſteht (20,000) und als der eigentliche Konkurrenzort von Genf zu betrachten iſt, ſetze ich als bekannt voraus. Die Stadt macht einen ſehr guten Eindruck, wohl zumeiſt deshalb, weil ſie einen beſtimmten Charakter, ein Geſicht für ſich hat. Alle charakteriſtiſchen Städte wirken viel anheimelnder, als die architektoniſch korrekten; ja die maleriſche Schönheit — ich erinnere nur an Kopenhagen — iſt ſo entſchieden ſiegreich über die bauliche, daß wir zuletzt jede Stadt ſchön nennen, die wie ein reizendes Bild uns berührt.

Als eine ſolche präſentirt ſich auch Beſançon. Seine Quaderhäuſer, mit keinem anderen Façadenſchmuck als einem Balkon oder einem Bogen am Fenſter, ſind freilich weder ſonderlich originell, noch pittoresk; deſto mehr jedoch ſind es ſeine Kirchen. Vor allem die alte Kathedrale. Aber nicht ſie allein. In der Mitte der Stadt erhebt ſich ein moderner Bau, die Johannis- oder Magdalenenkirche. Ich bin, was den Namen angeht, meiner Sache nicht ſicher. Deſto ſicherer ſteht das Bild vor meinem Auge. Pfeiler mit korinthiſchem Kapitell ſchaffen eine griechiſche Front, aus der zugeſchrägt ein tumulusartiger Thurm aufwächſt, der gewiß der Schrecken jedes geſchulten Architekten iſt. Aber nicht des Malers. Man verweilt mit Intereſſe bei dieſer Baumeiſterlaune und ein goldenes, weithin leuchtendes Kreuz, das aus Stäben reich geflochten wie eine Rieſen-Filigranarbeit das Ganze bedeutungsvoll abſchließt, adelt es und giebt ihm den kirchlichen Charakter.

Wir hatten endlich die Kommandantur, die hier den Namen »la Division« führt, erreicht und nahmen in einem Vorzimmer auf einem Armenſünderbänkchen Platz. Ein beſtändiges Kommen und Gehen von Adjutanten und Ordonnanzen; ſo vergingen faſt zwei Stunden. Die Gensdarmen, die nach ihrem Mittagbrod verlangten, wurden ungeduldig. Endlich erſchien ein blaſſer Herr, deſſen ausgearbeiteter, beinahe kähler Schädel in einem argen Größen-Mißverhältniß zu dem kleinen Geſichte ſtand. Die Augen waren klug und lebhaft. Er muſterte mich ſcharf und raſch mit einem bloßen Streifblick, wie Leute das thun, die für das Beleidigende des Anſtarrens eine feine Empfindung haben. Er überreichte dann dem Gensdarmerie-Brigadier mehrere Papiere; ich hörte meinen Namen und gleich darauf die ruhige Weiſung: »à la Citadelle«.

5. Die Citadelle von Beſançon.

Misery acquaints a man with strange bedfellows.

Shakespeare (Tempest).

Ich hatte dies »à la Citadelle« keineswegs erwartet, vielmehr von unmittelbarer Freilaſſung und Unterbringung in einem Hotel geträumt; nichtsdeſtoweniger erſchreckte mich dieſe Ordre nicht geradezu. Ich entſann mich eines Beſuches, den ich vor vielen Jahren einmal auf der Spandauer Citadelle gemacht hatte, und knüpfte an Feſtungshaft, die für mich ohnehin nur 24 Stunden dauern konnte (ſo wähnte ich), die Vorſtellung von Nachmittagskaffee und einer Partie Sechsundſechzig. Welche Illuſionen!

Der Berg war wieder ſehr hoch. Wir paſſirten zunächſt im Hinaustreten aus der Stadt ein triumphbogenartiges, höchſt pittoreskes Portal, hinter dem ſich (ſchon am Abhange des Citadellberges) die Kathedrale, eine mächtige Jeſuiterkirche, erhob. Ich ſuchte mir ihr Bild einzuprägen, reckte den Hals und ſtieg immer höher; alles im Geſchwindſchritt. In Freiheit — bei atteſtirter Herz- und Lungenſchwäche — hätte ich geglaubt, auf dem Platze bleiben zu müſſen; hier ging es. Auf dem niedrigen aber breiten Mauerwerk, das den Weg einfaßte, ſtreckten ſich die dienſtfreien Mannſchaften der Citadelle und ſchliefen in den allerwunderlichſten Poſitionen. Die meiſten lagen auf dem Bauch und hatten ein oder auch beide Beine rechtwinklig in die Höhe. An ihnen vorbei, über eine Zugbrücke hin, mündete der Weg endlich auf einen Vorplatz, den allerhand Bauten unregelmäßig umſtanden. An der einen Steinwand, dicht neben einem ſchmalen Thorwege, hing ein Brett mit verwaſchener Inſchrift: Prison militaire.

Das ſah nicht ſehr einladend aus; meine Hoffnungen ſanken jetzt rapide, wie das Wetterglas bei Erdbeben. Die Ablieferung erfolgte unter den üblichen Formalitäten und ein alter Sergeant führte mich an ein langgeſtrecktes Haus mit fünf Thüren, deren Inſchriften auf Prévenus, Disciplinaires und Condamnés lauteten. Es hatte aber mit dieſen Unterſchieden nichts auf ſich, alles wurde durch einander geworfen. Nachdem wir in die verſchiedenen Thüren hineingeguckt, kehrten wir endlich zur erſten zurück, und der Sergeant belehrte mich dahin, daß ich hier zu wohnen haben werde. Es war ein gewölbter Raum von bedeutender Tiefe, in dem damals 12 Pritſchen ſtanden; auf der zwölften befand ſich ein Berg von Strohſäcken; ein Dutzend Gefangene gingen im Zimmer auf und ab oder ſaßen auf den Bettſtänden umher. Mein Eintreten machte nicht das geringſte Aufſehen; man war an ſolche Erſcheinungen gewöhnt. Ich legte mein kleines Bündel (mein Reiſegepäck war in Toul geblieben) auf ein Wandbrett und ſetzte mich, um mich von der Anſtrengung des Bergſteigens zu erholen. Die erſte Anfrage, die an mich erging, war: »ob ich mich für die »Abendſuppe« einſchreiben laſſen wolle«, was ich ohne Weiteres ablehnte, da ich doch mindeſtens dieſelben Anſprüche wie in Neufchateau und Langres auch an dieſer Stelle glaubte erheben zu können. Ich begab mich denn auch in das Büreau des Vorſtandes, welcher letztere den Titel »Monsieur le Principal« führte und ſtellte ihm mein Anliegen vor, das auf ein Zimmer und ſelbſtſtändige Beköſtigung lautete, aber rundweg abgeſchlagen wurde. Dies ſei unmöglich. In einem prison militaire exiſtire dergleichen nicht.

Gut. Ich kehrte auf meinen Bettplatz zurück, kreuzte die Hände über'm Knie und ſtarrte in's Blaue, ſoweit dies an dieſem Orte möglich war. Nach einer halben Stunde, auf ein Signal, das mir entgangen war, ſtürzte alles auf den Hof und kehrte nach 2 Minuten mit der ſchon erwähnten »Abendſuppe« zurück, die ich ſo ſtolz abgelehnt hatte. Ich ſollte indeß nicht zu kurz kommen. Ein junger badiſcher Gefreite, mit dem ich mich gleich in den erſten Minuten bekannt gemacht hatte, ſtellte einen glücklich eroberten Kübel vor mich hin und forderte mich auf zu koſten. Ich mußte es ſchon Artigkeits halber. Es war heißes Waſſer, mit Brot und Kartoffel, durch etwas Salz und Zwiebel ſchmackhaft gemacht. Ich aß und nahm von da ab an der allgemeinen Gefangenenkoſt Theil. Sie beſtand in einer Fleiſchſuppe Morgens und einem halben Laib Brod. Wein, Käſe und die Abendſuppe waren erlaubte Extras, für die aber gezahlt werden mußte. Mir wurde ſpäter (als ich leicht erkrankte) Thee bewilligt; aber dabei blieb es. Ich habe dies ohne beſonderes Herzeleid ertragen und an mir ſelber wieder die alte Wahrnehmung gemacht, daß die ſogenannten »verwöhnten Leute«, wenn ſie nicht abſolute Gecken ſind, ſich in den Wechſel der Glücksumſtände am leichteſten finden. Die Bekanntſchaft mit den Fineſſen und Delikateſſen des Lebens macht zuletzt ziemlich gleichgiltig dagegen; ihr Werth iſt ein relativer, oft geradezu ein imaginairer, und die flüchtigſte Erkenntniß davon macht es einem verhältnißmäßig leicht, dieſe Art von Opfer zu bringen.

Es hatte freilich bei dieſer Art von Opfern nicht ſein Bewenden; Härteres, ſehr Hartes wurde mir zugemuthet. Indeſſen es ſei drum. Die Dinge liegen hinter mir, und es thut nicht gut, ja es ſchädigt einen geradezu, die ganze petite misère eines ſolchen Daſeins auf den Tiſch zu legen. Miſère weckt Mitleid, aber auch dégoût. Es iſt, als ob es auch von dieſen Dingen hieße: aliquid haeret. Ich laſſe Gras darüber wachſen und führe lieber Erlebniſſe vor, über die leichter und lachender zu berichten iſt. Ich beginne mit Schilderung einzelner Perſönlichkeiten, die mir das Schickſal zu Bettgenoſſen gab. Mit einigen war ich die ganze Zeit über, volle 18 Tage, zuſammen, andere ſchieden früher, theils um ihre Freiheit wiederzufinden, theils um in Kriegsgefangenſchaft landeinwärts geführt zu werden.

Ich laſſe dem deutſchen Elemente, das anfangs ziemlich ſtark vertreten, zuletzt nur noch in einzelnen Exemplaren vorhanden war, den Vortritt. An der Spitze deſſelben, nicht ſeinen Jahren, aber allem andern nach, ſtand der junge badiſche Gefreite, »le caporal badois«, deſſen ich ſchon erwähnt habe. Wir ſchloſſen eine Freundſchaft, ſoweit dies der Altersunterſchied zuließ.

Er war aus Pforzheim, eines reichen Fabrikanten Sohn, und würde, friſchen, braven Herzens wie er war, nach dem Vorbilde der »400 Pforzheimer« gewiß tapfer gefallen ſein, wenn ihn das Schickſal in eine ähnliche Situation geſtellt hätte. Aber gleich im erſten Gefecht, das er mitzumachen hatte, war ihm der Auftrag geworden, nicht in Gemeinſchaft mit 399 andern, ſondern ganz allein, eine Munitionscolonne aus Saint-Dié, wenn ich nicht irre, herzubeordern; auf dieſem Einſamkeitsmarſche war er durch ein Dutzend Franctireurs umſtellt und gefangen genommen worden. Seine äußere Erſcheinung ließ ihn im erſten Augenblick kaum als reicher Leute Kind erkennen. Der badiſche Waffenrock, den er trug, ſaß noch ſchlechter als ein preußiſcher (was viel ſagen will) und in Folge dicker Leibbinden und Unterhoſen hatte ſich das ganze Bruſt- und Rückenſtück des Rockes nach oben geſchoben. Der Eindruck davon verſchwand aber in demſelben Moment wo er lachte, und er lachte viel. Er präſentirte dann vier Schneidezähne, die nur an den Rändern leiſe lädirt, eine feine kaum haarbreite Goldeinfaſſung erhalten hatten. Unverkennbar ein zahnärztliches Meiſterſtück und muthmaßlich enorm theuer. Dieſe vier Zähne wirkten wie die Viſitenkarte eines Banquierſohnes. Wir waren faſt 14 Tage zuſammen und plauderten das Mannigfachſte durch. Er ſchwärmte für Preußen, hielt uns ohne Weiteres für ein Heldengeſchlecht und hatte bei ſeinem erſten Verhör dem Colonel eine Rede in dieſem Sinne gehalten, die freundlich aufgenommen und ein paar Tage ſpäter in den Lokalblättern von Beſançon in nuce gedruckt worden war. Ich muß hinzufügen, daß er geläufig franzöſiſch ſprach. Dies alles war gut; aber weitaus am meiſten intereſſirte es mich doch, wenn er leuchtenden Auges über den Juwelenhandel einen kleinen Vortrag hielt. Dann erſchloß ſich mir eine neue Welt. Gerade auf dieſem Gebiet hatte ich wenig Gelegenheit gehabt, mich zu orientiren. So jung er war, ſo ſprach er doch von Smaragden, wie andere junge Leute von ſchönen Augen ſprechen. Er ſchilderte mir einen Beſuch in einem Pariſer Juwelenladen, den er im Sommer 1870, kurz vor

Ausbruch des Krieges, gemacht hatte, wobei ihm die Sorgloſigkeit, mit der die Beſitzer ihr Geſchäft betrieben, das Imponirendſte geweſen war. Auf eine bloße Empfehlungskarte hin, hatte man ihm für 6000 Francs Smaragden mit nach Pforzheim gegeben, alles raſch und sans phrase, während junge und alte Juwelenkäufer (meiſt Juden) an den andern Tiſchen des Lokals ſtanden, die Diamanten aus ihren Baumwollpacketen herausnahmen, nebeneinander auf die flache Hand legten und minutenlang ſich in den Anblick dieſer Herrlichkeit vertieften; dabei zugleich jede kleinſte Werth- und Schönheitsnüance erkennend. »Das Bijouterie-Geſchäft, ſo ſchloß er wohl, hat ſeine Reize, aber es iſt klein, ärmlich, proſaiſch neben dem Steinhandel.«

Ein zweiter Deutſcher unſerer Colonie führte den Namen: »le cocher de Bismarck«. Er trug ein ächt preußiſches Kutſcher-Coſtüm mit Stulpſtiefeln, Wappenknöpfen und breiter Goldborte, und war in der Nähe von Epinal, auf Spionage hin, verhaftet worden. Eine wunderliche Figur, gutmüthig und ſchlau zugleich; bei

Fritzlar im Heſſiſchen zu Hauſe. Was ihn mir intereſſant machte, war, daß er 17 Jahre lang als Kunſtreiter-Groom die Loiſſets, die Franconis, die Ciniſellis begleitet hatte. Ich darf ſagen, in jeder Stadt Europas über 50,000 Einwohner war er geweſen; er wußte in Petersburg, Konſtantinopel und Liſſabon gleich vortrefflich Beſcheid, ſprach ein gutes Franzöſiſch, ein leidliches Engliſch und hatte von allen andern Sprachen wenigſtens eine oberflächliche Kenntniß. Ich muß bemerken, daß er niemals den Geſellſchaften als ſolchen, ſondern immer nur einem einzelnen hervorragenden Mitgliede derſelben als Reitknecht und Pferdepfleger angehört hatte. Die längſte Zeit über war er bei einem ungariſchen Schärpen- und Reifenſpringer geweſen, von dem er mit ungeheuchelter Hochachtung ſprach. Er betrachtete dies alles als ernſthafte Kunſt, lobte die Ordnungsliebe, die Sauberkeit, die Gewiſſenhaftigkeit ſeines Herrn, ſtellte der Mehrzahl der Damen die glänzendſten Tugendzeugniſſe aus und ließ mich wieder recht empfinden, wie ſehr wir Draußenſtehenden auf dieſem wie auf ähnlichen

Gebieten mit unſern Vorſtellungen in die Irre gehen. Die Welt iſt oft ſchlechter als wir ſie nehmen, aber noch öfter vielleicht iſt ſie beſſer.

Der Dritte, zu dem ich in Beziehung trat, war »le maitre d'école«, ein Deutſch-Franzoſe. Ich konnte mich anfangs nicht mit ihm befreunden, theils weil er etwas Sonderbares, beinahe Unheimliches in ſeinem tiefliegenden Auge hatte, theils weil ich das Bild des »Schulmeiſters« aus den Geheimniſſen von Paris nicht los werden konnte. Es kam dazu, daß er ſich beim Sprechen etwas zierte und durch Correctheit und obligate Naſaltöne den »maitre d'école« beglaubigen wollte. Er war, wie ſo viele andere, denuncirt und verhaftet worden, weil er mit einem preußiſchen Offizier geſprochen hatte. Endlich kam der erſehnte Tag der Freiheit; daheim in Lothringen ſaß ſeine Frau mit ſechs Kindern. Aber wie hin kommen? Er fragte mich, ob ich ihm das Reiſegeld geben könne. Ich that es ohne Weiteres. In ſolchen Zeiten empfindet man doppelt: gieb, auf daß Dir gegeben werde. Dem Manne traten die Thränen in die Augen und er dankte mir herzlich, übrigens ohne ſich das Geringſte zu vergeben. Der eigentliche Gewinner war ohnehin ich. Hatte ich dem Manne einen Dienſt geleiſtet und ſeine Dankbarkeit erworben, ſo war ich ihm doch ungleich mehr verpflichtet, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben hatte. Die Kunde von dieſer Großthat lief wie ein Feuer durch die ganze Citadelle von Beſançon; ich war auf einen Schlag »etablirt«, man gab mir ungeſucht eine exceptionelle Stellung und der alte Sergeant, auf den ich wohl noch zurückkomme, adreſſirte ſich immer mit den Worten an mich »un homme comme vous«. Ich hatte Urſach, mich Alles deſſen zu freuen; zugleich empfand ich ſchmerzlich die furchtbare Macht des Geldes. Wen dieſe Worte etwas verwunderlich anblicken, der vergeſſe nicht, daß unter Blinden der Einäugige König iſt. Es ſchlug vielleicht manch gütigeres Herz auf der Citadelle von Beſançon; aber was frommte es, ſo lange ſich dieſe Güte nicht »berechnen« und nicht in Zahlen ausdrücken ließ.

Neben dem Schulmeiſter ſchlief »le bon tireur«, ein ſchöner Mann, an dem nur auszuſetzen war, daß er es zu ſehr wußte. Er kam aus Rom, hatte ein Jahr lang der Legion von Antibes angehört, und diente jetzt, wie viele andere ſeiner alten Kameraden, in einem Marſch-Bataillon. Die Geſchenke hübſcher Frauen, dazu die zahlreichen Prämien, die er ſich als brillanter Schütze erworben (er trug immer einen breiten Leibgurt, der in Front die Lederhülſen für mindeſtens 30 Patronen aufwies), hatten ihn ſichtlich verwöhnt und gaben ſeinem elaſtiſchen Gange, ſeiner beinahe eleganten Tournure doch ein Maß von Prätenſion, das zu ſeiner Stellung nicht paßte. Er war wegen Hochfahrenheit zahlloſe Male beſtraft und ſaß jetzt hier, weil er auf den Zuruf ſeines Capitains »vous êtes un lâche« geantwortet hatte »pas plus que vous«. Er machte beſtändig Vorſtellungen an den General, in denen er eine ähnliche kecke Sprache führte und ſich auf ſein gutes Recht ſteifte, »weil er zuerſt beleidigt worden ſei«. Auf meine Bemerkung, daß ſolche Eingaben, in ſo ſelbſtbewußtem Tone abgefaßt, in Preußen ganz unmöglich ſeien, antwortete er nur mit ſuperiorem

Lächeln: »Je sais, je sais: vous avez encore le régime du bâton: nous sommes plus libre en France.« Er ließ ſich das auch nicht ausreden.

Eine andere Figur war »le raconteur«, der Liebling und das Ferment der ganzen Geſellſchaft. Er machte mir das Bett, gab mir ſein Strohkiſſen, deckte mich mit ſeiner Decke zu, ſo daß ich eigentlich nicht weiß, wie er ſich durch die kalten Nächte durchgeſchlagen hat. Er war ein ausgeſprochener Humoriſt und hatte, neben ſeinem Spaßmacherthum, vor allem auch jene Herzensgüte, ja jene Feinheit der Empfindung, die den wirklichen Humoriſten allemal charakteriſirt. Er erzählte ſehr gern, aber im Erzählen beobachtete er beſtändig, ob er vielleicht Anſtoß gäbe, oder durch ein Zuviel die Geduld erſchöpfe; glaubte er derartiges wahrzunehmen, ſo ſchwieg er ſofort und wartete ab, bis er ermuntert wurde, den Faden wieder aufzunehmen. Er hatte ein Paar Dienſthoſen verkauft, um ſeine Kameraden in Wein freihalten zu können; darauf hin war er, nachdem ihn eben dieſe Kameraden angezeigt hatten, zu 6 Monaten verurtheilt worden. Für mich ein offenbarer Vortheil. Ich liebte ihn förmlich. Bei weiterer Schilderung meiner Tage in Beſançon komme ich auf ihn zurück.

Der letzte, von dem ich zu ſprechen gedenke, war »le penseur libre«, ein kleiner, kratzbürſtiger Kerl, nah an funfzig, ſeines Zeichens ein »Kommiſſionär in Hülſenfrüchten«. Er war eingeſperrt worden, weil er den Preußen eine Ladung Mehl verkauft hatte. In einem ſcharfen Gegenſatz zu dieſer merkantilen Beſchäftigung ſtand ſein geiſtiges Leben. Er war Philoſoph; ſein Lieblingsſchriftſteller Victor Couſin, deſſen gediegene Ueberſetzungen der klaſſiſchen Literatur, griechiſch wie lateiniſch, er beſaß, beziehungsweiſe auswendig konnte. In einer Anzahl kleiner blauer Notizbücher, die er als Vademecum auch mit ins Gefängniß genommen, hatte er ſich die Weisheit des Alterthums für den Hausgebrauch zurecht gemacht. Gleich den zweiten Tag fragte er mich, ob es mir Recht ſei, Seneca's Betrachtungen über den Tod, über das ruhige ſich ſchicken ins Unvermeidliche, zu leſen? Ich hielt es für artig, »ja« zu ſagen, und mußte nun zwei Stunden lang meinen Kopf und meine Augen anſtrengen, um mich in dieſen »Blaubüchern« zurecht zu finden, die für mich wenigſtens das Schickſal aller blue books theilten, ziemlich langweilig zu ſein. Solche Gedanken aus ſich heraus zu gebären, ſie ſelbſtſtändig zu haben, kann Troſt verleihen und das Gemüth adeln; es zurecht gemacht an ſich herantreten ſehen, iſt mindeſtens unfruchtbar. Da wirkt ein Geſangbuchvers von Paul Gerhardt doch anders! Es blieb nun aber nicht blos bei Seneca. Dieſer furchtbare penseur libre hatte, mit Hülfe ſeines Victor Couſin eine eminente Kenntniß von Plato, Tacitus, Plutarch und vielen andern noch, und vielleicht niemals hat ein deutſcher homme de lettres vor einem franzöſiſchen Hülſenfruchthändler eine ſo kümmerliche Rolle geſpielt, wie ich. Er wußte Alles, ich wußte nichts. Glücklicherweiſe war ich nicht in der Stimmung, über dieſe conſtanten Niederlagen mich beſonders zu grämen. Auch bin ich ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er mich nie ironiſch behandelte, und ſein offenbares Uebergewicht keinen Augenblick mißbrauchte.

Ich verſuche nun, nachdem ich den Leſer mit den »Spitzen der Geſellſchaft« bekannt gemacht habe, ihm im Weiteren einen Tag zu ſchildern, wie wir ihn in der Citadelle zuzubringen pflegten.

Um 6 Uhr raſſelte draußen das Schlüſſelbund, die ſchwere Thür wurde geöffnet, der Sergeant trat ein, und das Abzählen begann, um feſtzuſtellen, daß über Nacht nichts von der Heerde verloren gegangen ſei. Wir waren zuletzt 22 in einem urſprünglich für höchſtens 12 Perſonen beſtimmten Raum. Dem Ueberwerfen der nothwendigſten Kleidungsſtücke folgte draußen auf dem Hof der Waſchprozeß; abgetrocknet wurde an den Bettlaken, die von der Nacht her noch etwas Wärme conſervirten. Einige Ariſtokraten der Geſellſchaft, zu denen ich leider nicht gehörte, hatten es bis zu einem Handtuch gebracht. Nur ein Stück »Monstre-Savon« war mir von Langres her geblieben.

Nun begann der Morgenſpaziergang, und zwar in einem mit Flußkieſeln beſtreuten Hofe, der 40 Schritt lang und 15 Schritt breit ſein mochte. Von dieſen 15 Schritt in der Breite waren aber wieder 5 Schritt zu einer Art Terraſſe abgeſchnitten, welche letztere ein Allerheiligſtes bildete, das von uns nicht betreten werden durfte. Es war die „Gartenanlage“ der Citadelle, auf deren Beeten etwas Kerbel und Peterſilie, an der Wand aber ein wie verkrüppelte Georginen ausſehendes Strauchgewächs wuchs. Es trug Tomaten-Aepfel, die nicht reif werden wollten.

Wie es für etwa 80 Menſchen möglich wurde, auf dieſem Stückchen Hof ein oder zwei Stunden lang ſpazieren zu gehen, weiß ich nicht; gleichviel es geſchah. Der blaue Himmel, die Morgenfriſche thaten meinen Sinnen wohl, nur wurde dies Behagen, durch unliebſame Töne aus der Ferne her, häufiger unterbrochen, als mir angenehm ſein konnte. Es war in der Regel 7 Uhr; eine Salve krachte herüber; das Echo antwortete in den Bergen. Eine Gruppe trat dann zuſammen, einer warf den Cigarren-Reſt in die Luft und ſagte ruhig: heute werden drei erſchoſſen. Ich konnte nicht gleichgültig dabei bleiben; wie ein phyſiſcher Schmerz ging es mir oft durch die Bruſt.

Die Promenade wurde fortgeſetzt; die Meiſten lachten, plauderten; wenige trugen ſchwer. Zwiſchen 8 und 9 hieß es in viertelſtündigen Pauſen: »à l'eau«, »du pain«, »la commission«, Schlachtrufe, die jedesmal ein halbes Dutzend Perſonen abriefen, die nun Waſſer und Brod für die Geſammtheit herbeizuſchaffen, oder aber (»la commission«), die Extras in Empfang zu nehmen und zu vertheilen hatten. Alle dieſe Rufe waren aber bedeutungslos neben dem Rufe »à la soupe«, der ungefähr um 9½ Uhr laut wurde. Nun ſtürzte Alles der Küche zu und kam mit Schüſſeln und Kübeln zurück, die eine leidlich gute Fleiſchbrühe enthielten; die einzig warme Mahlzeit, die vorſchriftsmäßig und gratis verabreicht wurde. Ein gutes Stück Fleiſch war wie ein Gewinn in der Lotterie.

Nach der Suppe begann eigentlich wieder eine mehrſtündige Einſchließung, die von 10 Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittags zu dauern hatte. Dies wurde aber nie in voller Strenge inne gehalten, eines Theils wohl, weil wir ohnehin über alle Gebühr hinaus eingepfercht waren, andern Theils, weil wir tagelang Regenwetter hatten, und die uns dadurch auferlegte, totale Einſperrung an den klaren Tagen, ſchon um unſerer Geſundheit willen, wieder ausgeglichen werden ſollte. Ein ſtarker Bruchtheil der Geſellſchaft zog ſich aber um 10 oder 11 von ſelbſt, aus eigenem Antrieb, in die Kaſemattenräume zurück, um ſich zu ſtrecken oder Briefe zu ſchreiben, oder Dame zu ſpielen. Dies letztere geſchah in ziemlich ingeniöſer Weiſe. Auf jeder Pritſche befand ſich ein mit Bleiſtift oder Dinte aufgezeichnetes Dambrett, deſſen Steine einerſeits aus den leicht beſchaffbaren Kieſeln des Hofes, andererſeits aus rund geſchnittener Brodkruſte beſtanden. Alle Franzoſen ſpielten es gern und mit beſonderem Geſchick. Mitunter verirrte ſich ein Zeitungsblatt in unſere Mitte; hinter dem letzten Bettſtand, der mit ſeinen aufgethürmten Strohſäcken wie ein Schirm wirkte, etablirte ſich auch wohl eine geheime Piquetpartie, unbeweglich daneben ſaß der penseur libre und las Abhandlungen über die Frage: »Wann einer Zeugenausſage zu trauen ſei und wann nicht.«

Endlos waren dieſe Stunden von 10 bis 4; ſie hatten aber doch ihre Unterbrechungen, einmal, wenn der Kommandant der Citadelle und der Ronden-Offizier ihren Umgang hielten, namentlich aber, wenn »Neue« eintrafen oder die in bloßer Unterſuchungshaft gehaltenen aus dem Verhör in der Stadt zurückkamen. Durch dieſe Elemente hingen wir mit der Welt zuſammen und folgten dem Laufe der Politik und des Krieges. Ob das Berichtete wahr war oder nicht, war der Mehrzahl völlig gleichgültig; es unterhielt doch. Den einen Tag war General Moltke erſchoſſen, den nächſten Tag gefangen, den dritten hatte er einem Kriegsrathe präſidirt; der König, der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, alle waren ſie einige Tage lang todt, um dann wieder unter den Lebenden zu erſcheinen. Es fiel keinem ein, ſich über dieſe Widerſprüche zu verwundern; man nahm ſie als ſelbſtverſtändlich hin; ja, man war vielleicht dankbar dafür. Der Stoff wuchs auf dieſe Weiſe. Etwa in der Mitte des Monats erſchien Garibaldi in Beſançon; drei, vier Tage ſpäter hieß es, »die Preußen rücken an«; mit beiden Nachrichten hatte es ausnahmsweiſe ſeine Richtigkeit. Es wurde viel von »in die Luft ſprengen« geſprochen, und im Großen und Ganzen bemächtigte ſich des deutſchen Elements ein wenig behagliches Gefühl bei der Ausſicht, von den eigenen landsmänniſchen Granaten todtgeſchoſſen zu werden. Ich machte dem liebenswürdigen Kommandanten der Citadelle, der ſich oft halbe Stunden lang mit mir unterhielt, eine halb ſcherzhafte Vorſtellung darüber, worauf er ruhig antwortete: »Ja, dieſe Obergewölbe ſind in 5 Minuten weggeblaſen«. Der Troſt, der uns daraus erfloß, war begreiflicherweiſe gering.

Die Preußen (es war die badiſche Diviſion) hatten ſich uns inzwiſchen mehr und mehr genähert. Am 23. hieß es: Heute giebt es eine Schlacht; 8 Kilometer von hier, bei Chatillon müſſen ſie zuſammenſtoßen. Und in der That, es kam zu einem Gefecht. Wir hörten deutlich den Donner der Kanonen und von dem Tiſch unſeres Gefängniſſes aus, der uns geſtattete, durch die oberſten Scheiben hindurch, über die Feſtungsmauer fortzuſehen, folgten wir einzelnen Bewegungen nachrückender franzöſiſcher Bataillone. Einige von uns ſchwuren, den Lichtſtreifen fliegender Granaten deutlich an dem ſchwarzgrauen Regenhimmel geſehen zu haben. Um 5 Uhr Abends kam Meldung aus der Stadt: »1200 Badois sont captivés; ils arriveront ce soir encore.« Zwei Stunden ſpäter trafen auch wirklich die Gefangenen ein. Es waren aber nur fünf. Als ein echter Oberländer gefragt wurde: »wo denn die 1200 ſeien«, antwortete er ruhig: »'s is halt a Troſt, wenn mer mit 500 ins Gefecht geht, kann mer nit 1200 verliere«. Ich überſetzte es, was ſofort allgemeine Heiterkeit erweckte. Von Groll keine Spur.

So war es Sonntag den 23. Oktober. Aehnlich an anderen Tagen. Wir lebten von Gerüchten. Erſt die »Abendſuppe«, die bei Dunkelwerden ſervirt wurde, machte regelmäßig der politiſchen Diskuſſion und — dem Tage ſelbſt ein Ende. Mit dem Moment, wo die Blechlöffel wieder hinter dem Brett ſteckten, fiel der Vorhang. Die Nacht begann.

Nun raſſelte, wie am Morgen, das Schlüſſelbund; der Sergeant, ein alter grognard, paſſirte abermals unſere Reihen mit hochgehobener Laterne, zählte die Häupter ſeiner Lieben und verſchwand dann mit einem freundlich-bärbeißigen: bon soir, messieurs. Eine halbe Stunde ſpäter lag alles ausgeſtreckt unter den Decken, jeder mit einer Nachtmütze über der Stirn und nur »le raconteur« hockte noch auf ſeinem zuſammengerollten Zeugbündel und wartete auf das Signal zum Erzählen. Er war die Scheherezade dieſes Kreiſes, dem die Aufgabe oblag, den Sultan »Volk« in Schlaf zu erzählen. Es gab ein halbes Dutzend Lieblingsgeſchichten: le dragon vert, le curé et le saint esprit, Mylord à Paris, — alle liefen ſie auf Liebesabenteuer, auf Spott gegen die Geiſtlichkeit und auf Ridikülіſirung der Engländer hinaus. Das letztere war meiſt das Wirkſamſte. Unendliche Heiterkeit begleitete dieſe Vorträge, und nie hätte ich es für möglich gehalten, in einem Kaſemattengefängniß einem ſolchen Uebermaß von guter Laune, von Lachen und Ausgelaſſenheit zu begegnen. Ich ſtimmte dann und wann mit ein, ohne recht zu wiſſen, um was es ſich handelte. Das Lachen ſelbſt war ſo herzlich, daß es mit fortriß.

Dieſe Erzählungen dauerten oft 2 Stunden. Um 8 Uhr hielten dann mehrere Trommeln und Hörner, eine Art großer Zapfenſtreich, ihren Umgang um die Citadelle, und in dem Moment, wo ſie ſchwiegen, klangen von Beſançon die Abendglocken der Cathedrale herauf. Ein paar leidenſchaftliche Raucher fuhren manchmal mit dem Streichholz über die Wand hin, um die verglimmende Pfeife neu zu beleben; ein flüchtiges Licht blitzte durch den dunklen Raum; noch ein paar Züge, dann ſchliefen auch ſie. Alles ſtill.

Nacht lag über der Citadelle von Beſançon.

6. Rückblicke.

So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.
Fauſt

Es kann die Ehre dieſer Welt
Dir keine Ehre geben,
Was Dich in Wahrheit hebt und hält
Muß in Dir ſelber leben.

Ich war 18 Tage in Beſançon; am 29. Oktober verließ ich es, um, quer durch Frankreich hindurch, über Lyon und Moulins, dann über Poitiers und Rochefort nach der Inſel Oléron im atlantiſchen Ocean geſchafft zu werden. Die letzten drei Tage auf der Citadelle waren mir in verhältnißmäßigem Comfort vergangen; ich hatte ſie, in Folge eingetretener Intervention, im Offizier-Gefängniß zugebracht, wo ich, in allem was Speiſ' und Trank angeht, in der angenehmen Lage geweſen war, meiner Gewohnheit gemäß oder wie es im Franzöſiſchen heißt — »im Einklang mit meinem ancien régime« leben zu können. Ein Ausdruck, der mich jedesmal amüſirte. Ueber dieſe »guten Tage von Beſançon« berichte ich in aller Kürze im Eingange des nächſten Kapitels; aber hier ſchon, als am paſſendſten Platz, verſuche ich die Eindrücke wiederzugeben, die ich in faſt dreiwöchentlichem Zuſammenleben mit franzöſiſchen Soldaten und Civilperſonen verſchiedenſter Art, von dem Charakter des Volkes, von den Vorzügen und Schwächen deſſelben empfangen habe.

Es iſt Pflicht zu ſagen, daß dieſe Eindrücke die allerangenehmſten waren und daß ich mir keine Nation denken kann, die in ſo vielen, ihrer aufs Gerathewohl gewählten Repräſentanten im Stande wäre, ein günſtigeres Urtheil hervorzurufen. Im Allgemeinen wird man ſagen können, daß, je nach den Landestheilen, in denen man lebt, auf 10 oder 7 oder 5 Individuen immer ein unleidlicher Menſch kommt; hier lebte ich mit 70 oder 80 Gefangenen zuſammen, die in der Zeit meiner Anweſenheit zwei oder dreimal wechſelten (ſo daß ich etwa 200 verſchiedene Perſonen kennen lernte) und nicht die geringſte Unannehmlichkeit, geſchweige Unart habe ich zu erfahren gehabt; ſie waren alle verbindlich, rückſichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienſt, nie beleidigt durch Widerſpruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid. Wir könnten, nach dieſer Seite hin, viel von ihnen lernen. Es offenbarte ſich mir ein unerſchöpflicher Schatz von Gutmüthigkeit, leichtem Sinn und heiterer Laune. Lauter Sanguiniker. Viele waren eitel, andere ruhmredig. Wenn ich aber den Rodomontaden dieſer letztern ſcherzhaft erwiderte, hatte ich jedesmal die Lacher auf meiner Seite. Von nationaler Gereiztheit keine Spur, wiewohl ſie alle, ohne Ausnahme, voll lebhaften, patriotiſchen Gefühls waren. Auch ihr Bildungsgrad, um das noch zu bemerken, hatte mindeſtens, bei ſonſt gleichen Vorausſetzungen, das Niveau des unſrigen, wie ich denn überhaupt glaube, daß wir uns nach dieſer Seite hin, allzu ſelbſtgefälligen Vorſtellungen hingeben. Wir glauben eine Art Schul-Monopol zu beſitzen und es giebt Leute unter uns, die, einen alten »Dieterici« in der Hand, wo möglich den Beweis führen möchten, daß jenſeit der deutſchen Grenze alles Leſen und Schreiben aufhöre, wie etwa 20,000 Fuß hoch das Athmen aufhört.

Ich meinerſeits habe indeſſen immer nur

gefunden, daß die Bewohner anderer Kulturländer, beſonders der weſtlichen, nicht ſchlechter leſen, wohl aber erheblich beſſer ſchreiben können, als die Menſchen bei uns. So in England, Schottland, Dänemark; ſo auch wieder in Frankreich. Die ſtatiſtiſchen Zahlen um deshalb zu befehden, fällt mir nicht ein; ſie werden ſchon richtig ſein. Es wird unzweifelhaft, namentlich in England und Frankreich, ganze Volksſchichten geben, die ich nicht kennen lernte, unterſte Schichten, die von der Schule unberührt, mithin auch unerobert blieben; die Zahlen ſollen alſo beſtehen bleiben. Aber geſtützt auf eben dieſe Zahlen wächſt für viele unter uns ein falſches Geſammtbild empor, ein Bild, das von vornherein verſchoben und immer ins Dunkle retouchirt, ſchließlich einfach zu einem Zerrbild wird. Hinterm Berge wohnen auch Leute. — Ich kehre nun zu meinen Mitgefangenen zurück.

Sie waren liebenswürdig, gutherzig, neidlos (ſo etwa ſagt' ich); aber ſo angenehm der Eindruck war, den ſie als Individuen hervorriefen, ſo traurig war der Eindruck, den jeder einzelne als Theil des Ganzen machte. Sie boten das Bild völliger Zerfahrenheit, zu nichts eine Herzensſtellung einnehmend, als zu »La France« und zur Ruhmesgeſchichte ihres Landes. Dies iſt etwas, aber nicht viel; oft mehr eine Gefahr, als ein Segen. Losgelöſt von allem Tieferen wird auch die Vaterlandsliebe (die *dann* nur eine gewiſſe Form perſönlicher Eitelkeit iſt) leicht zu einer Carrikatur, überſchlägt ſich und gewinnt den Charakter des Hohlen, einer ſchillernden Seifenblaſe, eines Nichts. Dieſe Wahrnehmung hatte ich ſehr oft. Ein feſter, ſchöner Glaube exiſtirte an nichts, weder an die Dinge der ſichtbaren noch der unſichtbaren Welt. Die Geiſtlichkeit wurde beſtändig verhöhnt, der Kaiſer war ein Spott, die Marſchälle ein Gegenſtand der Verachtung; ich begegnete keiner anderen Ueberzeugung als der einen, daß *alles käuflich ſei*. Sedan war ein »job« im großen Stil; nur Mac-Mahon behielt ſeinen diamantnen Glanz. Der franzöſiſche Soldat hielt aus bei ihm, wie der öſterreichiſche (1866) bei Benedek. Aber dieſe *eine* leuchtende Ausnahme zeigte nur die Zweifelstrübe, in der man alles andere erblickte, deſto deutlicher. Regierung, Kirche, Geſetz, alle drei waren nach ihrer Meinung nur da, um das Volk in Banden zu ſchlagen und ſich ſelbſt zu behaupten und zu bereichern. Alles Einzelne ſich ſelber Zweck, nie im Dienſt einer Idee, nie im Dienſt des Ganzen! Der Eindruck war kläglich und zeigte den tiefſten Verfall. Wie oft ſprach es ſtill in mir: glücklich das Land, das dieſen Heimſuchungen noch nicht erlegen iſt. Das Furchtbare einer Revolution, ſie ſei nun berechtigt geweſen oder nicht, habe ich nie ſo lebendig empfunden wie hier. Die klugen Engländer! Sie haben daſſelbe gethan, aber ſie haben eines vermieden: das Brechen mit der Tradition.

So viel über meine Mitgefangenen. Auch noch ein Wort über Wahrnehmungen, die ich, während der ſchlimmen Tage (denn ſie waren nicht alle ſchlimm) an mir ſelber machte.

Ich hob ſchon hervor, wie gleichgültig mich der Wechſel der äußern Glücksumſtände, der Wegfall des ſogenannten Comfort berührte; ich fand bald heraus, daß ſich bei einer dünnen Fleiſchbrühe, einem Glaſe Landwein und einigen Schnitten Weißbrod ſehr wohl leben laſſe, im Grunde genommen beſſer als bei Majonnaiſen und Nußtorte. Beiläufig eine furchtbare Zuſammenſtellung, die durch einen zwiſchengeſchobenen Rehrücken nicht beſſer wird. Tag um Tag wurde ich an den Ausſpruch eines gefeierten Wiener Arztes erinnert, der mir vor Jahren verſicherte, »daß er erſt Herr ſeiner Zeit und ſeines Geiſtes geworden ſei, ſeitdem er von einer Taſſe Bouillon, etwas Brod und einigen Rüben oder Erdäpfeln lebe.« Ich meinerſeits trank viel Thee, aber nur um mich zu erwärmen und durch Wärme geſund zu erhalten; von Wohlgeſchmack konnte bei dem ſeltſamen Gebräu, das auf der Citadelle von Beſançon den Namen »Thee« uſurpirte, keine Rede ſein.

So gleichgültig wie gegen allerhand »Lebensbedürfniſſe«, die ſchließlich eben keine Lebensbedürfniſſe ſind, beobachtete ich mich auch gegen gewiſſe Anſprüche und Feinfühligkeiten des Ehrenpunktes. Was mir, vier Wochen früher, ganz ſpeziell auch auf dieſem Gebiete als eine Lebens-Unerläßlichkeit erſchienen wäre, erſchien mir jetzt als Luxus und weil als Luxus auch als entbehrlich und abthubar. Dies überraſchte mich, als ich erſt dazu kam, über dieſe Dinge nachzudenken, am meiſten; doch haben mir andere ſeitdem verſichert, daß ſie dieſelbe Gleichgültigkeit gegen all dieſe mannigfachen Formen und Scenen der Erniedrigung, die eben keinem Gefangenen erſpart werden, empfunden hätten. Das durch die Straßen Geſchleppt-, das Angegafft- und Angeſtarrtwerden, das Geſchrei und Gejohle des Pöbels, die zudringlichen Fragen, das Hutabziehen- und Geradeſtehenmüſſen, das Abgezählt werden bei erhobener Laterne, all das war läſtig, bedrücklich, zu Zeiten ſehr unangenehm; ich kann mich aber keines Momentes entſinnen, wo ich all dies als ehrenrührig empfunden hätte. Die Gefangenen, auf ihrem Transporte quer durchs Land, wurden meiſtens gekettet; ich wartete ruhig auf den Moment, wo mir ein gleiches Loos zufallen würde. Es blieb aus, es blieb mir erſpart. Ich weiß aber, daß auch das mich in meinem Gleichmuth wenig geſtört haben würde. Man hat das Gefühl des völligen Preisgegebenſeins, des Ueberantwortetſeins auf Gnade und Ungnade und empfindet deutlich, daß die Uebergriffe, die ſich der Machthaber erlaubt, wohl die Ehre dieſes Machthabers, nicht aber die eigene treffen können. Vieles zudem, was Flitter iſt, wird in ſolchen Momenten als Flitter erkannt. Das Meiſte, worin wir ſtecken, iſt konventionell! Der Stein des Gaſſenbuben, der gegen uns erhoben wird, mag alles treffen, nur unſere Ehre nicht. Wie eine Zauberformel, die hieb- und ſchußfeſt macht, ſchützt uns das alte: Sancta simplicitas.

Ich litt nicht unter dem Wegfall deſſen, was man mit größerem oder geringerem Recht als die künſtlich geſteigerten Anſprüche einerſeits des Wohllebens, andererſeits eines gewiſſen Gefühls-Luxus, anſehen kann, aber ich litt dafür unter dem Wegfall ſolcher Dinge, die ſich der gebildete Menſch recht- und pflichtmäßig zur zweiten Natur gemacht hat, unter dem Wegfall der Sauberkeit und alles deſſen, was zum geiſtigen Bedürfniß gehört.

Die Unmöglichkeit einer gewiſſen, wenn auch beſcheidentlichen Pflege des Körpers wurde peinlich genug von mir empfunden, und dieſe Empfindung glaub ich, hat man nicht als etwas künſtlich Hinaufgeſchraubtes anzuſehen. Es iſt Pflicht, auf eine Reihenfolge, oder eine beſtimmte Zubereitung von Schüſſeln, wie beſcheiden dieſe immerhin ſein mögen, auf launenhafte, unmotivirte Angewöhnungen, vor allem auf alles, was den Charakter der Verwöhnung trägt, verzichten zu können, aber es iſt nicht Pflicht, nicht in der Ordnung, ſich gegen die Waſch- und Waſſerfrage in allen ihren Stadien, in gleicher Weiſe gleichgültig zu ſtellen. Es giebt freilich, und dies iſt nicht ironiſch gemeint, einen äußerſten Erhabenheits-Standpunkt, wo auch dies wieder als ein Aeußerliches und Gleichgültiges abfällt, wie die Geſchichte der Märtyrer und der Heiligen lehrt, aber mit dieſem Maße hat der moderne Menſch nicht Anſpruch gemeſſen zu werden. Für uns liegen die Dinge ſo, daß mit dem Gefühl des äußerlichen Unſauberſeins mehr und mehr auch die Vorſtellung einer gewiſſen innerlichen Unreinheit über uns kommt, ein Gefühl, das uns gradatim allen Muth und alle Zuverſicht raubt, und uns ſchließlich dahin bringt, im tiefſten Mißtrauen gegen uns ſelbſt, jede Unbill als etwas Selbſtverſtändliches und Wohlverdientes hinzunehmen.

Ich litt hierunter, während der erſten Wochen in Beſançon, wie ſchon angedeutet, ziemlich erheblich; worunter ich aber doch noch mehr litt, das war, daß auch meinem Geiſte alles friſche Waſſer genommen wurde, ſich drin zu erlaben; die Berührung mit geiſtig Ebenbürtigem hörte auf und ich verfiel der Phraſe, dem Geſchwätz, der Trivialität. Es bildete ſich eine Converſationsform aus, die ich als Greffier-, Schließer- und Gensdarmen-Unterhaltung bezeichnen möchte, eine unſagbar ſchreckliche Form geiſtigen Verkehrs, immer daſſelbe, ſo daß ich zuletzt genau berechnen konnte: »jetzt kommt das«. Der Wiederkäuungsprozeß erreichte Grade, daß man ſich das Leben hätte wegwünſchen mögen. Das Auffagen meines auswendig gelernten Spruches von: »Reiſe auf den Kriegsſchauplatz, Anweſenheit in Toul und Verhaftung in Domremy«, weil es ſich hierbei um Thatſächliches handelte, um Realitäten, die Niemand beſſer kannte, als ich, war dabei lange nicht das Schlimmſte. Das Schlimmſte war die Conjectural-Strategie und die in den Wolken ſchwebende hohe Politik, die ich nolens volens treiben mußte!

Fragen, über die ſich Generalſtab und Cabinet bis dieſe Stunde den Kopf zerbrechen, hatte ich längſt gelöſt. Ich ließ beſtändig Armeen marſchiren, dieſe Armeen immer neue Curven und Schleifen bilden, hunderttauſende von Franzoſen wurden bald hier, bald dort gefangen genommen und nur drei Generale ließ ich als widerſtandsfähig und ſelbſt gefahrdrohend für uns gelten, die alten Wintergenerale: Dezember, Januar und Februar. So viel als Stratege. Meine eigentlichſten Unthaten verübte ich aber doch als Taſchen-Bismarck. Ich ſchrieb die Waffenſtillſtands-Paragraphen, entwarf Präliminarien, ſetzte den Tag des Friedens-Abſchluſſes auf 24 Stunden ganz genau feſt und zog die künftige Grenzlinie zwiſchen Frankreich und Deutſchland mit einer Sicherheit, die nur durch meine genaue Berechnung der Kriegskoſten übertroffen wurde. Ich habe (ſonſt gewiſſenhaft und beinahe peinlich in Sachen der Unterhaltung) während dieſer Gefängnißwochen wahre Berge von Schwatzſünden auf mein Haupt geladen und muß dennoch ſchließlich mich ſelber wieder dahin rechtfertigen, daß ich nicht gut anders konnte, wenn ich nicht durch kühle Reſervirtheit alle Wohlgeneigtheit meiner Machthaber einbüßen wollte. Ich hatte beſtändig ein Gefühl der Scham und des Unwürdigen, das in dieſem Auftiſchen vager, fundamentloſer Hypotheſen und willkürlicher Redensarten lag, und dennoch

. . . war es Sünde,
So es noch einmal vor mir ſtünde,
Ich thät es wieder, thät es doch.

* * *

„Comme officier supérieur.“

1. Von Beſançon bis Lyon.

An der duftverlornen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze.

* * *

Trübe wirds, die Wolken jagen
Und der Regen niederbricht.

Lenau.

Die letzten dreimal 24 Stunden meiner Gefangenſchaft in Beſançon hatten, wie zu Eingang des vorigen Kapitels bereits bemerkt, ein heitereres Kleid getragen als die voraufgehenden Wochen, freundlichere Tage bereiteten ſich für mich vor, wenngleich ich, in demſelben Moment, in dem ſie begonnen, die bis dahin immer noch gehegte Hoffnung auf das Bourgautſche »renvoyé dans votre pays« zu Grabe tragen mußte. Meine Freiſprechung erfolgte, aber nicht meine Freilaſſung. Ich habe bei dieſen Vorgängen noch einen Augenblick zu verweilen.

Am 15. Tage meiner Gefangenſchaft erſchien der Citadell-Kommandant, mein beſonderer Freund

und Fürſprecher, in der großen Kaſematten-Halle, um mir mitzutheilen, daß ſich das Kriegsgericht inzwiſchen von der Wahrheit meiner Ausſagen, will alſo ſagen von meiner vollſtändigen Unſchuld, überzeugt habe. Der General indeſſen ſei nichts deſtoweniger der Anſicht, daß ich als Kriegsgefangener im Lande verbleiben müſſe. Wie aus meinem Notizbuche, meinen Papieren und meinen eigenen Angaben hervorgehe, ſei ich nicht nur mit vielen preußiſchen Offizieren bekannt, ſondern habe auch »militairiſche Augen«, denen die Zuſtände und Vorgänge im Lande, die Befeſtigungen und Truppenbewegungen nicht entgangen ſein würden. Darauf hin ſei es unmöglich, mich in meine Heimath zu entlaſſen; ich würde vielmehr, mit einer Anzahl badiſcher Gefangener, nach der Inſel Oléron im atlantiſchen Ocean transportirt werden.

So freundlich dieſe Worte geſprochen wurden, ſo trafen ſie mich doch zunächſt ſehr hart. Ich hatte mich eben immer noch mit Illuſionen getragen. Der Kommandant nahm dies wahr und gütigen Sinnes fuhr er fort: »ich bin im Uebrigen erfreut, die böſe Nachricht, die ich Ihnen bringen mußte, durch eine gute einigermaßen balanciren zu können. Se. Eminenz der Cardinal hat ſich für Sie verwandt. Sie werden in Folge dieſer Verwendung als officier supérieur angeſehen und bei ihrem Eintreffen auf ile Oléron einer relativen Freiheit theilhaftig werden; Sie werden ſich auf der Inſel ungehindert bewegen können. Die Bevölkerung der Weſtdepartements, beſonders der Inſeln, iſt liebenswürdig, gaſtfrei, human. Ich werde Ihnen zudem eine Empfehlung an einen Freund und Verwandten mitgeben. Ihre Abreiſe wird ſich noch einige Tage hinausſchieben; bis dahin aber werden Sie bereits all der Vorrechte theilhaftig ſein, die Ihnen von dieſem Augenblick an zuſtändig ſind. Mr. le Principal (dies war die euphemiſtiſche Bezeichnung für den Greffier) wird das Weitere veranlaſſen.« Ich dankte; ein Soldat nahm mein Bündel und, unter Händeſchütteln von meinen Mitgefangenen Abſchied nehmend, überſiedelte ich nunmehr unverzüglich in das, auf einem anderen Citadellhofe gelegene, ariſtokratiſche Viertel.

Ich blieb hier noch drei und einen halben Tag. Das Leben gewann wieder Reiz; ich konnte ſchreiben, Zeitungen leſen, mich ſammeln, ungeſtört meinen Gedanken nachhängen. Es waren glückliche Tage. Meine beſondere Freude war der Kommandant, dem ich, wie ſchon erwähnt, von Anfang an ſo viele Freundlichkeit zu verdanken gehabt hatte. »He took a fancy for me.« Freilich hatte ich für dieſe Freundlichkeit auch meinerſeits ſchwer zu zahlen, denn eine Nachmittagsconverſation, die nie unter zwei Stunden, einmal aber volle vier Stunden dauerte, war eine Anſtrengung für mich, an die ich mit einem leiſen Schauder zurückdenke. Es trat dabei ſchließlich, mal für mal, ein Zuſtand völliger Erſchöpfung ein, in dem ich ſchon längſt nicht mehr einen Gedanken, aber zuletzt auch kein einzig Wort mehr finden konnte. Wie immer dem ſei, es war wohlgemeint, und ich befand mich genau in einer Lage, in der mir das Wohlwollen eines Menſchen, noch dazu eines Vorgeſetzten, Alles bedeuten mußte.

Am 29. Oktober, drei und eine halbe Woche nach meiner Gefangennehmung in Domremy, wurde ich in meine eigentliche Kriegsgefangenſchaft, »far in the West« abgeführt. Die Reiſe quer durchs Land, ſo lehrreich, ſo anregend, ſo bedeutungsvoll ſie war, war doch ein neues Schreckniß. Wer als Kriegsgefangener durch Frankreich geſchleppt worden iſt, weiß, was das ſagen will. Die Begegnungen und Erlebniſſe auf dieſer zehntägigen Reiſe gebe ich nun in dieſem zweiten Abſchnitt.

Sechs Uhr früh (am 29.) traten wir auf dem Hofe an, außer mir noch 5 kriegsgefangene Badenſer. Im Geſchwindſchritt ging es den Berg hinunter, an Jeſuitenkirche und Kommandantur vorbei, auf den Bahnhof hinaus. Die Bevölkerung ließ uns ruhig ziehen. Der Nebel fiel faſt wie ein Regen.

Von Beſançon bis Lyon werden noch nah an 30 Meilen ſein. Die Landſchaft bot anfangs nichts Beſonderes, nur wo wir Flüſſe zu paſſiren hatten, zeigten ſich Bilder von eigenthümlichem Reiz. An den Ufern hin, oft auf Landzungen, die ſich bis in die Mitte des Stroms erſtreckten, erhoben ſich ſchloßartige Gehöfte mit Rundthurm und Spitzdach; hohe italieniſche Pappeln, die alle noch ihr herbſtlich gelbes Laub trugen, bildeten die Avenuen oder ſtanden in Gruppen um das Gehöft umher; es berührte mich, als wäre ich all dieſem auf Gallerien, in breitem goldenen Rahmen ſchon mal begegnet.

So ging es 15 oder 20 Meilen weit. Da änderte ſich das Bild. Wir hatten die Jura-Kette blau und duftig zur Linken, nach rechts hin dehnte ſich ein Flachland, eine fruchtbare Niederung, von Waldſtreifen und kleinen Höhenzügen couliſſenartig durchzogen. Am fernen Horizont, nach eben dieſer Seite hin, hing der gelbglühende Ball der Sonne und lieh allem ein entzückendes Licht; es war als ſähe man eine der weitgedehnten Veduten Claude Lorrains. Dann kam eine große Stadt, Bourg (Hauptort im Departement Ain), deſſen berühmte Kirche Brou, mit den reichen Mauſoleen des Hauſes Savoyen, umblitzt vom Wiederſchein der ſich neigenden Sonne, an dem nach Oſten hin wolkengrauen Himmel ſtand.

Von Bourg traten wir erſichtlich in eine mehr ſüdliche Landſchaft ein. Namentlich die Architektur, das Ausſehen der Dörfer, gewann einen abweichenden Charakter, alle Gothik hörte auf und das Flachdach, die italieniſche Vigne, wurde allgemein.

Zwiſchen 4 und 5 gelangten wir in den Bereich der Rhone. Alles Land war überſchwemmt, Häuſer und Bäume wuchſen wie aus einem großen See heraus, bis wir in der Dämmerſtunde, die aufgeworfenen Erdbefeſtigungen und bald darauf auch den erſten, weit vorgeſchobenen Bahnhof Lyons erreichten. Als wir in der zweiten Bahnhofshalle hielten, war es dunkel; dazu regnete es. Dies galt immer als ein Glück. Es war gleichbedeutend mit Wegfall jeder Volks-Escorte.

Vom Bahnhofe aus ging es zunächſt eine Steintreppe hinauf; damit hatten wir das Niveau der Stadt gewonnen, die in gedämpftem, flackerndem Lichterglanze vor uns lag. Wir paſſirten eine Rhonebrücke (ſo ſchien es mir wenigſtens), tauſend Gasflammen warfen hüben und drüben ihren Schein in den breiten Strom, einige erleuchtete Pfeiler, wie Wahrzeichen für die Schiffahrt, ſchienen daraus hervorzuragen. Dann kam ein großer Platz; nach links hin ſchimmerte ein Standbild halb nebelhaft, und in einiger Entfernung an ihm vorbei marſchirten wir in eine der langen Straßen hinein, die von verſchiedenen Seiten her auf den Platz mündeten. Nach 10 Minuten hielten wir vor dem Gefängniß, pochten und traten in den Hof.

Es goß jetzt in Strömen. Die Gensdarmen und einige unliebſame Geſtalten, die trotz ihrer Uniformen ſtark an 1793 erinnerten, ſprachen lebhaft hin und her; endlich wurde ich aufgefordert, einzutreten. Die armen Badenſer wollten folgen, aber man ſtieß ſie unter Geſchrei in den Hof zurück. Ich erachtete jetzt den Augenblick für gekommen, ein Schreiben vorzuzeigen, das mir, kurz vor meinem Aufbruch von Beſançon, unterſchrieben und unterſiegelt eingehändigt worden war, und ſo zu ſagen meine franzöſiſche Ernennung zum »officier supérieur«, zugleich die Aufforderung an alle Militair- und Cilbehörden enthielt, »mir die meinem Range ſchuldigen Ehren« (»dû à mon rang«), zu erweiſen. Das Papier wurde geleſen; der dienſtthuende Sergeant indeß, ein frecher, verlebter, verliebter Kerl, hatte wenig Luſt, Notiz davon zu nehmen und erklärte, es ſei unmöglich. Inzwiſchen waren andere Beamte erſchienen, unter ihnen der eigentliche »gardien-chef«, ein geborner Pariſer, an dem nichts auszuſetzen war, als daß er für ſeine Stellung zu ſanft und zu gebildet ſprach. Auch das kann zu einem Fehler werden. Man denke ſich einen Scharfrichter, der ſeinem Opfer zuflüſtert: »Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht.« Wie immer dem ſei, die wohlaccentuirte Rede meines neuen »Principal« hat wenigſtens das Gute, daß Platz für mich geſchafft und eine Art »Fremdenſtube« zu meiner Aufnahme hergerichtet wurde. In dieſe trat ich jetzt ein. Im erſten Augenblick erſchrak ich, denn ſie war nichts als eine vergrößerte Alte-Wäſchkiſte, auf die ganz und gar die Beſchreibung paßte, die Fallſtaff, in den Merry wives of Windsor, von einem ſolchen Wirthſchaftsſtücke entwirft. Eine unglaubliche Lokalität! Bettlaken, Strümpfe, Chemiſen aller Arten und Grade lagen in den Ecken aufgeſchichtet, dazwiſchen halb-erbrochene Bücherkiſten, Koffer von Seehundsfell, die längſt die letzte Borſte eingebüßt; an den Riegeln aber hingen rothe Militairhoſen (letzte Garnitur), verſtaubte Uniformſtücke, ein verroſteter Degen und Spinnweben in langen Fahnen. Beſonders bedrohlich erſchien mir ein großer aufgeplatzter Sack mit Kalbshaar, der mitten im Zimmer lag und eine Art Gebirgsſtock für alles übrige bildete. Einen ähnlich ängſtlichen Eindruck machte das Bett, aber der gardien-chef, der ſelbſt empfinden mochte, wie wenig das alles zu den Anſprüchen eines officier supérieur ſtimmte, half aus eigenen Mitteln nach und erſchien mit einem brauncarirten Plumeau, mir dadurch für meinen Lyoneſer Aufenthalt einen Comfort und einen Luxus ſchaffend, den ich während all der Wochen meiner Gefangenſchaft, weder vorher noch nachher, gehabt habe. Enfin — ich kauerte mich in meinem Bett zurecht, zog meinen Körper gerade ausreichend zuſammen, um unter dem etwas knapp bemeſſenen Federkiſſen Platz zu finden und ſchlief ein, während die Spinneweben leiſe über mir wehten.

2. Lyon.

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das iſt Sturm!

* * *

Nicht daß man in ſchweigende Nacht mich warf,
Macht mir das Herz ſo ſchwer,
Als daß ich Dich nicht hören darf,
Mein tief aufdonnerndes Meer.

Strachwitz.

In aller Frühe war ich wach, machte meine Toilette und ſah alsbald eine junge Frau, die Beſitzerin eines nahe gelegenen Café's, erſcheinen, die nach meinen Befehlen fragte. Ich beſtellte möglichſt viel, da ich nach gerade einzuſehen begann, daß der officier supérieur ſein Patent weniger aus dem Portefeuille, als aus dem Portemonnaie zu beweiſen habe und daß überall räthſelvoll-geheime Beziehungen zwiſchen den Gefängniß-Autoritäten und den nahegelegenen Reſtaurants beſtänden. Wer dieſe für ſich hatte, hatte ſich alsbald auch die Geneigtheit jener erworben: mit Liberalität gelangte man faſt bis an die Grenzen der Libertät.

Die Freundlichkeit der jungen Frau, die all die Tage über faſt immer ſelbſt kam und an der fremdländiſchen Unterhaltungsweiſe erſichtlich ein Gefallen fand, that mir wohl und war jederzeit wie ein Lichtſchein, der in den grauen Dämmer meines Gefängniſſes fiel. Ich ſog mir noch einen beſondern Troſt daraus, da ich offen bekennen will, die Tage meines Aufenthalts in Lyon unter einem beſtändigen Herzſchlagen zugebracht zu haben. Ich war durch lange Unterhaltungen, die ich in Beſançon geführt, noch mehr durch die Lyoner Journale, die ich während der letzten Tage auf der Citadelle regelmäßig zu leſen pflegte, über die Stimmung der Rhone-Hauptſtadt vollkommen aufgeklärt und hatte mit allem Fug und Recht das bange Gefühl, mich auf einem Krater zu befinden. In Beſançon hatten die Obrigkeiten geherrſcht, hier herrſchte bereits die Maſſe, oder ſtand doch jeden Augenblick auf dem Punkt, die Herrſchaft an ſich zu reißen. Vor drei Tagen war das Redaktionslokal des »Salut public«, vor fünf Tagen die Wohnung des für imperialiſtiſch geltenden Diviſions-Generals vom Volke geſtürmt worden; ich konnte, Angeſichts dieſer Thatſachen, die Frage nicht los werden: »was nun, wenn dieſe Septembriſeurs in die Gefängniſſe einbrechen und furchtbar Muſterung halten?« Hinterher iſt über ſolche Anwandlungen von Furcht gut lachen, im Momente ſelbſt aber war die Situation alles andere eher als lächerlich.

Es geſchah überdies allerhand, das nicht gerade angethan war, das fehlende Gefühl der Sicherheit mir wieder zu geben. Verſchiedene Leute aus der Stadt, vielleicht Freunde des Gefängnißvorſtandes, kamen, um mit mir zu politiſiren; ſie waren alle artig, faſt verbindlich in ihren Formen, aber erſichtlich aufgeregt und zerſtreut.

Endlich ſollt' ich erfahren, was die Urſache war: »Bazaine hatte capitulirt«; die Nachricht drang bis in meine vergitterte Zelle. Einige Stunden ſpäter ward es mir gegenüber wieder beſtritten, aber nur, weil man es beſtreiten wollte. Ich war übrigens faſt eben ſo aufgeregt, wie die Franzoſen, die kamen und gingen.

Die letzten Beſucher hatten mich eben verlaſſen und ich ſuchte es mir in einer Art

Gartenſtuhl, während ich die Füße auf den aufgeplatzten Sack mit Kalbshaar ſtellte, möglichſt bequem zu machen, als draußen, von den Thürmen der unmittelbar anſtoßenden Kathedrale hernieder ein Läuten begann, wie ich es all mein Lebtag nicht gehört habe, vielleicht auch nicht wieder hören werde. Eine tiefgeſtimmte Rieſenglocke gab alle 10 Sekunden einen Schlag, eine zweite Glocke, in regelmäßigen Schwingungen, rollte klangvoll und gewaltig dazwiſchen; hinein aber in dies großartig ernſte und zugleich melodiſche Concert klang das disharmoniſche Geſchrei und Geächz kleiner und allerkleinſter Glocken, wie wenn in Poſaunentöne hinein ein halbes Dutzend Pickelflöten kreiſcht. Es war tiefe Klage, lauter Hilferuf, leiſes Gewimmer; eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner, hörbar ſchlug mir das Herz. Was war es? war ein Feuer ausgebrochen? nein! kein Lichtſchein röthete den Himmel, keine Wagen und Spritzen raſſelten über das Pflaſter hin; nur ein lautes Geſchrei von Menſchenſtimmen kam die Straße herauf, immer näher. Ich war ganz ſicher, daß ſich ein Volksaufſtand vorbereite, daß »la terreur« heranziehe und ſeine Herrſchaft proklamire. Was war zu thun? ich ſah ſtumm vor mich hin und wartete ab. So ging es eine Viertelſtunde, dann war alles wie abgeſchnitten; die Glocken ſchwiegen, das Gekreiſch draußen war vorübergezogen, alles ſtill.

In Fieberhaſt lief ich alle Möglichkeiten durch, endlich hatt' ich es: der andere Tag (2. November) war Todtentag. Dies Glocken-Wehklagen hatte den Tag aller Seelen eingeläutet.

Der Allerſeelentag verlief ruhig, weniger Geräuſch als ſonſt war äußerlich wahrnehmbar; nur im Gefängniß ſelber belebte ſich's über den Alltagsverkehr hinaus. Das machte, ſieben norddeutſche Schiffscapitaine waren von Marſeille her als Gefangene eingetroffen und warteten in einem kleinen Büreauzimmer auf den Beſcheid des Lyoner Diviſions-Generals, der über ihren weiteren Verbleib entſcheiden ſollte. Man ſchwankte zwiſchen Tours, Clermont und Moulins. Es war um die Mittagsſtunde, als ich, durch freundliche Vermittelung des gardien-chef, Gelegenheit fand, meinen Landsleuten mich vorzuſtellen. Wir verplauderten eine angenehme halbe Stunde, gegenſeitig unſere Herzen ausſchüttend. Es waren ſämmtlich Pommern und Mecklenburger, der Mehrzahl nach große, breitſchultrige Leute, aber alle von jenem ſentimalen Zug, dem man bei ſtarken Naturen, namentlich auch bei Seeleuten, ſo oft begegnet. Sie hatten alle etwas Trauriges, Verſchleiertes im Auge und nur die Wahrnehmung beruhigte mich (ſie waren eben beim zweiten Frühſtück), daß ihr friſcher, meerentſtiegener Appetit unter dieſer Stimmung keinen Augenblick gelitten habe. Mehrere Limburger Käſe, die ſie in flachen runden Schachteln, genau ſo wie man Feigen verſchickt, mit ſich führten, verſchwanden im Umſehn. Einer, ein Kleiner, mit genirtem Blick, nahm an der allgemeinen Sentimentalität nicht Theil; er war offenbar der Klügſte und hatte ſich, auf mir unerklärliche Weiſe, ſogar mit neuen deutſchen Zeitungen auszurüſten gewußt. Vielleicht ein kühner Griff in ein Marſeiller Leſecabinet! Als die Reihe des Erzählens an mich kam und mein herkömmliches Sprüchel: »Toul, Jungfrau von Orleans, Vaucouleurs und Domremy« diesmal in deutſcher Sprache von mir aufgeſagt worden war, fragte der Kleine nach meinem Namen. Ich nannte ihn. Er lächelte liſtig-vertraulich und überreichte mir gleich darauf eine neueſte, höchſtens 5 oder 6 Tage alte Nummer der »Hamburger Börſenhalle«, worin ich in einer Berliner Correſpondenz die Geſchichte meiner Verhaftung las. Ich kann wohl ſagen, daß das einen ſonderbaren Eindruck auf mich machte.

Wir politiſirten auch ein wenig. Das Hauptgeſpräch drehte ſich natürlich um die Capitulation von Metz. Ich ſagte ihnen, »die Sache würde neuerdings wieder beſtritten«, worauf der Kleine mir zuflüſterte: »wir wiſſen nur zu gut, daß es wahr iſt; wir haben es, ſo zu ſagen, an uns ſelber erfahren. Die Nachricht war noch keine 2 Stunden in Marſeille bekannt, als wir von Oran her landeten und durch die Stadt mußten. An dieſen Marſch will ich denken. Die Aufregung war furchtbar; das Hafenvolk drohte uns, drängte ſich an uns, warf mit Steinen, neben uns her, aber, in dichten Colonnen, zogen die Mobil- und Nationalgarden und trugen große ſchwarze Fahnen, zum Zeichen der Trauer. Wir waren froh, als wir unter Dach und Fach waren.

Einer der Capitaine, ein großer, ſchöner Mann, mit einem langen ſchwarzen Sappeurbarte, war nicht nur verheirathet, ſondern hatte auch ſeine kleine blonde Frau, eine Roſtockerin, mit auf die Fahrt genommen; eine »Hochzeitsreiſe nach Konſtantinopel« in glücklicher Miſchung des Nützlichen mit dem Angenehmen. Die Frau regierte natürlich, und zwar nicht nur ihren Mann, ſondern auch die ſechs andern, was bei der beſondern Stellung, die ſie einnahm, keinen Augenblick zu verwundern war. Sie ſprach ein leidliches Franzöſiſch, machte deshalb den Interpreten und focht für die Geſammtheit alle Kämpfe ſiegreich durch. Ihr Ehegeſpons war ihr eigentlich nur »beigegeben«. Dies hatte ſeine gute Seite, aber doch auch ſeine ſchlimme. Ueberall wo die 7 Capitaine eintrafen, wurden 6 in's Militairgefängniß abgeführt, der ſiebente aber, der junge Gemahl, folgte ſeiner Frau in das beſte Hotel der Stadt und bezog Zimmer mit ihr. Er war ihr ad latus. Dies, um es zu wiederholen, hatte unzweifelhaft ſein Angenehmes, aber ebenſo wenig ließ ſich verkennen, daß der ſo Bevorzugte ſeiner Königin gegenüber einer gewiſſen hofſtaatlichen Abhängigkeit bereits völlig verfallen war. Er wußte es übrigens ſelbſt und trug es mit ritterlichem Anſtand.

Wir trennten uns, nachdem wir einen gemeinſchaftlichen Café noir eingenommen hatten, der, in richtiger Rollenvertheilung, meinerſeits aus Kaffee und Cognac, ſeitens der Capitaine aus Cognac und Kaffee hergerichtet worden war.

Unter allen Gefangenen, mit denen ich durch Monate hin in Berührung gekommen bin, waren die Schiffscapitaine (dieſe wie andere, denen ich ſpäter begegnete) immer die behäbigſten, die am beſten ſituirten, und dennoch flößten ſie mir ſtets eine ganz beſondere Theilnahme ein. Dies mochte darin ſeinen Grund haben, daß jeden Einzelnen ſein Schickſal völlig unvorbereitet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen hatte. Selbſt ich, bei aller Friedfertigkeit meines Berufs, war doch immerhin mit dem Bewußtſein in Frankreich eingerückt, daß eben Krieg ſei und daß ich die Chancen und Gefahren des Krieges bis zu einem gewiſſen Grade zu theilen haben werde. Anders dieſe Capitaine. Sie hatten in tiefem Frieden ihren heimathlichen Hafen verlaſſen, in tiefem Frieden Gibraltar und die Dardanellen paſſirt, und ſahen ſich, ohne die geringſte Kenntniß von dem, was ſich inzwiſchen in der Welt zugetragen hatte, plötzlich unter Breitſeiten genommen und fortgeführt. Man kann ſagen, ſie waren noch eher Kriegsgefangene, als ſie vom Kriege ſelber wußten.

Noch am Abend des Allerſeelentages theilte mir mein gardien-chef mit, daß ich am andern Morgen weiter escortirt werden würde, wahrſcheinlich nach Moulins. Er lud mich zugleich ein, ihn auf eine halbe Stunde in ſeiner Wohnung zu beſuchen. Ich folgte der Einladung und erfuhr die Auszeichnung, daß mir zu Ehren eine große papperne Kathedrale, die von einem Zellengefangenen angefertigt worden war, durch ein kleines Wachslicht erleuchtet wurde. Ich bewunderte alles, verbreitete mich ausführlicher über Architekturformen, Wachslichte und Iſolirhaft und nahm dann Abſchied von meinem freundlichen Wirth und Chef.

Ich kroch zum letzten Male unter das Plumeau und ſchlief wie in meinen beſten Tagen.

3. Moulins.

Was iſt das?! Deutlich (nur getrübt
Vom Dunſt der hin und wieder ſchiebt)
Ein Tiſch, ein Licht, in Thurmes Mitten,
Und nun, nun kömmt es hergeſchritten,
Ganz wie ein Schatten an der Wand,
Es hebt den Arm, es regt die Hand, —
Nun iſt es an den Tiſch geglitten.
Annette Droſte-Hülshoff.

Sieben Uhr am andern Morgen nach Moulins. Die Stadt (Lyon) war noch ziemlich ſtill; auf dem großen Platze, an deſſen einer Seite unſere Straße mündete, ſah ich jetzt das Reiterbild des erſten Kaiſers im Morgenlichte aufragen; an der Stelle aber, wo ich bei meiner Ankunft tauſend im Waſſer ſich ſpiegelnde Lichter geſehen zu haben glaubte, exercirte jetzt eine ganze Brigade Mobilgarde in breiten Zugfronten; was mir bei Dunkel und niederfallendem Regen als das Bett der Rhone erſchienen war, war eine breite, mit Bäumen und Obelisken beſetzte Esplanade. Man achtete unſerer wenig; einige

Hälſe drehten und reckten ſich nach uns, ein paar Minuten ſpäter hatten wir unſere Plätze im Coupé eingenommen.

Das Land war ziemlich reizlos auf viele Meilen hin. Ich begann ſchon die Urſache davon in mir ſelber zu ſuchen und einfach anzunehmen, daß das Auge des Gefangenen todt ſei für die Schönheiten der Natur, als ich plötzlich, etwa an der Grenze des Departements Allier, gewahr wurde, daß es doch an der Landſchaft und nicht an mir ſelber gelegen haben müſſe. Wir traten mehr und mehr in ein entzückendes Stück Natur ein, das ich vielleicht am beſten als das »Land um Vichy« bezeichne, denn an dieſem berühmten Brunnen- und Badeort kamen wir auf Entfernung von wenigen Stunden vorüber.

Ich muß die Scenerie dieſes Departements Allier, die mir ganz eigenthümlich zu ſein ſchien, näher zu beſchreiben ſuchen. Alle Landſchaft, die ich bis dahin in Frankreich geſehen hatte, in Lothringen, Champagne, Franche Comté, war durch wenige Linien wiederzugeben: weite Höhenzüge und weite Thäler dazwiſchen. Eine Landſchaft derart entbehrt nicht eines gewiſſen großen Stils, aber immer wiederkehrend, immer in derſelben Weiſe mit Wein oder Laubholz beſetzt, wirkt ſie zuletzt monoton und giebt ſich — weil alles große Flächen bietet, ſelbſt die Berghänge — um vieles öder, triſter, als ſie in Wahrheit iſt. Hier plötzlich nun traten wir in ein Gebiet ein, das ſich vorgeſetzt zu haben ſchien, dieſe bisherigen Eindrücke alle auf einen Schlag zu balanciren. Die Hügel ſchoben und drängten ſich ſo dicht aneinander, als wären ſie aus einer Rieſenſpielzeugſchachtel genommen, während ſie in Zahl und Form mich beſtändig an die endloſen Kuppen und Kegel des hiſtoriſchen Dreiecks zwiſchen Main und Tauber erinnerten. Aber dieſe Gedrängtheit der Landſchaft war doch nur eine Seite derſelben; ſchöner und charakteriſtiſcher noch berührte mich der tiefe, flußdurchſchlängelte Wieſengrund, der ſich um jeden Hügel ſorglich herumlegte und dieſen, wie mit Bewußtſein, zu einer kleinen Berginſel geſtaltete. Dazu hatte alles einen ſatten, braungrünen Ton, der mich mehr als einmal an Ruysdael erinnerte, von dem ich noch 4 Wochen vorher einiges Treffliche in Nancy geſehen hatte.

Bei St. Marie des Foſſes war ein längerer Aufenthalt; wahrſcheinlich die Station, von wo aus in ruhigen Zeiten die Diligencen und Journalieren nach Vichy hinüberfahren; rieſige, halb abgeriſſene Affichen deuteten darauf hin. Eine Stunde ſpäter fuhren wir in den Bahnhof des Biſchöflichen Moulins ein.

Ein Biſchofsſitz! das war eins. Vor allem aber heimelte der Name mich an; was konnte reizender klingen als Moulins. Ich ſtellte es mir vor als von Wind- und Waſſermühlen umgeben, die einen ſtill und lauſchig, die andern raſch und plauderhaft, und dazwiſchen eine Bevölkerung von Kloſterſchülern und Mühlknappen, die einen ſchwarz, die andern weiß, aber alle gleichmäßig heiter, ihr Leben theilend zwiſchen Singen und Angeln. Nie war eine Vorſtellung falſcher geweſen.

Schon auf dem Bahnhofe (es war 4 Uhr Nachmittags) wurden wir umringt. Der Weg führte durch eine Vorſtadt, die zu gutem Theile aus dem Stadtpark und ähnlichen Anlagen beſtand; hier, auf zahlloſen Bänken, war die Kindermuhme und ihr Anhang zu Hauſe, hier tobte der Gamin ſtatt des erwarteten ſtillen Kloſterſchülers, und ehe 5 Minuten um waren, hatten wir ein Gefolge, das nach Hunderten zählte. Allerhand Blaukittel geſellten ſich hinzu, drohende Worte ausſprechend, und während wir ſonſt daran gewöhnt waren, unſere Gensdarmen das neugierig andrängende Volk bei Seite ſchieben zu ſehen, zeigten ſie hier eine unverkennbare Verlegenheit und ließen den tobenden Menſchenhaufen gewähren. So ging es in die Stadt hinein, ein paar ſteile Gaſſen hinan, dann hatten wir die Straßenfront des Gefängniſſes, ein Stück Mauer mit einem eingebauten Conciergenhaus, erreicht. Unter Geziſche und den üblichen Schmeichelworten verſchwanden wir in dem niedrigen Portal.

Hier war kaum Aufenthalt. Wir traten alsbald auf einen Hof hinaus, der von verſchiedenen Baulichkeiten, kreuz und quer und hoch und niedrig, umſtellt war und warteten unſeres

Looſes. Der Gensdarmerie-Wachtmeiſter, dem ich meine mehrerwähnte »Beſtallung« ſchon vorher überreicht hatte, machte inzwiſchen vor dem Büreau-Perſonal meinen Anwalt; einer der Herren zuckte verlegen die Achſeln, kam mir aber bis zur Schwelle entgegen und bat mich einzutreten. Ich folgte. Es zog auf dem Hofe empfindlich; nichts deſtoweniger wär' ich lieber draußen geblieben, ſo ſtickig war die Luft des kleinen Zimmers, in deſſen einer Ecke ich Platz nahm. Ein eiſerner Ofen, gegen deſſen ganzes Geſchlecht ich eine Todfeindſchaft unterhalte, ſtand glühend in der Mitte und das Kohlengas legte ſich wie betäubend um meine Sinne. Ich wurde aber mit Gewalt aus dieſem Zuſtand geriſſen; ein elegant gekleideter Herr, ſtark, kurzhalſig, das Bild des Apoplektikus, erſchien in der Thür und trat auf mich zu. Er muſterte mich; das Kinn ſaß ihm in einem türkiſch geblümten Shawl, das bekannte rothe Band blühte im Knopfloch; ſo entſpann ſich folgende knappe Unterhaltung:

Vous êtes arrêté?

Oui.

Où donc?

A Domremy.

Comme espion?

Oui.

Que vous êtes?!

Ich hatte nicht Geiſtesgegenwart genug, einfach zu ſchweigen, ſondern lehnte dieſe Bezeichnung kurz ab. Dies war offenbar ein Fehler. Indeſſen man iſt klüger, wenn man vom Rathhauſe kommt. Die Unterredung ſelbſt habe ich hierher geſetzt, weil ſie die *einzige* Inſolenz iſt, der ich während der ganzen Zeit meiner Gefangenſchaft ausgeſetzt geweſen bin. Ich hatte viel zu ertragen, auf noch mehr zu verzichten, aber nach *dieſer* Seite hin wurde ich geſchont.

Inzwiſchen hatten die Beamten, denen mein Patent wieder viel Sorge gemacht hatte, über mich »befunden« und waren ſchlüſſig geworden, daß ich, in meiner Eigenſchaft als »officier supérieur«, in der Infirmerie des Hauſes untergebracht werden ſolle. Man entſchuldigte ſich einigermaßen, daß man nichts Beſſeres habe; das ganze Gefängniß ſei ein alter Donjon der Grafen von

Bourbon; ſehr mittelalterlich, eine Art »Baſtille«. »Tout-à-fait dans le style avant 1793«, ſetzte der Eine lächelnd hinzu.

Wir ſtiegen nun eine Art Wendeltreppe hinauf, wie ſie alle alten Thürme haben, geriethen auf einen holprigen Steinflur, der von der Seite her durch ein kleines rundes Thürfenſter ein ſpärliches Licht erhielt, und tappten nun auf eben dieſe Lichtſtelle zu. Es war die »Infirmerie«. Der Schließer ſchob einen Riegel zurück und wir traten ein. Ich konnte im erſten Augenblick, bei dem Dunkel, das auch hier noch vorherrſchte, nur wahrnehmen, daß wir uns in einem ungewöhnlich großen Raum befanden; ob Saal, Halle, oder Kornboden war zunächſt nicht zu unterſcheiden. Schreck und Heiterkeit wechſelten in meiner Stimmung; alles war geſpenſtiſch und lächerlich zugleich. E. A. Hoffmann hätte hier eine glückliche Stunde feiern können. Auch in mir überwog bald ein gewiſſes poetiſches Intereſſe jede andere Regung. Der Schließer führte mich an einen Bettſtand, der für mich hergerichtet worden war, legte mein Gepäck zu Füßen und wünſchte mir gute Nacht.

Ich ſetzte mich neben mein Bündel auf die Eiſenkante des Bettes, um zunächſt einige Orientirung zu gewinnen. Dies dauerte auch nicht lange. Es war eine mächtige, quadratiſche Halle, in der ich mich befand, mit tiefen Fenſterniſchen und zahlreichen Bettſtänden; alle mit dem Kopfende der Wand zu. Mitten durch den Raum, nach Art einer Brücke, war ein großer Bogen geſpannt, der ein zweites Stock trug. Unter dieſem Bogen, genau im Centrum des Ganzen, ſtand ein flacher-Kochofen, aus deſſen drei Löchern ein Lichtſchein aufſtieg, derſelbe, der uns, als wir noch draußen umhertappten, den Weg hierher gezeigt hatte. Jetzt ſah ich, bei eben dieſem Schimmer, daß drei vermummte Geſtalten um den Ofen her ſaßen. Mitunter, wenn einer der drei mit einem Schüreiſen in die Gluth fuhr, wurd' es auf einen Moment etwas heller und ich konnte dann erkennen, daß es blutjunge Leute waren, die hier fröſtelnd und zuſammengekauert ſich an der ſpärlichen Gluth zu wärmen ſuchten. Ich trat jetzt an ſie heran. Einer erhob ſich, um mir ſeinen Stuhl anzubieten, was ich auch annahm. Ich verſuchte nun eine Converſation; die Antworten blieben aber einſilbig, bis aus einer Ecke am Fenſter her endlich meine Unterhaltungsverſuche aufgenommen und ich verbindlich eingeladen wurde, »doch mehr ins Licht zu rücken«.

Dies hätt' ich nun wohl gleich bei meinem Eintreten gethan, wenn die Ecke am Fenſter damals ſchon eine Lichtecke geweſen wäre; ſie war es aber erſt während der letzten Minute geworden, wo, nach mehreren geſcheiterten Verſuchen, eine Art Küchenlampe glücklich in Brand geſetzt worden war. Ich dankte jetzt dem Sprecher zunächſt und rückte dann in den Lichtkreis ein, der einen Durchmeſſer von 4 Schritt haben mochte; alles andere lag nach wie vor in Dämmer.

Ich befand mich nunmehr in dem Weſtend der Infirmerie, in dem »ariſtokratiſchen Viertel«, das, wie ich bald erfahren ſollte, ausſchließlich aus den beiden »cuisiniers« des Gefängniſſes beſtand. Im erſten Augenblicke wußte ich nicht, ob ſie Haus-Beamte oder Mitgefangene wären, doch ließen ihre eigenen Mittheilungen mich nicht lange in Zweifel darüber. Mein- und Dein-Fragen, falſche Wechſel, unmotivirte Schwüre, ſo ſchien es mir, hatten ſie hierher geführt. Es war ein Junger und ein Alter. Der Junge war Koch von Fach, hatte in Homburg, Aachen, Baden-Baden die große Schule durchgemacht und peinigte mich durch lange Schilderungen des Koch- und Bade-Lebens, die er mit Fiſtelſtimme und einer unheimlich geſchraubten Begeiſterung vortrug. Gemüthlicher war der Alte. Er war über ſechszig, trug eine Brille mit ungewöhnlich großen Gläſern und war ſeines Zeichens ein lateiniſcher Sprachlehrer aus Moulins. Seit Jahr und Tag kochte er nun als Auxiliar-cuisinier die Gefangenenſuppe und behandelte den Wechſel der Dinge en philosophe. Dabei republikaniſirte er ſcharf. Ich mußte immer an »Vater Karbe« denken. Den Verdacht, daß er eigentlich ein verkleidetes altes Weib ſei, was das Geſpenſtiſche ſteigerte, bin ich übrigens nie ganz los geworden. Doch mag das auf ſich beruhn.

Dieſer Alte dirigirte nun die Infirmerie. Er hatte Streichhölzer, Salz, zwei Handtücher und ähnliche Luxusartikel; ſein eigentliches Anſehn beruhte aber doch auf ſeiner »Bibliothek« und vor allem auf jener Küchenlampe, die ich ihn eben hatte anzünden ſehen. Dieſe Lampe wurde denn auch von ihm ſelber, wie von allen Mitgefangenen gehegt und gepflegt; alles putzte an ihr herum, um ſie hübſch blank zu erhalten, und rührend war es geradezu, mit welcher Liebe und Zartheit ihr defekter Cylinder behandelt wurde. Anderthalb Stunden lang, wie ich mich am andern Tage überzeugen konnte, drehte ſich alles um ihn. Der Cylinder (ein ſogenannter Bauchcylinder) hatte nämlich außer den ihm rechtmäßig zuſtehenden zwei Löchern oben und unten, noch zwei Seitenlöcher gerade an der Bauchſtelle und dieſe Havarie immer wieder auszubeſſern war die Aufgabe aller Inſaſſen der Infirmerie, beſonders der beiden Cuiſiniers. Es wurden zwei Stückchen Papier geſchnitten von der Größe einer Kartoffelſcheibe und am Rande hin mit angefeuchteten Oblatenſchnitzeln beſetzt. Dies kunſtvoll hergerichtete Pflaſter wurde dann auf die große Wunde gelegt, der geſtörte Luftzug war nun wieder hergeſtellt und alles drängte ſich an den Tiſch, um das abermals gelungene Werk zu begrüßen. So war es am zweiten Tag.

Auch gleich der erſte Abend, trotzdem alles ſchon geſchehen war, ließ mich noch Einblick gewinnen in eine »Reparatur«. Der Alte, der (ſchon von Metier wegen) an Klaſſizität meinem penseur libre in Beſançon wenig nachſtand, unterhielt mich eingängig noch eine halbe Stunde; dann ging ich zu Bett. Am Fenſter brannte das Lämpchen und hatte ſeinen Lichtkreis. In dieſem Lichtkreis ſaß der lateiniſche Lehrer und Auxiliar-Koch und las in Rabou's »La grande Armée«. Weißhaarig, die große Brille auf der großen Naſe, ſah er aus wie eine Eule. In dem weiten Reſt des Zimmers herrſchte Dämmerung. Das Feuer in dem Kochofen wurde immer kleiner; wenn einer der drei Umſitzenden aufſtand und auf und ab ſchritt, tanzten rieſige Schatten an Wand und Decke hin. Es war wie die Laterna magica in Kindertagen. Das Getrappel über uns, wo Gefangene auf und ab liefen, um ſich zu erwärmen, hörte endlich auf; alles wurde ſtill. Nur die

Cylinderlampe brannte dankbar die Nacht hindurch.

Als ich aufſtand, waren die Cuiſiniers nicht mehr zugegen; der Küchendienſt hatte ſie bereits abgerufen. Statt ihrer machten ſich jetzt die Drei, die am Abend vorher beim Kochofen ſo tapfer ausgehalten hatten, im Zimmer zu ſchaffen, wuſchen, fegten, lüfteten und beeilten ſich, mir meine Wünſche zu erfüllen, mein Leben erträglich zu machen. Ich ließ Wein und Cognac kommen, und half dadurch ihrem Eifer nach. Sie verſicherten ſämmtlich, daß ihre Krankheit (wir waren ja in einer »Infirmerie«) darunter nicht leiden würde. Der eine, ein Luxemburger, hatte die Gelbſucht. Ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob der Hausarzt ſpäter die Zuſtände gerade dieſes Patienten verbeſſert gefunden hat.

Um 10 Uhr war ich ſo weit, mich, ein Buch in der Hand, in eine der großen Fenſterniſchen ſetzen zu können. Dieſe Niſchen hatten über 7 Fuß Tiefe. Zu Füßen des alten Donjon lag Moulins, jetzt ſo ſchön und lachend, wie ich es mir vordem gedacht hatte. Um die goldenen

Spitzen ſeiner Cathedrale ſpielte das Frühlicht und durch den Schimmer hin flogen die Tauben.

Ich begann zu blättern. Es war das Buch, das der Alte bis ſpät in die Nacht hinein emſig ſtudirt hatte: »La grande Armée«. Ich las 50 Seiten, das Lager bei Boulogne, die Capitulation von Ulm, Auſterlitz, zuletzt Jena, — nach dieſem hatte ich genug; ich war verſtimmt. Und ich glaube mit Grund. »Solche Bücher,« ſagt' ich mir, »ſchreibſt Du ſelbſt. Sind ſie ebenſo, ſo taugen ſie nichts. Die bloße Verherrlichung des Militairiſchen, ohne ſittlichen Inhalt und großen Zweck, iſt widerlich.« Damit klappte ich das Buch zu und ſah wieder auf die Cathedrale hinüber.

Dann machte ich meinen Spaziergang von Thür zu Fenſter und von Fenſter zu Thür, bis um Mittag die erſehnte Nachricht kam, »morgen früh weiter ins Land hinein«.

Wohin, wußte Niemand.

4. Gueret.

Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden? der dem Schwachen beiſteht,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größte!
(Jungfrau von Orleans.)

Nach meiner Berechnung mußte die Weiterreiſe auf Tours gehen, alſo nach dem Sitz der »proviſoriſchen Regierung«. Ich wünſchte dies, und hatte bereits eine Anrede an den Miniſter Cremieux fertig, der dann, dacht' ich, ſeinem Collegen Gambetta ein paar Worte zuflüſtern und nach zuſtimmendem Kopfnicken dieſes letztern, meine Freilaſſung anordnen würde. All dies ſcheiterte aber vorweg an einer unerbittlichen Thatſache: es ging nicht auf Tours. Die nächſte Etappe hieß Gueret.

Die Fahrt dorthin war inſoweit eine höchſt angenehme, als das Landſchaftsbild, das ich zum Beginn des vorigen Kapitels zu beſchreiben verſucht habe, ſich fortſetzte. Dicht in einander geſchobene Berg- und Hügelpartien, ſchmale Wieſengründe, Waſſerläufe, dazwiſchen Tunnel, Brücken, Viadukte, die Kuppen und Abhänge mit Kaſtanien, Nußbaum und den verſchiedenſten Obſtarten, aber nicht mit Weingeländen beſetzt, — ſo ging es durch dieſe ſchönen, aber verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Landſchaften hin, die den Namen des Departements »La Creuze« führen.

Am Mittag ſchon, bald nach 1 Uhr, trafen wir in Gueret ein. »Ein freundliches Städtchen«, hatten uns die Gensdarmen geſagt, die ihrer Sache ſelbſt ſo ſicher waren, daß ſie die Karabiner, die mir immer mehr fürs Volk als für uns da zu ſein ſchienen, auf dem Bahnhof ließen, alſo uns nahezu unbewaffnet in die Stadt begleiteten. Dieſe ſteckte reizend in den Bergen; hier und dort wuchs ein Thurm, eine Eſſe über die Pappeln hinaus und graue Rauchwolken lagen wie ſchwebend, faſt unbeweglich, in der ſtillen, regenſchweren Luft. Wir paſſirten eine Plantage, einzelne Gehöfte, Niemand zeigte ſich; mit dem Eintreten in die Stadt aber geſtaltete ſich das Bild wie immer. Hunderte von Jungen, die in dem ſcheinbar menſchenleeren Ort wie Pilze aus der Erde wuchſen, umdrängten uns im Nu, alte Weiber, von denen jedes einzelne in eine beliebige Macbeth-Aufführung ohne die geringſte Koſtüm-Veränderung hätte eintreten können, erſchienen in allen Thüren und unter dem Geſchrei: Bismaarck, Bismaarck (immer mit langgezogenem a) verſchwanden wir endlich im Gefängnißthore. Ich muß übrigens hinzufügen, daß das Ganze doch mehr den Charakter einer Volksbeluſtigung hatte. Gueret bezeichnete in dieſer Beziehung die Grenze. Von da ab wurde es immer beſſer, bis zuletzt, auf dem Küſtenſtriche des Weſtens, jeder Beiſatz von Verbiſſenheit aufhörte.

Das »Büreau« des Gefängniſſes beſtand aus drei Perſonen, aus dem Schließer, dem gardien-chef und der Frau dieſes letzteren, einer großen braunäugigen Perſon von etwa ſechsunddreißig, die nach der Art, wie ſie uns muſterte, eine Vergangenheit haben mußte. Selbſt mit einer Lücke neben dem einen Augenzahn wußte ſie geſchickt zu kokettiren; ſie gehörte eben zu denen, denen alles dienen muß, die oberen und die unteren Mächte. Ihr

Beiſtand ſchien mir gewichtig. Ich machte einen Verſuch, mich ihrer zu verſichern, doch hatte ſie Verſtand und Erfahrung genug, um einen jungen Badenſer mit Vollbart und rothen Backen vorzuziehen.

Inzwiſchen war mein vielcitirtes Beglaubigungspapier (»comme officier supérieur«) wieder vorgezeigt worden und ſchuf hier eine völlige Verwirrung. Man wußte offenbar nicht, was man daraus machen ſollte. Die ganze Scene erinnerte mich lebhaft an die Vorgänge, die ſich in kleinen Badeörtern mit Filial-Apotheken regelmäßig zu wiederholen pflegen, wenn Lehrling, Gehülfe, Prinzipal das aus der großen Stadt kommende Rezept nicht entziffern, das neueſte Modemittel nicht errathen können und nach langem Getuſchel und Aufwand einiger Fremdwörter endlich erklären: ein ſolcher Arzneikörper exiſtire nicht. So ſchien auch der gardien-chef entſchloſſen, nicht geradezu die Exiſtenz eines officier supérieur, aber doch die Verpflichtung ſeinerſeits beſtreiten zu wollen, in ſeinem Gefängniſſe einen ſolchen unterzubringen. Man kam endlich überein, gar nichts zu thun und mir die Initiative zu überlaſſen.

Wir ſtiegen nunmehr die Treppe hinauf; ein großer viereckiger Raum wurde geöffnet, die Badenſer traten ein und man wartete erſichtlich, ob ich folgen würde. Ich folgte aber nicht. Dies machte einen Eindruck, und in raſcher Ausnutzung des Moments bat ich jetzt um ein apartes Zimmer. Man weigerte ſich auch nicht, blieb aber der Rolle treu, Alles der hiſtoriſchen Entwickelung zu überlaſſen, und ließ mich zunächſt, das Weitere abwartend, in eine nebenangelegene Zelle eintreten. Sie war abſolut kahl. Ich ſagte ruhig: ah, c'est bon; seulement la fourniture là, — elle n'est pas très complète. Dieſer Hohn wirkte; der gardien-chef lächelte verlegen, und ehe er ſich noch beſinnen konnte, ſchob ich ein: du feu me paraît indispensable; naturellement je le payerai. Das war das erlöſende Wort und ohne Säumen wurde ich nunmehr in ein drittes Zimmer geführt, das als Schmuckkäſtchen der Geſammtlokalität zu gelten ſchien. Es war gewiß auch das beſte, was man hatte, aber immer noch triſt genug. Das Bett beſtand aus einem Strohſack, der Kamin war ein großes ſchwarzes Loch und das Geflecht des Binſenſtuhls hing wie ein Strohwiſch nach unten. Es wirkte beinahe unheimlicher als der Nachbar-Raum; dennoch hatte ich nach gerade Erfahrung genug, um gleich zu erkennen, daß hier die Elemente zur Entwickelung gegeben waren. Es kam nur auf die rechte Hand an. Ich ſtellte mich alſo vor den Schließer hin, verſicherte ihm, daß ich einen ſtarken Appetit hätte und ihn bitten müſſe, mir ein Diner und eine Flaſche vom beſten Wein zu beſtellen. Ich fügte einen Frank für ſeine vorläufige Bemühung hinzu. Erſichtlich betroffen, willigte er ein. In der Thür rief ich ihn zurück und flüſterte vertraulich: Sie ſorgen wohl für ein Feuer und ein gutes Bett. Er verſprach Alles. Ich hatte meinen Zweck erreicht. Diner und Wein, die mir gleichgültig waren, fielen ihm ſchließlich als gute Priſe zu, aber drei wollene Decken ſah ich ſich über die Matratze breiten und im Kamin flackerten und praſſelten alsbald die großen Scheite von Kaſtanienholz.

Eine Stunde ſpäter war das Zimmer wie umgewandelt. Ich ſaß auf dem Stuhl, der ſein Geflecht wieder gewonnen hatte, wiegte mich hin und her und blickte träumend in die immer ruhiger werdende Flamme. Liebe, freundliche Geſichter traten mir entgegen, ich ſah deutlich die großen klugen Augen meines Lieblings; es war mir, als ſpräch' es lieb und traut in mein Ohr. So ſaß ich im Gefängniß zu Gueret, ſchwere Tage hinter mir, ſchwere Tage vor mir, und ſchrieb Verſe in mein Notizbuch.

O trübe dieſe Tage nicht,
Sie ſind der letzte Sonnenſchein,
Wie lange, und es liſcht das Licht
Und unſer Winter bricht herein.

Dies iſt die Zeit, wo jeder Tag
Viel Tage gilt in ſeinem Werth,
Weil man's nicht mehr erhoffen mag
Daß ſie die Stunde wiederkehrt.

Die Fluth des Lebens iſt dahin,
Es ebbt in ſeinem Stolz und Reiz,
Und ſieh', es ſchleicht in unſern Sinn
Ein banger, nie gekannter Geiz;

Ein ſüßer Geiz, der Stunden zählt
Und jede prüft auf ihren Glanz,
O ſorge, daß uns keine fehlt
Und gönn' uns jede Stunde ganz.

Der andere Morgen war hell und ſonnig; aber ein ſcharfer Wind pfiff. Ich mußte trotzdem in den Hof hinunter, um meine Morgentoilette zu machen. Es war alſo immer noch dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchſen. An einem ſteinernen Brunnentrog badete ich den Oberkörper; eine »Brosse à dents« und ein geſchliffenes Flacon mit Esprit de Menthe (Souvenirs von Langres her), die ich beide auf den breiten Rand des Steintrogs legte, nahmen ſich in dieſer Umgebung ziemlich wunderlich aus.

Etwa um 10 Uhr erhielt ich Beſuch, der dann faſt bis zum Moment meiner Weiterreiſe keinen Augenblick abriß. Der erſte, der erſchien, war ein Arzt, ein Mann von etwa ſechszig, klugen Auges, mit Doktorhut und Doktorſtock. Er habe gehört, ſo führte er ſich ein, daß ich aus Berlin ſei; »ob ich den berühmten Profeſſor Wirſcho kenne«? Ich ſtutzte einen Augenblick, fand mich aber ſchnell zurecht und erkannte, daß unſer Virchow gemeint ſei. Das gab nun ein Hin und Her. Er ſprach lebhaft und voll Verbindlichkeit gegen die Deutſchen, deren Wiſſenſchaftlichkeit er auf allen Gebieten anerkannte. Auch in der Medizin. Nach ſo viel empfangenem Lob, glaubte ich ſchließlich auch ein Uebriges thun zu müſſen und bemerkte, »daß die Pariſer Schule wohl ebenbürtig ſei«. Dies machte indeſſen gar keinen Eindruck auf ihn, und nur zum Zeichen, daß er meine Worte wohl verſtanden habe, begann er ſeinen nächſten Satz mit der leichthingeworfenen Bemerkung: »naturellement, l'école de Paris c'est la première du monde« und fuhr dann in ſeinen Auseineinanderſetzungen, namentlich in einer Parallele zwiſchen Virchow und anderen deutſchen Phyſiologen fort. Es war ſpezifiſch franzöſiſch. Ich bemerke noch, daß er ſich lebhaft nach dem Dr. Jacoby in Königsberg erkundigte, der überhaupt, neben Bismarck und Moltke, die in ganz Frankreich am meiſten beſprochene Perſönlichkeit war. Jeder kannte ihn und Jeder knüpfte Hoffnungen an ihn. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm.

Sehr bald nach dem Doktor erſchien der Vicar. Ein großer, ſchöner Mann, blond, von den freundlichſten Augen und dem gefälligſten Weſen.

Ueberhaupt war ich von hier ab in keinem Gefängniß mehr, in dem ich nicht den Beſuch eines Geiſtlichen, oft von zweien, empfangen hätte. Dies iſt eine ſehr ſchöne Sitte. Freilich müſſen die Geiſtlichen danach ſein. Wenn ſie kommen, um einem die Hölle heiß zu machen, oder auch nur, um einen Sermon zu halten, ſteif, langweilig, ſalbungsvoll, ſo ſind ſie unerträglich, wenn ſie kommen, wie dieſe franzöſiſchen Aumoniers, ſo kann kein Herz ſo roh, ſo verſchloſſen, ſo religionslos ſein, daß es nicht Freude empfände an ſo menſchlich ſchönem Zuſpruch.

Dieſer Vicar war nun von einer ganz beſonderen Liebenswürdigkeit, fein, klug, unterrichtet. Schade, daß ich erſt um eine Stunde ſpäter erfuhr, wer er eigentlich war; unſere Unterhaltung würde ſonſt einen noch freieren Verlauf genommen haben. Er lenkte nämlich bald ins Politiſche hinüber, verwarf das Empire in lebhaften Ausdrücken, ein Bild 20jähriger Corruption vor mir entrollend, beleuchtete dann die Republik, die in Frankreich eigentlich ohne wahren Boden, vielmehr abwechſelnd ein Schatten oder ein Schrecken ſei und verſicherte mich dann einmal über das andere, daß alles Heil lediglich in Wiederanknüpfung an den abgeriſſenen Faden, lediglich in Legitimismus, in Henri-quint zu finden ſei; der Orleanismus werde dann ſpäter (durch die Verhältniſſe legitim geworden) die große Erbſchaft antreten. Wie mir das im Ohr klang! Nach dem wüſten Geſchrei in Lyon und Moulins endlich wieder eine Menſchenſtimme! Ich fühlte mich wie mir ſelbſt zurückgegeben und vergaß faſt, daß ich in einem Gefängniß ſei. Ich ſage »faſt«. Es wäre beſſer geweſen, ich hätt' es ganz vergeſſen; neue weitere Aufſchlüſſe würden der Lohn geweſen ſein. Aber ich konnte das alles in jenem Augenblick nicht wiſſen! Neben dem lebhafteſten Intereſſe, mit dem ich folgte, lief doch immer wieder die Frage her: Wer iſt es, der dieſe Sprache führt. Will man dich aushorchen? Sollen ſich neue Verlegenheiten für dich bereiten! So blieb ich vorſichtig, abwägend, auf meiner Huth, ich bekämpfte ſogar einzelne ſeiner Sätze, Auslaſſungen über Henri-quint, die ich wenigſtens prinzipiell ohne Weiteres hätte unterſchreiben müſſen. Wie geſagt, ich hätt' es rückhaltlos wagen können. Der junge Vikar, der anderthalb Stunden lang die Grundſätze der Legitimität vor mir verfochten hatte, war ein Vicomte d'Uſſel, ein jüngerer Sohn der gleichnamigen, im Departement la Creuze begüterten Grafen-Familie. Der Legitimismus der Familie war übrigens kein Geheimniß; ihr Anſehn nur um ſo größer. Der Reſpekt, mit dem ich, noch am andern Tage, ein halbes Dutzend Perſonen darüber ſprechen hörte, war ſehr unrepublikaniſch.

Dem Beſuche des Vicars folgte der des Geiſtlichen ſelbſt, eines Mannes von funfzig, heiter wie jener (der Vicomte), aber von erſichtlich anderer politiſcher Richtung. Er kam vorwiegend, um mir mitzutheilen, daß er ſeit 3 Monaten einen Berliner Gaſt auf ſeiner Pfarre beherberge: den Pater Rouard, Prior des Dominikanerkloſters zu Moabit. Bei Ausbruch des Krieges habe derſelbe Berlin verlaſſen, um nicht das von Confeſſions wegen bereits Erlebte, von Nationalitäts wegen noch einmal zu erleben. Wie gern hätte ich ihn geſehen! In ſolchen Momenten wiegt nicht das was trennt, ſondern nur das, was verbindet. Aber es war zu ſpät. Ehe ſich eine Annäherung ermöglichte, waren wir bereits auf dem Wege nach Poitiers.

5. Poitiers-Rochefort.

> Jetter. Dieſe Kerle ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.
> Vanſen. Sie ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden.
> Egmont.

Um 4 Uhr nach Poitiers. Wie ſchön der Name in meinem Ohre klang! Aber ſeitdem Moulins meine Erwartungen ſo arg getäuſcht hatte, hatt' ich den Muth verloren, meiner alten Neigung zu leben und auf Namen und Namensklang zu bauen.

Wir hatten eine ſtärkere Begleitung als gewöhnlich. Die Folge war, daß ein Coupé (oder wie es in Frankreich heißt, ein »Compartiment«) für die Geſammtheit von Gefangenen und Gensdarmen nicht ausreichte und eine Theilung vorgenommen werden mußte. Der »Brigadier« und ich ſonderten uns aus und bezogen ein Nachbar-Coupé. Dies war zunächſt ſehr angenehm; man hatte freie Bewegung, konnte rechts und links in die Landſchaft hineinblicken und rechts und links die Stationen muſtern. Dazu kam ein direktes Angewieſenſein auf einen Begleiter, der nach Sprache, Haltung, Benehmen eher ein »Brigadier« in unſerem, als in franzöſiſchem Sinne war. Er hatte etwas Diſtinguirtes, war leicht, gefällig, unterrichtet, dabei ohne alle Renommiſterei, weder perſönliche noch nationale. Unter allen Gensdarmen, die ich in Frankreich kennen gelernt habe (wenigſtens 40 an der Zahl), war er unſtreitig der Sanspareil; die ganze Klaſſe verdient es aber, daß ich ihr an dieſer Stelle, wo ich ohnehin bald von ihr Abſchied nehmen werde, eine warme Lobrede halte. Sie waren alle gut. Im erſten Moment in der Regel nüchtern, ſteif, ſelbſt ein wenig ſchroff, kehrten ſie nach 10 Minuten regelmäßig die gemüthliche Seite heraus, waren mittheilſam, ertrugen Widerſpruch, luden mich zu ihrem Frühſtück ein (was ich auch in der Regel annahm), und erwieſen ſich als abſolut unbeſtechlich, ſelbſt in Kleinigkeiten. Sie mieden, klugerweiſe, auch den Schein. So oft ich einen Verſuch machte, mich am Buffet zu revanchiren, meine Anerbietungen wurden ſtets artig aber entſchieden abgelehnt. Ich war ihr Gaſt, nicht ſie die meinigen. Dazu ein wahres Elite-Corps. Große, ſchöne Männer zwiſchen dreißig und vierzig, vielfach aus den Küraſſier-Regimentern, am liebſten aus der Artillerie genommen; alles Leute, die in der Krim, in Italien und Mexiko mitgefochten hatten, von Algier und Kabylien gar nicht zu ſprechen. Wenige, die nicht die Solferino-Medaille trugen. Alle die liebenswürdigen Züge des alten Soldaten waren bei ihnen heimiſch; nie verſtimmt, nie feindſelig, immer ein Schutz, immer zu Zuſpruch geneigt; — dabei (vielleicht ihr hervorſtechendſter Zug) von einer unſagbaren Verachtung gegen die Populace und gegen die Militairſpielerei, die ſich vor ihren Augen breit machte. Möglich, daß ſie ſpäter, als ſich die aus dem Boden geſtampften Armeen mit rühmlicher Bravour in den Tod ſtürzten, eine veränderte Stellung zu dieſer Frage einnahmen; im Dezember lagen die Dinge anders als im Oktober.

Ich kehre nunmehr zu meinem „Brigadier“ zurück. Er erzählte mir viel von der Familie des Vicomte d'Uſſel, deſſen älterer Bruder ſein Escadronchef geweſen war, lobte die Geſinnung und Nobleſſe des alten Adels und that mir durch die Einfachheit und Leichtigkeit ſeiner Unterhaltung geradezu wohl. Er war auch der einzige, der Verſtand und Takt genug beſaß, ſich in große politiſche Geſpräche gar nicht einzulaſſen.

All dies machte die Fahrt nach Poitiers zu einer ſehr angenehmen; aber ſie hatte doch auch ihre unangenehme Seite. Bis dahin immer warm zuſammengepferchſt, mußte hier die freiere Bewegung und die friſchere Luft mit einer ſehr empfindlichen Kälte bezahlt werden, die nur wuchs, wenn ich auf die mondbeſchienene faſt wie in einem dünnen Schneeſchleier daliegende Landſchaft ſah. Ich wurde der Schönheit dieſer Bilder nicht recht froh und ſegnete die Stunde, als wir endlich zwiſchen 10 und 11 durch die glitzernden Felsmaſſen hindurchfuhren, auf deren Höhe ſich Poitiers erhebt. Das allgemeine Fröſteln ſpornte zur Eile; im Geſchwindſchritt ging es, über wohl 100 Steinſtufen, die Berglehne hinan, bis wir, durch ein Gewirr von Gaſſen hindurch (natürlich völlig unbeläſtigt) das Gefängniß erreichten.

Es war 11 Uhr; alles ſchlief. Die verſchiedenen Beamten in zum Theil fragwürdigen Coſtümen erſchienen ſtaffelförmig, nach dem Grade ihres Ranges; der vornehmſte zuletzt. Die üblichen Fragen und Schreibereien erfolgten raſch; ich bat um ein Kaminzimmer, wurde geſchäftsmäßig nach der Ausreichendheit meiner Kaſſenbeſtände befragt und erhielt das Gewünſchte ohne Weiteres, nachdem ich die ausreichenden Garanticen gegeben hatte. Dieſe nüchtern-geſchäftsmäßige Behandlung, wie immer in Geldſachen, war auch hier das beſte. Daran muß ich noch, wie vorhin ein Lob der franzöſiſchen Gensdarmerie, ſo hier ein Lob der franzöſiſchen Beamten knüpfen, ſo weit ich ſie kennen gelernt habe, ſowohl hier in Poitiers, wie überhaupt. Sie waren nämlich nie ärgerlich und gereizt, nie ſchlechter Laune und ſind mir nach dieſer Seite hin geradezu als ein Muſter erſchienen. Es ſpricht ſich darin entweder eine gewiſſe Wohlerzogen heit oder ein tiefgehender, längſt Allgemeingut gewordener humaner Zug, oder aber drittens eine richtige Vorſtellung vom Metier, von der Beamtenpflicht aus. Wahrſcheinlich wirkt alles drei zuſammen. Alle dieſe Beamten wurden unſeretwegen aus dem erſten Schlaf geholt, die Unbequemlichkeit war groß; aber ich habe keine unfreundliche Miene, keine gerunzelte Stirn geſehen. Im Gegentheil, man war artig und zeigte eine gewiſſe Theilnahme. Es war Dienſt und damit abgemacht.

Unſer Gefängniß zu Poitiers war das beſteingerichtete unter allen die ich kennen lernte; es hatte etwas von der Opulenz eines großen Bahnhofs oder eines Muſterkrankenhauſes. Am andern Morgen erſchien ein Mitgefangener, um ein Kohlenfeuer zu machen und überhaupt auf 8 Stunden in meinen Dienſt zu treten. Es war ein Pariſer, ein allerliebſter Kerl, der ſich auf die Kunde hin, »daß ich aus Berlin ſei«, zu dieſem Dienſt gemeldet hatte. Wir wurden bald gute Freunde. Er hatte nämlich in Conſtantine, ich glaube ein halbes Jahr lang (von 1864 auf 65) Offiziers-Burſchendienſte beim Ulanen-Lieutenant

v. Prittwitz gethan, der damals nach Paris kommandirt, auch nach Algier gegangen war, um die Kämpfe gegen Kabylien mitzumachen. Von dieſem ſeinem ehemaligen Herrn ſprach er nun mit der größten Anhänglichkeit, betrachtete jene Wochen als die beſte Zeit ſeines Militairdienſtes und ſchilderte mir in lebhaften Farben das Aufſehn, das ſein »Lieutenant« gemacht habe, als er das erſte Mal, in vollem Ulanen-Aufputz durch die Straßen von Conſtantine gegangen ſei, um ſich dem General zu präſentiren. Ich verſprach, bei meiner Rückkehr nach Berlin, ſeinem Herrn von ihm zu erzählen. Vielleicht löſen dieſe Zeilen mein Wort ein. Sein Name war Louis Charbault, Voltigeur im 93. Regiment.

Die anderen Begegnungen in Poitiers waren die herkömmlichen, ſo daß ich — und um ſo lebhafter, als der ſchlechtziehende Kamin meine Zelle mehr und mehr mit Kohlengas zu füllen begann — mit wahrer Freude die Nachricht begrüßte: um 4 Uhr nach Rochefort. Die Fahrt war der vom Tage vorher ſehr ähnlich, nur mit dem einen Unterſchiede, daß wir diesmal wieder

»gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge« ſaßen, was ich, als das kleinere von zwei Uebeln, freudig willkommen hieß. Um 11 Uhr Ankunft. Rochefort iſt noch 2 Meilen von der Küſte entfernt, aber die Fluth dringt bis hierher vor und macht es zu einer Seeſtadt. An den Brücken, am Bollwerk hin, lagen Briggs und Dreimaſter, ihr Raaen- und Spierenwerk ſchimmerte phantaſtiſch im Mondenlicht. Im Gefängniß wiederholten ſich die Scenen vom Tage zuvor. Es war bitterkalt. Der Schließer, trotz ſpäter Stunde, brachte mir noch ein Abendbrot, das aus Landwein, großen Birnen und einigen Nüſſen beſtand. Gut gemeint, aber wenig geeignet mich zu erwärmen. Ich wickelte mich in mein Reiſeplaid, ganz dicht und feſt wie man ein Kind wickelt, und ſchob mich vorſichtig unter die Decken, aus meinem Ueberzieher gleichzeitig eine Art Kuppel aufbauend, die ſich über Bruſt und Kopf wölbte. So ſchlief ich endlich ein, träumend von Schneeſtürmen, und daß ich am Wege eingeſchlafen und erfroren ſei.

6. Marennes.

Es rauſcht kein Wald, mit hartem Schrei
Nur fliegt die Wandergans vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Th. Storm.

Gebt uns ein Lied!
»Wenn ihr begehrt, die Menge.«
Nur auch ein nagelneues Stück.

Fauſt.

Bedrückend, wie der Traum, war das Erwachen. Bleiern lag es um meine Stirn; als ich mich erheben wollte, fiel ich kraftlos zurück, das Geſpenſt des Nervenfiebers ſtand vor mir. Wer einmal das Heraufziehen dieſes ſchweren Gewitters an ſich beobachtet hat, behält eine Erinnerung davon auf Lebenszeit. Ich kam aber drüberhin; wahrſcheinlich hatte mich der Kohlendampf vom Tage vorher nur betäubt und ließ meinen Zuſtand ſchlimmer erſcheinen als er war. Es war Mittag, als ich in den Hof hinunterſtieg, um mich in friſcher Luft zu erholen.

Ich mochte während dieſes Spaziergangs auf alle die mich ſahen einen ziemlich triſten Eindruck gemacht haben, denn bei meiner Rückkehr in den großen Corridor überraſchte mich die Meldung, daß ich umquartiert worden ſei. Der Direktor habe es ſo angeordnet. Ich ging, um zunächſt meinen Dank auszuſprechen und ſtieg dann treppauf in meine neue Behauſung. Es war das Arbeits- und Wohnzimmer des Sohnes (jetzt bei der Armee in Paris), das man mir eingeräumt hatte und der langentbehrte Anblick des Wohnlichen that mir in dieſem Augenblick der Erſchöpfung und des Kleinmuths unendlich wohl. Der Geſunde kann dieſe Dinge leicht entbehren, dem Kranken ſind ſie ein Labſal. Ein Schreibtiſch, ein Bücherbrett, ein paar Bilder, über die Flieſen waren Teppichſtreifen gelegt; im Kamin brannte ein hohes Feuer, auf dem Sims ſtanden ein paar Vaſen, dazwiſchen ein Spiegel. Ich ſah hinein. Das erſte Mal ſeit 5 Wochen!

Ich konnte nicht finden, mich verbeſſert zu haben.

Zu Seiten des Kamins ſtand ein breiter Stuhl, ein geſticktes Kiſſen war in die Rückenlehne gelegt. Ich ſuchte unter den Büchern, wählte eine »Archéologie chrétienne« und rückte nun vor das Feuer. Von Notre-Dame und der Reimſer Kathedrale leſend, vergingen die Stunden; ehe noch der Abend kam, war ich geneſen. Der Direktor erſchien, um nach meinem Befinden zu fragen. Wir ſprachen von unſeren Söhnen, der ſeine in Paris, der meine davor; die Väter ſaßen hier friedfertig bei einander. Wir kamen auch auf das Gefängnißweſen. »Das Reglement iſt gut, aber kein Reglement erſchöpft alle Fälle und Möglichkeiten; es heißt eben auch da: der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig.« Wie ſehr empfand ich die Wahrheit alles deſſen. Einer ſolchen ideellen Auffaſſung ihres ſchweren und wichtigen Berufs bin ich bei den franzöſiſchen Gefängnißvorſtänden mehrfach begegnet. Sie erkannten ihre Pflicht darin, zu erheben, nicht niederzudrücken; keine

Sentimentalität, aber Humanität. Alle dieſe Männer empfanden ſich als Träger einer Aufgabe und nahmen eine Stellung zu dieſer.

Die Inſel Oléron, für die wir, meine badiſchen Mitgefangenen wie ich ſelbſt, beſtimmt waren, konnte von Rochefort aus zu Schiff, die Charente hinunter, ohne weitere Zwiſchenſtationen in höchſtens vier, fünf Stunden erreicht werden; die Behörden zogen es aber vor, uns — unter Ausſchluß dieſes Flußweges — ſo weit wie möglich den Landweg machen zu laſſen, d. h. alſo, bis zu einem äußerſten, vorſpringenden Punkte hin, dem dann die Inſel auf kaum Kanonenſchußferne gegenüber liegt. Dieſe Bevorzugung des Landweges vor dem Waſſerwege ſchuf uns noch eine Etappe. Dieſe Etappe war Marennes.

Der Weg von Rochefort bis Marennes betrug wenig über zwei Meilen; es war alſo eine gute Gelegenheit gegeben, unſer durch Eiſenbahnfahrten nur mäßig in Circulation gehaltenes Blut durch einen vierſtündigen Marſch wieder friſch und umlaufsluſtig zu machen. Die Nachricht davon wurde auch mit allgemeinem Jubel aufgenommen; ich als »officier supérieur« indeß erhielt die Zuſicherung eines Wagens, womit ich denn auch, trotz aller Werthſchätzung energiſchen Blutumlaufs, ſchließlich ſehr einverſtanden war.

Um 9 Uhr ſetzte ſich die Colonne in Bewegung. Ich ſage abſichtlich die Colonne, denn wir waren am Tage vorher durch zwölf andere Gefangene, meiſt Matroſen und Schiffsjungen, verſtärkt worden und muſterten jetzt im Ganzen 18 Mann. Es war ein vollſtändiger Zug. Erſt 2 berittene Gensdarmen, dann mein Fuhrwerk, dann die Colonne, dann wieder Gensdarmen, dann Volk. So ging es bei ſchönſtem Wetter aus Rochefort hinaus; die Luft war friſch, aber nicht ſcharf, die Sonne fiel auf die generalsartigen Wachstuchhüte der Gensdarmen und ließ dieſe hell erglänzen. Die Stimmung aller war wie der Morgen.

Ich marſchirte eine Viertelmeile mit, weil ich, zunächſt wenigſtens, wie alle anderen das Bedürfniß nach Bewegung hatte, dann nahm ich meinen Platz auf dem Gefährte ein. Es war ein zweirädriger Bau, von dem ich unentſchieden laſſe, ob der Verbrecherkarren oder die norwegiſche Carriolpoſt in ihm vorwog; was das Balancirbrett anging, das dem Kutſcher und mir als Sitz diente, ſo war es ganz und gar ſkandinaviſch, nur der Skudsjunge fehlte. Statt deſſen hatte auf dem rechten Brettflügel ein Alter in einem Schafpelz mit langhaariger Ziegenfell-Pellerine Platz genommen. Dies ſah unendlich komiſch aus. Er plauderte viel, aber ſehr geſchickt und ſuchte namentlich alle langen Sätze zu vermeiden, ganz erſichtlich, um mir die Converſation zu erleichtern.

So ging es faſt eine Meile, wo wir in einem großen Dorfe, ich glaube St. Agnair, eine erſte Raſt machten. Die Auberge hatte ganz den Charakter einer ſpaniſchen Poſada; alles war räucherig und geſchwärzt, ein Hängekeſſel über dem Feuer, Heiligenbilder, die Weiber alt und häßlich, und inmitten dieſer Wüſtheit ein großes Bauer mit Canarienvögeln, deren hellgelbes Gefieder wunderbar kontraſtirte mit dieſer Fülle von Schwarz und Rauch. Ich beſtellte Kaffee und gerieth beim Anblick einer großen Kaffeemühle, die herbeigeſchleppt wurde, in ſolche Freudigkeit, daß ich auf einem Schemel am Feuer Platz nahm und energiſch zu drehen begann, während in das Geſumm des brodelnden Waſſers hinein die Scheite knackten und die Canarienvögel ſangen.

Nach einer guten halben Stunde ging es weiter, immer in demſelben Aufzuge. Das landſchaftliche Bild aber wurde von hier ab ein völlig anderes. Bis St. Agnair hin waren wir durch eine einfache Flachlandsgegend gezogen, die ebenſo gut auch bei Alt-Landsberg oder Jüterbog hätte liegen können; jetzt erſt traten wir in ein Terrain ein, das dieſen Küſten eigenthümlich iſt, in die »Marais« (Meerſümpfe), angeſchwemmtes, dem Meere entwachſenes Land, das aber immer noch zweilebig geblieben iſt und in ſeinem Luch- und Sumpfcharakter nicht recht weiß, wozu es ſich halten ſoll. In anderen Gegenden iſt dies angeſchwemmte Land, wie beiſpielsweiſe an der ſchleswig-holſteiniſchen Weſtküſte, ein vorzüglicher, die beſten Ernten gebender Boden, hier aber erweiſt er ſich als ſtumpf, lehmarm, unfruchtbar und trägt nur eine kümmerliche Kruſte, gerade ſtark genug, um ein mittelmäßiges Gras zu produciren und eine ziemlich ausgedehnte Viehzucht zu geſtatten. Dabei ungeſund wie alle Sumpfgegenden.

Die ſchon mit ſüdlicher Kraft wirkende Sonne an dieſem Küſtenſtriche hat es aber doch ermöglicht, in dieſen »Marais« eine eigene Induſtrie groß zu ziehen, die nicht nur vielfach die Bevölkerung nährt, ſondern auch landſchaftlich dieſen Gegenden einen beſondern Stempel aufdrückt. Das iſt die Seeſalzfabrikation. In große flache Teiche wird, mit Hülfe der Fluth wenn ich nicht irre, das Seewaſſer geleitet und durch den einfachen Prozeß der Verdunſtung auf Seeſalz hin bearbeitet. Mit großen Krücken, den »rables«, werden die Kryſtalle herausgefiſcht und dann in daneben befindlichen, meiſt backofenartigen Strohhütten aufbewahrt. Auf Meilen hin ſieht das

Auge nichts wie Wieſen, Teiche und Strohdächer. Sehr monoton, aber ſehr eigenthümlich.

Nach abermals anderthalb Stunden erreichten wir eine ſcharfe Biegung der Chauſſee, die Straße begann ein wenig zu ſteigen und der Thurm von Marennes, eine hohe gothiſche Spitze, wurde ſichtbar. Wir hatten von dieſer Wegebiegung aus nur noch eine gute halbe Stunde; das belebte wieder. Die etwas aus Schritt und Tritt gekommene Colonne ordnete ſich, die Gensdarmen, die ſich nach deutſchen Kommandos erkundigt hatten, kommandirten unter Lachen: »links, rechts, links, rechts«, und von der Front her erſcholl jetzt der Ruf: ſingen. Ich drehte mich um und nickte ihnen zu, wurde aber in demſelben Augenblick von dem bangen Gedanken erfaßt: was wird es jetzt geben? was wird geſungen werden? Richtig, die Wahl überſtieg noch meine kühnſten Erwartungen; ein Badenſer intonirte: »Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten«, und die Matroſen fielen ſofort heiſer und wehmuthsvoll ein: »daß ich ſo traurig bin«. Sie waren aber alles andere eher wie traurig; namentlich der eine, ein bildhübſcher Kerl, der unſerem Steffeck in ſeinen beſten Tagen wie ein Zwillingsbruder ähnlich ſah, hatte in St. Agnair dem »vin blanc« erheblich zugeſprochen und hin und her wankend machte er jetzt allerdings den Eindruck einer gewiſſen Auflöſung, aber nicht in Schmerz.

Endlich war man mit allen Verſen durch, eine kleine Räuſperungspauſe trat ein, die uns bis auf 1000 Schritt an die im Mittagslichte hell daliegende Stadt führte. Ein Wäldchen, Birken und Eichen, eine ſauber gehaltene »Plantage«, lag uns bereits zur Rechten und ſchon begannen einzelne Spaziergänger ſich unſerem Zuge anzuſchließen. Das gab neuen Künſtlermuth, und ſiehe da, ein alter anhaltiner Marketender, der beim Butteraufkauf in der Nähe von Laon von Franctireurs gefangen genommen worden war, kommandirte jetzt mitten aus der Colonne heraus: »Die Wacht am Rhein.« Ich mußte laut auflachen. Eine auf die größte

Dummheit geſetzte Prämie hätte keine beſſere Wahl zu Stande bringen können. Die Colonne war aber ſo unkritiſch wie möglich; ein halbes Dutzend Stimmen unterſtützten die Forderung, und unter der in jeder Strophe auf's Neue abgegebenen Verſicherung, daß »lieb Vaterland ruhig ſein könne«, zogen wir, hundert Meilen weſtwärts des Rheins, als Kriegsgefangene in Marennes ein. Die halbe Stadt hatte ſich ſchon vorher uns zugeſellt. Es war, wie wenn die Puppenſpieler irgendwo einziehen. Ich als Direktor. Mein Alter mit der Ziegenfell-Pellerine ſah aus wie der Zauberer der Geſellſchaft. Unzweifelhaft erſtes Mitglied.

Das Gefängniß nahm uns auf; Beſuche kamen, wir waren weit mehr eine Sehenswürdigkeit, als wie Feinde. Der Souspräfekt begrüßte mich; ein feiner, blaß und kränklich ausſehender Herr, der mich lebhaft an Mr. Cialandri, den Souspräfekten in Neufchateau, erinnerte. Was lag alles dazwiſchen! Tod und Leben.

Wir hatten ziemlich freie Bewegung, jede kleine Annehmlichkeit wurde gewährt, freilich für Summen, die an's Lächerliche grenzten. Ich bezahlte ein Hammelcotelett wie ein Diner bei Very. Gegen Abend erſchienen der Maire und ſein erſter Secretair in meiner Zelle. Es kam Licht; die beiden Herren nahmen auf einer Bank Platz, ich auf dem Bettrand; ſo plauderten wir. Sie waren, als Schäfer verkleidet, bei Sedan von den Preußen gefangen genommen worden und hatten beide auf dem Punkte geſtanden, ihre Schlachten-Amateurſchaft mit dem Leben zu bezahlen. Herzog Wilhelm von Mecklenburg hatte ſie gerettet und freigegeben. Da waren ſie nun wieder in Marennes. Als Dritter im Bunde ſaß ich daneben! Meine Amateurſchaft für romantiſche Plätze hatte mich auf franzöſiſcher Seite in dieſelbe bedrohliche Situation gebracht. Wir tauſchten unſere Erlebniſſe aus, zugleich unſere Befriedigung darüber, daß wir es überhaupt noch konnten.

Dann trennten wir uns, der Schließer entſchuldigte ſich, daß er »ſchließen« müſſe; eine halbe Stunde ſpäter ſchloß ich die Augen.

In der Nacht horchte ich auf, ob ich nicht den Wogengang des »Atlantic« hörte, dem ich jetzt auf eine halbe Stunde nahe war. Mitunter ſchien es mir, als rauſche und grüße es herüber.

Aber es war nur der Wind, der durch den Kamin fuhr.

◆

Ile d'Oléron.

1. Die Inſel Oléron.

> Auf dem erhöhteren Fels erſcheint ein zerfallenes Vorwerk,
> Mit Schießſcharten verſehn, ſei's, daß hier immer ein Wachtthurm
> Ragte, den offnen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
> Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunſt
> Erſt in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide.
>
> Platen.

Zwiſchen den Mündungen der Loire und Gironde, aber mehr in Nähe dieſer letzteren, buchtet der atlantiſche Ocean ziemlich tief ins Land hinein und ſchafft hier eine Küſtenformation, die eine Landung des Feindes begünſtigt. Es handelte ſich alſo ſeit lange darum, das Land an dieſer verwundbaren Stelle feſt zu machen. La Rochelle und Rochefort, die an dieſer Bucht gelegen ſind, wurden Feſtungen. Dies genügte aber nicht. Die *Annäherung* mußte bereits erſchwert werden und hierzu boten die vorgelegenen Inſeln die beſte

Gelegenheit. Die kleineren wurden ihrem ganzen Umfange nach in Forts verwandelt, die größeren wurden mit einem Kranz von Werken umgeben. Dieſer größeren Inſeln waren zwei: Isle Ré und Isle d'Oléron, von denen man jene als ein Außenfort von La Rochelle, dieſe von Rochefort anſehen kann. Zwiſchen beiden, als ein Punkt von beſonderer Wichtigkeit, liegt noch die kleine Inſel Aix. Zu allen Zeiten hatte dieſe Inſelgruppe eine Bedeutung in der Geſchichte des Landes; ſchon das Mittelalter kannte ein »Oleroniſches Seerecht« (ich glaube das älteſte), und was die Befeſtigungswerke angeht, ſo fügte jede neue Regierung ſeit den Tagen Ludwigs XIV. das eine oder andre hinzu.

Eine ganz beſondere Wichtigkeit gewannen dieſe Inſeln während des 25jährigen Kampfes Englands gegen die Republik und das Empire. Hier ſpielte der letzte Akt des Kaiſerreichs. Zwiſchen Isle Ré und Isle d'Oléron, die Ausgänge ſchließend, lag die engliſche Escadre unter Admiral Hotham, die Auftrag hatte, eine Flucht des Kaiſers zur See zu hindern; in vorderſter Reihe der

Bellerophon, Capitain Maitland. Am 3. Juli war der Kaiſer in Rochefort, am 12. Juli auf Isle d'Air, wo er am 14. die berühmt gewordenen Zeilen an den Prinz-Regenten richtete: »En butte aux factions qui divisent mon pays, et à l'inimitié des plus grandes puissances de l'Europe, j'ai consommé ma carrière politique. Je viens, comme Thémistocle, m'asseoir sur le foyer du peuple britannique; je me mets sous la protection de ses lois, que je réclame de Votre Altesse Royale, comme celle du plus puissant, du plus constant, du plus généreux de mes ennemis.«

Den Tag darauf begab ſich der Kaiſer an Bord des Bellerophon, um Frankreich nicht wiederzuſehen. Am 26. Juli lag er auf der Rhede von Plymouth, am 16. Oktober, am Jahrestage der Schlacht von Leipzig, landete er auf St. Helena.

Seit 1815 wurde die Inſelgruppe vor Rochefort und La Rochelle nur immer als Detentionsort genannt, zumal während der ununterbrochenen Kriege jenes zweiten Kaiſerreichs, das ſich mit den Worten introducirt hatte, der Friede ſein zu wollen. Anno 54 und 55 waren Ruſſen, Anno 59 Oeſterreicher hier in Gefangenſchaft; im Winter 70 auf 71 machte die Inſel die Bekanntſchaft der Preußen und Bayern.

Isle d'Oléron iſt 4½ Quadratmeile groß, alſo ebenſo groß wie Wollin, etwas größer wie Fehmarn. Die Bevölkerung, ziemlich zahlreich und wohlhabend, hat ſich in zwei Städten und vier Dörfern concentrirt. Die beiden Städte ſind Chateau und St. Pierre. St. Pierre iſt um etwas größer, ſteht aber an Bedeutung hinter Chateau zurück. Hier iſt die Citadelle, hier ſind die Forts und Kaſernen, hier wohnen die Behörden; es iſt der beherrſchende Punkt, während St. Pierre, als behagliche Ackerſtadt, inmitten der Inſel liegt. Der Boden von Isle d'Oléron wechſelt zwiſchen großer Fruchtbarkeit und Sterilität; weite Strecken ſind Sumpfland wie die Marais zwiſchen Rochefort und der Küſte, und hier wie dort hat man dieſe unfruchtbaren, wenn auch jetzt trocken gelegten Sümpfe zur Gewinnung von Seeſalz hergerichtet, ganz in der Art, wie ich es in dem Kapitel Marennes beſchrieben habe. Der ärmſte Theil der Bevölkerung lebt von dieſer Salz-Induſtrie; andere ſind Schiffer, Fiſcher und verſorgen den inländiſchen Markt mit Fiſchen und Auſtern, von denen ſich die letzteren (ſie ſind grünlich und von einem aparten Wohlgeſchmack) der beſonderen Geneigtheit der Pariſer Gourmands erfreuen. Die Wohlhabenden auf Isle d'Oléron ſind die Ackersleute; einige Wenige treiben Handel.

Dies war die Inſel, für die wir beſtimmt waren, der wir jetzt zufuhren.

2. Ankunft.

Steige, Inſel, aus dem blauen
Reinen Wogenbad empor,
Hell iſt ſchon die Stadt zu ſchauen
Und das weiße Haus am Thor.

B. v. Lepel. (Die Wittwe von Capri.)

Marennes liegt nicht ſo unmittelbar am Meere, daß ſich von hier aus die Ueberfahrt nach der Inſel ermöglicht hätte; es bedurfte alſo noch eines kurzen Marſches, um die eigentliche Fährſtelle zu erreichen. Dieſe iſt ein einzeln ſtehendes Gehöft, das nach der Seeſeite zu einen Quai bildet. An dieſem Quai liegt das Dampfſchiff, das den beſcheidenen Dienſt einer Fähre verſieht.

Es regnete, als wir in das Fährhaus eintraten, und ſo hatten es denn die hohen, durchwärmten Räume mit ihren flackernden Feuern verhältnißmäßig leicht, einen anheimelnden Eindruck auf uns zu machen. Es war aber nicht blos der Gegenſatz von draußen und drinnen, der uns hier mit einem lebhaften Behagen erfüllte, die Ordnung, die Sauberkeit, die Wohlhabenheit, die hier unverkennbar zu Hauſe waren, trugen das Ihrige dazu bei. Inmitten des großen Gaſtzimmers ſtanden zwei rieſige Betten von Nußbaumholz mit grünen Decken und Vorhängen von derſelben Farbe. Das Holz war ſpiegelblank und gab einen ordentlichen Glanz durch das ganze Zimmer hin.

Die Beherrſcherin dieſer Räume war eine Frau von Mitte ſiebzig, klein, aber mit großen, klugen Augen voll unerloſchenen Feuers, unverkennbar eine Perſon, die vor 50 Jahren allen jungen Männern zwiſchen Marennes und Isle d'Oléron die Köpfe verdreht hatte. Sie wählte mich gleich aus der Gruppe heraus, um mir in einer liebenswürdigen, kleidſamen und ihrem Alter entſprechenden Weiſe den Hof zu machen. Dabei beherrſchten ihre Augen mitten im Geplauder den ganzen Haushalt, nichts entging ihr und man ſah, daß alles ängſtlich nach ihr hinüber fragte.

Es iſt ſehr intereſſant, derartige Frauen zu beobachten; ſie bilden eine ganze Gruppe. Von Jugend auf gewöhnt zu gefallen, Aufmerkſamkeit zu erregen und eine Macht auszuüben, bleibt ihnen eine gewiſſe Koketterie (die nach den Jahren ſich modelt) bis in ihr höchſtes Alter hinein, während zugleich ihre Siegergewohnheit ſich zu jener abſoluten Herrſchergewalt ausbildet, von der die Haushaltungen und ihre nominellen Vorſtände zu erzählen wiſſen. Dieſe Alte, die mir mit Eleganz, Schelmerei und mütterlichem Wohlwollen den Kaffeetiſch arrangirte, während ihr Augenzwinkern durch drei Stuben hin dirigirte, war ein Muſterſtück ihrer Gattung. Ein Haus- und Eheherr, den ich in Verdacht hätte haben können, der zeitige Bewohner einer jener blanken Nußbaumbettſtellen zu ſein, war nicht ſichtbar; — ich vermuthe längſt ſeinem Geſchick erlegen.

Der Regen legte ſich, der Dampfer ziſchte, die Gensdarmen mahnten zum Aufbruch; eine Viertelſtunde ſpäter ſchwammen wir zwiſchen Feſtland und Inſel; noch zehn Minuten (durch die übliche Unterhaltung, die mich am Beobachten hinderte, leider getrübt) und wir lagen an dem Quaderdamm von Isle d'Oléron. Im Geſchwindſchritt, durch Neugierige wenig beläſtigt, ging es auf die Commandantur zu.

Sie lag am andern Ende der Stadt; wir hielten vor einem Gartenzaun, über deſſen Spitzen allerhand Baum- und Strauchwerk hinüberwuchs; das Ganze mehr idylliſch, nach Art einer Pfarrerwohnung, als kommandanturhaft-militairiſch. So war auch das ſpalierumhegte Haus, in das wir jetzt eintraten. Wir wurden rangirt; ich, in einigem Abſtand, erhielt den rechten Flügel; es fehlte mir nur noch der Sponton des Unteroffiziers. Dann erſchien ein freundlicher Herr in Civil mit dem üblichen Ponceau im Knopfloch, das aber diesmal eine rothgefärbte beinerne Roſette war und ausſah wie eine kleine Schachfigur. Der Herr ſelbſt war Capitain Forot, Bataillonschef, Kommandant von Isle d'Oléron. Er muſterte uns, entließ die Colonne und bat mich, ihm in ſein Zimmer zu folgen. Hier wurde ich den Damen vorgeſtellt, unter denen ſich, neben der Frau vom Hauſe, eine hübſche blonde, eben erſt verheirathete Elſäſſerin befand, deren eigentliche, ſtillſchweigend verabredete Aufgabe dahin ging, im Verkehr mit den täglich eintreffenden Gefangenen den Interpreten zu machen; eine Aufgabe, deren ſie ſich aber nach Möglichkeit entſchlug, indem ſie, wie mir Capitain Forot vertraulich verſicherte, ihre Zeit lieber dahin anlegte, »Vormittags Briefe zu ſchreiben und Nachmittags zu weinen.« Er ſetzte hinzu: »So ein Krieg, der in die Flitterwochen fällt, iſt allerdings das Empörendſte, was man ſich denken kann.«

Wir plauderten das Uebliche, und der Friede (wie immer) wurde wieder auf Tag und Stunde durch mich feſtgeſtellt. Inzwiſchen waren einige Flaſchen Straßburger Bier erſchienen, die junge Elſäſſerin präſentirte das vaterländiſche Gebräu und ich letzte mich nach 6 Wochen zum erſten Male wieder an einer Art Gerſtenſaft. Es war ein ſehr mäßiges Produkt, aber, wie immer auch, es war doch Bier, hatte etwas von jenem nervenſtärkenden Bitterſtoff, der die Hauptſache bleibt, und ſo kam es mir vor, als ob ich Geſundheit tränke. Capitain Forot ließ bald die Politica fallen und ging in den Ton über, der ſeiner feinen und liebenswürdigen Natur der entſprechendſte war, in humoriſtiſche Neckerei. Sein Hauptſtichblatt war die junge Blondine mit ihrem antecipirten Wittwenſchmerz; aber auch ich erhielt meinen Theil und mußte mir Scherze über die Gefahren des Romanticismus gefallen laſſen. Ich that es nur zu gern. Es waren doch wieder verwandte, anheimelnde Töne. »Enfin, ſo ſchloß er, ich ſehe die Tage heraufziehen, wo Sie die Gefangenſchaft auf Isle d'Oléron ſegnen werden; Sie werden einen guten Stoff gewinnen und Ihr zukünftiger Biograph einen noch beſſeren.«

3. Die Citadelle.

> Wir wollen uns den grauen Tag
> Vergolden, ja vergolden.
>
> Th. Storm.

> Thy fire, thy wine,
> All is mine.

Inzwiſchen wurde gemeldet, daß der »Fourniſſeur« eingetroffen ſei, eine behäbige Perſon mit rothblondem Bart und Klapphut, etwas Engländer, etwas Hecker-Struve und ganz Fourniſſeur. Unter ſeinem Beiſtand ſollte eine Wohnung für mich geſucht werden, und zwar auf der »Citadelle«. Wir ſchritten zu Dritt dieſer zu, paſſirten ein Glacis, dann ein paar Brücken und Thore und ſtanden nunmehr auf einem Triangel-Hof, deſſen drei Seiten von eben ſo vielen kaſernenartigen Gebäuden umſtellt waren. Zwei davon waren bereits mit Gefangenen belegt; die dritte Seite, die die Offiziersquartiere enthielt, war noch frei.

Wir traten in dieſe dritte Seite ein. »Ich muß nun ſchon ein Uebriges für Sie thun«, ſagte der Kommandant, »wie könnten Sie Ihre Tage beſſer verbringen, als angeſichts des ewigen Meeres!« damit wurde ein Zimmer aufgeſchloſſen, das die proſaiſche Inſchrift trug: »No. 7: Lieutenant«, das aber allerdings durch ſeine großen Fenſter hindurch einen entzückenden Blick auf das Meer geſtattete. Ich ſchwankte einen Augenblick; dann hatte ich meine Wahl getroffen und erwiderte ihm lachend, daß ich nicht gern zum zweiten Male als Opfer des Romanticismus fallen möchte; Ausſicht ſei viel, aber Comfort ſei mehr. »Nehmen wir ein anderes.« Damit traten wir in einen Nebenraum, der den Eindruck machte, als müſſe die Heerdplatte hier noch warm ſein, als ſei das »Camp« an dieſer Stelle vor wenig Stunden erſt abgebrochen. Vielleicht war es ſo. Aber es konnte mich auch hier nicht halten, denn die Fenſterſcheiben, bis zu beträchtlicher Höhe, waren mit lauter, aus rothem Papier geſchnittenen Teufelchen beklebt, die ſich unter einander neckten, Geſichter ſchnitten und unanſtändige Geberden ausführten. Beneidenswerther, der hier in einer Art Miſchgattung von Höllenbreughels und Struwelpeter ſich verewigt hatte! Meine Nerven wären dieſem Anblick nicht gewachſen geweſen, und ſo ſchieden wir denn auch von dieſem Raume. Ein drittes Zimmer »No. 9: Capitaine« entſprach endlich meinen Wünſchen; der Kommandant empfahl ſich und der Fourniſſeur fing an ſeine Notizen zu machen. Eine Stunde ſpäter wurde ein Karren abgeladen; Matratzen, Decken, Gardinen erſchienen in buntem Durcheinander, ſogar eine endloſe gelbe Fahne mit einer Grecque-Borte, die den Anſpruch erhob (er blieb unerfüllt), als Betthimmel inſtallirt zu werden.

Beinah gleichzeitig war aus der benachbarten Cantine ein alter, dort beſchäftigter Invalide bei mir eingetreten, um ſeine vorläufigen Dienſte anzubieten. Ich bat ihn, mir Holz und Cognac zu bringen, um meinem Fröſteln, denn es regnete und ſtürmte wieder, auf doppeltem Wege beikommen zu können. Der Alte lächelte. Ich hätte nichts fordern können, das ihm lieber geweſen wäre. Eine Viertelſtunde ſpäter — ich war inzwiſchen allein geblieben und lief auf und ab, um mich zu erwärmen — erſchien er mit einer unglaublichen Menge Holz und einer Quartflaſche Eau de vie. Ich kann wohl ſagen, daß ich erſchrak. Das Ganze, in ſeiner Maſſenhaftigkeit, hatte etwas, wie wenn ſich ein Caraiben-Feſt vorbereiten ſolle. Auf viel was Beſſeres lief es auch wirklich nicht hinaus. Das Holz waren geſpaltete Eichenrippen eines geſtrandeten Schiffes, in dem noch die großen roſtigen Nägel ſteckten, roſtig vom Seewaſſer und langem Liegen im Regen. Der Alte packte einen wahren Scheiterhaufen auf, ſchob einige Strohwiſche drunter und verſchwand mit der Verſicherung, »daß es gleich brennen würde«. Es brannte auch, aber wie. Große Maſſen Rauch ſchlugen in das Zimmer hinein; ich begann zu blaſen und zu puſten, opferte eine ganze Schachtel Streichhölzer; alles umſonſt; es blieb ein Schwelfeuer, die Augen fingen an zu thränen und ich nahm endlich den Waſſerkrug, um dieſer Herrlichkeit ein Ende zu machen. Mir blieb nichts als der Cognac.

Ich ſtürzte ein viertel Glas voll hinunter. Furchtbar. Wer aber will dies blinde Vertrauen tadeln.

Nach einer Stunde kam der Alte. Er ſah liſtig genug aus; wenigſtens ſchien es mir ſo. Ich lehnte entrüſtet jeden Converſationsverſuch ab, ſtellte die grünglaſige dicke Bouteille auf den Scheiterhaufen, der eigentlich nie gebrannt hatte, und forderte ihn auf, perſönlich und ſachlich zu verſchwinden.

Das war es, was er gewollt hatte. Er nickte, packte alles auf ſeinen Arm, ſteckte die Flaſche in ſeinen weitabſtehenden Weſtenflügel und empfahl ſich unter den landesüblichen Höflichkeitsformen.

Ich höre noch ſein »bon soir, Monsieur«.

4. Raſumoſsky.

Hier fragt niemand, was Einer glaubt,
Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt.
Wallenſteins Lager.

Bequartiert war ich nun; alles war da, nur die oberſte Dienſtcharge, die zu beſetzen war, war noch unbeſetzt geblieben, — der Burſche fehlte noch. Aber auch darüber wurde ich beruhigt. »Demain matin«.

Demain matin kam und beinahe gleichzeitig mit ihm erſchien ein Hausbeamter, um mir, vorbehaltlich meiner Zuſtimmung, meinen zukünftigen Burſchen, den Verwalter meiner Wirthſchaft, vorzuſtellen, Max Raſumoſsky. Er gefiel mir auf der Stelle; daß er ein ſchwarzer Huſar war, beſagten die Ueberreſte ſeiner Uniform, daß er ein Pole war, entnahm ich ſeinem Namen, daß er ein Schneider war, ergaben die erſten Recherchen. Ich hatte alſo alles in ihm vereinigt, was man von einem Burſchen Tüchtiges erwarten kann: Huſar, Pole, Schneider. Ich griff zu und hatte meine Wahl nicht zu bereuen. Er war, was der militairiſche terminus technicus ſchneidig und findig nennt. Unſchätzbare Eigenſchaften überhaupt; im Beſondern auch hier.

Seine »Schneidigkeit« fiel natürlich in die Zeit vor ſeiner Gefangenſchaft, und was die Beweiſe dafür angeht, ſo bin ich zum beſten Theile auf ſeine eigene Berichterſtattung angewieſen. Wer aber viele Leute hat erzählen hören, weiß bald, ob er Dichtung oder Wahrheit vor ſich hat. Raſumofsky war als »Spitze« in einen Wald eingeritten, hatte Feuer bekommen und den Fehlſchuß des nächſtſtehenden Franctireurs mit einem Treffer aus ſeinem Karabiner erwidert, aber dies erſte Lächeln des Sieges war auch das letzte geweſen. Wie aus einem Bienenkorb ſchwärmten die feindlichen Schützen aus, hundert Kugeln pfiffen um ihn her, eine riß ihm den Stiefelhacken weg und ſchlug klirrend den Steigbügel in Stücke, er ſelbſt war ungetroffen und die

Möglichkeit der Rettung lag noch vor ihm; da traf eine zweite Kugel die Kruppe ſeines Schimmels, Pferd und Reiter ſtürzten und im nächſten Moment war er umringt, gefangen. Ein junger deutſch ſprechender Offizier, mit breiter rother Schärpe, ſprang auf ihn ein: »Warum haſt Du geſchoſſen?« »Wozu hab' ich denn meinen Karabiner? Wir kriegen die Waffen, um ſie zu gebrauchen.« Der Offizier lachte. »Was wird nun aus Dir.« »Nun, ich werde todtgeſchoſſen.« »Sei kein Narr; Du biſt ein guter Huſar und kein Haar ſoll Dir gekrümmt werden.« Die Franctireurs nahmen ihn in die Mitte, wickelten die lange Hängetaſche um eine ihrer Flinten und ſchleppten den Todtenkopf-Huſaren im Triumphe fort.

Wenn mir nun die Schneidigkeit Raſumofskys ſo gut wie gewiß war, ſo war ich ſeiner Findigkeit ganz und gar ſicher. Es war ganz unglaublich, was er alles »gefunden« hatte, namentlich in den Tagen, die dem Siege von Wörth unmittelbar folgten. Mehrere Spiele Karten, eine Straußenfeder, ein ſchwarzer Schleier mit Goldſternchen, eine Flaſche Aniſette. Dieſe war das

Weſte. Ein paar franzöſiſche Generals-Epauletten begleiteten ihn mehrere Tage und bildeten noch in Oléron den Lichtpunkt ſeiner militairiſchen Erinnerungen, aber er brachte es mit ihnen nicht über einen idealen Genuß hinaus, der zuletzt zu einer freiwilligen Trennung führte. »Wo haben Sie ſie denn gelaſſen?« »Ich habe ſie wieder weggeworfen.« Dabei klang nichts von Klage oder Betrübniß mit ein; nur die Freude lachte ihm aus den Augen, das blanke Spielzeug 'mal beſeſſen zu haben. Das iſt die echte Findigkeit. Die Freude auch an dem, was man nicht brauchen kann.

Ich wäre aber undankbar, wenn ich Raſumofskys Findigkeit lediglich in die Vergangenheit ſtellen und überſehen wollte, daß dieſelbe auch bis in die Gegenwart hineinragt. Auch hier noch, unter den erſchwerendſten Umſtänden, »findet« er beſtändig, und zwar in echter Burſchentreue nicht für ſich, ſondern mir zu Liebe. Es tauchen Schuhbürſten, Theelöffel, Lichtſcheeren auf, deren Urſprung nachzuforſchen ich wohlweislich unterlaſſe; ſeine eigentlichſte Begabung zeigt er aber im Anfahren von Holz. Ich habe hierüber längere Unterredungen mit ihm gehabt, in denen wir die feinſten Fragen berührt haben. Er hat mir ſchließlich mit ſiegreicher Beredtſamkeit auseinandergeſetzt, daß mir Holz geliefert werden müſſe, daß eine bloße Verſchwörung exiſtire, mich um täglich einen Franken zu bringen, und daß er die Verpflichtung habe, dieſen im Dunkel wühlenden Mächten entgegen zu arbeiten. Ich habe endlich geſchwiegen, was er als Zuſtimmung gedeutet hat. Seitdem verfolgt er mit ſcharfem Auge jede morſche oder durchgetretene Diele, das handbreite Loch durch einen raſchen Griff um das Doppelte oder Dreifache erweiternd; wer will in dieſen dunklen Korridorén am Ende nachweiſen, ob der Schwamm oder die Ratten oder Raſumofsky dem ohnehin immer geſchäftigen Zahn der Zeit vorgegriffen haben? Die Aſche im Kamin iſt ſchließlich ſtumm wie das Grab. Die Dielenausbeute verſchwindet aber neben dem, was die Fenſterladen liefern. Raſumofsky hat nämlich entdeckt, daß von den drei Querhölzern, die dem ganzen Fenſterladenbau erſt Halt geben, mindeſtens eins entbehrt werden könne, und dies eine (immer das ſchrägſtehende, weil es das längſte iſt) iſt dem Kamine rettungslos verfallen. Wie die Laden ſelbſt ſich halten werden, wenn erſt die großen Stürme kommen, muß abgewartet werden. Vielleicht erblüht uns aus ihrem völligen Zuſammenbrechen eine neue Ernte.

Es geht ein leiſer Zug von Incorrektheit durch unſern geſammten Wandel hier, und ſo kann es nicht überraſchen, daß in dem Verhältniß zwiſchen Raſumofsky und mir manches blos auf den Schein geſtellt iſt. Eine geſellſchaftliche Lüge, wie ſo vieles andere! Dieſer Schein tritt in nichts ſo hervor wie in der Kleiderreinigungsfrage. Jeden Morgen, wenn das Feuer angezündet und das Theewaſſer in die erſten Kohlen geſtellt iſt, tritt Raſumofsky mit einer gewiſſen Adrettheit an mein Bett, um von der Stuhllehne den Rock, den Ueberzieher, die Beinkleider zu nehmen und damit im Flur, wo ſich auch wirklich ein großer Kleiderriegel befindet, zu verſchwinden. In kürzeſter Zeit iſt er wieder da, ſo daß ich mich überzeugt halte, daß er der geſammten

Kleiderdreiheit nur eine friſche Briſe und den Anblick der Morgenſonne gönnt. Mit komiſcher Sorglichkeit breitet er, bei ſeinem Wiedererſcheinen, die drei Kleidungsſtücke über dieſelbe Lehne aus, von der er ſie eben entführte. Dies wiederholt ſich jeden Tag. Ich war einen Augenblick geneigt, dieſer Komödie ein Ende zu machen, aber ich habe mich eines Beſſeren beſonnen. Es iſt ganz gleichgültig hier, ob der Rock blank iſt oder nicht, aber das Prinzip muß gewahrt und die Verpflichtung immer neu anerkannt werden. So hat denn das Schauſpiel ſeinen Fortgang. Zwei Stunden ſpäter mutatis mutandis erlebt es ſeine Wiederholung. Ich werde dann gebeten, eine halbe Stunde ſpazieren zu gehen, um durch die Zimmerreinigungs-Procedur nicht geſtört zu werden. Aber auch hier kommt es ausſchließlich zu einer Lüftung; dann ziehe ich in die alten lieben Räume wieder ein. Die Ordnung der Dinge iſt inzwiſchen durch keine übergeſchäftige Hand geſtört worden.

Wir leben gut, einträchtig, friedfertig mit einander, ich theile meine Neuigkeiten und meine

Mahlzeiten mit ihm, und mein Cognac-Conto bei Mr. Vimenet, dem kleinen freundlichen Kaufmann in der Stadt, wird lediglich ihm zu Liebe mit immer neuen Francs beſchwert; aber all dies hat ihn doch nicht veranlaſſen können, mir eine angemeſſene Rangſtufe anzuweiſen. Er nennt mich »Herr Leutnant«. »Gleich, Herr Leutnant«, »zu Befehl, Herr Leutnant«, damit muß ich mich begnügen. Meine Jugend kann es nicht ſein, die ihn hindert, mich avanciren zu laſſen, ja er macht nach dieſer Seite hin völlig entgegengeſetzte Bemerkungen, die auch wieder weit über das Wünſchenswerthe hinausgehen; es muß alſo irgend wo anders fehlen. Ich habe dieſer Thatſache gegenüber den einzigen, leidigen Troſt, daß ſich alle Dinge im Leben nach einem Ausgleichungsprinzip reguliren, und daß ich, vom Feinde ohne Verdienſt und Würdigkeit zum Officier supérieur ernannt, in dieſer Degradirung ſich nur ein Geſetz ewiger Gerechtigkeit vollziehen ſehe.

In unſern politiſchen Anſchauungen ſind wir einig. Sie finden immer wieder in dem Satze

Ausdruck, daß der Friede unterzeichnet werden müſſe, damit wir Weihnachten zu Hauſe ſind. Ob dabei Straßburg und Metz wieder an Deutſchland kommen, oder nur eins von beiden, hat uns noch nicht lebhaft beſchäftigt, am wenigſten entzweit. Ich habe ihn in Verdacht, daß er eine mehr als ruhige Poſition zu dieſer Frage einnimmt.

Sei's drum. Das »Weihnachten zu Hauſe« ſteht wohl noch manchem Gefangenen und Nichtgefangenen im Vordergrund. Die dieſen Egoismus abgethan haben und in großem Empfinden über ſich ſelbſt hinauswachſen, ihre Zahl iſt klein.

Warum ſollte Raſumofsky unter dieſen Wenigen ſein!

5. Blanche.

Jung,
Auf dem Sprung,
Nicht bös,
Graziös.

Auch ein weibliches Weſen iſt um mich her, das in meinem Haushalt die Ergänzung zu Raſumofsky bildet. Es iſt, um mich in Rückertſchen Anklängen zu bewegen, eine feine Reine, ſchlanke Kleine, die ich mit Rückſicht auf ihre Erſcheinung Blanche getauft habe. Sie iſt ganz weiß und nur auf der Stirne, als Zeichen edelſter Abſtammung, hat ſie einen braunen und ſchwarzen Tigerſtreifen. Sie iſt noch ganz Kind, ganz unbefangen, faßt das Leben von der heiteren und Vergnügungs-Seite auf und betrachtet ſich ſelbſt als bloßes Ornament des Daſeins. Sie kennt keine andere Pflicht als die, ſich zu putzen und ſich ſtreicheln zu laſſen; ſie könnte nach allem eine Engländerin ſein. Nur ihrer Grazie nach iſt ſie Franzöſin.

Ich engagirte ſie zunächſt aus bloßen Nützlichkeitsrückſichten und erwartete von ihr, wie jetzt das Modewort lautet, einen »guerre d'extermination« gegen den Erbfeind; aber niemals iſt eine Erwartung gründlicher getäuſcht worden. Sie ſcheint kaum zu wiſſen, daß es Feinde giebt, geſchweige Erbfeinde; ſie führt ihren Exterminations-Krieg gegen Gardinenkanten, gegen alles, was Puſchel oder Quaſte heißt; über Nacht aber, wenn der Feind ſeine Vorpoſten ſchickt, horcht ſie auf, ſpinnt dann einen Augenblick vergnüglich und ſchläft wieder ein. Dennoch — dies Anerkenntniß bin ich ihr ſchuldig — übt ſie einen gewiſſen Einfluß, aber freilich ohne die geringſte Ahnung davon; ſie wirkt wie das Bild des Tigers, das die Chineſen, zum Schrecken für den Feind, an die Außenwand des Hauſes ſtellen.

Sie iſt ganz Spielzeug und ich habe es längſt aufgegeben, Ernſteres von ihr zu erwarten.

Es liegt nicht in ihr. Sie iſt mir Schauſpiel, Augenweide, Circus-Schönheit, im Hoch- und Weitſprung gleich ausgezeichnet, und den Tag über an der Klingelſchnur zu Hauſe. Sie behandelt dieſelbe als Trapez, was ſie ungehindert kann, da die betreffende, aus Baſt geflochtene Corde, das Schickſal der meiſten ihrer Schweſtern theilt, eine bloße höchſt fragwürdige Stubendekoration zu ſein.

Blanche, wie geſagt, iſt die Ergänzung zu Raſumofsky; was jener meinem Geiſte iſt, iſt dieſe meinen Sinnen. Wenn ich mit dem erſtern, in jener Simplicität, die alles Große begleitet, die Tagesangelegenheiten behandle, alſo in raſcher Reihenfolge die Fragen ſtelle: Wie iſt das Wetter? Was macht Paris? Nichts von Frieden? — ſo gehört mein Auge ganz der kleinen Weißen, die wie ein alabaſterner Briefbeſchwerer auf meinem Schreibtiſch neben mir liegt. Nun erhebt ſie ſich, um zwiſchen Uhr, Theetaſſe und Dintenfaß jene Spaziergänge auszuführen, die eben nur jenem Geſchlechte möglich ſind, dem Blanche angehört. Werde ich endlich ungeduldig, ſo weiß ſie dieſe

Ungeduld zu ſänftigen. Der Tiſch hat einen Aufſatz von ſechs Fächern, jedes nur ſo groß, um eine Hand hineinzulegen. In alle ſechs Fächer duckt ſie ſich der Reihe nach hinein und blickt mich aus dieſer Umrahmung ſchelmiſch an. Das ſind die letzten Mittel, denen nicht zu widerſtehen iſt.

Um 8 Uhr, nachdem wir unſern Thee genommen, für den ſie eine diſtinguirte Vorliebe zeigt, gehen wir zu Bett; ſie iſt aber noch nicht müde und unterhält mich eine Viertelſtunde lang durch die wunderbarſten Capriolen. Um halb neun endlich, wo abwechſelnd ein Trompeter von den Schleswiger Huſaren und den Garde-Ulanen auf den Kaſernenhof tritt, um die preußiſchen Cavallerie-Signale zu blaſen, wird Blanche ſtiller und ſchiebt ſich, wie zu einer letzten Liebkoſung, an meinen Hals zwiſchen Kopf und Schulter. So vergehen Minuten. Eine Viertelſtunde ſpäter tritt aus dem Kaſernenflügel gegenüber ein franzöſiſcher Trompeter auf den Hof hinaus und antwortet dem Preußen oder beſiegelt den Appell.

Nun weiß Blanche, daß es Zeit iſt. Sie erhebt ſich ſummend und ſpinnend und legt ſich am Fußende des Bettes auf die vierfach zuſammengefaltete Reiſedecke.

Das Feuer im Kamin erliſcht. So ſchlafen wir bis die Reveille uns weckt.

6. Le Rempart.

„Schön geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher,
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, das Meer."
Freiligrath.

Um 8 Uhr früh, oder wenig ſpäter, trat ich allmorgendlich auf den Wallgang („le Rempart") hinaus, der ſich auf dem 15 Schritt breiten Terrain zwiſchen meiner Kaſerne und dem Meere hinzog. Zehn Schritt von dieſen 15 gehörten einem langen, in zahlloſe Beete getheilten Gartenſtreifen an; auf dem 5 Schritt breiten Reſt erhob ſich der „Rempart" ſelber. Dieſer war nicht ein gewöhnlicher zugeſchrägter Wall mit Grasdoſſirung und einem Fußſteig oben, ſondern ein aus ſenkrechten Quadern aufgeführtes Mauerwerk, das, wahrſcheinlich noch aus der Vauban-Zeit ſtammend, mit Steinbrüſtung und ausbuchtenden Bankniſchen zwiſchen zwei Baſtionen hinlief. Die Entfernung zwiſchen dieſen, alſo die ganze Länge des Rempart, betrug 150 Schritt. Das

Bewegungs-Minimum, das ich mir Tag für Tag zum Geſetz gemacht hatte, beſtand in einem zehnmaligen auf und ab, wodurch ich es auf 3000 Schritt brachte. Um nicht immer zählen zu müſſen, hatte ich mir an einem Ende des Ganges zehn weiße Steinchen auf die Brüſtung gelegt, von denen ich jedesmal eines zu mir ſteckte, bis ich durch war.

Dieſe Morgenſpazierzüge, denen ich, bei ſchönem Wetter, noch eine kurze Mittags- oder Nachmittags-Promenade folgen ließ, waren meine beſondere Freude, und ich darf ſagen, die ſchönſten und poetiſchſten Stunden meiner Oléron-Tage auf dieſem prächtigen Rempart zugebracht zu haben. Je nach der Stunde, zu der ich heraustrat, fand ich Fluth oder Ebbe, begrüßte ich das ſteigende oder das ſchwindende Meer. War Ebbe, ſo lag der Waſſerarm, der unſere Inſel vom Feſtlande trennte, zur Hälfte wie eine Sandbank da; die Boote und Luggerſchiffe ſtanden wie Spielzeug auf dem von Rinnen und Waſſerlachen durchzogenen Schlick; über dieſe Schlickfläche hin aber, die Rinnen und Tümpel mit allerhand Bretterwerk überbrückend, ſchritten die Schiffer und Schifferfrauen, ihren Fang heimtragend oder zu neuem Fange ſich rüſtend. Mehr dem Ufer zu, unmittelbar zu Füßen des Rempart, trieben die hochbeinigen Strandläufer ihr poſſirliches Spiel; mit weißer Bruſt und ſchwarzen Flügeln, trippelnd, pfeifend und nahrungſuchend, liefen ſie heerdenweiſe über den lehmigen Grund hin.

Das war ein eigenthümliches Bild; aber groß und erhebend war es, wenn nun die Fluth unhörbar herankam, immer wachſend, immer ſteigend, bis die erſte leiſe Brandungswelle das Mauerwerk des vorſpringenden Baſtions und eine Minute ſpäter den Quadernfuß des zurückgelegenen Rempart traf. War nun ein grauer Tag, oder kämpften noch die Morgennebel mit dem Licht, ſo zeigte das Meer, das in beſtändigem Kommen und Gehen den Schlick aufrührte, eine gelbe, wenig anmuthende Farbe, und die Schönheit des Bildes begann erſt jenſeit der Waſſerfläche, dort wo das Ufer drüben in leiſer Windung einen Kranz von Dünen und Dörfern und eingeſtreuten Kirchen flocht; zog aber die

Sonne ſiegreich herauf, ſo begannen nun jene Licht- und Farbenwunder, wie ſie nur der kennt, der von Stunde zu Stunde dem kaleidoſkopiſchen Spiel des Meeres und dem Beleuchtungswechſel ſeiner Ufer folgt.

Die Landſchaft drüben, graublau am Morgen, ſchimmerte Mittags wie in Gold, bis ſie bei untergehender Sonne tief in Roth ſich tauchte; das Meer ſelber aber, in noch raſcherem Changiren, lief alle Töne der Farbenſkala durch, wenn dieſe Töne nicht gar (wie auch wohl geſchah) regenbogenartig nebeneinander lagen; chamoisfarben, grasgrün, tiefdunkelblau glitzerte dann, wie eine Schlange, die leis ſich hebende Fluth.

Nicht müde wurde ich dieſer Farben und Bilder, und ſelbſt an Regentagen, die auch ihren Zauber hatten, verſuchte ich es, auf kurze Minuten hin, an dieſer bevorzugten Stelle auszuhalten; nur die Sturmtage, an denen im Monat November nicht eben Mangel war, fegten mich gewaltſam vom Rempart hinunter, und zwangen mich, meinen Morgenſpaziergang unten auf dem zehn Schritt breiten Gartenſtreifen zu machen. Der Sturm heulte dann über mich hin. Aber auch ſein bloßes Drüberhingehen reichte ſchon aus, alles was hier unten noch grünte, erzittern zu machen. Die letzte Malve, losgeriſſen vom Stock, ſchwankte hin und her, die gelbe Studentenblume duckte ſich noch ängſtlicher unter die in Samen geſchoſſenen Salatſtauden als an andern Tagen, und der zarte Duft verſpäteter Levkojen verflog unbeachtet in der vibrirenden, oft wie vom Donner durchrollten Luft. Die Blumen lebten hier Tag um Tag wie Gefangene, aber wenn der Sturm über ſie hinfuhr, waren ſie vollends wie niedergetreten.

Ein Gefangener iſt empfindlich gegen ſolche Eindrücke. Sie los zu werden, trat ich dann über die Treppenſtufen raſch auf den Rempart hinaus. Es wetterte; ich hielt den Hut mit beiden Händen, und der Giſcht ſprang bis über die Brüſtung. Aber ich athmete auf und ſah nach Oſten hin, wo mir die Heimath lag und die Freiheit.

7. Mittag.

> Ein Schornſtein raucht, der Wind ſteht her,
> Ein warmes Dach, was braucht man mehr!
> Mittag. Scherenberg.

Der Vormittag, der dem Morgenſpaziergang folgte, gehörte der Arbeit. Himmliſche Ruhe! Wie leicht, wie behaglich es aus der Feder floß! So kam Mittag heran.

Um 12 Uhr präcis klopfte es, und auf mein nach Gutdünken abgegebenes »Entrez« oder »Herein«, erſchien Madame la Cantinière, eine freundliche, bleichſüchtige Frau, die nach unendlichen Knixen und Begrüßungen und unter einem Schwall von Redensarten, aus denen ich mir nur die Stichworte ausſuchte, meine Hauptmahlzeit ſervirte. Dieſe führte abwechſelnd den Namen Dejeuner oder Diner, ohne daß die wechſelnde

Bezeichnung den geringſten Einfluß auf die Sache ſelbſt geübt hätte. Ein Tiſch exiſtirte nicht; der Schreibtiſch war ſakroſankt; ſo blieb denn nur die Kommode, die zum Zeichen ihrer Doppelbeſtimmung, und ſo zu ſagen als »Tiſchtuch in Permanenz«, eine auseinandergefaltete Serviette trug. Einen Wechſel derſelben hab ich nicht erlebt. Auf dieſe Unterlage nun ſtellte Madame la Cantinière das zuſammengeklappte Tellerpaar, das wie eine große Muſchel ausſah, aber in der Regel einen Kern barg, der, ſeinem ganzen Gefüge nach, alles andere eher war als eine Molluske. An vier Tagen von fünf war es ein Stück in die Pfanne geworfenes Rinderfleiſch, ein Rundſtück, mit gedörrten Kartoffeln und Seeſalz garnirt, an das ich nun coûte qu'il coûte heran mußte. Ich zwang es auch in der Regel, wiewohl ich ſagen muß, daß es für das, was man mit funfzig Jahren von Zähnen noch übrig hat, eine Schule und eine Prüfung war. Die genaue Vertheilung von einem Korn Seeſalz auf je ein Stück Kartoffel, etwa wie ein Conditor die Törtchen mit Kirſche oder Piſtazie belegt, gewährte mir dabei eine kleine Unterhaltung. Ich machte es ſorglich und gewiſſenhaft, das jedesmalige Größenverhältniß wohl abwägend. Dazu trank ich Landwein, der einen unglaublich ſchönen Namen hatte, aber nach dumpfem Faß ſchmeckte und dem ich durch Zucker und Waſſer aufzuhelfen ſuchte.

Was die Arrangements angeht, ſo darf ich wohl hinzuſetzen, daß ich meine Mahlzeit nothgedrungen im Stehen einnahm, da die Kommodenkäſten keinen Stuhl geſtatteten und daß ich (man erhält in gewöhnlichen Lokalen immer nur eine Gabel) dies unvollkommene Beſteck durch ein in Beſançon erobertes Klappmeſſer vervollſtändigte, deſſen Klinge ſich wie Blech bog. Wie man es ſtellte, ſo ſtand es.

Dies alles war die gebrechliche Seite des Diners, aber das Deſſert brachte alles wieder ins Reine. Ich ſchälte ſorglich, nachdem das Klappmeſſer in der Kaminaſche einen Läuterungsprozeß durchgemacht hatte, eine große Goldreinette, und begann nun, Scheibe auf Scheibe, mit immer erneuter Freudigkeit zu genießen, während Blanche mit den Schalen ſpielte und neben mir bereits das Waſſer brodelte, das 10 Minuten ſpäter braun und duftig in das von dem Landwein desinfizirte Glas floß. Im Schlürfen des geliebten Trankes vergaß ich vieles, und vieles ſtieg lächelnd und grüßend herauf.

Die gebauchte Blechkanne aber, von einfach ſinnreicher Conſtruktion, aus der mir ſo viele freundliche Minuten erblühten, ich habe ſie als Erinnerungsſtück mit heimgenommen.

8. Theeſtunde.

> Den Erzähler indeſſen umwimmelt es, übers Knie
> Beide Hände gefaltet in horchender Wißbegier,
> Roland ſingt er, er ſingt das gefabelte Schwert Rinalds
>
> Platen. (Bilder Neapels.)

Von ſechs bis acht war Theeſtunde und — Empfang. Man wußte das ſchließlich in der ganzen Kaſerne und ſo hatt' ich denn meiſt um dieſe Zeit Beſuch. Mitunter drängte es ſich, und in dieſem Falle war es nichts Kleines, mit drei Gläſern und einer Zuckerdüte das leibliche, und mit Hülfe einer Unterhaltung, die vom Hundertſten aufs Tauſendſte ſprang, das geiſtige Bedürfniß der Gäſte zu beſtreiten. Aber dies alles geſchah doch im Ganzen nur ſelten, ſo ſelten, daß ich beinah glaube, es unterblieb aus Rückſicht, und ſobald Neu-Ankommende merkten »es iſt ſchon Beſuch da«, kehrten ſie einfach um.

In der Regel kam man zu zweien, ſo daß wir uns zu Dritt an den Kamin ſetzen konnten;

Raſumofsky als dienender Bruder im Hintergrunde. Das Hauptpaar waren zwei Einjährige, ein Bayerſcher Chevauxlegers, Graf A., und ein Frankfurter Dragoner, eines Großweinhändlers Sohn. Sie waren ſehr verſchieden, aber jeder angenehm und tüchtig in ſeiner Art. Der Dragoner, ein ſtattlicher Rheinfranke, hatte das Breite, Männliche des ganzen Stammes; jener, der Chevauxlegers, war heiter, liebenswürdig, und vor allem ganz blond, was mich bei ſeinem italieniſchen Namen und ſeiner italieniſchen Mutter immer am meiſten verwunderte. Beide ſprachen vollkommen franzöſiſch*) und hatten, wie die ſprachliche Fähigkeit, ſo auch den moraliſchen Muth, jederzeit für die Intereſſen ihrer Mitgefangenen einzutreten. Das machte ſie natürlich beliebt. Bei dem jungen Grafen kam noch hinzu, daß er keine Spur von Standesdünkel zeigte; er half, unterſtützte, interpretirte, aber in allem Uebrigen war er einfacher Reitersmann, wie jeder andere. Es waren ſehr liebenswürdige junge Männer, fein, rückſichtsvoll, unterrichtet, aber eines werden ſie mir nicht übel nehmen: ſie waren keine brillanten Unterhalter, ſo daß ich mitunter einen ſchweren Stand hatte. Die Converſation begann immer mit den Tagesfragen, die theils ihrer Einfachheit, theils ihrer geringen Zahl halber, ſchnell erledigt waren. Der Menſch wird in ſolchen Zeiten auf einen gewiſſen Naturſtandpunkt herabgedrückt; aller Luxus fällt ab; es handelt ſich für Vornehm und Gering um dieſelben Dinge, und ſo nimmt auch die Unterhaltung entſprechende Formen an. Es war kein Unterſchied, ob ich mit Raſumofsky oder mit dieſen beiden feingebildeten Herren ſprach; es wurden dieſelben Fragen geſtellt, dieſelben Bedenken, Klagen und Hoffnungen laut. Es iſt begreiflich, daß ein ſolches Fünf-Minuten-Material für anderthalb Stunden nicht ausreichte, die Rede ſtockte, und da ich kein Freund der »Ausſchweige-Soiréen« bin, ſo fiel mir, wie ſchon angedeutet, die nicht leichte Aufgabe zu, wie für den Thee ſo auch für den Unterhaltungsſtoff zu ſorgen. Alle meine alten Steckenpferde mußten aus dem Stall und nie hab ich in Völkerpſychologie und vergleichender Stamm- und Racenforſchung ſo geſchwelgt, als an meinem Kamine in Oléron. Wenn ich dann über die Weltherrſchafts-Qualität der germaniſchen Race, über die Nicht-Gefahr des Panſlavismus, über die Wellenbewegungen im Volksleben, über die eigentlichen und uneigentlichen Demokraticen meine freien Vorträge gehalten und der Graf (darin ganz Graf) mit völligſter Ungenirtheit ſich ausgegähnt hatte, zogen ſich gegen acht die beiden Herren zurück und ließen mich mit Raſumofsky und eine halbe Stunde ſpäter mit Blanche allein.

---

*) Unter den Gefangenen, auch ſchon in Beſançon, befanden ſich ſtets ſehr viele, die franzöſiſch ſprachen. Dies hatte darin ſeinen Grund, daß die Meiſten weggefangene Patrouillen waren und daß zum Patrouillen- und Recognoscirungs-Dienſt, ſo lang es ſich ermöglichte, immer wenigſtens ein Franzöſiſchſprechender genommen wurde.

Dieſe zwei Volontairs waren die Ariſtokratie der Geſellſchaft. Es kamen aber auch andre, gewöhnlich paarweiſe, ein Preuße und ein Bayer; immer beſte Freunde.

Das erſte Paar war Sergeant Polzin von den Schleswigſchen Huſaren und Unteroffizier

Vollnhals vom 11. bayriſchen Regiment. Sie hatten den Ueberfall von Ablis gemeinſchaftlich durchgemacht und ſich bei jener Gelegenheit bewährt und gefunden. Es waren ein paar Typen Norddeutſcher und Süddeutſcher Soldatenſchaft. Polzin, wie ſchon ſein Name angiebt, ganz Pommer, ſtammte im dritten oder vierten Gliede aus einer Sergeanten-, Gensdarmen- und Steueraufſeher-Familie (auch eine Art Adel), ſoldatiſches Vollblut nach Abſtammung und Trainirung. Wie ſo viele Kinder ſolcher Beamten war er in Annaburg erzogen. Das ſind die Plätze, die, wie ſie aus einer Eigenart heraus entſtanden, nun dieſe Eigenart auch weiter fortbilden. »Scharf aber jut«, dahin faßte Polzin ſelber ſein Urtheil über dieſe Militair-Erziehungsanſtalt zuſammen. Mit Vorliebe ſprach er vom Jahre 48, wo er, damals zehn Jahre alt, jedesmal mit dem Gefühl auf Wache gezogen ſei, daß ſich die ganze Demokratie der Nachbarſchaft an ſeiner kleinen Bajonettſpitze brechen werde. Seitdem waren viele Jahre ins Land gegangen; er hatte Provinzen und Armeecorps gewechſelt; jetzt ſtand er in

Schleswig. Er war ſtolz auf ſein Regiment, aber doch noch ſtolzer auf Preußen. »Dieſe Schleswiger — ſo ſagte er wohl, wenn er ans Fenſter trat, und unten ſeine eignen ſtattlichen Leute in hellblau und weiß über den Kaſernenhof hinſchreiten ſah — dieſe Schleswiger, ſehen Sie, ein richtiger Preuße is in ſolchen Kerl nicht 'reinzukriegen; nicht Adrettes, Strammes. Aber das muß wahr ſein, tapfer ſind ſie; ſie ſtehen wie die Mauern So recht Kerle auf die man ſich verlaſſen kann. Sie halten aus bis zuletzt.« Uebrigens hielt ſich Polzin, auch darin alt-preußiſchen Traditionen huldigend, nur ſelten mit Thee auf. Die Theeſtunde war für ihn ein bloßer Name. — Aus ganz andrem Holze war Unteroffizier Vollnhals. Dieſe Bayern, wenn man ſie zu nehmen verſteht und ihren kleinen Schwächen etwas nachſieht, vor allem ſich nicht über ſie erheben will, ſind überhaupt entzückend. Von ihrem Muth red' ich nicht erſt. Er iſt auch in dieſem Kriege wieder ſprüchwörtlich geworden. Neben dieſem Muthe aber haben ſie noch etwas Naives, das den Verkehr mit ihnen ſehr angenehm macht. Sie haben alle etwas Männliches, individuell Freiheitliches, und ſind auf jede Gefahr hin widerſtandsbereit, wenn man das Letzte in ihnen herausfordert; aber bis dahin ſind ſie wie die Kinder und haben vor jeder Potenz des Lebens, es ſei Amt, Wiſſen, Vermögen, einen ungeheuchelten Reſpekt. Dies alles trat auch bei meinem Vollnhals hervor. Er wußte recht gut, daß er ſich bei Ablis wie ein Held geſchlagen hatte und erzählte mir lächelnd, daß die franzöſiſchen Offiziere ſich unter einander angeſtoßen und ſich zugeflüſtert hätten »das iſt er«, aber bei allem Heldenthum und aller naiven Freude darüber, war er beſcheiden und dankbar für jeden Beweis von Aufmerkſamkeit.

Das zweite Paar war ein Gefreiter vom 96. Regiment, ein Sachſe (Altenburger), deſſen Namen ich vergeſſen habe, und Sergeant Genzel von den 10. Ulanen. Der Gefreite war ein guter, umgänglicher Menſch, aber doch ein wahres Kreuz für mich. Man urtheile ſelbſt. Ich liebe die Sachſen, bin dankbar für glückliche Tage und Jahre die ich unter ihnen verlebte und habe vor ihrer Energie, Zähigkeit und Durchſchnittsgebildetheit allen möglichen Reſpekt; aber in dieſer letztern Eigenſchaft ſteckt doch auch wiederum ihr Schreckniß. Lebhaft und intelligent von Natur, gut erzogen und von Jugend auf mit Zeitungslektüre und Kannegießer-Weisheit vollgeſtopft, treten ſie mit der größten Ungenirtheit an all und jede Frage heran und wiſſen ganz genau, daß Freiheit der Kirche vom Staat, oder Freiheit der Schule von beiden, oder Confeſſionsloſigkeit, oder Kindergärtnerei einzig und allein noch die Menſchheit retten können. Sie haben immer eine Revalenta arabica oder einen Hoffſchen Malz-Bonbon in petto. womit alle Schäden der Geſellſchaft kurirt werden können. Während es in Norddeutſchland, namentlich an den Küſten hin, immer noch eine Bauernweisheit giebt, giebt es in Sachſen einen allgemeinen Winkeladvokatenſchnack, der nach unten hin imponirt, nach oben hin aber nervös macht. Von dieſem Schnack leiſtete auch mein 96er ſein vollgewogen Theil. Er hatte in dem Reiſebündel eines ſpäter eingetroffenen Gefangenen ein »Dresdener

Journal« vom 27. September gefunden und mit Hülfe dieſes zwei Monate alten Zeitungsblattes terroriſirte er ſeine Mitgefangenen und löſte alle ſchwebenden Fragen. — Deſto brillanter war Sergeant Genzel. Er war ein Halberſtädter, alſo auch ſehr gebildet, aber denn doch aus ganz anderem Holze geſchnitten. Schon phyſiſch. Ein großer, ſchöner Mann, breitſchultrig, bärtig, der immer, um Hauptes Länge alle anderen überragend, wie ein Halbgott über den Kaſernenhof hinſchritt. Als ich ihn das erſte Mal bei mir ſah, ſprach er wenig und erzählte nur, wie er gefangen nach Orleans hineingeſchleppt worden ſei. »Man warf mit Steinen, man ſpie vor mir aus, und Damen, nicht Weiber, ſtürzten auf mich los und hielten ihre kleinen weißen Fäuſte mir drohend ins Geſicht. Ich ſchritt ruhig weiter, aber in mir dacht' ich unwillkürlich an unſern unſterblichen Schiller und ſprach halblaut vor mich hin: da werden Weiber zu Hyänen.« Dies Citat hatte er wie eine Viſitenkarte bei mir abgegeben, und ich wußte nun, woran ich war. Er war von der höhern Ordnung. — An anderen Abenden, die jenem erſten Beſuche folgten, kam er dazu, ſeine Schickſale, ſeine Gefangennehmung und die Gefechte, die dieſelbe begleiteten oder ihr vorausgingen, ausführlicher zu erzählen. Er that dies ganz wie ein vornehmer Mann und legte in allem was er vortrug den Accent immer auf die *Geſinnung*, nicht auf die That. Das bloße Todtſchlagen imponirte ihm gar nicht, im Gegentheil, alles Maſſacre verletzte nur ſein äſthetiſches Gefühl. Er hatte einen Einzelkampf mit einem Turco gehabt, der in eine Schmiede retirirte und ſich hier mit außerordentlicher Bravour vertheidigte. Endlich packte ihn Genzel und ſpaltete ihm den Nacken. Aber in ſeinem Vortrag ging er raſch drüber hin. Er liebte es nicht, auch noch ſeine Erzählungen roth zu färben. Wie unſer Schickſal übrigens ſo oft an unſrer Geſinnung hängt, ſo auch bei ihm; — ſein chevalereskes Empfinden hatte ihn in Gefangenſchaft geführt. Ein junger Offizier des Regiments verlor in der Attacke ſein Pferd. Genzel, verbindlich wie immer, ſprang aus dem Sattel und präſentirte das ſeine. Ein Dank, und weiter ging es in den

Feind. Aber nach fünf Minuten ſchon riefen die Signale zurück; man war in Kartätſchfeuer hineingerathen; kehrt, rückwärts! und der mächtige Genzel trabte nun zu Fuß nebenher. Endlich verließ ihn die Kraft; unter einem Blutſturz brach er zuſammen. Er hatte in jener Unglücksſtunde wie ſeine Freiheit ſo auch ſeine Stimme eingebüßt; er ſprach heiſer ſeitdem. Man ſchleppte ihn nach Orleans hinein, Frauen inſultirten ihn (wie ſchon erzählt), endlich trat ein Elſäſſer Offizier an ihn heran und rief ihm zu: »wißt Ihr, was wir jetzt mit Euch machen könnten?!« »Mit mir machen?« ſchrie der empörte Genzel, »gar nichts könnt Ihr mit mir machen; todtſchießen könnt Ihr mich und dafür will ich Euch noch dankbar ſein. Geht erſt hin und lernt wie man einen anſtändigen Soldaten behandelt.« Das half. Solche Anreden halfen immer. Wer zu reden verſtand, war durch. Das Wort iſt in Frankreich eine größere Macht als bei uns.

Das dritte Paar, das Abends zum Thee kam, war Unteroffizier Janeke von den Garde-Ulanen und Sergeant Heglmaier vom 6. oder

9. Bayeriſchen Jäger-Bataillon. Doch bin ich der Zahl nicht ſicher. Dieſe waren Inséparables geworden, liebten ſich ſchwärmeriſch und machten beſtändig Pläne, wie ſie ſich gegenſeitig in München und Potsdam beſuchen würden. Janeke, perſönlich äußerſt beſcheiden, hatte doch, wenn er Potsdam nannte und ſeinem Freunde den großen Springbrunnen in Ausſicht ſtellte, ein ungeheures Gefühl von Superiorität, etwa wie wenn er in der Lage wäre, den Vorhang von einer neuen Welt wegziehen zu können. Heglmaier, ein oberbayriſcher, rothblonder Mann, von beſondrer Gutmüthigkeit, ließ ſich das alles gefallen. Er mochte denken: »der Preuß iſt fünfmal ſo ſtark als der Bayer, muß auch Berlin-Potsdam fünfmal ſo ſchön ſein als München.« Vielleicht aber dacht' er auch gar nichts, ja, ich halte dies für das Wahrſcheinlichere. Er war nämlich ein muſikaliſches Genie, und neben ſeiner Liebe zu Unteroffizier Janeke füllten nur Virtuoſenträume und Concertpaſſionen ſeine Seele aus. Ich wurde durch eine feierliche Morgenviſite, die mir Janeke noch in den letzten Tagen meiner Gefangenſchaft

machte, in dieſe Zuſtände ſeines Freundes eingeweiht. Nach einer Vorrede hieß es: »ich ſei mit dem Kommandanten ſo gut wie befreundet; derſelbe würde mir gewiß etwas zu Gefallen thun. Heglmaier könne es nicht mehr aushalten; ich möchte alſo den Antrag ſtellen, daß die Inſel Oléron nach einer Zither durchſucht würde. Heglmaier wolle dann ein Concert für die Verwundeten geben.«

So waren die Paare, die ſich abwechſelnd zum Thee bei mir verſammelten. Mit herzlichem Vergnügen denke ich an jene Stunden zurück. Sie gönnten mir Einblick in das Leben unſres Volks, in ſeine Kraft und ſeine Güte.

9. Regentage.

Du ſtrebſt vergebens des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden,
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung.
Göthe. (Epiſteln.)

Sturm- und Regentage, und ihrer waren nicht wenige, unterbrachen den gewöhnlichen Tagesgang und gehörten vorwiegend der Arbeit und der Lektüre.

Der Lektüre! Unter gewöhnlichen Verhältniſſen freilich hätt' es nothwendig ſchlecht damit ſtehen müſſen, da ich nichts beſaß als ein kleines unterwegs aufgekauftes Eiſenbahn-Coursbuch und eine drei Jahr alte Nummer des Witzblattes »La Lune«, die ich in einem Kommodenkaſten leidlich wohlerhalten vorgefunden hatte. Der Leſer mag ſich berechnen, wie weit das reichte. Es hätte aber keinen Kommandanten auf Oléron geben müſſen, wenn dieſe Verlegenheit eine dauernde hätte ſein ſollen; — Capitain Jorot hatte kaum von meinem Wunſche gehört, als auch ſchon Raſumofsky erſchien, um mir, mit Gruß und beſten Empfehlungen, drei Bücher zu überreichen, ein kleines, ein großes und ein ſehr großes.

Mit dem kleinen wollt' es nicht gehen. Ich glaube, es hieß »eine Reiſe ins Freie« und ſchilderte in unangenehm pointirter Sprache eine raſche Reihenfolge von Coupé-Aventuren: auflodernde Leidenſchaft (natürlich immer von unwiderſtehlicher Gewalt), intervenirende Gatten, high-life-Duelle, todtgeſchoſſene Grafen ꝛc. Noch ehe ich bis Seite 100 gekommen war, warf ich das Zeug in die Ecke. Es war mir um einen Grad zu Franzöſiſch.

Ich ging nun an das große Buch. Es war das »Memorial von St. Helena«, das bekannte Tagebuch des Grafen Las Caſes. Ich ſage »bekannt«, aber freilich wohl den meiſten Menſchen (wie mir ſelber) nur dem Namen nach. Man muß gefangen ſein, um dergleichen nachzuexerciren. Ich las mit dem größten Intereſſe. Gleich die erſten Kapitel (die Einſchiffung Napoleons auf dem Bellerophon und die vorhergehenden Verhandlungen mit dem engliſchen Capitain Maitland) verſetzten mich genau in jene Inſel- und Städte-Gruppe, innerhalb deren ich mich jetzt befand; Einzelnes, was ich auf den erſten Seiten dieſes dritten Abſchnitts über Oléron geſagt habe, iſt dieſen Las Caſes-Memoiren entnommen. Die Lektüre, neben manchem anderen, hatte den beſonderen Reiz für mich, daß ſie in einem gewiſſen, übrigens höchſt pikanten Durcheinander des Stoffs, zu einer Art General-Revue meines hiſtoriſchen Wiſſens wurde, zu einer großen Repetition, bei der ich die Befriedigung hatte, leidlich gut zu beſtehen. Dieſer Reiz ſteigerte ſich noch dadurch, daß ich mich fähig fühlte, mit Kritik zu leſen; ſelbſt dieſem Quellenbuche gegenüber glückte es mir, die Fehler, die Illuſionen, die abſichtlichen Täuſchungen zu erkennen. Nicht Frankreich hatte dieſen 25jährigen Rieſenkampf verſchuldet, ſondern England. Pitt hatte dieſen Brand entzündet, halb aus nationalem Egoismus, halb aus Legitimitäts-Donquixoterie. Das alles war ſo ruhig, ſo beſtimmt geſagt, durch Las Caſes ſo überzeugungsvoll beſtätigt, daß ich Tage lang in meinem Innerſten wie beunruhigt war. Ich mußte, während draußen Sturm und Regen an die Fenſter ſchlugen und Raſumofsky ein Scheit nach dem andern auf den Herd legte, förmliche Kämpfe in mir durchmachen, hatte aber die Freude, mit geſtärkter Ueberzeugung zu meinen alten Fahnen zurückkehren zu können. Das Nationalitätsprinzip hatte gegen den Napoleoniſchen Weltmonarchie-Gedanken geſtritten; — es wird noch auf lange hin ein Ruhm Pitts bleiben, jenes ſiegreich vertheidigt zu haben.

Meine eigentlichſte Freude war aber doch das »ſehr große Buch«, in dem ſich nicht eigentlich leſen, ſondern nur naſchen ließ. Es war in reicher Schale das ſüßeſte Deſſert. Wenn mir Las Caſes anfing etwas zu ſubſtantiell zu werden, ſo ſchob ich dies pièce de résistance bei Seite, um von dem Confektteller und ſeinen Knallbonbons zu nehmen.

Dieſes »ſehr große Buch« hieß Autographen-Album, war in rothen Maroquin gebunden und enthielt, in Facſimiles, die handſchriftlichen Aufzeichnungen von mehr als tauſend Perſonen, Celebritäten aus aller Welt Enden, zu elf Zwölftel natürlich Franzoſen. Deutſche faſt gar nicht. Ich gebe Einiges aus dieſem Schatz. Die Perſonen, die jene Aufzeichnungen gemacht, theilen ſich, wie mir ſcheinen will, in ſieben Gruppen: die Hiſtoriſchen, die Ernſthaften, die Heiter-Graziöſen, die Falſch-Beſcheidenen, die Bequemen, die Geiſtreichen und die bedenklich Geiſtreichen.

Die Hiſtoriſchen. Den Reigen eröffnet hier Louis Napoleon ſelbſt, mit einem am 5. Dezember 1848 geſchriebenen Briefe. Es heißt am Schluſſe deſſelben: Lorsque une révolution est dans le vrai elle produit de grands hommes et de grandes choses, lorsqu'elle est dans le faux elle ne produit que du bruit et des larmes. Das war drei Jahre vor dem Staatsſtreich. Was lag alles dazwiſchen! Ich mußte unwillkürlich auch an die jüngſte Phaſe franzöſiſcher Entwicklung denken: Lorsqu'elle est dans le faux, elle ne produit que du bruit et des larmes. Neben dieſen Zeilen des Vaters befindet ſich eine leicht hingeworfene

Federzeichnung Lulus: alte Troupiers, die auf Wache ziehen. Darunter in ſchöner, faſt ſchon ausgeſchriebener Handſchrift: Louis Napoleon.

Das nächſte Blatt bringt Folgendes von der Hand des Bürgerkönigs: J'abdique cette couronne que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le Comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche qui lui échoit aujourd'hui. 24 Février 1848. Louis Philippe. Dies »aujourd'hui«, 23 Jahre vertagt, iſt vielleicht heute.

Unmittelbar darunter: Soldati. Ciò che offro a quanti vogliono seguirmi eccolo: fame, freddo, sole, non pane, non caserne, non munizioni, ma avvisaglie continue, stenti, battaglie. marcie forzate e fazioni alla bajonetta. Chi ama la patriami seguite. Garibaldi. So ſchrieb er 1849. Der Zauber auch dieſes Namens iſt verblaßt.

Die Ernſthaften. La modestie est une grande lumière; elle laisse l'esprit toujours ouvert et le coeur toujours docile à la vérité. Guizot.

Le rationalisme! c'est l'homme fait Dieu à la place du Dieu fait homme. Molé.

Je ne puis refuser ma signature. Quant à la prose et aux vers, n'y comptez pas. J'adore Homère, Sophocle, Euripide, mais les ingrats ne m'ont rien révélé. J. Ingres.

Sancta Maria, mater Dei, ora pro nobis peccatoribus, nunc, et in hora mortis nostrae. Louis Veuillot.

Dieſer Anruf an die heilige Jungfrau iſt mir in einem Autographen-Album faſt zu ernſthaft erſchienen; das oſtenſive Karte-Abgeben als »Katholik quand même« verſtößt gegen den guten Geſchmack.

Viel beweglicher als dieſe Worte aus der kirchlichen Welt wirken die nachſtehenden aus der Bühnenwelt. Das Profane ſchlägt das Heilige.

Lorsqu'on a mis le pied une fois dans la fatale carrière du théâtre, il faut la parcourir jusqu'au bout, épuiser ses joies et ses douleurs, vider sa coupe et son calice, boire son miel et sa bile; il faut finir comme on a commencé, mourir comme on a vécu, mourir comme est mort Molière, au bruit des applaudissements, des sifflets et des bravos! Mais lorsqu'il est encore temps de ne pas prendre cette route, lorsqu'on n'a pas franchi sa barrière, il faut n'y pas entrer. Croyez-moi sur mon honneur, croyez-moi. Frédérick Lemaître.

Hierzu reihen ſich noch zwei Aufzeichnungen Duclercs und Odilon Barrots, in denen ſich zugleich eine tiefe politiſche Verſtimmung, ein Haß gegen das kaiſerliche Gouvernement ausſpricht:

Les meilleurs gouvernements tombent, mais — les pires aussi. Duclerc.

Silence, on nous écoute! l'an de grâce 1852. Odilon Barrot.

Das Album erſchien Anfang der 60er Jahre, als das Kaiſerthum auf der Höhe ſeines Anſehens ſtand. Der Herausgeber hielt es deshalb für nöthig, dieſen Hohn Odilon Barrots mit einer ſpöttiſchen Bemerkung ſeinerſeits zu begleiten und fügte deshalb ziemlich witzig hinzu: »Mr. Odilon Barrot iſt bekanntlich der einzige Odilon in Frankreich, der Herrn Barrot für ernſthaft nimmt.«

Die Heiter-Graziöſen. In dieſer Gruppe habe ich nur einen Namen zu verzeichnen: Eugène Scribe. Auf den verſchiedenſten Blättern des Albums fand ich ſeine Signatur; faſt immer waren es vierzeilige Verschen, immer Ausdrücke des liebenswürdigſten Naturells.

Sur un parapluie.
Ami commode, ami nouveau
Qui, contre l'ordinaire usage,
Reste à l'écart, quand il fait beau,
Et se montre les jours d'orage!

Seiner in der Nähe von Paris erbauten Villa hatte er folgende, in dieſem Album von ihm wiedercitirte Inſchrift gegeben:

Le théâtre a payé cet asyle champêtre,
Vous qui passez, merci! je vous le dois peut-être.

Die Falſch-Beſcheidenen. Hier begegnen wir einigen Namen und Berühmtheiten erſten Ranges:

Mon nom n'est point digne de figurer dans un recueil. V. Broglie.

Ni le mien non plus. George Sand.

Ni le mien non plus. Eugène Sue.

Alle drei finden aber raſch ihre Verurtheilung. Gleich der folgende (Viennet) ſchreibt unter die drei Beſcheidenen: O triple orgueil, und Charles Filipon geht noch einen Schritt weiter und fügt hinzu: Farceurs!

Die Bequemen. Die Gruppe dieſer iſt ſehr groß. Sie beſteht zunächſt aus ſolchen, die, kritiklos und mittelmäßig beanlagt, ſich keinen Augenblick geniren, den allergrößten Gemeinplatz niederzuſchreiben. Hier befindet ſich denn auch der einzige Deutſche, der gewürdigt worden iſt, einen Platz in dieſem Album einzunehmen, Johannes Ronge. Er ſchrieb: Saarbrücken, den 8. Februar 1863. Keine Verdammung, keine Ketzer mehr. Es giebt nur einen Gott für alle Kirchen und alle Völker. Es iſt nicht leicht möglich, trivialer zu ſein. Einem Franzoſen gelingt es aber ſchließlich doch: Aimons-nous les uns les autres. Havin. Hoffen wir, daß dieſe Worte wenigſtens in Damengeſellſchaft geſchrieben wurden.

L'esprit n'est jamais vieux tant que le coeur est jeune. Paul Lacroix.

La jeunesse n'a pas assez souffert pour savoir consoler. Legouvé.

Zu dieſer Gruppe der »Bequemen« gehören aber vor Allem auch diejenigen, die (weil beſtändig in Autographen-Contribution genommen) ihren beſtimmten Album-Vers ein für allemal bei ſich führen und jahraus jahrein mit denſelben Vierzeilen debütiren.

Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prète-moi ta plume
Pour écrire un mot.

Jules Sandeau.

C'était, dans la nuit brune
Sur le clocher jauni,
La Lune
Comme un point sur un J.*)

Alfred de Musset.

---

*) In Freiligraths vorzüglicher Ueberſetzung, die faſt das Original ſchlägt:

Den Mond durch Nebel ſcheinen
Hoch überm Thurme ſieh',
Wie einen
Punkt über einem i!

La cigale ayant chanté
Tout l'été
Se trouva fort dépourvue
Quand la bise fut venue.

Jules Janin.

Der Herausgeber fügt in Betreff dieſer drei ſcherzhaft hinzu: »Se sont donné le mot pour ne pas perdre de copie.«

Wir haben ſolche Album-Versler, die das »Copie-Recht nicht verlieren wollen«, namentlich auch in Deutſchland. Einfälle, Impromptus ſind nicht unſere ſtarke Seite.

Die Geiſtreichen. Es hätte kein franzöſiſches Album ſein müſſen, wenn dieſe Gruppe nicht am ſtärkſten vertreten geweſen wäre. Vieles war entzückend.

Je me résigne et je signe.

Montalembert.

Je ne sais quoi dire et j'en fais l'aveu.

A. Thiers.

Le goût est le sentiment prompt d'un esprit bien fait.

Le Duc de Noailles.

L'esprit qu'on veut avoir, gâte celui qu'on a.

Le prince de la Moskowa.

J'en fais moi-même en ce moment la triste expérience.

de Persigny.

Ce n'est pas la fortune qui vient en dormant, c'est le terme.

Emile Marco de St. Hilaire.

Les hommes se suivent et ne se ressemblent pas.

Carnot (Sohn des alten).

L'or est une chimère pour celui qui n'a pas le Sou.

Peupin, Uhrmacher,
ſpäter Treſorier der Kaiſerin.

Quelle est la femme qui ne fait pas ce qu'elle dit? Celle qui jure de n'aimer jamais, ou d'aimer toujours.

Charles Briffault.

Alſo etwa:

Welche Frau hält gewiß nicht, was ſie verſpricht? Die, die da ſchwört, niemals zu lieben oder immer.

L'amour est comme l'opéra. On s'y ennuie, mais on y retourne.

Gustave Flaubert.
(Verfaſſer von »Madame Bovary« und »Salambo«.)

Il est plus facile de faire ce qu'on doit, que de le payer.

Jacques Herz, frère de Henri.

Rêver, c'est le bonheur; attendre c'est la vie. Victor Hugo.

Die Auswahl, die ich hier getroffen, ließe ſich verzehnfachen. Nur ſehr ſelten überſchlägt ſich die Geiſtreichigkeit. Ein Schriftſteller dritten Ranges ſchreibt einfach ſeinen Namen und fügt hinzu: Mon nom est assez. Noch weniger angenehm berühren die Worte der Rachel:

Oh, réclames!! Avis aux lecteurs. Je rentrerai à la comédie française Samedi prochain par le rôle de Phèdre. Paris. 18. Novembre 1849.

Die Rachel, deren häßliche, vor nichts zurückſchreckende Gewinnſucht ein öffentliches Geheimniß war, durfte ſolchen Scherz nicht wagen.

Ich ſchließe mit den handſchriftlichen Aufzeichnungen zweier Engländer: All that I could say of my books, I have said in them. Charles Dickens. Wie liebenswürdig!

In derſelben Geſellſchaft befand ſich auch der »Vater der Friedens- und Mancheſter-Schule«. Aufgefordert, ſich ebenfalls einzutragen, ſchrieb er einfach:

Richard Cobden. Paris, 30. Auguste 1849.

Ganz charakteriſtiſch. In allem der Matter-of-fact-Mann!

10. Der Ueberfall von Ablis.

Schleswiger Huſaren und elf vom 11. Bayriſchen Regiment.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſrem Lager,
Als gegen Abend, unſer Vortrab fliehend
Ins Lager ſtürzte, rief, der Feind ſei da.
(Wallenſtein.)

Von 6 an war Plauderſtunde. Dann kamen, wie ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, die Avantageure, Sergeanten und Unteroffiziere (meiſt Cavalleriſten), um, ein Glas Thee in der Hand und die Füße am Kamin, die Tagesereigniſſe durchzuſprechen: wer krank ſei? wer geſtorben ſei? ob es noch lange dauern werde? ob der Cantinier den Cours des Papierthalers abermals um 5 Sgr. herabgedrückt habe? ob die angeſagten Oefen und Strohſäcke eine Wirklichkeit werden oder eine Mythe bleiben würden? Es waren nicht gerade welterſchütternde Fragen, die uns beſchäftigten und die an zweiten und dritten Abenden mit derſelben Hingebung behandelt wurden, wie am erſten; die Hauptunterhaltung blieben aber doch die Kriegsabenteuer, namentlich die Momente der Gefangennehmung, und aus der Fülle von Stoff, der damals vor mir ausgeſchüttet wurde, geb ich das Nachſtehende.

Sergeant Polzin erzählt:

Unſere Diviſion (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) lag in Rambouillet. Wir waren 5 Regimenter ſtark: Brandenburgſche Küraſſiere, Fürſtenwalder Ulanen, Zieten-Huſaren, — das waren die alten; dazu zwei neue: die 15. Ulanen und die 16. Huſaren, beides Schleswig-Holſteiner. Ich ſtand bei den 16. Huſaren, 3. Eskadron.

Am 7. Oktober Mittags wurden wir allarmirt und auf einer der nach Chartres führenden Chauſſeen (nicht auf der Hauptſtraße) bis zum Dorfe Ablis vorgeſchoben. Wir waren die äußerſte Spitze. In Chartres ſtand der Feind.

Es mochte 5 Uhr ſein, als wir in Ablis einruckten; es dämmerte ſchon. Wir ſuchten das Dorf ab, fanden nirgends Verdächtiges, beſetzten die nach Süden zu gelegenen Gehöfte und ſtellten Doppelpoſten an die vier Ausgänge des Dorfes. Das ſah ſehr gut aus und konnte einen Rekruten beruhigen, aber nicht einen Alten. Es war ein Fehler von Grund aus. Unſer Rittmeiſter behandelte uns wie Infanterie; wir waren aber nicht hierher geſchickt worden, um Schützen oder Jäger zu ſpielen. Wir waren Huſaren; wir mußten Spielraum haben. Statt deſſen hatten wir Barrikaden. Unſinn. Sie kamen uns ſpäter theuer genug zu ſtehen.

Um 9 Uhr — wir lagen ſchon bei unſeren Pferden — rückte noch eine Unterſtützung für uns ein: 60 Mann vom 11. Bayriſchen Regiment. Nun ſicherlich wär' es an der Zeit geweſen, unſere Huſaren wieder zu Huſaren zu machen und nach allen vier Seiten hin Vedetten zu ſtellen und Recognoscirungspatrouillen auszuſchicken; aber nichts von dem allen geſchah. Wir ſollten als »Infanterie« zu Grunde gehen.

Eine halbe Stunde ſpäter nach Einrucken der Bayern ſchlief alles feſt. Ich allein wachte. Ich hatte in dem Gehöft, in dem wir lagen, den ganzen Abend über ein Kommen und Gehen bemerkt, ein Zuſcheln und Flüſtern und dann wieder ein raſches Abbrechen, wenn ſie ſich beobachtet glaubten; — das ganze Neſt war mir unheimlich vorgekommen; es ſtand feſt in mir, daß es was geben müſſe. Bei jedem Geräuſch horcht' ich auf; aber es war nichts. Ich hört' es noch Mitternacht ſchlagen, dann fiel ich in tiefen Schlaf wie die andern.

Es mochte 3 Uhr ſein, als es an die Stallthür pochte; klick, klack. Ich ſprang auf und rief noch in halbem Schlaf: »gleich, gleich«; aber während ich noch auf die Stallthüre zutappte, ſteigerte ſich das Klopfen ſo, daß es kein Klopfen ſein konnte; klick, klack; wie wenn Steine aufs Dach fallen. Jetzt wußt ich was los war; »'raus Kerls, wir ſind überfallen«.

In meinem Stall lagen 10 Mann. Wie ein Wetter waren ſie auf; aller Schlaf wie weggeblaſen; Karabiner in Hand ſtürzten wir hinaus.

Als wir in die Dorfgaſſe traten, ſtand ſchon alles im Gefecht. Von rechts her, aus der Mitte des Dorfs, wo die beiden Gaſſen ſich ſchneiden, hörten wir das Commando der Bayriſchen Offiziere, von links her blitzten die Karabinerſchüſſe der Unſeren, oder leuchtete mitunter das Blau und Weiß der Uniformen. Der Feind ſchien überall. Im Einverſtändniß mit den Bewohnern drang er weniger durch die Eingänge des Dorfs, als durch die Häuſer und Gärten vor; aber noch war nicht alles verloren. Die Bayern, erſichtlich, hielten Stand; ja, wir konnten hören, daß ſie Terrain gewannen. Wir riefen uns einander zu. Wenn wir jetzt als richtige Huſaren, unſere Pferde unterm Leibe, in die zerſtreut kämpfenden Feinde hineingefahren wären und in immer wiederholtem Auf- und Niederjagen die beiden Dorfſtraßen leer gefegt hätten, während die Bayern die vier Eckhäuſer am Kreuzungspunkt beſetzt hielten, ſo wären wir vielleicht durch geweſen. Aber die verd . . . Barrikaden! Keine 50 Schritt freie Bewegung. Wir ſcheiterten, weil wir uns ſtatt auf die Pferde, auf den

Karabiner verlaſſen mußten. Jeder kann nicht jedes.

So knatterte es hin und her. Unſere dünne blaue Linie wurde immer dünner; die anſtürmenden Franctireurs drängten uns von der Straße auf das Gehöft, von dem Gehöft in die Ställe; hier ſtanden wir jetzt rathlos bei unſren Pferden; von außen her, durch Thüren und Luken, knallte der Feind aufs Gerathewohl in die dunklen Räume hinein. Unteroffizier Balzer, eines reichen Gutsbeſitzers Sohn, unſer Aller Liebling, ſprang, als er Mann und Pferd neben ſich fallen ſah, mitten in den Haufen der Draußenſtehenden hinein und rief: Pardon! Sein gutes Geſicht, ſeine bittende Stimme ſchienen ihn retten zu ſollen: der Zunächſtſtehende ſetzte das Gewehr ab und ſah ihn an; aber im ſelben Augenblick ſprang ein Zuave vor und jagte ihm mit einem Deutſch geſprochenen »ſtirb Hund« die Kugel durch den Kopf.

Wir andern kapitulirten. Alle Offiziere waren todt; wir waren noch 56 Mann.

Corporal Vollnhals erzählt:

Wir rückten um 9 Uhr ins Dorf, drin wir die Schleswiger Huſaren ſchon vorfanden. Wir waren 60 Mann unter Oberlieutenant Schneider vom 11. Regiment, 1. Bataillon (Regensburg). Die Ausgänge waren von den Huſaren beſetzt; wir verdoppelten die Poſten, legten eine Feldwache von 30 Mann nordweſtlich und bezogen mit dem kleinen Reſt, der uns blieb, Allarmquartiere in der Mitte des Dorfs. Ich war im Dorf.

Um 3 Uhr knatterte es draußen. Der Feind griff von allen Seiten gleichzeitig an; ſo hieß es denn Knäuel bilden, um die Zurückgehenden aufnehmen und den Feind, woher er auch komme, erwarten zu können. Unſere ausgeſtellten Poſten waren ſämmtlich weggeſchoſſen worden; die zurückgehende Feldwache hatte ſchwere Verluſte gehabt, ſo muſterten wir denn nur noch 40 Mann. Mit dieſen galt es jetzt das Dorf zu halten. Nach Süden hin, in geringer Entfernung, ſtanden die Huſaren.

Eine Viertelſtunde lang ging es. Wir attakirten mit dem Bajonet und drängten das, was uns gegenüber ſtand, mehrmals bis an die Einfaſſungsmauer zurück; aber jedesmal wenn wir anſchlugen, um eine volle Salve in den dichten Haufen hinein abzugeben, hieß es aus dieſer Maſſe heraus: »ſchießt nicht Kinder, wir ſind ja Preußen«. Im ſelben Augenblick trafen uns Kugeln von hinten her. Nun machten wir Kehrt, glaubten wirklich den Feind blos im Rücken und in unſrer Front die Preußen zu haben, aber im ſelben Moment, wo wir die Schwenkung gemacht, umziſchten uns auch ſchon wieder die Kugeln unſerer vermeintlichen Deutſchen Brüder. Wir wußten nicht ein noch aus, und zuletzt von Wuth und Todesangſt getrieben, ſchoſſen wir blind in alle Haufen hinein, um dem Spiel ein Ende zu machen.

Aber das Spiel war uns bereits theuer zu ſtehen gekommen. Alle Offiziere todt. Als ich jetzt an dem Straßenkreuzungspunkte mich umſchaute, ſah ich, daß wir nur noch 15 Mann waren. Ich war der einzige Chargirte und übernahm das Commando. Von allen Seiten gedrängt, zog ich mich in das zunächſt gelegene maſſive Haus zurück und beſetzte den erſten Stock, nachdem ich die Thür unten, ſo gut es ging, verrammelt hatte. An jedem Fenſter 4 Mann. Ich poſtirte ſie ſchräg hinter dem rechten Pfeiler, ſo daß ſie gedeckt ſtanden und einen ſichern Schuß hatten. Der Himmel war mit uns. Bis dahin war es dunkel geweſen; jetzt aber dämmerte es, und der erſte über die Dächer kommende Tagesſchimmer fiel ſo hell auf unſere Läufe, daß wir das Korn ſehen und ſcharf zielen konnten, während die Franzoſen unten im Halbdunkel ſtanden. So ging es fort bis alle Patronen verſchoſſen waren; unſer matter werdendes Feuer hatte ohnehin dem Feinde ſchon verrathen, wie's mit uns ſtand. In dieſem Augenblick rückte die Maſſe drüben zum Sturme vor; noch einen letzten Schuß gab ich ab; dann hörten wir wie unten die Fenſter und Hinterthüren eingeſtoßen wurden und alles treppan lärmte. Eine Salve in unſer Zimmer hinein; vier von meinen Leuten ſtürzten; ein Chaſſeur packte mich beim Kragen und ſchüttelte mich. Ich ſtieß ihn in eine Ecke zurück. Wüthend ſetzte er mir das Gewehr auf die Bruſt und drückte los, während ich eben den Lauf an der Mündung gefaßt hatte. Die Kugel riß mir die Spitze des kleinen Fingers fort. Jetzt mußte ſich's entſcheiden. Wir wollten uns eben an den Hals fahren, als ein Offizier, ſo viel ich verſtehen konnte ein Pole, zwiſchen uns ſprang und mich rettete. Er erklärte uns alle »als in ſeinen Schutz geſtellt«, und als er ſah, daß wir nur noch 11 Mann waren, lobte er uns. Mir nickte er zu, was er jedesmal wiederholte, wenn er ſpäter an mir vorüberkam.

Sergeant Polzin erzählt weiter:

Um 5 Uhr früh war alles was von uns noch übrig war, in dem großen Gaſtzimmer des einen Gehöftes verſammelt; Huſaren und Bayern, alles bunt durcheinander. Verwundete gab es nicht; wenigſtens haben wir nichts davon gehört.

Es war eine wunderliche Beleuchtung; Kaminfeuer und ein halbes Dutzend Lichter, auf Blaker und Flaſchen geſteckt. Zwei oder drei dieſer

Lichter ſtanden auf einem großen runden Tiſch, der an ein offenſtehendes Fenſter gerückt worden war; Tageslicht drang ein. Wir athmeten auf in dieſer Morgenfriſche. Auf dem Tiſche ſelbſt lag alles aufgeſchichtet, was man den Todten draußen an Geld und Geldeswerth abgenommen hatte; jetzt mußten auch wir deponiren, was wir in unſeren Taſchen hatten. Mitunter half eine Franctireur-Hand nach und beſchleunigte die Unterſuchung. Nun ging es an ein Sortiren und Theilen. Ein Zehnthalerſchein, deſſen Werth der großen Mehrzahl ein Geheimniß war, wurde verächtlich bei Seite geſchoben. In demſelben Augenblick aber fuhr durch die dem Tiſch zunächſt ſtehende Franctireur-Mauer eine Hand hindurch, griff nach dem Schein und ſagte mit unverkennbarem Accent: »dir kann ich jrade brauchen«. Es war eine Art Elite-Corps, mit dem wir es zu thun gehabt hatten, Fremdenlegionaire, Abhub aus aller Herren Länder, Italiener, Polen, Hannoveraner, und — wie überall in der Welt — auch Berliner.

Von Geldeswerth war uns allen nur eines

geblieben: einem meiner Huſaren hatte ein Seitenſchuß die ganze Uhr aus der Kapſel herausgeſchoſſen; an ſeiner Uhrſchnur hing nichts als die ſilberne Schale. In gutem Humor hatte man ſie ihm als »Andenken an Ablis« überlaſſen.

Wir erhielten einen Frühtrunk und einen Biſſen Brod; dann ging es auf Chartres zu. Unter dem Jubel der Bevölkerung zogen wir ein.

Gegen Abend ſahen wir von unſerem Gefängniß aus, daß ſich der Himmel gegen Norden hin röthete. Wir ahnten was es war, drei Tage ſpäter wußten wir es. Die ganze Diviſion war von Rambouillet aus gegen Ablis vorgerückt, um das Dorf für ſeinen Verrath zu ſtrafen. In weitem Kreiſe ſtanden die Regimenter; dann feuerte die reitende Batterie ihre Brandgranaten in das unglückliche Dorf, und am andern Morgen war Ablis ein Aſchenhaufen.

11. Drei von den 3. Garde-Ulanen.

Sie preſchten zurück in vollem Galopp, hopp, hopp,
Daß an der Lanze das Fähnlein ſtob, hopp, hopp,
Leb wohl, leb wohl, lieb Kamrad mein,
Es mußte doch mal geſchieden ſein,
Ach ja,
Er ſtürzte vom Pferde allda.

G. Heſekiel.

Unteroffzier Janeke erzählt:

Wir lagen bei dem Dorfe Villaines, zwei Meilen nördlich von St. Denis. Am 3. November früh erhielt ich Ordre, mit vier Mann einen Recognoszirungsritt bis Ecouen und Sarcelles zu machen und Nachricht zu bringen, ob ſie beſetzt ſeien, wie ſtark und womit. Das große Dorf Ezonville war halber Weg. Hier ſollte das Abſuchen beginnen. »Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſchon in Ezonville ſtecken, aber es iſt möglich. Alſo aufgepaßt. Und nun mit Gott.«

Wir ritten aus; es nebelte noch. Das erſte Dorf, das wir paſſirten, hieß Villiers-le-Sec, das zweite Lemesnil-Aubry; der Nebel war inzwiſchen gefallen und Alles verſprach einen klaren Tag. Wir trabten nun auf das dritte Dorf zu. Es war Ezonville. Sein heller Kirchthurm blinkte ſchon durch die Pappeln.

Als wir dicht heran waren, ſtießen wir auf drei Mann von unſerer 5. Escadron, die ſchon vor uns ausgeritten waren. Der Gefreite machte Meldung und ſtellte ſich unter mein Commando. Ich hatte nun 7 Mann und war guter Dinge; mit ſieben Lanzen iſt ſchon was anzufangen.

Ich theilte jetzt meine Streitkräfte in zwei Seiten- und eine Mittel-Patrouille. Die Mittel-Patrouille (für das Dorf beſtimmt) war die Hauptſache. Dieſe führte ich ſelber und ſuchte mir zwei Mann dazu aus, die beiden beſten. Ich ſagte mir ſo: die drei von der 5. Escadron mögen gut ſein, aber du kennſt ſie nicht; deine eigenen kennſt du: Rabinsky is ein Deubelskerl, aber Pollacke und unzuverläſſig; Pottmüller is willig, aber noch ein halber Rekrut; bleiben dir noch Sattler Gemke und der rothhaarige Schindler; die nimm, die ſind jut. Und ſo nahm ich mir denn Gemken und Schindlern; die drei von der 5 ſchickt' ich links um das Dorf rum; Rabinsky und Pottmüller rechts.

Sattler Gemke hatte die Spitze; dreißig Schritt hinter ihm Schindler und ich; ſo ritten wir in das Dorf ein. Ich kannt' es ſchon von Mitte Oktober her, wo wir bei hellem Mittagsſchein durchgekommen waren. Ein langes Dorf, blos zwei Reihen Häuſer; in der Mitte die Kirche mit einem Platz. Ich hatt' es noch gut in Erinnerung.

Die erſten Gehöfte in ihrem weißen Anſtrich und mit den Vorgärten, in denen noch das bunte Laub hing, ſahen freundlich genug aus; aber in jeder Thür ſtand ein altes Weib, was mir all mein Lebtag nichts Gutes bedeutet hat. Ich ritt an die erſte heran und fragte: »Franctireurs?« worauf ſie mit dem Kopf ſchüttelte, nach Süden hin zeigte und blos immer wiederholte en bas. Ich ſagte »Dank, Mütterchen«, ritt auf die zweite zu und fragte wieder »Franctireurs?«

worauf dieſe mit dem Kopfe nickte, auch nach Süden zeigte und auch wiederholte en bas.

Ich war jetzt ärgerlich; die eine ſchüttelte, die andere nickte; ich warf ihr alſo einen altmärkiſchen Morgengruß an den Kopf, den ich hier nicht wiederholen will. Vielleicht hatte ſie's gut mit mir gemeint. Es iſt ſchlimm, wenn man ſich in fremden Sprachen vernachläſſigt hat.

Gemke war uns jetzt erheblich vorauf. Schindler und ich ritten rechts und links an den Gehöften vorbei; wo es möglich war, hielten wir uns ſo dicht an den Häuſern hin, daß wir in die Fenſter des erſten Stocks hineinſehen und den Flur und die Zimmer muſtern konnten. Aber nirgends zeigte ſich etwas Verdächtiges; die Dorfſtraße war leer, die Gehöfte wie ausgeſtorben; nur Kinder ſpielten im Hof. Männer ſchien es nicht zu geben.

So waren wir an der Kirche vorbei bis an die letzten, ſchon vereinzelt ſtehenden Häuſer gekommen und wollten eben auf Ecouen und Sarcelles zu uns in Trab ſetzen, als zwei Schüſſe fielen, und Gemke, ſein Pferd herumwerfend, in voller Carriere auf uns zu ſprengte. Er hielt ſeinen linken Arm in die Höh', der ſtark blutete. Jetzt wußt' ich Beſcheid. »Gemke« rief ich ihm zu »helfen is nich; Sie müſſen ſehen wie Sie durchkommen; immer querfeldein; Gott verläßt keinen Ulanen nich.« Ich ſah noch wie er über den Graben ſetzte. Schindler und ich aber machten Kehrt und jagten wieder zurück in das Dorf hinein, das wir eben erſt verlaſſen hatten.

Welch Wechſel! Die Gaſſe ſtand jetzt ſo vollgepfropft als ob Jahrmarkt oder Hinrichtung wäre. Es war auch ſo was. Durch dieſen Menſchenhaufen mußten wir hindurch. Es ſchien glücken zu ſollen. Die ganze Maſſe war erſichtlich noch nicht recht in Ordnung; nur einzelne Schüſſe fielen. So kamen wir bis an den Kirchenplatz, wo die Straße nach links hin ausbuchtet. Hier war alles leer; ich that einen vollen Athemzug und dachte ſo vor mich hin: Janeke, das war überſtanden.

Aber ich hatte mich verrechnet. In der zweiten Dorfhälfte hatten ſie derweilen Zeit gefunden ſich zurecht zu machen, und als wir jetzt in die wieder ſchmaler werdende Gaſſe hinein wollten, da ſahen wir aus allen Fenſtern und Dachluken Gewehrläufe auf uns gerichtet, und gleich dahinter einen in drei Gliedern ſtehenden Schützenzug, der uns mit Flintenſchüſſen empfing. Ich duckte mich; als wir aber glücklich durch waren, richtete ich mich hoch auf, um zu ſehen, was wir noch vor uns hätten, und ſah nun, daß bis ans Ende des Dorfes hin und drüber hinaus, alle hundert Schritt eine ſolche Chaine gezogen war, und daß wir alſo auf dem zwiſchenliegenden freien Raum das Seitenfeuer der Häuſer und das Frontfeuer dieſer Chainen auszuhalten haben würden.

An dieſen Ritt will ich denken. Schindler, nach links, immer dicht neben mir; nur ſo viel Zwiſchenraum, daß er mit ſeiner Rechten frei hantiren konnte. »Mann, rief ich ihm zu, wir müſſen durch!« Sein Sommerſproſſengeſicht nickte mir zu und der rothe Spitzbart tupfte ihm dabei vorn auf die Ulanka und das Kreuz von 66. So ging es hinein; Schindlers Lanze immer um drei Fuß vor. Ich faßte meinen Säbel krampfhaft feſt und ſtieß und hieb, aber das war nur Spielerei; davon iſt nicht zu ſprechen neben der Lanze meines Rothkopps. Was ich ſonſt nur immer gehört hatte, hier ſah ich es: die *Lanze iſt eine furchtbare Waffe.* Ich will nicht Zahlen nennen, ſie möchten doch nicht geglaubt werden; zudem bin ich meiner Sache nicht ſicher. Ich weiß auch nicht wie viel der Anprall der Pferde und wie viel die bloße Furcht vor dieſer langvorgeſtreckten Spitze gethan haben mag, aber das muß ich ſagen, ich habe den Eindruck, daß uns dieſe eine Lanze unſern Weg durch all die Colonnen bohrte. Keine Kugel traf; wir hörten nur das Klatſchen auf den Dachziegeln gegenüber.

Jetzt kam wieder eine Lichtung, ein größerer Zwiſchenraum, und über die Köpfe der zwei letzten Chainen weg, die den Ausgang ſperrten, ſah ich ſchon die Pappeln der Chauſſee und dachte eben in meinem Sinn: »ſie ſchießen doch zu ſchlecht«, klatſch, da hatt' ich eins weg in den Schenkel, nicht viel, aber mein Pferd mußte ſcharf getroffen ſein, denn das Blut ſpritzte hoch auf und meine weißen Fangſchnüre waren wie getränkt damit. Ein Unglück kommt nie allein. In dieſem Augenblick rief Schindler: »Unt'roffizier, ich bin getroffen«, und ich ſah deutlich, daß er zuſammenzuckte. »Halt Dich feſt,« ſchrie ich ihm zu, »durch, durch,« und er packte mit der Linken den Hals ſeines Braunen und ging wieder hinein. Es war ein prächtiger Kerl. Aber plötzlich fehlte er neben mir; mit halbem Blick nach links ſah ich, daß Pferd und Reiter zuſammengebrochen waren und daß man über ihn her war. Ich hatte nicht viel Zeit drüber nachzudenken, denn im nächſten Augenblick war es auch mit mir vorbei. Mein Pferd, von einer zweiten Kugel in den Kopf getroffen, ſtürzte zu Boden; ich lag drunter und verlor die Beſinnung.

Als ich wieder zu mir kam, war ich unter einem Dach von Bajonetten. Man zog mich hervor und ſchleppte mich im Triumph in die Mitte des Dorfes, an meinem treuen Schindler vorbei. Er richtete ſich noch einmal auf; der Todesſchmerz ſtand ihm im Geſicht. Es hat nicht lange mehr gedauert. Einer von den Francțireurs gönnte ihm eine letzte Kugel. Es war auch das Beſte.

Sattler Gemke, wie ich gehört habe, iſt durchgekommen und hat ſeine Meldung gemacht. Ich gönn's ihm; einer hat eben Glück vorm andern; die Looſe fallen verſchieden. Gemke lebt, Schindler iſt todt und ich — ſitze hier.

12. Fünf vom 14. Jäger-Bataillon.

> Tarry, dear cousin!
> My soul shall thine keep company to heaven.
> Tarry, sweet soul, for mine, then fly a-breast.
> Shakespeare. (Henry V.)

Jäger Schoenfeldt erzählt:

Wir lagen 2 Meilen rechts[2] von Corbeil, die ganze 17. Brigade, das Grenadier-Regiment aus Schwerin, die Roſtocker Füſiliere und unſer Jäger-Bataillon. Alles war guter Dinge; unſere Offiziere wetteten »in 4 Wochen iſt es vorbei«; nur in Einem ſah es ſchlecht aus: wir hatten nichts zu eſſen. Das iſt immer ſchlimm, aber für einen Mecklenburger doppelt.

Am 16. Oktober erhielt unſer Bataillons-Kommando, Major v. Gaza, einen Brief von guter Hand, in dem zu leſen ſtand, daß in dem Städtchen Nogent ein deutſcher Kaufmann wohne, der noch Vorräthe habe und gewillt ſei, ſie gegen gute Prozente zu verkaufen. Gut ſo. Das war juſt was wir brauchten. Ein Detachement ſollte am andern Morgen aufbrechen, um bei beſagtem Kaufmann für 100 Thaler Brod, Cognac und Taback zu erhandeln. Mit dem Brod ſtand es ſchon ſeit 14 Tagen ſchlecht. Ein Wagen, ein guter Zweiſpänner, ſollte für die Fahrt beſchafft werden. Ich erfuhr ſpät Abends, daß ich mit von der Parthie ſein werde.

Zwei Tage hin, zwei Tage zurück; ich freute mich nicht wenig.

Am 17. früh brachen wir auf; in Mormant ſollten wir übernachten und am Nachmittage des zweiten Tages in Nogent eintreffen. Dies war Alles. Karten hatten wir nicht. Wir wußten nur dreierlei: Beſtimmungsort Nogent, Richtung nach Oſten, Entfernung 10 Meilen. So ausgeſtattet, hofften wir in der That uns durchtappen zu können. Wir waren guter Dinge und ohne Ahnung davon, daß es in Frankreich anderthalb

Dutzend Nogents giebt. Das ſollte verhängnißvoll für uns werden.

Das Detachement, wenn ich von mir abſehe, war gut gewählt. Unteroffizier Ellis, Gefreiter Fritſche, Jäger Lübbe, Jäger Jahn; dazu ich. Ellis, Gutsbeſitzer, hatte das Jahr vorher als Freiwilliger beim Bataillon geſtanden; Fritſche, Schiffscapitain oder Steuermann, ich weiß nicht genau, war eben aus England zurückgekommen; Lübbe, Apotheker; Jahn, Mediciner. Sie waren all aus gutem Hauſe und konnten parliren. Jahn am beſten. Fritſche war aus Roſtock, Sohn des Profeſſors; Jahn aus Schwerin, Sohn des Hofpredigers. Ich für mein Theil wußte nichts. Es muß auch ſolche geben.

Der erſte Tag verging ohne Störung. Wir fuhren bei guter Zeit in Mormant ein; vier Meilen waren gemacht. Wir befanden uns hier noch im Bereich unſerer Armeen; Alles war dienſtfertig und bereit. So verging die Nacht.

Sechs Uhr früh ſaßen wir wieder auf unſerem Wagen, die Büchſe im Arm, und trabten auf Nogent zu. Wir hatten am Abend vorher Information eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß wir über Provins fahren müßten. »Immer oſtwärts die Chauſſee hinunter; noch drei Meilen bis Provins, noch ſechs Meilen bis Nogent.« Das ſchien zu ſtimmen; Entfernung und Himmelsgegend waren richtig. Es war aber dennoch falſch. Wir fuhren auf Nogent ſur Seine, ſtatt auf Nogent ſur Marne; das Marne-Nogent (Eiſenbahnſtation zwiſchen Chateau-Thierry und La Ferté) lag unterm Schutz der Preußiſchen Bajonete, das Seine-Nogent unterm Schutz der Franctireurs. Unſer Schickſal wollte es, daß wir auf das Franctireur-Nogent zufuhren. Ob uns der Wirth von Mormant (Mormant war Gabelpunkt für beide Wege) abſichtlich in die falſche Direktion ſchickte? Ich glaub' es kaum.

Es war ein koſtbarer Tag dieſer 18. Oktober und heiter wie der Tag gings in die Landſchaft hinein. Fritſche richtete ſich hoch auf, ſchwenkte ſeine Büchſe und rief, als wir das nächſte Dorf paſſirten: »Hoch Deutſchland; heut iſt der 18. Oktober!« Wir ſtimmten jubelnd ein; die Chauſſee hinauf, hinunter, ging es durch die ſchönen lachenden Dörfer. So kamen wir nach Provins. Es war gerade Mittag.

Provins iſt eine reizend gelegene Stadt am Fuß und Abhang eines Berges; beinah einſam, vom Berge herab, grüßt eine alte Kirche; durch die Stadt hin aber ſchlängelt ſich ein Fluß mit Lohmühlen und Gerbereien, und dazwiſchen — Roſengärten. Einzelne Stämme ſtanden noch in Blüthe.

Wir fuhren auf den Markt, hielten vor einem Gaſthaus um zu futtern und begannen eben Fragen zu ſtellen, wie man wohl thut, wenn man ſicher und guter Dinge iſt, als wir plötzlich den Marktplatz mit Hunderten von Menſchen ſich füllen ſahen, viele blos neugierig, aber die meiſten erſichtlich feindſelig. Die Antworten auf unſere Fragen wurden immer kürzer; ein Murmeln begann, ein Andrängen auf unſern Wagen zu, ſo daß Ellis, der Ordre hatte alle Häkeleien zu vermeiden, uns ſchnell entſchloſſen zurief »aufſitzen«, und im nächſten Moment ſchon raſſelte der Wagen wieder über das Pflaſter hin, mitten durch die auseinanderſtiebende Menſchenmenge hindurch, zur andern Seite der Stadt hinaus. Ein Geſpräch mit dem Wirth hatte uns ſchon vorher genau die Richtung angegeben. Die Richtung auf das falſche Nogent. Es war noch drittehalb Meilen.

Das Geſchrei der Menge folgte uns, ſtarb aber bald, und der ganze Vorgang, dem wir bis dahin wenig Bedeutung beigelegt hatten, da wir uns auf völlig geſichertem Boden glaubten, war ſchon halb wieder vergeſſen, als wir, dreiviertel Meilen hinter Provins, in den Forêt de Sordun eintraten, der, mehrere Stunden groß, das halbe Terrain zwiſchen Provins und Nogent mit ſeinen Wald- und Berg-Couliſſen ausfüllt. Wir mußten jetzt durch Schluchtenwege hindurch, die zu beiden Seiten ſich bald zu beleben anfingen; hinter jedem Baum trat ein Blaukittel hervor, einige bewaffnet, andere nicht; auch Frauen und Kinder. Dieſe begannen ein Gejohle und Geſchrei; alles aber folgte und hing ſich wie eine Heerde Wölfe, die auf den richtigen Moment wartet, an unſer Gefährt.

»Nicht umſehen«, kommandirte Ellis und

nahm ſelber die Leinen in die Hand. Er war ein guter Fahrer und die beiden dampfenden Pferde, die in Provins ohnehin um ihre volle Ration gekommen waren, griffen jetzt aus mit ihrer letzten Kraft. Das half zunächſt; der Wald lag alsbald hinter uns; nur die beſten Läufer hatten Schritt mit uns gehalten; Nogent konnte keine Stunde mehr ab ſein; wenn die Pferde aushielten . . . ?! In dieſem Augenblick fuhren wir in ein Dorf hinein; in Mitte deſſelben ſtanden die beiden Braunen ſtill; ſie konnten nicht weiter. Ellis warf die Zügel aus der Hand und ſprang vom Wagen; wir andern folgten.

Nur Fritſche blieb oben ſtehen; er hatte die angeborene Heldennatur und ſchrie in das Geſchrei des andrängenden Menſchenhaufens hinein: »Qu'est c'est-que ça? que voulez-vous?« Sie blieben ihm die Antwort nicht ſchuldig: »Vos fusils! vous êtes prisonniers« und im ſelben Augenblick ſtürmten ſie auf ihn ein; ein Franctireur, ein ſchöner junger Kerl mit Klapphut und rother Schärpe, an ihrer Spitze. Ich ſeh ihn noch. Fritſche ſchlug an und der Franctireur ſtürzte zu Boden. Ich habe nie ſo viel Blut an einem Menſchen geſehen. Aber dies Blut kam über uns. Eh uns noch klar war, was geſchehen, waren wir entwaffnet. Fritſche, der ſich auch jetzt noch zur Wehr ſetzte, wurde vom Wagen gezerrt und an die Wand des nächſten Hauſes geſtellt: »meurs chien prussien!« Er wußte jetzt, daß er vor dem Tode ſtand, richtete ſich in die Höh, riß Rock und Weſte auf und ſchrie: tirez. Im ſelben Moment lag er todt am Boden. Ellis, in Verzweiflung, machte ſich gewaltſam los, um die Hand des Todten noch einmal zu faſſen; aber eh er zehn Schritt gemacht hatte, trafen ihn drei Kugeln in Kinnbacke, Bruſt und Schenkel; er kroch jetzt heran und umarmte zärtlich die am Boden liegende Leiche des Freundes. Selbſt die Feinde hielten einen Augenblick inne und ſahen dem grauſig-rührenden Schauſpiel zu. Aber im nächſten Augenblick war Lübbe auf den Tod getroffen, und Jahn und ich wurden an die Bäume der Chauſſee geſtellt, um hier das Schickſal Fritſches zu theilen. Ich war fertig und hatte nur noch ein Flimmern vor den Augen; aber

Jahn (Gott ſegne jede franzöſiſche Privatſtunde, die er gehabt) ſprang jetzt vor und haranguirte die tobende Volksmaſſe. Ich weiß nicht mehr, was er ſagte, er wird es ſelber kaum wiſſen, aber als er ſchwieg, ſetzten ſie die Gewehre ab und erklärten uns als Gefangene. Wir mußten uns jetzt auf die Bank des Wagens ſetzen, zwei Franctireurs dicht neben uns; dann wurden die beiden Verwundeten aufgeladen, zwiſchen ihnen die Leiche Fritſches. So ging es auf Nogent zu.

Ellis litt unſäglich. Er beſchwor die Franzoſen, ſeiner Qual ein Ende zu machen. Umſonſt. Im Trabe ging es weiter. Als wir Schritt fuhren, eine Berglehne aufwärts, kam ein Bauer uns nachgelaufen, der den anſtoßenden Acker pflügte. Er verwünſchte uns Alle; dann nahm er ſeinen Peitſchenſtock und ſchlug den ſterbenden Ellis ins Geſicht. Das war den Franctireurs denn doch zu viel; ſie ſprangen vom Wagen und ſtießen das blaukittlige Scheuſal in den Chauſſeegraben hinein.

Um 3 Uhr waren wir in Nogent. Welch

Einzug! So hatten wir den „Tag von Leipzig“ gefeiert.

Am 2. November kamen wir hier auf der Inſel an. Es war Todtenfeſt. Das paßte ſchon beſſer.

13. Begräbniß.

Sie hüllten ihn ein in weißes Lein
Und trugen ihn dann zur Ruh,
Die Mönche ſangen die Todtenmeß
Und Litaneien dazu.

W. Scott.

Arbeit und Lektüre kürzten die Zeit, aber für Jeden, der weder das Eine noch das Andere hatte, waren es langweilige Tage, nichts geſchah, und Sergeant Genzel, wenn er ſeinen Heine ſo gut kannte wie ſeinen Schiller, durfte citiren:

Nur wenn ſie einen begraben,
Bekommen wir was zu ſehn.

Leider kam dies »Begraben« bald öfter vor, als auch dem Zerſtreuungsſüchtigſten unter uns wünſchenswerth ſein mochte. Niemand konnte wiſſen, wie bald die Reihe an ihn kommen würde. Erſt ſtarb ein Alter, ein bayerſcher Fuhrmann. Offiziell hieß es, er habe einen »organiſchen Fehler“ gehabt. So heißt es immer. Der zweite war ein Cüraſſier (auch Bayer), den man von Orleans krank hergebracht hatte. Am 22 November begruben wir ihn.

Um 9 Uhr wurd' es lebhaft. Chorknaben, vier oder ſechs, mit weißen Hemden und rothen fezartigen Mützen, erſchienen auf dem Kaſernenhofe; dann kamen drei Geiſtliche, ſchwarz und weiß, mit Mitren auf dem Haupt. Die Bayern ſtanden ſchon da und formirten ſich zu einer Kolonne. Acht von ihnen, in blankem Helm, trugen den Sarg herbei, der bis dahin in einem Schuppen geſtanden hatte, und ſetzten ihn auf die Bahre. Es war eine einfache Holzkiſte mit einem zugeſchrägten Deckel. Das ſchwarze Tuch mit dem ſilbernen Kreuz wurde drüber geſchlagen; dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung, zunächſt auf die Stadt und die Kirche zu, die Chorknaben mit Crucifix und rothen Laternen allen Uebrigen vorauf. So ging es durch das Portal über die Zugbrücke. Als wir an der Cantine vorbei kamen, ſchwenkten einige Leidtragende ab; ihre Empfindungen nahmen plötzlich eine andere Richtung.

Die Mehrzahl folgte. So erreichten wir die Kirche, die ſich bald füllte; denn auch die Stadt nahm Theil. Freund und Feind durcheinander, ſo ſaßen wir da.

Die acht Bayern hatten inzwiſchen die Bahre mit dem Sarg in das Mittelſchiff geſtellt, unmittelbar in Nähe des hohen Chores, der nur durch ein vergoldetes Eiſengitter von uns und dem Todten geſchieden war. Die geiſtlichen Herren nahmen innerhalb des Chores Platz; dann begannen die Litaneien. Es klang miſererehaft.

Ich konnte den Worten nicht folgen und betrachtete deshalb lieber die Kirche. Sie war in gutem Styl aus gutem Materiale gebaut; dabei mit Bildern reich geſchmückt. Die Altar-Niſche wies, außer dem großen Altarbilde, noch zwölf kleinere auf. Aehnlich die ganze Kirche. Mehrere waren gut, viele mittelmäßig, keins ſchlecht. Man konnte hier, wie in jeder franzöſiſchen Kirche, wahrnehmen, daß die Durchſchnittsleiſtung nach dieſer Seite hin beſſer iſt als bei uns. Ich lege nicht viel Gewicht darauf, aber es iſt doch immerhin etwas.

Nun waren die Litaneien vorüber. Die Geiſtlichen erſchienen neben dem Sarg und laſen die Gebete; ein Chorknabe ſchwenkte den Weihkeſſel; dann that der fungirende Prieſter daſſelbe. Damit war der kirchliche Akt geſchloſſen, und der Zug ſetzte ſich aufs Neue in Bewegung, der Begräbnißſtätte zu.

Es war noch eine hübſche Strecke. An zahlreichen Mühlen vorbei (weiße Rundthürme mit grüner oder rother Dachmütze) ging der Weg. Endlich ſahen wir die weiße Mauer, das Thor ſtand auf und der Zug bog ein. Die Stätte machte einen guten Eindruck; Kreuze und Denkmäler, Alles in Marmor; man ehrte die Todten hier; dazu ſprach aus Allem eine gewiſſe Wohlhabenheit. Cypreſſenbäume und wilder Lorber faßten die Gänge und Steige ein; hier und dort ragte ein Ginſterſtrauch, kahl wie ein Beſen, mit ſeinen hundert Ruthen in die Luft; Hagebutten ſtanden zu Füßen der Gräber, zwiſchen ihren großen, rothen Früchten noch mit vereinzelten, blaßrothen, halbverwaſchnen Blüthen geſchmückt.

Nun hielten wir am Grabe; die thonige,

graublaue Schlickerde lag uns zur Seite. Der Nordweſt ging immer ſchärfer und mahnte zur Eile. Das Brett, auf dem der Sarg ſtand, wurde an die Grube getragen und dann geſenkt, ſo daß der Todte allmälig hinabglitt. Ein Tau, von zwei Männern gehalten, regelte das Hinabgleiten. Nun wurde die Planke zurückgezogen; noch ein kurzes Gebet, dann griffen die Muthigſten in den naſſen Schlick und warfen einen Erdklos hinunter. Damit war es gethan. In drei Minuten war Alles verſchwunden, der Friedhof leer.

Ich konnte ſo nicht ſcheiden. Der Todtengräber, ein Alter, kam und begann zu ſchaufeln. Ich ſah ihm eine Weile zu, ſprach zu ihm und gedachte derer, die, fern in der Heimath des Todten, dieſer Stunde nicht gedachten. Dann, an den Hageroſen vorbei, von denen auch nicht eine auf ſein Grab gelegt werden wird, trat auch ich meinen Rückweg an.

So ſtirbt man in der Fremde.

14. Sturm im Glaſe Waſſer.

War ich, wofür ich gelte,
Ich hatte mir den guten Schein geſpart,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn.
(»Wallenſtein.«)

Das Sterben wurde bald Tagesordnung auf Oléron. Es konnte kaum anders ſein. Etwa Mitte November trafen 700 Bayern auf der Citadelle ein, die man, nach Einnahme Orleans, durch General Aurelles de Paladine, in den dortigen Lazarethen zuſammengeſucht und als »Gefangene« nach Oléron geſchickt hatte. Etwa ebenſo viele, nach andern Angaben erheblich mehr, waren nach Pau dirigirt worden.

Dies Verfahren, lediglich um ſich vor verſammeltem Volk mit einer erträglich hohen Zahl von Gefangenen brüſten zu können, hatte wenig einer Gloire-Nation Entſprechendes, dennoch hätte man mit Rückſicht auf die Nothwendigkeit, dem Volke einen Sporn zu geben, ſolche Maßregel verzeihlich, oder meinetwegen ſelbſt ſehr verzeihlich finden können, wenn man bei dieſem Zuſammenſuchen etwas humaner vorgegangen wäre. Es hätte ſich dann darüber reden laſſen. In ſolchen Zeiten (leider) muß zuletzt Alles dem letzten großen Zwecke dienen. Aber ein ernſter Vorwurf für die franzöſiſchen Machthaber, oder für diejenigen, die in ihrem Namen handelten, wird es bleiben, daß man nicht blos wirkliche Reconvalescenten und leicht Verwundete, ſondern auch Perſonen fortſchleppte, die dicht vor dem Typhus ſtanden oder ihn kaum erſt überwunden hatten. Unter allen Umſtänden aber (und das iſt das Geringſte, das gefordert werden darf) mußte man, wenn man ſo tief in die Lazareth-Beſtände hineingreifen wollte, vorher wiſſen, daß man auf Oléron im Stande ſein werde, dieſen noch halb Kranken Pflege, oder doch ein Bett, oder doch eine Decke geben zu können. Statt deſſen hatten die auf Oléron eintreffenden Siebenhundert in den erſten Nächten kaum Stroh. Das war natürlich kein Zuſtand, um Reconvaleſcenten aufzuhelfen; Rückfälle kamen vor, und der Geiſtliche, die Chorknaben und der Todtengräber mußten

Tag um Tag, in dem Aufzuge den ich geſchildert, auf den Begräbnißplatz hinaus.

Eine Verſtimmung über dieſe Zuſtände war unausbleiblich; beſonders die Preußen, unter denen ſich viele Unteroffiziere und Sergeanten befanden, waren empört und gaben nach ihrer heimathlichen Art (wer raiſonnirte nicht in Preußen!) dieſer Empörung einen unverhohlenen Ausdruck. Beim Cantinen-Grog, auch wohl in der Stadt beim Einkäuſemachen, fielen Worte, »daß dies eine erbärmliche Wirthſchaft und ein ſchlechter Dank für die Rückſicht ſei, die man unſererſeits gegen 300,000 Franzoſen bisher beobachtet habe«; Worte, die alsbald von Mund zu Mund gingen und im Weiterrollen folgende groteske Geſtalt annahmen: die tauſend Gefangenen der Citadelle ſind im Complott; ſie haben vor, die Wachtmannſchaften zu entwaffnen, die Außen-Poſten ins Meer zu werfen; man wird Chateau überfallen und von der ganzen Inſel Beſitz ergreifen. Preußiſche Kriegsſchiffe kreuzen bereits in der Nähe. Man wird weitere Truppen landen, Rochefort einſchließen und von dort aus das Land inſurgiren.

Ein Napoleoniſcher Aufſtand im Rücken der republikaniſchen Armee, — das iſt der Plan. Der »Gefangene auf Wilhelmshöhe« iſt mit im Komplott.

Wir erfuhren dies wieder und lachten herzlich. Die Heldenrolle, die uns zudiktirt wurde, hatte etwas Ehrendes und Schmeichelhaftes für uns; aber bald überzeugten wir uns, daß ſolche Gerüchte doch höchſt gefährlich für uns ſeien und unſer relatives Wohlleben arg gefährden könnten. Was aber, namentlich dem engeren Kreiſe, der ſich bei mir zu verſammeln pflegte, das Allerpeinlichſte war, war das, daß unſer guter Kommandant mit in die Angelegenheit hineingezogen und um ſeiner Nachſicht und Güte willen (die übrigens nie in Schwäche ausartete) bezichtigt wurde, das eigentliche Haupt des Komplotts zu ſein.

Wir beſchloſſen alſo, nicht nur äußerſte Vorſicht zu üben, ſondern namentlich auch die Anſtandsbeſuche, die wir von Zeit zu Zeit in der Kommandantur gemacht hatten, einzuſtellen. Ich wurde dazu noch durch einen beſonderen Vorfall beſtimmt, der, ſo klein und geringfügig er war, doch am beſten zeigte, wie kritiſch bereits die Lage geworden war.

Ich hatte bei einem Nachmittagsbeſuche eben neben dem Kommandanten Platz genommen und ließ mir das Straßburger Bier ſchmecken, das in einer Steinkruke wie immer auf ein zwiſchen uns ſtehendes Tiſchchen geſtellt worden war, als der eintretende Diener den Kapitain N. N. meldete. Den Namen überhörte ich. Es war, wie ich mich bald überzeugen ſollte, ein See-Kapitain, der zugleich das Kommando über die Nationalgarden der Inſel übernommen hatte. Mein guter Kommandant nickte, zum Zeichen, daß er bereit ſei, den Angemeldeten zu empfangen, ſprang aber in demſelben Augenblick, in dem der Diener das Zimmer verlaſſen hatte, vom Fauteuil auf, um mit geſchwindeſter Geſchwindigkeit einen großen Wandſchrank zu öffnen und die Steinflaſche, ſowie die beiden noch halb vollen Biergläſer dahinter verſchwinden zu laſſen. Der Verſchwinde-Akt war kaum ausgeführt, als der SeeKapitain eintrat und das Dienſtgeſpräch ſeinen Anfang nahm. Ich empfahl mich; mein halbes Glas Bier hatte ich eingebüßt. Dies war zu verſchmerzen; der ganze Vorgang bekümmerte mich aber um des Kommandanten willen. Dieſer war nicht nur ein liebenswürdiger, ſondern vor Allem auch ein ſehr feinfühliger Mann, der nothwendig eine Verlegenheit über die Komödie empfinden mußte, zu der er ſich verurtheilt ſah.

Er empfand es auch wirklich, ſo vermuthe ich; vor Allem aber ſah er ein, daß etwas geſchehen müſſe, um ihn in ſeiner unhaltbar gewordenen Stellung neu zu befeſtigen. Dies zu erreichen, wählte er den klügſten Weg. Er bat um einen Auxiliar-Kommandanten, dem die Gefangenen-Angelegenheiten ausſchließlich unterſtellt werden möchten. Ein vorzüglicher Schachzug. Seinem Wunſche wurde nachgegeben und auf einen Schlag war er den Verdacht und — die Arbeit los. Den Verdacht hatte das Gouvernement natürlich nie getheilt; aber das war ein geringer Troſt. Ueberall im Lande ſtand das Volk auf dem Punkt, die Entſcheidung ſelbſt in die Hand zu nehmen. Der Einzug von »König Lynch« war jeden Augenblick möglich.

Wir erhielten in Folge dieſer Vorgänge und Geſuche denn auch wirklich einen Vice-Kommandanten, einen ſchönen Blaubart, den Baron de la Flotte, der in Straßburg als Chef eines Mobilgarden-Bataillons mitkapitulirt und ſich, nach ſeiner Entlaſſung auf Ehrenwort, aus dem Lärm des Krieges in die weſtlichen Departements zurückgezogen hatte. Er war ein feiner Herr, von vornehmer Haltung, ſehr artig und — ſehr beſtimmt. Unſer „Sturm im Glaſe Waſſer“ beruhigte ſich und — die Gerüchte in der Stadt nahmen ein Ende.

Sie nahmen ein Ende in demſelben Verhältniß, in dem das eigene Schuldbewußtſein der Behörden und Bewohner ſich minderte und ſich mindern durfte. Viele Uebelſtände, von denen man ſehr wohl gewußt hatte, daß es Uebelſtände waren, ſie wurden abgeſtellt; man that was man konnte, man anerkannte gewiſſe Verpflichtungen und beeiferte ſich, ehrlich und nachdrücklich, dieſen Verpflichtungen nachzukommen. Das half. Der eifrigſte und tapferſte dabei war der franzöſiſche Arzt. Er fuhr nach La Rochelle hinüber, entwarf ein Bild der Lage und erklärte rund und nett, daß er entſchloſſen ſei, ſeine Stellung ſofort niederzulegen, wenn nicht die Hälfte ſeiner Kranken in die großen Lazarethe von La Rochelle aufgenommen und die ihm verbleibende andere Hälfte mit allem Nöthigen verſehen würde. Drei Tage ſpäter fuhren 30 Kranke in einem großen Seedampfer nach La Rochelle hinüber. Alle ſeine Forderungen waren bewilligt worden.

So endigte dieſer Zwiſchenfall, der uns, wenigſtens in den Augen unſerer Inſel-Bevölkerung, bis an die Grenzen der Meuterei geführt hatte. In Wahrheit aber hieß es ſelbſt von den Verwegenſten und Abenteuerluſtigſten unter uns: »Kühn war das Wort, weil es die That nicht war«, und während man die Neu-Erklärung des Kaiſerreichs von uns erwartete, beſchäftigte uns vorwiegend die Frage, ob der verd... Cantinier nicht endlich einen beſſeren Wein anſchaffen, oder mit Rückſicht auf ſeine Kunden in Hellblau »a Bierche« auflegen würde.

15. „Sentinelle, prenez garde à vous.“

But where was this?
»Mylord, upon the platform where we watched.«
I will watch to-night
Perchance 't will walk again.
Hamlet.

Um Mitternacht (Gott ſei Dank) ſchlief ich feſt, wenn nicht das Zuſammenbrechen der verkohlten Scheite mich auf einen Augenblick weckte. Nur einmal wachte ich die Mitternacht heran.

Es war bei Vollmond. Als die zwölf Schläge über den Kaſernenhof hin verklungen waren, hüllte ich mich in Shawl und Kaputze und tappte an der Wand des Corridors entlang bis an die ſchmale Hinterthür, die auf den Wallgang hinaus führte. Entzückendes Bild! Nach rechts hin ſtand der Mond und goß ſein volles Licht in breitem Streiſen über die Waſſerfläche. Kein Lüftchen ging; das Meer wie ein Spiegel; alles ſtill; ich hörte nichts als in einiger Entfernung den Schritt der Wachen und am Fuße des Baſtions ein leiſes Brauen und Murmeln, denn die Fluth kam.

Ein weißer Schimmer lag wie Schnee auf den grauen Flieſen des Rempart und ich begann jetzt, immer dicht an der Brüſtung hin, einen Mitternachtsgang anzutreten, wie ich gewohnt war an eben dieſer Stelle meinen Morgengang zu machen.

Ich ſah hinüber nach dem Feſtland, das ſchwach heraufdämmerte. Nahes und Fernes immer ſchärfer muſternd, empfand ich plötzlich, daß ich dies alles, an einem andren Orte, ſchon mal geſehen habe: dieſelbe verſchwimmende Küſte, den Meeresarm, den Wallgang mit ſeinen Baſtionen, das Portal und die Zugbrücke und dahinter das Fanal. Ich brauchte auch nicht lange zu ſuchen: Helſingör. Alle Empfindungen, mit denen ich damals über den »Hamlet-Rempart« hingeſchritten war, ſie wurden wieder lebendig in mir. Nur geſteigert. Wohl war das Schloß am Sunde, aus deſſen Dachfirſt eine nadelförmige Spitze wie das Horn aus dem Haupte des Einhorns phantaſtiſch räthſelvoll aufwächſt, der ächtere Ort, dort war es, wo »the majesty of buried Denmark« in poetiſcher Wirklichkeit gewandelt war, aber eines hatte meinem verlangenden Sinn die Plattform von Helſingör nicht geben können: die rechte Stunde. Es war heller Mittag als ich drüber hinſchritt. Hier hatt' ich jetzt was mir Helſingör verweigert hatte. »'T was now struck twelve.« Für den ächteren Ort hatt' ich die ächtere Stunde eingetauſcht

Ich zog meine Kapuze feſter an und ſetzte mich innerhalb eines Brüſtungsvorſprungs auf eine Steinbank, die, hufeiſenförmig, dieſen Vorſprung beinah ausfüllte. Ich ſah in den Mondſtreifen hinein, der in ſchräger Linie über das Meer und dann, glitzernd, über die ſchneeweißen Flieſen lief und mit ſchauerndem Entzücken begann ich Lieblingsſtellen zu citiren. Was halb vergeſſen war, jetzt hatt' ich es wieder. Ort und Stunde halfen nach. Ich hielt Zwiegeſpräche, Scene um Scene, Frage und Antwort.

Wer biſt Du, der ſich dieſer Nachtzeit anmaßt
Und dieſer edlen, kriegriſchen Geſtalt?
Sag', ich beſchwör dich.

Und dann klang es Antwort:

Ich bin
Verdammt auf eine Zeit lang Nachts zu wandern,
Und Tags gebannt, zu faſten in der Glut
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert ſind. Wär' mir's verſtattet
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb ich eine Kunde an, von der
Das kleinſte Wort die Seele dir zermalmte,
Dir die verworren krauſen Locken trennte
Und ſträubte jedes einzle Haar empor
Wie Nadeln an dem zorngen Stachelthier.

In dieſem Augenblick ſchlug es halb und noch eh der Schlag verklungen war, mit einer Plötzlichkeit wie ein Schuß fällt, begann jetzt vom Portal her das Anrufen der ausgeſtellten Wachen. »Sentinelle, prenez garde à vous!« Der nächſte Poſten nahm den Anruf auf und im fünffachen Echo lief es jetzt um die Citadelle herum, von Poſten zu Poſten, bis der mir zunächſt ſtehende, mit dem die Kette ſchloß, dieſelben Worte über den Rempart hinrief. Es war, als gälten ſie mir ſelber.

Ich ſtand jetzt auf, um meinen Rückzug anzutreten. Mich fröſtelte. Als ich durch den Mondſtreifen hindurchſchritt, der jetzt zwiſchen mir und der ſchmalen Hofthür lag, war mir's, als ſtreifte mich etwas. Ich zuckte zuſammen und eilte vorwärts.

Der Wachen Ruf war längſt verklungen, aber immer noch klang es in mir nach: Sentinelle, prenez garde à vous.

Frei.

1. Unverhofft kommt oft.

Andrer Gram birgt andre Wonne;
Ueber ein Stündlein -
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Paul Heyſe.

»Es iſt gar nicht zu ſagen wie ſchnell ein Ereigniß da iſt, wenn man es nicht erwartet hat! Hat man es erwartet, ſo dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht.« Mit dieſen Worten etwa beginnt eine liebenswürdige Roquette'ſche Novelle. Die Wahrheit, die ſich darin ausſpricht, ſollte ſich auch an mir erfüllen. »Unverhofft kommt oft.«

Es war Sonnabend den 26. November. Die erſte Hälfte des Tages mit Spaziergang und Arbeit lag hinter mir, das Mittags-Beefſteak war verzehrt, »in ſeinem zähen Widerſtand gebrochen«, und die Kaffeeſtunde umblühte mich bereits. Duft und Wärme füllten das Zimmer. Raſumofsky war bei mir. Wie die beiden wilden Männer im Preußiſchen Wappen ſtanden wir am Kamin, er rechts, ich links, während zwiſchen uns das Feuer glühte und die mehrerwähnte bauchige Blechkanne, mitten in die Kohlen hinein geſtellt, eben mit ihrem Deckel zu klappern begann. Es war das Waſſer für den zweiten oder Raſumofsky-Aufguß; den erſten hielt ich bereits in Händen und nippte mit der Bedächtigkeit eines »Connaiſſeurs«.

Raſumofsky hatte ſeinen ſentimentalen Tag und ſagte: Jott, Herr Leutnant, wann werden wir wieder den erſten Preuß'ſchen Kaffe trinken? Mit Weihnachten wird es nichts.

Nein, Raſumofsky, auf Oſtern müſſen wir uns gefaßt machen. Vielleicht ſehn wir hier noch den Flieder blühn.

Ach, Herr Leutnant, hier blüht ja gar kein Flieder nich.

Aber Raſumofsky, Sie werden doch dieſen Gegenden, die dicht an der Grenze des Mandelbaums und der Goldorange liegen, nicht den landesüblichen blauen Flieder abſprechen wollen?

Ich glaube hier gar nichts mehr. Die Franzoſen lügen alle. Wer weiß wo wir hier ſind? Sie können ſich gar nicht denken, Herr Leutnant, was die armen Kerls drüben frieren. Ich glaube, wir ſind hier gar nicht ſüdlich.

Na, Raſumofsky, da können Sie ſich nun auf mich verlaſſen. Funfzehn Meilen von Bordeaux. Da hilft alles nichts, Geographie und Karten, damit wiſſen wir Beſcheid.

Er nickte zuſtimmend.

Und am Ende, ſo fuhr ich fort, Oſtern oder nicht, ich kann es ſo ſchlimm hier nicht finden. Raſumofsky, ich ſage Ihnen, alle Dinge haben zwei Seiten.

Er nickte wieder.

Sehen Sie, es iſt jetzt halb zwei; vor einer Viertelſtunde erſt hab ich mein Beefſteak gegeſſen und ſchon halt' ich hier ein Glas guten Javakaffee in Händen. Glauben Sie, Raſumofsky, daß man das haben kann, wenn man frei iſt? Gott bewahre. So 'was hat man nur in Gefangenſchaft.

Er griente.

Sie ſind ein vernünftiger Menſch, Raſumofsky, und kennen die Welt. Es wird wohl in Poſen auch ſo ſein wie anderswo. Der Hausherr, ſehen Sie, das iſt eine ganz ſonderbare Stellung. Es wird ihm zwei bis dreimal des Tages vorerzählt, er ſei ein Tyrann, ein wahrer Paſcha, und an dieſer Ehrenerklärung muß er ſaugen wie an einem Stück Zucker. Nun ſollen die Paſchas viel Kaffee trinken. Aber ich ſage Ihnen Raſumofsky, die Berliner Tyrannen, die um halb zwei eine Taſſe Kaffee kriegen können, die ſind zu zählen. Es iſt entweder Wäſche, oder das Waſſer kocht nicht, oder die Schornſteinfeger ſind angemeldet. Sehen Sie, man könnte beinah ſagen: nur der Gefangene iſt frei.

Hier hielt er ſich nicht länger und brach in die Worte aus: ach, Herr Leutnant, das is ja, als ob ich meinen Rittmeiſter reden hörte. Grade ſo war es in Poſen. Es iſt zu merkwürdig.

Seine Betrachtungen über dies wunderbare Zuſammentreffen wurden durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. »Entrez!« Ein preußiſcher Infanteriſt mit einer 25 auf der Achſelklappe und einem Klapphut auf dem Kopf, die ganze Erſcheinung der typiſche Rheinländer, trat ein, um mich wiſſen zu laſſen: »Monſieur le Commandant (der Auxiliar-Kommandant) wünſchten mich zu ſprechen.« Zu Befehl. Ich folgte unverzüglich.

Der Vice-Kommandant, über den ich in einem früheren Kapitel bereits berichtet, hatte während der letzten Tage unmittelbar unter mir, in dem mit rothen Teufelchen garnirten Zimmer, ein Büreau etablirt, in dem einige franzöſiſche Marine-Soldaten, unter Aſſiſtenz jenes 25ers (eines Kölners, der brillant franzöſiſch ſprach), das ganze Schreiber- und Verwaltungsweſen leiteten. Die Federn flogen hin und her; in der Mitte des Zimmers ſtand Baron de la Flotte. Ich verneigte mich vor »König Blaubart«. Mit ſchätzenswerther Raſchheit ſprang er gleich in medias res und erklärte mir: »Monsieur le Ministre de la Guerre a ordonné votre libération: — Monsieur F. vous êtes libre.« Ich verneigte mich. »Im Uebrigen,« fuhr er fort, »muß ich Sie bitten, ein Papier zu unterzeichnen, in dem Sie ſich verpflichten, einerſeits, nach dem Maße Ihrer Kraft, auf die Befreiung eines franzöſiſchen Oberoffiziers hinwirken, andererſeits gegen Frankreich weder irgend etwas ſagen, noch ſchreiben, noch thun zu wollen.«

Ich ſtutzte einen Augenblick, wiederholte überlegend die Worte: »ni dire, ni écrire, ni faire quelque chose contre la France« und fragte dann: ob bei dieſer Erklärung aller Accent auf das Wort »contre« gelegt würde? Ich nähme dies vorläufig an; hätt' ich darin Recht, ſo würd' es mir leicht, die geforderte Verpflichtung einzugehen, da in meinem Herzen nichts lebe, was als eine Empfindung »contre la France« gedeutet werden könne. Kommandant Blaubart lächelte und machte eine gefällige, halb zuſtimmende, halb ablehnende, alſo, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, eine neutrale Handbewegung, die etwa ausdrücken ſollte: »dies iſt eine heikle Frage; die Entſcheidung ſteht bei Ihnen« und entließ mich dann mit jenen Formen, die er beherrſchte und die ihm ſo wohl kleideten.

Raſumofsky erwartete mich oben. Dies Abgerufen-werden zum Kommandanten war natürlich ein »Ereigniß«, und nach nichts, ſelbſt den Taback nicht ausgeſchloſſen, ſehnte ſich alle Welt ſo ſehr wie nach Neuigkeiten. Ein wegen »unerlaubter Schiffszwiebacks-Aneignung« zu drei Tagen Gefängniß verurtheilter Mecklenburger machte ſechs Tage von ſich reden; man mag ſich alſo vorſtellen, welche Neugiers-Unruhe in Raſumofsky's Seele ſeit meiner Abberufung zum Kommandanten geſtürmt hatte.

»Raſumofsky, ich bin frei.«

Der erſte Effekt dieſer Worte war alles andere eher als heiter. Der Angeredete, ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben, fühlte klar, daß ſeine guten Tage nunmehr gezählt ſeien, und ſtatt in Kaminfeuer und Kaffeegrund ſtarrte er wieder in grundloſe Langeweile. Er erholte ſich aber ſchnell und ſagte herzlich: »Na, das is ſchön; da wird ſich die Frau Leutnant freuen. Himmelwetter, wenn unſereins doch mitkönnte!«

Raſumofsky, Sie wiſſen »la paix est prochaine«. (So ſchloß jede Unterhaltung, die ich mit Franzoſen führte.) Sie werden mich in Berlin beſuchen. Tag oder Nacht, alles ganz egal. Sie ſollen Kaffee haben. Dafür bin ich Hausherr.

Ach, Herr Leutnant, Sie ſind zu gut.

Ja, Raſumofsky, das war immer mein Fehler. Aber was will man machen. Hier, alte Seele, haben Sie einen Befreiungs-Franken. Und nun ſeien Sie 5 Minuten ruhig; ich muß an den Kommandanten ſchreiben.

Dies geſchah. Ich hatte angefragt, ob meiner Abreiſe am Dienſtag nichts entgegen ſtehen würde!

Raſumofsky ſprang die Treppe hinunter, überreichte meinen Brief unten im Bureau und flog dann in die Kaſerne hinüber, um, als Erſter, die Siegesnachricht zu bringen: mein Leutnant iſt frei.

Es iſt fraglich, ob die Capitulation von Paris eine ähnliche Senſation hervorgerufen haben würde.

2. Der letzte Sonntag.

> . . . . wie der Nebelwind
> Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt
>
> Fauſt.

Noch am Sonnabend Abend war mir mitgetheilt worden, daß der Dienſtag als Abreiſetag genehmigt worden ſei; gleichzeitig erfuhr ich, daß, bei Ausſtellung meiner Liberations-Ordre, Gambetta lediglich dem Andringen Cremieux' (des Juſtizminiſters) nachgegeben habe. Ich erkannte in dem allem leicht die Zuſammenhänge mit der Heimath und wußte genau, wohin ich den eigentlichſten Dank für meine Befreiung zu richten hatte. Heitern Sinnes erwacht' ich am andern Morgen. In Traum und Gedanken überſprang ich die Meilen und die Schwierigkeiten, die noch zwiſchen Le Château d'Oléron und der Königgrätzer Straße lagen.

Es war der letzte Sonntag. Der Himmel blau, die Luft weich und warm (wir waren doch südlich, trotz Raſumofsky), ſo trat ich wieder auf den Rempart hinaus und begann, im Auf- und Abſchreiten, die weißen Steinchen, die mir, wie der Leſer ſich erinnert, als Mark- und Rechenpfennige dienten, in meine Taſche ſinken zu laſſen, als die gewöhnliche Sonntagsmorgen-Muſik mich in meinem Spaziergang und meinen Betrachtungen ſtörte. Ich hätte ſie heute weggewünſcht und wenn mich an den Sonntagen vorher die Cachucha, die George Brown-Arie aus der Weißen Dame, und einige Piècen aus dem Trovatore, die gerade während der Kirchzeit geſpielt wurden, nur etwas ſonderbar berührt hatten, ſo berührten ſie mich heute unangenehm. Die große Trommel, der Triangel und das Zuſammenſchlagen der Becken, das den Caſtagnettenſchlag erſetzen ſollte, wollten mir heut nicht paſſen. Sonntag früh 9 Uhr, wo wir gewohnt ſind, die Glocken zu hören! Meine Stimmung kam hinzu.

Die Franzoſen denken anders darüber, über dies, wie über manches andere.

Ich kehrte bald in mein Zimmer zurück, kramte, arrangirte und überlegte, als es klopfte und gleich darauf ein kleiner Herr eintrat, der mich Anfangs in Zweifel darüber ließ, ob ich ihn für einen kleinſtädtiſchen Doktor oder einen großſtädtiſchen Küſter nehmen ſollte. Er entpuppte ſich aber bald als Monsieur le prédicateur Masson. reformirter Geiſtlicher zu Saint-Pierre auf der Inſel Oléron. Ich kann wohl ſagen, daß mir dieſe Begegnung, nachdem ich ſo viele Wochen lang immer im Verkehr mit katholiſchen Geiſtlichen geweſen war, ein beſonderes Intereſſe einflößte. Parallelen mußten ſich mir aufdrängen. Ich bat ihn, Platz zu nehmen. Er that es, aber ſehr unvollkommen.

Den Predigerton habe ich niemals ſo in Blüthe geſehen, als bei dieſem kleinen Manne. Er war unfähig, ein Wort einfach und natürlich zu ſprechen. Alles war Rede, feierliche Anſprache, wie wenn die Bürgermeiſter an den Wagenſchlag eines reiſenden Prinzen treten. Dieſer Eindruck wuchs dadurch, daß er ſich, ſo oft die Reihe des Sprechens an ihn kam, von ſeinem Stuhl erhob, um ſtehend und mit berufsmäßigen Handbewegungen ſeine Rede zu halten. Man kann ſagen, er taufte und traute beſtändig.

Seine erſte Anſprache, nach erfolgter Vorſtellung, ging dahin, daß ſein Freund und Amtsbruder »Monsieur Delmas, Pasteur et Président du Consistoire« ihm eine hiſtoriſche Studie »L'Église Réformée de la Rochelle« überſandt habe, zugleich mit der Bitte, dieſelbe einem »historien prussien«, der ſich zur Zeit als Kriegsgefangener auf Oléron befinde, überreichen zu wollen. Nach ſorglicher Durchforſchung aller 1000 Gefangenen war, unter Anwendung des Indicien- oder Wahrſcheinlichkeits-Beweiſes, der Verdacht des »Hiſtorikers« an mir, als an einem ſchon früher literariſch Betroffenen, haften geblieben und da ſtand ich denn nun, den einen Geiſtlichen vor mir, den andern (ſeinem beſſeren Theile nach) in Händen haltend und fühlte zugleich, nicht ohne eine gewiſſe Verwirrung, den Schatten eines Lorbers auf meiner Stirn. In Beſançon zum »officier supérieur«, in Oléron zum »historien prussien« kreirt, gewann ich erſt

Faſſung wieder in dem Gedanken, daß die Fremde ihren Mann erkennt und der Heimath (die nie recht 'ran will) die großen Fingerzeige giebt.

Ich that einen Blick auf den Titel des ziemlich umfangreichen Buches, verſicherte Mr. Maſſon in aller Wahrheit, daß ich ein Intereſſe nähme an der Geſchichte des Hugenottenthums in der Vendée und bat ihn, ſeinem Amtsbruder in La Rochelle meinen beſten Dank für die mir erwieſene Ehre auszuſprechen. Wir gingen dann zu einem Geſpräch über die Inſel Oléron über, über die kirchlichen Zuſtände, über das Verhältniß von Katholiken und Proteſtanten, der Zahl wie der gegenſeitigen Stimmung nach. Er gab mir über alles Aufſchluß, aber doch in einer gewiſſen aufgeregten Zerſtreutheit, wie man ſie bei Perſonen zu beobachten pflegt, die zwiſchen Braten und Compott eine Tiſchrede zu halten haben. Sie memoriren beſtändig, werden durch die harmloſeſte Frage ihres Nachbars wie auf einer gedanklichen Unthat ertappt und geben oft Antworten, darin ſich Worte aus der zu haltenden Rede räthſelvoll eingeſprenkelt finden. Dies war auch die Situation von Mr. Maſſon. Er brach denn auch ſchließlich durch die immer drückender werdende Zwangsunterhaltung hindurch, erhob ſich, trat, ſeinen Cylinderhut in der Hand, drei Schritt zurück und begann mit geſteigerter Feierlichkeit:

Monsieur il n'est pas vraisemblable, que nous nous reverrons ici, que nous nous reverrons dans ce monde. Mais nous avons une patrie, grande et éternelle, où n'existe pas de guerre, où la haine, l'animosité ont cessé, où les peuples demeurent en paix par notre Sauveur Jésus Christ, par lui, qui est la lumière, l'amour, et la grâce. Voilà où nous nous reverrons. ...... Monsieur, je vous demande pardon ...... Monsieur, je suis fâché de vous avoir dérangé ..... Monsieur, j'ai l'honneur ..... Während dieſer Sätze hatte er ſeinen Rückzug angetreten, ohne ſich umzudrehen, immer Auge in Auge. Unter beſtändigen Verbeugungen begleitete ich ihn bis an die Treppe; hier ſchieden wir.

Es fiel mir wie eine Laſt von der Bruſt.

Die letzten Minuten hatten mich einen ſchweren Kampf gekoſtet. Bis zu den Worten: »voilà, où nous nous reverrons« war ich ihm ernſthaft und aufmerkſam gefolgt, als mir aber plötzlich klar wurde: er predigt, er citirt vielleicht, erfaßte mich das Komiſche der Situation mit ſolcher Gewalt, daß ich nur noch mit Niederkämpfung meines Krampfes beſchäftigt, von allem Weiteren nichts anderes als einzelne Worte hörte. Niemals hab' ich das Mißliche der paſtoralen Redeweiſe ſo empfunden wie hier.

Man ſpricht davon, daß unſer modernes Empfinden den Katholicismus überwunden habe, er ſei durchaus mittelalterlich. Es mag ſein. Aber, was unſer modernes Empfinden gewiß auch überwunden hat, das ſind ſolche öden Redensarten. Jeder kann ſie machen, wie jeder einen Baum zeichnen oder ein Sonett zuſammenſtellen kann. Man lockt damit keinen Hund mehr vom Ofen. Man muß dieſe Dinge ſchärfer anzufaſſen wiſſen.

Wir ſind wenigſtens auf dem Wege dazu; was ich aber in Frankreich vom Proteſtantismus geſehen habe, machte einen unendlich triſten Eindruck auf mich. In Lyon gab mir der gardien-chef (Proteſtant) ein Gebetbuch in die Hand, ich glaube in Genf und Toulouſe edirt, das Gebete auf ein paar hundert Tage und Situationen enthielt, jedes eine halbe bis anderthalb Seiten lang, alſo an und für ſich nicht zu lang und in dieſer Beziehung hinnehmbar. Ich las zehn oder zwölf und ich darf ſagen, ich habe nie dürreres Reiſig in Händen gehabt.

Keine Spur wahren Lebens, alles fromme Phraſe. Die fromme Phraſe aber iſt die ſchlimmſte.

3. Der letzte Abend.

Wünſche, Frohſinn, Freunde, Gaſte,
Lichter wie zum Weihnachtsfeſte.

* * *

Er hatte Treſſen an dem Hut
Und einen Klunker dran.

M. Claudius.

So kam der letzte Abend heran. Er hatte eine beſonders feſtliche Erſcheinung. Bei Vertheilung meiner Wirthſchaftsgegenſtände hatte ſich nämlich ein ungeahnter Reichthum an Stearinlichten ergeben und da Raſumofsky, dem natürlich Alles zufiel, hochherzig erklärte, zu Gunſten einer Illumination auf dieſen Erbſchaftstheil verzichten zu wollen, ſo hatte ſich, unter Heranſchleppung aller möglichen Blaker und Leuchter, die überhaupt aufzutreiben waren, eine feenhafte Beleuchtung bei mir vorbereitet. Selbſt in der anſtoßenden

Kammer, in zwei Sandhaufen geſtellt, brannten zwei Lichter. Es ſah aus wie Weihnachten. Der Chriſtbaum fehlte, aber ſein feſtlicher Glanz war ausgegoſſen.

Licht giebt Heiterkeit. Ich ordnete meine paar Habſeligkeiten, die mich in die Heimath zurückbegleiten ſollten, ſetzte mich an den Schreibtiſch, um ein paar Abſchiedsbriefe zu couvertiren, und ſprang dann wieder auf, um in meiner Lichter-Allee ſpazieren zu gehen. Ich bin ein ſchlechter Sänger und Pfeifer; aber ich glaube, ich verſuchte mich als beides.

Meine gute Laune hatte noch einen beſonderen Grund; es war nämlich unmöglich, auf Raſumofsky zu blicken, ohne von jenem Empfindungskontraſt berührt zu werden, der vielleicht die Wurzel alles Humors iſt. Von den drei Cardinal-Eigenſchaften meines Burſchen, um derentwillen ich ihn überhaupt engagirt hatte, hatte ich bisher nur zwei kennen gelernt, den Polen und den ſchwarzen Huſaren; heute, zum Abſchied, hatte er, mir zur Liebe, auch die dritte ſeiner Qualitäten hervorgeſucht: den Schneider. Das rechte Bein über dem linken Knie, ſo ſaß er da, von Lichtern umſtrahlt, vom Kaminfeuer beſchienen und nähte mir, aus blauem Futterkattun, einen Reiſeſack. Er that es gern, weil er das Bedürfniß hatte, mir ſeine Liebe zu bezeigen; aber es war ein Opfer, das er mir brachte. Alle Augenblick kam Beſuch; man lächelte, und ich ſah, wie er ſich ärgerte. Endlich half er ſich auf die beſte Weiſe. Er ſtülpte ſeine Mütze mit dem Todtenkopf keck auf die linke Seite und ſah jeden Eintretenden ſo herausfordernd an, daß der Spott verſchwand, noch eh' dieſer Zeit gehabt hatte, ſich zu entwickeln. Mir perſönlich gönnte er das herzlichſte Lachen und ſtimmte ſelber mit ein.

Dieſe Heiterkeit indeß, die in ſo Vielem um mich her ihre Nahrung fand, ſollte noch auf eine harte Probe geſtellt werden; ja es wurde zehn Minuten lang ſo dunkel vor meinen Augen, als ob die Lichter um mich her mit ziemlich langer Schnuppe gebrannt hätten. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Unter den Vielen, die kamen und gingen,

befand ſich auch unſer Kölner Freund mit dem Klapphut und der 25er Achſelklappe. Er kam abermals »dienſtlich«, und zwar diesmal, um mir im Auftrage des Kommandanten meinen »Reiſepaß« zu überreichen. Ich dankte, ſo weit das meine große Ueberraſchung zuließ.

Ich hatte nämlich geglaubt, auf dieſelbe Weiſe, wie ich gekommen war, nun auch meine Rückreiſe antreten zu können, und mußte mich jetzt von der alten Wahrheit überzeugen, daß Freiheit theuer iſt und ein beſtändiges Daranſetzen von Gut und Blut erwartet. Nicht in Gensdarmenbegleitung (langweilig aber ſicher) ſollte ich mich auf den Rückweg machen, ſondern in völliger Freiheit, mir ſelber überlaſſen. Das klang ſehr gut, war aber in Wahrheit eine heilloſe Sache, die dadurch nicht beſſer wurde, daß mir ein Umweg, der die Meilenzahl gerade verdoppelte, als Reiſeroute vorgeſchrieben war. Hier ſaß ich am Atlantiſchen Ocean; bis zum Mittelländiſchen Meer (Cette) mußte ich hinunter, um dann wieder, an der Rhône hin, bis Lyon und Genf aufwärts zu ſteigen! Dieſer

Umweg war nicht angenehm; aber er kam nicht in Betracht neben der andern Erwägung, daß ich dieſe Reiſe durch bis zum Fanatismus aufgeſtachelte Provinzen antreten mußte; allein, mit keinem andern Schutz als einem feuille de route in der Taſche. Alle Städte, die ich zu paſſiren hatte, hingen nur loſe noch am Faden der Ordnung; was konnte einem rothrepublikaniſchen Arbeiterhaufen, wie ſie in Bordeaux, Toulouſe, Lyon an der Tagesordnung waren, was konnte ihnen mein, mit Kritzelhand undeutlich geſchriebener Reiſepaß bedeuten? »A la lanterne«! Ich hatte das Gefühl, durch meine Befreiungsordre auf einen Vulkan geſtellt zu ſein. Dies Gefühl war ſo ſtark, daß ich einen Augenblick die große Cortez-Arie »ich bleibe hier« ſehr ernſthaft in Erwägung zog. Dann ſchämt' ich mich wieder dieſes Kleinmuths. Raſumofsky, an den ich appellirte, faßte ſein Endurtheil in die Worte zuſammen: »i, ſie werden ja wohl nich«. Er meinte die Franzoſen.

Manchem mögen dieſe Bedenken, wie ich ſie hier ausgeſprochen habe, als Zeichen einer beſonderen Aengſtlichkeit erſcheinen. Ich darf aber verſichern, die Situation war wirklich heikel. Nur wer als Gefangener durch Frankreich geſchleppt worden iſt, hat ein Urtheil darüber. Scham und Hoffnung gaben endlich den Ausſchlag. Zudem trug mein Paß den Namen Gambettas. Dies war etwas. Der einzige Name, der ſelbſt der rothen Populace einigermaßen imponirte. Wenigſtens damals noch.

Es liegt in meiner Natur, angeſichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweiſe nicht gleich hinweg kann, ſorglich zu balanciren und nur zögernd zu einem Entſchluß zu kommen; iſt dieſer Entſchluß aber einmal gefaßt, ſo ſpring' ich auch ſofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorgloſigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern.

So that ich auch hier. Es wurde mir erleichtert durch einen Beſuch, der mit der Entſcheidung, die ich faßte, faſt zuſammentraf.

Die Lichter waren ſchon halb niedergebrannt; Raſumofsky that ſeine letzten Stiche und ſchickte ſich eben an, eine Zuckerhut-Strippe (als Schnurre) durch den Reiſeſack zu ziehen, als es abermals klopfte. Herein trat ein großer ſchöner Mann in der Uniform eines Zuaven-Tambour-Majors. Langer blauer Rock, blanke Knöpfe, mächtige rothe Epauletten, auf der Bruſt drei Orden, der ſchwarze Vollbart ſappeurartig herniederhängend und auf ſeiner Oberfläche in zwei Strehnen geflochten, die, nicht viel dicker wie ein Uhrſchnur, auf dem mächtigen dunklen Bart-Untergrunde lagen. Es war der Cantinier. Man denke ſich mein Erſtaunen. Die Schönheit dieſes wirklich pompöſen Mannes wurde nur noch von dem Komiſchen ſeiner Erſcheinung übertroffen.

Er blieb drei Schritte vor mir ſtehn, verbeugte ſich, legte ſeine linke Hand auf die Bruſt und begann feierlich: »Mein Herr. Die Verhältniſſe haben es mir verſagt, auf mehrere Schreiben, die ich die Ehre hatte von Ihnen zu empfangen, ſchriftlich zu erwidern. Es iſt mir Bedürfniß, perſönlich Ihre Nachſicht dafür zu erbitten. Zugleich ſpreche ich Ihnen in meinem und meiner Dame Namen mein aufrichtiges Bedauern darüber aus, Sie ſo früh aus unſerer Mitte ſcheiden zu ſehn. Sie werden anders darüber empfinden, aber genehmigen Sie die Verſicherung, daß Sie ein Gegenſtand unſres beſonderen Reſpektes waren«

Hier ſchwieg er, verneigte ſich wieder und wartete erſichtlich auf meine Antwort. Ich ging alſo auch los. »Monſieur le Cantinier, es gereicht mir zu einer ganz beſonderen Ehre, daß ich noch Gelegenheit finde, Sie in dieſer prächtigen Erſcheinung vor mir zu ſehn. Sie ſind ein ſchöner Mann; verzeihen Sie die Unumwundenheit meiner Ausdrucksweiſe (er verneigte ſich), aber wenn es etwas giebt, das im Stande iſt, Ihrer Perſönlichkeit Vorſchub zu leiſten, ſo iſt es dieſe Uniform. Ich ſehe zu meiner beſonderen Freude, Sie ſind dekorirt. Darf ich fragen .....

Er wartete das Weitere nicht ab, ſondern interpretirte jetzt mit immer lebhafter werdender Stimme: c'est pour la Crimée, — c'est pour le Mexique, — et la troisième, celle-ci, est une »décoration spéciale« pour mes productions sur le cornet à piston.

Ich drückte ihm nochmals meine Freude aus, einen alten Soldaten zu ſehn, der wahrſcheinlich in drei Welttheilen gefochten habe (er nickte zuſtimmend), und glaubte nun, nach ſo vielen Auseinanderſetzungen, das Ende der Feierlichkeit gekommen, als er plötzlich einen Schritt näher an mich heran trat und mit bewegter Stimme ſagte: Monsieur, je ne crains pas de vous offenser, si je vous prie .....

Ich warf unwillkürlich den Oberkörper zurück.

Monsieur, fuhr er fort, permettez, que je vous embrasse.

In ſolchen Momenten iſt ein muthiges Hinein ins Unvermeidliche immer das Beſte. Nur Initiative kann vor größerem Unheil bewahren. Ich warf mich alſo auf ihn, drückte die drei Medaillen an meine Bruſt und ſchob erſt meine linke, dann meine rechte Backe an den beiden Flanken ſeines mächtigen Hauptes vorbei.

Dann ließ ich los. »Raſumofsky, Licht!« Dieſer packte den nächſten Leuchter, riß die Thür auf und beſchleunigte dadurch den Rückzug.

Als er heraus war, ſagt' ich mir: Mr. Masson, encore une fois! Nur unterm Vergrößerungsglas und — mit rothen Epauletten!

4. Abſchied.

Hin jagt der Kiel, ...
Und jene Inſel voll Erinnerungen
Sinkt in des Meers, ſinkt in des Herzens Tiefe.

B. v. Lepel.

Um 7 Uhr früh war ich auf. Es dunkelte noch, aber ein großes Reiſigfeuer gab überallhin Licht und Wärme. Um 9½ ging das Schiff. Gepackt war. Auf dem unter Raſumoſskys Händen raſch arrangirten Bett lagen meine Habſeligkeiten: der Hut, der Ueberzieher, die Reiſedecke, zuletzt der blaue Reiſeſack, der genau das Anſehen jener kattunenen Hülſe hatte, drin der Dorffiedler ſeine Violine auf die nächſte Kirchweih trägt. Unten am Bett lag Blanche. Sie hatte noch nicht ausgeſchlafen, reckte und ſtreckte ſich und ſah halb neugierig, halb mißgeſtimmt unſrem Treiben zu.

Es ſchlug 8, das letzte Frühmahl war genommen, Raſumoſsky hatte ſeine Erbſchaft angetreten. Alles war ſein. Vor den Sentimentalitäten des Abſchieds wurden wir durch immer neu eintreffende Beſucher bewahrt, die mir Grüße, Briefe, Beſtellungen mit in die Heimath gaben. Einige drangen in mich, einen großen Lärm wegen ſchlechter Behandlung der Gefangenen zu machen, was ich aber ablehnte, ihnen nochmals auseinanderſetzend, ſie möchten doch, um ihrer eigenen guten Laune willen, von der Vorſtellung ablaſſen: daß die franzöſiſchen Gefangenen in Deutſchland ein glückliches und die deutſchen Gefangenen in Frankreich ein unglückliches Leben führten. Es würde ſich wohl hüben und drüben nicht viel nehmen. Gefangen ſein, ſei immer unangenehm. Ergebung ſei das Beſte; an gutem Willen (wie ſie zugeben mußten) fehle es den Behörden nicht. Im Allgemeinen wurde dies gut aufgenommen. Nur zwei vom 1. Garde-Ulanen-Regiment wollten nicht viel davon wiſſen. Sie deuteten leiſe an: Du haſt gut reden.

So kam 9 Uhr. Blanche hatte ſich inzwiſchen erholt und drängte ſich an mir vorbei, ihre Flanken immer dichter an meinem Stiefel ſtreifend; Raſumofsky hatte die Decke über den linken Arm gehängt und den blauen Sack in der Rechten harrte er des Zeichens zum Aufbruch. »Nun mit Gott.« Auf der Thürſchwelle wandte ich mich noch einmal und ſah in das Zimmer zurück, drin das Reiſigfeuer eben verglühte. Ich warf, ohne beſtimmte Adreſſe, eine Kußhand hinein, eine Dankesbezeugung gegen den genius loci, der es gut mit mir gemeint hatte. Dann treppab, über Flur und Hof hin, wo noch wieder die Hände geſchüttelt wurden, ging es am Glacis und der Stadt-Enceinte entlang, auf das Hafen-Bollwerk zu, wo die Dampfer anzulegen pflegten. Ich löſte ein Billet; Raſumofsky legte Decke und Sack auf einen Mühlſtein, der Tiſch und Stuhl zugleich vorſtellte. So ſtanden wir einander gegenüber.

Ja, Raſumofsky, ſo geht es.

Ja, Herr Leutnant.

Nun, ſei'n Sie vernünftig und kommen Sie bald nach.

Ach, Herr Leutnant (hier kam er mir näher ans Ohr), am liebſten brennt' ich gleich mit durch.

Unſinn. Ewig kann es nicht dauern. Gott befohlen.

Es zwinkerte ihm etwas um die Augen; ich gab ihm die Hand; dann machte er Kehrt und ging ſtramm auf Stadt und Citadelle zu. An höchſter Wegſtelle winkte er noch einmal mit einem alten blauen Schnupftuch, das nicht mehr recht flattern wollte. Dann bog er rechts ein und war mir entſchwunden.

Das Schiff war noch nicht da. Ich ſetzte mich auf den Mühlſtein und gab mich dem Zauber dieſer Minute hin. Es war wie ein Vorſchmack der Freiheit. Hinter mir und zu meiner Rechten lag das Meer, nach links hin dehnte ſich die Inſel, vor mir ein Schiffs-Etabliſſement, halb Werft, halb Holzhof. Es nebelte leiſe und durch die ſtille, waſſerreiche Luft klang gedämpften Tones der ſchrille Ton mehrerer Sägen, die, ein Mann oben, ein Mann unten, große Stämme in Bretter zerſchnitten. Das ganze

Bild, ſo einfach es war, war eigenthümlich und einſchmeichleriſch, und dennoch empfand ich, das alles ſchon einmal gehabt zu haben. Ich ſann hin und her. Da hatt' ich es. In Linlithgow, angeſichts des Schloſſes, drin Maria Stuart geboren wurde, hatte all' das ſchon einmal zu mir geſprochen: derſelbe Nebelmorgen, derſelbe durchrümpelte Holzhof, vor allem derſelbe gedämpfte Ton auf- und abgehender Holzſägen. Wenn es etwas geben konnte, den Zauber dieſer Minute zu ſteigern, ſo war es dieſe Erinnerung.

Der Dampfer hatte inzwiſchen angelegt. Ich war der einzige Paſſagier, wenn zwei Pferde nicht mitzählen ſollen, die, mit krauſem Winterhaar und klumpigen Füßen, wie heruntergekommene Anverwandte der ſchönen Percheron-Race, auf dem dritten Platz des Schiffes untergebracht waren. Mit Leichtigkeit löſte ſich der Dampfer vom Ufer, der Seewind ſtrich über Deck und ein leiſes Fröſteln ſchüttelte mich. Aber ich konnte doch von dieſer Stelle nicht ſcheiden, ohne bis zuletzt eines freien Umblicks genoſſen zu haben. Ich ſtellte mich alſo auf die Mitte der Kajütentreppe und blickte von hier aus, die erhöhte Treppenwand als Windſchirm benutzend, nur den Kopf frei, in die Landſchaft hinein. An Büſchen und Bojen hin, die das Fahrwaſſer bezeichneten, glitt der Dampfer ruhig ſeine Straße, der Schleier über Oléron wurde dichter, nichts als der Citadellthurm und rechts daneben das hohe Fanal ragten noch wie Schattenbilder aus dem Grau hervor. Auf dem Schiffe herrſchte Stille; lautlos dirigirte der Matroſe das Steuer, nur die Maſchine pruſtete, die Pferde ſtampften und die großen Holzſchuhe des Schiffsjungen klapperten über Deck.

Nun begann das Hohio und das Rufen in den Maſchinenraum hinunter; die Breitſeite des Dampfers legte ſich an den Quai.

Ich ſprang ans Ufer. Feſtland unter den Füßen. Drüben auf Oléron verſchwanden die letzten Schatten im Nebel.

3. Rückreiſe.

Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelbild.
M. v. Schenkendorf.

Am Ufer hielten Diligencen und Omnibuſſe, die bis Marennes und Rochefort gingen; keins dieſer großen Gefährte aber hatte Luſt, einen einzigen Paſſagier landeinwärts zu ſchaffen. Ich nahm alſo eine Art Poſtkutſche, nicht billig, aber doch immer noch nicht ſo theuer, wie wenn man in Mark Brandenburg von Buckow bis Werneuchen fährt, und rollte bei immer heller werdendem Wetter, die Hauptſtraße von Marennes hindurch, in die dahinter gelegene Landſchaft hinein. Ich erkannte all' die alten Punkte wieder. Dies war das Wäldchen, wo der Marketender die »Wacht am Rhein« angeſtimmt hatte; dies war die Wegebiegung, wo mein Ziegenfell-Kutſcher und ein Telegraphen-Beamter ihren großen Disput begonnen und eine Viertelmeile lang die Worte wiederholt hatten: »vous êtes un malhonnête« und »vous êtes un grossier«,*) und dies endlich war das Dorf und die Auberge, wo in das Gewirr der Stimmen und das Geklapper der Kaffeetaſſen hinein die Schlagtriller der Kanarienvögel erklungen waren. War jener Tag ſchön geweſen, ſo war dieſer doch ſchöner, trotz eines leiſen Druckes, den ich nach wie vor auf dem Herzen ſpürte.

---

*) Ueber dieſe Streitſcene war ich in dem Kapitel Marennes abſichtlich hin gegangen, um den raſchen Verlauf der Erzählung nicht zu unterbrechen. Ich muß aber dieſes Vorganges doch noch nachträglich Erwähnung thun, weil er mir durchaus charakteriſtiſch erſcheint. Der Telegraphen-Beamte, der ſich aus einem Miſchgefühl von Neugier und Freundlichkeit unſrem Zuge anzuſchließen gedachte, hatte nämlich auf dem zweirädrigen Karren meines Pellerinen-Kutſchers Platz nehmen wollen, was dieſem letzteren unbillig und eine Ueberbürdung ſeines Fuhrwerkes ſchien. Aus dieſer Geringfügigkeit entſpann ſich nunmehr ein Diſput, der mindeſtens eine Viertelſtunde dauerte und während dieſer ganzen Zeit keine andre Steigerung erfuhr, als daß jeder der Streitenden erſt ein je vous assure und ſchließlich (als höchſten Trumpf) ein je vous jure jenen oben citirten, immer wiederholten Worten hinzuſetzte. Es machte einen unglaublich ärmlichen Eindruck, und ich kann ſagen, ich empfand einen gewiſſen Stolz darüber, in Gegenden zu Hauſe zu ſein, denen man Reichthum und Produktionskraft nach dieſer Seite hin nicht abſprechen wird.

Die franzöſiſchen Kutſcher fahren brillant; ſchon um 2 Uhr raſſelte die Kutſche über das Vorſtadtpflaſter von Rochefort. An dem alten Stadtthor, in Nähe einer großen Esplanade, hielten wir.

Ich hatte zwei Gänge in Rochefort zu machen, den einen um der Pietät, den andern um der Reſpektabilität willen. Dieſen zweiten Gang macht' ich zuerſt. Es war nämlich unmöglich, den blauen Kattunſack, dieſe in ihrer Art vollendete Leiſtung meines Raſumofsky, als Handgepäck eines première-classe-Reiſenden beizubehalten; — dieſer Sack allein ſchon wäre eine beſtändige Denunciation geweſen. Ein Tauſch alſo mußte ſich nothwendig vollziehen. An einem ſquareartigen Platz, inmitten der Stadt, fand ich endlich eine Reiſeeffekten-Handlung, trat ein und hatte einen kleinen degenerirten Franzoſen vor mir, der nicht ausſah, als ob er die letzten Kraftanſtrengungen der Republik ſeinerſeits unterſtützen wolle. Ich kaufte eine leidlich elegante Taſche, bat, den Prozeß des Umpackens ſofort vornehmen zu können, und löſte dieſe

Aufgabe, die bei der Beſchaffenheit meiner Effekten nicht eben leicht war, mit Geſchick und Decenz. Dann überreichte ich den Kattunſack mit der Bitte, dieſe blaue Trophäe zur Erinnerung an einen preußiſchen prisonnier de guerre aufbewahren zu wollen. Der kleine Mann konnte ſich in dieſen Worten nicht gleich zurecht finden; nur drei Nähterinnen, die ſchon den Umpackungsprozeß mit Theilnahme verfolgt hatten, kicherten jetzt und blickten mich freundlich an. Dieſer Erfolg genügte mir vollkommen. Ich grüßte und verſchwand.

Mein nächſter Gang in Rochefort galt dem Mr. Vignaud, dem Vorſtande des Gefängniſſes. Ich hatt' es noch dankbar in Erinnerung, daß ſeine ſorgliche Pflege mich vielleicht vor einer ernſtlichen Krankheit bewahrt hatte; ſo fragte ich mich denn durch Straßen und Gaſſen durch und zog alsbald an dem großen Holzgatter die weithin ſchallende Glocke. Man empfing mich wie einen alten Bekannten; »der Direktor habe eben von mir geſprochen«. Dieſer ſaß wie gewöhnlich an ſeinem Pult und las im Moniteur universel den Meinungsaustauſch zwiſchen dem Grafen Bismarck und dem Comte Chaudordy über Gefangenenbehandlung hüben und drüben. Ein ſehr zeitgemäßes Thema Er ſchob mir das Blatt zur Durchſicht hin; ein kurzes Geſpräch knüpfte ſich daran; ich fragte nach dem Sohn, deſſen Zimmer ich bewohnt hatte; er zuckte mit den Achſeln, — ein Ballonbrief war ſeit Wochen nicht eingetroffen. So ſchieden wir; ein jeder gut-national und doch gute Freunde mitten im Kriege.

Der Bahnhof war ziemlich nah. Ich erfuhr, daß in 30 Minuten ein Zug abgehe, der aber halben Wegs zwiſchen Rochefort und Bordeaux (in Angoulême) 4 oder 5 Stunden liegen bleibe, um das Eintreffen des Hauptzuges von Orleans her abzuwarten. Mir brannte der Boden unter den Füßen. Alſo weiter.

Um 10 Uhr Abends war ich in Angoulême. Ich nahm einen Imbiß; dann wurden die Gasflammen am Buffet gelöſcht und ein Kellner führte mich einem Bahnhofsbeamten zu, der nun den Warte-Salon öffnete. Hinter mir wurde wieder zugeſchloſſen. Es war ein dunkler Raum; die dicht aufgeſchüttete Kohlenmaſſe glühte nur; große Schatten gingen an der Decke hin, wenn draußen auf dem Perron ſich irgend etwas regte; — es war die Infirmerie von Moulins ins Elegante überſetzt. An den Wänden entlang ſtanden Plüſch-Canapés mit großen Kiſſen vom ſelben Stoff; alles bequem und einladend. Ich ſtreckte mich, um ein paar Stunden zu ſchlafen. Es wollte aber nicht recht glücken, da ich bald wahrnehmen mußte, daß ich nicht der einzige Bewohner an dieſer Stelle war. Auf einem zweiten Canapé, das Kopf an Kopf mit dem meinigen ſtand, wurd' es unruhig, drehte und dehnte ſich, gähnte dazwiſchen und gab allerhand andere Zeichen des Unbehagens. Endlich ſtand der Unruhige auf und ſetzte ſich vor den Kamin. Die Kohlengluth gab gerade ſo viel Licht, daß ich ihn erkennen konnte. Es war ein junger Mann, wohlwollenden Geſichts; allem Anſchein nach ein Kaufmann.

Nach einer halben Stunde waren wir im Geſpräch, und ich darf wohl ſagen, ich ſchulde ihm den glücklichen Verlauf einer Reiſe, von der er mir offen bekannte, daß er ſie unter den obwaltenden Umſtänden für ein Wagniß halten müſſe. »Sie müſſen ſich eilen; keine Aufenthalte; immer erſter Klaſſe; — die Züge, zum Glück, greifen ineinander ein.« Sein ceterum censeo aber war: »ſchlafen Sie viel, leſen Sie viel, ſprechen Sie wenig«.

Etwa um 2 Uhr Nachts traf der Zug von Orleans ein. An demſelben Vormittage war auf dem Terrain zwiſchen Artenay und der Loire-Hauptſtadt gekämpft worden; fünf oder ſechs Waggons waren mit bayeriſchen Gefangenen und Verwundeten gefüllt; namentlich Artillerie. Sie befanden ſich auf dem Wege nach Pau. Ich trennte mich von meinem freundlichen Berather, wiederholte ihm meinen Dank und weiter ging es, auf Bordeaux zu. Wir erreichten es 6 Uhr früh. Ein Fiacre führte mich, über Brücken und Plätze, an einem prächtigen Quai hin, von einem Bahnhof auf den andern. Nur eine halbe Stunde Raſt!

Nun begann ein Fahren Tag und Nacht. Am Nachmittag in Toulouſe; am Abend in Cette. Eine weite Waſſerfläche dehnte ſich zur Rechten;

der Mond, in breitem Streifen, ſchimmerte drüber hin. „Was iſt das?“ Das mittelländiſche Meer.

Weiter. Montpellier, Nismes, Tarascon. Hier gingen wir auf die Marſeiller Linie über. Am Morgen in Lyon.

Lyon hat acht Bahnhöfe.

Où est la gare de Genève?

C'est ici: voilà.

A quelle heure part le train?

A présent. Dans cinq minutes. Dépêchez-vous.

Im Fluge löſte ich mein Billet und weiter raſſelte der Zug auf Genf zu. Nur noch 20 Meilen bis zur Grenze! Mir begann das Herz höher zu ſchlagen. Ich fing auch wieder an zu denken. Wie hatt' ich dieſe anderthalb Tage ſeit Angoulême zugebracht? Getreulich nach der Weiſung meines Berathers. Die Augen geſchloſſen oder in ein Zeitungsblatt vertieft, ſo hatt' ich die langen Stunden über da geſeſſen. Auch in der Nacht war kein Schlaf über mich gekommen. Was geht in ſolchen Stunden in einer Menſchenſeele vor? womit tödtet man die Zeit hinweg?

Hier liegen Fragen für einen Pſychologen vor. Das Auge iſt todt; die Landſchaft ſpricht nicht zu ihm; die Bilder fallen auf die Netzhaut, aber der Nerv, der uns das Bild zum Bewußtſein bringen ſoll, verſagt ſeinen Dienſt. Und wie keine Bilder zu uns ſprechen, ſo ſprechen auch keine Gedanken in uns. Schemen, ein geiſtlos-geiſterhaftes Weſen, ein fieberhaft durch das Hirn gehetztes Nichts; ein Stunden- und Minutenzählen; immer dieſelbe Frage: wie weit noch, wie viel Meilen noch?

Jetzt, auf dem Wege zwiſchen Lyon und Genf, war ich wenigſtens ſo weit gediehen, über das Nichtdenken der vorhergehenden Stunden nachdenken zu können. Auch das ſchon war ein Gewinn. Dabei begann ich die letzte Nummer des »Salut public« auswendig zu lernen.

Nun waren wir in den Jura hinein; die Wälder bereift, die Häupter tief in Schnee. Ein Sturm pfiff; aber gleichviel, es ging vorwärts. Das war Bellegarde. Die letzte franzöſiſche Schildwacht, den Kopf in der Kapuze, ſah von der Felſenbrücke hoch oben auf unſren, ihm muthmaßlich wie Spielzeug erſcheinenden Zug hernieder. Fünf Minuten ſpäter raſſelten wir an einem mit Holzbalkonen umſchmückten Hauſe vorüber, das die Inſchrift trug: »Café Guillaume Tell«. Alſo Schweiz!

Die »Biſe« wehte von den Bergen her; die Maſchine keuchte; unter einem hohlen Gebraus fuhren wir in die Bahnhofshalle ein.

Victoria Hôtel! Ich wählt' es mit gutem Vorbedacht.

Ein Blick des Oberkellners auf meinen Rochefort-Reiſeſack (wie hätte erſt Raſumofſkys Schöpfung gewirkt!) verurtheilte mich zu drei Treppen. Als ich in den kleinen Raum eintrat, ſang neben mir eine Penſions-Engländerin die Gnaden-Arie und an dem ſchlecht eingehakten Fenſter rüttelte und raſſelte der Sturm. Gleichviel. Ich warf den Reiſeſack in die Ecke, mich ſelber auf's Sopha, kreuzte die Hände über der Bruſt, athmete hoch auf und ſagte das eine Wort: Frei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker)

Aus den Tagen
der
Occupation.

Eine Oſterreiſe
durch Nordfrankreich und Elſaß-Lothringen
1871.

Von

Theodor Fontane.

Band I.

Berlin 1871.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

42 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Inhalt.

I. Abtheilung.

Seite

Bis St. Denis 1
- Oſterſonntag 3
- Eine Bekanntſchaft 9
- Epernay 18
- Von Epernay bis Reims 26
- Reims I. 31
- Reims II. 43
- Ein Schreck 50
- Ein Wiederſehn 60
- Mouchy. Liancourt 68
- Die Rivalen 75

II. Abtheilung.

St. Denis 87
- St. Denis I. 89
- St. Denis II. 98
- Le Bourget 111
- Mont Avron 127
- Die Mühle von Sannois 139

Seite
Die Abteikirche von St. Denis 152
Le Chœur d'hiver 163

III. Abtheilung.

Amiens 171
Bis Amiens 173
Amiens. (Stadt. Cathedrale.) 181
A la tête de bœuf 194
Die 1. Schlacht von Amiens. (Treffen bei Boves.) . . . 203
Die 2. Schlacht von Amiens. (Das Treffen an der Hallue.) 215
Peter von Amiens 226

IV. Abtheilung.

Rouen - Dieppe 231
Rouen I. 233
Rouen II. 254
Rouen III. 265
Dieppe I. 273
Dieppe II. 283
Neuville 291
Le Puits 297

Bis St. Denis.

Oſterſonntag.

Wir flogen rechts, wir flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Lenore.

* * *

Ich gebe dieſen werthen Gäſten
Aus unſrem Keller was zum Beſten.
Fauſt.

Die Oſtertage 1871 führten mich »trotz alledem« wieder gen Frankreich. Der Zweck meiner Herbſtreiſe war nicht erreicht worden; die Franctireurs von Domremy hatten es anders beſchloſſen, und ſtatt Sedan und Metz und das von ſiegreichen deutſchen Heeren eingeſchloſſene Paris zu ſehen, wurde ich ſelber eingeſchloſſen und angehalten, eine unfreiwillige Reiſe durch das mittlere Frankreich zu machen. Der Gebrannte ſcheut das Feuer. Da es indeſſen nicht Marotte, ſondern Metier geweſen war, was mich im Monat Oktober in Feindesland geführt hatte, da der vernünftige Zweck von damals unabgeſchwächt und unverändert fortbeſtand, ſo blieb mir keine Wahl, —

ich mußt' es eben wagen. Nicht blos der Soldat ſteht auf ſeinem Poſten. Am 9. April brach ich auf.

Es war Oſterſonntag. Ich hatte es mir ſo ſchön gedacht, überall am Wege hin die Glocken feſtlich klingen zu hören, aber wie das Eiſenbahngetöſe, für die Mitfahrenden wenigſtens, ſelbſt das Rollen des Donners übertönt, ſo ging auch das Glockenläuten der Städte und Dörfer in dem Raſſeln unſeres Zuges unter. Noch um anderes, worauf ich gerechnet hatte, kam ich: die geputzten Leute, auf die der Feſttags-Reiſende doch eine Art traditionellen Anſpruchs hat, blieben mir zu gutem Theile verſagt. Was davon da war, verſchwand in den hundertfältigen Uniformen von Freund und Feind. Unſer Wagen ſelbſt, in ſeinen beiden Nachbarcoupés, beherbergte ein Dutzend franzöſiſcher Offiziere, denen die wiedererlangte Freiheit alle Elaſticität der Zunge zurückgegeben haben mußte, denn von rechts und links her, wie Pelotons, lärmte und klatſchte die Converſation.

Deſto ſtiller war es in unſerem eigenen Coupé. Ich theilte daſſelbe mit einem älteren Herrn, miles catarrhalis, der auf den ſonnigen Stellen des Rückſitzes Taſchentücher trocknete und nur von Zeit zu Zeit unanfechtbare Bemerkungen über die Unbequemlichkeiten hartnäckiger Erkältungen machte. Der Gegenſtand berührte mich ſelbſt zu ernſthaft, als daß ich durch Widerſpruch die Converſation hätte beleben können. So ſchwiegen wir uns aus und trockneten weiter.

Es war kalt, aber ſonnig; kein Wolkenſchleier, kein milde-fallender Schatten deckte die Schäden der Landſchaft. Da lag Trebbin. Meine Kapitel über »Mark Brandenburg« (ach, ſo viele) traten wieder fragend vor mich hin; — ſie ſahen mich ſcharf an und ich ſchlug die Augen nieder.

So ging es bis Wittenberg. Eine Stunde ſpäter fuhren wir in die ſächſiſch-thüringiſche Ebene ein, an dem alten Schlachtengrund von Lützen, an dem älteren von Merſeburg vorüber, bis die Burgen »an der Saale hellem Strande« uns freundlich grüßten. Köſen war noch intakt: Jung-Berlin, die ganze Armee der kranken Augenwimper, fehlte noch. Weimar lag ſo lächelnd da, als woll' es die Welt oder ſich ſelber hinwegtäuſchen über die Oede ſeines Daſeins; dann Erfurt, dann Dietendorf.

Dietendorf. Wer kennte nicht die Erzählung vom Keſſelflicker, der in das Bett eines Prinzen gelegt wurde. Ein ähnliches Märchenwunder hat auch über Station Dietendorf gewaltet, als es dieſen Drei-Lehmkathenbau zum mittäglichen Speiſeplatz der thüringiſchen Eiſenbahn erhob. Wer nicht Hungers ſterben will, muß hier eſſen; die Bahnverwaltung und die elementare Gewalt des eignen Triebes laſſen keine Wahl. »Du mußt, Du mußt, und koſtet es Dein Leben.«

Alles drängte alſo in den »Salon«. Zwei Tiſche waren gedeckt. Den erſten hatte die germaniſche Race bereits ſiegreich im Sturm genommen und nur an der zweiten Tafel waren noch einige Plätze frei. Hier nahm ich Platz inmitten jener 12 franzöſiſchen Offiziere, deren entfeſſelter Beredſamkeit ich ſchon Eingangs Erwähnung that. Das Schmorſtück mit einer dicken thüringiſchen Sauce ging bereits von Hand zu Hand, der bekannte Schlachtſchrei »Bier« drang von der germaniſchen Tafel her immer vielfältiger durch den Saal, an meiner Tafel aber (der franzöſiſchen), in jener Verblendung, deren eben nur das Volk der Franzoſen fähig iſt, hieß es beſtändig: »Kellnér, Wein! Kellnér, Rothwein!« Dieſer cri de guerre war augenſcheinlich in dieſen Räumen lange nicht vernommen worden; der angerufene Kellner wechſelte alſo Blicke mit dem am Buffet ſtehenden, dirigirenden maitre d'hôtel und war augenſcheinlich jedesmal froh, wenn das Geſchrei der Nachbartafel ihn wieder in einen klareren Wirkungskreis hineinzog. Zugleich aber war doch auch das »garçon, Rothwein« von Tafel II. aus ſo mächtig angeſchwollen, daß nothwendig etwas geſchehen mußte. In dieſem Momente bewährte ſich der Wirth als eine ſuperiore Natur. Er nahm aus dem Hintergrunde ſeines Buffets eine Platt-Menage größeren Stils, drin vier beſtaubte St. Juliens (halbe Flaſchen) ſtanden und ſetzte dieſen thurmartigen Rundbau, der unverkennbar immer nur als Tafel-Ornament gedient hatte, vor den lauteſten Schreier. Die gekünſtelte Ruhe, mit der er es that, verrieth, daß er vor ſich ſelber vor Gericht ſtand. Im nächſten Moment waren die Korken gezogen. Ich wandte mich ab. Der nationale Antagonismus ging nicht ſo weit, daß ſich nicht eine lebhafte Theilnahme in mir geregt hätte. Dort die Söhne von Burgund und Bordeaux, und — hier dieſer »Dietendorfer!«

Das dritte, drohende Läuten machte endlich der Scene ein Ende; weiter raſſelte der Zug, vorbei an der Wartburg, um deren Gemäuer die Nachmittagsſonne glühte, vorbei an den Thürmen und Kuppeln des biſchöflichen Fulda, vorbei auch an Bronzell und ſeinem Schimmelgrab (nach links hin dehnte ſich die noch ſchneebedeckte »hohe Rhön«), bis wir endlich durch den Gellnhauſer-Paß in das Main-Thal einfuhren. Um 9 Uhr Frankfurt. Die Lichter der »Zeil« tanzten an dem Klapperfenſter der Droſchke vorbei, — nun die Treppe des Taunusbahnhofs, oder vielleicht auch eines andern, hinauf, ein Geſumm und Gebrumm, ein Gezwäng und Gedräng, und weiter ging es in Nacht und — Heſſen hinein.

Als der Frühwind uns den Schlaf aus den Augen wehte, ſtieg der Münſterthurm von Straßburg grau-phantaſtiſch vor uns auf.

Eine Bekanntſchaft.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen, . . .
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Das, alte Herren iſt eure Pflicht.
Goethe.

Jch fand ein Unterkommen im »Rebſtock« (La Vignette). Jm Frühjahr, wenn ich nicht irre, weint die Rebe; an dieſe Eigenthümlichkeit erinnerte mich alles in La Vignette. Man war nicht unfreundlich, aber eine gewiſſe tristesse lag über dem Ganzen. Die Dame des Hauſes war Franzöſin; ein Schwermuthszug dunkelte um ihre Stirn, und

»Jhre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland«.

So ſchien es wenigſtens.

Es war inzwiſchen Mittag geworden. Jch rüſtete mich alſo zu einem erſten Gange durch die Stadt, paſſirte den »l'homme de fer«, der in dem Straßenwirrwarr einen trefflichen Orientirungspunkt bietet, trat auf den Kleber-Platz, drängte mich durch die Arkaden, bewunderte die Geſchmackloſigkeiten der Gutenberg-Statue und umkreiſte mit feſtgehaltenem Hut (denn hier windet es immer) den Maſſenbau der Cathedrale. Das war alſo das vielbeſungene

»O, Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt«.

Ehrlich geſtanden, ich konnt' es nicht finden. In wie weit ich ſpäter (Mitte Mai) mein Urtheil corrigirte, werd' ich weiterhin zu erzählen haben.

Hier nur die erſten Eindrücke. Dieſe gingen dahin: Das Einzelne iſt nicht ſonderlich ſchön, und das Ganze iſt nicht ſonderlich pittoresk. Das Münſter, wie ich wohl kaum hinzuzufügen brauche, iſt ein Ding für ſich, und nimmt eine aparte Beurtheilung in Anſpruch.

Der Nachmittag nahm kein Ende.

Den Kreislauf von café noir, Thee und Aniſette hatte ich bereits zweimal durchgemacht, alle Bierlokale zwiſchen dem »eiſernen Mann« und dem Gutenberg-Platz waren von mir angeſprochen worden und noch immer wollte die Sonne nicht untergehen. Indeſſen »die Stunde rinnt auch durch den längſten Tag«. Ich ſah noch die Tauben im letzten Schimmer um den Münſterthurm fliegen, dann zog ich mich in meinen

Eine Bekanntſchaft.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen, . . .
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Das, alte Herren iſt eure Pflicht.
Goethe.

Ich fand ein Unterkommen im »Rebſtock« (La Vignette). Im Frühjahr, wenn ich nicht irre, weint die Rebe; an dieſe Eigenthümlichkeit erinnerte mich alles in La Vignette. Man war nicht unfreundlich, aber eine gewiſſe tristesse lag über dem Ganzen. Die Dame des Hauſes war Franzöſin; ein Schwermuthszug dunkelte um ihre Stirn, und

»Ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland«.

So ſchien es wenigſtens.

Es war inzwiſchen Mittag geworden. Ich rüſtete mich alſo zu einem erſten Gange durch die Stadt, paſſirte den »l'homme de fer«, der in dem Straßenwirrwarr einen trefflichen Orientirungspunkt bietet, trat auf den Kleber-Platz, drängte mich durch die Arkaden, zugehörig, der man in unſern alten Provinzen nur ausnahmsweiſe, deſto häufiger aber im Südweſten von Deutſchland begegnet: gebildete Leute, die ſich, aus irgend einem Grunde, aus der Stadt aufs Land gezogen haben, um hier in Unabhängigkeit der Natur und ihrem Studium zu leben. Man kann füglich die Behauptung wagen, daß ſich an der Zahl dieſer Art von Landbewohnern die Kultur eines Landes bemeſſen läßt; wo wenig alte Cultur iſt, werden ſie fehlen, wo viel iſt, werden ſie ſich einſtellen.

Ich hoffe, daß dieſe Bemerkung richtiger iſt, als meine Prognoſe des Mannes, an den ich ſie knüpfe. Er war nämlich durchaus kein Landbewohner. Es dauerte aber ziemlich lange, bevor es mir wie Schuppen von den Augen fiel.

In Zabern, das die Franzoſen, nicht gerade zum Schaden des Orts, in ein wohlklingendes »Saverne« umgetauft haben, war Aufenthalt. Unſere Reiſegefährten zeigten ſich bemüht, uns zu orientiren; die Villa des Herrn Edmond About, der Palaſt, darin Caglioſtro ſeine Goldmacherkünſte übte, alles wurde uns namhaft gemacht. Endlich auch das alte Schloß der »Dame von Savern«. Mein Nachbar zur Linken ſah nach der alten Ruine hinauf und ſagte dann: »ein Glück für Schiller, daß ihm die »Dame von Savern« als ſolche und nicht als »Burgfrau von Zabern« vorgeſtellt wurde. Die ganze Ballade hätte daran ſcheitern können.« Es war eine ſehr feine Bemerkung; im Moment aber ging ich darüber hin; ich nahm es wie ein Citat, oder wie die Erinnerung an etwas zufällig Geleſenes.

Die Vogeſen lagen nun hinter uns und die lothringiſche Ebene dehnte ſich vor uns aus. Das Geſpräch, das ſich lebhafter zu geſtalten begann, glitt auf das Thema der Grenz- und Sprachenſcheiden hinüber, dieſer und jener Dialekt wurde charakteriſirt und mein Gefährte nahm Gelegenheit, der Vorliebe der Franzoſen für gewiſſe Vocalumformungen Erwähnung zu thun. »Da iſt beiſpielsweiſe das oi für e,« hob er an, »an dem man übrigens deutlich verfolgen kann, wie die Franzoſen es aus dem nachbarlichen italieniſchen Patois herübergenommen haben«. Ich bat um Beiſpiele. »Nehmen Sie lex, credo, debeo und verfolgen Sie, was daraus geworden iſt: loi, crois, dois. »Ich beſchäftige mich ein wenig mit dieſen Dingen«, fügte er lächelnd hinzu.

Unter ſolchem und ähnlichem Geplauder erreichten wir Luneville. Nach links hin lag Epinal, das

Schreckniß aller Gefangnen, dahinter Neufchateau und Langres, Plätze, die ich im Oktober 70 eingehender ſtudirt hatte, als mir lieb geweſen war. Ich machte einige Bemerkungen, die wie von ſelbſt zu dem Geſtändniß führten, daß ich dieſe Gegenden »leidlich kenne«. Von da ab war nur noch ein Schritt bis zur Erzählung meines Domremy-Abenteuers. »Man hat mich deshalb tadeln wollen, ſchloß ich. Aber das iſt immer das leichteſte. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Die Reiſenden und die Kinder müſſen ihren beſonderen Engel haben, ſonſt ſind ſie verloren.«

Er nickte mir zu und begann dann, völlig ungeſucht und erſichtlich nur in Bekräftigung meines Satzes, ſeinerſeits die großen Reiſe-Regiſter zu ziehen. Es war als ob ich unſeren Landsmann Jagor erzählen hörte. Er ſprach von der Schönheit und den Gefahren des Sabiner-Gebirges, von den Schlangen in Päſtum, deren zudringliche Nähe ihm den Genuß dieſer entzückenden Stelle geſtört habe, von Sicilien, endlich von Griechenland. »Was heißt reiſen in Feindesland, oder reiſen in Kriegszeiten? Es giebt Gegenden, mit denen wir nie Krieg führen werden und wo einem die Gefahr elenden Todes doch um vieles näher tritt, als in dem franktireur- und füſilladenſüchtigen Frankreich. Es ſind jetzt 35 Jahre, als ich durch die Thermopylen ritt und zwar die Schlucht hinunter, wo Ephialtes die Perſer heraufgeführt hatte; alles ſtand in Oleander; es war entzückend; aber die Gegend war ſo verrufen, daß als ich die Schlucht endlich paſſirt und das nächſte Dorf erreicht hatte, die Leute vor mir flohen, weil ſie mich ſelber für einen Räuber hielten. Denn niemals war ein andrer als ein Räuber aus dieſer Schlucht in das Dorf hinabgeſchritten. Das Reiſen hat ſeine Gefahren wie alles andere; wer ſie nicht mit in den Kauf nehmen will, muß zu Hauſe bleiben, oder die große Linie halten. Alles Beſte aber, wie überall im Leben, liegt jenſeit der großen Straße.«

Das war mir aus der Seele geſprochen, aber ſo lebhaft wie das Geſprochene, ſo lebhaft intereſſirte mich jetzt auch der Sprecher ſelbſt. Wer war dieſer graumelirte Mann, der in vor-Stangenſchen Zeiten durch die Thermopylen geritten war? War er ein Gutsbeſitzer? Wenn er ein ſolcher war, ſo gehörte er einer Gruppe an, die nur nach wenig Mitgliedern zählt.

Nancy war nicht mehr fern. Die Dörfer links und rechts begannen ein andres Anſehen anzunehmen, das Giebeldach hörte auf, das Flachdach begann, wir ſprachen über die Grenzlinie, die ſich architektoniſch ziehen laſſe, und kamen auf Gothik und die gothiſchen Dome zu ſprechen, zuletzt auch auf den Straßburger und den Ulmer. Ich beſchrieb ihm den Eindruck, den der letztre ſeinerzeit auf mich gemacht hatte. Er nickte wieder und ſagte dann ruhig: »Sie würden ihn kaum wieder erkennen, ſeit er die Strebepfeiler hat«. Neues Stutzen auf meiner Seite. »Alſo ſattelfeſt auch da,« dacht' ich, und nicht ohne Abſicht lenkt' ich das Geſpräch auf das berühmte Bild hinüber, das Portrait eines Ulmer Patriciers, das ſich in der Beſſererſchen Kapelle des Domes befindet. »Ich ſeh' es deutlich vor mir, aber ich habe den Namen des Meiſters vergeſſen.« »Das iſt ein Bild von Martin Schaffner; wohl eines der beſten aus der Ulmer Schule. Das Colorit iſt ſo ſchön, daß es an Gian Bellin erinnert.«

»Gian Bellin«, dies ſchien mir das entſcheidende Wort, und ich ſchoß nunmehr ohne Weiteres die Frage ab: ob er zu ſeinen Stuttgarter Bekannten vielleicht auch den Profeſſor W. Lübke zähle?

Ei freilich; wir waren ja Collegen in Zürich.

Darf ich .....

Mein Name iſt Viſcher.

Ah, der V-Viſcher, rief ich überraſcht.

Er lächelte: »Ja, der bin ich«.

Ich ſagte ihm nun, wie er in dem Berliner Kreiſe, in dem ich lebte, ein Gegenſtand unſrer aller Verehrung ſei; was er freundlich aufnahm. Das Geſpräch glitt auf kunſthiſtoriſche Fragen und Perſönlichkeiten hinüber; Parallelen wurden gezogen; endlich langten wir wieder beim allerperſönlichſten an und gaben uns Aufklärungen über den Zweck unſrer Reiſe. Er war (für die nächſten Tage wenigſtens) derſelbe. Wir reiſten als Väter. Sein einziger Sohn ſtand bei den württembergiſchen Reitern in Vitry, der meinige weiter weſtlich zwiſchen St. Denis und Beauvais. Jener wie dieſer hatten die Gefahren und Strapazen des Krieges glücklich überſtanden, und unſre Söhne wieder zu ſehen, fuhren wir nun, ein Lehrer und ein Schüler der Aeſthetik, plaudernd und glücklich in Feindes Land hinein!

Epernay.

Die Tafel gedeckt,
Lichter und Blumen aufgeſteckt,
Und keine Gäſte
Zum Feſte, —
Es hat mich erſchreckt.

* * *

Er ſchläft.
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns.
Fauſt.

In Vitry hatten wir uns getrennt.

Bis Epernay, wo ich zur Nacht bleiben wollte, waren noch zwei Stunden; es dunkelte ſchon, ich drückte mich in die Coupé-Ecke und ließ die Bilder und Erlebniſſe des Tages noch einmal an mir vorüberziehen. Ich könnte auch ebenſo gut ſagen, ich dachte an den »V-Viſcher« und rekapitulirte die Geſpräche, die ich mit ihm gehabt. Wie viel gedanklich Feines, epigrammatiſch Zugeſpitztes, wie viel Scharfes, immer Treffendes hatte ich aus ſeinem Munde gehört. Vieles gab er nur als Citat; aber, gleichviel, für mich hatte es den Reiz und die erobernde Kraft des Neuen. Es mochten anfechtbare Sätze ſein, aber alle waren ſie eigenartig und ſich einprägend, wie Charakterköpfe. Ich gebe Einzelnes, bunt durch einander, wie es fiel. »Alle romaniſchen Völker haben eine natürliche Education; dies iſt etwas, aber nicht viel; es ſcheint in der That mehr, als es bedeutet.« »Es iſt bemerkenswerth, daß die Franzoſen auch in Geſchmackſachen zurückgehen. Ihre Moden ſind unſchön. Die Uniformirung ihrer Armee iſt abgeſchmackt, barbariſch, Caricatur.« Als Württemberger (deren Uniform die kleidſamſte iſt) hatte er ein beſonderes Recht dieſe Sprache zu führen.

Ueber N. N., den er ebenfalls von Zürich her kannte und den Jeder nach dem Mitzutheilenden leicht zu errathen vermag, ſaß er ſcharf zu Gericht. »Er gehört in die Familie: genius crepitus. Mein Freund Gottfried Keller hatte ganz Recht, ihn mit einer femme entretenue zu vergleichen; mal hat ihn dieſer, mal jener, aber immer wird er »ausgehalten« und jedem kommt er theuer zu ſtehn.«

Wir kamen auch auf politiſche Dinge. Hier konnte die Controverſe zwiſchen einem ſcharfen Schwaben und einem guten Preußen kaum ausbleiben. Aber es machte ſich beſſer als man hätte erwarten ſollen. Er verachtete allen Particularismus, ganz beſonders den welfiſchen, und hatte eine unbedingte Hingabe an das Jahr 70, zumal an den Wiederaufbau des deutſchen Reichs. Nur der Baumeiſter gefiel ihm nicht. »Es dauert mich, daß es gerade dem Bismarck gelingen mußte. Ich habe neulich drucken laſſen: Germania, nachdem ſie der deutſche Michel mit ſeinen Liedern vergeblich umfreit hatte, verfiel endlich der Keckheit eines preußiſchen Junkers. Er griff zu, und — hatte ſie.« »Nehmen wir an, — replicirt' ich lachend — daß es der Germania gehen wird wie den Sabinerinnen; ſie waren ſchließlich herzlich froh, und — Römer wurden geboren.« So lief das Geſpräch. Ueberall fanden wir Brücken und Anknüpfungen. Nur das Jahr 66 blieb ein Streitpunkt. Ein Glück, daß ich, hiſtoriſch beſſer ausgerüſtet, ſeinem weit überlegenen Geiſte gegenüber mich leidlich behaupten konnte. Die ganze Begegnung aber hatte mir den Ausſpruch eines Berliner Freundes wieder vor die Seele gerufen: »Die feinſte Form des Lebens vertritt doch der alte deutſche Profeſſor.« Und ſo muß es ſein. Die Beſchäftigung mit dem Geiſtigen und Schönen, wenn ſie den Menſchen nicht adelte, wäre nicht beſſer als Papeterie-Arbeit.

Um die zehnte Stunde etwa war ich in Epernay. Ein Omnibus ſchaffte mich, ſammt einem Dutzend anderer Reiſenden, in den quadratiſchen Hof des Hôtel de l'Europe, wo nun jeder, ſeinen Reiſeſack in der Hand, geduldig wartete, wie ihm die Looſe fallen würden. Es war ein eigenthümliches Bild. Von den vier Gebäuden, die den Hof bildeten, lagen drei bereits in Nacht, die vierte Seite aber (ein großer Seitenflügel) ſtand bis zu halber Höhe wie in Feuer, ſo luſtig flackerte es auf dem rieſigen Heerd, der ſich durch den ganzen Küchenraum hinzog. Der Feuerſchein fiel in breiten Streifen auf den Hof und erleuchtete die Fenſter des im eigentlichen Hinterhauſe gelegenen Speiſeſaals, der ſchon für den andern Morgen gedeckt und hergerichtet war. Auf jedem Teller, in zum Theil grotesken Geſtaltungen, ſtand eine Serviette; die künſtlichen Blumen hatten ihren Platz; fünf Stühle waren umgekippt; — und über dem Ganzen lag Nacht und Stille. Es hatte etwas märchenhaft Verwunſchenes.

Ich war wohl der Einzige, der dieſe Betrachtungen anſtellte und erhielt dafür Nr. 48, eine Zahl, die, weil ſie ſich durch 3 und 4 dividiren läßt, im erſten Moment größere Hoffnungen in mir erweckte, als ſich ſpäter als gerechtfertigt herausſtellen ſollte. Ein Concierge, von einer täuſchenden Aehnlichkeit mit unſerem Conditor Bolzani, ergriff meinen Reiſeſack, ſtellte mit der Linken einen Leuchter auf ſeinen Kopf und ſchritt ſo, kandelaberhaft, vor mir her. Ich folgte.

Wir paſſirten erſt einen Thorweg, dann ein Stück gepflaſtertes Terrain, von dem ich nicht recht erkennen konnte, ob es ein zweiter Hôtel-Hof oder ganz einfach ein Stück Straßenpflaſter war, ſchoben an einigen Hühnerſtällen vorbei und zwängten uns dann durch eine kleine, offenſtehende Thür eine Stiege hinauf, wo mir dann auch alsbald meine Nr. 48 entgegenlachte. Es waren zwei Zimmer, mit zuſammen vier »Schlafgelegenheiten«, alle, im Gegenſatz gegen das regelrechte franzöſiſche Bett, ſo ſchmal und kurz, als wären ſie aus einem Winkel der Neu- oder Mittelmark hierher verſchlagen worden. Ich wählte mir das Dritte, das eine ponceaurothe Decke hatte, dachte einen Augenblick an die oleander- und räuberreiche Ephialtes-Schlucht, von der mir Profeſſor Viſcher vor wenig Stunden erſt erzählt hatte, citirte dann meinen eigenen Troſtſpruch: »Reiſende und Kinder haben ihren Engel« und ſchob mich unter die Decke.

Ich mochte zwei Stunden geſchlafen haben, als ein Getrappel und gleich darauf ein Lichtſchimmer mich weckten. Der »Candelaber« trat wieder bei mir ein, hinter ihm her ein kleiner ſchwärzlicher Franzoſe mit einem Handkoffer. Sie flüſterten mit einander. Der Kleine hatte offenbar wegen ſeines Schlafgenoſſen eine Frage geſtellt, denn er blinzelte nach mir herüber. Der Concierge, ein Schelm, lächelte und ſagte dann leiſe: Prussien! J'espère, vous n'avez pas peur?! Damit trennten ſie ſich. Der Kleine aber (dies Zeugniß bin ich ihm ſchuldig) athmete ſchon nach 5 Minuten in jenen eigenthümlich unartikulirten Tönen, die mir nicht den geringſten Zweifel darüber ließen, daß ihm jede Furchtanwandlung fern geblieben war. Nach ſolchem Doppelbeiſpiel von Muth und Vertrauen glaubte ich mich meiner optimiſtiſchen Weltanſchauung faſt wie einer Pflicht hingeben zu müſſen, citirte noch in leiſer Wandlung:

Und in Städten klein und groß,
Will mein Haupt ich kühnlich legen
Jedem Franzmann in den Schooß,

und ſchlief ein. Und zwar ſo feſt, wie Graf Eberhart im Bart nur irgendwie und irgendwo geſchlafen haben kann.

Der andere Morgen führte mich zunächſt in jenen Frühſtücks-Salon, der am Abend vorher ſolchen verwunſchenen Eindruck auf mich gemacht hatte; dann in die Stadt. Man darf ihr das Zeugniß geben, daß ſie ziemlich reizlos iſt; ſie erſchien mir wie eine Kreuzung von Kiſſingen und Wriezen a. O. Die einſchließenden Berge, die in Sommerzeit einen Weinkranz um die Stadt ziehen mögen, lagen jetzt leblos da und die Straßen und Plätze, was in Frankreich viel ſagen will, hatten nicht mal eine Statue aufzuweiſen.

Nichts Monumentales, weder in Skulptur noch Architektur. Das Beſte was ich fand, war ein Fleiſcherſcharren, den ein hohes, malachitfarbenes Gitter von der vorüberführenden Straße trennte, während vergoldete Stier- und Widderköpfe, wie Wappenſchilde, an dem Querbalken des Geſtäbes entlang hingen.

Was mich bei meinem Umgang am meiſten überraſchte, war die Abweſenheit von Allem, was unſere geſchäftige Phantaſie mit dem Namen »Epernay«, wenigſtens zunächſt, in Verbindung zu bringen pflegt. Hier wo man hätte glauben können, daß die öffentlichen Brunnen mit irgend einem Mousseux geſpeiſt würden, ſchien jedes Haus und jedes Schild den Hinweis auf dies Metier vermeiden zu wollen. Endlich, an der Eſplanade, in Nähe des Bahnhofs, ſtieg ein großes dreiſtöckiges Haus auf. Unter dem Dach hin, wie ein

Fries, lief ein mächtiges Schild und auf dem Schilde ſtand: Xatart Frères; Fabrique et Magasin de Bouchons.

Dies beruhigte mich. Ich ſagte mir: wo ſolche Pfropfenfabrik vorkommt, da muß viel gekorkt werden.

Von Epernay bis Reims.

Aufragt die graue Cathedrale,
Ein rieſenhafter Zeitentraum.
Annette v. Droſte-Hülshoff

* * *

Und vor die Dinge dieſer Welt
Geſtellt,
Darfſt du ſagen
Ohne Zagen
Ob dir's gefällt.

Bei Epernay hatten wir den Saum der Champagne berührt, nun fuhren wir ihrem hauptſtädtiſchen Mittelpunkte zu: Reims.

Die Bahn läuft in gerader Linie nordwärts und durchſchneidet eine kurze Strecke hinter Epernay den Forêt de Reims, eine Waldparthie, die früher wahrſcheinlich ebenſo nach Meilen zählte, wie jetzt nach Kilometern. Das Terrain iſt im Allgemeinen plateauartig; an einer Stelle aber ſenkt es ſich bedeutend, und der hochaufgeſchüttete querdurchſchneidende Bahndamm geſtattet einen Blick in den Waldesgrund tief unten. Um die Sommerzeit muß dieſer Blick auf grüne Wipfel entzückend ſein, heute, um Mitte April, war er mehr grotesk. Alte Eichen ſtreckten aus bereits blätterſprießendem Elſengebüſch ihr kahles Gezweig phantaſtiſch in die Luft und ſtanden da wie graue Rieſenkorallen auf einer immergrünen Meereswieſe.

Eine halbe Stunde ſpäter dämmerte die Cathedrale von Reims herauf, von Minute zu Minute beſtimmtere Geſtalt gewinnend; endlich lag ſie vor uns wie ein Modell auf einer Tiſchplatte. Die Thürme ſtanden in einer durchſichtigen, aber farb- und ſonnenloſen Luft.

Dieſe Art der Beleuchtung, wiewohl ſie Alles in klaren Umriſſen erſcheinen läßt, iſt doch nicht gerade die günſtigſte. Die meiſten gothiſchen Thürme (beiſpielsweiſe auch der Straßburger) bedürfen durchaus einer gewiſſen Lichtfülle; wogegen die blos durchſichtige Luftſäule Manches nicht zu voller Wirkung kommen läßt, oder dieſe ſogar ſchädigt. Es liegt das in der Art, wie das ſteinerne Stab- und Gitterwerk, gehäuſeartig, den eigentlichen Kern des Thurmes umſteht. Vielfach (nicht immer) ſind meinem Auge hierbei die Zwiſchenräume, die Abſtände, zu weit erſchienen, ſo daß die beabſichtigte Leichtigkeit des Aufbaues den Charakter des Ausgebrannten gewinnt. Dies iſt für den, der mit ſelbſtſtändigem Auge ſieht, bei durchſchnittlicher Beleuchtung mehr oder weniger ſtörend und nur wenn die untergehende Sonne ihre Rothgluth in dieſe öden Fenſterhöhlen ausgießt, wird allerdings eine Schönheitsfülle geboren, die einen wieder fühlen läßt: es iſt am beſten, wie es iſt.

Hier wäre denn auch die Stelle, wo ich den geneigten Leſer, den ich im Verlaufe dieſer Aufſätze eben ſo ſehr auf Cathedralen- wie Schlachtengrund zu führen haben werde, einige äſthetiſch-architektoniſche Bekenntniſſe machen zu dürfen um Erlaubniß bitte.

Jeder Menſch, der ſich mit den Künſten ernſthaft beſchäftigt hat, wird aus hundertfältiger Beobachtung wiſſen, wie wahr der humoriſtiſch zugeſpitzte Satz eines meiner muſikaliſchen Freunde iſt: »Die Muſik ſcheint mir nur dazu erfunden zu ſein, um an ihr die Lügenhaftigkeit der Menſchen zu demonſtriren.« Was von der Muſik gilt, gilt von allen Künſten, am meiſten von der Architektur. Dieſe (mehr denn jede andere) iſt Fach- und Gildenſache geblieben und unendlich klein iſt die Anzahl derer, die eine Maurermeiſter-Schöpfung von einem italieniſchen Palaſt unterſcheiden können. Wenn irgendwo die »öde Bewunderungs-Phraſe« eine Rolle ſpielt, ſo iſt es auf dieſem Gebiet; vor Allem aber hat die Gothik, nachdem ſie hundert Jahre lang ein Aſchenputel war, ſich eine völlig exceptionelle Stellung wieder erobert, und iſt zu gutem Theile unnahbar geworden. Es giebt tauſende von Menſchen, die vor jedem gothiſchen Kirchenbau ſich ſofort jeder Kritik begeben, nicht etwa mit Rückſicht auf die Heiligkeit des Ortes, nicht weil es ein Kirchenbau iſt, ſondern einfach weil es eine gothiſche Kirche iſt. Einem ganz ſpeziellen Bauſtyl wird eine ängſtlich abgöttiſche Verehrung gezollt; man identifizirt die Gothik ohne Weiteres mit allem Heiligen, Hohen und Schönen.

Ich darf mich gegen ein ſolches Zuviel vielleicht um ſo eher auflehnen, als meine eigene Seele bis zu einem ſehr erheblichen Grade dieſe Bewunderung mit durchmacht und meiſtentheils ſchon das bloße Eintreten in eine gothiſche Kirche wie Gottesdienſt empfindet. Alle anderen Gotteshäuſer, ſelbſt die weiter zurückliegenden romaniſchen nicht ausgeſchloſſen, vermögen nicht das Herz ſo unmittelbar nach oben zu führen, — es iſt dies die tiefgeheimnißvolle Wirkung des Spitzbogens. Dieſer Zauber war es, der ihn in 50 Jahren die ganze Chriſtenheit erobern ließ. Ein tiefinnerſtes Bedürfniß der Menſchenſeele wurde durch eine Form, durch etwas Aeußerliches, vielleicht nie ſo tief getroffen. Auch bis in dieſe Tage des Abfalls hinein wirkt dies noch; ein poetiſch fühlendes Herz wird am liebſten in einer gothiſchen Kirche beten.

Der Leſer wird mir nach dieſen Geſtändniſſen einräumen, daß man nicht leicht voller und rückhaltloſer auf die Seite der Gothik treten kann, aber je mehr ich ſelber das Bewußtſein von dieſer Hingebung habe, um ſo lebhafter und entſchiedener ſtemme ich mich gegen jede unterſchiedsloſe Bewunderung. Gewiß, auch die mangelhafteſte Gothik hat noch die Tugenden ihres Geſchlechts, — dieſe ſollen ihr unbeſtritten bleiben; um wie viel mehr erſt muß unſre Begeiſterung jenen Wunderbauten folgen, die ſich nahezu bis zum Vollendeten erheben. Aber auch dies nahezu Vollendete bleibt Menſchenwerk und als ſolches dem Urtheil unterworfen. Das bloße Starren und Staunen kann unmöglich die höchſte Form der Bewunderung ſein, und geſunde Sinne haben auch dem Bewundernswerthen gegenüber ein Recht, die Dinge zu vergleichen, zu prüfen, zu unterſcheiden. Das aber iſt Kritik. Bei dieſem ganzen Prozeß offen und ehrlich auf der einen Seite, demuthsvoll auf der andern zu ſein, — darauf kommt es an.

Und nun mag der Leſer freundlich hinnehmen, was ich ihm in den Cathedralenſtädten Nordfrankreichs über die gewaltigen Schöpfungen des 13. und 14. Jahrhunderts zu ſagen haben werde.

Reims.

Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heilge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Jungfrau von Orleans.

I.

Es war Mittag, als wir in Reims einfuhren. Ich ſchickte meine Sachen in den »Lion d'or« und ſchlenderte im Zickzack die Esplanade und die Straßen hinauf, um auf dem Wege ins Hôtel zugleich ein Bild der Stadt zu gewinnen.

Das Erſte was ich ſah, hatte wenig mit der alten Krönungsſtadt zu thun; — es war ein württembergiſches Jäger-Bataillon, das leichten und feſten Schrittes, dabei deutſche Lieder ſingend (glücklicherweiſe nicht die »Wacht am Rhein«) von einem Uebungsmarſche heimkehrte. Die ganze Truppe, wie die württembergiſche Diviſion überhaupt, machte einen brillanten Eindruck. Ich dachte an Tauberbiſchofsheim, wo ſie uns gegenübergeſtanden und fünf Mal, immer tapfer und immer vergeblich, gegen die dünnen Reihen unſerer 55er angeſtürmt hatten, und die Frage beſchlich mich wieder, die Frage, die ich alle dieſe Siegesjahre hindurch nicht los geworden bin: wo ſteckt es uns eigentlich? worin liegt dieſe in militairiſchen Dingen immer wieder und wieder bewieſene preußiſche Superiorität? Die Thatſache dieſer Ueberlegenheit iſt da, ſie wird zugegeben von Freund und Feind, aber ſie berührt mich immer wieder wie ein Mirakel. Offiziere haben mir daſſelbe verſichert. Die 66er »Zündnadel«-Erklärung iſt längſt hinfällig geworden und den berühmten »Schulmeiſter« werden wir am Ende gut thun, nun auch auf ſeinen Lorbern ruhen zu laſſen. Es muß noch andres zur Geltung kommen. Es muß ein Zuſammenwirken von Kräften da ſein, das in ſeiner Totalität noch von Niemandem voll und ganz erfaßt worden iſt.

Ich hatte ein halbes Dutzend Plätze und beinahe ebenſoviele Statuen zu paſſiren, einen Colbert, einen Canonicus Godinot, einen Duc d'Erlon (Marſchall Drouet) und traf ziemlich ermüdet auf dem Cathedralen-Platze ein, an deſſen einer Ecke, wie ich erfahren hatte, ſich mein Lion d'or befinden mußte. So war es auch. Die Introduktion ließ viel zu wünſchen übrig. Aus einer Flur-Ecke hervor ſahen mich meine drei kleinen Gepäckſtücke wehmüthig wie Waiſenkinder an und der Hôtelier verſicherte mir: alles ſei beſetzt. Meiner kummervollen Miene indeß bewilligte er ſchließlich »eine Matratze im Salon«. Ich muß übrigens gleich hier bemerken, daß dies »alles beſetzt«, dem ich ſechs Wochen lang, und zwar zeitweilig Tag um Tag begegnete, mich zuletzt kaum noch in Schrecken ſetzte. Es fand ſich, mit wenigen Ausnahmen, immer etwas. Auch hier in Reims war mir noch eine freundliche Ueberraſchung vorbehalten.

Ich nahm nun zunächſt ein Spät-Dejeuner, machte ſo viel Toilette wie in einem Speiſe-Salon mit großen Fenſtern und noch größeren Trumeaux, die alle Geheimniſſe ſechsmal wiedererzählten, überhaupt möglich war, und brach dann auf, um einige Zeilen auf die Poſt und mich ſelber ans Flaniren zu geben. Den Cathedralen-Beſuch (immer eine herzhafte Arbeit) dachte ich bis auf den folgenden Tag zu verſchieben. Es kam aber anders.

Ich war kaum aus dem Hôtel getreten und ließ mein Auge eben flüchtig über die große Weſtfaçade ſammt ihren drei berühmten Portalen hinſtreifen, als ein im tiefſten Baßton immer näher kommendes, recitativiſch-monotones Singen mich nach der Richtung hin blicken ließ, von wo das Singen kam. Es war ein Leichenzug, der aus einer der ſchmalen Seitenſtraßen eben auf den Platz trat. Eine ſtattliche, ziemlich bunt gekleidete Geſtalt, von der ſich ſchwer beſtimmen ließ, ob der einfache Portier, oder der Dom-Schweizer oder der Tambour-Major in ihr vorherrſchte, ſchritt mit einem mächtigen Conciergen-Stock dem Zuge voran; dann kam der fungirende Prieſter, von zwei jüngeren Geiſtlichen begleitet, von denen der zur Linken ſchreitende eben jene Litaneien ſang, die ich ſchon von fern her vernommen hatte. Nach den Geiſtlichen erſchien der mit einer ſchwarzen Decke überdeckte Sarg! Vier Träger trugen ihn, nicht hoch auf der Schulter, ſondern an zwei niedrig gehaltenen Tragſtangen, ſo daß das Unterbrett des Sarges nur eben über den Boden hinglitt. Wenige Leidtragende folgten. Das große Portal ſtand offen, der Zug trat ein, und das Mittelſchiff hinunterſchreitend, ſtellten die Träger den Sarg an das Chorgitter, wo auf Candelabern vier Lichter brannten. Es war nur eine »kleine Leiche«. Die üblichen Ceremonien waren raſch beendigt; dann ſtellte ſich der »Schweizer« in Front, die Träger griffen zu, und der Zug, unter erneutem Singen, verſchwand durch eine der Seitenthüren. Es war alles wie ein Bild.

Dieſer Zwiſchenfall hatte meinen Nachmittagsplan umgeworfen. Wider Wunſch und Willen in die Cathedrale hineingerathen, beſchloß ich jetzt, eine Stunde in ihr zu bleiben. Ich ſchritt von dem Chorgitter aus, wohin ich dem Zuge gefolgt war, wieder bis an das große Portal zurück, machte Kehrt und ſah nun das Mittelſchiff hinunter über den Hochaltar fort, bis in die dahintergelegene, den ganzen Bau nach Oſten hin abſchließende Kapelle hinein, deren großes Glasfenſter, wie eine Juwelenwand, dunkelleuchtend vor mir ſtand. Die Wirkung war ſehr bedeutend, magiſch, ganz beſonders dadurch, daß man nicht unmittelbar, ſondern durch einen offenen Spitzbogen des hohen Chors (der nun wie ein vorgeſtelltes, einrahmendes Thor wirkte) auf dies, die ganze Mittelkirche beherrſchende Fenſter blickte. Der Umſtand, daß ich ſelber in einem breiten, vom Portal her einfallenden Lichtſtreifen ſtand, während die ganze übrige Kirche in einem grauen, nur hier und dort farbig durchblitzten Dämmer lag, ſteigerte die Wirkung des Ganzen.

Aber hiermit war auch der Zauber, den das Innere dieſer vielberühmten Cathedrale auf mich ausübte, erſchöpft. Es waren Licht- und Farbenwirkungen, die zum Theil in günſtigen Zufälligkeiten ihren Grund hatten. Zu einer eigentlichen Schönheits-Bewunderung der inneren Struktur dieſes Baues konnte ich es nicht bringen. Ich weiß, daß ich mich dadurch in Widerſpruch mit einer allgemeinen Annahme ſetze, mit einer Annahme, die auch ſeitens der bedeutendſten Autoritäten getheilt wird. Aber ich muß es wagen.

Monsieur Violet-le-Duc beiſpielsweiſe, der große moderne Gothiker der Franzoſen (etwa der Zwirner unſerer transvogeſiſchen Nachbarn) ſagt in ſeinem Dictionnaire d'Architecture: »wenn wir uns eine Vorſtellung davon machen wollen, wie eine Cathedrale des 13. Jahrhunderts, alſo jener Epoche, in der der Spitzbogen-Styl ſein Erhabenſtes leiſtete, concipirt wurde, ſo müſſen wir nach Reims gehen; und wenn wir uns dann ferner eine Vorſtellung davon machen wollen, wie das 13. Jahrhundert eine derart concipirte Cathedrale ausführte und vollendete, ſo müſſen wir abermals nach Reims gehen. Nur die zwei Thurmſpitzen in der Front und die Glockenthürme des Querſchiffs haben wir uns hinzuzudenken.« Die Anerkennung dieſes mächtigen Baues findet hier alſo von Seiten einer allergrößten Autorität einen ganz uneingeſchränkten Ausdruck. Es mag verdient ſein. Mir perſönlich indeß iſt der innere Aufbau viel zu ſchwer und maſſig erſchienen; ich gebe dem graziöſen, palmenhaften Aufwachſen der Pfeiler-Avenuen, wie ſie ſich beiſpielsweiſe in den drei gothiſchen Kirchen von Rouen vorfinden, unbedingt den Vorzug. Hier in Reims geht das Schönheitliche im Königlichen, im Feierlichen und Impoſanten unter. Auch was unter den reſtaurirenden Händen der Neuzeit geſchehen iſt: mattvergoldete Kapitäle und goldgeſtirnte blaue Deckengewölbe, es hat mich nicht begeiſtern können. Auch nach dieſer Seite hin ſind wir in unſern deutſchen Domen glücklicher geweſen.

Der hiſtoriſche Glanz alles deſſen, was hier geſchah, ſollte ſchließlich (ſo hofft' ich) einen poetiſchen Schönheitsſchimmer um dieſe ſchweren Pfeilermaſſen ausgießen; — ſo ſchritt ich denn das Mittelſchiff abermals hinauf, dem Hauptaltar entgegen, der ſeinerzeit mit Goldplatten bekleidet und mit einem ſchwebenden Tabernakel geſchmückt war. Welches Sanctuarium dies! Die Stelle, wo alle Könige Frankreichs, von Philipp Auguſt (1179) bis auf Karl X. (1825) das heilige Salböl empfangen hatten. Nur drei Ausnahmen: Heinrich IV., der in Chartres, Napoleon, der in Paris, Ludwig XVIII., der gar nicht gekrönt wurde. An dieſe Altarſtufen war es auch, wohin Jeanne d'Arc den Dauphin führte. Ich finde über dieſen einen Krönungstag, der alle andern in Schatten ſtellt, das Folgende:

Am 16. Juli 1479 erſchien der König vor der Stadt; man empfing ihn und führte ihn in den erzbiſchöflichen Palaſt. Das Volk erhob den alten Freudenſchrei: »Noël, Noël«, aber die Augen Aller waren auf die Jungfrau gerichtet. Am folgenden Tage ſollte die Krönung ſtattfinden. Vier Würdenträger der Krone, die Marſchälle von Bouſſac und von Rais, Sire Graville, Grandmaitre der Arkebuſiere, und Sire Culan, Admiral von Frankreich, ſtiegen zu Pferde, ließen ihre Banner im Winde flattern und ritten auf die alte Kirche St. Remy zu, um daſelbſt die heilige Ampulla*)

---

*) Dieſe »heilige Ampulla“ wurde, nach der Legende, 496 durch eine Taube vom Himmel gebracht, auf daß Chlodwig, der erſte chriſtliche König, geſalbt werten könne. Das Salböl dieſer Ampulla war unverſieglich. Während der Revolution wurde das Gefäß zerbrochen; doch ein Gläubiger rettete ein Bruchſtück deſſelben und händigte es, in den Tagen der Reſtauration, dem Erzbiſchof von Reims ein. In dieſem Bruchſtück fand ſich angeblich noch ein Reſt Salböl vor, das nun in eine neue Ampulla gebracht und bei der oben erwähnten Krönung Karls X. zu deſſen Salbung gebraucht wurde.

(la sainte ampoule) zu holen, die in dieſer älteſten Kirche von Reims aufbewahrt wird. Sie empfingen die Salböls-Phiole, leiſteten dem Abt den Eid, dieſelbe ſicher wieder zurückzubringen, und ritten nunmehr auf die Sankt Dionyſius-Kirche zu, wo der Erzbiſchof, an der Spitze des Kapitels, bereits ihrer wartete und die sainte ampoule aus ihren Händen nahm, um ſie nun ſeinerſeits zu tragen und auf den großen Altar der Notre-Dame-Kirche niederzuſtellen. An den Stufen des Altars ſtand bereits der König. Zwölf Pairs des Reichs ſollten ihn umgeben; da die Zeitverhältniſſe es aber nicht geſtattet hatten, jene zwölf, die ihrem Range nach zugegen ſein mußten, an dieſer Stelle zu vereinigen, ſo traten die vornehmſten unter den anweſenden weltlichen und geiſtlichen Herren für jene Abweſenden ein; — für den Herzog von Burgund, der auf Seiten Englands ſtand, der Herzog von Alençon. Der Erzbiſchof functionirte. Sire d'Albret hielt den Degen. Zu Seiten des Königs, ihr Banner in der Hand, ſtand die Jungfrau. Als die Ceremonie vorüber war, als der Herzog von Alençon den König zum Ritter geſchlagen und der Erzbiſchof ihn geſalbt und gekrönt hatte, warf ſich die Jungfrau zu Füßen Karls VII., umklammerte ſeine Knie und rief unter Thränen: »Gnädigſter König, nun iſt der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß Du gen Reims zögeſt, um die Krone zu empfangen, auf daß alle Welt ſähe, daß Du der wahre König biſt.« Sie weinte, als ſie dieſe Worte ſprach, und alle Umſtehenden weinten mit ihr.

Die Stelle, an der ſich dies Alles vollzog, iſt geblieben, aber ein paar umherliegende Grabſteine und die mächtigen, das Gewölbedach tragenden Pfeiler abgerechnet, die nach wie vor hier aufragen, hat ſich Alles gerade hier verändert. Vor Allem der Altar ſelbſt. Ich weiß nicht, ob er das große Feuer von 1481 überſtand, das ihm zu Häupten, um den großen Glockenthurm herum, ausbrach und ſolche Gewalt hatte, daß das ganze Bleidach und das Erz von wenigſtens 15 Glocken wie ein Regenſtrom in die Kirche niederſtürzte, — jedenfalls machte der wechſelnde Geſchmack der Zeiten der alten Herrlichkeit ein Ende und eine Art Roccoco-Altar trat in den Tagen Louis XV. (1747) an die Stelle deſſen, was ſich bis dahin, ſei es intakt, ſei es zerbröckelt, durch die Jahrhunderte hin erhalten hatte. Dieſe Neu-Schöpfung iſt nicht ohne künſtleriſchen Werth; Candelaber und Marmorſtatuen von jener glänzenden Technik, wie ſie den Meiſtern des vorigen Jahrhunderts zu Gebote ſtand, ragen auf; aber zweierlei fehlt dieſen Geſtaltungen: die Harmonie mit der architektoniſchen Geſammtheit des Baues und — der hiſtoriſche Reiz.

Dieſer hiſtoriſche Reiz, deſſen Schönheit hier verklärend wirken, das Schöne noch ſchöner, das Maſſive leichter, das Schwere graziöſer geſtalten ſollte, dieſer Reiz, ſage ich, läßt einen, ähnlich wie am Altare, ſo in der ganzen Cathedrale im Stich. Man erfährt nur: »Dies geſchah hier«, aber man ſieht nichts, woran unſere Vorſtellung ſich anlehnen, nichts, was unſere Phantaſie unterſtützen könnte. Die Kirche iſt kahl, Bilder und Denkmäler fehlen, das Wenige, was davon da iſt, berührt nicht die wirklich großen Momente im Leben des Landes oder dieſer Stadt. So verläßt man die vielberühmte Cathedrale ſchließlich bis zu einem gewiſſen Grade enttäuſcht.

Es war um die fünfte Stunde, als ich wieder ins Freie trat; die friſche Briſe, die über den Platz wehte, that mir wohl. Ich ſchritt auf eine der ſchmalen Gaſſen zu, die auf den Platz münden, entſann mich meines Briefes, der immer noch der Expedirung harrte und fragte einen vorübergehenden Soldaten nach der Poſt. Es war ein Schleſier, der hier bei einer Trainkolonne ſtand. Er verſprach gutmüthig, mir den

Weg zu zeigen; ſo ſchritten wir plaudernd neben einander her. Vor dem Thorweg des Poſtgebäudes blieb er ſtehen, ſah mich pfiffig an und ſagte dann:

Nu, Se ſprechen ooch ganz gutt dektſch.

Na, ſo ſo.

Gelt, Se ſein wull a Luxenburger?

Damit ſchieden wir. Im Hineinſchreiten dachte ich: ſo wird einem alſo von Volkswegen das »reine Deutſch« quittirt.

Reims.

Wenn die Bögen und Niſchen in Schatten ſtehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber ſehn,
Bei Mondenſchein
Tritt ein,
Und du wirſt des Zaubers ſicher ſein.
Walter Scott.

* * *

Und dieſer,
Der ſich den »Guten« ſchelten läßt, verkauft
Sein Vaterland. Gleichwohl
Iſt auch das dritte Wort Gerechtigkeit.
Königin Iſabeau.

II.

Der Brief war abgegeben. Ich erneute nun meine Zickzackmärſche durch die Stadt, kaufte Photographien (eine Mode, die man mitmacht, wiewohl ſie zu den ſchlechteſten zählt), las das Petit Journal in drei verſchiedenen Café's und kehrte heim.

Es war 9 Uhr als ich die Cathedrale wieder vor mir ſah; von der Hauptwache her klangen die württembergiſchen Jägerhörner, und das Mondlicht lag wie Schnee über den Platz hin. So kam ich bis an die Ecke meines Hôtels. Ich folgte den langgezogenen, jetzt im Echo verklingenden Tönen des Horns, dann ſah ich aufwärts, um den Lichtquell zu finden, der dieſen weißen Schimmer über den Platz hin ausgoß. Ich brauchte nicht lange zu ſuchen. Da ſtand die Mondſcheibe links neben dem linken Thurm, und meine Vormittagsbetrachtungen erſchienen mir nun als baare Ketzerei. Zwiſchen den Fenſterſtäben ſtand es jetzt wie ſilberne Lichtmaſſen, nichts von Oede und Kahlheit mehr, Alles ſchlank, phantaſtiſch; — wie aus einer Märchenwelt trat ich in die proſaiſche Welt des Hôtelhofes ein.

Aber auch hier hatte ſich's inzwiſchen zu meinen Gunſten geändert; ich wurde mit der Zuſicherung empfangen, daß ſich ein Zimmer gefunden habe. Ich dankte, ſtieg treppauf, und eine Stunde ſpäter träumte ich bereits von blauem Grund und goldenen Sternen, die bald aus dem Himmels-, bald aus dem Cathedralengewölbe auf mich herniederzublicken ſchienen.

Früh war ich auf; das große breite Fenſter meines Zimmers ging auf den Hof hinaus; ich öffnete und that einen friſchen Morgenzug. Das war hier möglich. In Hôtelhöfe hinunter zu blicken, iſt meiſt gefährlich; ich entſinne mich ſolchen Frühmorgenblicks im Hôtel du Louvre; ich konnte ihn acht Tage lang nicht verwinden und hinter jeder reichbeſetzten Tafel ſtand dieſer Morgenhof wie ein Geſpenſt; — hier aber war es anders. Es war kein Küchenhof; Schuppen und Remiſen faßten ihn ein, die eine Wand ſtand ganz in Epheu und inmitten des Hofes ragte eine koſtbare Platane auf, an deren weitem Gezweige eben das erſte Grün ſproßte.

Ich rüſtete mich; noch allerhand blieb zu ſehen. Da lag ſie zunächſt wieder, die ſchöne Unvermeidliche — die Cathedrale, jetzt vom Frühlicht umfloſſen. Es war nicht der volle Zauber vom Abend vorher, aber doch auch ein Zauber. Ein breiter Streifen reflektirten Lichtes fiel auf die drei Portale, die ſich dadurch von dem im Schatten bleibenden Reſt der Façade abtrennten. Es war nicht möglich theilnahmlos an ihnen vorüberzugehen. Der enorme Detail-Reichthum dieſer vielberühmten Front ſprach immer lebendiger zu mir und die günſtige, allen Theilen zu ihrem Recht verhelfende Beleuchtung ließ mich erſt jetzt erkennen, daß es ſich hier nicht blos um einen überreich gegliederten Portalſchmuck, ſondern um einen rieſenhaften Geſammt-Fries der ganzen Front handelte, in dem die drei großen Portale nur ſelbſt wieder integrirende Theile waren. Ja der produktive Drang jener Epoche hatte ſich auch daran noch nicht genug ſein laſſen; dieſer Façadenſchmuck wuchs noch nach links und rechts hin um beide Ecken herum, etwa (um der Trivialwelt einen Vergleich zu entnehmen), als habe man einen figurenreichen Bilderſtreifen an die Front eines Kaſtens zu kleben gehabt, habe aber, weil der Streifen eben länger war als nöthig, ihn, ſo weit er reichte, noch ſeitwärts geklappt. Es giebt nichts, was einem die Schaffensluſt und Fülle jener Jahrhunderte ſo veranſchaulichen könnte, wie dieſer über Ziel und Aufgabe hinauswachſende Ueberſchuß. Mitunter ſprechen auch Zahlen. Es gehören dieſer Façade 2062 Figuren an, von denen 1274 die menſchliche Geſtalt, 788 die der verſchiedenſten Thiere darſtellen.

Wie in Epernay ſo in Reims, — nichts erinnert daran, daß die Rebe der Champagne vor den Thoren wächſt. Flanell- und Strumpfwaaren, Säcke und Ballen auf jedem Hof; wie ein ewiger Wollmarkt blicken die Straßen. Vergebens hält das Auge nach Dingen Umſchau, die auch nur entfernt an die ſilberblanken Häupter der Familie Cliquot erinnerten. Nur an einer Stelle begegnete ich dieſem Namen und zwar da, wo ich ihn am wenigſten zu finden erwartet hatte: auf dem großen Denkmale Louis XV.

Dieſem Denkmal, das ſich auf dem vornehmſten Platze der Stadt, auf dem Place royale, erhebt, galt nun mein letzter Beſuch. Es wurde, wie eine Inſchrift auf der Rückſeite mich belehrte, im Jahre 1765 von Bürgern der Stadt, darunter auch eben jener Cliquot, errichtet und im Jahre 1818 wiederhergeſtellt (rétabli). Ich ſchließe daraus, daß es 1793, wo Menſchen und Denkmäler um die Wette hingeopfert wurden, der Wuth der Reimſer Populace zum Opfer fiel.

Das Denkmal ſelbſt — voll jener techniſchen Meiſterſchaft, die den meiſten franzöſiſchen Skulpturwerken jener Epoche eigen iſt — ſtellt den König als Imperator dar; zwei ſymboliſche Geſtalten ſchmücken den Sockel, von denen die eine (wahrſcheinlich la marchandise) einem Löwen die Stirnlocke kraut, zum Zeichen beſten Einvernehmens zwiſchen Nährſtand und Wehrſtand, oder wie wir heute uns ausdrücken würden »zwiſchen Civil und Militair«.

Kein Zweifel, das lebensvoll Portraithafte des Standbildes iſt von großer Wirkung; nichtsdeſtoweniger intereſſiren uns, die wir an daſſelbe herantreten, mehr ſeine großen Front-Inſchriften, als ſeine künſtleriſche Vollendung. In der Blüthezeit der Pompadour, ſieben Jahre nach der Schlacht bei Roßbach (der Baſtille und der lettres de cachet ganz zu geſchweigen) leiſteten die guten Bürger von Reims das Folgende:

De l'amour des Français éternel monument
Instruisez à jamais la terre
Que Louis dans nos murs jura d'être leur père.
Et fut fidèle à son serment.

Alſo in freier Ueberſetzung etwa:

»Unſrer Liebe Denkmal, in Erz und Stein
Erzähl' es den Jungen und Alten,
Daß Louis ſchwur unſer Vater zu ſein,
Und daß er den Schwur gehalten.«

Darunter dann:

A Louis XV.
Le meilleur des Rois,
Qui par la douceur de Son gouvernement
Fait le bonheur des Peuples.

So die Inſchriften. Als ich eben dieſe letzten Worte in mein Notizbuch ſchrieb, trat ein wohlbeleibter Bourgeois an mich heran, grüßte, zeigte mit ſeiner großen Hand auf das Königsbild und ſagte dann, wie um ihn mir vorzuſtellen: »Louis quinze«! Ich nickte, wies auf die drittletzte Zeile und ſetzte hinzu: »le meilleur des Rois«.

Er verſtand mich und erwiederte nur: »Ah bah!«

Es lag eine ganze Welt von Verachtung in dieſen zwei Sylben. Aber wer bürgt dafür, daß er nicht Ehrenpforten baut, wenn Henri quint je an dieſer Stelle ſeinen Einzug hält.

In Frankreich hat Alles ſeinen Cours verloren und das »Noël, Noël«! das den Einzug der Könige begleitete und dies »Ah bah«, ſie wiegen gleich ſchwer und gleich leicht in der Wage.

Ein Schreck.

Whither wilt thou lead me? speak,
I'll go no further.
Hamlet.

Wenige Stunden nach dieſer Begegnung lag Reims hinter mir. Im Coupé war Plaudern und Lachen; keine Ahnung beſchlich mich, daß ich einem Abenteuer entgegenfuhr, und zwar juſt einem ſolchen, vor dem ich mich zu hüten und zu bewahren am meiſten befliſſen war.

Jeder Leſer, der die erſte Strophe von »Hektors Abſchied« noch leidlich in Erinnerung hat, wird nicht überraſcht ſein zu erfahren, daß ich einigermaßen ſchwer losgekommen war und daß ich mit aller aufbringbaren Feierlichkeit zugeſagt hatte, mich jeder harmloſeren Betrachtung der Dinge dieſer Welt, oder minder euphemiſtiſch ausgedrückt, meines üblichen Leichtſinnes zu entſchlagen. Ich war geradezu auf den Satz hin eingeſchworen worden, daß »Vorſicht des Muthes beſſerer Theil« ſei, ein Schwur, mit deſſen Hülfe ich die bis dahin geleiſteten drei Eide meines Lebens: Confirmation, Fahne und Trauung, bis auf vier gebracht hatte. Ich war auch in der That (weil es mit der Schwachheit der menſchlichen Natur diesmal glücklich zuſammenfiel) des allerbeſten Willens, dieſen Eid zu halten, und hatte meinen ganzen Reiſeplan unter Zugrundelegung dieſer feierlichen Zuſagen aufgebaut. Der Leſer ſelbſt möge urtheilen. Mein nächſtes Reiſeziel war St. Denis. Aus bloßer Vorſicht, nur um nicht etwa aus Verſehen in Paris und die Commune hineinzufahren, hatte ich bei Epernay die große Weſtlinie aufgegeben und hoffte nunmehr auf einem nördlichen Umwege, der, wie ich mir einbildete, ein leichteres Controlliren aller Stationen geſtattete, in vorſichtigen Etappen beſagtes St. Denis erreichen zu können. Der Plan war gut. Aber die beſten Pläne können in Gefahr kommen zu ſcheitern.

Meine Reiſeroute ging über Soiſſons, Senlis, Creil; Spätnachmittags hoffte ich am Ziele zu ſein. Alles verſprach einen heitren Tag. Selbſt die halbſtündigen Aufenthalte an den genannten Stationen waren mir willkommen; ich hatte kein Intereſſe an allem nur vorüberzufliegen.

Etwa um 2 Uhr war ich in Soiſſons. Von

einem großen Quaderſteine aus, der neben dem Stationsgebäude lag, ſah ich nach der Stadt hinüber, deren nicht in Form aber an Maſſe ungleich geartete zwei Cathedralen-Thürme mich an Zwillingsbrüder erinnerten, von denen der eine dick geworden, der andre aber dünn geblieben iſt. Die Feſtungswälle, die den 24-Pfündern des Großherzogs von Mecklenburg nicht lange widerſtanden hatten, glichen, ſoviel ich wahrnehmen konnte, denen von Toul.

Auf dem Perron wuchs inzwiſchen das Leben; Württemberger, Sachſen, Garde-Grenadiere ſtanden in Gruppen, plauderten oder ſchritten auf und ab; es war hier die Stelle, wo die Rayons dieſer drei Truppentheile zuſammenſtießen. An einem kleinen Rundtiſch ſaß ein ſächſiſcher Gefreiter beim »Töppchen«; ich ſetzte mich zu ihm. Wie immer ſeine Landsleute, lenkte er das Geſpräch auf Politica hinüber. Ein Sachſe beſchäftigt ſich gern mit dem Größten. Wir ſprachen von Commune, moraliſcher Verwilderung, Paris; zuletzt (von Paris nur ein Schritt) von Leipzig. Nun ging ihm das Herz auf. Er glaubte mir einen Blick in ſein Inneres geſtatten zu dürfen.

Hären Se, ſo raunte er mir vertraulich zu, ich gloob Se der ganze Krieg war nich nöthig.

Nicht nöthig? Aber ich bitte Sie .....

Hären Se, globen Se mir, es liegt dieſer. Wer kennt die Pollitik ſo genau.

Dabei hob er den Zeigefinger. Ich ſah ſofort in Abgründe, gab ihm alſo in allem Recht und lenkte das Geſpräch auf die alten Zeiten des Großen und Kleinen Kuchengartens, über die mir eine tiefere Meinungsverſchiedenheit nicht wohl möglich ſchien.

Die halbe Stunde in Soiſſons war um; ich verlor meinen Sachſen aus dem Geſicht und kletterte in ein Coupé, drin ich ein halbes Dutzend Freiwillige vom Regiment Eliſabeth vorfand, ächte Schleſier, heiter, geſprächig, kritiſch, aber doch von jener harmloſen Beſſerwiſſerei, die mit ſich handeln läßt. Sie erzählten von Le Bourget am 21. Dezember. Der eine war bei dem Kirchhofskampfe zugegen geweſen, wo ein Zug der 1. Compagnie unter Fähnrich v. Brixen ſich ſo tapfer gegen den Angriff der Marineſoldaten gehalten hatte. Sie, die Eliſabethaner, lagen jetzt in und bei Crespy, halben Wegs zwiſchen Soiſſons und Senlis; unſre Zuſammenfahrt mußte alſo raſch zu Ende gehn. Wir ſchieden unter gegenſeitigen guten Wünſchen, und der Zug raſſelte weiter auf Senlis zu.

So dacht' ich wenigſtens.

In das leergewordene Coupé war nur ein einziger Herr eingeſtiegen, ein Franzoſe von mittleren Jahren. Er ſetzte ſich mir gegenüber. Seine Züge waren nicht derart, daß ſie mir Vertrauen auf eine Converſation eingeflößt hätten. So ſchwiegen wir denn und ſahen krampfhaft in eine Landſchaft hinein, die weder ihn noch mich intereſſirte. Nur nach rechts hin ſuchte ich dann und wann wirklich etwas mit dem Auge, nämlich den Cathedralen-Thurm von Senlis. Er kam aber nicht.

Statt deſſen kam eine kleine Station: Ormoy-Villers. Es ſtanden keine fünf Menſchen in der Halle; was mir indeſſen weit mehr auffiel, war die Abweſenheit eines preußiſchen Wachtpoſtens. Bis dahin, von Straßburg an, war ich noch an keiner Station vorübergekommen, wo mich nicht eine Pickelhaube oder ein württembergiſches Käppi begrüßt hätte. Ich ſchob den Verdacht aber wieder bei Seite. »Ormoy-Villers iſt zu klein«. So tröſtete ich mich, und weiter ging es.

Ich lugte wieder aus nach den Thürmen von Senlis.

Die nächſte Station war Nanteuil-le-Haudouin. Wieder nur ein paar Blaukittel, wieder keine Preußen.

Um alles lag jene eigenthümliche Stille, wie ſie, mir noch ſehr wohl erinnerlich, um Domremy gelegen hatte. Mir wurde ſchwül; der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung; die Thürme von Senlis kamen immer noch nicht. Eine wirkliche Angſt überfiel mich jetzt und wuchs von Minute zu Minute. Noth kennt kein Gebot. Der Moment war jetzt da, wo ich mich, wohl oder übel, mit einer Frage an mein vis-à-vis wenden mußte.

Iſt es noch weit bis Senlis, mein Herr?

Bis Senlis?

Ja.

Da haben Sie verſäumt in Crespy zu wechſeln. Dort theilt ſich die Linie. Dies iſt nicht die Linie von Senlis.

Welche denn?

Die Linie von Paris.

Und die nächſte Station?

Belleville.

Wie mir das im Ohre klang! Ich bin im Allgemeinen keine größere »Bang Büx« als andre Leute, wenigſtens weiſ' ich meiner Courage vorläufig dieſen Durchſchnitts-Standpunkt an. In dieſem Augenblick aber war es mit dem mir gewordenen Muthes-Quantum total vorbei und das Herz ſtand mir ſtill. Tod, Gefangenſchaft, lächerlichſte Blamage ſtarrten mich an, und alles Widerwärtige, das ich während meiner erſten Gefangenſchaft erlitten und, ich darf es wohl ſagen, damals mit einem gewiſſen Humor ertragen hatte, es nahm jetzt eine graunebelhafte immer wachſende Geſtalt an, eine Rieſenhand fuhr in mich hinein und drehte mir, als würde rechtsum kommandirt, das Hirn im Kopfe herum. Ich bin mir dieſes Gefühles noch jetzt ganz genau bewußt. Nur mit Mühe brachte ich endlich die Frage heraus:

Und wie weit haben wir noch bis Paris?

Zwanzig Kilometer.

Er lächelte leiſe. Meine Erregung konnte ihm nicht entgangen ſein.

Dritthalb Meilen. Es war mir nun gewiß, daß es ſich hier um ein andres Belleville als das gefürchtete handeln müſſe, und dieſe Gewißheit (wenn er mich nicht ſpöttiſch hinter's Licht geführt hatte) gab mir inſoweit meine Contenance wieder, daß ich Gedanken faſſen und einen Plan machen konnte. Ich präparirte mich raſch auf jede mögliche Eventualität und war ſchnell entſchloſſen, wenn es doch, gegen Erwarten, in das eigentliche Belleville hineingehen ſollte, ohne

Weiteres nach »Monsieur Assy« zu fragen, und dieſem meine Lage zu ſchildern. Wie ich gerade auf Aſſy kam, weiß ich nicht mehr. Vielleicht ſchloß mir eine innere Räthſelſtimme ſchon damals das übrigens neuerdings wieder in Frage gekommene Geheimniß auf, daß er eigentlich ein Deutſcher und der Sohn des Tambourmajors Aßmann aus Bremen ſei. Das Beſte blieb jedenfalls, daß mir die Anwendung des Mittels erſpart blieb. Solch Appell an die Großmuth glückt nicht immer.

Kaum daß ich mit dem Entſchluſſe eines ſolchen Appells fertig war, ſo hielt auch ſchon der Zug. »Pleſſis-Belleville« — ſo ſtand am Bahnhofs-Gebäude. Ich öffnete, faßte mein Gepäck, empfahl mich und ſprang hinaus. Eine halbe Minute ſpäter glitt die Wagenreihe weiter auf Paris zu.

Da ſtand ich nun, zunächſt geborgen; aber es war doch nur die halbe Sicherheit einer offenen Rhede, nicht der ganze Schutz eines geſchloſſenen Hafens. Ich fühlte mich keineswegs à mon aise. Es war ganz erſichtlich, daß ich mich auf einem von preußiſchen Truppen unbeſetzten Terrain befand; der Stationsbeamte muſterte mich und ein halbes Dutzend Arbeiter, die bei einem Fundamentbau beſchäftigt waren, ſtützten ſich auf ihre Pickäxte und Grabſcheite, ſahen zu mir herüber und ſchienen ſich unter einander zu fragen: was will der hier? Ich erwartete, ſie en bataillon anrücken und das Kreuzverhör beginnen zu ſehn.

Aber ſie kamen nicht, nahmen vielmehr (muthmaßlich ohne die geringſte Vorſtellung von der Sorge, die ſie mir einflößten) ihre Arbeit wieder auf und ließen mich unbehelligt den Flieſengang auf- und abſchreiten, der die Grenzlinie zwiſchen dem Perron und dem Bahneinſchnitt machte.

So promenirte ich drei und eine halbe Stunde. Sehnſüchtiger als nach den Thürmen von Senlis ſah ich jetzt nach dem von Paris her erwarteten Zuge aus, der, von Weſten her, immer noch nicht kommen wollte. Endlich ein Signalpfiff und gleich darauf ein grauer Rauch, den der Schein der niedergehenden Sonne vergoldete. Das war ein gutes Zeichen. Das goldne Wölkchen erſchien mir als wäre es das Glück ſelber.

Drei Minuten ſpäter glitt ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Erſt Nanteuil, dann Ormoy-Villers, dann Crespy. Mit welchen Empfindungen ſah ich hier die erſten Helmſpitzen wieder!

Es ſtörte mich wenig, daß an die Stelle eines Nachtquartiers in St. Denis ein Nachtquartier in

Creſpy treten mußte, einem Landſtädtchen, an dem der Namens-Anklang das Beſte war. Ein Grenadier nahm mein Gepäck und ich ſchritt alsbald durch das Thor, ſo gehobenen Herzens, als ob ich ſtatt des Tages von Creſpy meinen »Tag von Creſſy« gehabt hätte.

Ein Wiederſehn.

Grützmacher,
Will er wol,
Rechten, Linken,
Speck und Schinken.

Soldatenreim.

Crespy, nach den bedrücklichen Stunden, die ich eben durchlebt, machte einen überaus freundlichen Eindruck auf mich. Ein Hofzimmer im Café de Paris, durch deſſen Steinflieſen der Dunſt des unmittelbar darunter gelegenen Pferdeſtalles aufſtieg, hätte mich unter andern Umſtänden vielleicht weniger befriedigt, in dieſem Augenblicke aber erſchien mir alles in einem roſigen Schimmer, und die Holzbalkone, die alle Etagen des Hofes umzogen, gaben dem Ganzen etwas Phantaſtiſch-märchenhaftes, das mich geradezu entzückte.

Ich ſchlief ungewiegt, nahm am andern Morgen »a rather substantial breakfast« und pilgerte wieder langſam nach dem Bahnhof hinaus, um den nächſten Zug abzuwarten.

Den nächſten Zug; — er ging Abends um 6.

Jetzt war es 10 Uhr; alſo noch 8 Stunden. Mein faux pas vom Tage vorher ſollte mir, ſo ſchien es, noch nachträglich theuer zu ſtehn kommen. Was machen? wie die Zeit hintödten? Ich fing an auf und ab zu marſchiren, zeichnete den Thurm von Crespy ſammt einer alten Windmühle in mein Notizbuch, ſchrieb einen Bleiſtiftbrief, während ich einen andern noch in der Taſche hatte, und klappte meine Spezial-Karte zum wenigſtens ſiebenten Male mechaniſch auf und zu, — da endlich ſchlug es 12; zwei Stunden waren herum.

Ich hatte inzwiſchen, vielleicht nur um mich geiſtig zu beſchäftigen, meinen Reiſeplan geändert. Bis Creil, 4 Meilen hinter dem erſehnten Senlis, ſollte alles beim Alten bleiben; von Creil aus aber, dieſem vielgenannten Vereinigungspunkt aller nur möglichen Bahnen, hatt' ich nunmehr vor, ſtatt ſüdlich auf St. Denis, lieber weſtlich bis Mouy zu gehn, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Oiſe, halben Wegs zwiſchen Creil und Beauvais. Dort ſtand mein Sohn.

Dieſer neue Plan war kaum gefaßt, als er auch ſchon ſeine beſondere Gutheißung erhalten zu ſollen ſchien. Der Bahnhofs-Inſpektor trat an mich heran und theilte mir mit, daß in 10 Minuten ein »train de marchandises« abgehen werde; er habe nichts dagegen, wenn ich etwa gewillt ſei, dieſen Zug zu benutzen. Ich acceptirte dankbarſt.

Der »train de marchandises« war natürlich, was ſein Name verſprach; mit Rückſicht auf einige Lazareth- und Verpflegungs-Beamte aber, die nach Senlis hinüber wollten, war zwiſchen Maſchine und Güterzug einer jener »Salonwagen« eingeſchoben worden, die auf deutſchen Bahnen die Inſchrift tragen: 30 Mann oder 6 Pferde. Ich kletterte hinauf und fand auf Bündeln gepreßten Heues eine kleine Geſellſchaft preußiſcher Landsleute vor: einen Stabsarzt, zwei Intendantur-Beamte und drei oder vier Lazareth-Gehülfen. Ich bot einen »Guten Tag« und habe nicht mehr gegenwärtig, ob dieſer Gruß erwiedert wurde. Wahrſcheinlich nicht. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; die vorgenannten Herren waren in ziemlich eifrigem Geſpräch und kamen dahin überein, daß die leichten Feldlazarethe eigentlich gar nichts und die Reſerve-Lazarethe alles gethan hätten, ein kühner Satz, aus dem der geneigte Leſer nur Eines mit Sicherheit entnehmen kann, die Thatſache nämlich, daß ſämmtliche Anweſende einem Reſerve-Lazareth angehörten.

Ich ſtand mitten unter ihnen, war in gewiſſem Sinne ihr Gaſt; ihret- und nicht meinetwegen war dieſer Extrawagen eingeſchoben worden. Ich hielt es deshalb, wiewohl ich im Allgemeinen ein abgeſchworner Feind der öden und nichtsſagenden Vorſtellerei bin, in dieſem Falle doch für ſchicklich, mich bei dem erſichtlichen Chef der Geſellſchaft zu introduciren und trat an den eben von ſeinem Heubündel aufgeſtandenen Stabsarzt mit der berühmten Redewendung heran: »Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzuſtellen«. Zugleich überreichte ich dem Angeredeten meine Karte, da mein Name (wenn man ihn nicht ſchon vorher kannte) jedesmal das Schickſal hat, nicht verſtanden zu werden. Der Angeredete, ein junger Herr von höchſtens 28 Jahren, las die Karte, kniffte ſie zuſammen und ſteckte ſie in die linke Weſtentaſche. Dann nahm er von einem der Bündel ein etwas angefettetes Papierconvolut, fing an es aufzuwickeln und fragte haltungsvoll und mit der Ruhe eines Lord-Oberrichters:

Wie weit wollen Sie?

Bis Mouy.

Ah!

An dieſer Stelle unſrer Unterhaltung war er mit dem Aufwickelungsprozeß fertig und biß ohne Weiteres in eine Butterſemmel ein. Ich habe eine hohe Vorſtellung von der Heiligkeit der Mahlzeiten; gleich nach dem ſchlafenden kommt der eſſende Menſch. Ich verbeugte mich alſo und trat wieder an den halboffenen Thorflügel des Waggons zurück, zugleich in leiſe Betrachtungen verſunken über die Politeſſe deutſcher Nation.

Um 1½ war ich in Creil, wo ich Franz-Grenadiere auf dem großen und doch dichtbeſetzten Bahnhof begrüßte; eine Stunde ſpäter glitt der Zug langſam an den Stellſcheiben und Güterſchuppen von Mouy vorbei.

Unmittelbar vor dem Stationsgebäude durchſchneidet eine Chauſſee den Bahndamm und auf eben dieſer Chauſſee, keine 30 Schritt von mir entfernt, hielt eine Compagnie mit rothen Achſelklappen und wohlzuerkennender Nummer, in Front derſelben zwei junge Offiziere, einer davon — mein Sohn. Als einen jungen Kriegsſchul-Fähnrich hatt' ich ihn vor kaum Jahresfriſt zum letzten Mal geſehn, nun ſtand er da »in all the pride of war«, Toul und Beaumont und die langen Kanonadentage von Deuil und Montmorency glücklich hinter ſich. Es berührte mich doch ganz eigenthümlich.

Der Zug hielt; ich ſprang hinaus, warf Plaid und Reiſetaſche in eine Ecke und eilte dem Soldatentrupp nach, der inzwiſchen die Eiſenbahn paſſirt und einen jenſeits beginnenden Feldweg betreten hatte. Ich vermuthete einen Uebungsmarſch, und hatte vor, mich unterwegs wie von ungefähr anzuſchlängeln; aber die Compagnie war noch keine 300 Schritt marſchirt, als ſie, nach links hin, auf eine prächtige, an den Rändern hochboſſirte Wieſe einſchwenkte, um hier ihre Nachmittags-Exercitien zu machen.

Das kam mir ungelegen. Ich ſetzte mich nun, als Zuſchauer, auf den geböſchten Wieſenrand, zog den Hut in die Stirne und verfolgte das Schließen und Einrichten der Glieder mit dem Intereſſe und der Kennerſchaft eines alten Unteroffiziers des ſpäter hiſtoriſch gewordenen Bataillons v. Gaudy. Die Ruhe meines Gemüths hatt' ich völlig wiedergewonnen.

Eine andre Unruhe kam aber. Die kleine Colonne rückte meinem Amphitheater-Platz immer näher; es war eigentlich nur noch eines Zimmers Breite zwiſchen mir und ihm, — er mußte mich erkennen. Und dieſe Verlegenheit wollt' ich uns beiden erſparen. Zugleich feſſelte mich aber die Situation; ich beſchloß alſo zu bleiben, jedoch unter Anwendung aller nur möglichen Vorſichtsmaßregeln. Ich machte deshalb, ohne mich zu erheben, in liegender Stellung Kehrt, preßte mein

Geſicht in den ſchönen, friſchen Raſen und konnte mich nun erſt mit völliger Ruhe der Poeſie dieſes Momentes, ſeinem ſentimentalen und ſeinem humoriſtiſchen Gehalte, hingeben. Wie gut kannt' ich dieſe Stimme! etwas Schnauzbärtiges, das ihr, trotz der Abweſenheit deſſen, was dieſem Worte zur Vorausſetzung dient, immer eigen geweſen war, es kam hier zu vorzüglicher Geltung. Einer, an den ſich dieſe Stimme am meiſten richtete, weckte meine beſondre Theilnahme. »Lohmeier, das is ja gar kein Exerciren nich«, »Lohmeier, Sie fallen wieder vor«. Da lag ich und dankte Gott im Stillen, daß ich nicht Lohmeier war.

So vergingen die Minuten in ſtill-freudiger Erregung; ich wurd' es nicht müde und hätte halbe Stunden lang ſo liegen und lauſchen und träumen können, wenn ich nicht — nicht mit dem Auge, wohl aber mit dem Gefühl — ein höchſt bedrohliches Gewitter immer näher hätte herauf ziehen ſehn. Der Hauptmann nämlich, der zu Pferde war, fing an, um ſeine Compagnie herum, immer weitere Kreiſe zu ziehen, ſo daß das Getrappel ſeines prächtigen Rappen, bei jeder neuen Curve, die er beſchrieb, mir immer näher zu kommen ſchien. In wachſender Unruhe raunte ich mir zu: »er nimmt dich für einen Franzoſen, nimmt dieſe konſequente Rückenzeigung als feindſelig-nationale Demonſtration- und wie ein Geſpenſt (is this a dagger which I see before me) trat die flache Säbelklinge bereits vor mich hin. So wünſchte ich doch auch nicht an dieſer Stelle introducirt zu werden; ich ſchob mich alſo zunächſt die Doſſirung etwas höher hinauf, ſprang dann auf, wickelte mich ſlowakenartig in meinen Ueberzieher und trottete von dannen.

Nur wo der Weg ein Knie machte, drehte ich mich, im Schutz einer Gartenmauer, noch einmal um, und ſah wieder nach dem grünen Exercirplatz hinüber. Es war alles beim Alten. »Lohmeier, mehr links!«

Ich ſchlenderte in die Stadt hinein, ſuchte und fand ein Hôtel und bezog 4 Treppen hoch eine Kellner-Manſardenſtube. Als ich eben mein Stück Windsor-soap, nach redlich gethaner Arbeit, wieder in die Blechbüchſe thun wollte, klang der ungenirte Tritt eines Siegers die Treppe herauf.

Der Reſt iſt Schweigen.

Mouchy. Liancourt.

Es ſteigt ein Schloß aus hellen
Und dunklen Waldeswellen
Mit Zwingern und mit Kerkern,
Mit Zinnen und mit Erkern;
Der Epheu rankt um Thurm und Thor
Zum luftgen Söllerdach empor.

W. Hertz.
(Hugdietrichs Brautfahrt.)

Der ſuperiore Reichthum des unſeren Waffen unterlegenen Frankreichs iſt unſerer ſiegreichen Armee in nichts ſo immer wieder und wieder entgegen getreten, als in der Solidität der Betten, in dem Bilderſchmuck der Kirchen und in der Anzahl der über das ganze Land hin verbreiteten Schlöſſer. Es wird an dieſer letzteren Thatſache dadurch nichts geändert, daß man mit der Bezeichnung »Schloß« allerdings etwas freigebig umgeht. Denn wenn auch Hunderte und Tauſende von dieſen châteaux geſtrichen werden, ſo bleibt doch immer noch ein durch Zahl und Schönheit frappirender Reſt.

Wo dieſe Schlöſſerſaat am dichteſten geſäet iſt, iſt ſchwer zu entſcheiden, wahrſcheinlich an der Loire; aber auch die Oiſe-Ufer zählen mit zu den beſten Gegenden.

So beiſpielsweiſe die Umgebung von Mouy. Da iſt Compiegne, da iſt das entzückende Pierrefonds, da ſind Mouchy und Liancourt. Die beiden letzteren, während ich an jenen nur vorüberfuhr, lernte ich kennen.

Mouchy iſt etwa eine Stunde Wegs von Mouy. Es bildete wie Pierrefonds einen Wallfahrtsort der an den benachbarten Eiſenbahnlinien in Quartier liegenden Offiziere. »Nichts ſchöner wie Mouchy.« So ließ auch ich mich zu einem Beſuche bereden, weil es bekanntlich ſchwer, ja ich möchte ſagen geſellſchaftlich unzuläſſig iſt, einem wiederholten »aber das müſſen Sie ſehen« auf die Dauer Widerſtand zu leiſten. Die Anſprüche eines alten Touriſten ſind aber, ich will nicht ſagen höher geſpannte, doch jedenfalls total andere wie die anderer Reiſenden. Uebung und Erfahrung bilden zuletzt einen eigenen Codex von Dingen aus, die geſehen und nicht geſehen werden müſſen. Ich meinerſeits bin längſt ſoweit, mehr auf das unbekannte Kleine, als auf die beſternpunkteten Unerläßlichkeiten Bädekers zu achten. Selbſtverſtändlich kommen Ausnahmen vor.

Für heute alſo von Mouy nach Mouchy.

Man fährt auf einem Plateau; plötzlich fällt dies beinahe ſenkrecht ab, um ſich 1000 Schritt weiter eben ſo ſteil aufs Neue zu erheben. In der tiefen Schlucht ſteht ein Wald, innerhalb dieſes Waldes blitzt dunkel ein ſtiller Teich. Da, wo das dieſſeitige Plateau eine Art Baſtion in den Wald hineinſchiebt, ſteht Schloß Mouchy. Die Lage iſt entzückend. Sie bietet alle Schönheiten eines Bergſchloſſes und nichts von den Unbequemlichkeiten eines ſolchen.

An dieſe Schönheit ſeiner Lage reicht die Schönheit des Schloſſes ſelber nicht hinan. Es iſt ein Blender. In ſeinen maleriſchen Qualitäten erſten Ranges, iſt es nach der baulichen Seite hin doch eigentlich nur ein architektoniſcher Salat. Man kann alle Style daran ſtudiren: Flachdach und Spitzdach, Tudor-Fenſter und Roccocothurm, und bei manchem ſinnlich Beſtechlichen, das dieſer Wirrwarr hat, bezweifle ich doch, daß man demſelben, weil er jeder Willkür Thür und Thor öffnen würde, das Wort reden darf. Unter allen Prinzipienreitereien iſt mir die architektoniſche eine der unleidlichſten, aber was am Ende noch unleidlicher iſt, iſt die Prinzipienloſigkeit. Es giebt bekanntlich eine gothiſirende Renaiſſance, ja über dieſe hinaus ein gothiſirendes Roccoco, alle dieſe Mißſchöpfungen indeſſen (die glänzendſten Beiſpiele davon befinden ſich in Kopenhagen) repräſentiren immer noch etwas relativ Einheitliches, etwa, wie Sphinx oder Satyr, wie Centaur oder Pegaſus zwiſchen urſprünglich widerſtrebenden Dingen eine Art Frieden geſchloſſen, eine Vermittelung gefunden haben. Dies Schloß Mouchy wirkt aber, als habe man Centaur und Flügelpferd vor einen Venuswagen geſpannt und ſähe nun das Ganze, fliegend und nicht-fliegend, in einer Art Zappelzuſtand durch die Lüfte fahren. Allerhand Reiches und Buntes: Tafelglasfenſter und Blumentiſche, Statuetten und Wappenſchilde, Taxusbäume und Papageien, können durch ein gewiſſes Tauſend und eine Nacht-Enſemble über die gedankliche Leerheit nicht hinwegtäuſchen. Vielleicht daß das Innere des Schloſſes, wenn es möglich geweſen wäre es zu betreten, mich ſchadlos gehalten hätte für das, was dem Aeußeren fehlt. Vielleicht, — aber nicht wahrſcheinlich. Die Herzogin (Prinzeſſin Anna Murat), die hier den Ton angiebt, ſteht, wie nach Abſtammung ſo nach Geſchmack, ganz innerhalb des Modernen, und das Moderne, das ſich gefliſſentlich vom Hiſtoriſchen abwendet, das nur glau und glatt iſt, iſt immer langweilig. Das Gerümpel eines alten brandenburgiſchen Edelmanns, der 300 Jahre auf ſeiner Scholle feſtgeſeſſen hat, iſt unendlich intereſſanter, als das Haus des Dr. Strousberg.

Alles Schöne, was der moderne Reichthum zuſammenträgt, iſt halb Bellair, halb Sachſe's Salon; was uns zu Herzen geht, das läßt ſich nicht zuſammentragen, das iſt da, das iſt geworden. Man macht jetzt zwar auch Patina, aber — ſie iſt auch danach.

Mouchy war wenig intereſſant geweſen, deſto mehr intereſſirte mich Liancourt, ein Flecken, der an der Nord-Eiſenbahn gelegen iſt. Wir fuhren andern Tags hinüber. Das gleichnamige Schloß, im Beſitz der Familie Larochefoucauld, iſt nur noch ein Reſt, ein ſtehengebliebener Flügel, der nun für das Ganze aufkommen muß. Und er thut's. Die Zimmerreihen an den endlos langen Corridoren hin würden immer noch ausreichen, drei Herzogs-Familien mit dem herkömmlichen franzöſiſch-ſchwachen Kinderbeſtande leiblich ſtandesgemäß unterzubringen.

Das ganze Schloß (alſo auch dieſer ſtehengebliebene Flügel) wurde wahrſcheinlich von dem Herzoge Franz Alexander Friedrich von Larochefoucauld errichtet, an deſſen Namen alles hiſtoriſche Intereſſe anknüpft, das Liancourt überhaupt einzuflößen vermag. Er war ein wirklicher Grand Seigneur, reich, hochherzig, aufgeklärt, gewiſſenhaft. In den politiſchen Wirren, wie in der culturgeſchichtlichen Entwicklung ſeiner Epoche ſteht er gleich ausgezeichnet da. Edelmann und loyal durch und durch, hatte er doch jederzeit den Muth ſeiner Meinung. Er diente den Bourbons, dem Kaiſerreich, den Orleans, ohne ſich jemals ſelber untreu zu werden. Sein in Freiheit und Ehrenhaftigkeit feſt gegründeter Charakter ließ ihn alle Klippen vermeiden. Er war es, der zu Ludwig XVI. die hiſtoriſch gewordenen Worte ſprach: »Keine Revolte, Sire, eine Revolution!« Er bot ſpäter, als die Gefahr für den Hof immer dringender wurde, dem Könige Rouen, drin er als Generallieutenant der Normandie kommandirte, als Zufluchtsort an; die Verhältniſſe traten hindernd dazwiſchen. Wechſelvolle Schickſale folgten. Während der Reſtauration, oder doch von der Thronbeſteigung Carls X. an (1825), war er in der Oppoſition. Er hatte zu viel geſehen, um über die Fehler, die gemacht wurden, hinwegſehen zu können. Er blieb frei und treu bis zuletzt. Seine eigentliche Bedeutung lag aber freilich auf einem andern Gebiete, — die philanthropiſchen Beſtrebungen, wie ſie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakteriſiren (wer dächte jetzt noch daran), waren ſeine Welt. Das Elend des Volkes bewegte ſein Herz. Ueberall griff er an, um zu helfen. 1790, inmitten der großen Wirren, ſtiftete er in Liancourt eine große Baumwollſpinnerei. Dafür brannten ihm die Fabrikarbeiter, drei Jahre ſpäter, das Schloß nieder. Daß der eine Flügel ſtehen blieb, war nicht ihre Schuld.

Aber die nachgeborne Bevölkerung von Liancourt hat ſich inzwiſchen eines andern beſonnen und auf einem ſchmalen Platz, inmitten des Städtchens, erhebt ſich ein erzenes Standbild, das außer dem Namen des Herzogs, die Daten ſeiner Geburt und ſeines Todes (1747 und 1827) und darunter die Inſchrift trägt:

»Il faut aider tout ce qui est utile,
Il faut attacher son nom à tout ce qui est bon;«

wahrſcheinlich Worte, die er ſelbſt bei beſtimmter Gelegenheit geſprochen hat. Wer ſo handelt, der darf (wie er) die Deviſe führen: c'est mon plaisir!

Die Rivalen.

Er hat einen Haufen alt Gerulle
Und roſtig Waffenzeug die Fülle,
Panzer und Speer,
Ich glaube von der Sündfluth her.
Robert Burns.

Liancourt hat aber noch mehrere Schlöſſer. Eins davon, mit ſeiner ſchmalen Seite der Straße, mit ſeiner Front einem prächtigen Parke zugekehrt, war von preußiſchen Offizieren bewohnt, die perſönlich die ſchönen hohen Zimmer des Hochparterre beſetzt hielten, während ſich in den Manſardenſtuben zwei »Karl Lehmanns« als Grooms und Diminutiv-Offizierburſchen eingeniſtet hatten.

Auch als »valet de chien«; denn der Stolz des Hauſes, die Freude jedes Gaſtes waren »Boxer« und »Pinſel«, von denen jener wie billig dem Bulldog-Geſchlechte, dieſer dem Geſchlechte der Hühnerhunde angehörte. Sie waren gleich verſchieden an Jahren und Charakter, wie an Race. Pinſel war ſchon alt, ein Erbſtück. Er hatte Anno 66, im

Swiepwald, 36 Stunden lang die Leiche ſeines damaligen, im Kampf gegen die Brigade Pöckh gefallenen Herrn bewacht; das war die That ſeines Lebens. Er hatte genug gethan, und ruhte nun aus auf den Lorbern ſeines Ruhmes. Er war Veteran; er gehörte der Geſchichte an.

Anders Boxer. Er war ganz Held der Gegenwart, jung, ehrgeizig, dabei eine Art Rappo. Wenn ich einen Schwimmhelden, außer Leander und Lord Byron, kennte, ſo würd' ich ihn mit dieſem vergleichen; ſagen wir alſo bis auf Weiteres, er war der Tichy ſeines Geſchlechts. Baden, tauchen, war ſeine Welt. Inmitten des Parks, unter koſtbaren Hängebirken, die im erſten Grün ſtanden, befand ſich ein Teich. Dies war der Schauplatz glorreichſter Thaten. Boxer hatte nur das Volumen eines Durchſchnitts-Pinſchers. Aber »innen lebt die ſchaffende Gewalt«. Abwechſelnd wurden Kloben und Stangen in den Teich geworfen, jene, centnerſchwer, von der Größe eines Hauklotzes, dieſe, lang und dick, wie die Stange eines Maurergerüſts. Nun begann Boxer ſeine Kraftproben; mal rechts, mal links anpackend, den Klotz immer tauchend und ſchiebend, ruhte er nicht eher, bis er beide Gegenſtände, die wohl das Fünffache ſeines eignen Gewichts repräſentirten, bis ans Ufer gezerrt hatte, — keines andern Lohns gewärtig, als der Aufforderung zu neuen Thaten.

Es war eine gewiſſe Rivalität zwiſchen dem Bulldog und dem Hühnerhund, jeder, nach dem Maße ſeiner Gaben, hatte ſeinen Herzensplatz und wollte ihn behaupten; aber doch waren es nicht Boxer und Pinſel, die mich an die Spitze dieſes Kapitels die Ueberſchrift ſetzen ließen: »die Rivalen«. Damit hat es noch eine andre Bewandtniß! Liancourt barg nämlich noch zwei andre, im Wettſtreit miteinander ringende Größen: einen bretoniſchen Grafen und einen picardiſchen Bäcker. Von ihnen will ich erzählen. Im Uebrigen ſcheint dieſes Concurriren zwiſchen Adel und Bäckerthum eine Eigenthümlichkeit Frankreichs. Ich erinnere nur an Lamartine und Jean Reboul, den frommen, liederreichen boulanger de Toulouse, den ich (wie wohl viele andre mit mir) zuerſt aus den Ueberſetzungen Freiligraths kennen lernte. Die Concurrenz, hier in Liancourt, lag übrigens, wie ich voraus bemerke, auf einem ſehr verſchiedenen Gebiet. Der bretoniſche Graf und der picardiſche Bäcker waren Sammler, Tiftler, Famliencultuspfleger. Beide ſollte ich kennen lernen.

Dem bretoniſchen Grafen galt unſer erſter Beſuch. Er bewohnte ein Chalet, ein Schweizerhäuschen, das in unmittelbarer Nähe der Stadt, dieſe überblickend, auf einem Mühlenberge gelegen war. Der Name des Grafen war Coëtlogon.

Es war um die dritte Stunde, als wir an der Glocke zogen. Ein Diener erſchien, meldete uns an, und brachte alsbald die Antwort zurück: der Graf ließe bitten, er ſei im Atelier! Wir traten nun in dieſes ein. Es war ein Glaskaſten von etwa 6 Schritt im Geviert, der in erfinderiſcher Ausnutzung des Raums (worin die eigentlichſte Virtuoſität des Grafen beſtand) nichts zu wünſchen übrig ließ. Dieſer Glaskaſten war Palmenhaus, Goldfiſchbaſſin, Muſchelgrotte, alles in einer Perſon; eine der Ecken, zeltartig drapirt und leidlich ſchattig, diente außerdem als Atelier. Der Graf empfing uns und ſtellte uns ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter vor; alle drei waren zwiſchen 50 und 60, lebhaft, artig, etwas verlegen. Es gedieh hier jede Kunſt, freilich ähnlich wie die umherſtehenden Palmen: keine kam über 3 Fuß Höhe hinaus. Der Bruder hatte die bildhauerliche Domaine. Er war eben dabei beſchäftigt, zu weiterer Verherrlichung des Goldfiſchbaſſins, eine Najade zu modelliren, und da es in Liancourt an andern Vorbildern fehlen mochte, ſo hatte er eine Stutzuhr, deren bronzenes Ornament eine Art Meerfrau repräſentirte, als Modell vor ſich hingeſtellt. Er übertrug die kleinen Maße in größere. Die Schweſter ſchien muſikaliſch, Geſang zur Harfe; auch hatte ſie, wie die meiſten Franzöſinnen jenſeits 30, jene Bedeutendheit der Formen, die eine gelegentliche Anſtrengung der Lungen beinah wünſchenswerth erſcheinen ließ. Sie war ſehr liebenswürdig. Einen jungen 18jährigen Offizier, der mit uns war, fragte ſie: ob das ſein erſter Krieg ſei? Sie ſchien alſo die jetzt überall in der Welt verbreitete Vorſtellung zu unterhalten, daß Preußen, eine Art Percy der Weltgeſchichte, jeden Vormittag einige kleine Kriege abſolvire.

Wir verließen nun das Atelier; der Bruder-Graf blieb bei der Najade, die Gräfin-Schweſter bei der Harfe zurück und nur der Chef des Hauſes, der eigentliche Coëtlogon, führte uns jetzt in das Chalet ſelber ein. Zuvor aber noch ein Wort über dieſen »Chef«. Er war, wie die meiſten Bretonen, ſcharfer Legitimiſt: »Henri quint und nur er«. In ſeiner Jugend hatte er der Armee angehört; nach der Juli-Revolution quittirte er den Dienſt, ging nach Spanien und führte daſelbſt ein carliſtiſches Lancier-Regiment; als es auch damit zu Ende war, kehrte er nach der Bretagne zurück, reiſte, war in Afrika und wählte ſchließlich Liancourt zu ſeinem Ruheplatz. Er baute das Schweizerhaus, dilettirte, wie ſchon angedeutet, in allen Künſten und Wiſſenſchaften, pflegte den Ruhm des Hauſes Coëtlogon und hoffte — auf Henri quint. Er war bei dieſem Hoffen und Harren ein alter Herr geworden, aber friſch, beweglich und heiter geblieben. Und das iſt etwas. In dieſer Heiterkeit ſteckt jener »charme« der Franzoſen, der ſie mit allen ihren Fehlern über alle unſre Tugenden, in den Augen der Welt wenigſtens, immer wieder ſiegen läßt. Täuſchen wir uns doch darüber nicht. Nichts iſt langweiliger als die bloße Solidität und — das »Bewußtſein« davon.

Mein bretoniſcher Graf machte inzwiſchen in einem von ihm ſelbſt erfundenen Hausrock (halb Joppe, halb Beduine), der weiß und mit rother Seide geſteppt war, die Honneurs des Hauſes.

Dieſes Haus war in gewiſſem Sinne ein Bijou, noch mehr ein Raritäten-Cabinet unter Zugrundelegung einer gewiſſen Reiſe-Neceſſaire-Form. Wie es Bürſten giebt, die auch zugleich noch Spiegel und Kamm-Futteral ſind, wie man Tiſche hat, aus denen ſich, durch geheimnißvolle Vorkehrungen, ſechs Feldſtühle, oder, wie ich es einmal erlebt habe, ſogar zwei Stehleitern herausziehen laſſen, ſo war hier alles darauf eingerichtet, jedem Raum, jedem Stückchen Wand eine drei- oder vierfache Benutzung zu geben. Wer je in London war und auf Lincolns Inn fields, auf dem, in vergeſſenen Tagen, das Haupt Walter Raleighs fiel, das Soane-Muſeum beſucht hat, der kennt genau das Prinzip, nach dem Graf Coëtlogon ſein Chalet conſtruirt hatte. Um nur eines namhaft zu machen, die Bilder hingen nicht, ſondern bewegten ſich, thürartig, in Hespen und Angeln; öffnete man nun eine ſolche Bilderthür, ſo begegnete das Auge entweder einem andern, in die Wand eingelaſſenen Bilde, oder die Feder eines Schrankes ſprang auf und ließ Einblick gewinnen in wohlgeordnete Bretterreihen, auf denen chineſiſche Porzellantaſſen, Pinienäpfel, Alabaſter-Weintrauben und Bernſtein-Perlen ihr ſtilles Daſein führten.

Wie das Haus, ſo der »Park«, der auf einem Raum, der nicht über die Ausdehnung einer Scheunen-Tenne hinausging, einen Gebirgszug, einen See, zwei Canäle, zwei Schleuſen und drei Springbrunnen beherbergte. Tropfſteingrotten und Schlacken-Ruinen natürlich ſelbſtverſtändlich! Dazu war das Berieſelungs-Syſtem eingeführt, eine Art Gießkannen-Combination, die, wenn man an einem Bindfaden zog, ihre ganze heilbringende Thätigkeit ſofort ins Werk ſetzte.

Das eigentlichſte Leben dieſes Ortes aber war doch der Familien-Cultus. In Haus wie Park hatte er gleichmäßig ſeine Stätte. Es war den Coëtlogons nicht vergönnt geweſen, ihren bretoniſch-fremdartig klingenden Namen oft in die Bücher der Geſchichte einzuſchreiben, aber einmal geſchah es, einem unter ihnen gelang es, und dieſer eine iſt nun hier der Held, der Mittelpunkt alles Thuns und Denkens, der Gegenſtand der Adoration. Dieſer eine war der Admiral Coëtlogon, zugleich Marſchall von Frankreich. Er war ein Seeheld ſeiner Epoche, ein Jan Bart oder Du Quesne zweiter Klaſſe und ein Zeitgenoſſe beider Er focht in einem Dutzend Seeſchlachten, bei Palermo und Stromboli, bei Gibraltar, in der Bantry-Bucht, bei Malaga und Liſſabon, vor allem bei la Hogue, wo die Engländer die franzöſiſche Flotte zerſtörten und wo König Jacob II., um deſſen Wiedereinſetzung willen Frankreich den ganzen Krieg überhaupt nur führte, lächelnd und in befriedigt-nationalem Gefühl jene berühmt gewordenen Worte ſprach: »ich wußte, daß es ſo kommen würde«. Jener Unglückstag war nichtsdeſtoweniger der Ehrentag Coëtlogons; er rettete den Reſt der Flotte. Saubre Aquarelle, Copien nach Seeſchlachtbildern, wie ſie ſich in Verſailles, in London und Greenwich vorfinden, erinnern, wie an jene genannten Schlachttage, ſo speziell auch an die Ruhmesthaten Coëtlogons; ſeine eigentliche Verherrlichung aber hat der Seeheld von 1692 in dem kleinen Chalet-Park ſeines Urenkels gefunden, wo ihm, durch eben dieſen, ein ebenſo poetiſches wie originelles Denkmal errichtet wurde. Dies machte ſich ſo.

Die Bucht von La Hogue wurde vor etwa zehn Jahren ausgebaggert. Man fand auch die Stelle, wo das franzöſiſche Admiralſchiff zu Grunde gegangen war, und entdeckte an eben dieſer Stelle eine mächtige Schiffskanone, die, roſtig im Innern, nach außen hin von Muſchelkies umgeben war, derart, daß das Ganze mehr einem ſteinernen als einem eiſernen Geſchützrohr ähnlich ſah. Dieſe ausgebaggerte Kanone wurde nun dem Grafen Coëtlogon, unſerem liebenswürdigen Wirthe, von La Hogue aus zum Geſchenk gemacht. Er richtete ſie an einer platformartig vorſpringenden Stelle ſeines Parkes, wie eine Erinnerungsſäule, auf und gab dem Sockel folgende Inſchrift:

Pêché sur le lieu où fut livrée la bataille de la Hogue. ce canon rappelle ici le glorieux fait d'armes par lequel le Maréchal de Coëtlogon sauva Tourville dans cette mémorable Journée. Alſo etwa: »Aufgefiſcht an der Stelle, wo die Schlacht von La Hogue geliefert wurde, erinnert dieſes Geſchütz an jene glorreiche Waffenthat, durch welche, an dem genannten denkwürdigen Tage, der Marſchall Coëtlogon den Admiral Tourville rettete.«

Wir kehrten nun, nach dieſem Beſuch im gräflichen Chalet, in die Stadt ſelbſt zurück, wo uns der rivaliſirende Bäckermeiſter als letzte Sehenswürdigkeit von Liancourt übrig blieb. Ein kleiner freundlicher Herr, an dem, ſeiner beſondern Dürrheit nach zu ſchließen, die geſteigerten Hitzegrade ſeines Berufes nicht ſpurlos vorübergegangen waren, empfing uns an der Thür, führte uns durch ein Défilé von Backöfen und Backtrögen, und zuletzt in einen ſchmalen, aber langen Garten, dem ſeine Muße, ſeine Erfindung, ſeine Pietät gleichmäßig angehörten. Hier waren Schluchten und Teufelsbrücken, Cascaden und Ruinen, von denen wir nur ſagen können, ſie wären werth geweſen, in den gräflichen Park dort oben ohne Weiteres eingereiht zu werden, was aber mehr als alles andere eine Gleichheit und eine Rivalität mit dem Chalet dort oben ſchuf, das war, daß hier auch ein Familiencultus geübt, ein Andenken gewahrt, eine Heldenſchaft gefeiert wurde. Der ganze Unterſchied beſchränkte ſich darauf, daß das hier gefeierte Heldenthum ein weibliches, die Heldin ſelbſt die Schweſter des Hauſes war. Seit Kurzem war ſie, dieſe Schweſter, hinübergegangen, nachdem ſie 25 Jahre lang als »Religieuſe« in überſeeiſchen Provinzen gelebt, in Teneriffa und auf St. Helena, in Montevideo und Valparaiſo, und zuletzt auch auf den Inſeln der Südſee Arme gelabt, Kranke gepflegt, Heiden bekehrt hatte. Dabei hatte ſie den Sammeltrieb der Familie gehabt, und ein Gartenhaus, mit dem ausgeſprochenen Zweck, in der Folge als Muſeum zu dienen, war ihr bei ihrer Rückkehr zur Verfügung geſtellt worden, drin nun die Trophäen ihres friedlichen Siegeszuges zu aller Augen ſprachen: Corallen und Muſcheln, Cocons und Seidenbänder, Pfeilſpitzen und ausgeſtopfte Vögel, auch Roſenkränze von Malaienhänden geformt und geſtaltet.

War nun dieſes Gartenhaus ein Denkmal an ſich, ſo hatte doch dieſer einfachſte Hinweis auf ein in Müh und Arbeit, in Treue und chriſtlicher Pflichterfüllung hingebrachtes Leben dem Stolz des Hauſes nicht genügt, Bäcker Fléchel hatte das Bedürfniß empfunden, auch ſeine »Kanone von la Hogue« zur Welt ſprechen zu laſſen und hatte ſich ſchließlich für Aufrichtung einer Säule entſchieden. Dieſe erhebt ſich jetzt im Schatten von Cypreſſen. »A Soeur Regine« lautet die Inſchrift, um den Schaft aber zieht ſich ein gemeißeltes Band, das, vendomeſäulenartig, ſtatt der gewonnenen Schlachten die Namen all' der Inſel- und Südſee-Stationen trägt, wo Schweſter Regine helfend und pflichteifrig thätig war.

Ich las die Namen, ich pflückte ein Blatt von dem Epheu, der den Säulenſchaft umrankte, — dann trennten wir uns. Auf der Heimfahrt ſah ich neben der »Kanone von la Hogue« beſtändig auch dieſe Gedächtnißſäule vor mir aufragen, und ich ſchwankte und ſchwanke noch, ob nicht Bäcker Fléchel doch ſchließlich allen Stolz der Coëtlogons ſiegreich aus dem Felde geſchlagen hat.

St. Denis.

St. Denis.

Herr Wirth, Herr Wirth, ſein Schoppen hier,
Sein Schoppen hat ein Loch,
Und fleckt nicht unten aus das Bier,
So fließt es oben doch.

»Mein Geſell, das iſt dieſelb' Geſchicht':
Sein Beutel hat ein Loch,
Und rolln die Batzen unten nicht,
So rolln ſie oben doch.«

Otto Roquette.

I.

Nach drei glücklichen Tagen in Mouy nahm ich meinen urſprünglichen Reiſeplan, den der »Tag von Crespy« unterbrochen hatte, wieder auf und fuhr, unter vorläufiger Innehaltung derſelben Linie, auf der ich gekommen war, auf St. Denis zu. Der Krönungs-Cathedrale (Reims) durft' ich alſo die Begräbniß-Cathedrale (St. Denis) beinah unmittelbar folgen laſſen. Kaum eine halbe Woche lag dazwiſchen.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als wir, bei leiſem Sprühregen, in den Bahnhof einfuhren. Ueber der Stadt ſtand ein prächtiger Regenbogen; vom Mont

Valerien rollte der Donner ſchweren Geſchützes durch die Nebelluft.

Wer in jenen Okkupationswochen in St. Denis war (und was Offiziere angeht, wer wäre nicht da geweſen), der wird ſich in nachträglicher Heiterkeit des Gewirres entſinnen, das hier, bei dem raſchen Wechſel kommender und gehender Züge, eigentlich unabläſſig herrſchte, für den Zuſchauer ein Amüſement, für den Mitſpielenden eine Qual. Fiacres gab es nicht; an ihre Stelle trat der »Commiſſionair«, der ſich des Gepäcks bemächtigte und ſich verſchwor, nicht ſelig ſterben zu wollen, wenn es ihm nicht gelänge, ein Unterkommen zu beſchaffen. »Nur immer folgen.« So folgte man denn, paſſirte ein Stück Boulevard im Laufſchritt und landete an den Stufen des »grand cerf«, um hier zu vernehmen, daß alles bis auf die letzte Bodenkammer beſetzt oder vermiethet ſei.

So erging es auch uns. Eine hübſche, ſchwarze Franzöſin, kokett und diſtinguirt zugleich (eine ſehr glückliche Miſchung), lehnte artig, aber entſchieden ab, und umſonſt verſuchte ich es, durch mein neu-adoptirtes Abwarte-Princip die Sachlage zu meinen Gunſten zu ändern. Drei Minuten hielt ich aus; als aber das Lächerliche der Situation doch mehr und mehr anfing bedeutungsvoll in den Vordergrund zu treten, klammerte ich mich auf's Neu an meinen Commiſſionair, um ſeinem Sterne auch ferner zu vertrauen.

Mit dieſem Special-Bevollmächtigten war jedoch inzwiſchen eine Veränderung vorgegangen. Seine Miene der Zuverſicht hatte einer Miene des Zweifels Platz gemacht; er ſchien ſagen zu wollen: »dies iſt gegen Schickſal und Sternenlauf«; eine tiefe Trauer war es, die ſich erſichtlich ſeiner menſchenfreundlichen Seele bemächtigt hatte. So ſchritt er vor uns her. Der Effect konnte nicht ausbleiben. Schon an der nächſten Straßenecke hatte ich mich bis zu einem Angebot von 5 Franken verſtiegen, wenn ... Er lächelte; der erſte Hoffnungsſchimmer zog wieder über ihn hin.

Ich bin ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er die Situation nicht plump und über alle Gebühr hinaus ausbeutete. Ein biederer Landsmann, speciell meiner heimathlichen Provinz, hätte mich ſo billig nicht losgelaſſen. In der Mitte der Rue de Boulangerie angelangt, hundertundfunfzig Schritte hinter dem Doppelpoſten der preußiſchen Commandantur, ſah ich ihn in eine Art Gin-Laden eintreten, aus dem er durch die gegenüber gelegene Thür (es war ein Eckhaus) wieder ins Freie trat. Allerhand Weibliches war in ſeinem

Gefolge, man tuſchelte, man huſchte hin und her, immer neue Geſtalten krochen hervor, bis nach einer Menge von Geſtikulationen und Aufzählungen an den fünf Fingern, der Commiſſionair, nunmehr als Bevollmächtigter der Gegenpartei, mir mittheilte, daß Madame Guichard, veuve, eine Conciergen-Wittwe, bereit ſei, ihr Zimmer abzutreten. Eine Treppe hoch; Blick auf Hof und Badehaus. Es regnete jetzt ziemlich ſtark; der Abſchluß unſerer Verhandlungen wurde dadurch beſchleunigt und fünf Minuten ſpäter traten wir, nachdem wir einen langen ſchmalen Gang und eine dunkele ſchmale Treppe paſſirt hatten, in das Zimmer der veuve Guichard ein.

Ich muß ſagen, daß ich ſchon beſſer gewohnt habe. Alles hatte jene unnennbare Farbe, als ſei es mit Spinnweben tapezirt; in den zwei offenen Ecken lagen zuſammengekehrte Haufen von Flicken, Staub und Aepfelſchalen, auf dem Fenſterbrett ſtand ein Nähkaſten und gegenüber an der Wand hing ein Heiliger mit einem Palmenzweig. Ein Drittel des Zimmers wurde durch einen Hochbau eingenommen, in dem ich unſchwer das Ehe- und Sterbe-Bett (beſonders das letztere) des heimgegangenen Guichard erkennen konnte, von dem noch ein Daguerreotypbild, gleichſam als Wächter des Schauplatzes ſeines Glücks und ſeiner Ehre, drei Handbreit über dem Kopfkiſſen zurückgeblieben war. Es war aber hier ſo dunkel, daß er nicht recht ſehen konnte. Dieſe Stelle voll ernſter Erinnerungen fiel mir zu; rechtwinklig wurde noch ein Feldbett für den jüngeren Träger meines Namens aufgeſchlagen; die veuve Guichard ſelbſt, wie ich äußerlich vernahm, zog in die Front des Hauſes, wo ein Corridor und eine gegen den Kleiderſchrank gelegte Matratze für ihre Unterbringung und ihren Comfort alsbald die nöthige Sorge trugen. In die complicirten Verhältniſſe, die dieſe Unterbringung überhaupt ermöglichten, gewann ich erſt ſpäter Einblick.

Die Fundamente unſerer St. Denis-Exiſtenz waren, nach Abwickelung alles hierher Einſchläglichen, glücklich gelegt, wir wohnten und konnten uns nunmehr unſeren anderweiten Aufgaben und Verrichtungen unterziehen, ohne zugleich den Blick auf dunkle Hintergründe richten zu müſſen. Der aus Touriſtenbüchern hinlänglich bekannte »erſte Gang durch die Stadt« wurde unternommen und zu mäßiger Befriedigung durchgeführt. Mehr war unſerem Herzen nicht abzuringen; der Regen und ſchließlich auch die Stadt ſelber ließen keine wärmere Empfindung aufkommen.

Saint Denis iſt ein großes Neſt. Sehr wahrſcheinlich, daß es viel anmuthiger und ſelbſt viel ſtattlicher war, als es ſtatt 30,000 Einwohner kaum 3000 zählte. Damals beſtand es aus nichts als aus einer alten berühmten Abtei mit einer noch berühmteren Kirche; citadellenartig ragte dieſer mönchiſche Feſtungsbau, der in der That eine ganze Anzahl von Belagerungen zu beſtehen hatte, in die Weite und nur ein unbedeutender Häuſer-Halbkreis umzirkte es, der, ſo vielem Großen und Glänzenden zu Füßen liegend, neben all dieſem Glanze nicht anders bemerkt wurde, wie etwa ein Waiſenkind, das zu Füßen einer Fürſtin kniet. So war es in alten Zeiten; ſo war es annähernd noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein. In einem älteren Exemplare von Galignani's Paris Guide finde ich: »St. Denis, Stadt am gleichnamigen Kanal, 9000 Einwohner.« So 1850 noch. Seitdem iſt es ein Pariſer Faubourg, ja man könnte ſagen eine Vorſtadt des vorſtädtiſchen Paris geworden, ein nach Norden hin detachirter Poſten, ein letzter Ausläufer, an den Elemente abgegeben werden, denen es ſelbſt in Belleville und Montmartre zu bourgeoishaft geworden iſt. So lange dieſe Elemente nach Hunderten zählten, verſchwanden ſie neben der Kathedrale; jetzt iſt das Kathedralen-St. Denis in dem La Villette-St. Denis, das Roth der Oriflamme in dem Maſſenroth einer andern Fahne untergegangen, und nichts iſt da, was den fremden Beſucher fühlen ließe: dies iſt die Stätte, wo ein Jahrtauſend lang die Könige Frankreichs begraben wurden. Das Gepräge der Stadt, immer mit Ausſchluß ſeiner Kathedrale, iſt ſo unhiſtoriſch wie möglich und ſelbſt zu einem Standbild, das ſonſt nirgends in Frankreich fehlt, hat es St. Denis nicht bringen können. Etwas Feſtung, etwas Fabrikſtadt, etwas klöſterliches Erziehungshaus, ſo ſteht es da, ſo wächſt es, ohne ſeines Wachsthums froh zu werden. Paris giebt ihm, was es nicht mag; aber was es ihm geben ſollte, das behält es für ſich. Es iſt, wie ſchon angedeutet, ein Ablagerungsort, und die Unſauberkeit deſſen, was ſich hier ablagert, drückt auch der Erſcheinung der Stadt ihren Stempel auf.

Wir hatten die Hauptſtraßen, die im Weſentlichen fächerförmig von der Cathedrale auslaufen, theils gekreuzt, theils auf und ab paſſirt und empfanden nunmehr »nach gethaner Arbeit« ebenſo ſehr ein Anrecht wie ein Bedürfniß auf Wiederherſtellung unſeres phyſiſchen Menſchen. Auf unſere Frage nach einem

Reſtaurant, welche andere Antwort hätten wir in St. Denis erhalten können, als »au grand cerf«, und ehe 5 Minuten um waren, ſtanden wir wieder vor der hübſchen ſchwarzen Franzöſin, die für jeden hierher Verſchlagenen nie ein Zimmer, aber immer ein Couvert hatte. Auch für uns. Sie ſoll bedankt ſein für all die Tauſende, die ſie hier labete und ſpeiſete, aber jeder dieſer Bevorzugten (denn es war ſchließlich immer noch ein Vorzug) wird ihr doch auch das Zeugniß nicht verſagen können, daß ſie ſich's leicht machte. »Un dîner complet« baute ſich, mal auf mal, aus einem einzigen Gange auf, mit dem es ſtand und fiel, aus einem einzigen Gericht, das nur in der Sauce wechſelte und als Rôti, als Beefsteak anglais, als Filet aux truffes oder aux marrons doch immer auf denſelben Boeuf, als den Urquell aller Dinge zurückzuführen war. Alles andere war leicht zu beſchaffendes Ornament, das in der Geſtalt von Sardines à l'huile, Gänſeleberpaſtete, Knackmandeln und Rochefort-Käſe entweder heroldartig voraufging, oder als Schleppenträger folgte.

Jeder, der hier in dem ſüßen Wechſeltanz der Horen gefrühſtückt, zu Mittag und zu Abend gegeſſen, und nach ſeinem Theile ernſt und gewiſſenhaft an

Herſtellung jener friſchen Geſichtsfarbe gearbeitet hat, die ſpäter das Entzücken ſo vieler Mütter und Bräute (der Frauen ganz zu geſchweigen) geworden iſt, wird einräumen, in ſeinem voraufgegangenen Leben vielfach beſſer und ganz beſonders billiger gegeſſen zu haben, aber in der Erinnerung aller werden die im »grand cerf« verbrachten Stunden nichts deſtoweniger zu jenen Lichtpunkten des Daſeins zählen, für die es wenig oder nichts beſagen will, den Inhalt jener kleinen elfenbeinernen Doſen mit der Inſchrift: 500 Francs, mehrfach hingegeben zu haben.

St. Denis.

Arme Leute?
Wer ſich ſolcher Armuth freute!
Nußbaumſchränke,
Goldne Bänke,
Und im Keller
Rothen und weißen Muskateller.

⁂

Schlaf ſei weder Tag noch Nacht
Auf ſein Augenlid gebracht,
Sieben Nächte neun mal neun
Treckn' er aus und ſchrumpf' er ein.
Macbeth.

II.

Es fiel längſt ein Morgenſchimmer (ſo viel wie überhaupt hineinfallen konnte) in unſere Behauſung, als wir den neuen Tag begrüßten.

Die lange Ruhe war uns zu gönnen geweſen. Wir hatten bis über Mitternacht hinaus im Cerf geplaudert, beinah ausſchließlich mit Offizieren des Garde-Füſilier-Regiments, das damals mit den »blauklappigen Spandauern« die Garniſon von St. Denis bildete. Die Unterhaltung hatte mich ſehr angeſprochen; die gefällige Leichtigkeit, die den Gardeton auszeichnet, ſteigerte ſich, in dem hier gegebenen Falle, unter dem

Einfluß eines gewiſſen Füſilier-Bewußtſeins. Wer die Armee kennt, verſteht dieſe Nüancen. Es kann nicht ausbleiben, daß dieſe Bemerkungen bei einigen Leſern Verwunderung, bei andern Zweifel hervorrufen werden; »gefällige Leichtigkeit des Gardetons« wird der eine oder andere kopfſchüttelnd wiederholen. Es hat aber doch ſeine Richtigkeit damit. Man breche doch nur endlich einmal mit der grundfalſchen Vorſtellung, daß jene ganze Empfindungs- und Anſchauungsweiſe, die, um das Mindeſte zu ſagen, den civilen Menſchen nicht immer angenehm berührt, daß dieſe Anſchauungsweiſe, ſage ich, in der Garde ihren Hauptträger habe, derart, daß die arme Linie eigentlich als Opfer eines Contagiums falle, das in der Hauptſtadt zu Hauſe ſei und von dieſer aus verheerend in die Provinzen bringe. Es mag Zeiten gegeben haben, wo es ſo war; jedenfalls liegen dieſe Zeiten weit zurück. Längſt hat ſich das Blatt gewandt, und während in den kleinen Städten — je mehr Neſt, deſto mehr — noch immer eine leiſe Neigung fortlebt, à la General Seydlitz dem gegenüberwohnenden Burgemeiſter die Zipfelmütze vom Kopf zu ſchießen, bloß um ſein mißliebig-langweiliges Geſicht nicht immer wieder am Fenſter erſcheinen zu ſehen, darf man, im Gegenſatz dazu, von den Gardeleuten behaupten, daß ſie für die Säbelwetzereien des Regiments Gensdarmes und alles was auf gleicher Stufe ſteht, zu dieſer Stunde nur noch ein mitleidiges Lächeln haben. Wer einigermaßen unbefangen die Dinge beobachtet hat, weiß dies längſt und weiß auch, worin Grund und Urſache dieſer Erſcheinung zu finden ſind. Es liegt in der großen Stadt. Das großſtädtiſche Leben iſt es, das jeden, auch den Eitelſten, unerbittlich fühlen läßt: ich bin nur ein Sandkorn. Selbſtſucht, Dünkel, Vorurtheil mögen im Einzelnen immer wieder dagegen ankämpfen, mögen innerlich ihre Triumphe feiern, — nach außen hin müſſen ſie ſchweigen. Aus der beſtändigen Konkurrenz gleichberechtigter Kräfte wird die Beſcheidenheit geboren, bei dem einen wahr und ganz, bei dem andern wenigſtens äußerlich, den Formen nach. Gleichviel — die feine Sitte, die Möglichkeit freien geiſtigen Verkehrs iſt dadurch gegeben. Die Garde aber (von manchem andern, was mitwirkt, zu ſchweigen) hat den Vorzug der großen Stadt.

Es war gut und gern die Stunde des zweiten Frühſtücks, als uns die veuve Guichard mittheilte, daß das erſte unſerer harre. Wir hatten ein Minimum davon erwartet, überhaupt nur aus Verlegenheit zugeſagt, und waren alſo nicht wenig überraſcht, eines relativen Glanzes anſichtig zu werden, wie er derartig immer nur in alten und neuen Judenromanen beſchrieben wird, wo ſich vor dem erſtaunten jungen Chriſten, der bis dahin nur die Trödelhöhle des Alten kennen gelernt hatte, plötzlich der Schabbeslichterglanz und dahinter irgend eine wunderbare Rebecca erſchließt. Mit dieſem ganzen Vergleiche bitt' ich es aber nicht allzu ernſt nehmen zu wollen, namentlich was die Rebecca angeht. Nur der ſich darbietende Contraſt ſollte angedeutet werden.

Es waren zwei hübſche, blank und ſauber ausſehende Vorderzimmer, in die wir eintraten; die Thür zwiſchen beiden weit geöffnet. Im zweiten Zimmer, auf einem großen, weißgedeckten Tiſch, ſchimmerte, ſo weit ſich erkennen ließ, ein complicirtes Kaffeegeſchirr; im erſten Zimmer aber ſaßen drei alte Leute, zwei Männer und eine Frau. Die Frau hatte le petit Journal in Händen und las vor. Es erfolgte nun eine Art Vorſtellung, aus der ich unklar erſehen konnte, daß dieſe ganzen Territorien ſehr wahrſcheinlich das Eigenthum der mir eben vorgeſtellten Trias ſeien, bei der die veuve Guichard eine räthſelvolle

Stellung als Aufwärterin, Geſellſchafterin, vielleicht auch als Anverwandte, jedenfalls aber als ramponirtes Aſchenputel einnahm. Im Ganzen konnten uns dieſe Aufklärungen nur zur Zufriedenheit gereichen. Der Chef des Hauſes, zugleich der Gatte der vorſtehend erwähnten Frau, war ein Hannoveraner; — dreißig Jahre Paris hatten ihn jedoch um all ſein Deutſch gebracht, wofür er eine Rückenmarkslähmung eingetauſcht hatte, die ihn an den Rollſtuhl feſſelte. Er war ein guter Mann, aber völlig imbecile und ein höchſt mangelhafter Vertreter jenes niederſächſiſchen Stammes, der mit einem gewiſſen Recht von ſich behauptet, daß er die Welt erobert habe. Der andere Mann war ein Bruder der Frau; ſeine Funktionen blieben mir ein Geheimniß. Vielleicht war er ſo glücklich, keine zu haben.

Unter gewiſſen Förmlichkeiten hatten wir endlich in dem zweiten Zimmer Platz genommen und während wir den prächtigſten braunen Kaffee eingoſſen und die ſchwere Repräſentations-Zuckerzange, wie immer, bei Seite ſchoben, begann in der Vorderſtube wieder die Vorleſung aus dem Petit Journal, lauter dummes Zeug, Bombardements-Langweiligkeiten, aber vorgetragen, mit immer tiefer gehendem Ton, wie ein Kapitel aus dem Inferno.

Wir konnten derweilen unſere Mobiliar-Umgebung muſtern. Wunderlich. Alle Möbel waren ſchwer und reich von Nußbaum- oder Roſenholz; auf jeder Etagère ſtand eine prächtige Stutzuhr, und das Porzellan, aus dem wir unſern Kaffee nahmen, war feinſtes Sèvres: Taſſen und Kannen, die Milch- und Zuckernäpfe mit den ſauberſten Malereien geſchmückt, roth und ſchwarz, im beſten Geſchmack des Empire. Ich hebe dieſe Dinge nur hervor, um auf den Unterſchied hinzuweiſen, der überall in Frankreich zwiſchen Haus und Einrichtung, zwiſchen Erſcheinung und Vermögen anzutreffen iſt, ein Unterſchied, der allein die Erklärung dafür abgiebt, daß es der zu hundert Leiſtungen und Opfern herangezogenen Bevölkerung anſcheinend ſo leicht geworden iſt, dieſe Opfer zu tragen. Jedes andere Land wäre daran auf lange hin geſcheitert. Frankreich nicht. Seine Bevölkerung, ganz beſonders die ländliche, repräſentirt eine Durchſchnitts-Wohlhabenheit, von der wir zunächſt gar keine Vorſtellung haben. Die äußere Erſcheinung trügt hier überall. Der blaue Kittel deutet auf wenig, oder mindeſtens nicht auf viel, aber der, der ihn trägt, hat ſeine 50,000 Francs in Bank und Sparkaſſe und die ſchlichten Bauerhäuſer, aus Sandſtein öd' und langweilig aufgeführt, bergen eine Fülle von Mobiliar, von koſtbarem Geräth und barem, als »Nothpfennig« aufgeſparten Gelde. Aehnlich in den Städten, wo die Einrichtungen auch der ſogenannten kleinen Leute von allerhand Zimmerſchmuck oft geradezu überfüllt ſind, während aus einer deutſchen Haushaltung gleichen Grades mit ihren dünnen Teppichen und noch dünner fournirten Möbeln, auch wenn man ſie umſtülpte, nichts herausfallen würde, als eine alte Broche und ein Erſparnißſchein der Gothaer Feuerverſicherungs-Geſellſchaft. Uns hätten die 5 Milliarden ruinirt; die Franzoſen gehen drüber hin.

Unſer Frühſtück war zu Ende, le petit Journal im Nebenzimmer auch; ſo brachen wir denn auf, um unſere Wanderungen durch Stadt und Umgegend anzutreten. Ein Verſuch, vorher noch zu dem alten Hannoveraner in gewiſſe landsmänniſche Beziehungen zu treten, mußte als völlig geſcheitert aufgegeben werden; die Antworten, die er ſtotterte, eröffneten Perſpektiven, die über das bloße Gelähmtſein weit hinausgingen. Unſer Rückzug beſchleunigte ſich deshalb, bis wir, unten glücklich angelangt, unſere Tagesaufgabe dahin feſtſetzten: erſt Cathedrale, dann Cerf, dann die Forts; der Reſt wird ſich finden. Dies Programm wurde auch gewiſſenhaft innegehalten, da aber die Cathedrale ein Kapitel für ſich verlangt und der Cerf ein halbes Kapitel ſchon voraus hat, ſo führe ich den Leſer gleich in die beiden zunächſt gelegenen Forts, erſt in das kleine La Briche, dann in das größere Double Couronne.

Wie viele Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Namen, noch dazu Namen von einem gewiſſen poetiſchen Vollklang! Wenn man nun aber eintritt in all dieſe Herrlichkeit, ſo geht es einem wie immer mit geträumten Herrlichkeiten, — es iſt nicht viel. Unſere Vorſtellung und die Wirklichkeit decken ſich ſelten. Es giebt ein paar Ausnahmen: das Zimmer, drin Rizzio zu den Füßen Maria Stuarts erdolcht wurde, der Thurm in Sonderburg, in dem Chriſtian II. 18 Jahre lang um einen runden Tiſch herumlief, das Lutherzimmer auf der Wartburg, das Studirzimmer Friedrichs II. in Rheinsberg, ganz Sansſouci, dieſe und andere mögen als ſolche Ausnahmen gelten; aber ſie ſind rar; im Allgemeinen wird man enttäuſcht. In La Briche gewiß und in Double Couronne kaum minder. Man ſieht ein bischen Zerſtörung, dazu 100 Kanonen, 1000 Faſchinen, 10,000 Sandſäcke, alles vielleicht ſehr wichtig; nichtsdeſtoweniger indeß verläßt man das Lokal mit dem Gefühl, ſo gut wie gar nichts geſehen zu haben. Man kuckt in alles hinein, drückt überall eine dumme Bewunderung aus, und befindet ſich doch au fond in der Lage eines Bauern, der in zwei Stunden 1500 Bilder aus der altkölniſchen Malerſchule zu ſich nehmen ſoll. Ihm wird zuletzt, als wär er ſelber der heilige Sebaſtian, auf den er, alles in allem gerechnet, wenigſtens 150 Pfeile hat abſchießen ſehen. Was iſt dem gewöhnlichen Sterblichen die Redoute, der Kavalier, oder gar der Sandſack? er verbindet mit jedem einzelnen dieſer Wörter eine völlig abweichende Vorſtellung und iſt froh, wenn er die Zugbrücke hinter ſich und wieder einfaches Straßenpflaſter unter den Füßen hat. Solche Plätze ſollte nur der beſuchen, der was davon verſteht; wem aber die Flèche und die Traverſe ein ſüßes Geheimniß ſind (und ihrer iſt die Mehrzahl), der bleibe davon. La Briche hat den Vorzug einer ſchönen Ausſicht; Double Couronne frappirt durch die Einfachheit und doch zugleich Eigenthümlichkeit ſeiner Geſtaltung. Es ſitzt wie ein Helm auf dem nach Norden zu gerichteten Haupte der Stadt. Das iſt alles.

Von den Forts in das Café de l'Industrie! Wenn es im erſten Bibel-Kapitel heißt »ſo ward aus Morgen und Abend der erſte Tag«, ſo durfte in den

Okkupationstagen mancher unſerer St. Denis-Bewohner ausrufen: »ſo ward aus Cerf und Café de l'Industrie unſer ganzer Tag«. Die Thür des St. Denis-Lebens ging damals in dieſen zwei Angeln. Dem Cerf gehörte der Tag, ſeinem Concurrenten der Abend. Und der Abend war nicht kurz. Das Café hatte drei Eingänge und ſechs Billards; vieles lockte hier: die immer heitere Geſellſchaft, der immer friſch ſprudelnde »Bock«, der nie verfälſchte Abſinth, aber was ihm doch ſeine Hauptanziehungskraft gab, das war das unmittelbar daneben gelegene Theater. Ja, St. Denis hatte ſeine Schauſpiele, ſeine Circenses. An dieſer Stelle hatten wir vor, unſern Tag zu beſchließen. Alſo ins Theater!

»Le Spectacle commencera à 7 heures«, ſo hieß es auf einem grünen Zettel, den ich mir ſchon vorher zu verſchaffen gewußt hatte; gleich darunter ſtanden die etwas beängſtigenden Worte: »Une mise décente est de rigueur«, was von einigen überſetzt wurde: »jede Miß muß decent ſein«. Dieſer letzteren waren etwa 10 oder 12 zugegen, ſelbſtverſtändlich alle aus der Pariſer Halbwelts-Sphäre und alle in Trauer. Der Fall des Vaterlandes ging ihnen tief zu Herzen, und nur dann und wann gab ein pfeilartig geſchleuderter Streifblick Hoffnung auf baldige Wiedergeneſung. Das Publikum beſtand im Uebrigen ausſchließlich aus Militairperſonen aller Arten und Grade; im Saale ſelbſt (Parquet) ſaßen 150 Offiziere, auf der Gallerie, die den Saal einfaßte, die doppelte Anzahl von Soldaten. Die Muſik ſetzte ſich aus den Kapellen der beiden in St. Denis garniſonirenden Regimenter zuſammen.

Was nun geboten wurde, rief ganz die alten Glanztage »Vater Gräberts« wieder vor meine Seele. Dieſelbe Welt, in die ich vor mehr als 30 Jahren einen unerlaubten Blick gethan, ſie ſtand wieder vor mir; — ich hätte manches geradezu wieder zu erkennen geglaubt. Bertha, an deren alten Romanzen-Namen ſich damals ſo unromantiſche Zurufe knüpften, ſie hieß hier Marietta und die Geſangſtücke, die zum Vortrag kamen, waren nicht dem Freiſchütz und der Precioſa, ſondern dem Liederſchatz der Demoiſelle Thereſa entnommen. Das war der ganze Unterſchied. Die Bravour-Arie, mit der der Abend ſtand und fiel, führte den Namen Le Trou und war in jeder Strophe aus dem Gegenſatze von hinſchmelzender Liebe und plötzlich losbrechender Empörung aufgebaut. Natürlich: Eiferſucht, Verrath. Immer, wenn dieſer Empfindungswechſel einſetzte, wurde er durch ein Zuſammenſchlagen aller vorhandenen Becken, Gonggongs und Triangel angekündigt und ich hätte den ſehen wollen, der im Stande geweſen wäre, ſich dagegen zu verſchließen. Die Augen der »Chanteuse« brannten dann wie Kohlen, ihr Fuß ſtampfte den Boden, und vor ſich hinſtarrend, ziſchte es wie eine Natter über die Lippen, oder donnerte es: le trou. Was im Uebrigen dies Wort ausdrücken ſollte, wollte mir nicht recht klar werden; wahrſcheinlich gab es die Richtung an, in der ihre Seele einen unbequemen Gegenſtand los zu werden hoffte; ſtatt des beſtimmten und unzweideutigen »a grave« im König Johann, hier ein unbeſtimmtes allgemein gehaltenes: le trou! Das Ganze, bei aller Wirkung, die es übte, trug doch den Doppelſtempel von Caricatur und Decadence deutlich an der Stirn.

Zum Schluß Tanz. Die prima ballerina führte den auch für franzöſiſche Ohren mehr oder weniger eigenthümlich klingenden Namen: Demoiſelle Piſſarello. Sie war blond und ſchlank, mindeſtens ſchlank. Ein junger Dragoner-Offizier ſetzte den Kneifer ein, beobachtete ſcharf und lange, und rief dann mit vollendetem Hoppegarten-Accent ſeinem Nachbar und Regimentskameraden zu: ſchade, etwas ſchwach im Oberſchenkel.

Um 9½ fiel der Vorhang. Die Säbelſcheiden klapperten und raſſelten durch den Saal; alles war froh, daß es vorüber.

Draußen flackerten ein paar Laternen; einzelne Tropfen fielen. Ins »Café« riefen jetzt zwanzig Stimmen. Vom Mont Valerien her aber rollten die Kanonenſchüſſe dumpf durch die regenſchwere Luft.

Gewohnheit iſt alles. Ich glaube, ich war der Einzige, der dieſen Donner noch hörte.

Le Bourget.

Es hat in dreien Schlachten
Sich geſchlagen ihr Kind
Und iſt im Siege gefallen
Wie viele gefallen ſind.

Kühn ging voran der Fähnrich
Vor ſeiner kleinen Schaar
Und iſt ein Held erlegen
Noch nicht achtzehn Jahr.

George Heſekiel.

Der nächſte Tag war zu einem großen Ausfluge nach Oſten hin beſtimmt; das vorläufige Ziel deſſelben: Le Bourget. Dann: der Mont Avron.

Um 9 Uhr hielt ein char à banc auf dem Hofe der Légion d'honneur, der Diviſionsprediger (ganz ecclesia militans) nahm die Zügel, und ehe 5 Minuten um waren, raſſelte unſer Wagen ſchon über das holprige Pflaſter hin, durch die nordöſtliche Straße von Double Couronne hindurch. Es nieſelte; militairiſche Gummi-Paletots und paſtorale Filialmäntel aber hoben über dieſe Ungelegenheit hinweg, auch wenn das Troſteswort unſeres Geiſtlichen nicht völlig ausgereicht hätte: »Frühregen iſt wie Brautweinen, — es dauert nicht lange.« Unſer Paſtor (mögen ihn dieſe Zeilen grüßen) waltete übrigens an dieſem Tage ſo recht ſeines Amtes; er war Hirt, die Seele des Ganzen, lenkte und leitete. Jeder folgte willig. Ich allein, ein abirrendes, oft zurückbleibendes Mitglied der Heerde, gab Urſache zu allerhand Klage. Ich rufe noch nachträglich ſeine Verzeihung an!

Alſo nach Le Bourget. Ueber ſeine Bedeutung ein vorgängiges Wort.

Als um die Mitte September der Paris umſpannende Zirkel ſich zu ſchließen begann, rückten die Garden bekanntlich in den nordöſtlichen Abſchnitt dieſes Kreiſes ein, derart, daß ſie das 4. preußiſche Armee-Corps zur Rechten, das 12. (ſächſiſche) Armee-Corps zur Linken hatten. Sie ſtanden von Villiers le Bel über Goneſſe und le Blanc Mesnil bis Aulnay. Es war dies eine gute Aufſtellung, und wenn Schwächen da waren (und ſie waren da), ſo lagen ſie nicht an der Poſition überhaupt, ſondern daran, daß man hier, wie an jeder andern Stelle des Rieſenzirkels, mehr zu beſetzen hatte, als man eigentlich beſetzen konnte. Man war numeriſch zu ſchwach. Dieſem Uebelſtande abzuhelfen, gab es nur ein Mittel: nach Weſten hin, auf die Hauptſtadt zu, Terrain zu gewinnen. Der hieraus reſultirende Vortheil war ein doppelter: der Feind lernte an eine Kraft glauben, die realiter nicht eigentlich da war, und mußte zweitens, wenn er unſere Linie durchbrechen wollte, immer erſt durch ein Vorterrain hindurch, in dem wir alsdann ſchon ſtanden und jeden Verſuch uns zurückzuwerfen, wenn auch vielleicht nicht hindern, ſo doch jedenfalls rechtzeitig erkennen konnten. Dieſe gewiß richtigen Erwägungen führten zur Beſetzung dreier vorgelegener Punkte, ſo weit vorgelegen, daß ſie bereits unter dem Feuer verſchiedener Forts lagen. Dieſe drei Punkte ſelbſt aber waren Pierrefitte, Stains, Le Bourget. Pierrefitte hatte abwechſelnd, wenn ich nicht irre, Beſatzungen vom 4. und vom Garde-Corps, in Stains lag 1., in Le Bourget 2. Garde-Diviſion. Alle drei Punkte waren während der ganzen Belagerung unausgeſetzte Streitobjekte, alle hatten ihre Vorpoſtenkämpfe, alle erhielten ihr Quantum Granaten und zählten eminent zu den ungemüthlichen Aufenthaltsorten; — ein Gegenſtand ernſter Kämpfe jedoch war nur Le Bourget. Ob dies in irgend einer für die Vertheidigung bedeutſamen Terrainbeſchaffenheit oder lediglich darin ſeinen Grund hatte, daß Le Bourget Eiſenbahnſtation an der wichtigen Linie Paris-Soiſſons war, laß ich dahin geſtellt ſein. Es genügt die Thatſache, daß es — etwa wie

Meudon-Clamart im Süden — ein bevorzugter Zankapfel wurde.

Auf dies Le Bourget fuhren wir nunmehr zu*); wir erreichten es um die elfte Stunde.

Es iſt ein Dorf wie andre mehr; maſſiv gebaut, die Straßen breit, die Gärten von Mauerwerk eingefaßt, am Südende der Bahnhof, nach Weſten hin der Kirchhof. Am 20. September Abends war es von den Unſren beſetzt worden. Es dunkelte ſchon, als wir damals in daſſelbe einrückten; alle Thüren zu, kein Menſch im Dorf; über die Straße hin, feurigen Auges, huſchte eine Katze, ängſtlich und hungrig zugleich. Sie war alles, was die Bewohner von Le Bourget für uns zurückgelaſſen hatten. »Es war unheimlich und ominös zugleich;« ſo ſchrieb damals ein Augenzeuge. Und in der That, Tage ſollten kommen, die für einzelne Bataillone der 2. Garde-Diviſion verhängnißvoller wurden, als der Sturm auf St. Privat. Zweimal wurde hier gekämpft, am 30. Oktober und am 21. Dezember. Ueber beide Kämpfe bericht' ich in Nachſtehendem in der Kürze.

---

*) Auf dem Wege dahin paſſirten wir den daneben gelegenen, ebenfalls vor unſerer damaligen eigentlichen Front befindlichen Punkt: das Dorf Stains. Es intereſſirt weniger durch die Quantität des Zerſtörten, als durch die Form, die die Zerſtörung an dieſer Stelle angenommen hat. Stains hat ein Schloß. Das Feuer von Double Couronne faßte dies Schloß ſo eigenthümlich, daß gerade die Nordweſtecke des Schloſſes wegraſirt wurde, wodurch das dahinter befindliche Zimmer eine Art großes Eckfenſter erhielt. Die Ausſchmückung des Zimmers ſelbſt ſteigert noch den Effekt. Ein Basrelief-Fries, alle Phaſen der Jagd darſtellend, zieht ſich an den Wänden hin: Piqueure, Hörner und klaffende Meuten; zwiſchen das Geweih des gejagten Hirſches hindurch iſt eine Granate gegangen. Vor dem Schloſſe ſtehen Orangeriekübel, ſcheinbar von Gärtnerhand geordnet; aber es waren Grenadiere, die ſie hier aufſtellten und über die Kübel hinweg ihren Vorpoſtenkrieg nach den Forts von St. Denis hin unterhielten.

Die Beſetzung am 20. September, — wenigſtens in der Ausdehnung, die wir ihr urſprünglich gegeben hatten — war nur von kürzeſter Dauer geweſen. Schon am andern Tage nahm man die Compagnien wieder rückwärts und ließ nur eine Feldwache im Dorf, mit der Weiſung: im Fall eines Angriffs ſich auf das Gros der Diviſion zurückzuziehn. Dieſe Weiſung, die nachher kritiſirt worden iſt, war gewiß die der Situation am meiſten entſprechende. Es konnte ſich nicht darum handeln, hier jedem Angriff gewachſene Truppenmaſſen anzuhäufen, ſondern nur darum, den Ort *überhaupt zu haben*; mit wie viel war gleichgültig; ja »mit je weniger deſto beſſer«. Denn an große Zahlen knüpfte ſich ſelbſtverſtändlich auch die Wahrſcheinlichkeit großer Verluſte. So kam der 28. Oktober. Das belagerte Paris machte ſeine erſten Anſtrengungen, den inzwiſchen zum Entſatz herbeieilenden Hülfsarmeen die Hand entgegenzuſtrecken. Nach verſchiedenen Seiten hin brach man vor. Le Bourget wurde von den Franzoſen genommen. So natürlich nun dies war, ſo gewiß unſere Feldwache die Ordre gehabt hatte, ſich vor jedem ernſteren Angriffe zurückzuziehen, ſo glaubten wir doch nach wie vor, dieſes Platzes im Vorterrain unſerer Stellung nicht entbehren zu können. General-Lieutenant von Budritzki, Commandeur der 2. Garde-Diviſion, erhielt alſo Befehl, das Dorf wieder zu nehmen. Dies führte zu dem erſten Kampf um Le Bourget.

Der 29. Oktober verging ruhig. Am 30. früh rückten wir in drei Colonnen an, die beiden Seitencolonnen aus je 2 Bataillonen (Franz und Alexander), die Hauptcolonne aus 3 Bataillonen Eliſabeth und 1 Bataillon Auguſta beſtehend. Dieſe Hauptcolonne führte Oberſt Graf Kanitz; hier befand ſich auch General v. Budritzki. Der Plan ging dahin, das ganze Dorf zu umſchließen und was drin ſteckte, gefangen zu nehmen. Dies glückte auch, aber unter viel ſchwereren Opfern, als man geglaubt hatte annehmen zu dürfen. Die Vertheidigung war brillant.

Trochu hatte allerbeſte Truppen hier vorbeordert: Garde-Voltigeurs, Linie vom Corps Vinoy, Mobilgarden der Seine, darunter das 12. Bataillon unter Oberſt Baroche. Um 9 Uhr war die Umfaſſung ausgeführt; fünf Garde-Batterien hatten den Angriff vorbereitet. Jetzt galt es zuzufaſſen; aber wo und wie? Das Dorf glich einer Feſtung; nirgends eine mannsbreite Oeffnung zum Eindringen; nur Häuſer und Mauern. Die Colonne Kanitz hielt vor dem Nordeingang; eine hohe Barrikade ſperrte den Weg. Alſo Sturm! Das 2. Bataillon Eliſabeth hatte die Tête. Die Fahnenträger fielen; da nahm General v. Budritzki, alten Ruhmestraditionen der preußiſchen Armee getreu, die ſinkende Fahne und erſtieg allen voran die Barrikade, um und neben ihm die Oberſten v. Zaluskowski, Graf Kanitz, Graf Walderſee, die beiden letztern eben erſt, von ihren Wunden geneſen, aus der Heimath zurückgekehrt. Dieſer Moment des Eindringens ſchien die Entſcheidung gebracht zu haben, aber nicht das Ende dieſes blutigen Ringens; drei Stunden lang wurde der Häuſerkampf mit ſeltener Erbitterung fortgeführt. Als die Mittagglocke ihre zwölf Schläge that, war alles vorüber; aber 14 Offiziere waren todt, unter ihnen Oberſt v. Zaluskowski und Oberſt Graf

Waldersee. Mancher war als Opfer seiner Menschlichkeit gefallen, so die Lieutenants v. Merckel und v. Schönitz, die durch Revolverschüsse niedergestreckt wurden in demselben Augenblick, wo sie den erbetenen Pardon gewährt hatten. Unter den Gefallenen war auch der 17jährige Graf Haugwitz vom Garde-Schützen-Bataillon, der als einzig unverwundet gebliebener Offizier die Reste seines Bataillons bei Amanvilliers (St. Privat) aus dem Feuer geführt hatte. Auch der Feind hatte schwer gelitten. Unter seinen Gefallenen war Staatsrath Baroche, Oberst und Commandeur des 12. Bataillons der Pariser Mobilgarden, Sohn des Ministers und Siegelbewahrers*); — er hatte sich während des ganzen Kampfes durch Bravour und Kaltblütigkeit hervorgethan. Am erbittertsten (wie so oft) war um die Kirche gekämpft worden, in die sich 8 französische Offiziere und 20 Garde-Voltigeure zurückgezogen hatten. Sie hielten sich bis zuletzt. Unsere Franz-Grenadiere, die das Gebäude endlich nahmen, konnten es nicht anders als dadurch, daß die einen die andern in die hohen Fenster hineinhoben, von wo aus nun die Obenstehenden ein Feuer in die Kirche hinein unterhielten, bis nahezu alles getödtet war. Ein kleiner Reſt ſtreckte die Waffen. Le Bourget und 1400 Gefangene waren unſer; aber ſie waren theuer erkauft.

---

*) Der Sohn fiel am 30.; der Vater war am Tage vorher, 29. Oktober, in London gestorben.

Dies war der erſte Tag von Le Bourget geweſen; ein zweiter ſollte folgen, hervorgegangen aus einem abermaligen Verſuche der Pariſer Beſatzung, den heranmarſchirenden Hülfs-Armeen, diesmal ſpeziell der Nordarmee unter Faidherbe, die Hand entgegenzuſtrecken. Der Tag verlief wie folgt.

In zwei Colonnen rückte der Feind am 21. Dezember früh gegen Le Bourget vor*). Von einer eigentlichen Ueberraſchung konnte keine Rede ſein, denn ein heftiges Bombardement aller zunächſt gelegenen Forts leitete den Angriff ein. Aber der uns aus dieſem Avis erwachſende Vortheil fiel nicht ſchwer ins Gewicht, da wir den anrückenden Colonnen, die auf 5000 bis 6000 Mann geſchätzt wurden, nur etwa eben ſo viele Hunderte entgegen zu ſtellen hatten: 4 Compagnien

---

*) Nach einem inzwiſchen erſchienenen offiziellen Bericht des Admirals de la Roncière, der, wenn ich nicht irre, von St. Denis aus die ganze Aktion leitete, griffen das Marine-Bataillon und das 138. Regiment unter Führung des Fregatten-Capitains Lamothe-Tenet den nördlichen Theil, das 134. Linien-Regiment das Südende des Dorfes an. Das 10., 12., 13. und 14. Mobilgarden-Bataillon der Seine demonſtrirte nur.

Eliſabeth und 1 Compagnie Garde-Schützen. So viel ſich erkennen ließ, dirigirte ſich der Feind gegen Süden und Weſten des Dorfes. Die Unſren ſchoben deshalb 2 Compagnien Eliſabeth und die Garde-Schützen-Compagnie bis an den Bahnhof (Südende) vor und legten den Reſt: 2 Compagnien Eliſabeth, in den Kirchhof, von wo aus man nach Weſten hin ein gutes Schußfeld hatte. Dieſer Kirchhof, wie immer die Kirchhöfe, wurde zum entſcheidenden Punkt. Hier drangen die Marine-Füſiliere, eine Elite-Truppe des Feindes, mit ſtürmender Hand ein, nahmen 125 Eliſabeth-Grenadiere gefangen und hielten ſich dann an dieſer Stelle bis gegen 3 Uhr Nachmittags, wo ihnen endlich, nach heftigem Ringen, die genannte Poſition wieder entriſſen und nunmehr unſererſeits gegen 400 Gefangene gemacht wurden. Dieſe Wendung des Tages war durch das Eintreffen zweier friſcher Garde-Bataillone: 1 Bataillon Franz, 1 Bataillon Eliſabeth, herbeigeführt worden. — Unſere gegen Süden hin aufgeſtellte Colonne hatte das Glück gehabt, ſich gegen alle Angriffe des von dieſer Seite her angreifenden Feindes halten zu können. So viel über dieſen Kampf im Allgemeinen.

Die Helden des Tages, auf Seiten des Feindes, waren die Marine-Füſiliere geweſen. Zwei Compagnien ſtark hatten ſie den Kirchhof genommen, hatten ihn 6 Stunden lang gehalten und waren dann endlich, als unſere Verſtärkungen eintrafen, ſämmtlich getödtet oder gefangen genommen worden. Es waren ausgezeichnete Soldaten, die, nachdem das Spiel vorüber, ſich wieder ganz und gar als die heiteren, gutgelaunten Franzoſen erwieſen. Sie ſtanden gern und freundlich Rede und Antwort. »Man hat uns vorwärts geſchickt und ſchließlich in der Klemme ſitzen laſſen. Que voulez-vous que nous y fassions?« Von den Mobilgarden hielten ſie nicht viel, und von den Nationalgarden gar nichts; jene waren »Soldats de paccotille« und dieſe bloße »blagueurs«.

So viel über dieſe Elite-Truppe. Die gefangenen Linienſoldaten des Feindes gehörten größtentheils dem 138. Regimente an. Sie wurden in der Kirche untergebracht, wo ſie es ſich mit guten Decken (die ſie mit ſich führten) auf Bänken und Stühlen leidlich bequem machten. Auch bei ihnen war von Niedergeſchlagenheit nichts wahrzunehmen; ſie rauchten, ſchwatzten und geſtikulirten, als ſäßen ſie im Café. So erzählen die, die mit dabei waren.

Dieſer zweite Kampf um Le Bourget, wiewohl er dem erſten an Ausdehnung, wenn auch freilich nicht an Opfern*), nachſtand, hat den Oktoberkampf in den Herzen der Betheiligten etwas zurückgedrängt. Von einer Rivalität der Truppentheile kann dabei nicht wohl die Rede ſein, da es nahezu dieſelben Regimenter waren, die hier den erſten wie den zweiten Kampf um Le Bourget zu beſtehen hatten. Und doch muß ſich irgendwo ein Grund für die angeführte Thatſache auffinden laſſen. Ich glaube, er liegt einfach darin, daß alle Kämpfe, die nicht nur eminent lokal ſind, ſondern auch ganz beſtimmte und zwar dauernde Anlehne-Punkte haben, unſerer Phantaſie und dadurch auch unſerem Intereſſe mehr zu Hülfe kommen, als ſolche Kämpfe, die dieſer Anlehne-Punkte entbehren. Ein meilenweites Blachfeld z. B., auf dem laut Sage

---

*) Die Verluſte an beiden Tagen ſtellten ſich ſo:
30. Oktober: 35 Offiziere, 449 Mann,
21. Dezember: 14 Offiziere, 409 Mann.

Dies ergiebt für den 21. Dezember einen verhältnißmäßig viel größeren Verluſt, da am letztgenannten Tage nur etwa 3, am 30. Oktober aber 9 Garde-Bataillone im Kampf waren. Der 30. Oktober zeichnet ſich nur durch ſeinen unerhört großen Verluſt an gefallenen Offizieren aus. Von der obengenannten Zahl (35) waren 14 todt. Es liegt das an der Art, wie der Kampf geführt wurde. Alles war ein Barrikaden- und Häuſerkampf. Ihren Truppen vorauf, wurden die Offiziere, auf 5 Schritt Diſtance, in Kopf oder Bruſt, tödtlich getroffen.

und Geſchichte 100,000 Mann an einander geſtoßen ſein ſollen, macht gar keinen Eindruck auf uns, während wir durch einen Engpaß, oder durch eine Straße, in denen jedes Haus, jeder Felsblock eine Spezial-Kampfesgeſchichte hat, mit einer gewiſſen Andacht und Gehobenheit ſchreiten. Es giebt einzelne Muſterſtücke derart. Kiſſingen mit ſeinen Gradirwerken, ſeiner Lindelsmühlbrücke und ſeinem Kirchhof wird hundert andere Kämpfe blos ſchon aus dem Grunde überdauern, weil es ſolche beſtimmte, faßbare und vorausſichtlich noch auf lange hin verbleibende Lokalitäten aufzuweiſen hat. Und ſo auch Le Bourget am 21. Dezember. Der Kirchhofskampf jenes Tages läßt ſich an gefällten Bäumen, zerſchlagenen Gittern und Denkmälern bis auf dieſe Stunde hin ſichtbarlich verfolgen, während die Barrikaden vom 30. Oktober fort ſind und kaum noch der Stelle nach, die ſie einnahmen, beſtimmt nachgewieſen werden können. Im Lokalen ſteckt in drei Fällen von vier jene poetiſche Bedeutung, die ſchließlich, über alles andere hinaus, den Ausſchlag giebt.

Im innigſten Zuſammenhange damit iſt es denn auch, daß dieſer Kirchhofskampf bereits ſeine verſchiedenen Verſionen gefunden hat, namentlich mit

Rückſicht darauf, wie uns in früher Morgenſtunde der Kirchhof verloren ging. Beſtimmtes hierüber zu ermitteln, wird ſchwer halten; denn, wie ſo oft, die »Beſten ſind todt«.

Der offizielle Bericht glaubt annehmen zu dürfen, daß der Kirchhof, nach heldenmüthigem Widerſtande, von franzöſiſchen Abtheilungen genommen wurde, die zuvor in die Nordhälfte des Dorfes eingedrungen waren; die Bewohner von Le Bourget aber laſſen den Angriff direkt von Weſten her erfolgen. Das hat manches für ſich. Hier, in Front der Kirchhofsmauer, dehnt ſich, bis nach Courneuve hinüber, ein Feld und ein Wieſenſtück, durch das ein halb ausgetrockneter (damals überfrorener) Bach fließt. In dem muldenartigen Bett dieſes Wäſſerchens ſchlichen ſich die Marine-Füſiliere heran, ſprangen plötzlich auf, ſuchten mit größter Bravour die Mauer zu erklettern, wurden niedergeſchoſſen (hier fiel ihr Führer, der Lieutenant zur See Pellterian), erneuerten den Anſturm zweimal, dreimal, bis ſie endlich, als Fähnrich v. Brixen, der hier unſererſeits kommandirte, gefallen war, in den Kirchhof eindrangen.

Wenn man auf dieſem letzteren Umſchau hält, ſo ſcheinen beide Verſionen gleich berechtigt zu ſein, da am Nord- und am Weſtende des Kirchhofs alles gleichmäßig niedergetreten iſt. Man darf aber nicht vergeſſen, daß unſere Wiedereroberung des Kirchhofs ſehr wahrſcheinlich von Norden her ſtattfand, ſo daß alſo die Verſion der guten Bürger von Le Bourget bis auf Weiteres die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

Das Hauptintereſſe weckt die Stelle, wo die beiden Führer dieſes Kampfes beinah in derſelben Minute fielen; draußen der eine, drinnen der andere; die Mauer dazwiſchen. Wo Brixen fiel, liegt ein alter franzöſiſcher Grabſtein, nun zerbrochen, und trägt die Inſchrift: Ici repose ma femme Felicité Lépine. Elle fût bonne épouse et bonne mère. Elle est regrettée de tous ses amis. Passants priez pour elle! Keiner in jener heißen Stunde wird dieſer Bitte gewillfahrt haben.

Wenige Schritte von einander, ſo ſagt' ich, fielen die beiden Gegner, — zuſammen wurden ſie beſtattet.

Neben dem Kirchhof läuft ein großer herrſchaftlicher Garten; ſchöne Gitter unterbrechen das Mauerwerk und gönnen einen Blick auf die vorgelegene Wieſenlandſchaft. Hier, am Weſtrande des Gartens, hat die 1. Compagnie Eliſabeth aus Sandſtein-Quadern ein Monument errichtet, eine 15 Fuß hohe Pyramide, mit Kreuz und Inſchrift-Tafeln: »Mortui pro patria requiescant in pace«. Dann folgen die Namen von Freund und Feind. Epheu, noch ſpärlich, umrankt das Geſtein.

Ich pflückte ein Blatt, legte den erſten Blüthenzweig eines nebenſtehenden Apfelbaums hinzu und nahm beides, wie die Zeichen von Tod und Auferſtehung, mit heim zur Erinnerung an Le Bourget.

Mont Avron.

Ein ödes Haideland,
Kein Baum verſendet Schatten, kein Quell
durchdringt den Sand.
Uhland.

* * *

Am Spalier
Granatenblüthe lob' ich mir;
Aber Zuckerhut-Granaten
Dürfen nicht dazwiſchen gerathen.

Le Bourget lag hinter uns; wir fuhren jetzt unſerem darüber hinausliegenden, eigentlichſten Tagesziele zu, dem Mont Avron.

Der Weg führt über Drancy und Bondy nach Raincy und Villemomble, von denen das letztere, übrigens im unmittelbaren Anſchluß an Raincy, ſchon zu Füßen, reſpektive am Abhange des Avron-Hügels gelegen iſt. Alle dieſe Dörfer, wie auch Dugny, Stains und Le Bourget, deren Beſuch dieſen Tag einleitete, ſind ſo uncharakteriſtiſch wie nur möglich; ich will den ſehen, der im Stande iſt (wenn er nicht ein Studium daraus gemacht hat), ſie in ſeiner Erinnerung auseinander zu halten. Sie ſcheinen alle denſelben Kirchthurm zu haben, der immer vorausgeht, um den Reiſenden, der ſich orientiren möchte, zu vexiren. Die einzige Ausnahme macht Raincy, das allerdings ein ganz entzückendes Stück Erde repräſentirt. Man könnte es ein in einen Parkwald hineingebautes Villen-Dorf nennen, eine ins Quadratiſche umgeſtellte Thiergartenſtraße, ein höher potenzirtes Nieder-Schönhauſen, das alle Tugenden einer Villeggiatur in ſich vereinigt: Stille, Friſche, Lauſchigkeit, Sonne und Schatten, je nachdem Tag und Stunde das eine oder andere wünſchenswerth erſcheinen laſſen. Nach meinem Geſchmack allen andern franzöſiſchen Dörfern der Art, ſo weit ich ſie kennen lernte, überlegen.

Es war 1 Uhr, als wir in Villemomble hielten; eine Querſtraße des Dorfes führt in ihrer Verlängerung gerade auf den Avron hinauf. Wir nahmen jetzt dieſe Richtung.

Einzelne Häuſer bezeichneten den Weg und zogen ſich bis auf das Plateau ſelber, das noch vor Kurzem beſtimmt ſchien zu einem »hochgelegenen Raincy« zu werden, zu einem Villendorf, das außer Stille und Parkſchatten auch noch die Vorzüge einer friſcheren

Luftſchicht und eines entzückenden Panoramas gehabt haben würde. Die Anfänge dazu waren gemacht, als der Krieg dazwiſchentrat und dieſe Pläne durch Raſirung des Plateaus auf lange hin zerſtörte.

In halber Höhe des Abhangs, unmittelbar zur Linken des Weges, beſaß Monſieur Maiſtle, Architekt und Baumeiſter (deſſen Bekanntſchaft ich bereits im Maison impériale zu St. Denis gemacht hatte) eine Villa, die er vorläufig durch eine Art Major Domus verwalten ließ. An dieſen Hausmeier waren wir empfohlen; er ſollte den Wirth machen. In dieſem Worte lag für Perſonen, die ſeit 5 Stunden viel geſehen, aber deſto weniger gegeſſen hatten, ein begreiflicher Zauber, und wir eilten, uns dem ſtellvertretenden Beamten vorzuſtellen. Was die entſcheidende Frage (das Frühſtück) anging, ſo lag die Sache ſchwieriger, als wir gedacht hatten. Es war nichts da. Aber wo immer in der Welt hätte ein guter Wille nicht Aushülfe zu finden gewußt, ganz ſpeziell in Gaſtlichkeitsfragen! Unſer trefflicher Paſtor, bewährt auch hier, leitete die Verhandlungen und einigte ſich ſchließlich über folgendes Menu:

Entrée: Brod und Käſe,
Pièce de Résistance: Rührei,

Zwiſchengericht und Gemüſe: Butterblumen-Salat (Taraxacum),

Deſſert: Brod und Käſe.

In einer Stunde ſollte alles fertig ſein; bis dahin hofften wir das Plateau inſpicirt zu haben.

Dieſem ſchritten wir nunmehr zu. Wir plauderten unterwegs von den Bombardements-Tagen (27. und 28. Dezember) und ein in usum Delphini zuſammengepreßter Inhalt unſeres Geſprächs mag nachſtehend zur Orientirung dienen.

Die Franzoſen hatten den Avron Ende November beſetzt. Sie verfuhren dabei nach einem ähnlichen Prinzip, wie wir bei Beſetzung von Le Bourget: der Beſitz vorgelegener Punkte ſollte die **eigentliche** Stellung (hier alſo den Gürtel von Forts) nur noch feſter machen. Das Prinzip, ſag' ich, war daſſelbe, aber die beiderſeitigen Lokalitäten, die zu dieſer größeren Feſtigung der Poſitionen hüben und drüben führen ſollten, waren doch ſehr verſchieden von einander: Le Bourget ein offenes, wie auf einer Tiſchplatte daliegendes Dorf, **Mont Avron** eine natürliche Feſtung, beſonders zum Angriff vorzüglich geſchickt. In den Offenſiv-Kämpfen des Dezember, alſo am 2. bei Brie und Champigny gegen Sachſen und Württemberger, am 21. bei Le Bourget gegen die Garden, hatte der Avron bedeutſam mitgeſprochen; ebenſo fiel er als Defenſiv-Punkt bei einer brillanten Armirung (76 Geſchütze) ins Gewicht. Dennoch lag hier ſeine Schwäche. Er konnte ſich, trotzdem er zu erheblichem Theile im Schutze der Forts von Nogent, Rosny und Noiſy le Sec gelegen war, gegen einen ernſten Artillerie-Angriff nicht halten, da die ihn in ſeiner eigentlichen Front, alſo nach Oſten hin umſtehenden Höhen, die Höhen von Raincy, Gagny, Chelles und Noiſy le Grand, die dominirenden Punkte waren. An dieſem Umſtande ſcheiterte denn zuletzt auch alles; ein ernſtes Mißgeſchick brach herein. Man glaubte indeß, ehe es hereinbrach, es darauf ankommen laſſen zu dürfen und konnte ſich nicht entſchließen, eine Poſition freiwillig zu räumen, deren etwaige Fährlichkeit, wenn man angegriffen wurde, durch die Vortheile, ſo lange man ſelber angriff, balancirt zu werden ſchien. Der Commandirende mochte zudem davon ausgehen, daß die Defenſiv-Schwäche zwar theoretiſch zuzugeben ſei, praktiſch aber, bei der immerhin enormen Entfernung, erſt bewieſen werden müſſe. Der 27. Dezember, zum Entſetzen der Beſatzung, führte dieſen Beweis. In der voraufgehenden Nacht, in der ſich die Franzoſen viel mehr mit der Frage unterhielten: »wie man ſich gegen die Kälte, als wie man ſich gegen die Preußen ſchützen könne«, hatten dieſe letzteren 8 Batterien in Poſition gebracht, und eh' noch die achte Stunde heran war — es nebelte und ein dünner Schnee fiel — fielen mit raſender Gewalt und unerbittlicher Präciſion die Geſchoſſe von vier 24pfünder und vier 12pfünder Batterien auf das Plateau des Avron nieder. Der Erfolg war ſo ſchnell und ſo vollſtändig, daß nur eine einzige franzöſiſche Batterie, von Marine-Soldaten bedient, den Tag über aushielt; alle anderen waren gezwungen, nach den erſten Schüſſen ihr Feuer einzuſtellen, weil unſere Batterien ſie von drei Seiten her faßten. Die Franzoſen ſuchten Schutz hinter Traverſen und Bruſtwehren, viele in Kellern und Erdhöhlen; man war nur Objekt einer Aktion, während jede eigene Aktion ſich als unmöglich herausſtellte. Nichtsdeſtoweniger wurden in der folgenden Nacht (27. auf den 28.) 2 Diviſionen Infanterie auf die Höhe gezogen. Dies war ein verzweifeltes Mittel. Schritten wir zum Sturm, ſo hatte dieſe Infanterie-Anhäufung einen Sinn, unterließen wir dieſen Sturm aber und ſetzten die Beſchießung einfach fort, ſo konnten durch ſolche Truppen-Anſammlungen nur eben einfach die Verluſte geſteigert, vielleicht verzehnfacht werden. Trochu ſelbſt eilte herbei, lobte, ſprach zu, ermuthigte; ſo hielt man noch die Tagesſtunden des 28. aus; jedoch um 4 Uhr Nachmittags ſchon begann der Rückzug. Der Mont Avron war der Superiorität unſrer Artillerie und freilich auch — unſrer Stellung erlegen. Am 29. wurde das Plateau durch Abtheilungen der 24. Diviſion (Sachſen) beſetzt. Die Beſitznahme des Avron hatte den Fall von Paris, der gerade vier Wochen ſpäter erfolgte, eingeleitet.

Während dieſes Geplauders hatten wir das Plateau erreicht. Es hat eine bedeutende Ausdehnung, die ſich auf etwa 2000 Schritt Tiefe und 1000 Schritt Breite belaufen mag. Die Schmalſeiten ſind gegen Oſten und Weſten gekehrt. Der Anblick, den das Ganze gewährte, war der traurigſten einer. Was aber hier ſo triſt und öde zu den Sinnen ſprach, war zum allerkleinſten Theil ein Werk unſerer Granaten, ſondern reſultirte aus drei Dingen, die mit der Beſchießung nur ſehr mittelbar zuſammenhingen: aus der Abholzung des ſchönen Parks, der hier geſtanden, aus dem fluchtartigen Rückzuge, den der Feind angetreten, endlich aus der Thatſache, daß ſich ſeit jenen Dezember- und Januartagen noch kein neues Leben hier wieder niedergelaſſen hatte. Es war alles, wie es geweſen war: ein wüſter Tanzplatz; die Couliſſen der Bühne verbrannt und niedergeriſſen. Nun ſah das helle Tageslicht herein, aber noch war keine Hand erſchienen, um aufzuräumen und die Ueberbleibſel an ihren Platz zu ſtellen. Am ſtärkſten hatte ich dieſen Eindruck in der Mitte des Plateaus, da wo ſeine Oſt- und Weſthälfte, die ſich ziemlich ſcharf markiren, zuſammenſtoßen. An dieſer Stelle war das »Camp« der Franzoſen geweſen, und Granathülſen und Mitrailleuſenbüchſen lagen noch in Maſſe umher, während an einzelnen Bäumen, daran die Pferde gekoppelt geweſen waren, noch Halfter und Ketten hingen.

Wir machten einen Umgang um das Plateau. Die Geſchützemplacements waren noch deutlich zu ſehen, ebenſo die Laufgräben, die in Front der Batterien die ganze Oſthälfte des Berges umzogen hatten. Sie waren jetzt halb zugeſchüttet. Wie vielen ſie gleichzeitig als Grab dienen, wird nie feſtgeſtellt werden. Die Leute, die uns begleiteten, ſprachen von 2000. Indeß iſt nichts mißlicher, als ſolche Angaben. Wer die Märztage 1848 erlebt hat und ſich erinnert, daß die gefallenen Soldaten (genau 17) damals, allgemeiner Sage nach, Spreekahnladungsweiſe nach Spanbau geſchafft worden waren, iſt ein- für allemal ungläubig in Bezug auf Zahlen aus Volksmund. Andererſeits kein Zweifel, daß die Verluſte auf dem Avron ſehr beträchtlich geweſen ſein müſſen. Es hätte ſonſt kein Grund vorgelegen, ihn ſo fluchtartig zu räumen.

So intereſſant nun auch der Beſuch dieſer »Stätte der Zerſtörung« war, ſo war doch das Wichtigſte, was mir dieſelbe bot, nicht ihr romantiſcher Schrecken, auch nicht ihr landſchaftlicher Schönheitsreiz, ſondern der Einblick in die Situation, den ſie gewährte. Keine Beſchreibung, keine Reliefkarte können einem das geben, was einem ein einziger Augenblick hier an Verſtändniß aufthut. Dort, nach Oſten hin, der Höhen-Halbkreis, von dem unſere Batterien donnerten; hier, nach Weſten hin, in Form eines Rieſenwürfels, das Plateau von Romainville, beſetzt und überragt von Fort Nogent, Rosny, Noiſy le Sec und den Giebeldächern ihrer großen Kaſernen; zwiſchen dieſen öſtlichen und weſtlichen Bergmaſſen ein breites Thal, und aus der Mitte dieſes Thals, wie ein Kegel aufwachſend: der Mont Avron. Wer hier eine Minute geſtanden hat, weiß, was dieſer Kegel während der Belagerung für Freund und Feind bedeutete!

Es ſchlug 2 unten im Dorf, als wir uns zur Rückkehr anſchickten. Ich verließ das Plateau mit Empfindungen, wie man einen wüſtgewordenen Kirchhof verläßt. Fünf Minuten wirken die verfallenen Gräber noch nach, dann athmet man wieder auf, doppelt froh in dem Gefühle, »ſich des himmliſchen Lichtes noch zu freun«.

In ſolcher Stimmung erreichten wir die Villa des Herrn Maiſtle. Ein angenehmer Duft, der unverkennbar aus dem Souterrain kam, zog über den Flur. Mit der ganzen Begehrlichkeit eines ungefrühſtückten Menſchen traten wir in das Eßzimmer, ohne Ahnung davon, in wie eigenthümlicher Weiſe uns der Genuß dieſer Stunde getrübt werden ſollte.

Eh' wir uns noch ſetzen konnten, trat nämlich der Hausmeier an uns heran, um, wie er ſich ausdrückte, in einer delikaten Angelegenheit unſeren Rath zu erbitten. Wir folgten unverzüglich. Es ging einen Gartenſteg entlang, dann einen zweiten, bis wir an einem Theil der Einfaſſungsmauer ſtanden, der gerade hier einen prächtigen, am Spalier gezogenen Aprikoſenbaum zeigte. Zu Füßen eben dieſes Aprikoſenbaums lag eine umgeſtülpte Kiſte, auf die der Hausmeier hinwies. Die Situation ſchien weiter nichts Bedrohliches zu haben. Nach meiner Meinung konnte ſich unter dieſer Kiſte nur zweierlei befinden, entweder ein Igel oder eine Schildkröte. Ich entſann mich deutlich, in Zeiten die nicht mehr ſind, dieſen vielbenachtheiligten Creaturen (weil nur auf die Defenſive eingerichtet) eine ähnlich kummervolle Wohnung angewieſen zu haben. Es kam aber anders. Was da drunter lag, war ſo offenſiv wie möglich; — der Hausmeier nahm die Kiſte weg und eine 24pfündige unkrepirte Granate ſprach zu unſeren Blicken. Gleichzeitig erging die Frage an uns, »was er damit machen ſolle?« Wie aus einem Munde riefen wir: »zunächſt zudecken, liegen laſſen; das andere wird ſich finden«. Wir ſchritten nun wieder auf das Haus zu und proponirten unterwegs: »unmittelbar nach unſerem Aufbruch (dies »nach« wurde ſehr betont) ein unglaublich tiefes Loch zu graben und in dieſem Loch die Granate zu beſtatten«. Dies ſchien auch angenommen zu werden. So ſetzten wir uns denn zu Tiſch. Das Rührei kam, auch der Taraxacum-Salat, aber wir kauten etwas hoch, — die Seele aller Fröhlichkeit, die Unbefangenheit, war hin. Draußen am Aprikoſenbaum, keine 50 Schritt von uns entfernt, lag die unkrepirte Rieſengranate. Rieſenſchlange wäre nicht unbehaglicher geweſen.

Endlich waren wir mit unſerem Dejeuner zu Ende. Wir traten in den Garten, um uns unſerem freundlichen Vicewirth zu empfehlen. Alles war gut abgelaufen; da, kaum zu glauben, ſtand der Unglückſelige wieder vor dem umgeſtülpten Kaſten und mit ihm zwei Unteroffiziere von der Garde-Artillerie. Alſo Leute von Fach. Aber das eben war das ſchlimmſte. Wenn geſagt worden iſt: die Kirche iſt am meiſten durch ihre Diener gefährdet worden, ſo kann man daſſelbe auch von der Granate ſagen. Die Gefahr ſind und waren immer die Sachverſtändigen. Ihre Sachverſtändigkeit erſtirbt in ihrer Sicherheit. Dieſe Thatſache war uns glücklicherweiſe gegenwärtig. Wir machten es alſo mit unſerem Abſchiede kurz, nahmen dann Deckung und rückten 5 Minuten ſpäter in Villemomble ein, ohne bis dahin den Knall gehört zu haben, auf den wir warteten.

Am Plateau von Romainville vorbei ging unſere Rückfahrt. Zu guter Stunde hielten wir wieder in St. Denis.

Die Mühle von Sannois.

Und wenn die Kön'ge riefen ihre Heere,
Schlug ihnen hier manch tapfres Herz entgegen, . .
Es troff manch Schlachtgefild von ihrem Blute
Und dieſes Haus hielt immer feſt am Degen.
B. v. Lepel.

* * *

Im Schwarm der Welt, wieviel des eitlen Strebens,
Nur Einſamkeit iſt Vollgenuß des Lebens,
Wo ſind zwei Herzen die ſich ganz verſtehn?
Platen. (In der Rouſſeau-Stube
auf der Petersinſel.)

Der nächſte Tag gehörte einem Ausflug in den Norden und Nordweſten, wie der Tag vorher (Le Bourget und Mont Avron) ein Ausflug in öſtlicher und ſüdöſtlicher Richtung geweſen war. Ort und Stunde der Abfahrt wie am Tage vorher: Maison impériale, 9 Uhr. Unſer verehrter geiſtlicher Herr nahm wieder die Zügel und dirigirte den Wagen und — uns ſelbſt.

Heute waren es die Lager- und Kampfesplätze des IV. Corps, über die unſer Weg ging, — Städte, Dörfer, Waldſtreifen, in denen, bis zum Schluſſe der Belagerung, die Regimenter der 7. und 8. Diviſion unterm Nahfeuer dreier Forts gelegen und alle Vorſtöße und Durchbruchsverſuche des Feindes zurückgewieſen hatten. Unſer Programm lautete Villetanneuſe, Pierrefitte, Montmagny, Deuil, Montmorency, Enghien, St. Gratien, Sannois. Der Rückweg blieb höchſter Entſchließung vorbehalten.

Von den vorgenannten acht Ortſchaften liegen die erſten vier am Abhange jenes Höhenzuges, der hier nach Norden hin Paris und das Seine-Thal umſpannt, während Montmorency und Enghien, St. Gratien und Sannois entweder den Bergrücken krönen oder ſich hinter demſelben verſtecken. Sie bildeten deshalb auch relative Ruhe- und Sicherheitspunkte für die Unſrigen, während Villetanneuſe, Pierrefitte, Montmagny und Deuil vollſtändig »Scheibe« waren. Sie lagen, inſonderheit die beiden erſten, in gerader Schußlinie von Double Couronne, viele Tauſende von Granaten flogen über den ſchmalen, keine 1500 Schritt breiten Zwiſchenraum, aber, ewig unbegreiflich, mit Ausnahme eines Zahlmeiſters oder Intendantur-Beamten, der in Deuil beim Frühſtück ſaß, iſt Niemand, ſo viel ich weiß, durch dieſen Eiſenhagel getroffen worden. Erſt während der eigentlichen Bombardementstage änderte ſich das, und auch hier, wie überall, mußten weitere Opfer gebracht und beklagt werden, aber bis dahin ſchliefen unſere Vorpoſten-Bataillone ruhig unter dem Gekrach der Granaten und ein Sangerhauſener Jäger konnte ruhig an die Mauer ſchreiben:

Ein leiſes Wölkchen ſteigt auf zur Sonne,
Ein Knall rollt herüber von Double Couronne,
Ein eiſerner Bote nach La Barage, —
Vorbeigeſchoſſen! Blamage, Blamage.

In der vierten Zeile hab' ich nicht umhin gekonnt, mir eine abſchwächende Correctur zu erlauben; — der Jäger hatte ſich energiſcher ausgedrückt. Manchem, der jenes Weges kam, wird die Originalfaſſung noch freundlich in Ohr und Herz klingen.

Das Intereſſe, das dieſe am Abhang liegenden Dörfer einflößen, iſt lediglich ein kriegsgeſchichtliches »im Armee-Corps-Verbande«; wer hier winterlang unter obligater Glühwein- und Fortepiano-Heizung, Skat oder 66 geſpielt hat, dem werden dieſe weißen, wüſten Häuſerreihen, die an Stelle ihrer alten Bezeichnungen bald die Namen: Schloßfreiheit, Auguſta-Straße und viele andere minder vornehm klingende Titulaturen annahmen, ewig in Erinnerung bleiben; — auch die Langeweile ſolchen Winters (und ſie war nicht klein) trägt einen Glorienſchein. Wer aber nicht hier lag und nie in die Lage kam, »den eiſernen Boten von Double Couronne«, wie jener Sangerhauſener Jäger im Lapidarſtyl feiern zu können, der iſt doch froh, wenn er dieſe gleichmäßig nichtsſagenden Ortſchaften hinter ſich hat und endlich die Höhe, den Rücken jenes Bergzuges erreicht, auf dem Montmorency und Enghien (das eine in das andere übergehend) gelegen ſind.

Montmorency und Enghien, ſchönklingend in ſich, wie ſteigert ſich die Schönheit dieſer Namen unter dem Einfluß alles deſſen, was mitklingt: das Trompetengeſchmetter von Pavia, der Reiterſturm von Caſtelnaudary und das »eh bien, mes amis« im Wallgraben zu Vincennes.

An die Hochromantik dieſer Namen reicht freilich die Wirklichkeit, die uns beide Städte erſchließen, nicht hinan; alles Hübſche, was da iſt, iſt flach-modern und was alt iſt, iſt einfach häßlich. Und keineswegs von jener höheren Häßlichkeit, von der es heißen durfte: le laid c'est le beau. Der Markt, die Fleiſchhallen, — ein mittelalterliches Gerümpel; das Schloß der Montmorencys aber abgetragen und zerſtört.

Und bei dieſem äußerlichen Abtragen und Zerſtören iſt es nicht einmal geblieben; alle dieſe Dinge ſind vor allem auch abgetragen im Gemüthe des

Volks. Daſſelbe Volk, das, wie uns dieſe letzten Monate zur Genüge gelehrt haben, mit Henri quint ein für allemal fertig iſt, es iſt au fond auch fertig mit Henri quatre; es hat aufgeräumt mit ſeinen glorioſen Erinnerungen, und wie man überall in der Chriſtenheit die Kreuzzüge begraben hat, die doch am Ende mehr waren als alles, was nach ihnen kam, ſo hat man in Frankreich auch die Blüthentage des ſpätern Ritterthums, die Tage von Dreux und Ivri, und hundert andere mit ihnen, zu den Todten geworfen. Die alten Romanzen-Namen, an die ſich ſo viel Schönes und Hohes und Großes knüpft, ſie wirken nur noch wie Legenden; man fährt mit einem »ah bah« dazwiſchen, und Felix Pyat oder Pascal Grouſſet ſind mehr Loſungs- und Haushaltsworte geworden, als es vielleicht je ein Noailles oder ein Montmorency war. Solche Namen wecken nur noch ein Lächeln wie Geſpenſtergeſchichten. Wenige die noch daran glauben.

Die Montmorencys ſind todt, auch in Montmorency ſelbſt! An ihre Stelle iſt ein anderer Name getreten, nicht neu mehr, aber — modern. Die neue Zeit wurzelt zu gutem Theile in dem Träger dieſes Namens: Jean Jacques Rouſſeau. Er lebte hier drei, vier Jahre, und die Erinnerung an dieſe Rouſſeau-

Zeit hat in Montmorency alles Alt-Hiſtoriſche in den Hintergrund gedrängt. Die erſte Revolution, ehrlich und gründlich in allem, ging in ihrer Huldigung ſo lächerlich weit, daß ſie ſelbſt den Namen des Ortes ſtrich und den Namen »Emile« an die Stelle ſetzte. Das hat nun freilich nicht Dauer gehabt, ebenſo wenig wie Terminal und Fruktidor, aber die »Eremitage des Jean Jacques« iſt doch die Sehenswürdigkeit des Ortes geblieben und wer hierher kommt, um von der prächtigen Höhe aus, über die Villenſtraßen von Neu-Montmorency hinweg, auf das in lachendem Glanze daliegende Paris zu blicken, der verſäumt niemals, auch nach dem Rouſſeau-Häuschen zu fragen und mit bekannter Andachtsmiene auf die verſchoſſenen Rococo-Möbel zu blicken. Er kann dann immer noch von Glück ſagen, wenn ihn die Hand des Zufalls an die richtigen Fauteuils und Polſterſtühle geführt hat, denn es ſtreiten hier concurrirende Mächte um den Vorrang, um den Ruhm, die »eigentlichen« oder gar die »eigentlichſten« zu ſein. Ich perſönlich habe Montmorency verlaſſen, ohne über die Frage: »was ich denn eigentlich geſehen: Eremitage 1 oder 2 oder 3?« ins Klare gekommen zu ſein. Nachträgliche Bemühungen haben Folgendes ergeben.

Rouſſeau bezog 1756 eine »Eremitage«, die ihm Frau v. Epinay, ſeine Freundin, auf ihrem Landſitz La Chevrette, in der Nähe von St. Denis, hatte errichten laſſen. Hier ſchrieb er einen weſentlichen Theil der Neuen Heloiſe und begann (wahrſcheinlich) den Emile. Der Aufenthalt in dieſer »Eremitage« währte aber kaum anderthalb Jahr. Im Januar 1758 kam es zu einem Zerwürfniß zwiſchen ihm und ſeiner Freundin, in Folge deſſen er La Chevrette verließ, um in Montmorency eine Wohnung zu beziehen. Er führte dies aus und bewohnte an letztgenanntem Orte abwechſelnd ein Häuschen im Montlouis-Garten oder ein Schlößchen im Park des Herzogs von Luxemburg. Dieſe Angaben, die ſich auf Notizen in ſeinen Confessions gründen, werden im Weſentlichen richtig ſein. Wir hätten es hiernach mit einer Eremitage, einem Gartenhäuschen und einem Schlößchen zu thun.

Für mich erübrigt nur noch die Frage, welches ich von dieſen Dreien geſehen habe? Sehr wahrſcheinlich Nr. 2, das Häuschen im Montlouis-Garten.

Dies Häuschen, ohne in weitere Unterſuchungen einzutreten, liegt jedenfalls reizend. Ein Schluchtenweg, im Rücken der Stadt, führt bis zu dieſer ſtillen

Stelle nieder. Hohe Mauern ſcheiden den Garten von der Straße. Endlich iſt ein verſchloſſener Eingang gefunden und auf unſer Klopfen und Klingeln wird aufgethan. Die Scene verändert ſich plötzlich; im Moment unſeres Eintretens ſchon blicken wir, wie von oberſter Stufe, in eine in Terraſſen niederſteigende, dann wieder ſich hebende Baum- und Blumenlandſchaft hinein. Halb Park, halb Garten. Ein Dichter-Aufenthalt, wie er nicht ſchöner gedacht werden kann.

Ob die Tage, die Rouſſeau hier zubrachte, der dichteriſchen Schöne dieſes Ortes entſprachen, muß leider bezweifelt werden. Es begannen eben damals jene »ſechs Illegitimen« (Früchte des Dichter- und Waſchfrauenthums), die er bis dahin gutes Muthes ins Findelhaus geſchickt hatte, ſein Gewiſſen zu beſchweren und die Eiferſüchteleien und Aergerniſſe mit Frau v. Epinay, die ihn aus der eigentlichen Eremitage in dies beſcheidene »Häuschen« geführt hatten, waren ſchwerlich dazu angethan, ſeine Stimmung zu verbeſſern. Gleichviel, wenn es einen Platz gab, der glätten und ſänftigen konnte, ſo war es dieſer, wenigſtens der Garten. Das »Häuschen« ſelbſt, von früheren Umwandlungen zu ſchweigen, ſcheint im Laufe der Ereigniſſe, wie ſie der Winter 70/71 brachte,

»leicht übergeplündert« zu ſein; au fond indeß waren die Erinnerungsſtühle ſammt dem Gedächtniß-Sopha wohlerhalten geblieben und der militairiſche Tagesbedarf war an dem ohnehin dünnbeinigen Rococo rückſichtsvoll, vielleicht auch verächtlich vorübergegangen.

Viel mehr als durch den Krieg hat dieſer auch jetzt noch beneidenswerthe Aufenthalt ſpeziell durch den gelitten und eingebüßt, der doch in erſter Reihe berufen ſein ſollte, ihn intakt zu erhalten, — durch ſeinen Beſitzer. Dieſer, wie in Verhöhnung gegen Rouſſeau, hat ſich an eben dieſer Stelle als ein Kurioſitätenkrämer etablirt, der vor allem Gothik treibt. Wohl das Letzte, für das der anti-mittelalterliche Jean Jacques eingetreten wäre! Den Namen des Sammlers, der jetzt dies Häuschen ſein eigen nennt, hab' ich vergeſſen. Er iſt jedenfalls ein Original. So wie irgendwo alte Kapellen oder Dorfkirchen abgebrochen werden, ganz oder theilweis, iſt er da und kauft die Dinge en gros: Apoſtel, Propheten, Heilige, Crucifixe, Roſetten, Fenſter, auch wohl einen ganzen Strebepfeiler, und läßt alles hierher ſchaffen. Hier wird es alsbald an die hohe Gartenmauer geklebt und läuft nun in langer Linie, wie ein Rieſen-Reliefbild, an dieſer hin. Hier und dort ſchleicht ſich ein bischen Renaiſſance oder ein Abklatſch aus der Alhambra ein, aber die Gothik behauptet das Feld. Eine Art mittelalterliches Muſeum unter freiem Himmel aufgeſtellt! Ich wurde natürlich an Liancourt erinnert, an den bretoniſchen Grafen und den Bäcker Flechel. Frankreich hat Ueberfluß an ſolchen Käuzen.

Dies Aufſuchen der »Eremitage«, die ſchließlich höchſt wahrſcheinlich die eigentliche Eremitage gar nicht war, ſondern nur ein freilich gleichberechtigter Concurrent, hatte uns um mehr Zeit gebracht, als wir genau genommen zur Verfügung hatten; — wir eilten alſo das Verſäumte wieder einzuholen. In verſchärfter Gangart trabten wir an dem ſchönen See von Enghien, an den Villen hochſtrebender Cocotten (die eine Vorliebe für dieſen See und ſeine ſulphuröſe Heilkraft haben ſollen) vorüber, vorüber auch an St. Gratien und der jagdſchloßartig im Parke gelegenen Villa der Prinzeſſin Mathilde, bis wir Sannois erreichten. Wie Tags vorher die Erſteigung des Mont Avron, ſo bildete hier die Erſteigung des Mont des Moulins, des »Windmühlenberges«, das Ziel unſerer Reiſe. Zwiſchen Pflaumenbäumen hin ſtieg der Weg ſchluchtartig empor. Endlich waren wir oben.

Der Berg ſchien baſtionsartig vorzuſpringen. Auf dem Plateau ſtanden: eine Mühle, ein Wirthshaus und ein Beobachtungsgerüſt, auf welchem letztern ein großer Tubus, immer mit Richtung gegen Süden, wie ein kleines Geſchütz im Anſchlage lag. Um dies Rohr herum ſtanden Offiziere aller Grade, einige von Dienſt wegen, um von Minute zu Minute das Auge an das Rohr zu legen; die meiſten waren Gäſte wie wir. Sie kamen und gingen. Der Windmühlenberg von Sannois war eben in jenen Tagen die große Sehenswürdigkeit von St. Denis; — das in einem früheren Kapitel beſchriebene Theater (neben dem Café de l'Industrie), was war es neben dieſem Amphitheater?! Hier ſaßen wir, faſt am Rande des Vorſprungs, blickten nieder in die Arena und ſahen, wie die Verſailler und die Föderalen, wie die dreifarbige und die rothe Republik mit einander rangen. Für den Philanthropen traurig, für den Maler entzückend. Zu unſeren Füßen, eine Halbinſel bildend, zog die Seine eine mächtige Schleife, an deren Ufern, nach außen und innen zu, Argenteuil und Gennevilliers, Colombes und Asnières im funkelnden Sonnenlichte lagen. Lachendſtes, friedlichſtes Bild! Aber in dieſem Augenblick blitzte es unten von Bayonnetten, in langer Colonne debouchirten Verſailler Bataillone, paſſirten die Brücke und ſchwenkten links, um die bei Asnières verſchanzten Rothen in Flanke und Rücken zu faſſen. Zugleich hüllte ſich der Ehrenbreitſtein-artig daliegende Mont Valerien in weiße Rauchwolken und in der nächſten Sekunde rollte ein dumpfer Donner erſt über die Landſchaft und dann langſam über das Häuſermeer von Paris hin.

So verging eine Viertelſtunde. Wir plauderten; wir berechneten die Chancen des Erfolges; da gewahrten wir, beinah plötzlich, wie von drüben her ein Gewitterſturm dunkle Wolkenmaſſen gegen die Hauptſtadt herantrieb. Der Horizont rückte näher und näher, und die immer raſcher auf uns zukommende Regenwand löſchte bereits ſtrichweiſe die weißen Häuſermaſſen aus. Jetzt war auch die goldene Kuppel der Invaliden, jetzt der Arc de Triomphe verſchwunden, und kaum 10 Sekunden ſpäter ſtanden wir ſelbſt wie unter einem Wolkenbruch. Sauve qui peut. Alles floh in das Gaſthaus hinein; weit über 50 ſaßen wir zuſammengepfercht in einer einzigen Stube. Die gemeinſame Gefahr, und wär' es auch nur ein Regen, eint Freund und Feind.

Halb durchnäßt, dazu der wunderbare Dunſt einiger zwanzig Caoutchouk-Mäntel, es war eine

Situation, der mit den kräftigſten Mitteln begegnet werden mußte. »Da hilft nur Knickebein« erklang es aus unſerer Mitte. Knickebein? fragt' ich verwundert und wie in bangem Echo. Aber die Mühle von Sannois ſchien dies ziemlich unfranzöſiſche Wort ſchon mehr als einmal vernommen zu haben, denn alsbald erſchienen 5 Gläſer, 5 Eigelb und zwei geſchliffene Flaſchen mit Cognac und Aniſette. Von Hals und Kehlkopfs wegen ſucht' ich zu proteſtiren, aber allgemeine Heiterkeit und die Verſicherung: »dafür iſt ja das Eigelb; Eigelb dämpft« antworteten mir.

So ging ich denn muthig vor.

Aber o Knickebein, deiner will ich gedenken; ein ſolches Bein war mir lange nicht geſtellt worden.

Es ſchmeckte leidlich gut, aber ich zahlte den Genuß dieſer Stunde mit — drei Tagen Halsentzündung.

Die Abteikirche von St. Denis.

Die Särge ſeiner Ahnen
Standen die Hall' entlang.
Uhland.

* * *

Um den nackten Hals
Trug, ſtatt des Schmucks, er einen rothen Streifen,
Und als er, wie vordem, zu leichtem Gruß
Nach dem Baret auf ſeinem Haupte faßte,
Nahm er den Kopf von ſeinem blut'gen Rumpf.
(»Cromwells Traum.«)

Gleich eines der erſten Geſpräche, das ich in St. Denis gehabt hatte (natürlich im Cerf), hatte etwa folgenden Verlauf genommen:

Was giebt es hier zu ſehn?

Nichts.

In St. Denis nichts?

Nichts, natürlich mit Ausnahme der Cathedrale. Dieſe kommt dann freilich für alles auf, was ſonſt dieſem wüſten Neſte fehlt. Sie müſſen ſie nicht einmal ſehn, ſondern zehnmal, zu allen Tageszeiten, bei allen Beleuchtungen; je öfter Sie eintreten, je unentbehrlicher wird ſie Ihnen werden. Sie iſt mein Troſt hier, mein Glück, meine Erholung.

Dieſe Worte ſagten nicht zu viel. Die hier verbrachten Stunden werden auch mir unvergeßlich ſein.

Die Abteikirche von St. Denis, gemeinhin die »Cathedrale« oder auch die »Baſilika« genannt, iſt uralt. Um 250, als Decius Kaiſer war, kam Biſchof Dionys nach Gallien, um das Evangelium zu predigen. Mit ihm waren zwei Gefährten. Viele unter dem Volk thaten ihren Heidenglauben ab und bekannten ſich zum Chriſtengott; in Lutecia (Paris) aber bemächtigte man ſich des Biſchofs und ſeiner Begleiter, führte ſie auf den Mons Martis, der ſeit jenem Tage Mons Martyrum, Montmartre, heißt, und enthauptete ſie. Als das Haupt des Biſchofs gefallen war, nahm dieſer es vom Boden, preßte es an die Bruſt und trug es 6000 Schritt weit nach Norden. Dort begrub es eine heidniſche Frau, die an demſelben Tage Chriſtin wurde. An der Stelle aber, wo Haupt und Leib des heiligen Dionys beſtattet worden waren, erhob ſich alsbald eine Grabſtätte, eine Wallfahrtskapelle. So entſtand St. Denis.

Es war ein ſchlichter Bau. Beinah vierhundert Jahre vergingen, eh hier eine reichere Wallfahrtskirche entſtand. Um 623 war der junge Dagobert König von Frankreich Es harrte ſeiner eine große Gefahr. Da erſchienen ihm die drei Märtyrer: St. Dionys und ſeine beiden Gefährten im Traum und warnten ihn. So wurd' er gerettet. In Dankbarkeit gegen die drei Märtyrer errichtete König Dagobert eine prächtige Kirche an Stelle der ſchlichten Kapelle. Es heißt, der Heiland ſelber ſei erſchienen, um ſie zu weihn.

Dies ſind die beiden großen Legenden von St. Denis. Sie ließen die Kirche entſtehen, wir begegnen ihnen auf Schritt und Tritt. Vieles andere hat ſich ſeitdem eingeſchoben, uns näher Stehendes, der Zeit wie der Anſchauungsweiſe nach, aber was wie ein Refrain im Liede, wie ein Wappenſpruch in Schlöſſern an dieſer Stelle immer wiederkehrt, was dieſen Bau wie ein tiefer Orgelton durchklingt, das iſt doch immer wieder jene Doppel-Legende. Ueberall iſt ſie. In den Kapellen, in den großen Glasfenſtern des Chors, in dem mächtigen Altarbilde des Chœur d'hiver, aller Orten ſehen wir den heiligen Dionys, wie ihn das Schwert trifft oder wie er vom Montmartre zu ſeinem letzten Wundergange niederſteigt. Und wie Stein und Bild die Dionys-Legende feſthalten, ſo halten andre Bildwerke den Namen und die Sage von König Dagobert feſt. Rechts neben dem Aufgang zum Sanctuarium, verwittert und grau geworden im Laufe der Jahrhunderte, richtet ſich ein ſteinernes Altarblatt auf, das durch Alter, Gegenſtand, Behandlungsweiſe, in dieſer denkmälerreichen Kirche vielleicht das Seltenſte und Feſſelndſte iſt. Reihenweiſe gruppirt (wie mittelalterliche Bilder die Himmelspyramide darſtellen) ſehen wir hier in Hautreliefſiguren den Traum Dagoberts dargeſtellt: die drei Märtyrer, wie ſie ihn warnen, retten, zum Himmel emporheben, zum Himmel, aus deſſen ſchwerem Gewölk Gott ſelber dem Könige die Hand entgegenſtreckt.

In dieſem kunſthiſtoriſch höchſt bemerkenswerthen Bildwerke haben wir den Zuſammenklang der beiden Sagen, die gleichbedeutend ſind mit St. Denis ſelber.

Was nun aber dieſer Cathedrale, weit über jenen Legendenſchatz hinaus, in dem ſie wurzelt, einen Weltnamen gemacht hat, das iſt ihr hiſtoriſcher Gehalt, das iſt die Thatſache, daß ſie ein Jahrtauſend lang die Begräbnißſtätte der franzöſiſchen Könige war. Von den Merovingern und Carolingern befinden ſich nur einzelne hier, aber die Söhne der Häuſer Capet, Valois, Bourbon, ſie zogen alle hier ein. Von mehr als 50 Königen ruhen nur drei nicht an dieſer Stelle: Philipp I., Ludwig VII. und Ludwig XI.*)

Funfzig Könige ruhen an dieſer Stelle, oder richtiger wohl, ſie ruhten hier. Ihre Ruhe wurde unterbrochen und die ſie ſeitdem wieder gefunden haben, iſt nicht die alte mehr. Ein Chaos, auch wenn es ſtill geworden, iſt keine Ruhe. Seit dem 6. Auguſt 1794 haben die Könige von Frankreich keine Friedensſtätte mehr. An eben dieſem Tage vollzog hier die Revolution eines ihrer furchtbarſten Feſte. Gegen die untern Fenſter am hohen Chor ging der Sturm; man erweiterte die Oeffnung, man drang ein, man zerrte die Königsſärge aus dem Dunkel der Crypt in das helle Licht, man zerſchlug ſie, ſtülpte ſie um, daß die Königsaſche herausfiel und ſchmolz die Bleikoffer zu Kugeln um. Die Aſche ſelbſt wurde in ein Loch geſchüttet und überdeckt. So lag die Aſche der franzöſiſchen Könige 20 Jahre.

---

*) Philipp I. ruht in der Abtei St. Benoit, Departement Loiret; Ludwig VII. in der Abtei von Barbeaux bei Melun; Ludwig XI. in der Kirche Notre Dame de Clery bei Orleans. (Die Begräbnißſtätte der Familie Orleans iſt Dreux.)

Was weiter geſchah, davon am Schluß dieſes Kapitels. Ich führe den Leſer zunächſt in die Kirche ſelbſt.

Der Eingang iſt durch ein großes Seitenportal. Man empfindet ſogleich wo man iſt; die Seitenſchiffe werden zu Denkmäler-Gaſſen, zwiſchen denen man auf- und abſchreitet. Das Meiſte davon iſt nicht hohen Alters; nichts geht über die Zeit des heiligen Ludwig hinaus; das, was nach Größe, Werth, Zahl die Sinne feſſelt, ſind ohne Ausnahme faſt Werke des 16. Jahrhunderts: große Grabdenkmäler Ludwigs XII. und ſeiner Gemahlin Anna von Bretagne, Franz' I. und ſeiner Gemahlin Claudia, Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Catharina von Medicis. Sie gehören alle der Renaiſſance, alle demſelben künſtleriſchen Gedanken an. Es ſind Architekturen, große Marmorhäuſer, in deren offener Rundbogenhalle die beiden zu Feiernden auf ihren Sarkophagen ſchlafen, während ſie, zu oberſt des ganzen Baues, wie auf einem Flachdach betend knien. Der Unterbau zeigt in koſtbaren Basreliefs die Glanzthaten jeder einzelnen Regierung, ſo beiſpielsweiſe das Fundament des Denkmals Franz' I. die Schlachten von Marignano und Ceriſolles. Wie genial dieſe Handhabung des Reliefs! Wie wahrheitsvoll dieſer in Marmor ausgeführte hundertfach ſich kreuzende Lanzenkampf! Wie wenig kann daneben das beſtehen, was die moderne Kunſt an kriegeriſchen Darſtellungen auf Sockeln und Poſtamenten geleiſtet hat.

Die Kirche iſt ſeit 1805 in einem Umbau begriffen; ſeit 1847 leitet denſelben Violet-le-Duc, der berühmte Erneuerer der Notre-Dame Kirche zu Paris. Die Arbeit (ſo weit ich es zu beurtheilen vermag) iſt im Großen und Ganzen gethan, nur noch nicht das Stellen und Ordnen der Dinge; alles ſteht noch wirr durcheinander und die Crypt beiſpielsweiſe hat noch den Charakter einer großen Vorrathskammer oder eines Verſchlages, in den man alles bei Seite geſtellt hat, um es zu paſſender Stunde hervorzuholen und an den rechten Platz zu bringen. Dies letzte Arrangement, außerdem aber auch die Farbengebung der Kirche, die gewiß beabſichtigt iſt, iſt noch nicht erfolgt.

Daß die Kirche nach der Seite der Schönheit oder Mächtigkeit hin andere gothiſche Gotteshäuſer überträfe, oder vielen auch nur gleichkäme, möchte ich nicht behaupten, wobei freilich nicht vergeſſen werden darf, daß etwas Unfertiges und Unordentliches das Urtheil verwirrt; unter Zugeſtändniß alles deſſen aber, was möglicherweiſe momentan die Wirkung beeinträchtigt, möchte ich doch die Bemerkung wagen, daß der Inhalt der Cathedrale, ihr hiſtoriſcher Schatz, unendlich wichtiger iſt, als die Kirche ſelbſt, ja dieſer erſt ihren Werth leiht.

Einen Theil dieſer Schätze haben wir ſchon genannt; was noch übrig bleibt finden wir zu gutem Theile in der Crypt.

Kapellen und Caveaus begegnen uns hier in Menge. Allerhand Statuen, einzelne koloſſal, begrüßen uns an dieſer Stelle: die Statue Ludwigs XVI. (lebensgroß); ziemlich dicht daneben eine ſymboliſche Darſtellung: die Stärke Frankreichs, »**la Fortitude de la France**«.

Alle dieſe Bildwerke hatten vordem, zum Theil bis zu unſerm Einrücken in St. Denis, ihren Stand in den Seitenſchiffen, auch wohl in den Kapellen der Kirche. Unſer Führer, ein Unteroffizier vom 4. Garde-Regiment, hob dieſen Umſtand eigens hervor. Er that es auf ſeine Weiſe. Als er uns vor »die Stärke Frankreichs« geführt hatte, ſagte er trocken: »wir haben ſie vorläufig in den Keller geſtellt«. Er und drei franzöſiſche Frauen*), die ſich uns auf unſerem

---

*) Zu dieſen drei Frauen gerieth ich unmittelbar darauf in eine wunderbare Herzensbeziehung, wenn man dies Wort auch da gebrauchen darf,

Rundgang angeſchloſſen hatten, waren die einzigen, die nicht lachten.

Unſer militairiſcher Cicerone trat nun von den Statuen fort an eines der kleinen Fenſter der Crypt und zeigte uns die Stelle, wo die Rotte von 1794 eingebrochen war und die Särge herausgeſchafft hatte. Ziemlich dicht daneben befindet ſich ein kaum mannsbreiter Mauerſchlitz, durch den man in eine Art Grabkammer tritt. Der Führer zündete ein Licht an und führte uns hinein. Wir ſahen zwei ſchwarze Marmortafeln, die rechts und links die Wände dieſes Caveau bildeten, und laſen, indem wir auf einen mit Blei bedeckten Kaſten traten, zu beiden Seiten die Namen all' der Könige, die in St. Denis begraben und deren Särge, wie ſchon erzählt, herausgeſchleppt und eingeſchmolzen wurden, während man ihre Aſche in ein großes Loch ſchüttete.

---

wo einem das Herz weh thut. Der Unteroffizier, der nicht franzöſiſch ſprach, trat nämlich an mich heran und bat mich, die drei Frauen wiſſen zu laſſen, daß ſie wohl die Kirche oben, aber nicht dieſe Crypt hier unten beſuchen dürften. Ich darf ſagen, daß ich mich mit zitternder Stimme dieſes Auftrags entledigte. Es waren vielleicht gute Frauen, vielleicht frommen, vielleicht ſogar loyalen Sinnes. Und mir, dem Fremden, fiel nun die Aufgabe zu, dieſe ſtill und andächtig uns folgenden Beſucher aus der Gruft ihrer Könige hinauszuſchicken. Der Unteroffizier, in aller Strammheit des Dienſtes, hatte keine Ahnung davon, daß er keinen Unpaſſenderen zum Dolmetſcher ſeiner Ordre hätte machen können, als mich.

Dieſe Aſche, fuhr jetzt der Unteroffizier fort, iſt ſpäter wieder ausgegraben und in einem einzigen großen Sarge geſammelt worden.

Und wo iſt dieſer Sarg?

Der Sprecher trat von dem Block, auf dem er perorirt hatte, herunter und ſagte trocken »hier«. Wir hatten auf der Aſchentruhe der Könige von Frankreich geſtanden, als wir die Namen eben dieſer Könige an den Marmortafeln laſen.

Wir zwängten uns nun wieder aus der Klinſe heraus; das Licht blieb aber brennen, denn es hatte noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen. Zehn Schritte weiter war wieder eine Maueröffnung, fenſterartig, mit Gitterſtäben. Die Hand des Unteroffiziers fuhr mit dem Licht durch die Stäbe und beleuchtete den dahinter gelegenen dunklen Raum: hier ſtehen die Särge ſeit Ludwig XVI.; hier der vorderſte Kaſten iſt Maria Antoinette.

Es klang nüchtern genug, und nüchtern genug wurd' es aufgenommen. Jeder denkt an ſich und läßt die Tragödien der Weltgeſchichte, auch die gegenwärtigen, die unmittelbaren Mitſpieler ausfechten. Mögen ſie ſehen, wie ſie durchkommen. Mir wurde unheimlich dabei zu Muth.

Aber der letzte Eindruck ſollte doch verſöhnen. Wir ſtiegen wieder hinauf; dicht am Ausgange aus der Kirche hielt der kurzangebundene Führer noch einmal, wies auf ein knieendes Marmorbild hart an der Ausbiegung des Portals und ſagte, als wiederhole er nur die eben in der Crypt geſprochenen Worte: »Maria Antoinette«. Eine Art legitimiſtiſche Demonſtration der Deutſchen hatte Sorge dafür getragen, das ſchöne Bildniß der Königin aus der Gruftkirche (wo es neben Louis XVI. geſtanden hatte) heraufzuſchaffen. Hier kniete ſie nun und nahm die Huldigungen derer entgegen, deren Väter und Großväter einſt ausgezogen waren (vergeblich!) ihr das Leben und die Krone zu ſchützen.

Der Fremde ſteht hier und beklagt ein furchtbares Schickſal; das einheimiſche Volk aber fluthet mitleidslos daran vorüber und hat eben jetzt wieder an das Portal der franzöſiſchen Königskirche ſeinen alten langweiligen Spruch geſchrieben: égalité, liberté, fraternité.

Einſt ein Idol; heute nur noch ein Unſinn, eine Lüge.

Le Chœur d'hiver.

Der Himmel nah und fern, . . .
Es iſt als wollt' er öffnen ſich;
Das iſt der Tag des Herrn.
Uhland.

* * *

Der Wandrer lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht; —
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.
Schiller.

Wie alle alten Cathedralen, ſo iſt auch die Cathedrale von St. Denis von einem Kapellenkranze umſtellt, der (immer mit Ausnahme der Crypt) das Hauptintereſſe dieſes Baues ausmacht, um ſo mehr, als vieles von dem, was zur Zeit eine Denkmäler-Gaſſe in der Kirche ſelbſt bildet, eigentlich in den Kapellen ſeinen regelrechten Platz hat.

Unter dieſen letzteren*) geſchehe nur zweier Erwähnung: der Kapelle des Ausſätzigen und der Kapelle der Connetables.

---

*) Zu dieſen Kapellen gehört auch „Le Chevet", die hinter dem Hochaltar befindliche Chorhaube. Hier befand ſich einſt der St. Dionys-Altar, der reliquienreichſte der ganzen Cathedrale, bis ihn die Hugenotten 1567 zerſtörten. Die „Oriflamme", die an einem der nachbarlichen Pfeiler

Die »Kapelle des Ausſätzigen«, la Chapelle du saint Ladre, iſt keine der ſchöneren oder reicheren, aber ſie hat, um ihrer Legenden willen, ein beſonderes Anſehen. Sie iſt Stätte des Gebets und der Wallfahrt, mehr denn viele andere. Und mit Recht. Die Kirche von St. Denis nimmt nämlich, wie ſchon in der Kürze erwähnt, neben der Liebfrauenkirche zu Einſiedeln in der Schweiz, das Vorrecht für ſich in Anſpruch, durch den Erlöſer ſelbſt geweiht worden zu ſein, und die Legende berichtet, daß ein ausſätziger Pilger, der zufällig dieſer Weihe beiwohnte, durch Berührung des Heilands ſeinen Ausſatz verloren und ſpäter an eben dieſem Orte ſein Grab gefunden habe. Das franzöſiſche Legendenbuch fügt hinzu: da wo ſich in der Kapelle du Saint Ladre

---

lehnte oder hing, überdauerte dieſe Zerſtörung noch um beinah 30 Jahr. 1594, ſo darf man ſagen, ſtarb ſie vor Alter und Schwäche. Sie war ganz verbraucht. Am Abend lebte ſie noch und am Morgen war ſie nicht mehr. Sie war verſchwunden; ein poetiſcher Heimgang, wie er der berühmteſten aller Fahnen geziemte. „Dieſe Oriflamme, wie Doublet erzählt, der ſie noch gekannt hat, beſtand aus einem Stück dicken, feuerrothen Seidenzeuges, das in der Mitte, nach Art einer Kirchenfahne, geſpalten und an einem mit Kupfer beſchlagenen, vergoldeten Stocke, der außerdem eine lange Eiſenſpitze hatte, befeſtigt war.“

eine kleine Vertiefung in der Wand befindet, dort iſt die Stelle, wo Chriſtus die Haut des Ausſätzigen hingeworfen hat. So die Sage. Ich gebe ſie, wie ich ſie finde. La Chapelle du Saint Ladre wurde Pilgerort für alle lepröſen Kranken in ganz Frankreich und ein Bröckelchen von ihrem Geſtein galt als Talisman. — Das Gemäuer dieſer Kapelle barg übrigens auch in einem ſilbernen Gefäß die Reliquien des heiligen Dionys. 1794, bei der Erſtürmung der Kirche, waren dieſe in Gefahr; einer der Benediktiner indeß, als das Volk andrängte und nach den Reliquien ſchrie, reichte ihnen das ſilberne Gefäß, aus dem er den Inhalt zuvor entfernt hatte. Er kannte ſeine Leute; ihnen war die Schale mehr als der Kern. Um indeß völlig ſicher zu gehen (denn wer mochte dafür einſtehen, daß man nicht zu irgend einem Mummenſchanz auch der Reliquien bedurfte), beſtattete er ſie in dem 350 Jahre lang leer gebliebenen Grabe eines Präſidenten des Rechnungshofes, der ſeinem letzten Willen zum Trotz in einer anderen Kirche der Stadt beigeſetzt worden war.

Wenn in der Chapelle du Saint Ladre das Legendenhafte vorherrſchte, ſo hat die Kapelle der Connetables, die auch den Namen la Chapelle des

Charles führt, den Zauber der Geſchichte. Hier ruhen die Marmorbilder dreier Könige Karl, Karls V., VI. und VII., zugleich ihrer Gemahlinnen und — ihrer Connetables. Unter den Frauen weckt »Iſabeau von Baiern« das meiſte Intereſſe, unter den Connetables Bertrand Duguesclin. Das Bildniß des letzteren, jetzt Marmor, war vordem von Bronze. — In eben dieſer Kapelle war es auch, wo Jeanne d'Arc ihre Rüſtung, die ſie Gott geweiht hatte, aufhing, bis dieſe letztere, auf Befehl des Biſchofs von Terouanne, von hier fortgeführt wurde.

So viel über die Kapellen. Ebenfalls ihrer Geſammtheit angehörig und doch wiederum ihrem engeren Kreiſe entwachſen, iſt »Le Chœur d'hiver«, ein neben dem ſüdlichen Seitenſchiff herlaufender Anbau, der, ſeiner Größe und Anlage nach, weit mehr den Charakter einer Kirche, als einer Kapelle hat. Er erinnert in dieſer Beziehung an die Kapelle Heinrichs VII. in London, die ſich auch, ihrer ganzen Art wie ihren Dimenſionen nach, als etwas völlig Selbſtſtändiges an die große Weſtminſter-Abtei anlehnt. Le Chœur d'hiver war ſeit 1815, wo dieſer Anbau fertig wurde, die eigentliche Parochial- und Predigt-Kirche der Gemeinde von St. Denis; ebenſo pflegten die Chorherren, zumal im Winter, ihre Kapitelſitzungen hier abzuhalten. Dies führte wohl zu der Benennung Le Chœur d'hiver. Die Ausſchmückung iſt ſehr prächtig und fügt dieſe Kapelle in die Reihe jener neuen, oder doch unter Violet-le-Duc's Händen reſtaurirten gothiſchen Kirchen ein, die wieder die alte Farbenfülle an die Stelle des grauen Steins oder der noch ſchlimmeren weißen Tünche haben treten laſſen. Alles iſt in einem rothbraunen Ton gehalten; die Decke blitzt von Sternen, die Gurte der Gewölbe leuchten roth und weiß und blau und golden, und durch die Glasmalereien der fünf Fenſter fällt ein gedämpftes Licht. An den Pfeilern hin, auf ſtarken Conſolen, ſtehen die zwölf Apoſtel, alle farbenreich, zum Theil mit Edelſteinen beſetzt. Inmitten der Kapelle aber, pianinoartig, erhebt ſich eine Orgel, deren ganzer Apparat von Pfeifen und Balgen dem Auge entzogen bleibt, während über dem Altar, faſt bis zum Gewölbe emporſteigend, ein rieſiges Bild Gaspar Crayers aufragt, das ganz in der großen Manier Peter Paul Rubens, ſeines Meiſters, gehalten, das Märtyrerthum des heiligen Dionyſius darſtellt.

Dieſes Bild giebt der Chœur d'hiver-Kapelle einen beſonderen Werth. An eben dieſer Stelle verbrachte ich eine koſtbare, mir unvergeßliche Stunde. Soldaten vom 4. Garde-Regiment ſangen hier (es geſchah öfter) ein Quartett. Ich war aufgefordert worden, dieſem Geſange beizuwohnen. Neun Uhr, am Nordeingang.

Es ſchlug eben vom Thurm, als ich eintrat. In der Vertiefung des Portals — es fiel etwas feucht — ſtanden bereits ſieben oder acht Soldaten, die vier Sänger und einige »dienende Brüder«; der eine mit einem Packet Lichte unter'm Arm. Wir hatten nicht lange zu warten. Nach einigen Minuten erſchien eine Gruppe von Offizieren, deren einer, der älteſte und vornehmſte, mich begrüßte und vorſtellte. Der ſchwere Schlüſſel drehte ſich im Schloß und wir traten in die völlig unerleuchtete Kirche ein.

Unerleuchtet, aber nicht lichtlos. Es war als glänzten und ſchimmerten die Grabmonumente durch das Dunkel, und ohne Müh' und Fährlichkeit tappten wir uns zunächſt an dem weißen Marmorbilde Marie Antoinettes (das in dieſem Dämmer wunderbar wirkte), dann an den großen Grabdenkmälern Ludwigs XII. und Franz I. vorüber. Nun ſtanden wir an dem Gitterthor des Chœur d'hiver, öffneten und überſchritten die Schwelle. Hier, unter dem Einfluß der dunklen Farben von Wand und Pfeilern, herrſchte völliges Dunkel; in der lautloſen Stille hört' ich wie ein Zündholz geſtrichen wurde, und im nächſten Augenblick brannten zwei Lichter, die uns nun voraufſchritten. Die Sänger ſtellten ſich links in das Dunkel; an der Orgel nahm ein junger Franzos, der Organiſt der Cathedrale, Platz; wir, ihm gegenüber, auf den geſchnitzten Stühlen der Chorherren. Zur Rechten aber blitzte das Bild Gaspar Crayers; nichts war ſichtbar als die breite Umrahmung.

Nun präludirte der Organiſt; — ein Bravourſtück aus dem Trovatore folgte. Kaum aber waren die Orgeltöne verklungen, ſo erſcholl jetzt, aus dem Dunkel der Kapelle hervor, das Integer vitae; dann wieder Orgel, dann wieder ein Geſangſtück: »das iſt der Tag des Herrn«. So löſten ſich, auf eine Stunde hin, die franzöſiſchen Orgelklänge und die deutſchen Sangesweiſen ab; mitunter war es, als neigten die Apoſtelgeſtalten leiſe ihr Haupt; wir ſaßen wie umſtrickt, von einem Traum umfangen, den man mit Bewußtſein weiter träumt, nicht recht wiſſend, ob einem die Kraft oder die Luſt fehlt ihn abzuſchütteln.

So kam 10 Uhr. Der »Dienſt« war endlich ſtärker als alles andere. Wir brachen auf; die beiden

Lichter vorauf. Inmitten der Kirche hielten wir noch einmal an und ſahen erſt hinauf in das Gewölbe, dann nach rechts hin auf den hohen Chor und den Pfeiler, an dem einſt die Oriflamme hing Seit 300 Jahren leuchtet ſie nicht mehr an dieſer Stelle und doch, — ich ſah hin, ob ich ſie noch ſähe, zugleich allerhand abergläubiſche Gedanken daran knüpfend.

Aber es blieb Alles in Dunkel. Nur das eine hohe Chorfenſter hatte in ſeiner Mitte einen hellen Schein, und ich glaubte, unbeſtimmt freilich, die Geſtalt des heiligen Dionyſius zu ſehen, wie er, das weiße Haupt an die Bruſt gepreßt, dahinſchritt von Montmartre bis St. Denis.

* * *

Amiens.

Bis Amiens.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum.

* * *

Du bleibſt doch immer was du biſt.
Fauſt.

Die ſchönen Tage von St. Denis ſollten vor den unerbittlich citirten »von Aranjuez« nicht den Vorzug ewiger Dauer genießen; auch ſie gingen alſo vorüber, und eines Tages, bei Julihitze trotz Monat April, ſteuerte ich nordwärts, auf Amiens zu! Es war ein Weg von etwa 16 Meilen, der mich auf der erſten Hälfte an bereits mehrfach berührten Punkten, an Chantilly, Creil und Clermont, ſogar an Liancourt vorüberführte, an welchem letzteren Orte ich nicht ermangelte, nach dem Chalet des bretoniſchen Grafen hinaufzugrüßen und fromme Wünſche für die Vollendung der Najade zu murmeln.

Es war ein Expreß-Train; alles dicht beſetzt. Mir gegenüber ſaß ein kleiner, gelbbrauner Franzoſe, von jener zappelmänniſchen Menſchenſorte, die immer aufſpringt, die Cravatte lüftet, nach der Uhr ſieht, den Hut mit der Reiſemütze vertauſcht und ſchließlich auch wieder die Reiſemütze in die Taſche ſteckt. Es war ganz erſichtlich, daß er ſprechen wollte und daß ſeine Unruhe unter der ſtillen Frage ſich ſteigerte, ob der erſehnte Moment überhaupt noch kommen werde? Er kam natürlich. »Where there is a will, there is a way.« Ich machte einige Bemerkungen über Paris, über die Schwierigkeit, unter dem Regimente Raoul Rigault's gemüthliche Tage zu leben, Bemerkungen, die er mit Kopfnicken und zugleich mit der Verſicherung begleitete, »daß er Kosmopolit ſei«. Er konnte ſich mir nicht ſchlechter empfehlen. Da ſich indeſſen unſchwer erkennen ließ, daß ſeine ganze Weltbürgerſchaft nichts war als ein Beſtandtheil ſeiner Reiſetoilette, den er an- und ablegte je nach Bedürfniß, ſo lag mir nichts ferner, als mit ihm über einen Standpunkt zu rechten, den er gar nicht hatte. Wir geriethen bald ins Parallelenziehen hinein, und Nation gegen Nation wurde abgewogen. Mit bekannter Balancirkunſt ſucht' ich die Waage ins Gleiche zu bringen, mein »Kosmopolit« aber war eben jetzt auf die Höhen ſeiner Beredſamkeit geſtiegen und zählte an den Fingern her:

„Paris, c'est une énormité. Nous sommes énervés. Voyez notre existence: de l'Absinthe au Billard, et du Billard à l'Absinthe. C'est la nation française! Quel est la conséquence? Nous n'avons pas de grands hommes; nous n'avons pas des idées. Des idées, voilà la cause de votre supériorité. Nous avons — Jules Favre, nous avons — Trochu; l'un intéressé, l'autre imbécile. Voilà tout. Nous sommes puériles.“ Er ſah mich an, um (was die Franzoſen nur ſehr ſelten thun) eine Antwort abzuwarten. Ich that mein Möglichſtes und machte einen energiſchen Verſuch, wenigſtens Trochu herauszureißen; aber jeder Verſuch ſcheiterte. Ich ſchwieg endlich und ſchloß die Augen.

So kamen wir bis zur Station St. Juſt, wenn ich nicht irre, wo ein längeres Anhalten des Zuges mich veranlaßte, meine Augen probeweiſe 'mal wieder aufzuſchlagen. Ich ſah verſtohlen nach dem vis-à-vis-Eckplatz hinüber und beobachtete nun, daß mein ceterum censeo-Mann, bei dem Trochus Imbecilität ſo unerſchütterlich feſtſtand, ſeinen Spazierſtock, ein kurzes Pfefferrohr, auf das Coupéfenſter gelegt hatte und in die eine Seite des Rohrs mit einem immer vergnügter werdenden Geſichte hineinblies. Ich traute meinen

Augen kaum. Sollte dieſer alte Römer, — aber es blieb kein Zweifel; ich ſah es nur zu deutlich. Ein alter, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude graſender Schimmel warf jedesmal unmuthig den Kopf hin und her, ſo oft mein Kosmopolit ſeine Lippe an das Pfefferrohr gelegt hatte; — richtig, es war ein Puſtrohr, und die Naſe des armen alten Thieres das Ziel meines Schützen. »Nous sommes puériles« citirt' ich leiſe, als der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte.

Von St. Juſt aus hatten wir nur noch 6 Meilen; wir waren ſchon vorher aus dem Rayon des IV. Armee-Corps in den des VIII. eingetreten; die Bahnhöfe, die wir paſſirten, waren von 68ern beſetzt. Nichts ging vor; nur mein vis-à-vis wurde immer heiterer. Er hatte jetzt das Puſtrohr bei Seite gethan, ſtand oft auf und jodelte. Mir wurde ganz unheimlich; denn er hatte nichts von einem Tyroler an ſich, weder die Stimme, noch die Waden. Letztere am wenigſten.

Um 6 Uhr fuhren wir in die Bahnhofs-Halle von Amiens ein und im nächſten Moment ſchon drängten Hunderte dem Ausgang zu. Ich hielt mich zurück, um die großen Waſſer ſich erſt verlaufen zu laſſen. Dieſe Ruhe, die wohl als Zeugniß eines guten Gewiſſens gelten konnte, ſchien aber doch den Verdacht eines tieferen Menſchenkenners zu erwecken, denn während die umherſtehenden employés die große Dränge-Colonne völlig unbeläſtigt ließen, trat ein kleiner, fuchsbärtiger Mann mit verquer gehendem Blick an mich heran und fragte nach meinem Passeport. Ich machte wenig Miene, ihm meine Papiere zu zeigen, da ich ihn einfach für einen Zudringlichen hielt und legitimirte mich erſt, nachdem er ſeinerſeits zur Legitimation ſeiner Perſon geſchritten war. Er las, verbeugte ſich dann und drückte ſein Bedauern darüber aus, »daß die Exaktheit der preußiſchen Autoritäten ihm keine Wahl gelaſſen habe«. Er betonte das Wort »preußiſch«, als ob ihm daran gelegen geweſen ſei, die franzöſiſche Nation von dem Verdachte wiedererſtandener Paß-Zopfigkeit rein zu erhalten. Zu den vielen Unglaublichkeiten des franzöſiſchen Nationalcharakters gehört auch die, alles für deſpotiſirt, ſich ſelber aber für frei zu halten.

Unter den Hôtel-Omnibuſſen, die draußen ſtanden, wählte ich, einer inneren Stimme folgend, den, der die Inſchrift trug: à la tête de bœuf. Und ſiehe da, auch dieſe innere Stimme hatte die hoffende Seele nicht getäuſcht. Ich erhielt ein Zimmer im zweiten Stock, ſtellte meinen äußeren Menſchen nothdürftig her und eilte in die Stadt, um einen Beſuch zu machen, von deſſen Ausfall mein Wohl und Wehe in Amiens nothwendig abhängen mußte. Es handelte ſich, wie ſich hiernach der Leſer denken kann, um nicht mehr und nicht weniger als um einen General. Wo war er zu finden? Die erſten Recherchen verliefen ſo ungünſtig wie möglich; ein blauklappiger Rheinländer (ich hoffe vom Train) wußte in ſeinem Armee-Corps und ſeinem Standquartier Amiens gleich ſchlecht Beſcheid und lehnte jede Verpflichtung ab, ſich in dem Namenswald preußiſcher Generale zurechtzufinden. Er ſchloß jedesmal mit der immer wiederholten Verſicherung: »lieber Herre, et ſind zu viele.« Es lag eigentlich in meiner Abſicht, dieſe ziemlich charakteriſtiſche Unterredung in extenso hierher zu ſetzen; ich zieh' es aber ſchließlich doch vor, dies erſte Amiens-Kapitel mit einer kleinen Abhandlung darüber zu Ende zu führen, wie ich Freund und Feind in der für den Reiſenden ſo wichtigen Antwortsbereitwilligkeits-Frage kennen gelernt habe.

Die angenehmſten nach dieſer Seite hin (Deutſchland verzeihe mir) waren die Franzoſen! Sie ließen einen nie im Stich; — dazu: was ſie irgend wiſſen konnten, das wußten ſie auch. Nie ſtupide. Manche waren ſehr reſervirt, aber auch die reſervirteſten immer noch artig. Ich entſinne mich nicht, daß mir jemals Antwort oder Auskunft verweigert worden wäre.

Nach ihnen waren die Schleſier und Sachſen die zugänglichſten. Die letzteren (d. h. die Königlich Sächſiſchen) würden in allem was politesse angeht, vielleicht noch vor den Franzoſen zu nennen ſein, wenn ſie nicht durch zwei kleine Schwächen dieſen Vorrang wieder in Zweifel geſtellt hätten. Dieſe zwei Schwächen beſtanden darin, daß ſie es ſich einerſeits nicht leicht verſagten, ein Wort über Leipzig, wenn auch nur den bloßen Namen, mit einfließen zu laſſen, und daß ſie zweitens ſelbſt dann noch Auskunft zu geben befliſſen waren, wenn ſie dieſe Auskunft beim beſten Willen nicht geben konnten.

Zu den Artigen gehörten übrigens, überraſchender Weiſe, auch die Baiern, immer vorausgeſetzt, daß ſie einen verſtanden.

Die Rheinländer — darin den Berlinern ziemlich ähnlich — verdunkelten ihre ſonſtigen Tugenden durch eine etwas unbequeme Cordialität und gehörten einerſeits zur Gruppe der an ſich ſelbſt glaubenden Biedermänner, andererſeits zu der Intimitäts-Familie der

Arm- und Achſelklopfer. Es gab für ſie kein Noli me tangere.

Die Weſtphalen, Pommern und Württemberger erwieſen ſich meiſtens nüchtern, aber nicht unfreundlich; wohingegen die Mecklenburger und Hanſeaten (17. Diviſion), um das mildeſte zu ſagen, in der Nüchternheit etwas weit gingen. Es war, als ob ſie immer noch ärgerlich wären, daß ſie ſo viel hatten marſchiren müſſen und nur, wenn ein »plattdütſcher« Klang oder ein »meſſingſches« Citat aus Onkel Bräſig gleichzeitig an ihr Ohr ſchlug, verklärten ſich ihre Züge auf eine flüchtige Minute.

Amiens.

Stadt. Cathedrale.

Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz.

⁂

Es ward ein Bau erhoben,
Den Meiſter ſoll man loben
Der ſolches Werk befahl.
M. v. Schenkendorf.

Unter den vielen Städtenamen, die dieſer letzte Krieg wie Haushalt-Worte auf unſere Lippen legte, war »Amiens« vielleicht der am häufigſten genannte. Am häufigſten deshalb, weil er am längſten aushielt. Andere kamen und gingen. Es gab Wochen und Monate, wo ſich alles um Straßburg, um Orleans, um Belfort drehte, aber Amiens, wie ein mittelmäßiger Menſch, der es hoch zu Jahren bringt, ſchlug doch ſchließlich alle die Streber aus dem Felde, die ihm, bei beſtimmten Gelegenheiten, weit voraus geweſen waren. Dabei wechſelte es ſeine Rollen und wenn es eben noch als Streitobjekt in der großen

Schachparthie zwiſchen General Faidherbe und General v. Manteuffel geglänzt hatte, ſo machte es gleich darauf als Eiſenbahn-Mittelpunkt, als Cathedralen-Ort oder als militairiſche Metropole von ſich reden. Der Aufbau der Armee, die bekannte »Pyramide«, ließ ſich nirgends ſo gut ſtudiren wie hier, wo ein halbes Dutzend »Stäbe«, hohe, höchſte und allerhöchſte, ſich niedergelaſſen hatten und den im vorigen Kapitel citirten Ausſpruch: »lieber Herre, et ſind zu viele«, einigermaßen entſchuldigten. Armee-Commando, Corps-Commando, Diviſions-, Brigade-, Regiments-Commando, alles war hier verſammelt und einiges davon in duplo. Die Amieneſen, mit all dieſem Ruhm noch nicht zufrieden, verſuchten ſich ſchließlich auch noch in Krawallen, ſchnitten nächtlicherweile Naſen und Ohren ab und gaben dem hinſterbenden Intereſſe dadurch einen neuen Sporn.

Nach dieſer Einleitung ein wenig Geographiſch-Statiſtiſches. Amiens, jetzt Departemental-Reſidenz, war, eh' die Revolution die alte Landeseintheilung vernichtete, die Hauptſtadt der Picardie. Es verblieb ihr, aus dieſer Zeit her, noch ganz der entſprechende Charakter: Befeſtigungen oder deren Ueberreſte, Kirchenfülle, alte Häuſer, krumme Straßen, Reichthum. Sie hat 60,000 Einwohner, große Fabriken und excellirt in Wollgeweben, Teppichen und — Enten-Paſteten.

Die Madeleines von Commercy
Und die Reimſer Tafel-Biscuite
Und die Enten-Paſteten von Amiens
Sie verlohnen ſchon eine Viſite.

Auf der Rangleiter der franzöſiſchen Städte nimmt die Hauptſtadt der Picardie, nachdem Straßburg wieder deutſch geworden iſt, die eilfte Staffel ein. Die zehn, die ihm vorausgehen, ſind: Paris, Lyon, Marſeille, Bordeaux, Rouen, Lille, Toulouſe, Nantes, Toulon, Reims. Unter allen dieſen iſt ſie wohl der letztgenannten, ihrer Nachbar-Hauptſtadt Reims, am meiſten verwandt. Die Bauweiſe der Straßen, die Boulevards an Stelle der alten Befeſtigungen, die Cathedralen des 13. Jahrhunderts, die allen Schein und Prunk vermeidende Solidität, — alles daſſelbe hier wie dort. Reims hat mehr Punkte, wo es einen ans Moderne ſtreifenden, vornehmen Eindruck macht, Amiens aber iſt entſchieden maleriſcher, landſchaftlich lieblicher und in ſeiner Geſammt-Anlage auch großartiger. Es hat dies einfach darin ſeinen Grund, daß einzelne ſeiner älteren Straßen leiſe bergan ſteigen, während Reims flach liegt. Eine Hügellinie leiht immer Bedeutung. Ich erinnere nur an die High-Street von Edinburg; —

verfallen, ſchmutzig, bettelhaft, und doch im Bettlerkleide noch königlich.

Die Parallele zwiſchen Amiens und Reims wird uns durch dies ganze Kapitel begleiten. Beide Städte ſind ſich auch darin gleich, daß ſie, ich will nicht ſagen ihren größten Reichthum (der bei beiden in den Wollfabriken ſteckt), aber doch ihren charakteriſtiſchen Zug aus der Agrikultur ziehen, Reims aus dem Weinbau, Amiens aus dem Gemüſebau. Wenn Reims an Mainz erinnert, wo der ganze Traubenreichthum des Rhein- und Weingaus zuſammenfließt, ſo iſt Amiens das Erfurt, der große Gemüſegarten Nordfrankreichs. Hierbei verweil' ich einen Augenblick.

Amiens excellirt in Gemüſe-Cultur wie Erfurt, Hamburg, Bamberg. Aber wenn es ſich darum handelt, nicht blos auf das Produkt, ſondern auch auf die Art der Gewinnung, auf das landwirthſchaftliche Prinzip, ja ſelbſt auf die landſchaftliche Erſcheinung zu ſehen, ſo iſt die Hauptſtadt der Picardie, inmitten ihrer ſie umzirkenden Gärten, unſeren Spreewald-Territorien am meiſten verwandt. Die Aehnlichkeit iſt ſo frappant, daß ſie ſich jedem, der das entzückende Terrain um Lübbenau herum kennt, ſofort aufdrängen muß. Die Somme bildete hier in alter Zeit ſchon, genau wie unſere Spree, ein durch eine humusreiche Erde ſich hinziehendes Waſſernetz und innerhalb der Maſchen dieſes Netzes zahlloſe für die feineren Culturen, namentlich für den Gemüſebau geeignete Inſeln. Wenn nun aber die Dinge im Spreewald einen bäuerlichen Charakter bewahrten und kein Verlangen zeigten (ſchon weil die Nachfrage fehlte), über eine enorme Gurken-Produktion hinauszuwachſen, ſo bemächtigte ſich in Amiens die geſchickte Hand des Städters des hier natürlich Gegebenen und den ohnehin fruchtbaren Boden durch ein ſich von ſelbſt darbietendes Bewäſſerungsſyſtem, zugleich aber durch Anlage immer neuer Canäle, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fruchtbarer geſtaltend, entſtanden hier, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, viele hunderte entzückender Inſelgärten, die nun, mit chineſiſcher Sorgfältigkeit beſtellt, mit Gartenhäuſern und Strauchobſt-Büſchen reich geſchmückt, eine ebenſo charakteriſtiſche Zierde der Umgebung der Stadt, wie eine Quelle ihres Reichthums geworden ſind. Die Gärtner, die hier wohnen, etwa den Breslauer »Kräuterern« verwandt, bilden unter dem Namen der »hortillons« eine hochangeſehene Zunft und ſind diejenigen, die das alte Leben der Stadt noch am meiſten zur Schau tragen. Sie beſitzen in der Cathedrale eine eigene Kapelle (la chapelle de Saint Salve), die, im Gegenſatz zu ſo vielen anderen Betplätzen, die todt ſind, beſtändig Licht und Leben zeigt. Hier brennen immer geweihte Kerzen, hier knieen Andächtige, und zu Füßen eines großen byzantiniſchen Crucifixes blühen unausgeſetzt die ſchönſten Blumen. Dies byzantiniſche Crucifix, das den Erlöſer in einem Diadem und angethan mit einer langen Robe zeigt, iſt der Gegenſtand nicht blos beſonderer Verehrung, ſondern auch beſonderer Feſtlichkeiten. Im Sommer, wenn alles in Frucht und Fülle ſteht, dann ſoll der Heiland des Fleißes ſeiner Gärtner froh werden und ihre Arbeit aufs Neue ſegnen; dann ſtellen ſie ihn aufrecht an den Maſt eines kleinen Schiffes, tragen das Schiff in Prozeſſion bis zu dem Canalnetz der Somme nieder und folgen dem vorauffahrenden Chriſtusbilde in hundert Booten, unter ernſtem und heitrem Geſang, an den Inſelgärten und ihren Häuſern vorüber. Der Abend ſieht das Bild an alter Stelle, in der Gärtner-Kapelle der Cathedrale.

Der Cathedrale. Ihr ſchreiten wir jetzt zu. Sie iſt hier, wie überall, doch immer das Letzte und Höchſte. Ein paar moderne Reſidenzen abgerechnet, die nie eine Cathedrale hatten und es mit ihren modernen Nachexercir-Anſtrengungen nicht über ein ſchon wieder zerfallendes Fundament hinausbringen konnten, — ich ſage, ein paar moderne Reſidenzen abgerechnet, verbleibt doch der Kirche der Triumph über alles Schönſte, Höchſte und wohlverſtanden auch Intereſſanteſte zu verfügen. Die monotone Schlöſſerherrlichkeit, die Muſeen, die Galerien, der ganze Apparat der Neuzeit hat den Zauber des »finſtren Mittelalters« nicht entzaubern können. Die dies beſtreiten (und es wird beſtritten werden), beneid' ich nicht.

Die Amiens-Cathedrale iſt ein Kind des 13. Jahrhunderts wie die Cathedrale von Reims. Napoleon I., als er in jene eintrat, ſagte: »ein Atheiſt ſollte Mühe haben, hier Stand zu halten.« Es iſt bemerkenswerth, daß der Kaiſer eine ſolche Aeußerung gerade an dieſer Stelle that. Er that ſie nicht in Notre-Dame, oder in St. Denis oder in der Cathedrale von Reims, — er that ſie hier; ich bin geneigt, darin mehr als einen bloßen Zufall zu ſehen. Es ſpricht ſich darin eine ganz ſpezielle Huldigung gegen eben dieſe Cathedrale aus, eine Huldigung, die ich, wenn ich mein eignes Gefühl befrage, völlig in der Ordnung finde. Die Amiens-Cathedrale ſteht in manchem Einzelnen (beiſpielsweiſe in ihren Portalen) manchen andren

Kirchen nach, als Ganzes aber übertrifft ſie vielleicht alle; ſie iſt einheitlicher als alle großen Cathedralen, die mit ihr in Concurrenz treten könnten, und wenn einzelne kleinere ſie vielleicht an Einheitlichkeit und Schönheit übertreffen, ſo bleiben dieſe, eben um ihrer Kleinheit willen, wieder an mächtiger Geſammtwirkung hinter ihr zurück.

Die Thurmſpitzen der beiden großen Weſtthürme fehlen hier wie beinahe überall; aber ein ſchöner ſchlanker Mittelthurm wächſt aus der Mitte der Kirche empor. Er hat eine Höhe von nah an 450 Fuß, zählt alſo zu den höchſten Thürmen, die wir beſitzen. Zu Beginn 1806 (die Drei-Kaiſer-Schlacht war eben geſchlagen), als der Empereur-Enthuſiasmus auf ſeiner Höhe ſtand, erkletterte Bruno Vaſſeur den Thurm bis zur höchſten Stangenſpitze und ſchrieb den Namen des Kaiſers, unter unermeßlichem Volksjubel, auf die Bruſt des Wetterhahns. Die Lorbeeren jener Stunde ließen einen andern Braven, einen Stadtmuſikanten von Amiens, nicht ſchlafen und er ruhte nicht eher, als bis er, unter Anlehnung an eben dieſen Wetterhahn, ein Violin-Solo dort oben geſpielt hatte. Dergleichen kann nur in Frankreich vorkommen. Alle Kolter-Anekdoten verſchwinden daneben, ſchon einfach deshalb, weil Kolter Thurmkletterer und Seiltänzer von Fach war.

Das Innere der Cathedrale entſpricht an großartiger Einfachheit und Einheitlichkeit (in dieſen beiden Worten, ich wiederhole es, liegen alle Tugenden und Vorzüge dieſes Baues ausgeſprochen) ganz der äußeren Struktur. Was die Ausſchmückung von Chor und Kapellen, was einen tieferen Zuſammenhang mit der Geſchichte des Landes angeht, ſo bleiben dieſe Pfeilergänge, dieſe Quer- und Seitenſchiffe allerdings um vieles hinter jenen Cathedralen zurück, in die ich bis dahin den Leſer einführte; — Reims hat die Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen, St. Denis die Fülle hiſtoriſcher Denkmäler vor dieſer Cathedrale von Amiens voraus. Aber wenn auch weit überflügelt nach dieſer Seite hin, ſo iſt es doch immer ein ſehr werthvolles, das hier geboten wird, und um ſo werthvoller, als es beinah ausnahmelos ein lokales Gepräge trägt. Alles iſt picardiſch; picardiſche Holzſchnitzer, picardiſche Bildhauer haben hier ihr Beſtes gethan. Und dies provinziale Beſte nimmt faſt den Rang eines abſolut Beſten ein.

Da ſind zunächſt die Chorſtühle im hohen Chor, die von »vier Männern aus Corbie« in Eichenholz gefertigt wurden. Es ſcheint, daß ſie eine Holzſchnitzer-Schule gründeten oder repräſentirten. Sie ſchufen dies Rieſenwerk, das die ganze bibliſche Geſchichte von Adam bis auf Hiob darſtellt, in 15 Jahren. Beſonders alles, was aus der Hand des Meiſters der Schule hervorging, iſt unbedingt erſten Ranges und läßt ſelbſt die Arbeiten Hans Brüggemanns, in der Schleswiger Domkirche, wenn nicht an Tiefe, ſo doch an Grazie der Erſcheinung hinter ſich zurück. Mit Vorliebe ſind die Simſon-Situationen behandelt. Einzelne Partieen, von mehr architektoniſchem Aufbau, ſind zimmerhoch und mannesbreit; all dieſe großen Pièçen ſind immer aus einem Stück. Man wird hingeriſſen und ſchwankt nur, ob man den Fleiß oder das compoſitionelle Talent, oder die techniſche Vollendung am meiſten bewundern ſoll.

Dieſen Chorſtühlen, an künſtleriſchem Werth nicht ebenbürtig, aber an kunſthiſtoriſchem Intereſſe ſie überragend, ſind die um wenigſtens ein Jahrhundert älteren Holzſchnitzereien, die die Außenwand des hohen Chors umfaſſen. Sie ſtellen die Lebens- und Leidensgeſchichte der beiden erſten picardiſchen Biſchöfe, des heiligen Firmin und des heiligen Salvus dar. Das Intereſſe, das dieſe hautreliefartigen Schnitzereien einflößen, iſt ein doppeltes, und beſteht einmal in ihrem vollkommenen Realismus, der es beiſpielsweiſe jedem aufmerkſamen Beſchauer möglich macht, die Geſchichte des heiligen Firmin wie von der Wand abzuleſen, andererſeits darin, daß die vollkommen erhaltene Architektur dieſes Bildwerks (das in ſeiner Totalität ein Kirchenſchiff darſtellt) uns Gelegenheit giebt, die Polychromie des 15. Jahrhunderts aufs genaueſte zu ſtudiren. Während nämlich die Farben des Vordergrundes verblaßt, die bemalten Gewänder des Biſchofs und der andrängenden Volksmaſſe verſchoſſen ſind, haben ſich in den kleinen Gewölbekappen dieſes gothiſchen Kirchen-Modells die urſprünglichen Farben, blau, roth, gold, in aller Friſche erhalten und ſind gewiß, neben manchem Aehnlichen, zu Rathe gezogen worden, als vor etwa 30 Jahren der Streit über die ſeitdem entſchiedene Frage »weiß oder bunt« ins Leben trat.

Wie in Holz, ſo feierte auch in Stein die picardiſche Skulptoren-Schule ihre Triumphe. Dies war zur Zeit des dreizehnten und vierzehnten Ludwig und ihr vorzüglichſter Träger war Nicolas Blaſſet, geboren 1600 zu Amiens ſelbſt. Die Cathedrale ſeiner Vaterſtadt hat Ueberfluß von Werken ſeines Meißels. Eine Verkündigung Mariä, in der gleichnamigen Kapelle, iſt ein Werk erſten Ranges; — was ihn aber, an eben dieſer Stelle, ganz beſonders berühmt gemacht hat, das iſt ein Grabdenkmal in Marmor, das den Namen führt: »l'enfant pleureur«. Dieſer Name greift nur eine Geſtalt, freilich die beſte aus der Geſammt-Compoſition heraus, die im Uebrigen erheblich figurenreicher iſt. Die Portraitſtatue des Hingeſchiedenen kniet betend vor einer Maria mit dem Kinde; zwiſchen beide ſtellt ſich »l'enfant pleureur«, eine Art trauernder Genius, der den linken Arm auf eine Sanduhr, den rechten auf einen Todtenſchädel ſtützt. So weit wäre alles gut. Aber die Ausführung iſt ſo beanſtandenswerth wie nur möglich, ſie iſt unklar im Style und ungleich in der Technik. Die Madonna, eine ans Rococo ſtreifende Dutzendarbeit, kann auch rein äußerlich, im bloßen Machenkönnen, neben allem Uebrigen des Bildwerks gar nicht beſtehen. Aber viel ſtörender als dieſe Ungleichheiten, wirkt das Stylchaos, das einem jeden, der Augen und Unbefangenheit hat, daraus entgegentreten muß. Drei Epochen der Kunſt reichen ſich hier die Hand, und während die betende Geſtalt den ſchönen Monumental-Styl des 16. Jahrhunderts, die Madonna den Jeſuiter-Styl des 17. vertritt, ſtellt ſich ein völlig der Antike entlehnter »weinender Knabe« zwiſchen beide. Und wie? Nicht eigentlich als ein weinender Knabe, viel mehr als ein Amor, der verdrießlich iſt, weil ihm Bogen und Köcher abhanden gekommen und Stundenglas und Todtenſchädel (das Oedeſte von der Welt) dafür untergeſchoben ſind. Dieſer Amor ſchmollt nur; Frau Venus hat ihn entweder gezwickt oder eine Biene hat ihn geſtochen. Es iſt Thorwaldſen, der hier, 150 Jahre vor ſeiner Geburt, in Seele und Hand eines voraufſchreitenden Künſtlers lebendig wird und etwas ſchafft, das als Einzelnes entzückt, aber als Theil des Ganzen nicht hinzunehmen iſt. Die ſymboliſche Geſtalt der Trauer, ſo lange ſie ſelbſtſtändig auftritt, mag jede Geſtalt annehmen, wenn es ſein muß auch die des enfant pleureur; aber an die Seite dieſes knieenden Beters gehört dieſer »weinende Knabe« nicht.

Der knieende Beter iſt übrigens der Canonicus Lucas; in einiger Entfernung von ihm (auch in Marmor) erhebt ſich das kaum minder berühmte Grabdenkmal des Canonicus Riquet.

Der bloße Name gab mich dem Leben wieder.

A la tête de bœuf.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter.

* * *

Daheim ſpeiſt es ſich beſſer.
Der Speiſen Würze iſt die Freundlichkeit.
Macbeth.

Vierundzwanzig Stunden, trotz raſch ſich mehrender, bedenklicher Anzeichen, hatt' ich mich kirchenluſtig und cathedralentapfer in Amiens herumgeſchlagen, da endlich brach das lang Gefürchtete über mich herein: Entzündung, Heiſerkeit, Fieber! Der »Knickebein« auf dem Windmühlenberge von Sannois war mit ſeinem Eigelb doch ſchließlich hinter ſeinem Cognac zurückgeblieben, und da ſaß ich nun, gleich unfähig zu ſprechen und zu ſchlucken, und geiſtig auf nichts Beſſeres angewieſen, als auf ein altes, hierher verſchlagenes Exemplar von Mot d'Ordre und Bien public. Zum Glück machten meine Zuſtände mich müde; ſo ſchlief ich denn ein gut Theil weg. Das dauerte drei Tage.

Am Abend des dritten hatten mich Thee und Sodawaſſer wiederhergeſtellt.

Im Großen und Ganzen muß ich ſagen, daß dieſe Pauſe gar nicht ſo übel war. Mein alter »tête de bœuf« (ich meine den Gaſthof) benahm ſich höchſt anſtändig, pflegte mich und ließ mich in Ruhe, ganz nach Bedürfniß, und ſo erfüll' ich denn nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich ihm hier ein kleines Kapitel ſtifte.

Der tête de bœuf hielt ſich mühſam an der Grenze eines Gaſthofs erſter Klaſſe; er hatte wohl eigentlich ſeine Jugend in ganz anderer Geſellſchaft zugebracht und die alte Natur ſchlug immer noch mal wieder durch. Ganz charakteriſtiſch für ſein Rangverhältniß war es, wie er den Thee ſervirte. Dieſer erſchien jedesmal in einer Kanne von Britannia-Metall, in deren Tülle ein aus einem Zeitungsſchnitzel gedrehter Papierpfropfen geſteckt war, um das Aroma nicht 'raus zu laſſen, was mich jedesmal herzlich amüſirte. Denn wenn dieſe Theeblätter, was keineswegs erwieſen iſt, jemals eine Peccoblüthe geſtreift hatten, ſo lagen dieſe Tage weit zurück.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die ebenfalls auf eine ſchlichtere Abſtammung hindeutete, waren die Galerien, die, wie in Crespy, den ganzen quadratiſchen Hofraum in allen ſeinen Etagen umzogen und dem Ganzen einen gewiſſen Herbergs-Charakter liehen. Was trocknete hier nicht alles! Nichtsdeſtoweniger waren dieſe Galerien meine ganze Freude. Sie waren, wie ich ſchon in einem früheren Kapitel hervorheben konnte, nicht blos maleriſch und phantaſtiſch, ſie waren auch nützlich, hülfebringend und die eigentlichen Träger und Vermittler einer Bequemlichkeit, die aus den Gaſthäuſern, wenigſtens ſo weit ich ſie kennen gelernt habe, immer mehr verſchwindet. Die Klingel hat eigentlich nur noch die Aufgabe, den der ſie zieht zu blamiren. Es kommt niemand. Im günſtigſten Falle entdeckt der Betreffende, daß die Drähte längſt geriſſen ſind, und daß alſo das Moment perſönlicher Beleidigung in Wegfall kommt. Der Unglückliche, mit mühſam errungener Faſſung, tritt nun auf den Corridor hinaus, deſſen Länge und Dunkelheit nur eben geſtatten, am entgegengeſetzten Ende eine »Jungemagd« von reiferen Jahren wie auf einem Camera obscura-Glas erſcheinen und verſchwinden zu ſehen. Mitunter, wenn er Glück hat, klappert ein Eimer oder fällt eine Stehleiter um. Er erſieht daraus, daß er kein Mauſoleum bewohnt, daß hier noch Leben ſchafft und waltet, aber dabei hat es ſein Bewenden, und der »Seele Wunſch bleibt unerfüllt«, wenn nicht ein verirrter Barbier anklopft und in beinahe übermenſchlicher Güte (denn er wurde abgewieſen) es übernimmt, die Botſchaft treppab zu befördern. Wie anders dagegen dieſe Galeriehäuſer! Jeder Einzelne, der an ihrer Brüſtung erſcheint, wird unbedingt zu ſeinem eignen Nothſignal, er muß geſehen werden, wenn nicht von rechts ſo doch von links, wenn nicht von links ſo doch von gegenüber, wenn nicht von gegenüber ſo doch von oben oder unten, und nie bin ich mit ſtill erhobener Hand auf ſolche Galerie hinausgetreten, ohne, wie der Brückenzöllner in Bürgers Ballade, endlich auch meinen »braven Mann« gefunden zu haben. Denn das einzelne Herz kann ſich verhärten, aber nicht das Herz eines ganzen Hauſes.

Drei Tage auf meinem Zimmer! es war unzweifelhaft eine Geduldsprobe! Aber zu erheblichem Theile, und zwar in Folge einer ridikül-abſonderlichen Scene, die ich gleich am Tage nach meiner Ankunft an der Table d'hôte durchgemacht hatte, hörte dieſe Geduldsprobe auf, eine ſolche zu ſein. Es hatte damit folgende Bewandtniß: Ich war, nach drittehalbſtündigem Cathedralen-Beſuch etwas verſpätet zum Dejenner erſchienen, ſo daß die übrigen Tiſchgäſte mir um zwei, drei Gänge voraus waren. Das ſollte verhängnißvoll für mich werden. Gleich der zweite Gang wenn ich nicht irre, beſtand aus Eiern, die, nach franzöſiſcher Sitte, nicht in die Pfanne, ſondern gleich in den Teller geſchlagen waren, in dem ſie nun, trotz der heißen Platte auf der ſie geſtanden, den Prozeß des Coagulirens nur ſehr unvollkommen durchgemacht hatten. Auf dem Perfektgewordenſein dieſes Prozeſſes aber beruht die alleinige Möglichkeit, dieſes Gerichtes Herr zu werden. Ich ſah gleich, daß dies in dem vorliegenden Fall nothwendig ſeine Schwierigkeiten haben müſſe, begann aber nichtsdeſtoweniger gutes Muthes, da wenigſtens der Rand, wie ein Graben im Winter, leicht überfroren war. Es ging aber wirklich nicht; die Sache hatte keine Spur von Halt und ich befand mich in der Lage des Storches in der Fabel, den der Fuchs zu Gaſt geladen hat. Ich ſchickte mein Auge rechts und links die Tafel hinunter, um vielleicht dem einen oder andern Mitſpeiſenden einen Kunſtgriff abſehen zu können, aber darin rächte ſich eben mein Zuſpätgekommenſein, daß alles ſchon weit voraus war und nun ausſchließlich Miene machte, der Entwicklung des Dramas, in dem ich Schuld und Unſchuld zugleich war, neugierigen Blicks zu folgen. Es blieb mir endlich nichts anderes übrig, als unter Verleugnung meiner Grundſätze, zu dem bekannten Hülfsmittel der Brodſchippe zu greifen, machte aber nur wieder die Erfahrung, wie gefährlich es iſt, mit Prinzipien zu brechen. Alle Balancirkunſt ſcheiterte; jedesmal auf halbem Wege zwiſchen Teller und Mund ſtürzte das Eiweiß wieder in den Abgrund. Unſagbare Niederlage! Was halfen mir jetzt alle unſere Siege?! Mir war unter dem Bajonnetangriff aller auf mich gerichteten Augen nicht anders zu Muth, als ob St. Privat nie geſtürmt worden wäre, und im Wirbeltanz der Gedanken mich zuletzt nur noch dem Inſtinktiven überlaſſend, rief ich jetzt, unter Zuſammenfaſſung aller Kräfte, mit demonſtrativer Lautheit über den Tiſch hin: garçon, une cuiller. Ich hatte natürlich auf einen Theelöffel gerechnet. Hier aber, wo alles ſchief ging, reichte mir der Kellner natürlich einen ſchweren Suppenlöffel zu. Furchtbar. Aber von dieſem Augenblicke an hatt' ich obgeſiegt; die Komik der Situation ſchlug durch, und wenn es ein Gemüſelöffel geweſen wäre, es hätte meine jetzt in den Vordergrund tretende Heiterkeit nur noch geſteigert. Ohne Zögern ging ich ans Werk und verzehrte meine Setzeier nunmehr als Suppe. Einige meiner Nachbarn, ganz franzöſiſch, lächelten mir zu; die Kühnheit meines Vorgehens hatte mich wieder 'rausgeriſſen. Dennoch entſprach es ganz meinen Wünſchen, krankheitshalber von einer Stätte geſchieden zu ſein, die mir fünf Minuten lang ſo ſauer geworden war.

Es war aber nicht allein dieſe »Trennung von Tiſch«, die mir mein Eremitenleben auf Nr. 33 ſchließlich mehr erhebend als bedrücklich machte, es war auch vor allem die auf drei kurze Tage gewonnene Ruhe der Betrachtung, die Möglichkeit ſich 'mal wieder ſammeln und das bis dahin Eingeheimſte ſichten und ordnen zu können. Was ich anfangs als Einbuße an Zeit betrachtet hatte, geſtaltete ſich mir ſchließlich zu Zeitgewinn. Das Auf- und Abſchreiten in meinem Käfigzimmer, das Hinabſchauen in die Straße und ihr Treiben, ſie genügten ſchließlich, die beſcheidenen Anforderungen, die ich an meine Unterhaltung ſtellte, zu decken. Ich war dankbar für alles. Das Haus gegenüber trug in Rieſenbuchſtaben die Inſchrift: Veuve Vatelet, »logeuse«, ein Wort, das mir damals mit ſeiner Schlußſylbe noch befremdlicher klang als heute; auf dem Dachfirſt aber, unbeweglich neben dem Schornſtein, hockte ein weißer Kater und ſah theilnahmvoll nach mir herüber. Ich wette, daß er auch erkältet oder das Opfer eines ihm geſtellten »Knickebein« geworden war.

Meine eigentlichſte Beſchäftigung indeß, wenn ich von dem allerbeſten, dem Schlaf abſehe, war es doch, in Träumereien verſunken, auf die beiden Stahlſtiche zu blicken, die links und rechts neben dem Kamine hingen. Es waren zwei Bilder von Paul Delaroche: »Jane Gray auf dem Schaffot« und »die Söhne Eduards«. Sie bildeten unzweifelhaft einen wirklichen Zimmerſchmuck und legten mir doch die Betrachtung nahe, daß es gänzlich gegen allen guten Geſchmack verſtoße, kleine Gaſt- und Schlafzimmer damit aufzuputzen und dieſelben dadurch zu wahren Chambers of horrors, zu Schreckenskammern, umzugeſtalten. Lauter fünfte Akte allerblutigſter Tragödien hatten mich bisher ausſchließlich zu Bett begleitet; in Reims war ich der »Marie Antoinette auf ihrem letzten Gange« gefolgt, in Mouy war ich Augenzeuge der »Ermordung des Herzogs von Guiſe« geweſen; hier endlich brach es doppelt über mich herein: »Jane Gray« und — »les enfants d'Edouard«.

Dies letztere Bild, und mit dieſer Betrachtung will ich ſchließen, iſt ganz beſonders ſchlimm. Man liegt auch in einem Bette mit vier Säulen und zurückgeſchlagenen Gardinen, es iſt auch Abend, man ſieht auch einen Lichtſchimmer vom Corridor aus durch die Thürklinſe fallen, man iſt (das Günſtigſte zu ſagen) nicht unſchuldiger als die Söhne Eduards, und der Gedanke darf einen wohl beſchleichen: welchen Anſpruch haſt du darauf, nicht auch mit einem großen Bettkiſſen erſtickt zu werden?

Der Bilderſchmuck der Zimmer, wie ſo vieles andere, iſt ebenfalls ein Culturmeſſer. Die meiſten Menſchen hängen auf, was ſie haben, ohne ſich je die Frage vorzulegen, ob es paßt oder ob es gefällt.

Und gefallen kann nur das, was paßt.

Die I. Schlacht von Amiens.

(Treffen bei Boves.)

> Nein, beſter Vetter,
> Zum Tode auserſehn, ſind wir genug
> Zu unſres Lands Verluſt; und wenn wir leben,
> Je kleinre Zahl, je größres Ehrentheil.
>
> Shakeſpeare (Heinrich V.).

Die drei Stubentage waren um; am vierten früh fuhren wir, nach Südoſten zu, eine Meile hinaus, um von der Burgruine von Boves aus, wo ſich der Tag entſchied, das erſte Schlachtfeld von Amiens (27. November) in Augenſchein zu nehmen.

Ich ſchicke einen hiſtoriſchen Ueberblick vorauf.

Von dem Augenblick an, wo Paris cernirt war, alſo etwa von Mitte September an, ging das Streben Gambettas dahin, große Heerkörper zu bilden, die im Stande wären, die Entſetzung der Hauptſtadt zu bewerkſtelligen. Er reuſſirte damit wenigſtens zur Hälfte; — große Armeen wurden wirklich gebildet. So entſtanden: ſüdlich von Paris die Loire-Armee

(Aurelles de Paladine) und nördlich von Paris die Nordarmee (Faidherbe). Die Loire-Armee nahm Orleans. Wäre um eben dieſe Zeit (Anfang November) die Nordarmee unter Faidherbe bereits abſolut ſchlagfertig und fähig zu unmittelbarem Eingreifen geweſen, ſo hätten unſerer Belagerung von Paris daraus erhebliche Störungen erwachſen müſſen. Faidherbe indeß, ohne ſeine Schuld, war noch im Rückſtand, wartete auf dies und das, und ſah ſich ſomit in der Lage, ſeine Operationen erſt zu einem Zeitpunkt aufnehmen zu können, wo unſere durch die Kapitulation von Metz endlich freigewordenen Armeen bereits nahezu heran waren, um ſich, ſüdlich und nördlich von Paris, wie eine Schutzwehr, zwiſchen unſer Belagerungs-Heer, und die franzöſiſchen zum Entſatz herbeieilenden Armeen zu ſchieben. Unſere II. Armee, im Verein mit der Heeresabtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg, dirigirte ſich gegen die Loire und eroberte, nach heißen Kämpfen, Orleans zurück (eine Schilderung dieſer Vorgänge verſuche ich andern Orts); die I. Armee aber, General v. Manteuffel, nahm ihre Richtung erſt gegen die Oiſe, dann gegen die Somme (Amiens), wo ſich der Haupttheil der franzöſiſchen Nordarmee inzwiſchen geſammelt hatte. Am

26. November, als die Unſeren bei Thannes den Abſchnitt der Luce erreichten, ſtand es feſt, daß General Faidherbe gewillt ſei, ſich unſerem weitern Vormarſch entgegenzuſtellen.

So kam der 27. Wir fanden den Feind in guter Stellung öſtlich und ſüdlich vor Amiens, derart, daß ſein linker Flügel ſich an die Somme, der rechte ſich an die Celle lehnte. Mit ſeinem Centrum hielt er die Avre-Niederung, namentlich aber Bahnhof, Dorf und Burgruine von Boves beſetzt. Die Stellung war inſoweit gut gewählt, als das von einzelnen kleinen Flüſſen, vor allem aber von torfmoorartigen Niederungen durchzogene Terrain eine Annäherung des Feindes immerhin erſchwerte. Eine im Halbkreis um Amiens herum concentrirte Artillerie gab der Poſition eine weitere Feſtigkeit. Im Uebrigen waren, um wenigſtens einige Namen zu geben,

Villers-Bretonneux am linken Flügel,
Sains und Boves (wie ſchon erwähnt) im Centrum,
Dury am rechten Flügel

ſtark beſetzt und befeſtigt worden. Gegen dieſe drei Dörfer richtete ſich denn nunmehr auch unſer Angriff, an dem, außer einer zahlreichen Artillerie, eine combinirte Infanterie-Diviſion des I. Armee-Corps, die 15. und 16. Diviſion des VIII. Armee-Corps und die 3. Cavallerie-Diviſion, General Graf v. d. Groeben, theilnahmen.

Die combinirte oſtpreußiſche Diviſion, rechter Flügel (unſererſeits), nahm Gentelles, Cachy, Villers-Bretonneux. Das letztere, ſtark befeſtigte Dorf wurde 4 Uhr Nachmittags durch das tapfere 44. Regiment geſtürmt.

Die 15. Diviſion, Generallieutenant v. Kummer, nahm Sains und Boves im Centrum.

Die 16. Diviſion, Generallieutenant v. Barnekow, nahm mit den Regimentern 40 und 70 erſt Hebecourt, dann den dahintergelegenen Wald und das Dorf Dury.

Die Cavallerie-Diviſion deckte den rechten Flügel und bedrohte die Rückzugslinie des Feindes.

Villers-Bretonneux, Boves, Dury waren die drei entſcheidenden Punkte. Vor allem die Burgruine von Boves. Dieſe iſt der dominirende Punkt. Sie beherrſcht nicht nur die hier mannigfach ſich ſchiebenden Niederungen, ſie beherrſcht auch das bis Amiens ſich hinziehende Plateau. Als dieſer Punkt unſer war, betrachtete ſich Faidherbe als geſchlagen und ging zunächſt auf die in ſeinem Rücken gelegene

Stadt, dann, in nordöſtlicher Richtung, in ſein Feſtungsviereck: Arras, Cambrai, Valenciennes, Lille zurück. Er hatte zwei Corps im Feuer gehabt; das eine, das auf der Linie Boves-Dury gefochten, war in Auflöſung begriffen.

Am 28. beſetzten wir Amiens; kleine Abtheilungen der 15. und 16. Diviſion rückten gegen die Citadelle, um ſie zur Uebergabe aufzufordern. Der Maire mußte ſie bei dieſem Vormarſch begleiten. Er erklärte pathetiſch, daß er gehorchen werde, »daß es aber ſein und ihrer aller Tod ſein werde«. Lachend wurde ihm erwiedert, daß man ſich geſchmeichelt fühlen werde, in ſeiner Geſellſchaft zu ſterben.

Der Citadell-Commandant Vogel lehnte die nunmehr erfolgende Aufforderung zur Uebergabe ab. Am 29. früh begann die Beſchießung. Einer der erſten, der fiel (vielleicht der erſte und einzige), war der tapfere Commandant ſelbſt. Man nahm allgemein an, er habe den Tod geſucht. Zu halten war die Citadelle nicht, und ſie übergeben, hieß dem Geſchrei des Pöbels anheimfallen. Dem wollt' er entgehen und — ſo opferte er ſich. Er war ein Elſäſſer, wie Uhrich und Denfert, die tapferen Vertheidiger von Straßburg und Belfort.

Amiens, das von da ab Streitobjekt zwiſchen der Faidherbeſchen und der Manteuffelſchen Armee wurde, iſt uns ſeitdem nicht wieder verloren gegangen. Als Hauptreſultat des Tages aber mußte gelten, daß ein Entſatz der Hauptſtadt durch die Nordarmee vorläufig unmöglich geworden war.

So viel im Allgemeinen. Wir fuhren nun alſo auf das Dorf Boves zu, das an jenem 27. November die 30. Brigade (v. Strubberg) genommen hatte. Zur Seite des Dorfes, weſtlich, liegt die »Burgruine«. Wir ſtiegen den Hügel hinan, von dem aus man über den größten Theil des Schlachtfeldes einen trefflichen Ueberblick hat.

Was ſich einem zunächſt aufdrängt, iſt doch die Wahrnehmung, daß die Stellung von minderer defenſiver Kraft war, als wohl meiſt behauptet worden iſt. All die Hinderniſſe in der Front: die Moore und Niederungen, ſind ohne beſondere Schwierigkeit zu umgehn, da ſich, vom Angreifer aus gerechnet, unmittelbar zur Linken des Avre-Fluſſes und ſeiner Sumpfufer, ein beinah fünfviertel Meilen breites Plateau hinzieht, das es leicht machte, die ganze Poſition von Boves: Dorf, Bahnhof, Ruine, von links her zu faſſen. Scheiterte alſo auch der Frontal-Angriff (er ſcheiterte nicht), ſo mußte die Poſition doch immer von der Flanke her, ſei es durch die andere (29.) Brigade der Diviſion Kummer, oder ſei es durch Abtheilungen der 16. Diviſion — die auf demſelben Plateau, nur weiter links, vordrangen, genommen werden. Es hing alſo die Entſcheidung, auch hier, weit mehr an der Feſtigkeit der feindlichen Herzen als der feindlichen Stellung. Dieſe war nicht ſo feſt, daß ſie hätte aufwiegen können, was der uns gegenüberſtehenden Armee an innerem Zuſammenhalt fehlte.

Das beſte Stück der feindlichen Linie war ihr linker Flügel, alſo der ganze zwiſchen Boves und Villers-Bretonneux gelegene Poſitionsabſchnitt. Hier ſchieben ſich die Niederungen der Avre und Luce, namentlich des letzteren Flüßchens, wie ein breiter, mooriger Wallgraben vor das plateauartig dahinter aufſteigende Terrain; wie indeſſen von links her an Boves, ſo war von rechts her an Villers-Bretonneux heranzukommen und ſo ergaben ſich denn dieſe in der Front unpaſſirbaren Moorgründe wohl als eine Gefahr, wenn man geſchlagen wurde, aber nicht als ein großes Hinderniß für das Vorgehen überhaupt.

Gleichviel indeß wie viel oder wie wenig dieſe

Moorgründe für die Vertheidigung bedeuten mochten, intereſſant iſt jedenfalls das landſchaftliche Bild, das ſie gewähren, namentlich für einen Torflands-Märker, der an den Grenzen des Linumer Luchs zu Hauſe iſt. Dieſe Avre und Luce, ſie ſind wie der alte und neue Rhin; ringsum alles Torf mit dünner Grasdecke, und man ſteht auf dieſem Ruinenberg von Boves, wie etwa auf dem Kurfürſtenberg bei Fehrbellin, wo man dann freilich noch hiſtoriſcheren Boden unter den Füßen hat. Denn dort wurde Preußen geboren, als unter den Fanfaren des Dragoner-Regiments von Moerner das ſchwediſche Regiment Dalwig bis auf 30 Mann zuſammengehauen wurde. Viele Schweden gingen damals im Luch jämmerlich zu Grunde. Hätten wir, bei Amiens, da geſtanden, wo die Franzoſen ſtanden, ſo würden die Mobilgarden des Pas de Calais am 27. November das Schickſal jener Schweden getheilt haben. Aber unſer Angriff ging ſo, daß wir die Feinde vom Luch weg trieben, nicht hinein.

Einen guten Cavallerie-Angriff brachte übrigens der 27. November auch, wenn es auch freilich kein Angriff war wie der obenerwähnte jenes Fehrbellin-Tages. Nicht jede Cavallerie-Attacke kann auf den 18. Juni fallen und ein Königreich gebären. Aber auch der

27. November that ſeine Schuldigkeit. Das war am äußerſten linken Flügel zwiſchen Sains und Dury. Die Escadron Rudolphi vom 9. Huſaren-Regiment, an ihrer Spitze Oberſt v. Wittich und Major v. Lützow vom ſelben Regiment, attackirte gegen Chaſſeurs vom 12. und 17. Bataillon und hieb ſie nieder. Unſererſeits wurde Ordonnanz-Offizier Prinz Hatzfeld von Bajonnetſtichen durchbohrt.

Der Hügel, von dem aus wir dieſe Rundſchau über das Schlachtfeld genommen haben, fällt nach Süden zu ſteil, baſtionsartig, ab, was ihm ein ſehr maleriſches Anſehen leiht; ſein eigentlichſter Reiz iſt und bleibt aber doch die Ruine. Drei Seiten fehlen ihr ganz (eine Doppelreihe von Bäumen deutet an, wo die alten Umfaſſungsmauern geſtanden haben) und nur nach der Dorfſeite hin erhebt ſich noch ein Stück Mauerwerk, das in einem hohen Südoſtthurm endigt. Von dieſem Thurm iſt noch am meiſten erkennbar; hier war das Portal, hier lagen die beſten Zimmer, die, in Zeiten, die nicht mehr ſind, ihren längſt heimgegangenen Bewohnern einen koſtbaren Ueberblick über die Landſchaft, über ein weites Netzwerk von kleinen und großen Flüſſen geſtatteten, — die Cathedrale von Amiens immer als point de vue.

Der Name, den dies Schloß führte, war: le Château de Henri IV., und alles, was es von Geſchichte aufweiſt (wenn überhaupt), fällt in die Zeit des guten Königs »Ventre Saint Gris«. Es war der Wohnſitz ſeiner geliebten Gabriele, der ſchönen Gabriele d'Eſtrées, aber wohl nicht auf lange. Später zog dieſe die Loire-Schlöſſer vor, Schloß Chambord, vor allem Schloß Chenonceaux, welches letztere Franz I. ſeinerzeit für die ſchöne Diana von Poitiers erbaut hatte und dem dann das Schickſal zu Theil wurde, etwa hundert Jahre lang von Geliebte auf Geliebte überzugehn. Was übrigens für das Schloß ſpricht; denn Geliebte erhalten immer das Beſte.

Der gute König Heinrich — nach einem Schlachtbericht muß mir dieſe Abſchweifung geſtattet ſein — war nirgends gütiger als in Liebesſachen, am allergütigſten aber war er gegen ſeine ſchöne Gabriele. Tallemant des Réaux, von dem wir Memoiren aus jener Zeit beſitzen, nennt ſie eine »franche Coquine« und belegt dieſen Ausſpruch durch wahre Wunderdinge. Er ſcheint übrigens die Nachſicht des Königs nur in der Ordnung gefunden zu haben, denn er fügt hinzu:

»Roi Henri hatte ſo viele Geliebte, daß ihm für die Einzelne nichts Erhebliches übrig blieb.« Dennoch, unglaublich zu ſagen, ſchien Roi Henri eine Zeit lang von der Treue Gabrielens überzeugt zu ſein. Bellegarde, einer ſeiner Hofleute, erbot ſich den Gegenbeweis anzutreten und geleitete den König, den Corridor entlang, bis an das Cabinet der Geliebten. Als man eben eintreten wollte, ergriff der König die Hand Bellegardes und ſagte: »Non, je ne veux pas entrer, cela la fâcherait trop«. Zudem ſpielten alle dieſe Scenen in denſelben Zimmern, in deren einem Franz I., der Altmeiſter franzöſiſcher Galanterie, mit einem Ringe an das Fenſter gekritzelt hatte:

Souvent femme varie
Et fol est qui s'y fie.

In der That, wer unter ſolchen Sprüchen groß wird, zudem ein Prinz iſt und ſein Leben gleich damit anfangen durfte, daß er ſtatt in eine Wiege in eine Schildkröten-Schale gelegt wurde, der darf manches mit anderen Augen anſehn als der nachgeborne Sohn einer proſaiſcheren Zeit. Ueberraſchen konnte damals wirklich nur, daß der Vater der ſchönen Gabriele, Antoine d'Eſtrées, Großmeiſter der Artillerie, an ihrer delikaten, und in mehr als einer Beziehung nicht völlig korrekten Stellung, wie es ſcheint, ernſtlichen Anſtoß nahm. Der König ſuchte indeß den Alten zu beruhigen. Er vermählte bald darauf die ſchöne Gabriele an den Seigneur Domerval von Liancourt, einen Wittwer mit vierzehn Kindern. Es iſt ſchwer zu ſagen, warum er gerade dieſe Wahl traf; imponirten ihm die 14, oder beruhigten ſie ihn?

Gabriele ſtarb an einer jener »vergifteten Orangen«, ohne die der kleinere Romanſchriftſteller nicht beſtehen kann. Ihr Bild hängt in einem Betzimmer in Schloß Chenonceaux.

Uebrigens ſchien ein alter picardiſcher Graf, Comte Chaſſepot, mit dem ich Gelegenheit fand, ein paar Worte über die ſchöne Gabriele zu ſprechen, von ihrer hochadligen Abſtammung wenig wiſſen zu wollen. Sie war ihm nicht eine Tochter aus dem alten Hauſe d'Eſtrées, ſondern eine ganz allgemeine Gabriele aus dem Flecken d'Eſtrées, mit deren Adel es alſo (immer vorausgeſetzt, daß mein picardiſcher Graf Recht hat, was ich bezweifle) nicht viel mehr auf ſich haben würde, als mit dem Adel der »Guſtel von Blaſewitz«.

Die 2. Schlacht von Amiens.

(Das Treffen an der Hallue.)

> Von Lager hallt zu Lager durch die Nacht
> Der Heere leiſes Summen, daß die Poſten
> Mit angeſpanntem Ohre faſt vernehmen
> Der gegenſeit'gen Wacht geheimes Flüſtern.
> Die Feu'r entſprechen Feuern, und es ſieht
> Durch ihre bleichen Flammen ein Geſchwader
> Des andern bräunlich überfärbt Geſicht.
>
> Heinrich V.

Der nächſte Tag war für das »zweite Schlachtfeld von Amiens« feſtgeſetzt. Dieſelbe Morgenſtunde ſah uns auf dem Wege dorthin. Es iſt nöthig, abermals einen »hiſtoriſchen Rückblick« meiner Schilderung vorauszuſchicken.

Die franzöſiſche Nordarmee, ſo weit ſie bei Amiens geſtanden hatte, hatte ſich nach der Niederlage vom 27. November in das Feſtungsviereck der Departements Nord und Pas de Calais zurückgezogen, um ſich hier zu ſammeln, zu erneuern und wieder ſchlagfertig zu machen. Unſere I. Armee war ihr auf dieſem Rückzuge nicht gefolgt, ſondern hatte ſich, unter Zurücklaſſung einer Beſatzung in Amiens, ſogleich ſüdweſtlich gewandt, um der zweiten ſchwächeren Hälfte der franzöſiſchen Nordarmee, die ſich bei Rouen geſammelt hatte, das Schickſal der erſten Hälfte zu bereiten. Dies glückte auch, und zwar mit geringen Opfern; General Goeben, der am 4. und 5. Dezember auf feindliche Abtheilungen ſtieß, trieb dieſelben nach leichtem Gefecht vor ſich her, und beſetzte am 6. die alte Hauptſtadt der Normandie: Rouen. Hier folgten einige Ruhetage. Aber ſchon in der Mitte des Monats wußte man, daß General Faidherbe inzwiſchen die Reconſtruction ſeiner Armee vollendet und abermals auf der mehrgenannten Linie ſeinen Vormarſch begonnen habe, um zunächſt auf Amiens, dann, nach erfolgter Wegnahme dieſes Platzes, auf Paris zu marſchiren. Dies letztere ließ ſich freilich nur vermuthen. Jetzt, wo die Ausfallverſuche gegen Stains und Le Bourget (am 21. Dezember) deutlich zu uns ſprechen, wiſſen wir, daß jene Vermuthung richtig war.

General v. Manteuffel wandte ſich unverzüglich, als dieſe Nachrichten ihn trafen, von Rouen wiederum gegen Amiens, um der Faidherbeſchen Armee, wo er ſie auch finde, zum zweiten Male eine Schlacht zu bieten. Am 22. Dezember marſchirten ziemlich genau dieſelben Truppentheile, die vor kaum vier Wochen den erſten Kampf bei Amiens beſtanden hatten, über die wohlbekannten Felder von Dury und Boves, ſchwenkten links, gingen weſtlich von Daours, in deſſen Nähe die Hallue in die Somme mündet, über dieſen letzteren Fluß und ſahen ſich, als ſie einen nach Norden hin ſtreichenden Höhenzug erſtiegen, alsbald der Schlachtaufſtellung der franzöſiſchen Armee gegenüber.

Dieſe war vorzüglich gewählt und zog ſich auf einer gegenüber gelegenen Hügelreihe in Ausdehnung einer Meile hin. Das Schlachtfeld beſtand alſo aus zwei Höhenzügen, hüben und drüben, zwiſchen denen die Hallue floß; — alles in der Richtung von Nord nach Süd. Zu beiden Seiten der Hallue befanden ſich baumbepflanzte Wieſen und vier Dörfer, von denen Daours den linken, Fréchencourt den rechten Flügel, das Doppeldorf Querrieux-Pont-Noyelles aber den Mittelpunkt der franzöſiſchen Aufſtellung bildete. Alle vier Dörfer waren von ſtarken, vorgeſchobenen Abtheilungen des Feindes beſetzt; ſeine eigentliche Poſition aber war und blieb der Höhenzug jenſeit des Fluſſes.

Als die Regimenter unſerer 15. Diviſion auf die mehrerwähnte dieſſeitige Höhe traten und echellonweiſe rechts einſchwenkend, bald wahrnahmen, daß die hinter ihnen wegmarſchirende 16. Diviſion augenſcheinlich beſtimmt war, den rechten Flügel der Franzoſen, die Waldhöhe von Fréchencourt zu tourniren, fiel von der Lippe eines Offiziers die Bemerkung: »ah, Sedan im Kleinen«, ein Wort, das raſch von Mund zu Mund ging, da es die Sachlage ſehr gut kennzeichnete. »St. Privat im Kleinen« wäre vielleicht noch richtiger geweſen, theils nach der Situation, theils nach dem Verlauf, den, vorübergehend wenigſtens, auch an jenem 18. Auguſt die Dinge nahmen.

Als nunmehr auf der ganzen Linie, unter einem wüthenden Feuer des Feindes, das glücklicherweiſe wenig Verluſte verurſachte, unſere Bataillone Stellung genommen hatten, begann der Angriff gegen die in der Tiefe gelegenen Dörfer. Daours war bereits unſer; Querrieux und Pont-Noyelles folgten, zuletzt auch Fréchencourt. Die Flußniederung mit ihren Dörfern hüben und drüben hatten wir jetzt; nur der Höhenzug war noch in Händen des Feindes. Die 33er wollten ihm auch dieſen entreißen und gingen unter dem Rufe »Malheur, Malheur«, womit ſie gewohnt waren bei jedem Einrücken in ein franzöſiſches Dorf von den alten Weibern empfangen zu werden, gegen den Waldberg vor. Umſonſt. Das Regiment hatte ſtarke Verluſte und mußte zurück. In dieſem Augenblick, anſtatt den unausbleiblichen Erfolg der ſich bereits vollziehenden Ueberflügelung abzuwarten, wurde die 16. Diviſion von ihrem Flankenmarſch zurückgerufen, um den Frontalangriff gegen den Fréchencourt-Wald zu unterſtützen. Als die 16. Diviſion marſchmüde endlich eintraf, war es bereits zu ſpät, um den ohnehin furchtbaren Sturm auf die Höhenpoſition zu unternehmen. Es dunkelte ſchon. So begnügte man ſich denn unſererſeits mit den bis dahin erzielten Erfolgen.

Der andere Morgen (der 24.) ließ eine Wiederaufnahme des Kampfes erwarten, um ſo mehr, als der Vortheil der Stellung, ſo lange wir blos die Dörfer hatten, auf Seiten des Feindes war. Aber dieſer hatte mehr gelitten als wir; zudem blieb ſeine Flanke, wenn unſere 16. Diviſion die Bewegung vom Tage vorher wieder aufnahm, in gleicher Weiſe gefährdet. Dies beſtimmte ihn, ſeine Stellung freiwillig zu räumen. Er zog ſich zunächſt auf Albert, dann — von den Unſern verfolgt — bis auf Bapaume zurück, wo er am 2. und 3. Januar nochmals ſich ſtellte und in geſchickter Ausbeutung der Situation, unſere an jenem heißen Tage in Aktion tretenden, ohnehin längſt decimirten Bataillone arg gefährdete. Der Erfolg hing an einem Haar.

Bapaume war das Nachſpiel des »zweiten Tages von Amiens«. Als auch über dieſem Nachſpiel der Vorhang gefallen war, zog ſich Faidherbe in ſeinen alten Sicherheits-Hafen zurück, um abermals an die Ausbeſſerung ſeiner Havarien zu gehn. Der Tag von St. Quentin (ich komme auf ihn zurück) machte dann dieſem »Hin und Her« ein Ende. —

So viel über die Weihnachtswoche Faidherbes. Wir fuhren nun dem Schauplatz dieſer zweiten Schlacht von Amiens entgegen, die wir das Treffen an der Hallue, die Franzoſen die Schlacht bei Pont-Noyelles nennen. Als wir, nach einem vorgängigen Beſuche des Dorfes Daours, auf die Höhe hinauffuhren, die uns, namentlich im Rücken von Querrieux, einen Ueberblick über das ganze Schlachtfeld geſtattete, wurde ich betroffen durch die frappante Aehnlichkeit mit dem Schlachtfelde von Wörth. Daß dies noch nicht ausgeſprochen iſt, kann nur darin ſeinen Grund haben, daß die Offiziere der I. Armee bisher noch nicht dazu kamen, die Schlachtfelder der III. Armee zu ſtudiren, und umgekehrt. Dieſelben Höhenzüge, dieſelbe Niederung, derſelbe Fluß. Nur links und rechts hat gewechſelt. Was dort die Sauer iſt, iſt hier die Hallue; wo dort Gunſtett liegt, liegt hier Daours; an die Stelle von Wörth (zu beiden Seiten der Sauer) tritt hier Querrieux-Pont-Noyelles; und wo dort ſich die baſtionartige Erdfeſtung von Fröſchweiler erhebt, erhebt ſich hier die in 6 oder 7 Terraſſen anſteigende auf ihrer Kuppe waldgekrönte Höhe von Fréchencourt. Es war eine Poſition, viel ſchwerer zu nehmen als der Kapellenberg bei Trautenau, und vielleicht kaum leichter als der Osnert bei Uettingen oder die berühmte »Schräglinie« bei St. Privat. Denn wenn, auf der einen Seite, die Terraſſen dieſes Fréchencourt-Berges, ſo lang' man ſich duckte und anpreßte, freilich einen gewiſſen Schutz gewährten (man befand ſich dann im todten Winkel), ſo entſtanden doch aus dem Kletternmüſſen und dem Auftauchen des Helms über der Treppenſtufe, immer neue Schwierigkeiten und Gefahren. Es konnte nicht glücken; und wie bei St.

Privat (wenn man ſich aller Illuſionen entſchlägt) ſchließlich die einfache Thatſache der Ueberflügelung durch das 12. Corps und nicht der Frontal-Angriff den eigentlichen Ausſchlag gab, ſo konnte auch hier nur der Flankenmarſch der 16. Diviſion das Heil bringen. Das wird einem klar, ſo wie man einen Blick auf dieſe formidable Stellung wirft.

Von ſeinem Standpunkte aus kann man es deshalb dem General Faidherbe nicht geradezu verdenken, daß er den »zweiten Tag von Amiens« nicht recht als einen preußiſchen Sieg gelten laſſen will. Unzweifelhaft waren die Höhen ſeine eigentliche Stellung und nicht die Dörfer. Dies vorgelegene Terrain büßte er ein; aber alle Punkte, die dies Vorterrain beherrſchten, blieben in ſeinen Händen. Die Verſuche, die gegen dieſe Punkte gerichtet worden waren, waren geſcheitert. Daß er dieſe Situation, die uns einem ebenbürtigen Feinde gegenüber nothwendig hätte gefährlich werden muſſen, nicht ausbeutete oder ausbeuten konnte, lag nicht an dem Maaß der unſererſeits erzielten Erfolge, ſondern lediglich an der Zuſammenſetzung ſeiner Armee. Er hatte jedesmal 5, vielleicht auch 10,000 Mann alter Soldaten, mit denen er den Kampf führte, während 30,000 Mann Mobil- und

Nationalgarden daneben ſtanden und vorwiegend als eine Art Couliſſe wirkten. Die Bedeutung einer ſolchen iſt bekanntlich nie zu unterſchätzen; der Gegner kann nie wiſſen, ob die Linien, die da oben ſtehn, eben blos ein Bild ſind oder mehr; aber der General, der mit ihnen ſchlagen ſoll, muß andererſeits die Ueberzeugung haben, daß er ſie über die bloße Couliſſe hinaus verwenden kann. Und dieſe Ueberzeugung hatte General Faidherbe nicht, konnte ſie nicht haben. Vielmehr wußte er, daß am Spätnachmittag des 23. Dezember die guten Elemente ſeiner Armee völlig aufgebraucht und die ihm verbleibenden Maſſen zu keiner Offenſivbewegung zu gebrauchen waren. Dieſen Umſtand hat man bei Beurtheilung des Treffens an der Hallue gegenwärtig zu haben. Dazu kam, speziell bei der Nordarmee, eine höchſt mangelhafte Equipirung, ſo daß dieſe Moblots und Mobilen, nach einer Dezembernacht im Freien, ausgefroren und ausgehungert, wohl nichts Beſſeres thun konnten, als im Laufe des Tages die Stellung räumen.

Wir fuhren die ganze Linie ab, abwechſelnd auf der Höhe und in der Tiefe. Alle drei Dörfer, auf dieſer Seite der Hallue, haben ihre Schlöſſer. Wir beſuchten ſie. Das Château in Querrieux iſt das ſchönſte und liegt villenartig in einem entzückenden Park; die Hallue-Wieſen, die mit hineingezogen wurden, unterſtützen das Bild. Der Beſitzer des Schloſſes führt den Namen des Dorfes ſelbſt; es iſt ein Marquis de Querrieux.

Die Château's von Daours und Fréchencourt ſind in Erſcheinung von minderem Belang; aber denen, die hier in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember ihre Stätte hatten, werden ſie mehr in Erinnerung geblieben ſein, als hundert andere Schlöſſer, die ſie geſehen. In Daours ſah es ſo furchtbar aus, daß die 8. Jäger, die hier lagen, die Innenräume aufgaben und ſich auf die Straße legten, »zugedeckt mit dem Sternenhimmel«; in Fréchencourt aber, einem Monſieur de Pajol gehörig, war auf dem weiten Schloßhof ein Rieſenfeuer angezündet, um das herum eingemummt und eingewickelt hundert ſtumme Geſtalten ſaßen.

Einer ſchrieb: »Wir waren müde zum Umfallen, hungrig, dabei 10 Grad Kälte. Stroh und ein abgeriſſener Zaun brannten hell auf; wir ſaßen faſt inmitten der Flammen und röſteten an unſeren Säbeln einzelne Stücke altes Brod. Drüben lag der Waldberg, den zu ſtürmen wir umſonſt verſucht hatten; dann und wann ein Schuß, eine Granate ſauſte herüber; aber wir achteten ihrer nicht. So kam der 24., der »heilige Abend«. Das Feuer brannte noch, aber — »keine Lichter am Baum«.

Peter von Amiens.

Herab vom Himmel, klar und fern,
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:
Excelsior!

Longfellow.

Wer kennte ihn nicht? Unter den Bildern unſrer früheſten Jugend ragt ſeine Geſtalt auf, des Mannes im härenen Gewande, des Aſceten, des Eremiten, wie er, den bloßen Kopf in der ſchwarzen Kapuze, dahin ſchreitet, das »Gott will es« auf den ſchmalen Lippen. Peter von Amiens! Seine Geburtsſtätte hat ihm ein Standbild errichtet. Ich wollte die Stadt nicht verlaſſen, ohne dies Standbild, das ſich dem Auge etwas entzieht (es ſteht im Rücken der Cathedrale) geſehen zu haben. Nach einigem Suchen fand ich es.

Es iſt eine in Erz gegoſſene Statue neuſter Zeit, erſt im Jahre 1854 errichtet. Sie zählt zu den beſſeren Arbeiten unter den vielen Hunderten, denen man überall im Lande begegnet; aber wiewohl beſſer als manche andere und lobenswerth in der Intention, glänzt ſie doch viel mehr durch Abweſenheit von Mängeln, als durch Vorhandenſein von beſonderen Vorzügen. Sie iſt nicht eitel und nicht theatraliſch; in dem Fehlen dieſer Fehler liegen all' ihre Tugenden. Sie faßt den Eremiten auf, wie er predigend, anrufend, durch die Lande zieht. Die Linke liegt auf der Bruſt; in der Rechten hält er das Crucifix. »Dieu le veut«! All' dies Aeußerliche iſt gut getroffen, beſonders die ſchreitende Bewegung, die ſo natürlich ſich giebt, daß das Auge zunächſt davon beſtochen wird; aber der Kopf iſt verfehlt. Er iſt flach, ohne jede tiefere, ſelbſt ohne leidlich charakteriſtiſche Auffaſſung. Es iſt der herkömmliche Apoſtelkopf mit etwas Krausbart, etwas Entſchloſſenheit und etwas Durchſchnitts-Idealität, aber von Aſceſe, von Fanatismus keine Spur. Dies iſt viel mehr Petrus der Jünger, als Peter der Eremit. Der Künſtler, der ihn ſchuf, hat an den Bildern der ſpaniſchen Schule (ich nenne namentlich Zurbaran und Spagnoletto) keine ausreichenden Studien gemacht.

Dieſe Statue des Pierre l'Hermite war mein letzter Beſuch in Amiens; eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich bereits im Coupé auf dem Wege nach Rouen und hatte Zeit, den Gedanken nachzuhängen, die das erzene Bildniß, ganz abgeſehen von ſeinem künſtleriſchen Werth oder Unwerth, in mir angeregt hatte. Sie gipfelten in dem Satz: dieſes ſchöne, bevorzugte, verfallende Land, wenn es wieder empor will aus dieſem Verfall, bedarf es deſſen, was dieſes Eremiten-Bildniß repräſentirt, bedarf es der ſelbſtſuchtloſen Hingabe an eine große Idee. An die Stelle eitler Erregung muß wieder ein ächter Enthuſiasmus treten, eine Begeiſterung, die hebt und heiligt, ſtatt lächerlich macht, die giebt, ſtatt blos zu nehmen, und die mit dem Satze bricht, daß das Sparkaſſenbuch das Buch aller Bücher iſt. Einmal begonnen damit, werden der Neid und die Phraſe hinfallen, und mit der Phraſe zugleich jene Lügen-Trinität, die die Freiheit in die Zerſtörung des Ueberkommenen, die Gleichheit in die Herabſetzung alles Höheren und die Brüderlichkeit in die Verachtung der Sitte ſetzt.

Es iſt nicht nöthig, daß dieſe Wiedergeburt (wenn ſie erfolgt) unmittelbar aus einer der beſtehenden Glaubensformen heraus erfolgen muß, es iſt nicht nöthig, daß aus der Kapuze hervor das erlöſende Wort geſprochen wird, aber irgend ein »Dieu le veut« muß es ſein, und ſo kann denn, wenigſtens mittelbar, das Heil nur aus der Kirche kommen, weil ihr allein noch, weit über alle Glaubensſätze und ihren Tagesſtreit hinaus, die Lebensſätze angehören, die das Heil umſchließen. In dem Heilig-Ueberlieferten allein noch (oder doch faſt allein noch) gedeiht jene klaräugige Weisheit, die auch in Dingen dieſer Welt das Wahre vom Falſchen, das Glückbringende vom Unglückbringenden zu ſcheiden weiß. Die franzöſiſche Nation aber, als ein Ganzes genommen, ſetzt ihr Heil in das Moderne, in das Hohle und Trügeriſche, und in »die Anrufung der in den natürlichen Dingen verborgenen Dämonen«. Da ſteckt's. Irgend etwas, das jenſeits der »natürlichen Dinge« liegt, muß an die Stelle des Dieſſeitigen treten, ein im Licht gebornes Geiſtiges an die Stelle des Erdgeiſtes oder gar des Geiſtes der Finſterniß. Noch einmal: das Ideale iſt es, was noth thut! Und wenn alles, was die kommenden Jahre brächten, nur Pflicht, Gehorſam, Demuth hieße, wenn es, ſtatt der Flamme, die heiligt, nur eben ihr Wiederſchein wäre, der blos irdiſch verklärt, wenn nichts erreicht würde als das Bekenntniß des Unrechts und der Sünde, ſo hätte die Wiedergeburt begonnen.

Aber dieſe Tage ſcheinen weiter denn je! Das Götzenbild La France bleibt ungeſtürzt in den Gemüthern, und das eben noch von eigenen Händen angezündete Paris iſt wieder die Pilgerſtätte des Volkes und ſeine — »heilige Stadt«.

Rouen - Dieppe.

Rouen.

Der Oberrichter ergreift das Wort;
»Du ſtehſt als Büßer an dieſem Ort;
»Knie' hin und bet' und bekenne laut,
»Daß du am Werk der Hölle gebaut.«
B. v. Lepel (Thomas Cranmer).

* * *

Was war es das ich that?
»Solch eine That
Die Blüth' und Huld der Sittſamkeit befleckt,
Die Zucht zur Lüge macht; der Eh' Gelübde
Wie Spielereide fälſcht.«
Hamlet.

I.

Rouen iſt entzückend.

Ich hatt' es im Geiſte immer nur im Qualm und Rauch jenes Scheiterhaufens geſehn, auf dem einſt die lieblichſte und zugleich erhabenſte Geſtalt aller Geſchichte: »die Jungfrau« ſtand und ihre Treue beſiegelte; — aber das wirkliche Rouen iſt eine lachende Stadt: breit, heiter, königlich, liegt es hingeſtreckt an den Ufern der unteren Seine.

Wir erreichten es um die Mittagsſtunde. Es hieß ſich eilen, wenn an demſelben Tage noch die Sehenswürdigkeiten geſehen und das Leben von Rouen in vollen aber zuläſſigen Zügen genoſſen ſein wollte. Ich muß dies Wort betonen. Denn Rouen war ein ſchlimmer Platz (eine erhebliche Steigerung von St. Denis) und in eben jenen Stadtvierteln, drin die »Jungfrau« verbrannt worden war, war ſie aufs Neue mächtig geworden und rächte ſich an den Feinden ihres Landes. Mancher, der dem Schwerte Dunois-Faidherbes glücklich entgangen war, erlag hier dem Zauber der Pucelle.

Dies beiläufig. — Ich hatte ſieben Stunden, und mit Rückſicht auf dieſes Minimum von Zeit entſchloß ich mich zu einem Hülfsmittel, das ich ſonſt mit äußerſter Gefliſſentlichkeit vermeide, ich nahm einen Führer.

Und wenn ſie noch »Führer« hießen, oder Guide oder Cicerone! aber nein, die Proſa Frankreichs muß ſich überall ein Genüge thun und überantwortet den Fremden einem »Commiſſionair«. An ſolchen iſt denn an keinem Bahnhofe Mangel, am wenigſten in Rouen, und nach den erſten Minuten ſchon war ich in Verhandlungen mit einem ſtadtkundigen Blaukittel, den ich bat, ein »Fünf-Stunden-Programm« zu entwerfen. Den Reſt an Zeit wollt' ich für mich behalten. Das betreffende Geſpräch, das viel von einer Menu-Berathung zwiſchen Koch und Feinſchmecker an ſich hatte, verlief etwa wie folgt:

Drei Kirchen.

Gut.

Fünf Statuen.

Nehmen wir drei.

Dann Palais de Juſtice, Belfroi, Rathhaus.

Laſſen wir das Rathhaus fallen.

Hôtel du Bourgtheroulde.

Gut. — Eh bien denn!

Es wurde noch ausgemacht, daß wir die von fünf auf drei reducirten Statuen bis zuletzt laſſen wollten; dann brachen wir auf. Zunächſt in die Kirchen.

Die drei Kirchen des Programms waren: l'Eglise Maclou, l'Eglise St. Ouen und die Cathedrale. Was ihnen gemeinſam iſt, iſt die normanniſche Gothik. Weiterhin ein Wort über dieſelbe.

L'Eglise Maclou iſt eine kleinere Kirche. Sie gilt für ein chef d'œuvre und iſt es. In der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeführt, zeigt ſie die Gothik in ihrer Vollendung. Dabei nichts von Ueberladung. Sie genoß ſeit ihrer Gründung gewiſſer Vorrechte: ſie bewahrte das heilige Oel; ihr Kreuz ging in den Prozeſſionen vorauf. Ihren größten Schmuck aber bildeten und bilden noch die erzenen Portal-Thüren, die, in Basrelief, einzelne Scenen aus der Heilsgeſchichte darſtellen! Sie ſollen von Jean Goujon, der in Rouen eine ähnliche Rolle ſpielte, wie Nicolas Blaſſet in Amiens, herrühren. Der Vergleich mit den Ghibertiſchen Thüren iſt naheliegend. Für den Kenner werden die letzteren um Vieles bedeutender ſein; dem Auge des Laien aber empfehlen ſich dieſe Thüren von Maclou. Sie wirken graziös, namentlich durch eine überaus geſchickte Anwendung der Arabeske. Woher der Name Maclou kommt, habe ich nicht erfahren können. Engliſche Anklänge finden ſich in der Normandie überall und ſind natürlich; dieſe ſchottiſch-gäliſchen aber müſſen überraſchen.

St. Ouen iſt eine große Kirche, die ſowohl an Alter wie an Anſehn mit der Cathedrale wetteifert, was ſich beides aus der einfachen Notiz ergeben mag, daß Kaiſer Otto I., als er 949 Rouen belagerte, von ſeinem Lager aus ein Salvum conductum erbat, um die Stadt betreten und in St. Ouen beten zu dürfen. An Schönheit, jedenfalls aber Einheitlichkeit (trotzdem der Bau der Kirche, wie ſie ſich jetzt präſentirt, vom 14. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts währte) iſt St. Ouen der Cathedrale überlegen. Ihre Mängel, für mein Gefühl wenigſtens, liegen andererſeits in dem, was moderne Architekten als »die Abweſenheit von allem Störenden« bezeichnen, eine Baumeiſter-Phraſe, gegen die ich einen wahren Haß habe. Es heißt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als: »wir haben bei der letzten Renovirung alles hinausgeworfen; man kann jetzt alle Säulen und Pfeiler deutlich ſehn; alles iſt kahl, alles iſt langweilig«. Dieſen Säuberungs-Prozeß hat man mit dem alten St. Ouen aufs gründlichſte vorgenommen.

Ich muß hieran eine Bemerkung knüpfen, für die ich eine ſo paſſende Stelle vielleicht nicht wieder finde. Die Baumeiſter, wenn man ihnen freie Hand läßt, operiren überall nach dieſem Aufräumungs-Prinzip, das, rund heraus geſagt, in nichts anderem ſeinen Grund hat, als in kraſſem Egoismus. »Die Todten ſind todt, und — der Lebende hat Recht«. Wenn nun aber dieſer Egoismus aller Orten die Architekten-Gemüther beherrſcht, auch da noch, wo ein gewiſſer hiſtoriſcher Sinn zu Hauſe iſt, wie erſt in Ländern, wo dieſer Sinn in neunundneunzig Fällen von hundert fehlt! Und in Frankreich fehlt er überall. Außer den guten Fahrſtraßen, den Pendulen, der Kirchlichkeit der Frauen und der Unkirchlichkeit der Männer, — außer dieſen vier Dingen, ſag' ich, die ſich wohl jedem Frankreich-Reiſenden aufgedrängt haben, giebt es nichts, was ſich ſo bemerkbar machte, wie die Gleichgültigkeit gegen die eigene Geſchichte. Vielfach verkehrt ſich dieſe Gleichgültigkeit geradezu in Haß. Das Herunterreißen der Vendôme-Säule entſprach und entſpricht noch der Empfindung von Millionen.

Dieſe Thatſache iſt, glaub' ich, unbeſtreitbar; eine Meinungsverſchiedenheit kann nur darüber walten, woraus ſie entſtanden iſt. Vieles hat dazu mitgewirkt. Hier ſei nur eines hervorgehoben. Dieſe Gleichgültigkeit, dieſer Haß, ſie ſind zu erheblichem Theile ein Reſultat der total-verwerflichen Art, wie man ſich in Frankreich ſeit achtzig Jahren gewöhnt hat, Geſchichte zu lehren. Zurückliegendes wird vernachläſſigt, vergeſſen, und ſo wächſt denn ein Geſchlecht heran, das von der alten Ruhmesgeſchichte des Landes nichts mehr weiß, nichts mehr wiſſen kann und ſich nothwendig von der neuen Ruhmesgeſchichte, weil überladen damit, degoutirt abwenden muß. Unſer Geſchichtsunterricht umfaßt wohlweislich das Ganze und bringt es deshalb zu einer geſunden Wurzel in den Gemüthern. Es giebt bei uns keine Dorfſchule, in der die Kinder nicht von Lützen, von Guſtav Adolf, von Fehrbellin, vom alten Derfflinger zu erzählen wüßten; wohingegen ich überzeugt bin, daß in Frankreich viele, ſehr viele Menſchen den Duguesclin, den Coligny, den Sully, ja ſelbſt den großen Turenne nur dem Namen nach und die meiſten auch dieſen nicht kennen. Die Revolutions-Geſchichte und die Geſchichte des Erſten Kaiſerreichs haben alles andere verdrängt; aber auch aus ihnen iſt, weil eben die Maſſe des Stoffs, wie ſchon angedeutet, alles wahre Intereſſe ertödtet, im Volke nichts weiter lebendig geblieben, als ein paar Namen und ein paar Stichworte: Ney, Soult, Kleber; Grouchy als Verräther (»Verrätherei« macht in Frankreich immer populair), »Jahrtauſende blicken auf euch hernieder«, »Le Brave des Braves«, »La Garde meurt, mais elle ne se rend pas«, und das »Merde« Cambronnes. Alles oberflächlich. Und eben dieſe Oberflächlichkeit iſt es, aus der dann das Changiren der politiſchen Empfindung, der Bankrutt des jeweiligen Tages-Enthuſiasmus nothwendig erwachſen muß. Denn wenn es auch wahr iſt, daß der Franzoſe ohne Phraſe nicht beſtehen kann, ſo wechſelt er doch innerhalb derſelben, und was ihm heute ein Heiligthum war, hat ſchon deshalb einen Anſpruch darauf, morgen eine Lächerlichkeit zu ſein.

Undank und Pietätloſigkeit ſchreiten in häßlicher Nacktheit durch die Straßen. Kein Wunder; ſie ſtellen ſich immer ein, wo, wie eben in Frankreich, der hiſtoriſche Sinn verloren gegangen iſt.

Und dieſer iſt verloren gegangen; noch einmal ſei es geſagt. Könnten mir aber darüber, nach ſo vielen perſönlichen Begegnungen, die ich gehabt, noch irgend welche Zweifel ſein, ſo würden ſie ſchwinden müſſen Angeſichts einer beſtimmten Literaturform, deren Bekanntſchaft ich ex officio machen mußte. Ich meine: die Städte-Beſchreibungen und die Spezial-Hiſtorien. Man muß dieſes Literatur-Genre aus andern Ländern her kennen, man muß wiſſen, was Deutſchland, England, Schottland, Skandinavien, auf dieſem Gebiete gethan haben und beſtändig thun, um den ganzen Unterſchied gegenwärtig zu haben. Innerhalb der germaniſchen Welt iſt alles lokaliſirt; an jeden Ort, der genannt wird, werden zuerſt und mit Vorliebe, ſeine Geſchichte, ſeine Sitten und Sagen, ſeine Volksgebräuche geknüpft; man lernt Seite um Seite; man erfreut und erhebt ſich; wohingegen all' die entſprechenden franzöſiſchen Bücher das Gefühl einer ungeheuren Leere erzeugen. »Kommt es denn noch nicht?« man lieſt weiter, man blättert weiter, — alles umſonſt; es iſt nicht beſtimmt zu finden, ob König Harald ſeinen Entſagungsſchwur in dieſer Kirche leiſtete oder in jener, ob die Jungfrau von Orleans in dieſem Thurm gefangen ſaß oder in jenem. Es iſt nicht zu finden; warum nicht? weil es dem Schreiber ſelber völlig gleichgültig iſt und weil er, ganz in der Modernität ſtehend, die Errichtung eines Abattoirs (natürlich immer unter Namensnennung des betreffenden Maires), die Gründung eines Gefängniſſes »mit Ventilation« für unendlich wichtiger und intereſſanter hält, als eine der obigen Streitfragen. Auch in St. Ouen wurd' ich zu erheblichem Theile an dieſe Indifferenz erinnert.

Wir kehren jetzt in die genannte Kirche zurück. Bei aller Schönheit, die unbeſtritten bleibt, zehrt ihr beſter Ruhm doch von zwei Namen, die noch dazu demſelben Jahrzehnt deſſelben Jahrhunderts angehören. 1438 erſchien hier der große Talbot, um in der Kapelle Saint Vierge die Leiche ſeines im Knabenalter verſtorbenen Sohnes beizuſetzen. Die Grabſchrift lautet: »Ci git noble homme, Jean Talbot, fils du Sieur de Talbot, Maréchal de France«. Sieben Jahre früher hatte an eben dieſer Stelle ſeine geſchworene Feindin gebetet, die Jungfrau. Das war am 24. Mai 1431. Sie raſtete hier auf ihrem Wege vom Kerker zum Verhör, rief den Schutz der Mutter Gottes an und trat dann, durch eine Seitenpforte, auf den „Kirchhof von St. Ouen“ hinaus, wo bereits alles zu einer hochnothpeinlichen Prozedur hergerichtet war. Es wurde ihr noch einmal vom Biſchof von Beauvais (er hieß Cauchon) die Frage geſtellt: ob ſie ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerſcheinungen widerrufen wolle; ſie habe nur zwiſchen dieſem Widerruf und dem Scheiterhaufen zu wählen. Man zeigte ihr den Henker, der bereit ſtand, ſie zum Holzſtoße zu ſchleppen. Da widerrief ſie. Aber nur um ſechs Tage ſpäter den Widerruf zu widerrufen. Dies konnte bei ihrer eingebornen Heldennatur nicht ausbleiben. Sie hatte, auch darin groß und ſchön, der Schwäche der menſchlichen Natur auf Augenblicke unterlegen; aber ſie mußte, nach einem tiefinnerlichen Geſetz, dieſer Schwäche wieder Herr werden. Sie durfte nicht verkümmern; heldiſch wie ſie begonnen, mußte ſie enden; der Schluß mußte des Anfangs würdig ſein. Ein Glück, daß die Größe im Bann ihrer ſelbſt iſt und zuletzt ſie ſelber bleiben muß.

Von St. Ouen ſchritten wir auf die Cathedrale zu. Es ſind nur wenige hundert Schritte.

Die Cathedrale wirkt mehr durch das Impoſante ihrer Erſcheinung, wie durch ihre Schönheit. Es iſt ſchwer, einen Vergleich für ſie zu finden. Wenn man nicht in die Details gehen und nur eine allererſte Empfindung befragen will, ſo wird man an den Straßburger Münſter erinnert. Hier wie dort ein Maſſenbau, der ebenſo ſehr eine Burg iſt (in Rieſenproportionen) wie eine Kirche. Andere Vergleiche, die ſich mir als halbzutreffend aufdrängen, laſſ' ich wieder fallen; nur einer mag hier ſtehen: Weſtminſter-Palace, die modernen Parlamentshäuſer. Bei aller Einheitlichkeit des Styls doch eine gewiſſe Uneinheitlichkeit des ſpeziellen baulichen Gedankens hier wie dort; hier wie dort ein Conglomerat von untereinander ziemlich verſchiedenen Thürmen.

Zwei von dieſen Thürmen flößen an der Rouen-Cathedrale ein beſonderes Intereſſe ein: der »tour de Saint Romain«, der als Uhr- und Glockenthurm dient, und der »tour de Beurre«, der Butterthurm. Eben dieſer letztere, was ſein Name am wenigſten erwarten laſſen ſollte, iſt von großer Schönheit. Seine proſaiſche Benennung ſchreibt ſich daher, daß er aus Spenden und Gaben aufgeführt wurde, die die Gläubigen darbrachten, um in der Faſtenzeit Butter eſſen zu dürfen.

Wir traten nun ein. Es tritt einem auch hier wieder, wie in Maclou und St. Ouen, das Beſondre der normanniſch-gothiſchen Bauweiſe entgegen, das mir einerſeits in einer überaus graziöſen Pfeilerbildung, andererſeits in einer bemerkenswerthen Schmalheit beſonders der Seitenſchiffe zu liegen ſcheint. Beides unterſtützt einander und macht den Eindruck, als ob man durch eine Avenue von Palmenbäumen hinſchreite. Die Kirchen in Süd-England, ſo weit ſie aus dem 14. und namentlich aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts ſtammen, wirken ähnlich; doch hatte ich hier in Rouen den Eindruck von dem Specifiſchen dieſes Styles um vieles deutlicher. Ebenſo andern Tags in Dieppe.

Die Cathedrale iſt nicht nur reich an Erinnerungen, ſondern auch an Gräbern und Grabmälern, die viel weiter in die Geſchichte zurückgehen, als die Kirche ſelbſt. Dies wiederholt ſich ſehr häufig; beſonders bei Begräbnißkirchen. Der Neubau zieht entweder die alten Kapellenbauten mit in ſich hinein, oder er entnimmt dieſen alten Kapellen ihren Gräber-Inhalt und giebt demſelben einen neuen Platz. So iſt es (theils das eine, theils das andre) in St. Denis, in Roeskilde, in Weſtminſter-Abtei. All' dieſe

Kirchen gehören in ihrer gegenwärtigen Geſtalt dem 13., 14., 15. Jahrhundert an; aber ſie umfaſſen Gräber, die bis an die Grenze des erſten Jahrtauſends zurückgehn. So auch hier in der Cathedrale von Rouen.

Hier ſind Rollo und Wilhelm Langſchwert, die beiden erſten Normannenherzöge beſtattet; hier haben Richard Löwenherz und ſein Bruder Henri le Jeune ihre Gräber und ihre Grabdenkmäler. Sie haben ſie bis dieſen Tag, nachdem dieſe Denkmäler über hundert Jahre lang verſchwunden waren. Dies kam ſo. 1562 während der Kämpfe mit den Hugenotten, gewannen dieſe momentan die Oberhand, drangen in die Cathedrale ein und ſchädigten, bilderſtürmeriſch wie der Puritanismus war, viele Grabmäler, darunter auch die König Richards und ſeines Bruders. In dieſer beſchädigten Geſtalt lagen die marmornen Sarkophage noch bis 1736, wo die damals in Schwung kommende Impietät viel kürzeren Prozeß machte als die Bilderſtürmerei des Puritanismus, und bei einer nöthig werdenden Renovation des hohen Chors die hiſtoriſchen Grabſteine einfach beſeitigte. Es war juſt die Zeit, wo »Frühmittelalter mit Kreuzzug« den allerniedrigſten Kurs hatte. Aber andre Zeiten kamen;

das Geſchlecht der Archäologen wurde geboren, und der Staat der Intelligenz erfand ſogar eine neue Unterrichts-Disciplin: die Heimathskunde. Auch in Rouen regte ſichs leiſe und die geiſtlichen Herren, wenn ſie auch in der »Hiſtorie« wenig über das Durchſchnittsmaaß hinausragen mochten, legten ſich, wenn ſie in ihren Chorſtühlen ſaßen, doch wenigſtens die Frage vor: »wo kann er nur eigentlich hingekommen ſein?« Dieſer »er« war ausnahmsweiſe nicht »Er«, ſondern nur Richard Löwenherz, Cœur de Lion, von dem »Er«, wie einige behaupten, doch noch weniger abſtammen ſoll, als von ſeinem eignen Vater. »Wo kann er hingekommen ſein?« Es war nicht wahrſcheinlich, daß man ſein Marmorbild zerſtückt, zerſchlagen habe, noch weniger verſchenkt (es gab damals keine Liebhaber für dergleichen); es war alſo ſehr wohl anzunehmen, daß man ſich begnügt haben werde, ihn einzuſcharren, ihn im Bilde noch 'mal zu begraben. Auf dieſen geſcheidten Einfall hin, der vielleicht durch Kirchenakten unterſtützt wurde, ging man vor, grub nach und ſiehe da, die Marmorbilder der beiden Plantagenets, erſt das des Königs, dann das ſeines Bruders, ſtiegen aus dem Grabe auf. Unter den Steinflieſen des hohen Chors, wenig überdeckt von Erde und Bauſchutt, hatten ſie gelegen. Man wuſch ihren marmornen Leib, man legte ſie aufs Neu auf ein Bett von Stein, und wiederum, wie in älteſten Tagen, ruhen ſie jetzt zu beiden Seiten des hohen Chors, und der Beſucher tritt heran und blickt nicht ohne Bewegung in die königlich ernſten Züge des »Löwenherz« *).

Der hiſtoriſch, wie kunſthiſtoriſch intereſſanteſte Theil der Cathedrale iſt die Kapelle St. Vierge, die ſich unmittelbar zur Rechten des hohen Chors befindet. Wenn man in dieſen Raum, der nur ein gedämpftes Licht hat, eintritt, bemerkt man vor allem andern zwei prieſterliche Hüte, einen Cardinals- und einen Erzbiſchofs-Hut, die mit Corden und Quaſten geſchmückt, hoch oben an der Gewölbedecke der Kapelle hängen. Der eine iſt der Hut des Cardinals von Cambacérès, der andre der Hut des Erzbiſchofs Blanquart von Rouen; — ſie warten hier oben auf Ablöſung. Dieſe

---

*) Der Bruder „Henri le Jeune“ iſt unzweifelhaft ächt. Auch Richard wird dafür ausgegeben, mag es auch ſein; in dieſem Fall aber iſt wohl anzunehmen, daß das alte Bildniß einer ſehr erheblichen Aufbeſſerungs-Prozedur unterzogen worden iſt. Es hat nichts von dem ächten, abgeglätteten, gelblichen Marmorton des andern Bildniſſes. — Uebrigens mag an dieſer Stelle noch erwähnt werden, daß bei den betreffenden Ausgrabungen auch der Sarg des Herzogs Johann von Bedford, Regent während der Minderjährigkeit Heinrichs VI. und Führer der Engländer in den Kämpfen gegen die Jungfrau, aufgefunden wurde.

erfolgt, wenn wieder ein Erzbiſchof der Diöceſe ſtirbt; dann wird, wie bei einem Flaggenwechſel, der älteſte Hut niedergelaſſen und der neue aufgehißt, ſo daß immer zwei oben ſind.

Die eigentliche Sehenswürdigkeit dieſer Kapelle ſind nun aber die großen Grabmonumente, die ſich hier vorfinden, Denkmäler, die an Kunſtwerth dem Schönſten gleichkommen, was St. Denis (zufällig derſelben Epoche Franz I. angehörig) aufzuweiſen hat, an einem gewiſſen prickelnden Reiz aber, wenigſtens eins davon, alles dort Aufgeſtellte übertreffen. Es ſind dies: das Grabdenkmal der beiden Cardinäle von Amboiſe und das Monument, das Diana von Poitiers ihrem Gemahl, dem Louis de Brézé errichten ließ.

Das Denkmal der beiden Cardinäle, Onkel und Neffe (ich verſprach mich Anfangs immer und ſagte: Vater und Sohn) iſt ſehr groß, ſehr reich, ſehr complicirt. Der jüngere Cardinal, damals noch Erzbiſchof, ließ es dem Andenken ſeines großen Oheims, des Cardinal-Staatsminiſters unter Ludwig XII. errichten. Nach Sitte jener Zeit aber, die die Donatoren immer zu Mitſpielenden machte, erſcheint der jüngere Amboiſe gleich mit auf dem Bildwerke, ſo daß nun der Todte und der Lebende nebeneinander knien und zur heiligen Jungfrau beten. Der Geſichtsausdruck des älteren Cardinals iſt außerordentlich ſchön, eine Verkörperung frommen Gebets, ſo rein, ſo unweltlich, wie Seine Eminenz vielleicht nie gebetet hat, denn er war ein ſehr kluger Herr. Auf die umgebenden Figuren: 12 Apoſtel, 8 Heilige, 6 Cardinal-Tugenden (nicht immer Cardinals-Tugenden) geh' ich nicht weiter ein; jede einzelne iſt ein Kunſtwerk erſten Ranges. Wie ſehr ſind wir zurückgekommen ſeitdem! gewiß nicht vorwärts. Intereſſant wie alles an dieſen Bildwerken iſt auch die Inſchrift, die ſich übrigens nur auf den erſten, auf den großen Cardinal, bezieht. Sie lautet:

Pastor eram cleri, populi pater, aurea sese
Lilia subdebant, quercus et ipsa mihi.

Alſo in Ueberſetzung: »Ich war der Hirt des Clerus, der Vater des Volks; die goldne Lilie und ſelbſt die Eiche unterwarfen ſich mir.« Die Eiche, Quercus Robur, iſt eine Anſpielung auf Rovere, den Familiennamen des Papſtes Julius II.; ſo daß die Inſchrift mit aller Naivetät ausſpricht: er beherrſchte den König und den Papſt. Man übertrage ſich das auf andre Verhältniſſe. Wäre das in Deutſchland möglich? Und doch beſitzen wir Größeres als Georges d'Amboiſe, den Miniſter-Cardinal.

Gegenüber zur Linken befindet ſich das ſchon erwähnte Grabmonument des Groß-Seneſchalls von Frankreich, Louis Brézé, wohl eins der intereſſanteſten Denkmäler, die je errichtet wurden. Ich perſönlich kenne kein intereſſanteres. An künſtleriſcher Vollendung, ſo ausgezeichnet es iſt, mag es von vielem Alten und Neuen übertroffen werden, es miſcht ſich aber hier, wie ſchon angedeutet, ſo viel kulturhiſtoriſch Pikantes mit ein, daß es zu einem Unicum wird.

In alle Details einzugehen, verbietet ſich; nur alſo das Wichtigſte.

Es iſt, nach Sitte der Zeit, ein figurenreicher, glänzend ornamentirter Marmorbau; Skulptur und Architektur durchdrangen ſich nirgends ſo zu etwas völlig Einheitlichem, wie in den Grabmonumenten jener Epoche. Hier haben wir zunächſt ein Fundament, darüber eine Säulenhalle, über dieſer eine Rundbogen-Niſche. Auf dem Fundament, das brechende Auge gegen die Decke der Säulenhalle gerichtet, liegt der Groß-Seneſchall, nackt, in allen Agonien des Todes. Zu ſeinen Häupten, nonnenartig (alſo gut gewählt) ſteht Diana von Poitiers, den Kopf in einer Trauerkapuze*); zu Füßen des Sterbenden die Jungfrau Maria. Ein Glück für ihn, daß ſein Auge, wenn es ſich von der Decke wegwendet, auf Maria fallen muß und nicht auf Dianen. In der Niſche oben, als ſei nichts vorgefallen, ſitzt der Groß-Seneſchall wieder zu Pferde; die Lanze iſt eingelegt; er reitet zum Turnier. Das Merkwürdigſte aber bleiben die Inſchriften. Die obere iſt verhältnißmäßig harmlos. Ihr entnehm' ich nur folgende Stelle. »Après avoir vécu en vertu jusqu'à l'âge de LXXII. ans (arme Diane, ſie war gerade 30) la mort l'a fait mettre en ce tombeau pour retourner vivre perpétuellement«. Das »retourner« war wohl mit Reſervationen geſagt. Die eigentliche Inſchrift aber, vielleicht nicht ohne Abſicht in lateiniſcher Sprache, lautet wie folgt:

---

*) Sie macht an dieſer Stelle etwa den Eindruck einer Aebtiſſin; das Weltliche fehlt, aber es fehlt auch das Schöne. Und doch muß ſie ſehr ſchön geweſen ſein, wenn ihre Bilder zuverläſſig ſind. Pückler ſah ein ſolches Bild 1834 in Schloß Chenonceaux und giebt folgende Beſchreibung: „Ein reizendes Geſchöpf, die Taille einer Nymphe, freudig in kräftiger Fülle, wie die Göttin der Jugend um ſich blickend. Ihr graziöſes Jagdkoſtüm iſt heute faſt wieder modern geworden. Höchſt geſchmackvoll ſind beſonders die Haare in Locken geſcheitelt und aufgebunden, Buſen und Schultern faſt bloß, die kleinen Füßchen in zierliche Schuhe gehüllt“. Man ſieht, daß ſie noch im Bilde einem Fürſten gefährlich werden konnte, noch dazu einem Fürſten Pückler, der in Sachen der Galanterie ſelbſt einem Franz I. nicht zu weichen brauchte.

Hoc, Lodovice, tibi posuit Brezae sepulchrum
Pictonis amisso maesta Diana viro
Indivulsa tibi quondam et fidissima conjux
Ut fuit in thalamo, sic erit in tumulo.

Alſo: »Dies Monument, o Louis de Brézé, wurde Dir von Diana von Poitiers errichtet, als ſie ſich Deiner, ihres Gatten, beraubt ſah. Sie war Deine unzertrennliche Gefährtin, und wie ſie Dir eine treuſte Gattin in der Ehe war, ſo wird ſie es Dir auch im Grabe ſein«. Sie wurde 35 Jahre ſpäter auf ihrem Schloß Anet in der Touraine begraben, 50 deutſche Meilen von Rouen. Man ſagte damals im Hinblick auf die vorſtehende Inſchrift: »ſie habe ihr Wort völlig eingelöſt und dem Groß-Seneſchall im Tode dieſelbe Treue und Genoſſenſchaft gehalten, wie im Leben«. Da ſteht denn nun dies Trauerdenkmal als ein großes Lügen-Monument! Die Franzoſen waren immer groß nach dieſer Seite hin. Es iſt nöthig, ein paar Daten gegenwärtig zu haben: Diana von Poitiers vermählte ſich 1514, in früheſter Jugend, mit Louis de Brézé; gleich darauf wurde ſie die Geliebte des Königs; 1531 ſtarb Brézé; ſie ſetzte ihm ein Denkmal als »treueſte Gattin« und — blieb »des

Königs«. 1547 ſtarb auch dieſer. Noch im ſelben Jahre (ſie war damals achtundvierzig) wurde die treuſte Geliebte des Vaters die treuſte Geliebte des Sohnes, Heinrichs II. Es heißt, daß ſie »ſeine wilde Natur geſänftigt habe«. Es iſt ſchon möglich. Ihre letzte Neigung war — Proteſtantenverfolgung. Man ſoll ihr keinen Vorwurf daraus machen; es war ſo Sitte der Zeit.

»Ich hab' es geſehen, aber ich glaub' es nicht«, — nach dieſem berühmten Satze ſcheinen ſich Liebe, Ehe und Treue, ſammt allen dahin einſchlagenden Fragen und Zweifeln, in »la belle France« in alten und neuen Tagen regulirt zu haben.

Rouen.

> Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
> Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſein
> In Frankreich; nur das königliche Blut
> Von Valois ſei edler als das deine.
>
> Jungfrau von Orleans.

II.

Nichts macht ſo guten Appetit, wie Cathedralen-Beſuch und Grabſchriften-Leſen; ich ſchlug alſo vor, als wir wieder ins Freie traten, unſer nächſtes Ziel das Hôtel du Bourgtheroulde ſein zu laſſen, weil ich Vorſtellungen an dieſen Namen knüpfte, wie etwa an Hôtel du Nord. Der Gedanke kam mir zwar, daß es ungewöhnlich ſei, Etabliſſements derart ſich zum Range einer Sehenswürdigkeit erheben zu ſehn; aber über was hüpften unſre Zweifel nicht hinweg, wenn ſie in Conflikt gerathen mit unſren Wünſchen.

Alſo Hôtel du Bourgtheroulde! Ein Glück

für meine Stimmung, daß ich ſchon auf dem Wege dorthin über meinen Irrthum aufgeklärt wurde.

Das Bourgtheroulden-Hôtel iſt ein Schloßbau, ein Herrenhaus, in jenem in der Normandie-Hauptſtadt vielbewunderten Style aufgeführt, den ich einen Miſchling von engliſchem Tudor- und belgiſchem Rathhausſtyle nennen möchte, und der doch weder den einen noch den andern an Schönheit erreicht. Es ſcheint freilich, wenn ich im Auge behalte, daß eine ganze archäologiſche Literatur über dies Bourgtheroulden-Hôtel erſchienen iſt, als unterſchätzte ich die Bedeutung dieſes Baues nach mehr als einer Seite hin; indeſſen tröſtet mich die Frage: worüber exiſtirte ſchließlich nicht eine Literatur-Abzweigung, wenn der Gegenſtand nur hinreichend alt und dunkel iſt! Das Letztere iſt immer die Hauptſache. Das Räthſel reizt. Dies Bourgtheroulden-Schloß iſt ein Sanspareil für alles, was Spezialforſchung heißt; ſtünde es an Spree oder Havel, ſo würde ich unter den Erſten ſein, die ihm ein Kapitel widmeten, aber auf Reiſen gelten nur ſolche Apartheiten, die zugleich einen Connex mit dem großen Allgemeinen unterhalten, will ſagen ſolche Dinge, die das Glück gehabt haben, der Weltgeſchichte in irgend einer Form und Weiſe vorgeſtellt zu werden.

Davon hat nun das Bourgtheroulden-Schloß ein zu ſpärlich zugemeſſenes Theil. An einem Seitenflügel ziehen ſich, friesartig, zwei Reihen von Basreliefbildern hin, von denen die obere Reihe ziemlich räthſelvolle Hiſtorien aus der bibliſchen oder vielleicht auch heidniſchen Geſchichte zur Anſchauung bringt, während die untere Reihe die berühmte Begegnung zwiſchen Franz I. und Heinrich VIII. auf dem Camp du drap d'or zum Gegenſtande hat. Ich ſage die »berühmte Begegnung«, aber ich gebe damit nur eine, namentlich in England landläufige Phraſe wieder, denn im Grunde genommen, was könnte, nachdem dieſe Dinge nun 'mal zurückliegen, jetzt noch gleichgültiger ſein, als dieſe Begegnung zwiſchen zwei König Blaubarts, von denen der eine ſich mit den Frauen als ſolchen, natürlich in größtmöglicher Zahl begnügte, während der andere noch eine Vorliebe für abgetrennte Köpfe hinzufügte. Es würde auch muthmaßlich kein Menſch mehr von dieſen Dingen ſprechen, wenn nicht Hans Holbein, im Schloſſe zu Hampton-Court, dieſer Begegnung ein künſtleriſches Leben gegeben hätte, das nun die Bedeutung der Sache ſelbſt längſt überdauert hat. Die Erinnerung an jenen Hampton-Court-Tag war denn auch das einzige, was mir dieſe hier angebrachten, vielfach lädirten Sandſtein-Reliefs bis zu einem gewiſſen Grade werth machen konnte, Reliefs, deren kühnes Compoſitionstalent übrigens noch ſehr wohl zu erkennen war. Sie erinnerten in ihrem turnierlichen Durcheinander an die ſchönen Arbeiten auf den Grabdenkmälern Ludwigs XII. und Franz I. in St. Denis, die beiſpielsweiſe die Schlachten von Marignano und Ceriſolles mit einer Detailfülle wie wirkliche Schlachtenbilder zur Anſchauung bringen.

Vom Bourgtheroulden-Schloß in das Palais de Justice! Es gehört derſelben Epoche an, wie jenes, und die Provinzial-Bewunderung, die ihm zu Theil wird, unterliegt denſelben Beſchränkungen, die ich bereits ausgeſprochen habe. Hier beginnt nun auch jene Trinkgelder-Zwickmühle, die den Beſuch großer Schlöſſer und Paläſte, die ihrerſeits wieder in Höfe und Quartiere zerfallen, ſo gefährlich macht. Immer neuen Händen überliefert und vom halben Franken (weil dieſe ausgegangen) längſt zum ganzen Franken, natürlich blutenden Herzens, emporgeſtiegen, ſieht man jenen furchtbaren Moment hereinbrechen, wo einem nur noch die Wahl bleibt, einem ſolchen Harpax für ſeine langweilige Erklärung von fünf Perrücken-Bildern ein Fünffrankenſtück zu überhändigen, oder aber das furchtbare Wort auf die Lippen zu nehmen: »Geben Sie mir vier wieder heraus«. Ich hab' es ſelten ſchlimmer getroffen, wie in dieſem Palais de Justice. Nur der Kölner Domſchweizer, der mir, eine Art von grotesker Pfeiler-Dryade, ſeinerzeit aus jedem Säulenbündel entgegenzutreten ſchien, iſt auch hier im Palais de Justice unübertroffen geblieben.

Der größte Theil des Palaſtes, der übrigens nur ein Hochparterre-Bau iſt, beſteht in ſeinem Innern aus renovirten Sitzungsſälen, die wenn man die goldnen Bienen von Wand und Decke aufſcheuchen und durch rothe Adler oder gar den bekannten Berliner Tanzbär zu erſetzen vermöchte, eben ſo gut in Wäſemanns Rathhaus, wie in dieſem Palais de Justice betroffen werden könnten. Sie ſind ganz und gar modern langweilig. Eine große, ſchmuckloſe Halle, mit einer Art Schindeldecke, frappirt durch leiſe Anklänge an Weſtminſter-Hall, Anklänge, die ſelbſt dadurch nicht geſtört werden, daß ſich an der einen Schmalwand das Gipsmodell der Coloſſalſtatue des großen Corneille erhebt. Die weiße Wandfläche und das weiße Modell, beide längſt angegraut, ſtimmen zu einander. — Das Intereſſanteſte im ganzen Palaſt iſt ein erkerartiges Thurmzimmer, achteckig, von dem es heißt, daß Ludwig XII., ſo oft er in Rouen war, ſeinen Staatsrath eben allda verſammelt habe. Die Herren müſſen ſehr eng geſeſſen haben, etwa wie 6 Perſonen im Haupte der »Bavaria«. Hoffen wir, daß die Sitzungen kurz geweſen ſind.

Vom Palais de Justice ſind es nur wenige hundert Schritt bis zum »Uhrthurm«, deſſen Portal zu einer hier vorüberführenden Straße in einem ähnlichen Verhältniß ſteht, wie Temple Bar zu Fleet-Street. Der Bau an und für ſich iſt ebenſo reiz- wie intereßlos; die Portal-Wölbung aber, und zwar an ihrer ganzen Decke hin, zeigt ein überlebensgroßes Reliefbild, das ich bis auf Weiteres als etwas Apartes anſehen möchte. Ich bin nirgends Aehnlichem begegnet. Ein Hirt mit dem Stabe weidet ſeine Heerde; einzelne der Lämmer ſind um ihn, andere nagen am Gras oder ſchreiten durch die Blumen des Feldes. Eine ſehr vorzügliche Arbeit. Die Bewohner von Rouen faſſen es als eine ſinnbildliche Darſtellung ihrer Stadt auf, die urſprünglich eine Stadt der Triften und Heerden geweſen ſei. Es iſt faſt, als ſträube man ſich, dem Bilde ſeine tiefere Bedeutung zu geben, die doch zugleich die einfachere und natürlichere iſt. Könnte noch ein Zweifel ſein, ſo würden ihn die Inſchriften beſeitigen. An der einen Seite leſen wir: »Pastor bonus«; an der andern: »Animam suam ponit pro ovibus suis«.

Wir waren nun mit unſerem Programm, namentlich mit den großen Nummern, glücklich durch; nur die fünf Statuen, die ich bis auf drei heruntergehandelt hatte, ſtanden noch in petto. Ich ſtrich raſch noch eine: den Corneille auf der Brücke, ſein Modell hatt' ich ohnehin geſehen; verblieben uns nur noch Boieldieu und Jeanne d'Arc.

Wir nahmen den Componiſten zuerſt. An dem Promenaden-Square, dem er den Namen gegeben hat (Cours Boieldieu) hat man ihm ein Denkmal errichtet: eine Portraitſtatue, aber ſitzend. Da ſaß er nun alſo, unbedeutend, in der üblichen Steinkohlenpatina großer Städte, keine andere Frage in mir anregend, als die eine: »wie kann der Vater der »weißen Dame« ſo ſchwarz geworden ſein?«

Sich loszureißen von dieſer Stelle war um ſo leichter, als das letzte, was noch verblieb, doch auch das Beſte war: das Denkmal der Jungfrau. Urſprünglich ein Brunnendenkmal, befindet es ſich auf dem Vieux-Marché, auf dem Alt-Markt der Stadt, aber auf jener Abzweigung deſſelben, der man ſpäter den Sondernamen »Place de la Pucelle« gegeben hat.

Wir ſchritten dieſem Platz zu; in ſeiner Mitte ragte das Denkmal auf. Das war alſo die Stelle, wo man ſie verbrannte. Welche Tage waren vorausgegangen, was lag alles zwiſchen jenem Widerruf auf St. Ouen und dieſer letzten Stunde!

Am 27. oder 28. Mai 1431 war es, daß ſie im Gefängniß ihren Widerruf widerrufen hatte. Ich ſprach ſchon im vorigen Kapitel davon. Drei beſtialiſche Kriegsknechte, die man ihr als »Hüter« mit in den Kerker gegeben hatte, halfen ihr mittelbar zu dieſem Entſchluß. Sie wollte lieber ſterben, als ſo leben. Als Biſchof Cauchon, nach dem letzten entſcheidenden Verhör, das Gefängniß verließ, ſagte er zu den zahlreich verſammelten Engländern: »Freut euch! Sie iſt geliefert. Geſegnete Mahlzeit!«

Am 29. wurde ſie der Ketzerei ſchuldig befunden, am 30. früh 9 Uhr im Büßerhemd, vom Burghof aus, auf einen Karren geſetzt und nach dem Alt-Markt gefahren. Zwei Mönche ſaßen neben ihr; 800 Söldner umgaben den Karren. So kam man an; drei Gerüſte waren aufgeſchlagen, auf dem dritten, das eine gemauerte Unterlage hatte, der Scheiterhaufen. Hier auf dem Markte ſollte nun eigentlich erſt die Uebergabe an die weltliche Gerichtsbarkeit ſtattfinden, eine Formalität, die doch immerhin Stunden in Anſpruch genommen hätte. Da ſchrien die Engländer den Biſchof an: »Wie, Prieſter, glaubſt Du, wir ſollen hier zu Mittag eſſen?« So zerrte man dieſe ſchönſte Blüthe, die das Lilien-Frankreich je getragen, ohne Weiteres auf den Scheiterhaufen und bald lohte die Flamme empor. Ihre Ergebung erſchütterte ſelbſt dieſe Herzen. Sie aber begann zu beten. »Noch einmal, ſo heißt es, hörte man den Namen Jeſus, dann neigte ſie den Kopf, um ihr Gebet im Himmel zu beſchließen«. Das iſt ſchön. — Viel Volks ſtürzte nach Haus und rief: »Wir alle ſind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt«. So war es. Die Legende aber erzählte ſpäter: eine weiße Taube ſei aus den Flammen gen Himmel geflogen.

Dieſe Stelle wird immerdar geheiligt bleiben, und wenn man ein Schauſpielhaus für Offenbachſche Opern an eben dieſer Stelle errichtete! Aber all' dieſe Heiligung hebt doch ſchließlich die Gefährdung nicht auf, die dieſem Platze gerade aus dem erwächſt, woraus ihm eine geſteigerte Wirkung kommen ſollte: aus eben ſeiner Jungfrau-Statue. Sie wurde 1755 errichtet, und trägt alle Schwächen der Louis XV. Zeit, aber keinen ihrer Vorzüge. Sie heuchelt Leben und iſt doch nichts als eine mythologiſche Puppe. Unerhörter Gedanke! man ſtellte die Jungfrau, dieſe chriſtlich-idealſte Verkörperung des Kriegeriſchen, die je die Weltgeſchichte ſah, zurückgreifend, borgend, als Bellona dar. Man warf den Goldgulden fort und nahm den Pfennig auf. Der Schiefheit der Idee entſprach die Ausführung.

Aber, als ſollte die poetiſche Wucht dieſer Stelle noch weiter geprüft werden, wie man im Märchen Königskinder bis ins Unendliche prüft, ſo ging die Unbill, die hier ſchon ſo vieles verſchuldet hatte, ſchließlich noch über das künſtleriſche Unvermögen eines untergeordneten Bildners hinaus und das ſchon Mangelhafte und gedanklich Verſtümmelte ward auch noch thatſächlich zerbrochen und zerſchlagen. Man ſchlug dieſer auf den Namen Bellona hörenden Jungfrau den rechten Arm fort, zugleich den Knauf ihres Schwertes; und ſo erhebt ſich denn auf dem Alt-Markte zu Rouen das Sinnbild franzöſiſcher Glaubenstapferkeit mit halbem Arm und zerbrochenem Schwert, eine Lächerlichkeit, aber freilich auch — weit über dieſe hinaus — eine furchtbare Wahrheit!

Ich zeigte darauf hin. Mein Cicerone verſtand mich augenblicklich und ſagte: »ihr Arm wird wieder wachſen. Gott hat immer Wunder an ihr gethan.«

Es klang halb patriotiſch, halb frivol. Ich nahm mir das Beſte davon; dann nickten wir einander zu und ſchieden als gute Freunde.

Rouen.

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt ſie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.
Lenau.

⁂

Am hänfnen Tauwerk Schifferjungen klettern;
Die helle Pfeife tönt; die Leinenſegel
Sie bauſchen ſich im unſichtbaren Winde
Und durch die Fluten furcht der mächt'ge Kiel.
Heinrich V.

III.

Mir blieben noch zwei Stunden; das beſte Theil davon beſtimmte ich zu einem Beſuche des durch ſeine Lage und ſeine Kirche gleich berühmten Dorfes Bonſecours. Ich nahm alſo einen Fiacre und fuhr bergan. Das Pferd ſchnob und keuchte, mir aber war es leicht ums Herz, wie immer, wenn man das Gefühl hat, etwas abgemacht zu haben. Rouen war »abſolvirt«. Wenigſtens glaubt' ich es. Aber das Bekenntniß mag gleich hier eine Stelle finden, daß dieſer Glaube nur ſehr bedingungsweiſe richtig war. Zu einer Hauptſtadt gehören bekanntermaßen auch ihre Umgebungen, Paris iſt nicht gut ohne Verſailles, London nicht gut ohne Windſor, Berlin nicht ohne Charlottenburg, ja für den Feinſchmecker kaum ohne Tegel zu denken, und an dieſen Tegels und Charlottenburgs von Rouen war ich, wie mir erſt ſpäter klar werden ſollte, vorübergegangen. Unter meinen diesmaligen Reiſefehlern habe ich als flagranteſten den zu verzeichnen, daß ich der »Seine inférieure«, dieſem Kern- und Mittelpunkt der alten Normandie, nicht die Aufmerkſamkeit geſchenkt habe, die ihr ſo reichlich gebührt. Ich wußte damals einfach nicht, was ich alles verſäumte: Caen, Evreux, Bayeux, Jumièges*), lauter Plätze, die mit der Vorgeſchichte des Landes verwoben ſind, und der einzige Troſt (freilich ein leidiger) muß mir bleiben, daß es mit Sehenswürdigkeiten vielfach iſt wie mit Quellenbüchern: man hört von ihrer Exiſtenz erſt, wenn man mit der Arbeit fertig iſt. Ich hatte beiſpielsweiſe damals nur eine ſehr vage Vorſtellung davon, daß das Schloß von Robert le Diable in verhältnißmäßiger Nähe gelegen ſei. Ob ich es aufgeſucht hätte, wenn ich von eben dieſer Nähe eine ganz beſtimmte Kenntniß gehabt hätte, muß freilich, wie vieles andere, dahin geſtellt bleiben. Ich bezweifle es faſt. Gerade dieſes Schloß nämlich (um doch auch ein Geſtändniß abzulegen) war für mich entzaubert, ſeitdem ich einem durch die Zeitungen gehenden »Entrüſtungs-Artikel« die Verſicherung entnommen hatte, »daß die Gnaden-Arie in den Trümmern des Schloſſes nicht geſpielt worden ſei«. Die Empfindungen ſind verſchieden. Während die einen überall hin ihr Feierlichkeits-Bedürfniß tragen, ſind die andern für humoriſtiſche Geſtaltung der Dinge, auch in der Weltgeſchichte.

---

*) Alle dieſe Orte ſind reich an Kirchen und Abteien aus der normanniſchen Zeit. In St. Stephan zu Caen ruhen Wilhelm der Eroberer und ſeine Gemahlin Mathilde. Der Grabſtein des letzteren trägt (falls ich recht berichtet bin) die auffallende Inſchrift: Hic jacet Guilelmus Normanniae Conquestor. Er war Normanniae Dux und Britanniae Conquestor. — In Bayeux befindet ſich der berühmte Teppich, vielleicht von der Hand der Königin Mathilde, Ausgang des 11. Jahrhunderts gefertigt, der die Hauptmomente der Eroberung Englands durch „Normannenherzog Wilhelm“ darſtellt. — Am meiſten würde mich ein Beſuch in der großen, jetzt halb in Trümmern liegenden Abtei zu Jumièges intereſſirt haben, wo das Herz der Agnes Sorel beſtattet liegt. Eine ſchwarze Marmortafel mit Inſchrift bezeichnet die Stelle. Ihr Körper ruht zu Loches im Departement Indre und Loire. Ich entnahm dies, ſoweit es ſich auf Jumièges bezieht, den Mittheilungen eines jungen Offiziers, mit dem ich ſpäter die Fahrt von St. Quentin nach Sedan gemeinſchaftlich machte. Er hatte von Rouen aus, ſo weit unſere Truppen ſtanden, die Normandie hiſtoriſch und archäologiſch abgeſucht. (Eine Portraitbüſte der Agnes Sorel befindet ſich in dem mehrgenannten Schloß Chenonceaux bei Chambord, wo ſich, wie ſchon an anderer Stelle erwähnt, auch die Portraits von Diana von Poitiers und Gabriele d'Eſtrées vorfinden.)

Die Höhe von Bonſecours hinauffahrend, an Häuſern und Villen vorbei, die ſich bis auf die Kuppe ziehen, lagen mir alle dieſe Betrachtungen über Verſäumtes und Nicht-Verſäumtes noch fern. Heitren Sinnes, im Bewußtſein friſch eingeheimſter Schätze, langte ich oben an. Das erſte, was man ſieht (das Panorama verbirgt ſich noch), iſt die Kirche. Sie iſt neu und verdankt ihre Entſtehung dem Abbé Godefroy, der vor 20 oder 30 Jahren durch alle Lande zog und an Fürſtenhöfen, proteſtantiſchen wie katholiſchen, die bekannten »Scherflein« einſammelte. König Friedrich Wilhelm IV., wenn ich recht berichtet bin, zeichnete einen nicht unerheblichen Beitrag. So entſtand die Muſterkirche von Bonſecours, die freilich auch ein »Muſter« iſt im Sinne einer Tapiſſerie-Handlung. Es bezieht ſich dies ſelbſtverſtändlich nur auf die innere Ausſchmückung, die, nach dem Vorbilde der Sainte Chapelle in Paris, die polychrome Behandlungsweiſe ſich zur Aufgabe ſtellte. Die Sainte Chapelle kenne ich leider nicht; aber Bonſecours kenne ich jetzt. Es ſcheint mir geradezu eine Verirrung; und wenn das XIII. Jahrhundert ſich wirklich innerhalb dieſer byzantiniſchen Farbengebung gefallen hat (was doch ſchließlich bis zu dem Grade immer noch zu beweiſen übrig bleibt), ſo kann man es nur als eine geſunde Reaktion betrachten, daß folgende Jahrhunderte einfach mit der weißen Mauertünche über all' dieſe Herrlichkeit hergingen. Ich haſſe die puritaniſch-langweilige Kahlheit der Wände ſo aufrichtig wie nur möglich; wenn denn aber 'mal zwiſchen zwei Extremen durchaus entſchieden werden ſoll, ſo bin ich ohne Beſinnen für weiße Tünche contra Ruppiner Bilderbogen. Dieſes Durcheinander von Roth und Blau, von Grün und Gold, dieſe Einwicklung des ganzen Gotteshauſes, wenigſtens dem Effekte nach, in türkiſche Teppiche, giebt dem Ganzen einen orientaliſchen, ja, für mein Gefühl einen geradezu heidniſchen Charakter, und zwar heidniſch mit dem Beiſchmack von barbariſch. So herrlich, ſo chriſtlich erhebend ich eine Ausſchmückung finde, wie beiſpielsweiſe die des Speierer Doms, der auch von Farben leuchtet, ſo verwerflich find' ich dieſes Farbenchaos, wie es Bonſecours zeigt, eine wüſte Maſſe, die nur erdrückt, aber nicht aufrichtet.

Gegen die Kirche von Bonſecours iſt viel zu ſagen, aber nichts iſt zu ſagen gegen die gleichnamige Höhe. Das Panorama, das ſich hier aufthut, iſt von ſeltner Schönheit. Die Seine, von bald näher heran-, bald weiter zurücktretenden Bergen eingefaßt, bildet ein breites, herrliches Wieſenthal. Auf dem Fluſſe ſelbſt ſchwimmen Inſeln, von Gras überdeckt, mit Häuſern und Heerden beſetzt. Schluchten, groß und klein, durchſchneiden die Längslinie, die dem Laufe der Seine folgt, und an eben der Stelle, wo ein größeres Querthal in das Hauptthal einmündet, liegt Rouen, mit ſeinem Fuße den Fluß, mit ſeinem Haupte die Höhe des Berges berührend, eine gewaltige Häuſermaſſe, vielfach von Eſſen und Schloten, aber alle dieſe wiederum von den Stutz- und Spitzthürmen der normanniſch-gothiſchen Kirchen überragt.

Am Fluſſe hin, ſelbſt in ſeinem Klein-Treiben deutlich erkennbar, dehnt ſich ein Quai; Dampfboote legen an und löſen ſich vom Ufer, die Zugbrücke ſteigt und fällt, Equipagen und »Rollwagen« ziehen raſch und langſam ihre Straße; kein Ton dringt bis zu dieſer Höhe hinauf, aber das Bild von allem liegt vor mir ausgebreitet da. Es lockt mich endlich in die Mitte dieſes Treibens hinein, und ſo geb' ich denn Bonſecours und ſeine Höhe auf, um die letzte Stunde unten am Bollwerk, inmitten heitrer Geſchäftigkeit zu verplaudern. Wenn ſich das Plaudern macht.

Im Fluge war ich unten. An einer Ecke von Cours Boieldieu und der Rue du grand Pont nahm ich Platz; — ein Kaffeehaus mit Zeltdach und Oleanderbäumen! Ich konnt' es nicht beſſer treffen; glückliche Stunde.

Hier lärmt und ſchwärmt, hier gleitet und ſchreitet das vielgeſtaltete Leben von Rouen, ununterbrochen wie eine Prozeſſion, an einem vorüber. Die verſchnittnen Linden, die breiten Trottoirs, die glänzenden Verkaufsläden, die fliegenden Buchhändler, die geputzten Damen (geputzt auch in ſchwarz), ſie geben dem ganzen Treiben den Stempel des **Boulevard**; aber unmittelbar jenſeits dieſes Treibens, die Schiffe und die Boote, die Landungsbrücken und die Waſſertreppen, die Theerjacken und ſelbſt der Theergeruch, ſie tragen den **Quai-** und **Bollwerks**-Charakter mitten in dies Boulevard-Treiben hinein. Halb Paris, halb Antwerpen, das iſt es! Dazu aber, ihm ſeinen vollſten Zauber leihend, geſellt ſich noch ein **drittes** Element, an England erinnernd, ohne doch in allem engliſch zu ſein. das **Normanniſche**. Die Eigenartigkeit dieſer herrlichen Stadt tritt darin zu Tage und mahnt an die Jahrhunderte, wo der Schwerpunkt Englands mehr an der Mündung der Seine als an der Themſe lag.

Ich wartete bis die Sonne flußabwärts die Hügellinien ſtreifte. Neben mir in munterm Geplauder ſaßen junge Offiziere der Danziger Brigade, jener ruhmgekrönten Regimenter 44 und 4. Sie ſchienen glücklich, und die Vermuthung wenigſtens mag ausgeſprochen ſein, daß ſie angeſichts der eben jetzt in Gold ſchimmernden »Seine inférieure«, der in Wahrheit viel inferioreren Radaune (incluſive Mottlau) nicht gerade in beſonderer Sehnſucht gedachten.

Dieppe.

When shall we three meet again?
Macbeth.

* * *

Es liebt ein frohes Angeſicht
Der liebe, frohe Wein,
Du kannſt mit ihm nur heiter ſein,
Wenn du ſchon heiter biſt.
George Heſekiel.

I.

Noch derſelbe Abend führte mich nach Dieppe. Es war ein Spätzug, ich glaube 10 Uhr. Es regnete; der Wind ſchlug die Tropfen, hart und klingend wie Hagelkörner, an das Coupé-Fenſter; die hochbrennende Lampe flackerte hin und her. Wir waren unſrer drei: zwei Damen (mir gegenüber) und ich. Dann und wann ſtreifte mich ein examinirender Blick von drüben; im Ganzen aber waren beide einem rapide geführten Geſpräch hingegeben, oder ſchienen es wenigſtens zu ſein. Die Hauptſprecherin war 40, die andre noch älter. Nur jene kam in Betracht; ſie mochte die Frau eines Grabmonument-Fabrikanten oder eines Communallehrers ſein. Plötzlich ließ ſie ihr Portemonnaie fallen, das ſie bis dahin zwiſchen Daumen und Zeigefinger gedreht hatte. Ich bückte mich natürlich, um es aufzuheben. Das war alſo geglückt.

Vous êtes Prussien?

Je ne le peux pas contester.

Sie lachte und zeigte ihre brillanten Zähne. Es muß wahr ſein, dieſe Franzöſinnen haben etwas Pikantes, das manches Fehlende nicht nur ausgleicht, ſondern ihnen noch einen Ueberſchuß ſichert; namentlich im Vergleich mit den Engländerinnen! Und das iſt ein Glück, denn es iſt der Sieg des Geiſtigen über die bloße Form. Ich für mein Theil bin längſt ſo weit, ein kluges Zucken um die Mundwinkel unendlich anziehender zu finden, als die korrekteſte Naſenbildung. Wie eine reſtirende Schwachheit iſt mir aus der Welt ſchöner Formen nur die Paſſion für kleine Ohrläppchen geblieben.

Dieſe hatte nun mein vis-à-vis, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, mich darüber zu vergewiſſern, ſicherlich nicht; ihre Forcen waren Augen und Mund. Man kann ſagen, ſie ſprach beſtändig mit beiden, dabei weder ſich noch andere im Geringſten ermüdend. Ihr Sprechen hatte etwas von einem Feuerwerk: Raketen, Schwärmer, Kracker, flogen auf, und während man noch in die Höhe ſah, fuhr einem ein Froſch an den Stiefel. Auf ſolche Zwiſchenſpiele verſtand ſie ſich brillant.

Kaum daß ich mich als Preuße bekannt hatte, ſo wurden die Schleuſen der politiſchen Debatte gezogen. Sie kam aus Paris, erklärte alle Vorgänge der letzten drei Vierteljahre einfach als »trahison«, ſchlachtete den Kaiſer, Bazaine und Leboeuf als Erzverräther, Wimpfen, Froſſard und de Failly als Verräther kleineren Grades ein, bezeichnete Trochu als eine Betſchweſter, Jules Favre als einen flachen Komödianten, endlich Thiers als einen »greiſenhaften Alten«. »Il est senile.« Unter allen denkbaren Zuſtänden erſchien ihr der der »Senilität« unverkennbar als der haſſenswertheſte; jedesmal, wenn ſie das Wort ausſprach, ſtampfte ſie auf und focht mit den Händen, ſo daß ich beſtändig an »Demoiſelle Marietta« im Theater zu St. Denis erinnert wurde. Ihr Haß war ſo auffallend, daß mir der Gedanke kam, ſie müſſe unter der Senilität irgend eines ihr ſehr nahe Stehenden perſönlich gelitten haben. Eh' wir noch alle großen und kleinen Götter des Kaiſerreichs und der »Verſailler« hatten Revue paſſiren laſſen, fuhren wir ſchon in den Bahnhof von Dieppe ein. Nie war mir die

Zeit raſcher vergangen. Es war ein Teufelsweib, blitzend, feſſelnd, aber unverkennbar auf der Vorſtufe zur Petroleuſe.

Es mochte Mitternacht ſein. Nichts von Fiacre oder Omnibus. Ein »Dienſtmann« nahm mein Gepäck und durch die todſtillen Straßen hin, an Schuppen, Remiſen, Lagerhäuſern und dem ganzen Apparat von Hafen-Etabliſſements vorüber, ſchritten wir auf ein beliebiges Hôtel zu. Es war ein weiter Weg. Endlich, beim Eintritt in eine kurze Seitenſtraße, traf mich ein naßkalter, nach Seeluft ſchmeckender Windſtoß; im Hintergrunde ſchimmerten weißlich die Wogenkämme und ein dumpfes Gebrauſe ſchlug an mein Ohr. Gleich darauf ſchellten wir an einem unſcheinbaren Seitenflügel; lange Corridore, teppichbelegte Treppen, »Gute Nacht«, und ehe zehn Minuten um waren, hatte mich das monotone Lied, das jetzt wie unter meinen Fenſtern klang, in feſten Schlaf gewiegt.

Erſt 10 Uhr Morgens, wo ich mich im Frühſtücks-Salon einfand, erfuhr ich, wo ich eigentlich war: im Hôtel royal. Jeder, der hier ſeine Dieppe-Studien begonnen und meiſt auch beſchloſſen hat, wird es in dankbarer Erinnerung haben. Es concurrirte an Bedeutung, Zuſpruch und Heiterkeit mit dem »Cerf« in

St. Denis; während indeß der »Cerf« ein ziemlich mediocres Etabliſſement war, das nur die Kriegszufälligkeiten auf eine ſchwindelnde Höhe gehoben hatten, war das Hôtel royal wirklich ein Gaſthaus erſten Ranges. Die Leichtigkeit franzöſiſchen Tons (wer gedächte nicht gern der jungen Hôteliere, mit den freundlich funkelnden Augen!) vereinigte ſich hier mit der Sauberkeit und Accurateſſe von »jenſeit des Kanals«. Es war ganz Brighton, Haſtings, Dover, aber der ennuyanten, reſpektabilitätsgebornen Steifheit entkleidet, die allem Engliſchen anhaftet. Im Uebrigen unterſchreib' ich gern das Urtheil eines Freundes, der von den Engländern zu ſagen pflegte: in drei Dingen ſind ſie groß, in Ventilation, Hôtels und Bleiſtiften.

Das Frühſtück war genommen. Unmittelbar draußen lag die »Promenade«; dahinter das bis dahin nur *gefühlte* Meer. Ich vermied es auch jetzt noch hinauszuſehn. »Alles zu ſeiner Zeit.« Ich hatte vorläufig eine andere Aufgabe, die, dem innerhalb der Stadt gelegenen Hafenbaſſin einen erſten Beſuch zu machen.

Dieſer kleine Hafen nämlich war in den Okkupationstagen zu einer beſondern Sehenswürdigkeit *dadurch* geworden, daß von hier aus die preußiſchen

Offiziere ihre England-Fahrten, ihre London-Beſuche zu bewerkſtelligen pflegten. Davon wollt' ich wo möglich Zeuge ſein. Am Bahnhof ſchon (ſo war mir in St. Denis und Amiens erzählt worden) hätten Geſchäftsleute ihre Poſten ausgeſtellt, die ſich daſelbſt aller friſch eintreffenden, blau und roth gekleideten »Britanniafahrer« ſofort zu bemächtigen und dieſelben unter einem Strom von Worten (nur kein Beſinnen!) ſofort an den Hafen zu locken wüßten. Hier am Hafen befände ſich nun ein höchſt merkwürdiges, ſeinen Grundprinzipien nach an die bekannte Märchen-Mühle (nur umgekehrt) erinnerndes Haus, in deſſen eine Thür der Offizier in aller Glorie ſeines Standes einträte, um aus der andern in ſogenanntem »Räuber-Civil« wieder herauszutreten. Ich habe dieſes etwas choquante Wort an dieſer Stelle um ſo weniger umgehen zu können gemeint, als es nicht bloß der allgemein recipirte, ſondern nach allem was ich darüber gehört habe, auch der einzig wirklich zutreffende Ausdruck war. Die Kleidermetamorphoſe geſchah nämlich nicht nach Maaß, ſondern nach der Nummer, und ſo ſollen denn, der »leichten Sommermützen« zu geſchweigen, die in allen Erzählungen eine beſondere Rolle ſpielen, dünnbeanlagte Beine in wahren Pluderhoſen, ſtarkbeanlagte in wahrem

Tricot ihre Englandfahrt angetreten haben. Einer der Herren, der ſich, wohl und weiſe, von ſeinem eignen Beinkleid nicht leichtſinnig hatte trennen wollen, zugleich aber bei dem Einkleidungsprozeß buchſtäblich »zu kurz« gekommen war, iſt einer allgemeinen Sage nach ſpäter im Hydepark unter Anticipirung der gegenwärtigen Damenmode (des Doppelrocks) in *Doppelpantalons* geſehen worden, an denen die hervorſchimmernde rothe Bieſe zwar ſehr gefällig, aber doch zugleich auch höchſt verrätheriſch gewirkt haben ſoll. Einem ſolchen Verpuppungsprozeß hoffte ich am Hafenbaſſin als Augenzeuge beiwohnen zu können; aber es mißglückte und ich kehrte in mein Hôtel zurück.

Es war die beſte Zeit, denn auf der ſchon erwähnten Promenade begann eben das Mittags-Concert, das hier tagtäglich die Offiziere der Garniſon und den militairiſchen Zuzug aus den Provinzen zu verſammeln pflegte. Wenig Civil; dies Wenige meiſt Engländer »von gegenüber«, die hier im Monat April ſchon, unter obligatem Studium unſerer Armee, ihre Luftbadekur begonnen hatten. Die Kapelle war die des tapfern 40. Regiments (Kölner), das dieſen Krieg als eine recht eigentliche »Wacht am Rhein« begonnen hatte. Jedem einzelnen ſah man an, daß er das Bewußtſein davon hatte. Es iſt wunderbar, wie ein ſolches »Regimentsgefühl« bis auf den letzten Mann durchdringt und ihn in Erſcheinung, Gang, Haltung auf eine höhere Stufe hebt. Es war eine Freude, unter dieſen Geſtalten zu wandeln.

Der Platz ſelber (die Promenade) iſt von einer nur mäßigen Schönheit. Es hängt alles davon ab, woher man den Maßſtab nimmt. Wer die Erinnerung an Peene-, Swine-, Warnemünde, oder wenn es hoch kommt, an den Heiligen Damm von Dobberan als Ideal in ſeiner Seele trägt, der kann hier von der Wogenpracht des »Atlantic« und dem Zauber von Schloß-Dieppe ſchwärmen, wer aber die Kreideklippen der engliſchen Südküſte und die Städte kennt, die wie Reihen von Palaſt-Villen amphitheatraliſch an dieſen Kreideklippen aufſteigen, der wird dies Dieppe nur als eine verblaßte Reminiscenz hinnehmen können. Die Jahreszeit war freilich nicht die günſtigſte; es fehlte das belebende Treiben der Hochſaiſon, es fehlten die Yachten und Boote, die Pony-Equipagen, vor allem die Damen mit ihrem im Winde flatternden, wo möglich blonden Haar, aber auch, wenn ich mit geſchäftiger Phantaſie dieſer windgefegten, mit kümmerlichem Raſen bedeckten, von zwei Klippen und einem alten Schloß flankirten Marine dieſe Staffage zu geben trachtete, ſie blieb doch immer nur die »arme Anverwandte« des andern Ufers, des Ufers von jenſeit des Kanals.

Der Marſch aus dem Tannhäuſer klang noch, als ich in mein Hôtel royal wieder zurücktrat. Es war Dejeuner-Zeit. Ich begann wie billig mit Auſtern und Chablis. Dieſen Luxus, wenn es an dieſer Stelle überhaupt einer war, empfand' ich wie eine Pflicht. Ich hatte mich in Epernay und Reims (wer tränke einſam Champagner?) mit einem »bock« begnügt, aber nun auch, — nach Analogie jenes vormärzlichen Landsmanns, der zweimal an dem Eckladen vorübergehend, das dritte Mal um ſo ſicherer überzeugt war, ſich für ſeine Enthaltſamkeit belohnen zu müſſen, — glaubte auch ich mir ein Anrecht auf das natürliche Gewächs des Meeres, die Auſter, erworben zu haben. Sie kam in jener nicht genug zu bewundernden Geſtalt, die zwiſchen der großen holſteinſchen und den kleinen Whitſtables die richtige Mitte hält, und ich darf ſagen, ſeit jenem ſchönen Maitage 1864, wo ich mit Dr. H. (den ich hiermit ſchönſtens grüße) in Wilkens Keller die ohnehin friſchen Düppel-Reminiscenzen mit Château d'Yquem noch friſcher machte, hatt' ich ſo nicht wieder gefrühſtückt. Denn ein ächtes Frühſtück, man täuſche ſich darüber nicht, iſt rar wie alles Schöne und Große. Es muß im Vordergrunde Stimmung und im Hintergrunde Erinnerungen haben. Hier in Dieppe hatt' ich beides, und ſo erſchien mir denn wieder einmal einer jener

räthſelhaft gebornen,
Und kaum begrüßt, verlornen

Augenblicke (wie Lenau das Glück definirt), ein Glücks-Augenblick, ſag' ich, deſſen ich um ſo dankbarer gedenke, als er es mit ſeiner Zeitbegrenzung nicht allzu peinlich nahm. Im Gegentheil. Es hing Gewicht ſich an Gewicht, und die dritte Stunde war vorüber, als ich mich geländerfeſt auf mein Zimmer hinauffühlte.

Nun folgt eine Lücke. Als ich eine Stunde ſpäter erwachte, ſah ich, daß das Fenſter aufſtand und der Seewind in den Damaſt-Gardinen bauſchte. Ich hatt' es bis dahin nicht bemerkt. Erhaben über die lächerliche Erwägung »Schnupfen oder nicht« war ich eingeſchlafen und der Traum hatte mich hinausgetragen auf die hohe See, die Sonne vor mir am Horizont und eine weiße Wolke von Möven über mir.

Dieppe.

Das ſchützt vor Kleinheit und Uebermuth:
Eine jede Zeit iſt ſchlecht und gut.

* * *

I remember, I remember
Where I was used to swing, . . .
My spirit flew in feathers then
That is so heavy now.
Thomas Hood.

II.

Es war 4 Uhr und darüber, als ich erwachte. Die Sonne, die ich im Traum geſehn, neigte ſich wirklich bereits, und ich eilte, um noch bei gutem Tageslicht die Stadt und die Kirchen beſuchen zu können. Es iſt ein Vorzug katholiſcher Länder, daß zu ſolchem Beſuche (ſein Zweck ſei, welcher er wolle) jede Stunde recht iſt, während der Proteſtantismus Alltags ſeine Kirchen ſchließt und Sonntags ſie nur öffnet, um den Beter, aber nicht um den bloß Wißbegierigen einzulaſſen. Ein ſolcher hat vielmehr jedesmal einen ſchwierigen Stand. Oft freilich noch mehr komiſch als ſchwierig. So erging es mir vor vielen Jahren in Waltham Abtei.

Die Erinnerung daran, ſo klein der Vorgang war, tritt eben jetzt derartig lebhaft vor meine Seele, daß mir der Leſer eine kleine Abſchweifung verzeihen muß, und zwar um ſo eher, als mit alleiniger Ausnahme von Haſtingsfeld, in ganz England kein Punkt exiſtirt, der mit »Normannenherzog Wilhelm« und der ganzen normanniſchen Eroberung poetiſch ſo verwachſen wäre, als die eben genannte Abtei.

Es war im Sommer 1856. Ich machte damals allſonntäglich, von London aus, Ausflüge in die benachbarten Grafſchaften, einmal auch in die Grafſchaft Eſſex, um Waltham Abtei zu beſuchen. Ich hatt' es ſeit lange ſehen wollen, denn der Abt von Waltham war es geweſen, der die Leiche König Haralds auf dem Schlachtfelde von Haſtings durch zwei Mönche hatte ſuchen, heimtragen und innerhalb ſeines Kloſters begraben laſſen. Einer Tradition nach ruht er da, wo jetzt die uralte Kirchhofslinde ſteht. Doch iſt dies alles Sage. Nach einer andern Ueberlieferung wurd' er am Strande von Haſtings einfach eingeſcharrt. Gleichviel. Wenige Jahre nach ſeinem Tode geſchah, was immer geſchieht: die Kirche ſöhnte ſich mit dem neuen Machthaber aus. Auch der Abt von Waltham. Erweitertes Beſitzthum fiel ihm zu und die Abtei-Kirche wurde neu gebaut. In normanniſchem Styl. Sie iſt 800 Jahre hindurch beinah intakt geblieben und bildet neben dem White Tower in London das vorzüglichſte Beiſpiel alt-normanniſcher Bauweiſe: dicke, ſchwere Säulen mit Rundbogen. Dies zu ſehen fuhr ich hinaus. Es war Spät-Nachmittag. Die Kirche ſtand auf, die Glocken gingen. Ich dachte nicht daran, daß es zum Gottesdienſte ſei, trat ein und begann mich umzuſehen, zu fragen, zu zeichnen. Ich ſah einige Beter kommen, was mich aber in meiner Unbefangenheit nicht ſtörte. Endlich hörten die Glocken auf und der Küſter, ein ſteifer aber freundlicher Mann, der engliſche »Sexton« wie er im Buche ſteht, trat an mich heran und fragte: Sir, do you intend to stay here for the service? Eh' ich noch Zeit hatte zu antworten, ſah ich den Geiſtlichen ſelbſt, einen ſtarken, kurzhalſigen Herrn, der ſich gewiß ſehr leicht ärgerte, würdevoll auf die Kanzel zuſchreiten, der Küſter aber, auf ihn hinzwinkernd, flüſterte mir mit gravitätiſcher Schelmerei zu: »he does'nt like people stepping in only for the Norman-Style«. Eh' er die Kanzel hinauf war, war ich hinaus.

Eine ſolche Begegnung hatt' ich hier am Orte (in Dieppe) nicht zu befahren.

Alſo in die Stadt und die Kirche!

Man muß bei Dieppe einen bürgerlichen und einen faſhionablen Theil, einen Theil der Einheimiſchen und der Fremden unterſcheiden. Den letzteren, eine große Hôtel-Straße, kannt' ich bereits; — er bildet eine maleriſche Couliſſe, zugleich einen koloſſalen Windſchirm, den die Stadt zwiſchen ſich und dem Meere aufgerichtet hat.

Dem andern Theil, dem eigentlichen Dieppe, ſchritt ich jetzt zu.

Hier in einem Gewirr altmodiſcher Straßen befinden ſich die Plätze und die Kirchen, die Cafés und die Leſelokale, die Läden und die Elfenbeinſchnitzereien, in Betreff welcher letzteren Dieppe mit Rouen concurrirt. Wie viele Papiermeſſer und Chemiſenknöpfe werden jetzt, als »souvenirs de Dieppe«, in unſern alten Provinzen im Schwunge ſein!

Unter den verſchiedenen Plätzen der Stadt iſt der größte mit der Statue ihres berühmteſten Sohnes, des Admirals Du Quesne, geſchmückt. Ich kannte das Bild; eine treffliche Copie befindet ſich im Sydenham-Palaſte bei London; mit beſonderer Genugthuung erneuerte ich hier die Bekanntſchaft. Friſch, fröhlich, frei, in der maleriſchen Tracht jener Epoche, ſteht er da, feſt und fein in den Zügen, in einer gewiſſen Lord-Byron-Attitüde, und doch zugleich frei von all' dem Theatraliſchen, woran franzöſiſche Bildwerke ſo leicht ſcheitern.

Von hier aus trat ich zunächſt in die auf mächtigen, alt-normanniſchen Säulen ruhende St. Remigius-Kirche, dann in die an St. Maclou und St. Ouen erinnernde, normanniſch-gothiſche Kirche von St. Jacques ein. An dieſer Stelle verweilt' ich länger, ganz wieder (wie in Rouen) der Bewunderung hingegeben, bis ich mir endlich geradezu vornahm, eine ruhigere Poſition zu dieſen Dingen unter allen Umſtänden einnehmen zu wollen. Nüchtern-verſtändige Erklärungen ſollten mir dazu helfen. Und zu beſcheidenem Theile glückte es auch. Ich ſagte mir immer wieder und wieder: gerade dieſe *Fülle* der Schönheit, weil ſie überall iſt, weil ſie hundert- und tauſendfach ſich wiederholt, iſt dazu angethan, unſer Urtheil zu reguliren. Es iſt ein alter Satz: die Zeit baute dieſe Dome. Gewiß. Das Individuum war relativ gleichgültig. Der eine konnt' es, und der andre konnt' es *auch*. Jede Epoche zeigt eine gewiſſe Kraftentfaltung; auch die unſre leiſtet ihr Großes und zwar derart, daß wir *das* Große, das Allgemeingut der

Zeit iſt, auch aus der Hand des Kleinen hervorgehen ſehen. Darin bleiben ſich die Zeiten gleich, und wie jeder heutige Durchſchnitts-Ingenieur, ohne daß wir ihn ſonderlich bewundern, nach voraufgegangenem großen Vorbild, einen Tunnel oder eine Tubular-Brücke, eine Rieſenlokomotive oder eine Rigi-Bahn bauen kann, ſo konnten, nach ihren Vorbildern, die Durchſchnittsleute von damals gothiſche Dome bauen. Jede engliſche Dame kann einen Roman ſchreiben, jeder Deutſche ein Sonett machen oder eine Sonate ſpielen, jeder in der Welt umher gewürfelte Kellner fünf Sprachen ſprechen; der Menſch iſt vor allem gelehrig, — die Nachahmekunſt iſt unſre allereigentlichſte Kunſt. Die Genies waren immer rar. Unſer Beſtes iſt die Tradition. Geht ſie verloren, kommt ein Moment, wo wir in dieſem und jenem nicht mehr auf den Schultern vieler Voraufgegangener ſtehen, ſo empfinden wir uns klein geworden. Aber an anderer Stelle ſind wir um ebenſo viel gewachſen.

St. Jacques bot manches Eigenthümliche: die Kapellen rechts und links waren durch gothiſche Steinſchirme, die eine zierlich-durchbrochene Arbeit zeigten, von den Seitenſchiffen getrennt, und die Knotenpunkte der Gewölbe geſtalteten ſich zu einem

Ornament, das, wiewohl flach, in ſeiner Apartheit an die Tromben in der Kapelle Heinrichs VII. (Weſtminſter-Abtei) erinnerte. Der eigentlichſte Zauber aber, deſſen ich hier anſichtig wurde, war doch ein zufälliger. Ueber dem Orgelchor befand ſich ein großes Rundfenſter in buntem Glaſe. Vor dieſem ſtand eben die niedergehende Sonne, und je nachdem ſie nun in ihrem Fortſchreiten die blauen, rothen oder grünen Gläſer traf, goß ſie über Kanzel und Pfeiler, vor allem aber über einen inmitten der Kirche herabhängenden Glockenſtrick (was ſich beſonders reizend ausnahm), immer wechſelnde Lichter aus. Es war als würde die Kirche abwechſelnd in allen Farben bengaliſch beleuchtet. Das Ganze feenhaft.

Auf den Plätzen, in den Cafés, verbracht' ich eine Stunde oder zwei. Als ich wieder in das faſhionable Dieppe eintrat, um zwiſchen Meer und Hôtelreihe hin die große Promenade zu machen, war ſchon alles leer. Die See war unruhig geworden, der Wind fegte durch den Nebel und immer höher hinauf ſprühte der Schaum. Ich mußte des Tages gedenken, wo ich bei gleichem Wind und Wetter drüben an der Klippe von Haſtings umhergeklettert war und den Zauber von Meer und Land und hiſtoriſcher Erinnerung in vollen Zügen, weil noch in Jugendfriſche, eingeſogen hatte. Das war nun zwanzig Jahr. Long, long ago!

Und um ſchließlich dies reminiscenzenreiche Kapitel auch mit einer Reminiscenz zu Ende zu führen, ſo ſei es die Erinnerung an das Wort eines Freundes (nun auch längſt hinüber), der mir einſt mit bewegter Stimme ſagte: »als ich Heidelberg wiederſah, war mir's als ſtünd' ich am Grabe meiner Jugend«. Ich empfand jetzt Aehnliches, als ich auf das Stück Meer hinausſah, das wie hier an den Strand von Dieppe, ſo auch drüben an die Klippe von Haſtings brandete.

Neuville.

Du loderndes Gehirn,
So ſind jetzt Aſche deine Brände.
Freiligrath.

* * *

Die Ruh' iſt wohl das Beſte
Von allem Glück der Welt.
Waiblinger.

Eine halbe Meile von Dieppe, und zwar landeinwärts nach Südoſten zu, begegnen wir dem großen Dorfe Neuville, deſſen höhergelegene Punkte einen Blick geſtatten auf das Meer. Dieſes Dorf und ſeinen Kirchhof zu ſehen, war es, was mich vorzugsweiſe nach Dieppe geführt hatte. Nicht der Ausſicht, ſondern eines friſchen Grabes halber.

Jn der Mitte Dezember (Rouen war eben von den Unſern beſetzt worden) hatt' ich in den deutſchen Zeitungen etwa Folgendes gefunden: »Geſtern, am 8. d. M., haben wir Alexander Dumas, den Vater, im Dorfe Neuville begraben. Nie vergeſſe ich, wie ich mit meinen Kindern den ſteilen Bergpfad unter Schneegeſtöber hinaufſchritt, um dem Geſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen. Unſer Blick hielt Umſchau. Naturgröße, Kriegsgefahr und das ſtille Ende dieſes einſt vielgefeierten Mannes erfüllten meine Seele mit vielfachen Gedanken. So erreichten wir die Kirche, die, während wir den Sarg umſtanden, allmälig von der hervorbrechenden Sonne erleuchtet wurde. Nur wenige Perſonen waren zugegen: Dumas Sohn, die Damen der Familie, einige Bürger von Dieppe, Fiſchersleute, Bauerkinder. Wir trugen ihn aus der Kirche auf den Kirchhof, ſenkten ihn ein und knieten nieder. Die Luft war ſtill. Das Meer wallte ruhig. Wir weinten alle bitterlich, weniger um den Todten, als um das ganze Schickſal, das uns umgab“. Dieſer kurze, ſchmuckloſe Bericht hatte einen Eindruck auf mich gemacht. Ich wollte die Stelle ſehn, wo man den Verfaſſer von 100 Stücken und 300 Romanbänden zur letzten Ruhe beſtattet hatte.

Im Hôtel royal that ich die nöthigen Fragen. Es machte erſichtlich einen guten Eindruck, daß ich vorhatte, dem todten Dumas meine Huldigungen darzubringen; jeder beeilte ſich, mir den Weg zu beſchreiben. Ich paſſirte alsbald einen langgeſtreckten Faubourg, dann muthmaßlich dieſelbe Schlucht, durch welche an jenem 8. Dezember der Verfaſſer des oben mitgetheilten Briefes hinaufgeſtiegen war und machte zuletzt vor einem Kaffeehauſe Raſt, das gegenüber von

Kirche und Kirchhof gelegen war. Ein alter Blaukittel, der den Tiſch mit mir theilte, erwies ſich als ſtöckig und einſylbig; deſto mittheilſamer war die Wirthin ſelbſt, die, was Beredtſamkeit angeht, ganz nach meinen Wünſchen geweſen wäre, wenn ſie nicht eine beſtändige Neigung gehabt hätte, die Dumas-Frage fallen zu laſſen und die Ulanen-Frage ſtatt deſſen aufzunehmen. Die Ulanen! Einer hatte das Piſtol, ein anderer den Säbel gezogen, ein Dritter, durch das Fenſter hindurch, mit der Lanze aſſiſtirt; aber alle waren ſie furchtbar geweſen, an Haltung, an Blick, an Stimme. »Die zeugete kein ſterblich Haus«. Der alte Blaukittel ſchüttelte den Kopf und ſog ärgerlich an ſeiner Thonpfeife. Dieſe Bekenntniſſe weiblicher Schwäche kamen ſeiner Mannesſeele ſehr ungelegen.

Der Ulan herrſchte vor, aber doch nicht ſo weit, daß das Haus Dumas daneben verſchwunden wäre. Vielleicht mein Verdienſt! Ich preßte den Gang der Unterhaltung immer wieder in dieſe Richtung hinein und hatte ſchließlich ſo viel erfahren wie nöthig. Es lief etwa auf das Folgende hinaus: Der jüngere Dumas beſitze ein ſchönes Landhaus in dem nahegelegenen Stranddorfe Le Puits; der Vater habe im Hauſe des Sohnes gelebt, dort ſei er geſtorben. Am

8. Dezember habe man von Le Puits her den Sarg in die Kirche von Neuville getragen, die Leiche eingeſegnet, dann ſie beſtattet. Er ſei ein ſehr freundlicher alter Herr geweſen, von allen Menſchen, inſonderheit von ſeiner Familie ſehr geliebt. Allwöchentlich komme der Sohn oder die Schwiegertochter, um ſein Grab mit Blumen zu ſchmücken. »Erſt geſtern waren ſie hier; ſie brachten große Fliederbüſche. Ein Denkmal iſt in Arbeit, das nächſtens errichtet werden wird.«

Dies war mir genug. Ich ſchritt nun auf den Kirchhof zu, unter deſſen kreuz- und ſteingeſchmückten Hügeln ich das neue Dumas-Grab unſchwer herausfinden konnte. Es war alles proviſoriſch; ſelbſt der grüne Raſen fehlte. Statt deſſen erhob ſich über der Grabſtätte ein großer, aus Brettern zuſammengenagelter, mit Schiffstheer angeſtrichener Kaſten, auf deſſen giebelartigem Dach die Fliederbüſche lagen, von denen mir die Wirthin eben erzählt hatte. In Front des Kaſtens, der, ſeiner Form nach, zwiſchen Sarg und Schuppen gerade die Mitte hielt, war eine ganze Reihe von Viſitenkarten befeſtigt, die Freunde und Verehrer des alten Dumas hier bei ſeiner letzten Behauſung abgegeben hatten. Die meiſten dieſer Karten, weil vom Theer durchzogen, waren nur noch bruchſtückweiſe zu entziffern; nur eine, die vierte in der Reihe, war lesbar geblieben. Ihre Zeilen lauteten:

Toi, que nous avons tant admirés sur la terre
Ton beau nom grandira encore dans l'avenir,
Toi qui joignait l'esprit aux vertus d'un bon père
Nous garderons toujours ton tendre souvenir.

Alſo etwa:

Du, den wir bewundert jahraus, jahrein,
Dein Name wird wachſen mit den Jahren;
Du beſter Vater, wir denken Dein
Und werden Dich freundlich im Herzen bewahren.

Einfache Worte, aber dadurch von einer gewiſſen menſchlich-ſchönen Bedeutung, daß ſie (wie auch die Bruchſtücke der andern Reimverſe) alle den bon père mehr betonten, als den »beau nom qui grandira dans l'avenir«. Das Ganze ein neues glänzendes Beiſpiel dafür, wie wir mit unſren auf Hörenſagen und vereinzelten Notizen aufgebauten Vorſtellungen vielfach in die Irre gehen, auch dann noch, wenn dieſe Vorſtellungen einer gewiſſen Allgemeinberechtigung nicht entbehren. Wer unter uns, der den ältern Dumas in ſeinem Luxus und ſeiner Maſſenproduktion, in dem ganzen genialen Leichtſinn ſeines Lebens und ſeines Schaffens von fern her beobachtet hat, wer unter uns, frag' ich, hätte den Gedanken hegen können, daß eben dieſer Mann, von ſeiner Grabesſtätte aus, vor allem als bon père zur Nachwelt ſprechen würde?! Und zwar nicht in der ſprüchwörtlichen Lügenhaftigkeit des Leichenſteins, ſondern in aller Wahrheit.

Und noch ein Zweites war es, was ſich mir an dieſer Stelle aufdrängte: die nie genug gewürdigte Wahrnehmung, daß die Liebenswürdigkeit, wenn ſie ächt iſt, über viele Unkorrektheiten hinweghilft. Das blos moraliſche Element verſchwindet daneben. Und mit Recht! Denn die Liebenswürdigkeit, wenn ſie eben mehr iſt, als eine geſellſchaftliche façon de parler, wurzelt alle Mal in der Liebe ſelbſt. Die Liebe aber iſt gütig und demüthig. Und was gütig und demüthig iſt, gefällt.

Ich nahm eine Karte und ſchrieb einen deutſchen Vers darauf, um beides, Vers und Karte, unter die übrigen einzureihen. Aber ich beſann mich wieder; — es giebt Zeiten, wo das Perſönliche ſchweigen muß neben dem Nationalen. So zerriß ich die Karte und ſtreute die Schnitzel in den Wind.

Ich gab nichts, aber ich nahm etwas: einen jener Fliederzweige, die von liebenden Händen hier niedergelegt waren.

Was aus ſolchen Händen kommt iſt immer geweiht und trägt einen Segen mit ſich.

Le Puits.

Das Dorf auf hohen Dünen, . . .
Wie lockt es mich zur Sommerzeit
In ſeine ſtille Einſamkeit.
B. v. Lepel.

⁂

»Wenn er ſchuf, ſaß er zwiſchen
Engeln des Lichts und der Finſterniß.«
(Allan Cunningham über Byron.)

Meinen Rückweg nach Dieppe beſchloß ich über Le Puits zu nehmen, um wie das Grab des älteren, ſo auch die Villa des jüngeren Dumas geſehen zu haben. Ich paſſirte wieder die große Dorfſtraße, bog nach rechts ein und trat auf ein baumloſes Plateau hinaus, zwiſchen deſſen vereinzelten Ackerſtreifen ſich ein Feldweg hinſchlängelte. Dieſer Weg, ſo hieß es, werde mich nach Le Puits hineinführen. Le Puits wollte aber nicht kommen; ich ſah nichts als nach links hin die Thürme von Dieppe und weit vor mir das Meer, das ſeinen Nordweſter über das Plateau ſchickte, ſo mächtig, daß mir zu Muthe war, als ob ich ſtroman ſchwömme. Es hatte einen Zauber, dieſe

Einſamkeit, dieſer Kampf, und eh noch die Freude daran in der aufſteigenden Beſorgniß »ſich verirrt zu haben« untergehen konnte, ſenkte ſich bereits der Pfad und ich ſchritt in ein Stranddorf hinab, das ſich, in einer tiefen Schlucht verſteckt (etwa wie ein im Villenſtyl erbautes Heringsdorf) bis unmittelbar an den Strand des Meeres zog. Hier ſchwieg der Nordweſt, hier ſtanden Nußbäume in vollem Grün, hier blühten Blumen; mitten in dieſem halb unwirthbaren Küſtenſtrich eine windgeſchützte Oaſe.

Ich wanderte die Schlucht hinunter, an einem halben Dutzend Chalets vorüber, von der Ueberzeugung erfüllt, die Villa, um die es ſich für mich handelte, auch ohne Anfrage entdecken zu können. Denn, ſo ſagt' ich mir, »wie der Menſch, ſo ſein Haus«. Vor einer lachenden Veranda, mit Roſenſtöcken in der Front und Aprikoſen an der Sonnenſeite, blieb ich endlich ſtehen und fragte ein vorübergehendes Dorfmädchen: »iſt dies die Villa des Mr. Dumas?« Die Kleine ſchüttelte aber mit dem Kopf, zeigte nach Weſten zu, die Höhe hinauf, und ſagte: »Kommen Sie nur, ich werde Ihnen die Villa zeigen.«

Alſo wieder 'mal getäuſcht! Ich folgte ihr nun quer über die Dorfſtraße, erſt durch ein Gehöft, dann über ein Stück anſteigendes Gartenland, bis wir wieder auf jener windgefegten Höhe ſtanden, von der ich eben gekommen war. Die Kleine wies jetzt nach einem einſam auf der Düne liegenden Backſteinbau hinüber, deſſen drei Giebel hell in der Sonne funkelten: »voilà la Maison du Monsieur Dumas fils«. Eh ich noch danken konnte, flog ſie wieder den Abhang hinunter.

Meine Schritte führten mich nun auf die Villa zu, die eigentlich keine Villa war. Etwas entſchieden Hausbacknes herrſchte in ihr vor; man kann ſagen, die ganze Anlage glänzte durch Abweſenheit alles idylliſchen oder gar romantiſchen Apparats. Ein friſchgeſtrichener Staketen-Zaun, Remiſen und Stallgebäude, ein Reiſewagen, an dem geputzt und gewaſchen wurde, eine Koppel Hunde, — alles erinnerte mehr an das moderne Jagdſchloß eines Induſtriellen, als an die Behauſung eines Schriftſtellers und Poeten. Aus einzelnen der vielen Schornſteine ſtieg der Rauch auf; aber kein Baum gab Schatten, kein Strauch, keine Staude lehnten ſich an die Giebelwand, alles kahl wie die Düne, drauf dieſe angebliche Villa ſtand. Nur Wind und Sonne und der Blick auf's Meer! für viele ein Größtes und Beglückendſtes, aber nicht für alle. Dieſe monotone Großartigkeit, die, in mir wenigſtens, immer nur die Empfindung weckt von dem Nichtigen und Gleichgültigen der Einzelexiſtenz, — ſie lullt alles Streben ein mit der Frage: wozu? Doch iſt dies Nerven-Sache. Was den einen niederdrückt, erhebt den andern.

Ich ſtand nun an der Pforte, und einen Augenblick überkam mich die Luſt, die Klingel zu ziehn. Nach allem, was ich in den letzten Stunden über den Charakter des Bewohners erfahren hatte, mußt' ich annehmen, daß ich es wagen dürfe. Aber die converſationellen Erwägungen gaben ſchließlich den Ausſchlag, und — ich ließ es. Mit gutem Grund. Es iſt nämlich doch ein Unterſchied, unter welchen Umſtänden und in welcher Veranlaſſung man einer Celebrität den Zwang auferlegt, eine Art Kauderwälſch-Anſprache anhören und beantworten zu ſollen. In den Tagen meiner Gefangennahme, wo es ſich um das immerhin Werthvollſte, das man hat, ums Leben gehandelt hatte, hatt' ich ein natürliches Recht gehabt, mich hören zu laſſen und hatte von dieſem Rechte den ausgiebigſten Gebrauch gemacht; — man ſpricht dann auch, gehoben durch die Situation und unbedrückt durch das Gefühl, ein bloßer Eindringling zu ſein, beſſer als man je geglaubt hätte, daß man es könne. Kommt aber das Preſſante der Situation in Wegfall, ſo leidet nicht blos die Berechtigung, ſo leidet auch zugleich die Fähigkeit des Sprechens, und Satzbildungen, die im einen Fall, weil aus Herz und Seele geboren, immer noch ein Intereſſe zu wecken im Stande waren, ſie werden nun, wo das innerliche Leben fehlt, zu einer bloßen Tortur und erzeugen lediglich den einen Wunſch: daß er doch erſt wieder ginge! Darauf hin wollt' ich es nicht ankommen laſſen. So ging ich denn ſchon vorher.

Und ſiehe da, ich ſollte für dieſes Entſagen ſchließlich doch noch belohnt werden, ſollte meinen Zweck erreichen, ohne Pein gelitten oder verurſacht zu haben!

Ich begann an den Rückzug zu denken, und ſchritt, über die Düne hin, immer am Meere entlang, wieder auf Dieppe zu. Dann und wann war der Weg eingeſchnitten und geſtattete eine behagliche Raſt; der Wind ging drüber hin. Als ich ſechs-, achthundert Schritt gegangen ſein mochte, ſtand ich, nunmehr wieder in vollem Nordweſt, auf einem Vorſprung, an dem der Fahrweg unten vorüberführte. Die Villa Dumas zeigte ſich von hier aus in voller Klarheit; ich nahm alſo mein Notizbuch, um, ſo weit die Kräfte reichten, eine Skizze des Hauſes zu entwerfen. Eine Weißdornhecke gab mir ſpärlichen Schutz. Es war ein entzückender Moment. Unmittelbar hinter mir weideten die Schafe, die Glöckchen klangen; dann und wann kam der Hirt, mitunter auch ſein Hund, und ſahen zu, wie weit ich ſei. Den Fahrweg unten paſſirte allerlei Gefährt; dann kamen Bettelkinder, denen ich Zwei-Sousſtücke hinunterwarf. Ihr Laufen und Balgen unterhielt mich und den Schäfer dazu. Er lächelte, aber er ſprach nicht.

So mocht' ich wohl eine halbe Stunde oder länger geſeſſen haben, als auf der andern Seite der Straße, wo ebenfalls ein Fußpfad hart am Abhange hinlief, ein unverkennbar diſtinguirtes Paar herankam, das, dem Wege nach, den es eingeſchlagen, entweder geradeaus auf Le Puits, oder aber (ein wenig links ſich haltend) auf die Villa Dumas zuſchreiten mußte. Ich hatte meine Ahnungen. Sie waren kaum noch 50 Schritt von mir entfernt. Er ein ſtattlicher Herr, Offiziers-Haltung, einfach in Kleidung; ſie, die Dame, elegant: ein ſchottiſch karrirter Mantel über einem violettfarbnen Wollenkleid, kleine Füße, hohe Knöchelſchuh', der Kopf in einer Kapuze; eine Haarſträhne hatte ſich gelöſt und flatterte im Winde. Jetzt waren ſie mir vis-à-vis; er bog ſich in flüchtiger Neugier nach rechts und ließ mich dadurch ſeine Züge, die ich bis dahin nur im Halbprofil geſehen hatte, deutlich en face erkennen. Es war der Sohn ſeines Vaters. Der unverkennbare Mohrentypus des Alten, deſſen Bild ich ſo oft geſehen hatte, ſpiegelte ſich auch in dieſem Kopf; nur abgeſchwächt. Das krauſe Haar, beim Vater noch wollartig, war geblieben.

Jetzt kam die Stelle, wo der Pfad drüben gabelte. Nun mußte ſichs entſcheiden, ob ich richtig prognoſticirt hatte oder nicht. Ich war diesmal meiner Sache ſicher. Richtig, ſie bogen links ein und ſchritten auf die Villa zu. Ich folgte ihnen mit dem Auge, bis ſie in der Thür des Mittelgiebels verſchwanden.

Der Eindruck, den ich von dieſer Begegnung gehabt hatte, war der angenehmſte. Dies war kein blondlockiger Poet, der den Schein für das Weſen der Dinge nimmt, dies war der Mann, der bis in die Dunkeltiefen des Herzens blickt, ſeine Geheimniſſe aufſchließt, ſeine Verworrenheiten löſt. Eine Aufgabe, nicht dankbar immer, vielleicht verwerflich, gewiß gefährlich; — es frommt nicht, der Gorgo ins Antlitz zu ſchauen oder die Räthſel der Sphinx zu löſen. Ein Letztes, Tiefſtes, ſoll den verhüllenden Schleier tragen. Aber eines bleibt ewig wahr daneben: wer es dennoch wagt, trägt den Doppelſtempel von Muth und Genie.

In ſolche Betrachtungen verſunken, ſchritt ich auf Dieppe zu.

Da lag es im Sonnenglanz; zu ſeiner Rechten brauſte und ſchäumte das Meer.

◆

Aus den Tagen
der
Occupation.

Eine Oſterreiſe
durch Nordfrankreich und Elſaß-Lothringen
1871.

Von
Theodor Fontane.

Band II.

Berlin 1871.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

42 I

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhalt.

I. Abtheilung. Seite

St. Quentin 1
- Ham 3
- Von Ham bis St. Quentin 14
- St. Quentin 23
- Die Schlacht von St. Quentin 31

II. Abtheilung.

Sedan 45
- Mezières-Charleville 47
- Bis Sedan 58
- Bazeilles 70
- Ein Ritt 74
- Beaumont 87
- Das Treffen bei Beaumont (30. August) 99
- La maison blanche 112
- Die Höhe von Donchery 118
- Das Kalkbrennerhaus von Donchery (Four à chaux) . . . 129
- Schloß Bellevue 137

III. Abtheilung.

Metz 143
- Bis Metz 145
- Metz I. 153
- Metz II. 160
  - Die Belagerung von Metz 1552 163

Seite
Metz III. 173
Metz IV. Zwei Cafés. Zwei Standbilder 178
Bis Gorze 184
Das Schlachtfeld vom 16. Auguſt 196
Gravelotte 209
Rezonville 218
Das Schlachtfeld vom 18. Auguſt 225
  1. Die Schlacht 225
  2. St. Marie aux Chênes 230
  3. St. Privat 236
Schloß Frescaty 244

IV. Abtheilung.

Bitſch 253
  Saarbrücken 255
  Bitſch 262
  Gottfried Heller 269
  Die Citadelle von Bitſch 277

V. Abtheilung.

Straßburg 287
  Straßburg. Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen . . . 289
  Auf dem Münſter 303
  Im Münſter 313

VI. Abtheilung.

Wilhelmshöhe 319
  Caſſel 321
  Wilhelmshöhe 330
  Schlußwort 345

St. Quentin.

Ham.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.
Fauſt.

*   *   *

Denn »ſterben ſoll er in den Kerkermauern«,
So klangen ſeines Richters Worte,
Und daß der Kühne lebend noch geblieben
Dankt er allein des Herrſchers milder Gnade.
Lenau.

An demſelben Tage noch, an dem ich dem Grabe des älteren und der Villa des jüngeren Dumas meinen Beſuch gemacht hatte, kehrte ich nach Amiens zurück, nicht um einen zweiten Aufenthalt daſelbſt zu nehmen, ſondern lediglich, um nach einem allerletzten Nachtquartier im »Tête de bœuf« meine Weiterreiſe auf St. Quentin anzutreten. Der Weg dahin ging über Ham. Dieſen intereſſanten, auch während des letzten Krieges wiederum vielgenannten Ort zu ſehen, konnt' ich mir nicht verſagen. Um die Mittagſtunde traf ich daſelbſt ein.

Der beſte Gaſthof, vielleicht der einzige jenſeits der Auberge-Linie, iſt das Hôtel de France. Ich ſtellte mich daſelbſt dem Commandanten, zugleich einer ganzen Tafelrunde preußiſcher Offiziere vor und rückte, nach erfolgter freundlicher Aufforderung, in ihre bunte Reihe ein. Die alleinige Sehenswürdigkeit der Stadt iſt ihre Citadelle; der Herr Commandant ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, mir dieſelbe zu zeigen. Vorläufig waren noch die letzten Gänge des Diners zu abſolviren. Ich wähle dieſen Ausdruck abſichtlich; es war eine Aufgabe, eine Arbeit, und die Anekdoten und Erzählungen, die das Mahl begleiteten, waren beſſer als dieſes ſelbſt. Einer dieſer Erzählungen entſinne ich mich noch. Die Beſchaffenheit der Mahlzeiten hatte begreiflicherweiſe im Laufe der voraufgegangenen Wochen mehr als einmal Beanſtandung erfahren, bis eines Tages die in ihrer Ehre und Nationalität gleich hart angetaſtete Wirthin mit einem rieſigen Küchenmeſſer in das Offizier-Speiſezimmer eingedrungen war und unter beſtändigem Meſſerfuchteln ſich verſchworen hatte: „500 Frauen wie ich, und kein Preuße hätte je den heiligen Boden Frankreichs betreten!“ Unter allgemeiner Heiterkeit war ihr zugeſtimmt und die eigentliche Streitfrage (das Eſſen) ſeitdem nicht wieder berührt worden.

Bald nach Aufhebung der Tafel ſchritten wir auf die Citadelle zu. Sie hat, in allem was Fortifikation angebt, den Charakter einer mittelalterlichen Burg: Wall und Graben, eine Zugbrücke und zwei, drei Thürme. Die Baulichkeiten indeß, die den inneren Raum quadratiſch umſtehen, haben etwas durchaus Modernes: langgeſtreckte Backſteinhäuſer in allernüchternſtem Kaſernenſtyl. Alles in der That gehört dem vorigen Jahrhundert an, mit alleiniger Ausnahme eines hohen, aus 14 Fuß dicken Mauern beſtehenden Donjon's, der ſchon 1470 vom Grafen Saint Pol erbaut wurde. Vielleicht noch früher, wenn die Angabe richtig iſt, daß die Jungfrau von Orleans, unmittelbar nach ihrer Gefangennahme bei Compiègne hier gefangen ſaß.

Ueber die Vorgeſchichte dieſes Schloſſes zu Ham, das ſchon ſeit längerer Zeit als Staatsgefängniß dient, geh' ich hinweg. Nur der Ereigniſſe ſeit der Juli-Revolution, alſo ſeit dem letzten Sturze der Bourbons, ſei in Kürze Erwähnung gethan. Hier ſaßen die letzten Miniſter Karls X., darunter Polignac, von 1831—36 gefangen; hier war Louis Napoleon, nach Scheiterung ſeines Putſches von Boulogne, von 1840 bis 46 internirt; hierher ſchickte er ſeinerſeits, kaum fünf und ein halb Jahr ſpäter (1851) die am Vorabende des Staatsſtreichs gefangen genommenen Generale: Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau; hier endlich am 10 Dezember 1870 kapitulirten einige 50, nach andrer Angabe einige 80 Mann der Feld-Eiſenbahn-Abtheilung Nr. 3, nachdem ſich dieſelben vierundzwanzig Stunden lang gegen das 91. franzöſiſche Linien-Regiment und andere Truppentheile der Faidherbeſchen Nordarmee gehalten hatten.

Dies letzte »hiſtoriſche Ereigniß von Schloß Ham« iſt noch in unſer aller Erinnerung. Nichtsdeſtoweniger wird es mir die betreffende Feld-Eiſenbahn-Abtheilung, die hier den Wechſelfällen des Krieges unterlag, nicht als allzu franzoſenfreundlich anrechnen, wenn ich, ſtatt jenes 10. Dezember, nach wie vor die Epoche von 1840 bis 46 als den hiſtoriſchen Glanzpunkt von Schloß Ham bezeichne. Wer in kommenden Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, über die Zugbrücke dieſer Citadelle treten wird, wird es zu keinem andern Behufe thun, als um die Zimmerreihe zu beſuchen, drin der Träger des zweiten Kaiſerreichs, der »Gefangene von Ham« par excellence, ſeine journaliſtiſchen Beiträge für den Progrès du Pas-de-Calais und neben vielem andren, ſeine Brochüre »Ueber die Ausrottung des Pauperismus« ſchrieb. (Die »Idées Napoléoniennes« waren ſchon 1839 erſchienen.)

Wir ſchritten jetzt auf dieſe Zimmer zu.

Sie befinden ſich in einem dem Haupteingange gegenübergelegenen Hinterflügel und beſtehen aus im Ganzen ſechs Räumen: zwei Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Speiſezimmer, Küche. Für Raum und Bequemlichkeit, ebenſo für Geſundheitspflege war ausreichend geſorgt. Auf einem, eine Art Treppenſtufe des Walles bildenden Gartenſtreifen machte er ſeine täglichen Spaziergänge, hier pflanzte er Blumen, hier zog er Hecken und ein in der Mitte der Gartenbeete ſtehender Taxusbaum war der bevorzugte Platz, unter dem er las und meditirte. Die Leute erzählen, er habe dieſen Baum ſelber gepflanzt; doch iſt dies unwahrſcheinlich; Taxus wächſt ſehr langſam, und der betreffende Baum iſt muthmaßlich älter als das Jahrhundert.

Wie dieſe Gartenanlage gefällig war, ſo waren es auch die Zimmer ſelbſt. Man kann nicht ſagen, daß ſie in die Reihe jener Gefängniſſe gehören, die nur eine feige Umſchreibung ſind für den Tod, auf den ſie zuführen. Zweifenſtrig, zugänglich einem friſchen Strome von Luft und Licht, hell tapeziert, mit Schränken und Kaminen wohl ausgerüſtet, machten ſie trotz aller Unbill, die ſie inzwiſchen von Kurioſitätenkrämern aller Nationen erfahren haben, auch jetzt noch den Eindruck einer gewiſſen Gemüthlichkeit, einer Privat-Gelehrten-Wohnung, in der man ſich jeden Augenblick verſucht fühlen konnte, den Tiſch wieder ans Fenſter zu ſchieben und die Feder einzutauchen.

Es fehlte dem »Gefangenen von Ham« an nichts, jeder Comfort wurde gewährt; aber ſo milde die Behandlung war, ſo ſtreng war die Ueberwachung. Und mit gutem Grund. Man wollte der Gefahr entgehen, den Tagen von Straßburg und Boulogne ein drittes Abenteuer folgen zu ſehen. Darauf hin waren alle Vorkehrungen getroffen. Alle Fenſter waren vergittert, zwei Poſten ſperrten den Corridor, unten im Flur lag eine Spezial-Wache von 6 Mann, während 30 Mann die Hauptwache im Portal bezogen. Ein ganzes Bataillon bildete außerdem die Beſatzung des Schloſſes ſelbſt. Tag und Nacht wurd' er angerufen. Man traute ihm keine Stunde. Dennoch glückte ſeine Befreiung. Die Thatſache kennt jeder, aber nicht die näheren Umſtände. Ich erzähle dieſe, wie ich ſie gehört.

Dr. Conneau, der der Mitgefangene des Prinzen war, ließ dem Commandanten melden, daß die Decken-Reparatur, die man vorhabe, wohl im Arbeitszimmer des Prinzen, aber nicht in ſeinem Schlafzimmer vorgenommen werden könne. Er ſei bettlägerig krank. Dieſe Meldung wurde ohne Verdacht entgegengenommen und eine halbe Stunde ſpäter erſchien der Maurer und Stuccatur-Arbeiter Badinguet, um die Decke des einen Zimmers mit Stuck zu bewerfen. Badinguet war aber im Complott. In einem unbewachten Moment tauſchten der Prinz und der Maurer die Rollen, Badinguet ſchob ſich unter die Bettdecke, während Louis Napoleon die Kalkmulde auf der Schulter, eine kurze Thonpfeife im Munde, aus ſeinem Arbeitszimmer trat und erſt an dem Corridor-Doppelpoſten, dann unten an den Mannſchaften der Spezial-Wache vorbei, auf den Hof hinaustrat, um nun quer über den Hof weg auf das Portal und die Zugbrücke zuzuſchreiten. Alles ging gut. Nur im letzten Moment, als er nur noch den Poſten vorm Gewehr zu paſſiren hatte, ſchien das ſo klug Geſponnene ſcheitern zu ſollen. Der Poſten, der den wirklichen Badinguet zwei Stunden vorher ſcharf angeſehen haben mochte, fand ihn innerhalb ſo kurzer Zeit merkwürdig verändert, trat alſo an den vorgeblichen Badinguet heran, fixirte ihn ſcharf und fragte: vous avez fini déjà? Der Prinz, mit vieler Geiſtesgegenwart, ließ die Thonpfeife fallen, daß ſie zerbrach, bückte ſich, um die Stummel zu ſammeln, brummelte, immer zur Erde ſehend, allerhand vor ſich hin und gelangte ſo glücklich über die Zugbrücke ins Freie. Draußen harrte ſeiner bereits ein Wagen, der ihn nach St. Quentin und von dort über die belgiſche Grenze führte. Als der falſche Kranke endlich entdeckt wurde, war es zu ſpät. Dem Prinzen verblieb ſeitdem der Spitzname Badinguet, der namentlich ſpäter, während der Kaiſerzeit, in Schwung kam. Die Kaiſerin hieß »La Badinguette«. Eines der witzigſten, aber auch gehäſſigſten Pariſer Straßenlieder führte denſelben Titel.

Während der letzten Jahre des Kaiſerreichs ſcheinen dieſe Zimmer, in denen der »Gefangene von Ham« einſt heimiſch war, einer allgemeinen Verwendung zurückgegeben worden zu ſein, aber ſchon vorher, ſei es aus Pietät, oder ſei es, um der Neugier vielfach eintreffender Beſucher einen Anhalt zu bieten, hatte man der Mehrzahl dieſer Räume Erinnerungs-Inſchriften gegeben. In dem Wohnzimmer ſtand Logement de l'Empereur; in den anderen Zimmern begegnete ich Inſchriften wie: Place de la Bibliothèque, Table de Toilette, Place de lit. Dieſe Inſchriften waren auch unter den Händen der letzten Einquartierung unbeſchädigt geblieben. Unſere 65er hatten voll hiſtoriſchen Sinnes ihr nationales Gefühl gezügelt.

Sie hatten nichts geſchädigt, nichts hinweggethan, aber eins hatten ſie ſich nicht verſagen können, ihrerſeits die Zahl dieſer Inſchriften zu bereichern. Vor- und Zunamen unter gewiſſenhafteſter Angabe der Daten, wo und wann Ott- oder Pottmeier das Licht der Welt erblickt habe, fanden ſich überall; ein Höchſtes von Leiſtung war aber für die Küche aufgeſpart worden, an deren einer Wand, dicht neben dem Abguß, Dichtung und bildende Kunſt gleichzeitig ihre Triumphe feierten. Vor einem cypreſſen-überſchatteten Grabe ſtand ein trauernder Füſilier, hinter ihm ein einſamer Buſch. Darunter hieß es: »Nachruf an unſeren braven Kameraden Thomas Roggendorff, Füſilier der 9. Compagnie 65. Regiments, welcher am 23. Dezember 1870 in der Schlacht bei Querrieux von zwei Schüſſen durch die Bruſt getroffen, auf dem Felde der Ehre fiel.« Nun folgte der Nachruf ſelbſt:

Wie wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt
Und heulend Staub in finſtre Wirbel dreht,
Den Himmel ſchwärzt, dem Sonnenſtrahle wehrt,
Die grüne Flur mit Stein und Kies beſät, —
So tobt der Feind, ſo wüthend füllt ſein Heer
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

Er füllt »die Felder mit Gewehr« iſt eigenthümlich und poetiſch-anſchaulich. Nun geht er, der Dichter, eh' er den ruhigen Jambus wiedergewinnt, in den nächſten Zeilen ins hüpfend Anapäſtiſche über und fährt fort:

Und der Tod aus tauſend ehernen Röhren
Läßt ſich weh- und trauerbringend hören!
Der ſchele Neid trieb übermüthige Schaaren
Aus Nord und Süd heraus,
Und ſchickt des fernen Afrikas Barbaren
Um uns zu vernichten aus.
Doch der kecken Feinde wilde Fluthen
Hemmt Wilhelm durch ſeines Heeres ſtarken Arm,
Zerſtoben iſt wie Spreu der wilden Horden Schwarm
Und muß aus tauſend Wunden bluten.
Auch Du biſt nicht mehr ꝛc.

Nun folgt die Klage über den Verluſt Roggendorffs, die Aufzählung ſeiner Verdienſte; das Ganze ehrenvoll für die Geſinnung derer, die ihm dieſen Nachruf widmeten und — wie jeder, der ſich auf Volkston verſteht, leicht erkennen wird — nicht ohne poetiſches Verdienſt. Denn der Volkston, wie mitunter irrthümlich angenommen wird, beſchränkt ſich keineswegs auf die »Vinſchgauer wollten wallfahrten gehn« und Aehnliches; auch innerhalb des Pathetiſchen kann das Naive ſehr wohl klingen.

Ich zeichnete mir das Grab, den Füſilier, vor allem den einſamen Buſch in mein Taſchenbuch, kopirte die Verſe, riß oberhalb der Stelle, wo, im Nebenzimmer, Place de lit ſtand, einen Fetzen Tapete von der Wand, packte dieſe »Reliquie«, die ich inzwiſchen natürlich längſt wieder verloren habe, zu allem Uebrigen und kehrte aus Feſtung Ham nach Stadt Ham zurück, um von hier aus unverzüglich meine Weiterreiſe anzutreten.

Von Ham bis St. Quentin.

Im Sonnenbrand
Wie im Fieber liegt das Land;
Aber hier unter Ulmenbäumen
Scheint es zu ruhen und lieblich zu träumen.

* *

Sie ſind furchtbar, wenn ſie plaudernd
Niederſtürzen ihren Regen,
Aber ſchlimmer, wenn ſie zaudernd
Worte auf der Lippe wägen.

Vor dem Hôtel de France hielt bereits ein Einſpänner, den die Freundlichkeit der Offiziere (ich glaube durch Vermittlung der „Wirthin mit dem Tranchir-Meſſer“) mir inzwiſchen verſchafft hatte. Ein liebenswürdiger Hauptmann, durch ſpeziell-brandenburgiſche Landsmannſchaft in ſeiner Güte für mich noch geſteigert, wickelte mich in ſeinen Mantel, ließ den Kutſcher einen feierlichen Ablieferungseid leiſten, der ſich ebenſo auf meine Perſon (für St. Quentin), wie auf den Mantel (für Ham) beziehen konnte und entließ mich ſchließlich unter Glück- und Segenswünſchen. Ich konnte dieſe wohl gebrauchen, denn es war das erſte Mal, daß ich ſeit jenem unvergeſſenen Tage von

Domremy, wieder allein in Feindesland hineinkutſchirte, allen Chancen ſolcher »Landparthie« preisgegeben. Ich ſog indeß ein Gefühl vollkommenſter Sicherheit aus dem mir umgehängten Mantel, der in meinen Augen ganz den Charakter des unnahbaren Löwenfells hatte. Auf das, was dahinter ſteckt, kommt es in der Regel gar nicht an. Die andererſeits naheliegende Betrachtung, daß der Blitzableiter unter Umſtänden auch das Wetter anzieht, ließ ich gar nicht aufkommen.

Bis St. Quentin war dritthalb Meilen. Der Weg ging durch einen überaus fruchtbaren Landſtrich, der wegen ſeiner reichen Apfelwein-Cultur das Ciderland genannt zu werden pflegt, der aber, wenn ich den aphoriſtiſchen Mittheilungen meines Kutſchers Glauben ſchenken darf, ſich ſeit einer Reihe von Jahren in ein Zuckerrübenland umgewandelt hat. Ueberall am Wege hin große Fabriken und die Felder mit jener glatten Sauberkeit beſtellt, wie ſie die Cultur der Zuckerrübe nöthig macht; dazwiſchen große Etabliſſements mit dampfenden Eſſen und die Fabriken ſelbſt wieder durch breite Wege verbunden, prächtig chauſſirt und von alten Ulmen überſchattet. Mir war, als führe ich durch die geſegneten Anlande des Oderbruchs, durch Kunersdorf, Friedland, Guſow, und als läge das ſtaubige, trockne, ſonnverbrannte Frankreich weit hinter mir.

Es mag hier eine Abſchweifung geſtattet ſein. Es giebt kein Land in Weſt-Europa, das über einen größeren Baumreichthum verfügte, das vor allem beſſer kanaliſirt, bewäſſert, berieſelt wäre als Frankreich; dennoch macht es vorwiegend den Eindruck eines Landes, deſſen Landſchaft jeder anmuthenden Friſche entbehrt. Ueberall Sonne, Staub. Pückler, der 1833 drei Viertheile des Landes bereiſte, ſchrieb damals:

»Es iſt etwas Düſtres, Mageres, ich möchte ſagen Greiſenhaftes über der Landſchaft und den Dörfern eines großen Theils von Frankreich ausgebreitet, was einen bei längerem Aufenthalt geradezu bedrückt. Die freundliche, reinliche Nettigkeit Süddeutſchlands, die elegante Sauberkeit Englands vermißt man überall. ..... Frankreich, mit ſeinen waldentblößten*) Fluren, ſeinen zerſtörten Schlöſſern und ſchmutzigen Dörfern macht den Eindruck eines zurückgekommenen Edelmanns, der gern wieder jung werden möchte und wenig Werth auf das Vergangene legt. Deutſchland dagegen iſt wie ein Jüngling, der, obſchon vielleicht von Anfang an mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb ſo ſchnell gelebt hat. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß es auch noch mehr Zukunft haben wird.«

---

*) Frankreich iſt allerdings zu einem erheblichen Grade „waldentblößt“; aber man würde fehlgehen, wenn man daraus ſchließen wollte, es ſei arm an Bäumen. Im Gegentheil es iſt reich daran. Ueberall findet man Bäume, einzeln, in Gruppen, in Gehölzen. Nur die großen, ganze Quadratmeilen umfaſſenden Waldreviere ſind ſelten.

Ich ſehe ganz ab von dem politiſch Tiefblickenden, was dieſe Bemerkungen an ihrem Schluſſe auszeichnet, nur auf die Landſchaftsſchilderung, die dieſelben einleitet, weiſe ich hin. Es iſt im Weſentlichen noch ſo, wie vor vierzig Jahren. Die Urſache liegt im Steinbau, in der gelben Tünche und in der Abweſenheit des Dorfbaumes. Unſere Dörfer liegen im Schatten, die franzöſiſchen liegen im Licht; wir ziehen den Baum, wie einen Freund und Gefährten, mitten in unſer Gehöft hinein, die Franzoſen ſtellen ihn in das »Gehölz«, das ſich draußen im Freien, in den weiten Flächen des Feldes verliert.

So die Regel. Aber das Eiderland zwiſchen Ham und St. Quentin war, wie ſchon angedeutet, eine Ausnahme, und ich würde dieſer grünen Friſche, dieſer beſtändigen Reminiscenz an die ulmen- und lindenreiche Heimath noch um vieles froher geworden ſein, wenn nicht die Unterhaltungsformen meines Kutſchers mich in meiner ſtillen Freude geſtört und zuletzt ganz nervös gemacht hätten. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Die Franzoſen, in Allem extrem, bezeigten überall, wohin ich kam, dieſe ihre eigenſte Charaktereigenſchaft auch in der Art und Weiſe, wie ſie Converſation zu machen pflegten. Sie verfolgten dabei entweder das Cataract- oder das Tropfen-Prinzip. Nun war das erſtere, der Cataract, gewiß keine Kleinigkeit, und es dürfte wohl kaum einen deutſchen Landsmann geben, der nicht in Kriegs- und Okkupationstagen unter dieſen Sturzbächen gelitten hätte; indeſſen »Uebung macht den Meiſter« im Hören ſo gut wie im Sprechen, und ſo werden denn Hunderte und Tauſende unzweifelhaft mit mir die Erfahrung gemacht haben, daß es mit dieſen Cataracten, von dem Augenblick an, wo man eine gewiſſe Stellung zu ihnen genommen hatte, eigentlich ſo ſchrecklich gar nicht war. Es war bequem; man ließ die Fluth über ſich hereinbrauſen, antwortete auf das gelegentlich zwiſchengeſchobene n'est-ce-pas? mit oui, certainement. oder, als höchſten Trumpf, mit c'est évident. merkte ſich ein Stichwort, formulirte eine kurze Gegenbemerkung, von der es ſchließlich gleichgültig war, ob ſie paßte oder nicht, und hatte unter allen Umſtänden das angenehme Gefühl, mit etwas geiſtig Lebendigem in Berührung gekommen und immerhin um drei oder fünf Vocabeln bereichert worden zu ſein.

So die Sturzbächler. Wie anders die Tröpfler! Dieſe, meiſt inferior beanlagte, kleine Leute, die drei Maſuren und fünf Oberſchleſier bei ſich im Quartier gehabt hatten, hatten im geiſtigen Verkehr mit dieſen letzten Ausläufern des Staates der Intelligenz eine Unterhaltungsform ausgebildet, die ihrem beſten Theile nach in Taubſtummen-Inſtituten wurzelte und ſich aus dem Sprachſchatze beider Nationen nur der Wörter: Prussien, caput und nix als eines immer wiederkehrenden Ornamentes bediente. Beſagten Einquartierungselementen gegenüber waren dadurch gewiß unerhörte Reſultate erzielt worden, eine wahre Tortur aber war es für jeden Nicht-Maſuren, einem ſolchen knappen Unterhaltungs-Virtuoſen (denn dafür hielten ſie ſich) in die Hände zu fallen. Ihr pfiffiges Lächeln, ihr Gefühl von Condeſcenz, ihre Ueberzeugung, ſich den niedrigeren Graden menſchlichen Intellects geſchickt accommodirt zu haben, waren geradezu unerträglich und machten auch den Geduldigſten ungeduldig. Solch

Exemplar hatt' ich vor mir auf dem Bock. Dabei redſelig, aber wohlverſtanden, tropfen-redſelig. Wenn wir an einer Zuckerfabrik vorüberkamen, darin alles ſtill und todt war, ſo wandte er ſich nach mir herum und ſagte dreimal: Propriétaire. riche. très-riche. Zu gleicher Zeit aber machte er eine Handbewegung langſam, traurig, nach dem Horizonte zu, um anzudeuten, er war »très-riche«, jetzt aber iſt alles ins Weite gegangen.

Dies war ſeine gewöhnlichſte Form über die Etabliſſements am Wege Aufſchluß zu geben; mitunter aber empfand er die Nothwendigkeit einer Abwechslung und ſagte dann im Vorüberfahren: Propriétaire caput, oder: Thalér nix. Ich war froh, als wir nach zweiſtündiger Fahrt, die Sonne begann ſchon zu ſinken, in ein Dorf einfuhren, das er mir als die Stelle namhaft machte, wo der Kampf am 19. Januar (Schlacht bei St. Quentin) begonnen habe.

Er hatte Recht. Ich konnt' ihn einigermaßen kontrolliren. Es war Etreillers, ein großes Dorf, maleriſch-verworren, aber ärmlich. Spuren des Kampfes zeigten ſich wenig; überhaupt gewinnt man den Eindruck (was ſchon an dieſer Stelle hervorgehoben werden mag), daß der auf jeder Stelle gleichmäßig durchgeführte Plan weit mehr als irgend eine blutige Einzel-Action, wiewohl es auch an dieſen nicht fehlte, den Ausſchlag gegeben habe. Es war ein richtig gemachter Anſatz, der nun ohne beſondere Schwierigkeit und ohne allzugroße Opfer das Sieges-Reſultat ergeben mußte.

Tauſend Schritt hinter Etreillers (wo man, beiläufig bemerkt, meinen Wagen derart umdrängte, daß ich den rothen Mantelkragen immer mehr nach oben zupfte), liegt Savy, etwas kleiner als Etreillers, aber ſauberer, anheimelnder, trotzdem ihm das Maleriſche fehlt. Nur der Kirchhof liegt reizend, eine hochboſſirte Inſel inmitten des Dorfes. Hier war die Stelle, wo, wie in den beiden nahegelegenen Gehölzen: Bois de Holnon und Bois de Savy, am heißeſten gekämpft wurde. Wenigſtens am linken Flügel unſerer Aufſtellung. Die 29. Brigade, die Savy, vielleicht auch die obengenannten Gehölze, nahm, beſonders die 65er, erlitten hier erhebliche Verluſte. Der Kirchhof iſt bis dieſe Stunde Zeuge davon. Grab reiht ſich an Grab. »Hier ruht Lieutenant Wilhelm Hildebrandt vom Füſilier-Regiment Nr. 33.«; »hier ruht Premierlieutenant Fritz Fiedler vom 5. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 65.«; »hier ruht

Vicefeldwebel *Wilhelm Muth*«; — alle mit dem Zuſatz: »Er ſtarb den Heldentod für Kaiſer und Vaterland in der Schlacht bei St. Quentin.« Es war hier das erſte Mal, daß mein Auge, an Stelle des altpreußiſchen »für König und Vaterland«, dem neugermaniſchen »für Kaiſer und Vaterland« begegnete; es *klang* fremd. Das Auge iſt fortſchrittlich, es haſcht nach dem Neuen; aber das Ohr iſt conſervativ und läßt ungern ab von liebgewonnenen Klängen.

Die Gräber ſprechen hier in Savy, aber ſie ſprechen nicht allein.

Beredter noch von dem Kampfe, der hier getobt, zeugte ein umgeſtürztes Crucifix, das bis dahin inmitten des Kirchhofs aufgeragt hatte. Es lag in Neſſeln vergraben, der Chriſtus war fort und nur oben, auf halb verbogener Tafel, ſtand noch das:

I. N. R. I.

St. Quentin.

Cope lief bis Leith mit rothem Geſicht,
»Wo ſind deine Leute?« der Sheriff ſpricht.
»,Zum Teufel', rief Cope ,ich weiß es nicht'«.
Jacobitenlied.

* * *

Sie ſind gelaufen
Gelaufen einzeln und in Haufen.
Schlacht bei Sherifmuir.

Bei guter Zeit war ich in St. Quentin; die erſten Lichter wurden eben angezündet. Ich nahm Quartier im Hôtel du Cygne, wo ich in einem Seitenflügel untergebracht wurde. Dieſer Cygne theilte das Schickſal aller »Schwäne«, die ich bis jetzt in der Hôtelwelt kennen gelernt habe, — er war alles, nur nicht gerade Schwan. Die Ausſicht ging auf Stall und Müllgrube; alle weiteren Details entziehen ſich der Mittheilungsmöglichkeit; das Ganze fiel lähmend auf meine Magennerven. Wer aus Erfahrung weiß, daß ein ſubſtantielles Abendbrod oft das einzige Zeit-

Wegtödtungsmittel iſt, wird die Verlegenheiten begreifen, die mir daraus erwuchſen. Etwas indeß mußte geſchehen; ich beorderte alſo Thee, Sodawaſſer und »Ei in der Schale«. Alles kam auch, aber nicht auf ein und demſelben Tablette von einer und derſelben Perſon getragen, ſondern zweiſpännig, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt. Die Bedienung trat in duplo auf, und zwar, wie mir bald klar werden ſollte, nicht aus Trinkgelderhang, ſondern aus einem noch nationaleren Sporn: aus Neugier und Converſationsbedürfniß. Ich war Prussien, das genügte.

Die Eintretenden, die mir mit beſonderer Freundlichkeit ihre Dienſte zur Verfügung ſtellten, waren Jean und Anatole, von denen jener das Amt eines regelrechten Kellners, dieſer die in unſeren Augen beſcheidnere Stellung eines Hausknechts bekleidete. Aber nur in unſeren Augen. In Frankreich, wie ſich manche Leſer dieſer Capitel unzweifelhaft erinnern werden, war jener Bedienſtete zweiten Grades, für den wir nur jenen plumpen, an mittelalterliche Unfreiheit erinnernden Ausdruck haben, nicht das Geſchöpf einer untern Culturſtufe, ſondern nur eine Spielart jener höheren, ein nahezu gleichberechtigtes Weſen, das, neben dem regelrechten Jacken-Kellner vielleicht einfach als Schürzen-Kellner einzurangiren wäre; denn die Schürze machte den ganzen Unterſchied.

Jean und Anatole begrüßten mich, erriethen, daß ich gekommen ſei, das Schlachtfeld von St. Quentin zu beſuchen, empfahlen mir einen Führer und ſetzten mit beſonderer Betonung und unter halb ſcherzhaftem halb ſelbſtbewußtem Lächeln hinzu: ſie wüßten damit Beſcheid, und ſeien in der Lage, zwiſchen einem Connaisseur und einem Nachplapperer zu unterſcheiden. Dabei gingen ihnen die Generals- und Dörfernamen Faidherbe und Deroja, Seraucourt und Eſſigny-le-Grand, zuletzt ſogar die Namen Goeben und Groeben ſo leicht und gefällig über die Lippen, daß ich endlich die ihrerſeits lang erſehnte Frage thun mußte: wie ſie zu dieſer Kenntniß kämen?

Nun war das Zeichen gegeben.

J'ai l'honneur de vous présenter Monsieur Anatole. Mobile du Pas de Calais: moi-même. Jean. Franctireur de St. Quentin.

Ich freute mich, ihre Bekanntſchaft zu machen, fragte, ob ſie den Krieg liebgewonnen und die Vorzüge von Froſt und Hunger kennen gelernt hätten, worauf ſie, durch mein Entgegenkommen ſicher gemacht, ſofort anfingen, ſich ihrer natürlichen Schwatzhaftigkeit und dem Sinn für das Heitre, Komiſche zu überlaſſen, der, man mag ſagen was man will, die Franzoſen ſo angenehm charakteriſirt. Je älter ich werde, je unerträglicher werden mir die Feierlichen, die in 99 Fällen von 100 hinter aller Steifheit und Aufgerecktheit, hinter Denkerſtirn und olympiſcher Schweigſamkeit nichts verbergen als Hohlheit, Wichtigthuerei und mitunter auch Feigheit. Die, die mit den Dingen ſpielen, an zu weitgehender Leichtlebigkeit oder doch an Mangel an Würde laboriren, ſie mögen nicht die Beſten ſein, aber die Schlechteſten ſind ſie ſicherlich auch nicht. Wie entzückend waren jetzt Jean und Anatole, als ſie den großen Wirrwarr jenes Tages in immer wechſelnden Scenen und Bildern vor mir entrollten und zuletzt in eine humoriſtiſche Fehde unter einander gerathend, nicht feſtſtellen konnten, wer an jenem Tage am weiteſten gelaufen ſei, die Mobiles du Pas de Calais oder die Franctireurs de St. Quentin. Wie lachten ſie, als ich endlich ſchiedsrichterlich erklärte, daß »die Franctireurs, nach den Traditionen ihres Geſchlechts, in dieſer Beziehung den Vortritt haben müßten«. Der bon sens ſchlug überall durch. Dabei kannten ſie die glücklicheren Momente jenes Tages ſehr wohl, ſprachen mit Enthuſiasmus von Faidherbe, von den Marines, vom 91., und gaben nur ſich ſelber Preis, einfach hinzuſetzend: »wir hatten den beſten Willen, aber weiter nichts«.

Ein Lärmen und Klingeln, das über den ganzen Hof ſchallte, rief ſie endlich ab; ſie hatten ſich verſchwatzt; eine neue Niederlage mochte ihrer unten im Hausflur harren. Ich desinficirte inzwiſchen meine Lagerſtätte, ſtellte die Allumette-Büchſe für alle Fälle handrecht und ſchob mich, nach vorgängiger Einwickelung in meine Reiſedecke, unter die Bettdecken des »Schwans«. Es giebt auch ſchwarze.

Andren Tages früh war ich auf; ein weibliches Weſen brachte das Frühſtück, kein Jean, kein Anatole. Ich wollte fragen, beſann mich aber des Geibel'ſchen »o rühre, rühre nicht daran« und trat eine Viertelſtunde ſpäter auf Straße und Platz, ohne die Kämpfer vom 19. Januar begrüßt zu haben.

St. Quentin iſt nicht Departemental-Hauptſtadt, aber wohl die größte Stadt im Departement Aisne. Es hat 35,000 Einwohner, viel Induſtrie (Baumwoll- und Wollfabriken), dabei Handel mit Obſt und Cider. In ſeinen Vorſtädten zeigt es ganz den Charakter der modernen Manufacturſtadt, in ſeinem alten Kernſtück aber iſt es ganz Biſchofsſitz, hiſtoriſcher Punkt, Hauptort der Grafſchaft Vermandois, die zwiſchen Picardie und Hennegau lag und in der merovingiſchen Zeit ein ſelbſtſtändiges Leben entfaltete. Seitdem iſt es ſtill geworden davon. Wer, der nicht St. Quentin beſuchte, kennt Vermandois?

Die ehemalige Bedeutung der Stadt, die eben eine ganz andere war als die gegenwärtige, bekunden noch das Hôtel de Ville und die Cathedrale, beide gothiſch, jenes an die Rathhausbauten des nachbarlichen Belgiens erinnernd, dieſe (die Cathedrale) in Folge moderner Zuthat, von ſehr eigenthümlicher Erſcheinung. An die Stelle der gothiſchen Thürme iſt nämlich eine Jeſuiterfaçade, an Stelle des Dachreiters eine rieſige Krone getreten, die beinahe völlig unvermittelt aus der Mitte des Daches aufwächſt. Das Intereſſanteſte dabei iſt, daß beides nicht im Geringſten ſtörend wirkt; — die Anſprüche, die das architektoniſche Geſetz und der maleriſche Sinn erheben, ſind eben grundverſchieden. Auch das Thörichte kann einen pittoresken Zauber haben. Die Baukunſt iſt zu erheblichem Theile Verſtandesſache, die Malerei aber, im Gegenſatz dazu, iſt ganz »freie Kunſt« und ſchöpft ihr Beſtes aus der Empfindung. — Ueber dem Hauptportal der Kirche befindet ſich ein lebensgroßes Steinbild, wahrſcheinlich den heiligen Quintin darſtellend; wenigſtens trägt die Façade folgende Inſchrift: Ecclesia collegiata in honore beatæ Mariæ virginis et S. Quintini Martyris. Vermanduorum Apostoli. — Das Innere iſt reich an Bildern, beſonders an Wandmalereien; aber nur die dem Portal zunächſt gelegenen konnt' ich in Augenſchein nehmen, da der Biſchof eben ſegnend ſeinen Umgang hielt. Das war kein Moment für Kunſtſtudien. Das Wenige was ich ſah, war alt, aber auch nichts weiter.

Natürlich hatte St. Quentin, außer ſeinem gleichnamigen Heiligen an der Kirchenfaçade, auch ſonſt noch ſeine Statue. Welche Stadt in Frankreich ſchritte völlig »uncélèbre« durch die Geſchichte des Landes? Hier iſt es Maurice Quentin Delatour, geb. 1704, geſtorben 1788, der als »Peintre de Louis XV. et conseiller de l'académie de peinture et de sculpture«, auf einem baum- und ſchattenloſen Platz ſeiner Vaterſtadt, ein Erzbild gefunden hat. Das Ganze nicht übel; in Haltung leicht, hofmänniſch, elegant, ſo recht ein peintre de Louis XV.

Zu ſeinen Füßen hat der Bildhauer ein Bündel Pinſel angebracht, um zu »charakteriſiren«. Auch in

Frankreich macht man ſich's nach dieſer Seite hin bequem. Die Pinſel ſind inzwiſchen geroſtet und ſehen aus, wie ein Cigarrenpacket, – ſogenannte »Rattenſchwänze«.

Die Schlacht von St. Quentin.

> And so began a dismal conflict,
> Till that Bellonas bridegroom
> Confronted him,
> Point against point, arm against arm,
> And to conclude, the victory fell on us.
>
> Macbeth.

St. Quentin iſt alter Schlachtengrund. Unter ſeinen Mauern fand am 10. Auguſt 1557 die berühmte Schlacht ſtatt, in welcher die Spanier, mit deutſchen, walloniſchen und vlämiſchen Hülfstruppen, das von dem Admiral Coligny und dem Connetable Anne de Montmorency geführte franzöſiſche Heer beſiegten. Die Spanier fochten unter dem Oberbefehl des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen. Er war, 60,000 Mann ſtark, vor St. Quentin gerückt und belagerte daſſelbe. Das franzöſiſche Heer, unter ſeinen obengenannten Führern, kam in raſchen Märſchen herbei, um die bedrängte Stadt zu entſetzen. So entſpann ſich die Schlacht, in der die Spanier, wenigſtens zu kleinerem Theile, zwiſchen zwei Feuern fochten. Nichtsdeſtoweniger errangen ſie einen entſcheidenden Sieg. Die Niederlage der Franzoſen war total. Sie verloren 4000 Mann, darunter 600 Adliche, auf der Wahlſtatt; außerdem wurden viele Grands Seigneurs und 300 Edelleute gefangen genommen. Unter den Gefangenen befand ſich auch Montmorency*). Coligny warf ſich, mit dem Reſt der geſchlagenen Armee, nach St. Quentin hinein und vertheidigte die Stadt, mit Hülfe der Bürgerſchaft, ſo hartnäckig, daß ſie erſt, nach elf vergeblichen Sturmangriffen, von dem Gegner genommen wurde. Dieſer Tag zwang dem Könige Heinrich II., dem Gemahl der Katharina von Medici, den Frieden auf; derſelbe wurde zu Anfang 1559 zu Château-Cambreſis geſchloſſen.

Der 10. Auguſt 1557 war ein heißer Tag geweſen; aber wer ſpricht noch davon? Es dürfte ſchwer halten, jetzt noch feſtzuſtellen, wie eigentlich die Schlacht damals ging, welche Punkte ſie berührte und nicht berührte, welcher Angriff hüben, welche Lücke drüben den Ausſchlag gab. Selbſt das Wenige, das ich an die Spitze dieſes Kapitels geſtellt, iſt widerſpruchsvollen Angaben entnommen, zwiſchen denen ich zu vermitteln ſuchte. Im Ganzen wird man annehmen dürfen, daß die damalige Schlacht auf denſelben Feldern tobte wie die heutige, denn das franzöſiſche Entſatz-Heer rückte (von Paris her) auf denſelben Straßen heran, auf denen jetzt die Diviſionen Goebens heranzogen.

---

*) Anne de Montmorency, ein Feldherr „von rauhem Weſen und ſtrenger Sitte“, wurde 1493 geboren. Seine kriegeriſche Laufbahn zeigt, wie ſich die Heldenſchaft mit vielfacher Gefangenſchaft ſehr wohl verträgt. Er wurde 1525 bei Pavia, 1557 bei St. Quentin und 1562 bei Dreux (gegen die Hugenotten) gefangen genommen, lediglich weil er, in brillanter Tapferkeit, „immer voran war“. 1567, ebenfalls in einem Kampfe gegen die Hugenotten, wurde er bei St. Denis tödtlich verwundet und ſtarb am andern Tag.

Ich verſuche nun ein Bild der Schlacht zu geben, die der franzöſiſchen Nordarmee ein Ende machte.

Dies iſt nicht leicht. Es liegen mir drei engliſche Rapporte und als beſtes Material eine ziemlich ins Detail gehende deutſche Berichtigung des einen derſelben vor, aber alle dieſe Berichte, trotzdem ſie der Mehrzahl nach von Offizieren geſchrieben wurden, ſind weitab davon, den Gang der Schlacht auch nur in ihren Hauptzügen klar zu ſtellen. Alle legen das Hauptgewicht auf die Vorgänge an unſerem linken Flügel, einſchließlich des linken Centrums; es ſcheint aber faſt, als ob die Vorgänge im rechten Centrum mindeſtens von gleicher Wichtigkeit waren.

Erſt der zu erwartende Generalſtabs-Bericht wird Klarheit in dieſe Dinge tragen. Ich bemerke übrigens noch, daß ich den inzwiſchen erſchienenen Faidherbeſchen Bericht nicht benutzen konnte, ſtatt ſeiner aber über einen ziemlich guten und ausführlichen, vom franzöſiſchen Etat-Major herausgegebenen Schlachtplan, den ich in St. Quentin kaufen konnte, Verfügung hatte. Ich gehe nun zu den Ereigniſſen ſelber über. Zunächſt einen Ueberblick über die Situation.

Faidherbe nach der zweiten Schlacht bei Amiens, deren bloßes Nachſpiel Bapaume geweſen war, hatte ſich wieder einmal behufs Ausbeſſerung ſeiner erlittenen Havarien, in ſeinen Hafen, das vielgenannte Feſtungsviereck, zurückgezogen und war nothdürftig damit zu Stande, als der letzte Durchbrechungsverſuch, den General Trochu, oder vielleicht mehr noch das Drängen Gambettas auf den 19. Januar feſtgeſetzt hatte, der Nordarmee die Verpflichtung auferlegte, abermals aus dem Feſtungsviereck ſich vorzuwagen, lediglich um jenen Durchbrechungsverſuch nach Möglichkeit zu unterſtützen. Es heißt, daß General Faidherbe ſeine Schwäche und die Unmöglichkeit des Sieges ſehr wohl eingeſehen habe, daß er aber dennoch, um des Ganzen willen, bereit geweſen ſei, ſich und ſeine kaum wieder zuſammengenietete Armee zu opfern. Es liegt nichts vor, das an der Glaubwürdigkeit dieſer Annahme Zweifel erwecken könnte.

Gleichviel, wie immer dem ſein mag, Faidherbe erſchien aufs Neue im Feld. Am 16. Januar verjagten ſeine Vortruppen unſere in St. Quentin befindliche ſchwache Beſatzung, am 17. kam er ſelbſt, am 18. hatte er ſeine ganze Armee am genannten Orte verſammelt. General v. Goeben, über dieſe Vorgänge unterrichtet, brach aus ſeiner Stellung in und um Amiens auf, um den oft entſchlüpften und immer wieder drohenden Gegner endlich in einer Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen. Die Dispoſitionen waren ſo glänzend getroffen, daß einer unſerer Regiments-Commandeure, als er die Ordre de bataille überflog, in die Worte ausbrach: »das iſt Goeben!« Ich kenn' ihn von 66 her. Er denkt an alles; keiner iſt vergeſſen; jedes Bataillon hat ſeine Stelle und weiß doch kaum, daß es ſie hat. Erſt im rechten Moment wird Jedem klar, daß er als Theil des Ganzen ſo zu operiren hatte und nicht anders. Zu rechter Stunde an rechter Stelle, — das iſt Goeben.«

Schon am 18. trafen unſere concentriſch auf den verſchiedenſten Straßen vorrückenden Colonnen auf den Feind. Die 30. Brigade, v. Strubberg, nahm Tertry, links daneben ſtürmte das Detachement Memerty (Oſtpreußen) das hartnäckig vertheidigte Dorf Poeuilly. Generalmajor v. Memerty war bei dieſem Kampfe ſchwer verwundet worden. Die feindlichen Vortruppen zogen ſich näher an St. Quentin heran.

So kam der 19.

St. Quentin ſelbſt liegt in einer flachen Mulde; Hügel im Doppel-Halbkreis, wieder eine weitgeſpannte flache Mulde zwiſchen ſich, umzirken die Stadt nach Weſt und Süd; auf dieſer Hügel-Doppelreihe hatte Faidherbe ſeine Halbzirkel-Aufſtellung genommen. Der äußeren Reihe entſprachen die Dörfer Holnon, Etreillers-Savy, Roupy, Seraucourt und Eſſigny-le-Grand; der inneren Reihe: Francilly, Dallon, Caſtres, Grugies, Neuville St. Amand. Faidherbe ſelbſt ſtand bei »Moulin de tout vent«, einer hochgelegenen Windmühle unmittelbar im Süden der Stadt, von wo aus er beide Ufer der Somme, die Eiſenbahnlinie, ſo wie die beiden großen Straßen von Paris und La Fère, überblicken konnte. Unmittelbar neben ihm, ebenfalls auf der Höhe des inneren Zirkels, waren ſeine Artilleriemaſſen angehäuft, von denen 3 Batterien ihr

Feuer gegen Weſten, 8 gegen Süden richteten. Wie in beiden Schlachten bei Amiens, ſo hatte auch hier wieder der franzöſiſche Heerführer ſein Geſchick bewährt, es war keine unangreifbare, aber immerhin eine gut gewählte Poſition, die nur den einen Fehler hatte, daß die Somme-Niederung, in deren Vertiefung außer dem gleichnamigen Fluß auch noch der gleichnamige Canal floß, das Schlachtfeld in zwei Hälften theilte, Hälften, die, bei der Schwerpaſſirbarkeit der Fluß-Niederung, kaum irgendwelche Verbindung mit einander unterhielten. Die andere Schwierigkeit, die ſich einem Erfolge Faidherbes entgegenſtellte, war, wie immer ſo auch hier, die Zuſammenſetzung ſeiner Armee. Von den zwei Corps, über die er Verfügung hatte, beſtand das eine, das 22., aus guten, zum Theil ſehr guten Soldaten, das andere dagegen, das 23., beinah ausſchließlich aus Mobil- und Nationalgarden. Er hatte dieſe Ungleichheit dadurch zu balanciren geſucht, daß er das letztgenannte Corps im Schutz von 8 Batterien fechten ließ, während ſich die Diviſionen Deroja und Päulze d'Ivoy (eben das 22. Corps) mit 3 Batterien behelfen mußten; aber, wie immer ſo auch hier: die Artillerie allein, trefflich wie ſie ſich hielt, konnte die Mängel einer Truppe, die kaum eine »Truppe« war, nicht ausgleichen und der Tag ſcheiterte für Faidherbe an der ſchlechten Haltung ſeines 23. Corps. Auch eine Reſerve von 8 Bataillonen, die er, wie wir ſehen werden, in einem richtig erkannten Momente raſch und glücklich verwandte, konnte an dem beinah vorgezeichneten Ausgange des Tages nichts ändern.

So viel über den Feind am 19. früh.

Gegen dieſe Stellung rückte General v. Goeben (deſſen Armee in den Tagen vorher nicht unerhebliche Verſtärkungen erhalten hatte) in muthmaßlich fünf Colonnen heran:

die 3. Cavallerie-Diviſion, General Graf von der Groeben, und das Detachement Memerty (Oſtpreußen) am linken Flügel;

die 15. Diviſion, Generallieutenant v. Kummer, im linken Centrum;

die 16. Diviſion, Generallieutenant v. Barnekow, im rechten Centrum;

die Cavallerie-Diviſion Prinz Albrecht Sohn am rechten Flügel;

das Detachement Graf zur Lippe (Sachſen) am äußerſten rechten Flügel.

Der Angriff der 3. Cavallerie-Diviſion, des oſtpreußiſchen Detachements und der Diviſion Kummer ging in der Richtung von Weſt nach Oſt und ſtieß auf das 22. franzöſiſche Corps: die Diviſionen Deroja und d'Ivoy; der Angriff unſerer drei anderen Colonnen ging von Süd nach Nord und traf auf das 23. Corps, zunächſt auf die Diviſion Gislin. Der Kampf, der ſich nun entſpann, war an den verſchiedenen Stellen ein ſehr verſchiedener; während an der Nordſeite der Somme die Linien- und Marine-Truppen ſich trefflich ſchlugen, gaben an der Südſeite des Fluſſes die Mobil- und Nationalgarden unſerem Angriffe, ohne ernſtere Widerſtandsverſuche, nach, ſo daß um 2 Uhr, da das Weichen des einen Corps auch die rückgängige Bewegung des andern bedingte, die ganze feindliche Armee ihre zweite Stellung, will ſagen ihre Poſition auf dem inneren Hügelhalbkreis, die Stadt im Rücken, bezogen hatte.

Ein erheblicher Erfolg unſererſeits lag alſo bereits vor; nichtsdeſtoweniger war der Widerſtand des Feindes noch ſo wenig gebrochen, daß Faidherbe den Entſchluß faſſen konnte, durch eine Offenſiv-Bewegung das Verlorene wieder einzubringen. Mit ſcharfem Auge hatte er erkannt, daß unſere Schwäche am linken Flügel lag, wo wir, außer über die Groebenſche Cavallerie-

Diviſion, nur über einzelne ſchwache Bataillone, vielleicht nur Compagnien, des Memertyſchen Detachements Verfügung hatten. Hier gedachte er uns zu faſſen und warf ſeine ganze Reſerve, die ſchon genannten 8 Bataillone, raſch in unſere Flanke. Es war ein kritiſcher Moment. 44er Compagnien, gegen die der erſte Sturm ging, hielten den Angriff aber aus und als gleich darauf unſere vier Batterien, die wir hier hatten, links ſchwenkten und ihr bis dahin gegen Oſten gerichtetes Feuer nunmehr nordwärts richteten, ſtoben die Bataillone übers Feld hin auseinander. Wahrſcheinlich um eben dieſe Stunde attackirte eine Schwadron Königs-Huſaren unter Rittmeiſter Rudolphi drei Eskadrons feindlicher Dragoner, die trotz ihres Parade-Aufzuges, oder vielleicht um eben dieſes Aufzuges willen, zur Hälfte aus dem Sattel geworfen, zur andern Hälfte in die Flucht getrieben wurden. Es waren neu eingekleidete Leute, die vor drei Wochen zum erſten Male aufs Pferd gekommen waren und von einem regelrechten dragon français nichts an ſich hatten als — den weißen Mantel. Aehnlich wie bei Boves und bei Bapaume fiel auch hier bei St. Quentin eine mit nur ſchwacher Anzahl ausgeführte Cavallerie-Attacke mit dem Entſcheidungsmoment der Schlacht zuſammen. Bei Bapaume war ſogar die Attacke die Entſcheidung ſelbſt.

Die Faidherbeſche Reſerve alſo, zugleich das Wenige, über das er an Cavallerie Verfügung hatte, waren am linken Flügel unſerer Aufſtellung geworfen; aber noch größere Verwirrung als dem feindlichen Feldherrn aus dieſer ſeiner geſcheiterten Offenſive erwuchs, erſtand ihm daraus, daß etwa um dieſelbe Zeit, wo ſich dieſe Kämpfe nördlich der Somme vollzogen, an der Südſeite des Fluſſes die 16. Diviſion, zugleich mit Infanterie-Abtheilungen der Diviſion Prinz Albrecht, immer raſcher auf die Stadt zudrängte und dadurch den Widerſtand, den das rechts daneben ſtehende 22. Corps auch jetzt noch zu leiſten entſchloſſen war, mehr und mehr paralyſirte. Zwiſchen 3 und 4 war drüben kein Halten mehr und auf das nunmehr unſererſeits abgegebene Signal »das Ganze avanciren« folgten jetzt in concentriſchem Vordringen unſere 5 Colonnen dem weichenden, bald in volle Flucht übergehenden Feind. Das 19. Regiment ſtürmte den Bahnhof; die 15. Diviſion drang von Weſten her in die Stadt; die Cavallerie folgte den auf Cambrai und Guiſe zu Fliehenden und trieb ſie in ganzen Schaaren zuſammen. Der Kampf ſelbſt hatte dem Feinde 5000 Mann an

Todten und Verwundeten gekoſtet; 9000 Mann wurden gefangen. Die Nordarmee war aufgelöſt. Ihre Trümmer trafen gleichzeitig mit Gambetta in Lille ein, der ſich vergeblich anſtrengte, den in Armee und Bevölkerung gleichzeitig geſunkenen Muth neu zu beleben. Er konnt' es um ſo weniger, als (ſo wird erzählt) angeſichts dieſer totalen Deroute ihn zum erſten Male ſelbſt der Glaube an ſich und ſeine Sache verließ. So gewannen dieſe Vorzüge, ganz abgeſehen von ihrer militairiſchen Bedeutung, auch noch eine eminent politiſche, indem der Mann, der damals über die Geſchicke Frankreichs entſchied, in gewiſſem Sinne an der Niederlage von St. Quentin perſönlich Theil nahm und mit in die deprimirende Strömung dieſer Niederlage hineingeriſſen wurde.

St. Quentin am 19. und der geſcheiterte Ausfall am ſelben Tage entſchieden über Paris und dadurch über Krieg und Frieden. Am 28. bereits wurde der Waffenſtillſtand unterzeichnet.

So viel über die Schlacht. Mir erübrigte noch ein Blick auf das Schlachtfeld. Ich bat, mich auf den Mühlenberg zu führen, von dem aus Faidherbe die Schlacht geleitet habe. Dies geſchah. Ich glaube indeß, daß von Seiten meines Führers ein Irrthum mit drunter lief und daß er mich nicht nach »Moulin de tout vent«, ſondern nach einer, ſtatt ſüdlich, mehr nach Weſten zu gelegenen Mühle führte. Ich ſchließe es daraus, daß ich die Somme-Niederung, die ich von »Tout vent« aus hätte rechts haben müſſen, von meinem Standpunkt aus zur Linken hatte. Gleichviel, es war ein vorzüglicher Ausſichtspunkt, dazu die Mühle ſelbſt derartig zerſchoſſen, daß ſie ſchon den Gedanken an die Hand geben konnte: hier muß Faidherbe geſtanden haben.

Die Südhälfte des Schlachtfeldes (die ich übrigens andern Tages durchfuhr) verbarg ſich mir mehr oder weniger von der Stelle aus, auf der ich ſtand; deſto klarer lag die Weſthälfte vor mir: Roupy, Savy, vor allem die beiden Waldkouliſſen, das Bois de Savy und Bois de Holnon, das ganze Terrain alſo, auf dem die 44er, die Königs-Huſaren und die 15. Diviſion, beſonders die Brigade v. Wedell, gekämpft hatten.

Ich verſuchte das Bild, das ſo deutlich zu mir ſprach, in ein paar Linien feſtzuhalten. Dieſe ſind mir jetzt um ſo werthvoller, als das Schlachtfeld von

St. Quentin zu den Tiſchplatten-Schlachtfeldern gehört, auf denen ſich vielleicht vorzüglich kämpfen läßt, die aber der charakteriſtiſchen Züge, wenigſtens für das Auge des Laien, durchaus entbehren.

Von allem iſt mir nichts deutlich in Erinnerung geblieben, als der Waldſtreifen am Horizont, die Niederung mit ihrer doppelten Waſſerlinie, und die von hundert Kugeln getroffene Mühle, dazu (als ich mich wieder wandte) die in grauem Duft aufragende Cathedrale mit der phantaſtiſch geformten, wunderſam aber maleriſch aus dem Dach aufwachſenden Krone.

* * *

Sedan.

Mezières-Charleville.

Wie nennſt du dich?

* * *

Auf einer hintern Seite dieſes Baus,
Verborgen ſchier, hab' einen Quaderſtein
Ich in die Mauer künſtlich eingefugt,
Der ein und aus bequem ſich heben läßt,
Und ſo zur unſichtbaren Pforte dient.
Platen (Der Schatz des Rhampſinit).

Gegen Mittag, nachdem ich von dem vorgeblichen »Mont Faidherbe« in den Schwan zurückgekehrt war, verließ ich St. Quentin, um die Weiterreiſe nach Sedan anzutreten. Die Eiſenbahn, wie ſchon in der Kürze hervorgehoben, durchſchneidet das Angriffsfeld der 16. Diviſion und gab mir noch Gelegenheit, einen Blick auf die unmittelbar nach rechts hin, zwiſchen Bahn und Somme-Niederung, gelegenen Dörfer Grugies und Caſtres, die Hauptſchauplätze unſeres Kampfes gegen das 23. Corps zu werfen. Das Terrain erwies ſich dem der Weſthälfte des Schlachtfeldes ſehr ähnlich: flach, ein wenig wellig, hier und dort von einem Waſſerlauf quer durchzogen, aber kein Wald.

Der Weg ging über Tergnier und Laon zunächſt bis Reims, wo ein dreiſtündiger Aufenthalt gerade ausreichte, um den mir lieb gewordenen Plätzen: der Cathedrale und dem Lion d'or. beſonders dem letztern, einen herzlichen Beſuch zu machen.

Um 6 ſaß ich wieder im Coupé, deſſen Inſaſſen auf der kurzen Strecke bis Rethel mehrfach wechſelten. Die erſte halbe Stunde waren es junge Fähnriche und Avantageurs vom Mecklenburgiſchen Dragoner-Regiment, die mir mit ihrem Geplauder die Zeit vertrieben. Sie faßten ihr Urtheil über die franzöſiſche Nation in den Kernſpruch zuſammen »alles Bande«, der jüngſte (kaum 17) mit cavalleriſtiſcher Energie hinzufügend: »man muß ihnen den Daumen aufs Auge drücken«. Es ſchien mir nutzlos, dieſen oder jenen Zweifel zu äußern; ſo ſchieden wir als gute Freunde.

An ihrer Stelle erſchien jetzt ein junger Jägeroffizier, den mir die ſcherzhaften Reiſegötter ſandten, um die Lehre vom Contraſt unmittelbar zu demonſtriren. Er war nämlich in Allem der Gegenpart des eben abgetretenen Dragoner-Detachements und gehörte in die ſeinerzeit ſo weit verzweigte Familie der Gallomanen. Er war ganz und gar Enthuſiaſt, Franzoſenſchwärmer. »Ich darf ſagen, mit allen Familien, in deren Mitte ich länger als acht Tage gelebt habe, habe ich Freundſchaft geſchloſſen. Unter Thränen bin ich von meinen letzten Quartiergebern (er kam aus der Normandie) geſchieden; mit mehreren meiner früheren Wirthe ſtehe ich in Correſpondance. Ich bin nun neun Monate in Frankreich und noch bin ich keiner einzigen Unhöflichkeit begegnet, wohl aber Zartheiten und Aufmerkſamkeiten aller Art.« Ich nickte ihm zu und ſagte dann lachend: »es wäre mir intereſſant, einem Landsmanne zu begegnen, der denn doch noch erheblich über das hinaus zu gehen ſcheine, was ich gelegentlich auszuſprechen mich unterfinge«, eine Aeußerung, an die ich zugleich die Anempfehlung knüpfte, daheim etwas vorſichtiger operiren zu wollen. »Glauben Sie mir,« ſo ſchloß ich, »man will dergleichen nicht hören; und — vielleicht hat man Recht. Es giebt Zeiten, hart zu ſagen, in denen auch ſtricte Gerechtigkeit zu einem Fehler werden kann. Der Deutſche war zu allen Zeiten nur allzu geneigt, in dieſen Fehler zu verfallen. »Sei nicht allzugerecht, mein Volk,« — durfte ſchon Klopſtock mahnen.

Ich muß übrigens an dieſer Stelle bemerken, daß Aeußerungen, wie ſie der junge Jägeroffizier mir machte, zumal, wenn ich ſie ihrer Ausſchließlichkeit und Unbedingtheit entkleide (worin ſie allerdings als ein Unicum daſtehen), keineswegs abſolut vereinzelt zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Der alte, ewig wahre Satz, daß jeder die äußere Welt, ja Gott ſelbſt, nach ſeinem eigenen Ich ſich auferbaut, bewahrheitete ſich auch hier wieder; wer ſelber harmlos war, dem trat auch die Haltung des Feindes mehr oder weniger harmlos entgegen, theils weil ihm, ſeiner Natur nach, die Dinge in roſigem Lichte erſchienen, theils weil ſein Vertrauen und ſein Entgegenkommen — wie viele tauſende von Ausnahmen auch verzeichnet ſein mögen — eine entwaffnende Kraft übten. Im Allgemeinen darf ich ſagen, daß ich bei älteren, ruhiger gewordenen und höher geſtellten Offizieren, zumal wenn ſie der franzöſiſchen Sprache leidlich mächtig waren, einer Bauſch- und Bogenverurtheilung der Franzöſiſchen Nation nicht begegnet bin. Ich komme noch in einem der nächſten Kapitel auf dieſen wichtigen Punkt zurück An dieſer Stelle nur noch ſoviel, daß ſelbſtverſtändlich zufällige locale Verhältniſſe Ausnahmen ſchufen und mit Recht zu einer Geſammtverurtheilung führten, an der Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleichmäßig theilnahmen So beiſpielsweiſe in St. Denis. St. Denis, wie ſeinerzeit in den betreffenden Capiteln hervorgehoben, war ein wüſtes, freches, in den Fußſtapfen der Commune wandelndes Vorſtadt-Neſt; hier nun, in beſtändiger Berührung mit dem Abhub ſelbſt, oder aber mit denen, die ihm dienten und gehorchten, mußte ſich nothwendig eine tiefe Verachtung gegen das ausbilden, was ſich als Franzöſiſches Weſen gerirte. Aber wenn ſchon von Paris geſagt worden iſt »es ſei nicht Frankreich«, ſo galt dies doppelt und dreifach von St. Denis.

Von Rethel bis Sedan waren noch 6 oder 8 Meilen; ich glaubte ſicher die berühmte Geburtsſtadt Turennes (ihres moderneren, freilich auf Koſten Frankreichs erzielten Ruhmes ganz zu geſchweigen) noch erreichen zu können, mußte mich aber eines andern überzeugen, als es plötzlich hieß: »Station Mohon; Alles ausſteigen!« Flüchtige Erkundigungen ließen mich erfahren, daß die nur nothdürftig wiederhergeſtellten Maasbrücken die größte Vorſicht erheiſchten, vor allem aber eine Abend- oder Nachtfahrt nicht geſtatteten. Gut denn, Mohon! Sprich Mön.

Es mochte 9 Uhr ſein. Ich hielt Umſchau nach einem Bahnhofs-Hôtel, entdeckte aber nichts als einen getheerten Güterſchuppen und ſchloß mich endlich einer Gruppe von Perſonen an, die auf zwei ſeitab haltende Omnibuſſe zuſchritten. Dieſe ſchienen concurrirende Mächte, die Kutſcher ſchrien, fluchten und fuchtelten, bis endlich der größere der beiden Wagen gefüllt war und davon fuhr. Es verblieben nur noch zwei Perſonen, ein junger Franzos und ich, die wir nun ohne Weiteres in den zweiten Omnibus hineinkrochen. Ich hatte nicht die geringſte Ahnung, wohin es ging. Wo lag Mohon? War es ein Dorf oder eine Stadt? Oder fuhren wir doch noch auf Sedan zu? Dies letztere, nachdem wir ſchon 10 Minuten auf einer Pappel-Chauſſée hinrollten, ſchien mir das Wahrſcheinlichſte.

Ich wollte mich eben mit der Bitte um Aufſchluß an mein vis-à-vis wenden, als dieſer mir mit der freilich auf einem anderen Gebiete liegenden Frage: »vous êtes allemand?« zuvorkam. Ich erwiederte »prussien«, wiewohl ich ſeine gute Abſicht erkannte und im Voraus wußte, daß meine Umwandlung des »Deutſch« in »Preußiſch« gleichbedeutend ſein würde, mit Stillbegräbniß jeder weitern Converſation. Denn die Franzoſen machten, wie ſich alle meine Landsleute ſehr wohl erinnern werden, zwiſchen jenen zwei Wörtern einen ſcharfen Unterſchied, betrachteten nur den »prussien« als einen durch und durch verabſcheuenswerthen Gegenſtand und transponirten den »Preußen« von Höflichkeitswegen jedesmal in einen »Deutſchen«, wenn jener, aus dem einen oder andern Grunde, ihnen ein flüchtiges Intereſſe, oder Theilnahme oder Nachſicht eingeflößt hatte. Dieſe Sorglichkeit, dieſe feine Unterſcheidung, wo eigentlich nichts zu unterſcheiden war, erinnerte mich immer an die Frau eines mir befreundeten Kreuzzeitungs-Redacteurs, eine heitere Dame, die, wenn ſie bei Tiſch von ihrem Nachbar-Herrn gefragt wurde: »an welcher Zeitung arbeitet Ihr Herr Gemal?« jedesmal antwortete: »an der Neuen Preußiſchen Zeitung«. »An der Kreuz-Zeitung?« fuhr dann der entſetzte Frager auf. »Ja, an der Kreuz-Zeitung; — ich habe mich indeſſen daran gewöhnt, immer erſt die mildere Doſis zu geben.«

Unſer Omnibus rollte weiter; die Pappeln ſchienen kein Ende nehmen zu wollen, endlich ein Thor, eine Brücke, ein Wall, eine Straße; wieder ein Brückenthor; nochmals; und jetzt, als wir eben die dritte Brücke paſſirt hatten, eine zerſtörte Stadt, — wie ein Quadern-Chaos lag es rechts und links; nun wieder Thor und Fluß und Brücke, dann eine Linden-Avenue, ein maleriſcher von vielen hundert Lichtern erleuchteter Platz, eine Seitenſtraße und — der Omnibus hielt.

In dem Hausflur (rechts flackerte ein großes Küchenfeuer) trat mir ein krausköpfiger, behäbiger Herr entgegen, der einen guten Eindruck machte. »Kann ich ein kleines Zimmer haben?« »O, ſelbſt ein großes«; — damit geleitete man mich treppauf und führte mich in ein Zimmer von ganz unverhältnißmäßiger Tiefe, das an ſeiner Schmalſeite zwar nur zwei Fenſter hatte, an ſeinen fenſterloſen Längsſeiten aber deren ſechs hätte haben können.

»Wo bin ich hier?« fragt' ich den Hausknecht, deſſen franctireurhafte Allüren mir das Bild »Anatole's von St. Quentin« ſofort wieder vor die Seele führten.

»Im Hôtel de Commerce.«

»Und der Name der Stadt?«

»Charleville.«

Ich nickte, als ob ich ihm ausdrücken wollte »ah, dies alſo iſt Charleville, jener herrliche Ort, von dem ich ſeit Kindesbeinen an gehört habe. Wie bin ich glücklich ſeine Bekanntſchaft zu machen«; — in Wahrheit aber war ich gerade ſo klug wie zuvor. Das Beſte mußte noch kommen.

Kaum war ich allein, ſo begann ich meine Spezialkarte aufzuſchlagen, mit deren Studium ich mich, wie mit dem des Coursbuches, immer nur im äußerſten Nothfalle beſchäftige. Nun wurd' es Tag. Da lag Rethel, da Mohon, und hier, keine Drittelmeile nach Norden zu, Charleville, — die Feſtung aber, deren vier Flußarme ich auf ebenſovielen Brücken paſſirt hatte, war das vielgenannte Mezières, das in der Sylveſternacht unter dem Donner und Blitz des wie ein Gewitter an der franzöſiſch-belgiſchen Grenze entlang ziehenden Kameke in ſeinem Kernſtück in Trümmer gelegt worden war. Der Reiſezufall hatte mir hier noch eine Sehenswürdigkeit erſchloſſen, deren Beſichtigung außerhalb meines Programms lag.

Ich war nun inſoweit zufrieden, als ich wußte, wo ich war; aber bei aller Genugthuung, die mir dies Wiſſen einflößte, war ich im Uebrigen wenig beruhigt, wenn ich in dem glänzenden Zimmer Umſchau hielt, das mir die ſplendide Laune des Wirthes angewieſen hatte. War es ſplendide Laune? War es nichts anderes? Dieſer halb lichtloſe Saalbau, in dem geſpielt und getanzt, in dem aber auch gefoltert und hingerichtet ſein konnte (nicht nur das Haupt Maria Stuarts fiel in einem Zimmer), fing an, je mehr ich in ſeine Geheimniſſe eindrang, mir immer unheimlich räthſelvoller zu werden. An beiden Längsſeiten hin befanden ſich Tapetenthüren, die in kleine hakenreiche Niſchen und Receſſe fuhrten, hölzerne Haken, eiſerne Haken, die vielleicht zum Aufhängen von Pelzen und Mänteln, jedenfalls aber zum Aufhängen gedient hatten. Dieſe Niſchen hatten noch wieder allerlei Verſchläge, Bretterſchirme, deren Beſtimmung kaum geahnt werden konnte, während nach oben zu, ſchornſteinartig, mannsbreite Canäle aufſtiegen, die vielleicht unter dem Dach, vielleicht erſt jenſeits deſſelben mündeten. So viel mußte auch für die vertrauensſeligſte Anſchauung beſtehen bleiben, daß das Unheil hier aus wenigſtens zwölf Löchern und Canälen über den harmloſen Wanderer hereinbrechen konnte. Die einzige Beruhigung gewährte das gute Geſicht des Wirthes, der mich empfangen hatte, aber, traurig zu ſagen, nichts iſt trügeriſcher als das Menſchenantlitz.

Ich traf alſo, nach dem Spruche: beſſer bewahrt als beklagt, meine Vorſichtsmaßregeln, ſchob die Fauteuils vor die Tapetenthüren, packte Rohrſtühle in ſo künſtlicher Balancirung auf eben dieſe Fauteuils, daß ſie, bei der geringſten Berührung mit Gekrach in die Stube ſtürzen mußten, legte die bekannte Ledertaſche in Kleinſchinken-Format handrecht auf den Nachttiſch und überließ nunmehr, nachdem ich auf dieſe Weiſe in eminentem Grade »das Meine gethan«, alles andere der vorgeſchriebenen hiſtoriſchen Entwickelung.

Sie blieb aus. Ich trug lächelnd und beſchämt am andern Morgen die kunſtvoll errichteten Bauten, die zwiſchen Barrikade und Selbſtſchuß glücklich vermittelten, wieder ab, fragte unten »nach der Schuldigkeit«, die ſich (St. Denis und Amiens lagen hinter mir) auf ein Minimum belief und ſchritt zu Fuß auf Mohon zu, um von dort aus meine Tags zuvor unterbrochene Fahrt nach Sedan zu Ende zu führen.

Bis Sedan.

Ich finde ſie ſo übel nicht,
Sie haben die Naſe im Geſicht
Und Mund und Ohr und Augen, —
Warum ſollten ſie nicht taugen?

* * *

Der Euch das ſagte,
War ſicher ein Franzos, die lügen
Im Mutterleibe ſchon.
»Ach, liebe Kolbin,
Iſt's wirklich denn ſo arg, wie Ihr es macht?«
Paul Heyſe (Eliſabeth Charlotte).

Es war wohl dreiviertel Stunde Wegs, was ich in brennender Morgenſonne zurückzulegen hatte; aber es verlohnte ſich der kleinen Strapaze. Alles was am Abend vorher nur flüchtig und ſchattenhaft an mir vorübergeflogen war, das ſprach jetzt klar und deutlich zu mir, zum Theil, als ich wieder die Innerſtadt von Mezières erreicht hatte, in einer furchtbaren Klarheit.

Unter den vielen Bombardements, die dieſer Krieg mit ſich führte, war das von Mezières vielleicht das grauſig poetiſchſte. Zwei Tage vor heilig Abend hatte die Einſchließung begonnen, am Sylveſtertage begann unſere Artillerie ihr Werk. Schon nach dem fünften

Schuß brach Feuer aus, die Vertheidigung aber, hier wie überall, war entſchloſſen ein Aeußerſtes abzuwarten. Dies Aeußerſte kam raſcher, als man denken mochte. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Gegen Abend ſchien die Beſchießung nachlaſſen zu wollen. Wir lagen im Freien, die Erde mit Schnee, die Maas mit Eis überdeckt; über uns funkelten die Sterne. Aber das Schweigen unſerer Batterien war nur ein Ausruhen, ein Verſchnaufen; mit dem Schlage 12 blitzte, krachte und ziſchte es ringsum, als habe die Hölle all ihre Schrecken losgelaſſen. So trat Mezières ins neue Jahr. Am andern Morgen kapitulirte es. Zwei- bis dreitauſend Mann zogen kriegsgefangen und — betrunken an uns vorüber. Sie werden in der bittern Kälte bald nüchtern geworden ſein. In der Stadt ſelbſt ſah es furchtbar aus; einzelne Theile ein Trümmerhaufen. Ueberall blickten verſtörte Frauengeſichter ängſtlich auf unſere einziehenden Truppen.«

Dieſe Aengſtlichkeit, wie in allen Städten, die unſern 24pfündern zum Opfer fielen, war einem ganz beſondern Groll gewichen. Zwei Häuſer-Quarrées, gerade zu Füßen des Kirchberges, lagen auch jetzt noch in Trümmern und eben erſt begann man in dieſem Chaos, das zum Theil höchſt maleriſch wirkte, aufzuräumen. Dies Materiſche reizte mich und ſchon blätterte ich in meinem Notizbuch, um mit Hülfe einiger Linien und Worte die frappanteſten Situationen feſtzuhalten, als die Mienen der mich Umſtehenden mir keinen Zweifel darüber ließen, daß es gerathen ſein möchte, meinem Skizzirungsdrange an dieſer Stelle nicht nachzugeben. Ich ſuchte alſo raſch noch mit dem Auge umher, wie um mitzunehmen, was in der Eil' noch mitzunehmen war und ſchritt dann raſch über die Maasbrücken hin, im Ganzen vier, bis ich jenſeit der letzten Brücke in die Pappel-Chauſſée vom Abend vorher einbog. Zu einem Aerger über die übelwollenden Blicke, die mich inmitten der Stadt von der Zerſtörungsſtätte weggeſcheucht hatten, hatt' ich es nicht bringen können. Im Grunde haben die Leute Recht. Es liegt etwas Beleidigendes darin, ſich das Unglück anderer Menſchen mit bloßen Neugiersaugen anzuſehen. Iſt aber dies Neugiersauge zugleich das Auge eines Feindes, ſo wird der Affront nahezu unertragbar.

Die Weiterfahrt verzögerte ſich; erſt gegen Mittag trafen wir in Sedan ein. Mit ganz eigenthümlichem Gefühl (der Zug paſſirte Donchery) hatte ich das Auge über die Felder und Höhen hingleiten laſſen, auf denen ſich das Schickſal des zweiten Kaiſerreichs entſchied.

Ich fand ein Unterkommen im Hôtel de l'Europe. Der erſte Eindruck war kein günſtiger, denn es wehten Gardinen an Bett und Fenſter, anderer Dinge zu geſchweigen, die ſtark an den »Schwan« zu St. Quentin erinnerten; aber ich ſollte mich im Lauf der nächſten Tage überzeugen, daß hier, was doch immer die Hauptſache bleibt, eine makelloſe Seele in einem zu bemängelnden Körper wohnte und daß das Hôtel den hohen Ruf, den es hatte, auch verdiente. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß jene makelloſe Seele die Küche war. Sie repräſentirte ein reines Feuer.

Ich war zwei Treppen hoch untergebracht worden und hatte einen prächtigen Blick die Straße hinauf und hinunter. Die Sonne ſchien und gab dem ziemlich rußigen und mittelalterlich-engen Neſt, als welches man das Kernſtück der Stadt ohne Zweifel bezeichnen darf, eine Heiterkeit, die ſonſt wohl das letzte iſt, das man dieſer alten Maasfeſtung nachrühmen kann. Wie um dieſen Eindruck zu ſteigern, kamen eben jetzt, in hellem Waffenblitz, die große Muſik voran, einzelne ſächſiſche Kolonnen die Straße herauf, zwei Bataillone vom 107. Regiment, Leipziger Kinder, die ſich bei Brie am 2. Dezember mit hervorragender Bravour geſchlagen hatten und im Bewußtſein davon, feſt und leicht zugleich, aus der Straße auf die Place Turenne debouchirten. Sie wirkten wie eine Elite-Truppe; kleine, ſchmächtige Leute, aber ein Zug in allen, der einem das »innen lebt die ſchaffende Gewalt« in jedem Blick und jeder Bewegung fühlbar machte. Ein gewiſſes »Füſilier-Element« kleidet nun mal jeder Truppe am beſten. Da ich perſönlich meine Laufbahn als Grenadier begonnen und beſchloſſen habe, ſo werd' ich nicht in Verdacht kommen, noch nachträglich pro domo zu ſprechen.

Es war mittlerweile 3 Uhr geworden, jene geſegnete Stunde, wo, wenn man in den Speiſeſaal hinabſteigt, das große Dejeuner bereits vorüber iſt und das Diner noch nicht begonnen hat. Man darf im Allgemeinen ſicher ſein, in dieſer Interregnumszeit, von größerer Ungenirtheit ganz abgeſehen, am beſten bedient zu werden und die beſte Geſellſchaft zu finden. Wenigſtens war es mir an meinem erſten Sedantage ſo glücklich vorbehalten.

Ich nahm Platz an einer großen Längstafel, in reſpektvoller Entfernung von drei, ich weiß nicht, ob auf einer Dienſt- oder einer Urlaubsreiſe begriffenen Offizieren, deren einer, wie das Geflecht von Silber und Gold inkluſive Stern mich unſchwer erkennen ließ, bereits bis zur Staffel der Generallieutenants emporgeſtiegen war. Alſo Excellenz.

Alles Hochgeſtellte iſt entweder ſehr freundlich oder ſehr unfreundlich; einem indifferenten Mittelkurs begegnet man ſelten bei ihnen. So war es auch hier. Glücklicherweiſe lag die Ausgeſprochenheit nach der guten Seite hin. Es war eine affable Excellenz, ich glaube, ein guter Frühſtücker, etwas großäugig, etwas kongeſtionsſüchtig, vor allem von heiterem, humoriſtiſchem Gepräge. Ride si sapis. Keiner von den Steifen, die ſich beſtändig die Frage nach der Paßlichkeit vorlegen. Was eine humoriſtiſche Excellenz thut, paßt immer.

Er war im lebhaften Geſpräch mit ſeinen beiden Kameraden, unterließ aber nicht durch freundliche, zu mir herübergeſandte Blicke auszudrücken, daß ihn meine Einſamkeit dauere und daß er nur auf eine günſtige Gelegenheit warte, die 4 Stuhl breit zwiſchen uns gähnende Kluft durch ein bon mot zu überbrücken. Wenn ſolche Gelegenheit geſucht wird (nur zu ſelten geſchieht es), ſo findet ſie ſich immer, und ſchon der zweite oder dritte Gang hatte die Annäherung im Geleite. Es wurden, etwa in Form ſogenannter Croquets und auch wirklich an Stelle derſelben, gebackene Boudins, oder, in minder eleganter Ausdrucksweiſe, »geröſtete Blutwurſtſtücke« präſentirt, die etwa ausſahen, wie rothe Rüben, die drei Tage lang auf dem Felde gelegen haben und ſchwarz geworden ſind. Ich dankte natürlich. Da rief die an der Gourmandgrenze wandelnde Excellenz freundlich zu mir herüber: »Davon nehmen Sie nur; das iſt das Beſte.« Ich verbeugte mich, das Eis war gebrochen und erwiederte in gleichem Tone: »Auf Ihre Verantwortung, Excellenz.«

»Die übernehm' ich.«

Er hatte Recht; es war delikat. So geriethen wir in feine kulinariſche Fragen hinein, innerhalb deren ich mich mit Hülfe früher aufgepickter Küchenweisheits-Broſamen mit leidlicher Sicherheit bewegte. Auch in dieſen Fragen ſpielt das »ſo Du Dir nur ſelbſt vertrauſt« eine hervorragende Rolle.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Küchenfrage uns auf Frankreich hinüberlenkte und auf den oft aufgeſtellten und oft beſtrittenen Satz, daß es eigentlich nur eine Küche gäbe: die franzöſiſche. Von der franzöſiſchen Küche war bis zur ganzen franzöſiſchen Wirthſchaft natürlich nur ein Schritt, und ſo ſaßen wir unverſehens in politiſch-völkerpſychologiſchen Betrachtungen drin, die vielleicht mehr das Staunen als die Zuſtimmung unſeres Profeſſor Lazarus, der wiſſenſchaftlichen Autorität auf dieſem Gebiet, erregt haben würden. Wie immer dem ſei, Excellenz und ich waren in allem einig, woran nicht blos der Champagnerkübel Schuld war, der eben zum dritten Male ſeinen Inſaſſen wechſelte. »Wiſſen Sie, hob er an, während einer der Adjutanten die Honneurs machte, dieſe H.... F..... von Franzoſen ſind plapprig, aufſchneideriſch, mit dem Munde vorweg und ſchlechte Politiker; aber nichts iſt ridiküler, als ihnen das Leben abſprechen zu wollen. Sie ſind tapfer, haben ſich auch diesmal wieder ſuperb geſchlagen, ſind klug, findig, intelligent. Man begegnet zahlloſen ſtarken und kerngeſunden Leuten; es ſollte ſchwer werden, nachzuweiſen, daß ſie phyſiſch heruntergekommen ſind. Sie ſind lüderlich, wenigſtens die Männer, das iſt wahr, aber das waren ſie immer; ſie waren es unter Franz I. (dieſer ſelbſt gab ein vorzügliches Beiſpiel) und ſie waren es in den Tagen der Regence. Unter dem tugendhaften Robespierre, unter dem Parapluie und Bürgerkönig, unter der ſchönen Eugenie, ja muthmaßlich auch unter Pipin dem Kleinen, der jetzt in Verſailles reſidirt, — es war und blieb immer dieſelbe Geſchichte, und wer mag ſchließlich behaupten wollen, daß es jetzt kläglicher um die Sitte und die Lebenskraft der Nation ſtände, als zu den Tagen der Pompadour. De Failly war nicht ſchlechter als Soubiſe.«

Ich nickte. Es war mir alles wie aus der Seele geſprochen.

»Und nun gar die Frauen« — fuhr er fort und die großen Augen wurden noch größer — dieſe franzöſiſchen Frauen, ſage ich Ihnen, ſind ganz und gar nicht herunter, weder phyſiſch, noch moraliſch. So viel ich ihrer geſehen habe, mit verſchwindenden Ausnahmen, haben ſie mir imponirt. Kokett! Was heißt kokett? Sie haben jenen pikanten, blitzenden Zug, der im Grunde weiter nichts iſt, als inneres Leben, Geiſt, Flamme und jene Freudigkeit am Schönen, die erſt dem Leben ſeine Blüthe giebt; ein Gruß, ein Kompliment bedeutet ihnen noch etwas, das iſt ein Vorzug; ſie bewegen ſich gern in der Welt des Heiteren und Gefälligen, aber nebenher verſtehen ſie ſehr wohl den Ernſt des Lebens, ſind fleißig, ſparſam, kirchlich und von guter Sitte. Wer nicht blos die Oberfläche franzöſiſchen Lebens kennen gelernt hat, wer in die Lage gekommen iſt, in Schlöſſern und Herrenhäuſern zu leben, an den Tafeln der Maires zu eſſen, mit Patriziatsfamilien zu plaudern, Einblick zu gewinnen in ihr ſoziales und häusliches Leben, der wird nicht umhin können, mit Hochachtung von dieſer Geſellſchaftsſchicht zu ſprechen und in dem Ton, der in ſolchen Kreiſen herrſcht, immer noch ein Vorbild wahrhaft feiner Sitte zu erkennen. In all dem nur Komödie ſehen zu wollen, iſt Thorheit. Zuletzt iſt freilich alles Komödie, das Leben ſelbſt. Enfin: ſie haben ihre nationalen Fehler, aber — wer hätte ſie nicht?«

Unter ſolchem Geplauder war die Dinerſtunde nah' herangekommen und wir räumten das Feld. Ich durchwanderte einige Straßen, gab Empfehlungsbriefe ab, erkletterte ein paar Wälle, die mir, mehr noch als es ſchon die Eiſenbahnfahrt gethan hatte, einen vorläufigen Ueberblick über den bergumfaßten Schlachtengrund und die Schleifen und Windungen der Maas geſtatteten und kehrte dann bei Sonnenuntergang in das Innere der Stadt zurück, erſt, um dem Turenne-Platz, dann um dem nahe gelegenen Café des Glaces (das für Sedan etwa daſſelbe bedeutete wie das Café de l'Industrie für St. Denis) meinen Beſuch zu machen.

Auf dem Turenne-Platz ſteht der große Sohn der Stadt in Erz; das Poſtament trägt einfach die Worte: »A Turenne«. So paſſend nun dieſe kurzgefaßte Inſchrift iſt, ſo wenig paſſend iſt das Bildniß ſelbſt. Turenne war alles andere eher, als ein ſchöner oder heldenhaft ausſehender Mann; er theilte das Schickſal ſo vieler durch Genie oder Tapferkeit ausgezeichneten Generale (Tilly, Prinz Eugen, Zieten, Laudon, Nelſon), klein und häßlich zu ſein. Aber ſo tief in die Wirklichkeit brauchte der Bildhauer, und wenn er auch der realiſtiſchſten Schule angehörte, nicht hinabzuſteigen. Neben dieſem Turenne kann ſich ſelbſt unſer Beuth behaupten, womit ein Aeußerſtes ausgeſprochen iſt. Nichts Heldiſches; ein plinſiges, altes Weibergeſicht, über deſſen Backe, weil die Patina noch nicht regenfeſt geworden iſt, allerhand hell- und dunkelgrüne Thränen laufen. Die Aeußerlichkeiten: hofmänniſches Kleid, geſtickter Fallkragen, weite herabgeſunkene Reiterſtiefel, verrathen eine ausgebildete Technik, welche letztre aber die Fehler nicht zu balanciren und das Ganze nicht zu retten vermag.

Im Café des Glaces las ich, ſchwatzt' ich und »ſah dem Spiel der Bälle zu«. Die Stunden vergingen und 10 Uhr war vorüber, als ich die Rue

Napoléon noch einmal hinunterſchritt. Ich hatte nach bekannter Melodie, aber ohne alle Berechtigung dazu,

> Rechter Hand, linker Hand
> Alles vertauſcht

und war ſtatt rechts hinunter in mein Hôtel, links hinunter an die Maasbrücke gerathen, zwiſchen deren ſteinernen Pfeilern der hier doppelarmig über ein Wehr fallende Fluß unter toſender, immer erneuter Strudel- und Trichterbildung ſich hindurchpreßte. Ein Jeder hat die Zauber ſolchen Moments und den räthſelvollen Zug in die Tiefe an ſich ſelber erfahren. In das ungeheure Gebrauſe hinein citirte ich aus Platen in leiſer Verſion:

> Der Mühlſtrom rauſchet durch felſigen Schacht,
> Ich lehnte mich über die Brücke,
> Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
> Die wallten mit Macht
> In der Nacht, in der Nacht,
> Und es wallte nicht eine zurücke.

Der Wogen keine; ich ſelber aber, an dem im Mondſchein beinah ſpukhaft daſtehenden Turenne vorbei, fand mich endlich in mein ſtillgewordenes, auf Treppen und Korridoren nur noch von zwei, drei Lichtern erhelltes Hôtel zurück.

Bazeilles.

»Der Löw' iſt los.«

* * *

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

Den nächſten Tag begann ich mit einer Frühpromenade nach dem nahegelegenen, vielgenannten Bazeilles. Die Entfernung mag kaum eine halbe Meile betragen. Balan, halben Wegs, iſt eine Art Faubourg von Sedan, und Bazeilles wiederum, gleichmäßig an Fluß, Eiſenbahn und Chauſſée gelegen (eine Lage, die ihm eine beſondere Wichtigkeit giebt), mag ebenſo ſeinerſeits als ein vorgeſchobener Poſten von Balan gelten.

Hier war es, wo am 1. September der bairiſche Löwe ſeine Tatze einſchlug, ſo furchtbar, daß noch jetzt alle Kinderſtuben Frankreichs von den Schauergeſchichten jenes Tages widerhallen. Der blutige Ernſt, in dem jene Aktion in Scene ging (Krieg iſt kein Kinderſpiel), iſt eine von Niemand beſtrittene Thatſache; andererſeits ſind die daran angeknüpften Ammenmärchen längſt als tendenziöſes Lügengewebe erwieſen worden. Freilich ohne

Erfolg. Nicht immer, im Widerſpruch mit dem Sprüchwort, holt die Wahrheit die Lüge ein. Die Baiern, als ſie alle Bemühungen ſcheitern ſahen, den einfachen Thatbeſtand zur Geltung zu bringen, acceptirten ſchließlich die ihnen zugewieſene Gruſelmacher-Rolle und machten (humoriſtiſch angelegt wie ſie ſind) das Beſte daraus. Geſunde Naturen werden immer in ähnlicher Weiſe verfahren Als vor vier, fünf Jahren — um nur ein Beiſpiel zu geben — eine kurländiſche Dame der Frechheit einer Berliner Schimmel-Droſchke zum Opfer fiel, oder vielleicht nur gefallen ſein ſollte, und in Folge davon jede Berlinerin, eh' ſie einſtieg, erſt zu controliren begann »Schimmel oder nicht«, konnte es zuletzt nicht ausbleiben, daß alle humoriſtiſch angelegten Schimmeldroſchken-Kutſcher an derartig recherchirende Damen mit dem Schreckensworte herantraten: »det is er, Madamken!« Ganz ſo verfuhren die Baiern; ſie gefielen ſich ſchließlich darin, den Oger, den Menſchenfreſſer zu ſpielen. Zahlloſe Anekdoten berichten darüber. Ein kleiner Embonpoint-Capitain mit Birnen-Naſe und dickem flachsgelben Schnurrbart trat nie anders ins Quartier als unter Aufführung folgender Scene. Er ließ die Dame des Hauſes rufen. Dieſe erſchien in

Schwarz. Madame, ſo begann er, recevez mes ordres pour demain matin. 8 heures café: pour dejeuner un enfant rôti. Nun Thränen und Geſchrei. Der Kleine aber trat dann in infernaler Gemüthlichkeit an die Dame heran, legte ſeine Hand auf ihre Schulter und ſagte: »ne pleurez pas, ce sont les traditions de ma famille.« Es läßt ſich vielleicht manches dagegen ſagen; aber jedes Zuviel wird immer wieder ſolchen Rückſchlag erzeugen.

Der Tag von Bazeilles hat ſein Blatt in den Märchen, aber freilich auch in der Geſchichte des Landes. Und welch ein Blatt! Der rothgefärbteſten eines. Ich habe keine Stätte geſehn (Bitſch, Straßburg, Mezières mit einbegriffen), wo der Schrecken des Krieges ſo laut gepredigt hätte.

Das Dorf hat an ſeinem Ein- und Ausgange eine Parkanlage, in deren jeder, etwa hundert oder zweihundert Schritt von der Straße entfernt, ein chateau-artiger Bau gelegen iſt; — dieſe Herrenhäuſer, ſo weit ich von den Parkgittern aus ſehen konnte, hatten wenig oder gar nicht gelitten. Mit Ausnahme dieſer zwei Chateaus aber war alles ein ungeheurer Ruinenhaufen. Bazeilles iſt nicht partiell zerſtört, ſondern total. Die Flamme, um jenes geflügelte Wort zu citiren, hat hier nicht »moderat verwüſchtet«, ſondern »ordonnanzmäßig devaſchtirt«. Ich zählte gegen 80 in Trümmern liegende Häuſer, nicht Hütten, nicht Lehmkathen, ſondern zweiſtöckige Quaderbauten, aus jenem Sandſtein aufgeführt, der überall in Lothringen und an der belgiſchen Grenze hin als Baumaterial dient. Erſt ein einziges Haus, ein Gaſthaus, war wieder aufgerichtet; es trug die Inſchrift: »Aux Ruines de Bazeilles«. Aecht franzöſiſch; Haß, Vaterlandsliebe und Erwerbsgeſchicklichkeit reichen ſich hier glücklich die Hand.

Der Anblick dieſer Auberge mochte ein Lächeln wecken, nicht ſo der Anblick eines hohen, mächtigen Fabrikſchornſteins, der, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges fertig geworden, Granatenhagel und Feuersbrunſt gleichmäßig überdauert hatte und unverſehrt inmitten dieſes Chaos aufragte. Er trug in Mittelhöhe, in weißer Steinmoſaik, die Jahreszahl 1870.

Dieſe Zahl, ſie ſollte einfach angeben, wann dieſe hohe, im Dienſt des Friedens ſtehende Säule, eine ächte Friedenscolonne, errichtet worden ſei, nun ſtand ſie da, und wird daſtehn, als ein Erinnerungsmonument an den 1. September 1870.

Ein Ritt.

Scharf blies der Oſt, noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß. —
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.
Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles ſchrie: »das nenn ich brav,
Das nenn ich einen Ritt!«
William Cowper (John Gilpin).

Können Sie reiten?

Nein, Herr Oberſt.

Deſto beſſer, ſo werden Sie nicht ſtallmeiſtern. Alſo auf Wiederſehn, 4 Uhr.

So ſchieden wir nach eingenommenem Dejeuner. Der Oberſt (dieſer kurze Vermerk möge genügen) war eine Sedan-Autorität; Briefe, von Amiens her, hatten mich an ihn empfohlen.

Vier Uhr kam. Ich war zur Stelle. Auf dem rumpligen bergan ſteigenden Citadellhofe harrten unſrer drei Pferde. Der Oberſt warf ſich in den Sattel. »Nehmen Sie den Falben«, rief er mir zu, »er geht wie ein Lamm. Nein, nehmen Sie doch lieber den

Fuchs«. Dieſes »Nein« ſei dreimal geſegnet, denn als im nächſten Augenblick ein junger ſächſiſcher Offizier (der dritte von der Partie) den Falben unter ſich hatte, bäumte dieſer auf und tanzte auf den Hinterbeinen umher, wie irgend ein »Soliman« im Circus. Da ich nun alles bin, nur kein Renz, ſo weiß ich nicht, wie ich über dieſen Anfang hingekommen wäre. Er hätte wahrſcheinlich auch das Ende in ſeinem Schooße geborgen.

Mit meinem Fuchs ließ ſich reden, was ich buchſtäblich in ausgiebigſter Weiſe that. Ich glaubte es damals noch durch Schmeichelworte zwingen zu können. Die beiden Herren nahmen mich in ihre Mitte; ein Ulan folgte; ſo ging es aus dem Citadellhofe hinaus, einen ſchmalen, wenig betretenen Pfad entlang, der nach rechts hin eine ziemlich ſteile Berglehne, nach links hin ein ſteil abfallendes Thal hatte. Drunten die Maas. Das landſchaftliche Bild — am Horizont hin der Waldkranz der Ardennen — war entzückend; ich konnte mich der Freude darüber aber nur ſehr unvollkommen hingeben, da die Unterredungen mit meinem Fuchs, der voll unbegreiflicher Neugier durchaus in die Tiefe links hinabſehen wollte, bereits anfingen, einen immer dringlicheren Charakter anzunehmen. Den Oberſten hab' ich in Verdacht, daß er dieſen intimen Privatgeſprächen, die ſich in den allgemeinen Gang der Unterhaltung einmiſchten, mit wachſender Befriedigung lauſchte. Im Uebrigen hielt ich mich tapfer genug; noch hatt' ich Aug und Ohr für das große Allgemeine, noch lag der Verzweiflungsgriff in die Mähne im dunklen Schooß der Zukunft, noch war mir das Schlachtfeld kein leerer Wahn.

An einer hohen Stelle hielten wir ein paar Minuten; Floing lag unter uns; drüben, in halber Höhe des jenſeit anſteigenden Bergkranzes, blitzten die weißen Häuſer von St. Menges; das Schlachtfeld unſeres linken Flügels, das Aktionsfeld des 11. und 5. Corps, breitete ſich vor uns aus.

Ich ſuchte mir das Bild einzuprägen. So vom Sattel herab, die Karte in der Hand, — ein Strategentraum flog über meine Seele. Der Fuchs aber dachte: laß ihn; es wird ſich finden.

Ein unter Spezialkarten großgezogener Generalſtäbler, der ſich mit Hülfe genaueſter Pläne ein Schlachtfeld ſo ſicher aufbaut, wie ein Muſiker, wenn er die Partitur lieſt, die ganze Oper auf ſich hereinbrauſen fühlt, ein ſolcher Generalſtabsoffizier, ſag ich, mag, wenn er daheim von Sedan las, dieſe für alle Zeit berühmt gewordene Lokalität klar und plaſtiſch und richtig vor ſeiner Seele gehabt haben. Der gewöhnliche Sterbliche aber, der, im Weſentlichen auf ſeinen Zeitungsbericht und ſeinen Stielerſchen Atlas angewieſen (nur wenige erheben ſich bis zu Reymann, der übrigens auch nicht hilft), den 1. September zu begreifen getrachtet hat, wird ſich, gleich mir, von der Lokalität von Sedan höchſt wahrſcheinlich eine ziemlich irrthümliche Vorſtellung gemacht haben.

Wie war dieſe Vorſtellung? Wenn es geſtattet iſt, auf einen neuerdings, namentlich bei Baulichkeitsbeſchreibungen vielfach gebrauchten Vergleich zurückzukommen, ſo erſchien mir, eh ich ſie kannte, die Geſammtlokalität von Sedan einfach in Geſtalt einer Tortenform, in deren Mitte, in und bei der Stadt, die Franzoſen ſtanden, während die Deutſchen auf dem Rande dieſer Form erſchienen. Dieſe begannen nun von allen Seiten her auf den unten in Maſſen ſtehenden Feind ein concentriſches Feuer zu richten, dem ſich dieſer, als auch die Feſtung ſelbſt keinen Schutz mehr gegen enorme Verluſte gewährte, nur durch Waffenſtreckung entziehen konnte. So wurden 130,000 Mann gefangen genommen.

Dieſe Vorſtellung, die wohl hunderttauſende mit mir getheilt haben mögen, iſt auch keineswegs abſolut unrichtig. Sie iſt nur amendementsbedürftig. Nicht der Hergang, wohl aber die Lokalität war um einiges complicirter.

Um dieſe letztere klar zu machen, muß die Tortenform zum zweiten Male in den Dienſt plaſtiſcher Lokal-Beſchreibung treten. Sehen wir wie? Der mit Küchen-Apparaten und Back-Geräthſchaften auch nur oberflächlich Vertraute, wird wiſſen, daß die Tortenform, ohne an ihrer Simplicität erhebliche Einbuße zu leiden, in allerhand Spielarten, ein Kuchenenthuſiaſt könnte ſagen in allerhand poetiſchen Verſionen vorkommt, unter denen eine ſich dadurch auszeichnet, daß aus dem Mittelpunkte der Vertiefung eine Art Bergkegel auftaucht, der nach phantaſtiſcher Klempner-Laune mal dicker, mal dünner, mal zugeſpitzt, mal plateauartig, mal in einfacher Rundung, mal in ſenkrecht geſtellten Wellenlinien in die Erſcheinung tritt. Hier haben wir die Sedan-Lokalität wie ſie leibt und lebt. Auf dieſem aus dem Mittelpunkte der Vertiefung auftauchenden, alle jene Formationen grotesk in ſich vereinigenden Bergkegel, an deſſen Fuße Sedan ſelbſt gelegen iſt, ſtanden die Franzoſen, die gegen den weitgeſpannten Tortenrand hin, ja bis auf dieſen hinauf, einzelne Diviſionen vorgeſchoben hatten. Als dieſe vorgeſchobenen Diviſionen an vier Stellen,

bei Lamécourt durch die Sachſen,
bei Villers Cernay durch die Garden,
bei St. Menges durch das 11. und
bei Fleigneux durch das 5. Corps

zurückgeworfen und die Höhen des äußeren Bogens von unſeren Artilleriemaſſen beſetzt worden waren, begann nun zunächſt das Feuer, dann der Angriff auf den in der Mitte gelegenen Bergkegel, der jenen vier genannten Außenpunkten entſprechend, ebenſo viele Innenpunkte hatte, an deren Feſthalten oder Verluſt das Schickſal des Tages hing. Unter unausgeſetztem Feuer der Batterien drangen die Unſeren von der Peripherie gegen das Centrum, oder (um im Bilde zu bleiben) von dem Tortenrande aus gegen die 4 Punkte des Torten-Kegels vor.

Die Sachſen nahmen Lamoncelle-Daigny,
die Garden nahmen Givonne,
das 11. Corps nahm Floing,
das 5. Corps nahm Illy.

Der Kegel war nun unſer, wir hatten ihn erſtiegen und drängten die Maſſen des Feindes über das kleine Plateau weg in die am Südabhange des Kegels gelegene Feſtung (Sedan) hinein. Hier ſaß er wie in einer Mauſefalle. An Zahl, an Stellung, an Geſchützen ihm überlegen, waren wir ſeiner ſicher. Er kapitulirte.

Die Erdfeſtung in der Mitte des Keſſels, die an und für ſich eine vorzügliche Defenſiv-Poſition war, war unſerer höheren Strategie, der zugleich unſere höheren Zahlen dienten, erlegen.

Dies letztere iſt nicht zu überſehen.

Sedan iſt die herrlichſte Schlacht, die in neuerer Zeit geſchlagen worden iſt, ſelbſt das Auge eines Laien entzückt ſich an der Sicherheit der Bewegungen, an dem poetiſchen Schwunge der Linien; aber ſuperiore materielle Kräfte mußten doch auch gleichzeitig dem ſuperioren Gedanken zu Dienſten ſein, ſonſt ſcheiterte er trotz alledem. Dies thut der Bewunderung keinen Abbruch. Der große Feldherr, der dieſe Schlacht im Geiſte aufbaute, wußte eben genau, mit welchen Faktoren er rechnen durfte, immer deckte ſich bei ihm das Gewollte mit den Mitteln dazu und bei anderen Mitteln würde eben das Gewollte ein ganz anderes geweſen ſein. Andere Combinationen würden an die Stelle getreten ſein, deren Reſultat äußerlich vielleicht ein minder glänzendes, deren ſtrategiſcher Calcül aber von gleicher Bedeutung geweſen wäre.

Den aus der Mitte der Mulde aufragenden Kegel, die Erdfeſtung, die den Kern der franzöſiſchen Aufſtellung bildete, zu umzirken, war der Zweck unſeres Rittes. Führten wir dieſe Abſicht völlig durch, ſo mußten wir ſämmtliche vier Punkte berühren, um die am 1. September ſo heiß gekämpft worden war: Floing, Illy, Givonne, Daigny, Lamoncelle; wir beſchrieben indeß, was gleich hier geſagt ſein mag, einen engeren Bogen und ließen das letztgenannte (Lamoncelle) unberührt. Wir durften es. Es war nichts verloren daran. Schon bei Givonne ließ ſich der öſtliche Abhang der Erdfeſtung ſehr wohl überblicken, ſein Charakter erkennen.

Ich kehre nun zu unſerer Kavalkade zurück.

Floing lag hinter uns. Der gleichnamige Bach durchſchäumte es, maleriſche Steinbrücken hielten Verkehr zwiſchen hüben und drüben, halbnackte Kinder (die Nachmittagsſonne brannte heiß) ſpielten am Ufer, nichts mahnte an die heißen Kämpfe, deren Zeuge dieſe am Bach hin gelegene Häuſerreihe geweſen war.

Ich konnte mich aller dieſer Dinge nicht ganz, aber doch in leidlicher Ungetrübtheit freuen, da die Beziehungen zwiſchen mir und meinem Fuchs in den letzten Minuten wieder beſſer geworden waren. Wenn Entgegenkommen ein Verdienſt iſt, ſo darf ich ſagen, es war *mein* Verdienſt. Zu gleicher Zeit ließ ich es an Vorſicht nicht fehlen. Ich hatte eine allgemeine, mehr aus Erzählungen als aus Erfahrung geſchöpfte Vorſtellung davon, daß drei Dinge die geſchworenen Feinde des in den Sattel gehobenen Nicht-Centauren ſind: das alte Weib, die Vogelſcheuche und der Dorfſpitz. Das war eins. Ich wußte aber auch (und das war mehr), daß die eigentliche Gefahr, die jene drei mit ſich zu führen pflegen, immer erſt dann beginnt, wenn es ihnen glückt, abſolut als *Ueberraſchung* aufzutreten. Dem ſucht' ich mich zu entziehen, und mit einem wahren »Coup d'œil de l'aigle« beſtändig das Terrain überblickend, ritt' ich in jede Situation in einem gewiſſen geharniſchten Zuſtand ein.

So trabten wir leiſe bergan auf Illy und gleich darauf auf den vielgenannten Wald von Garenne zu, der ſehr ähnlich wie der Swiepwald im Jahre 66, der Schauplatz eines wüthenden Durcheinander, vor allem auch einer Kanonade, die weder Freund noch

Feind[*]) ſchonte, geweſen war, und ſiehe da, die grade Linie, die ich mit dem Oberſten und dem jungen ſächſiſchen Offizier hielt, ließ eben die eitle Vorſtellung in mir aufſteigen, daß ich vielleicht, weit über mein eigenes beſcheidenes Dafürhalten hinaus, ein kavalleriſtiſches Talent, ein nachgeborner nordwärts verſchlagener Parther ſei, als ich — wahrſcheinlich in dieſem Gefühl zu einer unvorſichtigen Hackenbewegung hingeriſſen — plötzlich die allerjungſten Ruhmesträume von mir abfallen und den Fuchs in eine ſchärfere Gangart ſich ſetzen fühlte. Unglaublich zu ſagen, »ich nahm die tête.« An Waldlichtungen, an einem zerſchoſſenen Forſthauſe, an einem Wieſenacker, drauf Pferde graſ'ten, ging es in immer gleichmäßig geſteigerter pace vorüber; die flüchtige Hoffnung, daß das laute Wiehern einiger Koppelpferde die Situation ändern, meinem Fuchſe ein freundſchaftliches Halt gebieten würde, mußt' ich in dem Augenblicke der Geburt auch wieder begraben. Im Gegentheil, es wirkte nur wie Feuerſchwamm oder Erbſenblaſe. Mein Cachenez löſte ſich und ging ins Weite, den Hut ſucht' ich durch energiſchen Ruck nach vorn vor einer ähnlichen Kataſtrophe zu bewahren, aber je tiefer ich ihn zog, deſto höher gingen die Beinkleider hinauf. Der rechte Flügel hatte ſchon Kniehöhe. Wohin ſollte das führen? Ich verſuchte durch eine Linksdrehung des Kopfes einen Hülfeblick nach rückwärts zu ſenden; aber ſchon hatten ſich beide Herren in Galopp geſetzt, überholten mich und ſchnitten dem Fuchs die Marſchlinie ab, die er ſo energiſch betreten hatte. In der Rechten des Ulanen wehte das wieder eingefangene Cachenez.

---

[*]) Ein höherer Offizier erzählte mir: Das Feuer war ſo furchtbar, daß Freund und Feind, in buntem Durcheinander, hinter den dickſten Stämmen Queue machten, um ſich einigermaßen zu ſchützen. Der allgemein-menſchliche Erhaltungsinſtinct ſiegte über den nationalen Antagonismus. — „La Garenne“ (Kaninchengehege oder Kaninchenberg) iſt ein einzelnes Haus, das den nach Norden hin vorgelegenen Waldpartien den Namen gegeben hat.

»Sie laſſen ihm zu viel Willen,« rief der Oberſt. »Scharf anfaſſen. Wenn Sie ihm noch 5 Minuten nachgeben, ſo jagt er mit Ihnen bis in den Citadellhof hinein. Er kennt die Stege und Wege. Werfen Sie ihn links 'rum. Wir müſſen wenigſtens bis Givonne.«

Es iſt bekannt, welcher Zauber in einem guten Kommando ſteckt. Außerdem hatt' ich ein klares Einſehen davon, daß hier nicht viel mehr zu ſchädigen war. Was falſche Milde verdorben hatte, konnte falſche Strenge kaum noch ſchlimmer machen. Ich zerrte alſo mit der ganzen Heftigkeit eines gereizten, weil unfähigen Pädagogen, den Fuchs nach links in eine Seiten-Chauſſee hinein, die uns, in unmittelbarer Nähe von Givonne, an den öſtlichen Abhang dieſer kleinen Erdfeſtung führte. Sie macht an dieſer Stelle den Eindruck völliger Uneinnehmbarkeit: ein tiefer, ſteil abfallender Grund legt ſich vor und ſpottet jeder Annäherung. Die Poſitionen, die hier, namentlich mehr nach Süden zu, von den Sachſen dennoch genommen wurden, müſſen minder natürliche Hinderniſſe geboten haben, als ſpeziell dieſe Stelle, an der wir hielten.

Nun wieder zurück auf die große Straße, die uns mitten über das hier und dort eingeſattelte, nach Süden zu ſich etwas neigende Plateau hin, in etwa viertelſtündigem Ritt auf die Stadt zuführte. Rechts und links in den Einſattlungen waren deutlich die Stellen ſichtbar, wo die Reſervemaſſen der franzöſiſchen Armee, übrigens wie alle anderen einem infernalen Feuer preisgegeben, gelagert hatten. Eh' ich noch in dieſem Wirrwarr von Punkten mich zurechtfinden konnte, ritten wir ſchon in eine der weit vorgeſchobenen Vorſtädte ein.

Die Pferde, die bis dahin getrabt hatten, fielen wie von ſelbſt in Schritt; an einem öffentlichen Brunnen, aus deſſen ſechs Röhren die dünnen Waſſerſtrahlen in ein großes Rundbaſſin fielen, ſtanden ſächſiſche Soldaten, einige mit Waſchen und Spülen beſchäftigt. Der Oberſt ſah hinüber, neigte ſich mir verbindlich zu und ſagte dann: Sie ziehen es vielleicht vor, den Ritt durch die Stadt zu vermeiden. Es iſt heute Markttag, die Straßen ſind unruhig ....

Wie mir das klang! Ich hatte ein Gefühl wie Jemand, dem ein Backzahn mit drei Wurzeln ausgezogen werden ſoll und dem der Zahnarzt im letzten Moment erklärt: wir wollen lieber plombiren. »Herr Oberſt«, ſagte ich mit raſch wiedergewonnener Faſſung, »Sie haben in meiner Seele geleſen. Wie ich Ihnen für dieſen Ritt immer zu Dank verpflichtet bleibe, ſo namentlich auch für dieſe Abkürzung.«

Zwei Sachſen nahmen nun unſere Pferde; der junge Offizier und der Ulan ritten auf die Stadt zu. Wir folgten zu Fuß.

Seliges Gefühl.

Aber die Fähigkeit, dieſes Wechſels froh zu werden, war nur noch eine begrenzte. Auch das einzig Fehlende, was mir dieſer Krieg noch ſchuldig war, ich hatt' es jetzt, und zu Kriegsgefangenſchaft und drohender Füſillade geſellte ſich als Drittes und Letztes — die ehrenvolle Narbe.

Beaumont.

Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!

⁂

Die Wespen und die Bienen,
Sie haben ſich entzweit,
Wie Guelphen und Ghibellinen
Stehen ſie im Streit,
Um Ulme und um Linde,
Wie um Hof und Haus,
Sammeln beide ihr Geſinde
Zum letzten Entſcheidungsſtrauß.
(Die Bienenſchlacht.)

Das Vorſpiel von Sedan war Beaumont, der Ehrentag des IV. Corps. Perſönliche Beziehungen, noch mehr aber die alte Begeiſterung für die 7. und 8. Diviſion vom Swiep- und Sadowa-Walde her, ließen es mir als eine Unerläßlichkeit erſcheinen, auch dem Schlachtfelde vom 30. Auguſt meinen Beſuch zu machen.

Vierundzwanzig Stunden nach meinem berühmten Sedan-Ritte, dem ich geglaubt habe ein ganzes Kapitel widmen zu müſſen, war ich inſoweit wieder hergeſtellt, um, nach Anwendung kleiner Hülfen, zu neuen Zügen übergehen zu können. Selbſtverſtändlich zu Wagen.

Um 4 Uhr hielt der landesübliche Char-à-banc vor meinem Hôtel und wir fuhren über Bazeilles, Douzy, Mouzon, alle drei in den Sedantagen viel genannt, auf Beaumont zu. Mouzon, ein Flecken, iſt halber Weg. Bis hierher, am Abend des 30. Auguſt, ging das IV. Corps, inſonderheit die Brigade Zychlinski, Regimenter 27 und 93, in raſtloſer Verfolgung des Feindes vor und zwang dieſen nördlich der Maas, auf einem Höhenrücken, der hier den Lauf des Fluſſes begleitet, ſeine Stellung zu nehmen. Die Einſchließung der franzöſiſchen Armee zwiſchen der Maas und der belgiſchen Grenze war dadurch eingeleitet, faſt ſchon erzielt.

Unſerm Einſpänner ſein Vesperbrot nicht verzuenthalten, machten wir in Mouzon eine kurze Raſt. Glückliche halbe Stunde! Alte, einen weiten Platz umſtehende Kaſtanien gingen, nach der einen Seite hin, in eine prächtige Allee über, unter deren Laubendach fort wir bis an den Horizont ſahen, — eine nur handbreite Lichtöffnung, die eben jetzt im Rothgold der Spätnachmittag-Sonne ſchimmerte. Am Platz hin, hüben und drüben, von den Kaſtanien überſchattet, lagen hochaufgeſchichtete Baumſtämme, auf denen, amphitheatraliſch, breitſchultrige Hanſeaten vom 75. Regimente ſaßen und einem Concerte zuhorchten, das in Front eines großen mehrſtöckigen Hôtels die Stabstrompeter vom 11. Ulanen-Regiment gaben. In die vollen Klänge hinein tönte von rechts her das Rauſchen der Waſſermühle und der ſchrille, vibrirende Ton der bretterſchneidenden Säge.

Bei Mouzon biegt der bis dahin oſtwärts laufende Weg nach Süden ab. Felder rechts, Gehölze links, hügelauf, hügelab, ſo ging es durch das Bois Givaudeau hin, um das noch am ſpäten Nachmittag des 30. ſo hart gekämpft worden war, auf Beaumont zu; — ich glaube, wir berührten kein Dorf auf der noch über eine Meile langen Strecke. Die Sonne war ſchon unter, als wir unſer Ziel erreichten.

Der Kutſcher (ein Ideal), der drei Stunden lang — meine Fragen abgerechnet — kein Wort geſprochen und jenen ſelig traumhaften Zuſtand, der bei ſchönen Fahrten über Land immer über meine Seele kommt, keinen Augenblick unterbrochen hatte, hielt gleich am Eingange des Fleckens (»bourg«) vor einem ſaubern, weißgetünchten Hauſe, deſſen Wappenzeichen ich vergeſſen habe. Aus dem Geſpräche, das Kutſcher und Wirth in einer Art Patois führten, glaubte ich herauszuhören, daß der letztere mich aufnehmen wolle, wenn ich nichts dagegen hätte, mit einem älteren Herrn das große Staatsbett zu theilen, — eine Situation, die, trotz allem Gallomanenthum, das man mir vorgeworfen hat, doch ſo wenig Verlockendes für mich hatte, daß ich raſch mit einem »nein« intervenirte. Gleich darauf erſah ich freilich, daß es ſich nicht um ein gemeinſchaftliches Bett, ſondern nur um ein gemeinſchaftliches Zimmer gehandelt habe, aber das »nein« war nun 'mal geſprochen und ſo fuhren wir weiter in das Städtchen hinein, über einen großen, mit einem ganzen Artillerie-Park beſetzten Platz hinweg, bis wir vor einer zweiten Auberge, dem »Sanglier d'or«, wenn ich nicht irre, hielten.

Hier war Platz. Die Einrichtung des Hauſes hatte etwas ſehr Anmuthendes. Unmittelbar vom Schwellſtein trat man in einen großen Küchenraum, auf deſſen Kaminplatte zwei klafterlange Holzſcheite brannten; darüber ein Keſſel; im Vordergrunde mächtige Schüreiſen, wie in einem Hohofen. Nach links hin, bei offener Thür, ſah man in eine Art Putzzimmer, während der hintere Raum der Küche ein im Halbdunkel liegendes, maleriſches Durcheinander von Stiegen und Treppenverſchlägen, von Tiſchen und Bänken war. Hier ſaßen ein paar Blaukittel bei Thonpfeife und Cognac. Ganz Adrian von Oſtade.

An dieſer Gruppe vorbei, die ſchmale Stiege hinauf, führte mich die Frau des Hauſes in einen niedrigen, aber ſonſt großen und freundlichen Raum, deſſen einer Holzſchemel alsbald in eine Waſchtoilette umgeſchaffen wurde. Dies geſchah unter beſonderer Aſſiſtenz Melanies, einer 10jährigen Tochter, die Napf und Glas und Karaffe, alles in Einzelſtücken herbeiholte und von der Mutter beſtändig aufgefordert wurde, mir einige deutſche Sprachkunſtſtücke (ſo durfte man es wohl nennen) vorzumachen. Elle le parle parfaitement bien. Ihre Lehrmeiſter, wie ich gleichzeitig erfuhr, waren Kanoniere vom ſchleswig-holſteinſchen, beziehungsweiſe mecklenburgiſchen Feldartillerie-Regiment geweſen; man mag daraus auf die Reinheit des Accents ſchließen.

Ich fragte nach dem Geiſtlichen, deſſen literariſche Bekanntſchaft ich in einem von ihm herrührenden Buche: »La Bataille de Beaumont« ſchon Tags zuvor gemacht hatte. Madame verſicherte mir, daß Monsieur le Curé ein ſehr freundlicher Herr ſei, »der für die Schlacht bei Beaumont lebe und ſterbe«, und daß er ſich jedenfalls freuen werde, mich zu ſehen.

Auch heute noch? (Es war bereits 9 Uhr.)

Zu jeder Stunde.

Ich brach alſo auf. An den Steinſtufen des Pfarrhauſes traf ich den Curé im Zwiegeſpräch mit einem Ortsangehörigen[*]; es ſchien ſich um ernſte Dinge zu handeln; ich trat alſo zurück und wartete bis die Unterredung zu Ende war. Nun ſtellte ich mich vor. Er bat mich, mit einzutreten.

Alles war dunkel; wir tappten uns durch einen Corridor hin, wobei ich abwechſelnd dem Klang ſeiner Schritte und dann wieder ſeinem Zuruf folgte. Endlich kam Licht. Wir befanden uns jetzt in einem hohen, graugrün geſtrichenen Zimmer, in dem nichts anderes ſichtbar war als Tiſch und Stuhl und ein Crucifix. Ich verglich unwillkürlich dieſe, alles Schmucks und namentlich auch aller Bequemlichkeit entkleidete Behauſung mit dem Studirzimmer eines märkiſchen Landgeiſtlichen, und der ſo oft kopfſchüttelnd von mir betrachtete Tabackkaſten, das wurmſtichige Real mit Körners »Leyer und Schwert« oder Ernſt Schultzes »Bezauberter Roſe«, ſie erſchienen mir hier plötzlich als die Träger von Comfort, Luxus, Fülle. Nichtsdeſtoweniger muß ich ſagen, daß dieſe an die alte Mönchszelle erinnernde Zimmereinrichtung, der ich, wie hier, ſo auch in anderen Curé-Wohnungen begegnet bin, mich nie als armſelig oder bedrücklich berührt hat. Oft gegentheils. Verſtanden es die Herren (und dies war nicht ſelten der Fall), ihren Garten gleichſam ihrem Zimmer tributair zu machen, alſo beiſpielsweiſe die Spaliergewächſe draußen am Fenſter auch noch mit nach innen wirken zu laſſen, ſo entſtanden Bilder, die mich die Abweſenheit jenes complicirten Bequemlichkeits-Apparats, den wir kaum noch glauben entbehren zu können, geradezu als einen Vorzug, als eine innerliche Befreiung, oft auch als eine geſteigerte Schönheit empfinden ließen.

---

[*] Während dieſes Zwiegeſprächs, wie auch anderen Tags bei Begegnungen auf dem Felde, wurde dem Curé von Seiten ſeiner Beichtkinder und Gemeindemitglieder mit großem Reſpekt begegnet. Ich muß hieran überhaupt die Bemerkung knüpfen, daß ich einer gewiſſen äußerlichen Hochachtung gegen die Geiſtlichen allerorten, und geradezu ohne Ausnahme, begegnet bin. Es iſt, wenn man es mit dieſem Vergleiche nicht allzu genau nehmen will, etwa wie mit Soldaten und ihrem Hauptmann: ſie raiſonniren, ſie kennen alle ſeine Schwächen und variiren dies Thema in hundert Anekdoten, aber — ſie machen Front. Die Kirchlichkeit der franzöſiſchen Frauen iſt unzweifelhaft, indeſſen auch die Männer, wiewohl ſie entſchieden unkirchlich ſind, haben, ſich ſelber zum Trotz, mit den alten Traditionen nicht völlig brechen können. Sie ſchwanken zwiſchen Hochmuth und Reſpektsbezeugung, zwiſchen frivoler Negation und alten Glaubensreſten beſtändig hin und her, und wer den Haß verfolgt, den beiſpielsweiſe auch wieder die Commune gegen die Geiſtlichkeit an den Tag gelegt hat, wird darin eher eine widerwillige Bewunderung, als eine bequeme Verachtung erkennen. Gerade zu dieſer (wiewohl man es möchte) kann es das Volk nicht bringen.

Wir nahmen einander gegenüber Platz, nachdem ich ihm den Zweck meines Beſuchs wiederholt, auf ſein Buch hingewieſen und bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen hatte, mich ihm als »ſchlachtenbeſchreibenden Spezial-Collegen« vorzuſtellen. Er nahm dies alles ſehr freundlich auf, ging (darin ganz Schriftſteller) ſofort auf die »kleinen Mängel« ſeines Buches über und verwies mich auf die »zweite Auflage«, die bereits vorbereitet werde. Beſonders kränke ihn, daß er bei der erſten Publikation das 4. und 12. Armee-Corps, alſo die Armee-Corps der Provinz und des Königreichs Sachſen, beſtändig verwechſelt habe. Die zweite Auflage indeß habe dieſen Fehler beſeitigt und werde wenigſtens das beſcheidene Verdienſt einer ſorglichen Arbeit für ſich in Anſpruch nehmen dürfen.

So ging das Geſpräch. Seine Geneigtheit, mich anderen Tags auf dem Schlachtfelde umherzuführen, hatte er gleich anfangs ausgeſprochen; — die einzige Schwierigkeit bot nur noch die Feſtſetzung der Stunde. Er hatte nämlich 10 Uhr ein Begräbniß, ſo daß uns für unſeren Schlachtengang nur der Mittag oder die frühe Morgenſtunde blieb. Ich entſchied mich für 6 Uhr früh.

Bei meiner Rückkehr in den Sanglier d'or fand ich das Bild erheblich verändert. Die Scheite brannten heller, Mama und Melanie ſaßen, gemüſeputzend, am Feuer; im Hintergrunde aber, an dem einen Längstiſch, hatten an Stelle der zwei, drei Blaukittel, mehr als ein halbes Dutzend Soldaten vom 9. Artillerie-Regiment, alſo die muthmaßlichen Sprachlehrer Melanies, in aller Behaglichkeit Platz genommen.

Ich trat an den Kamin, reichte der Kleinen die Hand und ſagte auf deutſch: »Guten Abend, Melanie, wie geht es?« Die Angeredete, wie Kinder thun, zog ſich ſcheu in die Kamin-Ecke zurück, von dem Soldatentiſch her aber klangen die Worte herüber: »Donnerwetter, was is denn das heute für'n Deutſchgerede hier«. Accent, Wort- und Satzbildung waren unverkennbar; — ich trat alſo an den Sprecher heran, der die Bombardierlitze trug, und ſagte, zwei Finger an die Schläfe legend: ich habe wohl die Genugthuung, einen Landsmann von mir begrüßen zu dürfen?

Berliner?

Allemal .....

Mir ſehr angenehm. Wollen Sie nicht Platz nehmen. Prehn zieh' deinen breiten Puckel ein Bischen ein. So, rechts weg.

Ich ſtand ſchon ſperrbeinig über der Bank und wollte mich eben ſetzen, als ich noch raſch die Frage einſchob: könnten wir nicht vielleicht vorrücken? Blick ins Feuer, Kamin; das Schöne über alles.

Das verſteht ſich; ..... Prehn, anfaſſen! ..... »Das Schöne über Alles«. Wie einem das wohl thut. Hofjäger; ja, wo biſt du Sonne geblieben ..... So, hierher ..... Wiſſen Sie, dieſe Mecklenburger und Holſteiner ſind ausgezeichnete Kerls, aber — man verwildert. Bildung, Bildung.

Wir ſaßen nun; die Flamme flackerte uns entgegen; an Stelle des Weins, der nie für voll angeſehen wurde, ließ ich eine Flaſche Aniſette kommen. Aber das Geplauder wollte nicht recht vorwärts, da ich mir in den Kopf geſetzt hatte, Aufſchlüſſe über die furchtbare Kanonade vor Amanvillers (18. Auguſt) zu erhalten, wo ſich das 9. Feldartillerie-Regiment unter Oberſt v. Puttkamer mit der Garde-Artillerie in die Ehren des Tages theilte. Meine Anſtrengungen ſchlugen fehl; die Antworten blieben einſylbig: »Ja, et was veel Scheeten doa«, »ja de Düvels-Franzoſen wull'n doa jo nich rut«, darüber hinaus kamen wir nicht und es war ganz erſichtlich, daß das Intereſſe für jenen Tag in etwas anderem Näherliegenden untergegangen ſein müſſe. Und ſo war es denn auch. Es hatte vor fünf oder ſechs Tagen in Beaumont ſelber, und zwar in einer großen Auberge, wo zwei oder drei Billards ſtanden (die Zahl der Billards gab immer den Gradmeſſer für die Bedeutung eines Gaſthauſes ab), ein Kampf zwiſchen franzöſiſchem Civil und preußiſchem Militair ſtattgefunden, der noch ſämmtliche Gemüther mit einer gewiſſen Ausſchließlichkeit beherrſchte. Alles war noch Feuer und Flamme. »Wie kam es denn?« fragte ich. Nun öffneten ſich die Schleuſen plattdütſcher Beredtſamkeit, deren Auslaſſungen ich (in Ueberſetzung) in Nachſtehendem wiederzugeben trachte. »Wir waren nur unſer drei, und wohl an funfzehn Franzoſen. Einer, wenn er einen Ball machen wollte, ſtieß uns immer mit dem Ellbogen oder dem Queue und ſagte dann, ohne ſich umzudrehen, »pardon Monsieur«. Dann lachten die andern. Das war uns zu viel. Wir gaben ihm endlich, als er ſich wieder vorn überbeugte und gerade recht prall ſtand, einen Schlag, daß es klatſchte, und ſagten auch »pardon Monsieur«. Nun ging es los. Sie riſſen die Queues aus den Ständern und drängten uns in die Fenſterecke. Es war eine förmliche Bajonnet-Attacke; wir hatten nichts als ein paar Stühle. Aber da kam Timm Paulſen über den Platz, unſer Fahrer, der ſtärkſte Mann in der ganzen Batterie, den riefen wir und er rief hinauf: »ick koam all; tövt man en beten; dat verdüvelte Franzoſentüg«. Und gleich darauf war er da, ſchlug mit ſeiner Säbelſcheide immer um ſich, daß die Queues wie Streichhölzer in Stücke brachen; einer aber, der ſich an ihn drängte (»wiel he woll Paulſen nich kennen dehr«), den packte er und warf ihn durch das offene Fenſter auf die Straße. Dies war das Zeichen zum Rückzug; alles floh; wir behaupteten das Feld, und unſer Oberfeuerwerker ſagte: »ſo war's recht; nur nicht lange fackeln.«

So etwa gingen Ton und Inhalt einer hin- und herſpringenden höchſt animirten Unterhaltung, an der Mecklenburg und Schleswig-Holſtein gleichmäßig Theil nahmen, während das bombardierliche Berlin eine gewiſſe vornehme Ruhe bewahrte. Es lächelte nur dann und wann. Aber dies Lächeln konnte doch die Thatſache nicht wegſchaffen, daß der Donner der Kanonade von Amanvillers, der einſt über ganz Europa hinrollte, in dem Queue-Geklapper der »Schlacht am Billard« untergegangen war.

Immer nur das Neue und Nächſte gilt.

Das Treffen bei Beaumont.

(30. Auguſt.)

Sie gruben ſein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Oſten ſchaut,
Und ſie deckten ihn zu mit Ginſtergeſtrüpp
Und mit Moos und mit Farrenkraut.

W. Scott.

* * *

Und Wehr und Waffen von ſich werfen!
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken ſinnlos,
Läßt man ſich würgen ohne Widerſtand.

Schiller.

Um 6 Uhr klopft' ich an und (wie billig) »es wurde aufgethan«. Der Curé empfing mich perſönlich; die Haushälterin, eine Hintergrundsfigur, huſchte ein paar Mal vorüber, einige Ordres wurden noch in den dunklen Corridor hineingerufen (ſie klangen wie durchs Sprachrohr gerufene Schiffsbefehle) — dann brachen wir auf.

Sechs Uhr war früh, indeſſen, in Erwägung der Jahreszeit, nicht gerade zu früh. Es konnte Tag ſein. Aber es war nicht. Ein dichter Nebel lag in den Straßen, der, als wir ins Freie traten, noch zu wachſen ſchien. Ich meinerſeits ließ mich durch dieſe Ungunſt des Wetters nicht ſtören, um ſo weniger als ich ſicher war, daß in kürzeſter Zeit die Sonne durchbrechen werde; mein kleiner Curé aber warf unmuthig die Falten ſeines Roquelaur hin und her und murmelte unverſtändliche Worte, in Betreff deren ich einige Minuten im Zweifel blieb, ob ſie mir oder dem Nebel galten. Dieſe Unſicherheit dauerte aber nicht lange. Er war ein ſehr gütiger Herr, dem nichts ferner lag, als ſeiner Verſtimmung den Charakter des Perſönlichen zu geben.

Beaumont liegt in einem Keſſel. Aus dieſem, nach Süden zu, mußten wir erſt heraus, ſtiegen alſo bergan. Hier am Abhange lagerte der Nebel beſonders ſchwer, und da es auf zwanzig Schritt Entfernung ſchlechterdings nichts zu ſehen gab, ſo gaben wir es auf, unſere Augen nutzlos anzuſtrengen und ſtiegen lieber, unterhaltungsweiſe, in die Tage von Beaumont-Sedan zurück. Wir rekapitulirten. Ich gebe den Inhalt.

Die Armee Mac Mahons, am 4. und 6. Auguſt vom Kronprinzen von Preußen geſchlagen, wurde, durch den Flug unſerer III. Armee, erſt über die Vogeſen, dann aus einer Stellung auf der Straße nach Paris in die andere gedrängt. Da kam uns in Chalons die Nachricht, daß der Marſchall, die gerade Rückzugslinie verlaſſend, plötzlich nordwärts ziehe. Dieſe überraſchende Kunde hielt einen Tag auf; wie man erzählt, wollte General Moltke nicht glauben, daß der Feind einen ſolchen Fehler machen könne. Aber es war ſo. Aufgefangene Briefe und zuverläſſige Nachrichten gaben alsbald Gewißheit, daß Mac Mahon, durch das ritterliche Gefühl geleitet, Bazaine in Metz zu befreien, wirklich den Entſchluß gefaßt habe, von Norden her zu ihm durchzudringen. Sofort wurde unſererſeits Befehl gegeben, auf der ganzen Linie mit Rechts um dem Marſchall nordwärts zu folgen, bei welcher Bewegung die Armee des Kronprinzen von Preußen, alſo das 5., 6. und 11. Corps, die Baiern und die Württemberger den linken Flügel, die Armee des Kronprinzen von Sachſen, alſo das 4., 12. und Garde-Corps, den rechten Flügel erhielten. Der Plan, die ganze feindliche Armee einzuſchließen und gefangen zu nehmen oder zum Uebertritt auf belgiſches Gebiet zu nöthigen, mochte von dieſem Augenblicke an bei unſerer Heerführung feſtſtehen. Es iſt bekannt, daß erſteres bei Sedan geſchah. Dieſem Tage von Sedan ging der Tag von Beaumont als Vorſpiel voraus. Ueber dieſen das folgende:

Meldungen, namentlich ein aufgefundenes Marſchtableau, ließen keinen Zweifel darüber, daß Mac Mahon am 29. Auguſt noch dieſſeits der Maas (alſo am linken Maasufer) zwiſchen Beaumont und Le Chêne, eventuell ſüdlich dieſer Linie, Stellung genommen habe. Seine Geſammtkräfte mochten ſich auf 150,000 Mann belaufen. Es wurde nunmehr unſererſeits, durch König Wilhelm ſelbſt, Befehl gegeben, ihn, den Marſchall, andern Tags, am 30., in dieſer Stellung anzugreifen und zwar derart, daß

die III. Armee (Kronprinz von Preußen) ſich gegen Le Chêne,

die Maas-Armee (Kronprinz von Sachſen) ſich gegen Beaumont

wenden ſolle. Die Baiern hatten bei dieſem Vormarſche das Centrum, ſo daß ſie den rechten Flügel der III. Armee (der ſie zugehörten) und den linken Flügel der Maas-Armee (zu der ſie für dieſen Tag abgezweigt waren) bildeten.

So viel über die Geſammt-Dispoſition für den 30.

Nur die Vorgänge bei Beaumont beſchäftigen uns hier.

10 Uhr Vormittags brach die Maas-Armee: 4., 12. und Garde-Corps, von Beauclair-Nouart in vier Colonnen auf:

die 23. Diviſion, rechter Flügel, dirigirte ſich auf Beaulieu,

die 24 Diviſion, rechtes Centrum, auf die Ferme Belle Tour,

die 7. Diviſion, linkes Centrum, ebenfalls auf Belle Tour,

die 8. Diviſion, linker Flügel, auf Beaumont.

Das Garde-Corps verblieb in Reſerve bei Nouart. Der Vormarſch der 4 Diviſionen war inſofern ſchwierig und ſelbſt gefährlich, als demſelben nur eine Chauſſee zur Verfügung ſtand. Die übrigen drei Straßen waren ſchlecht unterhaltene Waldwege. Dazu kam noch, daß das Terrain während des Marſches jede Verbindung in den Colonnen und ſo auch jede gegenſeitige Unterſtützung ausſchloß. Bei größerer Um- und Vorſicht von Seiten des Feindes hätte es dieſem ein Leichtes ſein müſſen, unſerm Vormarſch ſehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg zu ſtellen. Statt deſſen ließ er ſich überraſchen.

Sehen wir inzwiſchen nach dem Feind. Er hatte am 29. noch oder in der Nacht vom 29. auf den 30. ſeine Stellung derart verändert, daß er ſeinen rechten Flügel, überhaupt ſeine Hauptmaſſen näher an die Maas herangezogen, ſeinem linken Flügel aber es überlaſſen hatte, dieſen Abzug zu decken. Dies war bei Beaumont. Hier ſtand das V. Corps, de Failly, drei Diviſionen ſtark. Eine derſelben, die Diviſion Goze, hatte ſüdlich der Stadt ein Lager bezogen; die beiden anderen Diviſionen lagen nördlich, zwiſchen Beaumont und Mouzon.

Etwa um Mittag waren die vier Colonnen der Unſern in nächſter Nähe der vorgeſchobenen feindlichen Diviſionen eingetroffen. Es ſcheint, daß die beiden ſächſiſchen Colonnen, alſo die 23. und 24. Diviſion, nirgends ernſtlich an den Feind kamen und nur überflügelnd an dem Kampfe mitwirkten, der vorwiegend von der 7. und 8. Diviſion geführt wurde. Die Marſchroute dieſer Diviſionen traf direkt auf das Lager. Ein Wald verbarg ihre Annäherung. Als ſie aus dieſem Walde debouchirten, waren ſie bis auf Büchſenſchuß-Entfernung an die vorderſte franzöſiſche Zeltreihe heran. Eine 4pfünder Batterie, die Batterie Wermelskirch der Avantgarde, fuhr auf; gleichzeitig gingen die vorderſten Bataillone, wahrſcheinlich vom 86. Regiment, mit Hurrah vor. Die Ueberraſchung war total. Einige Abtheilungen, mit rühmlicher Geiſtesgegenwart ſich in die Situation hineinfindend, verſuchten Widerſtand; im Großen und Ganzen aber ergriffen Wirrwarr und Panique die ganze feindliche Diviſion und das Aufrollen der Bataillone begann. Alles floh auf Beaumont zu, aber auch hier war keines Bleibens, da wir vom Plateau aus die Stadt mit unſerer raſch folgenden Artillerie beherrſchten; ſo ging denn die Flucht weiter nordwärts, wo die in Reſerve ſtehenden beiden Diviſionen die Trümmer der vorgeſchobenen Diviſion Goze aufnahmen.

Hier im Norden der Stadt, zumal im Bois de Givaudeau ſetzte ſich der Kampf während der Nachmittagsſtunden fort. Am rechten Flügel aber griffen jetzt ſächſiſche Bataillone, am linken Flügel bairiſche mit ein. Es war kein Halten mehr. Die Regimenter 27 und 93 der Brigade Zychlinski drangen, wie ſchon im vorigen Kapitel hervorgehoben, bis Mouzon vor, nahmen dies und warfen den Feind über die Maas.

Das große Doppel-Reſultat des Tages war:

die Marſchlinie auf Metz war durchſchnitten;

ſtatt deſſen ſtand
die Armee Mac Mahons auf dem ſchmalen Raume
zwiſchen der Maas und der belgiſchen Grenze.
So viel über Beaumont.

Wir waren nun auf das Plateau getreten, über das eine Chauſſée führt, dieſelbe Straße, auf der wir plaudernd einherſchritten. Das ganze Terrain hatte große Aehnlichkeit mit unſerer Spandauer-Berg-Parthie. Wo Charlottenburg liegt, liegt Beaumont; nun ſteigt man aufwärts, dann eine viertelmeilenlange Hochfläche, dann wieder ſenkt es ſich; alles hier wie dort; nur wo am jenſeitigen Fuß des Spandauer Berges Chauſſeehaus Ruhleben liegt, hat man ſich, um die Beaumont-Lokalität zu haben, den links rückwärts gelegenen Grunewald bis an dieſe Stelle vorgeſchoben zu denken.

Aber bis zu dieſer jenſeitigen Senkung des Plateaus waren wir noch nicht. Mein geiſtlicher Führer zeigte uns vielmehr erſt die Terrainmulden zu beiden Seiten, wo ſich die hinterſten Zeltreihen des Lagers, wenn ich nicht irre auch die Lagerplätze für die Cavallerie, befunden hatten.

Es mochte jetzt bald ſieben ſein, oder ein wenig mehr; ein Lichtſtrahl zuckte durch den Nebel und verdünnte die Schleier, die an dieſer Stelle lagen. »Es wird!« rief ich und der kleine Curé antwortete mit einer Kopfbewegung, die zwiſchen Nicken und Schütteln glücklich die Mitte hielt. Bald aber ließ er alle Zweifel fallen, denn nach rechts hin lag es nur noch wie ein Hauch über dem Felde und die großen, ganz vor Kurzem erſt mit neuem Erdreich bekleideten Gräber, die das ganze Plateau, wenn auch nicht in bedeutender Zahl, überdecken, wurden ſichtbar*).

Wir waren in den eigentlichen Schlachtſtreifen, da wo vereinzelte Abtheilungen des überraſchten Feindes trotz alledem und alledem ein Wiedergutmachen der begangenen Fehler verſucht hatten, eingetreten. Welche grenzenloſe Verwirrung mußte hier geherrſcht haben! Alle Generale und die Mehrzahl der Stabs-Offiziere befanden ſich in Beaumont beim Frühſtück**);

---

*) Inmitten dieſer Gräber, hart am Wege rechts, ragte ein Steinkreuz auf mit der Jahreszahl 1797. Ich fragte, was es ſei? „Ein Mord; — ſie haben ihn hier beſtattet.“ Wie das an dieſer Stelle klang! Ich bin kein Freund ſentimentaler Betrachtungen, am allerwenigſten in Kriegszeiten, aber es flog doch wie ein Schatten über meine Seele: ein altes Kainsfeld.

**) De Failly, ebenſo ſämmtliche Diviſions- und Brigade-Generale waren in der Stadt (Beaumont). Von höheren Stabsoffizieren, d. h.

die Artillerie-Pferde (weil das Plateau kein Waſſer hatte) waren bergab zur Tränke getrieben; in den Lagerſtraßen hockten die Soldaten, kochten oder aßen; die aber, die ſchon fertig waren mit ihrer Mahlzeit, wickelten die Cigarette oder ſpielten Domino. In den Offizierszelten wurden Briefe geſchrieben oder die Zinnbüchſen mit Sardines à l'huile (eine beſonders in

---

von Offizieren über den Chef de Bataillon hinaus, waren nur zwei zugegen. Oberſt Béhagle und Oberſt Berthe, jener vom 11., dieſer vom 86. Linien-Regiment. Oberſt Béhagle, als der ältere, übernahm das Commando. Er wurde tödtlich getroffen, Oberſt Berthe ſchwer verwundet. Uebrigens mag gleich hier noch die Bemerkung Platz finden, daß, nachdem der Ueberfall einmal geglückt war, an einen weiteren erfolgreichen Widerſtand der beiden anderen Diviſionen nicht wohl gedacht werden konnte. Von dieſen beiden anderen Diviſionen nämlich beſtand die eine, die 2., die Diviſion de l'Abadie, nur aus einer Brigade (die andere Brigade war in Metz), während die 3. Diviſion, die Diviſion Guyot de Lespart, theils am Tage vorher, in einem Gefecht gegen die Sachſen, ſtark gelitten hatte, theils von dem Ueberfall mitbetroffen wurde. Das erhellt ganz deutlich aus dem ſchon erwähnten Buche, das mein kleiner Curé unter dem Titel „la Bataille de Beaumont: par M. Desfourny“ herausgegeben hat. Außer den vier Regimentern der Diviſion Goze (11., 46., 61. und 86. Linien-Regiment) kamen auch das 17. und 68. Linien-Regiment der Diviſion Guyot zur Aktion. Das 68. Regiment ſogar in erſter Reihe. Es ſcheint, daß beide letztgenannte Regimenter, vom Angreifer aus, rechts am Wege ſtanden, alſo den Stoß der 7. Diviſion auszuhalten hatten. Intakt waren, am Nachmittag des Tages, vom ganzen Corps de Failly höchſtens 4 Regimenter, viel zu wenig, um ſich unſerem Vordringen bis an die Maas erfolgreich widerſetzen zu können. Uebrigens war der Ueberfall bei Beaumont wieder einer jener Kämpfe, wo gleichnamige Regimenter von hüben und drüben die Hauptaktion zu beſtehen hatten, nämlich 86er gegen 86er.

Gunſt ſtehende Delikateſſe) geöffnet; — da brach es herein, Granaten und Preußen zugleich. Mancher iſt ſo gefallen, wie dieſer Moment ihn traf. Es war 12 Uhr. Ein furchtbarer Mahlzeitsgruß.

Wir waren nun am andern Ende des Plateaus, da wo die vorderſte Zeltreihe ſtand, angelangt; heller Sonnenſchein; der Nebel hing als Thau am Gras und wir ſahen nach dem Walde, nach dem Bois de Dieulet hinüber, aus dem die Unſeren vorgebrochen waren. Die Ausladungen des Waldes ſind hier derart, daß wir an einigen Stellen bis auf 500 vielleicht bis auf 300 Schritt unbemerkt an den Feind herankonnten, der in unglaublicher Verblendung (denn er mußte wiſſen und wußte wirklich, daß wir ganz in ſeiner Nähe waren) jede Art von Vorpoſten-Aufſtellung unterlaſſen hatte. Einzelne Lagerpoſten ſchritten auf und ab, indeſſen, wie es ſcheint, immer ſo, daß ſie den Wald nicht vor ſich, ſondern in der Flanke hatten. Einige unſerer Ulanen erſchienen auf dem Plateau; ein paar Schüſſe fielen; das hätte mahnen ſollen. Aber, unglaublich zu ſagen, anſtatt im letzten Moment noch etwas wie Vorſicht daraus zu lernen, ſchlug auch dies dahin aus, die ſchon Unvorſichtigen nur noch unvorſichtiger zu machen. Am Plateau-Rand liegen drei Häuſer: eine Ziegelei (la Tuilerie), ein Forſt oder Jagdhaus (la belle volée) und ein Aſylhaus (la Maison blanche). Vom Dach eines dieſer Häuſer aus ſah eine Frau die eben jetzt in ſtarken Schwärmen aus dem Walde debouchirenden Preußen. Sie ſtürzte treppab zu einem in ihrem Parterre-Zimmer anweſenden Chef de Bataillon: »Mon Commandant, les Prussiens!« Der Bataillonskommandeur aber ließ ſich nicht ſtören und ſagte nur »des Ulans«. Drei Minuten ſpäter waren ſchon die Preußen in dem Zimmer, in dem der Ueberſichere dieſe Worte ſo ablehnend-ruhig geſprochen hatte.

Mit ungeheurer Rapidität entwickelten ſich nun die Dinge. Das Lager wurde wie weggefegt; alles ging im Marſch-Marſch-Tempo. Der verzweifelte Widerſtand jener mehrerwähnten Trupps, die ſich opferten, konnte hieran nichts ändern. Um 12½ hatten wir das Plateau, um 1 Uhr Beaumont; eh die untergehende Sonne ſich in der Maas ſpiegelte, war das linke Ufer vom Feinde frei, und das große Keſſeltreiben, das den Namen »Tag von Sedan« führt, war eingeleitet.

Noch ein Schlußwort. Der Leichtſinn, dem dieſe vorgeſchobene Diviſion Goze zum Opfer fiel, kann nicht hart genug getadelt werden. Dennoch muß man zugeben, daß ſich, wenn man die Unterlaſſungsſünden des Kommandirenden einen Augenblick außer Debatte laſſen will, die Dinge gerade ſo entwickeln mußten, wie ſie es thaten. Ich will damit eine relative Entſchuldigung ausgeſprochen haben. Die Terrainbeſchaffenheit erklärt eben vieles. Beſetzten die Franzoſen, wie ſie natürlich thun mußten, den ihrer Stellung vorgelegenen Wald, ſo umſchloß dieſer Wald, wie bereits Eingangs hervorgehoben, eine nicht unerhebliche Gefahr für uns, beſetzten ſie ihn aber nicht, nun ſo baute uns dieſer Wald, wie thatſächlich geſchah, geradezu goldene Brücken und führte uns beinah direkt in das feindliche Lager hinein.

Ich wiederhole: je mehr dies der Fall war, um ſo größer war der Fehler der Nichtbeſetzung des Bois: aber nachdem dieſer Fehler einmal begangen war, ergab ſich alles andere mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit.

Die Führung war ſchlecht, nicht die Truppe. Leichtſinn hatte eine Diviſion geopfert, von allem andern, was an dieſer Niederlage hing, zu ſchweigen.

La maison blanche.

»Wer das Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich geſandt hat.«

Ev. Lucae 9, 48.

Wir waren nun eigentlich zu Ende und hätten Kehrt machen können; der Curé aber (wir hatten noch eine volle Stunde Zeit) wies auf ein zu unſerer Rechten gelegenes Haus, das ſchon erwähnte »Maison blanche« hin, mit dem Zuſatze, daß er mir daſſelbe noch zu zeigen gedenke. »Von ſeinem Dach aus wurden die Preußen zuerſt wahrgenommen; dann war es Obſervatorium, dann war es Lazareth«; — mit Hülfe dieſer kurzen Notizen, ſo dachte der Curé, würde mir das »weiße Haus« hinreichend empfohlen ſein. Ich bekenne aber offen, daß er darin irrte, und daß ich es vorgezogen haben würde, unverzüglich, vielleicht unter Beſuch einzelner der über das Plateau hin zerſtreuter Gräber, nach Beaumont zurückzukehren. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich ihm, eine halbe

Stunde ſpäter, ganz beſonders für »la maison blanche« zu Dank verpflichtet ſein würde.

Es waren noch etwa 500 Schritt, oder wenig mehr. Auf dem Wege dahin erzählte mir der Curé, daß la maison blanche ein »Aſyl«, ein Waiſenhaus ſei, dem eine arme verwittwete Frau als Pflegerin, als Mutter der Kinder vorſtehe. Das Haus ſei vor einigen Jahren aus der Schenkung eines begüterten Mannes, ich glaube eines benachbarten Induſtriellen gebaut worden, ſeitdem exiſtire es von den freiwilligen Gaben, man könne ſagen von den Pfennigen armer Leute. Daß es überhaupt exiſtire, ſei ein Wunder, ein ſichtbares Zeichen der Gnade Gottes, der auch heute noch mit fünf Broten Fünftauſende zu ſpeiſen wiſſe. Jetzt begann ich aufzuhorchen. Das war mir aus der Seele geſprochen; gerade ſolche Wunder vollziehen ſich bis dieſen Tag. »Sehen Sie,« fuhr er fort, »wir haben nichts als das Haus, den Garten, ein wenig Ackerland und jenen ſchmalen Wieſenſtreifen dort unten am Wald entlang; aus dieſem geringen Beſitzthum ziehen wir das Meiſte was wir brauchen: Korn und Kartoffeln, das Futter für Kuh und Ziege, Obſt, Gemüſe, Honig, ja, für Küche und Winter ſogar den Torf. Einiges verkaufen wir; die Kinder ſtricken; ein paar Almoſen kommen hinzu, — ſo leben wir. Es iſt ein Segen, der hier waltet.«

Bei dieſen Worten hatten wir la maison blanche erreicht. Alles kündigte noch die Beſtimmung an, die das Haus bis vor Kurzem als Lazareth gehabt hatte. Auf dem Hofe waren feuergeſchwärzte Vertiefungen, in denen, während der Wochen, die der Schlacht unmittelbar folgten, Tag und Nacht Kraut und Reiſig gebrannt hatten, um durch brenzlichen Rauch den Anſteckungsſtoff drinnen im Hauſe zu tödten. Wir traten ein. An den Thüren drinnen waren die bekannten Inſchriften: »3 Mann 4. Compagnie«; auf dem Boden des Hauſes aber präſentirte ſich noch, in aller Wohlerhaltenheit, die Luke und der Stehleiter-Apparat, der am 30. Auguſt dem General Schöler oder dem General v. Scheffler (dies konnt' ich nicht beſtimmt feſtſtellen) als Obſervatorium gedient hatte. Es wurden, wie ſich denken läßt, noch einige Schlachten- und Lazareth-Anekdoten erzählt, gegen deren Zauber, wenn ſie nicht über eine gewiſſe Linie hinauswachſen, man ſchließlich abſtumpft und ſo ſtiegen wir denn, nachdem ich artigkeitshalber noch meinen Kopf durch die Beobachtungsluke geſteckt hatte, wieder treppab bis auf die Diele. Meine Miſſion an dieſer Stelle, will ſagen in la maison blanche überhaupt, ſchien mir inzwiſchen mehr als erfüllt und ich reichte der Hausverwalterin bereits meine Hand, um mich zu empfehlen, als der Curé noch die Frage an mich richtete: ob ich nicht auch die Kleinen ſehen wolle? Die Frage war ſo geſtellt, daß ich nothwendig »ja« ſagen mußte; ſo traten wir denn in eine geräumige, friſch getünchte Stube, die gleichmäßig als Schul-, Andachts- und Arbeitszimmer diente. Die Morgenſonne ſchien hell hinein; in dem abſolut ſchmuckloſen Raume befand ſich nichts als eine Art Katheder und zu Füßen dieſer Erhöhung eine kleine niedrige Bank, auf der drei Kinder ſaßen. Sie ſtrickten.

Bei unſerem Eintreten ſtanden ſie auf, machten ihren Knix und wurden mir vorgeſtellt. Ihre Namen hab' ich vergeſſen, aber nicht ihre Geſchichte. Eine Woche oder mehr nach dem furchtbaren Tage von Bazeilles, an dem ſie alles verloren hatten, was ſie auf Erden beſaßen: Haus, Eltern, Hab und Gut, hatte man ſie, halb verhungert und nur noch in Loden gekleidet, in einem Nachbardorfe gefunden, wohin ſie ſich, die Nächte im Freien ſchlafend, durchgefragt und durchgebettelt hatten. Der Geiſtliche jenes Dorfes nahm ſich ihrer an, und — nun waren ſie hier.

Wie mir das Furchtbare des Krieges wieder anſchaulich wurde! Da ſtanden ſie vor mir, zwei niedliche Blondköpfe (Zwillinge) und zwiſchen ihnen, die ältere Schweſter, dunkelbraun, beinahe häßlich,. mit aufgeworfenen Lippen, aber mit großen, dunkeltiefen Räthſelaugen. Die beiden kleinen von germaniſchem Gepräge, die ältere Schweſter unverkennbar ein halbafrikaniſch Kind. In Algier werden viele ſolche Ehen geſchloſſen.

Ich ſuchte noch in den Augen der kleinen Bronzefarbenen zu leſen, als die Pflegerin den Curé fragte: ob er geſtatte, daß die Kleinen ein Lied ſängen? Wir baten darum. Sie rückten nun näher an einander, legten die Strickzeuge hin, falteten die Hände und begannen eine einfache, nur wenig Töne umfaſſende Weiſe, darin ſie die Fürbitte der Jungfrau Maria anriefen, — die beiden Blonden in hohem Sopran, die dunkle in einer Art Alt. Dabei wurden die Augen der Bronzefarbenen immer größer. Der Refrain blieb mir im Ohr:

Toi, je prie.
Toi, chérie
Vierge, pleine de grâce, Marie.

Nie war mir ein Geſang ſo in die Seele gegangen; ich faltete die Hände, und meine Thränen fielen. Als die letzte Zeile verklungen war, nahm ich die Hand der kleinen Mulattin, ſtreichelte ſie und ſchüttete aus meiner Geldtaſche alles hinein, was an kleinen Silbermünzen drin enthalten war. Es war nicht viel, was mir noch dieſen Augenblick leid thut. Vielleicht finden dieſe Zeilen irgendwo gütige Herzen und Hände, die nachhelfen »pour la maison blanche« und für die »drei Waiſen von Bazeilles«.

Die Höhe von Donchery.

Der Berge weitgeſpannter Bogen,
Der Fluß, die Stadt, das feſte Haus, —
Ein Kaiſer, iſt er eingezogen,
Ein Gefangner zog er aus.

Er iſt herein. Ihn führte ſein Verhängniß.
Der Rechen iſt gefallen hinter ihm.
Bis hierher, Friedland, und nicht weiter!
Wallenſteins Tod.

Früh Nachmittags war ich wieder in Sedan. Was machen mit dieſem »angebrochnen Tag?« Ich that das Beſte, was man, ſobald dieſe Frage überhaupt auftaucht, thun kann: ich warf mich auf's Bett und ſchlief. Man ſollte im Leben, ganz beſonders aber auf Reiſen, viel häufiger davon Gebrauch machen, als es geſchieht. Warum unterbleibt es? Weil die wenigſten unter uns mit dem Philiſtrismus vollſtändig gebrochen haben und immer neunhundertneunundneunzig unter tauſend wie eine ewige Kückeneierſchale die Vorſtellung mit ſich herum tragen, daß man um zehn oder elf zu Bette gehen und um ſechs oder ſieben aufſtehen müſſe. Wenige haben den Muth zu eſſen, wenn ſie hungern, noch Wenigere den Muth zu ſchlafen, wenn ſie müde ſind. Alle haben wir eine Neigung, uns zum Sclaven der Stunde und der Ueberlieferung zu machen. »Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.« Wer ſich nicht fügt, iſt ein Neuerer, ein Libertin, im günſtigſten Fall ein ſonderbarer Kauz. Und doch iſt er eigentlich nur ein vernünftiger Menſch. »Schlaf, du beſte Mahlzeit bei des Lebens Feſt!« Wer was leiſten will, muß einen geſammelten Vorrath von Kraft haben.

Ich ſchlief alſo, ja wäre nicht die Eſſensſtunde gekommen, die mich traumhaft erſcheinen und wieder ſchwinden ſah, ich hätte »durchgeſchlafen« bis an den nächſten Tag.

Dieſer ſah mich ausnahmsweiſe früh am Fenſter. Schon um neun Uhr hatte ich die Stadt im Rücken und ſchritt die große Straße entlang, die weſtwärts nach Mezières führt, auf die drei Punkte zu, die mir in Sedan noch zu ſehen übrig blieben, auf: die Höhe von Donchery, den »Four à chaux« und Schloß Bellevue.

Bis Donchery iſt eine Stunde. Genau halben Wegs, bei einem Wirthshauſe, deſſen ausgehängtes Schild einen krähenden Hahn mit der Unterſchrift: »Au Coq gaulois« zeigt, iſt ein Gabelpunkt und während die Straße nach Donchery gradaus weiter läuft, zweigt eine Seitenſtraße links nach dem Dorfe Fresnois, eine andere Seitenſtraße (ein bloßer Feld- und Parkweg) rechts nach dem Schloſſe Bellevue ab. Alles auf engſtem Raum bei einander; fünfhundert Schritt, tauſend Schritt, die höchſte Entfernung eine Viertelmeile.

Der »Coq gaulois« iſt zweiſtöckig. Außer ſeinem Schilde trägt er noch eine Inſchrift an der Front des Hauſes hin: Mesmer, Bourgerie, vend à boire et à manger. Es war heiß, ſtaubig, die Kehle trocken, ſo überſchritt ich denn die Schwelle, um einen Trunk zu thun und auf die harmloſeſte Weiſe in eine Beziehung zu dem »Mesmerismus« dieſes Hauſes zu treten. Ich fand den üblichen Inhalt einer Gaſtſtube: eine Wirthin, einen Spitz, zwei Fuhrleute, und bat, durch einen raſchen Blick auf zwei halbausgetrunkene Gläſer über das Bier, das hier verzapft wurde, vollſtändig aufgeklärt, um Abſinth und Waſſer. Beides kam; mit ihm ein »Wirthins Töchterlein«, das bis dahin unſchuldig mit dem Spitz geſpielt hatte, und präſentirte mir, anſcheinend, ein Spiel Karten. Ich erſchrak bei dem Gedanken, hier in meinen älteren Tagen noch als Opfer des Kümmelblättchens fallen zu ſollen; die Situation klärte ſich aber bald dahin auf, daß das vermuthete Spiel Karten ein Packet Photographien war: die Höhe von Donchery, Donchery ſelbſt, das Kalkbrennerhaus, Schloß Bellevue. Sie waren ſämmtlich ſehr ſchlecht, und wiewohl alles, um das es ſich dabei handelte, originaliter vor der Thür des Hauſes lag, ſo war doch nichts nach der Natur, ſondern alles nach ſchlechten Zeichnungen angefertigt. Aber was war zu machen? Editha ließ die Augen rollen und retouchirte dadurch ſo erheblich, daß ich für zwei Blätter meine zwei Franken bezahlte, ſchließlich froh, nicht noch zu einem höheren Agio für den Abſinth herangezogen zu ſein. Ich fragte nun nach der Doncheryhöhe, erfuhr, daß ich mich erſt links, dann rechts halten müſſe, vor allem aber, daß ich, wie zu einem natürlichen Ausgangspunkte aller Herrlichkeit, immer wieder in den »Coq gaulois« zurückkehren müſſe, wenn ich die beiden andern Sehenswürdigkeiten: das Kalkbrennerhaus und Schloß Bellevue, beſuchen wolle.

So ſchied ich denn, und ſchritt, links einbiegend, auf die Höhe zu.

Nach etwa ſechshundert Schritt hat man das Dorf Fresnois erreicht, das inmitten eines Hügelkranzes und ziemlich in derſelben Senkung liegt, durch die ſich der Weg zieht. Dieſer Weg theilt die geſchwungene Hügellinie in zwei Hälften, die beide während der Schlacht am 1. September von hoher Bedeutung waren und von denen ich die linke Hälfte als die »Höhe von Fresnois« bezeichnen möchte, während die rechte Hälfte officiell die »Höhe von Donchery« heißt*).

Beide Höhen werden vielfach verwechſelt, in ähnlicher Weiſe wie nach der Schlacht bei Königgrätz der Swiepwald und der Holawald beſtändig confundirt wurden, indem man unter dem Namen »Sadowagehölz« bald den einen bald den anderen verſtand. So iſt hier die »Höhe von Donchery« der allgemeine Begriff geworden, während dieſer Name doch nur einem Theil des Ganzen gebührt.

Ich will verſuchen Beide auseinander zu halten und jedem zu geben, was ihm zukommt.

Die Linkshöhe, die Höhe von Fresnois, iſt es, auf der der König während der Schlacht verweilte. Er ſchreibt ſelbſt an die Königin: »Es war ein grandieſer Anblick, von unſrer Stellung auf einer Höhe rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Petit Torcy«. Unmittelbar in Front des Königs befand ſich die große Batterie, deren direct auf die Stadt gerichtetes Feuer, ſchließlich die Capitulation erzwang. Von hier aus wurde Oberſtlieutenant von Bronſart als Parlementair abgeſchickt, um dem Kaiſer die Capitulation anzubieten; hier erſchien ſieben Uhr Abends der General Reille mit dem Briefe des Kaiſers, der mit den berühmt gewordenen Worten beginnt: N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté.

---

*) Links und rechts ſind immer ſehr mißliche Beſtimmungen. Deshalb, um nicht irre zu führen, ſei auf Folgendes eigens hingewieſen. Beide Höhen, die Höhe von Fresnois und die Höhe von Donchery, liegen links von der Straße nach Mezières. — Nachdem man nun aber, beim Coq gaulois, in die nach Vouziers hin führende Straße eingebogen iſt, giebt es wieder, in Betreff der beiden genannten Höhen, ein Links und ein Rechts. Dies Links und Rechts bezieht ſich indeſſen jetzt nicht mehr auf die Straße von Mezières, ſondern auf die Straße von Vouziers.

So viel über die Linkshöhe, die Königshöhe, die Höhe von Fresnois.

Viel bedeutender als Höhepunkt iſt die nach rechts hin anſteigende Hügelgruppe. Man kann hier ſchon von Bergen ſprechen. Es zeigen ſich viele Einſattlungen und Kuppen. Der höchſte Punkt, eine Viertelmeile ſüdlich der gleichnamigen Stadt, iſt die »Höhe von Donchery«. Auch auf ihr befand ſich der König, aber nicht am Schlachttage ſelbſt, ſondern am Tage darauf. An dieſem Tage nämlich, am 2. Vormittags, war der Kronprinz dem von Vendreſſe kommenden Könige entgegengefahren, und hatte ihn, auf der Höhe, wo die Chauſſee in das Sedanthal abzufallen beginnt, darauf aufmerkſam gemacht, daß von der Donchery-Höhe die Umſchau noch weiter ſei. Nun bogen die Equipagen in einen ſehr ſchwierigen Feldweg ein und machten etwa auf halber Höhe Halt. Hier war es, wo der König, in der Mittagsſtunde, den Wortlaut der inzwiſchen im Schloß Bellevue zwiſchen General Moltke und General Wimpffen vereinbarten Capitulation empfing und ſeine Anſprache an die um ihn verſammelten Prinzen, Generale und Fürſtlichkeiten richtete. In einer halbofficiellen Correſpondenz*) finde ich darüber Folgendes: Als die Capitulation dem Könige auf der Höhe über Donchery überbracht wurde, befahl Seine Majeſtät die Vorleſung derſelben .... Generallieutenant von Tresckow las. Als er geendet, ſprach der König: »Sie wiſſen nun, meine Herren, welch' großes geſchichtliches Ereigniß ſich zugetragen hat.

---

*) Was alle dieſe Correſpondenzen aus dem großen Hauptquartier (als deren Verfaſſer der Geheime Hofrath Schneider gilt) auszeichnet, iſt neben ihrer, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, militairiſch-diplomatiſchen Zuverläſſigkeit, vor Allem auch die Leidenſchaftsloſigkeit in Betreff des Feindes. Nirgends wird er verkleinert, unterſchätzt, am wenigſten geſchmäht, und zu allem, was in dieſen Berichten über Frankreich und Franzoſen geſagt worden iſt, bekenne ich mich, ſo weit ich es kenne, ohne Weiteres. Es muß mir geſtattet ſein, dies hervorzuheben, da ich vielfach bezichtigt worden bin, eine unverſtändige, ſelbſt unpatriotiſche Milde in meiner Beurtheilung des „Erbfeindes“ gezeigt zu haben.

Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieſer Veranlaſſung gedrungen fühle, meinen Königlichen Dank auszuſprechen, um ſo mehr als dieſe Erfolge wohl geeignet ſind, den Kitt noch feſter zu geſtalten, der die Fürſten des Norddeutſchen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürſtliche Mitglieder ich in dieſem großen Moment zahlreich um mich verſammelt ſehe — mit uns verbündet.« Bei dieſen Worten richtete der König ſeine Augen beſonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen er ſpäter, als er ſeine Anſprache geſchloſſen, auch noch die Hand reichte.

Dies alles ereignete ſich auf der Höhe rechts, auf der eigentlichen »Höhe von Donchery«. Es war ein hiſtoriſcher Moment. Aber wenn dieſer Moment an eben dieſer Stelle auch nie ſtattgefunden hätte, ſo würde dieſe Doncheryhöhe doch immer ein Hauptwallfahrtspunkt für alle Sedanbeſucher bleiben und bleiben müſſen, weil ſie, ganz abgeſehen davon, daß der Kronprinz, das Hauptquartier der III. Armee um ſich her, von hier aus den linken Flügel der Schlacht kommandirte, ganz abgeſehen davon, daß ſie (die Höhe) an jenem glorreichen Tage Point de vue, Ziel- und

Ausſichtspunkt für alles war, was damals als fremder und einheimiſcher, als civiler und militairiſcher Berichterſtatter, dem Heere folgte, weil, ſage ich, von allem anderen Zufälligen abgeſehen, dieſe Donchery-Höhe der dominirende Punkt des Geſammtterrains iſt, von dem aus zwei Drittel des Schlachtfeldes, beſſer als von jeder andern Stelle aus, überblickt werden können.

Darüber ein paar erklärende Worte.

Man hat bei Sedan einen Außen- und Innenkreis, eine Peripherie und ein Centrum des Schlachtfeldes zu unterſcheiden, weshalb ich, an anderer Stelle, das geſammte Sedanterrain mit jener bekannten Tortenform-Specialität verglichen habe, die außer dem großen Außenrand noch einen Innenkegel aufzuweiſen hat. Dieſer Vergleich iſt richtig, aber, namentlich was dieſen Innenkegel angeht, trotz der Amendements, die ich ſchon Seite 78 gegeben habe, noch eines weiteren Amendements bedürftig. Ein ſolches zu geben, verſuch' ich jetzt.

Die innere Sedanpoſition (eben jener Kegel) erweiſt ſich nämlich, bei genauerem Eingehn, weniger als ein unregelmäßiges Rundſtück, wie vielmehr als ein beinah gleichſeitiges Dreieck: der Fuß des Dreiecks — die Maas, der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das

Dreieck nach Punkten beſtimmen, ſo handelt es ſich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben die Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieſer drei Punkte, oder was daſſelbe ſagen will, innerhalb der drei genannten Waſſerläufe, oder was abermals daſſelbe ſagen will, innerhalb jener drei Senkungen oder Thäler oder Schluchten, drin eben dieſe Waſſerläufe ſich ziehen, erhebt ſich jenes unregelmäßige Plateau, das ich, wie eben als dreiſeitige Kegelpyramide, ſo an anderer Stelle als eine Erdfeſtung, als Feſtung Sedan im weiteren Sinne, bezeichnet habe. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge umſpannt dieſe Erdfeſtung in meilenweitem Bogen. Die Angriffslinien gingen radienweis von dieſem Bogen aus gegen die Mitte.

Die Höhe von Donchery nun, wie ſie einen klaren Blick auf das Maasthal und die Niederung des Floingbaches, will alſo ſagen, auf den Fuß und die linke Seite des vorbeſchriebenen Dreiecks geſtattet, geſtattet zugleich auch einen Ueberblick über zwei Drittel, ja über mehr als zwei Drittel des weiten Bergbogens, der die Innenpoſition umſpannt. Denn dieſe Innenpoſition, da ſie klein iſt, vermag nach hinten zu nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des in ihrem

Rücken gelegenen Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Illy in gewiſſem Sinne um die Ecke ſehen, das heißt noch ſolcher Partien des äußeren Waldkranzes anſichtig werden kann, die bereits weit über Illy hinaus, in der rechten Flanke deſſelben gelegen ſind. Dieſe (einen kleinen Abſchnitt abgerechnet) beinah panoramatiſche Allumfaſſendheit des Bildes iſt es, was dem Blick von dieſer Doncheryhöhe aus einen beſonderen Werth giebt. Um das Bild vollſtändig zu haben, muß man freilich auf das Dach des hier oben gelegenen Schloſſes ſteigen, weil anderen Falls durch vorgelegene hohe Parkbäume der Blick auf Bazeilles gehindert wird.

Dies Schloß, ein im landesüblichen franzöſiſchen Villenſtyl mit Manſardendach und Eckthürmen gebautes »Château«, führt nach ſeinem Beſitzer (einem reichen Kaufmann in Sedan, wenn ich nicht irre) den Namen Château Paret. Es ſoll verkauft werden; ſo hörte ich wenigſtens. Hier, wie an andern Orten, ſcheint ſich das franzöſiſche Gefühl dagegen zu empören, noch eine Stelle fürder zu betreten, von der aus preußiſche Siege gelenkt, beobachtet oder wohl gar die Erfolge dieſer Siege unterzeichnet wurden.

Das Kalkbrennerhaus von Donchery.

(Four à chaux.)

> Gebrochen iſt der letzte Steg
> Und nur der Tod noch offen, — —
> Ein verlaſſen Haus auf halbem Weg,
> Da haben ſie ſich getroffen.

Château Paret lag hinter mir; ich ſtieg die Höhe von Donchery auf demſelben Wege wieder hinab, auf dem ich gekommen war, dem Rathe willfahrend, den mir die Wirthin zum »galliſchen Hahn« noch im letzten Moment gegeben hatte. Semper retrorsum, »rückwärts, rückwärts!«

Da ſtand ich nun abermals unter dem Blechſchild, das im Staubwind knarrend hin und her ſchwankte, hütete mich aber wieder einzutreten, ſondern nahm vielmehr, Front gegen Donchery, meinen Weg unmittelbar geradeaus, um jenem vielgenannten Hauſe, in dem Louis Napoleon und Graf Bismarck am Morgen des 2. September ihre erſte Unterredung hatten, meinen

Beſuch zu machen. In den diesſeitigen Berichten wird dieſe Oertlichkeit vielfach als »ärmliches Haus hart links am Wege« bezeichnet; die Franzoſen dagegen nennen das kleine Etabliſſement »Four à chaux«, was ich in der Ueberſchrift mit »Kalkbrennerhaus« überſetzt habe. Kalkofen, was wörtlicher geweſen wäre, verbietet ſich. Man ſieht nichts von einem ſolchen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich das beſcheidene Wohnhaus eines kleinen »Proprietaires«, der eine Kalkſcheune ganz in der Nähe hat.

Es mochten vom Coq gaulois aus noch tauſend Schritt ſein. Ich hielt die Photographie in Händen, um mit Hülfe derſelben das Haus ohne weitere Nachfrage ausfindig zu machen. Auf dem Wege dahin wolle mir der Leſer geſtatten, ihm die Situation jenes Tages noch einmal zu recapituliren. Wenn er mir vielleicht verſichern ſollte, »daß er das alles ſchon wiſſe«, ſo muß er mir (ich geſtatte höchſtens ein Dutzend Ausnahmen) die Gegenbemerkung verzeihen, daß ich es nicht glaube. Jeder hat eine ungefähre Vorſtellung von dieſen Dingen, eine exacte beinah keiner. Die Sache iſt nämlich ziemlich complicirter Natur, und in dem beſtändigen Hin und Her jener zwei Tage, wo die Scene unabläſſig wechſelte, und dieſelbe Perſon bald hier bald dort erſcheint, iſt es keineswegs leicht, ſich zu orientiren.

Am 1. Abends ſtanden die Dinge wie folgt:

1) der König war nach ſeinem Hauptquartier Vendreſſe zurückgekehrt;
2) der Kaiſer befand ſich noch in Sedan;
3) Bismarck und Moltke waren in Donchery. Mit ihnen General Wimpffen, um ſich über die Capitulationsbedingungen zu einigen.

Dieſe Bedingungen konnten aber nicht feſtgeſtellt werden. Man kam zu keinem Reſultat. Schon hieß es, das Bombardement ſolle am andern Morgen (2.) wieder aufgenommen werden.

So verging die Nacht.

Am 2. früh 6 Uhr erſchien General Reille in Donchery, um dem Grafen Bismarck mitzutheilen, daß der Kaiſer Napoleon ihn zu ſehen wünſche und ſich bereits, von Sedan aus, auf dem Wege hierher (nach Donchery) befände.

Graf Bismarck beeilte ſich, dem Kaiſer entgegenzugehen.

Etwa auf halbem Wege (alſo wahrſcheinlich in Höhe von Fresnois) trafen ſich der Kaiſer und Graf

Bismarck. Der Kaiſer fragte nach dem König. Als er erfuhr, daß derſelbe in Vendreſſe, drei Stunden entfernt ſei, zeigte er ſich zunächſt bereit, dem Grafen Bismarck in deſſen Wohnung in Donchery (die ihm dieſer ſofort zur Verfügung geſtellt hatte) zu folgen. Ehe ſie Donchery aber erreichten, wies der Kaiſer im Vorüberfahren auf ein links am Wege ſtehendes, aus einem Erdgeſchoß und einem niedrigen Oberſtock beſtehendes Haus und ſchlug vor, in daſſelbe, Behufs vorläufiger Beſprechung, einzutreten. Man fand das Haus frei, von Verwundeten nicht belegt. Der Kaiſer und der Graf hatten nunmehr erſt in einem, im Oberſtock gelegenen Zimmer, dann vor dem Hauſe, ein Geſpräch. Das Geſpräch oben dauerte etwa eine Stunde, das Geſpräch unten war kürzer. Nach dieſem Geſpräch begaben ſich der Kaiſer und der Graf, nachdem man inzwiſchen in Erfahrung gebracht hatte, daß Schloß Bellevue, in einiger Entfernung an der andern Seite des Weges gelegen, zur Fortſetzung der Verhandlungen geeigneter ſein werde, als dieſes Kalkbrennerhaus, nach eben dieſem Schloß. Eine Eſcadron vom Leibküraſſier-Regiment ritt dem Wagen vorauf, worin der Kaiſer und der Graf unmittelbar folgten.

Ueber die Verhandlungen, die hier im Schloß

Bellevue ſtattfanden, in aller Kürze im nächſten Kapitel.

Ich ſtand nun vor Four à chaux. So ſchlecht die Photographie war, ſie war nicht ſo ſchlecht, daß das Haus nicht auf der Stelle erkennbar geweſen wäre: die Berglehne, die leiſe Schrägung des Daches, die kleinen Fenſter des erſten Stockes, der eine Baum am linken Eck, alles charakteriſtiſch, unverkennbar.

Ich trat ein und fragte, ob dies .....

Sans doute!

Dieſe Antwort, auf eine kaum erſt halb geſtellte Frage folgte ſo raſch, daß ich unſchwer ſehen konnte, dieſer Ort war längſt zu einer Wallfahrtsſtätte geworden. Man ſaß hier und wartete auf Ankömmlinge. Ein Caſtellansdienſt im eignen kleinen Hauſe. Zimmerzeigen — Beruf.

Was jeden Beſucher an dieſer Stelle zuerſt überraſcht haben wird, iſt die Wohlanſtändigkeit des Hauſes. Graf Bismarck's Bericht ſpricht von einem »einſam gelegenen Arbeiterhauſe«, das, nach einer vorgängigen Inſpicirung, ſich als »ſehr dürftig und eng« erwieſen habe. Danach hatte ich mir (und wohl viele mit mir) eine am Malpropren dicht vorüberſtreifende, kümmerliche Behauſung vorgeſtellt. Eine ſolche iſt es aber keineswegs, wenigſtens jetzt nicht mehr. Alles ordentlich; es fehlt ſelbſt nicht an allerhand kleinem Schmuck.

Die »ſchlimme Partie« iſt die Treppe. Sie iſt ſo ſchmal, daß ich im Geiſte die ungariſch gewirbelten Spitzen des kaiſerlichen Schnurrbarts rechts und links immer anſtoßen ſah. Wie die mächtige Geſtalt des Grafen hier heraufkam ohne Schiffbruch zu leiden oder zuzufügen, iſt ein Wunder.

Oben paſſirt man erſt ein Vorgemach und tritt dann in das »Conferenzzimmer« ein. Es hat zwei Fenſter, eins nach der Front, eins nach der Giebelſeite hinaus. Hier vorzugsweiſe hat man den Eindruck von etwas durchaus Wohnlichem, natürlich innerhalb kleinbürgerlicher Verhältniſſe. Die Wände ſind freundlich tapezirt, die Decke und Fenſter gut geſtrichen, ein mächtiger Eichenſchrank füllt die halbe Wand und über dem Kamin hängt ein Bild, die Taufe oder die Krönung irgend eines ſagenhaften Königs vorſtellend. In der Mitte ein Tiſch und die beiden hiſtoriſchen Binſenſtühle! Dieſe wurden gerettet; zwei andere aber, die dem Kaiſer und dem Grafen während ihrer

Promenade[*]) vor dem Hauſe als gelegentliche Ruheplätze dienten, ſind beinahe unmittelbar darauf von Soldaten fortgenommen worden. Alſo muthmaßlich in einem Bivouacsfeuer längſt verbrannt.

Der Werth der beiden übrig gebliebenen Stühle iſt dadurch (nach dem Vorgange der ſibylliniſchen Bücher) natürlich verdoppelt und verdreifacht worden. Hunderte von Pfunden wurden von Engländern und Amerikanern bereits dafür geboten; die Wirthin des Hauſes verſicherte aber aufs beſtimmteſte, daß ſie ſich nie davon trennen werde. »Auch von dieſen Kleinigkeiten nicht.« Dabei zeigte ſie auf eine ganze Anzahl kleiner Nippſachen: Vaſen, Aſchbecher, Streichhölzer-Etuis, die wie letzte Ueberbleibſel einer Porzellan-Auction auf dem Kaminſims umherſtanden.

---

[*]) Nach den Erzählungen der Frau, die mich in dieſem Hauſe umherführte, fand die Unterredung im Freien eher ſtatt, als die Verhandlungen im Zimmer. Ich machte ſie darauf aufmerkſam, daß es umgekehrt ſei; ſie blieb aber bei ihrer Meinung. Man mag daraus ſehen, wie wichtig es iſt, eine exacte hiſtoriſche Darſtellung ſolcher Vorgänge auf friſcher That zu geben. Schon nach vierundzwanzig Stunden gehen die Anſichten auseinander und kommen nie mehr, wenn die dramatis personae ſchweigen, zu einer Einigung. Uebrigens möge an dieſer Stelle noch die Notiz Platz finden, daß von den beiden im Text erwähnten, „muthmaßlich im Bivouacsfeuer verbrannten“ Stühlen, der eine, wie ich nachträglich erfahre, noch exiſtirt, und zwar im Beſitz des Geheimen Raths Stieber, der denſelben erſtand.

Ob ſie Wort hält? Ich habe ſie in leiſem Verdacht, daß jene Porzellanvaſen doch ſchon öfter gewechſelt haben; was aber die beiden Binſenſtühle angeht, ſo mag es ganz klug ſein, ein hohes Spiel zu ſpielen. Widerſtand reizt und einen Werth hat nur das, was man ſelber als unveräußerlich, als unhabbar hinzuſtellen weiß.

Ich ſehe den Tag heraufdämmern, wo ein müde gewordener Lord erklärt, den Reſt ſeines Lebens, wenn denn doch mal gelebt werden muß, nur noch auf dieſen beiden Stühlen zubringen zu können, und unter Erlegung von »Thousand pound each« die Kalkbrennerfrau und ſich ſelber gleichmäßig glücklich macht.

Schloß Bellevue.

> Er weigert ſich das Blatt zu unterſchreiben.
> „Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.“
> Es kann nicht ruhen. Schreib'.
>
> Die Piccolomini.

Es blieb mir nur noch die dritte Sehenswürdigkeit: Schloß Bellevue, wo bekanntlich die Capitulation endgültig zu Stande kam. Ich kehrte abermals bis an den Gabelpunkt der drei Straßen zurück, machte Kehrt, und bog nun nach rechts hin in einen Feldweg ein, der zum Schloß hinüber führt. Es iſt ganz nahe, kaum Büchſenſchußentfernung. Ich recapitulire wieder die Situation.

Die Nacht vom 1. zum 2. September hatte alſo zu keinem Reſultate geführt: General v. Moltke und General v. Wimpffen waren in Donchery, wo ſich in eben dieſer Nacht auch Graf Bismarck befand, über die Capitulationsbedingungen nicht einig geworden. Die Unterhandlungen ſchienen ſich zerſchlagen zu ſollen.

Am Morgen des 2. trennten ſich die eben genannten Drei (Graf Bismarck, General Moltke, General Wimpffen), um, nach den vergeblichen Berathungen der vorausgegangenen Nacht, jeder an anderer Stelle thätig zu ſein:

Graf Bismarck fuhr die Chauſſée nach Sedan hinauf und hatte die Begegnung mit dem Kaiſer;

General Moltke ritt, auf Vendreſſe zu, dem Könige entgegen, um die Genehmigung zu den von ihm (Moltke) aufgeſtellten Capitulationsbedingungen einzuholen;

General Wimpffen kehrte nach Sedan zurück.

Vier Stunden ſpäter hatte ſich die Situation dahin geändert, daß die genannten Drei, wie die Nacht vorher in Donchery, ſo jetzt in Schloß Bellevue beiſammen waren.

Graf Bismarck (ſammt dem Kaiſer, wie wir wiſſen) war von Four à chaux.

General Moltke, nach einer Begegnung mit dem Könige zwiſchen Vendreſſe und Fresnois (auf der Höhe von Cheveuge, nicht weit von dem Hauſe eines Billardmachers Mr. Alexandre), von eben dieſem Begegnungspunkte, — endlich

General Wimpffen von Sedan aus in Bellevue eingetroffen, wo nun, inſonderheit nachdem dem Kaiſer mitgetheilt worden war, daß der König erſt nach Abſchluß der Verhandlungen ihn zu ſehen gedenke, die Ratification ſchnell zu Stande kam.

Um 12 Uhr konnte dem Könige auf der »Höhe von Donchery« die vollzogene Capitulationsurkunde überreicht werden. Um 1 Uhr ſetzte er ſich mit dem Kronprinzen, Prinzen Carl, Großherzoge von Weimar, Herzoge von Coburg, Prinzen Luitpold von Bayern, Prinzen Wilhelm von Württemberg, begleitet von der Stabswache, auf Schloß Bellevue zu in Bewegung. Er ſchreibt ſelbſt: »Ich ſtieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiſer mir entgegen kam. Der Beſuch währte eine Viertelſtunde; wir waren Beide ſehr bewegt über dieſes Wiederſehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben.«

Das war zu Bellevue, an deſſen Gitterthor ich jetzt hielt. Es war geſchloſſen; am rechten Pfeiler ein Glockenzug. Ich läutete. Ehe geöffnet wurde, hatte ich Zeit und Muße die Paragraphen einer zur Linken angebrachten Tafel zu leſen. Die beiden letzten

Abſätze lauteten: »Der Eigenthümer wünſcht, daß nicht mehr als fünf Perſonen zu gleicher Zeit das Schloß beſuchen.« Dann: »Jedes Mitnehmen von Andenken iſt unterſagt.« Ich ſchloß daraus, daß dieſer Ort bereits »leicht übergeplündert« ſein müſſe. Und ſo war es auch. Neugier und Raritätenkrämerei hauſen mitunter verderblicher als der Krieg. Dieſer geht großartig an vielem Kleinen vorüber; der Kurioſitätenſammler aber ſchont nichts; dabei hat er das Bewußtſein, pietätvoll der Wiſſenſchaft oder überhaupt einer Idee zu dienen. Erſt durch dieſe hohe Meinung von ſich ſelbſt, wird er ſo gefährlich.

Es wurde nun geöffnet; ich glaube es war eine Gärtnersfrau, die hier Conciergendienſte that. Die Beſitzer, hier wie überall, abweſend und nicht in der Laune, den »entweihten Boden« ohne vorgängige Purification wieder zu betreten!

Das Schloß iſt nur ein Schlößchen und auch das kaum. Detailbeſchreibungen verwirren; ſo denn in Kürze nur das Folgende. Man denke ſich einen großen Steinwürfel, mit zwei angeklebten Glaswürfeln rechts und links, und beſetze dies nun längliche Kernſtück mit einer erheblichen Anzahl von Freitreppen, Giebeln und Spitzthürmen, ſo hat man Schloß Bellevue. Die beiden Glaswürfel (gewächshäuſerartig) repräſentiren die Salons pour déjeûner et dîner; der Steinwürfel in der Mitte enthält die Wohnräume: ein Empfangs- oder Geſellſchaftszimmer, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer (Bibliothek). C'est tout. In dem Glasſalon zur Rechten wurde die Capitulation nochmals berathen und abgeſchloſſen, in dem links daneben gelegenen Empfangszimmer fand die Begegnung zwiſchen dem Könige und Kaiſer ſtatt; wieder weiter links, im Bett- und Schlafzimmer des Eigenthümers, ſchlief der Kaiſer in der Nacht vom 2. auf den 3., alſo unmittelbar vor ſeiner Abreiſe nach Wilhelmshöhe; im zweiten Glasſalon (links) ſchliefen die franzöſiſchen Generale, endlich im Bibliothekzimmer General Moltke. Ob dies letztere richtig iſt, mag dahin geſtellt bleiben; die Concierge erzählte es.

Die Räume ſelbſt, von der hiſtoriſchen Bedeutung abgeſehen, die ſie erlangt haben, flößen nicht das geringſte Intereſſe ein. Das Bemerkenswertheſte an ihnen bleibt ihre Kleinheit. Auf ſo kleinem Raum vollzog ſich ſo Großes. Dieſes Gefühl begleitet einen beſtändig und iſt bis auf einen gewiſſen Grad die Poeſie des Orts.

Dieſe litt einigermaßen, als, nach Empfang eines

Trinkgeldes, die Gärtnersfrau, wie um mir ihre beſondere Dankbarkeit auszudrücken, eine Wandthür öffnete und einen Tapetenfetzen herausnahm, deren hier zehn, zwölf, bunt durcheinander in Bereitſchaft lagen. Ich legt' es »zu dem Uebrigen.« Einen Werth auf dieſem Gebiete hat immer nur das, was dauerhaft und tragbar iſt: ein Ring, ein Zahn, ein Wirbelknochen (bei Enthaupteten der durchgehauene); allenfalls eine Locke.

Davon war nun hier nichts; von der Locke, wenn man die betheiligten Häupter Revue paſſiren läßt, am wenigſten.

Am Coq gaulois vorbei ſchritt ich wieder auf Sedan zu.

Metz.

Bis Metz.

Erſt wir!
Nein, hier;
Nein, mir;
Bier, Bier, Bier!

* * *

Da trat hervor aus ihrer Felſengrotte
Die »Langeweile«, griff mich ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Lenau.

Auch meine Sedantage (nicht ruhmlos, wie ich erzählt habe) waren endlich vorüber und hart an der belgiſch-luxemburgiſchen Grenze hin fuhr ich mit einem Mittagszuge auf Metz zu. Es ging über Montmedy und Diedenhofen; ich rechnete darauf, meinen Café in der großen Moſelfeſtung einnehmen zu können; keine Ahnung beſchlich mich, daß die Meilen- und die Stundenzahl ſich nahezu decken würden.

Montmedy, etwa drittel Weg, iſt eine Felſenveſte. Sie erinnert an das ſpäter zu beſchreibende Bitſch. In alten Tagen war es gewiß ein ſchwer zu nehmender Punkt; aber das iſt vorüber. Am

12. Dezember begann das Bombardement, am 14. früh kapitulirte es bereits. Wie Thionville drei Wochen vorher (24. November) und Mezières dritthalb Wochen nachher (1. Januar) erlag es innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden den Kanonen Kameke's. Die Tage ſind wohl nahe, wo dieſe und ähnliche Punkte, in ihrer Eigenſchaft als Feſtungen, nur noch in der Geſchichte gekannt ſein werden. Montmedy war ſchon im 13. Jahrhundert feſt. Von 1542 bis 1556 hatte es drei Belagerungen zu beſtehn und gelangte, hundert Jahre ſpäter, nach einer ſehr energiſch geführten Vertheidigung der darin befindlichen ſpaniſchen Beſatzung, in die Hände Frankreichs. Die Belagerung hatte 47 Tage gedauert. Ludwig XIV. ließ den Platz durch Vauban herſtellen und verſtärken. Die vorhandenen ſturmfreien Profile und die Felſenlage der Feſtung machten, bis in die neueſte Zeit hinein, die Stärke derſelben aus. Irren wir nicht, ſo befindet ſich das Modell von Montmedy (wie auch das von Mezières) im Berliner Feſtungsmodellhaus aufgeſtellt. Die Stadt Montmedy wird, zu kleinerem Theile, von den Feſtungswerken eingeſchloſſen; der Haupttheil liegt unten, am Fuß des Berges, und führt den Namen (im Gegenſatz zu Mont-Médy) Médy-bas.

Die Eiſenbahn paſſirt, mit Hülfe eines Tunnels, denſelben Felſen, der die Feſtung trägt. Auf dem Bahnhof war bunteſtes Treiben; alles drängte ſich, ſchnatterte, geſtikulirte; dazwiſchen ſchoben ſich Verkäuferinnen hin und her, vergebens bemüht, ihre Tablettes bis in die Nähe der Coupé-Fenſter zu bringen, aus denen ſich ebenſo vergebens verlangende Arme nach Bier und Brot ausſtreckten. »Madame, de la bière, s'il vous plait«; »ah, des œufs! c'est bon; ici, ici;« lärmte es durcheinander, bis ich plötzlich, aus einem Nachbarfenſter heraus, in heiſerem Baß, die Worte hörte: »Sie, Frau mit de Eier, kommen Sie mal ran.« Wie das wirkte!

Eine Stunde ſpäter waren wir in Thionville, nachdem wir eine an Tunneln, Brücken und Flußwindungen reiche Landſchaft, die mich an die berühmte Parthie zwiſchen Aachen und Verviers erinnerte, paſſirt hatten. Thionville iſt Knotenpunkt, was ſich an der Ausgedehntheit der Bahnhofs-Anlage, an der Fülle der Geleiſe und Güterſchuppen leicht erkennen läßt. Auf dem Dach eines der letzteren ſah ich, als der Zug langſam daran vorüberglitt, eine große, längliche Tafel liegen, die, wahrſcheinlich von irgend einer Empfangsfeierlichkeit her, die Inſchrift trug:

»In Frankreich, deutſches Herz, haſt Du
»Gerächt die alte Schmach.«

Es war ganz erſichtlich, daß irgend ein fanatiſcher Eiſenbahnarbeiter, der nicht gewillt iſt, den Thionviller aus- und den Diedenhofener anzuziehn, dies halb wegweiſer-, halb warnungstafelartig gehaltene Brett voll Unmuth ausgeriſſen und wie einen alten Scherben aufs Dach geworfen hatte.

Ich hatte nicht Zeit, über die Fehde, die Deutſch-Enthuſiasmus und fränkiſcher Fanatismus hier geführt hatten, lange nachzudenken, denn kurzangebundne Employés forderten uns zum Ausſteigen auf, hinzufügend, daß der Zug erſt um 10 Uhr Abends nach Metz weiter ginge. Jetzt war es 3. Alſo ſieben Stunden für Thionville. Sie ſollten mir ſauer werden.

Die Stadt liegt weitab vom Bahnhof, indeſſen doch viel zu nahe für jemand, der darauf angewieſen iſt, durch Fußtouren ſieben ſolcher Stunden wegzukürzen. Ich pilgerte alſo in das eine Thor hinein, zum andern wieder heraus, kehrte um, nahm nun das Querſtück in Angriff und — war fertig.

Thionville, allem Vollklang ſeines Namens zum Trotz, gehört in die Reihe jener Neſter, in die ihre Feſtungseigenſchaft eine partielle Stattlichkeit: eine

Kaſerne, eine Manège, ein Offizier-Café mit mehr oder weniger großſtädtiſchem Zuſchnitt, hineingetragen hat, die aber dennoch Neſter bleiben, ja durch dieſen Gegenſatz von eingeborner Spießbürgerlichkeit und aufgepfropfter Reſidenzlichkeit vollends ungenießbar werden, indem ſie auch das noch verlieren, was ſelbſt die Kleinſtadt uns lieb und werth machen kann: die Gemüthlichkeit. Für das Nicht-Aufkommen dieſer letztern wird nun wohl in Thionville noch auf lange hin geſorgt ſein. Armes Offiziercorps, das hier ſeine Tage abſitzen, Vormittags exerciren und Nachmittags Billard ſpielen muß; die große Schweſter-Feſtung (Metz) iſt nah, aber — man kann doch nicht immer nach Metz fahren.

Dieſer Umgang durch Thionville — das nie hätte aufhören müſſen ein einfaches Diedenhofen zu ſein — mochte von den ſieben Stunden eine geſtrichen haben. Ich ſuchte nun ein Café und fand es auch. Was (wenn es überhaupt da iſt) fände man nicht in Diedenhofen?! Das iſt kein Platz, wo ſich irgend etwas verſtecken kann, nicht einmal die franzöſiſche Geſinnung.

Ich trat alſo ein, nahm einen Imbiß und war ſchon darauf gefaßt, zwei, drei Stunden lang keiner andern Zerſtreuung, als dem wehthuenden, nervenbeleidigenden Gequietſch zahlreicher auf Marmortiſchen hin und her geſchobener Dominoſteine zu begegnen, als ich (»ſprichſt Du von einem der da lebet«) plötzlich einer Kreuz-Zeitung anſichtig wurde, die ein junger Offizier gähnend unter einem Schachbrett hervorzog. Undankbarer! Zugleich aber knüpft' ich alle meine Hoffnungen an dieſe ſo unverkennbar in die Erſcheinung tretende »Nachmittags-Stimmung«, die ſelbſt »Armadale« oder »the woman in white«, innerhalb 5 Minuten zugeklappt haben würde. So lange dauerte es denn auch nicht. Ich trat ſofort mit dem bekannten: »Sie leſen nicht, mein Herr« an den bereits in ſehr degagirter Haltung Daliegenden heran, worauf er ſein »bitte, bitte« in einem Tone abgab, der mehr artig gegen mich, als gegen die Zeitung war.

Was wollten nun noch die 5 Stunden bedeuten, die wie der Vorſchmack einer Ewigkeit vor mir lagen. Ich las, las, las. Die alte Wahrheit, daß das Leben unſer Glück und unſer Unglück meiſt in Balance bringt, dieſe alte Wahrheit gilt auch für die Zeitungen; — ſie nehmen an dem allgemeinen Menſchenſchickſal Theil. Im Allgemeinen dazu beſtimmt, durchblättert, überflogen und als leer und langweilig, ja von einer ſtarken Minorität »als immer langweiliger werdend« bei Seite geſchoben zu werden, brechen doch auch für jedes Zeitungsblatt, hier oder dort, in Nähe oder in Ferne, die Stunden an, wo leidenſchaftliche Liebe und Dankbarkeit alle begangene Unthat wieder ins Gleiche bringt. Dies war jetzt meine Stimmung. Ich las Amtliches und Waſſerſtandsberichte, alles Mäkeln war abgethan, und wie einſt der Sohn eines verſtorbenen Freundes auf die Frage: »welche Erzählung von Heinrich Smidt er denn eigentlich zum Geburtstag zu haben wünſche?« die kategoriſche Antwort ertheilte: »ganz egal; von Heinrich Smidten iſt alles ſchön«, ſo ging ich durch alle Stadien des Zuſchauers und Vermiſchten ſiegreich hindurch, bis ich mit frommer Scheu bei den Entbindungs-Anzeigen endigte. Unter dem Preſſanten der Situation war »alles ſchön« geworden und nur der Börſenbericht blieb mir ein ſüßes Geheimniß. Auch dieſe fünf Stunden hatten daran nichts zu ändern vermocht.

Es dämmerte ſchon als ich durch war. Der Reſt war — marſchiren, ein ewiges Perron-Auf-und-Ab, ein Nach-der-Uhr-ſehn bis zur Erſchöpfung. So kam 10 Uhr. Der Zug nach Metz ſetzte ſich in Bewegung. Ein Lokomotivenpfiff riß die Nerven aus ihrer Betäubung, und alle Schläfrigkeit fiel ab. Um 11 hielt der Omnibus in der Rue des Cleres zwiſchen einem Hôtel rechts und einem Hôtel links, und überließ es ſämmtlichen Inſaſſen, nach der einen oder andern Seite hin ein Unterkommen zu ſuchen, vielleicht auch zu finden.

Metz.

Zwei Knöpfe und drei Oeſen
Und Nadel und Fingerhut,
Die helfen von allem Böſen
Und alles iſt wieder gut.

* * *

»Wie ich ſagen hörte,
Hat ſie ihr Deutſch verlernt.«

Ihr Deutſch verlernt? Ja eher hätt' ſie wohl
Sich Eſſen, Trinken, Schlafen abgewöhnt.
P. Heyſe (Eliſabeth Charlotte).

I.

Bis über Mitternacht hinaus, nachdem uns das »Hôtel de Metz« ſeine gaſtlichen Thore geöffnet hatte, hatten wir geſeſſen und geplaudert; alles hatte den beſten Eindruck gemacht, vor allem auch das Zimmer, ein »Salon«, in dem ich ſchließlich untergebracht worden war. Keine Ahnung von dem hier herrſchenden »Zuſammenhang der Dinge« hatte mich beſchlichen, als ich, mit dem Doppelleuchter vorauf, die Treppe hinaufgeführt wurde, ein Zuſammenhang, der indeſſen dem Leſer an dieſer Stelle ſchon verrathen werden mag. Jener reichgeſchmückte Salon nämlich war einfach ein »Internirungs-Raum«, in dem der jeweilig zuletzt eintreffende Reiſende auf jedesmal 12 oder 18 Stunden vorläufig eingeſperrt wurde; — erſt im Laufe des anderen Tages erfolgte dann die regelrechte und ſtandesgemäße Unterbringung. Ich erhielt Zelle 18.

Aber all dies, was ich hier vorweg zur Kenntniß freundlicher Leſer gebracht habe, ruhte noch in der Zeiten dunklem Schooße, als ich um 9 Uhr erwachte und in dem bild- und pendulen-geſchmückten Zimmer mich umblickend, ſofort den Entſchluß faßte, dieſen behaglich ſtimmenden Raum zur Ausbeſſerung aller an meinem äußeren Menſchen erlittenen Havarien zu benutzen. Die dringendſten Veranlaſſungen dazu lagen vor. Es waren nun 4 Wochen und mehr, daß ich zu Fuß und zu Wagen, und, o Tag von Sedan, auch zu Roß zwiſchen Freund und Feind umherturnte, und nichts war mehr um und an mir, das ſich nicht nach Neu-Befeſtigung oder Neu-Geſtaltung geſehnt hätte. Dies war der Augenblick; jetzt oder nie. Ich riegelte alſo zu, breitete das »Beſteck« vor mir aus und gab mich nun ganz jenem Heilverfahren hin, für das Dieffenbach zuerſt, wenn ich nicht irre, den Ausdruck »plaſtiſche Chirurgie« erfunden hat. Wiederherſtellung, Auferbauen, ihre eigentlichſte Aufgabe!

Ich kam ihr nach. Anderthalb Stunden lang drehte ſich für mich die Welt um den Kinderreim von

Hänschen ſaß im Schornſtein.

bis ich, nach beendigtem Verfahren, mit dem Leichtgefühl von ſechs abſolvirten Viſiten oder zwölf in den Kaſten geſteckten Briefen, unten in den Hausflur trat.

Erleichterten Herzens, aber doch zugleich auch in jenem Zuſtande politiſcher Erregung, der, wenn man die ſtatiſtiſchen Tabellen der Putſche und Revolutionen durchgeht, von einer andauernden Beſchäftigung mit der Nadel unzertrennlich iſt! An der Nadel haftet die Energie, die Sprungkraft, die nur dem Kleinen zur Verfügung ſteht. Ich war noch nicht zehn Minuten unten, ſo hatt' ich Streit mit einem Conciergen, der nicht deutſch ſprechen wollte. Der Unglückliche, — er konnt' es einfach nicht; — anſtatt indeſſen dieſe Thatſache ruhig gelten zu laſſen, nahm ich ſie als nationale Demonſtration und ereiferte mich über die Maßen. Ganz gegen meine Gewohnheit. Vierundzwanzig Stunden ſpäter hatt' ich mich gefunden und ſtand ab von jeder ſprachlichen Vergewaltigung.

Ja, das parler français! Wie vieles, in zurückliegenden Monaten, hing daran, Behagen und Unbehagen, Tod und Leben, und ſo mag es denn geſtattet ſein (eine günſtigere Gelegenheit wird ſich ſchwerlich bieten), ein paar Worte über das »Parliren« zu ſagen, über das Sprechen — zu ſprechen. O wie ſo anders war die Wirklichkeit, als der Traum, den die Zurückgebliebenen träumten; der Familienſtolz daheim und die Heldenlaufbahn da draußen, wie wenig deckten ſie einander! Wenigſtens in der Sprachen-Frage.

Halten wir Umſchau. Ich kannte Eltern, die ernſthaft erwogen, ob die Bonne demnächſt werde entlaſſen werden können; die erwachſenen Schweſtern träumten von einem Kränzchen, an deſſen Spitze ſie den heimkehrenden Bruder als Thibaut oder Mozin, jedenfalls aber als unanfechtbare Autorität ſitzen ſahen; die jüngeren Geſchwiſter waren dem Drangſal des franzöſiſchen Exercitiums ein- für allemal entrückt, während die drei Reſſourcen-Väter, die »im Ganzen ſieben dabei hatten«, in den Pauſen, die ihnen ihr Whiſt en trois ließ, übereinkamen, daß, wie ſich nun auch die Carrière geſtalten möge, militairiſch oder nicht, wenigſtens das Eine gewonnen ſei: eine Sprache. Wer zwei Sprachen ſpricht, lebt zwei Leben. »Und meine Herren, täuſchen wir uns darüber nicht (ſo ſchloß der Hauptſprecher), wer eine Sprache wirklich intus hat, der iſt durch. Es iſt ein Vermögen. Ich danke

Gott, daß er ſich auf dieſem Wege meines Heinrich angenommen hat.«

So in Haus und Reſſource. Wie ſtand es denn nun aber mit Heinrich? war er wirklich »dem kleinen Plötz« entwachſen? waren ihm die Geheimniſſe des Imparfait und Défini wirklich aufgegangen? Ach, Heinrich! Ein unbeſchriebenes Blatt, war er in Frankreich eingerückt und unbeſchrieben mit franzöſiſchen Vocabeln verließ er es wieder. Was er nach Frankreich mit hineingenommen hatte: du pain und du vin. ayez la bonté und s'il vous plait, dieſen eiſernen Beſtand nahm er wieder mit heim, im Weſentlichen unvermehrt, aber geheiligt durch das Bewußtſein, auf Schloß Doncourt mit einem alten Comte und auf Schloß Roncourt mit einer jungen Comteſſe eine höchſt intrikate Unterhaltung geführt zu haben.

Rund heraus, gelernt war wenig oder gar nichts worden, und unter den mannigfachen Wahrnehmungen, die ich innerhalb dieſer ſechs Reiſewochen zu machen Gelegenheit hatte, war beinah keine, die mich mehr frappirt hätte, als eben dieſe. In den erſten Wochen wenigſtens! Später hörte das Staunen auf, und was mich anfangs verwundert hatte, fand ich nur noch in der Ordnung. Es wohnt dem Deutſchen eine gewiſſe

Befliſſenheit inne, namentlich da, wo es etwas zu lernen giebt, von der Situation zu profitiren, aber nicht minder neigt er dem Bequemen, dem Ungenirten zu, und wenn ſchon in gewöhnlichen Zeiten die Behaglichkeit über die Befliſſenheit vielfach den Sieg davonträgt, ſo doch ſicherlich in Kriegszeiten, wo nach den Erregungen des Kampfes, nach den Mühſeligkeiten des Marſches (anderer Hinderniſſe, wie der Stimmung der Bevölkerung, ganz zu geſchweigen), den Soldaten wie den Offizier gleichmäßig das Verlangen erfaßt: nur ausruhen! Der Campagne-Ton, wie er den Salon perhorreſcirt, ſo noch viel mehr die Studirſtube; ein Gefühl von dem Abkömmlichen all des Civiliſations-Apparats, von der Gleichgültigkeit aller Patentheit, aller Leſerei und Schreiberei kommt über die Menſchen, eine Indifferenz, die zu allem anderen eher geneigt macht, als zu radebrechenden Unterhaltungen mit Wirthshaustöchtern oder zur Vertiefung in Hirzels Grammatik.

Dies alles — für den, der die Dinge bei Lichte betrachtet — ſind unbeſtreitbare Thatſachen, und weil ſich alles ſo natürlich, ſo folgerichtig ergab, wär' es eine Thorheit, daran auch nur den Schatten eines Vorwurfs knüpfen zu wollen. Es geſchah nur, was geſchehen mußte. Aber folgerichtig oder nicht, ein leiſes Bedauern darüber, daß es nicht anders ſein konnte, muß doch geſtattet ſein.

Erſt aus dieſem Nicht-Sprechen-Können, das dann leicht die Form des Nicht-Sprechen-Wollens annahm, ſog die nationale Gereiztheit immer neue Nahrung, während überall da, wo die Sprache einen Austauſch der Anſichten und Ideen vermittelte, ein gutes, oft ein freundſchaftliches Verhältniß geboren wurde.

Ein ſolches aber wiederherzuſtellen, muß doch immer unſer Wunſch ſein, und als dem Sieger in dieſem Kampfe, liegt uns eine gewiſſe Anſtandspflicht ob, die Entgegenkommenden zu ſein, die erſten Schritte zu thun.

Mit denen, die das beſtreiten, ſtreit' ich nicht.

Metz.

Halb zog es ihn, halb ſank er hin.

* * *

Ihr Konſtabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu dieſem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein.

»Prinz Eugen.«

II.

Die Maienſonne lag hell auf den Steinen der Rue des Clercs, als ich aus dem Hôtel trat. Dieſe Straße, der eigentlichſte Mittelpunkt der Stadt, iſt zugleich die Verbindungslinie zwiſchen ihren zwei vorzüglichſten Plätzen, zwiſchen der modernen Place royale, einſchließlich der »Esplanade«, und dem mittelalterlichen Cathedralenplatz. Dieſem letztern (nach links hin) ſchritt ich zu. Er führt meiſt den Namen Place d'armes oder auch Place Napoléon und iſt ein Oblong, deſſen Längsſeiten durch die Cathedrale und das Stadthaus, die Schmalſeiten durch die Hauptwache und einen Complex alter Häuſer gebildet werden.

Die Cathedrale! Hunderttauſend Augen, während jener furchtbaren Belagerungs-Monate, waren tagaus, tagein auf ſie gerichtet; ſie hat ſich dem Auge eingeprägt, um der Erinnerungen halber, die jene Zeit ausfüllen, aber auch um ihrer Schönheit willen. »Das großartigſte Werk des franzöſiſch-gothiſchen Kirchenbaus in Lothringen, — ſo ſchreibt W. Lübke in ſeiner Architekturgeſchichte — iſt die Cathedrale von Metz. Sie wurde im 13. Jahrhundert begonnen; dann ruhte der Bau; die obern Theile zeigen den glänzenden Styl des folgenden (14.) Jahrhunderts. Die luftige, pikant durchbrochene Bekrönung des ſüdlichen Thurmes, die dem Bau ein ſo originelles Profil verleiht, iſt in ſpielenden Flamboyantformen aufgeführt.« Beim Eintreten überraſchen die breiten Fenſter und einzelne Rundpfeiler, die auf vorgothiſche Zeit hindeuten. In der That gehen die Anfänge der Cathedrale bis in das 12. Jahrhundert zurück. Noch eins mag hier erwähnt werden. Von der Höhe der einſchließenden Berge aus geſehen, erſcheint das Dach als zu niedrig im Verhältniß zu den übrigen Proportionen des Bau's. Sehr wahrſcheinlich eine Renovation.

1546 erſt war der Cathedralenbau vollſtändig beendet; ſechs Jahre ſpäter hörte Metz auf eine deutſche Stadt zu ſein. Es wurde franzöſiſch.

Es vollzog ſich damit nur äußerlich, was innerlich längſt geſchehen war. Metz war franzöſiſch durch viele Jahrhunderte ſchon, die dem Reformationszeitalter vorausgingen. Vielleicht nicht politiſch, indem man eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu wahren trachtete, aber ſeinem geiſtigen Leben nach, und verhielt ſich, um ein Beiſpiel aus unſerer Zeit zu wählen, etwa wie Luxemburg, das trotz ſeiner Zugehörigkeit zu Deutſchland, aus ſeiner innerlichen Hinneigung zu Frankreich nie ein Hehl gemacht hat. So damals Metz. Es gravitirte weſtwärts. Ich ſchließe es aus dem Umſtande, daß alle in der Kathedrale vorkommenden alten Inſchriften entweder lateiniſch oder franzöſiſch ſind. Ebenſo iſt eine mir vorliegende Chronik (»la chronique complète de Vigneulle«) die ſchon 1525 geſchloſſen, wahrſcheinlich alſo ums Jahr 1500 begonnen wurde, im Franzöſiſch der Epoche Ludwigs XII. und Franz I. abgefaßt.

Auch die Art, wie Metz um Oſtern 1552 in die Hände Frankreichs überging, ſcheint darauf hinzudeuten, daß die Herzen vorbereitet waren. Man öffnete dem Connetable die Thore. Daß eine franzöſiſch geſinnte »Seigneurie« dies konnte, trotzdem man ſich ſagen mußte: das damals auf ſeiner höchſten Macht ſtehende habsburgiſche Haus (Karl V.) werde dieſen Schimpf nicht ruhig hinnehmen, beweiſt zur Genüge, wie ſchwach der Widerſtand auftrat, der innerhalb der Stadt ſelbſt, in den Gemüthern der dem Kaiſer und Reich Zugeneigten zu überwinden war.

In der ganzen Geſchichte der Stadt Metz iſt das Jahr 1552 das wichtigſte. Ich berichte über dieſen bedeutſamen Abſchnitt in der Kürze und lege dem nachſtehenden Auszuge eine, wenn ich nicht irre von Praillon herrührende Fortſetzung der Vigneulleſchen Chronik zu Grunde.

Die Belagerung von Metz

1552.

Am 15. März ſchrieb der König, als er zum Kriege gegen Deutſchland auszog, an die Metzer, ihm »Etappen« auf ihrem Territorium zu gönnen.

Um Oſtern erſchien der Connetable Anne de Montmorency, belagerte zunächſt Gorze und ſeine Abtei, nahm es ein, verbrannte es und ließ die Beſatzung hängen.

Der Connetable zog nun vor Metz ſelbſt; einiges Geſchütz wurde aufgefahren; man öffnete ihm die Porte

Serpenoiſe und die Stadt kam ohne Widerſtand in franzöſiſchen Beſitz. Das war am 10. Tage des April. Die Einwohner mußten die Waffen an einen beſtimmten Ort abliefern, und weil man eine Belagerung (durch die Deutſchen) kommen ſah, wurden mehrere Kirchen und Gebäude niedergelegt. Dies währte aber noch eine Zeit.

Zunächſt erſchien jetzt, am zweiten Oſtertage, der franzöſiſche König Heinrich II. und hielt ſeinen Einzug mit »nobler Compagnie« von großen Prinzen und Seigneurs. Vier der Vornehmſten der Stadt waren bereit ihm zu dienen; er war ganz in Waffen, ritt bis zur großen Kirche, ſtieg vom Pferde und verrichtete ſein Gebet. Sämmtliche Prälaten, Geiſtliche und andere Zugehörige der Kirche, alle in ihren reichſten Kleidern, hatten ihn am Portal erwartet. Nach verrichtetem Gebet ſtieg er wieder zu Roß, und zwölf blaſende Trompeter vorauf, ritt er durch die Fournerue bis zum Hauſe des Seigneur Androuin Rouſſel, wo er Cour hielt.

Eine Beſchreibung dieſer Einzugstage (denn von einer »Eroberung« kann man nicht füglich ſprechen) iſt uns auch in einem Chanſon erhalten geblieben, das, während der 1870er Belagerung, durch einen glücklichen Zufall entdeckt wurde. Es lautet in Ueberſetzung etwa wie folgt:

Als ſie nun ſahen Kanonen
Und Mörſer aufgeſtellt,
Da riefen ſie um Erbarmen
Ueber Gräben und über Feld;
Die weiße Fahne in der Hand
Riefen ſie mit Bedacht:
Es lebe König Heinrich
Und ſeine ganze Macht!

Am zehnten Tag (ein Donnerstag)
Im luſtigen April,
Da waren die Metzer Herren
Dem König all' zu Will';
Der Connetable kam zuerſt,
Es mußte wohl ſo ſein,
Am Montag, zweiten Oſtertag,
Zog auch der König ein.

Und der gemacht dies Liedel
Nach einem luſtigen Ton,
War ein franzöſiſcher Soldat
Der Metzer Garniſon,
In Metz, der ſehr berühmten Stadt
Im Lotharinger Land,
Als er mit einem Stücke Speck
Am großen Brunnen ſtand.

So das Lied. Der Sänger indeß ſollte ſeines »Stückes Speck« nicht lange froh werden. Sehr magere Zeiten brachen für die Metzer Garniſon an, alſo muthmaßlich auch für ihn. Das geſchah im Herbſt deſſelben Jahres.

König Heinrich II. war längſt nach Paris zurückgekehrt, auch der Connetable hatte Metz verlaſſen; innerhalb der Stadt kommandirte der Herzog von Guiſe als Generallieutenant des Königs.

Anfang Oktober kam eben dieſem, dem Herzog, die Nachricht, daß der Kaiſer (Karl V.) mit großer Heeresmacht, inſonderheit auch mit vielen groben Karthaunen, heranziehe, um Metz zu belagern, zu berennen und den Franzoſen wieder zu entreißen. Der Herzog traf ſeine Vorbereitungen, erhielt auch ſtarke Unterſtützungen von Frankreich her; viele vom hohen Adel erſchienen mit ihren Capitainen, ihren Reitern und Fußvolk.

Das kaiſerliche Heer bewegte ſich inzwiſchen in drei großen Säulen heran. Zuerſt, am Sonnabend nach St. Lucas (18. Oktober) erſchien der Herzog von Holſtein mit den »Brabançons«; er ſchlug ſein Lager im Nordoſten der Stadt auf, bei Grimont und Deſirmont, hatte alſo im Weſentlichen daſſelbe Terrain inne, das, während der Belagerung von 1870, von der Manteuffelſchen Armee eingenommen wurde.

Die zweite große Heeresſäule, die erſchien, war die ſpaniſch-niederländiſche unter Herzog Alba; ſie ſchlug ihr Lager ſüdlich der Stadt auf, ſo daß Le Sablon der Mittelpunkt deſſelben, und La Horgne au Sablon wahrſcheinlich das Hauptquartier des hier Commandirenden war.

Die dritte Heeresſäule war die des »Marquis von Brandenburg«; er rückte mit ſeinen Kriegshaufen in den nordweſtlichen Abſchnitt ein, alſo dorthin, wo die Vorſtadt St. Martin, wo Fort Plappeville und Fort St. Quentin gelegen ſind.

Der Kaiſer ſelbſt verließ Sonntag vor Martinitag (10. November) Thionville, erſchien an der Südſeite der Stadt, nahm Wohnung in dem dort gelegenen Hauſe des Claude de Gournais, Seigneur de Tallange, eines vornehmen und gut kaiſerlich geſinnten Metzer Patriziers, und ernannte hier den Herzog von Alba zum Oberkommandirenden für die ganze Dauer der Belagerung.

Dieſe nahm nunmehr ihren Anfang. Es wurde gegraben, geſchanzt, gefeuert; die umliegende Landſchaft litt unſagbar; alles wurde genommen, die Noth ließ keine Wahl. Der Winter brach herein; die Unbilden wurden immer größer; anſteckende Krankheiten rafften viele Tauſende fort. Von den 140,000 Mann, die

die Belagerung begonnen hatten, gingen mehr durch Krankheit und Kälte, als wie in den zahlreichen Ausfallgefechten verloren, die die Belagerten unausgeſetzt unterhielten. Die meiſten Ausfälle gingen über den Pont des Morts, in nordweſtlicher Richtung, gegen den Marquis von Brandenburg. Hier, weil dieſe Stelle die gefährdetſte war, erſchien auch von Zeit zu Zeit (von Thionville her) der Kaiſer; ein Platz, am Abhange des Mont St. Quentin, heißt noch bis dieſe Stunde La butte de Charles quint.

Zahlloſe Opfer wurden gebracht; aber umſonſt. Metz hielt ſich. Beinah wörtlich heißt es in der Chronik: »Man ſchoß den ganzen Tag; die Fenſter klirrten, es war ein Höllenlärm, aber man gewöhnte ſich daran und alles lachte zuletzt; jedermann wußte, daß ſie's draußen in Schnee und Eis nicht lange mehr würden aushalten können.«

Und darin hatten ſie Recht. Am 1. Januar 1553 begann der Abbruch des Lagers. Zuerſt zogen die Truppen ab, die im Süden der Stadt unter dem ſpeziellen Befehle Albas geſtanden hatten, dann folgte der Herzog von Holſtein von Grimont, dann der Marquis von Brandenburg von der Vorſtadt St. Martin aus. Alle zogen ſie auf Thionville.

»Als ſie nun fort waren, ſah man das Elend und den Schmutz und die Räubereien des Lagers; todte Menſchen und Pferde und alles wurde begraben, damit es keine ſchlechte Luft gäbe.«

Der Herzog von Guiſe kehrte nach dieſer glorreichen Vertheidigung nach Paris zurück; aber eh' er ging, ordnete er eine große Prozeſſion an, »er ſelbſt, alle Prinzen und Capitaine, ſowie alle Gentilhommes nahmen eine Kerze in die Hand und zogen in die große Kirche, um Gott zu danken.«

Die Chronik dieſer Belagerung ſchließt im Weſentlichen wie folgt:

»Alles war theuer. Ein ſchlechtes Viertel Kuhfleiſch koſtete 3 bis 4 Livres; ein Ei koſtete 11 Sous (Solz). Die Kater und Katzen hatten ſchlechte Zeit; man war auf beſtändiger Jagd; ſie wurden alle getödtet, gebraten und gegeſſen. Oft aß man auch Paſteten von Pferdefleiſch.«

»Viele Diener in der Stadt ließen ſich verführen und wurden franzöſiſche Soldaten. Sie ſollten das Gut ihrer Herrſchaften hüten und verthaten es nun. So kam es, daß während dieſer Belagerung viele reich wurden, die vorher arm waren, und viele arm wurden, die vorher reich geweſen waren.«

Man kann dies alles nicht leſen, ohne frappirt zu werden durch viele Aehnlichkeiten zwiſchen damals und heut.

Metz, als König Heinrich II. am zweiten Oſtertage 1552 in die Stadt einzog, hatte 60,000 Einwohner gehabt; am Ausgange des folgenden Jahrhunderts (1698), vermochte es nur 22,000 aufzuweiſen. 1648 war es durch den weſtphäliſchen Frieden, neben Toul und Verdun, endgültig, will ſagen auch de jure an Frankreich gekommen, nachdem es demſelben, von 1552 an, bereits de facto zugehört hatte. Jene rapide Abnahme in der Bevölkerung innerhalb 150 Jahren lediglich auf den Herrſchaftswechſel zurückführen zu wollen, iſt wohl gewagt. Ich laſſe dies auf ſich beruhen. Viele Reichsſtädte, auch in Deutſchland ſelbſt, ſind ſeit der Reformationszeit zurückgegangen.

Eine andre Zeit für Metz brach erſt wieder mit Napoleon an. Sehr wahrſcheinlich ſchon unter dem erſten Empire entſtanden hier (wenigſtens zu erheblichem Theile) jene Kaſernen, Militairſchulen und Zeughäuſer, die mit ihren Dependenzien halb Metz überdecken; wie immer aber dem ſein möge, jedenfalls ließ das zweite Empire nichts unverſäumt, um die große Moſelfeſtung zu einem Waffenplatze von immer geſteigerter Bedeutung zu erheben. Es wurde ein bevorzugter Punkt, was einfach damit zuſammenhängen mochte, daß es bei ſeiner Lage und bei dem wachſenden Geſchrei nach dem linken Rheinufer, der Sprungſtein war, von dem aus der Salto mortale (denn dazu wurde ſchließlich dieſer Sprung) gemacht werden mußte. Die Wünſche, die die Pariſer Herzen bewegten, die Pläne, die in den Tuilerien geſponnen wurden, hier nahmen ſie zunächſt Geſtalt an, hier erfolgten die Waffen-, die Munitions-, ſelbſt die Proviantanhäufungen, um, wenn der rechte Moment gekommen ſein würde, die Heeres-Ueberſchwemmung in Scene ſetzen zu können. Um nur eins hervorzuheben, das berichtet wird: »im großen Arſenal befanden ſich nicht weniger als 150,000 Gewehre«. Man hat dieſe Anhäufungen von Kriegsmaterial in einer Grenzfeſtung als unklug und anmaßlich tadeln wollen. »Nichts kennzeichnet beſſer — ſo hieß es — den Größenwahnſinn und die leichtſinnige Ueberhebung der Franzoſen, als daß ſie hier, ſo nahe der Grenze, ſeit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial, andrer Vorräthe zu geſchweigen, anhäuften, mit welchen ſie ſeiner Zeit eine in Deutſchland operirende Armee auszurüſten und nachhaltig zu unterhalten vermeinten. Der Gedanke, daß ſie auch ihrerſeits unterliegen könnten, ſcheint ihnen alſo nie gekommen zu ſein.« Ich finde dieſe Auslaſſungen zu hart, vielleicht überhaupt nicht ſtatthaft. Es kann nicht darauf ankommen, ſolche Dinge, blos um ihre Sicherheit abſolut zu machen, an einem Punkte zu concentriren, wo der nöthige Schutz freilich vorhanden, aber auch die Möglichkeit rechtzeitiger Verwendung beinah genommen iſt. Was dem muthmaßlichen Kriegsſchauplatze am nächſten liegt, wird immer ein zu Bevorzugendes ſein, vorausgeſetzt, daß die natürliche Feſtigkeit des Platzes eine genügende Garantie gegen alle Eventualitäten des Krieges bietet. Ein ſolcher Platz aber war Metz in eminentem Grade. Was ſchließlich dieſe Rieſenfeſtung dennoch zu Fall brachte, war der Hunger, waren Verhältniſſe, die nicht vorweg in Erwägung gezogen zu haben, auch dem Vorausſichtigſten ſchwerlich als Unklugheit oder Ueberhebung angerechnet werden darf.

Metz.

Stattlich ziehn von den Hügeln herab ſich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erſcheint das Dach . . .
Fünf Kaſtelle beſchirmen und bändigen keck die Stadt;
Dort Sankt Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!

Platen (Bilder Neapels).

III.

Die Rue des Clercs, wie ſie nach links hin auf den Cathedralenplatz mündet, mündet nach rechts hin auf die Place royale, die, einſchließlich der Esplanade, ebenfalls ein großes aber quer-gelegtes Oblong bildet. Einige Beſchreibungen bezeichnen ihn als »einen der ſchönſten Plätze in Europa«, was mir indeſſen als eine erhebliche Uebertreibung erſcheint. Um unter die ſchönſten, oder auch nur ſchöneren Plätze einrangirt zu werden, dazu fehlt ihm zweierlei: eine bedeutende

Architektur und eine ſofort fühlbare Poeſie der Erſcheinung. Was er davon hat, reicht nicht aus. Er iſt ein Heiterkeits-, aber kein Schönheits-Platz. Unter allem Verwandten, was ich kenne, erinnert er zumeiſt an den Leipziger Univerſitäts-Platz. Die Grimmaſche Gaſſe iſt die Rue des Cleres; die Verlängerung der Straße, die ſich hier wie dort in einer Vorſtadt fortſetzt, theilt die ganze Platzweite in zwei Hälften; wo in Leipzig diesſeits der Univerſitätsbau und jenſeits das große Poſtgebäude aufragt, erheben ſich in Metz das Palais de Juſtice und die große Genie-Kaſerne hüben und drüben. Auch die Entſtehung der Plätze iſt dieſelbe; alte Stadtbefeſtigungen haben hier wie dort das Terrain hergeben müſſen.

Die »Esplanade« iſt die ſchönere Hälfte der Place royale; fünf Reihen Bäume leihen ihr einen beinah parkartigen Charakter, Pavillons und Gartenbeete ſchieben ſich ein, Veilchen- und Reſedaduft erfüllen die Luft und der Springbrunnen überdeckt mit ſeinen Waſſermaſſen, wie mit einer Glasglocke den Ober- und Unterrand der Fontaine. Der ehemalige Feſtungscharakter iſt an dieſer Stelle überall verloren gegangen; nur ganz nach rechts hin, wo ein ſchmaler Moſelarm die Grenze zieht, fällt das Terrain plötzlich ſenkrecht ab, und wer hier ſeinen Stand nimmt, erkennt an der ſcharfen Profilirung der vorſpringenden Ecke, daß er ſich auf der Höhe eines Baſtions befindet.

Sehr wahrſcheinlich iſt dies jener Werke eines (hart links daneben befindet ſich die Citadelle), mit denen Vauban die Stadt-Enceinte umgab, eine damals bewunderte Form, die nun längſt jenem neuen Fortifikations-Prinzip Platz gemacht hat, das jede große Feſtung in ein befeſtigtes Lager umgeſtaltet. Wohl an wenigen Stellen hat dies moderne Prinzip eine impoſantere Anwendung gefunden, als hier in Metz. Selbſt die Pariſer Befeſtigung iſt nur größer, aber nicht großartiger. Der Mont St. Quentin überragt noch den Mont Valerien.

Fünf mächtige detachirte Forts, von zahlloſen Lunetten und Redouten zu ſchweigen, umſtehen in halbmeiligem Umkreis die Stadt, jedes einzelne eine Feſtung in ſich. Nach Oſten hin: Fort St. Julien; nach Süden hin: Fort Queuleu; nach Südweſten hin: Fort St. Privat; nach Nordweſten hin: Fort des Carrières (meiſt Plappeville genannt), und alles andere überragend, der befeſtigte »Mont St. Quentin«.

Er iſt der Mittelpunkt jeder Unterhaltung, der Stolz jedes Hauſes. Wie am Genferſee ſich alles um den Montblanc, am Luzerner See alles um den Rigi und Pilatus, an jener geſegneten Stelle zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See alles um die »Jungfrau« dreht, ſo dreht ſich innerhalb der großen Moſelfeſtung alles um den Mont St. Quentin. Er iſt der Wächter, in jenem Doppelſinne, daß er nicht nur nach außen hin ſchützt, ſondern auch nach innen hin controlirt, und wer in Metz über Platz und Straßen ſchreitet, muß beſtändig das Gefühl haben, unter dem Blicke von Mont St. Quentin zu ſein. Aber dieſer Blick erhebt mehr, als er bedrückt, denn es iſt kein grotesk-neugieriges Hineinſchauen (wie man es dem Monde nachgeſagt hat und wie ſo viele Bilder es darſtellen), ſondern es iſt der große Blick der Sonne. Hoheit und Heiterkeit ſind um ihn her.

Die Esplanade, von jener Baſtions-Stelle aus, wohin ich den Leſer geführt, gönnt eine prächtige Ausſicht auf dieſen nächſtgelegenen und ſchönſten Bergkegel in der Umgebung der Stadt, der, wenn die Gerüchte ſich beſtätigen, die über ihn und die anderen Forts im Umlauf ſind, wohl bald zum letzten Male als »Heiliger Quintinus« auf Thal und Fluß herniedergeblickt haben wird. Vielleicht wird er als »Kaiſer«, oder, in Huldigung gegen den prinzlichen Feldherrn, der hier ſelber wie ein Wächter vor Metz ſtand, als »Friedrich Karl« zu unſren Söhnen und Enkeln ſprechen. Gleichviel indeß, wie immer der Name wechſeln möge, er wird die Stätte bleiben, die der ihm zu Füßen liegenden Stadt den Stempel des Königlichen leiht.

Metz.

Und es bildet ſich
Um die Beiden ein Kreis von Beſchauenden flugs umher,
Mädchen kommen ſogleich und erregen das Tambourin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen iſt's Muſik.
Platen (Bilder Neapels).

Das iſt dieſelbe Rechte, die er einſt
Erhob und jenen ſchweren Sieg erfocht,
Als er die ſchnellen Parther unterjocht, . . .
Und ſtill verlaſſen blickt herab der Held
Auf dieſe neue, dieſe fremde Welt.
B. v. Lepel (Der Reiter auf dem Capitol).

IV.

Zwei Cafés. Zwei Standbilder.

Noch einmal die zwei Plätze, der Cathedralen- und der Königsplatz! Wie ſie in allem einen Gegenſatz ausdrücken, ſo auch in ihren Cafés; Etabliſſements, um die ſich bekanntlich in Frankreich das öffentliche Leben noch mehr dreht, als um Hôtel de Ville und Palais de Juſtice, ſelbſt als um Kirche und — Kaſerne.

Das Café de la Cathédrale iſt der Sammelplatz des bürgerlichen Metz. Hier blüht der Cognackellner, der wie ein Bankhalter die Höhe von zwanzig Karten, ſo die Cognac-Höhe von wenigſtens zwanzig Flaſchen beſtändig im Gedächtniß trägt, hier wird die Cigarette gewickelt, die kleine Pfeife geſtopft, hier klappert von früh bis ſpät der Dominokaſten, hier ſchlägt der Carambole-Ball unerbittlich an die Bande, hier ſind die Blouſe und der Henri-quatre zu Haus, hier ſchnattert's und gattert's, hier blitzen die dunklen Augen, und ein narkotiſcher Samum von Taback und Mocca weht heiß über die Tiſche hin. Hier wandern der Figaro und der Gaulois von Hand zu Hand, und lange wird es dauern, eh die Kölniſche Zeitung an dieſer Stelle ihren Sieges-Einzug hält.

Anders das Café am Esplanadenplatz: das Café Heaume. Auch in zurückliegenden Jahrzehnten, lange bevor die »große Wandlung« kam, war der Gegenſatz da und wie das Cathedralen-Caféhaus das civile Metz beherbergte, ſo das Esplanaden-Caféhaus das militairiſche. Hier klapperte immer der Säbel mit dem Queue um die Wette, und der Champagnerkühler verdrängte zeitweilig die geſchliffene Flaſche des Abſinth. Die letzten Oktobertage 70 geſellten zu dem alten

Gegenſatz von Civil und Militair noch einen neuen: das Cathedralen-Caféhaus blieb franzöſiſch, das Café Heaume wurde deutſch.

Hier an einem lachenden Maitage ſitzen, zumal um die Mittagsſtunde, war ein Genuß, der etwas von der Elegance der Boulevards mit der Heiterkeit des Jahrmarkts in ſich vereinigte. Unter den Laubengängen der Esplanade wogte es auf und ab, der Springbrunnen plätſcherte, die Militair-Kapelle ſpielte ihre Verdi- und Bellini-Märſche, von links her aber lärmte in die ſentimental-getragenen Töne die immer luſtige Pauke eines Carrouſels hinein; die großen und kleinen Pferde (ein ganzer Marſtall in Holz) drehten ſich immer raſcher, und Kinder und Erwachſene, Metzer Stubenmädchen und oſtpreußiſche Grenadiere, jagten ſich mit einer Schnelligkeit — glücklicherweiſe ohne ſich einzuholen — wie die rothen Teufel auf den Drehſcheiben, die man Kindern zu Weihnachten ſchenkt.

Wie alles hier einen Gegenſatz ausdrückt, die Baulichkeiten, die Cafés, die Plätze ſelbſt, ſo auch die beiden Standbilder, die ſich auf eben dieſen Plätzen erheben: der Marſchall Fabert und der Marſchall Ney. Fabert, der ſchon geboren wurde, als die Cathedrale eben erſt als ein endlich Vollendetes aus der Hand ihrer letzten Baumeiſter hervorgegangen war, ſteht auf der Place d'armes, angethan mit jener Eiſenrüſtung, die, bis weit über die Tage des eigentlichen Ritterthums hinaus, noch in den Elitecorps des dreißigjährigen Krieges, ja ſpäter noch, als eine Art militairiſches Staatskleid fortlebte. Erſt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erloſch es; — Helm und Harniſch unſrer Küraſſiere der letzte Ueberreſt davon.

Wie anders Ney! Ueber der Uniform der maleriſch drapirte Mantel, den die Kampfes-Bewegung öffnet und nach hinten ſchlägt. In ſeinen Händen kein friedliches Blatt Papier (wie die Fabert-Statue es zeigt), kein Beſtallungs-Pergament mit Namen und Datum, ſondern das kurze Gewehr des franzöſiſchen Voltigeurs; nichts ruhig Statuariſches; alles Attaque; der alte Soldat ſiegreich über den Marſchall.

So weit die Unterſchiede; aber in einem ſind ſie gleich: als Sinnbilder der Tapferkeit und Treue. Fabert, deſſen Name jetzt verklungen iſt, war ein Ney ſeiner Zeit, ein »Brave des Braves« aus dem Jahrhundert Louis XIV., und auf dem Sockel des Denkmals, das ihm Metz, als dem tapferſten ſeiner Söhne, errichtete, durften in Erz die von ihm ſelbſt herrührenden Worte eingegraben werden:

»Si pour empêcher qu'une place, que le Roi m'a confiée, ne tombât au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brêche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerais pas un moment à le faire.«

So die Inſchrift. Das Erzbild des andern Platzes bedurfte ſolcher Inſchrift nicht. Ney ſprach für ſich ſelbſt. »Pourquoi tous ces titres? Michel Ney!« et bientôt un peu de poudre« klingt fort im Herzen ſeiner Nation. Er ſtarb den Tod des Verräthers, und er ſtarb ihn — mit Recht; aber die Welt hat ihm längſt verziehn; er war treulos aus Treue. Er ſetzte ſein Herz über ſein Wort.

So ragen auf den zwei Plätzen von Metz zwei Standbilder auf, jedes mahnend an die großen Ruhmes-Epochen des Landes, jedes ein ſtummer Zuruf: halte aus.

Mit welchen Empfindungen, in jenen dunkeln Oktobertagen, als das Brot immer theurer und das Leben immer billiger wurde, mit welchen Empfindungen muß Marſchall Bazaine, wenn er von Ban St. Martin aus in die Stadt kam, an dieſen beiden Statuen vorübergeritten ſein, von Tag zu Tage immer nur das Eine mehr erkennend: die dritte Statue wird nicht dir errichtet werden. Auch der Tapferſte erliegt ſeinem Geſchick. Das perſönliche Sich-Hinopfern (und dann meiſt viel Tauſende mit), das als letztes Refugium immer übrigbleibt, iſt halb Nervenſache, halb Komödie.

Als am 29. Oktober die Unſren einzogen, war die Statue Faberts in ſchwarzen Flor gehüllt!

Bis Gorze.

Ihr habt ſie
Aufwachſen ſehen, doch mit ihnen wuchs
Auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend.
Braut von Meſſina.

»Ja, vielleicht
Zur alten Krone ſollen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.«

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Jungfrau von Orleans.

Mit den Sehenswürdigkeiten von Metz, ſo weit ſie auf der Oberfläche liegen, war ich fertig und mir verblieben für die weiteren drei Tage, die ich für die große Moſelfeſtung feſtgeſetzt hatte, nur noch die Schlachtfelder. Zunächſt die vom 16. und 18. Auguſt. Ich engagirte einen Wagen (50 Francs für zwei Tage; keineswegs zu theuer) und fuhr an einem herrlichen Maitage ſüdlich auf Gorze zu, um, nach einer kurzen Raſt daſelbſt, von dieſem ſeinerzeit vielgenannten Flecken aus, das große Plateau, auf dem die Schlacht tobte, zu erreichen.

Alſo zunächſt nach Gorze!

Der Weg dahin geſtattet von dem Augenblicke an, wo man Montigny, eine der großen Vorſtädte von Metz, im Rücken hat, einen prächtigen Ueberblick über das reiche Thal, zugleich über die bewaldete, ſchluchtendurchzogene und kuppenreiche Bergmaſſe, die am andern Ufer dem Fluſſe folgt, oder den Lauf deſſelben beſtimmt. Dieſe Bergmaſſe, deren öſtlicher Abhang uns faſt auf unſrer ganzen Fahrt begleitet, (nur die letzte halbe Meile führt uns ſchon in die Berge hinein) iſt dieſelbe, auf deren nach Weſten hin ſich dehnendem Plateau am 16. und 18. ein ſo erbitterter Kampf geführt wurde. Dörfer liegen an der uns zugekehrten Seite; andere ziehen ſich in jenen tiefen Einſattlungen hin, die hier und dort die mächtige Bergwand durchbrechen und die natürlichen Straßen bilden, mittelſt deren wir, an den Kuppen vorbei, auf die weſtlich dahinter gelegene Hochfläche gelangen. Solcher tiefen Einſattlungen ſind drei. Die eine führt auf Amanvillers zu, die zweite auf Gravelotte, die dritte (über Gorze) auf Vionville. Dieſe dritte Schlucht war die unſre. Da ſie zugleich die ſüdlichſte iſt, ſo bot die Fahrt, inſoweit ſie an den beiden andern Schluchten vorüberging, eine erwünſchte

Gelegenheit, in dieſe und die an ihrer Mündung gelegenen Ortſchaften einen Blick zu thun.

Das nächſte Dorf zur Rechten, eigentlich ein Conglomerat von dreien, iſt Juſſy, ſeinerzeit in tauſend Zeitungen und hunderttauſend Briefen immer wieder und wieder genannt. Hier, auf hoher Kuppe, war der vorgeſchobenſte unſrer Beobachtungspoſten, der, mit Hülfe ſeines Fernrohrs, nicht nur ſymboliſch, wie der Mont St Quentin, ſondern realiter in die Geheimniſſe von Metz hineinſah. Die Esplanade lag ſo klar vor ſeinem Glaſe, daß man die Beſucher zählen konnte, die im Café Heaume ein- und ausgingen, ja, weit über Metz und ſeine Cathedrale hinweg, drang das bewaffnete Auge bis zum Fort St. Julien vor und regiſtrirte die Zahl und Stärke der feindlichen Bataillone, die ſich, mehr als einmal, gegen Servigny und Noiſſeville in Bewegung ſetzten.

Eine halbe Meile weiter ſüdwärts, hart am Fluſſe, an eben jener Stelle, wo die jenſeits nach Gravelotte hin führende Schlucht diesſeits ausmündet, liegt Ars ſur Moſelle in friedlichem Schimmer. Die zahlreichen Schlote dampfen; nur die Schläge des Eiſenhammers dringen herüber, während die Donner von Plappeville und St. Quentin her, ſtumm geworden ſind. Wie viel Hoffen und Bangen knüpfte ſich, durch zehn lange Wochen hin, an den Namen dieſes Orts! Eine zwei Fuß breite Diele, eine Decke, eine Handvoll Stroh an dieſer Stelle gefunden zu haben, war wie ein Gewinn im Glücksſpiel; was litt und ſtarb hier alles; der Krieg kleidete ſich hier bunter als ein Markt in Cairo. Nun alles vorüber. Die Brückenbogen aus der Römerzeit ragen maleriſch auf und predigen ſtill: Vergeſſenheit.

Der dritte Ort iſt Jouy, auch Jouy aux arches genannt. Dieſes Dorf paſſirten wir direkt. Die Blicke der Bewohner waren nichts weniger als freundlich auf uns gerichtet; erſt das deutſche Wort »Briefkaſten« gab mir meine Haltung wieder und ließ mich fühlen, daß der Reichsadler ſchützend über mir ſchwebe. Ziemlich am Ausgange des Dorfs ſtreiften wir die Villa und den Gartengrund des Herrn Dreyfuß, eines Banquiers oder Fabrikherrn aus der Rothſchild-Sippe. Mein Kutſcher, der bis dahin ziemlich einſylbig geweſen war, wandte ſich jetzt lebhaft und energiſch zu mir herum und ſagte mit einem Tone, als ob er von Bayard oder Coligny ſpräche: Monsieur Dreyfuss! c'est le Monsieur, qui a marié une nièce de Mr. Rothschild. Es machte einen lächerlichen und doch zugleich trübſeligen Eindruck auf mich. Das unbedingt Häßlichſte, dem ich in Frankreich begegnet bin, iſt dieſe Devotion vor dem Golde. Arme Kerle; ſie haben keinen Gott und keinen Glauben mehr und knixen vor la France und — Rothſchild.

Von Jouy iſt noch eine Viertelmeile bis Corny-Noveant, von denen jenes (Corny) diesſeits der Moſel, dieſes (Noveant) jenſeits gelegen iſt. Zwiſchen beiden Dörfern die Moſelbrücke.

In Corny ſtieg ich aus, um dem »Schloß« daſelbſt, in dem ſich ſeinerzeit das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand, meinen Beſuch zu machen. Die Front, wenn ich recht geſehen habe, liegt dem Dorfe abgewandt und blickt auf Wieſe und Park hinaus; man nimmt alſo ſein Entrée von hinten her. Ein ſackgaſſenartiger Raum, von Gartenmauern eingeſchloſſen, führt in einen von drei Seiten umſtellten Hof, unter deſſen einem Flügel hin ſich ein tunnelartiger Thorweg zieht, der den Beſucher aus dem halbwirthſchaftlichen Hinterhof in den Empfangshof der Vorderſeite führt. Durch dieſen Tauſch iſt indeſſen wenig gewonnen, und wenn zwiſchen den maleriſchen Verdienſten des einen und des andern abgewogen werden ſoll, ſo gebührt dem Hinterhofe der Vorzug. Die

Façaden ſeiner Flügel wirken minder monoton, am Spalier hin rankt der Wein, alte Kaſtanienbäume bilden ein ſchützendes Dach und träumeriſch fällt das Waſſer aus einem Quellbrunnen nieder und füllt die Luft mit Kühle und ſtiller Muſik. Der Vorderhof iſt um vieles nüchterner; das verflachte Rococo ſeiner Thüren und Fenſter kommt zu keiner Geltung, die Stille wird zur Oede, und nur die ſchöne Avenue[1]), die von der Parkwieſe her auf den Schloßhof zuführt, leiht dem Ganzen eine Vornehmheit und einen gewiſſen Reiz. Ich bat, mich umſehen zu dürfen, was mir auch ſchließlich geſtattet wurde, aber zu keinem erheblichen Reſultate führte. Innerhalb — da keine Thür ſich öffnete — kam ich über Flur und Küche nicht hinaus; außerhalb aber, als ich mich in dem Park ergehen wollte, erhob eine Hundemeute, die in mir einen Pruſſien wittern mochte, ein ſo furchtbares Geheul, und ſprang und kletterte an der Umzäunung ſo bedenklich in die Höhe, daß ich meine Verſuche, weiter vorzudringen, einſtellen mußte. Die Hauptſachen indeß, wenn ich von Zimmereinrichtungen abſehe, werd' ich nichtsdeſtoweniger geſehen haben. Der Prinz bekundete durch die Wahl von Schloß Corny jedenfalls einen feinen Geſchmack. Es war, auch ehe der Herbſt 1870 dieſem Château einen hiſtoriſchen Stempel aufdrückte, ein gewiſſes Etwas um daſſelbe her, das es, trotz all ſeiner architektoniſchen Plattitüden, weit über die Spielſchachtel-Schlöſſer erhob, die der franzöſiſche Induſtrialismus in den Stylen aller Jahrhunderte, wie um Paris ſo auch um die Provinzialhauptſtädte her, in wahren Maſſen hat entſtehen laſſen.

---

[1]) Dieſe Avenue hinauf fuhr, ſehr wahrſcheinlich, am Vormittage des 25. Oktober, der 80jährige General Changarnier. Seine Beſprechung mit dem Prinzen ebnete das Terrain; am Abend des 27. wurde eine Meile nordwärts, im Schloß Frescaty (vergl. das gleichnamige Kapitel) die Kapitulation abgeſchloſſen.

Beinah unmittelbar hinter Corny iſt die Kettenbrücke, die auf das andre Moſelufer hinüberführt. Vor ohngefähr 12 Jahren brach dieſelbe unter der Laſt von zwei Fuder Wein zuſammen; die Dauben ſprangen auseinander und auf tauſend Schritt hin färbte der Wein das Waſſer. Im ſelben Jahre erſchien der Komet. Der blutrothe Streifen in der Moſel war ein direkter zu deutendes Zeichen.

Jenſeits der Brücke tritt der Weg, nach einer Linksbiegung, beinah unmittelbar in jene dritte, hier mündende Schlucht ein, die nun, in halbſtündiger Fahrt, uns in das »finſtere Gorze« hineinführt.

In das »finſtre Gorze«; ſo hieß es damals, als die Einwohner noch weinten oder fluchten, als jedes Haus ein Lazareth war, und die Auguſt- und Septemberwochen, aller Gewohnheit und Regel zum Trotz, ihre unendlichen Regenſchauer aus trübem Himmel niederſchickten. Aber das Gorze von heute iſt alles, nur kein finſtres Gorze! Die gelblichen Häuſer der langen Schluchtſtraße lachen im Sonnenſchein, die grünen Abhänge blicken freundlich in das Städtchen nieder, und auf höchſter Bergesſpitze — das Thal und ſeinen Weinbau ſegnend — ſteht die Jungfrau Maria von Golde blinkend und überſtrahlt alles mit einem Doppelſchimmer von Licht.

Nicht finſter iſt Gorze, aber lang, wie alle Gebirgsdörfer. An zahlreichen Aubergen vorüber, von denen eine, ächt franzöſiſch, die Ueberſchrift »A l'idée du monde« führte, gelangten wir endlich bis an das entgegengeſetzte Ende des Fleckens, wo wir vor dem »cheval blanc« Halt machten.

Eine korpulente Wirthin empfing mich, die, nach einigen Begrüßungsworten, ihrer Freundlichkeit nicht beſſern Ausdruck geben zu können glaubte, als durch Angebot von »du jambon avec choucroute«. In nichts aber, und am wenigſten in Sauerkrautsfragen, dem Deutſchthum rückſichtslos verfallen, lehnte ich ihre beabſichtigte Gutthat ab und entſchied mich für einen »gigot« zu dem ich, an dieſer Stelle, ohnehin ein größres Vertrauen hegte.

Eh dieſer Schöpſenſchlegel ſervirt werden konnte, ſchritt ich im Zimmer auf und ab, in lebhaftem politiſchem Geſpräch mit dem Wirthe, der ſich mir mittlerweile zugeſellt hatte. Ich machte an dieſem, wie an allen andern Tagen, die ich in der Umgegend von Metz (ganz beſonders auf dem Lande) zubrachte, die Wahrnehmung, daß die Lothringer in ihrer Geſammthaltung viel angenehmer, umgänglicher, freundlicher ſind, als die Elſäſſer. Ich erklär' es mir ſo. Die Lothringer, mit ihrer letzten Herzensfaſer längſt zu Franzoſen geworden, betrachten ſich völlig als Bewohner einer eroberten Provinz. Sie haben unterlegen, ſind als Beuteſtück dem Sieger zugefallen und müſſen ſich in die Geſetze deſſelben finden. Sie haben ihm gegenüber keine beſondren Anſprüche zu erheben; ſie waren ſeine Feinde, immer ſeine Feinde, und müſſen nun — als Grenzland dazu verurtheilt die Zeche zu zahlen — die Conſequenzen dieſer Gegnerſchaft tragen. So in Lothringen. Ganz anders in Elſaß. Der Elſäſſer, wiewohl politiſch total Franzoſe geworden, iſt doch ſeinem Blut und ſeinem Stammesbewußtſein nach, mehr oder minder deutſch geblieben und gerirt ſich in dieſer ſeiner Deutſch-Eigenſchaft nunmehr als »feindlicher Bruder«. So lange er in der Präponderanz war, betonte er die Feindlichkeit und ließ die Bruderſchaft fallen; jetzt, nach langer Hoffahrt, endlich mit beſiegt und unterlegen, ſucht er den Bruder überall wieder hervor, wo es ihm paßt und perorirt ſich in den Glauben hinein, daß er als »Bruder« eigentlich »ſchlecht behandelt« werde. Ja er geht ſo weit, als feindlicher Bruder ganz beſonders ausgezeichnet, namentlich aber prämiirt werden zu wollen. Denn in den Mein- und Dein-Fragen vereinigt er die Tugenden beider Nationen.

Die Lothringer, ſo ſagt' ich, erwieſen ſich mir als umgänglicher, als nahbarer, und, im Einklange damit, zeigten ſie ihre relativ freundliche Geſinnung auch in der Sprachenfrage. Sie entſchuldigten ſich, des Deutſchen nicht mächtig zu ſein, oder gaben wenigſtens erläuternde Erklärungen darüber ab. So auch mein Cheval-blanc-Wirth.

Wir unterhandelten noch über dieſe Dinge, als der Gigot intervenirte und mein gefälliger Plauderer Miene machte ſich zurückzuziehn; ich bat ihn aber zu bleiben, was er auch annahm. Wir ſtießen nun an auf »gute Zeiten«, ein Trinkſpruch, unter deſſen weitem Mantel alle Nationalitäten momentan untergebracht werden können. Ich ſprach dann, halb ſcherzhaft, von den Zeiten, wo er »un vrai prussien« ſein, und ſein älteſter Sohn in der Berliner Garde dienen würde. Im ganzen Lande werde man ſich bald davon überzeugen, daß man gar keinen ſo üblen Tauſch gemacht habe und daß die deutſchen Regierungen im Gegenſatz zu der franzöſiſchen (die er vorher ſelber angeklagt hatte, immer nur an ſich, d. h. an die eigne Taſche gedacht zu haben) ein Gewiſſen und eine Vorſtellung von der Heiligkeit des Amtes beſäßen. Er hörte mir aufmerkſam zu und ſagte dann (ich finde die Worte in meinem Notizbuch): Nous le savons bien: votre gouvernement est juste: c'est beaucoup: mais nous sommes français: nos sentiments sont tout-à-fait pour la France, et être allemand, jamais! Ich ſah ihm an, daß er es ernſthaft meinte und verſuchte deshalb, ihm von der ernſteſten Seite her, die es für einen Franzoſen giebt, beizukommen, von der Geldſeite. Ich ließ alſo einfließen, daß es doch auch etwas ſei, an der Aufbringung der fünf Milliarden keinen Theil nehmen zu müſſen. Er wollte aber von dieſem Troſt nichts wiſſen und ſagte raſch und decidirt: J'aimerais mieux payer et — rester chez la France. L'Allemagne. oh . . .

In dieſem Augenblick erſchien wieder, um dem Dejeuner durch Mandeln und Biscuit den letzten Schliff zu geben, die corpulente Dame, bei der ich mich nun beſchwerte, daß ihr Eheherr ein ſo obſtinater Franzoſe ſei. Sie lächelte, als ob ſie ſagen wollte: in dem einen Punkte ſind wir einig. »Eh bien.« fuhr ich fort, zugleich das große Laib Brot vom Teller nehmend, »dies Brot wird künftig auf deutſcher Erde wachſen und das ſagt alles.«

Aber einem Franzoſen iſt ſchwer beizukommen. Er nahm den Teller, auf dem das Brot gelegen hatte, drehte ihn zwiſchen den Fingern und ſagte dann: »deutſche Erde! Sehen Sie hier dieſen Sonntagsjäger. Er glaubt einen Faſan getroffen zu haben; aber es war die bunte Mütze ſeines Nachbars; der Faſan flog davon.«

Das Schlachtfeld vom 16. Auguſt.

Sie haben Tod und Verderben geſpie'n. —
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben ſie niedergeritten.
F. Freiligrath.

* * *

Der Tod iſt gekommen,
Der Sieg aber auch,
Durch alle Herzen webet
Der Verheißung Hauch.
G. Heſekiel.

(St Marie aux Baraques. Mars la Tour. Vionville.)

Um 2 Uhr wieder zu Wagen. Das Terrain ſteigt, unmittelbar hinter Gorze, ziemlich ſteil bergan; wir fuhren alſo Schritt. Zwei Franzoſen geſellten ſich uns und baten aufſteigen zu dürfen; ich überließ die Entſcheidung dem Kutſcher, der am Ende wiſſen mußte, was er ſeinem Braunen bieten könne und was nicht. Er nickte zuſtimmend (brauchte er doch nicht ſelbſt zu ziehen) und ſo waren denn alle Plätze beſetzt. Als wir die Höhe ziemlich erreicht hatten, gewahrte ich eine Kapelle, nach deren Namen ich mich erkundigte. »Das iſt St. Thiebault«, ſagte der eine, »eine Heilquelle und ein Wallfahrtsort. Am 1. Juli pilgern viele Tauſende hierher, um ſich der Fürſprache des Heiligen zu empfehlen.« Er ſagte das in jener ſchelmiſch drüberſtehenden Weiſe, in der die Franzoſen, beinah ausnahmelos, kirchliche Dinge zu behandeln lieben. Ich that, als überhört' ich die Schelmerei und fragte ganz ernſthaft: »woher nur die große Theilnahme?« »Oh, on danse le soir« antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.

Sehr bald hinter St. Thiebault hört die Steigung auf; beide Männer dankten und gingen links ab auf ihre Felder; nach rechts hin aber dehnte ſich nun jenes berühmte Plateau »vom 16.«, an dem für uns ſo viel Ruhm und — ſo viel Thränen hängen. Zunächſt hindern Erdhebungen und vorgelegene Gehölze die Ausſicht, ſehr bald aber kommen offne Stellen, die nun den ganzen Blick frei geben: dort Tronville und Vionville, an der Pappellinie hin, die die Richtung der großen Straßen angiebt; hier, weiter vor im Grunde, das vielgenannte Gehöft von Flavigny; daneben rechts die erſten Hauſer von Rezonville; (Mars la Tour, zur Linken, verbirgt ſich noch in einer Terrainwelle). Der Wind geht leiſe, der Himmel iſt blau, die rothen Dächer von Flavigny leuchten über das Feld hin; wie ſonnig, wie friedlich alles; nur hier und dort (aber im Ganzen doch wenig bemerkbar) ragt ein Hügel auf und ein daneben ſtehendes Kreuz. Dieſer friedlich-ſtille Eindruck bleibt auch, wenige Stellen abgerechnet.

Einer ſolchen nähern wir uns jetzt: St. Marie aux Baraques oder auch blos les Baraques genannt, ein zerſtörtes Gehöft. Der Kampf ging nicht eigentlich bis zu dieſer Südweſtecke des Schlachtfeldes; die Baulichkeiten erlagen alſo wohl dem Granatfeuer, das die Franzoſen von jenſeit Vionville her, gegen dieſen uns als Repli dienenden Punkt richteten. Der Beſitzer von les Baraques wurde ſtandrechtlich erſchoſſen; er hatte Zeichen gegeben und unſre Zahl und Stellung verrathen. So wird erzählt.

Bei les Baraques biegt der Weg nach rechts ab und führt uns nunmehr, an der weſtlichen Flanke des faſt ein Quadrat bildenden Schlachtfeldes hin, auf Mars la Tour zu. Die Entfernung beträgt eine halbe Meile.

Mars la Tour, in den Friedensbeſtimmungen bei Frankreich verblieben und deshalb der Sehnſuchtsort, wohin ſich die Blicke aller zwangsweis deutſch gewordenen Proprietaires der Nachbardörfer richten (»wir wirthſchaften noch fünf Jahre, dann ziehen wir hinüber«) — dieſes Mars la Tour iſt mehr ein Flecken als ein Dorf und würde mit ſeiner breiten Straße und ſeinen zweiſtöckigen Häuſern einen beinahe ſtädtiſchen Eindruck machen, wenn nicht hier, wie in ſo vielen andren franzöſiſchen Ortſchaften, die Unſitte herrſchte, die Düngerhaufen unmittelbar vor die Häuſer zu legen. Dazu Betten in der Sonne, ein beſtaubter Fruchtſtrauch am Spalier, nirgends ein friſcher, ſchattengebender Baum, — ſo entſteht jene »greiſenhafte Erſcheinung«, von der ich, nach einem Pücklerſchen Citate, ſchon Seite 16, in dem Kapitel »Bis St. Quentin« geſprochen habe.

Eine einzige Stelle macht hier eine Ausnahme, der von Kaſtanien umſtellte Kirchenplatz. Die Kaſtanien ſind ſo jung wie die Kirche alt iſt. Sie iſt die größte, die ſtattlichſte, die in ihrer Erſcheinung originellſte, die ſich auf dem ganzen Schlachtenterrain vorfindet. Vionville, Gravelotte, Amanvillers, ſie haben geſchmackloſe kleine Thürme mit einer nichtsſagenden, aus vier Brettern zuſammengeſtellten Pyramide, — Mars la Tour aber, im Einklang mit ſeinem Namen, den man wohl mit »Kriegsthurm«

überſetzen darf, trägt eine maſſive Mauerkrone ſtatt der hölzernen Spitze.

Intereſſant wie die äußre Erſcheinung, iſt auch die innre Ausſchmückung. An den Wandpfeilern ragen vierzehn große Oelbilder auf, die die Leidensgeſchichte des Erlöſers darſtellen. Alſo ein Calvarienberg, ein Stationsgang bis Golgatha, innerhalb der Kirche ſelbſt. Wie ich ſchon an andrer Stelle hervorgehoben habe, es giebt Weniges, worin ſich ein allgemeines höheres Kunſtmaaß der Franzoſen beſſer zu erkennen gäbe, als in der Ausſchmückung ihrer Dorfkirchen. Aus der ganzen Priegnitz, wenn ich ſie umſtülpen könnte, würden höchſt wahrſcheinlich nicht vierzehn ſolche Paſſionsbilder herausfallen, wie ſie dieſe eine Kirche von Mars la Tour aufzuweiſen hat.

Ich durchſchritt das Dorf ſeiner ganzen Länge nach, aber nirgends nahm ich Zerſtörungen wahr. Es ſcheint in der That, daß der Kampf, der doch zur Hälfte den Namen dieſes Dorfes trägt, an eben demſelben nur vorüberfegte. Freilich nah' genug. Der nur tauſend Schritt öſtlich gelegene Wald (den im Norden die alte Römerſtraße, im Süden die zwiſchen Mars la Tour und Gravelotte laufende Chauſſee begrenzt), dieſer Wald, um den beinah zehn

Stunden lang gerungen wurde, und der ganz und gar der »Swiepwald« dieſes Tages war, ſcheint wie ein Blitzableiter gewirkt und das zu Häupten des Dorfes ſtehende Wetter glücklich auf ſich abgelenkt zu haben.

Dieſem Walde fahren wir jetzt zu, indem wir uns anſchicken, unter abermaliger Rechtsbiegung die dritte Seite des Schlachtfeld-Quadrats zu beſchreiben. Dieſe dritte Seite, die nördliche, iſt die eigentliche Kampfeslinie. Es iſt der zwiſchen Mars la Tour und Gravelotte gelegene Abſchnitt der großen Metz-Verdun-Straße, auf der am 16. Auguſt Marſchall Bazaine ſeinen Abzug bewerkſtelligen wollte. Hier trafen wir ihn in ſeine linke Flanke, hier zwangen wir ihn zu ſtehn, hier hielten wir ihn feſt, hier warfen wir ihn zurück. Das Reſultat des Tages war kein eigentlicher Sieg; es lief auf eine großartige Marſchſtörung hinaus; dieſe war erreicht; an ihr hing vielleicht der Krieg. Wir ſagen vielleicht. Denn bekanntlich iſt die ganze Bedeutung der Metz-Einſchließung angezweifelt worden. Es gab eine Epoche (kurz vor der Capitulation), wo man ſie geradezu für einen Fehler erklärte. Der endliche Ausgang hat jedenfalls zu ihren Gunſten entſchieden.

Die Nordſeite des Schlachtfeldes iſt etwa eine Meile lang; — ſie wird durch die Dörfer Vionville und Rezonville in drei gleiche Theile gegliedert: in Mars la Tour-Vionville, Vionville-Rezonville und Rezonville-Gravelotte. Der Kampf drehte ſich anfangs um die Mittelpoſition Vionville-Rezonville (inkluſive Flavigny); die Flügel links und rechts wuchſen erſt im Laufe des Tages an. Was ſchließlich den Ausſchlag zu unſren Gunſten gab, will ſagen, den Feind von ſeinem Weitermarſch, beziehungsweiſe von ſeinen Durchbrechungsverſuchen abſtehen ließ, wird für den Augenblick ſchwer zu ſagen ſein; wahrſcheinlich war es der Druck, den wir, am ſpäten Abend noch, mit Hülfe neu eintreffender Regimenter des VIII. und IX. Corps, auf ſeinen linken Flügel ausübten. Dies war zwiſchen Rezonville und Gravelotte. Die zahlreichen, durch den ganzen Lauf des Tages hin unſrerſeits wiederholten Cavallerie-Angriffe, an denen gleich ruhmvoll, aber nicht gleich erfolgreich alle Cavallerie-Brigaden des III. und X. Corps, einſchließlich der Garde-Dragoner, theilnahmen, ſie waren Nothbehelfe, die in Abwendung des Aeußerſten, nämlich der Umzinglung und Vernichtung unſrer 6. Diviſion, reuſſirten, aber (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des impoſanten Angriffs der Brigade Barby, nördlich von Mars la Tour) die Entſchlüſſe des Feindes nicht nachhaltig beſtimmen, ſeinem Marſche, auf Verdun zu, nicht ein eigentliches Halt gebieten konnten.

Halben Wegs zwiſchen Mars la Tour und Vionville, an derſelben Stelle wo rechts der Straße die Häuſer des Dorfes Tronville ſichtbar werden, ſchiebt ſich, von links her, der ſo berühmt gewordene, mehrerwähnte, auf den mir vorliegenden Spezialkarten zur Zeit noch unbenannte Wald bis dicht an die Chauſſee heran. Er ſah ſo unſchuldig aus, daß ich unwillkürlich aus Lenau citirte:

Klar blickt der alte Sünder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Und was hatte er alles gethan! Wie ein Hohofen das Holz klafterweiſe verzehrt, ſo hatte dieſes Wäldchen Bataillone verſchlungen. Es iſt ſo klein, daß man meinen möchte, es ſeien hier mehr Menſchen gefallen, als Stämme an dieſer Stelle ſtehen. Vier Brigaden, die Brigaden Bismarck, Lehmann, v. Woyna, Diringshofen, wurden hier decimirt; das Regiment Nr. 24 ließ über die Hälfte ſeiner Offiziere und mehr als ein Dritttheil ſeiner Mannſchaften auf dem Platz. Es war ein Kampf, der an Opfern von dem berühmten Sturm auf St. Privat kaum übertroffen wird.

Wo ſie alle eingeſcharrt wurden, wer ſagt es, oder zum mindeſten wer ſieht es, wenn er hier auf welligem, walddurchzogenem Terrain vorüberfährt. Von den Gräbern der drei hannöverſchen Brigaden: Lehmann, Woyna, Diringshofen, ſah ich beiſpielsweiſe keins; aber meine ſpeziellen Landsleute, die 24er, ſprachen in einem Rieſengrabe zu mir. Hart am Wege, rechts, ragte der Hügel auf, unter dem die Ueberlebenden, am Tage nach der Schlacht, 13 gefallene Offiziere, darunter die Majors v. Sellin und Rechtern, beſtattet hatten. Bretterkreuze mit halbverwaſchenen Inſchriften (ſeitdem wahrſcheinlich aufgebeſſert) gaben die Stelle an, wo jeder Einzelne lag. Daneben hatten die 64er ihr Grab, dem andern gleich an Schlichtheit, nur kleiner. Auch hier las ich und notirt' ich die Namen. Der vorletzte war v. Banchet. Ich kannte ſeine Eltern. Und ſieh', auf dem abſolut kahlen Grabe blühte genau an dieſer einen Stelle eine vereinzelte Campanula, — ein aufgegangenes Samenkorn, das der Herbſtwind des vorigen Jahres hierher getragen hatte. Ich pflückte die Blume, und dieſe allein (im Gegenſatz zu ſo vielen andern, an die ſich minder ernſte Betrachtungen knüpften) hab' ich mit heimgebracht und überliefert*).

Von dieſer Stelle bis Vionville iſt nur noch 10 Minuten. Hier begegnet man vereinzelten Spuren des Kampfes. Vionville iſt das kleinſte unter den vier, am Nordrande des Schlachtfeldes gelegenen Dörfern, das kleinſte und das compakteſte. Eben deshalb war es (wie ein Quarré) zur Vertheidigung vorzüglich geeignet. Es baut ſich aus drei kurzen Parallel-Straßen auf, von denen jede aus nur ſieben bis acht Gehöften beſteht, jedes einzelne wiederum von Steinmauern eingefaßt. Der Kirchthurm, wiewohl unbedeutend, iſt weithin ſichtbar. Ihm zur Seite, in einer Mulde nach rechts, liegt Vorwerk Flavigny, nur ein, zwei Gehöfte ſammt etlichen Wirthſchaftsgebäuden. Dieſe nahmen die 35er gleich zu Anfang, und hielten ſie, durch alle Schwankungen des Tages hin, eiſern feſt. Ob auch Vionville ſelbſt, laß ich dahingeſtellt ſein; ich glaube, es ging momentan wieder verloren, vielleicht in jener heißen Stunde, wo die Cavallerie-Brigade v. Bredow hier attackirte, um der hartbedrängten 6. (brandenburgiſchen) Diviſion wieder Luft zu ſchaffen. Es war die unvergängliche Stunde der Halberſtädter Küraſſiere unter Major v. Schmettow. Sie verdienten ſich an dieſem Tage, neben all' ihrem andern Ruhm, auch das ſchöne Lied (eins der beſten, das dieſer Krieg zeitigte), deſſen drei erſte Strophen ich hier mittheile:

---

*) Einen regelrechten Grabſtein hatte am 6. Mai, als ich das Schlachtfeld vom 16. Auguſt befuhr, von allen Gräbern, die ich ſah, nur ein einziges. Es war wohl eine in Gorze angefertigte Steinmetzen-Arbeit und trug die Inſchrift: „Hier ruhen in Gott der Reſerve-Unteroffizier Max Ebel aus Neu-Ruppin, unſer geliebter Sohn, und Max Krauſe aus Berlin, nebſt fünf ihrer Kameraden vom preußiſchen Infanterie-Regiment Nr. 64; gefallen am 16. Auguſt 1870.“ Uebrigens weiß ich, daß ſeitdem verſchiedene Grabſteine gelegt und Denkmäler errichtet worden ſind.

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort ſtehn die Brandenburger nur
Und leiden große Noth.
Da ſprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
Vor! Halberſtädter Küraſſier',
Und rettet Brandenburg!

Sein Teſtament ſchreibt der Major
Auf ſeinen Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit ſich vor
Bis auf den Pferdekopf.
Es jauchzen die Trompeten auf
Und die Standarte fliegt:
Marſch, Marſch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis Alles liegt!

So geht es drauf. Als Schmettow ſie
Zum Sammeln wieder ruft,
Iſt ſtumm des Feindes Batterie
Und Brandenburg hat Luft;
Hat Luft, doch ſieh', in Frankreich hat's
Um Mitt' Auguſt geſchneit; —
Da liegt die Blüthe Halberſtadts
Im weißen Waffenkleid *).

Nordwärts der Straße, da wo die Maſſen des Feindes ſtanden, ſind die Gräber der braven Küraſſiere. An der Südſeite, in einem eingehegten Obſtgarten, haben 35er ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Hier ruht Lieutenant v. Buddenbrock, vielleicht der Sohn des tapfern Diviſionairs, an deſſen Ausharren das Schickſal des Tages hing.

---

*) Seit jenem Tage, wo General v. Pape (damals Oberſt) über die Angriffe der ſich opfernden öſtreichiſchen Reſerve-Kavallerie (zwiſchen Rosberitz und Langenhof) ſchrieb: „Und ſo ſchmelzen dieſe Weißmäntel hin, wie der Schnee an der Sonne" iſt wohl über einen Küraſſier-Angriff nichts Schöneres geſagt worden, als dieſe letzten Zeilen. Im Originale heißt es genau:

Doch was iſt das? in Frankreich hat
Es im Auguſt geſchneit —
Da liegt das halbe Halberſtadt
Im weißen Waffenkleid.

Das „halbe Halberſtadt" mit ſeiner brillanten Alliteration iſt viel beſſer als „Blüthe Halberſtadts", aber andererſeits wird der Herr Verfaſſer ſelbſt vielleicht dieſe Genitivform und das Wegfallen der proſaiſch wirkenden Frage: „Doch, was iſt das?" als eine Verbeſſerung anſehen.

Es war ein Sonnabend, als ich Vionville paſſirte; der Feierabend brach herein und die Glocken gingen. Es ſchien aber faſt, als ob ſie nur zum Wirthshaus riefen, denn vor den vielen Aubergen: »Au Lièvre vivant«, »A la Poule qui boit« etc., ging es luſtig her und ich hörte Stimmen: pas cela; du vin blanc, du vin blanc.

So kam ich bis an das letzte Haus des Dorfes. Vor dieſem hatt' ich einen Anblick, den ich, weil ich ihn hier hatte, nie vergeſſen werde. Zum Sonntag war ein Zicklein geſchlachtet worden. Da lag es in ſeinem Blut, hart an der Schwelle. Der »Cultivateur«, der hier wohnte, nahm einen Blaſebalg und blies das Zicklein auf.

So ſchied ich von Vionville. Eine halbe Stunde ſpäter war ich in Gravelotte.

Gravelotte.

> Je suis véritablement du sang Royal; … mais sans doute, le cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu.
>
> Leſſing (Minna von Barnhelm)

> Die ſagen ſo, und jene ſo,
> Die ſagen hier, und jene da,
> Ein Glück nur, daß es irgendwo
> Und daß es überhaupt geſchah.

Es war ſchon Lampenzeit, als wir in Gravelotte eintrafen. »Au cheval d'or« hieß es auf dem Schilde, Mr. Drouant empfing uns und ſprach zwanglos von den zwei großen Tagen, vom 16. und 18., dann von den Belagerungswochen, wo General Manſtein in ſeinem Hauſe gewohnt habe. Das Zutreffende dieſer Angabe ſtehe dahin; ich werde noch, im Laufe dieſes Kapitels, Gelegenheit haben hervorzuheben, wie ſchnell die Sage auch hier bemüht geweſen iſt, beſtimmte Lokalitäten mit einem Nimbus zu umgeben, der ihnen gar nicht zukommt.

Es war die Stunde für das Souper, das ſich Table d'hôte-artig auf einem langen Tiſch vorzubereiten begann. Madame Drouants Befehle leiteten das Ganze; es war ein Beſteck- und Teller-Geklapper, ein Falten und Aufrichten von Servietten, das jedem Hôtel d'Angleterre an jedem beliebigen Schweizer-See zur Ehre gereicht haben würde; ich blickte nur dann und wann auf alle dieſe Vorbereitungen hinüber, während mein Bleiſtift über die Blätter meines Notizbuches lief, das ſich mit Beſchreibung alles deſſen, was ich ſeit Gorze geſehen, zu füllen begann.

Ich ſollte aber nicht ungeſtört damit zu Ende kommen. Ein kleiner, ſpindeldürrer Herr, Mitte funfzig, an dem nichts groß war als die Naſe und der graue Henriquatre, erſchien vor mir, legte ſein Militairkäppi rechts zur Seite, ſtellte eine Folio-Mappe wie einen Bruſtſchild vor ſich und ſprach nun, das Kinn auf den Mappenrand legend, über dieſen hinweg. Es war ein letzter Vetter aus der Familie Donquixote. Ach, ich hatte in dieſem Augenblicke keine Ahnung davon, daß er wirklich einem alten Hauſe angehörte, noch dazu einem alten, hiſtoriſchen Hauſe, das bereits leibhaftig nach der höchſten Macht rang, als der Ritter von La Mancha erſt erfunden wurde. Aber dies war mir noch Geheimniß. Zunächſt ſtellte er ſich mir, ruhig und unbefangen, als ehemaligen Sergeantmajor eines Genie-Regiments vor, der »bis zur Veränderung der Verhältniſſe in dieſen Gegenden« Mairie-Schreiber in Gravelotte geweſen ſei. Die viele unfreiwillige Muße, die ihm ſeitdem zu Theil werde, habe er benutzt, um ein Tableau der Schlacht von Gravelotte zu entwerfen (er präſentirte mir daſſelbe), das »militairiſche Genauigkeit und ſchuldige Rückſichtnahme auf die eigenthümlichen Terrainverhältniſſe mit Ueberſicht und künſtleriſcher Anordnung, vielleicht auch mit künſtleriſcher Durchführung zu vereinigen trachte«. Er ſprach dies alles mit einer beſcheidenen Sicherheit, als ob Leonardo da Vinci dem König Franz I. ein Buch oder eine Skizze überreiche. Es machte alles einen ſehr guten Eindruck, nur nicht das Tableau. Es war ein Unding, ein auf Stein gezeichneter Nonſens, wie wenn Kinder auf Schiefer malen. Ich fand es ſo ſchlecht, daß ich, einen Augenblick geärgert, die Kauf-Zumuthung abwies, was mir jetzt leid thut. Denn wenn ich ihn als Künſtler beſchämt hatte, ſo beſchämte er mich als Menſch. Er ließ nämlich das Blatt ruhig in ſeine Mappe gleiten, verbeugte ſich, wie um anzudeuten, »das Geſchäftliche iſt nun erledigt« und ſetzte ſich dann auf einen nebenſtehenden Stuhl, um im Geplauder mit mir, Gentleman gegen Gentleman, die Tagesereigniſſe zu beſprechen. Den größten Eindruck ſchien General Steinmetz auf ihn gemacht zu haben, den er, ich weiß nicht wo, geſehen hatte oder geſehen haben wollte, und den er, wie einen Edelſtein, jedesmal flüchtig blinken ließ, wenn die Unterhaltung anfing etwas grau zu werden. Ich hatte, ehrlich geſtanden, mehr ein Intereſſe ihn über ſich ſelbſt, als über den Sieger von Nachod ſprechen zu hören, in Betreff deſſen er mir doch eine ſehr fragliche Autorität blieb, und ſuchte deshalb das Geſpräch immer wieder auf die Tage der Mairie-Schreiberſchaft hinüber zu lenken. Er war mir darin ſchließlich auch zu Willen, ſagte weder zu wenig noch zu viel, und ſo erfuhr ich denn, daß er »ein Guiſe, freilich aus einer jüngeren Linie (ligne cadet) ſei«, und daß er, »bei allen Wandlungen ſeines Geſchicks, doch immer bemüht geweſen ſei, jenes großen Hauſes würdig zu leben, das einſt geſtrebt habe d'être roi«. Ich muß ihm das Zeugniß ausſtellen, daß ſeine ganze vornehm-reſervirte Haltung, in glücklichem Verein mit der abſoluten Ausgetrocknetheit ſeines phyſiſchen Menſchen, all ſeine Ausſagen höchſt vortheilhaft unterſtützte; dennoch konnte ich das Bild des Chevalier Ricaut de la Marlinière. Seigneur de Prêt-auval. de la Branche de Prens d'or nicht ganz los werden, und zwiſchen all dieſer Haltung hindurch hörte ich es mitunter leiſe klingen: »Vous-êtes bien bonne. Mademoiselle: tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur«.

Nun kam das Souper, das ich — die meiſten Plätze blieben leer — mit einigen liebenswürdigen Pionier-Offizieren vom 9. Bataillon (wenn ich nicht irre) zu theilen hatte und das, in der Fülle ſeiner Gänge, hier wie überall für jeden jungen Prinzen ausgereicht haben würde. Beim Deſſert brachen die Militairs auf, die noch nach Rezonville hinüber mußten, und überließen das Terrain, will ſagen die Knackmandeln und den Rochefort-Käſe, mir und dem Mr. Drouant, der ſich inzwiſchen mit einem Freunde zur Fortſpinnung der unterbrochenen Converſation eingefunden hatte. Dieſe ging ganz in den Geleiſen, wie am Mittag deſſelben Tages in Gorze. Zwiſchen dem cheval d'or und dem cheval blanc war kaum ein Unterſchied wahrzunehmen; man war artig, heiter, entgegenkommend, aber — franzöſiſch. »Mein Sohn wird nie den preußiſchen Rock tragen; noch drei Jahre, ſo verkauf' ich und beſchließe meine Tage in Mars la Tour«. So hier wie überall. Das Geſpräch glitt dann wieder, genau wie im cheval blanc, auf das »Franzöſiſch ſprechen« hinüber, und zu meiner Beſchämung wurde mir immer klarer, daß ich, an jenem erſten Tage in Metz, an den armen Conciergen ganz ungerechtfertigte Anforderungen geſtellt hatte. »Sie müſſen ſich nicht aigriren, — ſo etwa nahmen Mr. Drouant und ſein Freund abwechſelnd das Wort —, wenn Sie nirgends in Lothringen einem deutſchen Ton begegnen. Wir ſind hier Franzöſiſche Lothringer und viele von uns haben erſt während der Schlacht- und Belagerungstage das erſte deutſche Wort gehört. Aber auch in Deutſch-Lothringen dürfen Sie es ſo ſtreng nicht nehmen. Die Leute ſprechen wohl noch deutſch, an der Grenze hin vielleicht auch ausreichend und ohne beſondere Mühe, aber im Großen und Ganzen ſind alle Lothringer des Deutſch-ſprechens entwöhnt. Jeder dachte an die Möglichkeit, das Franzöſiſche über den Rhein zu tragen, aber gewiß nicht an die Möglichkeit, es von dorther beſiegt und verdrängt zu ſehn; ſo war das Deutſche, auch bei den Deutſch-Lothringern, ein todtliegendes Kapital; es roſtete; denn auch der Geſchäftsverkehr mit den Deutſchen ging in franzöſiſcher Sprache. Sie bequemten ſich uns eben.«

So lief das Geſpräch, bis die elfte Stunde heran kam. In einer Art Schlafſaal, deſſen 4 Betten eben ſo viele Wandſchränke waren, wurd' ich untergebracht und ſchlief ſo ruhig, als wären in dieſem Hauſe immer nur Hochzeit und Kindelbier gefeiert worden und als hätten hier nie und nimmer brechende Herzen ihren letzten Seufzer in die Heimath geſchickt.

Am andern Morgen war ich früh auf; es lag noch viel vor mir. In Gravelotte ſelbſt hatt' ich noch den Kirchhof zu beſuchen, der einen leidlich guten Ueberblick über den rechten Flügel des Schlachtengrundes vom 18. geſtattet. Alſo dorthin.

Die Kirche befindet ſich in einer Querſtraße, zeigt an manchen Stellen noch gothiſche Ueberreſte, iſt als Ganzes aber moderniſirt und trägt den nüchtern-kümmerlichen Stempel, den beinah Alles hat, was unter die renovirenden Hände des vorigen Jahrhunderts kam. Ich machte ſelbſtverſtändlich dieſen Kirchenbeſuch auch nicht um der Kirche ſelbſt willen, ſondern weil mir durch Madame Drouant in feierlichſter Weiſe verſichert worden war, »der Friedhof von Gravelotte ſei es, wo Seine Majeſtät der König von Preußen die Siegesnachricht durch General Moltke empfangen habe«. An Ort und Stelle kam dieſe Verſicherung wieder etwas ins Schwanken, weil ſämmtliche Anweſende ſich über die Stelle nicht einigen konnten. Nach einigen war es in oder vor einem der beiden, dem Kirchhofsportal gerade gegenüber gelegenen Eckhäuſer geweſen, von denen das kleinere die Inſchrift trägt: »Gillet. Boulanger. Epicerie et Mercerie«; nach andern lag der Schauplatz jenſeit der Kirchhofsmauer, mehr oſtwärts, wo der König, auf einem großen Feldſtein ſitzend, die Mauer als Rückwand, das Schlachtfeld, beſonders die Schlucht, in der der Kampf tobte, überblickt habe. Dies hatte viel für ſich. Ich ſetzte mich alſo auf den großen Feldſtein, hatte mein Hochgefühl, und ſprang erſt auf, als plötzlich ein langverblaßtes Bild wieder vor mir aufſtieg: ein Berliner Eiſenkrämer, der (zu meinem Entſetzen) einſt in Weſtminſter-Abtey, ſich auf den Thron der Könige von England geſetzt und in der »Sprache ſeiner Heimath« geſprochen hatte.

Ich hätte mir den Steinſitz gut und gern noch 5 Minuten gönnen können, denn Madame Drouant, ſowie ſämmtliche Um- und Anwohner des Kirchhofs, waren gleichmäßig im Irrthum; der König hatte an jenem denkwürdigen Abend weder auf der Bank des Boulanger, noch auf dem ſchlachtfeld-überblickenden Feldſtein geſeſſen, war überhaupt ſchwerlich nach Gravelotte ſelbſt hineingekommen. Das Ganze ein neuer Beweis dafür, mit welcher äußerſten Vorſicht die an Ort und Stelle reifenden Sagen (die man doch geneigt ſein könnte als die zuverläſſigſten anzuſehen) in der Regel aufzunehmen ſind.

Der König empfing die Siegesnachricht an ganz anderer Stelle. Darüber im nächſten Kapitel.

Rezonville.

Und wie die Nacht ausbreitet
Ihr dunkles Leichentuch,
Da über das Schlachtfeld reitet
Ein ſtiller, ernſter Zug; —
Der, hoch an ſeiner Tête,
Iſt König Wilhelm, der Held,
Auf blickt er im Gebete
Zum blauen Sternenzelt.
A. Duncker.

Um 10 Uhr war ich wieder zu Wagen, um nun das Schlachtfeld vom 18., inſonderheit das Centrum und den linken Flügel, zu befahren, wie ich Tags zuvor das Schlachtfeld vom 16. befahren hatte. Das Centrum war Verneville. Der nächſte Weg dahin ging gradaus nordwärts über die vielgenannten Fermen Mogador und Malmaiſon (die kahlen Wände der erſtren ſah ich aufragen), ich durfte aber einen kleinen Umweg nicht ſcheuen, weil mir ſelbſtverſtändlich daran liegen mußte, auch noch Rezonville mit in den Kreis der Erinnerungsplätze hineinzuziehen. So denn wieder weſtwärts, zwei Kilometer zurück auf demſelben Wege, auf dem ich geſtern gekommen war. In einer Viertelſtunde hatt' ich das vielgenannte Dorf erreicht.

Rezonville iſt etwas kleiner als Gravelotte, aber an Wirthshäuſern, ſo viel ich wahrnehmen konnte, ihm überlegen. Wir hielten vor einem, das die Doppelinſchrift trug: »A la Gloriette« und darunter in großen Buchſtaben: »K. Preußiſches Unteroffizier-Caſino 1870«. Die erſte Frage galt natürlich dem Hauſe, in dem der König in der Nacht vom 18. auf den 19. geſchlafen habe; man zeigte es mir. Eh' ich den Leſer indeß in daſſelbe einführe, ſchildre ich ihm, ſoweit Se. Majeſtät dabei in Rede kommt, die letzten Stunden jenes denkwürdigen Tages. Es war nämlich auch in Rezonville (und eben nicht in Gravelotte), wo der König die Siegesnachricht, oder richtiger vielleicht die letzte Beſtätigung des errungenen Sieges empfing. Erſt Mittheilungen, die in eine viel ſpätre Zeit fallen als mein Beſuch in dieſen Gegenden, haben mir darüber Gewißheit verſchafft. Ich laſſe folgen, was ich erfahren habe.

Der König verließ 4 Uhr früh ſein Hauptquartier Pont à Mouſſon zu Wagen. In Gorze beſtieg er ein Reitpferd, den »Romeo«, und ritt bis auf die Höhe von Flavigny, in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von Vionville links und Rezonville rechts. Hier verblieb Se. Majeſtät bis 4 Uhr und empfing die von allen Seiten her eingehenden Meldungen. Es ſcheint, daß er nach 4 Uhr den Platz wechſelte und auf eine andre, mehr in unmittelbarer Nähe von Rezonville, alſo mehr in Front gelegene Höhe ritt. Hier vergingen abermals Stunden. Vielleicht um 7 Uhr (es iſt immer mißlich mit Zeitangaben) erſchien er aufs Neue weiter vorwärts, muthmaßlich hart an der Schlucht, an deren diesſeitigem Rande Gravelotte gelegen iſt, und hier war es, wo er in die »hiſtoriſchen Granaten von Königgrätz« hineingerieth, aus denen ihn diesmal Miniſter von Roon entfernte. Die Situation war ſo bedenklich wie nur möglich; Rittmeiſter von Buddenbrock vom Leib-Küraſſier-Regiment wurde durch einen Granatſplitter an der linken Hand verwundet; derſelbe Splitter ſprang ab und tödtete noch das Pferd des Hofmarſchalls, Grafen Perponcher. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Stelle, wo dies alles ſtattfand, der ziemlich hart an der Schlucht gelegene Kirchhof von Gravelotte war, und daß hieraus die Dorf-Tradition, die ich am Schluß des vorigen Kapitels erzählt habe, entſtanden iſt. (Nach einer andern Angabe lag der Punkt, wo Se. Majeſtät ins Granatfeuer gerieth, mehr nordwärts, der Straße von Doncourt zu.)

Die hereinbrechende Dunkelheit, die es unmöglich machte, des ohnehin in den Wäldern ſteckenden Feindes anſichtig zu werden, ließ ein ſich ferneres Exponiren doppelt unräthlich erſcheinen und ſo kehrte der König, weſtlich Rezonville in die Nähe des Punktes zurück, wo er um etwa 5 Uhr mit ſeinem Stabe gehalten hatte. Es war nun völlig finſter geworden; ein Feuer brannte; der König, weil es zu ſpät war, nach Pont à Mouſſon zurückzufahren, war gewillt, an dieſer Stelle zu bivouakiren. Aus der Waldesſchlucht, die zwiſchen Gravelotte und Rozerieulles ſich hinzieht, rollten die letzten Schlachtendonner herüber. Es war der Angriff der Pommern unter Franſecky.

Zu eben dieſer Stunde war es denn auch, daß General Moltke heranſprengte, um die in dieſem und dem vorigen Kapitel mehrerwähnte Beſtätigung des Sieges zu bringen. Er traf den König auf einer improviſirten Bank ſitzend: ein Brett (andre ſagen eine Leiter), die links auf eine Dezimalwage, rechts auf einen gefallenen Grauſchimmel aufgelegt war. Dieſe Bank iſt ſo berühmt geworden (auch in Bildern ſchon) wie die »Brunnenröhre von Kollin«. Ein Glück für uns, daß jene Bank, im Gegenſatz zu dieſer, einen Sieg als hiſtoriſchen Hintergrund hatte.

Der König war ſchon bereit zum Schlaf, als noch gemeldet wurde, daß ſich in Rezonville ein allenfalls zum Nachtquartier geeignetes Haus gefunden habe. In daſſelbe begab ſich der König; ein mitgeführter Königlicher Krankenwagen diente als Bett.

Dieſem Hauſe nun ſchritt ich zu. Es iſt, wenn man von Gravelotte kommt, das letzte an der rechten Seite; nur Scheune und Stall liegen noch drüber hinaus. Das Haus iſt groß, von einer gewiſſen maleriſchen Unregelmäßigkeit, die ſich namentlich darin ausſpricht, daß die eine Hälfte gar keine Fenſter zeigt. Spalier-Birnen, wie überall hier, breiten an der Wand ihr häßliches Geäſt aus (man wird immer an Kreuzigung erinnert) und unter dem unmittelbar anlehnenden Wirthſchaftshauſe hin läuft ein tiefer Thorweg, in dem eben jetzt Grabkreuze gemacht und beſchrieben wurden. Ein halbes Dutzend ſtand fertig in der Sonne, um zu trocknen. »Hier ruht ꝛc.« hieß es fabrikmäßig.

Ich ſtieg nun die Stiege hinan, um das Zimmer zu ſehn, das allgemein als das Schlafzimmer des Königs gilt. Auch hier wieder, ganz wie in dem Kalkbrennerhaus von Donchery, nur verſtärkt, hatt' ich den Eindruck, daß dieſe Lokalität, weit über Gebühr hinaus, verkleinert worden iſt. Es war, wie es ſich jetzt da präſentirte, ein großes, hübſches, anheimelndes Zimmer, mit Nußbaum-Möbeln, großen franzöſiſchen Betten und rotheingefaßten Fuchsbälgen, die als Teppiche vor denſelben lagen. Am meiſten beſchäftigte mich der Kaminſchirm. Er ſtellte einen kleinen franzöſiſchen Koch dar, der, während er eifrig in einem Kochbuch lieſt, die Cotelletten verbrennen läßt. Ich mußte an Louis Napoleon denken, dem auch, während er den Benedetti ſtudirte (Leboeufs ganz zu geſchweigen), die Hammelſchnitten verbrannten.

Nun wieder treppab ins Freie, nachdem mir noch auf höchſt bemerkenswerthe Weiſe verſichert worden war, daß auch Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, der an demſelben Tage ſich in Nancy befand, mit dem Könige, ſeinem Vater, das Zimmer getheilt habe. Ich verdankte dieſe Mittheilung der Güte eines deutſchen Landsmannes, Schleswig-Holſteiner, bei dem, als einem ächten Germanen, die gemüthliche Seite natürlich überwog.

Noch eins blieb. Mehr in der Mitte des Dorfes war eine kleine Auberge, in der Graf Bismarck die Nacht vom 18. auf den 19. zugebracht haben ſollte. Das rothe Wappenblech, das aushing, ließ viel zu wünſchen übrig, aber in den rothen Grund war ein Myrthenkranz gemalt. Ich nahm ihn für Lorbeer.

Das Schlachtfeld vom 18. Auguſt.

I. Die Schlacht.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Geſtirn
Zur Ruhe ging, und von der Berge Firn
Ihren Schattenſchleier ſenkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die Dreißigtauſend vereint,
Im ſtummen Tode friedlich geſellt, —
Ein unabſehbar Leichenfeld.

Ernſt Dohm.

Wir bogen nun, von Rezonville aus, rechts ein, um die ſenkrechte Linie hinaufzufahren, über die hinweg am 18. unſer Angriff ging. Eh' ich die Lokalität ſchildre, geb' ich einen Ueberblick über den Gang der Schlacht. Es kann ſich hierbei, wie ich vorweg bemerke, nicht um Correktheit in all und jedem Einzelpunkte handeln (dieſe, ſo weit ſie mir möglich, behalt' ich mir für eingehendere Schilderungen an anderer Stelle vor), ſondern allein darum, ein Bild zu entrollen, das in den großen Zügen richtig iſt.

Der 16. war — ich gebrauchte dieſen Ausdruck ſchon — eine Marſchſtörung im großen Style geweſen. Bazaine gedachte ſeine Armee, Corps hinter Corps, weſtwärts zu dirigiren und zwar auf zwei, neben einander her laufenden Straßen, von denen eine über Gravelotte, Vionville, Mars la Tour nach Verdun, die andre über Gravelotte, Doncourt, Conflans nach Etain führt. Gravelotte alſo Gabelpunkt für beide. Die Abſicht Bazaines ſcheiterte. Wir trafen ihn bei Flavigny-Vionville in ſeine linke Flanke, geboten ihm Halt, und warfen ihn, an einigen Stellen wenigſtens, zurück. An einen Weitermarſch war nicht länger zu denken; um ſolchen auszuführen, mußte er uns vorher geſchlagen, oder, wenn wir angriffen, dieſen unſern Angriff abgeſchlagen haben. So bereitete ſich jener große Zweikampf vor, der den Namen trägt: Schlacht bei Gravelotte.

Der 17. verging ruhig, aber an die Stelle der Begegnungen traten die Bewegungen; Bazaine rückte in die Schlachtenſtellung ein, in der er ſich ſchlagen, d. h. unſern weitern Angriff abwarten wollte. Es war dies im Weſentlichen ein: rückwärts rechts ſchwenkt! Gravelotte, wo ſchon am 16. ſein linker Flügel geſtanden hatte, blieb linker Flügel, während

Centrum (Vionville) und rechter Flügel (Mars la Tour) derart zurückgenommen wurden, daß die Aufſtellungslinie nicht mehr von Oſt nach Weſt, ſondern von Süd nach Nord lief. Ein Viertelkreis war beſchrieben, Gravelotte Drehpunkt. Das Terrain hatte eine derartige Benutzung gefunden, daß die geſammte franzöſiſche Armee zwiſchen den S. 185 erwähnten drei Schluchten, oder was daſſelbe ſagen will, zwiſchen den in dieſen Schluchten fließenden drei Waſſerläufen, in einer Doppel-Aufſtellung ſtand, die zweite Linie die erſte überragend. Die zweite Linie, die eigentliche, lief, von dem Straßenpunkte Point du jour aus, über die Fermen St. Hubert, Moscou, Leipzic, La Folie, Montigny la Grange bis Amanvillers und von Amanvillers über Jeruſalem und St. Privat bis Roncourt; die erſte Linie, die vorgeſchobene, lag eben ſo viel hundert Schritte in Front von Gravelotte, wie jene, die eigentliche, im Rücken dieſes Dorfes lag, und erſtreckte ſich, parallel mit dieſer, über die Fermen Mogador und Malmaiſon bis Verneville und von Verneville über die Ferme Champenoiſe bis St. Marie aux Chênes.

Dieſe Linie mußte alſo zuerſt genommen werden. Wie ging nun unſer Angriff?

Wir operirten zuerſt mit vier Corps, von denen
das VIII. und VII. ſich gegen Gravelotte und
Rozerieulles,

das IX. gegen Verneville-Amanvillers,

das Garde-Corps ſich gegen St. Privat
wenden ſollte.

Die Sachſen hatten eine Ueberflügelung auszuführen, um St. Privat, nach Fortnahme Roncourts, von Norden her (feindliche rechte Flanke) faſſen zu können, während das III. und X. Corps, die am 16. ſo ſchwer gelitten hatten, in Reſerve verblieben. Das II. Corps, Pommern, war im Anmarſch.

Das VIII. Corps nahm Gravelotte, einſchließlich der Ferme St. Hubert, und behauptete ſich an beiden Punkten während des ganzen Tages. Hier weiter vorzudringen, lag zunächſt weder im Plan, noch würde es bei der formidablen Etagenpoſition des Feindes geglückt ſein; ſo wurde hier bis gegen Spätnachmittag ein hinhaltendes Gefecht geführt. Die Angriffe des VII. Corps gegen Rozerieulles ſcheiterten.

Das IX. Corps nahm Verneville in den erſten Stunden des Nachmittags und eröffnete eine furchtbare Kanonade gegen die Fermen l'Envie, Montigny la Grange, Champenoiſe, auch gegen Amanvillers ſelbſt.

Die Garde, die in Staffeln hinter dem IX. Corps wegmarſchirte, nahm, im Verein mit der 47. (ſächſiſchen) Brigade, St. Marie aux Chênes, und ging 5 Uhr gegen die Hauptpoſition von St. Privat vor. Zu früh. Die Umgehung durch die Sachſen — die den weiteſten Marſch hatten und in derſelben Weiſe hinter den Garde-Diviſionen, wie dieſe hinter dem IX. Corps marſchirten — war noch nicht fühlbar geworden. Der Garde-Angriff mußte abgebrochen werden.

Da endlich waren die Sachſen heran, nahmen Roncourt und faßten die rechte Flanke der St. Privat-Poſition, während die decimirten Garden den abgebrochnen Angriff wieder aufnahmen. St. Privat wurde erſtürmt. Von Norden und Weſten her drangen die Unſren beinah gleichzeitig in das Dorf ein. Der Tag war dadurch entſchieden. Etwa um dieſelbe Stunde wurde Amanvillers, deſſen Flanke nun frei lag, geräumt. Spät am Abend gab das Erſcheinen der Pommern auch bei Gravelotte (wo man ſich bis dahin nur behauptet hatte) den Ausſchlag.

So viel über die Geſammt-Aktion des Tages.

2. St. Marie aux Chênes.

Es hat noch lange keine Noth,
Ich lebe ja, und Du biſt todt.

⁂

Sie ſprechen franzöſiſch jenſeits des Rheins,
Ich bin von dieſſeits und — ſpreche meins.

Der nächſte Punkt, den wir, von Rezonville aus, in gerader Linie nordwärts erreichten, war Villers au bois. Bis hierher etwa dehnte ſich der rechte Flügel des IX. Corps, die 18. Diviſion. Unmittelbar hinter dem Dorf, unter Parkbäumen, befanden ſich ſchon Gräber von 84ern, 85ern und 11ern. Nun paſſirten wir die nach Etain führende Straße, ließen das hübſche Schlößchen Bagneux zur Linken, die große Ferme Malmaiſon zur Rechten, und fuhren auf Verneville zu, deſſen »Château«, mit ſeinen Eckthürmen und ſeinem ſeltſam geſtalteten Portal, mit ſeinen Schwarztannen und ſeiner überall von Schießſcharten durchbrochenen Einfaſſungsmauer, einen wirklichen Schloß-Eindruck auf mich machte. Es war eine Stätte wie geſchaffen zu Kampf und Tod. Alles kirchhofsartig. Die dunklen Tannen ſchienen zu ſagen: nur her; an Gräbern zu ſtehen iſt mein Beruf.

Hinter Verneville beginnt in langer Linie die Gräberreihe der ſchleswig-holſteiniſchen Kanoniere, die bis in Front von Amanvillers reicht. Hier im Süden des Bois de la Cusse, zwiſchen dieſem und dem Bois de Genivaux, ſtand das 9. Artillerie-Regiment und ſchrieb ſich mit ſeinem Blut ruhmreich in die Geſchichte dieſes Tages ein. Drüben liegen ſeine Werke: die Trümmerhaufen von Champenoiſe, l'Envie, Montigny la Grange, Amanvillers. Hier, an letzterem Punkte, griff vielleicht ſchon der rechte Flügel der Garde-Artillerie mit ein. Total zerſtört iſt Champenoiſe; der Weg, auf dem wir fuhren, war, auf eine Strecke von 400 Schritt hin, mit Ziegelbruchſtücken überſchüttet.

Von Champenoiſe nach Amanvillers. So wichtig dieſer Punkt war, ſo wenig iſt von ihm zu ſagen. Es präſentirt ſich als ein zerſchoſſenes Dorf, nicht mehr und nicht weniger. Der Kirchthurm, klein und nichtsſagend, wie alle Kirchthürme hier herum, iſt erhalten geblieben. Die Augen der Bevölkerung wollten von der neuen Grenzlinie, die hart am Dorfe vorübergeht (ſo daß es noch diesſeits liegt) augenſcheinlich nicht viel wiſſen.

St. Privat iſt nah'. Es liegt gradaus vor uns; wir biegen aber zunächſt links ab und fahren, quer über Feld, auf St. Marie aux Chênes zu. Auf dieſer ganzen Strecke fangen die Gräber (wahrſcheinlich Grabhügel erſt der 3., dann der 4. Garde-Brigade) bereits an maſſenhaft aufzutreten. Sie tragen meiſt nur die kurze Inſchrift: 18. Auguſt 1870. Mitunter iſt in franzöſiſcher Sprache etwas darunter gekritzelt, z. B. »il ne faut pas vous inquiéter de ces braves«; vielleicht ernſthaft, vielleicht (wenn es Franzoſengräber ſind) ironiſch-ablehnend gemeint. Iſt das letztere der Fall, ſo weiß die deutſche Inſchrift eines der nächſten Gräber dieſen Hohn wieder in Balance zu bringen. Sie lautet: »4 + 1 Franzoſen = 5.« Man kann nicht leicht geſchäftsmäßiger operiren.

St. Marie aux Chênes iſt ein großes Dorf. Innerhalb deſſelben wurde nicht gekämpft; die Garde-Füſiliere und die 47. (ſächſiſche) Brigade drangen von zwei Seiten her ein. Unter den Opfern, die dieſer Kampf koſtete, war eins beſonders beklagenswerth: Victor v. Erckert, Oberſt und Commandeur des Garde-Füſilier-Regiments, ruhmreichen Andenkens von Rosberitz her. Hier fiel er, der erſten Opfer eines, die dieſer Tag der preußiſchen Garde auferlegte.

St. Marie war Ruhepunkt, wie damals für die Garde, ſo heute für uns. Wir hielten vor einem

Wirthshaus, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Es war Sonntag und auf und ab wogte die Menge civiler und militairiſcher Beſucher. An allem ließ ſich wahrnehmen, daß St. Marie, wie dieſer ganze Theil des Schlachtfeldes überhaupt, zu einem bevorzugten Platze für die »sight-seers of all nations«, d. h. alſo etwa für die »Sehenswürdigkeiten-Seher« aller Nationen geworden ſei. Ich eroberte mir endlich einen Eckplatz und beſtellte eine Mahlzeit, alles auf Diskretion. An der Stelle, wo gehungert und gedurſtet, geblutet und geſtorben war, gedachte ich es mir gut ſchmecken zu laſſen. Ich und viele andere mit mir. »Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht.« Heldengräber um uns her, Gräber, ohne deren furchtbare Realität wir alle, die wir da ſaßen und ſchwatzten und lachten, dieſe »gemüthliche Fahrt über Land« nie und nimmer hätten machen können, bedankten wir uns bei ihnen durch nichts anders, als durch gedoppelten Appetit.

Die große Küche war nebenan, und zu mir her klang das Geklapper eines Mörſers, knackten die Scheite und ziſchte der Speck in der Pfanne. Wie oft und an wie verſchiedenen Stellen hatt' ich ähnliche Bilder um mich her gehabt! In Aarhuus, im Limfjord-Hôtel, hatten däniſche Volkslieder, in Gitſchin czechiſche

Flüche, in St. Agnair (hart am atlantiſchen Ocean) ſchmetternde Canarienvögel dieſen anheimelnden Küchenlärm accompagnirt oder übertönt, — hier, last not least, war es die Unterhaltung zwiſchen einer muntren Franzöſin und einem, wenigſtens ſeiner Nummer nach, ſchleswig-holſteinſchen Kanonier, was das Geſumm und Geſurr, das Geklapper und Geplapper um mich her begleitete. Die Unterhaltung ging franzöſiſch. Wie verſchwand doch alles Etappen-Franzöſiſch neben dem Kanonier-Franzöſiſch! Das Erſchütterndſte war, daß man aus jedem Worte heraushörte, wie der Sprecher mit einer gewiſſen Befriedigung ſeinen ſprachlichen Fortſchritten lauſchte. Er war in die Küche gegangen, um Café zu beſtellen, und wollte der Wirthin begreiflich machen, daß es vor allem auf das gute Brennen der Bohnen ankomme. Bei dieſer Gelegenheit nun verbreitete er ſich über »Brennen« im Allgemeinen, mit beſonderer Rückſicht auf Brennen im Kriege. So hört' ich denn: Oui, Madame, St. Privat brulé; Amanvillers brulé: mon Capitaine, Toul, Septembre; — Toul aussi brulé: oh, Madame, malheur, malheur! Nun ſprach Madame eine erhebliche Menge und ſchloß mit einem nur allzu berechtigten »vous comprenez?« aber ſpeziell dieſe Redewendung hätte ſie vermeiden müſſen. »Oui, oui, oui, Madame«, replicirte der Kanonier mit jenem unſagbaren Trauerton eines Menſchen, der ſich in ſeinem Letzten getäuſcht, in ſeiner heiligſten Hoffnung betrogen fühlt. »Daß mir von Ihnen dies kommen mußte« ſchien jedes einzelne oui ſagen zu wollen.

Dann, unter erneuten Anempfehlungen eines entſchiedenen »brulé«, verließ er die Küche, raſſelte durch das Gaſtzimmer und ſchlug ſein Lager im Garten, unter verſchnittenen Linden auf, wo an langer Tafel einige Kameraden ſaßen. Hier hört' ich ſpäter, im Vorübergehn, daß er dem einen, der ihn zu ſchrauben ſchien, etwas ärgerlich zurief: »Jott, ich habe mir man verſprochen«.

Nun war alles klar!

3. St. Privat.

Von Sankt Marien ſtürmen
Sie über kahles Feld, —
Das ſind des Königs Garden,
Jeder Mann ein Held.
G. Heſekiel.

Ein Vermächtniß
Iſt euer Tod für Jedermann,
Und eure Thaten im Gedächtniß
Wächſt unſer deutſches Volk heran.
Ernſt Curtius.

Mir blieb noch St. Privat. Im ſelben Moment, wo man aus St. Marie aux Chênes hinaustritt, hat man die berühmte »Schräglinie« vor ſich. Sie zu paſſiren, koſtete der Garde ein Viertel ihres Beſtandes; 8000 Mann ſanken in ihr Blut, darunter hunderte von Offizieren. Die Entfernung zwiſchen den Dörfern iſt etwas über 2000 Schritt; eben ſo weit flog die Chaſſepot-Kugel.

Die Opfer dieſes furchtbaren Kampfes liegen, in zahlreichen Gräbern, weitzerſtreut über das Feld hin; die Offiziere aber — ſoweit ſie nicht in die Heimath übergeführt wurden — haben namentlich an zwei Stellen, unmittelbar rechts und links des Weges, ihre letzte Ruheſtätte gefunden*).

---

*) Dieſe zwei Stellen, eben weil hart an der Straße gelegen, fallen vorzugsweiſe ins Auge und ſind wohl von jedem beſucht worden, der hier

Der erſte dieſer beiden Begräbnißplätze liegt links, hart am Ausgange des Dorfes (St. Marie). Er iſt der größere und hat völlig den Charakter eines Friedhofes: ein geſtrecktes Viereck in Größe eines mittleren Gartens, mit Bäumen bepflanzt, an den Seiten doſſirt, von Hecke und Graben umzogen. Einige Stufen führen hinauf. Die Gräber ſind theils Einzel-Gräber, theils Geſammtgrabhügel. Von erſteren ſah ich folgende: Hauptmann v. Kroſigk vom 4. Garde-Regiment; Baron v. Buddenbrock, Offizier im Garde-Schützen-Bataillon; Sec.-Lieutenant v. Helldorf (ohne weitere Angabe), Paul v. Eichhorn, Portepée-Fähnrich im 2. Garde-Regiment.

Erſtes Garde-Regiment. Hier ruht in Gott: Premier-Lieutenant Graf Anton Keller; Premier-Lieutenant v. Brandis; Premier-Lieutenant Graf Werner von der Schulenburg; Portepée-Fähnrich v. Natzmer.

Garde-Schützen. Hier ruhen in Gott: Major v. Fabeck, Hauptmann v. Maſſow, Sec.-Lieutenant v. d. Hagen, Seconde-Lieutenant Graf zu Dohna,

---

des Weges kam. Es müſſen aber ſolcher großen Offiziersgräber noch mehrere vorhanden ſein, beiſpielsweiſe vom 2. Garde- und Alexander-Regiment, welche letztern ebenfalls ſehr ſchwere Verluſte erlitten. Ich bin dieſer Grabſtätten aber nicht anſichtig geworden.

Portepée-Fähnrich Lepper, P. Haaß. (Mit ihnen wurde hier Lieutenant Aſter vom 6. ſächſiſchen Regiment, beſtattet, wahrſcheinlich beim Angriff auf St. Marie aux Chênes gefallen).

Drittes Garde-Regiment. Man darf füglich ſagen: dieſem Regiment gehört der Platz; es iſt der Wirth hier, und alles andere geht nur bei ihm zu Gaſte. An der ganzen Weſtſeite hin (alſo St. Marie zu) zieht ſich ein mächtiges Grab, von einem großen, weißen, weithin ſichtbaren Kreuze überragt, das die Inſchrift trägt: Am 18. Auguſt 1870 ſtarben vor St. Privat den Heldentod und wurden hier begraben vom dritten Garde-Regiment:

Major und Bataillons-Commandeur Franz v. Notz;
Hauptmann Carl Herwarth v. Bittenfeld;
Premier-Lieutenant Fritz v. Twardowski;
Lieutenant und Adjutant Curt v. Quaſt I.;
„ „ „ Albrecht v. Groeben;
„ Arthur v. Wedelſtädt;
„ C. von Hohenhorſt;
„ P. v. Jaſtrzembski II.;
„ Max Leonhardt;
„ Paul Herlth, L. d. R. 35;
„ A. Kawlowski, L. d. R. 35;

Feldwebel Reinh. Meißner;
» Eugen Strycker.

So viel über den Friedhof links. Einige hundert Schritte weiter vor, rechts am Wege, haben 13 Offiziere vom Kaiſer Franz-Regiment ihre Ruheſtätte gefunden. Hier aber, wenigſtens Anfang Mai, war alles noch proviſoriſch. Bloße aus Brettern zuſammengenagelte Kreuze, genau in derſelben Weiſe, wie auf dem großen Grabhügel der Offiziere vom 24. Regiment zwiſchen Mars la Tour und Vionville, geben die Stelle an, wo die Einzelnen in dem Geſammtgrabe ruhn. Hier wie dort die Inſchriften unleſerlich, theils verwaſchen, theils falſch geſchrieben, ſo daß nur der Wiſſende errathen kann, was gemeint iſt. Zu leſen oder zu entziffern waren noch folgende: Adalbert v. Kehler, Lieutenant Freiherr v. Patow, Seconde-Lieutenant v. Stückradt, Seconde-Lieutenant v. Hatten, Seconde-Lieutenant Kops, Portepée-Fähnrich Richard v. Mirus, Reſerve-Unteroffizier Linau. (Lieutenant Menckevarn war wahrſcheinlich eine Corrumpirung von v. Enckefort.)

Hier hören nun, auf der Strecke zwiſchen St. Marie und St. Privat, die am Wege gelegenen Begräbnißplätze auf.

Wir laſſen jetzt die Gräber.

Etwa von dem Punkt an, wo die Offiziere vom Franz-Regiment ihr Grab haben, traten unſre ſtürmenden Garde-Bataillone in den eigentlichen Feuerbereich des Feindes ein. Die Entfernung von hier bis hinauf zu den vorderſten Häuſern von St. Privat mag noch 1500 Schritt betragen. Bis zu dieſer Stelle waren Einzelne gefallen, vielleicht auch Hunderte ſchon; aber erſt über dieſe Stelle hinaus begann das große Sicheln. In ganzen Garben ſanken ſie dahin, die großen ſchönen Garde-Leute; unerbittlich mähte Schnitter Tod. Oben auf der Höhe von St. Privat aber ſtanden die franzöſiſchen Offiziere (wie mir verſichert worden iſt) und folgten kopfſchüttelnd, in Thränen und in Bewunderung, dem großartigen Schauſpiel, das hier Mannesmuth und Vaterlandsliebe, Disciplin und Ehrgefühl vor ihren Augen aufführten. Ganze Sektionen ſtürzten; aber die zerriſſenen Linien ſchloſſen ſich wieder, und ſtumm, ohne einen Schuß zu thun, rückten die Bataillone weiter hügelan; — nur das Commandowort der Offiziere, und das beſchwörende »vorwärts, vorwärts« lief durch die Reihen. Aber was half's; noch 300 Schritt und die preußiſche Garde hätte aufgehört zu ſein; Halt, riefen die Signale, und — man ſtand.

Eine andre Phaſe in der Geſammtentwickelung des Kampfes mußte abgewartet werden. Man harrte jetzt dieſer. Was man auch ſagen mag, — es war mehr als ein Wagniß, die furchtbare Poſition in der Front nehmen zu wollen, eh' die Flanke durch die Sachſen wirklich angegriffen war. Alles erklärbar, alles begreiflich, aber .... keine Sophiſtik wird dies »aber« völlig hinwegdeuten können. Wozu war die Umgehung angeordnet? Ging es ohne dieſelbe, ſo konnte man den Sachſen füglich den Marſch erſparen. Genug davon. Der Abend riß den Nachmittag wieder heraus. Die ſächſiſche Brigade Craushaar war endlich heran; ſie griff ein (General v. Craushaar fiel); der Feind ſah jetzt, was ihm drohte; dieſer Moment der Erſchütterung war der rechte; mit friſchen Bataillonen vor, und — St. Privat war unſer. Ein furchtbares Gericht brach jetzt über die Tapfern herein, die hier oben hatten aushalten wollen, oder aber hatten aushalten müſſen. »Hinter den niedrigen Mauern lagen ſie und feuerten bis zuletzt. Unſer 4. Garde-Regiment ſtand plötzlich zwiſchen und hinter ihnen. »Da ſah ich — ſo erzählte mir ein Augenzeuge — daß die wüthenden Grenadiere, um ihrem Zorn ein volleres Genüge zu thun, die loſen Feldſteine der Mauer packten und die unten noch im

Anſchlag liegenden Franzoſen mit dieſen Steinen niederſchmetterten. Es war wieder jener Momente einer, wo das Menſchenherz nur noch das Elementare will (den Stein, die Keule) und Zündnadel und Chaſſepot wie bloße Nippſachen bei Seite wirft.«

Nun hatte mein Wagen die Höhe erreicht. Ich ſprang hinab, um mir das Dorf, ſeine vielgenannten Gartenmauern, und von dieſen Mauern aus das vorgelegene Terrain, die »Schräglinie«, anzuſehn. Eine beſſere Defenſiv-Poſition war allerdings kaum denkbar. Ein viermal überhöhtes Etagenfeuer raſirte alles bis St. Marie hin. Die Vorderwand der Gartenmauer war erſte Feuerlinie; die höher gelegene Hinterwand die zweite; dann kam das dicht beſetzte Haus, das zunächſt aus dem Erdgeſchoß, dann aus den Fenſterluken des erſten Stocks, dann endlich vom Dach aus ſeine Salven abgab. Alles überragend ſtand und feuerte die Artillerie. Daß überhaupt wer lebendig aus dieſem Höllenhagel herausgekommen iſt, daß man auf ſolchem Terrain, deckungslos, anderthalb Stunden lang ausharren, ſeiner Zeit warten und dann, aufſpringend, das erſt Geſcheiterte ſiegreich zu Ende führen konnte, — wird immer ein Wunder bleiben und ein Staunen wecken.

St. Privat und die Ferme Jeruſalem bilden ein zuſammengehöriges Ganze. Es ſcheint, daß der Theil deſſelben, der, wenn man von St. Marie kommt, die linke Seite des Weges einfaßt, eben jene vielgenannte Ferme iſt, ſo daß St. Privat den mehr zurückgelegenen Theil des Dorfes (nach Roncourt zu) ausmacht. Es ſah überall noch triſt aus; nicht daß die Zerſtörung ſo über andre Kampfes-Dörfer hinaus eine beſonders bemerkenswerthe geweſen wäre, nein, ein gewiſſer, düſtrer Schreckensſtempel, wie ihn manche Gebirgsdörfer in Nähe von Vulkanen tragen, war allem aufgedrückt. Die Kirche kaum ſichtbar; der Thurm weggeſchoſſen, oder eingebrannt.

Und über dem Ganzen die Abendſonne; Sonntagsſtille, und an der großen Straße hin plötzlich auch eine volle Sonntags-Heiterkeit! Die Urſach ſollt' ich bald erkennen. Ein halbes Dutzend franzöſiſche Mädchen ſcherzten mit einigen ſächſiſchen Jägern, die hierher verſchlagen waren und riefen ihnen ſchelmiſch zu: »Vous êtes Prussiens.«

Das wollten ſich die Sachſen aber nicht gefallen laſſen. Einer trat ehrpußlich vor und ſagte: Non, non: Non-Prussien; mais, mais — Allemagne.

Schloß Fréscaty.

Und ob die Jungfrau ringt und bebt,
Ein Hochzeitreigen ſich erhebt,
Daß in Paris die Sparren
Bang auf dem Dachſtuhl knarren.
Dem Helden, der die Braut gewann
Und jedem einzeln' Hochzeitsmann
Auf Siegen oder Sterben, —
Heil ihrem Liebeswerben!

Hans Köſter.

Zwei Tage hatte ich auf den Feldern des 16. und 18. Auguſt verweilt; ein dritter Tag führte mich, oſtwärts, auf den Schlachtengrund des 14. hinaus. Schon lagen ſechs Stunden und mindeſtens die doppelte Anzahl von Dörfern hinter mir; die Rückfahrt ſollte beginnen oder hatte begonnen; der letzte Punkt, von dem aus ich das weite, in Wahrheit drei Schlachtfelder*) umfaſſende Terrain noch einmal überſichtlich zu überblicken gedachte, war Roiſſeville. Ich fuhr eben, mit »Augen links«, in die hochgelegene Dorfſtraße ein, als von der entgegengeſetzten Seite her, unter lautem Blaſen, eine preußiſche Extrapoſt an mir vorüberraſſelte, raſch genug um einen ſtattlichen Eindruck zu machen und langſam genug, um den Inſaſſen erkennen zu laſſen. »Halt, Halt«, ſchallte es herüber und hinüber; Begrüßung, Händeſchütteln; und ehe fünf Minuten um waren, fuhr ich, um drei Zoll gewachſen, im Fonds der zurückgeklappten Chaiſe weiter, während mein Einſpänner wie eine leergebliebene Trauerkutſche folgte. Das Komiſchſte war, daß der Kutſcher, trotz ſofortiger Ueberhändigung alles deſſen (ſammt Agio), was ihm zukam, dieſe Ueberſiedlung übel nahm. Er faßte die Sache von der nationalen Seite und grollte, einem preußiſchen Poſtillon erlegen zu ſein.

---

*) Der Umſtand, daß auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von Noiſſeville bis Courcelles (nur eine Meile von Nord nach Süd) zwei Schlachtfelder, und zwar die Schlachtfelder vom 14. und 31. Auguſt in einander übergehen, iſt der weſentlichſte, wiewohl nicht der alleinige Grund, um deſſentwillen ich hier eine Schilderung dieſer Felder und der ihnen zugehörigen Dörfer unterlaſſe. Zu complizirte Lokalitäten müſſen

---

unbeſchrieben bleiben, wenigſtens läßt ſich ihre Schilderung (wenn ſie mehr ſein will wie ein Chaos) der Zeit nach nicht erzwingen. Man muß oft monatelang ein Terrainbild mit ſich umhertragen, ehe man die Linie findet, auf die es ankommt. — Was von dieſer Oſtſeite von Metz gilt, gilt auch, was gleich hier bemerkt ſein möge, von Belfort. Das Terrain, auf dem die 3tägige Schlacht gegen Bourbaki geſchlagen wurde, zu charakteriſiren, iſt ſo ſchwer, daß ich bis jetzt dieſer Aufgabe mich nicht gewachſen fühlte. Unter Zugrundelegung von Karten fällt freilich alle Schwierigkeit fort. Hier aber liegt die Aufgabe eben darin, durch das plaſtiſche Wort die Karte zu erſetzen.

Wohin nun? Colombey-Borny?

War ich ſchon.

Grigy, Mercy-le-Haut, Peltre?

Auch ſchon.

Nun denn Frescaty vielleicht; Schloß Frescaty, wo die Capitulation abgeſchloſſen wurde?!

Das ließe ſich hören.

Gut denn. — Die Ordres wurden gegeben, der Schwager nickte, und in verſtärkter Gangart ging es erſt bergab, an den Gräbern vorbei, die ſich links und rechts die Schluchten hinauf ziehn; dann wieder bergan, die Pappel-Allée entlang, durch die Porte des Allemands in Metz hinein, durch die Porte Serpenoiſe wieder hinaus, bis wir, am entgegengeſetzten Ende, in dieſelbe Chauſſée einbogen, auf der ich zwei Tage zuvor gen Gorze gefahren war.

Nach dem Gelärm der Stadt umfing uns hier Ruhe; kaum hörbar gingen die Räder über den Kies; noch ſtiller wurd' es, als wir, bald hinter Montigny, in einen Feldweg einlenkten, deſſen Biegungen uns, wenn die Karte nicht täuſchte, binnen kürzeſter Friſt bis vor das Schloß geleiten mußten.

Mein Extrapoſt-Reiſender (Namen nennen ihn nicht) war ein »Eingeweihter« aus jenen großen

Tagen her, die mit Schloß Frescaty abſchloſſen. Er erzählte, was er gegenwärtig hatte. Es war ohngefähr das Folgende.

Dienſtag den 25. Mittags halb 1 Uhr erſchien der greiſe General Changarnier in Corny zum Zweck einer Audienz, die Prinz Friedrich Karl, auf Anſuchen des Marſchalls Bazaine, demſelben gewährte. Dieſelbe dauerte eine halbe Stunde. General Changarnier kehrte 10 Minuten nach 1 Uhr nach Metz zurück.

Um 5 Uhr deſſelben Tages traf auf gegenſeitige Verabredung der Chef des Generalſtabes der Cernirungs-Armee, General v. Stiehle, in Begleitung des Hauptmanns Steffen vom großen Generalſtabe, im Schloſſe von Frescaty ein, und hatte daſelbſt eine längere Unterredung mit dem General Ciſſey, Diviſionsgeneral vom Corps Ladmirault. In derſelben wurden dem General (der ſich, das Mindeſte zu ſagen, durch wenig Entgegenkommen auszeichnete; — er iſt jetzt Kriegsminiſter) die Capitulations-Bedingungen mitgetheilt, doch zeigte ſich franzöſiſcherſeits noch keine beſondere Geneigtheit, auf dieſelben einzugehn. Mit Einbruch der Nacht kehrte General v. Stiehle nach Corny zurück. In derſelben Nacht fand in Metz ein Marſchalls-Rath ſtatt.

Am 26. Abends wurden die Verhandlungen in Fréscaty fortgeſetzt; zu denſelben waren von franzöſiſcher Seite der General-Chef des Marſchalls Bazaine, General Jarras, ferner Oberſt Fay und Major Samuel eingetroffen. Dieſe Verhandlungen führten zu einem beſſeren Reſultat, als die vom Tage vorher.

Am 27. früh Morgens 1½ Uhr traf bei dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung ein, daß die gegenſeitigen Vereinbarungen zum Abſchluß gekommen ſeien. Gegen 2½ Uhr Morgens kehrte der preußiſche General nach Corny zurück. Am Abend deſſelben Tages gegen 8 Uhr erfolgte zwiſchen den zwei Bevollmächtigten, d. h. alſo zwiſchen dem General v. Stiehle und dem General Jarras, die Unterzeichnung der Capitulation. Die franzöſiſchen Officiere, in Anbetracht bewieſener Tapferkeit, behielten den Degen.

Dies alles war zu Fréscaty. Auch an ausmalendem, anekdotiſchem Detail fehlte es der Erzählung nicht. Ich gebe wieder, was ich davon behalten.

Das Schloß, wiewohl unter den Kanonen mehrerer Forts und Redouten gelegen, war in der zweiten Hälfte des October von einzelnen unſrer Compagnien (wahrſcheinlich Pommern) beſetzt worden, ſo daß wir, als am 25. und 26. die Generale Ciſſey und Jarras eintrafen, bereits die Herren, die Wirthe an dieſer Stelle waren und gewiſſermaßen die Honneurs des Hauſes zu machen hatten. Das war nicht leicht. Die Einrichtung exiſtirte noch, Fauteuils, Stühle, Tiſche, ſelbſt Bibliothek und Lüſtre waren vorhanden; aber über dieſes »Vorhandenſein« ging es auch kaum hinaus; 14 Tage Einquartierung bei ſolchem Wetter und unter ſolchen Verhältniſſen, hatten der Erſcheinung der Dinge einigermaßen Abbruch gethan.

General Ciſſey, wie ſchon angedeutet, ſpannte die Saiten noch hoch; General Jarras hatte Verſtändniß genug, dies zu unterlaſſen, war aber ein ſogenannter »Heuler« und beſchäftigte ſich mehr mit dem eignen Schickſal, als mit dem der Armee. Einen deſto würdigeren Eindruck machten die beiden Herren ſeiner Begleitung: Oberſt Fay und Major Samuel. Ihnen ging das große Schickſal zu Herzen.

Es war ein tolles Wetter, als der Abend des 26. (etwa um Mitternacht war man einig) hereinbrach. Ein furchtbarer Wind fegte um das Schloß her, lärmte im Kamin, warf die Ziegel vom Dach. Dazu war es kalt und zugig, da die Compagnien, die hier lagen, überall Schießſcharten in das Mauerwerk geſchlagen hatten. Um der Ungemüthlichkeit abzuhelfen und wenigſtens ein Minimum von Comfort herzuſtellen, beſetzte man den Kronleuchter mit einigen Lichtern, die man aufzutreiben das Glück gehabt hatte, ſuchte ein Feuer im Kamin herzurichten und ſtellte vor allem eine an andrer Stelle weggenommene Bretterwand, von innen her an die Balkonthür, um dadurch den Zug zu mindern. Es ging auch eine Viertelſtunde; plötzlich aber ſetzte der Sturm mit doppelter Gewalt ein, fuhr durch die Ritzen und Löcher und warf die vorgeſtellte Bretterwand mit ungeheurem Krach in den Salon hinein. Es war wie eine Pulververſchwörung.

Die Berathungen ſelbſt fanden in dem Zimmer rechts daneben (von außen her gerechnet) ſtatt. Das Dintenfaß, aus deſſen ſpärlichem Inhalt die Capitulation endlich unterzeichnet wurde, gehörte dem Premierlieutenant und Adjutanten v. Goetz vom 54. Regiment. Tiſch, Dintenfaß, Feder, ſind als Souvenirs an jenen denkwürdigen Tag nach Berlin gekommen; die beiden erſtern befinden ſich im Beſitz des Prinzen Friedrich Karl.

Unter ſolchem Geplauder, erſt zwiſchen rothblühenden Kaſtanien, dann zwiſchen Buchen und Elſen hin, die ſich kurz vor dem Schloſſe ſelbſt zu einem kleinen

Gehölz erweitern, hatten wir Frescaty erreicht; da lag es, nicht mehr in niederſtrömendem Regen, ſondern im Schein der drüben untergehenden Sonne. Ein Gärtnerburſch und ſeine Schweſter kamen; ſie bewohnten ein Häuschen, das zwiſchen den Stallgebäuden lag und waren die einzigen Wächter hier. Jede Auskunft wurde uns willfährig gegeben, nur nicht — der Schlüſſel zum Schloß. Damals empfingen wir in Frescaty die Schlüſſel von Metz, jetzt waren in Metz die Schlüſſel von Frescaty. Auch dieſe durch eine Belagerung zu erzwingen, dazu war der Abend zu weit vorgeſchritten. Wir begnügten uns alſo, das in einer guten Renaiſſance aufgeführte Schloß, ſammt ſeiner doppelarmigen, von Wein und Ephen umrankten Vortreppe zu muſtern, blickten durch die Fenſter in das Capitulationszimmer, durch die Balkonthür in den Salon, drin die umfallende Bretterwand einen ſolchen Krach und ſolchen Schrecken hervorgerufen hatte, und ſchickten uns dann an, dieſe wenigſtens auf lange hin der Geſchichte angehörige Stelle (denn zuletzt wird alles vergeſſen) wieder zu verlaſſen.

Noch ein Blick von der Freitreppe aus! Beinah unmittelbar zu Füßen derſelben, ein ſtiller, nach rechts hin von vier Trauerweiden umſtandener Teich. Auf ſeinem Spiegel lag ein breiter, blutrother Streifen, denn in der Verlängerung dieſer Linie ſank eben die Sonne hinter dem Mont St. Quentin und überglühte dieſen wie das vorgelegene Terrain.

Wie ſtill, wie ſchön.

Da kamen der Burſch und ſeine Schweſter, und brachten uns Blumen, die ſie inzwiſchen gepflückt und zu zwei Gärtnerſträußen gebunden hatten.

Als wir, von der erſten Biegung aus, noch einmal zurückſchauten, lag Schloß Frescaty da, wie ein Märchen- und nicht wie ein Capitulations-Schloß. Und konnt' es uns Wunder nehmen! Das furchtbare Schauſpiel jener Tage, liegt es doch ſelbſt ſchon wieder wie ein Märchen hinter uns.

* * *

Bitſch.

Saarbrücken.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn.
H. Heine.

* * *

Das iſt ja mein Leid,
Daß ich einſam blühe
Auf der weiten Haid'.

Auf meiner Herbſtreiſe 1870, die ſchließlich, über Langres und Beſançon, ſo ſonderbar am atlantiſchen Ocean verlaufen war, hatte ich, ehe die anderen Orts geſchilderte »Kataſtrophe« über mich hereinbrach, die erſten Schlachtfelder: Weißenburg und Wörth, bereits beſucht. Nur nach Saarbrücken hin, das zu weit rechts blieb, war ich nicht gekommen. Es lag alſo jetzt ein Gebot für mich vor, das damals Verſäumte nachzuholen. Von keinem Punkte aus ermöglichte ſich dies leichter, als von Metz. In anderthalb Stunden war ich dort und fand ohne Mühe ein Unterkommen im »Gaſthauſe zur Poſt«. Die Tage, wo hier Bett und Nachtquartier quadratzollweiſe bezahlt wurden, waren glücklicherweiſe vorüber.

Ich brach gleich auf, um vom »Exercirplatze« aus, der unmittelbar vor der Stadt auf einem hohen Plateau gelegen iſt, nach Spichern hinüberzuſehen und mir das Bild der vielgenannten Höhe, namentlich aber auch des ganzen Wald- und Bergkranzes, von dem die »Spicherer Höhe« nur einen Theil bildet, einzuprägen. Ich that es in Geſellſchaft eines jungen, draußen am Rande des Plateaus auf und ab promenirenden Franzoſen, der, im Hauſe eines Eiſen-Induſtriellen (er zeigte mir unten im Thale die dampfenden Schlote) als Volontair thätig, die Gegend und das Schlachtfeld in allen ſeinen Details kannte. Sein Franzoſenthum hielt ihn nicht ab, angenehm und entgegenkommend zu ſein. Im Gegentheil. Er war ganz ruhig, hatte die leiſen, angenehm-ſcheuen Manieren eines jungen Engländers aus guter Familie und behandelte die zurückliegenden Dinge durchaus objektiv. Wir ſaßen auf einem großen Feldſtein dicht beiſammen und ſprachen über Spichern, als wär' es Marathon, weit, weit weg.

Der Kampf, in allen ſeinen Phaſen und Einzelnheiten, iſt unendlich oft beſchrieben worden; was an Aufklärungen noch fehlt (und es fehlt noch vieles), vermag auch ich nicht zu geben. Ich begnügte mich alſo an Ort und Stelle damit, mit Hülfe einiger Linien den ganzen Aufbau des Terrains feſtzuhalten und kehrte dann in die Stadt zurück.

Dieſe, trotzdem ſie eine Doppelſtadt iſt (St. Johann und Saarbrücken), hat etwas Oedes und Triſtes. Es mochte ihr freilich zu Ungunſten gereichen, daß ich von Metz kam, das, vor hundert anderen Städten, etwas ausgeſprochen Königliches hat. Und gerade das iſt das Letzte, was man von Saarbrücken wird behaupten wollen. Es hat einen »Schloßplatz«, aber welchen! Nicht viel beſſer ſind die Straßen. Die ganze bauliche Anlage, in Nüchternheit und lebloſer Breite an unſer märkiſches Neu-Ruppin erinnernd, gehört jener Epoche von 1790 bis 1815 an, wo die Baukunſt auf ihrer allerniedrigſten Stufe ſtand, wo die Sinne todt und die Beutel leer waren. Es fehlt das Pittoreske der alten und die gefällige Eleganz der neuen Städte. Wie ſich in dem Dreieck Aachen, Trier, Metz dergleichen aufbauen konnte, bleibt faſt ein Räthſel. Das Beſte ſind die Brücken und das Bahnhofsgebäude, das ſich mit ſeinen weithin ſichtbaren, aus ſchönem Geſtein aufgeführten Thurmfronten wie ein wirklicher Schloßbau ausnimmt.

Im Hôtel (es fehlten noch zwei Stunden bis

Mittag) warf ich mich auf das Bett, um ein wenig zu meditiren, mit offenen Augen zu ruhn. Ich ließ die Blicke im Zimmer umherwandern. Vom Hofe aus drangen Sonnenſchein und Hühnergegackel durch das offene Fenſter ein.

Wie war hier Alles ſo anders, als ich es fünf Wochen lang geſehen hatte! Und doch lag die Grenze ſo nah, daß man faſt die Hand ins Lothringiſche hineinſtrecken konnte. Das große Bett mit den Vorhängen hatte wieder der Schaukelbettſtelle und ihrer muſikaliſchen Begleitung Platz gemacht; noch trat ſie moderirt auf, aber ſchon ließ ſie ihre öſtlichen Schweſtern zwiſchen Elbe und Oder, die birkenen und die kiehnenen mit dem Paliſſander-Anſtrich, ahnen. Nichts mehr von Fauteuils, von Pendulen und Kaminen; an ihre Stelle waren der Kanonenofen, das Roßhaar-Sopha (das einen entweder ſticht oder hinabgleiten läßt), vor Allem aber der Anti-Makaſſar und jene tintenfleckige Tiſchdecke getreten, die, wie man es auch anfangen mag, immer ſich ſchief ſchiebt und immer auf dem Punkte iſt, das ganze Kaffeegeſchirr in den Abgrund zu reißen. Dahin der Wandſchrank! abgelöſt durch jene wunderbare Erfindung der Neuzeit: den Zeug- und Kleiderſtänder, deſſen Horizontalſpeichen es nicht müde werden, in einem heilloſen Mittelzuſtand zwiſchen wagerecht und ſenkrecht ihren Beruf zu erfüllen, d. h. nicht zu erfüllen. Der wirthſchaftliche Inſtinkt hat ihnen längſt die Ecke als Platz angewieſen; überall anders würden ſie dem Fallgeſetz gehorchen. Dahin endlich die elektro-magnetiſche Klingel mit der Deviſe: Pour sonner il faut frapper trois coups sur le bouton: — die Corde, die Quaſte, der geſtickte Canevasſtreifen, ſie ſind wieder in ihre Rechte getreten und behaupten ſich in Allem, was Wirkung angeht (es iſt Pflicht, dies eine Zugeſtändniß zu machen), als durchaus ebenbürtig neben dem geheimnißvollen Geſchlecht der Kupferdrähte. Denn wer Du auch ſeieſt, es kommt Niemand, ob Du franzöſiſch »drei Sekunden frappirſt«, oder deutſch dreimal an der Corde zerrſt. Die Fliegen ſummen an der Decke hin, im Hofe kollert der Truthahn; ländlich, ſittlich; Alles wieder ein wenig klein geworden; — — aber, die Wahrheit zu geſtehen, im Ganzen doch wohlthuender, weil einheitlicher, weil mehr im Enſemble, während der franzöſiſche Gaſthof große Anläufe nimmt und Erwartungen weckt, um ſie ſchließlich — auch nicht zu erfüllen.

Es war um die Mittagszeit herum. Ich rüſtete mich und ſtieg hinab. Suppe, Gemüſe, Braten; ein ſtummer Nachbar links, ein ſtummer Nachbar rechts; horrible Langeweile! Es iſt unverſtändlich, daß die reiſende Menſchheit, gegen Erlegung von etwa anderthalb Thalern täglich, dieſe regelmäßig wiederkehrende Mittagspein erträgt. Eine Bekanntſchaft, die ſolches Opfer verlohnte, macht ſich ſo gut wie nie. Paarweiſe geht es; der Einzelne iſt beklagenswerth.

Ich entzog mich dem Deſſert und fragte nach einem Café im Freien. Man wies mich nach einer »Gartenwirthſchaft«, ſchräg über den Platz. Ich fand ohne Mühe.

Tiſche, Bänke, Kegelſpiel; die Bäume im erſten Grün; neben mir ein 39er mit zwei Krücken und einem Bein. So ſaß ich da; die Vögel ſangen, der Kegeljunge ſchrie. Endlich kam eine Kleine angetrippelt in grünem Kattun und weißer Schürze; ſie brachte den Kaffee und ſprach ein paar Worte, die nicht rheiniſch klangen, wenigſtens nicht nach Saar und Moſel!

Sie ſind nicht von hier, ſagt' ich.

Nein, ich bin aus der Pfalz.

Wo denn da?

Aus Neuſtadt a. d. Hardt.

Wie weit iſt das?

Nun, wir fahren von 7 bis 9, und dann iſt Aufenthalt bis 12, und dann fahren wir wieder bis 3.

Alſo fünf Stunden Eiſenbahn.

Ja, fünf Stunden. Ja (ſeufzend), man muß ſich's doch mal verſuche. Man denkt ſonſt leicht, daß einem zu viel geſchehe.

Alſo da lag es. Ich ſah mit einem Male in ein ganzes, um ſein Jugendglück gebrachtes Leben. Eine Stiefmutter, eine Zankmutter, vielleicht beides; — nun war ſie hier, »um ſich's zu verſuche«.

Und dabei ſchlich der Wirth, ein höherer Fünfziger, mit Pfeife und einem verſchliſſenen Sammetfez um ſie her, als wär' er der Verſucher!

Um die vierte Stunde war ich am Bahnhof. Nach Bitſch!

Ich hatte den beſten Theil eines ganzen Tages in Saarbrücken zugebracht. Offenbar zu lange. Zwei Freunde nahmen von einander Abſchied. Der eine, ein Gutsbeſitzer oder Weinbauer, rief noch aus dem Wagenfenſter: »Wenn ich 2 Stund' in Saarbrücken g'weſt bin, mach' ich, daß ich 'naus komm'.«

Das waren die Worte eines Weiſen. C'est évident.

Bitſch.

Unglück tragen mit Stolz und des Glückes ſich
freuen in Demuth,
Das nur verſöhnt das Geſchick und adelt vor
Gott und vor Menſchen.

Schiller.

* * *

Mit euch, Herr Doktor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn.

Fauſt.

Nach Bitſch alſo!

Saarbrücken, wiewohl die Fahrt dorthin mich über die alte Grenze geführt hatte, die ich nun, um Bitſch zu erreichen, zurückpaſſiren mußte, war doch kaum ein Umweg geweſen. Bei Saargemünd fuhr ich nun wieder in ehemalig franzöſiſches Gebiet, in jetziges »Reichsland« hinein. Die Geſellſchaft beſtand aus lauter »Will-Franzoſen«, ein Wort, das ich mir nach der Analogie von »Muß-Preußen« gebildet habe und das als eine Art Comparativ dieſes letzteren gelten kann. Ein Deutſcher, der ſich als Muß-Preuße gerirt, iſt ſehr wohl hinzunehmen; er kann ſogar Recht haben; es mag als Ehre gelten, Preuße zu ſein, ein Glück (dies

Wort im alltäglichſten Sinne genommen) iſt es nicht immer. Der »Fürſt« ſelber hat mal ſehr Aehnliches geſagt. Aber wenn der deutſche Muß-Preuße, der im Weſentlichen (oft wenigſtens) kein anderes Verbrechen begeht, als daß er Deutſchland über Preußen ſtellt, völlig ertragbar iſt, ſo iſt der deutſche Will-Franzoſe unerträglich. Er verſündigt ſich gegen das Haus, in dem er geboren wurde, ſchädigt die Ehre ſeiner Familie und dadurch die ſeinige. Die Entgegnung, daß er es in der Fremde gut oder beſſer gehabt habe als daheim, daß eben dieſe Fremde ihn in eine höhere Klaſſe gehoben, jedem Einzelnen, wenn auch undekorirt, eine Art »Ehrenlegion« verliehen habe, kann ihn nicht rechtfertigen. Um ſo weniger als dies Alles, günſtigſten Falles, doch nur die halbe Wahrheit iſt.

Es giebt ein Geiſtiges, das *über* das Nationale geht; das ſoll unbeſtritten ſein; und ſo *könnte* es denn (unter Umſtänden) einen Sinn und eine ſittliche Berechtigung haben, wenn ſich die Elſäſſer darauf ſteiften, die »beſten Franzoſen« zu ſein. Aber nur blinder Dünkel und verſtockte Unkenntniß können im gegenwärtigen Augenblick behaupten, daß dieſes Geiſtige in Frankreich mehr ſeine Stätte habe, als in Deutſchland. Und ſo fällt denn jede Berechtigung zu Boden

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich niedrig, als wir Bitſch um die ſechſte Stunde erreichten. Die letzten 1000 Schritt führen hart an der Felſenveſte vorbei; ſie präſentirt ſich, gerade vom Bahndamm aus, in aller Klarheit. Senkrecht ſteigt ſie auf: ein Unterbau, ein Sockel, endlich ein Häuſer-, Wall- und Baſtions-Complex, der die »Krönung des Ganzen« bildet. Der Unterbau, grasbekleidet, macht den Eindruck einer hohen Erd-Böſchung, aus der das, was ich den Sockel nannte, wie ein rieſiger Felſenwürfel aufwächſt. Unter den franzöſiſchen Grenzfeſtungen, die ich geſehen, erinnert Bitſch zumeiſt an Montmedy; doch iſt jenes (Bitſch) bedeutender. Beide übrigens ſind Vettern aus der großen und alten, im Zeitalter der 96-Pfünder freilich in ihrem Werth ſo vielfach angezweifelten Familie Königſtein.

Die Bahn, wie ſchon erwähnt, läuft an der einen Seite des Felſenkegels hin, die Stadt liegt an der andern. Ihr ſchritten wir jetzt zu. Es iſt nur eine kleine Strecke. Am Thor ſchilderte ein 60er; ſein Waffenrock ſo kampagnemäßig wie möglich. Hoffentlich iſt eine »neue Garnitur« ſeitdem eingetroffen.

In den Straßen ſah es ſchlimm aus; ich werde jeder weitern Beſchreibung überhoben, wenn ich das

Ganze als Klein-Bazeilles bezeichne. In Bazeilles lag alles in Trümmern; hier waren, inmitten der Zerſtörung, halbe Straßen verſchont geblieben. Die Häuſerreihe links (von welcher Seite das Bombardement kam) hatte, indem ſie ſelber zum Opfer fiel, der Reihe gegenüber als Schirm, als Kugelfang gedient.

Ziemlich am Ende der Stadt traf ich ein Gaſthaus; von den vier Hôtels, die die Stadt gehabt, das einzig übrig gebliebene. Es war das Hôtel de Metz. Erſt nach langem Parlementiren erhielt ich ein Zimmer. Begreiflich. Wo auf einer Schulter das liegt, was ſich ſonſt auf vier vertheilte, da muß es hart hergeben. An Prätenſionenmachen war hier alſo noch weniger zu denken, als irgend anderswo. Meine Schlafkammer hatte gerade doppelte Bettgröße. Es ließ ſich dies ſo genau beſtimmen, weil außer einer hochaufgethürmten Lagerſtätte, die in ruhigen Zeiten wohl mehr als Bettkaſten wie als Bett diente, in der Kammer abſolut nichts zu finden war. In einer Ecke ſtanden drei Rouleaux-Stangen, während auf dem Fenſterbrett eben ſo viele, ſchon gebrauchte Streichhölzer lagen. Dies war Alles. Wie es aber keine Armuth giebt, die nicht irgend einen Reichthum umſchlöſſe, ſo war auch hier für einen ſolchen geſorgt, und dieſer Reichthum war — das Fenſter. Es hatte nur die Größe einer Luke, ſtand auf und wirkte lediglich wie der Rahmen für die Landſchaft, in die ich hineinſah: erſt Gärten, dann Dächer und ſcheinbar unmittelbar dahinter die hohen Waldwände der Vogeſen. Die Sonne ging unter. Schmetterlinge flogen im goldnen Abendlichte aus und ein.

Ich ging nun in die Stadt, um, eh' der Abend hereinbrach, einen Beſuch zu machen, der mir ſehr am Herzen lag. Ich berichte über dieſen Beſuch im nächſten Kapitel. Eine Stunde nach Dunkelwerden war ich wieder im Hôtel, wo man eben zum Souper ſchritt. An zwei Tafeln, in zwei Zimmern; nur die Thür ſtand auf. Will-Franzoſen und Deutſche ſchieden ſich auch hier.

Die deutſche Tafel hatte eine Längenausdehnung, die in Bitſch überraſchen konnte. Es waren aber nicht Fremde, die hier aßen, ſondern Anſäſſige, hierher Verſchlagene aus allen deutſchen Ländern, die als Poſt- und Polizeibeamte, als Forſt- und Telegraphen-Befliſſene, ihres wenig erfreulichen Dienſtes an dieſer Stelle warteten. Die Opulenz der Tafel konnte über alles andere was fehlte, ſchwerlich hinweghelfen. Nichtsdeſtoweniger mag es mir, als Beitrag zur Länder- und

Völkerkunde, geſtattet ſein, hier aufzuzählen, wie wir in Bitſch zu Nacht ſpeiſten. Es gab: Suppe; Fleiſch und Sauce; Spargel; Hammelrücken; Kalbsmilch; Kapaun und Salat; Quarkkuchen; Butter und Käſe; Biscuits. Alſo ſchlecht gerechnet ſieben Gänge. Dabei muß man gegenwärtig haben, daß Bitſch ein Ort iſt, der noch lange nicht auf der Höhe von Bernau ſteht ... Und ..... ich habe auch in Bernau zu Nacht gegeſſen!

Die Converſation machte ſich lebhaft; aller Stammes-Antagonismus war verwiſcht; Märker, Baiern, Rheinländer, Pfälzer, alles verkehrte in der herzlichſten Weiſe mit einander. Die gemeinſchaftliche Gefahr (Langeweile) wurde zum einigenden Band.

Einer der Anweſenden, ein ſchöner, brünetter Herr von diſtinguirtem Profil, that in Unterhaltungsſachen das Beſte. Er nahm entweder die erſte Stellung ein, oder man gab ſie ihm. Er gab ſich als Coburg-Gothaer zu erkennen, und war Sr. H. dem Herzog im Verſailler Hauptquartier attachirt geweſen. Ich nahm ihn für den neu-creirten Doctor und Kreisarzt dieſer Gegenden. Nicht nach ſeiner Erſcheinung, die weit über den kleinen Land-Phyſikus hinausging, ſondern weil er in munterer Weiſe erzählte, daß er,

»kaum eingetroffen in Bitſch, auch ſchon, auf einem der nächſten Dörfer, mit einem Pockenfall habe debütiren müſſen«. Ich adreſſirte mich deshalb an ihn mit der beſtändigen Redewendung »Herr Doctor«. Das erſte Mal zuckte er ein wenig zuſammen, was ich indeß auf ganz andere Dinge ſchob; — alle folgenden Male hielt er ſtandhaft aus. Er hatte eben die Hofſchule durchgemacht.

Nach Tiſche fragt' ich: wer iſt der ſchöne ſchwarze Herr, der den Pockenfall behandelt hat.

»Ja, er mußte gleich hinaus wegen der Abſperrung. Es iſt unſer neuer Friedensrichter.«

Gottfried Heller.

Wohl dem, der in Furcht Gottes ſteht
Und auf Seinem Wege geht.
Dein' eigen Hand dich nähren ſoll,
So lebſt du recht und geht dir wohl.
Martin Luther.

* * *

Ein Chriſtenherz auf Roſen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze ſteht.

Vor Tiſch, wie ſchon erwähnt, hatt' ich einen Gang in die Stadt gemacht. Es handelte ſich um Nachfrage, reſpective Beſuch bei einem Weißgerbermeiſter, zu deſſen Sohne ich (die Lebenswege gehen wunderbar) in eine Art Herzensbeziehung getreten war. Das kam ſo.

Während meines vorübergehenden Aufenthalts im prison militaire zu Lyon, hatt' ich Tag um Tag Beſuch von einem jungen, blonden Deutſchen empfangen, der in der Rhone-Hauptſtadt arbeitete und ein Anverwandter des agent principal war, der jenem Gefängniſſe vorſtand. Ja, das Zimmer, das ich bewohnte, war eigentlich ſein Zimmer, in dem er, der junge Deutſche, ſeine Koffer, ſeine Sachen, ſeine Papiere hatte und in dem er gewohnt war, ſeine Feierabendſtunden zuzubringen, namentlich auch ſich Sonntags für den Kirchgang anzukleiden. Wir plauderten viel mit einander und ſchloſſen eine Freundſchaft, die ich in der glücklichen Lage war, gleich bethätigen zu können. Gleich, und ohne Mühe. Es handelte ſich nämlich um nichts weiter, als um einen nach Bitſch hin (wo ſeine Eltern lebten) zu ſchreibenden Brief. Ihr Haus war zerſtört, ihr Vermögen hin, die Geſundheit von Mutter und Schweſter in Folge der Bombardements-Schreckniſſe erſchüttert, — ſo viel hatte er auf Umwegen erfahren; aber ſeinerſeits eine Zeile, ein Troſtwort nach Haus hin gelangen zu laſſen, war ihm nicht vergönnt geweſen; kein Brief war angekommen. Da half ich denn nun. Wozu ein Gefangener nicht alles gut iſt! In einen nach Berlin hin adreſſirten Brief wurden ſeine Zeilen eingelegt und ſind (was gleich vorausbemerkt ſein möge) eine Woche ſpäter auch richtig in Bitſch eingetroffen.

Es lag mir nun daran, über meinen jungen Lyoneſer Freund Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, ob er noch lebe. Denn das letzte Mal, daß ich ihn ſah, war er in kriegeriſchem Aufzuge, mit der

Büchſe in der Hand bei mir eingetreten! Dem Gambetta'ſchen Aufgebot en masse hatte er ſich nicht zu entziehen vermocht, vielleicht auch nicht entziehen wollen, und wer mochte mir jetzt dafür bürgen, daß er nicht unter den Franctireurs oder wohl gar unter den Vengeurs du Rhône in den blutigen Kämpfen um Dijon, ſei es gegen die Badenſer, ſei es gegen die Pommern, einen frühen Tod gefunden habe. Um ſo näher lag mir dies, als ich ſicher war, daß er nach unſerem heimathlichen Satze, »wenn ſchon, denn ſchon«, im Kugelregen auch geſtanden hätte, denn wiewohl weich und gemüthvoll (er kämpfte jedesmal mit den Thränen, wenn er von dem Unglück ſeiner Eltern ſprach), ſo hatte er doch, groß und ſtark wie er war, vor allem auch jenen vornehm-nervöſen Zug, der nie täuſcht und immer bekundet: ich bin wohl zerbrechlich, aber nur zerbrechlich wie Stahl.

Ein Uebelſtand war, daß ich inzwiſchen ſeinen Vatersnamen vergeſſen hatte; ich wußte nur, daß er Gottfried hieß. Darauf hin mußte ich nunmehr meine Wanderſchaft und meine Nachforſchungen antreten.

Ich ſchritt die Hauptſtraße hinauf; es dämmerte ſchon. Ziemlich inmitten der Stadt war ein reizender Fleck, wenn man, wo das Meiſte in Trümmern lag, von einem ſolchen noch ſprechen konnte. Die Straße verbreiterte ſich hier auf eine Strecke von 50 oder 100 Schritt Länge und ſchuf einen ſchmalen Platz, auf dem zwei, drei zurückgelegene Häuſer, ein paar Lindenbäume und zwei lange Steintröge ſtanden, in die, aus einfachen eiſernen Röhren, ein vom Citadellfelſen herabkommendes Bergwaſſer floß. Eben dieſer Citadellfelſen ſtieg unmittelbar hinter den Häuſern ſenkrecht auf, während zwiſchen den Trögen das lebensgroße Bildniß der Jungfrau von Orleans aufragte, betend, und im Gebet das Schwert an ihre Bruſt preſſend.

Ich war ganz in den Anblick dieſes poetiſch-mittelalterlichen Geſammtbildes verſunken, das, durch eine Art halbverdeckter Staffage, die es hatte, noch an gefälligem Reiz gewann. Das mittlere der drei Häuſer nämlich, augenſcheinlich ſehr alt, beſtand in ſeinem Erdgeſchoß nur aus Fenſtern, zwiſchen denen dünne Tragbalken aufſtiegen. Alle untren Flügel ſtanden auf und dahinter an einem langen, bis an die Fenſter vorgerückten Tiſch, ſaßen ſechs oder ſieben Schuhmachersleute, Burſchen und Geſellen, die hier den letzten Reſt von Tageslicht aufſuchten, um ihre Arbeit zu vollenden.

Ich trat an eines der Fenſter heran und fragte den aufſchauenden Geſellen: Kennen Sie hier einen

Weißgerbermeiſter, deſſen Sohn Gottfried im vorigen Jahre in Lyon gearbeitet hat?

J, was werd' ich den nicht kennen? Das iſt Gottfried Heller geweſen. Der Vater wohnt das dritte Haus von hier. Joſeph, führ' den Herrn hinne.

Ich dankte, Joſeph erſchien, geleitete mich bis an das bezeichnete Haus, ſtieg die Treppe vorauf und klopfte an. Als geantwortet war, ſprang er wieder die Stiege hinunter. Ich trat nun ein.

Ich werde das Bild, das ich hier ſah, nicht leicht vergeſſen. Die Engländer, in ihren hiſtoriſchen Bildern, behandeln mit Vorliebe die »kleine Puritanerfamilie«, die in Haus oder Hütte ihre Abendmahlzeit nimmt; — Bibel oder Gebetbuch gemeinhin neben dem Alten. Jede Abendmahlzeit immer ein Anklang an das »Abendmahl«. So war es auch hier. Um den runden Tiſch ſaßen fünf Perſonen, drei Männer, zwei Frauen. Es war ſo dunkel, daß ich Niemanden beſtimmt erkennen konnte; nur auf den Alten fiel ein ſpärlicher Streifen Licht und ließ mich wahrnehmen, daß er eben das Dankgebet geſprochen hatte. Neben ihm lag das abgenommene Käpſel; ſeine Hände waren noch gefaltet.

Alle erhoben ſich jetzt. Der alte Herr trat mir einen Schritt entgegen. Ich hatte mir meinen Spruch bereits gut auswendig gelernt und begann wieder. »Ich war in Lyon mit einem jungen Mann zuſammen, der .....«

Weiter kam ich nicht. Aus dem Hintergrunde trat jetzt Gottfried ſelber auf mich zu und ſtreckte mir beide Hände entgegen. Alles war bewegt, ein Stuhl wurde mir geſtellt, und ich rückte in den Familienkreis ein. Hier waren Studien zu machen: altdeutſches, frommes, proteſtantiſches Bürgerthum. Eine Scenerie, als ob der Schmalkaldiſche Krieg eben hinter uns läge und nicht ein napoleoniſcher! Wir ſprachen von der harten Zeit. Das Meiſte davon iſt Redensart; hier aber waren Leute, die ausnahmsweiſe wirklich davon ſprechen durften. Der Krieg, wie ein feuriger Beſen, war über ſie hinweggegangen; alles war zerſtört, alles verloren. Vierzig Jahre lang ein Beſitzthum, Haus und Hof, und nun, am Ende ihrer Tage — ein Miethe-Zimmer.

Gottfried, der nach der erſten Begrüßung wieder ſchweigſam geworden war (er hatte erſichtlich — auch darin puritaniſch — eine Reſpects-Erziehung genoſſen) fragte mich, als ich aufbrach, ob er mich noch ein Weniges begleiten dürfe? Ich bat darum. So verließ ich die Eltern, um mit dem Sohne noch einen kurzen Abendſpaziergang zu machen.

Er erzählte mir nun, daß ſein Herr in Lyon, der von der Vergeblichkeit aller Gambetta-Anſtrengungen überzeugt geweſen ſei, ihn aus dem militairiſchen Verbande, dem er bereits angehört, wieder losgelöſt, demnächſt auch ſeine Rückkehr in die Schweiz ermöglicht habe. Im December ſei er wieder daheim in Bitſch geweſen; — nur den Vater habe er getroffen, der draußen vor der Stadt, unter einem gewölbten Thorweg, in einer aus Fellen gemachten Hängematte gelebt habe. Eine ſolche Hängematte habe er dann auch bezogen. »Sehen Sie dort drüben den Erddamm und in dem Damm den Gewölbebogen, — unter dieſem Bogen haben wir vier Monate lang gewohnt.«

Wir gingen nun in die Stadt zurück. Vor einem großen Trümmerhaufen blieb er ſtehen und ſagte nur: »das iſt unſer Haus«. Er führte mich dann an eines der Kellerfenſter, dicht über dem Straßendamm, und fuhr fort: »Hinter dieſem Fenſter ſaß meine Familie den ganzen Tag; ein Brett ſchloß die Oeffnung von außen. Von den Granaten litten ſie nicht; aber plötzlich war der Qualm ſo dicht und ſtickig geworden, daß ſie nicht mehr athmen konnten. Sie mußten hinaus. Es gab nur einen Ausweg noch, das Fenſter. Alle ſuchten ſie das Brett, das von außen ſchloß, zurückzuſtoßen; aber es war nicht möglich: die ganze Maſſe der niedergeſtürzten Wände lag wie ein Berg davor. Sie hätten jämmerlich ſterben und verderben müſſen, wenn nicht einer unſerer Nachbarn das Schreien gehört und den Steinſchutt fortgeſchafft hätte. Er that es mit Gefahr ſeines Lebens. Gott lohne es ihm.«

Da ſtand ich nun und ſah ſtumm auf dieſe zerſtörte Wohnſtätte, die einſt ſo viel häusliches Glück und an jenem Unglückstage ſo viel Bangen und Todespein umſchloſſen hatte. Wer in ſolchem Momente noch reden kann oder gar ſeinen Troſt aus der Taſche zieht, iſt nicht beneidenswerth.

Aber eines ſagte ich mir ſelbſt.

Mit einem gewiſſen höllenpoetiſchen Grauen pflegt auch der Beſte von uns zu leſen: »150 Häuſer zerſtört, 30 Todte; die weiße Fahne aufgeſteckt!« Was das alles in Wahrheit beſagen will, empfindet man erſt, wenn einen ein Betheiligter an ſolchen Trümmerhaufen führt und tonlos, mühſam die Worte ſpricht: dies war unſer Haus.

Die Citadelle von Bitſch.

Die Flinte unterm Schloß im Arm,
Die Finger in den Aermeln warm,
Marſchirt er einſam hin und her,
Und denkt: Wer jetzt zu Hauſe wär'!
W. v. Merckel.

* * *

»O Kyritz, mein Vaterland!«
Ein Ständchen vorm Potsdamer Thore.

Mir blieb nun noch von Bitſch nicht mehr und nicht weniger als die Hauptſache, ſeine Citadelle. Andren Tages früh machte ich mich auf den Weg. Es bedarf einer Eintrittskarte, die man, gegen Erlegung eines Franken, unten am Stadtthor, in einer Art Commandanturgebäude in Empfang nimmt. Ein 60er, der die Gefilde zwiſchen Zehden und Fürſtenberg ſeine Heimath nannte, führte mich treppauf in ein improviſirtes Bureau, wo mehrere Unteroffiziere und Gefreite an Wackeltiſchen ſchrieben oder auch nicht ſchrieben. Ich trug dem Zunächſtſitzenden mein Anliegen vor. Er erhob ſich, machte eine elegante Handbewegung nach dem dritten Tiſch hin und ſagte, in Ton und Sprechweiſe unverkennbar: »Wollen Sie ſich an den ſchönbebarteten jungen Mann wenden.« Das Berliniſche in der Fremde berührt nicht immer angenehm; aber in maßvoller Anwendung hat es etwas ſehr Gewinnendes, wie alles Friſche und Pikante. Es wirkt belebend, wie etwa wenn man einem Schläfrigen mit einem Federbart leiſe um die Naſenflügel fährt; oder, um dem Vergleiche eine mehr lokale Färbung zu geben: es prickelt wie eine Volpi'ſche.

Ich empfing nun meine Karte, paſſirte das Thor und ſchritt alsbald an ärmlichen Vorſtadthäuſern hin, zwiſchen denen der Weg ſchon leiſe bergan zu ſteigen beginnt. Hinter den Häuſern dehnt ſich ein hochgelegenes Stück Wieſenland, auf dem 5 Trommler und 4 Pfeifer, unter dem energiſchen Commando eines Tambour-Majors, ihre muſikaliſch-militairiſchen Exercitien machten. Sie gingen durch alle Stadien; der Hauptaccent wurde aber unverkennbar auf das bekannte Trommel- und Pfeiferſtück gelegt, das wir zu hören gewohnt ſind, wenn eine ältere, jüngere oder allerjüngſte Prinzeſſin durch das Brandenburger Thor fährt. Wie wunderſam klangen dieſe Stücke *hier*, zu Füßen der Citadelle Bitſch! Aber ſiehe da, als ob mir ein Zeichen gegeben werden ſollte, daß hier alles, auch der Berggeiſt, hinfüro im Bunde mit Preußen-Deutſchland ſei, ſcholl plötzlich, als ich um die Felsecke herumgebogen und keines der Spielleute mehr anſichtig war, das Begrüßungs-Trommelſtück hell und ſcharf, aus den Vogeſen heraus, zu mir herüber, und erſt drei Sekunden ſpäter antworteten ſcheinbar die wirklichen Trommler und Pfeifer. Dies iſt nicht etwa poetiſche Fiction, ſondern genau ſo wie ich erzähle. Zunächſt ſprach das Echo, und dann erſt der urſprüngliche Ton. Ich erkläre es mir dadurch, daß ich, durch die ſcharfe Biegung, die ich gemacht hatte, von der originalen Schallwelle weiter entfernt war als von der, die das Echo vibriren ließ.

Der Weg, nach dieſer Biegung, ging an der einen Längsſeite des Felſens hin; noch ein zweites Links-um, und das vorderſte Citadellthor wurde bereits ſichtbar. Durch eben dieſes Thor bewerkſtelligte an einem friſchen Märztage die franzöſiſche Beſatzung ihren Abzug, nachdem ſie die Veſte 7 Monate lang vertheidigt, zweien Bombardements getrotzt und dadurch ſich und dem Namen »Bitſch« einen Ruhm zugelegt hatte, an deſſen Erwerbung beide, bei Beginn der Belagerung, am wenigſten gedacht haben mochten.

Ich beſchränke mich auf folgende Daten: Die

Citadelle war bei Beginn des Krieges durch ein Bataillon vom 94. Regiment und vielleicht ein Halb-Bataillon Turcos beſetzt worden. Die Armirung war die unvollkommenſte von der Welt. Nach der Schlacht bei Wörth wurden Stadt und Citadelle das Refugium für viele Hunderte von Flüchtigen nahezu aller im Kampf geweſenen Regimenter. Am 23. Auguſt erfolgte ein erſtes, ſchwaches Bombardement aus Feldgeſchützen. Es blieb wirkungslos. Man begnügte ſich nunmehr, auf weitere 3 Wochen hin, mit einer bloßen Cernirung. Endlich am 11. September ſchritt man zu einer zweiten, dies Mal ſehr ernſthaft gemeinten Beſchießung unter Oberſt Kohlermann von der bairiſchen Artillerie. Schweres Belagerungsgeſchütz war, aus der Feſtung Germersheim, zu dieſem Behufe eigens herbeigeſchafft worden. Das Bombardement dauerte 3 Tage und 3 Nächte, 16,000 Projectile wurden auf die Stadt und Feſtung geſchleudert, nahezu Alles, was nicht bombenfeſt oder aber durch eine zufällig glückliche Lage geſichert war, wurde zerſtört; — noch 12 Stunden länger und die Capitulation, nach Allem was inzwiſchen bekannt geworden iſt, mußte erfolgen. Da wurde die Beſchießung eingeſtellt, und — Bitſch war gerettet. Unerobert, als »jungfräuliche Veſte«

ging ſie aus franzöſiſchen in deutſche Hände über. Erſt der Friedensſchluß überantwortete ſie uns.

Dies möge genügen. Wer Weiteres über die Belagerung dieſes immerhin intereſſanten Felſenneſtes leſen will (intereſſant ſchon dadurch, daß es der *einzige* Punkt war, der unſeren Waffen widerſtand), dem ſeien die Bücher und Aufſätze beſtens empfohlen, die die beiden »Gefangenen von Bitſch«, die Herren Max v. Schlägel und Oscar v. Marſchall, über ihre perſönlichen Erlebniſſe und dadurch zugleich auch über den Ort und ſeine Schickſale veröffentlicht haben. Auch *darin* hat Bitſch Glück gehabt. Nicht jede unbedeutende Veſte genießt des Vorzuges, während ihrer Belagerung zwei Schriftſteller in ihren Pavillons und Kaſematten zu beherbergen, friſche, lebendige Erzähler, die nun zu Special-Hiſtoriographen eines an und für ſich nur geringfügigen, hiſtoriſch-verſchwindenden Gegenſtandes werden. Aber eben durch die Darſtellung, die der Gegenſtand findet, wird er über ſich ſelbſt erhoben und hört auf, ein verſchwindender zu ſein. Denn nicht auf die That kommt es an, ſondern auf das *Wort*, das ſie feſthält und überliefert. Das Wort allein macht lebendig; was ſtumm iſt, und wär' es das Größte, iſt todt.

Ich hatte inzwiſchen das Citadellthor erreicht, paſſirte ein paar Zugbrücken, noch ein großes Portal und trat dann auf die Platform des Felſens: den Citadellhof. Er mag eine Länge haben von zwei- bis dreihundert Schritt. Jenſeits, an der dem Eingange gegenübergelegenen Schmalſeite, erhoben ſich drei mehr oder weniger zerſchoſſene Gebäude: Kirche, Wache, Commandantenhaus; zur Linken, über die ganze Länge hin, lief eine total demolirte Kaſerne, während nach rechts hin ein rempart ſich ſtreckte, über deſſen Brüſtung hinweg einige ſchwere Geſchütze nach Norden blickten. Dies war, einſchließlich eines an der dieſſeitigen Schmalſeite ſtehenden Offizierhauſes, die ganze Herrlichkeit von »Veſte Bitſch«.

Ich ſteuerte auf das Wohngebäude zu, um meine Karte zu präſentiren. Zehn Schritte ſeitwärts, auf einem nach Süden blickenden Wallrand, ſaßen, lagen, ſtanden die Wachtmannſchaften, lauter 60er, und ließen ſich von der Sonne beſcheinen, oder blickten gähnend nach den Vogeſen-Abhängen hinüber. Jedes Einzelnen Seele, ſo ſchien es mir, ſuchte in der Ferne nach Wriezen a. O., oder gedachte Platkows, wo die Theerbutte des alten Derfflinger am Wetterhahn hängt, oder des Bieſenthalſchen Kirchthurms, auf den der alte

Sparr ſeine Peitſche fallen ließ, wenn er, wie gewöhnlich, durch die Lüfte fuhr.

An dieſe Heimwehkranken (es waren meiſt »Alte« oder ſelbſt *ſehr* Alte) trat ich jetzt heran und fragte, »ob wohl einer da wäre, der mich umher führen wolle?« Sie drückten, als eine Art Präludium, zunächſt ſammt und ſonders ihre Zuſtimmung aus, erhoben ſich dann langſam aus ihren bequemen Poſitionen und ſchloſſen einen Kreis um mich, um nunmehr in die Berathung einzutreten. Sie brummelten zu zwei und drei, immer fractionsweiſe, bis endlich ein kleiner Unterſetzter vortrat und mir zurief: »Na, denn kummen Se man«. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Andern ſchubſten ihn ohne Weiteres bei Seit' und perorirten nun auf mich los: *Den* nich; dat is ſo eener; nehmen Se Kalies'en, Kalies is jut; dat's ein Alter, Landwehrmann, ſechs Kinder; Kalies, Du jehſt mit den Herrn«. Hiermit war die Sache entſchieden. Die ganze Scene, in ihrem ſpecifiſch-märkiſchen Charakter, hatte mich ungemein amüſirt.

Wir gingen nun alſo los, bogen in die große Kaſerne, die uns jetzt zur Rechten lag, ein und ſtiegen mittelſt Treppen und Leitern bis auf eine von einzelnen Schornſteinwänden halb mannshoch überragte

Dachſtelle, wo der weggeſchoſſene Giebel uns einen prächtigen Ueberblick über das ganze Keſſelthal geſtattete. Ich bin nicht ſchwindlig, aber Kalies machte es mir doch zu arg; er ſtellte ſich auf den kaum fußbreiten, noch dazu hart am Giebelreſt aufragenden Eſſenkranz und reichte mir ſeine Hand, um mich auch nach oben zu ziehen. Ich ſagte aber blos: Hören Sie, Kalies, Sie ſind wohl Schornſteinfeger?

Ne, aber Mauer.

Na drum auch! Uebrigens »Mauer« oder nich, kommen Sie man wieder 'runter da; ich will keinen 6kindrigen Landwehrmann auf der Seele haben. Und noch dazu um dies »olle Bitſch«.

Er nickte und ſprang wieder 'runter. Ich hatte den wunden Fleck getroffen; die alte Landwehrſeele überflog Berg und Thal und ließ ſich zwiſchen Neuenhagen und Güſtebieſe auf einen ganz andern Schornſtein nieder. Hoffentlich iſt der leibliche Kalies ſeiner damals vorausfliegenden Seele längſt gefolgt und die frohe Stunde in Vorbereitung, wo durch letztgenannten Schornſtein das »ſiebente« glücklich niederfährt. Da kann denn der König Gevatter ſtehn, oder, wenn der glückliche Vater mich erkundet (was ich übrigens nicht wünſche), auch ich.

Das Umherklettern auf zerſchoſſenen Baulichkeiten, wenn man den erſten romantiſchen Gruſel, den daſſelbe weckt, längſt hinter ſich hat, iſt eigentlich langweilig; ich drang deshalb auf Abkürzung und bat Kalies, wenn er überhaupt noch was in petto habe, raſch ſeine beſte Karte auszuſpielen.

Ja, denn möten wi woll in de Kaſematt' geihn.

Na, denn man zu.

Unter der großen Kaſerne links, in derſelben Länge und Breite wie dieſe, oder auch wohl noch um etwas größer, läuft die vielgenannte, in Felſen gehauene, große Kaſematte hin. In dieſe ſtiegen wir jetzt hinab. Es mag viel Aehnliches oder Bedeutenderes geben, aber ich ſah dergleichen hier zum erſten Mal und konnte mich ſeiner Wirkung nicht entziehen. Ein weißgetünchter, hochgewölbter Raum, ein wenig Licht von der einen Seite her, Pritſchen links und rechts, zerſtampftes Stroh, ein liegengebliebenes Käppi, dazwiſchen Sohlen, Gamaſchen, Mützenſchirme, — es war wie ein »Schlachtfeld im Keller«, ein Schlachtfeld ohne Luft und Licht, bedrücklich, infernaliſch.

Nach rechts hin war ein Bretterverſchlag, über den hinweg man in einen ſtockdunklen Raum ſah. Kalies, der nicht ſentimental war, wenn es ihn nicht ſelber betraf, wies mit dem Daumen hinüber und ſagte jetzt hochdeutſch: »Da lagen die Todten. Wir fanden noch drei, als wir einzogen. Sie hatten ſie vergeſſen.«

Ich machte, daß ich wieder hinaus kam. Selbſt das Raſcheln im Stroh war unheimlich. Adieu Bitſch, adieu Kalies.

Ein Eiſenbahnzug, der eben dampfend und kreiſchend aus dem Vogeſenwald heraus in das Thal einlief, wirkte mit ſeinem Pfiff und ſeinem Geraſſel (denn es war Leben) wie Muſik.

◆

Straßburg.

Straßburg.

Aeltere werfen die Kugel indeß, die Entfernungen meſſend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit hurtigem Scharfblick.
Platen (Amalfi).

* * *

Er braucht nicht mit dem Schwert zu blinken,
Er braucht nur mit dem Auge zu winken,
Und ſieh', es muß zur Rechten und Linken
Ein halber Franzmann vom Roſſe ſinken.

Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen.

Der Zug, der 11 Uhr Vormittags an Bitſch vorüberbrauſte, war noch nicht mein Zug; ich hatte noch Zeit, unten am Fuße des Felſens, einem mir neuen Wurfſpiel zuzuſehen, das darin beſtand, daß man Zwei-Sousſtücke oder Zinkſtücke von derſelben Größe, auf 5 Schritt Diſtance in einen aufgeſperrten Froſchmund warf. Zu meiner Zeit war es ein tellergroßer Türkenmund, in den wir mit aller Bequemlichkeit (und doch oft nicht treffend) unſere Bälle ſchleuderten, ein Spiel, das zu dieſem Froſchſpiel etwa in dem Verhältniß ſtand, wie ein Klippſchul-Turner zu einem Renzſchen Akrobaten. In ſolchen Dingen ſind die Franzoſen Meiſter, und ihre Pflegekinder, die Elſäſſer, haben ihnen, in Kaſernen und Cafés, alle dieſe Virtuoſenſtücke längſt abgelernt.

Um Mittag ging der Zug, der mich nach Straßburg führen ſollte. Die Fahrt gliedert ſich in drei Theile von ziemlich gleicher Länge: von Bitſch bis Niederbronn, von Niederbronn bis Hagenau, von Hagenau bis Straßburg. Das erſte Drittel iſt eine Fahrt quer durch die Vogeſen und bietet eine Fülle der reizendſten Landſchaftsbilder. Die Aehnlichkeit mit Thüringen iſt frappant; nur herrſcht hier, wie überall im Lande, das Laubholz vor. Dicht vor Niederbronn paſſirt man eine pittoreske Ruine (Waſenberg, wenn ich nicht irre), die ähnlich da liegt, wie der Lützelſtein oder die Ruinen um Pfalzburg und Zabern. Hoffen wir auf die Tage, wo der Bonnenſer und Heidelberger Student hier umherklettert, wie der Jenenſer und Hallenſer die Rudelsburg zu ſeiner Domaine gemacht hat. An dieſe Hoffnung ſeien zugleich einige Bemerkungen geknüpft.

Mit feinem Verſtändniß iſt geſagt worden: »Der deutſche Student müſſe und werde dieſe Gegenden wieder erobern«. Dem ſtimme ich zu. An die Errichtung der Univerſität Straßburg einerſeits, an die ſangesheitren Wanderzüge der deutſchen Jugend andererſeits, laſſen ſich nicht leicht zu weit gehende Hoffnungen knüpfen. Der franzöſiſche Geiſt muß erſt wieder heraus. Darüber iſt man einig. Dieſen franzöſiſchen Geiſt aber vertreiben wir muthmaßlich weder durch unſere civile noch durch unſere Heeresverwaltung, was alles auch zu Lob und Preis beider geſagt werden mag. Um die Vorzüge derſelben, die ſich in Exaktheit, in Treu und Glauben, in Unbeſtechlichkeit zu erkennen geben, zu würdigen, ja, auch nur zu verſtehen, muß der ganze geiſtige Boden erſt umgeackert worden ſein. Ein ſolches Umackern geſchieht aber nicht durch Paragraphen, auch nicht durch die beſten, und es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man, auf dieſen Punkt hin, zwiſchen Weſtpreußen-Poſen und Elſaß-Lothringen nicht ſcharf unterſcheiden, ſondern im Hinblick auf jene (Weſtpreußen und Poſen) auch dieſen neu eroberten Provinzen gegenüber einfach den Glauben hegen wollte: was dort ſich bewährte, müſſe ſich auch hier bewähren. Der Unterſchied würde bald offenbar werden. Das polniſche Element, das unſerem Staate einverleibt wurde, hatte, vom Nationalen abgeſehen, bald aber über dieſes hinaus, kein anderes Intereſſe, als ſich in ſeinem Recht und ſeinem Beſitz gegen Unterdrückung geſchützt zu ſehen; für ſolche Gewährungen indeß kann Elſaß *nicht* dankbar ſein. *Das* hat es längſt gehabt, und was daran fehlen mochte, das war keine Folge von Unfreiheit und Unkultur, ſondern von Ueberfreiheit und Ueberkultur. Dieſe erſt wieder als ſolche zu charakteriſiren, als ſolche fühlbar zu machen, das Falſche, Schiefe, Verlogene aufzudecken, geſunde Bildung an die Stelle ungeſunder zu ſetzen, *darauf* kommt es an; dieſe Aufgabe aber iſt eine rein geiſtige und kann nur durch geiſtige Mittel gelöſt werden. Die Berührung mit dem deutſchen Geiſt allein kann dieſe Wandlung vollziehn: Lehre, Wiſſenſchaft, Predigt, Lied. Vor allem auch die Preſſe. Im Moment, weil alles noch gährt und widerſtrebt, mag es gleichgültig ſein, ob dieſelbe ein wenig beſſer oder ſchlechter, ob etwas höher oder tiefer in die Erſcheinung tritt, aber die Stunde muß kommen, wo die Pflege der öffentlichen Meinung, die doch vor allem Zeitungsſache iſt, gerade in dieſem Reichslande zu einer allerwichtigſten Aufgabe werden wird. Das *Allerbeſte*, was Deutſchland hat, wird dann gerade gut genug ſein für — Elſaß-Lothringen.

Um 8 Uhr waren wir in Straßburg. Ein »Commiſſionair« ſuchte ſich meiner zu bemächtigen und deutete auf das Hôtel de l'Eſprit, das ſich, mehrſtöckig, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude erhebt. Ich entzog mich aber ſeinen Bemühungen ſchon allein deshalb, weil ich mir in einem »Gaſthof zum Geiſt« für meinen Körper nicht viel verſprechen konnte und gelangte glücklich wieder in meinen »Rebſtock«, drin mich das alte Getriebe und etwas weniger »tristesse« als am zweiten Oſtertage empfing. Es iſt ein Unterſchied, ob man die Dinge in pfingſtlicher oder oſterlicher Beleuchtung ſieht.

Deſſen ſollt' ich überall inne werden, wohin ich kam. Die Blaukittel-Gruppen auf dem Kleberplatz, die namentlich vor dem gleichnamigen Kaffeehauſe ihren Stand haben, ſahen minder rabbiat aus, als ſechs Wochen früher; in den Straßen drängte ſich allerlei Landvolk, namentlich Bäuerinnen, die erſichtlich mehr mit ihrem Einkauf als mit der Politik beſchäftigt waren; auf dem Gutenbergs-Platze lachten die Fiacre-Kutſcher ſo ausgelaſſen, wie es angeſichts der Statue, die dieſem Platze den Namen gegeben hat, nur überhaupt möglich iſt. Vor allem die deutſche Fahne, oben auf dem Münſterthurm, flatterte luſtig im Winde und ſchien ſich des Lebens da unten zu freuen.

Am meiſten zum Guten hin verändert erſchien mir der Broglie-Platz, der für Straßburg eben daſſelbe bedeutet wie die Linden für Berlin, oder die Boulevards für Paris. Um Oſtern war hier nichts heimiſch geweſen als der Wind und der einſame Kellner; jetzt wogte hier ein heiteres Getriebe auf und ab, ja hatte ſogar ſein Lager an eben dieſer Stelle aufgeſchlagen. Hier auf den Bänken hin, unter Linden und Kaſtanien, ſaßen die Kindermädchen und präſentirten die lieben Kleinen und — ſich ſelbſt. Sie durften es ſchon; das ſchwarze Kopftuch kleidete ihnen gut. Auch die »junge Mutter« war vertreten, übte Controle, careſſirte den Liebling und ſchob ihn, eine kurze Strecke, höchſteigenhändig in einem wunderſamen Gefährt, das zwiſchen dem deutſchen Korbwagen und dem engliſchen Perambulator die Mitte zu halten ſchien, die »Große Allee« entlang. Dazu, rechts und links, Reitende, Fahrende, — das Ganze das Bild einer heiteren, friedlichen Stadt. Was dem Bilde fehlte (und es fehlte etwas) hatte wohl mit den Zeitläuften nichts zu thun und eignete dieſem Broglie-Platz vielmehr aus alten Zeiten her. Er entbehrt nämlich jener Miſchung aller Schichten der Geſellſchaft, die das Treiben auf den bevorzugten Plätzen großer Städte meiſt ſo intereſſant zu machen pflegt. Straßburg, ohne eine Reſidenz zu ſein, hat ſich doch nach dieſer Seite hin kleinſtädtiſch-reſidenzlich entwickelt, und während dem Kleber-Platze, inmitten der Stadt, das Volks-Element verblieben iſt, haben ſich die ariſtokratiſchen Elemente an die Peripherie gezogen und hier den Broglie-Platz entſtehen laſſen. Erſt eine Vereinigung beider würde das Rechte ſein: der eine Platz würde ſeinen Zug zum Gewöhnlichen, der andere ſeinen Beigeſchmack von Langerweile verlieren. Den hat er, und dieſer Beigeſchmack wird wachſen, wenn ihm die nächſten Monate das genommen haben werden, das jetzt ſeine einzige Pikanterie iſt: die angeſchoſſene Statue des Marquis de Lezay-Marneſia. Von den verſchiedenen Schüſſen, die ihn trafen, gingen zwei durch die rechte Wade, was — man mag ſo bombardementsfeindlich geſtimmt ſein, wie nur möglich — mit unwiderſtehlicher Komik wirkt.

Der Broglie-Platz, an deſſen einer Schmalſeite ſich das Theater befindet, iſt auch der Platz der eleganten Cafés. In einem derſelben, müde von meinen Zickzackgängen durch die Stadt, machte ich mir's bequem, um in ſtillem Genuß der Stunden den Abend herankommen zu laſſen. Und er kam. Als ich 9 Uhr in den »Rebſtock« zurückkehrte, und von der Hauptwache her die Töne des preußiſchen Signalhorns herüberklangen, begegnete ich einem Trupp von etwa dreißig Jungen, groß und klein, die den franzöſiſchen Zapfenſtreich; jenes lärmende Durcheinander von Trommeln und Clairons, ebenſo geſchickt wie demonſtrativ imitirend, mit ungeheurem Jubel an mir vorüberzogen.

Ich ſaß ſchon lange auf der Bank des Rebſtock, als der Lärm, von weit her, noch durch die immer ſtiller werdenden Straßen klang.

Einen ſolchen franzöſiſchen Kinder-Zapfenſtreich zu ignoriren, das Demonſtrative, das er enthält, als Spielerei hingehn zu laſſen, iſt natürlich nur in der Ordnung. Verbote ſchaden in ſolchen Sachen nur. Aber Spielerei oder nicht, das Ganze gehört doch in die Reihe der Symptome und bildet jener bekannten Strohhalme einen, an denen man leicht erkennen kann, wie der Wind geht. Der Strohhalm iſt nichts, aber der Wind iſt viel. Es iſt der in allen Schichten lebendige, franzöſiſche Geiſt. Es mag als eine Thatſache gelten, daß es Frankreich ſeit dem erſten Empire gelungen iſt, dieſes kerndeutſche Volk innerlichſt Deutſchland zu entfremden. Sie wollen Franzoſen ſein. Dieſe Entfremdung iſt häßlich; ich habe mich an den verſchiedenſten Stellen über die ganz beſondere Häßlichkeit dieſer Entfremdung ausgeſprochen; aber — ſie iſt eine Thatſache, und *weil* ſie eine Thatſache iſt, kann es zu nichts führen, *den*, der nicht lieben will, beſtändig zu alter Liebe *aufzufordern*; wir müſſen einfach verſuchen, eine neue Liebe zu gewinnen.

Wodurch?

Von deutſchen Geiſtes wegen! Ich nannte ſchon die großen Faktoren, die dieſer Aufgabe *allein* gewachſen ſein werden; — die *Adminiſtration* (auch das ſei wiederholt) wird von Glück ſagen können, wenn ſie den Ummodelungs-Prozeß, der ſich vollziehen muß, nicht ſtört. Stört ſie ihn *nicht*? Sind wir deſſen gewiß? Dieſe Fragen drängen ſich auf. Ich will mit einem Erlebniß darauf antworten.

Ich fuhr nach *Belfort* und kehrte am zweiten Tage, nachdem ich noch Mömpelgard und das meilenlange Wieſen- und Waldfeld der dreitägigen Schlacht gegen Bourbaki geſehen hatte, über Mühlhauſen-Colmar nach Straßburg zurück. Unterwegs (ich nenne abſichtlich keine Namen, ſtelle dieſelben aber *nöthigenfalls* zur Verfügung) nahm ein junger Herr in unſrem Coupé-Platz, in dem ſich außer einem jungen Ulanen-Avantageur und mir, noch eine Elſäſſiſche Familie: Vater, Mutter und drei Töchter befanden. Es waren erſichtlich Leute von Diſtinktion; ihre Ruhe, ihre Haltung, vor allem die Ungeſuchtheit ihrer Sprachweiſe ließen mir darüber keinen Zweifel. Der eingetretene junge Mann muſterte das Terrain, erkannte unſchwer, daß der junge Ulanen-Avantageur wohl am wenigſten im Stande ſein würde, einem Anlauf zu widerſtehen und hatte ihn denn auch, vor Ablauf von 5 Minuten, unter der geſtaltenden Macht ſeines Vortrags. Er knetete ihn wie Wachs, bald ihn zur Heiterkeit, bald zur Bewunderung hinreißend. Das letzte am meiſten. Natürlich; der Jugend imponirt nichts ſo ſehr wie Keckheit; der ſprüchwörtliche Fähnrichsſtreich verliert nichts oder doch nur wenig von ſeinem Zauber, wenn er ſtatt im Waffenrock im Ueberrock auftritt.

Wer war nun »Jung-Roland«? Nun er war vor allem — um zunächſt noch in Uhlandſchen Citaten zu verbleiben — eine Art »Roland-Schildträger«, denn er trug den Schild eines hochgeborenen und nach allem was ich weiß, ſehr liebenswürdigen und ſehr verdienten Herrn, dem die Aufgabe zugefallen war, in irgend einem Grenzbezirk zu reſidiren, zu präſidiren, oder ſagen wir lieber zu präfekturiren. Jung-Roland war alſo Präfektur- oder vielleicht auch nur Souspräfektur-Aktuarius, eine ſogenannte »rechte Hand«, die in großen Dingen nichts, in kleinen Dingen ſehr viel zu bedeuten hatte und da wo das Maaß von Bedeutung nicht ausreichte, durch Renommage nachhalf.

Die beiden jungen Herren unterhielten ſich alſo von ihren Thaten, waren darüber einig, daß es »Bande« ſei, daß ſie »um den Finger zu wickeln ſeien, wenn man ſie zu nehmen verſtehe« und daß man deshalb »ſcharf zufaſſen müſſe«.

Dieſen drei Redensarten war ich ſechs Wochen lang ſo beſtändig begegnet, daß ſie mir im erſten Moment nicht im Geringſten auffielen; erſt der Ausdruck von Unmuth, der wie ein vorübergehendes Gewölk auf der ſonſt ruhig ſuperioren Stirn des alten Elſäſſers anſichtig wurde, ließ mich die ungeheure Taktloſigkeit erkennen, die hier begangen wurde, und die Scham ſtieg mir roth ins Geſicht. In »Militair-Coupés« hatte es mit dem codex diplomaticus, deſſen drei erſte Paragraphen ich vorſtehend citirt habe, nie viel auf ſich gehabt; hier aber hatten die okkupirten Provinzen ein Ende, und wir befanden uns innerhalb deutſchen Reichslandes auf einer deutſchen Eiſenbahn.

All' dies war indeſſen nur Vorſpiel. »Wiſſen Sie, fuhr Jung-Roland fort, ich habe geſtern fünf einſtecken laſſen, darunter den Bruder des Maire. Er ſträubte ſich; aber man kennt das. Nur nicht lange fackeln; ſcharf zufaſſen und — ſie werden kirre.«

Aber was lag denn vor?

»Die Hülle und die Fülle. Uebrigens liegt bei dieſen Leuten immer etwas vor. Man greift nie fehl, denn ſie haben immer etwas peccirt. Ich faßte ſie auf den Paragraphen hin: wer falſche Gerüchte verbreitet ....

Falſche Gerüchte?

»Ja. Denken Sie ſich, alle fünf hatten ſich nicht entblödet, den kleinen Leuten auf Ehrenwort zu verſichern, ſie würden alle wieder franzöſiſch werden. Der Präfekt ſchwankte noch; ich war aber für: Exempel ſtatuiren. Sie hätten das Geſchrei hören ſollen.«

So ging es weiter.

Ich lege kein Gewicht darauf, daß die betreffenden fünf ganz Recht hatten und daß jene Stadt wirklich wieder franzöſiſch geworden iſt; ich fechte auch jenen alt-bewährten Paragraphen nicht an und laſſ' es vollkommen gelten, daß Perſonen, namentlich in politiſch erregten Zeiten, wegen Verbreitung falſcher Gerüchte gefänglich eingezogen werden. Ich frage nur einfach, wie muß es einen 60jährigen, erſichtlich in höheren Lebensſtellungen heimiſch geweſenen Mann berühren, wenn er einen 20jährigen, bartloſen, zum Zeichen ſeiner Würde nichts als eine goldene Brille beibringenden Fremden, in dieſer Weiſe über Amtshandlungen und Adminiſtrationspraxis ſprechen hört, zugleich mit eingeſtreuten, nicht allzu ſchmeichelhaften Bemerkungen über Diejenigen, die durch eben dieſe Praxis beglückt werden ſollen?!

Und wenn dieſer Fall einzig daſtände (wer mag dafür bürgen?), ſo wär' er doch grade wichtig genug, nicht um nachträglich zu recherchiren und zu kleinen Prozeduren zu greifen, ſondern um ſich ernſthaft und ganz allgemein die Frage vorzulegen: iſt denn wirklich alles ſo, daß es unſere Vorzüge klar erkennbar machen muß?

Ich antworte nicht direkt, kann es auch nicht. Aber laſſen wir Elſaß-Lothringen fallen und verſuchen wir es, dieſe Frage, losgelöſt von allem Perſönlichen, von allem uns unmittelbar Betreffenden, ganz allgemein zu betrachten.

Alle vorgeſchobenen Poſten, alle widerwillig gehorchenden Grenzterritorien, alle Colonien, alle Conſulate, bieten eine verwandte, immer wiederkehrende

Schwierigkeit. Die Regierungen, ſie mögen einen Namen haben welchen ſie wollen (ich denke vorzugsweiſe an England), haben gemeinhin eine vollkommene Vorſtellung von der politiſchen und moraliſchen Verantwortlichkeit, welche ſie bei Beſetzung gerade ſolcher Stellen eingehen, und keine Mühe wird geſcheut, für bedeutungsvollſte Plätze auch die bedeutendſten Männer zu finden. Aber ſelbſtverſtändlich reicht dieſe Mühe nur bis zu einer gewiſſen Abwärts-Stufe, dann hört ſie auf, und — man nimmt, was man hat.

Auch unter dieſem »was man hat« befinden ſich oft allerbeſte Kräfte, alle die, die im Gefühl etwas zu können, um jeden Preis vorwärts wollen, denen es daheim zu eng wird oder zu lange dauert. Die Colonialgeſchichte aller Länder liefert hunderte von Beiſpielen, wie viel Großes aus der Geſammtheit dieſer Unruhigen und Ehrgeizigen emporgewachſen iſt. Aber man verwechſele nicht Ausnahme und Regel. Die Streber, die Abenteuerluſtigen, die Raſtloſen, die Ambitiöſen, ſie können gut ſein, aber ſie müſſen es nicht ſein, und als Norm bleibt das beſtehen, daß alles Gute und Beſte nach dem Centrum drängt und nicht nach der Peripherie.

Auf dem Münſter.

Biſchof Konrad wohl berathen
Kommt mit heil'gem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geſchickt die Gründungsſteine;
Ringsum ſtehn die Arbeitsleute. —
Alle Geiſtlichen des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbſt die Herren edlen Standes.

Achim v. Arnim
(Der Münſter zu Straßburg).

* * *

A Yankee boy is trim and tall
And never over fat, Sir.

Yankee Doodle.

Ich weiß nicht wie es kam, aber es wollte mir nicht glücken, Eintritt in den Münſter zu erlangen; — immer wenn ich kam, war er zu. Nur ganz zuletzt glückte es noch (davon im nächſten Kapitel); — vorläufig mußte ich mich damit begnügen, unter Abſolvirung von 330 Stufen, die berühmte Platform zu erklettern.

Da ſtand ich denn nun und hielt jene Umſchau, die ſchon ſo viele Tauſende vor mir gehalten haben und hoffentlich noch halten werden. Zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen ſchweifte das Auge hin und her, folgte dem Lauf des Fluſſes, der Straßen und Bahnen, blickte unmittelbar abwärts auf den Häuſerwirrwarr der großen Stadt und ruhte zuletzt wieder aus auf der Platform ſelbſt, auf der es wie ein Jahrmarktstreiben von Beſuchern war. Kommende und Gehende, Malcontente und Enthuſiaſten, Fernrohrkucker und Kartenausbreiter, — zu Häupten der bunten Menge aber flogen die Münſtertauben blitzend auf und ab, um ſich in dem Zacken- und Fenſterwerk der nachbarlichen Thurmſpitze zu verlieren. Sie niſten dort.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, über hundertfach Berichtetes: über Meiſter Erwin und ſeine Tochter, über Johann Hültz von Cöln, der den Thurm vollendete, über Maybaum Vater und Sohn, die die Schlaguhr verfertigten, oder wohl gar über die eingeſchnittenen Namen Goethes, Herders, Uhlands und allerlei Aehnliches aufs Neue berichten zu wollen; nur aus der vielhundertjährigen Geſchichte des Münſters ſeien ein paar Worte geſtattet, ſo weit ſie die Heimſuchungen betreffen, die über ihn hereinbrachen.

Unter dieſen Heimſuchungen, weit über Krieg und Bombardement hinaus, nehmen die Blitze die erſte Stelle ein. Die Wetterwolke behauptet den Vortritt. Es mag keine Kirche in Deutſchland geben, vielleicht überhaupt nicht, die ſo oft getroffen wurde. Kein Wunder; wer dem Himmel am nächſten iſt, iſt es auch dem Blitze. 1562 traf der Blitz das Gebäude ſechs Mal in einem Monat. 1568 ſchlug ein Gewitter in die Krone und das bleierne Dach. Das flüſſig gewordene Metall brach wie ein Strom in die Kirche ein. 1584 ſchmolz ein Strahl in der Schlagglocke den Hammer an das Gehäuſe feſt. So viel über die Blitze. (Seit 1833 übrigens — das ſei vorweg genommen — hat der Thurm einen Blitzableiter.) 1728 kam das Unheil von unten: ein Erdbeben erſchütterte das ganze Gebäude. Das Waſſer im Reſervoir der Platform wurde 3 Fuß hoch in die Höhe getrieben und 18 Fuß weit weggeſchleudert. 1793 ein neues Erdbeben: die Revolution. Was 1728 gethan, verſchwand daneben. Zweihundertfünfunddreißig Statuen von Heiligen und Fürſten, beide gleich anſtößig, fielen unter den zertrümmernden Händen dieſer neuen Bilderſtürmer. Der wahnwitzige Teterel machte den Vorſchlag, den Thurm abtragen zu laſſen, »da er das Egalitäts-Prinzip verletze«. Als es unterblieb, wurde ihm wenigſtens die Genugthuung, daß der Münſterſpitze eine coloſſale rothe Blechmütze aufgeſtülpt wurde.

Dies iſt nur eine Blumenleſe, wobei ich, wie leicht zu erſehen, mein Auge weit mehr noch auf die Curioſa, als auf die eigentlichſten Schreckniſſe gerichtet habe. Neben der Fülle dieſer und dem Geſammtſchaden, den Blitz, Feuer und Revolution angerichtet, verſchwindet das, was die Belagerungen gethan. Namentlich unter Louis XIV. Es ſcheint ſo gering geweſen zu ſein, daß die Aufzeichnungen darüber fehlen. Verbleibt nur 1870. Ich finde darüber Folgendes: »Die Nacht vom 25. auf den 26. Auguſt war die verderblichſte. Gegen Mitternacht ſchlugen die Flammen aus dem von Granaten durchlöcherten Dach und loderten, von dem ſchmelzenden Kupfer genährt, neben der Pyramide des Thurmes auf. Unbeſchreiblicher Anblick! Ebenſo ſchön wie grauſig. Dazwiſchen krachten die Geſchütze und zerſchmetterten Theile des ſteinernen Zierwerks, das die Façade und die Seiten des Münſters ſchmückt. Das ganze Dach ſtürzte zuſammen; im Innern des Gebäudes war am folgenden Morgen der Boden mit Trümmern überdeckt und durch die Löcher in der Wölbung des Schiffes ſchaute der klare Himmel. Die ſchöne Silbermannſche Orgel war von einer Granate durchlöchert, die prächtigen, gemalten Fenſter waren zum großen Theil zertrümmert. Wunderbarerweiſe war jedoch die berühmte aſtronomiſche Uhr unbeſchädigt geblieben. –

Von allen dieſen Zerſtörungen, ſo weit ſie Thurm und Dach betreffen, nimmt man zur Stunde nur noch wenig wahr; hier und dort ein Stück abgebrochene Baluſtrade, ein Schrammſchuß an Wand oder Pfeiler hin, eine durchſchlagene Treppenſtufe — das iſt alles. Es ſoll die Größe des angerichteten Schadens damit nicht geleugnet, vielmehr lediglich auf die Coloſſalität des Gebäudes hingewieſen werden, das von allen dieſen Dingen doch eigentlich nur geſtreift wurde.

Mein vorzüglichſter Zweck, nachdem ich das Wasgau-Panorama zu mir hatte ſprechen laſſen, ging dahin: mir, von dieſem alles überblickenden Mittelpunkte aus, ein Bild von der Feſtung Straßburg, wie demnächſt auch von dem Gange, reſp. dem Umfange der 1870er Belagerung zu machen. Ich wurde nach dieſer Seite hin enttäuſcht. Straßburg gehört nicht zu den Feſtungen, deren Bedeutung, wie etwa die von Metz oder Coblenz oder Paris, auch zu dem Auge des Laien ſpricht; nicht unmittelbar die Sinne, ſondern erſt Calcül und nachträgliche Erwägung führen zu der Erkenntniß: hier iſt wirklich ein feſter Punkt gegeben.

Wenn dieſe Bemerkung überhaupt zutreffend iſt, was ich dahingeſtellt ſein laſſen muß, ſo wird ſie es doppelt und dreifach auf der Platform des Münſters, die uns, aus ihrer Ballonhöhe, die Höhen und Tiefen des Bildes völlig verloren gehen läßt und alles zu einer Art Zeichnung macht, die wir landkartenartig auf dem Grund und Boden ausgebreitet ſehen.. Dergleichen wirkt nicht. Was uns imponiren, an ſeine beſondere Widerſtandskraft glauben machen ſoll, das muß ſich aus dem Flachbilde zum plaſtiſchen Bilde erheben. Und zwar je plaſtiſcher, deſto beſſer.

Die Linien, zwiſchen denen die Belagerung ging, laſſen ſich noch ziemlich deutlich erkennen; Anhaltepunkte geben (oder gaben wenigſtens) die zerſtörten Theile der Enceinte. Im Uebrigen hatte ein halbes Jahr die Schrecken jener Auguſt- und Septembertage auch hier getilgt und auf dem vorgelegenen Terrain wuchs es und blühte es, und ging der bunte Verkehr, als hätten dieſe Thäler nie andere Furchen gekannt, als die des friedlichen Pfluges.

Ich hatte mir Zeichnungen und Notizen gemacht, hier der Citadelle, dort, nach Norden zu, den Dörfern Biſchheim und Schiltigheim, und nun wieder ſüdlich Illkirch und dem Ill-Fluß, — allem ſeinen Platz gegeben, und ſchickte mich eben an, meinen Umgang um die Platform, ſo weit die zerſtörte Baluſtrade ihn zuließ, zu wiederholen. Ich war bei dieſem Gange bis an die ſüdliche Thurmſeite gekommen und bewunderte, beinah ſenkrecht nach oben blickend, die Turnerkunſt, die es verſchiedenen Wagehälſen möglich gemacht hatte, ihre Namen auch in den Theil der Schlagglocke zu ſchreiben, der (es war gerade die Hälfte) aus dem Schallfenſter frei nach außen hing, als ich mich ohne Weiteres engliſch angeſprochen hörte. »Rather bold« ſagte ein neben mir ſtehender Herr, ein ſtarker Vierziger, und zeigte auf die mit Kreide gemachten Glockeninſchriften.

Er hatte mich entweder für einen Engländer genommen oder es auf gut Glück hin gewagt; jedenfalls antwortete ich: somewhat in the american style.

Er lächelte jetzt beifällig und fuhr ſichtlich befriedigt fort: do you think so? I am an American.

Wir traten nun von der Glocke fort, ſchritten ein paar Mal, im Geſpräch über nächſtliegende Themata, um die Platform herum, und ſetzten uns dann, ohne uns weiter um Schwarzwald oder Vogeſen zu kümmern, auf ein chauſſeewalzenartiges Ding, das, ich weiß nicht wie und zu welchem Zweck, in dieſe Höhe hinaufgeſchafft worden war. Wir hatten »the war« und »the rising german nation« natürlich längſt hinter uns, — denn ein Amerikaner (ganz wie ein Berliner oder Leipziger) kann nicht fünf Minuten ein Geſpräch führen, und wenn es über Sanſkrit oder Vegas Logarithmen wäre, ohne durch die einfache Wendung »bei uns« vom Allgemeinen aufs Beſondere überzugehen. Dies Beſondere iſt natürlich Amerika.

Jeder Yankee, auch der beſte, betrachtet alles andere nur als Einleitung zu dem Thema, über das es ſich eigentlich allein noch zu ſprechen verlohnt. Es hat etwas Komiſches, aber weder etwas Langweiliges noch ſonſt Bedrückliches, und zwar deshalb nicht, weil es einmal mit vollkommener Naivetät geſchieht und zweitens weil die Betrachtung ſich aufdrängt, daß ſie doch möglicherweiſe Recht haben. Wir wandeln vielleicht jetzt ſchon mehr in ihren Fußſtapfen, als ſie in den unſern. Unſere ganze Eiſenbahn- und Telegraphenzeit, die die Bewegung an die Stelle des Stabilen, die Haſt an die Stelle der Ruhe, das Geld an die Stelle des Grund und Bodens ſetzt, was iſt ſie anders als Amerikanismus!

Wir hatten uns einander vorgeſtellt und uns lächelnd als Collegen begrüßt. Er war der chief-editor eines Chicago-papers. Natürlich. Ich bin noch keinem Amerikaner begegnet, der nicht ein »Editor« war, geweſen war oder zu ſein hoffte. Ich ſagte ihm dies, worauf er nur erwiderte: »just so«.

Dann fing er an, wie ſie es alle thun, die großen amerikaniſchen Bilder zu malen, die Bilder »far from the West«, die meine Seele immer wieder zurücktragen zu Uncas und Chingachgook, und ein wenig auch (freilich nur ganz wenig) zu Alice und Cora und dem engliſchen Major, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Die Bilder ſind andere geworden ſeitdem, aber immer größer, gewaltiger. Ueber Nacht ſchwinden Wälder und am Tage wachſen Städte auf; im Sommer, abwechſelnd, jetzt ein Gruß an das Atlantiſche und jetzt an das Stille Meer; eine Hochzeitsreiſe nach Italien, eine Sommerfriſche in Japan, und dann in Winterszeit, im großen Segelſchlitten, daß der Schnee ſtiebt, hin über die Flächen des Michigan! Am Abend, wo immer es ſei, a fire. a paper. a cup of tea. Mal ein Waldbrand; der Himmel ſteht in Lohe, und wie ein Donner rollt der Ton des brechenden Eiſes über den See hin.

So ging das Geſpräch. Unten lag Straßburg, die »wunderſchöne Stadt«, dies war das Münſter, das mächtigſte Sinnbild deutſcher Kunſt und deutſcher Größe, drüben, in den Stein geſchnitten, ſtand der Name Goethe, und hier perorirte ein chief-editor von jenſeit des großen Waſſers und ſagte mir ruhig: America, that's the world.

So ſchieden wir. Ich hatte nicht den Muth zu widerſprechen.

Im Münſter.

> Und alsbald hört' ich durch die Kirche zittern
> So Orgelton als ſonderbare Klänge,
> Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern,
> Und als verſtummten Orgel und Geſänge,
> Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge.
>
> Schelling
> (Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning).

Spät-Nachmittag machte ich einen erneuten Verſuch in das Münſter zu gelangen, um endlich, neben allem andern, die Kanzel, die Erwinsſäule und — die aſtronomiſche Uhr bewundern zu können. Wieder zu! Es war ärgerlich, und doch in allen Aerger hinein miſchte ſich momentan eine leiſe Befriedigung darüber, einen Dom (und wenn auch den Straßburger) vielleicht überſchlagen zu können. Es aus freiem Entſchluß zu thun, dazu hat man natürlich nicht den Muth; wenn es aber das Schickſal durchaus will ....

Es wollte aber doch nicht. Wieder zu; aber mit Einſchränkungen! Ein auf und ab marſchirender Domſchweizer belehrte mich dahin: »in einer halben Stunde wird geöffnet werden.« Durch dieſe Zuſatzformel war ich denn doch moraliſch eingefangen, und, ich füge gleich hinzu, glücklicherweiſe.

Eine ſolche Warte-Halbeſtunde iſt immer lang.

Ich flanirte in den nächſten Straßen umher, that einen neugierigen Blick in die ausgebrannte Bibliothek (wo das Bombardement ſeinen eigentlichſten, unwiederbringlichen Schaden anrichtete) und kehrte dann vor die Münſterfaçade zurück.

Es mochte 7 Uhr ſein, oder ein wenig ſpäter. Das große Mittelportal war geſchloſſen; nur die beiden Seitenportale ſtanden offen. Die Sonne war im Untergehen. Es wurde mir klar, daß ich eilen müſſe, wenn ich von dem Innern der Kirche noch eine wenigſtens leiſe Vorſtellung mit heim nehmen wolle. In dem Augenblick, wo ich eintrat, mußte ich indeſſen wahrnehmen, daß es auch dazu bereits zu ſpät geworden ſei.

Drinnen dunkelte es ſchon; die Glasmalereien wirkten wie Schattenbilder; nur das große Chorfenſter, das, in Mittelhöhe, ein lichtblaues, hellfarbiges Marienbild trägt, gab noch einen Tagesſchimmer. Es mußte ein reflektirtes Licht ſein, denn das Fenſter lag der untergehenden Sonne gegenüber.

Ich ſchritt das Mittelſchiff bis zur Kanzel hinauf. Die Kirche war noch eben ſo leer, wie ſie dunkel war. Etwa 50 Frauen knieten auf niedrigen

Betſtühlen und ſprachen ihre Gebete nach dem im Dämmer liegenden Altar hin.

Die Sonne war jetzt unter; die Nacht brach ein. Einzelne Kirchendiener erſchienen und zündeten drei, vier Lampen an, ſo daß ſich, um die Kanzel her, ein matter Lichtkreis bildete. Beim Schein dieſer Lampen konnt' ich nunmehr auch wahrnehmen, daß auf den Stufen des hohen Chores, zur Begehung der üblichen Mai-Andachten, ein Marien-Altar errichtet war; aber ich ſah nur die Umriſſe; das Bild der Himmelskönigin ſelbſt, in die herrſchende Dämmerung eingeſponnen, entzog ſich völlig meinem Blick.

Ich ſah und ſuchte noch hinüber, als ich plötzlich wahrnahm, daß die ganze Verſammlung, die ſeitdem ſehr angewachſen war, ein einfaches Linksum gemacht und nun, ſtatt Front gegen den Altar, die Front gegen die Kanzel genommen hatte. Es war die ſchöne Kanzel, die Hans Hammerer 1486 für den berühmten Prediger Geiler von Kayſersberg errichtete; der Deckel dem Münſterthurme nachgebildet.

Die Predigt ſollte beginnen; auf der Kanzel ſtand ein Geiſtlicher, ganz weiß mit etwas roth. Ich wollte keinen von den Knieſtühlen nehmen, die der erſte Schritt zum Knieen ſelber ſind; ich ſetzte mich alſo auf die nach vorn hin vorſpringende Kante eines Pfeilers und hörte zu.

Er predigte franzöſiſch und ſprach ſehr deutlich. Einen Theil ſeiner Rede glaub' ich gut verſtanden zu haben. Er wollte hervorheben, daß das Auge des Heilandes uns der Sünde entreißt, uns heiligt. Der Hochmuth, der Neid (dieſe beiden kehrten immer wieder) werden in Demuth und Liebe umgewandelt, wenn der Herr uns anblickt; ſein Auge iſt wie die Sonne; wohin ſie fällt, zeitigt ſie Blüthe und Frucht, und wo eben noch Wüſte war, blüht alles unter ihrem ſegnenden Strahl. Dies letztere Bild, nach dem Begriff, den wir weltlicherſeits mit »Wüſte« verbinden, erſchien mir nicht ganz korrekt gewählt; aus dem Chaos kann die Sonne ſchaffen, aus der Wüſte ſchafft ſie nichts, ſondern ſteigert nur die todte Dürre, die das Weſen der Wüſte iſt.

Es verbot ſich indeſſen, ſpitzfindig über dieſe Fineſſe zu grübeln, denn eben jetzt hört' ich die hellen Klänge einer Silberglocke und gleich darauf ſchloß die Predigt.

Als ich mich nunmehr, Aller Beiſpiel folgend, von der Kanzel nach dem Altar hin wandte, hatte ſich eine entzückende Umwandelung vollzogen: der Marienaltar ſtand in hundert Kerzen; ich erkannte die Oleander-

und Rhododendron-Bäume, dazu die Palmen und Farrnkräuter, die das Ganze einrahmten; im Vordergrunde blitzte es golden von zahlloſen Armleuchtern und um das Haupt der nun aus ihrem Dunkel hervorgetretenen Jungfrau leuchtete ein Lichterkranz.

Nun begann die Ceremonie, die Monſtranz wurde in die Mitte geſtellt, Weihrauchwolken ſtiegen auf; die Rundung, in der die Hoſtie ſich befand, leuchtete weit in das Mittelſchiff hinein.

So wie ich dieſes Leuchtens anſichtig wurde, beſchlich mich ein Bangen. Ich wußte, daß nun bald der allgemeine Kniefall kommen würde, und da ich dieſen nicht mitmachen wollte, zog ich mich auf die andre Seite des Pfeilers, die ganz im Schatten lag, zurück. Ich halte dies in einem Falle, wie der hier gegebene, oder in jedem ähnlichen für das einzig Richtige, da, meinem Gefühl nach, Stehenbleiben gegen den geſellſchaftlichen und Mitknieen gegen den Geſinnungsanſtand iſt.

Es war auch hohe Zeit. Kinderſtimmen erklangen in hohem Diskant, die Gemeinde fiel in tieferen Tönen ein; nun wieder Rauchwolken; und eh' ich's mich verſah, wurde die Monſtranz erhoben, und alles ſank nieder.

Ich drückte mich an den Pfeiler, als wollt' ich mich hinein verkriechen. Ein peinliches Gefühl, das Gefühl einer gewiſſen Beſchämung wird man dabei nicht los. Es iſt als habe man gelauſcht oder anderer Leute Briefe geleſen.

Als man ſich erhob, war die Feier aus. Man ging heim; zwei Chorknaben löſchten die Lichter mit Lichtkappen, die Lampen, die zwiſchen den Pfeilern gehangen hatten, wurden wieder herab gelaſſen und ſtanden nun am Boden zwiſchen Mittel- und Seitenſchiff. Alles ſtrömte daran vorbei, ſchattenhaft; nur bis zum Knie hinauf ſchritten die dunklen Geſtalten wie in Licht.

Nun wurden auch dieſe Lampen gelöſcht; die Seitenſchiffe dunkel; nur drei Lichter in Kreuzform brannten noch im Mittelſchiff und gaben den Gehenden das Geleit.

Draußen war es ſtill geworden. Wie im Traum ſchritt ich heim, über den Gutenberg-, dann über den Kleber-Platz. So erreicht' ich den Rebſtock.

»Siehe Meyerbeer, 3. Akt« ſagte mir ein Freund, dem ich ſpäter dieſen Abend beſchrieb.

Gut. Aber auch große Opern ſind nicht zu verachten; es kommt nur darauf an, wie ſie ſind.

Alles was wahrhaft erhebt, das heiligt auch.

Wilhelmshöhe.

Caſſel.

Mein Bau zu Potsdam iſt durch Deinen Schutz
errichtet,
Zwei meiner Kinder ſind durch Deine Huld
verſorgt,
Der Neider bittrer Groll wird fernerhin zernichtet,
Indem Dein Knecht den Schild von Deiner
Gnade borgt.

Bellamintes (Widmung an Friedrich
Wilhelm I.).

Geſtern ſind ſiebentauſend Landskinder nach
Amerika fort; . . . juchhe, nach Amerika!

Kabale und Liebe.

Nach ſechs Wochen Fremde hat man es meiſt eilig wieder daheim zu ſein! Es erging mir nicht anders wie andern; aber, eilig oder nicht, ich wollte die Strecke zwiſchen Rhein und Spree doch nicht durchfliegen, ohne an der Fulda flüchtig Raſt genommen und Wilhelmshöhe beſucht zu haben. Natürlich nur um ſeines letzten Gaſtes, um Louis Napoleons willen. Ueberall wohin ich gekommen war, war ich der Erinnerung an irgend eine Phaſe ſeines romanhaften, aventurenreichen Lebens begegnet, in Ham, in

Straßburg, in St. Denis und Dieppe, vor allem in Sedan hatten ſeine Thaten zu mir geſprochen; ich wollte nun auch die Stätte ſehn, die das Facit war, das ſchließlich Gott- und Geſchichte aus dieſer complicirten Lebensrechnung, aus einem Chaos von Addition und Subtraktion, gezogen hatten. Viele begnügen ſich mit dem einfachen Regula de Tri-Anſatz: 1 Teufel macht 1 Hölle, wie viel Höllen macht Napoleon III. Aber dieſe Rechnung iſt mir doch zu einfach.

An einem ſchönen Maimorgen — das Pfingſtfeſt dämmerte ſchon — fuhr ich denn alſo in Caſſel ein, um daſelbſt einen Tages-Aufenthalt zu nehmen. Ich that es, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, um »Wilhelmshöhe« willen; aber wenn Neunzehntel meines Intereſſes auf dieſes letztere fielen, ſo entfiel das letzte Zehntel doch gut und gern auf Caſſel ſelbſt, das ich noch nicht kannte. Es giebt Städte, die einem nun mal, bis zu äußerſten Terminen hin, verſchloſſen bleiben und zu dieſen Städten (neben Braunſchweig und Hannover) hatte durch zwanzig Jahre hin, wo ich faſt jahraus jahrein an ihnen vorüberflog, auch Caſſel gehört. Ich war alſo, indem ich Wilhelmshöh beſuchte, zugleich in der angenehmen Lage, eine alte

Schuld gegen die weiland kurheſſiſche Hauptſtadt abtragen zu können.

Im Großen und Ganzen — alle Caſſelaner mögen es mir verzeihn — hat mich ihre vielgerühmte Haupt- und Reſidenzſtadt enttäuſcht, was eine Bewunderung im Einzelnen, wie dieſes kurze Kapitel zur Genüge erweiſen wird, nicht im Geringſten ausſchließt. Ich werde meine Gegner, die mich nach dieſem Ausſpruch zunächſt im Verdacht des Boruſſismus und der Berlinerei haben werden, am beſten dadurch entwaffnen, daß ich ihnen erkläre: *Caſſel gehört unter die Potsdamme der Weltgeſchichte.* Das Weſen dieſer Potsdamme — wobei ich Potsdam als alten überkommenen Begriff, nicht als etwas thatſächlich noch Vorhandenes faſſe — das Weſen dieſer Potsdamme, ſag' ich, beſteht in einer unheilvollen Verquickung oder auch Nicht-Verquickung von Abſolutismus, Militarismus und Spießbürgerthum. Ein Zug von Unfreiheit, von Gemachtem und Geſchraubtem, namentlich auch von künſtlich *Hinaufgeſchraubtem*, geht durch das Ganze und bedrückt jede Seele, die mehr das Bedürfniß hat, frei aufzuathmen, als Front zu machen. Front zu machen. Ja, dies iſt das Eigentlichſte! Ein gewiſſes Drängen herrſcht in dieſen der Louis XIV.-Zeit entſprungenen Städten vor, in die erſte Reihe zu kommen, geſehen, vielleicht gegrüßt zu werden, Vornehm und Gering nehmen gleichmäßig daran Theil und bringen ſich dadurch, während der Hochmuth wächſt, um mit das Beſte, was der Menſch hat: das Gefühl ſeiner ſelbſt. Es kann keinen wärmeren Lobſprecher des richtig aufgefaßten »Ich dien« geben, als mich; es iſt ein Charaktervorzug, gehorchen zu können, und ein Herzensvorzug, loyal zu ſein, aber man muß zu dienen und zu gehorchen wiſſen in Freiheit. Man hat von den Berlinern geſagt, ſie hätten alle »einen kleinen »alten Fritz« im Leibe« (beiläufig das Schmeichelhafteſte, was je über ſie geſagt worden iſt); ſo kann man von vielen Klein-Reſidenzlern ſagen: ſie tragen den Hofmarſchall v. Kalb irgendwie oder irgendwo mit ſich herum.

So viel über die Menſchen. Aber es bleibt nicht bei dieſen. Wie immer ſo modelt ſich auch hier die Schale nach dem Kern, der Geiſt ſchafft ſich den entſprechenden Leib; die Wohnung, die Architektur der Stadt empfängt ihren Stempel nach dem, was darin zu Hauſe iſt. Alles freie, individuelle Schaffen und Geſtalten hört auf; die fürſtliche Laune, der ſich der Hofbaumeiſter bequemt, läßt überall Straßen für penſionirte Kammerdiener, im günſtigſten Falle Schnörkelvillen für alte (oder auch für junge) Hofdamen aus der Erde wachſen, und ſo entſteht denn jenes ſteife, parademäßige, mitunter hyperſplendide, meiſt aber kärglich abgeknapſte Bauweſen, das langweilt, halb trübſelig, halb komiſch ſtimmt und die recht eigentliche Kehrſeite bildet von den Giebelhäuſern, den »Rolands«, den Gürzenichs, den Werften und Schiffen der freien Städte.

Es iſt kein Zweifel, daß ſich Caſſel mehr und mehr in die Bremen und Lübecks hinein und aus den Potsdams herauswachſen wird. Die Anfänge dazu ſind unverkennbar gemacht. Je mehr dies geſchieht, deſto ſchöner wird die Stadt werden, für die die Natur ſo viel gethan.

Wie viel ſie gethan, deſſen wird man am beſten anſichtig vom Au-Thor und der Bellevueſtraße aus, von deren terraſſenförmiger Höhe man eine zu Füßen gelegene Wieſen-Inſel überblickt. An dieſer Stelle concentrirt ſich die Schönheit der Stadt. Den Blick drüben auf die abſchließenden Berge richtend, hat man den Au-Park tief unten vor ſich, den Friedrichs-Platz, in gleicher Höhe mit dem Stadt-Plateau hinter ſich. Park wie Platz haben einen Ueberfluß von Paläſten, die herzuzählen, bei ihrem auch architektoniſchen Reponirtſein, nicht mehr verlohnen würde. Was hat die Welt davon, die Façade der Fürſtin von Hanau, will ſagen ihres Palaſtes, noch fernerhin beſchrieben zu ſehn.

Habeat sibi!

Aber in eines dieſer Schlöſſer, unten im Au-Park, in ein halb verſchoſſenes, überall angebröckeltes Rococo-Pavillon-Schloß, in dieſes führ' ich die Leſer dennoch, unbekümmert darum, ob ſie es kennen oder nicht, in das vielberühmte Marmorbad, jene glänzende Schöpfung Peter Monnot's (geb. 1658 zu Beſançon, geſt. 1733 zu Rom), die architektoniſch eine Null iſt, aber ihrem Skulpturen-Inhalt nach zu dem Entzückendſten zählt, das man ſehen kann. Von Allem, dem ich in Nord-Europa begegnet bin, geht nur das Kopenhagener »Thorwaldſen-Muſeum« durch Fülle, Adel und Reinheit der Erſcheinung darüber hinaus. An Grazie, Heiterkeit und techniſcher Vollendung muß es ſich damit begnügen, dieſem Marmorbade ebenbürtig zu ſein. Je mehr ich davon ausgehen darf, daß ich über allgemein Bekanntes ſpreche, daß Bacchus und Bacchantin, Apoll und Minerva, — der großen Reliefs zu geſchweigen, die ganz nach Art hiſtoriſcher

Bilder wirken — längſt zu den Sinnen der Mehrzahl meiner Leſer geſprochen haben, deſto mehr kann ich mich darauf beſchränken, hier ein Urtheil, oder, wenn dies zu viel geſagt iſt, ein Sentiment abzugeben.

Dieſe Dinge ſind und bleiben allererſten Ranges. Es hilft nichts, von philiſtrös vorgefaßten Standpunkten, will ſagen, von der eitlen Annahme aus, daß der jeweilig herrſchende Geſchmack der einzig richtige, der aufgeklärte, der keuſche, der geläuterte ſei, ich ſage, es hilft nichts von ſolchen vorgefaßten Standpunkten aus, dieſe Dinge blos bedingungsweis, blos mit Reſervationen oder wohl gar mit einem herablaſſenden »i, nun ja« anerkennen zu wollen. Sie ſind, wie ſie da ſind, entzückend, und keine Cliquerei und Schulfuchſerei wird ſie um ihren vollen und ganzen Ruhm bringen können. Die Welt hat auch nach dieſer Seite hin die Phraſen ſatt und läßt ſich mit »Reinheit des Styls«, worunter zuletzt der eine dies, der andere das verſteht, nicht länger gängeln. Je ſelbſtſtändiger das künſtleriſche Empfinden wird, je mehr der Einzelne den Muth ausbildet, individuelle Anſprüche zu erheben und unbekümmert um das Fühlen eines Zweiten oder Dritten, ſein

Fühlen, ſeine Hinneigungen, ja ſelbſt ſeine Launen (denn auch die wurzeln in ſeinem Innerſten) zu befragen, je mehr wir die infallible Dogmen-Wirthſchaft auch in der Kunſt loswerden, deſto höher werden dieſe Monnot'ſchen Arbeiten wieder ſteigen, denn es giebt berechtigte Tauſende, die gerade dies ſehen wollen und denen man ſeither mit der ehrpußlichen Verſicherung »es ſei nicht keuſch genug« oder »es widerſpreche dem Marmor«, blos einen Theil ihrer Freude verdorben hat.

Genug. — Aus dem Marmorbade ſtieg ich die Terraſſe wieder hinauf, um mich auf dem »Friedrichsplatze«, von dem Beſten was er hat, von der Statue des Landgrafen Friedrich II. zu verabſchieden. Es iſt eine vortreffliche, überlebensgroße Arbeit des Bildhauers Nahl. Das Standbild ſelbſt — mit Rückſicht darauf, daß es in der Jerome-Zeit entfernt und erſt nach der Rückkehr des damaligen Kurfürſten Wilhelm I. wieder aufgerichtet wurde — trägt eine Doppel-Inſchrift. In Front: »Friderico II. Patria. 1783«; — auf der Rückſeite: »Guilelmus I. Elector statuam patris e sua sede ab hostibus avulsam reponi fecit 1818.« Am bemerkenswertheſten iſt vielleicht das, daß die Statue, bei ihrer Entfernung, bequemeren Transportes halber, mitten durchgeſchnitten wurde, gerade da, wo die alten Kurfürſten immer ſterblich waren. Die Säge kannte kein Erbarmen. Jetzt ſteht er wieder da, ſcheinbar, als ob nichts vorgefallen ſei. Aber wenn man ſcharf zuſieht, ſo ſieht man, wie bei Enthaupteten, die Linie, wo der trennende Schnitt ging.

Hier war es die untere Hälfte, die fiel.

Wilhelmshöhe.

So iſt mein Fürſatz nicht, den äußerlichen Schimmer,
In welchem dieſes Schloß ſich zeiget, zu beſehn,
Nein, meine Feder nimmt Erlaubniß, in die Zimmer,
Wo was Beſonderes und Seltenes, zu gehn.
Die Zimmer find' ich nun allhier in großer Menge,
Von welchen jedes zwar den Blick gefangen nimmt,
Weil aber mein Papier für alle viel zu enge,
So iſt daſſelbe nur für einige beſtimmt.

Bellamintes (Das Itzt-blühende Potsdam).

Der Nachmittag blieb mir für Wilhelmshöhe. Ich benutzte die Eiſenbahn, die hier eine Station hat, und ſtand bald nach drei Uhr in jener Avenue, die zu dem berühmten Kurfürſtenſchloſſe hinaufführt. War je ein Ruhm verdient, ſo iſt es dieſer; es iſt Alles erſten Ranges. Man verſteht hier völlig den ſcherzhaften Ausſpruch eines hohen Herrn, der, auf Balkon oder Terraſſe ſtehend, in gewohnter guter Laune ſeinem kurfürſtlichen Vetter proponirte: »Gieb mir Wilhelmshöhe und ich baue Dir ein Serail am goldenen Horn.« Er lehnte ab. Weder der, der dieſe Worte ſprach, noch der, an den ſie gerichtet waren, hatte eine Ahnung davon, daß ein Wechſel der Herrſchaft und zwar ohne Aequivalent, ſo nah in der Zeiten Schooße lag.

Dieſer Wechſel der Herrſchaft hat ſich vollzogen, aber — eine einzige kleine Stelle abgerechnet — iſt nichts da, woran ſich dieſer Wechſel erkennen ließe. Dieſe einzige kleine Stelle iſt das Portierhaus unten am Park. Hier, von der Mehrzahl kommender und gehender Beſucher ſicherlich überſehen, befindet ſich, hart an der Ecke des Hauſes, zwei Hand breit unter dem Dache, jene bekannte weiße Tafel, auf der es heißt: »Schloß Wilhelmshöhe, Landkreis Kaſſel, Regierungsbezirk Kaſſel, 1. Bataillon 1. heſſiſchen Landwehr-Regiments Nr. 81.« Ach, wo dieſe Tafeln ſtehen, da iſt Kattenthum und Welfenthum von den Tafeln der Geſchichte gewiſcht, und wer in der Geſchichte mehr ſieht als einen Witz des Zufalls, dem ſteht es feſt: jene beiden ſind getilgt auf Nimmerwiederkehr.

Ich ſtieg nun links die Biegung des Weges hinan, meldete mich in einem Parterrezimmer des Schloſſes beim Caſtellan und ſah alsbald eine hübſche junge Dame, groß, mit tiefdunklen Augen, erſcheinen, die mir ihre Bereitwilligkeit erklärte, mich durch die »Napoleon-Zimmer« des Schloſſes zu führen. Ich bemerke dabei gleich hier, daß die vertrauensvolle Unbefangenheit, mit der die junge Dame mir ihre Führerdienſte zur Verfügung ſtellte, noch dazu in Räumen, die doch weder durch die alten Kurfürſten, noch durch Jerome, noch durch Napoleon den Dritten zu einem Veſtatempel geſtempelt ſein konnten, im erſten Moment etwas geradezu Deprimirendes für mich hatte, bis ich ſpäter durch ein dann und wann ſich wiederholendes Klappern von Eimern und Stehleitern, das von den Corridoren bis in die Zimmer hereindrang, zu meiner Beruhigung die Wahrnehmung machte, daß das Gefühl unbedingter Sicherheit weniger aus meiner Erſcheinung als aus dem Vorhandenſein einer unſichtbaren, aber gewiß ſehr energiſchen Amazonen-Wache hergeleitet war.

Die Napoleon-Zimmer, ſo lange wir darunter lediglich die von dem Kaiſer ſelbſt bewohnten Räume verſtehen, befanden ſich im erſten Stock. Wir ſchritten dieſem zu.

Der erſte Stock beſteht aus neun Frontzimmern und zwar aus einem Tanzſaal in der Mitte, an den ſich nach jeder Seite hin vier Zimmer anlehnen. Der Tanzſaal war während des Napoleonſemeſters vom September bis März ſehr begreiflicherweiſe etwas

Nebenſächliches; es fehlte nicht blos an Stimmung zum Tanzen, ſondern auch an Damen; außer der Prinzeſſin Murat und der Herzogin von Hamilton (die mir genannt wurden, ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob mit Recht) war der Hof des kaiſerlichen Gefangenen damenlos. Es verblieben alſo dem Empereur in der von ihm eingenommenen Etage acht Zimmer, die er auch ſämmtlich bewohnte, aber in zwei Abſchnitten. Vom September bis December diente ihm die Links-Hälfte zum Aufenthalt; als aber der ungewöhnlich ſtrenge Winter ein Erheizen dieſer Links-Hälfte immer ſchwieriger machte, gab er ſie auf und zog in die etwas wärmer gelegene Rechts-Hälfte hinüber. Eine Beſchreibung dieſer beiden Hälften wird glücklicherweiſe dadurch wieder vereinfacht, daß die Einrichtung beider ſo ziemlich dieſelbe iſt. Auf die Farbenabſtufung der Zimmer in Tapeten und Möbeln verlohnt es ſich nicht, hier näher einzugehen; alle Schlöſſer weiſen Aehnliches auf.

Die Links- wie die Rechts-Hälfte beſtand aus je einem Empfangs-, Wohn-, Schreib- und Schlafzimmer.

Nehmen wir die Links-Hälfte zuerſt. Ihr Ruhm, weil ſie ſpäter durch die Rechts-Hälfte, die dann bis zuletzt aushielt, abgelöſt wurde, iſt ſchon wieder verblaßt. Es iſt nichts Gegenſtändliches da, das die Erinnerung feſthielte. Selbſt das mit Geſchmack eingerichtete Schlafzimmer empfängt den beſten Theil ſeines Intereſſes daraus, daß ein unmittelbar daran ſtoßendes, ſchon im Flügel des Schloßgebäudes gelegenes Separatcabinet, der Kaiſerin Eugenie bei ihrem nur eine Nacht andauernden Beſuch in Wilhelmshöhe als Schlaf- und Toilettenzimmer diente. Sie ſchlief unter einer mit heſſiſchen Löwen geſtickten Atlasdecke; was aber die ſchöne, unglückliche Frau (die ich mich nicht entſchließen kann, halb als Meſſaline, halb als weiblichen Torquemada zu faſſen) noch viel verwunderſamer als jene heſſiſchen Löwen berühren mußte, das waren die Portraits Ludwig's des Fünfzehnten und ſeiner Gemahlin zu Häupten und zu Füßen ihres Bettes. Louis XV. trug den Krönungsmantel mit den Lilien. Der Lilienmantel fiel, wie nun der Mantel mit den goldenen Bienen gefallen war.

Etwa Anfang oder Mitte December, wie ſchon erwähnt, zog Louis Napoleon in die Rechts-Hälfte hinüber. Er fand hier nicht nur mehr Wärme, er fand auch eine geſteigerte Eleganz. Die Wände, zum Theil wenigſtens, ſind Atlaswände. Im Wohnzimmer zeigt noch die Kamineinrichtung (in der ganzen Vollſtändigkeit engliſchen Comforts), daß hier vor Kurzem gewohnt wurde. Von hier aus treten wir in das Arbeitszimmer. Seidengeſtickte Fauteuils ſtehen umher, am Schreibtiſch ein Stuhl von purpurfarbenem Plüſch. Alles reich, elegant. Das unſere Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch nehmende Möbel iſt der Schreib- und Arbeitstiſch des Kaiſers. Er macht den Eindruck einer bequemen Fülle, zugleich einer gewiſſen Gemüthlichkeit, da Alles, was da iſt, weder nach Zahl noch Werth der Gegenſtände, irgendwelche Uebertreibung übt. Leuchter und Schalen, Vaſen und Flacons, Tintenfäſſer und Tintenwiſcher (dieſe in komiſchen Figuren) ſtehen umher; ein eingebrannter Fleck zeigt die Stelle, wohin er gewohnt war die brennende Cigarre zu legen; das Reizendſte aber ſind die Briefbeſchwerer, inſonderheit ein Amor, der den Bogen auf dem Rücken trägt und beide Arme unterſchlagend, jedem Herantretenden zu ſagen ſcheint: ich habe meinen Dienſt eingeſtellt. Wie Eugeniens Auge (Frauen ſehen Alles) auf dieſem Amor geruht haben mag? Gläubig oder zweifelvoll, gehoben oder bedrückt?!

Neben dem Arbeitszimmer das Schlafcabinet. Es iſt viel reicher und prächtiger als das Schlafzimmer der linken Hälfte. Natürlich. Denn es war dies das Schlafzimmer der Fürſtin von Hanau. In ſolchem Zimmer iſt das Bett natürlich die Hauptſache. Auch hier eine Decke von weißem Atlas, aber ſtatt mit langweiligen Wappenlöwen, iſt es mit Füllhörnern überſtickt, aus deren weiten Oeffnungen Alles, was Farbe und Duft hat, in einem Blüthenregen niederfällt. Eine Lyoneſer Stickerei. Unter dieſer Prachtſchöpfung franzöſiſchen Geſchmacks ſchlief der franzöſiſche Kaiſer. Wenn er erwachte, fiel ſein Auge nach links hin auf einen kronengeſchmückten Ofenſchirm, während zu ſeinen Füßen zwei alabaſterne Bacchantinnen ihn grüßten. Was traf ihn tiefer?

Aus dem Bettzimmer in das Betzimmer. Es befand ſich parterre neben dem, dem Tanzſaale des erſten Stockes entſprechenden Speiſeſaale. Die Einrichtung dieſes Betzimmers war die einfachſte von der Welt: ein großer auf goldenen Füßen ruhender Tiſch, deſſen Marmorplatte zu einem Altar hergerichtet zu werden pflegte.

Im Schloſſe verbleiben uns nur noch die Räume für die Ordonnanzen und Dienerſchaften. Hier befinden ſich die vielbeſprochenen Erinnerungen an die Jerome-Zeit: große napoleoniſche Familienportraits, deren

Schickſale von Anfang an ſo wunderſam waren, daß ihrer an dieſer Stelle gedacht ſein mag. Es mochte im zweiten oder dritten Jahre ſeiner Regierung, alſo etwa 1809 oder 1810, ſein, als Jerome den Plan faßte, Wilhelmshöhe mit einem napoleoniſchen Ahnen- und Familienſaale zu ſchmücken. Er befahl zunächſt ſein eignes Bild im Krönungsornat zu fertigen; daran ſollten ſich dann die Bildniſſe ſeiner Brüder (voran der Kaiſer), zuletzt auch die Bildniſſe der vielgeliebten Reine Hortenſe und ihres »Lulu«, des ſpätern Louis Napoleon, reihen. Der Befehl erging natürlich nach Paris und die alten und neuen Jünger der Palette erhielten zu thun. Aber alle Bemühungen reichten doch nicht ſo weit, daß nicht die Haſt der Ereigniſſe die Haſt des Schaffens überholt hätte, und als endlich in einer mächtigen Kiſte König Jerome im Krönungsmantel eintraf, war der Krönungsmantel ſchon wieder von ſeiner Schulter gefallen. Wilhelmshöhe war wieder kurfürſtlich geworden, und die Kiſten, die unliebſame Erinnerungen weckten, wurden einfach in den Keller geſtellt. Dort ſtanden ſie dreiundfünfzig Jahre. Erſt 1866, als das kurfürſtliche Heſſen unter die Pickelhaube gekommen war, wurden die halbvergeſſenen Kiſten neu entdeckt und ihre Bilderſchätze an's Licht gezogen.

Es lag für die neue Herrſchaft kein preſſanter Grund vor, ihnen die Exiſtenz, das Recht des Daſeins nach ſo vielen Prüfungen noch länger vorzuenthalten, und ſo wurden denn verſchiedene Zimmer des zweiten Stocks zu einer Art Erinnerungsgalerie an die Jerome-Zeit auserkoren. In dieſen Zimmern befanden ſich die napoleoniſchen Familienportraits noch, als der Kaiſer am 4. September in Wilhelmshöhe eintraf. Seine Adjutanten erhielten ihre Wohnungen in ſpeciell dieſen Räumen angewieſen. Doch ſcheint es (wenn ich recht verſtanden habe), daß eben dieſe Bilder noch während der Anweſenheit Louis Napoleons auf Wilhelmshöhe aus den betreffenden Zimmern entfernt und nach kurzem Daſein in der Welt des Lichts, in ihre alte Kiſtenbehauſung zurückbefördert worden ſind.

So viel über die Kaiſerzimmer auf Wilhelmshöhe; ich war bemüht, auch über das Leben, das der Gefangene in dieſen Zimmern führte, das Eine oder das Andere in Erfahrung zu bringen. Ich hörte auch dies und das, aber es tröpfelte nur. Ich gebe dies Wenige.

Er war zu guter Stunde auf, hatte um Elf ſein Dejeuner, um Fünf oder Sechs ſein Diner. Sein Hofſtaat, wenn man von einem ſolchen ſprechen darf, beſtand nur aus wenigen Perſonen, und zwar aus den Generaladjutanten: Fürſt de la Moscowa, General Caſtelnau, Graf Reille, de Vaubert, Vicomte Pajol. Wie aus der inzwiſchen erſchienenen Schrift des Prinzen Napoleon (gegen Trochu) bekannt geworden iſt, erbot ſich auch dieſer, von Florenz aus, die Gefangenſchaft auf Wilhelmshöhe mit dem »Haupte der Familie« zu theilen. Der Kaiſer lehnte dies Anerbieten aber dankend ab. Das Leben auf Wilhelmshöhe, wie es in einem engſten Cirkel ſich bewegte (die Zeiten der »erſten, zweiten und dritten Serie« waren vorüber), war auch zugleich ein ſehr zurückgezogenes, ſich abſolut auf Schloß und Park beſchränkendes. Der Kaiſer ging, ritt, fuhr; — dies erhielt ihn körperlich friſch; an ſchlechteſten Tagen mußte die Billardtafel aushelfen. Im Uebrigen aß er, las und ſchrieb er; ſeine alten literariſchen Gewohnheiten traten ſofort wieder in den Vordergrund. Man darf füglich ſagen, er hatte zu allen Zeiten etwas von einem vornehmen, eigene Wege gehenden, ſtill-ehrgeizigen Publiciſten und kehrte, wenn der Wandel der Geſchicke es erheiſchte, jedesmal mit einer gewiſſen Vorliebe zu ſeinem eigentlichen »Rübenfeld« zurück. Es iſt möglich, daß ich mich irre, aber ich habe dieſen Eindruck. Ein gewiſſes »Müdeſein der

Macht« ſcheint neben all ſeinen Machtbeſtrebungen wie ein Schatten herzugehen. Eine ſpätere Zeit wird Aufſchluß über die Geſammtheit ſeiner politiſch-literariſchen Thätigkeit während der Tage auf Wilhelmshöhe, ganz beſonders über ſeine Correſpondenz innerhalb des genannten Zeitabſchnittes geben; bis zu dieſer Stunde iſt nur Einzelnes davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erſtens ein Brief, datirt Wilhelmshöhe, 26. September, den er nach Abbruch der Verhandlungen zwiſchen Graf Bismarck und Jules Favre, mit der Mahnung, Verſöhnlichkeit walten zu laſſen, in das preußiſche Hauptquartier ſchickte. Die Echtheit dieſes Briefes iſt nicht beſtritten worden, ſonſt würde ich, ſeinem Inhalte nach, dieſelbe bezweifeln. Zweitens eine Proclamation an das franzöſiſche Volk, datirt Wilhelmshöhe, 4. Februar, worin er ſich, bevor nicht eine neue Volksabſtimmung ſtattgefunden, als den wahrhaften Repräſentanten der Nation proclamirt; endlich drittens eine über die preußiſche Wehrverfaſſung abgefaßte Brochüre (Wilhelmshöhe im Februar 1871), die den Titel führt: »Note sur l'organisation militaire de la confédération de l'Allemagne du Nord.« Er tritt in dieſer höchſt intereſſanten Schrift ganz für die preußiſche Wehrverfaſſung ein, von der er an einer Stelle die höchſt beherzigenswerthen Worte ſagt: »Die Armee in Preußen iſt eine Schule, in der ein Jeder, der Reihe nach, das Kriegshandwerk lernt und in dem Gefühl der Pflicht erſtarkt. Der junge Mann, der zu den Fahnen einberufen iſt, lernt nicht nur exerciren, man lehrt ihn auch die Treue zum Könige, die Ergebenheit für das Vaterland. Eine Armee, die nicht aus Söldnern, ſondern aus der Elite der Nation beſteht und auf dem Princip der Autorität beruht, das mit den Rechten des Bürgers nicht im Widerſpruch ſteht, eine ſolche Armee iſt der Schutz für die Feſtigkeit eines Staates.«

Beſuche trafen nicht eben zahlreich in Schloß Wilhelmshöhe ein; der immerhin erſchwerte Verkehr, vielleicht auch der ausgeſprochene Wunſch des Kaiſers, der ſich von der Mehrzahl dieſer Beſuche wenig verſprechen mochte, hielten davon ab. Das einzig große Beſuchsereigniß war das ſchon erwähnte Eintreffen der Kaiſerin. Sie blieb nur vierundzwanzig Stunden. Was zu dieſer Winterreiſe von Chislehurſt nach Wilhelmshöhe führte (die Capitulationsfrage von Metz war wohl die erſte Veranlaſſung geweſen), iſt noch nicht aufgeklärt.

Ein einziges Mal verließ der Kaiſer die unmittelbare Umgebung des Schloſſes und fuhr nach Kaſſel, um einer Theatervorſtellung beizuwohnen*). Es war erſichtlich, daß er es aus Courtoiſie gegen eine Bevölkerung that, innerhalb welcher er ſechs Monate lang ein unfreiwilliger Gaſt geweſen war und deren verzeihliche Neugier er wenigſtens einmal glaubte befriedigen zu müſſen, — um ſo mehr als man ſich, bei gelegentlichen Begegnungen in Wilhelmshöhe ſelbſt, jederzeit rückſichtsvoll gegen ihn benommen hatte. Nur ein einziger Ausnahmefall iſt feſtgeſtellt: ein ſiebenzehnjähriger Heißſporn hatte ſich eingefunden, um als zurückgebliebener Oberquartaner, aber fortgeſchrittener Patriot »Deutſchland von ſeiner Geißel zu befreien«. Dieſer Brave war aber kein Kaſſelaner, ſondern natürlich ein Berliner.

Am 19. März, nach einer Gefangenſchaft von genau ſechs und einem halben Monat, verließ der Kaiſer Wilhelmshöhe; bis zuletzt wurden ihm alle einem Souverain zukommenden Ehren erwieſen; zwei

---

*) Von andrer Seite vernehme ich, während dieſe Zeilen zum Druck gehen, daß ein ſolcher Theaterbeſuch nicht ſtattgefunden habe. Es kann ſein; ich gebe eben nur wieder, was ich an Ort und Stelle gehört habe. Eine nachträgliche Feſtſtellung, ob oder nicht, verlohnt ſich kaum. Die hinzugefügte Motivirung, daß ein ſolcher Beſuch (der noch dazu der Abreiſe beinah unmittelbar vorausging) „taktlos“ geweſen ſein würde, will mir gewagt erſcheinen

Compagnien Dreiundachtziger bildeten bei ſeiner Abreiſe Spalier, General Graf Monts begleitete den Kaiſer bis zur belgiſchen Grenze.

Er hatte ſich, nach der gewinnenden Art, die ihm eigen, auch hier, auf Wilhelmshöhe, manches Herz zu erobern, manche Theilnahme zu wecken gewußt; nur das Herz meiner ſchönen Führerin ſchlug ihm nicht entgegen. Davon ausgehend, daß die Gefühlswelt der jungen Dame ſchwerlich etwas Anderes ſein werde, als das Echo der allgemeinen Haus- und Schloßſtimme, hatten ihre Anſchauungen einen gewiſſen Werth für mich. Freilich nur einen gewiſſen. Es war nämlich erſichtlich, daß man ſich »mehr von ihm verſprochen hatte«. Da lag es. Ein Ausgleich durch perſönliche Liebenswürdigkeit, ſobald dieſer Punkt überhaupt erſt mitklingt, iſt faſt immer unmöglich. Ja, man kann ſagen, jede Liebenswürdigkeit, die prätendirt an Zahlungsſtatt angenommen zu werden, hat ganz beſondern Widerwillen zu überwinden.

Ich empfahl mich mit dem guten Gewiſſen, dieſe Form der Abneigung nicht herausgefordert zu haben, und ſchritt in Front des Schloſſes auf einen freien Platz zu, der mir nochmals einen Ueberblick über das Ganze geſtatten ſollte. Im Hintergrunde ragte im grauen Gewölk die Löwenburg auf, im Vordergrunde leuchteten freundlich die weißen Wände des Hôtel Schombart. Ich ſchwankte einen Augenblick zwiſchen der Keule des Hercules dort oben und einer muthmaßlichen Rehkeule hier unten. Aber die Tage der Allerweltsſeherei, vor Allem der Steigerei und Kletterei lagen zu lange hinter mir, als daß der Kampf anders als ein kurzer hätte ſein können.

Anderthalb Stunden ſpäter ſchritt ich wieder auf Kaſſel zu, nur durchdrungen von dem einen Gefühl, daß es doch ein rechter Treffer für den Kaiſer Napoleon geweſen ſei, an einem ſo angenehmen Ort und ſo zu ſagen Arm in Arm mit »Onkel Schombart« ſechs Monate lang durch's Leben pilgern zu können.

Wo große Höh', iſt große Tiefe.
Wallenſtein.

Zu großen Zwecken kann ich dich nicht brauchen,
Doch, ſo lang' du mein,
Sollſt du mit deiner Kunſtſtückswelt mir dienen.
Grabbe (Don Juan und Fauſt).

Noch ein Schlußwort, kurze Betrachtungen, die an den Mann anknüpfen mögen, der uns, wie durch die Kapitel dieſes Buchs überhaupt, ſo namentlich durch das Schlußkapitel auf Schritt und Tritt begleitet hat. Kurze Betrachtungen, zugleich ein Reſumé, ein politiſches Glaubensbekenntniß.

Was führte ihn hieher? Unterlag er einem herben, unverdienten Geſchick? oder zog Gott, müde des Spiels, endlich die Summe aus einer langen Schuldenrechnung und warf den, der die Schuld contrahirt, zu den Todten? Was war es mit dieſem Manne? Soll er ein Vorbild ſein, oder eine Warnung? Gewiß das letztere; aber nicht in dem Sinne derer, die nicht müde werden, ihn als den Erzfeind aller Menſchheit, als den fleiſchgewordenen Antichriſt anzuſehen und es als

Gewiſſensſache betrachten, nun auch ihrerſeits das bekannte Holzſcheit heranzuſchleppen.

Es frommt zu nichts, wie beiſpielsweiſe der treffliche Johannes Scherr in ſeinem, im Uebrigen mit dem höchſten Intereſſe von mir geleſenen »Tagebuch vom Berge« gethan hat, ihn als »Lügen-Louis« und »Soulouque den Größeren«, das ganze zweite Kaiſerreich aber als einen »vom Napoleon-Mythus mit der Geldſacksangſt gezeugten Bankert« zu bezeichnen. Es frommt zu nichts, bei der Nachricht von den ſich häufenden Niederlagen der Franzoſen auszurufen: »Das ſind ſo die Früchte der den Jeſuiten geſtatteten Jugendverderbung, Reſultate der planmäßig betriebenen Volksverdummung. Es wird noch ärger kommen. Aus der Trümmerſtätte des aus Lug und Trug gezimmerten, mit Blutmörtel gemauerten Empire werden unerträgliche Miasmen aufſteigen. Haltet die Naſen zu!«

So Scherr. Seine Entrüſtungsſprache liegt jenſeits meiner Kraft.

Ich reibe mir die Stirn und frage mich, ob ich zwanzig Jahre lang geträumt habe? Nein; ich bin in Mannesjahren, offnen Sinnes, dem Gange der Ereigniſſe gefolgt. Ich entſinne mich der Tage und Wochen, in denen das regierende Europa, darunter der eiſerne

Czar Nikolaus, den »meineidigen Dezemberblutmann« zu eben dieſem blutigen Dezember beglückwünſchte, ich entſinne mich des Jubels und des Dankes von Seiten des geſammten Liberalismus, als der Fall Sebaſtopols der Präponderanz Rußlands ein Ende machte, ich entſinne mich des Erſcheinens Louis Napoleons in Windſor-Caſtle, wo ihm zu Ehren die Bezeichnung »Waterloo-Saal« wenigſtens momentan geändert wurde, ich entſinne mich der Tuilerien-Wallfahrten beinahe ſämmtlicher Souveraine und ſo vieler anderer Huldigungen, die dem »Parvenu-Kaiſer« im Laufe einer zwanzigjährigen Regierung, von nahezu allen Parteien, allen Nationen, allen Schichten der Geſellſchaft dargebracht wurden. Wenn dies alles eine Farce war, ſo trifft die ſittliche Verantwortung für eine ſolche Komödie weit mehr diejenigen, die dies Spiel ſpielten, als den der ſich dies Spiel gefallen ließ.

Aber es war keine Farce; es war die einer hervorragenden Kraft dargebrachte, namentlich im zweiten Jahrzehnt ſeiner Herrſchaft völlig unaffektirte Huldigung. Er war nicht nur de facto Kaiſer, er war es auch in den Gemüthern, er war »ſtabilirt«, und wenn nichtsdeſtoweniger von den Gefahren geſprochen wurde, die ihn umdrohten, ſo geſchah es nicht im Ton der

Freude über eine langſam aber ſicher heranſchreitende Nemeſis, ſondern im Ton der Klage. Er und ſeine Regierung galten im eignen Lande als gleichbedeutend mit Vorwärtskommen und materieller Entwicklung, nach außen hin als gleichbedeutend mit ſiegreicher Bekämpfung der Revolution. Après lui le deluge. Mit Rückſicht auf alles dies entſchied ſich Frankreich in viermaliger Wahl für den Fortbeſtand ſeiner Herrſchaft und das übrige Europa, in Würdigung aller Schwierigkeiten, die ſeine Herrſchaft umgaben, zollte ihm einen ungeheuchelten Reſpekt. Was gegen ihn eiferte, waren, natürlich Hunderte von Ausnahmen, ſelbſt von glänzenden Ausnahmen zugegeben, jene Eiferer von Fach, die noch jeder ordnungübenden Regierung die Ehre der Oppoſition angethan haben.

Das Land hing an ihm und das Ausland ſtand nicht gegen ihn. Selbſt diejenigen Machthaber, die ihn beanſtandeten, ließen ihn wohlweislich gelten »faute de mieux«. Und Land und Ausland hatten ſie Unrecht? Haben die Tage, die ſeither ſeiner Herrſchaft gefolgt ſind, für ihn oder gegen ihn gezeugt? Was iſt beſſer, wahrer, heiliger geworden? Hat das Gambetta-Regiment das ſeine in den Schatten geſtellt? Haben die Maſſenfüſilladen, die Einkerkerungen und

Transportationen, die dem rothen Aufſtande folgten und vielleicht noch folgen werden, haben ſie Blutigeres gethan oder Härteres verhängt als der 2. Dezember? Nein, und abermals nein. Tollheitsausbrüche, ſobald die Macht wieder Macht wird, ſind immer in derſelben Weiſe gezügelt worden. Und mit Recht.

Der geſchmähte »Chevalier d'Industrie«, der »Banden-Hauptmann« und ſein »ſpaniſches Weib«, ſie haben zwanzig Jahre lang regiert kraft ihrer Kraft, weil ſie die Herrſcherfähigſten waren, und nicht nach bloßer wüſter Schickſalslaune. Ihr Hof, was immer ſeine Gebrechen ſein mochten (welcher Hof wäre frei davon), kannte Treue, Anhänglichkeit, Pflichterfüllung, und Hunderte und Tauſende der allerbeſten des Landes haben nicht liebedieneriſch und nicht heuchleriſch, ſondern in aller Aufrichtigkeit an dem Kaiſer gehangen. Die Zukunft wird es lehren, daß dies nicht zu viel geſagt iſt. Inmitten der furchtbarſten, gegen ihn gerichteten Aufregung, hab ich doch, eingeſtreut in eine Fluth von Verwünſchungen, immer wieder die Worte vernommen: »wir proſperirten unter ihm« oder (von alten Soldaten) die halbſcheue Verſicherung: »gegen uns war er gut.« Er hat — und dies vor allem ſei betont — Frankreich nicht degradirt, nicht in den

Sumpf der Verderbniß gezogen; die Lüderlichkeit iſt uralt in dieſem Lande; die Anbetung des goldnen Kalbes aber iſt Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich ſchwerlich zuerſt in ihren kraſſeſten Formen aufgetreten iſt. Die Decadence iſt nicht ſeine That.

Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber (und hier blicken wir auf den Revers der Medaille) er hat ihn auch nicht gehemmt. Hier liegt das Maaß ſeiner Schuld; aber wohl verſtanden ein begrenztes Maaß. Nicht ſeine Untugenden klagen ihn an, ſondern ſeine Schwächen; ſeine Fehler lagen mehr nach der negativen als nach der poſitiven Seite hin. Es fehlte ihm etwas, nicht weil es ihm an der Erkenntniß des Guten oder an dem aufrichtigen Willen dazu gebrochen hätte, ſondern lediglich weil es ihm an der Kraft dazu gebrach. Dieſe Kraft fließt nur aus feſten Ueberzeugungen, aus jener räthſelhaften Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an dies Göttliche ruhn. Wo dieſer Glaube fehlt oder auch nur ſchwankt, wo das reſignirte »wir wiſſen es nicht« an die Stelle des beſtimmten »ich weiß« tritt, wo göttliche Weltordnung, Leben und Vergeltung nach dem Tode, alles »offne Fragen« ſind (und ſie müſſen es bei ihm ſein), da gebricht es ſelbſtverſtändlich an der Kraft, in den Gemüthern anderer das Leben aufzurichten, das dem eignen Gemüthe fehlt. Was dann, von Klugheits wegen, nach dieſer Seite hin verſucht wird, bleibt eben Verſuch, der ſcheitern muß; ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wie öde, wie alles innerſten Lebens bar, klang es, wenn er, in ſeiner Februar-Proklamation ſich vernehmen ließ: »..... aber, deſſen ſeid gewiß, nur eine aus der Volks-Souverainetät entſprungene Regierung, welche ſich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande ſein, Eure Wunden zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen«. Solche Phraſen konnten nicht verfangen und ſie haben es nicht gethan.

So iſt denn ſein Leben und ſeine Regierung allerdings eine Warnung für uns, aber, noch einmal ſei es geſagt, nicht in dem Sinne einer als Schreckgeſpenſt aufgerichteten Unthat, ſondern im Sinne einer ſtill-ernſten Mahnung das Dieſſeitige nach dem Jenſeitigen zu geſtalten.

* * *

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Der

Krieg gegen das Kaiſerreich.

Von

Th. Fontane.

Mit 67 Plänen in Holzſchnitt.

Berlin, 1873.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Die Angabe der benutzten Quellen erfolgt bei Schluß des Werkes.

Seiner Majeſtät

dem

Kaiſer Wilhelm.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Seite

Ems 3
Die vorgeblichen Urſachen des Krieges 6
  Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 9. bis 11. Juli 7
  Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 12. bis 14. Juli 16
Die wirklichen Urſachen des Krieges 20

Bis zur Kriegserklärung.

Die Vorgänge in Paris 29
Die Vorgänge in Berlin 37
Sachſen und die Norddeutſchen 47
Baiern und die Süddeutſchen 50
  Die Sitzung der baieriſchen Abgeordnetenkammer am 19. Juli 51
Die franzöſiſche Kriegserklärung. Proclamation und Manifeſte 62

Rüſtungen. Das franzöſiſche Heer. Das deutſche Heer.

Franzöſiſche Rüſtungen und Zuverſichtlichkeiten 69
Deutſche Rüſtungen und Sorglichkeiten 77
Die franzöſiſche Armee 83
Die deutſche Armee 89
Abſchied. Die Abreiſe Louis Napoleon's 95
  Die Abreiſe König Wilhelm's 96

Seite

Das Vorſpiel. Recognoscirungen und Scharmützel. Bis zum 3. Auguſt.

Der Vorpoſtenkrieg an der Saar 101
  Der Recognoscirungsritt des Grafen Zeppelin 105
Saarbrücken am 2. Auguſt 112

Am linken Flügel. Die III. Armee. Weißenburg. Wörth.

Der Rhein 121
Die franzöſiſche Aufſtellung 128
Die deutſche Aufſtellung 131
Die III. Armee 134
Weißenburg. Die Stadt. Die Weißenburger Linien 143
  Die Diviſion Douay 144
  Die dieſſeitigen Dispoſitionen zum Vormarſch an die Lauter 145
  Die Höhen bei Schweigen 146
  Die Wegnahme von Altenſtadt und dem Weißenburger Bahnhof 148
  Die Eroberung von Weißenburg 149
  Die Erſtürmung des Gaisberges 150
  Die Fahne des Füſilier-Bataillons vom Königs-Grenadier-Regiment 152
  Verluſte hüben und drüben 153
Elſaß 155
Wörth 158
  Die Dispoſitionen für den 6. Auguſt 161
  Der 6. früh. Das Terrain. Die franzöſiſche Aufſtellung 161
Die Schlacht bei Wörth 168
  Das Gefecht der Diviſion Bothmer am rechten Flügel. 8 bis 10½ Uhr 168
  Das Gefecht der Brigade Walther von Montbary (V. Corps) im Centrum. Von 10 bis 1 Uhr 170
  Die 21. Diviſion (XI. Corps) am linken Flügel. Bis 1 Uhr 174
  Der Kronprinz auf der Höhe von Preuſchdorf. 1 Uhr 175
  Der Gang der Schlacht von 1 bis 3 Uhr 177
    Diviſion Stephan vom I. baieriſchen Corps 177
    Das V. Corps 179
    Das XI. Corps 180
    Mac Mahons Verſuche zur Wiedereroberung von Elſaßhauſen 182
  Die Erſtürmung von Fröſchweiler 3 bis 4 Uhr 183
Die Verfolgung 187
Verluſte. Trophäen 193
Das Schlachtfeld von Wörth (am 28. September 1870) 195

Am rechten Flügel. Die I. und II. Armee. Spicheren. Colombey. — Vionville. — Gravelotte.

Seite
Die I. und II. Armee . . . 203
  Die Erſte Armee . . . 203
  Die Zweite Armee . . . 205
Das Treffen bei Spicheren . . . 212
  Die Höhe von Spicheren . . . 213
  Von 12 bis 3 Uhr . . . 214
  3 Uhr . . . 216
  Von 3 bis 6 Uhr . . . 216
  Nach 6 Uhr. Der Kampf auf dem Plateau . . . 217
  Verluſte hüben und drüben . . . 219
Vom 7. bis 14. Auguſt . . . 225
Die Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. Auguſt . . . 230
  Terrain. Stellung . . . 231
Colombey am 3. Mai 1871 . . . 243
Der 15. Auguſt . . . 245
Der 16. früh. Bis 9½ Uhr . . . 250
Die Schlacht bei Vionville. Der Kampf gegen das 2. Corps Froſſard bis zur Cavallerie-Attake Redern und Rauch. Rechter Flügel und Centrum von 9 bis 1 Uhr . 255
  Der Kampf gegen das 6. Corps Canrobert bis zur Cavallerie-Attake Bredow. Centrum von 1 bis 4 Uhr . . . 260
  Der Kampf gegen das 3. Corps Leboeuf und das 4. Corps L'Admirault bis zur Cavallerie-Attake Barby. Linker Flügel; 4 bis 7 Uhr . . . 265
  Die Entſcheidung der Schlacht, bis zur Cavallerie-Attake Mecklenburg. Rechter Flügel und äußerſt rechter Flügel von 7 bis 9 Uhr . . . 275
Der 17. Auguſt . . . 288
Die Schlacht bei Gravelotte. 18. Auguſt. Einleitung . . . 291
  Die feindliche Aufſtellung . . . 293
  Die dieſſeitige Stellung am 18. früh. Unſere Diſpoſitionen. Vormarſch. Rechtsſchwenkung . . . 294
  Der Kampf am dieſſeitigen rechten Flügel. Wegnahme von St. Hubert. Geſcheiterter Angriff gegen Moscou Ferme und Point du Jour. (Von Mittag bis 7 Uhr.) 297
    Das VIII. Corps nimmt Bois des Genivaux und St. Hubert, ſcheitert gegen Moscou Ferme und Point du Jour . . . 298
    Das VII. Corps beſetzt das Bois de Vaux, ſcheitert gegen Point du Jour . . 303
  Der Kampf im Centrum. Die 18. Diviſion, die 25. Diviſion, die 3. Garde-Infanterie-Brigade gegen die Linie Amanvillers-Montigny la Grange. (12 bis 7 Uhr.) . . . 305
    Die 18. Diviſion Wrangel im Bois de la Cuſſe und ſüdlich des Wäldchens . . 305
    Die 25. Diviſion im Bois de la Cuſſe und nördlich des Wäldchens . . . 308
    Die 3. Garde-Grenadier-Brigade gegen Amanvillers . . . 311

Seite

- Der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel. Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr. Die Erſtürmung von St. Privat. 7½ Uhr 313
  - Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr 316
  - Die Erſtürmung von St. Privat 318
- Das Nachſpiel. Die Pommern bei Gravelotte 329
- Das Ergebniß 334
- Der König während der Schlacht 336
- Die Verluſte 339

Noch einmal der Sturm gegen St. Privat. (Nach Berichten von Combattanten und Augenzeugen.) 341

Das Todtenfeld vom 16. und 18. Auguſt 358

Der Vormarſch der III. und IV. Armee in weſtlicher Richtung (auf Chalons).

Bis zum 25. Auguſt.

Der 19. Auguſt. Die Bildung der Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen 365

Die III. Armee bis zum 19. Auguſt 368
- Die Kronprinzlichen Hauptquartiere 368
- Obermottern, am 9. Abends 369
- Petersbach (am weſtlichen Abhang der Vogeſen) am 10. Auguſt Abends 370
- Petersbach, am 10. Auguſt Abends 372
- Hauptquartier Petersbach, 13. Auguſt, Morgens 5 Uhr 376
- Saarburg, 13. Auguſt Abends 378
- Blamont, 14. Auguſt Abends 381
- Lüneville, 16. Auguſt Morgens 383
- Nancy, 17. Auguſt Morgens 385
- Nancy, den 17. Nachmittags 389
- Nancy, den 19. Abends 390

Die III. und IV. (Maas-) Armee vom 20. bis 25. Auguſt 394
- Die III. Armee vom 20. bis 25. Auguſt 394
- Kronprinzliche Hauptquartiere 394
- Vaucouleurs, den 21. Auguſt 397
- Vaucouleurs, den 22. Auguſt 399
- Ligny, den 23. Auguſt Abends 400
- Ligny, den 24. Auguſt 401
- Die IV. (Maas-) Armee vom 20. bis 25. Auguſt 405

Das große Hauptquartier am 25. Auguſt 408

Seite

Der Vormarſch der III. und IV. Armee in nördlicher Richtung (auf Sedan).

Bis zum 30. Auguſt Abends.

Die Rechtsſchwenkung . . . 413

III. Armee . . . 413

IV. (Maas-) Armee . . . 414

Der Marſch gegen Norden. Vom 26. bis 29. . . . 417

Recognoſcirungs-Gefecht bei Nouart . . . 418

Die Stellungen am 29. Abends . . . 421

Deutſche Stellung. Franzöſiſche Stellung . . . 421

Die Schlacht bei Beaumont. 30. Auguſt . . . 424

Das V. Corps de Failly bei Beaumont . . . 424

Der Anmarſch des XII. und IV. Corps . . . 427

Der Ueberfall des franzöſiſchen Lagers . . . 431

Der Ueberfall von Beaumont (franzöſiſcher Bericht) . . . 438

Wie war der Ueberfall möglich? . . . 442

Das Nachmittagsgefecht. Von 3 bis 6 . . . 446

Die 13. Brigade im Bois de Givodeau . . . 447

Die 14. Brigade am Mont de Brune . . . 448

Die 16. Brigade am Yoncq-Bache . . . 451

Der Abendkampf am 30. . . . 454

Die Verluſte hüben und drüben . . . 456

Beaumont am Abend des 30. . . . 457

Das I. baieriſche Corps v. d. Tann gegen das VII. franzöſiſche Corps Douay. Warniforet, La Beſace, Raucourt . . . 459

Die Diviſion Schumacher bei Warniforet . . . 460

Die Diviſion Stephan bei La Beſace und Raucourt . . . 461

Der 31. Auguſt . . . 464

Franzöſiſcherſeits . . . 464

Deutſcherſeits . . . 467

Sedan.

Sedan . . . 473

General von Wimpffen . . . 476

Der 1. September früh . . . 482

Die franzöſiſche Aufſtellung . . . 482

Der Anmarſch der deutſchen Armeen . . . 483

Die Höhe von Donchery. Die Höhe von Fresnois . . . 484

Seite

- Die Schlacht bei Sedan. Der Gang der Schlacht bis 12 Uhr . . . 487
  - Bazeilles-Balan. Die Baiern von 4 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags . . . 487
  - Erſter Theil des Kampfes um Bazeilles. Die 1. baieriſche Diviſion (Stephan) von 4 bis 7 . . . 488
  - Zweiter Theil des Kampfes um Bazeilles. Das Eingreifen der 2. baieriſchen Diviſion. 7 bis 10 . . . 493
  - Dritter Theil des Kampfes. Vorgehen gegen Balan. Die 3. baieriſche Diviſion von 10 bis 12 . . . 496
  - Die Einäſcherung von Bazeilles. Eine Anklage und Rechtfertigung . . . 498
  - Lamoncelle-Monvillers. Die 23. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr . . . 503
  - Lamoncelle-Daigny. Die 24. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr . . . 506
  - Daigny-Givonne. Die Garden bis 12 Uhr . . . 509
  - Floing-Illy. Das XI. und V. Corps bis 12 Uhr . . . 513
- Die Vorgänge beim Feinde bis 12 Uhr . . . 518
  - Ducrot, Oberbefehlshaber von 7 bis 8½ . . . 520
  - Wimpffen übernimmt das Commando 8½ Uhr . . . 522
- Der Gang der Schlacht von 12 bis 6 Uhr . . . 528
  - Die 23. (ſächſiſche) Diviſion von Lamoncelle bis Givonne . . . 530
  - Die erſte Garde-Diviſion von Givonne bis in das Bois de la Garenne . . . 531
  - Das XI. Corps und die 19. Brigade nehmen die Linie Floing-Illy . . . 534
    - Die rechte Flügel-Colonne (bei Floing) . . . 536
    - Die Centrums-Colonne (zwiſchen Floing und Illy) . . . 542
    - Linke Flügel-Colonne (gegen Illy) . . . 544
- Die Vorgänge beim Feinde von 12 bis 6 Uhr . . . 546
- Die Höhe von Frénois . . . 552
- Die Vorgänge beim Feinde. Feſtung Sedan von 6 bis 9 . . . 559
- Die Capitulationsverhandlungen zwiſchen General v. Moltke und General v. Wimpffen . 563
    - Ein zweiter Bericht über die Verhandlungen in Donchery . . . 566
- General v. Wimpffen's Abſchied. Wimpffen und Ducrot . . . 575
- Der Kaiſer und Graf Bismarck. Der König auf der Höhe von Donchery. — Der Kaiſer und der König. 2. September 6 Uhr früh bis 2½ Uhr Nachmittags . . . 582
  - Der König auf der Höhe von Donchery . . . 585
  - Der Kaiſer und der König in Schloß Bellevue . . . 589
- In und um Sedan. 2. September Nachmittag . . . 592
- Das Reſultat der Schlacht. Trophäen. Verluſte . . . 599
- Der Brief des Königs an die Königin . . . 607
- Das Lager von Glaires . . . 610

Seite

Wilhelmshöhe.

Wilhelmshöhe 617
Napoleon III. (Verſuch einer Charakteriſtik) 625

Straßburg.

Straßburg. Stadt und Feſtung. Armirung und Beſatzung. General Uhrich 637
In Straßburg. Bis zum 29. Auguſt 642
7. Auguſt 643
8. Auguſt 643
9. Auguſt 644
10. Auguſt 644
13. Auguſt 645
14. Auguſt 646
15. Auguſt (erſte Beſchießung) 647
16. Auguſt 648
17. Auguſt 649
18. Auguſt (zweite Beſchießung) 649
21. Auguſt 651
22. Auguſt 652
23. Auguſt (Beginn des großen Bombardements) 653
24. Auguſt 654
25. Auguſt 656
26. Auguſt 659
Vor Straßburg. Bis zum 29. Auguſt 661
Die Aushebung der Parallelen und des Couronnements. Vom 29./30. Auguſt bis zum 14. September 665
Die Aushebung der erſten Parallele 665
Die Aushebung der zweiten Parallele 666
Die Aushebung der dritten Parallele 669
Die Aushebung der vierten (Halb-) Parallele und des Couronnements 670
Das Breſcheſchießen und die Wegnahme der Lünetten 53 und 52 671
Die Beſetzung von Lünette 53 673
Die Beſetzung der Lünette 52 675
Die letzten Tage. Vom 22. bis 27. September 678
Straßburg am 27. September 681
Die Capitulation 683
Die Capitulation 684
Die Ausführung der Capitulation am 28. September 685
Der Einzug am 30. September 686

Seite

Toul.

- Toul. Geſchichte. Stadt. Feſtung . . . 691
  - Erſte Beſchießung. Verſuch der Brigade Zychlinski und der baieriſchen Ulanen Brigade Freiherr v. Mulzer gegen Toul, 16. Auguſt . . . 694
  - Zweite Beſchießung. 23. Auguſt . . . 696
  - Dritte Beſchießung von Toul. 23. September . . . 700

Metz.

- Metz. Stadt, Feſtung. Geſchichte (ſeine Belagerungen) . . . 711
  - Die Belagerung von Metz im Jahre 1444 . . . 714
  - Die zweite Belagerung von Metz im Jahre 1552 . . . 718
- Vor Metz. Bis zum 30. Auguſt . . . 724
- Sieben Tage gefangen in Metz . . . 736
- In Metz. Bis zum 30. Auguſt . . . 745
  - Marſchall Leboeuf . . . 746
  - General Bourbaki . . . 747
  - General Changarnier . . . 747
  - Commandant General Coffinières . . . 748
  - Aufzeichnungen eines Engländers, Mr. Robinſon. Vom 19. bis 30. Auguſt . . . 752
- Die Schlacht bei Noiſſeville. Vom 31. Auguſt und 1. September . . . 761
  - Angriff des III. franzöſiſchen Corps Leboeuf gegen Nouilly und Noiſſeville . . . 765
  - Angriff des IV. Corps L'Admirault und des III. Corps Leboeuf gegen Poix-Servigny 768
  - Spätabend-Angriff der Diviſion Ciſſey vom IV. und der Diviſion Aymard vom III. Corps gegen Servigny . . . 770
  - Die Wiedereroberung von Noiſſeville . . . 771
- Vor Metz bis zum 30. September . . . 777
  - Auszüge aus den Briefen eines Engländers (Sir Randal Roberts) bei der Belagerungs-Armee . . . 779
- In Metz bis zum 30. September . . . 795
  - Mr. Regnier . . . 797
  - Auf dem Thurm der Cathedrale . . . 801
  - »Unſere Luftballons« . . . 802
  - Auf Markt und Gaſſen . . . 805
  - »Unſere Fouragirungs-Expeditionen«. Der Ueberfall von Peltre . . . 808
- Die Octoberwochen in Metz . . . 811
  - Die erſte Woche . . . 812
    - Die Fouragirungs-Expedition gegen »les Petites et les Grandes Tapes« am 7. October . . . 812
  - Die zweite Woche (vom 8. bis 16.) . . . 817,
  - Die dritte Woche (vom 16. bis 24.) . . . 821

Seite
In extremis. Die Capitulationsverhandlungen. Die Capitulation . . . 824
Ausführung der Capitulation . . . 832
Bazaine . . . 836
    Bis zum 12. September . . . 842
    Nach dem 12. September . . . 844
Nachſchrift . . . 849
Prinz Friedrich Karl an die Soldaten der I. und II. Armee . . . 853

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der
Krieg gegen Frankreich
1870—1871

Von

Th. Fontane.

I. Band:

Der Krieg gegen das Kaiſerreich.

Berlin, 1873.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der

Krieg gegen das Kaiſerreich.

Von

Th. Fontane.

I. Halbband:

Bis Gravelotte, 18. Auguſt 1870.

Mit 32 Plänen in Holzſchnitt.

Berlin, 1873.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Angabe der benutzten Quellen erfolgt bei Schluß des Werkes.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung.

Ems . . . 3
Die vorgeblichen Urſachen des Krieges . . . 6
    Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 9. bis 11. Juli . . . 7
    Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 12. bis 14. Juli . . . 16
Die wirklichen Urſachen des Krieges . . . 20

Bis zur Kriegserklärung.

Die Vorgänge in Paris . . . 29
Die Vorgänge in Berlin . . . 37
Sachſen und die Norddeutſchen . . . 47
Baiern und die Süddeutſchen . . . 50
    Die Sitzung der baieriſchen Abgeordnetenkammer am 19. Juli . . . 51
Die franzöſiſche Kriegserklärung. Proclamation und Manifeſte . . . 62

Rüſtungen. Das franzöſiſche Heer. Das deutſche Heer.

Franzöſiſche Rüſtungen und Zuverſichtlichkeiten . . . 69
Deutſche Rüſtungen und Sorglichkeiten . . . 77
Die franzöſiſche Armee . . . 83
Die deutſche Armee . . . 89
Abſchied. Die Abreiſe Louis Napoleon's . . . 95
    Die Abreiſe König Wilhelm's . . . 96

Das Vorſpiel. Recognoscirungen und Scharmützel. Bis zum 2. Auguſt.

Der Vorpoſtenkrieg an der Saar . . . 101
    Der Recognoscirungsritt des Grafen Zeppelin . . . 105
Saarbrücken am 2. Auguſt . . . 112

Seite

Am linken Flügel. Die III. Armee. Weißenburg. Wörth.

Der Rhein . . . 121
Die franzöſiſche Aufſtellung . . . 128
Die deutſche Aufſtellung . . . 131
Die III. Armee . . . 134
Weißenburg. Die Stadt. Die Weißenburger Linien . . . 143
  Die Diviſion Douay . . . 144
  Die dieſſeitigen Dispoſitionen zum Vormarſch an die Lauter . . . 145
  Die Höhen bei Schweigen . . . 146
  Die Wegnahme von Altenſtadt und dem Weißenburger Bahnhof . . . 148
  Die Eroberung von Weißenburg . . . 149
  Die Erſtürmung des Gaisberges . . . 150
  Die Fahne des Füſilier-Bataillons vom Königs-Grenadier-Regiment . . . 152
  Verluſte hüben und drüben . . . 153
Elſaß . . . 155
Wörth . . . 158
  Die Dispoſitionen für den 6. Auguſt . . . 161
  Der 6. früh. Das Terrain. Die franzöſiſche Aufſtellung . . . 161
Die Schlacht bei Wörth . . . 168
  Das Gefecht der Diviſion Bothmer am rechten Flügel. 8 bis 10½ Uhr . . . 168
  Das Gefecht der Brigade Walther von Montbary (V. Corps) im Centrum. Von 10 bis 1 Uhr . . . 170
  Die 21. Diviſion (XI. Corps) am linken Flügel. Bis 1 Uhr . . . 174
  Der Kronprinz auf der Höhe von Preuſchdorf. 1 Uhr . . . 175
  Der Gang der Schlacht von 1 bis 3 Uhr . . . 177
    Diviſion Stephan vom 1. baieriſchen Corps . . . 177
    Das V. Corps . . . 179
    Das XI. Corps . . . 180
    Mac Mahons Verſuche zur Wiedereroberung von Elſaßhauſen . . . 182
  Die Erſtürmung von Fröſchweiler 3 bis 4 Uhr . . . 183
Die Verfolgung . . . 187
Verluſte. Trophäen . . . 193
Das Schlachtfeld von Wörth (am 28. September 1870) . . . 195

Am rechten Flügel. Die I. und II. Armee. Spicheren. Colombey. – Vionville. – Gravelotte.

Die I. und II. Armee . . . 203
  Die Erſte Armee . . . 203
  Die Zweite Armee . . . 205
Das Treffen bei Spicheren . . . 212
  Die Höhe von Spicheren . . . 213
  Von 12 bis 3 Uhr . . . 214
  3 Uhr . . . 216
  Von 3 bis 6 Uhr . . . 216
  Nach 6 Uhr. Der Kampf auf dem Plateau . . . 217
  Verluſte hüben und drüben . . . 219
Vom 7. bis 14. Auguſt . . . 225
Die Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. Auguſt . . . 230
  Terrain. Stellung . . . 231

Seite
Colombey am 3. Mai 1871 243
Der 15. Auguſt 245
Der 16. früh. Bis 9½ Uhr 250
Die Schlacht bei Vionville. Der Kampf gegen das 2. Corps Froſſard bis zur Cavallerie-Attake Redern und Rauch. Rechter Flügel und Centrum von 9 bis 1 Uhr 255
Der Kampf gegen das 6. Corps Canrobert bis zur Cavallerie-Attake Bredow. Centrum von 1 bis 4 Uhr 260
Der Kampf gegen das 3. Corps Lebœuf und das 4. Corps l'Admirault bis zur Cavallerie-Attake Barby. Linker Flügel, 4 bis 7 Uhr 265
Die Entſcheidung der Schlacht, bis zur Cavallerie-Attake Mecklenburg. Rechter Flügel und äußerſt rechter Flügel von 7 bis 9 Uhr 275
Der 17. Auguſt 288
Die Schlacht bei Gravelotte. 18. Auguſt. Einleitung 291
Die feindliche Aufſtellung 293
Die dieſſeitige Stellung am 18. früh. Unſere Dispoſitionen. Vormarſch. Rechtsſchwenkung 294
Der Kampf am dieſſeitigen rechten Flügel. Wegnahme von St. Hubert. Geſcheiterter Angriff gegen Moſcou Ferme und Point du Jour. (Von Mittag bis 7 Uhr.) 297
Das VIII. Corps nimmt Bois des Genivaux und St. Hubert, ſcheitert gegen Moſcou Ferme und Point du Jour 298
Das VII. Corps beſetzt das Bois de Vaux, ſcheitert gegen Point du Jour 303
Der Kampf im Centrum. Die 18. Diviſion, die 25. Diviſion, die 3. Garde-Infanterie-Brigade gegen die Linie Amanvillers-Montigny la Grange. (12 bis 7 Uhr.) 305
Die 18. Diviſion Wrangel im Bois de la Cuſſe und ſüdlich des Wäldchens 305
Die 25. Diviſion im Bois de la Cuſſe und nördlich des Wäldchens 308
Die 3. Garde-Grenadier-Brigade gegen Amanvillers 311
Der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel. Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr. Die Erſtürmung von St. Privat. 7½ Uhr 313
Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr 316
Die Erſtürmung von St. Privat 318
Das Nachſpiel. Die Pommern bei Gravelotte 329
Das Ergebniß 334
Der König während der Schlacht 336
Die Verluſte 339
Noch einmal der Sturm gegen St. Privat. (Nach Berichten von Combattanten und Augenzeugen.) 341
Das Todtenfeld vom 16. und 18. Auguſt 358

Einleitung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ems.

Der 1. Juli 1870 ſah Europa in tiefem Frieden. Die Empfindung jedes Einzelnen hatte am Tage zuvor noch eine offizielle Beſtätigung empfangen. »Zu keiner Zeit — ſo etwa lauteten die Worte, mit denen der franzöſiſche Miniſter Ollivier vor den geſetzgebenden Körper getreten war — war die Ruhe mehr geſichert, als eben jetzt; wohin man auch blicken mag, nirgends iſt eine Frage zu entdecken, die Gefahr in ſich bergen könnte.« So der Miniſter. Mit beſondrer Genugthuung war dieſes offizielle Siegel, das der Großſiegelbewahrer auf den Frieden und damit zugleich auf die Hoffnung jedes Einzelnen drückte, entgegen genommen worden und die vornehme Welt Europa's, die diſtinguirten Träger der »Geſellſchaft« eilten in vollkommener Beruhigung ihren bevorzugten Rendez-vous-Plätzen, den **deutſchen Bädern** zu.

In Wiesbaden, in Homburg, in Baden-Baden entfaltete ſich bereits der volle Glanz der Toiletten, die Muſik klang durch die Alleen, der Sprachenwirrwarr ſtand wie nur je in Blüthe, — dennoch ſchien es, als ob die große Trias der rheiniſchen Bäder ſich diesmal vor einem vierten verneigen ſollte: **Ems**.

König Wilhelm war am 20. Juni daſelbſt eingetroffen. Unter einem Regen von Blumen und Bouquets hatte er die Fahrt vom Bahnhofe bis zum Kurhauſe gemacht, die große Königsflagge war aufgezogen worden, bengaliſche Flammen hatten am Abend die Berge beleuchtet und ſeit jener feſtlichen Begrüßung war kein Tag vergangen, wo nicht deutſche und fremde Fürſtlichkeiten ihren Weg nach Ems gerichtet hätten. Mit ihnen viel Andre noch. Wer nie an Kränchen und Keſſelbrunnen geglaubt hatte, glaubte jetzt an den »Fürſtenbrunnen« und ſeine Wunder innerhalb der Sphäre der Stockungen. In den Vier Thürmen, im Darmſtädter Hof, im Prinzen von Wales waren die letzten Zimmer längſt vergeben, aber derſelbe Zudrang von Fremden, der die Wohnungen immer knapper werden ließ, ſteigerte doch auch den

Reiz dieſes Badelebens. Man wandelte unter Berühmtheiten und hiſtoriſchen Namen. Eine ſchottiſche Dame, drei und fünfzigſte Ueberſetzerin des Fauſt, folgte dem Prinzen G. auf Schritt und Tritt, ein Petersburger Bankier ſetzte es durch, dem Herzoge v. U. in einem cercle intime vorgeſtellt zu werden, und eine romantiſche Berlinerin (blondlockig, die Engländerin ſpielend) hing ſich an die Spuren der Prinzeſſin Salm-Salm, zugleich von dem Hochgefühle durchglüht »ich hätte ihn gerettet«. Ueber Alle aber kam auf Augenblicke eine Ruhe im Gemüth, wenn die hohe Geſtalt König Wilhelms, hinausragend über das Kleine und Krankhafte, grüßend an ihnen vorüberſchritt.

Glückliche, ſtille, in ihren Bildern beſtändig wechſelnde Tage. Am Vormittage Revuen und Inſpectionen auf Uebungsmärſchen befindlicher Regimenter: Auguſta-Grenadiere, 29er, Braune Huſaren; am Nachmittage Ouvertüren und Symphonieen concertirender Kapellen, am Abend eine Theater-Vorſtellung »für die Abgebrannten in Pera« (Fräulein Hedwig Raabe als Gaſt) und dann zum Schluß ein Feuerwerk: Raketen und Tableaux, ein preußiſcher Adler in Brillantfeuer und die ganze Herrlichkeit wiedergeſpiegelt im ſtillen Waſſer der Lahn.

Nichts fröhlicher, nichts friedlicher als die Mittſommerzeit der 70er Saiſon im ſchönen Ems. Das Leben ein Idyll!

So kam der 7. Juli. Das Auf- und Abwogen der Gäſte ſchien daſſelbe, wie in den Tagen zuvor; dieſelben heitren Farben, daſſelbe Lachen, nur am Ausgang einer der Alleen, wo die Haute Finance und die Fürſtlichkeiten ſich allmorgendlich zu begrüßen und eine Parole zuzurufen pflegten, ging ein Zeitungsblatt von Hand zu Hand, ein langes Pariſer Telegramm. Der Herzog von Gramont hatte am Tage vorher im Corps Legislatif geſprochen. Einer der Eingeweihteſten (Baiſſier) fügte hinzu:

»Baron Werther iſt geſtern angekommen; er ſpeiſte bei Sr. Majeſtät.«

Nun?

»Nun, es giebt ein Gewitter.«

Bah, Phraſen, ich kenne die Franzoſen. Sie ſind dazu da, die Welt in Athem zu erhalten.

»Und uns die Brunnenkuren zu verderben. Ich reiſe.«

Ich bleibe.

So gingen die Anſichten auseinander; die Optimiſten behielten inzwiſchen vorläufig die Oberhand. Der Menſch lebt vom Leichtſinn. Ein Glück. Der 8. verging ruhig. Am 9. früh hieß es: »Benedetti iſt aus Wildbad angekommen.« Der Schwarzſeher, der das Gewitter angekündigt hatte, ſchien ſchließlich doch Recht behalten zu ſollen.

Von jenem Morgen an gab es in Ems nur ein Geſpräch noch.

Ein kleiner Ort, auch wenn er die diſcreteſte Geſellſchaft, die geſchulteſte

Diplomatie umſchließt, bleibt ein kleiner Ort, in dem die Wände Ohren haben. Geheimniſſe hat nur die Einſamkeit und die große Stadt. Im »Hôtel Brüſſel«, wenigſtens in den Zimmern, in denen die franzöſiſche Botſchaft ihr Unterkommen gefunden hatte, gab es keine Tag- und Nachtruhe mehr. Secretaire und Attachés flogen hin und her, Chiffre-Depeſchen kamen und gingen, Audienzen wurden nachgeſucht und ertheilt. Jeder wußte davon. An jedem neuen Morgen, wenn die Kur nach wie vor die Promenaden füllte, hing aller Auge doppelt geſpannt an der Erſcheinung des Königs. Nichts war wahrnehmbar. Ruhig wie immer, lächelnd, ſchritt er zwiſchen den Gäſten hin.

Auch noch am 13. früh.

Der franzöſiſche Botſchafter, an eben dieſem Morgen, ſchien eine Frage zu ſtellen; der König beantwortete ſie freundlich, grüßte und ſchritt weiter. Noch ſchien das Einvernehmen ungeſtört. Aber ſieben Stunden ſpäter, auf der Nachmittags-Promenade, war das Bild verändert. Erkennbar lag ein Schleier über der Heiterkeit der Scene.

»Wiſſen Sie ſchon, Benedetti hat eine zweite Audienz nachgeſucht, — ſie iſt ihm verweigert worden.«

Gott ſei Dank.

»Der König hat ihm mittheilen laſſen, er habe ihm nichts weiter zu ſagen.«

Der nächſte Tag (14.) ſah nur noch die Hälfte der Brunnengäſte auf der Promenade verſammelt. Benedetti eilte nach Paris, um in Perſon ſeinem Kaiſer zu berichten.

Am 15. früh kehrte König Wilhelm in ſeine Hauptſtadt zurück.

Was war geſchehen?

Die vorgeblichen Urſachen des Krieges.

Was war geſchehen? Deutſchland und Frankreich, eben noch im tiefſten Frieden und die Verſicherungen freundſchaftlichen Einvernehmens austauſchend, — ſie hatten den Krieg. Nie hatte ſich eine Fehde raſcher und aus geringerem Anlaß entwickelt. Dieſer Anlaß (wir werden ſpäter ſehen, ob ein vorgeblicher oder wirklicher) war die ſpaniſche Throncandidatur eines hohenzollernſchen Prinzen. Wir zeigen die ſich überſtürzende Entwicklung der Frage, ein weitres Eingehen uns vorbehaltend, zunächſt durch einfache chronologiſche Zuſammenſtellung der Ereigniſſe der erſten Juli-Hälfte. Ein bloßer Tages- und Geſchichtskalender.

Am 1. Juli äußerte ſich der Unterſtaatsſecretair Herr v. Thile übereinſtimmend mit den Anſichten, die Miniſter Ollivier am Tage zuvor im geſetzgebenden Körper ausgeſprochen hatte, dahin, »daß in der politiſchen Welt beinah ausnahmsloſe tiefe Ruhe herrſche.« Der öſtreichiſche Geſchäftsträger, in einer Depeſche an ſeine Regierung, gab dieſe Worte des Unterſtaatsſecretairs wieder.

Am 2. Juli war man in Madrid einig, dem Prinzen Leopold von Hohenzollern (zweitem Sohne des Prinzen Anton) die ſpaniſche Krone anzubieten.

Am 3. Juli brachte die in Paris erſcheinende Correſpondance Havas die erſte Mittheilung darüber.

Am 4. Juli war einem Communique des Conſtitutionel zu entnehmen, daß Prinz Leopold die ihm durch Marſchall Prim angetragene Krone angenommen habe.

Am ſelben Tage erſchien der franzöſiſche Geſchäftsträger Le Sourd (Graf Benedetti war ſchon abgereiſt) im auswärtigen Amte zu Berlin, um der peinlichen Empfindung Ausdruck zu geben, welche die Annahme der Throncandidatur Seitens des Erbprinzen Leopold in Paris hervorgebracht habe.

Am 5. Juli erklärte der Deputirte Cochery im geſetzgebenden Körper: »Wir wünſchen die Regierung wegen der Candidatur eines Prinzen von Hohenzollern für den ſpaniſchen Thron zu interpelliren.«

Am 6. Juli beantwortete der Herzog v. Gramont dieſe Interpellation und hob am Schluß ſeiner Rede hervor: »Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes (Spanien) uns zu dulden verpflichtet, daß eine fremde Macht, indem ſie einen ihrer Prinzen auf den Thron Carls V. ſetzt, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europa's derangiren und ſo die Intereſſen und die Ehre Frankreichs gefährden darf.« Dieſe Erklärung war von ſtürmiſchem Beifall begleitet worden.

Am 7. Juli erging Seitens des Herzogs v. Gramont folgendes Telegramm an den Grafen Benedetti in Wildbad: »Begeben Sie ſich nach Ems. Ein Attache, der morgen reiſt, wird Ihnen Inſtructionen überbringen und 11 Uhr Abends in Ems eintreffen. Laſſen Sie den Stations-Vorſtand wiſſen, wo Sie abſteigen.«

Am 8. Juli hieß es bereits im Moniteur, dem Organ des Miniſters Ollivier: »Die Frage muß erweitert werden. Das Wenigſte, was uns heute befriedigen kann, wäre die Freiheit der ſüddeutſchen Staaten, die Räumung der Feſtung Mainz, das Aufgeben jedes militairiſchen Einfluſſes jenſeit des Mains und die Regulirung des Artikels V. mit Dänemark.«

Am 9. Juli hatte Graf Benedetti, der am Abend zuvor in Ems angekommen und in »Stadt Brüſſel« abgeſtiegen war, ſeine erſte Audienz beim König.

Wir laſſen nun, durch die nächſten entſcheidenden Tage hin, den Grafen ſelber ſprechen. Sein eigner umfangreicher Rechenſchaftsbericht, der unter dem Titel »Ma Mission en Prusse« erſchienen iſt, bietet uns, zur Darſtellung dieſes Abſchnitts der Frage, das reichſte und in den Augen der Gegner Preußens gewiß unanfechtbarſte Material.

Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 9. bis 11. Juli.

Ems, den 9. Juli 1870. Herr Herzog! Der telegraphiſchen Weiſung gehorſamend, die Ew. Excellenz vorgeſtern Nacht an mich richteten, habe ich mich beeilt, nach Ems aufzubrechen, wo ich geſtern Abend angekommen bin. Meine erſte Sorge hierſelbſt war, eine Audienz beim Könige nachzuſuchen, die mir mit dem Bemerken bewilligt wurde, daß Se. Majeſtät mich heut Nachmittag 3 Uhr empfangen würde. Einige Minuten ſpäter empfing ich den Beſuch des Herrn v. Werther. Der preußiſche Botſchafter in Paris, der ſich ſeit dem 6. hier befindet, war erſichtlich abgeſchickt worden, um mich über die Miſſion, die ich in Ems zu erfüllen haben würde, auszuforſchen. Es war mir nicht ſchwer, dies wahrzunehmen und ich erachtete es als angemeſſen, ihn dies erkennen zu laſſen. Ich ging dabei davon aus, daß ich mich ihm gegenüber mit mehr Präciſion, als es dem Könige gegenüber gerathen ſein würde, ausdrücken könnte und daß ich auf dieſe Weiſe Se. Majeſtät über die Mittheilungen unſerer kaiſerlichen Regierung vollſtändig vorbereitet finden würde. Ich drückte mich im Uebrigen mit aller nöthigen Vorſicht aus und vermied es, die geringſte Suſceptibilität zu erwecken.

Zur feſtgeſetzten Stunde begab ich mich zu Sr. Majeſtät. Ich ſetzte ihm die Sachlage, die durch die Candidatur des Prinzen Hohenzollern geſchaffen wurde, auseinander. Die Agitation, welche dieſelbe in Spanien hervorrufen, und die Unordnungen, zu welchen ſie den Vorwand leihen würde. Ich verbarg ihm nicht die Bewegung, welche ſie in Frankreich hervorgerufen habe und gab ihm die Verſicherung, daß die Regierung des Kaiſers nur den einen Wunſch habe, dieſer ein Ziel zu ſetzen. Ich hob hervor, daß man ſich auch in andern Ländern auf's Lebhafteſte beunruhigt zeige und daß die öffentliche Meinung (ganz beſonders in England deuteten alle Preßorgane darauf hin) einſtimmig darin wäre, ein Arrangement zu beklagen, welches eben ſo traurig für die Ruhe Spaniens, wie für die Aufrechthaltung der guten Beziehung erſcheine, welche in dieſem Augenblicke die Großmächte vereinigten. Der König, ſo fügte ich hinzu, könne alle dieſe Calamitäten beſchwören und auf der Halbinſel den Ausbruch eines Bürgerkrieges verhindern, für den ein Mitglied ſeines Hauſes verantwortlich ſein würde. Der Prinz von Hohenzollern könne die ſpaniſche Krone nicht annehmen, ohne dazu von Sr. Majeſtät autoriſirt zu ſein; der König möge ihn von einem ſolchen Unternehmen zurückhalten und die Unruhe, die ſich der Geiſter bereits bemächtigt habe, werde im ſelben Augenblicke aufhören. Dann an die Weisheit und das Herz des Königs appellirend, beſchwor ich Se. Majeſtät, Europa dieſen Beweis ſeiner hochherzigen Geſinnungen zu geben. Die Regierung des Kaiſers, ſagte ich, würde darin eine Garantie für die Befeſtigung ihrer guten Beziehungen zu dem Gouvernement Sr. Majeſtät erblicken und ſich höchlichſt zu einer Entſchlußfaſſung beglückwünſchen, die man mit ebenſoviel Dankbarkeit wie Genugthuung empfangen werde.

Der König antwortete mir, daß man den Charakter ſeiner Intervention in dieſer Angelegenheit nicht mißverſtehen dürfe; die Unterhandlungen über dieſen Gegenſtand hätten lediglich zwiſchen dem ſpaniſchen Gouvernement und dem Prinzen von Hohenzollern ſtattgefunden; die preußiſche Regierung ſei denſelben nicht nur fern geblieben, ſondern habe dieſelben nicht einmal gekannt; er (der König) habe es vermieden, ſich mit der Frage einzulaſſen; er habe es verweigert, einen Abgeſandten des ſpaniſchen Cabinets, Ueberbringer eines Briefes des Generals Prim, zu empfangen, habe indeſſen ſeinem erſten Miniſter, dem Grafen Bismarck, von dieſen Zwiſchenfällen Kunde gegeben. Er habe nur eingewilligt, ſich über dieſe Frage zu verbreiten, als Prinz Leopold, nachdem er ſich entſchieden hatte, den ihm gemachten Propoſitionen zu willfahren, ſeine Zuſtimmung zu dieſer Angelegenheit gefordert habe, und von dieſem Augenblick an (der erſt nach Ankunft des Königs in Ems eintrat) habe ſich Se. Majeſtät darauf beſchränkt, ihm zu erklären, daß er glaube, ſeinen Abſichten kein Hinderniß in den Weg ſtellen zu ſollen. Nur als Chef der Familie, und keineswegs in ſeiner ſouverainen Eigenſchaft als König von Preußen, ſei er von dem Entſchluſſe des Prinzen unterrichtet worden; weder habe er ein Miniſter-Conſeil zuſammenberufen, noch befragt, und das preußiſche Gouvernement hätte niemals über eine Angelegenheit interpellirt werden ſollen, die es nicht kenne und mit der es nicht mehr gemein habe, als irgend ein andres europäiſches Cabinet.

Ich erlaubte mir zu erwiedern, daß der exacte Sinn einer ſolchen Unterſcheidung ſeitens der öffentlichen Meinung nicht begriffen werden würde, daß dieſe in dem Prinzen von Hohenzollern einfach ein Mitglied der in Preußen herrſchenden Familie ſehe, der, indem er die ſpaniſche Krone annehme, innerhalb derſelben Familie zwei Throne vereinige, und daß man vergeblich bemüht ſein werde, die Möglichkeit eines daraus entſpringenden Mißbrauches weg zu demonſtriren; daß das nationale Gefühl in Frankreich wenigſtens einſtimmig in dieſer Ueberzeugung ſei, und daß der König erwägen möge, wie es dem Gouvernement des Kaiſers unmöglich ſein werde, ſich indifferent dagegen zu verhalten, ja daß daſſelbe vielmehr gezwungen wie auch gewillt ſei, dies nationale Gefühl ernſthaft in Rechnung zu ziehen.

Se. Majeſtät darauf zu andern Dingen übergehend, kehrte nach einiger Zeit auf den in gewiſſem Sinne negativen Punkt zurück, daß er den Prinzen Leopold keineswegs ermuthigt habe, die Eröffnungen des ſpaniſchen Cabinets anzunehmen, daß er ſich einfach darauf beſchränkt habe, ſie nicht zu unterſagen, und daß er von dieſer Poſition, wie er ſie von Anfang an eingenommen habe, nicht zurückzutreten gedenke; daß es vielmehr an uns ſein werde, unſere Anſtrengungen in Madrid geltend zu machen und dahin zu wirken, daß die Regierung des Regenten ihr Projekt fallen laſſe.

Ich nahm mir die Freiheit, dem Könige vorzuſtellen, daß, wenn wir uns nach Madrid wendeten, die Verlegenheiten des ſpaniſchen Gouvernements nur geſteigert werden würden; daß wir lediglich einen glänzenden Beweis der Aufrichtigkeit unſerer Geſinnungen und zu gleicher Zeit ein huldigendes Vertrauen (hommage) in die des Königs gäben, wenn wir ihn aufforderten, ſeine Autorität in einer Frage geltend zu machen, die uns ſo nahe berühre und die er ausüben könne ohne irgend eine Schädigung (préjudice) Preußens.

Ich citirte ihm alle Präcedenzfälle, welche uns die zeitgenöſſiſche Geſchichte bietet, gleichzeitig die Bemerkung daran knüpfend, daß in allen dieſen Fällen die Fürſten wie die Regierungen ein lediglich dynaſtiſches Intereſſe der allgemeinen Ruhe geopfert hätten, und daß Europa ſicher erwarte, dieſe Beiſpiele unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht ohne Einfluß auf Se. Majeſtät zu ſehen; daß für das preußiſche Gouvernement wie für Deutſchland keine Intereſſen auf dem Spiele ſtänden, während es ſich für Frankreich um eine Frage erſten Ranges handele; daß die öffentliche Meinung, die ſich mit äußerſter Lebhaftigkeit manifeſtirt habe, in dieſer Angelegenheit nicht verachtet werden dürfe; daß Herr v. Werther Se. Majeſtät über dieſen Zuſtand der Geiſter ſicherlich informirt haben werde, und daß Se. Majeſtät ohne Zweifel alles dies erwägen werde.

Ohne die Richtigkeit dieſer Bemerkungen zu beſtreiten, vielmehr ſich der Erklärung zuwendend, welche Ew. Excellenz am 6. vor dem geſetzgebenden Körper abgegeben haben, drückte der König ſeine Anſicht dahin aus, daß die Ehre Frankreichs durch den Entſchluß des Prinzen von Hohenzollern in keiner Weiſe berührt werde; er wiederholte, daß dieſem Entſchluß Unterhandlungen vorausgegangen ſeien, welche das Cabinet von Madrid frei eröffnet, und an denen kein Gouvernement einen beſonderen Theil genommen habe, daß es ſich deshalb hier weder um einen Meinungsverſchiedenheits- noch um einen Conflicts-Gegenſtand handeln könne und daß er nicht zugeben wolle, daß ein Krieg aus einem Zwiſchenfalle hervorgehen könne, an dem keine Macht Theil genommen habe. Ich ſchloß mich Sr. Majeſtät dahin an, um gegen eine ſolche Eventualität zu proteſtiren und fügte hinzu, daß meine Gegenwart in Ems am beſten die friedfertigen und verſöhnlichen Intentionen der Regierung des Kaiſers bezeuge.

Im Verlauf der Audienz mehrfach darauf zurückkommend, daß er, der König, ſeine Autorität nicht gebrauchen könne, um den Prinzen zur Zurücknahme ſeines Worts, das er gegeben, zu beſtimmen, verſicherte mir Se. Majeſtät, daß er dem Prinzen wie vor ſo auch nach der Annahme die vollſte Freiheit zu laſſen gedenke, daß er ſich im Uebrigen mit dem Prinzen Anton, der ſich in Sigmaringen befinde, in Verbindung geſetzt und ihn in Betreff ſeiner wie der Intentionen ſeines Sohnes, des Prinzen Leopold, angeſichts der in Frankreich hervorgerufenen Bewegung interpellirt habe; daß es ihm wichtig ſei, vor Fortführung unſerer Verhandlungen über dieſen Gegenſtand aufgeklärt zu ſein, und daß er mich die Entſchlüſſe, die etwa gefaßt werden möchten, wiſſen laſſen würde.

Dies ſind im Weſentlichen die Auseinanderſetzungen, die mir der König gegeben hat.

Die Frage entſteht, welche Abſichten hat Se. Majeſtät, und was dürfen wir von ſeinen Unterhandlungen mit dem Prinzen von Hohenzollern erwarten. Iſt Se. Majeſtät darauf aus, dem Prinzen Leopold die Sorge eines freiwilligen Zurücktretens von einer Rolle, die er übernommen hat, zu überlaſſen und dadurch für ſeine Perſon eine Conceſſion zu vermeiden, welche in Deutſchland ſchlecht aufgenommen werden würde, oder geht ſeine Abſicht dahin, Friſt zu gewinnen Behufs militairiſcher Maßregeln, oder endlich, um einen Zeitpunkt abzuwarten, wo die Dinge in Madrid um eben ſo viel avancirt, wie Verlegenheit-reicher für das Gouvernement des Kaiſers geworden ſein werden. Ich weiß nicht, was davon zu halten iſt. Wenn auf der einen Seite es ſich geziemt, auf die Weisheit des Königs zu rechnen, ſo dürfen wir doch andrerſeits keinen Augenblick neueſte Ereigniſſe vergeſſen, die es überflüſſig ſein würde hier zu nennen. Der König ſchien ein Votum der Cortes als die wünſchenswertheſte Löſung oder doch als diejenige anzuſehen, welche ſeinen Anſchauungen am meiſten entſprechen würde. Will er, ſo weit ihm die Umſtände es geſtatten, ſeine Entſcheidung bis zu dieſem Momente hinaus ſchieben? es würde mich nicht überraſchen, und ſo empfehle ich dieſe Conjectur der Aufmerkſamkeit Ew Excellenz. Was mich angeht, ſo werde ich keine Anſtrengung unverſucht laſſen um von Sr. Majeſtät eine ebenſo prompte, wie zufriedenſtellende Antwort zu erhalten. Ich habe geglaubt, wenn ich die Meinung nicht hervorrufen wollte, daß ich lediglich nach Ems gekommen ſei, um einen Bruch zu provociren, dem Wunſche des Königs, vor Fortſetzung unſerer Unterhandlungen Mittheilungen aus Sigmaringen abzuwarten, willfahren zu ſollen; aber zu gleicher Zeit habe ich dieſen Abend noch Herrn v. Werther, der Se. Majeſtät darüber unterrichten wird, auf das Beſtimmteſte erklärt, daß die Beunruhigungen, welche die Annahme des Prinzen Leopold hervorgerufen haben, kategoriſch forderten, daß das kaiſerliche Cabinet ohne langen Aufſchub informirt werde, und daß ich mich in der Nothwendigkeit ſehen würde, dem König beſchwerlich zu fallen, wenn ich nicht unverzüglich in die Lage verſetzt werden ſollte, die berechtigte Ungeduld des kaiſerlichen Gouvernements zu befriedigen.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ew. Excellenz der Sprache, die ich geführt, und der Haltung, die ich ſeit meiner Ankunft in Ems beobachtet habe, Ihre Zuſtimmung geben werden.

Benedetti.

Ems, 9. Juli 1870. Nachts. Mein theurer Herzog! Sie werden es hoffentlich billigen, daß ich dem Könige gegenüber nicht dringlicher geworden bin und davon Abſtand genommen habe, irgend etwas heftig zu brüsciren (de brusquer violemment). Sie werden ohne Zweifel mit mir der Anſicht ſein, daß es ſich unſererſeits empfiehlt, Mäßigung zu zeigen.

In meiner heutigen Depeſche befindet ſich eine abſichtliche Auslaſſung, die ich an dieſer Stelle auszugleichen beſtrebt bin. Ich habe nur in Kürze auf das angeſpielt, was der König mir über Ihre Sprache im geſetzgebenden Körper geſagt hat. Er ſprach ſich eingehender darüber aus, als ich Ihnen mitgetheilt. Er billigte den erſten Theil Ihrer Erklärung, aber er verhehlte mir nicht, daß ihn der zweite unangenehm berührt habe. Immer darauf zurückkommend, daß Preußen mit dieſer Angelegenheit nichts zu thun habe, ließ er mich vernehmen, daß er nicht umhin könne, eine ſchlecht begründete Anſchauung und faſt eine Provocation in den Worten zu erblicken, die Sie über die Anſichten einer fremden Macht geäußert haben. Ich bemerkte hierauf Sr. Majeſtät, daß es bei der in der Aſſemblée herrſchenden Bewegung von der äußerſten Nothwendigkeit geweſen ſei, einer Discuſſion, die von bedauerlichen und nicht wieder gut zu machenden Zwiſchenfällen begleitet ſein konnte, vorzubeugen, daß Sie andererſeits ſich dem nicht hätten entziehen können, der Kammer zu antworten und dieſelbe wiſſen zu laſſen, welches die Haltung des Gouvernements ſein würde, falls die Intereſſen und die Ehre Frankreichs in Gefahr gerathen ſollten, und daß der König eben daraus die Ueberzeugung ſchöpfen müſſe, daß Ihre Sprache durch das Verlangen eingegeben, ja ſelbſt vorgeſchrieben war, unſere guten Beziehungen zu Preußen durch nichts zu compromittiren, vielmehr dieſelben gegen jede Ueberraſchung ſicher zu ſtellen. All dies habe ich dargelegt, aber ich glaube nicht, daß es mir geglückt iſt, die Anſicht des Königs völlig umzuſtimmen.

Ich füge noch hinzu, daß ich bis zu dieſem Augenblicke nichts bemerkt habe, was auf militairiſche Maßregeln hindeutet. An der Seite des Königs befinden ſich nur immer diejenigen Offiziere, welche ſeit ſeiner Abreiſe von Berlin ſeine Umgebung bilden. Ich bitte Sie jedoch, dieſer Mittheilung keine beſondere Wichtigkeit beilegen zu wollen. Man kann kein einziges Armeecorps mobiliſiren, ohne daß eine ſolche Maßregel ſofort bekannt würde, aber es läßt ſich ohne Verdacht zu erwecken Alles zu dieſem Zwecke vorbereiten.

Ems, 11. Juli 1870. Herr Herzog! Seit meiner erſten Audienz habe ich nicht aufgehört, den König wiſſen zu laſſen, daß es von der äußerſten Dringlichkeit ſei, keine Zeit zu verlieren und Partei zu ergreifen. Ich hatte geſtern Abend die Ehre, Sr. Majeſtät zu begegnen und durch ihn zu erfahren, daß er zu ſeinem Bedauern noch keine Antwort vom Prinzen Leopold empfangen habe. Ich nahm mir die Freiheit, ihm zu erwiedern, daß wir uns dem Augenblicke näherten, wo das Gouvernement des Kaiſers ſich außer Stande ſehen würde, Erklärungen, die es den Kammern ſchulde, weiter zu vertagen, und ich bat ihn, die gebieteriſche Nothwendigkeit der

Situation, in die wir uns geſetzt ſahen, anzuerkennen. Der König bewilligte darauf, mich dieſen Morgen zu empfangen. Dieſer Empfang hat ſtattgefunden und ich berichte darüber.

Im Einklang mit Ihren Weiſungen habe ich vom Könige eine Entſchließung, die uns ohne weiteren Aufſchub völlig zufrieden ſtellen kann, zu erhalten geſucht und bin in ihn gedrungen, mich zu der Erklärung gegen Sie zu autoriſiren, daß er den Prinzen von Hohenzollern auffordern wolle, ſeine Candidatur zurückzunehmen. Um Se. Majeſtät günſtig für den Wunſch zu ſtimmen, den ich ihm ausdrückte, habe ich ihm weder den Argwohn noch die Erregtheit der öffentlichen Meinung in Frankreich verborgen, habe ihm die Ungeduld des Senats, wie des geſetzgebenden Körpers gezeigt und unſere Verpflichtung, dieſer Ungeduld gerecht zu werden, geſchildert; habe ihm endlich die Gefahren mitgetheilt, welche jeder Tag weiterer Verzögerung hervorrufen müſſe.

Der König unterbrach mich oft, um mir die ſchon mehrerwähnten Entgegnungen zu machen. Er beſtand darauf, daß er nur als Chef der Familie befragt worden ſei, ein Titel, der weder den Souverain von Preußen, noch ſein Gouvernement irgendwie berühre. Ich beſchränkte mich diesmal nicht darauf, ihm zu erwiedern, daß dieſer Dualismus nicht verſtanden werden würde, ich fügte hinzu, daß er nach allen Richtungen hin unzuläſſig ſei; der König ſei Chef der Familie, weil er Souverain ſei, eine Trennung beider Qualitäten erweiſe ſich als unmöglich, und der Prinz von Hohenzollern ſchulde ihm einen unbedingten Gehorſam, weil Se. Majeſtät die eine und die andere Eigenſchaft in ſeiner Perſon vereinige. Man könne die Dinge nicht wohl anders anſehen, und ſo ſei es denn leicht begreiflich, warum die Erhebung des Prinzen Leopold in Frankreich wie eine Wiederherſtellung des Reiches Karls V. angeſehen würde.

Der König beſtritt dieſe Auffaſſung, bemerkend, daß die Erwählung des Prinzen Leopold keine neue Verbindlichkeit ſchaffen, kein Band zwiſchen Spanien und Preußen knüpfen werde. Nach ſeiner Meinung übertriebe ich die Tragweite einer Combination, die er ſeinerſeits niemals gewünſcht habe. Es ſei ihm im Uebrigen unmöglich (und die Ausdrücke, die er wählte, laſſen mich annehmen, daß er es als unvereinbar mit ſeiner ſouverainen Würde anſieht), ſeine Haltung zu ändern und vom Prinzen Leopold einen Verzicht auf die Krone Spaniens zu fordern, nachdem er demſelben erklärt, daß er gegen die Annahme derſelben nichts einzuwenden habe. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt das, was der König vermeiden will, vor allen Dingen die Verantwortlichkeit für einen Rückzug oder eine Nachgiebigkeit, die die öffentliche Meinung in Deutſchland verletzen würde. Seine Abſicht geht dahin, dies dem Prinzen Leopold und ſeinem Vater zu überlaſſen, »zudem«, ſo etwa bemerkte der König, »liegt keine Gefahr in einem Aufſchub, und ein oder zwei Tage Verzögerung werden die Situation in nichts erſchweren.«

Ich erwiederte ihm, daß ich ihm nichts verhehlen wolle. Die Aufregung in Frankreich ſei groß. Um dieſe zu zerſtreuen, müßten die Miniſter des Kaiſers zu Erklärungen ſchreiten, da ihnen die Haltung der Volksrepräſentanten wie des Volkes überhaupt nicht erlaube, länger zu warten. Die Erklärung müſſe abgegeben werden, daß der Prinz Leopold freiwillig ſeine Zuſtimmung, die er den Eröffnungen des Cabinets von Madrid gegeben habe, zurückzöge.

Der König verhehlte nicht den Eindruck, den meine Worte auf ihn gemacht hatten. Er bemerkte, daß unſere Dringlichkeit, da er doch nur einen ſehr kurzen Aufſchub fordere, um ſich der Intentionen der beiden Prinzen von Hohenzollern zu verſichern, ihn glauben laſſen könnte, daß wir die Abſicht hätten, einen Conflict zu provociren. Ich lehnte mich gegen dieſe Annahme auf und fügte hinzu, daß ich ihm das Mittel böte, ſich von unſeren wahren Geſinnungen zu überzeugen, indem ich ihn erſuchte, uns den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern zu garantiren. In dieſem Augenblicke ſagte der König: »ich kenne die Vorbereitungen, welche man in Paris trifft und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich auch meinerſeits Vorkehrungen treffe, um nicht überraſcht zu werden.« Se. Majeſtät verſuchte dann, das Gewicht dieſer Worte wieder abzuſchwächen, indem er mir zu beweiſen trachtete, daß er noch ein volles Vertrauen in die Erhaltung des Friedens ſetze; »er wird nicht geſtört werden,« ſo ſagte er, »wenn man in Paris warten will, und mir die Zeit läßt, die nothwendig iſt.« Ich antwortete ihm, daß wir unſererſeits in der Lage ſeien, die Aufklärungen geben zu müſſen, die das Land von uns fordere, und daß wir nicht, ohne uns den gerechteſten Vorwürfen auszuſetzen, ihm Beſtimmteres zu ſagen wüßten, als daß Prinz Leopold auf Reiſen ſei, und daß der König ſeine Rückkehr erwarte, um danach Partei zu nehmen. »Ew. Majeſtät können Alles verhüten, Alles verſöhnen, wenn Sie mir geſtatten, dem Gouvernement des Kaiſers die Mittheilung zu machen, daß der nach Madrid geſchickten Annahme ſeitens des Prinzen keine Folge gegeben werden ſoll; ich beſchwöre Sie noch einmal, mich dazu zu autoriſiren.«

Der König wiederholte mir, daß er meinem Wunſche nicht willfahren könne. Ich meinerſeits machte eine letzte Anſtrengung, aber vergeblich. Se. Majeſtät antwortete mir, daß er noch heute Abend oder aber morgen eine Mittheilung des Prinzen Leopold, der inzwiſchen bei ſeinem Vater in Sigmaringen eingetroffen ſein werde, zu empfangen hoffe, und daß er ſich beeilen werde, mir alsdann einen definitiven Beſcheid zu geben. Ich erwarte Ihre Befehle.

Benedetti.

So ſtanden die Dinge am 11. Juli Abends. Nicht ungünſtig. Der König war zu jeder Conceſſion, die ſich mit ſeiner Würde vertrug, bereit. Er hatte dem Erbprinzen Leopold kein Hinderniß in den Weg gelegt, die ſpaniſche Krone anzunehmen, er legte ihm jetzt kein Hinderniß in den Weg, bei einer ungünſtig veränderten Situation ſie auszuſchlagen. Die Prinzen von Hohenzollern, Vater und Sohn, waren von dieſer Stellung des Königs zu der ſo viel Unruhe ſchaffenden Frage unterrichtet, und es ließ ſich mit größter Beſtimmtheit annehmen, daß ſie bereit ſein würden, die entſtandenen Verlegenheiten durch einfachen Verzicht aus dem Wege zu räumen. Dann hatte Frankreich, was es wollte. Das beſtändig mit ſo viel Vorliebe heraufbeſchworene Geſpenſt Karls V. war dann endlich gebannt und der europäiſche Friede aufs Neue geſichert. Geſtört war er nur dann, wenn — wie freilich mehr und mehr zu Tage trat — Frankreich mehr wollte, als dieſen Verzicht, wenn es entſchloſſen war, dieſen Verzicht nur in Form einer Unterwerfung zu acceptiren. Die nächſten Stunden ſchon gaben Gewißheit, daß dies der Fall war, daß Frankreich, wenn es den Krieg nicht haben könne, wenigſtens die Demüthigung des Königs wolle.

Am 11. Abends hatte Benedetti in dem zuletzt von uns mitgetheilten Schreiben dahin berichtet, daß, nach Meinung des Königs, die Entſchlüſſe des Erbprinzen (deren vorausſichtliche Friedfertigkeit ſich wohl auch dem franzöſiſchen Botſchafter nicht entziehen konnte) in dieſer Frage maßgebend ſein müßten.

Am 12. Abends traf, vielleicht ſchon als eine Antwort darauf, folgendes Telegramm des Herzogs v. Gramont in Ems ein:

»Wir haben eben ſeitens des ſpaniſchen Geſandten die Nachricht von dem Verzicht des hohenzollernſchen Prinzen empfangen. Um dieſem Verzicht eine volle Wirkung zu geben, erſcheint es indeſſen nöthig, daß der König von Preußen ſich hinzugeſellt und uns die Verſicherung ertheilt, daß er auch zu keiner anderen Zeit dieſer Candidatur ſeine Autoriſation ertheilen wolle. Die Erregung der Gemüther, trotz des erfolgten Rücktritts (renonciation), iſt hier nach wie vor eine ſolche, daß wir nicht wiſſen, wie wir ihrer Herr werden ſollen. Paraphraſiren Sie dies Telegramm derartig, daß es ſich zur Mittheilung an den König eignet.«

Dies war das eigentliche Kriegstelegramm. In den zwei Zeilen: »Il parait nécessaire, que le roi s'y associe, et nous donne l'assurance, qu'il n'autoriserait pas de nouveau cette candidature« ſteckte der Krieg. Hierdurch waren die eigentlichen, ausdrücklichen Intentionen des franzöſiſchen Gouvernements, die bis dahin vielleicht ſelbſt für den Grafen Benedetti nicht klar dalagen, unzweifelhaft enthüllt: Der Rücktritt des

Prinzen ſollte ſo viel heißen wie politiſcher Rückzug des Königs, eine vor dem Zuſammenſtoß verlorene Schlacht, ein ſich Beugen vor der ſuperioren Macht Frankreichs und -- dadurch vor aller Welt eine Anerkennung dieſer Superiorität.*)

Wer König Wilhelm kannte, wußte, daß dies nicht von ihm zu erpreſſen ſein werde.

Alſo Krieg!

Wir nehmen nun, auch Behufs Schilderung der letzten Phaſe dieſer Entwicklung, die in den Benedettiſchen Schriftſtücken gegebene Darſtellung wieder auf.

Die Darſtellung der Ereigniſſe in Ems in Briefen und Depeſchen des Grafen Benedetti vom 12. bis 14. Juli.

Ems, 13. Juli 1870. Herr Herzog! Um Mitternacht habe ich Ihr Telegramm von geſtern 7 Uhr Abends empfangen, in welchem Sie mir den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern von der Throncandidatur mittheilten und mir auftrugen, vom Könige zu fordern, daß er ſich dieſer Entſchließung anſchließe und zugleich die Verſicherung gebe, daß er ein Zurückkommen auf dieſe Candidatur dem Prinzen Leopold nicht geſtatten wolle.

Zu früher Stunde war ich auf der Brunnenpromenade, um mich Sr. Majeſtät dem Könige zu nähern und Ihre Befehle auszuführen. Ich theilte ihm den Ihnen durch den ſpaniſchen Geſandten, Herrn Olozaga, zuerſt gemeldeten Verzicht des Prinzen mit, zugleich hinzufügend, daß dieſer Verzicht keinen Werth für uns habe, wenn er nicht durch Se. Majeſtät gebilligt, anerkannt (approuvé) würde, und daß wir außerdem verſichert ſein müßten, daß ein ſpätres Zurückkommen auf das eben aufgegebene Project ſeinerſeits nicht erlaubt werden würde.

Der König ebenſo erſtaunt über den Schritt des Prinzen von Hohenzollern, wie über den Auftrag, deſſen ich mich zu entledigen hatte, antwortete mir, daß er den Entſchluß des Prinzen Leopold noch nicht kenne, und daß er ſchon deshalb mir weder Aufſchlüſſe geben noch zu der weitren Erklärung, die ich fordere, mich autoriſiren könne.

Ich erwiederte, daß der Verzicht des Prinzen nicht zweifelhaft ſei, daß wir indeſſen, bis zur Beſtätigung der Nachricht, die Frage annahmeweiſe (par hypothèse) behandeln und auch in dieſem Augenblick ſchon feſtſtellen könnten, daß Se. Majeſtät vorkommenden Falls gewillt ſei, jeden neuen Verſuch, auf dieſe Combination zurückzukommen, kraft ſeiner Autorität zu binden.

---

*) Ueber dies Superioritäts-Gelüſt Frankreichs ſagte Garibaldi ſpäter in einem an den Profeſſor Lazzarini gerichteten Briefe:

»Ich bin alt und krank, aber ich werde glücklich ſein, wenn ich noch jenen Fanatismus der Supremacie bezwungen ſehe, welcher die Haupturſache des Unglücks von Frankreich iſt und war.«

»So fordern Sie denn«, entgegnete der König, »ein mich Binden ohne Ende und für alle Fälle; ich kann darauf nicht eingehen.« Um dieſe ſeine Anſchauungsweiſe zu rechtfertigen, führte Se. Majeſtät aus, daß er ſeine Freiheit der Entſchließung nicht aufgeben dürfe und daß er ſich unter allen Umſtänden der Fähigkeit nicht berauben wolle, bei vielleicht veränderter Sachlage den Verhältniſſen Rechnung zu tragen; von verſteckten Abſichten könne keine Rede ſein, zudem habe dieſe Angelegenheit zu ſchwere Verwicklungen heraufbeſchworen, als daß er nicht wünſchen ſolle, ein für allemal davon befreit zu ſein; nichtsdeſtoweniger ſei es ihm unmöglich, ſo weit zu gehn, als wir es von ihm forderten.

Ich ſuchte nunmehr meinerſeits mich über dieſe Punkte zu verbreiten, der König lehnte aber ſo entſchieden ab, daß ich mich unſchwer überzeugen konnte, es werde unmöglich ſein, die Entſchlüſſe Sr. Majeſtät zu ändern. Er brach zudem unſre Unterhaltung (auf der Brunnenpromenade) ab und drückte mir ſein Bedauern aus, daß es ihm unmöglich ſei, uns eine ſolche neue und unerwartete Conceſſion zu machen.

In mein Hôtel zurückgekehrt, fand ich, Herr Herzog, Ihr zweites Telegramm. Nach Allem durfte ich annehmen, daß binnen wenigen Stunden, und zwar nach Eintreffen einer direkten Nachricht aus Sigmaringen, Gelegenheit gegeben werden würde, nicht nur den Inhalt dieſer Nachricht (wie mir Se. Majeſtät in Ausſicht geſtellt hatte) durch ihn ſelber kennen zu lernen, ſondern auch mich von Neuem über die Frage und die Unerläßlichkeit unſrer Forderungen auslaſſen zu können. Aber die Situation veränderte ſich im Laufe des Vormittags, und Se. Majeſtät, anſtatt mich zu empfangen, ſchickte mir, nach Eintreffen der ſigmaringer Nachricht, ſeinen Flügeladjutanten, den Prinzen Radziwill, mit der Meldung: daß Prinz Leopold ſeine Candidatur zurückgezogen habe, und daß er, der König, mich bäte, an meine Regierung zu telegraphiren, wie er nunmehr die ganze Angelegenheit als definitiv beigelegt anſähe.*)

---

*) Oberſtlieutenant Prinz Radziwill hat über dieſe ſeine erſte Meldung an den Grafen Benedetti, wie über eine zweite und dritte Mittheilung, die er in den Stunden von 2 bis 5½ dem Grafen Benedetti zu machen hatte, einen genauen Bericht gegeben, den wir, bei der Wichtigkeit der Sache, hier folgen laſſen. Uebrigens decken ſich beide Berichte (der Radziwill'ſche und der Benedetti'ſche) beinah vollkommen. Prinz Radziwill ſchreibt d. d. Ems 13. Juli 1870: »Se. Majeſtät der König hatte die Gnade, mich gegen 2 Uhr Nachmittag mit folgendem Auftrag zu dem Grafen zu ſchicken: Se. Majeſtät hätte vor einer Stunde durch ſchriftliche Mittheilung des Fürſten zu Hohenzollern aus Sigmaringen die vollkommene Be-

Ich ſtellte, nach Empfang dieſer Meldung, dem Flügeladjutanten vor, daß erneute Weiſungen aus Paris mich verpflichteten, auf den zwei Punkten zu beſtehn, über die ich bereits am Morgen die Ehre gehabt hätte, zu Sr. Majeſtät zu ſprechen.

Prinz Radziwill, nachdem er dem Könige meinen Wunſch vorgetragen, kehrte zu mir zurück, um mir zu erklären, daß Se. Majeſtät keine Schwierigkeit ſehe, mir die Mittheilung zu erlauben, daß er den Rücktritt des Prinzen Leopold gebilligt habe (qu'il approuvait la renonciation du prince Léopold). Hierüber hinaus indeſſen ging der König nicht. Auf mein erneutes Audienz-Geſuch wurde mir durch Prinz Radziwill die Meldung, daß Se. Majeſtät eine Discuſſion über die von uns geforderten »Garantieen für die Zukunft« nicht wieder aufnehmen wolle, vielmehr ſich auf die Auseinanderſetzungen beziehe, die er mir bereits am Morgen gemacht habe.

Alles läßt mich glauben, daß Se. Majeſtät feſt entſchloſſen iſt, die

---

ſtätigung deſſen erhalten, was ihm der Graf des Morgens in Betreff der Verzichtleiſtung des Prinzen Leopold auf die ſpaniſche Thronecandidatur, als direkt aus Paris erfahren, mitgetheilt hätte. Se. Majeſtät ſähe hiermit dieſe Angelegenheit als abgemacht an. (Erſte Meldung.)

Graf Benedetti, nachdem ich ihm dieſen Auftrag ausgerichtet, äußerte, er hätte ſeit ſeiner Unterredung mit dem Könige eine neue Depeſche des Herrn v. Gramont erhalten, in der er beauftragt würde, ſich eine Audienz von Sr. Majeſtät zu erbitten und nochmals Sr. Majeſtät den Wunſch des franzöſiſchen Gouvernements nahe zu legen: 1. die Verzichtleiſtung des Prinzen zu Hohenzollern zu approbiren und 2. die Verſicherung zu ertheilen, daß auch in Zukunft dieſe Candidatur nicht wieder aufgenommen werden würde.

Hierauf ließ Se. Majeſtät dem Grafen durch mich erwiedern, daß Se. Majeſtät die Verzichtleiſtung des Prinzen Leopold in demſelben Sinne und in demſelben Umfange approbirten, in dem Se. Majeſtät dies vorher mit der Annahme dieſer Candidatur gethan hätten. Die ſchriftliche Mittheilung der Verzichtleiſtung hätten Se. Majeſtät von dem Fürſten Anton zu Hohenzollern erhalten, Höchſtwelcher hierzu vom Prinzen Leopold autoriſirt worden ſei. In Betreff des zweiten Punktes, der Verſicherung für die Zukunft, könne ſich Se. Majeſtät nur auf das berufen, was Allerhöchſtderſelbe dem Grafen des Morgens ſelbſt erwiedert hätte. (Zweite Meldung.)

Graf Benedetti nahm dieſe Rückäußerung Sr. Majeſtät dankbar entgegen und äußerte, er würde dieſelbe, wie er hierzu autoriſirt ſei, ſeinem Gouvernement zurückmelden.

In Betreff des zweiten Punktes (Garantie für die Zukunft) müſſe er aber, weil er durch die letzte Depeſche des Herrn v. Gramont die ausdrückliche Anweiſung hierzu hätte, ſeine Bitte um eine nochmalige Unterredung mit Sr. Majeſtät aufrecht erhalten, und wäre es auch nur, um dieſelben Worte Sr. Majeſtät wieder zu vernehmen, um ſo mehr, als ſich in dieſer letzten Depeſche neue Argumente vorfänden, die er Sr. Majeſtät unterbreiten möchte.

Hierauf ließ Se. Majeſtät dem Grafen Benedetti durch mich zum dritten Male (dritte Meldung) nach Tiſch, etwa um 5½ Uhr, erwiedern, Se. Majeſtät müſſe es entſchieden ablehnen, in Betreff dieſes letzten Punktes (bindende Verſicherungen für die Zukunft) ſich in weitere Discuſſionen einzulaſſen. Was er heute Morgen geſagt, wäre Allerhöchſtſein letztes Wort in dieſer Sache, und er könne ſich lediglich darauf berufen.

Auf die Verſicherung, daß auf die Ankunft des Grafen Bismarck in Ems auch für den nächſten Tag beſtimmt nicht zu rechnen ſei, erklärte Graf Benedetti, ſich ſeinerſeits bei dieſer Erklärung Sr. Majeſtät des Königs beruhigen zu wollen.

Satisfaction, die wir fordern, uns zu verweigern. Ew. Excellenz mögen verſichert ſein, daß ich keine Anſtrengung unverſucht laſſen werde, Ihren Inſtructionen und den Befehlen des Kaiſers nachzukommen, und daß ich entſchloſſen bin, alle nöthige Energie daran zu ſetzen . . . Ich erwarte Ihre Aufforderung, Ems zu verlaſſen und brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich mich in dieſem Falle, ſo es Ihnen genehm, direkt nach Paris begeben werde.

Benedetti.

Ems, 14. Juli 1870. Mittags 12½ Uhr.

An den Miniſter des Auswärtigen (Herzog v. Gramont) in Paris.

Ich habe dieſe Nacht Ihr Telegramm von geſtern Abend erhalten. Nach der Erklärung, die mir der König durch ſeinen Flügeladjutanten hatte zugehen laſſen, konnte ich mich nicht aufs Neue an Se. Majeſtät wenden. Ich hatte von ohngefähr ein Geſpräch mit dem Miniſter des Innern, Grafen Eulenburg, und benutzte die Gelegenheit, ihm klar zu legen, was wir unter »Garantie« verſtänden, discutirte auch mit ihm die verſchiedenen Formen, die derſelben gegeben werden könnten. Der Miniſter drückte mir ſeine Abſicht aus, meine Bemerkungen Sr. Majeſtät zu unterbreiten und verſprach, mich wiederzuſehen. Er kam indeſſen nur, um mich wiſſen zu laſſen, daß er mir nichts mitzutheilen habe.

Um es ſchließlich an allem Schicklichen nicht fehlen zu laſſen, habe ich den Flügeladjutanten vom Dienſt gebeten, dem Könige Mittheilung zu machen, daß ich dieſen Abend noch abzureiſen vorhabe und bei Sr. Majeſtät mich verabſchieden möchte. Der König ließ mir antworten, daß er mich auf dem Bahnhof in dem für Se. Majeſtät reſervirten Salon zu ſehen gedenke. Der König reiſt um 3 Uhr, wie es heißt, nach Coblenz zur Königin. Wird er hierher zurückkehren, oder ſich direkt nach Berlin begeben? Ich weiß es nicht.

Morgen früh 10 Uhr 15 Minuten werde ich in Paris ſein, und mich direkt ins Miniſterium begeben. Einen Extra-Zug zu nehmen, empfiehlt ſich nicht, da er nicht früher eintreffen würde.

Benedetti.

Ems, 14. Juli 1870. 3 Uhr 45 Minuten.

An den Miniſter des Auswärtigen (Herzog v. Gramont) in Paris.

Ich ſah eben den König am Bahnhof. Er beſchränkte ſich darauf, mir zu ſagen, daß er mir nichts weiter mitzutheilen habe, und daß alle weitere Verhandlungen nunmehr ſeitens ſeiner Regierung geführt werden würden. Se. Majeſtät hat mir beſtätigt, daß ſeine Abreiſe nach Berlin morgen früh (15.) ſtattfinden wird.

Benedetti.

Die wirklichen Urſachen des Krieges.

So die Vorgänge in Ems. Sie zeigen, nach unſerem Ermeſſen, deutlich, daß man in Frankreich den Krieg wollte, und daß die hohenzollern'ſche Throncandidatur nur ein lang erſehnter Vorwand war. Bis zum 12. Juli konnte darüber für Optimiſten ein Zweifel beſtehen. Nachdem indeſſen der gewünſchte Verzicht geleiſtet und durch den König (ſchon im Voraus) gutgeheißen war, drückte die peremtoriſche Forderung weiterer Conceſſionen erſichtlich das Verlangen einer Demüthigung Preußens aus, ſo daß ſich eine mildere Auffaſſung verbot. In der That haben, nach den Vorgängen des 12. Juli, europäiſche Mächte, auch die uns abgeneigteſten, die von franzöſiſcher Seite erfolgte Provocation zugeben müſſen. Selten ſprachen Thatſachen klarer.

Nichtsdeſtoweniger unterzieht ſich Graf Benedetti an den verſchiedenſten Stellen ſeines Buches der undankbaren Aufgabe, die friedfertigen Geſinnungen des Kaiſers und ſeines Gouvernements zu beweiſen. Wie wenig ihm das glückt, in welche Widerſprüche er ſich dabei verwickelt, mag ſich aus folgender Stelle ergeben. »Wir forderten, daß der König den Prinzen Leopold zur Verzichtleiſtung auf die ſpaniſche Krone veranlaſſen möge; der König hingegen beſchränkte ſich darauf, jeder Entſcheidung des Prinzen ſeine Zuſtimmung geben zu wollen. Konnten wir uns damit begnügen? Nach meiner Meinung »ja«, auch lag nichts vor, woraus ich hätte ſchließen können, daß das Gouvernement des Kaiſers anders darüber denke. Woran uns liegen mußte, das war, den Verzicht des Prinzen durch den König anerkannt zu ſehen, und dies Reſultat waren wir ſicher, zu erhalten.«

Dieſe Erklärung, von der wir einfach Act nehmen, räumt unzweideutig ein, daß man franzöſiſcherſeits ſchließlich mehr forderte, als nöthig. Dies »mehr als nöthig« enthielt aber die Provocation; Benedetti ſelbſt giebt es zwiſchen den Zeilen zu. Nichtsdeſtoweniger macht er im Verlauf ſeiner

Auseinanderſetzungen einen nicht glücklichen Verſuch, das ſchon Zugegebene wieder in Zweifel zu ſtellen, ſein Gouvernement oder doch die Intentionen des Kaiſers zu exculpiren und einen am 13. Vormittags in Ems eingetroffenen Bericht des Freiherrn v. Werther als wahrſcheinliche Urſache des Bruches zu bezeichnen.*) Wenn er damit beweiſen will, daß der König nicht in Folge der von ihm (Benedetti) geforderten »neuen Bewilligungen«, ſondern erſt in Folge der Mehrforderung, wie ſie der Herzog v. Gramont im Geſpräche mit Herrn v. Werther präciſirt hatte, den Entſchluß faßte, jede weitere Verhandlungen als nutzlos abzulehnen, ſo mag er darin Recht haben; dies ändert aber in der Hauptſache nichts, in der Frage nämlich, auf welcher Seite die Provocation lag, ob bei Frankreich oder bei Deutſchland. Im Gegentheil, das ohnehin klar Daliegende wird durch den Hinweis auf den v. Werther'ſchen Bericht nur noch klarer gelegt, denn Alles, was der Herzog v. Gramont im Geſpräch mit dem preußiſchen Botſchafter als unerläßliche Forderung geltend machte, war eine einfache Steigerung oder richtiger noch ein unverſchleierter Ausdruck deſſen, was in Depeſchen und Inſtructionen an demſelben Tage nach Ems hin befördert worden war oder noch befördert wurde. Die Andeutung endlich (um auch dies zu berühren), daß Herr v. Werther die in ſeinem Bericht geſchilderte Unterredung ſeinerſeits nicht correct wiedergegeben habe, iſt wohl kaum ernſthaft zu nehmen. Ollivier (vergleiche den hier unmittelbar folgenden Werther'ſchen Bericht)

---

*) Die Stellen in dem v. Werther'ſchen Bericht, auf die ſich dieſer Hinweis Benedetti's bezieht, ſind die folgenden: »Der Herzog v. Gramont bemerkte dann, er ſehe die (nunmehr erfolgte) Entſagung des Prinzen von Hohenzollern auf den ſpaniſchen Thron als Nebenſache an, denn die franzöſiſche Regierung würde ſeine Thronbeſteigung doch niemals zugelaſſen haben; aber er fürchte, daß aus unſerem Verfahren eine bleibende Verſtimmung zwiſchen unſeren beiden Ländern fortdauern werde. Der Keim dazu müſſe vertilgt werden, und er ginge dabei von dem Geſichtspunkte aus, daß wir in unſerem Verfahren gegen Frankreich kein freundliches Procédé beobachtet hätten. Wir müßten daher zuſammen überlegen, ob es ein Mittel gebe, wiederum zu freundlichen und guten Beziehungen zu gelangen, und ſtellte er ſeinerſeits anheim, ob dazu nicht ein **Brief des Königs an den Kaiſer** der richtige Ausweg wäre. Es könnte darin nur geſagt werden, daß Ew. Majeſtät, indem Sie den Prinzen Leopold zur Annahme der Krone Spaniens ermächtigten, nicht hätten glauben können, den Intereſſen oder der Würde der franzöſiſchen Nation dadurch zu nahe zu treten, der König ſchlöſſe ſich der Entſagung des Prinzen von Hohenzollern an, und zwar mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwieſpaltes zwiſchen unſeren beiden Regierungen nunmehr verſchwunden ſein würde. Solche und ähnliche Worte, die im Allgemeinen **durch Publicität** zur Beſchwichtigung der allgemeinen Volksſtimmung beitragen könnten, dürfte dieſer Brief enthalten.«

»... Unterdeſſen kam Herr Ollivier zu unſerer Unterredung. Er hob dringend die heilſame und im Intereſſe des Friedens nothwendige Wirkung eines ſolchen Briefes hervor und bat mich inſtändigſt, dies Ew. Majeſtät auszuſprechen. Beide ſagten, im Falle daß ich nicht glaubte, es übernehmen zu können, würden ſie ſich genöthigt ſehen, mit der Anregung dieſer Frage den Grafen Benedetti zu beauftragen.«

nahm die **Brief**-Frage, als ſie eben geſchloſſen war, wieder auf, ſo daß von Mißverſtändniſſen nicht wohl die Rede ſein kann. Zudem hat der ganze Verlauf des Krieges ſo ziemlich ohne Ausnahme gezeigt, daß die germaniſche Berichterſtattung in allen ſtreitigen Fällen der Wahrheit näher lag als die franzöſiſche.*)

* * *

Die ſpaniſche Thronkandidatur, wie die Entrüſtung über die dem Grafen Benedetti wiederholentlich verweigerte Audienz, — Beides, indem man den Bruch dadurch zu motiviren trachtete, — war nur Vorwand für etwas bereits Geplantes; ſelbſt der viel verklagte Chauvinismus, dieſer eigenthümliche Miſchling von Händelſucht, Gloire-Bedürfniß und eitlem aber tiefgewurzeltem Glauben an eine überkommene Miſſion, auch ſelbſt dieſer Chauvinismus, ſagen wir, kann nicht als der eigentlichſte Kriegsgrund betrachtet werden. Der Macht deſſelben und ſeiner »ſeit einem Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der civiliſirten Welt gleichmäßig gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des erſten Empire«, würde der Kaiſer, wie er ihnen jahrelang widerſtanden hatte, auch ferner widerſtanden haben, wenn ſeine eigene Macht noch die alte, widerſtandsfähige geweſen

---

*) Benedetti, indem er die Correctheit des Werther'ſchen Berichtes (S. 21) leiſe in Zweifel ſtellt, bezieht ſich auf eine Circular-Depeſche Gramont's vom 24. Juli 1870. Es heißt darin: »Herr v. Werther, in der Unterhaltung, die wir führten, hatte beſonders hervorgehoben, daß dem Könige bei der Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern die Abſicht fern gelegen habe, den Kaiſer zu verletzen. Darauf hin bemerkte ich, daß eine derartige Verſicherung (une pareille assurance) die Wiederherſtellung eines guten Einvernehmens ſehr erleichtern würde. Aber nicht habe ich gefordert, daß der König einen Entſchuldigungsbrief ſchriebe, wie ſeitens der Berliner Journale commentirt worden iſt.« So der Herzog. Auf die Berliner Journale kommt es nicht an, ſondern auf den im Wortlaut vorliegenden Werther'ſchen Bericht. In dieſem wird an vier Stellen, und zwar in eingehendſter Weiſe, von dem Hochwünſchenswerthen eines Briefes geſprochen, noch dazu eines Briefes, dem man in den franzöſiſchen Blättern »Publicität« zu geben gedenke. Das **iſt** dann ein Entſchuldigungsbrief. Der Herzog v. Gramont, — was Graf Benedetti übrigens am eheſten hätte wiſſen können, — nahm es in ſeinen Circular-Depeſchen (vielleicht überhaupt in nichts) nicht eben ſehr genau. So erklärte er beiſpielsweiſe in einer voraufgehenden Circular-Depeſche vom 21. Juli: »Graf Bismarck habe nicht nur die Candidatur eines Prinzen von Hohenzollern für unausführbar erachtet, ſondern Herrn v. Thile ſogar ſein Ehrenwort abgegeben, daß an ſolche Candidatur gar nicht zu denken ſei,« eine Erklärung, die ſeitens der genannten beiden Staatsmänner einfach die Gegenerklärung hervorrief, daß, »ſeitdem ihnen von dem an den Fürſten von Hohenzollern gerichteten Antrag etwas bekannt geworden ſei, die ſpaniſche Candidatur des Prinzen niemals, auch nur mit einer Silbe, amtlich oder privatim beſprochen worden iſt.« Man mag nach dieſem Vorgange — dem ſich andere geſellen ließen — entſcheiden, auf welcher Seite die »Exactheit« zu ſuchen iſt.

wäre. Aber dieſe ſeine eigene Macht war ſeit Jahr und Tag erheblich, vielleicht tief erſchüttert; Conceſſion reihte ſich bereits an Conceſſion; das Plebiscit täuſchte Niemanden, auch den nicht, den es neu beſtätigte, und umdrängt und umdroht von den immer mächtiger werdenden liberaliſtiſchen Parteien aller Arten und Grade, ſah ſich der Kaiſer veranlaßt, ein — gezwungen-freiwilliges Bündniß mit dem Chauvinismus als letztes Rettungsmittel zu wählen. Dies war gleichbedeutend mit Rheingrenze und Marſch auf Berlin.

Die Schwäche, die Unordnungen, die **Verlegenheiten** des Kaiſerreiches, indem ſie daſſelbe den nationalen Exaltados in die Arme trieben, ſie ſchufen den Krieg.

Seitdem wir das Vorſtehende niederſchrieben, iſt die diplomatiſche Controvers-Literatur noch durch ein weiteres »Rechtfertigungsbuch« bereichert worden, über deſſen Inhalt wir nicht ohne Notiznahme hinweggehen können. Wie Benedetti, ſo hat ſchließlich auch der Herzog v. Gramont geſprochen. Er ſucht in ſeinem Buche den Beweis zu führen, daß Preußen den Krieg gewollt habe, daß es ihn gewollt habe, weil es ihn brauchte. »Natürlich wird man dies leugnen,« ſo ſchreibt der Herzog, »aber was würde in Preußen nicht geleugnet?! Die Ableugnung daſelbſt iſt zu einem Syſtem geworden, welches ſeit beinahe zwölf Jahren mit ebenſo viel Ausdauer als Kühnheit betrieben wird. Man ſtudire den däniſchen Krieg, die Verhandlungen, welche ihm vorhergegangen und gefolgt ſind, dazu diejenigen, welche die Ereigniſſe von 1866 begleiteten, Verträge, Conventionen, Verſprechungen, Verpflichtungen und Erklärungen, und man wird ſich in jene Epoche zurückverſetzt glauben, in welcher ein Diplomat über Oliver Cromwell ſchrieb: »»Er bedient ſich unterſchiedslos der Lüge und der Wahrheit, ohne der einen oder der anderen einen beſonderen Vorzug zu geben, den Anforderungen des Augenblicks folgend, und, da er gegenwärtig ſehr mächtig iſt, dekretirt er, Wahrheit ſei Lüge und Lüge ſei Wahrheit, wie es ihm bequem iſt.«« Sollte man nicht glauben, dieſes Bild ſei geſtern entworfen? Um vollſtändig zu ſein, fehlt ihm nur ein einziger, trauriger Punkt; man müßte hinzufügen, daß das Syſtem zur Schule geworden iſt, und daß der Meiſter Jünger findet, ſogar unter ſeinen Opfern.«

Nach dieſer die Gemüther geſchickt vorbereitenden Einleitung fährt der Herzog fort: »Wir wollten den Krieg nicht. Während ich es 1866 bitter beklagte, daß Frankreich in die Lage gekommen war, ſich von Preußen ins Schlepptau nehmen zu laſſen, während ich es damals vorausempfand, welche Folgen jene bedauernswerthe Unthätigkeit nach ſich ziehen würde, ſo war ich doch 1870 weit entfernt davon, den Krieg mit Preußen zu wollen. Der Norddeutſche Bund, wie ihn das Jahr 1866 geboren, war eine Verlegenheit für Preußen, eher eine Zerſplitterung, als eine Steigerung ſeiner Kraft, und in Frankreichs Intereſſe lag es, einfach die Zeit ihr zerſtörendes Werk vollenden zu laſſen. Preußen, um dem zuvorzukommen, brauchte den Krieg. Ich gehörte 1870 zur Friedenspartei, weil ich der vollen Ueberzeugung lebte, daß Preußen um jeden Preis und zwar in Kurzem den Krieg dennoch entzünden werde. Frankreich lag nur ob, ſich für das Unausbleibliche vorzubereiten. Dies geſchah. Raſcher als ich erwartet hatte, hatten wir die preußiſche Provocation (die hohenzollernſche Throncandidatur) und mit dieſer Provocation den Krieg. Niemals hätte ich mich zu einem Angriffskrieg verſtanden; als man uns aber den Handſchuh hinwarf, nahmen wir ihn auf. Wir mußten es, wir glaubten es auch zu dürfen. Dies war unſer Fehler. Zu viel Vertrauen auf unſere Militairmacht, zu viel Vertrauen auf unſere kriegeriſchen Tugenden, welche niemals eine Niederlage erfahren haben,*) der blendende Glanz einer glorreichen Vergangenheit haben Frankreich, ſeine Repräſentanten und ſeine Regierung zu einem ungleichen Kampf hingeriſſen. Man glaubte ſich zu ſtark, um ſich beugen zu ſollen, und man verſtand es nicht, dem ſo fein angelegten und durch das Berliner Cabinet geleiteten Provocations-Syſtem zu widerſtehen. Das verwundete Nationalgefühl regte ſich, der Krieg wurde mit Elan angenommen, aber er war nicht gewünſcht worden, weder von dem Kaiſer, noch von ſeiner Regierung, noch von Frankreich ſelbſt.*) Niemand in Frankreich bedurfte des Krieges, für Preußen war er nöthig und unentbehrlich, war er eine Lebensfrage, wenn das Werk von 1866 Beſtand haben ſollte.«

---

*) Keiner Anſchauung begegnet man bei den Franzoſen häufiger als dieſer. Sie glauben allen Ernſtes: nie beſiegt worden zu ſein. Es ſchwindelt einem bei dem Anblick derartig fixer Ideen, die nicht blos mit der Weltgeſchichte, ſondern ſogar mit einer histoire française in Händen, ſich ſo leicht als falſch erweiſen laſſen. Die franzöſiſche Kriegsgeſchichte iſt nicht anders wie jede andre, ſie ſetzt ſich aus Siegen und Niederlagen zuſammen. Es giebt ganze Epochen, wo ſie immer unterlagen, ſo beiſpielsweiſe in den Kämpfen gegen Eduard III. und Karl V., während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und des 7jährigen Krieges. Crecy, Poitiers und Azincourt, Marignano und Pavia, Höchſtädt, Oudenarde und Malplaquet, Roßbach und Minden, Leipzig und Waterloo, bilden eine Reihenfolge höchſt ſtattlicher Niederlagen, wie ſie keine andre Nation beſſer aufzuweiſen hat. Dennoch bleiben ſie bei der Vorſtellung von ihrer »Invincibilität«. Wenn man ſie ſchließlich in die Enge treibt, ſo geben ſie zu, »dem geſammten Europa gegenüber einige wenige Male unterlegen zu haben«. Dieſer Dünkel (wie der Herzog v. Gramont ſehr richtig empfindet) zählt mit unter den Factoren, die die große Niederlage verſchuldeten. Man war Franzoſe, das war die beſte Garantie des Sieges.

Als Anſicht mag dies Alles beſtehen, als Beweis dafür, daß Preußen — deſſen König, Miniſter und Generale in allen mitteleuropäiſchen Badeörtern zerſtreut waren — den Krieg gewollt habe, weil es ihn brauchte, als Beweis dafür können ſolche Anſichten aber nicht gelten, am wenigſten, wenn ſie von einem ſo ſchwer belaſteten Manne herrühren, wie der Herzog v. Gramont iſt. Wir wollen nicht in ſeinen Fehler verfallen und ihn nach Hörenſagen charakteriſiren; ein wenig rühmliches Zeugniß würden wir niederzuſchreiben haben. Er ſelber mittlerweile iſt deſto unkritiſcher in der Wahl ſeiner Argumente, die herbeizuſchaffen er wenigſtens verſucht. So handelt es ſich beiſpielsweiſe um einen Brief, den Graf Bismarck an den Marſchall Prim gerichtet haben ſoll und welcher angeblich folgende Worte enthält: »Die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern iſt an und für ſich eine ausgezeichnete Sache, welche man nicht aufgeben muß und welche im rechten Augenblick erwünſcht ſein kann.« Von dieſem Brief behauptet der Herzog wiederholt und nachdrücklich, daß er exiſtire; zwar er ſelbſt hat ihn weder geſehen, noch geleſen, giebt aber vor, zuverläſſige Gewährsmänner zu kennen, deren Namen nichts zur Sache thäten und welche ihm Details aus demſelben mitgetheilt hätten. Welche Meſquinerieen! Ob der Brief exiſtirt, bleibt mindeſtens zweifelhaft, und wenn er exiſtirt, was wäre an Beweismaterial damit gewonnen! Der König, nach längerem Zögern, hatte ſchließlich die Throncandidatur des Erbprinzen Leopold gut geheißen, dieſe Thatſache iſt nie beſtritten worden; welch neue Schuld, welch neuer erſchwerender Umſtand kann noch aus dem Satze ſeines erſten Miniſters hergeleitet werden, »daß dieſe Candidatur eine ausgezeichnete Sache ſei?!«

---

*) Man kann dieſen Satz, »daß weder der Kaiſer, noch die Regierung, noch Frankreich den Krieg gewollt hätten,« eben ſo gut zugeben, wie man ihn ſchließlich doch immer wieder und wieder beſtreiten muß. Wir perſönlich glauben zunächſt ganz aufrichtig, daß der Kaiſer, ſein erſter Miniſter Ollivier (wegen Gramont's unterhalten wir ſtarke Bedenken) und die große Majorität des Volkes den Krieg nicht gewollt haben; eine rührige Minorität aber, die ſich aus den verſchiedenſten Elementen zuſammenſetzte, aus Chauviniſten, Ehrgeizigen, Unzufriedenen und Umſtürzlern von Fach, wollte den Krieg allerdings, die Einen aus Haß gegen Preußen, die Andern aus Haß gegen Napoleon, und dem Andringen dieſer immer mächtiger werdenden Phalanx konnte der immer ſchwächer werdende Kaiſer nicht widerſtehen. So wollte er ſchließlich den Krieg (wie wir das S. 22 bereits im Texte ausgeführt haben), nicht weil er ihn wollte, ſondern weil er ihn wollen mußte. — Einer Anekdote nach, die, wenn ſie erfunden iſt, wenigſtens gut erfunden wurde, gab im letzten Momente die Kaiſerin den Ausſchlag. Als am 13. Juli in St. Cloud, wo der Kaiſer, die Kaiſerin, Gramont und der italieniſche Geſandte, Ritter Nigra, anweſend waren, die telegraphiſche Depeſche eintraf, daß der Erbprinz entſagt, und der König dieſe Entſagung gut geheißen habe, ruhte das Auge des Kaiſers Minuten lang auf dem Telegramm; endlich ſagte er ruhig: »Je vais encore une fois donner au monde un grand exemple de ma modération.« »De ton envachissement«†) rief Eugenie, riß ihm die Depeſche aus der Hand und zerknitterte ſie. »Er hatte 20 Minuten für den Frieden, ſie 1 Sekunde für den Krieg gebraucht.« So ſchließt die Erzählung. Daß ein gewiſſes ſpaniſch katholiſches Element — dies Wort nicht national, ſondern lediglich als Kennzeichnung einer beſtimmten Art von Katholicismus genommen — mitſchürte und den Krieg wollte, weil es ſich für ſeine Intereſſen etwas von dieſem Kriege verſprach, ſcheint uns mindeſtens wahrſcheinlich.

†) »De ton envachissement« iſt unüberſetzbar. Wörtlich würde es heißen (von la vache, die Kuh, abgeleitet) »von Deiner Verkuhung«. Es iſt Jargon, Kraftſprache, und enthält die Doppelanklage geiſtiger Verſumpfung und phyſiſcher Erſchlaffung.

Das Buch des Herzogs v. Gramont mag Bagatellen berichtigt und häusliche Streitpunkte (namentlich zwiſchen dem Herzog und dem Grafen Benedetti) aufgeklärt oder zu allgemeiner Kenntniß gebracht haben, an dem Verdict der europäiſchen Jury hat es nichts zu ändern vermocht. »Refuges of lies — ſo ſchreibt Thomas Carlyle im Hinblick auf Frankreich — were long ago discovered to lead down only to the Gates of Death Eternal.« Wenn der Herzog v. Gramont aber ſein Buch in gutem Glauben ſchrieb, wenn es nicht »Refuges of lies« waren, zu denen er griff, ſo war er vorurtheil-geblendet und beſchwor einen Zuſammenſtoß dadurch herauf, daß er mit Fanatismus an den Krieg glaubte, ihn beſtändig als drohendes Geſpenſt vor Augen ſah.

Ueber dies Beneficium hinaus, das ohnehin eine allergünſtigſte Vorausſetzung hat, iſt dem Herzoge und ſeinem Buche nichts Weitres zu bewilligen.

Bis zur Kriegserklärung.

Die Vorgänge in Paris.

Am 15. früh war Benedetti in Paris eingetroffen; die Nachricht davon hatte ſich ſchnell in allen Theilen der Stadt verbreitet und ſchon im Laufe des Nachmittags, mit jeder Stunde ſich ſteigernd, begannen die Demonſtrationen. Mit verſchwindenden Ausnahmen (einige Jünger der Internationale und der europäiſchen Friedensliga trugen rothe Laternen und wagten den lebensgefährlichen Ruf »Vive la Prusse«) war Paris einem chauviniſtiſchen Rauſch hingegeben. Zahlloſe Banden, von denen manche über tauſend Köpfe ſtark waren, oft von Soldaten geführt und mit der dreifarbigen Fahne vorauf, durchzogen unter dem beſtändigen Rufen: »Es lebe der Krieg! Nieder mit Bismarck!« die Straßen; andere Tauſende, die ihnen begegneten, ſchloſſen ſich an, klatſchten Beifall oder ſtimmten in die Marſeillaiſe mit ein. Die Polizei ließ Alles gewähren. Vor den Kaſernen wurde fraterniſirt; vor dem Oſtbahnhofe lagerte, bis über Mitternacht hinaus, ein Haufe von Neugierigen, welche die erſten Regimenter abziehen ſehn wollten; dann wurden Fackeln herbeigeholt, Andere zündeten Straßenbeſen an, und dieſe ſchwingend und in die Bäume ſchleudernd (ſo daß einige Boulevard-Platanen an zu brennen fingen) kehrten die Trunkenen mit dem Morgengrauen heim.

Ein Bild kaum geringerer Aufregung hatte im Lauf des Tages die Sitzung des geſetzgebenden Körpers gezeigt. Miniſter Ollivier's Erklärung, die eine offene Ankündigung war, daß der Krieg da ſei, war von der imperialiſtiſchen Majorität mit großem Beifall aufgenommen worden, aber es hatte doch nicht an Stimmen gefehlt, die ſelbſt an dieſer Stelle und in ſolchem Augenblicke noch den Muth gehabt hatten, die Unklugheit dieſes Krieges zu betonen und das Recht zu dieſem Kriege zu beſtreiten. Es war der Ruhmestag des Herrn Thiers.

Wir geben die zweite Hälfte der Sitzung — nachdem dieſelbe, bald nach Abgabe der Ollivier'ſchen Erklärung, auf eine Stunde unterbrochen worden — unter Einführung der Perſonen in direkter Rede wieder. Nur ſo kommt die dramatiſche Lebendigkeit der Scene zur Erſcheinung.

Miniſter *Ollivier*: Ich ergreife in dieſer wichtigen Angelegenheit noch einmal das Wort. Die Regierung will vor Allem die ganze Wahrheit ſagen. Eigentliche Depeſchen haben wir nicht, ſondern nur diplomatiſche Berichte, die zu veröffentlichen nicht der Brauch iſt. Aber der Grund des Bruches ſollte doch genügend dargelegt ſein. Es kann vorkommen, daß ein König ſich weigert, einen Botſchafter zu empfangen; aber etwas Anderes iſt es, wenn die Weigerung eine abſichtliche, wenn ſie den fremden Cabinetten durch Telegramme und dem Lande durch Extrablätter notifizirt wird.*) Dieſes Verfahren war um ſo bedeutſamer, als der Adjutant, welcher unſerm Botſchafter eröffnete, daß er nicht empfangen werden könne, es an keiner Höflichkeitsform fehlen ließ, ſo zwar, daß unſer Botſchafter ſelbſt von der beleidigenden Abſicht keine Ahnung hatte.

---

*) Es beziehen ſich dieſe Worte Ollivier's auf folgendes Communiqué, das — am 13. Juli an alle deutſchen und fremdländiſchen Zeitungen telegraphirt — innerhalb weniger Stunden in ganz Europa geleſen und als Beweis eines *vollzogenen und irreparablen Bruches* angeſehen wurde. Das Telegramm lautete:

»13. Juli Nachmittags. Nachdem die Nachrichten von der Entſagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiſerlich franzöſiſchen Regierung von der königlich ſpaniſchen amtlich mitgetheilt worden ſind, hat der franzöſiſche Botſchafter in Ems an Se. Majeſtät den König noch die Forderung geſtellt, ihn zu autoriſiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. *Majeſtät ſich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder ſeine Zuſtimmung zu geben*, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen ſollten. Se. Majeſtät der König hat es darauf abgelehnt, den franzöſiſchen Botſchafter nochmals zu empfangen und dem franzöſiſchen Botſchafter durch *den Adjutanten vom Dienſt ſagen laſſen*, daß Se. Majeſtät der König dem Botſchafter nichts weiter mitzutheilen habe.«

So das Telegramm, von dem Miniſter Ollivier irrthümlich hervorhob, es ſei den »fremden Cabinetten notificirt« worden. Das war *nicht* geſchehen. Eine Circular-Depeſche des Grafen Bismarck vom 18. Juli machte deshalb auf dieſen Irrthum aufmerkſam und hob hervor, daß jenes Telegramm einfach ein *Zeitungs*-Telegramm geweſen ſei, »das den deutſchen Regierungen und einigen unſerer Vertreter bei außerdeutſchen Regierungen, nach dem Wortlaute der Zeitungen, mitgetheilt worden ſei.« Die Anklage Ollivier's wurde dadurch widerlegt. Im Uebrigen darf gern zugegeben werden, daß Graf Bismarck, als er obiges Telegramm — das man ihm perſönlich zuſchreibt — nach aus Ems eingetroffenen Mittheilungen redigirte, die Abſicht hatte, den Bruch zu fixiren, ein *abermaliges Friedens-Flickwerk unmöglich zu machen*. Wenigſtens würde das Gegentheil ihn uns minder groß erſcheinen laſſen. Er wußte ganz genau, daß Frankreich den Krieg entweder *wollte* oder ihn wollen *mußte*, was für uns daſſelbe bedeutete. Die Unvermeidlichkeit des Krieges war alſo gewiß, und dieſer Gewißheit gegenüber konnte es ſich für uns nicht darum handeln, eine mit Einbuße an Ehre und Anſehen zu erkaufende *Friſt* zu gewinnen, ſondern kam vielmehr Alles darauf an, einen günſtigſten Moment zu erfaſſen. Ein ſolcher war für uns am 12. und 13. Juli gegeben. Momentan unvorbereitet, wurde doch dieſe äußerliche Ungunſt durch die moraliſche Gunſt der Situation mehr als aufgewogen und deshalb griff Graf Bismarck zu. Sein Telegramm ſchuf nicht den Krieg, ſondern zwängte ihn nur in die richtige Stunde.

Herr Thiers: Da möge nun Jedermann richten!

Herr v. Choiſeul: Man kann unmöglich aus ſolchem Grunde den Krieg erklären!

Herr Garnier-Pagès: Das ſind Redensarten!

Herr Arago: Wenn man dies hören wird, wird die civiliſirte Welt Ihnen Unrecht geben, und wenn Sie darauf hin den Krieg erklären, ſo wird man wiſſen, daß Sie ihn um jeden Preis haben wollten (Lärm rechts, Zuſtimmung links).

Herr Emil Ollivier: Man wollte uns demüthigen und uns eine Schlappe beibringen, um ſich für die Verzichtleiſtung des Prinzen von Hohenzollern zu entſchädigen.

Herr Grevy: Wo haben Sie die Beweiſe für dieſe Behauptung?

Herr Ollivier: Wenn Sie eine ſolche Situation vor den Augen Europa's annehmen wollen, wir können es nicht. Wann hat man jemals in der Geſchichte es gewagt, ſich hinter unſerm Rücken zu verſchwören, um einen preußiſchen Prinzen auf den ſpaniſchen Thron zu erheben? Dies hätte allein uns ſchon auf's Aeußerſte bringen ſollen und wir haben noch unterhandelt und nur Zuſicherungen für die Zukunft verlangt. Man verweigerte uns dieſelben. Haben wir gedroht, beleidigt? Nein, wir unterhandelten weiter und zum Lohn für unſere Mäßigung werden die Unterredungen in hochmüthiger Weiſe abgebrochen. Wer dies rechtfertigen möchte, kennt nicht das ſeit Jahren zwiſchen beiden Nationen beſtehende gereizte Verhältniß. Hat nicht gerade die Oppoſition ſeit 1866 alljährlich wiederholt, daß Sadowa die franzöſiſche Nation gedemüthigt und von dem erſten Rang in Europa herabgeſtürzt hätte. Gleichwohl bewahrte die Regierung die größte Langmuth gegen Preußen. Haben wir nicht noch in der Angelegenheit der Gotthard-Bahn das Verfahren Preußens als ein rechtmäßiges reſpectirt und vertheidigt? Wie oft hat man nicht unſere Aufmerkſamkeit auf das unglückliche Loos der Dänen von Schleswig gelenkt, wie oft darauf gedrängt, daß wir die Ausführung des Prager Friedens verlangen ſollten! Ich habe es ſtets abgelehnt; rühren wir nicht, ſagte ich, an dieſen brennenden Fragen; ſie könnten erſt zu Animoſitäten und dann zu einem Zuſammenſtoß führen, den wir nach Kräften vermeiden wollen. Und während wir ſo mit eifrigſter Sorge über den europäiſchen Frieden wachten, forderte Preußen uns heraus mit einem Anſpruch, der einen Elementarſatz der franzöſiſchen Politik, für welchen wir unter Ludwig XIV. Jahre lang gekämpft haben, umſtoßen würde. Noch vor wenigen Wochen war Europa glücklich und in Frieden. Haben wir etwa dieſe gefährliche Streitfrage aufgeworfen? Haben wir etwa ein Recht jenes großen und edlen Deutſchlands verkannt, deſſen Feinde wir nicht ſind? Haben wir etwa das Feuer in die Nähe des Pulvers gebracht, um uns dann zu wundern, wenn eine Exploſion erfolgt? Bedenken Sie, daß, wenn wir nicht raſch zu Werke gegangen wären, ein Votum der Cortes den preußiſchen König proclamirt hätte, und daß wir es dann noch mit dem Nationalgefühl eines ſtolzen Volkes zu thun gehabt hätten. Konnten wir in unſeren Forderungen etwa beſcheidener ſein? Oder tadeln Sie es, daß wir gebrochen haben nach dem in der Perſon unſeres Botſchafters empfangenen Schimpf? Möge jetzt die Kammer entſcheiden! Wenn wir zu empfindlich geweſen ſind, (Herr Glais-Bizoin: Das iſt das rechte Wort!) ſo hätten Sie unſere Erklärungen nicht mit Ihrem Beifall aufgenommen. (Ja wohl, ja wohl!) Ich ergehe mich in Ausführungen, welche, ich weiß es wohl, für die Mehrheit dieſes Hauſes überflüſſig ſind; aber es war nothwendig, vor dem Lande die Gerechtigkeit und die Stärke unſerer Sache darzulegen. (Anhaltender kriegeriſcher Beifall.)

Thiers, nach vielen Schwierigkeiten, erhält endlich das Wort: Seien Sie überzeugt, ſo hebt er an, daß, wenn ich über dieſe Frage nicht eine tiefe Ueberzeugung hätte, ich in dieſem Punkte dem Gefühle nicht widerſtehen würde, das Sie zu erkennen geben. Der Herr Siegelbewahrer ſucht ſeine Schritte zu rechtfertigen, und ich bedauere, da ich kein Mißwollen gegen das Cabinet hege, daß ich mich gezwungen fühle, zu bekennen, daß wir den Krieg in Folge eines Cabinetsfehlers haben. Der Herr Siegelbewahrer hat die eine Frage mit der anderen verwechſelt; er hat mit Recht bemerkt, daß wir Preußens Unternehmen in Betreff Spaniens nicht dulden dürfen. Preußen hat einen ungeheuren Fehler gemacht; vor dieſem Zwiſchenfalle aber wollte es den Frieden, weil es die Gefahren kannte, die ihm dergleichen Unternehmungen drohten. Was uns anbetrifft, ſo haben wir ſtets geſagt, daß der Tag kommen würde, wo es in Schwierigkeiten gerathen würde, nämlich an dem Tage, wo es die Hand nach Deutſchland ausſtreckte. An dieſem Tage wäre Preußen von ganz Europa verdammt worden und Oeſterreich hätte auf unſerer Seite geſtanden. Daher ſage ich: Warten Sie zu, denn man muß zu einem Fehler nicht einen zweiten fügen, nämlich die Ungeduld, den erſten zu beſeitigen. (Lärm.) Ja, wir hätten auf dieſe Weiſe die Gelegenheit erhalten, Sadowa auszuwetzen, und wir hätten die ganze Welt für uns gehabt. In unſeren Tagen darf man aus Laune keine Kriege herbeiführen, denn die ganze Welt iſt als Zeuge dabei zugegen. Preußen hat einen großen Fehler begangen; es büßt denſelben zwar bereits durch eine Schlappe und durch den Krieg, aber leider wird es nicht allein zu büßen haben. Wenn es ſich bei uns darum handelte, das Aufgeben der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern durchzuſetzen, ſo ſtände ich auf Ihrer Seite, doch was mich im tiefſten Innern ſchmerzt, iſt der Umſtand, daß dieſes Ziel der Hauptſache nach erreicht war. (Lärm. Nein, Nein!) Sie hatten die

Hauptſache erlangt, und ein bedeutender moraliſcher Eindruck war erreicht. Aber, ſagt man, die Candidatur war nicht auf alle Zeit beſeitigt. Ich lege Berufung an den geſunden Menſchenverſtand ein und an das, was auf der Hand liegt: Sie werden in einigen Tagen das Urtheil der ganzen Welt über Ihre Politik vor Augen haben, Sie werden es in allen Blättern leſen. (Unterbrechung.) Ich rede nicht von den franzöſiſchen Zeitungen, auch nicht einmal von den preußiſchen, welche intereſſirte Parteien bei der Frage ſind; aber ich rede von Europa: Europa hatte ſich Ihnen angeſchloſſen; Sie werden ſehen, was es heute von Ihnen denkt, Sie werden dies durch die engliſche Preſſe erfahren, welche in dieſer Angelegenheit eine ſo große Mäßigung gezeigt hat.

Duqué de la Fauconnerie: Es iſt dies die Sprache, die man in Berlin führt!

Thiers: Ich wiederhole es, ich berufe mich auf das, was auf der Hand liegt, und ich ſage: wenn man annimmt, daß Preußen nach einer ſolchen Erfahrung, wie es ſoeben gemacht hat, heute die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zwar aufgebe, aber im Sinne habe, mit derſelben ſpäter wieder hervorzutreten, ſo heißt das, ihm eine Tollheit zuſchreiben. (Unterbrechung.) Ja, es müßte toll ſein!

Der Miniſter des Aeußern: Warum hat es ſich denn geweigert, es zu erklären?

Arago: Weil Sie es provocirt haben.

Thiers: Es hat ſich geweigert, wollen Sie wiſſen warum? (Neue Unterbrechung.)

Eine Stimme: Das iſt die Sprache, wie man ſie in Preußen führt.

Der Präſident: Wenn ein Redner auf der Tribüne iſt, ſo muß man ihn ſeine Anſicht ausſprechen laſſen; ich bitte um Ruhe.

Duqué de la Fauconnerie: Die Kammer hat auch das Recht, ihre Anſicht kund zu geben.

Thiers: Sie machen mich nicht müde, ich werde meine Meinung vollſtändig ausſprechen.

Eine Stimme: Man will Sie in Ihrem eigenen Intereſſe am Reden hindern.

Thiers: Sie können ſich nicht weigern, mich in einer ſo ernſten Debatte zu vernehmen; ich ſpreche in vollſter Aufrichtigkeit meine Ueberzeugung aus, welche, wie ich glaube, die vieler Mitglieder der Kammer iſt.

Vendre: Wir wollen keinen Frieden um jeden Preis und Frankreich will einen ſolchen ſo wenig als wir.

Thiers: Ich war niemals . . . (Lange Unterbrechung.)

Sie würden bei der Wahrheit geweſen ſein, ſo fährt Thiers fort, wenn man ſich geweigert hätte, die Thronbewerbung des Prinzen zurückzuziehen. (Lärm.) Ja, dann würde im Lande, in ganz Europa nur Eine Stimme geweſen ſein, Frankreich Recht zu geben. Alle Welt ſagte noch vor drei Tagen, daß, wenn man die Zurücknahme der Candidatur erlange (Lärm), ſo müſſe man ſich damit begnügen. Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn man, nachdem man ſie erlangt hat, Streit über Worte und Empfindlichkeiten erhebt, Krieg daraus entſtehen wird. Der gewöhnliche geſunde Menſchenverſtand genügte, um vorauszuſehen, daß, wenn nach einer Conceſſion des Königs von Preußen (Ollivier unterbricht: er hat keine gemacht!) . . . Wie? Vor der ganzen Welt zieht der König von Preußen die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zurück oder läßt ſie zurückziehen, und das wäre keine Conceſſion? Können Sie das aufrechthalten? (Lärm). Ich gehe noch weiter: nach den eben geleſenen Actenſtücken hat der König von Preußen eingewilligt, durch die Organe ſeiner Regierung zu erklären, daß er um die Zurückziehung der Candidatur gewußt und ſie gebilligt habe. Sie wollen Preußen einen Stoß geben, und ich will es, wie Sie. (Bewegung in verſchiedenem Sinne.) Nennen Sie mich, wenn Sie wollen, einen Freund Preußens; das Land wird entſcheiden zwiſchen mir und Ihnen. (Lärm.) Ich beſchränke mich darauf, dieſe unbeſtreitbaren Thatſachen hinzuſtellen. Die Candidatur iſt zurückgezogen. Der König hat es gewußt und eingewilligt, daß ſeine Regierung es erkläre. Es war augenſcheinlich, daß, wenn man ſich nicht daran hielt, daß, wenn man über die Art der Zurückziehung eine Discuſſion erheben und neue Empfindlichkeiten hervorrufen wollte, man den Stolz Preußens reizen und zum Kriege gelangen werde. Ich ſage alſo: es iſt eine beklagenswerthe Sache, daß, da die Intereſſen Frankreichs geſichert waren, man durch Aufreizung im Lande den Krieg unvermeidlich gemacht hat. (Lärm.) Man hat ſich in Etiquettenfragen geſtürzt, und der Stolz der beiden Länder iſt auf einander geſtoßen. Ich will dieſe Tribüne verlaſſen unter der Ermüdung, welche Sie mir verurſachen, indem Sie mich nicht hören wollen. Ich habe jedenfalls bewieſen, daß die Intereſſen Frankreichs ſichergeſtellt waren, und daß Sie Empfindlichkeiten geſchaffen haben, woraus der Krieg hervorgegangen iſt. Das iſt Ihr Fehler. (Lärm in verſchiedenem Sinne.) Als der Fehler begangen war, was ſollte man thun? Man mußte, weil Europa Ihnen ſo viel guten Willen zeigte, ihm die Zeit laſſen, aufs Neue zu interveniren (Unterbrechung), und nicht Erklärungen auf die Tribüne bringen, die den Krieg unvermeidlich machen. Es iſt nicht wegen weſentlicher Intereſſen Frankreichs, ſondern wegen der Fehler des Cabinets, daß wir den Krieg haben. (Sehr gut! Beiſtimmung von der Linken. Lärmender Widerſpruch auf vielen Bänken.)

Miniſter Ollivier: Ich habe Herrn Thiers achtungsvoll angehört, da es immer ein Beweis von Muth iſt, wenn man gegen den Strom ſchwimmt, aber ich muß gegen einige Worte des Vorredners proteſtiren. Wir wiſſen, daß unſere Verantwortung groß ſein wird. Wir haben ſtets die Leiden, welche ein Krieg mit ſich bringt, vor Augen gehabt, auch halten wir Diejenigen für ſtrafbar, die das Land in Abenteuer ſtürzen. Aber wir erklären, daß, wenn jemals ein Krieg nothwendig war, ſo iſt es der Krieg, zu welchem uns Preußen zwingt.

Hiermit erliſcht das Feuer der Debatte. Gambetta, der ſchon vorher auf Vorlegung der »Note« des Grafen Bismarck (in Wahrheit nichts als das über die letzten Vorgänge in Ems berichtende Telegramm) gedrungen hat, fragt aufs Neue: 1. Iſt die Note des Herrn v. Bismarck, aus welcher der Bruch hergeleitet wird, an alle fremden oder nur an die ſüddeutſchen Staaten mitgetheilt worden? 2. Iſt ihr Wortlaut der Art, daß der Krieg nothwendig iſt? Namentlich dieſer Text ſcheint dem Redner für die ganze große Frage entſcheidend und das Document müſſe daher nicht blos der Commiſſion, wie dies geſchehen ſein ſoll, ſondern auch der Kammer und dem Lande mitgetheilt werden. Juſtizminiſter Ollivier wundert ſich darüber, daß es ſo ſchwer ſei, einer gewiſſen Partei in einer franzöſiſchen Verſammlung einen Ehrenpunkt klar zu machen. (Stürmiſcher Widerſpruch links, worauf der Miniſter wiederum ſeine Aeußerung abzuſchwächen ſucht.) Die Beleidigung ſei offenkundig und der Wortlaut des preußiſchen Documents daher unerheblich. Wir verſichern die beleidigende Thatſache auf unſere Ehre; das muß genügen. Der Worte ſind nun genug gewechſelt; es iſt Zeit zu handeln.

Die Regierungsvorlage (Credit von 50 Millionen) kommt nunmehr zur Abſtimmung und wird mit 245 gegen 10 Stimmen angenommen. Dieſe 10 Stimmen waren: Arago, Deſſeaux, Esquiros, Jules Favre, Gagneur, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Grévy, Ordinaire und Pelletan.

So ſchwer dieſe 10 Stimmen wogen, denen in Wahrheit — wenn ſie ſich auch der Abſtimmung enthielten — noch die Voten von Thiers und Gambetta hinzuzuzählen waren, ſo hatte doch die Regierung unzweifelhaft einen glänzenden Sieg*) errungen, einen Sieg, der auch dadurch nicht aufhörte ein ſolcher zu ſein, daß während der Debatte ſelbſt Herrn Thiers zugerufen worden war: »Ihre Rede ſchadet uns mehr, als eine verlorene Schlacht.« Am nächſten Tage ſchon (16.) begab ſich eine Deputation des geſetzgebenden Körpers zum Kaiſer nach St. Cloud, um ihm die Mittheilung zu machen, »daß die Regierungsvorlage angenommen, die Subſidien bewilligt ſeien.« Der Kaiſer erwiederte:

---

*) Im Senat, dem der Herzog v. Gramont beinahe gleichzeitig dieſelbe Vorlage gemacht hatte, war — wie es ſich von dieſer imperialiſtiſchen Körperſchaft erwarten ließ — alles von der Regierung Geforderte unter ſtürmiſchem Beifall und ohne alle Zwiſchenfälle bewilligt worden. Präſident Rouher hatte in der Sitzung ſelbſt mit Pathos erklärt, daß es nunmehr »an dem Degen Frankreichs ſei, ſeine Pflicht zu thun« und war anderen Tags an der Spitze des Senats in St. Cloud erſchienen, um dem Kaiſer zu verſichern, »daß die Uebergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes früher oder ſpäter erfolgen mußten«, und daß der Kaiſer zur Befreiung Deutſchlands und zur Perfection der Freiheit in Frankreich »nicht mehr Zeit brauchen werde, als unerläßlich ſei, um zu ſiegen.«

»Meine Herren! Ich empfinde eine hohe Befriedigung, am Vorabende meines Abganges zur Armee, Ihnen für die patriotiſche Unterſtützung, welche Sie meiner Regierung gewährt haben, zu danken. Ein Krieg iſt legitim, wenn er mit der Zuſtimmung des Landes und der Bewilligung ſeiner Vertreter geführt wird. Sie haben Recht, an die Worte Montesquieu's zu erinnern: »»Der wahre Urheber des Krieges iſt nicht der, welcher ihn erklärt, ſondern der, welcher ihn nothwendig macht.«« Wir haben Alles, was von uns abhing, gethan, um ihn zu vermeiden, und ich kann ſagen, daß es das ganze Volk iſt, welches unter ſeinem unwiderſtehlichen Drange unſere Beſchlüſſe dictirt hat. Ich vertraue Ihnen bei meiner Abreiſe die Kaiſerin an, welche Sie berufen wird, wenn es die Umſtände erheiſchen ſollten. Sie wird mit Muth die Pflicht erfüllen, welche ihre Stellung ihr auferlegt. Ich nehme meinen Sohn mit mir. Er wird inmitten der Armee lernen, ſeinem Lande zu dienen. Entſchloſſen, mit Thatkraft die große mir anvertraute Miſſion zu erfüllen, habe ich den Glauben an den Erfolg unſerer Waffen, denn ich weiß, daß Frankreich hinter mir ſteht und daß Gott Frankreich beſchützt.«

Am andren Tage (17.) brach der Kaiſer auf, um ſich zur Armee zu begeben, erſt nach Chalons, dann nach Metz. So laut das »Vive l'Empereur« klang, das ihn begleitete, ſo gewiß es an die Tage ſeiner vollſten Popularität erinnerte, ſo fraglich bleibt es, ob er an den Erfolg ſeiner Waffen ſo unbedingt glaubte, als er der Deputation des geſetzgebenden Körpers verſichert hatte. Er brauchte dieſen Erfolg zu nöthig, als daß er ganz ohne zweifelnde Sorge hätte ſein können. Zudem hatte das Auftreten Thiers, deſſen kriegeriſche, ja mit Rückſicht auf Preußen beinah chauviniſtiſche Neigungen er kannte, eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt. Der Geſchichtſchreiber des erſten Kaiſerreichs hatte dieſen Krieg nicht blos als einen ungerechten, er hatte ihn auch als einen Fehler bezeichnet. Das war das Schlimmſte. Keinenfalls konnten Worte, wie die im geſetzgebenden Körper geſprochenen, im Lande verhallen, und wenn im eigenen Lande, ſo doch ſicherlich nicht im Auslande.

Einer Natur wie der ſeinen aber widerſprach es, Alles auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen.

Die Vorgänge in Berlin.

Am 15. früh hatte der König Ems verlaſſen, um über Caſſel, Göttingen, Magdeburg in ſeine Hauptſtadt zurückzukehren. Ihm voraus war die Nachricht geeilt, daß der Krieg ſo gut wie gewiß ſei, daß Frankreich Zumuthungen geſtellt habe, die weder mit der perſönlichen Würde des Königs, noch mit der Ehre des Landes vereinbar ſeien, und ſo geſtaltete ſich denn die Heimreiſe, die zum größeren Theile durch neue Provinzen führte, zu gleicher Zeit zu einer Huldigungsreiſe. Ueberall wo der Zug in die Bahnhöfe der Hauptſtationen einfuhr, ertönten donnernde Hochs, wurde der König durch Volk und Behörden begrüßt, ſo namentlich in Caſſel und Göttingen. An beiden Orten erwiederte der König die Anſprachen der Behörden. »Sie ſehen Mich, Meine Herren — ſo etwa lauteten ſeine Worte in der heſſiſchen Hauptſtadt — auf der Rückreiſe begriffen, um zu beſchließen, was noth thut. Daß Sie Mir hier, in der Hauptſtadt einer neuen Provinz, einen ſolchen Willkommen bereiten, ſolche patriotiſchen Geſinnungen entgegenbringen, thut Meinem Herzen wohl.« In Göttingen fügte er hinzu: »Die Lage iſt ernſt; der Uebermuth regt ſich jenſeits des Rheins wieder in alter Weiſe; man kann ſich das Uebermaß der Prätenſionen nicht länger gefallen laſſen.«

Aehnlich in Magdeburg. In Brandenburg hatten ſich der Kronprinz, Graf Bismarck, die Generale v. Moltke und v. Roon zur Begrüßung des Königs eingefunden; endlich 8¾ Uhr glitt der Zug in den mit Tauſenden von Menſchen beſetzten Potsdamer Bahnhof ein und in das ſtürmiſche Hurrah der Menge miſchten ſich die Rufe: »Nieder mit Frankreich.«

Der König grüßte freundlichſt nach allen Seiten, nahm von den Damen Blumenſträuße entgegen und betrat dann den Warteſalon, wo er die ſtädtiſchen Corporationen empfing und auf ihre Anſprache einige dankende Worte erwiederte. Dann beſtieg der König den vor dem Bahnhof haltenden Wagen. Hunderte von Privat-Equipagen waren aufgefahren und ſchloſſen ſich an. Die Fahrt, welche mehr dem Triumphzug des ſiegreichen, als der

Heimkehr des tief beleidigten Königs glich, bewegte ſich unter dem ſteten Zuruf der Maſſen durch die Link- und Königgrätzerſtraße zum Brandenburger Thor, dann die Linden hinunter zum königlichen Palais, wo die zur Stauung gebrachte Menſchenwoge den Einzelnen faſt erdrückte. Als der König aus dem Wagen ſtieg, trat er dicht an die von Offizieren aller Waffengattungen beſetzte Rampe heran, augenſcheinlich in der Abſicht, eine kurze Anſprache an das Volk zu halten. Der ſteigende Jubel, die ſich durchkreuzenden Geſänge des Preußenliedes und der Siegeshymne, die Lebehochs und Hurrahrufe ließen ihn jedoch nicht zu Worte kommen. Unter den Linden wurden ſofort Tiſche aufgeſtellt Behufs Unterzeichnung einer Adreſſe an den König, die ſich ſchnell mit Tauſenden von Unterſchriften bedeckte. Die Volksmenge, welche das Palais umwogte, wuchs mit jeder halben Stunde; wiederholt mußte ſich der König dem Volke am Fenſter zeigen, das ihn entblößten Hauptes empfing. Als kurz vor 11 Uhr General v. Moltke ſich in das Palais begab, wurde er auf dem ganzen Wege ſtürmiſch begrüßt; es fehlte nicht viel, ſo hätte man ihn auf die Schultern gehoben und die Rampe hinaufgetragen. Die Begeiſterung kannte keine Grenzen. Bald nach 11 Uhr hieß es: Se. Majeſtät ließe um Ruhe bitten, da der Kriegsrath während der Nacht noch eine ſchwere Arbeit vor ſich habe. »Nach Hauſe!« erſcholl es jetzt plötzlich in dem Gewühl, und wenige Minuten ſpäter lag der große Platz vor dem Palais ſo ruhig, wie im tiefſten Frieden.

Wie im tiefſten Frieden! Aber im Palais, in den Kanzleien der Miniſterien, in den Bureaus der Militairbehörden begann jetzt die Arbeit. Noch in derſelben Nacht (vom 15. auf den 16.) ergingen telegraphiſch die Mobilmachungs-Ordres, Befehle wurden ausgefertigt an alle Stationen der deutſchen Nordſeeküſte, die Seezeichen aufzunehmen und die Feuerſchiffe einzuziehen, vor Allem ſchritt man zur Einberufung des Reichstags. Für den 21. Juli in Ausſicht genommen, erfolgte ſie jetzt, mit Rückſicht auf die Lage, zum 19. ſchon.

Die Tage bis dahin waren vor Allem Huldigungs- und Zuſtimmungstage in Hunderten vielleicht in Tauſenden von Telegrammen und Adreſſen. Magiſtrate und ſtädtiſche Corporationen, Handelskammern und Univerſitäten, Börſe und Studentenſchaften, Alles drängte herzu, um in Perſon oder in Adreſſen das Gelöbniß unverbrüchlicher Treue und begeiſterter unbedingter Opferwilligkeit darzubringen. »Was auch dieſer uns aufgedrungene Krieg von uns fordern möge, wir ſind bereit, es herzugeben, in dem feſten Bewußtſein, daß des Einzelnen Glück und Wohlergehen nur unter dem Schutze eines mächtigen, für ſeine Ehre eintretenden Vaterlandes beſtehen kann.« So klang es von allen Seiten. Selbſt die avancirteſten Liberalen traten aus ihrer dem »herrſchenden Syſtem« bekanntlich nicht allzu zugeneigten Haltung heraus, und unter Wahrung des Prinzips, das auch bei dieſer Gelegenheit von »militairiſcher Dreſſur« und »übermäßiger Dienſtzeit« nichts wiſſen wollte, wandten ſie ſich mit folgender patriotiſcher Anſprache an das Volk: »In dem Augenblicke, wo wir zu den Wahlen zum Reichstage und zum Abgeordnetenhauſe zu ſchreiten gedachten, iſt ein Ereigniß eingetreten, welches für den Moment alle inneren Fragen verſchwinden läßt vor der einen großen Angelegenheit: Erhaltung des Vaterlandes! Mag man den Krieg im Allgemeinen mißbilligen (und wir ſind ſtolz, zu denen zu gehören, die dies thun), in einem Moment, wo ein übermüthiger Nachbar ohne jeden Grund Unbilliges und Demüthigendes von unſerer Regierung verlangt hat, bleibt nur Eins übrig: ihn mit dem Schwerte in der Hand zur Vernunft zu bringen und ſo die Exiſtenz und die Ehre des Vaterlandes zu ſichern. Dieſe Aufgabe hat das deutſche Volk erkannt und es wird ſie glänzend löſen, deſſ' ſind wir ſicher. Naturgemäß muß, ſo lange die Exiſtenz des Vaterlandes bedroht iſt, aller Parteihader, aller Streit um innere Angelegenheiten zurücktreten — iſt der Feind von den Grenzen zurückgewieſen, iſt die Exiſtenz des Staates geſichert, dann wird es Zeit ſein, mit Ernſt und Eifer die Fragen über den inneren Ausbau unſeres Staatsweſens wieder in den Vordergrund zu ſtellen. . . Bis dahin kennen wir, ebenſo wie das ganze Volk, nur einen Gegner. Das iſt der Feind, welcher an den Grenzen unſeres Vaterlandes ſteht. Ihm mit allen Kräften entgegenzutreten, zu ſeiner Bekämpfung jedes Opfer zu bringen, das iſt jetzt die Aufgabe jedes Deutſchen.«

So die Fortſchrittspartei. Was aber mehr noch als dieſe Kundgebungen der demokratiſchen Partei das Herz erheben konnte, das waren die Zurufe ſolcher, die jede alte oder neue Gegnerſchaft, auch die verbittertſte, vergaßen und aus der Fremde her, wohin ſie ſich ſelbſt verbannt, ihr »All-Deutſchland ſei's« zu uns herüberriefen.

So veröffentlichte Karl Blind in London einen Aufruf, in dem es hieß:

»Alle Deutſchen zuſammen! Nicht länger handelt es ſich um Diplomaten- und Dynaſtenzank. Die Rheingrenze iſt das Ziel der franzöſiſchen Militairpolitik. Alle vaterländiſch Geſinnten haben dieſer nichtswürdigen Eroberungsſucht die Spitze zu bieten. Darum geſchloſſene Front und vereinigten Widerſtand! Vor Allem Deutſchlands Unabhängigkeit gegenüber dem fremden Angreifer! Sind wir ſeiner ledig, — dann mit verdoppeltem Eifer an die innere Befreiung!«

Aehnlich ließ ſich Arnold Ruge in Brighton vernehmen: »Jeder Deutſche, wer er auch ſei, iſt ein Verräther, der jetzt nicht zu ſeinem Volke ſteht!«

Im Einklang mit ſolchen Aeußerungen war die geſammte Preſſe des

Landes; ſelbſt die des *Auslandes*, ſoweit ſie dem franzöſiſchen Einfluß entrückt, frei, unverwirrt und ungehäſſig war, trat mit verſchwindenden Ausnahmen auf unſere Seite. Am bedeutſamſten war die Sprache der Times; — nach den *erneuten* Forderungen Frankreichs war ſie in ihrer Haltung zu unſeren Gunſten entſchieden. Schon am 16. Juli ſchrieb ſie wie folgt:

»Das größte nationale Verbrechen, das ſeit dem erſten franzöſiſchen Kaiſerreiche geſchehen, iſt nun vollzogen. Ein ungerechter, abſichtlich angelegter Krieg iſt ſo gut wie erklärt — das letzte Ergebniß des perſönlichen Regiments. Klarſehende Politiker haben es geahnt, als *Gramont von Wien nach Paris berufen wurde*, und ſie haben ſich nicht getäuſcht. Was er, bald nach ſeinem Amtsantritt, in der Kammer verlas, das war die That eines Duellanten, der mit dem Rufe: »Die Ehre oder das Leben«, den Gegner an der Gurgel packt. Die Lockung, der Welt die Wunderkraft des Chaſſepots und der Mitrailleuſe zu zeigen, ſcheint eben eine unwiderſtehliche geweſen zu ſein, und Ollivier, der Schmiegſame, wurde offenbar hinters Licht geführt. Den Zweck dieſes traurigen Krieges kennt die Welt jetzt: es iſt das *linke Rheinufer*. Wird er auf Preußen und Frankreich beſchränkt bleiben? Viele hoffen es. So lange am Rhein nichts Entſcheidendes geſchehen, wird es an der Donau, Tiber und Elbe wahrſcheinlich ruhig bleiben, aber wenn erſt Erſchöpfung eingetreten, dürften die alten Rachegedanken wieder lebendig werden. Oeſterreich würde, ſofern es nicht durch Rußland ſtark eingeſchüchtert wird, ſchwerlich lange neutral in einem Kriege bleiben, deſſen Zweck die Rache für Sadowa iſt. Auf dieſe Momente rechnet Frankreich wahrſcheinlich, doch wetten gar Viele auf Preußens und Deutſchlands Ausdauer, gegen franzöſiſchen Ungeſtüm. *Ueber das Eine kann gegenwärtig kein Zweifel herrſchen, daß aller Welt Sympathieen ſich jetzt dem angegriffenen Preußen zuwenden.* Napoleon hat ſich zu einer unpolitiſchen und verbrecheriſchen That hinreißen laſſen, die Gedanken des erſten Kaiſerreichs ſcheinen der Fluch des zweiten werden zu wollen. Wehe dem Kaiſer, wenn ſeine Soldaten eine Schlappe, oder gar eine Niederlage erleiden ſollten. Er kann nur als Eroberer heimkehren, und zwar in dem Maße, als ſein Oheim von Auſterlitz oder Wagram heimgekehrt war. Doch iſt es ſehr fraglich, ob Preußen durch Ein Solferino ſo leicht wie Oeſterreich abgethan ſein würde. Selbſt wenn Preußen vollſtändig beſiegt werden ſollte, dürfte ſich zeigen, daß hinter ihm Truppen in zweiter Linie ſtehn.«

Schon am 17. und 18. waren die Mitglieder des Reichstags in Berlin eingetroffen, am 19. wurde die außerordentliche Seſſion, die kürzeſte und die folgenreichſte, im Weißen Saale eröffnet. Wohl nicht ohne tiefere Bedeutung war gerade *dieſer* Tag gewählt worden. Es war der *Todes-*

tag der Königin Luiſe. Die Erinnerung an alle Schmach, die uns Frankreich unter dem erſten Napoleon angethan, ſie knüpfte ſich von jeher, ſeit jenem 19. Juli 1810, für unſer preußiſches Volk an dieſen Namen. Jedermann weiß jetzt, von welchem tiefen Haſſe Napoleon gegen die patriotiſche Fürſtin erfüllt war und Jeder mochte jetzt — wo die verwandte Situation wieder darauf hindeutete — jener Briefe gedenken, von denen geſagt worden iſt, »ſie ſeien wie mit einer Feder aus dem Fittige des guten Engels Preußens geſchrieben« und in denen es prophetiſch heißt:

»Ich glaube nicht, daß der Kaiſer Napoleon Bonaparte feſt und ſicher auf ſeinem jetzt freilich glänzenden Throne iſt. Feſt und ruhig iſt nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit; er aber iſt nur politiſch, das heißt klug; er richtet ſich nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Umſtänden, wie ſie eben ſind. Dabei befleckt er ſeine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menſchen: er und ſein ungemeſſener Ehrgeiz meint nur ſich ſelbſt und ſein perſönliches Intereſſe. Er iſt von ſeinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei iſt er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube feſt an Gott, alſo auch an eine ſittliche Weltordnung!«

So die Königin Luiſe. An ihrem ſechszigjährigen Todestage trat jetzt ihr zweiter Sohn, »das Ebenbild des Vaters«, vor den Reichstag des Norddeutſchen Bundes und rief den Beiſtand ſeines Volks und ſeiner Verbündeten gegen den Erbfeind, gegen den Neffen des Oheims an. Vom Thron herab ſprach er:

»Als Ich Sie, geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutſchen Bundes, bei Ihrem letzten Zuſammentreten an dieſer Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünſchen der Völker und den Bedürfniſſen der Civiliſation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entſprechen, der Erfolg unter Gottes Beiſtand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdeſtoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Seſſion zu berufen, ſo wird in Ihnen wie in Uns die Ueberzeugung lebendig ſein, daß der Norddeutſche Bund die deutſche Volkskraft nicht zur Gefährdung, ſondern zu einer ſtarken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn Wir gegenwärtig dieſe Volkskraft zum Schutze unſerer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die ſpaniſche Thron-Candidatur eines deutſchen Prinzen, deren

Aufſtellung und Beſeitigung die verbündeten Regierungen gleich fern ſtanden und die für den Norddeutſchen Bund nur inſofern von Intereſſe war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen ſchien, einem vielgeprüften Lande die Bürgſchaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaiſers der Franzoſen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatiſchen Verkehr ſeit langer Zeit unbekannten Weiſe den Kriegsfall zu ſtellen und denſelben, auch nach Beſeitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringſchätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens feſtzuhalten, von welcher die Geſchichte früherer Beherrſcher Frankreichs analoge Beiſpiele bietet.

Hat Deutſchland derartige Vergewaltigungen ſeines Rechts und ſeiner Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend ertragen, ſo ertrug es ſie nur, weil es in ſeiner Zerriſſenheit nicht wußte, wie ſtark es war. Heut, wo das Band geiſtiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutſchen Stämme je länger, deſto inniger verbindet; heut, wo Deutſchlands Rüſtung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutſchland in ſich ſelbſt den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter franzöſiſcher Gewaltthat.

Es iſt keine Ueberhebung, welche Mir dieſe Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich Selbſt, Wir handeln in dem vollen Bewußtſein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermeſſen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menſchen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europa's zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutſche, wie das franzöſiſche Volk, beide die Segnungen chriſtlicher Geſittung und ſteigenden Wohlſtandes gleichmäßig genießend und begehrend, ſind zu einem heilſameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verſtanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbſtgefühl unſeres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für perſönliche Intereſſen und Leidenſchaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen ſich bewußt ſind, Alles, was Ehre und Würde geſtatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um ſo größerer Zuverſicht wenden Wir uns, geſtützt auf den einmüthigen Willen der deutſchen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutſchen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung ſeiner Ehre und ſeiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beiſpiele unſerer Väter für unſere Freiheit und für unſer Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in dieſem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu ſichern, wird Gott mit uns ſein, wie er mit unſern Vätern war.«

Die geſperrt gedruckten Stellen, alſo der Appell an das deutſche Volk »zur Vertheidigung ſeiner Unabhängigkeit« und der Schlußſatz, in welchem der König dem ſichern Glauben Ausdruck gab, »daß in dieſem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu ſichern, werde Gott mit uns ſein, wie er mit unſern Vätern war« waren unter dem ſtürmiſchen Beifall aller Anweſenden geſprochen worden.

Nachdem die Verleſung der Thronrede beendet war, trat der Bundeskanzler Graf Bismarck einen Schritt vor und erklärte »im Namen der verbündeten Regierungen auf Allerhöchſten Präſidialbefehl den Reichstag des Norddeutſchen Bundes für eröffnet.« Der König nahm den Helm vom Haupte und neigte ſich dreimal grüßend zur Verſammlung. Während er mit den Prinzen den Saal verließ, rief der ſächſiſche Staatsminiſter v. Frieſen: »Se. Majeſtät König Wilhelm lebe hoch!« Die Verſammlung ſtimmte dreimal in dieſen Ruf ein, um ſich darauf ſofort zu trennen.

Auf den Tribünen war ein zahlreiches, gewähltes Publicum verſammelt geweſen, welches ſeine Rufe in die der Verſammlung gemiſcht hatte. Noch nie zuvor war durch den Weißen Saal eine ſolche Sturmfluth patriotiſcher Begeiſterung bei einem parlamentariſchen Staatsacte gegangen.

Um 2 Uhr (19. Juli) trat der Reichstag zu ſeiner erſten Sitzung zuſammen.

Der Bundeskanzler Graf Bismarck nahm unmittelbar nach Eröffnung das Wort: »Ich theile dem Hohen Hauſe mit, daß mir der franzöſiſche Geſchäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. (Wir geben den Wortlaut derſelben an andrer Stelle.) Nach den Worten, die Se. Majeſtät ſoeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mittheilung dieſer Thatſache nichts weiter hinzu.«

Präſident Simſon zeigte darauf dem Hauſe an, daß ihm, wie er vernehme, im Laufe des Tages noch der Wortlaut einer Adreſſe an den König zugehen werde. Er beraume deshalb die nächſte Sitzung auf den folgenden Morgen 10 Uhr an und ſetze die Adreßdebatte auf die Tagesordnung.

Zu anberaumter Stunde verſammelten ſich die Mitglieder des Hauſes zu ihrer zweiten Sitzung (am 20.). Die Adreſſe[7] vom Abgeordneten Miquel entworfen, lag bereits vor. Sie lautete:

„Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter,
Allergnädigſter König und Herr!

Die erhabenen Worte, welche Ew. Majeſtät im Namen der verbündeten Regierungen an uns gerichtet haben, finden im deutſchen Volke einen mächtigen Wiederhall.

Ein Gedanke, ein Wille bewegt in dieſem ernſten Augenblicke die deutſchen Herzen.

Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der ſittliche Ernſt und die hohe Würde, mit welcher Ew. Majeſtät die unerhörte Zumuthung des Feindes zurückgewieſen, der uns zu demüthigen gedachte, jetzt aber unter ſchlecht erſonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht.

Das deutſche Volk hat keinen anderen Wunſch, als in Frieden und Freundſchaft zu leben mit allen Nationen, welche ſeine Ehre und Unabhängigkeit achten.

Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns heute wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unſer Recht und unſere Freiheit.

Wie damals, ſo werden heute alle auf die Schlechtigkeit und die Untreue der Menſchen geſtellten Berechnungen an der ſittlichen Kraft und dem entſchloſſenen Willen des deutſchen Volkes zu Schanden.

Der durch Mißgunſt und Ehrſucht irregeleitete Theil des franzöſiſchen Volkes wird zu ſpät die böſe Saat erkennen, welche für alle Völker aus dem blutigen Kampfe emporwächſt.

Dem beſonnenen Theile dieſes Volkes iſt es nicht gelungen, das gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zuſammenleben der Völker gerichtete Verbrechen zu verhüten.

Das deutſche Volk weiß, daß ihm ein ſchwerer und gewaltiger Kampf bevorſteht.

Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unſerer bewaffneten Brüder, auf den unerſchütterlichen Entſchluß eines einigen Volkes, alle Güter dieſer Erde daran zu ſetzen, und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutſchen Mann den Nacken beugt.

Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greiſen Heldenkönigs, des deutſchen Feldherrn, dem die Vorſehung beſchieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend ſeines Lebens zum entſcheidenden Ende zu führen.

Wir vertrauen auf Gott, deſſen Gericht den blutigen Frevel ſtraft.

Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk ſich auf den Ruf ſeiner einmüthig zuſammenſtehenden Fürſten erhoben.

Kein Opfer iſt ihm zu ſchwer.

Die öffentliche Stimme der civiliſirten Welt erkennt die Gerechtigkeit unſerer Sache.

Befreundete Nationen ſehen in unſerem Siege die Befreiung von dem auch auf ihnen laſtenden Drucke Bonapartiſcher Herrſchſucht, und die Sühne des auch an ihnen verübten Unrechts.

Das deutſche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlſtatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden.

Ew. Majeſtät und die verbündeten deutſchen Regierungen ſehen uns, wie unſere Brüder im Süden, bereit.

Es gilt unſere Ehre und unſere Freiheit.

Es gilt die Ruhe Europa's und die Wohlfahrt der Völker.

In tiefſter Ehrfurcht verharren wir

Ew. königlichen Majeſtät
allerunterthänigſte, treugehorſamſte
Der Reichstag des Norddeutſchen Bundes.«

Der Antragſteller, Abgeordneter Miquel, ſtand von einer Motivirung ab und bat um einſtimmige Annahme. Dieſe erfolgte. Noch am ſelben Tage wurde die Adreſſe dem Könige überreicht.

In derſelben Sitzung, unmittelbar nach Annahme der Adreſſe, erhob ſich der Bundeskanzler Graf Bismarck, um dem Reichstage eine Sammlung von Actenſtücken vorzulegen, die ſich auf die Entwickelung des vorliegenden Kriegsfalles bezogen. Er leitete die Vorlage dieſer Documente mit der Erklärung ein, daß ſich wohl ſelten ein europäiſches Ereigniß von gleicher Wichtigkeit vollzogen habe, deſſen Actenſtücke, nach Zahl und Inhalt, ſo karg bemeſſen ſeien. »Wir haben nämlich,« ſo ſchloß er ſeine Einleitung, »von der kaiſerlich franzöſiſchen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Mittheilung erhalten: es iſt dies die geſtrige Kriegserklärung.«

Noch am ſelben Tage (20.) fand um 2 Uhr Nachmittags eine dritte Sitzung des Reichstages ſtatt. Es handelte ſich um Bewilligung eines außerordentlichen Geldbedarfs für die Militair- und Marine-Verwaltung. 120 Millionen Thaler wurden gefordert und ohne alle Debatte einſtimmig zugeſtanden. Am folgenden Tage bereits (21.) erfolgte der Schluß des Reichstages. »Möge der Segen des allmächtigen Gottes,« ſo ſchloß Präſident Simſon dieſe denkwürdige Seſſion, »auf unſrem Volke ruhen auch in dieſem heiligen Krieg. Der oberſte Bundes-Feldherr der deutſchen Heere, König Wilhelm von Preußen, er lebe hoch!«

Innerhalb 48 Stunden hatte der norddeutſche Reichstag die ihm obliegenden Geſchäfte erledigt. Das war ein gutes Zeichen. Mit Recht durfte das leitende Blatt der National-Liberalen ſchreiben: »Die Geldmittel für den Krieg ſind bewilligt, die ruhige Entſchloſſenheit des Volkes hat ihren würdigen Ausdruck gefunden und die Welt hat den Grund unſerer Ruhe und Zuverſicht erfahren. Alles dies geſchah in kürzeſter Friſt und es brauchte keine Form der Geſchäftsordnung umgangen zu werden, weil ſich in der zahlreichen Verſammlung kein Mitglied befand, welches durch ſeinen Einſpruch den Gang der Verhandlung aufgehalten hätte. Jeder Beſchluß ſtellt den freiwilligen Entſchluß Aller dar. Um dieſer ſeiner Einſtimmigkeit willen bildet dies kurze Parlament ein ſtolzes Denkmal, wie das einige Deutſchland die Blätter ſeiner Geſchichte zu füllen beginnt. Weit hinter uns liegt jeder Zwieſpalt, in der völlig beruhigten Zukunft mag der gerechte Kampf der Meinungen wieder beginnen, aber für jetzt beherrſcht uns Alle nur der eine Gedanke, daß aus dem ſchweren uns auferlegten Kampfe das Vaterland ſiegreich, die Nation geeint hervorgehe, beherrſcht uns Alle nur der eine Entſchluß, jede verfügbare Kraft für das große Ziel einzuſetzen. Den Vertretern der Nation kann nichts Höheres nachgerühmt werden, als daß ſie ein getreues Abbild waren des im Kampfe geeinigten Volkes.

Nach dem Vorbilde der kurzen Seſſion wird der Kampf mit den Waffen einmüthig geführt; möge er mit entſprechender Schnelle beendet werden.«

Den vollen Glauben an die Ueberlegenheit des geeinigten Deutſchlands nahmen alle Reichstagsmitglieder mit heim, zugleich die Ueberzeugung von dem nah bevorſtehenden Sturz des Va banque ſpielenden Mannes an der Seine. Man getröſtete ſich: »Quem Deus perdere vult dementat.«

Sachſen und die Norddeutſchen.

Der *Reichstag* vertrat *Norddeutſchland*; die Abgeordneten von Sachſen und Thüringen, von Mecklenburg, Braunſchweig, Oldenburg, wie von den freien Städten, hatten in das preußiſche Hoch auf den Bundesfeldherrn, *König Wilhelm*, mit lauter Stimme eingeſtimmt; aber ſo unbedingtes Vertrauen in die Wahrhaftigkeit dieſes Hochs zu ſetzen war, ſo war man ſich doch andererſeits im preußiſchen Volke des *particulariſtiſchen Gegenſatzes* ſehr wohl bewußt, der, wie in einzelnen unſerer *eigenen* Provinzen, ſo auch in einzelnen der *Bundesſtaaten* noch immer namhafte Anhänger zählte. Man mußte abwarten, ob dieſe *particulariſtiſche Minorität* jetzt vielleicht einen Verſuch machen werde, ſich *trotz Reichstag* zu bethätigen und die allgemeine Begeiſterung nach dem Maße ihrer Kraft zu lähmen.

Aber dieſer Verſuch blieb aus, gleichviel ob aus Schicklichkeit oder Furcht.

Nur wenige welfiſche Agitatoren wagten es auf jede Gefahr hin, und fanden innerhalb drei Tagen Gelegenheit, in Stettin und Erfurt über das Unzeitmäßige ihrer Beſtrebungen nachzudenken. Ebenſo mußte das Organ dieſer Partei, die in Leipzig erſcheinende »Sächſiſche Zeitung« ihre zu allen Zeiten unerquickliche Thätigkeit einſtellen, nachdem ſie noch zuletzt durch einen Leitartikel: »*Müſſen ſich denn die Sachſen auch todtſchießen laſſen?*« in Leipzig ſelbſt einen Sturm der Empörung heraufbeſchworen hatte.

Dies und Aehnliches indeß waren verſchwindende Ausnahmen; Jeder innerhalb des Norddeutſchen Bundes ſtand zu ſeinem Wort und ſeiner Pflicht; voran *Sachſen*.

Schon am 16. Juli, am Tage nach der Rückkehr des Königs von Ems, hatte der ſächſiſche Staatsminiſter Freiherr v. *Frieſen* im Bundesrath die Erklärung abgegeben, »daß ſich die königlich ſächſiſche Regierung mit allen bisherigen Schritten des Bundespräſidiums, wie mit der von

Preußen kundgegebenen Auffaſſung der Sachlage im Einverſtändniß befinde« und unter dem gleichen Datum war die Mobilmachung des 12. (ſächſiſchen) Armee-Corps angeordnet worden. Alles ſtrömte freudig den Fahnen zu. In Berlin, am ſelben Tage noch, wurde mit Begeiſterung erzählt, daß König Johann, im Namen der königlich ſächſiſchen Armee, gebeten habe: im Kriege mit Frankreich in erſter Linie verwendet zu werden. Dieſelbe Nachricht gelangte nach Frankfurt a. O. und rief in der dortigen Garniſon eine ſo freudige Aufregung hervor, daß das 52. Regiment, das eine Zeit lang gemeinſchaftlich mit dem ſächſiſchen Schützen-Regiment Nr. 108 in Leipzig garniſonirt hatte, dieſem letzteren telegraphirte: »Die 52er grüßen das tapfere königlich ſächſiſche Schützen-Regiment, welches, das Letzte der Nummer nach, das Erſte am Feinde ſein will, hochachtungsvoll und kameradſchaftlich.« Worauf die Antwort eintraf: »Das ſächſiſche Schützen-Regiment Nr. 108 giebt kameradſchaftlichen und treuen Gruß zurück und würde ſtolz ſein, an der Seite der 52er kämpfen zu können.«

Die Stimmung, wie ſie ſich in dieſem Telegramme ausſprach, durchdrang das ganze Land; die Leipziger Handelskammer erließ eine Ergebenheits- und Zuſtimmungs-Adreſſe an König Wilhelm, ebenſo gaben die Studirenden Dresdens, Tharands und Freibergs eine Erklärung ab, worin ſie ſich, ſoweit ſie nicht bereits dem Heere angehörten, »dem Ober-Feldherrn beziehungsweiſe dem Kriegsminiſterium, unter Verzicht auf jede Sonderſtellung, zur Verfügung ſtellten.«

Und wie in Sachſen, ſo überall in den Staaten des Norddeutſchen Bundes. Hochherzig gingen die Fürſten dem Volke voran; alles Kleine war abgethan; ſelbſt in den Herzen derer, denen das Jahr 1866 nicht zu Willen geweſen war, ſchwieg jetzt der Unmuth und die deutſche Empfindung erwies ſich mächtiger als jede andere Regung. Herzog Friedrich von Auguſtenburg (gleichzeitig in die baieriſche Armee eintretend) ſchrieb an Obriſt du Plat: »Es kann nicht zweifelhaft ſein, wie jeder Deutſche ſich zu der jetzigen Kriegsfrage zu ſtellen hat. Frankreich hat den Krieg erklärt und ganz Deutſchland denſelben aufgenommen; es wird ihn führen, um ſeine Integrität dem Auslande gegenüber zu vertheidigen. In einem ſolchen Augenblick giebt es keine Parteiungen mehr.« Noch entſchiedener war die Haltung des Herzogs von Naſſau. Auf eine Aufforderung Napoleon's, an der Spitze eines franzöſiſchen Corps ſein Land wiederzuerobern, antwortete er kurz: »Ich danke Ew. Majeſtät. Ich habe meine Dienſte ſoeben dem Könige von Preußen angeboten.«

Nur der Hietzinger Hof und der ehemalige Kurfürſt von Heſſen warteten ab und — hofften. Das deutſche Volk hatte nicht Zeit ihrer zu gedenken.

Es richtete vielmehr ſein Auge auf Berlin, wo ſich in jenen Tagen, die der Rückkehr des Königs unmittelbar folgten, alle Fürſtlichkeiten des Norddeutſchen Bundes beinah ohne Ausnahme verſammelten, um ſich um König Wilhelm zu ſchaaren und dem Schirmherrn Deutſchlands zu huldigen. Wen die Laſt der Jahre daheim hielt, der ſchickte ſeinen älteſten Prinzen. Es war ein Fürſtentag, der den Reichstag begleitete und ſeine Bedeutung ſteigerte. Die Zeitungen jener Tage melden folgende Namen: Großherzog und Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Großherzog von Oldenburg, Großherzog von Sachſen-Weimar, Kronprinz von Sachſen, Herzog von Coburg-Gotha, Herzog und Prinz von Sachſen-Altenburg, Fürſt und Erbprinz von Hohenzollern, Herzog Karl von Holſtein-Glücksburg, Erbprinz von Anhalt, Fürſt Reuß, Prinz Nicolaus von Naſſau. Der Bedeutung des Moments gab ein damals erſcheinendes Gedicht einen eben ſo ſchönen wie einfachen Ausdruck:

Ihr, die Ihr kommt, entſchloſſen,
Mit uns das Schwert zu ziehn,
Erlauchte Bundsgenoſſen,
Willkommen in Berlin!
Und tauſendmal willkommen!
Das iſt ein Fürſtentag,
Der allem Volke frommen
Und Ehre bringen mag!
Das ward noch nie erſehen,
Was jetzt das Auge ſieht;
Das iſt uns nie geſchehen,
Was heute uns geſchieht:
Die deutſchen Fürſten alle
Zum großen Ziel voran,
Die deutſchen Völker alle
So freudig unterthan.
Und Alle um den Einen,
Den Heldengreis, geſchaart,
Den Gottes Huld den Seinen
Für dieſen Kampf bewahrt!
Gott, ſegne dieſe Stunde!
Gieb Denen weiſen Rath,
Die jetzt im ſchönen Bunde
Beſchließen kühne That;
Und leite treu ſie weiter
Durch dieſen heil'gen Krieg,
Daß ſie als deine Streiter
Erkämpfen Sieg um Sieg!

Baiern und die Süddeutſchen.

Was wird Baiern thun? Unter den vielen Fragen, die damals das deutſche Herz beſtürmten, war keine gewichtiger; vielleicht war es gradezu die Frage, an der die Entſcheidung hing. Es wird dem jungen Könige auf den Blättern deutſcher Geſchichte zu ewigem Ruhme gereichen, daß er keinen Augenblick ſchwankte. Sein lautſprechendes patriotiſches Herz war mächtiger als die Wünſche, vielleicht auch als die Zuflüſterungen der »Patrioten«.

Am 16. erging die Mobilmachungs-Ordre, zunächſt eine rein militairiſche Maßregel, die indeß unſchwer auf ihren politiſchen Gehalt zu interpretiren war. Dieſe Ordre hieß ſo viel als: wir ſtehen zu den Verträgen. Das ſagte Alles.

Der König fühlte deutſch; aber die aus Clericalen und ſchroffen Particulariſten zuſammengeſetzte antipreußiſche Partei war doch nach Zahl und geiſtigem Einfluß ſo mächtig im Lande, daß ſie die unverkennbar zu Tage tretenden Entſchlüſſe der Regierung möglicherweiſe lähmen, namentlich die Geldbewilligung erſchweren oder hinausſchieben konnte. Solche Dinge lagen keineswegs außerhalb des Möglichen. Im Bezirksamt Traunſtein (Oberbaiern), das ſchon vor Jahren der Schauplatz künſtlich angeſchürter, gegen die »Verpreußung« gerichteter Exceſſe geweſen war, regte ſich unter dem Einfluß des »Volksboten« und ähnlicher Blätter der alte Geiſt des Ungehorſams wieder und Landwehrpflichtige weigerten ſich, dem Ruf zur Fahne zu folgen. Es galt, dieſe rauchige Flamme in einem reineren Feuer zu verzehren und dem in den ſtädtiſchen Bevölkerungen überall auflodernden deutſchen Empfinden neue Nahrung zuzuführen. Vor Allem galt es, den König keinen Augenblick in Zweifel darüber zu laſſen, wohin das Herz ſeines Volkes neige. Er ſollte wiſſen, daß man ſich eins mit ihm empfinde, daß man deutſch ſei, wie er ſelbſt. So bereitete ſich ein begeiſterter Empfang für ihn vor.

»Gegen 4 Uhr Nachmittags, an demſelben Tage (17.), an dem der König von Schloß Berg in München eingetroffen war, hatte ſich,« ſo berichtet ein Augenzeuge, »trotz des ſtrömenden Regens eine ernſte, aber im höchſten Grade erregte Menſchenmaſſe von mehr als 30,000 Menſchen auf dem ſchönen großen Platze vor der Loggia verſammelt und wartete lautlos auf den Schlag 4½ Uhr von der Theatinerkirche, da für dieſe Zeit die Kundgebung durch Anſchlag an den Straßenecken angeſagt worden war. Nun erſcholl plötzlich ein vieltauſendſtimmiges »Hurrah«, wie wir es noch nie in München gehört haben. Wohl aber ſahen wir manches Auge glänzen vor gerührter Freude über den herzlichen Einklang einer deutſchen Stadt mit ihrem Fürſten und zugleich von freudiger kriegeriſcher Begeiſterung für die große Mutter Germania. Wiederholt öffnete ſich ein Seitenfenſter des dritten Stocks, wo der König (neben dem neuen Wintergarten) ſeine beſcheidene Wohnung aufgeſchlagen hat; der jugendliche Monarch verneigte ſich freundlich dankend gegen die Volksmenge und allemal erbrauſte wieder friſch der Jubel und durchbrach die angeſtimmten Volksgeſänge, das »Deutſche Vaterland« und die baieriſche Nationalhymne. Niemals war eine nationale Feier urſprünglicher, mehr aus des Volkes Herzen heraus geboren, niemals war ſie herrlicher und ergreifender.«

Schon am andern Tage (18.) brachte der Kriegsminiſter v. Prankh einen Geſetzentwurf ein, worin er einen außerordentlichen Militaircredit von 26,700,000 Gulden forderte, einen Credit »von dem man nur inſoweit Gebrauch machen werde, als es der Verlauf der Ereigniſſe nöthig mache.« Nach dem Kriegsminiſter nahm der Miniſter des Auswärtigen Graf Bray das Wort. Er gab ein Reſumée der Vorgänge in Ems, wies auf die am 13. früh, nach Zurückziehung der Throncandidatur, plötzlich geſteigerten Forderungen Frankreichs hin und ſchloß mit dem Satze »die ſpaniſche Candidaturfrage verſchwindet, die deutſche Frage beginnt.« Stürmiſcher Beifall folgte ſeiner Rede; ein Ausſchuß wurde gewählt; am andern Tage ſchon (19.) ſollte im Plenum die Berathung über den geforderten Militaircredit beginnen. Und ſo geſchah es. Die Sitzung vom 19., die bis in die Nacht hinein währte, war von ſolcher Wichtigkeit, zugleich von ſolchem dramatiſchen Intereſſe, daß wir ſie, unter Einführung der Hauptredner, in Nachſtehendem wiedergeben.

Die Sitzung der baieriſchen Abgeordnetenkammer
am 19. Juli.

Referent Dr. Jörg (Archivar in Landshut und Herausgeber der »Hiſtoriſch-politiſchen Blätter«) nahm das Wort, um über die Ausſchußverhandlungen vom Tage vorher Bericht zu erſtatten. Die Mehrheit des

Ausſchuſſes, ſo begann er, habe beſchloſſen, die von der Regierung für Militairbedürfniſſe geforderte Summe zu bewilligen, jedoch nur für Aufrechthaltung bewaffneter Neutralität. Man frage wohl, was »bewaffnete Neutralität« ſei. Im Ausſchuß habe man dieſe Frage dahin beantwortet: »Bewaffnete Neutralität iſt das ernſtliche und prinzipielle Beſtreben eines Staates, in den Krieg anderer Mächte ſich nicht einzumiſchen, ſo lange ihn nicht eine direkte Bedrohung ſeiner eigenen Exiſtenz zur Action zwingt.« Der Ausſchuß habe, im Gegenſatze zu der Staatsregierung, den casus foederis nicht für gegeben finden können und er habe darauf das Hauptgewicht bei ſeiner Abſtimmung gelegt. Der Bündnißvertrag mit Preußen berühre uns bei den gegenwärtigen Verwickelungen rechtlich nicht; wir hätten allerdings nicht zu fragen und es ſei ganz gleichgültig, wo materiell der Angriff erfolge und wer den Angriff mache; nur die Frage müſſe uns erlaubt ſein, welches die Urſache der traurigen Verwickelung ſei. Dieſe Urſache aber liege außerhalb der Ehre und Integrität unſeres Landes (Senſation). Frankreich ſei ſein (des Redners) Freund nie geweſen; aber Wahrheit müſſe man auch für den Feind haben. Und wenn man die Geſchichte der letzten Tage betrachte, müſſe man die Gereiztheit Frankreichs begreifen. Ohne den Großmächten auch nur die geringſte Mittheilung zu machen, ſei der Prinz von Hohenzollern als Candidat für den erledigten ſpaniſchen Königsthron aufgeſtellt worden und der König von Preußen habe hierzu die Erlaubniß gegeben. Habe man in Berlin oder Ems nicht wiſſen können, was das in Paris bedeuten werde? Allerdings habe der Prinz auf die Krone wieder verzichtet, und von nun an habe Graf Bray geſagt, ſei die Sache eine deutſche geworden. Er (Redner) frage, was denn nachher geſchehen ſei? Frankreich habe verlangt, daß der König von Preußen dem Prinzen Leopold nicht erlaube, eine auf ihn gefallene Wahl nachträglich noch anzunehmen. Nach den Mittheilungen und Actenſtücken, die Redner geleſen, hätte es dem König von Preußen nur ein einziges Wort gekoſtet und den Völkern wären Ströme von Blut erſpart worden. Das beweiſe am allerbeſten die Depeſche, welche der preußiſche Botſchafter am Pariſer Hofe über eine Unterredung zwiſchen ihm und dem Herzog v. Gramont und Ollivier nach Berlin geſchickt habe. Aus derſelben erſehe man, daß es nur Eines Wortes bedürft hätte, den Frieden zu erhalten. Keines der vielen Actenſtücke, die Redner geſtern und heute geleſen, habe ihn mehr erſchüttert als dieſes. Von da an habe der Gang der Dinge einen verhängnißvollen Verlauf genommen. Mit dem Bericht des dienſtthuenden Adjutanten des Königs von Preußen wolle Redner die Kammer nicht einmal in einem Auszug beläſtigen. Von einer Beleidigung des Königs habe er darin kein Wort finden können. Er habe u. a. eine Note geleſen, welche Graf Bismarck an den norddeutſchen Geſandten in

München gerichtet habe: es ſei das einzig bemerkenswerthe Document geweſen, das er in dem Wuſt von Actenſtücken vorgefunden. Es ſchließe mit den Worten: »Se. Majeſtät der König von Baiern werde ein Gefühl dafür haben, daß Graf Benedetti den König auf der Straße immer wieder zudringlich und wider Willen angeſprochen habe.« Ihm (Redner) ſei der Eindruck geblieben, daß der entbrennende Krieg ſeinen Urſprung einem wirklichen oder eingebildeten Verſtoß gegen die Etiquette verdanke. (Große Senſation.) Das ſei es, was ihm das Herz am ſchwerſten mache. Wie die Sache ſtehe, könne der Ausſchuß in keiner Weiſe mit der Aeußerung des Grafen Bray übereinſtimmen, daß nach dem Verzicht des Erbprinzen die Angelegenheit eine deutſche geworden ſei. Es ſei nichts Anderes, als der Streit zwiſchen zwei Großmächten. … Der Ausſchuß habe ferner angenommen, wenn der casus foederis heute anerkannt werde, ſchlage ſich die baieriſche Armee morgen unter preußiſchem Oberbefehl; Baiern hätte ſomit auf ſein Heer jeden beſtimmenden Einfluß verloren. . . . Bewaffnete Neutralität, das ſei die Forderung der Ausſchußmehrheit. Graf Bray habe ſelbſt geäußert: wenn ſich Neutralität für unſer Land erlangen ließe, würde er ſie unter den gegebenen Umſtänden als das Beſte erachten; aber allerdings müßte dieſe Neutralität von beider Mächten anerkannt werden. Was Frankreich anbelange, ſo habe es dieſe Frage bei unſerem auswärtigen Amte bereits in Anregung gebracht und ſich erboten, unſer Gebiet zu reſpectiren, mit dem Anerbieten einer ausdrücklichen Garantie für die Pfalz. (Unruhe links.) Redner wolle kein Gewicht auf die Depeſche legen, welche der baieriſche Geſandte Graf Quadt in Paris am 17. Juli nach München abgehen ließ und worin er mittheilte, die franzöſiſche Regierung gebe uns für den Fall, daß wir neutral bleiben wollten, vorerſt die Garantie, daß ſie, ſelbſt ſiegreich, keinen Fuß breit deutſcher Erde nehmen wolle. (Gelächter links und auf den Galerieen.) . . . Noch einmal alſo, der Ausſchuß verlange bewaffnete Neutralität: erſtens weil uns kein rechtlicher Grund zur Betheiligung am Krieg binde (denn der casus foederis ſei nicht gegeben), die Kammer dürfe alſo nichts Anderes vor Augen haben als das Intereſſe Baierns. Zweitens weil das Land ſich in einer Zwangslage befinde, welche nur durch bewaffnete Neutralität behoben werden könnte.

Bürgermeiſter Fiſcher von Augsburg (von der Fortſchrittspartei) tritt Jörg's Auslaſſungen zuerſt entgegen. Was ihn ſchmerzlich bewegt habe, ſagte er, ſei der Umſtand geweſen, daß der Referent immer nur von einem Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen geſprochen habe. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit ſollte doch ſo weit reichen, daß man von dieſem Krieg nicht als von einem Krieg zwiſchen zweien uns fremden Großmächten ſprechen dürfe.

Profeſſor Sepp (von der Partei der »Patrioten«) nahm hierauf das Wort. Er ſprach heute zur Ueberraſchung ſeiner Parteigenoſſen gegen den Ausſchußantrag. Geſtern, ſagte er, habe er ſich, zum erſten Male in ſeinem Leben, eine Rede einſtudirt, er wollte für Neutralität ſprechen; heute könne er die Rede nicht mehr brauchen, denn zwiſchen heute und geſtern hätte ſich die Lage der Dinge verändert, der furchtbare Appell an die Waffen ſei erfolgt, das Gottesurtheil ſei herausgefordert worden. Er gedachte dann der Rede, womit der König von Preußen den Reichstag eröffnet, wies auf deſſen beſtimmte Erklärung von der Bereitwilligkeit der ſüddeutſchen Regierungen hin, an dem Kampf theilzunehmen, und folgerte aus dem Allen, daß der Militaircredit nicht verweigert werden dürfe. Gott gebe, ſo ſchloß er, den Waffen der Deutſchen den Sieg!

Dr. Völk, dem Ausſchußantrag auf bewaffnete Neutralität entgegentretend, ſprach zunächſt ſeine Freude über die Worte Sepp's aus und gab der Hoffnung Ausdruck, daß in der letzten Stunde Alle, vielleicht bis auf Einen, mit der Linken ſtimmen würden. Redner wies an der Hand der Geſchichte nach, daß der Oberbefehl über die baieriſche Armee weder durch die Rheinbund- noch durch die deutſche Bundesacte dem König von Baiern anheimgegeben war, und doch hat man damals keine Klage über verlorene Souverainetätsrechte gehabt. Er führte die Rede Thiers', des alten Feindes Deutſchlands, die Urtheile der engliſchen Preſſe an, die ein einſtimmiges Verdammungsvotum gegen die Frivolität abgeben, mit welcher Napoleon den Krieg geſucht, und fuhr dann fort: Es iſt Jedes Geſchmackſache, wie viel er ſich bieten läßt, und ich weiß nicht, wie oft der König von Preußen nach den Anſchauungen des Ausſchuſſes dem Grafen Benedetti noch hätte Rede ſtehen ſollen. Wenn man aber die brüsken Reden der franzöſiſchen Miniſter mit dem Betragen Benedetti's in Zuſammenhang bringt, ſo ſieht man auf den erſten Blick, daß ſich, wenn er nochmals nachgiebig geweſen wäre, der König von Preußen gedemüthigt hätte, um ſich hinterher doch ſchlagen zu müſſen. Es war beſſer, daß er ſtolz geblieben iſt und ſich nun ungedemüthigt ſchlägt. Vom Rhein bis Kalkutta, ja über's Meer herüber von Amerika her, ruft man uns zu: »Wahrt die deutſche Ehre; in dieſer Sache darf es keine Partei, kein Separatintereſſe geben — vorwärts zur Ehre des deutſchen Namens!« Man erzählt uns, die Pfalz werde uns von Frankreich garantirt und darum könne man die Sache ruhig abwarten, ihrem Verlauf friedlich zuſchauen. Dieſe Meinung kann ich nur als kindliche Naivetät betrachten und bezeichnen. Hat denn der Ausſchuß die Erinnerung aus ſeinen Gedanken verloren, daß alle Störungen des Friedens, alle Abtrümmerungen deutſchen Gebietes immer und immer nur von Frankreich ausgingen? Wenn wir uns heute beſchwatzen ließen, unſere Bundes-, unſere Stammesgenoſſen im Stiche zu laſſen, würde uns der Kaiſer von Frankreich unſer Gebiet garantiren. So ſagt man uns. Ja, wer garantirt denn dem Kaiſer von Frankreich, daß er im Stande iſt, ſein Wort zu halten? Der Kaiſer ſoll ſich ſelbſt erſt garantiren; wir können keinem Mann vertrauen, der die beſchworene Staatsform drei Jahre ſpäter gebrochen hat. . . . Man hat davon geſprochen, daß wir übel wegkommen würden, wenn wir uns der Vertragserfüllung entſchlügen. Gewiß. Man erinnere ſich doch der Entſtehungsgeſchichte dieſes Vertrages, wie ſie von einem früheren Miniſter in dieſem Saal gegeben wurde; das Kriegsglück war uns nicht günſtig und wenn uns der ſiegreiche Gegner ganze Provinzen vom Leibe geriſſen hätte, hätten wir es nicht verhindern können. Preußen hat es nicht gethan; es begnügte ſich mit dem Abſchluß dieſes Vertrages und hoffte, daß derſelbe ehrlich und aufrichtig erfüllt werde. Der Ausſchuß muthet uns zu, uns in die Ecke zu ſtellen, neutral zu bleiben: wenn wir vertragsbrüchig werden, iſt Baiern jedenfalls mehr Schaden zugefügt, als wenn wir an der Seite unſerer deutſchen Brüder in den Krieg ziehen. . . . . Der Geiſt von 1813 weht durch alle Gauen Deutſchlands; Sie werden doch nicht glauben, daß er ſich an den Mauern des baieriſchen Ständehauſes brechen und hier eine Iſolirung geſtatten ſoll, welche nimmermehr zum Heile Baierns und Deutſchlands gereichen kann. (Stürmiſches Bravo!)

Pfarrer Weſtermaier (»Patriot«) erhob ſich nun für den Ausſchußantrag.

Sein Herz, ſagte er, bliebe kalt und ungerührt, wenn man immer von einem deutſchen Kriege, einer deutſchen Sache ſpreche. Die ſpaniſche Thronfrage habe mit Deutſchland nichts zu ſchaffen; das ſeien blos dynaſtiſche Intereſſen, die hier in Frage ſtänden. Auf beiden Seiten ſei gefehlt worden und die Völker müßten nun für die Empfindlichkeit ihrer Fürſten bluten und ſterben. Er ſpreche ſich unter zweien Uebeln für das geringere aus. Er möchte den Pfälzern die Gräuel des Krieges nicht zutragen (die Pfälzer Abgeordneten rufen: »Wir ſcheuen ſie nicht!«). Wenn aber im Nachbarhaus ein Dieb einſteigt, ſo muß ich mein eigenes Haus verſperren und kann dem Nachbar keine Hülfe bringen. — (Tumultuariſche Unterbrechung. Die Abgeordneten der Linken fahren von ihren Sitzen auf, Baron Stauffenberg ruft: »Pfui« und im Saale und auf den Galerieen pflanzt ſich im Nu das Wort der Verachtung fort.)

Der Abg. Levi (Pfälzer) verſichert, daß in der Pfalz über die Anſchauung, daß wir am Kriege theilnehmen müſſen, eine Differenz nicht beſtehe. Die Pfalz weiß, ſagte er, was ihr bevorſteht. Wird Neutralität decretirt, ſo glauben Sie ſicher, ſind wir für Sie verloren. (Senſation.)

Baron Stauffenberg. Was ihn bei der Rede des Pfarrers Weſtermaier ſo aufgebracht habe, das ſei der Umſtand geweſen, daß man auf jener Seite des Hauſes den nackten Egoismus an die Stelle des deutſchen Pflichtgefühls ſetze. (Donnerndes Bravo von ſeinen Parteigenoſſen und den Galerieen.)

Der Miniſterpräſident Graf Bray: Die Wiederaufnahme der Candidatur des Prinzen Leopold hätte allein einen berechtigten Grund zu einem Zerwürfniß zwiſchen Preußen und Frankreich geben können; die Verzichtleiſtung des Prinzen aber war eine ernſthafte, und alle Welt hat ſie als ſolche betrachtet; die ſpaniſche Regierung bewies das am ſchlagendſten dadurch, daß ſie die Cortesverſammlung als nicht berufen erklärte. Daß aber, nachdem dies Alles geſchehen iſt, Frankreich einer Großmacht dafür den Krieg erklärt, weil dieſe ſich weigert, auf eine Sommation wegen eines Gegenſtandes, an dem betheiligt zu ſein ſie leugnet, eine Erklärung abzugeben, das iſt in der Geſchichte noch nie vorgekommen. Nach all dieſem iſt nichts Anderes anzunehmen, als daß man in Frankreich den Krieg wollte. Man hat in der heutigen Sitzung den casus foederis, ſeine Geſchichte und Anwendung für den gegebenen Fall des Oefteren beſprochen. Ich bin Mitunterzeichner dieſes Vertrages; ich weiß, wie er zu Stande kam, und habe meine Stellung zu demſelben nie verleugnet. Als ich zu der Ehre berufen wurde, die Leitung der äußeren Angelegenheiten Baierns zu übernehmen, habe ich es ausdrücklich ausgeſprochen, daß ich zu dieſem Vertrag ſtehe. ... Sollte das Votum beweiſen, daß die Kammer das Vertrauen zu den Männern, welche gegenwärtig an der Spitze der Geſchäfte ſich befinden, nicht habe — das Vertrauen, deſſen ſie jetzt mehr als je bedürfen — ſo werden dieſelben Anderen Platz machen, welchen dieſes im höheren Maße entgegengetragen wird; ſie werden ihrer Ueberzeugung getreu von ihrem Poſten zurücktreten. Ich habe mit Gottes Gnade nicht bis heute gelebt, um jetzt am Abend meines Lebens meiner Ueberzeugung untreu zu werden. — (Große Senſation!)

Die Rede des Miniſterpräſidenten machte allſeitig einen gewaltigen Eindruck. In dem Tone derſelben ſprach ſich das Bewußtſein der ſchwierigen und verantwortlichen Aufgabe aus, die heute gelöſt werden ſollte, und gegen den Schluß hin klangen die Worte tief ergriffen. Der Eindruck, den die darauf folgende Rede des Kriegsminiſters v. Prankh hervorbrachte, war jedoch noch beſtimmender, und ihr hauptſächlich iſt das günſtige Reſultat der endlichen Abſtimmung zuzuſchreiben.

Kriegsminiſter v. Prankh ſagte: In dieſer Debatte, wo die Waffen der Dialectic mit großer Kunſt geführt worden ſeien, komme es ihm ſchwer an, das Wort zu ergreifen; er verſtehe als Soldat dieſe Kunſt nicht. Den Muth hierzu gebe ihm nur ſein wohlbegründeter Ruf als »Particulariſt«. Die Lage ſei klar; die Kriegserklärung ſei erfolgt. Auch die Regierung habe eine klare Lage; dieſe ſei erleichtert worden durch das feſte, männliche Eingreifen unſeres Königs (Bravo!), der den casus foederis anerkannt habe. In der Politik gelte weder Liebe noch Haß, lediglich das Intereſſe entſcheide. Unſer baieriſches Intereſſe, die berechtigte Selbſtſtändigkeit Baierns, aber verlange es, daß Baiern ſeine Pflicht erfülle. Wenn die Regierung mit Erfolg, Sicherheit und ohne Wanken in ihrem Wege vorgehen ſollte, brauche ſie die Zuſtimmung der Landesvertretung. Dieſe möge ſich genau prüfen, ob ſie im Intereſſe Baierns, oder, ohne Wiſſen und Willen, in anderem Intereſſe handele. Die Staatsregierung ſei ſich wohl bewußt geweſen, welche Stürme ſie mit ihrem Entſchluſſe über Baiern herauf führe; ſie kenne die Opfer, die dem Lande an Gut und Blut zugemuthet werden. Das alte tauſendjährige Baiern habe große Stürme durchlebt, es werde auch dieſen überdauern, feſt und nicht getrennt von den anderen deutſchen Staaten. (Stürmiſches Bravo!) Bliebe es neutral, ſo wäre es ganz beſtimmt das Object, über das ſich die großen Streitenden in kürzeſter Zeit einigten. Baiern müſſe jetzt beweiſen, daß es als ſelbſtſtändiger Staat nicht vergeſſe, daß es auch ein deutſcher Staat ſei. Als Particulariſt vom reinſten Waſſer ſage er das. Die nationale Idee beſtehe, das laſſe ſich nicht wegleugnen; es handle ſich nur, der Idee jenes Bett anzuweiſen, wo ſie zu unſerem Frommen wirke. Trennte ſich Baiern vom übrigen Deutſchland, ſo ſei es verloren. Das Land dürfe ſich gefaßt machen, Schweres zu ertragen; ein feſter Entſchluß bringe aber das Ziel um Vieles näher. Wenn Baiern wünſche, daß die deutſchen Waffen ſiegten, — und wer in dieſem Saale thäte das nicht? — müßte es auch zugeben, daß die Oberleitung der Heere Preußen übergeben werde. Als Militair ſpreche er das aus: die Leitung müſſe eine einheitliche ſein; ſie könne und dürfe nur in Einer Hand gelegen ſein. Die Pfalz ſei eine edle Perle in der Krone Baierns; ſie zu ſichern, ſeien alle Maßnahmen getroffen, welche in ſeiner (des Kriegsminiſters) Möglichkeit geſtanden. Aus dem Frieden, der uns aus dem Krieg erblüht, möge noch etwas Schöneres hervorgehen: der innere Friede, die allgemeine Verſöhnung, das allſeitige Vertrauen. »Es hat,« ſo ſchließt der Herr v. Pranckh, »ein echter Baier, aber auch ein Deutſcher zu Ihnen geſprochen.«

Die kurze Replic des Referenten Dr. Jörg war nicht im Stande, die Rede der beiden Miniſter abzuſchwächen.

Eine glänzende Schlußanſprache Dr. Edels, die in der Strophe culminirte:

Zum Haſſen wie zum Lieben,
Fühlt ſich die ganze Welt getrieben,
Es bleibt uns keine Wahl,
— Der Teufel iſt neutral!

kam hinzu, um die etwaige Wirkung der Jörg'ſchen Worte zu verwiſchen. Bei der nun erfolgenden Abſtimmung wurde — nachdem die Miniſter einem ihre Vorlage modificirenden Amendement ihre Zuſtimmung gegeben hatten — ein außerordentlicher Militaircredit im Betrage von 18,200,000 Gulden bewilligt. Nie hatte der baieriſche Ständeſaal eine bewegtere Sitzung geſehen. Die Kammer der Reichsräthe nahm am andern Tage (20. Juli) die von der Abgeordnetenkammer gefaßten Beſchlüſſe einſtimmig an.

Nach dieſen wichtigen Debatten war der Weg für die Action des Königs und ſeiner Regierung geebnet. Alles andere entwickelte ſich nun raſch. Graf Bray wies noch am ſelben Tage (20.) den baieriſchen Geſandten in Berlin, Baron Perglas, telegraphiſch an, dem norddeutſchen Bundeskanzler die Mittheilung zu machen, »daß in Folge der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen und des ſtattgehabten Angriffes der Franzoſen auf deutſches Gebiet, die königlich baieriſche Regierung, auf Grund des Allianzvertrages, als Verbündeter Preußens in den Krieg gegen Frankreich gleich ſämmtlichen deutſchen Regierungen eingetreten ſei.«

Auf dieſes wichtige Telegramm antwortete König Wilhelm an den König von Baiern wie folgt: »Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Miniſterium habe Ich ſofort das Kommando über Ihre Armee übernommen und dieſelbe der unter Meinen Sohn geſtellten III. Armee überwieſen. Wir ſind durch unerhörten Uebermuth aus dem tiefſten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutſche Haltung hat auch Ihr Volk electriſirt, und ganz Deutſchland ſteht einig zuſammen, wie nie zuvor. Gott wolle unſere Waffen ſegnen in den Wechſelfällen des Krieges! Ihnen perſönlich muß Ich aber Meinen innigen Dank ausſprechen für die treue Feſthaltung der zwiſchen Uns beſtehenden Verträge, auf denen das Heil Deutſchlands beruht.

Wilhelm Rex.«

Der König von Baiern erwiederte unverzüglich darauf: »München, den 20. Juli 1870. Ihr ſoeben erhaltenes Telegramm hat in Meiner Bruſt den freudigſten Wiederhall erweckt. Mit Begeiſterung werden Meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenoſſen für deutſches Recht und deutſche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutſchlands und zum Heile Baierns werden. Ludwig Rex.«

Der bald ins Publicum dringende Inhalt dieſer Depeſchen ſteigerte den Enthuſiasmus des baieriſchen Volkes. Der König wurde im Theater ſtürmiſch begrüßt. Wenige Tage ſpäter wußte man, daß ſechs baieriſche Prinzen mit zu Felde ziehen würden, was der Begeiſterung neue Nahrung gab. Dieſe ſechs waren: Prinz Otto, der einzige Bruder des Königs, Prinz Luitpold, der Onkel des Königs, die Prinzen Ludwig, Leopold und Arnulf, die Söhne des Vorigen und Vettern des Königs, und Herzog Emanuel, der Bruder der Kaiſerin von Oeſterreich aus der herzoglich baieriſchen Familie. Auch die Söhne mehrerer Standesherren, die nach dem baieriſchen Wehrgeſetze militairfrei ſind, traten in die Armee, ſo die Grafen Quadt und Giech.

Gleichzeitig erließ der Ausſchuß der deutſchen Fortſchrittspartei in Baiern einen Aufruf folgenden Inhalts: »Friede im Lande, Krieg gegen den Feind! In dieſem Augenblick, wo der Ruf des Königs, unſeres deutſchen Königs, die geſammte wehrhafte Jugend des Landes verſammelt hat, um als lebendiger Wall den deutſchen Boden gegen den alten Reichsfeind zu ſchirmen, muß im Innern aller Parteihader ſchweigen. Der König und die Landesvertretung haben geſprochen, und von nun an giebt es in Baiern keinen anderen Streit als den Wettſtreit, mit Aufopferung aller Kräfte den gewaltigen Kampf, den Entſcheidungskampf um die Freiheit Deutſchlands und Europa's zum glorreichen Ende zu führen. Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr!«

So gingen die Dinge in Baiern, und wie in Baiern, ſo in Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt. Die Haltung König Ludwig's war beſtimmend geworden für die Haltung Süddeutſchlands überhaupt.

An dieſer Haltung, ſoweit es die politiſche Lage geſtattete, nahm auch Deutſch-Oeſterreich Theil. Nach den Vorgängen des Jahres 66, deſſen größtes Reſultat die Hinausdrängung des alten Kaiſerſtaats aus Deutſchland geweſen war, war an ein Bündniß zwiſchen den Häuſern Habsburg und Hohenzollern in dieſem Augenblicke noch nicht zu denken; die Erinnerung an jenen 7tägigen Krieg, der Oeſterreich ſeine Suprematie gekoſtet, ſeine Exiſtenz in Frage geſtellt hatte, war noch zu friſch, um in den beſtimmenden Kreiſen einen Gedanken aufkommen zu laſſen, der ſo viel bedeutet haben würde, als Gutheißung, Stabilirung alles Geſchehenen. Aber ein anderes die Politik des Hauſes Habsburg und ein anderes das nationale Gefühl Deutſch-Oeſterreichs. Mächtiger denn vielleicht je zuvor empfand man in dieſer erſten Kriſis, in die man losgelöſt vom alten »Reich« eintrat, die Zuſammengehörigkeit mit dieſem, und jeder Tag bezeugte dies Gefühl. Beſonders waren es die Studentenſchaften zu Wien und Graz, die dieſem Gefühle erneuten Ausdruck gaben, nächſt ihnen die Preſſe, ſoweit ſie nicht politiſch gebunden war. Alle hervorragenden Organe der Hauptſtadt: die »Preſſe«, die »Neue freie Preſſe«, der »Wanderer«, ſie waren einig darin, daß dem alten Kaiſerſtaat nur eines zieme: Neutralität. »Unbedingte Fernhaltung vom Kriege (ſo ſchrieb in jenen Tagen die »Preſſe«), ſie allein iſt uns durch unſere Lage vorgezeichnet. Wir wiſſen es wohl, daß Mobiliſirung, bewaffnete Neutralität, ſelbſt Theilnahme am Kampfe, von verſchiedenen Seiten her befürwortet werden; aber ein Staat, deſſen conſolidirte Schuld ſich auf 2555 Millionen Gulden beläuft, ein Staat, der ſeit einem Jahrhundert ſeine Ausgaben nicht zu decken vermag, der Schulden auf Schulden häuft und ſo recht eigentlich von ſeinem Kapitale zehrt, ein Staat, welcher erſt vor zwei Jahren die Zinſen der Staatsſchuld reducirt hat und trotzdem auch heute noch ein jährliches Defizit von 40 Millionen hat: was könnte ein ſolcher Staat Anderes beſchließen als einfache Neutralität? Kein Zweifel, es exiſtirt eine Kriegspartei. Sie wird immer und immer wieder die Hebel anſetzen, den Kaiſerſtaat in den Kriegstrubel hineinzuſtürzen. Dieſe Partei träumt von Rache und regt ihre Phantaſie durch die Gaukelbilder militairiſcher Erfolge auf. Kennt dieſe Partei die Wirklichkeit? Hat ſie ſich von der Beſchaffenheit des Bodens überzeugt, auf welchem ſie ihre Luftſchlöſſer aufbauen will? Innerhalb weniger Wochen iſt unſere Papierrente von 60 auf 50, die Silberrente von 69 auf 59 gefallen, dagegen das Silberagio von 117 auf 130 geſtiegen. Das geſchah bei dem erſten Anzeichen des aufſteigenden Sturmes, trotz der allgemein verbreiteten Ueberzeugung, daß Oeſterreich einer direkten Einmiſchung ſich enthalten werde. In welchen Abgrund würde unſere Rente ſtürzen, wenn nur Ein Soldat über den Friedensſtand eingezogen würde? . . . Nur wenn es gilt, die Exiſtenz des Kaiſerſtaates zu retten, kann unter unſeren gegenwärtigen Verhältniſſen ein Krieg gerechtfertigt ſein. Unſere Exiſtenz iſt heute unſer einziger Ehrenpunkt, ſie wahren die allein berechtigte Forderung des Patriotismus.«

So die »Preſſe«. Eine ſehr ähnliche Sprache führte ihre Rivalin, die »Neue freie Preſſe«. »Eine Betheiligung Oeſterreichs an dem preußiſch-franzöſiſchen Kriege«, ſo ſchrieb ſie, »iſt eine Unmöglichkeit. Mit einer in Oeſterreich ſeltenen, vielleicht unerhörten Einmüthigkeit ſprechen ſich alle Parteien für die ſtrikteſte Neutralität der öſterreichiſchen Monarchie aus. Die Motive ſind verſchieden, aber die Schlußfolgerung iſt die nämliche: unbedingte Enthaltung vom Kriege.« Der »Wanderer«, vielleicht ungebundener noch in ſeinen Beziehungen, ging über Auffaſſungen wie die vorſtehenden hinaus und forderte »ſtrikte Neutralität«, nicht als einen gebotenen Act der Klugheit, ſondern als ein Zeichen der Sympathie.

»Wenn Schwaben und Baiern ihren Groll vergeſſen, wenn Frankfurt und Hannover der unleugbaren Unbill, der mehrfachen Nachtheile nicht gedenken, ſoll Deutſch-Oeſterreich allein ſich nicht als Eins fühlen in dieſem nationalen Kampfe mit ſeinen Brüdern draußen, weil Preußen gegen die Politik des Cabinets Rechberg-Eſterhazy zu Felde zog? . . . Man berufe nicht die Reſerven, man berufe die Repräſentanten des Landes. . . . . Wenn jetzt Oeſterreich ſäumt, ſeine geſetzgebenden Körperſchaften zu verſammeln, ſo wird man glauben müſſen, es wolle nicht hören, wie die gewaltigſte Mehrheit ſeiner Bürger denkt; dann aber ſei man ehrlich und nehme uns nicht Zeit und Geld für einen conſtitutionellen Firlefanz, der in ſolcher Zeit nicht beachtet wird.«

Das war damals die Sprache in Deutſch-Oeſterreich; man ſtand ganz zum »Reiche«; Rache iſt ohnehin nicht Wieneriſch. Dies deutſch-nationale Empfinden aber, es wurde damals für uns zu einem politiſchen Factor von nicht leicht zu überſchätzender Bedeutung.

An der Einmüthigkeit ſolcher Neutralitäts-Forderungen, wie wir ſie vorſtehend citirt haben, an der ſich aufdringenden Erkenntniß, daß das ganze Deutſch-Oeſterreich hinter ſolchen Forderungen ſtand, ſcheiterte die Revanche-Luſt der Kriegspartei.

Die franzöſiſche Kriegserklärung.

Proclamation und Manifeſte.

In der Reichstagsſitzung vom 19. Juli (vergl. Seite 43) hatte ſich Graf Bismarck erhoben, um der Verſammlung anzuzeigen, daß ihm ſeitens des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Le Sourd im Laufe des Vormittags die Kriegserklärung Frankreichs überreicht worden ſei. Donnernde Bravos hatten darauf geantwortet: Jedes Herz war froh, daß dieſes unerträgliche Nergeln endlich ein Ende haben, der Appell an die Waffen gewagt, der unvermeidliche, wie ein Gewitter in der Luft liegende Streit ausgetragen werden ſollte.

Die Kriegserklärung ſelbſt aber lautete wie folgt:

„Der unterzeichnete Geſchäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Befehle, die er von ſeiner Regierung erhalten, die Ehre, folgende Mittheilung zur Kenntniß Sr. Excellenz des Herrn Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu bringen:

Die Regierung Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen, indem ſie den Plan, einen preußiſchen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat ſich in die Nothwendigkeit verſetzt gefunden, von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen die Verſicherung zu verlangen, daß eine ſolche Combination ſich nicht mit ſeiner Zuſtimmung verwirklichen könnte.

Da Se. Majeſtät der König von Preußen ſich geweigert, dieſe Zuſicherung zu ertheilen, und im Gegentheil dem Botſchafter Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen bezeugt hat, daß er ſich für dieſe Eventualität, wie für jede andere, die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umſtände zu Rathe zu ziehen, ſo hat die kaiſerliche Regierung in dieſer Erklärung des Königs einen Frankreich eben ſo wie das allgemeine europäiſche Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müſſen. Dieſe Erklärung iſt noch verſchlimmert worden durch die den Cabinetten zugegangene Anzeige von der

Weigerung, den Botſchafter des Kaiſers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinanderſetzung mit ihm einzugehen.

In Folge deſſen hat die franzöſiſche Regierung die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Intereſſen zu ſorgen, und, entſchloſſen zu dieſem Endzweck alle durch die ihr geſchaffene Lage gebotenen Maßregeln zu ergreifen, betrachtet ſie ſich von jetzt an als im Kriegszuſtande mit Preußen.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Sr. Excellenz die Verſicherung ſeiner hochachtungsvollen Ergebenheit auszudrücken.

Le Sourd.

Berlin, den 19. Juli 1870.«

Die geſchraubte, den eigentlichen Sachverhalt abſichtlich verdunkelnde Begründung dieſer Kriegserklärung, machte überall denſelben ungünſtigen Eindruck. Die Wiener Zeitungen bezeichneten dieſelbe als »die frivolſte Motivirung eines Krieges, welche die Welt je erlebt habe«; nicht anders ſtellten ſich die Urtheile in England. Den Franzoſen ſelbſt wurde nicht Zeit gegönnt über den Werth oder Unwerth dieſer Begründung nachzudenken; am Tage der Ueberreichung der Kriegserklärung (19.) überſchritten franzöſiſche Chaſſeurs d'Afrique die Grenze bei Saarbrücken, plänkelten mit preußiſchen Ulanen, Schüſſe wurden gewechſelt und die Nachricht von dieſem Rencontre, weil ſie die Phantaſie anregte, ſprach lebhafter zu den Pariſern als der Wortlaut einer nüchternen Motivirung. Ohnehin folgte die »Proclamation des Kaiſers an das franzöſiſche Volk« der Kriegserklärung beinahe unmittelbar und die Farbloſigkeit dieſer verſchwand hinter dem Farbenglanze jener. Die Proclamation aber, vom 22. Juli datirt, lautete wie folgt:

»Franzoſen!

Es giebt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die Nationalehre in gewaltiger Erregung ſich als eine unwiderſtehliche Macht erhebt, die alle Intereſſen beherrſcht und die Leitung der Geſchicke des Vaterlandes allein in die Hand nimmt. Eine dieſer entſcheidenden Stunden hat ſoeben für Frankreich geſchlagen.

Preußen, dem wir während und ſeit dem Kriege von 1866 die verſöhnlichſten Geſinnungen bezeugt haben, hat unſerm guten Willen und unſerer Langmuth keine Rechnung getragen. Indem es ſich in eine Bahn des gewaltthätigen Angriffs ſtürzte, hat es überall Mißtrauen erweckt, überall übertriebene Rüſtungen aufgenöthigt und aus Europa ein Heerlager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem nächſten Tage herrſchen.

Ein letzter Zwiſchenfall hat dann die Unhaltbarkeit der internationalen Beziehungen offen gelegt und den ganzen Ernſt der Lage gezeigt. Den neuen Anmaßungen Preußens gegenüber ließen ſich unſere Einſprüche vernehmen. Man hat ihrer geſpottet und ſie mit Bezeigungen des Hohnes beantwortet. Unſer Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden und ſofort hat ſich ein Kriegsgeſchrei von einem Ende Frankreichs bis zum anderen erhoben. Es bleibt uns jetzt nur übrig, unſere Geſchicke der Entſcheidung der Waffen anzuvertrauen.

Wir führen den Krieg nicht gegen Deutſchland, deſſen Unabhängigkeit wir achten. Wir ſind von dem Wunſche beſeelt, daß die Völker, welche die große germaniſche Nationalität ausmachen, frei über ihre Geſchicke verfügen ſollen.

Was uns angeht, ſo verlangen wir die Herſtellung eines Standes der Dinge, der unſere Sicherheit gewährleiſtet und die Zukunft ſichert. Wir wollen einen dauerhaften, auf die wahren Intereſſen der Völker begründeten Frieden erobern und dieſem prekären Zuſtande ein Ende machen, in welchem alle Nationen ihre Hülfsquellen darauf verwenden, ſich gegeneinander zu rüſten.

Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, iſt dieſelbe, die durch Europa die civiliſatoriſchen Ideen unſerer großen Revolution trug. Sie vertritt dieſelben Prinzipien; ſie wird dieſelben Gefühle der Hingebung einflößen.

Franzoſen!

Ich will mich an die Spitze dieſer tapfern Armee ſtellen, welche von der Liebe zur Pflicht und zum Vaterlande beſeelt iſt. Sie weiß, was ſie werth iſt, denn ſie hat in den vier Welttheilen den Sieg ſich an ihre Schritte heften ſehen.

Ich nehme trotz ſeiner Jugend meinen Sohn mit mir. Er kennt die Pflichten, die ſein Name ihm auferlegt; er iſt ſtolz, an den Gefahren derer Theil zu nehmen, die für das Vaterland kämpfen.

Gott ſegne unſere Anſtrengungen! Ein großes Volk, das eine gerechte Sache vertheidigt, iſt unüberwindlich!

Napoleon.«

Sechs Tage ſpäter, am 28. Juli, begab ſich der Kaiſer zur Armee nach Metz, um, unmittelbar nach ſeiner Ankunft daſelbſt, den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee zu übernehmen. Wir werden ihm ſpäter daſelbſt begegnen.

Eine preußiſche Kriegserklärung als Antwort auf die franzöſiſche ſcheint unſrerſeits weder übergeben noch überhaupt abgefaßt worden zu ſein. Wenigſtens ſind wir nirgends der Mittheilung eines ſolchen Actenſtücks oder oder auch nur ſeiner Erwähnung begegnet.

Die bereits am 19. thatſächlich eröffnete Kriegführung, ſo geringfügig dieſe Scharmützel ſein mochten, überhob uns deſſen; was aber den Ausſchlag geben mochte, war die Erwägung, daß ein Krieg, deſſen Motivirung ebenſo ſchwach auftrat wie ſeine Provocation ſtark geweſen war, eine ernſte Auseinanderſetzung oder auch nur die Innehaltung herkömmlicher Formalien gar nicht verdiene. König Wilhelm begnügte ſich mit zwei kurzen Manifeſten, von denen das eine an das große deutſche Vaterland gerichtet war. Es trug das Datum: Berlin den 25. Juli, und lautete:

»Aus allen Stämmen des deutſchen Vaterlandes, aus allen Kreiſen des deutſchen Volkes, ſelbſt von jenſeits des Meeres, ſind Mir aus Anlaß des bevorſtehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutſchlands von Gemeinden und Corporationen, von Vereinen und Privatperſonen ſo zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinſame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfniß iſt, dieſen Einklang des deutſchen Geiſtes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines königlichen Dankes die Verſicherung hinzuzufügen, daß Ich dem deutſchen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinſamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutſchen Stämme und ihrer Fürſten hat alle Unterſchiede und Gegenſätze in ſich beſchloſſen und verſöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutſchland in ſeiner Einmüthigkeit, wie in ſeinem Recht, die Bürgſchaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott geſegnete Ernte deutſcher Freiheit und Einigkeit ſprießen werde.

Wilhelm.«

Das zweite Manifeſt (Berlin den 31. Juli) war eine Anſprache an das preußiſche Volk, zugleich ein Amneſtie-Erlaß. Es lautete:

»An Mein Volk!

Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutſchlands Ehre und für Erhaltung unſerer höchſten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblicke auf die einmüthige Erhebung Meines Volkes, eine Amneſtie für politiſche Verbrechen und Vergehen ertheilen. Ich habe das Staats-Miniſterium beauftragt, Mir einen Erlaß in dieſem Sinne zu unterbreiten.

Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindſchaft wahrhaftig nicht auf unſerer Seite war.

Aber herausgefordert, ſind wir entſchloſſen, gleich unſeren Vätern und in feſter Zuverſicht auf Gott, den Kampf zu beſtehen zur Errettung des Vaterlandes.

Wilhelm.«

»Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindſchaft wahrhaftig nicht auf unſerer Seite war;« — ſo ſchrieb der König, und das ganze Volk antwortete: ja, wir wiſſen es! Nicht Ruhmesſucht trieb uns, die Wahrung heiligſter Güter zwang uns das Schwert in die Hand. Uns und ihm.

Wie zog der König in den Krieg?
Wähnt er ſo leicht den blutgen Sieg?
Verließ er ſich auf Mann und Roß
Und ſeines Donnerrohrs Geſchoß?
O nein, er baute nicht allein
Auf ſich und ſeiner Krieger Reih'n,
Er beugte wohl ſein greiſes Haupt,
Von friſchem Lorbeer dicht umlaubt,
Von allem Uebermuthe fern
Demüthig vor dem Herrn der Herrn
Und wollte nur aus ſeiner Hand
Den Sieg für unſer Vaterland.

Und wohl uns, daß wir ihn aus ſeiner Hand empfingen!

Rüſtungen.

Das franzöſiſche Heer. Das deutſche Heer.

Franzöſiſche Rüſtungen und Zuverſichtlichkeiten.

Miniſter Rouher war ſchon am 16., an der Spitze des Senats, vor dem Kaiſer erſchienen um ihn aufzufordern, »zur Befreiung Deutſchlands den Degen zu ziehen.« Der Kaiſer hatte dieſem Galimathias (den er in ſeiner Seele gewiß als ſolchen erkannte) nicht nur gnädig gelauſcht, ſondern am ſelben Tage noch (vergl. S. 36) den kaum minder bemerkenswerthen Satz ausgeſprochen: »Ein Krieg, wenn er mit der Zuſtimmung des Landes und der Billigung ſeiner Vertreter ausgeführt wird, iſt legitim.« In dem guten Glauben an dieſen Satz verharrte jedenfalls, mit Ausnahme einer verſchwindend kleinen Minorität, die ganze Nation, und gab ſich Tag um Tag einem immer erneuten Enthuſiasmus über das militairiſche Schauſpiel ausgedehnter, unabläſſiger Rüſtungen hin. Waffenklirren und anticipirter Siegesjubel, — dieſe beiden waren es, die in der zweiten Hälfte des Juli Paris und Frankreich mit ihrem Lärm erfüllten. Das alte galliſche Naturell, wie es ſchon Cäſar geſchildert, trat wieder in jedem Einzelzuge hervor: Geringſchätzung des Gegners, Uebertreibung der eigenen Kräfte; die Phantaſie mächtiger als der Verſtand, und die Zunge, immer durchgehend, mächtiger als Alles.

So die Gallier vor achtzehnhundert Jahren! Und wie der galliſche Hahn damals gekräht hatte, ſo krähte er wieder.

Man konnte es ihm verzeihen, wenn man auf den Champs Elyſees, den Boulevards, den Bahnhöfen Zeuge des Treibens war, das hier wochenlang herrſchte. Tag und Nacht machte kaum einen Unterſchied. Ununterbrochen kamen die Regimenter aus Süd und Weſt, paſſirten die Hauptſtadt oder umfuhren ſie, und gingen dann weiter oſtwärts, auf Metz und Straßburg zu, unter der beſtändigen Verſicherung, daß nichts ſüßer ſei als »mourir pour la patrie«. Ueberall Fraterniſirung, Geſchrei: A Berlin, à nous le Rhin und dazwiſchen hundertſtimmiger Geſang: On va lui couper la tête, à Bismarck! So gingen

Hunderttauſende an die Grenze, um, nach perſönlicher wie nach allgemeiner Meinung, »Die Promenade nach Berlin« anzutreten. Einen beſonderen Jubel erweckte jedesmal das Erſcheinen eines Turco-Regiments; man verſprach ſich von ihnen Wunderdinge oder verpflichtete ſie wenigſtens, ſolche zu verrichten. Sie machten ihre Zuſage, je nach dem Weinquantum, das verabreicht wurde. Die Kaiſerin fuhr nach Cherbourg, um die Offiziere und Mannſchaften des für die Oſtſee beſtimmten Panzergeſchwaders zu begrüßen; der Kaiſer zeichnete 50,000 Frcs. für die »Pflege der Verwundeten«; jedes neue Zeitungsblatt brachte neue Ernennungen von Diviſions- und Brigade-Generalen, — jeder Name wurde gewogen, an jeden einzelnen knüpften ſich Hoffnungen auf Sieg. In die Kaſernen und Wachtlocale rückten bereits die »Mobilen« ein, um an Stelle der abrückenden Linie und Garde den Dienſt zu übernehmen. Von Mund zu Mund gingen die vertrauten Mittheilungen, die Fragen, die Gerüchte: Mac Mahon iſt angekommen; »welches Corps wird er befehligen?« das erſte; Admiral Bouet-Villaumez hat ſeine Flagge aufziehen laſſen; »auf welchem Schiff?« auf der Fregatte Ocean; »wer wird das Landungscorps commandiren?« General Montauban v. Palikao; »ah, c'est bon, c'est un chanapan;« nein, nicht Palikao, General Reboul; 's kann ſein, ah, c'est tout égal, das Bajonet an die Rippen, ça ira: die Kaiſerin wird den Kaiſer begleiten; »impossible:« ſie kann nicht ohne ihn ſein. Nun Heiterkeit und das Anſtimmen einer Strophe aus La Badinguette.

Wie in die Turcos, ſo ſetzte man auch ein beſonderes Vertrauen in die Welfenlegion, die es verſtanden hatte, ſich wieder in den Vordergrund zu drängen, nicht blos durch Dienſt-Anerbietungen überhaupt, ſondern vor Allem dadurch, daß ſie es als eine »Pflicht der Dankbarkeit« gegen Frankreich bezeichnet hatte, »im Kampfe gegen den preußiſchen Unterdrücker ihr Blut mit dem der Söhne Frankreichs miſchen zu dürfen«. Sie hatte die nöthige Phraſeologie ſchnell gelernt. Ihre Anerbietungen wurden ſpäter abgelehnt;*)

---

*) Das »Welfenthum« kam überhaupt während des Krieges zu nur geringer Geltung. Einzelne Emiſſaire, deren Namen wir hier gern verſchweigen, waren, wie ſchon erwähnt, auf preußiſchen Feſtungen untergebracht worden; andere, die Miene machten, dem franzöſiſchen Geſchwader See-Dienſte zu leiſten oder Lootſen zu werben, erhielten einen ſolchen Avis, daß ſie es für gerathen hielten von einem Vorhaben, das ihnen den Kopf gekoſtet haben würde (General Vogel v. Falckenſtein war Küſten-Gouverneur geworden; das ſagt Alles), abzuſtehen. Selbſt der Hietzinger Hof wurde durch die Sprache der deutſch-öſterreichiſchen Preſſe derart unter Controle genommen, daß er nur Wünſche hegen, aber die Wünſche durch nichts bethätigen durfte. So ſchrieb beiſpielsweiſe der »Wanderer«:

»Will Oeſterreich ſeine Neutralität, die es nunmehr endlich beſchloſſen hat, völkerrechtlich correct auffaſſen, ſo muß es auch dem Treiben von Hietzing und Gmunden (Hof des ehemaligen Kurfürſten von Heſſen) auf ſeinem Boden ein Ende bereiten. Die betreffenden deutſchen Fürſten mögen es mit ſich ſelber ausmachen, ob es ehrenvoll iſt, aus Frankreichs bei Beginn der Rüſtungen aber gab man ſich in Paris allgemein noch der Hoffnung hin, daß ſie unter ihrer eignen Fahne (wie ſie gebeten hatten) ein unbeſiegbares corps de vengeurs bilden würden.

Die Siegeszuverſicht der Maſſen war überall da, wo nicht ſocialiſtiſcher Fanatismus das nationale Empfinden verwirrte, unbegrenzt. Und dieſe Zuverſicht, wie ſehr wir ſie jetzt belächeln mögen, wie ſehr ſie den Stempel der franzöſiſchen Excentricität trug, ſie war ~~au fond~~ menſchlich berechtigt. Die Entfaltung großer Waffenpracht erzeugt überall, auch bei nüchterneren, minder von der Gloire zehrenden oder auch minder dazu berechtigten Nationen (denn nicht jedes Volk hat gleichen Kriegsruhm aufzuweiſen) einen Rauſch, eine Erregung der Sinne und Nerven, aus der die Siegeszuverſicht mit einer Art Folgerichtigkeit erwächſt. Jeder nimmt ſein eigenes ſchwaches Ich als Maßſtab und ſieht ſich nun, wenn, unter Pauken- und Beckenſchlag, endloſe Colonnen an ihm vorüberziehen (Regimenter, die in zehn, in fünfzig, vielleicht in hundert Schlachten ſiegten), einem gewaltigen Etwas gegenüber, das er gar nicht umhin kann anders, als eine unbeſiegbare Macht anzuſehn. In Paris, in ganz Frankreich kam diesmal hinzu, daß hunderte von Autoritäts-Ausſprüchen exiſtirten, die dem Volke eine Art Recht gaben, ſich ſelbſt als invincible und den Krieg als eine Promenade anzuſehn. Wir geben einige dieſer Ausſprüche.

Marſchall Niel ſollte geſagt haben: »Drei Wochen nach Beginn eines Krieges mit Preußen werden wir in Berlin ſein,« ein höchſt wahrſcheinlich wirklich gethaner Ausſpruch, der jetzt, nach dem Tode des Marſchalls, als eine »Prophezeihung« aufgeſtellt und gläubig als ſolche hingenommen wurde. Noch wirkſamer war die Mittheilung eines Geſprächs, das in einer der Commiſſionsſitzungen zwiſchen dem Marſchall Leboeuf (dem Nachfolger Niel's) und dem ihn interpellirenden Herrn v. Kératry geführt worden war.

Herr v. Kératry: Marſchall, ſind wir bereit?

Marſchall Leboeuf: Vollſtändig bereit.

Herr v. Kératry: Geben Sie uns Ihr Ehrenwort darauf? Bedenken Sie, es wäre ein Verbrechen, Frankreich in einen Kampf zu ſtürzen, ohne Alles vorhergeſehn, ſich vor Allem ſicher geſtellt zu haben.

Hand, von eines Napoleoniden Gnade ihre Kronen wieder zu erbetteln; ein neutraler Staat darf aber nicht zum Herde ſolcher Verſchwörungen gemacht werden. . . . Vielleicht hätte der Gmundener Hof auch ſelber endlich das Einſehen, daß internationale Schicklichkeit ihm jetzt wenigſtens gebietet, unſeren Boden nicht zum Aſyl für allerlei Werbungen und Conſpirationen zu machen. Wir lieben den Frieden und wollen den Frieden, und haben nicht die allermindeſte Luſt, wegen ein paar Fürſten, die ſelbſt in dem Momente, wo die Zukunft Deutſchlands auf dem Spiele ſteht, ihren kleinlichen Egoismus nicht zum Schweigen bringen mögen, etwa zu einer Franzoſenbündelei getrieben zu werden.« — Zweifelsohne ſind wir auch für dieſe Haltung Deutſch-Oeſterreich und ſeiner Preſſe zu Dank verpflichtet.

Marſchall Leboeuf: Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir über und über bereit ſind (archiprêt).

Herr v. Caſſagnac: Was verſtehen Sie unter: bereit ſein?

Marſchall Leboeuf: Ich verſtehe darunter, daß, wenn der Krieg ein Jahr dauerte, wir nicht einmal einen einzigen Kamaſchenknopf zu kaufen brauchten.

Entſchiedener konnte keine Sprache ſein und eine von Natur leichtlebige, vertrauensſelige Bevölkerung mußte natürlich durch Ausſprüche, wie die vorſtehenden, in ſeiner Zuverſichtlichkeit beſtärkt werden. Zwei Generalſtabschefs, der verſtorbene und der gegenwärtige, zwei Männer, die die Intelligenz des Heeres vertraten, ſie hatten, jeder in ſeiner Weiſe, die volle Ueberzeugung nicht nur von der Bereitſchaft, auch von der Superiorität des franzöſiſchen Heeres ausgeſprochen. Sollte man ihnen mißtrauen? Alles was in Armee, in Kammer und Preſſe eines Anſehens genoß, ſprach dieſelbe Sprache der Zuverſicht. Emil de Girardin wurde nicht müde zu predigen, »daß man die deutſchen têtes quarrés mit Kolbenſtößen in und über den Rhein jagen müſſe« und Edmond About, der ſich bereits nach Straßburg begeben hatte, ſchrieb von ebendaſelbſt:

»Wir hören, daß die Preußen ſehr entrüſtet darüber ſind, daß wir ihnen die Turcos, dieſe ſchönen afrikaniſchen Truppen, entgegenwerfen wollen. ›Die Franzoſen‹, ſagen ſie, ›wollen uns von Wilden auffreſſen laſſen.‹ Es bleibt noch zu ſehen, ob dieſe Wilden nicht unendlich viel civiliſirter ſind, als die bei Kehl lagernden Barbaren.

Ich höre auch, daß die Soldaten der Landwehr, dieſe heulenden Schneider und Schuſter, die mit Gewalt hinausgetrieben werden, um Ruhm zu ſuchen, große Furcht vor dem Bajonetgewehr haben. Sie ſind nur halb beruhigt durch übertriebene Berichte über die Leiſtungen ihres Zündnadelgewehrs und durch die Verſicherung, daß unſere Soldaten nie dazu kommen werden, ihnen den kalten Stahl zu koſten zu geben. Haben wir Mitleid mit dieſen armen Teufeln, die nichts haben als den Glauben an ſolche Chimären.«

Die »France«, die ſich überhaupt durch eine leidenſchaftlich chauviniſtiſche Haltung auszeichnete, nahm gleichzeitig Veranlaſſung, aus den »Papieren von St. Helena« den bekannten gegen O'Meara gemachten Ausſpruch des erſten Napoleon zu citiren:

»Mein größter Fehler vielleicht iſt der geweſen, daß ich den König von Preußen nicht entthronte, als ich es ſo leicht thun konnte. Nach Friedland hätte ich Preußen Schleſien nehmen und dieſe Provinz Sachſen überlaſſen ſollen. Wenn ich ſo gehandelt, wenn ich ihnen daun eine liberale Verfaſſung gegeben und die Bauern von der Leibeigenſchaft befreit hätte, ſo würde das Volk zufrieden geweſen ſein.«

Solche Citate aus Längſtzurückliegendem gaben jetzt die einflußreichſten Blätter, deren nahe Beziehungen zum Gouvernement bekannt waren, als ein Programm für die Zukunft. So ſicher war man in den leitenden Kreiſen; war es zu verwundern, daß das Volk dies Gefühl der Sicherheit auf ſeine Weiſe wiederſpiegelte.

Auch die Haltung des Kaiſers erfüllte mit Vertrauen. Vieles wurde vergeſſen. Er kannte ſeine Franzoſen und wußte ihnen durch allerhand Ausſprüche, die bald von Mund zu Mund gingen, zu imponiren. »Um gut zu kriegen, muß man als Seconde-Lieutenant in Krieg ziehn.« Das wurde nun weiter ausgeſponnen. Seine Dienerſchaft, ſo hieß es, ſolle in einem einzigen Kammerdiener beſtehen. Die Ordonnanzen der Ordonnanz-Offiziere und der Adjutanten werden bei Tiſche aufwarten. Die Speiſekarte ſoll immer nur das unumgänglich Erforderliche enthalten. Jede unnütze Küche wird vom Hauptquartier ausgeſchloſſen. Zum Transport des ganzen kaiſerlichen Gepäcks werden zwei »Cantinen« genügen. Der Kaiſer will nicht einmal ein Zelt mitnehmen. Kurzum er war der Sparterkönig comme-il-faut und wer ſpartaniſch war, mußte ſiegen. Alles vereinigte ſich, ein ohnehin leichtgläubiges, einer optimiſtiſchen Anſchauung der Dinge zugeneigtes Volk in dem Glauben zu beſtärken, daß es ihm nicht fehlen könne, daß eine kurze, nicht allzu energiſche Anſtrengung genügen werde, den Preußen, denen Sadowa durch bloße Schickſalslaune zugefallen ſei, erſt ein Magenta und dann ein Solferino zu bereiten.

Wie ſtand es nun aber in Wirklichkeit?

Es wäre Thorheit, wie mannigfach geſchehen iſt, aus der bloßen Thatſache des ſchließlichen Unterliegens den Schluß ziehen zu wollen, jene Siegeszuverſicht, die damals Volk und Armee in Frankreich erfüllte, ſei etwas an und in ſich Lächerliches geweſen. Ganz im Gegentheil. Was immer die Fehler und Schwächen jener Armee ſein mochten, die an den Rhein eilte, um das linke Ufer des Fluſſes (ſo dachte man) für immer in Beſitz zu nehmen, es war in der That eine ſchöne, tapfre, zahlreiche Armee, die, was gleich vorweg geſagt ſein mag, uns das Siegen wahrlich nicht leicht machte und ſchließlich nicht unterlag, weil Alles ſchlecht und geiſtlos und wurmſtichig geweſen wäre, ſondern weil ſie einer Armee gegenübertrat, die ihr, von moraliſchen Qualitäten ganz abgeſehn, jedenfalls durch zwei Dinge überlegen war: durch Zahl und Führung. Dies, nach den Vorgängen von 66, vor Allem auch nach den Mahnungen, an denen es der eigene Militair-Bevollmächtigte ſeit Jahr und Tag nicht hatte fehlen laſſen, außer Acht gelaſſen zu haben, iſt der Hauptvorwurf, der, vom militairiſchen Standpunkt aus, den Kaiſer und ſeine Berather trifft. Alles andere was fehlte, ſteht doch nur in zweiter Linie.

Ueber *das was* fehlte, geben Papiere, meiſt telegraphiſche Depeſchen, die in dem Zeitraum vom 18. bis 29. Juli von den verſchiedenſten Grenzpunkten aus in Paris eintrafen und ſpäter in den Tuilerien wie in St. Cloud aufgefunden wurden, den beſten Aufſchluß. Wie laſſen Einiges aus der Fülle dieſer Depeſchen hier im Wortlaut folgen:

General de Failly an den Kriegsminiſter.

Bitſch, 18. Juli.

Bin in Bitſch mit 17 Bataillons Infanterie. Schicken Sie uns Geld, um die Truppen zu ernähren. Die Billets haben keinen Cours. Kein Geld in den öffentlichen Kaſſen der Umgegend. Kein Geld in den Kaſſen der Corps.

General-Intendant an Blondeau, Director der Kriegsverwaltung.

Metz, 20. Juli Abends.

In Metz giebt es weder Zucker, noch Caffee, Reis, Branntwein, Salz, ſehr wenig Speck und Zwieback. Senden Sie wenigſtens eine Million Rationen nach Thionville.

Der commandirende Vice-Admiral an den Marine-Miniſter.

Breſt, 20. Juli.

Dem größten Theil des Geſchwaders fehlen die Seekarten der Nord- und Oſtſee. Für das zum Auslaufen bereite Geſchwader würden elf Serien nöthig ſein.

Der commandirende General des 2. Armee-Corps an den Kriegsminiſter in Paris.

St. Avold, 21. Juli.

Das Depot ſchickt enorme Packete Karten, welche für den Augenblick unnütz ſind. *Wir haben nicht eine einzige Karte von der Grenze Frankreichs.* Es wäre beſſer, uns von *ſolchen* eine größere Anzahl zu ſenden, die wir gebrauchen können, und an denen es uns vollſtändig fehlt.

General Michel an das Kriegsminiſterium in Paris.

Belfort, 21. Juli.

Bin in Belfort angekommen. Meine Brigade nicht gefunden, Diviſions-General nicht gefunden. Was ſoll ich thun? *Weiß nicht, wo meine Regimenter ſind.*

Chef des Generalſtabes an den Kriegsminiſter in Paris.

Metz, 23. Juli.

Es fehlt mir an Zwieback, um vorwärts zu marſchiren. Dirigiren Sie ohne Verzug auf Straßburg Alles, was Sie davon in den Plätzen im Innern haben.

Commandirender General des 4. Corps an den Chef des Generalſtabes.

Thionville, 24. Juli.

Das 4. Corps hat noch keine Marketender, keine Ambulancen, keine Wagen für die Stäbe.

Intendant des 3. Corps an den Kriegsminiſter.

Metz, 24. Juli.

Das 3. Corps verläßt morgen Metz. Ich habe keine Lazarethgehülfen, Verwaltungsarbeiter, Lazarethwagen, Feldbacköfen, keinen Train und bei der 4. Diviſion und der Cavallerie-Diviſion habe ich nicht einmal einen Beamten. Ich bitte Ew. Excellenz mich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welcher ich mich befinde; das große Hauptquartier kann mir nicht aushelfen, obwohl es dort mehr wie zehn Beamte giebt.

Unter-Intendant an den Kriegsminiſter, 6. Abtheilung, Verpflegungsbureau.

Mezières, 25. Juli.

In den Plätzen von Mezières und Sedan iſt heute weder Zwieback noch geſalzenes Fleiſch vorhanden.

Der Kaiſer an den General Dejean, Kriegsminiſter in Paris.

St. Cloud, 26. Juli.

Ich ſehe, daß Zwieback und Brod in der Armee fehlen. Könnte man nicht das Brod in Paris in der Kriegsbäckerei backen und es nach Metz ſchicken?

Chef des Generalſtabes an das Kriegsminiſterium in Paris.

Metz, 27. Juli.

Die Detachements, welche zur Armee ſtoßen, kommen noch immer *ohne Patronen und Lagergeräthſchaften an.*

Der General-Intendant an den Kriegsminiſter in Paris.

Metz, 27. Juli.

Der Intendant des 1. Corps theilt mir mit, daß er noch immer weder Unter-Intendanten, noch Trainſoldaten, noch Verwaltungsarbeiter hat und daß er aus Mangel an Perſonal weder *einen Wagen beſpannen noch irgend etwas fertig bringen kann.*

So die Telegramme von der Grenze her. Wir laſſen es bei dieſer Auswahl bewenden und richten unſeren Blick von der Grenze auf das *Innere* des Landes, wo eben jetzt ein andrer ernſter Uebelſtand zu Tage trat. Es ergab ſich, daß man die durch Marſchall *Niel* angebahnte *Mobilgarden-Organiſation* (alſo ungefähr das, was unſerm Reſerve- und Landwehr-Syſtem entſpricht) nach dem Tode des Marſchalls gar nicht oder nur ſehr unvollkommen fortgeführt hatte, und daß es nur in 29 von den vorhandenen

89 Departements möglich war, die ſogenannten »Mobilen« einzuberufen. Dieſe 29 Departements waren:

Seine, Seine und Oiſe, Oiſe, Seine und Marne, Aube, Yonne, Loiret, Eure und Loire, Seine-Inferieure, Eure, Calvados, Arne, Nord, Pas-de-Calais, Somme, Marne, Aisne, Ardennen, Moſel, Meuſe, Meurthe, Vogeſen, Nieder-Rhein, Ober-Rhein, Doubs, Jura, Cote d'or, Haute-Marne und Haute-Saone. Alſo die Mitte und der Nordoſten. In den übrigen 60 Departements waren nicht einmal die Stämme gebildet und ſo ſahen ſich die Reſerven von Zweidrittheilen des Landes vorläufig außer Stande, unter die Fahne zu treten und Linien-Truppen (wo ſolche noch zurückgeblieben waren) frei zu machen.

All das waren offenbar Mängel, vielleicht große Mängel, und das »nous sommes archiprêts« Leboeuf's, das wir bereits Seite 72 citirt haben, erwies ſich jedenfalls als eine Tirade; nichtsdeſtoweniger möchten wir auf all dieſe Blunder und Unzulänglichkeiten, weil ſie zuletzt doch nur Kleinkram betrafen und die Armee weder am 6. (Wörth) noch am 16. und 18. daran hinderten, eminent ihre Schuldigkeit zu thun, wir möchten auf alle dieſe Unzulänglichkeiten doch nur ein verhältnißmäßig geringes Gewicht legen und die Urſachen der ſpäter erfolgenden Niederlagen, wie wir ſchon andeuteten, nicht in dieſen vielen Detail-Mängeln, ſondern in dem einen großen Generalfehler ſuchen, daß Leboeuf unſre Kräfte unterſchätzt und in eben dieſer Unterſchätzung geglaubt hatte, mit 300,000 Mann einen Krieg führen zu können, zu dem er mindeſtens 500,000 gebraucht hätte, um wenigſtens Chancen des Erfolges zu haben.

Dieſer Rechenfehler war der große Fehler überhaupt. Alles andre verſchwindet daneben; und ſo theuer das Empire, ja ſchließlich ganz Frankreich dieſen Fehler hat bezahlen müſſen, ſo erheiſcht doch die Billigkeit das Zugeſtändniß, daß der begangene Irrthum in Wahrheit kleiner war, als er uns jetzt erſcheint. Der Kaiſer und ſein Marſchall bauten ihren Kriegsplan, beziehungsweiſe ihre Zuverſicht, auf politiſchen Vorausſetzungen auf, die nicht zutrafen, die aber in ſich nicht thöricht und nicht einmal unwahrſcheinlich waren.

Die Haltung Baierns (weshalb denn auch nach dieſer Seite hin unſre Anerkennung nicht rückhaltlos genug ſein kann) ſtörte den Calcul. Erklärte man ſich in Süddeutſchland neutral — worauf gerechnet war — ſo würde manche Anklage, die jetzt gegen das kaiſerliche Frankreich und ſein Heer laut geworden iſt, nie laut geworden ſein.

Man kann füglich die Bemerkung wagen: die militairiſchen Rüſtungen Frankreichs wurden unausreichend befunden, weil ſeine diplomatiſche Ausrüſtung unausreichend geweſen war. Der Kaiſer und die Armee mußten für Irrthümer büßen, die, zum Theil, außerhalb des Heeres und ſeiner Verwaltung lagen.

Deutſche Rüſtungen und Sorglichkeiten.

An demſelben Tage, an dem Miniſter Rouher vor dem Kaiſer mit der Mahnung erſchienen war, »zur Befreiung der germaniſchen Stämme das Schwert zu ziehn«, an demſelben Tage (genauer in der Nacht vom 15. zum 16.) war in Deutſchland die Mobilmachungs-Ordre ergangen, deren erſter und vorläufig alleiniger Zweck es war, dieſer »Befreiung« mit allen Mitteln entgegenzutreten. Im Fluge trug der telegraphiſche Draht die Befehle durch das ganze deutſche Land, ja über die Grenzen des Landes hinaus, Alles, mit nicht nennenswerthen Ausnahmen (wie wir einen Fall auf Seite 70 erwähnt), eilte wieder den Fahnen zu, aufs Neue das Dichterwort zur Wahrheit machend:

Und wieder wogt
Das Leben ſich auf ſeine Höhen; ſchwellend,
Durch alle Adern ſchlagend, treiben wieder
Die warmen Pulſe ihre Maienblüthen,
Und wieder blühen all die ſeltnen Blumen
Der unbewußten, ſelbſt ſich opfernden
Begeiſterung.

Keiner blieb aus; von jenſeit des Oceans, ſobald die Kunde ihr Ohr erreichte, kehrten Hunderte in die Heimath zurück; aus Paris ſelbſt aber, wenn die Zeitungen jener Tage uns richtige Angaben bringen, zogen 20,000 Deutſche aus, um ſich bei der Fahne zu ſtellen. Mit dem Rufe »es lebe Preußen« zogen ſie über die Boulevards, den Bahnhöfen zu. Viele Comtoire und Werkſtätten, die ihr Perſonal einbüßten, mußten geſchloſſen werden. Es war ein Pflichteifer, der, weil begeiſterungsgetragen, weit über den Eifer von 1866 hinauswuchs; es ging diesmal kein Bruch durch die Nation, vielmehr hieß es wie in den Jahren der Befreiungskriege:

In ſeine Himmel hell
Rankt wieder auf und grünt voll Waldesduft
Die heil'ge Hermanns-Eiche eines Deutſchlands,
Und wieder weihen gläubig ihrem Schatten
Sie Alle Gut und Blut, ihr letztes, beſtes; . . .
Lehrſtand und Nährſtand wird wieder Wehrſtand; —
Waffen;
Ein Mann das Volk und eine Burg das Land.

Aller Begeiſterung wohnt eine Neigung inne, den Gang geordneten Herkommens zu durchbrechen, Unruhe, Haſt, Ueberſtürzung an die Stelle des Maßes und der Ueberlegung treten zu laſſen. Das Charakteriſtiſche unſerer deutſchen Rüſtungen war die vielleicht nie zuvor erlebte Verſchmelzung von Enthuſiasmus und Ordnung. Alles ging wie ein Uhrwerk. Kein Fragen, keine Unſicherheit, kein Stocken. Es war dies nur möglich, weil man, bei aller momentanen Ueberraſchung und dem entſprechenden momentanen Unvorbereitetſein, doch in Wahrheit vorbereitet war. Alles was jetzt kam, hatte man ſeit 66 kommen ſehn. Dieſer Krieg mußte kommen, er war nur eine Frage der Zeit; Alles war im Voraus erwogen, überdacht. Das rieſige Werk einer Mobilmachung von 500,000 Mann, das faſt noch rieſigere ihrer Beförderung bis an die Weſtgrenze des Reichs, wickelte ſich beinah lautlos ab. Der Stockungen, der Anhäufungen von Truppenmaſſen waren ſo wenige, daß das Ausbleiben der militairiſchen Bilder und Scenen, des bunten Durcheinanders von Uniformen, der Fuhrwerke und Waffenparks, an die von Alters her das Auge bei Mobilmachungen gewöhnt war, das Urtheil verwirrte und in bangen Gemüthern die Frage aufkommen ließ: wird denn überhaupt gerüſtet? Der Feind ſteht an der Grenze und wir ſehen kaum, daß man Miene macht, ihm zu begegnen. Dieſe Fragen und Bedenken wurden ſo laut, daß man ſich veranlaßt ſah, am fünften Tage nach der Mobiliſirungs-Ordre, das irre werdende Publicum aufzuklären.

»Das vermißte bunte Durcheinander«, ſo hieß es in einem ſolchen Communiqué, »werden wir diesmal gar nicht haben. Schon bei der Ertheilung der Geſtellungs- und Einberufungs-Ordres iſt diesmal für jeden einzelnen Mann der Ort, das Regiment, zu dem er zu ſtoßen, ja die Nummer, unter welcher er ſich einzureihen hat, ganz genau angegeben und beides in Einklang gebracht mit der demnächſtigen Bewegung des betreffenden Truppenkörpers, deſſen Mannſchaften immer erſt am Depotplatze eingekleidet und bewaffnet werden, ſo daß ein Zuviel oder Zuwenig, ein nachträgliches Abgeben von Mannſchaften eines Truppentheils an den andern ſo gut wie nirgend ſtattfinden wird. Am ſchlagendſten zeigt ſich die Sicherheit und Genauigkeit der betreffenden Dispoſitionen in den bis auf's kleinſte detaillirten Fahrplänen, welche den Bahnverwaltungen für den Truppentranſport zugeben. Die Züge ſind nicht nur nach Richtung, Stunde und ungefährer Größe, wie früher, bezeichnet, ſondern es wird faſt auf den Kopf genau die Zahl der Mitfahrenden und jeder Punkt darin angegeben, wo ein Wagen eingehängt wird, um zuſtoßende Mannſchaften des im Tranſport begriffenen Truppentheiles aufzunehmen, oder wo ein Wagen auszuhängen iſt, um in gleicher Richtung beförderte Angehörige eines andern Truppentheiles an dieſen abzugeben."

War die Ruhe und Sicherheit, mit der ſich die Rüſtungen ins Werk ſetzten, ſchon innerhalb Preußens erſtaunlich, ſo mußte es ein geſteigertes Erſtaunen wecken, daß auch Süddeutſchland, in das die norddeutſche Heeresorganiſation eben erſt eingeführt worden war, in nichts hinter Preußen und Norddeutſchland zurückblieb und gleichzeitig im Verein mit dem norddeutſchen Bundesheere zur Vertheidigung des Vaterlandes ausziehen konnte. Wie ſich Frankreich in Bezug auf die politiſche Haltung Süddeutſchlands getäuſcht hatte, ſo auch in Bezug auf ſeine militairiſche Schlagfertigkeit. Nirgends ein Verſäumniß, nirgends ein Stocken. So kam es, daß von Tag zu Tag während der letzten Juliwoche mehr und mehr die Beſorgniß ſchwand, Frankreich werde ſeinen erſten Vorſprung, den es unverkennbar in der Rüſtungsfrage hatte, zu erheblichem Nachtheile für uns ausbeuten. Dagegen wuchs die Zuverſicht, daß es unſrer Kriegführung vergönnt ſein werde, den deutſchen Boden von unmittelbaren Laſten und Bedrängniſſen des Krieges entweder ganz frei zu halten, oder doch baldigſt wieder zu befreien. Ein Wort, das General v. Moltke geäußert haben ſollte, ſteigerte die gute Zuverſicht: er ſei genau über den Fortſchritt der franzöſiſchen Rüſtungen informirt und eine Ueberrumpelung ſtehe nicht zu befürchten.

Einer ſolchen „Ueberrumpelung" für alle Fälle vorzubeugen, hätte für uns durchaus im Bereich des Möglichen gelegen; wir wären zweifellos im Stande geweſen, ganze Armee-Corps aus dem Centrum der Monarchie: die Garden, das III., IV. und X. Corps in vier, fünf Tagen an die Grenze zu werfen, ſo daß wir ſchon vom 20., alſo ohngefähr vom Momente der Kriegserklärung ab, befähigt geweſen ſein würden, einen raſchen Stoß des Gegners mit wenigſtens 7 Corps auf Friedensfußſtärke, alſo mit etwa 140,000 Mann zu pariren. Man leiſtete aber, eben weil man dieſſeits wußte, daß es mit der Archipretſchaft des Gegners doch ſeine erheblichen Bedenken habe, auf eine ſolche Ueberſtürzungsmaßregel Verzicht und ſetzte ſich lieber der Möglichkeit aus, das linke Rheinufer auf Tage in Feindeshand zu ſehn, als daß man den Entſchluß faßte, mit dem eignen Gefühl der Unvorbereitetheit für den großen Kampf, in dieſen einzutreten. Kleine Rückſichten mußten den großen, das Wünſchenswerthe dem Nothwendigen, die Intereſſen des Einzelnen dem Ganzen weichen. Der »Staatsanzeiger«, nachdem die erſte Gefahr vorüber war, ſchrieb im Rückblick auf die Situation ſehr richtig: »Immobile Truppen an die Grenze zu werfen, darauf glaubten wir verzichten zu müſſen. Denn Hals über Kopf aus ihren Friedensverhältniſſen herausgeriſſene Truppentheile waren wohl in der Lage, augenblickliche Erfolge zu erringen, aber nicht organiſirt, um die Wechſelfälle eines großen und gewichtigen Krieges durchzuführen. Was dabei augenblicklich errungen worden wäre, hätte ſich für die Zukunft bitter rächen müſſen. Man zog es daher vor, die Streitkräfte in ordnungsmäßiger Weiſe zum Kriege vorzubereiten.«

Zu dieſer »ordnungsmäßigen Vorbereitung zum Kriege« gehörte über das unmittelbar Militairiſche hinaus viel Andres noch, ohne das ein Rieſenkampf, wie der bevorſtehende, nicht wohl durchgeführt werden konnte. Die Organiſation, indem ſie einem beſtimmten Maß gegebener Verhältniſſe entſpricht, repräſentirt einen Stamm, ohne den Alles in Wirrſal und Zerfahrenheit übergehen würde; von dem Augenblick an aber, wo das Maß jener Verhältniſſe überſchritten wird, geht es nicht ohne die freie Mitbetheiligung des Volks. Hierher gehören: die Krankenpflege, die Unterſtützungs-Genoſſenſchaften, die ganze Liebesthätigkeit daheim. Alles in den voraufgehenden Kriegen bewährt, trat wieder ins Leben. Die Königin, die Kronprinzeſſin erließen ihre Aufrufe an alle Frauen Deutſchlands, Prinz Karl, in ſeiner Eigenſchaft als Herrenmeiſter der Johanniter, forderte zu neuer Bethätigung des Ordens, zunächſt zu Beiträgen und Sammlungen von Geld und Lazarethbedürfniſſen auf, Fürſt Pleß trat wieder als königlicher Commiſſar und Militair-Inſpecteur an die Spitze der freiwilligen Krankenpflege und veröffentlichte ſeine Anordnungen in Betreff der Armee-, der Etappen- und der Provinzial-Delegationen. Dieſe Aufrufe und Erlaſſe fanden allerorten eine gute Stätte. Eh der Juli zu Ende war, waren wir auch auf dieſem Felde gerüſtet.

Gleichzeitig erfolgte die Erneuerung des »Eiſernen Kreuzes«. Die Stiftungs-Urkunde hatte 1813 feſtgeſtellt, daß dieſe Auszeichnung, nach jenem Befreiungskampfe, nicht wieder verliehen werden ſolle; die Lage von heut und damals bot aber ſo viel Verwandtes, derſelbe Feind, derſelbe Uebermuth, daß König Wilhelm ſich veranlaßt ſah, über jene Feſtſtellung hinwegſehend, folgenden Erlaß an das Staatsminiſterium zu richten.

»Angeſichts der ernſten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unſerer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater geſtiftete Ordenszeichen des Eiſernen Kreuzes in ſeiner ganzen Bedeutung wieder aufleben laſſen. Das Eiſerne Kreuz ſoll, ohne Unterſchied des Ranges oder

Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienſt, welches entweder im wirklichem Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf dieſen Kampf für die Ehre und Selbſtſtändigkeit des theuren Vaterlandes, erworben wird. . . . Möge das erneute Ehrenkreuz für die kommenden Geſchlechter ein Gedenkzeichen der Siege und Erfolge werden, die das deutſche Volk in dieſen Tagen für das Vaterland erflebt.«

Ja erflebt wurden dieſe Siege; ein Buß- und Bettag war angeordnet worden und alles Volk drängte den Kirchen zu, um ſich vor Gott zu demüthigen und ſeine Gnade anzurufen. Ueberall an dem genannten Tage (Mittwoch den 27.) ruhte die Arbeit, herrſchte eine ernſte, feierliche Stimmung. Vor dem Dome ſammelten ſich ſchon vor 8 Uhr früh Tauſende von Menſchen an, von denen kaum der zehnte Theil Platz fand. In ſtiller Ehrfurcht begrüßte die Verſammlung die zum Gottesdienſte fahrenden königlichen und prinzlichen Herrſchaften, welche ſämmtlich, ſoweit ſie in Berlin anweſend waren, erſchienen. Als aber der König vorfuhr, ertönten tauſendſtimmige begeiſterte Lebehochs und Hurrahrufe. Bei der Abfahrt wiederholte ſich die Ovation. Beide Majeſtäten hatten vorher in der Hauskapelle des kronprinzlichen Palais das heilige Abendmahl aus der Hand des Dompredigers Dr. Hoffmann empfangen. Alle Kirchen ohne Ausnahme waren überfüllt. In einzelnen Parochieen, ſo in der Louiſenſtadt, wurden improviſirte Gottesdienſte in dem Kirchhofspark abgehalten. In der Nicolaikirche wohnten Magiſtrat und Stadtverordnete in Amtstracht dem Gottesdienſte bei.

Und wie in Berlin, ſo in ganz Preußen und Deutſchland. Man beugte ſich, man rief die Hülfe des Himmels an, aber, indem man ſie anrief, war man ſich zugleich bewußt: der Himmel hilft nur denen, die ſich ſelbſt zu helfen wiſſen. »Betet zu Gott und ſchüttet friſch Pulver auf die Pfanne« dieſer alte Cromwell-Spruch zeichnet für alle Zeiten auch dem Frömmſten die Richtſchnur vor. Dem Frömmſten, wenn er in den Krieg zieht. Alles in die Wunderhand Gottes zu legen iſt weder klug, noch chriſtlich, iſt nur bequem. Alles Bequeme aber (traditionell in preußiſchen Landen verpönt) war wieder mal abgethan. Das »Soll der Pflicht« trat wieder in den Vordergrund, durchdrang die Herzen. »Eines bleibt uns,« ſo ſchrieb damals die »Nat. Ztg.«, »was die Franzoſen nicht haben noch haben können, wohin ihr point d'honneur und ihre gloire niemals hinanreichen — uns bleibt der kategoriſche Imperativ. An der Oſtgrenze deutſcher Bildung und Geſittung hat ihn Immanuel Kant gefunden. Mit Nothwendigkeit und Unbedingtheit gebietet das ſittliche Sollen; darum iſt der moraliſche Imperativ ein kategoriſcher, ein unbeugſamer, um den nicht durch allerlei Flauſen und Spiegelfechtereien herumzukommen iſt. Wozu iſt der Menſch auf Erden? Laßt das Fragen, erfüllt Eure Pflicht. Voll und ganz. Wird ſie Euch ſchwerer, übt Ihr ſie nur mit Widerſtreben, um ſo erhabener glänzt ihr heiliges unerbittliches »Soll!«

Das »Soll der Pflicht« wie es jene Lage beherrſchte, ſo gab es auch eine freudige Zuverſicht auf Sieg. »Das Schickſal dieſer oder jener Schlacht,« ſo hieß es damals an andrer Stelle, »kann Niemand mit voller Sicherheit vorausſagen; der kühnſte Soldat ſcheut die Ueberhebung. Aber die Nation darf mit Zuverſicht von ihrem Siege ſprechen, wenn ſie für ihre heiligſten Güter in den Kampf zieht und nicht eitler Ruhmſucht oder eingebildeten Intereſſen den Segen des Friedens opfert. In tiefem Verfall wäre die Nation, welche nicht die Gewißheit in ſich verſpürte, ihre höchſten Güter gegen einfallende Heere ſiegreich zu vertheidigen. . . . Ja, ſie haben uns bei Jena beſiegt, ſie waren in Berlin, aber haben ſie Leipzig und Waterloo vergeſſen? Sind wir nicht zweimal in Paris geweſen und haben die Siegesgöttin, die ſie uns geraubt, glorreich zurückgeführt? Die Armee Soubiſes bei Roßbach iſt in viel lächerlicherer Weiſe auseinandergeſprengt worden, als jemals Franzoſen die Preußen haben laufen ſehn. . . . Wir haben den Feind nicht herausgefordert, maßgebende Leiter unſerer Politik ſind vielmehr dem drohenden Zuſammenſtoß ausgewichen, haben ſelbſt die innigſten Ziele des Volkes vertagt, um einen zweifelhaften Frieden zu erhalten, bis der gewaltſame Sinn des Feindes kein Ausweichen mehr zuließ als auf dem Wege der Unehre. Das Schwert iſt uns in die Hand gedrückt worden, aber nun halten wir es feſt.«

»Er kennt kein Maß«, dies Wort, das ſich einſt gegen den erſten Napoleon perſönlich gerichtet hatte, es richtete ſich jetzt gegen die franzöſiſche Nation überhaupt, — die Hoffnung Deutſchlands aber gipfelte in einer ſchon 1814 in verwandter Lage gedichteten Goethe'ſchen Strophe:

> Zwar was dem Abgrund kühn entſtiegen,
> Kann durch ein ehernes Geſchick
> Den halben Weltkreis überſiegen,
> Zum Abgrund muß es doch zurück.
> Schon droht ein ungeheures Bangen,
> Vergebens wird Er widerſtehn!
> Und Alle, die noch an ihm hangen,
> Sie müſſen mit zu Grunde gehn.

Die franzöſiſche Armee.

Marſchall Leboeuf hatte ſeine mehrcitirte Erklärung »nous sommes archiprêts« ſehr wahrſcheinlich in gutem Glauben abgegeben, und in der That, wie Manches, ja wie Vieles ſelbſt (wie wir S. 74 gezeigt haben) an dieſer »Erzbereitſchaft« fehlen mochte, jedenfalls war es eine zahlreiche, durch perſönliche Bravour, Kriegserfahrung und praktiſches Geſchick ausgezeichnete Armee, die in den letzten Julitagen, bereit zur Beſchreitung deutſchen Gebietes, an der Rheingrenze ſtand. Mit Recht iſt auch ſpäter noch, in den Tagen, die dem Sturze des Kaiſerreichs folgten, von eben dieſer Armee geſagt worden, daß ſie »an Kriegsübung, Bewaffnung und Ausrüſtung wahrſcheinlich *jeder* früheren franzöſiſchen Armee (vielleicht mit Ausnahme der *einen*, die der erſte Napoleon gegen Rußland führte) überlegen geweſen ſei.« Sie unterlag, nicht weil ſie ſchlecht war, ſondern, weil dem Guten ein Beſſeres, der großen Zahl eine noch größere, der bewährten Führung eine noch bewährtere gegenübertrat. Ein ſehr anſchauliches Bild der franzöſiſchen Armee entwarf kurz vor Ausbruch des Krieges ein deutſcher Offizier, der längere Zeit in der Fremdenlegion gedient hatte. Seine verhältnißmäßig kurze Schilderung möchten wir als das Sachgemäßeſte und Unparteiiſchſte anſehen, was von Freund und Feind über dieſen Gegenſtand geäußert worden iſt.

»Die franzöſiſche Armee,« ſo ſchrieb er (und die nachfolgenden Ereigniſſe haben im Weſentlichen alle ſeine Ausſprüche bewahrheitet), »iſt nicht zu unterſchätzen; dennoch darf ihr nicht ohne Weiteres und in allen Stücken jene *Superiorität* zugeſprochen werden, die ganz Europa nur allzu geneigt iſt, ihr anzuweiſen.

Mit dem Jahre 1830, will ſagen mit der Eroberung *Algiers*, beginnt ein neuer Abſchnitt in dem Leben und der Geſchichte der »franzöſiſchen Armee«. Der unausgeſetzte Scharmützel- und Guerilla-Krieg beginnt *umgeſtaltend* einzuwirken, nach der Seite des Guten wie des Schlimmen hin.

Dies algeriſche Blatt der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte hat einmal den Vortheil gehabt, die Armee gradatim zu einer kriegsgewohnten zu machen, ferner ſind durch ſie jene Elite-Truppenkörper entſtanden, die theils mit Recht, theils mit Unrecht heute als die unüberwindlichen Helden der franzöſiſchen Armee, als der Schrecken jeder anderen betrachtet werden: die Zuaven, die Fremdenlegion, die Turcos, die Chaſſeurs d'Afrique, die Spahis und endlich die ſogenannten »Zephirs«, oder offiziell die leichten Infanterie-Bataillone der afrikaniſchen Armee, welche aus den kriegsrechtlich beſtraften Soldaten der ganzen Armee ſich recrutiren, nachdem dieſelben die ihnen zuerkannten Strafen verbüßt haben. Die ſämmtlichen genannten Truppentheile bilden mit der Kaiſergarde (garde impériale), die zumeiſt in Paris und Umgegend garniſonirt, den eigentlichen Kern der Armee. Ihre Cavallerie, nämlich die der Garde, die vier Regimenter der Chaſſeurs d'Afrique und die drei Regimenter der Spahis (eingeborene afrikaniſche leichte Cavallerie im orientaliſchen Koſtüm und rothem Burnus), iſt gut, die afrikaniſche mit arabiſchen Pferden der gewöhnlichen Race beritten, die übrigens durch Transplantation und den Verluſt ihres gewohnten Futters, das in Europa für ſie nicht zu beſchaffen iſt, bedeutend an ihrer in Algerien zähen Ausdauer, Kraft und Schnelligkeit verlieren.

Die in Frankreich ſelbſt ſtehende Linien-Cavallerie iſt der preußiſchen in keiner Hinſicht gewachſen; ſie iſt faſt ausſchließlich mit den ſchweren normanniſchen Pferden remontirt und ſteht meiner feſten Ueberzeugung nach hinter jeder andern mir bekannten europäiſchen Reiterei zurück.

Die Infanterie der Linie, weit mehr als die Cavallerie, iſt geübt und ſtark im Entbehren und im Ertragen von Mühſeligkeit und Strapazen jeglicher Art. Sie hat namentlich eine allen franzöſiſchen Soldaten eigene Manier des Angriffs, die einem Tornado gleich, Alles vor ſich niedermetzeln zu wollen ſcheint; und wenn ein franzöſiſches Regiment unter dem tauſendſtimmigen »Vive l'Empereur!« zur Attake vorgeht, ſieht es ſo aus, als ſei die letzte Stunde der Gegner gekommen! Allein es iſt nicht ſo. Trifft die franzöſiſche Infanterie bei ihrem erſten heftigen und enthuſiaſtiſchen Anprall auf eine feſt, kaltblütig und geſchloſſen ſie erwartende Colonne, wird in Folge deſſen ihr erſter Angriff abgeſchlagen, ſo iſt in hundert Fällen neunzig Mal ein ſofortiges Verlöſchen des durch Offiziere und Unteroffiziere künſtlich geſchaffenen Strohfeuer-Enthuſiasmus die Folge, und die Leute wiederholen den Angriff ſchon mit ſehr merklich fallendem Muth.

Ueberhaupt iſt ſchneller und unzweifelhafter Erfolg eine Lebensfrage für den franzöſiſchen Soldaten nicht allein, ſondern für das ganze Volk. Wirklicher Muth, d. h. Conſequenz im Muthe, werden und müſſen von vornherein unſeren bewährten und weit zäheren Truppen ein bedeutendes

Uebergewicht verleihen. Ferner ſind wirklich gute, ruhige, kaltblütige und geübte Schützen in der Maſſe der franzöſiſchen Linien-Infanterie eine Seltenheit; der franzöſiſche Infanteriſt ſchießt meiſtens zu ſorglos, mit zu ſehr erregtem Blute, ohne die mindeſte Berechnung und deshalb immer zu hoch.

Wirklich ebenbürtige (um nicht zu ſagen »gefährliche«) Gegner in der franzöſiſchen Armee ſind unſeren Truppen nur die Zuaven; doch ſie beſtehen eben nur aus vier Regimentern. Die Fremdenlegion anlangend, ſo beſteht ſie zu zwei Dritteln aus Deutſchen und aus Belgiern, und iſt mindeſtens ebenſo tüchtig als die Zuaven.

Die Turcos, meiſt aus Kabylen recrutirt, ſchlagen ſich gut und mit zäher Ausdauer, ſind aber ſchlechte Schützen und deshalb beſteht auch ihre Force im Bajonetangriff. Sie und die Zuaven tragen eine im Schnitt ganz gleiche, nur in den Farben verſchiedene orientaliſche Uniform, die bei den Zuaven aus rothen Beutelhoſen und dunkelblauer Jacke mit rothem Fez und blauer Hängequaſte und grünem Turban, bei den Turcos aus ganz hellblauem Coſtüm mit gelber Paſſepoilirung, rothem Fez mit gelber Hängequaſte und weißem Turban beſteht; beide Corps führen geſchweifte Haubajonets in eiſerner Scheide, gleich den Fußjägern (chasseurs de Vincennes), die dunkelgrüne Röcke mit gelbem Vorſtoß und blaugraue Pantalons tragen und ſich im Schießen nicht im Entfernteſten mit unſeren Jägern meſſen können.«

Dieſe Schilderung der franzöſiſchen Armee, an der vielleicht nur auszuſetzen iſt, daß ſie mehr den algeriſchen Bruchtheil des Heeres, als den heimiſchen Hauptbeſtandtheil ins Auge faßt, ſpricht zwiſchen den Zeilen die Ueberzeugung von einer vergleichungsweiſe vorhandenen Inferiorität des franzöſiſchen Heeres aus, und dieſe Anſicht, wie wir ſchon andeuteten, iſt durch die Ereigniſſe gerechtfertigt worden. Aber ſehr bald, nachdem die Kataſtrophe hereingebrochen war, genügte dieſe maßvolle Anſchauung der verletzten franzöſiſchen Eitelkeit nicht mehr, und während die Volksmaſſen ihr unerträgliches »Verrath«-Geſchrei erhoben, gefielen ſich denkende Köpfe darin, die kaiſerliche Armee als ſolche, den Nepotismus, der die höchſten Stellen beſetzte, die Unwiſſenheit der Offiziere, die an Ehrloſigkeit grenzende Indifferenz des gemeinen Mannes, die fehlende Volksſchule, das Stellvertreter-Syſtem, das Ueberhandnehmen des Parteitreibens und die in Folge davon gelockerte Disciplin für die ganze Reihe der Niederlagen verantwortlich zu machen. Geben wir einzelne ſolcher Stimmen.

»Die Unwiſſenheit der großen Mehrzahl unſerer Offiziere« — ſo ſchrieb unmittelbar nach dem Friedensſchluß eine der geleſenſten »Revuen« — »müſſen wir in erſter Reihe für die Niederlagen, die uns betroffen, verantwortlich machen. Unglaubliches haben wir nach dieſer Seite hin erlebt. Aus der polytechniſchen Schule oder aus der Schule von Saint-Cyr kamen unſere jungen Leute voll Feuer; das Garniſonleben löſchte es in wenigen Monaten aus. Ein Unterlieutenant von 25 Jahren war in kurzer Zeit ebenſo verbraucht, wie der älteſte Capitain ſeines Regiments, und das will viel ſagen. Faſt überall brachten unſere Offiziere ſieben Achtel des Tages im Café des Theaters zu; vor dem Frühſtück Abſynth, nach jedem Mahle Caffee und was dazu gehört, zwiſchen dem Frühſtück und Diner Spazierengehen, Billard und Langeweile, des Abends das Theater. In der polytechniſchen Schule wurden die jungen Leute noch durch die Hoffnung gehalten, eine gute Note beim Examen zu bekommen. So war es dort noch Sitte, zu arbeiten. Aber in der Ecole d'application zu Metz war es anders; der alte Eifer erkaltete dort in merkwürdiger Weiſe. Saint-Cyr bot kein tröſtlicheres Schauſpiel. Namentlich wurden dort Geographie und Literatur verachtet und gehaßt. Der Kaiſer ſelbſt war auf dieſem Gebiete keineswegs taktfeſt. Einige Zeit nach dem Beginne des Krieges in Mexiko ließ ſich Napoleon III. auf der Karte zeigen, wo Vera-Cruz und Puebla liege! Unter den Generalen gab es nur zu viele, welche die Wiſſenſchaft förmlich verachteten. Als General Froſſard in ſeiner Eigenſchaft als Präſident des Generalrathes die Archive der Haute-Marne beſuchte, ſprach er in meiner Gegenwart die denkwürdigen Worte: »»Warum verbrennt man nicht die Hälfte dieſer alten Papiere?«« Die Archive von Chaumont enthalten aber gerade die reichſten Materialien für die alte Geſchichte und Geographie von Frankreich. Und General Froſſard gehört zu den Genieoffizieren und wurde ſpäter Gouverneur des kaiſerlichen Prinzen! Die Worte erinnern mich an die Aeußerung eines anderen Generals, welcher Inſpector der Militairſchulen war: »»Es iſt ſehr hübſch von Euch, daß Ihr arbeitet, meine Kinder; ich für meinen Theil bin ohne das ſo weit gekommen.«« Die Regimentsſchulen exiſtiren faſt nur auf dem Papiere. Auf die Offiziere, welche arbeiteten, zeigte man mit Fingern und behandelte ſie als Sonderlinge. Am 4. Auguſt ſtarb General Douay den Heldentod bei Weißenburg; erſt am Tage vorher hatte er ſich dazu verſtanden, eine Karte anzuſehen. Kurze Zeit vor Sedan ſpazierte einer unſerer Generale mit einem meiner Freunde am Ufer eines großen Fluſſes und fragte: »»Wie heißt dieſes Waſſer?«« Es war die Maas. Er wußte nichts davon.«

Hier iſt es die Unwiſſenheit der Offiziere, die angeklagt wird; andere gewichtige Stimmen gingen weiter und fanden den Grund für das Geſchehene in dem nationalen Geiſt überhaupt, in einem allgemeinen Mangel an Erziehung und Bildung, der natürlich in der Armee ſich wiederſpiegeln mußte. So ſchrieb Baron Stoffel, auf deſſen Auslaſſungen wir im nächſten Capitel ausführlicher zurückkommen: »Wir ſind das dummeitelſte, gimpelhafteſte, nichtsſagendſte aller Völker. Es giebt kein Land, wo mehr Albernheiten, mehr verkehrte Ideen und Narrenspoſſen im Schwange ſind. Den Hauptgrund dafür haben Sie in der Art des Unterrichts zu ſuchen, welchen die Jugend empfängt, eines falſchen, ausſchließlich trügeriſchen Unterrichts, welcher unſere Fehler verdeckt, ſtatt ſie zu beſſern, welcher, indem er uns allein die Bewunderung unſerer ſelbſt einflößt, uns verhindert, andere Völker, deren Sprache, Sitte, Geſchichte zu ſtudiren, und ſo unſer Urtheil ſchwächt, das ſich nur durch die Vergleichung der Dinge und Thatſachen bilden läßt. Es iſt durchaus nöthig, daß ſich ein vollſtändiger Umſchwung in der Erziehung und Bildung der franzöſiſchen Jugend vollziehe. Ohne dies kein Heil!«

General Trochu unterhielt im Weſentlichen dieſelbe Vorſtellung, betonte das geiſtige und das moraliſche Element der Armee, die beide darnieder lägen, beide geweckt werden müßten und klagte ſchon in ſeinem geiſtvoll geſchriebenen Buche »L'armée française en 1867« über das Erlöſchen des militairiſchen Geiſtes, trotzdem die Nation kriegeriſch und für den Kriegsruhm empfänglich geblieben ſei. Er klagte ferner über die ſichtlich immer mehr ſich lockernde Disciplin und zeigte die Nothwendigkeit der Abſchaffung der Stellvertretung. Frankreich war bis dahin ſtolz auf ſeine alten Berufsſoldaten, welche nach abgeleiſteter Dienſtpflicht als Stellvertreter im Dienſt verblieben und dafür aus der Stellvertretungs-Dotations-Kaſſe ſowohl Prämien, als eine kleine laufende Zulage erhielten. General Trochu wies mit Freimuth und ohne allen Rückhalt nach, daß der Vortheil, welchen die Armee aus dieſen meiſt »alkoholiſirten« älteren Soldaten ziehen ſollte, faſt illuſoriſch wäre. Er drang daher darauf, daß dieſe Söldlinge, die ſogenannten alten »Troupiers«, durch deren Unbrauchbarkeit und ſchlechte moraliſche Führung der Armee nur Nachtheil erwüchſe, und welche es mit verſchuldeten, daß die franzöſiſche Armee der Nation entfremdet werde, gänzlich ausgemerzt werden ſollten. Er ſprach rückſichtslos das Wort aus, daß die durch den Mißbrauch innerhalb der Stellvertretung ausgeartete franzöſiſche Armee, anſtatt eine Bildungsſchule für das ganze Volk zu ſein, vielmehr Laſter und Verderbniß in alle Volksſchichten verbreite.

So Trochu ſchon 1867. Man wird daraus erſehen, daß es vor wie nach dem 70er Kriege nicht an Perſönlichkeiten in Frankreich fehlte, die von der Vollkommenheit und Unbeſiegbarkeit ihrer Armee keineswegs durchdrungen waren. Es iſt überflüſſig, hinzuzufügen, daß inſonderheit Alles, was ſpäter durch die Republik zu militairiſchen Ehren oder auch nur zu militairiſchen Commandos emporwuchs, nicht müde wurde, die Lauge des Spottes, wie über das kaiſerliche Frankreich überhaupt, ſo vor Allem auch über die kaiſerliche Armee auszugießen. Nichtsdeſtoweniger (wir rufen *die* zu Zeugen an, die ihnen bei Mars la Tour und Gravelotte gegenüberſtanden) war es eine *brillante* Armee.*) So lange die Welt ſteht, hat die victrix causa nicht blos den Göttern, ſondern vor Allem auch den *Völkern* gefallen, und noch unterlag Keiner, an dem ſich nicht, ſpeziell von volkeswegen, das vae victis vollzogen hätte. Jede geſchlagene Armee wird verurtheilt, die ſiegreiche auf ihre Koſten erhoben. Was einfach ein Gottesgericht oder der Sieg eines zum Leben beſtimmten neuen Gedankens war, es wird der Waffe, dem Mittel, dem Syſtem zugerechnet, das beſtimmt war, jenes Gericht zu vollziehen oder dieſem Gedanken zum Siege zu verhelfen. Wir haben in unſerer eigenen Geſchichte die Beiſpiele dafür. Die Armee von Anno 13 war der von Anno 6 ſchwerlich überlegen, aber die eine vertrat ein zum Leben, die andere ein zum Sterben Beſtimmtes, und ſo haben ſich Ruhm und Ehre auf die eine gehäuft, während die andere unter Verachtung vom Schauplatz getreten iſt.

Ihr Verbrechen war, daß ſie unterlag. Die *Schuld* der franzöſiſchen Armee von 1870 war dieſelbe.

---

*) Ich ſtimme auch in *dieſer* Frage zu ſehr erheblichem Theile den Auslaſſungen eines Mannes bei, der — in manchen Stücken vielleicht angreifenswerth — jedenfalls das Verdienſt hat, die *Eigenart der franzöſiſchen Nation*, wie kaum ein Zweiter, erkannt und präciſirt zu haben. Ich meine den Herzog v. *Perſigny*. Wie ſo viele Andere, ſucht auch er dem Urgrund der franzöſiſchen Niederlagen nach, und fand ihn »in der Zerſplitterung der Armee bei ihrer Aufſtellung, — in einem unerhörten ſtrategiſchen Schnitzer, groß genug, um die menſchliche Vernunft in Erſtaunen zu verſetzen.« Er fährt dann fort: »Nebenher war es mein Wunſch, bei dieſer Gelegenheit auszuſprechen, daß unſere *Soldaten* nicht aus der Art ihrer glorreichen Väter geſchlagen waren, und daß, was auch immer geſagt und wiederholt worden iſt, *unſere Armee eben ſo gut und eben ſo vortrefflich war*, wie irgend eine jener, die in vergangenen Zeiten die halbe Welt eroberten, und daß, wäre nicht das Verhängniß geweſen, welches es wollte, daß ſie einzeln überrumpelt wurde, ehe ſie im Stande war, ſich zu concentriren, dieſelbe leicht die Wunder von Jena und Auerſtädt wiederholt haben würde.« — Dies letztere iſt Uebertreibung. Unſere Einigkeit und unſere Zahl, um von nichts Anderem zu ſprechen, machte *dies* unmöglich. Im Uebrigen ſtimme ich ihm ganz darin bei, daß die *Armee ausgezeichnet* und der Hauptgrund für die *kraſſe Form*, in der die Niederlage auftrat, allerdings die unklug zerſplitterte Aufſtellung war.

Die deutſche Armee.

»Die franzöſiſche Armee war gut, ſehr gut, die deutſche war beſſer, war ihr überlegen;« ſo etwa ſagten wir im vorigen Capitel. Es waren Verhältniſſe ganz wie im 66er Kriege gegen Oeſterreich. Unſere Ueberlegenheit war keine abſolute, erſtreckte ſich nicht auf Alles, nur im Ganzen war ſie da. Schriften, die vor dem Kriege erſchienen und die Superiorität der deutſchen Armee als zweifellos hinſtellten, erkannten doch dem franzöſiſchen Soldaten gewiſſe Vorzüge zu: größere Selbſtſtändigkeit (individualité), raſchere Faſſungskraft (intelligence), lebhaftere Initiative (elan), dazu die unſchätzbare Gabe des Frohſinns. Auch über die zahlreichen alten »Troupiers« dachte nicht Jeder ſo ungünſtig wie General Trochu. (Vgl. S. 87). »Alkoholiſirt« oder nicht, es waren erprobte Soldaten. Summa: es war eine ſo gute Armee, wie ſie Frankreich nur je ins Feld geſtellt hatte; das zweite Kaiſerreich hatte jedenfalls nichts Aehnliches bis dahin unter ſeinen Fahnen verſammelt. Die Armeen, die in der Krim, in Italien, in Mexiko gefochten hatten, verſchwanden neben dieſer. Man war ſich alſo in den leitenden Kreiſen, trotz anſcheinenden Leichtnehmens, der Größe der Aufgabe ſehr wohl bewußt. Man that ſein Beſtes. Dennoch unterlag dies »Beſte«. Ehe drei Monate um waren, war die ganze kaiſerliche Armee kriegsgefangen in Deutſchland. Was hatte unſererſeits geſiegt? in etwas die Zahl,*) noch mehr die Führung, am meiſten das moraliſche Uebergewicht. Es wird uns obliegen, dies »moraliſche Uebergewicht« nachzuweiſen. Wir ſind dabei in der glücklichen Lage, den Gegner ſprechen laſſen zu dürfen.

---

*) Daß wir in allen Hauptactionen der erſten Hälfte des Krieges, mit Ausnahme des Tages von Mars la Tour, unſeren Gegnern an Zahl überlegen waren, iſt unbeſtreitbar. Bei Wörth fochten wir 2 gegen 1, bei Gravelotte und Sedan 3 gegen 2. Es nimmt uns dies aber nichts von unſerem Ruhm. Die brillanten Poſitionen bei Wörth und Gravelotte, die dem Chaſſepotgewehr geſtatteten, ſeine ohnehin vorhandene Ueberlegenheit doppelt geltend zu machen, glichen das Zahlenverhältniß mehr als aus.

Noch ehe der Krieg die Probe auf das Exempel machte, hatte Baron Stoffel, franzöſiſcher Militairbevollmächtigter am preußiſchen Hofe, ſich über das geiſtige und moraliſche Uebergewicht der norddeutſchen Armee in Berichten an den Kaiſer ausführlich ausgeſprochen. Dieſe Berichte ſind klaſſiſch in Form wie Inhalt. Nie iſt das Weſen des norddeutſchen Volkes, zugleich ſeiner Armee, ſchärfer, unparteiiſcher beobachtet und geſchildert worden. Vielleicht ein wenig zu günſtig. Die Vorzüge ſind in den Vordergrund, die Schwächen zurückgeſtellt worden.

Baron Stoffel ſchrieb 1868 an den Kaiſer: „Es wird mir zunächſt obliegen, die moraliſchen Elemente der Ueberlegenheit der preußiſchen Armee im Vergleich zur franzöſiſchen, überhaupt zu jeder anderen europäiſchen Armee, namhaft zu machen. Es ſind dies vor Allem drei: 1. das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht; 2. der auf alle Klaſſen des Volkes ausgedehnte Unterricht (Schulzwang) und 3. das Pflichtgefühl.

Allgemeine Wehrpflicht.

Es iſt — weil kaum eine abweichende Meinung exiſtirt — nahezu überflüſſig, über den moraliſchen Werth zu ſprechen, welchen die preußiſche Armee durch die Vertretung aller Stände und Klaſſen der Bevölkerung in ihren Reihen erhält, und durch das Bewußtſein, daß ſtehendes Heer und Landwehr das ganze Volk in Waffen bilden. Welches auch die Mängel ſein mögen, die man in der militairiſchen Organiſation Preußens vielleicht finden könnte, ſo kann man doch nicht anders, als dieſes Volk bewundern, welches — im richtigen Verſtändniß dafür, daß, wie für ganze Staaten, ſo für die einzelnen Individuen, die erſte Bedingung die Exiſtenz iſt — dahin geſtrebt hat, das Heer zur erſten und geachtetſten aller Staatseinrichtungen zu geſtalten und alle wehrfähigen Männer an den Laſten wie an der Ehre theilnehmen zu laſſen, das Vaterland zu vertheidigen oder deſſen Macht zu vermehren. Welch herrliches Beiſpiel geben, um nur von den Offizieren zu ſprechen, dieſe allen Volksklaſſen! Sieht man hier die durch Geburt oder Geld Bevorzugten in bedauernswerthem Müßiggang leben, wie anderswo? Weit davon! Die Mitglieder der reichſten Familien, alle berühmten Namen dienen als Offiziere, ertragen die Anſtrengungen und die Entbehrungen des Militairlebens und lehren ſo durch ihr Beiſpiel; beim Anblick ſolchen Vorganges fühlt man ſich nicht nur von Achtung erfaßt für dieſes ernſte und derbe Volk, ſondern man kommt faſt auch zu Befürchtungen vor der Kraft, welche derartige Einrichtungen ſeinem Heere geben.

Schulzwang.

Das Prinzip des Schulzwanges iſt in Preußen ſeit länger als dreißig Jahren, und man könnte ſagen, ſeit Friedrich dem Großen angenommen;

auch iſt das preußiſche Volk das aufgeklärteſte in Europa in dem Sinn, daß der Schulunterricht in allen Klaſſen verbreitet iſt. Die polniſchen Provinzen allein leben noch in einer beziehungsweiſe geringeren Bildung. In Frankreich, wo man alle auf fremde Länder bezüglichen Verhältniſſe ſo völlig mißachtet, macht man ſich von der Summe geiſtiger Arbeit, deren Feld Norddeutſchland iſt, keinen Begriff. Die Volksſchulen ſind da in Ueberfluß vorhanden, und während in Frankreich die Zahl der Hauptpunkte geiſtiger Thätigkeit und geiſtigen Schaffens ſich auf einige große Städte beſchränkt, iſt Deutſchland mit dergleichen Lehrſtätten bedeckt und, um ſie aufzuzählen, müßte man bis zu Städten dritten und vierten Ranges hinabgehen. Ich werde kein Gewicht auf die Vorzüge legen, wie ſie eine vorgerückte Bildung, welche in dem ganzen Volk verbreitet iſt, der Zuſammenſetzung des Heeres bringt. Iſt es aber nicht ſonderbar, daß in Frankreich aufgeklärt genannte Perſonen ſich gegen ihre Zuläſſigkeit ſträuben? Heißt das nicht leugnen wollen, daß Unterricht und Erziehung die Fähigkeiten des Menſchen entwickeln und ſein Bewußtſein durch Verleihung einer höheren Vorſtellung von ſeinem Werthe erheben? Dieſe Perſonen behaupten unbefangen, daß eine Armee von ungebildeten Soldaten, welche aber an den Krieg gewöhnt ſind, eine Armee von ſogar ſehr geſchulten, aber der Kriegserfahrung beraubten Leuten ſchlagen ſoll. Gut, ich frage, welcher General einen Augenblick zweifeln und ſchwanken würde, wenn er zu wählen hätte zwiſchen dem Commando zweier Armeen, von je 100,000 Mann, von welchen die eine ganz aus Zöglingen der polytechniſchen Schule oder von St. Cyr, die andere aus Bauern von Limouſin oder Berry gebildet iſt. Wenn er nur den Vorzug darin finden würde, ſeine Depot-Truppen ſchneller auszubilden, würde ſchon ſeine Wahl nicht zweifelhaft ſein. Mehr aber liegt noch darin, daß in moraliſcher Hinſicht die eine Armee zehnfach der anderen überlegen ſein dürfte. Und In dieſer Hinſicht werde ich erwähnen, was mir im Auguſt 1866 in Böhmen preußiſche Offiziere und Unteroffiziere erzählten. Stolz auf ihre Erfolge, maßen ſie dieſelben großen Theils der intellectuellen Ueberlegenheit ihrer Soldaten bei und ſagten mir: »Als nach den erſten Gefechten ſich unſere Soldaten zum erſten Mal öſterreichiſchen Gefangenen gegenüber befanden, ſie dieſelben in der Nähe ſahen und dieſe Leute ausfragten, von welchen Viele kaum ihre Rechte von ihrer Linken unterſcheiden konnten, war kein Einziger mehr, welcher ſich im Vergleich mit ſolchen Leuten nicht wie einen Gott anſah, und dieſes Bewußtſein verdoppelte unſere Kräfte.«

Pflichtgefühl.

Ich muß noch eine Eigenſchaft bezeichnen, welche beſonders das preußiſche Volk charakteriſirt, und welche zum Wachsthum der moraliſchen Kraft ſeiner Armee beiträgt, nämlich das Pflichtgefühl. Es iſt in allen Klaſſen des Landes bis zu ſolchem Grade entwickelt, daß man nicht aufhört, darüber zu ſtaunen, je mehr man das preußiſche Volk ſtudirt. Da ich die Gründe dieſes Umſtandes nicht zu unterſuchen habe, begnüge ich mich mit ſeiner Erwähnung. Der merkwürdigſte Beweis dieſes Hanges zur Pflicht iſt durch das *Beamtenperſonal* jedes Ranges in den verſchiedenen Verwaltungszweigen geliefert; mit einer wahrhaft überraſchenden Sparſamkeit bezahlt, ſehr oft mit Familie geſegnet, arbeiten die dies Perſonal bildenden Männer den ganzen Tag mit einem unermüdlichen Eifer ohne Klage und ohne den Wunſch nach einer bequemeren Stellung zur Schau zu tragen. »»Wir hüten uns wohl, daran zu rühren,«« ſagte mir in dieſen letzten Tagen Herr v. Bismarck, »»dieſe arbeitſame Beamtenwelt genügt am beſten unſerem Bedarf und bildet eines unſerer Hauptkraftmittel.««

So weit Oberſt *Stoffel* über die *moraliſche* Ueberlegenheit der preußiſchen, beziehungsweiſe der deutſchen Armee. Er geht dann in ſeinem Bericht zunächſt zu *materiellen* Dingen über, beſchäftigt ſich mit der Dienſtzeits-Frage, mit der Militair-Organiſation, mit der Zuſammenſetzung der Krankenwärter-, Eiſenbahn- und Telegraphen-Abtheilungen, mit dem Artillerie- und Infanterie-Feuer (Chaſſepot oder Zündnadel) und wendet ſich dann ſchließlich, wieder auf das Gebiet des *Geiſtigen* übergehend, dem *preußiſchen Generalſtab* zu, vor deſſen Ueberlegenheit er, als vor der größten Macht der norddeutſchen Armee, auffordert, auf der Hut zu ſein. Er ſchreibt:

»Der preußiſche Generalſtab

Von allen Elementen der Ueberlegenheit aber, aus denen Preußen in einem bevorſtehenden Kriege Vortheile ziehen würde, wäre unbedingt das größte und ohne Widerrede unwiderleglichſte, die Zuſammenſetzung ſeines Generalſtabs-Offiziercorps.

Man muß es laut als eine für ſich ſelbſt redende Wahrheit bekennen, daß der preußiſche Generalſtab der erſte in Europa iſt; der unſrige würde ſich nicht mit ihm meſſen können. In meinen erſten Berichten von 1866 hörte ich nicht auf, dieſe Angelegenheit zu erörtern und die Anſicht aufzuſtellen, daß es dringend nöthig wäre, an Mittel zu denken, unſeren Generalſtab auf die Höhe des preußiſchen zu bringen. Indem ich darzulegen ſuchte, daß die norddeutſche Armee in einem bevorſtehenden Kriege aus der Zuſammenſetzung ſeines Generalſtabes ernſtliche Vortheile ziehen, und daß wir unſere Inferiorität vielleicht noch grauſam bereuen würden, komme ich auf dieſen, meiner Anſicht nach allerwichtigſten Punkt zurück. Ich kann ihn nicht übergehen; im Hinblick darauf iſt meine Ueberzeugung ſo, daß ich den

Ruf der Beſorgniß ausſtoße: Caveant consules! Auf andere Weiſe würde ich glauben, gegen meine Pflicht zu handeln.«

So die Einleitung. Baron Stoffel entwickelt dann aufs genaueſte die Organiſation des preußiſchen Generalſtabes, die Vorbedingungen, die ſich an den Eintritt knüpfen, ſeine Wechſelbeziehungen zur Truppe, den Modus der Wahl und der Beförderung. Nachdem er ſo den Gegenſtand ſachlich erſchöpft hat, kehrt er zu den Anſchauungen zurück, denen er ſchon in der Einleitung zu dieſem Abſchnitt ſeiner Arbeit Ausdruck gab.

»Ich erkläre wiederholentlich,« ſo ſchließt er, »daß nach meiner Ueberzeugung es dringend nöthig iſt, auf Mittel und Wege zu ſinnen, um unſeren (franzöſiſchen) Generalſtab aus ſeiner niedrigen Stellung hervorzuheben. Noch einmal ſei es geſagt, daß dieſe untergeordnete Stellung zu reell und augenſcheinlich iſt für Jeden, der ſich die Mühe gegeben hat, den preußiſchen Generalſtab zu ſtudiren. Und ohne Uebertreibung, nach genauer Prüfung, nach reiflicher Ueberlegung, habe ich es oben ausgeſprochen: Die Zuſammenſetzung des preußiſchen Generalſtabes würde in dem nächſten Kriege das wichtigſte Element der Superiorität der preußiſchen Armee bilden.

Ich bin bei meinem Aufenthalt in Böhmen und ſpäter in die Lage gekommen, viele Thatſachen kennen zu lernen, die nach ihrem individuellen Charakter keinen Platz in den amtlichen Berichten des Krieges von 1866 finden konnten. Für mich folgt daraus als unzweifelhafte Wahrheit, daß die preußiſchen Heere einen großen Theil ihrer Erfolge den Offizieren des Generalſtabes verdanken. Man geht nicht zu weit, wenn man ſagt, daß dieſe Offiziere allein den Feldzug von 1866 geführt haben. Wie viele Thatſachen könnte ich anführen, daß die Offiziere, aus welchen ſowohl der große Generalſtab als die Generalſtäbe der einzelnen Armee-Corps zuſammengeſetzt ſind, die tüchtigſten Proben eines glühenden Eifers abgelegt haben! Ohne von General v. Moltke zu ſprechen, welcher commandirende General würde ſich nicht glücklich ſchätzen, den General v. Voigts-Rhetz oder den General v. Blumenthal zum Chef des Generalſtabs zu haben, Offiziere von der höchſten Auszeichnung, die ihre Stellung während des Feldzuges, der Eine bei der erſten, der Andere bei der zweiten Armee hatten? Und wie werthvolle Eigenſchaften, welche Kenntniſſe jeder Art bei den Offizieren des Generalſtabs, Oberſten, Escadron-Chefs, Hauptleuten, die unter ihren Befehlen waren! Ich kenne nicht einen Einzigen, den nicht jeder General gern im Kriege verwendet haben würde. Welche Garantie, ich möchte beinahe ſagen, welche Gewißheit des Erfolges geben einem commandirenden General Generalſtäbe, die aus ſo intelligenten, unterrichteten und pflichteifrigen Offizieren zuſammengeſetzt ſind!

Meine Ueberzeugung ſteht zu feſt, als daß ich ſie nicht noch einmal ausſprechen ſollte: Nehmen wir uns vor dem preußiſchen Generalſtabe in Acht!«

Dieſer Mahnruf verhallte. Es heißt, daß viele Berichte Baron Stoffel's (wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob auch der, aus dem wir das Vorſtehende citirt haben) uneröffnet in den Tuilerien gefunden wurden. Die Folge hat gezeigt, wie in allen Stücken richtig der franzöſiſche Militair-Bevollmächtigte geurtheilt hatte. Auch in dem, was er, etwa um dieſelbe Zeit, über die Chancen eines Krieges ſchrieb. Seine Auslaſſungen ſind von einer Schärfe und Zutreffendheit, daß ſie faſt prophetiſch berühren:

Der Krieg iſt unvermeidlich (ſo ſchrieb er April 68) und von einem unbedeutenden Umſtand abhängig;

Preußen hat nicht die Abſicht, Frankreich anzugreifen, es wünſcht keineswegs den Krieg und wird alles Mögliche thun, um ihn zu vermeiden;

Aber Preußen hat einen hinreichend klaren Blick, um zu erkennen, daß der Krieg, den es nicht wünſcht, unfehlbar zum Ausbruch kommen wird, und es bietet alle ſeine Kräfte auf, um nicht überraſcht zu werden, wenn der verhängnißvolle Zwiſchenfall eintreten wird;*)

Frankreich endlich hat wegen ſeiner Sorgloſigkeit, Unbedachtſamkeit und vor Allem wegen ſeiner Unkenntniß der Lage nicht denſelben klaren Blick wie Preußen.

Dieſe den Berichten eines ſcharfblickenden, mit ſeltener Unparteilichkeit urtheilenden Gegners entnommenen Sätze zeigen am beſten, was die deutſche Armee 1870 war. Zu den alten, vom Feinde ſelbſt anerkannten Elementen ihrer moraliſchen Ueberlegenheit hatten ſich zwei neue Kräfte geſellt: nationaler Enthuſiasmus und Zorn über erfahrene Unbill.

*) »Dieſe Sätze Baron Stoffel's ſind zugleich die beſte Widerlegung der Herzog v. Gramont'ſchen Anklagen, über die wir S. 23 ausführlich geſprochen haben. Niemand wird beſtreiten können, daß Baron Stoffel, ſowohl ſeiner Stellung als Militair-Bevollmächtigter, wie ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe nach, richtiger urtheilen konnte, als der partei-befangene, von Grund aus mit falſchen Vorſtellungen getränkte Herzog v. Gramont. Bei der Wichtigkeit der Sache recapituliren wir in Betreff der Frage; »**wer** beſchwor den 70er Krieg herauf?« noch einmal in Kürze dahin:

wir erwarteten den Krieg,
wir waren vorbereitet,
wir griffen drittens und letztens mit Freudigkeit zu, weil wir den politiſchen faux pas des Gegners erkannten;

aber wir wollten den Krieg nicht, hatten die ſpaniſche Thoncandidatur nicht zu dieſem Behufe heraufbeſchworen und wurden im letzten Moment, trotz allgemeinen Vorbereitetſeins, dennoch total überraſcht.

Abſchied.*

Die Abreiſe Louis Napoleon's.

Das kaiſerliche Paar weilte während der letzten Juliwochen im Schloſſe zu St. Cloud; nur bei einzelnen Gelegenheiten war der Kaiſer nach Paris gekommen, ſo am 16. als er den Senat und den geſetzgebenden Körper in den Tuilerien empfing. Hier war es, wo Miniſter Rouher ſein mehrcitirtes Wort von der »Befreiung Deutſchlands« geſprochen hatte.

Die Abreiſe nach dem Kriegsſchauplatz verzögerte ſich um faſt eine Woche; man erwartete ſie vom 21., dann vom 23. ab täglich. Am 22. war die Proclamation des Kaiſers an das franzöſiſche Volk erſchienen (ſiehe S. 63); Tags darauf (23.) übertrug er die Regentſchaft an die Kaiſerin. Es hieß in dem betreffenden Document:

»In dem Wir Unſerer vielgeliebten Gemahlin, der Kaiſerin, das Zeichen Unſeres in ſie geſetzten Vertrauens geben wollen und in dem Vorhaben Uns an die Spitze der Armee zu ſtellen, haben Wir Uns entſchloſſen zu verleihen und verleihen hiermit Unſrer vielgeliebten Gemahlin, der Kaiſerin, den Titel als Regentin, um die Befugniſſe als ſolche von dem Augenblick an auszuüben, in welchem Wir Unſre Hauptſtadt verlaſſen haben werden. . . . Wir wollen hiermit, daß Unſeren Miniſtern von den bezüglichen Befehlen und Inſtructionen Kenntniß gegeben werde und daß auf keinen Fall die Kaiſerin ſich von dem Inhalte derſelben bei der Ausübung der Functionen als Regentin entfernen könne. Wir wollen auch, daß die Kaiſerin in Unſerem Namen dem Miniſterrath präſidire. Indeß iſt es nicht Unſre Abſicht, daß die Kaiſerin-Regentin durch ihre Unterſchrift irgend andere Geſetze genehmigen könne als diejenigen, welche gegenwärtig vor dem Senat, dem geſetzgebenden Körper und dem Staatsrath ſchweben, indem Wir Uns in dieſer Hinſicht auf den Inhalt der oben erwähnten Befehle und Inſtructionen beziehen.«

Erſt Donnerſtag den 28. ging der Kaiſer zur Armee, nach Metz. Unmittelbar vorher hatte er folgendes, die Situation kennzeichnendes Schreiben an den Commandanten der Nationalgarde des Seine-Departements gerichtet:

»Ich bitte Sie, der Pariſer Nationalgarde auszudrücken, wie ſehr Ich auf ihren Patriotismus und ihre Hingebung rechne. In dem Augenblick wo Ich zur Armee abgehen will, halte Ich darauf, ihr das Vertrauen zu bezeugen, das Ich in ſie ſetze, um die Ordnung in Paris aufrecht zu erhalten und über die Sicherheit der Kaiſerin zu wachen. Heute muß Jeder nach Maßgabe ſeiner Kräfte wachen über dem Heile des Vaterlandes.« Dies war ſein letzter Erlaß von St. Cloud aus. Er bezeugte der Nationalgarde ſein Vertrauen wohl gerade deshalb, weil er es nicht hatte. Er wußte, daß ihn nur ſeine Siege halten konnten, unter allen Stützen aber, die er zurückließ, war die Nationalgarde eine der ſchwächſten. Sie ſollte ſich bald in dieſer ihrer Schwäche zeigen.

Jene Abſchiedszeilen waren ſeine Abſchiedsworte an die Hauptſtadt überhaupt. Er zeigte ſich nicht perſönlich; er vermied eine Fahrt durch die Straßen, weil er die ihm feindliche Stimmung der unterſten Geſellſchaftsſchicht, der ſchon damals ihren communiſtiſchen Projecten mit erneuter Leidenſchaft hingegebenen Arbeiterklaſſen, ſehr wohl kannte.

Er benutzte die Gürtelbahn und, Paris im Halbkreiſe umfahrend, ohne Gruß, ohne daß ein einziges vive l'empereur ihn begleitet hätte, zog er an die Grenze.

Kein Auge wurde feucht. Er hat ſeine Hauptſtadt nicht wiedergeſehn!

Die Abreiſe König Wilhelm's.

Wie anders der Abſchied König Wilhelm's! Ein Vater ſchied von den Seinen.

In der Mittagsſtunde, Sonntag den 31. Juli hatte das 2. Garde-Ulanen-Regiment ſeine Fahnen abgeholt. Der König war freundlich ernſt wie immer. Als beim Abmarſch der Commandeur (Prinz Heinrich von Heſſen) des Regiments an der Rampe vorbeiritt, lehnte ſich der König über das Gitter hinab und reichte dem Prinzen die Hand. Dieſer ergriff ſie und beugte ſich, um ſie zu küſſen. Der Anblick war ergreifend und die verſammelte Menſchenmaſſe brach in ſtürmiſche Lebehochs auf den König aus. Schon von dieſer Mittagsſtunde an war das königliche Palais fortdauernd von vielen Tauſenden umgeben. Als um 4 Uhr die königliche Proclamation (ſiehe S. 65) an den Anſchlagſäulen erſchien und dadurch die Abreiſe als beſtimmt bekannt wurde, wuchs die Menſchenmenge dergeſtalt an, daß ſie ſich vom Palais die Linden entlang durch das Brandenburger Thor bis zum Bahnhof erſtreckte. Hier ſtand Alles Kopf an Kopf gedrängt; auf dem Platz vor dem königlichen Palais mochten allein an 50,000 Menſchen verſammelt ſein: jedes Alter, alle Stände waren vertreten.

Um 5½ Uhr öffnete ſich das Gitter zum Seiteneingange des Palais und König und Königin fuhren in dem gewöhnlichen zweiſpännigen offnen Wagen des königlichen Herrn heraus. Ein nicht enden wollendes Hoch und Hurrah empfing den greiſen, aber wunderbar-rüſtigen Herrſcher, der unter den Segenswünſchen ſeines Volkes ins Feld zog. Der König, in Mantel und in der Feldmütze, ſaß mit ernſtem Antlitz im Wagen und dankte durch ſtilles Neigen des Hauptes auf den jubelnden Zuruf. Die Königin war ſichtlich ergriffen. Langſam nur konnte anfangs der Wagen ſich fortbewegen, ſo dicht ſtand die Menſchenmenge, von der jeder Einzelne noch einmal den geliebten König ſehen, ihm aus tiefbewegtem Herzen den Abſchiedsgruß und den Wunſch auf glückliches Wiederſehen zurufen wollte. Ein Menſchenſtrom, brauſend von Liebe und Begeiſterung, umwogte Schritt um Schritt das königliche Paar durch die Straßen zum Bahnhof hin. Mit dem ſchlichten Wagen des königlichen Feldherrn zog das Herz des Landes; die patriotiſche Stimmung der Berliner Männer und Frauen, die hier ſtanden, weinten und jubelten, war im Einklang mit dem allgemeinen Gefühl. Von den Dächern flaggten die Fahnen, aus den Fenſtern wehten die Tücher; zum Himmel auf ſtieg aus tauſend Herzen die Bitte um Sieg und frohe Heimkehr. Wer am Bahnhof einen Platz gefunden hatte, hörte ſchon von ferne her den Hurrahruf. Die Liebe des Volkes (wie 14 Tage vorher bei dem Eintreffen des Königs von Ems) hatte die ganze Auffahrt zum Eingang des Warteſalons mit Blumen und Kränzen geſchmückt, die preußiſchen und norddeutſchen Fahnen wehten darüber und zwiſchen ihnen leuchtete weit hinaus, dem königlichen Helden entgegen, „auf weißer eichenbekränzter Tafel der Wunſch und Gruß: Mit Gott!

Als der König aus dem Wagen ſtieg und jetzt an die Rampe trat, um noch einmal winkend ſein Volk zu grüßen, erſcholl weithin ein donnerndes Hoch, ein Hurrah, wie es nie lauter und herzlicher ausgebracht worden iſt. Der König war tief bewegt. Als er ſich zurückwandte, erſchütterte noch ein Zug treuer Liebe ſein Herz. Einer der Tapfern von 1866, der Lieutenant v. Sierakowski, der damals in den Trümmern einer brennenden Fabrik beide Füße verlor, hatte ſich auf ſeinem Wägelchen die Rampe hinauf ſchieben laſſen, um noch einmal ſeinen Kriegsherrn zu ſehn. Der König trat zu dem

BIBLIOTHECA
REGIA
MONA

jungen Invaliden und reichte ihm die Hand, und als der Offizier ſie an ſeine Lippen zog, traten die Thränen in Vieler Augen.

Im Warteſaal harrten des königlichen Herrn bereits ſeine Begleiter in dieſem Kampf: Generalfeldzeugmeiſter Prinz Karl, Graf Bismarck, Miniſter v. Roon, General v. Moltke. Aus den Händen der Gräfin Itzenplitz nahm der König noch einen Blumenſtrauß entgegen.

Nach dem Abſchied von der Königin trat er hinaus auf den Perron und auf den Waggon zu, rechts und links die Hände zum Abſchied reichend, die viele Damen und Herren mit ihren Thränen benetzten.

Die feuchten Blicke hingen
An ſeinem Antlitz ſtumm
Und fromme Sprüche gingen
Als Kriegeslooſung um.

Er grüßte zu uns nieder,
Er grüßt mit Herz und Hand,
Und alle Herzen wieder
Ergriff der heilge Brand;

Der Brand, der einſt in Flammen
Zum Sieg die Väter trug,
Und einmal ſchon zuſammen
Die Kaiſerwirthſchaft ſchlug.

Der König blieb innen am offnen Fenſter des Waggons ſtehn und winkte noch lange grüßend zurück zu den Getreuen.

Das Vorſpiel.

Recognoscirungen und Scharmützel.

Bis zum 2. Auguſt.

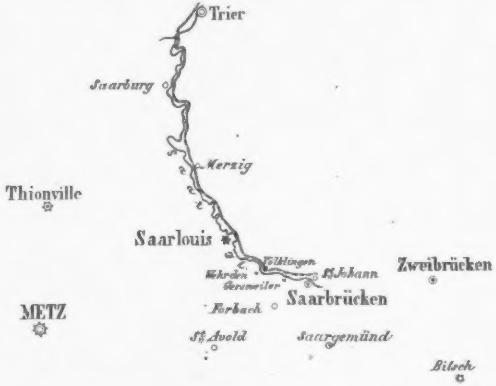
Der Vorpoſtenkrieg an der Saar.

In dem Momente, in welchem die Kriegserklärung ausgeſprochen wurde, waren uns die Franzoſen mit ihren Rüſtungen und, wenn dies zweifelhaft ſein ſollte, ſo doch jedenfalls mit ihren Truppenconcentrationen an der Grenze erheblich voraus.

Dieſe Grenze, einen nach Oſten hin vorſpringenden rechten Winkel bildend, hatte eine Länge von 48 Meilen, wovon 12 Meilen auf Preußen, 13 Meilen auf die baieriſche Rheinpfalz und 23 Meilen auf Baden kommen. Die ſenkrechte Linie des Winkels wurde durch den Rhein, die unregelmäßig-wagerechte im Weſentlichen durch die Saar gebildet. Die Hauptmaſſen des Feindes ſtanden auf der Linie Thionville-Metz-Nancy, das V. Corps bei Saargemünd, das II. bei St. Avold, auf Forbach zu vorgeſchoben. Es war alſo erſichtlich, daß er zunächſt gegen die Saarlande zu operiren, einen Vorſtoß gegen Baden aber zu vertagen oder ganz aufzugeben gedenke. So handelte es ſich denn unſrerſeits darum, die bedrohte Linie (Saar) zu ſchützen. Zur Vertheidigung derſelben und des ganzen dahintergelegenen (linksrheiniſchen) Terrains hatten wir vorläufig nur eine einzige Diviſion, die 16., unter Generallieutenant v. Barnekow, zur Verfügung. Sie beſtand aus den Infanterie-Regimentern Nr. 29, 69, 70 und dem hohenzollernſchen Füſilier-Regiment Nr. 40, dem 7. Ulanen- und 9. Huſaren-Regiment, die dahin verwendet wurden, daß

das 1. und 3. Bataillon Füſilier-Regiments Nr. 40, ſowie drei Escadrons vom Huſaren-Regiment Nr. 9 bei Trier und Saarburg (rechter Flügel),

das Regiment Nr. 70 und beide Muſketier-Bataillone vom Regiment Nr. 69 in Saarlouis (Centrum), und das 2. Bataillon Füſilier-Regiments Nr. 40 nebſt drei Escadrons vom Ulanen-Regiment Nr. 7 in Saarbrücken (linker Flügel) ſtanden. Zwiſchengelegene Punkte hatten einzelne Detachements empfangen. So war Merzig durch eine Escadron vom 9. Huſaren-Regiment, Völklingen durch 100 Pferde vom Ulanen-Regiment Nr. 7, ſowie, von Saarlouis aus, durch das Füſilier-Bataillon vom 69. Regiment beſetzt worden.


Trier
Saarburg
Merzig
Thionville
Saarlouis
Völklingen
Wehrden
Gersweiler
St. Johann
Zweibrücken
Saarbrücken
METZ
Forbach
St. Avold
Saargemünd
Bitsch

Das Centrum (Saarlouis) hatte zunächſt wenig zu befürchten; die beiden Flügel indeß (beſonders der linke: Saarbrücken) waren andauernd bedrohte Punkte und den hier ſtehenden ſchwachen Truppendetachements fiel vor Allem die Aufgabe zu, durch Rührigkeit, Hin- und Hermarſchiren, Patrouillendienſt und unausgeſetzte Recognoscirungen beim Feinde die Vorſtellung zu wecken, er befinde ſich einer erheblichen Truppenmacht gegenüber. Dieſer Zweck wurde vollſtändig erreicht. Bis zur Beſetzung von Saarbrücken durch die Diviſionen Bataille und Laveaucoupet (am 2. Auguſt) glaubte der Feind es mit eben ſo vielen Brigaden zu thun zu haben, als ihm Compagnieen und Escadrons gegenüber ſtanden.

Dieſer 14tägige lebhafte Vorpoſtendienſt führte ſelbſtverſtändlich zu einer ganzen Anzahl von Scharmützeln, die abwechſelnd durch ein Avanciren des Feindes oder durch ein Vorgehen unſererſeits eingeleitet wurden.

Der 19. eröffnete den Reigen der Feindſeligkeiten. Etwa um

5½ Uhr früh überſchritt eine ſtarke Truppe Chaſſeurs d'Afrique die preußiſche Grenze beim »Goldnen Braſſen«, Brême d'or einem Wirthshauſe an der von Forbach nach Saarbrücken führenden Landſtraße, 1 Stunde von Saarbrücken. In dem etwa 10 Minuten dieſſeits der Grenze gelegenen Zollhauſe riſſen ſie 2 Zollbeamten unteren Ranges halb angekleidet aus dem Bette und führten ſie, als Gefangene, zu Pferde fort. Unſere Ulanen, viel ſchwächer, rückten, mit eingelegter Lanze, gegen die feindliche Truppe vor, die ſich ſofort wandte und dabei fünf bis ſechs Schüſſe that.

Am ſelben Tage (charakteriſtiſch für die franzöſiſche Sorgloſigkeit) wurde, zum Jubel der Saarbrücker, ein betrunkener Zuave eingebracht, der ſich's hart an der Grenze in einem preußiſchen Wirthshauſe hatte wohl ſein laſſen und über ſeinem vin blanc eingeſchlafen war.

Am 21. hatte eine zweite Begegnung ſtatt, an der diesmal Infanteriepatrouillen theilnahmen. Ein Unteroffizier von der 7. Compagnie des hohenzollernſchen Regiments Nr. 40 ſchoß auf Entfernung von 7—800 Schritten einen franzöſiſchen Chaſſeur vom Pferde; zahlreiche Schüſſe, die der Feind aus einem Walde abfeuerte, verwundeten nur einen Füſilier.*)

Der 23. und 24. führten zu einer ganzen Anzahl kleiner Rencontres. Am 23., in aller Frühe, rückte der Feind in der ungefähren Stärke eines Bataillons auf Wehrden (bei Völklingen) zu, um ſich in den Beſitz der dortigen Brücke zu ſetzen, was ihm jedoch nicht gelang, indem der Commandant der Feſtung Saarlouis das ſchon erwähnte Füſilier-Bataillon 69. Regiments bereits dorthin entſandt hatte, um den Feind zu empfangen. Derſelbe mußte ſich unverrichteter Sache wieder zurückziehen. — Gegen 7 Uhr wollten die Franzoſen, welche Gersweiler ſtark beſetzt hielten, ſich der Eiſenbahnbrücke am Schanzenberge bemächtigen, vermuthlich in der Abſicht, dadurch die Eiſenbahnverbindung mit Saarlouis um ſo leichter unterbrechen zu können. Die Füſiliere vom 40. Infanterie-Regiment verhinderten den Feind daran, der ſich nach lebhaftem Kugelwechſel in ſeine früheren Stellungen zurückzog. Es ſcheint, daß mehr Leute von der Bevölkerung, als von den eigentlich Kriegführenden getroffen wurden.

---

*) An dem »kleinen Krieg«, den die Beſatzung von Saarbrücken in dieſen Tagen führte, nahm auch Capitain Seton vom 102. engliſchen Regimente Theil. Er war von Kreuznach gekommen, wo ſeine Gemahlin die Kur brauchte, und hatte ſich beim 40. Regiment attachiren laſſen, um mit demſelben die bevorſtehende Campagne durchzumachen. Er war ein Original, das in der ſchlimmſten Situation mit Seelenruhe der Gefahr ins Auge blickte, wie es ſeine Landsleute bei Balaklawa unter Cardigan thaten. Er trug ſeine engliſche Uniform, ein wenig der preußiſchen accommodirt, und erwies ſich als ein braver Kamerad. Mit ihm waren noch zwei andere engliſche Offiziere erſchienen, um ſich zu gleichem Zwecke dem 40. Regiment attachiren zu laſſen. Ob ſie angenommen wurden, ſtehe dahin. Im Allgemeinen galt als Regel, ſolche Anerbietungen abzulehnen, mit dem Bemerken, daß Krieg eine ernſthafte Sache und für uns wenigſtens kein »Sport« ſei.

Ein Mann aus Burbach, Colporteur Ackermann, wurde getödtet, zwei andre verwundet. — Am 24. wiederholte ſich das Scharmutziren bei Gersweiler. Der Feind ging mit einem Verluſt von 10 Mann in ſeine Poſition zurück. Auch von Saarlouis aus ging man an dieſem Tage (24.) über die Grenze vor. Eine Compagnie von 70. Regiment bemächtigte ſich des Zollhauſes zu Schrecklingen und führte die Zollkaſſe fort. Die Douaniers, die ſich vertheidigten, wurden getödtet oder verwundet. Noch ein drittes Vorgehen der Unſern fand an dieſem Tage ſtatt. 30 Mann vom 7. Ulanen-Regiment rückten über die Grenze, ſprengten einen Eiſenbahn-Viaduct in die Luft und unterbrachen dadurch die Verbindung zwiſchen Saargemünd und Hagenau. (Nach einer anderen Verſion waren es baieriſche Jäger, die von Zweibrücken aus dieſen glücklichen Coup ausführten. Ueberhaupt unterſtützten die baieriſcherſeits bis an die pfälziſch-franzöſiſche Grenze vorgeſchobenen Detachements unſern Scharmützelkrieg an der Saar.)

Wir leiſten darauf Verzicht, auf dieſe kleinen Rencontres, die ſich auch während der nächſten Tage fortſetzten, näher einzugehn; ſie trugen alle denſelben Charakter; am 26. ein kleines Gefecht an der Brücke von Rheinheim, am 27. bei Völklingen, am 28. verſchiedene Recognoscirungen, am 30. ein erſter Verſuch des Feindes, Saarbrücken zu nehmen (der abgeſchlagen wird), am 1. Auguſt ein Ritt baieriſcher Chevauxlegers und preußiſcher Huſaren unter Major v. Egloffſtein auf Bitſch zu, zum Dorfe Stürzelbrunn. Alle dieſe Scharmützel und Recognoscirungen, vielleicht mit Ausnahme des geſprengten Viaducts, waren unerheblich; ihre Bedeutung lag nur darin, daß ſie unſeren Truppen ein Gefühl der Ueberlegenheit, mindeſtens vollſter Ebenbürtigkeit gegeben hatten. Selbſt das Chaſſepotgewehr, das uns ſpäter, in den großen Kämpfen vor Metz, der Zahl der Opfer nach, ſo verderblich werden ſollte, war in dieſem Vorpoſtenkrieg zu keiner rechten Geltung gekommen. Die Kugel flog weit, aber ſie traf nicht. So geſtalteten ſich dieſe Begegnungen bald zu Neckereien, in denen es die Rheinländer, bei ihrer Hinneigung zum Humor, an allerhand Scherzen nicht fehlen ließen. Beſonders excellirten die Ulanen, ſie legten große Papierkragen und die weißen Helme der Feuerwehr an, ſetzten Infanterie-Pickelhauben auf und gingen, ſtatt mit der Lanze, mit dem bloßen Säbel vor. Dadurch erreichten ſie es, daß dieſelben Schwadronen abwechſelnd für Ulanen, für Cüraſſiere und Dragoner gehalten wurden. Außer, daß es zur Unterhaltung diente, verwirrte es auch den Feind, der in ſeiner Vorſtellung von größeren Truppenmaſſen an der Saar immer ſichrer wurde.

Alles was wir bis hieher mitgetheilt haben, waren Rencontres oder Recognoscirungen an der Saar, an denen nur, außer den mehrgenannten, mit Vertheidigung dieſes Fluſſes betrauten Truppentheilen, kleinere Detachements aus den unmittelbar angrenzenden Diſtricten der Pfalz theilgenommen hatten. Das weitaus intereſſanteſte Ereigniß in dieſen Vorſpiel-Wochen war der große Recognoscirungsritt, der vom 24. bis 26. Juli von dem würtembergiſchen Generalſtabs-Offizier Grafen Zeppelin, bis hinter die erſte franzöſiſche Aufſtellung, unternommen wurde. Ein glänzendes Bravourſtück, das freilich die meiſten ſeiner Theilnehmer zum Opfer forderte. Wir geben, nachſtehend, einen ausführlichen Bericht.

Der Recognoscirungsritt des Grafen Zeppelin.

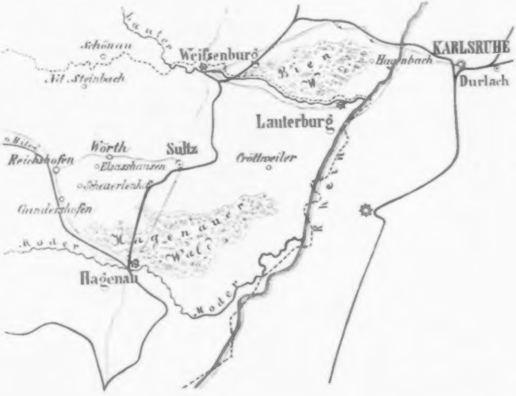
Am 23. Juli 1870 Abends wurde dem würtembergiſchen Generalſtabs-Hauptmann Grafen Zeppelin vom Chef des badiſchen Generalſtabes, Oberſtlieutenant von Lescinsky (die würtembergiſche Reiterei war damals noch der badiſchen Diviſion unterſtellt), der Auftrag ertheilt, durch Recognoscirung zu erfahren: ob Mac Mahon's Truppen ſich zu offenſivem Vorgehen gegen die Lauter anſchickten, insbeſondere wo ſich die 3. Diviſion des Mac Mahon'ſchen Corps befinde. Man wußte von der 1. und 2. Diviſion, daß ſie in der Gegend von Hagenau eingetroffen ſeien. Cavallerie zeigte ſich ſchon längs der Lauter.

Badiſche Dragoner, weil an der Grenze ſtehend, ſollten, an Stelle der noch hinter Karlsruhe cantonnirenden würtembergiſchen Reiter, den Grafen Zeppelin begleiten, welcher hierzu einen bis zwei Offiziere und zwei bis drei Unteroffiziere oder Dragoner auf möglichſt guten Pferden wünſchte. Als derſelbe am 24. Juli früh von Durlach zum Rendezvous nach Hagenbach kam, fand es ſich, daß mehrere Offiziere die Bitte geſtellt hatten, die Recognoscirung mitmachen zu dürfen, ſo daß Graf Zeppelin vier Offiziere (v. Wechmar, v. Villier, Winsloe, v. Gayling) und acht Dragoner mitzunehmen hatte.

Die wenigen Lauter-Uebergänge waren von Gendarmerie-Poſten beſetzt; doch gelang es unentdeckt bis nahe an das Feſtungsthor von Lauterburg zu kommen. Für dieſen Fall hatte Graf Zeppelin, um zu prüfen, wie es in der kleinen Feſtung ausſehe, beſtimmt, dreiſt einzureiten und auf der Hauptſtraße, deren Richtung Allen beſchrieben worden, vorzudringen. Die Ueberraſchung mußte dies Stücklein ziemlich ungefährlich machen. So war es in der That; denn als dieſe erſten deutſchen Reiter auf feindlichem Boden, den

Säbel in der Fauſt, mit lautjubelndem Hurrah! ins Thor ſprengten, ſtürzte die aus ſechs bis acht Mann beſtehende Wache zwar an die Gewehre und ſchlug an, zum Feuern aber ließen es die flinken Reiter nicht kommen, vor deren Anprall die Geſellſchaft auseinander ſtob, in die nächſten Häuſer ſich flüchtend. Weiter ging's in ſauſendem Galopp durch die Feſtung und zum andern Thore hinaus. In einiger Entfernung ließ Graf Zeppelin eine Telegraphenſtange fällen und die Drähte abſchneiden, um die telegraphiſche Meldung dieſer Vorgänge wenigſtens für einige Zeit aufzuhalten.

Der Plan des Grafen Zeppelin, welchen derſelbe den Offizieren vor dem Abreiten auseinandergeſetzt hatte, war der, zunächſt ſüdlich zu gehen, um zu erfahren, ob und welche feindliche Truppen nordwärts des Hagenauer Waldes ſtünden, dann aber ſich in dem hügeligen, für einen derartigen Ritt vorzüglich geeigneten Terrain zwiſchen Lauter und Hagenauer Wald weſtlich zu wenden, um etwaige Bewegungen feindlicher Truppen auf der Straße und Eiſenbahn Hagenau-Weißenburg, ſpäter auf der Straße und Eiſenbahn Hagenau-Bitſch, beobachten zu können. Sollte keine genügende Aufklärung hierdurch erzielt werden, ſo war es ſeine Abſicht, wenn irgend möglich, etwa von einem oder zwei Offizieren begleitet, den Hagenauer Wald weſtlich zu umgehen, die Moder zu überſchreiten und ſo Hagenau von Weſten her zu recognosciren.


Lauter
Schönau
Weiſsenburg
Alt Steinbach
Bien Wald
Hagenbach
KARLSRUHE
Durlach
Lauterburg
Reichshofen
Wörth
Sultz
Elsasshausen
Scheuerlenhof
Gröttweiler
Gundershofen
Hagenauer Wald
Moder
Hagenau
Moder
Rhein

Für den Marſch waren Jedem ſeine Aufgaben zugewieſen; von Abſchnitt zu Abſchnitt wurde das Verhalten und die einzuſchlagende Richtung vorgeſchrieben, im Falle, daß Einzelne ſich verlören oder die Patrouille verſprengt würde. — Die Bevölkerung zeigte ſich keineswegs feindſelig. — Eine erhebliche Erſchwerung des Rittes verurſachte die große Hitze, verbunden mit ſolcher Trockenheit, daß nur in den Brunnen oder Ciſternen der Ortſchaften — und da ſpärlich genug — Waſſer zu finden war.

Es konnte bald feſtgeſtellt werden, daß ſich entlang dem Nordſaume des Hagenauer Waldes nur ein dünner Cordon von Cavallerie befand, verſtärkt durch ſchwache Infanterie-Abtheilungen an den Haupt-Ausgängen des Waldes. Die Cavallerie patouillirte ziemlich regelmäßig bis an die Lauter. Die ſtärkſte Patrouille, die erkundet wurde, war acht Pferde ſtark. Berittene Gendarmen, von wenigen Reitern begleitet, zogen regelmäßig Neuigkeiten bei den Maires der Ortſchaften ein. Eine ſolche Patrouille wurde bei Cröttweiler überfallen und dabei ein Lancier und ein Gendarm zu Gefangenen gemacht. Dabei wurde das Pferd des Grafen Zeppelin verwundet und mußte wegen ſtarken Blutverluſtes, zuerſt durch das Gendarmenpferd, und als dieſes keinen Graben ſpringen wollte, durch das noch geringere franzöſiſche Lancierpferd erſetzt werden.

Von Cröttweiler aus ſchickte Graf Zeppelin einen der Offiziere (Lieutenant v. Gayling) mit drei Dragonern, ſeinem bleſſirten und einem Beutepferde zurück, um Meldung nach Karlsruhe zu erſtatten. Es war wichtig, das bisher Erkundſchaftete zur Kenntniß des Obercommandos zu bringen; ging dann auch das weitervordringende Gros der Recognoscirungspatrouille, deſſen Lage von Stunde zu Stunde ſelbſtverſtändlich eine gefährdetere wurde, verloren, ſo war doch — für den anzunehmenden Fall, daß Lieutenant v. Gayling glücklich zurückkehrte — wenigſtens ein Theil der geſtellten Aufgabe gelöſt worden. Lieutenant v. Gayling erreichte wirklich die Grenze und das Hauptquartier. Die Wache an der Lauter-Brücke hatte ſich wieder einſchüchtern laſſen.

Das unter Graf Zeppelin zurückgebliebene Gros der Recognoscirungspatrouille verbrachte inzwiſchen die Nacht ſchlaflos im Schonenburger Holz. Die Reiter lagen dicht zuſammen geſchaart am Boden, ihre geſattelten und aufkandarten Pferde am Zügel haltend. Selten nur unterbrach eine leiſe Rede die lauſchige Stille, ſo, als der arme Winsloe einem Kameraden ſein Herz erſchloß und ihm flüſternd die Hoffnungen ſeines Lebens vertraute. Wie nah war er ſeinem Ziel, aber nicht dem geträumten.

Am 25. Juli mit Tagesgrauen wurde aufgebrochen und, die Ortſchaften vermeidend, entlang der Straße Sulz-Wörth vorgerückt.

Die franzöſiſche Reiterei ritt fleißig Patrouille. Der Wechſel der

Regimenter, welche den Sicherungs-Dienſt thaten, wurde conſtatirt. Der Sauerbach konnte nur auf einem Uebergange überſchritten werden. Zur Vermeidung eines großen Umweges und Behufs Einziehung weiterer Erkundigungen beſchloß Graf Zeppelin durch Wörth zu reiten, das nach Ausſage der Einwohner nicht mehr vom Feinde beſetzt war.

Im Walde jenſeits Elſaßhauſen, gegen elf Uhr, erſchien ihm, bei der furchtbaren Hitze, die Ermattung der Pferde und Reiter zu groß, um ſich dem faſt unvermeidlichen Zuſammentreffen mit dem Feinde an der Straße Hagenau-Bitſch auszuſetzen. Die badiſchen Offiziere dagegen waren ſämmtlich der Anſicht, daß die Pferde ihre Reiter noch bis ins Gebirge wegtragen würden und beſtimmten dadurch den Grafen Zeppelin, zunächſt an ſeinen früheren Dispoſitionen nichts zu ändern und ſeinen urſprünglichen Plan auszuführen. Nicht lange darauf jedoch ſtellte es ſich als unabweisbares, jetzt einſtimmig anerkanntes Bedürfniß heraus, daß, vor Annäherung an die Straße, eine Raſt zum Futtern und namentlich auch zum Tränken der Pferde gemacht werden müſſe. Letzteres konnte, da ſonſt kein Waſſer zu entdecken war, nur an einem Brunnen geſchehen. Ein ſolcher mußte auf dem Scheuerlenhof ſich befinden, in deſſen Nähe man eben gelangt war.

Dieſes öſtlich von Gundershofen in der Entfernung von etwa einer halben Meile einſam gelegene Gehöft beſchloß Graf Zeppelin für die Raſt zu wählen. Nach ſeiner Berechnung konnte eine überlegene Reiter-Abtheilung, welche durch einen fahrenden oder reitenden Boten in der nächſten größeren Station benachrichtigt worden wäre, nicht vor einer Stunde eintreffen. Gegen die regelmäßigen Patrouillen von höchſtens acht Pferden war man ſtark genug und waren zu Abwehr ſolcher die Rollen vertheilt. Nach Verfluß von nicht ganz einer Stunde ſollte man fertig und Alle wieder im Sattel ſein. Um dieſer Anordnung nachzukommen, war ein gleichzeitiges Füttern aller Pferde nöthig, die zu dem Ende in der Scheuer des Wirthshauſes zuſammengeſtellt wurden. Die Pferde waren bereits getränkt und hatten Futter vor; eben wurde für deren Reiter eine Schüſſel dampfender Kartoffeln aufgetragen — da rief einer der ausgeſtellten Poſten mit gellendem, nichts Gutes verheißendem Schreckenston ſein: »Raus!«

In vollem Galopp jagten mehrere ſtärkere feinliche Reiter-Abtheilungen in den Hof. Sofort entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht, indem man erſt über den Hof ſich zu den Pferden durchzuſchlagen ſuchte, dann aber die Haus-Eingänge vertheidigte. Einer der erſten Schüſſe verwundete den Lieutenant Winsloe tödtlich. Auch zwei Dragoner wurden verwundet. Die Franzoſen hatten Verluſt: 1 Unteroffizier todt, 3 Mann und 4 Pferde verwundet.

Bei der feindlichen Uebermacht konnte die Gegenwehr nicht von langer

Dauer ſein. Um zu prüfen wie die Lage hinter dem Hauſe und ob ein Entkommen dort möglich wäre, lief Graf Zeppelin, nachdem er für Vertheidigung des vordern Eingangs geſorgt hatte, nach der Hinterthüre. In der Nähe derſelben hielt eine Bauerfrau ein franzöſiſches Cavallerie-Pferd am Zügel. Mit ein Paar Sprüngen war Graf Zeppelin im Sattel. Als gleich darauf Lieutenant v. Wechmar mit zwei Dragonern aus derſelben Thüre ſtürzte, ſuchte Graf Zeppelin dieſen durch Zurufen und Winken die Richtung nach einem Bache zu geben, der durch Hopfen-Anlagen gegen den nahen Wald ſich hinzog.*) Immer hoffend, daß noch Mehrere aus dem Hauſe entkommen möchten, verweilte er noch einige Augenblicke. Da aber wurde er entdeckt und von einem ganzen Trupp angehetzt, den er möglichſt mitnahm, um deſſen Aufmerkſamkeit von v. Wechmar und den Dragonern abzulenken.

Zum Glück war das Pferd gut. Ein kleines Gehölz brachte ſeine Verfolger von ihm ab. Kaum hatte er in vollem Roſſeslauf ein zweites Gehölz erreicht und in einem Dickicht Halt gemacht, als dicht vor ihm ein Zug Chaſſeurs vorüber galoppirte.

Er blieb unentdeckt. — Wie aber, wenn die »Suche«, und zwar nicht mehr in der Uebereilung des erſten »elan«, ſondern bedächtiger und eingehender fortgeſetzt, wenn das Pferd nicht in ſeiner Ruhe und Schweigſamkeit beharren ſollte?! Ein Laut, eine Bewegung deſſelben mußte den Verſteck von Roß und Reiter verrathen. Schnell erkennend, daß jetzt der einzige und letzte Einſatz für ſein Entkommen das Preisgeben des Pferdes und der Verſuch ſein müſſe, die Grenze zu Fuß zu gewinnen, band er daſſelbe in dem Dickicht feſt und eilte, die ſchattigeren und dichter bewaldeten Stellen benützend, tiefer in das Holz. Dort erkletterte er, ſeine ſchon ſchwindenden Kräfte zuſammenraffend, einen hohen Baum, um ſich in deſſen Krone zu bergen und weiter ausblicken zu können.

*) Alle dieſe Hergänge werden ſehr verſchieden erzählt. Nach zwei uns vorliegenden franzöſiſchen Berichten, von denen der eine durch General Bernis an den Kaiſer, der andre, von Edmond About herrührend, an eins der Pariſer Blätter gerichtet wurde, verlief der Ueberfall wie folgt: Freiherr v. Wechmar ſchoß einen alten, auf ihn eindringenden Maréchal de Logis (Wachtmeiſter) mit dem Revolver nieder; dann entſpann ſich ein Kampf zwiſchen Winsloe und Lieutenant de Chabot, der mit der tödtlichen Verwundung Winsloe's endete. Wahrſcheinlich war es die Kugel eines Chaſſeurs, die ihn niederſtreckte; de Chabot ſelbſt war durch zwei Revolverſchüſſe Winsloe's getroffen. Ehe eine Minute um war, waren alle fünf Dragoner ſchwer, v. Wechmar und v. Villier leicht verwundet; Winsloe todt. Es blieb den Ueberlebenden nichts übrig, als ſich gefangen zu geben. Man ſchaffte die beiden Offiziere über Saargemünd nach Metz, wo ſie im Hôtel de l'Europe gut einquartiert wurden. Marſchall Leboeuf zog ſie zur Tafel. Sie waren ſpäter im mittleren Frankreich, abwechſelnd in Tours, Moulins und Clermont, wenn wir nicht irren, internirt, wo ſie — bei der geringen Zahl gefangener Offiziere, die unſre Gegner in dieſem Kriege aufzuweiſen hatten — überall Tagesgeſpräch waren und Aufſehen machten. Freiherr v. Wechmar namentlich würde über dieſen ſeinen unfreiwilligen Aufenthalt in Frankreich ſehr Intereſſantes berichten können.

Bald folgte dem erſten ein zweiter Zug Chaſſeurs, dann ein dritter, Alles im Galopp. Sie ſprengten nun durch und um das Gehölz, nach allen Richtungen. Mehrmals konnte er ſie von ſeinem Hochſtand aus unter ſich hinreiten ſehen. Gegen drei Stunden hatte er dort oben im Verſteck geſeſſen, da ward es ſtill. Seine Verfolger mußten wohl abgezogen ſein. Der nicht allzu ſchlauen Weiſe, in der ſie ihn ſuchten, verdankte er ſeine Rettung. Hätten ſie, anſtatt auf den Wegen zu bleiben, den Buſch einfach durchſtreift und umzingelt, ſo mußte zunächſt das Pferd — und, auf dies ſichere Anzeichen ſeiner Anweſenheit im Gehölz, früher oder ſpäter auch er ſelbſt in ihre Hände fallen.

Drei Stunden langes Harren! Nun ſtieg er herab und pürſchte ſich, jedes Geräuſch nach Jägerart vermeidend, wiederholt nach verſchiedenen Seiten des Waldſaumes, überzeugte ſich, daß ſein Pferd noch in ſeinem Verſtecke ſich befand, — das gute Thier mußte lautlos und mauerfeſt geſtanden haben, — durchſuchte auch die umliegenden Felder, ſtets hoffend, einen oder den andern ſeiner Gefährten aufzufinden oder über deren Schickſal etwas zu erfahren. Ueber dieſen Nachforſchungen waren zwei weitere Stunden verfloſſen, während welcher er ſich horchend und ſpähend, über unbewachſene Stellen auf dem Boden hinkriechend, leider erfolglos, herumgeſchleppt hatte. Länger aber durfte er nicht verweilen. Andre wichtige Pflichten riefen ihn. Zu deren Erfüllung mußte er darauf bedacht ſein, den Rückweg nach der noch über neun Stunden entfernten Grenze anzutreten.

Es galt, ſeine Nachrichten zur Meldung zu bringen. Namentlich hatte er noch erkundet, daß Mac Mahon's Diviſionen an der Linie Hagenau-Bitſch echelonirt waren.

Nach dem Holz zurückkehrend, um ſein Pferd zu beſteigen, gewahrte Graf Zeppelin ein Wägelchen, mit zwei mageren Kühen beſpannt. Ein armes Bäuerlein und deſſen Tochter beluden daſſelbe mit halbverdorrtem Graſe, das ſie mühvoll zuſammengeſcharrt hatten. Vielleicht mochte ſeine Erſcheinung, als er ihnen nahte, in Folge mehrtägiger Anſtrengungen, Schlafloſigkeit und Entbehrungen, die Spuren großer Erſchöpfung tragen. Sie fühlten Mitleid und boten ihm — nach langer Zeit wieder — die erſte Labung. Der Bauer melkte ſeine beiden Kühe; die gaben zuſammen nicht ganz einen halben Schoppen Milch. Die Tochter, ein prächtiges Mädchen, ſchenkte ihm zwei Birnchen, die ſie für den eigenen Durſt zu ſich geſteckt hatte. »Gerne« gab ſie dieſelben und weinte dabei. »Ihr Schatz ſei auch im Kriege.« Mit einem herzinnigen »Vergelt's Gott« ſchied er von den guten Menſchen.

Seine Karten, mit welchen Graf Zeppelin im Augenblicke des Ueberfalls ſich beſchäftigt hatte, waren auf dem Tiſche, verſchiedene Ausrüſtungs-Gegenſtände, Regenmantel und Anderes auf dem Sattel ſeiner Ordonnanz im

Scheuerlenhof zurückgeblieben. Ohne Menſchen nach dem Wege fragen zu dürfen, im Gegentheil dieſen und den Ortſchaften ausweichend, mußte er ſich durch rauhes, unwegſames Waldgebirge durchſuchen. Einen von den Chaſſeurs ihm geſtellten Cordon gelang es zu durchbrechen. Heftige Gewitter mit ſündfluthigen Regenſtrömen brachen mit Eintritt der Dunkelheit hernieder. In tiefer Nacht erreichte er in Sulzthal die einſam, mitten im Walde gelegene Behauſung eines Quäkers. Perſonen und Zuſtände dort berechtigten ihn zu der, auch nicht getäuſchten, Hoffnung, daß er den Reſt der Nacht hier, ohne Furcht vor Verrath, werde verbringen können.

Die Steilhänge des Lauterthals zwiſchen Weißenburg und Bitſch nöthigten Graf Zeppelin am nächſten Morgen, durch das Dorf Niederſteinbach und eine ziemlich lange Strecke auf der ſtark von feindlichen Patrouillen begangenen Straße Bitſch-Weißenburg zu reiten. Wenn ihm dort keine ſchärfere Aufmerkſamkeit gewidmet wurde, worauf er ſtets gefaßt ſein mußte, ſo kam ihm ohne Zweifel zu ſtatten, daß er ein Pferd mit franzöſiſcher Ausrüſtung ritt und ferner, daß damals die Uniformen aller Truppentheile der franzöſiſchen Armee in dieſer Armee ſelber noch nicht allgemein aus Anſchauung bekannt waren, ſo daß er für den Angehörigen einer franzöſiſchen Waffengattung angeſehen werden konnte; auch eine Täuſchung, welche er durch unbefangene und zuverſichtliche Haltung zu beſtärken, ſelbſtverſtändlich beſtens bemüht war.

Voll Dankes gegen Gott für ſeine Rettung betrat er bei Schönau in Rheinbaiern den deutſchen Boden wieder. Er traf dort auf baieriſche Vorpoſten. Von da hatte er noch beinahe acht Meilen bis Karlsruhe zurückzulegen, wo er noch am Abend des 26. Juli ſeine Meldungen erſtattete.

* * *

Erſt als Graf Zeppelin nach dem Friedensſchluß den Schauplatz obiger Erlebniſſe wieder beſuchte, erhielt derſelbe aus dem Munde von Landleuten Aufſchluß darüber, wie es gekommen war, daß ſeine, wie er damals anzunehmen berechtigt war, untrüglichen Berechnungen ihn dennoch nicht vor dem Ueberfalle geſichert hatten. Als ſie durch Wörth geritten waren, hatten ſich zwei franzöſiſche Gendarmen in den Sattel geworfen und waren mit der entſprechenden Meldung zu General Bernis nach Reichshofen gejagt, der ſofort das 12. Chaſſeur-Regiment aufſitzen ließ, um in ganzen Schwadronen nach dem Trupp zu ſuchen. So war eine dieſer Schwadronen, bei welcher ſich der General ſelbſt befand, ſchon ganz in der Nähe des Scheuerlenhofes angelangt, als die Recognoscirungspatrouille erſt auf dem Ritte dorthin begriffen war.

Saarbrücken am 2. Auguſt.

Am 28. Juli war der Kaiſer in Metz eingetroffen, am 29. hatte er den Oberbefehl übernommen. Um die Erwartungen der Pariſer zufrieden zu ſtellen, ihre Ungeduld zu verſöhnen, mußte etwas geſchehen; — ſo erhielt denn das am weiteſten vorgeſchobene Corps (das II. unter General Froſſard), das ſchon ſeit dem 19. den »kleinen Krieg« an der Saar geführt hatte, beſtimmten Befehl: am 2. Auguſt Saarbrücken anzugreifen und zu nehmen. Die Unterſtützung eines Theils des III. Corps war dabei in Ausſicht geſtellt. Unſere 40er hatten alſo in den voraufgegangenen Rencontres den Gegner über ihre Zahl derartig zu täuſchen gewußt, daß man es für nöthig erachtete, mit ganzen Diviſionen gegen ſie und die von ihnen vertheidigte Stadt vorzugehen.

Die Action verlief wie folgt.

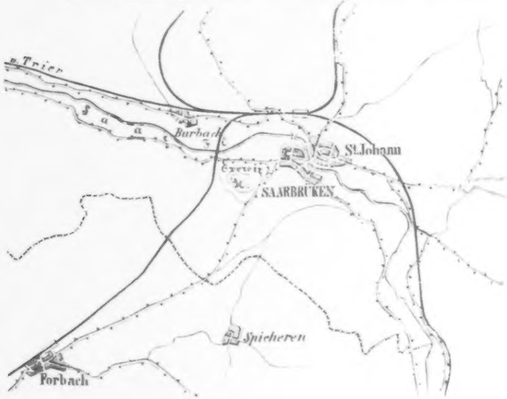
Am 2. Morgens war dem dieſſeitigen Commandanten, Oberſtlieutenant v. Peſtel,*) durch vorgeſchickte Cavallerie- und Infanterie-Patrouillen das Anrücken ſtarker feindlicher Colonnen auf der Chauſſee von Forbach gemeldet worden. Oberſtlieutenant v. Peſtel hatte ſofort ſeine Anordnungen danach getroffen. Das Vorpoſten-Bataillon (das 2. vom 40. Regiment) nahm mit 3 Compagnieen Stellung, weſtlich der Stadt, woſelbſt das Terrain einer Vertheidigung noch am günſtigſten war, eine Compagnie blieb in der Stadt als Reſerve. Das zur Aufnahme beſtimmte Detachement von zwei Bataillonen (das 1. und 3. genannten Regiments; in den letzten Tagen

*) Dieſer ausgezeichnete Offizier (er war am Tage vorher — wohl ſchon in Anerkennung des bis dahin Geleiſteten — vom Major zum Oberſtlieutenant ernannt worden) hatte in den letzten Tagen des Juli die Weiſung erhalten, ſich von ſeinem gefährdeten Poſten zurückzuziehen. Unſere Rüſtungen näherten ſich ihrem Ende, und es ſchien nicht mehr geboten, das tapfere Häuflein dem Wohl des Ganzen zum Opfer zu bringen. Der Commandirende hatte aber zurücktelegraphirt: »er bäte, ihn auf dieſem Poſten zu belaſſen,« hinzufügend: »Das Benehmen der Franzoſen zeigt, daß ſie ſich vor uns fürchten.« Die Einwilligung zu dieſem Ausharren war denn mit Freuden gegeben worden.

von Trier und Saarburg herangezogen) formirte ſich auf dem rechten Ufer der Saar. Sehr bald zeigte es ſich, daß der Feind in der That ſehr bedeutende Kräfte entwickele. Vier Rohr- und eine Mitrailleuſen-Batterie deſſelben fuhren auf den Höhen des linken Thalrandes auf und beſchoſſen, jedoch ohne beſonderen Effect, die dieſſeitigen Truppen. Oberſtlieutenant v. Peſtel konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft ſein, daß eine Durchführung des Gefechts unmöglich ſei und der Rückzug angetreten werden müſſe, ſobald ſich die feindlichen Maſſen in Bewegung ſetzten. So lange dies indeſſen nicht geſchah, wollte er auch der jedem vorgeſchobenen Poſten obliegenden Aufgabe genügen: durch ſein Stehenbleiben den Feind zur Entwickelung ſeiner Kräfte zu zwingen.

Abgeſehen vom Artilleriefeuer deuteten die feindlichen Maßnahmen zunächſt mehr auf eine Revue, als auf die Abſicht eines ernſten Gefechtes hin. Erſt gegen 11 Uhr ſtiegen mehrere feindliche Bataillone von den Höhen herab, hielten jedoch auf eine koloſſale Entfernung und gaben Salven und Schnellfeuer ohne irgend welchen Erfolg ab. Um doch auch preußiſcherſeits thätig zu ſein, wurden die Schützenzüge der drei Compagnieen vorgeſchoben und unterhielten ein faſt einſtündiges Tirailleurgefecht. Gegen 12 Uhr rückten auf dem rechten feindlichen Flügel neue Maſſen an. Die drei preußiſchen Compagnieen erhielten Befehl, nunmehr den Rückzug anzutreten.

Ohne vom Feinde gedrängt zu werden und in voller Ordnung wurde



der Abmarſch ausgeführt. Um 12 Uhr wurde die Stadt geräumt. Der feindliche rechte Flügel ſetzte indeſſen den Vormarſch fort und dirigirte ſich gegen den plateauartig der Stadt vorgelegenen Exercirplatz. Man konnte deutlich die formirten Maſſen dreier feindlicher Diviſionen erkennen. Der Zweck des Haltens war ſomit unſererſeits erreicht, eine Fortſetzung des Gefechts konnte keinen Nutzen bringen. Das geſammte Detachement trat daher nach 1 Uhr den Abmarſch an und bezog eine Meile nordweſtlich, vom Feinde unverfolgt, das Bivouac. Die Cavallerie behielt Fühlung am Feinde. Der Geſammtverluſt an Todten, Verwundeten und Vermißten betrug 2 Offiziere, 73 Mann.

»Gegen 4 Uhr,« ſo fährt ein anderer Bericht fort (muthmaßlich aus der Feder eines Saarbrücker Bürgers), »kamen die Franzoſen in die Stadt.

Die erſten, welche ich ſah, waren ein Tambour und mehrere Infanteriſten vom 40. franzöſiſchen Regimente. Einzelne waren unbewaffnet, der Tambour hatte anſtatt einer Trommel eine Gießkanne mit geſtohlenem Gemüſe am Bandelier. Vor Allem verlangten ſie nach Brod; ſie hätten ſeit fünf Uhr Abends vorher nichts gegeſſen und ſeien durch den Kampf ſehr ermüdet. Bald drängte ſichs von allen Waffengattungen auf Platz und Straßen. Es waren Truppen vom 24., 40., 66. und 67. Infanterie-, vom 12. Chaſſeur- und 7. Dragoner-Regiment. Sie benahmen ſich zu größerem Theile gut. Die Exceſſe, die vorkamen, wurden meiſt von Soldaten aus dem benachbarten Lothringen begangen. Sie drangen in die Felſenkeller einer großen Brauerei, betranken ſich und ließen 15,000 Quart Bier aus den Fäſſern laufen. Die Brode, die ſie kauften oder nahmen, ſteckten ſie nach franzöſiſcher Sitte auf das Bajonet ihrer Chaſſepot-Gewehre und hielten ihren Umzug. Um Mittag des folgenden Tages erſchien General *Froſſard* mit großer Escorte und ritt durch die Straßen.«

Dieſe Auszüge aus uns vorliegenden Berichten mögen genügen. Wir leiſten Verzicht auf Mittheilung detaillirterer Gefechts-Relationen, wie ſie beiſpielsweiſe von jeder der betheiligten Compagnieen, wenn auch nicht von dieſen ſelbſt, veröffentlicht worden ſind. Wir werden bei Darſtellung dieſes Krieges ſo vielfach Größerem begegnen, daß es geboten iſt, den Raum dieſer Blätter auch hier ſchon dem Maße des Geleiſteten anzupaſſen. Alſo von unſerer Seite nichts weiter. Aber wenn wir uns gebunden erachten, über *dieſſeitige* ausführlichere Schilderungen der Saarbrücker Vorgänge hinwegzugeben, ſo können wir doch nicht eine gleiche Zurückhaltung in Betreff der franzöſiſchen Preſſe üben, die es für gut befand, ihren Leſern über die »große Schlacht bei Saarbrücken« zu berichten. Militairiſch nichtig (wie die Sache ſelbſt) haben dieſe Berichte eine *wirkliche* Bedeutung doch inſoweit erhalten, als ſie gewiſſe Fehler unſeres Gegners: bombaſtiſche Sprache, Eitelkeit und Ruhmesbedürfniß von vornherein in das hellſte Licht ſtellten. Die Unſeren lachten und ihr Reſpect vor dem Feinde war erſchüttert.

So lautete beiſpielsweiſe der officiöſe Bericht*) des »Moniteurs«:

»Um 10 Uhr 20 Minuten Morgens konnten wir von den einſchließenden Höhen ſehen, wie ſich die 2. Diviſion des II. Corps (General Froſſard) concentrirte. Auf unſerer Rechten bereitete ſich die 3. Diviſion vor, durch den Wald von St. Arnual die Höhen zu beſetzen, welche Saarbrücken beherrſchen; auf unſerer Linken ſammelten ſich andere Truppen des II. Corps, um nach Forbach zu marſchiren und von dort die Hügel zu gewinnen, welche die Saar und Saarbrücken umgeben. Um 10 Uhr 20 Minuten begleiteten wir eine Zwölfpfünder-Batterie des 5. Artillerie-Regiments, welche die Batterie beſchießen ſollte, die von den Preußen auf unſerer Linken zur Seite eines kleinen Hauſes am Waldesſaume errichtet worden war.

Um 10 Uhr 40 Minuten entfalteten ſich unter uns in der Ebene unſere beiden erſten Regimenter (das 67. und das 66., Brigade Baſtoul) als Tirailleurs. Die Preußen, welche in den Gräben liegen, erwarten ſie. Hinter uns kommen lange Züge von Infanterie, welchen eine halbe Schwadron Jäger voranreitet und eine halbe Schwadron folgt.

10 Uhr 50 Minuten: Das Feuer beginnt auf 400 Meter Entfernung. Die preußiſchen Kugeln pfeifen uns um die Ohren. Unſer erſter Tirailleur fällt todt zu Boden. Unſere Tirailleure rücken vor; die des Feindes ziehen ſich zurück. Um 11 Uhr 10 Minuten haben die Unſeren die Höhen beſetzt, zu deren Füßen die Saar fließt; unſere Batterieen ſetzen ſich in Marſch und fahren in die Ebene hinab, um dort Poſition zu nehmen. Die 8. Batterie des 5. Regiments fährt nach den Anhöhen, auf denen ſich unſere Tirailleurs befinden, und ſtellt ſich dem Feinde zur Rechten auf; eine Zwölfpfünder-Batterie fährt nach rechts und nimmt dem Ludwigswalde gegenüber Poſition, wo ſich die feſten Batterieen des Feindes befinden, die zugleich von fliegenden Batterieen unterſtützt werden. Eine erſte preußiſche Bombe ſchlägt

---

*) Der officielle Schlachtbericht, wie übrigens bemerkt werden muß, iſt maßvoller gehalten. Auch ſeine Sprache entſpricht nicht der Action ſelbſt; doch war man in der Vorſtellung befangen, einen ſtarken Gegner bekämpft zu haben. Dies entſchuldigt Manches. Es heißt in der officiellen Relation: »Ungeachtet der Stärke der feindlichen Poſition reichten einige unſerer Bataillone aus, um die Höhen wegzunehmen, die Saarbrücken beherrſchen. Der kühne Anlauf unſerer Truppen war ſo groß, daß unſere Verluſte nur gering ſind. Der Kaiſer wohnte der Operation bei, ebenſo der kaiſerliche Prinz. Seine Geiſtesgegenwart, ſein kaltes Blut in der Gefahr, waren des Namens würdig, den er trägt. (General Froſſard war Erzieher des kaiſerlichen Prinzen.) — Ueber die Theilnahme dieſes Letzteren an der Action meldet der Kaiſer ſelbſt an die Kaiſerin: »Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernswerth in ſeinem kalten Blut, nicht im Mindeſten aufgeregt. Er hob ſich eine Kugel auf, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergoſſen Thränen, als ſie ihn ſo ruhig ſahen.«

200 Meter von uns ein, ganz nahe bei den Maulthieren des Trains, der die Verwundeten aufrafft. Die Kanonade beginnt auf energiſche Weiſe. Unſer Fußvolk, dem Jäger zu Pferde voranreiten, concentrirt ſich auf der linken Seite des Waldes, wo ſich die feſte Batterie der Preußen befindet.

Es iſt 12¼ Uhr; der Ludwigswald ſteht in Feuer. Eine preußiſche Batterie demaskirt ſich auf der rechten Seite des Waldes. Ihre Kugeln haben eine zu kurze Tragweite. Das Feuer der Preußen auf unſerer rechten Seite wird eingeſtellt, aber wir hören Kanonendonner in der Richtung von Großblittersdorf und Saargemünden. Sollten die Preußen unſere Rechte abſchneiden wollen? Nein, die Unſerigen fangen an, vorwärts zu gehen. Zwei gelbliche Rauchſäulen erheben ſich; Saarbrücken und St. Johann ſtehen in Brand. In dieſem Augenblicke hören wir die erſten Schüſſe der Mitrailleuſen.

Es iſt 12¾ Uhr. Unſere Reſerven gehen auf der linken Seite vorwärts; auf unſerer rechten Seite entfalten ſie ſich ebenfalls. Es iſt das 2. Linien-Regiment, das aber nicht ins Feuer kommt. Um 12 Uhr 55 Minuten geräth das preußiſche Haus in Brand, neben welchem ſich die feſte Batterie der Preußen vor den Hochöfen von Burbach befindet. Wir gehen vor. Zwei formidable Exploſionen kündigen an, daß die Brücken der Saar in die Luft geſprengt worden ſind. Die Unſrigen ſind in Saarbrücken.

1 Uhr. Unſere erſten Verwundeten treffen ein. Das Feuer des Feindes hat aufgehört. Die Affaire iſt beendet. Um 1 Uhr 5 Minuten ſind die Unſrigen auf dem preußiſchen Exercirplatze. Sieben Schüſſe unſerer Mitrailleuſen werden der Reihe nach abgefeuert; es erfolgt keine Antwort. Der Feind hat ſich zurückgezogen. Er wurde überraſcht. Es iſt ein großer moraliſcher Erfolg für uns. Morgen die Einzelheiten.«

Die »France« mochte hinter ſolcher Sprache nicht zurückbleiben. »Der erſte Schritt voran!« ſo adreſſirte ſie ſich an ihre Leſer; dann fährt ſie fort:

»Seit achtundvierzig Stunden weht die dreifarbige Fahne über Saarbrücken, wie ſie dort ſchon 1801 und 1815 geweht hat. Ihr ſiegreiches Wiedererſcheinen in Rheinpreußen iſt nicht allein der Beweis einer glorreichen Waffenthat, es iſt erlaubt, ſie zu begrüßen als das Zeichen einer neuen Geſchichtsperiode. Das Debut iſt ein glückliches Augurium. Alles trifft zuſammen, um die Exploſion der patriotiſchen Freude zu rechtfertigen, mit welcher daſſelbe in Paris vernommen wurde und mit welcher ganz Frankreich ſich jetzt daran betheiligt. Die activen Operationen durch einen Erfolg einleiten, iſt immer etwas. Sie durch einen Sieg in zwei Stunden faſt ohne Verluſte eingeleitet zu haben, wird ein doppelter Grund zu Stolz und Hoffnung. Es trifft hierbei in der That Alles zuſammen, um den Beweis von der ſcharfſichtigen Feſtigkeit der Anführer, dem unwiderſtehlichen Elan der Soldaten und der fortan unbeſtreitbaren Ueberlegenheit unſerer Waffen zu liefern.«

Alles dies aber wurde in den Schatten geſtellt durch den Inhalt eines Telegramms, das noch am Abend des 2. der »Gaulois« den Pariſern bieten konnte:

»Erſter Erfolg! Nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken, welcher von 10 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags dauerte, iſt die Stadt von unſeren Soldaten genommen worden.

Die Diviſion Froſſard hat drei preußiſche Diviſionen über den Haufen geworfen und niederkartätſcht.

Saarbrücken iſt abgebrannt.

Der Kaiſer iſt im Triumph nach Metz zurückgekehrt!«

Am linken Flügel.

Die III. Armee.

Weißenburg. Wörth.

Der Rhein.

An der Saar hatte das »Vorſpiel« begonnen, aber das linke Rheinufer, wie es das eigentliche Object des Krieges war, mußte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch zum Schauplatz des Krieges werden. Die Phraſe, je nachdem ſie chauviniſtiſch oder imperialiſtiſch war, verlangte »Revanche für Sadowa«, oder »die Befreiung Deutſchlands«, in Wahrheit aber handelte es ſich neben allem Gloire-Bedürfniß um ein rheiniſches Nizza-Savoyen, — um Herſtellung der »natürlichen Grenzen«. Sehr wahrſcheinlich, daß der Kaiſer, bei der Unſicherheit des Ausganges (wovon er perſönlich eine ſtarke Ahnung hatte), dieſen Lieblingsplan jedes Franzoſen ſeit Ludwig XIV. vertagt oder begraben hätte, da aber, wie wir S. 23 gezeigt zu haben glauben, die »Verlegenheiten« einmal da waren und dem zweitem Empire hinſichtlich der Kriegsfrage keine Wahl ließen, ſo war man in den Tuilerien praktiſch genug, um neben dem Ideellen auch das Materielle zu wollen. Dieſes Materielle war die baieriſche Pfalz und das Dreieck zwiſchen Aachen, Coblenz, Saarbrücken.

»Der Rhein war Object, wie muthmaßlicher Schauplatz des Krieges,« ſo ſagten wir, der Rhein, der vielleicht koſtbarſte und heiterſte Streifen Landes, den die heutige Erde aufzuweiſen hat. Hier verwirklicht ſich ſeit einem Menſchenalter und länger, was die Philantropen des vorigen Jahrhunderts »die Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechtes« nannten, ſchöner, reicher und voller, als es jene Menſchenfreunde in ihrer traurigen Zeit jemals zu ahnen und zu prophezeien wagten. Der Fleiß der Einwohner, ihr lebhaftes Naturell, ihr unternehmender Geiſt in Verbindung mit einer, wie im Bewußtſein ihrer ausgeſtreuten Wohlthaten, lachenden Natur haben eine Welt geſchaffen, die kaum ihresgleichen hat, ſelbſt nicht in den begünſtigtſten Zonen, eine Welt, die der Hypochonder der entfernteſten Gegenden aufſucht, um ſein verfinſtertes Gemüth aufzuheitern. Er badet ſeine Seele in dieſer Atmoſphäre der Schönheit und des Glückes, wie ſeinen kranken Leib in den Heilquellen, die hier überall aus dem Boden ſpringen. Es iſt das Land, das keinen Bettler kennt und keine trübſeligen Geſichter. Die luſtige Pfalz, »Gott erhalt's«, die lieblichen Säume des badiſchen Schwarzwaldes, der langgeſtreckte Garten der Bergſtraße, — das Ganze eine ununterbrochene Perlenſchnur von Schönheiten und von Wohnungen des Glückes. Und mitten durch dieſe Welt wandelt der gewaltige Strom, wie einer der vier Hauptſtröme des Gartens Eden, Wohlthaten an beiden Ufern ausſtreuend, die mehr werth ſind, als alle Nibelungenſchätze, die in ſeinem Schoße geborgen liegen. Auf keinem Strome der Welt, einige kurze Mündungen engliſcher Flüſſe ausgenommen, findet ſich ein ſolcher munterer und lebhafter Verkehr, wie auf dieſem geſegneten Rhein; ſeine unzähligen Boote und Dampfſchiffe, die Schienenwege rechts und links reichen kaum aus, die Völker, die ſich an ſeinen Ufern drängen, und die Erzeugniſſe menſchlichen Fleißes ihren Zielen entgegenzutragen. So weit er ſeine Windungen erſtreckt, wachſen die alten Städte, die noch der Römerzeit ihre Entſtehung verdanken, ja entſtehen neue auf beinahe amerikaniſche Weiſe, und ſelbſt die Dörfer ſind Statten der Bildung, des Genuſſes, der Wohlhabenheit geworden. Und das Alles rein aus dem glücklichen Boden dieſer warmen Erde und des thätigen Burgerthums erwachſen und erblüht und zu Früchten geworden, an deren Anblick ſich das ganze deutſche Vaterland erfreut! Da iſt kein Fuß breit Erde, der nicht koſtbar, kein Menſchenherz, das nicht vom Geiſte der Geſittung angeweht wäre. Was wir ſeit einem Jahrhundert ſingen: »Geſegnet ſei der Rhein«, es iſt an ſeinen Ufern aufs herrlichſte in Erfüllung gegangen.

Und dieſes echtdeutſche Land, dieſes Kunſtwerk, blühend in Jugend und Schönheit, es ſollte uns jetzt (zuvor verwüſtet und niedergetreten vielleicht) entriſſen werden, um in Zukunft an den »civiliſatoriſchen Aufgaben Frankreichs«, an ſeiner »höheren Cultur und Freiheit« theilzunehmen. Wohl uns, die linksrheiniſche Bevölkerung ſie kannte dieſen Vogelſtellerruf ſeit lange, und kein Gimpel war da, der Luſt gehabt hätte, ſich locken zu laſſen. Man kannte dies Lied ſeit 1693 her, wo General Mélac, der Pfalzverwüſter, auch ſchöne Worte gehabt hatte, deren Ausgang, damals wie ſpater, Raub und Plünderung und Mord geweſen war. Zum Wahrzeichen daran ragt bis dieſe Stunde die Ruine des Heidelberger Schloſſes auf und die Tage, die den herrlichen Bau zerſtörten und die Stadt unten zu einem Trümmerhaufen machten, ſind unvergeſſen im Lande. Nicht blos in den Chroniken, auch in den Herzen ſtehen ſie geſchrieben.

»Es war am 22. Mai 1693, da rückten die Schaaren des General Melac, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, in die verrathene Stadt Heidelberg ein. Kaum aber waren ſie darinnen, ſo begannen ſie mit Sengen, Brennen, Weiber-

und Jungfrauen-Schändung, Morden Wehrloſer und ſolcherlei ſchnöder Arbeit; die Bürger, ſo nicht mehr in das Schloß flüchten konnten, wurden entweder niedergehauen, oder wenigſtens jämmerlich geſtoßen, geprügelt, oder ſonſten grauſamlich mißhandelt, die meiſten auch beraubt und nackt ausgezogen. Die Stadt ſelbſt wurde durch fünf Regimenter geplündert und danach angeſteckt. Was die Franzoſen ſchließlich noch von Bürgersleuten und Einwohnern, welche aus den brennenden Häuſern geflüchtet waren, auf den Straßen antrafen, trieben ſie Alles in die Heiliggeiſtkirche und pferchten ſie dorten ein, daß kein Menſch ein Glied regen konnte. Auch dieſe Kirche hat der Reichsfeind geplündert und an dieſer heiligen Stätte noch andere Bosheiten und Gottloſigkeiten verübt. Zum Schluß aber hat er Thurm und Kirche angezündet über dem Kopfe derer, ſo er hineingeſperrt, welches ein ſolches Schreien und Heulen unter dieſen elenden Leuten erwecket, daß ſich ſelbſt ein Stein darüber hätte erbarmen mögen. Erſt als der ganze Dachſtuhl in Flammen ſtand, der Thurm zu fallen drohte und die Glocken zu ſchmelzen anfingen, ließ man das arme Volk wieder heraus. Nunmehro aber trieb ſie der Franzos in den Garten und das Kloſter der Kapuziner, woſelbſten er dieſe armen wehrloſen Leute abermals ganz jämmerlich traktirte; ſie wurden nochmals bis auf die Haut geplündert; etzliche Kinder wurden todtgedrückt und verſchiedene Weibsperſonen in das Lager geſchleppt. Unter ſolchen gottloſen Thaten iſt die ganze Stadt nach und nach durch die wüthenden Feuerflammen völlig verzehrt und in die Aſche geleget worden. Erſt nach zehn Jahren hat man ſie wieder aufgerichtet.«

Das war 1693. Ludwig XIV. aber hatte zur Feier jenes »Sieges« ein großes Tedeum ſingen und zwei verſchiedene Denkmünzen ſchlagen laſſen, die auf der einen Seite ſein lorberbekränztes Haupt, auf der anderen Seite die in Flammen ſtehende Stadt zeigten. »Das zerſtörte Heidelberg« (Heidelberga deleta) hieß es auf der einen; »der König befahl's und ſo geſchah's« (Rex dixit et factum est) ſtand auf der andern.

Die ſpäteren Erfahrungen, die die Pfalz mit Frankreich machte, wichen von den 1693ern wenig ab; — nur die Worte waren glänzender geweſen.

Mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war man ins Land gekommen, die guten Pfälzer hatten ihnen geglaubt, und die rothe Mütze auf dem Haupt und ca ira brüllend, hatten ſie mit ihren »Befreiern« gemeinſchaftlich den Freiheitsbaum umtanzt. Das goldene Zeitalter hatten ſie erwartet. Aber was war gekommen? Ein Vierteljahrhundert lang waren ſie beraubt und mißhandelt worden, man hatte ihnen ihre Geſetze in franzöſiſcher Sprache gegeben und ihre unbärtigen Knaben ausgehoben, um ſie auf allen Schlachtfeldern Europa's herumzuſchleppen. Die franzöſiſchen Generale und Civilcommiſſaire waren Blutſauger geweſen, wie die Prätoren des alten Rom. »Verres ging arm nach der reichen Provinz Sicilien und kam reich aus der armen Provinz Sicilien wieder nach Hauſe.«

Auch dieſer Zeiten gedachte man wieder in Pfalz und Rheinland; noch lebten ihrer Viele, die jene Tage »ſchaudernd ſelbſt erlebt«. An die Stelle des bankrutten »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« war jetzt die »civiliſatoriſche und befreiende Miſſion« getreten, der Kaiſer ſelbſt hatte von Metz aus die Worte geſprochen: »das ganze Weltall blickt auf uns; an unſerem Erfolge hängt das Schickſal der Freiheit und der Civiliſation,« aber man kannte dies und ähnliches; neue Texteworte, aber das alte Lied.

Man hörte es, vertraute ihm nicht und — ſchüttete blos (wie Cromwell) »friſch Pulver auf die Pfanne«.

Was will der Franzos? So hieß es damals in jedem Haus und jeder Hütte den ganzen Lauf des Rheines hinunter. Und das rheiniſche Volk gab Antwort darauf. »Was will der Franzos?« Der Franzos hat eine ſchlechte Ernte gehabt, er kommt nun herüber und will ſich die unſre holen. Ja wohl, ſetzte ein Anderer hinzu, der Franzos hat eine ſchlechte Ernte gehabt, aber noch ganz anders, als blos von heuer, und darum will er den Krieg, und iſt ihm die ſchlechteſte Ausrede gut genug. Was will der Franzos? Ich will es euch ſagen. Der Franzos hat ein böſes Gewiſſen, iſt unzufrieden mit ſich, und darum will er im Kriegstaumel ſich betäuben, und weil er ſeine eigene ſchlechte Wirthſchaft nicht ordnen kann, draußen in der Welt herum rumoren; er iſt mit ſich ſelbſt im Krieg, darum ſucht er Händel mit Anderen. Er ſieht ſeinen Nachbar, das deutſche Volk, ruhig und bedachtſam, in treuer Arbeit, in wachſendem Wohlſtand ſich einen, heilſame Geſetze bilden, das öffentliche Wohl gewiſſenhaft verwalten. Die ganze Welt betrachtet dies Alles mit Achtung, nur der Franzos, ſtatt ſich ein Beiſpiel daran zu nehmen, was thut er? Neidiſch auf den Nachbar, will er ihm die Ernte ſeiner emſigen Arbeit zerſtören. Er macht große Worte, aber dahinter ſteckt Ländergier und gemeine Raubſucht. Auf unſeren Bergen grünen die Wälder, die Franzoſen haben ihre Wälder verwüſtet. Und tief unter der Erdkrume, darauf der Landmann arbeitet, ruht von Urzeiten her die Kohle, die unſeren Gewerbefleiß fördert. Die Franzoſen wollen ſich unſere Kohlenländer am Rhein und an der Saar holen und ſprechen dabei von den Herrlichkeiten, die ſie uns bringen wollen. Ja, wer kann etwas bringen, was er ſelber nicht hat? . . . Noch einmal, was wollen die Franzoſen? Sie wollen den Vorrang, die Vormundſchaft über die Völker, das ſogenannte Preſtige. Sie erfrechen ſich, dem Nachbarvolke zu ſagen: Du darfſt Dich nicht wohl befinden, weil ich mich auch nicht wohl befinde; Du darfſt Deine Angelegenheiten nicht ordnen, wie es Dir gut dünkt; Du mußt die Suppe eſſen, wie ich ſie Dir ſalze. Dieſe Anmaßung muß den Schlag bekommen, den ſie verdient. Unſer deutſcher Fahnenſpruch heißt: Gleichberechtigung der Völker. Wir befreien uns und die Welt von der Anmaßung der Franzoſen und befreien die Franzoſen ſelbſt von ihrer Anmaßung. Wir wiſſen was wir wollen, und dürfen es laut bekennen. Die Franzoſen müſſen ſich etwas einreden und der Welt durch alle falſchen Künſte etwas einzureden ſuchen.

So gewiß es iſt, daß die Wahrheit über die Lüge ſiegt, ſo gewiß iſt der Sieg unſer.

So etwa ging das Geſpräch damals am Rhein. Die Lockrufe von drüben, noch einmal ſei es geſagt, verfingen nicht, und was in Frankreich — ſoweit es damals im Stande war auf Fremdes zu achten — am meiſten überraſchen mochte, war die Thatſache, daß ſich auch die unbetheiligten Mächte von Anſchauungen und Verſicherungen abwandten, über deren Unbegründetheit man 20 Jahre und länger Zeit gehabt hatte, ſich immer klarer zu werden. Die »Napoleoniſche Legende« hatte nur noch in gewiſſen Schichten Frankreichs Anhänger und Gläubige; der Reſt von Europa war immer ſkeptiſcher geworden. Worte, Worte! Freiheit hieß linkes Rheinufer, und Civiliſation hieß das Kohlenbecken von Saarbrück. Vor Allem waren es die Engländer, die das Spiel durchſchauten. Die Times, wie ſchon früher hervorgehoben, noch mehr die Saturday-Review ſtanden auf unſerer Seite. Die Saturday-Review ſchrieb in treffendſter Weiſe das Folgende:

»Was die Franzoſen wollen, iſt das linke Rheinufer. Sie wollen es ſeit 50 Jahren, immer wieder und wieder. Ihre größten politiſchen Anſtrengungen verfolgen alle das eine Ziel: die Welt glauben zu machen, ſie hätten ein natürliches Anrecht an den Rhein. So grundfalſch dies iſt, ſo gewiß iſt es, daß ſie mit vielem Geſchick ihren Zweck verfolgt haben.

Ein Waſſertropfen iſt ein kleines harmloſes Ding, aber fortwährend fallende Tropfen nutzen den härteſten Stein ab, und fortwährend fallende Waſſertropfen waren die wirkſamſte Folter der Inquiſition. Ebenſo giebt es kein beſſeres Mittel, um geglaubt zu werden, als wenn man eine Sache fort und fort wiederholt. Gleichviel, ob es von Anfang an falſch war, gleichviel, ob es hundert Mal widerlegt worden, ſprecht es nur keck immer wieder aus. Die Leute glauben ſchließlich, was ſie ſo oft hören, ja es kann ſogar kommen, daß derjenige, der es behauptet, am Ende ſelbſt daran glaubt.

So geht es auch mit den politiſchen Formeln: wiederholt ſie nur oft und keck, und die Anderen werden ſie euch nachſprechen, und durch bloßes Nachſprechen dahin gelangen, ſie zu glauben und ſich einzubilden, daß ſie dieſelben verſtehen. Auf dieſe Weiſe ſind Worte mächtiger als Thaten. Der gegenwärtige Herrſcher von Frankreich hat uns ſo oft verſichert, wie rein und gutherzig ſeine Beweggründe ſind, daß manche Leute ſeine Thaten vergeſſen und ſeinen Worten geglaubt haben.

Wie mit dem Herrſcher, ſo geht es mit dem Volk. Die Franzoſen haben ſo lange unaufhörlich der Welt verſichert, der Rhein ſei ihre natürliche Grenze, daß die Leute es endlich glauben, und möglicherweiſe glauben ſie es auch ſelbſt. Und doch darf man mit gutem Gewiſſen ausſprechen, daß Frankreich nicht mehr Anſprüche auf die Rheingrenze hat, als auf die Elb- oder Weichſel-Grenze.

Nehmen wir an, daß das moderne Frankreich das geſammte keltiſche Element des römiſchen Galliens umſchließe, ſo folgt daraus durchaus nicht, daß es Anſpruch hat, das geſammte römiſche Gallien darzuſtellen. Das römiſche Gallien enthielt von dem, was es jetzt Mode geworden iſt, Nationalitäten zu nennen, mindeſtens drei. Man ſchaue nur auf eine Karte Römiſch-Galliens, und das Wort Germania ſtarrt einem als Bezeichnung zweier ſeiner Abtheilungen entgegen. Es gab ein Germanien ſowohl auf dem linken, als auf dem rechten Rhein-Ufer; der einzige Unterſchied war, daß die Römer das eine eroberten, und nicht im Stande waren, das andere zu unterwerfen. Mit einem Wort, zu Zeiten der römiſchen Provinz trennte der Rhein nicht die Kelten von den Teutonen. Er trennte unterjochte Teutonen von unabhängigen. Er bildete die Grenze des römiſchen Galliens nur deshalb, weil Römiſch-Gallien ſo viel von Deutſchland aufnahm, als Rom zu erobern gelungen war. Der Rhein war alſo keine Völkergrenze, ſondern nur die Grenze der römiſchen Eroberung.

Auch in ſpäterer Zeit iſt er niemals dauernd Grenze geweſen. Da er keine nationale Grenze bildet, ſo iſt man auch nie verſucht worden, ihn zu einer politiſchen Grenze zu machen. Die Franken herrſchten gleichmäßig auf beiden Seiten, ihre deutſche Sprache wurde gleichmäßig auf beiden Seiten geſprochen. Bei den verſchiedenen Theilungen des fränkiſchen Reiches unter den Merovingern und Karolingern, iſt es nie einem Menſchen eingefallen, den Rhein zur Grenze zwiſchen der lateiniſchen und teutoniſchen Francia zu machen, einfach deshalb, weil er nicht die Grenze zwiſchen der lateiniſchen und teutoniſchen Sprache bildete. Das erſte Auftreten des Rheines als franzöſiſche Grenze war der Raub des Elſaß im 17. Jahrhundert, wodurch die natürliche Grenze der Vogeſen verlaſſen und der Rhein auf eine kurze Strecke ſeines Laufes zur franzöſiſchen Grenze gemacht wurde. Was den unteren Lauf dieſes großen deutſchen Stromes betrifft, ſo liegt Frankreichs einziger Anſpruch darauf in der Thatſache, daß er während einiger Jahre in den Revolutionskriegen die Grenze bildete.

Aber das Kaiſerreich ging bekanntlich weiter. Es verlegte ſeine Grenze bis an die Elbe; Hamburg und Lübeck wurden franzöſiſch, wie es Turin und Raguſa wurde. Das Anrecht Frankreichs auf das Rheinland iſt gerade ſo gut und gerade ſo ſchlecht, wie ſein Anrecht auf Illyrien.

Es hat das Recht einer ehemaligen momentanen Beſitznahme zu der Zeit, als die Welt auf dem Kopfe ſtand. Das iſt Alles!

Den Rhein haben, eine neue Rheinbundspolitik inauguriren, die ſich vollziehende deutſche Einigkeit abermals vertagen und untergraben, weiterhin die erſte Macht ſein auf Koſten der zerſplitterten Macht des ſtärkeren Nachbars, das war das Programm. Aber Deutſchland war gewillt, dies Programm zu Schanden zu machen. Daß der Einſatz hoch ſein würde, fühlte Jeder; gleichviel, man war entſchloſſen, jedes Opfer zu bringen. Man bangte, aber hoffte zugleich, und ſo hieß es denn:

Wir träumen nicht von raſchem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen:
Ein Weltgericht iſt dieſer Krieg
Und ſtark der Geiſt der Lügen.
Doch der einſt unſrer Väter Burg,
Getroſt, er führt auch uns hindurch.
Vorwärts!

Die franzöſiſche Aufſtellung.

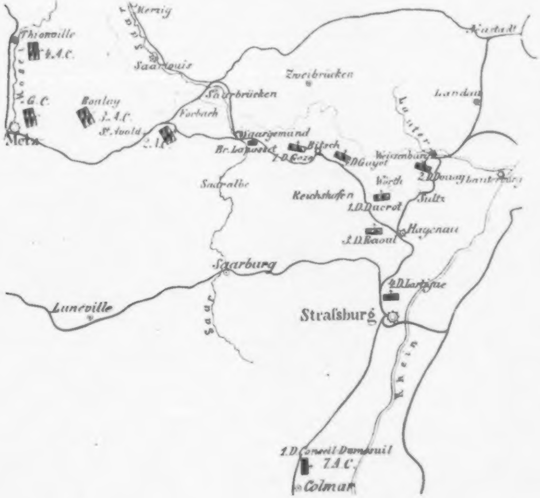
»Aller Wahrſcheinlichkeit nach richtet ſich der franzöſiſche Stoß gegen Baden und die Pfalz; auf der Strecke zwiſchen Straßburg und Saarbrücken werden ſie zur Offenſive ſchreiten, die Pfalz überſchwemmen und unmittelbar dieſſeits oder jenſeits des Rheines einen erſten großen Erfolg zu erringen ſuchen« — ſo etwa war die dieſſeitige Annahme, als wir, unmittelbar nach den Vorgängen in Ems, die franzöſiſchen Colonnen ſich auf Metz und Straßburg zu in Bewegung ſetzen ſahen. Ihre Ueberlegenheit nach Zahl und Kriegsbereitſchaft (bei allen Mängeln im Einzelnen, wie wir ſie S. 74 namhaft gemacht haben) war in jenen erſten Tagen ſo evident, daß einer Beſitzergreifung aller linksrheiniſchen deutſchen Landestheile ſich kein nennenswerthes Hinderniß würde haben entgegenſtellen können. Der Ausgang des Krieges wäre dadurch kein andrer geworden, die Kataſtrophe, muthmaßlich nur um ſo ſchneller hereingebrochen, dennoch haben wir ein Zögern, eine Unſchlüſſigkeit zu ſegnen, die das Glück jener geſegneten Vorlande auf Jahrzehnte hin hätte untergraben können. Eine Armee von 300,000 Mann kann in zehn Tagen mehr zerſtören, als eine betriebſame Bevölkerung in zehn Jahren aufzubauen vermag. Wer will ſagen, ob die Turcos MacMahon's nicht die Söldner Mélac's in den Schatten geſtellt hätten. Wie immer auch, die Wiederholung von 1693 blieb der Pfalz erſpart.

Wie wir ſchon mehrfach andeuteten, Frankreich war nicht »über und über gerüſtet« in den Krieg eingetreten, die Enttäuſchungen hinſichtlich Süddeutſchlands kamen hinzu, gleichviel, der zum Stoß angeſetzte Degen Frankreichs zögerte plötzlich, ja die militairiſchen Maßnahmen begannen ſich in einer Weiſe zu modeln, die von vornherein ein Mißtrauen in das Gewollte ausdrückte. Man hatte ſich über-, uns aber unterſchätzt und begann Anfangs Auguſt die urſprüngliche Front, die ſogenannte »erſte Linie« zu kürzen, um durch dieſe Kürzung an Kraft zu gewinnen. Sehen wir wie. Die urſprüngliche erſte Linie war die Linie St. Avold, Bitſch-Hagenau, Straßburg.

An demſelben Tage, an dem das linke Flügelcorps: General Froſſard gegen Saarbrücken operirt und dies genommen hatte, erhielt das rechte Flügelcorps: Marſchall Mac Mahon Befehl, ſich von Straßburg aus nordweſtlich auf das Centrum Bitſch-Hagenau zu ziehen, wo ſich, beſonders in Bitſch und Umgegend, die Diviſionen des 5. Corps de Failly bereits befanden.

Dies geſchah. Alle Offenſivpläne, namentlich ſo weit ſie ſich auf Süddeutſchland gerichtet hatten, waren damit aufgegeben; erſichtlicher noch trat dies hervor, als man in den eingenommenen Stellungen ſich zu verſchanzen begann.

Noch einmal, die erſte Linie, die ſich Ende Juli von St. Avold über Bitſch bis Straßburg ausgedehnt hatte, beſchränkte ſich am 2. Auguſt auf die Strecke Saarbrücken-Bitſch-Hagenau. Wenige Meilen dahinter lief die zweite franzöſiſche Linie, die von Thionville über Metz bis Nancy reichte. In der rechten Flanke der erſten Linie: Straßburg; in der rechten Flanke


Merzig
Thionville
4. A. C.
Saarlouis
Zweibrücken
Neustadt
Landau
G. C.
Boulay
3. A. C.
St. Avold
2. A. C.
Metz
Forbach
Saarbrücken
Saargemünd
Br. Lapasset
Bitsch
1. D. Goze
3. D. Guyot
Weissenburg
2. D. Douay
Lauterburg
Lauter
Wörth
Reichshofen
1. D. Ducrot
Sultz
Hagenau
3. D. Raoul
Saaralbe
Saarburg
4. D. Lartigue
Strassburg
Luneville
Saar
Rhein
1. D. Conseil-Dumesnil
7. A. C.
Colmar

der zweiten: Belfort. Im Rücken der geſammten Aufſtellung: das befeſtigte Lager von Chalons.

So die Linien. Die Truppenvertheilung, dabei einiges recapitulirend, war die folgende.

Erſte Linie.

Linker Flügel (St. Avold-Forbach-Saarbrücken): 2. Corps unter General Froſſard.

Rechter Flügel (Bitſch-Hagenau): 5. Corps de Failly; 1. Corps Mac Mahon.

Zweite Linie.

Linker Flügel (Thionville): 4. Corps unter General L'Admirault.

Centrum (Metz): 3. Corps unter Marſchall Bazaine.

Rechter Flügel (Nancy): die Garden unter General Bourbaki. Um dieſe Zeit vielleicht ſchon nach Metz herangezogen.

Straßburg

(in der rechten Flanke der erſten Linie).

Die Diviſion Lartigue vom 1. Corps.

Belfort

(in der rechten Flanke der zweiten Linie).

Das 7. Corps unter General Felix Douay, noch ganz unvollſtändig. Einzelnes vordetachirt bis Colmar; andres noch zurück in Lyon.

Chalons

(im Rücken der ganzen Stellung).

Das 6. Corps unter Marſchall Canrobert. Um dieſe Zeit vielleicht ſchon auf dem Wege nach Metz.

So die Aufſtellung. Die Armee-Eintheilung entſprach aber nicht derſelben, ebenſowenig wie bei uns. Nicht das Nebeneinander- ſondern das Hintereinander-Stehende bildete die großen Heereskörper, deren die franzöſiſche Armee im Weſentlichen zwei beſaß: die »Rheinarmee« und die »Armee des Elſaß«, wie wir ſie in Ermangelung einer offiziellen Bezeichnung nennen wollen. Jene, die Rheinarmee, ſetzte ſich aus dem 2., 3., 4. Corps und den Garden (denen ſich bald auch, von Chalons her, das 6. Corps geſellte) zuſammen, während die Armee des Elſaß aus dem 1., 5. und vorgeſchobenen Abtheilungen des 7. Corps beſtand.

An der Spitze der Rheinarmee, Hauptquartier Metz, ſtand der Kaiſer; an der Spitze der Elſaß-Armee Marſchall Mac Mahon.

Die deutſche Aufſtellung.

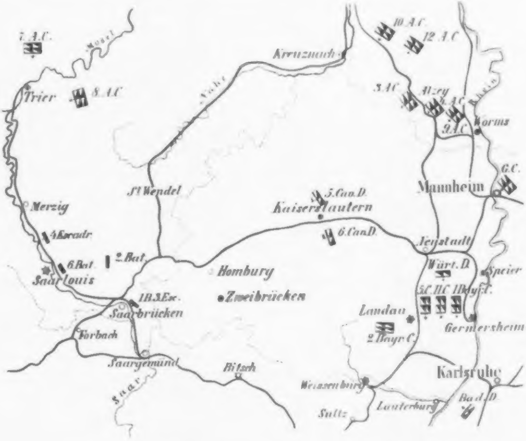
Am 25. Juli war im Weſentlichen die Mobiliſirung der deutſchen Armeen beendigt geweſen. Schon zwei Tage früher (23.) hatte der Maſſentransport weſtwärts, dem Rhein zu und darüber hinaus, begonnen; am 1. Auguſt, ſpäteſtens am 2., ſtanden etwa 400,000 Mann in drei Armeen bereit, den Feind zu empfangen oder ihn anzugreifen, wenn er zögerte.

In drei Armeen (I., II. und III.), von denen jede eine verſchiedene Stärke und Zuſammenſetzung aufwies.

Die I. Armee, vorläufig aus dem VII. und VIII. Armee-Corps beſtehend, war die am weiteſten vorgeſchobene und bildete, um Trier herum zu beiden Seiten der Moſel, unſern rechten Flügel. Ihr gehörte das ſchwache Detachement an, das ſeit dem 19. Juli den kleinen Krieg an der Saar geführt und am 2. Auguſt den Diviſionen Bataille und Laveaucoupet des Froſſardſchen Corps die »Schlacht bei Saarbrücken« geliefert hatte.. — Commandirender der I. Armee: General v. Steinmetz.

Die II. Armee, die ſtärkſte, bildete das Centrum und ſtand, am linken Rheinufer hin, auf der Strecke zwiſchen Mannheim und Bingen, mit Feſtung Mainz im Rücken. Sie beſtand aus vorläufig ſechs Corps, und zwar aus den Garden, dem III., IV., IX., X. und XII. Corps. Erſt am Abend des 18. Auguſt trat das II. (pommerſche) Armee-Corps hinzu. Die Garden hatten den linken, das X. Corps den rechten Flügel. Commandirender: Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Die III. Armee, die »deutſche« (weil ſie, wenigſtens zu Anfang, zur größeren Hälfte aus nicht-preußiſchen Corps beſtand), hatte den linken Flügel und ſtand, in der Verlängerung der II. Armee, in dem öſtlichen Abſchnitt der baieriſchen Pfalz. Sie beſtand aus fünf Corps: dem V. und XI. preußiſchen, dem I. und II. baieriſchen und den beiden zu einem Armee-Corps vereinigten Diviſionen von Baden und Würtemberg. Die badiſche Diviſion, noch dieſſeits des Rheins, bildete zwiſchen Raſtatt und Karlsruhe den äußerſten linken, die würtembergiſche Diviſion (ſüdlich von Speyer) den rechten Flügel dieſer III. Armee. Das II. baieriſche Corps, am weiteſten vorgeſchoben, ſtand zwiſchen Landau und Bergzabern. Commandirender der III. Armee: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.


7. A.C.
Mosel
Trier
8. A.C.
Nahe
Kreuznach
10. A.C.
12. A.C.
3. A.C.
Alzey
4. A.C.
Rhein
9. A.C.
Worms
G.C.
Mannheim
St Wendel
Merzig
4 Escadr.
6. Bat.
2. Bat.
Saarlouis
Homburg
Zweibrücken
5. Cav. D.
Kaiserslautern
6. Cav. D.
Neustadt
Würt. D.
Speier
5. C. 11. C. 1 Bayr. C.
Landau
Germersheim
2. Bayr. C.
1 B. 3 Esc.
Saarbrücken
Forbach
Saargemünd
Saar
Bitsch
Weissenburg
Sultz
Lauterburg
Karlsruhe
Bad. D.

Drei und ein halbes Corps waren um dieſe Zeit noch nicht am linken Rheinufer eingetroffen; die Geſammt-Situation hatte in den letzten Juliwochen eine totale Entblößung unſrer öſtlichen Provinzen nicht räthlich erſcheinen laſſen. Theils um des Küſtenſchutzes, vielleicht auch um der noch ſchwankenden Haltung Oeſtreichs willen, waren das I. (oſtpreußiſche), II. (pommerſche), VI. (ſchleſiſche) Armee-Corps, zudem noch die 17. (meklenburgiſch-hanſeatiſche) Diviſion anfänglich zurückbehalten worden. Alle drei Corps aber folgten in kürzeſter Friſt, nur die 17. Diviſion traf erſt Mitte September auf dem Kriegsſchauplatze ein.

Unſere Aufſtellung am 2. Auguſt, wenn wir von der bis Trier vorgeſchobenen I. Armee (VII. und VIII. Armee-Corps) abſehen, hatte — hart am linken Rheinufer hin — eine Ausdehnung von etwa 16 Meilen und reichte von Mainz bis Raſtatt; Mannheim, wo die Garden ſtanden, als Centrum. Im Weſentlichen alſo hielten wir die baieriſche Pfalz und das nach Norden hin angrenzende Stück von Rheinheſſen beſetzt.

Ein Blick auf die Karte veranſchaulicht ſofort die Bedeutung der Pfalz für eine Kriegführung mit Frankreich, die Vorzüge und die Nachtheile, die aus einem Aufmarſch an dieſer Stelle reſultiren.

Die Nachtheile beſtehen in einer von Elſaß und Lothringen aus halb ſchon gegebenen halb aber leicht auszuführenden *Umfaſſung*, die Vorzüge umgekehrt darin, daß es mit Hülfe dieſes keilartig gegen Frankreich vorgetriebenen Landestheiles unter Umſtänden ſehr erleichtert wird, die feindlichen Streitkräfte zu theilen. Ob Vortheil oder Nachtheil ſchließlich prävaliren, wird in den meiſten Fällen von den gegenſeitigen Stärkeverhältniſſen abhängen. Iſt der Feind ſtark genug, die Umfaſſung auszuführen, ſo geſellt er zu ſeiner numeriſchen Ueberlegenheit auch noch den weiteren Vorzug, gegen Front und Flanken des Gegners gleichzeitig operiren zu können; erweiſt er ſich umgekehrt als zu ſchwach (oder aber als zu unentſchloſſen), ſo kommt er ſeinerſeits in Gefahr, die ihm gegenüberſtehenden Streitkräfte die »innere Linie« gewinnen und die eignen Streitkräfte in zwei Hälften getheilt zu ſehn.

So viel im Allgemeinen. Wie lagen die Sachen *hier*?

Sie lagen zweifelhaft, als unſere Truppenconcentrationen Ende Juli in Pfalz und Rheinheſſen begannen; wir mußten einer ſolchen Umfaſſung oder wenigſtens des Verſuchs einer ſolchen gewärtig ſein. Von dem Augenblick an aber, wo unſere Aufſtellung zwiſchen Mainz und Raſtatt beendigt war, ohne daß der Feind, trotz ſeines Vorſprungs an Zeit und Mitteln, auch nur den Verſuch einer ſolchen Umfaſſung gewagt hätte, von dieſem Augenblick an hatte er bekannt, daß er ſich zu ſchwach fühle, die Chancen der Umklammerung gegen uns geltend zu machen, und daß uns nunmehr die Chaycen der inneren Linie, die Rolle des Keilſpielens zufallen würde. Den Feind, ſo ſcheint es, beſchlich eine Ahnung davon; er begann, wie ſchon S. 129 hervorgehoben, ſeine Aufſtellung zu verkürzen, ſeinen rechten Flügel an ſein Centrum heranzuziehen; leicht möglich, daß er gewillt war, auch *dieſe* Poſition (Bitſch-Hagenau) aufzugeben, um ſeine ganze Heeresmacht an ſeinem linken Flügel (Metz) zu concentriren. *Dieſem mußte zuvorgekommen werden.* Man hatte unſrerſeits die Stellung inne, um die Armee des Elſaß, oder doch mindeſtens einen Theil derſelben, von der Rheinarmee zu trennen, ihre Vereinigung, wenn ſie überhaupt geplant war, zu hindern; — ſo war man denn am 3. Auguſt unſrerſeits bereits entſchloſſen, andren Tags bei Weißenburg über die Grenze zu gehn und durch einen raſchen Vorſtoß gegen Südweſt die Armee Mac Mahons zu iſoliren, zur Schlacht zu zwingen und wo möglich zu ſchlagen.

Die III. Armee.

Die Aufgabe, mittelſt eines Vorſtoßes nach Südweſt die »Armee des Elſaß«, oder doch mindeſtens das Mac Mahonſche Corps von der Hauptarmee zu trennen, fiel ſelbſtverſtändlich dem linken Flügel unſerer Aufſtellung zu, der III. Armee. Die preußiſchen und ſüddeutſchen Corps, aus denen dieſelbe ſich zuſammenſetzte, haben wir S. 131 bereits in aller Kürze namhaft gemacht; es erübrigt uns noch, ohne uns in Details zu verlieren, die Formation dieſer Corps bis abwärts zu den Regimentern zu geben.

V. Corps (Generallieutenant v. Kirchbach).*)

9. Diviſion: General-Major v. Sandrart.
  - Brigade Bothmer.
    - 3. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 58, Oberſt v. Rex.
    - 4. Poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 59, Oberſt Eyl.
  - Brigade Voigts-Rhetz.
    - Königs-Grenadier-Regiment (2. weſtpreuß.) Nr. 7, Oberſt v. Köthen.
    - 2. Niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 47, Oberſt v. Burghoff.
  - 5. Jäger-Bataillon, Major Graf Walderſee.
  - 4. Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant v. Schenck.

---

*) Hugo Ewald v. Kirchbach, geb. 1809, wurde im Berliner Kadettencorps erzogen und 1827 Lieutenant im 26. Infanterie-Regiment; war von 1855 bis 1858 Lehrer an der allgemeinen Kriegsſchule, dann Chef des Generalſtabes des III. Armeecorps, 1863 General-Major; erhielt 1865 das Commando der 10. Diviſion in Poſen, focht 1866 ſiegreich bei Nachod, Skalitz, Schweinſchädel und Königgrätz und erwarb den Orden pour le mérite. Nach dem Kriege übernahm er wieder das Commando der 10. Diviſion und erhielt bei Ausbruch des jetzigen Krieges an des Generals von Steinmetz Stelle das 5. Armeecorps.

10. Diviſion: General-Major v. Schmidt.
Brigade Henning von Schönhoff.
1. Weſtpreußiſches Grenadier-Regiment Nr. 6, Oberſt Flöckher.
1. Niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 46, Oberſt v. Stoſch.

Brigade Walther v. Montbary.
Weſtphäliſches Füſilier-Regiment Nr. 37, Oberſt v. Heinemann.
3. Niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 50, Oberſt Michelmann.
14. Dragoner-Regiment, Oberſt v. Schön.
Feld-Artillerie-Regiment Nr. 5.
Pionier-Bataillon Nr. 5.
Train-Bataillon Nr. 5.

XI. Corps (Generallieutenant v. Boſe).*)

21. Diviſion: Generallieutenant v. Schachtmeyer.
Brigade Koblinski.
Heſſiſches Füſilier-Regiment Nr. 80, Oberſt v. Colomb.
1. Naſſauiſches Infanterie-Regiment Nr. 87, Oberſt Grolman.

Brigade v. Thile.
2. Heſſiſches Infanterie-Regiment Nr. 82, Oberſt v. Borries.
2. Naſſauiſches Infanterie-Regiment Nr. 88, Oberſt Köhn v. Jaski.
11. Jäger-Bataillon, Major v. Johnſton.
2. Heſſiſches Huſaren-Regiment Nr. 14, Oberſt v. Bernuth.

22. Diviſion: Generallieutenant v. Gersdorff.
Brigade Kontzki.
2. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 32, Oberſt v. Förſter.
6. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 95, Oberſt v. Beckedorff.

---

*) Julius v. Boſe, 1809 geboren, in der Mitte der 20er Jahre Page am Hofe zu Weimar, wurde 1829 Offizier, 1853 Major, 1860 Oberſt und Commandeur des hohenzollernſchen Füſilier-Regiments Nr. 40, 1864 Generalmajor. Als ſolcher führte er die 15. Brigade, Regimenter 31 und 71, bei Beginn des Krieges 1866. Gleich im erſten Gefecht zeichnete er ſich aus. Perſönlich, an der Spitze eines ſeiner Bataillone, nahm er die durch die »eiſerne Brigade« vertheidigte Brücke von Podoll und hielt ſie. Bei Blumenau — inzwiſchen mit dem Commando der 8. Diviſion betraut — führte er jene berühmte Umgehung aus, die uns, ohne das Dazwiſchentreten des Waffenſtillſtandes, wahrſcheinlich in den Beſitz von Preßburg geſetzt haben würde. Er erhielt den Orden pour le mérite. Noch im ſelben Jahre avancirte er zum Generallieutenant. Als ſolcher führte er jetzt das XI. Corps.

Brigade Schkopp.
3. Heſſiſches Infanterie-Regiment Nr. 83, Oberſt Marſchall v. Bieberſtein.
5. Thüringiſches Infanterie-Regiment Nr. 94, Oberſt v. Beſſel.
1. Heſſiſches Huſaren-Regiment Nr. 13, Oberſtlieutenant v. Heuduck.
Feld-Artillerie-Regiment Nr. 11.
Pionier-Bataillon Nr. 11.
Train-Bataillon Nr. 11.

I. baieriſches Corps (General der Infanterie v. d. Tann).*)

1. Diviſion: Generallieutenant v. Stephan.
  1. Brigade: Generalmajor Dietl.
    Leib-Regiment, Oberſt v. Taeuffenbach.
    1. Infanterie-Regiment, Oberſt Roth.
    2. Jäger-Bataillon, Major v. Vallade.
    9. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Treuberg.
  2. Brigade: Generalmajor Orff.
    2. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. d. Tann.
    11. Infanterie-Regiment, Oberſt Graf Leublfing.
    4. Jäger-Bataillon, Major Reſchreiter.
  9. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Maſſenbach.
  3. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Leonrod.
  4 Batterieen unter Oberſtlieutenant v. Vollmar.

---

*) Ludwig Freiherr v. d. Tann wurde am 18. Juni 1815 (am Waterloo-Tage) geboren. In ſeinem zwölften Jahre trat er in die »Pagerie«, in ſeinem achtzehnten Jahre (1833) in die Armee. Er wurde Lieutenant in der Artillerie, 1840 Oberlieutenant, 1844 Hauptmann und Adjutant des Kronprinzen Max. Die Jahre von 1833 bis 1844 benutzte er, ſoweit es die Verhältniſſe zuließen (König Ludwig I. ertheilte die ungern entſprechende Erlaubniß) zu militairiſchen Reiſen, er beſuchte die preußiſchen Lager, ſah Radetzky's Manöver in Italien und brachte längere Zeit in Algier zu, um die Taktik der franzöſiſchen Armee kennen zu lernen. 1848, eben Major geworden, ging er nach Schleswig-Holſtein, wo er an die Spitze eines Freiſchaaren-Corps trat und ſich durch das Gefecht bei Hoptrup (7. Juni) einen Namen machte. Baiern verlieh ihm den Militair-Verdienſtorden; die Regierung der Herzogthümer gab einem Kanonenboote den Namen »v. d. Tann«. 1849 wurde er Stabschef der unter dem Befehle des Prinzen Ernſt von Sachſen-Altenburg ſtehenden bairiſchen Diviſion und wohnte der damaligen (inzwiſchen in den Hintergrund gedrängten) Erſtürmung der Düppler Schanzen bei (1850), mittlerweile zum Oberſten avancirt, trat er abermals in die ſchleswig-holſteinſche Armee und wurde Generalſtabschef unter Williſen. Der Tag von Idſtedt entſchied über die Sache Schleswig-Holſteins. Er ſelbſt hat über den unglücklichen Ausgang dieſes Feldzuges beherzigenswerthe Worte geſprochen: »Idſtedt, überhaupt die ſchleswig-holſteinſche Campagne, ſollte allen denen zur Lehre dienen, die da denken, daß Begeiſterung, Tapferkeit und Selbſtopferung genügen, um ein ſiegreiches Heer zu ſchaffen. Wir hatten die Blüthe Deutſchlands in unſeren Reihen und ich werde tapfrere Soldaten vielleicht nie wiederſehen, — dennoch wurden wir überall geſchlagen. Die Dänen, abgeſehen von ihrer numeri

2. Diviſion: Generallieutenant Graf Pappenheim.
  3. Brigade: Generalmajor Schumacher.
    3. Infanterie-Regiment, Oberſt Schuch.
    12. Infanterie-Regiment, Oberſt Heyl.
    1. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Schmidt.
  4. Brigade: Generalmajor Freiherr v. d. Tann.
    10. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. Guttenberg.
    13. Infanterie-Regiment, Oberſt Graf v. Yſenburg.
    7. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Schultheiß.
    4. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Leonrod.
    4 Batterieen unter Major Muſſinau.
  Cüraſſier-Brigade, Generalmajor v. Tauſch.
    1. Cüraſſier-Regiment, Oberſt Feichtmayr.
    2. Cüraſſier-Regiment, Oberſt Braumüller.
    6. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Krauß.
    1 reitende Batterie, Hauptmann v. Lepel.
    Artillerie-Reſerve (7 Batterieen) unter Oberſt Bronzetti.
    1. Feld-Genie-Diviſion, Major Schnizlein.

II. baieriſches Corps (General der Infanterie v. Hartmann).*)

3. Diviſion: Generallieutenant v. Walther.
  5. Brigade: Generalmajor v. Schleich.
    6. Infanterie-Regiment, Oberſt Bösmiller.
    7. Infanterie-Regiment, Oberſt Höfler.
    8. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Kohlermann.

ſchen Ueberlegenheit, verfügten über Soldaten, die es gelernt hatten, in Reih' und Glied zu marſchiren, die zu manövriren verſtanden, ſelbſt im Kugelregen, und an dieſer Eigenſchaft zerſchellt die brillanteſte individuelle Tapferkeit. Es muß das immer wiederholt werden, weil es Unerfahrenen, Idealiſten und Doctrinairen überflüſſig erſcheint.«

Im Herbſt 1850, nach der Affaire von Friedrichsſtadt, trat v. d. Tann in die bairiſche Armee zurück; wurde ſpäter Generalmajor und Flügeladjutant, erhielt 1859, als gegen Frankreich gerüſtet wurde, den Befehl über eine Brigade und avancirte 1861 zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Königs. In dieſer Stellung verblieb er bis zum Tode des Letzteren (1864). Durch 20 Jahre hin, auf den verſchiedenſten Rangſtufen, war er der Freund des Königs geweſen.

Der Sommer 1866 fand ihn als Commandeur der 1. Infanterie-Diviſion; er gab dies Commando ab und wurde Generalſtabschef der bairiſchen Armee. Seine Thätigkeit als ſolcher, wie er beſtrebt war, der ſich mehrenden Schwierigkeiten durch Muth und Eifer Herr zu werden, haben wir in dem »deutſchen Kriege von 1866« ausführlich geſchildert. Baiern und Deutſchland ſahen ihn jetzt voll Vertrauen an der Spitze eines Armee-Corps.

*) Die biographiſchen Notizen über General v. Hartmann und General v. Werder (S. 138) geben wir ſpäter bei den Belagerungen von Paris und Belfort

6. Brigade: Oberſt Börries v. Wiſſel.
14. Infanterie-Regiment, Oberſt Diehl.
15. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Treuberg.
3. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Horn.
1. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt v. Grundherr.
4 Batterieen unter Major Mehler.
4. Diviſion: Generallieutenant Graf Bothmer.
7. Brigade: Generalmajor v. Thiereck.
5. Infanterie-Regiment, Oberſt Mühlbaur.
9. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Heeg.
6. Jäger-Bataillon, Major Caries.
8. Brigade: Generalmajor v. Maillinger.
Je ein Bataillon vom 1., 5., 7., 11. und 14. Infanterie-Regiment.
5. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Gumppenberg.
10. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Heckel.
2. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Horadam.
4 Batterieen unter Oberſtlieutenant v. Crailsheim.
Ulanen-Brigade, Generalmajor v. Malzer.
1. Ulanen-Regiment, Oberſt Graf v. Yſenburg.
2. Ulanen-Regiment, Oberſt Freiherr v. Pflummern.
5. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt v. Weinrich.
1 reitende Batterie, Hauptmann v. Maſſenbach.
Artillerie-Reſerve (7 Batterieen) unter Oberſt v. Pillement.
2. Feld-Genie-Diviſion, Major Kern.

Kombinirtes Würtembergiſch-Badenſches Corps: Generallieutenant v. Werder.

Würtembergiſche Diviſion: Generallieutenant v. Obernitz.
1. Brigade: Generalmajor v. Reitzenſtein.
1. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Berger.
7. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Rampacher.
2. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Knörzer.
2. Brigade: Generalmajor v. Starkloff.
2. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Ringler.
5. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. Hügel.
3. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Link.
3. Brigade: Generalmajor Freiherr v. Hügel.
3. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Pfeiffelmann.
8. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Mauch.
1. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Steiger.

Reiterei: Generalmajor Graf v. Scheler.
1. Reiter-Regiment, Oberſt v. Harling.
3. Reiter-Regiment, Oberſt v. Falkenſtein.
4. Reiter-Regiment, Oberſt Graf v. Normann.
Feld-Artillerie-Regiment, Oberſt v. Sick.
Armee-Train, Hauptmann Uhland.
Badenſche Diviſion: Generallieutenant v. Beyer.
1. Brigade: Generallieutenant du Jarrys, Freiherr v. La-Roche.
1. (Leib-) Grenadier-Regiment, Oberſt Freiherr v. Wechmar
2. Grenadier-Regiment, Oberſt v. Renz.
Füſilier-Bataillon 4. Regiments, Major Bauer.
Kombinirte Brigade, Generalmajor Keller.
3. Infanterie-Regiment, Oberſt Müller.
5. Infanterie-Regiment, Oberſt Sachs.
3. Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant Freiherr v. Gemmingen.
4 Batterieen unter Oberſtlieutenant v. Theobald.
Cavallerie-Brigade, Generalmajor Freiher v. La-Roche-Starkenfels.
1. (Leib-) Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant Freiherr v. Schäffer.
2. Dragoner-Regiment, Oberſt Wirth.
1 reitende Batterie, Hauptmann Freiherr v. Stetten.
Corps-Artillerie unter Major Rochlitz.
Train-Abtheilung, Major v. Chelius.

Dies die Zuſammenſtellung der III. Armee am 1. Auguſt. Schon im Lauf der nächſten Wochen traten Veränderungen ein, die wir ſeinerzeit hervorheben werden.

Chef des Stabes der geſammten III. Armee war Generallieutenant v. Blumenthal; Oberbefehlshaber: Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, wurde am 18. Oktober 1831 im Neuen Palais zu Potsdam geboren und erhielt in der am 13. November, am Geburtstage der Königin Eliſabeth, durch Biſchof Eylert vollzogenen Taufe die Namen: Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl. Die erſte Erziehung leitete Frau Godet; im achten Lebensjahre begannen die Exercirübungen, an denen die in gleichem Alter ſtehenden: Rudolf v. Zaſtrow und Adolf Graf v. Königsmarck theilnahmen. Der junge Prinz unterzog ſich dem Dienſt mit Eifer und der Park von Babelsberg ſah damals ſeine erſten kriegeriſchen Spiele: Feſtungen wurden gebaut und erſtürmt. Man nahm es ernſt genug. Einmal regnete es. Ein Lakei brachte einen Schirm. »Haſt Du je einen preußiſchen Prinzen unter einem Regenſchirm geſehen?« Damit war die Sache erledigt.

Nach zurückgelegtem zehnten Lebensjahr (18. Oktober 1841) trat der Prinz in das 1. Garde-Regiment zu Fuß, empfing den Stern zum Schwarzen Adlerorden und wurde, Behufs ſeiner militairiſchen Studien, der Leitung des Oberſten v. Unruh, der bis dahin Adjutant beim Prinzen von Preußen geweſen, unterſtellt. Den allgemein-wiſſenſchaftlichen Unterricht leitete, von 1844 ab, Profeſſor Curtius.

In den Jahren 1847 und 1848 nahm der Prinz an den Schießübungen und Exercitien mit gemiſchten Waffen Theil, worauf er am 3. Mai 1849 dem 1. Garde-Regiment zu dauernder Dienſtleiſtung überwieſen wurde. Bei dieſer Gelegenheit hielt der Prinz von Preußen (bei der Paroleausgabe im Potsdamer Luſtgarten) folgende Anſprache: »Zu dauernder Dienſtleiſtung tritt nunmehr mein Sohn in Ihre Reihen ein. Ich hoffe, er wird ſeinem Namen und ſeinen Ahnen Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geiſt, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wir. Und Dir, mein Sohn, wünſche ich, daß Du dereinſt daſſelbe erfährſt, was Dein Vater in der Mitte ſeiner Kameraden erfahren hat. Meine Herren, es iſt die ſchönſte Freude meines Lebens geweſen, zu ſehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen ſich in ſchweren Tagen, in der Nähe und in der Ferne, nicht verleugnet hat! Das wünſche ich auch Dir. Und ſo thue nun Deine Schuldigkeit.«

Den bald darauf beginnenden Feldzug in Baden mitzumachen, war dem Prinzen nicht vergönnt. Im folgenden Jahre (1850) beſuchte er die Univerſität Bonn und machte dann eine größere Reiſe. Am 15. Oktober 1851 erfolgte ſeine Ernennung zum Hauptmann im 1. Garde-Regiment; im nächſten Jahre wurde er mit ſelbſtſtändiger Führung der 6. Compagnie betraut. Der 23. Auguſt 1853 (es war der Gedenktag des 40 Jahre zuvor erfochtenen Sieges bei Großbeeren) gab dem Prinzen Gelegenheit zu einer erſten öffentlichen Anſprache. Unter Theilnahme vieler tauſend Bewohner aus Berlin und Umgegend, inmitten eines weitgeſpannten Kreiſes von Schülern, Soldaten und Veteranen, die alle mit ihren Fahnen und Bannern erſchienen waren, wurde die Feier begangen. Der Prinz trat in den Kreis: »Heute ſind es vierzig Jahre, daß auf dieſer blutigen Wahlſtatt der Sieg errungen wurde, an dem zunächſt die Rettung der Hauptſtadt des Landes hing. Aber er bedeutete mehr. Er zeigte zugleich der Welt, daß die preußiſchen Waffen muthvoll mit jedem Gegner in die Schranke treten.«

Am 15. Oktober 1854 erhielt der Prinz die Ernennung zum Commandeur des 1. Bataillons 2. Garde-Landwehr-Regiments, avancirte am 31. Auguſt des folgenden Jahres zum Oberſten und übernahm am 3. Juli 1856, alſo an demſelben Tage, der zehn Jahre ſpäter für ihn und das Regiment ſo bedeutungsvoll werden ſollte, die Führung des 1. Garde-Regiments.

Unmittelbar vorher war er aus Schottland zurückgekehrt, wo in Balmoral ſeine Verlobung mit der Prinzeß royal von England ſtattgefunden hatte.

Noch im Herbſt deſſelben Jahres, auf des Prinzen beſonderen Wunſch: auch den Dienſt bei der Linie kennen zu lernen, erfolgte (am 3. Oktober) ſeine Ernennung zum Commandeur des 11. Infanterie-Regiments in Breslau, eine Stellung, in die er am 1. November eintrat. Alle Mühen und Anſtrengungen mit den Mannſchaften getreulich theilend, und für deren Wohl mit eigener Aufopferung ſorgend, erfüllte der Prinz ſeine Pflichten nicht nur gewiſſenhaft, ſondern gewann ſich auch das volle Vertrauen und die Zuneigung aller ſeiner Untergebenen.

Am 25. Januar 1858 erfolgte ſeine Vermählung mit der Prinzeß royal in London; am 8. Februar, unter dem Jubel der Bevölkerung, zogen die Neuvermählten in die preußiſche Hauptſtadt ein. Schon am Hochzeitstage war der Prinz zum General ernannt worden.

Am 1. Juli 1860 rückte er zum Generallieutenant auf; am 18. Oktober 1861 — nunmehr (nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV.) Kronprinz von Preußen — wohnte er der feierlichen Krönung zu Königsberg bei. Der Krieg 1864 gegen Dänemark führte ihn nach Schleswig-Holſtein und Jütland. Er übernahm kein Commando, aber er wohnte den Operationen bei, war am 22. Februar vor Düppel zum erſten Male im Feuer und bekundete, neben einem ſcharfen und raſchen Blick in militairiſchen Dingen, vor Allem in der Behandlung höchſt ſchwierig liegender Perſonal- und Rivalitäts-Fragen, eine Objectivität, eine über den Parteien ſtehende heitere Milde, die für den Augenblick das gute Einvernehmen wahrte und für die Zukunft ein volles Vertrauen erweckte.

Dies Vertrauen aufs glänzendſte, weil unter geſteigert ſchwierigen Verhältniſſen, zu bethätigen, dazu bot der Krieg gegen Oeſterreich die Gelegenheit. Der Kronprinz trat an die Spitze der II. Armee; die Garden, das I., V. und VI. Corps wurden ſeinem Commando unterſtellt. Die Tage von Nachod und Skalitz, von Alt-Rognitz und Burkersdorff, ſind noch in unſerer aller Erinnerung; bei Königgrätz entſchied ſein Erſcheinen bei Chlum die bis dahin ſchwankende, nur mit den größten Opfern gehaltene Schlacht.

Jetzt nun, zur Löſung einer in ihren Schwierigkeiten abermals geſteigerten Aufgabe, trat er an die Spitze der III. Armee, deren Zuſammenſetzung wir vorſtehend gegeben. Die glänzenden Erfolge von 66 bildeten ein

Unterpfand neuer Siege. Vertrauensvoll kam ihm Süddeutſchland entgegen, inſonderheit Baiern, deſſen beide Armee-Corps unter ſeinem Ober-Commando fechten ſollten. Am 27. Juli war er, unter dem Jubel der Bevölkerung, in München eingetroffen; Tags darauf (am 28.) erſchien er in Ingolſtadt. »Meine Herren,« ſo ſprach er hier, »ich ſtelle mich als den Ober-Commandanten der baieriſchen Armee vor. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie hoch ich mich geehrt fühle, daß mir Ihr König dieſe anvertraut hat. Verhehlen wir uns nicht, daß wir einem ſchweren Kampf entgegen gehen, aber der allgemeine Enthuſiasmus, der uns aus allen Gauen Deutſchlands entgegenkommt, läßt mich hoffen, daß es mit Gottes Hülfe ein ſieggekrönter Kampf ſein wird, der uns zu einem endlichen, das deutſche Vaterland beglückenden Frieden führt. Verlaſſen wir uns alſo auf unſer gutes Recht und — auf unſer gutes Schwert!«

So in Ingolſtadt. Noch am ſelben Tage traf der Kronprinz in Stuttgart und Karlsruhe ein. Von hier aus begab er ſich am 30. nach Speyer, in das Hauptquartier der dritten Armee. Von hier aus erging folgender Armee-Befehl:

Soldaten der dritten Armee!

Von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehl vereinigten königlich preußiſchen, königlich baieriſchen, königlich würtembergiſchen und großherzoglich badiſchen Truppen meinen Gruß.

Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes vereinigten Söhne für die gemeinſame nationale Sache, für deutſches Recht, für deutſche Ehre gegen den Feind zu ziehen.

Wir gehen einem großen und ſchweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtſein unſeres guten Rechts und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht, iſt uns der ſiegreiche Ausgang gewiß.

So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderſchaft, um mit Gottes Hülfe unſere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutſchlands Ruhm und Frieden.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz von Preußen.

Weißenburg.

Die Stadt. Die Weißenburger Linie.

Hart an der Grenze zwiſchen der baieriſchen Rheinpfalz und dem Elſaß liegt Weißenburg, zum Unterſchiede von andern Stadten gleichen Namens Kron-Weißenburg oder Weißenburg im Wasgau genannt. Schon 1247 wurde es zu einer der zehn freien Reichsſtadte des Elſaß erhoben. Seine Lage iſt freundlich. Hügel von nicht unbetrachtlicher Höhe ſchließen es amphitheatraliſch von Nord und Süd her ein; die von den Vogeſen herab kommende Lauter aber, die drei Meilen weiter öſtlich bei Lauterburg in den Rhein fällt, fließt mitten durch die Stadt hindurch.

Dieſe (weil das nördliche Eingangsthor zum Elſaß bildend) iſt, ſammt ihrer Umgebung, hiſtoriſcher Kampfplatz ſeit lange her. In faſt allen Kriegen zwiſchen Frankreich und Deutſchland — namentlich von dem Zeitpunkte ab, wo der Elſaß franzöſiſch geworden war — ſpielte Weißenburg eine Rolle. 1705 wurden von dem franzöſiſchen Ingenieur Villars die vielgenannten Weißenburger-Linien angelegt, die von Weißenburg aus ſich längs des rechten Lauter-Ufers hinzogen und beſtimmt waren, den Elſaß gegen einen Angriff von Norden her zu decken, ebenſo wie auf deutſcher Seite die Queichlinie mit den Feſtungen Landau-Germersheim einen wichtigen Vertheidigungsabſchnitt gegen einen von Süden vordringenden Feind bis dieſen Augenblick bildet. Die Weißenburger Linien liefen zickzackförmig, dem Terrain ſich anſchmiegend fort, wurden von Strecke zu Strecke durch Redouten flankirt und beſtanden aus Bruſtwehr und Graben. Sie galten für ſehr feſt, wurden aber im franzöſiſchen Revolutions-Kriege umgangen und erobert*) und verfielen ſeitdem. Sie wiederherzuſtellen konnte weder bei Ausbruch des

---

*) Das republikaniſche Frankreich legte damals ſo großen Werth auf den Beſitz Weißenburgs, daß, als am 13. Oktober 1793 die franzöſiſche Armee unter Beauharnais gegen die deutſche Armee unter General Wurmſer und dem Prinzen von Waldeck, an dieſer Stelle unterlag, Beauharnais wegen dieſer und anderer Niederlagen auf Befehl des franzöſiſchen Convents aufs Schaffot geführt und guillotinirt wurde. (General Beauharnais, der Vater Eugens und der Reine Hortenſe, war durch dieſe der Großvater Louis Napoleons.)

Krieges noch vorher im franzöſiſchen Plane gelegen haben, denn man ließ, wie dieſe Erdwerke ſo auch die Fortifikation der Stadt ſelbſt verfallen, und ſtrich ſie aus der Reihe der franzöſiſchen Feſtungen. Nur Wall und Graben blieben und zwei Defenſiv-Thürme, die ſich nach Norden hin über dem Landauer, nach Süden hin über dem Hagenauer Thore wölbten.

Gegen dies Weißenburg nun richtete ſich der erſte Stoß unſerer III. Armee. Es ſollte angegriffen, weggenommen und die hier ſtehende franzöſiſche Diviſion Douay wo möglich umſpannt und gefangen genommen werden. Der zweite größere Schlag dann, wenn Mac Mahon nicht auswich, ſollte ſich gegen dieſen richten; alſo zwei Aufgaben lagen vor: eine kleinere, näher liegende, und eine größere, ferner liegende. Beides waren Trennungsaufgaben. Die Diviſion Douay ſollte vom Corps Mac Mahon, dann, nachdem dies geglückt, das Corps Mac Mahon von der Rhein-Armee abgetrennt werden. Mit überlegenen Kräften die Einzeltheile des Feinds faſſen, erſt eine Diviſion, dann ein Corps, — das war das geſteckte Ziel, dem man nunmehr entgegenſchritt.

Die Diviſion Douay.

Der nächſte Schlag richtete ſich gegen die Diviſion Douay. Ruhig, ohne Ahnung davon, daß ſie ein verlorener Poſten ſei und deshalb ohne Vorſichtsmaßregel, ſtand ſie in Weißenburg. Sie war ein verlorener Poſten von dem Augenblick an, wo Mac Mahon ſie hierher vorſchob, um, bei ſeinem Abmarſche von Straßburg auf Bitſch-Hagenau, in ſeiner rechten Flanke gedeckt zu ſein. Gegen dieſe Sicherheitsmaßregel an und für ſich war nichts einzuwenden, im Gegentheil; eine gewiſſe unſorgliche Art aber, mit der man dabei verfuhr, hatte dieſe erſte Niederlage nothwendig im Geleite. Wen dabei die größere Schuld trifft, ob den Commandirenden Mac Mahon oder den Diviſionair (Douay) ſtehe dahin. Uns erübrigt zunächſt nur noch, die Formation der Diviſion Douay zu geben. Sie beſtand an dieſem Tage (die urſprüngliche Zuſammenſetzung war eine andre) aus:

Brigade Pelletier de Montmarie:
  50. Infanterie-Regiment,
  74. Infanterie-Regiment,
  16. Jäger-Bataillon.

Brigade Pellé:
  78. Infanterie-Regiment.
  1. Regiment Algieriſche Tirailleure (Turcos).

Hierzu kamen 3 Batterieen und 1 Mitrailleuſen-Batterie. Im Laufe des Gefechts ſtieß noch die Cavallerie-Brigade Septeuil: 3. Huſaren- und 11. Chaſſeurs-Regiment, von Sulz her zur Diviſion.

General Carl Abel Douay (Bruder von Felix Douay, Commandirendem des noch in Lyon, Belfort und Straßburg zerſtreut ſtehenden VII. Corps) war 1809 geboren und hatte ſich zuerſt 1848 an der Spitze eines Jäger-Bataillons bei Sidi-Brahim in Algier hervorgethan. Im Jahre 1855 zeichnete er ſich als Oberſt des zweiten Gardevoltigeur-Regiments bei dem Angriff auf den Malakoff aus und wurde in Folge deſſen Brigadegeneral; als ſolcher focht er in der Diviſion de Luzy-Paliſſac 1859 in der Schlacht von Solferino bei Medole, einem Dorfe, deſſen einzelne Häuſer er nacheinander erobern mußte. Im Jahre 1866 Diviſionsgeneral, ſtand er als ſolcher in Beſançon. 1869 war ihm die Inſpection über die Schule von St. Cyr übertragen worden.

Die dieſſeitigen Dispoſitionen zum Vormarſch an die Lauter.

Noch in der Nacht vom 3. zum 4. Auguſt ſtand die III. Armee in Front der Linie Germersheim-Landau; die baieriſche Diviſion Bothmer (Avantgarde) gegen Bergzabern vorgeſchoben.

Der nächſte Morgen (4.) war zum Vormarſch an die Lauter feſtgeſetzt. Es mußte zu dieſem Zweck der ausgedehnte, an der Grenze ſich hinziehende Bienwald auf 4 Straßen durchſchritten werden. Der Feind ſollte, wo er angetroffen wurde, zurückgeworfen werden. Die Marſchordnung für die einzelnen Colonnen beſtimmte folgendes:

1. Die Diviſion Bothmer, Avantgarde, dirigirt ſich auf Weißenburg und ſucht ſich in Beſitz der Stadt zu ſetzen. Sie hat ihre rechte Flanke durch Entſendung eines Detachements über Böllenborn nach dem Bobenthal zu ſichern und bricht um 6 Uhr früh aus ihren Bivouacs auf.

2. Der Reſt des II. baieriſchen Corps (Diviſion Walther) bricht um 4 Uhr früh aus den Bivouacs auf und marſchirt mit Umgehung von Landau über Impflingen und Bergzabern nach Ober-Otterbach.

3. Die Cavallerie-Diviſion conzentrirt ſich ſüdlich Mörlheim um 6 Uhr früh und marſchirt über Insheim, Rohrbach, Billigheim, Barbelroth, Kapellen bis an den Otterbach, 4000 Fuß weſtlich Ober-Otterbach.

4. Das 5. Corps, General v. Kirchbach, bricht um 4 Uhr früh aus dem Bivouac bei Billigheim auf und marſchirt über Barbelroth und Nieder-Otterbach auf Groß-Steinfeld und Kapsweyer. Es formirt ſeine beſondere Avantgarde, die bei St. Remigius und Wagbäuschen die Lauter überſchreitet und auf den jenſeitigen Höhen Vorpoſten ausſetzt.

5. Das 11. Corps, General v. Boſe, bricht um 4 Uhr früh von Rohrbach auf und dirigirt ſich über Steinweiler, Winden, Schaidt durch den Bienwald auf die Bienwaldshütte. Es formirt ſeine beſondere Avantgarde, die über die Lauter vordringt und auf den jenſeitigen Höhen Vorpoſten ausſetzt.

Das 6. Corps Werder marſchirt auf der großen Straße nach Lauterburg, ſucht ſich in Beſitz dieſes Orts zu ſetzen und ſetzt auf dem jenſeitigen Ufer Vorpoſten aus.

7. Das Corps von der Tann bricht um 4 Uhr aus den Bivouacs auf und marſchirt auf der großen Straße über Rülzheim nach Langenkandel, wo es weſtlich dieſes Orts Bivouacs bezieht.

8. Das Hauptquartier wird vorausſichtlich nach Nieder-Otterbach verlegt werden.

Am Morgen des 4. Auguſt traten, dieſen Dispoſitionen gemäß, ſämmtliche Colonnen den Vormarſch an. Der Kronprinz traf bei trübem, regneriſchem Wetter auf den Höhen öſtlich von Schweigen ein; gleichzeitig fielen die erſten Schüſſe vor Weißenburg, gegen welchen Ort die Avantgarde der Diviſion **Bothmer** eben zum Angriff vorging.

Die Höhen bei Schweigen.

Um 8 Uhr hatte die Spitze der Diviſion **Bothmer**, das 10. Jäger-Bataillon, das Dorf Schweigen erreicht. Gleich darauf war der Kronprinz mit ſeinem Stabe an eben dieſer Stelle eingetroffen. Die hohe Lage des Dorfes, noch eh die Avantgarden-Batterie Bauer ihr Feuer eröffnete, geſtattete einen vorzüglichen Ueberblick über das vorgelegene rings von Hügeln umſpannte Terrain: zu Füßen die Stadt mit Wall und Graben; links daneben der Bahnhof, links neben dieſem Dorf Altenſtadt; alle drei in der Niederung, vom Lauter-Bach durchfloſſen; jedes in nur Büchſenſchußentfernung vom andern.

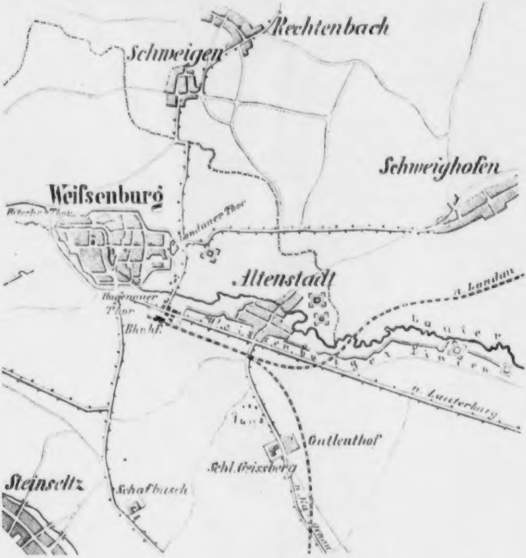
Drüben, jenſeits des Flüßchens, am Abhange, namentlich aber auf dem Rücken eines Höhenzuges (des ſogenannten »Gaisberges«) hin, ſtand der Feind; — ſein Zeltlager, trotzdem es nieſelte, in aller Klarheit ſichtbar. Unſer Erſcheinen ſchien ihn völlig zu überraſchen. Er war beim Morgencaffee; keine Vorpoſten und Patrouillen hatten ihn gewarnt; jetzt erſt eilten die zur Beſetzung des Vorterrains beſtimmten Abtheilungen in die Front und nahmen ihre Aufſtellung an der Lauter hin. Das Gros formirte ſich gleichzeitig auf der Höhe des Gaisberges vor und neben dem Gehöfte »Schafbuſch«, an drei hohen Pappeln weithin erkennbar.*) Hier nahmen auch die Batterieen Aufſtellung.

Schloß Gaisberg, in halber Höhe des Abhanges, war durch ein Bataillon vom 74. Regiment beſetzt worden.

In Weißenburg ſelbſt lag ein anderes Bataillon deſſelben Regiments, ſo wie ein Bataillon Turcos. Dieſe letztern waren es wohl, die in Front und Flanke ſtark detachirt und mit einzelnen Compagnieen das coupirte Terrain zwiſchen Weißenburg und Schweigen, mit andern Dorf Altenſtadt beſetzt hatten.

---

*) Der Beſitzer dieſes Gehöftes hat neuerdings (März 1872) die drei Pappeln niederſchlagen laſſen, wie man annimmt ein Act elſäſſiſch-franzöſiſcher Demonſtrationsſucht.


Rechtenbach
Schweigen
Schweighofen
Weissenburg
Bitscher Thor
Landauer Thor
Altenstadt
n. Landau
Lauter
Hagenauer Thor
Bhnhf.
Weissenburger Linien
n. Lauterburg
Gutleuthof
Schl. Geisberg
n. Hagenau
Steinseltz
Schafbusch

Der Kampf der ſich nun entſpann, und der während der Vormittagsſtunden ganz beſonders ſeitens der Artillerie und einiger Tirailleurs-Abtheilungen geführt wurde, war ein dreifacher und handelte ſich 1. um Wegnahme von Dorf Altenſtadt (Centrum); 2. um Eroberung von Weißenburg ſelbſt (rechter Flügel); 3. um Erſtürmung des Gaisberges (linker Flügel). Dieſe Gaisberg-Poſition ſcheint zwar, bei einem Blick auf die Karte, mehr im Rücken von Weißenburg-Altenſtadt, als in der Flanke beider gelegen; die Abfall-Linie des Berges aber geht nicht nach Norden ſondern nach Oſten zu, ſo daß wir die Poſition von der entſcheidenden Seite her, alſo mit Hülfe unſeres linken Flügels faſſen mußten.

Wir nahmen (im Weſentlichen):

1. Altenſtadt mit Bataillonen der 17. Brigade,
2. Weißenburg mit der Avantgarde der baieriſchen Diviſion Bothmer,
3. Schloß Gaisberg und die Drei-Pappel-Höhe (Schafbuſch) mit der 18. und 41. Brigade.

Die Wegnahme von Altenſtadt und dem Weißenburger Bahnhof.

Sehr bald nach dem Eintreffen der baieriſchen Diviſion Bothmer bei Schweigen war auch die preußiſche 9. Diviſion, Generalmajor v. Sandrart, links daneben bei Schweighofen eingetroffen. Das 5. Jäger-Bataillon (Görlitzer) unter Major Graf Walderſee, das, wie es ſcheint, die Tête hatte, erhielt Befehl das vorgelegene Dorf Altenſtadt zu nehmen und zu beſetzen. Dies geſchah. Im Dorfe ſelbſt waren die Jäger auf keinen erheblichen Widerſtand geſtoßen. Als ſie aber wieder ins Freie traten, um ſich, an der Lauter hin, gegen das nur 1200 Schritt entfernte Weißenburg zu dirigiren, wurden ſie von den Kugeln der Turcos empfangen, die ſich in den zwiſchengelegenen Gärten, an der Eiſenbahn, vielleicht auch an den Reſten der hier ſich hinziehenden »Weißenburger Linien« hin, eingeniſtet hatten. Die Jäger kamen nur mühſam und unter großen Opfern vorwärts, da die gutgewählten Poſitionen des Gegners dieſen beinah völlig verbargen. Auch das Artilleriefeuer vom Gaisberg her wurde läſtig. Major Graf Walderſee fiel. Aber die Jäger hielten feſt. Am Ausgange des Dorfes gegen die Stadt zu, dort wo die Chauſſeen nach Lauterburg und nach dem Fort Louis ſich kreuzen, liegt ein Gehöft, das einem Herrn Beckenhaupt, einem geborenen Mainzer gehört. In dem Garten dieſes Gehöfts und auf den angrenzenden Lauter-Wieſen, gerieth man am heftigſten aneinander. Auf eine Entfernung von kaum hundert Schritt ſtanden ſich hier Turcos und Görlitzer Jäger gegenüber; es kam zu einem Handgemenge, das von beiden Seiten viele Opfer forderte. Erſt der Uebermacht weichend, zogen ſich die Kabylen auf die näher der Stadt zu gelegenen Gärten und beſonders auf den Bahnhof zurück.

Die Jäger erhielten jetzt Succurs. Zwei Bataillone 58er rückten durch Altenſtadt durch, nahmen die Mitte (die Jäger links und rechts) und gingen gegen den Bahnhof vor. Das Füſilier-Bataillon hatte die Tête. Major v. Gronefeld, der es führte, ſank tödtlich getroffen vom Pferde; bald darauf fiel ſein Adjutant. In dieſem Augenblick brach zur Unterſtützung der Turcos eine Abtheilung Linien-Infanterie aus der Stadt hervor und ſuchte in ſchnellem Anlauf und durch ein ſtarkes Feuer unſere Füſiliere zurückzuwerfen. Aber dieſe empfingen den Gegner mit einer vollen Salve und warfen ihn in die Stadt zurück. Unſere Verluſte waren groß; das Füſilier-

Bataillon hatte nur noch 4 intakte Offiziere und 2 Vice-Feldwebel; alle andern waren todt oder verwundet.

Mehr und mehr begann ſich der Kampf an dieſer Stelle um den Bahnhof und die Vorſtadthäuſer zu drehn. Zwei Bataillone 47er rückten zur Unterſtützung nach; der Bahnhof wurde genommen, die Vorſtadt-Häuſer einzeln geſtürmt; aus den Kellern zog man die Turcos hervor, wohin ſie ſich ſchließlich verſteckt hatten. Etwa um dieſelbe Zeit drangen die 58er Füſiliere, die im Avanciren geblieben waren, durch das Hagenauer Thor in die Stadt ſelbſt ein.

Die Eroberung von Weißenburg.

Dies Eindringen unſerer 58er in die Stadt geſchah nur in **Unterſtützung** des rechten Flügels (der baieriſchen Diviſion Bothmer), dem, wie wir wiſſen, die direkte Aufgabe zugefallen war, Weißenburg zu nehmen. Die Befeſtigungen der Stadt, die — verfallen wie ſie ſein mochten, — immer noch eine Vertheidigung ſehr erheblich unterſtützten, hatten dieſe Aufgabe zu keiner ganz leichten gemacht, um ſo weniger, als auch das Vorterrain ſehr geſchickt vertheidigt wurde. Ueberhaupt ſchlug ſich die Diviſion Douay bis zu dem Moment, wo ihr ihre totale Niederlage klar wurde, mit großer Auszeichnung.

Wir kehren zu der, auf der Höhe von Schweigen haltenden Diviſion Bothmer zurück.

Das 10. Jäger-Bataillon, wie ſchon in der Kürze hervorgehoben, hatte unmittelbar nach ſeinem Eintreffen in Dorf Schweigen (etwa zwiſchen 8 und 9) Befehl erhalten, gegen die Nordſeite von Weißenburg vorzugehen. Das 3. Bataillon vom 5. Regiment war ihm gefolgt. Unter lebhaftem Feuergefecht mit den Turcos, die ſich auch hier in Gräben, Hecken und Weinbergen eingeniſtet hatten, hatten ſich die genannten Bataillone der Enceinte der Stadt zu nähern geſucht. Es blieb indeſſen zunächſt bei einem bloßen Plänkeln, da Generalmajor **Maillinger**, deſſen Brigade (die 8.) hier vorzugsweiſe in Aktion trat, erſt das Eintreffen weiterer Bataillone, namentlich auch nach links hin eine Verbindung mit unſerem V. Corps hergeſtellt ſehen wollte, bevor er ſich zu einem energiſchen Vorgehen zu entſchließen gedachte. Dieſer Moment war ungefähr um 11 Uhr gekommen. Um dieſe Zeit ſah er ſeine Flanken geſichert, Altenſtadt genommen, die preußiſchen Bataillone im Vordringen gegen den Bahnhof, — ſo ſtellte er ſich denn perſönlich an die Spitze der dritten Bataillone vom 11. und 14. Regiment und führte ſie zur Unterſtützung der bereits genannten, ihr Feuergefecht fortſetzenden Bataillone vor. Der Reſt der Brigade blieb als Reſerve ſüdweſtlich von Schweigen ſtehen. Bataillone der Brigade Thiereck (die 7.) unterhielten Verbindung mit unſerem V. Corps.

Unter dem Schutze von dichten Plänklerſchwärmen, und ſoutenirt durch das Feuer der Diviſions-Artillerie, drangen jetzt die genannten vier Bataillone: das 10. Jäger-Bataillon, ſowie die drei 3. Bataillone vom 5., 11. und 14. Regiment, gegen die Nord- und Oſtſeite, alſo gegen den zwiſchen dem Landauer und Hagenauer Thor gelegenen Theil der Stadt-Enceinte vor. Der Widerſtand des Feindes — wohl unter dem Einfluß der Vorgänge im Centrum — war erſichtlich ſchwächer geworden. Das Feuer vom Stadtwall aus richtete ſich nur noch nach Südoſten hin (Bahnhof), wo eben jetzt die 58er und 47er in ſtarken Colonnen avancirten. Um 12 Uhr hielten die baieriſchen Bataillone am Landauer Thor, deſſen Zugbrücke aufgezogen war. Mit Hülfe von zwei preußiſchen Geſchützen wurden die Ketten zerſchoſſen, die Brücke fiel und wenige Minuten ſpäter ſtürzten Mannſchaften vom 11. Regiment in die Stadt und beſetzten den Wall zu beiden Seiten des Thores, durch welches nun das 10. Jäger-Bataillon, geſammelt und geſchloſſen, unter Hörnerklang einzog. In der Stadt ſelbſt, in der es wüſt und leer ausſah, hatte ſich ein Theil der Beſatzung feuernd gegen das Bitſcher Thor zurückgezogen; einer Compagnie des 10. Jäger-Bataillons aber glückte es, dieſer einen Ausweg ſuchenden Truppe den Rückweg abzuſchneiden. Von zwei Seiten eingeſchloſſen, ergab ſie ſich in der Stärke von 18 Offizieren und 340 Mann. Eine andere Abtheilung war beim Austritt aus dem Hagenauer Thor von preußiſchen Bataillonen gefangen genommen worden.

Die Erſtürmung des Gaisberges.

Die eigentliche Poſition des Feindes war aber doch der Gaisberg. Hier ſtand er noch mit ſeinen Batterieen und einer intakten Brigade, die beiden großen Baulichkeiten: »Schloß Gaisberg« in mittlerer Höhe des Abhanges und das »Gehöft Schafbuſch« an höchſter Stelle des Berges, mit ſeinen Bataillonen beſetzt haltend. Es galt, ihn hier zu delogiren. Eine partielle Umgehung ſeitens des in der linken Flanke anrückenden XI. Corps ſollte dies Delogement erleichtern. Als um etwa 12 Uhr gemeldet wurde, daß die Tête des eben genannten Corps, die 41. Brigade (heſſiſches Füſilier-Regiment Nr. 80*) und naſſauiſches Infanterie-Regiment Nr. 87) im Anrücken ſei und der Feind, in Folge davon, ſeinen rechten Flügel bereits zurückgenommen habe, erhielt das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7, jene in allen Preußen-Schlachten bewährte Truppe, deren erſter Chef der Feldmarſchall L'Homme de Courbière, Vertheidiger von Graudenz, geweſen war, Befehl, ſich zum Angriff auf den Gaisberg zu formiren. In ſeiner rechten

---

*) Ein Offizier dieſes Regiments ſchrieb ſpäter: »Am Gefechtstage bei Weißenburg hatten wir die koloſſalſte Anſtrengung, die ich je erlebt. Um 2 Uhr Nachts Allarm, um 4 Uhr in ſtrömendem Regen ausmarſchirt, in Eilmärſchen über die Grenze, um 12 Uhr ins Gefecht, bis 4 Uhr im Feuer, dann Bivouac immer im ſtärkſten Regen.«

Flanke ging das in Altenſtadt (nach dem Eintreffen der 58er und 47er) freigewordene 5. Jäger-Bataillon vor, während die noch nicht ins Gefecht getretenen Truppentheile der 9. Diviſion, in erſter Reihe die noch reſtirenden Bataillone vom 58. und 47. Regiment (je eins), den Angriff in der linken Flanke ſoutenirten. Die 41. Brigade ſetzte ihren Umgehungsmarſch von links her fort. So der geſammte Angriff. Den Hauptſtoß hatte das Königs-Grenadier-Regiment zu führen. Wir wenden uns nunmehr dieſem Glanzmoment des Tages zu.

Das Sturm-Regiment nahm das 1. und 2. Bataillon rechts und links, das Füſilier-Bataillon, Major v. Kaiſenberg, in die Mitte. Jedes Bataillon zog zwei Compagnieen in dichter Plänklerkette vor, die beiden anderen Compagnieen folgten als Halb-Bataillon. Es war dieſelbe Angriffs-Formation, die ſich am Tage von Skalitz gegen die Brigade Kreißern, die Regimenter Reiſchach und Eſte, ſo glänzend bewährt hatte.

Hier war es das tapfere 74. Linien-Regiment, das, zur Offenſive übergehend, ſich unſeren Colonnen in einem Bajonet-Angriff entgegenwarf. Aber erfolglos. Die Bataillone ſetzten ihr Vorrücken fort, bis, in halber Höhe des Abhanges, ein ſtarkes, aus Schloß Gaisberg abgegebenes Feuer, unſer Füſilier-Bataillon (das die Direktion auf dieſen, eine kleine Feſtung bildenden, Punkt hatte) zum Halten zwang.

Major v. Kaiſenberg, ſchnell entſchloſſen, ſtellte ſich an die Spitze ſeines Halb-Bataillons und ging heldenmüthig gegen die Umfaſſungsmauern vor. Aber alle Anſtrengungen ſcheiterten an dem vernichtenden Schnellfeuer, das nicht nur von den Mauern, ſondern auch von den Fenſtern und Dachluken aus, gegen die immer erneut Anſtürmenden unterhalten wurde. In kürzeſter Zeit waren drei Compagnieführer todt hingeſtreckt, Major v. Kaiſenberg, der die Fahne aus der Hand des ſinkenden Sergeanten nahm, ſchwer verwundet, der Fahnenſtock zerſchmettert und das ganze Terrain vor dem Schloſſe mit Todten und Verwundeten bedeckt. Die Reſte des Bataillons mußten in den Hohlwegen dicht vor dem Schloßgebäude Schutz ſuchen und den Erfolg der ſeitwärts oder im Rücken der Stellung avancirenden Bataillone abwarten.

Dieſer Erfolg blieb nicht aus. Die beiden Grenadier-Bataillone des Regiments waren im Avanciren geblieben, die Offiziere nach preußiſchem Brauch voran. »Nichts hemmte den Tritt der Braven,« ſo ſchreibt ein Augenzeuge, »der Anblick war das Größte und Ergreifendſte, was militairiſche Augen ſchauen konnten. Uns Allen traten Thränen in die Augen; ſolche Soldaten ſind unüberwindlich.« Rechts erſtiegen die 5. Jäger,*) links die zwei genannten Bataillone vom 58. und 47. Regiment die Höhe, während die faſt ſchon von rückwärts her eingreifende 41. Brigade das Gehöft Schafbuſch nach kurzem Kampfe nahm.

---

*) Die 1. Compagnie des 5. Jäger-Bataillons beſchoß eine hier aufgeſtellte franzöſiſche Batterie ſo wirkſam, daß ſich dieſelbe mit Hinterlaſſung eines Geſchützes, deſſen ſämmtliche Pferde getödtet waren, zurückziehen mußte. Die Franzoſen indeß, denen daran liegen

Mit Verluſt des Gaisberges hatte die franzöſiſche Stellung ihren Hauptſtützpunkt eingebüßt. Um 1½ Uhr verſuchten die Franzoſen noch einen kurzen, aber vergeblichen Offenſivſtoß, augenſcheinlich nur zur Deckung ihres Rückzuges, der in drei Kolonnen auf der großen Straße nach Sulz, alſo in ſüdlicher Richtung, angetreten wurde. Um 2 Uhr übernahmen die beiden Kavallerie-Regimenter der 9. und 10. Diviſion die Verfolgung. Die Rückzugsſtraße zeigte ſich wie beſäet mit fortgeworfenem Gepäck.

Die Fahne des Füſilier-Bataillons vom Königs-Grenadier-Regiment.

Um 2 Uhr, ſo ſagten wir, begann die Verfolgung. Etwa gleichzeitig hatte die Beſatzung von Schloß Gaisberg, 300 Mann ſtark, kapitulirt, nachdem ſie bei Vertheidigung dieſes feſten Punktes 74 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt hatte. Als der Kronprinz den Gaisberg heraufritt, löſten ſich die Reihen der zerriſſenen Bataillone, Alles ſtürzte jauchzend und Hoch rufend auf ihn zu. Die Schwerverwundeten hoben ſich und ſtreckten ihm die Arme entgegen; es war wie ein einſtimmiger Ruf: »Sieh, wir haben's nicht ſchlecht gemacht.« Lieutenant v. Saliſch, vom Füſilier-Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments, zeigte ihm die zerſchoſſene Fahne. Der Kronprinz nahm ſie, küßte ſie und wandte ſich dann, die Fahnenreſte hoch emporhaltend, zu ſeiner Suite: »Meine Herren, wahrlich ein ſchöner Anblick. Das wohlverdiente Kreuz ſoll ihr zu Theil werden.«

Der Fahnenſtock war, beim Sturm gegen Schloß Gaisberg, in der Hand des Majors v. Kaiſenberg derart zerſchmettert worden, daß nur die Bruchſtücke hatten gerettet werden können. Ein Unteroffizier brachte ſie in Sicherheit, das Bataillon glaubte ſein Panier bereits verloren, bis nach beendigtem Gefecht, bei Rangirung des Schützenzuges, die geretteten Bruchſtücke dem Lieutenant v. Saliſch übergeben wurden. Als bald darauf, beim Abrücken nach dem Sammelplatz, Lieutenant v. Saliſch den in einem Hohlwege niedergelegten ſchwer verwundeten Major v. Kaiſenberg traf, war deſſen erſte Frage nach der Fahne. Als er hörte, daß ſie gerettet ſei und ſich beim Schützenzuge befände, äußerte er den Wunſch, ſie ihm zu bringen, daß

---

mochte (wenigſtens damals noch), keine Kanone in unſere Hände fallen zu laſſen, ſchickten andere Pferde unter Infanterie-Bedeckung vor, um das Geſchütz zu retten. Aber dieſe zweite Beſpannung theilte nahezu das Schickſal der erſten, und um der Sache ein raſches Ende zu machen, warf ſich jetzt Feldwebel Meyer mit einem Zuge ſeiner Jäger auf die heftig feuernde Infanterie-Bedeckung und entriß ihr das Geſchütz. Alle Wiedereroberungsverſuche wurden abgewieſen. Es war die erſte Trophäe dieſes Krieges.

er ſie küſſen könne. Dies geſchah. Der tapfere Commandeur ſah hier die Fahne ſeines Bataillons*) zum letzten Mal. Er erlag ſpäter ſeinen Wunden.

Verluſte hüben und drüben.

Die Stärkeverhältniſſe der an dieſem Tage mit einander in Kampf getretenen Truppentheile waren in Wirklichkeit nicht ſo gar verſchieden geweſen, als es auf den erſten Blick erſcheinen möchte. Es war ein Kampf 1 gegen 2. 11 franzöſiſche Bataillone hatten 22 deutſchen Bataillonen gegenübergeſtanden. Zieht man in Erwägung, daß die Wegnahme Weißenburgs, eines befeſtigten, ſturmfreien Ortes, mindeſtens 8 Bataillone unſererſeits in Anſpruch nahm, ſo zeigt ſich, daß uns für die Erſtürmung des Gaisberges keine übergroße Anzahl von Bataillonen blieb.

Die Verluſte hüben und drüben waren erheblich; auf unſrer Seite (wenn wir von den Gefangenen abſehen) wahrſcheinlich größer. Wir hatten 700 Mann eingebüßt, darunter die unverhältnißmäßig hohe Zahl von 76 Offizieren: 20 todt, 56 verwundet. Das Königs-Grenadier-Regiment hatte die größte Einbuße an Offizieren erfahren (faſt die Hälfte): 10 todt, 12 verwundet, darunter alle Bataillonscommandeure. Außer dem Major v. Kaiſenberg erlag auch Major v. Unruh ſeinen Wunden.

Der franzöſiſche Verluſt iſt nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen. 1000 unverwundete Gefangene (darunter 30 Offiziere) waren in unſre Hände gefallen. Unter den Todten befand ſich General Douay ſelbſt, der beim Richten der Mitrailleuſen-Batterie von einer unſrer Granaten getroffen worden war; ſein Generalſtabsoffizier und der Oberſt des 50. franzöſiſchen Linien-Regiments waren verwundet und gefangen worden.

Der Jubel bei der mit Blitzeseile durchs deutſche Land fliegenden Siegesnachricht war groß.

Bei Weißenburg am erſten Tag,
Das war der erſte Tatzenſchlag.
In ſein Blut fiel todesfahl
Der Franzoſen General,
Douay war ſein Name.

Baierland und Schleſien gut
Gaben ſtolz ihr rothes Blut,
Kronprinz und Victoria
Sind zuſammen immer ja
Heut und alle Wege.

So klang es damals. —

---

*) Im Feldzuge von 1866 wurden alle drei Fahnen des Königs-Grenadier-Regiments von Kugeln getroffen und tragen daher ſilberne Bände, auf denen der Name der betreffenden Schlacht ſteht. Die Fahne des 2. Bataillons, die 1815 bei Ligny von drei feindlichen Kugeln durchſchoſſen wurde, trägt außer dem 66er Bande noch zwei andere ſilberne Bänder mit den Namen derer, die damals die Fahne retteten.

Sämmtliche im Gefecht geweſenen deutſchen Truppen bivouakirten auf den Höhen ſüdlich der Lauter und ſetzten Vorpoſten aus. Die 4. Cavallerie-Diviſion, wie alle übrigen noch zurückſtehenden Truppen, wurden gegen Abend an die Linie Weißenburg-Altenſtadt herangezogen.

Das Hauptquartier, das vom 3. zum 4. in Nieder-Otterbach geweſen war, verblieb die Nacht über in Schweighofen, von deſſen Höhe aus der Kronprinz das Gefecht überblickt und geleitet hatte.

* * *

»Am 5. früh (ſo ſchreibt ein Augenzeuge) brachen wir auf, um Mac Mahon ſelber aufzuſuchen. Unſer Bataillon, das bis dahin, zur Arrièregarde gehörend, am Kampfe noch nicht Theil genommen hatte, mußte erſt die Stadt Weißenburg, dann das Schlachtfeld paſſiren. Als wir in die Stadt einrückten, begegneten wir einem Trupp Gefangener, den die Baiern eben weiter transportirten. An ihrer Spitze marſchirte ein dickes Weibsbild mit braunem Mulattengeſichte, phantaſtiſch aufgeputzt, — wahrſcheinlich die Marketenderin des Turco-Regiments, das geſtern im Gefecht war. Den Kopf von einem gelben Turban umwunden, ein Wachtelhündchen auf dem linken Arme, mit der rechten Hand den bunten Ueberrock in maleriſcher Haltung zuſammenfaſſend, ſchaute ſie frech nach allen Seiten umher und warf den am Wege ſtehenden Bauern und Soldaten herausfordernde Blicke zu. Die Scheußlichkeiten, welche von den Turcos verübt worden ſind, entſprechen leider ganz den Vorſtellungen, welche man ſich von ihrer Beſtialität gemacht.

Eine halbe Stunde ſpäter befanden wir uns auf der Höhe des Gaisberges und auf der Straße, auf der die Franzoſen ihren Rückzug bewerkſtelligt hatten. Ueberall noch die entſetzlichen Spuren des Kampfes: hier ein erſchoſſenes Pferd, dort ein zerbrochener Pulverkarren, den man hatte bei der Retirade im Stich laſſen müſſen, dort wieder die gräßlich verſtümmelten Leichen einiger franzöſiſchen Infanteriſten und überall Schuhe, ausgeleerte Torniſter, Patronen-Umhüllungen, Montirungsſtücke, vom franzöſiſchen Kriegsminiſterium vertheilte Belehrungen über Reitergefechte, zerhauene und verbogene Chaſſepotgewehre. Die erſten franzöſiſchen Dörfer, durch welche wir gelangten, waren völlig ausgeſtorben, von ſämmtlichen Bewohnern verlaſſen. Die Franzoſen hatten bei ihrem Rückzuge alle Fenſterſcheiben zertrümmert, die Thüren der Häuſer zerſchlagen, das Bettzeug aufgeſchnitten und die Federn auf die Straße geſtreut.«

Elſaß.

Der Tag von Weißenburg hatte der III. Armee den Elſaß geöffnet; der Tag von Wörth (6.) ſicherte uns ſeinen Beſitz.

Eh wir indeſſen zu einer Schilderung dieſer letztgenannten Schlacht (neben Sedan die freudigſte, die in dieſem Kriege geſchlagen wurde) übergehn, werfen wir einen Blick auf das alte Reichsland zwiſchen dem Rhein und den Vogeſen, das uns ſeit jener ſiegreichen Stunde, wo wir ſeine Grenze überſchritten, nicht wieder verloren gegangen iſt. Auch ferner, ſo meinen wir, wird Deutſchland es zu halten wiſſen. Straßburg wird nicht wieder zu Strasbourg werden.

Die Schwäche des Reichs hatte uns einſt dieſen herrlichen Strich Landes verloren geben.laſſen; Deutſchland beſaß wenige, die ihm vergleichbar, oder ihm überlegen geweſen wären. Es war ein Edelſtein in der Krone Karls des Großen und derer, die nach ihm kamen. Ein altes Kulturland, reichgeſegnet, von lachender Schöne.

Aber wie es in Deutſchland ſelbſt zu den ſchönſten und geſegnetſten Landestheilen gehörte, ſo zählte es auch in Bezug auf die ſtaatliche und allgemeine Geſchichte Europas zu den wichtigſten Provinzen. Die Zeiten der Römer, der Völkerwanderung, der deutſchen Kaiſer und der franzöſiſchen Raubgier, alle dieſe Zeiten bezeugen es. Die Wichtigkeit wird alſo vermuthlich am Lande ſelber haften.

Es erſtreckt ſich vierzig Meilen lang von Baſel bis Mainz, in einer Breite von drei bis ſechs Meilen, eine Tiefebene, die urſprünglich ein See geweſen zu ſein ſcheint; mit den Naturforſchern trifft die Volksſage zuſammen, welche die einſchließenden Gebirge für Ufer anſieht. Dieſe Gebirge, dieſe alten Ufer, die auf beiden Seiten wie ſteile Mauern aufſteigen und vielerlei auffällige Aehnlichkeiten mit einander haben, ſind im Oſten der Schwarzwald, im Weſten der Wasgau. Den Letzteren nannte in früher Zeit unſer Volk den Wasken-Wald, und in ſeinen Sagen und Gedichten den Waſichenſtein, die längſte Zeit aber nannte es ihn den Wasgau; die Römer hießen ihn mons Vogesus oder Vosegus, woraus die Franzoſen les Vosges und die ſpäteren Deutſchen die »Vogeſen« machten. In der Zeit, da Deutſchland ſank, ging mit vielem andrem Selbſtgefühl den Deutſchen auch dafür der Sinn verloren, daß ein Volk, zumal in Grenzländern, ſeine eigenen Namen für Städte, Flüſſe, Gebirge ꝛc. feſthalten muß. Die Verwerfung der eigenen, die Aufnahme fremder Namen, iſt zuerſt eine Thorheit und wird mit der Zeit ein Schaden. Vielleicht, daß es dem wiedererwachten deutſchen Volksgefühl glückt, die »Vogeſen« zu vergeſſen und den Wasgau an ſeine Stelle zu ſetzen.

Der Wasgau gleicht dem Schwarzwald, iſt in ſeinem ſüdlichen Theile höher, im nördlichen niedriger; er hat dem hohen Feldberg des Schwarzwaldes gegenüber den Elſaſſer Belchen, d. i. Kuppe, oder wie die Franzoſen ſagen, den »Ballon«; Wasgau und Schwarzwald beſtehen im Süden vorwiegend aus Granit, im Norden aus buntem Sandſtein; beide Gebirge ſind unter ihren zahlreichen hohen Kuppen zunächſt mit dunkeln Tannen beſtanden, dazwiſchen Torfmoore und Seen; daß ſie beide prall wie Mauern gegen den Rhein ſtehen, iſt ſchon erwähnt, und ebenſo dachen ſie ſich beide nach der andern Seite hin ſanfter ab, der Schwarzwald zur ſchwäbiſchen, der Wasgau zur lothringiſchen Hochfläche. Es fehlt dieſen Gebirgswällen, welche das Rheinthal gürten, nicht an einigen Durchläſſen und Straßen; der wichtigſte Durchlaß im Wasgau iſt der von Zabern und nur um weniges nördlicher auf der rechten Rheinſeite iſt der von Pforzheim, welcher Ort ſich ſchon durch ſeinen Namen als Pforte ankündigt. Wie man von ihm zum Thal des Neckar gelangt, ſo erreicht man durch die Pforte von Zabern das Gebiet der Marne und der Seine; es führt alſo durch dieſe beiden Durchgänge der Weg von Paris nicht nur zum Neckar, ſondern auch zur Donau, und oft hat ſich in Wanderungen der Völker und in Kriegen die Bedeutſamkeit dieſer großen Straße fühlbar gemacht.

Was den Rhein ſelbſt betrifft, ſo iſt auch er ein anderer nördlich, ein anderer ſüdlich von dem Durchlaß von Zabern. Sein Lauf zwiſchen Baſel und Mainz zerfällt in zwei Stücke, das obere, etwa achtzehn Meilen lange, bis Straßburg reichend. Auf dieſer oberen Strecke iſt er noch kein ausgebildeter Strom, ſondern ein großartiges Wildwaſſer. Er hat von Baſel bis in die Straßburger Gegend 320 Fuß, von da bis Mainz nur 200 Fuß Gefälle. Er ſtrömt alſo oben bei weitem ſchneller; ſein Bett daſelbſt iſt veränderlich und unregelmäßig, indem die Gewäſſer ſich bald auf die eine Seite bald auf die andere drängen, namentlich auf die öſtliche; er iſt reich an Inſeln und Sandbänken; ſeine Ufer ſind theils ſandig, theils ſumpfig. Aus allen dieſen Urſachen iſt er von Baſel bis Straßburg nicht nur für die Schiffahrt ungeeignet, er lockt auch nicht zum Anbau an ſeinen Ufern. Es liegen dort keine Städte an ihm, vielmehr iſt es ſein in gleicher Richtung laufender Nebenfluß, die Jll, an welcher Mühlhauſen, Colmar, Schlettſtadt und Straßburg gebaut worden ſind. Am Rhein iſt nur Breiſach angelegt worden, und zwar deshalb, weil dieſe Stelle nahe iſt der Pforte zwiſchen Wasgau und Jura, der Gebirgsöffnung, durch welche von Deutſchland zum Rhonefluß gezogen werden kann und vielfach gezogen worden iſt. Hierauf beruht ja auch die Anlage von Baſel und die weltgeſchichtliche Bedeutung dieſes Platzes.

Unterhalb Straßburg verbeſſert der Rhein allmälig ſeine haſtige Gebirgsnatur und wenn auch ſeine unmittelbaren Ufer der Anlage von Städten ſich noch nicht günſtig erweiſen, ſo dehnt ſich doch weſtwärts, den Vogeſen zu, das Land wie ein Garten. Hier (jetzt an der Eiſenbahn hin) liegen Brumpt, Biſchweiler, Hagenau, Weißenburg, die letztern beiden einſt freie Reichsſtädte.

In Weißenburg war es, wo das älteſte, größere Denkmal der hochdeutſchen Sprache, welches uns erhalten geblieben iſt, geſchrieben wurde. Grade jetzt vor tauſend Jahren vollendete dort der Mönch Otfried ſein Gedicht: Chriſt- oder Evangelienharmonie, und widmete es dem Karolinger Ludwig dem Deutſchen.

Von da ab, durch das ganze Mittelalter hin, bis über das 16. Jahrhundert hinaus, verblieb dem Elſaß, inſonderheit ſeiner Hauptſtadt Straßburg, eine hohe Bedeutung für die deutſche Geiſtesbildung, beſonders für die deutſche Dichtung.

Der klaſſiſche Name Gottfried's von Straßburg (zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) iſt wie ein Stern erſter Größe dort aufgegangen; der mächtigſte Redner in deutſcher Zunge vor Luther der Zeit, nach Luther dem Werthe nach, Tauler, hat dort gepredigt; einer der erſten Meiſter in deutſcher Proſa, der auch in fremde Sprachen mit Bewunderung überſetzt wurde, war Sebaſtian Brandt, der Stadtſchreiber von Straßburg († 1521). Dieſe wenigen, aber bedeutenden Namen, die noch durch viele andere von Bedeutung vervollſtändigt werden könnten, bezeugen und veranſchaulichen ſofort den reichen Glanz des Elſaß in der Geſchichte deutſchen Lebens.

Wörth.

Die III. Armee ſetzte am 5. Auguſt vom Weißenburger Schlachtfelde aus ihren Vormarſch in ſüdlicher Richtung fort, da zunächſt die Annahme gerechtfertigt ſchien, daß das I. franzöſiſche Corps ſich bei Hagenau concentrire. Im Laufe des Tages (5.) trafen indeſſen Meldungen ein, die keinen Zweifel darüber ließen, daß Mac Mahon ſeine Diviſionen mehr weſtlich am Fuße der Vogeſen geſammelt habe und daß er bereit ſcheine, in einer vorzüglichen Defenſivſtellung hinter dem Sauerbach, das Städtchen Wörth in ſeiner Front, eine Schlacht anzunehmen.

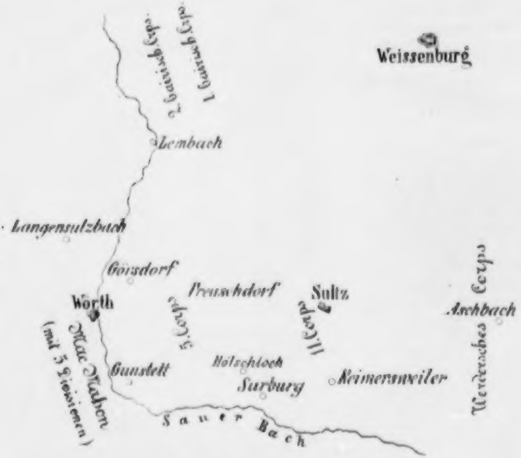
Von dem Augenblick an, wo dies feſtſtand, mußte die III. Armee, um aus der ſüdlichen Direktion in die weſtliche überzugehen, eine Rechtsſchwenkung ausführen, bei der ſelbſtverſtändlich dem rechten Flügel (den Baiern) ein nur kurzer, dem Centrum (V. Corps) ein mittlerer, dem linken Flügel (XI. Corps) ein ziemlich weiter Marſch zufiel. Den weiteſten Weg hatte der äußerſte linke Flügel: das Corps Werder. Es wurde deshalb, eben mit Rückſicht auf die zurückzulegenden verſchiedenen Entfernungen beſchloſſen, bis zum 5. Abends nur die am rechten Flügel und im Centrum marſchirenden Corps bis an das dieſſeitige Ufer des Sauerbachs vorzuſchieben, die linken Flügel-Corps aber 1 bis 2 Meilen weiter rückwärts bivouakiren zu laſſen. So geſchah es.

Das II. baieriſche Corps (gefolgt vom I.) kam nach Lembach.

Das V. preußiſche Corps nach Preuſchdorf.

Dies war die vorderſte Linie. Dahinter, am linken Flügel: das XI. Corps nach Sulz, das Corps Werder nach Aſchbach. Nach Sulz kam auch das Hauptquartier.

Als das V. preußiſche Corps in ſeine Stellung bei Preuſchdorf, eine halbe Meile in Front von Wörth eingerückt war, ſah es alsbald drüben, auf den jenſeits des Sauerbaches anſteigenden Waldhöhen, den Himmel ſich röthen: es waren die Wachtfeuer der dort lagernden Mac Mahonſchen Armee.


Weissenburg
2. bairisch. Corps
1. bairisch. Corps
Lembach
Langensulzbach
Görsdorf
Wörth
Preuschdorf
Sultz
Aschbach
5. Corps
11. Corps
Werdersches Corps
Mac Mahon
(mit 5 Divisionen)
Gunstett
Hölschloch
Surburg
Reimersweiler
Sauer Bach

Der nächſte Tag brachte uns einen der glänzendſten, freilich auch opferreichſten Kämpfe dieſes Krieges: die Schlacht bei Wörth. Franzöſiſcherſeits iſt die Frage aufgeworfen worden, ob Mac Mahon nicht beſſer gethan hätte, den Kampf in den Vogeſenpäſſen, als vor denſelben anzunehmen. Die Frage iſt müßig. Jedenfalls will es uns ſcheinen, daß er vollauf berechtigt war, in der von ihm gewählten, ſehr vorzüglichen Stellung das Kriegsglück zu befragen. Es war keineswegs blos der ſoldatiſche Sinn des Marſchalls, der — ohne im Uebrigen die Verhältniſſe zu berückſichtigen — ſich dagegen auflehnte, ſeine Operationen mit einem Rückzuge zu beginnen; er wog vielmehr die Chancen hin und her, und wenn einerſeits erwieſen iſt, daß er, wie jeder vernünftige Feldherr, die Möglichkeit einer Niederlage in Rechnung zog und auch darauf hin ſeine Dispoſitionen traf, ſo iſt es nicht minder gewiß, daß er, alles in allem erwogen, auf Sieg rechnete, daß er deshalb die drei oder vier über den tiefen, unpaſſirbaren Sauerbach führenden Brücken bei Görsdorf, Wörth und Gunſtett nicht abtragen ließ und daß er, als ihm am Abend des 5. ein Telegramm des Kaiſers die Mitwirkung des franzöſiſchen V. Corps in Ausſicht ſtellte, in die Worte ausbrach: Messieurs les Prussiens, je vous tiens. Zu dieſer Siegeshoffnung (nicht Zuverſicht) war er, wenn das in nur dreimeiliger Entfernung von ihm ſtehende Corps de Failly wirklich eintraf, durchaus berechtigt; er würde dann mit 8 Diviſionen gegen 10 gefochten haben, ein Zahlenunterſchied, den die Vorzüge der von ihm gewählten brillanten Stellung mindeſtens ausgeglichen hätten. De Failly kam aber nicht;*) damit war von vornherein, mehr als durch alles andere, der Erfolg in Frage geſtellt. Der Kampf wurde 1 gegen 2, mit fünf Diviſionen gegen zehn geführt, und dieſer Unterſchied war zu groß, als daß ihn Terrain-Vorzüge hätten balanciren können. So unterlag er nach langem erbitterten, ja, wie nicht geleugnet werden ſoll, zu beſtimmten Stunden des Tages für uns höchſt zweifelhaft ſtehendem Kampfe. Dieſe kritiſchen, ihm günſtigen Momente nicht richtig erkannt, jedenfalls nicht ausgenutzt zu haben, das iſt der Vorwurf, der ihm gemacht werden darf. Darüber noch ein Wort. Der Kampf begann 7 Uhr früh. Bis gegen Mittag, alſo etwa 5 Stunden lang, war er uns an Zahl erheblich überlegen, indem wir all die Zeit über nur die beiden Diviſionen des V. Corps und je eine Brigade, oder wenig mehr, des XI. und des II. baieriſchen Corps zur Stelle hatten. Alles andere war erſt im Anrücken. Ein um 12 Uhr mit aller Macht unternommener Vorſtoß hätte — zumal bei den herben Verluſten, die wir bereits im Kampfe mit dem in verdeckten Poſitionen kämpfenden Feinde erlitten hatten — dieſen letzteren leichtmöglicherweiſe zum Herrn auch der linksſeitigen Höhen des Sauerbaches gemacht und die einzeln eintreffenden, zum Theil noch in Defiléen und Bergwäldern ſteckenden Brigaden würden, wenn überhaupt, es mindeſtens ſchwer gehabt haben, die Schlacht wiederherzuſtellen.

Wir rekapituliren alſo dahin: in erſter Reihe iſt die Niederlage bei Wörth dem Ausbleiben des de Faillyſchen Corps, in zweiter Reihe aber dem Nicht-Erkennen des Zeitpunktes zuzuſchreiben, der ein raſches und energiſches Uebergehen aus der Defenſive in die Offenſive erheiſcht hätte.

---

*) Ueber dies Ausbleiben de Faillys hat ſich natürlich, wie über ſo viele andere Vorgänge, eine Controverſe zwiſchen den franzöſiſchen Generalen entſponnen. Namentlich ſcheint man in der Umgebung des Kaiſers de Failly hart angelaſſen zu haben. Dieſer weiſt nun in ſeiner Rechtfertigungsſchrift: »Operations et marches du V. Corps jusqu'au 31 août 1870« alle dieſe Angriffe zurück und ſetzt der beſchuldigenden Aeußerung des Marſchalls Leboeuf: »das V. Corps kam zu ſpät« das rechtfertigende Urtheil Mac Mahons ſelbſt gegenüber, der in ſeinem Berichte ſagt: »Das V. Corps konnte nicht rechtzeitig eintreffen.« Die noble, allem Kleinlichen abholde Geſinnung Mac Mahons zeigte ſich auch wieder in dieſem Paſſus. Uebrigens war er darin nur gerecht. De Failly ſchickte Alles, was er ſchicken konnte: die Diviſion Lespart. Ein Befehl, zu halten, iſt dieſer letztern ſeitens des Generals de Failly nie zugegangen, die Diviſion hielt auch nicht, ſie kam nur langſam vorwärts, weil ſie ein ſchwieriges Defilé zu paſſiren hatte.

Die Dispoſitionen für den 6. Auguſt.

Der 6. Auguſt ſollte für die geſammte III. Armee ein *Ruhetag* ſein, für die in Front ſtehenden Corps total, für die mehr zurückſtehenden Corps beinah. Es handelte ſich auch für dieſe letzteren nur um kurze Märſche von etwa 1 Meile. Die Dispoſitionen waren im Weſentlichen die folgenden:

1. Das II. baieriſche und V. preußiſche Armee-Corps verbleiben in ihren bereits am 5. eingenommenen Stellungen bei Lembach und Preuſchdorf.

2. Das im Rücken des II. baieriſchen Corps ſtehende I. baieriſche Corps (v. d. Tann) geht bis in die Gegend von Lobſan und Lampertsloch vor und ſchiebt ſeine Vorpoſten durch den »Hochwald« bis gegen die Sauer.

3. Das XI. Armee-Corps rückt von Sulz in ſüdweſtlicher Richtung bis Holſchloch und ſchiebt ſeine Vorpoſten bis an die Sauer.

4. Das Corps Werder (Badener und Würtemberger) rückt von Aſchbach bis Reimersweiler vor.

5. Das Hauptquartier und die 4. Cavallerie-Diviſion bleiben in Sulz.

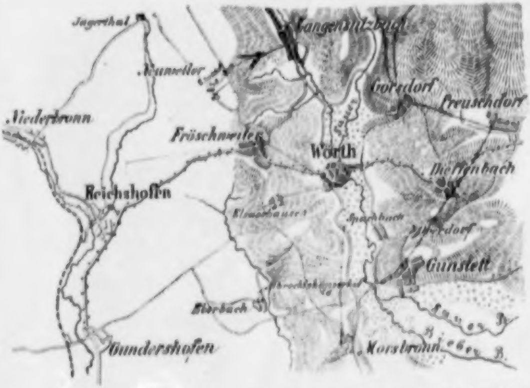
So die Dispoſitionen. Zufällige Vorgänge in der Front, die den auf den 7. feſtgeſetzten Angriff um einen Tag beſchleunigten, modificirten alsbald die gegebenen Befehle. Doch vollzogen alle noch nicht in Front ſtehenden Truppentheile, alſo das I. baieriſche, das XI. und das Werderſche Corps, ihren Vormarſch in der ihnen angewieſenen Richtung, nur mit dem Unterſchied, daß, wohin, der Dispoſition nach, die *Vorpoſten* ſollten, nunmehr die Corps ſelber rückten.

Der 6. früh. Das Terrain. Die franzöſiſche Aufſtellung.

Am 6. Auguſt, bei Tagesanbruch, begannen bei den Vorpoſten kleine Scharmützel. Der Commandeur der Vorpoſten des V. Corps (Generalmajor Walther v. Montbary) glaubte aus den Bewegungen des Feindes ſchließen zu müſſen, daß derſelbe abziehe. Ein Bataillon des Füſilier-Regiments Nr. 37 erhielt deshalb den Befehl zu einer Recognoscirung vorzugehn und ſollte dabei durch das Feuer der Vorpoſten-Batterieen unterſtützt werden. Da es ſich indeſſen zeigte, daß der Feind die jenſeitige Berg-Linie mit allen Waffen ſtark beſetzt und ſeine Artillerie in Poſition gebracht hatte, ſo befahl Generallieutenant v. *Kirchbach* (und zwar um ſo mehr, als für dieſen Tag, wie wir wiſſen, kein Angriff beabſichtigt war) den Kampf einzuſtellen. Dies war um 8 Uhr.

Es regnete (erſt im Laufe des Tages klärte das Wetter ſich auf), aber die Wolken hingen doch nicht ſo dicht über Thal und Hügel, daß ſie einen

Ueberblick unmöglich gemacht hätten. Das Terrain, auf dem, gegen Erwarten, einige Stunden ſpäter die Schlacht geſchlagen werden ſollte, war klar erkennbar. In der Mitte zwiſchen hüben und drüben floß der Sauerbach, namentlich an ſeinem jenſeitigen Ufer von einem breiten Wieſenſtreifen eingefaßt. Hinter dieſem Wieſenſtreifen hob ſich das Terrain und bildete eine von der Natur gebaute, zum Theil mit Wald beſtandene Erdfeſtung, die nach rechts hin (von dieſſeits aus gerechnet) in einem hohen Baſtion endigte. Auf dieſem hohen, ſcharfkantig vorſpringenden Baſtion war der Kirchthurm von Fröſchweiler troß Nebel und Regen deutlich zu erkennen. Nach links hin fiel das Terrain in leiſen Wellen ab, ohne dadurch völlig den Erdfeſtungs-Charakter zu verlieren, und endigte nach dieſer Seite zu mit dem Dorfe Morsbronn. Die ganze Front dreiviertel Meile lang. In zwei Einſattlungen wurde man zwiſchen den genannten Flügelpunkten (Fröſchweiler und Morsbronn) der Dächer von Elſaßhauſen und Albrechtshäuſerhof anſichtig. In der Tiefe: Wörth vom Sauerbach durchſtrömt, als vorgeſchobenes Centrum.


Jägerthal
Langensulzbach
Neuweiler
Niederbronn
Fröschweiler
Görsdorf
Preuschdorf
Wörth
Sauer
Diefenbach
Reichshoffen
Elsasshausen
Spachbach
Gunstett
Eberbach
Gundershofen
Morsbronn
B.
B.

Die dieſſeitige Erdfeſtung bot im Weſentlichen denſelben Charakter: ein gegen die Sauer hin abfallendes Plateau, hier und dort bewaldet, mit Görsdorf am rechten und Gunſtett am linken Flügel. In der Mitte, etwas zurückgelegen, Preuſchdorf. Wie drüben Elſaßhauſen und Albrechtshäuſerhof ſo ſchoben ſich hier Dieffenbach und Spachbach ein. In Front von Preuſchdorf ſtand unſer V. Corps, das — da zunächſt noch keine anderen Truppen heran waren — nach beiden Flügeln hin detachirt und Görsdorf und Gunſtett mit einigen Bataillonen beſetzt hatte. Gunſtett war das Baſtion der dieſſeitigen, wie Fröſchweiler der jenſeitigen Erdfeſtung; doch ſtand jenes (Gunſtett) hinter dieſem zurück.

So das Terrain. Der Hauptpunkt der feindlichen Stellung war ihr linker Flügel: Fröſchweiler. An dieſem hing, von dem Augenblick an, wo der Kampf ein ernſter geworden war, der Ausgang der Schlacht. Alle unſere Anſtrengungen gingen dahin, uns dieſes Punktes zu bemächtigen. Lange und vielfach ſcheiterten unſere Verſuche. Erſt als es uns gelang, dieſe formidable Poſition von allen Seiten her zu umfaſſen und dadurch die Widerſtandskraft des Feindes zu zerſplittern, glückte der Sturm.

So klar die feindliche Stellung am Morgen des 6. vor uns lag, ſo unklar waren wir über die Kräfte, mit denen er jene Stellung beſetzt hielt. Auch noch nach der Schlacht walteten darüber erhebliche Irrthümer ob, Irrthümer, die in die erſten offiziellen Relationen mit übergegangen ſind. Erſt Mac Mahons Bericht an den Kaiſer ſtellte feſt, mit welchen Truppen und in welchen Poſitionen er die Schlacht angenommen und geſchlagen hatte. Er ſchlug die Schlacht mit den vier Diviſionen*) ſeines eignen (I.) Armee-Corps, der 1. Diviſion (Conſeil-Dumesnil) des VII. Corps und der Reſerve-Cavallerie-Diviſion Bonnemain. Was er außerdem an Cavallerie hatte, gehörte ſeinem Armee-Corps zu. Truppen des V. Corps, de Failly, auf die er beſtimmt gerechnet hatte, kamen, wie ſchon Seite 159 hervorgehoben, nicht zur Verwendung.

Mac Mahon verfügte alſo über fünf Infanterie-Diviſionen, die in folgender Weiſe Aufſtellung gefunden hatten:

Die 1. Diviſion (Ducrot), den linken Flügel bildend, beſtand aus den Brigaden Wolff und Poſtis du Houlbec; jene (Wolff) aus den Linien-Regimentern 18 und 96 und dem 13. Jäger-Bataillon, dieſe (du Houlbec) aus dem 1. Zuaven- und 45. Linien-Regiment zuſammengeſetzt. Dieſe 1. Diviſion, Ducrot, ſtand zwiſchen Fröſchweiler und Langenſulzbach*);

---

*) Das I. franzöſiſche Corps beſtand aus vier Diviſionen. Die Zuſammenſetzung der 2., Abel Douay, haben wir S. 144 gegeben. Die 3. und 4. beſtanden aus folgenden Brigaden reſp. Regimentern:

3. Diviſion Raoult.
  Brigade L'Hériller.
    36. Linien-Regiment.
    2. Zuaven-Regiment.
    [illegible] Jäger-Bataillon.
  Brigade Lefebvre.
    48. Linien-Regiment.
    2. Turcos-Regiment.

4. Diviſion Lartigue.
  Brigade Fraboulet de Kerléadec.
    56. Linien-Regiment.
    3. Zuaven-Regiment.
    1. Jäger-Bataillon.
  Brigade Lacretelle.
    87. Linien-Regiment (in Straßburg verblieben).
    3. Turcos-Regiment.

die 3. Diviſion (Raoult) zwiſchen Fröſchweiler und Elſaßhauſen;

die 4. Diviſion (Lartigue) rechts von der Diviſion Raoult, dem Dorfe Gunſtett gegenüber.

Dieſe drei Diviſionen bildeten die erſte Linie. Dahinter, in zweiter Linie, ſtanden die 2. Diviſion (früher Douay, jetzt Pellé) und die Diviſion Conſeil-Dumesnil vom VII. Corps. Die 2. Diviſion bildete die Reſerve des linken, die Diviſion Conſeil-Dumesnil die Reſerve des rechten Flügels. Hinter dieſen zwei Infanterie-Reſerve-Diviſionen befanden ſich zwei Cavallerie-Diviſionen, die Diviſion Bonnemain und die Diviſion Duhesme. Dieſe letztere beſtand aus der leichten Brigade Septeuil und der ſchweren Brigade Michel: 8. und 9. Cüraſſier-Regiment. Dieſe beiden Regimenter kamen ſpäter vorzugsweiſe zur Aktion.

Die Diviſion Conſeil-Dumesnil beſtand aus dem 3., 21., 47. und 99. Infanterie-Regiment und dem 17. Jäger-Bataillon. Zunächſt nur noch ein Wort über den Commandirenden der Elſaß-Armee, über Marſchall Mac Mahon ſelbſt.

Marie Edme Patrice Maurice Graf von Mac Mahon, Herzog v. Magenta, Marſchall von Frankreich, aus einer iriſchen Familie ſtammend, die nach dem Sturze der Stuarts nach Frankreich geflohen, wurde 13. Juni 1808 auf dem Familiengute Sully bei Autun geboren. Anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt, trat er jedoch bald in die militairiſche Vorbereitungsſchule von St.-Cyr und aus dieſer als Unterlieutenant in die Generalſtabsſchule, welche er 1830 verließ. Er zeichnete ſich bei der Expedition nach Algier aus, wohnte als Adjutant des Generals Achard 1832 der Belagerung von Antwerpen bei und war dann meiſt Adjutant, ſo 1837 beim General Damremont in Algerien, wo er beim Sturm von Konſtantine verwundet wurde, 1840 bei Changarnier. Zur Belohnung ſeiner Tapferkeit ſtieg er zum Escadronchef (Stabsoffizier) auf, und im October 1840 erhielt er das Commando über das 10. Bataillon der neuerrichteten Chaſſeurs d'Orléans, ſeit welcher Zeit er die afrikaniſche Armee bis 1855 nicht mehr verließ. 1842 wurde er Oberſtlieutenant des 2. Regiments der Fremdenlegion, 1845 Oberſt eines Linienregiments und im Juni 1848, unter der Republik, Brigadegeneral zur Verfügung des Generalgouverneurs von Algerien. In dieſer Stellung erwarb ſich Mac Mahon vielfach Ruhm und wurde bei einer ſiegreichen Expedition als Commandant der Diviſion von Konſtantine 1852 zum Diviſionsgeneral und dann zum Generalinſpektor der Infanterie ernannt. 1855 erhielt er den Befehl über die 1. Infanterie-Diviſion im 1. Corps der Nordarmee und bald darauf im II. Corps (Bosquet) der orientaliſchen Armee an Canroberts Stelle. Er traf im Lager von Sewaſtopol gerade zur rechten Zeit ein, um an der Spitze ſeiner Diviſion in erſter Reihe an den entſcheidenden Momenten Theil zu nehmen, die ſich nunmehr vorbereiteten. Der Sturm war beſchloſſen; Mac Mahon erhielt Befehl, den Malakoff zu nehmen, der als Schlüſſel der feindlichen Stellung galt. Am 8. September Mittags, nachdem bis dahin eine heftige Kanonade geführt worden war, ſchwieg das Feuer und Mac Mahon richtete eine Anſprache an die Sturmkolonnen. »Soldaten der 1. Diviſion und Zuaven der Garde, der Moment iſt nun da, wo ihr aus den Parallelen hervorbrechen und dem Feinde im Kampfe Mann gegen Mann begegnen ſollt. Der kommandirende General (Peliſſier) hat euch an dieſem entſcheidenden Tage die wichtigſte Aufgabe zugewieſen: ihr ſollt den Malakoff ſtürmen, den Schlüſſel von Sewaſtopol. Soldaten, die Augen der ganzen Armee ſind auf euch gerichtet und eure auf den Wällen der Citadelle aufgepflanzte Fahne ſoll die Antwort ſein, die ihr dem Signal zum Sturme gebt. Euer Muth giebt mir die Gewißheit des Sieges, der die Namen und Nummern eurer Regimenter in unſerer Geſchichte verewigen wird. Innerhalb weniger Stunden wird Frankreich durch den Kaiſer erfahren, welcher Thaten die Soldaten von der Alma und Inkerman fähig waren. Mit »Vive l'empereur« werde ich das Zeichen geben; unſer Sammelruf laute: »honneur et patrie«.

---

*) Nach Mac Mahons Bericht, ebenſo nach der Darſtellung im Spectateur militaire (La guerre de 1870) ſtand Ducrots Diviſion nicht zwiſchen Fröſchweiler und Langenſulzbach, Front gegen Oſten, ſondern zwiſchen Fröſchweiler und Reichshofen, Front gegen Norden. Dies wird vor Beginn des Gefechtes richtig geweſen ſein; Mac Mahon erwartete den Angriff der Baiern von Norden her. Als dieſer Angriff indeß von Oſten, höchſtens von Nordoſten her erfolgte, ließ Mac Mahon ſehr wahrſcheinlich eine partielle Rechtsſchwenkung der 1. Diviſion ausführen, ſo daß nunmehr die Front dieſer Diviſion (oder doch des größeren Theils derſelben wie die aller andern, gegen Oſten hin gerichtet war. Fröſchweiler wurde dadurch mehr oder weniger zum Centrum der franzöſiſchen Poſition und der linke Flügel wurde hinausverlegt erſt bis dicht an Langenſulzbach, dann ſpäter, als dieſer Ort von den Baiern beſetzt worden war, nach Neuweiler, auf franzöſiſchen Karten Neufwiller.

So die Anſprache Mac Mahons. Gleichzeitig mit ſeiner Diviſion brachen die Diviſionen Dulac und de la Motte-Rouge aus den Trancheen vor und unter dem Schlagen aller Trommeln und dem Blaſen aller Hörner ſtürzten ſie ſich auf den Feind. »Die erſte Brigade der Diviſion Mac Mahon (ſo heißt es in Marſchall Peliſſiers Bericht), mit den Zuaven an der Spitze, gefolgt vom 7. Linien-Regiment und die 1. Jäger zur Linken, warf ſich mit Ungeſtüm gegen das vorſpringende Werk des Malakoff. Die Breite und Tiefe des Grabens, die Höhe und Steilheit der Wände machten das Erſteigen außerordentlich ſchwer, bis es endlich nichtsdeſtoweniger den Unſeren gelang, das Parapet zu gewinnen und die hier aufgeſtellten Ruſſen (die bis dahin Steine und anderes, was ihnen zur Hand war, auf uns herabgeſchleu dert hatten) niederzumachen. Es war ein Kampf Mann gegen Mann; der in neuen Trupps herbeieilende Feind ſetzte das Aeußerſte daran, uns wieder hinaus zu werfen, aber alle ſeine Anſtrengungen waren umſonſt, das Centrum des Malakoff wurde gewonnen und unſere Fahnen aufgepflanzt, um nicht wieder niedergeriſſen zu werden. Auch die Nachmittagsangriffe, die der Feind, von Sewaſtopol ſelbſt aus, mit ſeinen tiefformirten Reſervekolonnen unternahm, konnten an dem Reſultat des Tages nichts ändern; — Mac Mahon hielt den Malakoff feſt. Die neben ihm in Aktion getretenen Diviſionen hatten ſich der anderen vorgeſchobenen Werke bemächtigt.«

So etwa Peliſſier in ſeinem Bericht. Mac Mahon erhielt das Großkreuz, wurde interimiſtiſch mit dem Commando des Reſerve-Corps betraut und bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich zum Mitgliede des Senates ernannt. Die folgenden Jahre ſahen ihn als Höchſtkommandirenden in Algier, bis der Ausbruch des Krieges gegen Oeſterreich ihn wieder nach Frankreich rief. Er erhielt den Befehl über das II. Corps der für Italien beſtimmten Armee. Nachdem er bei Turbigo das linke Ufer des Ticino gewonnen und behauptet hatte, entſchied er am 4. Juni die Schlacht bei Magenta, indem er ſich auf eigene Verantwortung in die Flanke und auf die Communikationen des Feindes warf. Im offiziellen Berichte über dieſe Schlacht heißt es: »Beſonders der Kampf um Magenta ſelbſt war außerordentlich blutig. Der Feind vertheidigte ſich mit größter Hartnäckigkeit; Haus um Haus mußte geſtürmt werden; man empfand hüben und drüben, daß Magenta der Schlüſſel ſei, daß an ſeinem Beſitze das Schickſal des Tages hing. Die Verluſte der Oeſterreicher waren enorm; ſie ließen 10,000 Todte und Verwundete auf dem Platz; 5000 wurden zu Gefangenen gemacht. Auch unſere Verluſte erwieſen ſich als bedeutend; General d'Espinaſſe und ſein Ordonnanzoffizier waren gefallen.« So der offizielle Bericht. Die großen beiderſeitigen Verluſte dürfen nicht überraſchen; die Brücke von Magenta war ſiebenmal gewonnen und verloren worden, bis ſie ſchließlich in den Händen der Franzoſen blieb. Erſt am folgenden Tage überſahen dieſe die Vollſtändigkeit und die Bedeutung ihres Sieges. Die Oeſterreicher räumten Mailand; Mac Mahon wurde (am 5. ſchon) zum Marſchall und Duc de Magenta ernannt. In dieſer prompten Anerkennung ſprach ſich am beſten aus, wie ſehr ſich der Kaiſer ſeinem nunmehrigen Marſchall verpflichtet fühle; ohne das Erſcheinen Mac Mahons war nicht nur die Schlacht, ſondern auch der Kaiſer ſelbſt verloren. Seine Bedrängniß hatte den höchſten Grad erreicht, als die Hülfe kam. Von dieſem Tage an datirte der beſondere Ruhm des Marſchalls, ein Ruhm, der freilich von den Eingeweihten immer belächelt wurde. »Es ſei ein ziemlich planloſes Manöver geweſen,« ſo etwa hieß es, »das die Glücksgöttin die Laune gehabt habe, mit einem beſonderen Erfolg zu krönen.«

Wir laſſen dahingeſtellt ſein, wie viel Richtiges oder Falſches dieſer Anſchauung zu Grunde liegt. Auch an der Schlacht bei Solferino nahm Mac Mahon Theil. Er hatte das Centrum (Direktion auf Cavriana), während das Corps des Marſchall Niel am rechten, das des Marſchall Baraguay d'Hilliers am linken Flügel focht. General Auger, unter Mac Mahon kommandirend, griff durch ſeinen Angriff auf eine feindliche von Guidizzolo heranmarſchirende Colonne nicht unweſentlich in den Gang des Gefechtes ein, während der Marſchall ſelbſt das 45. Linien-Regiment auf San Caſſano, die algeriſchen Tirailleurs (die ſpäteren »Turcos«) auf Cavriana warf. Sie nahmen dieſe Poſition etwa um dieſelbe Zeit, wo die ſtürmenden Garde-Voltigeurs die Höhe von Solferino erreichten. Die Schlacht war in dieſem Moment gewonnen.

Mac Mahon, nach dem Frieden von Villafranca, erhielt zunächſt den Oberbefehl über den zweiten Militair-Bezirk, Hauptquartier Lille, und kehrte erſt 1864, nachdem er noch zuvor das Lager zu Châlons kommandirt hatte, nach Algerien zurück. Diesmal als Generalgouverneur.

In dieſer Eigenſchaft, vicekönigartig, war er bis zum Ausbruch des Krieges verblieben. Er galt (neben Bazaine) als beſter General der franzöſiſchen Armee, war der Stolz des Landes, der Abgott des Soldaten. Nicht mit Unrecht. Alles Kleine und Gemeine lag ihm fern; eine noble Natur, uneigennützig, ohne Neid und ohne Intrigue, von wüſtem Ehrgeiz nicht verzehrt. Etwas »Galantuomo«; aber dafür war er Marſchall und Franzos. Er machte es mit. Seine Stellung zur Armee war ähnlich derjenigen, die Benedeck 1866 einnahm. Auch darin zeigte ſich die Aehnlichkeit, daß ſeine Niederlagen ihm nicht viel von ſeinem Ruhm und nichts von ſeiner Popularität nahmen. Er blieb ein Liebling.

Aber das Alles gehört einer ſpäteren Epoche an. Zunächſt erwartete Frankreich Großthaten, Wunder von ihm, — von ihm und ſeinen »Afrikanern«.

Die Schlacht bei Wörth.

Nicht am 6. gedachte die III. Armee bei Wörth zu ſchlagen, ſondern erſt am 7. Wir haben dies ſchon Eingangs hervor. So entſprach denn das Abbrechen des Vorpoſtengefechts (ſ. S. 161), das lediglich in der Vorausſetzung »der Feind ziehe ab« eingeleitet worden war, nicht nur der momentanen, dieſen Aufbruch erheiſchenden Situation, ſondern ſtellte auch wieder den Einklang mit den am 5. ausgegebenen Dispoſitionen des Obercommando's her. Dies war gut und in ſich wünſchenswerth; nichtsdeſtoweniger hatte das anderthalb Stunden lang geführte Gefecht bereits ſeine Wirkung, namentlich nach der Seite unſeres rechten Flügels hin geäußert und wurde deshalb, wie ſchon hier hervorgehoben werden mag, die unverſchuldete Urſach*) jener Unſicherheiten und Widerſprüche, die bis 11 Uhr andauerten. Gleich das folgende wird dies des Weiteren darthun.

Das Gefecht der Diviſion Bothmer am rechten Flügel.
8 bis 10½ Uhr.

Die ſchriftliche Weiſung, die das II. baieriſche Corps, General v. Hartmann, am 5. Auguſt 5 Uhr Abends erhalten hatte, lautete dahin: ſobald man in Lembach Kanonendonner von Wörth her vernehmen werde, ſolle mit einer Diviſion in der Richtung von Langenſulzbach marſchirt und der Feind in ſeiner linken Flanke angegriffen werden. Hinzugefügt war: »Dieſe Bewegung könne vielleicht eine entſcheidende werden.«

---

*) Die unverſchuldete Urſach deshalb, weil jeder Commandeur über den ausgegebenen Befehl hinaus wiſſen muß, was er in neu ſich darbietenden Verhältniſſen (hier alſo der vermuthete Abzug des Feindes) zu thun oder zu laſſen hat. In dieſer Selbſtſtändigkeit des Denkens und Handelns liegt die Bedeutung unſrer Armee. Acht Tage ſpäter (am 14.) handelte General v. d. Goltz in derſelben Weiſe, hing ſich, ohne directe Befehle abzuwarten, an den abziehenden Feind und ſchuf dadurch die Situation, deren letztes, wenn auch zunächſt noch weit ausſtehendes Reſultat, die Capitulation von Metz war.

Bald nach 8 Uhr ſcholl von Wörth her der Kanonendonner herüber, der das Zeichen geben ſollte. Die 4. Infanterie-Diviſion erhielt nunmehr Befehl, der vorſtehenden Ordre gemäß, über Langenſulzbach hinaus vorzurücken. Die Avantgarde dieſer Diviſion beſtand aus dem 6. Jäger-Bataillon, den drei Bataillonen des 9. Regiments und der 4pfündigen Batterie Kirchhofer.

Langenſulzbach wurde beſetzt; die Batterie Kirchhofer begann, von den öſtlich des Dorfes gelegenen Höhen aus, Fröſchweiler mit Granaten zu bewerfen; das 6. Jäger-Bataillon ging in derſelben Richtung (gegen Fröſchweiler) vor. Kaum aber hatte dieſes Bataillon Langenſulzbach verlaſſen und die angrenzende Höhe zu erſteigen begonnen, als es ſchon auf den Gegner traf. Beiderſeits entſpann ſich ein lebhaftes Plänklerfeuer. Die Jäger wurden alsbald durch das 1. Bataillon vom 9. Regiment verſtärkt, welches ſich auf der weſtlich von Langenſulzbach gelegenen, dichtbewaldeten und nur ſchwer paſſirbaren Höhe in die Feuerlinie einſchob. Als die Plänklerlinie an einen unbewaldeten Abſchnitt gelangte, empfing ſie lebhaftes Geſchütz- und Mitrailleuſen-Feuer von Fröſchweiler her. Nun wurde auch das 3. Bataillon 9. Regiments in die Feuerlinie vorgenommen; einige Offenſivſtöße des Gegners ſcheiterten. Allmälig rückten beinah ſämmtliche Bataillone der 7. und 8. Brigade in die Front, während alle Batterieen der 4. Diviſion, links und rechts der Batterie Kirchhofer, auffuhren und das Vorterrain mit Granaten bewarfen. Eine dieſer Batterieen verſuchte ſogar, eine Höhe bei Fröſchweiler ſelbſt zu gewinnen, mußte aber umkehren, da noch keine Infanterie zur Stelle war, um ſie zu decken.

Um 10½ hatte die vorderſte Feuerlinie den Abfall der Höhe nahezu erreicht, auf welcher Fröſchweiler gelegen iſt. Der Feind war bis dahin nur Schritt vor Schritt gewichen; jetzt, unter unmittelbarer Anlehnung an ſeine Reſerven, faßte er aufs Neue feſten Fuß und ſuchte unſer Vordringen zu hindern. Darüber entſpann ſich der hartnäckigſte Kampf,*) der die meiſten Opfer koſtete: Major v. Schlichtegroll vom 1. Regiment wurde getödtet, Major Loë vom 9. Regiment verwundet. Die Höhe zu ſtürmen, dazu reichten weder die numeriſchen noch die phyſiſchen Kräfte aus; das Kanonenfeuer bei Wörth war verſtummt; nichts anderes war möglich, als ſich an dieſer mit vielen Opfern errungenen Stelle, unter willfähriger Darbringung neuer, zu halten. Da traf gegen 10¼ Uhr der Befehl ein: »das II. baieriſche Corps habe das Gefecht abzubrechen, da der Zweck deſſelben: Recognoscirung des Feindes, erreicht ſei.«

---

*) Nach franzöſiſchem Zeugniß (Histoire de l'armée de Châlons) war der Stoß, den die 4. baieriſche Diviſion auf die Diviſion Ducrot führte, wenn dieſer Stoß auch ſchließlich nichts Entſcheidendes bewirkte, ſo heftig geweſen, daß Ducrot gleich anfänglich Verſtärkungen fordern mußte. Es ward ihm auch das 78. Regiment der Diviſion Pellé in der beiläufigen Stärke von 3000 Mann zugeſchickt. Nur der Energie des Generals Ducrot und dem zähen Widerſtande des 78. Linien- und 1. Zuaven-Regiments haben es die Franzoſen zu danken, daß ihr linker Flügel nicht vollſtändig umklammert wurde. (Später — wohl erſt kurz vor der Entſcheidung — mußte General Pellé die ganze in Reſerve ſtehende 2. Diviſion nach den bedrohten Punkten ſchicken, »pour soutenir la gauche debordée.«)

Das Gefecht der Brigade Walther von Montbary (V. Corps) im Centrum.

Von 10 bis 1 Uhr.

Das II. baieriſche Corps erhielt den Befehl »abzubrechen« genau in demſelben Augenblick, wo das Gefecht im Centrum und am linken Flügel ſich zu beleben begann, alſo zu einem Zeitpunkt, wo nicht nur die einfache Fortſetzung ihres Angriffs, ſondern ſogar eine energiſche Steigerung deſſelben höchſt erwünſcht geweſen wäre. Die Bayern trifft dafür kein Vorwurf. Sie gehorchten einem Befehl. Es ſcheint, daß man im Hauptquartier auch zu dieſer Stunde des Tages noch entſchloſſen war, den 7. als Schlachttag feſtzuhalten.[*]) Noch drei Corps waren im Rückſtand, oder doch nicht völlig zur Stelle. Man hatte guten Grund, das Eintreffen dieſer behufs einer großen Umſtellungs-Schlacht, abwarten zu wollen. Der Feind ſollte nicht geſchlagen, er ſollte ſchon hier zu einer großen Capitulation, wie ſie dann noch dreimal folgte (Sedan, Metz, Paris) gezwungen werden. Mac Mahon's Vertrauen in die Uneinnehmbarkeit der von ihm gewählten Poſition war nur partiell gerechtfertigt; einem Angriff in der Front war er gewachſen; Umgehungsmärſche aber mußten wahrſcheinlich dahin führen, daß er ſchon vor der Schlacht geſchlagen war.

So der Plan. Aber ein gewiſſes Durcheinander der Ereigniſſe, ein Hin und Her auf dem Aktionsfelde ſelbſt, trat von Anfang an in Widerſpruch zu dieſem Plan und ſtieß ihn um. Gerade um 10 Uhr ſtanden die Dinge ſo, daß das V. Corps eine moraliſche Verpflichtung empfinden mochte, zur Unterſtützung unſerer beiden Flügel (die Situation am linken werde ich weiterhin zu ſchildern haben) einen energiſchen Vorſtoß zu unternehmen. Dies geſchah. Daß die Baiern, höherer Weiſung folgend, im ſelben Moment zurückgehen würden, wo man im Centrum vorging, um den rechten Flügel, die 4. baieriſche Diviſion, zu ſoulagiren und den noch mehr gefährdeten linken Flügel, unſere 21. Diviſion (XI. Corps), geradezu zu retten, — das konnte man beim V. Corps nicht wiſſen. Dispoſition von oben und Helfedrang der einzelnen Truppentheile geriethen mit einander in Conflikt; — ſo entwickelte ſich die Schlacht. Kein Wunder, daß ſie in ihren erſten Stadien Klarheit und Einheit der Aktion vermiſſen läßt.

---

[*]) Oberſtlieutenant Heilmann, in ſeinem Werke »Antheil des II. baieriſchen Armee-Corps an dem Feldzuge 1870 bis 71«, ſchreibt: »Um 10¼ Uhr traf der Befehl ein, das II. baieriſche Corps habe das Gefecht abzubrechen.« — Nach Einigen heißt es freilich, dieſer Befehl ſei vom V. preußiſchen Corps ausgegangen; dies iſt aber aus äußeren und inneren Gründen unmöglich. Ein Corps-Commando konnte dem andern keine Befehle zugehen laſſen, außerdem aber mußte das eben jetzt wieder den Kampf aufnehmende V. Corps am beſten wiſſen, daß es des Beiſtandes einer neben ihm fechtenden Truppe ſehr bald benöthigt ſein würde.

So viel im Allgemeinen. Wir wenden uns nun den ſpeziellen Vorgängen im Centrum von etwa 10 bis 1 Uhr zu.

10 oder 10½ mochte es ſein als ein mit Vehemenz unternommener Vorſtoß einiger Truppentheile der 3. vielleicht auch der 4. franzöſiſchen Diviſion (die ſich mit ihren Flügeln bei Elſaßhauſen berührten) einige von Gunſtett her über den Sauerbach vorgedrungene Bataillone des XI. Corps raſch zurückdrängten. Dieſe unmittelbar gefährdeten Bataillone zu degagiren, oder doch ihnen den Rückzug auf Gunſtett zu erleichtern, erhielt jetzt die Avantgarde des V. Corps: die 20. Brigade, den Befehl, gegen Wörth vorzurücken, den Ort zu nehmen und dann, rechts und links ſich haltend, die hintergelegenen Höhen zu erſtürmen. Es waren die Regimenter 37 und 50. Sie paſſirten die Sauer auf Nothbrücken unmittelbar ſüdlich von Wörth; die 37er gingen durch die Stadt ſelbſt.

Wir folgen den 50ern, die, nur 8 Compagnieen ſtark, (das 2. Bataillon war nach Gunſtett abkommandirt), in der Richtung von Elſaßhauſen vordrangen. Wohl ſelten hat ſich eine Infanterietruppe in einer ſchwierigeren Lage befunden. Einzeln, auf zuſammengelegten Hopfenſtangen, über den Bach gegangen, mußten ſie ſich drüben auf einer ſumpfigen Wieſe, im verheerendſten feindlichen Feuer formiren. Wenigſtens einigermaßen, denn von einem Avanciren in Linie konnte füglich nicht die Rede ſein. In langen Tirailleurſchwärmen ging es bergan. Die 1. Compagnie (Hauptmann v. Burgsdorff) hatte den rechten Flügel. Sie eilte im Geſchwindſchritt über die 700 Schritt breite Wieſe, warf ſich in den Graben der am Fuß der Anhöhe entlang laufenden Chauſſee, raſtete einen Augenblick und begann dann die Abhänge zu erſteigen. Sie nahm einen Weinberg zum Angriffspunkt, der ſich dicht neben einer weithin ſichtbaren Bergkuppe in der Nähe des Dorfes Elſaßhauſen erhebt. Rollendes Chaſſepotfeuer empfing die Unſeren; die Offiziere voran erſtieg die ganz aufgelöſte Compagnie die Anhöhe unter lautem Hurrah, den Feind vor ſich hertreibend. Aber kaum ſind ſie oben, ſo wirft ſich eine dichte Linie Roth- und Weißhoſen (Zuaven und Turcos von der Diviſion Raoult) mit wildem Schlachtſchrei den Unſeren entgegen. Hauptmann v. Burgsdorff ſchwingt den Säbel und mahnt zum Standhalten. Da fällt er von ſieben Kugeln durchbohrt; Lieutenant Oppermann und Fähnrich Thiel werden verwundet. Wir müſſen zurück. Aber nur 50 Schritt; — hinter einer ſteilen, Deckung gewährenden Erhöhung am Abhang, ſetzt ſich die Compagnie wieder feſt.

Inzwiſchen ſind auch die andern Compagnieen des 1. Bataillons unter Major v. Röſſing über die Sauer gegangen, die Reſte der Compagnie v. Burgsdorff werden von ihnen aufgenommen und abermals, in verſchiedenen Strahlen, geht es gegen den Bergkegel bei Elſaßhauſen vor. Die Franzoſen weichen; beim Paſſiren der Stelle, wo Lieutenant Oppermann verwundet niederſank, findet man dieſen todt und halb unkenntlich, — die beſtialiſchen Kerle haben ihre Rache an ihm geübt. Weiter; höher hinauf! Aber aufs Neue ſetzen die Franzoſen gegen die vom Steigen und Klettern athemlos Gewordenen zum Gegenangriff an und werfen ſie abermals hinab. »Stehen bleiben!« rufen die Offiziere. Die Leute gehorchen, werfen ſich hin; eine Viertelſtunde arbeitet die Zündnadel gegen das Chaſſepot. Dann ein neuer Anlauf und die Höhe wird wieder genommen, — leider auch wieder verloren. Premierlieutenant v. *Müllenheimb* fällt, mit ihm die Offiziere ſeiner Compagnie (der 2.); alle anderen Abtheilungen haben ähnliche Verluſte. Das 2. Zuaven- und 2. Turcos-Regiment der Brigaden L'Hériller und Lefebvre, ſie fochten hier mit ungebrochener Kraft und dem ganzen Ungeſtüm, der je dieſe Truppen auszeichnete. Die Unſrigen, in einer einzigen langen Tirailleurlinie aufgelöſt, hatten bereits mehr als ein Drittel ihrer Mannſchaften und faſt alle Offiziere verloren; dennoch hielten ſie aus; nicht am Abhange, aber in den leidliche Deckung gewährenden Gräben an der Chauſſee hin.

Wie beim 1. Bataillon, ſo auch bei den Füſilieren deſſelben Regiments. Die 9., 10. und 11. Compagnie nahmen die Richtung auf die Weinberge nördlich des Niederwalds und ſuchten ſich in den vorgelegenen Hopfenpflanzungen feſtzuſetzen. Die 12. Compagnie drang ebenfalls über die Sauer vor und warf ſich in ſchnellem Laufe in den an ſeiner Liſière nicht beſetzten Wald. Kaum aber war ſie 300 Schritt in demſelben vorgedrungen, als ſie auf dichte Zuavenlinien ſtieß. Nun entſpann ſich ein äußerſt hartnäckiges, ſtundenlang hin und her ſchwankendes Gefecht, in dem Freund und Feind ihre Stellung behaupteten. Das Terrain bot hier dem Angreifer ziemlich dieſelben Vortheile wie dem Vertheidiger; deshalb war die 12. Compagnie die einzige, die ſich auf der Anhöhe hielt und *nicht* zurückgeworfen wurde.

Die 10. Compagnie hatte ſich etwas rechts gewendet und ging zu gleicher Zeit mit dem 1. Bataillon, v. Röſſing, gegen den Weinberg vor.

Schon beim Erſteigen der Höhe fiel ihr Führer, der Premierlieutenant v. Wiſſel II., einer der kaltblütigſten Offiziere, der ſchon im ſchleswig-holſteinſchen Kriege bei Lundby dekorirt worden war. Seine Compagnie indeſſen ſtutzte nicht und drang ohne Führer bis zu beträchtlicher Höhe vor. Links neben dieſer (der 10.) ſuchten die 9. und 11. Compagnie den Rand des Waldes zu gewinnen; aber ein furchtbares Schnellfeuer dichter Zuavenſchwärme hemmte jedes weitere Vordringen. Auch die ſchon errungene Poſition zu halten, war nicht möglich; alle drei Compagnieen (die 10. theilte alsbald das Schickſal der beiden andern) mußten bis an die mehrgenannte Chauſſee zurück. Hier ſammelte Oberſtlieutenant v. Sperling die Mannſchaften, ordnete ſie und ließ Front machen, um den Kampf wieder aufzunehmen. Das Feuer rollte ohne Unterbrechung. Man konnte ſich nur verſtändigen, wenn man in nächſter Nähe zu einander ſprach. Die Tirailleurpfeifen der Offiziere ertönten fortwährend. Es war ein ſchwer zu leitendes Gefecht; aber die Mannſchaften bewieſen einen Muth und eine Einſicht, die der vollſten Anerkennung werth waren.

Und wie hier links, auf Elſaßhauſen zu, die beiden Bataillone 50er vorgingen, ſo avancirten das 2. und 3. Bataillon vom 37. Regiment (das 1. war nach Görsdorf abkommandirt) mehr rechts in der Richtung auf Fröſchweiler zu. Der Kampf war derſelbe, auch der Ausgang. Der großen Uebermacht, wie allen Vortheilen des Terrains gegenüber, vermochten ſich auch die 37er nur eben an der Chauſſee hin, oder am Fuß der Höhe, wo Vertiefungen eine Deckung boten, zu halten. Drei Stunden lang ſtanden hier, in exponirteſter Lage, den Sauerbach im Rücken, 4 unſerer Avantgarden-Bataillone der ganzen Diviſion Raoult gegenüber, ein Kampf 1 gegen 3. Die Verluſte, namentlich an Offizieren, waren enorm. Die 20. Brigade (Walther v. Montbary) erwarb ſich hier einen unvergänglichen Ruhm, einen Ruhm, der durch die Betrachtung nicht verringert wird, daß es jeden Augenblick in der Macht des Feindes gelegen hätte, dieſe zerſchoſſenen und beinah führerlos gewordenen Bataillone über die Sauer zurück oder in dieſe hinein zu treiben.

Die Frage bleibt: warum unterließ er es? Er hatte zwiſchen 12 und 1 das Spiel ſo ziemlich in der Hand; überall in der Mehrzahl, minder angeſtrengt und (bis dahin wenigſtens) von geringeren Verluſten heimgeſucht, würde es ihm, um die genannte Stunde, leichtmöglicherweiſe gelungen ſein, durch einen raſchen und energiſchen Vorſtoß über Wörth hinaus unſer Centrum zu durchbrechen. Ob es uns dann, im Laufe des Nachmittages, geglückt wäre, ihm eine zweite Schlacht zu liefern, will ſagen ihn zwiſchen das Feuer unſrer auf beiden Flügeln anrückenden Corps zu nehmen, muß dahingeſtellt bleiben. Einen momentanen Erfolg hätten wir ihm nicht wehren können.

Noch einmal: warum unterließ er es? Erkannte er von ſeiner, einen vollen Ueberblick gewährenden Höhe von Fröſchweiler aus die ſuperiore Maſſe unſrer von drei Seiten her in beflügelter Eil heranrückenden Colonnen? Hatte unſer Artilleriefeuer ihn mehr geſchädigt, als wir dieſſeits wiſſen oder auch nur annehmen konnten? War er einfach widerwillig, eine brillante Stellung aufzugeben, um die Chancen eines Kampfes in der Ebene, oder wohl gar die noch geringeren eines Sturms gegen unſre Hochſtellung zu verſuchen? oder endlich, war es ein Blick auf unſern, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſtärker werdenden linken Flügel, was ihn abhielt, ſein Haupt-Bollwerk (Fröſchweiler) von Truppen zu entblößen, das, wenn einmal entblößt davon, einem Angriff von eben unſrer linken Flanke her ſehr wahrſcheinlich raſch erliegen mußte? So drängen ſich die Fragen. Möglich, daß es ein Zuſammenwirken aller dieſer Erwägungen war, was ihn beſtimmte, in ſeiner Erdfeſtung auszuharren und ein zunächſt verlockendes, im Ganzen aber immer gewagt bleibendes Spiel nicht zu ſpielen.

Wir wenden uns jetzt unſrem linken Flügel zu, wo die Dinge, bis dahin ſchwierig genug, zwiſchen 12 und 1 Uhr allerdings ſolche Geſtalt anzunehmen begannen, daß Mac Mahon zu erheblichem Grade mit dieſem Faktor rechnen mußte.

Die 21. Diviſion (XI. Corps) am linken Flügel.

Bis 1 Uhr.

Gunſtett, am linken Flügel unſerer Aufſtellung, war am Abend des 5. durch das 2. Bataillon 50. Regiments, Major Crüger, beſetzt worden. Auch hier engagirte man ſich in aller Frühe des 6.; die 5. Compagnie hatte, noch ehe 7 Uhr heran war, einen Angriff gegen die Mühle abgewieſen, während die 8. Compagnie bis an die Sauer vorgegangen war. Sie konnte ſich indeß, wegen heftigen Geſchützfeuers, das ſie empfing, an dieſer Stelle nicht halten und mußte Deckungs halber in das Dorf zurückgehen. Die hohe, feſtungsartige Lage Gunſtetts ermöglichte es, ſich hier bis zum Eintreffen von Unterſtützungen zu halten.

Dieſe Unterſtützungen brachte, erſt in einzelnen Bataillonen, dann brigadenweiſe, das an unſerem linken Flügel über Holſchloch und Sursburg heranrückende XI. Corps.

Die Tête hatte die aus dem heſſiſchen Füſilier-Regiment Nr. 80 und dem erſten naſſauiſchen Infanterie-Regiment Nr. 87 zuſammengeſetzte Brigade v. Koblinski; ſie war um 7 Uhr früh bei Holſchloch (eine halbe Meile öſtlich vom Schlachtfelde) eingetroffen, rückte alſo ſpäteſtens um 9 Uhr in die Gefechtslinie ein, gab vier Compagnien an die Vertheidigung von Gunſtett ab und ſchob ſich mit dem Reſt ihrer Bataillone bis in die Front von Oberdorf, ziemlich dicht bis an die Sauer vor. Mit ihr zugleich waren die vier Batterieen der 21. Diviſion eingetroffen, die in gleicher Linie, nur etwas weiter rückwärts, Aufſtellung nahmen. Die Kanonade mit den feindlichen Batterieen am Niederwald und bei Elſaßhauſen begann unverzüglich.

Etwa um 10 mochte die ganze 21. Diviſion in und bei Gunſtett verſammelt ſein, gerade noch rechtzeitig genug, um einem erſten ernſteren Angriff des franzöſiſchen rechten Flügels begegnen zu können.

Dieſer Angriff erfolgte um 10½ Uhr durch eine Brigade der Diviſion Conſeil-Dumesnil und richtete ſich gegen Gunſtett ſelbſt. So lebhaft er unternommen wurde, ſo unausreichend waren doch ſeine Mittel. Mit einer Brigade war hier nichts mehr zu effektuiren; der Angriff ſcheiterte; ja, es gelang uns, die wir uns im Allgemeinen auf die Defenſive beſchränkten, ein Bataillon vom 87. Regiment über die Sauer in den Niederwald vorzuſchieben, wo ſich daſſelbe bis zur endlichen Entſcheidung der Schlacht glücklich behauptete.

Der Feind, mehr und mehr erkennend, welche Gefahr ihm, bei vorausſichtlich raſchem Eintreffen neuer dieſſeitiger Bataillone, von unſerem linken Flügel her drohe (nur von dieſer Seite her war der ſonſt ſteil abfallenden Fröſchweiler Poſition leidlich beizukommen), beſchloß einen zweiten energiſchen Vorſtoß gegen Gunſtett zu unternehmen, der, wenn er glückte, namentlich auch unſer bereits jenſeits des Sauerbachs ſtehendes Bataillon (vom 87.) gefährden mußte. Um 11½ Uhr drang er mit größeren Kräften, wahrſcheinlich aus den Diviſionen Lartigue und Conſeil-Dumesnil gemiſcht, bis an die Brücke vor, überſchritt dieſe und ſuchte die hohe Dorf-Enceinte zu erklettern. Aber dies mißlang; unſer eben eingetroffenes 11. Jäger-Bataillon griff erfolgreich mit ein; unter erheblichen Verluſten des Gegners wurde auch dieſer zweite Angriff zurückgewieſen.

Hiermit erloſch die franzöſiſche Offenſive gegen Gunſtett. Um 12 Uhr etwa, oder doch wenig ſpäter, war auch die 22. Diviſion, links neben der 21., in die Schlachtreihe eingerückt. Das ganze XI. Corps war alſo am linken Flügel verſammelt; alle Batterieen eröffneten ihr Feuer und die Infanterie formirte ſich, um nun ihrerſeits zum Angriff auf die feindliche Stellung überzugehen.

Dies geſchah um 1 Uhr.

Der Kronprinz auf der Höhe von Preuſchdorf.

1 Uhr.

Um 1 Uhr erſchien der Kronprinz, von Sulz her, auf der Höhe von Preuſchdorf. Mit ihm Generallieutenant v. Blumenthal und die Suite des Stabes.

Wenn die Schlacht bis dahin, oder doch bis kurz vorher, ein unſicheres Tappen geweſen war, ſo kam jetzt, mit einem Schlage, Einheit und Feſtigkeit in die Aktion.

Der Kronprinz hielt Umblick. Wie ſtand es?

Am äußerſten rechten Flügel ruhte der Kampf. Das II. baieriſche Corps, einem Befehle Folge leiſtend, über deſſen Urſprung und Beweggrund die Aufklärung vorläufig noch ausſteht, war in die Poſition von Langenſulzbach zurückgegangen. Auf ſeine raſche Mitwirkung war nicht zu rechnen; die Entfernungen waren zu groß, das Terrain zu ſchwierig.

Aber fiel der *äußerſte* rechte Flügel aus, ſo doch nicht der rechte: das I. baieriſche Corps, General v. d. Tann, das um 6 Uhr früh aus ſeinem Bivouac bei Ingolsheim aufgebrochen war und auf ſchwierigen, vom Regen aufgeweichten Wegen, erſt Memmelsdorf, Keffnach und Lobſann, zuletzt Lampertsloch paſſirt hatte. Es hielt jetzt, 1 Uhr, in Front von Görsdorf, hart an der Sauer, der formidablen Fröſchweiler-Poſition gegenüber. Nur die Sauer, hier ohne Brücke, zwiſchen ihnen.

Im Centrum das V. Corps. In ſeiner Mitte der Kronprinz ſelbſt. Vor Preuſchdorf, in langer Linie, die Corps- und Diviſions-Artillerie, vor dieſer die 9. Diviſion, vor dieſer (hart an der Sauer) die 19. Brigade. Dann Wörth. Jenſeits der Stadt, am unterſten Abhange des Fröſchweiler-Berges, die zerſchoſſenen Reſte der 20. Brigade.

Am linken Flügel das XI. Corps, eben geſammelt. Gunſtett von der 42. Brigade beſetzt; rechts daneben, in Front von Oberdorf, die 41. Brigade; links rückwärts die ganze 22. Diviſion, der feindlichen Poſition von Morsbronn gegenüber.

Am äußerſten linken Flügel (noch zurück) die anrückende würtembergiſche Diviſion, Brigade Starkloff an der Tête.

So ſtand die Schlacht. Jenſeits der Sauer hatten wir nur ſchwache Detachements: 2 Bataillone 50er und 2 Bataillone 37er an der mehrgenannten Wörth-Hagenauer Chauſſee, 1 Bataillon 87er im Niederwald, zur Linken von Elſaßhauſen. Wie durch ein Wunder waren dieſe fünf Bataillone der Gefangennahme oder der Vernichtung entgangen. Sie frei zu machen, den Feind zu umſtellen und einzufangen, ergingen nun die Ordres, theils vom Obercommando direkt, theils durch die Corps-Commandeure.

Das I. baieriſche Corps erhielt Befehl, die Sauer zu forciren und Fröſchweiler an ſeiner ſcharfen Ecke zu faſſen.

Das V. Armee-Corps, ſeiner Avantgarde (20. Brigade) nachrückend, ſollte von Wörth aus, unmittelbar links neben den Baiern, dieſelbe Poſition erſtürmen.

Das XI. Corps, ſich theilend, wurde angewieſen, links und rechts von Gunſtett über die Sauer zu gehen, mit der 21. Diviſion den Niederwald zu nehmen, mit der 22. Diviſion denſelben Niederwald in ſeinem Rücken zu umgehen und gegen die Rückzugslinie des Feindes: Fröſchweiler-Reichshofen, zu operiren.

Alles das geſchah. Aber auch die weitgeſpannteſten Flügelpunkte kamen noch in die Lage, erfolgreich mit eingreifen zu können; am äußerſten rechten Flügel gelang es Abtheilungen des II. baieriſchen Corps, am äußerſten linken Flügel der rechtzeitig einſchwenkenden würtembergiſchen Brigade Starkloff zum glänzenden Gelingen des Ganzen das Ihre beizutragen. Wir geben nun (ohne uns in Details zu verlieren) einiges Nähere über die Ausführung dieſer entſcheidenden Bewegungen.

Der Gang der Schlacht
von 1 bis 3 Uhr.

Die Weiſungen zum allgemeinen Vorgehen waren gegeben, ohne Verzug ſetzten ſich die Diviſionen auf der ganzen Linie in Bewegung; allerorten wurde der Sauerbach überſchritten; aber bei aller Bravour der an den Flügeln und im Centrum ziemlich gleichzeitig avancirenden Bataillone wurden doch (in den Stunden von 1 bis 3) nur am linken Flügel große Reſultate errungen. Bei Fröſchweiler ſelbſt umſtellte man den Feind immer enger, ohne ihn aus ſeiner mit größter Zähigkeit feſtgehaltenen Poſition verdrängen zu können. Erſt die wachſenden Erfolge auf dem Terrain zwiſchen Morsbronn und Elſaßhauſen ließen zu einer ſpäteren Stunde (etwa um 4 Uhr) auch den letzten großen Frontal-Angriff des V. Corps und der Baiern gelingen.

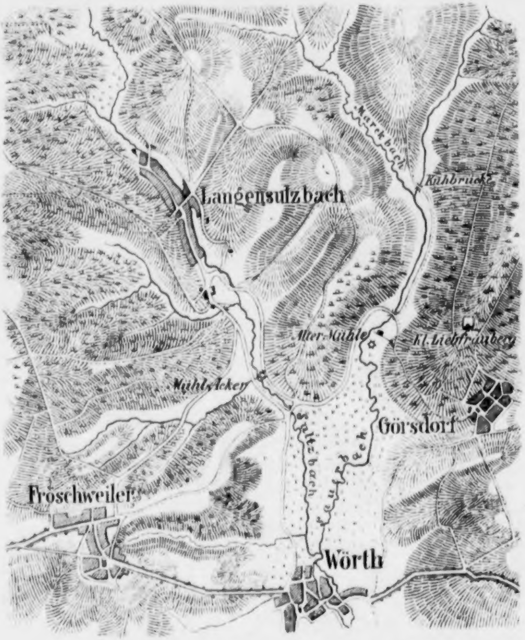
[Diviſion Stephan vom 1. baieriſchen Corps] war — wie in Kürze ſchon gemeldet — etwa um 1 Uhr auf der Höhe von Görsdorf eingetroffen. Hier erhielt General Stephan die Weiſung, mit ſeiner 2. Brigade geradaus gegen den feindlichen linken Flügel vorzugehen, die 1. Brigade aber weiter rechts gegen Altermühle rücken zu laſſen, wo eine Brücke über die Sauer führt.

Der Feind hatte die jenſeitige Höhe (Fröſchweiler), gegen welche die Angriffsdirektion der 2. Brigade gerichtet war, dicht mit Infanterie und einer Mitrailleuſen-Batterie beſetzt; es erſchien deshalb ein direktes frontales Vorgehen nicht thunlich und ein Rechtsſchieben auch der 2. Brigade geboten. Die ganze Diviſion kam dadurch wieder zuſammen und ein gemeinſchaftlicher Angriff gegen die feindliche Poſition wurde angeordnet:

Die 1. Brigade ſollte, in direktem Vorgehen, von Altermühle aus die Bergterraſſen von Fröſchweiler zu erſteigen,

die 2. Brigade aber durch weiteres Rechtsausholen den feindlichen linken Flügel zu umgehen ſuchen.

So geſchah es. Es war jetzt 2½ Uhr. Sämmtliche Abtheilungen überſchritten theils auf Nothſtegen, theils unter Benutzung der Altermühler Brücke die Sauer und gingen zum Angriff vor, unterſtützt durch das 59. preußiſche Regiment und das 5. (Görlitzer) Jäger-Bataillon, die hier, vor dem Eintreffen der Baiern, mit Deckung unſeres rechten Flügels betraut worden waren.


Marckbach
Kuhbrücke
Langensulzbach
Alter Mühle
Kl. Liebfrauberg
Mühläcker
Sulzbach
Sauerbach
Görsdorf
Fröschweiler
Wörth

Um 3 Uhr ſtanden alle dieſe Truppentheile am Fuß der zu nehmenden Poſition im heftigſten Gefecht; links neben ihnen die Sturmbataillone des V. Corps.

[Das V. Corps] ſoweit es noch dieſſeits der Sauer ſtand, alſo die 19. Brigade und dahinter die 9. Diviſion, ging 1½ Uhr gegen Wörth vor, paſſirte es, überſchritt die Linie, in der die Reſte der 20. Brigade ſich zu halten gewußt hatten und rückte ohne Säumen bergan, um die auf den Terraſſen bunt durcheinander ſtehenden Bataillone der Diviſion Raoult und Ducrot vor ſich her zu treiben. Aber der Feind, in ſeinen Vormittagskämpfen (wenigſtens an dieſer Stelle) minder erſchöpft als wir, keinesfalls aber in ſeiner Widerſtandskraft gebrochen, war nicht gewillt, einem Anſturme zu weichen, dem er, geſtützt auf die Ueberlegenheit ſeiner Stellung und ſeiner Waffe, immer noch ſiegreich zu begegnen hoffte. Und in der That, auch jetzt noch, ſoweit ſeine Front und die nach links hin abbiegende, unſrem rechten Flügel gegenüberliegende, ſcharfe Ecke in Betracht kam, war ſeine Lage keineswegs eine verzweifelte; die Gefahr drohte ihm von der anderen Seite her (durch unſeren linken Flügel); einen vollen Einblick indeß in eben dieſe Gefahr mochte er zu dieſer Stunde des Tages noch nicht haben; Elſaßhauſen war noch nicht genommen; zudem ſtand er mit zwei Diviſionen Gunſtett gegenüber, — warum ſollte er der Widerſtandskraft dieſer Truppe mißtrauen, gegen die unſer vom Marſch ermüdeten Bataillone des XI. Corps, beſonders auch der eben eingetroffenen 22. Diviſion, um eben dieſe Stunde vorrückten.

So hielt er denn bei Fröſchweiler aus, vertheidigte jeden Fußbreit Landes und ließ die von Wörth aus fächerförmig vorgehenden Bataillone unſeres V. Corps nur mit äußerſter Anſtrengung Terrain gewinnen. Man kam über die erſte Terraſſe des Berges nicht hinaus. Die Tête hatte jetzt die 20. Brigade, Regimenter 6 und 46. Die 46er, hart links neben den Baiern und 59ern, hatten den ſchwerſten Stand und die größten Verluſte. Sie büßten in zwei, vielleicht in einer einzigen Stunde, dieſelbe Zahl von Offizieren und Mannſchaften ein, wie die 37er und 50er, die ziemlich an eben dieſer Stelle (beſonders die 37er) ihre Vormittagskämpfe geführt hatten. Ein Unteroffizier (Freiwilliger) ſchreibt: »Um 2 Uhr gingen wir mit klingendem Spiele durch Wörth hindurch. Unmittelbar hinter der Stadt empfing uns ein wahres Höllenfeuer. Wir wurden viermal geworfen. Unſer Hauptmann war beim zweiten Angriff gefallen, mit ihm 2 Offiziere, vorher ſchon ein Dritter. Ich warf Helm, Torniſter und Mantel fort und ſchloß mich einigen beherzten Leuten an, welche die wichtigſte Poſition beſetzten. Unſerem Beiſpiel folgten glücklicherweiſe Mannſchaften von allen möglichen Regimentern. Ein Offizier vom 47. Regiment und ich ordneten die Leute und dirigirten das Feuer. Ich habe mindeſtens 80 Patronen verſchoſſen aus drei verſchiedenen Flinten, die eine nach der anderen verſchleimten. Wir ſchoſſen mit aller Macht und konnten uns gerade ſo lange halten bis die ſehnlichſt erwarteten Reſerven, Bataillone der 9. Diviſion, mit eingriffen.«

Dieſe kurze Schilderung, wie ſie ein Angehöriger eines der vorzugsweiſe engagirten Regimenter entwarf, zeigt am beſten den Charakter jener erſten Nachmittagsſtunden. Man ſchlug ſich mit der größten Bravour, ein furchtbares Geknatter am Fuße des Berges, wie auf ſeinen unterſten Stufen; aber man kam nicht vorwärts. Die Wirkung auf die Flanken der Fröſchweiler-Poſition war entweder noch nicht erheblich fühlbar geworden, oder Mac Mahon hoffte, dieſe Wirkung noch wieder balanciren, das Verlorengegangene noch wieder einbringen zu können. Erſt von dem Augenblick an, wo Elſaßhauſen im geſicherten, nicht länger zu beſtreitenden Beſitz unſeres XI. Corps ſich befand, erſt von dieſem Augenblick an erlahmte der Widerſtand in der Front, betrachtete ſich der Gegner als überwunden. Wir wenden uns den Vorgängen zu, die zur Einnahme von Elſaßhauſen führten.

[Das XI. Corps] überſchritt um 1 Uhr, von Gunſtett aus, die Sauer in drei Colonnen:

die 42. Brigade ging rechts neben dem Dorf (nördlich) auf einem aus Balken und Scheunenthoren improviſirten Uebergang über den Bach;

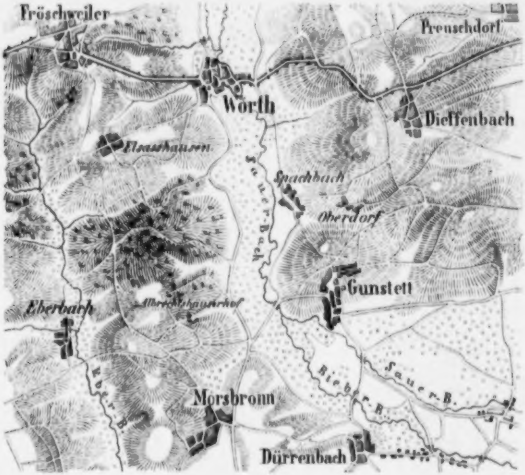
die 41. Brigade paſſirte die nach Weſten gehende Brücke, Richtung auf Albrechtshäuſerhof;

die 22. Diviſion, ſoweit ſie nicht ſchon vorher eingetroffen und bei dem Mittagskampfe (gegen 12 Uhr) mit engagirt geweſen war,*) dirigirte ſich links daneben ebenfalls auf Albrechtshäuſerhof und umſchritt theils den Niederwald von hinten her, theils drang ſie in dieſen ein und betheiligte ſich an den Kämpfen, die die 21. Diviſion an dieſer Stelle führte.

Wir folgen zunächſt den beiden erſtgenannten Brigaden. Sie wandten ſich, die 42. Brigade am rechten, die 41. Brigade am linken Flügel, gegen das ganze zwiſchen Elſaßhauſen und Albrechtshäuſerhof gelegene Terrain, warfen, nach heißem Gefecht, die hier in vorderſter Reihe ſtehenden, mit ihren Flügeln ſich berührenden Brigaden der Diviſionen Raoult und Lartigue zurück, erſtürmten mehrere Schanzen, drangen von Oſt und Süden

---

*) Beinah die ganze 43 Brigade, nämlich das 32. Regiment und das 1. und 2. Bataillon vom 95., hatte, die Tête der Diviſion bildend, ſchon zwiſchen 11 und 12 Uhr Gunſtett erreicht. Das 32. Regiment bog ſofort links ab, paſſirte die nach Süden zu über den Sauer- und Bieberbach führenden Brücken, ſchwenkte dann rechts auf Morsbronn und nahm, trotz ſtarken Artilleriefeuers, das Dorf. Die beiden Bataillone vom 95. unterſtützten die buntgemiſchte und bereits hartbedrängte Beſatzung von Gunſtett gegen den Angriff eines Zuaven-Regiments, paſſirten dann nach Weſten zu die Sauer und nahmen die jenſeitige Höhe im erſten Anlauf. Hier von überlegenen Kräften angegriffen, behaupteten ſie ſich zwar, erlitten aber ernſte Verluſte. Oberſt v. Beckedorff wurde dreimal, der Commandeur des 1. Bataillons tödtlich verwundet.


Fröschweiler
Preuschdorf
Wörth
Dieffenbach
Elsasshausen
Sauer-Bach
Spachbach
Oberdorf
Gunstett
Eberbach
Albrechtshäuserhof
Eber-B.
Morsbronn
Bieber-B.
Sauer-B.
Dürrenbach

her in den Niederwald ein, hielten ſich dann im Walde ſelber nordwärts und trafen vor Elſaßhauſen mit dem linken Flügel des V. Armee-Corps, namentlich mit Mannſchaften vom 50. und 47. Regiment zuſammen. Alles bunt durcheinander. An ein Sichfinden zuſammengehöriger Compagnieen und Bataillone war gar nicht mehr zu denken; man achtete nur noch auf den Corps-Verband und die Commandos der Offiziere klangen: »Alles, was gelbe Achſelklappen hat, vorwärts!« Das waren die vom V. Corps. Die vom XI. mochten ebenſo die »rothe Achſelklappe« zum Kriegs- und Sammelruf, zugleich zum Erkennungszeichen machen. Alles aber nahm dieſelbe Richtung: Elſaßhauſen. Gegen 2 Uhr wurde das in lichten Flammen ſtehende Dorf von drei Seiten her geſtürmt. Die Reſte der feindlichen Brigade, die hier geſtanden hatte, wahrſcheinlich Brigade Lefebre, zogen ſich auf Fröſchweiler zurück.

Die 22. Diviſion, wie ſchon bemerkt, ſchob ſich, ſoweit ſie nicht die Kämpfe ihrer Schweſter-Diviſion (der 21.) mitfocht, hinter dem Niederwalde fort, hatte hier ihre beſonderen Rencontres und drückte, immer nach Weſten ausholend, bereits auf die feindliche Rückzugslinie: Fröſchweiler-Reichshofen.

Dies war genau zu demſelben Zeitpunkt, 2 Uhr, wo von den verſchiedenſten Truppentheilen des V. und XI. Corps Elſaßhauſen erſtürmt wurde.

[Mac Mahons Verſuche zur Wiedereroberung von Elſaßhauſen.] Elſaßhauſen war nun unſer und die Eroberung der Hauptpoſition Fröſchweiler geſtaltete ſich dadurch, nach der hier herrſchenden Terrainbeſchaffenheit, nur noch zu einer Frage der Zeit. Von Elſaßhauſen aus, ganz abgeſehen davon, daß wir durch die Beſitzergreifung dieſes Ortes ſchon im Rücken der am meiſten vorgeſchobenen franzöſiſchen Abtheilungen ſtanden, beträgt die Entfernung bis Fröſchweiler nur noch 1500 Schritt; zu dem erhebt ſich der Boden nur allmälig und gewährt vielfache Deckung. Hier mußte ſchließlich ein Sturm glücken, der von der Front her auf immer erneute Schwierigkeiten ſtieß, — mußte glücken, wenn es nicht durch kühne Initiative gelang, uns aus dem ſo bedrohlichen Flankenpunkte wieder zu vertreiben. Daraufhin begannen nun die letzten Anſtrengungen Mac Mahons ſich zu richten. Was er an noch intakter Infanterie zur Hand hatte, unter gleichzeitigem Vorgehen einer Cavallerie-Brigade, dirigirte er gegen Elſaßhauſen. In dichte Haufen zuſammengeballt, unter einem lauten, ſelbſt den Schlachtendonner übertönenden Vive l'empereur rückten die Bataillone vor und eröffneten ein mörderiſches Feuer gegen das Dorf und die in unmittelbarer Nähe deſſelben ſtehenden Truppentheile vom V. und XI. Corps: 50er und 80er, 37er und 47er, 82er und 88er. Der mit großer Energie unternommene Angriff warf unſere zerſtreut fechtenden Abtheilungen momentan zurück und zwang ſie, auf einer ſüdlich von Elſaßhauſen gelegenen Bergkuppe eine Aufſtellung zu nehmen.*) Hier aber wurden raſch aus den Sektionen und Halbzügen combinirte Compagnieen gebildet, die Offiziere, mit hochgehobenem Degen, ſprangen vor die Front, und unter dem Schlagen aller Tambours ging es mit Hurrah wieder nördlich gegen Elſaßhauſen vor. Das 2. Turcos-Regiment, das an der Tête des Feindes focht gerieth ins Wanken, ein erneuter Angriff trieb es zurück und von den verſchiedenſten Seiten her drangen die Unſeren aufs Neue in die nur aus wenigen Gehöften beſtehende Dorfſtraße ein.

Der Infanterie-Offenſivſtoß von Fröſchweiler her war geſcheitert; ein gleiches Schickſal, nur furchtbarer in ſeinem Ausgange, ereilte die Cavallerie-Brigade Michel, die gleichzeitig mit jenen Infanterie-Colonnen vorgegangen war. Dieſe Cavallerie-Brigade: 8. und 9. Cüraſſier-Regiment, hatte ſich mehr rechts gehalten und attakirte auf ungünſtigem, weil coupirtem Terrain, gegen einzelne bereits im Rücken von Elſaßhauſen haltende Abtheilungen unſeres V. und XI. Corps. Das 1. Bataillon 50., ein Halbbataillon 59. Regiments (5. und 6. Compagnie), Halbzüge vom 95., werden vor Allem genannt. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Es war ein großartiger Anblick, als die blanken Panzergeſchwader zwiſchen den Waldpartbieen glänzend hervorbrachen; ſie kamen wie ein Gewitterſturm; die Erde dröhnte. Als ſie bis auf 250 Schritte heran waren, rollten von drei Seiten her die Salven und wie über den Tiſch gefächerte Karten ſanken die vorderſten Glieder. Mann an Mann. An anderen Stellen lagen ſie wie ein wirrer Knäul von Mann und Roß. Geſtürzte Reiter hier, ledige Pferde dort, liefen über das Feld hin. Der Reſt ſprengte in wilder Flucht zurück. Zwei Regimenter auseinandergefegt wie Spreu.« In der That, ſelten wohl war eine Truppe härter betroffen worden, als dieſe. Die Verluſte unſerer Cavallerie-Brigaden bei Mars la Tour verſchwinden daneben. Das 8. Cüraſſier-Regiment (bei einem Beſtande von 600 Mann) war innerhalb weniger Minuten auf 170, das 9. auf 220 Mann reducirt worden. Jenes, das 8., hatte nahezu alle ſeine Offiziere todt oder verwundet, dieſes 35 von 56, doch ſind hier erſichtlich die Unteroffiziere mitgerechnet.

---

*) Nach anderen Schilderungen wurde Elſaßhauſen, nachdem es erſt einmal in unſeren Händen war, nicht wieder aufgegeben, doch halten wir die im Text gegebene Darſtellung bis auf Weiteres für die richtigere.

Nach einigen Berichten hatte es bei dieſem einen Cavallerie-**Angriffe** ſein Bewenden; andere aber ſprechen von einer zweiten, unmittelbar darauf folgenden Attacke, die ein Cüraſſier- und ein Ulanen-Regiment, ſei es aus der Cavallerie-Diviſion Duhesme oder aus der Reſerve-Diviſion Bonnemain, unternommen hätten. Gleichviel, auch dieſer Angriff, wenn er überhaupt ſtattfand, konnte an dem Ausgang dieſer Kämpfe nichts ändern: Elſaßhauſen blieb in unſerer Hand.

Die Erſtürmung von Fröſchweiler
3 bis 4 Uhr.

Elſaßhauſen blieb in unſerer Hand; der letzte entſcheidende Moment war dadurch nahe gerückt. Um 3 Uhr war Fröſchweiler von allen Seiten her umſtellt; zu den ſeit Stunden von Oſten und Süden her unternommenen Angriffen, geſellte ſich jetzt noch das Vorgehen des wieder in Aktion tretenden baieriſchen II. Corps von Norden, der würtembergiſchen Brigade Starkloff von Weſten oder doch Südweſten her. Dieſem faſt von allen Punkten der Peripherie gegen den Mittelpunkt ſich richtenden Angriffe, mußte die Fröſchweiler-Poſition zuletzt unterliegen. Schreiten wir vom nördlichſten Punkte des Kreiſes bis zu ſeinem weſtlichſten, ſo ſtellte ſich der Angriff jetzt wie folgt:

Das II. baieriſche Corps (Brigade Schleich, untermiſcht mit Bataillonen der Diviſion Bothmer) von Norden her.

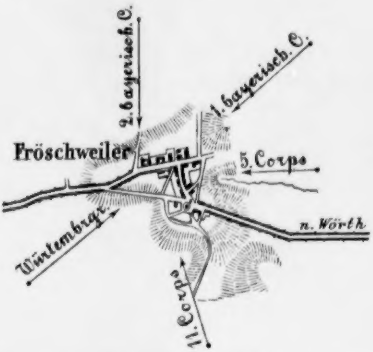
Das I. baieriſche Corps (Diviſion Stephan) von Nordoſten und Oſten her.

Das V. preußiſche Corps von Oſten und Südoſten her.

Das XI. preußiſche Corps von Süden und Südweſten.

Die Würtemberger (Brigade Starkloff) von Weſten her.

So weit es möglich iſt, einen ſolchen Angriff, in dem ſchließlich alles bunt durcheinander gerieth, in beſtimmten Linien darzuſtellen, wird die nachſtehende Zeichnung ohngefähr ein Bild des letzten umfaſſenden Angriffs geben.



Die Franzoſen, unter geſchickter Benutzung des Terrains, namentlich der zahlreichen Weinberge, Obſt- und Hopfengärten, fochten auch jetzt noch mit dem Muthe der Verzweiflung. Auch dieſe letzte halbe Stunde des Kampfes forderte noch die ſchmerzlichſten Opfer; namentlich litten unſere 46er und 59er; unmittelbar rechts neben ihnen die Diviſion Stephan*)

---

*) Der Antheil der 1. baieriſchen Diviſion (General Stephan) an der Erſtürmung von Fröſchweiler, war ein ſehr hervorragender; die 2. Diviſion (General Graf Pappenheim) griff nicht mit ein. General Stephan hat über jenen entſcheidenden Sturm und die Mitwirkung ſeiner Diviſion an demſelben einen höchſt intereſſanten Bericht veröffentlicht, dem wir — dabei, was die einleitenden Sätze angeht, um eine Stunde zurückgreifend —, das Folgende entnehmen: »Als ich am linken Höhenrande des Sauer-Grundes ankam, ſah ich im Wieſengrunde der Sauer nur einige Compagnien preußiſcher Infanterie (zwei Compagnien des

(Corps v. d. Tann) und die ziemlich bunt durcheinander gewürfelten Bataillone des II. baieriſchen Corps. Die 1. Compagnie 5. Regiments, die an der Spitze marſchirte, erſtürmte die letzte Terraſſe. An der Tête ſeiner Compagnie Hauptmann Ziegler. Durch dichtes Geſtrüpp drang er vor, faßte die Höhe vom Rücken her und nach Niederwerfung von Turcos und Zuaven, die auch jetzt noch an Widerſtand dachten, gelangte er an ein feindliches Zeltlager, das ihm und den Seinen in die Hände fiel. Der Reſt, 17 Offiziere und 312 Mann wurden hier zu Gefangenen gemacht. Ziegler drang nun in die Nordoſtecke des Dorfes ſelber ein, wo er, an einem der erſten Häuſer, den am Schenkel ſchwerverwundeten Diviſionsgeneral Raoult,

---

preußiſchen 37. Regiments und drei Compagnien preußiſcher Jäger) †) als äußerſten rechten Flügel der Stellung des 5. Armeecorps. Der mit dichtem Laubwald beſtellte und bis hart an den rechten Sauer-Grund abfallende Höhenzug war vom Feinde mit Geſchützen und Mitrailleuſen, beſonders in der Umgegend des »weißen Häuschens«, in Etagen, und zwar mit der Infanterie der Diviſion Raoult ſehr ſtark beſetzt. In dieſer günſtigen Stellung beſchränkte ſich der Feind auf ſeine Feuerwirkung durch Kanonen, Mitrailleuſen und Chaſſepots gegen ſeinen im freien Terrain, ohne irgend eine Deckung feuernden Gegner

In dieſem Stadium der Schlacht erhielt ich vom General v. d. Tann mündlich den Befehl: mit meiner nun ſchlagfertig formirten Diviſion zum Angriff der Höhen ſüdlich von Fröſchweiler vorzugehen. Ich disponirte die 2. Brigade auf den rechten Flügel zum Angriff der Höhen und der linken Flanke des Feindes, die 1. Brigade zum Frontal-Angriff der Höhen, meine 24 Geſchütze zum Verbleiben in ihrer Action, und das 3. Chevaulegers-Regiment (Oberſt Auguſt Frhr. v. Leonrod) in den Sauer-Grund zur Bereitſchaft. Meine Infanterie war in den Wald eingedrungen. Das gegenſeitig ſtarke Infanterie-Feuergefecht blieb ſtehend. Um es vorwärts zu treiben, mußte Alles aufgeboten werden. Ich eilte an den linken Flügel meiner 1. Brigade. Dort ſchloſſen ſich die preußiſchen Compagnien in geſchloſſener Ordnung an. Ich ließ Sturm blaſen und ſchlagen. Die beiden Gegner kamen aneinander; es war ein Kampf Mann gegen Mann. Meine Soldaten hatten den Kolben gebraucht; ich rief »Bajonnet! Bajonnet!« und ſah kaum ein paar Schritte rechts von mir im Walde einen Soldaten vom baieriſchen Leib-Regiment einem Turco das Bajonnet durch die Bruſt ſtoßen, als der Turco eben auf mich anſchlug. Unter Hurrah der preußiſchen Compagnien und meiner Truppen wurde der Feind zurückgedrängt, bis er endlich zu weichen und bald darauf zum Fliehen kam. Die Höhe war erreicht, das Plateau gewonnen; Alles drängte nach Fröſchweiler.

Die preußiſchen Truppen ſchoſſen Victoria; die meinigen folgten. Ich ließ Stopfen blaſen und Appell zum Sammeln meiner im dichten Laubwalde ſtürmenden und durcheinander gekommenen Truppen. General v. d. Tann war unterdeſſen herangekommen.

Während ich, noch immer zu Pferd, mit dem Wiederordnen meiner Truppen beſchäftigt war, trat ein preußiſcher General an mich heran, reichte mir dankend eine Hand — den anderen Arm trug er in der Schlinge. Ich kannte ihn nicht, und erfuhr, daß es General v. Kirchbach ſei, der ſchon zwei Tage vorher in dem Gefecht bei Weißenburg verwundet worden war. Nach meiner individuellen, aber feſten Ueberzeugung, iſt ihm der größte Antheil an dem Siege bei Wörth zuzuſchreiben. Ich marſchirte mit meinen nun wieder formirten Truppen weiter gegen Niederbronn auf meinen Bivouac-Platz, wo ich die 2. Brigade unter General Orff traf, welcher das »tourné« ſo brillant ausgeführt hatte.

†) Nach anderer Angabe (vergl. S. 178) waren es 59er und Görlitzer Jäger.

den tapfren Vertheidiger der Fröſchweiler-Poſition, in ſeinem Blute fand.*) Dies war bald nach 4 Uhr. Um dieſelbe Zeit waren, von allen Seiten her, die ſtürmenden Bataillone eingedrungen. In dem Kniepunkte des einen rechten Winkel bildenden Dorfes ſtand die brennende Kirche. Ein grauſiges Kriegsbild! Und doch Dank und Jubel auf allen Lippen, denn jeder war ſich der Größe des Erfolges bewußt, den Nord- und Süddeutſche hier vereint errungen hatten.

In den Dorfgaſſen ein wirres Gedränge. Endlich gelang es den Offizieren, was ſie von Mannſchaften ihrer Regimenter zur Hand hatten, in Trupps zu formiren und nach den Sammelplätzen der Armee-Corps zu dirigiren.

Der Kronprinz ritt mit ſeinem Stabe an die einzelnen Abtheilungen heran und ſprach ihnen ſeinen Dank aus. Die Soldaten drängten ſich um ihn und warfen Helm und Mütze triumphirend in die Luft.

---

*) General Raoult erlag ſpäter ſeinen Wunden, nachdem er noch dem Hauptmann Ziegler, für die ihm gewährte Hülfe und Pflege, ſeinen Degen verehrt hatte.†) Raoult war einer der tapferſten Offiziere der Armee; er galt (neben Bazaine) als ein leuchtendes Beiſpiel dafür, daß es der franzöſiſche Soldat zu den höchſten Staffeln bringen könne. Er diente eine Reihe von Jahren als Gemeiner, beſuchte dann die Saint Cyr- und die Generalſtabs-Schule, focht in Algier und wurde 1855 (in der Krim) Oberſt. General Totleben erklärte damals: Raoult habe bei der Einnahme Sebaſtopols das Meiſte gethan. 1860 Brigadier. 1867 befehligte er eine Brigade der Diviſion, welche Rom zum zweiten Male okkupirte. 1869 Diviſionair. — Das I. Corps hatte innerhalb 3 Tagen (vom 4. bis 6.) zwei Diviſionairs: Abel Douay und Raoult, verloren.

†) Der Degen Raoults wurde ſpäter dem General v. Stephan übergeben, der ihn im Artillerie-Muſeum des Zeughauſes in München deponirte. General Stephan ſelbſt, der, wenige Minuten nach Hauptmann Ziegler, den ſchwerverwundeten Raoult in der Dorfgaſſe traf, ſchreibt über dieſe Begegnung: »Nicht weit von der brennenden Kirche in Fröſchweiler fand ich, auf einem ungedeckten Brunnen und etwas Stroh liegend, den Diviſionsgeneral Raoult. Sein Adjutant Dubreuil (chef de bataillon) war bei ſeinem verwundeten General geblieben. General Raoult — ein ſchöner Soldat mit weißem Bart und Haar — ſagte mir, als ich mich nach ſeiner Wunde erkundigte, auf ſeinen Schuß in den rechten Oberſchenkel deutend: Vous m'avez tourné, je ne pouvais plus resister. Er fragte noch ob ich den General Totleben kenne. Auf meine Bejahung gab er mir Grüße an ihn auf. Ich übergab dem Major Grafen Joner vom Leibregiment die Sorge für General Raoult, da ſehr viel in kürzeſter Zeit für mich zu thun war.«

Die Verfolgung.

Auf dem ruhmvoll erſtrittenen Terrain zwiſchen Fröſchweiler, Wörth und Elſaßhauſen bezogen alle Truppentheile, die an dem Kampfe unmittelbar Theil genommen hatten, ihre Bivouacs; einzelne Diviſionen, die nicht mehr zur Aktion gekommen waren: die 2. baieriſche Diviſion (Graf Pappenheim), die badenſche Diviſion und die würtembergiſchen Brigaden Hügel und Reitzenſtein, lagerten theils zwiſchen Preuſchdorf und Gunſtett, theils, Gunſtett gegenüber, bei Eberbach.

Die Verfolgung des Feindes, bei der totalen Erſchöpfung aller Infanterie-Truppen, fiel der preußiſchen Diviſions-Cavallerie, namentlich den 14. Huſaren und 14. Dragonern, ſowie einigen baieriſchen und würtembergiſchen Reiter-Regimentern zu. Alle dieſe Regimenter gingen in der Richtung auf Reichshofen vor. Hier fiel der würtembergiſchen Cavallerie, Brigade v. Scheler, der Stabswagen der franzöſiſchen Diviſion Lartigue mit der Kriegskaſſe (220,000 Franken in Gold), ſowie ein wohlausgeſtattetes Zeltlager, ſammt dem Staatszelte Mac Mahons, in die Hände. Dies letztere zeigte jeden erdenkbaren Comfort und war, in zwei Abtheilungen, mit zwei Betten, amerikaniſchen Schaukelſtühlen und vielen anderen Luxusgegenſtänden verſehen.

Das 2. baieriſche Ulanen-Regiment ging, über Reichshofen hinaus, bis Niederbronn. Hier machte es zahlreiche Gefangene. Im Allgemeinen nahm die Verfolgung an dieſer Stelle ein Ende.*)

Die etwa um 5 Uhr zur Unterſtützung eingetroffene Diviſion Guyot de Lespart vom de Failly'ſchen Corps übernahm von hier an die Deckung des Rückzuges. Ihre Avantgarde wurde noch mit in den großen Rückwärts-

---

*) Am folgenden Tage machten noch die heſſiſchen (14.) Huſaren einen guten Fang. Sie erbeuteten das bis dahin aus dem Zelte Mac Mahons gerettete Gepäck des Marſchalls und ſeiner Damen, der Gräfin Clermont Tonnerre und der Madame Latour-Dupin. Seidene Kleider und Pariſer Hüte, Chignons und Locken kamen zum Vorſchein, mit deren Hülfe die ausgelaſſenen Huſaren ſofort eine Maskerade veranſtalteten.

Strudel hineingeriſſen; aber die nachfolgenden Bataillone bildeten alsbald einen genügenden Damm. Die unſererſeits am meiſten vorgeſchobene Truppe: Diviſion Walther des II. baieriſchen Armee-Corps, bivouakirte zwiſchen Reichshofen und Niederbronn.

Unſere Verfolgung ging nur bis Niederbronn; aber wenn **wir** auch dem flüchtigen Feinde nicht zu folgen vermochten, ſo folgte ihm doch der **Schrecken** und trieb ihn, während das Failly'ſche Corps längſt die Sicherung des Rückzuges hergeſtellt hatte, erſt bis Zabern, dann bis Luneville und Nancy. Dies gilt namentlich von der Cavallerie. An letztgenanntem Orte (Nancy) traf Mac Mahon am 7. ein. Ein Augenzeuge ſchreibt: »Er eilte in das Cafe Brillot, wo für gewöhnlich die Offiziere zuſammenkamen. Der Marſchall war kaum wiederzuerkennen. Aufregung und die Folgen der gehabten Strapazen ſpiegelten ſich in ſeiner ganzen Erſcheinung. Von Kopf zu Fuß war er vom ſcharfen Ritt mit Staub und Schmutz bedeckt; ein Schuß hatte ihm eins ſeiner Epauletten weggeriſſen. Er aß und trank ein weniges; dann begab er ſich weiter oſtwärts, um die Reſte ſeiner Armee im Lager von Chalons zu ſammeln.«

Es liegen uns verſchiedene Berichte, deutſche und franzöſiſche, vor, die in ſehr anſchaulicher Weiſe die totale Deroute der Mac Mahonſchen Armee ſchildern. Wir geben einiges daraus.

Ein öſterreichiſcher Offizier ſchrieb an die Wiener »Wehrzeitung« Folgendes:

»Am 6. Auguſt befand ich mich in Niederbronn. Um vier Uhr Nachmittags galoppirte zuerſt ein lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauche ſchleppend, zum Stadtthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes. Dann folgte ein Cüraſſier auf blut- und ſchaumbedecktem Pferde, ohne Cüraß, ohne Waffen, dann ein Artilleriſt auf ungeſatteltem Pferde; auf den Geſichtern lag unausſprechliche Angſt. Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mir zwei Zuaven auf einem Pferde beſonders aufgefallen ſind. Die anderen waren Cüraſſiere in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel ſchwingend, andere wie wahnſinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinſchlagend, viele ohne Sattel, die meiſten ohne Waffen. Ein Cüraſſier hielt unmittelbar neben mir ſein Pferd an, neſtelte ſeinen Cüraß los, warf ſeinen Helm, dann ſeinen wuchtigen Säbel und endlich den ſchwerfälligen Panzer von ſich und ſetzte dann zufrieden lächelnd langſam ſeinen Weg fort. Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pauſe. Die Scene, welche nun folgte, iſt unbeſchreiblich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militairiſche Diſciplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor uns vorbeiraſten, es waren arme Menſchenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder ſchadhaften Haut beſchäftigt. Immer größer ward der Tumult. Unter die Haufen der Cüraſſiere miſchten ſich einige Lanciers, dann kam die Huſaren-Uniform, wenn auch ſelten genug, zum Vorſchein; ſie drängten ſich in der Straße; ledige Pferde liefen, als wären ſie von gleicher Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleriſten im bloßen Hemde kamen heran und ſehr häufig Zugpferde mit abgeſchnittenen Zugſträngen, von Infanteriſten oder Artilleriſten geritten. Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Offizier bemerkt. Das muß ich konſtatiren. Als der Schwarm am dichteſten war, ſauſte plötzlich ein Eiſenbahntrain von Norden herüber. Der Eiſenbahnzug ſollte das Material bergen, welches noch bei Niederbronn geweſen war, er ſollte wohl Verwundete transportiren — er war lediglich ein Mittel der Flucht. Es waren die erſten Infanteriſten, welche ſich da retteten. Alle Waggons überfüllt, auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüſtung, einige halb nackt, Verwundete keine — ſo zog da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksſtrom auf der Heerſtraße. Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und paſſirten dieſelbe ohne Aufenthalt. Um 5 Uhr verſiegte der Strom der Cavallerie.

Nach einer Pauſe kam Fuhrwerk. Ich habe 4 bis 5 Protzen geſehen, alle noch komplett beſpannt, aber ohne Geſchütze; dann ſauſte und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Turcos bepackt, einher, dann kam ein Bauerwagen mit Bettzeug und allerlei Habſeligkeiten bepackt, ohne ihre Beſitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verſtümmelte Turcos lagen überquer oben, ein Haufe unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte ſich oben an.

Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um 5½ Uhr. Noch immer kein Offizier! Im dichten Schwarme Kanzleikarren, die Wagen von drei Brigade-Generalen, das »Archiv« einer Truppen-Diviſion, vier bis fünf leere Munitionskarren, ſodann allerlei »Ambulanzwagen« — aber mit Geſunden bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turcos im Gewühle mit jener ſtumpfen Reſignation einhergingen, welche dieſe Wüſtenſöhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verſchiedene Marketenderwagen. Dieſe Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Armee, habe ich jüngſt für recht kokett und niedlich gehalten, als ich ſie inmitten einer enthuſiasmirten Truppe im Momente der Abreiſe beobachtete. Heute, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beſchmutzt, ihre Geſichter mit zerrauftem Haare eingerahmt, von Schmutz ſtarrend und von Angſt verzerrt — ſchienen ſie mir recht ekelhaft. Das macht der Eindruck des Augenblicks. Von den Infanteriſten hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen im Hemde, die meiſten hatten von Allem nur etliche Brodlaibe an einem Säbel geſpießt über der Schulter. Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren »les vieux soldats«, denen General Trochu jüngſt jeden Werth abgeſprochen hat.

Von 4 bis 7 Uhr zog ein aufgelöſter Schwarm Menſchen vorüber, ſo ganz mit ſich ſelbſt und mit ihrer elenden Exiſtenz beſchäftigt — in dem ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8—10,000 Mann, verhältnißmäßig wenige Verwundete und blos 3 bis 4 Cavallerie-, 2 Artillerie- und etwa 8 Infanterie-Offiziere im ganzen Schwarme; eine ſolche Deroute weiſt weder das Jahr 1859 noch 1866 auf.

Als ich in ſpäter Dämmerung nochmals vor die Stadt eilte, um zu erkunden, ob nicht doch noch ein Bahnzug geſendet würde, führten 5 bis 6 Soldaten mehrerer Truppengattungen einen gefangenen Preußen in ihrer Mitte — ſtolz, als hätten ſie die ganze preußiſche Armee mit ſich. Ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In ſolcher Verwirrung mit einem Gefangenen zu paradiren!«

Aehnlich ſchrieb Ed. Texier, der Kriegscorreſpondent des »Siecle«: »Ich traf am 7. in Zabern ein, wo eben die traurige Nachricht von der Niederlage der Mac Mahonſchen Armee bekannt geworden war. Truppen rückten ein, welche ſich Tags vorher geſchlagen hatten. Eine wahre Panik bemächtigte ſich alsbald der Stadt. Alle Häuſer geſchloſſen. Kaum war ich eine Viertelſtunde in einem Zimmer eines kleinen Hotels am Bahnhofe untergebracht, als der Beſitzer mich erſuchte, ſchleunigſt zu räumen, da er in das Gebirge flüchten wolle. So liege ich auf dem Pflaſter und ſehe die ganze Bevölkerung, faſt wahnſinnig vor Furcht und Schrecken, ſich auf die Straßen und Wege drängen, welche nach den Vogeſen führen. Auch die franzöſiſche Armee ſchickt ſich zum Rückzuge an, ſie geht nach Saarburg zurück. Da ich der Armee nicht folgen kann, ſo bin ich genöthigt, mich dem Auswanderungszuge der Bevölkerung anzuſchließen; kein Wagen, kein Pferd, ich muß den Weg zu Fuß zurücklegen. Ich laſſe mein Gepäck bei einem mir unbekannten Manne, derſelbe öffnete auf meine Bitte ſeine Hausthüre; ich warf meinen Koffer in den Hausgang, die Thür ward wieder geſchloſſen, und nun geht es auf die Flucht. Ich kenne nicht einmal den Namen des freundlichen Mannes; ich weiß abſolut nicht, wohin man flieht, aber ich folge der Menge. Und welche Menge! Greiſe, Frauen mit Säuglingen auf den Armen, kleine Mädchen von 3 bis 4 Jahren, Geſchrei, Geheul, Gekreiſche, unendliche Troſtloſigkeit. Man raffte an ſich, ſo viel man eben mitſchleppen konnte, und zuweilen auch noch mehr, als man zu tragen vermochte. Die Männer ſinken unter der aufgebürdeten Laſt zuſammen, ſelbſt Kinder müſſen tragen helfen. Wohin gehts? keine Antwort. Nach einem einſtündigen Marſche gelangen wir in das erſte Dorf, welches ſich ebenfalls zur Flucht anſchickt: Ochſen, Kühe, Alles wird vor uns hergetrieben. Matratzen, Leinwand, allerlei Effekten werden thurmhoch auf vierräderige Wagen geworfen und dabei wächſt die Zahl der Flüchtigen mit jedem Schritte. Ich höre zwei Perſonen franzöſiſch ſprechen, bitte ſie um Aufklärung wegen dieſer allgemeinen Auswanderung und höre nun endlich, daß der Zug einem Plateau zugeht, wo wir nach 5- bis 6ſtündigem Marſche über ſteile und abſchüſſige Wege anlangen würden. Welches traurige Schauſpiel bot ſich auf dem ganzen Wege meinen Augen dar! Man hat eine ganze Bevölkerung vor ſich, nirgends Vertrauen mehr. Es iſt das Bild einer einbrechenden Invaſion. Ich will die Schilderung dieſer troſtloſen Scenen nicht weiter fortſetzen. Um Mitternacht machten die Schaaren von Männern, Weibern und Kindern in einem großen Flecken Halt, deſſen deutſchen Namen ich vergeſſen habe. Für mich iſt an Schlaf nicht zu denken. Ich ſehe jedoch, wie Einzelne auf Schulbänken und in verlaſſenen Ställen ein Plätzchen der Ruhe gefunden haben. Man unterhält ſich lebhaft, aber in deutſcher Sprache, und ich glaube aus den Bewegungen zu ſchließen, daß die Wuth gegen die Führer unſerer Armee groß iſt. Gegen 5 Uhr Morgens entdecke ich endlich in einem Wirthshauſe noch ein Gefährt, was mich nach Saarburg führt; ich treffe dort Abends 4 Uhr ein. Hier finde ich das Armeecorps Mac Mahons wieder; dieſes ſo decimirte Corps, das ich am Abende vorher in Zabern geſehen, eine Unzahl Soldaten waren ohne Waffen, ohne Torniſter, ohne jegliche Equipirung. Zabern iſt auch verlaſſen und dieſer Schlüſſel der Vogeſen ſomit dem Feinde überliefert. Auch Saarburg iſt wie Zabern geräumt.«

Die Panique war da; nur eines (nach herkömmlicher Art der Franzoſen) hielt gleichen Schritt mit ihr: die Anklagen, die Vorwürfe, die Verwünſchungen. Auch Herr Texier, aus deſſen Berichten wir vorſtehend citirt, ließ es daran nicht fehlen. So ſchrieb er an anderer Stelle:

»Offiziere und Soldaten ſind wüthend, ſie halten ſich für verrathen. Die Unfähigkeit war in der That zu groß. Ich habe Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen geſprochen, und Alle ſtimmten überein in dem Ausdrucke ihrer Klagen und ihrer Entrüſtung. Beim Beginne der Schlacht, am 6. Morgens, hatten ſie noch nicht einmal Kaffee erhalten, ſie ſchlugen ſich bis 6 Uhr Abends, ohne ſeit 24 Stunden auch nur das Mindeſte genoſſen zu haben. Abends nach der Schlacht wurde ebenfalls nichts verabreicht. Ein Soldat ſagte mir: »Seit vier Tagen haben wir ausſchließlich von Kartoffeln gelebt, die wir von den Feldern holten!« Ich habe noch niemals ein ſolches Schauſpiel der Desorganiſation geſehen. Das Mißvergnügen richtet ſich jedoch nicht blos auf dieſen Punkt. Die Armee Mac Mahons mußte ſich ohne alle Unterſtützung ſchlagen. Man hat es ihr überlaſſen, ſich aus der Affaire zu ziehen, ſo gut es eben ging. Ganze Regimenter ſind verſchwunden, Bataillone niedergeſchoſſen. Bei den ſechs Cüraſſier-Regimentern ſind 122 Offiziere getödtet; dieſe Regimenter wurden durch einen bis jetzt noch unaufgeklärten Befehl genöthigt, einen durch ein Gehölz gedeckten Feind anzugreifen, der unſere Soldaten faſt vor dem Flintenlauf und auf einem Terrain niederſchoß, auf dem ſie nichts ausrichten konnten; außerdem gingen ſie mit ungeladenen Piſtolen zur Attake vor, man hatte vergeſſen, Patronen unter ſie zu vertheilen. Und ſo kam es denn, wie es gekommen iſt. Dazu keine Communikationen, man weiß nicht einmal, wo die Armee iſt, die der Kaiſer kommandirt. Am 6. erſtreckte ſich Frankreich im Oſten bis Straßburg, am 7. hörte es in Zabern auf, am 8. in Saarburg. Ich weiß nicht, wo morgen unſere neuen Grenzen ſein werden. Das gleicht einem vollſtändigen Selbſtaufgeben, einem Sauve qui peut! Man hatte uns den Feldzug in Preußen angemeldet, man führt uns *den Feldzug in Frankreich auf.*«

Verluſte. Trophäen.

Groß wie der Erfolg, waren auch unſere Verluſte. Wir hatten dieſen Sieg theuer erkaufen müſſen, in runder Summe eben ſo hoch, wie vier Jahre vorher den Sieg bei Königgrätz. Auch mit etwa eben ſo vielen Diviſionen waren wir im Gefecht geweſen. Unſere Einbußen beliefen ſich auf nahe an 8000 Mann an Todten und Verwundeten, darunter über 400 Offiziere. Dieſer unverhältnißmäßige Verluſt an Offizieren war beſonders ſchmerzlich. Das Verhältniß der Offiziere zu den Mannſchaften in Reih und Glied iſt bekanntlich das von 1 zu 50; in den Verluſten aber ſtellte es ſich wie 1 zu 20, ja, wenn wir auf die Gefallenen blicken, wie 1 zu 13. Am meiſten gelitten hatten das V. und XI. Corps, von jenem beſonders die Regimenter 16 und 46, ſowie das 50., 37. und 47. Regiment, von dieſem das 95. und 83. Jedes dieſer Regimenter hatte mindeſtens ein Drittel ſeiner Offiziere eingebüßt. Oberſt v. Burghoff vom 47., Oberſt Köhn v. Jaski vom 88. Regiment waren todt; General v. Boſe, Commandeur des XI. Corps, war zweimal (in Schenkel und Fuß) verwundet worden, Oberſt v. Beckedorff vom 95. Regiment erlag ſeinen Wunden. Von der 10. und 21. Diviſion waren alle Regimentskommandeure ſchwerer oder leichter getroffen worden.*)

Viel größer noch waren die Verluſte des Gegners, wenn auch vielleicht nicht an Todten und Verwundeten (da er in vortrefflichen Poſitionen focht), ſo doch in Folge ſeiner Einbuße an Gefangenen. Die Zahl derſelben betrug wenigſtens 6000, darunter über 100 Offiziere. Außer General Raoult, der ſeinen Wunden erlag, war der Generalſtabschef Mac Mahons, General Colſon, geblieben. An Trophäen waren uns 2 Adler, 6 Mitrailleuſen und 35 Geſchütze in die Hände gefallen. Einer der Adler (vom 36. franzöſiſchen Linienregiment) war von einem Soldaten des 2. baieriſchen Regiments erobert worden; die verhältnißmäßig größte Zahl von Geſchützen (10) erbeutete das 83. Regiment.

---

*) Auch die Verluſte der Baiern, die im Weſentlichen nur mit zwei Diviſionen, mit der 1. und 4., im Gefecht geweſen waren, waren bedeutend. Das I. Corps, v. d. Tann (Diviſion Stephan), verlor 37 Offiziere und 746 Mann, das II. Corps, Hartmann, 36 Offiziere und 661 Mann.

Am 7. Ruhetag; am 8. Vormarſch bis an die Vogeſen. Das II. baieriſche Corps hatte wieder (wie bei Wörth) den äußerſten rechten Flügel, dann folgte, nach links zu, das I. baieriſche, dann das V., dann das XI. Corps. Zwiſchen dem V. und XI. Corps marſchirte die würtembergiſche Diviſion. Nur die badiſche Diviſion blieb im Elſaß zur Deckung der linken Flanke zurück. Wir werden ihr ſpäter bei der Belagerung von Straßburg wieder begegnen.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war am 8. in Merzwiller, am 9. in Obermottern am Fuß der Vogeſen, am 10. und 11. in Petersbach. Die III. Armee hatte in zwei Tagemärſchen die Vogeſen glücklich durchſchritten. Auf dieſen Marſch kommen wir an andrer Stelle zurück. Am 11. erließ der Kronprinz folgenden Tagesbefehl:

»Soldaten der III. Armee. Nachdem wir mit dem ſiegreichen Gefechte bei Weißenburg die franzöſiſche Grenze überſchritten und darauf durch den herrlichen Sieg bei Wörth den Feind gezwungen haben, den Elſaß zu räumen, ſind wir heute bereits über das Gebirge der Vogeſen hinaus, weit nach Frankreich hineingedrungen, und haben die Verbindung mit der I. und II. Armee erreicht, vor deren Erfolg der Feind ebenfalls weichen mußte. Eurer Ausdauer im Ertragen aller Schwierigkeiten und Anſtrengungen verdanken wir die bedeutungsvollen Ereigniſſe. Ich danke Euch im Namen des Königs von Preußen, unſres Oberfeldherrn, ſowie in dem der verbündeten deutſchen Fürſten, und bin ſtolz, mich an der Spitze eines Heeres zu befinden, welchem der Feind bisher nicht Stand zu halten vermochte und auf deſſen Thaten unſer deutſches Vaterland mit Bewunderung blickt.«

Die III. Armee zog weiter in Lothringen hinein. Auf dieſem Vormarſche werden wir uns ſpäter ihr wieder zugeſellen.

Das Schlachtfeld von Wörth

(am 28. September 1870).

Am 28. Mittags waren wir in Sulz, — Soultz sous forêts (unterm Wald), wie an den Straßentafeln ſtand. Alles war in Aufregung; die Nachricht von der Capitulation Straßburgs war eben eingetroffen. Am beſtürzteſten erſchienen einige junge Zuaven-Offiziere, die, am Tage von Wörth verwundet und in die Sulzer Lazarethe geſchafft, hier ihrer Geneſung entgegenſahen. Der eine freilich zeigte noch mehr Verſtimmung als Beſtürzung und trug überhaupt Allüren zur Schau, als befänden wir uns noch in Soultz sous forêts und nicht in Sulz unterm Wald.

Nach einigen Schwierigkeiten war ein Einſpänner gemiethet; der Wirth fuhr ſelbſt; ein junger Würzburger, den die patriotiſche Neugier hinausgetrieben, geſellte ſich uns als Dritter; ſo ging es in die ſtille, ſonnenbeſchienene Landſchaft hinein. Alles ein Bild des Friedens, nirgends die Spuren des Kriegswagens ſichtbar, der erſt ſieben Wochen früher über dieſe Felder hingegangen war.

Von Sulz bis Wörth, auf nächſtem Wege, iſt anderthalb Meilen; wir ſchlugen aber, in ſüdlicher Ausbiegung, einen Umweg ein, um genau die Linie zu halten, auf der am 6. Auguſt unſre in Reſerve ſtehenden Truppen vom XI. Corps, ſowie die Würtemberger, zum Angriff vorgegangen waren. Der Umweg führte uns durch mehrere Dörfer.

Dieſe haben noch ganz den deutſchen Charakter und weichen ſehr ab von den ſteinernen, baum- und ſchmucklos daliegenden Ortſchaften, wie man ihnen beiſpielsweiſe ſchon in Lothringen begegnet. Im Elſaß, wenigſtens auf dem Lande, findet man hohe, zweiſtöckige Fachwerkhäuſer, die Fächer geweißt, die Balken geſchwärzt, und über dem Ganzen ein ſteiles Giebeldach. Von der überall herrſchenden Wohlhabenheit tritt einem wenig oder nichts entgegen; der Blouſenmann, der neben dem langen, eigenthümlich bepackten

Dungwagen hergeht, macht alles andre eher als einen wohlſituirten Eindruck und ſelbſt die eben erwähnten Häuſer, denen Stattlichkeit und behagliche Raumfülle nicht abzuſprechen ſind, ſtecken doch zu ſehr im Altmodiſchen, im Schief- und Krumm-gewordenen drin, als daß einem der Reichthum ihrer Bewohner beſonders nahe gelegt würde. Ein Vergleich mit der deutſchen Schweiz, wo dieſelbe alemanniſche Bevölkerung zu Hauſe iſt, zeigt am beſten, wie ſich, bei gleichem conſervativen Volkscharakter, das Kulturleben des einen Bruchtheils gemodelt und fortentwickelt hat, während das des andern in eine gewiſſe Stagnation gerieth. Wir laſſen jetzt die Betrachtung und kehren zu unſrer Fahrt zurück.

Die Chauſſee ſteigt und fällt. Von einem Höhenpunkte aus — der durch die weite Ausſicht, die er geſtattet, zu einer Art Sehenswürdigkeit geworden iſt — blickten wir nach dem ſechs Meilen entfernten Straßburger Münſter hinüber, deſſen Thurm, in ſeiner unverkennbaren Formation, im Lichte der Nachmittagsſonne ſtand. Unmittelbar hinter dieſer Höhe ſenkt ſich der Weg, um uns nun, ohne neue erhebliche Steigung, zwiſchen der Sauer links und einem Waldſtreifen rechts, in kaum halbſtündiger Fahrt nach Gunſtett zu führen.

Gunſtett, unſer linker Flügelpunkt während der Schlacht, und ſeiner Lage nach (ähnlich wie Fröſchweiler) eine natürliche Feſtung, zeigte noch die Spuren des Kampfes, der hier getobt: durchlöcherte Wände, jedes dritte Haus ein Lazareth, die tief-eingeſchnittene, hohlwegartige Straße mit Fuhrwerkreſten, Protzen und Medizinkarren halb geſperrt. Die Bevölkerung zerſtoben und verflogen; in den Thüren nur alte Weiber, und auf den Bänken Verwundete, den Arm in der Binde.

Bei Gunſtett macht die Sauer ein Knie; wir folgten dieſer Biegung, aber dieſſeits, und fuhren auf Wörth zu. Es iſt dies dieſelbe Uferſtrecke, von der aus unſre Bataillone der 21. Diviſion auf mehreren, aus Hopfenſtangen und Stallthüren improviſirten Brücken, über den hochangeſchwollenen Bach gingen, um jenſeits, erſt über die Wieſe, dann durch den Wald hin, gegen Elſaßhauſen vorzudringen. An dem Beſitz dieſes letztgenannten Dorfes hing die Entſcheidung. Der Frontalſturm gegen das nahezu uneinnehmbare Fröſchweiler konnte nur glücken, wenn ein Angriff von der Flanke her ihn unterſtützte. Dieſe Flankenpoſition war Elſaßhauſen.

Der Feldweg, auf dem wir am rechten Sauer-Ufer uns hielten, mündete hart vor der Stadt in die große Wörther Straße; zwiſchen Gärten hin, hier und dort von mittelalterlichem Gemäuer überragt, fuhren wir in den vielgenannten Flecken ein. Im Gegenſatz zu Gunſtett trug hier wieder alles ein friedliches Gepräge; nur die Geſichter der Bevölkerung, für die doch »der Tag von Wörth« nachgerade anfing zu einer erheblichen Erwerbsquelle zu werden, waren trotzig und mürriſch und konnten einen an das Gerücht glauben machen, daß am Tage nach der Schlacht 16 mit der Waffe in der Hand ergriffene Civiliſten erſchoſſen worden ſeien. Es war nicht möglich, Gewißheit über dieſen Punkt zu erlangen. Die Zahl wenigſtens wird erheblich übertrieben ſein.

Was nun noch zu ſehen übrig blieb, wenn unſerm Einſpänner (der erſichtlich auch ſeine 7 Kriegswochen gehabt hatte) nicht das nahezu Unmögliche zugemuthet werden ſollte, mußte zu Fuß abgemacht werden; — wir ſtiegen alſo ab und begannen unſre Wanderung. Zunächſt durch Wörth ſelbſt. Seine Hauptſtraße, eine Schlängellinie bildend, erweitert ſich in der Mitte zu einem platzartigen Viereck, deſſen Unregelmäßigkeit den ohnehin maleriſchen Reiz dieſer Stelle ſteigert. Ein groteskes, würfelförmiges Haus, von einem ſäulengetragenen Dachhimmel überdeckt, ein Steinbrunnen, aus deſſen vier Röhren das Waſſer niederfällt, eine prahmartige Waſchbank mit ſchwatzenden Mägden, vorſpringende Ecken, verkrüppelte Akacien, dazwiſchen das Rauſchen des raſch vorüberfließenden Bachs — ein altdeutſches Städtebild, wie es nicht anmuthiger gedacht werden kann. In einem der angrenzenden Häuſer war es, wo einer der dort fungirenden Stabsärzte, 24 Stunden nach der Schlacht, ſeinen Sohn, einen jungen Offizier, ſchwerverwundet und halbausgeplündert wiederfand; ihn zu retten blieb auch dem Vater verſagt.*)

Unmittelbar hinter der Stadt beginnt, ſoweit Centrum und rechter

*) Ergreiſender noch iſt Folgendes: Beim Aufräumen des Schlachtfeldes fand man, in den vielgenannten »Weinbergen von Wörth«, einen franzöſiſchen Offizier vom 36. Linien-Regiment, der, zum Tode getroffen, in ſeiner einſamen Stunde, ſein Herz an dem letztempfangenen Gruß ſeines Kindes aufgerichtet hatte. Es ſtand nichts auf dem Zettel, als: »mon cher papa«; im Anblick dieſer Worte war er ſchmerzvoll-glücklich geſtorben. — In der »Kreuz-Zeitung« fanden wir bald darauf folgende ſchöne Strophen:

„Mon cher papa.“

Zu Wörth auf blut'gem Felde,
Da liegt ein blaſſer Mann,
Die Kugel hat ihn getroffen,
Aus der Wunde das Blut ihm rann.
Das Auge iſt ihm gebrochen,
Er ſtarb den Schlachtentod, —
Aber noch das gebrochene Auge
Blickt auf ein Blatt, von Blut ſo roth.
Das Blatt hält er umſchloſſen
Mit ſeiner rechten Hand,
»Mon cher papa«, dies Wörtlein
Darauf geſchrieben ſtand.
Ein Krieger hat es genommen
Aus ſeiner Hand gar lind, —
Dem ſind die Thränen gekommen,
Er dacht' an ſein eigen Kind

Flügel in Betracht kommen, das eigentliche Kampfesfeld. Die erſt von Kirſchbäumen, dann von Nuß- und Birnbäumen eingefaßte, nach Fröſchweiler hinaufführende Chauſſee war es, wo unſer V. Corps und die Baiern ihre ſchwerſten Opfer zu bringen hatten. In Terraſſen geht es bergan; Wein und Hopfengärten zu beiden Seiten des Wegs. In dieſen Gärten, von Stufe zu Stufe, tobte der Kampf. Auf der oberſten, unmittelbar rechts vorm Eintritt in das Dorf, liegt der Kirchhof, baſtionsartig nach Oſt und Nord hin vorſpringend. Dies war die letzte Poſition, die der Feind zu halten ſuchte; die zertrümmerten Grabdenkmäler ſind Zeuge davon. Zu Häupten des einen Hügels ſteht eine Säule; eine Granate ſchlug die Oberhälfte fort, ein bloßer Stumpf blieb ſtehen und auf dem Nachbargrabe lag nun das weggeſchleuderte Stück mit ſeinen Goldbuchſtaben: »Hier ruhet in Gott, Gottfried Süß geb. 1796 geſt. 1854.«

Fröſchweiler ſelbſt war minder zerſchoſſen als man nach einer ſolchen vielſtündigen Kanonade aus Hunderten von Geſchützen hätte erwarten ſollen; nur die nach Südoſten zu gelegenen Häuſer, die wohl ein Doppelfeuer von der Front und von Elſaßhauſen her zu beſtehen hatten, waren ein Schutthaufen. Daſſelbe galt von der Kirche; hinter dieſer aber, das Schloß (dem Grafen Dürckheim-Montmartin, ehemaligem Präfekten des Oberrheins und Generalinſpektor der Telegraphen gehörig) war beinahe unbeſchädigt geblieben. In dem Parkgarten, der es einſchloß, blühten Aſtern und Balſaminen.

Das Dorf macht an dieſer Stelle, bei Schloß und Kirche, eine rechtwinklige Biegung. Wir ſchritten dieſe Biegung hinunter, jenem Dorf-Abſchnitt zu, wo die Baiern vom II. Corps eingedrungen waren und fragten — einige Dorfleute hatten ſich uns zugeſellt — nach der Stelle, wo Hauptmann Ziegler (vergl. S. 185) den ſchwerverwundeten General Raoult in ſeinem Blute gefunden hatte; dann machten wir Kehrt, ſchritten die Dorfgaſſe wieder hinauf bis an die Biegung und traten in die Kirche ein. Der Frontgiebel mit dem Rundbogen-Portal, weil auf der dem Feuer abgewandten Seite gelegen, ſtand noch. Im Uebrigen: das Dach eingeſtürzt, die Thurmſpitze weg, die Uhr zerſtört; nur das Zifferblatt war geblieben und zeigte noch den verhängnißvollſten Augenblick des Tages: 2 Minuten vor 3. Das war der Moment, wo die letzten Verſuche zur Wiedereroberung von Elſaßhauſen geſcheitert und die Reſte der Cüraſſierbrigade Michel eben in alle Winde zerſtoben waren.

Das Innere der Kirche kahl, vom Qualm geſchwärzt, der Fußboden mit Stein- und Holztrümmern überdeckt. Eiſerne Säulen, verroſtete Drähte und die Uhrwerks-Reſte bunt dazwiſchen gewürfelt; hier und dort noch die gegitterten Bleiſtreifen der Fenſter. Wo einſt die Sakriſtei geweſen war, ſtand ein holzgeſchnitzter Schrein, deſſen jetzt offenſtehende mit Kreuz und

Kelch verzierte Thür einſt die Communionsgefäße verſchloſſen hatte. Er war noch wohl erhalten; — aber froh, den Inhalt gerettet zu haben, hatte man die Schale, ſo ſchien es, zu dem Uebrigen geworfen.

Der blaue Himmel ſchien herein, Schwalben flogen drüber hin, heiter zwitſchernd; — ſie ſchienen ihr Neſt an dieſer Stelle nicht verloren zu haben. Aber ihr Gezwitſcher nahm nichts hinfort von dem Grauen dieſes Orts und immer wieder richtete ſich das Auge auf eine Stelle im Mittelpunkt der Kirche, wo auf einem Berg niedergeſtürzter Dachziegel, ſchräg, halbaufrecht, wie ein Symbol deſſen, was ſich hier vollzog, die Todtenbahre ſtand.

Am rechten Flügel.

Die I. und II. Armee.

Spicheren.

Colombey. — Vionville. — Gravelotte.

Die I. und II. Armee.

An demſelben Tage, an dem unſer linker Flügel (die III. Armee) das Mac Mahon'ſche Corps bis hinter die Vogeſen warf, an demſelben 6. Auguſt trat auch unſer rechter Flügel in Aktion. Er hatte das unter dem Namen »Treffen bei Spicheren« bekannt gewordene blutige Gefecht. Es wurde, ohne vorgängige Dispoſition, von Truppentheilen der I. und II. Armee geliefert, wie ſie, dem Kanonendonner folgend, aus den nächſtgelegenen Cantonnements-Quartieren eintrafen. Der linke Flügel des einen großen Heerkörpers, und zwar der I. Armee, hatte ſchon am Tage vorher ſo nahe Berührung mit dem rechten Flügel des andern, der II. Armee, gehalten, daß die Unterſtützung der zuerſt engagirten 14. Diviſion im Weſentlichen raſcher aus den maſſirt an der Eiſenbahn ſtehenden Bataillonen der Nachbar-Armee (der II.), als aus dem eigenen Armeeverbande erfolgen konnte.

Ehe wir zu einer Schilderung dieſes Treffens bei Spicheren übergehen, wird es unerläßlich ſein, uns mit der näheren Zuſammenſetzung beider dieſſeitigen Armeen, die hier partiell ins Gefecht traten, bekannt zu machen. S. 131 mußten wir uns auf bloße Angabe der Armee-Corps beſchränken.

Die Erſte Armee.

Sie beſtand zunächſt aus dem VII. und VIII. Armee-Corps unter dem Oberbefehl des Generals v. Steinmetz; Chef des Stabes: Generalmajor v. Sperling. Eine Biographie des Oberbefehlshabers (v. Steinmetz) haben wir bereits in unſerem Werke: »Der Deutſche Krieg von 1866«, Erſter Band S. 284 gegeben, auf die wir hiermit verweiſen.

VII. Armee-Corps (General v. Zaſtrow).

13. Diviſion: v. Glümer.
25. Brigade: Generalmajor v. Oſten-Sacken.
13. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Frankenberg-Ludwigsdorff.
73. (hannöverſches Füſilier-) Regiment, Oberſt v. Loebell.
26. Brigade: Generalmajor v. d. Goltz.
15. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Delitz.
55. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Barby.
7. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Reinike.
8. Huſaren-Regiment, Oberſtlieutenant Arent.

14. Diviſion: v. Kameke.
27. Brigade: Generalmajor v. Francois.
39. (Niederrheiniſches Füſilier-) Regiment, Oberſt v. Eskens.
74. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Pannewitz.
28. Brigade: Generalmajor v. Woyna II.
53. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Gerſtein-Hohenſtein.
77. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Conrady.
15. Huſaren-Regiment, Oberſt v. Coſel.
Feldartillerie-Regiment Nr. 7.
Pionier-Bataillon Nr. 7.
Train-Bataillon Nr. 7.

VIII. Armee-Corps (General v. Goeben).

15. Diviſion: v. Weltzien.
29. Brigade: Generalmajor v. Wedell.
33. (Oſtpreußiſches Füſilier-) Regiment, Oberſtlieutenant v. Henning.
60. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Dannenberg.
30. Brigade: Generalmajor v. Strubberg.
28. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Roſenzweig.
67. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Zglinicki.
8. Jäger-Bataillon, Major v. Oppeln-Bronikowski.
7. (Königs-) Huſaren-Regiment, Oberſt Freiherr v. Loë.

16. Diviſion: v. Barnekow.
31. Brigade: Generalmajor Graf Neidhardt v. Gneiſenau.
29. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant v. Blumroeder.
69. Infanterie-Regiment, Oberſt Beyer v. Karger.

32. Brigade: Oberſt v. Rex.
  40. (Hohenzollernſches Füſilier-) Regiment, Oberſt Freiherr v. Eberſtein.
  72. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Helldorf.
9. Huſaren-Regiment, Oberſt v. Wittich.
Feldartillerie-Regiment Nr. 8.
Pionier-Bataillon Nr. 8.
Train-Bataillon Nr. 8.

Dieſen beiden Armee-Corps der I. Armee waren noch zwei Cavallerie-Diviſionen, die 1. und 3., beigegeben, von denen jene jedoch erſt etwas ſpäter zur I. Armee ſtieß. Die Zuſammenſetzung beider Diviſionen war die folgende:

1. Cavallerie-Diviſion: Generallieutenant v. Hartmann.

1. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Lüderitz.
  2. Cüraſſier-Regiment, Oberſt v. Pfuhl.
  4. Ulanen-Regiment, Oberſtlieutenant v. Radecke.
  9. Ulanen-Regiment, Oberſt-Lieutenant v. Kleiſt.
2. Cavallerie-Brigade: Generalmajor Baumgarth.
  3. Cüraſſier-Regiment, Oberſt v. Winterfeld.
  8. Ulanen-Regiment, Oberſt v. Below.
  12. Ulanen-Regiment, Oberſtlieutenant v. Roſenberg.

3. Cavallerie-Diviſion: Generalmajor Graf v. d. Groeben.

6. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Mirus.
  8. Cüraſſier-Regiment, Oberſt Graf v. Roedern.
  7. Ulanen-Regiment, Oberſtlieutenant v. Peſtel.
7. Cavallerie-Brigade: Generalmajor Graf zu Dohna.
  5. Ulanen-Regiment, Oberſtlieutenant Freiherr v. Reitzenſtein.
  14. Ulanen-Regiment, Oberſt v. Lüderitz.

Sehr bald, wie ſchon an einer früheren Stelle hervorgehoben, geſellte ſich zu dieſen, vorſtehend in ihrer Ordre de bataille gegebenen Corps und Diviſionen der I. Armee, v. Steinmetz, noch das I. (oſtpreußiſche) Armee-Corps unter General v. Manteuffel. Wir gedenken jedoch die Zuſammenſetzung dieſes Corps erſt weiterhin, bei Beginn der Kämpfe um Metz, zu geben.

Die Zweite Armee.

Sie beſtand bei Ausbruch des Krieges aus dem III., IV., IX., X., XII. und dem Garde-Corps unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich

Karl; Chef des Stabes: Generalmajor v. Stiehle. Eine biographiſche Skizze des Oberbefehlshabers haben wir in »Der Deutſche Krieg von 1866« Erſter Band S. 136 gegeben.

III. Armee-Corps (Generallieutenant v. Alvensleben II.).

5. Diviſion: Generallieutenant v. Stülpnagel.
9. Brigade: Generalmajor v. Doering.
8. (Leib-Grenadier-) Regiment, Oberſtlieutenant v. L'Eſtocq.
48. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant v. Garrelts.
10. Brigade: Generalmajor v. Schwerin.
12. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Reuter.
52. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Wulffen.
3. Jäger-Bataillon, Major v. Jena.
12. Dragoner-Regiment, Major Pfeffer v. Salomon.

6. Diviſion: Generallieutenant v. Buddenbrock.
11. Brigade: Generalmajor v. Rothmaler.
20. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Flatow.
35. (Brandenburgiſches Füſilier-) Regiment, Oberſt du Pleſſis.
12. Brigade: Oberſt v. Bismarck.
24. Infanterie-Regiment, Oberſt Graf Dohna.
64. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr Treuſch v. Butlar-Brandenfels.
Feldartillerie-Regiment Nr. 3.
Pionier-Bataillon Nr. 3.
Train-Bataillon Nr. 3.

IX. Armee-Corps (General v. Manſtein).

18. Diviſion: Generallieutenant v. Wrangel.
35. Brigade: Generalmajor v. Blumenthal.
36. (Magdeburgiſches Füſilier-) Regiment, Oberſt v. Brandenſtein.
84. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Winkler.
36. Brigade: Generalmajor v. Below.
11. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Schoening.
85. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Falkenhauſen.
9. Jäger-Bataillon, Major v. Minckwitz.
6. Dragoner-Regiment, Oberſt Freiherr v. Houwald.

25. (Großherzoglich Heſſiſche) Diviſion: Generallieutenant Prinz Ludwig von Heſſen.
49. Brigade: Generalmajor v. Wittich.
1. Heſſiſches (Leib-Garde-) Regiment, Oberſtlieutenant Coulmann.
2. Heſſiſches Infanterie-Regiment, Oberſt Kraus.
1. Jäger- (Garde-) Bataillon, Major Lautenberger.
50. Brigade: Oberſt v. Lyncker.
3. Heſſiſches (Leib-) Regiment, Oberſtlieutenant Stamm.
4. Heſſiſches Infanterie-Regiment, Oberſt Zwenger.
2. Jäger- (Leib-) Bataillon, Major Winter.
25. (Großherzoglich Heſſiſche) Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Schlotheim.
1. Heſſiſches Reiter-Regiment, Oberſtlieutenant v. Grolman.
2. Heſſiſches Reiter-Regiment, Major Freiherr v. Buſeck.
Das halbe Feldartillerie-Regiment Nr. 9.
2 Abtheilungen der Heſſiſchen Feldartillerie.
Pionier-Bataillon. Train-Bataillon.

X. Armee-Corps (General v. Voigts-Rhetz).

19. Diviſion: Generallieutenant v. Schwarzkoppen.
37. Brigade: Oberſt Lehmann.
78. (Oſtfrieſiſches) Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. Lyncker.
91. (Oldenburgiſches) Infanterie-Regiment, Oberſt v. Kamecke.
38. Brigade: Generalmajor v. Wedell.
16. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Brixen.
57. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Cranach.
9. Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant Graf v. Hardenberg.
20. Diviſion: Generalmajor v. Kraatz-Koſchlau.
39. Brigade: Generalmajor v. Woyna I.
56. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Block.
79. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Valentini.
40. Brigade: Generalmajor v. Diringshofen.
17. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Ehrenberg.
92. (Braunſchw.) Infanterie-Regiment, Oberſt Haberland.
10. Jäger-Bataillon, Major Dunin v. Przychowski.
16. Dragoner-Regiment, Oberſtlieutenant v. Waldow.
Feldartillerie-Regiment Nr. 10.
Pionier-Bataillon Nr. 10. Train-Bataillon Nr. 10.

XII. (Königlich Sächſiſches) Armee-Corps (Kronprinz Albert von Sachſen).

23. Diviſion: Generallieutenant Prinz Georg von Sachſen.
    15. Brigade: Generalmajor v. Craushaar.
        1. Sächſiſches (Leib-Grenadier-) Regiment Nr. 100, Oberſt Garten.
        2. Sächſiſches (Grenadier-) Regiment Nr. 101, Oberſt v. Seydlitz-Gerſtenberg.
        Sächſiſches Schützen-Regiment Nr. 108, Oberſt Freiherr v. Hauſen.
    46. Brigade: Oberſt v. Montbé.
        3. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 102, Oberſt Rudorff.
        4. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 103, Oberſtlieutenant Dietrich.

24. Diviſion: Generalmajor Nehrhoff v. Holderberg.
    47. Brigade: Generalmajor v. Leonhardi.
        5. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 104, Oberſt v. Elterlein.
        6. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 105, Oberſt v. Tettau.
    1. Sächſiſches Jäger-Bataillon Nr. 12, Major Graf v. Holtzendorff.
    48. Brigade: Oberſt v. Schulz.
        7. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 106, Oberſt v. Abendroth.
        8. Sächſiſches Infanterie-Regiment Nr. 107, Oberſtlieutenant v. Schweinitz.
    2. Sächſiſches Jäger-Bataillon Nr. 13, Major v. Götz.

Sächſiſche Cavallerie-Diviſion: Generalmajor Graf zur Lippe.
    23. Cavallerie-Brigade: Generalmajor Krug v. Nidda.
        Sächſiſches Garde-Reiter-Regiment, Oberſt v. Carlowitz.
        1. Sächſiſches Reiter-Regiment, Oberſtlieutenant v. Sahr.
        1. Sächſiſches Ulanen-Regiment Nr. 17, Oberſt v. Miltitz.
    24. Cavallerie-Brigade: Oberſt Senfft v. Pilſach.
        2. Sächſiſches Reiter-Regiment, Major Genthe.
        3. Sächſiſches Reiter-Regiment, Oberſt v. Standfeſt.
        2. Sächſiſches Ulanen-Regiment Nr. 18, Oberſtlieutenant v. Trosky.

Sächſiſches Feldartillerie-Regiment Nr. 12.
Sächſiſches Pionier-Bataillon Nr. 12.
Sächſiſches Train-Bataillon Nr. 12.

Garde-Corps (Prinz Auguſt von Würtemberg).

1. Garde-Diviſion, Generalmajor v. Pape.
1. Garde-Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Keſſel.
1. Garde-Regiment, Oberſt v. Roeder.
3. Garde-Regiment, Oberſt v. Linſingen.
2. Garde-Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Medem.
2. Garde-Regiment, Oberſt Graf Kanitz.
4. Garde-Regiment, Oberſt v. Neumann.
Garde-Füſilier-Regiment, Oberſt v. Erckert.
Garde-Jäger-Bataillon, Major v. Arnim.
Garde-Huſaren-Regiment, Oberſtlieutenant v. Hymmen.

2. Garde-Diviſion: Generallieutenant v. Budritzki.
3. Garde-Infanterie-Brigade: Oberſt Knappe v. Knappſtädt.
Kaiſer-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Zeuner.
Königin-Eliſabeth-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3, Oberſt v. Zaluskowski.
4. Garde-Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Berger.
Kaiſer-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2, Oberſtlieutenant v. Böhn.
Königin-Auguſta-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4, Oberſt Graf Walderſee.
Garde-Schützen-Bataillon, Major v. Fabeck.
2. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſt Prinz Heinrich von Heſſen.

Garde-Cavallerie-Diviſion: Generallieutenant Graf v. d. Goltz.
1. Garde-Cavallerie-Brigade: Generalmajor Graf Brandenburg I.
Regiment Gardes du Corps, Oberſt v. Kroſigk.
Garde-Cüraſſier-Regiment, Oberſt Freiherr v. Brandenſtein.
2. Garde-Cavallerie-Brigade: Generallieutenant Prinz Albrecht von Preußen.
1. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſtlieutenant v. Rochow.
3. Garde-Ulanen-Regiment, Oberſt Prinz zu Hohenlohe.
3. Garde-Cavallerie-Brigade: Generalmajor Graf Brandenburg II.
1. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſt v. Auerswald.
2. Garde-Dragoner-Regiment, Oberſt Graf Finckenſtein.
Garde-Artillerie-Regiment.
Garde-Pionier-Bataillon.
Garde-Train-Bataillon.

Der II. Armee (wie der I. und III.) waren außerdem zwei Cavallerie-Diviſionen, und zwar die 5. und 6., beigegeben. Ihre Zuſammenſetzung war die folgende:

5. Cavallerie-Diviſion: Generallieutenant v. Rheinbaben.
  11. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Barby.
    1. Cüraſſier-Regiment, Oberſt v. Arnim.
    13. Ulanen-Regiment, Oberſt v. Schack.
    19. Dragoner-Regiment, Oberſt v. Trotha.
  12. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Bredow.
    7. Cüraſſier-Regiment, Oberſtlieutenant v. Lariſch.
    16. Ulanen-Regiment, Major v. d. Dollen.
    13. Dragoner-Regiment, Oberſt v. Brauchitſch.
  13. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Redern.
    10. Huſaren-Regiment, Oberſt v. Weiſe.
    11. Huſaren-Regiment, Oberſtlieutenant Freiherr v. Eller-Eberſtein.
    17. (Braunſchweigiſches) Huſaren-Regiment, Oberſtlieutenant v. Rauch.
6. Cavallerie-Diviſion: Herzog Wilhelm von Mecklenburg.
  14. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Diepenbroick-Grüter.
    6. Cüraſſier-Regiment, Oberſtlieutenant Graf Lynar.
    3. Ulanen-Regiment, Oberſt Graf v. d. Groeben.
    15. Ulanen-Regiment, Oberſt v. Alvensleben.
  15. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Rauch.
    3. (Zieten'ſches) Huſaren-Regiment, Oberſt v. Zieten.
    16. Huſaren-Regiment, Oberſt v. Schmidt.

Außer den hier aufgeführten Corps und Diviſionen gehörten noch das II. (Pommerſche) und IV. (Magdeburgiſche) Corps zur II. Armee. Wir haben ihre Zuſammenſetzung abſichtlich an dieſer Stelle nicht gegeben. Das IV. Corps kam, ſo lange es der II. Armee zugehörte, überhaupt nicht zur Action; das II. Corps war vorläufig noch in den alten Provinzen zurückgeblieben. Erſt am Abend des 18. traf es auf dem rechten Flügel des Schlachtfeldes ein und ſtürmte gegen die Höhen von Rozerieulles. Seine Zuſammenſetzung, wie auch die des IV. Corps, laſſen wir da folgen, wo dieſe Corps zuerſt ins Gefecht treten.

Es erübrigt uns noch, nachdem wir bis hieher die vorläufige Ordre de bataille gegeben haben, nunmehr auch die Stellungen zu bezeichnen, die

die am meiſten vorgeſchobenen Diviſionen unſerer I. und II. Armee am Morgen des 6. Auguſt inne hatten. Die Truppentheile, die wir dabei namhaft machen werden, waren im Weſentlichen dieſelben, die noch im Laufe des genannten Tages das Treffen bei Spicheren hatten, oder doch herbeieilten, um daran Theil zu nehmen.

Es war im Weſentlichen eine Aufſtellung an der etwa drittehalb Meilen langen Bahnſtrecke Saarbrücken-Neunkirchen. Alles rechts (weſtwärts) von der Bahn.

Am weiteſten vorgeſchoben ſtand die 5. Cavallerie-Diviſion.

Dann folgte die Avantgarde der 5. Diviſion und in etwa gleicher Höhe mit ihr die 16. Diviſion.

Dahinter, in Neunkirchen ſelbſt, das Gros der 5. Diviſion.

Rechts daneben: die 15., die 14., die 13. Diviſion.

Dieſen unſeren vorgeſchobenen Diviſionen ſtand zunächſt, bei Saarbrücken ſelbſt, das II. Corps, Froſſard,*) und zwei Meilen weiter rückwärts das III. Corps, Bazaine, gegenüber. Wir ſchreiten nun zu einer Darſtellung des Treffens bei Spicheren.

---

*) General Froſſard, geboren 1807, beſuchte von 1825 bis 1827 die polytechniſche Schule, wurde Ingenieur-Offizier, war 1849 Oberſtlieutenant, betheiligte ſich als ſolcher bei der Belagerung von Rom und erhielt bald darauf das zweite Commando an der polytechniſchen Schule. 1852 (damals in Oran) Oberſt; 1855 Brigadegeneral und Mitglied des Feſtungscomités; 1858 Diviſionsgeneral, in welcher Eigenſchaft er an dem italieniſchen Feldzuge des folgenden Jahres (1859) Theil nahm. Später Erzieher des kaiſerlichen Prinzen. Die Zuſammenſetzung ſeines Corps war die folgende:

II. Corps.

1. Diviſion Vergé.

Brigade Letellier.
32. Linien-Regiment.
55. Linien-Regiment.
3. Jäger-Bataillon.

Brigade Jolivet.
76. Linien-Regiment.
77. Linien-Regiment.

2. Diviſion Bataille.

Brigade Pouget.
8. Linien-Regiment.
23. Linien-Regiment.
12. Jäger-Bataillon.

Brigade Baſtoul.
66. Linien-Regiment.
67. Linien-Regiment.

3. Diviſion Laveaucoupet.

Brigade Doëns.
2. Linien-Regiment.
63. Linien-Regiment.
10. Jäger-Bataillon.

Brigade Micheler.
24. Linien-Regiment.
40. Linien-Regiment.

Cavallerie-Diviſion Valabrègue.
4. und 5. Chaſſeur-Regiment.
7. und 12. Dragoner-Regiment.

Dazu, als geſammte Artillerie, 72 Geſchütze und 18 Mitrailleuſen.

Das Treffen bei Spicheren.

Aehnlich wie bei Wörth, ſo lag auch bei Spicheren ein ernſter Zuſammenſtoß, wenigſtens für den 6., außer dem Bereich des dieſſeitig Gewollten. Unſere III. Armee (am linken Flügel) gedachte am 7. zu ſchlagen, unſere I. und II. Armee (am rechten) noch ſpäter. Aus bloßen Scharmützeln, oder aber aus Rencontres, die als Arrièregarden-Gefechte eingeleitet wurden, entwickelten ſich blutige Schlachten.

Unſere Aufſtellung am 6. früh haben wir gegeben. Die Ordres für dieſen Tag, ſoweit die I. Armee, General v. Steinmetz, in Betracht kommt, gingen dahin, daß das VII. Corps behufs Vormarſches an die Saar mit der Tête bis Guichenbach zu gehen und von dort Avantgarden auf Völklingen und Saarbrücken vorzuſchieben habe.

In Ausführung dieſes Befehles langte die Tête der 14. Diviſion, Generallieutenant v. Kameke, um 9½ Uhr in Guichenbach an und empfing Meldungen, daß das Corps Froſſard, deſſen Diviſionen die Höhen ſüdlich Saarbrücken bis dahin beſetzt gehalten hatten, im Abrücken begriffen ſei.

General v. Kameke ließ dieſe Meldung an den Commandirenden des VII. Corps, General v. Zaſtrow, gelangen und bat um Befehle. Die Antwort lautete, daß er ſelbſtſtändig nach eigenem Ermeſſen verfahren möge. Darauf hin ſetzte General v. Kameke mit der ganzen 14. Diviſion den Marſch auf Saarbrücken fort. Es mußte ihm wünſchenswerth ſein, ſich im Beſitze der für das Debouchiren über die Saar wichtigen Höhen des »Exercirplatzes« zu ſehen, bevor der Gegner dieſe aufgegebene Poſition etwa wieder einnehmen mochte. Das Verhalten des Feindes befremdete um ſo mehr, als er ſcheinbar ohne Grund eine rückgängige Bewegung angetreten, dabei aber ſämmtliche Saarübergänge unzerſtört gelaſſen hatte.

Mit Erſcheinen der Tête der Avantgarde der 14. Infanterie-Diviſion, Brigade Francois, auf dem »Exercirplatze« um 11½ Uhr eröffnete der Feind von der uns gegenübergelegenen, nördlich Spicheren vorſpringenden

Bergnaſe aus ſein Geſchützfeuer. Die vorſpringende Bergnaſe ſelbſt (ſiehe die Karte) führt den Namen: der rothe Berg.

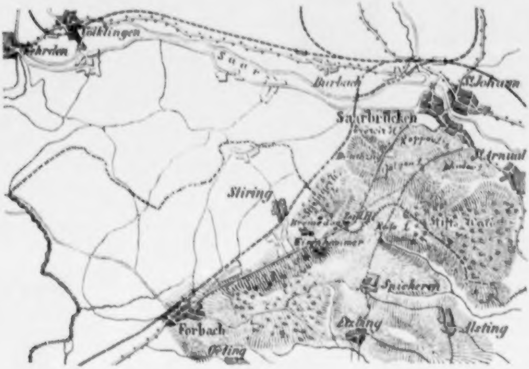
Die Lage der Höhen hart an den Defileen der Saar ließ es dem General v. Kameke um ſo nothwendiger erſcheinen, zur beſſeren Sicherung wie Behauptung dieſer Uebergänge vorwärts Terrain zu gewinnen und die anſcheinend ſchwächeren Kräfte des Feindes*) zurückzudrücken, als dieſer aus nahegelegener, dominirender Stellung die dieſſeitige einſah und vollſtändig beherrſchte.

Zur Vertreibung der das ganze Vorterrain unter Feuer haltenden feindlichen Batterieen auf dem »rothen Berge« beſchloß General v. Kameke um 12 Uhr durch die Brigade Francois einen umfaſſenden Angriff gegen die Höhe und zog auch die Brigade v. Woyna über die Eiſenbahnbrücke heran.

Um den Gang der Schlacht zu verſtehen, wie er nun folgte, iſt es zuvor unerläßlich, einen Blick auf das Terrain zu werfen.

Die Höhe von Spicheren.

Einen vorzüglichen Ueberblick gewinnt man, ſowie man, die große Straße nach Forbach einſchlagend, die Saarbrückener Vorſtadt, bergan



---

*) Allerdings nur »anſcheinend«. Die Meldungen, die zwiſchen 9 und 10 Uhr eingingen und vom Abzuge des Feindes ſprachen, waren zu jener Stunde des Tages ſehr wahrſcheinlich richtig geweſen. Zwiſchen 12 und 1 Uhr aber — wie General Froſſard es übrigens ſelber ausſpricht — hatte derſelbe ſeine drei Diviſionen auf den ſüdlich von Saarbrücken gelegenen Höhen wieder in der Hand.

ſteigend, paſſirt hat und von der ſchließlich gewonnenen Höhe aus Umſchau hält.

Man befindet ſich auf einem im Weſentlichen kahlen Plateau, das in ſeiner Mitte von einer Chauſſee, der ſchon genannten Forbacher Straße, durchſchnitten wird. Was links von dieſer Straße liegt, heißt der Reppertsberg (weiter vor der Winterberg), was rechts liegt, wie eine große Tenne, iſt der »Exercirplatz«. Hier zu beiden Seiten der Chauſſee ſtand gegen Mittag die 14. Diviſion.

Dieſer Bergzug unmittelbar ſüdlich von Saarbrücken iſt nur der erſte; andere folgen in gleicher Richtung und Ausdehnung. Der nächſte: die »Höhe von Spicheren«. Dieſe iſt durch eine breite Thalſenkung von der dieſſeitigen Höhe getrennt, durch eine Thalſenkung, in welche die Forbacher Chauſſee nach rechts hin niederſteigt, um dann in ihr bis Forbach hin zu verbleiben. Die Eiſenbahn läuft unmittelbar rechts daneben; an ihr liegt Stiring.

Der Spicherer Höhenzug ſelbſt, wie er da vor uns ſich ausdehnt, iſt rechts und links mit dichten Waldmaſſen beſetzt, ziemlich genau in ſeiner Mitte aber zeigt er kahle Abhänge, in die nur hier und dort ſchmale Ackerſtreifen oder einzelne Baumpartieen eingeſprenkelt ſind. Einer dieſer kahlen Abhänge, zugleich ein Vorſprung, iſt der »rothe Berg«.

Dies iſt ſo ziemlich Alles, was man von der dieſſeitigen Höhe, inſonderheit vom »Exercirplatze« aus, ſieht. Dorf Spicheren verbirgt ſich in einer flachen Mulde, hinter der dann die Spicherer Höhe zum zweiten Male anſteigt und abermals ein an verſchiedenen Stellen gelichtetes Waldplateau bildet.

Der Feind hatte das bis hierher geſchilderte Geſammt-Terrain mit drei Diviſionen vom Corps Froſſard beſetzt:

Die Diviſion Laveaucoupet, mit der Brigade Micheler in Front, ſtand auf der Vorderhöhe von Spicheren, theils auf dem kahlen Abhang deſſelben, theils in den Waldpartieen rechts und links.

Die Diviſion Vergé war mit der Diviſion Laveaucoupet alignirt, hielt aber mehr die Tiefe beſetzt und lehnte ſich mit ihrem linken Flügel an Stiring, Brigade Jovilet in Front.

Die Diviſion Bataille ſtand hinter beiden und bildete die zweite Linie auf jenem hinter der Spicherer Mulde gelegenen Plateau.

Von 12 bis 3 Uhr.

General v. François, nachdem ihm der Befehl zur Wegnahme der jenſeitigen Höhenpoſitionen, inſonderheit des »rothen Berges« zugegangen war, disponirte dahin, daß vier Bataillone ſeiner Brigade (Regimenter 39 und 74) zum Angriff vorgehen, die verbleibenden zwei Bataillone aber in Reſerve zurückgehalten werden ſollten.

Im Einklange mit dieſer Anordnung gingen bald nach 12 Uhr

das 1. und 2. Bataillon Füſilier-Regiments Nr. 39 vom Winterberge aus gegen die zur linken Seite des »rothen Berges« gelegenen Waldabhänge,

das 3. Bataillon 39er und das 2. Bataillon 74er aber, rechts daneben, gegen die zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn gelegene Stiringer Waldparcelle vor.*)

Das Vorgehen dieſer vier Bataillone zu beiden Seiten der Chauſſee war namentlich am linken Flügel, wo die 39er einen der niedrigeren Waldabhänge erkletterten, von einigem Erfolg begleitet und General v. Francois, der inzwiſchen auch unſere vier Batterieen vom Reppertsberg auf den Galgenberg avanciren ſah, glaubte jetzt den Augenblick gekommen, um unter Vorziehung der beiden zurückgehaltenen Bataillone vom 74. Regiment das anſcheinend günſtig ſtehende Gefecht glücklich zu Ende zu führen. Das 1. Bataillon 74er zur Unterſtützung unſeres rechten Flügels in den Stiringer Wald dirigirend, führte er perſönlich das Füſilier-Bataillon ſelbigen Regiments gegen den »rothen Berg«. Aber ohne den erwarteten Erfolg. Schon im Avanciren über das freie, wellenförmige Terrain von ſtarken Verluſten betroffen, wurde das Bataillon am Abhang des Berges von einem ſo verheerenden Feuer des oben eingegrabenen Feindes (10. Chaſſeur-Bataillon der Brigade Doëns, bereits in die Front gezogen) empfangen, daß der Sturm aufgegeben und am Fuß der Höhe eine leidlichen Schutz gewährende Poſition eingenommen werden mußte. 2 Uhr.**)

---

*) Noch weiter rechts avancirte etwas ſpäter die ganze, nach Abcommandirung eines Bataillons 39er übrigens nur aus fünf Bataillonen beſtehende Brigade Woyna. Sie richtete ſich gegen Stiring und verfolgte von Anfang an den Zweck, die linke Flanke des Feindes zu faſſen oder zu umgeben.

**) Etwas ſpäter, kurz vor 3 Uhr, als die erſten dieſſeitigen Verſtärkungen zwar noch nicht eingriffen, aber doch auf dem Winterberge bereits ſichtbar wurden, brach das Füſilier-Bataillon 74 aus ſeinen Deckung gebenden Poſitionen wieder vor und begann die ſteilen Wände mühſam zu erklimmen. Der überraſchte Feind wich nach kurzem Gefecht aus ſeinen oben angelegten Schützengräben zurück. Um weiter vorzudringen, ſammelte ſich das Füſilier-Bataillon auf dem gewonnenen Rande und wies einen Vorſtoß, den der Feind aus ſeiner Reſerveſtellung unternahm, glücklich ab. Bei Abwehr dieſes Angriffs wirkte eine durch General v. François hierher dirigirte Compagnie 39. Regiments (die 9.) in hervorragender Weiſe mit. General v. François ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Compagnie (der 9.) und fiel in dem mörderiſchen Feuer, das der Feind eröffnete, von fünf Kugeln durchbohrt. Die gewonnene Poſition ſelbſt wurde von den Unſern, Füſilier-Bataillon 74 und 9. Compagnie 39er behauptet.

3 Uhr.

Um 3 Uhr trat ein Stillſtand im Gefechte ein. An beiden Flügeln hatten wir Terrain gewonnen und uns in dem gewonnenen Terrain behauptet. Aber weiter vorzudringen, den Feind aus ſeinen beſten Poſitionen, aus dem Dorfe Stiring am rechten und von der eigentlichen Spicherer Höhe am linken Flügel zu delogiren, war uns nicht geglückt. Auch das partielle Erklimmen des »rothen Berges« ſeitens unſeres Füſilier-Bataillons 74 (ſiehe die Anmerkung) vermochte die Situation nicht erheblich zu unſern Gunſten zu ändern. Im Gegentheil, unſere Lage war von Minute zu Minute bedrohlicher geworden. Der Feind, durch Heranziehung neuer Regimenter, erſt ſeiner etwas rückwärts ſtehenden Brigaden Doëns und Letellier, dann ſeiner eigentlichſten Reſerve (Diviſion Bataille), hatte ſeine Stellungen überall zu ſtärken gewußt, ſo daß wir um 3 Uhr trotz der Fortſchritte, die wir bis dahin gemacht hatten, uns in äußerſter Gefahr ſahen, durch eine etwaige Offenſive des Feindes unter großen Verluſten geworfen oder wohl gar umfaßt zu werden.

Von 3 bis 6 Uhr.

Um 3 Uhr traf General v. Goeben auf dem Schlachtfelde ein, ziemlich gleichzeitig auch die erſten Verſtärkungen. Es war die höchſte Zeit. Das 1. und 2. Bataillon 39. Regiments, die gleich beim Beginn des Gefechts (ſiehe S. 215) den Waldabhang zur Linken des rothen Berges erklettert hatten, hatten einem umfaſſenden Angriff des Feindes nach tapferſter Gegenwehr weichen müſſen und waren zurückgegangen, das 1. Bataillon bis auf den Winterberg, das 2. Bataillon bis an den Fuß des anderthalb Stunden vorher erſtiegenen Waldabhanges. Nur das Füſilier-Bataillon 74 behauptete ſich noch am oberen Rande des rothen Berges; aber auch gegen dieſen unſern vorgeſchobenſten, längſt decimirten Truppentheil ſah man ſtarke feindliche Colonnen im Anrücken. Es war die Brigade Baſtoul, Regimenter 66 und 67, der Diviſion Bataille.

So die Situation, in die General v. Goeben eintrat, oder wie er ſich dieſelbe im Laufe der nächſten halben Stunde, von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Uhr, geſtalten ſah. Er erkannte ſofort, daß ſich nach Beſchaffenheit des Terrains, wie nach Lage des Gefechts der Hauptangriff gegen den feindlichen rechten Flügel, alſo gegen den »rothen Berg« und den Waldabhang zur Linken deſſelben (von uns aus geſehen) zu richten habe, daß aber zur Unterſtützung dieſer mehr oder weniger direct in die Front gehenden Angriffe eine die rechte Flanke des Feindes treffende Umfaſſung von links her ausgeführt werden müſſe. Er beſtimmte dazu — da die Dringlichkeit des Moments ein In-der-Hand-behalten von Reſerven nicht geſtattete — alle Truppentheile, wie ſie in nachſtehender Reihenfolge jetzt eintrafen:

3. Bataillon 40. Regiments,
1. und Füſilier-Bataillon von 48.
Dann:
1. und 2. Bataillon von 40,
1. und 2. Bataillon von 12.
2. Bataillon von 48.

2 Batterieen der 16. Diviſion waren ſchon vorher eingetroffen und hatten ſofort unſere Artillerie auf dem Galgenberge verſtärkt.

Mit den eben namhaft gemachten acht friſchen Bataillonen, denen ſich im Vorgehen die Reſte des 39. und 74. Regiments anſchloſſen, erfolgte nun der Sturm gegen den »rothen Berg« und die zu beiden Seiten deſſelben gelegenen Waldpoſitionen, wobei von links her die geſammte Stellung ſo weit wie möglich umfaßt wurde. Die Bataillone in dem Waldgefechte, das ſich entſpann, kamen auseinander, Märker, Rheinländer, Hannoveraner kämpften in bunt zuſammengewürfelten Trupps an derſelben Stelle, im Großen und Ganzen aber geſtaltete ſich der Angriff derart, daß die 40er den linken, die 48er den rechten Flügel hatten, während die 12er im Centrum entſcheidend eingriffen. Centrum war der »rothe Berg«. Hier ſtand vornehmlich das 63. franzöſiſche Linien-Regiment der Brigade Doëns und vertheidigte das durch Schützengräben noch verſtärkte Terrain mit äußerſter Hartnäckigkeit. Aber es erlag zuletzt dem Angriff unſerer 12er, deren 1. Bataillon Oberſt v. Reuter den kahlen Abhang des Berges hinanführte. Die Opfer, die dieſer Sturm allen daran betheiligten Truppentheilen auferlegte, waren enorm; beſonders litten die 12er. Die Hälfte aller Offiziere und nahezu ein Drittel der Mannſchaften blieben auf dem Platz. Oberſt v. Reuter war ſchwer verwundet, er erlag ſpäter ſeiner Wunde.

Noch vor Erkletterung des »rothen Berges« durch unſere 12er hatte das 40. Regiment links daneben die ſcharfe Ecke des Bergwaldes erſtiegen. Bald nach 5 Uhr. Um 6 Uhr war die ganze vorderſte Linie des Plateaus von Spicheren in unſern Händen.

Nach 6 Uhr. Der Kampf auf dem Plateau.

Die vorderſte Linie war gewonnen, die Diviſion Laveaucoupet zurückgedrängt; der Feind indeſſen gedachte keineswegs uns im Beſitz unſerer eben eroberten Poſition zu belaſſen und begann nunmehr ſeinerſeits die zweite Hälfte des »Treffens bei Spicheren«. Kaum unblutiger, als was voraufgegangen war. Noch immer war er uns überlegen. Seine zahlreiche Artillerie, jetzt auf der zweiten Linie (jenſeit des Dorfes Spicheren) in Poſition gebracht, fegte das Plateau mit ihren Granaten, während zugleich die noch in Reſerve verbliebenen Regimenter der Diviſion Bataille ihre

Vorſtöße begannen, um uns wieder von der Höhe ins Thal hinabzuwerfen. Mit allen drei Waffen brach man gegen uns vor. Es erſchien daher, wenn wir uns halten wollten, unerläßlich, auch preußiſche Artillerie auf das Plateau heraufzuſchaffen. Das faſt unmöglich Scheinende gelang. Zwei Batterieen der 5. Diviſion, die 3. leichte (Stumpf) und die 3. ſchwere (Voß), erkletterten auf ſchmalem, ſteilem Gebirgspfade die hart beſtrittene Höhe und eröffneten nunmehr ihr Feuer auf den ſichtlich überraſchten Feind. Sie ſtanden etwa 1200 Schritt nördlich Spicheren, an der Weſtliſière des Stiftswaldes von St. Arnual. Trotz enormer Verluſte hielten ſie hier in vorderſter Linie aus; ein Bravourſtück, wie die Erkletterung des Berges ein Meiſterſtück artilleriſtiſcher Fahrerkunſt geweſen war.

Dreimal ging der Feind vor, dreimal wurde er geworfen; als wir nach ſeinem dritten mißglückten Verſuch ihn hinreichend ins Schwanken gekommen ſahen, wurden dieſſeits alle noch verfügbaren Kräfte zu einem energiſchen Gegenſtoß zuſammengenommen. Aus 6 Bataillonen bildete ſich eine große Angriffscolonne, die jetzt namentlich die linke Flanke des Feindes zu gewinnen trachtete. Es waren: das 3. Jäger-Bataillon, das 2. Bataillon vom Leib-Regiment, das Füſilier-Bataillon vom 12. und alle drei Bataillone vom 52. Regiment. Dieſer Angriff, inſonderheit die Umfaſſung ſeitens des 52. Regiments, brachte die letzte Entſcheidung. Die Franzoſen wurden auf Etzling, eine Viertelmeile hinter Dorf Spicheren zurückgeworfen und begannen nun auf der ganzen Linie zu weichen.

Unter dem Schutz ihrer gut poſtirten Artillerie traten ſie ſüdwärts (auf Saargemünd zu) ihren Rückzug an.

Die 28. Brigade, Generalmajor v. Woyna, hatte ſich während der ganzen Dauer des Kampfes nach rechts hin, Stiring gegenüber, behauptet.*)

---

*) Der Kampf, den dieſe Brigade auf dem rechten Flügel unſerer Geſammtſtellung führte, verlief kaum minder blutig als der Sturm gegen den »rothen Berg« (linker Flügel), der das entſcheidende Ereigniß des Tages war und deshalb ausführlicher von uns behandelt wurde. In den Kämpfen um Stiring litt vorzugsweiſe das 2. hannöverſche Regiment Nr. 77. Unter den Gefallenen war auch Hauptmann v. Manſtein, Sohn des Generals. Dieſer (der General) erfuhr erſt am andern Tage, auf dem Schlachtfelde ſelbſt, den Tod ſeines Sohnes. Ein Offizier ſchrieb darüber in die Heimath: »Wir lagen im Bivouak bei Stiring. Nicht weit von unſerem Lagerplatze war ein ſchlichter Hügel, geziert mit einem roh zuſammengeſchlagenen Kreuz. Ich war eben im Begriff hinzugehen, um zu ſehen, wer dort begraben ſei, als ein General mit einigen Leuten ſich dem Grabe näherte, die ſich anſchickten, das Grab zu öffnen. Ich fragte einen Mann vom 77. Regiment, was das bedeute? und erfuhr, daß ihm eben ein General auf der Chauſſee begegnet ſei, der ihn gefragt habe: »Nun, mein Sohn, habt Ihr viele Verluſte gehabt?« »Jawohl, Excellenz, es ſind ſehr, ſehr Viele geblieben!« »Bei welcher Compagnie ſtehſt Du?« Der Soldat nannte die Nummer derſelben. »Lebt Euer Compagniechef noch?« »Nein, er und der größte Theil unſerer Leute iſt gefallen.« — Das Geſicht des Generals zuckte ſchmerzhaft, eine Thräne quoll aus ſeinem Auge, der Vater hatte ſeinen Sohn verloren! Nun wußte ich, um was es ſich handelte. Inzwiſchen

Die 13. Diviſion, General v. Glümer, auf unſerm äußerſten rechten Flügel avancirend, war erſt gegen Püttlingen und Völklingen, dann gegen Forbach vorgegangen und hatte kurz vor Einbruch der Dunkelheit den die Stadt beherrſchenden Kaninchenberg (hart an der »Lohmühle«) genommen. Zur Beſetzung der Stadt ſelbſt wurde nicht geſchritten, da die Dunkelheit jede Ueberſicht verhinderte und ein nächtlicher Angriff mit den beiden ſehr ermüdeten Avantgarde-Bataillonen nicht rathſam erſchien.

Verluſte hüben und drüben.

Wichtiger als die ſtrategiſche Bedeutung der Erſtürmung der Spicherer Höhe war ihre moraliſche;*) wir hatten einen, wie ſchon hervorgehoben durch Zahl und Artillerie uns erheblich überlegenen Feind aus einer Stellung geworfen, die er ſelbſt für uneinnehmbar angeſehen hatte.**) Der Schwierigkeit der Aufgabe, die wir gelöſt, entſprachen freilich unſere Verluſte. Dieſelben ſtellten ſich wie folgt:

13. Diviſion:	5 Offiziere,	93 Mann;
14. Diviſion:	91 Offiziere,	2140 Mann;
16. Diviſion:	24 Offiziere,	484 Mann;
5. Diviſion:	72 Offiziere,	1921 Mann;
5. Cavallerie-Diviſion:	2 Offiziere,	32 Mann.
Summa:	194 Offiziere,	4670 Mann.

Beſonders ſchwer waren die dieſſeitigen Verluſte an Offizieren; ſechs der betheiligten Regimenter verloren jedes 24 bis 35 Offiziere, alſo bis zu Zweidrittel ihres Beſtandes. General v. François todt, ebenſo Major v. Wichmann vom 39. und Major v. Klinguth vom 48. Regiment; Oberſt v. Reuter und Major Johow vom 12. erlagen ihren Wunden.

---

war das Grab geöffnet. Unſere Leute nahmen den Todten heraus und wuſchen das entſtellte Geſicht ein wenig ab. Lange ſchaute der Vater auf das bleiche Antlitz des tapfern Sohnes, endlich drückte er einen Kuß auf die erkaltete Stirn, dann wandte er ſich ab und gab die nöthigen Anordnungen, einen Sarg aus der Stadt zu holen, um ſeinen Sohn in denſelben legen zu laſſen.

*) Ein Times-Correſpondent ſchrieb am folgenden Tage: »Ein furchtbareres Werkzeug der Zerſtörung als die deutſche Armee hat niemals ſeine Arbeit verrichtet. Es iſt die phyſiſche Kraft eines ganzen Volkes, zuſammengefaßt und gegen den Feind geführt mit ſolcher Schulung und Disciplin und ſo bereitwilligem Mitwirken eines Jeden, daß ſie handelt, wie ein einzelner Menſch unter dem Wollen ſeines Kopfes und Herzens handeln würde. Der Sturm gegen die **Höhe von Spicheren** zeigte die ungeheure phyſiſche und moraliſche Kraft dieſes Heerkörpers. Zwei Regimenter hatten ſich bereits erſchöpft, als die 40er vorgingen und die Höhe mit einem Verluſt von 600 Mann und 16 Offizieren nahmen. Andere Regimenter hatten ähnliche oder noch geſteigerte Verluſte. Die Arbeit mußte gethan werden und ſie wurde gethan, mit nicht größeren Opfern als nöthig waren, aber mit jedem Opfer, das nöthig war.«

**) Gefangene franzöſiſche Offiziere ſagten ſpäter aus, ſie hätten gelächelt, als man ihnen gemeldet habe: die Preußen greifen an. Sie wären der Ueberzeugung geweſen, daß dieſer Angriff nothwendig zu einer Niederlage unſerer Waffen führen müſſe.

Unſeren Verluſten entſprechend waren die des Feindes; da er in gedeckten Poſitionen focht, erreichten ſie ſelbſtverſtändlich nicht die Höhe der unſrigen. General Froſſard giebt die Geſammt-Einbuße ſeines Corps an Todten und Verwundeten auf 249 Offiziere und 3829 Mann an; davon entfallen, nach übrigens nicht verbürgter Angabe, 163 Offiziere und 1800 Mann auf die in vorderſter Linie fechtende Diviſion Laveaucoupet.

Zweitauſend unverwundete Gefangene wurden gemacht, außerdem die Zeltlager zweier franzöſiſcher Diviſionen erbeutet.

Von der Erbittertheit des Kampfes, inſonderheit auch von der kaum zu bewältigenden Schwierigkeit des Anſturmes gegen die Höhe, mögen Briefe Zeugniß ablegen, die damals, unmittelbar nach der Schlacht, geſchrieben wurden.

In dem Briefe eines 48ers heißt es: »Verwundet und nicht gerade in Schreibeſtimmung, halte ich es doch für meine Pflicht, Ihnen von unſerer Spicherer Action zu erzählen. . . . . Etwa um 1 Uhr wurde Alarm geſchlagen; Niemand dachte, daß er innerhalb weniger Stunden dem Feinde gegenüberſtehen werde. . . . In St. Johann, der Schweſterſtadt von Saarbrücken, wurden wir mit Enthuſiasmus empfangen. Eine alterthümliche Brücke führte uns über die Saar, dann in Saarbrücken ſelbſt hinein; der Kanonendonner ſcholl immer näher und näher herüber. Nun Commando zum Laden der Gewehre; dann ging es durch die Vorſtädte und Gärten hindurch; Saarbrücken lag hinter uns. Es ſchien mir, wir hielten uns, zunächſt wenigſtens, halb links. Der Pulverdampf zog ſich über uns vorliegende Berge, die theils ſanft, theils ſteiler zur Saar hin abfallen. Eine große, breite Schlucht, vielleicht das Saarthal ſelbſt, vielleicht auch eine bloße Einbiegung deſſelben (nach rechts hin, weſtlich), ſchien für einige Bataillone unſerer Diviſion der vorgeſchriebene Weg zu ſein. Auch für das unſere. Das Gepäck ward auf einer Wieſe abgelegt und in Halbbataillonen ging es nun vor. Die Höhen waren von den Franzoſen beſetzt, wie auch der aus niedrigem Buſchwerk beſtehende Wald, der die linke Seite der großen Schlucht einfaßte.*) Die 39er, 40er und 74er hatten ſich bereits an den untern Abhängen jener Höhen eingeniſtet. Kaum in die großartige Wolfsſchlucht eingetreten, erhielten wir ein mörderiſches Granat- und Kleingewehrfeuer von vorn und von links her aus dem Waldesſaume. Ehe wir noch den Feind geſehen hatten, lichteten ſich unſere Reihen. Buchſtäblich war der

*) Wahrſcheinlich, wenn wir alle Oertlichkeitsangaben des Briefes zuſammenfaſſen, reſp. gegen einander abwägen, erfolgte der Angriff an der Ecke, die durch das Saarthal und die eigentliche Schlucht gebildet wird.

Weg, den die Halbbataillone zurücklegten, durch Todte bezeichnet, der lange, lange Weg bis zur nächſten Deckung, die theils aus dem Walde beſtand, theils aus Hohlwegen und vorſpringenden Felſen. Die dieſſeitige Liſière des Waldes wurde von uns mit Hurrah genommen, ebenſo die ſchroff abfallenden Felſen rechts von der Schlucht. Von Halten und Beſinnen war keine Rede; was fiel, fiel; immer vorwärts ging's die Höhe hinauf, die ſich einige hundert Fuß über dem Saarſpiegel erheben mag. Kameraden anderer rechts neben uns ſtürmender Regimenter ſchloſſen ſich uns an dieſer Stelle an und bald war das ganze Waldterrain, wie auch rechts die höchſte Kuppe genommen. Aber das ſo mühſam Errungene zu halten, ſollte uns noch ſchwer gemacht werden. Kaum hatten wir die erſte Berglinie beſetzt, als von einem dahinter liegenden Höhenrücken aus, der völlig von den Franzoſen verſchanzt war, ein ſolches Feuer auf uns gerichtet wurde, daß das Feuer von Königgrätz daneben zu verſchwinden ſchien. Was thun in dieſem Kugelregen? Da ertönte unſer Signal: »Schnell avanciren«; eine Batterie hatte die Höhe erreicht und fuhr neben uns auf; vorwärts, vorwärts; die Franzoſen wurden geworfen und flohen in Unordnung nach Süden zu.«

Dieſem Berichte eines 48ers,[*] der unſere Darſtellung des Gefechts am feindlichen rechten Flügel in ſehr anſchaulicher Weiſe vervollſtändigt, laſſen wir den Brief eines Offiziers vom 12. Regiment folgen, der, rechts daneben, den Sturm in der Front, den beinahe kahlen Abhang hinauf, mitmachte.

»Ich glaube, ich hatte Dir geſchrieben, daß ich ſeit einiger Zeit Fourier-Offizier war. Folge davon war, daß ich nachgerade etwas marode wurde; ſpeciell die letzten drei Nächte vor der Schlacht hatte ich gar nicht geſchlafen. Am 6., Mittags um 11 Uhr, kam mein Regiment in Neuenkirchen an. Ich hatte noch im letzten Augenblick ein ſehr gutes Quartier bekommen. Mein Wirth, ein Prediger, empfing mich ſehr freundlich. Mit mir zuſammen wohnte dort in meiner Stube noch ein Diviſionsprediger. Mit Beiden unterhielt ich mich und frühſtückte wenig, um mir nicht das auf 1 Uhr angeſetzte Mittag zu verderben. Dann ging ich in mein Zimmer und legte mich etwas nieder, um endlich zu ruhen. Ich war jedoch zu abgeſpannt und konnte nicht ſchlafen. Etwa eine halbe Stunde mochte ich gelegen haben, als das Alarmſignal durch die Straßen ertönte. Ich rückte nach dem Bahnhofe, wo ich mich in ein Coupé erſter Claſſe ſetzte und wohlgemuth nach Saarbrücken fuhr. Dort angekommen, konnte ich mit meinem Glaſe ſchon Einiges vom Gefecht ſehen. Sofort, nachdem die Leute ausgeladen waren, trat das Bataillon den Marſch nach dem Gefechtsfelde an. Das erſte Bataillon unſeres Regiments, das mit uns in Neuenkirchen zuſammengelegen hatte, war bereits vor einer Stunde mit der Bahn in Saarbrücken angelangt und ſchon im Feuer. Es herrſchte unter unſern Leuten eine derartige Begeiſterung, daß der Marſch vom Bahnhofe nach dem Gefechtsfelde faſt im Laufſchritt zurückgelegt wurde. Eine halbe Meile ſüdlich von Saarbrücken erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten eine gegen Saarbrücken ſteil abfallende bewaldete Höhenkette Das Vorterrain gewährt nirgends eine gedeckte Annäherung. So bildet dieſe Höhenkette eine ſcheinbar uneinnehmbare Poſition. Daß ſie jedoch nicht abſolut uneinnehmbar, das haben preußiſche Truppen am 6. bewieſen. Bei ungeheurer Hitze unter immerwährendem Hurrahgeſchrei legten unſere Compagnieen, trotzdem ſie Vormittag einen anſtrengenden Marſch gemacht hatten und trotz des ſchweren Gepäcks den Weg bis zur Wahlſtatt in fabelhaft kurzer Zeit zurück. Drei Nächte nicht geſchlafen, kein Mittag gegeſſen und dann ein Eilſchritt von einer Stunde, bringen auch den kräftigſten Menſchen in eine für ein Gefecht wenig geeignete Verfaſſung. So kam es denn auch, daß ich ſchon beim Ausgang der Stadt — es ging immer bergan — vollkommen erſchöpft war. Da, wo die Straße auf die erwähnte Bergkette hinaufführt, kämpfte ſchon ſeit beinahe einer Stunde unſer erſtes Bataillon mit großen Verluſten. Das zweite Bataillon, bei dem ich ſtand, erhielt den Auftrag, den Angriff deſſelben zu unterſtützen. Zu dieſem Zwecke mußte nun das Bataillon in einer Entfernung von 1500 Schritt von der feindlichen Stellung einen Flankenmarſch machen. In der Höhe unſeres Angriffspunktes angekommen, bekamen wir, trotz der Entfernung, bei der Flankenbewegung ſchon wirkſames Feuer. Die 5. und 6. Compagnie wurden zum Gefecht vorgezogen; meine Compagnie auf dem äußerſten linken Flügel. Inzwiſchen war nämlich

---

*) Der Briefſchreiber gehörte dem 2. Bataillon genannten Regiments (des 48.) an, das unter allen bei Spicheren engagirten Truppentheilen wahrſcheinlich die enormſten Verluſte hatte. Ueber das glänzende todesmuthige Vorgehen dieſes Bataillons finden wir noch Folgendes: »Unſer 2. Bataillon traf am Nachmittag um 2½ Uhr in Saarbrücken ein, legte das Gepäck ab und ging um 3¾ Uhr unter Major v. Mellenthin zum Gefecht gegen die ſüdlich von Saarbrücken gelegenen waldigen Höhen vor. Das Bataillon gerieth ſofort in ein heftiges Feuer, in welchem Hauptmann v. Kracht von der 7. Compagnie den Tod fand. Mit ungeheuren Verluſten erklomm es die Höhe, beſetzte die Liſière des Waldes und unterhielt ein 2½ Stunden ſtehendes Feuergefecht. Mehrfache feindliche Angriffe wurden von ihm zurückgewieſen und ein glücklicher Vorſtoß gemacht gegen die ſtark verſchanzte Stellung. Major v. Mellenthin gab das Zeichen zum gemeinſamen Vorgehen gegen dieſe Poſition. Ein Kugelregen, der hageldicht fiel. Die Franzoſen wichen zurück und flohen gegen Forbach zu. Die Mitrailleuſen ſpielten fortwährend, und da dieſe Maſchine, wie jede Mitraille, da, wo ſie wirklich einſchlägt, verheerend wirkt, ſo erhielten z. B. Hauptmann Werner fünf, Fähnrich v. Brieſen vier Schüſſe. Von den 17 Offizieren waren im Bataillon 2 todt, 11 verwundet, außerdem 1 Fähnrich, ein Vicefeldwebel verwundet und 287 Mann auf dem Platze geblieben oder vermißt. Am meiſten hatte die 5. Compagnie verloren. 131 Mann, alſo über die Hälfte.«

Oberſt v. Reuter durch einen Schuß in den Fuß verwundet worden und hatte Oberſtlieutenant v. Kalinowsky das Commando des Regiments, Hauptmann Johow das des Bataillons übernommen. Die 5. und 6. Compagnie gingen ſodann zur Attake vor; das erſte Bataillon attakirte ſoeben wieder und diesmal mit Erfolg. Bereits hatte mich die Nachricht erreicht, daß Oppen und Hobe ſchwer verwundet, wenn nicht ſchon todt, Graf Reventlow todt ſei (vom 1. Bataillon).

Mein einziges Beſtreben war, meine Kräfte ſo weit anzuſpannen, um vor der Compagnie bleiben zu können. Bei der letzten Attake des erſten Bataillons hatte der Feind bereits die erſte Poſition, da, wo der bewaldete ſteile Abhang und der ſanfter anſteigende Bergesfuß ſich begrenzen, verlaſſen und ſich die Bergwand hinangezogen, von wo er auf uns feuerte. An jener erſten Poſition des Feindes angelangt, ließen wir das Gepäck ablegen, denn was ich befürchtete, war eingetroffen. Die Leute waren bereits ſo erſchöpft, daß es mir faſt unmöglich erſchien, ſie auch ohne Gepäck bis auf den Kamm des Berges zu führen.

Nun beginnt die ſchrecklichſte Viertelſtunde meines Lebens. Nicht die feindlichen Kugeln waren es, die mir Schrecken einflößten — mit Dank hätte ich jede begrüßt, die mich ſchwer getroffen, zum Niederſinken gezwungen hätte —; das vollſtändige Aufhören aller Kräfte, die immer klarer mir vor Augen tretende Unmöglichkeit, den Kamm perſönlich zu erreichen, waren es, die mich mit Grauen erfüllten. Was ich in jenen Minuten ausgeſtanden, kann ich Dir nicht beſchreiben. Denke Dir, wenn ich hätte liegen bleiben müſſen, wenn meine Compagnie ohne mich angekommen wäre!

Ich faßte den feſten Entſchluß, nicht lebend liegen zu bleiben. Mancher Mann blieb liegen, der gewiß noch mehr Kräfte hatte, als ich. Meine Beine vermochten nicht mehr zu ſteigen. An den Sträuchern klammerte ich mich an und zog mich an ihnen empor. So unter namenloſer Anſtrengung näherten wir uns dem Kamm. Auf jedem dieſer Männergeſichter las man den feſten Entſchluß, denſelben zu erreichen, koſte es, was es wolle. Und auch der Feind muß es verſtanden haben, dieſe Schrift zu leſen, denn bei dem mit Aufwendung der letzten Kräfte ausgeſtoßenen Hurrah der Unſeren räumte er die Poſition. Auf dem Kamme des Bergrückens zieht ſich eine Straße entlang, an der ſich der Wald ſcharf abgrenzt. Dahinter führt in einer freien leichten Böſchung das Terrain wieder nach einer bewaldeten Schlucht hinein. Dorthin wandte ſich der Feind, von den Unſern wirkſam beſchoſſen. Nur an der Stelle, wo ich mit einem Theil meiner Compagnie den Kamm erreichte, liegt jenſeit des Berges noch ein keilförmiger Waldfleck. In dem wollten ſich einige Rothhoſen noch halten, wurden aber nach kurzem Handgemenge daraus vertrieben. Einem verwundeten Franzoſen, der auf mich in nächſter Nähe, ohne daß ich es bemerkt, geſchoſſen hatte, rettete ich das Leben. Ich ſah, daß einige Leute ihn niederſtoßen wollten, und nicht wiſſend, daß er noch ſoeben feindliche Abſicht gezeigt, verhinderte ich ſie an ihrem Vorhaben. Ich glaube, zur Belohnung dafür hat mich Gott auch noch nachher in dem mörderiſchen Feuer beſchützt. Um mich herum fiel Alles (unſer Regiment verlor 32 Offiziere); aber meine eigenen Kräfte waren von dem Augenblick, wo wir die Höhe hatten, vollſtändig wiedergekehrt. Etwas Wein aus meiner Feldflaſche erfriſchte mich. Es kam jetzt nur darauf an, die eroberte Stellung ſo lange zu behaupten, bis ein Flankenangriff auf die Hauptpoſition des Feindes zur Ausführung kommen konnte. Dieſer Angriff geſchah und glückte. . . . Ich habe ein ſolches Feuer auf einer ſo ausgedehnten Linie nicht für möglich gehalten.«

Die Niederlage des franzöſiſchen II. Corps war vollſtändiger, als wir dieſſeits nach einem ſo ſchwer errungenen Siege glaubten annehmen zu dürfen. General Froſſard zog ſich zwar zunächſt, wie ſchon hervorgehoben, in immer noch bewahrter Ordnung auf Saargemünd zurück (wo er nach einem beſchwerlichen Nachtmarſch am 7. früh eintraf), aber unſere Plänkler ließen ihm keine Ruhe und beſtimmten ihn zu einer raſchen, weiteren Retraite, die alsbald die bis dahin bewahrte gute Haltung verlor und mannigfach in Flucht ausartete. Der Rückzug ging auf Metz.

Unſere I. Armee folgte am Morgen des 7. ſchon auf der Straße Saarbrücken-Forbach; die Avantgarde der II. Armee überſchritt in der Nacht vom 7. zum 8. die feindliche Grenze. Das Gros folgte raſch.

So ſtand denn am 8. Auguſt bereits der größte Theil unſerer drei Armeen auf franzöſiſchem Boden.

Vom 7. bis 14. Auguſt.

Eine rückgängige Bewegung der franzöſiſchen »Rheinarmee«, die vielleicht ſchon am 5. beſchloſſene Sache war, war am 7., nach dem unglücklichen Ausgange der Kämpfe bei Wörth und Spicheren, zu einer Unvermeidlichkeit geworden. Anfänglich gedachte man im Armee-Hauptquartier auf Châlons zurückzugehen und hier eine Concentrirung der geſammten Streitkräfte, alſo der Mac Mahon'ſchen und der Rheinarmee, eintreten zu laſſen; durch Nachrichten von Paris her beeinflußt, gab der Kaiſer indeſſen dieſen Plan wieder auf und beſchloß die Beibehaltung **zweier** Heerkörper, von denen ſich die Rheinarmee (die uns in den nächſten Abſchnitten ausſchließlich beſchäftigen wird) unter Heranziehung des 6. Corps, Canrobert, bei **Metz** concentriren ſolle. In etwa vier Tagen wurde dieſe rückgängige Bewegung, ohne unſererſeits erhebliche Störungen erfahren zu haben, ausgeführt und am 11. Auguſt ſtanden die fünf Corps, aus denen ſich die Rheinarmee nunmehr zuſammenſetzte, am rechten (dieſſeitigen) Moſelufer in folgenden Stellungen um Metz herum:

Das 4. Corps, l'Admirault, zwiſchen St. Julien und St. Barbe, Linker Flügel.

Das 3. Corps, Bazaine, rechts daneben, in Front von Borny und Grigy. Linkes Centrum.

Das 2. Corps, Froſſard, rechts daneben, zwiſchen Grigy und Peltre. Rechtes Centrum.

Das 6. Corps, Canrobert, rechtwinklig daneben, im Süden von Metz. Rechter Flügel.

Die Garden ſtanden hinter dem 3. Corps, zunächſt der Stadt.

Soviel über die Aufſtellung der Rheinarmee. Innerhalb dieſer letzteren waren inzwiſchen in Allem, was Führung angeht, erhebliche Veränderungen vorgenommen worden. Marſchall Leboeuf, Chef des

Generalſtabes, ſowie ſein erſter Stellvertreter, General Lebrun, hatten ihre Dimiſſion erbeten und erhalten; die öffentliche Meinung, die, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, dem leichtſinnigen Ungeſchick des Erſtgenannten an allen Niederlagen Schuld gab, hatte keine Wahl gelaſſen. Ziemlich gleichzeitig mit der Entlaſſung Leboeuf's erfolgte auch der Rücktritt des Kaiſers von dem wenigſtens nominell geführten Obercommando und Marſchall Bazaine trat an ſeine Stelle. Zunächſt proviſoriſch. Dies Proviſorium war indeß von kürzeſter Dauer. Als am 11. oder 12. Marſchall Canrobert*) in Metz eintraf und ſich mit den Worten an den Kaiſer wandte: »Sire, die ernſte Situation gebietet es dringend, daß Alle einem einzigen

---

*) François Certain Canrobert wurde am 27. Juni 1809 zu St.-Cerré in der Auvergne geboren, trat 1826 in die Militairſchule von St.-Cyr und aus dieſer 1828 als Unterlieutenant in die Armee. 1835 meldete er ſich freiwillig zu einer nach Africa abgehenden Truppenverſtärkung und diente hier mit Auszeichnung gegen Abd-el-Kader; bei der Erſtürmung von Conſtantine 1837 wurde er verwundet. Nach Frankreich 1840 als Capitain-Adjutant-Major zurückgekehrt, erhielt er den Orden der Ehrenlegion und wurde bei der Organiſation der Chaſſeurs d'Orléans in dieſe neue Truppe verſetzt. 1842 zum Commandanten des 5. Jägerbataillons ernannt, kehrte er nach Africa zurück, wo er unter Cavaignac und St. Arnaud kämpfte, 1845 zum Oberſtlieutenant und 1847 zum Oberſten und Commandanten des Zuaven-Regiments befördert wurde. Mit dieſem half er im November 1849 den Aufſtand in der Oaſe Zuadſcha niederſchlagen und erſtürmte namentlich das Dorf dieſes Namens. 1850 zum Brigadegeneral ernannt, verließ er Africa, erhielt eine Brigade der Armee von Paris und ſchloß ſich nach längerem politiſchen Schwanken dem Prinz-Präſidenten an. Nach dem Staatsſtreich vom 2. Dezember 1851 ſtellte er am 4. die Ruhe in Paris her, worauf er 1852 zum Diviſionsgeneral befördert wurde. Beim Ausbruch des Krieges gegen Rußland 1854 erhielt Canrobert das Commando der 1. Diviſion der Orient-Armee, ſtand mit dem engliſchen General Brown an der Spitze der Commiſſion, welche von Varna aus zur Recognoscirung der Krim abgeſandt wurde, kämpfte in der Schlacht an der Alma im Centrum und übernahm, ſchon längſt durch ein geheimes Schreiben zu St.-Arnaud's Nachfolger ernannt, den Oberbefehl, als dieſer, zum Tode krank, die Armee verließ. Mißverhältniſſe, beſonders mit Lord Raglan, veranlaßten ihn, während der Belagerung von Sewaſtopol im Mai 1855 ſeine Entlaſſung einzureichen. Seinem Wunſche gemäß erhielt er den Befehl über ſeine Diviſion zurück und trat hiermit unter den Befehl Peliſſier's, ſeines bisherigen Untergebenen, den er ſelbſt zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen hatte. Im Auguſt 1855 wurde er vom Kaiſer zurückberufen, bald darauf zum Marſchall ernannt und mit einer Miſſion nach Stockholm betraut, um für gewiſſe Fälle ein Bündniß mit Schweden abzuſchließen. Als im Januar 1858 die Militair-Diviſionen Frankreichs unter 5, ſpäter 7 Generalcommando's, Corps d'armées, geſtellt wurden, erhielt Canrobert das dritte in Nancy. Im Kriege von 1859 befehligte er das dritte Corps der italieniſchen Armee. Bei Magenta kam nur ein Theil deſſelben zur Verwendung. Bei Solferino war Canrobert beſtimmt, die aus Mantua ausrückenden Truppen des Feindes zu beobachten und zurückzuwerfen, wodurch er aufgehalten und lange verhindert wurde, Niel die erbetene Unterſtützung zu ſenden. Darüber kam es zwiſchen beiden Feldherren zu bitteren Erörterungen, deren ernſte Folgen nur das Einſchreiten des Kaiſers verhinderte. Nach dem Kriege kehrte Canrobert auf ſeinen Poſten nach Nancy zurück, erhielt aber 1861 nach des Marſchall Caſtellane's Tode das 4. Armee-Corps in Lyon. Edel, tapfer, ohne Hehl und Falſch, ein Biedermann von Grund aus, erinnerte er in ſeinem ganzen Auftreten an Marſchall Ney und war, wie dieſer, ein Liebling der Armee.

Chef gehorchen; ich will das Beiſpiel geben, indem ich Sie bitte, mich unter den Befehl des Marſchall Bazaine zu ſtellen!« wurde Bazaine durch kaiſerliches Decret endgültig zum Oberfeldherrn der Rheinarmee und General Jarras zum Generalſtabschef dieſer Armee ernannt. Das Proviſorium hatte ein Ende. General Decaen übernahm an Bazaine's Stelle das Commando des 3. Corps.

Wir laſſen zunächſt einige biographiſchen Notizen in Betreff des letzteren (Bazaine) folgen.

François Achille Bazaine wurde im Jahr 1811 geboren. Nach Einigen gehörte er, väterlicherſeits, einer in den franzöſiſchen Kriegsannalen namhaften Familie an; nach anderer (allgemeinerer) Annahme indeß machte er ſeine Carrière von der Pike auf, war Tambour und verwirklichte die franzöſiſche Lieblingsidee vom »Marſchallſtab im Torniſter«. 1831 trat er in die Armee, ging 1832 nach Africa und erwarb das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde; 1837 ſchiffte er ſich mit der Fremdenlegion nach Spanien ein und machte hier zwei beſchwerliche Feldzüge gegen die carliſtiſchen Guerillasſchaaren mit. 1839 wieder nach Algier, wo er an den Expeditionen nach Milianah, Kabylien und Marokko theilnahm. 1850 trat er an die Spitze des erſten Regiments der Fremdenlegion. 1854 Brigadegeneral. In dieſer Eigenſchaft war er in der Krim, wo er bei der Belagerung von Sewaſtopol ſich eben ſo ſehr durch Bravour wie durch organiſatoriſchen Geiſt auszeichnete. Nach der endlichen Einnahme der Feſtung, wurde er Diviſionair und Platzcommandant von Sewaſtopol. Um eben dieſe Zeit befehligte er mit Umſicht und Erfolg das Expeditionscorps gegen Kinburn. Nach ſeiner Rückkehr ward ihm die Inſpection über mehrere Infanterie-Diviſionen übertragen. 1863 ging er, als Diviſionair, mit nach Mexico, wo er alsbald, nach dem Abgange des Marſchalls Forey, den Oberbefehl über die dort concentrirte franzöſiſche Armee übernahm. Puebla und Mexico wurden genommen; 1864 das Kaiſerreich (Erzherzog Maximilian) proclamirt. 1866 unterlag Kaiſer Max der republicaniſchen Partei und wurde auf der Ebene von Queretaro erſchoſſen. Es hieß damals, daß Bazaine dieſen Ausgang habe verhindern können; nach Einigen folgte er dabei erhaltenen Befehlen, nach Anderen ſeinen eigenen ehrgeizigen Plänen, die auf nichts Geringeres aus waren, als ſich ſelber zum Kaiſer zu machen. Alle dieſe Dinge indeß geben wenig über das bloße Gerücht hinaus. Die franzöſiſche Expedition kehrte nach Frankreich zurück, mit ihr Bazaine. Perſönlich nicht eben beliebt, genoß er nichtsdeſtoweniger das Anſehen eines tapferen, klugen, namentlich im Taktiſchen ausgezeichneten Generals.

Unſere I. und II. Armee, deren vorgeſchobenſte Diviſionen den Kampf bei Spicheren gehabt hatten, waren alsbald, aber doch erſt nach Heranziehung der rückwärts ſtehenden Truppentheile, dem abziehenden Feinde gefolgt und hatten am 9. in ſtarken Colonnen die franzöſiſche Grenze überſchritten. Die I. Armee, bei der inzwiſchen auch das I. (oſtpreußiſche) Armee-Corps, General v. Manteuffel, eingetroffen war, marſchirte über Forbach, St. Avold, Longeville, Fouligny direct gegen Metz, während ſich die II. Armee, etwas weiter ſüdlich, über Puttelange, Groß-Tenquin, Baronville ꝛc. gegen Pont-à-Mouſſon dirigirte. Ob, als beiden Armeen dieſe Zielpunkte gegeben wurden, der Gedanke bereits feſtſtand, den mittelſt der I. Armee bei Metz feſtzuhaltenden Feind mit Hülfe der über die Moſel vordringenden II. Armee vom Rücken her zu umſpannen, ſtehe dahin. Die Anſichten ſcheinen darüber auseinanderzugehen. Jedenfalls ſcheint ſchon damals, als dieſe Marſchbewegungen ausgeführt wurden, der betreffende Gedanke innerhalb der Armee ſelbſt discutirt worden zu ſein.*)

Am 13. Auguſt hatte die I. Armee, die, dem Feinde unmittelbar folgend, auch die nächſte an ihm geblieben war, den Terrainabſchnitt der franzöſiſchen Nied erreicht und Bivouacs wie folgt bezogen:

I. Armee-Corps	1. Diviſion bis Courcelles-Chauſſy,
	2. Diviſion bis Les Etangs,
VII. Armee-Corps	13. Diviſion bis Pange,
	14. Diviſion bis Domangeville,

VIII. Corps als Reſerve hinter der deutſchen Nied bei Barize.

Die 1. und 3. Cavallerie-Diviſion, jene bis Orny, dieſe bis St. Barbe hin, deckten die Flügel.

Auch Avantgarden wurden vorgeſchoben und zwar bis über die franzöſiſche Nied hinaus. Die Vortruppen des I. Armee-Corps ſtanden bis Glatigny, die des VII. Armee-Corps bis Laquenexy. Man hatte, hier wie dort, den Feind beinah unmittelbar vor ſich. Ein Dragoneroffizier, der mit zur Avantgarde des I. Corps gehörte, ſchreibt über den überraſchenden Anblick, der ſich ihm bei einem Recognoscirungs-Ritte darbot, das Folgende:

»Am 13. um 10 Uhr Vormittags war unſere Avantgarde bei Glatigny 1½ Meile öſtlich von Metz eingetroffen. Nach Berichten von Einwohnern ſollte die franzöſiſche Armee ſich hinter Metz zurückgezogen haben.

---

*) Andrerſeits heißt es in einem von beſtunterrichteter Seite herrührenden Briefe aus dem Hauptquartier des Königs vom 19. wie folgt: »Am 15. erſchien der König auf dem Plateau von Servigny-Noiſſeville und beritt das Gefechtsfeld. Hier ſcheint nun der Gedanke entſtanden zu ſein, ob man nicht durch ein raſches Vorgehen über die Moſel, ſüdlich der Feſtung, die franzöſiſchen Truppen in und bei Metz feſthalten und vor ihnen die Straße nach Chalons-Paris gewinnen könne, worauf ja ſchon der Vormarſch der kronprinzlichen Armee von Nancy aus auf Toul und Verdun hinzudeuten ſchien.«

Um ſich darüber Aufklärung zu verſchaffen, wurde die 2. Escadron oſtpreußiſchen Dragoner-Regiments Nr. 10, Rittmeiſter v. Buttlar, vorgeſchickt. Ein ebenſo ungeahnter wie nie geſehener Anblick bot ſich der Escadron dar, als ſie, auf der Höhe von Petit-Marais angekommen, den hinter Metz geglaubten Feind zum Greifen nahe vor ſich ſah. Das ganze franzöſiſche Zeltlager lag zwiſchen den Dörfern Noiſſeville, Nouilly und Servigny. Die von der hellen Sonne beleuchteten, weit ſchimmernden Zelte zwiſchen den grünen Weinbergen, dazu die rothen Dächer der Dörfer, weit hinten im blauen Dunſte das alte, finſtre Metz mit ſeinen Forts und ſeiner Kathedrale, boten einen ebenſo pittoresken, wie momentan friedlichen Anblick dar. Letzterer wurde allerdings ſehr bald verwiſcht, da ſofort die bei Servigny in Schützengräben liegende Feldwache von Garde-Zuaven ein überreiches Feuer auf 1500 Schritt eröffnete.

Beim erſten Erſcheinen unſerer Reiter entwickelte ſich im feindlichen Lager eine ergötzliche Rührigkeit. Es war, als ob ein Knabe einen Stein in einen Ameiſenhaufen geworfen. Eine halbe Stunde ſpäter ſah man dichte weiße Colonnen, ähnlich wie vom Leinwandmarkt heimkehrende Landfrauen, auf der Chauſſee nach Metz ziehen. General v. Memerty, unſer Avantgarden-Commandeur, recognoscirte bis auf Schußdiſtanz. Ein Angriff unſererſeits unterblieb. Die Nacht verging ruhig. Große Abtheilungen des Feindes waren gegen Morgen abgezogen, andere waren geblieben.

Mit dieſen ſollten wir zu thun bekommen.«

So der Brief. Anderen Tages trat das I. Armee-Corps auf dem vorgelegenen Plateau, zwiſchen den Dörfern Noiſſeville, Nouilly, Servigny in ein ernſtes Gefecht ein. Wir geben die noch rückſtändige (vgl. S. 205) Ordre de Bataille des I. Corps.

I. Armee-Corps, General der Cavallerie v. Manteuffel.

1. Diviſion v. Bentheim.

Brigade Generalmajor v. Gayl.
- Grenadier-Reg. Kronprinz Nr. 1, Oberſt v. Maſſow.
- 41. Inf.-Reg., Oberſtlieut. v. Meerſcheidt-Hülleſſem.

Brigade Generalmajor v. Falkenſtein.
- Grenadier-Reg. Nr. 2, Oberſt v. Legat.
- 43. Inf.-Reg., Oberſt v. Buſſe.

Jäger-Bataillon Nr. 1, Oberſtlieut. v. Ploetz.

Litthauiſches Dragoner-Reg. Nr. 1, Oberſt-Lieutenant v. Maſſow.

Diviſions-Artillerie (24 Geſchütze).

2. Diviſion v. Pritzelwitz.

Brigade Generalmajor v. Memerty.
- Grenadier-Reg. Nr. 4, Oberſt v. Tietzen und Hennig.
- 44. Inf.-Reg., Oberſt v. Boecking.

Brigade Generalmajor v. Zglinitzki.
- Grenadier-Reg. Nr. 5, Oberſt v. Einem.
- 45. Inf.-Reg., Oberſt v. Mützſchefahl.

Oſtpreußiſches Dragoner-Reg. Nr. 10, Oberſt Freiherr v. d. Goltz.

Diviſions-Artillerie (24 Geſchütze).

Corps-Artillerie: zwei reitende und vier Fuß-Batterieen, zuſammen 36 Geſchütze unter Oberſt Junge.

Die Schlacht bei Colombey-Nouilly

am 14. Auguſt.

Die Beobachtungen, die der oſtpreußiſche Dragoneroffizier von Petit-Marais aus angeſtellt hatte, waren richtig. »Große Abtheilungen des Feindes waren gegen Morgen abgezogen, andere waren geblieben.«

Bazaine hatte an die Uebernahme des Commando's ſehr wahrſcheinlich gleich die Bedingung geknüpft: Aufgeben der Moſellinie und Concentrirung aller Streitkräfte bei Châlons. Gewiß war dies das Richtige, auch das am Abend des 6. bereits von allen Verſtändigen Gewollte. Nur politiſche Erwägungen, Nachrichten aus Paris, wie ſchon S. 225 hervorgehoben, hatten davon abgehalten. Jetzt endlich gab die militairiſche Rückſicht den Ausſchlag. Der Marſch auf Châlons ſollte unverzüglich angetreten werden. Am Abend des 13. erließ deshalb Marſchall Bazaine folgenden Befehl:

»Die Armee halte ſich zu einer auf morgen, den 14., fünf Uhr früh auszuführenden Bewegung in Bereitſchaft. Jeder Mann nimmt den dreitägigen Verpflegungsbedarf, und zwar für den 14., 15. und 16., mit ſich. Der Generalintendant hat ſo viele Rationen als möglich aufzuladen und mitzuführen und der Garniſon von Metz nur die unumgänglich nothwendige Verpflegung zu überlaſſen. Dieſen Abend noch werden jene Nichtſtreitbaren bezeichnet werden, die, in regulaire Detachements organiſirt, in der Feſtung zurückzubleiben haben. Außer dieſen Abtheilungen wird die künftige Beſatzung von Metz noch aus Depots, 4 Bataillonen, der mobilen und ſeßhaften Nationalgarde, endlich aus der Infanterie-Diviſion Laveaucoupet vom 2. Corps Froſſard (die bei Spicheren ſehr ſtark gelitten hatte) zuſammengeſetzt ſein. Dieſe Infanterie-Diviſion wird den Kern der Garniſon bilden.«

In Gemäßheit dieſes Befehles, den natürlich direkte Marſchordres für die einzelnen Corps begleiteten, rückten am 14. in aller Frühe die franzöſiſchen Truppen aus ihren Lagerplätzen ab, wie es ſcheint, die an den Flügeln ſtehenden Armee-Corps, das 4. und 2., zuerſt. Standen dieſe doch den Moſel- und Seille-Uebergängen im Norden und Süden der Stadt am nächſten. An Anſtrengungen und Vorſichtsmaßregeln, die Flußpaſſage zu erleichtern, hatte es in den letzten Tagen nicht gefehlt und Seitens der Genietruppen waren zur Aushülfe für die zwei innerhalb der Stadt befindlichen Brücken noch fünfzehn weitere Uebergänge über die Seille und Moſel hergerichtet worden; aber trotz dieſer Maßregeln ging der Marſch vom rechten aufs linke Flußufer doch nur äußerſt langſam von Statten. Schuld waren die endloſen Convois, die, nach einem populair gewordenen Ausdruck, den Streitkräften Bazaine's das Ausſehen der »Armee des Darius« gaben. Eine Verminderung dieſer Bagage, die bis zuletzt eine Laſt und ein Hinderniß blieb, hatte das Obercommando nicht anzuordnen gewagt; ſo blieben Stockungen und Stillſtände nicht aus und als die vierte Nachmittagsſtunde herankam, hatten nur erſt die beiden Cavallerie-Diviſionen Forton und Barail und das 2. Corps, Froſſard, ihren Uebergang vom rechten auf das linke Ufer bewerkſtelligt. Das 4. Corps ſtand noch theilweiſe dieſſeits, das 3. Corps und die Garden ganz. Das 6. Corps, das durch ſeine Stellung bei Montigny, ſüdweſtlich der Stadt, einen vorweg gegebenen Vorſprung nach Weſten zu hatte, war ebenfalls in ſeiner Stellung verblieben. So war auf franzöſiſcher Seite die Geſammtſituation, als ein zunächſt nur mit ſchwachen Kräften unſererſeits unternommener Angriff zu dem blutigen, in ſeinen Folgen höchſt wichtigen Kampfe von Colombey-Nouilly führte.

Terrain. Stellung.

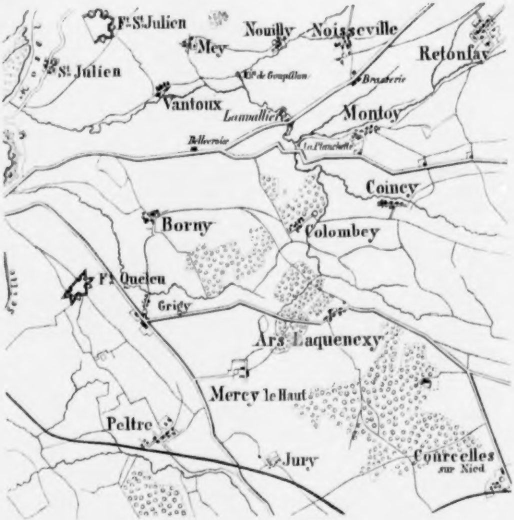
Das 3. franzöſiſche Corps hatte, wie ſchon S. 225 hervorgehoben, im Centrum der feindlichen Stellung, und zwar in Front von Borny, wie links und rechts deſſelben, Lagerplätze bezogen. Dies war am 11. geweſen. Am 14. Mittags hatte das genannte vier Diviſionen ſtarke Corps, das jetzt, nachdem Bazaine das Obercommando führte, vom General Decaen commandirt wurde, noch dieſelben Poſitionen inne und zwar ſtand:

die Diviſion Metmann hinter Colombey, mit dem linken Flügel an die große Saarbrücker Straße, mit dem rechten Flügel an Schloß Colombey gelehnt;

die Diviſion Caſtagny unmittelbar rechts daneben zwiſchen Schloß Colombey und Ars Laquenexy;

die Diviſion Aymard zwiſchen Vallières und Borny, hinter der Diviſion Metmann;

die Diviſion Montaudon zwiſchen Borny und Grigy, hinter der Diviſion Caſtagny.


Ft. St. Julien
Nouilly
Noisseville
Mey
Retonfay
St. Julien
Fe. de Goupillon
Brasserie
Vantoux
Lamallier
Montoy
Bellecroix
la Planchette
Coincy
Borny
Colombey
Ft. Queleu
Grigy
Ars Laquenexy
Mercy le Haut
Peltre
Jury
Courcelles sur Nied

Die beiden erſtgenannten Diviſionen bildeten alſo links und rechts von Colombey ein erſtes, die beiden letztgenannten Diviſionen links und rechts von Borny ein zweites Treffen.

Die Stellung, die ſie einnahmen, war eine ſehr gute. Ein Bach, der hier von Süd nach Norden und, der Saarbrücker Straße zu, zwiſchen hohen, faſt eine Schlucht bildenden Ufern fließt, erſchwert den Angriff; Gehölze, Steinmauern, maſſive Gebäude kommen dem Vertheidiger zu Statten, der außerdem nicht geſäumt hatte, durch zahlreich aufgeworfene Schützengräben ſeine Stellung faſt unnahbar zu machen.

So viel über die Stellung des Feindes. Es erübrigt noch, hinzuzufügen, daß eine dem 4. Corps, l'Admirault, zugehörige, aus ihrem Lagerplatz zwiſchen Nouilly-Montoy noch nicht abmarſchirte Diviſion, die Diviſion Grenier, zu Anfang der Schlacht den linken Flügel des 3. Corps, Decaen, deckte, bis drittehalb Stunden ſpäter die ihren Moſelübergang unterbrechenden, auf das Plateau nördlich der Saarbrücker Straße zurückkehrenden anderen Abtheilungen des franzöſiſchen 4. Corps, die Diviſionen Ciſſey und Lorencez, auch an dieſer Stelle des Schlachtfeldes den Unſeren und zwar dem I. (oſtpreußiſchen) Armee-Corps, ein blutiges Gefecht lieferten.

Dem 3. Corps gegenüber, in dem ſchon genannten Dorfe Laquenexy, ſtand ſeit dem 13. Mittags die Avantgarde des VII. Corps, v. Zaſtrow, unter Generalmajor v. d. Goltz. Sie beſtand aus dem 7. Jäger-Bataillon, den Regimentern 15 und 55, dem 8. Huſaren-Regiment und 2 Batterieen. Die Vorpoſten noch über Laquenexy hinaus auszuſtellen, mißglückte, da man bereits in den nächſtgelegenen Ortſchaften, in Jury, Mercy le Haut und Ars Laquenexy*) auf franzöſiſche Abtheilungen traf. Man beſchränkte ſich alſo darauf, den Feind von der eingenommenen Stellung aus zu beobachten.

Am 14., in den erſten Nachmittagsſtunden, glaubte General v. d. Goltz wahrzunehmen, daß die ihm gegenüberſtehenden Diviſionen Miene machten, die Poſition zu räumen, wahrſcheinlich um ſich weſtwärts über die Seille und Moſel zu ziehen. Er beſchloß ſofort durch einen energiſchen Angriff dieſe Rückwärtsbewegung zu ſtören, den Feind nach Möglichkeit auf dem dieſſeitigen Flußufer feſtzuhalten und dadurch eine Umfaſſung der Bazaine'ſchen Armee für den Fall, daß eine ſolche überhaupt geplant ſei, zu ermöglichen. Zugleich ſetzte er die Commandirenden des I. und VII. Corps von ſeinem Vorhaben in Kenntniß und bat um Unterſtützung. Ohne das Eintreffen derſelben abzuwarten (die Minuten drängten), griff er an. Der Angriff erfolgte derart, daß ſich die vier Musketier-Bataillone vom 15. und 55. Regiment gegen Colombey richteten, während das 7. Jäger-Bataillon, auf Ars Laquenexy vorgehend, die linke Flanke, die Füſilier-Bataillone der genannten beiden Regimenter aber, gegen Coincy vorgehend, die rechte Flanke deckten.

Die beiden Batterieen wurden bis Marcilly vorgeſchoben und eröffneten ihr Feuer.

Von Aubigny, auf das unſere Spitze traf, wurde eine feindliche Abtheilung zurückgedrückt. Die vier Musketier-Bataillone der Brigade v. d. Goltz durchſchritten den Grund von Colombey um etwa halb 5 Uhr Nachmittags und nahmen unter ſtarken Verluſten das Schloß und die Gebäulichkeiten dieſes Ortes.

Nachdem etwas ſpäter in kaum minder hartem Kampfe der unmittelbar nördlich an Colombey grenzende Park dem Feinde ebenfalls entriſſen war, kam das Gefecht zum Stehen. Immer neue Colonnen des 3. franzöſiſchen Corps rückten von Bellecroix auf die zwiſchen Colombey und Borny ſich hinziehende Höhe vor, wo namentlich an der hier befindlichen Allee und einem nahe daran gelegenen Fichtenwäldchen mit großer Erbitterung gekämpft wurde. Dieſe Poſition zu nehmen, war bei der vielfachen Ueberlegenheit des Feindes unmöglich; der Gegner hatte vielmehr ſeinerſeits das Spiel in Händen und hätte die Brigade Goltz umſchließen und vernichten können, wenn er, die Situation richtig erkennend, zu einem Vorſtoß ſich entſchloſſen hätte. Dieſer unterblieb. Statt deſſen wurde ein hinhaltendes, für die Unſrigen opferreiches Tirailleurgefecht geführt, das, trotz gleichzeitiger äußerſter Anſtrengungen des gegen die Oſtliſière des Bois de Borny vordringenden 7. Jäger-Bataillons (linker Flügel), wie der über Coincy auf La Planchette ſich dirigirenden Füſilier-Bataillone 15 und 55 (rechter Flügel) nirgends mehr als ein mühſames ſich Behaupten auf dem Terrain zwiſchen Colombey und Borny zu erreichen vermochte.

---

*) Es liegen hier drei Dörfer dieſes Namens: Laquenexy, Villers-Laquenexy und Ars Laquenexy, dicht bei einander. Ebenſo giebt es zwei Courcelles, die zu unterſcheiden ſind: Courcelles ſur Nied und nördlich davon Courcelles-Chauſſy.

Die erſte Hülfe, ſo wir das geſammte Schlachtfeld des Tages ins Auge faſſen, brachten Truppentheile der nach rechts hin ſtehenden, auf und jenſeits der Saarbrücker Straße vorgehenden 1. Diviſion vom oſtpreußiſchen Armee-Corps. Die Saarbrücker Straße bildete die Grenzlinie zwiſchen den Aufſtellungen unſers VII. und unſers I. Corps. Montoy wurde genommen, Noiſſeville beſetzt, der Feind aus Nouilly hinausgedrängt. Dies waren erhebliche Erfolge überhaupt; ſie vermochten aber auf den ſpeciellen Gang des Gefechts bei Colombey nur ſehr mittelbar einzuwirken, da das Object dieſes rechts der Saarbrücker Straße unternommenen Angriffs nicht das 3. Corps, Decaen, ſondern lediglich die an dieſer Stelle noch zurückverbliebene Diviſion Grenier vom 4. Corps, l'Admirault, geweſen war. Alles, was man alſo erreicht hatte, war die geminderte Wahrſcheinlichkeit eines Flankenſtoßes oder einer weit ausholenden Umgehung von Norden her, eine Gefahrsminderung, die von der bedrohten Brigade Goltz kaum als ſolche empfunden werden konnte, ſo lange die ihr direct gegenüberſtehenden Streitkräfte im Stande waren, denſelben Flankenſtoß, dieſelbe Umgehung aus eigenen Mitteln eintreten zu laſſen.

Etwa 5½ Uhr — die Brigade Goltz ſtand bereits ſeit anderthalb Stunden im Feuer — erſchien die erſte unmittelbare Unterſtützung: die Artillerie der 13. Diviſion, inſonderheit Batterie Schnackenberg. Dieſe fuhr in Nähe von Colombey auf. Beinahe gleichzeitig traf die Brigade Oſten-Sacken, Regimenter 13 und 73, auf dem Kampfplatze ein. Ihre Bataillone rückten in die Intervalle, ſtellten die vorderſte Kampfeslinie, die um einige hundert Schritt zurückgegangen war, wieder her und erneuerten den Sturm gegen die mehrgenannte Höhenlinie zwiſchen Colombey und Borny. Die ganze 13.

Diviſion war jetzt in heißeſtem Gefecht, ohne, trotz der von Minute zu Minute ſich mehrenden Verluſte, auch nur einen Schritt breit Terrain gewinnen zu können. Auch die durch Chaſſepotfeuer hart mitgenommene Batterie Schnackenberg mußte zurück.

So kam 6½ Uhr. Das Gefecht ſchwankte hin und her, als die um eben dieſe Stunde und zwar ziemlich gleichzeitig auf dem Gefechtsfelde eintreffenden Brigaden Woyna von der 14. und Memerty von der 2. (oſtpreußiſchen) Diviſion, den Feind in ſchräger Linie von links und rechts her faßten und an dieſer Stelle wenigſtens die Entſcheidung herbeiführten. Brigade Woyna, Regimenter 53 und 77, nahm das ſüdlich von Colombey, Brigade Memerty, mit 2 Bataillonen vom 4. Regiment, das nördlich vom Park gelegene, mehrerwähnte Wäldchen. Der Reſt der letztgenannten Brigade focht an anderer Stelle. Wir begegnen ihm ſpäter.

Durch Wegnahme dieſer Gehölze ſüdlich und nördlich von Colombey war die Stellung unhaltbar geworden und der Feind ging auf Borny zurück.

All dieſe Zeit über hatte der rechte Flügel des VII. Armee-Corps bei La Planchette in engem Anſchluß an den linken Flügel des I. Armee-Corps geſtanden.

Wir wenden uns jetzt den Kämpfen zu, die Seitens dieſes letztgenannten Armee-Corps auf dem Terrain nördlich der Chauſſee geführt wurden. Es war im Weſentlichen ein Abendgefecht, wie das des VII. Armee-Corps ein Nachmittagsgefecht geweſen war.

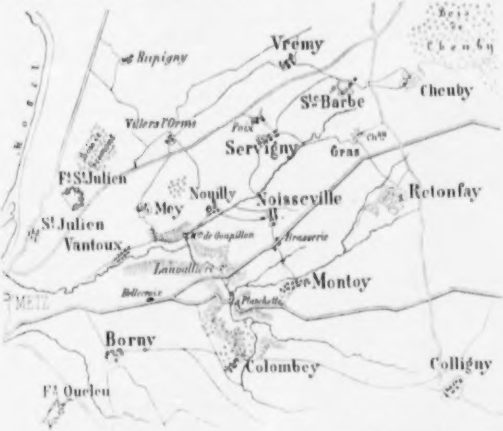
Sobald das nördlich von Colombey gelegene Hölzchen genommen und der Feind aus ſeiner mehrgenannten, an der Allee ſich hinziehenden Höhenpoſition zwiſchen Colombey und Borny, auf Borny ſelbſt zurückgeworfen war,*) avancirten um 7 Uhr, alſo ungefähr um dieſelbe Stunde, wo an

*) Dieſer Kampf, der, wie ſchon im Texte angedeutet, in ſeinen letzten Momenten durch Theile der Brigade Oſten-Sacken, namentlich durch das 2. und Füſilier-Bataillon 13. Regiments, geführt worden war, war, wie gleichfalls bereits und zwar an ſelbiger Stelle hervorgehoben, durch rechts daneben fechtende Abtheilungen des I. Armee-Corps in ſehr erheblicher, wenn nicht entſcheidender Weiſe unterſtützt worden.

2 Compagnieen vom Jäger-Bataillon Nr. 1 und das Regiment Nr. 43 von der
1. Diviſion waren gegen La Planchette,
die beiden Musketier-Bataillone Regiments Nr. 4 (von der Brigade Memerty) gegen
Lauvallière vorgegangen

und hatten, unter mörderiſchem Feuer die tiefe Schlucht überſchreitend, den auf der jenſeitigen Höhe eingeniſteten Feind aus ſeiner Poſition geworfen. An großen Gräbern hin kann man genau verfolgen, wie dieſer Angriff ging. Er ſtieg bei Noiſſeville in die große, ſchluchtartige unſerm **linken** Flügel der vom VII. Corps geführte Kampf zu erſterben begann, 4 Batterieen der Diviſion **Bentheim**, I. Armee-Corps, über den Grund bei La Planchette, protzten im heftigſten feindlichen Infanteriefeuer weſtlich dieſes Ortes, à cheval der Chauſſee, ab und trugen durch vorzügliche Wirkung weſentlich zum Feſthalten der Poſition bei.

General v. **Bentheim**, der den Anſchluß ſeiner Diviſion an die 2. Infanterie-Diviſion v. Pritzelwitz nicht geſichert hielt, hatte inzwiſchen einen Theil ſeiner anlangenden Truppen weiter rechts gezogen. Im Grunde bei Lauvalliere vorgehend, wo er zunächſt noch das 1. Bataillon Regiments Nr. 3 beließ, dirigirte General v. Bentheim die beiden andern Bataillone dieſes Regiments gegen die Höhen bei Mey und **Nouilly**, in welcher Gegend **immer ſtärkere Kräfte des Corps L'Admirault** auftraten.


Moſel
Rupigny
Vremy
Bois de Chenby
Chenby
Ste Barbe
Villers l'Orme
Poix
Servigny
Chau Gras
Ft St Julien
Retonfay
Nouilly
Noisseville
Mey
St Julien
Vantoux
Chau de Goupillon
Brasserie
Lauvallière
Montoy
Bellecroix
METZ
La Planchette
Borny
Colombey
Colligny
Ft Queleu

Jene Bewegung wurde unterſtützt und ermöglicht durch die Wirkung von 4 Batterieen der Corps-Artillerie I. Armee-Corps (der beiden reitenden

Senkung nieder, durchſchnitt die Chauſſee, folgte, zwiſchen der »Braſſerie Michaux« und der »Tannerie« hin, dem weiteren Lauf der Senkung und traf ſo den **Nordrand** des Fichtenwäldchens, vor deſſen **Oſtrand** die 13. Diviſion ſeit Stunden im Gefecht ſtand. Es war dies in einem gewiſſen Sinne das **Signal** zu einem energiſchen und allſeitigen Eingreifen des I. Corps, das nun auf der ganzen Linie **rechts daneben** begann. Wir zeigen oben im Texte, **wie**.

und der beiden ſchweren Batterieen), ſowie dreier Batterieen der 2. Infanterie-Diviſion.

Von dieſer Diviſion war inzwiſchen nur die 6. leichte Batterie noch ſüdlich von Noiſſeville verblieben, wogegen die 5. leichte Batterie ſich nordöſtlich des Dorfes placirte und daſelbſt auch die 5. ſchwere Batterie I. Armee-Corps, ſowie die reitende Batterie der 3. Cavallerie-Diviſion eintraf. Südweſtlich Chateau Gras befanden ſich ferner die beiden reitenden Batterieen der Corps-Artillerie VII. Armee-Corps, nach dem rechten Flügel der Schlachtlinie entſandt, da die Terraingeſtaltung keine Verwendung in der Linie ihres Armee-Corps geſtattete.

Das Avanciren der beiden Bataillone Regiments Nr. 3, dem bald auch links im Grunde das 1. Bataillon folgte — in Richtung der Höhen bei Mey — mußte um ſo einflußreicher werden, als die Verhältniſſe auf dem rechten Flügel der Brigade v. Memerty, Regimenter 4 und 44, augenblicklich weniger günſtig lagen.*)

---

*) Ueber den Angriff der Brigade Memerty liegt uns ein Bericht vor, dem wir das Folgende entnehmen: »Schon von 4 Uhr an hatten wir lebhaftes Feuer gehört. Um 5 Uhr etwa ſprengte Generalmajor v. Memerty mit gezogenem Degen an uns heran und rief: »An die Gewehre.« Das zündete. In unglaublich kurzer Zeit war die Avantgarde unſerer 2. Diviſion, Regimenter 4 und 44, zum Gefechte formirt. Vorwärts ging es, erſt auf Noiſſeville, dann, eine Schlucht hinunter, auf die jenſeitige Höhe zu. Ich kann den Löwenmuth unſrer Leute nicht genug hervorheben; unaufhaltſam ſtürzten ſie weiter, von Schanze zu Schanze, von Graben zu Graben. Sie wollten, wie ſie ſich ausdrückten, »den Mohren an den Leib«. Sie überſahen, daß ja keine Turcos da waren. General v. Memerty, immer im dichteſten Kugelregen, leuchtete durch ſein Beiſpiel Allen voran. An ſeiner Seite wurden ſeinem Adjutanten, Premierlieutenant v. Brandenſtein, zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Major Bock vom Regiment 44 hatte einen Schuß durch die Ferſe erhalten, führte aber ſein Bataillon weiter und, nachdem er ſich auf dringendes Zureden hatte verbinden laſſen, — bis zur Nacht weiter im Strumpf. Major Dalmer, Regiment 44, Schuß durch den Arm, verblieb bis zur Nacht beim Füſilier-Bataillon und verließ es erſt auf Befehl ſeines Commandeurs, des Oberſten v. Boecking. Hauptmann v. Puttkamer des Regiments erhielt einen Schuß ins Bein, führte aber, trotzdem ihn ſeine Compagnie-Offiziere baten, ſich verbinden zu laſſen, ſeine Compagnie weiter, bis ein Schuß durch den Kopf den Braven tödtete. Hauptmann v. Schulzendorf vom Regiment 4, im dichteſten Kugelregen der Compagnie voran, wurde durch einen Schuß durch den Kopf hingeſtreckt, ebenſo der Hauptmann Anders, ein leuchtendes Beiſpiel für ſeine Compagnie, durch einen Schuß in die Bruſt. Regimentsadjutant v. Donat, wiewohl er einen Schuß im Knie hatte, ging erſt auf Befehl ſeines Commandeurs, des Oberſten v. Zietzen und Henning, zurück. Viele Brave ſind gefallen.«

Der Brief, dem wir dieſen Bericht entnehmen, faßt die Geſammtaction der Brigade Memerty ins Auge, in Betreff deren wir nicht vergeſſen dürfen, daß ſie in zwiefacher Richtung ging. Das Avanciren über das Plateau hin von Oſt nach Weſt und das Hinabſteigen in die Schlucht war das Gemeinſchaftliche, hier aber theilte ſich die Brigade und während die beiden Musketier-Bataillone vom 4. Regiment links gingen, um in den Kampf der 13. Diviſion am »Fichtenwäldchen« von Colombey erfolgreich mit einzugreifen, hielt ſich der Reſt der Brigade, das 44. Regiment und das Füſilier-Bataillon vom 4. Regiment, rechts, wo ſie das blutige Gefecht hatten, über das wir oben im Text berichten.

In jener Richtung hatte das Corps L'Admirault außer der Diviſion Grenier noch die Diviſion de Ciſſey auf Mey und Nouilly entwickelt, auch ſeinen linken Flügel (Diviſion de Lorencez) in der augenſcheinlichen Abſicht, den rechten Flügel des I. Armee-Corps zu umfaſſen, ſtets weiter nördlich ausgedehnt.

Das im Beginn des Kampfes an dieſer Stelle heldenmüthig bis über Nouilly hinaus avancirte Regiment Nr. 44 hatte den bedeutenden feindlichen Maſſen gegenüber nicht weiter vordringen können. General v. Memerty beſchloß bei den großen Verluſten und da das Gros der Diviſion auch noch zurück war, eine geſchloſſene Stellung bei Noiſſeville zu nehmen, was ſodann General Freiherr v. Manteuffel befahl.

Zur Sicherung des rechten Flügels wurde das noch in Reſerve nördlich dieſes Ortes gehaltene Füſilier-Bataillon Regiments Nr. 4 nach Servigny und Poix entſendet. Hierher, nach Servigny und Poix, gingen nun auch die beiden nördlich Noiſſeville ſtehenden Batterieen der 2. Infanterie-Diviſion (5. ſchwere und 5. leichte), ferner um 7 Uhr die eintreffende 6. ſchwere Batterie und ſüdlich Servigny die beiden reitenden Batterieen VII. Armee-Corps vor.

Durch ſolche Maßnahmen ſchien der Gefahr eines feindlichen Umfaſſens des rechten Flügels I. Armee-Corps begegnet und ein weiteres Vorrücken des Feindes, der den linken Flügel ſeiner ſtarken Artillerie an Villers l'Orme gelehnt hatte, erſchwert.

Um auch ein Durchſtoßen der Mitte des I. Armee-Corps durch überlegene feindliche Maſſen zu verhüten, befahl General Freiherr v. Manteuffel, Noiſſeville ſowie den davorliegenden Grund unter allen Umſtänden zu halten, und nahm die Corps-Artillerie mehr an dieſen Ort heran.

Die 1. Infanterie-Brigade wurde ſüdlich Noiſſeville befohlen und die 4. Infanterie-Brigade nördlich um das Dorf herum gegen des Feindes linke Flanke, in Richtung der Höhe ſüdlich Servigny, dirigirt.

Von der Corps-Artillerie I. Armee-Corps trafen um 7¼ Uhr auch die beiden leichten Batterieen ſüdweſtlich Noiſſeville ein, ſchon früher hatten indeß die andern 4 Batterieen rechts geſchwenkt und waren gegen 7 Uhr in die Linie Lauvallière—Noiſſeville eingerückt; auf ihrem rechten Flügel, weſtlich von letzterem Orte, war die 6. leichte Batterie der Diviſion v. Pritzelwitz verblieben. Es bildeten dieſe 30, ſpäter 42 Geſchütze, gewiſſermaßen die Verlängerung der weſtlich La Planchette im Bogen nach Süden ſtehenden 24 Geſchütze.*)

---

*) »Zwiſchen Noiſſeville und Montoy,« ſo heißt es in einem Bericht über den Artilleriekampf, der hier geführt wurde, »ſtanden um dieſe Zeit über 14 Batterieen unſeres I. Corps im Halbkreis und unterhielten ein concentriſches Feuer. Im Ganzen iſt anzunehmen,

Außer den fünf erwähnten Batterieen bei Servigny und Poix (vergl. S. 238) ſtand nun auch noch die Batterie der 3. Cavallerie-Diviſion ſüdlich Bremy, ſo daß, über die Centrums-Poſition bei Noiſſeville hinaus, auf dem rechten Flügel des I. Armee-Corps abermals 36 Geſchütze zur Verfügung blieben.

Die concentriſche Wirkung aller Batterieen garantirte das Feſthalten der Poſition von Noiſſeville.

General v. Memerty befahl, als das angeordnete Repliiren des Regiments Nr. 44 von der Höhe weſtlich Nouilly durch den Grund auf Noiſſeville begonnen hatte, wieder in die alte Poſition vorzugehen, da er glaubte, jenen Ort am beſten aus vorgeſchobener Stellung vertheidigen zu können. Auch ſah man nunmehr von Lauvallière Truppen der Diviſion v. Bentheim in jener Richtung avanciren.

Das Regiment Nr. 3 der Brigade v. Falkenſtein drang nämlich über Goupillon (zwiſchen Nouilly und Lauvallière) nach Mey und über die öſtlich davon gelegene Höhe ſiegreich vor und gewann dieſelbe ſowie auch das Wäldchen nordöſtlkch Mey. Ein noch weiteres Vorgehen verboten zunächſt große, hier entgegenſtehende Maſſen des Feindes. Später, nach 8 Uhr, folgten dem Regiment Nr. 3 ebenfalls Theile des Regiments Nr. 43 bis Goupillon.

Auch das Regiment Nr. 44 der Brigade v. Memerty ging wiederum weſtlich Nouilly vor, als bereits das Regiment Nr. 3 glorreich die Höhe bei Mey erkämpft hatte und fand nun ſeine früher verlaſſenen Poſitionen durch Abtheilungen letztgenannten Regimentes beſetzt.

Inzwiſchen war auch das Gros der Diviſion v. Pritzelwitz eingetroffen und rückte mit dem Regiment Nr. 5 nördlich Noiſſeville über Nouilly vor, rechts rückwärts gefolgt vom Regiment Nr. 45.

Das Erſcheinen dieſer neuen Truppen, um 8 Uhr, bewog den durch Artillerie bereits erſchütterten Feind nach kurzem Gefecht zum Rückzug auf die Feſtungswerke.

Als bei ſchon einbrechender Dunkelheit die vorderſten Truppen der Diviſion v. Pritzelwitz zurückgenommen wurden, glaubte General v. Bentheim das Centrum gefährdet und ging noch einmal mit den zur Hand befindlichen Truppen unter Hurrah vor. Zur Unterſtützung dieſes Vorgehens beorderte

daß wir dem Feinde erheblichen Schaden zufügten, während wir durch ſeine Artillerie verhältnißmäßig wenig litten. Faſt alle Verwundungen, die vorkamen, rührten von Gewehrfeuer her. Und noch mehr würden unſere Batterieen gewirkt haben, wenn ſie nicht mit zwei Uebelſtänden zu kämpfen gehabt hätten, mit der Richtung des Windes, der vor ihnen die feindliche Poſition in dichte Wolken hüllte, und mit der Sonne, die glühend roth mit grellem Feuerſchein uns gegenüberſtand und das genaue Richten der Geſchütze hinderte. Es war kaum möglich, eine Minute lang hinüberzublicken.«

General Freiherr v. Manteuffel von der in Reſerve gehaltenen Brigade v. Gayl das Regiment Nr. 41.

Von eben dieſem drang noch das 1. Bataillon im Verein mit wenigen Compagnieen Regiments (Kronprinz) Nr. 1 bis nach Vantoux und Vallières, welche Orte jedoch erſt bei völliger Dunkelheit erreicht werden konnten.

In gleicher Weiſe avancirte weiter nördlich das Regiment Nr. 3 von dem Wäldchen bei Mey nach dem Bois de Grimont; eben dahin, über Villers l'Orme, von Poix und Servigny aus, das Füſilier-Bataillon Regiments Nr. 4. Unter ſehr ſtarken Verluſten wurde noch in der Dunkelheit das ſtark vom Feinde beſetzte Gehölz genommen, als bereits an den andern Punkten der Schlachtlinie das Feuer verſtummt war.

Der linke Flügel des Feindes (Corps L'Admirault) war durch das Corps v. Manteuffel vollſtändig bis unter die Kanonen der Befeſtigungen geworfen worden.

Gegen 8¼ Uhr war auf der ganzen Linie die Schlacht beendet. Vom VII. Armee-Corps hatten nur 16 Bataillone und 7 Batterieen activ theilgenommen; auch vom I. Armee-Corps waren nicht alle Truppen ins Gefecht gekommen. Das ganze Regiment Nr. 5 und zu größerem Theile auch die Regimenter 1 und 41 ſtanden noch in Reſerve. Die I. Armee hatte mit zweien ihrer Corps einen vollſtändigen Sieg errungen; die franzöſiſche Armee, trotz des Stützpunktes, den ihr Metz bot, war, ſo weit ſie in Action trat, bis unter die Kanonen der Feſtung zurückgeworfen worden. Unſere am weiteſten vorgedrungenen Truppentheile (vom Manteuffel'ſchen Corps) verblieben etwa eine Viertelſtunde unbeläſtigt in ihren weit vorgeſchobenen Poſitionen und wurden erſt zurückgenommen, als längſt kein Schuß mehr in der Schlachtlinie fiel. »Ehe wir zurückgingen,« ſo ſchreibt ein Freiwilliger vom Grenadier-Regiment Kronprinz, »ſtimmten wohl zwanzig Muſikchöre ein »Nun danket Alle Gott« an und eben ſo viel Bataillone fielen ſingend ein. Dazwiſchen Hurrahrufen und Kanonendonner vom Fort St. Julien her.«

General Freiherr v. Manteuffel befahl nach Beendigung der Schlacht das Verbleiben ſeiner Truppen auf dem ſiegreich, aber blutig errungenen Kampfplatze und meldete um 8 Uhr Abends an General v. Steinmetz: »Nach dreiſtündigem harten Kampf (dieſe Zeitangabe bezieht ſich nur auf das I. Corps; das VII. Corps war, wie wir wiſſen, faſt zwei Stunden früher ins Gefecht getreten) ſind die vom Feinde öſtlich Metz poſtirten bedeutenden Kräfte in die Feſtung zurückgeworfen worden. Das Corps hat vor der

Wirkungsſphäre der Feſtung Halt gemacht. Die Truppen haben ſich mit ausgezeichneter Bravour geſchlagen; die Artillerie faſt nur im Gewehrfeuer aufgefahren. Um die bei der Erſtürmung der feindlichen Poſition Verwundeten zurückzubringen und um den Sieg zu conſtatiren, behaupte ich das Schlachtfeld, wenn ich nicht andere Befehle erhalte.«

General v. Steinmetz war gegen 8 Uhr Abends auf dem Schlachtfelde eingetroffen und empfing bald darauf beim I. Armee-Corps die mündlichen Berichte über den Verlauf der Schlacht. In vollem Maße erkannte er die glänzende Tapferkeit der Truppen und die geſchickte Leitung des Gefechts an. Dagegen mißbilligte der General, daß man ſich überhaupt, ohne Befehl von oben, in ein ſo ernſtes Engagement eingelaſſen und daſſelbe in ſolcher Ausdehnung fortgeführt hatte, wo doch die Aufgabe der I. Armee eine weſentlich defenſive geweſen ſei und die Nähe eines großen Kriegsplatzes (Metz) jede unmittelbare Ausnutzung des Sieges unmöglich gemacht habe.

So weit etwa das Urtheil des Generals, das, wie ſchon hier bemerkt werden mag (vgl. S. 242), Tags darauf an oberſter Stelle nicht getheilt wurde.

Der Lauf des Gefechtes hatte eine übergroße Frontausdehnung der I. Armee herbeigeführt, der bis in die Dunkelheit fortgeſetzte Kampf die taktiſche Ordnung theilweiſe gelockert. Die vorderſten Truppen ſtanden im Bereich des ſchweren Feſtungsgeſchützes und alle bedurften der Ruhe und Verpflegung. General v. Steinmetz befahl daher, daß die Corps in die Stellungen zurückkehren ſollten, welche ſie am Nachmittag inne gehabt hatten.

Dieſem Befehle wurde nur theilweiſe nachgekommen. Das I. Armee-Corps, kleine Detachements abgerechnet, ging zurück; das VII. Armee-Corps aber blieb auf der von ihm erkämpften Stellung ſtehen und hielt die Linie zwiſchen dem Bois de Borny und La Planchette, mit dem Centrum auf der mehrgenannten Höhe weſtlich von Colombey. Wegen unmittelbarer Nähe des Feindes bivouakirte das VII. Corps ohne Holz und Stroh, mit dem Gewehr in der Hand.

Die theilweiſe Räumung des Schlachtfeldes, will ſagen, auf unſerm rechten Flügel nördlich der Chauſſee, hat den Franzoſen Anlaß gegeben, ſich einen Sieg zuzuſchreiben. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß ihr rechter Flügel aus der Linie Mercy le Haut-Aubigny-Lauvallière auf die Linie Borny-Bellecroix, ihr linker Flügel aus der Linie Mey-Villers l'Orme bis unter das Fort St. Julien zurückgeworfen war.

Die Verluſte am 14. waren auf beiden Seiten bedeutend. Die Franzoſen geben folgende Zahlen:

beim 3. Corps 2702 Mann, darunter 146 Offiziere,
beim 4. Corps 706 Mann, darunter 54 Offiziere,

zuſammen alſo 3408 Mann, einſchließlich 200 Offiziere. Unter dieſen befand ſich auch General Decaen, Führer des 3. Corps; er hatte, da er erſt am 13. in Bazaine's Commando einrückte, daſſelbe nur 36 Stunden bekleidet. Seine Verwundung war ſo erheblich, daß er ihr nach wenigen Tagen erlag.

Die dieſſeitigen Verluſte waren noch bedeutender. Sie beliefen ſich beim I. Corps auf 90 Offiziere und 2820, beim VII. Corps auf 87 Offiziere und 1970 Mann. Total: 177 Offiziere und 4790 Mann. Die bedeutendſten Verluſte erlitten die Regimenter Nr. 43 und 3 mit 22 Offizieren und 766 Mann, reſp. mit 20 Offizieren und 590 Mann. Aehnlich harte Einbußen erfuhren die Regimenter 4 und 44 von der Brigade Memerty, das 73. Regiment, und die Regimenter 15 und 55 von der Brigade Goltz.

Am Morgen des 15., als König Wilhelm auf dem Schlachtfelde erſchien, ſprach er nicht nur den Truppen ſeinen Dank, ſondern auch dem General v. d. Goltz ſeine ſpezielle Anerkennung aus; — das Intereſſe, das dieſes wichtige, mit großer Bravour durchgeführte und an Opfern ſo reiche Gefecht unter gewöhnlichen Verhältniſſen gehabt haben würde, verlor ſich zu großem Theile in dem Schlachtendonner von Vionville und Gravelotte. Mit Unrecht. Das Reſultat jener großen Kämpfe vom 16. und 18.: »die Einſchließung der feindlichen Armee in Metz«, war durch den Kampf am 14. nicht nur eingeleitet, ſondern überhaupt erſt ermöglicht worden. Die Franzoſen verloren durch den kühnen, auf jede Gefahr hin unternommenen Vorſtoß gegen Colombey einen nicht wiedereinzubringenden Tag, der nun unſerer II. Armee Gelegenheit gab, ihren Umgebungsmarſch auszuführen. Wir kommen darauf zurück.

Colombey

am 3. Mai 1871.

Unter den vielen reizenden Punkten, die Metz umgeben, iſt Colombey einer der reizendſten. Ein Bach, ein ſanft anſteigender Wieſengrund, das unvermeidliche »Chateau«, ſaubere Häuſer, zierliche Villen, das Ganze halbkreisförmig umſpannt von verſchiedenen, tief ausgebuchteten Gehölzen. Der Kampf, der hier getobt, hat nur noch dazu beigetragen, den Zauber dieſer Stätte zu ſteigern. Die Zeichen der Zerſtörung ſchwinden mehr und mehr, — der Friedhof bleibt. Und zwar der ſchönſten einer, die ich geſehen. Der 14. Auguſt ließ ihn geboren werden. Eins der Gehölze, und zwar ſehr wahrſcheinlich das vielgenannte »Fichtenwäldchen«, um das ſeitens der Brigade Goltz, ſowie des 73. und 4. Regiments ſo heiß gekämpft wurde, birgt in ſeiner Mitte eine Waldwieſe und dieſe Waldwieſe iſt zirkelförmig mit Gräbern und Kreuzen umſtellt, wie etwa eine Grabrotunde mit Denkmälern und Sarkophagen. Niſchen hier wie dort, aber während die einen gothiſch ſich wölben, haben wir hier ein Laubendach, das ſeine Zweige niederſenkt und in deſſen Wipfeln die Amſeln ſchlagen. Eine Stätte, um das Leben lieb zu haben, aber auch eine Stätte, um von ihm auszuruhen! Der Friedhof, der ſo oft ein Garten iſt, hier war er ein Wäldchen, das nur in einem ſtrebte ein Garten zu ſein, in der Buntheit und Mannigfaltigkeit ſeines Grüns. Nichts fehlte; kaum, daß die Fichte vorherrſchte, die dem Wäldchen ſeitdem ſeinen Namen gegeben hat. Der Weiß- und Rothdorn begannen zu blühen; die Kaſtanien ſetzten ihre Leuchter auf, Birke und Haſel und dazwiſchen jede Form von Immergrün: Tanne und Taxus, Lebensbaum und Cypreſſe. 15er und 55er ruhten hier gemeinſchaftlich bei einander, wie ſie gemeinſchaftlich bei einander geſtanden hatten; dann kommt ein Offiziersgrab mit ſchönfarbigem, braunem Stein: »Lieutenant de Bülow du 15. Reg. d'Infanterie, tombé le 14. Août«: dann 7er Jäger, und Kanoniere vom 7. weſtphäliſchen Artillerie-Regiment. Seitdem (am 26. Juni 1871) iſt noch ein großes, von einem Eiſengitter umſchloſſenes und von einer alten Linde überſchattetes Denkmal hinzugekommen, das folgende Namen und Inſchriften trägt:

Anton v. Oſtau, Hauptmann und Chef der 6. Compagnie,
Leopold Fiſcher, Hauptmann und Chef der 7. Compagnie,
August v. Maſſerbach, Premierlieutenant und Führer der 8. Compagnie,
Julius Carl Erdmann, Secondelieutenant,
Ludwig v. Bardeleben, Hauptmann und Chef der 3. Compagnie,
Otto Fiſcher, Secondelieutenant,
Cornelius Gieſe, Portepéefähnrich,
ſämmtlich vom hannöverſchen Füſilier-Regiment Nr. 73.

Sie ſtarben den Heldentod mit Gott für König und Vaterland am 14. Auguſt 1870 im Gefecht vor Metz.

Ihrem Gedächtniß und den in demſelben Gefecht gebliebenen 15 Unteroffizieren und 136 Füſilieren deſſelben Regiments geweiht von dem Offiziercorps des 73. Regiments.

Andere, ähnliche Denkmäler ſind ſeitdem gefolgt; aber ſie vermochten den Friedhofszauber dieſer Stätte kaum zu ſteigern. Die Natur hatte hier Alles im Voraus gethan, auch nach der düſtren Seite hin. Denn eine Allee von »Lebensbäumen«, — die des ſonderbaren Vorzugs genießen, überall als Avenuen des Todes gepflanzt zu werden, — führt hier von Colombey nach Borny hinüber und am Rande des mit ſo vielem Blut getränkten Gehölzes ſteht, hochaufragend, eine Gruppe von Rothbuchen, denen der Mund des Volkes ſo gern einen düſterer klingenden Namen giebt.

Der 15. Auguſt.

Die Franzoſen, wie ſchon S. 241 hervorgehoben, rechnen ſich den 14., wie ſo manchen andern Tag dieſes Krieges, als einen Sieg an. Immerhin. Es iſt zuletzt unmöglich, ſie an ſolchen und ähnlichen Einbildungen zu hindern. Nur die Thatſache können ſie nicht fortſchaffen, daß die Schlacht bei Colombey-Nouilly ihnen einen ganzen Tag koſtete, ihren Abmarſch auf Châlons um volle 24 Stunden verzögerte. Und das war es, worauf es ankam. Dies wurde erreicht und hatte die Bedeutung eines Sieges.*)

Der 15. war ein Tag der Märſche, der Vorbereitungen zum Kampf, auch einzelner leichter Rencontres. Franzöſiſcherſeits erfolgte der Uebergang ſämmtlicher Corps über die Moſel und ein Bivouacbeziehen auf dem nördlich der Straße Rezonville-Mars la Tour ſich hinziehenden Plateau. Nur einige Diviſionen lagerten ſüdlich. Am Abend des Tages ſtanden die Franzoſen wie folgt:

Das 2. Corps Froſſard vorwärts Rezonville, links der Straße Metz-Mars la Tour-Verdun.

Das 6. Corps Canrobert bei Rezonville auf gleicher Höhe mit dem 2. Corps, jedoch rechts, nördlich der großen Heerſtraße.

---

*) Es ſei noch hervorgehoben, daß Louis Napoleon ſelbſt, in verhältnißmäßig geringer Entfernung, der Schlacht bei Colombey-Nouilly beiwohnte. Er befand ſich nämlich, bei Beginn der Action, in Longeville, einer Art Vorſtadt von Metz am linken Moſelufer. Mit ihm waren der kaiſerliche Prinz, der Prinz Napoleon und einige Adjutanten, die ſämmtlich in einem Wirthshauſe mitten im Dorf ein Unterkommen gefunden hatten. In der Nähe deſſelben ſchlugen einige Granaten ein. Bazaine, der ein begreifliches Intereſſe hatte, den Kaiſer möglichſt weit weg zu wünſchen, unterließ nicht, auf die Gefahren eines längeren Aufenthalts in Longeville aufmerkſam zu machen. So ſtiegen denn der Kaiſer und ſeine Begleitung zu Pferde, um auf der großen Straße Verdun zu erreichen. Man darf füglich ſagen, daß die »Gefahren« mit dieſem Ritt erſt begannen, denn um eben dieſe Stunde ſchwärmten ſtarke, weit vorpouſſirte Cavallerie-Abtheilungen der Unſrigen bereits bis in die Nähe von Mars la Tour und eine Gefangennahme des Kaiſers, ſchon 17 Tage vor Sedan, hätte keineswegs im Bereich des Unmöglichen gelegen.

Das 3. Corps Leboeuf mit drei Infanterie- und einer Cavallerie-Diviſion zwiſchen St. Marcel und Verneville; (die Diviſion Metmann noch bei Metz).

Das 4. Corps l'Admirault zwiſchen Woippy und der Moſel.

Das Gardecorps bei Gravelotte.

Die Cavallerie-Diviſion Forton bei Vionville.

Die Cavallerie-Diviſion Barail bei Jarny.

Das Hauptquartier Bazaine's befand ſich in Gravelotte. Von hier aus gab er folgende Inſtruction für den 16.:

»Die Vertheilung der Lebensmittel an die Truppen hat in der Folge nach den vom General-Intendanten zugeſandten Mitteln zu geſchehen. Alle unter der Benennung des Hilfstrains in Verwendung ſtehenden Privatfuhren ſind hinter Gravelotte zurückzuſenden. Bei dieſer Gelegenheit könnten die einer Spitalsbehandlung bedürftigen Kranken nach Metz zurückgebracht werden.

»Man hat ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, ob jeder Mann die complette Munition bei ſich habe. Im entgegengeſetzten Falle hat die Vertheilung unmittelbar vor ſich zu gehen und müſſen die den Diviſionsparks entlehnten Vorräthe ſofort ergänzt werden.

»Sobald die Recognoscirungs-Detachements zurückkehren und die Verhältniſſe überhaupt den Anſchein gewinnen, daß der Feind nicht in Maſſen vor uns ſteht, können die Zelte wieder aufgeſchlagen und die Mannſchaften zugweiſe zum Waſſerholen geſchickt werden. Das ſich Entfernen aus dem Lager iſt zu verbieten. Die Cavalleriepoſten ſind mit den Feldwachen zu vereinigen, um dadurch Doppelvedetten zu bilden, die, ſo weit als möglich vorgeſchoben, den Anmarſch des Feindes rechtzeitig melden können. Die Straßen müſſen frei bleiben. Alle im Adminiſtrationsdienſte ſtehenden Bagagen müſſen hinter der entgegengeſetzten Front bleiben, auf welcher der Feind den Angriff unternehmen könnte.

»Die Armee wird wahrſcheinlich am 16. Nachmittags aufbrechen, ſobald das Eintreffen des zurückgebliebenen 3. und 4. Corps in die Linie der übrigen Corps gemeldet ſein wird.«

So die Inſtruction. Dem Marſchall Leboeuf, jetzigen Führer des 3. Corps, ging noch folgende Zuſchrift zu: »Ich laſſe auf Ihre Vorſtellung die Armee bis zum 16. Nachmittags im Lager ſtehen. Dringen Sie ohne Verzug auf Raillirung Ihres Corps. In Ihrer rechten Flanke zeigt ſich kein Feind. Die Gefahr für uns kommt von der Richtung Gorze.«

Wir citiren dieſe Zeilen, weil ſich aus ihnen die ganze Bedeutung des Kampfes vom 14. am beſten ergiebt. Das 3. Corps, das bei Colombey den Stoß unſeres VII. Corps auszuhalten gehabt hatte, war eben aus dieſem Grunde noch zurück (ebenſo das 4.), bedurfte der Raillirung und hatte das Geſuch an das Obercommando geſtellt, die ſchon auf dem Plateau lagernden Corps, die eigentlich am 16. um 4½ Uhr *Morgens* aufbrechen ſollten, bis um 4½ Uhr *Nachmittags* ſtehen zu laſſen. Daraus entwickelte ſich die Schlacht. Brachen die zwiſchen Rezonville und Vionville ſtehenden Truppen zwölf Stunden früher auf, ſo ſtießen unſere 5. und 6. Diviſion in die Luft und wären vom Marſch zu ermüdet geweſen, um dem einen Vorſprung von etwa fünf Stunden habenden Feinde energiſch folgen zu können. Das 3. und 4. franzöſiſche Corps aber wären dann entweder in nördlicher Richtung ausgewichen, oder hätten ſich nach Metz hineingeworfen, deſſen Belagerung in dieſem Falle (wenn ſie überhaupt noch ſtattgefunden hätte) mit geringeren Ausſichten auf Erfolg begonnen worden wäre.

In denſelben Stunden des 15., in denen die noch dieſſeits ſtehenden franzöſiſchen Corps die Moſel überſchritten, überſchritten auch erhebliche Theile unſerer II. Armee den Fluß, darunter die Garden und das IV. Corps.

Dieſe beiden Corps indeß kommen bei Betrachtung der Dinge, denen wir uns jetzt zuwenden (der großen Affaire vom 16.), in Wegfall, da ſie, die genannten Corps, den *linken*, beziehungsweiſe den *äußerſten* linken Flügel unſerer zur Schlacht heranrückenden II. Armee bildeten, deren *rechter* Flügel umgekehrt der nächſte am Feinde war. Wir verlieren alſo das Garde-Corps für den nächſten Tag, das IV. Corps für viel längere Zeit aus dem Auge, und wenden uns auf den nächſten Blättern, auch was Stellung und Aufmarſch angeht, nur denjenigen Truppentheilen zu, die am 16. direkt in Action traten. Es waren dies

das III. Armee-Corps und die 6. Cavallerie-Diviſion;

das X. Armee-Corps und die 5. Cavallerie-Diviſion, einſchließlich der ihr zugetheilten Garde-Dragoner-Brigade.

Alle anderen Theile der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, ſtanden entweder noch zuweit *zurück* oder aber zu ſehr nach *links hinaus*; nur am Abend des 16. vermochten die Têten-Regimenter heranmarſchirender Corps noch einzugreifen. Im Weſentlichen darf man alſo den 16. als einen ſpeziellen Kampfes- und Ehrentag des III. und X. Corps und der gemeinſchaftlich mit ihnen operirenden Cavallerie-Diviſionen bezeichnen.

Das X. Corps, mit ſeinen Spitzen ſchon am 13. in Pont a Mouſſon eingetroffen, hatte auch für die nächſten Tage die *Avantgarde* gegeben und bereits am 14. die Cavallerie-Brigade Redern bis Puxieux, Mars la Tour und St. Hilaire vorgeſchoben; am 15. waren andere Theile des Armee-Corps gefolgt und zwar:

die 19. Infanterie-Diviſion Schwarzkoppen (Brigaden Lehmann und Wedell),

die 5. Cavallerie-Diviſion Rheinbaben und
die Garde-Dragoner-Brigade Graf Brandenburg.

Alle dieſe Truppentheile hatten ſich auf Thiaucourt, halben Wegs zwiſchen Pont à Mouſſon und Mars la Tour dirigirt; die 5. Cavallerie-Diviſion war ſogar bis Mars la Tour ſelber, alſo bis an die Straße Metz-Verdun vorgedrungen und hatte hier mit dem Feinde leichte Rencontres gehabt.

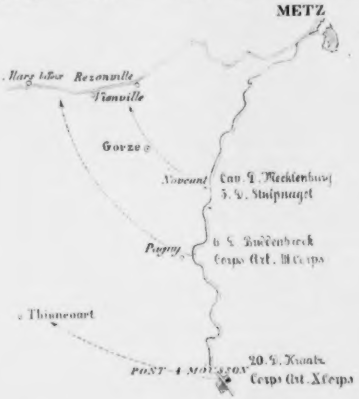
Während ſo die Avantgarde am linken Moſelufer bereits plänkelte oder Stellung nahm, waren die am dieſſeitigen, rechten Moſelufer verbliebenen hier in Betracht kommenden Theile der II. Armee bis an den Fluß herangerückt und zwar wie folgt:

5. Infanterie-Diviſion Stülpnagel bei Noveant. An eben dieſer Stelle auch die Cavallerie-Diviſion Mecklenburg.

6. Infanterie-Diviſion Buddenbrock etwas weiter ſüdlich bei Champey. Hier auch die Corps-Artillerie des III. Corps.

20. Infanterie-Diviſion Kraatz abermals weiter ſüdlich bei Pont à Mouſſon. Hier auch die Corps-Artillerie des X. Corps. Ebenſo das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl.

Die genannten drei Diviſionen bildeten alſo: rechten Flügel, Centrum und linken Flügel. Die Rückzugslinie des Feindes, Richtung von Oſt nach Weſt, lag nördlich von allen dreien; alle drei hatten deshalb, unmittelbar nach Paſſirung der Moſel, eine Rechtsſchwenkung auszuführen.


METZ
Mars la Tour
Rezonville
Vionville
Gorze
Noveant
Cav. D. Mecklenburg
5. D. Stülpnagel
Pagny
6. D. Buddenbrock
Corps Art. III Corps
Thiaucourt
PONT-À-MOUSSON
20. D. Kraatz
Corps Art. X Corps

Der rechte Flügel, 5. Diviſion, war der Pivotflügel und hatte nur etwa anderthalb Meilen zu marſchiren, um auf dem ſo berühmt gewordenen Plateau von Rezonville einzutreffen.

Das Centrum, 6. Diviſion, mußte etwa drittehalb Meilen zurücklegen;

der linke Flügel, 20. Diviſion, vier Meilen und mehr, ehe er das Schlachtfeld erreichte.

Es ſcheint, daß die Têten der am 15. Abends an der Moſel eintreffenden Diviſionen, namentlich der 5. und 6., unverzüglich die Brücken überſchritten. Die Gros blieben dieſſeits. Folgende Befehle wurden für den nächſten Morgen ausgegeben:

Die Cavallerie-Diviſion Mecklenburg hat bis 5 Uhr 30 Minuten die Brücke bei Noveant zu paſſiren und über Gorze auf Vionville zu rücken;

die 5. Infanterie-Diviſion Stülpnagel folgt der Bewegung der Cavallerie-Diviſion Mecklenburg über Gorze auf Vionville;

die 6. Infanterie-Diviſion Buddenbrock marſchirt früh 5 Uhr von Pagny über Onville auf Mars la Tour; die Corps-Artillerie des III. Corps folgt derſelben;

die 20. Diviſion Kraatz und die Corps-Artillerie des X. Corps rücken von Pont à Mouſſon bis Thiaucourt.

Dieſen Befehlen wurde pünktlich nachgekommen; wir werden die drei Diviſionen an den bezeichneten Punkten eintreffen ſehen. Das um eine halbe Stunde frühere Aufbrechen der 6. Diviſion Buddenbrock glich den Unterſchied der Entfernung, ſo weit die 5. Diviſion in Betracht kommt, einigermaßen wieder aus.

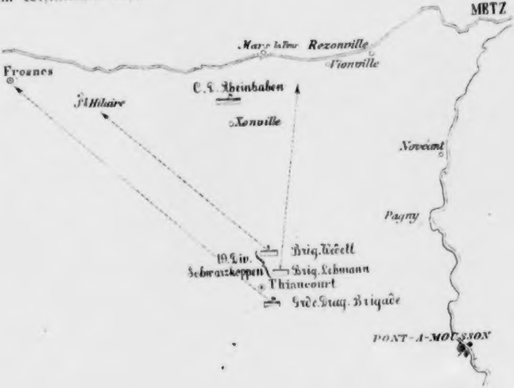
Die 19. Diviſion Schwarzkoppen, die Cavallerie-Diviſion Rheinbaben und die Garde-Dragoner-Brigade ſtanden bereits, wie mehrfach hervorgehoben, auf demſelben Plateau, dem die drei andern Diviſionen jetzt erſt zueilten. Für dieſe vorpouſſirten Truppentheile wurden beſondere Dispoſitionen ausgegeben, die ſchon in aller Frühe des 16. zu einem Rencontre führten. Dieſem Vorſpiele des Tages wenden wir uns jetzt zu.

Der 16. früh.

Bis 9½ Uhr

Die Cavallerie-Diviſion Rheinbaben, die Garde-Dragoner-Brigade Brandenburg und die 19. Infanterie-Diviſion Schwarzkoppen (Brigaden Lehmann und Wedell) befanden ſich, wie wir wiſſen, ſchon ſeit dem 15. auf dem großen Plateau jenſeits der Moſel; die 19. Diviſion ſammt den Garde-Dragonern bei Thiaucourt, die Cavallerie-Diviſion Rheinbaben zwei Meilen weiter nördlich zwiſchen Xonville und Mars la Tour.

Die zum 16. für dieſe Truppentheile ausgegebenen Befehle gingen im Weſentlichen dahin:


METZ
Mars la Tour
Rezonville
Vionville
Fresnes
St. Hilaire
C. D. Rheinbaben
Xonville
Noveant
Pagny
Brig. Wedell
19. Div.
Schwarzkoppen
Brig. Lehmann
Thiaucourt
Grde. Drag. Brigade
PONT-A-MOUSSON

Die Brigade Wedell der 19. Diviſion ſammt der Garde-Dragoner-Brigade marſchirt von Thiaucourt bis St. Hilaire (zwei Meilen weſtlich von Mars la Tour).

Die Brigade Lehmann rückt, in nördlicher Richtung, von Thiaucourt auf Chambley (eine Meile weſtlich von Gorze).

Die 5. Cavallerie-Diviſion Rheinbaben geht, aus ihrer Stellung zwiſchen Xonville und Mars la Tour, in der Richtung von Rezonville vor und recognoscirt die dort lagernden feindlichen Truppen.

Dieſen Befehlen wurde nachgekommen. Der Recognoscirungsritt der Cavallerie-Diviſion Rheinbaben leitete den Tag, der ſo blutig verlaufen ſollte, mit einer glänzenden Charge ein. Die Tête hatte die Brigade Redern,*) 11. und 17. (braunſchweigiſches) Huſaren-Regiment; alle vier reitenden Batterieen der Diviſion, unter Major Körber, waren der Brigade beigegeben. So ging es im Trabe oſtwärts auf Tronville zu.

Kaum hatten die Feldwachen der franzöſiſchen Reſerve-Cavallerie-Diviſion Forton dieſe plötzliche und raſche Annäherung unſerer Artillerie- und Cavalleriemaſſen wahrgenommen und gemeldet, als auch unſere Batterieen ſchon ihr Feuer auf das Lager der Diviſion Forton ſowohl wie auf das Bivouac der Cavallerie-Diviſion Valabrègue vom 2. Corps Froſſard eröffneten. Die beiden Batterieen der Diviſion Forton poſtirten ſich weſtlich von Vionville und wollten das Feuer erwiedern, aber ſie wurden durch unſere ſchnell vorgehende Cavallerie daran gehindert. Die vom General Froſſard dieſer Batterie zur Unterſtützung zugeführten zwei andern Batterieen, welche ſüdlich von Vionville zu debouchiren verſuchten, erlitten ein gleiches Schickſal; unſer heftiges Feuer ließ ſie weder abprotzen noch zum Schuſſe kommen.

Es blieb den in ihren Bivouacs überraſchten und mit einem Granathagel überſchütteten zwei franzöſiſchen Cavallerie-Diviſionen ſchließlich nichts übrig, als umzukehren. Ohne Sammlung, Formation und Entwickelung durchrannten einzelne Reiter, dann kleinere Trupps in der ſchärfſten Gangart das eigene, wie das rückwärts deſſelben, *ſüdlich der Straße* zwiſchen Vionville und Rezonville etablirte Infanterielager des 2. Corps, richteten darin Unordnung und Verwüſtung an und kamen erſt bei dem Poſthauſe von Gravelotte zum Stehen und Ralliiren.

---

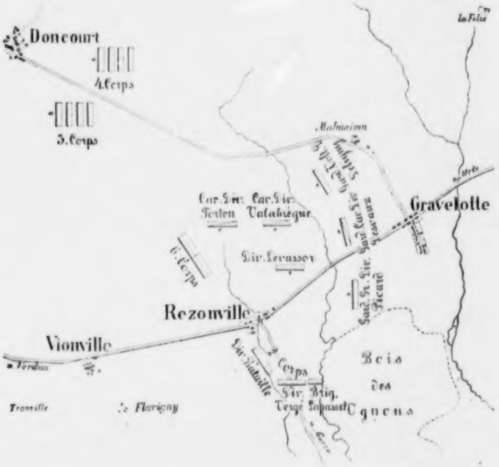
*) Dieſe Brigade Redern, ſchon ſeit dem 14. die eigentlichſte Spitze unſrer II. Armee bildend, war am eben genannten Tage bis weſtlich von Thiaucourt gerückt, hatte daſelbſt bivouakirt und Patrouillen bis zur Straße Metz-Mars la Tour-Verdun geſchickt. Am 15. kam es dann, was hier noch einmal bemerkt werden mag, bereits zu mehreren kleinen Rencontres mit vorgeſchobenen Abtheilungen der ſüdlich der genannten Straße ſtehenden Cavallerie-Diviſion Forton. Generalmajor v. Redern brachte dabei ſeine reitende Batterie ins Feuer und veranlaßte den Rückzug des Feindes erſt von Puxieux auf Tronville, dann von Tronville auf Vionville. Die Unſern (Brigade Redern) folgten bis Tronville und hielten ſich dann links auf Mars la Tour zu. Im Laufe deſſelben Tages (15.) erſchienen auch noch die andern Theile der 5. Cavallerie-Diviſion, die Brigaden Barby und Bredow, auf dem Plateau; alle drei Brigaden lagerten dann zwiſchen Xonville, Puxieux und Mars la Tour.

Die einen Augenblick lang durch das wilde Hindurchjagen der Cavallerie außer Faſſung gebrachten Truppen des 2. Corps Froſſard ergriffen indeſſen ſogleich die Waffen und bezogen die früher recognoscirten und für den Angriffsfall als ausgezeichnet erkannten Gefechtspoſitionen zwiſchen Vionville und Rezonville. Wir geben dieſelben weiterhin.

Die flüchtigen Cavallerie-Diviſionen ſelbſt, nachdem ihre Ralliirung ſtattgefunden, kehrten auf das Schlachtfeld zurück und nahmen ihre Stellung hinter den Lagerplätzen des 2. Corps bei Rezonville.

Marſchall Bazaine war gleich bei Beginn der Action auf den Kanonendonner mit ſeinem geſammten Generalſtabe zu Pferde geſtiegen und ohne ſeinen auseinandergekommenen Reiter-Regimentern die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, begab er ſich aus ſeinem Hauptquartier Gravelotte auf die zwiſchen dem gleichnamigen Poſthauſe und dem Bois de la Jurée gelegenen Höhen, auf welchen er einen feſten Stützpunkt für die Truppen der erſten Gefechtslinie begründen wollte. Während ſeines Rittes ertheilte er dem General Bourbaki den Befehl, mit dem Gardecorps eine Reſerveſtellung nördlich von Gravelotte, à cheval der Straße nach Conflans, etwa in der Höhe des Bois de la Jurée, Front nach Süden zu nehmen. Bazaine hielt nämlich an dem Gedanken feſt, daß es uns hauptſächlich darum zu thun ſei, ſeine Streitkräfte von Metz abzudrängen, und erwartete deshalb den Hauptangriff auf ſeinen linken Flügel, während ſein rechter Flügel der ſtrategiſche war. Unſer Plan ging bekanntlich umgekehrt dahin, den Feind nach Metz zurückzuwerfen. Daß er dies nicht erkannte, erklärt viele ſeiner Maßnahmen. Aus dieſem Grunde beiſpielsweiſe ſtellte er die Garde-Zuaven auf die beinahe geradlinig nach Süden führende Straße, die das Bois de St. Arnould von dem Bois des Ognons ſcheidet und die zu Ueberraſchungen beſonders geeignet ſchien. Weiter ließ er eine Garde-Cavallerie-Brigade in dieſes enge Thal hinabſteigen und daſelbſt Stellung nehmen, gab General Bourbaki den Auftrag, die Voltigeur-Diviſion der Garde gegen die dominirende Poſition Malmaiſon und die Grenadier-Diviſion der Garde gegen das Bois des Ognons zu entſenden, um nach Bedarf Gravelotte zu vertheidigen und, wenn es die Gefechtsverhältniſſe erheiſchen ſollten, den Rückzug auf Metz zu decken.

Hieran knüpfen wir einige kurze Angaben über die franzöſiſche Aufſtellung überhaupt, dieſelben abſichtlich, um die Anſchaulichkeit des Bildes nicht zu ſtören, nur auf ein Minimum beſchränkend. Die Zeichenſkizze muß das Weitere thun.*)


Doncourt
4. Corps
3. Corps
Ca la Folie
Malmaison
Gard. Volt. Div. Deligny
Gard. Cav. Div. Desvaux
Gravelotte
v. Metz
Cav. Div. Forton
Cav. Div. Valabrègue
6. Corps
Div. Levassor
Gard. Gr. Div. Picard
Rezonville
Vionville
v. Verdun
Div. Bataille
2. Corps
Div. Vergé
Brig. Lapasset
Bois des Ognons
v. Gorze
Tronville
Flavigny

Das 2. Corps Froſſard ſtand **ſüdlich** der Chauſſee bei Rezonville, Front gegen Weſten, bez. gegen Süden; (ſiehe die Anmerkung).

---

*) Die Zeichenſkizze giebt die franzöſiſche Stellung um etwa 10 Uhr Vormittags, zu welcher Stunde ſchon einige nicht unerhebliche Veränderungen ſtattgefunden hatten. Die Cavallerie-Diviſionen Forton und Valabrègue (vgl. S. 251) waren, durch unſere reitenden Batterieen überraſcht, in völliger Panique, aus ihren Poſitionen in Front von Vionville bis Villers aux Bois zurückgegangen; ebenſo hatten die Diviſion Vergé und die Brigade Lapaſſet †) ihre Front verändert, um dem inzwiſchen erfolgten Angriff unſerer von Gorze heraufſteigenden 5. Diviſion zu begegnen. Sie ſtanden nicht mehr nach Weſten, ſondern nach **Süden** zu gekehrt. Die Diviſion Bataille verblieb in ihrer alten Frontſtellung.

†) Die Brigade Lapaſſet gehörte zum 5. Corps de Failly und war nach der Schlacht bei Wörth abgedrängt worden. Sie zog ſich von Saargemünd auf Metz zurück und wurde hier dem 2. Corps Froſſard, das ſchon bei Spicheren ſchwere Verluſte gehabt hatte, unterſtellt. Sie wurde nicht abgelöſt und hielt den ganzen Tag über (am 16.) in Front des Bois de St. Arnould aus.

das 6. Corps Canrobert an ſelber Stelle mit gleicher Front, aber nördlich der Chauſſee;

das Gardecorps im Rücken dieſer Aufſtellung, zwiſchen Gravelotte und Metz, die Ravins zu beiden Seiten der Chauſſee beherrſchend;

das 3. und 4. Corps waren im Marſch, um auf der zweiten nördlicher gelegenen Straße (Conflans-Etain) Verdun zu erreichen.

Die Cavallerie-Diviſionen ſtanden, nachdem ſie ſich wieder geſammelt, hinter dem 2. und 6. Corps.

Dies möge zunächſt genügen. Unſer von Süden kommender Angriff mußte zunächſt auf das 2. Corps Froſſard treffen, dem das 6. Corps, in Verlängerung des rechten Flügels, unmittelbar zur Seite, die Garde-Grenadier-Diviſion Picard deckend im Rücken ſtand.

Die Schlacht bei Vionville.

Der Kampf gegen das 2. Corps Froſſard bis zur Cavallerie-Attake Redern und Rauch.

Rechter Flügel und Centrum von 9 bis 1 Uhr.

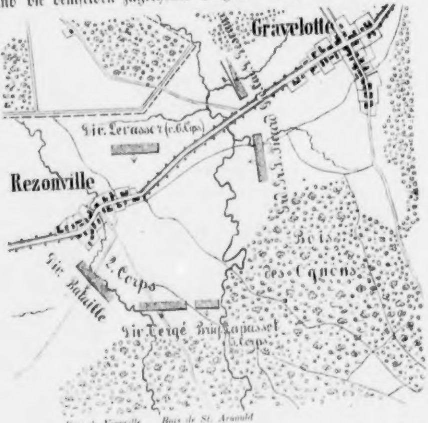
Die Cavallerie-Diviſion Mecklenburg und ziemlich gleichzeitig mit ihr die Diviſionen Stülpnagel und Buddenbrock vom III. Corps hatten in der Frühe des 16. ihren Vormarſch auf das große, von der Straße Metz-Verdun durchſchnittene Plateau angetreten,

die Diviſionen Mecklenburg und Stülpnagel über Gorze auf Rezonville-Vionville,

die Diviſion Buddenbrock, links daneben, über Onville auf Mars la Tour ſich dirigirend.

Man marſchirte ziemlich in gleicher Höhe. Ehe noch das Plateau erreicht war, meldeten bereits vorausgeſandte Patrouillen, daß der Feind zu beiden Seiten der Straße Metz-Verdun und zwar zwiſchen Vionville und Rezonville ein Lager bezogen habe. Die Stärke war nicht genau zu bemeſſen. Der Commandirende des III. Corps, Generallieutenant v. Alvensleben, beſchloß den Angriff. Etwa um 9½ Uhr, ziemlich um dieſelbe Zeit, wo Abtheilungen unſerer 5. Cavallerie-Diviſion das oben geſchilderte Gefecht hatten, betraten die Infanterie-Diviſionen Stülpnagel und Buddenbrock den Südrand des Plateaus und ſchwenkten rechts ein, um ſich nordwärts, die erſte gegen Vionville, die letztere gegen Mars la Tour zu wenden. Jene (Stülpnagel) an der Kapelle St. Thiebault vorbei, nahm im Weſentlichen auf Flavigny, dieſe (Buddenbrock) auf Tronville ihre Richtung und zwar unter Innehaltung zweier Parallelſtraßen, die in Entfernung von nur einer halben Meile das vielgenannte Plateau nordnordweſtlich durchziehen. Mit dem Betreten dieſer Straßen hatten beide Diviſionen das etwa eine Quadratmeile große Feld vor ſich, das beſtimmt war, der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes zu werden.

Die Diviſionen raſteten noch eine kurze Weile und hielten Umſchau. Das Terrain wellig, von kleinen Waſſerläufen durchzogen, mit zahlreichen Wäldchen betüpfelt. Zwei davon, das Bois de Vionville*) und das Bois de St. Arnould, unmittelbar in der rechten Flanke der 5. Diviſion. Nach vorn hin alles frei, offen, bis zu einer langen, von Oſt nach Weſt laufenden Baumlinie hin. An dieſer Linie zwei Dörfer, ihnen vorgelegen ein Gehöft. Zu beiden Seiten der Straße ein Zeltlager, jenſeit weit ſich dehnend und im Schimmer eines heißen Auguſttages ſich verlierend. Die Dörfer waren Rezonville und Vionville; das Gehöft Flavigny. (Mars la Tour verbarg ſich.) Der Feind, der hier lagerte, waren das 2. Corps Froſſard und das 6. Corps Canrobert, beide auf dem Marſche nach Verdun-Châlons. So nahe ſie ſtanden, faſt nur durch Straßenbreite von einander getrennt, war nichtsdeſtoweniger der ſich alsbald entſpinnende Kampf, wenigſtens bis zur Mittagsſtunde, ausſchließlich ein Kampf gegen das 2. Corps und die demſelben zugetheilte Brigade Lapaſſet. Dieſe Brigade ſtellte



---

*) Der Leſer muß bei allem Folgenden immer gegenwärtig haben, daß das Bois de Vionville nicht in unmittelbarer Nähe von Vionville liegt und daß dasjenige Gehölz, was ſeiner Lage nach am eheſten Anſpruch auf dieſen Namen (Bois de Vionville) erheben könnte, auf den mir vorliegenden Karten namenlos iſt, in den dieſſeitigen halboffiziellen Schlachtbeſchreibungen aber den Namen führt: die Büſche von Tronville. Dieſe waren es, die während des ganzen Tages ein Hauptobject des Kampfes bildeten.

ſich uns zunächſt entgegen, Front gegen Süden; rechts neben ihr, in Schrägſtellung, einen ſtumpfen Winkel mit der Frontbrigade Lapaſſet bildend, ſtanden die Diviſionen Vergé (die erſt ſpäter ihre Front veränderte) und Bataille. In den Zwiſchenräumen eine Cavallerie-Diviſion. Das 6. Corps Canrobert griff erſt ein, als das 2. verbraucht war.

Dies war die Stellung, die die Unſrigen, als ſie auf das Plateau traten, in aller Klarheit überſahen. Eine halbe Stunde ſpäter war man bereits im Gefecht.

Wir folgen nun den einzelnen Diviſionen, der 5. rechts, der 6. links.

Die Avantgarde der 5. Diviſion Stülpnagel unter Generalmajor v. Döring, nachdem ſie das vorgeſchilderte Plateau erſtiegen, drang mit dem 1. und 2. Bataillon 48er ſiegreich gegen die Höhen und den Wald von Vionville vor und ſchaffte der Diviſionsartillerie Platz zum Auffahren. Die 3. (Lübbener) Jäger folgten den 48er Musketieren halbrechts ins Waldgefecht, die Füſiliere des Regiments 48 übernahmen die Deckung des linken Artillerieflügels. Das 2. und Füſilier-Bataillon vom Leib-Regiment dirigirte General v. Döring über die Côte Mouſa geradeaus nördlich gegen Rezonville.

Die 48er Füſiliere wurden von dem überlegenen Feinde umfaſſend angegriffen und zurückgeworfen. Zu ihrer Aufnahme eilte das Têten-Bataillon der 10. Brigade (1. Bataillon Regiments 52) im Laufſchritt herbei. Nur eine kurze Strecke vermochte es den Gegner zurückzudrängen, da unterlag es ebenfalls der bedeutenden numeriſchen Ueberlegenheit. Generalmajor v. Döring fiel tödtlich getroffen. Erſt dem mittlerweile aufmarſchirten Füſilier- und 2. Bataillon Nr. 52, gefolgt vom 2. und Füſilier-Bataillon Nr. 12, gelang es, den Feind entſcheidend zu werfen. Die genannten Bataillone ſetzten ſich am Schnittpunkt der Straßen Buxières-Rezonville und Gorze-Flavigny feſt. (Elf Uhr.) Rechts daneben hatten 48er Musketiere und Lübbener Jäger, durch zwei Bataillone vom 78. unter Oberſt v. Lyncker verſtärkt,*) den Nordrand des Waldes von Vionville erſtritten. Noch weiter rechts waren das 2. und Füſilier-Bataillon des Leib-Regiments bis an die Nordliſière des Bois de St. Arnould vorgedrungen.

Die 6. Diviſion Buddenbrock, bei der ſich der Commandirende des Armee-Corps, Generallieutenant v. Alvensleben, befand, war inzwiſchen von Arnaville über Onville und Buxières nach Tronville geeilt und hatte ſich bald nach 10 Uhr mit der 11. Brigade ſüdlich, mit der 12. nördlich dieſes Dorfes, Front gegen Oſten, entwickelt. Mit dem Füſilier-Regiment Nr. 35

---

*) Dieſe zwei Bataillone (2. und Füſilier-Bataillon) vom 78. Regiment gehörten zur Brigade Lehmann vom X. Corps, waren am 15., zur Deckung unſeres rechten Flügels, an der Moſel zurückbehalten und der ihnen zunächſt ſtehenden 5. Diviſion unterſtellt worden. An der Seite dieſer Diviſion focht das »Detachement Lyncker« während des ganzen Schlachttages.

ging die 11. Brigade, v. Rothmaler, gegen Flavigny-Vionville, mit dem Regiment Nr. 64 die 12. Brigade, v. Bismarck, längs der Chauſſee gegen Vionville.

Gegen 11 Uhr wurde Vionville von Norden, Weſten und Süden umfaßt und genommen. Oberſt v. Bismarck wurde in dem Gefecht verwundet. Aber der Feind behauptete mit Zähigkeit die öſtlich vorliegenden Höhen, Flavigny und das Büſchchen um die Ciſterne, zwiſchen dieſem Ort und der Chauſſee. Das Füſilier- und 1. Bataillon Nr. 20 mußten ſüdlich Vionville mit eingreifen. Nach blutigem Kampfe gelang es endlich bald nach 12 Uhr, das Büſchchen und auch das durch Artillerie in Brand geſchoſſene Flavigny zu nehmen. Das Corps Froſſard begann in ſeinem Centrum und rechten Flügel zu weichen.

Unſrerſeits waren das Regiment Nr. 24 und das 2. Bataillon vom 20. noch intact. Allen Anzeichen nach — die ſpäter auftretenden Maſſen des Feindes waren noch nicht zu überſehen — ſchien es kein allzu ſchwerer Sieg für uns werden zu ſollen. Auch unſere Artillerie erwies ſich überlegen; die vier reitenden Batterieen unter Major Körber am linken, die Corps-Artillerie unter Oberſt v. Dresky am rechten Flügel der 6. Diviſion, unterhielten ein ſuperiores Feuer und ſtreckten den Feind in ganzen Reihen nieder. Zwiſchen 12 und 1 Uhr wurde, zu weiterem Nachtheil des 2. franzöſiſchen Corps, der tapfere und umſichtige General Bataille verwundet, und da um eben dieſe Zeit unſre beiden Diviſionen beinahe concentriſch einen neuen Vorſtoß unternahmen, wich die ihres Führers beraubte Diviſion Bataille und riß auch noch einen Theil der Diviſion Vergé mit fort.

Es war ein kritiſcher Moment für den Feind, ein Moment, dem — wie bei allen kritiſchen Situationen dieſes Tages — ein Cavallerie-Angriff eine momentane Hülfe leiſten mußte. Vielleicht iſt nie eine Schlacht geſchlagen worden, in der, mit ſolcher regelmäßigen Wiederkehr, der Cavallerie die Aufgabe zugefallen wäre, das hereinbrechende Unheil zu hemmen, die Schlacht wiederherzuſtellen. Zunächſt griff der Feind zu dieſem Mittel. Später, als das Blatt ſich wandte, folgten wir drei- und vierfach ſeinem Beiſpiel.

Bazaine, als er von ſeiner Hochſtellung am Bois de la Jurée aus der beinahe fluchtartigen Rückzugsbewegung des 2. Corps anſichtig wurde, gab dreien Cavallerie-Regimentern, einem Lancier-, einem Garde-Cüraſſier- und einem Garde-Carabinier-Regiment, Befehl, die nachdrängenden preußiſchen Bataillone zu attakiren. Die Lanciers hatten die Tête. Mit einem heftigen Feuer empfangen, machten ſie Kehrt, ſammelten ſich indeſſen wieder und ritten zum zweiten Male an, diesmal von den Garde-Cüraſſieren und einer reitenden Batterie gefolgt. Marſchall Bazaine ſelbſt ſchloß ſich dieſem Vorgeben ohne alle weitere perſönliche Bedeckung an. In drei Linien ging die Attake, »die Cüraſſiere wie auf dem Exercirplatz«, aber das Feuer unſrer ſchnell gebildeten Carrés ließ auch dieſen Angriff ſcheitern und im ſelben Moment, wo die Regimenter ſich wandten, warfen ſich unſre 11. und 17. (braunſchweigiſchen) Huſaren von der Brigade Redern, die ſchon das Morgengefecht gehabt hatte, auf ſie, ſprengten die Lanciers und Cüraſſiere auseinander und drangen in die Garde-Batterie ein, in deren Mitte der franzöſiſche Marſchall hielt. Die Bedienungsmannſchaften und Fahrkanoniere wurden von den Braunſchweigern*) niedergehauen, die Geſchütze genommen und Bazaine ſelbſt mußte zu ſeiner Vertheidigung den Degen ziehen. Einer unſrer Offiziere hing ſich an ihn; in dieſem Augenblick erſchien die Escorte des feindlichen Feldherrn unter dem lauten Rufe: »**au secours du maréchal!**« hieb ihn wieder heraus, vertrieb unſre Huſaren und entriß ihnen die ſchon unſererſeits eroberten Geſchütze. Aber dies war nur Beſeitigung einer äußerſten Gefahr. Die unſern Huſaren folgende Stabswache des Hauptquartiers gerieth alsbald unter die Säbel der 6. Diviſion Mecklenburg, die, mit der Brigade Rauch**) voran, dem Angriff der Brigade Redern in naher Diſtance gefolgt war. Ein Kampf entſpann ſich, in dem die franzöſiſche Stabswache nahezu vernichtet wurde. In Verfolgung dieſes Erfolgs wandte ſich indeſſen das Blatt wiederum gegen uns und die unter Mitrailleuſen- und Infanterie-Feuer gerathende Diviſion Mecklenburg mußte nach erheblichen Verluſten zurück.

---

*) Ein braunſchweigiſcher Huſar, der dieſe Attake mitmachte, ſchrieb Ende September während der Belagerungswochen: »Ihr werdet Euch erinnern, daß wir bei Vionville eine Batterie nahmen, was uns indeſſen — wie das immer geht — ſchließlich von Andern beſtritten wurde. Nun kommen wir ſchließlich doch noch zu unſerm Recht. Bazaine, der vorgeſtern ſeinen Adjutanten, ich weiß nicht, zu welchem Behufe, ins Hauptquartier geſchickt hat, hat ſich nebenher erkundigen laſſen, welches Huſaren-Regiment (ſchwarz mit gelb) am 16. an dem und dem Orte und um die und die Zeit eine Attake gemacht und dabei eine Batterie genommen habe. Da nun nach genauer Beſchreibung der Uniform und Angabe des Ortes und der Zeit nur unſer Regiment es ſein konnte, läßt Bazaine durch ſeinen Adjutanten unſerm Regiment ſagen: Er grüße den Commandeur und das tapfere Huſaren-Regiment auf das Freundlichſte und ſpreche ſeine Achtung aus für das ſchneidige Draufreiten. Er ſelbſt habe an jenem Tage in der Batterie gehalten und habe ſich plötzlich von Huſaren umringt geſehen, die teufliſch auf ihn eingehauen hätten; einer ſeiner Adjutanten ſei vom Pferde geſchoſſen und er ſelbſt nur mit genauer Noth entkommen. Wenn wir nur eine Ahnung davon gehabt, wir hätten ihn ſicherlich gefaßt. Wie Du Dir denken kannſt, herrſcht im Regiment über dieſe Anerkennung von competenteſter Seite eine ſehr fröhliche Stimmung.«

**) Ein Zieten-Huſar, deſſen Regiment dieſer Brigade zugehörte, ſchreibt darüber: »Wir bekamen bei dieſem erſten Vorgehen (unſere zweite Attake fand erſt bei Dunkelwerden ſtatt) ein fabelhaftes Feuer. Unſer Commandeur Oberſt v. Zieten — nach hundert Jahren wieder ein Zieten an der Spitze des Regiments — wurde zuerſt vom Pferde geſchoſſen; dann riß eine Granate dem Pferde ſeines Adjutanten, Lieutenant v. Winterfeld, beide Hinterfüße fort. Als wir auf 500 Schritt heran waren, lagen unſere vorderſten Glieder wie gemäht. Wir mußten zurück . . . . Es war ein glorreicher Tag für das Regiment, aber die Verluſte waren groß. Außer unſerm Commandeur fielen Rittmeiſter v. Grimm und Lieutenant v. Klencke; mit ihnen der junge Graf Itzenplitz.« (Dieſe Letzteren fielen vielleicht erſt bei der Abendattake, auf die wir weiterhin zurückkommen.)

Im Ganzen hatte Bazaine ſeinen Zweck: die Rückzugsbewegung ſeines 2. Corps zu decken, erreicht. Rechts rückwärts, in der Schlucht bei Gravelotte, nahmen die Diviſionen Bataille und Berge eine Reſerveſtellung.

Wir unſrerſeits hielten Flavigny und Vionville beſetzt und machten erneute Anſtrengungen, gegen Rezonville vorzudringen, wo — in Ablöſung des 2. Corps — inzwiſchen die Têten, einerſeits der Garde-Grenadier-Diviſion Picard, andererſeits der Diviſion Levaſſor vom 6. Corps ſichtbar wurden.

Der Kampf gegen das 6. Corps Canrobert bis zur Cavallerie-Attake Bredow.

Centrum von 1 bis 4 Uhr.

Das nordwärts der Straße, in Verlängerung der Diviſion Bataille und nach Ablöſung dieſer in Verlängerung der Garde-Grenadier-Diviſion Picard ſtehende 6. franzöſiſche Corps, war bis dahin wenig in Mitaction oder Mitleidenſchaft gezogen worden; nur die mit ihrem linken Flügel in Nähe der Chauſſee ſtehenden Bataillone hatten, wo ſich die Gelegenheit bot, in das Feuergefecht eingegriffen und den einen oder andern auf die nördli[illegible] Seite der Straße gerichteten Vorſtoß zurückgewieſen. Im Uebrigen ſtanden, mit Ausnahme der am Schluſſe des vorigen Abſchnittes erwähnten, in die Poſitionen der Diviſionen Berge (2. Corps) eingerückten Diviſion Levaſſor, die andern Truppentheile des 6. Corps an alter Stelle feſt und zwar

die Diviſion Lafont mit ihrem linken Flügel an die ſüdliche Straße Metz-Verdun,

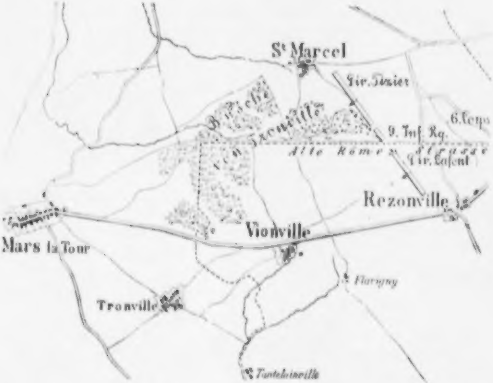
die Diviſion Tixier mit ihrem rechten Flügel an die nördliche Straße Metz-Verdun gelehnt.

Der Umſtand, daß die Stellung auch dieſer Diviſion unter beſtändigem Vornehmen des rechten Flügels eine Schräglinie bildete, ergab, daß die rechten Flügelbataillone der Diviſion Tixier unſere Stellung bei Vionville faſt ſchon überflügelten.

Dieſe Gefahr konnte dem General v. Alvensleben nicht entgehen. Er beſchloß deshalb, während die 5. Diviſion, unabgelöſt, ihren Kampf gegen die wie wir wiſſen neu eingetroffene Diviſion Levaſſor vom Corps Canrobert,

die 6. Diviſion, unabgelöſt, ihren Kampf gegen die neu eingetroffene Garde-Grenadier-Diviſion Picard

fortſetzen mußten, mit dem bis dahin noch verhältnißmäßig intact gebliebenen linken Flügel der Diviſion Buddenbrock, will ſagen, mit dem Regiment Nr. 24, einen energiſchen Vorſtoß über die Chauſſee hinaus, in nördlicher Richtung ausführen zu laſſen.


St Marcel
Div. Tixier
Büsche von Tronville
9. Inf. Rg.
6. Corps
Alte Römer Strasse
Div. Lafont
Rezonville
Vionville
Mars la Tour
Flavigny
Tronville
Tantelainville

Hier befand ſich, ziemlich genau halben Weges zwiſchen Vionville und Mars la Tour, ein Wäldchen (die bereits erwähnten „Büſche von Tronville“), das, mit ſeinem Fuße die Chauſſee, mit ſeiner Nordſpitze eine parallel laufende Hebung, die **alte Römer-Straße** berührend, beſtimmt war, auf lange Stunden hin der Schauplatz blutigſten Kampfes, der Drehpunkt des Gefechts zu werden. Die Bedeutung dieſes Wäldchens war klar. So lange wir es hatten, waren wir gegen ein Umfaßtwerden in unſerer linken Flanke geſichert; von dem Augenblick an, wo es verloren war, ſchwebte unſere 6. Diviſion in Gefahr, von der Diviſion Tixier*), die nur links zu ſchwenken brauchte, umklammert zu werden. Es war eine Poſition von ganz ähnlicher Bedeutung, wie der Swiepwald am Tage von Königgrätz. Auch der ſich entſpinnende Kampf war von gleichem Charakter und gleicher Hartnäckigkeit.

---

*) Links neben der Diviſion Tixier, zwiſchen dieſer und der Diviſion Lafont, ſtand das 9. franzöſiſche Linien-Regiment als Repräſentant der ebenfalls zum 6. Corps gehörigen Diviſion Biſſon. Dieſe ganze Diviſion — mit alleiniger Ausnahme des vorgenann

Das 24. Regiment nahm den Wald und ſuchte ihn zu halten; ein Drittel ſeiner Mannſchaften, die Hälfte ſeiner Offiziere fiel; endlich mußten ſie weichen, ganze Compagnieen waren führerlos; die zerſchoſſenen Bataillone gingen hinter Tronville zurück. Das 2. Bataillon 20. Regiments, das in Reſerve folgte, erlitt daſſelbe Schickſal.

Und doch, wenn nicht Alles in Frage geſtellt werden ſollte, mußte dies Wäldchen gehalten werden; Generallieutenant v. Alvensleben gab deshalb der ſeit etwa zwei Stunden in Reſerve gehaltenen Brigade Lehmann vom X. Corps Befehl, vorzugehen und den Wald aufs Neue zu beſetzen.

Die Brigade Lehmann, wie recapitulirend hier bemerkt werden mag, gehörte der 19. Diviſion an, die ſchon am 15. bei Thiaucourt (vgl. S. 251) eingetroffen war und Ordre empfangen hatte, am 16. früh — während die Schweſterbrigade Wedell auf St. Hilaire ging — gegen Chambley zu rücken. Von Chambley aus, dem Kanonendonner folgend, war ſie um 11½ Uhr bei Tronville eingetroffen. Dieſe Brigade Lehmann, nur vier Bataillone ſtark, das Füſilier-Bataillon vom 78., drei Bataillone vom 91. (oldenburgiſchen) Regiment, ging jetzt gegen den Wald, um die Abtheilungen von der Diviſion Tixier, die ſich hier feſtgeſetzt, wieder zu vertreiben.

Dies geſchah zunächſt ohne bedeutenden Verluſt. Als aber die 78er und 91er den dem Feinde zugekehrten Rand des Wäldchens, der »Büſche von Tronville«, erreichten, wurden ſie von der alten Römerſtraße aus, auf der ſich die Artillerieaufſtellung des Feindes befand, unter ein ſo furchtbares Feuer genommen, daß es unmöglich war, ſich an der Liſière des Waldes zu halten. Aller Regel zum Trotz gaben die Bataillone die nicht mehr ſchützende Waldpoſition auf und brachen in Tirailleurſchwärmen nach Norden hin, dem Feind entgegen, vor, um dem Furchtbaren dieſer Waldſtellung zu entgehen. Aber auch hier in Front des Waldes war kein Bleiben; wie die 24er zwei Stunden vor ihnen, ſo mußten jetzt die 78er und 91er zurück. Nur der Südrand des Waldes blieb beſetzt. Oberſt v. Kameke vom Regiment Nr. 91 war gefallen.

Auch die Brigade Lehmann ralliirte ſich bei Tronville; der Wald war uns zum zweiten Male entriſſen und doch mußte er unſer bleiben,

---

ten Regiments — kam, auf ihrem Marſche von Chalons bis Metz, nur bis Frouard, mußte hier umkehren und wurde dem in Chalons in Bildung begriffenen 12. Corps unterſtellt. Mit dieſem kämpfte dann die Diviſion ſpäter bei Sedan. Das 9. Regiment, ähnlich wie die abgedrängte, ebenfalls als Bruchtheil auftretende Brigade Lapaſſet vom 5. Corps, focht am 16. mit beſonderer Auszeichnung und nahm an dem Kampfe um die »Büſche von Tronville« hervorragenden Antheil.

que côute. Verwendbare Infanterie-Bataillone waren nicht mehr zur Stelle, alle Reſerven längſt vorgeſchoben, jeden Augenblick konnte ſich die Umklammerung vollziehen. In gewiſſem Sinne hatte ſie ſich durch Beſetzung des Waldes Seitens des Feindes bereits vollzogen. Alles hing jetzt daran, Zeit zu gewinnen und den Gegner auf eine halbe Stunde an Ausbeutung ſeiner errungenen Vortheile zu hindern. Um dies zu erreichen, erhielt die nördlich von Tronville hart an der Chauſſee haltende ſchwere Cavallerie-Brigade Bredow, 7. Cüraſſier- und 16. Ulanen-Regiment, Befehl, die feindliche Artillerie- und Infanterie-Aufſtellung nördlich der Büſche von Tronville zu attakiren. Dieſem Befehl wurde nachgekommen. Ein glänzender Ritt begann. Wir laſſen einen der Hauptbetheiligten ſelber ſprechen.

»Etwa um 3 Uhr überſandte der Commandirende des III. Armee-Corps, Generallieutenant v. Alvensleben, dem General v. Bredow, der mit dem 7. Cüraſſier- und 16. Ulanen-Regiment in der Nähe des Wäldchens zwiſchen Tronville und Vionville hielt, den Befehl, gegen das Centrum des Feindes vorzurücken, um durch Angriff und Durchbrechung Zeit für unſere heranrückenden Bataillone zu gewinnen. Es war eine furchtbare Aufgabe und hieß ſo viel, wie die Regimenter opfern. Der General zögerte, wahrlich nicht um ſich; er hat es nachher bewieſen.

Da ſprengte Oberſt v. Voigts-Rhetz, Generalſtabschef des III. Armee-Corps an den General v. Bredow heran:

»Herr General, der Generallieutenant v. Alvensleben hat mit dem General v. Rheinbaben verabredet, daß Sie am Walde durchbrechen müſſen und Sie halten noch hier?«

»Ich ſoll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?«

»Ja. Wir haben das Dorf, können aber nicht an den Wald heran. Wir müſſen den Wald haben. Das Schickſal der Schlacht hängt daran, daß Alles aufgeräumt wird, was noch längs des Waldes ſteht. Sie müſſen attakiren und zwar mit aller Kraft.«

Es wurde nun gelooſt, welche Escadrons mit den Standarten der beiden Regimenter zurückbleiben ſollten. Bei den Cüraſſieren zog Rittmeiſter v. Wuthenau, 3. Escadron, das Loos und nahm etwas ſeitwärts eine geſchützte Stellung, ſoweit auf dieſem Felde von Schutz die Rede ſein konnte.

Nun wurden zwei Treffen formirt: das Cüraſſier-Regiment auf dem linken Flügel am Waldesſaume entlang, das Ulanen-Regiment auf dem rechten Flügel, 100 Schritt zurück. Unſer braver General v. Bredow mit ſeinem Stabe (4 Offiziere, von denen er 3 verlor) ungefähr mit den Cüraſſieren in gleicher Höhe. Zuerſt ging es zwiſchen zwei feindlichen Schützenlinien hindurch, auf die feindliche Batterie zu. Hier fiel unſer Adjutant; zwei Shrapnelkugeln durchbohrten meinen Helm, doch ſo, daß ich nur ein heißes Gefühl auf meinem kahlen Schädel ſpürte. Rittmeiſter v. Heiſter*) ſtürzte, mit ihm Andere; im nächſten Moment waren wir in der Batterie, die nur mit zwei Geſchützen zum Feuern gekommen war. Die Ehre, den Commandeur zu holen, der den Revolver gegen mich zog, konnte ich keinem Andern überlaſſen, und ich glaube, ich habe ihn gefunden. Er ſank vom Pferde. Ein Offizier, der auf zwei Schritt gegen mich anſchlug, wurde von einem Unteroffizier und Lieutenant Campbell heruntergehauen.

Es war mir ſehr klar, daß es ſich bei dieſem Todesritt nicht darum handelte, Trophäen heimzubringen, ſondern einfach Alles zu werfen, was noch zwiſchen Wald und Chauſſee aufrecht ſtand. In der Batterie war Alles niedergehauen und ſo ging es in raſendem Jagen auf eine Infanteriecolonne, die niedergeritten wurde. Erſt als wir ſie durchbrochen, ſchickte ſie uns Schüſſe nach. Jetzt war das Regiment ſchon mit den Ulanen zuſammengeſchloſſen. Eine zweite Batterie wurde attakirt, heruntergehauen, was nicht floh, und mit dieſem fliehenden Theile ging es auf eine zweite Infanteriecolonne los.

Kurz ehe wir ſie erreicht, brachen aus einer Waldlücke zwei franzöſiſche Cüraſſier-Schwadronen in die Lücken des nur noch kleinen Häuflei[illegible] vor, und nachdem die letzte Colonne Infanterie überritten, ſchwenkte das

---

*) Rittmeiſter v. Heiſter ſtürzte ſchwer verwundet und wurde gefangen genommen Man ſchaffte ihn mit vielen Andern in ein franzöſiſches, in der Ferme Mogador errichtetes Lazareth. Hier wurde er ſchon andern Tages (17.) durch eine Vorpoſten-Schwadron vom 15. (hannöverſchen) Huſaren-Regiment befreit und gerettet. Wir finden darüber folgenden intereſſanten Bericht:

»Am Tage vor der Schlacht bei Gravelotte debouchirte die 2. Escadron hannöverſcher Huſaren Nr. 15 aus dem Defilé von Ars ſur Moſelle auf Gravelotte und ſtand von etwa 1 Uhr Mittags als Vorpoſtenſchwadron hinter Gravelotte an der ſeitdem vielgenannten Ferme de Mogador. In dieſer Ferme befanden ſich viele preußiſche Verwundete von dem Schlachttage von Mars la Tour, hauptſächlich Cavalleriſten vom 7. Cüraſſier- und 16. Ulanen-Regiment. Sie kamen beim Anrücken unſerer Schwadron maſſenhaft herausgelaufen und baten, ſie aus dieſem franzöſiſchen Lazareth, wo ſie unter ſehr vielen verwundeten Franzoſen (etwa 200) ſich ſehr ſchlecht befänden, zu entfernen. Wir ritten heran und es wurde möglich, alle preußiſchen Verwundeten auf einigen vorgefundenen und aus dem nahen Gravelotte requirirten Wagen nach dem von den Preußen beſetzten Ars ſur Moſelle zu transportiren. Unter dieſen Verwundeten befand ſich auch der Rittmeiſter v. Heiſter, welcher trotz ſeiner ſchweren Bleſſuren (10 Wunden, Hieb, Stich und Revolverkugel) es vorzog, auf einem Huſarenpferde fortzureiten. Außerdem Lieutenant v. Richthofen, vom 16. Ulanen- und ein Fähnrich vom 7. Cüraſſier-Regiment. Als gegen Abend die von allen Seiten in der Nähe der ſehr dominirend liegenden Ferme eintreffenden Cavallerie-Patrouillen die Gefahr eines größeren Zuſammenſtoßes immer wahrſcheinlicher machten, konnten wir nicht unterlaſſen, die franzöſiſchen Aerzte auf die exponirte und gefährliche Lage des Lazareths aufmerkſam zu machen. Dies half; faſt gegen unſer Erwarten. Als wir am andern Morgen, den 18., früh die Ferme wieder aufſuchten, hatte man unſeren Rath befolgt und das Lazareth nach Rezonville zurückverlegt. Gott ſei Dank, denn um 1 Uhr Mittags ſtand die Ferme, kurz nach Beginn der Schlacht bei Gravelotte, in hellen Flammen.«

Häuflein, nun pêle-mêle mit den franzöſiſchen Cüraſſieren und unſern Ulanen, rechts ab und jagte zurück. Eine Weile war Lieutenant Campbell an meiner Seite; er packte die Standarte der feindlichen Cüraſſiere mit der Linken und ſuchte ſie dem Standartenträger zu entreißen; er wurde aber umzingelt und nur mit Mühe von den Unſrigen herausgehauen.

Nie werde ich es vergeſſen, wie ich, ungefähr an der Stelle, von der wir ausgeritten (ein Ritt von einer Viertel deutſchen Meile), dem erſten Trompeter, den ich fand, das Regimentsſignal zu blaſen befahl. Die Trompete war durchſchoſſen und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein ging.-

Der Zweck dieſes Todesritts war erreicht. Zeit war gewonnen. Als die bis auf ein Drittel zuſammengeſchmolzenen Schwadronen wieder zwiſchen Tronville und dem Wäldchen hielten (etwa um 3½ Uhr), rückten eben neue Bataillone unſeres X. Corps heran.

Der Kampf gegen das 3. Corps Leboeuf und das 4. Corps L'Admirault bis zur Cavallerie-Attake Barby.

Linker Flügel; 4 bis 7 Uhr

Gegen 4 Uhr, unmittelbar nach der Cavallerie-Attake Bredow, ſtand die Schlacht wie folgt:

Die 5. Diviſion Stülpnagel, rechter Flügel, hielt die nördliche Hälfte des Bois de Vionville und des Bois de St. Arnould nach wie vor beſetzt. Ihr gegenüber focht ſeit 1 Uhr die Diviſion Levaſſor vom 6. Corps.

Die 6. Diviſion Buddenbrock behauptete ſich links daneben, mit den Regimentern 35 und 64 in Flavigny und Vionville. Ihnen gegenüber ſtand die Garde-Diviſion Picard. Das 24. Regiment ſammt dem 2. Bataillon vom 20. war aus den Büſchen von Tronville bis zu dem gleichnamigen Dorfe zurückgenommen.

Die Brigade Lehmann (4 Bataillone vom X. Corps), ebenfalls bis Tronville zurückgenommen, hielt nur noch den Südrand des vielgenannten »Wäldchens« mit ſchwachen Abtheilungen beſetzt.

Die Cavallerie-Diviſion Mecklenburg, ebenſo die Cavallerie-Brigaden Redern und Bredow, ſtanden in dem ſtumpfen Winkel, den die Chauſſee und die Aufſtellungslinie der 6. Diviſion bildeten.

10 Batterieen, zur größeren Hälfte von der Corps-Artillerie des III. Corps, füllten nach wie vor die Lücke zwiſchen der 5. und 6. Diviſion. Die

Diviſions-Artillerie befand ſich in unmittelbarer Nähe ihrer Truppe. Die vier reitenden Batterieen unter Major Körber (zu denen ſich gleich nach 4 Uhr zwei weitre Batterieen von der Corps-Artillerie des X. Corps geſellt hatten), hielten unerſchütterlich am linken Flügel der Diviſion Buddenbrock feſt. Einzelne Batterieen waren ſogar avancirt und hatten jenſeits der Chauſſee ihre Stellung genommen.

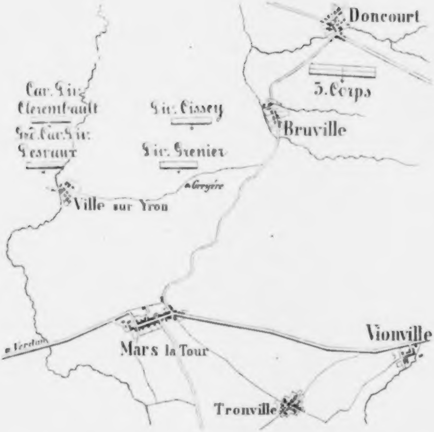
Um 3¼ Uhr war der Commandirende der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, auf dem Schlachtfelde erſchienen. Er hatte die 3½ Meilen von Pont à Mouſſon bis Flavigny in einer Stunde zurückgelegt.

Ziemlich gleichzeitig mit ihm waren, ſammt raſch ſich anſchließenden Batterieen vom X. Corps, die die 20. Diviſion bildenden Brigaden Woyna und Diringshofen eingetroffen.

Der Prinz übernahm das Commando. Batterieen wurden am rechten und linken Flügel eingereiht, die Brigade Woyna getheilt und zur Hälfte auf Vionville, zur andern Hälfte auf das »Wäldchen« zu vorgeſchoben. Die bis dahin in den vorderſten Linien geſtandenen Bataillone — im Dorfe ſelbſt wahrſcheinlich 64er und 35er, im »Wäldchen«, ſoweit es noch beſetzt war, 78er und 91er — gingen in eine Aufnahmeſtellung zurück. Das »Wäldchen« (die Büſche von Tronville) wurde zum dritten Male der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Als die halbe Brigade Woyna, wie Alles, was vorher hier gefochten, erliegen zu wollen ſchien, wurde die Brigade Diringshofen zu ihrer Unterſtützung vorbeordert. Sie rückte ebenfalls in den Wald. Dieſer, ſo ſcheint es, wurde von da ab anderthalb Stunden lang, vielleicht auch länger noch, behauptet, bis weiter nach links hin eintretende Ereigniſſe (etwa um 6 Uhr) abermals zu ſeiner Räumung führten.

Dieſen Ereigniſſen wenden wir uns jetzt zu. Es war der ſo berühmt gewordene Kampf bei Mars la Tour.

Während die Garde-Diviſion Picard und die Diviſion Levaſſor vom 6. Corps Canrobert dieſſeits der Straße Rezonville-Vionville, die Diviſionen Lafont und Tixier aber (ebenfalls vom 6. Corps) unmittelbar jenſeits derſelben ihren Kampf geführt hatten, hatten das 3. und 4. franzöſiſche Corps ihren Abmarſch auf Verdun und zwar auf der nördlichen Straße: Conflans-Etain einfach fortgeſetzt. Als ſie die Wegſtrecke Doncourt-Conflans erreicht hatten, erhielten ſie, namentlich die vorderſten Diviſionen des 4. Corps L'Admirault, Befehl, links zu ſchwenken und über Bruville und Grevère auf Mars la Tour vorſtoßend, unſere geſammte Vionville-Stellung zu flankiren. Es war dies genau dieſelbe Aufgabe, die in den Stunden von 1 bis 4 Uhr das 6. Corps gehabt hatte, nur größer und umfaſſender angelegt. An die Stelle zweier Diviſionen traten zwei Corps und der Einſchließungsbogen war weiter geſpannt. Die Gefahr alſo,


Doncourt
3. Corps
Bruville
Cav. Div. Clérembault
Div. Cissey
3te Cav. Div. Legrand
Div. Grenier
Greyère
Ville sur Yron
n. Verdun
Mars la Tour
Vionville
Tronville

die wir in erbitterten, dreimal geführten Kämpfen um das »Wäldchen« einigermaßen von uns abgewandt hatten, ſie trat jetzt aufs Neue und zwar um ſo drohender an uns heran, als wir, trotz der eingetroffenen Verſtärkungen, im **Mittelpunkt** unſerer Stellung (Vionville) über kein einziges Bataillon mehr verfügten, das wir dem von Norden her in dichten Colonnen gegen Mars la Tour anrückenden Feinde hätten entgegenwerfen können.

Im Mittelpunkte unſerer Stellung hatten wir nichts, nur bei Mars la Tour ſelbſt ſtand die Brigade Wedell vom X. Corps, die, wie bereits S. 251 hervorgehoben, am Morgen des 16. von Thiaucourt aus, wo ſie bivouakirt hatte, auf St. Hilaire dirigirt worden war. Mit ihr war die Garde-Dragoner-Brigade Brandenburg. In St. Hilaire eingetroffen, war an beide, unſern äußerſten linken Flügel bildende Brigaden der Befehl ergangen, ſich näher an unſere eigentliche Aufſtellung heranzuziehen und bei Mars la Tour Poſition zu nehmen. Die Garde-Dragoner eilten vorauf. Als um etwa 4 Uhr auch die Brigade Wedell das eben genannte Dorf (Mars la Tour) erreichte, fand ſie daſelbſt, außer der ſüdlich vom Dorfe haltenden Garde-Dragoner-Brigade, auch die Cavallerie-Brigade Barby vor, die ſchon im Laufe des Vormittags zur Deckung unſers linken Flügels nach Mars la Tour hin beordert worden war.

Nach Norden zu, in Nähe von Greyère, ſtand der Feind in zum Theil gedeckten Stellungen, nach Zahl und Waffen nicht genau erkennbar. Es erging Befehl, ihn in dieſer ſeiner Poſition anzugreifen. Vielleicht, daß dieſer Befehl nicht gegeben worden wäre, wenn man dieſſeits einen Einblick in die volle Stärke des Feindes gehabt hätte.

Die durch einen beinahe fünfmeiligen Marſch (von Thiaucourt nach St. Hilaire, dann von St. Hilaire bis Mars la Tour) der Ruhe bedürftige Brigade Wedell raſtete eine kurze Zeit; dann erfolgte der Angriff. Den Hauptkampf hatte das 16. Regiment unter Oberſt v. Brixen. Wir folgen dieſem zunächſt unter Zugrundelegung eines detaillirten Berichts:

»In vortrefflicher Ordnung avancirten die Bataillone; das Füſilier-Bataillon auf dem rechten Flügel, links daneben das 1. und daneben die 7. und 8. Compagnie, während die 5. und 6. Compagnie in nördlicher Richtung gegen la Greyère vorgingen. Die nächſten Anhöhen wurden erſtiegen, Mitrailleuſen- und Gewehrfeuer empfingen die Bataillone auf ſo bedeutende Entfernung, daß ein Erwiedern des Feuers unmöglich war. Nach kurzer Raſt wurde die Bewegung fortgeſetzt. Man mußte nun in eine tief eingeſchnittene Schlucht hinab, welche vorher dem Auge entzogen war. Während das tapfere Regiment auch den letzten Hang hinaufzuklettern begann, traten ihm nicht nur in der Front die feindlichen Infanterielinien auf 150 Schritt entgegen, ſondern auch aus einer Quervertiefung drangen feindliche Abtheilungen gegen die Flanke vor. Die Kräfte der Mannſchaften waren erſchöpft und der Regiments-Commandeur ordnete den Rückzug an. Dieſer erfolgte andauernd und wenn auch aufgelöſt, nichtsdeſtoweniger mit Ruhe, bis hinter Tronville. Auch die 5. und 6. Compagnie, welche in einem Gehölze ſich feſtgeſetzt hatten, wurden nun genöthigt, zurückzugehen.

Oberſt v. Brixen fiel in dieſem opferreichen Kampfe. Als am andern Tage die Todten beerdigt wurden, fand man auf der vom Feinde beſetzten Höhe jenſeit der Schlucht die Leichen von 5 Offizieren, 1 Portepéefähnrich und zahlreichen Mannſchaften des Regiments. Gewiß der beſte Beweis von der unübertroffenen Bravour der Bataillone.«

Rechts von dem 16. Regiment war das 57. mit ſeinem 1. und dem Füſilier-Bataillon (letzteres im zweiten Treffen) gegen die Höhen vorgegangen; die 2. und 3. Compagnie des Pionier-Bataillons Nr. 10, welche ſich dem Regiments-Commandeur zur Diſpoſition geſtellt hatten, auf dem rechten Flügel. Auch hier die größte Bravour im Vordringen gegen die Front der ſtarken feindliche Poſition, trotz des heftigſten Granat-, Mitrailleuſen- und Gewehrfeuers; aber auch hier waren die Kräfte gebrochen, als der weit überlegene Feind gegen die ſchon ſehr geſchwächten Bataillone zum Gegenſtoß vorbrach. Die Pioniere hatten ſich in den weſtlich gelegenen Waldparcellen feſtgeſetzt und den Angriff von dort aus unterſtützt. Das Regiment ſammelte ſich gleichfalls hinter Tronville.

Der Brigade-Commandeur, General v. Wedell, den Angriff ſeiner Regimenter perſönlich führend, war verwundet worden; ſein Pferd wurde durch zwei Kugeln getroffen.

Vier Batterieen vom X. Corps unter Oberſtlieutenant Schaumann hatten das Gefecht der Infanterie aus einer Aufſtellung hart öſtlich von Mars la Tour unterſtützt; das 1. Garde-Dragoner-Regiment unter Oberſt v. Auerswald war ihr dabei als Particularbedeckung zugewieſen worden. Als nun die Brigade Wedell weichen mußte, brachen die Garde-Dragoner mit drei Escadrons, die Standarten-Escadron zur Bedeckung zurücklaſſend, gegen die ſcharf nachdrängenden feindlichen Bataillone vor.

Ein Mitbetheiligter ſchildert dieſe Attake, die, ſo blutig ſie auch verlief, doch nur das Vorſpiel eines umfaſſenderen Cavallerie-Angriffes war, wie folgt: »Wenige Minuten nachdem wir die öſtlich von Mars la Tour aufgefahrene Corps-Artillerie unter Oberſtlieutenant Schaumann erreicht hatten, traf uns der Befehl, die in raſchem Tempo vordringenden feindlichen Infanteriemaſſen in ihrer rechten Flanke zu attakiren und zum Stehen zu bringen. Hierzu mußten in der Formation zu Dreien mehrere Hecken genommen werden; hinter der letzten, die wir ſchon im feindlichen Feuer überſprangen, marſchirte das Regiment zugweiſe im Galopp auf und in ſchneller Reihenfolge ertönten dann die Signale »Front«, »Galopp« und »Fanfaro«. Der Commandeur v. Auerswald jagte dem Regiment weit voraus und dicht geſchloſſen ſtürzten ſich die Dragoner hinter ihm unter lautem »Hurrah« in die Reihen des Feindes. Bis zu dieſem Augenblicke reicht mein klares Bewußtſein. Von dem Kampfe Mann an Mann erinnert ſich mein Gedächtniß nur, daß der Arm faſt willenlos die Klinge auf Schultern und Käppis niederfallen ließ, und mein Auge hat mir das Bild von klaffenden Wunden und unter die Hufe getretenen Franzoſen bewahrt. Doch welch einen Anblick bot das Regiment, als es wieder geſammelt wurde! Der Commandeur, obwohl durch einen Schuß in den Unterleib ſchwer verwundet, hielt eine kurze Anſprache, in welcher er uns ſeine Anerkennung ausſprach, dem König ein donnerndes Hoch brachte und erſt dann in das Lazareth zu Maria-Ville ritt, wo er ſeitdem erlegen iſt.

Von den 18 Offizieren der drei Schwadronen, welche attakirt hatten, waren 14 todt oder verwundet, von den 13 Trompetern fehlten 8; unſern braven Stabstrompeter riß eine Granate in Stücke, nachdem er dicht vor den feindlichen Bajonetten das »Marſch, marſch« hell und rein wie auf dem Tempelhofer Felde in die Luft geſchmettert hatte; auch von den Einjährigen meiner Schwadron ſind zwei auf dem Felde der Ehre geblieben.

Als am folgenden Morgen das Regiment rangirt wurde, konnte aus den 3 Schwadronen nur eine einzige formirt werden.«

So der Bericht. Die 2. und 4. Eſcadron des Cüraſſier-Regiments Nr. 4, deſſen zwei andre Schwadronen bald darauf, wie wir ſehen werden, ins Gefecht kamen, machten dieſen Angriff der 1. Garde-Dragoner mit. In ihrer Mitte fiel Lieutenant v. Schäfer-Voit. Auch die 2. Garde-Dragoner attakirten zu verſchiedenen Malen nördlich von Mars la Tour auf feindliche Infanterie und erlitten gleichfalls bedeutende Verluſte. Oberſt Graf Finckenſtein fiel im wildeſten Handgemenge, ſo daß ſeine Leiche erſt viel ſpäter aufgefunden wurde und lange Zeit Zweifel herrſchte, ob er überhaupt unter den Todten ſei.

Alle dieſe Angriffe, wenn ſie auch momentan der zurückgehenden Brigade Wedell einerſeits, andrerſeits der gefährdeten Corps-Artillerie Luft geſchafft hatten, ſcheiterten doch in dem Vorhaben, unſern linken Flügel nachhaltig zu degagiren und den noch immer Terrain gewinnenden Feind zum Stehen zu bringen. Um dies begehrenswerthe Ziel zu erreichen, erhielt bald nach 6 Uhr General v. Barby vom Commandirenden des X. Armee-Corps, General v. Voigts-Rhetz, den Befehl, mit ſeiner Brigade zu attakiren.

Dieſem berühmten Angriff wendet ſich nunmehr unſre Schilderung zu.

Die Cavallerie-Brigade Barby, beſtehend aus dem weſtphäliſchen Cüraſſier-Regiment Nr. 4, Oberſt v. Arnim, dem 1. hannöverſchen Ulanen-Regiment Nr. 13, Oberſt v. Schack, und dem oldenburgiſchen Dragoner-Regiment Nr. 19, Oberſt v. Trotha, hatte bereits den ganzen Tag über zwiſchen Tronville und Mars la Tour im Feuer gehalten und erhebliche Verluſte an Mannſchaften und Pferden erlitten. Jetzt eilte ſie vor. Auf dem äußerſten linken Flügel hielt feindliche Cavallerie bei dem Dorfe Ville ſur Yron, mit dem Rücken ſüdlich des Gehölzes von Droitaumont.

Beim Anblick dieſer feindliche Reitermaſſen formirte ſich die Brigade Barby, zu der ſich inzwiſchen noch 10. Huſaren, 13. und 16. Dragoner, ſammt zwei Eſcadrons vom 2. Garde-Dragoner-Regiment geſellt hatten, wie folgt:

Erſtes Treffen.

Linker Flügel.	Centrum.	Rechter Flügel.
1. Eſc. vom 2. Garde-Dragoner-Regt.	19. Dragoner	13. Dragoner
	13. Ulanen (3 Eſc.)	10. Huſaren (3 Eſc.)
	4. Cüraſſier (2 Eſc.)	4. Eſc. vom 2. Garde-Dragoner-Regt.

Zweites Treffen.

16. Dragoner-Regiment.

Das erſte Treffen beſtand mithin aus 18, das 2. Treffen aus 4 Escadrons, welche geſammten 22 Escadrons nunmehr gegen den 24 Escadrons ſtarken Feind anritten. Der Hauptzuſammenſtoß fand im Centrum ſtatt, wo die eigentliche Brigade Barby (4. Cüraſſiere, 13. Ulanen und 19. Dragoner) auf die kaiſerliche Garde-Cavallerie,*) außerdem aber auf eine Anzahl von Reiter-Regimentern unter dem General de Clerembault ſtieß. Ob dieſer das Geſammt-Commando über alle hier verſammelten Reiter-Regimenter führte (wie gewöhnlich angegeben wird), oder ob der Führer der Garde-Cavallerie, General Desvaux, neben ihm commandirte, wird erſt durch ſpätere Berichte feſtzuſtellen ſein.

Wir folgen zunächſt einem Bericht des 19. Dragoner-Regiments, das, unter Führung ſeines Oberſten v. Trotha, die Tête hatte.

»Das oldenburgiſche Dragoner-Regiment Nr. 19 wurde in Front auf das in vorderſter Reihe ſtehende Garde-Lancier-Regiment dirigirt, während die 4. Cüraſſiere und 13. Ulanen als linke Offenſivflanke gegen das feindliche 3. Dragoner-Regiment vorgingen. Die Dragoner der Kaiſerin, Garde-Cüraſſiere und ein Regiment Chaſſeurs à cheval bildeten drüben das zweite Treffen.

Das Lancier-Regiment ließ die Dragoner bis auf 150 Schritt ſtehenden Fußes mit der Attake herankommen, ehe daſſelbe anritt. Während des Vorgehens zur Attake erſchienen plötzlich in der rechten Flanke des Dragoner-Regiments Nr. 19 zwei feindliche Escadrons und zwar eine Escadron der Dragons de l'Impératrice und eine Escadron Garde-Cüraſſiere, gegen welche die 1. Escadron des oldenburgiſchen Dragoner-Regiments Nr. 19 rechtzeitig rechts abſchwenkte. In dieſer Formation erfolgte der Zuſammenſtoß mit dem Feinde. Das oldenburgiſche Dragoner-Regiment Nr. 19 durchbrach zuerſt die Front der franzöſiſchen Lanciers.**) Es entſtand nun

---

*) Die Garde-Cavallerie ſtand, bei Beginn der Schlacht (vergl. die Karte auf S. 253), zwiſchen Rezonville und Gravelotte, in einer Senkung hart neben der Gravelotter Chauſſee. Da wir, im Laufe des Nachmittags, mindeſtens drei Garde-Cavallerie-Regimentern bei Greyère begegnen, ſo muß zu einer nicht näher zu beſtimmenden Stunde ein Verſchieben dieſer Regimenter vom franzöſiſchen linken an den rechten Flügel ſtattgefunden haben.

**) Ein andrer Bericht, der in ähnlicher Weiſe die Theilnahme der 13. Ulanen, wie der vorſtehende die Theilnahme der 19. Dragoner betont, lautet, die obige Schilderung vervollſtändigend, an der betreffenden Stelle wie folgt:

»Die Brigade Barby hatte nach dem Debouchiren aus Mars la Tour zuerſt die Direction auf feindliche Artillerie, die auf dem feindlichen rechten Flügel ſehr weit vorgegangen war. Dieſe jedoch, die Abſicht merkend, verließ noch früh genug ihre Poſition. Vorgeſchickte Eclaireurs brachten nun die Meldung, daß nördlich von Mars la Tour und weſtlich der Straße Jarny-Mars la Tour, etwa fünf feindliche Cavallerie-Regimenter ſtänden, die wohl die Abſicht haben mochten, unſern linken Flügel zu umgehen. Als wir uns näherten, nahmen wir wahr, daß die franzöſiſche Reiterei in zwei Treffen ſtand. Im erſten, mit dem linken Flügel an die Chauſſee angelehnt, ein Garde-Lanciers-Regiment, dahinter das 3. Draein Einzelkampf, der mit großer Erbitterung faſt Mann gegen Mann ausgefochten wurde. Er ſtellte ein großartiges Bild eines Reitergefechts dar, von deſſen Gang die Verwundungen der Offiziere, nach Art und Zahl am beſten Zeugniß ablegen. In dieſem Einzelkampfe wurde ſpäter die Brigade durch die Dragoner-Regimenter Nr. 13 und 16 und das Huſaren-Regiment Nr. 10, die theils den rechten Flügel unſerer Geſammtaufſtellung bei dieſem Reiterkampf, theils unſer zweites Treffen bildeten, unterſtützt. Sie warfen ſich mit Erfolg auf neu erſchienene feindliche Cavallerie-Regimenter. Das Reſultat dieſes Kampfes war eine wilde Flucht der Franzoſen nach dem dahinter liegenden Walde.

Das Sammeln unſerer Regimenter geſchah auf dem Gefechtsfelde beim Sonnenuntergang. Nach einer ungefähren Schätzung mochten wohl 150 todte Franzoſen der verſchiedenſten Regimenter das Gefechtsfeld bedecken. Viele Gefangene, darunter ein Oberſt und Brigade-Commandeur, fielen in unſere Hände. Doch auch der Brigade Barby hatte dieſer Erfolg ſchwere Opfer gekoſtet. Oberſt v. Schack, Commandeur des 1. hannöverſchen Ulanen-Regiments Nr. 13, war gefallen; ſechs Offiziere ſeines Regiments, das nur mit drei Escadrons attakirte, waren verwundet; ähnliche Verluſte hatte das nur in halber Stärke (ſiehe die untenſtehende Anmerkung) bei dieſem Angriff betheiligte Cüraſſier-Regiment Nr. 4.«

goner-Regiment, nicht vollſtändig aufmarſchirt. Das zweite Treffen, rechts debordirend dem erſten, bildete das Regiment Dragons de l'Impératrice, dahinter ein Regiment Chaſſeurs à cheval und nächſtdem etwas ſeitwärts einige Schwadronen Cüraſſiere. Auf unſerm rechten Flügel, alſo den Lanciers gegenüber, befand ſich das oldenburgiſche Dragoner-Regiment, links rückwärts von dieſem die zwei Escadrons 4. Cüraſſiere, links davon die drei Escadrons 13. Ulanen-Regiments. Es fiel dem Ulanen-Regiment demnach namentlich der Angriff auf das zweite Treffen zu, welcher ſogleich unternommen wurde. Im weiteren Vorgehen ſtellte ſich für die erſte Escadron (Rittmeiſter v. Trzebinsky) die Nothwendigkeit heraus, den feindlichen Lanciers und 3. Dragonern in die Flanke zu fallen, ſo daß für das Regiment Dragons de l'Impératrice und die dahinter befindlichen Chaſſeurs, ſoweit die 13. Ulanen in Betracht kommen, nur die 2. und 4. Escadron verblieben. Während die 1. Escadron unter den Lanciers eine arge Verwüſtung anrichtete, griff die 2. die Dragons in der Front an, die 4. hatte eine Flankenbewegung gemacht und griff ſo in die Attake ein. Die franzöſiſchen Dragoner, obwohl bedeutend überlegen, machten den Eindruck, als ob ſie zwar den Willen hätten, nicht Kehrt zu machen, aber auch nicht die Energie, mit dem nöthigen Elan vorzugehen. Sie erwarteten die Attake ſtehenden Fußes und trabten erſt auf etwa 50 Schritte an. Unſere Leute andrerſeits waren kaum zu halten. Der Feind wurde vollſtändig niedergeritten und im Einzelgefecht, während deſſen die Franzoſen vielfach ſchoſſen, namentlich die Chaſſeurs, niedergemacht. Eine Schwadron, die nach rückwärts durchgeſchlüpft war, wahrſcheinlich in der Abſicht, uns in den Rücken zu fallen, aber ſtatt deſſen en debandade zurückkam, wurde von der Flanke attakirt und zum größten Theil niedergeſtochen, wobei ſich die hannöverſchen Ulanen als durchaus unerſchrocken und gewandt, die Lanze abermals als eine fürchterliche Waffe in geübten Händen zeigte. Nachdem der Feind weithin verfolgt worden, ſammelte ſich das Regiment und behauptete das Gefechtsfeld, welches ihm ſogar zwei weiter rückwärts erſcheinende intacte Cavallerie-Regimenter nicht ſtreitig zu machen wagten.«

Beſonders hart betroffen wurden die oldenburgiſchen Dragoner; vier Offiziere, die Lieutenants v. Unger, v. Luck, Graf Lüttichau und Zedelius, waren todt, acht verwundet: Rittmeiſter v. Luck, Stich in das linke Schultergelenk; Premierlieutenant v. Egloffſtein, Stich in die Bruſt rechts; Premierlieutenant v. d. Oſten, Stich in den linken Unterarm; Secondelieutenant v. Toll, Stich in den Unterleib; Secondelieutenant v. Alten, Schuß in den Unterleib; Secondelieuteant Ichon, Stich in beide Oberſchenkel; Secondelieutenant v. Kamecke, Stich durch den linken Oberarm in die Lungen, zwei Hiebe über den Kopf und Kinn, Hieb durch die linke Hand; Secondelieutenant v. d. Marwitz, Stich in den linken Unterarm. Ein Verluſt, der dem der 1. Garde-Dragoner wenigſtens nahe kam.

In wie hervorragender Weiſe das 13. Ulanen-Regiment den Angriff der 19. Dragoner unterſtützte, haben wir bereits in der unmittelbar vorſtehenden Anmerkung hervorgehoben. Es liegt uns noch ein zweiter Bericht über die Theilnahme dieſes Ulanen-Regiments vor, ein Bericht, der ſich durch beſondere Lebhaftigkeit der Schilderung auszeichnet, weshalb wir einen Auszug aus demſelben hier folgen laſſen.

»Du wirſt Dich erinnern, daß ich bei unſerer Anweſenheit in Paris in dieſem Frühjahr (1870) die Caſerne der Garde-Lanciers und der Kaiſerin-Dragoner am Champs de Mars beſichtigte und mich namentlich lobend über die Pferde des letztern Regiments, welche durchweg engliſche zu ſein ſchienen, ausſprach. Auf unſerem Marſche hatte ich oft zu den Cameraden geäußert, wie ich wünſchte, dieſe Regimenter kämen uns einmal vor. Mein Wunſch ſollte heute erfüllt werden; wir hatten die Garde-Lanciers, die Kaiſerin-Dragoner und ein Cüraſſier-Regiment uns gegenüber.

Als unſere Leute des Feindes anſichtig wurden, ging ein allgemeines Freudengeſchrei: »da ſind ſie! da ſind ſie!« durch die Reihen. Die ſich zum Untergange neigende Sonne — es war zwiſchen 6 und 7 — beleuchtete uns, wie wir von den Bergen herabtrabten, während die Franzoſen unten im Thal bereits im Schatten der Dämmerung ſtanden. Unſer Commandeur v. Schack war in dieſem Moment wohl 100 Schritt voraus bei dem General v. Barby, der es ſich nicht nehmen ließ, auch hier der erſte am Feinde zu ſein. Laut ſtimmte unſer Oberſt noch das Hurrah an, das ſich jubelnd durch unſere Reihen fortpflanzte. Als wir in das Thal herabkamen, ließ ich, der ich mich etwa 30 Schritt vor der Front des Regiments befand, zur Attake die Lanzen fällen und nun waren die Ulanen nicht mehr zu halten. In dieſem Augenblick gab die feindliche Cavallerie ihre Salve. Der Ton derſelben kam mir ſo hell vor, was wohl davon herrühren mochte, daß ich eine Kugel durch den linken Arm bekommen hatte, ohne dies jedoch augenblicklich zu fühlen. In demſelben Moment brach eine Cüraſſier-Colonne aus der feindlichen Aufſtellung vor und ritt an unſerem rechten Flügel vorbei, ohne mit demſelben, durch einen Graben getrennt, in Contact zu gerathen. Es ſchien auf unſre rechte Flanke oder unſren Rücken abgeſehen zu ſein und da ich nicht wußte, ob unſere Cüraſſiere auch nahe genug folgten, ich auch im Augenblick den Chef der 1. Escadron nicht gewahr wurde, ſo rief ich Leuten dieſer Escadron zu, den feindlichen Cüraſſieren in die Flanke zu fallen. Um ihnen den Weg zu zeigen, wandte ich gleichzeitig mein Pferd rechts und ſprengte unter die Cüraſſiere. Mitten in der Colonne ſah ich, daß ich dieſelbe allein attakirt hatte, ſei es, daß unſere Leute mich in der Hitze des Angriffs nicht gehört, ſei es, daß ſie, ſchon im langen Galopp befindlich, ihre Pferde nicht ſo kurz zu wenden vermocht hatten. Wiſſentlich hat mich ſicher Keiner im Stich gelaſſen. Zwei, drei Cüraſſiere machten ſich über mich. Jch wehrte ſie, Dank der früheren Praxis auf Fechtboden und Menſur, ziemlich glücklich ab, nicht ohne auch einige Denkzettel zu verabfolgen. Mein Pferd ſchien Verſtändniß für die kritiſche Situation ſeines Herrn zu haben, es ſuchte aus eigenem Antriebe wieder aus der Colonne herauszukommen. Mich trennte nur noch der bewußte Graben von dem freien Felde, auf dem unſre Ulanen ſchon vorbeigeſtürmt waren. Da kam ein Cüraſſier von links rückwärts und ſtieß mir den Degen in die Rippen. Der Mann meinte es ehrlich. Aber in dem Momente flog auch meine Stute über den Graben und aus dem Stiche. Deſſen ungeachtet brachte mich derſelbe zu Fall. Jch lag neben einem franzöſiſchen Dragoner an der Erde und fühlte nun das Blut aus den Wunden rieſeln. Das Einzelgefecht wogte über mich fort. Ohne mich zu treten, berührten mich doch die Hufe der Pferde. So wurde es ſtill über mir, ich ſtand auf, traf einen von unſern Dragonern, der mich führte, und dann auch einige Ulanen, welche ihre Pferde verloren hatten und mich wirklich in rührend ſorgſamer Weiſe vom Schlachtfeld geleiteten. / Durch den ſtarken Blutverluſt und die von dem letzten Stiche verurſachte Erſchütterung war meine Kraft vollſtändig gebrochen. Allein hätte ich nicht weggekonnt; ich röchelte ſo ſtark, daß ich meine letzte Stunde gekommen glaubte. An einem Grabenrand verband mich ein vorüberreitender Arzt flüchtig. Die vorſorglichen Ulanen brachten aus dem nächſten Gehöft einen Wagen und kaum waren wir mit mehreren gefangenen Franzoſen auf dem Wege nach dem Verbandplatz, als uns Zanſen nachgeeilt kam, der mich zwar durch die Nachricht erfreute, daß die feindliche Cavallerie vollſtändig geworfen ſei, aber mir gleichzeitig die erſchütternde Kunde mittheilte, daß unſer theurer Commandeur, der Oberſt v. Schack, ſpurlos verſchwunden ſei. Ungeachtet meines hülfloſen Zuſtandes war mir dies ein neuer Stich durchs Herz, da Du weißt, wie ſehr ich dieſen Mann verehre. Auch heute noch habe ich vom

Regiment nur die Nachricht erhalten, daß nichts über ſein Verbleiben zu ermitteln ſei. Gott ſei ihm gnädig; ich hoffe, er iſt nur verwundet in Gefangenſchaft gerathen.

Auf dem Verbandplatz erklärte man meine Wunden für ſehr günſtig; jedenfalls ſei die Lunge nur leicht getroffen. Auf dem Transportwagen kam ich in das hier (Mariaville) etablirte Lazareth, wo ich heute auch den armen Almeida gefunden habe, der bei der Attake einen Stich in das rechte Auge bekommen hat und große Schmerzen leidet.

Heute Morgen waren ſchon meine beiden Leute hier, die mich unermüdlich geſucht hatten. Sie erzählten mir auch Weiteres von der Attake des Regiments. Der kleine Schneider Eckelt von der 1. Schwadron ſoll allein ſechs Franzoſen aus dem Sattel geſtochen haben; die Flagge ſeiner Lanze iſt ganz roth geweſen. Dies beſtätigt meine alte Behauptung, daß die Schneider blutdürſtige Creaturen ſind.«

Die Entſcheidung der Schlacht, bis zur Cavallerie-Attake Mecklenburg.

Rechter Flügel und äußerſt rechter Flügel von 7 bis 9 Uhr.

Die Cavallerie-Brigade Barby, nach ihrem mit ſo glänzender Bravour unternommenen Angriff, behauptete das Schlachtfeld, auf dem ſie gekämpft hatte; ſie ging nicht zurück; ſie hielt nördlich von Mars la Tour, zu neuem Kampf (ſo es ſein ſollte) bereit, die Flanke des Feindes bedrohend und entſchloſſen, ſeinen Abmarſch auf Verdun zu hindern. Dies war ein großes Reſultat, ein noch größeres das, daß die bewundernswerthe Unerſchrockenheit dieſer gegen alle Waffengattungen ſich richtenden Attaken den Gegner beſtimmten, ſeinerſeits von Angriffen an dieſer Stelle abzuſtehen.

Ein großes Reſultat, aber doch nicht ein ſolches, wie es in den unmittelbar folgenden Tagen und Wochen dem leicht angeregten cavalleriſtiſchen Enthuſiasmus erſchien, der aus dem relativ glücklichen Ausgang dieſer Attaken die Entſcheidung der Schlacht herleiten zu können glaubte. Die Bedeutung dieſer kühnen Offenſive war eine lokale; ſie ermöglichte den Rückzug der Brigade Wedell, rettete dieſe, aber der Erfolg blieb im Weſentlichen auf den linken Flügel beſchränkt, ja kam ſelbſt hier, wenn auch nicht beſtimmt nachweisbar, ſo doch ſehr wahrſcheinlich, nur dadurch zu voller Geltung, daß am entgegengeſetzten Flügel eben jetzt (7 Uhr Abends) neue Regimenter, im Ganzen 12,000 Mann ſtark, eingriffen und durch ihr bloßes Erſcheinen ſchon in Marſchall Bazaine die von Anfang an gehegte Vorſtellung neu belebten, daß er

> in Wahrheit für ſeinen linken Flügel zu fürchten und durch einen, wie er vermuthete, unſrerſeits geplanten Vorſtoß von Süd nach Nord (die Gravelotter Schlucht hinauf) ein Abgeſchnittenwerden von Metz zu gewärtigen habe.

Noch einmal, 12,000 Mann friſche Truppen an unſerm rechten Flügel und die in all' ihrer Correctheit doch irrthümliche Vorſtellung Bazaines, daß die Entſcheidung bei Rezonville läge, dieſe beiden Factoren waren es, die ſchließlich die Wage zu unſern Gunſten ſich neigen machten.

Folgen wir jetzt dem Anrücken jener friſchen Regimenter. Es waren:
die Brigade Rex, Regimenter 40 und 72, vom VIII. Corps,
das Grenadier-Regiment Nr. 11, vom IX. Corps, und
die Brigade Wittich, 1. und 2. heſſiſches Infanterie-Regiment,
ſammt dem 1. Jäger-Bataillon, ebenfalls vom IX. Corps.

Alle dieſe Regimenter, Brigade Rex an der Tête, hatten Gorze in den Nachmittagsſtunden paſſirt und eilten im Geſchwindſchritt auf das Plateau, um vor Allem der ſeit 10 Uhr früh im Feuer ſtehenden 5. Diviſion die erſehnte Hülfe zu bringen. Drei Batterieen vorauf; ihnen folgte das 40., dann das 72. Regiment*); bald nach 6 Uhr ſtanden auch die 11er Grenadiere im Feuer; zwiſchen 6 und 7 Uhr endlich griffen auch die im Laufſchritt avancirenden Heſſen ein. Was an Batterieen herbeigeſchafft werden konnte, jagte heran, um unſere Cavallerie-Aufſtellung zu verſtärken. Die Batterieen der 5. Diviſion Stülpnagel hatten ſich nahezu verſchoſſen.

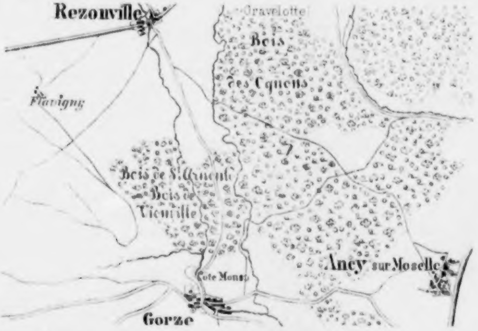
Um 7 Uhr, die ebengenannte Diviſion ablöſend, ſtanden alle die genannten Truppentheile in vorderſter Reihe, am Nordrande des Bois St. Arnould und Bois des Ognons hin, derart, daß die 40er und 72er ſehr wahrſcheinlich den linken Flügel, die 11er das Centrum, die Heſſen den rechten Flügel inne hatten. Die Letzteren (Brigade Wittich) hatten ſich im Bois des Ognons feſtgeſetzt.

Die Sonne ging zu Rüſte, nicht der Kampf. Er entbrannte umgekehrt in geſteigerter Heftigkeit. Bazaine zog heran, was er noch, Rezonville zunächſt, in Reſerve hatte; den 11ern gegenüber ſtand die Garde-Voltigeur-Diviſion Deligny.

---

*) Ein Augenzeuge (Cavalleriſt), der von Flavigny aus das Anrücken dieſer Rettung bringenden Regimenter ſah, ſchreibt:

»Unvergeßlich wird mir der Anblick ſein, wie ich, mit dem Fernrohr dorthin blickend, plötzlich auf einer bis dahin unbeſetzten Anhöhe zwei im Vergleich zu den kleinen Häuflein, die in unſerer Nähe auf dem Plateau die Bataillone repräſentirten, noch mächtige Schlachthaufen erſcheinen ſah.«



Furchtbar waren die Verluſte. Die 11er büßten in anderthalb Stunden Gefecht 43 Offiziere ein, nicht viel geringer waren die Einbußen der 72er. Beide Regimenter verloren ihre Commandeure; Oberſt v. Helldorf fiel, eine halbe Stunde ſpäter Oberſt v. Schöning. Aber dieſe ſchweren Opfer waren nicht umſonſt gebracht; die Schlacht ſtand; die Gefahr, durchbrochen und umfaßt zu werden, war abgewandt.

Und wie alle Hauptmomente dieſes Tages mit einer großen Cavallerie-Attake geendigt hatten, ſo auch dieſer letzte. Schon bei Dämmerung erhielt die Cavallerie-Diviſion Mecklenburg Befehl, auf Rezonville zu einen Maſſen-Vorſtoß zu machen. Die Brigade Rauch, 3. und 16. Huſaren-Regiment, hatte die Tête; die ſchwere Brigade Diepenbroick-Grüter (Brandenburger Cüraſſiere und Fürſtenwalder Ulanen) folgte. Einige Carre's wurden niedergeritten; dann mußte, bei völligem Dunkelwerden, die Diviſion zurück. Auch über dieſen letzten Cavallerie-Angriff des Tages laſſen wir einen Betheiligten, einen Offizier von der Brigade Grüter, ſelber ſprechen:

»Es dunkelte bereits, als wir zum zweiten Mal (die Diviſion hatte, wie wir wiſſen, auch am Vormittage attakirt) das mit Todten und Sterbenden bedeckte Schlachtfeld überſchritten, und ehe wir an den Feind kommen konnten, breitete bereits die Nacht ihren dunklen Schleier über die Ebene. In der Ferne erklangen die franzöſiſchen Signalhörner und riefen die zerſtreuten Truppen zuſammen, und nach ihrem Klang uns richtend, trabten wir immer noch fort über das blutige Gefild. Vor uns und links ſeitwärts von uns hörten wir noch heftiges Schießen, auch einmal das laute »Hurrah« einer Attake, die, wie mir nachher berichtet wurde, von den Zieten-Huſaren in voller Dunkelheit ausgeführt wurde; auch in uns ſchlug auf einmal noch plötzlich ein Hagel von Kugeln ein, der manches Pferd reiterlos über die Ebene trieb; es war nun aber ſo dunkel geworden, daß man auf 10 Schritte nicht mehr Freund und Feind hätte unterſcheiden können, und daher machte das Regiment endlich Halt. Wenngleich dieſes letzte Vorgehen ſomit directe taktiſche Erfolge nicht mehr erreicht hatte, ſo war es doch inſofern von Wichtigkeit, als es conſtatirte, daß wir nicht nur in unbeſtrittenem Beſitz des Gefechtsfeldes in ſeiner ganzen Ausdehnung nach Länge und Tiefe geblieben waren, ſondern noch mindeſtens 1500 bis 2000 Schritt darüber hinaus vorgedrungen waren, und als es ferner unzweifelhaft den Abzug der Franzoſen beſchleunigt hatte. Es war ſomit ein entſchiedener, wenn auch in den taktiſchen Reſultaten kein entſcheidender Sieg erfochten. Unſere Brigade hatte noch im letzten Moment einen ſchmerzlichen Verluſt zu beklagen gehabt. Dem General v. Diepenbroick-Grüter durchbohrte eine Kugel die Hand; er erlag bald darauf den Folgen der Amputation.«

Mit dieſem Angriff der Cavallerie-Diviſion Mecklenburg ſchloß die Schlacht, die ohne Unterbrechung 10 volle Stunden gedauert hatte.

Keiner der Kämpfenden hatte Trophäen erbeutet, beide Theile bivouakirten auf dem Schlachtfelde, beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu. Inſoweit wir unſern Zweck: Feſthaltung des Feindes, Hinderung ſeines Abmarſches auf Verdun und Châlons zu, vollſtändig erreicht hatten, dürfen wir, ohne Interpretationskunſt, unſrerſeits von einem Erfolge ſprechen. Ein öſterreichiſcher Militairſchriftſteller iſt freilich entgegengeſetzter Anſicht. Er ſchreibt:

»Die Schlachttage vom 14. und 16. Auguſt waren halbe Siege für die Franzoſen, das bleibt unbeſtritten und ſie werden ohne Zweifel von der unparteiiſchen Geſchichtsſchreibung auch als ſolche anerkannt werden.«

So viel könnte man gelten laſſen, wenn unter »halbem Siege« verſtanden würde, daß die eine Hälfte uns, die andere Hälfte dem Feinde zufiel. Dies iſt aber keineswegs die Anſicht des öſterreichiſchen militairiſchen Kritikers. Nach ſeiner Meinung blieben die Franzoſen ohne jeden zwingenden Grund auf halbem Wege ſtehen und unterließen es, einen Sieg zu Ende zu führen, an deſſen Vollendung wir unfähig geweſen wären, ſie zu hindern.

Dies iſt falſch. Bis 3, vielleicht ſelbſt bis 5 Uhr Nachmittags wäre unſere Beſiegung möglich geweſen, in der Abendſtunde nicht mehr.

Aber hören wir weiter. Die betreffende Kritik fährt fort:

»Am Gefechtstage von Vionville ſoll die Abſicht vorgewaltet haben ſich dem Rückzuge der Franzoſen auf Verdun durch das Vorlegen auf der Straße Gravelotte-Mars la Tour zu widerſetzen. Dieſe Unternehmung, welche über 16000 Mann außer Gefecht ſetzte, ſtand weder im Verhältniß zu dieſem großartigen Menſchenverluſt, noch zu dem erreichten Reſultat und den von dem blutigen Kampfe gehegten Erwartungen. Am Schluſſe der Action zog ſich die preußiſche Armee auf die Linie Puxieux-Tantelainville-Bois des Prêtres, alſo eine Drittel-Meile ſüdlich der Straße zurück, welche ſie occupiren wollte, und nicht Eine Abtheilung derſelben campirte auf der Rückzugslinie, um dem Feinde die Fortſetzung der Bewegung auf Verdun in der Nacht vom 16. zum 17 Auguſt zu verwehren. Auch während des 17. blieb die Chauſſee Gravelotte-Mars la Tour bis 3 Uhr Nachmittags völlig frei und die Franzoſen konnten ſie zu ihrem Rückmarſche ungehindert benützen. Wie bei Borny ging daher auch bei Vionville das Gefechtsterrain in den Beſitz der franzöſiſchen Armee über und die Seitens der preußiſchen Armeeleitung geſtellte ſtrategiſche Aufgabe wurde hiernach nicht gelöſt.«

So die Kritik. Wir halten die Angaben, worauf dieſelbe das vorſtehende Urtheil ſtützt, einfach nicht für richtig. So gewiß es zutreffend iſt, wenn es an anderer Stelle heißt, »daß es überaus ſchwer ſei, ſich in dem Labyrinth von Berichten, Enthüllungen und Widerſprüchen zurecht zu finden,« ſo gewiß iſt es doch auch, daß die Linie, bis zu der hin unſere Bivouacs, reſp. unſere Vorpoſten reichten, nicht die Linie Puxieux-Tantelainville-Bois des Prêtres, ſondern die Linie Tronville-Vionville-Flavigny war. So viel wir unſererſeits in Erfahrung zu bringen vermochten, wurde Vionville ſelbſt in der Nacht vom 16. zum 17. nicht aufgegeben, ſollte dies aber dennoch der Fall geweſen ſein, ſo würde ein Zurückgehen auf eine die Straße beherrſchende, 800 oder 1000 Schritt ſüdlicher gelegene Linie mit Rückſicht auf die hier ſchwebende Streitfrage gar keine Bedeutung gehabt haben. Wir hatten den Abmarſch des Feindes am 16. gehindert, das ſteht unbeſtreitbar feſt, und wir waren am 17. früh, gleichviel nun, ob wir hart an der Chauſſee oder 1000 Schritt zurück ſtanden, unter allen Umſtänden in der Lage, einen erneuten Abmarſchverſuch auch aufs Neue unmöglich zu machen. Und nur darauf kam es an. Es handelte ſich nicht darum, die Straße factiſch beſetzt zu halten, ſondern ſie zu beherrſchen. Und das thaten wir von Tronville aus unbedingt. Es iſt nicht eine Prätenſion, ſondern unſer Recht, den Ausgang des Tages für uns in Anſpruch zu nehmen.

Wir hatten nicht einen glänzenden Sieg, aber einen großen Erfolg errungen, freilich unter ſo ſchweren Opfern, daß eine Freude über das bedeutſame Reſultat nicht aufkommen konnte, auch bei denen kaum, die im Stande waren, die Tragweite des Erfolges zu ermeſſen. Alle Briefe, die am folgenden Tage geſchrieben wurden, tragen einen Schleier; die furchtbaren Anſtrengungen einerſeits, die Erkenntniß einer beinahe wunderbaren Rettung*) andererſeits, wirkten in den Gemüthern noch nach und ließen eine zuverſichtliche Stimmung nicht aufkommen. So ſchreibt ein 52er Reſerveoffizier: ». . . . . Als ich zum Verbandplatz kam, fand ich 28 Kameraden von meinem Regiment bereits unter den Händen der Aerzte. Ein mir befreundeter Doctor dirigirte dort; als er mich ſah, ſchob er mir etwas Wein in den Mund. Dieſe Augenblicke, o ſie waren furchtbar! Wenn ich daran denke, an den Jammer, den ich fand und ſah; faſt alle Kameraden waren mehr oder minder ſchwer verwundet und das ganze Regiment aufgerieben bis auf ein kleines Häuflein. . . . Wir ſind noch 7 Offiziere beim Regiment; die Sergeanten führen jetzt die Compagnieen; faſt alle Feldwebel ſind gefallen. Es iſt uns indeſſen nicht allein ſo gegangen. . . . Wir ſind alle körperlich und geiſtig ſehr mitgenommen. Daß ich bis jetzt ſo davongekommen, iſt wie das große Loos in der Lotterie. Die Kugeln pfiffen rechts und links, vor und hinter mir. Gott iſt mein Schutz geweſen; er allein hat mich bewacht.«

Eine ähnlich ernſte Stimmung zeigt der Brief eines 56ers: ». . . Etwa um 12 Uhr nahmen wir eine Richtung nach Oſten und hörten bald den erſten Kanonendonner. Immer näher kam das Krachen, immer deutlicher ſtieg der Rauch auf; aber auch immer ſchwüler wurde der Tag, immer müder wurden die Beine. Manch Einer blieb am Wege liegen; Andere ſchleppten ſich mühſelig fort, um nicht vor der erſten Feuertaufe als furchtſam zu erſcheinen. Endlich waren wir herangekommen, hatten das Dorf mit dem ſchon von Weitem ſichtbaren Kirchthum erreicht; dort wehte die weiße Fahne mit rothem Kreuz. Wagen und Bahren mit Verwundeten kamen; Viele verſuchten, ſich mit ihren zerſchoſſenen Gliedmaßen ſelber fortzubringen, um den Verbandplatz zu erreichen. ›Kinder, ſie ſchießen furchtbar!‹ rief uns Einer zu; ›Sie ſtehen wie die Mauern!‹ ein Anderer; ›Ach, es ſind zu viel!« ein Dritter; oder auch: »Nur feſt drauf los, ſie weichen ſchon!« Weiter ging es, an den Reſten halb aufgeriebener Bataillone vorbei. Es ſind die ſchrecklichſten Momente der Schlacht, wenn einem, beſonders zum erſten Male, ihre blutigen Folgen, bevor man ſelbſt ins Feuer kommt, vorgeführt werden.

---

*) Alle Truppentheile, die zwiſchen Vionville und Mars la Tour gefochten hatten, mußten nothwendig das Gefühl haben, einer beſtändig drohenden Gefahr wie durch ein Wunder entgangen zu ſein. Von den zwiſchen 5 und 7 Uhr am rechten Flügel eintreffenden bedeutenden Verſtärkungen kam ihnen nichts zu Geſicht, ſie perſönlich ſtanden nach wie vor einem an Zahl überlegenen Gegner gegenüber und konnten nicht wahrnehmen, daß die Schlacht inzwiſchen an anderer Stelle ſich zu unſeren Gunſten zu geſtalten begann. Nicht durch Terraingewinnung, wohl aber durch unſere von Stunde zu Stunde wachſende Zahl. Mit andern Worten: die Situation lag ſchließlich viel günſtiger für uns, als ſie im Centrum und am linken Flügel unſeren zerſchoſſenen, müd' und matt gewordenen Bataillonen erſcheinen konnte.

Langſam, faſt Mann hinter Mann, mußten wir eine Thalſchlucht hinunter über ein breites Feld, bald nach rechts, bald nach links gezogen. Endlich wurde ein ſteiler, mit dichten Büſchen bedeckter Abhang erklettert, auf der Höhe, einem blachen Felde, ſammelten wir uns in der Angriffscolonne und blieben dort vielleicht noch eine Viertelſtunde liegen, bis endlich die Fahne entfaltet, die Degen gezogen wurden und unſere Artillerie die Höhen beſetzte.

Nun ging es im Geſchwindſchritt vor; noch einmal ſprengte der Oberſt v. Block vor die Front: »Denkt an 66!« ruft er und — hui, die erſten Granaten ſauſten über unſere Köpfe. Die Schützen ſchwärmten aus; unſer Bataillon, das voranging, zog ſich in Compagnie-Colonnen auseinander. Das vor uns ſtehende Regiment trat als abgelöſt aus der Feuerlinie zurück und wir ſtanden vor dem Feind. Eben wollten die Offiziere von den Pferden ſteigen, da durchbohrt eine Kugel unſern Major v. Hennings.*) Immer neue Regimenter entwickelte drüben der Feind; die Schützen mußten verſtärkt werden; unſer Zug ſchwärmte in die Schützenlinie. Dicht vor den Abhang auf der Anhöhe avanciren wir und werfen uns, ziemlich gedeckt, nieder. Gleich an dem Fuß des kleinen Feldabhanges erhebt ſich, flach anſteigend wieder eine Anhöhe, die ſich in ein weites, im Hintergrunde mit Dörfern, auf der rechten Seite mit Wald begrenztes Plateau verläuft. Hier, etwa 8—900 Schritt vor uns, ſtanden die Colonnen des Feindes, die ein ununterbrochenes Salvenfeuer, begleitet von dem malitieuſen Geknatter der Mitrailleuſen und dem Geſumſe der Granaten, auf uns abgaben.

So lagen wir von 5 bis 7 Uhr in dem furchtbarſten Feuer. Endlich ſind unſere Patronen verſchoſſen. Wir riefen das unſerm kaltblütig im dichteſten Kugelregen hinter uns haltenden Oberſt zu und mit einem »Zurück« mußte er der zum Theil ſchon zur Attake übergehenden Schaar antworten. Welch furchtbarer Moment! Nun ſtürzte einer nach dem Andern; unſerm Compagnieführer, Premierlieutenant Neuendorff, zerſchmetterte ein

---

*) Major v. Hennings commandirte das 2. Bataillon vom 56. Regiment. Die beiden Musketier-Bataillone dieſes Regiments ſammt dem Füſilier-Bataillon vom 79. bildeten eine Halbbrigade, die nach dem Erſcheinen der Brigade Woyna zur Unterſtützung des linken Flügels der 5. Diviſion abgezweigt wurde, während die andere Halbbrigade gemeinſchaftlich mit den 17ern und 92ern (Brigade Diringshofen) und dem 10. Jägerbataillon ihren Kampf in den »Büſchen von Tronville« führte.

Granatſplitter die Stirn. Unſer Feldwebel, allein übrig, ſammelte, ſelbſt blutend, die kleine Schaar rechts hinter einem Waldvorſprung.

Eine aufgelöſte Schaar Kämpfer iſt ein trauriger Anblick, und eine traurige Exiſtenz iſt es, ohne ſeine Cameraden eine Nacht in Ungewißheit über ſeine Lage zuzubringen. Erſt am andern Morgen fanden ſich die Reſte wieder; drei Viertel der Offiziere der erſten beiden Bataillone waren gefallen; von den Stabsoffizieren war nur unſer Oberſt übrig. Den nächſten Tag verbrachten wir bei Vionville im Bivouac; aus unſern zwei Bataillonen wurde eins gebildet.«

Gehobener war die Stimmung bei den Truppentheilen, die erſt am Spätnachmittag in das Gefecht eingegriffen und durch ihr energiſches Vorgehen den Tag zu unſern Gunſten entſchieden hatten. Ihre Verluſte waren enorm (beim 11. und 72. Regiment innerhalb zweier Stunden eben ſo ſtark, wie bei den am meiſten im Feuer geweſenen Regimentern des III. Corps), aber die klare Erkenntniß davon, daß ſie, wenn nicht den Sieg, ſo doch die Wiederherſtellung der Schlacht, die Beſeitigung der drohendſten Gefahr brachten, ließ ſie Alles in freudigerem Lichte ſehn.

So ſchreibt ein Füſilier-Offizier vom 11. Regiment: » . . . Eine halbe Stunde im Laufſchritt, dann kamen wir an ſo dichtes Eichen- und Buchengeſtrüpp, daß man kaum vorwärts konnte. Die Erſchöpfung war ſehr groß, trotzdem ging es »immer vorwärts« wieder, noch eine halbe Stunde. Da endlich formirten wir uns auf einer freien Stelle in Halbbataillons. Ich kann ſagen, ohne Dir etwas Falſches zu berichten, daß ich keine Spur von ſogenanntem Kanonenfieber gehabt habe; ich war ſo ruhig, wie ich es im Leben eigentlich nie war und ging mit vollem Muth und wahrer Luſt vorwärts! Noch 500 Schritt und wir ſtanden den vom Feinde beſpickten Höhen ganz blank gegenüber.

Salve auf Salve erhielten wir aus Mitrailleuſen, die verheerend wirkten, das Schnellfeuer hörte gar nicht auf; Granaten, Shrapnels, Kartätſchen ſchlugen unaufhörlich ein. Ich war ganz ungedeckt, um ſchnell da und dort zu ſein. Vom 1. und 2. Bataillon konnte ich nichts ſehen. Vor meiner Compagnie erſchienen plötzlich zwei friſche feindliche Bataillone; ich rief Alles zu mir, was in meiner Nähe war, um dorthin das Feuer zu dirigiren, als ich einen Schuß durch das rechte Bein, eine Hand breit über dem Knie erhielt. Ich fiel hin, wollte aber nicht liegen bleiben; ich verſuchte mit aller Energie wieder aufzuſtehen, was mir auch gelang. Gott ſei Dank, daß ich noch eingreifen konnte, ich hatte meine braven Füſiliere noch in meiner befehlenden Hand. Die Franzoſen ſahen, daß wir kein Soutien mehr hatten und fingen an zu avanciren. Unſere Tirailleurs zogen ſich hinter die nächſte Erdwelle etwa 100 Schritt zurück. Ich blieb bis zuletzt, ließ die Leute immer wieder ruhig ſchießen und ging dann, als Letzter im ſauſenden Schritt, d. h. eben ganz langſam und aufgerichtet aus dem Feuer, um mich nachher erſt im Walde verbinden zu laſſen. Die Franzoſen ſetzten das Avanciren nicht einmal ſo weit fort, daß ſie unſere Verwundeten hätten gefangen nehmen können. ... *Erwieſen* iſt, daß nur durch das Eingreifen des Regiments die 12 Stunden lange blutige Schlacht entſchieden worden iſt und unſer Commandeur, Oberſt von Schöning, den pour le mérite empfangen hätte, wenn er noch lebte.*) Am nächſten Tage brachte man mich nach Novéant zu ſehr gutmüthigen Franzoſen, wo ich prächtige Aufnahme fand. Nächſten Tages wurde die Fahrt fortgeſetzt. In der Nacht und die 2 letzten Tage that mir die Wunde weh, da ſie durch die Reiſe ſehr entzündet iſt. Aber was will das ſagen; Schmerzen ertrage ich gern für unſern herrlichen König, der, wie ich eben höre, am 18. durch eine Schlacht die Franzoſen vernichtet haben ſoll. Das gebe Gott!«

Wer aufmerkſam lieſt, dem wird der Unterſchied in dem *Ton* dieſer vorſtehend mitgetheilten drei Briefe nicht entgangen ſein. Die beiden erſten ſind wie ein grauer Tag, aber in dem dritten blitzt überall die helle Sonne durch das Gewölk. Die Verluſte hielten ſich hüben und drüben im Weſentlichen die Wage und drehten ſich um die hohe Ziffer von 16000 Mann. Nach den einzelnen Truppentheilen ſtellen ſich bei Freund und Feind die Einbußen wie folgt:

Preußen.

III. Corps	307	Offiziere	6300	Mann
X. Corps	169	»	5100	»
Brigade Rex vom VIII. Corps (incl. 11. Regt.)	87	»	2200	»
Brigade Wittich (Heſſen)	1	»	120	»
6. Cavallerie-Diviſion	17	»	250	»
5. Cavallerie-Diviſion	59	»	950	»
Garde-Dragoner	20	»	250	»
	640	Offiziere	15170	Mann.

---

*) Das Regiment, das 43 Offiziere und über 1200 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt hatte, wurde andern Tages für ſeine glänzende Haltung ſehr ausgezeichnet. Der König ſagte am 17.: »es brauche ihm Niemand zu zeigen, wo die braven Elfer gefochten hätten, er *ſähe es ja*.« General v. Goeben dankte dem Regiment, ebenſo General v. Manſtein, als am Morgen des 18. die Elfer an ihm vorbeidefilirten. Er nahm zum Zeichen ſeines Dankes die Mütze ab. Der Kronprinz ſchrieb ſpäter von Verſailles aus: »Ich habe mit Freude und Stolz erfahren, wie das mir ſo theure Regiment ſeinen alten Ruhm von Neuem herrlich beſtätigt, in jeder Beziehung ſeine Schuldigkeit zu thun gewußt hat und vollſtändig dem Vertrauen entſprach, das Ich in daſſelbe ſeit der Zeit, wo Ich einſt ſein Commandeur war, geſetzt habe. Die heldenmüthig Gefallenen werden wir Alle in treuem Andenken

Franzoſen.

2. Corps Froſſard	201	Offiziere	5085	Mann
3. Corps Leboeuf	98	»	748	»
4. Corps L'Admirault	200	»	2258	»
6. Corps Canrobert	191	»	5457	»
Garde-Corps	113	»	2010	»
Reſerve-Cavallerie	70	»	465	»
Reſerve-Artillerie	6	»	105	»
	879	Offiziere	16128	Mann.

Auf unſerer Seite hatten das 11., 16., 24., 64., 52., 72. und 91. Regiment am meiſten gelitten; zwei Wäldchen, das Bois de Vionville einſchließlich des Bois de St. Arnould und die vielgenannten »Büſche von Tronville«, nordweſtlich des Dorfes Vionville, waren die zwei Hauptſchauplätze des Kampfes geweſen.

Alle jene Regimenter hatten über ein Drittel, einige nahezu die Hälfte ihres Beſtandes eingebüßt; die Oberſten des 11., 16., 40., 72. und 91. Regiments: v. Schöning, v. Brixen, Freiherr v. Eberſtein, v. Helldorf, v. Kameke waren gefallen. Außerdem fielen, wie ſchon hervorgehoben, Generalmajor v. Döring, Commandeur der 9. Infanterie-Brigade, und Generalmajor v. Diepenbroick-Grüter, Commandeur der 14. Cavallerie-Brigade. Die Zieten'ſchen Huſaren — wir recapituliren hier ſchon vereinzelt gemachte Angaben — hatten den Oberſten v. Zieten, die 13. Ulanen den Oberſten v. Schack, die 1. und 2. Garde-Dragoner die Oberſten v. Auerswald und Graf Finckenſtein unter den Todten. Unter den Reſerve-Offizieren und Freiwilligen war manch alt-berühmter Name, manch friſche, rüſtige Kraft.*)

---

bewahren. Den Verwundeten bitte Ich Meinen theilnehmendſten Gruß zu ſenden und denſelben, wie auch den in Reih und Glied ſtehenden Kriegsgefährten zu ſagen, daß es Mich gegenwärtig mit neuem Hochgefühl erfüllt, mit ihnen ein und dieſelbe Nummer zu tragen.«

*) Graf Itzenplitz verlor ſeinen einzigen Sohn, der als Volontair bei den Zieten-Huſaren eingetreten war; ein Sohn Julius Moſens fiel im 91. Regiment. Unter den Opfern des Tages befand ſich auch Dr. Hermann Pabſt, ein junger Hiſtoriker an der Univerſität Kiel, wenn wir nicht irren. Schon als Student ſchrieb er eine Geſchichte des longobardiſchen Herzogthums, in der ſeine Vergleichung angelſächſiſcher und longobardiſcher Verhältniſſe ganz neue Geſichtspunkte für altgermaniſche Zuſtände eröffnete. Später publicirte er: »De Ariberto II.« und beſorgte die Herausgabe des zweiten Bandes von S. Hirſch, Jahrbücher Heinrich II., in dem ein ſehr weſentlicher Theil von ſeiner Hand zu ergänzen war. Im Zuſammenhang mit denſelben Studien ſchrieb er 1865 den Aufſatz: Frankreich und Conrad der Zweite in den Jahren 1024 und 1025. Pabſt's Hauptthätigkeit war aber ſeit ſeiner Univerſitätszeit den Monumenta Germaniae historica gewidmet. Gerade für die Förderung dieſes großen Nationalunternehmens ließ ſich viel von ihm erwarten. Ein ſcharfer hiſtoriſcher Blick wurde hier durch die ſtreng philologiſche Bildung, die ihm in Schulpforta und unter Ritſchels Leitung in Bonn zu Theil geworden, unterſtützt. Seinen Specialſtudien entſprechend, hatte

Und wie der Tag von Vionville viel Leid im Lande weckte, ſo auch viele Lieder, darunter die beſten, die dieſer Krieg gezeitigt hat.

Der Tod iſt gekommen,
Er klopft an jedes Haus,
Er klopfte hier die Väter,
Die Söhne dort heraus.
Der Tod iſt gekommen,
Er küßt mit bleichem Mund,
Und was er nicht genommen,
Läßt er krank und wund.
Der Tod iſt gekommen,
Es beben Herz und Hand,
Aber ſiegreich prangend
Steht das Vaterland.
Der Tod iſt gekommen,
In Thränen ſchmilzt der Schmerz,
Durch alle Lande jauchzet
Das treue Preußenherz.
Der Tod iſt gekommen
Und der Sieg iſt da
Und alle Glocken läuten
Gottes Gloria!

Wie in dieſem Liede, ſo ſchwankte damals die Empfindung des ganzen Landes zwiſchen Freude und Schmerz. Viel war gewonnen, aber welch ein Einſatz!

Beſonders waren es die zahlreichen Cavallerie-Attaken dieſes Tages, die Angriffe der Garde-Dragoner und der Brigade Bredow, die die Phantaſie unſerer Poeten anregten und ihren dichteriſchen Hang beflügelten. Die »Trompete von Vionville« wurde ein Lieblingsthema und Graf Schmettow an der Spitze ſeiner Halberſtädter Cüraſſiere ein volksthümlicher Held. Ein Gedicht, das die berühmte Attake der »Halberſtädter« verherrlicht, aber

---

er die Herausgabe italieniſcher Geſchichtsquellen, insbeſondere der Lebensbeſchreibungen der Päpſte übernommen. Er war zu dieſem Zwecke gerade in Italien, als der Krieg ebenſo unerwartet als plötzlich angekündigt wurde. Getrieben von Patriotismus und kriegeriſchem Eifer, den er bereits 1866 gezeigt, eilte er ohne Unterbrechung von Neapel direct nach Berlin und zog von hier mit dem 2. Brandenburgiſchen Grenadier-Regiment Nr. 12 ins Feld. Als Adjutanten traf ihn die feindliche Kugel. Ein Kieler Freund ſchließt die kurze Biographie des Gefallenen mit folgenden Worten: »Nun mag er ſanft ruhen: entriſſen ſeiner Mutter, deren einziger Sohn er war, entriſſen ſeinen zahlreichen Freunden, die ſich ſo oft an dem »kleinen, muntern Kerl« erfriſchten, entriſſen der Wiſſenſchaft, die mit Recht auf ihn große Hoffnungen ſetzen mußte. Eine Fülle literariſcher Pläne weitgreifender Art ſind mit ihm zu Grabe getragen. Möchte unſer Freund doch nicht in fremder Erde beſtattet ſein! Möchte doch auch ſein Blut dienen, um uns im alten Lotharingien die »dominirende Poſition« zu geben, von der er einſt ſchrieb, daß »ihr Beſitz entſcheidend ſei für die Stellung zu den andern Nationen und im ganzen mittleren Europa«. (Was damals, als die vorſtehenden Zeilen geſchrieben wurden, noch zweifelhaft war, iſt jetzt in Erfüllung gegangen — die Erde bei Vionville iſt unſer.)

weniger bekannt geworden iſt, als manch geringeres Lied, mag hier eine Stelle finden:

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort ſteh'n die Brandenburger nur
Und leiden große Noth.
Da ſprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
»Vor, Halberſtädter Cüraſſier,
Und rettet Brandenburg!«

Sein Teſtament ſchreibt der Major
Auf ſeinem Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit ſich vor
Bis auf den Pferdekopf,
Es jauchzen die Trompeten auf
Und die Standarte fliegt:
Marſch, marſch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis Alles liegt!

So geht es drauf. Als Schmettow ſie
Zum Sammeln wieder ruft,
Iſt ſtumm des Feindes Batterie,
Und Brandenburg hat Luft.
Doch was iſt das! In Frankreich hat
Es im Auguſt geſchneit;
Da liegt das halbe Halberſtadt
Im weißen Waffenkleid.

Wie Sedan nach der ſtrategiſchen, ſo glänzt Vionville nach der tactiſchen Seite hin als eine Schlacht erſten Ranges.

»In keiner der neueren Kriegsactionen ſeit 1815 wurde mit einer ſo bewunderungswürdigen Energie, Präciſion und Erkenntniß auf das vorgeſteckte Ziel hin manövrirt, ergaben ſich ſo viele ſchöne Gefechtsmomente, zahlreiche Epiſoden gemeinſamen Zuſammenwirkens aller drei Waffen, zweckmäßige Dispoſitionen der Führung, geſchickte tactiſche Züge und Gegenzüge ꝛc., als in dieſer Waffenentſcheidung. Alle Waffengattungen wurden in tactiſcher Harmonie im vollſten Maße ausgenützt. Durch wechſelſeitige Kraftanwendung ergänzte die eine Waffe die Wirkung der andern und verlieh ihr hierdurch jenen Zuſatz von Kraft, welcher der Geſammtheit den Weg zum Ruhme und Erfolge ebnete. Wer ſich mit dem Studium der neueſten Tactik der drei Waffen näher befaſſen und aus den letzten kriegeriſchen Ereigniſſen Belehrung ſchöpfen will, dem dürfte ſich die Darſtellung der verſchiedenen Gefechtsmomente der Schlacht bei Vionville vorzugsweiſe empfehlen, da hier zwei gleich tapfere und tüchtig geſchulte und geführte Armeen in einem zehnſtündigen, äußerſt blutigen Gefechte um die Ehre des Tages rangen.“ Dieſer ausgezeichneten Charakteriſtik der Schlacht, der wir in der Streffleur'ſchen Zeitſchrift begegnen, haben wir nur zuzuſtimmen, nicht aber dem Tadel, der an die Bazaine'ſche Oberleitung der Schlacht geknüpft wird. Bazaine bewährte ſich an dieſem Tage völlig als ein Mann von ſuperiorer Begabung. Er operirte vorſichtig, aber nicht kleinlich. Drei Dinge ſind ihm vorgeworfen worden:

daß er bis Mittag ſeine Uebermacht weder erkannte noch ausnutzte;

daß er eigenſinnig an der Vorſtellung feſthielt, wir gedächten ihn von Metz abzudrängen (daher ſtete Sorge für ſeinen linken Flügel); endlich

daß er auch von Norden her, alſo gegen die Straße Conflans-Etain gerichtet, unſern Angriff erwartete.

In Punkt 2 und 3 hatte er unſerer Meinung nach zwar nicht thatſächlich, aber in ſeinem Ideengange vollſtändig Recht, und wenn er darin Recht hatte, wenn er nach Lage der Sache eben ſowohl einen Stoß die Gravelotte-Schlucht hinauf (von Süd nach Nord), wie eine Umfaſſung ſeiner geſammten Stellung von Norden her durch zwei unſerer Corps erwarten durfte, ſo war er verpflichtet, mit ſeinen Kräften zu öconomiſiren und dieſelben für die bedrohteſte Stunde und die bedrohteſte Stelle aufzuſparen. Es bliebe darnach nur noch etwa der Vorwurf übrig, daß er über die Zahl und den Marſch unſerer Armee-Corps beſſer hätte unterrichtet ſein müſſen; aber ſo leicht dieſe Forderung geſtellt iſt, ſo ſchwer iſt ſie bekanntlich zu erfüllen. Wir wußten auch nicht, was wir vor uns hatten, und die Schlacht wurde unter Vorausſetzungen begonnen, die weit ab davon waren richtig zu ſein. Genaue Kenntniß des Gegners, wo es ſich um ganze, mit Truppen überdeckte Quadratmeilen handelt, iſt unter den denkbar günſtigſten Verhältniſſen immer noch eine höchſt ſchwierige Aufgabe; im Drang der Stunden und Ereigniſſe aber geſtaltet ſich die Erlangung jeder derartigen exacten Kenntniß nahezu zur Unmöglichkeit. Die Meldungen reichen nicht aus oder widerſprechen ſich und das Beſte fällt dem Calcül anheim. Der Calcül Bazaine's aber war ein berechtigter.

Der 17. Auguſt.

Freund und Feind hatten auf dem Schlachtfelde bivouakirt. Unſrerſeits wurde für den 17. eine Erneuerung des Kampfes erwartet; ſchon um 4 Uhr früh traf Prinz Friedrich Karl von Gorze aus, 2 Stunden ſpäter der König ſelbſt von Pont à Mouſſon her, auf dem Schlachtfelde ein. Jeder Angriff Seitens des Feindes aber unterblieb; wir unſrerſeits, die wir friſche Corps in Anmarſch wußten, konnten keinen Grund haben, mit unſern hart mitgenommenen, zum Theil bis auf die Hälfte zuſammengeſchmolzenen Bataillonen einen erneuten Vorſtoß zu wagen. Die Initiative lag bei Bazaine. Wir hielten ihn einfach feſt; wollte er ſich dem entziehen, ſo mußte er die Offenſive ergreifen.

Im franzöſiſchen Heere, ſo heißt es, zweifelte man nicht, daß der Abmarſch auf Verdun am 17. fortgeſetzt werden würde, was eben ſo viel bedeutet hätte, wie Wiederaufnahme des Kampfes. Statt deſſen wurde nachſtehender Befehl aus dem Bazaine'ſchen Hauptquartier erlaſſen: »Der nach der Schlacht vom 16. eingetretene Mangel an Munition und Lebensmitteln zwingt uns, auf Metz zurückzugehen.« Daran ſchloſſen ſich die Ordres, in welcher Weiſe die einzelnen Corps die Linie Gravelotte-Verneville zu beſetzen hätten, eine Linie, die alsbald auf die Vorſtellung Marſchall Canroberts verlängert und von rückwärts Gravelotte (Point du Jour) bis St. Privat ausgedehnt wurde. Die Details der Stellung geben wir weiterhin. Der 17. verging mit Marſchbewegungen, die nöthig waren, um die Truppen, die bis dahin im Weſentlichen parallel mit der Straße Rezonville-Mars la Tour ſtanden, in ihre neue, ſenkrecht auf dieſe Straße ſtoßende Linie überzuführen. Die Diviſion Metman vom 3. Corps Leboeuf, welche bei Malmaiſon, an der Straße nach Etain, in Gefechtsbereitſchaft lagerte, deckte dieſe den größten Theil des Tages in Anſpruch nehmende Unternehmung. Die endloſen Convois bewegten ſich auf der einzigen, von Gravelotte zu dem Bett des Mancebaches niederſteigenden und dann auf das Plateau von Rozerieulles hinaufführenden Chauſſee. Regiments-Bagagen, Munitions-Fahrzeuge, Adminiſtrations-Fuhrwerke, Krankenwagen, Geſchütze und Truppen drängten ſich bunt durcheinander auf jener Straße, ohne Ausgänge nach rechts und links, inmitten einer unbeſchreiblichen Confuſion. »Wäre der Feind,« bemerkt ein franzöſiſcher Militairſchriftſteller und Augenzeuge, »mit Cavallerie und Artillerie Morgens über Gravelotte der abziehenden Armee gefolgt und wären die Tirailleurs des Generals v. Steinmetz auf der rechten Flanke der Marſchcolonne in dem von uns gar nicht bewachten Bois des Ognons erſchienen, ſo würden wir Zeugen einer ſchreckenerregenden Panique und vielleicht auch einer fatalen Deroute geweſen ſein. Glücklicher Weiſe machte der Feind nur ſchwache Demonſtrationen gegen unſere Arriergarde und Abends war die ganze Operation zum Abſchluß gebracht.«

Unſererſeits, ſo weit die Corps in Betracht kommen, die am 16. gekämpft hatten, verging der Tag ruhig. Die Gefechtsbereitſchaft dauerte bis gegen Mittag, d. h. bis zum conſtatirten Abmarſch des Feindes, worauf den Truppen das Abkochen geſtattet wurde.

Die noch reſtirenden Corps und Diviſionen der II. und I. Armee rückten inzwiſchen heran.

Am 17. früh 6 Uhr trafen bereits die Têten des IX. Armee-Corps Manſtein ein und nahmen eine verdeckte Rendezvous-Stellung weſtlich des Bois de Vionville.

Das XII. Corps Kronprinz v. Sachſen ſetzte ſich um 2 Uhr früh nach Zurücklaſſung eines Bataillons in Pont à Mouſſon in Marſchbewegung. Das Corps traf in den erſten Nachmittagsſtunden in den Bivouacs zwiſchen Mars la Tour und Puxieux ein, während die Cavallerie-Diviſion über Vigneulles auf Buzy vorpouſſirt ward, um die Straßen von Metz auf Verdun und auf Etain zu beunruhigen und möglichſt aufzuklären.

Das Garde-Corps Prinz Auguſt von Würtemberg wurde in Folge demſelben zugegangener Mittheilung über den Ausgang der Schlacht bei Vionville in ſeiner Stellung nördlich von Toul, auf halbem Wege zwiſchen der Moſel- und Maas-Linie, in der Nacht vom 16. zum 17. Auguſt alarmirt und trat ſeinen Marſch zwiſchen 4 und 5 Uhr früh an. Kurz nach 3 Uhr Nachmittags war die Spitze der Garde nach einem Gewaltmarſche von $4\frac{1}{2}$ und $5\frac{1}{2}$ Meilen zwiſchen Mars la Tour und Hannonville au Paſſage angelangt und hatte links vom XII. Armee-Corps, ſüdlich der großen Heerſtraße Metz-Verdun, Bivouacs bezogen.

Für die am 18. Auguſt in Ausſicht genommene Fortſetzung der Offenſiv-Operationen konnte noch das II. Armee-Corps Franſecky — wenn auch nur als Reſerve-Corps — wirkſam werden; deshalb wurde demſelben Nachmittags 1 Uhr der Befehl geſandt, am 18. früh 4 Uhr von Pont a Mouſſon aufzubrechen und über Arnaville, Bayonville, Onville und Buxières zu marſchiren, wo das Corps ſich maſſiren und abkochen ſollte.

Von der I. Armee des General Steinmetz waren vom 16. zum 17. Auguſt, unter Zurückbelaſſung des I. Armee-Corps v. Manteuffel und der Cavallerie-Diviſion Groeben auf dem rechten Moſelufer, die Reſte des VIII. Corps Goeben, dann das geſammte VII. Corps Zaſtrow, endlich die 1. Cavallerie-Diviſion Hartmann bei Corny und Ancy über die Moſel vorgegangen, und es kamen am letzteren Tage das VII. Corps in und vorwärts Ars ſur Moſelle, das VIII. Corps und die Diviſion Hartmann in und vorwärts Gorze ins Lager. Die ſo concentrirte I. Armee ſtand ruhig in verdeckter Aufſtellung und nahm Fühlung mit dem Feinde ſüdlich von Gravelotte.

Die nach dem Abzuge der Franzoſen am 17. Nachmittags vorgeſchobenen Vorpoſten der II. Armee nahmen beim Bois des Ognons Anſchluß an die Vorpoſten der I. Armee und erſtreckten ſich von hier, Rezonville vor der Front, bis zu dem Walde nordweſtlich Vionville und dann bis zum Yron-Bache.

Wir vermochten demnach, wenn der Feind am 18. die Schlacht annahm, in erſter Reihe mit fünf Corps in den Kampf einzutreten, von deuch zwei Corps, XII. und Garde, bis dahin noch gar nicht, ein Corps, das IX., nur theilweiſe (eine Brigade), zwei weitere Corps indeſſen, das VII. und VIII., bereits erheblich gelitten hatten.

III. und X. Corps bildeten die Reſerve; das Eintreffen des II. Corps wurde für den Nachmittag erwartet.

Die Schlacht bei Gravelotte.

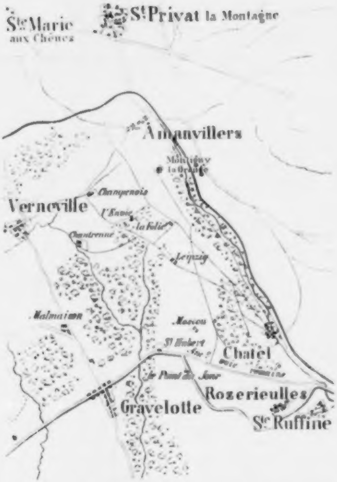
18. Auguſt.

Einleitung.

Es führen zwei Straßen von Metz nach Verdun, eine ſüdliche und eine nördliche. Eine dritte, die zwiſchen beiden läuft und eine ziemlich die Mitte haltende Abzweigung der Südſtraße iſt, laſſen wir außer Betracht.

Alſo zwei Straßen, die eine über Rozerieulles und Gravelotte, die andere über St. Privat und Marie aux Chênes ſich hinziehend. Zwiſchen dieſen zwei Straßen, im Weſentlichen auch zwiſchen den vier genannten Punkten wurde die Schlacht vom 18. geſchlagen.

Die Franzoſen hielten die fünfviertel Meilen lange Linie Rozerieulles-St. Privat und hatten ſtarke Abtheilungen in die Front, ſchwächere in beide Flanken detachirt. Die Stellung war eine glänzende für eine Defenſivſchlacht und beſtand im nördlichen Drittel aus einem das Vorterrain weithin beherrſchenden Höhenzuge, in den ſüdlichen zwei Dritteln aus einem etwa eine Viertelmeile breiten, caſtellartig zwiſchen zwei Vertiefungen gelegenen Plateau, gemeinhin das »Plateau von Amanvillers« geheißen. Das Ganze eine Erdfeſtung mit einer noch ſtärkeren, dieſe Feſtung ſelbſt wieder beherrſchenden Bergpoſition im Rücken. Man war, in geſchickter Ausnutzung dieſer Stellung, darauf eingerichtet, einen dreifachen Kampf zu führen: erſt in Front des Plateaus, dann auf dem Plateau ſelber, ſchließlich — wenn auch dies verloren gegangen ſein ſollte — von der alles beherrſchenden Waldhöhe aus. In der That verlief der Kampf in dieſer Reihenfolge. Bis um 2 oder 3 Uhr war der Feind aus ſeinem Vorterrain geworfen, um 7 oder 7½ gingen ihm entſcheidende Punkte ſeiner Plateauſtellung, namentlich an ſeinem rechten Flügel, verloren und er zog ſich in den überhöhenden Bergwald zurück, der, zu ſtark, um ihm ebenfalls noch entriſſen zu werden, dem Gegner Gelegenheit gab, ſeinen Rückzug auf Metz in guter Ordnung auszuführen.


Ste Marie aux Chênes
St Privat la Montagne
Amanvillers
Montigny la Grange
Champenois
Verneville
l'Envie
la Folie
Chantrenne
Leipzig
Malmaison
Moscou
St Hubert
Chatel
le Point du Jour
Rozerieulles
Gravelotte
Ste Ruffine

Unſererſeits wurde die Schlacht derartig geführt, daß zwei unſerer am 17. eingetroffenen Corps den Feind an ſeinem linken Flügel (Rozerieulles-Gravelotte) feſthielten, während zwei andere Corps, aus der Tiefe echelonartig aufſteigend, unter Rechtseinſchwenkung erſt das Centrum, dann den rechten Flügel des Feindes faßten. Einem weiteren Corps fiel die Aufgabe zu, die ganze Aufſtellung des Feindes von Norden her zu umfaſſen. Alles dies geſchah, im Weſentlichen wie angeordnet.

Das VII. und VIII. Corps hielten den Feind an ſeinem linken Flügel feſt,
das IX. Corps griff das Centrum,
das Garde-Corps den rechten feindlichen Flügel an,
während das XII. Corps (die Sachſen) den großen, die Entſcheidung bringenden Umgehungsmarſch ausführte.

Dies in kurzen Zügen der Verlauf der Schlacht.

Die feindliche Aufſtellung.

Die Poſition ſelbſt haben wir zu ſkizziren verſucht; was an charakteriſtiſchen Zügen fehlt, tragen wir bei Schilderung der Einzelkämpfe nach.

Das 2. franzöſiſche Corps Froſſard hatte den linken Flügel und ſtand im Rücken von Gravelotte, innerhalb eines halbkreisförmigen Terrainabſchnitts, der durch die geradlinige alte Römer-Straße und die ſich buchtende Chauſſee gebildet wird. Le Point du Jour und Rozerieulles waren ſtark beſetzt; ein Bataillon vom 80. Linien-Regiment*) war vorgeſchoben (bis zur Ferme St. Hubert) und beherrſchte von hier aus die unmittelbar vorgelegene Gravelotter Schlucht. St. Hubert war ein Straßen-Schlüſſelpunkt. Die ganze Poſition war außerordentlich feſt; der beſte Theil der Stellung. Mit geringen Kräften war hier viel zu leiſten. Man hatte mit Fug und Recht das 2. Corps an dieſem leicht zu vertheidigenden Abſchnitt aufgeſtellt, da daſſelbe bereits zweimal, und jedesmal unter enormen Verluſten (bei Spicheren und Vionville) im Feuer geweſen war.

Das 3. Corps Leboeuf und das 4. Corps L'Admirault bildeten das Centrum und hielten das geſammte »Plateau von Amanvillers«, wie auch verſchiedene vorgelegene Punkte: die Fermen Malmaiſon und Champenoiſe, das zwiſchen beiden ſich hinziehende Bois des Genivaux und das Dorf Verneville beſetzt. Das Plateau ſelbſt hatte man in eine nördliche und ſüdliche Hälfte geſchieden. Die Südhälfte mit den — wo nicht Wald hindert — weithin ſichtbaren Fermen Moscou, Leipſic, La Folie, war von den Diviſionen des 3. Corps, die Nordhälfte, alſo das Terrain zwiſchen Montigny la Grange und Amanvillers, von den Diviſionen des 4. Corps beſetzt.

Das 6. Corps Canrobert hatte den rechten Flügel und hielt das den Schlüſſelpunkt der nördlichen Verdun-Straße bildende St. Privat mit ſeiner Hauptmaſſe feſt. Einzelne Abtheilungen waren in Front bis St. Marie aux chênes, andere ſeitwärts, zum Schutz der rechten Flanke bis Roncourt vorgeſchoben. Dieſe Detachirung nach rechts hin ging aus dem nur zu begründeten Gefühl hervor, daß hier »der ſchwache Punkt« der Stellung zu finden ſei, aber die Erkenntniß der Gefahr reichte nicht aus, die Gefahr ſelbſt zu beſeitigen. Wenigſtens bedurfte es dazu größerer Kräfte, als das 6. Corps, ſo lange es auf ſich ſelbſt angewieſen war, zur Verfügung hatte.

Ueber dieſe »größeren Kräfte« hätte nun Bazaine bei richtiger Würdigung der Situation allerdings Verfügung gehabt. Er hatte außer den vier genannten Corps noch die Garden, denen er hinter ſeinem linken

---

*) Das 80. Linien-Regiment gehörte zum 3. Corps Leboeuf. Die Gefechtsfelder des 2. und 3. franzöſiſchen Corps berührten ſich an der Gravelotter Chauſſee.

Flügel, im Rücken von Rozerieulles eine Reſerveſtellung anwies. Dies war ein falſcher Zug. Als er ihn erkannte und auszugleichen trachtete, war es bereits zu ſpät. Die Garden hätten an den rechten Flügel gehört. Hier mußten alle verfügbaren Kräfte concentrirt werden; der linke Flügel hielt ſich ſo zu ſagen durch ſich ſelbſt. An dieſem Fehler ging die Schlacht verloren.

Die Schlacht, die um 12 Uhr begann, war trotz großer und glänzender Infanterie-Angriffe (ſo glänzend, wie die Kriegsgeſchichte wenige aufzuweiſen hat), doch vorwiegend ein ungeheurer Artilleriekampf, den wir unſererſeits mit etwa 570, die Franzoſen mit 350 Geſchützen führten. Cavallerie griff nur einmal ein und zwar ganz ohne Erfolg. Die Höhenſtellung des Feindes hinderte — im Gegenſatz zu dem Tage von Vionville — eine Verwendung, geſchweige eine Ausnutzung dieſer Waffe.

Marſchall Bazaine ſelbſt leitete die Schlacht von ſeinem linken Flügel aus. Er hatte auf den Höhen zwiſchen St. Quentin und Plappeville, die einen weiten Blick, in Front bis Gravelotte, nach rechts hin bis Amanvillers geſtatteten, ſeine Stellung genommen. Die Vorgänge am rechten Flügel aber blieben ihm zu gutem Theile verborgen. Auch das war ein Uebelſtand.

Die dieſſeitige Stellung am 18. früh.

Unſere Dispoſitionen. Vormarſch. Rechtsſchwenkung.

Unſererſeits war der König, der ſchon 4 Uhr früh ſein Hauptquartier Pont à Mouſſon verlaſſen hatte, um 6 auf einer Anhöhe zwiſchen Flavigny und Rezonville eingetroffen und hatte den Oberbefehl übernommen.

Die preußiſchen Corps, die am 18. zur Action kommen ſollten, ſtanden um dieſe Tagesſtunde maſſirt ſüdlich der Straße Gravelotte-Mars la Tour, an einzelnen Punkten die Straße ſelbſt berührend. Die Front aller Corps ging gegen Norden. Ihre Stellung, vom rechten nach dem linken Flügel zu, war die folgende:

Das VII. Corps ſüdlich von Gravelotte;
das VIII. Corps und die 1. Cavallerie-Diviſion ſüdlich Rezonville;
das IX. Corps zwiſchen Rezonville und Vionville;
das Garde-Corps zwiſchen Vionville und Mars la Tour;
das XII. Corps ſüdlich Mars la Tour.

Zwei Fälle waren in Erwägung zu ziehen.

Entweder der Feind verſuchte auch am 18. noch ſeinen Abmarſch auf Verdun, ſo entwickelte ſich eine Schlacht wie die vom 16., wenn nicht der

Ausführung ſo doch der Idee nach. Man ſtieß dann in des Feindes linke Flanke, zwang ihn zum Stehen und ſchlug ihn. Es geſchah dann (nur vorausſichtlich mit entſcheidenderem Erfolg) an der nördlichen Straße Metz-Verdun daſſelbe, was zwei Tage vorher an der ſüdlichen Straße Metz-Verdun geſchehen war.

Oder: der Feind zog nicht ab, ſondern erwartete uns in einer gut gewählten Stellung zwiſchen den beiden Straßen, Front gegen Weſten (wie es thatſächlich der Fall war), ſo genügte unſrerſeits kein einfacher Vormarſch von Süd gegen Nord, ſondern alle Corps — mit Ausnahme des am rechten Flügel ſtehenden VII. Corps, das ſeine Front nicht zu ändern brauchte — mußten während ihres Vormarſches eine Rechtsſchwenkung ausführen, die, je mehr dem linken Flügel zu, eine immer größere Curve zu beſchreiben hatte. Dem entſprechend entwickelten ſich die Dinge auch in der That. Das VIII. Corps hatte einen kleinen, das IX. Corps einen etwas größeren Bogenmarſch zurückzulegen; dann kam die Garde; zuletzt das XII. Corps, das mehr als drei Meilen zu marſchiren hatte.

Dieſe Bogenmärſche entwickelten ſich aber erſt im Laufe des Tages und zwar von dem Augenblick an, wo es feſtſtand, daß der Feind auf dem Plateau von Amanvillers, ſeine Flügel einerſeits bis über St. Privat, andrerſeits bis über Rozerieulles hinaus ausdehnend, unſern Angriff erwartete. Zunächſt, für den Vormittag des 18., handelte es ſich um einfache Marſchordres für die am meiſten links ſtehenden Corps. Dieſe Orders — wobei wir auf die umſtehende Karte (S. 296) verweiſen — waren die folgenden:

Das IX. Corps marſchirt auf Caulre Ferme, einen Pachthof 1000 Schritt nördlich von St. Marcel;

die Garden gehen auf Doncourt;

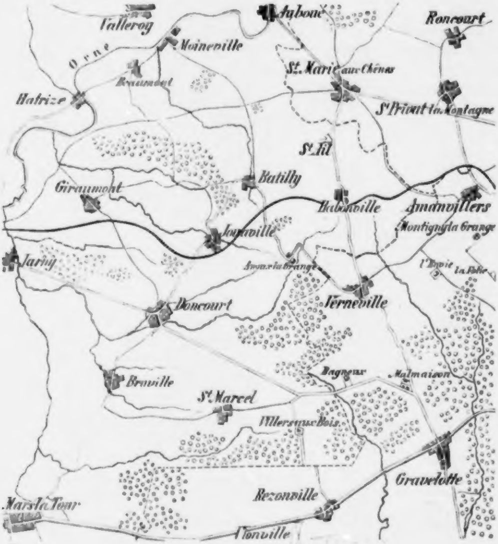
das XII. Corps auf Jarny.

Alle drei Punkte liegen an der mittleren der drei nach Verdun führenden Straßen. Schon in der erſten Hälfte des Vormittags waren dieſe Punkte erreicht; etwa um dieſelbe Stunde ſtand es feſt, daß der Feind nicht im Abmarſch ſei, vielmehr auf dem mehrgenannten Höhenzuge vor Metz Stellung genommen habe. Der Moment für die Rechtsſchwenkung — auch hier ſiehe die umſtehende Karte — war alſo jetzt gekommen und

das IX. Corps dirigirte ſich über Verneville, zu beiden Seiten des Bois de la Cuſſe, gegen die Nordhälfte des Plateau von Amanvillers;

die Garde über Habonville gegen St. Marie aux Chênes und St. Privat;

das XII. Corps über Batilly und Auboué gegen Roncourt, um von dieſem Punkte aus die feindliche Rechte-Flügelſtellung (St. Privat) in der Flanke zu faſſen.*)


Valleroy
Auboué
Roncourt
Moineville
Orne
Beaumont
St. Marie aux Chênes
Hatrize
St Privat la Montagne
St. Ail
Batilly
Giraumont
Habonville
Amanvillers
Montigny la Grange
Jouaville
Jarny
Anoux la Grange
l'Envie
la Folie
Verneville
Doncourt
Bagneux
Malmaison
Bruville
St. Marcel
Villers aux Bois
Gravelotte
Rezonville
Mars la Tour
Vionville

Das IX. Corps, ſo ſcheint es, ſtieß zuerſt auf den Feind. Bei Verneville, etwa 12 Uhr, entſpann ſich der Kampf. Da indeſſen, hart neben dem IX. Corps, das unſern rechten Flügel bildende VIII. ebenfalls ſeine kurze Rechtsſchwenkung ausgeführt und, von Rezonville bis Gravelotte vordringend, von dieſer Stelle aus ziemlich gleichzeitig das Gefecht eröffnet hatte, ſo ziehen wir es vor, in Darſtellung der ſich nun entſpinnenden Schlacht von rechts nach links zu gehen und mit Darſtellung der Vorgänge am rechten Flügel zu beginnen.

---

*) Wir leiſten darauf Verzicht, hier alle die Marſchabweichungen und Directionsveränderungen zu verzeichnen, die mit Rückſicht auf die mehr und mehr ſich klärende Situation zu verſchiedenen Malen unvermeidlich wurden. So ſollte beiſpielsweiſe die 1. Garde-Diviſion nach urſprünglicher Directive nicht auf St. Privat, ſondern auf Amanvillers marſchiren. All das haben wir abſichtlich unerwähnt gelaſſen. Es verwirrt nur. Oben im Text ſind die Richtungen angegeben, die wirklich eingeſchlagen wurden.

Der Kampf am dieſſeitigen rechten Flügel.

Wegnahme von St. Hubert.

Geſcheiterter Angriff gegen Moscou Ferme und Point du Jour.

(Von Mittag bis 7 Uhr.)

Der Kampf an unſerm rechten Flügel war ein Kampf von Gravelotte aus gegen die etwa 2000 Schritt weiter öſtlich gelegene überaus ſtarke Poſition des Feindes.

Es iſt nöthig, eine kurze Beſchreibung des Terrains vorauszuſchicken.

Hüben und drüben ein Plateau; zwiſchen beiden eine tiefe, an vielen Punkten ſteile Schlucht, deren Sohle der Mancebach bildet. Schlucht wie Bach ziehen ſich geradlinig von Nord nach Süd.

Die von Gravelotte nach Metz führende Chauſſee ſenkt ſich, unmittelbar vom Oſtausgange des Dorfes an, allmälig bis zur Sohle der Schlucht nieder, paſſirt den Bach und ſteigt dann am andern Ufer ebenſo wieder auf. Da, wo ſie (die Chauſſee) das jenſeitige Plateau erreicht, liegt, als vorgeſchobenſter Punkt des feindlichen linken Flügels,

das Gaſthaus St. Hubert,
700 Schritte nordwärts (links) die Ferme Moscou,
500 Schritte oſtwärts (geradaus) Point du Jour.

Moscou, ſturmfrei auf einem tennenartigen Plateau; Point du Jour (Kreuzpunkt verſchiedener Straßen), hart an der Chauſſee wie St. Hubert.

Um dieſe drei Punkte drehte ſich durch viele Stunden hin der Kampf.

Die dem Gaſthauſe St. Hubert und der Ferme Moscou weſtlich, dem Straßenkreuzungspunkt Point du Jour ſüdlich vorgelegenen Waldpartieen — jene dieſſeits, dieſe jenſeits des Mancebaches — wurden gleich in den erſten Kampfesſtunden genommen; St. Hubert, Moscou und Point du Jour ſelbſt aber leiſteten den ausdauerndſten Widerſtand und verurſachten unſern hier kämpfenden Truppen die ſchwerſten Verluſte. St. Hubert wurde endlich erſtürmt; Moscou und Point du Jour blieben im Beſitz des Feindes.

Alle Anſtrengungen unſers VIII. und VII. Corps (die an einzelnen Stellen — namentlich gegen Point du Jour — wenigſtens vorübergehend gemeinſchaftlich operirten) erlahmten an der Feſtigkeit dieſer beiden Poſitionen.

Wir behandeln die Actionen beider Corps getrennt.

Das VIII. Corps nimmt Bois des Genivaux und St. Hubert, ſcheitert gegen Moscou Ferme und Point du Jour.

Es war um 12 Uhr, als von Verneville her Kanonendonner herüberklang und dem General v. Steinmetz Gewißheit gab, daß links neben ihm das IX. Corps ins Gefecht getreten ſei. Er gab ſofort Befehl, daß das VIII. Corps über Rezonville und Gravelotte vorgehen und in die Gefechtslinie einrücken ſolle. Dem wurde nachgekommen. Das Corps beſetzte Gravelotte und entwickelte in Front des Dorfes, unmittelbar links von der Chauſſee, ſeine Artillerie. Schon um 12¾ Uhr ſtanden hier 50, eine Stunde ſpäter, unter Zugeſellung vieler Batterieen des VII. Corps, 108 Geſchütze im Feuer und beſchoſſen ſich mit den im Rücken von Point du Jour, auf den Höhen von Rozerieulles ſtehenden feindlichen Batterieen. So überlegen ſich alsbald unſere Artillerie in dieſem Geſchützkampfe erwies, ſo hatte ſie doch erheblich durch das Chaſſepotfeuer zu leiden, das von dem in ihrer linken Flanke gelegenen Bois des Genivaux aus gegen ſie unterhalten wurde, und die Nothwendigkeit, dieſes Wäldchen dem Feinde zu entreißen, ſtellte ſich von Minute zu Minute als immer dringlicher heraus. Nur ſo war unſrer Artillerie-Aufſtellung die nöthige Sicherheit, zugleich die Möglichkeit des Avancirens zu geben.

Die 15. Diviſion, Generallieutenant v. Weltzien, erhielt demgemäß den Befehl, das von vier feindlichen Bataillonen beſetzte Wäldchen, Bois des Genivaux, zu nehmen. Die 16. Diviſion Barnekow blieb als Reſerve in Gravelotte zurück.

Das Bois des Genivaux iſt eine von Strauchwerk und Unterholz durchwachſene und deshalb ſchwer paſſirbare, hier und dort undurchdringliche Waldparcelle. Um ihren Beſitz entſpann ſich ein ſtundenlanger, hin und her wogender Kampf, in dem Freund und Feind vielfach durcheinander geriethen.

Wir folgen jetzt den Einzelnheiten dieſes erbitterten, wenigſtens zunächſt ausſchließlich Seitens der Diviſion Weltzien geführten Gefechts. Voraus ſchicken wir die Ordre de Bataille dieſer Diviſion. Sie beſtand aus den Brigaden Wedell und Strubberg.

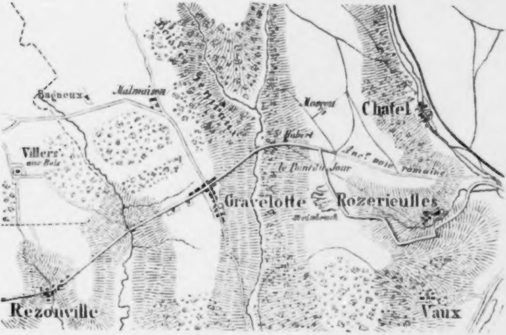
Brigade Wedell.
Oſtpreußiſches Füſilier-Regiment Nr. 33, Oberſtlieutenant v. Henning.
7. Brandenburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 60, Oberſt v. Dannenberg.
Brigade Strubberg.
2. Rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 28, Oberſt v. Roſenzweig.
4. Magdeburgiſches Infanterie-Regiment Nr. 67, Oberſt v. Zglinitzki.
8. Jäger-Bataillon, Major v. Oppeln-Brinkowski.

Folgen wir jetzt dem Vorgehen beider Brigaden. Von der Brigade Wedell wurde das 60. Regiment vorläufig als Reſerve zurückbehalten.

Unter geringen Verluſten drang gegen 2 Uhr das Füſilier-Regiment Nr. 33 in den unmittelbar ſüdlich der Chauſſee gelegenen, armartig vorgeſtreckten Theil des Bois de Vaux ein und warf die vom Corps Froſſard hierher entſandten Abtheilungen zurück.

Gleichzeitig ſchritt nördlich der Chauſſee die Brigade v. Strubberg derart zum Angriff auf das Bois des Genivaux, daß das Regiment Nr. 67 und das 8. Jäger-Bataillon gegen den zunächſt nördlich der Straße gelegenen Theil, die Bataillone vom 28. Regiment aber weiter links vorgingen. Trotz heftigen feindlichen Feuers gewann die Brigade Strubberg, zunächſt mit Theilen des 67. Regiments, die Weſtliſière des Gehölzes bis etwa 1000 Schritt nördlich der Chauſſee. Die an dem Waldrande in Schützengräben und hinter mauerartig erbauten Steinaufwürfen poſtirten Abtheilungen des franzöſiſchen 3. Corps wurden weiter durch den ſchwer paſſirbaren, bewaldeten Abhang in den Wieſengrund gedrängt. In dem 60 bis 80 Schritt breiten und zur Zeit trockenen Grunde ſammelten ſich die durch das Waldgefecht auseinandergekommenen Truppen der Brigade Strubberg und warfen ſodann den Gegner auch aus dem öſtlich davon gelegenen, ebenfalls dicht bewaldeten und ziemlich ſteil anſteigenden Hange zurück.

Die öſtliche Liſière des an der Chauſſee etwa 500 Schritt breiten Bois des Genivaux wurde zuerſt von Abtheilungen des 8. Jäger-Bataillons und des Regiments Nr. 67 erreicht, während die weiter links fechtenden Truppen (28er) die Oſtliſière des ſich nach Norden zu bis auf 2000 Schritt verbreiternden Gehölzes erſt ſpäter gewinnen konnten. Das 2. Bataillon 28. Regiments richtete ſich bei dieſem Vorgehen gegen Moscou-Ferme, ſah



ſich aber von einem ſo vernichtenden Feuer empfangen, daß es von jeder Offenſive an dieſer Stelle Abſtand nehmen mußte.

Dies geſcheiterte Unternehmen gegen Moscou-Ferme, da es jenſeits der zunächſt geſtellten Aufgabe lag, vermochte inzwiſchen an dem errungenen Erfolge: Wegnahme des Bois des Genivaux, nichts zu ändern. Das Gehölz war unſer und die Artillerie des VIII. Corps ſah ſich in der Lage, avanciren zu können. In Echelons ging ſie mehrere Hundert Schritte über die Straße Gravelotte-Malmaiſon in öſtlicher Richtung vor. Die Batterieen des VII. Corps, ſo ſcheint es, verblieben vorab in ihren alten Poſitionen ſelbſtverſtändlich unter Fortſetzung ihres Feuers. 126 Geſchütze donnerten jetzt auf unſerm rechten Flügel nach der Rozerieulles-Poſition des Feindes hinüber.

Gegen 3 Uhr richtete ein Theil dieſſeitiger Batterieen ihr Feuer gegen das hart an der Südoſtecke des Bois des Genivaux gelegene, noch vom Feinde beſetzte Gehöft von St. Hubert, dem gegenüber die an eben dieſer Stelle in buntem Durcheinander vordringenden Abtheilungen der Diviſion Weltzien nur langſam Terrain gewinnen konnten. Endlich, bald nach 3 Uhr, begannen alle hier in opferreichem Gefecht ſich verzehrenden Truppentheile, wie durch gemeinſamen Impuls geleitet, gegen das maſſive Gehöft und ſeine mit crenelirten Mauern umgebenen Gärten vorzuſtürmen. Es gelang. 67er und Abtheilungen vom 8. Jäger-Bataillon, 60er und 33er drangen ein und warfen den Feind — ein Bataillon vom 80. Linien-Regiment — unter ſchweren Verluſten auf Moscou-Ferme zurück.

Um 3½ Uhr waren Seitens unſerer 15. Diviſion zwei Erfolge errungen: das Bois des Genivaux und das Gehöft St. Hubert waren genommen; aber verſchiedentliche, darüber hinaus unternommene Vorſtöße, und zwar:

Seitens der 28er gegen Moscou-Ferme,
Seitens der 33er gegen Point du Jour,

waren geſcheitert. Dabei verblieb es auch während der noch folgenden Kampfesſtunden. Noch viel Blut floß, immer neue Regimenter wurden vorgeführt, aber es mißlang, dem bis 3½ Uhr gewonnenen Reſultat einen neuen Erfolg hinzuzufügen. Ja, der Feind ſchritt ſeinerſeits zur Offenſive, trachtete darnach, uns St. Hubert wieder zu entreißen, und die ſpäteren Nachmittagsſtunden, nachdem ein um 4 Uhr unſererſeits unternommener Vorſtoß abermals geſcheitert war, verliefen recht eigentlich unter Anſtrengungen, uns in unſerer mühevoll eroberten Poſition zu behaupten.

Der um 4 Uhr unternommene Vorſtoß, dem wir uns zunächſt zuwenden, erfolgte dieſſeitig mit großer Energie unter Heranziehung aller drei Waffengattungen:

links neben der Chauſſee avancirte die Brigade Gneiſenau, Regimenter 29 und 69, ihre Direction an St. Hubert vorbei auf die Ferme Moscou nehmend;

auf der Chauſſee ſelbſt gingen vier noch in Reſerve gehaltene Batterieen des VII. Armee-Corps vor,*) gefolgt vom 4. Ulanen-Regiment, das rechts neben den Batterieen Stellung zu nehmen, eventuell zu attakiren ſuchte.

Der Angriff ſcheiterte. Die Brigade Gneiſenau, in dem Moment, wo ſie in den Schußbereich des Feindes trat, wurde von einem ecraſirenden Feuer gefaßt und mußte zurück. Wiederholte Verſuche verliefen nicht günſtiger. Major v. Hadeln, vom Füſilier-Bataillon 69. Regiments, fiel mit der Fahne in der Hand. Das Regiment 29 hatte ſchwere Verluſte; nicht beſſer erging es dem am rechten Flügel, in Front des Bois de Vaux, eine Poſition ſuchenden 4. Ulanen-Regiment. Die Ulanen wurden bis hinter Gravelotte, die Bataillone der Brigade Gneiſenau bis in das Bois des Genivaux zurückgenommen.

Nur die Batterieen hielten aus, nicht alle, aber doch zur Hälfte. Die 4. leichte Batterie (Trautmann) verlor beim Aufmarſch ſo bedeutend, daß ſie nach 10 Schuß gefechtsunfähig ſich zurückziehen mußte; ein ähnliches Schickſal traf die zuletzt auffahrende 4. ſchwere Batterie (Lemmer), deren Chef gleich beim erſten Avanciren gefallen war. Aber die 3. leichte Batterie (Gnügge) und die 3. reitende Batterie (Haſſe) wichen nicht von der Stelle. Beide fuhren ſie in Höhe von St. Hubert mit ihren Geſchützen auf, die 3. leichte Batterie bis an die Oſtſpitze der Gärten, von hier aus links ihr Feuer gegen die Ferme Moscou richtend, die 3. reitende Batterie weiter rechts in unmittelbarer Nähe der Chauſſee. Batterie Gnügge, durch eine vorliegende, 3 Fuß hohe Mauer gedeckt, behauptete ſich unter mäßigen Verluſten; Batterie Haſſe verlor in kürzeſter Zeit faſt alle Zugpferde, verblieb aber nichtsdeſtoweniger im Feuer.**)

---

*) Dieſe vier Batterieen wurden auf Befehl des Generals v. Zaſtrow, Commandirenden des VII. Armee-Corps, vorgenommen und hatten zunächſt ſehr wahrſcheinlich die Aufgabe, mehr den um eben dieſe Stunde gegen Point du Jour ſich richtenden Vorſtoß der 25. und 28. Brigade vom weſtphäliſchen Armee-Corps, als den oben erwähnten Angriff der Brigade Gneiſenau (Regimenter 29 und 69) zu ſouteniren. Die Gefechtsfelder des VIII. und VII. Corps gingen indeſſen derartig ineinander über, daß das Avanciren jener Batterieen eben ſo ſehr die links fechtenden rheiniſchen, als die nach rechts hin in den Kampf tretenden weſtphäliſchen Regimenter unterſtützen mochte. Vgl. S. 303.

**) Ganz ſpeziell auf die heroiſche Haltung dieſer Batterieen bezieht ſich General v. Steinmetz am Schluſſe ſeines Berichts über den Kampf am 18. Es heißt daſelbſt: „Beſonders muß ich die Leiſtungen der Artillerie hervorheben; ſie hat ſowohl das feindliche Geſchützfeuer zum Schweigen gebracht, wie die feindlichen Poſitionen erſchüttert und hat, wo ſie in feindliches Infanteriefeuer gerieth, eine große Ruhe und Ausdauer bewieſen. Eine ganz beſondere

Der um 4 Uhr mit der Brigade *Gneiſenau* gegen Moscou-Ferme unternommene, in ſeiner rechten Flanke, wie wir geſehen haben, durch das Avanciren der eben genannten vier Batterieen unterſtützte Angriff, war geſcheitert. Ein zwei Stunden ſpäter mit der letzten Brigade des VIII. Corps (Brigade Rex) intendirter Vorſtoß blieb unausgeführt, da General v. Goeben, als er bei St. Hubert eintraf, die geringen Chancen weiterer Anſtrengungen gegen Moscou-Ferme zu erkennen glaubte. Nichtsdeſtoweniger ſah ſich die Brigade v. Rex eine Stunde ſpäter (7 Uhr) in den unausgeſetzt an dieſer Stelle fortdauernden Kampf hineingezogen. Der Grund war eine um dieſe Tagesſtunde Seitens des *Feindes* unternommene *Offenſive*. Aus ſeiner Hochſtellung bei Rozerieulles überſah er deutlich, mit wie ſchwachen, zerſtreut fechtenden und durcheinandergekommenen Bataillonen wir den Kampf mehr hinhielten als führten, und beſchloß deshalb, uns aus dem eroberten Terrain, namentlich aus St. Hubert wieder zurückzuwerfen. Von Moscou-Ferme bis Point du Jour gingen beim Abendglühen ſtarke Schwärme mit großer Entſchloſſenheit vor und drückten in der That die dieſſeits aus den beiden Gehölzen, Bois des Genivaux und Bois de Vaux, vorgeſchobenen Abtheilungen bis an die Waldliſièren zurück.*) Dann ging der Stoß ſich im Vorgehen concentrirender Kräfte gegen das von ſchwachen, buntgemiſchten Abtheilungen der Diviſion *Weltzien* vertheidigte St. Hubert. Dies war der Moment für die Brigade Rex. St. Hubert durfte uns nicht verloren gehen. Tambour battant wurden 2 Bataillone 40er und dieſen folgend das Regiment Nr. 72 durch General v. Barnekow perſönlich gegen die feindlichen Schwärme vorgeführt und dem Eingreifen dieſer friſchen Truppen gelang es, nicht nur den Gegner zu werfen, ſondern auch das *Gehöft ſelbſt gegen jeden neuen Verſuch zu ſichern.*

Der Brigade Rex folgten die Têten-Bataillone des kurz zuvor auf dem Schlachtfelde eingetroffenen II. (pommerſchen) Armee-Corps.

Erwähnung verdient die reitende Batterie *Haſſe*, welcher von 36 Zugpferden nur 6 und von 48 Reitpferden nur 20 übrig blieben und die, obgleich ſie ſich ganz verſchoſſen hatte, dennoch nicht vom Platze wich.«

*) Dieſer Moment erfolgreichen Vorbrechens des Feindes führte dieſſeitig auf dem Terrain zwiſchen St. Hubert und Gravelotte, ganz beſonders in der Schlucht des Mancebaches, zu einer Art Panique. *Nicht* unter den in Front von St. Hubert oder innerhalb dieſes Gehöftes ſelbſt fechtenden Truppen, ſondern unter den Tauſenden (darunter viele leicht Verwundete), die ſich, ihrer Officiere beraubt, im Schutze des Hohlwegs ſammelten und deren Zurücknahme General v. Goeben befohlen hatte. In ungeordneten Maſſen drängten ſie nach dem Defilee, verſtopften es und zur Vermehrung der Unordnung brauſten jetzt zwei mit verwundeten Pferden beſpannte Protzen ohne Fahrer in den Hohlweg hinein. Die entſtehende Verwirrung wirkte bis Gravelotte hin und das hier haltende Fuhrwerk, ſowie die dort ſtehenden Trainſoldaten, jagten auf Rezonville zurück. All dies geſchah *hinter* der Linie; die in Front fechtenden Bataillone ſetzten den Kampf fort, ohne, der großen Mehrzahl nach, auch nur Kenntniß von dieſen Vorgängen zu haben.

Dieſes Armee-Corps — in einem blutigen Abendkampf — nahm nunmehr unſrerſeits die ſeit 4 Uhr unterbrochene Offenſive wieder auf und avancirte gegen Point du Jour und die Höhen von Rozerieulles.

Ueber dieſen Abendkampf berichten wir am Schluß dieſes Capitels.

Zuvor wenden wir uns, zurückgreifend, der Action des VII. (weſtphäliſchen) Corps zu, das von 12 bis 7 Uhr in engem Anſchluß an das VIII. (rheinländiſche) und, was ſeine Artillerie angeht, in voller Gemeinſchaft mit dieſem letzteren operirte.

Das VII. Corps beſetzt das Bois de Vaux, ſcheitert gegen Point du Jour.

Aehnlich wie an der Nordſeite der Chauſſee geſtaltete ſich der Kampf an der Südſeite derſelben. Hier war es das VII. Corps, das ſich mit dreien ſeiner Brigaden*) im Bois de Vaux feſtſetzte und von dieſem Walde aus ebenſo gegen Point du Jour operirte, wie das VIII. Corps gegen Moscou und St. Hubert. Doch verliefen die Offenſiv-Verſuche aus dem Bois de Vaux noch minder erfolgreich, als die Vorſtöße aus dem Bois des Genivaux; — jene ſcheiterten völlig, während dieſe, durch Wegnahme von St. Hubert, wenigſtens einen halben Erfolg errangen.

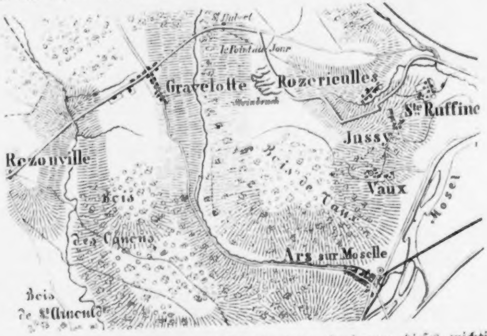
Der Stunde nach entwickelten ſich die Dinge ſüdlich der Chauſſee wie folgt.

Auch hier gab der Kanonendonner, der um 12 Uhr von Verneville herüberrollte, das Signal. Batterieen wurden vorgezogen und bildeten, an das VIII. Corps anſchließend, im Weſentlichen den rechten Flügel jener mächtigen, aus 108, ſchließlich aus 126 Geſchützen feuernden Artillerie-Linie, die (vgl. S. 298 und S. 300) in Front von Gravelotte den Kampf gegen die Höhen von Rozerieulles führte.

Um 3 Uhr 40 Minuten — das feindliche Feuer ſchwieg ſeit längerer Zeit — ſchien dem Commandirenden des VII. Corps, General v. Zaſtrow, der Augenblick günſtig, einen Infanterievorſtoß gegen die nächſte feindliche Poſition ausführen zu laſſen. Die 27. Infanterie-Brigade in Reſerve behaltend, ließ er ſeine beiden andern Brigaden, die 25. und 28., aus dem Bois de Vaux hervorbrechen und in ſchräger, nordöſtlicher Richtung gegen Point du Jour avanciren. Aber die Annäherung bot hier dieſelben Schwierigkeiten, wie bei der Ferme Moscou; ein 800 Schritt breites, wenig Deckung gewährendes Plateau war zu überſchreiten; auf halbem Wege machten die Bataillone Halt und niſteten ſich ein, wo eine Terrainfalte ein Bleiben geſtattete.

---

*) Die 26. Brigade v. d. Goltz, Regimenter 15 und 55, war nach Ars ſur Moſelle detachirt und hatte hier am äußerſten rechten Flügel unſerer Stellung ein ſelbſtſtändiges Gefecht. Um 3 Uhr etwa erhielt General v. d. Goltz Seitens des Commandirenden der I. Armee (Steinmetz) Befehl, gegen Vaux vorzurücken und an dieſer Stelle mit einzugreifen. Dies geſchah. Vaux wurde beſetzt, Juſſy in heftigem Straßenkampf genommen, St. Ruffine aber, gegen das man ſich auch richtete, blieb in den Händen des Feindes. Siehe die Karte S. 304.



Und doch wollte man dieſſeits auf die Eroberung dieſes wichtigen Punktes ungern verzichten. Sämmtliche Regimenter, eine ſchwache Reſerve abgerechnet, ſtanden im Feuer. Unter dieſen Umſtänden ließ General v. Zaſtrow alles von ſeiner Corps-Artillerie noch Verfügbare avanciren, um durch ein Feuer auf nächſte Diſtance den Feind in ſeiner Stellung zu erſchüttern. Es waren dies jene in ihrer heroiſchen Haltung auf S. 301 näher bezeichneten vier Batterieen, von denen eine (Batterie Haſſe) unter enormen Verluſten beſtändig ge- aushielt. Um dieſe in ihrer weit vorgeſchobenen und deshalb Beſpannung und fährdeten Poſition zu ſchützen, wie auch um einzelne ihrer Bedienung gänzlich beraubten Geſchütze zurückzuſchaffen, erhielten 2 Batail- lone der in Reſerve gehaltenen 27. Infanterie-Brigade den Befehl, nach St. Hubert vorzugehen, was um ſo nothwendiger war, als auch das VIII. Armee-Corps (wie wir S. 301 bereits hervorgehoben) Fortſchritte gegen die Ferme Moscou nicht machen konnte und nach mehrfach vergeb- lichen Angriffsverſuchen ſich nur in der Oſtliſière des Bois des Genivaux, wie in dem Gehöfte St. Hubert zu halten vermochte.

Das Gefecht kam nunmehr vollſtändig zum Stehen. Der Angriff gegen Point du Jour machte keine Fortſchritte, wohl aber behauptete ſich die dieſſeitige Infanterie, 28. Infanterie-Brigade, Theile der 25. und 27. Infanterie-Brigade, auf den Abhängen zwiſchen dem Bois de Vaux und der Höhe von Point du Jour.

Der Kampf im Centrum.

Die 18. Diviſion, die 25. Diviſion, die 3. Garde-Infanterie-Brigade gegen die Linie Amanvillers-Montigny la Grange.

(12 bis 7 Uhr.)

Gegen die Südhälfte des »Plateau von Amanvillers«, will ſagen gegen St. Hubert und Moscou Ferme, richteten ſich, wie wir im vorigen Capitel gezeigt haben, die Anſtrengungen des VIII. Corps; gegen die Nordhälfte ging der Angriff des IX. Corps.

Die Verhältniſſe lagen im Uebrigen ſehr verwandt. Was für das VIII. Corps das Bois des Genivaux war, war für das IX. Corps das Bois de la Cuſſe. Im Uebrigen (auf dem Plateau ſelbſt) Fermen hier wie dort; nur auf der Nordhälfte in größerer Zahl. Der feſten Linie: Rozerieulles-Chatel St. Germain im Süden*) entſprach die feſte Linie: Amanvillers-Montigny la Grange im Norden des Plateaus. Beide Linien wurden nicht genommen.

Der Kampf im Centrum gliedert ſich in drei Haupttheile: in ein Gefecht ſüdlich des Bois de la Cuſſe, in ein Gefecht nördlich dieſes Wäldchens (beide Gefechte zogen ſich mannigfach auch in den Wald hinein) und in einen Sturmverſuch gegen Amanvillers ſelbſt. Wir beginnen in unſrer Darſtellung vom rechten Flügel aus.

Die 18. Diviſion Wrangel im Bois de la Cuſſe und ſüdlich des Wäldchens.

Die Nordhälfte des Plateaus von Amanvillers bildet ein Quadrat; jede Seite deſſelben wird die ungefähre Länge von einer Viertelmeile haben. Die Oſt- und Nordſeite wird von der Eiſenbahn Metz-Verdun, die Weſtſeite von der Straße Verneville-Habonville, die Südſeite von dem Bois des Genivaux umfaßt. Ein Wäſſerchen, das von Montigny la Grange kommend bei Verneville in den Mancebach fließt, theilt das Plateauſtück, mit dem wir uns hier beſchäftigen, wieder in zwei faſt gleiche Hälften; für unſere Schilderung aber iſt es nöthig, eine andere Theilung eintreten zu laſſen und zwar

in eine kleinere, waldbedeckte und
in eine größere, waldentblößte Hälfte.

Die kleinere, waldbedeckte Hälfte iſt das Bois de la Cuſſe.

Die größere, waldentblößte Hälfte iſt eine mit fünf Fermen: Chantereine und Champenoiſe, L'Envie, Montigny la Grange und La Folie beſetzte Plaine.

---

*) Moscou Ferme, St. Hubert und Point du Jour waren vorgeſchobene Punkte dieſer Linie.

Die heſſiſche Diviſion focht im Bois de la Cuſſe und nördlich deſſelben. Die 18. Diviſion focht ebenfalls im Bois de la Cuſſe und ſüdlich deſſelben. Das Wäldchen war der Berührungspunkt für beide Diviſionen, der Schauplatz für eine gemeinſame Action; nördlich und ſüdlich des Wäldchens trat jede Diviſion ſelbſtſtändig auf.

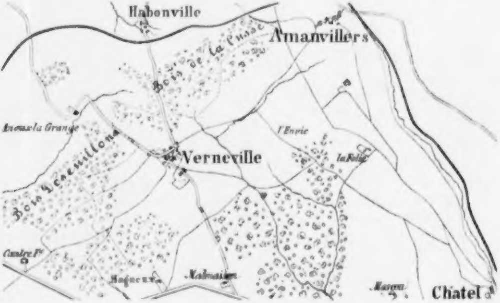
Wir folgen zunächſt der 18. Diviſion.

Die Zuſammenſetzung dieſer Diviſion war die folgende:

35. Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Blumenthal.
    Magdeburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 36.
    Schleswigſches Infanterie-Regiment Nr. 84.
    Lauenburgiſches Jäger-Bataillon Nr. 9.
36. Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Below.
    2. Schleſiſches Grenadier-Regiment Nr. 11.
    Holſteinſches Infanterie-Regiment Nr. 85.

Es mag gleich hier bemerkt werden, daß das 11. Regiment nach den enormen Verluſten, die es am 16. gehabt hatte, in Reſerve gehalten wurde und nicht mit eingriff.

Die Diviſion ſetzte ſich zu feſtgeſetzter Stunde in Marſch, paſſirte die Chauſſee zwiſchen Rezonville und Vionville, erreichte Caulre Ferme*), raſtete und ſchwenkte dann rechts auf Verneville zu, das der Feind bei unſerm Anrücken räumte. Verneville wurde beſetzt.



---

*) Dieſe Schreibart (Caulre Ferme) ſcheint richtig; auf einigen Karten findet ſich: Cautre Ferme. — Es mag gleich hier, ganz im Allgemeinen, erwähnt werden, daß die verſchiedene Schreibweiſe der Namen auf verſchiedenen Karten Schwierigkeiten ſchuf, die nicht immer zu überwinden waren. Auch die beſten Nachſchlagebücher ſind weitab davon, jede ein-

General v. Manſtein, Commandirender des IX. Corps, befahl jetzt, daß die Diviſions-Artillerie in ſchneller Gangart vorrücken ſollte; bald darauf ließ er, an die Diviſions-Artillerie links anſchließend, die Corps-Artillerie folgen und etwa um 1 Uhr (kurz vor 12 war der erſte Kanonenſchuß gefallen) ſtanden wir zwiſchen den Fermen Champenoiſe und L'Envie mit etwa 54 Geſchützen im Feuer. Der Feind antwortete aus einer mindeſtens gleich ſtarken Artillerie-Linie, die er im Rücken von Amanvillers, mit den Flügeln nach St. Privat und Montigny la Grange ſich dehnend, in vorzüglicher Stellung etablirt hatte.

Die dieſſeitige exponirte Artillerie-Linie gegen einen feindlichen Vorſtoß zu ſchützen, wurde unſererſeits Infanterie vorgezogen und zwar das Regiment 84 in die linke, das Regiment 36 in die rechte Flanke. Die 84er beſetzten, während Champenoiſe ſelbſt vorläufig noch vom Feinde beſetzt blieb, die dieſer Ferme vorgelegenen Theile des Bois de la Cuſſe, die 36er und das 9. Jäger-Bataillon nahmen L'Envie und Chantereine, ſcheiterten aber in dem Verſuch, das in Front der Ferme La Folie gelegene, vom Feinde dichtbeſetzte Wäldchen dieſem zu entreißen.

Das Regiment Nr. 85, das bei Beginn des Gefechts eine Reſerveſtellung am Weſteingange von Verneville erhalten hatte, wurde alsbald bei der immer wachſenden Gefahr, in der unſere Artillerie-Linie ſchwebte, ebenfalls in die Front genommen. Da beide Flanken gleich gefährdet waren, gebot ſich eine Theilung des Regiments. Das Füſilier-Bataillon, Major v. Goddenthow, erhielt die Direction links bis an den Südoſtrand des Bois de la Cuſſe, die beiden Musketier-Bataillone wurden nach rechts auf die Waldparzelle von La Folie vorgeſchoben. Dem Bataillon Goddenthow glückte es, freilich unter enormen Verluſten (11 Offiziere, 484 Mann; Major Goddenthow fiel), die linke Flanke der Artillerie zu degagiren; die beiden Musketier-Bataillone ſcheiterten aber gegen La Folie, wie vorher die Anſtrengungen der 36er und des 9. Jäger-Bataillons geſcheitert waren.

Champenoiſe wurde gegen 5 Uhr genommen.

So war denn das Reſultat (denn auch die ſpäteren Tagesſtunden hatten keine weiteren Fortſchritte an dieſer Stelle zu verzeichnen) das folgende:

Verneville beſetzt; um 12 Uhr eine Artillerie-Linie in Front des Dorfes etablirt;

L'Envie und Chantereine um 1 Uhr, Champenoiſe um 5 Uhr (alle drei durch 36er) genommen;

zelne Ferme zu verzeichnen. Habonville heißt auf meiner franzöſiſchen Spezial-Karte Habonville, ſtatt Chantrenne finde ich Chantereine, ſtatt Champenoiſe Champenois ꝛc. Im Allgemeinen — wo nicht ein offenbarer Fehler vorliegt — bin ich der Schreibweiſe meiner franzöſiſchen Karte gefolgt.

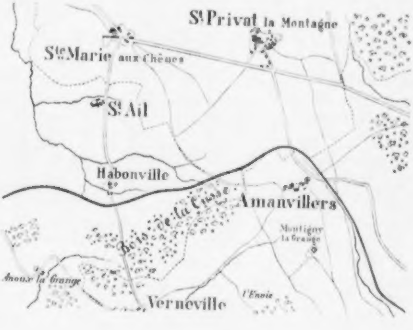
Südoſt-Parzelle des Bois de la Cuſſe durch 84er erobert, durch 85er Füſiliere behauptet;

Gegen La Folie und ſein Wäldchen alle Angriffe der verſchiedenſten Truppentheile geſcheitert.

Von einem Siege war nicht zu ſprechen. Unter den größten Anſtrengungen hatte man ſich gehalten. Die größten Opfer brachte die Artillerie. Es war der Ruhmestag des 9. (*ſchleswig-holſteinſchen*) *Feld-Artillerie-Regiments*. Eine Batterie behielt nach ¾ Stunden Gefecht nur noch ein Pferd in der Gefechtslinie, eine andere, Batterie König, verlor 102 Pferde. Alle die Verluſte der reitenden Batterie Haſſe (vgl. S. 301) verſchwinden daneben. Stabsoffiziere ſammt ihren Adjutanten waren todt oder verwundet; der Verluſt an Offizieren und Unteroffizieren ging über zwei Drittel des Beſtandes hinaus; die Pferde waren nahezu alle verloren. Am Schluß der Schlacht mußten viele Geſchütze durch Menſchenhände fortgezogen werden; die kleine Zahl der Pferde reichte nicht aus. Am andern Morgen wurden am rechten Flügel der Aufſtellung 500 Pferde in ein einziges, langes Rieſengrab gelegt. Einer der Kanoniere aber erhielt die für »den Tapferſten in der Armee« ausgeſetzte Belohnung. Dieſer Brave erſetzte allmälig 12 unter ihm erſchoſſene Pferde immer durch andre und nachdem kein Erſatz mehr zu ſchaffen war, bediente er das Geſchütz als Fußkanonier.

Die 25. Diviſion im Bois de la Cuſſe und nördlich des Wäldchens.

Die 25. Diviſion hatte links der 18. den Vormarſch angetreten. Caulre Ferme, an der *mittleren* Straße nach Verdun, wurde gegen 9 Uhr früh erreicht.



10½ Uhr dirigirte ſich die 18. Diviſion auf Verneville, die 25. folgte. Sie umging den ganzen Südrand des Bois Doſeuillons, ſchwenkte kurz vor Verneville links und paſſirte jene ſchmale, auf Anoux la Grange hinführende Lichtung, die zwiſchen dem Bois Doſeuillons und dem Bois de la Cuſſe wie ein Waldthor ſich öffnet.

Als Anoux la Grange erreicht war, erfolgte eine Rechtsſchwenkung wie bei Verneville eine Linksſchwenkung ſtattgefunden hatte, und während 5 Batterieen der Diviſions-Artillerie raſch avancirten und zwiſchen Habonville und dem Bois de la Cuſſe eine Aufſtellung nahmen, ſchob ſich die 50. Brigade:

2. Jäger-Bataillon,
3. Infanterie-Regiment,
4. Infanterie-Regiment,

als linke Flankendeckung der bereits im Feuer ſtehenden Corps-Artillerie in das mehrgenannte Wäldchen (Bois de la Cuſſe), während die 49. Brigade:

1. Jäger-Bataillon,
1. Infanterie-Regiment,
2. Infanterie-Regiment,

nördlich des Wäldchens auf dem kaum 500 Schritt breiten Raum avancirte, der ſich zwiſchen dem Bois de la Cuſſe und der Eiſenbahn hinzieht.

Beide Brigaden, die eine im, die andere am Walde, hatten heiße Gefechte. Die 50. Brigade bei der für unſere Artillerie-Aufſtellung ſich ſtündlich mehrenden Gefahr mußte im Lauf des Nachmittags verſtärkt werden; das 1. Jäger-Bataillon und das 1. Bataillon des 2. Regiments wurden zur Unterſtützung rechts in den Wald gezogen.*) Der 49. Brigade Wittich blieben nur drei Bataillone, die beiden Bataillone vom 1. und das 2. Bataillon vom 2. Infanterie-Regiment. (Die Heſſen-Darmſtädtiſchen Regimenter waren nur zwei Bataillone ſtark.)

Dieſe drei Bataillone wurden zwiſchen 3 und 4 Uhr durch Generalmajor v. Wittich perſönlich bis an einen tiefen Eiſenbahneinſchnitt geführt, der auf beiden Seiten von einem kaum bemerkbaren Drahtzaun eingefaßt, fünfzig Schritte rechts von der Waldecke endet. Die Bahn ſelbſt geht dann auf einen etwa 15 Fuß hohen Damm über, der ſich bis Amanvillers hin erſtreckt. Damm und Einſchnitt wurden durch das feindliche Feuer enfilirt.**)

---

*) Nach einem andern Bericht ſcheint es, als ob dieſe beiden zur Unterſtützung herangezogenen Bataillone der 49. Brigade gemeinſchaftlich mit dem 2. Jäger-Bataillon faſt ausſchließlich das Waldgefecht geführt hätten, während den verbleibenden vier Bataillonen der 50. Brigade (3. und 4. Regiment) eine Reſerveſtellung am Weſtrande des Wäldchens angewieſen worden wäre. Allerdings waren ſie auch hier exponirt genug. Oberſt Zwenger, Commandeur des 4. Regiments, fiel in der Reſerve, tödtlich verwundet.

**) Ein großes Bild Emil Hüntens »Angriff der Großherzoglich Heſſiſchen Diviſion«, das ſich auf der diesjährigen (1872er) Berliner Ausſtellung befand, gab dieſe Lokalität: den

Als gegen 4 Uhr in der linken Flanke die Garde-Artillerie den Angriff einleitete, befahl General v. Wittich die Eiſenbahn zu überſchreiten und jenſeits derſelben, hinter einem kleinen Gehölz, Front gegen Amanvillers, Stellung zu nehmen. Die vorderſten Compagnieen (vom 2. Infanterie-Regiment) geriethen in Mitrailleuſenfeuer; der Regiments-Commandeur, Oberſt Kraus, indeſſen ſtellte perſönlich die Ordnung wieder her. Zugweiſe im Laufſchritt paſſirten auch die noch dieſſeits ſtehenden Compagnieen des 2. Regiments die gefährliche Stelle. Zwei Compagnieen des 1. Regiments folgten. Trotz der Tiefe des Einſchnitts und der Steilheit der Böſchungen war der Uebergang gelungen.

In dieſem Augenblick erhielt Generalmajor v. Wittich Befehl zu halten, wodurch die ſchwachen Kräfte, über die er überhaupt verfügte, in zwei Hälften getheilt wurden: 6 Compagnieen waren jenſeits des Einſchnitts (mit ihnen Oberſt Kraus), 6 andere Compagnieen waren noch dieſſeits.

Oberſt Kraus benutzte das jenſeitige günſtige Terrain, um das Gefecht mit den nordweſtlich von Amanvillers poſtirten feindlichen Schützen aufzunehmen und dadurch den dieſſeitigen Batterieen mehr Schutz zu ſchaffen. Erſt gegen 6 Uhr, als man auf St. Privat zu drei Garde-Infanterie-Brigaden avanciren ſah, wurde dem General v. Wittich Erlaubniß ertheilt, nunmehr auch ſeinerſeits vorzuſtoßen. Er führte ſeine 6 dieſſeitigen Compagnieen durch den Eiſenbahneinſchnitt hindurch, vereinigte ſie mit den jenſeitigen Compagnieen unter Oberſt Kraus und ging nun, von der Diviſions-Artillerie trefflich unterſtützt (jedes heſſiſche Geſchütz feuerte an dieſem Tage im Durchſchnitt 115 Schuß), drei Bataillone ſtark zum Sturme gegen Amanvillers vor.*)

Es war derſelbe Moment, wo auch die 3. Garde-Brigade Knappe v. Knappſtädt, die während ihres Vormarſches zur Unterſtützung des IX. Corps herangezogen worden war, an eben dieſer Stelle avancirte. Die drei heſſiſchen Bataillone, nach rechts hin Fühlung mit den Garde-Schützen haltend, bildeten den linken Flügel dieſes Angriffs. Er ſcheiterte. Als die Garde-Schützen in Folge enormer Verluſte von weiterem Vordringen abſtehen mußten, führte auch General v. Wittich ſeine Bataillone zurück.

Eiſenbahn-Einſchnitt, das überbrückende Portal, das Wäldchen und am Horizont die rothen von Pulverdampf umzogenen Dächer von Amanvillers (oder vielleicht von St. Privat) vortrefflich wieder.

*) General v. Wittich erzählt bei Darſtellung dieſer Vorgänge unter andern auch folgenden anekdotiſchen Zug: »Bei dem Sammeln der Verſprengten, das ich jetzt anordnete, erhielt mein Pferd einen Streifſchuß am Vorderhuf, verſagte aber nicht den Dienſt. . . . Meine Ordonnanz Fleck vermißte ich; endlich ſah ich ſein Pferd, das in Front der feindlichen Feuerlinie an dem allerunſicherſten Punkt an einen Baum gebunden war. Ich ritt drauf zu. Da lag ſein Reiter, der mich bei dem Hin und Her der Action aus den Augen verloren hatte, am Boden und — ſchlief.«

Die 3. Garde-Grenadier-Brigade gegen Amanvillers.

Die die Queue des Garde-Corps bildende 3. Garde-Infanterie-Brigade Knappe v. Knappſtädt:

Garde-Grenadier-Regiment Kaiſer Alexander, Oberſt v. Zeuner,
Garde-Grenadier-Regiment Königin Eliſabeth, Oberſt v. Zaluskowski,
Garde-Schützen-Bataillon, Major v. Fabeck,

hatte ſich, während die voraufmarſchirenden Brigaden gegen St. Ail und St. Marie aux Chênes gingen, auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl gegen das Bois de la Cuſſe in Marſch geſetzt. Die Brigade traf ungefähr um 4 Uhr am Südweſtrande des Wäldchens ein, paſſirte die ſchon genannte Lichtung zwiſchen dem Bois Doſeuillons und dem Bois de la Cuſſe, ſchwenkte rechts, ſchob ſich, auf dem ſchmalen Raum zwiſchen Eiſenbahn und Wäldchen, rechts neben die 49. Brigade v. Wittich und ging etwa 6½ Uhr gemeinſchaftlich mit der genannten Brigade zum Sturm gegen Amanvillers vor. Der Angriff, allem Anſchein nach, erfolgte derart, daß

die heſſiſche Brigade (3 Bataillone) den linken Flügel,
das Garde-Schützen-Bataillon das Centrum,
das Regiment Alexander den rechten Flügel

bildete, während das Regiment Eliſabeth im zweiten Treffen folgte.*) Wir ſagten ſchon, daß der Angriff ſcheiterte. Alle in erſter Reihe kämpfenden Truppentheile hatten enorme Verluſte; am härteſten betroffen wurde das Garde-Schützen-Bataillon. Es verlor die Hälfte ſeiner Mannſchaften; alle Offiziere waren todt oder verwundet; Fähnrich Graf Haugwitz, der ſpäter bei Le Bourget fiel, führte die Reſte des Bataillons aus dem Gefecht.

Es liegt uns ein- zwei Tage nach der Schlacht von einem Offizier dieſes Bataillons geſchriebener, intereſſanter Bericht vor, dem wir Folgendes entnehmen.

»Es war Spätnachmittag, als wir Befehl erhielten, heſſiſche Jäger, die zwiſchen der Eiſenbahn und einem Wäldchen ſeit Stunden im Feuer ſtanden, zu unterſtützen. Alſo: »Garde-Schützen vor!«

Die 1. und 2. Compagnie wurden ins erſte Treffen gezogen, jene links, dieſe rechts. Als wir um die Waldecke herumbogen, bekamen wir ſtarkes Feuer. Wieder in dieſe hinein und an dieſer entlang weiter vor.

Vergebens ſahen wir Offiziere uns um, woher das heftige Feuer auf uns eigentlich komme; kein Franzoſe zu ſehen. Noch gingen alle Kugeln zu kurz. Der Feind mußte die flach anſteigende Höhe vor uns beſetzt haben, alſo mindeſtens 1800 Schritt entfernt ſein. Dort alſo war unſer Ziel. Vorwärts denn! Im Laufſchritt vor in Tirailleurlinien, ſo lange der Athem hält. Der Kugelregen wurde furchtbar; die Leute begannen ſchon bedeutend zu ſtürzen; noch ſahen wir den Feind nicht. Der Athem iſt fort. Halt! Noch 1000 Schritt. Keinen Schuß verſchwendet. Vorwärts bis ins Kartoffelfeld dort! Halt! Jetzt ein paar Schuß! Dann weiter!

---

*) Nach einem andern Bericht bildete das Regiment Alexander das zweite und das Regiment Eliſabeth ein drittes Treffen; doch halten wir das im Text Gegebene für das Richtigere.

Aber ſchon Viele, Viele waren gefallen. Der Capitain v. Arnim befand ſich nur 10 Schritt von mir, als er einen Schuß ins Bein bekam. Er blieb in ſitzender Stellung in der Schützenlinie, bis er zum zweiten Male quer über die Bruſt getroffen wurde. Weiter, weiter, die Entfernung iſt noch zu groß für unſere Büchſe. Heran bis auf 500 Schritt. Hier traf ich mit Lieutenant v. d. Hagen zuſammen, der die beiden letzten Züge der Compagnie führte. Jetzt war das Ziel ſchon beſſer; ich ſuchte ſelbſt das Abkommen.

Plötzlich erſchien jetzt der Adjutant Wuſſow, deſſen Pferd erſchoſſen war, mit einer Hand voll Leute bei uns. (Wahrſcheinlich war Major v. Fabeck ſchon todt.) Da wird Hagen durch den Kopf geſchoſſen, drei bis vier Leute neben mir ebenfalls. Maſſow und ich berathen, was zu thun. Die 3. und 4. Compagnie ſteht in Tirailleurlinien neben uns, ebenſo die 1., alle bereits furchtbar decimirt. Hinter uns auf 700 bis 800 Schritt Entfernung nichts als Todte und Verwundete. Weiter vorzugehen verbot ſich; denn machten die Franzoſen ihrerſeits einen Angriff, ſo waren wir wahrſcheinlich gefangen. . . . . Brigade-Adjutant v. Berger kam im Carrière in die Schützenlinie: »Nicht weiter vor! Warten, wir werden ſonſt abgeſchnitten.«

Endlich rücken die Grenadiere von Alexander zur Unterſtützung heran. Die Linien nähern ſich ſchnell. Da wird Maſſow durch den linken Arm geſchoſſen, auch die Schützenlinie wird immer dünner. Vorwärts, näher heran! Jetzt ſtehen wir noch 300 Schritt von den rothen Mützen, aber nur 30 bis 40 Mann hatte ich bis hierher vorbringen können. Der Reſt war todt oder verwundet, oder mir aus der Hand, wie das ja bei derartigen Gefechten ſtets der Fall ſein muß, wegen der langen Ausdehnung der Schützenlinien. Die Leute waren brillant, völlig ruhig und todesmuthig. Jetzt hatten wir auch einen ſicheren Schuß; wir konnten's heimzahlen. Ich ſelbſt ſchoß mit. Die Franzoſen löſten ihre Tirailleure viermal ab, was ſie leicht konnten, da ſie hinter und auf der Höhe ſtanden. Sie lagen in Schützengräben, deren ſie vier hintereinander angelegt hatten. Das Feuer war koloſſal. Da entſteht der Ruf in der Schützenlinie: »Die Patronen ſind alle!« Welch Gefühl! In dieſem Moment bekomme ich meinen Schuß durch den linken Oberarm, ums Schulterblatt herum und wieder heraus.

Wir nahmen die Munition der Todten und Verwundeten, welche

Letztere mit allen Kräften bemüht waren, ihre Patronen an die Geſunden abzugeben. Ich befahl, daß ſich jeder Schütze zwei Patronen verwahren ſolle für den Fall, daß die Franzoſen angriffen. Unſer Feuer erloſch bald ganz. Da Rettung! Die Tirailleurs vom Regiment Eliſabeth drangen bis über unſere Linie hinaus gegen die feindliche Stellung vor. Das Herz ſprang mir vor Freude; die Beſorgniß vor Gefangennahme war vorüber; man athmete wieder auf.

Es begann dunkel zu werden. Da ertönte das Signal: Hahn in Ruh. »Nun geht's zur Attake!« Ich ſpringe auf: wir müſſen mit! Aber, o Schrecken, meinem Rufe antworten nur drei Stimmen: Alles iſt todt oder verwundet Das ſchlug mir denn doch ſo aufs Herz, daß ich das Attakiren vergaß und auf meinem Poſten blieb. So wie Eliſabeth Hurrah ſchrie, hörte das Feuer der Franzoſen auf. Man ſah unſere Braven auf der Höhe ankommen und ein koloſſales Schnellfeuer eröffnen. Hätte ich nur noch Leute gehabt!«

Dieſe Schilderung, wie ſie anſchaulich iſt, trifft auch im Weſentlichen das Richtige. Nur die Schlußzeilen ſchreiben dem Angriff der Brigade einen endlichen Erfolg zu, den er nicht hatte. Der Sturm wurde abgeſchlagen. Erſt zu ſpäterer Stunde (zwiſchen 8 und 9) räumte General L'Admirault, der bei Amanvillers commandirte, freiwillig die Poſition, die er nach Wegnahme von St. Privat, die etwa um 7½ Uhr erfolgte, nicht glaubte länger halten zu können. Seine rechte Flanke war preisgegeben. Wir wenden uns nun dem entſcheidenden Hergang des Tages, dem ſiegreichen Garde-Kampf am linken Flügel zu.

Der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel.

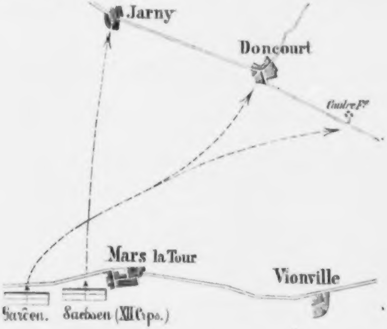
Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr.
Die Erſtürmung von St. Privat. 7½ Uhr.

Der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel, der, in der letzten Stunde des 18., den Tag zu unſern Gunſten entſchied, war ein Kampf der Garden und des XII. (Königlich ſächſiſchen) Corps. Wir folgen beiden, dabei Einzelnes recapitulirend, auf ihrem Vormarſch.

Das XII. Corps hatte in der Nacht vom 17. auf den 18. ſüdlich von Mars la Tour bivouakirt. Seine Ordre ging dahin, um 6 Uhr früh über Mars la Tour auf Jarny zu marſchiren. Es war dies ein Marſch in gerader Linie von Süd nach Nord.

Die Garden hatten weſtlich von Mars la Tour bivouakirt; ihre Ordre für den nächſten Morgen lautete: auf Doncourt und Caulre Ferme.

Dies mußte nothwendig zu einer Marſchkreuzung beider Corps führen, da den links von den Sachſen ſtehenden Garden die Aufgabe zufiel, zwei Dörfer zu erreichen, die rechts von Jarny, dem vorläufigen Zielpunkt der Sachſen, gelegen waren.



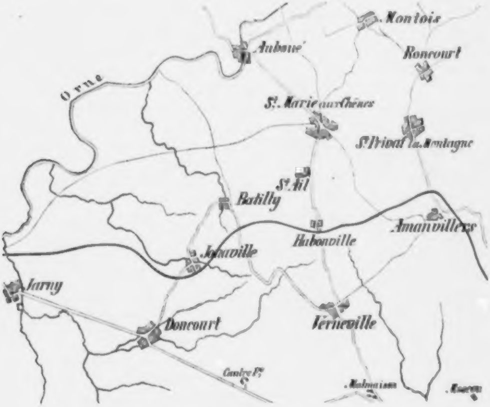
Dieſe Marſchkreuzung zu vermeiden, war allerdings Ordre gegeben worden, daß die Sachſen um 6, die Garden erſt um 9 Uhr ihren Vormarſch antreten ſollten. Nichts deſtoweniger kam es zu Stockungen und Verzögerungen. Gleichviel, die genannten Punkte an der mittleren Straße Metz-Verdun wurden theils im Laufe des Vormittags, theils bis Mittag von beiden Corps erreicht. Hier traf ſie, da man ſich inzwiſchen beim Obercommando von der Abſicht des Feindes, auf dem Plateau von Amanvillers eine Schlacht anzunehmen, überzeugt hatte, wir ſagen, hier traf ſie der Befehl, die mehrerwähnte Rechtsſchwenkung auszuführen und zwar derart, daß

die beiden Garde-Diviſionen von Doncourt und Caulre Ferme aus über Habonville auf Amanvillers,

die Sachſen von Jarny aus über Batilly auf St. Marie aux Chênes gehen ſollten.

Dieſe Bewegungen wurden von 12 Uhr ab durch beide Linke-Flügel-Corps ausgeführt, als dieſelben aber Habonville und Batilly erreichten, überzeugte man ſich, daß der Feind ſeine Aufſtellung nach Norden hin verlängert und das hochgelegene Dorf St. Privat la Montagne ſtatt Amanvillers zu ſeinem rechten Flügelpunkt gemacht habe.

Der Commandeur der 1. Garde-Diviſion, Generalmajor v. Pape, faßte ſofort den Entſchluß (ein Entſchluß, der ſpäter die Zuſtimmung des Corps-Commandeurs fand), über St. Ail und Marie aux Chênes auf St. Privat zu gehen; während in Uebereinſtimmung mit dieſem Entſchluß der Commandirende des XII. Corps. Kronprinz von Sachſen den Entſchluß faßte, hinter St. Marie aux Chênes hinweg auf Roncourt zu rücken.


Montois
Auboué
Roncourt
Orne
St. Marie aux Chênes
St. Privat la Montagne
St. Ail
Batilly
Amanvillers
Habonville
Jouaville
Jarny
Doncourt
Verneville
Malmaison

Beide Entſchlüſſe entſprachen der veränderten Situation. So lange Amanvillers franzöſiſcher rechter Flügel war, bedeutete der Beſitz von St. Marie aux Chênes bereits eine Ueberflügelung der feindlichen Stellung; von dem Augenblick an, wo ſich der franzöſiſche rechte Flügel bis St. Privat lehnte, mußte Roncourt an die Stelle von St. Marie treten, wenn man einen Druck auf die Flanke ausüben wollte.

Die Diviſionen beider Corps marſchirten nun wie folgt:

Die 2. Garde-Infanterie-Diviſion Budritzki, als ſie Habonville erreicht hatte, theilte ſich. Die eine Hälfte, 3. Garde-Infanterie-Brigade v. Knappe, hielt ſich, einem Befehl des Prinzen Friedrich Karl nachkommend, ſcharf rechts und ging dann, wie wir S. 311 ausführlich berichtet haben, in Gemeinſchaft mit der heſſiſchen Brigade Wittich zum Sturme gegen

Amanvillers vor. Sie focht alſo mehr am linken Flügel des IX., wie am rechten Flügel des Garde-Corps. — Die andre Hälfte der Diviſion Budritzky, die 4. Garde-Infanterie-Brigade v. Berger, hielt ſich geradeaus (nördlich), erreichte St. Ail und ſoutenirte von hier aus als rechte Flügelcolonne den Angriff der 1. Garde-Diviſion.

Die 1. Garde-Infanterie-Diviſion v. Pape hatte ſich ſchon vorher auf St. Ail dirigirt, nahm von hier aus, nördlich weiter vordringend, das wichtige St. Marie und ſchwenkte dann erſt rechts zum Sturme gegen St. Privat.

Die 24. (ſächſiſche) Diviſion ging auf St. Marie aux Chênes und nahm hier mit einer ihrer Brigaden an der Wegnahme dieſes Dorfes Theil.

Die 23. Diviſion marſchirte im Rücken von St. Marie an dieſem Dorfe vorbei, führte die Ueberflügelung aus, erreichte Auboué, beſetzte Roncourt und faßte von hier aus im entſcheidenden Moment St. Privat von Norden her.

So die Bewegungen. Wir gehen nun zu den Einzelnheiten über.

Die Wegnahme von St. Marie aux Chênes. 3½ Uhr.

Die 1. Garde-Infanterie-Diviſion v. Pape war bald nach 12 Uhr von Doncourt aufgebrochen. Sie marſchirte über Jouaville auf Habonville. Hier eingetroffen, wandte ſie ſich (vergl. S. 315) ſtatt öſtlich gegen Amanvillers, vielmehr nördlich gegen St. Ail, um nach Fortnahme dieſes Dorfes, wie auch des dahinter gelegenen St. Marie aux Chênes, dann erſt die öſtliche Richtung einzuſchlagen. Und zwar auf St. Privat.

Alſo: St. Privat war Ziel; St. Ail und St. Marie waren die Staffeln. Ihre Wegnahme mußte dem großen Angriff gegen das Höhendorf (St. Privat) vorausgehen.

Etwa um 2 Uhr befand ſich die Avant-Garde der 1. Garde-Diviſion,
Garde-Jäger-Bataillon,
Garde-Füſilier-Regiment,
eine leichte Batterie,
im Anmarſche gegen St. Ail. Das 3. Bataillon der Garde-Füſiliere hatte die Tête. Als das Dorf nahezu erreicht war, machte der Feind einen Verſuch, die bis dahin unbeachtet gelaſſene Poſition noch nachträglich zu beſetzen. Ein Bataillon rückte im Laufſchritt heran, um wenigſtens die Nord- und Oſtſeite vor uns zu erreichen. Aber unſere Garde-Füſiliere waren ſchneller und wieſen den Angriff, den das feindliche Bataillon auch jetzt noch unternahm, mit Leichtigkeit und ohne nennenswerthe Verluſte zurück. Einzelne Gefangene wurden gemacht; ſie waren vom 4. franzöſiſchen Linien-Regiment.

Von St. Ail auf St. Marie aux Chênes. Es war erſichtlich, daß der Feind hier ernſteren Widerſtand zu leiſten beabſichtigte; Staubwolken und blitzende Bajonette verriethen eine Truppenbewegung von St. Privat auf St. Marie zu. In der That wurde dieſe vorgelegene Poſition während unſeres Vormarſches gegen dieſelbe durch friſche Bataillone verſtärkt. Wir hatten hier das 94. Linien-Regiment uns gegenüber.

Etwa 3 Uhr befand ſich unſere Avantgarde unter Oberſt v. Erckert auf Büchſenſchußentfernung von St. Marie. Garde-Jäger eröffneten ihr Feuer von Süden her. Gleichzeitig mit unſerer Tête war die 47. (ſächſiſche) Brigade von Weſten her eingetroffen. Der Commandeur der 1. Garde-Diviſion, Generalmajor v. Pape, verabredete mit dem Commandeur der ſächſiſchen Brigade, Oberſt v. Leonhardi, einen gemeinſchaftlichen Angriff gegen das Dorf. Die Sachſen, 5. und 6. Infanterie-Regiment, ſollten von Norden und Weſten, die Garden von Süden und Oſten her in St. Marie eindringen. Die Angriffsformation für die letzteren war die folgende:

Garde-Jäger und Füſilier-Bataillon vom 4. Garde-Regiment von Süden her; die beiden Grenadier-Bataillone letztgenannten Regiments im zweiten Treffen;

2. und 3. Bataillon vom Garde-Füſilier-Regiment von Oſten her.

Oberſt v. Erckert, in der Mitte ſeiner Garde-Füſiliere, führte die Bataillone perſönlich vor. Das Dorf wurde im erſten Anſturm genommen. Innerhalb deſſelben, wenigſtens an einigen Punkten, entſpann ſich ein blutiger Kampf. Oberſt v. Erckert fiel. Unſer Geſammtverluſt mit Rückſicht darauf, daß die Wegnahme von St. Marie ein bloßes Vorſpiel war, war nicht unbedeutend und bezifferte ſich wie folgt: 1 Offizier 55 Mann todt, 4 Offiziere 392 Mann verwundet. Die Einbußen, die die Sachſen und das 4. Garde-Regiment erlitten, ſind hierbei nicht eingerechnet. Im Weſentlichen war es ein Kampf der Garde-Füſiliere. Sie verloren allein 53 Todte und 349 Verwundete.*)

---

*) Unter denen, die in den Lazarethen von St. Marie ſpäter erlagen, war auch Georg v. Dybern. Von welchem Regiment, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können. Ein ſchöner Nachruf (Worte der eignen Mutter) folgte ihm:

Am Allerſeelentage.

Kind, zünde die drei Kerzen
Für unſ're Todten werth,
Wir kennen nicht die Gräber,
Sie ruh'n in fremder Erd'.

Drum unter ihre Bilder
Die Kerzen leiſe ſtell,
Dann iſt's, als ob ſie brennen,
Auf ihren Gräbern hell.

Die Gefangenen, die gemacht wurden, waren vom 12. und 94. Regiment.

Es war jetzt 3½ Uhr. Die ganze Diviſion ſtand nunmehr bei St. Marie. Die Brigade Medem, die die Avantgarde gegeben hatte, hart am Dorfe ſelbſt, die Brigade Keſſel 600 Schritt weiter weſtlich.

Um 4 Uhr ſchwieg unſere Artillerie, da es drüben ſtill geworden war. Eine Pauſe trat ein.

Die Erſtürmung von St. Privat.

Die Pauſe währte anderthalb Stunden. In St. Ail war inzwiſchen auch die 4. Garde-Infanterie-Brigade v. Berger eingetroffen; die allgemeinen Gefechtsverhältniſſe geſtatteten es, allen in Front von St. Privat ſtehenden Truppentheilen, der 4. Garde-Brigade rechts bei St. Ail, der 1. Garde-Diviſion links bei St. Marie eine Raſt zu gönnen. Die Strapazen waren bereits groß geweſen; ein glühheißer Tag und ſeit 9 Uhr in Marſch. Dazu wußte Jeder, daß die nächſten Stunden noch eine äußerſte Anſtrengung fordern würden. In Entfernung einer Drittelmeile, feſtungsartig, lag St. Privat. Wir ſchicken eine kurze Schilderung dieſer Stellung des Feindes voraus.

Sie war außerordentlich ſtark. Dicht hinter dem Höhenrand, welcher treffliche Geſchützemplacements geſtattete, fällt das Terrain nach Oſten zu ſchroff in die Tiefe und gewährt den Reſerven treffliche Deckungen bis zu dem Augenblick, wo ſie zur wirklichen Verwendung auf der Höhe gelangen. Das ganze Vorterrain nach Weſten dagegen flacht ſich glacisartig ganz allmälig

Das erſte Licht, o Tochter,
Für Deinen Bruder brennt,
Kein Kreuz Dir ſeinen Namen
Auf Schleswigs Schlachtfeld nennt!

Das zweite — Deinem Vater,
Der, treu der Fahne ſtets,
Für ſeinen König kämpfte:
Er fiel bei Königgrätz.

Und hier die dritte Kerze
Mit ſchwarzer Schleife, ſieh',
Gilt Deinem letzten Bruder:
Er ſtarb in St. Marie.

Am Allerſeelentage
Zünd' ſtets die Lichter Du;
Sei ſtark, wenn bald noch eine
Du fügen mußt dazu! — —

ab. Die franzöſiſchen Chaſſepots und Mitrailleuſen konnten zu ihrer vollſtändigen Ausnutzung kein günſtigeres Terrain finden, während der Angreifer erſt zwei Drittel dieſes freien Feldes überſchreiten mußte, bevor er von ſeiner Schußwaffe auch nur den mindeſten Gebrauch machen konnte.

Wir fügen dieſer Schilderung noch einige Sätze hinzu. Das Dorf ſelbſt war von einer Steinmauer umgeben, in deren Front weitere Feldſtein-Einfaſſungen in Abſtänden von etwa 150 Schritt ſich hinzogen. Dies waren die erſten Feuerlinien des Feindes. Unmittelbar im Rücken der weſtlichen Dorf-Enceinte ſtanden maſſive Häuſer mit ihren kleinen, lukenartigen Fenſtern und Schießſcharten bis zum Dach hinauf. Die Kirche lag etwas zurück, mehr nördlich nach Roncourt zu, während nach Süden zu ſich jene Baulichkeiten und Scheunen unmittelbar an das Dorf anſchloſſen, die unter dem Namen Ferme Jeruſalem berühmt geworden ſind. Hier an der Ecke dieſer Ferme ſtand eine Mitrailleuſen-Batterie; andere Batterieen waren nicht ſichtbar. Ebenſo barg ſich die Infanterie in den Häuſern oder in den vorerwähnten Reſerveſtellungen. Es waren die Diviſionen Tixier, Lafont de Villiers und Levaſſor-Sorval vom 6. Corps. Wenigſtens gehörten die Gefangenen, die wir ſpäter machten, dieſen drei Diviſionen an.*)

So die feindliche Stellung.

Bald nach 5 Uhr ertheilte der Commandirende des Garde-Corps, Prinz Auguſt von Würtemberg, den Befehl zum Angriff. Die Motive, die ſchon jetzt — wo der Umgehungsmarſch der Sachſen kaum erſt begonnen hatte — zu dieſem Befehle führten, werden verſchieden angegeben, ſo verſchieden, daß ſich die Angaben unter einander widerſprechen. Nach den Einen glaubte man den Feind, in Betreff deſſen man die Vermuthung hegte, er wolle abziehen, feſthalten zu müſſen; nach den Andern war der Feind um eben dieſe Stunde dem IX. Corps gegenüber ſo ſehr im Vortheil, daß man ſein Vorbrechen von Amanvillers aus fürchten und einer etwaigen Gefährdung unſerer Flanke (der rechten Flanke des Garde-Corps) zuvorkommen mußte. Wahrſcheinlich ſind indeſſen die Beweggründe zu dieſem um anderthalb Stunden verfrühten Angriffe weder in dem einen noch in dem andern zu ſuchen, ſondern vielmehr darin, daß das Commando des Garde-Corps

Erſtens: die feindliche Stellung durch unſere Artillerie erſchüttert glaubte, während ſie es noch nicht war; und

---

*) Unter den Gefangenen befanden ſich auch Offiziere und Mannſchaften vom 9. Linien-Regiment, das zur Diviſion Biſſon gehörte. Wir glaubten anfänglich, da von den drei andern Regimentern dieſes Truppentheils keine Gefangenen in unſere Hände fielen, die Anweſenheit der Diviſion Biſſon bei St. Privat bezweifeln zu müſſen, erſehen nachträglich aber aus Bazaines eigenem Bericht, daß die betreffende Diviſion nur aus dieſem einen Regimente beſtand.

Zweitens darin, daß eine Meldung, die der Commandirende des XII. Corps, Kronprinz von Sachſen, an den Commandirenden des Garde-Corps, Prinzen Auguſt von Würtemberg, gelangen ließ, entweder mißverſtändlich gegeben oder mißverſtändlich ausgerichtet oder mißverſtändlich entgegengenommen wurde. Der Kronprinz von Sachſen giebt an, die Meldung habe gelautet: »Ich breche um 5 Uhr gegen Roncourt auf;« dieſſeits ſcheint man davon ausgegangen zu ſein, ſie habe gelautet: »Ich werde um 5 Uhr vor Roncourt ſein.«

Die Controverſe darüber wird ſchwerlich geſchlichtet werden. Iſt auch nicht nöthig. Die ſich gegenüberſtehenden Angaben — und nur darauf kommt es an — legen mittelbar Zeugniß ab, daß der Sturm um anderthalb Stunden zu früh unternommen wurde. Man glaubte ihn, von einer beſtimmten Anſicht ausgehend, nämlich von der Anſicht, daß ſich die Umgehung durch die Sachſen bereits vollzogen habe, mit gutem Grund unternehmen zu können; aber eben jene Anſicht baſirte auf einem Irrthum. Die Flankirung war noch nicht ausgeführt; ſie begann erſt eben. Nichts mißlicher, als die Beweggründe für etwas Geſchehenes nachträglich da ſuchen wollen, wo ſie nicht liegen. Unter allen Motivirungen, die wir bis jetzt gehört, hat uns ein einfaches Citat aus der »Iphigenie«, das nicht taktiſch, ſondern nur poetiſch das Unternommene zu rechtfertigen ſtrebt, immer am beſten gefallen:

»Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrſcheinlichſtem Erfolg
Der Muthigſte begann?«

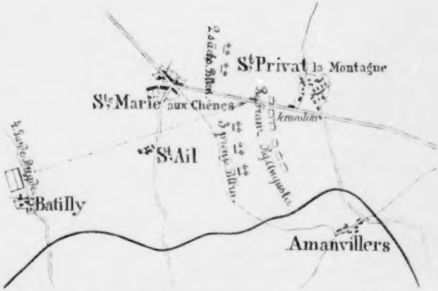
Dieſe eine Rechtfertigung mag gelten.

Gleichviel, der Angriff war befohlen und er fand ſtatt. Zunächſt mit zwei Brigaden.

Am rechten Flügel avancirte die 4. Garde-Infanterie-Brigade. Sie hatte die weitere Entfernung und trat deshalb eine Viertelſtunde früher an. 5¼ Uhr. Das Regiment Franz mit ſeinem linken Flügel in der Nähe der Chauſſee, das Regiment Auguſta rechts daneben, ſo ſuchten ſie in Schräglinie (halblinks) das tennenartige, nur hier und dort eine flache Mulde bildende Terrain zwiſchen St. Ail und St. Privat zu überſchreiten, hatten aber, als ſie bis auf 800, nach anderen bis auf 500 Schritt heran waren, bereits ſo enorme Verluſte erlitten, daß ſie halten mußten. Einzelne Abtheilungen gingen Deckung ſuchend zurück, andere, in geſchickter Ausnutzung des Terrains, behaupteten ſich an der Stelle, bis wohin ſie vorgedrungen waren, und ſetzten, in den Vertiefungen ſich einniſtend, ihr Feuergefecht gegen die Höhe fort.*)

---

*) Ein Offizier vom 2. Bataillon Franz ſchreibt über das Vorgehen der Brigade, dann über den Kampf, der ſich entſpann, das Folgende: »Alsbald erhielten wir, in



Am linken Flügel avancirte eine Viertelſtunde ſpäter, 5½ Uhr, die 1. Garde-Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Keſſel, 1. und 3. Garde-Regiment. Sie überſchritten, links der Chauſſee, unter denſelben Verhältniſſen und Verluſten das Feld, unter denen rechts der Chauſſee die

unſrer Rendezvous-Stellung bei Batilly, Befehl aufzubrechen. Unſer 2. Bataillon hatte die Tete. Der Weg ging durch eine tief eingeſchnittene Schlucht von ſo breiter Thalſohle, daß die Angriffskolonnen nicht abzubrechen nöthig hatten. General v. Stiehle mit dem Regiments-Commandeur v. Boehn waren an der Spitze des Bataillons Die Schlucht, ſo ich recht beobachtet habe, mündete zwiſchen St. Marie und St. Ail. Als wir aus ihr heraus ins Freie traten, begrüßten wir das hier haltende Garde-Huſaren-Regiment.

In dem Augenblick des Debouchirens aus der Schlucht erfolgte auch die Entwicklung zum Gefecht. Die 6. und 7. Compagnie wurden aufgelöſt und vorgezogen; die 5. und 8. Compagnie, die als Halbbataillone folgten, ſchloſſen ſich alsbald der vorderen Schützenreihe an, die 5. Compagnie am rechten, die 8. am linken Flügel.

Bis dahin waren etliche Batterieen der Garde-Artillerie gegen die feindliche Linie St. Privat-Amanvillers in Thätigkeit getreten. St. Privat lag vor uns wie Tempelhof, wenn wir, hart rechts von der Chauſſee, auf dem Felde bei Tivoli halten. Die Aehnlichkeit war frappant und wurde von den Grenadieren ſofort bemerkt und beſprochen.

Rechts vom 2. Bataillon trat das 1. ins Gefecht, zunächſt in Halbbataillons auseinandergezogen; in der gleichen Formation folgte das Füſilier-Bataillon unter Major v. Wittich, ſpäter zwiſchen die beiden Grenadier-Bataillone ſich ſchiebend. Nach und nach entwickelte ſich dann das Regiment Auguſta, in den erſten Stadien reglementsmäßig als zweites Treffen, bald aber (um ſo mehr als das Regiment Franz ſich etwas links ſchob) nach rechts hin, um das Angriffsobjekt beſſer umfaſſen zu können.

Um dieſe Zeit war es etwa, daß die halbe 6. Compagnie, bald auch die 7. und 8. unter erheblichen Verluſten ſchräg über die Chauſſee gingen und nun zur Linken dieſer, alſo auf dem Gefechtsfelde der 1. Garde-Diviſion, weiter vordrangen. Die Verluſte wuchſen raſch; hier und dort ein Schwanken; Compagnieführer Lieutenant v. Sell, um die Ordnung wieder herzuſtellen, ließ im wirkſamen feindlichen Feuer ſtill ſtehen und — präſentiren. Es half.

Nirgends Deckung; dazu vom Feinde nur die Käppis ſichtbar. Dennoch ging es in der angeordneten Kampfesweiſe weiter vor. Dieſe Kampfesweiſe war: 100 Schritt laufen, hinwerfen, raſten und abermals 100 Schritt nach vorn. Bald kam der Impuls dazu von

1. Garde-Infanterie-Brigade vorgedrungen war. Welch ein Angriff! Ein Augenzeuge, der von St. Marie aus den Bewegungen folgte, ſchildert dieſe glänzendſten Momente der preußiſchen Garde wie folgt:

»Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere blieben zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, um das Gefecht beſſer leiten zu können. Aber ihnen ſämmtlich war nach kürzeſter Zeit das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Erſchrecklich war das maſſenhafte Feuer. Bis auf 1500 Schritt war der ganze Umkreis der feindlichen Stellung mit Bleigeſchoſſen förmlich übergoſſen. Das Getöſe des Feuers übertönte jedes Commandowort, das nicht in nächſter Nähe geſprochen wurde, und der dicke Pulverdampf ſowie die geſicherte Stellung des Feindes, machte es den Unſrigen faſt unmöglich, ihre Waffen zu gebrauchen. Viele wollten es auch nicht; nur vorwärts. Muſterhaft war die Haltung der Garde in dieſer kritiſchen Lage. Trotzig ging ſie vorwärts, furchtbar entſchloſſen, das Feuer zum Schweigen zu bringen oder vor ihm zu erliegen.«

Und ein anderer Bericht ſagt: »Bis zu 500 Schritt in Front von St. Marie waren Einzelne gefallen, vielleicht auch Hunderte ſchon; erſt über dieſe Stelle hinaus begann das große Sicheln. In ganzen Garben ſanken ſie dahin, die großen, ſchönen Gardeleute; unerbittlich mähte Schnitter Tod. Oben auf der Höhe von St. Privat aber ſtanden die franzöſiſchen Offiziere (wenn man uns recht verſichert hat) und folgten kopfſchüttelnd, in Thränen und in Bewunderung, dem großartigen Schauſpiele, das hier Mannesmuth und Vater-

---

den Flügeln, bald gaben ihn einzelne, deren Beiſpiel andere mit fortriß. So wurde der gefährliche Raum von 1200 bis 600 Schritt an St. Privat heran, überſchritten.

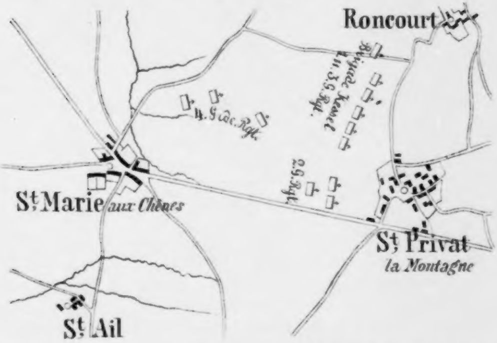
Aber wie nun weiter? Vor uns lange Feuerlinien des in beſten Poſitionen fechtenden Feindes, hinter uns, ſo weit das Auge reichte, keine Reſerve zu ſehen. So mochte 6 oder 6½ herangekommen ſein, als ſich links neben uns Colonnen zeigten, die hinter St. Marie herumgebogen ſein mochten und nun auf den nordweſtlichen, gegen Roncourt ausſpringenden Winkel von St. Privat losgingen. Halbbataillone in bewunderungswürdiger Ordnung. (Wahrſcheinlich vom 4. Garde-Regiment). Dieſer Anblick gab uns einen neuen Impuls und untermiſcht mit Compagnieen vom 2. Garde-Regiment, die hart links neben uns in den Kampf getreten waren, ging es abermals um 100 Schritte vorwärts.

Wir waren jetzt bis auf 500 Schritt heran, aber die Kräfte zu weiterem Vorgehen verſagten. Eine Kriſis trat ein. Zum Ueberfluß pflanzte ſich vom linken Flügel her die Nachricht fort: Cavallerie kommt! Wirklich ſah man eine vorrückende Bewegung der Weißmäntel hinter der Straße Roncourt-St. Privat; die feſte Haltung unſerer zunächſt bedrohten Bataillone indeß (vom 1. und 3. Garde-Regiment) beſeitigte die Gefahr. Auch das Auftreten unſerer 2. Garde-Ulanen mochte dazu beitragen, das Vorbrechen feindlicher Cavallerie zu hindern. So verging eine bange halbe Stunde, die wir, das Gefecht abbrechend und nur ausharrend, auf dem erkämpften Grund verbracht hatten. Um 7 wurde die Einwirkung der Sachſen fühlbar; Batterieen, links und rechts der Chauſſee, jagten bis auf 1000, dann bis auf 800 Schritt an St. Privat heran, »auf, auf!« und zehn Minuten ſpäter drangen die vorderſten Sectionen in die der Straße zunächſt gelegenen Häuſer ein. Eine halbe Stunde ſpäter hatten wir das ganze Dorf. Blutroth ging die Sonne unter.«

landsliebe, Disciplin und Ehrgefühl vor ihren Augen aufführten. Ganze Sectionen ſtürzten; aber die zerriſſenen Linien ſchloſſen ſich wieder und ſtumm, ohne einen Schuß zu thun, rückten die Bataillone weiter hügelan. Nur das Commandowort der Offiziere und das beſchwörende »Vorwärts, vorwärts!« lief durch die Reihen.«

Die Angriffslinie der Brigade v. Keſſel ging von Weſt nach Oſt, hart an der Chauſſee hin. So war die Ordre. War es nun aber ein natürlicher Hang, dem von der Höhe herabrollenden Feuerſtrom auszuweichen, oder war es eine dunkle Vorſtellung davon, daß das Dorf von Norden aus beſſer zu faſſen ſein werde, als von Weſten her, gleichviel, die Bataillone bogen unwillkürlich nach links aus, entfernten ſich mehr und mehr von der eigentlichen Angriffslinie (dem Linksrande der Chauſſee) und erweiterten dadurch den Zwiſchenraum zwiſchen ſich und der 4. Garde-Infanterie-Brigade.

Dieſe Lücke konnte gefährlich werden. Generalmajor v. Pape ſchob alſo zunächſt das 2. Garde-Regiment mit allen drei Bataillonen in dieſe Lücke ein und zog dann, als das raſende Feuer ein volles Drittel der hier im Gefecht ſtehenden Regimenter zu Boden geworfen hatte, nach abermals einer Viertelſtunde auch das 4. Garde-Regiment aus dem Dorfe heraus, um die immer noch im Avanciren begriffene vorderſte Linie zu ſouteniren. Alle drei Bataillone des Regiments traten an; aber noch ehe ſie die gefährdetſten Punkte erreichen konnten, wurde der Befehl zum Abbrechen des Gefechts gegeben. Das weitere Eingreifen der ſächſiſchen Truppen, ihr Druck auf die feindliche Flanke ſollte abgewartet werden.



Gut. Dieſer in richtiger Erkenntniß der Lage gegebene Befehl rettete das Garde-Corps vor Vernichtung.

Ein Gefechts-Abbrechen iſt unter allen Umſtänden eine ſchwere Aufgabe. Man ſah in dieſem kritiſchen Momente den Diviſions-Commandeur Generalmajor v. Pape den Stillſtand benutzen, um, an der ganzen Linie ſeiner Diviſion entlang, ſeine Bataillone zu neuen Anſtrengungen aufzumuntern. Der General verlor zwei Pferde unter dem Leibe, ein Adjutant wurde an ſeiner Seite erſchoſſen, ein zweiter verwundet. Und ſo war es überall; an jeder Stelle gaben die Führer, vom höchſten General bis zum jüngſten Fähnrich, ein leuchtendes Beiſpiel. »Nicht weiter vor, aber auch nicht weiter zurück!« wurde die Loſung dieſer bangen halben Stunde. An derſelben Stelle, die die Garden erreicht hatten, warfen ſie ſich nieder, nahmen Deckung, ſo gut ſie zu finden war, und — hielten aus. Es war jetzt 6½ Uhr, eine Stunde nach Beginn des Angriffs. Dreitauſend Mann, alle von der 1. Garde-Diviſion, lagen auf dem Felde links von der Chauſſee, in Front von St. Privat. Kaum geringer waren rechts daneben, an der andern Seite der Chauſſee, die Verluſte der 4. Garde-Brigade, Regimenter Franz und Auguſta.

Das 1. Bataillon vom 2. Garde-Regiment, das 2. vom 3. Garde-Regiment und das Füſilier-Bataillon vom 1. Garde-Regiment hatten keine Offiziere mehr.

Es hatte an vorgängiger Erſchütterung der feindlichen Stellung durch Artillerie, ebenſo an Fühlbarwerdung des Umgehungsmarſches, alſo an Druck auf die Flanke gefehlt; aber der Moment kam, wo beides ſeinen Einfluß geltend machte.

Unmittelbar nach Unterbrechung des Sturmes (6½ Uhr) erſchienen, auf immer wiederholte Forderung des Commandeurs der 1. Garde-Diviſion, zwei ſächſiſche und drei preußiſche Batterieen zu beiden Seiten der Chauſſee und begannen, die Sachſen von St. Marie aus, links neben dem Dorf, die Preußen von der andern Seite der Straße her, 800 Schritt in Front der feindlichen Stellung, St. Privat mit Granaten zu bewerfen.*) Nach

*) In einem Aufſatze der Streffleurſchen militairiſchen Zeitſchrift heißt es: »Das von 2½ bis 7 Uhr Abends aus 270 Geſchützen des Garde-, XII. und X. Corps ohne Unterbrechung beſchoſſene und mit 20,000 Granaten überſchüttete Dorf St. Privat konnte durch dies Artilleriefeuer dennoch nicht zur Räumung gezwungen werden.« Dies iſt grundfalſch. Gegen die Linie St. Privat-Amanvillers wurde maſſenhaft gefeuert, auf das Dorf St. Privat bis gegen 7 Uhr ſo gut wie gar nicht. Von da ab mögen 500 Schüſſe abgegeben worden ſein. Und die wirkten.

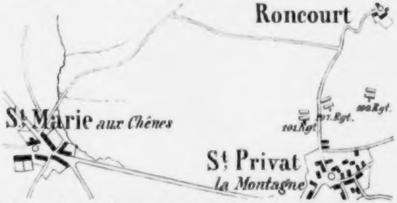
10 Minuten brannte es an verſchiedenen Stellen; abermals 10 Minuten ſpäter war es erſichtlich, daß die 23. Diviſion, Prinz Georg von Sachſen, Roncourt erreicht hatte und daß die Têten-Brigade Craushaar, Grenadier-Regimenter 100 und 101, ſich anſchickte, über Roncourt hinaus nach Süden vorzuſtoßen. Ein Stoß, der St. Privat treffen mußte.

Was von Anfang an gewollt war oder gewollt hätte ſein müſſen, es war jetzt da: St. Privat brannte und die Sachſen ſtanden 2000 Schritt nordwärts in ſeiner rechten Flanke. Das war der Moment, den Sturm zu unternehmen oder, wie hier die Sache lag, den abgebrochenen Sturm aufs Neue zu beginnen. Der Befehl dazu wurde gegeben; Alles ſprang auf und mit Hurrah ging es vorwärts, über die Feldſteinlinien hinweg, den glacisartigen Abhang hinauf. Die Franzoſen, ihres alten Kriegsruhms eingedenk und würdig, hielten ſich auch jetzt mit außerordentlicher Zähigkeit und unaufhörlich rollte das feindliche Feuer und hüllte den ganzen Umkreis wie mit einem Bleimantel ein. Aber aller Widerſtand erlag ſchließlich dem Umfaſſenden des Angriffs, auch der Wuth unſrer Truppen. Von Norden her die Sachſen,*) von Weſten her die Garden, Alles im bunteſten Durchein-

---

*) Die Sachſen (45. und 48. Brigade), die hier unter Generalmajor v. Craushaar angriffen und zu ſehr erheblichem Theile an der Entſcheidung mitwirkten, waren 23 Compagnieen ſtark und zwar:

7 Compagnieen des Leibgrenadier-Regiments Nr. 100;
8 Compagnieen (2. u. 3. Bataillon) des 2. Grenadier-Regiments Nr. 101; und
8 Compagnieen (1. u. 2. Bataillon) des 107. Regiments.



Nach einem äußerſt blutigen Gefechte, welches ſich von Mauerabſchnitt zu Mauerabſchnitt fortſetzte, gelang es endlich den vorderſten Compagnieen feſten Fuß in den Häuſern der Nordweſtecke von St. Privat zu gewinnen und im anhaltenden Feuergefechte den ſich energiſch wehrenden Feind langſam aber ſtetig bis in die Dorfmitte zurückzudrängen. Generalmajor v. Craushaar, Commandeur der 45. (Grenadier-)Brigade, und Oberſtlieutenant v. Schweinitz, Commandeur des 107. Regiments, hatten bei dem Anſtürmen gegen das Dorf den Heldentod gefunden. Oberſtlieutenant v. Schweinitz war von 7 Mitrailleuſenkugeln getroffen worden. Um die Hartnäckigkeit des Widerſtandes und die verheerende Wirkung des feindlichen Infanteriefeuers zu kennzeichnen, ſeien folgende Thatſachen erwähnt: Mit der Fahne des 1. Bataillons 107. Regiments todesmuthig in der Hand fielen nach einander: Unteroffizier ander, ſo drangen unſere Regimenter auf die Höhe vor, ſtürmten die mit Hartnäckigkeit vertheidigte Ferme Jeruſalem, den eigentlichen Straßen-Schlüſſelpunkt, und nahmen dann Haus um Haus. Das Blatt hatte ſich gewandt und ein furchtbares Gericht brach jetzt über die Tapfern herein, die hier oben hatten aushalten wollen — oder aber hatten aushalten müſſen.*) »Hinter den niedrigen Mauern — ſo erzählt ein Augenzeuge — lagen ſie und feuerten bis zuletzt. Meine Leute vom 4. Garde-Regiment ſtanden plötzlich zwiſchen und hinter ihnen. Da ſah ich, wie die wüthenden Grenadiere, um ihrem Zorn ein volleres Genüge zu thun, die loſen Feldſteine der Mauer packten und die unten noch im Anſchlag liegenden Franzoſen mit dieſen Steinen niederſchmetterten. Es war wieder jener Momente einer, wo das Menſchenherz nur noch das Elementare will, den Stein, die Keule, und Zündnadel und Chaſſepot wie bloße Nippſachen bei Seite wirft.«

Um 7¼ Uhr — es dunkelte bereits — war das ganze Dorf in unſern Händen. Der Feind floh in Unordnung auf der Straße über Woippy nach Metz. Die Beſetzung der Defiléen, ſowie die in den Steinbrüchen poſtirten Batterieen, ſchützten ihn vor weiterer Verfolgung bei angebrochener Nacht.

Zur Unterſtützung des Garde-Corps bei dem zweiten Angriff auf St. Privat hatte Prinz Friedrich Karl an das in Reſerve ſtehende X. Armee-Corps den Befehl ergehen laſſen, mit der Corps-Artillerie vorzurücken und das Feuer der Garde-Batterieen durch dieſelbe zu verſtärken.**) Gleichzeitig war auch die 20. Diviſion, General v. Kraatz, auf St. Privat dirigirt

---

Thümmel, Lieutenant Hahn, Lieutenant und Adjutant v. Goetz (todt), Feldwebel Schumann (todt), Hauptmann Wichmann (todt), Soldat Mahnig, bis ſie Soldat Hoffmann ins Dorf trug. Die Fahne des 2. Bataillons deſſelben Regiments ging in ähnlicher Weiſe durch die Hände des Sergeanten Donner, des Hauptmanns v. Pape (todt), des Feldwebel Thaßler, dann eines unermittelt gebliebenen Soldaten, bis ſie Soldat Goetze in das Innere des Dorfes trug. Die Fahne des 3. Bataillons vom 2. Grenadier-Regiment hochhaltend, gab Hauptmann v. Rouvroy das Signal zu dem glückenden Sturme auf den Dorfeingang. So wetteiferte alles.

*) Unter Denen, die hier aushalten mußten, nicht um Kampfes, ſondern nur um Leidens willen, waren vor Allen die Verwundeten. Etwa 500 derſelben waren in der Kirche untergebracht. Als die Unſern über die Ferme Jeruſalem hinaus vordrangen, hörten ſie ein Jammern und einige Sachſen, die von der entgegengeſetzten Seite her herandrängten, erzählten, »daß die Kirche brenne; ſie ſcheine von Verwundeten belegt«. Ehe man noch retten konnte, war es zu ſpät. Etwa Hundert hatten ſich ſelbſt, unter Aufbietung letzter Kräfte, aus der Kirche herausgeſchleppt; der Reſt war unter Flammen und herabſtürzendem Gebälk zu Grunde gegangen.

**) Es war um dieſe Zeit ſchon ſo dunkel, daß die auffahrenden Batterieen des X. Corps die 1000 Schritt weiter vorſtehenden Garde-Batterieen für feindliche Artillerie nahmen und in dieſelben hineinfeuerten. Gleich bei der erſten und zweiten Granate rief der Adjutant ſeinem Batterie-Chef zu: »Das ſind unſre!« Bei der dritten hatte man Gewißheit. Es glückte, den Irrthum aufzuklären, ehe Verluſte eingetreten waren.

worden. Die Diviſion konnte noch im letzten Moment mit eingreifen, was anfänglich zu der irrthümlichen Annahme Veranlaſſung gab, daß das 92. Regiment (Braunſchweiger) den Kampf an dieſer Stelle entſchieden habe. Er war entſchieden, als die »Schwarzen« eintrafen.*) Aber die ganze 20. Diviſion leiſtete den ermüdeten und im Dorfkampfe ganz durcheinander gekommenen Gardetruppen allerdings den großen Dienſt, daß ſich dieſelben unter ihrem Schutze wieder ſammeln und formiren konnten.

Der ſiegreich durchgeführte Sturm auf St. Privat gab die Entſcheidung. Bazaines eigner Ausſpruch beſeitigt jeden Zweifel. Er ſagt (noch dazu in einem Schlachtbericht, der überhaupt nur aus 10 Zeilen beſteht) wörtlich Folgendes: »Den ganzen Tag über war der Kampf unentſchieden; aber am Abend warf ſich der Feind mit einer äußerſten Kraftanſtrengung auf St. Privat la Montagne und machte dieſe Stellung für unſern rechten Flügel unhaltbar. Trotz der aufopfernden Tapferkeit des Marſchalls Canrobert und ſeiner Truppen mußte ſie aufgegeben werden.« Alſo: der

---

*) In dieſen Braunſchweigiſchen Jägern, den ſogenannten »Schwarzen«, war noch der ganze Franzoſenhaß lebendig, der einſt ihren bei Quatrebras gefallenen Herzog und ſie ſelber ausgezeichnet hatte. Sie hatten ihre eigenen Lieder, abweichend von den andern Soldatenweiſen, Lieder, in denen abwechſelnd der Heldentod ihres Herzogs und die Thaten der »Deutſchen Legion« in Spanien gefeiert wurden. Eines dieſer Lieder hieß in ſeinen erſten Strophen:

Ganz ſchwarz ſind wir montirt,
Mit Hellblau ausſtaffirt;
Vor dem Tſchako tragen wir den Todtenkopf,
Wir haben verloren unſern Herzog.
Wir Schwarzen, wir rufen Hurrah!
Ganz muthig ſtehen wir da!

Ganz ſchwarz ſind wir montirt,
Mit Hellblau ausſtaffirt;
Da traf der erſte Schuß
Unſern Herzog in die Bruſt.
Unſern Herzog haben wir verloren,
Ach wären wir Schwarzen nie geboren,
Wir Schwarzen, wir rufen Hurrah!
Ganz muthig ſtehen wir da.

Die Schlußſtrophen aber waren neu und in ihnen hieß es:

Friedrich Wilhelm, der tapfere Held,
Der führt ſeine Schwarzen ins Feld,
Er führt ſie gegen Roſſe und Kanonen,
Wir fürchten uns nicht vor den blauen Bohnen,
Wir Schwarzen ꝛc.

Kampf war unentſchieden, bis die Erſtürmung von St. Privat die Poſition unhaltbar machte. In der That entſpricht dieſe kurze Darſtellung vollſtändig der Sachlage. Mit Hülfe von St. Privat ſtanden wir derartig in der Flanke des Feindes, daß er die geſammte Poſition aufgeben mußte, wenn er ſich nicht am nächſten Tage von Metz abgedrängt und, über das Plateau von Amanvillers hinweg, in der Richtung von Nord nach Süd aufgerollt ſehen wollte.

Wir erwähnten ſchon (ſiehe S. 313), daß Amanvillers ſelbſt, als nächſtbedrohter Punkt, aus dieſem Grunde freiwillig vom 4. Corps L'Admirault geräumt wurde.

Die Erſtürmung von St. Privat hatte die Entſcheidung gegeben, aber nahezu beiſpiellos in der neueren Kriegsführung waren die Opfer, die dieſe, nach der Seite der Bravour hin, unübertroffene Action gekoſtet hatte. Im Ganzen verloren die Garden, die bei Amanvillers kämpfende Brigade Knappe mit eingerechnet, über 8000 Mann. Bei den am härteſten betroffenen Regimentern ſtellten ſich die Verluſte wie folgt:

3. Garde-Regiment	39 Offiziere	1052 Mann
2. Garde-Regiment	40 Offiziere	1032 Mann
1. Garde-Regiment	41 Offiziere	1022 Mann
Kaiſer-Franz-Regiment*)	39 Offiziere	1018 Mann.

Ueberraſchend hierbei iſt die bei vier Regimentern gleich hohe Ziffer an Offizieren und Mannſchaften. Sämmtliche Regiments-Commandeure waren todt (v. Roeder, v. Erckert) oder verwundet; General v. Pape hatte zwei Pferde unterm Leibe verloren; General v. Medem war verwundet. Von Bataillons-Commandeuren waren Oberſtlieutenant v. Stülpnagel vom 1. Garde-Regiment, Oberſtlieutenant v. Holleben und Major v. Notz vom 3. Garde-Regiment, Oberſtlieutenant v. Wolffradt und Major v. Kroſigk vom 4. Garde-Regiment, Major v. Wittich vom Kaiſer-Franz- und Major Prinz Salm vom Königin Auguſta-Regiment entweder gefallen oder aber ſie erlagen ihren Wunden. (Beim Angriff auf Amanvillers fielen Major v. Schon vom Kaiſer Alexander-, Major v. Knobelsdorff vom Königin Eliſabeth-Regiment, Major v. Fabeck von den Garde-Schützen.) Major v. Schmeling vom Garde-Füſilier-Regiment wurde gleich bei Beginn des Gefechts, noch 600 Schritt weſtlich von St. Marie, durch eine Chaſſepotkugel ins Herz getroffen. Er war im Geſpräch, rief plötzlich, die Hand auf die Bruſt legend: »Ich bin todt!« und ſank aus dem Sattel.

Das 1. Bataillon 2. Garde-Regiments wurde durch den Junker v. Kroſigk und den Feldwebel Krupinski, der ſchon durch den Schenkel geſchoſſen war, zum letzten Sturme vorgeführt. Der ſeit jenem Tage ſprüchwörtlich gewordene »Bleimantel« hatte Alles umfaßt. Ein anekdotiſcher Zug ſagt darüber mehr als alles Andere. Hinter der Front unſerer vorgehenden Bataillone, zwiſchen dieſen und St. Marie, weidete eine 100 Haupt ſtarke Schafheerde. Als der Abend hereinbrach, lag auch dieſe todt auf dem Felde. Ein grauſenvoller Humor; eine groteske Illuſtration dieſes blutigen Tages.

---

*) Das neben dem Franz-Regiment avancirende Regiment Königin Auguſta verlor 28 Offiziere und 899 Mann.

Das Nachſpiel.

Die Pommern bei Gravelotte.

Bei St. Privat hatten Garden und Sachſen die Entſcheidung gegeben; aber der Tag verlief nicht ohne ein blutiges Nachſpiel. Dies war am rechten Flügel (Gravelotte). In dem Moment, wo es ſich in Scene ſetzte, war entweder St. Privat noch nicht genommen, oder aber, wenn es genommen war, ſo wußte man doch am entgegengeſetzten Flügel, anderthalb Meilen weiter ſüdlich, nichts von dem gewonnenen Reſultat. Darin liegt die Erklärung eines in letzter Stunde noch unternommenen Angriffs gegen die Linie Point du Jour-Rozerieulles, der bei voller Kenntniß der Sachlage vielleicht hätte unterbleiben können. Er koſtete große Opfer, ohne die Situation im Weſentlichen zu ändern. Das Eintreffen der Pommern war von Wichtigkeit, nicht ihr Sturm. Folgen wir dieſen letzten Vorgängen des Tages.

Gegen 6 Uhr erhielt das II. (pommerſche) Armee-Corps, General v. Franſecky*), das nach einem Gewaltmarſche auf dem rechten Flügel des

---

*) II. **Armee-Corps**, General der Infanterie v. **Franſecky**.

3. Diviſion v. Hartmann.
Brigade Generalmajor v. Koblinski.
2. Grenadier-Reg. (König Fr. W. IV.) Oberſt v. Ziemietzki.
42. Inf.-Reg., Oberſt v. Kneſebeck.
Brigade Oberſt v. d. Decken.
14. Inf.-Reg., Oberſt v. Voß.
54. Inf.-Reg., Oberſt v. Buſſe.
2. Jäger-Bataillon, Major v. Netzer.
Neumärk. Dragoner-Regiment No. 3, Oberſt Freiherr v. Williſen.
Diviſions-Artillerie (24 Geſchütze).

4. Diviſion Hann v. Weyhern.
Brigade Generalmajor du Troſſel.
Colbergſches Grenadier-Regiment Nr. 9, Oberſt v. Ferentheil und Gruppenberg.
49. Inf.-Reg. Oberſtlieutenant Laurin.
Brigade Generalmajor v. Kettler.
21. Inf.-Reg., Oberſtlieut. v. Lobenthal.
61. Inf.-Reg., Oberſt v. Wedell.
Pommerſches Dragoner-Regiment Nr. 11, Oberſtlieutenant v. Guretzki-Cornitz.
Diviſions-Artillerie (24 Geſchütze).

Corps-Artillerie: zwei reitende und 4 Fuß-Batterieen, zuſammen 36 Geſchütze unter Oberſt Petzel.

Schlachtfeldes in Nähe von Rezonville eingetroffen war, direkten Befehl, gegen die unerſchütterte Poſition des Feindes (nur St. Hubert hatten wir ihm entriſſen) vorzugehen. General v. Franſecky ordnete zunächſt an, daß ſeine Corps-Artillerie unter Oberſt Petzel neben der Artillerie des VII. Corps auffahren ſolle; dann — Gravelotte war inzwiſchen (7 Uhr) erreicht — disponirte er dahin, daß

die 6. Infanterie-Brigade, Oberſt v. d. Decken, mit den Regimentern 14 und 54 und dem 2. Jäger-Bataillon an der Tête, den öſtlichen Thalrand des Mance-Baches erſteigen und ſich nach rechts hin längs der Nord-Liſière des Bois de Vaux ſo weit ausdehnen ſolle, bis ſie Point du Jour vor die Front bekäme;

die 5. Infanterie-Brigade, General v. Koblinski, habe mit den Regimentern 2 und 42 auf der Chauſſee in Sectionscolonnen dicht aufgeſchloſſen zu folgen;

die 4. Infanterie-Diviſion, General Hann v. Weyhern, aber vorläufig dieſſeits des Defilées zurückzubleiben.

In Folge dieſer Anordnungen durchkletterte das 2. Jäger-Bataillon, rechts von der Brücke des Defilées, den ſteilen Thalgrund und breitete ſich jenſeits, an der Liſière, nach rechts hin weiter aus. Das Regiment Nr. 54 folgte, hinter ihm das Regiment Nr. 14. Von der 5. Infanterie-Brigade gewann das Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelm IV. auf der Chauſſee die Höhe bei St. Hubert, von wo ſich alsbald einzelne Compagnieen rechts und links entwickelten und den mit Mauern umgebenen Obſtgarten beſetzten, welcher hart öſtlich des Gehöftes links von der Chauſſee liegt.

Nachdem ſo das Vorterrain beſetzt und geſichert war, wurde nunmehr auch die 7. Infanterie-Brigade, Generalmajor du Troſſel, mit den Regimentern 9 und 49 über das Defilée vorgezogen. Aber die Brigaden der 3. Diviſion blieben in Front. In dicht zuſammenhängender Colonne drängte Alles vorwärts, wahrſcheinlich Bataillone (die Berichte weichen ab) vom 2. und 42. Regiment. Die Compagnieen ſchloſſen ſich feſt an einander, die Tambours ſchlugen den Sturmmarſch, die Horniſten blieſen »Schnell-Avanciren« und aus allen Kehlen erſcholl ein nicht endendes Hurrah.

Oben auf dem Plateau ſprühten aus den terraſſenförmig hintereinander aufſteigenden Schützengräben die Mitrailleuſen und Chaſſepots den ſich rechts und links ausbreitenden Bataillonen ein wahres Höllenfeuer entgegen; unſererſeits konnte daſſelbe nur von den vorderſten Compagnieen erwiedert werden; die Corps-Artillerie ſetzte aber, über die Köpfe der Stürmenden hinweg, ihr Feuer ununterbrochen nach dem Plateau fort.

Auf der Chauſſee zogen ſich einzelne Abtheilungen des VIII. Armee-Corps zurück;*) ebenſo wurden einzelne Geſchütze der 1. Cavallerie-Diviſion, welche den größten Theil ihrer Pferde verloren hatten, zurückgeſchafft. Dieſer Gegenſtrom auf dem engen Wege mußte nothwendig die Sturmcolonne hemmen und deren innere Ordnung ſtören. Es fehlte nicht an Mißverſtändniſſen, indem einzelne Abtheilungen des II. Armee-Corps beim Zurückgehen des VIII. Armee-Corps glaubten, daß ein allgemeiner Rückzug befohlen worden wäre. Es gehörte die volle Energie der Führer dazu, in dieſem Chaos wieder Ordnung zu ſchaffen. Jede Minute brachte empfindliche Verluſte. In der Dunkelheit ſtürzten mehrere berittene Offiziere und viele Mannſchaften in den Abgrund rechts der Chauſſee.

Feuer in der Front, von links und rechts; jede Controle hörte auf. In dieſem kritiſchen Moment, wo Freund auf Freund ſchoß, ließ General v. Franſecky »Stopfen« blaſen. Das half. Augenblicklich hörte das Feuern auf. Und ſeltſamerweiſe nicht nur bei uns, auch drüben beim Feinde. Die Sturmcolonne kam wieder in Fluß und ihre Spitze erreichte St. Hubert; als ſie aber weiter über das Gehöft hinaus wollte, fielen abermals Schüſſe von links her in die Colonnen und der Feind eröffnete ſein Feuer mit verdoppelter Heftigkeit.

Während dieſer Vorgänge bei der Sturmcolonne, über deren Zuſammenſetzung, wie ſchon hervorgehoben, es ſchwer iſt, Gewißheit zu erlangen, hatten die rechts und links weiter vorpouſſirten Bataillone, namentlich vom 14. und 54. Regiment, Terrain gewonnen und ſich hart dem brennenden Gehöft Point du Jour gegenüber, in den dort gelegenen Steinbrüchen eingeniſtet. Die Franzoſen waren unter dem Schutz der Dunkelheit aus den vorderſten Schützengräben zurückgewichen.

Zwiſchen 9 und 10 Uhr befahl General v. Franſecky, daß die bis zum Tode erſchöpften Truppen der 3. Diviſion, die 18 Stunden marſchirt und, ohne geraſtet oder getrunken zu haben, ins Gefecht geführt worden waren, von der 4. Diviſion abgelöſt werden ſollten. Die 7. Infanterie-Brigade, die zunächſt ſtand, rückte demgemäß vor, nahm eine Stellung à cheval der Chauſſee und gab die Vorpoſten.

---

*) Die Franzoſen machten um 7 Uhr einen heftigen Vorſtoß an dieſer Stelle, dem die mehr als decimirten Bataillone des VIII. Corps nicht mehr gewachſen waren. Sie mußten zurück. Es iſt alſo keine Frage, daß das Erſcheinen des II. Corps genau um eben dieſe Stunde eine Gefahr beſeitigte. Aber zur Beſeitigung dieſer Gefahr genügte auch, wie wir ſchon S. 329 hervorgehoben haben, das Erſcheinen und das Stellungnehmen der Pommern auf dieſer Seite der Schlucht. Drangen die Franzoſen dann wirklich weiter vor — was übrigens wahrſcheinlich nicht geſchah — ſo fielen uns, die wir bis dahin die Angreifer geweſen, alle Vortheile der Defenſive zu und mit geringen Opfern würde es uns gegluckt ſein, den Feind in ſeine Poſitionen zurückzuwerfen.

Gegen 10¼ Uhr begann der Feind noch einmal ein allgemeines Feuer, das in die ſtille und dunkle Nacht wie ein Gewitter hereinbrach. Dann erloſch auch das. Es war die letzte große Maſſenſalve, die die Franzoſen abfeuerten, gleichſam als Schlußpunkt der ganzen Schlacht.

Wir laſſen dieſer Darſtellung noch einen mit beſonderer Anſchaulichkeit geſchriebenen Brief folgen, der das Vorſtehende theils beſtätigt, theils erweitert: ». . . Unſer commandirender General ritt vor, kehrte in kürzeſter Zeit zurück, ließ einige Batterieen der Corps-Artillerie auffahren — Schlag 6 Uhr Abends fiel unſer erſter Schuß — und ertheilte der 3. Diviſion Befehl zum Antreten. In beſchleunigter Gangart (denn der Tag ging zur Neige, mithin war keine Zeit zu verlieren) wollten wir die geſtellte Aufgabe löſen, den Feind aus ſeiner feſteſten Poſition zu vertreiben. Mit entfalteten Fahnen, wie es Kriegsgebrauch, in Angriffscolonnen formirt, unter klingendem Spiel, rückten die Bataillone hinter einander auf der großen Chauſſee vor, mit einem friſchen Hurrah, wie ich es kaum noch vernahm; man hat uns ſicher nicht angehört, daß wir an dem Tage 5 bis 6 Meilen marſchirt, daß wir Nichts gegeſſen, Nichts getrunken hatten.

Verhältnißmäßig war es in der feindlichen Poſition ſtill. Die Truppen der I. Armee, die hier fochten, mußten ſich leider mit den bis dahin errungenen Vortheilen begnügen.

Ganz verändert wurde das Bild, ſobald der Feind unſerer geſchloſſenen Colonnen anſichtig wurde; auf der ganzen Linie entbrannte ein Feuer, das man miterlebt haben muß, um ſich von ihm einen Begriff zu machen. Aber vorwärts; wußten wir doch, daß das Auge des Königs dieſem Angriff folgte, das Auge unſres Kriegsherrn, von dem uns geſagt worden war, »daß er mit Zuverſicht auf uns blicke«.

Nun, wir glauben derſelben entſprochen zu haben. Vor unſerm heftigen Anpralle wich der Feind von Linie zu Linie, bis ihm, mit dem Verluſt der letzten, jeder Halt genommen war und er in Eile ſich auf die ſchützenden Wälle von Metz zurückzog.

Bei St. Hubert, wo unſer commandirender General mit einem Theil ſeines Stabes hielt, wo das Jäger-Bataillon Nr. 2, die Regimenter 54, 14 und das Königs-Grenadier-Regiment wie die Mauern in erſter Linie ſtanden und verzweifelte Vorſtöße des Feindes mit eiſerner Fauſt zurückwieſen, ſchlugen die Geſchoſſe maſſenhaft ein. In der Dunkelheit war es auch nicht zu vermeiden, daß Mancher von befreundeter Kugel getroffen wurde, was General v. Franſecky glücklich dadurch abſchwächte, daß er wiederholt »das Ganze ſtopfen« blaſen ließ.

Mit dem Kugelregen verhält es ſich genau ſo wie mit einem Orkan; beide kommen ſtoßweiſe, beruhigen ſich anſcheinend einen Augenblick, aber nur um mit erneuter Heftigkeit wieder loszubrechen.

In nicht viel mehr als einer Stunde war das uns geſteckte Ziel erreicht, erkauft mit etwa 1500 Todten und Verwundeten; der Erfolg war ein durchſchlagender, der Feind aus ſeinem letzten Bollwerk vertrieben. Das Gewehr in der Hand bewachte das Armee-Corps dieſen gewonnenen wichtigen Flügelpunkt während der nun folgenden Nacht.

Solche Vorpoſten ſind nicht das künſtliche Gebäude, das man wohl oft bei Friedensmanövern geſehen, ſondern dichte Tirailleurlinien, hingeworfen in die Dunkelheit in unglaublichen Schlangenlinien; die Hauptſicherheit bietet das geſpannte Gewehr und ein ſcharfes Gehör, denn von Sehen war in jener Nacht wenig die Rede.

Ich warf mich nieder. Welche Stunden das! Bei naßkalter Luft, bei leerem Magen und trockener Kehle, die Stille nur unterbrochen durch einzelne gleichgültig laſſende Schüſſe, aber durch zu Herzen dringendes Gewimmer und lautes Geſchrei hülfloſer Verwundeter, ſchienen mir jene Stunden eine Ewigkeit zu dauern.«

»In nicht viel mehr als einer Stunde war das uns geſteckte Ziel erreicht,« ſo heißt es in dem vorſtehenden Briefe, und in der That glaubte das II. Armee-Corps in den Tagen, die dem 18. Auguſt unmittelbar folgten, daß dieſer Pommern-Angriff den feindlichen linken Flügel geworfen und dadurch die Schlacht entſchieden habe. Dies iſt aber nicht der Fall. Der feindliche linke Flügel wurde nicht geworfen und die Entſcheidung der Schlacht erfolgte nicht an dieſer Stelle. »Der Feind — ſo heißt es in einem Bericht des Generals v. Zaſtrow, Commandirenden des VII. Corps — behauptete ſeine Stellung bei Point du Jour auch gegen die Angriffe des II. Corps und ſelbſt der Einbruch der Dunkelheit bewog ihn nicht zum Aufgeben dieſer Poſition. Erſt am andern Morgen räumte er dieſelbe.«

Dies entſpricht der Sachlage. Es war auf der Linie Point du Jour-Rozerieulles ebenſo wie auf der Linie Amanvillers-Montigny la Grange; beide, trotz tapferſter und opferreichſter Kämpfe, wurden unſrerſeits nicht genommen. Der Feind gab dieſelben freiwillig auf, nachdem bei St. Privat die Entſcheidung gefallen war. Unſer Sieg erfolgte am linken Flügel, nicht am rechten. Es iſt dies keine Schmälerung der Verdienſte irgendwelchen Truppentheiles, es iſt einfach eine Thatſache.«

Das Ergebniß.

Das Reſultat der Schlacht war die Durchführung des ſpäteſtens am 16., vielleicht ſchon früher gefaßten Gedankens:

Hinderung des Abmarſches der franzöſiſchen Rhein-Armee auf Verdun-Chalons und Einſchließung eben dieſer Armee in Metz.

Der 16. ſchloß die Südſtraße über Mars la Tour; der Marſch am 18. Vormittags ſchob einen Riegel vor die mittlere Straße über Conflans; die Erſtürmung von St. Privat endlich ſchloß auch die dritte und letzte Straße (die nördliche), die Straße über Briey und Etain. Das Schickſal der Bazaineſchen Armee, das ſich zehn Wochen ſpäter erfüllte, war eingeleitet, die Gefangennehmung der 150,000 Mann nur noch eine Frage der Zeit.

Bazaine war während des ganzen Schlachttages auf der Höhe von Plappeville geblieben und glaubte bis etwa zur ſiebenten Stunde (übrigens mit Recht) des Sieges ſicher zu ſein. Er ſah unſere Anſtrengungen, unſere Opfer — unſer Nicht-vorwärts-kommen; erſchöpften wir unſre Kraft, ohne vor Dunkelwerden irgendwo ein großes Reſultat zu erringen, ſo waren wir, bei den enormen Verluſten und der totalen Erſchöpfung unſerer Truppen, wahrſcheinlich außer Stande, ſeinen Abmarſch auf der Nordſtraße Briey-Etain zu hindern.

Noch um 7 Uhr ſtanden die Dinge ſo, daß Bazaine folgendes Telegramm an den Kaiſer richten durfte: »Der Angriff heute war ſehr heftig. Drei Corps des feindlichen linken Flügels wurden in die Steinbrüche von Jaumont geworfen. In dieſem Augenblick läßt das Feuern nach. Das 60. Linien-Regiment hat bei St. Hubert ſehr gelitten.*) Die Truppen haben ihre Poſitionen behauptet.« So das Telegramm. In der Umgebung des Marſchalls beglückwünſchte man ſich bereits zu dem Erfolg des Tages. Aber eine Stunde ſpäter hatte ſich das Blatt gewendet. St. Privat war genommen. Herbeieilende Adjutanten der Generale Canrobert und L'Admirault brachten die Meldung von der Zertrümmerung und dem Rückzuge des rechten Flügels.

Am 19. früh berichtete Bazaine wie folgt an den Kaiſer:

»Die Armee hat geſtern den ganzen Tag zwiſchen St. Privat und Rozerieulles gekämpft. Nur das 4. und 6. Corps haben eine Frontveränderung vorgenommen und den rechten Flügel zurückgezogen, um eine Bewegung, die ſich nach rechts ausdehnte und von feindlichen Maſſen im

---

*) In St. Hubert ſelbſt (vgl. S. 293) befand ſich ein Bataillon vom 80. Linien-Regiment. Entweder liegt hier alſo eine Verwechslung vor, oder der Marſchall ſpricht von einem Truppentheil, der nicht in St. Hubert, ſondern — wie er ſich übrigens auch ausdrückt — bei St. Hubert lag.

Schutz der Dunkelheit ausgeführt werden ſollte, abzuwehren. Heute Morgen ließ ich das 2. und 3. Armee-Corps aus ihren Stellungen zurückgehen. Die Armee iſt wieder am linken Moſelufer formirt: von Longeville über die Höhen von Ban St. Martin hinter den Forts St. Quentin und Plappeville. Die Truppen ſind ermüdet von den unausgeſetzten Kämpfen, welche ihnen nicht im geringſten die Befriedigung ihrer materiellen Bedürfniſſe oder zwei bis drei Tage Ruhe geſtatteten. Der König von Preußen war mit Moltke heute in Rezonville und Alles läßt ſchließen, daß die preußiſche Armee Metz einſchließen will. Ich denke noch immer nördlich fortzukommen auf Montmedy, von da auf die Straße St. Menehould-Châlons, wenn dieſe nicht zu ſtark beſetzt iſt. Iſt dies der Fall, ſo werde ich bis Sedan und ſelbſt bis Mezières gehen, um von da Châlons zu gewinnen. In Metz 700 Gefangene, die uns unbequem ſind. Ich werde dem General Moltke Auswechslung vorſchlagen.«

Die Unſern, nach heiß-erſtrittenem Siege, bivouakirten auf dem Schlachtfelde.

Das XII. Armee-Corps zwiſchen Roncourt und St. Privat.

Die Garden bei St. Privat. (Ebendaſelbſt auch das X. Corps.)

Die 5. Cavallerie-Diviſion zwiſchen St. Ail und St. Marie.

Das IX. Armee-Corps zwiſchen dem Bois de la Cuſſe und Bois de Genivaux in der Linie Habonville-Chantrenne.

Und zwar hatte die 25. großherzoglich heſſiſche Diviſion die einzigen intacten Bataillone des 4. Infanterie-Regiments, unter entſprechender Zutheilung von Cavallerie, zu Vorpoſten beſtimmt. Die Vorpoſtenſtellung folgte im Allgemeinen dem Höhenzug von Champenois nach Amanvillers. Das letztgenannte Dorf wurde, nachdem es durch den Feind geräumt worden war, demnächſt durch das 2. Bataillon 4. Infanterie-Regiments beſetzt. Sämmtliche Truppentheile der 25. Diviſion ſammelten ſich weſtlich vom Bois de la Cuſſe.

Die 18. Diviſion des IX. Armee-Corps lagerte mit einer Brigade des III. Armee-Corps im Bois de Genivaux zwiſchen Chantrenne und Verneville; die übrigen drei Brigaden des letzteren Corps, dann die 6. Cavallerie-Diviſion bivouakirten öſtlich und weſtlich des zuvor genannten Ortes.

Das VIII. Armee-Corps lagerte im Bois de Genivaux zwiſchen Malmaiſon, Gravelotte und St. Hubert.

Das II. Armee-Corps lagerte zwiſchen Gravelotte und St. Hubert.

Das VII. Armee-Corps verblieb während der Nacht vom 18. zum 19. Auguſt in folgender Aufſtellung:

Die 26. Infanterie-Brigade zwiſchen Vaux und Juſſy.

Die 25. Infanterie-Brigade in der Oſtliſière des Bois de Vaux.

Die 28. Infanterie-Brigade links neben der 25. Infanterie-Brigade, ebenfalls in der Oſtliſière des Bois de Vaux.

Die 27. Infanterie-Brigade, die geſammte Artillerie des Corps, dann das 8. und 15. Huſaren-Regiment bei Gravelotte.

Der König, der, wie er ſelbſt ſchreibt, »dreißig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen war«, übernachtete in Rezonville.

Der König während der Schlacht.

Die Schlacht bei Gravelotte war die erſte dieſes Krieges, die nicht improviſirt (wie Spichern und Vionville), ſondern nach einem beſtimmten, vorgefaßten Plane geſchlagen wurde. Der König ſelbſt führte den Oberbefehl. Wir begleiten ihn in Nachſtehendem durch den ganzen Tag hin.

Der König verließ 4 Uhr früh ſein Hauptquartier Pont à Mouſſon zu Wagen. In Gorze beſtieg er ein Reitpferd, den »Romeo«, und ritt bis auf die Höhe von Flavigny, in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von Vionville links und Rezonville rechts. Hier verblieb er bis 4 Uhr und empfing die von allen Seiten her eingehenden Meldungen. Es ſcheint, daß er nach 4 Uhr den Platz wechſelte und auf eine andre, mehr in unmittelbarer Nähe von Rezonville, alſo mehr in Front gelegene Höhe ritt. Hier vergingen abermals Stunden. Vielleicht um 7 Uhr (es iſt immer mißlich mit Zeitangaben) erſchien er aufs Neue weiter vorwärts, muthmaßlich hart an der Schlucht, an deren dieſſeitigem Rande Gravelotte gelegen iſt, und hier war es, wo er in die »hiſtoriſchen Granaten von Königgrätz« hineingerieth, aus denen ihn diesmal Miniſter v. Roon entfernte. Die Situation war ſo bedenklich wie nur möglich; Rittmeiſter v. Buddenbrock vom Leib-Cüraſſier-Regiment wurde durch einen Granatſplitter an der linken Hand verwundet; derſelbe Splitter ſprang ab und tödtete noch das Pferd des Hofmarſchalls Grafen Perponcher. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Stelle, wo dies Alles ſtattfand, der ziemlich hart an der Schlucht gelegene Kirchhof von Gravelotte war. (Nach einer andern Angabe lag der Punkt, wo Se. Majeſtät ins Granatfeuer gerieth, mehr nordwärts, der Straße von Doncourt zu.)

Die hereinbrechende Dunkelheit, die es unmöglich machte, des ohnehin in den Wäldern ſteckenden Feindes anſichtig zu werden, ließ ein ſich ferneres Exponiren doppelt unräthlich erſcheinen und ſo kehrte der König weſtlich Rezonville in die Nähe des Punktes zurück, wo er um etwa 5 Uhr mit ſeinem Stabe gehalten hatte. Es war nun völlig finſter geworden; ein Feuer brannte; der König, weil es zu ſpät war nach Pont à Mouſſon zurückzukehren, war gewillt, an dieſer Stelle zu bivouakiren. Aus der Waldesſchlucht, die zwiſchen Gravelotte und Rozerieulles ſich hinzieht, rollten die letzten Schlachtendonner herüber. Es war der Angriff der Pommern unter Franſecky.

Zu eben dieſer Stunde war es denn auch, daß General Moltke heranſprengte, um die Beſtätigung des Sieges zu bringen. Er traf den König auf einer improviſirten Bank ſitzend: ein Brett, das links auf eine Decimalwage, rechts auf einen gefallenen Grauſchimmel aufgelegt war. Dieſe Bank iſt ſo berühmt geworden (auch in Bildern ſchon), wie die »Brunnenröhre von Kollin«. Ein Glück für uns, daß jene Bank, im Gegenſatz zu dieſer, einen Sieg als hiſtoriſchen Hintergrund hatte.

Der König war ſchon bereit zum Schlaf, als noch gemeldet wurde, daß ſich in Rezonville ein allenfalls zum Nachtquartier geeignetes Haus*) gefunden habe. In daſſelbe begab ſich der König; ein mitgeführter königlicher Krankenwagen diente als Bett.

Am Morgen des 19. richtete der König folgenden Brief an die Königin:

Rezonville, 19. Auguſt.

Das war ein neuer Siegestag geſtern, deſſen Folgen noch nicht zu ermeſſen ſind.

Geſtern früh gingen das 12., das Garde- und 9. Corps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Corps, während das 7. und 8., ſodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz ſtehen blieben.

Als jene Corps rechts ſchwenkten, in ſehr waldigem Terrain, gegen Verneville und St. Privat, begannen dieſe Corps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgebung gegen die ſtarke Poſition Amanvillers-Chatel bis zur Metzer Chauſſee abzuwarten. Dieſe weite Umgehung trat erſt um 4 Uhr ins Gefecht; mit dem Pivot-Corps, dem 9., um 12 Uhr. Der Feind ſetzte in den Wäldern heftigen Widerſtand entgegen, ſo daß nur langſam Terrain gewonnen wurde. St. Privat wurde vom Garde-Corps, Verneville vom 9. Corps genommen; das 12. Corps und Artillerie des 3. griffen nun ins Gefecht ein.

---

*) Ueber dies Haus — das letzte an der rechten Seite der Dorfſtraße, wenn man von Gravelotte kommt — iſt viel gefabelt worden, als wär' es eine kümmerliche Hütte oder ein Lehmkathenbau geweſen. Dies entſpricht nun keineswegs der Wahrheit. Das Haus iſt groß, von einer gewiſſen maleriſchen Unregelmäßigkeit, die ſich namentlich darin ausſpricht, daß die eine Hälfte gar keine Fenſter zeigt. Spalierbirnen breiten an der Wand ihr Geäſt aus und unter dem unmittelbar anlehnenden Wirthſchaftshauſe hin läuft ein tiefer Thorweg. Der König ſchlief, ſo ich recht berichtet bin, eine Treppe hoch in einem geräumigen Zimmer, das vielleicht am Schlachttage leer und öde ſein mochte, einige Monate ſpäter aber, als ich es ſah, mit Nußbaum-Möbeln, großen franzöſiſchen Betten und rotheingefaßten Fuchsbälgen (die als Teppiche vor den Betten lagen) ſehr anheimelnd eingerichtet war.

Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Corps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet mit großen Verluſten.

Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorſtoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein ſo enormes Feuer hinter Schützengräben en étage und Geſchützfeuer ſtieß, daß das eben eintreffende 2. Corps den Feind mit dem Bajonet angreifen mußte und die feſte Poſition vollſtändig nahm und behauptete.

Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach ſchwieg. Bei jenem letzten Vorſtoß fehlten die hiſtoriſchen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich diesmal Miniſter v. Roon entfernte. Alle Truppen, die ich ſah, begrüßten mich mit enthuſiaſtiſchen Hurrahs. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offenſivſtöße unternahm, die jedesmal zurückgeſchlagen wurden.

Was nun das Schickſal des Feindes ſein wird, der in dem verſchanzten, ſehr feſten Lager der Feſtung Metz zuſammengedrängt ſteht, iſt noch nicht zu berechnen.

Ich ſcheue mich, nach den Verluſten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment ſoll ſich brillant geſchlagen haben, Walderſee iſt verwundet, ernſt aber nicht tödtlich, wie man ſagt. Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont à Mouſſon bei mir habe, völlig angezogen ſeit 30 Stunden bin.

Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh.

Wilhelm.

Wie alle Kriegsbriefe des Königs, ſo zeichnet ſich auch dieſer dadurch aus, daß er in wenig mehr als zehn Zeilen ein vollkommen deutliches Bild von dem Gange der Schlacht giebt. Die vorzugsweiſe Bedeutung der Vorgänge am linken Flügel war ihm, als er am Morgen des 19. dieſe Zeilen ſchrieb, noch nicht genugſam bekannt. Er ſelbſt hatte ſeinen Stand am rechten Flügel gehabt, war Augenzeuge des den Tag beſchließenden Angriffs des II. Corps geweſen und mochte deshalb geneigt ſein, in dieſem muthigen

Vorgehen nicht nur den Schluß des Tages, ſondern auch den Schlußſtein des Sieges zu ſehen.

Die Verluſte.

»Ich ſcheue mich, nach den Verluſten zu fragen,« ſo ſchließt der Brief des Königs. Und in der That, ſie waren groß. Die Opfer, die Gravelotte gekoſtet hatte, übertrafen noch die von Vionville, und erſchütternd ging das Lied zu Herzen:

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang,
Vom Morgen bis zur ſinkenden Nacht,
Der männermordende Donner kracht'
Und des Todes mähende Sichel klang

Das war eine Schlacht!
Zwiſchen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Raſttag gemacht,
Umnebelt von ſchwebendem Pulverdampf,
Satt und überſatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen ſo müd' und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entſank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Geſtirn
Zu Rüſte ging und von der Berge Firn'
Ihren Schattenſchleier ſenkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die Dreißigtauſend vereint,
Im ſtummen Tode friedlich geſellt —
Ein unabſehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab,
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Unſer Geſammtverluſt belief ſich auf 904 Offiziere und 19,058 Mann, davon todt 310 Offiziere und 3905 Mann. Seit Leipzig war keine Schlacht geſchlagen worden, die größere Opfer gekoſtet hätte. Blutiger war der Tag von Vionville, weil, wenigſtens unſererſeits, am 16. mit nur ungefähr *halb* ſo viel Truppen wie am 18. geſchlagen worden war. Die Verluſte vertheilen ſich wie folgt:

Preußen:

738 Offiziere, 15,475 Mann (davon todt 271 Offiziere, 3536 Mann).

Sachſen:

89 Offiziere, 1862 Mann (davon todt 17 Offiziere, 200 Mann).

Heſſen:

77 Offiziere, 1721 Mann (davon todt 22 Offiziere, 169 Mann).

Blicken wir auf die einzelnen Corps, ſo hatte das Garde-Corps, mit über 8000, die ſtärkſten Verluſte. Wir geben folgende Zahlen:

Garde-Corps: 315 Offiziere, 7785 Mann.
VIII. Corps: 189 Offiziere, 3220 Mann.
IX. Corps: 120 Offiziere, 2341 Mann.
II. Corps: 58 Offiziere, 1278 Mann.

Hierbei bleibt zu erwähnen, daß das VIII. und IX. Corps nur mit drei Brigaden, das II. Corps nur mit zweien ins Feuer kam. Wir fochten mit ſechs Corps; im Ganzen (nach den Verluſten des VII., VIII. und IX. Corps bei Spichern und Vionville) mit etwa 170,000 Mann und verloren 20,000 Mann, alſo faſt ein Achtel unſrer Stärke.

Die Franzoſen kämpften mit vier Corps, mit dem 2., 3., 4. und 6., ſtanden uns alſo, da das 2. bereits ſchwer, das 3. und 4. Corps erheblich gelitten hatten, mit etwas über 90,000 Mann gegenüber. Die Garden kamen nicht zur Aktion. Jene vier Corps verloren wie folgt:

2. Corps: 27 Offiziere, 567 Mann,
3. Corps: 110 Offiziere, 1940 Mann,
4. Corps: 246 Offiziere, 4315 Mann,
6. Corps: 212 Offiziere, 4261 Mann,

595 Offiziere, 11,083 Mann.

In Summa 11,678 Mann, alſo auch ein Achtel ihrer Stärke.

Einzelne haben in der Haltung der Franzoſen am 18., namentlich auch im Gegenſatz zu dem Kampfe von Vionville, einen gewiſſen Mangel an »Elan« entdecken wollen. Ganz mit Unrecht. Sie ſchlugen eine Defenſivſchlacht, wozu ſie durch ihre Minderheit gezwungen waren, ließen es aber, wo irgend die Situation es erlaubte oder erheiſchte, an einer energiſchen Offenſive nicht fehlen. Mit Recht ſchrieb der König: »Unſere Regimenter thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offenſivſtöße unternahm.«

Die Worte eines Königs, der auch ſeinem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die franzöſiſche Armee, was nicht oft genug geſagt werden kann, war glänzend. Nie hatte das Kaiſerreich, weder das erſte noch das zweite, etwas Beſſeres ins Feld geſtellt. Der Feind unterlag einer Macht, die ihm an Zahl, an Rechtsbewußtſein und allerdings auch an Führung überlegen war.

Die Armeen ſelbſt waren ebenbürtig.

Noch einmal der Sturm gegen St. Privat.

(Nach Berichten von Combattanten und Augenzeugen.)

»Die Entſcheidung lag am linken Flügel; die Erſtürmung von St. Privat durch die Garden und Sachſen gab den Ausſchlag;«*) ſo ſprachen wir S. 327 und 333 unſer Urtheil aus. Wir wiederholen das bereits Geſagte auch an dieſer Stelle wieder, um es zu rechtfertigen, daß wir dieſen Entſcheidungskampf, in Skizzen, wie ſie unmittelbar nach der Schlacht entworfen wurden, noch einmal an dem Auge des Leſers vorüberführen. Erſt dieſe Einzelnheiten geben ein volles Bild.

Ein Offizier vom 3. Garde-Regiment ſchreibt:

» . . . Oeſtlich von St. Marie liegt St. Privat. Daſſelbe iſt ein von maſſiven Mauern umgebenes ſteinernes Dorf, auf einer nach St. Marie abfallenden Höhe gelegen. Vor der Enceinte des Dorfes liegt ein von ſteinernen Mauern umgebener Kirchhof. Das Feld zwiſchen beiden Dörfern platt wie ein Brett, ohne Graben, Buſch oder Vertiefung. Beide Dörfer etwa 1500 Meter auseinander. — Um 5½ Uhr erhielt die 1. Brigade den Befehl, durch St. Marie hindurch zu gehen, und formirte ſich da, wo die Chauſſee aus dem Dorfe herauskommt. Mit einem Blick ſah ich, welche Aufgabe uns bevorſtand, — das hochliegende, mit maſſiven Mauern umgebene Dorf, den baſtionartig vorſpringenden Kirchhof, Alles geſpickt mit Rothhoſen, die ich durch das Fernrohr ſehen konnte.

---

*) Prinz Auguſt von Würtemberg, Commandirender des Garde-Corps, erließ am 19. von St. Marie aux Chênes aus folgenden Tagesbefehl:

In blutiger Schlacht hat Gott uns den Sieg verliehen, einen Sieg, deſſen Größe erſt heute ganz zu überſehen iſt.

Dem Garde-Corps war es vergönnt, zur Erreichung dieſes Sieges in hervorragender Weiſe beitragen zu können.

Alle Truppen haben in Muth und Ausdauer gewetteifert.

Die Artillerie hat durch ihr vereinigtes Wirken an den entſcheidenden Punkten und durch ihr ruhiges, ſicheres Schießen ſelbſt da, wo ſie ſich im feindlichen Infanteriefeuer befand, den Angriff der Infanterie erfolgreich vorbereitet und unterſtützt.

Der Sturm auf die von ſteinernen Mauern umſchloſſenen Dörfer St. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne iſt dem koloſſalen feindlichen Gewehrfeuer gegenüber von der Infanterie in einer Weiſe ausgeführt worden, die über alles Lob erhaben iſt.

Fortgeriſſen von dem Beiſpiel ihrer Offiziere, warf die Infanterie mit den Jägern, Schützen und Pionieren den Feind aus einer Poſition, die er ſelbſt für uneinnehmbar hielt.

Groß ſind die Verluſte, mit denen der Sieg erkauft iſt, aber St. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne ſind glänzende Lorbeerblätter, welche Ihr dem reichen Siegeskranz des Garde-Corps neu hinzugefügt habt.

Ich bin ſtolz darauf, der commandirende General eines ſolchen Corps zu ſein. Es lebe der König!

Der Angriff über die Ebene hinweg, wie über ein Glacis hinauf, ſchien mir nach den Regeln der Kriegskunſt ein großes Wagniß zu ſein. Aber dennoch wurde der Befehl ertheilt und es gingen in ſechs Halb-Bataillons das 1. und 3. Garde-Regiment vorwärts. Die erſten hundert Schritte ging es unter mäßig ſtarken Verluſten vorwärts. Mein Schimmel brach todt zuſammen. Es kam nun ein unbeſchreiblich heftiges Gewehr- und Mitrailleuſenfeuer über uns; Mann nach Mann fiel; immer weiter vorwärts. Die Fahne bei meinem Bataillon fiel, der Träger todt — ſie erhob ſich wieder, von einem Andern getragen — weiter vorwärts, ganze Reihen ſtürzten; es war entſetzlich. Da ſank ich plötzlich von einem heftigen Schlag gegen den Helm zu Boden; ich fühlte noch, daß beim Vorrücken des Bataillons mir mehrere Leute auf das Geſicht und den Leib traten, darauf eine Weile Nacht. Als ich erwachte, kamen viele Bleſſirte humpelnd zurück, dann noch einzelne Mannſchaften und dann kleine Trupps Franzoſen mit wüthendem Geſchrei. Ich bat vorbeilaufende Leute, die dem Feuer wichen, mich mitzunehmen. Sie nahmen mich unter den Arm und nun ging es unter fürchterlichem Kugelregen zurück.

Andere Regimenter gingen vor; eine lange Weile ſchwankte der Kampf und raſte in unerhörter Weiſe. Gegen 7½ Uhr war das vollſtändig brennende Dorf genommen und Alles darin getödtet oder gefangen.

Ich befand mich mit vielen Verwundeten in einer Scheune von St. Marie, bekam von einem Johanniter Eis auf die Stirn und erholte mich nach einer Stunde ſo weit, daß ich mit verbundenem Kopfe die Reſte des Regiments auf der Chauſſee ſammeln konnte. Eine Flintenkugel war unmittelbar über der Stirn in den Helm gedrungen und hatte Stücke des ſilbernen Garde-Sterns in die Kopfhaut getrieben; dieſelben wurden ſogleich mit einer Pincette entfernt und ich bin wieder geſund.

Gegen 8½ Uhr waren 1100 Mann vom Regiment geſammelt. Am fürchterlichſten hat mein Halbbataillon gelitten. 6. Compagnie: 3 Offiziere, 115 Mann bleſſirt, 19 Mann todt; 7. Compagnie: 2 Offiziere, 32 Mann, 1 Feldwebel todt, 2 Offiziere und 88 Mann bleſſirt; ſämmtliche Offiziere des

Bataillons ſind todt oder verwundet. Das 2. und Füſilier-Bataillon unſeres Regiments iſt auf 2 Compagnieen formirt. Ich habe das 2. Bataillon.«

Ein Offizier vom 4. Garde-Regiment ſchreibt:

». . . Es mochte jetzt etwa 5½ Uhr ſein. Das Terrain, auf dem wir uns befanden, wie das ganze Schlachtfeld des 18., iſt ein hügeliges, mit vielen kleinen Eichenwäldern beſtandenes, die im Innern durch dichtes Gebüſch kaum zu durchdringen waren; dazwiſchen zogen ſich Stoppelfelder hin. Links vor uns lag St. Marie und etwas rechts davon gerade vor uns St. Privat. Erſteres war zum Theil durch Wald verdeckt; aus letzterem, einem freundlichen Dorfe, führt eine von hohen Pappeln begrenzte Straße nach dem etwa eine Meile entfernten Metz. Wir ſelbſt ſtanden im Augenblick in einer Waldblöße und beobachteten von da aus das Dorf und den Artilleriekampf, der bereits ſeit einer Stunde gegen die Linie Amanvillers-St. Privat geführt wurde.

Jetzt entwickelten ſich in Front unſerer Artillerie-Linie kleine Schützenzüge, denen bald andere folgten — und nun wurde es auf einmal in jener bisher lebloſen Pappel-Allee lebhaft; ein Kopf nach dem andern tauchte aus den Gräben hervor und bald war die Straße dicht beſäet mit franzöſiſchen Soldaten, die auf unſere Schützenlinien feuerten. Hier und dort ging einer unſerer Züge etwas zurück, immer und immer aber kam er verſtärkt wieder hervor; zu fallen ſchienen wenige, die Kugeln gingen über ſie hinweg und fingen an bei uns, in der Reſerve, einzuſchlagen. Nun war es für uns mit der ruhigen Beobachtung vorüber, die Zahl der Verwundeten nahm ſchnell zu und wir waren froh, als der Befehl zum Aufbruch kam. Noch einmal wurde dann Halt gemacht, nachdem wir einige Tauſend Schritt vorgegangen waren.

Wir ſtanden in heftigerem Feuer als vorher, und nirgends war ein Feind zu ſehen. Die Soldaten lagen auf dem Boden, die Offiziere ſtanden oder ſaßen zu Pferde neben ihnen. Todte und Verwundete mehrten ſich, unſer Brigadegeneral wurde in die Hand geſchoſſen, maſſenhaft kamen die Verwundeten der übrigen Garde-Regimenter, die bereits vorgegangen waren, zurück, zum Theil mühſam von andern unterſtützt, zum Theil auf unſern Tragbahren. Da, gegen 6 Uhr, ging es weiter, das Feuer aber, in das wir jetzt geführt wurden, entzieht ſich jeder Beſchreibung. Ohne daß irgend Jemand zu ſehen war, der ein Gewehr abſchoß, befand ſich das ganze große, freie Terrain in einem Hagel von Kugeln. Ich kannte das Kleingewehrfeuer aus den beiden früheren Kriegen; ſolch dichtes Aufeinanderplatzen von Kugeln, ſolche Ueberſtreuung eines großen Feldes ohne irgend welche

Pauſe, ohne auch nur auf Minuten nachzulaſſen, das hatte ich nicht für möglich gehalten. Faſt ausſchließlich waren es Chaſſepot- und Mitrailleuſenkugeln, ſelten nur Granaten. Daß auch nur einer unverwundet von dieſem Ort zurückgekommen iſt, erſcheint mir noch heute wunderbar; nicht ſelten traf den eben zu Boden geſtürzten Verwundeten eine zweite, eine dritte Kugel. Unſer Verluſt an Offizieren und Mannſchaften ſtieg von Minute zu Minute. Schon fing es an zu dunkeln, und ich glaube es war wohl Keiner, der nicht gewünſcht hätte, daß das Dunkel der Nacht dem blutigen Kampfe ein Ende machen möchte.

Noch war der Feind jedoch aus ſeiner letzten Poſition zu vertreiben. Auf dem linken Flügel, im Centrum war Alles ruhig geworden, und nur auf unſerm rechten Flügel, ſo erſchien es mir, hielt noch der Feind die Anhöhe beſetzt. Unſer Bataillon ging vor, um auch hier ihn zu vertreiben. Bisher waren Tauſende von Kugeln rechts und links von mir eingeſchlagen, keine hatte getroffen, nur hier und da eine mein Pferd leicht geſtreift, das dann heftig zuſammenzuckte. Doch ſo ganz ohne einen kleinen Denkzettel ſollte ich nicht fortkommen; eine Kugel durchbohrte meinen Rock, prallte aber, wie ſich am andern Morgen herausſtellte, auf dem Meſſingring des Säbelgurts ab und hatte nur noch die Kraft, dieſen etwas unſanft in die Haut einzudrücken.*) Da ich im erſten Augenblick den Thatbeſtand nur feſtſtellen konnte, daß mich eine Kugel getroffen, erwartete ich vom Pferde zu fallen, ſintemal es eine ziemlich allgemeine Erfahrung iſt, daß der Getroffene, ſelbſt wenn er nur eine leichte Verletzung davontrug, häufig zu Boden ſtürzt. Da

*) Solcher Rettungen, wie in jeder Schlacht, kamen zahlloſe vor. Nicht ohne ein gewiſſes poetiſches Intereſſe iſt die folgende. »In Ragaz, bei Ausbruch des Krieges, hatten ſich alle anweſenden Deutſchen, darunter auch Damen, um einen jungen Gelehrten verſammelt, der eben aufbrach, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. »Ich bin etwas abergläubiſch,« wandte ſich an ihn eine ältere Dame, »und möchte Ihnen gern noch irgend ein Amulet umhängen, das Ihr Leben in der Schlacht bewahren ſoll. Wo finde ich nur gleich eine Broche oder ſo etwas.« Der ſo Angeredete wies auf eine Rolle Goldes, die man ihm als Freundesgabe zu Kriegsbedürfniſſen aufgedrängt hatte, und erwiederte halb ſcherzend: »Suchen Sie bei Leibe nicht nach weitern Amuleten; da liegt Ihr reiches Geſchenk; jedes der Goldſtücke kann ja, ſo Gott will, eine Kugel abhalten.« Vier Wochen ſpäter befand ſich unſer Dr. phil. mitten im Sturmlaufe wider St. Privat la Montagne. Wie Alles um ihn getroffen hinſinkt, erreicht's ihn auch. Im Fallen ſchreit er Hurrah und denkt: das war mein letzter Ruf. Doch nach einigen Augenblicken dünkt's ihm, als könne der Schuß nicht tödtlich ſein, ſo wüthenden Schmerz er auch empfindet. Er ſpringt in die Höhe. Zuerſt will ihm der Athem noch nicht vorhalten, bald aber gelingt's ihm zu laufen und unter freudigem Hurrah ſtürmt er mit der wiedererreichten Colonne das Dorf, um welches ſo lange gerungen worden. Bald hernach brach der Abend herein. Nicht weit von einer brennenden Scheune ſtehend, fand er Muße, ſeine Wunde zu unterſuchen. Der Rock, die Weſtentaſche waren durchbohrt und aus der letzteren fiel ein vollkommen hohl geſchoſſenes Zwanzig-Francs-Stück und eine plattgedrückte Kugel heraus. Plötzlich ſtand ihm der Abſchied aus Ragaz vor der Seele. Gerade noch Ein Goldſtück vom damaligen Zehrgelde hatte er übrig. Die tödtlich gerichtete Kugel war daran abgeprallt.«

dies aber nicht geſchah, ſo war ich zu der Annahme berechtigt, daß die Sache nicht ſo ſchlimm ſein würde, und hatte die Freude noch zu ſehen, wie unſer Bataillon, unter Anführung ſeines Commandeurs, trotz des heftigſten Feuers mit Bajonet und Kolben den hartnäckigen Feind von der Höhe vertrieb.

Während des Ordnens verlor ich in der Finſterniß mein Bataillon, und viel ſchrecklicher noch, als das laute Gewühl der Schlacht, war der ſtille Ritt, den ich jetzt durch das Schlachtfeld machte. Die größte Sorge, die ich hatte, war die, den franzöſiſchen Feldwachen in die Hände zu fallen; zeigte doch der nächſte Morgen, daß wir kaum 800 Schritt von ihnen entfernt waren. Langſam und vorſichtig ſchritt mein Pferd zwiſchen den herumliegenden Todten und den zahlreichen Verwundeten hindurch; oft fuhr es ſchreckhaft zuſammen, wenn plötzlich neben ſeinen Füßen der Ruf: »Waſſer!« oder »Tragt mich fort!« oder nur lautes Stöhnen ertönte. Keinem der Unglücklichen vermocht' ich unmittelbar zu helfen; meine Flaſchen waren leer, ich allein konnte Keinen forttragen und es blieb mir nur übrig, tröſtend zuzurufen, daß die Hülfe nicht fern ſei. Vielen von ihnen kam ſie wohl zu ſpät. Hier und da traf ich einen ſchwarzen Haufen, der aus den Reſten der zuſammengekauert daliegenden Bataillone beſtand. Sie bivouakirten lautlos, ohne Feuer; die Meiſten ſchliefen ſchon. Ich rief den Namen meines Regimentes. »Nein.« Wo iſt es? »Wir wiſſen es nicht.« In der Ferne leuchteten drei in Brand geſchoſſene Dörfer, ich ritt auf eins derſelben zu. Da am Rande des Waldes wurde zu meiner großen Freude der Ruf nach meinem Regimente mit »Ja« beantwortet. Man hatte mich ſchon verloren gegeben, und freute ſich mich wieder zu ſehen. Aber nur wenige Worte, dann war Alles wieder ſtill. Keiner hatte Luſt zu reden; eine dumpfe Stille herrſchte; hatten doch auch wir die Hälfte unſerer Offiziere verloren und noch kannte Keiner die Größe des Sieges.« *)

---

*) Am andern Morgen gelangten wir aus unſern Poſitionen in die, welche die Franzoſen während der Schlacht inne gehabt hatten. Ein ganzes großes Zeltlager lag hinter St. Privat; eine kurze Ruhe in demſelben geſtattete uns, daſſelbe näher zu unterſuchen. Die Franzoſen hatten ſich hier häuslich eingerichtet, als ob ſie gemeint hätten, aus dieſer Poſition nie vertrieben werden zu können; Alles aber deutete darauf hin, in welch' wilder Haſt ſie es verlaſſen. Wir fanden Datteln, Sardinen, Confitüren der verſchiedenſten Art, Eſſenzen, Maccaroni, Zucker in großen Maſſen und Dinge, deren Namen wir zum Theil in unſerm Bivouacleben ſchon vergeſſen hatten. Beſonders intereſſant war mir eine große Anzahl dicker Bücher und kleiner Brochüren über Deutſchland, Geographieen, Pläne von deutſchen Feſtungen, les bords du Rhin illustré — ich will ſie bei meiner nächſten Rheinreiſe benützen. Da lagen maſſenhaft kleine Päckchen mit Cigarettenpapier. Was irgendwie brauchbar und transportabel war, wurde mitgenommen; Einer beſchaffte ſich einen neuen Sattel, ein Anderer einen neuen Degen, Jener einen neuen Revolver; Dieſer zog ein Paar feine Pariſer Stiefel an und ließ die plumpen deutſchen zurück, die Bataillonsmuſik rüſtete ſich mit neuen Inſtrumenten

Ein Offizier vom Stabe des Garde Corps ſchreibt:

»... Gegen halb acht Uhr war ein ſolcher Pulverdampf, daß nichts mehr zu ſehen war, wie das Feuer der Geſchoſſe und die blutrothe Sonne am Firmament, und von dieſem Bilde möchte ich Euch auch einſtens erzählen können. Scenen erlebt man, die Einem das Herz zerreißen. So ritten wir in dunkler Nacht, um halb zehn Uhr, an St. Privat heran, welches in hellen Flammen ſtand. Es ging übers Schlachtfeld hin, durch Hunderte von Todten und Verwundeten; das war ſchrecklich. Da höre ich denn ein jämmerliches Stöhnen; ich ſteige ab und finde Einen von Kaiſer Franz. »Ach Landsmann,« ſagt er zu mir, »nimm Deinen Säbel heraus und ſtich mich todt, ich bitte Dich ſo ſehr darum, mache mich ganz todt!« Ich ſprach ihm Muth zu, ließ mir meine Flaſche Wein geben und gab ihm zu trinken; dann ließ ich ihm die ganze Flaſche. Da nahm er meine Hand mit ſeiner Rechten, das einzige Glied, das er rühren konnte, und dankte mir ſo recht innig. So etwas brennt im Herzen und heiße Thränen brachen hervor; aber ich mußte fort und konnte ihn nur an Einige überweiſen, die ich traf. Leider habe ich mir ſeinen Namen nicht nennen laſſen. Nachdem ich den anderen Tag die Kameraden fortgeſchafft, ritt ich an den Linien hin, wo die Franzoſen geſtanden hatten. Aber wie ſah es hier aus! So etwas von Todten iſt faſt nicht zu glauben. Das Schlachtfeld vom 18. hat eine Ausdehnung von mindeſtens zwei Meilen, und hierauf lag Mann an Mann. Dies iſt die einzige, aber getreue Beſchreibung. Unſer Garde-Schützen-Bataillon wurde von einem Fähnrich aus der Schlacht geführt. Die Brigade vom General Keſſel hat 80 Offiziere und über 2000 Mann Todte und Verwundete verloren. Hiernach könnt Ihr den Tag von St. Privat ermeſſen. Die Franzoſen haben meiner Anſicht nach ungleich mehr Todte. Wie viel Gefangene wir haben, weiß ich nicht, bis jetzt etwa 3000. Schlagen thun ſich die Franzoſen gut. Wir haben ihre Zeltlager erbeutet; ich habe mir perſönlich eins von einem franzöſiſchen General oder Oberſten genommen. Von den Sachen, die dieſe Leute bei ſich haben, kann ich Euch keine Beſchreibung machen. In vielen Zelten fanden wir das Bild unſeres Königs.«

Ein Unteroffizier (Freiwilliger) vom **Kaiſer-Franz-Grenadier-Regiment** ſchreibt:

»Und ſo ging es denn »hinein in den blitzenden Regen«.. Abgeſchloſſen war mit dem Leben. Hinter uns lag alles was uns lieb und theuer, vor

aus; ein Paar Zelte, ein Luxus, den wir ſonſt nicht kennen, wurde für zukünftige Fälle aufgeladen. Das Bataillon erſchien auf einmal in weißen, baumwollenen Handſchuhen, die maſſenhaft da lagen, italieniſche und mexicaniſche Kriegsdenkmünzen wurden probeweiſe angelegt und zum erſten Male nach der Schlacht mußten wir wieder lachen über die Verkleidungen und Mummereien, zu denen unſere immer gut gelaunten Soldaten ſchritten.

uns die eiſerne, wirklich eiſerne Pflicht, und — für die Ueberlebenden: der nie bezweifelte Sieg!

Es iſt ein eigenes Gefühl, dieſes Hineinrücken in die Schlacht. Die innere Unruhe, welche mich bei Soor und beim Vormarſch bis auf das Schlachtfeld von Königgrätz beherrſcht hatte und dort der höchſten Anſpannung aller Nerven gewichen war — ſie wiederholte ſich nicht, an ihre Stelle war eine ruhige, kalte Entſchloſſenheit getreten, die noch größer geweſen wäre, wenn nicht Hitze und Durſt ſich fortwährend in ungeziemendſter Weiſe geltend gemacht hätten, und überdem koſtete es Mühe, bei dem ſteten Hin- und Herſchwanken der Glieder des Bataillons, ſeinen Platz zu behaupten.

Plötzlich hörte ich vorn die Stimme des Hauptmann von Kalkreuth: Auf mein Kommando hören! Augenblicklich wußte ich dies nicht zu deuten, und doch lag die Deutung nahe genug: Major v. Wittich war bereits ſchwer verwundet vom Pferde geſunken. Da — Himmeldonnerwetter! ein Schlag gegen die Bruſt, ein Zerreißen im Leibe, ein Niederſtürzen mit lautem Schrei unter gräßlichen Schmerzen; da lag ich als eines der Opfer dieſes blutigen Tages! Mein erſtes Gefühl war Unwillen gegen den Schlag, mein zweites die Erwartung, mich explodiren zu ſehen, denn nach dem Rumoren der Kugel glaubte ich nicht anders, als eine Granate im Leibe zu haben. Dann kam der Schmerz, mit ihm die Hülfloſigkeit und das Niederſtürzen. O, ſie ſind entſetzlich, dieſe erſten Augenblicke! Wo ich getroffen, wie ich verwundet, darüber konnte ich mir keine Vorſtellung machen, ich fühlte nur, daß ich mich nicht rühren noch bewegen konnte, ſah das Bataillon meinen Blicken entſchwunden und mich allein auf der Erde liegen, inmitten des ſchrecklichſten Heulens und Pfeifens der Kugelmaſſen, die unaufhörlich rings um mich herum in die Erde ſchlugen. Mit Mühe konnte ich den Kopf ein wenig wenden und ſah hinter mir zwei Soldaten um einen dritten, an der Erde liegenden beſchäftigt.

Was da vorging — darüber konnte ich mir keine Rechenſchaft geben; nur rief ich mehrfach um Hülfe, ſo gut ich vermochte, denn der Schmerz und der brennendſte Durſt nahmen überhand. Endlich kamen jene Beiden auf mich zu gelaufen; mit großer Freude erkannte ich den Arzt und den Lazarethgehülfen meiner Compagnie. »Wo ſind Sie verwundet?« Ich konnte nur zeigen, denn ich wußte es ſelbſt nicht. Schnell den Mantel herunter, Lederzeug auf, Waffenrock, Hemd — mitten auf der Bruſt iſt die blutige Wunde, die der Arzt nun ſchnell verbindet.

Unaufhörlich pfeifen inzwiſchen die Kugeln um uns her, krach — fliegt eine dem Arzt, Dr. Bracht, an die Helmſpitze; gleich darauf empfinde ich einen heftigen Schlag gegen den linken Unterarm. Noch eine Wunde?!

Mit Mühe wurde ich umgedreht, um den Austrittsort der Kugel zu ſuchen; ſie ſteckte noch im Leibe, nahe am Rückgrat. Endlich war ſie herausgeſchnitten und auf meine Bitte händigte ſie mir der Arzt zum Andenken ein. Mit zitternder Hand ſchrieb er auf ein Pergamentblatt: »l., perforirende Bruſtwunde, Kugel extrahirt. Dr. Bracht« und befeſtigte es mit einem rothen Band am Knopf des Waffenrocks. »Iſt die Wunde gefährlich?« fragte ich. »Ich hoffe nicht.« »Bitte, ſagen Sie mir die Wahrheit.« »Sehr gefährlich wird ſie hoffentlich nicht ſein!« Er ſprach das »ſehr« mit bedenklichem Nachdruck, ebenſo »ſehr« ſchmolz meine Hoffnung zuſammen. »Die Wunde am Arm, Herr Doctor.« Dieſe aber ward zum Glück vergebens geſucht; die Kugel hatte mich mit einem blauen Fleck bedacht und war kraftlos neben mir in die Erde geſunken. Ich reichte dem Arzt die Hand, der, ehe er mich verließ, mich vorſorglich mit dem Kopf auf den gerollten Mantel gelegt und mir den Helm tief auf den Kopf gedrückt hatte, um mich gegen den Bleihagel einigermaßen zu ſchützen. So lag ich allein mit meinen Gedanken inmitten des ſchrecklichſten Feuers, vielleicht anderthalb Stunden. All mein Denken, ſoweit meine Schmerzen und die zunehmende Schwäche es zuließen, war auf die Meinen gerichtet; allmälig gewöhnte ich mich an die Todesgefahr, die um mich her ſprühte, und nur wenn mir zu viel Sand von den einſchlagenden Kugeln auf den Körper geworfen wurde, erinnerte ich mich meiner wenig beneidenswerthen Lage. In einiger Entfernung ſah ich viele Verwundete zurückſtrömen — endlich ließ das feindliche Feuer etwas nach. Aber auf kurze Minuten nur. Eine reitende Garde-Batterie kam heran; kaum war ſie in meiner Nähe, ſo begann das raſende Heulen von Neuem und diesmal waren die Gewehrkugeln noch mit Granaten untermiſcht.

Endlich nach langem, langem Harren kam ein Garde du Corps-Offizier, Führer eines Sanitäts-Detachements, auf mich zugeſprengt; ihm folgten Krankenträger mit einer Bahre. Mit vieler Mühe ward ich aufgeladen, mein Mantel entrollt und ich damit zugedeckt. Hierbei ſtellte ſich denn heraus, daß die Kugel ihren Weg durch den Mantel genommen, denn er zeigte nicht weniger als 21 Löcher von verſchiedenſtem Umfange. Auf der Bahre lag es ſich gut; vorſichtig ward ich in einen Transportwagen hineingeſchoben und nach dem vor St. Ail etablirten Verbandplatz gefahren. Hier war es entſetzlich, ein Stöhnen, Wimmern, Schreien, die Ausbrüche des gräßlichſten Schmerzes, — eine lange Reihe Gewehrpyramiden zeigte bereits die Zahl der aufgenommenen Opfer an. Endlich ward ich auf meiner Bahre in einen Stall getragen; auf hochaufgeſchichtetem Strohlager befanden ſich hier ſchon dreißig Leidensgefährten oder mehr. Mit vielen Schmerzen für mich war die Umſiedelung von der Bahre auf das Strohlager verbunden. Es war noch unausgedroſchenes

Weizenſtroh und daher ein recht hartes Lager. Außer meinem Mantel hatte mir der meine Bahre vom Schlachtfelde aus begleitende Unteroffizier noch den ſeinigen gegeben. Trotzdem fror mich entſetzlich und das Wundfieber trat mit heftigſten Krämpfen in Bruſt, Schultern und Schenkeln auf.

Schon war es ziemlich finſter, als ich Hautboiſten unſeres Regiments den Stall, in welchem ſich zwiſchen uns noch drei junge Hunde tummelten, betreten ſah. Ich rief mit matter Stimme nach ihnen und ſowie ſie die Uniform ihres Regiments erkannten, boten ſie ſich gleich an, mir Kaffee zu kochen, was ich mit herzlichſtem Danke annahm. Ich bat ſie, den mir bekannten Muſik-Director Saro zu rufen und trug dann dieſem auf, was ich nach der Heimath und an die fernen Lieben auf dem Herzen hatte. Er nahm tief gerührt mit ſtummem Händedruck von mir Abſchied.

Es begann nun eine entſetzliche Nacht, rings um mich röchelte, ſtöhnte und jammerte es, ich ſelbſt wimmerte vor Fieber und Schmerzen und konnte dabei nicht liegen; das Vordringen der Kugel bis zum Rückenmark hatte die rechte Seite völlig gelähmt. Endlich fand ſich eine alte Frau ein, die Beſitzerin oder Inſaſſin des Wohnzimmers, welches unmittelbar an den Stall ſtieß. Ich bat ſie ſofort um Waſſer; leider hörte ſie ſchwer, und ich hatte nun die Aufgabe, die ganze Nacht und den folgenden Tag, als einziger franzöſiſch Redender meine und meiner Leidensgefährten ſich unaufhörlich erneuernden Wünſche an das ſchwer zugängliche Ohr der alten Frau zu bringen. Daß ich am andern Morgen noch lebte, wunderte mich ſehr, obgleich ich zu ſchwach war, um darüber ernſtlich nachdenken zu können. Einer meiner Leidensgenoſſen war inzwiſchen geſtorben.

Feldpoſtillone kamen in die Thür und fragten nach Briefen; ich ließ mir eine Karte geben und ſchrieb mit ſchwacher, zitternder Hand die erſte Nachricht an die Meinigen nieder. Im Laufe des Tages fand ich noch eine ſehr willkommene Hülfe, unſern Bataillonsſchreiber Sergeant Kluge, der, im Schenkel verwundet, an einem Stock hereingehumpelt kam und mich Todtgeglaubten mit vieler Freude begrüßte. Er theilte ſofort redlich eine Flaſche Rothwein mit mir, die er vom Bivouacplatz mit hergebracht; dann kam ein hülfreicher Artilleriſt und reichte jedem Verwundeten ein Stück Commisbrod mit Schmalz, welches er — Gott weiß wo — aufgetrieben hatte und welches uns vortrefflich mundete.

Ein Theil der Inſaſſen des Stalles, vor allem die Leichtverwundeten, welche gehen konnten, hatte ſich bereits mit frühem Morgen aufgemacht, eine beſſere Stätte zu ſuchen oder weiter zu gehen; der Todte war hinausgetragen worden und ſo blieben wir nur noch acht oder zehn. Jetzt theilte mir Kluge auch die ſchweren Verluſte des Regiments mit, ſoweit ſie ihm bekannt. Da waren die Stabsoffiziere alle fort, todt oder verwundet. Lieutenant und Adjutant von Patow, der noch auf dem Friedeberger Bahnhof einige elegante junge Frankfurterinnen ſcherzend eingeladen hatte, die »Pariſer Reiſe« mitzumachen, — jetzt lag er ſtumm bei St. Privat! Da war der jugendlich gutherzige Lieutenant v. Kitzing, mein Waffengenoſſe von Königgrätz, wo er ſeine Carrière mit einer Schenkelwunde begann, um ſie hier bei St. Privat zu beſchließen! Das Regiment war am Morgen nach der Schlacht in ſechs Compagnieen formirt worden, zu meiner größten Genugthuung geführt von meinem Hauptmann, den die Kugeln verſchont hatten. Mit Genugthuung, und doch — wie beneidete ich all' die Glücklichen, die noch friſch und geſund dem Himmel ins Angeſicht ſehen, ſich des Sieges freuen und ihren »Marſch auf Paris« fortſetzen konnten. Das Gefühl, von dieſem Allen ausgeſchloſſen zu ſein, erfüllte mich mit ganz neuen Schmerzen und ich überließ mich den Empfindungen, welche dieſe neue Wunde weckte, noch ehe ich wußte, ob die andere nicht wirklich Anſpruch auf mein Leben erheben würde.«

Ein Stabsarzt vom Regiment Auguſta*) ſchreibt:

»Wir (4. Garde-Grenadier-Regiment Königin) brachen am 18. früh 5 Uhr aus unſerm Bivouac auf und ſetzten unſern Marſch in nordöſtlicher Richtung fort. Wir kamen dabei über das Schlachtfeld bei Mars la Tour, wo am 16. die Brigade Wedell, das 16. und 57. Regiment, ſo ſtark gelitten hatte. Die Gräber der gefallenen Offiziere beſuchten wir auf dem Kirchhof von Mars la Tour. Das Schlachtfeld war noch mit Leichen von Freund und Feind, todten Pferden und allem möglichen Kriegsmaterial bedeckt. Hier ſah ich die erſten franzöſiſchen Uniformen, die Chaſſepots- und Mitrailleuſenpatronen. Es reizte, ein Andenken vom Schlachtfelde mitzunehmen. Unſer Bataillons-Commandeur Prinz Salm, mit dem zuſammen ich das ganze Feld, während die Truppe weiter zog, abritt, konnte ebenfalls nicht wider-

---

*) Ein anderer Stabsarzt, wahrſcheinlich vom Garde-Füſilier-Regiment, ſchildert ſeine Erlebniſſe wie folgt:

»Gegen 12 Uhr Mittags ſahen wir vor uns den Feind bei den Dörfern St. Marie und St. Privat. Er überſchüttete uns dermaßen mit Granaten und Shrapnels, daß in der That alle drei bis vier Schritt ein Eiſenſtück in den Boden fuhr. Köſtlich iſt es in der That, dieſe Granatſchüſſe zu beobachten. Zuerſt kommen ſie mit einem Geheule durch die Luft geflogen, dann eine furchtbare Exploſion! und mit einem ſchrillen Hui — — —i; hui — — — i werden die Splitter nach allen Seiten geſchleudert. Zu Anfang duckt man ſich unwillkürlich, wenn ein ſolches Geſchoß Einem höchſtens drei Fuß über den Kopf dahinfährt, indeſſen bald gingen wir mit dem größten Gleichmuth in den Kampf.

Wir ſahen das fürchterlichſte Beiſpiel einer Schlacht, wie ſie, nach der Ausſage kriegserfahrener Generale, nur bei der Erſtürmung des Montmartre 1814 erlebt wurde. Während des Kampfs, ich geſtehe es gern, habe ich Thränen vergoſſen, als ich ſah, wie ſchnell hintereinander erſt unſer Oberſt, dann der Major fielen. (Wahrſcheinlich ſind Oberſt v. Erckert und Major v. Schmeling gemeint.) Beide ſtarben den Heldentod. Das Regiment beklagt ſtehen; er belud ſich mit franzöſiſchem Kriegsgeräth, auch Kugeln, als Andenken und ahnte nicht, daß er ſo bald ſolcher Kugel erliegen ſollte.

Gegen Mittag hörten wir in der Richtung auf Metz heftigen Kanonendonner, der ſich uns immer mehr näherte. Die Schlacht hatte begonnen. Wir gelangten auf eine Höhe gegenüber der feindlichen Schlachtlinie und konnten, zunächſt in Reſerve, einige Stunden lang das gewaltige Schlachtenſchauſpiel, in dem zuerſt die groben Geſchützen mit einander wetteiferten, ſpäter die Chaſſepots und das Zündnadelgewehr duettirten, ruhig beobachten. Allmälig wurde das feindliche Feuer ſchwächer, der Kanonendonner verhallte, die Mitrailleuſen hatten ſich, wie es ſchien, verſchoſſen; große Staubwolken deuteten die Richtung an, in der der Feind ſich zurückzog. Mißmuth darüber, daß wir vielleicht nicht einmal an der Ehre des Kampfes Theil haben würden und Beſorgniß, ohne Lorbeeren in die Heimath zurückkehren zu müſſen, verbreiteten ſich unter uns.

Jetzt erhielt auch unſere Diviſion den Befehl zum Vorrücken. Die leichte Artillerie und die Cavallerie wurden der Infanterie vorgeſchoben. Es ſah ſo aus, als ſolle die Verfolgung des Feindes beginnen. Immer mehr ſtimmten wir uns aus der Kampfeserregtheit in das ruhige Marſchtempo hinein. Um vier Uhr trafen wir bei St. Ail ein.

allein 500 Verwundete. Ich arbeitete in dem brennenden St. Privat bis Nachts ein Uhr, ganz allein, ohne Gehülfen, die alle zerſtreut lagen. Zwei Franzoſen engagirte ich zur Aushülfe, und ich muß ſie ſehr loben, denn ſie zeigten ſich äußerſt willig und geſchickt.†) Den Jammer zu ſchildern, beſonders in dem erſtürmten St. Privat, bin ich nicht im Stande. Die Franzoſen zeigten gräßliche Verwundungen, die zum großen Theil durch Granatſplitter erzeugt waren. Bei vier verwundeten Franzoſen ſchnitt ich Kugeln heraus; zwei Kugeln davon ſteckte ich zum Andenken zu mir, außerdem mehrere Granatſplitter. Einer darunter war ein ungefähr 1 Quadratzoll großes zerriſſenes Eiſenſtück. Denken Sie ſich nun die Wunde dazu, die ſolche Stücke nothwendig machen müſſen, — die Feder ſträubt ſich Derartiges zu ſchildern.

Ich verband mit den beiden Gefangenen bis ein Uhr Nachts und machte mir dann unter den Todten ein Lager aus mehreren Bund Weizen. Indeſſen ich konnte nicht ſchlafen, weil zum Theil die Eindrücke noch zu ſehr meine Seele beſchäftigten, und dann weil, wenn ich eben — todmüde, ja faſt ohnmächtig von der übermenſchlichen Anſtrengung des Tages — einzuſchlafen glaubte, einige hungrige Pferde mir den prachtvollen Weizen unter dem Kopf wegfraßen, ſo daß ich fortwährend die Schnauzen der Pferde über meinem Geſicht hatte. Wüthend verſetzte ich ihnen einen Schlag, doch das verſcheuchte die Thiere nicht und unmuthig erhob ich mich bereits um drei Uhr Morgens vom Lager, die blutige Tagesarbeit wieder beginnend. Viele der Schwerbleſſirten waren in der Nacht geſtorben, ohne Hülfe, von Schmerz und Durſt gequält. Zweimal übermannte mich das Entſetzen über den gräßlichen Zuſtand der Schwerverwundeten, die, vom Schmerz gefoltert, oft wüthend ſich erhoben und darauf todt niederſtürzten. Erſt gegen Mittag (am 19.) kam mancherlei Hülfe und beſſerte ſich die Lage.«

†) Den franzöſiſchen Aerzten ſtellt der Briefſchreiber nicht ein gleich gutes Zeugniß aus. Er ſchreibt: »Zehn franzöſiſche Aerzte waren mit unter den Gefangenen: ſcheußliche Kerle! Ihre Krankenträger waren ihre Köche, die ihnen kochten und brieten, während wir ihre Bleſſirten verbinden mußten. Ich band mehrere Male mit ihnen an, ſtellte ihnen vor, daß ſo Viele noch unverbunden wären, aber lächelnd ſagten ſie ſtets: merci, merci, und kehrten mir den Rücken. So verband ich vor ihren Augen, während ſie unthätig blieben, ihre eigenen Landsleute. Fluch über dieſe Menſchen, die ihre Kranken verhungern und verdurſten ließen, während ſie ſelbſt im Ueberfluß ſchwelgten!« —

Bald, etwa um halb fünf Uhr, erhielten wir den Befehl vorzugehen. Das 1. und 2. Bataillon auf Amanvillers, das Füſilier-Bataillon auf St. Privat. Links neben uns war das Franz-, rechts das Alexander-Regiment. Bald ſauſten uns die Granaten um die Köpfe. Ich war ſo lange beim Bataillon ſelbſt geblieben und wurde nun vom Prinzen Salm aufgefordert, mich weiter zurückzuziehen und mich nicht zu exponiren. Ich ritt zurück, ließ meinen Medicinkarren folgen und etablirte einen Verbandplatz bei St. Ail. Verwundete wurden gebracht; der erſte ein Major vom Franz-Regiment. Nach etwa einer halben Stunde ſetzte ich mich wieder auf meinen Fuchs, um mich nach dem Füſilier-Bataillon umzuſehen und die Verbindung zwiſchen demſelben und dem Verbandplatze durch Anſtellung und Dirigirung der Krankenträger und Lazarethgehülfen herzuſtellen. Das Bataillon war unterdeſſen um mehrere hundert Schritt vorgerückt. Als ich mich demſelben mitten im Feuer näherte, wurde mir zuerſt die Nachricht von dem Tode des jungen Prinzen Salm gebracht, in demſelben Augenblick aber ſchon der ältere Prinz Salm, unſer Major, ſchwer verwundet entgegengetragen. Derſelbe hatte einen Schuß in die Leber und Lunge; er übergab mir ſeine Kleinodien und trug mir einen Gruß an ſeine Frau auf; er fühlte, daß er ſterben müſſe, wir nahmen Abſchied von einander; verbunden wollte er nicht werden; auf zweien, durch Mäntel zuſammengehaltenen Gewehren ließ ich ihn ins Dorf zurücktragen.

Kaum dreißig Schritt weiter lag ſein Adjutant todt; drei verwundete Offiziere, ein Feldwebel und eine große Anzahl von Füſilieren, die alle in der Nähe herumlagen, gaben mir vollauf zu thun. Von allen Seiten ertönte herzzerreißend der Ruf: Herr Stabsarzt, Herr Stabsarzt! Ich wendete mich von Einem zum Andern, ſchnitt Kugeln aus, verband ſo gut ich konnte ihre Wunden und erleichterte ihnen nach Möglichkeit ihre traurige Lage. Während deſſen ſauſten und pfiffen die Kugeln um uns her, die Granaten wühlten rings um uns die Erde auf; ein fürchterliches Feuer war es, wie keiner der Offiziere ſich zu erinnern weiß, gehört zu haben.

Die Franzoſen waren auf der Höhe in einer ſehr feſten Poſition; unſere Reihen lichteten ſich und konnten nicht mehr vorwärts. Unſer Füſilier-Bataillon lag, ein ſchmaler dunkler Streifen, wie angenagelt am Boden und wich und wankte nicht. Da kam ein Huſaren-Offizier herangeſprengt und bat, nur Stand zu halten, es käme bald Hülfe. Nicht lange, ſo fuhren hinter uns friſche Batterieen auf, eröffneten ein wirkſames Feuer und erſchütterten die feindlichen Maſſen. Trommelwirbel hier und da, lautes Hurrah. Unſere Bataillone ſpringen auf, die von Neuem geſammelten rücken wieder vor; der Sturm beginnt bei einbrechender Dunkelheit auf das in lichten Flammen ſtehende Dorf St. Privat La Montagne. Unſere wackeren Füſiliere, die

Franzer und Andere noch, dringen ein, vertreiben den Feind hinter Mauern und Hecken wie aus den Häuſern und drängen ihn bis an den nächſten Waldrand zurück; von unſerer 9. Compagnie wird eine Fahne erobert. Der Sieg iſt unſer, ein entſchiedener Sieg, wenn auch ſehr theuer erkauft.

Etwa dreihundert Schritt von St. Privat entfernt, verfolgte ich, von einem Verwundeten hin und wieder aufblickend, den Verlauf des Kampfes. Als es ſo dunkel geworden war, daß ich nicht mehr zum Verbinden ſehen konnte — etwa zu der Zeit, als die Schlacht entſchieden war — nahm ich meinen Rückzug vom Schlachtfelde nach St. Ail, dem Verbandplatze zu. Unterwegs fand ich einen unſerer Offiziere, v. Arnim, dem ich vorher die Kugel ausgeſchnitten, noch auf dem Felde liegen. Ich lud ihn mir auf den Rücken und trug ihn eine lange Strecke, bis ich ihn entgegenkommenden Krankenträgern übergeben konnte. Ich verlief mich in der Dunkelheit und kam erſt ſpät auf einem Umwege in das Dorf St. Ail, wo ich vergebens nach meinem Medicinkarren, meinen Lazarethgehülfen, meinem Burſchen und meinem Pferde, das ich auf dem Schlachtfelde einem Leichtverwundeten übergeben und ſpäter nicht wieder zu Geſicht bekommen hatte, mich umſah.

Ich ging endlich in ein Bauernhaus, wo ich noch mehrere Verwundete von unſerm Regimente fand, mit denen ich, nachdem ich ſie noch verbunden, zuſammen auf Stroh die Nacht hinbrachte, natürlich ohne zu ſchlafen. Die Aufregung des Tages, die übergroße Müdigkeit, das ſchlechte Lager, das Wimmern der Verwundeten, ließen mich nicht dazu kommen. Am andern Morgen fand ich das Regiment und bei demſelben meinen Medicinkarren, mein Pferd und den Burſchen, Alles wohl erhalten, an der Chauſſee zwiſchen St. Privat und St. Marie aux Chênes.

Die Verluſte, die wir erlitten haben, ſind groß; allein bei unſerm Füſilier-Bataillon betragen ſie fünf todte und vier verwundete Offiziere und 357 Mann.

Unter den ergreifenden Klängen unſerer Regimentsmuſik ſenkten wir mit „Jeſus meine Zuverſicht“ unſere todten Offiziere und Feldwebel, neben der Chauſſee hinter einer niedrigen Mauer, in ihr flaches, flüchtiges Soldatengrab, deckten ihre blaſſen Geſichter mit Mänteln zu, warfen drei Hände voll Erde darüber und bald erhoben ſich über ihnen die niedrigen Hügel. Kleine Holzkreuzchen mit ihren Namen an das Kopfende geſteckt, bezeichnen die Stelle, wo ſie in Frieden ruhen.

Den ganzen Tag über wurden von allen Seiten die Verwundeten nach den nächſten Dörfern in die Lazarethe geſchafft, Freund und Feind. Jammer und Elend die Fülle. In allen Häuſern, allen Ställen, auf allen Gängen, auf den Dunghaufen vor den Häuſern, lagen die Armen herum, hungernd und durſtend, ärztlicher Hülfe und freundlicher Pflege harrend. Ich bin in St. Ail und St. Marie geweſen und habe geholfen, wo ich konnte, und wie ich es vermochte. Es iſt nicht viel, was der Einzelne leiſten kann; recht niederdrückend iſt das Gefühl, wie wenig man bei einer ſolchen Noth zu helfen vermag.

Zahlreiche Schaaren von Gefangenen wurden am 19. von St. Privat her an uns vorüber geführt, wenig oder nicht beachtet.«

Ein Hautboiſt vom Regiment Auguſta ſchreibt:

»Am 18. Auguſt, dem Tage der Schlacht bei Gravelotte, avancirte das Muſikchor mit der Fahne des 2. Bataillons unter Führung des Majors v. Behr mit klingendem Spiele bis in die Feuerlinie des Regiments, umſauſt von Granaten und Kugeln. Eine gewiß unharmoniſche Muſik in unſeren Ohren. Nichts deſto weniger hielt das Chor tapfer Stand. Da die Bataillone bald nach dem Vorrücken in Halb-Bataillone, dieſe wieder in Compagnie-Colonnen formirt wurden und als ſelbſtſtändige Truppenkörper in Function traten, ſo blieb bei der Fahne nur eine Compagnie, von der ſchließlich durch Vorgehen ihrer Tirailleurs und durch die ungeheuren Verluſte, die jeden Truppenkörper trafen, nur eine Section übrig blieb. Dieſe Section und das Muſikchor begleiteten die Fahne bis in die Feuerlinie, bei welcher Gelegenheit drei Hautboiſten ſchwer, aber nicht tödtlich, zwei leicht verwundet wurden. In der Feuerlinie eingetroffen, wurden die Bataillone zuſammengezogen, der Concertmeiſter Keiper verſuchte noch einmal, mit dem Avancirmarſch vorzugehen, gab es aber bald auf, da vor dem fürchterlichen Gewehrfeuer nichts von der Muſik zu hören war. Gleich darauf wurde dem Kapellmeiſter der Befehl, ſich mit dem Chor in eine gedeckte Stellung zurückzuziehen. Da aber das Terrain ganz eben, ſo ſchien eine Ackerfurche die einzige mögliche Sicherheit zu bieten. Hier erhielten wir jedoch noch zwei Kugeln, wovon die eine den Degen des Kapellmeiſters Keiper zerſchmetterte, die andere durch den gerollten Mantel eines Hautboiſten ging, und dadurch abgeſchwächt, ihm nur eine leichte Contuſion an der Schulter beibrachte. Als Trophäen dieſes Tages haben wir mehrere franzöſiſche Inſtrumente erbeutet. »Jedem das Seine.« Uns — Poſaune und Clairon«.

Bis hierher ſind wir — wenn wir von dem letzten kurzen Briefe abſehen — den Mittheilungen von Offizieren, Aerzten, Freiwilligen gefolgt. Den Beſchluß möge ein Artilleriſten-Brief bilden, ein Bericht, wie ihn ein einfacher Kanonier, noch dazu ein Schneider ſeines Zeichens (eine Geſellſchaftsſchicht, aus der die Artillerie wohl die geringſte Zahl ihrer Rekruten zieht), einige Tage nach der Schlacht niederſchrieb. Er zeigt am beſten, welche Kräfte in einem Heere wie das unſrige lebendig ſind.

Ein Kanonier von der Garde-Artillerie ſchreibt:

»Am 18. Vormittags rückten wir aus, um den Franzoſen die Quittung auszuſtellen über die Wohnungen, die ſie vielen unſerer Kameraden am 16. angewieſen hatten. Die 24er und 78er hatten ſtark gelitten, ein Reſt davon war uns vor dem Schlachtfelde begegnet und ein gerechter Eifer durchzuckte uns. Mittags um zwölf Uhr rückten wir in Gefechtsſtellung, ehe wir aber guten Tag ſagen konnten, wurden wir ſchon höchſt freundlich bewillkommnet, was wir denn auch nach Noten erwiederten. Doch blieben wir nicht lange in dieſer Stellung, ſondern vorwärts durch ein kleines Thal geſetzt und auf freiem Plan abgeprotzt und gefeuert. Schrecklich donnerten die feindlichen Geſchütze, aber noch ſchrecklicher krachten die unſeren. Die Feinde waren zu ſehr im Vortheil, denn faſt ſämmtliche Batterieen ſtanden verdeckt, und außerdem hatten ſie ſchon jede Entfernung abgemeſſen und durch angeſtrichene Pfähle oder Steine bezeichnet. Bei jeder Stellung, die wir nahmen, wußten ſie ganz genau die Entfernung, und demzufolge trafen auch Schlag auf Schlag die Granaten in die Batterie. Gott ſei gedankt, daß ihre Granaten nicht ſo wirken wie die unſern, ſonſt wäre von uns keiner davongekommen. Von zwei Uhr an bekamen wir von drei Seiten Feuer, wir konnten mitunter nicht die Augen aufmachen, ſo wurden wir mit Erde und Steinen von den einſchlagenden Granaten bedeckt; oftmals ſtürzte mit einem Schlage die ganze Bedienung von einem Geſchütz zuſammen. Keine Zunge wird im Stande ſein, dieſen Zuſtand zu ſchildern, denn keiner von den alten Soldaten, die 1864 und 1866 mitgemacht hatten, konnte ſich dies möglich denken. Faſt unwillkürlich rief ich laut bei dem dröhnenden Donner die Worte Theodor Körners:

»Vater, Du führe mich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Vater, ich rufe Dich!
Gott, ich erkenne Dich!

In dieſer verzweifelten Lage ſtanden wir vier lange Stunden, aber keinen Fuß breit wichen wir zurück. Die vor Dürre geborſtene Erde wurde mit unſerem Blute vielfach getränkt. Da konnte man mit Recht ſagen: Die Garde ſtirbt, aber wanket nicht.

Doch unſere Mühe und unſer Muth hatten Erfolg. Wir trafen eine feindliche Protze, welche explodirte, und mit dieſem Schlage brachten wir ſie zum Schweigen. Ein lautes Hurrah ertönte aus unſern hungrigen und durſtigen Kehlen; im Nu war die feindliche Artillerie aus dem Centrum und der rechten Flanke verſchwunden, während die Linke noch mauerfeſt ſtand. »Sieg oder Tod!« flüſterte das deutſche Herz. Zum Avanciren aufgeprotzt und in hellem Galopp gings vor. Ein Moment — und ein paar gute Worte waren genügend, die feindliche Batterie zum Verſchwinden zu bewegen. Von hier aus machten wir erſt unſerer Infanterie Luft, waren aber ſelbſt einen Augenblick dem Chaſſepotfeuer ausgeſetzt. Der Ort war mit einer Mauer umzogen (er meint hier St. Privat). und nutzlos waren unſere Kameraden hingeopfert. Doch kaum fingen wir an zu feuern, als uns das jubelnde Hurrah vom 2. und 1. Garderegiment den guten Erfolg verkündigte. Haufen auf Haufen ſtürzten die Franzoſen, wie der Wind waren ſie aus dem Orte, und mit Hurrah attakirte unſere Infanterie. Der Feind war geſchlagen. Das iſt nach acht Uhr geweſen; ſchon lange war es dunkel.

»Der Tag löſcht aus, heiß brennt die Schlacht;
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
Lebt wohl, Ihr gefallenen Brüder!
In der andern Welt ſehn wir uns wieder!«

Du ſchreibſt, ich ſoll Dir Nichts verhehlen; demzufolge will ich Dir auch mittheilen, wie es mir gegangen. Ich war vom Feldwebel zur Nachhut abgetheilt hinter der Batterie. Ich hatte mich ſchon deshalb mit ihm gezankt und jetzt wie es losging, kochte mir das Blut in den Adern. Kaum war die Batterie im Feuer, da rannte ich jubelnd zu meinem Geſchütz, welches ſchon einen Mann verloren hatte, und übernahm Nr. 5. Noch nicht lange war ich da, als auch ſchon der Unteroffizier fiel und jetzt übernahm ich Nr. 1. In dem heftigen Feuer hatte ich ſchon zum dritten Mal meine Schlagröhrentaſche gefüllt, ſchon manche Granate abgeſchickt, dann aber war auch meine Stunde da. Eben brachte ich eine Schlagröhre ins Zündloch und trat mit dem rechten Fuße zum Abfeuern zurück, als ich von der rechten Seite einen ſchauderhaften Erd- und Steinregen bekam. Dadurch ließ ich mich aber nicht ſtören; ruhig zog ich ab, aber mit dem Geſchütz zugleich krachte auch die feindliche Granate, ſie war zehn Schritte von mir eingeſchlagen (daher auch der Steinregen), machte einen Sprung parallel mit der Lafette und krepirte zwiſchen mir und dem Rohr. Das Feuer der Sprengladung ergoß ſich über mich und kopfüber ſtürzte ich nieder. Wie lange ich ſo gelegen, oder wie ich von da weg gekommen bin, weiß ich nicht; als ich zu mir kam, ſtanden zwei Lazarethgehülfen bei mir, die hatten mich mit Waſſer begoſſen. Ich riß das rechte Auge auf (das linke war voll Pulver) und glaubte vom Schlaf zu erwachen, aber der Donner und ein Blick auf meine Hände erinnerten mich an Alles. Ich wurde fortgeführt ins Feldlazareth; meine Hände wurden verbunden, das Geſicht muß ſo abheilen und über mein linkes Ohr gab mir der Doktor wenig Troſt. Nun ſollte ich ins Lazareth, aber das wollte ich nicht. Ich hatte keine Ruhe; noch in der Nacht ſuchte ich die Batterie, aber erſt am andern Vormittag bin ich zu derſelben gekommen. Noch bin ich kampfunfähig, aber wenn meine Hände geheilt ſind, dann werde ich mich rächen, — oder wie Gott will!«

Das Todtenfeld vom 16. und 18. Auguſt.

Das Schlachtfeld vom 18. Auguſt ſteht rechtwinklig auf dem vom 16.; öſtlich Rezonville haben ſie ihren Berührungspunkt. Das Dreieck, das zwiſchen Gravelotte, Mars la Tour und St. Privat ſich aufbaut, iſt, wie das Schlachtfeld, ſo auch das Todtenfeld zweier Tage. Der größten eines.

Es hat ausgedehntere Schlachtfelder gegeben und auf dem »Plateau von Wachau« iſt mehr begraben worden, als auf dem »Plateau von Amanvillers«; aber die Gräber auf den Feldern um Leipzig her blieben kaum einen Winter lang bemerkbar, der Pflüger und der Säemann gingen ſchon im nächſten Frühjahr wieder drüber hin und nur an ſehr vereinzelten Punkten erhob ſich ein Erinnerungsmal. Anders auf den Feldern bei Metz. Die Pietät der Kameraden, die Liebe der Angehörigen haben das Dreieck Gravelotte, Mars la Tour, St. Privat zu einem Friedhof umgeſchaffen. Hundertfach ragen die Monumente empor; faſt kein Truppentheil (ſei es im Corps- oder im Regimentsverbande), der nicht ſeinen Gefallenen einen Stein errichtet hätte. Wer jetzt an einem hellen Sommertage die Gravelotter Schlucht von Oſten her paſſirt und bei St. Hubert und Moscou die Plateauhöhe erſteigt, der ſieht, ſoweit ſein Auge reicht, die Fruchtfelder von Obelisken und Marmorkreuzen überſchimmert. Wie die Kriege vergangener Zeiten keinen täglichen Verkehr mit der Heimath kannten, ſo auch nicht die Umgeſtaltung eines Schlachtfeldes in eine denkmalüberragte Begräbnißſtätte.*)

---

*) Die Kriegführung iſt eine andere geworden; unausgeſetzt ſind die Beſtrebungen, die Schreckniſſe des Kampfes auf dieſen ſelbſt zu beſchränken. Nur in einem Punkte ſcheinen alle dieſe Beſtrebungen auch diesmal wieder geſcheitert zu ſein: ein Schutz des Schlachtfeldes war nicht herzuſtellen. Räuberiſches Geſindel trieb, wie 1866, wieder ſein furchtbares Handwerk. Die »Hyänen des Schlachtfeldes« waren wieder da.

Einem im Feldlazareth zu Saaralben aufgenommenen Kriegsgerichts-Protokoll entnahmen, unmittelbar nach den Ereigniſſen, rheiniſche Blätter das Folgende: »Rittmeiſter Freiherr v. Fürſtenberg, vom 11. Huſaren-Regiment, lag in der Nacht vom 18. auf den

Aber dieſe Umgeſtaltung bedurfte zwiſchenliegender Jahre. Noch in dieſem Augenblick (Herbſt 1872) iſt das letzte Denkmal nicht errichtet, und an jenem 19. früh, der dem lange vergeblichen Anſturm gegen die Höhe von St. Privat folgte, war das Schlachtfeld ein Schlachtfeld wie andere mehr: man grub Gräber, ſchlug aus zwei Brettern ein Kreuz zuſammen und ſetzte es zu Häupten der Todten. Die Sonne des 19. war früh heraufgeſtiegen; ehe ſie im Mittag ſtand, war die Arbeit gethan. Nur an der langen Linie hin, wo die Batterieen des IX. Corps und der Garde, einige davon ihrer ganzen Beſpannung beraubt, den Kampf fortgeſetzt hatten, ſpottete der aufgehäufte Tod dem Beſtattungseifer der Lebenden.

Ein Gang an der Gräberliſière zwiſchen St. Hubert und St. Privat hin iſt erſchütternd und wird es bleiben, ſo lange die Kreuze ſtehen und die Namen, die an den 16. und 18. Auguſt anknüpfen, im Herzen des deutſchen Volkes lebendig ſind; aber erſchütternder als ſolch ein Gang zwiſchen den Gräbern hin iſt doch ein Blick auf die Zeitungsſpalten jener Tage, auf jene langen Columnen, in denen verzeichnet ſteht, welchen Einſatz von Glück und Leben die ſiegreichen Kämpfe vor Metz von uns forderten. Inſonderheit die Kreuzzeitung von damals, — ſie lieſt ſich wie ein Moniteur des Todes.

Der kommende Geſchichtsſchreiber dieſer Entſcheidungstage, wenn er den Geiſt kennen lernen will, der damals im preußiſchen Volke lebendig war, er wird ihn nirgends lebendiger, großartiger und ergreifender ausgeſprochen finden, als in den Inſeratenſpalten jener Zeitung.

19. verwundet auf dem Schlachtfelde von Gorze. Als er nach einer Ohnmacht gegen Morgengrauen zur Beſinnung kam, ſah er, wie Geſtalten geſchäftig umherhuſchten; als eine derſelben näher kam, erkannte er deutlich das Kreuz der Johanniter auf dem linken Arm. Er wollte den Einen um Hülfe anrufen, aber die Stimme verſagte ihm bei dem Anblick, der ſich ihm darbot. Der Mann mit dem Johanniterkreuz winkte die drei andern Geſtalten zu einer Gruppe Verwundeter und Todter heran. »Ich erkannte deutlich — ſo lautete die Ausſage des Rittmeiſters — einen Mann im Feldprieſter-Ornat und zwei Johanniter. Als die Männer bei der Gruppe angekommen, begannen ſie mit Meſſer und Scheere die Uniform auf der Bruſt jedes Einzelnen zu öffnen; wenn ſich auf der Bruſt nichts fand, ſchritten ſie dazu, die Taſchen und Hände zu durchſuchen, jeder Ring an der Hand eines Todten oder Verwundeten wurde mit dem Finger abgeſchnitten. Die Pretioſen ſteckte der Prieſter zu ſich. Da näherten ſich die Hyänen der Stelle wo ich lag; — mühſam verſuchte ich mich aufzurichten, als mich auch ſchon der Eine bemerkte und auf mich zuſprang. Ich rief aus Leibeskräften; zwei liefen vorwärts, um als Wache zu ſtehen. Glücklicher Weiſe fühlte ich, daß mein ſechsläufiger Revolver neben mir lag; ich drückte los, der Feldprieſter fiel verwundet nieder, die Anderen entflohen, wurden jedoch von der herbeikommenden Feldwache noch eingeholt.« Die Unterſuchung ergab, daß die verkleideten Strolche Feldhyänen waren, und zwar ein Gaſtwirth aus Düren, ſehr wohlhabend, und zwei Belgier, die in Stollberg im Bleibergwerk angeſtellt ſind. Man fand bei denſelben an achtzig mehr oder minder werthvolle Ringe, an dreihundert Uhren, Geldtaſchen, Börſen, Epaulettes.« — So die Mittheilungen, denen nicht widerſprochen worden iſt. Ich gebe ſie, wie ich ſie finde.

Den Reigen eröffnen die Anzeigen der einzelnen Truppentheile, meiſt ſoldatiſch ruhig gehalten. »Wir ſind da, um zu ſterben;« ſo ſteht es zwiſchen den Zeilen. Viele Regimenter hatten ihren Oberſt verloren. »Er wankte nicht auf ſeinem Poſten, bis auch ihm nach fünfſtündigen, heldenmüthigem Kampfe der ehrenvollſte Tod zu Theil wurde. Er war uns werth durch ſeine Treue und die edle Einfachheit ſeines Weſens.« Oder: »Dem ganzen Regiment ein unerreichtes Vorbild in allen militairiſchen Tugenden, allen Untergebenen ein wohlwollender Vorgeſetzter, ſeinen Offizieren ein ſtets theilnehmender, liebevoller Kamerad, im Gefecht ein leuchtendes Beiſpiel perſönlicher Bravour, ſo wird ſein Andenken fortleben in unſer aller Herzen.«

Daran ſchließen ſich (eine zweite Gruppe bildend) die meiſt mit wenig Worten eingeleiteten Angaben der gehabten Geſammtverluſte. In einer der Nummern beiſpielsweiſe, begegnen wir dem Verzeichniß der gefallenen Offiziere vom 1., 2. und 3. Garde-Regiment, von den Garde-Schützen und Garde-Füſilieren, — vierzig Namen hintereinander fort. Dann folgen Franz, Alexander, Eliſabeth.*) Regiment Auguſta ſchreibt: »Auf blutgetränktem Ehrenfelde bei St. Privat entriß uns der Schlachtentod ſechs unſerer hochverehrten und braven Kameraden, als ſie an der Spitze ihrer Truppe dem

---

*) Viele von Denen, die in den gemeinſchaftlichen Offiziersgräbern lagen, wurden ſpäter herausgenommen und in die Heimath zurückgebracht. Manches iſt dagegen zu ſagen. Namentlich dann, wenn die Ruhe anderer Todten um Eines willen geſtört werden muß. Dazu kommt, daß beſtändig Irrthümer mit drunterlaufen. So wurde die Leiche des Reſerve-Offiziers Herrmann Leidig, der bei der Mobilmachung dem Kaiſer-Alexander-Regiment zugetheilt und beim Sturme gegen Amanvillers tödtlich getroffen worden war, ausgegraben um daheim auf dem Berliner Matthäi-Kirchhof beigeſetzt zu werden. Der Sarg kam. Den Vater indeß wollte das Gefühl nicht verlaſſen: »Dies iſt er nicht« und ſo ließ er die metallne Kiſte öffnen. Seine Ahnung hatte nicht getrogen; es war ein Fremder. Neue Schritte geſchahen; endlich fand man ihn. Er war der einzige Offizier des Regiments geweſen, der (weil von der Reſerve herübergenommen) ſtatt des Namenszuges »Kaiſer Alexander« die Nummer 35 auf dem Achſelbande getragen hatte. Dies gab den Ausſchlag. Aber ein volles Jahr war vergangen, ehe es ſich nunmehr ermöglichte, ihn in heimathlicher Erde zu beſtatten. (Hinſichtlich des jungen Offiziers ſelbſt mögen noch einige Notizen hier Platz finden, die, nach mehr als einer Seite hin, nicht ohne Intereſſe ſind. Herrmann Leidig war ein Berliner Schloſſermeiſter, wohlhabend, paſſionirter Soldat. Alle drei Feldzüge hatte er mitgemacht: 1864 im 35. Regiment, 1866 bei der Main-Armee unter Vogel v. Falckenſtein, 1870 bei den Alexander-Grenadieren. Tapferkeit, Dienſttreue und ritterliche Geſinnung zeichneten ihn aus. Wohl paßte auf ihn das Wort: »Die Berliner ſind nicht immer gut; wenn ſie gut ſind, ſind ſie vorzüglich.« Bei Düppel, nachdem die Schanzen genommen waren, hatte er die ſchwerverwundeten feindlichen Majore v. Roſen und v. Schau aus dem Bereiche des ſtärkſten Feuers getragen. Die Familien Beider gaben ſpäter ihrem Danke den herzlichſten Ausdruck. Vor Amanvillers erlag er ſelbſt. Das Regiment ehrte ſein Andenken. Sein bürgerliches Metier, ſein »Handwerk«, hatte ihm, inmitten des Offiziercorps der Garde, nirgends im Wege geſtanden. Die Garde — ganz im Gegenſatz zu allgemeiner Annahme — iſt nichts weniger als excluſiv. Sie ſieht auf den Mann, wenigſtens in allen Momenten, wo es gilt.»

Feinde Aug' in Auge ſahen. Mit blutendem Herzen haben wir ſie in fremder Erde beſtattet. Nicht nur Kameraden, Freunde wurden uns in ihnen entriſſen.«

Eine dritte Gruppe bilden die Anzeigen, die den Tod zweier Söhne melden, oft im ſelben Augenblick den Ihrigen entriſſen.*) »Am 16. fiel mein älteſter Sohn bei Vionville; am 18. nahm Gott mir den zweiten und letzten beim Sturme gegen St. Privat.« »Sie waren meine Herzensfreude und meine Hoffnung.« »Er ſtarb zwölf Tage nach dem Tode ſeines Bruders, der bei Wörth am 6. fiel.« »Nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluſſe fiel beim Sturme gegen St. Privat durch einen Schuß ins Herz auch unſer zweiter heißgeliebter Sohn.« »Es hat Gott dem Herrn gefallen, unſre beiden jüngſten, innig geliebten und hoffnungsvollen Söhne abzurufen. Sie ſtarben beide den Heldentod in gleicher Stunde, an gleicher Stelle; — ein Grab deckt ſie.« »Er folgte ſeinem bei Vionville gefallenen Bruder. Gott gebe ſeiner Seele Frieden und wolle unſere Gebete für drei andere im Felde ſtehende Söhne erhören. Drei Kugeln machten ſeinem jungen uns ſo theuren Leben ein Ende.«

Eine vierte Gruppe bewegt das Herz am meiſten. Es iſt die Fähnrichs-Gruppe. Und wie zahlreich gerade dieſe! Keiner über achtzehn Jahre. »Tief erſchüttert gebe ich Verwandten und Freunden Nachricht von dem am Tage nach der Schlacht erfolgten Hinſcheiden meines einzigen Kindes, Degenfähnrichs im Franz-Regiment. Gott der Allbarmherzige wolle ſeine Seele gnädig aufnehmen zum ewigen Leben.« »Er war die Freude und der Stolz der Seinen.« »Es war der erſte Kummer, den er uns bereitet.« »Er war das Licht unſeres Lebens.« »Es muß mir zum Troſt gereichen, daß er als ein Held erlegen; die Kugel traf ihn mitten ins treue Herz.« »Sein Tod beſiegelte die Ehre ſeines Lebens.« »So fiel der jüngſte Fähnrich bei Vertheidigung der älteſten Fahne der Armee.« »Er war noch ein Kind, aber er ſtarb wie ein Held.« So folgen ſich die Ausrufe. Jede Zeile wie ein Gedicht.

Unter den gefallenen Fähnrichen war auch Henry v. Anneslev, ein geborener Engländer. Sein Oheim, Rittmeiſter in preußiſchen Dienſten, rief ihm folgende Worte nach: »In der Schlacht bei Gravelotte am 18. Auguſt, nachdem ſämmtliche Offiziere gefallen waren, führte mein Neffe, der Portepee-Fähnrich Henry v. Anneslev, die 1. Compagnie des 2. Garde

---

*) Im 2. Garde-Regiment dienten drei Brüder, Rheinländer, Bürgersſöhne aus Trier. Sie ſtanden in demſelben Gliede neben einander und wurden gleichzeitig von den wie Bremſen umherfliegenden Kugeln getroffen. Einer war leicht, der andre ſchwer verwundet; der dritte ſank tödtlich getroffen nieder. Als ſeine beiden Brüder neben ihm knieten und der Leichtverwundete ihn fragte, wie er ſich befinde, war ſein letztes Wort: »Deckt mich zu, es wird kalt.«

Regiments zu Fuß im Sturm gegen das Dorf St. Privat la Montagne und fiel, von zwei Kugeln in die Bruſt getroffen, ſchwer verwundet nieder. Am 19. Morgens hauchte er in den Armen ſeines Freundes K. v. Twandowski ſein jugendliches Leben aus, nachdem er ihm zuvor verſichert hatte, freudig für ſeinen König und ſein Adoptiv-Vaterland zu ſterben.“

Wie ſchön!

So floß auch engliſches Blut für die deutſche Sache.

Von altpreußiſchen Familien aber war vielleicht keine, die nicht einen der Ihren auf der Wahlſtatt hatte; oft zwei und drei. Welche Ausleſe berühmter Namen! Schwerin, Zieten, Kleiſt und Winterfeld; Schulenburg und Alvensleben; Arnim und Itzenplitz; Rohr, Bredow, Quaſt; Stückradt und Stülpnagel; Auerswald und Finkenſtein; Natzmer und Buddenbrock; Dewitz, Marwitz, Borck und Maſſow; Puttkamer und Kameke; Brandenſtein und Manſtein; York v. Wartenburg. Auch ein Enkel Gneiſenaus war unter den Todten.

Ein Schleier deckte unſre Siegesfreude, denn die Blüthe des Landes — wie mit Recht geſagt worden iſt — lag vor Metz. Ein altes Lied, das die Schotten ſangen, als ihre beſte Jugend bei Floddenfield gefallen war, wir mochten es jetzt wieder ſingen. In dem Liede aber hieß es:

Kein Erntereigen; es ſchweigen die Geigen
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze ſich dreht;
Auf Märkten und Meſſen die Luſt iſt vergeſſen —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Kommt Dämmerſtunde, nicht mehr in die Runde
Das Haſchen und Pfänderſpielen geht,
In ſtiller Kammer verbirgt ſich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Dahin unſre Kränze! Wir zogen zur Grenze,
Wo feindliche Banner im Winde geweht,
Unſre Blumen vom Walde, ſie ruh'n auf der Halde —
Die Blüthe des Landes iſt abgemäht.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der
Krieg gegen Frankreich
1870—1871

Von

Th. Fontane.

I. Band:

Der Krieg gegen das Kaiſerreich.

Berlin, 1873.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der Krieg gegen das Kaiſerreich.

Von

Th. Fontane.

II. Halbband:

Von Gravelotte bis zur Capitulation von Metz.
(19. Auguſt bis 27. October 1870.)

Mit 35 Plänen in Holzſchnitt.

Berlin. 1873.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Die Angabe der benutzten Quellen erfolgt bei Schluß des Werkes.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Vormarſch der III. und IV. Armee in weſtlicher Richtung (auf Chalons).

Bis zum 25. Auguſt.

Seite
Der 19. Auguſt. Die Bildung der Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen 365
Die III. Armee bis zum 19. Auguſt 368
  Die Kronprinzlichen Hauptquartiere 368
  Obermottern, am 9. Abends 369
  Petersbach (am weſtlichen Abhang der Vogeſen) am 10. Auguſt Abends 370
  Petersbach, am 10. Auguſt Abends 372
  Hauptquartier Petersbach, 13. Auguſt, Morgens 5 Uhr 376
  Saarburg, 13. Auguſt Abends 378
  Blamont, 14. Auguſt Abends 381
  Lüneville, 16. Auguſt Morgens 383
  Nancy, 17. Auguſt Morgens 385
  Nancy, den 17. Nachmittags 389
  Nancy, den 19. Abends 390
Die III. und IV. (Maas-) Armee vom 20. bis 25. Auguſt 394
  Die III. Armee vom 20. bis 25. Auguſt 394
  Kronprinzliche Hauptquartiere 394
  Vaucouleurs, den 21. Auguſt 397
  Vaucouleurs, den 22. Auguſt 399
  Ligny, den 23. Auguſt Abends 400
  Ligny, den 24. Auguſt 401
  Die IV. (Maas-) Armee vom 20. bis 25. Auguſt 405
Das große Hauptquartier am 25. Auguſt 408

Der Vormarſch der III. und IV. Armee in nördlicher Richtung (auf Sedan).

Bis zum 30. Auguſt Abends.

Die Rechtsſchwenkung 413
    III. Armee 413
    IV. (Maas-) Armee 414
Der Marſch gegen Norden. Vom 26. bis 29. 417
  Recognoscirungs-Gefecht bei Nouart 418
Die Stellungen am 29. Abends 421
  Deutſche Stellung. Franzöſiſche Stellung 421
Die Schlacht bei Beaumont. 30. Auguſt 424
  Das V. Corps de Failly bei Beaumont 424
  Der Anmarſch des XII. und IV. Corps 427
  Der Ueberfall des franzöſiſchen Lagers 431
  Der Ueberfall von Beaumont (franzöſiſcher Bericht) 438
  Wie war der Ueberfall möglich? 442

Seite
- Das Nachmittagsgefecht. Von 3 bis 6 446
- Die 13. Brigade im Bois de Givodeau 447
- Die 14. Brigade am Mont de Brune 448
- Die 16. Brigade am Yonca-Bache 451
- Der Abendkampf am 30. 454
- Die Verluſte hüben und drüben 456
- Beaumont am Abend des 30. 457

Das I. baieriſche Corps v. d. Tann gegen das VII. franzöſiſche Corps Douay. Warniforet, La Beſace, Raucourt 459
- Die Diviſion Schumacher bei Warniforet 460
- Die Diviſion Stephan bei La Beſace und Raucourt 461

Der 31. Auguſt 464
- Franzöſiſcherſeits 464
- Deutſcherſeits 467

Sedan.

Sedan 473

General von Wimpffen 476

Der 1. September früh 482
- Die franzöſiſche Aufſtellung 482
- Der Anmarſch der deutſchen Armeen 483
- Die Höhe von Donchery. Die Höhe von Fresnois 484

Die Schlacht bei Sedan. Der Gang der Schlacht bis 12 Uhr 487
- Bazeilles-Balan. Die Baiern von 4 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags 487
- Erſter Theil des Kampfes um Bazeilles. Die 1. baieriſche Diviſion (Stephan) von 4 bis 7 488
- Zweiter Theil des Kampfes um Bazeilles. Das Eingreifen der 2. baieriſchen Diviſion. 7 bis 10 493
- Dritter Theil des Kampfes. Vorgehen gegen Balan. Die 3. baieriſche Diviſion von 10 bis 12 496
- Die Einäſcherung von Bazeilles. Eine Anklage und Rechtfertigung 498
- Lamoncelle-Monvillers. Die 23. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr 503
- Lamoncelle-Daigny. Die 24. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr 506
- Daigny-Givonne. Die Garden bis 12 Uhr 509
- Floing-Illy. Das XI. und V. Corps bis 12 Uhr 513

Die Vorgänge beim Feinde bis 12 Uhr 518
- Ducrot, Oberbefehlshaber von 7 bis 8¼ 520
- Wimpffen übernimmt das Commando 8¼ Uhr 522

Der Gang der Schlacht von 12 bis 6 Uhr 528
- Die 23. (ſächſiſche) Diviſion von Lamoncelle bis Givonne 530
- Die erſte Garde-Diviſion von Givonne bis in das Bois de la Garenne 531
- Das XI. Corps und die 19. Brigade nehmen die Linie Floing-Illy 534
  - Die rechte Flügel-Colonne (bei Floing) 536
  - Die Centrums-Colonne (zwiſchen Floing und Illy) 542
  - Linke Flügel-Colonne (gegen Illy) 544

Die Vorgänge beim Feinde von 12 bis 6 Uhr 546

Die Höhe von Frénois 552

Die Vorgänge beim Feinde. Feſtung Sedan von 6 bis 9 559

Die Capitulationsverhandlungen zwiſchen General v. Moltke und General v. Wimpffen 563
- Ein zweiter Bericht über die Verhandlungen in Donchery 566

	Seite
General v. Wimpffen's Abſchied. Wimpffen und Ducrot	575
Der Kaiſer und Graf Bismarck. Der König auf der Höhe von Donchery. — Der Kaiſer und der König. 2. September 6 Uhr früh bis 2½ Uhr Nachmittags	582
Der König auf der Höhe von Donchery	585
Der Kaiſer und der König in Schloß Bellevue	589
In und um Sedan. 2. September Nachmittag	592
Das Reſultat der Schlacht. Trophäen. Verluſte	599
Der Brief des Königs an die Königin	607
Das Lager von Glaire	610

Wilhelmshöhe.

Wilhelmshöhe	617
Napoleon III. Verſuch einer Charakteriſtik	625

Straßburg.

Straßburg. Stadt und Feſtung. Armirung und Beſatzung. General Uhrich	637
In Straßburg. Bis zum 29. Auguſt	642
7. Auguſt	643
8. Auguſt	643
9. Auguſt	644
10. Auguſt	644
13. Auguſt	645
14. Auguſt	646
15. Auguſt (erſte Beſchießung)	647
16. Auguſt	648
17. Auguſt	649
18. Auguſt (zweite Beſchießung)	649
21. Auguſt	651
22. Auguſt	652
23. Auguſt (Beginn des großen Bombardements)	653
24. Auguſt	654
25. Auguſt	656
26. Auguſt	659
Vor Straßburg. Bis zum 29. Auguſt	661
Die Aushebung der Parallelen und des Couronnements. Vom 29./30. Auguſt bis zum 14. September	665
Die Aushebung der erſten Parallele	665
Die Aushebung der zweiten Parallele	666
Die Aushebung des dritten Parallele	669
Die Aushebung der vierten (Halb-) Parallele und des Couronnements	670
Das Breſcheſchießen und die Wegnahme der Lünetten 53 und 52	671
Die Beſetzung von Lünette 53	673
Die Beſetzung der Lünette 52	675
Die letzten Tage. Vom 22. bis 27. September	678
Straßburg am 27. September	681
Die Capitulation	683
Die Capitulation	684
Die Ausführung der Capitulation am 28. September	685
Der Einzug am 30. September	686

Seite

Toul.

Toul. Geſchichte. Stadt. Feſtung 691
  Erſte Beſchießung. Verſuch der Brigade Zychlinski und der baieriſchen Ulanen Brigade Freiherr v. Mulzer gegen Toul, 16. Auguſt 694
  Zweite Beſchießung. 23. Auguſt 696
  Dritte Beſchießung von Toul. 23. September 700

Metz.

Metz. Stadt, Feſtung. Geſchichte (ſeine Belagerungen) 711
  Die Belagerung von Metz im Jahre 1444 714
  Die zweite Belagerung von Metz im Jahre 1552 718
Vor Metz. Bis zum 30. Auguſt 724
Sieben Tage gefangen in Metz 736
In Metz. Bis zum 30. Auguſt 745
  Marſchall Leboeuf 746
  General Bourbaki 747
  General Changarnier 747
  Commandant General Coffinieres 748
  Aufzeichnungen eines Engländers, Mr. Robinſon. Vom 19. bis 30. Auguſt 752
Die Schlacht bei Noiſſeville. Vom 31. Auguſt und 1. September 761
  Angriff des III. franzöſiſchen Corps Leboeuf gegen Nouilly und Noiſſeville 765
  Angriff des IV. Corps L'Admirault und des III. Corps Leboeuf gegen Poix-Servigny 768
  Spätabend-Angriff der Diviſion Ciſſey vom IV. und der Diviſion Aymard vom III. Corps gegen Servigny 770
  Die Wiedereroberung von Noiſſeville 771
Vor Metz bis zum 30. September 777
  Auszüge aus den Briefen eines Engländers (Sir Randal Roberts) bei der Belagerungs-Armee 779
In Metz bis zum 30. September 795
  Mr. Regnier 797
  Auf dem Thurm der Cathedrale 801
  »Unſere Luftballons« 802
  Auf Markt und Gaſſen 805
  »Unſere Fouragirungs-Expeditionen«. Der Ueberfall von Peltre 808
Die Octoberwochen in Metz 811
  Die erſte Woche 812
    Die Fouragirungs-Expedition gegen »les Petites« et les Grandes Tapes« am 7. October 812
  Die zweite Woche (vom 8. bis 16.) 817
  Die dritte Woche (vom 16. bis 24.) 821
In extremis. Die Capitulationsverhandlungen. Die Capitulation 824
Ausführung der Capitulation 832
Bazaine 836
  Bis zum 12. September 842
  Nach dem 12. September 844
Nachſchrift 848
Prinz Friedrich Karl an die Soldaten der I. und II. Armee 852

Der

Vormarſch der III. und IV. Armee

in weſtlicher Richtung (auf Chalons).

Bis zum 25. Auguſt.

Der 19. Auguſt.

Die Bildung der Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen.

So groß die Anſtrengungen und Opfer der letzten Tage geweſen waren, ſie hatten die Entſchlußkraft Derer unberührt gelaſſen, die berufen waren das große Unternehmen ſiegreich hinauszuführen. Während noch beſtattet wurde, und die Choräle über das Plateau hin erklangen, wurden bereits neue Pläne gefaßt, neue Organiſationen beſchloſſen und ausgeführt. Das große Hauptquartier entſchied ſich, im Hinblick auf die Situation, für Theilung der geſammten deutſchen Heereskraft in zwei Hälften, von denen die eine Hälfte beſtimmt ſein ſollte

als Einſchließungs-Armee vor Metz zu verbleiben, und die Capitulation dieſer Feſtung herbeizuführen; die andere Hälfte aber

als Offenſiv- oder Operations-Armee auf Paris zu marſchiren, und durch Eroberung der Hauptſtadt den Frieden zu erzwingen.

Die Verwendung der drei einzelnen großen Heerkörper, aus denen bis dahin die geſammte deutſche Macht beſtanden hatte, ergab ſich dabei von ſelbſt.

Die I. und II. Armee, die die Schlachten vor Metz geſchlagen und die Einſchließung bewerkſtelligt hatten, wurden natürlich dazu beſtimmt die Cernirung fortzuſetzen.

Der III. Armee, die bereits auf der direkten Pariſer Straße ſtand, fiel ſelbſtverſtändlich die Aufgabe zu, die kühn und ſiegreich begonnene Offenſive weiter zu führen; nur erſchien es nöthig — und das war es, was zu der Neuorganiſation führte — die Offenſivkraft dieſer Armee zu ſteigern. So gewiß es feſtſtand, daß die Mac Mahonſchen Diviſionen, die bei Wörth den Kampf geführt hatten, in vollſtändiger Deroute weſtwärts gezogen waren, ſo gewiß war es doch auch, daß er nur mit der Hälfte ſeiner Truppen dieſen Kampf geführt hatte, ſo gewiß war es daß das ganze V. Corps, und zwei Diviſionen des VII., intakt waren,

daß bei Chalons ein neues Corps, das XII., in der Bildung begriffen war, und

daß drittens und letztens die Hauptſtadt ſelbſt ein Faktor war, mit dem gerechnet werden mußte.

In Erwägung all dieſes Vorſtehenden faßte das große Hauptquartier ſchon am Vormittag des 19. den vorſtehend wenigſtens angedeuteten Beſchluß, aus der großen Einſchließungs-Armee, an deren Spitze Prinz Friedrich Karl trat, drei Armee-Corps und eben ſo viele Cavallerie-Diviſionen auszuſcheiden, dieſe drei Corps zu einem ſelbſtſtändigen Armeekörper zu geſtalten und dieſe neugebildete Armee, nunmehr die IV., an der Offenſive der III. Armee theilnehmen zu laſſen. Dies geſchah. So entſtand die IV. oder Maas-Armee. Die Truppentheile, die zur Bildung derſelben verwandt wurden, waren

das Garde-Corps,
das IV. Corps,
das XII. Corps,
die 5. Cavallerie-Diviſion,
die 6. Cavallerie-Diviſion,
die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion.*)

Dieſer neugebildeten, nach Abzug der gehabten Verluſte noch etwa 90,000 Mann ſtarken Armee, fiel die Aufgabe zu, als rechter Flügel der III. Armee zu operiren. An die Spitze dieſer großen Offenſiv-Armee trat der König. Der Kronprinz von Sachſen wurde mit Führung der IV. (Maas-) Armee betraut.**)

Kronprinz Albert von Sachſen war 1843, in ſeinem ſechszehnten Jahre, in die Königlich ſächſiſche Armee eingetreten, in welcher er am 24. Oktober genannten Jahres Seconde-, am 3. März 1846 Premier-Lieutenant in der reitenden Artillerie-Abtheilung wurde. Der Prinz nahm im Jahre 1849 unter den Befehlen des General v. Heinz an den Kämpfen in Schleswig Theil, wo er am 13. April 1849, nachdem er am 17. September 1847 zum Hauptmann ernannt war, den ſächſiſchen Heinrichs-Orden vor dem Feinde erwarb. Am 19. Juli 1849 zum Major befördert und am

---

*) Die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion hatte bis dahin keinen ſelbſtſtändigen Körper, ſondern einen integrirenden Theil des XII. Armee-Corps gebildet; wir halten es aber dennoch für angezeigt, ihr hier eine geſonderte Stellung anzuweiſen, da ſie in den nächſten Tagen ebenſo ſelbſtſtändig operirte wie die 5. und 6. Cavallerie-Diviſion.

**) Zum Chef des Generalſtabes dieſer neugebildeten Armee wurde General v. Schlotheim, bis dahin Commandeur der heſſiſchen Cavallerie-Brigade, ernannt. General-Lieutenant Prinz Georg von Sachſen übernahm das Commando des XII. Corps.

16. Mai 1850 zum Oberſt-Lieutenant ernannt, erhielt er noch am 8. Auguſt deſſelben Jahres das Oberſten-Patent mit dem Commando der 3. Königlich ſächſiſchen Infanterie-Brigade. Bereits am 10. Oktober 1851 wurde derſelbe zum General-Major, am 27. Oktober 1852 zum General-Lieutenant und am 15. Oktober 1857 zum General der Infanterie befördert. Als ſolcher führte der Kronprinz, der zuvor Commandeur der 1. Infanterie-Diviſion geweſen war, während des deutſch-öſterreichiſchen Krieges 1866 den Oberbefehl über die Königlich ſächſiſche Armee, welche unter ſeinen Befehlen am Tage von Königgrätz mit einem auch vom Gegner anerkannten Heldenmuthe kämpfte, und unerſchüttert durch die völlige Auflöſung ihrer Bundesgenoſſen, den Rückzug mit Zurücklaſſung nur eines demontirten Geſchützes anzutreten im Stande war. Im gegenwärtigen Kriege hatte der eben ſiegreich beſchloſſene Tag (18. Auguſt) aufs Neue ſeine hervorragende militairiſche Begabung ins Licht geſtellt.

Am 19. Nachmittags empfing der Kronprinz von Sachſen den Befehl zur Uebernahme des Commandos der neu zu formirenden Armee. Noch am Abend deſſelben Tages (19.) traten die Garden und das XII. Corps ihren Vormarſch in weſtlicher Richtung an, auf dem rechten Flügel von der 5., auf dem linken von der 6. Cavallerie-Diviſion begleitet; die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion in Front des XII. Corps. Das IV. Corps befand ſich, nach links hin, in bedeutendem Abſtand (6 Meilen) vom Gros der Maas-Armee. Es hatte an dieſem Tage Commercy an der Maas bereits erreicht und unterhielt die Verbindung mit der III. Armee.

Dieſer, die wir vom Wörther Schlachtfelde aus noch bis an die Vogeſen und durch die Päſſe des Gebirges begleiteten, wenden wir uns nunmehr wieder zu.

Die III. Armee bis zum 19. Auguſt.

Die Kronprinzlichen Hauptquartiere.*)

Am 8. Auguſt von Sulz nach Merzweiler.
Am 9. nach Obermottern (dieſſeits des Vogeſenpaſſes).
Am 10. nach Petersbach (jenſeits des Vogeſenpaſſes).
Am 11., 12. und 13. in Petersbach.
Am 14. nach Blamont.
Am 15. nach Luneville.
Am 16. nach Nancy.
Am 16., 17., 18., 19. in Nancy.

Die III. Armee, nachdem ſie am 7. auf dem Schlachtfelde von Wörth geraſtet hatte, brach am 8. früh in fünf Marſchcolonnen auf, um, durch die Vogeſen hin, dem Feinde zunächſt bis an die Saar, und wenn er dieſe Linie aufgegeben haben ſollte, bis an die Moſel und Maas zu folgen.

Die fünf Marſchcolonnen hielten folgende Straßen inne:

das II. baieriſche Corps (rechter Flügel) verfolgte die nördliche Vogeſenſtraße und ging über Bitſch, Rohrbach nach Fenetrange;

das I. baieriſche Corps marſchirte auf einer ſüdlich davon gelegenen Gebirgsſtraße über Bärenthal, Lemberg nach Rabling und bog dann ſüdwärts über Drulingen nach Bettborn aus;

das V. Corps ging auf einer Gebirgsſtraße über Lützelſtein nach Petersbach vor, und wandte ſich dann ſüdwärts nach Saar-Altroff; (die würtembergiſche Diviſion folgte in geringer Entfernung ſeitwärts);

---

*) Am 4. Treffen bei Weißenburg; Hauptquartier in Schweighofen. Am 5. in Sulz. Am 6. Schlacht bei Wörth; Hauptquartier Abends in Sulz. Am 7. in Sulz.

das XI. Corps wurde als linke Flügel-Colonne nach Saverne dirigirt, und marſchirte von hier bis Saarburg auf der großen Hauptſtraße durch die Vogeſen, innerhalb jener Gebirgsſenkung, durch welche ſich auch die Eiſenbahn Straßburg-Nancy zieht.

Die 4. Cavallerie-Diviſion erhielt gleichfalls die Direktion auf Saverne, um ſodann auf der Hauptſtraße weiter vorzugehen.

Dieſen Weiſungen gemäß marſchirten die fünf Colonnen. Schon am 10. Abends befand man ſich jenſeits der Vogeſen; die Defiléen waren glücklich paſſirt, einem Widerſtande war man nirgends begegnet. Einzelne, den einen oder andern Paß beherrſchende Feſtungen, wie Bitſch, Marſal, Lützelſtein, hatte man im Vorübergehen theils mit, theils ohne Erfolg wegzunehmen getrachtet, Unternehmungen, deren wir weiterhin (ſ. S. 371 und 383) in Kürze Erwähnung thun werden. Im Ganzen war Alles, was dem Tage von Wörth auf faſt vier Wochen hin folgte, ein Marſch- und Bivouacleben, oft beſchwerlich (beſonders an den zahlreichen Regentagen), aber doch immerhin ein halb idyll-, halb genrehaftes Treiben, das ſich mit ſeinen Gegenſätzen, ſeinem Humor und ſeiner Zuverſicht erquicklich-wechſelvoll in den blutigen Ernſt des Krieges einſchiebt, und uns mit Vorliebe bei dieſem heitern Zwiſchenſpiel verweilen läßt. Wir laſſen Betheiligte ſelbſt ſprechen, dabei Briefe aus dem Kronprinzlichen Hauptquartier — das meiſt die Marſchlinie des V. Corps innehielt — excerpirend.

Obermottern, am 9. Abends.

Hier wären wir denn am Fuße der Vogeſen, die waldigen Schauplätze Erkmann-Chatrian's und ſeiner Erzählungen vor uns! Die letzte Nacht, vom 8. auf den 9., verbrachten wir noch in Merzweiler, einem ausgedehnten Flecken an der Eiſenbahn von Hagenau. An Schlaf war kaum zu denken, denn der Regen ergoß ſich mit energiſchem Geplätſcher. Wenn ich dabei der chemins vicinals gedachte, ſo wollte es mich bedünken, daß der Kronprinz keinen ſchlimmeren Feind als dieſe Güſſe hätte finden können, welche die Paſſage der Colonnen und Artillerie-Trains bis zur Unmöglichkeit erſchweren. Der Regen und das unreife Obſt waren ſchon einmal die gefährlichen Alliirten Frankreichs gegen die preußiſche Invaſion. Aber heute früh, ehe wir von Merzweiler hieher (nach Obermottern) aufbrachen, hörte ich von competenter Seite das Gegentheil. »Der Regen und ſeine Kühle verſcheuchen am ſicherſten die Krankheitskeime, machen den Soldaten friſch und elaſtiſch, und reichen noch nicht entfernt aus, die Wege unpaſſirbar zu machen.« Der Zuſtand, der heute zurückgelegten, ſchien dieſe gute Meinung nur zu beſtätigen. Es waren immer doch chauſſirte Straßen, zwiſchen

Pappel- und Obſtbaumreihen, auf denen die lange Reihe der Reiter und Wagen des Hauptquartiers dahinzog, immer ſüdweſtlich den Vogeſen entgegen, durch ein liebliches Hügelland, durch Waldungen und über Wieſen, auf denen, unſerem Zuge parallel, die Pioniere der Feldtelegraphen-Abtheilungen vorrückten, ihre leichten Stangen einſchlagend und ihre Drähte von einer zur andern ſpannend.

Langſam weiter vorwärts gelangend, wurde bereits gegen Mittag Halt gemacht und das Quartier in zwei benachbarten Dörfern, Obermottern und Zutzendorf, aufgeſchlagen.

Es ſind ſchön gelegene, maleriſche Dörfer mit manchen architektoniſchen Eigenthümlichkeiten und viel ſinnigem Schmucke an ihren Giebelhäuſern, Hofmauern und Thoren; ſie verdienten es wohl, eingehender durchmuſtert zu werden, als es die kurze Aufenthaltszeit ermöglichte. Auch die Bewohner ſind durch eine weit farbigere, maleriſchere Tracht vor ihren, uns bisher begegneten elſäſſiſchen Landesgenoſſen ausgezeichnet. Die Röcke der Weiber meiſt von ſehr feinem Meergrün des Tons oder brennendem Roth mit vortheilhaft geſchnittenem Mieder und rothem Beſatze; bei den Männern die rothe Weſte, die lichtblaue Hoſe. Beide Dörfer liegen eine Viertelſtunde auseinander. Der Weg zwiſchen beiden leitet den Blick über den lachenden Vorgrund der Wieſen und Felder auf das herrliche Gebirgspanorama der nahen Vogeſen, deren waldbedeckte Felſenrücken ſich dort bald in großartig geſtreckten, bald in keck profilirten Linien nach Nord und Süd hinziehen. Die mittelſte Höhe dieſer ganzen vor uns ausgebreiteten Kette wird von einem kleinen, durch's Fernrohr betrachtet, ganz mittelalterlich-burgartig ausſehenden Felſenneſte gekrönt: der Bergfeſtung Lichtenberg. Bald nach unſerer Ankunft wurden wir durch fernen Kanonendonner aus unſeren Quartieren gelockt. Er dröhnte aus jener Gegend her, und eine Stunde ſpäter ſah man dicke Rauchwolken von der Feſte aufſteigen und ſich über die Nachbarhöhen hinwälzen: die Unſeren hatten das Ding prompt in Brand geſchoſſen. Leider ſagt man, daß es ſehr feſte, in den Fels gearbeitete Kaſematten habe und es eben ſo ſchwer ſein dürfte, die beim Paſſiren der dortigen Päſſe immer unbequeme Beſatzung auszuräuchern, als die darin verborgenen Pulvervorräthe zu vernichten.

Petersbach (am weſtlichen Abhang der Vogeſen) am 10. Auguſt Abends.

Das Hauptquartier unſerer III. Armee hat heute früh 8 Uhr Obermottern verlaſſen und den Marſch durch die Defiléen der Vogeſen angetreten, auch beendet. Der Weg führte uns, langſam anſteigend, an den waldigen Abhängen des Gebirges hin über Weitersweiler und Lützelſtein (La petite Pierre) nach Petersbach, wo wir im Laufe des heutigen Nachmittags unſer Quartier aufſchlugen.

Auf dem Marſche hieher beſichtigte der Kronprinz das eben genannte Lützelſtein, das zum Schutze der Straße auf Ingweiler dienen ſollte, aber, wie die preußiſche Fahne auf dem Thurm verkündete, bereits in die Hände der Unſrigen übergegangen war. Man konnte auch hier wieder die Bemerkung machen, die ſich unſeren Truppen bei dem ganzen Zuge durch das Elſaß und bei dem Einfall in Lothringen auf Schritt und Tritt aufdrängt, daß der Feind auf eine ſo raſche Bewegung der deutſchen Armeen nicht im Entfernteſten vorbereitet war. Man fand die Paliſaden-Arbeiten mitten in der Vollendung unterbrochen, große Maſſen von Quaderſteinen, die zur Vermauerung angewandt werden ſollten, unbenutzt. Trotzdem hatte General Failly, der nach der Schlacht von Wörth am Sonntag, den 7. Auguſt, die Feſtungswerke inſpicirte, den Befehl ertheilt, daß die Beſatzung, etwa drei hundert Mann ſtark, auf ihrem Poſten bleiben und die Vertheidigung forciren ſolle. Die Truppe muß aber anderer Meinung geweſen ſein, da ſie aus dem Fort bereits entwichen war, als unſere Truppen vor demſelben erſchienen. Man hatte franzöſiſcherſeits die Vorſicht gebraucht, Munition und Gewehre zu vergraben. Unſere Soldaten entdeckten jedoch den Verſteck und machten auch an dieſem Platze wieder eine reiche Beute, die noch durch einige Koffer voll Offiziersſachen und anderweite Bagage vermehrt wurde.

Inzwiſchen hatte ſich auch das Schickſal des Schloſſes Lichtenberg entſchieden, da der franzöſiſche Commandant, Lieutenant Archer vom 96. Linienregiment, ſich zur Annahme der Capitulation entſchloſſen. Der Vertrag der Uebergabe iſt von dem franzöſiſchen Befehlshaber und dem würtembergiſchen Major Seeſtorf, Commandeur des würtembergiſchen Jäger-Bataillons, das den Angriff unternommen hatte, gezeichnet. Die Beſtimmungen lauten dahin, daß die Offiziere in Kriegsgefangenſchaft abzuführen ſeien, aber vorerſt das Recht behalten ſollen, ihren Degen zu tragen, bis die Entſcheidung des Ober-Commandeurs über die würtembergiſchen Truppen (General v. Obernitz) eingeholt ſei.*)

---

*) Ueber die Einnahme von Schloß Lichtenberg ſeitens der Würtemberger liegt uns folgendes vor. »Unſerm 1. und 3. Jäger-Bataillon, ſammt einigen Geſchützen, fiel die Aufgabe zu, die Bergfeſte Lichtenberg zu nehmen. Dieſes, dem Hohentwiel vergleichbare Felſenneſt mußte genommen werden, um alle Störungen hinter dem Rücken der Armee zu vermeiden. Auf eine halbe Stunde Entfernung begann die Artillerie die Beſchießung und wir rückten zum Angriff vor. In der rechten Hand den Säbel, in der linken den Revolver, drang ich mit meinem Zug durch den Wald, um den Feind in der Flanke zu faſſen. Allein es ergab ſich bald, daß das Dorf vor der Feſtung nur von einer Patrouille beſetzt war, die ſich eiligſt

Hier in Petersbach beſtätigten uns die Einwohner, daß die Franzoſen auf ihrem Rückzuge, deſſen Entfernung vom Wörther Schlachtfelde beinahe 6 Meilen beträgt, Sonntag und Montag (7. und 8. Auguſt) noch in wildeſter Flucht angekommen ſeien. Die einzelnen Regimenter, kaum noch halb ſo ſtark, wie ſie vor wenigen Tagen zum Anmarſch durchpaſſirt waren, lagerten ſich einige Zeit im Dorfe, um über die weitere Direktion der Fluchtlinien zu berathen. Die Soldaten erklärten dabei ihren Offizieren unter Drohungen, daß ſie dem Feind nicht mehr die Spitze bieten würden. Die übrig gebliebenen Mannſchaften der ſchweren Cavallerie, die unter allen Waffengattungen der Franzoſen in der Schlacht vom 6. d. am ärgſten mitgenommen iſt, faſt Alles Männer aus dem Elſaß, haben nach der Art eines geſchlagenen Söldnerheeres den Verband mit der Armee ſelbſtwillig gelöſt, entſchloſſen, wenn es ihnen gelingt, in ihre Heimathsorte zurückzukehren.

Petersbach, 10. Auguſt Abends.

(Schilderung deſſelben Marſchtages aus anderer Feder.)

Heut um 10 Uhr Morgens brach das Hauptquartier der III. Armee zu einem längeren Tagesmarſch auf. Wir avanciren in täglich beſchleunigtem Tempo. Heut gilt es, den höchſten Grat der Vogeſen zu überſchreiten. Es circuliren Gerüchte von gewiſſen möglichen Gefahren, mit denen uns die »freien Schützen-Compagnieen« in dieſen Waldbergen und engen gefährlichen Defiléen bedrohen könnten, trotzdem die Waldungen ringsum hinreichend abgeſucht ſind, um jede ernſtere Befürchtung zu verbannen. Nach der Ulanen-Schwadron vom 1. Weſtpreußiſchen Regiment, welche eine Strecke voraus an des Zuges Spitze reitet, folgt, unter dreier berittenen Offiziere Führung, ein halbes Bataillon Infanterie, dann der Kronprinz und die Fürſten, Generale, Ordonnanz-Offiziere des Hauptquartiers, hinter ihnen die lange Reihe

---

entfernte. Man ging deshalb ſofort zur Cernirung über. Von da an war ein merkwürdiger Zuſtand; ſowohl oben als unten lag man auf der Lauer, und wo ſich ein Körpertheil zeigte, fielen Schüſſe. Die Franzoſen kannten die Entfernung ganz genau und legten auf der Mauer auf. Aber auch unſere Kugeln trafen auf 300 bis 400 Schritt durch die Schießſcharten manchen Franzoſen. Nachdem die über uns wegziſchenden Granaten die Feſte in Brand geſteckt hatten, hörte man das Schreien von Frauen, Kindern und Verwundeten. Unſer Oberſt-Lieutenant v. Steiger vom 1. Jäger-Bataillon wurde tödtlich getroffen. Bis zum Einbruch der Dämmerung ging es in gleicher Weiſe fort. Die Feſtung brannte lichterloh; da plötzlich wehte die weiße Fahne auf den Zinnen, und ſofort wurden Offiziere abgeſandt, welche die Capitulation entgegennahmen. Noch in der Nacht kam ein Theil der Verwundeten herab. Ohne Arzt lagen dieſelben oben, theilweiſe ſchon bei Wörth verwundet. Am folgenden Tage (10.) zogen wir mit klingendem Spiele ein und überzeugten uns von der Feſtigkeit des Orts. Todte und Trümmer, Blutlachen und Waffen, Alles lag bunt durcheinander, und oft konnte man ſehen, wie unſere Schüſſe, über die man unten geſtritten, oben gewirkt hatten.«

der Reitknechte und Soldaten mit den Handpferden, die zweite Hälfte des Infanterie-Bataillons und dann erſt die Wagen. An den Seiten der Dorfſtraße von Obermottern ſtehen die ſchönſten maleriſcheſten Weiber- und Kindergruppen, wie ſie Marchall ſo treulich und liebenswürdig zu malen verſteht. Geſtalten, oft von reizender naiver Anmuth in der Tracht wie in der Stellung. Sie warten geſpannt der Ankunft des Kronprinzen. Er wird ihnen ſicher gefallen, dieſer Heerführer Süddeutſchlands, den ſeine Soldaten ſchon heut als den künftigen »deutſchen König« grüßen. Wie er an der Spitze ſeines Gefolges daherreitet, erſcheint ſeine mächtige, blonde, jugendliche Mannesgeſtalt in ihrer reinen blühenden Geſundheit und Lebensfülle, wie eine Incarnation all jener ächt germaniſchen Volkstugenden, welche eben jetzt ihre ganze Wucht, ihren Werth und ihre Superiorität Frankreich und ſeiner romaniſchen Race gegenüber Jedem verſtändlich erwieſen haben.

Wieder fahren, mich wieder in den Wagen pferchen, erſcheint mir an dieſem friſch wehenden, verhüllten, erquickenden Morgen als eine wahre Sünde. Ich wandle in ſcharfem Gleichſchritt neben der Reitercolonne dahin, und bin dadurch in der glücklichen Lage, ſowohl deren intereſſante Einzel- und Geſammterſcheinungen nach Belieben in der Bewegung ſtudiren, wie die mit jedem Schritt vorwärts ſich immer reicher entwickelnde, landſchaftliche Schönheit dieſes Waldgebirges beſſer genießen zu können. Nichts Traulicheres, als die Dörfer an den öſtlichen Abhängen, in der buſchigen Umfriedigung ihrer Gärten halb verſteckt. Ihr Landſchaftscharakter iſt uns ſo vertraut, die Namen, ihrer Bewohner Geſichtstypus und Sprache iſt noch immer, nach zwei Jahrhunderten der prinzipiellen Unterdrückung und Verfälſchung des deutſchen Elements, der ächt deutſche. Man glaubt ſich kaum aus dem badiſchen Land herausgekommen. Und alle Dragonaden und ſonſtigen frommen Bemühungen des großen Ludwig haben dieſes Volk nicht um die proteſtantiſche Seele zu betrügen vermocht. In jedem Dorf, das wir paſſirten, neben der ſchön und ſtattlich gebauten, wohl erhaltenen Kirche, das vom Weinlaub beſchattete trauliche Pfarrhaus, das zum würdigſten Schauplatz jeder Luiſen-, Wakefield- oder Byron-Idylle dienen könnte. Trotz der hier bereits durchmarſchirten Truppenmaſſen iſt noch nicht aller Nahrungsbeſtand ſo heuſchreckenhaft aufgezehrt wie um Sulz und Wörth. Wo man um einen Tropfen Waſſer bittet, bringt man uns willig guten reinen Wein und weißes Brod, und die Annahme der Bezahlung wird freundlich und entſchieden verweigert.

Nach anderthalbſtündigem Marſch hinter dem großen Flecken Weitersweiler ſteigt der Weg immer ſteiler zu den Waldbergen hinan. Die eine Seite der Straße wird unausgeſetzt von langſam vorrückenden Colonnen, von Proviant- und Sanitätswagen beſetzt gehalten, und die an der ganzen

Länge des Zuges auf- und abſprengenden Armee-Gensd'armen haben ein hartes Stück Arbeit, jedes Ausbrechen aus der Linie abzuhalten. Ueber die Wieſen und Stoppelfelder jenſeits der Chauſſeegräben treiben einzelne Musketiere, zu Rinderhirten verwandelt, die requirirten Ochſen und Kälber, welche ſehr geringe deutſche Sympathieen zu bekunden ſcheinen, bergaufwärts der Armee nach. Die ſchweren, mit Sechſen beſpannten Wagen der Feldtelegraphie raſſeln voran, während mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Präciſion auch hier wieder die dazu gehörigen Pioniere, — die kurze Flinte am Riemen über den Rücken, den wuchtigen Holzhammer in der Fauſt — zur Seite des Weges ihre leichten Stangen im Boden befeſtigen, und die Drähte von einer Spitze zur andern ziehen. Trotz aller ſtrengen und achtſamen Bewachung ſcheint ihre Arbeit doch oft genug von heimlichen Feinden auf der weiten Strecke bis zur Grenze zu einer vergeblichen gemacht zu werden. Die Drähte müſſen hie und da immer wieder zerſchnitten worden ſein, denn der Kronprinz hat bis heut noch keine Antwort von Berlin auf das Siegestelegramm von Wörth erhalten.

In dichtem Buchenwalde, auf der Höhe, wurde an einer Lichtung Halt gemacht und ringsum die Poſten ausgeſtellt. Die ganze glänzende Geſellſchaft des Obercommandos der III. Armee ſtieg von den Pferden, und lagerte auf der Erde. Die Feldflaſchen kreiſten, man brach und theilte gut kameradſchaftlich das Brod. Die Unterhaltung kam noch einmal auf den geſtrigen Fang. Im Beſitz mancher charakteriſtiſchen, ſchriftlichen und literariſchen Dokumente deſſelben, wie ich es war, gelang es mir unſchwer, die muntere Stimmung Aller zur herzlichſten Heiterkeit zu ſteigern. Beſonders die neueſten Nummern unſeres alten Freundes »Figaro« (vor den letzten Siegen), welche ich dort oben dem Verbranntwerden entriſſen hatte, waren auf's Glücklichſte dazu geeignet. Da waren jene trefflichen Leitartikel, in denen klärlich die Unvermeidlichkeit des franzöſiſchen Sieges über die Preußen, der Sieg der Armee »de jeunes héros« über die pauvres bourgeois de quarante ans, ausgeſprochen und als Zweck des Krieges die »tour du monde« hingeſtellt wurde »pour établir enfin pour toujours la règne de l'honneur, de la justice et — le désarmement«. Und dann die Theaterberichte! Die »primeurs« der dort allabendlich erklingenden Heldenpoeſien! z. B. Nadaud's »Française«:

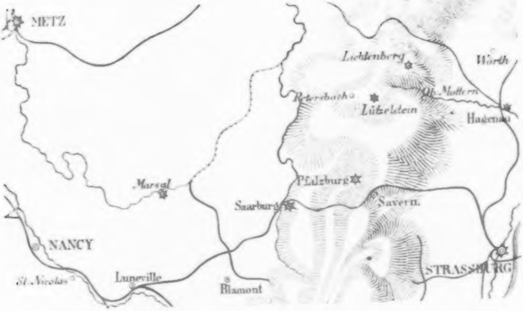
Le monde aspirait au repos,
Il croyait enfin terminées
Les étapes des vieux drapeaux
Et des nations acharnées . . .
Voici qu'un cri parti du Nord
Met à néant notre espérance:
La Prusse veut tenter le sort,
Malheur à qui brave la France.

Nous sommes les fils des héros;
Nous avons la fibre et la moelle,
Soldats, officiers, généraux,
Nous naissons avec un étoile.
Ici tout le monde a vingt ans;
On sait endurer la souffrance,
Nos automnes sont des printemps,
Malheur à qui brave la France!

Croyez vous donc, qu'on soit jaloux
D'aller s'implanter où vous êtes?
Nous sommes assez bien chez nous,
Pour ne plus vouloir de conquêtes.
Nous vous laisserons votre Rhin;
Son vin est trop fade et trop rance,
Vous en boirez, vieux Souverains!
Malheur à qui brave la France.

Nach einer halben Stunde ſchon, während welcher wir felſige Engen paſſirt hatten, deren Nichtvertheidigung beſſer und ſchlagender als Alles den Zuſtand der Auflöſung bei unſeren Gegnern documentirte, hörte der Wald zur Linken auf, und ließ den Blick frei über entzückend ſchöne Waldwieſenthäler in der Tiefe zur Linken und weit, weit jenſeits der buchenbedeckten Höhen, welche dieſelben umhegen, auf die fernen blauen Berge des badiſchen Schwarzwaldes, von denen ich ehedem an ſo manchem Auguſttag zu dieſen Vogeſen herübergeblickt habe, ohne daß mir je die Ahnungsſtimme geſagt, daß und unter welch wunderbaren Umſtänden ich ſie betreten würde. Und drüben gerade vor uns, auf der höchſten Höhe des Gebirgs, das köſtlich maleriſche alte Städtchen mit ſeinen grauen Feſtungsmauern und Baſtionen, von denen nun die preußiſche Fahne im Regenwinde flattert, das ſich ſo keck auf der Klippe über der grünen Tiefe erhebt, Lützelburg.

Ich erfahre erſt hier im Weitermarſchiren, auf welchem Ehrenplatz ich mich befinde. Der Kronprinz hatte nach dem Tage von Wörth meine freundlichen Begleiter dankend umarmt und geküßt. Und ihrem Bataillon (vom 58.) wurde zum Lohn die ehrende Auszeichnung, zur Escorte des Heerführers der Südarmee auf dem gefürchteten Marſche durch die Vogeſen zu dienen, und des ganzen Zuges Spitze zu führen. Lieutenant Lau lieh mir ein Pferd; und ſo ritt ich vor ihnen dahin im vollen Genuß des humoriſtiſchen Behagens, perſönlich, ſtatt »der Armee des Kronprinzen zu folgen«, auf dieſem weltgeſchichtlich denkwürdigen Vogeſenzug deſſelben, buchſtäblich die Tête des Ganzen gehalten zu haben. Als wir hier in dem großen hübſchen Flecken Petersbach, ſchon auf der weſtlichen Abdachung des Gebirges, angelangt waren, unſer Bataillon ſich am Rande der Straße rangirt hatte, und wir uns gegenüber aufgeſtellt hatten, um den Kronprinzen mit ſeinem



Gefolge an der Front vorüber zum Quartier reiten zu laſſen, gab es einen gut militairiſchen Wechſelgruß zwiſchen Ihm und mir, deſſen Art mir am Beſten bewies, wie freundlich mein eigenes Amüſement an der Situation vom Feldherrn getheilt wurde.

Hier iſt gut ſein. Alles deutſch und proteſtantiſch.

Den Baiern muß bei ihrem Durchzuge ſüdlich, wahrſcheinlich nördlich von uns, Pfalzburg einige Hinderniſſe bereitet haben. Eben jetzt, um 10 Uhr Abends, ſehen wir in jener Richtung über den fernen Wäldern immer wieder den Feuerſchein der Brandraketen aufzucken.

Im Uebrigen ſtrömt es vom Himmel hernieder, ſo daß man doch fürchten muß, es wird zu viel von unſerem alten und — neuen Bundesgenoſſen von Katzbach und Großbeeren, von Sadowa und Weißenburg her.

Hauptquartier Petersbach, 13. Auguſt, Morgens 5 Uhr.

Zwei Tage, ſtatt des beabſichtigten einen, haben wir hier im Quartier gelegen und Raſt gehalten. Erſt heut um ½8 Uhr ſetzt ſich das Hauptquartier der III. Armee wieder in Bewegung zu einem langen Tagesmarſch, der bis Saarburg an der Saar ausgedehnt werden ſoll. Man konnte während dieſer ſtillen Tage gänzlich vergeſſen, was uns hierher geführt; hätte man nicht dann und wann ein Stück Vieh nach dem andern aus den Ställen der armen Einwohner zum Schlachten an der Landſtraße treiben ſehen, und das jammervolle Weinen der Frauen, das Bitten und Klagen in ihrem ſchon an ſich ſo rührenden allemanniſchen Dialekt mit anhören müſſen, denen ihr einziges Gut, das ihnen noch geblieben, von deſſen Milch vielleicht allein das kranke kleine Kind noch leben kann, aus dem Stall geführt wird, geführt werden muß. Denn, man mag noch ſo human empfinden und von der Möglichkeit »humaner Kriegführung« träumen: über die unerbittliche Nothwendigkeit, daß der Soldat genährt ſein muß, hilft nichts hinweg, und das ausgebildetſte Transportſyſtem, das in entlegenem Feindesland den Truppen Proviant nachführt, kann nicht das Syſtem der Requiſitionen überflüſſig machen. Aber ich geſtehe, daß mir der Anblick des Schlachtfeldes nicht halb die innere Pein und Qual verurſacht, wie das Zeuge-ſein bei dieſen Scenen, ohne die geringſte Möglichkeit, Hülfe zu leiſten oder eine Milderung herbeizuführen. Das Schickſal bewahre uns vor einem Rückzug! Durch dieſe Landſtriche noch einmal, und mit einer geſchlagenen Armee paſſiren, müßte entſetzlich ſein, und das gräßliche Scheuſal des Hungers würde ſeine Opfer zu Tauſenden verzehren.

Und dabei iſt die Landſchaft ſo anmuthvoll; die Buchenwälder auf den Bergen und in den Thälern, vor und unter uns, ſo friſch und üppig im ſaftigen Grün, dem ſich noch kein welkes Blatt beimiſcht, die Fernen ſo zart duftig, die Sonnenuntergänge nach den regneriſchen Tagen hinter den mächtigen geballten Wolkenmaſſen ſo prachtvoll, — daß dort in der ſüdlichen Ferne immer wieder Rauchſäulen aufſteigen, und ſich über die eine Stelle herwälzen, an der man ſich Pfalzburg liegend denken kann, muß uns dabei nur nicht ſtören. — Uebrigens ſcheint es nicht, daß man in der angefangenen Art mit dem kleinen feſten Reſt fertig werden wird. Unſere Feldgeſchütze können es ſtellenweis in Brand ſchießen; aber zu einer wirklichen bezwingenden Beſchießung bedürfte es ſchwererer Poſitionsgeſchütze, die erſt herbeigeſchafft werden müßten, wie man ſie in dieſem Augenblick für und um Straßburg aufpflanzt. Es iſt daſſelbe, wie mit Bitſch. Man wird ſich begnügen, beide Feſtungen beobachten und damit unſchädlich für die Armee machen zu laſſen. Aber man behält doch immer das Gefühl eines kleinen Splitters im Fleiſch. Den großen Weg der Armee freilich aufzuhalten oder zu geniren vermögen ſie nicht.

Geſtern langte auch, zuſammen mit den Proviant- und Munitions-Colonnen, unſer Gepäck an, das wir ſeit dem Tage von Wörth nicht geſehen hatten. Schmerzlich war bei dieſer allgemeinen Koffer-Unterſuchung die Eröffnung der vielen, den gefallenen Kameraden gehörigen. Man konnte ſich einer tieferen Rührung nicht erwehren, und die Cigarren daraus nicht anders als mit »einem heiteren, einem naſſen Aug'« in die eigenen Taſchen ſtecken.

Alle Nachrichten, die im Laufe dieſer beiden Tage eingegangen ſind, ſcheinen nur danach angethan, die heitere, ſichere Ruhe, die im Oberkommando herrſcht, zu beſtärken. Von der neuen Einſtudirung des Stücks von 1792, von der Energie der revolutionairen Leidenſchaften und den praktiſchen Erfolgen des lever en masse hält man ſehr wenig. Was damals bitterer, blutiger Ernſt, iſt heute theatraliſches Echauffement.

Es iſt wie mit der Marſeillaiſe. Seit ſie mit Allerhöchſter Bewilligung von Thereſa und anderen Comödianten geſungen wird, hat ſie ihre »Redouten nehmende«, Heere bezwingende Macht verloren — iſt Theaterpuff geworden. So war es ein bitterer Hohn, aber nicht unverdient, als geſtern der Kronprinz wünſchte, die Kapelle der 58er möge Abends zur Tafel — die Marſeillaiſe ſpielen. Der arme Dirigent war freilich zunächſt in Verzweiflung: er kannte die Hymne Rouget de l'Jsle's nicht. Hauptmann Wernecke wußte indeſſen Rath. Er pfiff ſie ihm ſo lange vor, bis er ſie zu kennen glaubte. Und in wenig Stunden war ſie geſetzt, die Stimmen ausgeſchrieben, einſtudirt, und Abends 8 Uhr, als wir Alle um den Kronprinzen verſammelt vor der Thür des Hauptquartiers ſtanden, erſchallten die mächtigen, wohlbekannten Klänge des »Allons enfans de la patrie« vom preußiſchen Orcheſter geſpielt, durch die Gaſſen des franzöſiſchen Dorfes, und die kleinen blaublouſigen Jungen hielten munter die Noten dazu! Nur mit dem Mollſatz war Herr Müller nicht zu Stande gekommen, oder war es Höflichkeit, uns das: »entendez vous, dans nos campagnes mugir ces féroces soldats« nicht hören laſſen zu wollen? Denn das ſind wir ja ſelbſt, wenn wir auch wirklich nicht daran denken, dans vos bras égorger vos fils et vos compagnes.

Saarburg, 13. Auguſt Abends.

Die Colonnen und die Bivouacs am Wege, das waren auch heute wieder die ſprechendſten Zeugen des Krieges. Der Ritt des Hauptquartiers an ſich glich mehr einer luſtigen Promenade, einem Ritt zur Jagd durch Wälder und Wieſen, über Thal und Höhen. Zwei Meilen lang ging es im Schritt hinter der vorausmarſchirenden 2 Compagnie des 1. Bataillons der geleitenden 58er her. Nachdem ſich in Ottweiler beide getrennt logirt geweſenen Partieen des Hauptquartiers wieder vereinigt, ging es durch ſchöne deutſche, in Gärten und Gebüſch ganz verborgene Dörfer, durch kleine Wäldchen über freiere Berg-Plateaus, von denen man rückwärts die Vogeſenkette, Höhen hinter Höhen, bereits im Duft der Ferne ausgebreitet ſah. Mit der glänzenden Cavalcade des Hauptquartiers dahinreitend, gelangte ich in die Nähe eines unterſetzten breitſchultrigen Herrn in grauem Touriſtencoſtüm, den ich bald als meinen alten Reiſegefährten vom Nil, den großen Times-Correſpondenten Mr. Ruſſel erkannte; zuletzt noch, Ende Dezember, bei der unvergeßlichen Nachtpartie vom Nil-Ufer aus, wo unſere Dampfer lagen, nach Sakkhara war ich mit ihm zuſammen geweſen. Ein für beide Theile überraſchendes Wiederſehen! Er war urſprünglich für dieſen Krieg dem Königlichen Hauptquartier beigeordnet geweſen; hatte aber noch bald genug geſpürt, wo diesmal die wahre treibende Kraft des Krieges läge, und war mit ſeinem Begleiter, dem jungen Herzog von Sutherland, einer der charakteriſtiſchſten und komiſchſten Britenfiguren, die man ſehen kann, zu uns herüber gekommen; freilich weniger glücklich als ich, zu ſpät für Weißenburg und Wörth. — Der Weg wurde ſelbſt für uns auf Zeiten lang bis zur Unmöglichkeit des Durchkommens geſperrt durch die Wagenzüge, beſonders durch den ungeheuren preußiſchen Pontontrain. Soll er ſchon die Saone überbrücken helfen, die wir heute zu erreichen hoffen?

Zwiſchen den Bäumen eines Kiefern- und Eichenwäldchens wurde das Frühſtücks-Rendezvous gehalten. Dort zuerſt wurde die Nachricht bekannt vom Abtreten des Miniſteriums der »ehrlichen Leute« und dem Eintritt Latour d'Auvergne's ins auswärtige Amt. Wie Graf Solms, der ſeinen Geſandtſchafts-Attaché hier bis zur Unkenntlichkeit in der Offiziers-Uniform verbirgt, behauptet, ſei Jener wenigſtens ein anſtändiger Mann, und habe den Krieg nicht gewünſcht. Wird das einen ſänftigenden Einfluß üben ſollen und können auf die hochgehenden Wogen der franzöſiſchen Volksſtimmung? Wir werden ſehn.

Um die Mitte dieſes Tagesmarſches machte ſich die Veränderung des Charakters der Dörfer und Flecken ziemlich gleichzeitig mit der der geſammten Landſchaft bemerklich. Die Häuſer bekommen jenes kleinſtädtiſche Gepräge, das denen der franzöſiſchen Dörfer eigenthümlich iſt: nüchtern, ohne zu Tage tretendes Balken-Fachwerk, mit hellfarbigem Anſtrich, weißen hölzernen, hier durchweg niedergelaſſenen Jalouſieen vor den Fenſtern, mit flach geneigten Dächern ſtatt der ſteil anſteigenden. Die Dorfſtraßen, an deren Seite vor den Häuſern all das hinaus verlegt und aufgehäuft iſt, was im deutſchen Dorf ſeinen Platz im Hofe hat: die Dünger-, Holz- und Reiſighaufen, die großen Miſtpfützen ꝛc., finden wir hier faſt überall verlaſſen und verödet von den eigentlichen bäuerlichen Bewohnern, deſto dichter und bunter belebt von den bereits darin etablirten, wie von den durchziehenden deutſchen Truppen. In der Landſchaft treten die Wälder und Wäldchen mehr zurück; ſtatt ihrer weite, jetzt meiſt bereits glücklich abgeerntete Getreidefelder, über Hügel und Flächen hin ausgedehnt, und nach allen Seiten hin durchzogen von unabſehbaren unſäglich langweiligen geraden Pappelchauſſeen, an welchen der ganze untere Theil der Stämme kahl geſchoren iſt, ſo daß ſie wie grüne Strauchbeſen in die Luft ſtarren. Dem Kronprinzen ſchien es endlich etwas zu ennuyant zu werden, in der bisherigen Weiſe permanent im Schritt hinter ſeiner Ehrenwache her zu reiten. Er commandirte plötzlich: Trab, und an der Infanterie vorbei, nur die Ulanen voraus, ſetzte ſich die ganze Reitergeſellſchaft des Hauptquartiers in ſchärfſte Bewegung. Aus dem Trabe wurde Galopp und, bald auf gerader Landſtraße, bald, wo dieſe eine Biegung machte, die Ecken abſchneidend, über Wieſen und Felder jagten wir in einem fröhlichen Sturm dahin.

Gegen 2 Uhr mochte es ſein, als wir am Ziel dieſes Marſches anlangten und durch das freiſtehende Thor von Saarburg in ſeine Straßen einritten. Ein eigenes Gefühl für einen friedlichen Civilmenſchen wie unſereins, ſo mit den Heerführern unter ſiegreichen Truppen hoch zu Roß in eine eroberte Stadt zu rücken! Es dauerte in den vom Wagengedränge ganz verſtopften Gaſſen lange, bis es möglich wurde, uns nach unſeren Quartieren umzuſehen. Alle Läden und alle Fenſter waren geſchloſſen. Jeder Boutiquier ſcheint ſich die Deutſchen ziemlich ähnlich, wenn auch mit weniger Recht, wie wir uns die Turcos, vorgeſtellt zu haben, und all ſein Hab und Gut und ſeine Waarenlager, von denen er hier vieles vortrefflich und gegen baar an den Mann bringen könnte, hinter Schloß und Riegel oder hinter der beſtimmten Betheuerung, daß nichts, »rien de tout«, mehr vorhanden ſei, verbergen zu wollen. Den armen müden, hungrigen und bedürftigen Burſchen wird die Tugend der Enthaltſamkeit von jeder Gewalt wirklich etwas zu ſchwer und ſauer gemacht. Glücklicherweiſe hat Saarburg ein paar Hotels; eins ſogar, das den vielverheißenden Namen »de l'abondance« führt. Und in dieſen Hotels wenigſtens gute Betten und guten, wenn auch theueren Chably und Burgunder, und wenn auch kein Brod mehr, ſo doch ein paar Hühner, quelque morceau de boeuf, und manche Portion ſehr wohlſchmeckenden Katzenragouts aux champignons, das man, wenn man freundliche Illuſionen liebt, auch mit noch beſſerem Appetit, als »Lapin« verzehren mag. An den nie ganz abgeräumten Tafeln ein ungenirtes Durcheinander von Fürſten, Königsſöhnen, Generalen, eleganten Cavalieren, hochberühmten Größen der mediziniſchen Kunſt und Wiſſenſchaft in voller, ſie faſt unkenntlich machender Kriegsrüſtung, ein Kommen und Gehen, Säbelklirren und Gläſerklingen, ein Sprachgewirre von gutem und mehr als gebrochenem Franzöſiſch und Deutſch, ein Sturm auf die von Zeit zu Zeit die Lieferung verweigernde Küche, ein Werben um die Gebeluſt der Wirthin mit Silber und Gold, mit Galanterie und deutſcheſter Grobheit, — das geſehen und gehört ſein will, um es ſich vorzuſtellen. Die Stadt erinnert in ihrer Lage, ihrem äußeren Ausſehen durchaus an viele unſerer heimiſchen Städtchen mit zerfallenen, mittelalterlichen Befeſtigungen, alten Thürmen und Mauern und trockenen Stadtgräben, die nun in Obſt-, Blumen- und Gemüſegärten verwandelt ſind. Die Saar fließt, ein klares und reißendes Berggewäſſer, am Weſtende der Stadt vorbei, von zwei alten Steinbrücken überſpannt, welche unſere galanten Gegner ſo liebenswürdig waren, beim Abzuge nicht zu ſprengen.

Blamont, 14. Auguſt Abends.

Heute früh verließen wir Saarburg. Drinnen auf dem Marktplatze dicht am Ausgangsthor der Stadt ſteht ein großes Gebäude; im Erdgeſchoß ſcheint es eine Markthalle zu ſein; im erſten Stock war es ſonſt Ball- und Concertſaal. Unten wird nun alles Brod und Mehl, das aufgetrieben iſt, zur Vertheilung zuſammengehäuft. Wir traten in das Gebäude ein. Oben iſt ein Lazareth eingerichtet. Eine Menge von Kranken, Franzoſen und Deutſche, liegen, von der Nachmittagsſonne durch die hohen rundbogigen Fenſter effectvoll beſtrahlt, dort friedlich und wohlgepflegt auf ihren Matratzen beieinander. Es ſind keine Verwundeten darunter, meiſt Fußkranke und von Lungenentzündung und ſonſtigen Marſchkrankheiten Ergriffene. Die barmherzigen Schweſtern in Nonnentracht, die Prieſter in langen ſchwarzen Röcken und breiten Hüten ſind hier wie in allen Straßen ſehr zahlreich. Aus dem proteſtantiſchen Elſaß ſind wir heraus. Aus demſelben Weſtthor über die Saarbrücke und an dem verſchloſſenen ſtillen Eiſenbahnhof vorbei, den ich ſonſt wohl in der erſten Morgendämmerung auf dem Wege von Paris nach Baden auf der Linie Nancy-Straßburg in ſo ganz anderen Stimmungen paſſirt hatte, ging es in der Frühe des Morgens vorbei, an der Spitze des Bataillons die Pappel-Chauſſee entlang, die ſich immer ſchnurgerade bergauf und ab vor uns hinzog. Die etwas verhangene, aber ſchwüle Luft des Tages erdröhnte von bald ruckweiſe, bald wie rollender Donner klingenden fernen Detonationen aus ſüdlicher Richtung. Sie künden uns, daß unſere Batterieen um Pfalzburg wieder fleißig an der Arbeit ſind. Man will mit dem Dinge da im Rücken fertig werden.

Wir durchreiten wieder halb verlaſſene ſchweigende Dörfer mit verſchloſſenen Jalouſieen, nun ſämmtlich durchaus franzöſiſch-ſtädtiſchen Ausſehens. Mit Mühe gelingt es, Ställe und Remiſen zu öffnen und die Beſitzer heraus zu pochen, um die immer noch nöthig werdenden Wagen zu requiriren.

Vor St. George kommt uns das viel ſpäter erſt abgerittene Hauptquartier im Galopp nach und vorbeigeſprengt. Auf einer kleinen Höhe, wenig hinter dem Ort, in einem reizenden, von dichten Hecken umhegten, von der Mittagſonne goldig durchblitzten Buchendickicht wird abgeſtiegen und Rendezvous gehalten, ein Bild, um deſſen Anblick und vollen Genuß mich jeder Maler gründlich beneiden kann, an deſſen Farbenglanz und Reiz aber freilich der Bleiſtift eines einſeitigen Zeichners elendiglich und verzweifelt ſcheitern muß.

Der letzte Reſt des heutigen Wegs, die zwölf Kilometer Pappel-Chauſſee in leiſe gewellter Fläche, in glühender Mittagſonne, müde auf müdem Gaul, zwiſchen reizloſen Stoppelfeldern, an niederen Weinbergen vorüber, durch eine ſcheinbar von jedem Leben verlaſſene Landſchaft, war dennoch dazu angethan, unſere Friſche und Ausdauer auf eine harte Probe zu ſtellen. Endlich um 2 Uhr links auf der Höhe die maleriſche Ruine des von Bernhard von Weimar zerſtörten Schloſſes von Blamont aus dem dichten Kranz der Obſtbäume der ſie umgebenden Gärten aufragend, und vor uns am mäßig geneigten Abhang die große Hauptſtraße der ſaubern hübſchen Landſtadt. Noch iſt Hauptquartier und Mannſchaft von vergeblichen Bemühungen in Anſpruch genommen, die angewieſenen oder etwa ſonſt noch disponiblen Quartiere für Pferde und Menſchen zu ſuchen, was nicht ohne Schwierigkeiten, in Bezug auf erſtere zumal, zu bewerkſtelligen iſt; denn auch hier iſt jede Thür und jeder Fenſterladen in allen Stockwerken verſchloſſen, und der ganze Ort ſieht wie verlaſſen oder ausgeſtorben aus. Allmälig öffnen ſich wohl hie und da Thore und Jalouſieen, die Einwohner ſtecken die Köpfe heraus, und zwiſchen unſern Soldaten und ihren unfreiwilligen Quartiergebern entſpinnen ſich höchſt merkwürdige Unterhaltungen und internationale Verſtändigungsverſuche, die nicht immer zu dem für beide Theile erwünſchten Reſultate führen.

Auf's Gerathewohl an eine Hausthür in der Hauptſtraße pochend, ſehe ich mich von meinem guten Glück gerade an die beſte Stelle geführt. Mich und meine Begleiter empfängt eine liebenswürdige, ächt franzöſiſche Familie, alte, mittlere und junge Damen in weißen Häubchen, mit einem bald ſiebzigjährigen Hausherrn (die jüngern Männer des Hauſes ſind theils verſtorben, theils in der Armee); empfängt uns mit herzlich verbindlicher Gaſtfreundſchaft und Aufmerkſamkeit auf unſere Wünſche und Bedürfniſſe, welche in Feindesland doppelt angenehm und doppelt überraſchend wirkt. Im ſchönen dunkelrothen Wein, von des Hausherrn eigenem Gewächs und Kelter, wird beim trefflich bereiteten Diner manch Glas auf den baldigen Frieden und auf die Brüderlichkeit der Nationen geleert, wozu draußen freilich die unabläſſig durch die Stadt raſſelnden Colonnen eine wenig harmoniſche Muſik machen. Den armen Soldaten wird es in der Mehrzahl nicht ſo gut. Die Verpflegung ſcheint ſchon bei dieſer Escorte viel zu wünſchen übrig zu laſſen, und wie viel mehr erſt bei denen draußen im Felde! Sie müſſen immer wieder ins gewaltſame Requiriren zurückfallen.

Ein endliches Standhalten des Feindes, ein neuer und hoffentlich entſcheidender Kampf iſt das, was wir am meiſten zu erſehnen haben. Auch die Natur unſerer Soldaten kann dieſe Gewaltmärſche wie bisher mit ſchlechter, ungenügender Nahrung nicht mehr ertragen. Und jeder Pflaumenbaum, jeder Weinſtock und jeder trübe Brunnen am Wege mehrt die dringende Gefahr.

Außer ſeiner ſchön gelegenen Ruine in großen gepflegten Gärten, mit herrlicher Ausſicht über die weite Hügellandſchaft, hat Blamont in ſeiner erſt etwa 14 Jahre alten, conſequent und ſolide in grauröthlichem Sandſtein, in den Formen frühgothiſcher Kunſt ausgeführten, zweithürmigen, dreiſchiffigen Mauritiuskirche eine anſtändige Sehenswürdigkeit. Aber es iſt nicht Zeit mehr, noch von ihr und von den Stunden in dieſem Städtchen an der Vezouze zu erzählen.

Es geht weiter zum langen Marſch, und ich ſchließe Brief und Mappe.

Lüneville, 16. Auguſt Morgens.

Nah an vier Meilen ging es geſtern unter klarem, ſonnenheißen Himmel in beſchleunigterem Tempo, als an einem der früheren Tage, durch eine durch maleriſche Reize wenig erfreuende, immer ebener werdende Landſchaft, immer auf der gewohnten Beſenchauſſee vorwärts. Ueberall an beiden Seiten die Spuren der Bivouacs. Die ganze Truppenmaſſe der III. Armee iſt bereits voraus, unaufhaltſam der Moſel zu, welche ſie in dieſem Augenblick ebenſo wie die der andern Beiden erreicht haben muß, um hoffentlich baldigſt wieder ihre Kraft am enteilenden Gegner zu meſſen. Unterwegs erzählt mir Ruſſel, der geſtern deshalb einen Ritt von vierunddreißig engliſchen Meilen gemacht, viel Intereſſantes von der Beſchießung von Pfalzburg, die er mit angeſehen. Der Ort brenne, aber der Commandant wolle nicht capituliren, und erwidere unſer Feuer mit nachdrücklicher Energie. Dagegen iſt es ſicher, daß ſich der andere nördlichere befeſtigte Punkt, Marſal, vorgeſtern ergeben hat.*)

---

*) Feſtung Marſal, unter Befehl des Commandanten Leroy, capitulirte am 14. Auguſt. Bereits am 13. Abends ließ der General v. Hartmann, Commandeur des 2. baieriſchen Corps, 3 Bataillone und 1 Chevauxlegers-Regiment bis in die Nähe von Marſal vorrücken, um die bereits vor der Feſtung ſtehenden Abtheilungen der preußiſchen 4. Cavallerie-Diviſion abzulöſen. Am 14. früh ſetzten ſich, zur Verſtärkung der vorgenannten baieriſchen Truppenabtheilungen, die Ulanen-Brigade des Corps und die Artillerie-Reſerve-Abtheilung gegen Marſal in Marſch. In der Nähe des Platzes angelangt, ließ General v. Hartmann 1 Ulanen-Regiment und 4 Batterieen auf die Höhe ſüdlich und 1 Ulanen-Regiment und 3 Batterieen auf die Höhe nördlich von Marſal rücken. Nachdem auf dieſe Weiſe alle Einleitungen zur Beſchießung getroffen waren, ſchickte der General folgende ſchriftliche Aufforderung an den Commandanten: »Mr. le Commandant! Je vous annonce que l'armée française a abandonné la ligne de la Moselle et est en retraite sur Paris. Tout résistance de Marsal est donc maintenant sans but. Je suis devant la forteresse avec 40,000 hommes

Die Ortſchaften, durch die wir heut ziehen, und die Menſchen vor den Thüren der Häuſer, widerlegen am Beſten die Meinung der Patrioten, welche auch Lothringen noch für deutſches Erbe anſprechen wollen. Der Winkel der Dachfirſte iſt ſo ſtumpf geworden, daß man glauben kann, norditalieniſche Städte zu betreten. Daran, daß es Dörfer ſind, erinnern nur die Düngerhaufen vor den Häuſern nach der Straße zu. Letztere ſind nicht von einander getrennt, nicht einzeln von Garten oder Hof umhegt, ſondern wie in einer ſtädtiſchen Gaſſe ſtößt eins unmittelbar an's andere. Aber wiederum nicht in grader Flucht die Straße entlang, ſondern in ſchrägem Winkel gegen deren Richtung von ihr abweichend, und jedes folgende Haus immer mit ſeiner erſten Ecke weit über die Front des vorhergehenden vorſpringend. Die flach geneigten Ziegeldächer treten ungemein weit über die Facade (gar nicht am Giebel) hinaus und werfen breite, tiefe Schatten über die hellabgeputzten Wandflächen, mit den durchweg geſchloſſenen weißen Holzjalouſieen vor den Fenſtern, die Weiber ſämmtlich in weißen Häubchen, die Mehrzahl in ſchwarzen Kleidern mit blauen Schürzen, die Männer in blauer Blouſe, Holzſchuhe an den Füßen — es iſt das ächte unvermiſchte Frankreich.

Lüneville, unſeligen Andenkens vom Frieden von 1801 her, einſt die Reſidenz des guten armen Stanislaus Leſczynski in Ludwigs XV. Tagen, von den Habsburgern mit der Provinz Lothringen gegen Toscana verſchachert, hat an langweiliger Gradlinigkeit manches Aehnliche mit Mannheim und ſeinen quadratiſchen Häuſerkäſten. Aus ihrem Einerlei ragt um ſo auffälliger die verſchrobenſte und verzopfteſte Ausgeburt des ins Rococo übergehenden Jeſuitenſtyls, die Hauptkirche, hinter dem Schloß hervor. Alle Läden, Thüren, Jalouſieen natürlich auch hier wieder verſchloſſen, alles Leben, mit Ausnahme des deutſch-ſoldatiſchen, auch hier wieder verſchwunden; trotz der Affichen des Maires, welcher die Bevölkerung beſchwört, ihre

---

et 60 pièces en position et je vous somme de vous rendre prisonniers de guerre, les officiers gardant arme et bagages, les soldats leur bagage. Je vous déclare en même temps que si par une résistance frivole vous me forcez de bombarder la ville et de la prendre d'assaut, je ferai passer toute la garnison au fil de l'épée. Le Général Commandant le 2ième Corps bavarois Hartmann.« Während der Parlamentair noch in der Feſtung war, begann eine der Süd-Batterieen, offenbar in Folge eines Mißverſtändniſſes, ihr Feuer und warf 21 Granaten nach Marſal hinein. Der Parlamentair, ſelbſt überraſcht, gab auf der Stelle die Erklärung, daß ein Irrthum vorliegen müſſe, eine Erklärung, mit der ſich Commandant Leroy auch begnügte. Gleicherzeit aber hatten dieſe Schüſſe die Bewohner des Ortes derartig erſchreckt, daß ſie auf den Commandanten einen Druck auszuüben und den Entſchluß zu capituliren zu beſchleunigen begannen. Der Parlamentair brachte die Antwort zurück: »Le commandant de place rendra la ville aux conditions qui lui sont imposé. La garnison sortira de la place avec les honneurs de la guerre et les hommes de troupes deposeront leurs armes sur les glacis.« So ergab ſich Marſal. Einige hundert Mann vom 60. Linien-Regiment (darunter 16 Offiziere), 61 metallene Geſchütze und reichliche Vorräthe fielen in unſere Hände.

Arbeiten und Geſchäfte wieder auf‑, und den Thaler mit 3 Francs 75 Centimes anzunehmen. Dabei aber ideale Quartiere, verbindliche Aufnahme, wahrhaft luxuriöſe Verpflegung, ſchöne, weite Zimmer, und hinter den Wohnungen große, mit aller Sorgfalt cultivirte Gärten. Obſt‑ und Blumencultur ſcheint auf einer hohen Stufe zu ſtehen; die Beſitzer haben ſo recht nach der Art unſerer provinzialſtädtiſchen Gartenfreunde jedes Spalier und jedes Beet, mit perſönlicher Vaterliebe hätſchelnd, zu lachenden lebendigen Schmuckkäſtchen gemacht. In ſchattiger Laube ſitzend, umfächelt vom lauen und friſchen Wehen des klaren, ſonnigen Auguſtnachmittags, hält es ſchwer, ſich zurückzurufen, was uns hierher geführt, daß dies keine heitere Sommerreiſe durch das ſchöne Frankreich, ſondern blutig böſer, bitterer Ernſt ſei, und dieſe ſelbe Sonne eben jetzt wenige Meilen von uns wieder ein leichenbeſätes Feld und das Toſen des wüthenden Kampfes beſtrahle. Daß dem ſo ſei, erfuhren wir noch am Abend in einer glücklich entdeckten Bierkneipe, welche nie zuvor eine ähnliche Geſellſchaft, wie die geſtrige, bei den Seideln um ihre Tiſche gruppirt geſehen hat, und nie wieder ſehen wird: ein halbes Dutzend deutſche Fürſten und Prinzen, Feldherren und Offiziere, vermengt mit guten Bürgern und beſtäubten blaublouſigen Arbeitern von Lüneville. Steinmetz habe den ganzen Tag ein heftiges Gefecht in der Nähe von Metz geführt, das mit ſeinem Siege geendet. Aber von welchen Folgen? Noch wiſſen wir's nicht. Jedenfalls aber eine ſchöne Feier des diesjährigen Napoleonstages.

Nancy, 17. Auguſt Morgens.

Seit geſtern ſind wir in Nancy, in der ſchönen Hauptſtadt Lothringens. Vor einer Stunde weckte mich das Raſſeln der baieriſchen Trommeln und die Signale baieriſcher Trompeter. Im Traum die Bilder fortſpinnend, welche die geſtern bis tief in die Nacht geführten Geſpräche erweckten, fährt man aus dem Schlaf auf, in der Meinung, es ginge direkt in das Gefecht. Aber es war eben eine Täuſchung. Das Hauptquartier der III. Armee bleibt höchſt wahrſcheinlich noch dieſen ganzen Tag in der ſchönen Hauptſtadt Lothringens, und ob das Eingreifen des Kronprinzen in die Kämpfe zwiſchen Metz und Verdun möglich und nöthig ſein wird, iſt in dieſem Augenblicke noch nicht entſchieden, wenigſtens uns noch nicht bekannt.

Erſt ſeit dem geſtrigen Auszug aus Lüneville iſt es uns wieder ganz zum Bewußtſein oder doch zur ſinnlichen Anſchauung gekommen, daß wir uns im Kriege befinden, und nicht auf einer intereſſanten Sommerreiſe durch Frankreich, mit hübſchen Tagesmärſchen und guten Nachtquartieren. Noch am

Abend vor dem Ausmarſch, als unſer liebenswürdiger Quartiergeber, der Maire der Stadt ſelbſt, uns vom »literariſch-artiſtiſchen Hauptquartier« ein mit den gebräuchlichen Toaſten à la paix! und dem erleſenſten Chambertin gewürztes Diner gab, hätten wir dieſe »ſchöne Zeit, wann endlich der Soldat ins Leben heimkehrt«, bereits gekommen wähnen können. Am Morgen aber verſperrten wieder die baieriſchen Artillerieparks und der Marſch einer ganzen Infanterie-Diviſion derſelben Alliirten mit ihrem ungeheuren Train bereits am Schloß des Stanislaus unſere Weiterfahrt: die ganze Maſſe wälzte ſich nordweſtlich weiter auf Nancy zu.

Die Landſchaft nimmt hier bald wieder einen gewandelten Charakter an. Die Hügel, wo ſie nicht von Weinpflanzungen bedeckt ſind, zeigen ſich mit dichten kleinen Waldungen geſchmückt. Statt der kahlen Felder wieder viel umbuſchte Wieſen, Hecken, Gärten; Alles munterer, üppiger, mannigfaltiger, als die Gegend, durch welche die letzten Tagesmärſche führten. Und das Schönſte: ſtatt der troſtloſen Pappelchauſſeen — Landſtraßen von prächtigen, volllaubigen Linden und Rüſtern beſchattet. Von der Höhe einer ſolchen Straße wird aus der Mitte einer weiten, anmuthigen Thalebene das Thurmpaar eines hohen Münſters zwiſchen zahlreichen Fabrikſchornſteinen ſichtbar. Wir glauben Anfangs bereits Nancy vor uns zu haben; es iſt aber St. Nikolas mit ſeinem ſchönen ſpätgothiſchen Dom (14. u. 15. Jahrhundert), eine große wohlgehaltene Landſtadt, in welcher jedes Haus, vom Keller bis zum Boden, von einquartierten Baiern beſetzt ſcheint. Draußen noch im heißen Sand am Wege und auf den dürren Stoppelfeldern lag, ausruhend vom Marſch, ein würtembergiſches Infanterie-Regiment, die Einzelnen hingeworfen, Viele ſchlafend in Stellungen, welche nur die tödtliche Müdigkeit begreiflich macht; übrigens unter allen deutſchen Fußtruppen die am meiſten maleriſchen, was ihre Adjuſtirung in Schnitt und Farbe und ihre faſt franzöſiſch »chic-volle« Haltung betrifft. Andere würtembergiſche Truppen begleiteten uns marſchirend weiter auf dem übrigen Wege jenſeits St. Nikolas, wo man zur rechten Seite die Meurthe in der Tiefe des Thals dahinfließen, und nach einer halben Stunde in der Ferne die Thürme von Nancy aufragen ſieht, während die Stadt ſelbſt ſich noch hinter ihrem großen »Altona« — Laneuveville verbirgt. Letztere geht, wie jenes in Hamburg, faſt ohne Trennung in Nancy über. Eine breite ſchnurgrade Straße, welche durch ganz Laneuveville führt, ſetzt ſich jenſeits eines trennenden Thores in derſelben Richtung als Nancy's Hauptſtraße fort. Nur die immer großſtädtiſcher, pariſiſcher werdenden Häuſer, mit den zahlreicheren eleganteren Läden in jedem Erdgeſchoß, und dem breiten Aſphalttrottoir zu beiden Seiten, bekunden, daß wir vom Faubourg in die eigentliche Stadt gelangten.

Auch dort, wie hier, ſind zwar einige Jalouſieen und Schaufenſter geſchloſſen. Aber maſſenhaft ſitzen die Bewohner vor den Thüren, die Weiber faſt ſämmtlich in weißen hängenden Jacken oder Blouſen, und mit weißen Häubchen oder ſchwarzen Netzen auf dem Haar. Mit einem ſchwer zu beſchreibenden Ausdruck, den ich eben ſo auch in den vorher paſſirten Dörfern und Städtchen beobachten konnte, ſehen ſie den durchpaſſirenden Zug und jeden dazu Gehörigen an. Fanatiſchen Grimm oder deutlich ausgeſprochenen finſtern Groll ſah ich nirgends. Es iſt eine eigenthümlich trübe Erregtheit, Neugierde und ſtumpfe oder ſchmerzliche Reſignation gleichzeitig in all dieſen Geſichtern, eine Verwunderung wider Willen dabei, welche den Hohn, auch wo man ſeine Abſicht merkt, nicht recht aufkommen läßt. Die Macht »de ces maudits prussiens« iſt ihnen denn doch zu deutlich ſichtbar und fühlbar geworden.

In Nancy ſelbſt ein ſo dichtes, von Straße zu Straße zunehmendes Volksgedräng, wie bei einem feſtlichen Einzug. Und damit vermengt eine völlige Ueberſchwemmung der Stadt mit baieriſchen Truppen. In der Nähe des Place Stanislas haben die Wagen und Reiter des Hauptquartiers Mühe, die Menſchenmaſſen zu zertheilen. Zeigte ſich die ganze Stadt bereits in allen Theilen, die wir paſſirten, als ein Muſter von freier, ſchöner, geräumiger und ſtattlicher Anlage, ſo erhebt ſich ihr Eindruck hier auf dieſem prachtvollen weiten, von ſchloßartigen Gebäuden im Styl Louis XV. eingefaßten, mit den reichſten und ſchönſten, theilweiſe vergoldeten hohen Gittern im Hochroccocogeſchmack, und der Bronceſtatue des guten dicken Stanislaus gezierten Platze, zu dem eines heitern wahrhaft königlichen Glanzes, deſſen Gepräge die Reſidenzanlagen keiner andern Periode doch in ſo vollem Maße tragen, wie die des 18. Jahrhunderts. — Dem Hauptbau des Hotel de Ville gegenüber, welches den Platz in ſeiner ganzen Breite an der Oſtſeite abſchließt, zwiſchen den dortigen beiden niedrigeren Gebäuden, zu deren Seiten ſich hier und dort vor dem Hintergrund mächtiger Baumgruppen phantaſtiſche Sandſteinfontainen mit Neptuns- und Nymphengruppen erheben, zeigt ſich tiefer zurück ein ſtattliches römiſches Triumphthor, eine ſandſteinerne Ueberſetzung des Conſtantiniſchen Bogens in die Architekturſprache des Roccoco. Ferner jenſeits ſeiner drei Rundbogen der elegante Palaſt, welchen der vielgeliebte Ludwig ſeinem guten, thronloſen Schwiegervater zur behaglichen Reſidenz gab, umgeben von den grünen Maſſen des anſtoßenden Fürſtlichen Parks. Es ſind Architekturen und Perſpektiven, wie ſie kaum eine zweite Provinzial-Hauptſtadt aufzuweiſen haben mag.

Aber vorläufig iſt zu ihrer rechten Würdigung keine Muße. Der ganze Platz ſtrotzt von Infanterie und Cavallerie, von Colonnenwagen, Vieh und Pferden, und man watet im Heu der Campements, das ſeinen Boden bedeckt. Mit meinem hier empfangenen Quartier-Billet ausgerüſtet, ſuche ich mir meine Wohnſtätte bei einem ſehr ehrenwerthen Advokaten des Barreau von Nancy in einer der breiten Hauptſtraßen der Neuſtadt. Die ſtille Würde, der reſignirte edle und tiefe Schmerz, mit dem er die gegenwärtigen Leiden ſeiner Stadt, ſeines Vaterlandes und die eigenen Opfer trägt, iſt rührend. Ueberraſchend und erſchütternd aus ſolchem, im rechten Sinn honetten, ernſten Mannesmunde aber war mir die objective Troſtloſigkeit, mit welcher er von den Zuſtänden Frankreichs und von der gegenwärtigen Generation ſpricht. Tout est pourri et toute cette génération est mûre d'être fauchée. Und daß die germaniſche Race die Miſſion habe, das Schnitteramt zu üben, ſei ihm bereits ſeit manchen Jahren eine ausgemachte Sache. Der Krieg — »c'est une affaire finie. Mais oh ma pauvre France!!«

Uns bleibt der ganze Nachmittag zum Umherſchweifen und Durchmuſtern der ſchönen Stadt. Wie das wohlthuend und wonnig iſt, wenn man ſich lange nur durch Dörfer und kleine Neſter bewegt hat, wieder einmal alle Gaben und Vortheile vor ſich ausgebreitet zu ſehen, welche nur eine bedeutende, zu großer Cultur entwickelte Stadt zu bieten vermag, erkennen wir Alle wieder aufs lebhafteſte. An vielen Cafés und Reſtaurants ſteht zwar der Anſchlag, daß nichts verabreicht werde aus Mangel an Verzehrungsgegenſtänden. Aber andere ſind dafür deſto dichter gefüllt von unſerer militairiſchen Geſellſchaft. Aus den Fenſtern des Café des officiers (ein ſchnell improviſirter Titel) am Place Stanislas erklingt gegen die ſpätere Mittagsſtunde ein übermüthig heitrer Diner-Lärm.

Nancy ſtellt in ſeinen älteren Theilen eine ſelten anderswo gefundene Vereinigung ſchöner mittelalterlicher Renaiſſance- und Roccocoreſte dar. Jenes Palais des Stanislaus hat an der Stelle der dazu niedergeriſſenen Oſtfront den alten Palaſt der Herzoge von Lothringen verdrängt. Die erhalten gebliebene ſüdliche Seite ſeines urſprünglichen Carrés zeigt noch die hohe ernſte Schönheit dieſes dem 14. und 15. Jahrhundert entſtammenden ſpätgothiſchen Baues. Im ganzen Styl, wie in den Details, ob auch weniger reich, erinnert er lebhaft an das Pariſer Hotel Clugny. Der mit Maßwerk und Figuren reich geſchmückte prächtige Giebel über dem ſüdlichen Mittelportal iſt durch Photographieen ſehr bekannt geworden. Es bildet den Eingang zu einem der ſchönſten gothiſchen Kreuzgänge, dem einzig von jenen dreien gebliebenen, welche ehedem den inneren Hof einſchloſſen; nach langer Verwüſtung und Mißachtung (er diente als Stall der Gensd'armerie-Kaſerne) neuerdings in der vollen Reinheit und ſchlichten Würde ſeiner edlen Architektur wieder hergeſtellt. Von ihm aus führt in der weſtlichen Ecke, hinter einem Portal mit flacher, gedrückter Ueberwölbung eine breite, ſteinerne Wendeltreppe, welche die alten Herzöge ſonſt zur Sitzung hinaufzureiten pflegten, zum großen ehemaligen Ständeſaal im erſten Stockwerk, einem langen Saal, den ein hölzernes Tonnengewölbe deckt. Er iſt recht ſinnentſprechend decorirt, und dient nun als Halle für das darin etablirte lothringiſche Muſeum. Von den älteſten galliſchen und römiſchen, auf dieſem klaſſiſchen Boden ausgegrabenen Reliquien, bis zu Callot's Radirungen und Granville's Handzeichnungen, finden ſich darin Produkte der lothringiſchen Kunſtinduſtrie dieſer ganzen Reihe von Jahrhunderten, nebſt vielen hiſtoriſchen Reliquien; das Unbedeutendſte ſind in der Mehrzahl die geſchichtlichen Portraits, das Wichtigſte und Schönſte die großen kunſtvollen Gobelins, welche das Zelt Karls des Kühnen, des hier in der Schlacht bei Nancy geſchlagenen und gefallenen Burgunden bildeten. Selbſt Clugny enthält keine vollendeteren und culturgeſchichtlich intereſſanteren Arazzi als dieſe, welche vielfach auch noch den vollen Farben- und Goldglanz ihres Gewebes bewahrten.

In mehr als einer Hinſicht bedeutend und intereſſant iſt die von der Vollendung wenig mehr entfernte, erſt vor ſechs Jahren begonnene, gothiſche Kirche St. Epvre (einen ſpecifiſch lothringiſchen Heiligen aus dem 4. Jahrhundert, deſſen Kopf man hier verehrend bewahrt), von Morey in Paris erbaut. Iſt es das Material dieſes reinen gelblich-lichtgrauen Sandſteins, die Schönheit der Verhältniſſe, oder die ſtylächte, ſorgliche und meiſterliche Durchführung im Einzelnen, was ſo ſehr beſticht? — Mir erſchien es, als hätte ich unter modernen Werken gothiſcher Kirchenarchitektur nie eines geſehen, das ſich mit dieſem vergleichen ließe. Das Merkwürdige dabei iſt, daß das Ganze der Energie und ausdauernden Begeiſterung eines Mannes ſeine Entſtehung und Durchführung dankt, des Pfarrers Trouillet, eines lebhaften, feurigen und munter gemüthlichen, ſtarken, hochgewachſenen Herrn, welcher alle Mittel und alle mit Erfolg in Bewegung geſetzt hat, um ſeinem Heiligen dieſen ſtolzen Tempel zu ſtiften. Er hat es verſtanden, fremde Herrſcher, Corporationen aller Art bis zu den reichlichſten Geldſpenden dafür zu intereſſiren (der Kaiſer von Oeſterreich hat z. B. 40,000 Francs beigeſteuert), und hat nun die Genugthuung, ſein Kleinod im nächſten Jahre vollendet zu ſehen. Der Krieg ſcheint dem gänzlich von ſeiner Idee erfüllten, frommen freundlichen Herrn nur eine kleine, ſchnell vorübergehende Epiſode, die ihn in ſeinem Werk nicht weſentlich zu ſtören, und am wenigſten ſeine Anſtrengungen zu lähmen vermag.

Nancy, den 17. Nachmittags.

Der geſtrige Abend (16.) wird mir unvergeßlich bleiben. Es waren Stunden banger Erwartung. Ein baieriſches Muſikcorps ſpielte vor der Thür des Hôtel de France, wo der Kronprinz ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat. Die im Thorweg verſammelte Geſellſchaft, unter die er bald ſelbſt, wie gewöhnlich die kurze Pfeife im Munde trat, war in einer eigenthümlichen Erregtheit. Die Nachricht war zu beſtimmt aufgetreten, daß man ſich dieſen ganzen Tag über jenſeits der Moſel ſüdweſtlich von Metz geſchlagen habe; aus Pont à Mouſſon, wo der Telegraph noch vorläufig ſein Ende hat, war die kurze Notiz eingetroffen: Blutiges Gefecht, dem Feinde 2 Adler und 2—3000 Gefangene abgenommen. Aber vergebens harrte man auf die geringſte Ergänzung und nähere Beſtimmung oder Beſtätigung dieſer Nachricht. Unſere Glückwünſche lehnte der Kronprinz lächelnd und achſelzuckend ab: noch wiſſe auch er nichts weiter, und den ganzen Tag ſchon habe er ſich in die Muſterung künſtleriſcher Dinge gleichſam verſteckt, um ſeiner vergeblichen Spannung Herr zu werden oder ſie zu vergeſſen. Hauptmann Lenke, der die 5—6 Meilen hingeeilt war, um Erkundigungen einzuziehen, war noch nicht zurück. Eine neue Depeſche wurde von Minute zu Minute erwartet, und mit jeder wuchs die peinigende Erregung der Verſammlung. Auf tauſend Fragen und Vermuthungen hatte doch Niemand den rechten, alle Zweifel löſenden Beſcheid. Die Schlacht ſoll bei Gorze geſchlagen werden, ſei von Moltke und dem Könige ſelbſt noch geſtern Nacht im Kriegsrath beſchloſſen worden, um das Gros der feindlichen Armee von Paris abzudrängen, alſo um eine Vollendung der Steinmetz'ſchen **Arbeit vom** Tage zuvor zu verſuchen. Die I. und II. Armee müßten daran betheiligt ſein. Aber kein Courier und keine Depeſche. Und dazu ſpielten die Baiern ſo hübſch und ſchwungvoll draußen zum großen Vergnügen der Einwohner, welche den Kronprinzen, der im Kreiſe plaudernd und rauchend auf und ab ging, mit den Blicken verſchlangen, ſpielten die wohlbekannten Weiſen der »ſchönen blauen Donau« und des Hochzeitsmarſches aus dem Lohengrin, Märſche, Tänze, Offenbach'ſche Quadrillen; und all das klang ſo ſeltſam in unſere Stimmung immer wachſender Erwartung hinein!

Wir harrten und harrten. Umſonſt. Endlich zog ſich der Kronprinz zurück. Wir gingen unbefriedigt auseinander.

Nancy, den 19. Abends.

Mit derſelben, ja mit noch größerer Spannung wie am Abend des 16., ſtanden wir geſtern (18.), während der letzten Tagesſtunden, unter dem Thorwege des Hôtel de France.

Draußen klang heute keine Muſik. Die Baiern waren fort. Die wenigen preußiſchen Compagnieen, die bis zum Eintreffen des VI. Corps Nancy beſetzt hielten, hatten keine Muſiker. Die Stimmung war ernſt, das

Geſpräch fragmentariſch und leiſe geführt, wie an einem Krankenbette während einer großen Kriſe. Wir trennten uns, ohne daß weder Major Hahnke, noch der Feldjäger, noch Hauptmann Lenke zurückgekehrt wären von Pont à Mouſſon, in Ungewißheit der Geſchicke des geſtrigen Tages.

Heute früh 7 Uhr waren die Wagen gepackt, die Stabswache ſetzte ſich in Bewegung gegen Colombey zu, ſüdweſtlich des unpaſſirbaren Toul. Da plötzlich Contreordre. Die in der Nacht vom Schlachtfeld eingetroffenen Nachrichten beſagten, daß wir bei Metz im Vorrücken ſeien, daß aber am geſtrigen Abend (18.) noch nichts entſchieden geweſen. Alſo noch ein zweiter Tag der Raſt, oder vielmehr des quälenden Wartens und Harrens, Stunden, die in dieſem Augenblick glücklicherweiſe hinter uns liegen.

Die Wirkung dieſes Abpackens, Ausſpannens, Heimreitens auf die Bevölkerung, welche in allen Straßen, auf allen Plätzen in gedrängten Gruppen umherſtand, war unmittelbar und keineswegs erfreulich für uns. Jeder Nanceyer fand natürlich darin nur die ſchlagende Beſtätigung all' der ſchönen und authentiſchen Nachrichten von den Schlachtfeldern, welche den »cercle de fer«, von dem die Stadt umgeben iſt, durchdrungen haben ſollen. Die Phantaſie der Beſiegten und nach Troſt Dürſtenden iſt lebhaft. Prinz Albrecht von einer Granate bei Toul in zwei Hälften zerriſſen; ein ganzes Armee-Corps vernichtet; bei einem Sturm auf Metz 40,000 Preußen mit dem unterminirten Fort in die Luft geſprengt — unter dem thun es die patriotiſchen Nanceyer nicht. Die verſöhnliche franzöſiſche Proklamation des Kronprinzen, welche ihnen ſeitens der Armee und in Bezug auf deren Verpflegung die größten Rückſichten verſpricht, der Erlaß der Anfangs ausgeſchriebenen Contribution von 50,000 Frcs. imponirt ihnen weder, noch verſöhnt es ſie; beides ſcheint ihnen eher ein Zeichen der Schwäche. Daß ſie Quartiere geben, Brod, Pferde, Wein und Wagen liefern müſſen, iſt ſchon »pillage« für ſie. Man faßt die reiche Stadt milde, mit Sammethandſchuhen an; und ſie und ihre Zeitung, die ungehindert mit den gehäſſigſten Schmäh- und Hetzartikeln gegen Preußen, und koloſſalen Siegesnachrichten der Franzoſen erſcheint und ausliegt, ſchreien über den unerhörten Frevel, daß notre belle place Stanislas est changée dans l'écurie d'Augias, daß des officiers prussiens sont installés dans nos salons; nennen uns Räuber und Mordbrenner und jubeln an jeder Ecke über unſere geträumten Niederlagen. Das Volk appellirt an den Krieg und nun entſetzt es ſich und ſchreit Zeter, da es den Krieg hat; — freilich nicht, wie es gehofft, in unſeren, ſondern in ſeinen Grenzen. Wir wollten nur einmal eine franzöſiſche Armee unter dem ehrlichen Bazaine, dem uneigennützigen Palikao heut in Köln, Frankfurt oder Caſſel ſehen, — die würden uns zeigen, was vae victis eigentlich heißt!

Oft genug wird die Haltung der Gruppen an den Ecken geradezu bedrohlich. Die vielen unbeſchäftigten Arbeiter (heute, den 19., ſind faſt alle Läden und Werkſtätten geſchloſſen) ſtehen häufig zuſammengedrängt und ſehen jeden, den ſie als Deutſchen erkennen, mit einem wilden, höhniſchen Ausdruck an, der faſt einen Ausbruch der Leidenſchaften beſorgen läßt. Um das Hôtel des Kronprinzen ſind die ſtärkſten Zuſammenrottungen. Wie ich höre, hat der Haufen im Laufe des Tages bereits den Verſuch eines Anlaufs darauf gemacht. Als wir um 7 Uhr dort im Saal des Erdgeſchoſſes an ſeiner Tafel ſpeiſen, ſchallt das Stimmengebrauſe der Menge draußen bald dumpf, bald gellend herein. Und noch keine Nachricht von Metz? — »Keine . . . . . .«

Nach aufgehobener Tafel tritt man wieder rauchend, plaudernd, erwartend in den Hof und Thorweg. Alle Blicke ſind nach der Straße gerichtet, wo die Poſten Mühe haben, das Trottoir frei zu halten. Plötzlich tritt, vom Pferde abgeſtiegen, ein junger wohlbekannter Offizier von dort her in die Pforte; mit heißem Geſicht, erregt wie von langem Ritt, der Mantel hängt ihm von der Schulter. Alles drängt ſich ihm entgegen; es iſt Hauptmann Lenke, der um 12 Uhr von Pont à Mouſſon abritt, und die draußen müſſen etwas von der Bedeutung dieſer Minute ahnen: ſie ſtoßen Lachen und Luſtgeſchrei aus, einer fiedelt ſogar auf der Geige. Um den Hauptmann nur zu hören, müſſen die Thorflügel von innen geſchloſſen werden, was unter neuem Geſchrei auf der Straße geſchieht. Der Kronprinz hatte die Pfeife aus der Hand gelegt. »Wie ſtehts beim Könige?« — »Es ſteht gut; heut iſt keine Schlacht geweſen. Noch geſtern, nach Abgang des letzten Boten, ſind dem Feinde die von ihm ſo furchtbar vertheidigten Höhen vor Metz genommen, er iſt zurückgeworfen bis in die Enceinte der Feſtung gegen die Moſel hin, und jede Verbindung ſeiner Hauptarmee mit Paris und dem Innern Frankreichs iſt unbedingt abgeſchnitten, wie das Telegramm Sr. Majeſtät, das ich Ew. Königlichen Hoheit überreiche, beſagt. Der Feind war am 19. nicht mehr zu faſſen; hätten wir am 18. Abends eine Stunde lang die Macht Joſuas gehabt, die Sonne ſtill ſtehen zu heißen, ſo wäre er gänzlich verloren geweſen. Aber die Dunkelheit war ſchon zu groß, ſo daß zuletzt Preußen auf Preußen ſchoſſen.

Nie vergeſſe ich das einfache und doch ergreifende Bild dieſer geſchichtlichen Scene. Der junge Hauptmann ſtand unter der Lampe des Hausflurs auf der unterſten niedern Treppenſtufe zum Parterreſaal, vor ihm der Kronprinz, neben dieſem General v. Blumenthal's kleine feine Geſtalt, die Cigarre zwiſchen den Fingern, und dann und wann einen Zug thuend. Ringsum mit vorgeneigtem Kopf, beſorgt, ein Wort zu verlieren, drängten ſich die Andern, die Prinzen und Offiziere, die ganze Gruppe von der einen

Lampen-Glaskugel von oben her ſcharf und effektvoll beleuchtet, vor dem dunkeln Hof dahinter. Was der Erzähler aus ſeinem Taſchenbuch ablas, mit ſeiner ruhigen, gleichmäßigen Stimme, war, beginnend vom Tage von Vionville, eine lange, traurige Liſte; und faſt bei jedem Namen antwortete von vielen Lippen ein ſchmerzlicher Laut des Bedauerns. Hier hatte der Kugelhagel gerade einmal unter jener ritterlichen Blüthe gemäht, welcher ſich dieſe Hörer doch am nächſten und innigſten verwandt fühlen; und die Elite des preußiſchen Adels hat vielleicht nie ſo reichlich wie an jenem mörderiſchen Tage ihren Blutzins an das Vaterland gezahlt: Graf Finkenſtein todt, Graf Weſtarp todt, Baron Hinnenburg todt, Graf Wesdehlen todt, Prinz Salm todt. Er, der in Mexiko ſo ſchönen Ruhm erworben durch ſeine hingebenden Bemühungen, das Leben Maximilians zu retten, hatte es ſich beſonders ausgeſucht und gewünſcht, gegen Bazaine zu ſtehen und lachend gehofft, er werde ihn fangen! Graf Kleiſt todt! Alſo war die eigenthümliche tiefe Melancholie dieſer, ſo viele Herzen bezaubernden träumeriſchen Augen, doch etwas wie eine Vorahnung oder Vorherverkündigung ſeines Schickſals?! — So ging es fort, Namen auf Namen. Vom 2. Garde-Dragoner-Regiment blieben alle Rittmeiſter, der »geiſtreichſte« deſſelben Regiments mag, trotzdem das Leben ſüß iſt, das Commando verwünſchen, das ihn von ſolchem Ehrentage fern, aus »Depot« in Berlin gebannt hielt. Denn ein Ehrentag iſt es geweſen, wie ihn unſere Cavallerie längſt erſehnt hat, wenn ſie von der Infanterie ein überflüſſiges, theures Spielwerk genannt und ihrer Wirkſamkeit geſpottet wurde, wie wir es eben ſo oft gehört. Nun hat ſie doch einmal das Schickſal eines großen Tags entſchieden und dieſe furchtbare franzöſiſche Infanterie niedergeritten, die ihn uns beſtritt. Dann folgten die weitern ſummariſchen Verluſtangaben von beiden Tagen. Ich gebe keine Zahlen, da ſie Ihnen aus direkterer Quelle zugegangen ſein werden, eh dieſe Zeilen bei Ihnen eintreffen.

Die Situation bei Gravelotte ſcheint wieder eine ſehr ähnliche geweſen zu ſein wie die bei Wörth; furchtbar und planmäßig beſetzte Höhen waren von den Unſern zu ſtürmen. Daher die enormen Verluſte, die bei einigen Corps, wie beiſpielsweiſe bei der Garde, an die Tage von Zorndorf und Torgau erinnern.

Der Kronprinz hat ſich entſchloſſen, morgen (den 20.), nach Pont à Mouſſon ins Große Hauptquartier zu eilen, um den, trotz des Sieges, über die Größe des Siegespreiſes tief erſchütterten Königlichen Vater zu ſehen und zu grüßen.

Die III. und IV. (Maas-) Armee

vom 20. bis 25. Auguſt.

Vom 20. ab ſehen wir nicht mehr eine, ſondern zwei kronprinzliche Armeen ſich weſtwärts bewegen:

Die III. Armee, die Armee des Kronprinzen von Preußen, ſetzt am genannten Tage (20.) ihren, um der großen Kämpfe vor Metz willen, auf dem Terrain zwiſchen Moſel und Maas unterbrochenen Vormarſch weiter fort;

die neugebildete IV. Armee (vgl. S. 366), die Armee des Kronprinzen von Sachſen, ſchließt ſich dieſer Vorwärtsbewegung an, und begleitet den Marſch der III. Armee als deren rechter Flügel.

Es wird unſere Aufgabe in dieſem Kapitel ſein, beiden kronprinzlichen Armeen, die zuſammen die große Offenſiv-Armee unter dem Oberbefehl des Königs bildeten, auf ihrem immer in gleicher Linie ſich haltenden Vormarſch gegen Weſten zu folgen. Das iſt durch ſechs Tage hin, vom 20. bis zum 25. Auguſt Abends.

Der 25. führte zu neuen Entſchlüſſen und Bewegungen, die den Inhalt des nächſten Kapitels, beziehungsweiſe des nächſten Abſchnitts, bilden werden.

Die III. Armee

vom 20. bis 25. Auguſt.

Kronprinzliche Hauptquartiere.

Am 20. nach Vaucouleurs.

Am 21. und 22. in Vaucouleurs.

Am 23. nach Ligny.

Am 24. und 25. in Ligny.*)

Die III. Armee, die ſeit dem Tage von Wörth die badiſche Diviſion (zur Belagerung von Straßburg kommandirt) abgegeben, dafür aber das aus der Heimath anrückende VI. Corps, v. Tümpling, an ſich gezogen hatte, dirigirte ſich am 19. wie folgt. Erſte Linie: Das II. baieriſche Corps (rechter Flügel) von Chaudeney bis Lay St. Remy; das V. Corps (Centrum), gefolgt von der würtembergiſchen Diviſion, von Blenod les Toul bis Vaucouleurs; XI. Corps (linker Flügel) von Colombey bis Pagny la Blanche. Zweite Linie: Das I. baieriſche Corps von Maizières nach Colombey; das VI. Corps von Bayon nach Vezelize. Von den zwei Cavallerie-Diviſionen der III. Armee befand ſich die 4. an dieſem Tage (den 19.) hinter dem V. Corps, die 2. am äußerſten linken Flügel bei Vaudemont.

Aus dieſen Stellungen brachen die Truppen weiter weſtwärts auf. Und zwar wie folgt:

Am 20.

Erſte Linie:

II. baieriſches Corps (rechter Flügel) nach Menil la Horgue.

V. Corps und die Würtemberger (Centrum) nach Treveray.

XI. Corps (linker Flügel) nach Gondrecourt.

4. Cavallerie-Diviſion nach St. Dizier.

Zweite Linie:

I. baieriſches Corps nach Void.

VI. Corps nach Pagny la Blanche.

Die 2. Cavallerie-Diviſion nach Martigny, Greux, Couſſey.

Dieſem Marſchtage folgten abermals zwei Ruhetage, am 21. und 22. Der Grund für dieſe erneute Unterbrechung der Offenſive gegen Chalons, beziehungsweiſe gegen Paris, lag diesmal darin, daß die IV. (Maas-) Armee, mit der man von jetzt ab gemeinſchaftlich zu operiren hatte, noch um zwei Tagemärſche zurück war. Es war die Ueberſchreitung der Maas ſeitens der Maas-Armee erſt abzuwarten, bevor auch der linke Flügel (die III. Armee) gegen den nächſten großen Terrain-Abſchnitt: die Marne, ſich in Marſch ſetzen konnte.

Am 22. Abends endlich befanden ſich beide Armeen in gleicher Höhe; die Maas-Armee hatte die Maas, wenn auch noch nicht überſchritten, ſo doch mit ihren vorderſten Diviſionen erreicht; am andern Morgen nahm auch die linke Flügel-Armee die Offenſive wieder auf.

---

*) Am 26. früh wurde das Kronprinzliche Hauptquartier nach Revigny aux Vaches verlegt.

Am 23.

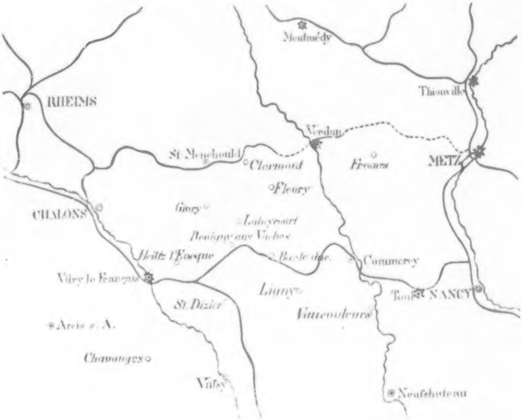
Erſte Linie:
- II. baieriſches Corps bis Tronville.
- V. Corps und die Würtemberger bis Stainville.
- XI. Corps bis Montiers ſur Saulx.
- 4. Cavallerie-Diviſion bis gegen Vitry.

Zweite Linie:
- I. baieriſches Corps folgte dem II. baieriſchen Corps.
- VI. Corps folgte dem XI. Corps.
- 2. Cavallerie-Diviſion bis Cirfontaines.

Am 24.

Erſte Linie:
- II. baieriſches Corps bis Bar le Duc.
- V. Corps und die Würtemberger bis Robert Eſpagne.
- XI. Corps bis St. Dizier.
- 4. Cavallerie-Diviſion bis über den Marnekanal.

Zweite Linie:
- 2. Cavallerie-Diviſion bis Baſſy.


Montmédy
Thionville
RHEIMS
Verdun
St Menehould
Clermont
Fresnes
METZ
Fleury
CHALONS
Givry
Laheycourt
Benigny aux Vaches
Heiltz l'Evèque
Bar le duc.
Commercy
Vitry le François
Ligny
St. Dizier
Toul
NANCY
Vaucouleurs
Arcis s. A.
Chavanges
Vassy
Neufchateau

Am 25.

Erſte Linie:

II. baieriſches Corps bis Poſſeſſe und Charmont.

I. baieriſches Corps (aus der zweiten in die erſte Linie gezogen) bis St. Mard und Givry.

V. Corps und die Würtemberger bis Heiltz le Maurupt; die Avantgarde bis Vanault le Châtel.

XI. Corps bis Heiltz l'Evéque.

4. Cavallerie-Diviſion über Vitry hinaus.

Zweite Linie:

VI. Corps bis Eclaron bei St. Dizier.

2. Cavallerie-Diviſion bis Chavanges.

Auch hier wieder laſſen wir Auszüge aus Briefen und Schilderungen folgen, die über dieſe Marſchtage in voller Anſchaulichkeit berichten.

Vaucouleurs, den 21. Auguſt.

Geſtern Abend 10 Uhr kam der Kronprinz aus dem Großen Hauptquartier bei Metz (Pont à Mouſſon) hier an. Er war von Nancy geſtern Morgen dorthin geeilt, den Vater und Königlichen Feldherrn zu begrüßen. Es war, wie man vernimmt, ein ſehr bewegtes Wiederſehen ohne Zeugen. Der König ſprach zuletzt ſeine Freude aus, daß er vor Allen dem Sohne das Eiſerne Kreuz dieſes Krieges verleihen konnte, zuerſt die zweite, jetzt die erſte Klaſſe; der Kronprinz antwortete dankend, daß er das Kreuz nicht tragen könne, wenn nicht dem General v. Blumenthal dieſelbe Auszeichnung zu Theil werde. Dies geſchah. Im Laufe des Nachmittags ſprach der Kronprinz noch den Grafen Bismarck, fuhr dann über Nancy 9 Meilen bis hierher.

Etwa zur ſelben Stunde, wo der Kronprinz geſtern früh ſeine Fahrt nach Pont à Mouſſon antrat, brach das Kronprinzliche Hauptquartier auf, um Vaucouleurs direkt zu erreichen. Wenn man von »direkt« ſprechen kann, wo ein bedeutender Umweg gemacht werden mußte. Der nächſte Weg nämlich geht über Toul; da dieſer indeſſen außer Betracht liegt, ſo lange ſich die obengenannte Feſtung noch in den Händen des Feindes befindet, ſo ſah ſich die Wagencolonne des Hauptquartiers gezwungen, den faſt um das Doppelte weiteren Weg über Colombey zu wählen, um an den Beſtimmungsort zu gelangen. Es war die größte Tour, welche wir bis jetzt an Einem Tage zurückgelegt haben: ein Marſch von beinahe 8 Meilen, der die Zeit von 6 Uhr Morgens bis gegen 9 Uhr Abends in Anſpruch nahm. Von der Stelle an, wo der Train des Hauptlagers die Moſel überſchritt (in der

Nähe von Bainville), hatte er ſich mühſam durch die ungeheuren Transporte von Munitions- und Proviantwagen hindurchzuwinden. So weit von dem hügeligen Terrain der lothringiſchen Hochebene, die gleich hinter Nancy aufſteigt, das Auge blicken kann, auf all den mannigfach verzweigten Hauptſtraßen und Vicinalwegen des Departements de la Meurthe, ſieht man oft in zwei-, ſelbſt dreifachen Reihen die deutſchen Colonnen ziehen. Sie haben die Beſtimmung, den raſch nach Weſten vordringenden Truppen zu folgen.

Vaucouleurs ſelbſt, das wir bei der Dunkelheit erreichten, iſt ein kleines Städtchen von wenig über 2000 Einwohnern, und verdient den berühmten Namen kaum, den ihm die Schiller'ſche »Jungfrau von Orleans« zu verleihen wußte.*) Der Ort liegt am Fuße eines kleinen Wieſenhügels, an den die letzten Häuſerreihen angebaut ſind. Die Straßen aber ſind eng und ſchmutzig, das Aeußere zeugt von wenig Behaglichkeit und geringem Wohlſtand. Eines der wenigen ſtattlicheren Gebäude iſt das Haus des Pfarrers, in welchem der Kronprinz ſein Quartier aufgeſchlagen hat. Doch ſind die Räume, ſelbſt für die einfachen Bedürfniſſe des Feldlagers, ſo wenig zureichend, daß die Küche auf dem Hofe eingerichtet werden mußte. Die Einwohner behaupten, mit Ausnahme von vier Offizieren, während der ganzen Dauer des Krieges nicht einen einzigen franzöſiſchen Soldaten geſehen zu haben. Ein neuer Beweis für die Uebereilung, mit welcher die franzöſiſchen Corps bei Metz und Toul zuſammengezogen werden mußten, iſt der, daß man die ganze etwa 7 Meilen lange Straße zwiſchen Toul und Colombey über Vaucouleurs, obgleich ſie an zwei Stellen die Maas durchkreuzt, unberückſichtigt ließ. Zwar hatte der Präfect des Departements, auf höhere Weiſung, die Vernichtung der Maasbrücke befohlen, die Einwohner aber waren dem mit energiſchen Proteſten entgegengetreten. Nicht ohne Grund, denn der Waſſerſtand der Maas iſt, wenigſtens an dieſem Theil ihres Laufes, ein ſo niedriger, daß kein Soldatenheer, und am wenigſten ein deutſches, ſich ſcheuen würde, ihr Flußbett zu durchwaten.

---

*) Die Stadt ſelbſt iſt unbedeutend und zählt zu den ärmeren, hat aber, wie nahezu alle franzöſiſchen Ortſchaften, eine reichgeſchmückte, im Rundbogenſtyl erbaute Kirche. Die Bögen ſchimmern in lebhaftem Farbenſchmuck und die vier Kappen jedes Gewölbes enthalten ebenſoviel Gemälde, Scenen aus den Evangelien darſtellend. Alle Fenſter, ohne Ausnahme, zeigen geſättigte Farben und die Wandpfeiler ſind mit Staffeleibildern überdeckt. Fresco-, Glas- und Oelmalereien wechſeln untereinander ab. Die Gewölbe über dem Altar ſind blau mit Goldſternen. Im Ganzen vermißt man einen edleren Geſchmack; alles mehr bunt als ſchön. Die Inſchrift über dem Hauptportal lautet: Deo optimo, maximo et triuni. Darüber ein Wappen: Burgthurm mit drei Lilien. Die Kirche iſt verhältnißmäßig ein Neubau (voriges Jahrhundert) und enthält nichts, auch in ſeinem Bilderſchmucke nicht, was an Jeanne d'Arc erinnerte.

Die Erinnerungen an dieſe (Jeanne d'Arc) beginnen erſt, wenn wir den Hügel hinanſteigen, an deſſen Fuße Vaucouleurs gelegen iſt. Etwa in halber Höhe des Abhanges liegt die Burgkapelle, in der das »Mädchen« — »la Pucelle« wie ſie in ganz Frankreich ſchlechtweg genannt wird — vor ihrem Aufbruch von Vaucouleurs ſich und ihr Schwert der heiligen Jungfrau weihte. Aeußeres und Inneres der Kapelle iſt wenig im Einklang damit. Von außen her unterſcheidet ſie ſich in nichts von den Winzer- und Tagelöhner-Häuſern, die hier, aus Quadern aufgeführt, nebeneinander ſtehen und eine maleriſche, aber im Uebrigen unanſehnliche Bergſtraße bilden. Eintretend nimmt man allerdings auf der Stelle wahr, daß man ſich in einer alten Kapelle befindet. Acht, halb in der Wand ſteckende Pfeiler und eine Mittelſäule tragen das Gewölbe. Im vorigen Jahrhundert war dieſe Oertlichkeit, nachdem ſie längſt zuvor aufgehört hatte als Kapelle zu dienen, wenigſtens noch bewohnt; die ſchlichten viereckigen Fenſterchen und ein alter Kamin deuten darauf hin. Damals war es auch, daß der ganze innere Raum aufgeſchüttet wurde, um ihn minder hoch und dadurch heizbarer zu machen. Er iſt jetzt ſo niedrig, daß der Schaft der Mittelſäule nur etwa 4 Fuß hoch aus der Erde ragt. Der Raum ſelbſt iſt mittlerweiſe zu einer Remiſe herabgeſunken, in der ſich Kiepen und Fäſſer, Weinpreſſe und Gährbottich, und in buntem Durcheinander Latten, Bretter und Kartoffelſäcke befinden. — Mehr aufwärts, auf dem Firſt des Hügels, ſtehen die Ueberbleibſel der alten Burg, die Ritter Baudricourt in den Tagen der »Pucelle« bewohnte. Das muthmaßlich beſte und charakteriſtiſchſte des Baues iſt erhalten geblieben: der Thurm mit dem Burgthor. Ueber der Rundung des Portals erkennt man noch die Stelle, wo das Wappen eingemauert war. Das Ganze klein, ärmlich, aber von einem unbeſchreiblichen Reiz, zu dem übrigens Schiller und die »Jungfrau«, wenigſtens für deutſche Herzen, höchſt wahrſcheinlich mehr beiſteuern, als der Bau ſelber. Sehr ſchön iſt der Blick vom Burghof, durch das Portal hindurch, auf die unten liegende Stadt. Der Rundbogen wird zum Rahmen eines lieblichen Landſchaftsbildes. Hiermit ſind die romantiſchen Zauber von Vaucouleurs erſchöpft.

Vaucouleurs, den 22. Auguſt.

Die Tage hier zählen nicht zu den intereſſanteſten; vielleicht ſind ſie nicht anders denn andere, aber wir hatten in einem gewiſſen Schillergefühl (uns mehr oder minder klar) den Anſpruch erhoben, in Vaucouleurs einen Reſt von Romantik ſich vor uns aufthun, und um alles Weibliche einen leiſen Jeanne d'Arc-Schimmer ausgegoſſen zu ſehen. Darin haben wir uns nun völlig getäuſcht.

Der Kronprinz hat heute Truppen des VI. Corps, Bataillone vom 18. und 51. Regiment, dazu ein ſchleſiſches Dragoner-Regiment beſichtigt, und eine Anzahl höherer Offiziere zum Empfang der nächſten nöthigen Dispoſitionen um ſich verſammelt. Alles deutet darauf hin, daß wir in den nächſten Tagen ernſte Arbeit, vielleicht die Entſcheidung des Krieges haben werden. Die Truppen ziehen morgen wieder vorwärts auf Chalons zu, wo der Kaiſer, Mac Mahon und de Failly bemüht ſind, aus zuſammengezogenen Mobilgarden, Marinetruppen, Garniſonen des Südens und dem Zuzug aus Rom und Algier ein neues Heer zu formiren. Man ſpricht von 140,000 Mann. Es iſt dies wohl die *letzte* Anſtrengung des Kaiſerreichs. Ihr entgegenzutreten iſt unſere III. Armee beſtimmt. Wie ſie den Feldzug eröffnete, ſo ſoll ſie auch jetzt die letzten entſcheidenden Schläge thun. Sie iſt zu dieſem Zweck durch einige Corps der II. Armee, die auf unſerem rechten Flügel operiren werden (Maas-Armee), verſtärkt worden.

Dem Vernehmen nach wird das Große Hauptquartier, das bis jetzt bei der I. und II. Armee war, von jetzt ab der III. und IV. (Maas-) Armee folgen.

Ligny, den 23. Auguſt Abends.

Nach einem Marſche von 4½ Meilen iſt das Hauptquartier der III. Armee heute Mittag hier in Ligny eingetroffen. Wir waren um 6 Uhr früh von Vaucouleurs aufgebrochen, ein ungeheures Gebirge leerer Flaſchen*) in dieſem letztgenannten, ziemlich triſten Orte hinter uns laſſend. Ein allgemeiner durchdringender Regen, »ein ganzer Himmel, der zu uns niederſtieg«, gab uns das Geleite. Bald entzog er uns die nächſte Ausſicht über das abgeerntete Hügelland bis zu den wenig entlegenen waldigen Bergen. Der Anblick der Bivouacs und Colonnen war ganz geeignet, dem Vorüberfahrenden höchſt ketzeriſche Vorſtellungen beizubringen »von der Luſt, Soldat zu ſein«.

Auf der Mitte des Weges raſtete der Kronprinz kurze Zeit, von der Suite umgeben, in einer Scheune. Vor Ligny ſelbſt neigt ſich die Straße zu einem Wieſengrunde hinab, in dem, von Weinbergen eingeſchloſſen, das Städtchen liegt. Es hat etwas über 4000 Einwohner, und macht mit ſeinen breiten Straßen und größtentheils neuen Häuſern einen angenehmen Eindruck, der gegen die ſonſtige Dürftigkeit der kleinen Ortſchaften in dem weſtlichen Theile Lothringens wohlthuend abſticht. Uebrigens wird der Mangel an Lebensmitteln in dieſen Gegenden mit jedem Tage fühlbarer. An ſich wenig ergiebig, beſonders auch an Getreide, ſind die Bewohner in dieſem Jahre, bei dem ſchlechten Ausfall der Ernte, ganz auf die Zufuhr aus dem übrigen Frankreich und aus Deutſchland angewieſen. Für die Verproviantirung unſerer Armeen wird es daher von größter Wichtigkeit ſein, daß man Toul zur Uebergabe zwingt. Als Knotenpunkt der Eiſenbahnen und der hauptſächlichſten Waſſerſtraßen (Moſel- und Marne-Canal) iſt dieſe Feſtung, wäre es auch nur als Depotplatz, unentbehrlich. Die Kanonade auf ihre Werke wird denn auch heute eingeleitet werden. [Auch dieſer Verſuch am 23. Auguſt ſcheiterte, wie der ſeitens des IV. Armee-Corps (Brigade Zychlinski) bereits am 16. unternommene. Toul fiel erſt am 23. September. Wir kommen an anderer Stelle auf dieſe drei Angriffe gegen die Feſtung zurück.]

---

*) Die Langeweile, die während unſerer zwei Vaucouleurstage über dem ganzen Hauptquartier gelagert lag, kam Niemandem beſſer zu ſtatten, als dem glücklichen Beſitzer des »Hôtel de la Providence«. Sein Vertrauen in letztere, welches ihn zur Wahl dieſes Namens veranlaßt haben mochte, hat ſich inmitten des allgemeinen Elends glänzend belohnt. Ich hätte nie geglaubt, daß die deutſchen Fürſten ihre altberühmten Tugenden ſich auch in dieſem Jahrhundert der Uebercultur ſo rein zu erhalten vermocht haben, wie es ſich hier erwies. Mit den Offizieren, Aerzten und uns Civilmenſchen des Hauptquartiers bunt gemiſcht, vereinigte ſich an jener gaſtlichen Tafel früh und ſpät das ganze hier verſammelte Fürſten-Collegium im engen Raum eines beſcheidenen landſtädtiſchen Speiſezimmers, und der beglückte Wirth geſtand offen, daß in zehn Jahren, während welcher er das Hotel halte, nicht ſo viel zuſammengetrunken worden ſei, als in dieſen 2 Tagen. Da er nur Burgunder und Champagner führte, und man ſich, ſelbſtverſtändlich, der Anwendung des Requiſitionsrechts auf dieſe ſchönen und koſtbaren Objekte enthielt, ſo wird der Mann der »Providence« wahrſcheinlich auch in ſeinen 10 Jahren kaum ſo viel verdient haben, als in dieſen Tagen. Unſer begleitendes Fürſten- oder Thronfolger-Collegium ſetzt ſich zuſammen aus dem Erbprinzen von Würtemberg, dem von Sachſen-Weimar, dem von Mecklenburg-Strelitz, Herzog Ernſt von Coburg, dem ritterlichen Onkel des erſtgenannten Herzogs; Eugen von Würtemberg, dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, dem Fürſten zu Putbus, möglich, daß noch einer ungenannt blieb. Seit wenig Tagen iſt auch der Herzog Friedrich von Auguſtenburg in baieriſcher Generalsuniform eingetroffen.

Unmittelbar nach unſerem Eintreffen hier wurde die Standarte des Kronprinzen aufgezogen. Sie weht vom Dach eines architektoniſch ſehr intereſſanten Gebäudes der zum Weſtthore führenden Straße, eines ſicher dem 16. oder 17. Jahrhundert entſtammenden Privathauſes, mit beſonders reich gegliederten und geſchmückten, von alten Bäumen beſchatteten Hoffaçaden.

Ligny, den 24. Auguſt.

Wieder iſt mir das Glück eines, was Lage, Einrichtung, Wirthsfamilie angeht, wahrhaft idealen Quartiers zu Theil geworden, eines ſchönen Salons in der Bel-Etage des Eckhauſes am Markt. An ſeinem Fenſter ſitze ich wie in der beſten Loge, jenem unvergleichlich intereſſanten Schauſpiel gegenüber, das tauſendgeſtaltig und ewig wechſelnd unten auf dem Platz und in den nächſten angrenzenden Straßen vom Morgen bis in die Nacht hinein nicht endet. Und dazu »nos amis les ennemis« meine Quartiergeber: ein alter hagerer kleiner Rentier, ſeine gute dicke gaſtliche Frau, ſein geſcheidter junger Sohn, Clerc bei einem Notar, alle eifrig bemüht, mir alles Liebe und Freundliche zu erweiſen, was ſie wiſſen, und alles Beſte für den Gaſt hervorzuſuchen, was ihre, wie es ſcheint, noch keineswegs gründlich ausrequirirte Küche, Kammer und Keller enthalten, um mir den behaglichen Aufenthalt noch immer behaglicher zu machen.

Von dem Fenſter meines Eckhauſes aus hatte ich ſeit heute früh 8 Uhr das impoſante Schauſpiel maſſenhaft vorüberziehender Truppen. Vom Süden her und von Oſten, von wo wir gekommen waren, zugleich; Regiment auf Regiment mit allem Train und allen Colonnen, und Batterie auf Batterie. Wenn dieſe über den Markt heranraſſelten, ſperrte ihnen gewöhnlich ein die anſtoßende Querſtraße heraufmarſchirendes Bataillon oder Reiter-Regiment, Chevauxlegers oder Cüraſſiere, den Weg. Dann entſtand auf dem Platz ein unbeſchreibliches und maleriſch reizendes Durcheinander, an deſſen lebendiger zeichneriſcher Wiedergabe, wie Hand und Auge auch eilen, ich ſchließlich doch verzweifeln möchte. Kaum, daß die Klänge des einen Muſikcorps im Weſten verhallt ſind, ſchallen nah und immer näher von drüben her die des folgenden, um dann vor dem Quartier des Obercommandos zu den prächtigſten Salut-Akkorden anzuſchwellen, während die Cavallerie dort die Säbel ſchwingend mit lautem Hurrahruf vorbeiſprengt. Die Einwohner Ligny's wiſſen nicht mehr, wie ihnen geſchieht. Sie haben hier eine Beſatzung gehabt, doch während des Krieges und kurz vor demſelben keinen franzöſiſchen Soldaten geſehen. Und nun dieſe Maſſen ohne Aufhören, ohne Raſt, mit all dem ungeheuren »Drum und Dran«, was jeder kleine Truppentheil ſchon im Kriege mit ſich zu ſchleppen hat und von allen deutſchen Regimentern hier in bewundernswerther Vollſtändigkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit im Gefolge mitgeführt wird. Wenn ſie dann aber hören, daß all dies doch nur une toute petite partie de l'une des nos trois armées ſei, ſo bleiben ſie ſtumm, und die Krone Seiner Kaiſerlichen Majeſtät ſcheint ihnen keinen Sou mehr werth.

Nachmittags gegen 2 Uhr indeß ſollte den Bewohnern dieſes Städtchens und uns Allen erſt noch der größte unter dieſen hiſtoriſchen Schauſpielakten bereitet ſein. Wir hatten es ſchon Morgens im Obercommando gehört, daß das von Pont à Mouſſon nach Nancy verlegte Königliche Hauptquartier heute, an dem unſeren vorbei und darüber hinaus, auf der Straße nach Bar le Duc vorgeſchoben werden ſolle. Schon von 12 Uhr ab kündeten einzelne Vorboten das baldige Eintreffen an. Eine aus Infanterie der verſchiedenſten preußiſchen Garde- und Linien-Regimenter formirte Compagnie, welche ſicher den fürchterlichen Tag von Metz mit ausgehalten und durchgefochten hat, marſchirte mit klingendem Spiel durch unſere Straße zum Nordweſtthor hin. Dann Wagen, Equipagen, Fourgeons aller Art, Reiter, Stallknechte, Trainſoldaten mit Hand- und Packpferden zur Seite, die ganze bunt gemiſchte complicirte Maſſe, welche ſich unter dem Titel eines Hauptquartiers vereinigt. In einer offenen Kaleſche erkannte ich im grauen Mantel General v. Moltke — ſeit dem 15. Juli hatte ich ihn nicht mehr geſehen. Nun war in der Hauptſache ja alles Planen erfüllt und realiſirt, das er damals hinter ſeiner hohen Stirn und ſeinen hellen ſchweigenden Augen getragen. Aber er ſah nicht erregter aus als damals, blickte ruhig, nur vielleicht etwas freundlicher grüßend, umher im Dahinfahren. Nicht lange nach ihm, unter dem Hurrahrufen der Soldaten, im offenen Wagen der König, dann Prinz Karl, der Herzog von Weimar und Graf

Bismarck, das ganze Gefolge von Adjutanten, Kammerherren, hohen Offizieren, Räthen, Hof-, Kriegs-, Generalſtabs-, Reiſebeamten zu Wagen und zu Pferde mit ihnen. Vor der Thür des Kronprinzlichen Quartiers hielt der glänzende Zug, erwartet vom Kronprinzen, General v. Blumenthal, den »Fürſten« und allen übrigen Hauptquartiers- und III. Armee-Obercommandos Genoſſen. Es wurde wenig geſprochen, aber es war an »Idee« und Erſcheinung ein hiſtoriſches Bild erſten Ranges, das kann ich verſichern. Der weißbärtige Königliche Vater (er trug die Militairmütze und den ſchwarzen Offizier-Ueberrock) drückte dem blonden Sohn mit kurzem Gruß nur die Hand, richtete dann hier und da einige herzliche Worte an einzelne der Nächſtumſtehenden, die Prinzen und Offiziere. Von den ungeheuern Ereigniſſen, die das Zuſammentreffen tief in Frankreich, in Ligny's Straßen, herbeigeführt und ermöglicht hatten, ſchien kaum die Rede. Aber dieſe ſtanden doch vor unſerm Bewußtſein in ihrer ganzen Macht da und gaben den Hintergrund, von welchem aus über die ſcheinbar ſo einfache Begrüßungsſcene einer Gruppe von hohen Offizieren auf der Gaſſe einer Landſtadt, zwiſchen Wagen und Pferden, ein Schimmer von Größe hinſtrahlte, daß ſie auf uns, die wir ſo glücklich waren, ihr beizuwohnen, mit der vollen Wucht einer ewig denkwürdigen, geſchichtlichen Stunde wirkte. Seinen guten Antheil daran hatte, neben des Königs und des Kronprinzen Geſtalt, ſicher vor Allen Graf Bismarck's Erſcheinung. Wie iſt der »kranke Mann«, der melancholiſch grollende Cincinnatus von Varzin verwandelt, ſeit er wieder in der vollen hiſtoriſchen Arbeit iſt, bei »Kanonengebrüll und wiehernder Roſſe Getrabe«. Sein Geſicht, unter der beſchattenden weißen gelbgeränderten Cüraſſiermütze, ſtrahlte von vergnüglichem Behagen, die grauen Augen blitzten noch feuriger und munterer als ſonſt unter den buſchigen Brauen hervor, wie er daſtand im Geplauder mit den Heroen von der III. Armee, in ſeinen derben Reiterſtiefeln, beide Hände auf den ſchweren Korb ſeines Pallaſch ſtützend. . . »Voilà Bismarck! c'est lui! Où donc! Là! Ah Bismarck!« — ſo ſummte es in den dicht gedrängten Gruppen der guten Lignyer, die uns umſtanden: die Kinder auf dem Arm der weißmützigen Weiber wurden höher gehoben und ſahen verwundert »mit Erſtaunen und mit Grauen« den leibhaftig vor ſich, mit deſſen Namen man ſie in den letzten drei Wochen ſo oft »zu Bett gejagt« hatte.

Der Beſuch ſeitens des Großen Hauptquartiers dauerte kaum eine halbe Stunde. Der König war mit den Prinzen und einigen Größen der III. Armee für einige Minuten ins Hôtel des Sohnes getreten. Bald kamen ſie wieder zurück, ſtiegen in die wartenden Equipagen, ſchwangen ſich in die Sättel — und fort rollte und trabte der Zug zum Nord-Weſtthor hin, ihm nach das übrige Wagen- und Reitergefolge.

Im Dunkel der laternenloſen Gaſſe vor dem Hôtel, wo wir ſpäter noch beiſammen ſtanden, war eine Ordonnanz und ein Offizier an den Kronprinzen herangetreten, und hatten ihm nach einigen Mittheilungen ein Papier überreicht. Das Papier enthielt die vom Pfalzburger Commandanten gewünſchten Bedingungen für — eine Capitulation. Alſo doch nicht gefallen »sur le dernier de ses canons!«

Ein Glück für uns, und welches Glück erſt für das arme, gänzlich verbrannte Pfalzburg! Ich kann die Vorſtellung davon und die Trauer darum nicht los werden. Ich ſehe wieder, daß das menſchliche Mitgefühl noch eine ganz andere Stärke durch das poetiſche erhält! Ich meine: wie es den Deutſchen ſein müßte, wenn in irgend einem unglücklichen Kriege, welcher den Feind bis in die glücklichen Lande jenſeit des Müritz-Sees führte, Fritz Reuters »Vaterſtadt Stavenhagen« bombardirt und verbrannt würde, um deren beſcheidene Häuſer und Scheunen ſein Genie allen Duft der freundlich traulichen, idylliſchen Poeſie gewoben hat! ſo muß es jetzt den Elſaſſern und Lothringern ſein, wenn ſie von der Vernichtung von Erckmann-Chattrian's Pfalzburg*) hören. — Und darin bin ich Elſäſſer!

---

*) Dieſe Zeilen wurden damals unter der Einwirkung eines falſchen Gerüchtes geſchrieben, das im Kronprinzlichen Hauptquartier curſirte. In Wahrheit fiel Pfalzburg erſt mehr als viertehalb Monat ſpäter, am 12. Dezember. Sein Commandant, Major Taillant, hatte die Vertheidigung mit großer Energie geleitet. Die erſte Beſchießung der Feſtung fand am 10. Auguſt ſeitens einiger Batterieen des XI., das zweite (viel ſtärkere) Bombardement am 14. Auguſt ſeitens der Corpsartillerie des VI. Corps ſtatt. Beide Male wurde, als das Feuer ſchwieg, der Commandant zur Uebergabe aufgefordert, lehnte aber beide Male ab. In Folge des zweiten Bombardements waren in der Stadt 57 Häuſer abgebrannt. Unſererſeits wurde nunmehr Cernirung der Feſtung beſchloſſen, zu der bis zum 19. Auguſt zwei Bataillone vom 51. Regiment und nach Abmarſch dieſer das Beſatzungs-Bataillon Erfurt, ſowie die Landwehr-Bataillone Sondershauſen und Sangerhauſen verwandt wurden. Dieſe drei Bataillone hatten zeitweilig einen ſehr ſchweren Stand, namentlich nachdem ſie im Oktober, durch Krankheiten und Detachirungen, auf 1700 Mann zuſammengeſchmolzen waren. Sie hatten nicht nur mehrfach wiederholte und mit Nachdruck unternommene Ausfälle zurückgeſchlagen, ſondern auch den »kleinen Krieg« gegen die Vogeſen-Franctireurs zu führen, die die Etappenlinie, ſowie den Rücken der Einſchließungstruppen beſtändig bedrohten. So kam der November. Gegen Ende dieſes Monats machte ſich der Mangel an Lebensmitteln in der Feſtung derartig fühlbar, daß der Commandant am 30. die Capitulation anbot, freilich unter der Bedingung freien Abzugs der Garniſon mit Waffen nach dem ſüdlichen Frankreich. Dem konnte nicht nachgegeben werden. Endlich am 12. Dezember erzwang Hunger die Uebergabe. Der tapfre Commandant ſchrieb: »Die Thore von Pfalzburg ſtehen offen; man wird die Vertheidiger entwaffnet, aber nicht beſiegt finden.« Am 14. Dezember wurde die Feſtung von den preußiſchen und baieriſchen Einſchließungstruppen (es waren im Laufe der Zeit auch Artillerie- und Cavallerie-Abtheilungen, darunter das 6. baieriſche Chevauxlegers-Regiment, hinzugekommen) beſetzt, nachdem Major Taillant noch kurz vorher ſämmtliche Pulver- und Munitions-Vorräthe hatte zerſtören, 1200 Gewehre zerſchlagen und ſämmtliche 65 Geſchütze vernageln laſſen. Die Beſatzung ſelbſt beſtand aus 1 Bataillon des 63. Linien-Regiments, 1 Bataillon Mobilgarden, 100 Artilleriſten und etwa 500 Verſprengte: Turcos, Zuaven und Linien-Infanterie. Zuſammen 2000 Mann. Unſererſeits war

General v. Blumenthal theilt mit, daß die zweite franzöſiſche Armee nun auch Chalons geräumt habe und abgezogen ſei, man wiſſe nicht wohin, ja daß Prinz Albrechts Cavallerie-Diviſion ſchon jenſeits des Lagers und der Stadt angelangt wäre. »Mais cela devient une guerre pour rire!« ſagt mein alter Franzoſe.

Vielleicht hat er nicht Unrecht.

Die IV. (Maas-) Armee

vom 20. bis 25. Auguſt.

Die IV. Armee — vergl. S. 366 — war am 19. gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen geſtellt worden. Noch am Abend des obengenannten Tages ſchob ſie ihre Cavallerie-Diviſionen in weſtlicher Richtung vor; die Stellung der geſammten Maas-Armee war am 19. Abends die folgende:

5. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) bei Briey;
XII. Armee-Corps (Centrum) zwiſchen Hatrize und Conflans;
12. Cavallerie-Diviſion, in Front des XII. Corps, bis Jean de Lize vorgeſchoben;
6. Cavallerie-Diviſion (linkes Centrum) bei Ville ſur Iron;
Garde-Corps (linker Flügel) bei Hannonville.

Sechs Meilen entfernt, weit nach links hin, — mehr im Verbande mit der III. als mit der Maas-Armee — ſtand das IV. Armee-Corps. Es hatte am 19. bereits Commercy erreicht.

Am 20. verblieb die Maas-Armee in den vorgenannten Cantonnements, einestheils um ſich zu erholen, andererſeits um die Trains heranzuziehen, und die Verpflegung beim weitern Vormarſch gegen die Maas ſicher zu ſtellen.

Am 21. wurde dieſer Vormarſch angetreten; die 5. Cavallerie-Diviſion erreichte Etain, die 12. Cavallerie-Diviſion Hennemont, die 6. kam

---

die Einſchließung durch Major Gieſe geleitet worden. [Mit den fünf Vogeſen-Feſtungen — wie hier theils recapitulirend, theils vorgreifend bemerkt werden mag — ſtellten ſich alſo die Dinge wie folgt: Lützelſtein — (Petite Pierre) wurde am 9. Auguſt ohne Widerſtand beſetzt, Lichtenberg (Siehe S. 371) capitulirte, nach zweitägiger Beſchießung, am 10., Marſal (Siehe S. 383) am 14. Auguſt. Pfalzburg folgte erſt am 12. Dezember. Bitſch blieb unerobert und kam erſt durch den Friedensſchluß in unſeren Beſitz.]

bis Fresnes. Zwei Tage ſpäter (am 23.) wurde die Maas theils erreicht, theils nördlich und ſüdlich von Verdun überſchritten.

Dieſe Feſtung (Verdun) in unſern Beſitz zu bringen wurde am 24. wenigſtens ein Verſuch unternommen. Die 23. Infanterie-Diviſion ging auf der Straße Etain-Verdun, die 24. Infanterie-Diviſion und die Corps-Artillerie auf der Straße Fresnes-Verdun gegen die Feſtung vor. Die Avantgarde der 23. Diviſion, das Schützen-Regiment Nr. 108, ſetzte ſich mit großer Bravour in Beſitz des Faubourg-le-Pave, und hielt daſſelbe trotz des Feuers aus den Feſtungswerken beſetzt, während die Batterieen des Corps Feſtungswerke und Stadt lebhaft beſchoſſen. Im Ganzen wurden in anderthalb Stunden 626 Granaten und 20 Brandgranaten auf die Feſtung verfeuert. Die Vorausſetzung, daß man durch dieſe Maßregel einen bedeutenden moraliſchen Eindruck erzielt haben, und die Stadt zur Capitulation vermögen würde, erwies ſich inzwiſchen als unrichtig. Die Uebergabe wurde vielmehr auf das Entſchiedenſte verweigert, und hatte der Kampf nur feſtgeſtellt, daß Verdun ſturmfrei, vertheidigungsfähig, hinlänglich beſetzt und ausreichend mit ſchweren Kalibern armirt war. Das XII. Armee-Corps gab deshalb den Angriff, welcher eben nur als ein überraſchender Ausſicht auf Erfolg hatte, auf und überſchritt die Maas ober- und unterhalb Verdun, vor letzterem Orte, übrigens nur bis zum nächſten Tage, die 47. Infanterie-Brigade zur Beobachtung zurücklaſſend.

Der Verſuch gegen Verdun hatte am 24. ſtattgefunden; am ſelben Tage ſtreiften die Spitzen der drei vorgeſchobenen Cavallerie-Diviſionen ſchon bis an den Argonner-Wald. Das Gros der 5. Cavallerie-Diviſion ſtand zwiſchen Esnes und Jouy, das der 12. Cavallerie-Diviſion bei Nixeville, das der 6. bei Souilly.

Am 25. wurde der Vormarſch fortgeſetzt. Er ging durch die Argonnen. Dieſe, — mehr in Folge dichter Waldungen, als durch eigentliche Gebirgsnatur ein Hinderniß für die freiere Bewegung großer Truppenmaſſen bietend, — wurden ohne beſondere Schwierigkeiten paſſirt. Wir leiſten darauf Verzicht, über dieſe Marſchtage in ähnlicher Ausführlichkeit zu berichten, wie über die Marſchtage der III. Armee.

Die 5. Cavallerie-Diviſion erreichte St. Menehould am weſtlichen Ausgang der Argonnen;

die 12. Cavallerie-Diviſion kam bis Clermont en Argonne;

die 6. Cavallerie-Diviſion — ganz nach Süden zu die Verbindung mit der III. Armee herſtellend — beſetzte Nettancourt. In Nähe dieſes Orts (bei Laheycourt) ſtand auch das IV. Corps. Die beiden andern Corps, das XII. und die Garden, waren noch um zwei, drei Meilen zurück.

Hauptquartier der Maas-Armee, am 25., Fleury.

An eben dieſem Tage war es, wo, wie mehrfach hervorgehoben, im Großen Hauptquartier Meldungen eingingen, die den bis dahin nach Weſten zu ausgeführten Vormarſch unterbrachen. Eine Rechtsſchwenkung wurde ausgeführt. Es ging nordwärts.

Wir wenden uns, eh wir derſelben folgen, den Vorgängen im Großen Hauptquartiere zu.

Das große Hauptquartier

am 25. Auguſt.

Wir verließen — wenn wir von einzelnen Briefauszügen abſehen, wie wir ſie namentlich S. 403 gegeben — den König am Abend des 18. Er verbrachte die Nacht in Rezonville und kehrte am 19. nach Pont à Mouſſon zurück, wo ſich das Große Hauptquartier ſeit dem 16. befand*) und bis zum 22. verblieb. Am 23. brach es nach Commercy auf, am 24. nach Bar le Duc.

Auch am 25. befand es ſich an letztgenanntem Orte (Bar le Duc).

An eben dieſem Tage (25.) ging die Beſtätigung einer Meldung ein, die ſeitens einer vorpouſſirten Spitze der 4. Cavallerie-Diviſion ſchon am Tage vorher gemacht worden war. Dieſe Spitze — zwei Escadrons vom 5. Dragoner-Regiment — hatte ſich, von Vitry aus, nördlich gegen Chalons und über dieſes hinaus bis nach dem Lager bei Mourmelon gewandt,**) das ſie, zu nicht geringer Ueberraſchung, vom Feinde

---

*) Die Großen Hauptquartiere vorher waren die folgenden: Bis zum 6. in Mainz; am 7. nach Homburg (Rheinpfalz); am 8. ebendaſelbſt; am 9. nach Saarbrücken; am 10. ebendaſelbſt; am 11. nach St. Avold; am 12. ebendaſelbſt; am 13. nach Faulquemont; am 14. nach Herny, am 15. ebendaſelbſt; am 16. nach Pont à Mouſſon.

**) Die 4. Cavallerie-Diviſion, Prinz Albrecht von Preußen, entfaltete in dieſen Tagen eine ganz beſondere Rührigkeit. Es ſcheint, daß die genannte Diviſion mit verſchiedenen Abtheilungen gleichzeitig gegen Vitry, Chalons und die zwiſchen dieſen beiden Orten gelegene Wegſtrecke (3 Meilen) operirte. Wir finden am 24. einzelne Escadrons des 5. Dragoner-Regiments theils vor Vitry, theils im Lager von Chalons; jedenfalls wurde das letztere (Chalons) eher erreicht, als Vitry, das zwar näher gelegen war, aber unſeren Cavallerie-Abtheilungen einen kurzen Widerſtand leiſtete. Die Capitulation dieſer kleinen Feſtung erfolgte am 25. früh. Eine Dragoner-Escadron rückte ein. Man fand, außer zahlreichem Material, noch 500 Mann nicht eingekleidete Mobilgarden, die ohne Weiteres das Gewehr ſtreckten. Einige Abtheilungen hatten ſchon vorher die Feſtung verlaſſen und befanden ſich auf dem Wege nach Chalons — wo ſie noch die Mac Mahonſche Armee zu treffen erwarteten — als ſie von anderen Escadrons unſerer völlig geräumt vorgefunden hatte. Mac Mahon, ſo hieß es, ſei in nordweſtlicher Richtung, auf Reims abgezogen.

Wenn die Thatſache des geräumten Lagers die Dragoner-Spitze überraſcht hatte, ſo überraſchte die Meldung davon das Große Hauptquartier nicht minder.

Was bedeutete dies Aufgeben von Chalons und dies nordweſtliche Ausbiegen auf Reims zu? Ein Abzug nach Weſten wäre ein einfacher Rückzug geweſen und hätte geheißen: »wir ziehen es vor, uns unter den Mauern von Paris zu ſchlagen;« aber Reims lag nicht blos weſtlich, es lag nord-weſtlich. Wohin zielt dieſe nördliche Abweichung von der einfach vorgezeichneten weſtlichen Rückzugslinie?

Der ſtrategiſche Blick des Großen Hauptquartiers erkannte, bei aller noch vorhandenen Ungewißheit, ſofort das Richtige: Dieſer Rückzug auf

an den verſchiedenſten Punkten auftauchenden 4. Cavallerie-Diviſion angegriffen wurden. Es waren zwei Schwadronen vom 15. Ulanen-Regiment unter Major v. Frieſen, die dieſen Angriff machten. Die Mobilgarden gedachten ſich zu ergeben; in völliger Unvertrautheit aber mit den entſprechenden Formalitäten, gaben ſie eine Salve, ſtatt ohne Weiteres die Waffen zu ſtrecken. Unter den Wenigen, die unſererſeits getroffen waren, befand ſich Major v. Frieſen; er erlag ſeiner Wunde. Die Mobilen wurden in Stärke von 17 Offizieren und 850 Mann gefangen genommen, die meiſten blutjunge Leute.

Der erſte Beſuch im »Lager von Chalons«, wie ich nur wiederholen kann, war all dieſen Dingen, ſowohl der Einnahme Vitrys, wie auch der Gefangennehmung der auf Chalons abziehenden Mobilgarden-Colonne, vorausgegangen. Zwei Escadrons des 5. Dragoner-Regiments durchflogen bereits am 24. das »Lager«. Es war aber, bei der Recognoscirungsaufgabe, die vorlag, in der That nur ein Durchfliegen. Erſt in den unmittelbar folgenden Tagen wurde die ſeinerzeit ſo viel genannte Oertlichkeit näher durchforſcht. Es liegt uns ein Bericht vor, dem wir folgendes entnehmen: »Das Uebungsterrain des Lagers umfaßt mehrere Quadratmeilen und iſt auf ſtark kalkhaltigem, ſchlecht cultivirbarem Boden durch Kaiſerliche, mit Luxus und Geſchmack erbaute Farmen zu landwirthſchaftlichen Zwecken ausgenutzt. Wir erreichten gegen Mittag den Kaiſerlichen Palaſt und ſomit das Centrum des »Mourmelon«. Das große Lager gewährt einen impoſanten Anblick; in weitem Halbkreis ziehen ſich tauſende von Zelten, jedes zur Aufnahme von 18 Mann beſtimmt, anlehnend an ein hübſches Städtchen und eine ſanft anſteigende Höhe, die gekrönt iſt durch eine Parkanlage. Dieſe enthält in ihren einzelnen Theilen, in ſehr ſymmetriſcher Ordnung, den Kaiſerlichen Palaſt, das Tafelhaus, das Concerthaus, ferner ungefähr 100 Villen und Verwaltungshäuſer. Die Häuſergruppen ſind auf das Comfortabelſte eingerichtet, und überraſchen einen Preußen, der dieſe üppige Ausſtattung der Zimmer und Betten eines Kaiſerlich franzöſiſchen Offiziercorps in Augenſchein nimmt. Viel iſt dagegen geſagt worden, andererſeits muß zugeſtanden werden, daß der Luxus mit ſeltenem Geſchmack vereint iſt, und in den Einrichtungen des Kaiſers eine Uebereinſtimmung herrſcht, die ſelbſt dem gefallen muß, der den Luxus bei einer Armee als eine gefährliche Zuthat erkennt. Der Ort Mourmelon mußte für unſere Mannſchaften ein reichliches Mahl auf Requiſition ſchaffen. Unmittelbar am Park empfingen unſere Pferde, die uns über 12 Stunden getragen hatten, in herrlichen, mit reichem Futter verſehenen Ställen, den wohlverdienten Lohn. [Nach franzöſiſchen Berichten war, gleich nach Abzug der Mac Mahon'ſchen Armee, das Lager zerſtört worden, ſei es auf Befehl, ſei es durch umherziehende Banden. Dieſe Zerſtörung kann ſich aber nur auf einen kleinen Theil erſtreckt haben.]

Reims zu war kein Rückzug; in der nordweſtlich eingeſchlagenen Abzugslinie lag alle Bedeutung in der erſten Sylbe »nord«, nicht in dem zweiten Worte »weſtlich«; die Armee von Chalons hatte Chalons aufgegeben, nicht um Paris zu vertheidigen, ſondern um Metz zu entſetzen, Mac Mahon intendirte, von Reims aus ein offenſives Kehrt zu machen und, unbemerkt von uns, zwiſchen den Maasfeſtungen hindurch, oſtwärts bis wieder zurück an die Moſel zu marſchiren, während wir unſeren Vormarſch in weſtlicher Richtung fortſetzten.

So glaubte man im Großen Hauptquartier den nordweſtlichen Abzug auf Reims deuten zu müſſen. Und — man hatte ſich nicht getäuſcht. Neben uns hin, auf dem ſchmalen Raume zwiſchen unſerer rechten Flanke und der belgiſchen Grenze, gedachte Mac Mahon ſich vorſichtig zurückzufühlen, um, im rechten Momente raſch vorbrechend, die eingeſchloſſene »Armee von Metz« aus der Umklammerung unſerer I. und II. Armee befreien zu können.

Dem vorzubeugen wurden noch im Laufe des 25. jene Entſchlüſſe gefaßt, deren letztes Reſultat, genau eine Woche ſpäter, die »Capitulation von Sedan« war.

Am Abend des 25. erließ das Große Hauptquartier die entſprechenden Befehle an die Obercommandos der III. und IV. (Maas-) Armee. Oberſt-Lieutenant v. Verdy wurde nach Fleury in das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachſen, Oberſt-Lieutenant Bronſart v. Schellendorf nach Ligny oder Revigny aux Vaches in das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen abgeſandt, um die Intentionen des Großen Hauptquartiers beſtimmter darzulegen.

Schon in der Nacht vom 25. auf den 26. konnten die veränderten Marſchbefehle an alle Truppentheile beider Armeen erlaſſen werden. Es ging nicht mehr weſtwärts, es ging nach Norden. Eine große Rechtsſchwenkung war auszuführen. Entwickelten ſich die Dinge ſo, wie man annehmen zu können glaubte, ſo mußte man die Mac Mahon'ſche, zum Entſatz von Bazaine heranziehende Armee, ſpäteſtens drei Tagemärſche vor Metz (etwa bei Damvillers), ſehr wahrſcheinlich aber ſchon erheblich vorher, auf dem zwiſchen den Maasfeſtungen gelegenen Terrain erreichen.

Und ſo geſchah es.

Darüber im nächſten Abſchnitt.

Der

Vormarſch der III. und IV. Armee

in nördlicher Richtung (auf Sedan).

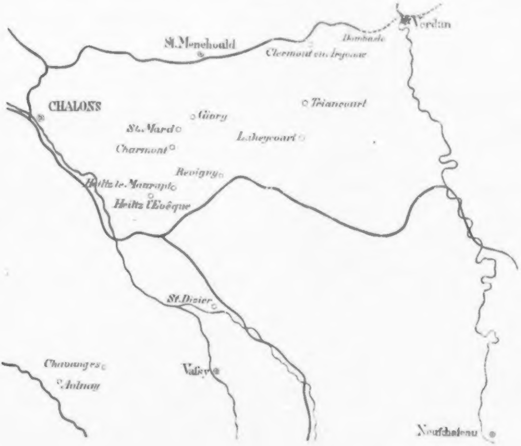
Bis zum 30. Auguſt Abends.

Die Rechtsſchwenkung.

Am 25. Abends — wobei wir ſchon Gegebenes recapituliren — war die Stellung der III. und IV. Armee die folgende:

III. Armee.

I. baieriſches Corps mit ſeiner Spitze in St. Mard und Givry.
II. baieriſches Corps in Charmont (Spitze in Poſſeſſe).
V. Corps in Heiltz le Maurupt (Spitze in Vanault le Châtel).
XI. Corps in Heiltz l'Evêque (Spitze in St. Amand).
VI. Corps (etwas zurück) zwiſchen St. Dizier und Vaſſy.
4. Cavallerie-Diviſion mit ſeiner Spitze im Lager von Chalons.
2. Cavallerie-Diviſion am äußerſten linken Flügel in Chavanges.


Verdun
Dombasle
St.Menehould
Clermont en Argonne
CHALONS
Givry
Triaucourt
St.Mard
Laheycourt
Charmont
Revigny
Heiltz le Maurupt
Heiltz l'Evêque
St.Dizier
Chavanges
Aulnay
Vassy
Neufchateau

IV. (Maas-) Armee.

5. Cavallerie-Diviſion in St. Menehould.

12. Cavallerie-Diviſion in Clermont en Argonne.

XII. Corps mit der 23. Diviſion in Dombasle, mit der 24. Diviſion in Lempire.

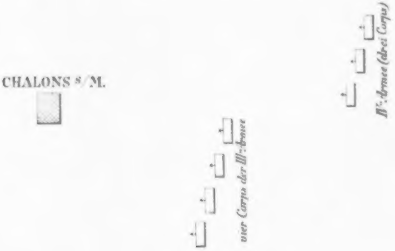
Garde-Corps in Triaucourt.

IV. Corps in Laheycourt.

6. Cavallerie-Diviſion, am linken Flügel, bis Revigny aux vaches.

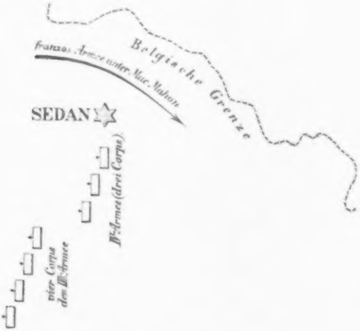
So die Stellung beider Armeen.

Verſucht man, dieſelbe — von kleineren Abweichungen abſehend — auf zwei Linien zurückzuführen, dabei zugleich der franzöſiſchen Armee den bis kurz zuvor innegehabten Punkt Chalons anweiſend, ſo ergiebt ſich folgendes Bild:



Wenn dieſes Bild den thatſächlichen Verhältniſſen entſprechend und der Feind, ſtandhaltend, im Lager von Chalons verblieb, ſo mußten unſere beiden Armeen, unter einfacher Fortſetzung ihres weſtlichen Vormarſches, etwa am 28. ihn treffen, ihn muthmaßlich ſchlagen und auf die Hauptſtadt zurückdrängen; hielt er nicht Stand, wich er aus, um erſt unter den Mauern von Paris die Entſcheidungsſchlacht zu wagen, ſo folgten wir ihm, unter Weiterführung der bis dahin innegehaltenen weſtlichen Richtung.

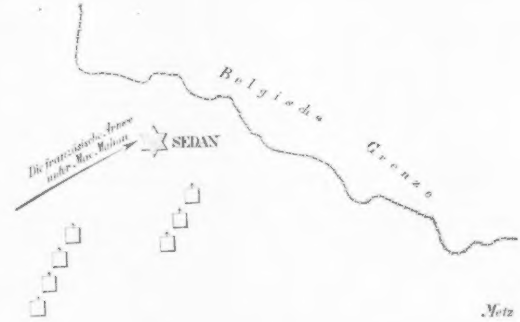
Auf dieſe Alternative war man gefaßt. Der Feind indeß, wie wir gezeigt haben, that ein Drittes. Er hielt nicht Stand, er wich auch nicht in weſtlicher Richtung aus, er hielt ſich vielmehr nordweſtlich, aller Wahrſcheinlichkeit nach nur, um ſich bereits im Laufe der nächſten Tage nordöſtlich zu halten. Geſchah dies letztere und ließen wir es geſchehen, ohne unſererſeits Marſchänderungen einzuleiten, ſo mußte das Geſammtbild am 27. oder 28. nothwendig das folgende ſein.



Er war uns dann entſchlüpft, hatte ſich auf dem ſchmalen Raume zwiſchen der belgiſchen Grenze und unſerem rechten Flügel geſchickt durchgewunden, und hatte es in der Hand, ſeinen Marſch auf Metz zu zur Befreiung Bazaine's fortzuſetzen.

Dies durfte nicht ſein; Dem mußte unſererſeits begegnet werden. Der gegneriſche Plan, wie wir ihn vorher ſkizzirt haben, war noch nicht Gewißheit, aber er war, nach den Meldungen die eingegangen, mindeſtens wahrſcheinlich, und auf dieſe bloße Wahrſcheinlichkeit hin mußten unſererſeits Schritte eingeleitet werden, die, wenn ſie auch den Feind an einer partiellen Ausführung ſeines Planes vielleicht nicht zu hindern vermochten, wenigſtens die völlige Durchführung dieſes Planes hintertreiben konnten. Irgendwo auf ſeinem gewagten Flankenmarſche mußte man ihn zu treffen ſuchen und eine Barrière aufrichten zwiſchen ihm und dem zu entſetzenden Metz.

Das Mittel, um an der einen oder andern Stelle einen ſolchen Riegel vorſchieben zu können, hieß: Umwandlung des Vormarſches gegen Weſten in einen Vormarſch gegen Norden, alſo Rechtsſchwenkung. Dieſe erfolgte. Das Bild nahm dadurch nachſtehende Geſtalt an:



Die Maas-Armee, wie dieſe Zeichnung andeutet, ſtand ſo, daß ſie unter allen Umſtänden im Stande war, den Weg zwiſchen Sedan und Metz an der einen oder andern Stelle zu ſperren. War aber der Feind ſäumig, ſo mußte es muthmaßlich glücken, ihn bereits an der Maas feſtzuhalten, und dadurch der aus größerer Tiefe heraufſteigenden III. Armee Zeit zu einer Umfaſſung von Rücken und linker Flanke her zu geben. In dieſem Falle war er eingeſchloſſen, gefangen. Die Partie alſo ſtand in Folge unſerer am 25. angeordneten Rechtsſchwenkung von Anfang an ſo,

daß im ungünſtigſten Falle wenigſtens der Marſch auf Metz gehindert,

daß im etwas günſtigeren Falle der Uebertritt auf die belgiſche Grenze erzwungen,

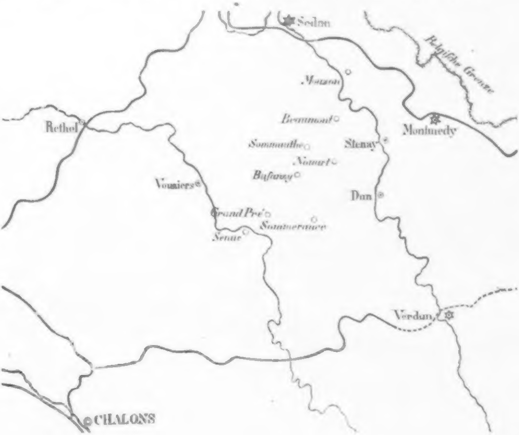
daß endlich im günſtigſten Falle die ganze franzöſiſche Armee umfaßt und zur Capitulation gezwungen werden würde.

Wir wiſſen jetzt, daß das Dritte, Günſtigſte, ſich vollzog.

Der Marſch gegen Norden.

(Vom 26. bis 29.)

Die Rechtsſchwenkung, am 25. geplant, trat am 26. ins Werk. Unſere beiden Armeen, ihre Cavallerie-Diviſionen vorauf, begannen am obengenannten Tage ihren Marſch gegen Norden. Die III. Armee zweigte die beiden baieriſchen Corps v. d. Tann und v. Hartmann von ſich ab und durch dieſe Abzweigung, wenigſtens zeitweilig, einen ſpeziell baieriſchen Armee-Körper herſtellend, rückte jetzt unſere geſammte, für den Weſt-Marſch auf Chalons-Paris beſtimmte Offenſiv-Armee, in drei großen Colonnen nordwärts, von denen jede einzelne Colonne wieder aus mehreren Armee-Corps beſtand.


Sedan
Belgiſche Grenze
Mouzon
Beaumont
Rethel
Montmedy
Stenay
Sommauthe
Nouart
Buſancy
Vouziers
Dun
Grand Pré
Sommerance
Senuc
Verdun
CHALONS

Die Maas-Armee, drei Armee-Corps und zwei Cavallerie-Diviſionen ſtark, hatte den rechten Flügel;

die baieriſche Armee, zwei Armee-Corps ſtark, marſchirte im Centrum;

die III. Armee, — nach Abzweigung der Baiern nur noch aus drei und einem halben Armee-Corps und zwei Cavallerie-Diviſionen beſtehend — bildete den linken Flügel.

Die Marſchrichtung der Maas-Armee ging im Weſentlichen auf Damerville, die der baieriſchen Armee auf Clermont, die der III. Armee auf St. Menehould. Der linke Flügel hatte die weiteſten Märſche, der rechte (Maas-Armee) war der nächſte am Feinde.

Schon am 26. plänkelten Abtheilungen unſerer 5. Cavallerie-Diviſion bei Grand Pré*) mit dem feindlichen VII. Corps (Douay), während unſer XII. Corps ſeinen rechten Flügel bis an die Maaslinie zwiſchen Dun und Stenay ausdehnte; am 27. warf die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion den Feind bei Buſancy;**) am 28. fanden auf der Linie Buſancy-Nouart erneute, aber unerhebliche Begegnungen ſtatt; endlich am 29. geſtalteten ſich dieſe flüchtigen Rencontres zu einem ernſteren Gefecht, dem

Recognoscirungs-Gefecht bei Nouart.

Die 46. Brigade, Regimenter 102 und 103, bildete an dieſem Tage die Avantgarde des XII. Corps; das 1. Reiter-Regiment, eine ſchwere und eine leichte Batterie, waren ihr beigegeben. Das Commando führte Oberſt v. Seidlitz-Gerſtenberg. Dieſer, nachdem ſich herausgeſtellt, daß der Feind die Ortſchaften Grand- und Petit-Champy, ſo wie das dahinter gelegene Bois des Dames beſetzt halte, gab Befehl, den von Barricourt bis zum Bois de Nouart laufenden Höhenzug zu beſetzen, und aus beiden Batterieen das Feuer gegen die vorgenannten Punkte zu eröffnen. Der Feind zeigte zunächſt nur zwei Bataillone. Um ihn zu weiterer Entwickelung ſeiner Kräfte zu zwingen, wurde das Regiment Nr. 103 bis auf Gewehrſchußweite vorgeſchickt. Bald ließ ſich erkennen, daß ſich die Unſern mindeſtens einer feindlichen Diviſion gegenüber befanden. Es war die Diviſion Lespart vom V. Corps. Gegen dieſelbe vorzugehen erſchien unthunlich, auch nachdem dieſſeits bedeutende Verſtärkungen (45. und 47. Brigade) eingetroffen waren, da der klar zu überblickende Marſch ſtarker feindlicher Colonnen nicht anders gedeutet werden konnte, als daß der Gegner entſchloſſen ſei, unſere rechte Flanke zu umfaſſen. So begnügte man ſich dieſſeits mit einer energiſch geführten Kanonade, im Uebrigen nur das 17. Ulanen-Regiment und das Regiment Nr. 103 in Front, und zugleich in lebhaftem, von nicht unerheblichen Verluſten begleitetem Gefecht mit dem Feinde belaſſend. Dieſe Verluſte, wie die Wahrnehmung, daß der Feind keinesweges zur Offenſive überzugehen gedenke, beſtimmten das Obercommando, das Gefecht an dieſer Stelle abzubrechen und das Regiment Nr. 103 bis Nouart, das 17. Ulanen-Regiment, ſammt der übrigen Cavallerie, bis Barricourt zurückzunehmen. Das Regiment Nr. 102 wurde auf den Höhen nordweſtlich von Nouart aufgeſtellt; die 45. Brigade erhielt Befehl, zur Sicherung der rechten Flanke auf Halles und Beauclair zu marſchiren. Die Sicherung dieſer Flanke, ſowie die Verbindung mit Stenay, das, als Uebergang über die Maas, ſchon vorher vom 2. Reiter-Regiment beſetzt worden war, wurden, als der Feind von Champy und dem Bois des Dames aus nichts Ernſtliches unternahm, als die Hauptaufgaben des Tages erkannt.

---

*) Uns gegenüber ſtand hier das 4. Huſaren-Regiment vom Corps Douay. Es kam zu verſchiedenen Scharmützeln, theils unmittelbar bei Grand Pré, theils links und rechts daneben, an denen unſererſeits, außer vorgeſchobenen Spitzen der 5. Cavallerie-Diviſion, auch ſächſiſche Ulanen theilnahmen. Alle dieſe Rencontres waren an ſich unbedeutend, ſtellten aber feſt, daß man den Feind, in ohngefährer Stärke von zwei Armee-Corps, unmittelbar vor ſich habe.

**) Die Avantgarden-Escadron der Brigade Senfft-Pilſach (3. Reiter- und 18. Ulanen-Regiment) erhielt, als ſie ſich Buſancy näherte, Morgens gegen 9 Uhr auf 1200 Schritt Feuer von den an der Liſière des Dorfes poſtirten Abtheilungen des 12. Chaſſeur-Regiments. Einige andere feindliche Escadrons zeigten ſich ſeitwärts. Die ſächſiſche Avantgarden-Schwadron, durch Detachirungen auf die Hälfte ihrer Stärke reducirt, zögerte dennoch nicht die franzöſiſche Cavallerie anzugreifen. Dieſer Angriff, durch eine andere ſächſiſche Schwadron unterſtützt — gelang vollkommen. Nach einem heftigen Handgemenge, in welchem die Franzoſen ſich auf den Stich, die Sachſen auf den Hieb verließen, wurden die beiden franzöſiſchen Chaſſeur-Escadrons auf das Dorf zurückgeworfen, hinter welchem ſie von einer bereit ſtehenden Lancier-Brigade aufgenommen wurden. Einige Schüſſe der ſächſiſchen reitenden Batterie ſäuberten Buſancy vom Feinde. Zur Unterſtützung der im Gefecht geweſenen 1½ ſächſiſchen Escadrons eilte das 18. Ulanen-Regiment herbei, worauf ſich die geſammte franzöſiſche Cavallerie, drei Regimenter der Diviſion Brahaut, in nördlicher Richtung langſam zurückzog, von der durch Buſancy defilirenden Brigade Senfft-Pilſach gefolgt. Das Handgemenge mit den Chaſſeurs hatte ſeine Opfer gefordert; ſächſiſcherſeits waren 9 Mann todt, 21 verwundet, darunter 2 Offiziere. Auf Seiten der Franzoſen war Oberſt de la Porte, Commandeur des Chaſſeur-Regiments, verwundet worden. Er gerieth in Gefangenſchaft.

Das Gefecht bei Nouart war mit Rückſicht darauf, daß es nur Fühlung mit dem Feinde unterhalten hatte, verhältnißmäßig opferreich verlaufen. Es koſtete dem XII. Corps 12 Offiziere und 355 Mann, wovon wohl der größte Theil auf das Regiment Nr. 103 entfiel. Die großen Vorgänge der drei folgenden Tage haben dies Vorſpiel und das Intereſſe daran herabgedrückt.

Das XII. Armee-Corps bivouakirte ſüdlich von Nouart und ſetzte Vorpoſten ſowohl nördlich gegen Champy, als nordöſtlich bei Beauclair aus; das Garde-Corps ſtand bei Buſancy, die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion ſüdlich von Barancourt. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachſen kam nach Bayonville. Fortgeſetzte Recognoscirungen der Cavallerie hatten Früheres beſtätigt und nunmehr Gewißheit gegeben, daß der Maas-Armee zwei feindliche Armee-Corps gegenüberſtanden: das V. (Failly) bei Bois des Dames, das VII. (Felix Douay) bei St. Pierremont und Oches.

Von den beiden wie wir wiſſen im Centrum vorgehenden baieriſchen Corps marſchirte das I. von Varennes über Fleville nach Sommerance, das II. von Vienne durch die Argonnen über Cornay nach St. Juvin, ſo daß dieſe beiden Corps den linken Flügel der Maas-Armee und zugleich die Verbindung mit der III. Armee bildeten.

Ueber die Stellung dieſer (der III. Armee) berichten wir in der Folge.

In Betreff unſerer kleinen Karten heben wir an dieſer Stelle noch für die Folge hervor, daß die Angabe aller im Text genannten Oertlichkeiten auf der unmittelbar vor- oder nachſtehenden Karte oft unmöglich war und daß es ſich deshalb empfiehlt, in ſolchen Fällen zwei, drei unſerer Karten, die denſelben Terrainabſchnitt behandeln, zu befragen. Der Leſer, der ſich dieſer Mühe unterzieht, wird wichtigere Punkte nur ſelten vermiſſen.

Die Stellungen am 29. Abends.

Deutſche Stellung.

Während der rechte Flügel unſerer Geſammt-Heeresmaſſe, ſpeziell das den äußerſten rechten Flügel bildende XII. Corps, die im vorigen Kapitel geſchilderten Gefechte bei Buſancy und Nouart gehabt hatte, waren — wie in der Kürze bereits hervorgehoben — Centrum und linker Flügel gefolgt. Im Centrum die Baiern, am linken Flügel die III. Armee. Beide hielten im Weſentlichen Linie mit dem zunächſt am Feinde ſtehenden rechten Flügel (Maas-Armee).

Unſere Stellung am 29. Abends, wobei wir auf die umſtehende Karte hinweiſen, war die folgende:

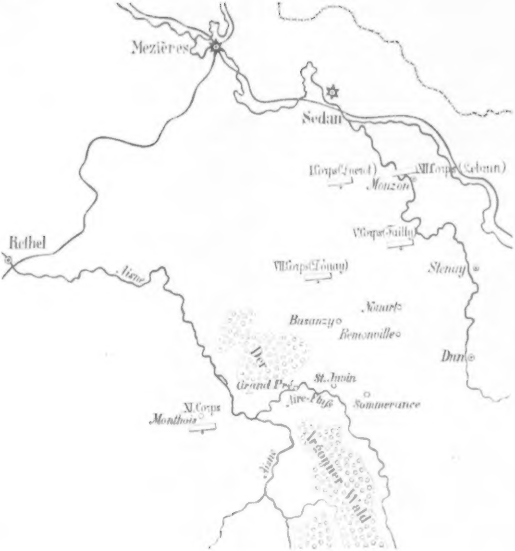
Maas-Armee	XII. Corps bei Nouart. IV. Corps bei Remonville. Garde-Corps bei Buſancy.
Baiern	I. baieriſches Corps (hinter dem IV. Corps) bei Sommerance. II. baieriſches Corps (hinter dem Garde-Corps) bei St. Juvin.
III. Armee	V. Corps bei Grand-Pré. XI. Corps (noch jenſeits der Aisne) bei Monthois. VI. Corps (noch weit zurück) bei Varennes.

Die Cavallerie-Diviſionen ſtanden wie folgt: 5. Cavallerie-Diviſion bei Attigny, 4. und 6. bei Vouziers, 2. Cavallerie-Diviſion bei Secault.

Das Hauptquartier der IV. (Maas-) Armee befand ſich, wie ſchon S. 120 hervorgehoben, in Bayonville, das der III. Armee in Senuc.

Franzöſiſche Stellung.

Die franzöſiſche Armee, auf ihrem Vormarſche gegen die Maas, hatte am 29. Abends mit drei Corps den Fluß nahezu erreicht, mit einem Corps (dem XII.) ihn bereits überſchritten. Man ſtand feindlicherſeits in


Mezières
Sedan
I.Corps(Ducrot)
XII.Corps(Lebrun)
Mouzon
V.Corps(Failly)
Rethel
Aisne
VII.Corps(Douay)
Stenay
Nouart
Buzancy
Bemonville
Dun
Der
Grand Pré
St. Juvin
Aire-Fluß
Sommerance
XI.Corps
Monthois
Aisne
Argonner Wald

zwei Linien, jede zwei Armee-Corps ſtark, von denen ſich die eine, die nördlichere, mit ihrem linken Flügel an Mouzon, die andere, die ſüdlichere, mit ihrem linken Flügel bis dicht an Stenay lehnte. Dieſe ſüdlichere Linie ſtand uns zunächſt gegenüber; die Entfernung zwiſchen uns und ihr betrug wenig mehr als eine Meile. Geben wir die Punkte der Aufſtellung:

Erſte Linie.

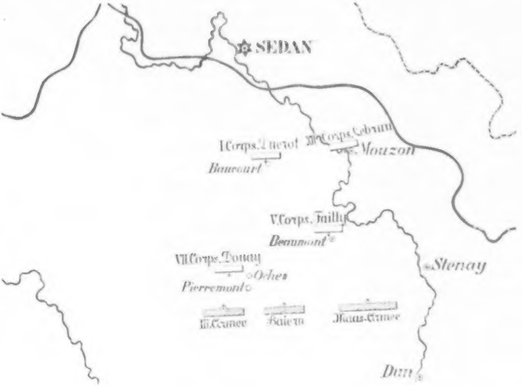
V. Corps, de Failly, bei Beaumont; großentheils erſt in der Nacht und am andern Morgen daſelbſt eintreffend.

VII. Corps, Felix Douay, bei Oches und Pierremont.

Zweite Linie.

XII. Corps, Lebrun, bei Mouzon, großentheils ſchon jenſeits der Maas.

I. Corps, Ducrot, bei Raucourt, anderthalb Meilen ſüdlich von Sedan.


SEDAN
I Corps. Ducrot
XII Corps. Lebrun
Mouzon
Raucourt
V. Corps. Failly
Beaumont
VII Corps. Douay
Oches
Pierremont
Stenay
III. Armee
Baiern
Maas-Armee
Dun

Unſer für den 30. geplanter Angriff auf die Linie Beaumont-Le Chêne mußte, nach dem was man über die feindliche Stellung wußte, auf das V. und VII. franzöſiſche Corps ſtoßen. Und ſo geſchah es.

Die für den genannten Tag (30.) dieſſeitig ausgegebenen Geſammt-Dispoſitionen waren die folgenden:

Maas-Armee. (Rechter Flügel.)

Das XII. und IV. Corps dirigiren ſich in vier Colonnen auf Beaumont. Das Garde-Corps folgt in Reſerve.

Die Baiern. (Centrum.)

Das I. und II. baieriſche Corps nehmen, von Sommerance und St. Juvin aus, die Richtung auf Sommauthe.

III. Armee. (Linker Flügel.)

Das V. Corps marſchirt über Briquenay und Authe auf St. Pierremont und Oches; das XI. Corps über Vouziers auf Le Chêne. — Das zurückſtehende VI. Armee-Corps dirigirt ſich auf Vouziers zur Deckung der linken Flanke der Armee.

Wie ſchon hervorgehoben, der Hauptkampf lag am rechten Flügel: XII. und IV. Corps. Wir wenden uns zunächſt dieſem zu, die Schilderung der nur begleitenden Vorgänge im Centrum und am linken Flügel für ein nachfolgendes Kapitel aufſparend.

Die Schlacht bei Beaumont.

30. Auguſt.

An der großen Straße, die, in öſtlicher Richtung, von Rethel nach dem Maas-Uebergange bei Stenay und von hier nach Feſtung Montmedy führt, liegt Beaumont, zum Unterſchiede von zahlreichen anderen Ortſchaften dieſes Namens »Beaumont en Argonne« geheißen, — ein Flecken, deſſen ſaubere, weißgetünchte Häuſer ſich um einen großen quadratiſchen Platz gruppiren, aus deſſen Mitte die Kirche aufragt. Dieſe, mit Hülfe ihres Thurmes, iſt von allen Seiten her ſichtbar, während die ſonſtigen Baulichkeiten (ſo weit ſie nicht am jenſeitigen Abhange kleben) ſich dem Auge des von Nord oder Süd Herankommenden in einer Plateau-Senkung entziehen. Beaumont ſelbſt, an und für ſich unbedeutend, hatte in jenen Tagen die eine Bedeutung für uns, daß es — zwiſchen Mouzon und Stenay gelegen — dieſe beiden öſtlichen Maas-Uebergänge nahezu beherrſchte und dadurch den Feind zwang, wenn er ſich uns entziehen wollte, die mehr nördlichen Maas-Uebergänge zu benutzen. Ihn von ſeiner öſtlichen Marſchlinie, die direkt auf Metz führte, abzudrängen, war aber unſer nächſtliegendes Ziel.

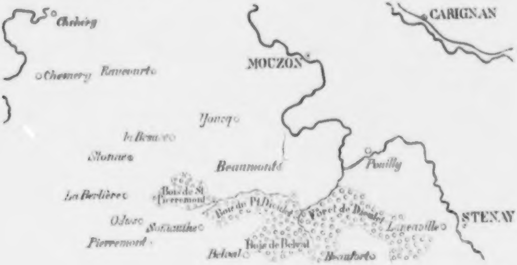
Das V. Corps de Failly bei Beaumont.

Das V. Corps de Failly[*]) hatte ſich am 29. Abends, nach dem Gefecht bei Nouart (ſiehe S. 418) nördlich, auf Beaumont zu, zurückgezogen.

---

*) General de Failly wurde 1808 geboren und trat 1826 in die Schule zu St. Cyr; zwei Jahre darauf (1828) Unter-Lieutenant, war er bereits 1851 bis zum Oberſt avancirt. 1854, kurz vor Beginn des Krimkrieges erhielt er eine Brigade, und machte die Kämpfe jenes Feldzuges mit. 1859 während des italieniſchen Krieges kommandirte er eine Diviſion im IV. Corps, nachdem er ſchon vorher zum kaiſerlichen Adjutanten ernannt worden war. In den Tuilerien, inſonderheit bei der Kaiſerin, war er wohlgelitten. Er galt, ähnlich wie Bourbaki, für einen »bel homme« und perfekten Cavalier. Später führte er die zur Unterſtützung des

Dies war nicht weit genug. Wollte man die Maas im Rücken haben, um dann in zwei oder drei Gewaltmärſchen Metz zu erreichen, ſo durfte mit nichts geſäumt werden und das Corps mußte, ſtatt Beaumont, Mouzon zu erreichen ſuchen, an welcher Stelle das XII. Corps, Lebrun, bereits am 29. Abends eingetroffen war. Auch das I. Corps, das bei Raucourt ſtand, war in der Nähe. Man konnte am 30. früh drei Corps auf den jenſeitigen Maashöhen bei Mouzon concentrirt haben. Die Entſcheidung wäre dann nicht bei Sedan, ſondern auf dem Terrain öſtlich davon, zwiſchen Sedan und Metz gefallen, und ſelbſt eine Niederlage hätte ſchwerlich den Charakter einer Kataſtrophe angenommen.


Chehery
CARIGNAN
MOUZON
Chemery
Raucourt
Yoncq
la Besace
Stonne
Beaumont
Pouilly
La Berlière
Bois de St Pierremont
Bois de Pt Dieulet
Forêt de Dieulet
STENAY
Oches
Sommauthe
Laneuville
Pierremont
Bois de Belval
Belval
Beaufort

Das V. Corps hielt alſo bei Beaumont; das VII. rechts neben ihm (weſtlich) bei Pierremont und Oches.

Papſtes beſtimmte Expedition und ſchlug die viel citirte »Schlacht von Mentana«, in der das Chaſſepotgewehr, wie es in dem Siegesberichte heißt, ſich »admirabel bewährte«. Bei Wörth — gegen Mac Mahons Erwarten, der auf ihn gerechnet hatte — griff er nicht ein, doch ſtellten ſpätere Erörterungen ſeine Schuldloſigkeit heraus. Die Soldaten ſeines Corps indeß ſchienen anders darüber zu denken, und ſangen bereits auf dem Rückmarſche von Bitſch nach Chalons:

De Failly
A failli
Être Maréchal.
S'il fut resté dans Rome,
On croit que ce bel homme,
Eut pu faire un caporal.

Alſo etwa:

Na, Failly,
Du haſt faillirt.
»Marſchall!« ja, das paßte Dir. —
Wärſt Du blieben, ſchöner Mann,
Doch zu Rom im Vatikan,
Wärſt Du heute — Unt'roff'zier.

Erſt am Morgen des 30., nach einem anſtrengenden Nachtmarſch, hatten die Diviſionen des V. Corps ihre Lager bezogen und zwar die Diviſionen Lespart und L'Abadie (dieſe nur eine Brigade ſtark) auf dem Plateau nördlich, die Diviſion Goze auf dem Plateau ſüdlich der Stadt.

Den Lagerplatz dieſer, die 12 Stunden ſpäter den Ueberfall auszuhalten hatten, ſuchen wir dem Leſer anſchaulich zu machen.

Südlich von Beaumont dehnt ſich ein großes Plateau, das im Ganzen reich bewaldet iſt und nach Quadratmeilen zählt. Dieſe ſchon zu Eingang des Capitels erwähnte Hochfläche gliedert ſich aber, durch Einſchnitte und Senkungen, wiederum in viele Theile und das unmittelbar an die Stadt ſich heranſchiebende Separatſtück (etwa eine halbe Quadratmeile) iſt beinah tennenartig, nur leiſe gewellt, dazu unbewaldet und nur im Halbkreis von bedeutenden Waldpartieen umgeben.

Ueber dieſes Separat-Plateau hin ziehen ſich ſieben Wege, große und kleine, die alle radienartig von Beaumont auf den umfaſſenden Wald-Halbkreis zuführen. Drei dieſer Wege laufen, namentlich Anfangs, beinah genau in der Richtung von Nord nach Süd, nebeneinander her und auf dieſem ſchmalen, von zwei Weglinien begrenzten und von einer dritten Weglinie durchzogenen Terrain, befand ſich das franzöſiſche Lager. Die Tiefe des Lagers mochte 1500 Schritt, die Breite höchſtens 600 Schritt betragen. Die vorderſte Lagerreihe war keine 1000 Schritt vom Walde und keine 500 Schritt von einer vorgeſchobenen Waldparzelle entfernt. Ebenfalls in Front des Lagers lagen einige Fermen und ſonſtige Baulichkeiten, und zwar derart, daß

an der ausbiegenden linken Straße die Ferme La Belle Tour,
an der die Mitte haltenden Straße die Gehöfte Petite Forêt,
La Tuilerie und Belle Volée,
an der rechten Straße das Rettungshaus La Maiſon Blanche
und die Ferme Beau-Sejour*)

gelegen waren. Alle dieſe Punkte kommen ſpäter in Betracht. Die Truppenvertheilung war derart erfolgt, daß das 61. und 86. Regiment die vorderſte Reihe hatten; hinter ihnen das 4. Chaſſeur-Bataillon; hinter dieſem (keine 500 Schritt von Beaumont entfernt) das 11. und 46. Regiment. Die Aufſtellung ſelbſt war untadlig; ſie wurde erſt tadelnswerth durch die abſolute Sorgloſigkeit, der man ſich hingab. Man ſchien einen Angriff für geradezu unmöglich zu halten. Der Diviſions-General Goze, ebenſo die meiſten Regiments-Commandeure befanden ſich in Beaumont; die Beſpannung der

---

*) »Rechts« und »links« iſt hier immer von Beaumont aus geſprochen. Für unſere Truppen, die auf Beaumont zu marſchirten, ſtellten ſich die Bezeichnungen gerade umgekehrt. Für ſie lag La Belle Tour rechts und La Maiſon Blanche links.

Artillerie war zur Tränke geführt; die ausgeſtellten Poſten kehrten dem Walde, von wo die Gefahr kam, den Rücken oder doch die Flanke zu. Wir kommen auf dieſe und ähnliche Einzelnheiten an anderer Stelle zurück.

Der Anmarſch des XII. und IV. Corps.

Die General-Dispoſition für den 30., wie ſie am Abend des 29. im Großen Hauptquartier zu Grand Pré ausgegeben worden war (ſiehe S. 423), hatte für die den rechten Flügel haltende Maas-Armee beſtimmt:

um 10 Uhr früh (am 30.) über die Linie Beauclair-Foſſe in der Richtung auf **Beaumont** vorzudringen.

Die Baiern, im Centrum, ſollten dieſen Angriff unterſtützen; das V. und XI. Corps, am linken Flügel, die Richtung auf Le Chêne innehalten.

Wir folgen der Maas-Armee. Für den eigentlichen Angriff waren das IV.*) und XII. Corps beſtimmt, während das Garde-Corps eine Reſerveſtellung bei Nouart einnehmen ſollte. In vier großen Colonnen rückten die erſtgenannten beiden Corps in nördlicher und nordweſtlicher Richtung vor und zwar, vom äußerſten rechten Flügel an gerechnet, wie folgt:

Die 1. ſächſiſche Infanterie-Diviſion Nr. 23, unter Oberſt v. **Montbé**, von Beauclair auf der großen Chauſſee über Laneuville,

die 2. ſächſiſche Infanterie-Diviſion Nr. 24, unter General-Major **Nehrhoff v. Holderberg**, von Nouart über Beaufort auf die Ferme Belle-Tour, die 7. Diviſion, unter General-Lieutenant v. Schwarzhoff, von Nouart über Grand-Champy auf dieſelbe Ferme (Belle-Tour),

---

*) Wir haben noch die Ordre de Bataille des IV. Corps nachzutragen, des Corps, das anfänglich zwiſchen der II. und III., dann, vom 20. ab, zwiſchen der III. und IV. (Maas-) Armee marſchirend†), bis zum Tage von Beaumont — mit alleiniger Ausnahme eines Verſuchs gegen Toul — nicht zur Action gekommen war.

Commandirender General: General der Infanterie v. **Alvensleben I.**

7. Diviſion v. **Schwarzhoff.**
13. Brigade, General-Major v. **Borries.**
    26. Regiment, Oberſt v. **Schmeling.**
    66. Regiment, Oberſt-Lieutenant Graf v. Finckenſtein.
14. Brigade, General-Major v. **Zychlinski.**
    27. Regiment, Oberſt v. **Preſſentin.**
    93. Regiment (Anhalt) Oberſt v. **Kroſigk.**
4. Jäger-Bataillon, Major v. **Lettow.**
7. Dragoner-Regiment, Oberſt-Lieutenant v. **Schleinitz.**

4 Batterieen. — Pionier-Bataillon.

8. Diviſion v. **Schöler.**
15. Brigade, General-Major v. **Keßler.**
    31. Regiment, Oberſt v. **Bonin.**
    71. Regiment, Oberſt-Lieut. v. **Kloeden.**
16. Brigade, General-Major v. **Scheffler.**
    Schleswig-Holſtein'ſches Füſilier-Regt. Nr. 86, Oberſt v. **Horn.**
    96. Regiment (Altenburg, Reuß), Oberſt-Lieutenant v. **Redern.**
12. (Thüringiſches) Huſaren-Regt., Oberſt-Lieutenant v. **Suckow.**

4 Batterieen.

Dazu Corps-Artillerie (36 Geſchütze) unter Oberſt **Cruſius** und 1 Train-Bataillon.

†) Dieſer Ausdruck iſt freilich inſofern nicht correkt, als das IV. Corps nie als ſelbſtſtändiger Truppenkörper operirte, ſondern bis zum 20. den linken Flügel der II., vom 20. ab den linken Flügel der IV. (Maas-) Armee bildete. Es war aber thatſächlich, im einen wie im andern Fall, das Bindeglied zweier Armeen und marſchirte im Centrum.

die 8. Diviſion, unter General-Lieutenant v. Schöler, von Foſſe über Belval durch das Bois de St. Dieulet auf Belle-Volee und La Tuilerie.

Von Belle-Tour und Belle-Volee aus, zugleich auf dem zwiſchengelegenen Terrain ſich entwickelnd, ſollte dann der concentriſche Vorſtoß von etwa drei Diviſionen auf Beaumont ſelbſt erfolgen.

So die Aufgabe. Sie zu erfüllen, bot inſoweit erhebliche Schwierigkeiten, als nur eine einzige, von Nouart über Stenay nach Beaumont führende Chauſſee zur Verfügung ſtand. Dieſe wurde von der 23. Diviſion als vorgeſchriebene Marſchlinie innegehalten. Alle übrigen Wege waren ſchlecht unterhaltene Waldwege. Zu der Schwierigkeit des Vormarſches geſellte ſich noch eine mehr oder minder große Gefahr, indem das nach rechts und links hin unpaſſirbare Waldterrain eine Unterſtützung der Colonnen unter einander ausſchloß. Ein Angriff franzöſiſcherſeits, auch nur mit geringen Streitkräften unternommen, würde, bei geſchickter Leitung, eine nicht geringe Verwirrung in unſeren Reihen geſchaffen haben. Aber die Sorgloſigkeit des Feindes, wie ſie ſich immer bewährte, bewährte ſich nie glänzender als am Vormittage dieſes 30. Auguſt. Es liegt uns ein Bericht von einem Offizier der 8. Diviſion vor, der den Vormarſch dieſer Diviſion über Belval — dann, in die Waldestiefe niederſteigend, durch das Bois Dieulet hindurch — in ſehr anſchaulicher Weiſe ſchildert. Der Offizier ſchreibt:

»Das Rendezvous unſerer 8. Diviſion war bei Foſſé befohlen. Wie ſpricht ſich das ſo leicht aus! Der betreffende Punkt liegt hübſch klar auf der Karte; aber welche koloſſale Anſtrengung für Mann und Pferd, um auf kürzeſtem Wege dahin zu gelangen. Wir mußten von der Chauſſee Buſancy-Nouart links querfeldein abbiegen und geriethen in bergiges Terrain. Ach, und in welches? Aufgelöſt tauchten die Colonnen in die Höhe, und verſchwanden wieder; die Geſchütze, mühevoll eines nach dem andern; aufgehauen auf die armen Gäule; bei den Fahrzeugen vorgelegt; »vorwärts in drei Teufels Namen! es iſt gleich 10«. Und es ging. Das ſind ſo die Stunden der Bewährung für unſre preußiſche Disciplin. Jeder Heerführer kann ſich darauf verlaſſen, ſeine Truppen auf dem bezeichneten Rendezvous pünktlich zur Stelle zu haben. Alſo wir waren da.

Foſſé; 10 Uhr.

Aber viel Zeit zum »Rendezvous machen« war nicht; ſo fährt unſer Bericht fort. Der Diviſions-Commandeur General v. Schöler trieb zur Eile, und die Queue kroch noch mühſam herauf, als die Avantgarde ſchon antreten mußte. Sie beſtand aus

3 Escadrons Huſaren-Regiments Nr. 12 (Merſeburg-Weißenfels),
4. Jäger-Bataillon (Sangerhauſen),
2 Batterieen,
3 Bataillons ſchleswig-holſteiniſchen Füſilier-Regiments Nr. 86,
2 Bataillons thüringiſchen Infanterie-Regts. Nr. 96 (Altenburg),
dazu eine Pionier-Compagnie, die braverweiſe »mit machte«, und ihren Pontontrain zurückließ.

Wir marſchirten immer auf dem Plateau fort auf Belval zu. Unterwegs trafen wir die erſten Reſte eines franzöſiſchen Bivouacs. Das Corps Failly war Tags vorher, nach dem Gefechte bei Nouart, bis zu dieſem Plateau, beziehungsweiſe bis zum Bois des Dames gelangt. In einer am Wege liegenden Hütte fand ich zwei unheimlich ausſehende Geſtalten; die befragt' ich und erhielt ohne Zögern die Antwort, daß die letzten franzöſiſchen Truppen um Mitternacht auf dieſer Straße paſſirt wären. Es war richtig. Die Franzoſen waren die ganze Nacht zurückmarſchirt und erſt gegen Morgen bei Beaumont eingetroffen.

Von dem Plateau aus, auf dem wir jetzt in langer Colonne hinzogen, hatten wir eine ſchöne Ausſicht. Zu Füßen, bei Belval beginnend, nichts als Wald! Ein Meer von grünen Bäumen, wie wenn man bei uns in der Mark, von den Müggel- oder Kranich-Bergen aus, die weitgedehnten Kiefernwälder überblickt. Wie die Bäume hin- und herrauſchen! Jenſeits des breiten Waldſtreifens eine Ebene mit einem Städtchen von der Vormittagsſonne hell beleuchtet. Es war Beaumont. Natürlich hatte alsbald Alles die Ferngläſer vor Augen, ſchob, ſtellte, muſterte, rieb mit dem Handſchuh das Glas, muſterte wieder, — richtig, oben und unten weiße Zeltdächer; in der Höhe viele, ſehr viele, unten weniger. Sie dejeunirten. Wer ein gutes Glas hatte, ſah ihnen in die Menagen hinein.

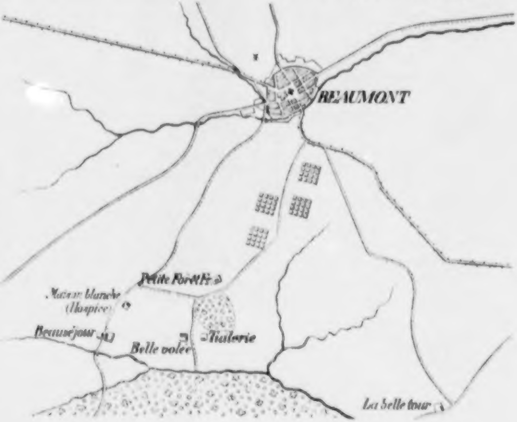
Unſre lange »Kriegsſchlange« paſſirte ruhig das Plateau, was anderthalb Stunden dauerte. Links, in gleicher Höhe mit uns, ſahen wir andere Truppen ziehen. Das konnten nur die Baiern ſein. Solch ein Anblick iſt immer herzſtärkend; »die kommen auch!« das hebt den Muth jedes Einzelnen. Auch die franzöſiſchen Bivouacsreſte, an denen uns der Weg vorüberführte, wurden genau beobachtet. Sie unterſcheiden ſich von den preußiſchen durch die kleinen Feuerſtellen und durch umherliegende Hahnen- und Hennenköpfe. Auch Federn, wo gerupft worden war. Der Franzmann kann ohne ſein poulet nicht leben. Hier und dort fand ſich auch ein rothwollenes Epaulett; ſie ſind unvermeidlich auf jeder franzöſiſchen Marſchlinie.

Wir ſtiegen nun bei Belval, wo das Plateau ſich ſenkt, den Abhang hinunter und dreiſt in den Wald hinein. Am Eingange traf ich eine ſächſiſche Ulanenpatrouille, begrüßte den einzigen Bekannten, den ich in eben dieſem

Regiment hatte und hier zufällig wiederfand, und erkundigte mich nach dem Feinde in der Front. »Sie ſind noch da! Alles ruhig im Lager! Im Walde keine Patrouille zu ſehen!« Unglaublich aber wahr.

So zogen wir denn auf ſchmaler Waldſtraße weiter. »Wenn ſie uns hier angreifen und zurückwerfen!« Dieſer Gedanke mag wohl ſo ziemlich in Jedem von uns aufgeſtiegen ſein. Wie hier herauskommen mit Train, Geſchützen, Munitions-Colonnen? Aber nicht einmal ein Verhau war da. Im Walde wurd' es inzwiſchen immer ſtiller; keiner ſprach mehr; jeder war mit ſich beſchäftigt. Alles drängte, von innerer Haſt getrieben, vorwärts, nur um erſt ins Freie zu kommen. Nun ſind die erſten Huſaren bis an den Rand gelangt. Ein vom General-Commando vorausgeſandter Offizier (Hauptmann v. Stückradt) hatte ſich dort ſchon längere Zeit mit ein paar Mann Bedeckung aufgehalten. »Noch alles ſtill,« ſo heißt es, »ſie merken nichts.« Ein paar leiſe geſprochene Worte; der Diviſions-Commandeur gab die letzten Anordnungen; die Huſaren wurden zurückgenommen. Nun: los!«

So der Bericht, den wir an dieſer Stelle unterbrechen, um hervorzuheben, daß der Vormarſch der etwa 2000 Schritt weiter öſtlich eben daſſelbe Plateau und dieſelben Waldpartieen paſſirenden 7. Diviſion, wie unter gleichen Verhältniſſen, ſo auch unter gleichen Schwierigkeiten erfolgte. Den Rand des Bois de Dieulet erreichten beide Diviſionen wahrſcheinlich gleichzeitig.



Beide hatten zunächſt eine Senkung und einen leis anſteigenden Abhang vor ſich; dahinter das Plateau von drei deutlich erkennbaren Linien durchſchnitten: die ſchon erwähnten Landſtraßen, von denen zwei parallel liefen, während die dritte nach rechts hin ausbog. Zwiſchen den Linien die Lagerzelte und in der Front des Lagers einzelne Gehöfte. Die 8. Diviſion in Büchſenſchuß-Entfernung von Belle-Volee und La Tuilerie, die 7. Diviſion in gleicher Entfernung von Belle Tour.

Wenn die 7. Diviſion bei dem Ueberfall der nächſten Stunde minder entſcheidend eingriff, ſo lag es nicht daran, daß ſie ſpäter am Waldrande eingetroffen wäre, ſondern lediglich in dem Umſtande, daß ihr für ihren Angriff ein Terrain-Abſchnitt zugefallen war, auf dem ſich das franzöſiſche Lager verhältnißmäßig zurückgelegen befand, während die 8. Diviſion auf den ſchmalen Streifen zwiſchen den beiden faſt parallel laufenden Straßen ſtieß, auf dem die vorderſte Lagerreihe des Feindes bis dicht an Petit Foret reichte. Das Betreten des Plateaus und das Erreichen dieſer Lagerreihe waren nahezu zuſammenfallende Momente. Sicherlich lagen nicht 10 Minuten dazwiſchen.

Der Ueberfall des franzöſiſchen Lagers.

(Mittagskampf; 12—2.)

Ehe wir in Mittheilung unſeres auf der vorſtehenden Seite unterbrochenen Berichtes fortfahren, der mit gleicher Anſchaulichkeit wie den »Anmarſch« der 8. Diviſion, ſo auch den ſeitens dieſer wenigſtens in erſter Reihe ausgeführten »Ueberfall« ſchildert, ſchicken wir einige kurze Notizen vorauf, die den Zweck haben, vor Eintritt in die Details der Schilderung, einen Geſammtüberblick über dieſe intereſſante Action zu geben.

Der Ueberfall des franzöſiſchen Lagers bei Beaumont war recht eigentlich eine Action der 16. Brigade, v. Scheffler. Sie bildete die Avantgarde der Diviſion. Ihre Zuſammenſetzung, auch die Reihenfolge, in der die einzelnen Truppentheile ihren Anmarſch bewirkten, haben wir bereits gegeben. Dieſer Reihenfolge entſprechend, griffen ſämmtliche Bataillone der Brigade innerhalb einer Stunde, vielleicht innerhalb einer halben Stunde, in den Kampf ein. Die beiden Batterieen wurden, außer der Reihe, gleich anfangs vorgenommen.

Der 16. Brigade, v. Scheffler, folgte die 15. Brigade, v. Keßler, (Regimenter 31 und 71). Das 31. hatte die Tête und kam rechts neben der 16. Brigade noch zu voller Action. Hatte auch erhebliche Verluſte Das 71. Regiment blieb in Reſerve.

Seitens der 7. Diviſion, die, wie wir wiſſen, rechts neben der 8. ihren Vormarſch bewerkſtelligt hatte, traten, was dieſen Ueberfall des ſüdlichen franzöſiſchen Lagers angeht, zu dieſer Tagesſtunde nur die vorderſten Batterieen und das an der Tête marſchirende 66. Regiment in den Kampf ein. Es avancirte unmittelbar rechts neben den 31ern.

Wir laſſen nun zunächſt unſern mehrerwähnten Bericht (der über den Hauptttheil des Kampfes handelt) weiter ſprechen.

»Nun los!« ſo ſchloſſen wir. »Im nächſten Moment ſchwärmen die 4. Jäger aus, erſt niederſteigend, dann über die Senkung fort, dann die Schrägung des Abhangs hinauf; unſere beiden Avantgarden-Batterieen folgen, fahren auf und erhalten vom Major v. Gilſa ihre Direction. Alles iſt in athemloſer Spannung! Es war (kaum glaublich, aber wahr) ganz ſo, wie wenn beim Herbſtmanöver »ein nächtlicher Ueberfall« ausgeführt wird. Man lächelt, macht es mit, weil befohlen, und hält es für »unnatürlich«. Hier kam es an hellem lichten Tage zur Geltung. Dazu welche Zwiſchenfälle! Die Batterieen ſollten vorrücken; der Batteriechef will ſein Commando ſchnarrend herauswettern, wie er ſonſt wohl ſein »Batterie halb rechts« abgiebt; aber kaum hat er die erſte Sylbe laut herausgebracht, als Alles über ihn herſtürzt und zum leiſen Commandiren anhält. Endlich ſteht Alles. Die Infanterie marſchirt indeſſen hinter die Ziegelei auf; die Queue iſt noch tief im Walde. Aber der Diviſions-Commandeur will nicht länger warten und wird ungeduldig. Alſo: Feuer! Der erſte Schuß kracht. Es war die 4. leichte Batterie, Hauptmann Wermelskirch, vom 4. Feld-Artillerie-Regiment. Ich ſehe nach der Uhr; es war 12 Uhr 15 Minuten.

Das Lager, deſſen vorderſte Zeltenreihe wir auf kaum 500 Schritt vor uns hatten, konnte ich in dieſem Momente von meinem Standpunkt aus nicht ſehen; deſto deutlicher ſah ich das »große Lager«, das, anderthalb Diviſionen ſtark, auf den Höhen nördlich der Stadt aufgeſchlagen war und die ganze vorgelegene Ebene ſammt dem »kleinen Lager« beherrſchte. Von Beaumont ſelbſt ließ ſich nicht viel erkennen, nur die Kirche und einige rothe Dächer; es war wie angeklebt an dem dahinter liegenden Abhang.

Die Ebene zwiſchen dem Walde, aus dem wir eben herausgetreten waren, und dem Städtchen iſt wellenförmig; man findet von Zeit zu Zeit Deckungen; aber Alles was nun kam, ging ſo raſch, das wir garnicht Zeit hatten, ſie zu benutzen.

Alſo der erſte Schuß war gethan. Ich habe ſpäter gehört, er wäre zu kurz gegangen; der zweite ſoll im Lager geſeſſen und furchtbar gewirkt haben. Es heißt auch, ein Junge aus der Ziegelei ſei noch kurz vor unſerem Eintreffen ins Lager gelaufen und habe die Franzoſen avertirt. Unbegreiflich bleibt es, daß uns ihre grande-garde nicht geſehen hat; irgend eine Lagerwache müſſen ſie doch gehabt haben.

Mit welcher Spannung erwarteten wir die Wirkung der erſten Granaten! Sie ließ nicht lange auf ſich warten. Mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelte ſich rechts vom Lager (*franzöſiſcherſeits* rechts) eine lange, lange Tirailleur-Linie; ich ſehe die Burſche noch im Pulverdampf vor mir, Mann an Mann, und beobachtete deutlich, daß ſie die Kolben nicht an die Backen brachten, ſondern von der Hüfte aus die Gewehre abfeuerten.

Es kam eine böſe Stunde. »Stunde« freilich iſt hyperboliſch ausgedrückt; es wird eine halbe, eine Viertelſtunde geweſen ſein! Aber von ſolch einem Gewehrfeuer hatten wir uns doch keinen Begriff gemacht; unſer IV. Corps war noch wenig, unſere 8. Diviſion noch garnicht unter Chaſſepotfeuer geweſen. Wie das ſauſte und praſſelte und klatſchte! Zuerſt immer zu hoch, daß die Aeſte einem um die Ohren tanzten! Die 4. Jäger antworteten fleißig; aber das Feuer dauerte in ungeminderter Stärke fort; dabei knallten ſie fortwährend in die beiden Batterieen hinein und tödteten Leute und Pferde, ſo daß es bei der einen bereits an Bedienungsmannſchaften zu fehlen begann. Hauptmann Wermelskirch von der 4. leichten Batterie wurde bald ſehr ſchwer, der Major v. Lettow, der die Jäger führte, ebenfalls ſchwer getroffen. General v. Scheffler, der in vorderſter Gefechtsreihe neben der Ferme La Tuilerie hielt, und ſeine Brigade im Schutz einer unmittelbar vorgelegenen Waldparzelle für den Angriff zu ſammeln trachtete, hatte das 1. Bataillon 86er bereits ins Feuer gezogen. Das 2. und Füſilier-Bataillon ſelben Regiments folgten in kurzen Pauſen. Der ganze Platz rechts neben der Ferme war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Die Verluſte, die wir vor Ablauf einer Viertelſtunde erlitten hatten, waren enorm. Der Diviſions-Commandeur (General v. Schöler) verlor ſofort ſein Pferd unterm Leibe; der Brigade-General (v. Scheffler) wurde verwundet und contuſionirt; ſein Abjutant desgleichen, die Stabsordonnanz getödtet; Oberſt v. Horn und Oberſtlieutenant Haſſe, beide vom 86., waren gleich in den erſten Minuten verwundet aus dem Gefecht getragen worden; Hauptmann Quadt vom 96. todt. All das war geſchehen, eh wir noch recht zu Beſinnung und Ueberblick gekommen waren. Man hat keinen Begriff von der Wirkung dieſes »*zufälligen* Feuers«, namentlich wenn es auf Colonnen abgegeben wird. Und wir avancirten damals noch in geſchloſſenen Maſſen. Erſt die enormen Verluſte lehrten uns ſpäter, gleich aufgelöſt von der Stelle aus vorzugehen.

Um dieſe Zeit etwa war es, daß die 15. Brigade (Regimenter 31 und 71), die, ziemlich dicht aufgeſchloſſen, unſerer 16. Brigade gefolgt war, ebenfalls aus der Waldestiefe debouchirte und im Geſchwindſchritt zu unſerer Unterſtützung heranrückte. Das 31. Regiment hatte die Tête und wurde ſofort nach rechts dirigirt, wo es, durch die Schlucht gedeckt, dem feindlichen Feuer einigermaßen entzogen war. Rechts neben den 31ern, auf dem Terrain zwiſchen dem zweiten und dritten Weg, griffen jetzt auch, von Belle-Tour her vorbrechend, die Têten der 7. Diviſion in das Gefecht ein. Es waren, wenn ich nicht irre, alle drei Bataillone vom 66. Regiment. Ich ſah deutlich wie die Franzoſen dieſen Angriff annahmen und aus den unmittelbar vor Beaumont befindlichen Lagerabtheilungen in breiten Tirailleur-Linien avancirend, den Zuſammenſtoß mehr ſuchten als mieden. Auch die Verluſte an dieſer Stelle des Schlachtfeldes, wie ich ſpäter erfahren habe, waren ſehr erheblich. (Vergl. die Schilderung auf S. 437.)

Die 16. Brigade, auf dem Terrain zwiſchen dem erſten und zweiten Wege, ſowie unmittelbar rechts neben dem letzteren, hatte mittlerweile die Lager-Liſière erreicht. Welcher Truppentheil zuerſt in die Zeltenreihe einbrach, iſt nicht beſtimmt feſtzuſtellen geweſen. Gleichviel, das »Aufrollen« begann. Einzelne Abtheilungen leiſteten tapferen und ſelbſt verzweifelten Widerſtand; im Ganzen aber erfolgte ein fluchtartiger Rückzug auf Beaumont zu, von dem Augenblick an, wo wir den Zwiſchenraum zwiſchen Wald und Lager glücklich paſſirt und die vorderſte Linie (etwa in Höhe von Petit Foret) gewonnen hatten.

Wir waren nun alſo im Lager. Der Anblick, der ſich uns bot — trotz der viel-citirten sardines à l'huile-Büchſen, die (ich weiß nicht warum) zu einem unerhörten Luxus, und dem entſprechend zu einer Art von militairiſchem Verbrechen geſtempelt worden ſind — gereichte unſerm Gegner in mehr als einer Beziehung zur Ehre. Man ſah deutlich, daß ſie total überraſcht, aber nichtsdeſtoweniger keinen Augenblick in ihrer Action gelähmt worden waren. Raſch hatten ſie ſich gefunden. Zum Umhängen des Gepäcks war keine Zeit geweſen; nur die Waffen hatten ſie ergriffen und nothdürftig die Geſchütze beſpannt. So war man in den Kampf eingetreten; ſo hatte man das Feld geräumt. Alles Uebrige: Fahrzeuge, Bagage, Gepäck, Zelte, Kochgeſchirr, war liegen geblieben. Pferde und Mauleſel, mit einem Hinterfuß an Pflöcken gebunden, ſtanden ruhig da; einige fraßen, andere ließen den Kopf traurig hängen, oder zogen einen Fuß krampfhaft in die Höhe; ſie hatten eine Kugel im Leibe. Rings umher lagen verwundete und todte Franzoſen! Einzelne zeigten ein ſo verbiſſenes Geſicht, daß es ungerathen war, ſich ihnen anders als mit geſpanntem Piſtol zu nähern. Es kamen wirklich Fälle vor, daß Sterbende — den ſicheren Tod vor Augen — noch im Tode ſich rächen wollten.

Nun in dieſem Lager hatten wir nicht Zeit, uns lange aufzuhalten; Lager und Stadt wurden in einem Athem abgemacht und mit vier raſch geſammelten Bataillonen, Beaumont hart rechts laſſend und nur ſeine äußerſte weſtliche Spitze berührend, dirigirten wir uns jetzt auf das jenſeit der Stadt gelegene »große Lager«. Dies war inzwiſchen fleißig geweſen. Man ſah nach den erſten dieſſeitigen Schüſſen, wie Alles lebendig wurde, und gar nicht lange, ſo feuerten ſie herunter. Unſere 3. ſchwere Batterie hatte es hauptſächlich mit dieſer Artillerie zu thun; ſpäter die Baiern, die wir jetzt links von uns erſcheinen ſahen. Hier knatterten auch die erſten Mitrailleuſen gegen uns; wir hatten ſie ſchon am Tage vorher von Weitem gehört, als die Sachſen ſich dicht neben uns bei Nouart ſchlugen. Unſere Leute hielten ſie für ſchlecht abgebrannte Gewehrſalven und machten ihre Witze darüber; heute horchten ſie aufmerkſamer und fanden bald die Unterſchiede heraus.

Schweres Geſchütz donnerte fortwährend auf uns hernieder; im Ganzen ohne viel Schaden anzurichten. Gott erhalte den Franzoſen ihre bisherige Artillerie mit den Zeitzündern und den Shrapnels!*) Wir gingen meiſt unangefochten drunter weg, und die weißen Wölkchen waren ſo hoch in der Luft, wie ein nettes Feuerwerk. Dort platzten dann die Shrapnels (alſo viel zu früh) und man hatte ſeine Freude daran.

Unbequemer waren uns in dieſem Augenblick einige Granaten unſerer Corps-Artillerie und der Sachſen, die gerade dicht vor uns, alſo zu kurz, einſchlugen. Das beſchleunigte unſer Hinaufklettern und ein paar Minuten ſpäter war die Tête im »großen Lager«. Rechts neben uns die 31er, die, durch die Stadt hindurch, avancirt waren.

Das »große Lager« ſah nicht ſo »wüſcht« aus wie das kleine. Hier hatten ſie theilweiſe packen können; auch einige Zelte waren ſchon abgebrochen. Merkwürdigerweiſe aber hatten ſie auch hier wieder eine große Anzahl Pferde ſtehen laſſen! Sonſt fanden wir hauptſächlich Weißbrod und gute Decken; dazu den unvermeidlichen franzöſiſchen Schmutz. Es iſt unglaublich, wie unſauber es in franzöſiſchen Lagern und Caſernen ausſieht!«

So der Bericht eines Offiziers der 16. Brigade. Er wird vervollſtändigt durch Mittheilungen, die wir dem Briefe eines 86ers (welches Regiment den Hauptſtoß ausführte und die größten Verluſte hatte) entnehmen. Der Briefſchreiber ſtand beim 2. Bataillon.

»Am 30. Auguſt früh wurde abgekocht, doch nur wenige konnten ihr Rindfleiſch noch verzehren, der Aufbruch wurde plötzlich um eine Stunde früher befohlen. Noch glaubte keiner an einen Kampf (zu lange hatten wir vergeblich darauf gehofft), ſelbſt da nicht, als es beim Rendezvous hieß: »der König hat den Angriff befohlen!« »An die Gewehre! Stille geſtanden!

---

*) Freilich ein frommer Wunſch. Schon in der Orleans-Campagne haben ſie mit Percuſſionszündern geſchoſſen, und dabei wird es wohl bleiben. Wenn wir wieder mit ihnen zu thun bekommen, ſo müſſen wir uns auf eine beſſere feindliche Artillerie gefaßt machen.

Bataillon ſoll chargiren mit Patronen geladen!« tönte das Commando vom 1. Bataillon herüber und Hurrah! gab das zweite wieder. »Stille! Ruhe!« und nun lud die ganze Diviſion ½11 Uhr Vormittags, und weiter ging der Marſch. Nach einer halben Stunde trafen wir überall auf franzöſiſche Lagerplätze; die Straßen waren mit Kochgeſchirren und anderen Geräthen, die auf einem Lagerplatze zurückzubleiben pflegen, dünn überſtreut.

Um 12 Uhr hörten wir in der Ferne Kanonendonner. »Da kommen wir wieder nicht heran!« murrten die Füſiliere, als unerwartet Schlag auf Schlag in nächſter Nähe Kanonenſchüſſe fielen und faſt gleichzeitig das heftigſte Kleingewehrfeuer ſich hören ließ. Wir ſtanden über einem Thal von mäßiger Senkung, deſſen Anblick durch leichten Baumwuchs dem Auge entzogen war. Rechts und links wurde aufmarſchirt; unſer 4. Jäger-Bataillon war bereits im Feuer. Das 31. Regiment rechts neben uns, brach jetzt die ganze Brigade Scheffler: 3 Bataillone 86er und zwei Bataillone vom 96., zur Unterſtützung der Jäger vor.

Mein Bataillon ließ zuerſt die 6. und 7. Compagnie tirailliren. Obwohl zu letzter gehörig, mußte ich, weil ich der zum Schutz der Fahne beſtimmten Unteroffizier-Section zugetheilt war, bei der 5. und 8. Compagnie, dem Soutien verbleiben, welches nach wenigen Minuten ſtürmend vorbrach. Sobald wir an den Rand der Höhe vortraten, befanden wir uns in einem Höllenfeuer. Oberſt v. Horn, von einer Kugel getroffen, gab, ſtramm weiter ſchreitend, mit ruhig feſter Stimme den Befehl zur Attake, die Hauptmann v. Leſſel mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit führte. Rechts und links neben und vor uns ſtürzten Offiziere wie Gemeine.

Die in ihrer Mittagsruhe überraſchten Franzoſen verlaſſen die wenigen, am Rande des Lagers aufgefahrenen Geſchütze, die zudem meiſt zu hoch geſchoſſen, und gehen langſam zurück. Die Kanonen werden genommen, ebenſo einige Fahnen, aber die Hälfte von uns liegt am Boden. Weiter! der Fahnenträger iſt durch den Unterleib geſchoſſen, ſchon hält ein hinzuſpringender Sergeant auf's Neue das geſunkene Feldzeichen hoch. Wir ſind im Lager, die Franzoſen ſchießen aus den Zelten. Wir ſind mitten darin, Waffen, Zucker, Fleiſch, Zelte, Hemden liegen unter unſern Füßen. Von den ſechs Fahnen-Unteroffizieren ſind nur noch zwei vorhanden. In hundert Schritt Entfernung deckt ſich der Feind hinter einem Grabenaufwurf. Trotz Torniſter und Mantel ſtürmen wir im Laufſchritt vor; längſt hat Hauptmann v. Leſſel »Seitengewehr pflanzt auf!« commandirt und zeigt uns mit unerſchütterlicher Ruhe den Weg. Auf einer Höhe, 1000 bis 2000 Schritt entfernt (ſchon nördlich von Beaumont), iſt eine Mitrailleuſen-Batterie aufgefahren; ihr verheerendes Feuer muß paſſirt werden. Ziſchend ſchnurren die zwölf Schüſſe in zwei Secunden hintereinander ab und dann giebts kaum eine Pauſe, alſo Laufſchritt. Reihenweiſe ſtürzen die Unſern, doch wir ſind durch, und in wenigen Minuten iſt die franzöſiſche Diviſion verſchwunden; wir ſind an der Chauſſee, jenſeit derſelben übernehmen neue Regimenter, die eben durch das Lager vordringen, mit den Trümmern der Unſrigen die Blutarbeit. Denn Trümmer nur ſind übrig geblieben, faſt alle Offiziere verwundet.«

Wie die 86er, am linken Flügel, von La Tuilerie aus, ſo drangen die 66er, am rechten Flügel, von La Belle Tour aus, gegen das franzöſiſche Lager vor. Zwiſchen ihnen (im Centrum) das 31. Regiment. Auch über den Angriff der 66er liegt uns ein anziehender Bericht vor, dem wir das Folgende entnehmen:

»Am 30. früh 7 Uhr brach die 7. Diviſion aus dem Bivouac auf und trat den Marſch nach dem Rendezvous bei Rouart an, von wo der Feind in der Nacht abgezogen war. Um 10 Uhr wurde durch den Diviſions-Commandeur, General-Lieutenant v. Schwarzhoff, den Füſilieren des 66. Regiments mitgetheilt, daß ſie die Ehre haben ſollten, an der Tête der Diviſion zuerſt dem Feinde entgegenzutreten.

In der Avantgarde der Diviſion waren zwei Züge Dragoner, dann folgte die 10. Compagnie des Regiments, dann die 9., 11. und 12. Compagnie; dieſen folgte eine Compagnie Pioniere, eine leichte Batterie und demnächſt das 1. und 2. Bataillon. So marſchirten wir ohne Hinderniſſe über Belval durch einen langen Wald auf ſchmalem, ſchlüpfrigem Wege in Sectionsbreite bis zur Ferme de Belle Tour, wo der Wald ſein Ende erreichte. Die Eclaireurs der Dragoner waren bereits auf den vor uns liegenden Höhen, als plötzlich, es war 12 Uhr, gegen Beaumont zu mehrere Gewehrſchüſſe fielen, welche die Lagerwache eines dicht vor uns befindlichen Lagers der Franzoſen auf die Dragoner abfeuerte. Das Füſilier-Bataillon an der Tête marſchirte mit fliegender Fahne vorwärts Belle Tour, auf beiden Seiten der Straße nach Beaumont auf, die 10. und 11. Compagnie im erſten, die 9. und 12. Compagnie im zweiten Treffen. Schützen wurden vorgenommen und ohne zu feuern der erſte Abſchnitt, eine ſanft anſteigende Höhe beſetzt. Hier erhielten wir den Befehl zu halten, bis das Regiment ſich aus dem Walde entwickelt hätte.

Dies geſchah raſch. Am rechten Flügel der Füſiliere marſchirte das 1., am linken das 2. Bataillon auf, Schützen ſchwärmten aus, Halb-Bataillone folgten als Soutien. Um dreiviertel 1 Uhr warfen ſich unſere Compagnieen, im weiten Bogen die feindliche Stellung umfaſſend, auf dieſelbe; der Feind, ein Regiment im erſten Treffen, eröffnete ein Schnellfeuer, wie wir es noch nie gehört hatten. Während deſſen avancirte ein Regiment des feindlichen zweiten Treffens gegen unſere Compagnieen; beide Treffen wurden aber durch unſer in Front und Flanke gerichtetes wohlgezieltes Feuer und die darauf folgende mit lautem Hurrah ausgeführte Attake aller Compagnieen geworfen. Hierbei gerieth das 2. Bataillon bis 50 Schritt an den Feind, trieb denſelben durch ſein Zeltlager hindurch und nahm ihm zwei Geſchütze ab. Die feindlichen Bataillone eilten nun in wilder Flucht nach Beaumont zurück, und wir würden ihnen unaufhaltſam gefolgt ſein, wenn nicht der wiederholte energiſche Befehl des General-Lieutenants v. Schwarzhoff uns Halt geboten hätte. Es mußte durchaus der Aufmarſch der Diviſion abgewartet werden.

Das begreifliche Ungeſtüm und der Eifer des Gefechts hatte uns dieſen Auftrag bis hierher vergeſſen laſſen; Führer und Soldaten dachten nur an das Vorwärts, und es war geglückt.

Den Anleitungen unſeres Commandeurs, Oberſt-Lieutenants Graf Finck v. Finckenſtein, hatten wir es dabei zu danken gehabt, daß die Verluſte des Regiments nicht in ſo coloſſaler Höhe waren, wie dies, namentlich am 16. und 18. Auguſt, bei ſo vielen anderen Truppentheilen der Fall geweſen war; wir gingen nämlich ſprungweiſe vor, d. h. immer 50 bis 100 Schritt im Laufſchritt; dann warf ſich Alles nieder; dies wiederholten wir auf das Avertiſſement: »Auf«, bis wir am Feinde waren, und zwar immer abwechſelnd erſt die Schützen, dann die Soutiens. Hierbei iſt der Appell, welchen die Leute hatten, nicht genug hervorzuheben. Wie auf dem Exercirplatz wurden die Bewegungen ausgeführt; trotz des hageldichten Kugelregens war nie ein Stutzen bemerkbar; jeder Wink, jedes Commando wurde pünktlich ausgeführt, jede Bewegung nach rechts, nach links ging raſch von Statten; es war mit einem Worte ein herrliches Gefecht.

Das fernere Vorgehen des Regiments gegen Beaumont und die nördlich davon gelegenen Höhen geſchah, nachdem alsbald das ganze Armee-Corps (links von uns die 8. Diviſion) in Thätigkeit getreten war.«

Auf dieſen Nachmittags- und Abendkampf kommen wir an anderer Stelle zurück.

Der Ueberfall von Beaumont.

(Franzöſiſcher Bericht.)*)

Der Terrainabſchnitt, der ganz vorzugsweiſe von dem preußiſchen Ueberfall betroffen wurde, liegt zwiſchen dem Weiler Petite Foret, der Ziegelei und dem Hoſpiz, das ſeit jenem Tage (weil von deutſchen und franzöſiſchen Offizieren vielfach ſo genannt) den Namen führt: La Maiſon Blanche. Hier, unmittelbar rechts neben Maiſon Blanche, war es, daß die Avantgarden-Batterie des Hauptmanns Wermelskirch auffuhr und etwa eine Viertelſtunde lang das Gefecht einleitete. Dann erſchienen andere Batterieen, und vor Ablauf von abermals fünf Minuten ſtanden hier 24 Geſchütze im Feuer. Eine gleiche Anzahl war mittlerweile am preußiſchen rechten Flügel, in Front von Belle Tour, aufgefahren und warf von dort her ihre Geſchoſſe in die Südhälfte unſeres Lagers.

---

*) Dieſer Bericht iſt dem Buche: La Bataille de Beaumont, par M. Defourny, Bruxelles, V. Devaux et Cie., 1871, entnommen. Mr. Defourny iſt der katholiſche Geiſtliche des Orts, der, durch die Ereigniſſe dazu aufgefordert, die Schlacht bei

In dieſem Lager ſtand die Diviſion Goze: 61. und 86., 11. und 46. Regiment, zugleich mit dem 4. Jäger-Bataillon. Auch das 68. Linienregiment ſammt dem 19. Jäger-Bataillon, beide von der Diviſion Lespart, waren bis hieher vorgeſchoben. Im Ganzen 5000 Mann. Fünftauſend Mann ohne General, ohne einheitliche Führung, die Geſchütze unbeſpannt, die meiſten Stabsoffiziere in der Stadt.

Mit Hauptmann v. Wermelskirch, der ſpäter drei Wochen lang in meinem Pfarrhauſe als Verwundeter lag, — ſo erzählt Mr. Defourny — habe ich über dieſe erſten Gefechtsmomente öfter geſprochen. Er ſagte mir: »Als wir die abſolute Sorgloſigkeit, die im franzöſiſchen Lager herrſchte, wahrnahmen, widerſtand es uns eigentlich, unſere Granaten ſo ohne Weiteres ins feindliche Lager hinein zu ſchicken. In der That wurde die Propoſition gemacht, zunächſt einen bloßen Avis-Schuß abzufeuern. Aber von anderer Seite wurde hervorgehoben, daß im Kriege alle Vortheile genutzt werden müßten und ſo commandirte ich denn »Feuer«. Es iſt ſchwer und peinlich zugleich den Eindruck zu ſchildern, den dieſe erſte Granate hervorbrachte. Ich wandte mich ab und ließ mein Pferd eine Volte machen. In dieſem Augenblick erhielt ich eine Chaſſepotkugel; gleich darauf wurde mein Pferd verwundet und ſchleuderte mich zehn Schritt weit fort! Ich erhob mich wieder und blieb im Commando; aber alsbald von einer zweiten und gleich darauf von einer dritten Kugel getroffen, ſtürzte ich nieder und das Bewußtſein ſchwand mir. »»Und wie lange hatte bis dahin dieſe Kanonade gedauert?«« ſo etwa fragte ich. »Eine Stunde.« »»Und Ihre Geſchütze waren auf das nördliche Lager gerichtet, von wo man den Artilleriekampf aufzunehmen befliſſen war?«« »Nein; meine Batterie, ſo lange ich commandirte, richtete keinen Schuß auf

---

Beaumont zum Gegenſtande eingehendſter hiſtoriſcher Unterſuchung gemacht hat. Seine Angaben ſind um ſo zuverläſſiger, als ihm nicht nur die Ausſagen zahlreicher verwundeter Offiziere (franzöſiſcher wie deutſcher) zur Verfügung geſtanden, ſondern auch überſchwängliche Vorſtellungen von der Unbeſieglichkeit oder der exceptionellen Größe Frankreichs ſein Urtheil nirgends getrübt haben. Er hat ſcharf beobachtet und giebt ſeine Beobachtungen offen und rückhaltslos wieder. Seine Zahlenangaben behalte ich bei, wiewohl ſie, was die Stärkeverhältniſſe der Franzoſen, namentlich der Diviſion Goze angeht, wohl zu niedrig gegriffen ſind.

das nördliche Lager; unſer Feuer dirigirte ſich gegen die Infanterie-Colonnen, die uns unmittelbar gegenüberſtanden.«

So die Ausſagen des Hauptmanns, die mir ſehr wohl im Gedächtniß geblieben ſind.

Einer der erſten Schüſſe tödtete einen Corporal vom 11. Linien-Regiment. Er war ein Kind unſerer Stadt, eines Korkmachers Sohn; auf der Stelle, wo er geboren, fiel er in ſein Blut. Gleich nach ihm wurde der Commandeur ſeines Regiments, Oberſt Béhagle, getroffen, der ventre à terre aus der Stadt herbei eilend, an Stelle des Generals Goze das Commando übernommen hatte. Eine Kugel durchbohrte ihm die Leber, eine Wunde, der er noch am andern Tage erlag.

Von da ab hörte jedes Commando auf; man focht in einzelnen Trupps, auch in den taktiſchen Manövern, die hier und da vorkamen, einem bloßen Inſtinkte des Kampfes nachgebend. Die Vorderſten knieten nieder, oder ſuchten in Terrainwellen Deckung, um den aus der Tiefe heranrückenden Reſerven wenigſtens ein freies Schußfeld zu laſſen.

Die den feindlichen Batterieen zunächſt ſtehenden Truppentheile waren das 61. und 68. Regiment; unmittelbar hinter ihnen das 86. Dieſe drei faßte die eigentliche Ueberraſchung. Dicht vor Beaumont lagerte die Brigade Saurin, Regimenter 11 und 46. Dieſe rückte, als die in Front ſtehende Brigade geworfen war, in dichten Schwärmen vor, um das Feld zu behaupten oder das ſchon verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Nicht ganz ohne Erfolg. Einzelne drangen bis in die preußiſchen Linien vor, fielen hier und wurden andern Tags mit den gefallenen Feinden in gemeinſchaftlichen Gräbern beſtattet.

Von ſämmtlichen Regiments-Commandeuren waren nur zwei zugegen. Nach der tödtlichen Verwundung des Oberſten Béhagle wurde auch Oberſt Berthe vom 86. getroffen; mit ihm gleichzeitig ein Bataillons-Commandeur vom 46. Regiment.

Am dieſſeitigen linken Flügel avancirte Capitain Le Pape vom 17. Linien-Regiment gegen die Ferme Belle Tour und unterhielt ein ſo heftiges Feuer, daß die Pachterfamilie, die ſich in der nebengelegenen Scheune verſteckt hatte, nicht anders glaubte, als ein Schloſſen-Orkan ſei losgebrochen, ſo lärmend und hageldicht fielen die Kugeln auf das Schieferdach des Hauſes.

Das Feuer unſerer drei in Front ſtehenden Regimenter (61., 68. und 86.) hatte ſich, ſo lange ſie dem Anſturm des Feindes widerſtanden, vorzugsweiſe gegen das Hoſpiz von Beauſejour gerichtet, weil hier die 4 Batterieen ſtanden, die von Anfang an unſerm Lager vorzugsweiſe gefährlich geweſen waren. Dazu kam, daß das Haus ſelbſt (Maiſon Blanche) nicht nur von feindlichen Schützen, die aus den Fenſtern feuerten, dicht beſetzt worden war, ſondern daß ſich auch auf dem Dach des Hauſes ein Obſervatorium befand, von dem aus der Kampf, ſo weit das unmittelbar vorgelegene Terrain in Betracht kam, mit vieler Geſchicklichkeit geleitet wurde. All dies machte das weithin ſichtbare »weiße Haus« zu einer Zielſcheibe für die Unſeren, Einzelſchüſſe und rollende Salven löſten einander ab, und nachdem auch das »große Lager«, nördlich Beaumont, allarmirt und in Mitleidenſchaft gezogen war, kamen auch von dort her die Granaten herüber. Beſonders war es auch die Batterie auf dem Windmühlenberg, die unſerem Hoſpiz Verderben drohte. Freilich noch mehr der preußiſchen Artillerie, die, wie wir wiſſen, hier Stellung genommen hatte. Allein die Batterie Wermelskirch verlor 21 Pferde und 26 Mann von der Bedienung. Am Abend der Schlacht lagen in den vier Fermen: Beaulieu, Belle Tour, La Tuilerie und Maiſon Blanche 1100 preußiſche Verwundete. Der beſte Beweis, wie heiß der Kampf und wie energiſch der Widerſtand war, den unſere total überraſchten Bataillone dem vordringenden Feinde leiſteten.

Dieſer, trotz alledem, war an Zahl und Führung uns zu ſehr überlegen, als daß der Widerſtand einzelner tapferer Bataillone ſeinen Sieg hätte hindern können. Zwei Stunden, nach Beginn des Kampfes, ſtürmten bereits preußiſche Bataillone, in hitziger Verfolgung der Unſeren, durch Beaumont hindurch, während die Hauptmaſſen ihres IV. Corps links und rechts von der Stadt die große Straße Le Chéne-Stenay paſſirten und gegen das »nördliche Lager«, in hitziger Verfolgung der Unſeren, vorbrachen. Ihre geſammte Artillerie folgte, nahm noch einmal, hart am Abhange des Südplateaus, im Halbkreiſe um Beaumont her, eine Stellung, kanonirte eine Viertelſtunde und ging dann im Galopp gegen die Nordhöhen vor. Am äußerſten rechten und linken Flügel griffen ſächſiſche und baieriſche Batterieen ein, die einen gegen Letanne, die andern gegen Harnoterie ihr Feuer richtend.

Bald nach 2 Uhr hielten vier Artillerie-Linien auf den Nordhöhen der Stadt, zum Theil an ſelber Stelle, wo ſich noch eine Stunde zuvor unſer »großes Lager« befunden hatte, und ſchickten unſern auf Mouzon und Nouſſy abziehenden Bataillonen ihre Granaten nach.«

So der Bericht meines Pfarrers.

Der erſte und wohl auch blutigſte Act dieſes Tages war vorüber. Am Nachmittag und Abend erfolgten noch ernſte Kämpfe am Bois Givodeau, am Mont de Brune und am Faubourg von Mouzon.

Ehe ich zu dieſen Vorgängen übergehe, ſei nur noch erzählt, welche »Sorgloſigkeiten«, um ein mildes Wort zu gebrauchen, nöthig waren, um einen »Ueberfall«, wie den vorſtehend geſchilderten, überhaupt möglich zu machen.

Ich folge auch hierbei den Aufzeichnungen meines Pfarrers von Beaumont.

Wie war der Ueberfall möglich?

(Nach Aufzeichnungen des Pfarrers von Beaumont.)

Viel iſt darüber geſprochen worden, daß das »Lager bei Beaumont« nirgends Feldwachen und Vorpoſten gehabt habe, oder wenn doch, ſo nicht in rechter Zahl und noch weniger in zu fordernder Aufmerkſamkeit. Daran hat ſich dann bitterer Tadel geheftet, auch Spott, und beides mit Recht. Die Sorgloſigkeit, mit der das V. Corps, de Failly, in den ſo verhängnißvollen 30. Auguſt eintrat, wäre unglaublich, wenn nicht Weißenburg, Spicheren, und ſpäter Sedan ähnliche Beiſpiele böten. Alle Generale und Stabsoffiziere, mit wenigen Ausnahmen, befanden ſich in Beaumont, als der Ueberfall erfolgte; man ſchickte ſich eben an, nach den Entbehrungen des Tages zuvor, zum Dejeuner zu ſchreiten. Große Trupps von Soldaten befanden ſich auf dem Wege nach Letanne und Pouilly um Brod und ſonſtige Lebensmittel zu requiriren; die Artilleriepferde waren zur Tränke geſchickt; die Geſchütze und Munitions-Colonnen ſtanden in einer Terrainfalte dicht zuſammengefahren.

Mittlerweile hatte es nicht an Gerüchten gefehlt, der Feind ſei im Anzuge, und je näher dieſer kam, deſto beſtimmter traten ſie auf. Hierbei geziemt es ſich, zu verweilen, weil nichts ſo ſehr die Sorgloſigkeit zeichnet, der man ſich unſererſeits glaubte hingeben zu dürfen.

Jurion, der Beſitzer von Petite Foret, hatte in Beaumont zu thun. Als er die Stadt erreichte (es war 11½ Uhr), ſah er auf der Schwelle eines der erſten Häuſer Aimée Burdo ſitzen, die er ſehr wohl kannte. Aimée Burdo war die Tochter der Wittwe Burdo, ſeiner Nachbarin, die das Ziegelei-Gehöft, das nur 300 Schritt hinter Petite Foret liegt, beſaß. Aimée, erſt ſeit wenig Wochen nach der Stadt hin verheirathet, war in Thränen. »Was weinſt Du, Aimée?« »»Ich habe wohl Grund dazu; die Preußen ſind im Walde dicht bei der Ziegelei.«« »Von wem haſt Du die Nachricht?« »»Von meiner Schweſter Conſtance; ſie lief her, um es mir zu melden.««

Jurion, weiter in die Stadt hineinſchreitend, begegnete einem General. »Mein General, die Preußen ſtehen dicht bei La Tuilerie.« »»Ihr ſeid ein Lügner««, antwortete der General und ſchritt ſeines Weges.

Aber die Meldung, die Aimée Burdo durch ihre Schweſter Conſtance empfangen hatte, war nur zu richtig. Sehen wir, was ſich mittlerweile, und ſchon in den voraufgehenden Stunden, in La Tuilerie zugetragen hatte.

Am frühen Morgen des 30. war einer unſerer Chaſſeurs bei der Wittwe Burdo eingetreten und hatte ſich als Schildwacht angemeldet. Als er nach zwei Stunden nicht abgelöſt wurde, ſchöpfte die Beſitzerin von La Tuilerie Verdacht und fragte: »warum er nicht abgelöſt werde«? »»Weil ich mich freiwillig zu dieſem Dienſt erboten habe.«« Dies war in gewiſſem Sinne richtig. Er war ein Ausreißer, ein Feigling, der mit guter Manier loskommen wollte. Die Wittwe war aber ihrer Sache nicht völlig ſicher und machte deshalb einen Pact mit ihm: ſie werde jetzt gehen, um Brod zu backen und eine Suppe für ihn zu kochen, wogegen er die Verpflichtung übernehme, ihr die Preußen zu melden, ſobald er ihrer anſichtig werde. Auch die Form der Anmeldung wurde verabredet: er ſollte einfach ſein Gewehr abfeuern.

Die Wittwe Burdo ging nun an den Ofen, um die Brode einzuſchieben. Sie war unruhig in ihrem Gemüth. Schon nach wenig Minuten war es ihr, als höre ſie ein Geräuſch vom Walde her, Schritte, Commandoworte, Pferdegeſtampf. War es Einbildung? täuſchte ſie ihr Ohr? Sie gab ihren Platz im Hofe auf und ſtürzte wieder in die Front des Hauſes. Ihr Auge richtete ſich dem nahen Walde zu. Dichte, ſchwarze Colonnen zogen ſich unter dem grünen Laube hin; jetzt traten ſie hervor; die Sonne fiel auf Helme und Bajonete. »Unglücklicher, ſiehſt Du nicht? Sie werden Dir die Hoſen vom Leibe ziehen.« Der Chaſſeur antwortete nur durch ein Lächeln, und ſchritt auf den Hangar zu, wo ſich auch der Ziegelofen befand. In dieſem verbarg er ſich während der nun kommenden Stunden. Hätte er nur den Muth gehabt, ſein Gewehr abzufeuern, ſo wäre das Lager um eine Viertelſtunde früher alarmirt geweſen.

Der Chaſſeur verbarg ſich im Ziegelofen; nicht ſo die Wittwe Burdo. In fliegender Haſt eilte ſie ins Lager, zwiſchen den Zeltenreihen hin, in deren Front ſie unſere Soldaten in aller Heiterkeit antraf, einige die Gewehre putzend, die meiſten beim Kochen der »Popotte«. »Die Preußen kommen,« rief ſie ihnen zu; nur Scherze und Lachen waren die Antwort. »Wir kochen ihnen ſchon die Suppe, Bonne Mère; Ihr ſolltet daſſelbe thun.«

Während die »Bonne Mère« in das Lager lief, war ihr Sohn Jean Baptiſte, ein Bruder von Aimée und Conſtance Burdo, in die Stadt gelaufen, um erneut die Meldung zu machen, die ſeine Schweſter Conſtance ſchon eine halbe Stunde vorher dorthin getragen hatte. Im Hauſe des Maire fand er einen der Brigade-Generale; ſeinen Namen verſchweige ich. »Mein General, die Preußen ſind im Bois Dieulet, zwei Kilometer von hier; ich habe ſie mit meinen Augen geſehen und hier bin ich, um es zu melden.« »»Mein Freund, Ihr irrt euch, es werden einige Ulanen geweſen ſein.«« »Nein, mein General, es waren Maſſen, eine ganze Armee.« Eine Pauſe entſtand. Dann fragte der General leichthin: »Wie weit iſt es von hier bis Mouzon?« Er dachte alſo in dieſem Augenblick bereits an Rückzug.

Im Pfarrhauſe, während ſich dies in der Mairie ereignete, wurde an langer Tafel das Frühſtück aufgetragen. Die Herren, die ich zu bewirthen die Ehre hatte, waren Militair-Aerzte, »Chirurgiens« aller Arten und Grade, einige mit dem Genferkreuz am Arm, dazu Zahlmeiſter und Intendantur-Beamte. Als wir uns eben ſetzen wollten, drangen einige flüchtige Einwohner von Sommauthe in's Eßzimmer und ſchrieen und jammerten, daß ihr Dorf vom Feinde geplündert werde. Alſo auch von dort her war der Feind im Anrücken und ſuchte uns zu umfaſſen.

Zum Tröſten und Erwägen wurde die Zeit uns abgeſchnitten, denn kaum daß wir die Meldung aus Sommauthe empfangen hatten, ſo erſchien eine Frau, erhitzt und aufgeregt, in der Thür, und rief den Militair-Aerzten, die ſie für Offiziere hielt, im Tone des Vorwurfs zu: »Ihr Herren, die Preußen ſind über Euch her.« Es war die Vorſteherin des Hoſpizes von Beauſejour, die Vorſteherin von Maiſon Blanche. Nach kurzer Pauſe nahm ich das Wort. »Madame, wollen Sie ſich in die Mairie begeben. Dort ſind die Generale verſammelt, dort befindet ſich auch der Chef des Stabes. Oeffnen Sie dort den Speiſeſaal, wie Sie hier gethan und rufen Sie mit derſelben entrüſteten Stimme in den Saal hinein: »»Ihr Herren, die Preußen ſind über Euch.«« Die Vorſteherin that, wie ich ihr gerathen. Sie eilte auf die Mairie. Als ſie eindringen wollte, ſtellten ſich ihr einige Ordonnanzen entgegen. Aber voll Energie wandte ſie ſich jetzt nach rechts hin und ſchlug gegen die Fenſterkreuze des Speiſeſaals. Man ließ ſie nun eintreten. Als ſie auf den commandirenden General zueilen wollte, ſprang ein Adjutant vor und war bemüht, ſie wieder aus dem Saal zu ſchaffen, aber General de Failly rief: »Laßt ſie«. Er fragte dann, wo ſie wohne, wo das Hoſpiz ſei, nahm eine Spezialkarte von der Wand und ließ ſich den Ort zeigen, wo ſie die Preußen geſehen haben wollte. Sie antwortete auf Alles, was der General fragte, verneigte ſich und zog ſich zurück.

Ob der General ihr Glauben ſchenkte oder nicht, ſiehe dahin; eine Viertelſtunde ſpäter verbot ſich jeder Zweifel. Der erſte Schuß der Batterie Wermelskirch rollte, wie über das Lager, ſo auch über die Stadt hin. Dennoch (wenn auch nicht an der Tafel des Generals) gab es auch jetzt noch unverbeſſerlich Sorgloſe, die, während ſchon die Schüſſe krachten, noch einen »Crême« beſtellten, weil ſie ſeit vier Tagen kein ordentliches Deſſert gehabt hätten und weil das Schießen nichts Anderes ſein könne, als ein »Uebungsſchießen für neu eingetretene Artillerie-Mannſchaften«.

Andere waren völlig apathiſch. Es ſchien ihnen gleichgültig, wie ſich die Dinge entwickelten, ſo oder ſo. »Ueberfall? Mag ſein! Wenn man uns hangt, hangen andere mit.«

In Beaumont ſelbſt, ſoweit ſeine eigenen Bewohner in Betracht kommen, begann jetzt ein großes Fliehen. Der Schrecken herrſchte. Alles drängte auf Saint Remi, auf Villers ſous Mouzon und auf Remilly zu. Es konnte kaum anders ſein; hatten ihnen doch einzelne unſerer Offiziere zugerufen: »eilt Euch; man wird ſich in den Straßen ſchlagen und Beaumont niederbrennen.« Die ſo ſprachen, dachten freilich am wenigſten daran. Unſere »Marine-Brigade«, die zwei Tage ſpäter (in Bazeilles) eine ſolche Vertheidigung wirklich in Scene ſetzte, war kein Beſtandtheil des V. Corps.

Viele der Flüchtigen, die Beaumont verließen, mußten an meiner Wohnung vorüber. Sie liegt an der Straße, die auf die nach Mouzon führende Chauſſee einmündet. Unter den Flüchtigen waren auch Altersſchwache, Kranke und Kinder. Ich rief ſie zurück und beſchwor ſie, bei mir einzutreten. »Bleibt, und bittet Gott für Frankreich; die Flucht gefährdet Euch mehr als der Feind; ich bürge Euch dafür!« Dies »ich bürge Euch dafür« ſprach ich mit voller Ueberzeugung aus, denn nach Allem, was ich in der letzten halben Stunde gehört und geſehen hatte, ſtand es feſt bei mir: man wird ſich in den Straßen Beaumonts nicht ſchlagen.

Die letzte Begegnung, ehe ich mich von dem Tohubohu, das nun mehr und mehr hereinbrach, entrüſtet abwandte, hatte ich mit dem Brigade-Adjutanten Chabot, einem trefflichen Soldaten und liebenswürdigen Cavalier, der in den Morgenſtunden des Tages mein Gaſt geweſen war. Er hielt jetzt vor meinem Nachbarhauſe, dem Hotel de Commerce. Als er meiner anſichtig wurde, wandte er ſich zu mir und ſprach, vom Sattel herab, ſchmerzlich lächelnd: »Ihr hattet Recht, mein theurer Pfarrer, es iſt aus mit uns; wenigſtens für heut.« »»Noch nicht, mein Capitain««, erwiderte ich in gehobener Stimmung und in einem Anfluge von Hoffnung, »»noch iſt nicht alles verloren! Seht dort die Windmühle, 500 Schritt nach Norden zu; es iſt der höchſte Punkt hier herum; er beherrſcht das Plateau und das ſüdliche Lager. Dort eine Batterie hinauf und ihr bezwingt das feindliche Feuer, oder ſichert unſerer vorgeſchobenen Diviſion einen geordneten Rückzug.«« Er nickte zuſtimmend und ſagte dann, mit der Spitze des Degens auf einen 50 Schritt abwärts am Kirchplatze haltenden hohen Offizier deutend: »Das iſt unſer Artillerie-General; wiederholt ihm Eure Worte.« Ich that wie mir geboten. Der General nahm das Glas, muſterte die Poſition und ſagte dann: »»ich dank' Euch, mein Herr Pfarrer; ich werde die Befehle meines Commandirenden einholen.««

Vielleicht hatte er Recht, vielleicht war er gebunden, ſo zu ſprechen und nicht anders. Mich verdroß aber die Ruhe. Von La Maiſon Blanche her donnerten die Batterieen immer lauter, und in dieſem allerpreſſanteſten Augenblick wollte ein Artillerie-General erſt Befehle einholen, wo er ſeine Kanonen auffahren dürfe und wo nicht. Ich zog mich zurück, ſchloß die Thür meines Pfarrhauſes und erging mich über die Machthaber und die durch ſie verſchuldete Lage meines theuren Vaterlandes in Worten, die ich vergeſſen habe und die Gott in Gnaden überhört haben möge.

Eine Stunde ſpäter ſtürmten die erſten Preußen (vom 31. Regiment) unter Trommelſchlag und Hörnerklang durch die halbausgeſtorbene Stadt.«

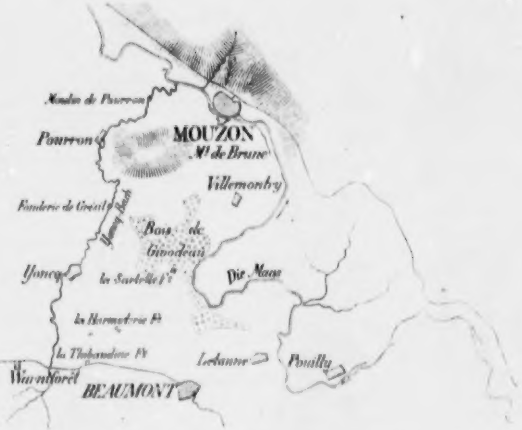
Das Nachmittagsgefecht.

Von 3 bis 6.

Um 2 Uhr war Beaumont in den Händen unſeres IV. Corps. Das Vordringen der Sachſen am rechten Flügel, andererſeits die Wegnahme Warniforets (am linken Flügel) durch eine baieriſche Brigade, hatten dieſen Erfolg im Centrum nicht unweſentlich unterſtützt.

Die Stunde von 2 bis 3 — von kleineren und halb zufälligen Rencontres abgeſehen, die mit zurückgebliebenen feindlichen Abtheilungen ſtattfanden — wurde durch eine bloße Kanonade zwiſchen den Artillerie-Linien hüben und drüben ausgefüllt. Die Franzoſen, unter geſchickter Ausnutzung ihrer dominirenden Poſition auf dem mehrgenannten Windmühlenberge (Moulin à vent), ſuchten ſich anfänglich gegen unſer ſuperiores Feuer zu halten, mußten aber endlich zurück und wählten, mit noch intakten Bataillonen des V. Corps, eine mehr nördlich an der Straße von Mouzon gelegene Poſition, während das Gros auf die Maas-Uebergänge zueilte.

Die Unſrigen, von 6ſtündigem Marſch und 2ſtündigem Kampf ermüdet, bedurften einer Raſt; Cavallerie war nicht ausreichend vorhanden, um die Verfolgung einleiten zu können; ſo ſchien das Gefecht beendet. Aber es ſchien nur. Noch opferreiche Kämpfe ſtanden bevor. Sie wurden im Laufe des Nachmittags vorzugsweiſe von der 7. Diviſion geführt, wie der Mittagskampf vorzugsweiſe ein Kampf der 8. geweſen war. Die 13. Brigade hatte am rechten Flügel (Bois de Givodeau), die 14. Brigade im Centrum (Mont de Brune) ein hitziges Gefecht. Am linken Flügel griff die 16. Brigade, dieſelbe, die Mittags den eigentlichen Ueberfall des Lagers ausgeführt und die Chauſſee Stonne-Beaumont-Stenay wahrſcheinlich früher als alle andern Abtheilungen des IV. Corps paſſirt hatte, am Yonca-Bache vordringend mit ein. Dem einen wie dem andern dieſer Kämpfe wenden wir uns jetzt zu. Wir beginnen am rechten Flügel.


Moulin de Pourron
Pourron
MOUZON
Mt de Brune
Villemontry
Fonderie de Gréal
Yoncq Bach
Bois de Givodeau
Yoncq
la Sartelle Fe
Die Maas
la Harmoterie Fe
la Thibaudine Fe
Letanne
Pouilly
Warniforêt
BEAUMONT

Die 13. Brigade im Bois de Givodeau.

Gegen 4 Uhr, nachdem auch die Kanonade ſeit etwa einer Stunde ſchwieg, erhielt die 13. Brigade, die bis dahin unmittelbar rechts von Beaumont geraſtet hatte, Befehl, zur Verfolgung des Feindes vorzugehen. Ob dabei die Meldung maßgebend war, daß der Feind Miene mache, ſich eine halbe Meile nördlich von Beaumont am Bois de Givodeau (auf der Linie Yoncq-la Sartelle) wieder zu ſetzen, oder ob es überhaupt im Plane lag den Maas-Uebergang bei Mouzon unter allen Umſtänden noch zu erreichen, ſtehe dahin.

Die 13. Brigade trat an. Das 26. Regiment nahm die Tête; das 66., das, wie wir wiſſen, ſchon Mittags ſcharf im Feuer geweſen war, folgte. Um 4½ Uhr hatte das Regiment Nr. 26 die Südliſiere des Waldes erreicht und war in den ſüdlichen Theil deſſelben eingedrungen. Das Gefecht machte indeſſen nur langſame Fortſchritte, weshalb von rechts her auch die Avantgarde der 24. (ſächſiſchen) Diviſion herangezogen wurde. Es war dies das Schützen-Regiment Nr. 108. Gleichzeitig wurde von Letanne aus ein Bataillon des ſächſiſchen Leib-Regiments im Thalgrunde der Maas zur Unterſtützung des Waldgefechtes vorgeſchoben; aber auch dieſes Bataillon ſcheiterte in ſeinen Anſtrengungen, da es, vom jenſeitigen Maasufer her, von ſtarken feindlichen Infanterie-Abtheilungen und Mitrailleuſen-Batterieen mit Feuer überſchüttet wurde. Um 5¼ Uhr hatte ſich das Infanterie-Regiment Nr. 26 nahezu verſchoſſen und wurde, ſoweit es ſich ſammeln ließ, (nur 8 Compagnieen; die vier andern waren, in Gemeinſchaft mit der Centrums-Colonne, weiter vorgedrungen) aus dem Walde zurückgezogen. An ſeine Stelle rückte das ſächſiſche Regiment Nr. 101 in den Wald ein, ebenſo das 66. Regiment,*) das bis dahin, wie es ſcheint, in einer Reſerve-Stellung am Südrande des Waldes zurückbehalten worden war. Den vereinten Anſtrengungen der beiden letztgenannten Regimenter, wie des ſächſiſchen Schützen-Regiments Nr. 108, gelang es nach ſchweren Kämpfen, den Feind aus dem Walde gänzlich zu verdrängen und die nördliche Spitze deſſelben zu beſetzen. Ein tiefer, vor dem linken Flügel gelegener Thalgrund, welchen der Feind noch mit Tirailleurs und Mitrailleuſen feſthielt, ſowie die Undurchdringlichkeit des dicht beſtandenen Gehölzes hinderten längere Zeit das Hervorbrechen aus dem Walde auf die bis Mouzon ſich ausdehnende freie Ebene.

Die Abtheilungen, denen dies ſpäter gelang, waren die im Waldgefechte abgekommenen, bereits erwähnten Theile des 26. Regiments, vier Compagnieen unter Major Fritſch. Wir begegnen ihnen ſpäter bei den Kämpfen der 14. Brigade im Centrum.

Die 14. Brigade am Mont de Brune.

Der Feind, als er ſich am Bois de Givodeau ſetzte, hatte, wie es ſcheint, in einer Doppellinie an eben dieſem Gehölze Stellung genommen. Die ſüdlichere Linie reichte von Yoncq bis La Sartelle, die nördlichere von Fonderie de Greuil bis Villemontry. Bei dem Gefechte, das die 13. Brigade am rechten Flügel im Walde führte, markirten ſich dieſe beiden Linien ſehr wenig, bei dem Gefecht im Centrum traten ſie hervor.

---

*) Das 66. Regiment hatte Befehl erhalten, in der Richtung der Chauſſee Beaumont-Mouzon zu marſchiren. Das Füſilier-Bataillon mußte den rechten Flügel an die Maas lehnen und verlor in Folge davon in dem waldigen und überaus bergigen Terrain die Fühlung mit den andern Bataillonen der Brigade; es drang indeſſen bis an die Nordliſière des Waldes von Givodeau vor, woſelbſt, neben mehreren anderen Verwundungen, auch noch der Führer, Major v. Thompſon, eine Bleſſur erhielt. Die beiden Musketier-Bataillone, welche erſt auf der Chauſſee vorgegangen, dann von derſelben rechts abgebogen waren, konnten keinen Durchgang durch den engbeſtandenen Wald finden, und das 1. Bataillon zog ſich wieder an die Chauſſee heran. Bei dieſer Gelegenheit paſſirte das Bataillon, bei dem ſich der Regiments-Commandeur Oberſt-Lieutenant Graf Finck von Finckenſtein aufhielt, die Feuerlinie einer mit einzelnen Theilen unſrer 10. Compagnie im Gefecht befindlichen feindlichen Abtheilung, und hier war es, wo dieſer tapfere Offizier, der ſchon beim Ueberfall des Lagers erheblich verwundet worden war, durch eine feindliche Kugel tödtlich in den Kopf getroffen wurde.

Hier avancirte die 14. Brigade. Die Tête hatte das 93. (Anhaltiniſche) Regiment; in brillantem Angriff durchbrach es die erſte feindliche Poſition hart links neben der Chauſſee und nahm mehrere Batterieen und Mitrailleuſen im Sturm. In Ausbeutung dieſes Erfolges ſchoben ſich das 2. und Füſilier-Bataillon genannten Regiments nach links hinüber, geriethen in das Actions-Terrain unſerer 16. Brigade zu beiden Seiten des Yonca-Baches und betheiligten ſich noch in ſpäter Stunde an dem Abendkampfe der letztgenannten Brigade.

Das 1. Bataillon (Deſſau) 93. Regiments hatte mittlerweile die grade Straße inne gehalten und ſah ſich, nachdem es etwa 800 Schritt weiter nördlich einen ſchmalen Ausläufer des Bois Givodeau paſſirt hatte, einer zweiten feindlichen Linie, der Linie Greúl-Villemontry gegenüber, die, das vorgelegene Terrain beherrſchend, der Vertheidigung große Vortheile bot. Der Hauptſtützpunkt dieſer Linie war der Mont de Brune. Ein brillanter Angriff indeß, an dem Alles Theil nahm, was von der 14. Brigade noch zur Stelle war,*) vertrieb den Feind auch aus dieſer vorzüglich gewählten Poſition und nahm abermals Batterieen im Feuer. Das 1. Bataillon 93er hatte bei dieſem Angriff auf den Mont de Brune den rechten, das Füſilier-Bataillon 27er den linken Flügel gehabt; im Centrum griff das 2. Bataillon letztgenannten Regiments mit ein. »Es war eine glänzende, mit beſonderer Bravour durchgeführte Action«, ſo heißt es in den zahlreichen Briefen Derer, die von den benachbarten Höhenpoſitionen aus, dieſem Angriff wie einem kriegeriſchen Schauſpiele beiwohnten. Beſonders wird der aus der linken Flanke her unternommene, die Richtung der alten Römerſtraße innehaltende Vorſtoß des Füſilier-Bataillons 27er als »mit beſonderem Elan ausgeführt« hervorgehoben. Ueber das Vorgehen des 1. Bataillons 93er (Bataillon Deſſau) liegt uns ein ziemlich eingehender Bericht vor.

»Um 5 Uhr trat eine Pauſe ein; wir Schützen lagen an einem Graben vor einer ſteilen vom Feinde beſetzten Höhe, konnten aber nicht vorrücken, weil unſere eigene Artillerie über unſere Köpfe hinweg dieſelbe mit Bomben, Granaten und Shrapnels hageldicht bewarf. Wir benutzten die Pauſe, um uns mit Brod aus den Torniſtern der gefallenen Franzoſen zu verſorgen und unſere Feldflaſchen in einem Graben zu füllen. Dann ſammelte der Lieutenant v. Madai die Schützen des 1. Bataillons und ſtürmte mit Hurrah die gedachte Anhöhe (Mont de Brune). Unſer Brigade-General

---

*) Es war nur der halbe Beſtand derſelben: das 2. und Füſilier-Bataillon vom 27. und das 1. Bataillon vom 93. Regiment. Das 2. und Füſilier-Bataillon letztgenannten Regiments waren, wie im Text hervorgehoben, nach links hin abgezogen, das 1. Bataillon 27er war in Beaumont zurückgeblieben.

v. Zychlinski ritt ſammt ſeinen Adjutanten immer vor unſerer Front. Wir kämpften mit vollſtändigem Marſchgepäck, vergaßen aber in der Aufregung des Kampfes unſere Todesmattigkeit. Das Feuer, dem wir hier ausgeſetzt waren, war ein hölliſches; Granaten platzten haufenweiſe um uns herum, die Mitrailleuſen hagelten, die Chaſſepots ſchlugen von allen Seiten ein. Jetzt noch einmal 10 Minuten lang glatt auf den Boden geworfen, verſchnauft, ein wirkſames Schnellfeuer abgegeben, und zum letzten Male 600 Schritte mit Hurrah! vorwärts. Madai und Buſſche-Lohe wiederum vor uns. Der Sturm gelingt, die franzöſiſche Schützenlinie macht Kehrt und geht über die Chauſſee bis rechts von dem Städtchen Mouzon zurück.«

Der Mont de Brune war nun unſer. Da dieſer Berg indeß die dominirende Poſition des geſammten Terrains bildete, ſo war man franzöſiſcherſeits nicht gewillt uns denſelben ohne Weiteres zu laſſen, um ſo weniger, als man in dem nahe gelegenen Mouzon und zwar dieſſeits und jenſeits der Maas über ganz friſche Truppen: das XII. Corps Lebrun, gebot. Eine Cavallerie- und Infanterie-Brigade dieſes Corps erhielt Befehl, die eben verloren gegangene Poſition wieder zu nehmen. Die Infanterie-Brigade von der Marine-Diviſion Vaſſoignes ſetzte ſich gegen unſern rechten Flügel, die Cavallerie-Brigade Beville gegen unſern linken Flügel in Bewegung.

Am linken Flügel ſtanden lediglich die Füſiliere vom 27. Regiment unter Oberſtlieutenant Hildebrand, zunächſt auf keine andere Unterſtützung angewieſen als die, die ihm unſere zwiſchen Greſil und Bois Givodeau aufgefahrene Artillerie gewährte. Mit unerſchütterlicher Ruhe empfing das Bataillon die heranſtürmende Brigade und nahm ſie unter ein vernichtendes Feuer. Und ſiehe da, daſſelbe furchtbare Schickſal, das die Cüraſſier-Brigade Michel auf dem Terrain zwiſchen Fröſchweiler und Elſaßhauſen am 6. Auguſt betroffen hatte, es ereilte hier die Brigade Beville: 5. und 6. Cüraſſier-Regiment. Das 6. Cüraſſier-Regiment hatte die Tête, das 5. folgte. Unter dem ſoutenirenden Feuer einer Mitrailleuſen-Batterie griff das Têten-Regiment an. Umſonſt. Die Batterie wurde demontirt, das Regiment wich. Die nachfolgenden 5. Cüraſſiere rückten in die vorderſte Linie ein und hielten unter ſtarken Verluſten aus, um den Rückzug der weit über Wald und Feld hin zerſtreuten Abtheilungen des V. Corps zu decken. Das letztgenannte Regiment verlor ſeinen Oberſten, Colonel Contenſon, und 9 Offiziere. Sechs andere hatten ihre Pferde verloren. 11 Unteroffiziere und 90 Mann waren außer Gefecht geſetzt.

Nicht glücklicher für den Feind verlief der Angriff der Marine-Brigade am dieſſeitigen rechten Flügel. Einen Augenblick unſererſeits erſchüttert, da wir dem Andringen von mindeſtens drei bis vier friſchen Bataillonen nur das 1. Bataillon 93er und das 2. Bataillon 27er entgegenſetzen konnten, änderte ſich doch die Situation zu unſern Gunſten, als im allerbedrohteſten Moment die mehrerwähnten vier Compagnieen 26er unter Major Fritſch[*]) aus der Nordſpitze des Bois Givodeau hervortraten und, die bedrohte Lage unſerer zwei Bataillone erkennend, raſch in das rechte Flügel-Gefecht am Mont de Brune eingriffen.

Dieſe rechtzeitige Unterſtützung entſchied; was uns auch jetzt noch an numeriſcher Ueberlegenheit fehlen mochte, das wurde durch die Ueberlegenheit unſerer Poſition mehr als ausgeglichen. Die Marine-Brigade ging auf Mouzon zurück. Ihre Verwendung war ein Fehler, weil eine halbe Maßregel. Sollte hier etwas geſchehen, ſollte der Mont de Brune uns wieder genommen und ſeitens des Feindes als eine Art Außenfort ſeiner Stellung an der Maas behauptet werden, ſo mußte das bereitſtehende XII. Corps, Lebrun, ſeine ganze Kraft in die Waage werfen. Wir wären dann zu ſchwach, zu müde und zu zerſplittert geweſen, um ihm, an dieſem Tage noch, dieſe immerhin wichtige Poſition zu entreißen. Wichtig deshalb, weil Alles, was uns von den Maas-Uebergängen fernhielt, mehr oder weniger dahin wirkte, der Mac Mahonſchen Armee immer noch eine gewiſſe Freiheit der Bewegung, und innerhalb dieſer auch den Marſch auf Metz offen zu laſſen.

Von dem Augenblick an wo wir den Mont de Brune hatten, hatten wir, mit großer Wahrſcheinlichkeit, auch die Maas zwiſchen Mouzon und Rouſſy, wenigſtens das dieſſeitige Ufer.

In der That wurden beide Poſitionen, Mouzon und Rouſſy, noch am ſelben Abend genommen. Ehe wir zur Schilderung der begleitenden Ereigniſſe übergehen, folgen wir zuvor noch der 16. Brigade auf ihrem Vormarſch am linken Flügel.

Die 16. Brigade am Yoncq-Bache.

(Von La Harnoterie bis zur Mühle nördlich Pourron.)

Die 16. Brigade, die wir (S. 435) nach dem glücklich durchgeführten Ueberfall des Südlagers verlaſſen hatten, hatte etwas ſpäter auch noch das im Weſten von Beaumont gelegene Gehöft »La Harnoterie« genommen und glaubte ſeine Tagesarbeit gethan zu haben. Aber mit Nichten. Noch Vieles verblieb für den Nachmittag und Abend, wenn auch im Ganzen immer wieder hervorgehoben werden muß, daß, von etwa 4 Uhr an, die Hauptaction von der 8. Diviſion auf die 7. überging.

---

[*]) Major Fritſch führte urſprünglich das 1. Bataillon, hatte aber, nachdem Oberſt v. Schmeling für den verwundeten Brigade-Commandeur (v. Berries) eingetreten war, den Befehl über das Regiment übernommen. In dem ſich entſpinnenden Waldgefechte wurden Ueberblick und Geſammtführung ſofort zur Unmöglichkeit; die Compagnieen operirten ſelbſtſtändig und die Züge und Halbzüge, die, aus der Nordliſière des Bois de Givodeau hervortretend, durch Major Fritſch geſammelt und behufs Unterſtützung der drei im Text genannten Bataillone der 14. Brigade gegen den Mont de Brune geführt wurden, gehörten allen drei Bataillonen an. Im Weſentlichen waren es die 1. und 5. Compagnie (Halb-Bataillon Graſer) und die 2. und 10. (Halb-Bataillon Kollas). Aber auch Trupps von anderen Compagnieen waren eingeſprengt. Auch an der Erſtürmung von Faubourg Mouzon nahm ſpäter dieſes combinirte Bataillon hervorragenden Antheil. (Vgl. S. 455.)

»Wir hatten,« ſo fährt unſer gern citirter Berichterſtatter von der 16. Brigade fort, »nach Wegnahme von La Harnoterie*) die berechtigte Empfindung, daß es nun des »grauſamen Spieles« genug geweſen ſei. Nachmittag war's und genoſſen hatten wir noch nichts. Aber es ſollte anders kommen. Wir erhielten den Befehl, hinter der Ferme eine Achtel-Schwenkung rechts zu machen und in nördlicher Richtung vorzugehen, »wir würden gleich auf friſche franzöſiſche Truppen ſtoßen«. Und ſo war es denn auch!

Wir waren nur noch drei Bataillone: zwei von den 96ern im erſten, eins vom 86. im zweiten Treffen. Die andern beiden Bataillone dieſes Regiments waren zur Beſetzung des Lagers zurückgelaſſen; eines (das 1.) hatte zudem die Hälfte ſeines Beſtandes verloren und formirte nur noch zwei Compagnieen. Unſere Artillerie war fort, ſie feuerte in der Richtung auf Yoncq, wo die Franzoſen ſich zeigten. Die 12. Huſaren waren mit den Dragonern der 7. Diviſion in eine Brigade vereinigt und hielten gerade vor uns, in Front einer hohen Bergkante, auf welcher Artillerie und Mitrailleuſen zu ſehen waren. Gegen dieſe ging es jetzt vorwärts. Wir hatten auf den rechten feindlichen Flügel zu drücken und drangen unaufhaltſam längs des Yoncq-Baches vor, wo wir, bei Anbruch der Nacht, mit der Tête an der Stelle ankamen, wo ſich dieſer Bach in die Maas ergießt. Von drüben her ſchoſſen die Franzoſen ungefährdet in uns hinein; auf der zweiten Hälfte des Weges ſtanden uns vorzugsweiſe Marine-Truppen gegenüber.

Dieſer vielſtündige Marſch, nach den Anſtrengungen des Mittagskampfes, war überaus beſchwerlich; aber an einzelnen Stellen bot er Bilder, die mit dieſen Anſtrengungen verſöhnen konnten. So war beiſpielsweiſe der Anblick, den wir von der Höhe in Nähe von Fonderie de Greſil hatten, unbeſchreiblich! Die ganze Ebene, nach Mouzon zu, bedeckt mit Truppen; keine Colonnen mehr, ſondern Alles in die Breite und Länge gegangen.

---

*) An dieſer Wegnahme von La Harnoterie betheiligten ſich auch Abtheilungen von der 2. baieriſchen Diviſion Generalmajor Schumacher†) und zwar zwei Batterieen und das 7. Jäger-Bataillon. Dieſe Truppe wurde ſpäter, bei dem Vorgehen am Yoncq-Bache hin, durch drei weitere Bataillone (zwei davon vom 12. Regiment) aus dem Gros der Diviſion Schumacher verſtärkt, ſo daß im Ganzen vier baieriſche Bataillone und zwei Batterieen in unmittelbarer Gemeinſchaft mit unſerm IV. Corps wirkten. Ihre Action fällt mit der der 16. Brigade zuſammen. Sie bivouakirten auch gemeinſchaftlich mit dieſer.

†) Graf Pappenheim, der (S. S. 137 die Ordre de Bataille der III. Armee) das Commando der 2. baieriſchen Diviſion gehabt hatte, erkrankte gleich zu Beginn des Krieges. Statt ſeiner übernahm Generalmajor Schumacher die Führung der Diviſion.

Das »kribbelte und wibbelte« über Weg und Feld hin; keine Ordnung; kein Halten mehr; dazu der ſonderbare Eindruck, den dieſe rothen Hoſen unter den blauen Mänteln machten. Es ſah wie ein großer Ameiſenhaufen aus.

Ein anderes Bild hatten wir, als wir Pourron erreichten. Uns zur Rechten lag der Mont de Brune, mit Batterieen auf ſeiner Höhe beſetzt.

Ich ſehe noch mit Entzücken, wie Bataillone der 7. Diviſion (27er und 93er) ihn angriffen und nahmen. Die Vertheidigung glänzend, der Angriff noch mehr. Und dann kamen die franzöſiſchen Cüraſſiere aus Mouzon herausgepreſcht und ließen ſich todtſchießen.

Im Allgemeinen war unſer Vorgehen am Yoncq-Bache hin mehr eine Jagd als ein Kampf. Nur an einzelnen Stellen ſetzte ſich der Feind.

Den ernſtlichſten Widerſtand fanden wir an der Mühle nördlich von Pourron, die gerade da liegt, wo der Weg, auf dem linken Maasufer von Mouzon nach Sedan, den Yoncq-Bach überſchreitet. Dort verloren wir noch viele Leute, unter andern einen talentvollen Maler aus Weimar, der hier ein Bein einbüßte und daran ſtarb. Andererſeits war der Erfolg unſerer Opfer werth. *Die Maas war erreicht.* Die ganze Bagage des Feindes, die ſich von Mouzon nach Sedan auf dem *linken* Ufer flüchten wollte, durchſtießen wir hier. Alle Bedeckung war geflohen; die Straße ſtand voller Wagen, theilweiſe umgeſtürzt und ihres Inhalts beraubt; die armen Pferde im dichteſten Kugelregen, angeſpannt und vielfach getroffen. Eines hatte ſich losgeriſſen und raſend vor Schmerz in die Tiefe geſtürzt, wo es ertrunken war und angeſchirrt auf dem Grunde des Bachs lag. Die ganze Mühle ſteckte voll verwundeter Franzoſen, wozu nun noch die unſrigen kamen. Es ſah übel darin aus, nicht viel beſſer wie in einem Schlachthauſe. Einer der letzten Schüſſe — wer weiß von welcher Seite — traf noch den Regiments-Adjutanten vom 96., gerade als wir ſchon die Gewehre zuſammengeſetzt hatten und uns endlich ausruhen wollten. Er wurde auch in dieſe gräuliche Blutmühle hineingetragen.

Links neben uns hatten die Baiern mit ihrem I. Corps, v. d. Tann, eingegriffen und bei La Beſace und Raucourt nicht unerhebliche Gefechte gehabt. Es war ein difficiles, von Berg und Wald durchzogenes Terrain.

Unter den gefangenen Franzoſen fragte ein Offizier (in der Mühle) ob wir denn glaubten, daß nun Alles für heute vorüber ſei? Wir bejahten es. Et là bas? fuhr er lebhaft fort, indem er nach den Waldbergen wies. — Er wußte recht gut, daß dort das Corps Douay ſein *ſollte.* Es war aber nach Sedan abgewichen.

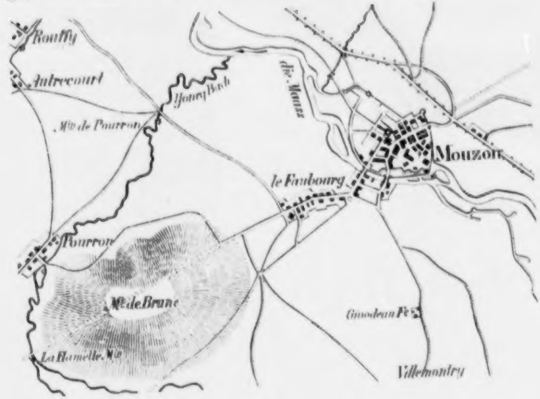
Nein! aus war es nun. Aber auch völlig Nacht. Und welche Nacht!

Die 8. Diviſion blieb Avantgarde der IV. Armee und ſetzte Vorpoſten gegen die Maas hin aus; das Gros ging eine drittel Meile zurück und bivouakirte bei Pourron. Still war es geworden, ganz ſtill; nur als wir über die Wieſe, die vor der Mühle lag, zurückmarſchirten, hörten wir das Stöhnen und Winſeln der Bleſſirten; die Wieſe war bedeckt von ihnen. Die armen Teufel riefen immer ihre Regimentsnummer, wenn ſie Truppen von Weitem hörten, dabei hoffend, ihre Kameraden würden ſie nicht liegen laſſen. Wie oft rief ich ihnen zu, ſich zu beruhigen; ich würde nach ihnen ſchicken und tröſtete ſie.

In Pourron angekommen, meldete ſich bei uns eine Colonne franzöſiſcher (vielleicht auch belgiſcher) freiwilliger Krankenpfleger, junge Männer, die den beſten Eindruck machten. Sie waren, als Alles ſtill geworden, aus dem Hoſpital im Schloß zu Autrecourt zu uns herübergekommen. Unſer Brigade-General, der trotz ſeiner Verwundung bei uns geblieben war, dirigirte ſie ſofort auf das Schlachtfeld, wo ſie hoffentlich Gutes gethan und ſo viel Hülfe geſpendet haben, wie ſich eben ſpenden ließ.«

Der Abendkampf am 30.

Die Wegnahme der S. 453 mehrerwähnten »Mühle« durch die 16. Brigade, der ſich die abgekommenen Bataillone 93. Regiments (2. und Füſilier-Bataillon) bei ihrem letzten Vorgehen angeſchloſſen hatten, erfolgte


Rouffy
Autrecourt
Mlle de Pourron
Yoncq Bach
die Maas
Mouzon
le Faubourg
Pourron
Mt de Brune
La Hamelle Mlle
Givodeau Fe
Villemontry

ſchon gegen Abend. Es war, wie wir gezeigt haben, ein ziemlich heftiges, mit nicht geringen Opfern geführtes Gefecht. Wahrſcheinlich nur um ein Geringes ſpäter wurde rechts daneben die langgeſtreckte, aus Scheunen und Stallgebäuden beſtehende Vorſtadt von Mouzon durch untermiſchte Truppentheile der 14. und 13. Brigade genommen.

Dieſem Schlußact des Tages wenden wir uns nunmehr zu.

Nach Zurückweis des feindlichen Gegenſtoßes (S. 450) den, ſchon bei ſinkender Sonne, die Marine- und Cüraſſier-Brigade von Mouzon aus unternahmen, waren diejenigen unſerer Truppentheile, die den Mont de Brune an ſeinen beiden Flügeln ſo glücklich gehalten hatten, dem weichenden Feinde ziemlich unmittelbar gefolgt. Eine halbe Stunde ſpäter hatte man, auf Weiſung des Generals v. Zychlinski concentriſch vordringend, den Faubourg von Mouzon von zwei Seiten her erreicht:

die vier Compagnieen 26er unter Major Fritſch von Süden,*)

das 1. Bataillon 93er, ſammt dem 2. und Füſilier-Bataillon 27er von Weſten und Südweſten her.

---

*) Einem Bericht über das Vorgehen dieſer vier Compagnieen 26er, erſt gegen den Faubourg, dann gegen die Maasbrücken von Mouzon, entnehmen wir Folgendes: »Unſer Halb-Bataillon Graſer (1. und 5. Compagnie) ſuchte nun, dem zurückgehenden Feinde folgend, den Faubourg von Mouzon im Laufſchritt zu erreichen. Die Verluſte waren trotz des heftigen Feuers nicht ſehr bedeutend, da der Feind in der Aufregung zu hoch ſchoß. Selbſt Major Fritſch, der zwiſchen den Compagnieen hin- und herſprengte, wurde nicht getroffen und doch ſchien ihn ſein Schimmel zu einem Ziel für alle Schüſſe zu machen. Als wir einige 30 Schritt von den Gartenhecken der Vorſtadt-Liſière entfernt waren, verließ der Feind dieſelben und ſetzte ſich hinter der nächſten Parallelhecke. Wir nach. Erſt die Liſière, dann die Hecke, dann eine zweite. So ging es, in kurzen Sammelpauſen, von Garten zu Garten weiter, bis wir die Mitte des Faubourg erreicht hatten. Hier bemerkten wir plötzlich, in einem ſpitzen Winkel mit uns, das Halb-Bataillon Kollas (2. und 10. Compagnie), das, in einiger Entfernung von uns, ebenfalls in die Stadt-Liſière eingedrungen war. Einen Augenblick unterbrachen wir das Feuer, dann, in gemeinſchaftlicher Action, wurden die einzelnen Häuſer genommen, wobei beſonders Vice-Feldwebel Peine durch Unerſchrockenheit, immer gleiche Ruhe und ſelbſtthätiges Eingreifen ſich auszeichnete. So kamen wir bis an einen dieſſeitigen, mit der Maas parallel laufenden Waſſerarm. Mittelſt Umgehung wurde Terrain zu gewinnen geſucht, bis wir ſchließlich nicht nur die Brücke, ſondern den dieſſeitigen Rand des Waſſerarmes faſt in voller Ausdehnung in Beſitz hatten. Gewehr- und Geſchützfeuer machten die Commandos unhörbar, dennoch glückte es, einen Vorſtoß zu organiſiren, der aber bei der bereits eingebrochenen Dunkelheit ſcheiterte. Bei dieſem Vorſtoß fiel Fähnrich Stierling. Ihn aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zurückzuholen meldeten ſich als Freiwillige: Musketier Brüggemann und Unteroffizier Schulenburg. Sie erlangten, vorſchleichend, die ſichere Ueberzeugung, daß der Fähnrich bereits todt ſei, und kamen unverletzt zurück. Als ſoeben ein neuer Verſuch zur Gewinnung des jenſeitigen Ufers gemacht werden ſollte, rückte von Weſten her die Tete der 14. Brigade unter ihrem Commandeur, General v. Zychlinski, heran, mit dem Befehl, die 26er Compagnieen abzulöſen. Dieſe marſchirten nunmehr, ihre Gefangenen mitführend (unter ihnen ein Prieſter, der aus der Kirche geſchoſſen haben ſollte), durch das Dorf und auf der Chauſſee eine große Strecke zurück. Dann abbiegend, erreichten ſie den Sammelplatz des Regiments, ſüdlich des Bois de Givodeau, zwiſchen dieſem und der Maas.«

Beinah gleichzeitig trafen beide Colonnen an der weſtlicheren der beiden Brücken, die hier über die Maas führen, zuſammen. Eine Trainabtheilung, die zunächſt wagenburgartig vom Feinde vertheidigt, dann aber durch die Unſeren genommen worden war, fiel uns hier in die Hände. Sie bildete wahrſcheinlich die zweite, noch zurückſtehende Hälfte jener Proviant-Colonne, deren andere Hälfte (S. 453) ſeitens der 16. Brigade erbeutet worden war. In allgemeiner und erſichtlicher Auflöſung wichen die Reſte des V. franzöſiſchen Corps, untermiſcht mit Abtheilungen des XII., auf die eigentliche Stadt und das jenſeitige Maasufer zurück.

Auch gegen dieſes, nachdem die dieſſeitigen Brückenaufgänge beſetzt worden waren, wurde noch gegen 9 Uhr Abends ein Vorſtoß unternommen, der aber ſcheiterte.*) Der Feind am jenſeitigen Ufer war zu ſtark, als daß ein ſolcher mit einzelnen Compagnieen unternommener Angriff irgendwie Ausſicht auf Erfolg hätte haben können.

Die Corps-Artillerie des IV. Corps, die inzwiſchen auf dem Mont de Brune aufgefahren war, hatte, während dieſer letzten Stunden des Gefechts, einen unausgeſetzten Geſchützkampf mit der auf dem jenſeitigen Maasufer ſtehenden feindlichen Artillerie geführt.

Aus dieſem Artilleriekampf, wie aus der hartnäckigen Vertheidigung der Stadt ſelbſt, mußte der Schluß gezogen werden, daß der Feind gewillt war, dieſe Poſition zu halten.

Dies war in der That der Fall. Aber der Zweck dieſer hartnäckigen Vertheidigung war nicht die Poſition ſelber, ſondern nur der ungeſtörte Abmarſch der am jenſeitigen Ufer verſammelten Corps, nicht oſtwärts auf Montmedy und Metz, ſondern weſtwärts auf — Sedan.

Die Verluſte hüben und drüben.

Das V. Corps, de Failly, hatte in den Kämpfen ſüdlich und nördlich von Beaumont 1800 Mann an Todten und Verwundeten, und 3000 Mann an Gefangenen verloren. Dazu 19 Geſchütze, 8 Mitrailleuſen und zahlreiches Kriegsmaterial. Die Verluſte des XII. Corps, Lebrun, und der Cüraſſier-Brigade Beville ſind in die obigen Zahlen nicht mit eingerechnet, doch können dieſelben höchſtens 500 Mann betragen haben.

Es würde ſich daraus ergeben, daß auch dieſer Sieg wieder — wie alle, die wir bis dahin erfochten hatten (Sedan war die erſte Ausnahme) — uns größere Opfer an Todten und Verwundeten auferlegte, als dem unterliegenden Feinde. Unſer IV. Corps verlor an 3000 Mann, wovon 60 Unteroffiziere und 629 Mann allein auf das 66. Regiment entfielen. Die Verluſte der 26er waren kaum geringer, die der 86er wahrſcheinlich noch größer.

---

*) Die ganze Nacht verlief unruhig für unſere in Mouzon ſtehenden Truppen, namentlich für das an den Brückenaufgang geſtellte Füſilier-Bataillon 27. Nicht nur drüben ſtand ein an Zahl weit überlegener Feind, auch dieſſeits wurden unſere Vorpoſten durch am linken Ufer befindliche Abtheilungen, die ſich durchzuſchlagen und das andere Ufer zu gewinnen trachteten, beſtändig alarmirt. Dieſe Verſuche koſteten uns manches Opfer. Noch um 4 Uhr Morgens fand ein ſolches Gefecht ſtatt, bei dem der Hauptmann der 12. Compagnie 27. Regiments getödtet wurde.

Die Reſultate des 30. waren ſehr bedeutend. Der Tag von Beaumont leitete den »Tag von Sedan« ein, wenngleich ſchon hier bemerkt werden mag, daß die Kataſtrophe vom 1. September nicht die natürliche und nothwendige Conſequenz des 30. Auguſt, ſondern erſt die Folge von Fehlern war, die *nachträglich* und zu ſehr erheblichem Grade unabhängig vom »Tage von Beaumont« begangen wurden. Wir kommen ſpäter darauf zurück.

Zum Schluß dieſes Kapitels, wie dieſes Tages (des 30.), werfen wir noch einmal einen Blick auf *Beaumont* ſelbſt, das inzwiſchen aus einer Stadt der heitern Dejeuners, das es bis 12 Uhr Mittags geweſen war, ſich in eine Hoſpital-Stadt, in eine düſtere città dolente umgewandelt hatte. Jedes Haus ein Lazareth. Vor Allem die Kirche. Eine Schilderung davon iſt uns aus jenen Tagen aufbewahrt geblieben.

Beaumont am Abend des 30.

»Die Stadt Beaumont, als wir am Abend einrückten, bot einen erſchrecklichen Anblick dar. Man konnte ſich nur mit Mühe durch die Straßen drängen, in denen Fuhrwerk an Fuhrwerk ſtand und Quartiere ſuchende Soldaten, ſowie herrenloſe Pferde umherirrten. Jedes Haus, jede Scheune, jeder Stall war, zum Erſticken voll, von Soldaten beſetzt.

Die Verwundeten hatte man beſtmöglich untergebracht. Aber es ging den Armen ſchlimm in dieſer Nacht, wo für ſo Viele geſorgt werden mußte, und wo der größte Eifer der Aerzte und Gehülfen nicht genügte, um das Nothwendigſte zu beſchaffen. Auf dem Marktplatze ſtanden, ſaßen und lagen mehrere Hundert franzöſiſcher Gefangenen, von einer halben Compagnie unſerer Infanterie bewacht. — Die Gefangenen gehörten den verſchiedenartigſten Waffengattungen an. Einige ſahen trotzig und ingrimmig aus; der allgemeine Ausdruck, der auf allen Geſichtern zu leſen war, war der gänzlicher Ermattung. Viele lagen auf dem kalten, harten Pflaſter und waren dort eingeſchlafen; die andern bewahrten anſcheinend nur noch mit großer Mühe eine gewiſſe militairiſche Haltung. Wenn man an die leichtfüßigen, eleganten Fantaſſins dachte, die ſo übermüthig, ſiegesgewiß in den

Kampf gezogen waren, und die ſtolzen Cavallerie-Regimenter, die von allen bewundert auf den Champs de Mars zu paradiren pflegten, ſo konnte man ſich eines gewiſſen Bedauerns nicht erwehren, während man dieſe elenden Reſte jüngſt vergangener Größe und Herrlichkeit betrachtete.

Vor der Kirche lagen Tauſende von Chaſſepots und Patronentaſchen aufgeſtapelt; daneben Bänke und Stühle, die man aus der Kirche geſchafft hatte, um dort ſo viel wie möglich Platz für die Verwundeten zu gewinnen. Am ſchlimmſten ſah es in der Kirche ſelbſt aus. Der ganze Fußboden war mit Stroh bedeckt und bildete ein großes Schmerzenslager, auf dem Hunderte von Verwundeten, Deutſche und Franzoſen ſtöhnten, jammerten, wimmerten, ſtarben. Die Einen wanden ſich in unerträglichen Schmerzen, Andere lagen ſteif und ſtill, als wären ſie ſchon aus dieſem Leben geſchieden; die leichter Verwundeten blickten, mit wilden, ängſtlichen Augen nach Hülfe ſuchend, umher und einige, in blutbeſudelte Mäntel gehüllt, krochen auf allen Vieren einher, um ſich ein wärmeres oder weicheres Lager zu ſuchen, oder um einen Schluck Waſſer aus der großen Kruke zu holen, die auf einem niedrigen Tiſche in der Mitte der Kirche ſtand. Ein halbes Dutzend großer Pechfackeln, die an den Strebefeilern befeſtigt waren, warfen ein dunkelrothes, unheimliches Licht auf das grauſige Bild. Einige Aerzte, von Gehülfen begleitet, die im Zugwinde flackernde Kerzen trugen, eilten von Verwundeten zu Verwundeten, um ihnen die nothdürftigſte Hülfe angedeihen zu laſſen. Mehrere gefangene franzöſiſche Aerzte und Krankenträger ſtanden ihnen dabei treu zur Seite. In den ſchmalen Gängen, die zwiſchen den in langen Reihen ſyſtematiſch nebeneinander gelegten Patienten gelaſſen waren, lagen blutige Verbände, zerriſſene Kleidungsſtücke und ſtanden Stühle und kleine Tiſche, mit Medikamenten und chirurgiſchen Inſtrumenten bedeckt. Von Zeit zu Zeit hörte man den gellen, furchtbaren Schmerzensſchrei eines Patienten, deſſen Wunde der Arzt unterſuchte. Dem Zuſchauer trat der kalte Angſtſchweiß auf die Stirn und er verließ den Ort des Jammers, um ihn nie wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren.«

Das I. baieriſche Corps v. d. Tann gegen das VII. franzöſiſche Corps Douay.

Warniforet, La Beſace, Raucourt.

(30. Auguſt.)

Für den 30. Auguſt war von Seite des Armee-Obercommandos für das I. baieriſche Corps befohlen:

»Das Corps v. d. Tann marſchirt früh 6 Uhr in zwei Colonnen über Bar und Buſancy nach Sommauthe, von wo es in der Richtung der großen Straße gegen Beaumont vorgeht und den Feind zurückwirft.«

Früh 6 Uhr brach die 2. Infanterie-Diviſion, General-Major Schumacher, aus ihrem Bivouac bei Sommerance auf und marſchirte mit der 4. Brigade über Buſancy, woſelbſt ſie kurze Zeit raſtete, nach Sommauthe. Die 1. Diviſion, Stephan, welche zu gleicher Stunde von St. Juvin abmarſchirt war, und die Reſerve-Artillerie zwiſchen die 1. und 2. Brigade genommen hatte, rückte über Bar ebenfalls nach Sommauthe.

General v. d. Tann, welcher ſich mit ſeinem Stabe an der Spitze des Gros der Avantgarde befand, erhielt um 11¼ Uhr Vormittags die Meldung, daß Sommauthe und die dieſſeitige Liſière des ſüdlich Beaumonts gelegenen Waldes vom Feinde frei ſei, daß man aber weſtlich und öſtlich der Stadt Beaumont, ſowie auf den Höhen nördlich derſelben feindliche Lager bemerke.

Der commandirende General eilte an die Spitze der Avantgarde auf die Höhe nördlich von Sommauthe. Die ſoeben eingetroffene Meldung beſtätigte ſich vollkommen; man konnte deutlich vier feindliche Lager, jedes ungefähr für mehr als eine Brigade, erkennen, aber man bemerkte nicht den geringſten Sicherheitsdienſt auf feindlicher Seite. Dieſe vollſtändige Vernachläſſigung der gewöhnlichſten Vorſicht, in unmittelbarer Nähe eines großen, jede Umſicht hemmenden Waldes, ließ während einiger Zeit den General v. d. Tann zweifeln, daß die Lager noch mit franzöſiſchen Truppen beſetzt ſeien.

Jeder Zweifel ſollte indeſſen ſehr bald ſchwinden. Gleich nach 12 Uhr ſah man baieriſcherſeits die Colonnen des preußiſchen IV. Corps aus dem Bois Dieulet debouchiren und die erſten Kanonenſchüſſe fielen.

Eine große Verwirrung im Lager bei Beaumont wurde ſichtbar.

Um die feindliche Rückzugslinie nachdrücklich zu bedrohen und vor Allem, um den ſich allmälig um Beaumont concentrirenden Widerſtand des Feindes gegen das IV. Corps zu brechen und dieſes Corps kräftig zu unterſtützen, befahl General v. d. Tann der 2. Infanterie-Diviſion ihren Aufmarſch nördlich des Waldes mit Aufbietung aller Kräfte zu beeilen und in nordweſtlicher Richtung vorzubringen. Die an der Spitze befindliche 4. Infanterie-Brigade debouchirte dann auch alsbald aus der Waldliſière, rückte, verdeckt im wellenförmigen Terrain, links von ihren Batterieen vor und begann ſodann den Aufmarſch, indem 3 Bataillone ins erſte Treffen und 3 Bataillone in das zweite Treffen kamen.

Die Diviſion Schumacher bei Warniforet.

Unter Feſthaltung ſeines Planes, den Feind von ſeiner Rückzugslinie gegen Weſten, falls er dieſe einzuſchlagen gedenke, abzudrängen und ihn im Vereine mit den aus ſüdlicher und öſtlicher Richtung lebhaft vorrückenden IV. und XII. Corps gegen Norden zu werfen, befahl General v. d. Tann der 3. Infanterie-Brigade, ſchleunigſt der 4. Brigade zu folgen und links von dieſer in das Gefecht einzugreifen.

Noch ehe die 3. Brigade indeß vollſtändig debouchirt war, und bevor ſie ihren Aufmarſch begonnen hatte, machte ſich gegen die linke Flanke der unterdeſſen in nördlicher Richtung gegen die Straße Beaumont-Stonne vorgehenden 4. Infanterie-Brigade ein lebhafter feindlicher Gegenſtoß fühlbar, der aus der Richtung von Warniforet kam (2½ Uhr). Dieſem unerwarteten*) feindlichen Angriff, den Abtheilungen des hier ſtehenden VII. Corps Douay unternahmen, wurde von Seite der 4. Infanterie-Brigade ſogleich entgegengetreten, indem einige Bataillone links ſchwenkten, und das feindliche Vorrücken theils aufhielten, theils durch eigenes Vorgehen den Gegner zum Weichen brachten.

---

*) Die Aufgabe des I. baieriſchen Corps für den 30. beſtand zunächſt lediglich darin, den Angriff unſeres IV. Corps auf das Corps de Failly in der linken Flanke zu ſouteniren. Vier Bataillone, von denen eins (ſiehe S. 152) bei La Harnoterie, nördlich Beaumont, mit eingriff, kamen dieſer urſprünglichen Aufgabe auch nach, alles Andere aber wurde einerſeits durch dieſen franzöſiſchen Vorſtoß von Warniforet her, andererſeits durch direkte abändernde Ordres, von dem Vertikalmarſche gegen Norden nach links hinübergeſchoben und kam in die Lage, ſtatt ſoutenirend gegen das V. Corps de Failly, ſelbſtſtändig gegen das VII. Corps Douay kämpfen zu müſſen.

In demſelben Augenblicke, als die 4. Brigade dieſen mit überlegenen Kräften ausgeführten feindlichen Gegenſtoß parirte, traf die 3. Brigade auf dem Kampfplatz ein. Von dieſer wurde ſogleich das 1. Jäger-Bataillon, dann die beiden Bataillone des 3. Regiments zur Verſtärkung des linken Flügels der 4. Brigade beordert. Sobald dieſe Truppen in die Gefechtslinie eingerückt waren, wurde von Seite des Commandos der 2. Infanterie-Diviſion ein allgemeiner Angriff in der Richtung auf Warniforet angeordnet. Die Bataillone drangen im erſten Anlauf, den Feind in Unordnung vor ſich hertreibend, bis Warniforet, woſelbſt das 1. Jäger-Bataillon im Verein mit Abtheilungen des 13. Regiments zwei beſpannte Geſchütze, 1 Munitionswagen und gegen 100 Gefangene erbeutete.

Die Diviſion Stephan bei La Beſace und Raucourt.

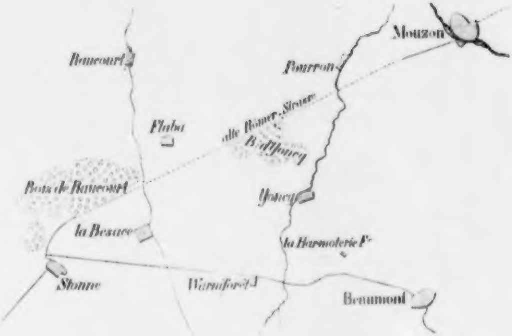
Bald nachdem der obenerwähnte feindliche Vorſtoß gegen die 4. Brigade dem Commandirenden gemeldet wurde, traf die Spitze der 1. Infanterie-Diviſion auf der Höhe nördlich von Sommauthe ein. Der Commandeur dieſer Diviſion, General-Lieutenant v. Stephan, erhielt vom Corps-Commandanten Befehl, durch den vorliegenden Wald in nordweſtlicher Richtung gegen Warniforet zu avanciren. Kaum indeß war dieſer Befehl gegeben, als von Seiten des Ober-Commandos der III. Armee die Weiſung eintraf, (2¼ Uhr), ſo ſtark wie möglich gegen La Beſace vorzugehen. Es wurde der 1. Diviſion nunmehr ſtatt Warniforet der letztgenannte Ort (La Beſace) als Object gegeben.

Die 1. Diviſion, an deren Spitze die 2. Infanterie-Brigade mit ihren 6 Bataillonen und dem einen ihr noch zugewieſenen Jäger-Bataillon marſchirte, rückte ſogleich auf einem engen, ſchlechten Waldweg in nordweſtlicher Richtung vor. (2¾ Uhr.)

Etwa um 3 Uhr hatte die Avantgarde der Diviſion La Beſace erreicht und beſetzt. Alsbald lief beim Commandirenden v. d. Tann, der ſich auf dem Wege von Warniforet nach La Beſace befand, die Meldung ein, daß am Saume eines nördlich von La Beſace gelegenen Waldes (Bois de Raucourt) ſich feindliche Truppen aller Waffen zeigten.

Der von La Beſace nördlich gegen Raucourt und weiter gegen die Maas ziehende Weg führt durch ein enges, von ziemlich bedeutenden, theilweiſe bewaldeten Höhen gebildetes Thal. Auf dieſen Höhen entwickelte ſich die an der Tête der 1. Diviſion marſchirende 2. Brigade.

Ein Jäger-Bataillon hatte Befehl, links ausbiegend das Bois de Raucourt zu durchſuchen, während endlich ein anderes, welches, urſprünglich an der Spitze marſchirend, La Beſace abgeſucht und einige 20 Gefangene



gemacht hatte, ſich bei dieſem Orte ſammelte und ſpäter dem rechten Flügel der Brigade folgte. Die der 2. Brigade auf die Dauer der momentanen Gefechtslage zugewieſenen beiden 6pfündigen Batterieen der 1. Diviſion nahmen Poſition ſüdlich von Flaba.

Die 2. Brigade rückte nach vollzogenem Aufmarſch vor, während die 1. Brigade mit den vorderſten Bataillonen aus La Beſace debouchirte. Der Feind eröffnete, wie gewöhnlich, ſchon auf große Entfernung das Tirailleurfeuer, hielt aber nirgends gegen das ſtetige Vorrücken der dieſſeitigen Truppen Stand. Erſt an dem Dorfe Raucourt und den nebenliegenden Höhen ſchien der Feind ſich halten zu wollen. Um einen allenfalls ſtattfindenden hartnäckigen Widerſtand an dieſem Orte raſch zu brechen, wurden von der 2. Infanterie-Brigade, zu dem bereits auf den Höhen weſtlich der Straße vorrückenden Bataillone, noch die beiden Bataillone des 11. Regiments aus dem 2. Treffen herangezogen; außerdem wurde die Liſière des Ortes Raucourt aus einer günſtigen Poſition weſtlich des Weges von einer 4pfündigen Batterie beſchoſſen.

Die 1. Brigade war unterdeſſen ebenfalls in die Gefechtslinie eingerückt und ſchloß ſich auf den Höhen öſtlich des Weges dem rechten Flügel der 2. Brigade an.

Die ganze 1. Diviſion ging nunmehr concentriſch gegen den bei Raucourt haltenden Feind vor. Der Commandirende befahl dem 1. Infanterie-Regiment, dieſen Angriff der beiden Flügel durch ein Vorgehen im Thalgrunde, längs des nach Raucourt führenden Weges zu unterſtützen.

Der Feind wartete jedoch den Angriff nicht ab. Er zog ſich, geſchützt durch das inzwiſchen eingetretene Dunkel, in nördlicher Richtung zurück, verfolgt vom Geſchützfeuer und dem auch über Raucourt hinaus vorgehenden 1. Infanterie-Regiment.

Erſt um dieſe Zeit (½9 Uhr) verſtummte das auf der ganzen Linie bis Mouzon hin mit Lebhaftigkeit geführte Gefecht. Der Feind war auf allen Punkten geſchlagen und in nördlicher Richtung zurückgedrängt worden. Der 1. baieriſchen Diviſion hatten die Diviſionen Liebert und Dumont vom VII. franzöſiſchen Corps gegenübergeſtanden. Sie zogen ſich, wie die Diviſionen des V. Corps auf Mouzon, ſo ihrerſeits auf Remilly zurück.

In der Nacht vom 30. auf 31. Auguſt bivouakirte die 1. Diviſion, die Cüraſſier-Brigade und die Artillerie-Reſerve bei Raucourt, 7 Bataillone, 2 Batterieen und 2 Escadrons der 2. Diviſion dahinter bei La Beſace, die an das IV. Corps abgetretenen 4 Bataillone und 2 Batterieen von der 2. Diviſion bei Pourron. Die Verluſte an dieſem Tage betrugen: 15 Offiziere und 422 Mann. Erbeutet wurden: 2 Feldgeſchütze und gefangen genommen: 1 General und 38 Mann.

Der 31. Auguſt.

Franzöſiſcherſeits.

Am 30., 4 Uhr Nachmittags, war der Kaiſer Napoleon in Carignan eingetroffen. Er fand hier bereits die Nachricht vor, daß das V. Corps bei Beaumont überraſcht und im Rückzuge auf Mouzon und die Maasübergänge ſei. Trotz dieſer Nachricht ließ er an die Kaiſerin nach Paris telegraphiren, »daß nur ein Engagement ohne große Bedeutung ſtatt gefunden habe«.

In gewiſſem Sinne hatte er Recht. Wenn er einerſeits freilich nicht in der Lage war, die Zertrümmerung oder doch mindeſtens die Desorganiſation einer Diviſion als etwas relativ Bedeutungsloſes hinnehmen zu können, ſo muß doch andererſeits zugeſtanden werden, daß der Tag von Sedan dem Tage von Beaumont weniger deshalb folgte, weil er durchaus folgen mußte, ſondern deshalb, weil die Franzoſen ihn folgen ließen. Ihre Lage am 30. Abends war noch keineswegs eine verzweifelte. Sie hatten noch die Wahl ob ſie ſich rechts oder links, öſtlich oder weſtlich, ob ſie ſich auf Montmedy und Metz oder auf Sedan und Mezieres wenden wollten. Das Mindeſte zu ſagen, man hatte noch vollſtändige Freiheit das Feld zu beſtimmen, auf dem man ſterben wollte. Aber mehr; mit der Möglichkeit einer zunächſt noch ungehinderten Bewegung nach rechts oder links war auch die Möglichkeit des Entkommens überhaupt gegeben. Nur mußte man conſequent ſein und keine Zeit verlieren. Ein 4 Stunden ſpäter aufgegebenes Telegramm Mac Mahon's an Palikao ſtellte, im Gegenſatz zu dem Telegramm des Kaiſers an die Kaiſerin, die Lage viel mißlicher dar, als ſie war. »Ich bin gezwungen, mich auf Sedan zu wenden,« ſo lautete die lakoniſche Meldung an den Kriegsminiſter. Aber dieſem zweiten Telegramm iſt keine allzu große Bedeutung beizulegen*).

---

*) Wir ſchließen dies aus den verſchiedenſten Gründen, namentlich aber auch aus Erklärungen, die Mac Mahon ſpäter vor der »Unterſuchungs-Commiſſion« abgegeben hat. Aus

Wir kehren nach dieſen die Geſammt-Situation des Gegners ſchildernden Bemerkungen zum Kaiſer nach Carignan zurück. Alles war dahin vorbereitet, daß er mit ſeinem Hoflager die Nacht daſelbſt zubringen werde. Man erwartete alſo den Weitermarſch in öſtlicher Richtung. Statt deſſen erging zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends an alle zwiſchen Mouzon und Carignan lagernde Truppen der Befehl Mac Mahon's, die Lager aufzuheben und ſich nach Sedan zu in Marſch zu ſetzen.

Der Marſch gegen Oſten, den man nie hätte planen ſollen, war aufgegeben. Daß er 36 Stunden ſpäter (vergl. die Anmerkung auf S. 519) noch einmal wieder aufgenommen wurde, war zu guter Hälfte ein coup de desperation. Freilich auch als ſolcher nicht der richtige.

In aller Dunkelheit brachen die Truppen auf; erſt das V. Corps de Failly, dann das I. Corps Ducrot. Dem XII. (Lebrun) fiel die Aufgabe zu, dieſen Flanken-Nachtmarſch zu decken. Es dirigirte ſich von Mouzon auf Douzy. Das VII. Corps, das — vor dem I. baieriſchen Corps weichend — bei

---

dieſen Erklärungen ſcheint hervorzugehen (denn Alles iſt in abſichtliches Dunkel gehüllt), daß Mac Mahon noch am 1. September zu dem Behufe bei Bazeilles durchbrechen wollte, um dann oſtwärts auf Montmedy und Metz abzumarſchiren. Wenn er dies noch am Morgen des 1. September, wo wir eine Fülle direkter Barrieren aufgerichtet hatten, für möglich hielt, um wie viel mehr mußte es möglich ſein am 30. Abends, wo dieſe Barrieren vollſtändig fehlten. Der Weg auf Montmedy und Metz war am Abend des 30. noch eben ſo gut offen wie der auf Sedan und Mezieres, — Mac Mahon hatte nur keine Luſt ihn zu betreten. An dieſer Luſt hatte es ihm von Anfang an gefehlt und die Niederlage von Beaumont, traurig wie ſie war, kam ihm doch inſofern zu paß, als ſie ihm einen plauſiblen Vorwand gab, auf ſeinen urſprünglichen Plan: Marſch weſtwärts ſtatt oſtwärts, zurückzukommen. Und dieſer Plan war in der That der beſſere, auch jetzt noch, auch noch 36 Stunden ſpäter am Morgen des 1. September. Er ſcheiterte überhaupt nur in Folge beſtändiger Halbheiten und Unconſequenzen ſeitens unſeres Gegners, nicht aber in Folge unſerer Umſtellungen, die — meiſterhaft wie ſie waren — ſich nichtsdeſtoweniger mit einem halben, vielleicht mit einem Viertel-Erfolge würden haben begnügen müſſen, wenn nicht der Feind ſelber das Verhängniß heraufbeſchworen hätte. Er baute uns die letzten Brücken zu ſeiner Vernichtung, nicht wir. Sein Säumen und Schwanken that mehr als unſere Raſchheit und Umſicht. Noch einmal alſo: ſeine Lage am 30. Abends war keine verzweifelte. Er hatte nach Oſten hin wenigſtens zunächſt, nach Weſten hin wahrſcheinlich überhaupt freie Bewegung; nach Montmedy (öſtlich) konnte er, nach Mezieres (weſtlich) mußte er entkommen, wenn er wollte. Der Marſch auf Sedan, wenn auch — im Gegenſatz zu jenem Mac Mahon'ſchen Telegramm, — ungezwungen erfolgend, war von den beiden Wegen, die ihm zur Wahl ſtanden, der beſſere; er wäre abſolut gut geweſen, wenn man es feindlicherſeits bei einem **Marſch** auf Sedan hätte bewenden laſſen, und dann druber hinaus marſchirt wäre, ſtatt ſich in Sedan feſtzuſetzen. Man ſchlug ſich unter den Mauern dieſer Feſtung ohne Noth, wahrſcheinlich weil man die ganze Situation verkannte. Wäre man am 31., nach erfolgter Sammlung der Armee auf dem vielgenannten »Plateau von Illy«, etwa um 4 Uhr Nachmittags nordweſtwärts entwichen (was man konnte), ſo wäre die Kataſtrophe vermieden, mindeſtens vermindert worden.

Dieſe Kataſtrophe ſchufen ſich die Franzoſen ſelbſt und zwar durch die Fehler, die ſie, unabhängig von ihrer Niederlage bei Beaumont, noch **nachträglich** begingen

Remilly über die Maas gegangen war, hatte den kürzeſten Marſch und traf wahrſcheinlich am frühſten in der ihm zugewieſenen Stellung ein.

Der Marſch aller Corps aber bewerkſtelligte ſich in finſterer Nacht. Die Colonnen und Trains kreuzten ſich, ſo daß Stockungen, Wirrwarr und Unordnung unvermeidlich waren. Die Eigenmächtigkeit der Soldaten ging ſo weit, daß Einzelne Fackeln anzündeten, ohne daß man es ihnen zu wehren wagte, obſchon ſie dem Feinde dadurch die Marſchrichtung verriethen.

Der Kaiſer hatte um 8 Uhr Carignan verlaſſen; um 11 Uhr traf er in Sedan ein. Es wurde ihm der Vorſchlag gemacht, ſich unverweilt auf der Eiſenbahn nach Mezieres zu begeben, woſelbſt er das XIII. Corps Vinoy vorfände und mit dieſem erforderlichenfalls nach Paris zurückkehren könnte. Der Kaiſer ging aber hierauf nicht ein, da ſeine Abreiſe im Augenblick eines bevorſtehenden Kampfes (der alſo, ſtatt Fortſetzung des Marſches, um dieſe Stunde ſchon beabſichtigt geweſen zu ſein ſcheint) die Armee entmuthigen könnte, und erklärte, die Gefahren und das Schickſal der Armee theilen zu wollen.

Andern Tages erließ er an dieſelbe folgende, in Unſicherheiten und Widerſprüchen ſich bewegende Proclamation, die den Muth derer, an die ſie ſich richtete, ſchwerlich gehoben haben wird: »Soldaten! Der Beginn des Krieges iſt nicht glücklich geweſen. Im Hinblick darauf und Abſtand nehmend von jedem perſönlichen Vorurtheil, entſchloß ich mich, das Commando denjenigen Marſchällen zu übergeben, welche die öffentliche Meinung vorzugsweiſe bezeichnete. Bisher hat der Erfolg eure Anſtrengungen nicht gekrönt. Nichtsdeſtoweniger vernehme ich, daß die Armee des Marſchalls Bazaine unter den Mauern von Metz ſich wieder zu erholen vermochte, und daß die des Marſchalls Mac Mahon am geſtrigen Tage nur wenig gelitten hat. Es iſt daher kein Grund zu eurer Entmuthigung vorhanden. Wir haben den Feind gehindert, bis zur Hauptſtadt vorzudringen; und ganz Frankreich erhebt ſich, um die Eindringlinge zurückzuwerfen.

Unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen habe ich, da die Kaiſerin mich in Paris würdig vertritt, die Rolle des Soldaten der des Souverains vorgezogen. Kein Opfer ſoll mir zu ſchwer fallen, um unſer Vaterland zu retten. Es ſchließt noch, Gott ſei Dank, Männer von Muth in ſich und wenn es Feiglinge geben ſollte, ſo wird das Militairgeſetz und die öffentliche Meinung Gerechtigkeit üben.

Soldaten, ſeid eures alten Ruhmes würdig! Gott wird unſer Vaterland nicht verlaſſen, wenn ein Jeder ſeine Pflicht thut.«

Die Mac Mahon'ſche Armee, an die ſich dieſe Proclamation richtete, war inzwiſchen in ihre Poſitionen in und um Sedan eingerückt. Welches dieſe Poſitionen waren, davon im nächſten Capitel.

Deutſcherſeits.

Die Stellung der deutſchen Armeen, nach den Kämpfen, die am 30. auf der ganzen Linie Le Chesne-Beaumont-Stenay ſtattgefunden hatten, war die folgende geweſen:

Das XII. Corps bei Letanne;

das IV. Corps nördlich von Beaumont (die 14. und 16. Brigade bis zum Bois Givodeau und Pourron am Yoncq-Bache vorgeſchoben);

das Garde-Corps ſüdlich von Beaumont;

das I. baieriſche Corps bei Beſace;

das XI. Corps bei Stonne;

das V. Corps bei La Berlière.

In zweiter Linie, etwa eine Meile zurück, ſtanden das II. baieriſche Corps und die würtembergiſche Diviſion. Die beiden Cavallerie-Diviſionen des äußerſten linken Flügels (die 5. und 6.) und das dahinter bei Vouziers à portée gehaltene VI. Corps waren 3 Meilen von dem linken Flügel der Geſammt-Aufſtellung entfernt.

So die Stellung am 30. Abends.

Am 31. früh trafen in den beiden Hauptquartieren der Maas- und III. Armee die Befehle aus dem großen Hauptquartier zur ungeſäumten Fortſetzung der Offenſive ein. Es wurde darin beſtimmt, daß die Vorwärtsbewegung auf der ganzen, etwa 2 Meilen langen Linie fortgeſetzt werden ſollte. Zweck: Zuſammendrängung des Feindes auf einen möglichſt engen Raum zwiſchen der Maas und belgiſchen Grenze. Bemerkt mag auch hier wiederum werden (vergl. S. 465), daß die entſprechenden Schritte von Seiten des *Feindes ſelbſt* genau um dieſelbe Stunde unternommen wurden, wo wir dieſe »Zuſammendrängung« planten. Er that freiwillig, wozu wir ihn zwingen wollten.

In Ausführung der für den folgenden Tag erlaſſenen Marſchbefehle ſtanden am Abend des 31. unſre ſämmtlichen Corps wie folgt:

Erſte Linie.

Das Garde-Corps zwiſchen Pourru St. Remy und Carignan (jenſeit des Chiers);

das XII. Corps bei Douzy und öſtlich davon (jenſeit des Chiers);[*]

---

[*] Die Cavallerie-Diviſion des XII. Corps, die, vorauseilend, zuerſt über die Maas ging, fand, im Laufe des Vormittags, Gelegenheit zu einigen glücklichen Unternehmungen. Sie ſtieß nämlich, als ſie den Chiers-Fluß erreicht hatte, auf feindliche im Rückzuge auf Sedan begriffene Traincolonnen. Das Garde-Reiter-Regiment erhielt deshalb Befehl, bei Brevilly (eine halbe Stunde oberhalb Douzy) über den Chiers zu gehen und die Colonnen abzuſchneiden. Das Regiment drang bis Pourru St. Remy vor, ſtieß hier aber auf ſo ſtarke feindliche Infanteriemaſſen, daß es zurückgehen mußte. Gleichzeitig war das 17. Ulanen-Regiment im

das I. baieriſche Corps bei Remilly (Vorpoſten bis Bazeilles hin);*)
das XI. Corps bei Donchery;
die würtembergiſche Diviſion bei Boutencourt.

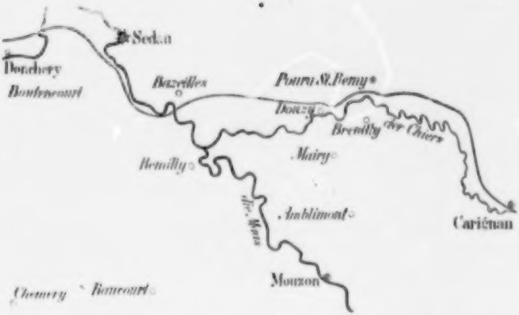
Zweite Linie.

Das IV. Corps weſtlich von Mouzon;
das II. baieriſche Corps bei Raucourt;
das V. Corps bei Chemery.

In dritter Linie ſtand das VI. Corps. Es hatte Befehl erhalten, von Vouziers bis Attigny und Semuy vorzurücken.

Thale gegen Douzy vorgegangen, um hier den Chiers zu paſſiren und obigen Transport von vorn anzugreifen. Der Verſuch des Regiments, in den erſten Nachmittagsſtunden in das von abgeſeſſenen franzöſiſchen Chaſſeurs beſetzte Dorf Douzy einzudringen, mißlang anfangs, glückte aber, nachdem die ſächſiſche reitende Batterie herangezogen war. Das 17. Ulanen-Regiment debouchirte nun aus Douzy und nahm einen Transport von 40 Wagen mit Verpflegungs- und Ambulance-Gegenſtänden. Die zwei Compagnieen ſtarke feindliche Escorte wurde bis an die Gehöfte von Francheval verfolgt.

*) Wie das XII. Corps bei Douzy, ſo hatte das I. baieriſche Corps bei Remilly an eben dieſem Tage (31.) ein Gefecht. Es war nicht unerheblich. Hauptactionsfeld waren die Eiſenbahnbrücke und die ſüdöſtliche Liſiere von Bazeilles. Eine Darſtellung dieſes Gefechts geben wir nachſtehend im Auszuge. Etwa um 10 Uhr erhielt General v. d. Tann die Meldung, daß ſich jenſeits der Maas, bei Bazeilles und Douzy, ſtarke feindliche Colonnen zeigten. Es war eine Diviſion vom franzöſiſchen XII. Corps. Baieriſcherſeits wurden nunmehr Batterieen der Diviſions- und Reſerve-Artillerie vorgezogen, die alsbald von den Höhen bei Remilly aus einen Geſchützkampf mit vier feindlichen Batterieen (darunter eine Mitrailleuſen-Batterie) einleiteten. Der Feind ſchoß mit großer Präciſion, ſich vorzugsweiſe der Shrapnels bedienend. General v. d. Tann überzeugte ſich alsbald, daß die Eiſenbahnbrücke zwiſchen Remilly und Bazeilles um jeden Preis genommen und behauptet, namentlich auch, als paſſirbare Straße auf das jenſeitige Flußufer, erhalten bleiben müſſe. Dies wurde ins Werk geſetzt. Um 12 Uhr Mittags drangen Infanterie-Abtheilungen der 2. Brigade über die Eiſenbahnbrücke vor und ſetzten ſich an den zu beiden Seiten derſelben gelegenen Flußdämmen feſt. Der Feind hatte dies Vorgehen durch Artillerie- und Mitrailleuſen-Feuer vergeblich zu hindern geſucht. Faſt zu gleicher Zeit begann nordweſtlich von Remilly, etwa 300 Schritt oberhalb der Eiſenbahnbrücke, ein Brückenſchlag ſeitens der Pontonniere des I. baieriſchen Corps, behufs zweier für alle Waffen gangbarer Uebergänge. Während dieſes Brückenſchlages waren das 4. und 9. Jäger-Bataillon, von der Eiſenbahnbrücke aus, gegen Bazeilles vorgegangen und in die Südliſiere des Dorfes eingedrungen. Hier hatten ſie, überlegenen feindlichen Kräften gegenüber, zwei Stunden lang einen ſchweren Stand gehabt. Bei der Unmöglichkeit, nach vorwärts Terrain zu gewinnen, wurden ſie gegen 6 bis an die Eiſenbahnbrücke zurückgenommen. Mittlerweile waren auch die Pontonbrücken hergeſtellt und die ganze 1. Diviſion (Stephan), die Brigade Dietl in Front, wurde an die nun gewonnenen drei Maas-Uebergänge herangezogen. 6½ Uhr traf aus dem Hauptquartier die Meldung ein, daß für den 31. kein weiterer Angriff beabſichtigt werde. Das I. baieriſche Corps bezog Bivouacs. Die Verluſte dieſes Tages, die zum größeren Theil auf den Kampf der beiden Jäger-Bataillone in Bazeilles entfielen, betrugen 9 Offiziere und 137 Mann.



Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die von unſren ſämmtlichen Corps am 31. Abends eingenommenen Poſitionen bereits einen von Süden her einſchließenden Halbkreis um Sedan bildeten. Die Garden, das XII. und IV. Corps begannen von rechts her, das XI. und V. Corps, ſammt der würtembergiſchen Diviſion, von links her ihre Umklammerung. Von Süden her ſperrten die beiden baieriſchen Corps den Weg. Die Kataſtrophe rückte immer näher. Wuchſen rechts und links unſre Colonnen nur noch anderthalb Meilen weiter nördlich, ſo war der Kreis geſchloſſen. Wenn ſich die franzöſiſche Armee dieſer Umklammerung entziehen wollte, ſo war es jetzt die letzte Minute, um den rettenden Schritt zu thun. Sie unterließ ihn. Doch greifen wir den Ereigniſſen nicht vor.

Das große Hauptquartier befand ſich am 31. in Vendreſſe; das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen war in Chemery, das des Kronprinzen von Sachſen in Mouzon.

Die urſprüngliche Abſicht war dahin gegangen, den durch die Märſche und Kämpfe der letzten Woche ſtark in Anſpruch genommenen Truppen einen Ruhetag zu gewähren und erſt am 2. mit der geſammten Armee zur Entſcheidungsſchlacht vorzurücken. Die Erwägung indeß, daß ein Ruhetag dem Feinde mehr zu ſtatten kommen würde als uns ſelbſt, vor allem die Befürchtung, daß Mac Mahon den 1. September leicht möglicherweiſe benutzen werde, einer Schlacht bei Sedan auszuweichen, führte zu dem Entſchluſſe, ſchon am 1. September mit der ganzen Armee anzugreifen.

Der König erließ Abends aus ſeinem Hauptquartier Vendreſſe die entſprechenden Dispoſitionen. Wir geben dieſelben auszugsweiſe, nur die großen Linien dabei im Auge behaltend.

Das XII. Corps marſchirt von Douzy über Lamecourt und Moncelle gegen Sedan;

das Garde Corps (rechts von demſelben) über Villers-Cernay und Givonne gegen Sedan;

das I. baieriſche Corps von Remilly gegen Bazeilles;

das IV. Corps auf Mairy und Bazeilles (die 8. Diviſion als Unterſtützung des I. baieriſchen Corps);

das II. baieriſche Corps von Raucourt auf Frenois und die Höhe von Donchery;

das XI. Corps von Donchery auf Vrigne aux Bois;

das V. Corps (dem XI. folgend) ebenfalls auf Vrigne aux Bois, eventuell bis St. Menges;

die würtembergiſche Diviſion ſchlägt bei Dom le Mesnil eine Brücke, geht über die Maas, nimmt Stellung auf der Straße Sedan-Mezières und dient gleichzeitig als Reſerve des XI. Corps.

So waren denn für den 1. September alle Anordnungen getroffen, um der franzöſiſchen Armee weſtlich den Abzug auf Mezières, öſtlich den Abzug auf Montmedy zu wehren. Ob mit ganzem, oder nur mit partiellem Erfolg, das ſtand dahin. Nur nach Norden, auf Belgien zu, war noch ein Schlupfloch zu entkommen, an der Grenze hin, oder aber dieſe Grenze zu überſchreiten. Der nächſte Tag mußte zeigen, ob man ſich dieſes Schlupfloches als eines letzten Rettungsmittels bedienen werde oder nicht. Es unterblieb. Die Kataſtrophe brach herein.

Sedan.

Sedan.

Unter den Feſtungen an der Maas und ihres Nebenfluſſes des Chiers, iſt Sedan die bedeutendſte, nicht in fortificatoriſcher aber doch in ſtädtiſcher Beziehung. Es iſt Hauptort des gleichnamigen Arrondiſſements im Ardennen-Departement, hat gegen 18,000 Einwohner und genießt eines hohen Anſehens durch ſeine Tuchfabriken. Ein Drittel ſeiner Bevölkerung iſt in dieſen Fabriken beſchäftigt. Tuch und Kaſimir, darunter die berühmten Sedantücher, werden hier zu einem jährlichen Betrage von 16 Millionen Franken producirt. Ebenſo ſind hier die Sedanchairs oder Porte-Chaiſen zu Hauſe, die nur noch im Engliſchen ihren alten Namen, der auf ihren Entſtehungsort hindeutet, behalten haben.

Seine Bedeutung als Feſtung hat Sedan, wie ſchon angedeutet, ſeit Einführung der gezogenen Geſchütze mehr oder minder eingebüßt. Die einfaſſenden Höhen, namentlich von der Südſeite her, geſtatten einen Einblick und ein Bombardement.

Dieſer Umſtand, wie wir im Verlaufe dieſes Abſchnitts ſehen werden, beſchleunigte die Kataſtrophe. Die Anweſenheit von Magazinen und Waffenvorräthen vermochte wohl ſeine Bedeutung als Kriegsplatz erſten Ranges, aber nicht ſeine Feſtigkeit zu ſteigern.

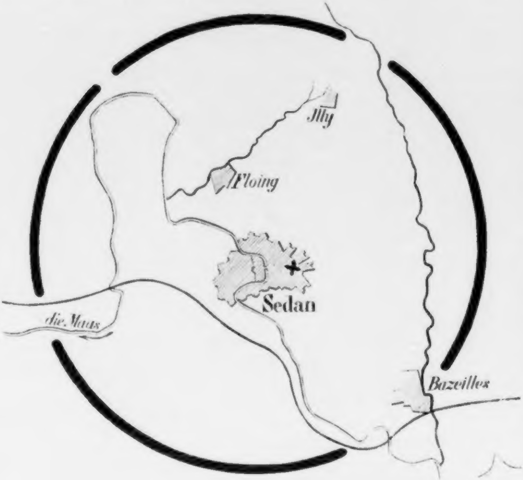
Hiſtoriſch bleibt zu erwähnen, daß Sedan bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein ein ſelbſtſtändiges Fürſtenthum an der Nordgrenze Frankreichs war. Mehrfach wechſelte es ſeine Beſitzer; 1588 kam es an Heinrich Herzog von Bouillon La Tour d'Auvergne, unter deſſen älteſtem Sohne es in ausbrechenden Fehden für immer an die Krone Frankreich gelangte (1642).

Der zweite Sohn des Herzogs von Bouillon war Henri de La Tour d'Auvergne Vicomte von Turenne, 1611 auf Schloß Sedan geboren. Er ſetzte eine größere Ehre darin Marſchall von Frankreich als Fürſt von Sedan zu ſein.

Die Stadt, deren größter Sohn er iſt, errichtete ihm 1823 ein bronzenes Standbild auf dem Platz vor dem Stadthauſe. Es trägt einfach die Inſchrift »Turenne«. Wenn man ihn ſo ſtehen ſieht, begreift man kaum, daß es in ſeinen Biographieen heißt: »er war bis in ſein ſpätes Alter den Frauen ſehr ergeben«. Zwiſchen dieſem Platze und der Citadelle läuft die Rue de Commerce, die belebte mit alten und zum Theil pittoresken Häuſern beſetzte Hauptverkehrsſtraße der Stadt. Anmuthig ſind die Partieen am Fluſſe hin, die einen prächtigen Blick auf das Panorama geſtatten, das die Windungen der Maas, die einfaſſenden Hügel und endlich, dieſe überragend, die dunklen Waldberge der Ardennen ſchaffen.

Dies führt uns auf das Terrain überhaupt. Um die Kämpfe, die ſich vorbereiteten, zu verſtehen, iſt es nöthig, bei dieſem »Sedan-Panorama« noch einen Augenblick zu verweilen.

Ein unter Spezialkarten großgezogener Generalſtabsoffizier, der ſich mit Hülfe genaueſter Pläne ein Schlachtfeld ſo ſicher aufbaut, wie ein die Partitur leſender Muſiker die ganze Oper bereits auf ſich hereinbrauſen fühlt, ein ſolcher Generalſtabsoffizier mag, wenn er, während der Kriegswochen,



von Sedan las, dieſe für alle Zeit berühmt gewordene Localität klar und plaſtiſch und richtig vor ſeiner Seele gehabt haben; anders der gewöhnliche, mit der Plan- und Karten-Sprache unvertraute Leſer, der mit ſeinem Verſtändniß auf den Zeitungsbericht und ein eingezeichnetes Drei-Linien-Croquis angewieſen war. Er wird ſich (wie es uns ſelbſt erging) die Geſammtlocalität von Sedan in Geſtalt einer Tortenform gedacht haben, in deren Mitte unten die Franzoſen ſtanden, während die Deutſchen oben auf dem Rande der Form erſchienen. Dieſe begannen nun von allen Seiten her auf den unten in Maſſen ſtehenden Feind ein concentriſches Feuer zu richten, dem er ſchließlich erlag. Dieſe Vorſtellung von Sedan iſt auch keineswegs unrichtig, ſie reicht nur einfach nicht aus. Die Localität iſt um etwas complicirter. Sehen wir wie.

Der mit Küchenapparaten und Backgeräthſchaften auch nur oberflächlich Vertraute wird wiſſen, daß die Tortenform — die wir nach wie vor im Dienſte plaſtiſcher Ortsbeſchreibung verwenden — ohne an ihrer Simplicität erhebliche Einbuße zu leiden, in allerhand Spielarten vorkommt, unter denen eine ſich dadurch auszeichnet, daß aus dem Mittelpunkte der Vertiefung eine Art Bergkegel auftaucht, der nach phantaſtiſcher Klempnerlaune mal dicker, mal dünner, mal zugeſpitzt, mal plateauartig, mal in einfacher Rundung, mal in ſenkrecht geſtellter Wellenlinie in die Erſcheinung tritt. Hier haben wir die Sedanlocalität wie ſie leibt und lebt. Auf dieſem aus dem Mittelpunkt der Vertiefung auftauchenden, alle jene Formationen grotesk in ſich vereinigenden Kegel,*) an deſſen Fuße Sedan ſelbſt gelegen iſt, ſtanden die Franzoſen, die gegen den weitgeſpannten Tortenrand hin, ja bis auf dieſen hinauf, einzelne Diviſionen vorgeſchoben hatten.

Dieſe Andeutungen mögen genügen. Weitere Ausführungen verwirren nur.

---

*) Nicht die plaſtiſche Anſchaulichkeit, wohl aber die Correctheit des Bildes vermag ich durch ein Amendement des Vorſtehenden noch um ein Weniges zu ſteigern. Dieſer aus der Mitte aufwachſende, zerſpliſſene Kegel iſt, auf ſeine Grundform zurückgeführt, weniger ein enggezogener Kreis als ein Dreieck. Der Fuß des Dreiecks — die Maas; der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das Dreieck nach Punkten beſtimmen, ſo handelt es ſich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben an der Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieſer drei Punkte, oder was daſſelbe ſagen will, innerhalb der drei genannten Waſſerläufe, erhebt ſich jene unregelmäßige, dreiſeitige Kegelpyramide, auf der die Franzoſen Stellung genommen hatten. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge, wie ſchon im Texte angegeben, umſpannt dieſe Poſition in meilenweitem Bogen. Die Angriffs-Linien gingen radienweiſe von dieſem Bogen aus gegen die Mitte.

General von Wimpffen.

Wir haben in unſerm vorigen Capitel ein Bild des Terrains zu geben verſucht, auf dem die Schlacht geſchlagen wurde; verſuchen wir in dieſem Capitel ein Bild des Mannes zu geben, der, die erſten Stunden des Tages abgerechnet, auf gegneriſcher Seite die Action leitete. Es war der General von Wimpffen. Am 30. von Algerien her in Sedan eingetroffen, um an de Failly's Stelle das Commando des V. Corps zu übernehmen, ſah er ſich, kaum zwei Tage ſpäter, an die Spitze der ganzen Armee geſtellt, die am dritten Tage kriegsgefangen war. Wie viel daran Verhängniß, wie viel Verſchulden war, das ſoll uns in einem ſpäteren Capitel beſchäftigen. Hier nur eine biographiſche Skizze bis zum Tage von Sedan.

Emanuel Felix v. Wimpffen wurde am 13. September 1811 im franzöſiſchen Departement Aisne, Hauptſtadt Soiſſons, geboren. Er war Zögling der Schule zu St. Cyr, trat dann in die Infanterie ein, wurde 1840 Capitain, 1847 Bataillons-Chef in Algier und 1853 Regiments-Commandeur. Während des Krimkrieges wurde er Brigade-General (17. März 1855) und der kaiſerlichen Garde attachirt; am italieniſchen Kriege nahm er mit Auszeichnung Theil, und noch während deſſelben wurde er zum Diviſions-General ernannt, in welcher Eigenſchaft er von 1860 ab in Lyon ſtand, bis bald darauf ſeine Ernennung zum Commandeur der Provinz Oran erfolgte. In dieſer Stellung befand er ſich noch bei Ausbruch des Krieges. An die Spitze eines Corps oder doch mindeſtens einer vor dem Feinde ſtehenden Diviſion berufen zu werden, dahin ging von Anfang an ſein Ehrgeiz. Mac Mahon indeß wußte ihn in Algerien zurückzuhalten. Was dabei maßgebend war, ſtehe dahin. Ob ihn der Marſchall als einen Nebenbuhler fürchtete oder umgekehrt ſeiner Begabung mißtraute, iſt bei der vornehm-reſervirten Haltung, die der Herzog (Mac Mahon) auch ſpäter in all und jeden Ausſagen und Schriften zu beobachten wußte, nicht klar hervorgetreten. Wimpffen ſelbſt deutet an, daß Eiferſüchtelei im Spiele war; uns iſt es wahrſcheinlicher, daß ein von Eingeweihten ſchon damals erkanntes Mißverhältniß zwiſchen Anſpruch und Begabung den Ausſchlag gegeben habe. Unter der Verſicherung, daß Algerien »durchaus einen Mann von Kriegserfahrung und Charakter erheiſche«, hatte der Marſchall wiederholentlich auf die Dienſte Wimpffen's verzichtet.

Aber dieſe Dienſte waren nun doch einmal beſtimmt, ſich geltend machen zu ſollen. Nicht zum Heile Frankreichs.

Als die Niederlage von Wörth in Oran bekannt geworden war, bat Wimpffen in einem Schreiben an den Kriegsminiſter Palikao erneut um Verwendung vor dem Feinde. Das war am 11. oder 12. Am 22. erhielt er ein Telegramm, worin er aufgefordert wurde, ſofort ſich nach Paris zu begeben, wo er weitere Inſtructionen empfangen werde. Es handle ſich darum, den General de Failly im Commando des V. Corps zu erſetzen.

Am 24. brach General Wimpffen auf, war am 27. in Marſeille, am 28. in Paris. Hier begab er ſich ſofort zum Grafen Palikao, der die Lage des Landes und der Armee rückhaltlos mit ihm beſprach, auf die Winkelzüge Mac Mahon's hindeutete und inſonderheit beklagte, daß der Marſchall, ſo energiſch er auf dem Schlachtfelde ſei, ſich im Uebrigen durch den Kaiſer und ſeine Umgebung allzu leicht beſtimmen laſſe. Dieſen vertraulichen Mittheilungen folgten weitere. Palikao richtete die Frage an Wimpffen, ob er es nicht vorziehen würde, auf das Commando des V. Corps zu verzichten und dafür den Befehl über das in der Bildung begriffene XIV. Corps zu übernehmen. An die Spitze dieſes XIV. Corps ſollte Trochu treten; aber dieſer war eine Perſönlichkeit, der ſeitens des kaiſerlichen Hofes beſtändig mißtraut wurde. »Il est possible qu'il devienne un homme embarrassant, ſo ſagte Palikao; dans ce cas votre valeur nous permettrait de vous confier sa place.« Wimpffen lehnte dies Anerbieten aber ab.

Am 29. früh brach er auf, um ſich über Soiſſons nach Reims und Rethel und von dort über Mezières nach Sedan zu begeben. Mit ihm waren Lieutenant Daram vom 92. Regiment und Marquis de Laizer, ein junger Mobilgarden-Offizier. Unmittelbar vor ſeiner Abreiſe war ihm folgendes dienſtliches Schreiben zugeſtellt worden: »Paris 29. Auguſt 1870. Mein theurer General. Im Falle dem Marſchall Mac Mahon ein Unglück zuſtoßen ſollte, werden Sie den Befehl über die dem Marſchall unterſtellten Truppen übernehmen. Ich werde Ihnen ein dienſtliches Schreiben zuſtellen, das dieſe Angelegenheit regelt und von dem Sie nöthigenfalls Gebrauch machen werden. Empfangen Sie ꝛc. Palikao.«

Er war hierdurch der für etwaige Eventualitäten ernannte Nachfolger des Marſchalls. Es traf ſich außerdem, daß er, auch der Anciennetät nach, der nächſte im Commando war.

In Soiſſons war ein viertelſtündiger Aufenthalt. Wimpffen benutzte ihn, um an die Bewohner ſeiner ſpeziellen Heimath (Departement Aisne) eine patriotiſche Proclamation zu erlaſſen; dann ging es weiter auf Reims. Hier, im Wirrſal eines Bahnhofstreibens während Kriegszeit, entdeckte er einen Cavallerie-Trupp, der beſtimmt war, nach Paris zurückzukehren. Es waren 25 Mann vom 6. Huſaren-Regiment unter Lieutenant Desgrandchamps. Mit jener raſchen Entſchloſſenheit, die einen Hauptzug ſeines Charakters bildete, bemächtigte er ſich dieſes Huſarentrupps, änderte die Marſchroute deſſelben und befahl dem Lieutenant Desgrandchamps und ſeinen Leuten, ihm als Escorte zu folgen. Dies geſchah. Wir werden ſehen, daß er dadurch der Gefahr entging, noch am ſelben Tage durch preußiſche Ulanen gefangen genommen zu werden. Vor Allem aber glaubten wir dieſes Vorganges auf dem Reimſer Bahnhof (wie auch der zu Soiſſons im Nu abgefaßten Proclamation) um deshalb erwähnen zu müſſen, weil ſich hierin genau daſſelbe Verfahren zu erkennen giebt, das er drei Tage ſpäter (am 1. September) auf dem Schlachtfelde von Sedan inne hielt. Ein ebenſo dem Temperament wie der Gewohnheit entſprechendes, energiſches Drunterfahren, das in kleinen Verhältniſſen meiſt Wunder wirkt, aber freilich nicht ausreicht, eine mit 300,000 Soldaten geſpielte Schachpartie zu gewinnen.

Von Reims nach Buzancourt; von Buzancourt nach Rethel. Hier war er kaum angekommen, als der ſeitdem ſo oft vernommene Schreckensſchrei »Des Uhlans« durch die Straßen lief. In der That, preußiſche Ulanen waren da, eine ſchwache Patrouille, aber gerade ſtark genug, um den General v. Wimpffen gefangen zu nehmen, wenn dieſer nicht vorſichtig genug geweſen wäre, ſich in Reims des vorerwähnten Huſarentrupps als einer perſönlichen Escorte zu verſichern.

Von Rethel aus wurde die Eiſenbahnfahrt aufgegeben; die Fortſetzung der Reiſe ging zu Pferde. Man trat bereits in von preußiſcher Cavallerie durchſchwärmte Gebiete ein, und die Abenteuer dieſes Tages ſpannen ſich in eigenthümlicher Weiſe fort. Diesmal ſollte die Gefahr von franzöſiſcher Seite kommen. General Wimpffen, eine Spitze von zwei oder drei Huſaren vorauf, hatte eben einen Waldſtreifen erreicht, der ſich vor dem Dorfe Signy-L'Abbaye hinzieht, als einige Schüſſe fielen und die Huſarenſpitze veranlaßten Kehrt zu machen. Hinter jedem Baum ſchien ein Preuße zu ſtehen. Der Rückprall war ſo heftig und ſo zügellos zugleich, daß General Wimpffen ſelber als Opfer fiel; einer der Huſaren rannte gegen ihn an und ſchleuderte den General in den Graben. Endlich klärte ſich's auf. Es waren Franctireurs geweſen, die, im Dämmer des Abends, die Huſarenſpitze für preußiſche Cavallerie genommen hatten. Im Dorfe ſelbſt gab ſich der Maire, der ſchon die Invaſion von 1814 und 1815 erlebt hatte, freimüthig als der zu erkennen, der das Freiſchützen-Corps gebildet und an die Waldecke poſtirt habe. Wimpffen, auch darin charakteriſtiſch, ſchüttelte dem Alten die Hand und beglückwünſchte ihn zu ſeinem patriotiſchen Eifer. Eine kleinlicher geartete, minder enthuſiaſtiſche Natur würde außer Stande geweſen ſein, den Zwiſchenfall, der halb unbequem, halb lächerlich war, ſo frank und frei und ſo mit Worten der Anerkennung zu behandeln.

Am 30. früh wurde Mezières erreicht. Hier geſellte ſich zu den drei Offizieren (Lieutenant Daram, Marquis de Laizer, Lieutenant Desgrandchamps), die bis dahin den General begleitet hatten, noch ein vierter: Graf d'Ollone, Rittmeiſter im 12. Chaſſeurs à Cheval-Regiment, der am Tage vorher bei Buſancy leicht verwundet worden war. Dieſe vier Offiziere bildeten ſpäter, am Schlachttage ſelbſt, nahezu Alles, was ihm von Adjutantur und Ordonnanz zur Verfügung ſtand.

Von Mezières aus war es wieder möglich, ſich der Eiſenbahn zu bedienen. Gegen Mittag, trotz mannigfacher Zögerungen, war Sedan erreicht. Der Zug fuhr drüber hinaus und hielt erſt bei Bazeilles. Hier ſtieg Wimpffen zu Pferde, beritt die Maas-Ufer hüben und drüben, kam bis Mairy, zuletzt bis Amblimont und wurde hier in den Nachmittagsſtunden Augenzeuge des fluchtartigen Rückzuges, der, von Beaumont und Mouzon her, auf Sedan zuging.

Wimpffen — auch darin wieder ganz er ſelbſt — vermochte dieſem triſten Schauſpiel nicht anzuwohnen, ohne einzugreifen und die Fluth der Flüchtigen zurückzuſtauen. Binnen kürzeſter Friſt hatte er mehrere Tauſende, die den verſchiedenſten Corps angehörten, um ſich verſammelt, nahm mit ihnen eine ſtarke Poſition in der Nähe von Mairy und ſchickte mehrfach ſchriftliche Meldung an den Marſchall, worin er dieſem anzeigte, daß er da ſei, daß er mit einigen tauſend Mann die Poſition zwiſchen Mairy und Amblimont halte und daß er um Befehle bitte. Endlich um 9 Uhr Abends kam Ordre: Rückzug auf Sedan.

Auch hier wieder hatte er ſich bewährt und mit der ihm eigenen Impetuoſität (wobei Anderer Anordnungen ſehr oft gekreuzt wurden) gehandelt und durchgegriffen. In Allem ſpricht ſich Eifer und Umſicht, patriotiſcher guter Wille und raſches Erkennen des local und momentan Nöthigen, aber doch zugleich auch ein Selbſtvertrauen und befehleriſcher Hang aus, der von den übrigen Generalen, und ganz beſonders vom Marſchall ſelbſt, faſt wie eine Beleidigung, gewiß wie eine Bedrückung empfunden werden mußte. Er war noch nicht eingeführt, war kaum etwas anderes als ein »General auf Reiſen« und nahm aus dem Stegreif Allüren an, als ſei er erſchienen, um endlich nach dem Rechten zu ſehen und den ewigen rückgängigen Bewegungen ein Ende zu machen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der

Marſchall die Dinge von dieſem Geſichtspunkte aus anſah und am Morgen des 1., als er, um ſeiner Verwundung willen, das Commando abgeben mußte, auch aus einem gewiſſen perſönlichen Antagonismus Wimpffen überging und Ducrot zum Nachfolger wählte.

Spät Abends (30.) traf Wimpffen in Sedan ein. Er fand in der überfüllten Stadt nur nach langem Suchen ein Unterkommen: für ſich und ſeine vier Ordonnanz-Offiziere ein einziges Zimmer im Croix d'or.

Am 31. früh 9 Uhr ſtellte er ſich dem Marſchall vor. »Er empfing mich ziemlich kalt.« Wimpffen bat, ihn dem V. Corps vorſtellen zu wollen, zu deſſen Commandeur er ernannt worden ſei. Mac Mahon verſprach es und ſtieg zu Pferde.

Als bis um 1 Uhr der Marſchall noch immer keine Schritte zu dieſem Behufe gethan hatte, ging Wimpffen ſelbſt in das vieux camp, den Lagerplatz des V. Corps, hinaus und gab ſich den Offizieren und Soldaten als ihr neuer Oberbefehlshaber zu erkennen. In eben dieſem Augenblicke erſchien General de Failly, der von ſeiner Abſetzung keine Ahnung, ſicherlich keine beſtimmte Kunde hatte. Eine peinliche Situation. Es kam zu bittern Worten, die ſich freilich zunächſt mehr gegen die Urheber der Maßregel, als gegen Wimpffen richteten, dieſen aber immerhin mittreffen mußten. De Failly hatte Recht; die Niederlage von Wörth, für die er aufkommen ſollte, war durch die Geſammt-Dispoſitionen, aber keineswegs durch ſeine und ſeines V. Corps Haltung verſchuldet worden.

Nach dieſer Begegnung kehrte Wimpffen in die Stadt zurück, um ſich dem Kaiſer vorzuſtellen. Dieſer nahm ihn bei der Hand und ſprach unter Thränen:

»Was iſt's, General, daß wir immer wieder geſchlagen werden? was hat nun wieder dieſe unglückliche Beaumont-Affaire herbeigeführt?«

»Sire, ich vermuthe, daß unſere Armee-Corps, in Nähe des Feindes, immer in zu großer Entfernung von einander ſtehen. Befehle ſind ſchlecht gegeben und ſchlecht ausgeführt worden.«

Danach fragte Wimpffen den Kaiſer, warum er (Wimpffen) ſo ſpät zur Uebernahme eines Commandos berufen worden ſei.

»Der Marſchall Mac Mahon,« erwiederte der Kaiſer, »beſtand darauf, daß Sie in Algerien belaſſen würden. Er hielt Ihre Anweſenheit daſelbſt nöthig für die Ruhe der Provinz.«

»Ich bedauere, Sire, erſt nach ſo ſchweren Mißgeſchicken eintreffen zu dürfen. Aber rechnen Sie auf meine Energie; ich werde Alles daran ſetzen, die Unfälle auszugleichen.«

»Ich weiß, daß ich darauf rechnen kann.«

So endete dieſes Zwiegeſpräch. Der Ausgang, wie wir wiſſen, entſprach wenig den Erwartungen, die hier ausgeſprochen worden waren. Es folgte noch eine kurze Begegnung mit dem Marſchall, dann begab ſich Wimpffen wieder in das vieux camp hinaus, um die letzten Stunden vor der Schlacht inmitten ſeines V. Corps zuzubringen. Einzelne Ordres wurden gegeben und ausgeführt; dann ſtreckte ſich der General auf den harten Boden nieder, um zu ſchlafen.

»Aber,« ſo ſchreibt er ſelbſt, »der Schlaf floh meine Augen. Das unbequeme Lager, die Kälte, die Erregungen hielten mich wach. Die beiden Begegnungen, die ich mit dem Marſchall gehabt hatte, ſeine mehr abgeneigte als wohlwollende Haltung gegen mich, beſchäftigten mich. Kein Wort über das, was er vorhabe, war über ſeine Lippe gekommen. Und doch befanden wir uns in einer ähnlichen Lage, wie Melas am Vorabend von Marengo. Was mich am meiſten überraſcht hatte, war die Ruhe, faſt möcht' ich ſagen die Genugthuung, die ſich während unſerer zwei kurzen Unterredungen in ſeinen Zügen ausgeſprochen hatte ... Endlich ſtieg die Morgenröthe des 1. September herauf. Um 4 Uhr hört' ich lebhaftes Gewehrfeuer von Bazeilles her.

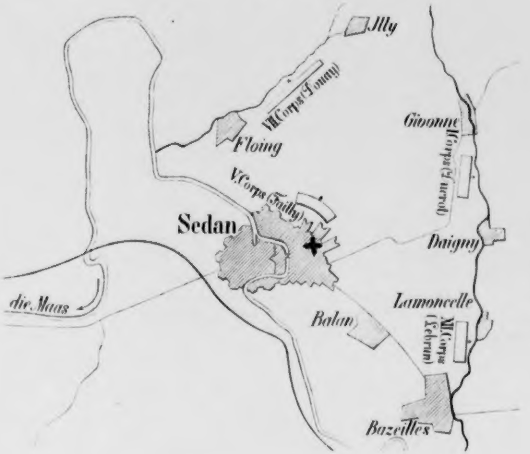
Die Schlacht hatte begonnen.«

Der 1. September früh.

Die franzöſiſche Aufſtellung. — Der Anmarſch der deutſchen Armeen.
Die Höhe von Donchery und die Höhe von Fresnois.

Die franzöſiſche Aufſtellung.

Ein Nachtmarſch vom 30. auf den 31. hatte, wie wir S. 465 ausführlicher mitgetheilt haben, die franzöſiſche Armee, unmittelbar nördlich von Sedan, in das Dreieck: Illy-Floing-Bazeilles geführt und zwar derart, daß die einzelnen Corps im Laufe des 31. folgende Stellung einnahmen:


Illy
VII Corps (Douay)
Floing
V. Corps (Failly)
Sedan
Givonne
I Corps (Ducrot)
Daigny
Lamoncelle
XII Corps (Lebrun)
Balan
Bazeilles
die Maas

das XII. Corps Lebrun zwiſchen Bazeilles und Lamoncelle;

das I. Corps Ducrot zwiſchen Daigny und Givonne;

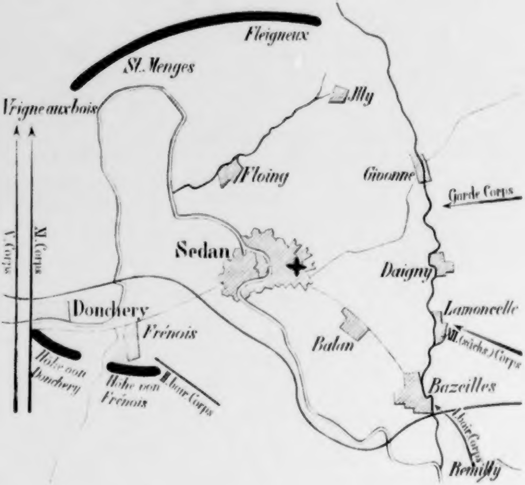
das VII. Corps Douay zwiſchen Floing und Jlly;

das V. Corps Failly (nunmehr Wimpffen) innerhalb des Dreiecks in Reſerve-Stellung, um je nach Bedürfniß das eine oder andere der übrigen drei Corps unterſtützen zu können.

Die vorſtehende Karte ſoll nur das Allgemeine geben. Bei Schilderung der Corps-Gefechte, aus denen ſich die Schlacht bei Sedan zuſammenſetzte, werden wir dann ſpäter verſuchen, auf detaillirteren Karten auch den Diviſionen und Brigaden die Stellung anzuweiſen, die ſie während des Kampfes einnahmen.

Der Anmarſch der deutſchen Armeen.

Gegen dieſe Sedan-Poſition im weiteren Sinne rückten nun in der Nacht vom 31. Auguſt auf den 1. September (vgl. die Dispoſition auf S. 470) fünf unſerer Corps in folgender Weiſe vor.


Fleigneux
St. Menges
Vrigne aux bois
Jlly
Floing
Givonne
Garde Corps
V. Corps
XI. Corps
Sedan
Daigny
Donchery
Lamoncelle
Frénois
XII. (sächs.) Corps
Balan
Höhe von Donchery
Höhe von Frénois
II. bair. Corps
Bazeilles
I. bair. Corps
Remilly

Auch hier behalten wir uns vor, die Details des Vormarſches an anderer Stelle zu geben. Nur ein Totalbild iſt vorläufig bezweckt. Ebenſo ſei gleich hier bemerkt, daß die am 31. ausgegebenen Dispoſitionen, wie es auch die vorſtehende Karte zeigt, dem XI. und V. Armee-Corps noch kein Rechtsſchwenken, ſondern einfach einen Gradaus-Marſch in nördlicher Richtung vorſchrieben. War der Feind, was gefürchtet wurde, bereits im Abzuge nach Weſten, ſo mußten die genannten beiden Corps, wenn ſie nicht direkt in ſeine Flanke ſtießen, ihn durch Linksausbiegen zu faſſen ſuchen; erſt als das Eintreffen bei Brigne aux Bois ſpäter Gewißheit gab, daß der Feind in ſeiner Sedan-Stellung verblieben ſei, erfolgte der Befehl zu jener Rechtsſchwenkung, die, als wir Fleigneux und Illy erreichten, gleichbedeutend war mit Einſchließung der feindlichen Armee.

Die Höhe von Donchery. Die Höhe von Fresnois.

Die einzelnen Corps, je nach der größeren oder geringeren Entfernung, in der ſie ſich von den ihnen angewieſenen Zielpunkten befanden, brachen entweder ſchon um Mitternacht oder um 4 Uhr Morgens aus ihren Bivouacs auf. Um 4 Uhr früh verließ auch der Kronprinz ſein Hauptquartier Chemery und begab ſich mit ſeinem Stabe*) nach der ſeit jenem Tage ſo viel genannten Höhe von Donchery, von wo aus der linke Flügel des Schlachtfeldes vorzüglich zu überſehen war, weshalb denn auch dieſe die Leitung der Operationen unſeres XI. und V. Corps ſo überaus begünſtigende Stellung vom Obercommando der III. Armee während des größten Theils des Tages beibehalten wurde. Aus einer Schilderung dieſer »Höhe von Donchery« geben wir das Folgende. »Etwa 1500 Schritt ſüdlich von Donchery ſelbſt ſich erhebend, iſt dieſe Höhe der dominirende Punkt des Geſammtterrains, von dem aus — namentlich wenn man den Hauptthurm des hier gelegenen Chateau Baret beſteigt — mindeſtens zwei Drittel des weiten Bergbogens, der die Innenpoſition umſpannt, überblickt werden können. Denn dieſe Innenpoſition, da ſie klein iſt, vermag nach hinten zu nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des in ihrem Rücken gelegenen, durch eine Thalſchlucht von ihr getrennten Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Illy in gewiſſem Sinne um die Ecke ſehen, das heißt noch ſolcher Partieen des äußeren Waldkranzes anſichtig werden kann, die bereits weit über Illy hinaus, in der rechten (öſtlichen) Flanke deſſelben gelegen ſind. Dieſe beinah panoramatiſche Allumfaſſendheit des Bildes, wie ſie die Donchery-Höhe gewährte, war es, die am Schlachttage ſelbſt dieſem Punkte einen ſo beſonderen Werth beilegte. Und zwar nicht nur in den Augen der Oberleitung der III. Armee. Alles, was ſich von fremder und einheimiſcher, von civiler und militairiſcher Berichterſtattung an dieſem Tage im Gefolge des Heeres befand, — es drängte hierher, weil ſich, auch dem Laien, beim Eintreten in das eigentliche Schlachten-Terrain dieſer Punkt als hochgelegenſtes und deshalb begehrenswertheſtes Ziel darſtellte. Chateau Paret hat nie größere und nie buntere Geſellſchaft in ſeiner Umgebung geſehen. Von hier aus ergingen die Befehle, die, die Rechtsſchwenkung des XI. und V. Corps anordnend, zur völligen Einſchließung der feindlichen Armee führten; hier war es auch, wo am Tage nach dem Siege König Wilhelm ſeine Dankes-Anſprache an ſeine Verbündeten hielt.« Auf dieſen hiſtoriſchen Moment, der die Einheit Deutſchlands beſiegelte, kommen wir an anderer Stelle zurück.

---

*) Im kronprinzlichen Hauptquartier befanden ſich außer den zum Generalſtabe, zur Adjutantur und Stabswache gehörenden zahlreichen Offizieren, noch folgende Perſonen: Herzog Ernſt von Coburg-Gotha, Herzog Eugen von Würtemberg, Prinz Wilhelm von Würtemberg, Erbgroßherzog von Sachſen, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, Erbprinz zu Hohenzollern-Sigmaringen, der k. baieriſche General-Major Graf v. Bothmer, der baieriſche Militair-Bevollmächtigte Major v. Freyberg-Eiſenberg, der würtembergiſche Militair-Bevollmächtigte Oberſtlieutenant v. Faber du Faur, General-Arzt Dr. Boeger. Von künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und journaliſtiſchen Notabilitäten, die zum kronprinzlichen Hauptquartier, ſei es offiziell oder halb-offiziell, gehörten, nennen wir nur: Graf Harrach, Hofrath Guſtav Freytag, Profeſſor Bleibtreu, Ludwig Pietſch, Dr. Paul Haſſel. Im Ganzen 68 Perſonen, dazu Stabswache, Feldgendarmerie und Ordonnanzen.

Wie der Kronprinz auf der Höhe von Donchery, ſo hatte König Wilhelm ſeine Stellung auf der Höhe von Fresnois genommen. Die Höhe von Fresnois iſt erheblich niedriger als die Donchery-Höhe und markirt ſich ungleich weniger als dieſe, zum Theil ſchon deshalb, weil ſie kahl iſt und weder Schloß noch beſtimmt conturirte Bäume trägt. Der König ſammt ſeinem Stabe war aus dem Großen Hauptquartier Vendreſſe, das er gegen 7 Uhr früh verlaſſen hatte, um etwa 8½ Uhr hier eingetroffen. »Des Königs Geſicht« — ſo ſchreibt ein Augenzeuge — »war von hohem, ſicherem Vertrauen belebt und durchleuchtet. Die Trauer um die Opfer von Mars la Tour und St. Privat, welche bisher ſchmerzlich auf ihm gelaſtet hatte, mochte durch die Sieges-Hoffnung, die zugleich die Ueberzeugung einſchloß, daß dieſer Tag die letzten Opfer fordern würde, verdrängt worden ſein. Nur die Hälfte davon ſollte ſich erfüllen. In Keinem von uns lebte auch nur ein Gedanke daran, daß wir uns erſt am Anfang unſerer Siege, aber auch — unſerer Einſätze an Gut und Blut befänden.« Die Höhe von Fresnois lag centraler als die einen äußerſten linken Flügelpunkt bildende Höhe von Donchery und war deshalb für den König, der ſowohl rechts der IV. wie links der III. Armee in ihren Bewegungen zu folgen hatte, der geeignetere Punkt. Sedan ſelbſt, wenigſtens ſeine diesſeits der Maas gelegene Vorſtadt Grand Torcy, dehnte ſich faſt zu Füßen der Fresnois-Höhe, und Balan und Bazeilles (an welchem letzteren Punkte der Kampf bereits ſeit drei Stunden auf's heftigſte entbrannt war) lagen ebenſo nah und ebenſo überſichtlich nach rechts hin, wie Vrigne aux Bois halblinks, oder St. Menges gradeaus. Unmittelbar in Front, am nördlichen Abhang der Fresnois-Höhe oder aber auf einer vorgelegenen Terraſſe derſelben, ſtand und feuerte bereits die große Baiern-Batterie, der wir noch zu verſchiedenen Malen in unſerer Schlachtbeſchreibung wieder begegnen werden. Rechts und links derſelben, ebenſo zum Schutz beider Hauptquartiere wie der großen Batterie ſelbſt, hielten die würtembergiſche Diviſion und das II. baieriſche Corps. Das partielle Eingreifen des letzteren in den Kampf bei Bazeilles erfolgte zu ſpäterer Stunde.

Dieſem letzteren bereits mehr erwähnten Kampfe (bei Bazeilles) wenden wir uns nunmehr in unſerer Darſtellung zu. Er war es, der den »Tag von Sedan« eröffnete.

Die Schlacht bei Sedan.

Der Gang der Schlacht bis 12 Uhr.

Recapituliren wir noch einmal, vom linken Flügel beginnend, in möglichſter Kürze die Corps mit denen wir vorgingen und die Ziel- reſp. Angriffspunkte eben dieſer Corps.

V. Corps: Brigne aux Bois, (beziehungsweiſe St. Menges);
XI. Corps: ebenſo;
Garden: Givonne;
XII. Corps: Daigny-Lamoncelle;
1. baieriſches Corps: Bazeilles;
2. baieriſches Corps: Fresnois;
IV. Corps und würtembergiſche Diviſion in Reſerve-Stellung;
VI. Corps in Flankenſtellung bei Ottigny.

Das 1. baieriſche Corps v. d. Tann eröffnete, wie ſchon am Schluſſe des vorigen Capitels hervorgehoben, an unſerem rechten Flügel den Kampf.

Bazeilles-Balan.

Die Baiern: 1., 2. und 3. Diviſion von 4 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags.

Die Dispoſitionen für das 1. baieriſche Corps v. d. Tann (das von 10 Uhr ab, wie gleich hier bemerkt werden mag, durch eine Diviſion des 2. baieriſchen Corps v. Hartmann unterſtützt wurde) lauteten urſprünglich dahin:

»Das 1. baieriſche Corps verbleibt in ſeiner Stellung bei Remilly und greift nach Maßgabe des Vorrückens der IV., unter dem Commando des Kronprinzen von Sachſen ſtehenden Armee, in die Schlacht ein.« Dieſem ſchriftlichen Befehl wurde jedoch mündlich hinzugefügt: »daß es dem General

v. d. Tann überlaſſen bleibe auch früher anzugreifen, wenn dadurch der Feind in ſeiner Stellung feſtgehalten werden könne.«

Auf dieſe mündliche Weiſung hin erfolgte »um den Feind feſtzuhalten« der Angriff auf Bazeilles.

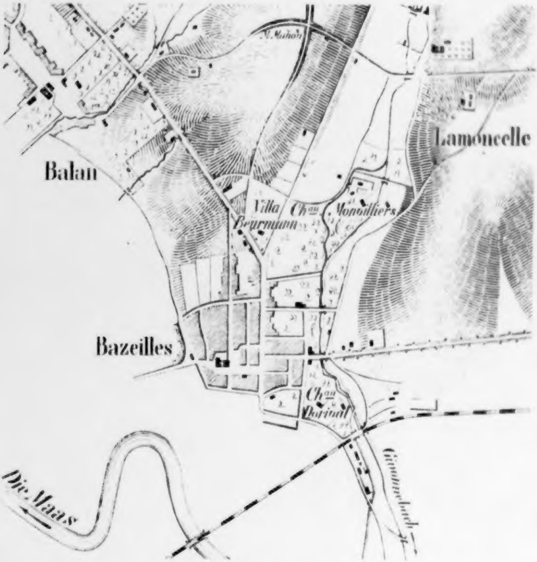
Erſter Theil des Kampfes um Bazeilles. Die 1. baieriſche Diviſion (Stephan) von 4 bis 7.

Bazeilles liegt eine halbe Meile ſüdöſtlich von Sedan, am rechten Ufer eines Baches, der beinah ſenkrecht, von Norden gegen Süden fließend, einen Thalgrund ſchafft, an dem die vier Dörfer Givonne, Daigny, Lamoncelle und Bazeilles gelegen ſind. Tauſend Schritt hinter Bazeilles fällt der Bach, der unter den verſchiedenſten Namen: Givonne-Bach, Mühl-Bach, Bach von Bazeilles, auftritt, in die Maas. Givonne-Bach ſcheint die correcte Bezeichnung zu ſein. Bazeilles ſelbſt iſt ein großes Dorf. Von ſeinen 2000 Einwohnern gehören viele nach Sedan hin, in deſſen Fabriken ſie arbeiten. Die Lage des Orts an Fluß, Chauſſee und Eiſenbahn, giebt ihm auch ſtrategiſch eine Bedeutung; es war wie ein Ausfallthor der Feſtung, das dem Feinde, ſo lange er über dieſen Punkt verfügte, ein letztes Entkommen nach Südoſten wo nicht ſicherte, ſo doch bis zu einem gewiſſen Punkte der Linie Sedan-Metz hin nicht geradezu unmöglich machte. Dieſes Thor zu ſchließen war die erſte Aufgabe des 1. Septembers.*) Die Beſchaffenheit Bazeilles, dazu der zufällige

---

*) Was die Ausführung dieſer Aufgabe betrifft — ſo entnehmen wir dem Buche des Hauptmanns Helvig vom baieriſchen Generalſtabe — ſo iſt ſpäter mannigfach die Anſicht geäußert worden, man hätte Bazeilles aus der beherrſchenden Artillerie-Poſition weſtlich von Remilly-in Brand ſchießen ſollen; eine Anſicht, die man gelten laſſen könnte, wenn es einerſeits Morgens zwiſchen 3 und 4 Uhr nicht zu dunkel geweſen wäre, und wenn es ſich andrerſeits nur einfach darum gehandelt hätte, den Feind aus Bazeilles zu vertreiben, wie es ſpäter zwiſchen 6 und 9 Uhr der Fall war. Es beſtand aber die Aufgabe des 1. baieriſchen Corps, neben der Wegnahme von Bazeilles, vor Allem darin, den Feind an dieſer Stelle in einen Kampf zu verwickeln, ihn gleichſam feſtzubinden. Hätte unſere Artillerie um 3 Uhr Morgens ihr Feuer begonnen und der Feind hätte wirklich die Abſicht gehabt, vor Tagesanbruch abzumarſchiren, ſo hätte dieſes Artilleriefeuer gewiß ſeinen Abmarſch nur beſchleunigt, alſo genau dasjenige erreicht, was man verhindern wollte; lag es aber nicht in dem Plan der feindlichen Armeeleitung, abzumarſchiren, ſo war das mächtige Artilleriefeuer nur dazu geeignet, den Gegner auf unſere Abſicht aufmerkſam zu machen. Er hätte dann Bazeilles wahrſcheinlich geräumt und wir den Ort in Schutt geſchoſſen, aber der Feind konnte ruhig außerhalb unſerer Geſchützwirkung auf den Höhen öſtlich von La Moncelle ſeine Kräfte concentriren. Später dann, beim Hellwerden des Tages, würde das 1. Corps allerdings nicht mehr nöthig gehabt haben, Bazeilles zu ſtürmen, allein es hätte, wenn es überhaupt mit dem Corps des Kronprinzen von Sachſen cooperiren wollte, die Maas und den breiten, von der feindlichen Artillerie vollkommen beherrſchten Maasgrund unter den ungünſtigſten Umſtänden überſchreiten müſſen. Ob dies mit weniger Verluſten geſchehen konnte, als die Wegnahme von Bazeilles, iſt zu bezweifeln.

Umſtand, daß es durch die beſten Truppen des Feindes vertheidigt wurde, geſtaltete dieſen erſten Act zugleich zu dem blutigſten des Tages. Alle Häuſer, beſonders an den Straßenkreuzungen, waren mit ſtarken Abtheilungen Marine-Infanterie belegt; noch ſtärkere Abtheilungen hatten ſich in den beiden Schlöſſern des Dorfes, in Chateau Dorival und Chateau Monvillers, ſowie in der die Hauptſtraße beherrſchenden »Villa Beurmann« feſtgeſetzt. Chateau Dorival, an der ſüdöſtlichen Seite des Dorfes (von woher der Anmarſch der Baiern erfolgte) gelegen, konnte ſich — weil von jeder Unterſtützung mehr oder weniger abgeſchnitten — gegen den Anſturm der Diviſion Stephan, die hier den Kampf eröffnete, nicht halten; einen um ſo energiſcheren Widerſtand leiſtete das nördlich gelegene Chateau Monvillers, das nicht nur mit Hülfe ſeiner alten Parkbäume, ſeiner mannigfachen Park- und Gartenmauern einen zur Vertheidigung vorzüglich geeigneten


M. Mahon
Balan
Lamoncelle
Villa Beurmann
Chau Monvilliers
Bazeilles
Chau Dorival
Die Maas
Givonnebach

Punkt bot, ſondern auch — ſowie die in gleicher Höhe, aber weiter weſtlich gelegene Villa Beurmann — aus den gut aufgeſtellten Reſerven des XII. Corps Lebrun jederzeit neue Kräfte heranziehen konnte.

Die Zuſammenſetzung dieſes Corps (des XII.) war die folgende:

Diviſion Grandchamp (von der ſpaniſchen Grenze herangezogen).

Brigade Cambriels: 22. und 34. Linien-Regiment; 1 Chaſſeur-Marſchbataillon.

Brigade Villeneuve: 58. und 79. Linien-Regiment.

Diviſion Lacretelle.

Brigade Bernier: 14., 20. und 31. Linien-Regiment (drei Regimenter, die urſprünglich zur Diviſion Biſſon des VI. Corps gehörten. Vgl. S. 261).

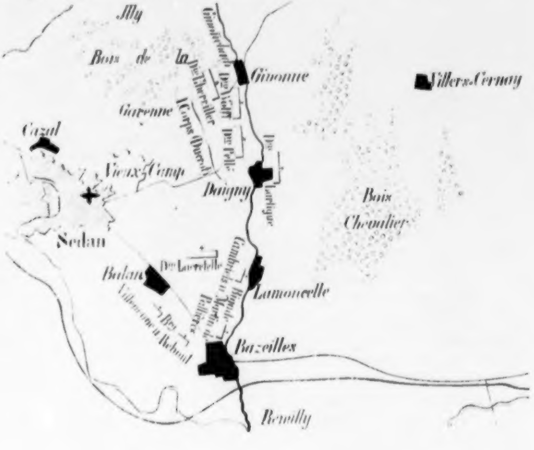
Brigade Marquiſan: 3. und 4. Marſch-Regiment.

Diviſion Baſſoignes (die Marine-Diviſion).

Brigade Reboul: 1. und 2. Marine-Infanterie-Regiment.

Brigade Martin de Paillières: 3. und 4. Marine-Infanterie-Regiment.

Ferner gehörte zum XII. Corps die Cavallerie-Diviſion Salignac-Fenelon, die aus der Lanciers-Brigade Savareſſe und der Cüraſſier-Brigade Beville beſtand. Die letztere hatte am 30. am Mont de Brune


Illy
Bois de la Garenne
Givonne
Villers-Cernay
Cazal
Dde Lhériller
1 Corps (Ducrot)
Dde Pellé
Dde Lartigue
Vieux Camp
Daigny
Bois Chevalier
Sedan
Balan
Dde Lacretelle
Lamoncelle
Bazeilles
Remilly

(vgl. S. 450) bereits eine arge Niederlage erlitten; der erſteren ſtand an dem Schlachttage, dem man jetzt entgegenging, ein gleiches Verhängniß bevor.

Von all dieſen Truppentheilen, ſo weit ſich die Dinge bis jetzt überblicken laſſen, ſtanden nur zwei Brigaden in Front:

die Brigade Villeneuve oder Cambriels in Lamoncelle,
die Marine-Brigade Martin de Paillières in Bazeilles.

Alles andre ſtand weiter rückwärts in dem Dreieck Bazeilles-Balan-Lamoncelle und griff erſt allmälig, im Laufe eines beinah zehnſtündigen Kampfes, in dieſen ein.

Wir folgen nun dem Vorgehen des 1. baieriſchen Corps gegen Bazeilles.

Die Colonnen ſetzten ſich zwiſchen 1 und 2 von Remilly aus in Marſch. General v. d. Tann begab ſich nach Allicourt, um den Uebergang ſeines Corps über die Maas perſönlich zu leiten. Dieſer Uebergang ſollte gleichzeitig auf der Eiſenbahnbrücke und auf den am 31. Nachmittags geſchlagenen Pontonbrücken erfolgen. (Vgl. die Anmerkung S. 468.) Im Thalgrunde der Maas lag ein undurchdringlicher, jede Ausſicht hemmender Nebel; drüben, am andern Ufer, herrſchte vollkommene Stille. Kurz vor 4 Uhr waren die 1. Brigade Dietl und die 2. Brigade Orff, die den Kampf eröffnen ſollten, heran und der Uebergang über die Brücken erfolgte in folgender Vertheilung der Streitkräfte:

Ueber die Eiſenbahnbrücke:

1. und 3. Bataillon
2. Regiments } 2. Brigade (Orff).

(Das 1. und 2. Bataillon 11. Regiments und das 9. Jäger-Bataillon, ebenfalls zur 2. Brigade Orff gehörend, erhielten Befehl, an der Eiſenbahnbrücke zu verbleiben und dieſe unter allen Umſtänden zu halten.)

Ueber die Pontonbrücken:

2. Jäger-Bataillon,
1. Regiment,
Leib-Regiment } 1. Brigade (Dietl);

ferner:

4. Jäger-Bataillon,
2. Bataillon 2. Regiments,
1 4pfündige Batterie } 2. Brigade (Orff).

Die Vertheilung war alſo derart erfolgt, daß die ganze 1. Brigade Dietl über die Pontonbrücken ging, während die 2. Brigade Orff ſich in drei Theile theilte, von denen

zwei Bataillone die Eiſenbahnbrücke,

zwei Bataillone (ſammt einer Batterie) eine der Pontonbrücken
paſſirten, während

drei Bataillone zum Schutz der Eiſenbahnbrücke zurückblieben.

Ziemlich gleichzeitig wurden die Brücken überſchritten; unmittelbar jenſeits lag Bazeilles; das 1. und 3. Bataillon 2. Regiments erreichten zuerſt die Dorfliſière; wenige Minuten ſpäter griff das 2. Jäger-Bataillon (die Tête der Brigade Dietl) in das Gefecht ein. Der Feind, wie immer ſorglos, hatte nur wenige Poſten aufgeſtellt und wurde im vollſten Sinne des Wortes durch das Anklopfen der Baiern aus dem Schlafe geweckt. Einmal wach fanden ſie ſich mit eben ſo viel Raſchheit wie Entſchloſſenheit in die ihnen bereitete Ueberraſchung. Aus Front, Flanke, Rücken empfing die eingedrungenen Abtheilungen alsbald ein mörderiſches Feuer.

»Den nun folgenden beinah ſechsſtündigen Ortskampf ſchildern zu wollen (ſo ſchreibt Hauptmann Helvig vom baieriſchen Generalſtab), wäre ein vergeblicher Verſuch; wir können nur am Rande dieſes Kraters ſtehen bleiben und annähernd darſtellen, wo und wann immer wieder friſche Kräfte zur Bewältigung deſſelben eindrangen.«

Wir folgen zunächſt dem 1. und 3. Bataillon 2. Regiments, die, wie ſchon hervorgehoben, die Dorfliſière — und zwar die ſüdliche — am eheſten erreichten. Dieſe zwei Bataillone, da ſie den Feind völlig überraſchten, hatten in der erſten halben Stunde verhältnißmäßig leichtes Spiel; Major Sauer, der das 1. Bataillon genannten Regiments kommandirte, umging eine Barrikade, erreichte, durch kleine Seitengaſſen vordringend, erſt die weſtliche, dann ſogar die nördliche Liſière des Dorfes und ſetzte ſich hier in Beſitz eines durch ſeine Lage wichtigen Eckhauſes. Mit ihm waren zwei Offiziere und nur wenige Mannſchaften. Gleich darauf wandte ſich das Blatt. Die erſten feindlichen Verſtärkungen rückten in Bazeilles ein, griffen das eben erſt beſetzte Eckhaus von allen Seiten an und zwangen den Major, nachdem er ſich faſt ¾ Stunden auf dieſem vollſtändig iſolirten Poſten gehalten hatte, ſich mit ſeinen Mannſchaften zu ergeben.*) Der Verluſt dieſes Punktes war zu bedauern. Wäre es umgekehrt möglich geweſen, ihn mit Hülfe raſch eintreffender Unterſtützungen zu halten, ſo wäre der Kampf um den Beſitz von Bazeilles bedeutend erleichtert worden, denn das fragliche Eckhaus lag am äußerſten nordweſtlichen Ausgang des Dorfes und wäre, ſo es in unſern Händen blieb, wahrſcheinlich im Stande geweſen, das Eindringen friſcher franzöſiſcher Truppentheile zu hindern, oder doch zu erſchweren.

---

*) Major Sauer wurde nach Sedan abgeführt und ſah auf dem Wege dahin das XII. franzöſiſche Corps in ſeiner Aufſtellung auf den Höhen nordweſtlich von Bazeilles. In der Nähe von Balan begegnete er dem eben von Sedan kommenden Kaiſer Napoleon mit ſeinem Gefolge. (Etwa 7 Uhr, kurz vor der Verwundung Mac Mahon's.) Die Behandlung, die Major Sauer von Seiten der feindlichen Offiziere erfuhr, entſprach den militairiſchen Gebräuchen, dagegen zeigte die Bevölkerung von Sedan bei dem ungewohnten Anblick der deutſchen Gefangenen einen Fanatismus, deſſen ſich der die Eskorte commandirende franzöſiſche Offizier nicht umhin konnte zu ſchämen. (Major Sauer wurde auf ſeine kategoriſche Forderung am 2. September Nachmittags mit ſämmtlichen deutſchen Gefangenen, etwa 200, entlaſſen.)

Während die über die Eiſenbahnbrücke avancirte Colonne (1. und 3. Bataillon 2. Regiments) an der weſtlichen und nordweſtlichen Liſière des Dorfes einen ſo ſchweren Stand hatte und, von allen Seiten gedrängt, ſchließlich von Abſchnitt zu Abſchnitt weichen mußte, ſuchte die über die Pontonbrücken vorgedrungene große Colonne (Brigade Dietl) das ihrerſeits im erſten Anſturm genommene Terrain: Bahnhof und öſtliche Dorfhälfte, zu behaupten. Aber auch dies erwies ſich als mindeſtens ſchwierig, und zwar um ſo mehr, als von den ſechs Bataillonen der Brigade nur zwei Drittel für das Dorfgefecht verwendet werden konnten. Das 1. Bataillon 1. Regiments wurde zu öſtlicher Flankirung des Ortes am Bazeilles-Bache vorgeſchoben und gelangte ſchließlich bis Lamoncelle; das 2. Bataillon eben deſſelben Regiments mußte zur Beſetzung des Bahnhofes zurückbehalten werden. Dadurch ſchmolz die Brigade auf vier Bataillone: Leib-Regiment und 2. Jäger-Bataillon, zuſammen, und dieſe waren es, die das eigentliche Straßengefecht, ſo recht inmitten des Dorfes, zu führen hatten. Der Brigade Dietl (vgl. S. 491) waren noch zwei Bataillone der Brigade Orff über eine der Pontonbrücken gefolgt. Nach kurzer Raſt am ſüdöſtlichen Ausgange von Bazeilles wurden dieſe friſchen Bataillone zur Unterſtützung des im Centrum des Dorfes fechtenden Leib-Regiments, bez. des 2. Jäger-Bataillons vorgeſchoben. Aber der Feind, begünſtigt durch den Nebel, wußte durch unbemerktes Vorſchieben immer neuer Reſerven unſere Anſtrengungen zu paralyſiren.

So kam 7 Uhr heran. Bereits ſeit drittehalb Stunden tobte jetzt der Kampf. Die ganze 1. baieriſche Diviſion, mit Ausnahme der drei zum Schutz der Eiſenbahnbrücke zurückverbliebenen Bataillone (vgl. S. 492), ſtand theils inmitten des Dorfes, theils an der Parkmauer und dem Bazeilles-Bache hin in heißem Gefecht. Nur der ſüdöſtliche Theil des Dorfes, darunter der Bahnhof und Chateau Dorival, befanden ſich in dieſſeitigem unangefochtenem Beſitz; um alles andere wurde geſtritten und nicht immer zu Ungunſten des Gegners. Mit Einſetzung letzter Kräfte gelang es dem Leib-Regiment, dem 2. Jäger-Bataillon und dem 2. Bataillon 2. Regiments ſich an der Kirche und den nächſten Häuſern zu halten.

Zweiter Theil des Kampfes um Bazeilles. Das Eingreifen der 2. baieriſchen Diviſion. 7 bis 10.

Etwa um 7 Uhr begann der Nebel ſich zu lichten. Der Artillerie-Reſerve ging nunmehr der Befehl zu, ihr Feuer gegen die ſich nördlich und ſelbſt ſchon nordöſtlich von Bazeilles zeigenden feindlichen Colonnen zu eröffnen. Die 6pfündige Batterie Ulrich v. Hutten ſtand ſchon ſeit einiger Zeit ſüdlich von Lamoncelle im Feuer.*)

Um dieſelbe Zeit hatte auch die 2. baieriſche Diviſion, Generalmajor Schumacher, die Maas überſchritten und war mit der die Tête bildenden 3. Brigade, Oberſt Schuch, auf dem Kampfplatze eingetroffen. Die 4. Brigade, Generalmajor v. d. Tann (Bruder des commandirenden Generals) hielt noch an den beiden Brücken.

Der 3. Brigade ging der Befehl zu, von Oſten und Nordoſten her in den Park einzurücken und das Straßengefecht, das nicht von der Stelle wollte, durch dieſe Flankenbewegung zu unterſtützen. Die öſtliche Parkmauer wurde auch alsbald in Ausführung dieſes Befehles erreicht; hier ſah ſich der größte Theil der Brigade, noch ehe er in den Park eindringen konnte, von friſchen feindlichen Abtheilungen angegriffen und in ein Gefecht verwickelt, das ſich, am Bazeilles-Bache hin, mehr und mehr nordwärts bis La Moncelle und über dieſes hinaus bis Petite Moncelle zog. Nur etwa anderthalb Bataillonen der 3. Brigade gelang es, die vorgeſchriebene Richtung einzuhalten und durch Vorgehen im Park die inmitten des Dorfes ſich abringende 1. Diviſion zu ſouteniren.

Dies war um 8 Uhr. Um eben dieſe Stunde begann Bazeilles zu brennen. Der Brand verbreitete ſich raſch und die Flammen zwangen die feindlichen Truppen die Häuſer zu verlaſſen, wobei viele Gefangene gemacht wurden. Aber die Flammen waren nicht blos im Bunde mit uns; ſie richteten ſich auch gegen uns und Hitze und Qualm machten es unſeren Soldaten in mehreren Straßen unmöglich, den Kampf fortzuſetzen. Nur ſehr langſam gewannen wir Terrain. Um eines der am hartnäckigſten vertheidigten Häuſer zu nehmen, ließ General-Major v. Orff zwei 4pfünder Geſchütze in eine Dorfſtraße bringen und das betreffende Haus auf nächſte Diſtance beſchießen. Dies half; 10 Minuten ſpäter konnte mit Erfolg zum Sturm geſchritten werden. Als aber dieſelben zwei Geſchütze in die Hauptſtraße vorgingen, um nun ihr Feuer gegen die öfters erwähnte, faſt genau

---

*) Die Artillerie-Poſitionen, wie gleich hier bemerkt werden mag, und zwar ganz ſpeziell die baieriſchen, wechſelten im Lauf des Tages ſehr erheblich. Mehrere Batterieen, die anfangs, vom Rande des Bois Chevalier aus, mit Front gegen Weſten feuerten, feuerten ſpäter, nachdem Bazeilles genommen war, auf der Linie Balan-Lamoncelle gegen Norden. Die Batterieen, von denen eben im Text die Rede iſt, ſtanden übrigens — mit Ausnahme der Batterie v. Hutten — ſehr wahrſcheinlich jenſeit der Maas, weſtlich von Remilly. Siehe die Karte auf S. 529. Einer der erſten Schüſſe, den eben dieſe Batterieen (von der Artillerie-Reſerve) abgaben, ſoll die Verwundung des Marſchalls Mac Mahon herbeigeführt haben; nach anderen Berichten war es die Granate einer ſächſiſchen Batterie und zwar der 4. leichten Batterie, Premierlieutenant Krecker. Wir halten, in Erwägung der Stelle [800 Schritt weſtlich von Lamoncelle] wo die Verwundung des Marſchalls ſtattfand, die letztere Verſion für die wahrſcheinlichere.

nördlich gelegene und die ganze Straße beherrſchende Villa Beurmann zu richten, war in wenigen Augenblicken die Hälfte der Bedienungsmannſchaft verwundet oder getödtet und die Geſchütze mußten wieder zurückgenommen werden.

So ſtanden die Dinge, als 8½ Uhr der commandirende General v. d. Tann von Allicourt her bei Bazeilles eintraf. Die Meldungen, die eingingen, ließen keinen Zweifel darüber, daß man bei einer bedrohlichen Kriſis angekommen ſei. Dieſe Kriſis dauerte eine volle Stunde. Sie lag nicht innerhalb des Dorfes, ſondern außerhalb deſſelben. In Bazeilles ſelbſt ſtand das Gefecht, oder machte auch wohl langſame Fortſchritte wenigſtens von dem Augenblick an, wo die Flankenbewegung jener obenerwähnten 1½ Bataillone (je ein Halbbataillon vom 3. und 12. Regiment und 1½ Compagnieen vom 1. Jäger-Bataillon) wirkſam geworden war; unmittelbar nördlich vom Dorfe aber, auf dem zwiſchen dem Park und Lamoncelle gelegenen, vom Bazeilles-Bache durchſtrömten Wieſenterrain, nahmen die Dinge von Minute zu Minute eine immer bedrohlichere Geſtalt an. Hier an dieſer Stelle, die in den Schlachtbeſchreibungen des 1. September die »große Lücke« genannt wird, weil erſt wieder um Lamoncelle herum und nördlich jenſeits deſſelben geſchloſſene Maſſen der Unſerigen ſichtbar wurden, — hier, an dieſer Stelle, lag die Gefahr. Hier, auf die »große Lücke« zu, drängten immer friſche feindliche Colonnen, denen wir, — von einigen Abtheilungen der 48. (ſächſiſchen) Brigade abgeſehen, die an dieſer Stelle mit ins Gefecht eingriffen, — nichts entgegenzuſetzen hatten, als jene vier Bataillone der 3. baieriſchen Brigade, die ſich, ſtatt in den Park weſtwärts einzudringen, nordwärts am Bazeilles-Bache hin gezogen hatten. In eine einzige Plänklerkette aufgelöſt, ſuchten ſie das Vordringen des Feindes zu hindern, deſſen Plan unverkennbar darauf gerichtet war, hier durchzubrechen und unſere in Front des Bois de Chevalier haltende Artillerie-Linie von links her zu faſſen und zum Abfahren zu zwingen. Dieſer Plan, bei der großen numeriſchen Ueberlegenheit, die der Feind an dieſer Stelle zeigte, mußte gelingen, wenn es nicht glückte, der Plänklerkette einige friſche Bataillone als Soutien zu geben. Meldungen von der 3. Brigade gingen ein: »ſie könne ſich nicht länger halten, wenn ſie nicht verſtärkt würde«. Zum Ueberfluß hatten ſich einige Compagnieen total verſchoſſen und friſteten das Feuer mit Patronen, die ſie den Todten und Verwundeten abnahmen.

In dieſem kritiſchen Moment erſchien die 4. Brigade, Generalmajor v. d. Tann, an der Südoſtecke von Bazeilles. In zwei Colonnen hatten ſechs Bataillone der Brigade die Maas überſchritten, drei unter Benutzung der einen Ponton-, die drei anderen unter Benutzung der Eiſenbahnbrücke.

Ueber die Pontonbrücke.

1. Bataillon 10. Regiments,
2. Bataillon 10. Regiments,
7. Jäger-Bataillon,
2 Batterieen.

Ueber die Eiſenbahnbrücke.

3. Bataillon 10. Regiments,
1. Bataillon 13. Regiments,
2. Bataillon 13. Regiments,
1 Batterie.

Ueber beide Colonnen ſofort Verfügung treffend, hatte der Commandirende

die über die *Pontonbrücke* herangekommenen Bataillone zur Unterſtützung der 3. Brigade an die »große Lücke«,

die über die *Eiſenbahnbrücke* avancirten Bataillone aber zur Unterſtützung der 1. und 2. Brigade in das Dorf ſelbſt dirigirt.

9½ Uhr griffen ſie an beiden Stellen ein.

Die *erſte* Colonne (1. und 2. Bataillon 10. Regiments), gleichzeitig mit einer neuen ſächſiſchen Brigade auf dem gefährdeten Raum zwiſchen Bazeilles und Lamoncelle eintreffend, ſtellte das Gefecht an dieſer Stelle faſt ſchon durch ihr bloßes Erſcheinen wieder her;

die *zweite* Colonne (3. Bataillon 10. und 1. und 2. Bataillon 13. Regiments), auf der Hauptſtraße des Dorfes vordringend, brach hier den letzten Widerſtand des durch ſechsſtündigen Kampf mürbe gemachten, aber bis zuletzt mit der höchſten Erbitterung fechtenden Feindes. »Ein Marineſoldat — ſo erzählt ein Augenzeuge — lag ſchwerverwundet mit zerſchmettertem Bein auf der Straße von Bazeilles, in ſeinem Schmerze faſt verſchmachtend. Ich bot ihm einen Trunk Waſſer und Wein, aber er wies ihn zurück, knirſchte mit den Zähnen und läſterte Gott.« Das 3. Bataillon 10. Regiments ſtürmte endlich die oft genannte Villa Beurmann am nördlichen Ausgange von Bazeilles und machte die Beſatzung derſelben zu Gefangenen.

Dies war um 10 Uhr. Ein Doppel-Reſultat war erreicht: der *Durchbrechungsverſuch* des Feindes war vereitelt, Bazeilles ſelbſt in unſerem Beſitz.

Dritter Theil des Kampfes. Vorgehen gegen Balan. Die 3. baieriſche Diviſion von 10 bis 12.

Um 10 Uhr war Bazeilles in vollſtändigem Beſitz des 1. baieriſchen Corps; das Erſcheinen und raſche Eingreifen der 4. Brigade, Regimenter 10 und 13, hatte den Ausſchlag gegeben.

Kurz vorher, alſo zu einem Zeitpunkt wo ſich die Dinge innerhalb des Dorfes noch nicht voll zu unſeren Gunſten entſchieden hatten, war dem General v. d. Tann, ſeitens des Obercommandos der III. Armee, eine weitere Diviſion und zwar die Diviſion Walther vom II. baieriſchen Corps zur Verfügung geſtellt worden. Hocherwünſcht kam eine ſolche Unterſtützung. War auch, als dieſelbe um etwa 10½ Uhr an der Eiſenbahnbrücke eintraf, zu einer Betheiligung am Kampfe in und um Bazeilles keine Gelegenheit mehr gegeben, ſo fehlte es doch keineswegs an einem Angriffsobjekt. Das nahegelegene Balan bot ein ſolches. General v. d. Tann ertheilte der 3. Diviſion Befehl, im Thalgrunde vorzugehen und den bereits eine Vorſtadt von Sedan bildenden Ort zu nehmen. Der Commandirende verfolgte dabei die Abſicht, einerſeits die in der Front (von Oſt nach Weſt) ſchwer angreifbaren und theilweiſe bewaldeten Höhen, auf denen jetzt das XII. Corps Lebrun hielt, an ihrem Fuße, alſo ſüdlich, zu umgehen, andrerſeits den Kreis, in welchen die franzöſiſche Armee eingeſchloſſen werden ſollte, möglichſt zu verengen. Glückte es nämlich, den Feind zur Räumung Balan's und der anliegenden Höhen zu zwingen, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich innerhalb der Mauern von Sedan zurückzuziehen, wodurch ihm mit dem Raum auch nahezu die Möglichkeit verloren ging, bedeutendere Kräfte zu einem nochmaligen Angriff zu formiren. General v. d. Tann ſchützte alſo Bazeilles durch Wegnahme von Balan und ſchnitt durch eigne Offenſive eine feindliche Offenſive ab.

Die 5. Brigade, Generalmajor Schleich, hatte die Tête. Sie beſtand aus dem 6. Regiment, aus dem 2. und 3. Bataillon 7. Regiments und dem 8. Jäger-Bataillon. Zwei Batterieen, die Batterieen Bauer und Hofmeiſter, waren ihr beigegeben. In zwei Treffen formirt rückte die Brigade gegen Balan vor. An der Spitze marſchirte das 8. Jäger-Bataillon, rechts rückwärts das 2., links rückwärts das 1. Bataillon 6. Regiments. In zweiter Linie folgten das 2. und 3. Bataillon vom 7. Regiment.

Von den Vorgängen der nächſten Stunde, alſo von 11 bis 12, ein klares Bild zu gewinnen, iſt ſchwer, wo nicht unmöglich. Die Relationen widerſprechen ſich untereinander, ja jeder einzelne Bericht geräth mit ſich ſelber in Widerſtreit. Da heißt es: »daß das ſchwachbeſetzte Balan genommen und der am weſtlichen Ende des Ortes gelegene Park vom 8. Jäger-Bataillon und dem 1. Bataillon 6. Regiments erobert worden ſei«, aber dieſer Mittheilung folgt zwanzig Zeilen ſpäter die Verſicherung, »daß der Feind anſehnliche Streitkräfte entwickelte und den tapferſten Widerſtand leiſtete«. »Beſonders rühmlich (ſo heißt es weiter) thaten ſich auch hier die Marine-Infanterie-Regimenter hervor. Balan war vollſtändig zur Vertheidigung eingerichtet, ſeine Lage und Bauart begünſtigte eine ſolche. Die Häuſer ſolid, überall doppelte und dreifache Hecken. Die Gartenmauern waren mit Schießlöchern verſehen, die Gärten unter ſich verbunden und die Häuſer- und Gartenfronten gegen die Straßenſeite feſt verſchloſſen.« In der Verlegenheit, die dieſe gegenüberſtehenden Ausſagen uns ſchaffen, finden wir einigermaßen Rath und Hülfe in dem mehrcitirten Hauptmann *Helvig*ſchen Werke: »Das I. baieriſche Armee-Corps 1870 und 71«, in dem es wörtlich heißt: »Die 5. Brigade, Generalmajor Schleich, *ging durch Balan hindurch* und beſetzte einen *nordweſtlich* dieſes Ortes in der Richtung auf Fond de Givonne gelegenen Höhenkamm. Daſelbſt entſpann ſich nun der heftigſte Kampf.« Es ſcheint hiernach, daß es ſich — übrigens in vollkommener Uebereinſtimmung mit den bereits hervorgehobenen Abſichten des Commandirenden — mehr um eine *Umgebung* Balans, als um eine Beſetzung deſſelben gehandelt habe und daß, während die 5. Brigade, und bald auch die 6., einen erbitterten Kampf auf dem Höhenterrain zwiſchen Balan und Sedan führten, Balan ſelbſt, wenigſtens zu erheblichem Theile, immer noch in Händen des Feindes war.*)

Wie immer dem ſein möge, um 12 Uhr ſtand die 5. baieriſche Brigade nordweſtlich von Balan und ſchützte, wie ein vorgeſchobener Poſten, in opferreichem Kampfe die Hauptſtellung bei Bazeilles.

Ein großer Erfolg war errungen, und baieriſche Bataillone hielten bereits vor den Thoren Sedans, als auf andern Stellen des großen Schlachtfeldes (im Norden und Nordweſten) die ernſteren Begegnungen erſt begannen.

Im Laufe des Nachmittags, kurz vor dem Erlöſchen des Kampfes, flackerte auch bei Balan das Feuer noch einmal wieder auf. Sogar in geſteigerter Heftigkeit. Es war der letzte Vorſtoß des Feindes, ein Durchbrechungsverſuch zu ſeiner Rettung. Auf kurze Augenblicke lächelte ihm ein trügeriſcher Schimmer. Dann war es vorbei.

Auf dieſen Schlußakt des Kampfes bei Balan-Bazeilles kommen wir an anderer Stelle zurück.

Die Einäſcherung von Bazeilles.

Eine Anklage und Rechtfertigung.

Ehe wir in unſerer Darſtellung der großen Schlacht fortfahren, ſei es uns geſtattet, auf eine Controverſe einzugehen, die ſich über den Baiern-

---

*) Daß einzelne Häuſer in Balan all die Zeit über vom Feinde beſetzt blieben, iſt unzweifelhaft, andrerſeits ſpricht wiederum manches *gegen* die im Text vertretene Anſicht. So heißt es beiſpielsweiſe an einer ſpäteren Stelle des Helvigſchen Buches: »Da traf die Meldung ein, daß die 3. Diviſion gezwungen ſei, *Balan zu räumen*.« Wenn Balan geräumt werden konnte, ſo mußte es vorher beſetzt worden ſein. Es iſt deshalb allerdings möglich, daß ſich die oben im Text hervorgehobenen Widerſprüche dahin erklären, daß all' die »trefflich zur Defenſive eingerichteten« und in der That höchſt tapfer vertheidigten Häuſergruppen nicht eigentlich zu Balan, ſondern zu einem *mit Häuſern überdeckten Terrainabſchnitt* gehörten, der bereits zwiſchen Balan und Sedan gelegen iſt.

kampf bei Bazeilles erhoben hat. Weiterhin erſt auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, verbietet ſich in dem vorliegenden Falle, da wir am Schluß dieſes Capitels Größeres zu behandeln haben werden: Die Capitulation von Sedan und die Gefangennahme des Kaiſers.

Der Baiernkampf in Bazeilles, die Art, wie das Straßengefecht geführt worden war, wurde ſehr bald zum Gegenſtand heftiger Angriffe in der europäiſchen Preſſe. Man ſprach von Grauſamkeiten, von begangenen Cannibalismen, die als ein Hohn auf unſer culturſtolzes Jahrhundert daſtänden. Baieriſcherſeits iſt ſpäter officiös und officiell darauf geantwortet worden.

Der Hauptankläger — auch dadurch der bedeutendſte, daß ihm, wenigſtens ſcheinbar, eine gewiſſe Unparteilichkeit zur Seite ſtand — war der Herzog von Fitz-James, der in einer aus Paris vom 12. September datirten Zuſchrift an die Times ſeiner Entrüſtung über die Gräuelthaten Ausdruck gab, die ſeitens der Baiern in Bazeilles begangen wären und ihren Namen auf ewige Zeit beſchimpft hätten. Unter dieſen Gräuelthaten führt er dann an: Beſchießung, Einäſcherung, Füſiladen und vor Allem das Zurücktreiben, beziehungsweiſe das Hineinwerfen fliehender Einwohner in ihre in Flammen ſtehenden Häuſer.

Auf alle dieſe Anklagen wurde zunächſt, unterm 18. September, durch Hermann Voget geantwortet, der als Specialkorreſpondent das I. baieriſche Corps begleitete. Wir geben nachſtehend den weſentlichen Inhalt dieſer Entgegnung.

„Der Herzog von Fitz-James (ſo heißt es in Voget's Bericht) behauptet: Die Baiern hätten Bazeilles aus keinem andern Grunde in Brand geſteckt, als weil ſeine Einwohner in der Uniform der Nationalgarden an der Vertheidigung ihres Dorfes Theil genommen. Das iſt einfach eine Fälſchung der Wahrheit, gegen welche nicht entſchieden genug proteſtirt werden kann. Bazeilles iſt niedergebrannt, das iſt wahr; Männer und Frauen ſind dabei getödtet worden, das iſt nicht minder wahr. Aber die Einäſcherung des Dorfes, wie die Tödtung einzelner ſeiner Einwohner war kein Akt niedriger Rache, ſondern eine Handlung der Nothwehr, in einzelnen wenigen Fällen eine gerechte Strafe. Wenn bei dem Brand auch Unſchuldige ihren Tod gefunden, ſo iſt das ein Unglück, kein Verbrechen, welches die deutſchen Krieger belaſten könnte. Der Herzog ſagt, daß er mit ſeinen eigenen Augen die Ruinen des unglücklichen Dorfes und die verkohlten Leichname der Einwohner auf ihren Thürſchwellen geſehen habe, aber er geſteht ſelbſt, daß er nicht Zeuge der Gräuel geweſen, welche der Einäſcherung des Dorfes vorhergingen; er giebt ſelbſt als Quelle ſeiner Erzählung die mehr als zweifelhaften Berichte der geflüchteten Einwohner an. Ich aber war Zeuge dieſer

Gräuel, war Zeuge der Unthaten, welche Veranlaſſung waren, daß der Feuerbrand in die Häuſer geworfen wurde. Ich bin wie der Herr Herzog durch die rauchenden Trümmer des Dorfes gegangen, auch ich ſah verkohlte Leichname auf den Ruinen der Häuſer liegen. In den wenigſten Fällen konnte ich noch unterſcheiden, ob hier ein Deutſcher oder Franzoſe ſein Leben ausgehaucht; doch mehr als einmal erkannte ich die letzten Fetzen der baieriſchen Uniform. Ich habe aber auch mit meinen eigenen Augen geſehen, wie ein Einwohner des Orts mit Hülfe eines Weibes einen verwundeten Baiern von der Straße in ein brennendes Haus zu ſchleifen ſuchte; ich habe geſehen, wie dieſe beiden Frevler von den herzueilenden Kameraden des Verwundeten niedergehauen und ihre Leichname in dieſelben Flammen geworfen wurden, in welchen ſie dem zum Tode verwundeten Baiern ein Grab bereiten wollten.

Ich wiederhole: die Einäſcherung von Bazeilles war ein Akt der Nothwehr, keine Handlung der Rache. Und zum Beweiſe mögen folgende Thatſachen dienen. Schon am 31. Auguſt, noch ehe man von der Theilnahme der Nationalgarde am Kampfe eine Ahnung hatte, wurden die der Maas zunächſt gelegenen Häuſer des Dorfes vom anderen Ufer aus durch baieriſche Artillerie in Brand geſchoſſen, und zwar deshalb, weil dieſe Häuſer den Franzoſen, welche die Uebergänge der Maas vertheidigten, zur Schutzwehr dienten. Ihre Zerſtörung war einfach eine ſtrategiſche Nothwendigkeit. Am anderen Tage eröffneten baieriſche Jäger und Infanterie den Kampf um das Dorf. Die ſehr feſten Häuſer des Ortes dienten den Franzoſen abermals als Schutzwehr. Beſonders war dies mit einem Gebäude der Fall, welches zwei Straßen beherrſchte. Schon waren vor demſelben Hunderte von Baiern todt und verwundet niedergeſtürzt, als befohlen wurde, es in Brand zu ſtecken. Pioniere führten dieſen Befehl aus, indem ſie das Haus umgingen, die Hinterwand einſchlugen und durch die Breſche Feuerbrände hineinwarfen.

Nach mehrſtündigem blutigem Kampfe hatten endlich die Baiern die franzöſiſche Marine-Infanterie, welche das Dorf mit großem Heldenmuth vertheidigte, zurückgetrieben. In den Straßen, den Häuſern und Gärten lagen noch zahlreiche Verwundete, welche zu ſuchen und zum Verbandplatz zu bringen Sache der durch das Genfer Kreuz kenntlichen Bleſſirtenträger war. Doch die in den Häuſern zurückgebliebenen Bewohner reſpectirten nicht das rothe Kreuz, ſie ſchoſſen aus dem Hinterhalt auf die Krankenträger. In Zeit einer halben Stunde erſchienen ſechs verwundete Bleſſirtenträger auf dem Verbandplatz. Eine militairiſche Durchſuchung der Häuſer wurde jetzt befohlen. Männer und Frauen mit den Waffen in der Hand wurden hervorgeholt. Wer ſich vertheidigte, wurde ſofort erſchoſſen. Die Uebrigen wurden gefangen fortgeführt. Doch dieſe Razzia half wenig. Die Häuſer ſchienen ſich aus unſichtbaren Schlupfwinkeln neu zu bevölkern. Immer auf's Neue wurde aus den Häuſern gefeuert, und zwar ganz beſonders auf die Krankenträger. Nachdem gewiß an fünfzig unſerer Leute den aus dem Hinterhalt geſandten Kugeln zum Opfer gefallen waren, wurde endlich der Befehl ertheilt, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder durch Feuer zu zerſtören. Wer dabei in den Flammen ſeinen Tod gefunden hat, weiß ich nicht. Daß die Baiern ganze Familien in die Flammen geſtoßen und Frauen, die ſich flüchten wollten, getödtet haben, iſt einfach eine Unwahrheit, im günſtigſten Falle eine Ausgeburt der erregten Phantaſie der Geflüchteten. Ich ſelbſt habe geſehen, wie ein baieriſcher Soldat eine alte Frau, die in der brennenden Straße vor Mattigkeit zuſammenbrach, durch einen Trunk aus ſeiner Feldflaſche erquickte, und ihr dann half, das Bündel mit ihren Habſeligkeiten auf den Rücken zu heben.

Schreckliches iſt zu Bazeilles geſchehen; aber es waren die Bewohner dieſes Orts, welche durch ihre, allem Völkerrecht hohnſprechende Theilnahme an dem Kampfe, die Leidenſchaften entfeſſelten, welche ſelbſt die Schuld tragen, wenn ihr Heimathsdorf heute nur noch ein Schutthaufen iſt. Nicht weil ſie als Nationalgardiſten Theil nahmen an der Vertheidigung ihres Vaterlandes, nein, weil ſie als Meuchelmörder aus ſicherem Verſteck auf Diejenigen ſchoſſen, deren Aufgabe es iſt, den Verwundeten Linderung ihrer Schmerzen zu bringen, wurden ihre Häuſer, welche Schlupfwinkel von Mördern geworden, den Flammen übergeben.«

Trotz dieſer Erklärung blieb allerorten, wo man der deutſchen Sache nicht allzu günſtig geſonnen war, alſo namentlich im Lager der »Neutralen«, an den Baiern etwas hängen. Den Ungrund der ſich in Kurs erhaltenden Gerüchte mit amtlicher Autorität (und zwar geſtützt auf eingehende Unterſuchungen an Ort und Stelle) darzuthun, verbot ſich, ſo lange der Krieg dauerte, der, wie bekannt, das I. baieriſche Corps an die Loire führte. Sehr bald nach erfolgtem Frieden aber ließ es ſich General v. d. Tann, als Commandeur des I. baieriſchen Corps, angelegen ſein, die Streitfrage zu erforſchen und die Gerüchte auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Am 29. Juni 1871 war der Commandirende in der Lage, von Nancy aus folgende Erklärung abgeben zu können:

»Den Truppen des I. baieriſchen Armee-Corps, ſowie der königlich preußiſchen 8. Infanterie-Diviſion wurde in Journalen — namentlich in der Times vom 15. September v. J. — durch Veröffentlichung eines Schreibens des Herzogs von Fitz-James, d. d. Paris 12. September, der Vorwurf gemacht, im Kampfe um Bazeilles am 1. September v. J. mit ungerechtfertigter Grauſamkeit gegen die Bewohner des genannten Ortes gehandelt zu haben.

Baiern und Preußen ſollen, um die Einwohner für ihre Theilnahme an der Vertheidigung zu ſtrafen, das Dorf angezündet haben. Die Nationalgarde ſei größtentheils geblieben, die Einwohnerſchaft hätte ſich in die Keller geflüchtet gehabt; Weiber, Kinder, Alle wären verbrannt worden. Von 2000 Einwohnern wären kaum 300 übrig geblieben, welche erzählten, die Baiern hätten ganze Familien in die Flammen zurückgeſtoßen und die Frauen erſchoſſen, welche entfliehen wollten.

Um nicht bloße Behauptungen dieſen Anklagen entgegenzuſtellen, und um die Unwahrheit derſelben aktenmäßig beweiſen zu können, habe ich während des Krieges nicht geantwortet, nach Abſchluß des Friedens aber, durch die gefällige Vermittelung des deutſchen Civil-Commiſſairs, von den franzöſiſchen Behörden, namentlich dem Herrn Bellemont, Maire von Bazeilles, einen erſchöpfenden Bericht über alle während des Kampfes vom 31. Auguſt und 1. September verunglückten Einwohner erholt.

Nach dieſem offiziellen Rapport beträgt die Geſammtzahl der Todten, Verwundeten und Vermißten der Einwohnerſchaft neun und dreißig.

Darunter:
Verbrannt oder erſtickt:
zwei bettlägerige Frauen,
drei Männer,
drei Kinder.
Getödtet, verwundet, vermißt während des zweitägigen Kampfes:
eine Frau,
dreißig Männer. — Summa 39.

Der größte Theil des Dorfes wurde ein Raub der Flammen durch die zweitägige gegenſeitige Beſchießung und den ſechsſtündigen mörderiſchen Straßen- und Häuſer-Kampf gegen das XII. franzöſiſche Corps, namentlich gegen die Diviſion der Marine-Infanterie, wobei mein Corps 2000 Mann an Todten und Verwundeten verlor.

Wenn Ziffern reden, kann ich die Worte der Rechtfertigung ſparen und mit dem Wunſche ſchließen, daß alle Diejenigen, welche ſich durch die im erſten Schrecken erklärbaren Uebertreibungen zu ungerechten Anklagen verleiten ließen, ihre Sympathie den unglücklichen Einwohnern hinfort durch reichliche Unterſtützungen beweiſen werden; denn der Maire Bellemont fügt dem Rapport bei, daß ſeit der Schlacht, von den 2048 Einwohnern 140 bis 150 durch Krankheiten in Folge von Mangel und Elend verſtorben ſeien.

gez. Freiherr v. d. Tann,
Commandirender des 1. baieriſchen Armee-Corps.

Unter den dreißig Männern, die als getödtet, verwundet und vermißt aufgeführt werden, befinden ſich die, die kampfbetheiligt oder bei Racheakten ertappt, von den bis zur äußerſten Wuth aufgeſtachelten Baiern aus freier Hand oder ſtandrechtlich niedergeſchoſſen wurden. Denn der Zweck obiger

Erklärung, wenn er auch einerſeits dahin abzielte, die Erzählung des Geſchehenen auf ein richtiges Maß zurückzuführen, ging doch anderſeits nicht dahin, den furchtbaren Ernſt dieſes Kampfes, die Schrecken von Bazeilles leugnen oder abſchwächen zu wollen. Der baieriſche Löwe hatte hier ſeine Tatze eingeſchlagen, tiefer, blutiger, als an irgend einer andern Stelle dieſes Krieges. Deß durften wir ſelber noch Zeuge ſein.

Acht Monate nach der Schlacht, an einem blühenden Maitage, kamen wir von Sedan her des Weges. Das ganze Dorf war noch ein ungeheurer Ruinenhaufen. Bitſch, Straßburg, Mezières, alles was wir von eingeäſcherten Städten oder Städtetheilen geſehen hatten, verſchwand neben dem Anblick, der ſich hier bot. Wir begannen zu zählen. Achtzig Häuſer lagen in Trümmern, nicht Hütten, nicht Lehmkathen, ſondern zweiſtöckige Quaderbauten, aus jenem Sandſtein aufgeführt, der überall in Lothringen und an der belgiſchen Grenze hin als Baumaterial dient. Erſt ein einziges Haus, ein Gaſthaus, war wieder aufgerichtet. Es trug die Inſchrift: Aux Ruines de Bazeilles.

Der Anblick dieſer Inſchrift vermochte ein Lächeln zu wecken; nicht ſo der Anblick eines hohen, mächtigen Fabrikſchornſteins, der, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges fertig geworden, Granatenhagel und Feuersbrunſt gleichmäßig überdauert hatte und unverſehrt inmitten dieſes Chaos aufragte. Er trug in Mittelhöhe, in weißer Steinmoſaik, die Jahreszahl 1870. Dieſe Zahl, ſie ſollte einfach angeben, wann dieſe hohe, im Dienſte des Friedens ſtehende Säule, eine ächte Friedenscolonne, errichtet worden ſei; nun ſtand ſie da, und wird daſtehen, als ein Erinnerungsmonument an den 1. September 1870.

Lamoncelle-Monvillers.

Die 23. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr.

Die Erſtürmung Bazeilles' war Baiernſache; unmittelbar zur Seite des Dorfes aber, am Bazeilles-Bache hin, auf dem Terrain der vielgenannten »großen Lücke« fochten Baiern und Sachſen vereint, ja den letzteren, wie ſie die größere Zahl an dieſer Stelle bildeten, fiel auch der größere Antheil am endlichen Erfolge zu. Was ſächſiſcherſeits hier eingriff, war die 23. Diviſion, Generalmajor v. Montbé.*) Wir folgen dem Vorgehen dieſer

---

*) Der urſprünglichen Ordre de Bataille des XII. (ſächſiſchen) Armee-Corps zufolge kommandirte Prinz Georg von Sachſen die 23. Diviſion und Oberſt v. Montbé die 46. Brigade. Nachdem indeſſen Prinz Georg zum Corps-Commandeur aufgerückt war, erhielt v. Montbé die 23. Diviſion. Wahrſcheinlich avancirte er gleichzeitig oder bald darauf zum Generalmajor. In den Berichten wird er abwechſelnd als Oberſt, Generalmajor und ſelbſt als Generallieutenant

Diviſion, die ſich, wie recapitulirend hervorgehoben werden mag, aus den Grenadier-Regimentern 100 und 101, ſammt dem Schützen-Regiment 108 (45. Brigade) wie aus den Infanterie-Regimentern 102 und 103 (46. Brigade) zuſammenſetzte.

Die Generalordre für den 1. September hatte hinſichtlich des XII. Armee-Corps feſtgeſetzt, daß ſich beide Diviſionen deſſelben von ihren Bivouacplätzen aus, über La Rulle, Lamecourt und Lamoncelle auf Sedan zu zu dirigiren hätten.

Dieſer Ordre war pünktlich nachgekommen worden; die 24. Diviſion, der wir in dem nächſten Abſchnitt dieſes Capitels auf einem angrenzenden Terrain begegnen werden, war von Douzy aus, die 23. Diviſion, die eine Meile weiter zurück lag, aus ihren Bivouacs bei Tetaigne und Euilly aufgebrochen. Beide Diviſionen gleichzeitig (5 Uhr). Der 23. Diviſion hatte, nach urſprünglicher Weiſung, obgelegen, der 24. einfach zu folgen; als indeſſen die erſtgenannte Diviſion (die 23.) La Rulle erreichte, das von der Schweſterdiviſion in Folge des viel kürzeren Weges faſt ſchon um drei Stunden früher paſſirt worden war, ging der 23. der Befehl zu, *nicht* rechts ausbiegend über Lamecourt auf Lamoncelle und Daigny zu *folgen*, ſondern, in grader Linie vorrückend, unmittelbar nördlich von Bazeilles auf dem »Lücken-Terrain« zwiſchen Schloß Monvillers und Lamoncelle einzugreifen. Ein Anſuchen, das von General v. d. Tann mit Rückſicht auf ſeinen äußerſt gefährdeten rechten Flügel geſtellt worden war, hatte zu dieſer Abweichung von dem urſprünglichen Befehle geführt.

Die 46. Brigade, Oberſt v. Seydlitz, hatte die Tête. Um 9 Uhr an der Nordoſtecke von Bazeilles eintreffend, fand ſie hier die Baiern, namentlich Abtheilungen der 3. Brigade (vgl. S. 495) in arger Bedrängniß, und ſofort warfen ſich zwei Bataillone vom Regiment 102 in die vielerwähnte »Lücke«. Eine halbe Stunde ſpäter, nachdem inzwiſchen weitere Abtheilungen der Brigade Seydlitz, und zwar zwei Bataillone vom 103. Regiment, auf dem rechten Flügel der Gefechtslinie eingetroffen waren, hatte ſich der Kampf auf *dieſer* Stelle des Schlachtfeldes entſchieden. Die Gemüſe- und Obſtgärten von Schloß Monvillers, die der Feind mit großer Zähigkeit feſtzuhalten getrachtet hatte, waren ihm entriſſen worden. Die Truppen, die den Sachſen und Baiern hier gegenüberſtanden, gehörten der 1. und 3. Diviſion des Lebrun'ſchen Corps an; es war Linien-Infanterie vom 22. und Marine-Infanterie vom 4. Regiment. Zweihundertfunfzig Schritt rückwärts, auf einem

---

aufgeführt. Uebrigens ſei an dieſer Stelle gleich noch auf unſere Karte S. 490 hingewieſen, die, wie die franzöſiſche Aufſtellung in dem Dreieck: Bazeilles, Balan, Lamoncelle, ſo auch die Aufſtellung des 1. Corps Ducrot zwiſchen Daigny und Givonne enthält. Dieſe Karte wird das Verſtändniß der Kämpfe der 23. und 24. Diviſion, namentlich der letzteren, ſehr erleichtern.

mit dichten Hecken umgebenen Gartenterrain, ſetzten ſie ſich inzwiſchen zu neuem Widerſtande feſt. Ja mehr, unter Heranziehung friſcher Bataillone wurde noch einmal ein Uebergehen in die Offenſive verſucht. Mit vielem Elan drangen dieſe Abtheilungen vor, ſchoben unſere Schützenſchwärme rückwärts und ſeitwärts und ſchickten ſich an, den linken Flügel unſerer in langer Linie auf den Höhen von Lamoncelle haltenden Artillerie zu gewinnen. Der Vorſtoß war ſo gut geleitet und mit ſolcher Raſchheit ausgeführt, daß ſich zwei Batterieen (baieriſche) des äußerſten linken Flügels zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen ſahen, während die zunächſt ſtehende ſächſiſche Batterie zu ihrer Selbſtvertheidigung mit Kartätſchen feuern mußte. Der feindliche Angriff ſcheiterte zuletzt an dem konzentrirten Feuer der benachbarten Batterieen und der in Wirkſamkeit tretenden Infanterie-Bedeckung: die 1. Bataillone der Regimenter 102 und 103. Der Commandeur der 23. Diviſion, General v. Montbe, ordnete nunmehr an, daß dieſe beiden Bataillone dem weichenden Feinde unmittelbar folgen und ihn aus ſeinem zu Vertheidigung und Angriff gleich günſtigen Hecken- und Gartenterrain vertreiben ſollten. Dies geſchah (10 Uhr).

Von da ab ſchwieg der Kampf an dieſer Stelle. Die 3. baieriſche Diviſion, indem ſie gegen Balan vorging, ſicherte uns durch dieſes Vorgehen den Beſitz von Bazeilles und Lamoncelle. Dennoch war es gerathen, dieſe Sicherheit nicht zu überſchätzen. Ein erneuter Vorſtoß — den bis Balan vorgeſchobenen Schirm durchbrechend — konnte die dahinter gelegene, mit ſo viel Opfern erkämpfte Linie (Bazeilles-Lamoncelle) immer aufs neue bedrohen und ſelbſt unſere öſtlich des Bazeilles-Baches, zwiſchen dieſem und dem Bois de Chevalier ſich erſtreckende Artillerie-Poſition in immer neue Gefahr bringen. Niemand erkannte dies klarer, als General v. d. Tann. Er ermaß daher die ganze Tragweite eines zwiſchen 10 und 11 bei General v. Montbé eintreffenden Befehls, dahin gehend, mit der 23. Diviſion unverzüglich nordwärts bis auf Daigny eventuell bis auf Givonne zu rücken. Kam die 23. Diviſion dieſem Befehle nach, ehe unſerſeits das an dieſem Tage in Reſerve ſtehende IV. Corps heran war, ſo war abermals die „große Lücke“ geſchaffen und die rechte Flanke der Bazeilles-Stellung völlig freigegeben. General v. d. Tann ſtellte darauf hin das Anſuchen an General v. Montbe, nicht eher ſeine gegenwärtige für den Schutz Bazeilles unerläßliche Poſition aufzugeben, als die Spitze des IV. Armee-Corps eingetroffen ſein würde. General v. Montbé willfahrte dieſem Anſuchen, von deſſen Berechtigtheit er ſelbſt, als Mitcommandirender an dieſer Stelle, die vollſte Einſicht hatte. Er hielt bis nach 12 Uhr an dieſer Stelle aus. Erſt als die Têten-Diviſion (die 8.) des IV. Armee-Corps ſichtbar wurde, trat er ſeinen Marſch auf Daigny und Givonne an.

Hier werden wir ihm und ſeiner 23. Diviſion zu einer ſpäteren Stunde des Tages, und zwar in dem die letzte Entſcheidung bringenden Momente, noch einmal begegnen.

Lamoncelle-Daigny.

Die 24. (ſächſiſche) Diviſion bis 12 Uhr.

Früher als die 23. Diviſion, die, wie wir S. 504 bereits hervorgehoben haben, der voraufmarſchirenden 24. Diviſion einfach folgen ſollte, war dieſe letztere (die 24.) auf dem Terrain zwiſchen Bazeilles und Lamoncelle eingetroffen und hatte ſich, der Generalordre gemäß, mit halb rechts gegen Lamoncelle gewandt, das auch im erſten Anlauf — wir kommen darauf zurück — genommen wurde.

Die Stellung der beiden ſächſiſchen Diviſionen zu einander war nach Eintreffen der 23. Diviſion (ein Zeitpunkt, der, wie wir wiſſen, freilich um drei Stunden ſpäter lag) die folgende:

Die 23. Diviſion bildete den linken Flügel der ſächſiſchen Geſammtaufſtellung, focht ſüdlich von Lamoncelle und füllte, untermiſcht mit baieriſchen Bataillonen, die vielgenannte »große Lücke«;

die 24. Diviſion bildete den rechten Flügel, focht nördlich von Lamoncelle und dehnte ſich, in Front des Bois de Chevalier, bis Daigny aus.

Lamoncelle alſo war der Berührungspunkt für beide Diviſionen, an den ſich die ſüdlich ſtehende 23. Diviſion mit ihrem rechten, die nördlich ſtehende 24. mit ihrem linken Flügel lehnte. Dieſe letztere (die 24.) hielt auch das Dorf beſetzt.

Nachdem wir hierdurch, ſo weit das Kampfesterrain des XII. Armee-Corps in Betracht kommt, unſern Leſern ein Geſammtbild gegeben zu haben glauben, gehen wir nunmehr zu einer Darſtellung des ſpeziellen Kampfes der 24. Diviſion auf eben dieſem Terrain über.

Die aus Regimentern beider Brigaden, der 47. und 48., gemiſchte Avantgarde unter Generalmajor v. Schulz war um 5 Uhr aus ihrem Bivouac in Front von Douzy aufgebrochen. Sie beſtand aus folgenden Truppentheilen:

1. und 3. Bataillon Regiment 107,
1., 2. und 3. Bataillon Regiment 105,
13. Jäger-Bataillon,
1 Eſcadron vom 2. Reiter-Regiment,
1 Vierpfünder-Batterie (Premierlieutenant v. Krecker).

Um den Marſch zu erleichtern und zu beſchleunigen, war an ſämmtliche Fußtruppen der Befehl ergangen, die Torniſter abzulegen. Die ſächſiſche Avantgarde verfolgte die Chauſſee bis La Rulle, ſchwenkte rechts ab nach Lamecourt und wandte ſich dann gegen das im Grunde, hart am Bazeilles-Bache gelegene Lamoncelle. Die Spitze der Avantgarde, die beiden vorgenannten Bataillone vom Regiment 107, traf um 6¼ Uhr an der Liſière des Dorfes ein. Dieſes war durch Abtheilungen der Diviſion Grandchamp beſetzt, wurde aber nur ſchwach vertheidigt und nach kurzem Widerſtande von drei ſächſiſchen Compagnieen genommen. Dabei gelang es zweien dieſer Compagnieen, der 11. und 12. vom Regiment Nr. 107, die Brücke über den Bazeilles-Bach zu überſchreiten und ſich gegen 7 Uhr in den Beſitz einiger jenſeits der Brücke gelegenen Häuſer zu ſetzen, — eine gleichſam als Brückenkopf vorgeſchobene Poſition, welche dieſe beiden Compagnieen unter den ſchwierigſten Verhältniſſen drei Stunden lang gegen die ſich immer wieder erneuernden Angriffe des Feindes behaupteten.

Gleichzeitig mit dem Eindringen in Lamoncelle fuhr auf der Höhe des öſtlichen Thalrandes die 4pfündige Avantgarden-Batterie v. Krecker auf und eröffnete ihr Feuer gegen die auf den Anhöhen weſtlich des Grundes bemerkbaren langen Linien des Feindes.*)

Dieſer, im erſten Moment ſichtlich überraſcht, erholte ſich bald von dieſer Ueberraſchung und ließ, der ſächſiſchen Batterie gegenüber, auf 1800 Schritt Entfernung fünf Batterieen auffahren, in deren heftigem Feuer die ſächſiſche Batterie jedoch über eine halbe Stunde unerſchrocken aushielt, bis um 6¾ Uhr die drei anderen Batterieen der Diviſions-Artillerie herbeikamen, um die genommene Poſition zu behaupten.

Inzwiſchen trafen auch die anderen Avantgarden-Bataillone der 24. Diviſion vor Lamoncelle ein und wurden zur Deckung der rechten Flanke gegen Daigny verwandt. Bei dieſem Sichausdehnen auf Daigny zu, das zum Theil unter Benutzung des Bois de Chevalier geſchah, kam es alsbald zu nicht unerheblichen Rencontres mit Zuaven und Turcos. Es waren dies Truppen vom 1. franzöſiſchen Corps. General Ducrot hatte, muthmaßlich in derſelben Viertelſtunde, in der wir, unbeobachtet von ihm, die Südweſtſpitze des Bois de Chevalier erreichten, der Diviſion Lartigue die Weiſung zugehen laſſen, über den Grund von Daigny vorzugehen und das ebengenannte Wäldchen als eine Art Außenwerk ſeiner eigentlichen Stellung zu beſetzen. Als die Spitzen dieſer Diviſion an der Liſière des Dorfes anlangten, fanden ſie dieſelbe von vorgeſchobenen ſächſiſchen Abtheilungen bereits erreicht und es entſpann ſich nunmehr auf dem zwiſchen dem „Wäldchen“ und dem Grunde von Daigny ausgeſtreckten Raum ein hitziges Gefecht, das unſrerſeits vorzugsweiſe vom Regiment Nr. 107 (ſoweit ſeine Compagnieen nicht jenſeit Lamoncelle ſtanden, vgl. S. 507), franzöſiſcherſeits vorzugsweiſe von der Brigade Fraboulet: 3. Zuaven- und 56. Linien-Regiment, geführt wurde. Dem erſten Zuſammenſtoß an der Liſière des „Wäldchens“, der mit dem Zurückwerfen der vorgeſchobenen feindlichen Abtheilungen über den Grund von Daigny endigte, folgten in den Stunden von 7 bis 10 noch wiederholte Offenſivſtöße der ebengenannten Brigade, die aber ſämmtlich an dem vernichtenden dieſſeitigen Feuer ſcheiterten.

---

*) Vgl. den Schluß der Anmerkung auf S. 494, die Verwundung Mac Mahons betreffend.

Die Hauptaction fiel auf dieſem Theile des großen Schlachtfeldes, wie auf jedem andern, unſern Batterieen zu. Die Infanteriegefechte, oft blutig und von beiden Seiten mit großer Energie geführt, traten doch allerorten nur epiſodenhaft, nur als Einſchiebſel auf. Die öſtlich von Lamoncelle aufgefahrenen vier Batterieen der 24. Diviſion wurden um 7¼ Uhr von den vorderſten Abtheilungen der ſächſiſchen Corps-Artillerie — drei Batterieen — auf dem rechten Flügel und etwas ſpäter durch zwei baieriſche Batterieen auf dem linken Flügel verſtärkt. Dem Feuer dieſer neun Batterieen gelang es um 8¼ Uhr die gegenüberſtehende Artillerie zu einer rückgängigen Bewegung zu veranlaſſen. Als aus dieſer 300 Schritt zurückgelegenen Poſition das feindliche Feuer mit erneuter Heftigkeit losbrach, wurden dieſſeits auch die letzten vier Batterieen der ſächſiſchen Corps-Artillerie in die Gefechtslinie gezogen. Später kamen an eben dieſer Stelle — zwiſchen dem linken Flügel der ſächſiſchen und dem rechten Flügel der baieriſchen Geſchützlinie — noch zwei Batterieen der 23. Diviſion zu Verwendung, ſo daß hier im Ganzen 13 ſächſiſche und 2 baieriſche Batterieen feuerten. So viel über den Artilleriekampf.

Nachdem zwiſchen 8 und 9 auch das vorletzte Regiment des Gros der 24. Diviſion — das letzte (das 106.) traf in Folge eines Irrthums in der Befehlsertheilung erſt um 10½ Uhr auf dem Schlachtfelde ein — auf dem rechten Flügel der Artillerielinie Stellung genommen hatte, fühlte man ſich ſtark genug, zur Offenſive gegen Daigny überzugehen. Unter Führung des Oberſten v. Elterlein, Commandeur des Regiments Nr. 104, drang die vorderſte, aus drei Infanterie-Bataillonen und einem Jäger-Bataillon beſtehende Linie langſam aber ſtetig gegen den Thalrand von Daigny vor, während vier Infanterie-Bataillone und ein Jäger-Bataillon zur Reſerve am Bois de Chevalier ſtehen blieben. Nachdem bei dieſem Vorgehen dem Feinde drei Geſchütze und drei Mitrailleuſen genommen worden waren, wurde nach halbſtündigem Dorfgefecht, wobei 200 Zuaven und Turcos in Gefangenſchaft fielen, Daigny der Brigade Fraboulet reſp. der Diviſion Lartigue entriſſen. Dies war 9½. (Vgl. die Karte auf S. 490.)

Ein erhebliches Vordringen weiter weſtwärts, einerſeits über Lamoncelle, anderſeits über Daigny hinaus, wollte ſich um dieſe Stunde des Tages noch nicht erzwingen laſſen, um ſo weniger, als die im Feuer ſtehenden ſächſiſchen Truppen ihre Munition nahezu verbraucht hatten. Einige Vorſtöße wurden noch im Verein mit einzelnen Garde-Abtheilungen (vgl. S. 510) ausgeführt, doch führten ſie, eine Anzahl von Gefangenen abgerechnet, zu keinem eigentlichen Reſultat.

Es trat nun eine mehrſtündige, bis über 12 Uhr hinausgehende Gefechtspauſe auch an dieſer Stelle des Schlachtfeldes ein. Wie Bazeilles durch die Baiern, ſo wurden Lamoncelle und Daigny durch die Sachſen gehalten. Verſuche des Feindes, an dieſen drei Punkten durchzubrechen, wurden im Laufe des Vormittags nicht wieder gemacht.

Die Linie Bazeilles-Lamoncelle-Daigny war unſer.

Auf den letzten, ſchon in den Nachmittag fallenden Vorſtoß gegen dieſe Linie, kommen wir, wie auch hier wieder bemerkt werden mag, in der zweiten Hälfte des »Tages von Sedan« zurück.

Daigny-Givonne.

Die Garden bis 12 Uhr.

Das Garde-Corps hatte am 31. Auguſt in einem bis in die Nacht hinein andauernden, überaus anſtrengenden Marſch mit den Avantgarden ſeiner beiden Infanterie-Diviſionen die Gegend von Pouru St. Remy und Pouru aux Bois erreicht, während das Gros derſelben bei Carignan und nördlich davon Halt gemacht hatte.

In Folge des am frühen Morgen des 1. September im Hauptquartier Carignan eintreffenden Befehls zum Vormarſch, trat das Garde-Corps denſelben um 5 Uhr an und zwar in zwei getrennten Diviſionscolonnen. Die rechte Colonne, die 1. Garde-Diviſion, gefolgt von der Corps-Artillerie und der Garde-Cavallerie-Diviſion, wurde auf Villers Cernay, die linke, die 2. Garde-Infanterie-Diviſion, auf das 2000 Schritt links daneben gelegene Francheval dirigirt.

In der Höhe von Francheval wurde ein kurzer Halt gemacht und beſchloß hier der commandirende General, Prinz Auguſt von Würtemberg, nach Lage der obwaltenden Verhältniſſe die Umgehung noch weiter rechts als bis auf den vorgeſchriebenen Punkt Givonne auszudehnen. Nach Erreichung dieſes Punktes (Givonne) ſollte die 2. Garde-Diviſion ebendenſelben feſthalten, die 1. Garde-Diviſion aber, durch weiteres Ausholen nach rechts hin, Fleigneux — wo man von links her das Eintreffen der III. Armee erwarten durfte — zu erreichen ſuchen.

So der Plan. Gleich hier mag bemerkt werden, daß derſelbe nur ſehr annäherungsweiſe zur Ausführung kam. Vielmehr wiederholte ſich mit den Garde-Diviſionen, bei ihrem Eintreffen in Givonne, genau daſſelbe, was bei Eintreffen der beiden ſächſiſchen Diviſionen in Lamoncelle ſtattgefunden hatte. Sie ſchieden ſich weiter von einander als geplant und, ſtatt im Corpsverbande zu einer immerhin gemeinſchaftlichen Action zu gelangen, gerieth, im einen wie im andern Falle, die den linken Flügel und zugleich auch die Queue bildende Diviſion auf das Actionsfeld einer neben ihr fechtenden, einem andern Armee-Corps angehörigen Truppe. So bei der Garde wie bei den Sachſen. Die 23. (ſächſiſche) Diviſion, urſprünglich als zweites Treffen für die 24. beſtimmt, griff auf das Gefechtsfeld der bedrängten Baiern bis nach Bazeilles, und die 2. Garde-Diviſion, urſprünglich nur als Soutenirung reſp. Ablöſung der 1. Garde-Diviſion beordert, auf das Gefechtsfeld der 24. Diviſion bis nach Daigny hinüber.

Nach dieſer die Geſammt-Situation charakteriſirenden Einleitung kehren wir zu dem Vormarſch, beziehungsweiſe zu den Einzel-Actionen beider Garde-Diviſionen zurück. (S. auch hier unſre Karte auf S. 490.)

Die 1. Garde-Diviſion, v. Pape, hatte die Tête, ſo hatte ſie auch das erſte Zuſammentreffen mit dem Feinde. Es fand bei Villers-Cernay ſtatt. Dort vertrieb die Avantgarde der genannten Diviſion (Oberſtlieutenant v. Papſtein) die franzöſiſchen Tirailleurs aus dem vorgelegenen Gehölze und erklomm ſchnell und reſolut die ſteilen Höhen zwiſchen Villers-Cernay und Givonne. Das Gros der Diviſion folgte bald; unter dem Schutze der Avantgarde gelang es der Diviſions-Artillerie, Givonne gegenüber aufzufahren. Gleich darauf erſchien dort auch die Corps-Artillerie. Trotz des in dieſem Moment überlegenen feindlichen Feuers fuhren die Batterieen auf und griffen ſofort energiſch in das Gefecht ein. Oberſt v. Scherbening, der hier die Corps-Artillerie commandirte, fand bei dieſer Gelegenheit den Heldentod. Ein feindliches Geſchoß zerriß ihm die Bruſt im Augenblick, wo er den Befehl zum Abprotzen gab. Die Armee verlor in ihm einen tapferen, umſichtigen und geliebten Offizier. Seine ruhige Freundlichkeit, die ihn vor St. Privat während der langen Stunden tödtlicher Gefahr nie einen Augenblick verlaſſen hatte, hatte ihn der Corps-Artillerie ganz beſonders werth gemacht und ſchweren Herzens ſahen die Kanoniere die Leiche des Commandeurs davontragen.

Die 2. Garde-Diviſion, v. **Budritzki**, hatte mittlerweile die Höhen öſtlich von Givonne erſtiegen.

Um halb zehn Uhr nahmen Infanterie-Abtheilungen der Avantgarde der 1. Diviſion (unter Führung des Majors v. Buddenbrock) das Dorf Givonne, behaupteten ſich dort trotz des heftigſten Feuers und eroberten mit ſtürmender Hand eine feindliche Batterie von ſieben Geſchützen und drei Mitrailleuſen, deren Bedienungs-Mannſchaften theils gefangen, theils niedergemacht wurden. Die Franzoſen zeigten indeß noch keine Spur von Entmuthigung, und obgleich von den ſchwerſten Verluſten durch unſer Artilleriefeuer heimgeſucht, ſtellten ſie ſich uns doch überall brav und trotzig entgegen. Sie waren aus Givonne vertrieben; aber ihre Waffenbrüder fochten um dieſe Stunde bei Daigny noch mit verzweifeltem Muth gegen die 24. ſächſiſche Diviſion. Die franzöſiſche Artillerie beſonders entwickelte dort ein mörderiſches Feuer. Der commandirende General, Prinz Auguſt von Würtemberg, hielt es demnach für gerathen, an dieſer Stelle mit einzugreifen, und die 2. Garde-Infanterie-Diviſion, v. Budritzki, die mittlerweile ebenfalls die in Front von Givonne gelegenen Höhen erſtiegen hatte, erhielt Befehl, zur Unterſtützung des XII. Armee-Corps, beziehungsweiſe der ſpeziell hier fechtenden 24. Diviſion, auf Daigny vorzugehen, während vier Bataillone der Brigade Medem (2. Garde-Infanterie-Brigade) als Reſerve an der ſüdlichen Spitze des von der 1. Infanterie-Diviſion beſetzten Gehölzes aufgeſtellt werden ſollten.

General v. Budritzki nahm zunächſt ſeine Diviſions-Artillerie vor. Dieſelbe fuhr ſofort bis in den Bereich der Chaſſepots hinein und eröffnete ein wirkſames Feuer auf Daigny ſelbſt und auf die dahinter placirte feindliche Artillerie. Hier fiel Hauptmann v. Roon, Chef der 5. ſchweren Batterie, in treuer Erfüllung ſeiner Pflicht. Er ſank, tödtlich verwundet, um bald darauf ſein junges Leben in den Armen ſeines herbeigeeilten Bruders auszuathmen. Die an der Tête der 2. Garde-Diviſion befindliche Brigade (v. Berger) ging unterdeſſen entſchloſſen gegen die vor Daigny befindliche Schlucht vor und behauptete ſich dort in heftigem feindlichen Infanteriefeuer, während das Kaiſer Franz-Regiment, vom Major v. Derenthall geführt, noch über Daigny hinaus vordrang und dort, im Verein mit ſächſiſchen Truppen, viele Gefangene machte. Die 3. Garde-Infanterie-Brigade (Linſingen) wurde vorläufig intakt zurückbehalten.

Um 11 Uhr fühlte Jedermann, daß die Entſcheidung nahe. Aus der Ferne, der Garde-Aufſtellung gegenüber, hörte man dumpfen, ununterbrochenen Kanonendonner; die Garde-Cavallerie-Diviſion ſetzte ſich ſofort in Bewegung um den Kampfgenoſſen nach rechts hin, auf Fleigneux zu, die Hand zu reichen und dadurch den Ring zu ſchließen.

Der commandirende General des Garde-Corps befand ſich in dieſem Augenblick auf einer Anhöhe, von der aus das ganze Schlachtfeld überſehen werden konnte. Es war ein großartiges Bild, wie es wohl kaum einem menſchlichen Auge je geboten worden iſt. In einem verhältnißmäßig kleinen Raume kämpften an 300,000 Mann. Ueber dieſem Ring kämpfender Maſſen lag eine weiße Wolke, aus der es unaufhörlich blitzte und donnerte. Fürchterlich war die Verwüſtung, welche unſere Artillerie anrichtete. Einem umſtellten Löwen gleich verſuchte der Feind bald hier, bald dort einen Vorſtoß zu machen; aber überall brachen ſich ſeine decimirten Colonnen gegen unſere Truppen, die ſich ihm auf allen Wegen entgegenſtellten und ihn in den Keſſel zurücktrieben, in welchem Tod und Verwüſtung unbarmherzig wütheten. Die Garde-Artillerie unter Führung des Prinzen Hohenlohe, der, von Batterie zu Batterie eilend, einer jeden ihr fortwährend wechſelndes Zielobjekt bezeichnete, wirkte Erſtaunliches. Die Granaten flogen mit der Präziſion einer von einem guten Schützen abgeſandten Büchſenkugel. Vereinzelte Tirailleurſchwärme wurden durch ſie auf Diſtancen von 2500—3000 Schritt erreicht und zum Umkehren gezwungen; größere Maſſen zerſtoben vor ihnen, wie hülfloſe Heerden, von Wölfen angegriffen.

Die feindlichen Batterieen verſtummten mehr und mehr. Das unheimliche Knattern der Mitrailleuſen, welches zu Anfang des Gefechtes trotz allem Schlachtenlärm vernehmlich geweſen war, ließ ſich nur noch in langen Zwiſchenräumen hören; und da die Zielobjekte für die ſüdlich des Gehölzes placirten Batterieen der Garde mehr und mehr ſchwanden, befahl der commandirende General, elf Batterieen öſtlich von Givonne am Abhange der dort gelegenen Höhen zu vereinigen. Die Artillerie beherrſchte von dieſem Punkte aus das Bois de la Garenne und ganz beſonders eine ungefähr 200 Schritt breite Lichtung, auf der zu einer ſpäteren Stunde viele Franzoſen ihren Tod finden ſollten.

Um 12 Uhr war alſo die ganze Linie am Bazeilles- oder Givonne-Bache hin in unſren Händen:

Bazeilles war von dem I. baieriſchen Corps,
Lamoncelle und Daigny vom XII. Corps,
Givonne von dem Garde-Corps

beſetzt; auf den Höhen, unmittelbar öſtlich des Baches, ſtanden unſre Artillerie-Linien:

15 ſächſiſch-baieriſche Batterieen in Front von Lamoncelle, mit ihren Flügeln bis Bazeilles und Daigny ſich dehnend,

11 Garde-Batterieen in Front von Givonne, mit dem linken Flügel Daigny, mit dem rechten nahezu Illy erreichend.

Auf Stunden hin tobte der Geſchützkampf. Erſt zwiſchen 2 und 3 wurde der Infanteriekampf an dieſer Stelle wieder aufgenommen. Wir kommen darauf zurück.

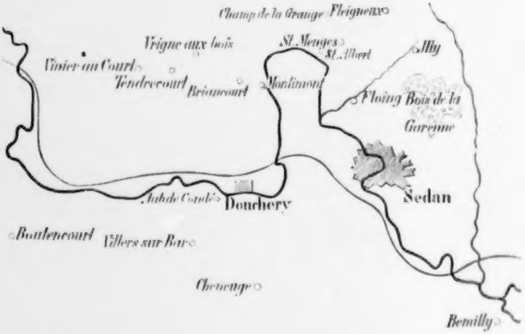
Zunächſt wenden wir uns den Vorgängen an unſrem linken Flügel, wo das XI. und V. Corps mehr und mehr in Action traten, zu.

Floing-Illy.

Das XI. und V. Corps bis 12 Uhr.

Das XI. Corps — ſeit Wörth, wo General v. **Boſe** verwundet wurde, unter dem Befehl des Generallieutenants v. **Gersdorff** ſtehend — hatte am 31. Nachmittags Bivouacs bei Chevenge,*) eine drittel Meile ſüdlich von Donchery, bezogen. Hinter ihm lagerte das V. Corps. Das Pionier-Bataillon Nr. 11, mit Rückſicht auf die bevorſtehende Ueberſchreitung der Maas, ſchritt ſofort dazu, in der Nähe von Donchery (wo ſich eine ſtehende Brücke befand) noch eine **zweite** Brücke herzuſtellen. Dies war 1000 Schritt weſtlich der Stadt, bei Auberge de Condé.

Der Befehl zum Aufbruch traf um Mitternacht ein. Um 5¼ Uhr ſtanden beide Diviſionen, die 21., Generallieutenant v. **Schachtmeyer**, und die 22., Generalmajor v. **Schkopp**, jenſeits der Maas, bereit, den ſo berühmt gewordenen Umgehungsmarſch der feindlichen Stellung auszuführen.


Champ de la Grange
Fleigneux
Vrigne aux bois
St. Menges
St. Albert
Illy
Vivier au Court
Tendrecourt
Briancourt
Montimont
Floing
Bois de la Garenne
Aub. de Condé
Donchery
Sedan
Boutencourt
Villers sur Bar
Chevenge
Bemilly

Man marſchirte in vier Brigade-Colonnen:

Die 41. Brigade (Regimenter 80 und 87) am rechten Flügel, hart an der Maas hin, auf **Montimont**;

---

*) Dies iſt wieder ein Muſterbeiſpiel für die beſtändig ſich darbietende Schwierigkeit der Rechtſchreibung von Ortsnamen. Stieler v. Heydekampf ſchreibt Chevenges, Vorbſtädt ſchreibt Chavenges, meine Spezialkarte ſchreibt Chevenge und Ritters geographiſches Lexikon, das überhaupt als Nachſchlagebuch für die in dieſem Kriege vorkommenden franzöſiſchen Dorfnamen eine traurige Rolle ſpielt, ſchreibt gar nichts.

die 42. Brigade (Regimenter 82 und 88) links daneben auf Briancourt;

die 43. Brigade (Regimenter 32 und 95) links daneben auf Brigne aux bois;

die 44. Brigade (Regimenter 83 und 94), der 42. folgend, ebenfalls auf Briancourt.

Der Marſch ging zunächſt in grader Linie nordwärts, da man nicht ſicher war, ob der Feind nicht vielleicht, um der Umgarnung zu entſchlüpfen, in der Nacht vom 31. auf den 1. weſtwärts ausgewichen ſei; um 7 Uhr aber — die Spitzen der Brigaden hatten Montimont und Briancourt erreicht — traf Befehl ein, rechts zu ſchwenken und die Maasſchleife zu umbiegen, da der Feind ſeine Sedan-Stellung nicht aufgegeben habe und bereit ſcheine, uns in dieſer zu erwarten.

Die Rechtsſchwenkung erfolgte ſofort; die Brigaden nahmen ihre Richtung auf St. Menges (das von vorgeſchobenen Abtheilungen des VII. Corps, Douay, ohne Widerſtand geräumt wurde), beſetzten dieſes Dorf, paſſirten das ſich ſüdweſtlich bis an die Maas hinanziehende Defilee von St. Albert und theilten ſich nun — wobei wir von Hin- und Herſchiebungen, Verſpätungen und ſonſtigen Detailabweichungen abſehen — im Weſentlichen derart, daß

die 41. und 42. Brigade auf Fleigneux zu, ſeitwärts dieſes Dorfes,

die 43. und 44. Brigade auf Floing zu, in Front dieſes Dorfes

ihre Aufſtellung nahmen.

Zwiſchen dieſen Infanterie-Stellungen fuhr abtheilungsweiſe die Artillerie auf, mit ihrem rechten Flügel ſich an St. Menges lehnend. Die Artillerie, bald nach 10 Uhr in Poſition gebracht, begann um eben dieſe Zeit ihr Feuer; die Infanterie — wenn wir kleinere Rencontres außer Acht laſſen — trat erſt um 12 Uhr ins Gefecht. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Das V. Corps, Generallieutenant v. Kirchbach, hatte, ebenfalls am am 31. Nachmittags, zwiſchen Bulſon und Cheveuge, etwa eine drittel Meile rückwärts vom XI. Corps, Bivouacs bezogen. Die Befehle, die hier beim Corps Commando eintrafen, waren im Weſentlichen dieſelben, wie die dem XI. Corps zugegangenen. Das V. Corps ſollte etwas ſpäter aufbrechen und in der linken Flanke des XI. marſchiren.

Der Vormarſch wurde um $2\frac{1}{2}$ Uhr angetreten. Zeit zum Abkochen war nicht geweſen. Mit leerem Magen ging es in Nacht und Nebel hinein. General v. Kirchbach befand ſich bei der Avantgarde. Um 4 Uhr langte dieſe, noch bei völliger Dunkelheit, am Maasufer an. Das Gros folgte unmittelbar und marſchirte nördlich Villers ſur Bar in Rendezvous-Stellung auf. Der leichte Feldbrückentrain, der hinter der Avantgarde marſchirte, wurde ſofort vorgezogen, um unter Leitung des Hauptmann Pirſcher den Brückenſchlag ins Werk zu ſetzen. Die Brücke wurde etwa 50 Schritt weſtlich der des XI. Corps gebaut. Um 4½ Uhr wurde ſie begonnen, nach 40 Minuten war ſie fertig, ſo daß um 5½ Uhr die Tête der Avantgarde die Maas überſchreiten konnte. Die Brücke, zum größten Theil auf Böcken ruhend, nur in der Mitte des Fluſſes von zwei Pontons getragen, beſtand aus acht Strecken. Während des Baues wurden jenſeits am Eiſenbahndamme Rampen zum Ueberſchreiten deſſelben hergeſtellt.

Ohne Unterbrechung wurde der Flußübergang des Armee-Corps fortgeſetzt; zum Theil auch über die Brücke des XI. Corps, ſobald dieſelbe momentan nicht von den Truppen deſſelben benutzt wurde.

Als die Avantgarde um 7½ Uhr in Vivier au Court, 2000 Schritt links (weſtlich) von Brigne aux bois, eingetroffen war, wurde dem General v. Kirchbach durch den Major v. Hahnke der kronprinzliche Befehl überbracht,

mit dem V. Armee-Corps über Brigne aux bois dem XI. Corps zu folgen und ſich hinter demſelben, links debouchirend, zu formiren.

Das V. Corps ſetzte demzufolge, rechtsſchwenkend, ſeinen Marſch über Tendrecourt und Brigne aux bois fort, bei welcher Gelegenheit die Artillerie alsbald in die Front genommen und nach Erreichung des Höhenzuges zwiſchen Floing und Fleigneux der bereits im Feuer ſtehenden Artillerie-Linie des XI. Corps als linker Flügel angehängt wurde. Dies war etwa 10½ Uhr. Achtzig Geſchütze des XI. und ſechszig Geſchütze des V. Corps bildeten um dieſe Stunde eine formidable Batterie, deren rechter Flügel auf der Höhe ſüdlich von St. Menges, der linke an einem Wäldchen nordöſtlich Illy ſtand. Alſo ſchon etwas über Fleigneux hinaus. Die ganze Strecke betrug 4000 Schritt und rechtfertigt den plaſtiſchen Ausdruck eines franzöſiſchen Offiziers »fünf Kilometer Artillerie«. Die linke Flügel-Batterie des XI. Corps, die reitende Batterie Normann, war von den übrigen Batterieen ihres Regiments durch das tiefe ſich von Fleigneux nach Floing ausdehnende Thal getrennt.

Der Artillerie des Corps folgte die Infanterie. Als dieſe eintraf, ſtand auch der linke Flügel der großen Geſammt-Batterie (eben die ſechszig Geſchütze des V. Corps) bereits ſeit einer halben Stunde im Feuer. Ueber die vier Infanterie-Brigaden wurde nunmehr wie folgt verfügt:

Die 17. Brigade nimmt Stellung in Front von St. Menges, unmittelbar rechts rückwärts der Batterieen des XI. Corps;

die 20. Brigade rückt rechts neben Fleigneux ein und ſchützt die Batterieen des V. Corps;

die 18. Brigade wird an der Ferme Champ de la Grange als Reſerve zurückbehalten;

die 19. Brigade (Regimenter 6 und 46), ſowie das 5. Jäger-Bataillon, rücken in die Front zur Unterſtützung des bereits engagirten XI. Corps.

Im Einklange hiermit verlief der Kampf, der ſich nun, auf drei Stunden hin, von der Linie St. Menges-Fleigneux aus, gegen die Linie Floing-Illy entſpann. Das XI. Corps focht mit der 22. Diviſion von St. Menges aus gegen Floing und die dahinter gelegenen Höhen, mit der 21. Diviſion von Fleigneux aus gegen Illy und das Bois de Garenne. Das V. Corps ſoutenirte dieſes Vorgehen mit ſeiner 19. Brigade, während die drei anderen Brigaden theils als allgemeine Reſerve theils zum Schutz der großen Artillerie-Linie zurückbehalten wurden. Die 19. Brigade rückte in das Terrain zwiſchen Floing und Illy, oder was daſſelbe ſagen will, in die zwiſchen den beiden Diviſionen des XI. Corps belaſſene Lücke ein. Hier ſtand ſie im Centrum dieſes Theils des Schlachtfeldes. Aber nur mit vier Bataillonen: dem Grenadier-Regiment Nr. 6 und dem Füſilier-Bataillon 46, beharrte ſie in dieſer ihrer Centrumsſtellung, während die drei anderen Bataillone: das 1. und 2. vom 46. Regiment und das 5. Jäger-Bataillon, zur Unterſtützung der am rechten Flügel (Floing) fechtenden 22. Diviſion herangezogen wurden.

Alle ſieben Bataillone der 19. Brigade fochten hier beſonders ruhmreich. Der Haupttheil ihrer Kämpfe fällt jedoch in die Stunden zwiſchen 12 und 3, über die wir weiterhin erſt berichten. Dem Vormittags- reſp. Mittags-Gefecht gehört nur die Wegnahme von Floing an. Sie fällt in die 12. Stunde; vielleicht wenige Minuten ſpäter. Ueber die Wegnahme des Dorfes finden wir die folgende Schilderung, die in ihrer Einleitung um etwa eine halbe Stunde zurückgreift.

„11½ Uhr hatte General v. Gersdorff Befehl gegeben, aus dem Defilee von St. Albert debouchirend, gegen Floing vorzugehen und das Dorf zu nehmen. Um dieſe Stunde ſtanden ihm, da die 43. Brigade noch zurück und die 44. erſt mit einem einzigen Regimente (dem 83.) zur Stelle war, nur drei Bataillone zur Verfügung, die alsbald bei ihrem Vorgehen die erheblichſten Verluſte erlitten und in Bedrängniß geriethen. General v. Gersdorff ſtellte deshalb bei dem Commandirenden des V. Corps, General v. Kirchbach, die Bitte um Unterſtützung. Dieſe wurde gewährt. Die beiden Muſketier-Bataillone 46. Regiments und das 5. Jäger-Bataillon erhielten Weiſung, den Angriff der 83er zu ſouteniren. Den Befehl über dies combinirte Detachement führte Oberſt v. Eberhardt, Commandeur des 46. Regiments.

Der Vormarſch der beiden Muſketier-Bataillone, die etwa eine halbe Stunde früher bei St. Menges eingetroffen waren, mußte des heftigen Granatfeuers wegen im Laufſchritt und in Compagnieen auseinandergezogen ausgeführt werden. Während das Bataillon Gallwitz gegen den weſtlichen Theil des Dorfes vorging, war das Bataillon Maliczewski gegen die Mitte deſſelben und ſpeziell die 8. Compagnie (Premierlieutenant Kruska) gegen den Kirchhof am Oſtende von Floing durch Oberſt v. Eberhardt dirigirt worden. Die Compagnieen dieſes Bataillons doublirten zum größten Theil in die Reihen der hier in heißem Gefecht ſtehenden 83er ein. Von allen Seiten mit Energie angegriffen, gab nun der Feind ſehr bald die nördliche Liſière auf. Sofort drang unſre Infanterie in Floing ſelber ein und warf die Weichenden tambour battant und unter Hurrah aus dem Dorfe hinaus. Das 5. Jäger-Bataillon erhielt jetzt die Weiſung, auf dem linken Flügel der 46er in das Feuergefecht, das ſich gegen die Höhe ſüdlich von Floing zu entſpinnen begann, einzugreifen.

Zu wiederholten Malen verſuchte der Feind, die verlorene, wichtige Poſition zurückzuerobern und namentlich beim Kirchhofe wieder in das Dorf einzudringen. Dieſe Verſuche wurden jedoch vom Premierlieutenant Kruska, deſſen Compagnie ſich durch Musketiere vom 83. Regiment, ſowie durch Mannſchaften vom 5. und 11. Jäger-Bataillon verſtärkt hatte, abgewieſen.«

Dies war um 12 oder doch nicht viel ſpäter. Etwa um dieſelbe Zeit wurde General v. Gersdorff am rechten Flügel unſrer Artillerie-Linie ſchwer verwundet und General v. Kirchbach übernahm das Commando über beide Corps.

Der Haupttheil des Kampfes ſtand an dieſer Stelle des Schlachtfeldes noch bevor. Wir kommen darauf zurück.

Ehe wir fortfahren, werfen wir einen Blick auf die Morgen- und Vormittags-Vorgänge beim Feinde.

Die Vorgänge beim Feinde

bis 12 Uhr.

Um 4 Uhr begann die Schlacht; um 6 Uhr kämpften Baiern und Sachſen auf der Linie Bazeilles-Lamoncelle-Daigny; die Garden ſtanden in Front von Givonne; unſer XI. und V. Corps hatte die Maas auf drei Brücken überſchritten.

Der Feind hielt die Stellungen, in denen wir ihn, innerhalb des Dreiecks Floing-Illy-Bazeilles (vgl. S. 483) bereits ſahen: das XII. Corps, Lebrun, zwiſchen Bazeilles-Lamoncelle, das I. Corps, Ducrot, zwiſchen Daigny-Givonne, das VII. Corps, Douay, zwiſchen Floing-Illy. Das V., Wimpffen, ſtand innerhalb dieſes Dreiecks in Reſerve, bereit an dieſer oder jener bedrohten Stelle einzugreifen. Innerhalb dieſes Dreiecks ſtanden auch die Cavallerie-Diviſionen.

Der Kampf tobte ſchon ſeit zwei Stunden, als Mac Mahon in der Nähe von Bazeilles inmitten des XII. Corps erſchien. Sein Plan — wie ſeitdem aus ſeinen eigenen Ausſagen vor der Kommiſſion vom 4. September bekannt geworden iſt — ging dahin: Bei Bazeilles durchzubrechen, die Baiern in die Maas zu werfen und dann Carignan, Montmedy, Metz zu erreichen.*)

---

*) Mac Mahon tritt mit dem Moment ſeiner Verwundung vom Schauplatz ab; mit in die Capitulation eingeſchloſſen, würde der »Tag von Sedan« ohnehin der letzte Tag ſeiner Oberbefehlshaberſchaft geweſen ſein. Es iſt deshalb hier vielleicht die Stelle, wo wir, Abſchied nehmend von ihm, ſeiner Führung der Armee vom Tage von Beaumont an noch einmal gedenken, um ſie, nach dem Maß unſerer Einſicht, zu beurtheilen. Alles handelte ſich ſeit dem letztgenannten Tage (30.) um die Frage des Entkommens. Nach unſrem Dafürhalten ſtellt ſich dieſelbe ſo:

1) Am 30. Auguſt Abends war nicht nur das vorläufige Entkommen überhaupt möglich, Mac Mahon hatte an dieſem Tage ſogar noch die Wahl wohin. Er konnte ſich rechts und links, öſtlich und weſtlich halten. Er wählte das Richtigere und dirigirte die Armee weſtwärts. Nach Oſten hin wäre er muthmaßlich nur bis Montmedy gekommen und

Das Ausweichen weſtlich über Mezieres hatte ſich ihm, wie wir glauben mit Unrecht, als unausführbar herausgeſtellt; ein Rettungsverſuch durch Ueberſchreiten der belgiſchen Grenze widerſtritt ſeiner (Mac Mahon's) militairiſchen Ehre.

So des Marſchalls eigene Ausſagen.

Ein Zwiſchenfall trat ein, der die Ausführung des Planes — wenn dieſer überhaupt beſtimmt und klar exiſtirte — auf etwa drei Stunden unterbrach. Als er von anderer Hand wieder aufgenommen wurde, waren inzwiſchen auch die letzten ſchwachen Möglichkeiten des Gelingens verloren gegangen.

Dieſer Zwiſchenfall war die Verwundung Mac Mahon's; 6¼ Uhr bereits war er durch einen Bombenſplitter getroffen worden. Von welcher Batterie (ſiehe die Anmerkung auf S. 494) der Schuß gefeuert wurde, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ermitteln geweſen. Der Marſchall glaubte zunächſt, er ſei nur leicht getroffen. Kaum aber war er vom Pferde geſtiegen, ſo befiel ihn eine Ohnmacht. Ein Arzt ging an die Operation, vielleicht nur an Unterſuchung der Wunde, wobei der Marſchall nochmals die Beſinnung verlor.

Zu ſich gekommen, ſuchte er, wem er den Oberbefehl übertragen ſolle. Er hatte die Wahl zwiſchen den Generalen Wimpffen und Ducrot. Sollte einfach nach der Anciennetät entſchieden werden, ſo mußte das Commando, wie bereits S. 477 hervorgehoben, an Wimpffen fallen; er war der ältere. Aber Wimpffen war erſt am 30. bei der Armee eingetroffen; er kannte weder das Terrain, noch die Lage der Dinge, noch die Stellung der Truppen. Dieſe Gründe, die durch mangelnde perſönliche Sympathie unter-

---

hätte zwiſchen Montmedy und Metz eine Niederlage erlitten. Nach Weſten hin hatte er völlig freie Hand und ſo gewiß er Sedan erreichte, ſo gewiß hätte er auch Mezieres und — Paris erreichen können.

2) Der Marſch von Mouzon-Carignan nach Sedan war alſo richtig. Aber in unglaublicher Verblendung ſetzte er ſich hier feſt, ſtatt am 31. Mittags, oder doch ſpäteſtens am 1. September bei Tagesanbruch den Weitermarſch gegen Weſten anzutreten.

3) Er ging (wenn wir ſeine eigenen Ausſagen als Fundament nehmen) noch weiter und nahm nun, am 1. September früh, den 36 Stunden vorher mit Recht aufgegebenen Plan einer Bewegung gegen Oſten wieder auf.

4) Wenn er zur Entſchuldigung anführen will, daß er ſich erſt am 1. früh, und zwar in Folge guter Manöver von Seiten ſeines Gegners, von der Unmöglichkeit eines Entkommens nach Weſten überzeugt und deshalb einen Durchbruch nach Oſten verſucht habe, ſo iſt darauf zu erwidern:

a) daß (am 1. früh) ein Entkommen nach Weſten, trotz aller ſich darbietenden Schwierigkeiten, doch immer noch eher möglich war als ein Durchbruch nach Oſten, und

b) daß unter allen Umſtänden er allein, durch unerklärliche Säumniß am 31., ſeinen eigenen, richtigen Plan (Bewegung nach Weſten) gefährdet, reſp. vernichtet habe.

5) Ging aber, wie aus der Proklamation des Kaiſers hervorzugehen ſcheint, ſein Plan, als er die Bewegung auf Sedan antrat, von Anfang an dahin, bei Sedan zu ſchlagen, ſo trifft ihn der Vorwurf, über die Stärkeverhältniſſe ſeines Gegners höchſt mangelhaft unterrichtet geweſen zu ſein.

ſtützt werden möchten, beſtimmten den Marſchall, den Oberbefehl dem zweitälteſten General, dem General Ducrot, zu geben, den er ſeit langer Zeit kannte und ſchätzte. Der Chef des großen Generalſtabes, General Faure, wurde demgemäß beauftragt, den General Ducrot aufzuſuchen, der ſich weiter nordwärts bei ſeinem Corps (dem I.) befand. Erſt nach Ablauf einer halben Stunde traf der Generalſtabschef den General auf dem Terrain zwiſchen Daigny und Givonne und machte ihm Mittheilung von dem Vorgefallenen. General Ducrot nahm an.

Ducrot, Oberbefehlshaber von 7 bis 8¼.

Dies war um 7 Uhr.

Die Erſetzung Mac Mahon's durch Ducrot, wie die Dinge ſich nachträglich unſerem Blicke darſtellen, war, vom franzöſiſchen Standpunkte aus angeſehen, mehr ein Glück als ein Unglück. Sie wurde erſt dadurch zu einem Unglück, daß Ducrot in ſeinem Commando nicht verblieb, vielmehr nach einem nur fünfviertelſtündigen Oberbefehl abermals einem Nachfolger Platz zu machen hatte. Nicht ſein Eintritt **in** das Commando, ſondern ſein Austritt **aus** demſelben ſchuf die Kataſtrophe, die nur er, weil ſein Plan der einzig richtige war, muthmaßlich im Stande geweſen wäre, partiell abzuwenden.

Der Plan Mac Mahon's war dahin gegangen: Durchbruch bei Bazeilles, Abzug auf Carignan.

Der Plan, den General Ducrot ſofort zu verwirklichen trachtete, lautete: Abzug über Illy (die einzige Stelle, wo die Mauſefalle noch offen war) und Flankenmarſch weſtlich auf Mezières.

Darauf hin traf er ſeine Vorkehrungen, erließ er ſeine Befehle. Dieſe gingen dahin, daß

von den vier Diviſionen des I. Corps die in zweiter Linie ſtehenden Diviſionen L'Herillier und Pelle,

von den drei Diviſionen des XII. Corps die bereits im Gefecht ſtehenden Diviſionen Grandchamp und Vaſſoignes

in Brigade-Echelons auf Illy abrücken, die Diviſionen Wolff, Lartigue und Lacretelle aber, unter vorläufiger Feſthaltung von Givonne, Daigny und Bazeilles, die Sicherung dieſes Abzuges übernehmen ſollten. Das VII. und V. Corps, die ſich zu dieſer Tagesſtunde noch keinem Feinde gegenüber ſahen, vermochten unſchwer dieſer Bewegung zu folgen.

So die Befehle General Ducrot's. Er ſah eben die Geſammt-Situation mit anderen Augen an wie Mac Mahon, und, wie wir bereits angedeutet haben, mit richtigeren.

Seinen Weiſungen wurde beim I Corps, das alſo bis zum Momente ſeiner Ernennung ſein Corps geweſen war, unverzüglich gehorſamt. Die Diviſionen L'Herillier und Pellé ſchwenkten links und ſchickten ſich an, ihren Abmarſch auf Illy anzutreten. Als aber der entſprechende Befehl an den General Lebrun gelangte, der mit ſeinem XII. Corps, ganz ſpeziell mit ſeiner Marine-Diviſion Vaſſoigne unter ziemlich günſtigen Verhältniſſen focht, wollte dieſer die errungenen Vortheile nicht gern aufgeben, fürchtete auch, durch eine Rückzugsbewegung mitten im Gefecht, deprimirend auf ſeine bis dahin mit großer Bravour ſich ſchlagende Truppe einzuwirken. Die Abzugs-Bewegung auf Illy gerieth dadurch ins Stocken. General Ducrot eilte zu Lebrun, ſetzte ihm die gebieteriſche Nothwendigkeit der ſchnellen Ausführung des Rückmarſches auseinander und befahl ſchließlich, denſelben ſofort anzutreten. General Lebrun unterwarf ſich nunmehr und erließ Ordres an die Diviſion Grandchamp, ſich ſtaffelweis aus der Bazeilles-Stellung zurückzuziehen.

Der Kaiſer, der, um etwa 7 Uhr auf dem Schlachtfelde eintreffend, bis auf die Höhe von Lamoncelle vorgeritten war und die dortige Stellung im heftigſten Feuer beſichtigt hatte,*) kehrte von dort (8 Uhr) auf kurze Zeit in die näheren Umgebungen der Stadt, wahrſcheinlich nach Balan zurück. Von hier aus bemerkte er zu ſeinem Erſtaunen den plötzlichen Abzug von Truppen, die er vor einer Viertelſtunde noch unerſchüttert und in ſtarken Stellungen geſehen hatte. Er ließ daher bei dem General Ducrot — zu deſſen Einſicht er im Uebrigen Vertrauen hegte — nach der Urſache dieſer Maßregel fragen. Die Antwort lautete dahin: »Der Feind amüſirt uns nur bei Bazeilles; er gedenkt uns von Norden her zu umfaſſen, um uns bei Illy die eigentliche Schlacht zu bieten. Ich laſſe deshalb die Rückzugsbewegung in voller Ordnung antreten, um die Armee zu concentriren.« Er hoffte, wie bereits S. 520 hervorgehoben, noch nord- und weſtwärts entſchlüpfen zu können. Der Kaiſer ließ ſich an dieſer Antwort genügen; zum Mindeſten blieb er ſeinem Grundſatze der Nicht-Einmiſchung getreu und verzichtete auf jede Durchkreuzung des Ducrot'ſchen Planes.

---

*) Der Kaiſer, wie General Pajol berichtet, hielt hier eine Stunde lang bei den Batterieen des Commandanten St. Aulaire. Mit ihm waren Dr. Corviſart und einige Perſonen des Stabes. Ordonnanzoffizier Capitain d'Hendecourt wurde hier an der Seite des Kaiſers getödtet. Die Haltung des Letzteren war all die Zeit über ſoldatiſch ruhig und bezeugte genugſam ſeine perſönliche Bravour. Anderſeits muß bemerkt werden, daß von einem »ſich an die Spitze ſtellen«, von einem »Vorführen kleiner oder größerer Abtheilungen« weder zu dieſer noch zu einer ſpäteren Stunde des Tages irgend etwas berichtet werden kann. Aus allerhand mißverſtandenen Notizen und Redewendungen iſt dieſe irrthümliche Annahme erwachſen. Man kann ziemlich genau verfolgen wie. In der Mittagsſtunde (wir kommen an ſpäterer Stelle im Text darauf zurück) trafen in Sedan einige Zeilen Wimpffen's ein, worin dieſer dem Kaiſer proponirte, ſich mit ihm (Wimpffen) an der Spitze einer Colonne alter Soldaten durchzuſchlagen. Der Kaiſer lehnte ab. Es ſcheint jedoch, als ob das, was Wimpffen lediglich vorſchlug, und noch dazu erfolglos vorſchlug, dem Kaiſer nachträglich als etwas durch ihn perſönlich Geſchehenes und thatſächlich Ausgeführtes angerechnet werden ſei, wozu die bekannte Anfangszeile des an König Wilhelm gerichteten kaiſerlichen Handſchreibens: »N'ayant pu mourir au milieu de mes troupes« das ihrige beigetragen haben mag. Wir können nur wiederholen, die Haltung des Kaiſers war ausreichend, ja mehr als das, aber eine Scene, die an den berühmten Waterloo Moment des erſten Napoleons inmitten ſeiner zum letzten Sturm vorrückenden Garden hätte erinnern können, iſt nicht vorgekommen.

Wimpffen übernimmt das Commando 8½ Uhr.

Der Kaiſer verzichtete auf jede Durchkreuzung des Ducrot'ſchen Planes,« — nicht ſo General v. Wimpffen. Dieſer war nicht blos der älteſte commandirende General (woraus ſich immer nur Anſprüche von ziemlich zweifelhaftem Werth hätten herleiten laſſen), er war vor allem auch, wie wir wiſſen, mit einer eventuellen, vom Kriegsminiſter Grafen Palikao herrührenden Ernennung eingetroffen, die für den Fall eines Unglücks, wie es nun wirklich eingetreten war, ihn autoriſirte, ſich an die Spitze der Armee zu ſtellen. General v. Wimpffen, bei ſeinem Eintreffen in Sedan, hatte den Fehler begangen, von dieſer Ernennung Niemandem Kenntniß zu geben, weder dem Kaiſer noch Mac Mahon.*) Auch die Ernennung Ducrot's zum Commandirenden, von der er, gleichzeitig mit der Nachricht von der Verwundung Mac Mahon's, um 7½ Uhr Kenntniß erhielt, hatte ihn zunächſt nicht beſtimmt, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Erſt als er Ordres gegeben und ausgeführt ſah, die er nach Lage der Sache (wie ihm ſich dieſelbe darſtellte) theils für unnöthig, theils für gradezu unheilvoll anſah, erachtete er es für eine patriotiſche Pflicht, ſeine Ernennung zur Kenntniß zu bringen und Bewegungen zu hindern, die ihm gleichbedeutend mit Aufopferung einer in jenem

---

*) Zu dieſem Schweigen über ſeine eventuelle Ernennung hatte er freilich, alles wohl erwogen, nur allzu guten Grund gehabt. Wie S. 476 bereits hervorgehoben, traf er in Sedan ein, um de Failly im Commando des V. Corps zu erſetzen. Dies gab ihm ſchon keine angenehme Poſition. De Failly war tief verletzt. Der Ungrund der unmittelbar nach Wörth gegen ihn erhobenen Anklagen hatte ſich mittlerweile herausgeſtellt; nun ſollte er doch zurücktreten, blos weil die pariſer Gamins in ihrer Kenntniß der Thatſachen noch um drei Wochen zurück waren. Wimpffen wurde alſo von einem ganz erheblichen Bruchtheil der Armee, auch Generale mit eingeſchloſſen, von Anfang an wie eine Art Eindringling angeſehen. Dies mußte er nothwendig empfinden und empfand es. Sollte er nun dieſe ohnehin ſchwierige Lage gleich im erſten Moment ſeines Auftretens dadurch noch ſchwieriger machen, daß er Mac Mahon erklärte: … »und auch Sie, Herr Marſchall, habe ich Auftrag, im Commando zu erſetzen, ſobald Ihnen etwas Menſchliches zuſtößt.« Solcher Aufträge ſich zu entledigen, iſt ſelbſt für eine reſolute Natur nicht immer leicht. Namentlich auch nicht immer klug. Es hätte in dieſem Falle nur Eiferſüchtelei geſchaffen und aller Wahrſcheinlichkeit nach um nichts, denn wer konnte am Abend des 31. annehmen, daß eine der erſten Granaten des folgenden Tages den Commandirenden der Armee treffen würde.

Augenblick eher günſtig als ungünſtig ſtehenden Sache ſchienen. Es macht den Eindruck, daß er nur das Allernächſte im Auge hatte (bei Bazeilles ſtanden die Sachen leidlich),*) daß er aber völlig blind war für das, was ſich in großartigen Zügen um ihn her vorbereitete, und ſicher und unerbittlich wie das Verhängniß, ihn mit eiſernen Armen zu umſpannen begann. In gutem Glauben, eine voreilige, durch nichts motivirte Rückwärtsbewegung vor ſich zu ſehen, warf er ſich den aus ihrer Bazeilles-Poſition eben abziehenden Regimentern der Diviſion Grandchamp entgegen, legitimirte ſich ihnen als ernannter Oberfeldherr »der Armee von Chalons« und gab ſofort Befehl, in die alten, eben aufgegebenen Stellungen zurückzukehren. Dies war um 8¼ oder doch nur wenig ſpäter.

General Ducrot, der perſönlich beim I. Corps, alſo etwa in Höhe von Givonne verblieben war, ſah mittlerweile nach rechts, von woher er das brigadenweiſe Abziehen des XII. Corps mit Spannung erwartete. Statt deſſen traf überraſchend eine ſchriftliche Meldung des Generals Wimpffen bei ihm ein, worin dieſer ihm mittheilte, daß er (Wimpffen) ſeitens des Kriegsminiſters Palikao zur Uebernahme des Commandos, für den Fall, daß Marſchall Mac Mahon von einem Unfall betroffen werde, autoriſirt worden ſei. Indem er es ſich vorbehalte, nach der Schlacht mit dem General noch weitere mündliche Rückſprache zu nehmen, bemerke er doch ſchon jetzt, daß er das Aufgeben der Stellung Bazeilles-Givonne in einem Augenblick, wo der Feind hier keine Fortſchritte mache, nicht gutheißen könne. Er habe daher abziehende Regimenter des XII. Corps in ihre alten Poſitionen zurückbeordert. Unter ſchmeichelhaften Ausdrücken über die Kriegserfahrung des General

---

*) Dies »leidlich ſtehen der Sachen in Bazeilles« wurde verhängnißvoll für Wimpffen und die Armee. Wimpffen ſoll nämlich im erſten Moment, als er von Ducrot's Ernennung hörte (und zwar in einem Moment, wo die Dinge in Bazeilles noch nicht ſo gut ſtanden, wie eine Stunde ſpäter) die Aeußerung gethan haben: »Ich habe zwar einen Dienſtbrief, aber ich habe Luſt, es Ducrot zu überlaſſen ſich herauszubeißen.« Das war um 7 Uhr. Um 8 fing die Marine-Diviſion an zwiſchen Bazeilles und Lamoncelle Terrain zu gewinnen, und auf dieſe Wahrnehmung hin, ſo wird erzählt, habe Wimpffen ſeine Abſicht geändert und den Entſchluß gefaßt, nun doch das Obercommando zu übernehmen. Er wollte ſeinen Namen an keine Niederlage, aber deſto lieber an einen Sieg heften. Wie viel an dieſen Dingen Wahrheit iſt, ſtehe dahin. Mac Mahon ſelbſt hat vor der Unterſuchungs-Commiſſion dieſer umlaufenden Gerüchte erwähnt. Uns erſcheinen ſie nur partiell glaubhaft. Daß Wimpffen den obigen Ausſpruch gethan, iſt eher anzunehmen, als nicht. Er wollte es wirklich dem General Ducrot überlaſſen. So weit gehen wir mit, aber wir glauben nicht an das kleinlich perſönliche Motiv, das den General Wimpffen beſtimmt haben ſoll, ſeinen urſprünglichen Entſchluß zu ändern. Nicht eitler Siegeswahn, den er allerdings eine Stunde ſpäter zur Schau ſtellte, leitete ihn dabei, ſondern die ehrliche, wenn auch grundfalſche Anſicht, daß der Ducrot'ſche Plan zum Verderben führen müſſe. Der Ducrot'ſche Plan, wie wir verſchiedentlich hervorgehoben, war die Rettung. Dies nicht erkannt zu haben, war Wimpffen's Fehler, aber kein moraliſcher Fehler, ſondern Mangel an Einſicht.

Ducrot ſchloß das Schreiben mit der Aufforderung, das I. Corps in der ihm zugewieſenen Gefechtslinie bei Givonne zu belaſſen und das rechts neben ihm fechtende XII. Corps lebhaft zu unterſtützen. Dieſer Brief Wimpffen's, um etwa 8½ Uhr geſchrieben, kam ohngefähr um 8¾ zu Händen Ducrot's.

General Ducrot begab ſich nach Empfang dieſes unerwarteten Schreibens ſofort zu dem General v. Wimpffen. Er erklärte demſelben, daß er ſich ſeinem Befehle unterſtellen wolle, bemerkte aber zugleich, daß er den Feind und deſſen Abſichten beſſer zu kennen glaube und beſchwor ihn um des Wohles der Armee willen, die Rückzugsbewegung auf Illy weiter fortſetzen zu laſſen, da bereits nach zwei Stunden dies nicht mehr möglich ſein würde. Zur Beſtätigung ſeiner Befürchtung, daß das I. Corps auf ſeinem linken Flügel bald umgangen ſein werde, theilte er dem General ein Schreiben des Maires von Villers-Cernay mit, worin ihm dieſer den Durchmarſch ſtarker feindlicher Maſſen meldete. Alles umſonſt. Der neue Oberbefehlshaber beharrte bei ſeiner entgegengeſetzten Anſicht. Er ſähe — ſo etwa replicirte er — die Nothwendigkeit eines Rückzuges nicht ein; dem VII. Corps ſtehe nur feindliche Cavallerie gegenüber (was zu der Stunde des Tages freilich noch richtig war) und das XII. und I. Corps ſeien ſtark genug, um Alles ecraſiren zu können, was der Feind ihnen entgegenſtelle.*) General Lebrun, der dieſem Zwiegeſpräch beiwohnte, trat, in ausſchließlicher Erwägung der kleinen Vortheile, die ſein Corps errungen hatte, mehr auf die Seite Wimpffen's als Ducrot's, ſo daß dieſer, ſchließlich ſich unterordnend, mit der Zuſage zu ſeinem I. Corps zurückkehrte, die bereits abgerückten Diviſionen L'Herillier und Pelle in ihre alten Stellungen zurückbeordern zu wollen.

Dies war um etwa 9 Uhr oder wenig ſpäter. In gewiſſem Sinne war das Einrücken Wimpffen's in das Obercommando nichts anderes, als die Wiederaufnahme des Mac Mahon'ſchen Plans, der durch die fünfviertelſtündige oder ausgedehnteſten Falls durch die zweiſtündige »Epiſode Ducrot« blos unterbrochen worden war. Wimpffen erwies ſich nur um eben ſo viel zuverſichtlicher, als er unvertrauter mit der thatſächlichen Lage und mit der doppelt überlegenen Kraft des ihm gegenüberſtehenden Feindes war. Mac Mahon hatte bei Bazeilles nur ſiegen wollen, um ſeiner Armee an dieſer Stelle den Durchbruch zu ermöglichen; Wimpffen gab ſich, wenigſtens auf kurze Zeit, dem Wahne hin, auf der Linie Bazeilles-Givonne überhaupt einen Sieg erringen zu können. Er wollte den Sieg nicht um des Rückzugs, er wollte den Sieg um des Sieges willen.

---

*) Ducrot, in ſeinem Buche »La Journée de Sedan« giebt die Unterredung, die er mit Wimpffen führte, wie eine dramatiſche Scene. Der Schluß iſt der folgende: Wimpffen: Faſſen wir all unſere Anſtrengungen zuſammen, um Alles zu ecraſiren, was Lebrun vor ſich hat. Ducrot: Aber dieſe feindliche Infanterie, die ſeit frühem Morgen Francheval und Villers-Cernay paſſirt, wohin marſchirt ſie, wenn nicht nach Illy? Wimpffen: Illy? Was iſt Illy? Ducrot: Ah! Sie wiſſen nicht, was Illy iſt. Nun ſehen Sie hier. (Er entfaltet eine Karte.) Hier iſt die Maasſchleife, die, gegen Norden ausbiegend, nur einen ſchmalen Raum zwiſchen dem Fluß und der belgiſchen Grenze läßt. Nur an einem Punkt können wir durch, — das iſt Illy. Wenn der Feind ihn ſchließt, ſind wir verloren. Wimpffen (kaum einen Blick auf die Karte werfend): Gut, gut; aber im Augenblick iſt Lebrun im Vortheil und wir müſſen davon Nutzen ziehen. Was uns Noth thut, iſt nicht ein Rückzug, ſondern ein Sieg. Ducrot: Ein Sieg! Nun, ſeien wir froh, wenn wir am Abend noch einen Rückzug haben.

Uebrigens muß auch hier wieder, wie mit Rückſicht auf ſo viele andere Vorgänge, bemerkt werden, daß die Stimmungen beſtändig wechſelten und daß der Leſer an Inconſequenzen keinen Anſtoß nehmen muß. Wir ſehen dabei ganz ab von dem Widerſpruchsvollen der Berichte ſich gegenüberſtehender Parteien und Perſönlichkeiten; nein, auch die einzelnen Berichterſtatter widerſprechen ſich beſtändig in Bezug auf ihre eigenen Angaben. Wimpffen namentlich wechſelte von Stunde zu Stunde. Während er (wir legen ſeine eigenen Worte zu Grunde) am Vorabend der Schlacht an Melas und Marengo dachte und die Ruhe und Sicherheit Mac Mahon's nicht begreifen konnte, rechnete er um 8 Uhr früh ſelber auf Sieg und verwarf jeden Gedanken an Rückzug. Ebenſo widerſpruchsvoll verhielt er ſich mit Rückſicht auf den linken Flügel der Armee (Douay), und während er ſein Buch zum großen Theile geſchrieben hat, um der Welt zu beweiſen, daß ein Abzug über Illy von 5 Uhr früh, jedenfalls aber von 8 Uhr an nicht mehr möglich war, betonte er noch um 9 Uhr, daß dem Corps Douay nur feindliche Cavallerie gegenüberſtehe. Dieſe Widerſprüche erſchweren die Behandlung dieſer Dinge außerordentlich, und verſtimmen nicht nur den Leſer, ſondern auch namentlich den Darſteller, der zu allem Uebrigen noch ſehr wohl weiß, daß dieſe Inconſequenzen nicht den handelnden Perſonen, ſondern ihm angerechnet werden.

Der Kaiſer war nicht zugegen, als die vorſtehend mitgetheilte Unterredung zwiſchen Wimpffen und Ducrot ſtatthatte. Er ließ, als er Kunde davon erhielt, abermals alles geſchehen, ohne ſeine muthmaßlich beſſere Einſicht zur Geltung zu bringen. Wenn er im erſten Augenblick die Maßnahmen Ducrot's, die ſich in Widerſtreit mit Mac Mahon ſetzten, mit einem gewiſſen Mißtrauen betrachtet hatte, ſo mißtraute er dem, was ſich nun zu vollziehen begann (trotzdem es, wenigſtens äußerlich, eine Wiederaufnahme der Mac Mahon'ſchen Action war) doch noch in weit höherem Grade. Denn mit vollem Rechte ſah er in dem beſtändigen Hin und Her der oberſten Befehlsgebung nicht nur an und für ſich ein ſchweres Unglück, eine Zerbröckelung der Kraft, eine Lockerung der Disciplin — er mochte auch über dieſe Allgemein-Erwägungen hinaus innerhalb der letzten zwei Stunden erkannt haben, daß das von Ducrot Gewollte das allein Richtige war. Er fand noch Gelegenheit, dem neuen Oberfeldherrn (Wimpffen) dieſe Anſchauung wenigſtens zu erkennen zu geben. Das war zwiſchen 9 und 10.

Um dieſe Stunde beritt der Kaiſer abermals das Schlachtfeld. Auf dem Terrain weſtlich von Daigny traf er den General Wimpffen, der eben von Balan kam. »Wie ſteht die Schlacht?« fragte der Kaiſer. Der General antwortete: »Sire, die Dinge gehen ſo gut wie irgend möglich und wir gewinnen an Terrain.« Auf die nun folgende Bemerkung des Kaiſers, daß Meldung eingegangen ſei, ein ſtarkes feindliches Corps umgehe bereits die franzöſiſche Linke, erwiderte Wimpffen, ohne in ſeiner Zuverſicht erſchüttert zu werden: »Gut! deſto beſſer; man muß ſie gewähren laſſen; wir werden ſie in die Maas werfen und die Schlacht gewinnen.« Auch in dieſem Satze wieder — wir verweiſen dabei auf unſere auf der vorſtehenden Seite gemachte Bemerkung — muß man nicht nach Logik forſchen wollen. Es wurde geſprochen, um überhaupt etwas geſagt zu haben; ein Schuß ins Blaue; in Form einer Antwort die Vermeidung einer Antwort.*) Die Correctheit der Worte wird uns durch eine Geſammt-Erklärung der Generaladjutanten des Kaiſers verbürgt. Die Erklärung trägt die Unterſchriften: Fürſt de la Moskwa, Caſtelnau, de Vaubert, Graf Reille, Vicomte Pajol.

Eine zweite Begegnung zwiſchen dem Kaiſer und General Wimpffen fand auf dem Schlachtfelde nicht ſtatt. Der Kaiſer nahm aber noch einmal Gelegenheit, ſeine immer wachſenden Bedenken dem Commandirenden wenigſtens durch eine Meldung zur Kenntniß zu bringen. Dies geſchah in Folge einer Scene, über die General Pajol wie folgt berichtet. »Wir waren eben, in Nähe des Bois de la Garenne, eine Höhe hinangeritten, um einen Ueberblick zu gewinnen, als ein Chaſſeur-Offizier von der Diviſion des Generals Goze aus den Reihen trat und zum Kaiſer ſagte: »»Sire, ich bin hier zu Hauſe und kenne die Gegend vollkommen; wenn der Wald von La Garenne umgangen iſt, iſt die Armee eingeſchloſſen und wir befinden uns in der bedenklichſten Lage.«« Dieſe Worte, fährt General Pajol fort, verfehlten nicht ihres Eindruckes auf uns Alle. Der Kaiſer ließ dem General Wimpffen ſofort Mittheilung davon machen. Aber dieſer, voll derſelben Zuverſicht, die er eine halbe Stunde vorher im Geſpräch mit dem Kaiſer gezeigt hatte, antwortete dem Ordonnanz-Offizier: »»Sagen ſie dem Kaiſer, er möge beruhigt ſein; in zwei Stunden habe ich ſie in die Maas geworfen.«« General Caſtelnau, ſo ſchließt Pajol ſeine Mittheilung, drückte mir, als der Ordonnanz-Offizier dieſe Antwort Wimpffen's überbrachte, die Hand und ſagte: »Gott gebe, daß wir nicht hineingeworfen werden.«

---

*) Wimpffen ſelbſt giebt in ſeinem Buche, das natürlich manches modelt und variirt, die Antwort anders: »Nous allons d'abord nous occuper de jeter les Bavarois à la Meuse, puis avec toutes nos troupes, nous ferons face à notre nouvel ennemi.« In dieſer Faſſung iſt die Antwort wenigſtens zu verſtehen, überhaupt erſt eine wirkliche Antwort.

Bald nach dieſer Scene wandte der Kaiſer ſein Pferd, um, nach etwa dreiſtündigem Aufenthalt auf dem Schlachtfelde, nach Sedan zurückzukehren. Auf dem Wege dahin wurden bereits Unordnungen ſichtbar; einzelne Abtheilungen, die einem dreifachen Artilleriefeuer von Nordweſt, Oſt und Süd her ausgeſetzt geweſen waren, drängten links und rechts neben der kaiſerlichen Suite der Feſtung zu. Es mochte jetzt 11 Uhr ſein oder vielleicht erſt zwiſchen 10 und 11. Das Artilleriefeuer wuchs von Minute zu Minute. Als der Kaiſer den Turenne-Platz erreichte, ſchlug in Nähe deſſelben eine Granate ein, deren einer Splitter den General de Courſon de Villeneuve vom Pferde warf, während ein anderer den Prinzen von der Moskwa leicht verwundete. Einzelne Fuhrwerke gingen durch und vermehrten die Verwirrung.

Der Kaiſer hielt ruhig zu Pferde, ruhig, — faſt apathiſch. Er war körperlich und geiſtig erſchöpft. In ſeiner Seele mochte er leſen: Des Kaiſerreiches letzter Tag!

Der Gang der Schlacht

von 12 bis 6 Uhr.

Wir ſchreiten nun zur Darſtellung der zweiten Hälfte der Schlacht.

Um 12 Uhr war der Kreis geſchloſſen, ein Entkommen nicht mehr möglich; im günſtigſten Falle konnte es kleineren Abtheilungen gelingen, an dieſer oder jener Stelle bei Illy, Givonne oder Bazeilles ſich durchzuwinden oder durchzuſchlagen. Erſteres glückte auch; gegen 5000 Mann entkamen nordwärts und überſchritten größtentheils die belgiſche Grenze.

Der Kreis war geſchloſſen, ſo ſagten wir; es war ein Feuerkreis: mehr als 500 Geſchütze überſchütteten ein Terrain von kaum einer halben Quadratmeile mit ihren Geſchoſſen.*)

Die Artillerie-Aufſtellung war um 12 Uhr und in den Nachmittagsſtunden die folgende:

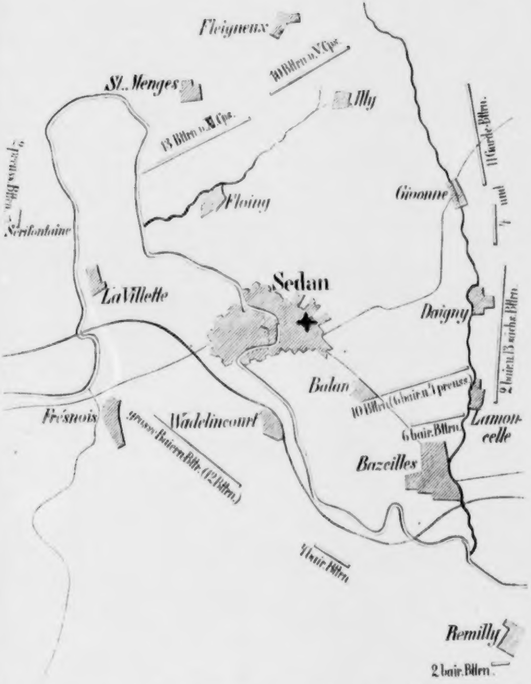
Zwiſchen Balan und Lamoncelle, Front gegen Norden, 6 baieriſche und 4 preußiſche Batterieen, zuſammen 60 Geſchütze; (in zweiter Reihe dahinter 6 baieriſche Batterieen, die aber nicht mehr in Action traten).

Bei Lamoncelle, Front gegen Weſten, 2 baieriſche und 13 ſächſiſche Batterieen, zuſammen 90 Geſchütze.

Bei Givonne, Front gegen Weſten, 4 und 11 Garde-Batterieen, zuſammen 90 Geſchütze.

---

*) Allein die Batterieen des 2. baieriſchen Corps (des einzigen, von dem uns beſtimmte Angaben vorliegen) verfeuerten an dieſem Tage zwiſchen 4 und 5000 Granaten. Wenn wir — wahrſcheinlich viel zu gering — jedes andere Corps mit nur 3000 Schuß berechnen, ſo fielen in einem Zeitraum von zwölf Stunden über 20,000 Granaten auf das »Plateau von Illy« und ganz beſonders auf das Bois de la Garenne und ſeine unmittelbare Umgebung nieder. Das ganze »Plateau von Illy« iſt ein gleichſchenkliges Dreieck, von deſſen drei Seiten jede 5000 Schritt lang iſt, alſo etwa ein Terrain wie unſer Thiergarten bis zum Hippodrom, die Linie vom Hamburger bis zum Anhalter Bahnhof als Sohle des Dreiecks. Man denke ſich ein ſolches mit 80,000 Mann beſetztes Plateau durch 20,000 Granaten gefegt.


Fleigneux
10 Bttrn v. V. Cps.
St. Menges
Illy
13 Bttrn v. XI Cps.
2 Cav. Bttrn.
Serifontaine
Floing
Givonne
11 Garde-Bttrn.
und
4
La Villette
Sedan
Daigny
2 bair. u. 13 sächs. Bttrn.
Balan
10 Bttrn (6 bair. u. 4 preuss.)
Lamoncelle
6 bair. Bttrn.
Bazeilles
Frésnois
Wadelincourt
grosse Baiern Bttr. (12 Bttrn)
4 bair. Bttrn
Remilly
2 bair. Bttrn.

Bei **St. Menges** und **Fleigneux**, Front gegen Süden, 13 Batterieen vom XI. und 10 Batterieen vom V. Corps, zuſammen 138 Geſchütze.

Bei **Serifontaine** (außerhalb der Maasſchleife) Front gegen Oſten, 2 Batterieen der 4. Cavallerie-Diviſion, zuſammen 12 Geſchütze.

Bei **Fresnois**, Front gegen Norden, die »große Baiern-Batterie« vom 2. baieriſchen Corps, 12 Batterieen, zuſammen 72 Geſchütze.

Bei **Remilly**, ſüdlich und weſtlich des Dorfes, Front gegen Norden, 6 baieriſche Batterieen, zuſammen 36 Geſchütze.

Total (unter Ausſchluß der 6 baieriſchen Batterieen, die, in zweiter Reihe bei Balan ſtehend, nicht zum Feuern kamen) 498 Geſchütze.*)

Dieſe nahezu 500 Geſchütze feuerten. Sedan, wie es eine Umgehungs-Schlacht war, war auch eine Artillerie-Schlacht. Beides im größten Styl. Die Infanterie-Vorſtöße erfolgten, um der Sache ein Ende zu machen. Sie geſchahen vorzugsweiſe durch

die 23. (ſächſiſche) Diviſion;
die 1. Garde-Diviſion;
die 22. Diviſion vom XI. und
die 19. Brigade vom V. Corps.

Wir wenden uns dieſen Actionen zu.

Die 23. (ſächſiſche) Diviſion

von Lamoncelle bis Givonne.

Gleich nach 12, als die Spitzen des IV. Armee-Corps zwiſchen Bazeilles und Lamoncelle ſichtbar wurden, trat die 23. Diviſion, die bis dahin bei Lamoncelle die rechte Flanke des I. baieriſchen Corps gedeckt hatte, den ihr ſeitens des Generalkommandos aufgegebenen Abmarſch gegen Norden an. (Vgl. S. 505.) Sie marſchirte in zwei Colonnen:

Die 45. Brigade, Grenadier-Regimenter 100 und 101, in einem tiefen, bewaldeten Thalgrunde am weſtlichen Ufer des Givonne-Baches;

die 46. Brigade, Regimenter 102 und 103, am öſtlichen Ufer des Baches, in der linken Flanke durch das Schützenregiment (108) und zwei Batterieen gedeckt.

Nur noch die 45. Brigade trat in ziemlich erhebliche Kämpfe ein. Sie erreichte um 1 Uhr Daigny, das, wie wir wiſſen, bereits am Morgen von Abtheilungen der 24. Diviſion genommen und beſetzt worden war. In Nähe von Daigny ſtand auch der linke Flügel der 2. Garde-Diviſion, wahrſcheinlich Regimenter Franz und Eliſabeth. Daigny ſelbſt war nur Etappe für die 45. Brigade; ſie hatte weiter aufwärts bis Givonne zu rücken. Auf dieſem Marſche ſtieß die Tête der Brigade auf ſtarke Haufen verſprengter feindlicher Infanterie, die hier namentlich den weſtlichen Rand des Thalweges beſetzt hielten. Das Flankenfeuer dieſer verſprengten Abtheilungen war ſo unbequem, daß die Hälfte der Brigade ſchließlich rechts ausbiegen mußte, um ſich vor nutzloſen Verluſten zu ſchützen, während die andere Hälfte links ſchwenkte, um die dicht beſetzten Abhänge zu ſtürmen. Nach verzweifeltem Widerſtande wurde der Feind (namentlich Zuaven vom 3. Regiment) aus den Büſchen heraus und die Höhe hinauf getrieben, wo er dem Feuer unſrer Garde-Artillerie zum Opfer fiel. Dem 1. Bataillon vom ſächſiſchen Leibgrenadier-Regiment hatten ſich ſchon vorher, bei dem Erſtürmen der Höhe, zwei franzöſiſche Bataillone gefangen gegeben.

---

*) Im Weſentlichen werden dieſe Angaben richtig ſein. Sie ſind den mehrcitirten Werken: Helvig (1. baieriſches Corps), Heilmann (2. baieriſches Corps), Stieler von Heydekampf (V. Corps), R. Lindau (Garde-Corps) und Borbſtädt (Krieg von 1870) entnommen. Die Schwierigkeit einer ganz beſtimmten Feſtſtellung ſowohl der Zahlen wie der Poſitionen entſteht daraus, daß die Batterieen ihre Stellung oft wechſelten, namentlich die baieriſchen, denen man — ein Beweis ihrer beſonderen Rührigkeit und trefflichſten Verwendung — an den verſchiedenſten Orten begegnet. In Folge davon mögen ſich in die vorſtehenden Angaben einige Irrthümer eingeſchlichen haben, doch ſind ſie ſicherlich nur gering und gehen ſchwerlich über 2, höchſtens 4 Batterieen hinaus.

Die 45. Brigade trat nach dieſem Zwiſchenfall ihren weiteren Vormarſch in nördlicher Richtung an und erreichte um etwa $2\frac{1}{2}$ Uhr Givonne, wo ihr der Befehl zuging, die Sicherung des gleichnamigen Defilées (von Givonne) zu übernehmen. Sie nahm demgemäß auf dem weſtlichen Höhenrand ihre Stellung, während die 46. Brigade und die ebenfalls bis Givonne gefolgte 24. Diviſion auf der öſtlichen Seite des Defilées verblieben.*)

Es kam an dieſer Stelle des Schlachtfeldes zu keinen ernſtlicheren Kämpfen mehr, einen einzigen feindlichen Vorſtoß, bald nach 3 Uhr, abgerechnet, den die 45. Brigade in brillanter Haltung abwies und auf den wir weiterhin, bei Schilderung der letzten Momente der Schlacht, zurückkommen.

Die erſte Garde-Diviſion

von Givonne bis in das Bois de la Garenne.

Wir verließen die Garden um 12 Uhr, in eben dem Moment, wo Prinz Auguſt von Würtemberg den Befehl gegeben hatte, öſtlich von Givonne, am Abhange der dort gelegenen Höhen, 11 Batterieen in eine große Batterie zu vereinigen und das von feindlicher Infanterie beſetzte Bois de la Garenne, ſo wie die lichten Stellen, die ſich in daſſelbe einſchieben, zum Zielpunkt zu nehmen. [Der Leſer wolle die Karten auf S. 483, S. 490 und S. 529 benutzen.]

Auf dieſen lichten Stellen des Plateaus erſchienen eben jetzt tiefe feindliche Colonnen, die, von Floing und Illy her, vor dem Anſturm unſeres

---

*) An dieſer Stelle hielt auch der Kronprinz von Sachſen, Commandirender der Maas-Armee. An ſeiner Seite fiel (entweder hier, oder ſchon vorher auf dem Terrain zwiſchen Lamoncelle und Daigny) Oberſtlieutenant Pemberton von der ſchottiſchen Füſilier-Garde, als Times-Berichterſtatter dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Sachſen attachirt.

XI. und V. Corps weichend, unter geſchickter Ausnutzung des kahlen aber coupirten Terrains Schutz ſuchten. Umſonſt.

»Ein verheerender Regen von Geſchoſſen« — ſo ſchreibt ein Augenzeuge — »empfing ſie und trieb ſie in das Gehölz. Aber auch dort war keine Sicherheit für ſie. Ueberall erreichten ſie die Granaten der Garde-Artillerie und jagten ſie aus dem Wald auf die »lichten Stellen« und von den lichten Stellen in den Wald zurück. Jetzt erſchien auf dieſem Punkte auch Infanterie, ungeduldig, am Gefecht theilzunehmen und den Sieg vollſtändig zu machen. Es war die 1. Garde-Diviſion. Die Bataillone der Avantgarde erklommen von Givonne aus die von den feindlichen Truppen noch beſetzten Höhen; Abtheilungen der Garde-Jäger gelang es, ſich den Franzoſen bis auf kurze Entfernung ungeſehen zu nähern. Dieſe, als fühlten ſie ſich durch den Anblick eines ſichtbaren Feindes ermuthigt, — gegen die Artillerie, von der ſie ſo lange und ſchwer gelitten, waren ſie ohnmächtig geweſen — ſtürzten der Infanterie wüthend entgegen. Aber wenige Minuten genügten, um zu zeigen, was die feſte Ruhe unſerer Schützen vermag. Wie hingemäht ſanken die Franzoſen unter ihrem mörderiſchen Feuer. Die Ueberlebenden verſchwanden wieder im Dunkel des Bois de la Garenne und das Gefecht durfte auf dieſem Punkte als beendet betrachtet werden.

Es war 2½ Uhr als der commandirende General, Prinz Auguſt von Würtemberg, ein allgemeines Vorrücken anordnete. Zweck dieſer Bewegung war, den Feind aus ſeinem letzten Halt, dem Bois de la Garenne, zu vertreiben. Den commandirenden General mit lautem Hurrah begrüßend, bereitete ſich die Garde-Artillerie, die an dieſem Tage ſo Bedeutendes gewirkt, zum Vormarſch vor. Aber ſchon auf halbem Wege wurde es klar, daß das Werk des Tages vollendet ſei. In dem Thal zwiſchen dem Bois de la Garenne und den ſoeben von der Garde verlaſſenen Poſitionen wimmelte es von franzöſiſchen Uniformen; aber wir fanden nicht mehr gefechtsfähige Männer, wie ſie uns ſeit frühem Morgen gegenübergeſtanden hatten; es waren arme, kampfesmüde, entwaffnete Gefangene. Der Premierlieutenant von Trotha, der ſie führte, ſtellte ſie dem commandirenden General vor. An der Spitze des unüberſehbar langen Zuges ſtanden die Offiziere, darunter viele hohen Ranges. Es war ein ergreifender Anblick, die tapferen Männer ſo gänzlich niedergeſchlagen und elend zu ſehen. Der Prinz Auguſt richtete einige Worte des Troſtes an ſie, wie ſie der Moment ſeinem edlen Herzen eingab; dann ritt er grüßend an den Beſiegten vorüber. Die Anzahl der an dieſer einen Stelle von der Garde Gefangenen wurde auf 4000 geſchätzt. Sie hielten den ganzen Weg beſetzt und der Stab des commandirenden Generals mußte ſich buchſtäblich an den ſpalierbildenden Feinden vorbeidrängen, um zu den Höhen zu gelangen, auf denen ſich einzelne Diviſionen des 1. franzöſiſchen

Corps bis zum letzten Augenblick gehalten hatten. Dort ſah es entſetzlich aus: Todte und Verwundete bedeckten das weite Feld und zeugten furchtbar für die Macht unſerer Waffen. Elend ringsum.

Welch anderes Bild boten dem gegenüber die Unſeren! Die Truppen beſtaubt, erhitzt, die Helme zerſchlagen, die Uniformen zerriſſen, zogen mit klingendem Spiel leichten ſchnellen Schrittes vorüber, als gälte es, das blutige Werk des Tages, das ſie vollbracht, erſt zu beginnen. Beim Anblick des commandirenden Generals, der, am Wege ſtehend, die defilirenden Bataillone begrüßte, brachen ſie in einen Jubel aus, der den Kanonendonner, das Flintenfeuer und die Muſik übertönte und der erſt mit dem letzten vorbeigehenden Soldaten endete. Dann folgten von Neuem lange Züge von Gefangenen. Die Garde-Füſiliere*) brachten dort mehrere Tauſend ein. Einer der preußiſchen Soldaten trug die eroberte Fahne des 17. franzöſiſchen Linienregiments. Auf der gelben Seide ſtanden die Namen von Auſterlitz, Jena und Borodino.

---

*) Die Garde-Füſiliere hatten bei dem Vorgehen an dieſer Stelle die Tête gehabt und die Mühen und Opfer des Kampfes, ſo weit die Garde (mit Ausſchluß der Artillerie) in Betracht kommt, waren ihnen beinahe ausſchließlich zugefallen. Dieſe Mühen und Opfer waren nicht gering, obſchon die Dauer des eigentlichen Kampfes (größtentheils Mann gegen Mann) nicht viel über eine Viertelſtunde hinausgehen mochte. Es war dies das Zuſammentreffen mit dem Feinde im Bois de la Garenne, vielleicht eines der größten und zugleich blutigſten Pêle-Mêle-Gefechte, die je geführt worden ſind. In den anderthalb Stunden von 1 bis 2½ drängte franzöſiſcherſeits Alles in dieſen Wald hinein, um vor unſeren von drei, zuletzt ſogar von vier Seiten her feuernden Batterieen Rettung zu ſuchen; es waren Abtheilungen aller drei Corps, die bis dahin auf dem Terrain zwiſchen Illy, Floing und Givonne geſtanden und gefochten hatten, alſo vom I., V. und VII.; Linie, Chaſſeurs, Turcos, Zuaven, alles bunt durcheinander. Die Unſeren, nachdem ſie von drei Seiten her die Höhen erſtiegen, drängten nach und Züge und Halbzüge vom 32., 83. und 87. Regiment, vom 6. und 46. (19. Brigade), von den Garde-Jägern und Garde-Füſilieren, führten hier truppweiſe, mit den aus Löchern und Schlupfwinkeln hervorkommenden, bald fliehenden, bald ſich wieder ſetzenden Feinden ein wirr-chaotiſches Gefecht. Vielfach ein bloßes Keſſeltreiben, an anderen Stellen aber verzweifelte Gegenwehr und blutiges Raufen. Und in dieſes Chaos hinein feuerte unſere Artillerie, ohne Wiſſen, daß der Wald eben ſo voll von den Unſrigen, als voller Feinde ſtecke. Die Geſchoſſe fielen ſo dicht, daß Freund und Feind, einem gleichen Triebe folgend, hinter den dickſten Stämmen Queue machten, um ſich einigermaßen zu ſchützen. Man denke ſich Jäger, Musketiere und Garde-Füſiliere in bunter Reihe mit Zuaven und Chaſſeurs. Aber nicht überall war das ſich darbietende Bild ein gleich verſöhnliches und faſt erheiterndes, am wenigſten da, wo nach Unterwerfung und Waffenſtreckung des Feindes der Kampf plötzlich wieder auflebte. Ein Freiwilliger vom 3. Bataillon des Garde-Füſilier-Regiments ſchreibt über einen ſolchen Kampfesmoment ſehr anſchaulich das Folgende: »Um 2½ Uhr erhielt unſer Bataillon Befehl, einen Wald, der von unſerer Artillerie beſchoſſen worden war, abzuſuchen. Wir gingen ruhig vor, nichts Schlimmes ahnend, und machten Tauſende von Gefangenen. Dieſe reichten uns die Hand, waren kriechend freundlich, nannten uns bon ami, bon camarade und baten um ein Stückchen Brod. Wir gaben ihnen denn auch gutmüthig, was wir hatten, jedoch ſollte

Das XI. Corps und die 19. Brigade

nehmen die Linie Floing-Illy.

Wie die Garden von rechts her in das Bois de la Garenne eingedrungen waren, ſo das XI. Corps und die 19. Brigade von links. Dieſem die letzte Entſcheidung gebenden Eindringen in den Wald waren aber am linken Flügel, alſo auf der Linie Floing-Illy, ernſthaftere Kämpfe vorausgegangen als am rechten (Givonne-Illy).

Dieſen ernſthafteren Kämpfen, wie ſie namentlich zwiſchen 12 und 2 das XI. Corps und die 19. Brigade führten, wenden wir uns jetzt zu.

Wir verließen unſren linken Flügel um 12 oder 12¼, unmittelbar nach Wegnahme Floings einerſeits durch 83er, andererſeits durch die beiden Musketier-Bataillone Gallwitz und Maliczewski vom 46. Regiment. Das Dorf, ſo etwa ſchloſſen wir, wurde genommen und behauptet. Die Kirchhofspoſition, gegen die ſich vorzugsweiſe die Wiedereroberungsverſuche des Feindes richteten, hielt Premierlieutenant Kruskra mit der 8. Compagnie vom 46. Regiment, der ſich Züge und Halbzüge vom 5. und 11. Jäger-Bataillon, wie vom Regiment Nr. 83 angeſchloſſen hatten.

Floing alſo war unſer, aber weder genügte dieſe Poſition, noch vermochten wir uns auf die Dauer in ihr zu halten, wenn es uns nicht glückte, die unmittelbar hinter Floing aufſteigende, bis Illy ſich hinziehende und an namentlich einer Stelle baſtionsartig vorſpringende Höhenlinie zu nehmen. Dieſe Höhenlinie entſprach einer natürlichen Feſtung, baute ſich in

uns unſere Güte ſchlecht belohnt werden. Im Weitergehen gelangten wir auf einen freien Platz im Walde, von wo uns ein ganzes Regiment Franzoſen mit furchtbarem Schnellfeuer begrüßte. Der Angriff war unerwartet und deshalb um ſo vernichtender. Die Gefangenen, deren ein jeder von uns an 40—50 mit ſich führte, rafften die am Boden liegenden Waffen auf, um ſie mit dem Rufe: »Husse, vive la France, vive l'Empereur« an uns zu probiren. Ich ſah nur noch ein Paar der Unſrigen ſich gegen einen zahlloſen Feind wehren. Unſer Hauptmann kam auf den Platz geſprengt, um ſchon im nächſten Augenblick ſchwer verwundet vom Pferde zu ſinken. Ich ſchlug beinahe ohne Beſinnung wie ein Raſender mit meinem Gewehr um mich, ſchon mit dem zweiten, denn das erſte war bereits zertrümmert. Unteroffizier Alder von meiner Kompagnie kam mir zu Hülfe, — wir wollten uns zu unſerm verwundeten Hauptmann durchſchlagen; die Kugeln ziſchten zu Dutzenden um unſere Köpfe. Ich blieb unverſehrt, Alder aber fiel ſchon beim zweiten Schritt vorwärts. Ich wollte nun dieſen ins Gebüſch ziehen, da kam ein Schuft von Turcos, zog dem Unglücklichen das Seitengewehr aus der Scheide und ſtieß es ihm bis ans Heft in den Leib. Ich mußte mich nach der anderen Seite hin vertheidigen; nur mit der größten Anſtrengung gelang es mir, alle nach mir gezielten Kolbenſchläge zu pariren. Jener Turcos zückte auch nach mir den Säbel; eine Kugel durch den Kopf ſtreckte denſelben nieder, ehe er den Stoß führen konnte. Ich wurde jetzt ins Gebüſch gedrängt, wo ich, vielleicht zu meinem Glücke, ſtürzte und in demſelben Augenblick einen heftigen Kolbenſchlag auf meinen Fuß fühlte. Ich empfand noch, daß einige Körper mich im Fallen bedeckten. Kräftige deutſche Hurrahs weckten mich wenige Minuten ſpäter; ich wurde von meiner unfreiwilligen Bürde befreit und ſah, daß der Feind umgangen, und wir gerettet waren.«

Etagen auf und war vom Feinde, unter geſchickter Ausnutzung des Terrains, mit dichten Truppenmaſſen beſetzt. Hier ſtanden noch die beſten Regimenter des VII. Corps (andere hatten ſich ſchon flüchtig nach Sedan hineingezogen), ferner die Brigade Saurin vom V. Corps und die zur Unterſtützung dieſes Flügels eben eintreffenden Brigaden*) vom I. Corps. Immerhin noch eine impoſante Macht — muthmaßlich 15 bis 20,000 Mann — und nur partiell in ihrem Gefüge erſchüttert.

Dieſe mit ſo erheblichen Kräften vertheidigte Linie Floing-Illy war noch ſeitens unſeres XI. und V. Corps zu nehmen. Der Angriff geſchah in drei Colonnen, die am rechten und linken Flügel dieſer Poſition, wie auch im Centrum, gleichzeitig oder doch faſt gleichzeitig zum Sturme ſchritten. Wir betrachten zunächſt die Zuſammenſetzung jeder einzelnen Colonne.

[Die rechte Flügel-Colonne] beſtand, nachdem noch die rückſtändigen, auf dem Marſch verzögerten Regimenter eingetroffen waren, aus

der 43. Brigade, Regimenter 32 und 95,
der 44. Brigade, Regimenter 83 und 94,

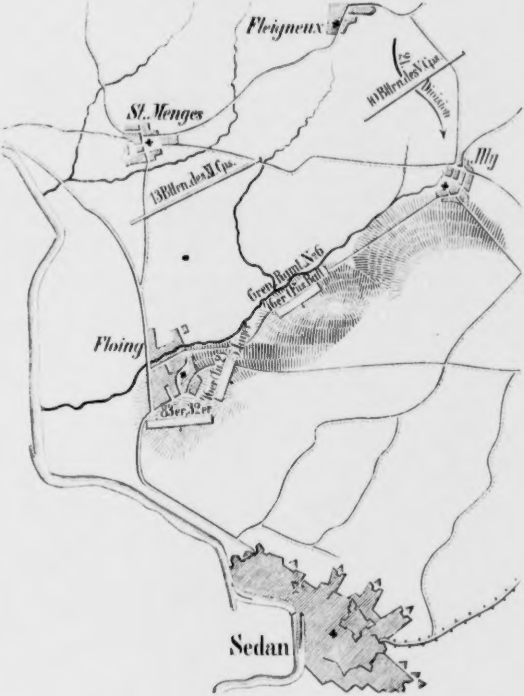
und den beiden Musketier-Bataillonen 46. Regiments, den bereits, bei der Wegnahme von Floing, mehrgenannten Bataillonen Gallwitz und Maliczewski.

[Die Centrums-Colonne] war die ſchwächſte und muſterte nur die nach Abzweigung der beiden Musketier-Bataillone 46. Regiments übrig gebliebenen vier Bataillone der 19. Brigade: das Grenadier-Regiment Nr. 6 (drei Bataillone) und das Füſilier-Bataillon 46. Regiments unter Major Campe. Dieſe Centrums-Colonne hatte den ſchwerſten Stand.

[Die linke Flügel-Colonne] beſtand, alles in allem gerechnet, aus der geſammten 21. Diviſion, die in und um Fleigneux ihre Stellung genommen hatte; doch ſcheint es, daß zum Angriff gegen die hier vorgelegene »Höhe von Illy« nur wenige Bataillone zur Verwendung kamen,

---

*) Es waren dies die Brigaden Gandil und Lefebvre, jene von der Diviſion Pellé, dieſe von der Diviſion L'Heriller des I. Corps. Die Brigade Lefebvre, was gleich hier bemerkt werden mag, kam zu keiner eigentlichen Action, ſondern wurde, noch eh ſie aufmarſchiren konnte, durch flüchtige franzöſiſche Cavallerie-Regimenter (vgl. S. 537 u. 538) niedergeritten und zerſtreut. Deſto energiſcher ſcheint der Widerſtand der Brigade Gandil: 1. Turco- und 78. Linien-Regiment, geweſen zu ſein. In die Flucht der Cavallerie nicht mit hineingeriſſen, hielten dieſe beiden Regimenter, die ſchon bei Weißenburg den Hauptkampf beſtanden und ſehr gelitten hatten, aus bis zum letzten Moment, und das innerhalb des Bois de la Garenne gegen unſre Garde-Füſiliere geführte, erbitterte Waldgefecht — ſiehe die Anmerkung auf S. 533 u. 534 — iſt ſehr wahrſcheinlich eben dieſer Brigade (Gandil) zuzuſchreiben. Wenn noch andre Truppentheile mit eingriffen, ſo können es nur Regimenter der Diviſion Wolff und der Brigade Montmarie, beide vom I. Corps, geweſen ſein, die, wie die Brigade Gandil am Weſt-Rande des Bois de la Garenne, ſo ihrerſeits am Oſt-Rande des Wäldchens bis zuletzt aushielten und endlich ihren Rückzug antretend, auf dieſem Rückzuge vielleicht an dem Waldgefechte theilnahmen.


Fleigneux
St. Menges
10 Bttrn. des V. Cps.
21. Division
13 Bttrn. des XI. Cps.
Illy
Gren. Regmt. No 6
7ter (Füs. Batl.)
Floing
5. Jäger
7ter (1. u. 2.)
83er, 32er
Sedan

wahrſcheinlich vom 87. Regiment. Die Vorgänge an dieſer Stelle des Schlachtfeldes ſind bis zur Stunde die am wenigſten aufgeklärten.

Wir ſchreiten nun zu den Einzelnheiten.

Die rechte Flügel-Colonne (bei Floing).

Die rechte Flügel-Colonne theilte ſich ihrerſeits abermals in drei kleinere Colonnen, dadurch in ſich ſelbſt wieder zwei Flügel und ein

Centrum herſtellend. Am rechten Flügel von Floing, erſt ſüdlich dann öſtlich ſich haltend, avancirte die 43., im Centrum, aus dem Dorfe debouchirend, die 44. Brigade, am linken Flügel gingen die Bataillone Gallwitz und Maliczewski, ſammt dem 5. Jäger-Bataillon gegen die Höhe vor.

Die erſte Terraſſe wurde genommen; als die drei Colonnen ſich aber anſchickten, die Höhe weiter zu erſteigen, erfolgten jene berühmt gewordenen Cavallerie-Angriffe, die mit der Niederlage der Reſerve-Cavallerie-Diviſionen Margueritte und Bonnemain, ſo wie der Cavallerie-Diviſion Salignac-Fenelon (vom XII. Corps) endigten. Ducrot — der auf dieſem Theil des Schlachtfeldes das Commando führte — hatte dieſe Angriffe angeordnet, theils um ſeine in eben dieſem Augenblicke hartbedrängten, unmittelbar nördlich von Floing (auf Illy zu) ſtehenden Bataillone direkt zu ſouteniren, theils um zur Heranziehung friſcher Brigaden Zeit zu gewinnen. Es gebührt ihm für dieſen Verſuch, ſo vollkommen er auch ſcheiterte, nicht der geringſte Vorwurf. Wir thaten bei Vionville daſſelbe. Es waren vier Angriffe, die unternommen wurden. Sie folgten in Pauſen von einer Viertelſtunde bis 20 Minuten.

[Erſter Cavallerie-Angriff. Lancier-Attake gegen anderthalb Bataillone 46er und zwei Jäger-Compagnieen.]

Unter heftigem Feuergefecht hatten die 5. und 7. Compagnie kaum die Mitte des Abhanges und die Compagnieen des 1. Bataillons eben den Fuß deſſelben erreicht, als plötzlich feindliche Cavallerie hervorbrach. Es waren zwei Escadrons Lanciers, von denen ſich die eine gegen die 5. und 7. Compagnie, die andere gegen das 1. Bataillon wandte. Die Attake brandete gegen die heftig feuernde Schützenlinie, in der ſich auch Tirailleure des XI. Corps befanden, bog aus, jagte die Schützenlinie entlang und ſtürzte theilweiſe den Steilabhang hinunter, theilweiſe durch das Dorf Floing.*) Hier waren eben die 2. und 3. Compagnie vom 5. Jäger-Bataillon in der Nähe der Kirche angekommen; beide Compagnieen warfen ſich ſofort in die Gehöfte und Nebenſtraßen und beſchoſſen die vorbeiraſende Cavallerie auf das vernichtend ſie. Ein Theil der flüchtigen Lanciers mußte noch durch das Feuer der Vertheidiger des Kirchhofes (8. Compagnie vom Regiment 46) hindurch.

---

*) Ein anderer Bericht, von einem Offizier des 2. Bataillons (v. Maliczewski) herrührend, ſchildert dieſe Lancier-Attake wie folgt. »Da auf einmal erbebte der Boden unter den Hufen der heranbrauſenden feindlichen Cavallerie, und wie meiſt bei jungen Truppen, prägte der erſte Schrecken durch den Ruf: Cavallerie, Cavallerie! ſich aus. »Ja, ja (rief Major v. Maliczewski), laßt ſie nur kommen, uns werden ſie nichts thun«; — und in der That, kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo raſte die wilde Jagd der Lanciers an uns vorüber, während wir ſelbſt, die kühnen Reiter ruhig aufs Korn nehmend, ſie großen Theils durch unſere Kugeln, kleineren Theils durch die Ungangbarkeit des Terrains ſtürzen ſahen. Nur wenige vermochten ſich nach Floing hinein zu retten, wo ſie jedoch von unſeren in der Dorfſtraße kämpfenden Kameraden empfangen wurden. Unſer Regiments-Commandeur, Oberſt v. Eberhardt, hieb in perſönlicher Gegenwehr zwei Reiter vom Pferde.«

Unſere Compagnieen ſetzten nach dieſem erſten Zwiſchenfall ihr Vordringen gegen die Höhe fort.

[Zweiter Cavallerie-Angriff. Cüraſſier-Attake gegen drei Compagnieen 46er.] Als unſere Infanterie auf nahezu allen Punkten die Höhe erklommen hatte und im Begriff ſtand, den letzten feindlichen Schützengraben zu beſetzen, galoppirten franzöſiſche Cüraſſier-Schwadronen heran. Sie waren auf Schimmelhengſten beritten und attakirten mit Entſchloſſenheit die 2., 3. und 5. Compagnie 46. Regiments. Letztere (die 5.), ſchon geſchloſſen, empfing ſie mit runden Salven, die beiden andern, noch theilweiſe aufgelöſt, mit Schnellfeuer auf kurze Diſtance. Vor dieſem vernichtenden Feuer ſank das vordere Glied der Cüraſſiere in ſich zuſammen; die übrigen jagten, furchtbar gelichtet, zurück; einige Reiter ſtürzten durch die Infanterielinie hindurch.

[Dritter Cavallerie-Angriff. Chaſſeurs à cheval-Attake gegen drei Jäger-Compagnieen.]

Die 1., 2. und 3. Compagnie vom 5. (Görlitzer) Jäger-Bataillon waren mittlerweile über die Infanterie-Compagnieen hinaus avancirt, wobei ſich die 3. Jäger-Compagnie zwiſchen dem 1. und 2. Bataillon 46er durchgezogen hatte. Dieſe Jäger-Compagnie wurde auch ſogleich das Objekt einer Attake zweier Escadrons Chaſſeurs à cheval. Beide Escadrons überritten die vorgeſchobene Schützenlinie, prallten gegen die Soutiens an (vor deren Feuer ſie ausbogen) und ſtießen von rechts rückwärts auf die 2. Jäger-Compagnie, die aber Carree formirt hatte und ſie mit einem wohlgezielten Schnellfeuer abwies. Die 3. Jäger-Compagnie hatte gleich darauf Gelegenheit, ein Halbbataillon des 32. Regiments (am rechten Flügel, wo die 43. Brigade avancirte) bei dem Abſchlagen einer Cavallerie-Attake zu unterſtützen. Die Jäger-Compagnie gab ihr Feuer auf 500 Schritte ab.

[Vierter Cavallerie-Angriff. Huſaren und Chaſſeurs à cheval gegen zwei Compagnieen 46er und drei Jäger-Compagnieen.]

Die Jäger-Compagnieen formirten ſich wieder, nachdem die Chaſſeurs à cheval abgeſchlagen waren, und wollten eben das Avanciren fortſetzen, als mehrere Escadrons Huſaren gegen die 1. und 5. Compagnie vom 46. und gegen die 3. Jäger-Compagnie anſprengten. Ihre Attake war aber ſchon im Anrücken etwas lahm. Die Compagnieen ließen ſie nahe herankommen und gaben ihre Salven ab, wobei die Huſaren theilweiſe Kehrt machten, theils nach rechts hin ausbogen. Bei dieſem Rechts-ausbiegen kamen ſie in den Rücken der 1. und 2. Jäger-Compagnie, die nun ihre Front verändern mußten, um die Huſaren mit Feuer empfangen zu können. Dieſen Moment benutzten zwei Escadrons Chaſſeurs à cheval, um gegen die 1. Jäger-Compagnie zu attakiren, aber ſchon das Feuer der Tirailleurlinie genügte, ſie in die Flucht zu jagen.

Dieſe vierte Cavallerie-Attake war auch die letzte. Die Angriffe der franzöſiſchen Reiterei, wie ſchon hervorgehoben, waren in Intervallen von einer Viertelſtunde oder wenig mehr, auf einander gefolgt. Sie waren, zumal wenn wir von den in anderer Richtung gehenden Attaken abſehen, die beiſpielsweiſe ſüdlich von Floing auf das 2. und Füſilier-Bataillon 32. Regiments*) trafen, vorzugsweiſe gegen die 1. und 5. Compagnie 46er und die 1., 2. und 3. Compagnie vom 5. Jäger-Bataillon gerichtet geweſen. Die größten Erfolge hatte das präciſe Feuer der 5. Compagnie (Hauptmann Steinbrunn) vom 46. Regiment errungen. Auf 140 und dann auf 80 Schritt abgegebene Salven hatten ganze Reihen der Cüraſſier-Schwadronen niedergeſtreckt.

Die Verluſte des Feindes bei dieſen wiederholten Angriffen waren außerordentlich groß. General Margueritte, Commandeur der 4. Reſerve-

---

*) Das 2. und Füſilier-Bataillon 32. Regiments hatten hier am rechten Flügel der Rechten-Flügel-Colonne ähnliche Angriffe zu beſtehen, wie die im Text geſchilderten Attaken gegen die Görlitzer Jäger und die 46er Musketiere (linker Flügel der Rechten-Flügel-Colonne). Ob dieſe Angriffe gegen die 32er ſelbſtſtändig unternommen, oder aber nur die Ausläufer jener gegen den linken Flügel gerichteten Attaken waren, ſteht dahin. Es liegen uns zwei kurze Berichte von 32ern vor, denen wir die folgenden Sätze entnehmen. Ein Offizier vom 2. Bataillon ſchreibt: »An einem Steilrand, der den ſanften Berghang unterbricht, wurde Athem geſchöpft. Da jagten franzöſiſche Reiter heran, Chaſſeurs d'Afrique; — Hurrah, Schnellfeuer — kein Menſch denkt an das beliebte Carrée — weg ſind ſie. Nun kamen Huſaren, eine Escadron, noch eine und noch eine dritte; dieſe letztere jagte gerade auf unſere 7. Compagnie, der Rittmeiſter mit hochgeſchwungenem Säbel weit voraus, — aber Huſaren und Rittmeiſter lagen alsbald am Boden, und der Reſt ſuchte das Weite. Noch ſchlimmer erging's einer Escadron Cüraſſiere, die, geworfen von anderer Seite, an uns vorbeiſegte; ſie fiel unſern wackeren 13. Huſaren zur Beute.« Aehnlich lauten Mittheilungen vom Füſilier-Bataillon 32. »Mein Halbbataillon, beſtehend aus meiner 9. und der 11. Compagnie, befand ſich an der Tête und dirigirte ſich unter heftigſtem Gewehrfeuer auf einen jenſeit Floing aufſteigenden hohen Bergrücken, wobei auch ein tiefer Waſſergraben überſchritten werden mußte. Kaum hatte ich die beiden Compagnieen auseinandergezogen und Schützen vorgenommen, ſo erhielt ich auch ſchon den Angriff eines halben Regiments Chaſſeurs d'Afrique (Jäger zu Pferde auf Berber-Hengſten). Daſſelbe erhielt ein mörderiſches Feuer, ſo daß wohl die Hälfte liegen blieb. Nachdem dieſer Angriff abgeſchlagen, löſte ich eine Compagnie als Schützen auf und nun ging es mit »Hurrah« die ziemlich ſteile Anhöhe hinauf, Alles zurückwerfend, was ſich uns entgegenſtellte. Ehe wir indeſſen die (auf dem Plateau) uns nahegelegenen Gärten von Cazal erreichen konnten, hatten wir noch drei Cavallerie-Attaken unter auch unſerſeits ſchweren Verluſten zurückzuweiſen. Zweimal waren die Chaſſeurs d'Afrique in und hinter meinen Schützenlinien und da wir keine Unterſtützung hatten, die Fahne meines Bataillons aber mit in meiner Tirailleurkette ſich befand, ſo konnte uns dieſelbe leicht genommen werden, zumal drei Fahnenträger gefallen und die Fahne ſelbſt gänzlich zerſchoſſen war. Dies war während des ganzen Gefechtes meine einzige Sorge.«

Cavallerie-Diviſion, einer der beſten Reitergenerale Frankreichs, fiel als erſtes Opfer; Marquis von Galliſet übernahm das Commando.*) Selbſt diejenigen Abtheilungen, die ſich durch unſere Feuerlinie am Abhange der Floing-Höhe glücklich durchgeſchlagen hatten, wurden auf ihrer Flucht über das Plateau hin, die einen hier, die anderen dort, dem Tod in die Arme getrieben. Zwei Cüraſſier-Schwadronen, welche ſich auf weiten Umwegen nach Sedan retten wollten, langten bei Balan an, welchen Ort ſie von den Baiern bereits beſetzt fanden. Der Commandeur d'Alincourt formirte beide Escadrons in Zugcolonnen und warf im Galopp Alles nieder, was ſich ihm in den Weg ſtellte. Er gelangte auch — trotzdem aus den Häuſern heftig auf ſeine Reiterſchaar geſchoſſen wurde — mit dem Reſt derſelben bis an das Ende der Straße. Hier aber wurde der tapferen Schaar ein Ziel geſetzt, da die Baiern durch umgeworfene Wagen den Weg verbarrikadirt hatten. Der kühne Commandeur, die Barrikade überſetzend, wurde verwundet und gefangen, der Reſt der Cüraſſiere, bei dem Verſuche die Barrikade zu überſteigen, niedergeſtreckt. Von beiden Escadrons kamen nur drei Offiziere unverwundet davon und geriethen in Gefangenſchaft.

Dieſe Cavallerie-Angriffe waren auch, wie ein großartig in Scene gehendes Schauſpiel, von der Höhe von Frenois aus, wo König Wilhelm hielt, beobachtet worden. Ein Augenzeuge (engliſcher Offizier, Correſpondent der Pall-Mall-Gazette) giebt folgende Beſchreibung von den Vorgängen bei Floing, die ſich ihm, auf Entfernung von mehr als einer halben Meile, lediglich wie große, wechſelnde Tableaux darſtellten.

»Um 12 Uhr 55 Minuten eröffneten die franzöſiſchen Batterieen am Saume des Holzes von La Garenne ein kräftiges Feuer auf die vorrückenden Preußen (XI. und V. Corps), deren Abſicht es war, den Hügel nordweſtlich von La Garenne zu ſtürmen.

Gleich darauf ſahen wir preußiſche Tirailleurs den Abhang erklettern. Sie ſchienen nicht ſtark genug und General Sheridan, der neben mir ſtand, rief: »Ach, die armen Teufel, ſie ſind zu ſchwach, ſie können niemals dieſe Poſition gegen alle die Franzoſen halten!« Dies beſtätigte ſich bald, denn die Preußen wurden genöthigt, den Hügel hinab zu retiriren, um Verſtärkung zu ſuchen, da die vorrückenden Franzoſen wenigſtens ſechs gegen einen waren. Aber in fünf Minuten kehrten jene zurück, dieſes Mal ſtärker, doch immer noch in bedenklicher Minderzahl gegen die mächtigen franzöſiſchen Colonnen. »Hilf Himmel,« ſagte General Sheridan, »die franzöſiſchen Cüraſſiere werden jetzt gegen ſie anſtürmen!« Und wirklich formirte ſich ein Regiment franzöſiſcher Cüraſſiere. Helme und Cüraſſe im Sonnenſcheine funkelnd, in Schwadronsſection ſtürmten ſie den Abhang hinunter gegen die preußiſchen Tirailleurs. Ohne erſt Linie zu bilden, empfing die Infanterie die Cüraſſiere mit einem überaus fürchterlichen Schnellfeuer auf etwa 150 Schritte, ſo ſchnell als möglich ladend und in die dichten Maſſen hinein feuernd. Zu Hunderten fielen Roß und Mann und das Regiment ging viel ſchneller zurück, als es gekommen war. Im Augenblicke, als die Cüraſſiere umwandten, gingen ihnen die Preußen in heißer Verfolgung nach, ihre Schritte verdoppelnd. So etwas iſt nicht oft in den Annalen der Kriegsgeſchichte erzählt. Dann ging die franzöſiſche Infanterie vor und griff die Preußen an, die ruhig unter einem höchſt raſchen Feuer der Chaſſepots warteten, bis der Feind auf etwa 150 Schritte herangekommen war und ihm dann eine ſolche Ladung Blei zuſchickten, daß die Infanterie bald der Cavallerie folgte und hinging, wo ſie hergekommen war, das heißt hinter einen Höhezug, etwa 600 Schritte auf Sedan zu, wo die Tirailleurs ſie nicht treffen konnten.

---

*) Von der Cavallerie-Diviſion Margueritte fielen außerdem: General Tillard, Oberſt Cliquot vom 1. und Oberſtlieutenant de Linières vom 3. Chaſſeurs d'Afrique-Regiment (alle drei todt); Oberſtlieutenant Ramond ſchwer verwundet. Vor allen, ſcheint es, hatte das 1. Huſaren-Regiment gelitten: Oberſt Bauffremont verlor zwei Pferde unter dem Leibe, 14 Offiziere waren verwundet, 8 todt, unter dieſen Oberſtlieutenant Gantès. — Nahezu eben ſo erheblich waren die Verluſte der Diviſion Salignac-Fénelon.

Um halb zwei Uhr machte ein neues Regiment franzöſiſcher Cavallerie, dieſes Mal, wie mir ſchien, Chaſſeurs, einen anderen Verſuch, die Preußen zu vertreiben, die jede Minute verſtärkt wurden. Aber ſie erlitten daſſelbe Schickſal, wie ihre Genoſſen in den Stahljacken und wurden mit großem Verluſte zurückgejagt, während die Preußen die Gelegenheit benutzten, um ihre Linie um einige hundert Schritte der franzöſiſchen Infanterie näher zu bringen. Plötzlich theilte ſie ſich in zwei Hälften, indem ſie zwiſchen ſich eine Breſche von etwa 100 Schritten in ihrer Linie ließen. Wir warteten nicht lange, bis wir die Abſicht dieſer Bewegung erkannten, denn die kleinen weißen Dampfwolken von der Höhe hinter den Tirailleurs und die darauf folgende Bewegung in den dichten franzöſiſchen Maſſen zeigte uns, daß »ces diables de Prussiens« es, Gott weiß wie, zu Stande gebracht hatten, ein Paar Vierpfünder den ſteilen Abhang hinauf zu ſchaffen und Feuer auf die Franzoſen zu geben.

In dieſem Augenblicke muß bei der franzöſiſchen Infanterie irgend etwas nicht in Ordnung geweſen ſein, denn anſtatt die Preußen anzugreifen, denen ſie wenigſtens immer noch um das Doppelte überlegen waren, blieben ſie in Colonnen auf der Höhe und ſahen die Hoffnung, den Tag wieder zu gewinnen, vor ihren Augen ſchwinden. Dann verſuchte die Cavallerie nochmals eine Art von Balaklawa-Arbeit zu machen, aber ohne den Erfolg jener unvergeßlichen Sechshundert. Nochmals kamen die Curaſſiere herunter, diesmal gerade auf die beiden Feldgeſchütze los. Aber ehe ſie auf dreihundert Schritte an die Kanonen herangekommen waren, bildeten die Preußen Linie wie auf der Parade, warteten bis ſie auf kaum hundert Schritte heran waren und gaben ihnen dann eine Ladung, die uns die ganze führende Schwadron niederzuwerfen ſchien, ſo daß ſie buchſtäblich den Weg zu den Kanonen für die Nachfolgenden hinderte.

Nach dieſem letzten Angriffe, der vollſtändig mißlang (obgleich höchſt tapfer gedacht und ausgeführt, wie auch die beiden vorhergehenden), ging die Infanterie ſchnell auf Sedan zurück, und in einem Augenblicke ſchwärmte der ganze Hügel von preußiſchen Tirailleurs, die aus der Erde hervorzuwachſen ſchienen. Nach dem letzten verzweifelten Angriffe der franzöſiſchen Cavallerie ſagte mir General Sheridan: »Ich ſah niemals etwas ſo Verzweifeltes, ſo durchaus Thörichtes; es iſt der reine Mord.«

(Dem General Sheridan, der die Situation nur ſehr unvollkommen kannte, mochten dieſe Cavallerie-Angriffe damals ſo erſcheinen. Hinterher wird er anders darüber geurtheilt haben. Dieſe Angriffe waren »verzweifelt«, aber nicht »thöricht«. Der Mißerfolg kann nicht als Zeuge gegen die Berechtigung derſelben angerufen werden.)

Die Centrums-Colonne (zwiſchen Floing und Illy).

Die Centrums-Colonne, die ſich links neben den Görlitzer Jägern und den beiden Musketier-Bataillonen vom 46. Regiment, gegen den zwiſchen Floing und Illy gelegenen Höhen-Abſchnitt richtete, beſtand, wie bereits S. 535 hervorgehoben, aus dem Grenadier-Regiment Nr. 6 und dem Füſilier-Bataillon vom 46. unter Major Campe. Oberſt v. Henning, Commandeur der 19. Brigade, führte dieſe Centrums-Colonne. Er formirte zwei Treffen:

Erſtes Treffen: Füſilier-Bataillon und 1. Bataillon vom Grenadier-Regiment Nr. 6;

Zweites Treffen: Füſilier-Bataillon vom 46. und 2. Bataillon vom 6. Regiment

und führte beide Treffen gegen die Höhe.

Das erſte Treffen zog ſich während des Vormarſches in Compagnie-Colonnen auseinander. Der Vormarſch ging zunächſt in der vom Dorfe Fleigneux nach Südweſt ſich hinziehenden breiten Schlucht fort und kam ſehr bald in ein heftiges Artillerie-, Mitrailleuſen- und Gewehrfeuer, welches von den Höhen nördlich Sedan den gegen Süden gerichteten Theil der Schlucht mit großer Sicherheit beherrſchte und der Brigade ſchon empfindliche Verluſte zufügte. Die Schlucht wurde zum größten Theil im Laufſchritt paſſirt. Die Verluſte vermehrten ſich noch, als die Bataillone in dem ſich *zwiſchen Illy und Floing ausdehnenden Thal den breiten Bach und die große Straße überſchreiten mußten*. Der Führer des Regiments Nr. 6, Oberſtlieutenant v. Webern, die ſtellvertretenden Bataillons-Commandeure, Hauptleute v. Thadden und v. Gößnitz, Major Campe des Regiments Nr. 46, viele Offiziere und Mannſchaften wurden hier ſchon verwundet oder fielen unter dem mörderiſchen Feuer des Feindes. Von dieſem Bache aus gingen die Bataillone nach einem kurzen Feuergefecht zum Angriff auf die gegenüberliegende mit Gebüſch und einem Gehöft gekrönte ſteile Anhöhe vor. Das zweite Treffen ſetzte ſich, dem Befehl des Brigade-Commandeurs gemäß, auf den rechten Flügel des erſten Treffens, ſo daß das Füſilier-Bataillon des Regiments Nr. 46 vom Nordweſten her die Höhe erſtieg, links neben ihm das zweite, demnächſt das Füſilier- und erſte Bataillon des Regiments Nr. 6. Dieſer Angriff wurde durch das ſichere Feuer von einem Theil der großen Batterie zwiſchen St. Menges und Fleigneux unterſtützt.

Im erſten Anlauf wurde der Fuß des Berges, der unmittelbar jenſeits der großen Straße von einer hohen Terraſſe gebildet wird, genommen. Das erſte Bataillon des Regiments Nr. 6 wurde hier durch den Brigade-Commandeur v. Henning als Reſerve zurückgehalten. Das Füſilier-Bataillon Nr. 46, unter Führung ſeines verwundeten Bataillons-Commandeurs Major Campe, das zweite und Füſilier-Bataillon Grenadier-Regiments Nr. 6, geführt vom Major Bauer, gingen nun vor, um die Franzoſen aus ihren beiden Stellungen, welche ſie auf dem Abhang des Berges ſtark beſetzt hatten und unter Beiſtand einer Mitrailleuſen-Batterie vertheidigten, zu vertreiben.

Durch Angriffe in den Flanken und in der Front ſuchte der Feind verſchiedene Male den Sturm aufzuhalten, trotzdem drangen die preußiſchen Grenadiere und Füſiliere von Terraſſe zu Terraſſe, von Hecke zu Hecke, wenn auch mühſam, den ſteilen Abhang hinauf und durch einen Hagel aller Arten von Projektilen hindurch; ihre Führer gaben ihnen glänzende Beiſpiele der Bravour. Die Verluſte waren unendlich groß, Viele erlagen den Kugeln, Andre den Anſtrengungen*). Major Bauer wurde ebenfalls verwundet

---

*) Die Erſtürmung dieſes Ravelins bei Floing war einer der glänzendſten Bravouracte des Krieges, ähnlich wie der Sturm auf Fröſchweiler, Spicheren und St. Privat. Ein 46er, der bei Erkletterung jenes Ravelins ſchwer verwundet worden war, lag ſpäter in einem Berliner Lazareth und hier entſpann ſich folgendes Geſpräch: *Alter Herr.* Konntet ihr denn aber nicht lieber noch warten bis mehr Regimenter heran waren in Front oder Flanke? *Verwundeter.* Lieber Herr, das verſtehen Sie nicht. Wenn wir unten ſind und der Feind ſteht oben, ſo muß er 'runter. Und wenn der König ſelber ſagt »wartet doch noch«, es hilft nichts, er muß 'runter.

und war ſchließlich genöthigt, die Truppe zu verlaſſen; ſämmtliche Stabsoffiziere, Hauptleute und der größte Theil der Offiziere waren außer Gefecht geſetzt worden; die vorgeſchobenen Bataillone des 6. Regiments wurden ſchließlich durch die Premierlieutenants Kaempf und v. Chapuis, das in Reſerve ſtehende erſte Bataillon dieſes Regiments durch den Premierlieutenant v. Elpons geführt.

Von der zweiten Poſition aus, welche den Franzoſen abgenommen worden war, entſpann ſich nun gegen den Kamm der Höhe ein lang anhaltendes Feuergefecht.

Zur Unterſtützung der vorn kämpfenden Bataillone wurde jetzt durch den Oberſt v. Henning das erſte Bataillon Regiments Nr. 6, unter Premierlieutenant v. Elpons, auf den linken Flügel vorbeordert; auch dieſes mußte im heftigſten Feuer den Abhang erſteigen, ehe es in der vorderen Gefechtslinie anlangte.

Auf dem rechten Flügel dirigirte der Major Campe die 10. Compagnie ſeines Bataillons (Secondelieutenant Lariſch) derart, daß ſie die linke Flanke der franzöſiſchen Infanterie zu umfaſſen ſuchen und ſich in Beſitz des dicht unter der Kuppe gelegenen grauen Hauſes ſetzen ſollte, welches ſchon vom Oberſten v. Henning dem Bataillon als point de vue bezeichnet worden war. Wie dieſe Compagnie gegen das Haus ſtürmte, ging auch faſt gleichzeitig die übrige Linie im allgemeinen Anlauf gegen den Kamm der Höhe vor und warf den Feind von demſelben herunter. In dem grauen Hauſe wurden von der 10. Compagnie des Regiments Nr. 16 3 Offiziere und 10 Mann zu Gefangenen gemacht. Weſentlich wurde dieſer Angriff unterſtützt durch das gut geleitete Feuer der Avantgarden-Batterieen Schmedes (6. ſchwere) und Caſpari (6. leichte), welche auf dem rechten Flügel der großen Artillerie-Aufſtellung des Armee-Corps ſtanden.

In der Front geworfen und in der Flanke durch den über Floing immer mehr vorſchreitenden Angriff ernſtlich bedroht, gab der Feind der 19. Infanterie-Brigade gegenüber die Höhe ganz auf und zog ſich auf die ſüdlich gelegenen Höhen zurück. Auf der eroberten Höhe formirten ſich die Bataillone der 19. Infanterie-Brigade wieder und verfolgten den abziehenden Feind zunächſt mit Gewehrfeuer theils in das Bois de la Garenne, theils auf Sedan zu.

Linke-Flügel-Colonne (gegen Illy).

Die Rechte-Flügel- und die Centrums-Colonne waren in ernſte Gefechte verwickelt worden, die bei jener vorzugsweiſe in Abweiſung von vier Cavallerie-Angriffen, bei dieſer in Erſtürmung einer feſten, von überlegenen Kräften vertheidigten Höhenpoſition beſtanden hatte. Beſonders die Centrums-Colonne hatte ihren Erfolg (eine der glänzendſten Actionen des Tages) mit großen Opfern erkaufen müſſen.*)

Anders verliefen die Dinge am linken Flügel. Sei es, daß der Feind an dieſer Stelle überhaupt einen geringeren Widerſtand leiſtete, oder ſei es, daß das bei Illy ſich geltend machende Zuſammenwirken des Garde-Corps von rechts, des XI. Corps von links her, den ſich darbietenden Widerſtand mit leichterer Mühe brach, — gleichviel, es ſcheint an dieſer Spitze des vielgenannten Dreiecks Bazeilles-Floing-Illy zu keinen ſehr erheblichen Kämpfen gekommen zu ſein. Die vorgeſchobenen Abtheilungen der 21. Diviſion warfen den Feind aus ſeinen zwiſchen Fleigneux und Illy gelegenen Poſitionen, und endlich aus Illy ſelbſt auf das Bois de la Garenne zurück. Das Regiment Nr. 87, das, nach den uns vorliegenden, lückenhaften Berichten, die Tête hatte, nahm bei dieſem Vorgehen 8 Geſchütze. Der Feind zog ſich fluchtartig auf Sedan ſelbſt zurück; nur zerſtreute Gruppen, übrigens zahlreich, fochten noch im »Bois« oder ſuchten ſich innerhalb deſſelben zu bergen. Ein Keſſeltreiben begann, an dem, wie mehrfach hervorgehoben, von rechts her die Garden, von links her die 22. Diviſion und die 19. Brigade, von Norden her die 87er, als Avantgarde der 21. Diviſion, theilnahmen. Etwa um 3 Uhr trafen die Unſeren von drei Seiten her im Bois de la Garenne zuſammen. Tauſende von Gefangenen waren gemacht und mehrten ſich mit jeder Minute.

Der Kampf ſchien vorüber und war es auch im Weſentlichen. Was nach 3 Uhr noch folgte war entweder ein bloßes Ausbrennen des Feuers oder ein gelegentlicher Verſuch es neu zu beleben. Dieſe Verſuche, zwei an der Zahl, gingen vom General Wimpffen allerperſönlichſt aus, ſcheiterten aber in demſelben Momente faſt, in dem ſie unternommen wurden. Der Schluß des folgenden Capitels wird uns auf dieſe geſcheiterten Verſuche zurückführen.

---

*) Das Grenadier-Regiment Nr. 6 verlor 18 Offiziere (7 todt) und 458 Mann, das Regiment Nr. 46 15 Offiziere (7 todt) und 230 Mann, von denen die meiſten auf das Füſilier-Bataillon, Major Campe, das in der Centrums-Colonne focht, entfielen. Den relativ größten Verluſt hatte das 5. Jäger-Bataillon: 8 Offiziere (4 todt) und 173 Mann. [In Betreff dieſes Jäger-Bataillons, der ſogenannten »Görlitzer Jäger«, mag übrigens noch rückblickend bemerkt werden, daß es nicht etwa laut Ordre de Bataille zur 19. Brigade gehörte, ſondern an dieſem Tage nur in engſter Verbindung mit dieſer Brigade focht.]

Die Vorgänge beim Feinde

von 12 bis 6 Uhr.

Um 12 Uhr war der Ring geſchloſſen und dadurch im Weſentlichen der Tag entſchieden. Es konnte nur noch die Frage ſein, mit wie viel oder wie wenig Truppen es dem Feinde glücken werde, an der einen oder andern Stelle den Ring zu durchbrechen. Darauf waren denn auch — wenn man von dem in unſerem letzten Capitel geſchilderten Widerſtande abſieht, den auf der Linie Floing-Illy, zwiſchen 12 und 2, die buntgemiſchten Bataillone des 7., 5. und 1. Corps leiſteten — alle Anſtrengungen des Feindes gerichtet. Sie gingen zum Theil nördlich, auf Fleigneux zu, wo ſie nicht ganz erfolglos blieben; andere nahmen die Richtung auf Givonne, die meiſten aber dirigirten ſich gegen Balan-Lamoncelle oder Lamoncelle-Daigny, um irgendwo nach Oſten oder Südoſten zu einen Ausgang zu finden. In allen dieſen Kämpfen war ein beſtimmter Plan, der über den bloßen Rettungsdrang hinausgegangen wäre, nicht mehr zu erkennen. Alles verlief chaotiſch und bis zur Stunde noch (drittehalb Jahre nach jenen Kämpfen) iſt es nicht möglich, Widerſpruchsvolleres zu leſen, als die Relationen darüber. Nichts ſtimmt, weder nach Zeit noch Ort. Angriffe, die der eine ſich gegen Givonne richten läßt, richten ſich, nach Angabe eines zweiten und dritten, gegen Balan und Bazeilles, und Zuſammenſtöße, die Kaiſerliche Generaladjutanten um 1 oder 2 anſetzen, laſſen Ducrotſche oder Wimpffenſche Berichte vielleicht um 3 oder 3½ Uhr in Scene gehen. Vormittag und Nachmittag werden verwechſelt, durcheinander geſchoben und das Alles, wie ſchon angedeutet, keineswegs von ſolchen, die nur nach Hörenſagen urtheilen, ſondern recht eigentlich von denen, die im Mittelpunkt des Kampfes ſtanden und ihn leiteten, ſo lange überhaupt noch etwas zu leiten war. Die künftige Geſchichtſchreibung wird mit Hülfe des Mittelkurs und Ausgleichungsprinzips leicht möglicherweiſe Ueberſichtlichkeit in dies wirre Durcheinander bringen, ob dieſe Ueberſichtlichkeit aber zugleich auch die Wahrheit ſein wird, möchten wir vorweg bezweifeln. Es giebt ein Wirrſal, dem gegenüber es am beſten iſt, auf volle Klarlegung zu verzichten. [Einen nicht geringen Schuldantheil an dieſer unleugbar vorhandenen Verwirrung hat, was hier angefügt werden mag, der Umſtand, daß Givonne und Fond de Givonne — zwei gleich wichtige und gleich vielgenannte Oertlichkeiten — grundverſchiedene Dinge ſind. Givonne iſt ein Dorf ¼ Meilen von Sedan, Fond de Givonne iſt eine in einem tiefen Terraineinſchnitt gelegene Vorſtadt der Feſtung ſelbſt, ſo daß die Entfernung von dem einen zum andern mehr als eine halbe Meile beträgt. Sie bildeten zwei ganz verſchiedene Actionsfelder; bei Givonne ſtand das 1. Corps Ducrot, bei Fond de Givonne das 5. und 12. Corps. Werden nun beide verwechſelt, ſo iſt die Verwirrung unſagbar.]

Um 1¼ Uhr bereits, zu demſelben Zeitpunkt alſo, wo bei Floing die durch Ducrot angeordneten großen Cavallerie-Angriffe ſtattfanden, hatte General v. Wimpffen eine volle Erkenntniß davon, daß er eingeſchloſſen und die Armee verloren ſei.*) Er ſchickte deshalb, und zwar in einem Duplikat, durch die Generalſtabscapitaine de Saint Haouen und de Lanouvelle ein Billet an den Kaiſer nach Sedan hinein, das wie folgt lautete:

»Sire, ich gebe dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung von Carignan zu verſuchen, und ich laſſe ihm alle verfügbaren Truppen folgen. Ich befehle dem General Ducrot, dieſe Bewegung zu unterſtützen und dem General Douay den Rückzug zu decken. Möge Euer

---

*) Dieſe Erkenntniß, erſt leiſe, dann immer wachſend, war ihm ſchon ſeit 11 Uhr gekommen, um welche Stunde er ſich zum 7. Corps Douay begeben hatte. Bis dahin immer nur voll Aufmerkſamkeit für die Vorgänge am rechten Flügel (Bazeilles), hatte er Alles, was ſich nach links hin, in Front des 7. Corps zutrug, vernachläſſigt. Davon ausgehend — und zwar erheblich früher als nöthig — daß der Weg nach Mezières verlegt ſei, ſchien er doch dem Gedanken nicht Raum geben zu wollen, daß von da her, wo die Gefahr ſtand, die Gefahr auch kommen könne. Erſt der Augenſchein belehrte ihn. Unmittelbar nach ſeinem Eintreffen beim 7. Corps ſagte ihm General Douay: »Wir ſchlagen uns nur noch für die Ehre unſerer Waffen. Folgen Sie mir, General, es wird leicht ſein, Sie davon zu überzeugen.« Wimpffen ſelbſt berichtet nun über ſeine Anweſenheit an dieſer Stelle (Linie zwiſchen Floing und Illy) im Weſentlichen Folgendes: »Wir ritten nun an den Höhenrand. Drüben feindliche Maſſen und zwiſchen St. Menges und Fleigneux Batterieen, die mit erſtaunlicher Präciſion ihre Projektile in die Reihen unſerer Truppen warfen. General Douay war vor Allem um das Bois de la Garenne in Sorge. Mit Recht. Ich hatte es von Anfang an als den Punkt erkannt, gegen den ſich der Angriff des Feindes richten würde. Ich verſprach ihm, ihn durch Abtheilungen vom linken Flügel des 1. Corps, durch eine neue Brigade vom 5. Corps und durch einige Batterieen an dieſer Stelle zu unterſtützen. Dann ritt ich weiter vor, ſprach zu den Truppen, ließ die Cavallerie, die vor dem Feuer ſich etwas zurückgezogen hatte, wieder concentriren, überblickte noch einmal die Stellung hüben und drüben, ſah mehr und mehr, daß es unſerer Artillerie unmöglich ſein würde, ſich gegen die feindliche zu behaupten, und verließ dann mit blutendem Herzen (avec un coeur navré) das 7. Corps, um mich nach dem »vieux camp«, dieſem Centralpunkt unſerer Stellung zurückzubegeben.«

Majeſtät in die Mitte Ihrer Truppen kommen; ſie werden es ſich zur Ehre anrechnen, Ihnen einen Durchweg zu öffnen.«*)

1¼ Uhr. v. Wimpffen.«

Es war 1¼ Uhr als das Billet zu Händen des Kaiſers kam. Das Bild, das ſich dem Letztern in ſeiner unmittelbaren Umgebung bot, war nicht geeignet, ihn mit Vertrauen zu einem Schritte zu erfüllen, wie ihn General Wimpffen vorſchlug. Die Zuſtände innerhalb Sedan waren bereits ſeit 12 Uhr aller und jeder Ordnung entkleidet. Ein franzöſiſcher Offizier hat folgende Schilderung davon gegeben: »Es mochte gegen Mittag ſein, als ich von Balan her nach der Stadt zurückkehrte. Der Weg war bereits mit Flüchtlingen überdeckt. Schon zerdrückten Soldaten einander, indem ſie ſich abmühten, in die Stadt hinein zu gelangen. Abgeſeſſene Cavalleriſten verſuchten ſogar über die Wälle zu klettern, nachdem ſie die Contreſcarpe hinabgeſprungen. Andere bahnten ſich einen Weg durch die Seitenthore. Von den Wällen herab ſah ich, wie Cüraſſiere mit Pferd und Allem in den Feſtungsgraben ſprangen, wobei die Pferde Beine und Rippen brachen. Soldaten kletterten über einander weg; Offiziere aller Grade, Oberſten und Generale, die an den Uniformen leicht erkennbar waren, befanden ſich mitten in dieſem ſchmachvollen Getümmel. Dahinter kamen Kanonen mit ihren ſchweren Lafetten und ſtarken Pferden, jagten in das Gedränge hinein und verſtümmelten und zermalmten die Flüchtlinge zu Fuß. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, waren die preußiſchen Batterieen jetzt auf Schußweite vorgerückt, und die preußiſchen Granaten begannen mitten unter die ringenden Menſchenmaſſen einzuſchlagen. Es war eine Scene, ſchrecklich genug, ſelbſt für die Phantaſie eines Guſtav Dore. Ich konnte mir nur die eine Vorſtellung von unſerer unglücklichen Armee machen — daß ſie ſich auf dem Boden eines ſiedenden Keſſels befinde. In mein Hotel zurück eilend, ſuchte ich die engen Straßen auf, wo ich vor den Granaten einigermaßen ſicher ſein konnte. Wo ein freier Platz war, ſtieß ich auf die Körper von Pferden und Menſchen, die todt waren, oder, von platzenden Granaten zerriſſen, noch zuckten. Als ich mein Hotel erreichte, fand ich die Straße wie die übrigen mit Wagen, Kanonen, Pferden und Soldaten völlig verſperrt. Inzwiſchen begannen die Granaten in der Richtung unſerer Straße und unſeres Hotels zu fallen. Wir ſtanden alle unter dem gewölbten Thorwege als dem ſicherſten Zufluchtsorte, den wir ſinden konnten. Ich zitterte für die Pulverwagen, die noch in der Straße ſtanden und ſie der ganzen Länge nach einnahmen.

---

*) Dieſer Brief, und die Aufforderung, die er enthält, ſind damals und ſpäter mit mehr oder weniger Recht ridicüliſirt werden. Darauf hin ſchreibt Wimpffen in ſeinem Buch: »Meine Angreifer und Verleumder, wie ſie beſonders in der Umgebung des Kaiſers waren, haben ein nobles Unternehmen, wie ich es vorhatte, zu einer Thorheit ſtempeln wollen. Nichtsdeſtoweniger bin ich auch jetzt noch überzeugt, daß ein mit 15- oder 20,000 Mann unternommener Angriff auf die feindliche Linie von Erfolg gekrönt geweſen wäre.« (Unſere Anſicht in dieſer Streitfrage geben wir an anderer Stelle; vergl. S. 581 oben.)

Erſchütternde Scenen folgten. Ein Knabe, der Sohn eines Handwerkers in der nächſten Straße, kam weinend herbeigelaufen und ſuchte einen Arzt. Seinem Vater war das Bein abgeſchoſſen. Eine Frau vor dem Hauſe hatte daſſelbe Schickſal. Der Arzt, welcher zu dem Manne gegangen war, fand ihn ſchon todt; bei ſeiner Rückkehr verſuchte er die Frau fortzuſchaffen. Er hatte kaum einen Schritt gethan, ſo wurde ſie durch eine Kugel getödtet. Ich übergehe Einzelheiten. Ich könnte tapfere Generale nennen, die ſich nicht fürchteten zu geſtehen, daß ſie vor dem Anblicke deſſen, was jetzt ein bloßes Gemetzel geworden, zurückgebebt ſeien.«

Wie dieſe Generale, von denen der Bericht ſpricht, empfand auch, wie ſchon angedeutet, der Kaiſer. Er ſchob deshalb, da er ein einfaches »Nein« nicht unmittelbar ausſprechen wollte, eine beſtimmte ablehnende Erklärung wenigſtens hinaus.

Wimpffen wartete mittlerweile auf Antwort. Sie kam nicht. Es war bereits 2¼ Uhr. Wir laſſen in allem Folgenden (auszugsweiſe und ohne den Wortlaut genau feſtzuhalten) den General ſelber ſprechen.

»Es war die höchſte Zeit; es mußte etwas geſchehen. Der Durchbrechungsverſuch, wenn er nicht all und jede Chance verlieren ſollte, durfte nicht länger hinausgeſchoben werden. Die Gegenwart des Kaiſers würde Wunder gewirkt, meine Autorität geſtärkt, die Widerwilligen mit fortgeriſſen haben; da ſie nicht zu erzwingen war, ſo mußte es ohne ihn verſucht werden. Ich begab mich nach dem vieux camp, fand daſelbſt in guter Haltung

die Marine-Diviſion Vaſſoignes,
einige Zuaven-Bataillone und
das 47. Linien-Regiment

und gab Ordre zum Avanciren. Sofort ſetzten ſich dieſe braven Truppen, 5 bis 6000 Mann, in Bewegung, gingen in ſüdöſtlicher Richtung über den Fond de Givonne hinaus und beſetzten die jenſeitigen Höhen, von wo aus ſie Lamoncelle, Balan und Bazeilles beherrſchten. Hier nahmen ſie Stand. Es war 2¾ oder 3 Uhr.

Als dieſe Höhenpoſition genommen war, war ich überraſcht, weder hier noch auf dem Terrain, das wir paſſirt hatten, den übrigen Theilen des 12. Corps, ſowie der Diviſion Goze vom 5. Corps begegnet zu ſein.*) Ich ſchloß daraus, daß ſie in Balan ſein würden, und begab mich dorthin, um ſie heran zu holen. Als ich daſelbſt eintraf, fand ich das auf Sedan zu führende Thor weit offen, alle Truppen waren zurückgegangen, in die Feſtung hinein; mit ihnen General Lebrun.

---

*) Die Diviſionen Goze und Grandchamp, jene vom 5. dieſe vom 12. Corps, ſtanden um dieſe Zeit — wie General Wimpffen dem aus allerhand Brigade- und Diviſions-Berichten beſtehenden Anhange ſeines eigenen Buches hatte entnehmen können — der Linie Lamoncelle-Daigny gegenüber, fochten alſo auf demſelben Plateau auf dem Wimpffen ſeine 6000 Mann vorgeführt hatte, nur freilich tauſend Schritt weiter öſtlich und in rechtwinkliger Stellung zu dem raſch zuſammen gerafften Wimpffen'ſchen Schlachthaufen. Die Front

War die Hülfe in Balan nicht zu finden, ſo doch vielleicht in Sedan ſelbſt. Ich rechnete immer noch auf den Kaiſer. So begab ich mich auf die Feſtung zu.

Eine Stunde mochte inzwiſchen vergangen ſein. Als ich das Thor von Sedan erreichte, traf ich auf Herrn Pierron, einen Beamten des Hofes, der mir nunmehr (4 Uhr) einen Brief des Kaiſers überreichte und mir zugleich mittheilte, daß die weiße Fahne auf den Wällen bereits aufgezogen, ich ſelber aber dazu erſehen ſei, mit dem Feinde zu parlamentiren.

Ich hatte immer noch, bis zuletzt, auf den Kaiſer gerechnet, ihn mit fieberhafter Ungeduld erwartet. Ich war jetzt wie vom Donner gerührt. Dann antwortete ich: »ich nehme keine Kenntniß von dieſem Briefe; ich unterhandle nicht.«*)

Herr Pierron beſchwor mich, den Brief zu empfangen und zu leſen.

---

dieſes letzteren richtete ſich nämlich gegen Süden, während die Front der Diviſionen Goze und Grandchamp gegen Oſten gerichtet war. Hier hielten ſie ſtundenlang die mehr genannte Linie Daigny-Lamoncelle.

(Dieſe Angaben werden durch Gefechtsberichte und briefliche Mittheilungen, die ſich, wie in dem Wimpffen'ſchen ſo auch in dem Ducrot'ſchen Buche vorfinden, beſtätigt. Um 3 Uhr wurde nur noch an drei Stellen ernſthaft gekämpft:

1. im Bois de la Garenne,
2. auf der Linie Daigny-Lamoncelle und
3. auf dem Terrain zwiſchen Balan und Sedan.

Im Bois de la Garenne fochten außer **Trümmern des VII. Corps**, vorzugsweiſe Abtheilungen vom I. Corps, darunter in erſter Reihe die Brigade Gandil (ſiehe die Anmerkung auf S. 535); zwiſchen Daigny und Lamoncelle ſtanden ruhmreich die Diviſionen Goze und Grandchamp; endlich um Balan her ſuchten bunt durcheinander gewürfelte Maſſen die der Stadt zueilten, das gleichzeitige Vordringen der Baiern zu hindern. Die »Wimpffen'ſchen 6000«, die um eben dieſe Zeit zwiſchen Balan und Lamoncelle ihre Stellung nahmen, werden in den Berichten des Ducrot'ſchen Buches kaum genannt, ſicher iſt, daß ſie nirgends mehr zu eigentlicher Action gelangten und darauf verzichteten oder verzichten mußten: *de tenter une trouée sur Carignan*. Ueberhaupt Alles, was Wimpffen um dieſe Stunde des Tages ſo zu ſagen mit eigener Hand unternahm, verlief ziemlich trübſelig im Sande und das Aufflackern des Kampfes, wie es beiſpielsweiſe im Bois de la Garenne ſtattfand, und S. 532 bis 534 von uns beſchrieben worden iſt, ſtand in gar keiner Beziehung zu dieſen Anſtrengungen des immer wieder perſönlich, aber weder nachhaltig noch erfolgreich eingreifenden Generals en chef.)

*) An dieſer Stelle war es auch wohl, daß dem General Wimpffen und ſeinem Ordonnanzoffizier Graf d'Ollone der General Lebrun begegnete, Letzterer von einem Manne begleitet, der eine Parlamentairfahne trug. Graf d'Ollone entriß ſie dem Letzteren und warf ſie zur Erde. Dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Haltung General Lebruns, der ſich von da ab wieder den Verſuchen Wimpffens anſchloß, trotzdem er ſie, worüber ſeine eigenen Ausſagen vorliegen, für völlig hoffnungslos, ja für weniger als das, anſah.

Ich nahm ihn endlich, hielt ihn in Händen, ohne ihn geöffnet zu haben und in die Stadt reitend, rief ich einzelnen Trupps zu mir zu folgen und einen letzten Verſuch zu wagen. So kam ich bis zum Turenne-Platz. Offiziere und Soldaten wieſen größtentheils auf die weiße Fahne, von der ſie wußten, daß ſie auf Befehl des Kaiſers aufgehißt worden ſei; andere aber folgten freudig und guten Muthes, ſo daß ich im Stande war mit 2000 Mann und zwei Kanonen wieder vorzugehen. Dieſe Truppen waren von allen Corps. General Lebrun, der eben noch (ſiehe die Anmerkung) mit der Capitulationsfahne erſchienen war, war jetzt mit mir an der Spitze dieſer tapfern 2000. So drangen wir bis über die Kirche von Balan hinaus vor. (5 Uhr.)

Der Feind ſtand uns an dieſer Stelle, nach Oſten und Südoſten zu, nirgends in geſchloſſenen Maſſen gegenüber. Ich ritt bis an die Maas vor, und überzeugte mich, daß nichts da war, was im Stande geweſen wäre, einem mit vollem Ernſt unternommenen Angriff zu widerſtehen; aber in der Umgebung des Kaiſers hatte man ſeit drei Stunden bereits jeden Gedanken an Widerſtand aufgegeben. Kein Zuzug, keine Hülfe kam. Als ich in Nähe der Kirche von Balan wieder eintraf, hatten ſich die 2000 Mann, die Lebrun und ich gemeinſchaftlich bis hierher vorgeführt hatten, bereits ſehr verringert. Einzelne todt und verwundet, die meiſten zerſtreut. So gingen auch wir zurück. Lebrun und ich waren die Letzten.

Es war jetzt gegen 6 Uhr.

Die Höhe von Frénois.

Der König, wie bereits S. 485 hervorgehoben, befand ſich ſeit 8½ Uhr früh auf der Höhe von Frenois. Am Abhange des Hügels zog ſich die große Baiern-Batterie; rechts braunte Bazeilles (nur dann und wann züngelte die Flamme aus Qualm und Rauch hervor); links, in Entfernung einer Viertelmeile, hob ſich die Höhe von Donchery. In vollem Sonnenſchein lag ſie da. Auf ihr der Kronprinz ſammt ſeinem Stabe.

Um den König her befanden ſich Bismarck, Moltke, Roon, der ganzen Suite von Fürſten und Adjutanten zu geſchweigen. Sie folgten, von dem Höhenpunkte aus, den ſie einnahmen (Höhe von Frénois), dem Gange der Schlacht. Das Bild, Landſchafts- und Schlachtenbild zugleich, das durch viele Stunden hin vor ihnen lag, iſt in manchem Briefe jener Tage anſchaulich geſchildert worden. In keinem glänzender als in dem folgenden:

„… Als wir die Höhe erreicht hatten, ſahen wir vor uns, von den Pferden abgeſeſſen, den König, Graf Bismarck, den Kriegsminiſter, Graf Moltke und das ganze Gefolge, und unter uns im zauberiſch ſchönen, milden Morgenlicht das rieſige Panorama der Schlacht von Sedan! Die kahle Höhe, auf der wir uns befanden, geht öſtlich leiſe niederſteigend in dichten Buchenwald über, und ſenkt ſich gerade vor uns in ſanfter Neigung bis zu einer etwas niedrigeren Höhe, deren Abfall zur Ebene etwa eine halbe Stunde von unſerm Standpunkt beginnt. Dort in der Tiefe fließt die Maas. Im Norden vor uns durch den Vorſprung jenes Hügels dem Auge verdeckt, zeigt ſich deſto deutlicher zur Rechten und Linken ihr vielgewundenes klares Gewäſſer. Dort im Weſten ragen die Trümmer der Pfeiler jener einen vom Feinde bei ſeinem Uebergang vorgeſtern geſprengten Brücke daraus hervor. Gerade nördlich vor uns am jenſeitigen Ufer erhebt ſich die Stadt Sedan mit ſauberen, hübſchen Häuſern, maleriſch am Berge hinauf gruppirt, zwei gothiſchen Kirchen von ſehr neuem Ausſehen, ausgedehnten Magazinen und Kaſernen. Dahinter ſteigen die Wälle und Baſtionen der Citadelle auf, und hoch über dieſer das wellige Hügelland. Genau in der Mitte dieſes Bildes iſt die Höhe mit Wald bedeckt, dem Bois de la Garenne, in dem ſich eine breite, im Zickzack zur Stadt niederſteigende Lichtung ſcharf abzeichnet. Kahler Hügelabhang trennt den Waldſaum vorwärts von der Feſtung und nach Weſten hin von einer baumreichen, buſchigen Schlucht, zwiſchen deren dichtem Grün die Villen einer hübſchen Vorſtadt ſchimmern: Cazale. Jenſeits derſelben, weiter nach Weſten zu, markirt ſich ein lang hin geſtreckter, kahler Höhenrücken, der ſich oben durch eine alleinſtehende beſenförmige Pappel, unten an ſeinem letzten Abfall zur Landſtraße durch einen gelben Steinbruch charakteriſtiſch dem Auge einprägt. Im Nordweſten davon macht ſich eine, durch ein breites Thal von ihm geſchieden, zweite einzelne Höhe bemerkbar, mit dichtem Gehölz und hoch darüber hervorſtehenden Pappeln beſetzt. Weite kahle Ebenen, Stoppelfelder und Wieſen, dehnen ſich zwiſchen ihm und den Wäldern des fernen Hintergrundes, wie andererſeits zwiſchen ihm und der Maas. Zur Rechten unterhalb des Bois de la Garenne ein vielfach wechſelndes Terrain, Gärten, Hecken, Villen, kleine Wäldchen, dann nach Oſten hin wieder breite kahle Hochebene und Hügel von Wald begrenzt, eine Folge, die ſich jenſeits deſſelben nach Oſten zu wiederholt, bis die fernen Berge und Waldungen auch hier wie überall den Halbkreis um Sedan abſchließen.

Es iſt von dieſer Höhe aus betrachtet eins der reizvollſten Landſchaftsbilder, die ich kenne. Freilich that das Stück Weltgeſchichte, das in dieſem Augenblick ſich darauf abſpielte, der ruhigen Hingabe an deſſen Schönheit bedeutenden Eintrag. Ueberall wohin ich blicke, nah und fern ſteigen die Rauchwolken auf; lauter und dumpfer donnern die Salven der Batterieen, in denen ſich das kurze ſchnarrende Rollen der Mitrailleuſen durch alles Getöſe hindurch immer wieder hörbar macht. Am lauteſten freilich lärmen die auf dem nächſten Abhangrande vor uns poſtirten baieriſchen Batterieen und die über ihnen in der Luft platzenden Granaten, mit welchen der Feind von drüben, von den Höhen hinter der Stadt, deren Grüße pünktlich beantwortet. Ein eigenthümlicher Ton ſo in der Nähe gehört. Ein ziſchendes Sauſen und nach einer gewiſſen Dauer in dem über uns ſchwebenden weißen Wölkchen ein ſtarker Knall: das Platzen des feindlichen Geſchoſſes.

So verging eine Stunde und mehr. Aus der Stadt ſchlug bereits wiederholt die rothe Flamme und der Qualm der Brände auf. Aber die franzöſiſchen Batterieen, beſonders die bei der »einſamen Pappel«, wie jener kahle Hügel im Weſten der Stadt heißen möge, und die im Oſten unterhalb des Waldes, die wir nach dem hellrothen neuen Dach eines dort aus dem Grün blickenden Hauſes nach jenem benannten, arbeiteten tapfer und unaufhörlich. Auch mit meinem ziemlich ſcharfen Glaſe war es auf dieſe Entfernung hin nicht möglich, die auf den kahlen Hügelrücken in Reihen und großen Maſſen verſammelten franzöſiſchen Truppen im Einzelnen zu erkennen. Nur das Blitzen der Waffen und die weißen Mäntel der Reiter wurden deutlich bemerkbar, und ob eine Colonne in geſchloſſener Ordnung oder in Verwirrung aufgelöſt davon zog. Letzteres ſchien bei der einſamen Pappel ziemlich bald einzutreten; es war jetzt Mittag. Die Colonnen, welche den andern Hügel öſtlich der Schlucht von Cazale bedeckten, hatten ſich allmälig ganz in den Wald dahinter gezogen. Das Artilleriefeuer der Unſeren aber rückte allſeitig immer näher und näher, während aus den umliegenden Dörfern und Gehöften die hohen Rauchſäulen der Brände immer zahlreicher aufſtiegen.

Zu dem Kreiſe von Offizieren und Aerzten des großen Hauptquartiers, zwiſchen denen wir am Boden lagerten, hatte ſich inzwiſchen Herr v. *Roon* geſellt. Wir konnten uns keinen beſſeren Interpreten deſſen, was dort drüben und unten vorging, wünſchen, als dieſen Mitarbeiter am Plan und am »Inſtrument«. Mit großer Ruhe beobachtete er durch ſein Glas die Entwickelung, die ſich auf die Minute ſo vollzog, wie ſie geplant war. *Dort auf der äußerſten Linken rückte das V. Armee-Corps unterhalb ſeiner Batterieen vor gegen die Reiterſchaaren »des einſamen Pappelhügels«*, die ſich wiederholt in der Nähe des gelben Steinbruchs auf unſre Infanterie zu ſtürzen ſchienen und jedesmal aufgelöſt zur Höhe zurückkehrten. Weiter nach Nordweſt zog ſich bereits eine lange Feuerlinie vom letzten fernen Walde her vorrückend und immer näher zur Höhe heran: das XI. Corps, das von dort her auf die weſtliche Curve der feindlichen Stellung ſtieß. Weit noch im Oſten, aber doch ſchon deutlich erkennbar, drang eine lange Linie von Batterieen vor: der Kronprinz von Sachſen mit dem XII. Corps und den Garden. Plötzlich kündete eine hohe Rauchſäule und ein wüthendes Geſchützfeuer, die von jenſeit des mittlern Waldes, des Bois de la Garenne, kamen, auch dort im Rücken der franzöſiſchen Stellung den auf's Heftigſte entbrannten Kampf an: »So,« ſagte Herr v. Roon, »*nun iſt der Keſſel geſchloſſen.*«

Wer je in fröhlichen Jagdtagen ein Keſſeltreiben mitgemacht, konnte das Treffende dieſes Wortes erkennen. Freilich, noch hielten ſich die in dieſem fürchterlichen Halbkreis eingeſchloſſenen Franzoſen, und das unaufhörliche Rollen des Chaſſepot- und Mitrailleuſenfeuers bewies die wüthende Energie ihres Widerſtandes. Von Batterieen ſchienen nur noch die weſtliche an der *einſamen Pappel* und die öſtliche *vom rothen Dach* Stand zu halten; die baieriſchen bekamen nur noch ſpärliche Antworten. *Mittlerweile ſchlugen die Granaten vom XI. und XII. Corps immer häufiger* ein, jene auf den Hügel, dieſe in den Wald. Nicht weniger als fünf Mal dort in feindliche Protzkäſten, die dann mit einer hohen, pinienförmig ſich ausbreitenden, lange in dieſer Form verharrenden Rauchſäule in die Luft flogen. Die Phantaſie mochte ſich die Wirkung im Detail ausmalen. Um 1 Uhr ungefähr wurde es am Waldſaum wieder plötzlich außerordentlich lebendig. Rieſige Staubwolken ſtiegen auf, aus denen einzelne Blitze die Waffen der dort den ganzen Hügelrücken abwärts jagenden Schaaren verriethen. Dieſe Maſſen, von verſchiedenſten Truppengattungen, Infanterie und Kavallerie in buntem Gemiſch, ergoſſen ſich wie ein breiter Strom oder wimmelnd wie ein verſtörter Ameiſenhaufen hernieder zur Schlucht von Cazale. Und gleichzeitig verſtummten die Batterieen an der Pappel, und auch über dieſe Höhe hin ſtürzte es dunkel wimmelnd dort hinunter zur buſchigen Schlucht. Waren es die Fliehenden oder die Preußen hinter ihnen her? Unheimlich ſeltſam war mir beſonders ein Eindruck. Am ganzen ſüdlichen Abhang nach dem Steinbruch zu, wo es zwiſchen 10 und 12 Uhr ſo lebendig zugegangen, ſah man den Boden zwar immer noch von dichten, bunt ſcheinenden Maſſen bedeckt; — aber dieſe Maſſen regten ſich nicht; Granate und Zündnadel hatten ſie ſtill und ſtarr dorthin gebettet.

Unſern baieriſchen Batterieen war ſicher die Bewegung nach Cazale hin nicht entgangen, oder ein Ordonnanz-Offizier war zu ihnen geritten, ſie darauf aufmerkſam zu machen. Bald ſah ich ſie die Geſchütze von der am meiſten rechts poſtirten Batterie zurücknehmen, ſchnell nach links ſchwenkend, näher und direkter der Schlucht gegenüber auf dem Abhange auffahren, abprotzen und in wenigen Minuten Schuß auf Schuß dort hinüberſenden. Gegen 2 Uhr ſchien der Artilleriekampf bedeutend zu ermatten. Der König, den Helm auf, im Ueberrock, trat mit dem Lächeln freudiger Genugthuung an Herrn v. Bismarck heran, der während der ganzen Action, wie am 30. dort auf der Höhe über Sommauthe, geſtanden hatte, den Stecher vor den Augen, und ſprach zu ihm und den verſammelten Offizieren. General v. Moltke war allein weit vorgegangen und ſtand einſam dort auf einem Höhenvorſprung. Von der Nachmittagsſonne getroffen, zeichnete ſich die feine, ſchlichte Geſtalt ſcharf vor dem paſſendſten Hintergrunde, der vom Pulverdampf verhüllten Ferne, ab. — Statt des Donners der Batterieen rollte bald nach dieſer Pauſe mit verdoppelter Energie das Kleingewehrfeuer zu uns herüber; es mußte am ſüdlichen Ausgang der Feſtung und unten in allen Hecken, Gärten und Thälern der Stadt ein Kampf der Verzweiflung geſchlagen werden. (Es waren dies muthmaßlich die Kämpfe, die die 3. baieriſche Diviſion theils in Balan ſelbſt, theils in der Umgebung deſſelben führte.)

In unſerer unmittelbaren Nähe war es inzwiſchen ſtiller geworden, nur die baieriſchen Batterieen am Abhange des Plateaus feuerten einförmig fort in die Tiefe, ohne daß ſich das Ziel ihrer Kugeln erkennen ließ. Jetzt aber machte ſich die Debandade der Franzoſen bemerklich. In Maſſen, aufgelöſt, ohne Ordnung, kamen ſie von den Höhen herab nach der Stadt Sedan. Deutlich konnte man ſie auf den ſandigen Abhängen erkennen. Die Entſcheidung war offenbar ſchon da, aber es mochte ſich darum handeln, ſie raſch und vollſtändig herbeizuführen. Die baieriſchen Batterieen erhielten alſo Befehl, die Stadt, welche bisher geſchont worden war, zu beſchießen. Zehn Minuten lang bemerkte man keine Wirkung. Aber plötzlich ſtieg links der Kirche eine tintenſchwarze Wolke auf und wenige Sekunden ſpäter leckte unter ihr die rothe Gluth hervor. Langſam ſtieg die Wolke, unten ſchwarz oben weißlich grau, ſich oben weit ausbreitend, wie eine Baumkrone. Faſt in demſelben Augenblicke war Alles ſtill geworden, bis auf das entfernte Grollen einiger Geſchütze, und kein Maler konnte ein ſchöneres Bild träumen, als die Wolke in der Mitte dieſer ſonnigen Landſchaft, die Berg und Fluß, Wald und Acker, Stadt und Dörfer in anmuthigſter Abwechſelung vereinigte.

In dieſem Moment war es, wo ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, daß die Franzoſen die Capitulation anböten. Sie hatten darüber zuerſt mit den den Thoren am nächſten ſtehenden baieriſchen Generalen Maillinger und Bothmer verhandelt.*) Als nun dem Könige die Meldung gemacht wurde,

---

*) Das Vorgehen der Baiern gegen das Thor von Sedan erfolgte in Gemeinſchaft mit unſerm 71. Regiment, das hier (wie auch das 4. Jägerbataillon) noch energiſch mit eingriff. Andere Theile des IV. Armee-Corps kamen an dieſem Tage nicht ins Gefecht. Dem Berichte eines Offiziers vom 71. Regiment entnehmen wir über dieſe letzten Vorgänge des Tages das Folgende:

»Die Baiern hatten bereits enorm gelitten. Zu ihrer Unterſtützung, bez. Ablöſung, wurde das 71. Regiment vorgezogen, zunächſt das zweite Bataillon. Mein Bataillon (1.) und die Füſiliere folgten. Das 2. Bataillon erlitt ſehr bedeutende Verluſte, namentlich auch an Offizieren. Während es ſich wieder ſammelte, avancirten wir bis hinter die erſte Geſchützlinie, um den erwarteten Offenſivſtoß der Franzoſen aufnehmen zu können. Bald geriethen wir in ein koloſſales Gewehrfeuer, das eigentlich der vor uns ſtehenden Artillerie galt, aber auch unter uns Schaden anrichtete. Eine kleine Terrainwelle ſchützte uns vor bedeutenderem Verluſte. Ehe wir noch dieſelbe erreichten, erhielt ich meinen Schuß in die linke Hand. Zu Anfang glaubte ich, daß die Kugel durchgegangen ſei, aber nachdem der blutige Handſchuh entfernt war, zeigte es ſich, daß die jedenfalls ſchon ſehr matte Kugel nur eine Fleiſchwunde verurſacht hatte. Die Hand wurde ſofort verbunden, die unbedeutenden Schmerzen ſehr bald vergeſſen; denn vorwärts ging es wieder, einem Angriff der Franzoſen entgegen. Vor uns lag ein langes Dorf, Balan, gegen deſſen rechte Flanke ich meinen Zug führte. Unterſtützt durch einige baieriſche Abtheilungen (rechts) und einen Zug unſerer 4. Compagnie (links), gewannen wir ziemlich Terrain bis zu einem kleinen Wäldchen, wo wir von allen vier Seiten Feuer erhielten, von hinten wahrſcheinlich von einzelnen Theilen unſerer Jäger, die nicht wußten, daß ſchon Truppen vor ihnen ſtanden. Wir zogen uns etwas links nach Balan hin, in das Dorf hinein, und gelangten auf die durch daſſelbe führende Chauſſee und an das Ende des Dorfes, wo größere Abtheilungen Baiern eben im Zurückgehen begriffen waren. Sie theilten uns mit, daß ſie die Liſière des Dorfes beſetzen ſollten und nochmals mit uns vorgehen wollten, wenn wir vorgingen. Unter Hurrah der Baiern ſetzten wir uns an die Tête (mein Zug hatte noch 17 Mann, der Zug der 4. Compagnie einige 20 Mann und eben ſo viel erklärte er, daß der Parlamentair ſich zu ihm zu begeben habe. Es waren Augenblicke der größten Spannung. Noch mag es ungewiß geweſen ſein, wer in der Stadt war, denn man hatte einige Stunden vorher eine Reiterkolonne durchbrechen ſehen, in der ſich möglicherweiſe der Kaiſer befunden haben konnte. Durch ein großes auf dem Platze befindliches Fernrohr war es indeſſen möglich geworden, aufs Genaueſte die in der Stadt zuſammengehäuften Truppen zu ſehen. Man konnte die einzelnen Geſtalten erkennen. Die Leute lagen maſſenweiſe da und ruhten ſich aus. Endlich traf der Oberſtlieutenant Bronſart v. Schellendorf ein, der nach der Stadt geſendet worden war und meldete, daß der Kaiſer Napoleon dort ſei und daß ein Parlamentair alsbald kommen werde. Der König in tiefſter Ergriffenheit ſchüttelte dem zwiſchen 1 und 2 von der Donchery-Höhe herüber gekommenen Kronprinzen, dem General v. Moltke, dem General v. Podbielski, dem Grafen Bismarck und dem Kriegsminiſter (der bereits die Nachricht von der ſchweren Verwundung ſeines Sohnes erhalten hatte) die Hand.

Es war 6 Uhr und fing ſchon an zu dunkeln, denn die Sonne war hinter ſchwarzem Gewölk untergetaucht. Die Umriſſe der Gegenſtände im Thal, der Stadt ſelbſt, wurden undeutlicher. An zwei Stellen brannte es. Jetzt ſah man von der Stadt auf dem geradeſten Wege herauf die Parlamentairflagge und 3 Perſonen zu Pferde ſich nähern. Es waren der franzöſiſche General Reille, der Hauptmann vom Generalſtabe v. Winterfeld und der Ulanentrompeter mit der Parlamentairflagge. Der König trat etwas vor, ſeine ganze Umgebung zog ſich einige Schritte zurück. Die Stabswache, welche bis dahin abgeſeſſen hinter der Crête gehalten hatte, war kurz vorher herankommandirt worden und ſtand aufmarſchirt hinter dem Gefolge. Ungefähr 80 Schritt vor dem König ſtiegen die Reiter ab. Der General Reille, ein ſtattlicher Mann, der auf der Bruſt die Krim- und die Solferinomedaille trug und ſich auf einen Stock ſtützte, näherte ſich dem Könige bis auf etwa 20 Schritt, dann nahm er ſein Käppi ab und ging mit entblößtem Haupte auf den König zu, dem er ein Schreiben überreichte — ein Schreiben des Kaiſers Napoleon. Der König, der den General erſt gegrüßt hatte, nahm das Schreiben, zerriß das Couvert, las das Schreiben, ſprach noch ein paar Worte zu dem Geſandten, der ſich wieder zurückzog, und trat

Jäger — alles Andere war abhanden gekommen) und gingen auf der Chauſſee vor. Schon nach einigen Minuten entdeckten wir zu unſerem nicht geringen Erſtaunen, daß wir uns unmittelbar vor der Feſtung Sedan befanden, deren Thor und Wälle dicht mit Franzoſen geſpickt waren. Das Wäldchen, in welchem wir uns vorher herumgeſchoſſen hatten, war das Glacis der Feſtung geweſen. Als wir eben vorgingen, um gegen das Thor zu donnern, erſchien über demſelben die weiße Fahne, das Zeichen der Capitulation. Unmittelbar vor dem Palliſadenthor ſetzen wir unſere Gewehre zuſammen.«

dann zurück, um in einer Gruppe, beſtehend aus dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl, dem Großherzog von Weimar und dem Herzog von Koburg, dem Grafen Bismarck und dem General v. Moltke, den Brief zu verleſen, deſſen Inhalt ſich wie ein Lauffeuer bald auch außerhalb dieſes Kreiſes verbreitete: daß der Kaiſer, da es ihm nicht geſtattet geweſen, an der Spitze ſeiner braven Armee zu ſterben, dem Könige ſeinen Degen überreiche. (»N'ayant pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.«)

Die Beſprechungen dauerten ziemlich lange Zeit, während deſſen nach einander die Generale v. Boyen und v. Tresckow, ſpäter der Kronprinz, General v. Moltke und Graf Bismarck mit dem Geſandten des Kaiſers ſich unterhielten. Der König war allmälig ganz nach dem Hintergrunde zu getreten. Dort ſaß er auf einem Stuhl, während der zweite Stuhl, den Major v. Alten in die Höhe hielt, ihm als Schreibtiſch diente; Graf Hatzfeld ſtand zur Seite. So ſchrieb der König die Antwort auf den Brief des Kaiſers.

Etwa zu gleicher Zeit ließ der General v. Moltke die Generalſtabsoffiziere zu ſich rufen, hielt eine kurze Anrede, in der er ihnen ſeinen Dank ausſprach, und ſchüttelte dann Jedem die Hand. Der Major v. Alten überbrachte dann das Schreiben des Königs dem General Reille, der es wieder entblößten Hauptes entgegennahm. Nachdem er daſſelbe in Empfang genommen, trat General v. Moltke noch einmal zu ihm, ſpäter der König und der Kronprinz, welche ihm die Hand reichten. Der General ſtieg zu Pferde und begab ſich unter Begleitung des Herrn v. Winterfeld und zweier Ordonnanzen in die Stadt zurück. Noch ehe er fort war, fing das Hurrahrufen der Truppen, welche die freudige Botſchaft erhalten hatten, an und pflanzte ſich von dem linken Flügel an fort in einer Stärke, daß es meilenweit vernehmbar geweſen ſein muß.

Unterdeſſen brannten einige Häuſer der Stadt und neun oder zehn Dörfer mit furchtbar prächtiger Gluth. Noch einen Augenblick hielt der König an und ſchrieb ſtehend und ſchon faſt in der Dunkelheit etwas, ohne Zweifel das Telegramm, welches am andern Tag Berlin in einen Taumel des Entzückens verſetzte.«

Die Vorgänge beim Feinde.

Feſtung Sedan von 6 bis 9.

General Wimpffen (vergl. S. 551) war um 6 Uhr, als der letzte — der faſt nur noch in Perſon das Schlachtfeld zu behaupten getrachtet hatte — in Sedan eingetroffen. Was er ſah, war Chaos*), was er hörte nur zwei Wörter: Capitulation und Verrath. Auch in der Art, wie fordernd und anklagend zugleich, dieſe beiden Wörter geſprochen wurden, gab ſich die gänzliche Verwirrung der Gemüther kund. Man war des Maſſacres müde und erkannte inſtinktmäßig, daß nur in unbedingter Unterwerfung, alſo in Capitulation, die Rettung zu finden ſei, dennoch ſchrieen Tauſende »Verrath«, als ſich die Schritte vorzubereiten begannen, die die natürliche Conſequenz von dem Verlangen jedes Einzelnen, auch des Tapferſten waren.

General Wimpffen begab ſich in ſein Hôtel (Croix d'or). Er mißbilligte auch jetzt noch, ſo ſcheint es, die aufgehißte weiße Flagge, das Zeichen der Ergebung. Vor ſeiner beſſeren militairiſchen Einſicht konnte dieſe Mißbilligung unmöglich beſtehen, aber er wurde menſchlich von zwei Empfindungen beherrſcht, die ſein Urtheil allerdings trüben durften. In Stunden, wo er ſich noch, immer wieder ſeine Perſon einſetzend, für die Ehre des Landes geſchlagen hatte, war über ihn hinweg, in völliger Mißachtung der Thatſache, daß er der Oberkommandirende ſei, die weiße Fahne aufgeſteckt und ein Parlamentair abgeſandt worden. Das war eine tiefe Kränkung. Aber Schlimmeres ſtand bevor. Er erkannte klar, daß nach Lage der Sache, wie zu Spott und Hohn für ſeinen bis zuletzt bewahrten Widerſtandsmuth, ihm die troſtloſe Aufgabe zufallen würde, die Capitulationsverhandlungen zu führen und die Unterwerfung zu beſiegeln.

---

*) Der Anblick, den die Stadt um dieſe Stunde bot, war entſetzlich. Ein franzöſiſcher Offizier ſchreibt: Ueberall lagen Todte umher, Bürger und Soldaten. In einer Vorſtadt zählte ich mehr als fünfzig Leichen von Landleuten und Städtern, einige Frauen darunter und ein Kind. Die Erde war mit Granatſplittern förmlich überſäet. Hungernde Soldaten zerſchnitten die todten Pferde, um ſie zu kochen und zu eſſen, denn es hatte wieder an Lebensmitteln gefehlt.

Menſchlich verzeiblich war es, daß er, was immer ſeine feldherrliche Verſchuldung ſein mochte, dieſem Aeußerſten wenigſtens zu entgehen befliſſen war. Er richtete deshalb, vom Croix d'Or aus, folgendes Entlaſſungsgeſuch an den Kaiſer:

»Sire! Ich werde niemals die Beweiſe von Wohlwollen vergeſſen, welche Sie mir gewährt haben, und ich würde ſowohl im Hinblick auf Frankreich wie auf Sie glücklich geweſen ſein, wenn ich den heutigen Tag mit einem glorreichen Erfolge hätte beenden können. Ich habe dieſes Reſultat nicht erlangen können und ich glaube, einem Anderen die Sorge, unſere Armee zu führen, überlaſſen zu müſſen. Ich glaube zugleich in dieſer Lage genöthigt zu ſein, meine Entlaſſung als Obergeneral zu nehmen und meine Penſionirung zu verlangen. Ich bin ꝛc. General v. Wimpffen.«

Dieſe Zeilen wurden um 7½ Uhr geſchrieben. Um 8 Uhr antwortete der Kaiſer:

»General! Sie können nicht Ihren Abſchied nehmen, wenn es ſich noch darum handelt, die Armee durch eine ehrenvolle Capitulation zu retten. Ich nehme Ihre Demiſſion nicht an. Sie haben den ganzen Tag hindurch Ihre Schuldigkeit gethan. Thun Sie es ferner. Es iſt dies ein Dienſt, den Sie dem Lande leiſten werden. Der König von Preußen hat einen Waffenſtillſtand angenommen. Ich erwarte ſeine Vorſchläge. Zweifeln Sie nicht an meiner Freundſchaft. Napoleon.«

General v. Wimpffen, nach Empfang dieſer Zeilen, ſchwankte eine kurze Weile, dann ſiegte ſeine Liebe zu Armee und Vaterland über ſeine Selbſtliebe und er beſchloß das Opfer zu bringen. Die Offiziere ſeiner Umgebung: Graf d'Ollone, Marquis de Laizer, Lieutenant Daram und Lieutenant Desgrandschamps ſtimmten ihm zu; — ſo begab er ſich zum Kaiſer. 8½ Uhr.

Eintretend in das Schloß, in dem der Letztere Wohnung genommen hatte, traf er in den Vorgemächern eine große Anzahl von Perſonen, die zum napoleoniſchen Haushalt gehörten. Man verweigerte ihm den Eintritt beim Kaiſer, da derſelbe »eine Conferenz mit dem Kaiſerlichen Prinzen habe«. Wimpffen war empört; abgeſehen von der Wichtigkeit der Angelegenheit, deren Träger er war, wußte er, daß ſich der Kaiſerliche Prinz ſeit zwei Tagen in Mezières befand. Er gab ſeinem Unmuth Ausdruck; Graf d'Ollone und Marquis de Laizer, die ihn begleitet hatten, ſtimmten laut mit ein. Dieſe Sprache wirkte. Der General wurde nunmehr in das Cabinet des Kaiſers geführt.

Hier befanden ſich General Caſtelnau und verſchiedene andere Generaladjutanten. Sie beriethen. Als General Wimpffen eintrat, verließen alle das Zimmer; nur General Ducrot blieb und rief dem Eintretenden in großer Erregung zu: »General, da Ihr Ehrgeiz Sie dazu ſtachelte, mich der Ehre des Commandos zu entheben, ſo möge Ihnen auch die Schmach der Capitulation zufallen.«

Wimpffen antwortete: »Ich nahm das Commando, um eine Niederlage zu vermeiden, die Ihre angeordneten Bewegungen unfehlbar herbeigeführt hätten. Was ich zu erreichen gedachte, habe ich nicht erreicht; aber alle meine Anſtrengungen gehören auch in dieſem Augenblicke noch der Armee. Im Uebrigen, General, bin ich nicht an dieſer Stelle erſchienen, um mit Ihnen zu verhandeln. Laſſen Sie uns.« *)

Nach dieſem Zwiſchenfall verließ General Ducrot das Zimmer und Wimpffen erklärte nunmehr dem Kaiſer, daß er entſchloſſen ſei, die unglückſelige Rolle, die ihm zugefallen, auch zu Ende zu führen. Der Kaiſer zeigte ſich bewegt. Pferde wurden beordert und vorgeführt; zu ſeiner Legitimation empfing der General folgendes Kaiſerliche Handſchreiben:

»Der Kaiſer Napoleon III., nachdem in Folge der Verwundung des Marſchalls Mac Mahon der General v. Wimpffen zum Ober-Commandanten durch ihn ernannt worden war, hat dem General v. Wimpffen Vollmacht ertheilt, über die Bedingungen für eine Armee zu unterhandeln, von der der König anerkannt hat, daß ſie ſich tapfer geſchlagen habe.«

---

*) Ducrot ſelbſt ſchildert dieſe Begegnung etwas abweichend und beruft ſich — im Gegenſatz zu Wimpffen, der (ſiehe oben den Text) hervorhebt, daß die Umgebung des Kaiſers vor Beginn der Unterredung das Zimmer verlaſſen habe — auf das Zeugniß derer, die dieſer Scene beiwohnten. Den Chef des Generalſtabes, General Faure, macht er eigens namhaft. Ducrot berichtet wie folgt: »Etwas nach 8 Uhr erſchien General Wimpffen. Er trat haſtig in das Zimmer, hob die Arme gen Himmel und rief aus: »Sire, wenn ich die Schlacht verloren habe, wenn ich beſiegt worden bin, dann liegt es einzig und allein daran, daß meine Befehle nicht ausgeführt wurden, daß Ihre Generale mir nicht gehorchen wollten.« — Bei dieſen Worten ſprang der General Ducrot auf und ſtellte ſich mit einem Sprunge vor den General Wimpffen: »Was ſagen Sie«, rief er aus, »wer hat Ihnen nicht gehorchen wollen? Auf wen ſpielen Sie an? Etwa auf mich? Ihre Befehle ſind leider nur zu gut ausgeführt worden. Ihrer tollen Anmaßlichkeit haben wir unſere furchtbare Niederlage zuzuſchreiben. Sie allein haben ſie zu verantworten, denn wenn Sie die Rückzugsbewegung nicht aufgehalten hätten, trotz meiner Gegenvorſtellungen, ſo wären wir jetzt in Sicherheit zu Mezières.« Etwas überraſcht und außer Faſſung gebracht durch dieſe Abfertigung, erwiderte General Wimpffen: »Wohlan, wenn ich unfähig bin, ſo iſt dies ein neuer Grund, auf das Commando zu verzichten.« †) — Ducrot: »Sie haben ſich heute Morgen des Commandos bemächtigt, als Sie dachten, daß es Ehre und Nutzen bringen würde; ich habe es Ihnen nicht ſtreitig gemacht, obgleich es vielleicht beſtreitbar war. Zur Stunde können Sie ſich nicht zurückziehen. Sie allein haben die Schande der Capitulation auf ſich geladen. ...«

†) Dieſe Aeußerung wenigſtens kann Wimpffen nicht wohl gemacht haben, da er ſchon vorher entſchloſſen war, im Commando zu bleiben, um die Capitulation und dadurch die Rettung der Armee zu ermöglichen.

Die Abfaſſung des Briefes war nicht ganz correct. Wimpffen hatte den Oberbefehl nicht aus der Hand des Kaiſers empfangen, ſondern ſich deſſelben (geſtützt auf das dienſtliche Schreiben Palikao's) bemächtigt; der General glaubte indeß über dieſen Punkt hinwegzugehen zu dürfen und ſtieg zu Pferde, um ſich nach Donchery zum General v. Moltke zu begeben. Mit ihm war General Caſtelnau. Dieſem, bei den ſich vorbereitenden Unterhandlungen, lag ob, die Intereſſen des Kaiſers wahrzunehmen, Wimpffen die der Armee.

Die Capitulationsverhandlungen zwiſchen General v. Moltke und General v. Wimpffen.

(Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September.)

Etwa um 10 Uhr trafen General v. Wimpffen, General Faure (Generalſtabschef der Armee) und General Caſtelnau in Donchery ein. Sie wurden in einen Conferenzſaal geführt, in dem ſie verſchiedene preußiſche Offiziere bereits vorfanden. General Wimpffen, ſeinem eigenen, ihn ehrenden Zeugniß nach, trat mit einer gewiſſen Befangenheit in die ſich vorbereitenden Unterhandlungen ein. »Ich legte mir,« ſo ſchreibt er, »die Frage vor, ob es gerathen ſei, in Gegenwart ſo vieler Perſonen mit dem General v. Moltke und dem Grafen Bismarck, alſo mit den beiden bedeutendſten Männern der Gegenwart (jeder auf ſeinem Gebiet) zu discutiren. Aber nur einen Augenblick beſchlich mich dieſer Zweifel, den ich alsbald, als meiner unwürdig, zurückdrängte. Dann war ich entſchloſſen die Debatte zu führen.«

Die Herren v. Moltke und v. Bismarck traten ein. Nach kurzer Begrüßung überreichte General v. Wimpffen das im vorigen Kapitel mitgetheilte Beglaubigungsſchreiben und fügte alsbald hinzu, daß er *perſönlich* gewillt geweſen ſei, den Kampf fortzuſetzen, daß er indeſſen den entgegenſtehenden Beſchlüſſen ſeines Souverains nachgegeben habe. Er hoffe nunmehr auf ehrenvolle Bedingungen: Abzug der ganzen Armee mit Waffen und Gepäck unter allen Ehrenbezeugungen, wie ſie einer tapfern Truppe zu Theil zu werden pflegten. Dieſe verpflichte ſich dagegen, während der Dauer dieſes Krieges gegen die deutſchen Armeen nicht zu fechten.

Hierauf antwortete Graf Bismarck: »Kein Zweifel, daß der tapfere Widerſtand, den Ihre Armee geleiſtet hat, die ehrenvollſten Bedingungen verdient, denn Sie haben mit 70,000 Mann gegen 220,000 Mann gefochten. Wir laſſen der energiſchen Führung wie der Bravheit Ihrer Soldaten, die den Kampf einen ganzen Tag lang hinzuziehen wußten, volle Gerechtigkeit widerfahren, — aber Frankreich iſt es, das uns den Krieg erklärt hat. Deutſchland verlangt die ſchnelle Wiederherſtellung des Friedens; wir dürfen deshalb kein Mittel vernachläſſigen, was im Stande iſt, die Dauer des Kampfes abzukürzen. Eins der wirkſamſten Mittel zu dieſem Behufe iſt es, Frankreich einer Armee zu berauben, die nicht nur in ſich ſelber von Wichtigkeit iſt, ſondern inſonderheit auch dadurch eine Bedeutung hat, daß ſie die Cadres für neu zu bildende Armeen abzugeben vermag. Wir haben uns deshalb dahin entſchieden: Ihre Armee legt die Waffen nieder und wird kriegsgefangen nach Deutſchland geführt«.

General v. Wimpffen erwiderte, daß dieſe Bedingungen unannehmbar ſeien; es wäre nicht gut, die franzöſiſche Armee für niedergeſchlagener anzuſehen, als ſie in Wahrheit ſei; er, für ſein Theil, ſei entſchloſſen, noch einmal an die Entſcheidung der Waffen zu appelliren.

»Jeder Widerſtand von Ihrer Seite iſt vergeblich;« ſo nahm jetzt General v. Moltke das Wort. »Sie haben keine Lebensmittel; die Munition iſt erſchöpft, die Armee dezimirt. Zudem umfaßt unſere Artillerie die Stadt von allen Seiten. Sie vernichtet ihre Truppen, noch ehe Sie fähig geweſen ſind, auch nur eine einzige Bewegung mit ihnen auszuführen.«

General von Moltke fügte hinzu, daß ein franzöſiſcher Offizier, den General v. Wimpffen wählen möge, ſich von der Wahrheit der ſeinerſeits gemachten Angaben überzeugen könne und ſchloß damit, daß, wenn die Uebergabe nicht erfolge, das Bombardement bei Beginn des Tages wieder aufgenommen werden würde.

v. Wimpffen ſuchte auch jetzt noch unſere Forderungen zu bekämpfen. Er berief ſich auf frühere Capitulationen, auf Mainz, Genua, Ulm und fragte, ob uns die Zuſage, während der Dauer des Krieges gegen Deutſchland nicht zu dienen, nicht als genugſame Garantie erſcheine?

»Vielleicht,« ſo nahm Graf Bismarck abermals das Wort, »würde ſich auf dieſer oder einer ähnlichen Baſis discutiren laſſen, wenn Sie ein dauerbares und feſt etablirtes Gouvernement beſäßen. Aber ſind Sie ſicher, morgen noch daſſelbe zu haben wie heute? Und können Sie gut ſagen, daß das eine die Abmachungen des andern ratificiren wird? Sie können es nicht, und das iſt der Grund, warum wir uns nach anderen Sicherheiten umthun müſſen.«

Wimpffen erwiderte, daß keine Macht in Frankreich ſtark genug ſein würde, die Offiziere zu Brechung ihres Ehrenwortes zu veranlaſſen.

»Wir vertrauen dem Ehrenworte Ihrer Offiziere, antwortete Graf Bismarck, und vielleicht wird es möglich ſein, gegen die Zuſage: nicht gegen uns dienen zu wollen, Ihren Offizieren gewiſſe Vortheile zu gewähren; aber dies kann ſich nicht auf die Soldaten erſtrecken. Im Uebrigen wird bei den Formalitäten, wenigſtens nach Möglichkeit, Alles vermieden werden, was die Empfindlichkeit Ihrer Truppe ſchwer verletzen könnte.« Graf Bismarck ſchloß dann, auf das politiſche Gebiet übergehend, damit, daß, außer einer Geldentſchädigung von vier Milliarden, nur in Abtretung von Elſaß und Lothringen eine wirkliche Friedensgarantie gegen das uns beſtändig bedrohende Frankreich zu finden ſei.

Wimpffen erwiderte, der Geldpunkt werde muthmaßlich keine Schwierigkeit ſchaffen, aber Elſaß und Lothringen nie. Gingen ſie dennoch verloren, ſo würden ſie einen beſtändigen Streitpunkt zwiſchen Deutſchland und Frankreich bilden.

»Frankreich,« ſo fuhr Graf Bismarck fort, »konnte uns Sadowa nicht vergeben; um wie viel weniger wird es geneigt ſein, uns den Sieg zu verzeihen, den wir nun über es ſelbſt errungen haben. Es wird immer Revanche fordern und weil wir dies wiſſen, eben deshalb liegt uns daran, ſo praktiſche Garantieen wie Straßburg und Metz in Händen zu haben.«

Wimpffen verſuchte die beſtändigen Kriegsgelüſte Frankreichs zu beſtreiten, wies auf den induſtriellen Aufſchwung des Landes, auf ſeine Vorliebe für die Künſte hin und betonte, daß nur in dem Verzicht auf jede Territorialabtretung eine wirkliche Friedensgarantie zu finden ſei. Graf Bismarck drang noch einmal auf materielle Sicherheiten und unter dieſen als erſte und nächſtliegende: die Entwaffnung der Armee von Chalons und ihre Abführung in die Kriegsgefangenſchaft. »Oder wir nehmen in aller Tagesfrühe das Bombardement der Stadt wieder auf,« — fügte General von Moltke hinzu.

Hierauf erbat ſich v. Wimpffen Bedenkzeit. Er gedenke, die ihm und der Armee geſtellten Bedingungen zuvor einem Kriegsrath franzöſiſcher Generale vorzulegen. Bis 9 Uhr früh ſolle der Entſcheid in Händen des Generals v. Moltke ſein. Dieſer drang zunächſt auf ſofortige Entſchließung; erſt auf eine Erklärung des Grafen Bismarck hin, willigte er in die begehrte Friſt bis 9 Uhr früh.

Hiermit ſchloß dieſe denkwürdige Unterredung. General Wimpffen kehrte nach Sedan zurück. Um 1 Uhr hielt er vor dem Schloß. Der Kaiſer ſchlief bereits, wurde geweckt, Wimpffen trat ein. »Sire, man legt uns harte Bedingungen auf; ich habe vergeblich beſſere zu erringen getrachtet; nur Euer Majeſtät können uns möglicherweiſe aus dieſer Situation befreien.«

»General,« antwortete der Kaiſer, »um 5 Uhr früh begebe ich mich in das deutſche Hauptquartier und werde ſehen, ob der König uns günſtiger geſonnen iſt.«

Wimpffen verabſchiedete ſich beim Kaiſer und ſuchte ſein Hôtel auf. Aber er vermochte nicht zu ſchlafen. Ruhelos durchlief er die Stadt und wachte den Morgen heran.

Um 7 Uhr trat der Kriegsrath zuſammen, um die endgültigen Beſchlüſſe zu faſſen.

Ein zweiter Bericht über die Verhandlungen in Donchery.

(Aufzeichnungen des Rittmeiſters d'Orcet vom IV. Cüraſſier-Regiment.)

„... Wir wurden in ein Zimmer im Erdgeſchoß geführt, wo wir 10 Minuten zu warten hatten, bevor General v. Moltke, Graf Bismarck, General v. Blumenthal und einige andere preußiſche Offiziere eintraten. Nach einer kurzen Begrüßung ſtellte General v. Wimpffen die ihn begleitenden beiden Generale (Faure und Caſtelnau) dem General v. Moltke vor. Auf die Frage des Letzteren, in welcher Eigenſchaft die beiden Herren zugegen wären, antwortete zunächſt General Faure, daß er als Chef des Generalſtabes der ehemalig Mac Mahon'ſchen Armee den General v. Wimpffen, jedoch ohne jeden officiellen Charakter, begleitet habe. General Caſtelnau bemerkte, daß er eine mündliche, halbofficielle Mittheilung ſeitens des Kaiſers zu machen wünſche, daß dieſe Mittheilung indeß erſt am Schluß der Verhandlungen, an denen er ſonſt in keiner Weiſe betheiligt ſei, von Nutzen ſein werde. General v. Moltke nannte darauf, ſie mit der Hand bezeichnend, dem General v. Wimpffen den Grafen Bismarck und den General Blumenthal, worauf man ſich ſetzte.

Das Arrangement war das folgende. Inmitten des Zimmers ſtand ein viereckiger Tiſch mit rother Decke; an der einen Seite ſaß General v. Moltke, links den Grafen Bismarck, rechts den General v. Blumenthal neben ſich; ihm gegenüber General v. Wimpffen und neben dieſem — etwas rückwärts und faſt im Schatten ſchon — die Generale Caſtelnau und Faure, ſammt den ſie begleitenden Adjutanten. Von preußiſchen Offizieren waren noch ſieben oder acht zugegen, deren einer, auf einen Wink des Generals v. Blumenthal, ſich neben den Kamin ſtellte, um, auf die Krönung deſſelben geſtützt, eine Art Protocoll zu führen.

Ein momentanes Schweigen trat ein. Man fühlte, daß General v. Wimpffen in Verlegenheit war, wie er das Geſpräch einleiten ſolle; aber General v. Moltke blieb unbeweglich und war entſchloſſen, ſeinem Gegner das erſte Wort zu überlaſſen.

Es würde mir lieb ſein, begann v. Wimpffen endlich, die Bedingungen kennen zu lernen, die Se. Majeſtät der König von Preußen gewillt iſt, uns zu bewilligen.

Sie ſind einfach genug, erwiderte General v. Moltke. Die Armee iſt kriegsgefangen mit Waffen und Gepäck; man wird den Offizieren, in Anerkennung ihrer tapfern Haltung, den Degen laſſen, aber ſie ſind kriegsgefangen wie die Truppen.

Dieſe Bedingungen ſind hart, entgegnete General v. Wimpffen; die Haltung der franzöſiſchen Armee hätte vielleicht beſſere verdient. Wäre nicht eine Capitulation auf folgende Abmachungen hin einzuleiten: Der Platz und ſeine Artillerie wird übergeben; die Armee behält ihre Waffen, Fahnen, Gepäck, unter der Zuſage in dieſem Kriege nicht ferner gegen Preußen zu dienen; der Kaiſer und die Generale verpflichten ſich für die Armee, die Offiziere für ſich ſelbſt; Preußen beſtimmt den Theil Frankreichs (wenn nicht Algier vorgezogen wird), wohin ſich die Armee bis zum Friedensſchluſſe zurückzuziehen hat.

v. Wimpffen fügte noch einiges Weitere hinzu; als er inzwiſchen wahrnahm, daß ſein Gegner unerbittlich blieb, verſuchte er die Sympathieen deſſelben durch einen Hinweis auf ſeine (Wimpffens) perſönliche Lage zu erwecken. »Vor zwei Tagen treff' ich von Afrika hier ein, ein untadliger militairiſcher Ruf begleitet mich, mitten in der Schlacht übernehm' ich den Oberbefehl und nun ſoll ich meinen Namen an eine Capitulation ſetzen, die das Reſultat eines Kampfes iſt, der von mir weder geplant noch eingeleitet wurde. Sie, der Sie ſelbſt General ſind, werden das Bittere meiner Lage beſſer empfinden, als irgend wer.«

General v. Wimpffen verſuchte näher auf dieſe Dinge einzugehen und ein Bild der beſonderen Vorkommniſſe und Verlegenheiten zu entrollen, die ihn in das Oberkommando einführten und während deſſelben begleiteten, alsbald indeſſen wahrnehmend, daß dieſer Appell an die menſchliche Theilnahme des Gegners wirkungslos blieb, nahm er einen lebhafteren Ton an und erklärte: »Im Uebrigen, General, wenn keine anderen Zugeſtändniſſe gemacht werden können, ſo ſehe ich mich außer Stande, Ihre Bedingungen anzunehmen. Ich werde an meine Armee und das Glück der Schlachten noch einmal appelliren, und entweder mich durchzuſchlagen oder in Sedan mich zu vertheidigen wiſſen.«

Hier unterbrach ihn General v. Moltke: »Ich bin voll großer und beſonderer Hochachtung vor Ihrer Perſon, ich würdige die Schwierigkeiten Ihrer Lage und ich bedauere, Ihren Forderungen nicht nachkommen zu können; was aber einen erneuten Durchbruchsverſuch oder Ihren Entſchluß angeht, ſich in Sedan zu vertheidigen, ſo muß ich Ihnen bemerken, daß das eine ſo unmöglich iſt, wie das andere. Gewiß, Sie haben noch immer über Bruchtheile einer ausgezeichneten Armee Verfügung, Ihre Elite-Truppen ſind erſten Ranges, aber ein großer Theil Ihrer Infanterie iſt demoraliſirt, denn wir haben heut, im Laufe des Tages, über 20,000 unverwundete Gefangene gemacht. Sie haben noch 80,000 Mann; wir ſtehen Ihnen mit 240,000 Mann und 500 Geſchützen gegenüber; beſtimmen Sie einen Ihrer Offiziere, der ſich von der Genauigkeit meiner Angaben überzeugen mag. Sie können nicht durch und können ſich eben ſo wenig in Sedan halten, denn Sie haben keine Munition mehr und nur Lebensmittel auf 18 Stunden.«

General v. Wimpffen, als er ſeinen Gegner ſo wohl unterrichtet ſah, ſuchte ihm von anderer Seite her beizukommen. »Ich möchte doch glauben, ſo etwa fuhr er fort, daß es auch, vom politiſchen Standpunkte aus angeſehen, ſich empfehlen würde, der mir unterſtellten Armee ehrenvollere Bedingungen zu gewähren. Sie wünſchen den Frieden, und über kurz oder lang werden Sie ihn haben. Was die franzöſiſche Nation vor Allem kennzeichnet, iſt ihre hochherzige und ritterliche Geſinnung; eine ſolche Geſinnung aber iſt allemal erkenntlich für Akte des Edelmuths, denen ſie begegnet. Verfahren Sie umgekehrt, ſchreiten Sie zu den härteſten Maßregeln, ſo wecken ſie Zorn und Haß in den Herzen aller unſerer Soldaten und verletzen die Eigenliebe der Nation aufs Empfindlichſte All die alten Leidenſchaften und Gegenſätze werden wieder wachgerufen und Sie gerathen in Gefahr, einen nicht enden wollenden Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich entbrennen zu ſehen.«

Hier fiel Graf Bismarck ein: »Ihre Argumentation, Herr General, ſcheint beim erſten Anblick ernſtlich zu ſein, aber ſie ſcheint es nur und iſt im Grunde unhaltbar. Man muß im Allgemeinen ſehr wenig an die Dankbarkeit glauben, und am allerwenigſten an die Dankbarkeit eines Volkes. Man kann zur Noth an die wohlwollenden Geſinnungen eines Souverains und ſeiner Familie glauben, ja man kann ihnen unter Umſtänden ein vollkommenes Vertrauen ſchenken; aber, ich wiederhole es, von der Dankbarkeit einer Nation iſt nichts zu erwarten. Wenn das franzöſiſche Volk ein Volk wie ein anderes wäre, wenn es dauerhafte Einrichtungen hätte, wenn es, wie das unſrige, Verehrung und Achtung vor ſeiner Regierungsform und einem Souverain hätte, welcher feſt auf ſeinem Throne ſitzt, ſo könnten wir an die Dankbarkeit des Kaiſers und ſeines Sohnes glauben und auf dieſe Dankbarkeit Werth legen; aber in Frankreich ſind ſeit 80 Jahren die Regierungsformen ſo wenig dauerhaft geweſen, ſie haben mit einer ſo ſeltſamen Raſchheit gewechſelt, daß es von Seiten einer benachbarten Nation Unverſtand ſein würde, Hoffnungen auf die Freundſchaft eines franzöſiſchen Souverains zu bauen. Ueberhaupt aber würde es Thorheit ſein, ſich einzubilden, daß Frankreich uns unſere Erfolge verzeihen könnte. Sie ſind ein über die Maßen eiferſüchtiges, reizbares und hochmüthiges Volk. Seit zwei Jahrhunderten hat Frankreich dreißig Mal Deutſchland den Krieg erklärt, und diesmal, wie immer, aus Eiferſucht, weil man uns unſeren Sieg von Sadowa nicht verzeihen konnte, obgleich dieſer Sieg Frankreich und ſeinem Ruhme keinen Eintrag gethan hatte. Aber es ſcheint, daß der Sieg eine dem franzöſiſchen Volke allein vorbehaltene Apanage, daß er ein Monopol für daſſelbe iſt. Man konnte uns Sadowa nicht verzeihen, und man würde uns Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt den Frieden ſchlöſſen, in fünf Jahren, in zehn Jahren, ſobald Frankreich es vermöchte, würde es den Krieg wieder anfangen. Das iſt die Dankbarkeit, die wir von der franzöſiſchen Nation zu erwarten haben. Wir ſind im Gegenſatz dazu eine friedliebende Nation, welche in Ruhe zu leben wünſcht und leben würde, wenn man uns nicht fortwährend reizte. Heute iſt es genug. Frankreich muß für ſeinen eroberungsluſtigen und ehrgeizigen Charakter gezüchtigt werden; wir wollen ausruhen, wir wollen die Sicherheit unſerer Kinder wahren, und dazu iſt es nöthig, daß wir zwiſchen Frankreich und uns ein Glacis, ein Territorium, Feſtungen und Grenzen haben, die uns für immer gegen einen Angriff ſchützen.«

General v. Wimpffen ſuchte hierauf geltend zu machen, daß Graf Bismarck ein früheres Frankreich, etwa das Frankreich von 1815, geſchildert habe. Alle dieſe Dinge hätten ſeitdem eine große Wandlung erfahren; Jeder ſtrebe nach Wohlleben, nicht nach Ruhm und Krieg, und der Wunſch der Nation ginge in der That dahin, eine Verbrüderung der Völker zu proclamiren. Ein Blick auf England beweiſe am beſten, wie ſehr das gegenwärtige Frankreich von dem vergangenen verſchieden ſei. Die Engländer ſeien jetzt die beſten Freunde der Franzoſen. So würde ſich auch das Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland geſtalten, wenn Deutſchland verſtände, edelmüthig zu ſein.

An dieſer Stelle ergriff Graf Bismarck, nachdem er ſchon vorher durch Mienen und Bewegungen ſeine Zweifel an den Auslaſſungen General v. Wimpffen's ausgedrückt hatte, abermals das Wort. »Ich kann nicht zugeben, General, daß ſich dieſe Dinge bei Ihnen zum Beſſeren geändert hätten. Es war auch diesmal wieder Frankreich, welches den Krieg wollte; lediglich um der Ruhmesmanie der Nation zu ſchmeicheln und dadurch mittelbar die erſchütterte Dynaſtie zu befeſtigen, lediglich aus dieſem Grunde wurden wir durch den Kaiſer provocirt. Wir wiſſen ſehr wohl, daß ein vernünftiger, in ſeinem Kerne geſunder Bruchtheil Ihres Volkes dieſen Krieg nicht wollte; aber auch dieſe ruhigeren Elemente gaben ſchließlich ohne ſonderliches Widerſtreben nach. Wir wiſſen auch, daß es nicht die Armee war, die vor Allem zum Kriege drängte, es war vielmehr die Partei, die in Ihrem Lande die Regierungen macht und ſtürzt. Das Straßenvolk und die Journaliſten (und dies letztere Wort betonte er), die ſind es, denen wir eine Lektion ertheilen müſſen. Und deſſentwegen müſſen wir nach Paris.

Wer will denn vorausbeſtimmen, wie ſich die Dinge bei Ihnen entwickeln werden? Vielleicht bildet ſich eine jener Regierungen, die ihre Aufgabe darin ſetzen, nichts zu reſpektiren; vielleicht wächſt über Nacht ein Gouvernement auf, das willkürlich Geſetze macht und ſtreicht, das die zwiſchen uns feſtgeſtellte Capitulation nicht anerkennt und die Offiziere zwingt oder doch zu zwingen trachtet, ihr uns gegebenes Wort zu brechen. Dies iſt von Wichtigkeit. Ein ſolches Gouvernement wird zum Aeußerſten ſchreiten, auch in ſeinem Widerſtande gegen uns. Man wird neue Armeen herzuſtellen befliſſen ſein und junge Soldaten aufzubringen, das wird gelingen; aber was nicht gelingen wird, das iſt, ſo lange die alte Armee kriegsgefangen bleibt, die Herſtellung eines Offiziercorps. Wir wollen den Frieden, einen dauerhaften Frieden; um ihn zu erlangen, iſt es nöthig, Frankreich in die Unmöglichkeit ferneren Widerſtandes zu verſetzen. Das Glück der Schlachten hat uns die beſten Soldaten, die beſten Offiziere der franzöſiſchen Armee überliefert; ſie in Freiheit ſetzen, um ſie aufs Neue gegen uns marſchiren zu ſehen, wäre Wahnſinn. Es würde den Krieg verlängern und dem Intereſſe beider Völker widerſprechen. Nein, General, alle Theilnahme die uns Ihre perſönliche Lage einflößt, alle gute Meinung, die wir von Ihrer Armee hegen, — beides darf uns nicht beſtimmen von den Bedingungen zurückzutreten, die wir geſtellt haben.«

»Wohlan denn«, erwiderte General v. Wimpffen, »da es mir in gleicher Weiſe unmöglich iſt, dieſe Bedingungen zu acceptiren, ſo möge der Kampf aufs Neue beginnen.«

An dieſer Stelle nahm General v. Caſtelnau das Wort. Er bemerkte mit zögernder Stimme: »Ich halte den Augenblick für gekommen, mich meines Auftrages zu entledigen. Der Kaiſer hat mich beauftragt, Sr. Majeſtät dem König Wilhelm zu bemerken, daß er ihm ſeinen Degen ohne Bedingung geſchickt und ſich durchaus perſönlich Ihm ergeben habe, aber nur in der Hoffnung, daß dies den König bewegen werde, der franzöſiſchen Armee eine ehrenhaftere Capitulation zu bewilligen.«

»Iſt das Alles?« fragte Herr v. Bismarck.

»Ja.«

»Aber welcher Degen iſt es, den der Kaiſer überreicht hat? Iſt es der Degen Frankreichs oder ſein Degen? In dem erſteren Falle könnten die Bedingungen bedeutend verringert werden und Ihre Sendung würde von der größten Wichtigkeit ſein!«

»Es iſt einfach der Degen des Kaiſers.«

»In dieſem Falle«, bemerkte raſch und faſt mit Freudigkeit General v. Moltke, »ändert es nichts an den Bedingungen.« Und er fügte hinzu:

»Der Kaiſer wird für ſeine Perſon Alles erhalten, was ihm belieben wird zu verlangen.«*)

Auf dieſe Worte General v. Moltke's wiederholte v. Wimpffen nur: »So werden wir denn die Schlacht wieder aufnehmen.«

»Um 4 Uhr früh läuft der Waffenſtillſtand ab. Ich werde um dieſe Stunde das Feuer auf die Stadt eröffnen laſſen.«

Die Unterhandlungen waren am Ende; Alles ſchien geſcheitert; die Pferde wurden befohlen. Niemand ſprach; es war ein eiſiges Schweigen.

In dieſem Augenblick nahm Graf Bismarck noch einmal das Wort: »Ja, General, Sie verfügen über tapfere Soldaten und Ihre erneuten Anſtrengungen werden uns neue, herbe Verluſte verurſachen; aber wozu kann es dienen? Morgen Abend werden Sie nicht weiter ſein wie heute und nur das Bewußtſein wird Sie begleiten, das Blut Ihrer und unſerer Soldaten nutzlos vergoſſen zu haben. Soll eine momentane Verſtimmung über das Schickſal dieſer Conferenz entſcheiden! General v. Moltke wird Ihnen, wie ich hoffe, den Beweis führen, daß jeder Widerſtand von Ihrer Seite vergeblich iſt.«

Man ſetzte ſich wieder. General v. Moltke nahm das Wort: »Ich beſtätige aufs Neue, daß ein Durchbrechungsverſuch nie und nimmer gelingen kann; denn abgeſehen von unſerer großen Ueberlegenheit an Truppen und Artillerie, verfügen wir auch über Poſitionen, von denen aus wir im Stande ſind, Sedan in zwei Stunden in Brand zu ſchießen.«

»Oh, dieſe Poſitionen ſind nicht ſo ſtark, wie Sie ſie ſchildern,« unterbrach v. Wimpffen.

»Sie kennen nicht die Topographie der Umgebungen von Sedan,« fuhr General v. Moltke fort, »und hier iſt ſo recht ein Fall gegeben, um die Einbildungen Ihrer Nation an einem Muſterbeiſpiel zu zeigen. Bei Beginn des Feldzuges ſind Karten von Deutſchland an alle Offiziere der franzöſiſchen Armee vertheilt worden und ſo haben ſie ſich ſelber des Mittels beraubt, in entſcheidenden Momenten ſich im eigenen Lande zurechtfinden zu können. Es iſt, wie ich geſagt habe: unſere Poſitionen ſind nicht nur ſehr ſtark, ſie ſind unangreifbar.«

General v. Wimpffen fand keine Antwort; er fühlte zu ſehr die Wahrheit deſſen, was geſagt worden war. Nach einer Pauſe bemerkte er: »Ich würde gern von dem Anerbieten Nutzen ziehen, das Sie mir, General, bei Beginn unſerer Unterredung gemacht haben; geſtatten Sie mir, zur Kenntnißnahme Ihrer Poſitionen einen meiner Offiziere abſenden zu dürfen. Nach ſeiner Rückkehr will ich meine Entſcheidung treffen.“

---

*) Capitain d'Orcet macht hier eine Anmerkung, in der es heißt: »Es ſchien mir eine gewiſſe Meinungsverſchiedenheit (une secrète divergence d'opinion) zwiſchen Graf Bismarck und General v. Moltke obzuwalten, die dahin ging, daß jenem eine Beendigung des Krieges nicht ungelegen geweſen wäre, während dieſer (Moltke) die Fortſetzung des Kampfes wünſchte.«

„Schicken Sie Niemanden, es iſt nutzlos,“ erwiderte General v. Moltke trocken, „Sie können mir glauben. Ueberdies bleibt nicht viel Zeit mehr zu Ueberlegungen. Es iſt Mitternacht; um 4 Uhr früh läuft der Waffenſtillſtand ab und ich kann Ihnen keine längere Friſt bewilligen.“

„Unter allen Umſtänden kann ich eine ſo wichtige Entſcheidung nicht allein treffen,“ replicirte Wimpffen, „ich muß meine Generale zu Rathe ziehen. Wo ſoll ich ſie zu dieſer Stunde in Sedan finden; eine beſtimmte Antwort bis um 4 Uhr zu geben, iſt unmöglich; eine kurze Verlängerung des Waffenſtillſtandes ſcheint mir unerläßlich zu ſein.“

Als General v. Moltke dies verweigerte, neigte ſich Graf Bismarck etwas nach rechts und flüſterte ihm einige Worte zu, die wahrſcheinlich darauf hinwieſen, daß der König erſt um 9 Uhr einträfe, und daß es nöthig ſein werde, dies Eintreffen abzuwarten. Gleichviel, General v. Moltke wandte ſich nach dieſem kurzen, in gedämpfter Stimme geführten Zwiegeſpräch an v. Wimpffen, um ihm mitzutheilen, daß der Waffenſtillſtand bis 9 Uhr verlängert werden ſolle.

Hiernach war die Conferenz im Weſentlichen beendet; was noch geſprochen wurde, betraf einige Details, für den Fall eines Zuſtandekommens der Capitulation. Im Prinzip (dieſen Eindruck gewann ich) war, als die Unterredung ſchloß, die Capitulation Seitens des Generals v. Wimpffen angenommen. Daß er den ſofortigen Abſchluß vermied, geſchah einerſeits um den Schein zu retten, andererſeits um die Verantwortlichkeit dadurch nach Möglichkeit zu verringern, daß er die übrigen Generale zu Mitträgern dieſer erdrückenden Laſt machte.

Dies der Bericht Capitain d'Orcets vom 4. franzöſiſchen Cüraſſier-Regiment. Er wurde in den Wintermonaten 1870—71 in Stettin abgefaßt und ſpäter dem General Ducrot zur Verfügung geſtellt, der ihn veröffentlicht hat. Im Ganzen genommen decken ſich dieſe Aufzeichnungen vorzüglich mit der Darſtellung, die Wimpffen ſelbſt von dieſer denkwürdigen „Conferenz von Donchery“ gegeben hat.

Am 2. September, 7 Uhr früh, war der Kriegsrath verſammelt, der über Annahme oder Verwerfung unſerer Bedingungen entſcheiden ſollte. Er beſtand aus den Corps-Commandeuren, den Diviſionsgeneralen und den Commandeuren vom Artillerie- und Genie-Corps.

General v. Wimpffen theilte mit, daß der Inhalt der ſtattgehabten Unterhandlung ſich dahin zuſammenfaſſen laſſe, daß deutſcherſeits die tapfere

Haltung der Armee anerkannt und darauf hin eine ehrenvolle Behandlung zugeſtanden worden ſei, daß indeſſen — ſo habe ſich General v. Moltke geäußert — die Forderungen der Politik nicht außer Acht gelaſſen werden könnten Forderungen, die gebieteriſch erheiſchten, daß die franzöſiſche Armee capitulire. Sie werde kriegsgefangen nach Deutſchland geführt werden. Die Offiziere ſollten ihren Degen und ihre Equipirung behalten, die Soldaten ihre Waffen in den Magazinen der Stadt niederlegen.

Man kam nach kurzer Debatte überein, mit Rückſicht darauf, daß es abſolut an Munition und Lebensmitteln gebräche, daß alle Communication gehemmt, die Stadt überfüllt und von der geſammten feindlichen Artillerie (die im Falle weiteren Widerſtandes ein ebenſo furchtbares wie nutzloſes Blutbad herbeiführen werde) umſtellt ſei, die Bedingungen des Feindes anzunehmen und gab dieſe Entſchließung wie auch die Motive zu Protokoll. Dann wurde das betreffende Schriftſtück von den Generalen Wimpffen, Ducrot, Lebrun, Douay, Fargeot und Dejean unterzeichnet.*)

Noch vor 9 Uhr hatte man im deutſchen Hauptquartier Kenntniß von der Annahme der geſtellten Bedingungen; ſo unterblieb der Wiederbeginn des Bombardements. Nur die Einzelnheiten waren noch zu regeln. Dies geſchah zu ſpäterer Stunde.

---

*) Zwei von den Diviſions-Generalen, die Generale Pellé und Carré de Bellemare, fanden die Bedingungen entehrend und ſtimmten für Ablehnung, alſo für Fortſetzung des Kampfes. General Ducrot, in ſeiner Schrift »La Journée de Sedan« hebt zwar hervor, daß beide Generale ſchließlich ihren Widerſtand aufgegeben und der Anſicht der Mehrheit ſich angeſchloſſen hätten, doch ſcheint dies nach einem am 3. September geſchriebenen Briefe des Generals Pellé nicht der Fall geweſen zu ſein. Dieſer Brief lautet: »Sedan, 3. September. Ich bin Kriegsgefangener mit der ganzen Armee. Niemals iſt einem Volke eine ſolche Beleidigung zugefügt worden. Sage Deinem Bruder, daß, wenn das Kriegsgericht zuſammenberufen wird, um über die Uebergabe der Armee abzuurtheilen, ſo wird er hören, daß zwei Generale die Anſicht, zu capituliren, nicht theilten; man hat ſie nicht genannt. Sage ihm, daß er ſchreibe, und daß alle Welt wiſſe, daß die zwei Generale, die ihre Zuſtimmung nicht gaben, der General Pellé und der General Carré de Bellemare waren. Der Diviſionsgeneral Pellé.« — Bewundern können wir ſolch Schriftſtück nicht. An der Einſicht, daß fortgeſetzter Widerſtand die Stadt und die Armee innerhalb zweier Stunden vernichtet haben würde, konnte es beiden Herren unmöglich gebrechen, ſo war ihre Abſtimmung, deren Ungefährlichkeit ihnen einleuchtete, nichts beſſeres als bequeme Popularitätshaſcherei. In ſolchen Momenten muß man darauf verzichten können, eine Sonderſtellung einnehmen oder etwas Apartes ſein zu wollen. So haben auch die franzöſiſchen Generale die Sache aufgefaßt und (wie wir nachträglich erfahren) dem General Pellé eine ernſte Reprimande ertheilt. General Faure, Generalſtabschef der Armee von Chalons, ſchrieb darüber das Folgende an General v. Wimpffen: »Le Général Pellé, qui n'a pas craint de traiter la capitulation de honteuse et de protester dans une lettre écrite à sa famille et publiée dans les journaux, a été mandé à Coblentz devant une réunion de généraux. Le Général Douay l'a très-vertement traité et lui a reproché, avec raison, de vouloir se poser sur un piédestal et faire blanc de son épée aux dépens de ses camarades.«

Um 10 Uhr begab ſich v. Wimpffen zu den preußiſchen Generalen zurück, mit denen er in der Nacht vorher unterhandelt hatte. Sie befanden ſich nicht mehr in Donchery, ſondern etwas näher nach Sedan zu, in dem bei Frenois gelegenen Schloß Bellevue. Hier war es, wo der Wortlaut der Capitulation feſtgeſetzt, die Einzelnheiten der Uebergabe geregelt wurden. Wir kommen darauf zurück. Vorauf ging das Folgende.

v. Wimpffen, als er, um etwa 10¼, die Höhe von Frénois erreicht hatte, begegnete daſelbſt dem Kaiſer, der vergeblich bemüht geweſen war, den König zu ſehen, ſtatt deſſen aber in aller Morgenfrühe (vergl. S. 583) ein eingehendes Geſpräch mit dem Grafen Bismarck gehabt hatte. Der König hatte beſtimmt erklärt, erſt nach Abſchluß der Capitulation mit dem Kaiſer ſprechen zu wollen.

Wimpffen, als er neben dem Wagen des Kaiſers hielt, fragte: »Was haben Ew. Majeſtät erhalten?«

Nichts. Ich habe den König noch nicht geſehen.

»Dann bleibt es alſo bei den alten Bedingungen. Sie werden die Baſis der Capitulation bilden.«

Nach dieſem Geſpräch bog General v. Wimpffen rechts ab, um ſich nach Schloß Bellevue zu begeben. Er fand hier den Grafen Bismarck, verſchiedene Generalſtabsoffiziere, bald auch den General v. Moltke, der um eben dieſe Stunde dem Könige den Capitulations-Entwurf vorlegte.

Der König billigte denſelben. Um 12 Uhr war Alles geregelt, die Capitulation abgeſchloſſen und unterzeichnet.

Wir geben den Wortlaut derſelben an anderer Stelle (S. 587). Ebenſo eine Schilderung der Ereigniſſe, ſowohl auf der Höhe von Donchery wie in Schloß Bellevue, die der Unterzeichnung der Capitulation unmittelbar folgten.

Zuvor nehmen wir in unſerem nächſtfolgenden Kapitel Abſchied vom General v. Wimpffen, deſſen Name und Thun mit dem Tage von Sedan ſo eng verknüpft worden iſt.

General v. Wimpffen's Abſchied.

Wimpffen und Ducrot.

General v. Wimpffen kehrte, nach Abſchluß und Unterzeichnung der Capitulation in Schloß Bellevue, nach Sedan zurück. Er fand die Dinge hier, wenn man lediglich ſeinen Aufzeichnungen folgt, nicht allzu ſchlimm. »Die Offiziere gaben ihren Soldaten das Beiſpiel ruhiger Ergebung, wie ſie ihnen bis dahin ein Vorbild des Muthes und der Aufopferung geweſen waren. Ich hörte kein bitteres Wort; im Gegentheil, man erwies mir einen beſonderen Reſpekt, wie um mir zu zeigen, daß man das Opfer zu würdigen wiſſe, das ich, mit Hintanſetzung meiner Perſon, um der Armee willen gebracht habe.« Möglich, daß ſich dem General die Dinge ſo günſtig darſtellten, in Wahrheit lagen ſie anders. Wir geben S. 593 eine Darſtellung der Zuſtände, wie ſie am 2. September in Sedan die herrſchenden waren. Auch die anderen Generale, ſo weit ſie ſich über die Schlacht und ihre unmittelbaren Folgen geäußert haben, ſprechen von einer »völligen Desorganiſation der Armee«. Alle Disciplin war aufgelöſt. General Faure, aufgefordert über die Verluſte zu berichten, erwiderte: daß es kaum möglich ſein werde, ſie auch nur annähernd zu beſtimmen, da alle Truppentheile aus dem Zuſammenhang gekommen ſeien. Dies war das Richtige.

Im Laufe des Nachmittags erließ General v. Wimpffen nachſtehende Proclamation an die Armee. Es war zugleich ein Abſchiednehmen von ihr.

Proclamation.

»Soldaten! Gegen ſehr überlegene Kräfte habt Ihr Euch geſtern geſchlagen. Von frühem Morgen an bis in die Nacht habt Ihr dem Feinde mit größtem Muthe Widerſtand geleiſtet und Eure letzte Patrone verſchoſſen. Erſchöpft vom Kampfe, habt Ihr der Aufforderung Eurer Generale und Offiziere, Euch bis Montmedy durchzuſchlagen und dem General Bazaine die

Hand zu reichen, nicht nachkommen können. Zweitauſend nur ſammelten ſich, um einen letzten Verſuch zu wagen. Sie konnten über Balan nicht hinaus und kehrten nach Sedan zurück, wo Euer General mit Schmerz ſich überzeugen mußte, daß weder Magazine noch Munition vorhanden ſeien.

Man konnte nicht daran denken, einen Platz zu vertheidigen, deſſen ganze Lage ihn unfähig machte, einer zahlreichen und gewaltigen feindlichen Artillerie zu widerſtehen.

Die innerhalb der Mauern der Feſtung vereinigte Armee vermochte dieſe weder zu verlaſſen, noch ſie zu vertheidigen; ohne Lebensmittel, ſei es für die Bevölkerung, ſei es für die Truppen, mußte ich den traurigen Entſchluß faſſen, mit dem Feinde zu unterhandeln.

Mit Vollmachten ſeitens des Kaiſers ins feindliche Hauptquartier geſchickt, konnte ich mich nicht ſofort entſchließen, die mir geſtellten Bedingungen anzunehmen. Dieſen Morgen erſt, durch ein Bombardement bedroht, auf das wir außer Stande geweſen wären zu antworten, entſchloß ich mich zu neuen Schritten und habe Bedingungen erhalten, in denen nach Möglichkeit jene verletzenden Formalitäten vermieden ſind, die, nach Kriegsbrauch, bei ähnlichen Gelegenheiten dem Beſiegten auferlegt werden.

Es bleibt uns, Offizieren wie Soldaten, nichts anderes übrig, als uns mit Ergebung in Dinge zu finden, gegen die ein Ankämpfen unmöglich iſt, da wir, um es zu wiederholen, ohne Munition und ohne Lebensmittel ſind.

Mir verbleibt allein der Troſt, ein unnützes Maſſacre vermieden und dem Vaterlande Soldaten erhalten zu haben, von denen es in Zukunft noch gute und glänzende Dienſte gewärtigen mag.

Sedan, den 2. September 1870.

Der General en Chef
v. Wimpffen.“

So die Proclamation. Als ſie angeſchlagen wurde, hatten bereits, wie oben erwähnt, Zuſtände Platz gegriffen, die einem die Annahme nahe legen, daß ſie nur von Wenigen geleſen worden ſei.

Am 3. richtete General v. Wimpffen folgendes Schreiben an den General v. Moltke:

„Ich habe die Ehre zu Ihrer Kenntniß zu bringen, daß ich als General en Chef einer kriegsgefangenen Armee die Pflicht zu haben glaube, das Schickſal dieſer Armee zu theilen. So bitte ich denn Ew. Excellenz, mich als Kriegsgefangenen anſehen und den Ort beſtimmen zu wollen, wohin ich mich in Deutſchland zu begeben habe. Wenn wir über die verſchiedenen deutſchen Staaten vertheilt werden ſollten, ſo würde ich es als eine Vergünſtigung anſehen, nach dem Königreich Würtemberg geſchickt zu werden.

Ich hoffe, daß Sie vier Offizieren, die meiner Perſon attachirt ſind, geſtatten werden, die Gefährten meines Unglücks zu ſein. Es ſind:

Graf d'Ollone, Capitain im 12. Jäger-Bataillon;

Daram, Lieutenant im 92. Linien-Regiment;

Desgrandchamps, Lieutenant im 6. Huſaren-Regiment;

Marquis de Laizer, Offizier der Mobilgarde, Auditeur im Staatsrath.

Jeder dieſer Offiziere würde von einem Diener begleitet ſein; ich ſelbſt habe einen Secretair und eine Ordonnanz.

Ich bitte Ew. Excellenz, mich alle Maßnahmen in Betreff meiner Reiſe, ſowie in Betreff der Reiſe meines Gefolges, wiſſen laſſen zu wollen. Die Convention hat mit Rückſicht auf ſolche Offizierpferde, die Privateigenthum der betreffenden Offiziere ſind, keine Feſtſetzung getroffen; ich glaube indeſſen, was mich perſönlich angeht, zweier alter Pferde von mir Erwähnung thun zu dürfen, die alle Strapazen mit mir durchgemacht haben, in Italien und neuerdings noch in Afrika und Frankreich. Es ſind dies alte Thiere, unfähig noch im Kriegsdienſt verwandt zu werden, und ſo bitte ich denn, ſie mir laſſen zu wollen.*)

Ich habe die Ehre, Ihnen für die Wohlgewogenheit zu danken, die Sie nicht aufgehört haben, mir in den Beziehungen zwiſchen uns (ſchmerzlich wie dieſelben für mich waren) zu bezeigen.

Sobald ich Ihre Entſchließungen kenne, werde ich Alles thun, denſelben zu entſprechen.

Empfangen Ew. Excellenz die Verſicherung ꝛc.

v. Wimpffen,
Diviſionsgeneral.«

Allen in dem vorſtehenden Briefe ausgeſprochenen Wünſchen wurde noch am ſelben Tage (3.) ſeitens des Generals v. Moltke gewillfahrt. Am 4. verließ v. Wimpffen, in Begleitung der vorgenannten vier Offiziere, Sedan, übernachtete in dem belgiſchen Dorfe Fays-ſur-Veneurs (wo er auch ſeinen erſten Bericht über die Schlacht abfaßte) und reiſte dann über Aachen nach Stuttgart. Von hier aus ſind viele jener Briefe und Berichte datirt, die ſpäter in ſeiner Rechtfertigungsſchrift »Sedan« veröffentlicht wurden;

---

*) Ducrot, in ſeinem mehrcitirten Buche, ridiküliſirt dieſen Paſſus. Er hebt kurz hervor, daß Wimpffen »sans plus d'inquiéter de son armée« lieber für zwei alte Pferde »bêtes hors d'âge et incapables de faire un bon service de guerre« petitionirt habe. »Les generaux français,« ſo ſchließt Ducrot, »furent plus soucieux de leurs soldats.« Die Anklage, die in dieſer Schlußbemerkung liegt, iſt unverdient; andererſeits muß zugegeben werden, daß die Petition ſelbſt, die faſt den halben Brief füllt, etwas den Spott Herausfordernde an ſich trägt. Dergleichen wirkt gemüthlich, aber doch zugleich auch klein.

von hier aus vertheidigte er ſich gegen die Angriffe, die mannigfach, vor allem, wie wir wiſſen, von Seiten des Generals Ducrot, gegen ihn erhoben worden ſind.

Jn dieſe Controverſe treten wir jetzt ein. Es will uns ſcheinen, daß der Streitpunkt nie ſcharf präciſirt worden iſt; nur hieraus konnte ſich ein ſonſt ſchwer begreifliches Schwanken der Meinungen entwickeln.

Es hängt Alles davon ab, ob der Soldat oder der Feldherr, ob die Tapferkeit oder die Einſicht betont werden ſoll.

General v. Wimpffen war ein tapferer Soldat. Mehr denn das, er war ein guter Repräſentant militairiſcher Ehre und untadeliger Geſinnung. Seine Widerſacher haben ihm auch das beſtreiten wollen; gewiß mit Unrecht. Ducrot — perſönlich erbittert und von jener Leidenſchaftlichkeit des Charakters, der ein gerechtes Urtheil überhaupt ſchwer fällt — hat ihn unbedingt zu hart behandelt, als er ihm vorwarf, um 9 Uhr Vormittags, wo die Dinge in Bazeilles eher gut als ſchlecht ſtanden, aus Eitelkeit und Großmannsſucht das Commando an ſich geriſſen zu haben. Er glaubte momentan an die Möglichkeit eines Sieges; gewiß. Aber es lag ihm an dieſem, nicht an der Jdentificirung ſeiner Perſon mit dieſem Siege. Folgen wir ihm durch die letzten Auguſttage.

Von dem Momente ſeines Eintreffens in Sedan, ja ſchon vorher, von der Stunde ſeiner Pariſer Abreiſe an (vergl. S. 477), gab er die mannigfachſten Beweiſe phyſiſchen und moraliſchen Muthes, raſcher Entſchlußkraft, lebhaften Geiſtes, ſtarken Vaterlandsgefühls. Jm Fluge orientirte er ſich, griff im Großen und Kleinen energiſch ein, ermuthigte die Schwachen und beſtärkte die Starken in ihrem Widerſtande. Die Art, wie er ſich in Reims (vergl. S. 478) des Huſärendetachements verſicherte, wie er den Maire von Signy-L'Abbaye belobte und perſönlich erfahrene Unbequemlichkeit vergaß, wie er am 30. die Beaumont-Flüchtlinge ſammelte, am 31. bei ſeinem Corps ſich einführte, und die Nacht darauf, auf platter Erde ſchlafend, das Loos des einfachen Soldaten theilte, die Energie, mit der er im entſcheidenden Moment das Commando ergriff, gegebene Befehle annullirte, Bedenken beſchwichtigte, Widerſpruch bekämpfte, um dann, in verzweifelten Kämpfen, erſt mit Vielen, dann mit Wenigen den Durchbruch und dadurch die Rettung der Armee zu verſuchen, endlich die Entſagung, die er übte, als er ſeinen Namen unter die Unterwerfungs-Urkunde ſetzte, — all das hat in unſern Augen Anſpruch auf Achtung bei Freund und Feind. Er war charaktervoll, ſoldatiſch-feurig, ſo lange es noch zu kämpfen gab, ehrenvoll und opferbereit, als das Unglück hereingebrochen, das Unvermeidliche an ihn herangetreten war; in dieſem Sinne hat er Anſpruch auf die Worte, die General v. Moltke und Graf Bismarck brieflich an ihn gerichtet haben:

»Im Augenblick, wo Ew. Excellenz den Oberbefehl übernahmen, wurde die Lage der Armee von Sedan, welche ſich bis zum Schluſſe tapfer geſchlagen hat, von uns als eine vollſtändig verzweifelte betrachtet.*) Ew. Excellenz kann ſich das Zeugniß ablegen, daß kein Oberbefehlshaber für ſeine Armee beſſere Bedingungen erhalten hätte, als die, welche aus perſönlichen Rückſichten für Ihre Perſon bewilligt wurden. Ich würdige mit Erkenntlichkeit die wohlwollenden Ausdrücke, mit denen ſich Ew. Excellenz betreffs meiner in Ihrer Veröffentlichung ausgedrückt haben.«

Aehnlich ſchrieb Graf Bismarck:

»Meine Sympathieen verbleiben immer einem General, der, nachdem er anderwärts ſeine Proben abgelegt, auf das Terrain erſt im Augenblick berufen wurde, wo das Loos der Waffen bereits entſchieden hatte.«

So viel über Wimpffen den tapfern Soldaten, den Mann von Ehre und Geſinnung.

Anders freilich ſtellt ſich das Urtheil, wenn wir den Feldherrn Wimpffen ins Auge faſſen und nach der Einſicht fragen, die er am Tage von Sedan zu erkennen gab. Hier erſcheinen uns alle gegen ihn erhobenen Angriffe als berechtigt, und der Verurtheilung zuſtimmend, die er durch die verſchiedenſten Stimmen erfahren hat, finden wir es völlig unbegreiflich, daß er ſich bei Bazilles durchkämpfen wollte, während bei Illy noch ein freier Abzug in der Möglichkeit lag. Dies letztere hat Wimpffen freilich beſtreiten wollen und ſein mehr citirtes Buch iſt vorwiegend zu dem Zwecke geſchrieben worden, die Unmöglichkeit dieſes Abzuges zu beweiſen. Aber er iſt mit dieſer Beweisführung völlig geſcheitert. Seine Zeitangaben ſind ſämmtlich falſch. Er läßt bereits um 5 Uhr früh unſer XI. Corps bei Fleigneux und St. Menges, unſer V. Corps bei Brigne aux Bois ſtehen, was entweder eine große Unkenntniß verräth oder einen nicht ſtatuirbaren Hang bekundet, die Thatſachen nach perſönlichem Bedürfniß zu modeln. Um 5 Uhr früh ſtanden beide Corps bei Donchery noch am linken Ufer der Maas; erſt um 6 Uhr waren die Brücken paſſirt; erſt um 8 ſtanden ſie in Höhe von Brigne aux Bois, erſt um 10 zwiſchen St. Menges und Fleigneux. Und zwar höchſtens in Stärke von zwei Diviſionen. Das ergiebt eine Differenz von fünf Stunden. Mit Recht ſchreibt Oberſt Borbſtädt: »Wäre der Feind zwiſchen 9 und 10 Uhr energiſch vorgegangen, ſo wäre es vielleicht möglich geweſen, die preußiſchen Teten in das Defilée von St. Albert zurückzuwerfen und das Abfahren der Artillerie-Linie zu erzwingen, was auf den Gang der ganzen Schlacht und die Entwickelung der auf einer Straße marſchirenden preußiſchen Marſchkolonnen von entſchiedenem Einfluß geweſen ſein würde.“

---

*) Die Frage, ob ein Entſchlüpfungsverſuch über Illy nicht beſſer geweſen wäre, als ein Durchbrechungsverſuch über Bazeilles, wird hier ſeitens Generals v. M. nicht berührt. Die Lage war um 8 Uhr verzweifelt, gewiß; aber der eine kommt aus verzweifelten Lagen beſſer heraus als der andre.

Es iſt *nachträglich* für jeden, der ſehen will, — alſo für jeden mit alleiniger Ausnahme des Generals v. Wimpffen — ein unbeſtreitbares Factum, daß um 9 Uhr ein Entkommen der Armee mindeſtens noch innerhalb der Möglichkeit lag, daß aber unter allen Umſtänden ein *Abzugs*verſuch über Illy hinaus beſſer geweſen wäre, als ein *Durchbrechungs*verſuch bei Bazeilles; — es fragt ſich nur, ob General Wimpffen verpflichtet war, ſchon damals, am Schlachttage ſelbſt, eine Einſicht zu beſitzen, über die wir *nachträglich* Alle verfügen. Wir müſſen auf dieſe Frage antworten: *ja, er war* dazu verpflichtet. Er hatte ſich am 30. mit eigenen Augen davon überzeugt, daß von Süden und Südoſten her unſererſeits ganze Armeen heranrückten, die ſtark genug geweſen waren das franzöſiſche V. und VII. Corps vor ſich her zu treiben und unterſtützende Brigaden des I. und XII. Corps zu werfen. Meldungen hatten ihm inzwiſchen beſtätigt, daß die mannigfachen von Mouzon und Carrignan her auf Sedan führenden Straßen von den Unſeren überdeckt ſeien, er mußte alſo, nach Allem was er gehört und geſehen, mit Sicherheit wiſſen, daß er in ſeiner Front (nach Oſten zu) feindliche Maſſen vor ſich habe. Und trotz alledem hielt er an der Vorſtellung feſt, daß Alles damit gethan ſein würde: *die Baiern in die Maas zu werfen*. Dieſe Redewendung kehrt in ſeinen eigenen Aufzeichnungen beſtändig wieder. Er ſah nicht über das Nächſtliegende hinaus; ſein geiſtiges Auge reichte nicht weiter als ſein phyſiſches. Er ſah immer nur die *Baiern* und betrachtete die ganze Schlacht als eine Art Zweikampf zwiſchen dem franzöſiſchen Corps Lebrun und dem baieriſchen Corps v. d. Tann. Er ſchlug nicht eine Schlacht bei *Sedan*, er ſchlug nur eine Schlacht bei *Bazeilles* und hielt, bis es zu ſpät war, die Vorſtellung aufrecht, daß ein Sieg an letztgenanntem Orte (Bazeilles) überhaupt den Sieg bedeuten werde. Er *wollte* nicht den Abzug über Illy; die Frage ob „ausführbar oder nicht“ lag damals ſeiner Seele noch völlig fern; er wollte einfach *ſiegen*, und dieſer Sieg, ſo vermeinte er, war *da*, wenn die Baiern in die Maas geworfen würden. In dieſem Allem ſprach ſich ſeine Beſchränktheit aus, ſeine Unfähigkeit, Großes zu umfaſſen; — die Schlacht war für ihn jedesmal an der Stelle wo er perſönlich ſtand. Er ſah ſich plötzlich in Verhältniſſe hineingeſtellt, die erheblich über ſein geiſtiges Vermögen hinauslagen; er war ein Diviſionsgeneral, kein Feldherr, der Rieſenſchlachten ſchlägt. Kleine Anſchauungen übertrug er auf große Dinge, afrikaniſche Erfahrungen auf europäiſche Verhältniſſe. Zu verlangen war von ihm die Einſicht, daß mit dem »in die Maas werfen« des I. baieriſchen Corps ein Entkommen auf Montmedy auch noch nicht annähernd geſichert war, zu verlangen war die Einſicht, daß hinter und neben den Baiern andere und immer wieder andere ſtanden, die, in Front und Flanke zufaſſend, von ſeinen Durchbruchskolonnen nicht viel übrig gelaſſen haben würden. Aber von dieſen Erwägungen ſcheint ihm bis zu dem Momente, wo er die Dinge leibhaftig ſah, auch nicht eine gekommen zu ſein. Er tappte hinein, guten Glaubens, daß er ein Auserwählter ſei und mußte ſich 12 Stunden ſpäter davon überzeugen, daß er nur auserwählt worden ſei, eine ungeheure Niederlage zu unterzeichnen. Mit gutem Willen und Feuereifer werden keine modernen Schlachten gewonnen. Sein Fehler war geweſen, daß er geglaubt hatte, mit Gaben zweiten Ranges da auskommen zu können, wo Gaben erſten Ranges nöthig waren. Er war energiſch und decidirt; zwei militairiſche Tugenden, wie nicht beſtritten werden ſoll. Aber ununterſtützt durch entſprechende Erkenntniß, können ſie verhängnißvoll werden. An Warnungen hatte es nicht gefehlt. Um 9 Uhr ritt Ducrot an ihn heran: »Ich komme nicht, General, um Ihnen das Commando zu beſtreiten; .... aber laſſen Sie mich Ihnen bemerklich machen, daß ich mich ſeit faſt anderthalb Monaten den Preußen gegenüber befinde, daß ich ihre Operationsart beſſer kenne, daß ich die Situation und das Terrain ſtudirt habe und daß es mir nach Allem unzweifelhaft iſt, daß der Feind Miene macht, uns einzuſchließen.« So Ducrot. Jeder empfand ein Gleiches, nur Wimpffen nicht. So brach es denn herein.

Tapfer, patriotiſch und ehrenhaft, und im Unglück ſogar würdevoll und edel geartet, iſt General Wimpffen nicht frei zu ſprechen von dem Vorwurf, dies Unglück ſelbſt zu größerem Theil herbeigeführt zu haben. Ein überraſchender Mangel an Einſicht und ein eigenſinniges Verharren im Irrthum, die beide ſeine Haltung am Tage von Sedan charakteriſiren, haben die Kataſtrophe verſchuldet oder doch wenigſtens erſt perfekt gemacht.

Der Kaiſer und Graf Bismarck.

Der König auf der Höhe von Donchery. — Der Kaiſer und der König.

2. September 6 Uhr früh bis 2½ Uhr Nachmittags.

Die Ereigniſſe des 2. (dem »franzöſiſchen Kriegsrath« noch um eine Stunde voraus; S. 572) begannen mit einer Begegnung zwiſchen dem Kaiſer und Grafen Bismarck. Dies war bald nach 6 Uhr früh.

Begegnung zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und dem Grafen Bismarck.

Ueber dieſe Begegnung hat Graf Bismarck ſelbſt am eingehendſten und anſchaulichſten berichtet. Wir folgen in Nachſtehendem ſeinem dem Könige darüber erſtatteten Bericht und kehren damit nach längerem vorzugsweiſen Verweilen auf franzöſiſcher Seite wieder auf die deutſche Seite zurück. Freilich war Alles, was vom 2. ab geſchah, ein perſönliches Berühren zwiſchen hüben und drüben.

»Donchery, den 2. September 1870. Nachdem ich mich geſtern Abend auf Ew. Königlichen Majeſtät Befehl hierher begeben hatte, um an den Verhandlungen über die Capitulation Theil zu nehmen, wurde letztere bis etwa 1 Uhr Nachts durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General Wimpffen erbeten, nachdem General v. Moltke beſtimmt erklärt hatte, daß keine andere Bedingung als die Waffenſtreckung bewilligt werden und das Bombardement um 9 Uhr Morgens wieder beginnen würde, wenn bis dahin die Capitulation nicht abgeſchloſſen wäre. Heute früh gegen 6 Uhr wurde mir der General Reille angemeldet, welcher mir mittheilte, daß der Kaiſer mich zu ſehen wünſche und ſich bereits auf dem Wege von Sedan hierher befinde. Der General kehrte ſofort zurück, um Sr. Majeſtät zu melden, daß ich ihm folgte, und ich befand mich kurz darauf, etwa auf halbem Wege zwiſchen hier und Sedan, in der Nähe von Frenois, dem Kaiſer gegenüber. Se. Majeſtät befand ſich in einem offenen Wagen mit drei höheren Offizieren und eben ſo vielen zu Pferde daneben. Perſönlich bekannt waren mir von letzteren die Generale Caſtelnau, Reille, Moskowa, der am Fuße verwundet ſchien, und Vaubert. Am Wagen angekommen, ſtieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaiſers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majeſtät. Der Kaiſer drückte zunächſt den Wunſch aus, Ew. Königliche Majeſtät zu ſehen, anſcheinend in der Meinung, daß Allerhöchſt dieſelben ſich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majeſtät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendreſſe, ſei, fragte der Kaiſer, ob Ew. Majeſtät einen Ort beſtimmt hätten, wohin er ſich zunächſt begeben ſolle und eventuell, welches meine Meinung darüber ſei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollſtändiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt ſei, und ſtellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich ſofort räumen würde. Der Kaiſer nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige hundert Schritt von der in die Stadt führende Maasbrücke vor einem einſam gelegenen Arbeiterhauſe an und fragte mich, ob er nicht dort abſteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwiſchen gefolgt war, beſichtigen; nachdem gemeldet, daß ſeine innere Beſchaffenheit ſehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei ſei, ſtieg der Kaiſer ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem ſehr kleinen, einen Tiſch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiſer. Se. Majeſtät betonte vorzugsweiſe den Wunſch, günſtigere Capitulations-Bedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hauſe aus ab, hierüber mit Sr. Majeſtät zu unterhandeln, indem dieſe rein militairiſche Frage zwiſchen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen zu erledigen ſei. Dagegen fragte ich den Kaiſer, ob Se. Majeſtät zu Friedensverhandlungen geneigt ſei. Der Kaiſer erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage ſei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen ſeiner Anſicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majeſtät auf das in Paris beſtehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieſes aus dem geſtrigen Schreiben des Kaiſers an Ew. Majeſtät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes erkannte ich und verſchwieg dies auch dem Kaiſer nicht, daß die Situation noch heute wie geſtern kein anderes praktiſches Moment als das militairiſche darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Capitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befeſtigung der gewonnenen militairiſchen Reſultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte ſchon geſtern Abend mit dem General v. Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich ſein würde, ohne Schädigung der deutſchen Intereſſen, dem militairiſchen Ehrgefühl einer Armee, die ſich gut geſchlagen hatte, günſtigere Bedingungen als die feſtgeſtellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir Beide in der Verneinung dieſer Frage beharren. Wenn daher der General v. Moltke, der inzwiſchen aus der Stadt hinzugekommen war, ſich zu Ew. Majeſtät begab, um Allerhöchſtdenenſelben die Wünſche des Kaiſers vorzulegen, ſo geſchah dies, wie Ew. Majeſtät bekannt, nicht in der Abſicht, dieſelben zu befürworten.

Der Kaiſer begab ſich demnächſt ins Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauſes neben ihn zu ſetzen. Se. Majeſtät ſtellte mir die Frage, ob es nicht thunlich ſei, die franzöſiſche Armee über die belgiſche Grenze gehen zu laſſen, damit ſie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch dieſe Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke beſprochen und ging, unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive, auch auf die Beſprechung dieſer Modalität nicht ein. In Berührung der politiſchen Situation nahm ich meinerſeits keine Initiative, der Kaiſer nur in ſoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte, und erklärte, daß er ſelbſt den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden ſei.

Durch Erkundigungen in der Stadt und insbeſondere durch Recognoscirungen der Offiziere vom Generalſtabe, war inzwiſchen, etwa zwiſchen 9 und 10 Uhr, feſtgeſtellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Frénois zur Aufnahme des Kaiſers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt ſei. Ich meldete dies Sr. Majeſtät in der Form, daß ich Frénois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majeſtät zur Zuſammenkunft in Vorſchlag bringen würde, und deshalb dem Kaiſer anheimſtellte, ob Se. Majeſtät ſich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauſes unbequem ſei und der Kaiſer vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majeſtät ging hierauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiſer, dem eine Ehren-Escorte von Ew. Majeſtät Leib-Cüraſſier-Regiment voranritt, nach dem Schloſſe Bellevue, wo inzwiſchen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaiſers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unſicher gehalten zu werden ſchien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenſo der General Wimpffen, mit welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals v. Moltke, die Beſprechung der geſtern abgebrochenen Capitulations-Verhandlungen durch den General v. Podbielski, im Beiſein des Oberſtlieutenants v. Verdy und des Stabschefs des Generals v. Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derſelben durch die Darlegung der politiſchen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiſer ſelbſt gewordenen Aufſchlüſſe Theil genommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeiſter Grafen v. Noſtitz im Auftrage des Generals v. Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majeſtät den Kaiſer erſt nach Abſchluß der Capitulation der Armee ſehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegneriſcherſeits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeſchloſſenen zu erhalten, aufgegeben wurde. Ich ritt darauf, in der Abſicht, Ew. Majeſtät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchſtdenenſelben nach Chéhery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Ew. Majeſtät genehmigten Texte der Capitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Frenois eingetroffen, nunmehr ohne Widerſpruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, eben ſo wie das der übrigen franzöſiſchen Generale in der Nacht vorher, ein ſehr würdiges und konnte dieſer tapfere Offizier ſich nicht enthalten, mir gegenüber ſeinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen ſein müſſe, achtundvierzig Stunden nach ſeiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach ſeiner Uebernahme des Commandos ſeinen Namen unter eine für die franzöſiſchen Waffen ſo verhängnißvolle Capitulation zu ſetzen; indeſſen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die abſolute Unmöglichkeit jeder weiteren Vertheidigung lege ihm als General die Pflicht auf, ſeine perſönlichen Gefühle ſchweigen zu laſſen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlaſſung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen, als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majeſtät, den Gefühlen einer Truppe, welche ſich tapfer geſchlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unſerer politiſch-militairiſchen Intereſſen mit Nothwendigkeit gezogen war. Dieſem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke ſeinen Dank für die rückſichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten deſſelben geführt worden ſind.

Graf Bismarck.

Der König auf der Höhe von Donchery.

Den vorſtehenden Bericht des Grafen Bismarck glaubten wir als ein Ganzes geben zu müſſen. Da er ſich nicht auf eine Darſtellung ſeiner

Morgenbegegnung mit dem Kaiſer beſchränkt, vielmehr auch einzelner Vorgänge des Tages, die bereits jenſeits jener Begegnung lagen, Erwähnung thut, ſo kann es nicht ausbleiben, daß wir in Nachſtehendem Einzelnes namhaft machen werden, das bereits in dem Berichte des Grafen, wie auch in den voraufgegangenen Kapiteln, hier und da eine kurze Erwähnung gefunden hat.

Die Ereigniſſe des Morgens, in denen die Perſon des Königs den Mittelpunkt bildete, waren die folgenden:

Der König verließ ſein Hauptquartier Vendreſſe*) um 8 Uhr, um ſich wieder auf die Höhe von Frénois oder einen anderen Punkt des Schlachtfeldes zu begeben. Eine Wiederaufnahme des Kampfes lag mindeſtens im Bereich der Möglichkeit. Hatten ſich mittlerweile (worüber der König noch ohne Meldung war) die Verhandlungen zwiſchen General Moltke und General Wimpffen zerſchlagen, ſo war man, wie wir S. 572 bereits hervorgehoben haben, gewillt, um 9 Uhr das Bombardement von Stadt und Feſtung wieder aufzunehmen.

Es kam nicht dazu. Etwa um 9 Uhr traf General v. Moltke auf der von Donchery nach Vendreſſe führenden Chauſſee den König und legte ihm den Capitulationsentwurf zur Genehmigung vor. Dieſe wurde vom Könige ertheilt. General v. Moltke kehrte darauf zum Abſchluß der Verhandlungen zurück, aber nicht mehr nach Donchery, ſondern nach Schloß Bellevue, wohin ſich mittlerweile, wie wir wiſſen, nicht nur der Kaiſer, ſondern auch General Wimpffen ſammt den übrigen, bei den Verhandlungen betheiligten, franzöſiſchen und preußiſchen Offizieren begeben hatte. Der König aber begab ſich auf die Höhe von Donchery, dieſelbe auf der am Tage vorher der Kronprinz ſeinen Stand gehabt hatte.

Dies war um 10 Uhr. Es vergingen zwei Stunden in geſpannter Erwartung. Um 12 Uhr endlich erſchienen Graf Bismarck und General v. Moltke, um dem Könige die nunmehr abgeſchloſſene Capitulation vorzulegen. Der König befahl die Vorleſung derſelben. Sie lautete.

---

*) An dieſer Stelle mag in Kurzem ein Nachweis gegeben werden, wo die Hauptträger des Sedan-Dramas ſich in der Nacht vom 1. zum 2. befanden. Dieſe Dinge (ſo ſehr jeder Einzelne geneigt iſt, das Gegentheil anzunehmen) ſind weder allgemein bekannt, noch iſt es leicht, ſich mit Hülfe von Nachſchlagebüchern über dieſelben zu orientiren.

Der Kaiſer Napoleon befand ſich in Sedan;
König Wilhelm in Vendreſſe;
der Kronprinz von Preußen in Chehery;
der Kronprinz von Sachſen (wahrſcheinlich) in Villers Cernay.

Die mit dem Abſchluß einer Capitulation Beauftragten, alſo preußiſcherſeits Moltke, Bismarck, Podbielski, franzöſiſcherſeits Wimpffen, Faure, Caſtelnau, befanden ſich (Wimpffen bis 1 Uhr früh) im Donchery. Hierüber haben wir in dem Capitel die »Capitulationsverhandlungen« S. 563 ꝛc. bereits ausführlich berichtet.

Protokoll.

Zwiſchen den Unterzeichneten,

dem Generalſtabschef des Königs Wilhelm von Preußen, Oberfeldherrn der deutſchen Armeen, und dem General en Chef der franzöſiſchen Armee, Beide mit Vollmachten von Ihren Majeſtäten, dem König Wilhelm und dem Kaiſer Napoleon verſehen, iſt die nachſtehende Convention abgeſchloſſen worden:

Art. 1. Die franzöſiſche Armee, unter dem Oberbefehl des Generals v. Wimpffen, giebt ſich, da ſie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeſchloſſen iſt, kriegsgefangen.

Art. 2. In Rückſicht auf die tapfere Vertheidigung dieſer franzöſiſchen Armee werden alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren ſtehenden Beamten hiervon ausgenommen, ſobald dieſelben ihr Ehrenwort ſchriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weiſe den Intereſſen Deutſchlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche dieſe Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen perſönlich gehörigen Effecten.

Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, beſtehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition ꝛc., werden in Sedan einer von dem franzöſiſchen General eingeſetzten militairiſchen Commiſſion übergeben, die ſie ſofort den deutſchen Commiſſairen überantworten wird.

Protocole.

Entre les Soussignés,

le chef de l'état-major de Sa Majesté le Roi Guillaume, commandant en chef des armées allemandes et le général commandant en chef de l'armée française, tous deux munis de pleins pouvoirs de Leurs Majestés le Roi Guillaume et l'Empereur Napoléon la convention suivante a été conclue.

Art. 1. L'armée française, placée sous les ordres du général de Wimpffen, se trouvant actuellement cernée par des forces supérieures autour de Sédan, est prisonnière de guerre.

Art. 2. Vue la défense valeureuse de cette armée il est fait exception pour tous les généraux et officiers, ainsi que pour les employés supérieurs ayant rang d'officiers, qui engageront leur parole d'honneur par écrit de ne pas porter les armes contre l'Allemagne et de n'agir d'aucune autre manière contre ses intérêts jusqu'à la fin de la guerre actuelle. Les officiers et employés, qui acceptent ces conditions, conserveront leurs armes, et les objets, qui leur appartiennent personnellement.

Art. 3. Toutes les autres armes, ainsi que tout le matériel de l'armée, consistant en drapeaux, aigles, canons, chevaux, caisses de guerre, équipages de l'armée, munitions etc. seront livrés à Sédan à une commission militaire instituée par le commandant en chef, pour être

Art. 4. Die Feſtung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zuſtande und ſpäteſtens am 2. September Abends zur Dispoſition Sr. Majeſtät des Königs von Preußen geſtellt.

Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2. erwähnte Verpflichtung eingegangen ſind, ſowie die Truppen, werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militairiſcher Ordnung übergeben. Dieſe Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet ſein. Es werden dieſe Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Iges begrenzt iſt, um den deutſchen Commiſſairen durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Commando ihren Unteroffizieren abtreten.

Art. 6. Die Stabsärzte ſollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.

Gegeben zu Fresnois, am 2. September 1870.

v. Moltke. v. Wimpffen.

remis immédiatement au commissaire allemand.

Art. 4. La place de Sédan sera livrée ensuite dans son état actuel et au plus tard dans la soirée du 2 septembre à la disposition de Sa Majesté le Roi de Prusse.

Art. 5. Les officiers qui n'auront pas pris l'engagement mentionné à l'article 2me, ainsi que les troupes désarmées seront conduits rangés d'après leurs régiments en corps et en ordre militaire. Cette mesure commencera ce 2 septembre et sera terminée le 3. Ces détachements seront conduits, sur le terrain bordé par la Meuse près d'Iges, pour être remis aux commissaires allemands par leurs officiers, qui céderont alors le commandement à leurs sous-officiers.

Art. 6. Les médecins militaires sans exception resteront en arrière pour prendre soin des blessés.

Fait à Frésnoys, le 2 septembre 1870.

de Moltke. de Wimpffen.

Nach Vorleſung dieſer Capitulations-Urkunde durch den General-Adjutanten v. Treſckow, nahm König Wilhelm das Wort und richtete nachſtehende Anſprache an die anweſenden Fürſten:

»Sie wiſſen nun, meine Herren, welch' großes geſchichtliches Ereigniß ſich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen Ich Mich gerade bei dieſer Veranlaſſung gedrungen fühle, Meinen königlichen Dank auszuſprechen, um ſo mehr, als dieſe großen Erfolge wohl geeignet ſind, den Kitt noch feſter zu geſtalten, der die Fürſten des norddeutſchen Bundes und Meine anderen Verbündeten — deren fürſtliche Mitglieder Ich in dieſem großen Momente zahlreich um Mich verſammelt ſehe — mit uns verbündet, ſo daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings iſt unſere Aufgabe mit dem, was ſich unter unſeren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wiſſen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müſſen wir ſchlagfertig bleiben; aber ſchon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unſeres Vaterlandes hinzugefügt.“

Die anweſenden Prinzen und Fürſten waren: Der Kronprinz, der Großherzog von Sachſen-Weimar, der Herzog von Coburg, der Prinz Luitpold von Baiern, der Prinz Wilhelm von Würtemberg, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Als der König ſeiner Verbündeten erwähnte, richtete er ſeine Augen beſonders auf die Prinzen Luitpold von Baiern und Wilhelm von Würtemberg, denen er ſpäter auch noch die Hand reichte.

Der Kaiſer und der König in Schloß Bellevue.

Dieſe Vorgänge mochten nahezu eine Stunde in Anſpruch genommen haben. Um 1 Uhr begab ſich der König von der Höhe von Donchery aus nach Schloß Bellevue, um daſelbſt mit dem Kaiſer zuſammenzutreffen. Der Kaiſer hätte dieſes Zuſammentreffen gern am frühen Morgen oder doch im Laufe des Vormittags ſtattfinden laſſen, um durch Einflußgewinnen auf die Perſon des Königs, deſſen immer zur Milde geſtimmtes Herz er ſehr wohl kannte, beſſere Bedingungen durchzuſetzen. Der König hatte ihn aber (vergl. S. 585 den Bismarckſchen Bericht) wiſſen laſſen, daß eine perſönliche Begegnung zwiſchen ihnen erſt nach vollzogener Capitulation ſtattfinden könne.

Die Capitulation war nun vollzogen; einer Begegnung ſtand nichts weiter im Wege.

Napoleon III. empfing den König an der Außenſeite des Hauſes vor der Treppe, zog ſeine Militairmütze ab als der Sieger ſich ihm näherte und verbeugte ſich mit tiefer Ehrerbietung. Dann begleitete er den König und den Kronprinzen in das Innere des Hauſes, wo zwiſchen den beiden Souverainen eine halbſtündige Unterredung ſtattfand. Der Kronprinz verweilte die Zeit über in einem angrenzenden Gartenſalon. Vor dieſem Gartenſalon waren die andern Fürſtlichkeiten verblieben. Es waren: die Prinzen Carl und Albrecht von Preußen, der Herzog von Coburg, Prinz Wilhelm von Würtemberg, der Landgraf von Heſſen, der Herzog Eugen von Würtemberg und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Als die Zuſammenkunft beendet war, verabſchiedete ſich der Kaiſer von dem Könige und Kronprinzen in tiefer Bewegung. In ſeinen Augen ſtanden Thränen, die er durch das

Taſchentuch zu verbergen ſuchte. Der König beobachtete eine ernſte aber nicht unfreundliche Haltung. Er ſelbſt ſchrieb Tages darauf in ſeinem Briefe an die Königin: »Ich ſtieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiſer Mir entgegen kam. Der Beſuch währte eine Viertelſtunde; wir waren Beide ſehr bewegt über dieſes Wiederſehen. Was Ich Alles empfand, nachdem Ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann Ich nicht beſchreiben.«

Es erübrigt uns nur noch, eine kurze Schilderung der Localität zu geben, die durch dieſe Begegnung zwiſchen Kaiſer und König ſo berühmt geworden und wenigſtens während der ganzen Dauer des Krieges ein Wanderziel für Tauſende geweſen iſt. Wir folgen dabei einer Beſchreibung, wie ſie bereits am folgenden Tage (den 3.) von einem dem königlichen Hauptquartier attachirten Correſpondenten gegeben wurde.

»Bellevue — ſo heißt es in dieſem Berichte — iſt eine chateauartige Villa, halben Weges zwiſchen Sedan und Donchery, kaum 500 Schritt rechts von der Chauſſee. Es liegt auf einer mäßigen Anhöhe, der Art, daß die nach Sedan gewandte Front, welche allein vollſtändig ſichtbar iſt, höher ſteht, als die durch dichte Bäume ganz verſteckte nach Donchery zugewandte Hinterfront. Vorn iſt ein kleiner Vorgarten, der auf beiden Seiten Geraniumbouquets hat. Die Villa ſelbſt beſteht, ſo kann man wohl ſagen, aus drei Thürmen, welche in ihrem unteren Theil als Wohngebäude dienen und mit einander durch zwei Glasſalons verbunden ſind, ſo daß ſie ein Ganzes bilden. Zu den Glasſalons führen vom Garten aus hübſche bunte Freitreppen. Der Mittelthurm, der eine Uhr trägt, ſpringt etwas vor, wodurch in der glücklichſten Weiſe die faſt unvermeidliche Monotonie vermieden wird. Man tritt zunächſt durch einen die Glasſalons gegen den Zutritt des Windes ſchützenden Vorflur (ebenfalls mit Glaswänden) in ein Empfangszimmer, das ſehr einfach eingerichtet iſt. Es befindet ſich darin nichts als ein großer, ovaler Tiſch und etwa ein Dutzend Rohrſtühle. Von hier aus tritt man in einen Mittelſalon, der auch ſehr einfach eingerichtet iſt: ein Tiſch, Lehnſtühle und gewöhnliche Stühle zwei Buffets, ein großer Spiegel, ein hübſcher Kamin. Die Stühle ſind mit geblümtem Kattun überzogen. Daran ſtößt nach der einen Seite ein ſehr elegantes Bibliothekzimmer mit einem ſchön gearbeiteten offenen Bücherſchrank, in dem Büffon eine ganze Reihe einnimmt und faſt alle franzöſiſchen Klaſſiker vertreten ſind, nach der hinteren Seite ein luxuriös eingerichtetes Schlafzimmer mit einem einzigen breiten Bett.*) In dem

---

*) In dieſem Schlafſalon verbrachte Napoleon die Nacht vom 2. auf den 3. Das Bettgeſtelle, ebenſo wie die Spiegelrahmen, die Toilette und das Nachttiſchchen ſind von Ebenholz. Auf dem Nachttiſchchen ſtand ein Leuchter, in welchem das Licht bis zum Boden herabgebrannt war.

Mittelſalon hat die Unterredung zwiſchen dem König Wilhelm und dem Kaiſer Napoleon ſtattgefunden, während ſelbſt der Kronprinz in dem vordern Glasſalon zurückblieb. In dem Glasſalon zur Linken, der eben ſo einfach möblirt iſt, wie der zur Rechten, lagen zwei Bogen einer illuſtrirten Ausgabe des Lebens Cäſars auf dem Tiſche. Der eine enthält Capitel VII. »Les Germains dans la Gaule«. Der Beſitzer der Villa iſt ein Herr Amour, ein Negociant, deſſen Bild man, ſammt den Portraits ſeiner Familie, in einem etwas weiter nach hinten liegenden Schlafzimmer ſehen kann. Hier war noch Alles ſo, wie es die Familie verlaſſen hatte.«

In und um Sedan.

2. September Nachmittag.

Um 2½ verließ der König Schloß Bellevue; fünf Stunden lang (bis 7½) befuhr er das meilenweite Schlachtfeld. »Der Empfang der Truppen,« ſo ſchreibt er ſelbſt, »das Wiederſehen des decimirten Garde-Corps, das Alles kann Ich Dir heute nicht beſchreiben; Ich war tief ergriffen von ſo vielen Beweiſen der Liebe und Hingebung.« Ein anderer Bericht ſagt: »Der König erſchien bei den Garden, als die Dämmerung bereits hereingebrochen war. Ein dumpfes Brauſen, das mit jedem Augenblick lauter und deutlicher wurde, kündete ſein Nahen an. Bald unterſchied man das Hurrahrufen der Soldaten, und dann ſah man eine Reitergruppe, die in ſcharfem Galopp querfeldein daher geſprengt kam; an ihrer Spitze König Wilhelm. Die Garden empfingen ihn mit unbeſchreiblichem Jubel und des Königs Antlitz zeigte tiefe Rührung und innige Freude. Er umarmte den commandirenden General, Prinzen Auguſt von Würtemberg, und ſprach in kurzen, bewegten Worten ſeine Anerkennung für die Dienſte aus, die das Corps am glorreichen Tage von Sedan geleiſtet habe. Die Soldaten waren kaum in Reih und Glied zu halten, und viele drängten ſich, die Helme ſchwenkend, vorwärts, um den greiſen Feldherrn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Die Offiziere des königlichen Stabes unterhielten ſich unterdeſſen mit den Offizieren des Garde-Corps und brachten ihnen die märchenhaft klingende Kunde von der Gefangennahme des Kaiſers und ſeiner Armee; denn bei den Truppen ſelbſt waren alle dieſe Dinge noch nicht bekannt geworden.«

Vom Schlachtfelde aus kehrte König Wilhelm nach Vendreſſe zurück.*) Er traf daſelbſt erſt nach Mitternacht ein.

---

*) Hier wurden Tags darauf (am 3., Ruhetag) alle höheren Offiziere des Hauptquartiers zur königlichen Tafel geladen, bei welcher die Regimentsmuſik des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7. muſicirte. Da die königliche Tafel während der Campagne immer ſehr einfach

Etwa um dieſelbe Zeit, wo König Wilhelm das weite Schlachtfeld zu befahren begann, rückten die erſten deutſchen Truppen in Sedan ein. Schon vorher hatte ſich innerhalb der Feſtung alle und jede Disciplin gelöſt; ſie wiederherzuſtellen war die Wimpffen'ſche Proclamation, die wir auf S. 575 mitgetheilt haben, völlig außer Stande. Alles ging drunter und drüber. Ein franzöſiſcher Offizier hat das wüſte Schauſpiel jener Stunden wie folgt geſchildert:

»Viele Soldaten zerſchlugen in ihrer Wuth die Gewehre, und die Straßen waren mit zerbrochenen Waffen aller Art überſäet. Zerbrochene Säbel, Flinten, Piſtolen, Lanzen, Helme, Cüraſſe, ſelbſt Mitrailleuſen bedeckten den Boden, und an einer Stelle, wo die Maas durch die Stadt fließt, verſtopften die Haufen ſolcher Trümmer den Strom. Der Schmutz in den Straßen war ſchwarz von Pulver. Die Pferde waren an die Häuſer und an die Kanonen angebunden, aber Niemand dachte daran, ihnen Futter oder Waſſer zu geben, und ſo riſſen ſie ſich, vor Hunger und Durſt wild geworden, los und rannten durch die Straßen. Wer da wollte, konnte ein Pferd bekommen; er mußte es ſich nur einfangen.

Als die Preußen in die Stadt kamen, waren ſie über den Anblick all dieſer Zerſtörung und Verſchleuderung ſehr aufgebracht. Verſchleudert war auch die Kriegskaſſe. Sobald die Uebergabe beſchloſſen worden, hatte man nämlich den Offizieren geſagt, ſie ſollten möglichſt hohe Rechnungen ausſtellen, ſie ſofort einreichen und Zahlung empfangen. Natürlich reichten ſolche Rechnungen bald hin, den Schatz zu leeren. Ich kenne Offiziere, welche Zahlung für Pferde, die nicht getödtet worden, und für Gepäck, das ſie nicht verloren hatten, forderten und erhielten. Demoraliſation zeigte ſich in jeder Weiſe. Selbſt die Fahnen wurden verbrannt oder vergraben, ein Act der Treuloſigkeit, der ſelbſt durch den Schmerz und die Wuth einer geſchlagenen Armee nicht beſchönigt werden kann. Gegen Niemand war die Wuth größer als gegen General de Failly. Er hatte ein Zimmer in dem Hotel, wo ich logirte. Am Freitag verſammelte ſich eine große Menge Soldaten vor dem Hauſe, deſſen Thüren geſchloſſen waren und verlangten mit ſolchen Rufen und Drohungen nach dem General, daß der Wirth es für räthlich hielt, ihn ſchleunigſt durch ein nach hinten gehendes Fenſter zu entfernen.«

---

iſt und nur gewöhnlicher Tiſchwein getrunken werden darf, ſo befahl der König eigens, aus Veranlaſſung der glorreichen Erlebniſſe, Champagner zu ſerviren und brachte die folgende Geſundheit aus: »Wir müſſen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl Meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminiſter v. Roon, haben unſer Schwert geſchärft, Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben ſeit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf ſeinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Laſſen Sie uns alſo auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anweſenden trinken, der nach ſeinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat.«

Einem deutſchen Berichte entnehmen wir das Folgende:

»Vor dem Feſtungsthore traf ich gerade zum glücklichſten Moment ein. Oberſt-Lieutenant v. Bronſart und ein baieriſcher Offizier hielten zu Pferde zwiſchen den beiden Außenthoren und unterhandelten mit einem ſehr jungen blondbärtigen, ungemein prächtig ausſtaffirten, hohen franzöſiſchen Militair auf arabiſchem Schimmel, über die Paragraphen anſcheinend eines Capitulationsentwurfs, den der erſtgenannte in der Hand hielt. Während deß kam ein zweiter von der Brücke her herangeritten, begleitet von einem Huſarentrompeter mit tief in die Brauen gedrückter Bärenmütze und einem Lancier ohne Czako, mit der weißen Fahne am Arm. Nach einigen Worten jagten die drei mit den Baiern die Chauſſee hinauf, erſichtlich nach Bellevue hin, und Herr v. Bronſart hatte das triſte Geſchäft des ſtummen Harrens neben dem Franzoſen bis zu ihrer Rückkehr. Endlich ſchienen die letzten Schwierigkeiten beſeitigt zu ſein. Herr v. Bronſart wies auf die Karte und dann mit der Hand den Weg draußen, um den Graben herum, nach der Maaswieſe und dem Kanal hin, wo ein Spalier von Baiern der mit ihren Waffen abziehenden Truppen warten würde, um ſie dort zu entwaffnen. Die Parlamentaire ritten hinein. Noch einmal kam ein junger kokett in Scene geſetzter Offizier in blauer, ſchwarzgeſtickter pelzbeſetzter Blouſe und rothen Hoſen herauscourbettirt, von ein paar Kofferträgern begleitet, und ſchien um die Erlaubniß zu unterhandeln, geradeaus zum Kaiſer reiten zu dürfen. Daß ich auf ſeiner Reiſetaſche den Namen »le Prince Achille Murat« las, erklärte mir unſchwer die gewährte Erlaubniß.

Dann eine Pauſe faſt unheimlicher Spannung. Die Wälle hatten ſich mit tauſenden von lärmenden und ſchreienden franzöſiſchen Soldaten bedeckt. Endlich öffneten ſich alle Thore, und aus der dunklen Höhlung des innerſten bewegte ſich über die dunkle Brücke hin ein wunderbarer Zug: die zu ihrer Entwaffnung ausziehende Artillerie. Ein trauriges und erſchütterndes Schauſpiel! Man brauchte nur dieſe zu Skeletten abgemagerten Pferde, dieſe haltungsloſen, hohläugigen, abgehetzten, hungrigen, theils düſter verzweifelten, theils frech luſtigen Reiter und Bedienungsmannſchaften, dieſes in völligen Verfall, in deſolate Auflöſung gebrachte Material der Wagen und Geräthſchaften zu ſehen, um die Unvermeidlichkeit des Schickſals einer vor wenig Wochen ſich noch ſo unbeſieglich dünkenden Armee zu begreifen. Der eine ritt, das Hemd über den Hoſen, der eine in Strümpfen, der andere in gänzlich zerfetzter Uniform, ohne Mütze, ein Tuch um den Kopf; ſie hingen in den Sätteln und auf den Kanonen, wie es der Zufall gab. Ich dachte an Göthe's Schilderung des Auszugs der beſiegten republikaniſchen Beſatzung aus Mainz, »jeder Einzelne einem Don Quixote ähnlich, ſahen ſie doch im Ganzen höchſt ehrwürdig aus«. Davon freilich war hier wenig zu ſpüren. Verfall und unhaltbares Verkommen, das ſein Schickſal erfüllen muß. Aber, wenn dem Franzoſen nichts mehr bleibt — einen Theatereffekt muß er haben, um ſich daran in allem Elend zu erquicken und aufzurichten. Von den Wällen her wurde das Geſchrei immer lauter: »à l'eau, à l'eau!« das ich mir anfangs gar nicht zu erklären wußte. Das Räthſel löſte ſich bald. Ein Offizier der ausziehenden Truppen riß ſein Portepée ab, brach ſeinen Degen über dem Knie und ſchleuderte Alles von der Brücke in den Stadtgraben. Ah bravo! bravo! von allen Wällen. Das fand Nachahmung. Ein Reiter nach dem andern riß den Säbel von der Seite, die Patronentaſche von der Schulter, die Mütze vom Kopfe und warf ſie wüthend herab.«

Wir beſchließen dies Capitel mit einer Schilderung des Schlachtfeldes, wie es ſich am 2. Nachmittags darſtellte.

»Am Thore von Sedan waren wir abgewieſen worden; ſo mußten wir die Hoffnung aufgeben, auf kürzeſtem Wege, nämlich durch die Feſtung, zum jenſeitigen Schlachtfelde zu gelangen. Sowohl die Pontonbrücke, als die ungeſprengte Brücke über die Maas bei Donchery lagen zu weit ab, um auf ihnen den Uebergang zu ſuchen. In dieſer Verlegenheit erfuhren wir, daß in nicht allzugroßer Entfernung eine Fähre ſei, die uns hinüberfahren könne. Längs der Eiſenbahn vorgehend, kamen wir nach einem halbſtündigen Marſche in ein ſtilles Dorf, das von Granaten und Brand noch verſchont geblieben war. Hier war auch ein altes Mütterchen, das die Fähre über die Maas lenkte.

Unmittelbar jenſeits des Fluſſes auf der weiten Wieſenfläche, welche ſich von ihr aus bis zur Straße am Fuß des Hügels mit der »einſamen Pappel« erſtreckt, beginnen die Spuren des Kampfes. Man hatte in der Nacht zuvor und am Morgen zwar bereits bedeutend aufgeräumt. Aber es blieb noch immer genug an Pferdeleichen und beſonders weggeworfenen feindlichen Cüraſſierwaffen und Rüſtgegenſtänden, Panzern, Helmen, Pallaſchen. Die Reiterleichen ſelbſt aber, untermengt mit denen unſerer Jäger und Infanteriſten, beſonders vom V. Corps, lagen vom beginnenden Hügelabhang an bis zu deſſen Kuppe hinauf in immer dichterer Menge. Dort hatten ſich, nach 1 Uhr, am Tage zuvor jene Schwadronen von Chaſſeurs d'Afrique und Lanciers auf ſie geſtürzt mit ihrer ganzen zermalmenden Wucht, an ihrer Spitze General Margueritte, dann, nach dem Tode des Letztern, Marquis Gallifet, der Gemahl der berühmten rothblonden Marquiſe.

Am Hügelabhang war man in eifrigſter Thätigkeit, die kaum zu bewältigenden Maſſen der Todten wegzuräumen. Lange Gruben waren gegraben und an ihrem Rande die Körper zu Dutzenden zuſammengetragen. Die todten Pferde wurden von ihren lebenden Verwandten, die davor geſpannt waren, zur Gruft geſchleift *). Von den Villen und Gehöften der Nachbarſchaft wehten die Fahnen mit dem rothen Kreuz, und immer neue Bahren und Wagen voll aufgeleſener Verwundeter entluden ſich dort ihrer blutigen Laſt. Erſt hier zeigte ſich die ganze Furchtbarkeit der feindlichen Stellung. Der Abhang fällt terraſſenförmig und kaum weniger ſteil ab, als die Weinberge von Wörth. Und es ſchien mir, als ob die Ernte des Todes, die ich auf dieſen geſehen, nur gering geweſen wäre, gegen dieſe Maſſen der Opfer, welche allſeitig am Hügelrücken nieder und über ſeine ganze breite ausgedehnte Kuppe hin verſtreut lagen in unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit der Stellung und der Todesart. Die Vernichtung hat eine wahrhaft hölliſche Erfindungskraft darin. Alle menſchliche Phantaſie iſt klein, arm und kindlich dagegen. Wenn es am ſüdlichen und öſtlichen Abhang mehr Reiterleichen mit ihren Roſſen waren, ſo lagen auf der höchſten Höhe ſelbſt mehr der grauröckigen Fantaſſins. Wenn dort die Spitzkugeln, ſo hatten hier erſichtlich die Granaten gewirkt, jene Granaten, die wir geſtern von unſerer Höhe in ihrer mörderiſchen Thätigkeit hatten beobachten können. Es wäre unmöglich und überflüſſig, die Schreckniſſe im Einzelnen nach der Natur zu ſchildern, die ſich allüberall am Boden zwiſchen dieſen zerſtampften Kartoffel-, Klee- und Stoppelfeldern bei jedem Schritt dem Auge zeigten.

An jenem ſcharfen weſtlichen Rande an der Pappel, wo die Batterie geſtanden, ſah man noch die tiefen Schützengräben in den Boden geſchnitten,

---

*) Ein anderer Bericht ſchildert dieſen Theil des Schlachtfeldes, wo die großen Cavallerie-Angriffe gegen unſere 46er, 32er, 80er und die Görlitzer Jäger ſtattfanden, wie folgt: Je weiter ich vorwärts ſchritt und je mehr ich mich der einſamen Pappel näherte, wo die franzöſiſche Batterie geſtanden, deſto ſchreckenvoller waren die Spuren des Kampfes, der hier gewüthet. Gräßlich zerſchmetterte Leichen deutſcher und franzöſiſcher Krieger, Pferde-Aeſer, Curaſſierhelme mit blinkenden Meſſingkämmen, rothen und ſchwarzen Pferdeſchweifen, Pallaſche, Tſchakos, Bruſt- und Rückenharniſche, Sättel, Hufeiſen, Feldflaſchen und Kochgeſchirre rings über den Boden verſtreut! Dazwiſchen unzählige Briefe und andere aus den Torniſtern herausgeſchleuderte Gegenſtände. In der Nähe der Pappel und in der Schlucht von Cazal ſteigerte ſich noch das Grauſen des Anblicks. Pferde, die, vom Wall herabſpringend, den Todesſchuß empfangen, waren in nahezu unmöglichen Stellungen hingefallen, ein Pferd ſtand faſt auf dem Kopfe, ein anderes ſtreckte die Vorderbeine über den Wall, während es ſphinxartig auf dem Bauche ruhte, und den wider einen Baumſtamm gelehnten Kopf noch beinahe wie lebend aufrecht hielt. Ein Soldat ſtand aufrecht, am Walle kaum merklich nach rückwärts gelehnt, das Haupt von einer Kugel zerſchmettert. Unweit des Dorfes Floing zeigte man mir die auf einer Anhöhe gelegene Bauernhütte, von wo aus Napoleon den Gang der Schlacht während einer halben Stunde überwacht hatte. In der Nähe ſtand ein blumengeſchmückter Niſchen-Altar, mit der Inſchrift: »Notre Dame de Consolation«. Mancher armer Burſche mag inmitten des mörderiſchen Feuers hier ſeine Arme zur Muttergottes flehend emporgeſtreckt haben, und vielleicht nicht vergebens, ſo lange er in ihrem unmittelbaren Schutze ſtand, denn der Altar ſelber war unverletzt von Kugeln und Granaten geblieben.

ſah man auch die Unmöglichkeit, daß die hohl überhängende gewaltige Höhe durch die von hier etwa ankletternde Infanterie hätte genommen ſein können. Die Granaten von drüben waren es, welche jene tapfere Batterie ſchließlich ſtumm gemacht hatten. Unten in der Tiefe und an der jenſeitigen Höhe hinauf lagerten nun unſere Regimenter und zwiſchen ihnen Haufen von Hunderten franzöſiſcher Gefangenen. Hier oben aber ganz nahe dem Standpunkte der Batterie ſieht man zwei niedere kleine Häuschen, zerriſſen an Dächern und Mauern von den Granaten, im Innern zermalmt mit Allem, was ſie einſt enthielten. Dort war, ſo heißt es, eine halbe Stunde lang das Quartier des Kaiſers während der Schlacht; dort hielt er aus, bis Alles verloren war, und ſuchte buchſtäblich den Tod, der ihn höhniſch mied, nur um ihn der ſchrecklicheren Stunde des nächſten Morgens aufzuſparen. Wie die Gefangenen ſagen, hat er geweint, als er, die Schlacht verloren gebend, nach Sedan hineinritt. [Der Kaiſer kann nur — kurz vor ſeiner Rückkehr in die Feſtung — wenige Minuten an dieſer Stelle gehalten haben. Sein Stand, während der erſten Morgenſtunden, war eine halbe Meile weiter öſtlich, in Nähe von Lamoncelle. Vgl. auch S. 521 Anmerkung.]

Auf der Breite des Hügels kampiren und kochen nun unſere Regimenter, wo ſie den Platz von den Todten gereinigt haben, zwiſchen denen ſie ihre Kartoffeln für die Kochgeſchirre gruben. Die Muſikcorps intoniren eben: »Ein' feſte Burg iſt unſer Gott«. Hinunter am öſtlichen Abhang, nach der Schlucht von Cazal hin, immer die gleichen Scenen in immer neuen Variationen. Geſtürzte Ambulance- und Marketenderwagen. Hier ſind die franzöſiſchen Gefangenen zur Arbeit des Abräumens herangezogen und helfen fleißig ihre zerſchmetterten Brüder zur Grube tragen. Jenſeits der Schlucht war es ſchon etwas leerer geworden. Dafür gewährte jene zweite Höhe einen unſchätzbaren Einblick in die außerordentlich pittoreske Stadt jenſeits der Feſtungswerke, die ſich hier unten zwiſchen der Maas, der Citadelle und den höheren Waldbergen gleichſam eingeklemmt findet. Auf allen zu ihr niederſteigenden und am Fluſſe hingehenden Wagen zahlloſe Gefangene, in Gruppen von 20—50 von wenigen Bewaffneten bewacht. Drüben auf der Höhe der Wälle wieder Alles roth von der Menge der bei einander ſtehenden Soldaten. Auf den großen weiten Plätzen innerhalb der Enceinte und auf den beiden inneren Brücken, welche ſich dort unten über ein großes Waſſerbaſſin ſpannen, ein ungeheures Gewirre von Menſchen, Wagen, Rinderheerden, fahrenden oder ſich in Reihen ordnenden Colonnen. Ein brauſender faſt elementariſcher Lärm, wie aus hunderttauſend Menſchenſtimmen, Viehbrüllen, Pferdewiehern, Räderraſſeln, Signalhörnern, Trommelwirbeln gemiſcht, dringt von dort her zu mir herauf.

Ich prägte mir das wunderbare Bild ein und kehrte dann zum Fluß zurück, um an der alten Stelle meinen Uebergang zu ſuchen. Der Weg führte unten zu einem verlaſſenen, zerſchoſſenen Gehöft mit großem alten Herrenhauſe. Die Todten von zwei Cüraſſier-Regimentern, die hier wieder, wie bei Gunſtedt, von unſern heſſiſchen (13er) Huſaren, als man nach Weſten hin durchzubrechen verſuchte, zuſammengehauen wurden, waren bereits entfernt. Pferde, Waffen, Sättel lagen noch überall umher. Bei dem einen lag, heulend und winſelnd, ein großer ſchöner brauner Hühnerhund.

Pikets jener blauen Huſaren ſchweiften auch jetzt noch hier auf der Stätte ihrer geſtrigen Thaten umher, zwiſchen den Weiden und Erlen des traulichen Flußthals.

Das Reſultat der Schlacht. Trophaen. Verluſte.

»Die Schlacht von Sedan wird für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in der Kriegsgeſchichte einnehmen, ſowohl hinſichts ihrer meiſterhaften ſtrategiſchen Einleitung und energiſchen tactiſchen Durchführung Seitens der deutſchen Heere, wie auch hinſichts der durch ſie errungenen, beiſpiellos großartigen Reſultate.« Dieſem Urtheile haben wir nur zuzuſtimmen. Das beiſpiellos großartige Reſultat war die Gefangennehmung einer Armee von 100,000 Mann*), ſammt ihrem Kaiſer, ihren beiden Oberfeldherren (Mac Mahon und Wimpffen) und ſämmtlichen Generalen. Der Krieg ſchien hiernach beendet, da die Capitulationen von Straßburg und Metz, die noch ausſtanden, nur als eine Frage der Zeit, und zwar der nächſten Zeit, angeſehen werden konnten.

100,000 Mann, darunter 39 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2095 Subalternoffiziere. Fünfhundert Offiziere waren auf Ehrenwort entlaſſen worden. Unter jenen 39 Generalen befanden ſich ſämmtliche Corpsführer und Diviſionaire, weshalb es zwecklos iſt, dieſelben hier aufzuzählen; die an den verſchiedenſten Stellen unſeres Buches mitgetheilten Ordres de Bataille der franzöſiſchen Corps geben Aufſchluß über dieſe Namen. Den Generalen Ducrot und Cambriels gelang es, ſich während ihrer Reiſe nach Deutſchland zu befreien. Bei der ehrenhaften Geſinnung Beider muß man annehmen, daß ſie dabei in gutem Glauben gehandelt und ihre Berechtigung zu einem ſolchen Schritte nicht bezweifelt haben.

---

*) Ueber die Zahl der am 1. und 2. September in Gefangenſchaft gerathenen Franzoſen zu voller Klarheit zu kommen, iſt ſchwer, wo nicht bis zur Stunde unmöglich. Die Angaben ſchwanken zwiſchen 80- und 120,000 Mann. Die eine Zahl faßt nämlich nur die durch Capitulation, die andere die durch Capitulation und Kampf (während der Schlacht alſo) in Gefangenſchaft Gerathenen ins Auge. Die Capitulation ſpricht von 83,000 Mann,†) darunter 14,000 Verwundete, im Laufe der Schlacht aber waren wenigſtens 20,000 unverwundete Gefangene in unſere Hände gefallen. Das Garde und XII. Corps allein trieben 11,000 zwiſchen Givonne und Illy und im Bois de la Garenne zuſammen. Darauf hin habe ich oben im Texte die Geſammtzahl der Gefangenen auf 100,000 Mann angegeben.

†) Die einzelnen Corps participirten daran wie folgt: I. Corps 32,000 Mann, V. Corps 11,108 Mann, VII. Corps 15,018 Mann, XII. Corps 25,300 Mann.

Es fielen ferner 350 Feldgeſchütze, 70 Mitrailleuſen und 12,000 Pferde in unſere Hände; dazu überaus zahlreiches Armeematerial und 184 Poſitionsgeſchütze der Feſtung ſelbſt. Von den Feldzeichen waren viele vorher abſichtlich zerſtört worden, um ſie nicht in unſere Hände übergehen zu ſehen.

Unſere Verluſte während der Schlacht ſtellten ſich wie folgt:

	Offiziere und Mannſchaften.
I. baieriſches Corps	2079.
II. baieriſches Corps (faſt ſämmtlich von der 3. Diviſion v. Walther)	1982.
XI. Corps	2078.
V. Corps (faſt ſämmtlich von der 19. Brigade) .	1001.
Garde-Corps (meiſt Artillerie und Garde-Füſiliere)	566.
XII. Corps	1363.
IV. Corps (meiſt 71er)	337.
Total . .	9406.

Dem ungeheueren Erfolge gegenüber erſchien dieſer Einſatz gering, trotzdem er größer war, als der bei Königgrätz. So wurde denn, unmittelbar nach der Schlacht, von »verhältnißmäßig unbedeutenden Verluſten« geſprochen; — ein Ausdruck, der übrigens eben ſo ſehr mit Rückſicht auf die 40,000 Mann, die wir in den »drei Tagen« vor Metz gelaſſen hatten, als im Hinblick auf das coloſſale Sieges-Reſultat dieſes Sedan-Tages gewählt ſein mochte.

Am meiſten gelitten hatte die 19. Brigade (Regimenter 6. und 46.); demnächſt die dritte baieriſche Diviſion v. Walther. Die Verluſte des I. baieriſchen Corps v. d. Tann und unſeres XI. Corps halten ſich genau die Wage.

Gefallen waren oder ihren Wunden erlegen: Generallieutenant von Gersdorff, der an Stelle des bei Wörth verwundeten Generals v. Boſe das XI. Corps führte,*) Oberſt v. Beſſel vom 94., Oberſtlieutenant v. Baſſewitz vom 95. Regiment, Oberſt v. Scherbening und Hauptmann v. Roon von der Garde-Artillerie. Oberſt v. Henning auf Schönhoff, der aus dem Kampf ſeiner 19. Brigade, Regimenter 6. und 46., unverſehrt hervorgegangen war, verlor auf anderen Theilen des Schlachtfeldes zwei ſeiner Söhne (oder Neffen); der eine fiel im 83., der andere im Garde-Füſilier-Regiment.

---

*) Hermann Conſtantin v. Gersdorff wurde am 2. Dezember 1809 in Kießlingswalde bei Görlitz geboren. Im Cadettencorps zu Dresden erhielt er ſeine militairiſche Vorbildung. Die Lehrjahre gehörten dem 2. Garde-Regiment zu Fuß (in welches er 1827 eintrat), dem Garde-Reſerve-Regiment und dem Garde-Schützen-Bataillon an. Die Wanderjahre führten ihn in die Schweiz — er war 1841 Werbe-Offizier in Neufchatel — und in den Kaukaſus. Mit ſeinem 1866 gebliebenen Freunde Hiller v. Gärtringen und dem in dieſem Feldzuge ſo berühmt gewordenen General v. Werder durfte er 1842 und 1843 an einem Feldzuge der ruſſiſchen Truppen Theil nehmen. Seine im Jahre 1844 entſtandene Schrift: »Patrouille

Oberſt v. Scherbening, Commandeur der Corps-Artillerie der Garde, war gleich tödtlich getroffen worden, wie wir S. 510 erzählt haben. Er wurde andern Tages beſtattet. Um 7 Uhr Morgens verſammelten ſich an der hinter Givonne ſich erhebenden Anhöhe die Offiziere und ein großer Theil der Mannſchaften der Garde-Artillerie um das Grab ihres Oberſten. Die feierlichen Klänge des Chorals »Jeſus meine Zuverſicht« riefen aus den benachbarten Bivouaks der 1. Garde-Diviſion viele Hunderte auch von anderen Truppentheilen herbei, und ſo geſtaltete ſich die Feier von ſelbſt zu einer gemeinſamen Morgenandacht, zu der die Herzen ohnehin an dieſem Tage mehr denn je geſtimmt waren. »Es war mir unmöglich — ſo erzählt B. Rogge, Diviſionsprediger der 1. Garde-Diviſion — an dieſem Grabe anders als im Tone des freudigſten Dankes für den ſo reichen Sieg zu reden. Die Klage um die Gefallenen, wie gerecht ſie immer war, mußte hier zum Freudenpſalm werden im Hinblick auf die errungenen Erfolge, die der angebrochene Tag erſt in ihrer ganzen Größe offenbar machen ſollte. Standen wir doch an derſelben Stelle, wo Tags zuvor die feindlichen Batterieen gefeuert hatten, die durch unſere Garde-Artillerie und die ſächſiſchen Geſchütze zum Schweigen gebracht worden waren.«*)

nach dem Kaukaſus« enthält mancherlei feine Betrachtungen. 1848 commandirte er ſchleswig-holſteiniſche Truppen, an deren Organiſation er mitgeholfen, bei Altenhofen, Schleswig, Hadersleben, 1849 bei Kolding. Bei ſeiner Rückkehr nach Preußen ward v. Gersdorff Hauptmann im 1. Jäger-Bataillon, dann im 24. Infanterie-Regiment; 1853—1856 Major im Generalſtabe; 1860 Oberſt; 1864 Generalmajor; 1866 führte er ſeine Brigade (die 11., Regimenter 35 u. 60) unter den Klängen des Hohenfriedberger Marſches über die böhmiſche Grenze. Bald nach dem Friedensſchluſſe erhielt er die 22. Diviſion. Mit dieſer war er bei Wörth. Mac Mahon ſelbſt hat anerkannt, daß dieſe Diviſion weſentlich zu ſeiner Niederlage beitrug. Ein ſchöner Soldatentod, wie der ſeines Freundes Hiller v. Gärtringen bei Königgrätz, war immer v. Gersdorff's Wunſch geweſen. Er ſollte ihm werden. »Der Tag von Sedan brach an. Auf der Höhe von Floing hielt der zeitige Führer des 11. Corps, den Moment erſpähend, wo er die Infanterie auf den Feind werfen ſollte. Eben gab er den Befehl zum Vormarſch des 83. Regiments, da traf ihn die tödtliche Kugel in die Bruſt. Er wurde nach einer am Fuß der Höhe gelegenen Fabrik (St. Albert) getragen. Als gläubiger Chriſt hat er ſeinem Ende entgegengeſehen, ſeinen Segen ſpendend den drei Töchtern, die er ſo ſehr liebte. Auf dem Militairkirchhofe in Caſſel ruht ſeine irdiſche Hülle.«

*) In der Nähe dieſer Stelle, auf dem Gottesacker von Givonne, wurden am ſelben Vormittage Lieutenant v. Keudell von den Garde-Dragonern und drei Offiziere von den Garde-Füſilieren beſtattet, unter dieſen Lieutenant v. Kirchbach, Sohn des Generals v. Kirchbach, Commandirenden des V. Corps, der, ähnlich wie bei Wörth, (wo, nach Aller Zeugniß, ihm das Hauptverdienſt des Sieges zufällt) auch wiederum bei Sedan in hervorragender Weiſe mitgewirkt hatte. Er führte hier, wie S. 517 hervorgehoben, von 12 Uhr ab

Eine beſondere Theilnahme weckte der Tod des Hauptmann v. Roon, Sohn des Kriegsminiſters. Bald nach ſeinem Commandeur, Oberſt v. Scherbening, war auch er, durch einen Schuß in den Unterleib, tödtlich getroffen worden. »Er wurde,« ſo ſchreibt Diviſionsprediger Jordan, »in ein zum Lazareth eingerichtetes Schlößchen bei Lamoncelle gebracht, wo er zwei Tage darauf in freudigem Glauben an ſeinen Erlöſer in den Armen ſeines Bruders, unter unſeren gemeinſamen Gebeten ſanft entſchlief, nachdem er von ſeinem Vater, der ihn von Vendreſſe aus beſuchte, Tags zuvor Abſchied genommen hatte. Es war für mich eine ſchmerzliche Aufgabe, dieſem die Trauerbotſchaft nach Vendreſſe zu überbringen. Im erſten Augenblick tief erſchüttert, fand er doch bald die ergebenſte Faſſung und den größten Troſt in der Zuverſicht, daß der Sohn in freudigem Glauben entſchlafen ſei. Der Beerdigung deſſelben (am 4.) konnte er nicht beiwohnen, da das Hauptquartier bereits im Aufbruch nach Rethel begriffen war. Baieriſche Soldaten, die in der Nähe lagen, hatten inzwiſchen in einem beim Schloſſe gelegenen Garten, an einem ganz verſteckten Platz, ein Grab gegraben, in das wir ihn, nach meiner Rückkehr von Vendreſſe, beſtatteten. Sein Bruder, der in Folge eines Sturzes mit dem Pferde auch am Fuße verletzt war, wohnte, als nächſter Leidtragender, der ſtillen Feier bei, an der ſich, außer den Aerzten des Lazarethes, auch ſämmtliche leicht verwundete Offiziere, darunter mehrere baieriſche, betheiligten. Es war eine ſtille, erhebende Abendandacht, die wir dort hielten. Ich knüpfte meine kurze Anſprache an daſſelbe apoſtoliſche Wort an, an welchem der Vater bei der Todeskunde ſich geſtärkt und aufgerichtet hatte. Leider iſt die von den Verwandten des Beſitzers jenes Schlößchens damals gegebene Hoffnung, daß die Grabesſtätte an dem ſtillen Platze geſichert bleiben ſolle, ſpäter nicht gehalten worden und die Leiche hat wieder ausgegraben werden müſſen, um in die Heimath gebracht zu werden.«

Die Schlacht bei Sedan war eine Umſchließungsſchlacht, wie ſie in ſo großem Maßſtabe noch nicht vorgekommen iſt. Wie ſich dieſe Umſchließung vollzog, wie jede Eventualität in Erwägung gezogen war, dies haben wir, an den verſchiedenſten Stellen bereits, hervorgehoben. Und wie eine Umſchließungsſchlacht, ſo war Sedan vor Allem auch eine Artillerieſchlacht. Nur bei Bazeilles, Lamoncelle, Givonne und Floing (bei Erſtürmung der Ravelinkuppe) kam es zu ernſten Infanteriegefechten; im Uebrigen gehörte unſerer Artillerie der Tag. Bei Gravelotte, am 18. Auguſt,

---

das Geſammtcommando über das V. und XI. Corps. »Der Beerdigung ſeines Sohnes wohnte er jetzt mit einem großen Theile ſeines Stabes bei, und ſeine freudige und tapfere Ergebung war für alle Umſtehenden eine wahre Erbauung.«

hatte ſie bereits Erſtaunliches geleiſtet, aber es war dem Feinde, der an dieſem Tage in gedeckten, ſorgfältig gewählten Stellungen focht, nicht ſo fühlbar geworden. Erſt nach Sedan wurde unſere Superiorität, wenigſtens nach dieſer Seite hin, auch vom Gegner zugegeben. Ein franzöſiſcher Offizier ſchrieb wenige Tage nach der Schlacht:

»Es iſt zu beachten, daß, wenn unſere Artillerie in den bisher geſchlagenen Schlachten der preußiſchen hätte Stand halten können, wir vielleicht keine Niederlagen erlebt haben würden. Unſere Hohlgeſchoſſe explodiren bereits auf eine Diſtance von 2000 bis 2400 Metres, während die Preußen mit den ihrigen ein 1000 Metres weiter entferntes Ziel erreichen. Dazu kommt, daß ihre Artilleriſten, ſtets ruhig und geſchickt, ihr Feuer wie auf dem Schießplatze verbeſſern und leicht dahin kommen, unſer Material zu vernichten. Es iſt Thatſache, daß ich im Walde von Garenne 3 Geſchütze geſehen habe, die der Obergeneral dahin geſtellt hatte und ſofort wieder zurückziehen ließ, weil er die Erfolgloſigkeit ihres Feuers wahrnahm und ſich ſelber ſagen mußte, daß drei bis vier preußiſche Kanonenſchüſſe dieſe Geſchütze demontiren würden, ohne daß die letzteren dem Feinde den geringſten Schaden zufügen könnten. Während wir vor dem Kriege von der Ueberlegenheit der preußiſchen Artillerie keine Ahnung hatten, (obwohl man ſich leicht hätte unterrichten können, namentlich bei dem Umſtande, daß wir einen ausgezeichneten Artillerie-Offizier als Kriegsminiſter beſaßen), überſchwemmten die Preußen im Bewußtſein ihrer artilleriſtiſchen Stärke ihre Armeen mit vorzüglichen Feld-Batterieen. Sie engagiren ihre Infanterie niemals, ohne vorher den Gegner mit einem Hagel von Geſchoſſen überſchüttet zu haben. Ihre Artilleriſten machen es nicht wie die Mehrzahl der unſeren, die ſich zu ſehr beeilen, und nur obenhin zielen. Sie beluſtigen ſich nie damit, auf den Zufall hin einen ganz ungewiſſen Punkt aufs Korn zu nehmen, ſondern ſie ſchießen ſtets nur auf ein beſtimmtes, genau erkanntes und feſtgeſetztes Ziel. Auch hierin ſpricht ſich ihr geordneteres Weſen, ihre größere Disciplin aus.«

Die Wirkung dieſes »Tages von Sedan« war eine ungeheure. Nach Königgrätz hatte Cardinal Antonelli ausgerufen: »Die Welt ſtürzt zuſammen«; aber es war bei dieſem Ausruf geblieben; was zuſammenſtürzte war nur weltgeſchichtlicher Kleinkram. Anders jetzt. Der Gefangennahme des Kaiſers folgte die Flucht der Kaiſerin, der Sturz der napoleoniſchen Herrſchaft; in Europa wandelte ſich die Abneigung in Bewunderung;*) ſelbſt in Frankreich

---

*) Eine vielgeleſene Zeitung in Oeſterreich (deſſen Preſſe übrigens, wenigſtens der Mehrzahl nach, von Anfang an auf Seiten Deutſchlands geſtanden hatte) ſchrieb in jenen Tagen: »Wie wir aus Berlin erfahren, organiſirt man weiter, trotzdem die eine Hälfte der

(wenigſtens in Einzelfällen) miſchte ſich ein achtungsvolles Staunen in den Haß. Unmittelbar nach Gravelotte hatte Edmond About noch ſchreiben können:

»Wir kannten unſere Feinde nicht, wir waren unſchuldig genug, zu glauben, daß ſie uns einigermaßen ähnlich wären. In der Trunkenheit des Erfolges haben ſie die Maske abgenommen, jetzt können wir in ihrer Seele leſen. Es ſind als Soldaten verkleidete Briganti, Tartuffes in Rüſtung, Baſilios in Reiterſtiefeln. Lügen, Beſtechen, Denunciren ſind ihre Lieblingswaffen. Von der modernen Civiliſation haben ſie ſich nichts angeeignet, als die in der Zerſtörungskunſt gemachten Verbeſſerungen; die niedrigen Inſtinkte und ungeregelten Begierden des Wilden haben ſie behalten; Hingebung und Heldenmuth beſtrafen ſie als Verbrechen und beſchimpfen den Muth im Unglück. Als Söhne der Gothen, die Europa im 4. Jahrhundert geplündert, haben ſie alle Sitten der Barbaren bewahrt, mit Ausnahme des Ehrgefühls.«

Dieſe Sprache verſtummte jetzt. Ein Correſpondent der Independence Belge, geborner Franzoſe, ſchrieb von Givonne aus:

»Erſt 24 Stunden waren vergangen und in der Haltung der deutſchen Soldaten war nichts wahrzunehmen, was an die entſetzliche Partie, die hier geſpielt wurde, hätte erinnern können. Sie ſtiegen zum nächſten Bach hinab, um Waſſer für ihre Pferde zu ſchöpfen. Feuer waren angezündet, an denen bereits die Suppe kochte. Hier und da einige ruhige Gruppen, Grenadiere, die ihre Uniformen bürſteten, ihre Kleider ausbeſſerten und Knöpfe an dieſelben annähten. Es iſt wunderbar! Dieſe friedliche Sorge um Regelmäßigkeit und Nettigkeit, dieſe häuslichen Kleinigkeiten am Tage nach einem blutigen Drama, dieſe bürgerliche Ordnung nach der mörderiſchen Zügelloſigkeit, dieſes gute kleine Familienleben, das ohne Unterbrechung den entſetzlichen Schlägen des Krieges folgt, — dieſer mächtige Gegenſatz hat mich tief bewegt.

kaiſerlichen Armee eingeſchloſſen und die andere Hälfte, ſammt ihrem Kaiſer, kriegsgefangen iſt. Zwei deutſche Rieſenheere ſtehen bereits in Frankreich und ſchon bildet man ein neues, drittes Heer, ohne Anſtrengung, ohne Aufruf, ohne geräuſchvolles Gebahren. Es iſt eine Erſcheinung, die Anderen märchenhaft vorkommen, jedem Deutſchen aber ein Gefühl von Stolz und Staunen geben muß. Wir ſehen Armeen wirklich aus dem Boden ſtampfen. Ein Befehl des einzigen Mannes, der ſolche Zaubermacht über Millionen hat, und — im Nu wird ihm gehorſamt. Man ſchlägt die Bücher auf, ſetzt die Namen auf die Briefe und ſchickt ſie an ihre Adreſſen. Ein Tag, dann ſtellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann ſchließt ſeinen Laden, der Handwerker verabſchiedet ſich von ſeinem Meiſter, der Beamte macht ſeine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, giebt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann iſt der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem anderen, ein Atom in dieſer furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn niederfallen läßt. Und nirgends Murren, Widerſtand oder Trauer. Es muß eine ſittliche Macht in dieſem Aufgebot liegen, daß ſie die Maſſen alſo zu bändigen, mit einem Geiſt zu erfüllen vermag, der ſie mit Hurrah und mit Geſang in den Tod der Schlacht treibt. Nirgends in der Welt, wohl darf man es ſagen, giebt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußeren Erſcheinung wie des inneren Gehaltes.«

Es iſt thöricht, ſich ſolchen Empfindungen verſchließen zu wollen. Den Feind würdigen, heißt nicht auf ſeine Seite treten. Wie ſchildere ich Ihnen dieſe Preußen? Sie ſind heldenmüthig, aber ſie haben nicht die Leidenſchaftlichkeit und die erregte Phantaſie, die man bei dieſem Heldenmuth vorausſetzen könnte. Sie ſind ſehr ſtark und ſehr gut verwaltet. Sie ſind ſehr muthig und ſehr ruhig. Gut geordnet und methodiſch aufgeſtellt, erfüllen ſie ihre Aufgabe mit großer Umſicht, nachdem ſie mit kaltem Blute ihr Leben in Gefahr geſetzt. Was das Poetiſch-Maleriſche an der preußiſchen Armee betrifft, ſo finde ich daſſelbe ergreifend genug in dieſer Miſchung von bürgerlicher Einfachheit und unbeugſamer Entſchloſſenheit. Stellen Sie ſich Leonidas vor in braunem Ueberzieher und mit der Brille, das iſt ungefähr die preußiſche Armee. Man könnte eine Bildſäule daraus machen. Dieſe Leute, ſagte mir ein befreundeter Offizier, dem ich am Tage der Capitulation in den Straßen Sedans begegnete, haben eine Ruhe und ein Vertrauen, das nichts erſchüttert. Man dächte, ſie betrachteten ſich als die Vollſtrecker des göttlichen Willens. Man fühlt ſich nicht erniedrigt, von einem ſolchen Volke beſiegt zu werden.«

Hinter ſolchen Worten der Anerkennung, wie ſie ſelbſt der Gegner für uns hatte, blieb die Begeiſterung der eigenen Heimath ſelbſtverſtändlich nicht zurück. »Mit dem 2. September,« ſo ſchrieb Karl Frenzel in der National-Zeitung, »beginnt ein neues Zeitalter, die Hegemonie des germaniſchen Geiſtes auf Erden. In ein Symbol, das Jeder begreift, hat das Geſchick dieſe Thatſache gekleidet. Der Anſpruch der Franzoſen auf die Weltherrſchaft ſtützte ſich einzig und allein noch auf ihre Legionen und deren Unbeſieglichkeit.*) Dieſe Legionen, ſie haben jetzt unterlegen ... Selten hat die Sonne auf Erden einen ſchöneren Sieg des Rechts und der Wahrheit geſehen. An dieſem Tage iſt nicht zu mäkeln; nicht im Bündniß mit »Koſacken und Baſchkiren«, nicht einmal in Waffenrüſtung geeint mit unſern Brüdern in Oeſterreich, allein haben wir ihn gewonnen; aber über uns in den Wolken ſtritten mit uns alle Ideale für den Frieden und die Freiheit der Welt: ein unvergängliches Ruhmesgedächtniß für den 2. September dieſes Jahres. Als wir den Kaiſer der Franzoſen, ſeine Marſchälle und Soldaten auf dem Schlachtfelde von

---

*) An dieſe »Unbeſieglichkeit« und den krankhaften Glauben daran, knüpfte General Trochu ſpäter die beherzigenswerthen Worte: In einem geſunden, ordentlichen Volke muß die Idee Gottes von der Idee des Vaterlandes unzertrennlich ſein ... Jede Armee, welche eine »Legende« hat und cultivirt, geht an derſelben unter. Die Legende von Louis XIV. wurde bei Roßbach, die von Friedrich II. bei Jena,†) die Napoleon's I. bei Sedan zerſtört.

†) Unſere »Legende« hieß damals: »die Welt ruht nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als der preußiſche Staat auf den Schultern ſeiner Armee.« Und doch! Zehn Jahre nach der Kataſtrophe hieß es dann, im Gegenſatz dazu, trivial aber wahr:

Nicht Roß, nicht Reiſige
Sichern die ſteile Höh' ꝛc.

Sedan gefangen nahmen, endete das Zeitalter franzöſiſcher Gewaltthaten, franzöſiſcher Halbbarbarei und begann die Periode des deutſchen Friedens und der deutſchen Bildung.«

Hundert Lieder frommen Dankes durchklangen alle Provinzen:

Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken im Jubelſturm!
Des Flammenſtoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre ſei Gott in der Höhe!

Unter immer wechſelnden Namen und Vergleichen wurde König Wilhelm geprieſen, als Erneuerer des deutſchen Reiches, als Kaiſer Weißbart, als »Schmied von Sedan«;

Der Schmied von Sedan, dem Keiner gleich,
Soll Kaiſer ſein im deutſchen Reich.

Auf den Bergen Mitteldeutſchlands lohten die Freudenfeuer; überall, wo es eine Pflege der Künſte gab, füllten Vorſtellungen die feſtlich geſchmückten Häuſer und patriotiſche Anſprachen erhoben noch das allgemeine Gefühl.

Schon ſtand das Korn zum Schnitt bereit, die Sonne brütete am Hang,
In's Lied der Mäher miſchte ſich der Sommervögel heller Sang,
Im ſanften Lufthauch zitterten die tauſend Blumen auf der Au',
Darüber wölbte friedlich ſich der Himmel wolkenlos und blau.

Da warf verwegne Leidenſchaft die glüh'nde Fackel ins Gefild,
Da wuchs die Flamme voller Gier bald rieſengroß und ungeſtillt,
Da raſ'te fränk'ſcher Uebermuth in wildem Toben zu uns her, —
Denn wen der Herr vernichten will, gerade Den verblendet Er.

Uns aber, aus dem Mittagstraum des Sommers jählings aufgeſchreckt,
Uns hat des Feindes Feuerruf den rechten Bruderſinn geweckt.
Raſch ſchlug der Baiern treuer Sinn die mächt'ge Brücke über'n Main,
Und in gewalt'gen Strömen drang Alldeutſchland nun in Frankreich ein.

Vier Wochen kaum: Und Tag für Tag, wie Mähr' aus grauer Vorzeit rauſcht
Die hellſte Siegeskunde her, der athemlos der Erdkreis lauſcht;
Hoch ſchwillt das Herz vom ſtolzen Klang glorreichen Ruhms, und zaubergleich
Erwacht das faſt verſchollne Lied, das alte Lied vom deutſchen Reich.

Der Brief des Königs an die Königin.

Vendreſſe, ſüdl. Sedan, 3. September.

Du kennſt nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geſchichtlichen Ereigniſſes, das ſich zugetragen hat! Es iſt wie ein Traum, ſelbſt wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen ſehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun dieſen weltgeſchichtlichen Akt erfolgt ſehe, ſo beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geſchehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willen beſtellt hat. Nur in dieſem Sinne vermag ich das Werk aufzufaſſen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preiſen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folge in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31. und am 1. früh in den vorgeſchriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Baiern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachſen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarſch, das V. und XI. Corps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen ſcharfen Bogen macht, ſo war von St. Menges bis Donchery kein Corps aufgeſtellt, in dieſem Orte aber Würtemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten. Cavallerie-Diviſion Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Reſt der Baiern.

Der Kampf begann, trotz dichten Nebels, bei Bazeilles ſchon früh am Morgen, und es entſpann ſich nach und nach ein ſehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was faſt den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Diviſion Schöler (aus der Rerſerve, IV. Corps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Feſtungswerke. Auf allen Punkten entſpann ſich nun ein gewaltiger Geſchützkampf, der ſtundenlang währte, und während deſſen von unſerer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.

Sehr tief eingeſchnittene Schluchten mit Wäldern erſchwerten das Vordringen der Infanterie und begünſtigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog ſich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zuſammen. Es war ein grandioſer Anblick von unſerer Stellung auf einer dominirenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Petit Torcy. Der heftige Widerſtand des Feindes fing allmälig an, nachzulaſſen, was wir an den aufgelöſten Bataillonen erkennen konnten, die eiligſt aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Cavallerie ſuchte einige Bataillone unſeres V. Corps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Cavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um, und auf demſelben Wege zurück, was ſich dreimal von verſchiedenen Regimentern wiederholte, ſo daß das Feld mit Leichen und Pferden beſäet war, was wir Alles von unſerem Standpunkte genau mit anſehen konnten. Ich habe die Nummer dieſes braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da ſich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöſte und Alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in die Stadt und nächſte Umgebungen ſich zuſammendrängte, aber noch immer keine Andeutung ſich zeigte, daß der Feind ſich durch Capitulation aus dieſer verzweifelten Lage zu ziehen beabſichtige, ſo blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu laſſen; da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreiſe einen erſchütternden Eindruck machte — ſo ließ ich das Feuer ſchweigen und ſendete den Oberſtlieutenant v. Bronſart vom Generalſtabe als Parlamentair mit weißer Fahne ab, der Armee und Feſtung die Capitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein baieriſcher Offizier, der mir meldete, daß ein franzöſiſcher Parlamentair mit weißer Fahne am Thore ſich gemeldet habe. Der Oberſtlieutenant v. Bronſart wurde eingelaſſen, und auf ſeine Frage nach dem General en Chef, ward er unerwartet vor den Kaiſer geführt, der ihm ſofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiſer fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: »Armee und Feſtung zur Uebergabe aufzufordern«, erwiderte er, daß er ſich dieſerhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den bleſſirten Mac Mahon ſo eben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr ſeinen General-Adjutanten Reille mit dem Briefe an mich abſenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronſart zu mir kamen; Letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erſt mit Beſtimmtheit, daß der Kaiſer anweſend ſei. Du kannſt Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte! Reille ſprang vom Pferde und übergab mir den Brief ſeines Kaiſers, hinzufügend, daß er ſonſt keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, ſagte ich ihm: »Aber ich verlange als erſte Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege. Der Brief fängt ſo an: »N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté,« alles Weitere mir anheimſtellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unſerer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten erſuche, mit dem die Capitulation abzuſchließen ſei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, ſprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und ſo endigte dieſer Act. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politiſche Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen, und fuhr hierher, auf der Straße überall von ſtürmiſchen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anſtimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, ſo daß man zeitweiſe in einer improviſirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die ſolches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Capitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery ſtattfinden ſollten, ſo fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeſchlagenen Capitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiſer früh 5 Uhr Sedan verlaſſen habe und auch nach Donchery gekommen ſei. Da derſelbe mich zu ſprechen wünſchte, und ſich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, ſo wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erſchienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Capitulations-Urkunde; um 1 Uhr ſetzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Cavallerie-Stabswache begleitet. Ich ſtieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiſer mir entgegen kam. Der Beſuch währte eine Viertelſtunde; wir waren Beide ſehr bewegt über dieſes Wiederſehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben.

Nach dieſer Begegnung beritt ich von ½3 bis ½8 Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiederſehen des decimirten Garde-Corps, das Alles kann ich Dir heute nicht beſchreiben; ich war tief ergriffen von ſo vielen Beweiſen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl. Mit bewegtem Herzen am Schluſſe eines ſolchen Brieſes

Wilhelm.«

Das Lager von Glaires.

Die franzöſiſche Armee, welche am 3. September Morgens, nachdem ſie in Sedan die Waffen niedergelegt, aus dieſer Feſtung abzurücken begann, wurde auf einer Halbinſel vereinigt, die, nordweſtlich von Sedan, durch eine ſtarke Krümmung der Maas gebildet wird. Innerhalb dieſer Halbinſel ſind verſchiedene Dörfer: Iges, La Villette, Glaires gelegen, nach denen nun dieſelbe wechſelnd und willkürlich genannt wird. (Karte S. 483 und 529.)

Seitens unſeres Ober-Commandos waren am 2. ſchon das XI. und das I. baieriſche Corps, ſowie die 4. Cavallerie-Diviſion, dazu beſtimmt worden, einerſeits den Vollzug der Capitulation in ihrer ganzen Ausdehnung zu überwachen, andererſeits den Transport der Kriegsgefangenen nach Deutſchland durchzuführen. In Gemäßheit dieſes Befehles rückten das XI. Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion auf die Höhen des rechten Maasufers (nördlich), während das I. baieriſche Corps die Halbinſel ſüdlich, zwiſchen Glaires und Villette abzuſchließen begann.

Es kamen nun, vom 3. bis 11. September, harte Tage für Freund und Feind. Wir folgen der Schilderung eines Augenzeugen: »Der Abmarſch der entwaffneten Truppen von Sedan zeigte viele Franzoſen in einem höchſt ungünſtigen Lichte. Die Offiziere und mit ihnen ein nicht unbedeutender Theil der Mannſchaften hatten eine würdige Haltung; ſie waren ernſt, niedergeſchlagen und zogen geſenkten Hauptes ihrer Straße. Aber neben ihnen ſah man Hunderte von Soldaten, die in einem Zuſtande beſtialiſcher Trunkenheit dahintaumelten; andere fluchten oder riſſen Zoten und erbärmliche, rohe Witze, welche die Schamröthe auf die Wangen ihrer Offiziere und beſſeren Kameraden trieben. Das Wetter, das während des Schlachttages hell und trocken geweſen, war nun trübe, kalt und regneriſch geworden. Die Wege, auf denen Geſchütze, Munitionswagen und andere ſchwere Fuhrwerke hin und her fuhren, befanden ſich in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß die Soldaten, ſowohl die Gefangenen wie unſere escortirenden Mannſchaften, an vielen Stellen buchſtäblich knietief durch Koth und Schlamm zu waten hatten. Das Ausſehen der Gefangenen, denen die Gelegenheit und wohl auch die Stimmung fehlte, ſich ſonderlich um ihre Toilette zu bekümmern, wurde nach wenigen Tagen ein geradezu abſtoßendes. Die Intendantur hatte Schwierigkeiten zu bekämpfen, die faſt unüberwindlich ſchienen. In einem bereits ausgeſogenen Lande, weit von allen Proviant- und Requiſitions-Magazinen, ſollte ſie über 300,000 Mann und 50,000 Pferde verpflegen. Es entſtand eine wirkliche Noth. Nach Stroh beiſpielsweiſe war ſo große Nachfrage für die Pferde, daß die Mannſchaften, Freund und Feind, nicht damit verſorgt werden konnten. Die Gefangenen, die keine Decken oder Mäntel hatten, mußten auf der kalten, naſſen Erde bivouakiren; ihr Schickſal war ein höchſt trauriges und als wahre Jammergeſtalten überſchritten ſie endlich die deutſche Grenze.« *)

Und ein zweiter Bericht ſagt: »Es waren furchtbare Tage, auch für uns, die wir doch einigermaßen im Stande waren, unſere Lage zu verbeſſern. In unſern Regenmänteln, die Kapuze überm Kopf, drückten wir uns, wie das Wild im Walde, knäuelweis zuſammen, und ließen von dem grotesken Zeltdach, das durch unſere zuſammengeſteckten Köpfe gebildet wurde, den Regen niederſtrömen. Wir ſtanden in einer Waſſerlache; Niemand ſprach; Minuten zählend, nur dann und wann aus der Cognacflaſche nippend, ſo verbrachten wir die endlos langen Stunden. Stunden; aber Tage lang dauerte das Elend der hier zuſammengepferchten Feinde und alle Sedan-Gefangenen, denen ich ſpäter in deutſchen Feſtungen begegnet bin, ſprachen noch mit Schaudern von dem »Lager von Glaires«.

Auch von deutſch-officieller Seite her iſt das Furchtbare jener »Halbinſel-Woche bei Sedan« nie beſtritten worden. Es war nur einfach nicht zu ändern. Hauptmann Helvig vom baieriſchen Generalſtabe ſchreibt: »Gleich nach vollzogener Capitulation war eine der dringendſten Angelegenheiten die Sorge für die Verpflegung von beinahe 100,000 Kriegsgefangenen. Bei dem Mangel an allen Subſiſtenzmitteln in der Feſtung Sedan war die franzöſiſche Armee, ohnehin durch die Kämpfe und ſtarken Märſche erſchöpft,

---

*) »Auch unſere Truppen«, ſo heißt es an anderer Stelle, »welche zum größten Theil in dem bald zu einem Sumpf gewordenen Maas-Grunde bivouakirten, außerdem durch den Bewachungsdienſt, durch das Aufräumen des Schlachtfeldes und das Sammeln und Ordnen des Kriegsmaterials ſehr angeſtrengt waren, litten durch das fortwährende Regenwetter ſehr empfindlich. Dazu kam die Ausdünſtung der vielen Leichen und Pferde-Cadaver, welche, nur ungenügend oder noch gar nicht verſcharrt, die Luft mit einem widerlichen Geruch erfüllten und das durch Leichen und Unrath nahezu vergiftete Waſſer, welches die Truppen zum Kochen ꝛc. benutzen mußten. Dieſe großen, aber leider nicht zu vermeidenden Nachtheile des Aufenthaltes vor Sedan, legten den Grund zu vielen Krankheiten (namentlich Typhus), die ſpäter auftraten.«

buchſtäblich dem Verhungern ausgeſetzt. Die eigenen Vorräthe reichten kaum hin, um unſere Truppen zu ernähren, ſolche aber aus dem occupirten Lande beizuſchaffen, dazu fehlten vor allem die Transportmittel. Die Eiſenbahn nach Montmedy war von den Franzoſen zerſtört worden und konnte daher auch nicht gleich zu dieſem Zwecke benutzt werden. In der Nacht vom 3. auf den 4. September traf glücklicherweiſe der Adjutant des Commandanten von Mézières im Hauptquartier des Generals v. d. Tann zu Petit Torcy ein, um wegen der Verpflegung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln. Der Commandant von Mézières verpflichtete ſich, die nöthigen Lebensmittel zu unſerer Verfügung zu ſtellen, wogegen zugeſagt wurde, daß vorläufig keine Feindſeligkeiten unternommen würden. Der franzöſiſche Commandant entledigte ſich ſeiner eingegangenen Verpflichtungen in loyalſter Weiſe. Schon am nächſten Tage kam der erſte Transport von 100,000 Portionen mittelſt Eiſenbahn bis an die geſprengte Brücke von Donchery, von wo dieſelben zur Vertheilung auf die Halbinſel geſchafft wurden.«*)

Regen und Hunger hatten mittlerweile den Transport der kriegsgefangenen Armee nicht zu unterbrechen vermocht. Alles nahm ſeinen ungeſtörten Fortgang. Es waren hierzu zwei Etappenlinien beſtimmt: die eine über Buſancy, Clermont, St. Mihiel, Pont à Mouſſon, die andere über Stenay, Damvilliers, Etain, Remilly. Die Ablöſung der Transport-Commandos an den Endpunkten Pont à Mouſſon und Remilly konnte nicht immer rechtzeitig bewerkſtelligt werden, ſo daß manche dieſer Escorten ihre Gefangenen-Abtheilung bis weit nach Deutſchland zu begleiten hatten. Die Maſſe der Gefangenen, von denen täglich 10,000 abrückten, lichtete ſich allmälig; von den erbeuteten Pferden wurden die brauchbaren ausgeſucht, vertheilt und in größere Transporte vereinigt, die unbrauchbaren erſchoſſen; das Kriegsmaterial endlich wurde geſammelt und geordnet, und ſomit nach achttägiger Anſtrengung die materielle Ernte des Sieges von Sedan gleichſam unter Dach gebracht.

---

*) Dieſe hunderttauſend Portionen waren wirklich eine Rettung. Die ganze Umgegend war ausgeſogen. Alles hungerte. Wie auch die Unſeren litten und faſt verſchmachteten, mag aus folgender Schilderung erhellen. »Am 3. kam ich Abends in eins der in Donchery improviſirten Lazarethe. Die Verwundeten, die man erſt am 2. Mittags vom Schlachtfelde hereingebracht hatte, lagen da in erſtickender Atmoſphäre. Seitdem war kein Tropfen und kein Biſſen über die Lippen der Meiſten gekommen. Ein paar der leichter Verwundeten hatten ſich hinausgeſchleppt und einige Kartoffeln herausgegraben, die ſie im Kamin gekocht und mit etwa acht ihrer Leidensgenoſſen getheilt hatten. Ein paar Andere hatten Abends einen Biſſen Zwieback erhalten. Sonſt nichts in drei Tagen. Auf Dr. Bögers Frage: »glaubt Ihr, daß Ihr's noch bis morgen früh aushaltet?« erſcholl überall dieſelbe Antwort: »Ja, bis morgen wohl noch, Herr Doctor!« Jede Spartanertugend, die man uns als hohes Muſter erzählt und geprieſen hat, iſt in unſeres Volkes Jünglingen und Männern verwirklicht. Das Herz ſchwillt Einem vor Stolz und Luſt und wird doch zugleich zerriſſen von dem furchtbaren Jammer ſolcher Scenen.«

Am 11. September Mittags verließen das XI. und das I. baieriſche Corps die Halbinſel und ihre Umgebung. Die Corps waren ſehr geſchwächt, theils durch Kämpfe und Krankheiten, noch mehr in Folge der ſchon erwähnten Transport-Commandos. Das I. baieriſche Corps muſterte bei ſeinem Abmarſch von Sedan nur 10 Bataillone, war alſo kaum 10,000 Mann ſtark.

Auch ſie (ebenſo wie die Bataillone des XI. Corps) waren froh, der vielgenannten Maasſchleife den Rücken kehren zu können; denn, wie der Feind, ſo gedachten auch die Unſern mit Schrecken des »Lagers von Glaires«.

Wilhelmshöhe.

Wilhelmshöhe.

Am 3., zu gleicher Stunde faſt, wo die erſten entwaffneten Bataillone des Feindes das Thor von Sedan paſſirten, um das in unſerem vorigen Capitel beſchriebene »Lager von Glaires« zu beziehen, verließ der Kaiſer das an der Südöffnung jener Maasſchleife gelegene Schloß Bellevue, um als Gefangener nach Deutſchland geführt zu werden. Die Fahrt ging über das Schlachtfeld hin, an unſern lagernden Truppen nahe vorüber. Ein Augenzeuge ſchreibt:

»Wir ſollten ſchließlich auch den gefangenen Kaiſer ſehen.

Am 3. September auf dem Wege von Fresnois über Givonne nach der belgiſchen Grenze (Bouillon) paſſirte er die Stellungen des Gardecorps in unbedeutender Entfernung. Mehrere Offiziere des General-Commandos, die ſich zufälligerweiſe um eben dieſe Zeit auf der genannten Straße befanden, erblickten plötzlich einige Eclaireurs, dem 1. (Leib-) Huſaren-Regimente angehörig, die ihnen entgegengeſprengt kamen, und deren Führer ſie erſuchte, die linke Seite des Weges frei zu laſſen. Gleich darauf defilirte eine Schwadron Huſaren, dann folgte ein kleiner geſchloſſener Wagen von ſechs ſtarken, ſchönen Pferden à la Daumont geſchirrt, gezogen. Es war ein einfacher, ſchwarz-grüner Wagen, ſtark und doch von ſeltener Eleganz, jeder Pariſer hätte ihn unter Hunderten als eine kaiſerliche Equipage bezeichnet.

Oftmals, ja vor wenig Wochen noch, hatte man ähnliche Coupées die Champs-Elyſees herunterrollen ſehen; da ging es im langen Trab der berühmten braunen Hengſte des kaiſerlichen Marſtalls; die fluthende Menge theilte ſich vor dem Geſpann; Wagen und Reiter flogen auseinander, um ihm Platz zu machen, und wie eine Viſion von unbeſchränkter, faſt unheimlicher Macht und Größe, jagte es raſch und frei, kein Hinderniß kennend, vorbei; überall ſah man ehrfurchtsvoll entblößte Häupter und die feierliche Stille, die ringsum herrſchte, wurde nur durch das Rufen »Vive l'Empereur!« unterbrochen.

So war es achtzehn lange Jahre lang geweſen. Und heute? — Aus dem ſchwarzen, tiefhängenden Gewölk ſtrömte der Regen. Die Pferde wateten mühſam in den durch die ſchweren Geſchützwagen beinahe unfahrbar gemachten Wegen. Die Huſaren, in lange, graue Mäntel gehüllt, die Köpfe gegen den Sturm gebeugt, zogen finſter und ſchweigſam die Straße entlang. In dem ſchwarz-grünen Coupée ſaßen zwei Männer in franzöſiſcher Generalsuniform. Der eine, den Niemand beachtete, war, ſo ſagte man, der kaiſerliche Adjutant General Reille. In dem andern erkannte Jeder, der ihn ſah, Louis Napoleon Bonaparte. Die Offiziere des General-Commandos hatten Front gemacht und grüßten ehrerbietig. Der Kaiſer dankte ernſt und tief. Der Wagen fuhr langſamen Schrittes, ſo daß es leicht war, ohne ungebührliche Neugierde zu zeigen, den hohen Gefangenen zu betrachten. Er ſah ermüdet und abgeſpannt, aber weder düſter noch niedergeſchlagen aus; jene undurchdringliche Gleichgültigkeit, die ſeine Phyſiognomie charakteriſirt, die er ſeit zwanzig Jahren in allen Phaſen ſeines bewegten Lebens zur Schau getragen, jene tiefe, unheimliche Ruhe, die ihn zum Räthſel der Neuzeit gemacht hat, lag auf ſeinen Zügen. Die furchtbare Tragik der Ereigniſſe war überwältigend. Da ſaß er ruhig und kalt, der finſtere Held, für den Tauſende und Abertauſende geblutet hatten, Hunderttauſende in unſägliches Elend und Verderben geſtürzt waren. Noch geſtern der mächtigſte Monarch und — heute? Gefangen, ärmer, als der ärmſte freie Mann!

Dem kaiſerlichen Coupee folgten 12 einſpännige Wagen mit dem Gefolge und Gepäck des Kaiſers, dann kam eine lange Reihe ſchöner Handpferde; eine zweite Schwadron der Leibhuſaren ſchloß den Zug. Langſam und feierlich wie ein Leichenbegängniß, ein Leichenbegängniß irdiſcher Macht und Größe, verſchwand der Zug aus dem Geſichtskreiſe und von dem ungeheuren Leichenfelde, auf dem Deutſchlands ruhmgekrönte Truppen kampfesmüde ruhten und auf dem Frankreichs Herrlichkeit verblutet war.«

Die Fahrt des Kaiſers ging über Bouillon, Libramont, Verviers, Aachen, Cöln bis Caſſel und Wilhelmshöh. Dieſes Schloß, das einſt die Glanztage König Jeromes, ſeines Oheims, geſehen hatte, war jetzt dem Neffen zum Aufenthalt angewieſen worden, nachdem man das im erſten Moment gewählte »Schloß Brühl« wieder hatte fallen laſſen. Die Reiſe — ehe wir bei den Details derſelben verweilen — gliederte ſich wie folgt:

3. September Nachmittags Abfahrt von Schloß Bellevue; Ankunft in Bouillon 5 Uhr. Nachtquartier.

4. September Mittags Abfahrt von Bouillon; Ankunft in Verviers 1½ Uhr. Nachtquartier.

5. September Vormittags (11 Uhr) Abfahrt von Verviers; Ankunft in Caſſel 9 Uhr 50 Minuten.

Folgende Briefe berichten über Einzelheiten.

Verviers, 4. September Abends.

Der Kaiſer, der geſtern in Bouillon übernachtete, iſt heute um 4¼ Uhr hier in Verviers eingetroffen. Er nahm eine Reihe von Zimmern im Hôtel du Chemin de Fer. Der heutige Reiſetag führte ihn zunächſt (von Bouillon aus) nach der an der luxemburgiſchen Linie gelegenen Station Libramont. Von hieraus konnte dem Kaiſer der Salonwagen des Grafen von Flandern zur Verfügung geſtellt werden, in welchem General Chazal und ſein Adjutant (von Brüſſel*) her) eingetroffen waren. Das Gerücht von der Durchreiſe des Kaiſers hatte ſich ſchnell auf allen Stationen verbreitet, und Tauſende eilten herbei, um ihn hier oder dort zu begrüßen. In Jemelle hielt der Zug einige Minuten, um Waſſer einzunehmen. Jemelle liegt bei Rochefort, wo Prinz Peter Napoleon ſich gegenwärtig aufhält. Dieſer erſchien am Bahnhofe und hatte eine kurze Unterredung. »Wir werden uns in Kurzem wiederſehen,« ſagte der Kaiſer. Um 3½ Uhr traf der Zug in Lüttich ein, bis wohin das Gerücht von der Durchreiſe des Kaiſers noch nicht gedrungen war; nur wenige Perſonen waren anweſend, die ſtillſchweigend grüßten. Auch hier (in Verviers) fehlte jeder laute Empfang. Der Geſundheitszuſtand des Kaiſers ſoll nicht der beſte ſein. Er hat ſich erkältet und iſt heiſer. Als er nach ſeiner Ankunft aus dem Wagen ſtieg, ſchien er ſehr bewegt zu ſein. Mehreren Herren, die zu ihm eilten, um mit ihm zu ſprechen, ſagte er nur einige Worte und legte dann ſeine Hand auf die Bruſt, als wolle er ſagen: »ich kann nicht mehr ſprechen«.

---

*) In Brüſſel hatte man anfänglich geglaubt, die Reiſe des gefangenen Kaiſers werde über die belgiſche Hauptſtadt gehen. Eine Zeitungsnotiz, die man vielfach nicht verſtand, weil man weder Caſſel noch Wilhelmshöhe kannte, hatte dazu beigetragen, einen Bruchtheil des Publikums in dieſem Irrthum zu beſtärken. Es führte dies zu einer komiſchen Verwechſelungsſcene, über die ein Betheiligter (ein in Brüſſel lebender Deutſcher) wie folgt berichtete. »Ich befand mich mit dreien meiner Freunde auf der Place de la Monnaie, als die Abend-Journale folgende wörtliche Nachricht brachten: »Napoleon wird heute in Brüſſel eintreffen und auf Ordre des Königs Wilhelm ſeinen Wohnſitz in der Nähe (dans les environs) von Caſſel nehmen.« Die zahlreich verſammelten Franzoſen der hieſigen Colonie, welche alltäglich die Place de la Monnaie belagern, fanden den Sinn der Depeſche Anfangs unverſtändlich. Caſſel war für ſie ein böhmiſches Dorf wie Sadowa vor 1866. Endlich nach lebhafter Debatte wurde das Räthſel gelöſt: Napoleon iſt in Brüſſel eingetroffen und bei Caſſel (ein bedeutender hieſiger Bankier) abgeſtiegen!! Franzöſiſche Sturmcolonnen wälzten ſich hierauf gegen die von dem Herrn Caſſel bewohnte, ſtille Feſtung. L'Empereur est là! ſo flog es blitzſchnell durch die umliegenden Straßen, und im Nu waren Tauſende von Menſchen verſammelt. Als ſich nun gar noch an einem Fenſter der erſten Etage des Caſſel'ſchen Hauſes ein erſchreckt ausſehendes, bleiches Männerantlitz zeigte, welches wirklich aus der Ferne eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Napoleon hatte, war es richtig. Niemand zweifelte mehr an der Anweſenheit des modernen Cäſars, der Tumult gewann immer größere Ausdehnung und machtlos waren die Bemühungen der zur Ruheſtiftung herbeigeeilten Polizeiſergeanten. Endlich verſuchte einer meiner Freunde, von uns Anderen lebhaft unterſtützt, den andringenden Franzoſen in möglichſt ernſthafter Weiſe beizubringen, was Caſſel iſt und wo Caſſel liegt! Was nun geſchah, können Sie leicht errathen. Wüthende Ausrufe: les prussiens se moquent de nous, à bas les prussiens! und im Nu war mein Freund, unſer rechter Flügel, angegriffen. Wir Anderen bildeten das Centrum und hatten Angeſichts der coloſſalen Streitkräfte, die der Feind entwickelte, nichts Eiligeres zu thun, als uns mit Hinterlaſſung eines Hutes zurückzuziehen. So endigte die Schlacht bei Caſſel, und leider diesmal mit einer Retraite der Deutſchen! Zur Beglaubigung dieſer Mittheilung lege ich ein von Herren Caſſel u. Co. in mehreren hieſigen Journalen veröffentlichtes Schreiben bei, worin dieſelben das Publikum höflichſt erſuchen, Caſſel in Brüſſel nicht mit Kaſſel in Kurheſſen zu verwechſeln. Das Schreiben lautet: »M. H.! Seit die Journale angezeigt haben, daß der Exkaiſer der Franzoſen nach der Umgegend von Kaſſel gebracht werde, hörte eine bedeutende und beunruhigende Volksmenge nicht auf, vor meiner Thüre zu ſtationiren. Während der ganzen Nacht iſt mein Schlaf häufig unterbrochen worden durch furchtbares Geſchrei »l'Empereur! l'Empereur!« welches Leute mit finſteren Geſichtern ausſtoßen. Das iſt äußerſt unangenehm. Ich würde Ihnen ſehr verpflichtet ſein, m. H., wenn Sie in Ihrem geſchätzten Journal anzeigen wollten, daß ich durchaus nichts

Verviers, 5. September Mittags.

Vor einer Stunde hat der Kaiſer und ſein Gefolge Verviers verlaſſen, um ſeine Weiterreiſe nach Caſſel anzutreten. Schon von 7 Uhr an hatte ſich eine große Menſchenmenge um das Hôtel du Chemin de Fer verſammelt. In der Nacht waren ſeitens unſerer Arbeiterbevölkerung einige antikaiſerliche Demonſtrationen verſucht worden. Der Bürgermeiſter redete jedoch den Leuten zu und ſtellte ihnen vor, daß man das Unglück, ſelbſt wenn es ein verdientes ſei, achten müſſe. Von da an hörten die Demonſtrationen auf. Der Kaiſer ſoll hier im Ganzen genommen ziemlich ruhig geweſen ſein, wie er denn, als er um 11 Uhr abfuhr, kalt blieb. Das Hôtel, wo er wohnte, befindet ſich dicht neben dem Eiſenbahnhofe. Man hatte es zudem ſo eingerichtet, daß man in dem zunächſtgelegenen Theile des Eiſenbahnhofes den Zug vorfahren ließ. Schlag 11 Uhr verließ der Kaiſer das Hôtel. General Chazal hatte ihm den Arm gegeben und führte ihn bis zu dem Eiſenbahnwagen. Die Offiziere folgten. Letztere ſahen etwas ſonnenverbrannt und düſter aus. Die Dienerſchaft hatte ſchon vorher in den Wagen Platz genommen. Bei dem Erſcheinen des Kaiſers brach die Menge in das verſchiedenartigſte Geſchrei aus. Die Rufe: »Vive l'Empereur!« »A bas l'Empereur!« »Vive la République!« auch einige »Vive la Prusse!« wurden vernommen. Dazwiſchen wurde vielfach gepfiffen. Der Kaiſer, der wahrſcheinlich nur die ihm günſtigen Rufe hörte, zog mehrere

---

gemein habe mit dem Kaſſel, wovon in der Preſſe die Rede iſt, und daß folglich die neugierigen Störenfriede, welche vor meinem Hauſe die Circulation hemmen, ſehr unnützer Weiſe den Schlaf eines gerechten Mannes ſtören, der, wie ich zu ſagen wage, am Platze von Brüſſel vortheilhaft bekannt iſt. Genehmigen Sie ꝛc.

G. Caſſel u. Co.«

Male ſeine Militairmütze ab und grüßte. Das Ehrengeleite bildeten 8 Gendarmen zu Fuß und ungefähr 16 zu Pferde, welche von einem Offizier befehligt wurden. Sie begaben ſich mit dem Kaiſer auf den Bahnhof. Die Menge ſtrömte nach und drängte ſich ganz dicht an den kaiſerlichen Wagen heran. Nachdem der Kaiſer eingeſtiegen, nahm er vom General Chazal Abſchied, dem er die Hand drückte. In die Nähe des Wagons hatten ſich indeß hauptſächlich Franzoſenfreunde herangedrängt, die ohne Unterlaß »Vive la France!« ſchrieen. Der Kaiſer blieb am Wagenſchlage ſtehen, grüßte mehrere Mal und zog, als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, nochmals ſeine Mütze. Nachdem der Zug abgefahren war, verlief ſich die Menge ſchnell. Für die Bewohner von Verviers war der Aufenthalt des Kaiſers in ihrer Stadt ein Ereigniß. Der Kaiſer trug, wie auch die Offiziere, die Uniform, ſelbſtverſtändlich ohne Degen. Seine Bruſt war mit einer Reihe von Orden geſchmückt. Die Perſonen, welche mit dem Kaiſer in Verviers eingetroffen, ſind folgende: General v. Boyen und ſein Adjutant, Fürſt Lynar (Letzterer reiſte bereits geſtern Abend weiter), der belgiſche General Chazal und ſein Adjutant Capitain Sterckx; ferner an Franzoſen: die Diviſionsgenerale und Adjutanten Caſtelnau, Fürſt de la Moscowa, die Brigadegenerale und Adjutanten Reille, Pajol und Vaubert de Genlis; die Ordonnanz-Offiziere Commandant Hepp, Hauptmann Graf Lauriſton und Unterlieutenant Prinz Achille Murat; der erſte Stallmeiſter Graf Davillier, der Stallmeiſter Raimbault; der Marechal de Logis Graf Lepin; die Doctoren Conneau und Corviſart, und Pietri, Privatſecretair des Kaiſers.

Abends 9½ Uhr kam der Kaiſer auf der Main-Weſerbahn mittels Extrazuges von Gießen auf der Station Wilhelmshöhe an, begleitet von den ebenfalls kriegsgefangenen Generalen Felix Douay und Lebrun. Da nach den Weiſungen des Königs der Kaiſer als regierender Monarch angeſehen werden ſollte, ſo hatten ſich die oberſten Civil- und Militairbehörden in großer Uniform auf der Station eingefunden, wo zugleich eine Compagnie Infanterie als Ehrenwache und ein von einem Offizier befehligtes Detachement der Erſatzſchwadron des zweiten heſſiſchen Huſaren-Regiments Nr. 14. aufgeſtellt waren, welches letztere den Zutritt des Publikums zur Station wehrte.

»Louis Napoleon — ſo entnehmen wir einem Bericht der Heſſiſchen Morgen-Zeitung*) — befand ſich mit den Generalen Douay und Lebrun, ſowie mit den Chefs ſeines Cabinets und Hofſtaates in einem belgiſchen Galawagen. Er war in voller Generalsuniform, aber ohne Degen, die Bruſt mit Orden und das Haupt mit dem franzöſiſchen Militairkäppi bedeckt.

---

*) Um dieſen Bericht, der eine Kenntniß der Lokalität vorausſetzt, zu verſtehen, iſt es nöthig Station Wilhelmshöhe und Schloß Wilhelmshöhe auseinander zu halten. Die Entfernung von jener zu dieſem beträgt eine Viertelſtunde. Es fand eine Art militairiſcher Doppel-Empfang ſtatt, erſt ſeitens der auf dem Perron, dann ſeitens der in Front des Schloſſes aufgeſtellten Compagnie. Beide empfingen den Kaiſer mit klingendem Spiel.

Der Kaiſer erwies ſich von corpulenter Geſtalt, mit grauem Haar und langem gekrümmten Schnurrbart, dunkelbrauner Geſichtsfarbe und durchdringendem Blicke. Als er aus dem Wagen ſtieg und das Perron betrat, ward er durch einen von zwei Pfeifern und einem Trommler ausgeführten Marſch und durch Präſentiren des Gewehrs ſeitens der Ehrenwache empfangen. Es wurden ihm die anweſenden preußiſchen Behörden vorgeſtellt, mit denen er ſich meiſt in deutſcher Sprache unterhielt.

Um 7 Uhr war eine von einem Hauptmann zu Pferde befehligte, 150 Mann ſtarke Compagnie des gegenwärtig hier garniſonirenden Füſilier-Regiments Nr. 80 zu Wilhelmshöhe angelangt und hatte ſich auf dem Platze hinter dem großen Gaſthofe und um $7\frac{1}{2}$ Uhr vor dem mittleren Hauptgebäude des Schloſſes nächſt dem Bowling-green aufgeſtellt. Alsbald wurde das Schloß ringsum von vier Doppelpoſten und einem einfachen Poſten beſetzt an denjenigen Stellen, wo Schnüre die Wege abſperren.

Nach Ankunft des Kaiſers auf der Station, ſprengte der daſelbſt befindliche Huſaren-Offizier auf der ſonſt durch Barrièren geſchloſſenen, an dieſem Abend jedoch geöffneten mittleren ſogenannten Fürſtenchauſſee nach dem Schloſſe, um dem die Füſilier-Abtheilung befehligenden Hauptmann die Ankunft des Kaiſers zu melden, worauf er wieder nach der Station zurückkehrte. Um 10 Uhr erſchien er abermals, indem er einer zweiſpännigen verdeckten Chaiſe, in welcher der Kaiſer und die bereits erwähnten Generale ſaßen, vorausritt. Der Wagen fuhr durch den großen gewölbten Bogen zwiſchen dem Hauptgebäude und dem linken Flügel des Schloſſes nach der Rampe unter der Colonnade, wo der Kaiſer abſtieg, während die Füſilier-Abtheilung unter klingendem Spiel das Gewehr präſentirte. Es folgten ſodann im Verlauf einer Viertelſtunde noch elf zweiſpännige Wagen, in welchen ſich die Chefs des zahlreichen Militair- und Civil-Hofſtaates befanden, die meiſt die Gemächer im Hauptgebäude des Schloſſes bezogen. Um $10\frac{1}{4}$ Uhr marſchirte die Füſilier-Abtheilung wieder auf den Platz hinter dem Gaſthof, nachdem ſie zur Hauptwache 30 Mann geſtellt, und um $11\frac{1}{4}$ Uhr verließ ſie Wilhelmshöhe und kehrte nach Caſſel zurück.

Die militairiſchen Anordnungen zu Wilhelmshöhe waren mehr zum Schutze, als zur Bewachung des Kaiſers angeordnet, weil man glaubte, es werde daſelbſt eine große Volksmenge die Ankunft deſſelben erwarten. Allein das Gegentheil war der Fall. Auf der Station hatte ſich eine nicht zu große Zahl und am Schloß etwa 50 Perſonen verſammelt, unter denen der größere Theil Bewohner von Wilhelmshöhe, einige im Gaſthofe logirende Fremde und zwei Berliner waren, die aus der Hauptſtadt eigens die Reiſe hierher gemacht, um den Einzug des Kaiſers zu ſehen. Das Schloß war außerhalb durch Laternen und im Innern bis in den vierten Stock beinahe vollſtändig erleuchtet; namentlich glänzten die Gemächer in der Bel-Etage auf der rechten Seite der vorderen Façade (nach der Stadt zu).

So hatte denn Louis Napoleon als Gefangener daſſelbe deutſche Schloß bezogen, in welchem vor länger als einem halben Jahrhundert ſein Oheim Jerome während ſeiner ſiebenjährigen Regierung die Sommermonate zuzubringen pflegte.«

Nur wenige Worte über den Charakter der *Wilhelmshöhe-Tage*, die nun folgten.

Der Kaiſer war zu guter Stunde auf, hatte um 11 ſein Dejeuner, um 5 oder 6 ſein Diner. Sein Hofſtaat beſtand aus den Perſonen, die wir auf S. 621 genannt haben. Auch Prinz Napoleon erbot ſich, in einem Schreiben aus Florenz, die Gefangenſchaft auf Wilhelmshöhe mit dem »Haupte der Familie« zu theilen. Der Kaiſer lehnte dies Anerbieten aber dankend ab.

Das Leben auf Wilhelmshöhe, wie es in einem engſten Cirkel ſich bewegte, war auch zugleich ein ſehr zurückgezogenes, ſich abſolut auf Schloß und Park beſchränkendes. Der Kaiſer ging, ritt, fuhr; — dies erhielt ihn körperlich friſch; an ſchlechteſten Tagen mußte die Billardtafel aushelfen. Im Uebrigen las und ſchrieb er; ſeine alten literariſchen Gewohnheiten traten ſofort wieder in den Vordergrund. Man darf füglich ſagen, er hatte zu allen Zeiten etwas von einem vornehmen, eigene Wege gehenden, ſtill-ehrgeizigen Publiciſten und kehrte, wenn der Wandel des Geſchicks es erheiſchte, jedesmal mit einer gewiſſen Vorliebe zu ſeinem »Rübenfeld« zurück. Ein gewiſſes Müdeſein der Macht ſcheint neben all ſeinen Machtbeſtrebungen wie ein Schatten herzugehen.

Eine ſpätere Zeit wird Aufſchluß über die Geſammtheit ſeiner politiſch-literariſchen Thätigkeit während der Tage auf Wilhelmshöhe, ganz beſonders über ſeine Correſpondenz innerhalb des genannten Zeitabſchnittes geben. Bis zu dieſer Stunde iſt nur Einzelnes davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erſtens ein Brief, datirt Wilhelmshöhe, 26. September, den er nach Abbruch der Verhandlungen zwiſchen Graf Bismarck und Jules Favre, mit der Mahnung, Verſöhnlichkeit walten zu laſſen, ins preußiſche Hauptquartier ſchickte. Zweitens eine Proclamation an das franzöſiſche Volk, datirt Wilhelmshöhe, 4. Februar, worin er ſich, bevor nicht eine neue Volksabſtimmung ſtattgefunden, als den wahrhaften Repräſentanten der Nation hinſtellt; endlich drittens eine über die preußiſche Wehrverfaſſung abgefaßte

Brochüre (Wilhelmshöhe im Februar 1871), die den Titel führt: »Note sur l'organisation militaire de la confédération de l'Allemagne du Nord« und in der er mit vieler Wärme für die Principien dieſer militairiſchen Organiſation eintritt.*)

Beſuche trafen nicht eben zahlreich in Schloß Wilhelmshöhe ein; der immerhin erſchwerte Verkehr, vielleicht auch der ausgeſprochene Wunſch des Kaiſers, der ſich von der Mehrzahl dieſer Beſuche wenig verſprechen mochte, hielten davon ab. Das einzig große Beſuchsereigniß war das Eintreffen der Kaiſerin Eugenie. Sie blieb nur vierundzwanzig Stunden. Was zu dieſer Winterreiſe von Chislehurſt nach Wilhelmshöhe führte, iſt noch nicht aufgeklärt.

Unter läſtiger Neugier des Publikums hatte der Kaiſer wenig zu leiden; er begegnete jener Rückſicht, der nichts ſo verwerflich erſcheint, als Zudringlichkeit. Nur ein einziger Ausnahmefall iſt feſtgeſtellt: ein ſiebzehnjähriger Heißſporn hatte ſich eingefunden, um als zurückgebliebener Oberquartaner, aber fortgeſchrittener Patriot »Deutſchland von ſeiner Geißel zu befreien«.

---

*) Unter den Veröffentlichungen, die von Wilhelmshöhe ausgingen, mag auch, als einer der intereſſanteſten, ein Brief des Privatſecretairs des Kaiſers (Pietri) an dieſer Stelle Erwähnung und Mittheilung finden. Unterm 15. September ſchrieb Pietri an den Redacteur des »Journal de Bruxelles«: »Mein Herr! Seit den traurigen Ereigniſſen in Frankreich war der Kaiſer Napoleon ohne Aufhören die Zielſcheibe der heftigſten Angriffe und Verleumdungen aller Art, denen er ohne Zweifel nur Verachtung entgegenſtellen wird. Wenn es aber ſeiner würdig iſt, unter ſolchen Umſtänden das Stillſchweigen zu bewahren, ſo iſt es den Perſonen, welche ihn umgeben, nicht geſtattet, gewiſſe Neuigkeiten, welche tagtäglich in den franzöſiſchen und fremden Blättern über ihn erſcheinen, veröffentlichen zu laſſen, ohne ſie zu widerlegen. Unter den gehäſſigſten muß man die eines engliſchen Blattes bezeichnen, welches ſich nicht geſcheut hat, die Urſachen des Krieges den Verlegenheiten der Civilliſte und der Nothwendigkeit zuzuſchreiben, die für den Kaiſer daraus entſtanden war, daß er die Spur der Anleihe von 50 Millionen Franken (welche er jedes Jahr bei dem Budget des Kriegsminiſteriums machte) tilgen mußte. Er habe gehofft, ſo deutet das Blatt an, ſie in die Ausgaben eines großen Krieges miteinrechnen zu können. Eine ſo ungeheuerliche Beſchuldigung beweiſt Seitens des Verfaſſers des Artikels eine vollſtändige Unkenntniß der Geſetze, welche das Finanzweſen in Frankreich regeln, oder eine unloyale Böswilligkeit. Die Veruntreuungen ſind wenig möglich in Frankreich, denn die Comptabilität der Civilliſte iſt der Gegenſtand einer ſtrengen Prüfung und die des Staates iſt der geſtrengen Ueberwachung des geſetzgebenden Körpers und des Rechnungshofes unterworfen. Ein anderes Londoner Blatt verſichert, daß alle Welt in Amſterdam wiſſe, der Kaiſer Napoleon habe eine Summe von 10 Millionen Franken in holländiſchen Eiſenbahnactien angelegt. Ich dementire auf das Beſtimmteſte dieſe Angabe, und bekräftige außerdem, daß der Kaiſer keinen Centime in fremden Papieren angelegt hat. Endlich hat ein deutſches Blatt die Lage des Kaiſers auf eine ganz andere Weiſe dargeſtellt und ihn der Art aller Hülfsquellen beraubt erklärt, daß der preußiſche Generalſtab zu Sedan genöthigt geweſen wäre, ihm 2000 Thlr. vorzuſchießen. Dieſe letztere Nachricht iſt nicht richtiger als die anderen. Ich beſchränke mich darauf, dieſe der Wahrheit ſo zuwiderlaufenden Behauptungen anzudeuten, nicht in der Hoffnung, den Angriffen ein Ziel zu ſetzen, welche gegen einen Souverain gerichtet ſind, der vor denſelben wegen des Unglücks, das ihn betroffen hat, bewahrt bleiben ſollte, ſondern nur um bekannt zu machen, wie wenig dieſelben begründet und glaubenswürdig ſind.«

Am 19. März, nach einer Gefangenſchaft von genau ſechs und einem halben Monat, verließ der Kaiſer Wilhelmshöhe: bis zuletzt wurden ihm alle einem Souverain zukommenden Ehren erwieſen; zwei Compagnien Dreiundachtziger bildeten bei ſeiner Abreiſe Spalier, General Graf Monts begleitete ihn bis zur belgiſchen Grenze.

Die Reiſe ging nach Chislehurſt. Er verließ es nicht wieder. Am 9. Januar 1873 ſchied er aus dieſer Zeitlichkeit. In der Sanct Marien Kapelle des kleinen Ortes hat er vorläufig ſeine Ruhſtatt gefunden.

Es geziemt ſich an dieſer Stelle ein Rückblick auf ſein Leben, der Verſuch einer Charakterzeichnung. Was war es mit ihm? Unterlag er einem herben, unverdienten Geſchick? oder zog Gott, müde des Spiels, endlich die Summe aus einer langen Schuldenrechnung und warf den, der die Schuld contrahirt, zu den Todten? Soll er ein Vorbild ſein, oder eine Warnung? Gewiß das Letztere; aber nicht in dem Sinne Derer, die nicht müde werden, ihn als den Erzfeind aller Menſchheit, als den Fleiſchgewordenen Antichriſt anzuſehen und es als Gewiſſensſache betrachten, nun auch ihrerſeits das bekannte Holzſcheit heranzuſchleppen.

Andere haben ihn, vor und nach ſeinem Sturz, als einen »Imbecile« bezeichnet. Aus der Fülle derartigen Materials ſeien nur einige wenige Stellen citirt. »Wer ſich die Augen offen und das Herz geſund erhielt,« ſo ſchrieb die National-Zeitung bei Ausbruch des Krieges, »der konnte Louis Napoleon Bonaparte ſtets nur für einen Menſchen anſehen, in welchem eine unbegrenzte Selbſtſucht, ein thieriſcher Heißhunger, mit einem geringen Maße von Verſtand verbunden war, das bei weitem nicht hinreichte, um jene Begierden zu tragen und zweckmäßig zu leiten. Männer von kaltem Urtheil haben ihn vor zwanzig Jahren, inmitten der faſt allgemeinen Verblüfftheit Europa's, als eine ſchäbige Perſönlichkeit erkannt und erklärt; haben in ihm einen von den Umſtänden begünſtigten Poſſenreißer geſehen, den das von ſeinem Oheim aufgeführte Schauſpiel zu tölpelhafter Nachahmung erhitzte. Dieſer Oheim hatte ſelber ſchon, bei einer gewiſſen Größe, eine ſehr einſeitige und unvollſtändige Begabung beſeſſen, ſchon in ihm hatte Selbſtſucht den Verſtand erdrückt, ſo daß er, wie ein Sturm über die Länder dahinfahrend, nichts Dauerhaftes erſann, nichts hinterließ; und zu welchem Ende mußte es vollends führen, wenn in ſeine Spuren ein dürftiger Kopf eintrat, der eben nur ſeine nackte, rohe Begierde und ſo gut wie nichts von ſeinen Verſtandeskräften geerbt hatte? Dieſer Nachtreter verdankte es den Umſtänden, daß er mit der mittelmäßigſten geiſtigen Anlage eine Rolle in Europa ſpielen konnte, und dabei Vielen eine Zeit lang bedeutend und klug erſchien.«

Und einer anderen, ähnlichen Beurtheilung, wie ſie laut wurde, als ſich am 9. Januar in Chislehurſt zugleich mit dem Auge des Kaiſers auch die Kaiſer-Epiſode abermals geſchloſſen hatte, entnehmen wir das Folgende:

»So trat Napoleon III. aus der Geſchichte, in die er ſich ohne eine andere Berechtigung als die eines Namens eingedrängt hatte. Hinter ſich läßt er keine Thaten, keine Inſtitutionen, die ihn bei der Nachwelt als den Neffen ſeines Onkels legitimiren. Nicht das Genie, ſondern ſchleichende Berechnung hatte ihn gehoben, er ſtand nicht an der Spitze von Helden und Staatsmännern, ſondern an der von Roués und der Demimonde. Er hat alle ſchlechten Eigenſchaften der heutigen franzöſiſchen Geſellſchaft auf den Thron gehoben und ſie in Europa Mode gemacht. Er hinterläßt Frankreich in Verſunkenheit. Selbſt die Belletriſtik, die wohlfeilſte aller Künſte, die Specialdomaine der Franzoſen, iſt unter dem zweiten Kaiſerreich verkommen, in Poeſie kann es ſich nicht einer einzigen Größe rühmen, die Unſterblichen der Akademie verdanken ihre Sitze andern als wiſſenſchaftlichen Verdienſten, ſogar in den Realwiſſenſchaften haben Franzoſen die Ueberflügelung durch das Ausland anerkennen müſſen. Kurz in allen Stücken hat Napoleon III. der Welt eine Regierung gezeigt, die nothwendigerweiſe zum Ruin und Untergang einer Nation führen mußte. In ihm waren Unſittlichkeit und Unfähigkeit auf das Engſte vermählt — das iſt die Grabſchrift, welche die Geſchichte Napoleon III. mitzugeben hat.«

Der Verfaſſer dieſer »Grabſchrift« ſcheint uns hier dem hiſtoriſchen Urtheil mit unruhigen Händen vorzugreifen. Seinen Beruf für die Geſchichte bekundet man noch nicht dadurch, daß man die Belletriſtik als die »wohlfeilſte aller Künſte« bezeichnet. Die wirkliche Geſchichtſchreibung wird dem Träger des zweiten Kaiſerreichs gerechter werden, indem ſie mildere und anerkennendere Worte für ihn hat.

Am beſten haben ihn Kinglake (in ſeinem ausgezeichneten Werke: The invasion of the Crimea) und neuerdings Ludwig Bamberger gezeichnet. Jener iſt beſonders glücklich in zergliedernder Darlegung eines Charakters, der einerſeits Spielhang und Glauben an ſeine Miſſion, andererſeits Kühnheit und Feſtigkeit in ſeinen Plänen mit einer gewiſſen, ihn plötzlich überkommenden Aktions-Unfähigkeit vereinigte. In der That, dieſe Gegenſätze ziehen ſich durch alle Phaſen ſeines Lebens hindurch und kennzeichnen ihn in all' ſeinen hiſtoriſch gewordenen Momenten. Ludwig Bambergers Schilderungen, wiewohl aphoriſtiſcher gehalten und von geringerer pſychologiſcher Durchdringung des Charakters (ſehr wahrſcheinlich weil der

Verfaſſer gerade dies nicht wollte), haben vor Kinglakes biographiſchem Eſſay das voraus, daß ſie erſt nach dem Hinſcheiden des Kaiſers geſchrieben wurden, alſo ein abgeſchloſſenes Leben zum Gegenſtand der Unterſuchung machen konnten. Auch erwuchſen ſie, ſoweit wir die Verhältniſſe kennen, aus lebendigerer Anſchauung, aus unmittelbarerer Berührung mit dem zu ſchildernden Gegenſtande.

»Ein Mann iſt geſtorben« — ſo entnehmen wir, auszugsweiſe, dem Bamberger'ſchen Aufſatze — »auf den, ſo lange er an der Spitze der europäiſchen Politik ſtand, alſo durch zwanzig Jahre hin, Aller Augen gerichtet waren. Und dennoch, auf die Frage, ob Jemand bis heute in überzeugender und erſchöpfender Weiſe über das innere Leben, den Charakter, die Geiſtesanlagen dieſes Mannes Aufſchluß gegeben habe, muß die Antwort verneinend lauten. Bis heute läßt ſich darüber ſtreiten, ob er es geweſen, der den deutſchen Krieg gewollt. Wie überhaupt hat er ſeine Rolle aufgefaßt? Hat er an ſich geglaubt? In dieſem Augenblick, da ſich das Todtengericht niederſetzt, über den Mann, den, wenn nicht ſein Weſen, doch ſein Schickſal zu einem der merkwürdigſten unſerer Zeit gemacht hat, wiederholen Tauſende ohne Zweifel das Urtheil, das ſie ſchon oft vorher über ihn gefällt haben: ſie brechen den Stab über den Verbrecher, über ſein Regiment und ſein Angedenken. Dem iſt er ein gewöhnlicher Miſſethäter, Jenem ein Spieler, noch Andern ein Schwachkopf. Werden wir jemals reine Wahrheit über ihn erfahren? Schon daß er bis zuletzt geheimnißvoll bleiben konnte, muß als ein Zeichen gelten, daß er nicht der erſte beſte war.*)

---

*) Von der äußeren Erſcheinung des Kaiſers giebt L. Bamberger, an eben dieſer Stelle, folgendes ausgezeichnete Bild. »Die äußere Erſcheinung hatte etwas ſchwer zu fixirendes, wie der innere Menſch ſelbſt. Man mochte ſich noch ſo ſehr in dieſes Geſicht einbohren, man drang nicht durch; um den unbeſtimmten, kurzen weichen Blick des kleinen, lang geſchlitzten, gleichſam fliehenden Auges von hellgrauer nichtsſagender Schattirung zu faſſen, hätte man ſich eine feine chirurgiſche Zange gewünſcht. Ich habe dieſes Geſicht wohl hundertmal ſcharf angeſehen und oftmals beliebig lange, ich habe es nie als Ganzes in meine Vorſtellung aufſaugen können. Etwas davon erfahren wir allerdings bei allen Geſichtern, mit denen wir bloß durch das Auge und nicht durch den mündlichen Gedankenaustauſch verkehren. Die Züge eines Menſchen werden uns aus der Bekanntſchaft mit ſeinem Weſen klar, nicht ſein Weſen aus der Anſchauung ſeiner Züge. Aber Alles in Allem trug unleugbar die äußere Erſcheinung das nämliche Gepräge, wie die geiſtigen Leiſtungen des Mannes, das vorherrſchende Gepräge nämlich einer ſtarken Trivialität, unter deren Oberfläche jedoch ein Quantum geheimnißvoller Beſonderheit leiſe dahin floß. Dieſes Geſicht konnte dem erſten beſten Lebemann angehören, der lackirte Schnauzbart, die ſtarken Backenfalten zu Seiten der ſchweren Naſe concentrirten den Eindruck im untern Theil der Phyſiognomie, und ließen eine ganz nichtsſagende von glatt geſchniegeltem Haar eingerahmte Stirn zurück, aus der keine Spur von Kraft des Denkens oder Erhabenheit des Wollens hervortrat. Der Blick, mehr nach innen als nach außen gerichtet, gab allein Zeugniß von einer Individualität, die nicht ohne Vorbehalt hingenommen werden durfte, die ein Eigenleben führte, welches ſie möglichſt zurückdrängte,

Er war, ſagte mir eines Tages ein feiner Beobachter, wie ein Erfinder, der unabläſſig ſeinem Problem nachhängt. Und in der That, in allen andern Dingen ließ er ſich gern von Andern leiten, vertraute ſich ihnen an, nur in ſeinen beſonderen Gedanken war ihm die Oppoſition unerträglich, da ſuchte er nur Leute die ihm beiſtimmten und an der Ausführung mithelfen wollten. Er wollte keine Einwände, ſondern Rathſchläge. Ging ihm etwas ſchief, ſo kam er eben deshalb leicht aus dem Gleichgewicht und verlor den Faden. So weit war ſein Willensinſtrument ganz richtig für ſeine Zwecke geſtimmt und hätte er nie die Maxime vergeſſen, die ihm einer ſeiner Verehrer in den Mund legt, daß die Welt dem intelligenten Phlegma gehöre, ſo wäre er wohl in den Tuilerieen geſtorben.

Die Idee, daß er einſt Kaiſer werden müſſe, beherrſchte ihn von dem erſten Erwachen ſeines Bewußtſeins an und blieb unerſchütterlich, trotz der tiefen Demüthigungen, welche das klägliche Scheitern wiederholter Verſuche ihm bereiten mußte. Nicht Selbſtgewißheit, ſondern die Concentration des Mühens und Denkens auf den einen Punkt hin, war ſeine Stärke. Als er nach dem Putſch von Boulogne vor dem Pairshof ſtand, ſagte er in einer Pauſe der Gerichtsverhandlungen zu ſeinem Advocaten, auf die Knöpfe der vor ihm ſtehenden Gensdarmen zeigend: »Wenn ich Kaiſer ſein werde, werde ich die abändern.« Dabei war ſein Auftreten nicht ruhmredig oder dreiſt, ſondern das Gegentheil. Man erinnert ſich, wie ungeſchickt und verlegen er ſich als Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung des Jahres 1848 ausnahm; ein blaſſer, befangener, ſchwerfälliger, ſtotternder, unanſehnlicher Menſch, ſo ſchildern ihn die Leute, welche Zeuge ſeines erſten Redeverſuchs waren. Zuſammengehalten mit den lächerlichen Anläufen von Straßburg und Boulogne vereinigte ſich Alles, ihm den Schein eines unfähigen und unſchädlichen Menſchen aufzudrücken. Es war keine Verſtellung dabei im Spiel. Die Natur hatte ihn auf dieſe Brutus-Rolle von ſelbſt zugeſchnitten.

man wußte nicht, ob um ihre Schwäche oder um ihre Stärke zu verbergen. Schwer und phlegmatiſch wie dieſes Geſicht, mit ſeinem tonloſen erdfahlen Colorit, war auch der Körper anzuſchauen. Sah man zu Zeiten ſeiner höchſten Macht den kleinen dicken Mann mit dem weichen großen Oberkörper, den Kopf zugleich nach vorn und nach rechts hängend, auf den Arm eines Getreuen mit ſichtlichem Nachdruck geſtützt, am Rande des Teiches im Boulogner Gehölz einherſchleichen, wie er mühſam die kurzen Beine vor- und nachſchob, ſo mußte man ſich fragen, ob dieſer ältliche, ſanfte, ſchwerfällige Stutzer der abenteuerliche Menſch ſei, welcher ſich aus kümmerlichen Verhältniſſen und niedriger Geſellſchaft heraus, aber durch Gefängniß, Schulden und Verbannung, zum ſtolzen Gebieter des großen Reichs emporgeſchwungen hatte, in deſſen glänzendem Mittelpunkt er ſich da als Wahrer und Mehrer ſonnte und wiegte. Stand er auf eigenen Füßen, ſo ſah die Geſtalt trivial aus bis zum Lächerlichen. Aber er gewann, wenn er zu Pferde ſaß, oder vom hohen Wagenſitz herab die feurigen, wohl dreſſirten Roſſe lenkte. Doch ſelbſt dann brachte es die Erſcheinung nicht zum Bedeutenden. Schon der ſchief ſitzende Hut gab einen Anſtrich von Plattheit. Die ſoldatiſche Uniform vollends, die er nur ausnahmsweiſe trug, paßte gar nicht zu ihm. Er ſah darin aus wie ein Bürgergeneral oder mehr noch wie ein Bereiter des Circus

Wer ſo feſt an die Erreichung eines beinahe unerreichbaren Ziels glaubte, wird ſelten frei von Aberglauben ſein. Ihm floß die Anlage dazu von allen Seiten zu. Seine Mutter, als die galante Tochter der Creolin Joſephine, die ſtets bei der Wahrſagerin Mamſell Lenormand lag, mußte natürlich abergläubiſch ſein bis in die Fingerſpitzen. Vom Oheim ging auch die Sage eines gewiſſen Fatalismus. Die Miſchung von Freigeiſterei und Furcht vor dämoniſchen Mächten iſt in Frankreich ſtärker als irgendwo. So wunderlich es klingen mag, es wurde jederzeit behauptet: Eugenie ſei weniger abergläubiſch als ihr Mann. »Als ich noch in Spanien war,« ſo etwa ſagte ſie, »lehrte man mich an eine Maſſe Zeug (un tas de choses) glauben, an Reliquien und anderes; aber ich halte nichts mehr davon.« Sie bewahrte nur ihre ſtrenge Frömmigkeit. Napoleon dagegen, der keine religiöſe Ueberzeugung hatte, ſagte eines Tages zu einem mit ihm vertrauten Gelehrten, indem er auf ein längliches vor ihm ſtehendes Käſtchen deutete: »Sehen Sie, darüber iſt nichts zu ſagen; der, welcher über dieſes Ding gebietet, iſt der oberſten Gewalt ſicher.« Das Ding war das Reliquarium Karls des Großen. So hielt er auch große Stücke auf den Geiſterbeſchwörer Home. Als dieſer von einem der Hofgelehrten beſpöttelt wurde, ſagte er verſtimmt: »Ich weiß ſchon, ſo ſeid ihr gelehrten Leute, was ihr nicht regelrecht beweiſen könnt, daran erlaubt euch euer Stolz nicht zu glauben.«

Der Kaiſer war ein ſanfter, einſichtiger Menſch; aber ſanft und einſichtig ſchritt er nichtsdeſtoweniger zu Gewaltthaten, wenn ſie ihm dienlich ſchienen.

Er war kein Hausbälter und kein Rechner. Darum ſaß Achille Fould als Finanzminiſter ſo feſt bei ihm, der ihn der Mühen und der Langweile des ziffermäßigen Einſehens überhob. Er gab gern und leicht bis zur Schwäche, wie Jemand, dem Geld nur eine Nebenſache iſt, und der nie darum gearbeitet hat. Gegen ſeine Umgebung war er weich, liebenswürdig und anſpruchslos; Jemanden aus ſeinem Dienſt entlaſſen, war ihm entſetzlich unangenehm; er entſchloß ſich nur im unvermeidlichſten Falle dazu. Die Dienerſchaft betete ihn an. Von Mocquard ließ er ſich am meiſten gefallen, manchmal wahre Unſchicklichkeiten. Für geleiſtete Dienſte blieb er lebhaft dankbar.

Zu Arenenberg, als er noch ein Knabe war, nannte ihn ſeine Mutter: mon doux entêté, mein ſanfter Hartkopf. Menſchenkenntniß hatte er wenig, Menſchenverachtung ziemlich viel, aber vor Gelehrſamkeit und Kunſt aufrichtigen Reſpect. Guten Geſchmack, im höheren Sinne, gar nicht; für Muſik totale Unempfindlichkeit.

Am militairiſchen Spiel hatte er niemals Freude; es fiel ihm durchaus läſtig. Er war viel zu ſehr moderner Weltmann und zu weich für die Caſerne. Was er dennoch von Reiterſtiefeln und Epauletten mitmachte, war bloße Berechnung. Er hielt — das hatte er dem Oheim abgelernt — ſehr viel auf die Inſcenirung, und behandelte ſein militairiſches Auftreten als eine unentbehrliche Anforderung der kaiſerlichen Komödie für Armee und Volk.

Leute, die Vieles zugleich verſtehen und zu expediren wiſſen, entſprachen am meiſten ſeinen Bedürfniſſen. Das Ideal eines ſolchen Menſchen war Rouher; man nannte ihn den Vice-Kaiſer.

Er war ein brillanter Zuhörer, aber kein geſchickter Frager, und ſo wenig wie er zu fragen verſtand, ſo wenig verſtand er zu discutiren. Er hegte und pflegte ſeine Ideen im Stillen; dialektiſche Mittel hatte er nicht für ſie übrig.

Er brauchte Leute, die für ihn arbeiteten und redeten, und beſonders auch ſolche, die ihn mit ihrer Verantwortlichkeit deckten. Wohl führte er in Parade-Reden die Phraſe von ſeiner alleinigen Verantwortlichkeit im Munde, aber in Wirklichkeit war er äußerſt empfindlich für ein Mißlingen und ſehr dankbar, wenn ſich Jemand für ihn in die Breſche ſtellte.

Fremden Nationen gegenüber beſaß er weder Haß noch Verachtung. Darin beſaß er entſchieden einen freieren Blick als ſeine Unterthanen, ſchon auf Grund des Vorzugs mit den Sprachen und dem Leben anderer Völker innig vertraut zu ſein.

Die geſchichtliche Kritik wird es ſicherlich nicht übernehmen, den Rechtsbruch zu vertheidigen, durch den er ſich des Thrones bemächtigt hat. Jede Erörterung ſeines Charakters als Menſch und Regent kann erſt einſetzen an der Stelle, wo dieſer Akt als ein Gegebenes angeſehen und daran die Frage gereiht wird: ob er, von dem Fundament aus, auf dem er ſtand, ſich ſchlimmer bewährt habe, als unvermeidlich war. Jede Regierung in Frankreich iſt verurtheilt eine militirende Partei zu ſein, und aller Kunſtgriffe ſich zu bedienen, mit denen ihr auch der Gegner zu Leibe geht.

In ſeinem Privatcharakter war Louis Napoleon ſanfteren Regungen entſchieden zugänglich: Rachſucht, Bosheit, Grauſamkeit lagen ſeinem Weſen ganz ferne; gegen die, welche im Palaſt oder in den Staatsgeſchäften mit ihm zu thun hatten, ließ er ſich nie hartes oder übermüthiges Benehmen zu Schulden kommen. Mangel an moraliſchem Muth läuft bei ſolchem Verhalten allerdings nicht ſelten mit unter. Es giebt Menſchen, die, ohne gütig zu ſein, Niemandem etwas Unangenehmes ins Geſicht ſagen können.

Das Schwierigſte, was ihm gelungen, iſt nicht ſowohl der Staatsſtreich, als die 15 Jahre machtvoller Herrſchaft (bis 1866), welche darauf folgten. Endlich kam das Ereigniß, das ihn ſtürzen ſollte: der Krieg mit Deutſchland. Noch jüngſt ſagte ein deutſcher Parlamentsredner, dieſer Krieg ſei ſeit 20 Jahren das Ziel geweſen, auf das Napoleon losging. Mit beſſerm Recht könnte man ſagen: während 20 Jahren hat ſich Louis Napoleon gegen die Verſuchung dieſes Krieges gewehrt, den ihm das Land in die Wiege gelegt hatte, und den ihm ſeine Umgebung unabläſſig in die Ohren ſchrie.

Er hatte ſeinen eigenen Willen verloren, als er ſich endlich in dieſen Krieg begab, und er ließ ſich vom Thron gleiten in demſelben träumeriſchen Fatalismus, mit dem er ihn erſtrebt und behauptet hatte.

Nach abermals 20 Jahren wird die Zeit gekommen ſein, die Rechnung Napoleons III. endgültig abzuſchließen. So viel man vernehmen konnte, haben die bedeutenden Staatsmänner, welche ihn am Werk geſehen, Bismarck und Cavour inbegriffen, niemals ſo verächtlich über ihn abgeurtheilt, wie die grimmen Scharfrichter, die jetzt auf ihren Nekrologen ſeinen Leichnam zum Galgen ſchleifen.«

So weit Bamberger. Wir ſtimmen Allem zu, nur darin noch zu Gunſten des Vielgeſchmähten abweichend, daß wir zu dem Staatsſtreich (der ſowohl von Bamberger wie von Kinglake einfach als ein Verbrechen angeſehen wird) eine minder ſittlich-rigoriſtiſche Stellung nehmen. War dieſer Staatsſtreich ein Abenteurer-Akt, ſo iſt nicht nur der Akt, ſondern vor Allem auch der Akteur in Grund und Boden zu verurtheilen, war es der politiſche Akt eines Mannes, der überhaupt eine Miſſion und als nächſte die der Rettung der Geſellſchaft zu haben glaubte, ſo zählt dieſer Staatsſtreich zu jenen vielen »Rubikon-Ueberſchreitungen«, die nicht mit der gewöhnlichen Moral-Elle gemeſſen werden dürfen.

Für uns ſteht es feſt, er war kein bloßer »Lügen-Louis«, kein »Soulouque der Größere«, er war eine bedeutende Natur, mit ganz entſchiedenen Herrſchergaben ausgerüſtet. Und dieſe Anſicht beherrſchte länger als ein Jahrzehnt alle Höfe. Das »rothe Geſpenſt« hatte er niedergeworfen. Wie? galt als gleichgültig. Man war den Schrecken los. Das war die Hauptſache. Ich entſinne mich der Tage und Wochen, in denen das regierende Europa, darunter der eiſerne Czar Nikolaus, den »meineidigen Decemberblutmann« zu eben dieſem blutigen December beglückwünſchte, ich entſinne mich des Jubels und des Dankes von Seiten des geſammten Liberalismus, als der Fall Sebaſtopols der Präponderanz Rußlands ein Ende machte, ich entſinne mich des Erſcheinens Louis Napoleons in Windſor-Caſtle, wo ihm zu Ehren die Bezeichnung »Waterloo-Saal«, wenigſtens momentan geändert wurde, ich entſinne mich der Tuilerieen-Wallfahrten beinahe ſämmtlicher Souveraine und ſo vieler anderer Huldigungen, die dem »Parvenu-Kaiſer« im Laufe einer zwanzigjährigen Regierung, von nahezu allen Parteien, allen Nationen, allen Schichten der Geſellſchaft dargebracht wurden. Wenn dies Alles eine Farce war, ſo trifft die ſittliche Verantwortung für eine ſolche Komödie weit mehr Diejenigen, die dies Spiel ſpielten, als den, der ſich dies Spiel gefallen ließ.

Aber es war keine Farce, es war die einer hervorragenden Kraft dargebrachte, namentlich im zweiten Jahrzehnt ſeiner Herrſchaft, völlig unaffectirte Huldigung. Er war nicht nur de facto Kaiſer, er war es auch in den Gemüthern, er war »ſtabilirt«, und wenn nichtsdeſtoweniger von den Gefahren geſprochen wurde, die ihn umdrohten, ſo geſchah es nicht im Tone der Freude über eine langſam, aber ſicher heranſchreitende **Nemeſis**, ſondern im Tone der Klage. Er und ſeine Regierung galten im eigenen Lande als gleichbedeutend mit Vorwärtskommen und materieller Entwicklung, nach außen hin als gleichbedeutend mit ſiegreicher Bekämpfung der Revolution. Après lui le deluge. Mit Rückſicht auf alles dies entſchied ſich Frankreich in viermaliger Wahl für den Fortbeſtand ſeiner Herrſchaft, und das übrige Europa, in Würdigung aller Schwierigkeiten, die ſeine Herrſchaft umgaben, zollte ihm einen ungeheuchelten Reſpect. Was gegen ihn eiferte, waren, natürlich Hunderte von Ausnahmen, ſelbſt von glänzenden Ausnahmen zugegeben, jene Eiferer von Fach, die noch jeder ordnungübenden Regierung die Ehre der Oppoſition angethan haben.

Das Land hing an ihm und das Ausland ſtand nicht gegen ihn. Selbſt diejenigen Machthaber, die ihn beanſtandeten, ließen ihn wohlweislich gelten »faute de mieux«. Und Land und Ausland hatten ſie Unrecht? Haben die Tage, die ſeither ſeiner Herrſchaft gefolgt ſind, für ihn oder gegen ihn gezeugt? Was iſt beſſer, wahrer, heiliger geworden? Hat das Gambetta-Regiment das ſeine in den Schatten geſtellt? Haben die Maſſenfüſiladen, die Einkerkerungen und Transportationen, die dem rothen Aufſtande folgten und vielleicht noch folgen werden, haben ſie minder Blutiges gethan oder minder Hartes verhängt, als der 2. December? Nein, und abermals nein. Tollheitsausbrüche, ſobald die Macht wieder Macht wird, ſind immer in derſelben Weiſe gezügelt worden. Und mit Recht.

Der geſchmähte »Chevalier d'Industrie«, der »Bandenhauptmann« und ſein »ſpaniſches Weib« ſie haben zwanzig Jahre lang regiert kraft ihrer Kraft, weil ſie die Herrſcherfähigſten waren, und nicht nach bloßer wüſter Schickſalslaune. Ihr Hof, was immer ſeine Gebrechen ſein mochten (welcher Hof wäre frei davon), kannte Treue, Anhänglichkeit, Pflichterfüllung, und Hunderte und Tauſende der Allerbeſten des Landes haben nicht liebedieneriſch und nicht heuchleriſch, ſondern in aller Aufrichtigkeit an dem Kaiſer gehangen. Noch bei Sedan, trotzdem er das Commando nicht mehr führte, trotzdem ſeine Unausreichendheit in militairiſchen Dingen durch ihn ſelber zugeſtanden war, war er — jeglicher äußeren Macht entkleidet — kein bei Seite geſetzter, belächelter Schwächling, ſondern nach wie vor der geiſtige Mittelpunkt des Ganzen und in den beſtändig auftauchenden Streitfragen die entſcheidende Inſtanz. Inmitten der furchtbarſten, gegen ihn gerichteten Aufregung, habe ich doch, eingeſtreut in eine Fluth von Verwünſchungen, immer wieder die Worte vernommen: »wir proſperirten unter ihm«, oder (von alten Soldaten) die halbſcheue Verſicherung: »gegen uns war er gut«.

Er hat — und dies vor Allem ſei betont — Frankreich nicht degradirt, nicht in den Sumpf der Verderbniß gezogen; die Lüderlichkeit iſt uralt in dieſem Lande; die Anbetung des goldenen Kalbes aber iſt Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich ſchwerlich zuerſt in ihren kraſſeſten Formen aufgetreten iſt. Die Decadence iſt nicht ſeine That.

Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber (und hier blicken wir auf den Revers der Medaille) er hat ihn auch nicht gehemmt. Hier liegt das Maß ſeiner Schuld; aber ein begrenztes Maß. Nicht ſeine Untugenden klagen ihn an, ſondern ſeine Schwächen; ſeine Fehler lagen mehr nach der negativen als nach der poſitiven Seite hin. Es fehlte ihm etwas, nicht weil es ihm an der Erkenntniß des Guten oder an dem aufrichtigen Willen dazu gebrochen hätte, ſondern lediglich weil es ihm an der Kraft dazu gebrach. Dieſe Kraft fließt nur aus feſten Ueberzeugungen, aus jener räthſelvollen Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an das Göttliche ruhn. Wo dieſer Glaube fehlt oder auch nur ſchwankt, wo das reſignirte »wir wiſſen es nicht« an die Stelle des beſtimmten »ich weiß« tritt, wo göttliche Weltordnung, Leben und Vergeltung nach dem Tode, alles »offne Fragen« ſind (und ſie mußten es bei ihm ſein), da gebricht es ſelbſtverſtändlich an der Kraft, in den Gemüthern Anderer das Leben aufzurichten, das dem eignen Gemüthe fehlt. Was dann, von Klugheitswegen, nach dieſer Seite hin verſucht wird, bleibt eben Verſuch, der ſcheitern muß; ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wie öde, wie alles innerſten Lebens baar, klang es, wenn er, in ſeiner Februar-Proclamation ſich vernehmen ließ: ». . . . . aber, deſſen ſeid gewiß, nur eine aus der Volks-Souverainetät entſprungene Regierung, welche ſich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande ſein, Eure Wunden zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen.« Solche Phraſen konnten nicht verfangen und ſie haben es nicht gethan.

So iſt denn ſein Leben und ſeine Regierung allerdings eine Warnung für uns, aber noch einmal, nicht in dem Sinne einer als Schreckgeſpenſt aufgerichteten Unthat, ſondern im Sinne einer ſtill-ernſten Mahnung, das Dieſſeitige nach dem Jenſeitigen zu geſtalten.

Straßburg.

Straßburg.

Stadt und Feſtung. Armirung und Beſatzung. General Uhrich.

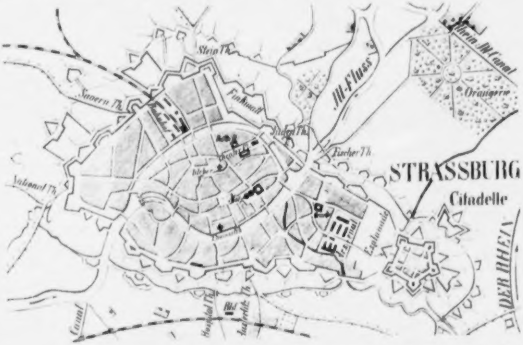
Dem Siege von Wörth war der größere von Sedan gefolgt; die halbe kaiſerliche Armee war kriegsgefangen auf dem Wege nach Deutſchland und unſere 8½ Armeecorps ſtarke große Offenſiv-Armee ſetzte ſich gegen die feindliche Hauptſtadt in Marſch. Aber während wir im Vertrauen auf unſer gutes Recht und unſere Ueberlegenheit dieſen Vormarſch antraten, ließen wir eine große Anzahl uneroberter Feſtungen in Rücken und Flanke und innerhalb dieſer Feſtungen eine feindliche Truppenmacht von über 200,000 Mann. Der Blick des deutſchen Volkes hatte alſo guten Grund, ſeine Aufmerkſamkeit nicht nur auf den Vormarſch unſerer Offenſiv-Armee beziehungsweiſe auf das Eintreffen derſelben vor Paris, ſondern ebenſo auf die Vorgänge im Rücken dieſer Offenſiv-Armee zu richten. Die Vorgänge vor *Straßburg*, vor *Toul*, vor *Metz* traten mehr als einmal in den Vordergrund, ja vor Metz lag recht eigentlich die Entſcheidung des Krieges.

Nicht von gleicher militairiſcher Bedeutung waren die Vorgänge vor Straßburg, aber was ſie an militairiſcher Bedeutung entbehren mochten, das wogen ſie an *politiſcher* auf. Zeigen wir wie. Nach Sedan betrachtete man den Krieg im Weſentlichen als beendigt und nur die Friedensbedingungen ſchienen noch einige Schwierigkeiten zu bieten. Unter dieſen Bedingungen ſtand in Aller Augen dieſſeits des Rheines voran: *Rückfall des Elſaß an Deutſchland*. Aber um dieſe Forderung nachdrücklich erheben zu können, mußte zuvor der ganze Elſaß thatſächlich in unſeren Händen ſein; nicht nur das offene Land, ſondern auch ſeine Feſtungen, vor allem ſeine Hauptſtadt: Straßburg. Seine Beſitzergreifung zog ſich länger hinaus, als wir bei Beginn des Krieges glaubten annehmen zu dürfen. Einſchüchterungsverſuche mißlangen. Eine ruhmreich geführte Vertheidigung forderte von uns große Opfer und noch größere Anſtrengungen. Erſt nach ſiebenwöchentlicher Belagerung fiel Straßburg.

Wir gehen nunmehr zu den einzelnen Phaſen dieſer Belagerung über, unſere Aufmerkſamkeit abwechſelnd auf die Vorgänge innerhalb und außerhalb der Stadt, auf Belagerte und Belagerer richtend.

Zuvor noch ein Wort über Straßburg ſelbſt, wie über die Mittel ſeiner Vertheidigung an Material und Mannſchaft.

Straßburg (85,000 Einwohner), von der waſſerreichen, ſchiffbaren, in fünf Arme getheilten Ill durchſtrömt und eine halbe Stunde vom Rhein entfernt, iſt eine Feſtung erſten Ranges. Der Kern der Vertheidigungswerke liegt in der von Vauban 1685 erbauten Citadelle mit fünf baſtionirten Fronten, welche durch zwei vorgeſchobene Hornwerke und eine Anzahl kleinerer Werke nach dem Rheine zu verſtärkt ſind. Die Stadtumwallung beſteht aus langgeſtreckten Courtinen und geräumigen Baſtionen, die ſich bei der Esplanade der Citadelle anfügen. Da wo dieſe Befeſtigungen das National- und Steinthor treffen, ſpringen ſie weiter in das Feld vor, indem ſie die einmündenden Straßen mittelſt vorgeſchobener Erdwerke decken, wozu unter andern die ſpäter oft zu nennenden Lünetten 52 und 53 gehören. Wer die alte Befeſtigung Magdeburgs kennt, wird ſich ein ungefähres Bild von dem Voreinander von Ravelins, Contregarden, Couvrefacen, Hornwerken, Lünetten machen können, welche auf dieſer weſtlichen Seite Straßburgs den eigentlichen Hauptwall verdecken.


Stein Th.
Saverne Th.
Finkmatt
Ill-Fluss
Rhein Ill Canal
Orangerie
Juden Th.
Fischer Th.
STRASSBURG
Citadelle
National Th.
Arsenal
Esplanade
DER RHEIN
Canal
Hospital Th.
Austerlitz Th.

Ein außerordentliches Vertheidigungsmittel beſitzt Straßburg in der Möglichkeit, die Ill zu einer zwar nur theilweiſen, aber doch wirkſamen Ueberſchwemmung zu benutzen. Zu dieſem Zwecke iſt beim Eintritt der Ill in die

Stadt eine große Inundationsſchleuſe erbaut, die (wie noch andere demſelben Zwecke dienende Schleuſenwerke) eine derartig gedeckte Lage hat, daß ſie aus der Ferne durch Feuer nicht leicht zerſtört werden kann. Das im Süden der Feſtung gelegene Vorterrain umfaßt niedrige, von vielen Waſſerläufen durchzogene Wieſen; es kann mittelſt der Inundation auf weite Strecken hin unter Waſſer geſetzt werden. Dies gilt auch von den niedriger gelegenen Terrainabſchnitten der Nord- und Nordoſt-Front. Nur nach Weſten und Nordweſten erhebt ſich der Boden mit kaum merklicher Steigerung, aber doch bedeutend genug, um hier eine Ueberſchwemmung unmöglich zu machen. Die Belagerer mußten alſo an dieſer weſtlichen und nordweſtlichen Stelle vorgehen, für die freilich wiederum, wie wir bereits vorſtehend hervorgehoben haben, die eigentliche Befeſtigungskunſt ein Aeußerſtes gethan hatte. Nur eines hatte man vernachläſſigt, und, den Fortſchritten der Artillerie nicht Rechnung tragend, war es Seitens des Gouvernements verſäumt worden, die Stadt durch Vorſchieben eines Gürtels von detachirten Forts vor einem Bombardement zu ſichern. Dieſe Vernachläſſigung rächte ſich ſpäter bitter an der Stadt.

Die Ausrüſtung Straßburgs, das, wie eine Feſtung, ſo auch ein Depot- und Waffenplatz erſten Ranges war, ließ in allem, was Material angeht, nichts zu wünſchen übrig. Man verfügte über 1200 Geſchütze, Maſſen von Munition und große Pulvervorräthe. Dem Sieger fielen noch 3000 Centner davon in die Hände. Auch an Lebensmitteln war bis zuletzt kein eigentlicher Mangel.

Minder günſtig ſtellte ſichs mit der lebenden Vertheidigung. Man verfügte über weniger regulaire und namentlich techniſche Truppen, als eine ſo bedeutende Feſtung erheiſchte. Die geſammte Garniſon Straßburgs beſtand, als die Einſchließung begann, aus folgenden buntgemiſchten Theilen:

87. Linien-Regiment	2700	Mann
Depot-Bataillone vom 18. und 96. Regiment	1500	-
Verſprengte (von Wörth her)	4500	-
Mobilgarde, vier Bataillone	3600	-
Artillerie	1200	-
Artillerie der Mobil- und National-Garde . .	1100	-
Pontonniere	1100	-
Marineurs (für die Rhein-Flottille beſtimmt)	120	-
Genie-Truppe (4 Mineurs und 16 Sappeurs)	20	-
	15840	Mann.*)

---

*) Im Weſentlichen wird dieſe Zahl richtig ſein. Die 3000 Mann ſtarke Nationalgarde (mit Ausnahme von 300 Mann Artillerie) iſt nicht mit eingerechnet. Ebenſo fehlen

Eine große Schwierigkeit erwuchs der Vertheidigung, was gleich hier bemerkt werden mag, aus der geringen Anzahl von Genie-Truppen. 100 Mineurs und 400 Sappeurs ſammt 30 Offizieren waren für den Kriegsfall vorgeſchrieben. Statt deſſen befanden ſich am 6. Auguſt (Schlacht bei Wörth) nur 6 Ingenieur-Offiziere in der Feſtung und Genie-Truppen keine. Die 4 Mineurs und 16 Sappeurs, über die man ſpäter Verfügung hatte, waren Verſprengte vom Wörther Schlachtfeld.

Feſtungs-Commandant, zugleich Commandeur der 6. Militair-Diviſion war General Uhrich. Wir geben eine kurze biographiſche Notiz.

General Uhrich, 1802 zu Pfalzburg geboren, hatte ſeine Vorbildung auf der Schule von Saint Cyr genoſſen und war 1820 als Unterlieutenant in das 3. leichte Infanterie-Regiment getreten. Er machte ſeine Laufbahn beinah ausſchließlich in dieſem Regiment, zu deſſen Oberſt er im April 1848 ernannt wurde. 1852 Brigade-General; 1855 Diviſionair. An der Krim-Campagne hatte er theilgenommen. Später Commandeur einer der in Paris ſtehenden Infanterie-Diviſionen, machte er an der Spitze dieſer Diviſion, die einen Theil des V. Corps bildete, den italieniſchen Feldzug 1859 mit. 1867 hatte er ſeine Demiſſion genommen und war erſt kurz vor dem Kriege zu aktiver Dienſtleiſtung wieder einberufen worden. Er galt für einen erfahrenen und energiſchen Offizier und hat ſich — trotz allem Geſchrei vom Gegentheil — dieſes Rufes würdig erwieſen.*)

---

freiwillige Jäger-Compagnieen, Franctireurs, Douaniers und 800 Mann Cavallerie, letztere größtentheils von Wörth her verſprengt. Die Verſprengten der Infanterie, 4500 Mann, waren von zehn verſchiedenen Regimentern.

*) Während der Belagerung gab man einer Allee der Stadt den Namen Uhrich-Allee und ernannte ihn ſelbſt zum Ehrenbürger. Später, nach Uebergabe Straßburgs, wurde er der Gegenſtand heftiger Angriffe. Von Baſel aus antwortete er darauf in einem längeren Briefe vom 14. Oktober 1870.

»Ich weiß ſchon lange, daß von dem Capitol zu dem Tarpejiſchen Felſen nicht weit iſt; jetzt mache ich die traurige Erfahrung davon an mir ſelber. Wenn man mich beſchuldigte, daß ich meinem Poſten nicht gewachſen war, ſo würde ich es begreifen, aber die Anklage des Verrathes, das iſt infam . . . Der Weg nach Straßburg iſt offen, man gebe doch hin und ſchaue ſich ſeine zerſtörte Citadelle, ſeine zerſchoſſenen Wälle, ſeine vernichtete Artillerie, ſeine unhaltbaren vorgeſchobenen Werke und ſeine zwei in Breſche geſchoſſenen Baſtionen an, vor den Ruinen ſeiner Monumente, vor denen ſeiner Häuſer bleibe man ſtehen, gebe ſich Rechenſchaft über den Eiſen-, Blei- und Feuerregen, der ſein ganzes militairiſches Terrain bedeckte, man prüfe dieſe mächtigen und bisher unbekannten Geſchoſſe, die aus 200 Kanonen auf uns geſchleudert wurden, und weit entfernt zu ſagen, daß die Uebergabe der Stadt verfrüht war, wird man ſtaunen müſſen, daß der Widerſtand ſich ſo in die Länge zog.« Dieſen Worten Uhrichs iſt im Weſentlichen nur zuzuſtimmen. Der »Unterſuchungsrath« (Präſident Baraguay d'Hilliers) hat zwar ſpäter mannichfachen Tadel gegen ihn ausgeſprochen, wir vermögen aber — von Bagatellen abgeſehen — die Berechtigung dazu nicht zu erkennen. Die Thatſache bleibt, daß er ſieben Wochen lang unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen, unter Opfern und

Ihm zur Seite, nicht offiziell aber thatſächlich, ſtand der Contre-Admiral Exelmans, der urſprünglich beſtimmt war, die Rhein-Flottille zu commandiren. General Ubrich ließ ihm die Vertheidigung eines Feſtungsabſchnittes (neben Finkmatt), der Contades heißt.

Artillerie-General war der General Barral, der erſt während der Cernirung, als Bauer verkleidet, in die Feſtung kam.

Als oberſter Ingenieur-Offizier fungirte Oberſt Sabatier; unmittelbar unter ihm ſtanden Oberſtlieutenant Maritz und Major Ducrot (Letzterer — Bruder des vielgenannten Generals — war der eigentliche Vertheidiger der Citadelle, wo er den Geniedienſt ganz allein leiten mußte. Er genoß des höchſten Anſehens. Zu allgemeinem Leidweſen der Belagerten wurde er am 20. September durch einen Granatſplitter in der Citadelle getödtet).

Platzcommandant war Oberſt Ducaſſe.

Anſtrengungen, ausgehalten hat. Es ſtand in ſeiner Hand, das Schickſal Straßburgs auf drei Tage hinauszuſchieben, erſt dem Sturme zu weichen. Aber welche neuen Opfer hätte ein ſolcher der Stadt und der Bevölkerung auferlegt! Derartige Erwägungen ſollen nicht maßgebend ſein, wenn Größeres auf dem Spiele ſteht, aber ſolchen Erwägungen — dem alten Götzen todter militairiſcher Ehre zu Liebe — überhaupt nicht zugänglich zu ſein, auch da nicht, wo nach menſchlicher Vorausſicht weiterer Widerſtand nur koſtet und nichts bringt, dieſe Art von Heroismus ſteht ſo niedrig wie Barbarei. Die lebendige militairiſche Ehre iſt ein heiliges, die todte ein ſchlimmes Ding.

In Straßburg.

Bis zum 29. Auguſt.

In der Belagerung von Straßburg haben wir drei Phaſen beſtimmt zu unterſcheiden:

1. Einſchließung und Bombardement der Stadt vom 8. bis 29. Auguſt.

2. Die Aushebung der Parallelen und des Couronnements vom 29. Auguſt bis zum 14. September.

3. Die Vorbereitungen zum Sturm (Breſcheſchießen) und — die Capitulation.

Wir werden jede dieſer Belagerungsperioden in beſtimmten Kapiteln zu behandeln haben.

Die drei Wochen vom 8. bis 29. Auguſt (von welchem Tage an die eigentliche Belagerung zu rechnen iſt) waren Vorſpielswochen. Man hoffte die Uebergabe der Feſtung durch Schreckſchüſſe erzwingen zu können, erſt durch einige, dann durch viele. So entſtand bis Ende des Monats eine ganze Reihenfolge von Beſchießungen, erſt halb aus dem Stegreif, dann ſyſtematiſch und regelrecht, die ſämmtlich den Zweck verfolgten, eine Preſſion zu üben und mit Hülfe der Einſchüchterung auf kurzem Wege das zu erreichen, wozu eine Belagerung nur auf langem Wege führen konnte. Dieſe Verſuche ſcheiterten, trotzdem die Schreckniſſe, die dieſe Beſchießungen mit ſich führten, nicht geringe waren. Die ſchlimmſten Tage waren der 15. Auguſt und die drei Tage vom 24. bis 26. Aufzeichnungen, die einer der Belagerten während dieſer Wochen machte, berichten darüber ſehr anſchaulich. Wir laſſen in Nachſtehendem Auszüge daraus folgen. Sie ſchildern am beſten die Vorgänge innerhalb der Stadt während der erſten drei Wochen, auch die Aufregung, die der Einſchließung — die eigentlich erſt am 13. begann — vorausging.

7. Auguſt

Am Morgen des 7., ſo heißt es in dieſen Aufzeichnungen, die Fortſetzung des betrübenden Schauſpiels, deſſen erſte Scenen wir ſchon geſtern Abend erlebten: ein großer Theil vom rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres flüchtete ſich in unſere Stadt. Zuerſt kamen die Soldaten einzeln, theils Verſprengte, theils ſolche, die ihre letzten Kräfte aufrafften, um die ſichere Zufluchtsſtätte zu erreichen; hierauf in Rotten von je zehn, zwanzig oder dreißig Mann, viele von ihnen verwundet. Dieſe Verwundeten ſtützten ſich auf einen Stock oder eine zerbrochene Flinte, andere lagen in den Wagen des Fuhrweſens. Die Cavalleriſten, beſonders die Cüraſſiere, hatten ihre Waffen und Helme verloren, waren mit Koth bedeckt, müde und erſchöpft; die Turcos, düſter und ſchweigend, ſchleppten ſich mühſam fort. Die Offiziere, die wir ſahen, waren tief erſchüttert. Eine zahlreiche Menſchenmenge bildete in den Straßen Spalier und Blicke tiefen Mitleids folgten ihnen, als ſie den Tag über bald hier, bald dort hin durch die Stadt ſchlichen.

Hier *eine* Epiſode aus ſo vielen anderen dieſer beiden denkwürdigen Tage: Etwa vierzig Turcos, die Uniformen zerfetzt, ſchmutzig und mit Blut bedeckt, kamen auf den Kleberplatz. Einer von ihnen trug die Fahne ſeines Regiments und ein begeiſterter Ruf erſcholl aus Aller Mund. Vive la France! ſchrieen Tauſende, und der Jubel verdoppelte ſich, als der Platzcommandant, Oberſt Ducaſſe, die Fahne ergriff und ſie vom Balcon der Hauptwache herab dem verſammelten Volke zeigte.

8. Auguſt.

Die deutſche Armee rückt immer näher heran und zahlreiche Bewohner der benachbarten Dörfer flüchten ſich bereits in die Stadt, ihr Bettzeug, einige Hausgeräthe und Kleider mit ſich führend, zitternd vor Furcht und allerlei Nachrichten erzählend, welche von Mund zu Mund gehen und wie ein Schneeball im Laufe ſich mehr und mehr vergrößern und Schrecken verbreiten ... Ein deutſcher Offizier erſchien heute mit der weißen Parlamentairfahne vor einem der Thore der Stadt und forderte den Commandanten zur Uebergabe auf, widrigenfalls die Stadt beſchoſſen werden würde. Der Commandant gab eine entſchieden abſchlägige Antwort und man iſt gewärtig, in dieſer Nacht die Kanonen donnern zu hören.

9. Auguſt.

Das Erſcheinen des Parlamentairs mußte die Bürgerſchaft erſchrecken, da jedem Einzelnen nur zu wohl bekannt iſt, wie unvorbereitet wir ſind. Ich ſelbſt konnte mich heute früh davon überzeugen. An vielen Stellen waren die Palliſaden noch nicht eingeſetzt, kein einziger Baum an den Straßen gefällt, das Waſſer in den Feſtungsgräben nicht geſtaut, an den Wallgeſchützen ſtanden keine Artilleriſten. Es ſchien faſt, als ob man, trotz Wörth und des heranziehenden Feindes, einen Angriff auf Straßburg als unmöglich anſähe und daß diejenigen, welche von der Wahrſcheinlichkeit einer Belagerung, einer Blokade, einer Beſchießung ſprachen, bloße Schwarzſeher ſeien, welche, durch Angſt verwirrt, ſich keinen klaren Begriff von der Lage machen könnten. Von einer Angriffsbewegung gegen Straßburg, ſagten die Vertrauensſeligen, könne keine Rede ſein. Das Ziel Deutſchlands ſei die franzöſiſche Hauptſtadt und die Deutſchen könnten die zum Angriff gegen Straßburg nothwendigen Truppen nicht von ihrem Heere trennen. Wenn Paris in die Gewalt des Feindes geriethe, würde Straßburg von ſelbſt in die Hände der Deutſchen fallen und es wäre daher unnöthig, hier Zeit und Soldaten zu verlieren.

10. Auguſt.

Eine Bekanntmachung des Generals Uhrich läßt vermuthen, daß die Feindſeligkeiten gegen die Stadt wahrſcheinlich beginnen werden und daß bedenkliche Ereigniſſe bevorſtehen. Dieſe Bekanntmachung lautet:

An die Bewohner Straßburgs!

Beunruhigende, Schrecken erregende Gerüchte wurden dieſer Tage abſichtlich oder unabſichtlich in unſerer Stadt verbreitet. Einige Individuen haben den Gedanken kund zu geben gewagt, daß der Platz ſich ohne Schwertſtreich ergeben ſolle. Wir proteſtiren nachdrücklich, im Namen der muthvollen franzöſiſchen Bevölkerung, gegen dieſe feige und verbrecheriſche Zaghaftigkeit. Die Wälle ſind mit 400 Kanonen armirt. Die Beſatzung beſteht aus 11,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Sollte Straßburg angegriffen werden, wird es ſich vertheidigen, ſo lange ein Soldat, ein Zwieback, eine Patrone übrig bleibt. Die Guten können ſich beruhigen; was die Andern betrifft, ſo mögen ſie ſich entfernen.

Straßburg, den 10. Auguſt 1870.

Der Diviſionsgeneral, Oberbefehlshaber,
Uhrich.
Der Präfekt des Niederrheins,
Baron Pron.

Dieſe kräftige Erklärung des Generals Uhrich wies auf die übrigens raſch vorübergehende Panique hin, die die Bevölkerung am 9. (Ankunft des Parlamentairs) erfaßt zu haben ſchien. Man frug ſich an dieſem Tage in der That, ob Straßburg mit den paar Tauſend Mann, welche ſeine Beſatzung bildeten, vertheidigungsfähig ſei und ob es nicht Thorheit wäre, Widerſtand leiſten zu wollen.

13. Auguſt.

Die deutſchen Truppen wurden am 13. Auguſt von faſt allen Punkten der Stadt ſignaliſirt. Feindliche Abtheilungen hatten Schiltigheim, Biſchheim, Oberhausbergen, Mittelhausbergen, Niederhausbergen, Eckbolsheim, Königshoffen durchzogen oder ſchon beſetzt und der Verkehr zwiſchen dieſen Gemeinden und der Stadt wurde mehr und mehr ſchwierig.

Nicht mehr bloße Patrouillen waren es, welche die Umgegend durchſtreiften, ſondern ganze Regimenter lagerten bereits rings um die Stadt.

Eine fieberhafte Thätigkeit fing an, in den Straßen zu herrſchen und man arbeitete, ſo viel wie möglich alle Mängel auszugleichen, welche eine unglaubliche Sorgloſigkeit verurſacht hatte. Die Soldaten waren größtentheils voll Entſchloſſenheit und die Mobilgarde exercirte eifrig. Dieſe Mobilgarde, welcher man anfangs nicht viel zugetraut, hatte alsbald eingeſehen, daß ihr eine ſchwere und große Aufgabe oblag und unterwarf ſich ſchnell den Erforderniſſen des militairiſchen Dienſtes. Sie verbrachte die Nacht auf den Wällen, in den Vorwerken, an der Seite alter Troupiers, die die entſchloſſene Haltung ihrer jugendlichen und unerfahrenen Waffengefährten freudig bewunderten. Man beeilte ſich, die Bäume auf den Chauſſeen zu fällen; zahlreiche Arbeiter traten jeden Morgen aus allen Thoren der Stadt und vollbrachten, durch Infanterie-Soldaten beſchützt, raſch dieſe Arbeit, während welcher ſie mehrmals das Feuer der feindlichen Plänkler aushalten mußten. Die Bäume wurden quer über die Straßen geworfen und in wenigen Tagen waren die ſchönen Alleen, welche von den Thoren zu den nächſten Dörfern führten, verſchwunden.

Mehrere kleine Scharmützel hatten ſchon ſtattgefunden; am 13. Auguſt fiel der erſte Kanonenſchuß. Gegen 5 Uhr Abends ſchoſſen Badenſer, die von Königshoffen heran kamen, auf die franzöſiſchen Arbeiter, welche Bäume an den Straßen fällten. Man feuerte einige Kanonenſchüſſe auf die Angreifer und vertrieb ſie.

Gegen halb 8 Uhr kam es zu einem etwas ernſteren Gefecht. Während des ganzen Tages hatten ſich Patrouillen von 6, 8 oder 10 Mann des 2. badiſchen Infanterie-Regiments hinter dem Friedhof St. Helene, unweit Schiltigheim, poſtirt und feuerten von da auf die Vorwerke; andere ſtellten ſich in den Hopfenfeldern längs der Eiſenbahn auf und ſuchten zu plänkeln. Es kam indeſſen zu nichts. Erſt am Abend zog ein größeres Detachement gegen den Friedhof. Es waren zwei Compagnieen vom 2. badiſchen Infanterie-Regiment. Eine derſelben, die 9. Compagnie, faßte Poſto vor dem Friedhof; die andere ſtellte ſich in einiger Entfernung an den Mauern des Kloſters St. Charles auf. Die Unſeren gingen, nachdem einige Schüſſe gewechſelt waren, zurück und überließen dem Gegner das Terrain. Am Abend deſſelben Tages, gegen halb 11 Uhr, bemerkten die Poſten auf den Wällen des Nationalthores in der Nähe der »Rotonden« (Eiſenbahngebäude) eine Feuersbrunſt. Die Deutſchen, ſo hieß es, hatten 24 Waggons in Brand geſteckt, um beim Scheine dieſer Rieſenfackeln ihre Erdarbeiten beſſer ausführen zu können.

14. Auguſt

General Uhrich erließ folgende Bekanntmachung:

»Gerüchte, welche einen gewiſſen Beſtand erlangt haben, ſcheinen anzudeuten, daß einige Perſonen eine *feindſelige* Kundgebung für den 15. Auguſt (Napoleonstag) veranſtalten. In den bedenklichen Umſtänden, worin wir uns befinden, kann man nur eines von beiden ſein: entweder ein Freund oder ein Feind Frankreichs; alles Andere verſchwindet. Der General-Oberbefehlshaber erachtet es für ſeine Pflicht, zu warnen, ehe er ſtrenge Maßregeln ergreift. Er macht kund, daß Jeder, der die Ordnung zu ſtören verſuchen würde, feſtgenommen und vor ein Kriegsgericht geſtellt werden wird, welches ſein Urtheil binnen 48 Stunden erlaſſen ſoll. Dieſe Warnung und die Vaterlandsliebe der übergroßen Mehrzahl der Straßburger Bevölkerung werden ohne Zweifel genügen, um eben ſo ſträfliche wie wahnſinnige Projekte aufzugeben.«

Mit Staunen las man dieſe Mahnung, denn Niemand hatte erfahren, daß irgend eine Kundgebung ſtattfinden ſollte.

Der 14. war durch ein Ereigniß bezeichnet, welches damals die ganze Stadt in Schrecken ſetzte. Aber ach, wie unbedeutend erſchien es einige Tage ſpäter und wie ſchnell verwiſchte ſich ſogar die Erinnerung daran!

Schon Tags vorher war eine Granate in der Stadt niedergefallen, wo ſie einen Giebel und ein Kamin durchbohrte und in der Küche eines Hauſes im Grünen Bruch zerplatzte. Am 14. Auguſt, Morgens, drängte ſich Alles an dieſes Haus und ſtaunte über die große Tragkraft des Geſchützes, welches ſein Sprenggeſchoß von Hausbergen bis in die Stadt geſchleudert hatte.

Am nämlichen Tage fielen mehrere Granaten in die Kronenburger Straße, auf den Johannisſtaden, in die Gebäude des Leihhauſes, in den Bahnhof, wo ſie großen Schaden machten. Eines dieſer Geſchoſſe verurſachte einen bedenklichen Unfall: Daſſelbe traf eine Gaslaterne am Trottoir der Kronenburgerſtraße, zertrümmerte dieſe Laterne und verwundete, als es zerplatzte, drei Perſonen, von denen eine, in Folge einer ſchweren Schenkelwunde, einige Tage ſpäter ſtarb.

Dies war das erſte Opfer. Wie viele andere ſollten folgen!

Die ganze Stadt ſprach voll Entſetzen von dieſen Unglücksfällen und man meinte nicht, daß der Feind noch ſchrecklicher hauſen könne. Dieſe Granaten ſeien gegen die *Feſtungswerke* gerichtet geweſen und einige darüber weggeflogen, das ſei Alles. Man gab keiner anderen Befürchtung Raum als der einen, daß vielleicht noch das eine oder andere abweichende Geſchoß in dieſe oder jene Vorſtadt fallen könne.

Die Straßen und Gaſſen hatten an dieſem Abend ein ſeltſames Ausſehen. Die Einwohner waren benachrichtigt worden, daß die Gasbehälter geleert würden und von nun an Oellaternen für die Straßenbeleuchtung bereit gehalten werden ſollten. Am Abend des 14. wurde dieſe Maßregel zum erſten Mal in Vollzug geſetzt. An der Front jedes Hauſes war eine Laterne angebracht und dieſe düſtere Beleuchtung ſtimmte mit der Lage überein. Die Lichter, ſtatt zu erhellen, ließen die Dunkelheit nur noch mehr hervortreten, dabei hatten alle dieſe Laternen ſo verſchiedene Formen und Alter, hingen in ſo verſchiedenen Höhen (die einen im Bodengeſchoß, die andern im dritten Stock), und boten dadurch einen ſo wunderlichen Anblick, daß man ſich über das Einſtellen der Gasbeleuchtung faſt nicht beklagte. In den Gaſſen der älteren Stadttheile glaubte man ſich ins 15. Jahrhundert zurückverſetzt, als man dieſe alterthümlichen Häuſer nothdürftig beſchienen durch den röthlich trüben Strahl der dampfenden Laternen ſah.

15. Auguſt. (Erſte Beſchießung.)

Um 3 Uhr früh erdröhnte ein furchtbarer Knall von der Ruprechtsau her: die ſchöne Säulenbrücke, welche über den Marne-Rhein-Canal führt, war während der Nacht vom Feinde unterminirt und nun geſprengt worden. Die direkte Verbindung mit Ruprechtsau war ſomit auch unterbrochen und Gemüſe, Milch und Vieh, welche von dorther täglich nach Straßburg gekommen waren, mangelten nun der Stadt.

Dieſer 15. Auguſt hatte, wie leicht denkbar, nicht das Ausſehen, wie in früheren Jahren. So lange Napoleon III. Frankreich in Händen hielt, mußte Straßburg, wie alle anderen Städte des Landes, an dieſem Tage ſich feſtlich ſchmücken und verausgabte große Summen für Beluſtigungen, welche die Leute von außen herbeilocken ſollten. Trotz der gegenwärtigen Lage hatte man den Muth, in das Münſter zu gehen und noch ein Te Deum zu ſingen.

Nachmittags wogte die Bevölkerung in den ſonnigen Straßen. Ein Fremder, welcher, die Ereigniſſe nicht kennend, zufällig nach Straßburg gekommen wäre, hätte wahrlich, nach der faſt feierlichen Ruhe auf den Geſichtern, ſichs nicht verſehen, daß die Stadt von feindlichen Truppen umgeben ſei.

Der Tag verging ruhig und Straßburg ſchlief bereits, als plötzlich um halb 12 Uhr ein Schuß es weckte. Eine Granate ſchlug ein, gleich darauf eine zweite und dritte; ein halbſtündiges Bombardement ſchloß ſich an. Unſere Artillerie von den Wällen antwortete; erſt nach Mitternacht ſchwieg der

Lärm. Die Batterieen, welche die Stadt während dieſer dreißig Minuten beſchoſſen hatten, waren meiſtentheils fliegende Batterieen, das heißt beſpannte Geſchütze, welche, nachdem ſie einige Schüſſe abgefeuert hatten, an einen anderen Punkt geführt wurden, von wo ſie abermals feuerten.

Großer Schrecken herrſchte in der Stadt; Frauen und Kinder hatten ſich in die Keller geflüchtet und die Männer wachten, bereit, die Brände zu löſchen, welche etwa entſtehen mochten.

16. Auguſt.

Am folgenden Morgen große Aufregung. In aller Frühe eilte man in den Straßen herum, die durch die feindlichen Granaten verurſachten Verheerungen betrachtend, deren Einzelheiten bereits von Mund zu Mund gingen.

Eine der erſten Granaten war auf die franzöſiſche Bank gefallen und hatte das Glasdach über dem Treppenhauſe zertrümmert, Balken waren durchgeſchlagen, die Fenſterſcheiben in Splitter zermalmt und alle die Trümmer auf die Treppe geſchleudert worden. Eine andere Granate war in das Cafe Bauzin gefahren, hatte die Mauer durchbrochen und das Glasgehäuſe über der Terraſſe dieſes Etabliſſements beſchädigt. Auch Häuſer in der Münſterſtraße und benachbarten Gaſſen waren getroffen worden. Eins der Geſchoſſe zerſtörte das Dach der israelitiſchen Gewerbsſchule in der Halbmondgaſſe und ſchleuderte die Trümmer in den Schlafſaal des zweiten Stockwerks, der zum Glück leer war, da die Zöglinge auf Befehl des Aufſehers in dieſer Nacht im erſten Stockwerk geſchlafen hatten.

In der Hellenlichtergaſſe war eine Granate durch die Vorderſeite in ein Zimmer des vierten Stockes gedrungen und hatte furchtbare Verheerungen darin angerichtet. Ein Tambour der Nationalgarde, Namens Umhöfer, ſchlief in dieſem Zimmer; die Granate fiel vor dem Bett nieder, platzte krachend und zerſchlug das ganze Mobiliar in tauſend Stücke; die Eheleute Umhöfer wurden beide verwundet und büßten all ihre Habe ein. Den ganzen Tag über kamen Leute, welche das verheerte Zimmer ſehen wollten, und die Beſucher legten in die Sparbüchſe, die auf die Straße hingeſtellt war, ein Geldſtück, um den armen Verunglückten beizuſtehen.

Auch Häuſer auf dem Kleberplatze wurden durch das Bombardement beſchädigt, das ſeine Verheerungen innerhalb einer Art von Halbzirkel bewerkſtelligt hatte, der vom Broglieplatz ausging und bis zum Thomasplatz ſich erſtreckte.

Ich habe geſagt, daß die Einwohner der Stadt in großen Schrecken geriethen, als ſie das unheilverkündende Pfeifen der Granaten vernahmen. Und doch hätte es gerade keine Ueberraſchung für ſie zu ſein brauchen. Schon einige Tage zuvor hatte das Gerücht ſich verbreitet, daß am 15. Auguſt die

Stadt bombardirt werden ſolle, badiſche Offiziere und Soldaten hatten es den in die Stadt gehenden Bauern wie eine Art Meldung aufgegeben. In der Stadt ſelbſt aber ſagte man halb im Spaß, halb im Ernſt: »Wer weiß, ob der Feind uns nicht ein kleines Feſt auf den 15. Auguſt bereitet, ein kleines Feuerwerk nach ſeiner Art.« Niemand glaubte, daß aus dem Scherz bitterer Ernſt werden würde.

17. Auguſt.

Die für die Vertheidigung des Platzes benöthigten Operationen waren noch immer nicht beendigt, trotzdem der Feind bereits eine Woche lang vor der Stadt lag. Dem mußte abgeholfen werden.

Schiltigheim, das erſte Dorf, in welches man gelangt, wenn man zum Steinſtraßenthor hinausgeht, hatte ſich ſeit einigen Jahren, Dank unſerer Straßburger Bierbrauer, die großartige Keller daſelbſt angelegt und Bauten aufgeführt hatten, außerordentlich vergrößert. Große und ſchöne Etabliſſements waren rings um Schiltigheim entſtanden, die zum Theil nur wenige hundert Meter von den Feſtungswerken entfernt lagen. Dieſe ſtarken Bauten konnten dem Feinde als Obdach und Beobachtungspoſten dienen, und man mußte ſie daher opfern. Detachements der Beſatzung zogen aus, um die der Zerſtörung geweihten Gebäude in Brand zu ſtecken. Sie hatten aber gleich Anfangs das Feuer des Feindes auszuhalten, der dieſe Operation nicht ſo ruhig vollenden laſſen wollte. Nichtsdeſtoweniger glückte es. Nach zwei Stunden ſtanden Brauereien, Mälzereien, hübſche Landhäuſer, große geräumige Schuppen in Flammen, welche die Frucht jahrelanger Arbeit vernichteten.

Der nicht weit von Schiltigheim gelegene Friedhof St. Helene mußte ebenfalls Verſtümmelungen erleiden. Die Todten ſelbſt wurden nicht reſpektirt. Die düſteren Tannenalleen, die den Friedhof abtheilten, die Pappeln, die ihn umringten, die großen Trauerweiden, die die Gräber beſchatteten — ſie erlagen den Axthieben, und die Grabſteine ſtanden nackt da, jenes geheimnißvollen Dunkels beraubt, das die alten Bäume über ſie breiteten. Der alte Vater Geiß, der Todtengräber, kehrte traurig in die Stadt zurück, ſein Häuschen verlaſſend und nichts mitnehmend, als die Beerdigungsregiſter. Er hatte vor ſeiner Wohnung ein Rebengelände, das in Straßburg berühmt geworden. Beinah jedes Jahr hing es voll von ſo vielen ſtattlichen Trauben, daß Alles hinausſtrömte, um ſie zu bewundern; und der greiſe Todtengräber, ganz entzückt über dieſe Neugierde, erzählte Jedem, der ſie hören wollte, die Geſchichte ſeiner Rebe. Dies Jahr zum erſten Mal hat Niemand die Trauben des Vater Geiß beſucht.

18. Auguſt. (Zweite Beſchießung.)

Seit dem 15. Auguſt hatte der Feind keine Geſchoſſe mehr in die Stadt geſchleudert, und man ſuchte ſich zu überreden, das Bombardement ſei nur ſpöttiſch, aus Anlaß des Napoleonsfeſtes, in Scene geſetzt worden und die Bevölkerung habe nichts mehr vom feindlichen Feuer zu befürchten. Ganz beruhigt fühlte man ſich indeſſen nicht, denn unbeſtimmte Gerüchte ſagten, der Feind habe die Stadt aufgefordert, ſich zu ergeben und gedroht, das Bombardement fortzuſetzen, wenn die Aufforderung zur Uebergabe erfolglos bleiben würde.

Den 18. Auguſt, 9 Uhr Abends, abermals eine »erſte Granate«. Dann mehr und immer mehr. Die Geſchoſſe ziſchten pfeifend durch die Luft und platzten über den Häuſern, in den Höfen mit einem furchtbaren Knall, der ſchauerlich die Stille der Nacht unterbrach.

Um Mitternacht deckte ein greller Schein die Weißenthurmſtraße; ein ungeheurer Brand war in der St. Aureliengaſſe ausgebrochen, veranlaßt durch ein Geſchoß, das in eine mit Heu gefüllte Scheune gefallen war. Das Feuer griff raſch um ſich, und in kurzer Zeit ſtanden ungefähr zehn Gebäude in vollen Flammen.

Die ganze Nacht regnete es Granaten in die Stadt, und jeder Augenblick brachte ein neues Unglück.

Zu dieſem Bombardement wirkten, außer den weſtlich und öſtlich der Stadt etablirten Geſchützen, noch mehrere fliegende Batterieen mit. Ueberall ſchlug es ein; es würde ermüden, die zahlloſen Fälle aufzuzählen. Nur die wichtigſten.

Große Unglücksfälle in der Nähe des Münſters; ſelbſt dies herrliche Denkmal blieb nicht verſchont: aus einer der Gallerieen der Hauptfaçade wurde ein Stück geſchlagen. Eine Granate fiel auf ein Schiff, das am Leinpfad des Schiffleutſtadens angebunden war, platzte mit furchtbarem Gekrach und durchlöcherte es, ſo daß es verſank.

In der Regenbogengaſſe ereignete ſich Folgendes. Eine Granate fiel auf ein von katholiſchen Schweſtern geleitetes Penſionat; zwei junge Mädchen wurden auf der Stelle getödtet und fünf andere ſchwer verwundet nach dem im Kleinen Seminar errichteten Lazareth gebracht, wo vieren von dieſen unglücklichen Kindern Fuß oder Schenkel abgenommen werden mußte.

In der Krautenau wurden ſiebenzehn Häuſer beſchädigt.

Eine in Kehl errichtete Batterie hatte die Citadelle zur Zielſcheibe ihrer Schüſſe erkoren. Da ſchien das Bombardement kein Ende nehmen zu wollen. Granaten fielen hageldicht. Einem Turco wurden die Beine fortgeriſſen; Soldaten aller Waffengattungen, Mobilgarden wurden durch Granatſplitter verwundet. Frauen, Kinder, Soldaten hatten ſich in eine Caſematte der Citadelle geflüchtet; die Frauen und die Kinder weinten und beteten, voll Angſt am Boden kauernd; auch dieſer unterirdiſche Raum bot keine Sicherheit, denn zwei Granaten drangen hinein. Plötzlich ſtürzte ein Artilleriſt in die Caſematte mit dem Rufe: »Ihr befindet Euch unter einem Pulverthurm und der Feind ſcheint darauf zu zielen!« Der Pulverthurm war aber zum Glück gut geſchützt. Welch eine Kataſtrophe, wenn eine Bombe hineingedrungen wäre! Die unglücklichen Flüchtlinge benutzten einen Augenblick, wo das Feuer nachließ, um einen anderen Schutzort aufzuſuchen.

Der Kirchthurm in der Citadelle, das Gebäude der Stabsoffiziere, die Kaſerne, das Arſenal wurden arg zugerichtet.

Eine Granate fiel in den Saal der Wilhelmerſchule während der Schulzeit. Zum Glücke war die Schule Tags zuvor geſchloſſen worden, ſo daß kein Kind im Saale ſich befand; nur die Pulte und Bänke flogen in Stücke. Wäre an dieſem Tage noch Schule gehalten worden, ſo hätte man wahrſcheinlich funfzig Opfer mehr zu beklagen gehabt. Eine Granate traf das Gebäude des Kleinen Seminars, wo zahlreiche Verwundete lagen.

Kurz überall Verheerungen, Unfälle, Tod.

21. Auguſt.

Die von den Belagerern für den Angriff auserſehene nördliche Seite der Stadt iſt durch zahlreiche, ſich gegenſeitig unterſtützende und ziemlich weit hinaus ſich dehnende Werke vertheidigt; aber ſie wird zu gleicher Zeit von Hügeln und Bodenerhöhungen beherrſcht, auf denen die vom Feinde beſetzten Dörfer Schiltigheim und Hausbergen ſich erheben. (Vergl. die Karte auf S. 663.) Der aus dieſer Bodenungleichheit entſtehende Nachtheil für die Stadt war ſeit lange von den ſachkundigen Männern erkannt worden, und ſchon im Jahre 1866 hatte General Ducrot den Vorſchlag gemacht, auf dieſen Anhöhen Forts zu errichten. Dieſer Plan wurde jedoch aufgegeben.

Auf der Südſeite waren die Feſtungswerke einfacher; hier bedurfte man keiner Vorwerke, denn bis auf eine Stunde Weges hinaus konnte der Boden leicht unter Waſſer geſetzt werden. Einigermaßen war die Südſeite auch durch die Citadelle geſchützt.

Jeden Tag zog der Feind neue Verſtärkungen an ſich, und jeden Tag ſchloß ſich der Kreis um die Stadt enger. Ringsum arbeitete er thätig; ſchon begonnene Werke wurden vollendet und friſche angefangen, und ſo ſah ſich der Maire den 21. Auguſt gezwungen die Bevölkerung zu benachrichtigen, daß die Beerdigungen nicht mehr außerhalb der Mauern ſtattfinden könnten und daß im Innern der Stadt ein Platz hierfür angewieſen ſei. Mehrere Leichenzüge hatten, als ſie kaum zum Thore hinaus waren, wieder umkehren müſſen, weil feindliche Detachements ihnen den Weg verſperrten oder das ganze Terrain unter dem Feuer des Feindes lag. Die erwähnte Benachrichtigung lautete: »In Anbetracht des Belagerungszuſtandes, zugleich erwägend, daß der St. Helenen-Friedhof von den Vertheidigern der Stadt beſetzt iſt;

daß der St. Gallen-Friedhof vom Feinde in Beſitz genommen wurde, und daß der St. Urban-Friedhof, der großentheils unter Waſſer ſteht und nur wenig Platz für neue Gräber bietet, auch vom Feinde bedroht iſt, – iſt beſchloſſen worden, daß bei ſo bewandten Umſtänden ausnahmsweiſe Maßregeln ergriffen werden und die Beerdigungen vorläufig im Innern der Stadt ſtattfinden müſſen. Die Beerdigungen finden vorläufig im Botaniſchen Garten ſtatt.«

Der Botaniſche Garten, von dem in dieſem Beſchluſſe die Rede iſt, liegt im öſtlichen Theile der Stadt, den Akademiegebäuden gegenüber. Da wurden nun große Gruben gegraben, und in dieſe verſenkte man während der ganzen Dauer der Belagerung die Todten. Ein Sarg ſank neben den anderen; da lagen Reiche und Arme, Greiſe und Kinder, Offiziere und gemeine Soldaten. Ein kleines Kreuz mit einem Namen darauf bezeichnete die Stelle eines jeden Sarges, und täglich mußten dieſe gemeinſchaftlichen Gruben erweitert werden, um die ſtets zunehmende Zahl der Todten aufnehmen zu können.

Dies Todtenfeld enthält großentheils die Geſchichte des heldenmüthigen Widerſtandes der Stadt Straßburg. Da liegt ein Kind, das mitten in ſeinen harmloſen Spielen von einer Granate getroffen wurde; dort ein Vater, eine Mutter, aus dem Kreiſe der Ihrigen geriſſen; hier ein Soldat, der auf Vorpoſten den Heldentod gefunden; nebenan ein Offizier, an der Spitze ſeiner Truppe weggerafft. Es giebt nicht wohl einen Straßburger, dem nicht ein Verwandter, ein Freund, ein theures Weſen hier begraben wurde; verging doch während dieſer langen Wochen kein Tag, keine Stunde, die nicht ein Opfer gefordert hätte.

Scheiden wir jedoch von dieſem Trauerorte; kommen wir doch ohnehin erſt zu den ſchwerſten und bängſten Tagen.

Von Zeit zu Zeit gelang es, einige Vorräthe, ein wenig Vieh in die Stadt zu ſchaffen, aber leider — Spekulanten ſcheuten ſich nicht, die unglückliche Lage der Einwohner zu benutzen, um die Lebensmittel, die man Morgens in aller Frühe an den Thoren erſtand, zu den übertriebenſten Preiſen zu verkaufen.

22. Auguſt.

In der Nacht vom 21. Auguſt und am Tage des 22. ſchwieg der Kanonendonner; blos die Vorpoſten und die feindlichen Patrouillen wechſelten einige Flintenſchüſſe. Aber gegen Abend bemächtigte ſich eine furchtbare Aufregung der Bevölkerung. Man hatte nämlich erfahren, daß der Commandant der Belagerungstruppen auf's Neue die Feſtung zur Uebergabe aufgefordert habe, mit dem Bemerken, er ſei bereit, die Stadt regelmäßig zu belagern und zu bombardiren. Dieſe Nachricht war zwar der Bevölkerung nicht mitgetheilt worden, aber ſie wurde dennoch ruchbar und verbreitete ſich wie ein Lauffeuer.

Viele Perſonen begaben ſich Abends in das Stadthaus, um etwas Näheres zu erfahren. Der Maire hatte mehreren Bürgern geſagt, ſie könnten darauf zählen, daß die Nacht ruhig verlaufen würde; ein wenig ſpäter benachrichtigte er ſie aber, daß im Gegentheil große Gefahren für die Nacht zu befürchten wären. Die Bürger, welche in das Stadthaus eilten, um zu fragen, was denn eigentlich vorgehe, trafen im Hofe deſſelben Herrn Baron Pron, Präfekten des Niederrheins, der ihre Fragen mit einem Witzwort beantwortete, das er perſönlich vielleicht für geiſtreich hielt, allen anderen aber nicht recht paſſend erſcheinen wollte. Herr Baron Pron war eben ein ſpaßiger Beamter.

Die Nacht verging ruhig; aber dieſe Ruhe flößte Befürchtungen ein. Es war die Stille, die dem Sturme vorangeht.

23. Auguſt. (Beginn des großen Bombardements.)

Am 23. Auguſt las man folgenden Maueranſchlag:

»Bewohner Straßburgs! Die Stadt wird belagert und allen Gefahren des Krieges ausgeſetzt werden. Wir machen einen Aufruf an Eure Vaterlandsliebe, Eure Energie zur Vertheidigung der Hauptſtadt des Elſaſſes, dieſer äußerſten Grenzwache Frankreichs. Den vom Herrn Maire bezeichneten Bürgern werden Waffen ausgeliefert, auf daß ſie zum Schutze unſerer Wälle mitwirken.«

Demnach kein Zweifel mehr! »Der feierliche Augenblick iſt da«, hatte der General geſagt. Und die angſtvollen Tage, die man ſchon durchlebt, die Nächte vom 15. und 18. Auguſt, die ſo viele Opfer gekoſtet und ſo viele Verheerungen angerichtet, waren ſie nicht auch »feierlich« geweſen? Standen alſo noch größere Gefahren bevor? War ärgeres Unglück zu befürchten? Aber der Tag verging ruhig. Ueber Mittag erheiterten ſich alle Geſichter. Siegesnachrichten waren eingetroffen, ziemlich unverbürgt, aber alle Welt glaubte ſie. Bald jedoch ſollte dieſes Gebäude voll Freude und Hoffnung über den Haufen geworfen werden.

Um dreiviertel auf 9 Uhr Abends vom 23. zum 24. begann die Beſchießung, die der feindliche General angekündigt hatte. Von dieſem Augenblick bis zum folgenden Morgen um 8 Uhr, länger als elf Stunden, dauerte das Feuer des Feindes ununterbrochen fort. Es war ein fortwährendes Donnergerolle, ſchauerliches Pfeifen und Ziſchen in der Luft, hierauf Gekrache der einſtürzenden Kamine und Mauern und von Zeit zu Zeit Jammer und Angſtgeſchrei.

Die Nacht war ſehr düſter; es regnete, und auf den Wällen konnte man unmöglich die Poſition der feindlichen Batterieen unterſcheiden, welche, hinter einigen Gebäuden oder hinter den Erddämmen der Eiſenbahn geſchützt, feuerten, ohne daß man ihnen Schaden zuzufügen im Stande war.

Es iſt unmöglich, die Verheerungen zu berichten, welche die vom Feinde geſchleuderten unzähligen Geſchoſſe in dieſer Nacht verurſachten. Man müßte faſt alle Straßen der Stadt und in gewiſſen Straßen faſt alle Häuſer anführen. Die Granaten kamen von allen Seiten und fielen auf die Kirchen, auf den Münſter, die Lazarethe, die Spitäler.

In der Steinſtraße und Kronenburgerſtraße, in der Nationalvorſtadt, in der Langſtraße und den Nebengaſſen, auf dem Kleberplatz, in der Meiſengaſſe, im Finckweiler, auf dem St. Thomas- und dem Mühlenplatz, auf dem alten Fiſchmarkt, in der Schweſtern- und Bruderhofsgaſſe, auf den Staden, in der Rothhäuſergaſſe, am St. Nikolausplatz, in der Neugaſſe am Fiſcherſtaden und im Stadttheil des Arſenals wurden die Häuſer von Granaten durchlöchert.

Sieben Geſchoſſe fielen auf das Bürgerſpital; zum Glück wurde Niemand verwundet. Eine Granate ſchlug in das Große Seminar ein, welches ein Lazareth enthielt; mehrere Granaten trafen das Kleine Seminar, wo man in aller Eile die Verwundeten, die daſelbſt verpflegt wurden, in die Keller brachte. Auch das proteſtantiſche Seminar, welches gleichfalls in ein Lazareth umgewandelt war, wurde beſchädigt; im Lazareth der Petites-Soeurs. in der St. Louisgaſſe, tödtete ein Geſchoß einen verwundeten Zuaven. In der Nationalvorſtadt wurden einer Frau beide Arme weggeriſſen, in der Feggaſſe einer anderen die Schulter zerſchmettert, in der Rothhäuſergaſſe zwei Kinder erſchlagen.

Die Nikolauskaſerne wurde ſtark beſchädigt, das Dach des Arſenals zertrümmert, die St. Thomaskirche, die Münze, die Neukirche getroffen.

Während die im Norden und Süden des Platzes errichteten Batterieen die Stadt ſelbſt beſchoſſen, wurde die Citadelle ihrerſeits durch die ſchon erwähnten, ganz nahe am Rhein erbauten Kehler Batterieen bombardirt und mit Granaten überſchüttet. Am folgenden Morgen brannte eines der Gebäude innerhalb der Mauern ab. Von dieſem Tage an fiel ſo zu ſagen ein unaufhörlicher Granatenregen bis zum Ende der Belagerung auf die Citadelle nieder. Die badiſche Artillerie feuerte Tag und Nacht aus 32 Kanonen und 8 Mörſern, dabei durch ſtarke Erdwerke und Schanzkörbe geſchützt, gegen welche unſere Kugeln ohnmächtig waren.

24. Auguſt.

Die Nacht vom 24. verlief wie die voraufgegangene, oder ſchlimmer noch. Das Bombardement begann gegen 8 Uhr und alle Feuerſchlünde, welche der Feind rings um den Platz vereinigt hatte, ſchienen gleichzeitig ihren verderblichen Inhalt auszuſpeien. Keinen Augenblick Raſt, keinen Augenblick Stille! In den Kellern Weinen und Beten; die Männer ſchweigſam und niedergeſchlagen. Am meiſten litten die Kranken und Verwundeten unter dem furchtbaren Getöſe.

Um 11 Uhr erſchallten plötzlich zwiſchen dem Gekrache der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münſterthurmes. Es brennt in der Neukirche! Ein wenig ſpäter ſchrieen ſie: »Feuer in der Münſtergaſſe!« Eine halbe Stunde darauf: Feuer am Broglie! Feuer in der Meiſengaſſe! Feuer auf dem Kleberplatz! Feuer am Finkmattſtaden! Feuer in der Schildsgaſſe! Die ganze Nacht ertönte dieſer entſetzliche Nothſchrei und ein ungeheurer rother Wiederſchein beleuchtete ſchauerlich die ganze Stadt.

Wie viele Schätze wurden ein Raub der Flammen! Das Gemälde-Muſeum, die Neukirche, die Stadtbibliothek, die ſchönſten Häuſer der reichſten Stadttheile, faſt ganze Straßen nur noch Ruinen, Schutthaufen.

Die Gemäldeſammlung war zwar keine ſehr reiche, aber ſie enthielt einige berühmte Gemälde. Werke von Correggio, Tintoretto, Guido, Paul Veroneſe, Schöngauer, Hans Hemling, Jakob Jordans, Philipp von Champagne, Arnauld von Geldern, Adrian von Oſtade (»der Streit in einer flämiſchen Kneipe«, eins der berühmteſten dieſes Meiſters); Gemälde von Claude-Lorrain, von Laurent de la Hire, Karl Le Brun, Jean Baptiſt Oudry, Brion; zwei Statuen von Ohmacht, zwei Statuen von Graß, worunter ein prächtiger »Icarus«; Zeichnungen, Kupferſtiche und andere ähnliche Kunſtwerke, alles dies wurde zu Aſche verbrannt.

Die Bibliothek, — ein beklagenswerther, unerſetzlicher Verluſt für die ganze Welt! 2- bis 300,000 Bände, mehrere Tauſend Manuſcripte, Urkunden und Inkunable; ein Hortus deliciarum, von der Aebtiſſin Herrad von Landsberg, ein dicker Foliobaud, gegen 1280 geſchrieben, mit hübſchen Miniaturen geſchmückt, wahrhafte Schätze für die Geſchichte der Verzierungs- und Coſtümirungskunſt; eine Sammlung der Kirchengeſetze von Rachio Biſchof von Straßburg, Anno 788; eine Sammlung Gebete in Gold- und Silberbuchſtaben auf purpurrothem Velinpapier aus dem 8. Jahrhundert; ein Meßbuch mit dem Wappen Ludwigs XII., vom Biſchof Franz von Lyon, aus dem ſechszehnten Jahrhundert; die Conſtitutionen Straßburgs; die Acten des Prozeſſes Gutenbergs gegen die Erben ſeines Mitgenoſſen Dritzehn; eine Sammlung galliſch-römiſcher Alterthümer, Waffen, Urnen, Särge; ein im Jahre 1574 verfertigter Reliefplan der Stadt und ihrer Feſtungswerke; der eherne Keſſel, worin die Züricher im Jahre 1574 heißen Hirſebrei von Zürich nach Straßburg brachten; die während der Schreckensherrſchaft auf dem Münſter aufgeſteckte rothe Mütze; der Säbel Kleber's,*) die ganze Geſchichte des Elſaſſes, Medaillen, Glasgemälde, Portraits, Sammlungen, wie es deren keine mehr auf Erden giebt und aus denen die Gelehrten Europa's oft ſich Raths erholten. Nun war alles Aſche.

---

*) Am 3. September, beim vorläufigen Wegräumen des Schuttes, fand man darin ein Stück von der Säbelſcheide Klebers, die zu der hiſtoriſchen Sammlung aus den Zeiten der Republik gehörte. Dies Stück und einige kleine Medaillen waren ſo ziemlich alles, was von den ehemaligen Schätzen dieſer Sammlung übrig blieb.

Die Neukirche, — das größte proteſtantiſche Gotteshaus mit der berühmten Orgel von Andreas Silbermann, und eine der älteſten Kirchen der Stadt, welche im Jahre 1260 von den Dominikanern gebaut worden war, mit ihren ſchönen Grabdenkmälern, mit dem »Todtentanz«, einem merkwürdigen Freskogemälde, das einen Dominikaner auf der Kanzel und den Tod darſtellte, wie er einen Papſt und Kardinäle, einen Kaiſer und eine Kaiſerin, einen König und eine Königin, einen Biſchof und Mönche an das Grab ſchleppt, — die Neukirche brannte von oben bis unten aus und iſt nur noch ein Steingerippe.

In der Münſtergaſſe die ſchönen Häuſer Sütterlin, Laroche und Flach, die Hälfte der Neukirchgaſſe, am Broglie das herrliche Scheideckerſche Haus, das ſchönſte der Stadt, welches prächtige Magazine enthielt, ganz von Quaderſteinen gebaut, mit eleganten Altanen und mit geſchmackvollen Bildhauereien verziert, — alles dies Ruinen, Trümmer, ein Stein- und Aſchenhaufen zwiſchen wankenden Mauern!

Alles war faſt in der nämlichen Stunde vom Feuer erfaßt worden; die Hitze, die ſprühenden Funken, — eins ſteckte das andere an. Wie Hülfe leiſten auf ſo verſchiedenen Seiten? Man mußte das Zerſtörungswerk ſich vollenden laſſen.

Aber die Beſchießung dauerte fort, die Granaten fielen zu Hunderten auf die lodernden Gebäude, verwundeten oder tödteten Diejenigen, welche den Verwüſtungen des Feuers Einhalt thun wollten, zündeten und zerſchmetterten andere Bauten und platzten krachend inmitten des Kniſterns und Praſſelns der Flammen und des Einſturzes der Dächer und Mauern.

Der Boden zitterte und bis zum Himmel ſtiegen die Staub- und Rauchwolken, als die Aubette, die Neukirche, die Bibliothek und die anderen Gebäude nach einander zuſammenſanken. Und doch hatte man gerufen: Vive la guerre!

25. Auguſt.

Erſt am folgenden Morgen konnte man das Unglück bemeſſen. Außer den Verwüſtungen des Feuers hatten die Geſchoſſe überall Schaden angerichtet; die Mairie war durchlöchert, der Boden mit Trümmern, Ziegeln, Glas bedeckt, — keine Straße war verſchont geblieben.

Die Bevölkerung betrachtete dieſe Ruinen mit Entſetzen und ſtiller Wehmuth; von Schmerz überwältigt, ſtürzte man fort wie von einem Grabe, um nicht zu erſticken vor tiefem Herzeleid. Aber die Trübſalen waren noch nicht zu Ende.

Am Morgen des 25. brachen abermals Brände aus. Die Acht-

Rädermühle in der Nationalvorſtadt am Wall, zunächſt dem Thor, wurde durch Granaten angezündet. In dieſer Mühle wurde das Getreide für die Beſatzungsmannſchaften gemahlen. Im Kagenecker Bruch brannten acht Häuſer mit Scheunen und Stallungen nieder, in der Mollgaſſe wurden zwei Häuſer ein Raub der Flammen. Während des ganzen Tages lagerte ſich eine dichte Rauchwolke und mit ihr ein brenzlicher Geruch über die Stadt.

Unbeſchreiblich war die Aufregung, welche an dieſem 25. Auguſt in Straßburg herrſchte; noch zwei oder drei Nächte wie dieſe, und die Hälfte der Stadt wäre zerſtört geweſen; man fragte ſich, ob es kein Mittel gäbe, neue Kataſtrophen zu vermeiden. Es gab ein einziges, nämlich ſich zu ergeben; aber Niemand wollte jetzt davon wiſſen. Gruppen vereinigten ſich auf dem Broglie, wie auf ein heimlich gegebenes Wort; Nationalgarden erklärten ſich bereit, gegen die Belagerer zu marſchiren und verlangten ihre Piſtonflinten gegen Chaſſepots umzutauſchen. Alsbald verſammelte ſich eine zahlreiche Menſchenmenge vor der Mairie und vor dem Generalquartier, wohin mehrere Mitglieder des Municipalrathes und andere Bürger ſich begeben hatten, um vom General Uhrich Aufſchlüſſe über die Lage zu empfangen. Man wollte wiſſen, ob die Garniſon ſtark genug wäre, um die Belagerungstruppen zurückzuwerfen. Man wollte auch wiſſen, ob die Frauen, die Kinder und die Greiſe aus der Stadt treten dürften, falls das Bombardement fortdauern ſollte.

Der General antwortete, er ſei im Stande, den Platz zu vertheidigen und mehrere Monate zu halten; aber mit den ihm zur Verfügung ſtehenden wenigen Leuten ſei es ihm unmöglich, einen ernſten Angriff gegen den Feind zu verſuchen, deſſen Uebermacht den größten Theil ſeiner ſchwachen Mannſchaft mit einem Schlage vernichten könnte. Er wolle alſo ſeine Soldaten ſchonen und ſich ſelber nicht der Gefahr ausſetzen, ſeine Vertheidigungsmittel zu ſchwächen. Eben ſo wenig wolle er die Nationalgarde gefährden, deren Bewaffnung unzureichend ſei, deren muthvolle Haltung er aber gern anerkenne. Herr Humann, damals Maire von Straßburg, theilte dieſe Erklärungen des Generals dem an der Vortreppe des Rathhauſes verſammelten Volke mit und fügte hinzu, daß die Befreiung vielleicht näher ſei, als man denke. Aber ach, dieſe Befreiung war weder nah noch fern, ſie ſollte niemals kommen!

Der Biſchof des Sprengels unternahm es am 25. Auguſt, ſich für die unglückliche Stadt zu verwenden. Um 3 Uhr Nachmittags fuhr er aus der Stadt mit einem Parlamentair nach dem Hauptquartier der Belagerungsarmee, nach Holtzheim oder Mundolsheim, wo der Großherzog von Baden ſich befinden ſollte. Der Biſchof kannte den Großherzog perſönlich und konnte ſich überdies auf ſeine alte Freundſchaft mit dem Vater dieſes Fürſten berufen, daher auf eine gute Aufnahme hoffen. Er wollte erbitten, daß man das Bombardement gegen die Stadt ſelbſt, gegen ihre harmloſe Bevölkerung und deren Behauſungen einſtellen und die Feindſeligkeiten nur gegen die Feſtungswerke, die Wälle, die Citadelle und die Garniſon richten möchte. Aber der würdige Prälat kam nur bis zu den feindlichen Vorpoſten, wo er benachrichtigt wurde, daß ſein Schritt vergebens wäre. Er kehrte traurig in die Stadt zurück.

Auf die vom General Uhrich an den General v. Werder, Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee, gerichtete Frage, ob die Frauen, Kinder und Greiſe die Stadt verlaſſen dürften, hatte der preußiſche General geantwortet, die Frauen, Kinder und Greiſe ſeien ein Element der Schwäche für die Stadt, folglich ein Element der Kraft für ihn, er könne daher dieſem bedeutenden Vortheil nicht entſagen.

So kam der Abend des 25. und mit ihm neues Unheil. Schon um 7 Uhr begann die Beſchießung wieder mit der nämlichen Wuth wie Tags vorher. Furchtbares Gekrach der zerplatzenden Granaten, vermengt mit dem Donner der Wallkanonen, welche der feindlichen Artillerie antworteten.

Wie viele Millionen wieder verſchlungen! Auf allen Seiten loderten die Flammen. In den Straßen das nämliche herzzerreißende Bild, wie am Abend vorher; fliehende Familien, einige in der Eile zuſammengeraffte Habſeligkeiten mit fortnehmend, und einen letzten wehmüthigen Blick auf ihre brennenden Häuſer zurückwerfend! Ueberall Jammer und Tragbahren mit Verwundeten; hier ein troſtloſer Vater neben der Bahre ſeines ſterbenden Sohnes, dort ein weinendes Kind, der Leiche ſeiner Mutter folgend, die getroffen wurde, als ſie ihre Lieben retten wollte! Und die Andern kauerten angſtvoll in den Kellern; Jeder hatte einen Reiſeſack mit einigen Kleidungsſtücken, ein Bündelchen bei der Hand, bereit dem Brand zu entfliehen, welcher jeden Augenblick über ihm ausbrechen konnte.

Gegen Mitternacht bot ſich den Blicken ein ſchrecklich großartiges Schauſpiel dar: das ehrwürdige Münſter, auf deſſen Plattform man unglücklicherweiſe einen Obſervationspoſten aufgeſtellt hatte, wurde von Granaten durchlöchert und das Dach des großen Schiffes vom Feuer verzehrt. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſer von Flammen umgebenen unermeßlichen Steinmaſſe, dieſer prachtvollen, ſchlank emporſtrebenden Thurmſpitze, welche ſonſt nur von Freudenfeuern ſtolz erſtrahlte, und nun im grellen Wiederſchein einer ungeheuren Gluth gen Himmel ragte wie eine Trauerpyramide!

Auch der ſchöne Bahnhof war vom Feuer erfaßt; die Gebäude der Citadelle ſtanden in Flammen; das Gymnaſium brannte zum zweiten Male. Ueberall Feuer, Zerſtörung, Beſtürzung!

Die Vorderſeite der Mairie war verſtümmelt; die mit Glas gedeckten Terraſſen der beiden ſchönen Cafes am Broglie gänzlich zerſchlagen.

Das Münſter hatte, außer dem durch den Brand zerſtörten Dache des Schiffes, großen Schaden gelitten. Bildhauereien, Säulen, Statuen waren verſtümmelt, die Orgel von einer Granate durchlöchert, die gemalten Fenſter zertrümmert. In- und außerhalb war der Boden mit Glasſcherben bedeckt. Die aſtronomiſche Uhr, dieſes Wunderwerk, war zum Glück nicht beſchädigt worden.

26. Auguſt.

Am Abend dieſes Tages war die Bevölkerung wie außer ſich vor Freude. »Dies Mal, hieß es, iſt die Sache gewiß; kein Zweifel mehr; man hat ſie oben vom Münſter herab geſehen und ſie angekündigt. Es ſind wenigſtens 40,000 Mann. Endlich ſoll alſo doch noch unſere Befreiungsſtunde ſchlagen!« Und, o Macht der Einbildungskraft — man glaubte wirklich in der Ferne Kanonendonner zu hören. »Die Belagerer ſind handgemein mit dem Entſatzcorps; der Kanonendonner rückt näher, der Feind wird gegen die Stadt getrieben und befindet ſich zwiſchen zwei Feuern. Victoria! wir ſind gerettet!« Und man eilte freudeſtrahlend in die Gaſſen und Einer drängte ſich zum Andern: »Wiſſen Sie ſchon die Neuigkeit?« — Ja. — »Ach es war Zeit, ich habe immer geſagt, daß ſie kommen würden.« Und ſo ging es fort. Aber — ſie kamen nicht.

Nur eine ſchlimme Nacht kam, ſchlimm wie die voraufgegangenen. Demjenigen, der von der Umgegend aus ſeinen Blick auf Straßburg richtete, mußte es vorkommen als ob der Feind ſeinem ſeit einigen Tagen begonnenen Zerſtörungswerk durch eine letzte Anſtrengung die Krone aufſetzen wolle, die Stadt mußte ihm wie ein einziger ungeheurer Feuerherd erſcheinen.

Die ſchon ſo arg geprüfte Weißenthurmſtraße gerieth von Neuem in Brand, und eine Seite derſelben wurde zur Hälfte zerſtört; von da theilte ſich das Feuer den anſtoßenden Gaſſen mit und der ganze Stadttheil ſtand bald in Flammen. Da wohnten die Ackergärtner, eine arbeitſame, wohlthätige, nützliche Bevölkerung; jede Familie hatte ein Haus inne, das wie ein Bauernhof mit Stallungen, Scheune, Vieh- und Hühnerhof ſammt Garten verſehen war. Die Kleine Renngaſſe, die Große Renngaſſe, die Seeblosgaſſe und noch andere brannten in dieſer einzigen Nacht ab.

Man ſuchte, wie immer, zu retten, was zu retten war; aber die Verſuche waren meiſtens vergeblich und ſogar gefährlich, denn die Geſchoſſe fielen zu Hunderten auf die brennenden Punkte der Stadt und tödteten, verwundeten, verſtümmelten Unglückliche zu Dutzenden. Die von dieſem ungeheuern Feuerherd ausſtrömende Hitze trocknete ſo zu ſagen andere Gaſſen aus, ſo daß ſie beim geringſten Funken Feuer fingen. Das Kagenecker Bruch, ein volkreicher Stadttheil, von Arbeiterfamilien bewohnt, wurde, ſo weit es nicht ſchon vorher von den Flammen erfaßt worden war, beinahe ganz in einen Schutthauſen verwandelt. In der Steinſtraße gleichfalls wurde eine lange Häuſerreihe zerſtört.

Wir ſchließen hiermit die Auszüge aus dem Tagebuch eines Belagerten. Die Dinge wiederholen ſich, das Intereſſe erlahmt; zudem muß feſtgehalten werden, daß die Tage vom 24. bis 26. Auguſt die *eigentlichen* Bombardementstage waren und blieben. Es wurde während der letzten Auguſttage und dann den September hindurch freilich weiter kanonirt, immer gewaltiger, aus immer größeren Kalibern, aber dies furchtbare Feuer richtete ſich, ſobald es auftrat, in der ganzen Zeit vom 29. Auguſt bis 27. September doch beinah ausſchließlich gegen die *Feſtung* als ſolche. Die Stadt blieb vergleichsweiſe verſchont. Am 6. September begann die Demolirung der Steinſtraße, in den nächſtfolgenden Tagen wurde die Finkmatt-Kaſerne,*) das Theater, die Artillerieſchule zerſtört, aber alle dieſe Gebäude fielen nicht in Folge eines gegen die *Stadt* gerichteten Bombardements, ſondern weil ſie in der großen *Schußlinie* lagen. Eine Ausnahme davon machte nur die Steinſtraße; dieſe mußte auch unſerm *Plane* nach nothwendig als Opfer fallen, weil es uns oblag, dem Feinde an dieſer Stelle den Zugang zu ſeinen eigenen Werken — Lünette 53 und 52, Baſtion 11 und 12, gegen die ſich unſer Angriff richtete — zu erſchweren.

Was von Beſchießung *nach* dem 26. reſp. 29. noch geſchah, gehörte nicht mehr der Epoche: *Stadt*-Bombardement, ſondern der Epoche der *eigentlichen Belagerung der Feſtung* an.

Ehe wir in dieſe zweite Epoche eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die Vorgänge *vor* der Feſtung vom 9. bis 29. Auguſt.

---

*) Dieſe große und ſchöne Kaſerne war von 1746 bis 1756 gebaut worden. Auf dem Hofe dieſer Kaſerne wurde Louis Napoleon, bei Gelegenheit ſeines »Straßburger Abenteuers« am 30. Oktober 1836 von einem Tambour-Major gepackt und die erhoffte Militair-Revolte gleich im Keime erſtickt.

Vor Straßburg.

Bis zum 29. Auguſt.

Unſer voriges Kapitel gab eine Schilderung der erſten Belagerungswochen, wie ſie den Belagerten verliefen. Es erübrigt uns nunmehr, uns den Belagerern während eben dieſes Zeitabſchnittes zuzuwenden und die Ereigniſſe außerhalb der Stadt kennen zu lernen, die wir in ihren Wirkungen innerhalb derſelben bereits verfolgt haben.

Noch am Schlachttage von Wörth erhielt die badiſche Diviſion — die an eben dieſem Tage bei Aſchbach geſtanden hatte — Befehl links zu ſchwenken und ſich gegen Straßburg zu wenden. Bereits am 8. und 9. trafen die Vortruppen, am 12. die ganze Diviſion vor Straßburg ein, und ſchon am 13. war die Stadt vollſtändig cernirt und von jeder Communikation abgeſchnitten. Ohne Widerſtand beſetzten die Badenſer die umliegenden Ortſchaften und beinah unmittelbar darauf kam es vor den Außenwerken zu kleinen Plänkeleien zwiſchen den Belagerern und Belagerten.

Am 14. folgten der badiſchen Diviſion, Generallieutenant v. Beyer, zwei weitere Diviſionen

die Garde-Landwehr-Diviſion und
die 1. Reſerve-Diviſion,[*])

---

[*]) Garde-Landwehr-Diviſion.
Commandeur: Generallieutenant Freiherr v. Loën.
1. Garde-Landwehr-Brigade, Oberſt Girodz v. Gandi.
    1. Garde-Landwehr-Regiment, Oberſt v. Plehwe.
    2. Garde-Landwehr-Regiment, Oberſt v. Grawert.
2. Garde-Landwehr-Brigade, Oberſt v. Roehl.
    1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, Oberſtlieutenant v. Rauchhaupt.
    2. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, Oberſt v. Gliszczynski.
2. Reſerve-Huſaren-Regiment, Major Graf zu Dohna.
Combinirte Artillerie-Abtheilung, Major v. Schweizer.
1. Feſtungs-Pionier-Compagnie vom X. Corps, Hauptmann Pertz.

eine im Ganzen 50- bis 60,000 Mann ſtarke Belagerungs-Armee unter dem Befehle des Generallieutenant v. Werder. Alsbald geſellten ſich dem Belagerungs-Corps 6- bis 7000 Mann Artillerie und 2200 Mann Pioniere, von denen jene (zu einem Artillerie-Regiment vereinigt) dem Oberſt Meißner, dieſe dem Oberſt Klotz unterſtellt wurden. Es waren techniſche Truppen aus allen Theilen Deutſchlands, aus Baiern und Würtemberg, und ſo weit Preußen in Betracht kam, vom IV., V., VI., VII., X. und dem Garde-Corps. Die Badenſer, wie wir ſpäter zeigen werden, operirten artilleriſtiſch als ein ſelbſtſtändiger Truppenkörper.

Zum Commandeur der geſammten Belagerungs-Artillerie war Generallieutenant v. Decker (Chef des Stabes Oberſtlieutenant v. Scheliba), zum Ingenieur en chef der Generalmajor v. Mertens (Chef des Stabes Oberſtlieutenant v. Wangenheim), ernannt worden.

Das Hauptquartier kam nach Mundolsheim, eine kleine Meile nördlich von Straßburg, ziemlich dicht an der nach Nancy und Paris führenden Eiſenbahn gelegen.

Die Operationen, die erſt nach Wochen (vom 29. ab) den Charakter einer regelrechten Belagerung annahmen, begannen

mit Cernirung des ganzen Umkreiſes der Feſtung, und

mit Annäherung auf dem Terrainabſchnitt,

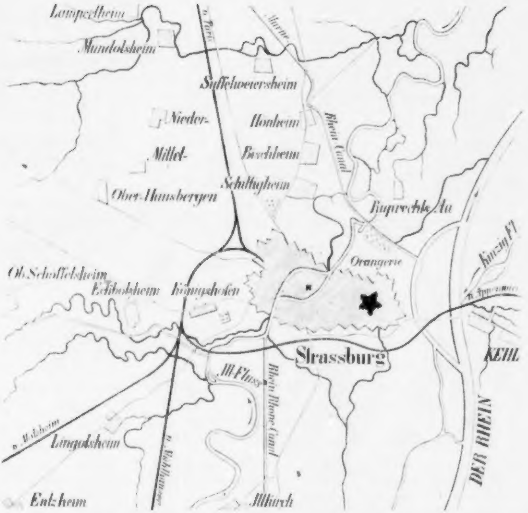
der überhaupt (weil nicht überſchwemmt) der einzig zugängliche war. Wir wiſſen aus dem bereits S. 639 Geſagten, daß dieſer Viertelskreis nach Nordweſten hin, und zwar zwiſchen der nördlich führenden Biſchweiler- und der weſtlich führenden Waſſelonner-Straße lag. Auf dieſem Viertelskreis gingen wir von Anfang an vor, und die der Stadt zunächſt gelegenen Dörfer: Wolfsheim, Oberhausbergen, Schiltigheim — in Front des letztern ſogar der wichtige, nur 250 Schritt vom Glaciskamme belegene St. Helenen-Kirchhof — wurden beſetzt.

1. Reſerve-Diviſion.

Commandeur: Generalmajor v. Tresckow.

3. Combinirte Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Boswell.
    30. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Koblinski.
    34. (Pommerſches Füſilier-) Regiment, Oberſt Wahlert.
1. Pommerſche Landwehr-Brigade, Oberſt v. Buddenbrock.
    1. Combinirtes pommerſches Landwehr-Regiment, Oberſt v. Zitzewitz.
    2. Combinirtes pommerſches Landwehr-Regiment, Oberſt v. Oſtrowski.
2. Pommerſche Landwehr-Brigade, Generalmajor v. Avemann.
    3. Combinirtes pommerſches Landwehr-Regiment, Oberſtlieutenant v. Berger.
    4. Combinirtes pommerſches Landwehr-Regiment, Oberſt Gericke.
1. Reſerve-Cavallerie-Brigade, Generalmajor Krug v. Nidda.

Die Zuſammenſetzung der badiſchen Diviſion haben wir ſchon im 1. Halbband S. 139 gegeben.


Lampertheim
Mundolsheim
n. Paris
Marne
Suffelweiersheim
Nieder-
Mittel-
Ober-Hausbergen
Honheim
Bischheim
Schiltigheim
Rhein Canal
Ruprechts Au
Orangerie
Kinzig Fl.
Ob. Schaeffelsheim
Eckbolsheim
Königshofen
Strassburg
KEHL
Ill-Fluss
Rhein Rhone Canal
n. Molsheim
Lingolsheim
n. Mühlhausen
DER RHEIN
Entzheim
Illkirch

Dies Alles geſchah bis zum 14. Am Abend des folgenden Tages (15.) erfolgte eine erſte Beſchießung der Stadt, am 18. die zweite, am 24. bis 26. die dritte.

Dieſe drei Beſchießungen, die in den »Tagebuchblättern« unſeres vorigen Kapitels mit- und untereinander eine gewiſſe Aehnlichkeit zeigen, weil ſie die Herzen der Bewohner gleichmäßig erſchreckten und erſchrecken durften (denn 30 Granaten wecken dieſelbe Furcht wie 300), dieſe drei Beſchießungen waren in Wahrheit ſehr von einander verſchieden. Die erſte war ein Verſuch, ein Schreckſchuß, die zweite ein partieller, die dritte ein voller Ernſt. Am 15. wurde ausſchließlich aus Feldgeſchützen gefeuert, die ſehr wahrſcheinlich, um ihrerſeits kein Zielobjekt zu bilden, ihre Poſitionen oft wechſelten; am 18. war badiſche Feſtungs-Artillerie in Kehl eingetroffen und eröffnete von hier aus eine reelle Beſchießung, das eigentliche Bombardement der Stadt indeſſen fand erſt in den drei Nächten vom 24., 25. und 26. ſtatt, nachdem inzwiſchen 200 gezogene Geſchütze preußiſchen Syſtems und 100 glatte Mörſer aus Berlin eingetroffen waren. Dies große dreitägige

Bombardement erfolgte in weitgeſpanntem Halbkreis von Südweſten, Weſten und Nordweſten her auf einem Terrain, das nach rechts hin ohngefähr von Lingolsheim, nach links hin von Schiltigheim begrenzt wurde. Die Badenſer nahmen, von Kehl aus, an dieſer Beſchießung Theil. Im Ganzen waren 18 Batterieen — 5 badiſche und 13 preußiſche — mit etwa 100 Geſchützen thätig. Die Entfernung von den Befeſtigungswerken betrug gegen 1000, von der Stadt ſelbſt 1800 bis 2000 Schritt.

Als auch dieſes dreitägige Bombardement die Uebergabe der Feſtung nicht erzwang, gab man unſererſeits den Plan auf, die Stadt auf *dieſem* Wege in unſere Hand zu bringen, und der Beſchluß wurde gefaßt, nunmehr eine regelrechte Belagerung eintreten zu laſſen. Dieſe begann in der Nacht vom 29. zum 30. durch Aushebung der erſten Parallele. Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

Hier nur noch eines. Das Bombardement vom 24. bis 26. iſt nachmals von verſchiedenen Seiten her getadelt worden, auch von ſolchen, die nicht zu den Feinden Preußens und ſeiner Kriegführung zählen. Dieſe Stimmen pflegen das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die Uebergabe der Feſtung durch alle dieſe Schrecken *nicht* erreicht worden ſei. Dem gegenüber darf wohl hervorgehoben werden, daß der Erfolg nicht als Maßſtab für die Beurtheilung der Mittel zu nehmen iſt, die ſich einem Feldherrn bieten und unter denen zu wählen er die ſchwere Pflicht hat. Man mache ſich klar, ob es gerechtfertigt iſt, ein *anerkannt erlaubtes Mittel der Kriegführung* zu verſchmähen, wenn daſſelbe die Möglichkeit in ſich ſchließt, in wenigen Tagen zu demſelben Reſultat zu gelangen, zu dem ſonſt ein Zeitaufwand von vielen Wochen erforderlich iſt. 50,000 Mann der beſten Truppen lagen vor Straßburg, die ſchnell für anderweitige Aufgaben (deren noch ſo viele vorlagen) disponibel zu machen nicht nur höchſt wünſchenswerth, ſondern geradezu geboten erſcheinen mußte. Es iſt Recht des Krieges und wird es bleiben, mit wenigen, wenn auch noch ſo beklagenswerthen Opfern auf feindlicher Seite das zu erkaufen, was ſonſt mit unendlich vielen Opfern auf eigener Seite blutig erſtritten werden muß. Und je mehr man in Straßburg eine große und reiche Stadt kannte, deſto gerechtfertigter war die Annahme, daß die Bewohnerſchaft einflußreich genug ſein werde, auf die Entſchließungen des Commandanten einen entſcheidenden Druck auszuüben.

Daß dies unterblieb, gereicht der Einwohnerſchaft zu hoher Ehre, aber es kann uns nicht zum Vorwurf angerechnet werden, dieſen in der Geſchichte der Belagerungen ſo oft vorkommenden Fall in Erwägung gezogen und danach gehandelt zu haben.

Die Aushebung der Parallelen und des Couronnements.

Vom 29./30. Auguſt bis zum 14. September.

Das Bombardement vom 24., 25. und 26. hatte, wie wir geſehen, die Uebergabe der Feſtung *nicht* erzwungen. Man beſchloß zu einem förmlichen Angriff überzugehen. Die dazu erforderlichen materiellen und perſonellen Kräfte waren zur Hand; die Infanterie hatte Terrain gewonnen und den Zirkel um die Feſtung immer enger gezogen. Die nordweſtliche Front, Baſtion 11 und 12, zwiſchen denen hindurch das Steinthor läuft, wurde zum Angriff auserſehen. In Front von Baſtion 11 liegen die Lünetten 52 und 53. Auf dem den genannten beiden Baſtionen reſp. Lünetten vorgelegenen Terrain ſchritt man zur Aushebung der Parallelen.

Die Aushebung der erſten Parallele.

(In der Nacht vom 29. zum 30.)

In der Nacht vom 29. zum 30. Auguſt wurde auf dem vorbezeichneten Terrain, alſo in Front, ſo wie rechts und links vom St. Helenen-Kirchhof, die erſte Parallele ausgehoben. Die Artillerie baute und armirte in derſelben Nacht 10 Batterieen für etwa 40 gezogene Zwölfpfünder. Am Morgen des 30. konnte bereits mit Hülfe dieſer Batterieen das Feuer gegen die **Feſtungswerke** (*nicht* mehr gegen die Stadt) eröffnet werden. Der Feind, welcher die ganze gewaltige Arbeit der Nacht vom 29. zum 30. zugelaſſen hatte, ſchien völlig überraſcht zu ſein. Obgleich es ihm kaum verborgen geblieben ſein konnte, daß ſich unſer Angriff gegen die Front zwiſchen Baſtion 11 und 12 richten werde, ſo zeigten ſich doch bei anbrechendem Tage auf den Werken dieſer Front verhältnißmäßig nur wenig Geſchütze. Um 6 Uhr begann der Feind nichtsdeſtoweniger ein lebhaftes Feuer; aber ſchon nach einem anderthalbſtündigen Geſchützkampfe ſchwieg daſſelbe. Am Nachmittage wurde es wieder aufgenommen und ſo, in Pauſen, am

31. Auguſt und 1. September. In keinem Falle jedoch vermochte es ſich länger als einige Stunden gegen das überlegene Feuer unſerer Batterieen zu halten. An Energie ließ es der Feind nicht fehlen; er entwickelte Nachts eine große Thätigkeit, reparirte den zugefügten Schaden und trat uns am andern Morgen mit neuen Geſchützen entgegen. Aber jedesmal unterlag er bald unſerer größeren Zahl und Trefffähigkeit. So wie ſich ein Geſchütz ſehen ließ, waren ſofort unſere Zwölfpfünder darauf gerichtet, und in kurzer Zeit ſah man das feindliche Geſchütz quer geſtellt, in die Höhe gerichtet, oder ganz und gar umgeworfen, zum Mindeſten aber die Scharte auf das Gründlichſte demontirt.

Die Ausbebung der zweiten Parallele.

(In der Nacht vom 1. zum 2. September.)

Kaum waren die Arbeiten zur Erweiterung und zum Ausbau der erſten Parallele und der Communikationen nach rückwärts — Arbeiten von ſehr bedeutendem Umfange — beendet, als auch ſchon der erſte Spatenſtich zum weiteren Vorgehen geſchah.

In der Nacht vom 1. zum 2. September wurde mit zickzackförmig geführten Laufgräben an zwei Stellen weiter vorgegangen und die Anfänge der zweiten Parallele in zwei getrennten Stücken hergeſtellt. Die Verbindung dieſer zwei Stücke wurde durch den mit großen Monumenten dicht beſetzten St. Helenen-Kirchhof bedeutend erſchwert. Im Dunkel der Nacht war einer der ausgehobenen Sappenſchläge mit ſeiner Verlängerung zu nahe an einem bis dahin unbeachtet gebliebenen feindlichen Werke vorbeigeführt. Der Feind, der ſchon ſeit Beginn der Dämmerung mit Geſchützen und Gewehren die friſchen Erdarbeiten heftig beſchoß, erkannte ſofort den ihm dadurch gebotenen Vortheil und als die Arbeitercolonnen zur Erweiterung dieſes Schlages einrückten, empfing er dieſelben mit einem Hagel von Geſchoſſen. Hier fanden an der Spitze dieſer Colonnen, die Zurückweichenden wieder vorführend, Oberſtlieutenant v. Gayl und Hauptmann Hertzberg, Beide vom preußiſchen Ingenieur-Corps, den Heldentod.

Erſt in der Nacht vom 5. zum 6. September kam die zweite Parallele völlig zu Stande; es war alſo fünf Nächte lang an derſelben gebaut und gegraben worden. Die Urſache dieſer Verzögerung lag in erſter Reihe in dem Regenwetter, das eingetreten war. Die Laufgräben mußten entwäſſert werden. Dazu kamen die Ausfälle des Feindes, gegen die man ſich durch reichlichere Anlage von Ausfallſtufen zu ſichern hatte.

Unter dieſen Ausfällen zählte der in der Nacht vom 2. zum 3. September unternommene zu den ernſteren. Zweimal ging der Feind in dieſer Nacht zum Angriff vor, um Mitternacht und um 3½ Uhr früh.

Der Mitternachts-Ausfall richtete ſich gegen den rechten Flügel unſerer Parallele und nahm die Richtung auf Bendenheim. Zwiſchen einer die äußeren Bahnhofsgebäude beſetzt haltenden Compagnie des 2. badiſchen Grenadier-Regiments »König von Preußen« und der feindlichen Angriffscolonne entſpann ſich ein heftiger Kampf, der unſere Poſition momentan in Gefahr brachte. Erſt als Oberſt v. Renz mit dem auf Trancheewache befindlichen 1. Bataillon ebengenannten Regiments herbei eilte, glückte es, den überlegenen Feind in die Feſtung zurückzuwerfen. Hauptmann Graeff war gefallen; mit ihm 50 Mann theils todt, theils verwundet. Ganz beſonders hatte ſich die 2. Compagnie des Grenadier-Regiments ausgezeichnet.

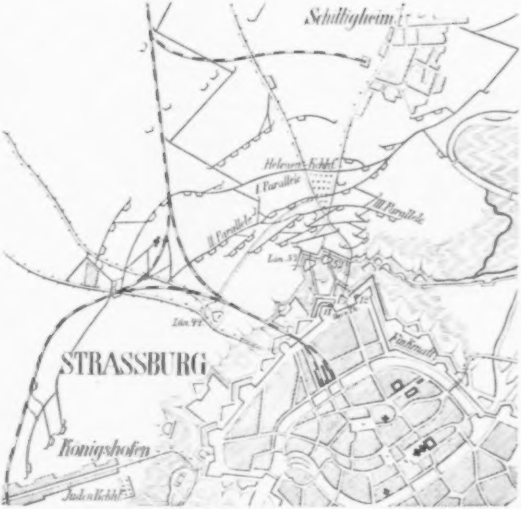
Der zweite Ausfall (3½ Uhr früh) richtete ſich gegen den linken Flügel der Parallele und ging in drei Colonnen über die durch Anbau und Baumwuchs viel Deckung gewährenden Inſeln Jars und Wacken, ſtieß hier auf das 2. Bataillon unſeres 30. Regiments und wurde nach kurzem aber lebhaftem Kampfe zurückgeworfen. Unſer Verluſt betrug 30 Todte und Verwundete; unter dieſen befand ſich Lieutenant v. Verſen, der in Gefangenſchaft gerieth. Unſererſeits wurden ein franzöſiſcher Offizier und vier Chaſſeurs gefangen genommen.

Dieſer zweite Ausfall war von einem formidablen Feuer aus den Feſtungswerken begleitet worden. Im Uebrigen ſah ſich unſere Infanterie nunmehr bereits in der Lage, bei Bekämpfung des auf den Wällen erſcheinenden Gegners thätig mitwirken zu können. Namentlich geſchah dies mit Wallbüchſen. Es war ſowohl preußiſcherſeits als auch durch die badiſche Diviſion eine Anzahl derartiger Gewehre herbeigeſchafft worden. Die beſten Schützen wurden damit ausgerüſtet und bildeten die Wallbüchſen-Detachements.*)

In der Nacht vom 3. zum 4., wie auch in den unmittelbar folgenden Nächten wurden mehrere neue Demontir-Batterieen gebaut, von denen zwei: eine 24-Pfünder- und eine Mörſer-Batterie (beide mit neuconſtruirten Geſchützen armirt) ſich alsbald glänzend bewähren ſollten. Und zwar bei Beſchießung reſp. Zerſtörung der Lünette 44.

---

*) Die günſtigſten Punkte der am weiteſten vorgetriebenen Laufgräben wurden, während aller Stadien der Belagerung, zu Stationen für die Wallbüchſen gewählt. Die badiſchen Schützen, welche dieſen Dienſt verſahen, hatten ein Mittel erfunden, um ſich dem Auge des Feindes zu entziehen. Sie kehrten das graue Unterfutter ihrer Mützen nach außen, ſo daß das, was in Wirklichkeit der Kopf eines wachſamen Schützen war, nur als ein Stück aufgeworfene Erde der Bruſtwehr erſchien. Dieſe Wallbüchſen machten es dem Feinde unmöglich, ſeinerſeits ein gut gezieltes Infanteriefeuer abzugeben, und indem derſelbe, an Stelle dieſes Hauptvertheidigungsmittels, ein maſſenhaftes Knallen mit hochangeſchlagenem Gewehr ſetzte, forderte er gleichſam die Belagerungs-Artillerie auf, ſich in die nächſte Gewehrſchußweite vorwärts zu begeben. So wurde die Artillerie durch die Wallbüchſen ſo zu ſagen dahin mitgenommen, wo letztere ſich einniſteten.


Schiltigheim
Helenen-Kchhf.
I. Parallele
III. Parallele
II. Parallele
Lün. 53
52
12
11
Lün. 44
Finkmatt
STRASSBURG
Königshofen
Juden Kchhf.

Dieſe Lünette 44 (ſiehe die vorſtehende Zeichnung) hatte zu der eigentlichen Angriffsfront, alſo zu dem den Baſtionen 11 und 12 vorgelegenen Terrain, eine ſolche Lage, daß ſie den Angriff durch ihr Flankenfeuer außerordentlich erſchwerte. Schon bei Anlage der erſten Parallele war dieſe Lünette 44 unbequem geworden, beim Bau der zweiten Parallele wurde ſie es in noch höherem Maße, und es ließ ſich nicht verkennen, daß, bevor aus der zweiten Parallele weiter vorwärts gearbeitet werden konnte, zunächſt die Lünette 44 entweder genommen oder doch wenigſtens dem Feinde die fernere Beſetzung derſelben unmöglich gemacht werden müßte. Für das Eine ſowohl wie für das Andere war es in hohem Grade wünſchenswerth, das gemauerte Reduit im Innern der Lünette zu demoliren, überhaupt die Hohlräume in derſelben vertheidigungsunfähig zu machen. Dieſe Aufgabe fiel den genannten beiden Batterieen zu. Am 8. September erhielt die Lünette 44 von den vorgenannten kurzen 24-Pfündern und zugleich aus der gezogenen Mörſer-Batterie (Meier) ein überwältigendes Feuer und wurde kurz darauf als vom Feinde verlaſſen recognoscirt.

Andere Batteriebauten, darunter eine rechts neben dem St. Helenen-Kirchhof, erfolgten in der Nacht vom 8. zum 9.

Die Aushebung der dritten Parallele.

(In der Nacht vom 9. zum 10. September.)

Bei den ſchnellen Fortſchritten der Artillerie befand man ſich bereits am 9. September in der Lage, aus der zweiten Parallele an drei Stellen mit den Laufgräben debouchiren zu können; aber noch mehr: in der Nacht vom 10. zum 11. konnten alle drei Sappentêten mit der »gemeinen Sappe« 300 Schritt lang hergeſtellt, in der folgenden Nacht ſogar ein über 700 Schritt langes Stück der dritten Parallele mit der gemeinen Sappe vollendet werden. Dies Unternehmen ſteht in der Kriegs- und Belagerungsgeſchichte ohne Beiſpiel da. Das Verdienſt desſelben gebührt dem Ingenieur en chef, Generalmajor v. Mertens. In wenigen Stunden gelang es mit Hülfe der gemeinen[*]) oder flüchtigen Sappe ebenſoviel zu fördern, wie ſonſt (unter Anwendung der »völligen Sappe«) in einer Reihe von Tagen.

Etwa gleichzeitig mit Aushebung der dritten Parallele erfolgte auch eine Umgeſtaltung des artilleriſtiſchen Kampfes. Bis dahin war derſelbe von hüben und drüben im Weſentlichen mit Rohrgeſchützen geführt worden. Vom 9. ab gab der Feind, von Einzelfällen abgeſehen, dieſe Kampfesweiſe auf und trat unſeren Angriffsarbeiten nur noch mit Bomben aus ſchweren Mörſern entgegen. Es mußte nunmehr auch unſererſeits Bedacht darauf genommen werden, den Mörſern, deren Aufſtellung ſich dem Auge gänzlich entzog, wiederum durch Mörſerfeuer in genügender Menge antworten zu können. Drei große Mörſer-Batterieen traten alsbald in Thätigkeit:

---

[*]) Man unterſcheidet die gemeine Sappe, die flüchtige Sappe und die völlige Sappe. Die beiden letzteren Sappenarten unterſcheiden ſich von der erſteren dadurch, daß bei ihnen zur Herſtellung der Deckung ſogenannte Sappenkörbe aufgeſtellt werden, hinter welchen man ſich eingräbt, indem man die erſte gewonnene Erde zum Vollfüllen der Körbe benutzt. Man erhält auf ſolche Weiſe von vorn herein eine beſſere Deckung, während bei der gemeinen Sappe die vorwärts geworfene Erde jedem einzelnen Manne erſt allmälig Deckung gewährt. Die flüchtige Sappe iſt inſofern der gemeinen Sappe ähnlich, als auch bei ihr auf der ganzen herzuſtellenden Sappe gleichzeitig gearbeitet wird und daß Infanterie dabei angeſtellt werden kann. Die völlige Sappe iſt diejenige langſame Form des Vorwärtsarbeitens, wobei ſich die zu dieſer Arbeit eingeübten Sappeurs auf eine künſtliche, im Sappeur-Reglement genau vorgeſchriebene Art maulwurfartig weiterwühlen. Die völlige Sappe charakteriſirt ſich dadurch, daß ſie unter fortwährend vorzuwälzender Deckung vorſchreitet. Bisher benutzte man hierzu in der Regel einen großen Korb, den ſogenannten Wälzkorb. Neuerdings wählt man nur die Erde vor ſich her und nennt dieſe Sappenart die Erdwalze. Die Anwendbarkeit der einen oder andern dieſer Sappenformen hängt von der geringeren oder größeren Nähe, in welcher feindliches Feuer zu erwarten iſt, ab. Bisher nahm man allgemein an, daß ſchon die zweite Parallele nicht mehr mit der gemeinen, ſondern wenigſtens mit der flüchtigen Sappe gearbeitet werden müſſe, für alle Arbeiten vorwärts der zweiten Parallele aber war die Nothwendigkeit des völligen Sappirens anerkannt.

Batterie *Hüger* von der Weſtphäliſchen Feſtungs-Artillerie, mit ſechs 25pfündigen Mörſern,

Batterie *Trüſtedt*, mit vier 50pfündigen Mörſern,

Batterie *Meier* vom Magdeburgiſchen Feld-Artillerie-Regiment (dieſelbe die Lünette 44 zum Schweigen gebracht hatte), mit zwei gezogenen 21 Centimeter-Mörſern armirt.

Dieſe drei Batterieen richteten ihr Feuer gegen die eigentliche Angriffsfront: die Baſtionen 11 und 12, und erzielten eine ſolche Wirkung, daß ſchon nach wenig Tagen beide Baſtionen kaum noch einem für die Vertheidigung eingerichteten Feſtungswerke glichen.

Die Aushebung der vierten (Halb-) Parallele und des Couronnements.

(In der Nacht vom 12. zum 13. und vom 13. zum 14. September.)

Am Abend des 12. September war man bereits ſo weit, auch aus der *dritten* Parallele weiter vorgehen zu können. Vor Lünette 53 hatte man den Fuß des Glacis mit der dritten Parallele erreicht; dagegen war dieſelbe vom Fuße des Glacis der etwas zurückſpringenden Lünette 52 noch etwa 50 Schritt entfernt. Es wurde aus dieſem Grunde die Anlage einer *halben Parallele* projektirt, welche das Glacis *beider* Lünetten berühren ſollte. Vor der Spitze der Lünette 52 mußte daher zu dieſer Halbparallele vorwärts ſappirt werden.

Wenn man ſich in ſo großer Nähe der Feſtungswerke befindet, können die Annäherungswege nicht mehr im Zickzack geführt, ſondern müſſen durch Traverſen (Querwälle) defilirt werden. In der mondhellen Nacht vom 12. zum 13. war dieſe Traverſenſappe theilweiſe nicht anders als mit der Erdwalze herzuſtellen, wo es indeſſen irgend möglich war, arbeitete man flüchtig, ſo daß bereits in der Nacht vom 13. zum 14. September die *Halbparallele* zu Stande kam und ſogar der Anfang zum Vorgehen aus der Halbparallele gemacht werden konnte. In dieſer oder der folgenden Nacht glückte es vor jeder Face der Lünette 53 ein etwa funfzig Schritt langes Stück des »*Couronnements*« mittelſt der flüchtigen Sappe zu Stande zu bringen. Man verſteht unter »*Couronnement*« den letzten vor einem angegriffenen Werke anzulegenden *Parallelen-Laufgraben*, welcher auf dem höchſten Theile des Glacis liegt und daher auch Krönung des Glacis genannt wird.

Man befand ſich alſo den beiden Lünetten 53 und 52 nunmehr bis auf 100 Schritt gegenüber. Dennoch verging noch eine volle Woche, ehe beide Lünetten in unſern Händen waren.

Das Breſcheſchießen
und die Wegnahme der Lünetten 53 und 52.

Von Erdarbeiten haben wir nun nicht weiter zu berichten. Was noch zu thun war, war Breſcheſchießen und — Sturm, zunächſt der Lünetten, dann der Baſtionen, dann der Stadt.

Bis zum 13. hatte der artilleriſtiſche Angriff einen ſo zu ſagen regelrechten Verlauf genommen; von dieſem Tage an überſchritt die Artillerie mit kühnen Sprüngen die Grenzen der Regel.

Während man, ſelbſt als es nur glatte Geſchütze gab, die zweite Parallele im Allgemeinen als letzte Poſition betrachtete, über welche hinaus die Artillerie, wenigſtens mit Rohrgeſchützen, nicht nöthig habe weiter vorzudringen, und aus welcher hinaus nur in den letzten Stadien der Belagerung Rohrgeſchütze vorgebracht zu werden brauchten, um die Breſchbatterieen und die den Sturm der Breſche vorbereitenden Contre-Batterieen zu armiren, ſo war es, auch nach Einführung gezogener Geſchütze, der preußiſchen Artillerie vorbehalten, vorwärts der zweiten Parallele mit Demontir-Batterieen aufzutreten.

Aber in noch anderer, wichtigerer, in gewiſſem Sinne dem Vorſtehenden entgegengeſetzter Beziehung bezeichneten dieſe Tage (vom 13. bis zum 17.)*) den Eintritt in eine neue Epoche des artilleriſtiſchen Angriffs. Der indirekte Breſcheſchuß, der, bis dahin nur theoretiſch berechnet, noch keine Kriegsprobe beſtanden hatte, kam zu voller Geltung. Zum erſten

---

*) In eben dieſen Tagen waren innerhalb der Stadt, zu der ihnen der Zutritt geſtattet worden war, die ſchweizer Delegirten thätig, eine Emigration von Frauen, Kindern und Altersſchwachen ins Werk zu ſetzen. Am 15. September verließen 500, am 17. September 568 Perſonen die Stadt. Generallieutenant v. Werder hatte, im Gegenſatz zu einer auf S. 658 erwähnten Aeußerung, dies Zugeſtändniß gemacht. Spätere Geſuche wurden abgelehnt.

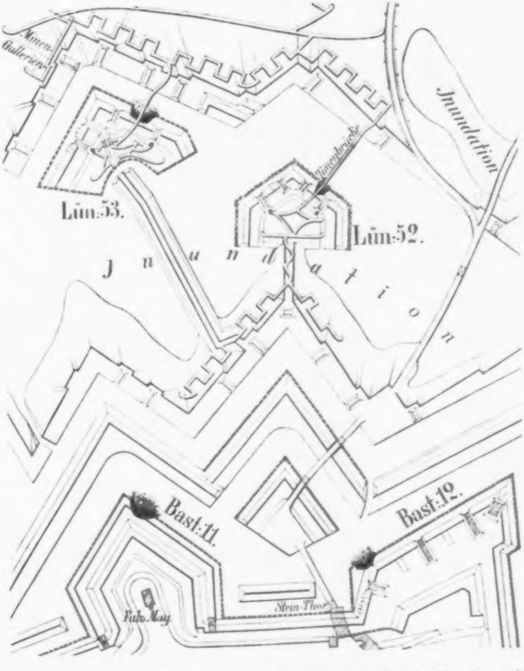
Male ſeitdem es Belagerungen giebt, ſah der Vertheidiger einer Feſtung die Mauern ſeiner Wälle durch Geſchütze zertrümmert, welche 1000 Schritt entfernt an Punkten aufgeſtellt waren, von denen aus jene Mauern nicht einmal geſehen werden konnten.

Die Schwierigkeit des *indirekten Breſcheſchießens* wird um ſo größer, je näher die das Mauerwerk deckende Bruſtwehr vor demſelben liegt und je tiefer der Graben iſt, deſſen Böſchung die Mauer bekleidet. In beiden Beziehungen waren die Verhältniſſe für das Breſchiren der Escarpe der Lünette 53 möglichſt ungünſtig. Wenn nun trotzdem bereits nach dem erſten Schießtage die Ueberzeugung gewonnen wurde, daß eine gangbare Breſche zu Stande kommen werde, ſo konnte doch die *Beobachtung der Wirkung* durchaus nicht in ſolcher Weiſe erzielt werden, wie es zu wünſchen geweſen wäre.

Aber vom 17. ab ermöglichte ſich auch *dies*. Schon in der Woche, die dem eigentlichen Breſcheſchießen vorausging, hatte Hauptmann *Ledebour* vom Ingenieur-Corps, indem er ſich in dem Graben vor der Spitze der Lünette 53 an Stricken niederließ, das Vorhandenſein von Minengängen conſtatirt, deren Eingänge ſich an der Contre-Escarpe dieſes Grabens befanden. Es wurde demnächſt verſucht, dieſen Minengängen mit einem Schleppſchacht von der dritten Parallele aus entgegenzugehen. Am 14. früh fand man dieſelben auf, und nachdem ſie entladen und an den zerſtörten Stellen gangbar gemacht waren, konnten dieſe Gänge dazu dienen, um gedeckt bis zum *dieſſeitigen* Rande desjenigen Grabens vorzudringen, deſſen gegenüberſtehende Mauer in Breſche gelegt wurde. *Wie aus der Proſceniumsloge eines Theaters konnte von hier aus der ganze fernere Verlauf des Breſcheſchießens beobachtet werden.* Hauptmann *Müller* vom Kriegsminiſterium, der ſeitens des Generallieutenants v. Decker mit der Leitung des Feuers in den Breſchbatterieen beauftragt worden war, benutzte dieſe »Proſceniumsloge« ſofort und konnte von hier aus am 17. die ganz beſtimmte Ueberzeugung gewinnen, daß die Breſche erſteigbar ſei.

Die Entſcheidung rückte immer näher; es mußte auf einen Sturm Bedacht und daher der Bau von Contre-Batterieen in Angriff genommen werden. Zugleich hatten in der Nacht vom 18. zum 19. Pionier-Compagnieen vor den Lünetten 53 und 52 Graben-Descenten hergeſtellt. Dieſe beiden Lünetten fortzunehmen, um dann von hier aus gegen Baſtion 11 und 12 vorzugehen, war unſere nächſte Aufgabe.

Die Contre-Escarpe von Lünette 53 war weggeſprengt; in der folgenden Nacht begann der mühſame *Dammbau* durch den Waſſergraben vor


Minen Gallerien
Inundation
Lün:53.
Tonnenbrücke
Lün:52.
Inundation
Bast:11.
Bast:12.
Stein-Thor
Pulv.Mag.

der Breſche im feindlichen Feuer. Der Dammbau glückte; die Lünette wurde unter geringen dieſſeitigen Verluſten beſetzt.

Der Bericht eines Betheiligten giebt die Vorgänge, die zu dieſer Beſetzung führten, in ſehr anſchaulicher Weiſe.

Die Beſetzung von Lünette 53.

(Vom 20. zum 21. September.)

»Unſere Mineurs waren ſeit dem 19. Abends an der Contre-Escarpe thätig, hatten immer tiefer hineingearbeitet, dann geladen und verdämmt.

Um 4¼ Uhr Morgens, am 20. September, ſtürzte mit einem dumpfen Krach das Mauerwerk auf 12 Fuß Breite zuſammen. Still und ruhig war es bis dahin, alle Mannſchaften auf weite Entfernungen zurückgezogen, nur die Mineure, zwei, drei Mann, waren bis zuletzt beſchäftigt. Auch ſie waren im allerletzten Moment weggehuſcht aus der gefährlichen Nähe der Mine.

Nun beginnt ein zwar möglichſt leiſes, aber buntes geſchäftiges Treiben. Die Pioniere ſuchen die eben gebrochene Breſche zu erweitern, die Infanterie-Arbeiter werden durch die Descente hindurch in mehreren Reihen nebeneinander bis hinter das Couronnement angeſtellt und kleine Körbe mit Erde gefüllt fliegen nun ſchnell von Hand zu Hand, voll hin, leer die andere Reihe zurück; über die Bruſtwehr weg aber ſchleppen die Pioniere Sappenkörbe und Faſchinen, mit Sandſäcken und Steinen beſchwert. Korb auf Korb, Faſchine auf Faſchine fliegt ins Waſſer, und darauf Wurf auf Wurf von dem zugereichten Boden; unerſättlich verſchlingt im Anfange das Waſſer alles Material, es hat in der Mitte eine Tiefe von 8 Fuß; aber langſam, Fuß für Fuß, rückt der Damm vor.

Der Tag bricht an; es darf nicht hindern; nur um ſo emſiger rühren ſich die Hände und um ſo ſchneller folgt Korb auf Korb. Schon kann man beginnen auf dem feſten Unterbau links eine Deckung herzuſtellen aus Sappenkörben, von oben mit Erde, ſo weit es geht, dann mit gefüllten Sandſäcken gefüllt. Es muß Sicherung gegen den Schuß von Nr. 52 geſchaffen werden. Aber den ganzen Morgen läßt ſich hier Niemand ſehen, auch von dem vorliegenden Werke, von 53, fällt kein Schuß; freilich iſt das Couronnement dicht mit Schützen beſetzt, die nur warten, daß ein Kopf ſich zeige. Eine Batterie von zwei 6-Pfündern ſteht zudem im Couronnement, um die links gelegenen Werke zu beſchießen.

Man wird immer kühner; und da juſt ein Nachen herbeigeſchafft worden iſt, taucht der Gedanke auf, hinüber zur Breſche zu fahren; von zwei Seiten arbeitet's ſich ja beſſer einander in die Hände. Kaum hat der Gedanke Worte gefunden, ſo wird er ausgeführt. Einige Pioniere paſſiren zuerſt, dann Mannſchaften vom 3. Bakaillon 2. Garde-Landwehr-Regiments, mit Lieutenant v. Meyer an der Spitze. Um 1 Uhr Mittags klettern ſie die Breſche in die Höhe und beginnen den Boden von hier ins Waſſer zu werfen, zugleich dadurch die Breſche gangbarer machend.

Aber noch wagte Keiner über die Bruſtwehr ſich hinweg, noch vollends war Keiner drin im Werke, von dem man nicht wußte, ob und wie ſtark es beſetzt ſei. Auch war in jedem Falle Gefahr genug damit verbunden, denn die Granaten unſerer eigenen Geſchütze ſauſten dicht über die Bruſtwehr der Lünette, ſchlugen ſogar theilweiſe ein. Andererſeits war es wiederum wichtig genug, genau das Innere der Lünette kennen zu lernen und beſonders zu ſehen, ob ſie noch beſetzt ſei. Kaum hatten demnach die Arbeiter auf der Breſche ihr kühnes Werk begonnen, ſo kletterte der Ingenieur-Lieutenant Frobenius weiter hinauf, lugte erſt hier und da hinein über die Bruſtwehr und — mit einigen Sprüngen war er drin. Er ſkizzirte ſchnell das Innere und kehrte unverſehrt zurück. Das Werk war nicht beſetzt.

Die Artillerie war indeſſen benachrichtigt und ſtellte ihr Feuer auf dieſe Stelle ein; ſo folgte dem Vorläufer nach einiger Zeit Dieſer und Jener; man begann ſich an der oberen Kante der Bruſtwehr feſtzuſetzen und ſo ohne alle Ordre Beſitz von dem Werke zu ergreifen.

Alsbald erſchien auch der Oberſtlieutenant v. Wangenheim, Chef des Ingenieurſtabes des Belagerungscorps; er führte ſelbſt Pioniere hinein, unterſuchte die Hohlräume und nun begann man ſich im Innern der Lünette zu verbauen.

Indeſſen war der Uebergangsdamm zu ſeinem Ende geführt worden, Abends 6 Uhr war er fertig.

Kurz vorher hatten uns einige Verluſte betroffen. Auf der linken Face von 52 erſchien plötzlich feindliche Infanterie, und ein ſtarkes Gewehrfeuer gegen die Arbeiter beginnend, fielen einige unſerer Pioniere todt und verwundet. Lange indeß konnte das Feuer nicht ſchaden, denn die Seitendeckung rückte mit dem Damme vorwärts und ſicherte uns gegen die Lünette 52.

So war denn die Communication beendet und das erſte Werk der Feſtung genommen, eigentlich durch eine kühne Recognoscirung.“

Die Beſetzung der Lünette 52.

(In der Nacht vom 21. zum 22.)

„Blutiger als die Occupation der Lünette 53, ſo entnehmen wir demſelben Bericht, ſollte in der Nacht vom 21. zum 22. die Beſitzergreifung der Lünette 52 vor ſich gehen. Ueber den 180 Fuß breiten Waſſergraben war bis 8 Uhr Abends noch keine Communication zu ſehen, nur die Grabendescente war fertig und zwar in der Weiſe hergeſtellt, daß zwei Reihen Schanzkörbe übereinander die beiderſeitigen Böſchungen des Durchſtichs bekleideten und die Decke durch Eiſenbahnſchienen gebildet wurde, welche durch beſondere Unterſtützungen auf beiden Seiten getragen wurden. Die Tête nach dem Waſſer zu war mit einer Maske von Sappenkörben, Faſchinen und Sandſäcken eng geſchloſſen, als um 8 Uhr die Compagnie Andreae (Pioniere) zum Brückenbau vorging. Das Gewehrfeuer der Feſtung, namentlich von den links flankirenden Linien und der Contregarde der Hauptenceinte, war ziemlich lebhaft, wie es den ganzen Tag über geweſen, aber hauptſächlich gegen Lünette 53 und das Couronnement gerichtet. Bald begann es aber hörbar in das Innere der Lünette 52 einzuſchlagen und von Zeit zu Zeit ſauſte ein Kartätſchenhagel dahinein; ebenſo gerade an der Stelle der Descente hinter dem Couronnement entlang (vom Hornwerk 47—49 aus), wo man alſo offenbar die Sturm-Colonnen erwartete.

Die Pioniere entfernten die Têtendeckung, trugen zuerſt einige Nachen herbei und ließen ſie geräuſchlos ins Waſſer gleiten; zwei Mann mit dem Ende eines Taues fuhren zum jenſeitigen Ufer der Escarpe der Lünette hinüber, ſo daß das Tau ſich quer über den Graben ſpannte. Große, leere Biertonnen wurden herbeigerollt, je zwei neben einander durch einen Rahmen von Balken derart verbunden, daß die gemeinſame Achſe quer zur Brückenrichtung ſtand, vier Balken wurden auf dem Rahmen aufgelegt, an dieſen das dieſſeitige Tauende befeſtigt und nun die Tonnen vorwärts gezogen, indem vom dieſſeitigen Ufer mit den Balken nachgeſchoben wurde. Wieder wurde eine Unterſtützung aus zwei Tonnen und einem Rahmen gebildet, wieder vier Balken aufgelegt, die erſte, nun freiſchwimmende Strecke mit Brettern eingedeckt und abermals vorgeſchoben. Auf dieſe Weiſe wurde vom dieſſeitigen Ufer aus ein Brückenglied nach dem andern angeſetzt, und um eben ſo viel rückte die Brückentête dem jenſeitigen Ufer, dirigirt von dem Leitſeil, näher. (Vgl. unſere Karte auf S. 673, die bei Lünette 52 die Richtung der Tonnenbrücke, wie bei Lünette 53 die Richtung des geſchütteten Erddammes giebt.)

Unter Leitung des Hauptmanns Andreae und Premierlieutenants v. Keiſer II. ſchritt die Arbeit raſch und mit erſtaunlicher Ruhe und Geräuſchloſigkeit vorwärts. Um 10 Uhr gelangte die Brückentête an das jenſeitige Ufer und die Landſtöße wurden gelegt, d. h. die bis jetzt frei ſchwimmende, nur an dem Tau drüben, an den vier Balken hüben dirigirte Brücke wurde an beiden Ufern feſtgelegt; eine Strohſchüttung auf der ganzen Brückenbahn ſollte das Geräuſch beim Uebergange der Colonne dämpfen.

Um 10½ Uhr war auch dieſe letzte Arbeit beendet; die Colonnen rückten an: die Pionier-Compagnie Roeſe, die Compagnie Denk (2. Compagnie 34. Infanterie-Regiments) und eine Abtheilung von 100 Mann der 12. Compagnie 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments unter Leitung des Ingenieur-Lieutenants v. Keiſer I.

Mit zwölf Pionieren und zwei Unteroffizieren ging Hauptmann Roeſe zuerſt über die Brücke bis auf die Bruſtwehr der Lünette vor; einer der Unteroffiziere (Mineur) unterſuchte die Hohlräume des, wie zu erwarten, leer gefundenen Werkes auf Minen, die zwölf Mann ſuchten an der ſteilen Erdböſchung der Escarpe Stufen für die nachfolgenden Colonnen herzuſtellen.

Nachdem der Mineur gemeldet, daß Alles in Ordnung, ging ein Zug Infanterie als Bedeckung über und placirte ſich möglichſt gedeckt im Innern des Werkes, ihnen auf dem Fuße folgten die Pionier-Compagnie und zwei Züge Infanterie; erſtere fand gegen das Feuer des Hauptwalles eine willkommene Deckung in der Palliſadirung der Kehle des Werkes, wohinter ſie beginnen konnte ohne Zögern den Graben auszuheben. Die zweite Aufgabe war dann, von dieſer Poſition zum Uebergangspunkte hin eine gedeckte Communication herzuſtellen. Die Infanterie fand in den Hohlräumen meiſt Unterkommen bis zur Beendigung der Sappe.

Die erſten Züge der Colonnen waren mit möglichſter Stille über die Brücke gelangt, als die zuletzt hinüberrückenden, beunruhigt durch die über ihren Köpfen pfeifenden Kugeln, in eine ſchnellere und damit geräuſchvollere Bewegung verfielen. Dies mußte den Feind aufmerkſam gemacht haben, und als die 100 Mann der Garde-Landwehr an der Escarpe ankamen, begann ſich auf dieſen Punkt ein mörderiſches Feuer zu concentriren. Und gerade hier ſollten die Leute placirt werden, um einen gedeckten Weg hinauf in das Innere auszuheben! Major v. Quitzow, vom Ingenieurcorps, war ſelbſt an der Tête; die Leute warfen ſich nieder, aber es half nichts; was nutzte alle Arbeit im Innern, wenn ſie keine gedeckte Communication nach der Brücke hatte?

Unter äußerſter Anſtrengung der Offiziere wurden die Mannſchaften angeſtellt, überſchüttet von Gewehr- und Kartätſchenkugeln. Bald kam der erſte Verwundete zurückgelaufen über die Brücke, Schuß in der Schulter; gleich darauf der zweite, Schuß im Arm, ein dritter wurde bereits herübergetragen, und die Krankenträger reichten bald nicht mehr aus, um die Gefallenen wegzutransportiren. Jetzt ein Offizier: Lieutenant v. Oppen, Schuß in der Seite. Und immer dichter hagelten die Schüſſe nieder, immer wieder ſchlug ein Kartätſchſchuß ein; es war eine entſetzliche Nacht.

Endlich hört das Laufen auf der Brücke auf; man ſchien tief genug im Boden zu ſein, ſchien Deckung zu haben. Mit nichten. Immer neue Meldungen von Verluſten trafen ein: Major v. Quitzow todt, der zweite Tranchéemajor todt, und hier lagen im Laufgraben noch 10 Todte und 38 Verwundete.

Aber das Werk war unſer und wieder waren wir einen Schritt näher zum Ziele.«

Die letzten Tage.

Vom 22. bis 27. September.

Lünette 53 und 52 waren unſer, aber ein Blick auf den Plan von Straßburg zeigt, daß damit erſt der erſte entſcheidungbringende Schritt geſchehen war. Hinter den genannten beiden Lünetten lagen, wie mehrfach hervorgehoben, die Baſtionen 11 und 12 und gegen dieſe begann ſich nun unſer Angriff zu richten. Das Verfahren dabei war daſſelbe: Breſcheſchießen, Uebergang, dann Sturm. Kam es zu einem ſolchen, ſo war vorauszuſehen, daß derſelbe erhebliche Opfer koſten werde.

Am 23. begann die Batterie von Gentzkow das Breſchiren der Escarpe der rechten Face von Baſtion 11, am 24. folgte die Batterie Mogilowski gegen die linke Face von Baſtion 12. Jene war mit ſechs, dieſe mit vier kurzen 24-Pfündern armirt. Beide indirekte Breſchbatterieen brachten im Verlauf von drei Tagen (bis zum 26. reſp. 27. früh) das Mauerwerk zum Sturz, ſo daß es nur noch einiger Schüſſe gegen die Erdwand bedurft hätte, um die Breſchen völlig erſteigbar zu machen. Das feindliche Feuer, trotzdem es zum Theil mit großer Präciſion abgegeben wurde, richtete in dieſen letzten Tagen nur geringen Schaden an.

Inzwiſchen gingen auch die Sappenarbeiten ihren letzten Zielen entgegen. Vergeblich war der Kampf des Feindes gegen dieſelben. Die leitenden Ingenieur-Offiziere förderten die gefahrvolle Arbeit, theilweiſe mit eigener Hand die Sappenkörbe ſetzend. Schon am Morgen des 23. September war ein bedeutendes Stück der Traverſenſappe fertig, mit welcher aus Lünette 52 debouchirt wurde, und bald darauf begann man vor den Werken der Hauptumwallung das Glacis zu krönen. Leider empfing hierbei Hauptmann Ledebour eine Verwundung, die nach einigen Wochen ſeinen Tod zur Folge hatte. Dieſer Offizier, welcher, wie S. 672 angeführt iſt, die Minengänge vor Lünette 53 fand, hatte ſich durch unermüdliche Thätigkeit beim Recognoſciren der Feſtung unter fortwährender Exponirung ſeiner Perſon ſehr verdient gemacht. Er hatte es unter Anderm unternommen, im Graben ſchwimmend, das Terrain hinter Lünette 52 zu recognoſciren, ob es geräumig und trocken genug ſei, um nach Erſtürmung dieſes Werkes darauf fortarbeiten zu können.

Dieſe Arbeit hinter Lünette 52 war nun ausgeführt. Das feindliche Feuer konnte in keiner Weiſe das weitere Vorſchreiten lähmen und bis zum 26. früh kam das Couronnement vor der Contregarde der Baſtion 11 und ein Logement vor dem Werke 54 zu Stande.

Grabendeſcenten wurden vorbereitet.

Vergegenwärtigt man ſich angeſichts dieſer Thatſachen die Lage des Vertheidigers, ſo muß dieſelbe als gänzlich hoffnungslos bezeichnet werden.

Die Artillerie hatte ſich der Feſtung gegenüber mit vielen Anſtrengungen ſtets verbeſſerte Poſitionen geſchaffen. Von den 69 Batterieen, welche ſie gebaut hatte, hielt ſie jetzt 40 beſetzt; ſie war im Stande — von den badiſchen Batterieen bei Kehl abgeſehen — jeden Augenblick mit 180 Geſchützen aufzutreten. Wenn von dieſen Geſchützen nur ein mäßiges Feuer unterhalten wurde, ſo erhielt die Feſtung in 24 Stunden 6000 Projectile, von denen jedes einzelne eine Sprengwirkung äußert.*)

An das Abſchlagen eines Sturmes, der von ſolcher Artillerie vorbereitet werden konnte, war nicht zu denken. Genau genommen waren die Vertheidiger ſchon jetzt nicht mehr Herren ihrer Wälle oder, beſſer geſagt, eigentliche Wälle waren überhaupt nicht mehr vorhanden.

---

*) Einſchließlich der badiſchen Artillerie feuerten während der Belagerung 241 Geſchütze, wobei wohl auch Feldbatterieen, die anfänglich partiell zur Verwendung kamen, miteingerechnet ſind. Von all dieſen 241 Geſchützen ſind im Ganzen 193,722 Schuß und Wurf abgegeben worden, und zwar 162,600 von den 197 preußiſchen und 31,122 von den 44 badiſchen Geſchützen. Es ſind dies geweſen:

28,000 Granatſchuß aus dem langen gezogenen 24-Pfünder,
45,000 Granatſchuß aus dem gezogenen 12-Pfünder,
8,000 Granatſchuß aus dem gezogenen 6-Pfünder,
5,000 Shrapnelſchuß aus dem gezogenen 24-Pfünder,
11,000 Shrapnelſchuß aus dem gezogenen 12-Pfünder,
4,000 Shrapnelſchuß aus dem gezogenen 6-Pfünder,
3,000 Langgranatſchuß aus den 15-Centimeter-Kanonen,
600 Langgranatwurf aus 11-Centimeter-Mörſern,
15,000 50pfündige,
20,000 25pfündige,
23,000 7pfündige Bombenwürfe aus glatten Mörſern.

Dieſe Summen (Total: 193,722 Schuß und Wurf) ergeben als ſtatiſtiſches Reſultat, daß in den 31 Tagen des förmlichen Angriffs auf Straßburg durchſchnittlich an jedem Tage 6249, in jeder Stunde 269, in der Minute alſo fortlaufend 4—5 Schuß oder Wurf in die Feſtung gefeuert worden ſind.

Bei dieſer Gelegenheit iſt noch zu erwähnen, daß das Gewicht der einzelnen Geſchoſſe nicht nach deren Eiſengewicht, ſondern nach dem einer ſteinernen Kugel von gleicher Größe beſtimmt wird, ſo daß beiſpielsweiſe das Gewicht der 7—50pfündigen Bomben im Verhältniß ihres Kalibers bis 180 Pfund ſteigt.

Wer nicht im Jahre 1870, in den letzten Tagen des September, auf den Wällen Straßburgs, in den Baſtionen 11 und 12, geweſen iſt, vermag ſich keinen Begriff zu machen, in welchen Zuſtand unſere Artillerie dieſelben verſetzt hatte.

Selbſt die dabei betheiligt geweſenen Artilleriſten geriethen davon in Erſtaunen, als ſie ſpäter Gelegenheit hatten, die Wirkung der Beſchießung in allen ihren Einzelnheiten zu ſehen.

Aus dem ganzen künſtlichen Bau der Bruſtwehren, der Wallgänge, Traverſen und Hohlräume war ein formloſer Erdhaufen geworden, verſchüttet unter Trümmern lagen die Geſchütze, demontirt, umgeworfen, unkenntlich. Kaum konnte man ſich auf dieſem einſtmaligen Bollwerke noch bewegen, der Transport neuer Geſchütze wäre nicht zu ermöglichen geweſen, am allerwenigſten aber gewährten dieſe Werke noch Deckung.

Dabei lag der ganze Stadttheil hinter der Angriffsfront in Trümmern, und es mußte ſehr fraglich werden, ob man über dieſe Trümmerhaufen hinweg überhaupt noch Truppen zur Vertheidigung der Breſche vorführen könne.

Endlich aber, und dieſer Umſtand iſt gewiß nicht gering zu veranſchlagen, war hier bei Straßburg ſchon jetzt die Citadelle, ſonſt die letzte Zufluchtsſtätte der Beſatzung, in einer Weiſe verwüſtet, wie man noch nie zuvor Aehnliches geſehn.

Die Batterieen auf dem rechten Rheinufer bei Kehl hatten dieſe Aufgabe unausgeſetzt durchgeführt, und ſo gebührt der daſelbſt thätig geweſenen badiſchen Artillerie ein weſentlicher Antheil an der Bezwingung Straßburgs. Die Citadelle war nicht mehr im Stande eine Beſatzung aufzunehmen.

Dennoch verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der Vertheidiger, die Hoffnungsloſigkeit eines längeren Widerſtandes einſehend, den Weg der Unterhandlungen betreten hätte.

Die deutſchen Truppen ſahen daher gefaßten Muthes der Nothwendigkeit entgegen, den Preis ihrer faſt übermenſchlichen Anſtrengungen und ihres pflichtgetreuen Ausharrens noch mit einem letzten blutigen Kampfe Mann gegen Mann erringen zu müſſen.

So kam der 27. September.

Der Morgen brach trübe an; ein dichter Nebel verhüllte der Artillerie ihre Ziele, erſt gegen 10 Uhr wurde es klar und ſie begann ihr Feuer. Zu den 180 Feuerſchlünden waren heute die gewaltigſten, die 21 Centimeter-Mörſer (Batterie Meier) wieder hinzugetreten. Die Erde bebte auf viele Meilen hin. Da plötzlich ſchwieg das Feuer.

Alles horchte auf; die Stille überraſchte mehr als das Gekrach. Was war geſchehen?

Straßburg am 27. September.

Wir nehmen die Mittheilungen des Tagebuchs, die wir unſerer Darſtellung der erſten Wochen der Belagerung zu Grunde legten, an dieſer Stelle wieder auf.

»So kam der 27. September, — ſo heißt es am Schluß jener Aufzeichnungen. Es war der ſechsundvierzigſte Tag. Faſt 8000 Einwohner waren obdachlos, von milden Gaben lebend, geflüchtet in die Kirchen und Schulen, in Löcher am Fuß der Wälle, in Bretterhütten auf den Staden oder auf den Leinpfaden. Fünfhundert Häuſer waren abgebrannt, eingeſtürzt, zerſtört.

Die ſchönſten Straßen, die volkreichſten Stadttheile: Ruinen! Die Kunſtſchätze, die wiſſenſchaftlichen Sammlungen, Meiſter- und Wunderwerke, was waren ſie noch? Schutt- und Steinhaufen, verkohlte Balken, krummgebogenes Eiſen, Trümmer, Splitter, Aſche.

Vor der Stadt die Promenaden verwüſtet, die Brücken abgebrochen, die Straßen aufgewühlt und kothig; überall Brandſpuren; das Gras und die Blätter vergilbt, Baumſtämme umgeſtürzt!

Die Garniſon entſchloſſen, aber jeden Tag vermindert; nahe an ſiebenhundert Soldaten im Grabe nebeneinander!

In jeder Familie ein Verwandter, den man beweinte; in den Kellern Frauen und Kinder; Kranke, welche keinen Schlaf mehr fanden; andere, deren Verſtand ſich verwirrt hatte durch die Wirkung des Schreckens. Todte, die in die Grube geworfen wurden, ohne daß ein Freund ſie begleitet; in der Luft ein furchtbares und endloſes Toſen und Krachen; Angſt- und Schmerzensgeſchrei und — Verwüſtung!

Die Mauern der alten Feſtung zerſchoſſen; die Wälle durchfurcht, unförmliche Klumpen; Feuerſchlünde zertrümmert und ſtumm, und darunter die eingeſtürzte Mauer.

Seit lange ſchlugen die Kirchenuhren nicht mehr und die Stunden und Tage ſchienen ſtill zu ſtehen.

So kam der ſechsundvierzigſte Tag. Man hoffte nichts mehr, man konnte ſich keinen Täuſchungen mehr hingeben und man fügte ſich mit Ergebung dem unerbittlichen Schickſal.

Da gegen 5 Uhr wurde es in den Straßen plötzlich rege und belebt. Man läuft, man beſtürmt einander mit Fragen; alle Blicke wenden ſich auf einen einzigen Punkt: Eine weiße Fahne flattert auf dem Münſter!

Man traut ſeinen Augen nicht; man blickt wieder und wieder hinauf. Nein, es iſt keine Täuſchung! Ungläubig ſagt man, dies ſei eine Fahne, welche andeute, daß Kranke, Verwundete im Münſter ſich befinden, und den Belagerern als Mahnung dienen ſolle, das Gebäude zu ſchonen. Aber doch, wenn die Fahne dieſe Bedeutung hätte, ſo würde ſie das rothe Kreuz in der Mitte tragen, und — dieſes Kreuz fehlt. Man hört auch keine Schüſſe mehr.

Wär' es ein Waffenſtillſtand?

Nein, es war die Capitulation.

Die Capitulation.

Es war die Capitulation. »Niemand der dieſen 27. September vor Straßburg mit erlebt hat — ſo ſchreibt ein Offizier der Belagerungs-Armee — vermag ſich einen Begriff von dem hellen Sonnenſchein zu machen, der plötzlich unſere Herzen durchdrang, als der Donner der Geſchütze verſtummte und alle Augen gleichzeitig zu der weißen Fahne, welche auf dem Münſterthurm flatterte und — zu Gott aufblickten, der dieſe denkwürdige Arbeit deutſcher Waffen endlich mit ſeinem Siege gekrönt hatte.

Es war als ob Alles aus einem ſchweren Traume erwacht ſei. Auf einmal war Alles froh belebt, die Soldaten ſtiegen auf die Bruſtwehren der Laufgräben und Batterieen, ein endloſes Hurrah erſcholl aus tauſend Kehlen, man drückte ſich die Hände, man umarmte ſich.«

Ein anderer, rein ſachlich gehaltener Bericht ſchildert den Vorgang und was ſich unmittelbar anſchloß, wie folgt:

»Am 27. September, Nachmittags 5 Uhr, während noch von beiden Seiten gefeuert wurde, ſahen wir plötzlich vom Münſter, ſo wie von Baſtion 11 und 12 weiße Fahnen wehen. In Folge deſſen wurde das Feuern dieſſeits eingeſtellt. Ein Parlamentair brachte von dem Commandanten von Straßburg, General Uhrich, einen Brief, in welchem derſelbe die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade anzeigte. Zur Vereinbarung der näheren Verhandlungen wurden als Bevollmächtigte der Chef des Generalſtabes, Oberſtlieutenant v. Leszczynski, und Graf Henckel v. Donnersmarck nach Königshofen entſendet, woſelbſt Nachts 2 Uhr die Capitulation unterſchrieben wurde, nach welcher 17,111 Mann, einſchließlich der Nationalgarden, und 451 Offiziere die Waffen ſtreckten. Zugleich fielen 1843 Pferde nebſt ſämmtlichem Material in unſere Hände.«

Der Wortlaut der Capitulation aber war der folgende:

Die Capitulation.

Der königlich preußiſche Generallieutenant v. Werder, Commandeur des Belagerungscorps vor Straßburg, aufgefordert vom franzöſiſchen Generallieutenant Uhrich, Gouverneur von Straßburg, die Feindſeligkeiten gegen die Feſtung einzuſtellen, iſt mit demſelben dahin übereingekommen, in Anbetracht der ehrenvollen und tapfern Vertheidigung dieſes Platzes folgende Capitulation zu ſchließen:

Art. 1. Um 8 Uhr Morgens, den 28. September 1870, räumt Generallieutenant Uhrich die Citadelle, das Auſterlitzer-, Fiſcher- und National-Thor. Zur gleichen Zeit werden die deutſchen Truppen dieſe Punkte beſetzen.

Art. 2. Um 11 Uhr deſſelben Tages verläßt die franzöſiſche Beſatzung incl. Mobil- und Nationalgarden durch das National-Thor die Feſtung, marſchirt zwiſchen Lünette 44 und Redoute 37 auf und legt daſelbſt die Waffen nieder.

Art. 3. Die Linientruppen und Mobilgarden werden kriegsgefangen und marſchiren mit ihrem Gepäck ſofort ab.

Die Nationalgarde und Franctireurs ſind frei gegen Revers und haben die Waffen bis um 11 Uhr früh auf der Mairie abzulegen. Die Liſten der Offiziere dieſer Truppen werden um dieſe Stunde dem General v. Werder übergeben.

Art. 4. Die Offiziere und die im Offiziersrang ſtehenden Beamten ſämmtlicher Truppen der franzöſiſchen Beſatzung Straßburgs können nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abreiſen, wenn ſie einen Revers auf Ehrenwort ausſtellen; das Formular deſſelben iſt der Verhandlung beigeſchloſſen. Diejenigen Offiziere, welche dieſen Reversſchein nicht ausſtellen, gehen mit der Beſatzung als Kriegsgefangene nach Deutſchland. Die ſämmtlichen franzöſiſchen Militairärzte verbleiben bis auf Weiteres in ihren Functionen.

Art. 5. Generallieutenant Uhrich verpflichtet ſich, gleich nach vollzogener Niederlegung der Waffen ſämmtliche militairiſchen Beſtände und ſämmtliche Staatskaſſen u. ſ. w. in ordnungsmäßiger Weiſe durch die entſprechenden Beamten den dieſſeitigen Organen zu übergeben. Die Offiziere und Beamten, welche hiermit von beiden Seiten beauftragt ſind, finden ſich am 28., 12 Uhr Mittags, auf dem Broglieplatz in Straßburg ein.

Gegenwärtige Capitulation wurde von nachbenannten Bevollmächtigten verfaßt und unterzeichnet: deutſcherſeits Oberſtlieutenant Leszczynski, Stabschef der Belagerungsarmee, Hauptmann Graf Henckel v. Donnersmarck, Adjutant; franzöſiſcherſeits: Oberſt Ducaſſe, Platzcommandant von Straßburg und Obriſtlieutenant Mangin, Unterdirektor der Artillerie.

Die Ausführung der Capitulation am 28. September

Am folgenden Tage, 8 Uhr Morgens, beſetzten unſere Truppen die Thore und die Citadelle. Um 11 Uhr war ein Halbkreis vor dem Glacis der Lünette 44 gebildet worden, Generallieutenant v. Werder mit ſämmtlichen Generalen und Stäben in der Mitte.

Nachdem ein dreifaches Hoch auf König Wilhelm ausgebracht worden, begann das Defiliren der franzöſiſchen Truppen. An der Spitze General Uhrich, Artillerie-General Baral, Admiral Exelmann und etwa 50 Offiziere der höheren Stäbe. Der Großherzog von Baden und Generallieutenant v. Werder ſtiegen vom Pferde und empfingen den General Uhrich, welcher eine würdige Haltung zeigte. Das Defiliren der Gefangenen begann bald darauf, Anfangs in leidlicher Ordnung, nach und nach in vollſtändiger Auflöſung. Den Offizieren nicht mehr gehorchend, auch theils betrunken, zerſchlugen ſie die Waffen auf den Steinen. Erſt gegen 3 Uhr gelang es unſeren Truppen, welche die beſte Disciplin bewahrten, die Beſatzung aus der Stadt zu entfernen und leidliche Ordnung herzuſtellen.

Das Defiliren der Gefangenen war zunächſt ein peinlicher, zuletzt ein unangenehmer Anblick. Dem Berichte eines Augenzeugen entnehmen wir das Folgende:

»Wie ſoll ich aber nun dieſe hiſtoriſch ewig denkwürdige Stunde beſchreiben. Bald nach 11 Uhr ſahen wir in langſamer Bewegung aus dem Nationalthor die Beſatzung herausziehen. Der Stab ging zu Fuß an der Spitze. Unmuth und Schmerz lagen in den Geſichtern der Offiziere. Manchem alten Helden ſtanden die Thränen in den Augen, und gebeugt unter dem Bewußtſein dieſer ſchweren Stunde, vermochte der Blick nicht, vom Boden ſich zu erheben, der Fuß zögerte bei jedem Schritte, ſich zu entfernen von der lange vertheidigten Stadt.

Die Offiziere des Stabes blieben auf dem Glacis ſtehen, und zwiſchen jenen und dem dieſſeitigen Stabe defilirte nun in langem Zuge die Garniſon. Aber wie ganz anders, als man erwartet hatte, war der Anblick! Hatte man doch ſchon vor ſechs Wochen von Aushungern geſprochen, vom Elend und der Verkommenheit der Beſatzung, und nun zogen ſie da vor unſeren Augen vorbei, neu, ganz neu bekleidet vom Kopf bis zu Fuß, den Torniſter mit Zeltſtange und Lagerdecke, mit Mantel und Kochgeſchirr bedeckt, Alles neu und complet, und — jeder Mann mit ſeinem Brod; die Trunkenheit vieler Leute bewies auch hinreichend, daß an geiſtigen Getränken kein Mangel geweſen war.

Was aber fehlte, faſt bei allen Regimentern, das war Disciplin und Ordnung. Die da an uns vorbeizogen, waren noch die beſten Truppen, und doch ging kaum eine Compagnie geſchloſſen und zuſammen, andere

Waffengattungen miſchten ſich dazwiſchen, beſonders Turcos und Zuaven. Die Leute blieben zurück, verſuchten ſchon hier ihr Gepäck wegzuwerfen, äußerten aber hauptſächlich ihre Wuth über die Capitulation: »nous sommes vendus!« ſchrieen ſie; »Uhrich est un coquin!« und ſchwangen die zerbrochenen Waffen, die ſie noch bei ſich trugen, um ſie mit aller Kraft auf der Chauſſee vollends zu zerſtückeln. Die Säbelſcheiden und Klingen verbogen und zerbrachen ſie; die Gewehre hatten ſie in der Stadt bereits an den Eckſteinen zerſchlagen, theilweiſe in den Feſtungsgraben geſchleudert, wo ſie aus dem Waſſer in Haufen herausſahen. Am beſten ſah die Artillerie aus, von welcher Waffe übrigens eine ungemein große Anzahl defilirte. Die Mobilgarde war ruhig und beſcheiden; dann kamen Marketender-Wagen; die uniformirten Frauenzimmer ein widerlicher Anblick.

Und immer verwirrter und immer bunter zog die Maſſe vorüber, dann riß ſie einmal ganz ab, dann drängte ſich wieder ein Haufen ſchreiend nach. Es mußte eine Aufgabe geweſen ſein, dieſe wüſten, erſichtlich zu jeder Auflehnung bereiten Elemente zuſammenzuhalten!«

Der Einzug am 30. September.

Nachdem General v. Mertens die nothdürftigſte Ordnung in der Stadt hergeſtellt hatte, hielt General v. Werder am 30. September, am Geburtstage der Königin und an dem Jahrestage, an welchem vor faſt 200 Jahren Straßburg in franzöſiſche Gewalt kam, an der Spitze ſeiner Truppen den Einzug in die Stadt und begab ſich zunächſt in die ſchöne und ganz erhalten gebliebene evangeliſche Kirche St. Thomas. Am Eingang derſelben wurde er von dem erſten Geiſtlichen, Profeſſor theol. Baum, an der Spitze der evangeliſchen Geiſtlichkeit, welcher ſich der Maire und Magiſtratsbeamte freiwillig angeſchloſſen hatten, mit einer warmen Anrede begrüßt, in welcher die Stadt mit ihren milden Stiftungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten dem Schutze König Wilhelms empfohlen wurde. Nach der Erwiederung dieſer Anrede, in welcher der commandirende General hervorhob, daß Alles geſchehen werde, um die Wunden, welche der Stadt gezwungen geſchlagen worden, baldmöglichſt zu heilen, dagegen aber auch erwartet würde, daß die Bürgerſchaft jedweder Unordnung der Bevölkerung ihr Anſehen entgegenſetzen werde, trat der commandirende General, von der Geiſtlichkeit geführt, mit den Stäben in die von Deputationen der Truppentheile bereits gefüllte Kirche. Ein Gottesdienſt begann. Der Diviſionsprediger der Garde-Landwehr-Diviſion, Frommel, wies in der Predigt auf die Bedeutung des Tages und auf unſere Siege, für welche wir Gott zu danken hätten, hin. Alles war ergriffen.

Nach beendetem Gottesdienſte begab ſich der Stab nach dem Münſter, welcher übrigens durch das Bombardement nicht erheblich gelitten hatte.

Die Einwohner der Stadt, froh, endlich die Stellen, wohin ſie ſich während der Belagerung geflüchtet, verlaſſen zu können, zeigten ſich friedfertig, einzelne entgegenkommend.

»Die Verheerung der Geſchoſſe, ſo heißt es in einem Bericht vom ſelben Tage (30.), iſt eine furchtbare geweſen; doch beſchränkt ſie ſich im Weſentlichen auf die Citadelle und die Stadtviertel, welche unmittelbar vor der Angriffsfront gelegen waren.«

Und ein anderer Bericht, der den Schluß dieſer Mittheilungen bilden mag, ſchließt wie folgt: »Unſer erſter Ritt war natürlich nach dem Münſter. Wie viele verirrte Geſchoſſe hatten ihn trotz alles Verbotes doch getroffen. Nichtsdeſtoweniger ſah er beſſer aus, als man erwarten konnte. Aus den ſchlanken Säulen waren hier und da einzelne Steine herausgeſchoſſen und der obere Theil derſelben hing nun an ſeinem Capitäl; auch ein Rundfenſter war ziemlich ſtark lädirt, das Maßwerk hatte gelitten. Aber im Allgemeinen wird es nicht vieler Reparaturen bedürfen. Der heiße Tag, der lange Ritt, der eingeſchluckte Staub macht durſtig und wir ſtiegen vor dem Hotel »Ville de Paris« ab; mit dem erſten Glaſe Wein in der eroberten Feſtung ſtießen wir an auf die deutſche Stadt Straßburg. Möge ſie nun für ewig uns verbleiben, ein kräftiger Stützpunkt gegen unſeren unruhigen Nachbar im Weſten und möge ſie nie, niemals wieder Parallelen und Batterieen vor ihren Mauern ſehen!«

Straßburg war unſer. Nicht ohne Opfer war es errungen; wir verloren (neben 90 demontirten Geſchützen) 906 Mann an Todten und Verwundeten, darunter 43 Offiziere. Von dieſen waren todt: Oberſtlieutenant v. Gayl, Major v. Quitzow, Hauptmann Hertzberg, Hauptmann Ledebour, alle vier vom preußiſchen Ingenieurcorps; außerdem der badiſche Ingenieur-Hauptmann Kirchgäßner, die Hauptleute Graeff und Mai vom 2. und Secondelieutenant Damm vom 3. badiſchen Regiment, endlich Lieutenant v. Oppen von der Garde-Landwehr.

So ſchmerzlich dieſe Opfer waren, ſo gering waren ſie doch dem hohen Siegespreiſe gegenüber. Elſaß und ſeine Hauptſtadt nach zweihundertjähriger Trennung wieder Deutſch! Was Friedrich Rückert in ſeinem ſchönen Gedichte: »die Straßburger Tanne«, eben dieſe Tanne — die nicht nur für die Axt eines franzöſiſchen Förſters, ſondern auch für den Bau einer »Präfektur« bereits auserſehen war — hatte prophezeihen laſſen, es war ſchneller in Erfüllung gegangen, als der Dichter ſelbſt gehofft haben mochte. Die Worte der alten Tanne aber klangen:

Ihr jüng'ren Waldgeſchwiſter,
Ihr hauchet, friſch belaubt,
Theilnehmendes Geflüſter
Um mein erſtorb'nes Haupt;
Euch alle ſterbend weih' ich
Zu ſchön'rer Zukunft ein,
Und alſo prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag ſein

»Einſt einer von euch allen,
Wenn er ſo altersgrau,
Wird, wie ich falle, fallen,
Giebt Stoff zu anderm Bau,
Dann wohnen wird und wachen
Ein Fürſt auf deutſcher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der »Präfectur.«

Toul.

Toul.

Geſchichte. Stadt. Feſtung.

Am 27. September, wie im vorigen Abſchnitt erzählt, fiel Straßburg; ſchon vier Tage vorher (am 23.), nachdem im Auguſt zwei raſch unternommene Verſuche geſcheitert waren, war auch Toul gefallen. Weit über die eigentliche, unmittelbare Bedeutung dieſes Ortes hinaus, war dies ein Ereigniß von Wichtigkeit. Toul beherrſchte die Eiſenbahn Straßburg-Paris und unterbrach den direkten Verkehr mit unſerer um die Mitte des Monats vor der franzöſiſchen Hauptſtadt eingetroffenen Offenſiv-Armee; darin allein (wenigſtens für uns) lag ſeine Bedeutung. — Dieſer Verkehr mußte hergeſtellt werden. Bei der fortificatoriſchen Beſchaffenheit Touls — nur eine Feſtung dritten Ranges — bedurfte es blos eines ernſten Wollens, um dies Wegehinderniß zu beſeitigen und die Straße offen zu legen. In den nächſten Capiteln werden wir eine kurze Darſtellung der geſcheiterten Verſuche vom 16. und 23. Auguſt, dann des erfolgreichen Angriffs vom 23. September geben. Hier zunächſt Einiges über dieſen zwar nur kleinen, aber in mehr als einer Beziehung intereſſanten Ort, über ſeine Geſchichte, ſeine Kirchen, ſeine Befeſtigung.

Toul, das alte Tullum in Gallia Belgica, ſeit 410 Biſchofsſitz, gehörte ſpäter mit den Bisthümern Metz und Verdun zum Frankenreiche (Königreich Auſtraſien) und hatte dann eigene, unabhängige Grafen, nach deren Ausſterben es an Lothringen fiel. 1552 wurde die Stadt vom franzöſiſchen König Heinrich II., dem Bundesgenoſſen Moritz' von Sachſen gegen Karl V., ebenſo wie Metz und Verdun beſetzt und dann zugleich mit dieſen beiden Bisthümern im Weſtphäliſchen Frieden an Frankreich abgetreten.

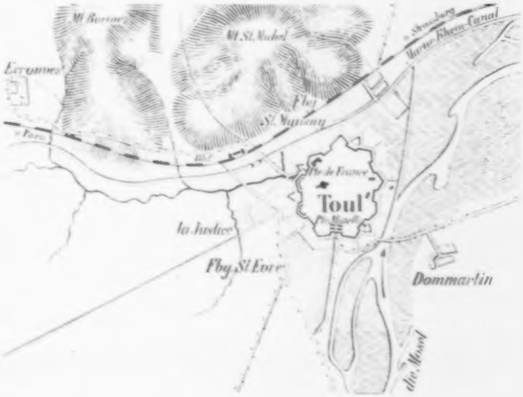
Landſchaftlich iſt Toul von großer Anmuth, es liegt eingebettet im fruchtbarſten Thal, umſchloſſen von Rebenhügeln von zum Theil beträchtlicher Höhe. Neben einiger Fabrikthätigkeit bildet der Weinbau den Hauptnahrungszweig der Bewohner, etwa 8000. Berühmt vor allem ſind ſeine Kirchen: St. Etienne (die Cathedrale) und St. Gengoult.

Die Cathedrale gilt mit Recht als eine der großartigſten Schöpfungen der gothiſchen Kunſt. Die Thurmfaçade iſt prächtig, verleugnet aber nicht ihre ſpätgothiſche Entſtehungszeit. Sie wurde, nach den Zeichnungen Triſtan v. Hattonville's, von 1460—1547 ausgeführt. In vier Etagen, die durch zierlich durchbrochene Galerieen markirt ſind, erhebt ſich die 37 Meter breite Façade mit drei prachtvollen Portalen, von ausgeſchweiften Spitzbögen gekrönt, der des mittleren ſteigt bis zur dritten Etage. Die ſchweren achteckigen Thürme, welche den Façadengiebel mit ſeinem ungemein zierlichen Uhrthürmchen flankiren, ſind durch Strebebögen mit feinen, in Filialen auslaufenden Seitenthürmchen verbunden und in einer Höhe von 76 Meter nicht durch eine Pyramide, ſondern durch eine Plattform abgeſchloſſen, welche eine durchbrochene Galerie umgiebt. Von dem reichen Sculpturſchmucke, welcher ehemals dieſe Flächen und die Bogenwölbungen der Portale bedeckte und auf ihren baldachingekrönten Conſolen ruhte (man zählte außer einem coloſſalen Chriſtus 72 große Statuen und 67 kleinere Gruppen), haben die Verwüſtungen der erſten Revolution nicht eine Spur übrig gelaſſen. Das Innere der Cathedrale zeigt einen breiten, hohen, dreiſchiffigen Bau, der erſichtlich auf den Fundamenten der alten vollendeten und im 13. Jahrhundert dem gewandelten Kunſtgeſchmack geopferten romaniſchen Baſilika des heiligen Gerard errichtet wurde. Der hohe Chor zeigt noch die reine Gothik jener Entſtehungszeit der jetzigen Cathedrale. An den Pfeilern und Gewölben der Schiffe des Lang- und Querhauſes mag man die Spuren von da bis 1460 verfolgen, in welchem Jahre, wie bereits oben hervorgehoben, der Thurmbau, oder doch der der Thurmfaçade, begonnen wurde.

Von gleicher Schönheit, wenn auch einfacher als die Cathedrale, iſt die Kirche St. Gengoult. Dieſer Heilige ſcheint ein Local-Heiliger geweſen zu ſein, wie St. Epvre (vgl. S. 389), den wir in Nancy kennen lernten. Das Innere von St. Gengoult, deſſen Chor ebenfalls im 13. Jahrhundert angefangen und deſſen Façade im 16. beendet wurde, verräth, wie die Cathedrale, in ſeinem Grundplan die ältere romaniſche Anlage. Von außen iſt die Kirche durch daran geflickte Häuſer und Baracken derartig verbaut, daß es unmöglich wird einen rechten Geſammteindruck zu erhalten. An ihre Nordſeite legt ſich zudem noch ein alter Kloſterhof der Benediktiner an, mit Kreuzgängen von ſeltener Schönheit. Nichts gleicht der vollendeten Grazie ihrer Kreuzgewölbe, deren Gurte ſich aus den Capitälen der zierlichſten Wandpilaſter hinaufſchwingen, als ob dieſe ſie ausgeſtrahlt hätten; nichts der reizenden Phantaſtik in den Gebilden jener Säulchencapitäle und dem kecken, übermüthigen, bizarren Schwunge der offenen, pikant gebrochenen Bogenarme, welche ſie ausſenden.

Das Hôtel de Ville, ein ſtattlicher Schloßbau aus dem 17. Jahrhundert, war früher biſchöfliches Palais.

Die Befeſtigung, zu der Vauban die Grundzüge entwarf, beſteht aus einem baſtionirten Neuneck nebſt mehreren Ravelinen und umſchließt faſt im vollen Zirkel die Stadt. Der Platz gehört zur zweiten Rangordnung und iſt ohne caſemattirte Räume angelegt. Er konnte, bei guter Vertheidigung, nur vor Einführung der gezogenen Geſchütze eine gewiſſe Uneinnehmbarkeit behaupten. Nach Einführung derſelben hatte man nur die Wahl die Feſtung eingehen zu laſſen, oder den Mont St. Michel, der jetzt von Norden her die Stadt beherrſcht, in ein Fort umzuwandeln. Dies letztere war in der That beabſichtigt, als der Krieg, ehe ſich die Ausführung ermöglicht hatte, dazwiſchen trat. Nun geſtaltete ſich derſelbe Punkt (Mont St. Michel), der ſonſt die Vertheidigung der Stadt übernommen haben würde, zum Hauptangriffspunkt gegen dieſelbe. Von hier aus fanden die Beſchießungen ſtatt, deren einer die Feſtung unterlag.


Mt Barine
Mt St. Michel
n. Strasburg
Marne-Rhein-Canal
Ecrouves
Fbg St. Mansuy
n. Paris
Bhf.
Pte de France
Toul
Pte Moselle
la Justice
Fbg St. Evre
Dommartin
die Mosel

Die Beſatzung, etwa 2300 Mann ſtark, beſtand zu allergrößtem Theile aus Mobilgarden. Commandant: Capitain Huck.

Erſte Beſchießung.

16. Auguſt.

Verſuch der Brigade Zychlinski und der baieriſchen Ulanen-Brigade Freiherr v. Mulzer gegen Toul, 16. Auguſt.

Schon am 14. Auguſt war die Spitze der Avantgarde der 4. Cavallerie-Diviſion vor Toul erſchienen, hatte mit der Beſatzungs-Cavallerie (Cüraſſiere und Gensdarmen in geringer Zahl) geplänkelt und den Platz zur Uebergabe aufgefordert. Zu dieſem Behufe wurde der Lieutenant Prinz zu Hohenlohe als Parlamentair an die Feſtung herangeſchickt; es wurde auf ihn geſchoſſen.

Am 16. gegen 1 Uhr Mittags traf die Avantgarde des IV. Armee-Corps unter Generalmajor v. Zychlinski vor der Feſtung ein. Man erfuhr, daß dieſelbe nur ſchwach beſetzt ſei und das bei der Avantgarde befindliche Generalcommando des IV. Corps beſchloß, einen Handſtreich auf die Feſtung zu verſuchen. Die Avantgarde beſtand aus der

14. Brigade: Regimenter 27 und 93,

16 Geſchützen (zwei ſchwere Batterieen und 4 Geſchütze einer 4-Pfünder-Batterie) und

1 Pionier-Compagnie.

Wie am 14., ſo wurde auch an dieſem Tage (16.) ein Parlamentair geſchickt, um die Feſtung zur Uebergabe aufzufordern. Auch er erhielt Feuer. So beſchloß der commandirende General v. Alvensleben, daß die Beſchießung der Stadt von den dominirenden Höhen des linken Moſelufers aus vorgenommen werden ſolle.

General Scherbening, Commandeur der 4. Artillerie-Brigade, ſowie der erſte Ingenieur-Offizier, Oberſtlieutenant v. Elteſter, ermittelten in einer Entfernung von 1200 Schritt links der Straße von Pont a Mouſſon reſp. auf der halben Höhe des bereits genannten, die Feſtung völlig beherrſchenden Mont St. Michel geeignete Geſchütz-Emplacements. Später erfolgte die Placirung ſämmtlicher Geſchütze auf den letztgenannten Berg. Mit Genehmigung des commandirenden Generals wurden gleichzeitig die Vorbereitungen zum Sturm auf die Feſtung getroffen, bei welchem ſich die Feld-Pionier-Compagnie unter Hauptmann v. Waſſerſchleben weſentlich betheiligte.

Die genannte Compagnie gelangte unter dem heftigſten Feuer in die Vorſtadt St. Mansuy,*) nördlich Toul, und erhielt hier von dem Brigadegeneral v. Zychlinski den Befehl, den naſſen Graben der Feſtung zu überbrücken und das Feſtungsthor zu forciren. Der Hauptmann v. Waſſerſchleben recognoscirte in Folge dieſes Befehles den theilweiſe den Hauptgraben der Feſtung bildenden Rhein- und Marnekanal. Die Recognoscirung ergab, daß die baſtionirte Enceinte breite, tiefe Waſſergräben beſäße. Das Glacis war mit Bäumen beſtanden, am Fuße deſſelben führte ein von ziemlich tiefen Gräben und Hecken eingefaßter Weg. Um zu dem Feſtungsthore zu gelangen, mußte zunächſt die von dem heftigſten Gewehrfeuer beſtrichene Canalbrücke paſſirt werden, um ſodann unter dem Feuer eines Baſtions die rechte Face des Ravelins erreichen zu können. Vier ſich freiwillig meldende Unteroffiziere und Pioniere liefen über die Canalbrücke und krochen das Glacis hinan bis zur Crête, woſelbſt ſie ſich gerade vor dem Ravelin befanden. Die Recognoscirung ergab, daß ein Eindringen durch das Feſtungsthor und über die gut vertheidigte Brücke unmöglich ſei, indem verſchiedene Abſchnitte paſſirt werden müßten.

---

*) Den Namen dieſer Vorſtadt habe ich weder auf Karten noch in Büchern mit Beſtimmtheit feſtſtellen können, einige ſchreiben, wie oben im Text, „St. Mansuy“, andere Manſuy oder Manſay.

Auf die erhaltene Nachricht, daß ſich etwa 300 Schritt weiter unterhalb eine zweite Kanalbrücke vorgefunden habe, beſchloß der Hauptmann v. Waſſerſchleben dieſe zu paſſiren und ſich der Feſtungsfront auf der Capitale des Ravelins zu nähern, um nicht längs der ganzen Feſtungsfront Spießruthen laufen zu müſſen. Während die halbe Compagnie in der Vorſtadt St. Mansuy zurückblieb, überſchritt der genannte Offizier dieſe Brücke und konnte von hier aus ſich bis auf 300 Schritt vom Fuße des Glacis in Hopfengärten gedeckt nähern. Hier lag aber eine offene Wieſe, die nach dem Canal zu durch eine Gartenmauer begrenzt war. Als die Pioniere in der Mitte der Wieſe angelangt waren, conzentrirte ſich auf dieſelben ein ſolches Granat- und Gewehrfeuer, daß ein weiteres Vordringen als bis zum Fuß des Glacis nicht möglich war. Die Infanterie war inzwiſchen ausgeſchwärmt und eröffnete ihr Feuer gegen die Vertheidiger des Hauptwalles. Das feindliche Feuer nahm an Intenſität zu, während ſich eine beſondere Wirkung unſerer Artillerie nicht bemerkbar machte. Nachdem die 16 Geſchütze 750 Granaten in die Stadt geworfen hatten, außerdem das Feuer durch zwei Batterieen der III. Armee*) vom rechten Moſelufer aus unterſtützt worden war, wurde die Beſchießung auf Befehl des commandirenden Generals eingeſtellt.

Nachmittags 4 Uhr zog ſich das 93. Infanterie-Regiment langſam zurück. Der Rückzug der Pioniere, die ihre Verwundeten nicht im Stich laſſen wollten, war ſehr ſchwierig und konnte nur nach Durchbrechen von ſeitwärts gelegenen Gartenmauern geſchehen, was erſt nach großen Anſtrengungen gelang.

---

*) Eine dieſer zwei Batterieen der III. Armee war eine baieriſche und zwar die reitende Batterie Maſſenbach vom 2. baieriſchen Corps. Sie gehörte zur Ulanen-Brigade. Die Batterie verfeuerte 230 Granaten.

Der Verluſt der Brigade betrug im Ganzen gegen 300 Mann.[*]) Derſelbe würde noch viel bedeutender geweſen ſein, wenn der Feind ruhiger geſchoſſen hätte.

Zweite Beſchießung.

23. Auguſt.

Das IV. Armee-Corps ſetzte ſeinen Vormarſch fort. Indeſſen wurde Seitens des Commandos der III. (Kronprinzlichen) Armee eine weitere ſtarke Cernirung durch die baieriſche Brigade **Thiereck**, ſammt zwei Chevauxlegers-Escadrons und zwei Fußbatterieen befohlen.

Am 22. trat dies vorbenannte Cernirungs-Corps unter die Befehle des Generallieutenants v. **Gordon**, Commandeurs der 11. preußiſchen Diviſion, der mit allen drei Bataillonen des 38. Regiments und der Corps-Artillerie des VI. Corps vor dem Platze eingetroffen war. General v. Gordon umſchloß den Platz auf dem **rechten**, die Baiern auf dem **linken** Moſelufer.

Der Platz ſollte durch »beſchleunigten Angriff« genommen werden.

Da man indeſſen dieſſeits entſchloſſen war, dem Feinde die mildeſten Bedingungen zu gewähren, ſo wurden vor dem Beginn des Bombardements Capitulationsverhandlungen auf einer, für die franzöſiſchen Truppen günſtigen und ehrenvollen Grundlage, eingeleitet. Es ſollte der Beſatzung freier Abzug mit allen militairiſchen Ehren und Wahl ihres Aufenthaltes an jedem beliebigen Orte im Rücken unſerer Armee zugeſichert werden. Oberſt **Arnold** vom 6. Feldartillerie-Regiment wurde als Parlamentair in die Stadt geſchickt, um dieſe Bedingungen zu proponiren. Da in der franzöſiſchen Armee die Sitte herrſcht, daß der Feſtungs-Commandant mit den Parlamentairen nicht in Verbindung treten darf, ſo wurde Oberſt Arnold an den Kriegsrath gewieſen. Der Beſchluß deſſelben ging dahin, daß man die Uebergabe der Stadt verweigere.

---

[*]) Dieſe Verluſte entfielen zu größtem Theile auf das 93. (Anhaltiſche) Regiment, Oberſt v. **Kroſigk**, daneben auf das 2. Bataillon 27er unter Major **Joffron**. Ein 27er, der erheblich verwundet wurde, ſchrieb über dieſen Sturmverſuch: »Die Aufgabe war zu ſchwer; wir hatten die Widerſtandsfähigkeit der Feſtung oder den Muth ihres Commandanten unterſchätzt. Ein furchtbarer Kugelregen empfing uns; alle Hecken und Palliſaden mußten erſt durchhauen werden, und als wir endlich an den Feſtungswall heran waren, erblickten wir Niemand. Alle Franzoſen lagen zwiſchen den Schießſcharten; nur dann und wann ſah man einen Kopf. Mich heranſchleichend, befand ich mich mit unſerem Fähnrich 30 Schritte vor einem Feſtungsgeſchütz; hier beobachteten wir nur, wenn ein Geſchoß herauskam, und wirklich, es gelang mir, zwei Kanoniere der Franzoſen wegzuholen. Das Geſchütz mußte längere Zeit ſchweigen; der Feind hatte mich inzwiſchen wahrſcheinlicherweiſe bemerkt und nahm mich aufs Korn. So bekam ich meinen Schuß in den rechten Oberſchenkel.« Ein anderer Briefſchreiber bemerkt: »Die Kühnheit, mit der man den Verſuch unternommen hatte, wurde in demſelben Augenblick aufgegeben, wo ein rückſichtsloſes Vorwärts wahrſcheinlich zum Siege geführt und uns vielleicht keine größeren Opfer auferlegt hätte wie die waren, die wir ohnehin bringen mußten. Nur die Annäherung war gefährlich; mit jedem Schritt näher heran verbeſſerten wir unſere Lage, da wir den Gegner, der meiſt aus Mobilgarden beſtand, auf dieſe Weiſe am beſten decontenanciren.«

Darauf wurde um ½9 Uhr Morgens die Kanonade begonnen und das feindliche Feuer bald zum Schweigen gebracht. Es zeigte ſich, daß die Franzoſen zu einer planmäßigen Vertheidigung der Stadt faſt alles verſäumt hatten. Offenbar aus Mangel an Zeit hatte man die Glacis und die Promenaden in dem gewöhnlichen Zuſtand belaſſen, es war ſelbſt nicht daran gedacht worden, die Bäume zu raſiren. Hinderte dies den Feind an jedem Ausfalle, ſo bot es doch auch dem Belagerer die Schwierigkeit dar, daß ihm der Blick in die Innenwerke der Feſtung nicht offenſtand. Die deutſche Artillerie beſchränkte ſich vorläufig auf eine Beſchießung der Wälle. Ohne ſelbſt irgend einen Verluſt zu erleiden, ſetzte ſie zunächſt bis 11 Uhr das Bombardement fort. Da bis zu dieſer Stunde nichts von einer weißen Fahne ſichtbar wurde, durch die der Feind ſeine Neigung zur Capitulation kundgegeben hätte, ſo wurde die Richtung der Geſchütze dahin geändert, daß der Kugelregen die Stadt ſelber, mit Ausſchluß jedoch des Doms und ſeiner Nachbarſchaft, beſtrich. Die erſten Würfe hatten die Caſernen auszuhalten, von denen eine alsbald in Brand gerieth. Gegen 1 Uhr zündete das Feuer noch an einer zweiten Stelle, indem ein Fouragemagazin in Flammen aufging.

Man hielt dieſen Augenblick für geeignet, um dem Commandanten noch einmal die urſprünglichen Anträge auf friedliche Uebergabe der Stadt zu unterbreiten. Es ſchloſſen ſich bei dieſer zweiten Sendung der Pfarrer des Dorfes Dommartin und ein dortiger Schloßbeſitzer dem preußiſchen Parlamentair (jetzt Oberſtlieutenant v. Hartmann von der Artillerie) an, um ihren Einfluß zu einem Vergleich aufzubieten. Commandant Huck berief ſich von Neuem auf den Kriegsrath, der nicht weniger als zwei Stunden für ſeine Debatte bedurfte, jedenfalls alſo in ſich getheilt war, ſchließlich aber doch für den Widerſtand entſchied.

Als Antwort auf die abgeſchlagene Capitulation nahmen unſere Geſchütze das Feuer wieder auf und ſetzten es noch eine Stunde lang fort. Hiernach jedoch mußte für diesmal die Beſchießung aufgehoben werden, da die preußiſchen Truppen, die an dieſem Tage vor Toul zur Verwendung gekommen, vom Obercommando den Befehl erhalten hatten, bereits am folgenden Tage dem Vormarſch der III. Armee auf Chalons zu folgen.

Nur ein Cernirungs-Detachement blieb zurück: drei Bataillone von der Brigade Thiereck (die mit ihren übrigen Bataillonen ſich dem Vormarſche anſchloß), 1 Escadron und 1 Batterie. Dieſes Detachement, ſo ſcheint es, wurde indeß nach der Schlacht bei Sedan ebenfalls abgelöſt und durch ein preußiſches Landwehr-Regiment unter Oberſt Hippel erſetzt.

Die bis jetzt vorliegenden Berichte über dieſe zweite Beſchießung Louis variiren ſehr untereinander. Oberſt v. Tiedemann, in ſeinem Werke »Der Feſtungskrieg im Feldzuge gegen Frankreich 1870 und 71« ſpricht von 2500 Schuß, die von den preußiſchen und 600 Schuß, die von den baieriſchen Batterieen abgegeben worden ſeien, nach anderen Relationen ſtellen ſich die Zahlen anders, etwa 1200 Schuß preußiſcher- und 900 Schuß baieriſcherſeits.[*] Die Preußen traten mit ſechs, die Baiern mit nur zwei Batterieen in Action, ſcheinen aber verhältnißmäßig ein viel lebhafteres Feuer unterhalten zu haben.

Einem baieriſchen Bericht, der ſich durch Anſchaulichkeit auszeichnet, entnehmen wir über das Bombardement vom Mont St. Michel aus, das Folgende:

»Am ſüdöſtlichen Moſelufer, auf dem niedrigen Hügelrücken zwiſchen Dommartin und Chaudenay, waren ſechs preußiſche Feldbatterieen aufgeſtellt, die ein lebhaftes und wohlgezieltes Feuer unterhielten. Denſelben gegenüber, auf dem Gipfel des Mont St. Michel, ſtanden zwei baieriſche Feldbatterieen, jede von 6 Geſchützen; die eine, weſtlich, eine 6-Pfünder-Batterie, unter dem Commando des Hauptmanns Herold, die andere, öſtlich, eine 4-Pfünder-Batterie, unter Hauptmann Kirchhoffer, die ſchon bei der Erſtürmung Weißenburgs am 4. Auguſt in Action geweſen war.

Meine Uhr zeigte genau 8¾ als das Bombardement begann, das Anfangs beſonders von den baieriſchen Batterieen in ungewöhnlich raſcher Aufeinanderfolge der Schüſſe unterhalten ward. Die von Norden und Süden in die Stadt geworfenen Granaten zündeten raſch an mehreren Stellen; ein von halb 10 bis 11 Uhr ununterbrochen herabſtrömender Sturzregen löſchte jedoch bald die entſtandenen Brände.

Um einen beſſeren Ausſichtspunkt zu gewinnen, beſchloß ich zu den baieriſchen Batterieen auf dem Mont St. Michel hinaufzugehen. Gegen 11½ Uhr Vormittags erreichte ich dieſelben. Es bot ſich mir ein unbeſchreiblich ſchöner und ſchrecklicher Anblick dar. Gerade zu meinen Füßen lag unter mir die brennende Stadt, aus welcher ſich dichte Rauchwolken emporwälzten und vom Wind oſtwärts getrieben wurden. Die herrliche Cathedrale war oftmals ſo vollſtändig von Rauch umhüllt, daß nur die Thürme ſichtbar blieben. Die Entfernung von den Batterieen bis zur vorderen Linie der Feſtungswälle betrug 1400, die Entfernung bis zum Südende der Stadt vielleicht 2300 Schritt. Der Regen hatte ſeit einer halben Stunde gänzlich aufgehört, und es war nun an kein Löſchen mehr der durch die ſpäteren

---

[*] Oberſtlieutenant Heilmann, in ſeinem mehrcitirten Buche: »Antheil des II. baieriſchen Armee-Corps an dem Feldzuge 1870—71«, giebt an, daß die Batterie Kirchhoffer 370, die Batterie Herold 577 Schuß abgegeben habe, im Ganzen alſo 947.

Granaten entzündeten Häuſer zu denken. Am ſüdweſtlichen Ende der Stadt brannte ein großes Heu- und Strohmagazin mit hochaufſchlagender Flamme und bläulichem Rauche bis zur Erde herab. Dicht daneben ſtanden zwei ähnliche große mit Schiefer gedeckte Magazine, welche vom Feuer verſchont blieben. Vielleicht vermied man es abſichtlich, auf dieſelben zu ſchießen, weil unmittelbar neben ihnen ein durch drei weiße rothgekreuzte Fahnen als Lazareth kenntlich gemachtes Gebäude ſtand. Außerdem waren noch vier andere Häuſer durch ſolche Fahnen als Spitäler bezeichnet. Eines derſelben ſoll leider bei dem Brand einer großen, auf der Nordſeite der Stadt gelegenen Militair-Caſerne mit von den Flammen ergriffen worden ſein. Die Caſerne, welche aus vier quadratförmig zuſammengebauten Häuſern beſtand, brannte mit langſam ſchwelender Flamme und gelblichem Rauche bis ſpät in die Nacht hinein. Es ſcheint, daß dort große Tabacksvorräthe oder andere ſtark qualmende Gegenſtände in dicht zuſammengepackter Maſſe aufgeſpeichert waren. Der links von der Cathedrale auf der Südoſtſeite der Stadt erbaute frühere biſchöfliche Palaſt, welcher jetzt als Mairie-Gebäude dient, widerſtand mit ſeinen aus Felsquadern errichteten Mauern dem Anprall der Granaten; doch wurden viele der Fenſter zertrümmert. Auch auf die Thürme der Cathedrale mußten drei Schüſſe abgegeben werden, weil erſtere vom Feind als Obſervatorium benutzt wurden. Alle drei Schüſſe trafen die Plattformen und zerſplitterten einige der feinen Säulenzierrathen, ohne ſonſt das ſchöne Bauwerk des Mittelalters erheblich zu beſchädigen. Da die Herren mit den Fernröhren ſich von da ab nicht mehr auf den Thürmen blicken ließen, ſahen unſere Artilleriſten ſich zu ihrer Freude der Nothwendigkeit enthoben, ferner dieſelben zur Zielſcheibe ihrer Geſchütze zu wählen.

Die Franzoſen hatten Anfangs das Feuer ziemlich lebhaft erwidert; ſie ſchoſſen mit 24-Pfündern, kleineren Vollkugeln, Granaten und Shrapnels, ſogar mit Chaſſepotgewehren, deren Kugeln mehrmals bis dicht an die Batterie hinaufflogen. Kein einziges der feindlichen Geſchoſſe richtete Schaden an; die meiſten ſchlugen unter uns in die Bergwand; andere crepirten in der Luft oder flogen in weitem Bogen über den Berg hinab. Es war daher auch nutzlos für die Franzoſen, daß namentlich eines ihrer Geſchütze vortrefflich Richtung hielt; daſſelbe ward vor Ablauf der erſten drei Viertelſtunden demontirt und als bald darauf auch zwei andere zum Schweigen gebracht waren, ſtellten ſie das Erwidern unſeres Feuers faſt gänzlich ein. Von jedem Geſchütz der baieriſchen Batterieen wurden in der Zeit von 8½ Uhr Morgens bis 1½ Uhr Nachmittags durchſchnittlich 70 Schüſſe, von den Geſchützen der preußiſchen Batterieen zum Mindeſten je 30 Schüſſe abgefeuert.

Um 1½ Uhr wurde im Bombardement eine Pauſe gemacht, und wir ſahen einen Parlamentair auf dem Wege von Dommartin nach der Feſtung reiten. So deutlich konnten wir von unſerem hohen Standpunkte aus die ganze Stadt überſehen, daß wir nicht allein die Fenſter und Thüren der einzelnen Häuſer, die Stuccaturarbeiten an den Kirchthürmen und die Zickzacklinien der Feſtungswälle mit den davorliegenden Waſſergräben unterſchieden, ſondern daß wir durch die guten Stecher und Fernröhre der baieriſchen Feldartillerie ſogar gewahrten, wie in der eingetretenen Ruhepauſe die Frauen und Mägde auf die Wallbrücke und die Bruſtwehren hinauskamen und ſich mit ihrem Strickſtrumpf oder ihrer Näharbeit zu den Soldaten ſetzten. Unter den auf dem St. Michel anweſenden baieriſchen Offizieren herrſchte, trotz des anſtrengenden Dienſtes, den ſie während des Feldzuges gehabt, die fröhlichſte Stimmung.

Der Verwüſtungen ungeachtet, welche das Bombardement angerichtet, weigerte ſich der Commandant von Toul die Feſtung zu übergeben. In der Hoffnung, ihn durch eine erneuerte Beſchießung der Stadt vielleicht zu einer Aenderung ſeines Entſchluſſes zu beſtimmen, wurde das Bombardement um 5½ Uhr Nachmittags abermals mit Heftigkeit eröffnet, und der Donner der Kanonen rollte wieder den Berg hinab. Nach einer guten halben Stunde ſtellten jedoch die preußiſchen und die baieriſchen Batterieen das Schießen ein, und da mit den hier vorhandenen leichten Feldgeſchützen eine Sturmbreſche doch nicht geſchoſſen werden konnte, entſchloß man ſich dieſſeits zur Schonung der Stadt mit dem Bombardement ſo lange zu pauſiren, bis ſchwereres Belagerungsgeſchütz herbeigeſchafft ſein werde.«

Dritte Beſchießung von Toul.

23. September.

Nach dem Bombardement vom 23. Auguſt verging noch ein voller Monat, ehe die Operationen gegen Toul in entſcheidender Weiſe aufgenommen werden konnten; aber die dazwiſchen liegenden Wochen waren keineswegs Wochen unbedingter Ruhe. Selbſt zu Beſchießungen (denen man indeß nur eine mäßige Ausdehnung zu geben befliſſen war) war es mittlerweile, und zwar am 9. und 10. September, gekommen.

Wir verweilen in Kürze bei den Ereigniſſen, die zwiſchen dem Bombardement vom 23. Auguſt und dem vom 23. September mitteninne liegen.

Der Platz, wie S. 697 bereits hervorgehoben, war nach Abmarſch der baieriſchen Bataillone durch ein Landwehr-Regiment aus der Provinz Sachſen und zwar unter Commando des Oberſten v. Hippel cernirt worden. Der Feind überſchätzte offenbar unſere Truppenmacht, er würde ſonſt — bei der Energie, die der Commandant Huck in allem Uebrigen an den Tag legte — nicht geſäumt haben, Ausfälle zu machen.

Am 9. September erfolgte (wohl zum Theil in der Abſicht den Gegner über unſere Machtverhältniſſe zu täuſchen) eine abermalige Aufforderung zur Capitulation und als dieſe, wie jede frühere, abgelehnt worden war, ſchritt man dieſſeits zu einer Art **Interims-Beſchießung**, der einen **vollen** Nachdruck zu geben auch jetzt noch unmöglich war, da es uns immer noch an dem ausreichenden Artilleriematerial,[*]) gewiß aber an der nöthigen Infanteriemacht gebrach, um einen artilleriſtiſchen Erfolg auch auszunutzen.

Dieſe Interims-Beſchießung fand am 9. und 10. September ſtatt und währte am letztgenannten Tage 9 Stunden. Man warf 1000 Projectile in die Stadt; aber wiederum vergeblich. Der angerichtete Schaden ſcheint verhältnißmäßig gering geweſen zu ſein.

Endlich, vom 13. September ab, ging man energiſch vor, um die Uebergabe der Feſtung zu erzwingen.

An ebengenanntem Tage (13. September) löſte die 17. mecklenburgiſch-hanſeatiſche Diviſion, unter Commando des Generallieutenants v. **Schimmelmann**, die Landwehrtruppen unter Oberſt v. Hippel ab, und pouſſirte die Vorpoſten bedeutend näher an die Feſtung, um dieſelbe mehr und mehr auf ſich ſelbſt zu beſchränken und den Verkehr mit den Vorſtädten möglichſt zu hindern. Es war dieſe Operation nicht ohne Verluſte zu erreichen, da der Feind ſich namentlich durch ein wohlgezieltes Wallbüchſenfeuer der Angreifer zu erwehren ſuchte. Im Uebrigen ſchritt man, wie bei allen früheren Beſchießungen, dazu, den Mont St. Michel zu armiren und zwar diesmal mit ſchweren Feldbatterieen, eine Arbeit, die, ſo mühevoll ſie auch war, von der Artillerie in einer Nacht geleiſtet wurde, ſo daß dieſe Geſchütze am andern Morgen bereits ihr Feuer eröffnen konnten. Daſſelbe richtete ſich zunächſt gegen die militairiſchen Etabliſſements der bedeckten Geſchützſtände und gegen den auf der Cathedrale aufgeſtellten Beobachtungspoſten. Es war hierbei intereſſant, zu beobachten, mit welcher Präciſion die Artillerie ſchoß, obgleich die Entfernung 1900 Schritt betrug. Die zweite Granate traf richtig die Plattform der prächtigen Kirche und trieb den unbequemen Poſten von ſeiner Stelle.

Am 16. September wurde dem Cernirungscorps wieder die Hälfte ſeiner Stärke entzogen und zwar die hanſeatiſche Brigade (Regimenter 75 und 76), ſo daß vor Toul nur die Mecklenburger verblieben. Es waren folgende Truppentheile:

---

[*]) Von **Marſal** her waren — unter großen Schwierigkeiten — einige glatte (franzöſiſche) Feſtungsgeſchütze herbeigeſchafft werden, die man innerhalb dieſes Platzes vorgefunden hatte.

Mecklenburgiſches Grenadier-Regiment Nr. 89, Oberſt v. Kleiſt,

Mecklenburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 90, Oberſtlieutenant Dejanicz v. Gliszczinski,

Mecklenburgiſches Jäger-Bataillon Nr. 14, Major v. Gaza,

Mecklenburgiſches Dragoner-Regiment Nr. 18, Oberſtlieutenant v. Rathenow,

3 ſchwere und 1 reitende Batterie.

Commandeur dieſer mecklenburgiſchen Brigade war Oberſt v. Manteuffel.

Die Cernirung der Feſtung mußte bei ſo geſchwächten Kräften mit doppelter Vorſicht aufrecht erhalten werden; der Vorpoſtendienſt der Truppen wurde dadurch mit großen Anſtrengungen verbunden. Dieſelben mehrten ſich noch bedeutend, als die Belagerungs-Artillerie mit dem geſammten Belagerungstrain unter dem Commando des Oberſten Bartſch vor Toul eintraf und nunmehr auf Grund der vorhandenen Mittel zur Etablirung der Depots und Anlage der Batterieen geſchritten werden konnte.

Desgleichen bedurften die unter Leitung des Majors Schumann vom Ingenieurcorps vorgenommenen Vorbereitungen für den Ingenieurangriff nicht unerhebliche Kräfte an Mannſchaften. Der genannte Stabs-Offizier war vor Toul bereits längere Zeit anweſend und hatte die eingehendſten Recognoscirungen unternommen. Als unzweifelhaften Angriffspunkt hatte er die Baſtion 2 erkannt und in Berückſichtigung der Eingangs erwähnten Einfachheit des Profils und der im Laufe der Cernirung bemerkbar gewordenen, immerhin ſchwachen Artillerie-Vertheidigung, einen abgekürzten förmlichen Angriff vorgeſchlagen, d. h. er beabſichtigte von einer etwa noch 500 Schritt von der Feſtung zu eröffnenden Parallele aus (nur wo es nothwendig wäre, durch gedeckte Communication geſchützt) direkt nach der durch indirekten Schuß zu erzielenden Breſche zu approchiren. Das Waſſer des Feſtungsgrabens hoffte er durch Sprengung einiger Schleuſen, ſo wie durch Breſchiren eines mit vieler Mühe entdeckten Batard'eau zu entfernen. Nach ſeiner Anleitung hatte der Oberlieutenant Ströbel, von der als Etappenbeſetzung in Ecrouves befindlichen baieriſchen Pionier-Compagnie, mit großem Geſchick die Sprengung einer Schleuſe bewerkſtelligt. Für die Angriffsfront indeß war dieſe Sprengung noch nicht von dem gewünſchten Erfolg begleitet. Um die folgenden Arbeiten zu ſichern, wurden die Vorpoſten bis auf die möglichſte Nähe der Wälle vorgeſchoben und ſämmtliche Vorſtädte in Beſitz genommen. Das Einlogiren daſelbſt wurde, wie zu erwarten ſtand, vom Feinde durch Geſchützfeuer beunruhigt; derſelbe ſchoß dieſelben theilweiſe in Brand und brachte den Truppen namhafte Verluſte bei. Am 21. Abends wurden die Zwiſchendepots zum Batteriebau in ziemlicher Nähe der anzulegenden Batterieen etablirt. Der Feind ſtörte dieſe Arbeit nicht, und es konnten am 22. Abends zehn Batterieen mit ſchwerem Geſchütz erbaut werden.

Am 23. ſollte das Feuer eröffnet werden.

In der Nacht vom 22. zum 23. traf der inzwiſchen zum Commandirenden des XIII. Armee-Corps ernannte Großherzog von Mecklenburg vor Toul ein, und nahm am 23. früh auf dem neben dem Mont St. Michel gelegenen Mont Barine ſeinen Stand. Mit ihm General v. Schimmelmann und der Stab.

Die Batterieen verfolgten den Morgen über ihre beſtimmten Ziele; die Breſchbatterie wirkte zunächſt als Demontir-Batterie, indem ſie ſich in der Verfolgung ihres eigentlichen Zweckes durch eine Baum- und Häuſerparcelle behindert ſah. Der Feind erwiderte das Feuer namentlich durch Mörſer, indem das Feuer der Wallgeſchütze ſtets zum Schweigen gebracht wurde. Mehrere militairiſche Etabliſſements und Magazine gingen in Feuer auf; auch konnte man bemerken, von welch großem Erfolge das Feuer gegen die Porte de France war. Alle Maßregeln waren getroffen, um mit Hülfe aller nur disponiblen Mannſchaften in der Nacht zum 24. die durch Ingenieur-Offiziere ihrer Lage nach bereits feſtgeſtellten Parallelen auszuheben, als Nachmittags 4 Uhr die Meldung einging, daß auf der Cathedrale die weiße Flagge wehe.

Die Fahne war nur klein und man konnte daher nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, ob ſich nicht in derſelben ein rothes Kreuz befinde; in letzter Zeit nämlich hatte der Feind öfter das Aufſtecken einer ſolchen Fahne in der Nähe des Walles benutzt, um irgend einen Schaden an den Geſchützen zu repariren. Das Wehen der weißen Flagge auf der Cathedrale war indeß als ein Zeichen verabredet worden, daß der Commandant gewillt ſei, Unterhandlungen einzugehen.

Das Feuer unſerer Batterieen wurde eingeſtellt; bald darauf erſchien ein franzöſiſcher Stabsoffizier, der ein Schreiben des Commandanten überbrachte, worin dieſer ſeine Abſicht kundgab, unterhandeln zu wollen.

Oberſt v. Krenski, Chef des Generalſtabes des XIII. Armee-Corps, wurde in Folge deſſen an den Commandanten der Feſtung Toul abgeſandt, und auf dem Glacis daſelbſt kamen die Verhandlungen über die Capitulation, auf der Grundlage der Bedingungen von Sedan, zu Stande *). Die franzö-

---

*) Nur der 6. Artikel der Capitulation mag hier im Wortlaute mitgetheilt werden. Er lautete: „Mit Rückſicht auf den bedauerlichen Vorfall (accident fâcheux), welcher ſich bei Gelegenheit der Capitulation von Laon ereignet, wird beſtimmt, daß, wenn Aehnliches beim Einzuge der deutſchen Truppen in die Feſtung Toul vorkommen ſollte, mit der ganzen Garniſon nach dem Belieben (à la merci) Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg verfahren werden wird.“

ſiſche Beſatzung, etwa 2300 Mann, wenig Linie, meiſtens Mobilgarde, 130 Cüraſſiere, defilirte aus der Feſtung auf das Glacis, während die Truppen der mecklenburgiſchen Brigade, ſo weit dieſelben verſammelt werden konnten, unter großem Jubel in die Feſtung und die Stadt einzogen.

Die Gefangenen wurden nach einem Bivouac in der Nähe der Feſtung gebracht, die 109 Offiziere, ſoweit ſie ihr Ehrenwort gegeben hatten, nicht mehr gegen Preußen dienen zu wollen, entlaſſen, die übrigen, unter Garantie des Commandanten, in der Feſtung internirt. Der Gewinn an Kriegsmaterial war bedeutend: 30,000 Gewehre, 120 Geſchütze, 150,000 Patronen.

Als das Wichtigſte dürfte aber gelten, daß die Eiſenbahnlinie bis Paris — vor deſſen Mauern unſere große Offenſiv-Armee am 19. September eingetroffen war — nunmehr offen lag.

Wir laſſen noch Auszüge aus einem Briefe folgen, der am 24., alſo am Tage nach der Capitulation, reſp. des Einzuges, geſchrieben wurde.

»Die Locomotive läuft pfeifend hin und her, über den Bahnhof fort, der geſtern noch demolirt war. Unſere Eiſenbahnabtheilung ſtellte ihn innerhalb weniger Stunden wieder her. Morgen ſchon gehen die Züge bis über Chalons hinaus. Alles rüſtet ſich zum Abmarſch; nur ein kleiner Truppentheil verbleibt in der Feſtung. Heute allerdings iſt die Beſatzung noch von beträchtlicher Stärke und lagert zum Theil auf dem freien Platze vor den freundlichen Caſernen, welche an den Hauptwall ſich anlehnen. Welche ſchnelle Wandlung! Die geſtern um dieſe Zeit dieſe Caſernen inne hatten, ſind heute als Gefangene mir auf dem Wege von Gondreville hierher begegnet, und wo geſtern auf jenem Wallgange ein Gascogner als Schildwache auf- und abging, thut daſſelbe jetzt ein Roſtocker.

Toul hat, von Mecklenburgern, Preußen, Baiern eng eingeſchloſſen, doch noch das republikaniſche Stadium durchgemacht. Beweis: die hier an den Straßenecken angeklebten Proclamationen der republikaniſchen Regierung und andere offizielle Bekanntmachungen aus Paris, die dem Datum nach ſogar bis vorgeſtern reichen. Wie ſind ſie in die Stadt gelangt? durch unſere Piquets, Feldwachen und Vorpoſten hindurch? Man ſieht, was ſelbſt in einer belagerten Feſtung noch möglich iſt.

Ich habe von ſchnellen Wandlungen geſprochen. Ich glaube verſichern zu können, daß die überraſchendſte die Umſtimmung der Bewohner iſt. Mir erſcheint die Stadt wie im Jubel, die Geſichter ſtrahlen überall vor Freundlichkeit; die bis geſtern ſo geängſtigten Gemüther athmen heute frei und froh: das iſt unverkennbar. Wurfbatterieen, die Mörſer und Haubitzen, haben unter anderem den Zweck, direkt auf die Einwohner zu wirken, und dadurch auch auf die Garniſon. Nun weiß ich freilich nicht, wie viel ſie dieſes Mal, mit Hülfe der erſchreckten Bevölkerung, den Commandanten Huck zu beeinfluſſen wußten; jedenfalls müſſen ſie und die zuſammenkrachenden Häuſer ein Entſetzen unter den Bewohnern von Toul verbreitet haben, deſſen Größe allein den heutigen Jubel erklärt.

Als geſtern Abend um 6 Uhr die Thore geöffnet wurden, um die deutſchen Truppen aufzunehmen, ſtürzten gleichzeitig Hunderte von Bewohnern zur Stadt *hinein*, wie umgekehrt andere Hunderte, welche aus der Umgegend in die Feſtung ſich geflüchtet hatten, *heraus*, umarmten die Deutſchen als ihre Befreier und küßten ſie. Noch mehr, die franzöſiſche Beſatzung, welche entwaffnet auf dem Glacis ſtand, begrüßte freudig die *Kameraden*; deutſchredende Rothhoſen drängten ſich heran, ſahen ſich aber freilich bald auf Geſten beſchränkt, als Elſäſſiſch und Plattdeutſch aufeinander ſtieß. Feſttägliche Stimmung und feſttägliches Treiben bemerkte ich ſchon auf meinem Wege von Gondreville nach Toul. Freigelaſſene Offiziere aller Grade kamen luſtig, zum Theil ausgelaſſen, in Chaiſen, Phaetons, Gigs und Broughams mir entgegen, mit Damen, Verwandten, Freunden, die ſie von Toul begleiteten oder von dort abgeholt hatten.

Die eilig angebotene Capitulation iſt unzweifelhaft als das Reſultat des geſtrigen Bombardements anzuſehen, das gleichwohl nur ein ſchwaches Vorſpiel deſſen war, was für die Nacht bevorſtand. Die Abſicht war, unter Mitwirkung der geſammten Artillerie des Belagerungscorps (alſo der Feld- und Feſtungs-Artillerie) einen abgekürzten förmlichen Angriff einzuleiten. Es ſollte nur eine Parallele gebaut werden und zwar auf 500 Schritt von der Enceinte der Feſtung. Da bei dieſer kurzen Entfernung der Bau der Parallele im Bereiche des wirkſamſten Kleingewehrfeuers (Chaſſepots und Wallbüchſen) ſtattzufinden hatte, ſo war es Aufgabe der Artillerie, die Werke der Angriffsfront zu beſchießen und ſo die feindliche Artillerie zu beſchäftigen, damit die Sappeure möglichſt geſchützt unterdeß ihr Werk verrichteten. Es waren drei Breſchbatterieen, drei Demontirungs-Batterieen, zwei Wurfbatterieen in Thätigkeit; dieſes Feuer war, wie geſagt, nur die *Einleitung* zu dem Bombardement, das in der Nacht, wo die Parallele auszuheben war, ſtattfinden ſollte. Herr Huck kam durch Capitulation der Ausführung dieſes Planes zuvor. Ich bemerke noch, daß außer brandenburgiſcher, magdeburger, pommerſcher Feſtungs-Artillerie auch baieriſche, mecklenburgiſche, preußiſche Feld-Artillerie vor Toul lag oder noch liegt.

Die gefangenen Truppen machten einen guten Eindruck in Erſcheinung wie Haltung. Wenn die 300 Mann, die mir als mobile Garde gezeigt wurden, dies wirklich waren, ſo bitte ich, in Deutſchland die Geringſchätzung vor dieſer Truppe fallen zu laſſen.«

Einem zweiten Briefe, aus anderer Feder, der 11 Tage nach der Capitulation geſchrieben wurde, entnehmen wir nur das, was ſich auf das Maß der angerichteten Zerſtörung bezieht. »Im Allgemeinen — ſo heißt es in dieſem Briefe — glich die Wirklichkeit nur wenig dem traurigen Bilde, das ich zu finden gefürchtet hatte, trotzdem, ſelbſtverſtändlich, der Zerſtörung und des Jammers genug angerichtet worden iſt. Nur beim Eintritt durch die Porte de France traten mir die Wirkungen der Beſchießung gleich ziemlich eindringlich entgegen: Eine lange Häuſerreihe, dem Wall dort parallel, iſt völlig ausgebrannt, und das rechtwinklig darauf ſtoßende, von einem ſchindelgedeckten Thürmchen gekrönte Hoſpital zeigt Bombenlöcher von Scheunenthorgröße.*) Dort ſind dadurch denn auch einige Kranke und wie ich höre auch verwundete Gefangene (vom erſten deutſchen Angriff, 16. Auguſt her) getödtet worden. Und bei der beſten Meinung von der Größe ihres Patriotismus, zweifle ich doch, daß dieſe Aermſten die den nahen Sieg ihrer mecklenburgiſchen Brüder verkündenden Bombengrüße beſonders willkommen geheißen haben ſollten. Gänzlich ausgebrannt ſind ferner längs der ſüdöſtlichen Wälle einige Regierungsgebäude für Militairzwecke, beſonders ein weites Fourage-Magazin, deſſen kahle rauchgeſchwärzte Mauern hohläugig und unheimlich genug dreinſchauen. An den großen Caſernen und nahegelegenen Wohnhäuſern ſind die Dächer wie durchgeſiebt, die Wände von Kugelſpuren gezeichnet, theilweiſe auch durchgeſchlagen, verbrannt nur Weniges. Das ihnen gegenüber an dem ſchönen Lindenumgang gelegene Hotel der »recettes de finances«, nahe der Apſis der Cathedrale, iſt ebenſo von den Flammen wie von den Kugeln vernichtet.

In den Straßen und engen vielgewundenen Gäßchen hat der Granathagel und haben beſonders die zurückſchlagenden »Splitter« der platzenden Geſchoſſe ebenſo launiſch und unbegreiflich gewirkt, wie dort draußen in den Gärten; hie und da iſt ein armes Bürgerhäuschen vom Dach zum Erdgeſchoß völlig zertrümmert, dicht daneben beim Nachbar kaum eine Scheibe zerſprungen. In einzelnen Gäßchen halten ſich die Häuſerruinen noch wie durch zwiſchen ſie geſtemmte Stützen, andern iſt wohl mal ein hübſcher Renaiſſance-Thürgiebel weggeriſſen, ein Dachſtuhl zerſchmettert, eine Wand hier fauſt- dort thürgroß durchlöchert oder ſämmtliche Fenſter geraubt. Aber, wie ſchon erwähnt, die eigentlichen großen Trümmerhaufen ſind doch verhältnißmäßig ſelten. Ebenſo haben die beiden ſchönen Kirchen, die »Cathedrale« und die Kirche St. Gengoult (vgl. S. 692) nicht erheblich gelitten. Verglichen mit den Verwüſtungen, die die große Revolution an dem äußeren und inneren Bilderſchmuck der Cathedrale anrichtete, iſt all das, was die Bomben der »modernen Vandalen« geſchädigt haben, ein bloßes Nichts. Die obere Thurmgalerie iſt am Nordthurm (St. Gerard), wie am Südthurm (St. Etienne) ſtellenweiſe durchbrochen. Die übrigen Schädigungen haben ſich faſt ausſchließlich auf die Facade des nördlichen Thurmes beſchränkt, unter denen die ſchlimmſte das vollſtändige Herausſchlagen des mächtigen Thurmfenſters der zweiten Etage mit all ſeinem ſteinernen Maßwerk iſt. Man blickt nun in das hohle gewölbte Innere des Thurmes wie durch ein weites finſteres Loch hinein. Die Portale ſelbſt hatte man ſo hoch hinauf als möglich — wohl 80 Fuß hoch und mehr — durch Anhäufung von Miſt zu ſchützen geſucht. Dieſe wenig einladende Zugabe fand ich bei meinem erſten Beſuche noch unabgeräumt, und mußte meinen Weg in das ſchöne Innere des Domes erſt durch einen in die braune Maſſe gebrochenen Tunnel ſuchen.

---

*) Die Zerſtörung dieſes Hoſpitals erfolgte ſehr wahrſcheinlich (ſ. S. 699) ſchon am 23. Auguſt in Folge des zweiten Bombardements. Ueberhaupt iſt bei der im Text gegebenen Schilderung zwiſchen erſter, zweiter und dritter Beſchießung nicht unterſchieden; der Briefſchreiber giebt nur eben ein Bild der Stadt, wie ſich dieſe ihm am 6. Oktober darſtellte.

Im Innern fand ich nichts Kennenswerthes zerſtört, kaum einige Wandſtücke der einen rundbogigen Kapelle an der Südſeite des Langſchiffes herabgeſchlagen, kaum einige Scheiben zerſplittert.

Mehrfach, ſeit dieſem erſten Beſuche, bin ich in der ſchönen Cathedrale geweſen. Ich liebe es, hier zu beobachten. Manche Frauengeſtalt in tiefer Trauer kam ſchon, um vor einem der Altäre knieend ihren Schmerz auszuweinen; mancher Zug von Landleuten, von ſtädtiſchen Bekannten geführt, trat ein und blickte erſchrocken hinauf zu der Thurmſtelle, wo die Granate ihr Verwüſtungswerk gethan. Auch mancher baieriſche Soldat kam, kniete, ſich bekreuzend, vor den Altarſtufen nieder und ging weiter. Einmal kamen auch ein paar mecklenburger Kameraden, ſcheinbar völlig aus dem Groben geſchnittene Figuren. Aber der eine, der nicht anders wie ein derber Landwirth in Uniform ausſah, fragte mich, auf die im hohen Chor aufgeſtellte kleine Orgel zeigend: »ob dat woll verlöwt is, moal up dat Harmonium doar to ſpeln?« »Verſuchen Sie's«, antwortete ich, und ſo trat er denn in den geweihten Raum ein, wo er alsbald, zu meinem hohen Erſtaunen, nach einigen ſchönen vollen präludirenden Accorden, unſeren herrlichen proteſtantiſchen Choral »Jeſus meine Zuverſicht« brauſend durch die Halle erklingen ließ.

Mit dem Eindruck davon ſchied ich von der Cathedrale und von Toul.«

Metz.

Metz.

Stadt, Feſtung (Geſchichte, ſeine Belagerungen).

Metz — das alte Divodunum der galliſch-römiſchen Zeit — hatte bei Ausbruch des Krieges 60,000 Einwohner und war Hauptſtadt des Moſel-Departements, zugleich Kriegsplatz erſter Klaſſe und eine der ſtärkſten Feſtungen Europa's. Dazu alter Biſchofsſitz und Sitz der 5. Militair-Diviſion.

Die 70er Kriegsereigniſſe, indem ſie ſich auf eine Cernirung beſchränkten, haben an dem Bilde von Metz, wie es ſich bis dahin darſtellte, nichts geändert.

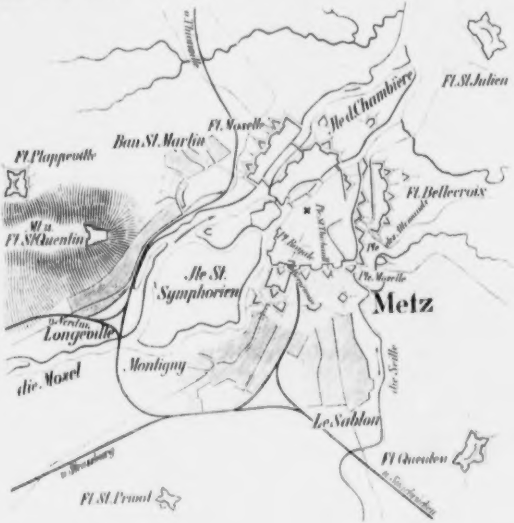
In ſeinem Kern eng und mittelalterlich, fehlt es ihm nicht an ſchönen Straßen und Plätzen, unter welchen letzteren vorzugsweiſe der »Place Royale« und die »Esplanade« (beide ein großes Ganze bildend) zu nennen ſind. Auf der Esplanade erhebt ſich die erzene Statue des Marſchalls Ney, auf dem Cathedralenplatz, inmitten der Stadt, das alte Standbild des Marſchalls Fabert, der, in Metz geboren, ein Zeit- und Ruhmesgenoſſe Turenne's war. Unter den anderweiten Sehenswürdigkeiten der Stadt nehmen das Rathhaus und der Juſtizpalaſt, das Jeſuiten-Collegium und das Arſenal, die St. Vincenz-Kirche und die Cathedrale den erſten Rang ein.

Das Arſenal enthält eine reiche Sammlung von Waffen aller Art, darunter eine ungeheure Kanone, »Vogel Greif«. Die Inſchrift lautet:

Der Greif heiß ich,
Meinem gnädigen Herrn von Trier dien' ich,
Wo er mich heißt gewalten,
Will ich Dorn und Mauer ſpalten.

Das Gewicht dieſer Rieſenkanone beträgt 20,000 Pfund, ihre Länge iſt 15 Fuß. Der trierſche Kurfürſt Richard von Greiffenclau ließ das merkwürdige Geſchützrohr 1528 gießen, die Franzoſen nahmen es 1799 mit vom Ehrenbreitſtein.

Die Cathedrale (St. Stephan) gilt als das großartigſte Werk des franzöſiſch-gothiſchen Kirchenbaues in ganz Lothringen. Sie wurde im 13. Jahrhundert begonnen; dann ruhte der Bau, die oberen Theile zeigen den glänzenden Styl des folgenden (14.) Jahrhunderts. Die luftige, pikant durchbrochene Bekrönung des ſüdlichen Thurmes, die dem Bau ein ſo originelles Profil verleiht, iſt in ſpielenden Flamboyantformen ausgeführt. Eben dieſer Thurm hat eine Höhe von 363 Fuß; in demſelben befindet ſich die berühmte Glocke la Muette, die »Stumme«, 260 Centner ſchwer. 1519, nach andern erſt 1546, wurde der geſammte Bau, wie er im 14. Jahrhundert intendirt war, beendet. (Das knieende Bild des Baumeiſters Pierre Perrat befindet ſich am Altare neben der Sakriſtei.) Das große Portal der Cathedrale, wie es jetzt ſich darſtellt, iſt ein verhältnißmäßiger Neubau und wurde erſt 1764 nach Plänen Blondels angefügt. Ausgezeichnete Denkmäler innerhalb der Kirche ſind zum größeren Theil während der Revolution zerſtört worden.


n. Thionville
Fl. St. Julien
Ile d. Chambière
Fl. Moselle
Ban St. Martin
Fl. Plappeville
Fl. Bellecroix
Mt. u. Fl. St. Quentin
Ile St. Symphorien
Pte. Moselle
Metz
n. Verdun
Longeville
Montigny
die Mosel
die Seille
Le Sablon
Fl. Queuleu
n. Strassburg
Fl. St. Privat
n. Saarbrücken

Von den zehn Thoren der Stadt nennen wir zuerſt die Porte Serpenoiſe,*) die 1852 im Halbzirkel neu erbaut wurde. Eine Inſchrift erwähnt der Rettung der Feſtung durch den Bäcker Havelle, der eine am 8. April 1470 ſeitens des Herzogs Nicolas von Lothringen verſuchte Ueberrumpelung hinderte. — Die Porte de France zeichnet ſich durch ihre außerordentlich ſtarke Verſchanzung aus. Sie hat je vier Thore, Wälle und Waſſergräben. — Durch das alterthümliche, öſtliche Thor, die Porte des Allemands, im gothiſchen Styl 1445 erbaut und ſehr gut erhalten, führt die große Straße nach Deutſchland. Das Thor zeigt noch zahlreiche Kugelſpuren von der vergeblichen Belagerung durch Kaiſer Karl V., 1552.

Die ſeit 1864 angelegte unterirdiſche Waſſerleitung, von nahezu zwei Meilen Länge, führt der Stadt aus ihren beiden Reſervoirs bei Gorze täglich 10,000 Kubikmeter Quellwaſſer zu.

Die Urbewohner von Metz waren Kelten, ſpäter — ſeit etwa anderthalb Jahrhunderten vor Chriſto — mit Germanen gemiſcht. Cäſar fand hier bereits ein ſtarkes Gemeinweſen vor. In ſeinen Commentaren über den galliſchen Krieg erzählt er, daß Metz zu den älteſten und bedeutendſten Städten Galliens gezählt habe, die Bewohner von Stadt und Land aber ſich als ein beſonders kriegeriſcher Volksſtamm ausgezeichnet hätten.

Die Römer ſchufen nun im Laufe der nächſten Jahrhunderte eine Menge hervorragender Bauwerke an dieſer Stelle. So beſaß Metz außer mehreren Tempeln und kaiſerlichen Paläſten auch ein Amphitheater, eine Naumachie, Bäder und eine großartige Waſſerleitung, die (wie die gegenwärtige, 1864 angelegte) bis in die Gegend von Gorze ging und von dorther das reinſte Quellwaſſer der Stadt zuführte. Von dieſem alten, ſeiner Zeit aus zahlreichen Pfeilern beſtehenden Aquädukt ſieht man heute noch bei dem Dorfe Jouy 17 hohe Pfeiler aufragen, die mehr oder weniger gut erhalten und theilweiſe noch überwölbt ſind. Jeder dieſer Pfeiler iſt über 70 Fuß hoch. Das vorerwähnte Dorf führt aus Veranlaſſung dieſer Brückenbögen den Namen Jouy-aux-Arches. [Auch der mannigfach hier vorkommende Name Ars, Ars ſur Moſelle, Ars Laquenexi, ſtammt noch aus der römiſchen Epoche.]

Sehen wir von Jouy-aux-Arches und ſeinen 17 Brückenpfeilern ab, ſo ſind keine deutlich erkennbaren Ueberbleibſel mehr aus jener Zeit vorhanden, aber jeder in die Tiefe gehende Neubau, der auf dem alten Grund und Boden von Metz unternommen wird, führt auf Trümmer alter römiſcher Herrlichkeit. So ſteht die »Markthalle« auf den Ruinen eines großen römiſchen Bades, während der Gemüſe- und Blumenmarkt,) ſo wie der Place d'Armes und der Place St. Croix auf den Reſten von Aquädukten und Befeſtigungsthürmen errichtet wurden. Bei Anlegung einer Redoute, die den Namen le Pâtée, die »Paſtete« führt, ſtieß man auf das ſchon erwähnte Amphitheater, das dem von Nismes im ſüdlichen Frankreich an Größe beinah gleichkommen ſoll.

---

*) Eigentlich »Porte Scarpenoiſe« von einer kleinen Stadt, die in der Nähe von Pont à Mouſſon lag und Scarponne hieß, woraus zuerſt Scarpenoiſe und dann Serpenoiſe gebildet wurde.

Die Befeſtigungen von Metz gehen bis in ſeine frühſte Vergangenheit zurück. Schon in der Römerzeit hatte es Mauern, die an der Südſeite ſich weit über die heutige Stadtenceinte hinaus erſtreckten und beiſpielsweiſe die Orte Sablon und Montigny mit einſchloſſen. Die beſtändigen Kämpfe, in die die Stadt während des ganzen Mittelalters von der fränkiſchen Zeit an bis zur Zeit Karls VII. und noch hundert Jahre darüber hinaus (Heinrichs II.) verwickelt wurde, waren natürlich nicht dazu angethan, den Mauergürtel zu entfernen, im Gegentheil immer neue Werke und Wälle, Thürme und Thore entſtanden, die im 15. und 16. Jahrhundert zu zwei Belagerungen führten, bei denen wir hier in Kürze verweilen möchten. Die eine davon (die zweite) iſt in vielen Stücken wie eine Spiegelung deſſen, was das Jahr 1870 uns erleben ließ.

Die Belagerung von Metz im Jahre 1441.

Die Belagerer in dem genannten Jahre waren Karl VII., König von Frankreich, und ſein Schwager René, urſprünglich Herzog von Anjou, deſſen voller Titel indeß lautete: René, König von Provence, Sicilien und Jeruſalem, regierender Herzog von Anjou, Lothringen und Bar.

Die Veranlaſſung zu dem Kriege gaben 100,000 Gulden, die König René den Metzern ſchuldete und die dieſe — was zugeſtanden werden muß — auf wenig galante Weiſe eintrieben, nachdem alle voraufgegangenen Mahnungen nichts gefruchtet hatten. Die Metzer bemächtigten ſich nämlich, als Papſt Eugen IV. eine große Ablaßandacht in Pont à Mouſſon verkündigen ließ, zu der auch die Gemahlin König René's zu wallfahren gedachte, des Seitens dieſer Königin voraufgeſchickten Gepäcks und führten daſſelbe unter Bedeckung nach ihrer Stadt, wo es als Unterpfand verbleiben ſollte, bis König René ſich gemüßigt ſehen werde, die ſchuldigen 100,000 Goldgulden zurückzuzahlen. Die Königin, empört über ein ſo ſcharfes Verfahren, ließ ihre Räthe zu-

---

Dieſer »Gemüſe- und Blumenmarkt« iſt eine ſehr anmuthige Anlage. In ſeinen Hallen findet am 26. Dezember jeden Jahres eine Verſammlung von jungen Männern und Mädchen aus den benachbarten Dörfern ſtatt, die Stellungen in der Stadt ſuchen. Die jungen Männer heißen »Guechons«, die Mädchen »Bacelles«. — Hierbei mag auch erwähnt werden, daß ſich die Metzer ſelbſt Messins nennen, ein Wort, das auch als Adjektiv daſſelbe bleibt: Vin messin = Metzer Wein.

ſammenrufen und fragte dieſelben mit ſchluchzender Stimme: »Eh. messieurs, que vous semble de ceux de Metz, que mes bahuz et garderobe à Metz en ont ménez?« Die Rathgeber glaubten zunächſt ein Mißverſtändniß annehmen zu müſſen und forderten die Herausgabe. Als dieſe verweigert wurde, begab ſich die Königin in höchſter Erregung nach Anjou, um ihren zur Zeit dort weilenden Gemahl aufzuſuchen. Dieſem kam die Gelegenheit ſehr erwünſcht; eine ausbrechende Fehde war der einfachſte Weg, die unbequeme Schuld geſtrichen zu ſehen; ſo erklärte er den Metzern den Krieg und verſicherte ſich dazu der Beihülfe ſeines Schwagers, des Königs von Frankreich. Karl VII. war ausnahmsweiſe unengagirt, da kurz zuvor ein Waffenſtillſtand zwiſchen ihm und den Engländern zum Abſchluß gediehen war; er ſtellte alſo ſeine augenblicklich disponiblen Truppen, die zu erheblichem Theil bloße Abenteurer-Banden waren, ſeinem Schwager zur Verfügung und rückte gemeinſchaftlich mit dieſem vor Metz.

Metz war im Stande, dieſer Macht zu trotzen. Es verfügte, mittelalterlich, nicht nur über eine nach Gewerken eingetheilte Miliz, es zog auch die Landbewohner ſeines Gebiets, die ebenfalls verpflichtet waren die Waffen zu tragen, zur Vertheidigung der Stadt heran. Dazu kamen Söldner zu Roß[*] und zu Fuß und eine nicht unerhebliche, unter Geſchützmeiſtern, Maitres de bombardes, ſtehende Artillerie. Wenn wir dieſe letztere »eine nicht unerhebliche« nannten, ſo iſt dies freilich aus den Anſchauungen der damaligen Zeit heraus geſprochen. Mit einer heutigen Artillerie war ſie nicht zu vergleichen. Sie beſtand, neben einer größeren Anzahl von Feldſchlangen und Streubüchſen (den ſpäteren Haubitzen verwandt), aus vier bronzenen Bombarden ſchweren Kalibers und 33 eiſernen. Dieſe Bombarden, welche weder Henkel noch Schildzapfen hatten, waren in ungeheure Holzblöcke eingelaſſen und befeſtigt, welche auf einem vierrädrigen Untergeſtell ruhten, derart, daß ſie beim Rückſtoß leicht zurückfahren konnten. Sie ſchoſſen Steinkugeln, welche den Steinbrüchen von Pontoy bei Metz entnommen waren. Eines dieſer Geſchütze ſchweren Kalibers, welches bei der Vertheidigung von 1444 gebraucht wurde, führte folgende Inſchrift:

L'an XXXVI mil quatre cent
Fuit faicte pour useir mon temps

---

[*] Dieſe »Söldner zu Pferde« (soldoyeurs) hatten die Verpflichtung, ſich auf eigene Koſten beritten zu machen und bildeten eine Elite-Truppe. Es waren Edelleute aus allen Ländern, die, abenteuernd, das Glück aufſuchten. Sie traten als Freiwillige in den Dienſt der Republik, erhielten aber doch einen monatlichen Sold von 4 oder 6 Livres, alſo von 560 bis 840 Franken nach heutigem franzöſiſchen Gelde, je nachdem ſie im Beſitz von ein oder zwei Pferden waren. Die Anzahl dieſer Söldner betrug während der Belagerung von 1444 dreihundertundfünfzig Mann. Wenn einer von ihnen in Kriegsgefangenſchaft gerieth, ſo wurde ihm ſeine Löhnung unverkürzt während der ganzen Dauer derſelben fortgezahlt.

En la garde et pour la deffance
De ceux qu'à Mets font offance:
Pour les pugnir et justicier
Propres suis à tel mestier.
Ci qui volrait sçavoir mon nom,
»Rédouté« m'appelle-t-on.

Es mag hierbei, ehe wir in unſerer Erzählung der »1444er Belagerung« fortfahren, noch hervorgehoben werden, daß Metz vielleicht die erſte Stadt war, die ſich in ihren Kriegen der Geſchütze bediente. Schon in ihrer mit dem eigenen Biſchof Heinrich Dauphin geführten Fehde (1323—25) kamen Kanonen zur Verwendung. Die Franzoſen ſollen ſich der Geſchütze zum erſten Male im Jahre 1339, die Mauren bei Algeſiras in Spanien 1342, die Engländer bei Crecy 1346, die Venetianer 1380 bedient haben. Metz ſchien alſo prädeſtinirt artilleriſtiſch eine Rolle zu ſpielen. Jedenfalls iſt es ſpäter, und dann bis in unſere Tage hinein, der Haupt-Artillerieplatz Frankreichs geweſen.

Wir kehren nach dieſem Exkurs zu unſerer Belagerung von 1444 zurück.

Die beiden verbündeten Fürſten (Karl VII. und König René) zeigten ſich ziemlich ſäumig in Ausführung ihrer Pläne und obſchon im Sommer ebengenannten Jahres alle Plätze Lothringens ſich mit Truppen zu füllen begannen, zweifelte man doch am 10. September, daß es überhaupt noch zum Kriege kommen werde. Da fielen mit einem Male ganz unerwartet der Herzog Arthur von Richemont, Connetable von Frankreich, Peter von Breze, Seneſchall von Poitou, und Karl von Anjou, Bruder des Königs René, an der Spitze von 10,000 Mann in das Metzer Gebiet ein, von denen drei verſchiedene Colonnen zunächſt die befeſtigten Poſten von Ancy, Montigny und Ars-ſur-Moſelle anzugreifen ſuchten.

In den meiſten von der Stadt abhängigen Dörfern hatte man die Kirchen als befeſtigte Poſten eingerichtet. So auch in Ars. Hier vertheidigte der Maire des Dorfes, der ſich mit nur 15 Söldnern in das Gotteshaus zurückgezogen hatte, Kirche und Kirchhof fünf Tage lang ſo tapfer gegen eine Colonne von 2000 Ecorcheurs, daß ihm und ſeiner Beſatzung ſchließlich das Leben geſchenkt und die Erlaubniß ertheilt wurde, mit Waffen und Gepäck abzuziehen. [»Ecorcheur« hieß Fellabzieher. Dieſen Ehrentitel führten die Truppen Karls VII., weil ſie jedem Feinde der ihnen in die Hände fiel, alles bis auf die Haut zu nehmen pflegten.]

Am 16. September hatte man in Metz in Erfahrung gebracht, daß die feindlichen Truppen vorhätten, ſich am andern Tage (17.) in der Vorſtadt Saint-Symphorien feſtzuſetzen und die Abtei, von welcher dieſe Vorſtadt den Namen führt, zu einem ſtarken Waffenplatz einzurichten. Sofort war man in der Stadt entſchloſſen die Abtei zu opfern und da die Zeit drängte, ſteckte man ſie an allen vier Ecken in Brand. Daſſelbe geſchah im Laufe der nächſten Wochen mit faſt allen Vorſtädten und Vorſtadtskirchen; Ban Saint Martin, Mazelle, Saint Arnould, Saint Thiebault, Sainte Eliſabeth, Saint Pierre-aux-Champs, die Kirchen St. Thiebault und St. Louis wurden in Aſche gelegt, ſelbſt noch weiter vorgelegene Ortſchaften an der Oſt- und Südſeite der Stadt ließ man folgen.

Dieſe Energie erwies ſich nur zu kleinerem Theile als die natürliche Conſequenz eines ſtolzen und ausgebildeten republikaniſchen Gefühls; zu größerem Theile (wie ſo oft in ähnlichen Fällen) war ſie das Reſultat der Furcht, der Unterwerfung unter den ſtarken Willen eines Diktators. Dieſer Diktator war Johann von Bytoul, einer der Sieben des Kriegscollegiums. Nach den Chroniſten jener Zeit, die wohl alle der gegneriſchen Seite angehörten, war er roh und blutdürſtig, verurtheilte alle feindlichen Soldaten, die in ſeine Hand fielen, zum Strange, und wies jede Auswechſelung der Gefangenen zurück. Er war, ſo wird erzählt, ſtets unterwegs um die Poſten zu revidiren und ſich von der Ausführung der von ihm gegebenen Befehle zu überzeugen. Bei dieſer Gelegenheit ſoll er ſtets einen kleinen Stutzſchwanz geritten haben, an deſſen Schweif eine kleine Glocke befeſtigt war. Jeder der die Glocke hörte, war befliſſen ſeine Arbeit mit doppeltem Eifer zu verrichten.

Georg von Bytoul ſtand übrigens nicht allein da; andere Herren vom Rath waren ihm wenigſtens ähnlich an Muth und Entſchloſſenheit. Meiſter Jacob Simon, Stadtſchöffe und Weingutsbeſitzer auf dem Banne von Longeville, hatte geſchworen, daß er ungeachtet der Anweſenheit der feindlichen Truppen ſeine Weinleſe abhalten wolle. Behufs Ausführung dieſes Abenteuers rüſtete er ein großes Schiff aus, bemannte daſſelbe mit Söldnern, die mit Feldſchlangen und Armbrüſten bewaffnet waren, und fuhr mit demſelben die Moſel aufwärts bis Longeville. Nachdem er dort angelangt, ſchickte er die Winzer, Männer und Frauen, in den ihm zugehörigen Weinberg. Jacob Simon beobachtete mittlerweile den Feind. Er brauchte nicht lange zu warten, da brachen die Ecorcheurs von verſchiedenen Seiten hervor, umringten unter großem Gelächter die Frauen und ſchickten ſich an, die jüngſten und ſchönſten derſelben zu entführen. Aber im ſelben Augenblick wurden ſie, vom Schiff aus, mit einem Hagel von Kugeln und Pfeilen überſchüttet, ſo daß zwei Mann getödtet, mehrere verwundet und die übrigen in die Flucht geſchlagen wurden. Die Körbe der Winzer füllten ſich demnächſt mit Trauben, nicht eine einzige blieb im Weinberge zurück und nachdem das Geſchäft beendet und die Erndte nach dem Schiff gebracht war, ſetzte ſich die Expedition wieder moſelabwärts in Bewegung und gelangte, ohne von den Ecorcheurs weiter beläſtigt zu werden, in die Stadt

Monate vergingen. Den verbundeten Fürſten war es mit ihrer Kriegführung nicht rechter Ernſt und als der Winter heranrückte, begnügte man ſich mehr und mehr mit einer bloßen Einſchließung der Feſtung. Auch dieſe war den Metzern unbequem genug und ſo kam es denn, noch ehe die Adventszeit heran war, zu Verhandlungen, die zwar abgebrochen, und immer wieder abgebrochen, aber doch auch immer wieder aufgenommen wurden. Endlich, am 3. März 1445, kam ein Friedensſchluß zu Stande. Die Metzer mußten 84,000 Goldgulden — eine Summe, die, wohl zu hoch gegriffen, in einem uns vorliegenden Buche als gleichbedeutend mit 6 Millionen Franken bezeichnet wird — bezahlen, und dem König René eine Quittung des Inhaltes auszuſtellen, »daß weder er noch ſeine Vorgänger ihnen etwas ſchuldig ſeien.« König René war der eigentliche Sieger; von den 100,000 Gulden, der eigentlichen Urſache des Krieges, durfte fürder keine Rede ſein.

Der Friede war zu Pont à Mouſſon geſchloſſen worden; am 5. März wurde der Inhalt deſſelben den Metzern bekannt gegeben. Ein Herold zog unter Trompetenſchall durch die Straßen und las folgende Zeilen in franzöſiſcher Sprache vor:

»Oyez, oyez, oyez: on vous faict assavoir que le roy de France, le roy de Sicile et toulte la communaltect de la cité de Metz ont aujour-d'hui bonne paix et bon accort ensemble, et tellement que de cy en avant on ne faicent nulle entreprises sur eulx par queilx manière que ce soit, maix vous tenez pour bons amys et faictes honneurs et plaisirs l'ung à l'autre.«*)

Die zweite Belagerung von Metz im Jahre 1552.

Die zweite Belagerung von Metz, die hundertundacht Jahre ſpäter fiel, war von viel ernſterem Charakter. Sie hatte ein politiſches Vorſpiel, deſſen wir kurz erwähnen müſſen.

---

*) »Hört, hört, hört: Hierdurch wird kundgethan, daß der König von Frankreich, der König von Sicilien und die ganze Bürgerſchaft der Stadt Metz heute Frieden und vollkommene Eintracht untereinander haben, ſo zwar, daß hinfort keine Art Unternehmungen gegeneinander vollführt werden ſollen, und daß Ihr Euch gegenſeitig als gute Freunde erachtet und Euch Ehre und Freude erweiſt.«

Ich habe oben im Text dieſe Proclamation in franzöſiſcher Sprache — in der ſie damals verleſen wurde — gegeben, um darauf hinzudeuten, daß Metz, trotz ſeiner, bis ins 16. Jahrhundert hinein dauernden, politiſchen Zugehörigkeit zu Deutſchland, doch immer nach Sitte, Haltung, Sprache franzöſiſch war und, ſeinem ganzen Fühlen nach, nach Weſten und nicht nach Oſten gravitirte. Es hat deshalb mit dem »Verrath«, der 1552 Metz in die Hände Frankreichs ſpielte, nicht allzuviel auf ſich. Es war etwa ein Verrath, wie der der Schleswiger, die, trotz des Londoner Protokolls, das ſie politiſch für immer zu Dänemark ſchlug, doch lieber Deutſch ſein wollten. Und es auch wurden.

Im Jahre 1551 ſchloſſen die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands (darunter vor allem Moritz von Sachſen) ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich gegen Kaiſer Karl V. In dem Bündnißvertrage hieß es Seitens unſerer Fürſten, die — was immer politiſch zu ihrer Rechtfertigung ſprechen mochte — mindeſtens nicht befliſſen ſchienen »allzeit Mehrer des deutſchen Reiches« zu ſein: König Heinrich möge ſich der drei Bisthümer Metz, Toul, Verdun, baldmöglichſt zu bemächtigen ſuchen.

Das that er denn auch. Es gab ohnehin in allen drei Städten ſeit lange eine franzöſiſche Partei. Die »Seigneurie von Metz«, ſo ſcheint es, ſtand auf Seiten König Heinrichs und erleichterte ihm die Schritte, die er gegen die nominell deutſche Stadt vorhatte. In der That, die raſche, ſiegreiche Wegnahme derſelben, über die wir zunächſt zu berichten haben, war kaum etwas anderes als ein in Scene geſetztes Schauſpiel. Alle Rollen waren vorher vertheilt.

Am 15. März ſchrieb König Heinrich, als er, im Bündniß mit dem proteſtantiſchen Deutſchland, zum Kriege gegen Karl V. auszog, an die Metzer, ihm »Etappen« auf ihrem Territorium zu gönnen. Es ſcheint, man lehnte formaliter ab.

Um Oſtern erſchien der Connetable Anne de Montmorency, belagerte zunächſt Gorze und ſeine Abtei, nahm es ein, verbrannte es und ließ die Beſatzung hängen.

Der Connetable zog nun vor Metz ſelbſt, einiges Geſchütz wurde aufgefahren; man öffnete ihm aber alsbald die Porte Serpenoiſe und die Stadt kam ohne Widerſtand in franzöſiſchen Beſitz.*) Das war am 10. Tage des April. Die Einwohner mußten die Waffen an einem beſtimmten Ort abliefern, und weil man eine Belagerung (durch die Kaiſerlichen) kommen ſah, wurden mehrere Kirchen und Gebäude niedergelegt. Dies währte indeß noch einige Zeit.

---

*) Der Hiſtoriker Mezeray ſchildert dieſe im Weſentlichen ohne Schwertſtreich erfolgte Einnahme von Metz wie folgt: »Während König Heinrich II. ſich zu Ginville am Krankenbette der Königin aufhielt, gab ihm der Connetable von Montmorency den Rath, ſich ſobald als möglich der drei Bisthümer zu bemächtigen, deren Beſetzung die deutſchen Fürſten, mit denen er verbündet war, ihm angerathen hatten. Nachdem der König eingewilligt und der Connetable ſich der Stadt Toul bemächtigt hatte, rückte er auch gegen Metz vor und ließ die Bürgerſchaft auffordern, ſich zu ergeben. Die Höchſtgeſtellten der Stadt (ſo ſchreibt Mézeray, während andere gerade das Gegentheil berichten) würden ſicher gegen einen Wechſel in der Herrſchaft proteſtirt haben, wenn ſie nicht überraſcht geweſen wären. So aber fügten ſie ſich und gingen auf Anrathen ihres Biſchofs, Robert von Lenoncourt, darauf ein, dem Connetable nebſt einigen Adligen und zwei Compagnieen zu Fuß, in der Stärke von 600 Mann, die Feſtung zu öffnen, oder wie Andere erzählen, Abtheilungen von je 100 Mann nach und nach in dieſelbe einziehen zu laſſen. Die Sache mag ſich nun verhalten wie ſie will, ſo viel ſcheint feſtzuſtehen, daß am 10. April 1552 die Compagnieen in doppelter Stärke und aus lauter ausgeſuchten Mannſchaften beſtehend, gegen die Stadtthore vorrückten, die mit der Schließung derſelben beſchäftigten Bürger verjagten, demnächſt in die Stadt einzogen und dieſelbe zwangen, ſich dem Banner Frankreichs zu unterwerfen.«

Zunächſt erſchien jetzt, am zweiten Oſtertage, der franzöſiſche König Heinrich II. und hielt ſeinen Einzug mit »nobler Compagnie« von großen Prinzen und Seigneurs. Vier der Vornehmſten der Stadt waren bereit ihm zu dienen; er war ganz in Waffen, ritt bis zur großen Kirche, ſtieg vom Pferde und verrichtete ſein Gebet. Sämmtliche Prälaten, Geiſtliche und andere Zugehörige der Kirche, alle in ihren reichſten Kleidern, hatten ihn am Portal erwartet. Nach verrichtetem Gebet ſtieg er wieder zu Roß, und zwölf blaſende Trompeter vorauf, ritt er durch die Fournerue bis zum Hauſe des Seigneur Androuin Rouſſel, wo er Cour hielt.

Eine Beſchreibung dieſer Einzugstage (denn von einer »Eroberung« kann man nicht füglich ſprechen) iſt uns auch in einem Chanſon erhalten geblieben, das, während der 1870er Belagerung, durch einen glücklichen Zufall entdeckt wurde. Es lautet in Ueberſetzung etwa wie folgt:

Als ſie nun ſahen Kanonen
Und Mörſer aufgeſtellt,
Da riefen ſie um Erbarmen
Ueber Gräben und über Feld;
Die weiße Fahne in der Hand
Riefen ſie mit Bedacht:
Es lebe König Heinrich
Und ſeine ganze Macht!

Am zehnten Tag (ein Donnerſtag)
Im luſtigen April,
Da waren die Metzer Herren
Dem König all' zu Will',
Der Connetable kam zuerſt,
Es mußte wohl ſo ſein,
Am Montag, zweiten Oſtertag,
Zog auch der König ein.

Und der gemacht dies Liedel
Nach einem luſtigen Ton,
War ein franzöſiſcher Soldat
Der Metzer Garniſon,
In Metz, der ſehr berühmten Stadt
Im Lotharinger Land
Als er mit einem Stücke Speck
Am großen Brunnen ſtand.

So das Lied. Der Sänger indeß ſollte ſeines »Stückes Speck« nicht lange froh werden. Sehr magere Zeiten brachen für die Metzer Garniſon an, alſo muthmaßlich auch für ihn. Das geſchah im Herbſt deſſelben Jahres.

König Heinrich II. war längſt nach Paris zurückgekehrt, auch der Connetable hatte Metz verlaſſen; innerhalb der Stadt kommandirte der Herzog von Guiſe als Generallieutenant des Königs.

Anfang Oktober kam eben dieſem, dem Herzog, die Nachricht, daß der Kaiſer (Karl V.) mit großer Heeresmacht, inſonderheit auch mit vielen groben Karthaunen, heranziehe, um Metz zu belagern, zu berennen und den Franzoſen wieder zu entreißen. Der Herzog traf ſeine Vorbereitungen, erhielt auch ſtarke Unterſtützungen von Frankreich her; viele vom hohen Adel erſchienen mit ihren Capitainen, ihren Reitern und Fußvolk.

Das kaiſerliche Heer bewegte ſich inzwiſchen in drei großen Säulen heran. Zuerſt, am Sonnabend nach St. Lucas (18. Oktober) erſchien der Herzog von Holſtein mit den »Brabançons«; er ſchlug ſein Lager im Nordoſten der Stadt auf, bei Grimont und Diürmont, hatte alſo einen Theil des Terrains inne, das, während der Belagerung von 1870, von der Manteuffel'ſchen Armee eingenommen wurde.

Die zweite große Heeresſäule, die erſchien, war die ſpaniſch-niederländiſche unter Herzog Alba; ſie ſchlug ihr Lager ſüdlich der Stadt auf, ſo daß Le Sablon wahrſcheinlich das Hauptquartier des hier Commandirenden war.

Die dritte Heeresſäule war die des »Marquis von Brandenburg«; er rückte mit ſeinen Kriegshaufen in den nordweſtlichen Abſchnitt ein, alſo dorthin, wo die Vorſtadt St. Martin, wo Fort Plappeville und Fort St. Quentin gelegen ſind.

Der Kaiſer ſelbſt verließ Sonntag vor Martinitag (10. November) Thionville, erſchien an der Südſeite der Stadt, nahm Wohnung in dem dort gelegenen Hauſe des Claude de Gournais, Seigneur de Tallange, eines vornehmen und gut kaiſerlich geſinnten Metzer Patriziers, und ernannte hier den Herzog von Alba zum Oberkommandirenden für die ganze Dauer der Belagerung.

Dieſe nahm nunmehr ihren Anfang. Es wurde gegraben, geſchanzt, gefeuert; die umliegende Landſchaft litt unſagbar, alles wurde genommen, die Noth ließ keine Wahl. Der Winter brach herein; die Unbilden wurden immer größer; anſteckende Krankheiten rafften viele Tauſende fort. Von den 140,000 Mann, die die Belagerung begonnen hatten, gingen mehr durch Krankheit und Kälte, als wie in den zahlreichen Ausfallgefechten verloren, die die Belagerten unausgeſetzt unterhielten. Die meiſten Ausfälle gingen über den Pont des Morts in nordweſtlicher Richtung, gegen den Marquis von Brandenburg. Hier, weil dieſe Stelle die gefährdetſte war, erſchien auch von Zeit zu Zeit (von Thionville her) der Kaiſer; ein Platz am Abhang des Mont St. Quentin heißt noch bis dieſe Stunde La butte de Charlesquint.

Zahlloſe Opfer wurden gebracht; aber umſonſt. Metz hielt ſich. Beinahe wörtlich heißt es in der Chronik: »Man ſchoß den ganzen Tag, die

Fenſter klirrten, es war ein Höllenlärm, aber man gewöhnte ſich daran und Alles lachte zuletzt; Jedermann wußte, daß ſie's draußen in Schnee und Eis nicht lange mehr würden aushalten können.«

Und darin hatten ſie Recht. Am 1. Januar 1553 begann der Abbruch des Lagers. Zuerſt zogen die Truppen ab, die im Süden der Stadt unter dem ſpeziellen Befehle Alba's geſtanden hatten, dann folgte der Herzog von Holſtein von Grimont, dann der Marquis von Brandenburg von der Vorſtadt St. Martin aus. Alle zogen ſie auf Thionville. Die abziehenden Colonnen wurden natürlich vom Feinde beläſtigt; man griff die Arrière-Garde in Rücken und Flanke an. Ein deutſcher Offizier wandte ſich entrüſtet um und rief: »Wie könnt ihr verlangen, daß wir noch fechten ſollen; wir haben kaum noch die Kraft zu fliehen.«

»Als ſie nun fort waren, ſah man das Elend und den Schmutz und die Räubereien des Lagers; todte Menſchen und Pferde und Alles wurde begraben, damit es keine ſchlechte Luft gäbe.«

Der Herzog von Guiſe kehrte nach dieſer glorreichen Vertheidigung nach Paris zurück; aber eh' er ging, ordnete er eine große Prozeſſion an, »er ſelbſt, alle Prinzen und Capitaine, ſowie alle Gentilhommes nahmen eine Kerze in die Hand und zogen in die große Kirche, um Gott zu danken.«

Die Chronik dieſer Belagerung ſchließt im Weſentlichen wie folgt:

»Alles war theuer. Ein ſchlechtes Viertel Kuhfleiſch koſtete 3 bis 4 Livre, ein Ei koſtete 11 Sous (Solz). Die Kater und Katzen hatten ſchlechte Zeit; man war auf beſtändiger Jagd; ſie wurden alle getödtet, gebraten und gegeſſen. Oft aß man auch Paſteten von Pferdefleiſch.«

»Viele Diener in der Stadt ließen ſich verführen und wurden franzöſiſche Soldaten. Sie ſollten das Gut ihrer Herrſchaften hüten und verthaten es nun. So kam es, daß während dieſer Belagerung viele reich wurden, die vorher arm waren, und viele arm wurden, die vorher reich geweſen waren.«

Man kann dies Alles nicht leſen, ohne frappirt zu werden durch viele Aehnlichkeiten zwiſchen damals und heut.

Uebrigens ließ König Heinrich, der bekanntlich ganz unter dem Einfluß der Guiſen ſtand, zu Ehren des tapfern Vertheidigers der Feſtung eine Medaille ſchlagen, die folgende Inſchrift führte: »A François de Lorraine, duc de Guise, pair de France, par le décret des armées, pour avoir conservé Metz et les grands du royaume, assiégés par Charles V. et les Allemands. Mars vous a donné une couronne d'herbe. Continuez, il vous rendra les couronnes royales de Jérusalem et de Sicile, qui ont appartenu à vos ancêtres.«

So viel über die Belagerungen von 1444 und 1552. Metz, als König Heinrich II. am zweiten Oſtertage 1552 in die Stadt eingezogen war, hatte 60,000 Einwohner gehabt; am Ausgange des folgenden Jahrhunderts — trotzdem in daſſelbe die großen Befeſtigungsarbeiten Vaubans und die erſten Beſtrebungen fallen, Metz zu einem bedeutenden Waffenplatze zu machen — vermochte es nur 22,000 aufzuweiſen. 1648 war es durch den weſtphäliſchen Frieden, neben Toul und Verdun, endgültig, will ſagen auch de jure an Frankreich gekommen, nachdem es demſelben, wie wir geſehen haben, von 1552 an bereits de facto zugehört hatte. Jene rapide Abnahme in der Bevölkerung innerhalb 150 Jahren lediglich auf den Herrſchaftswechſel zurückführen zu wollen, iſt wohl gewagt. Das 17. Jahrhundert war, in ſeinem ganzen Verlaufe faſt, ein Jahrhundert erbitterter Kämpfe, nicht aber heiteren Proſperirens. Viele Reichsſtädte, auch in Deutſchland, gingen zurück.

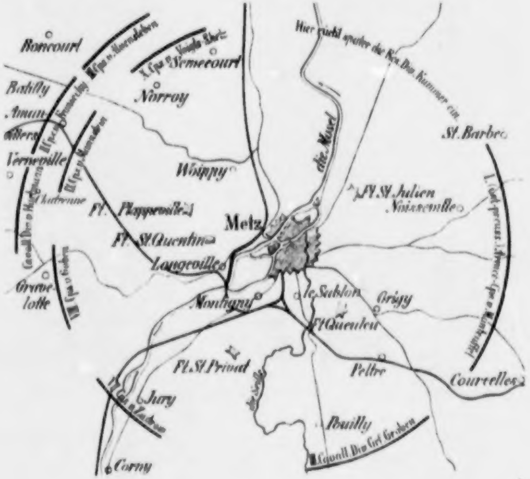
Eine beglücktere Zeit, die wenigſtens partiell den mittelalterlichen Glanz wieder heraufbeſchwor, brach für Metz erſt mit dieſem Jahrhundert an. (Im vorigen Jahrhundert hatte es mehr an Befeſtigungen wie an Wohlſtand zugenommen). Sehr wahrſcheinlich war es unter dem erſten Empire, daß hier jene Caſernen, Militairſchulen, Magazine und Zeughäuſer ins Leben traten, die mit ihren Dependenzien halb Metz überdecken. Das zweite Kaiſerreich verfolgte nur den Weg des erſten. Im Uebrigen darf nicht verſchwiegen werden, daß beide Empires, namentlich das erſte, ihren Eifer und ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Herſtellung eines mächtigen Depot- und Waffenplatzes innerhalb der Mauern von Metz, wie auf eine geſteigerte Vertheidigungskraft deſſelben richteten. In dieſer Beziehung ſcheint das Juli-Königthum erfolgreicher thätig geweſen zu ſein. Erſt nach 66 ſuchte auch die Regierung Napoleons III. das auf fortifikatoriſchem Gebiet Verſäumte nachzuholen. Sehr wahrſcheinlich war es Marſchall Niel — ohnehin Ingenieur-General — der ſeinen Einfluß nach dieſer Seite hin geltend machte. Das Prinzip der »detachirten Forts« wurde mit Rückſicht auf die weittragenden gezogenen Geſchütze adoptirt und 1867 der Bau von Fort Plappeville, Fort St. Quentin, Fort St. Julien und Fort Queulen begonnen. Im Weſentlichen waren dieſe vier Werke beendet, als der 70er Krieg ausbrach. Ein fünftes Werk, Fort St. Privat, war noch im Bau begriffen. Unſere Karte auf S. 712 giebt dieſe fünf Forts.

Durch die Herſtellung dieſer vier Forts war ein »verſchanztes Lager« gewonnen. Innerhalb deſſelben werden wir, im Verlauf unſerer Darſtellung der Bazaine'ſchen Armee vom 19. Auguſt ab begegnen.

Vor Metz.

(Bis zum 30. Auguſt.)

Der 16. (Vionville) hatte der Armee Bazaine's Stillſtand geboten, der 18. (Gravelotte-St. Privat) hatte eben dieſe Armee nach Metz zurückgeworfen. Am 19. begann ſich die Einſchließung der Feſtung zu vollziehen,


Roncourt
Semecourt
Norroy
Batilly
Aman-
villers
Verneville
Woippy
Hier rückt später die Res. Div. Kummer ein
die Mosel
St. Barbe
Ft. St. Julien
Noisseville
Chatrenne
Ft. Plappeville
Metz
Ft. St. Quentin
Longeville
Grave-
lotte
Montigny
le Sablon
Grigy
Ft. Queuleu
Ft. St. Privat
Pellre
Courcelles
Jury
die Seille
Pouilly
Corny

am 20. war ſie eine Thatſache. Unſere Armeen, I. und II., ſtanden im ein- reſp. anderthalbmeiligen Umkreis um Metz her, einige Corps noch etwas weiter zurück. Die Stellungen, die ſie inne hatten, waren die folgenden:

I. Corps, öſtlich der Moſel, zwiſchen St. Barbe, Courcelles ſur Nied und Pouilly;

VII. Corps, an der Moſel, ſüdlich von Metz bei Jouy (auf unſerer Karte ſteht irrthümlich Jury);

VIII. Corps bei Gravelotte;

IX. Corps zwiſchen Chantrenne und Amanvillers;

X. Corps (nördlich) bei Norroy und Semecourt;

II. Corps (in Reſerve) bei Batilly;

III. Corps (ebenfalls Reſerve) bei Roncourt;

1. Cavallerie-Diviſion bei Verneville.

Dieſe ganze, aus ſieben Corps und einer Cavallerie-Diviſion beſtehende Cernirungs-Armee wurde dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl unterſtellt.[*] Das Hauptquartier des Prinzen kam zunächſt nach Doncourt.

Alle Anſtrengungen des Obercommandos waren von Anfang an darauf gerichtet, die Einſchließung möglichſt perfekt und die Durchbrechung der Linie, wenn ſie verſucht werden ſollte, möglichſt ſchwierig zu machen. Zu dieſem Behufe wurde bereits am 20. mit Feldbefeſtigungen begonnen, meiſt Batterie-Emplacements und Schützengräben. Die Vorpoſtenkette der einzelnen Corps wurde in genauen Zuſammenhang gebracht und auf Grund der Terrain-Recognoscirungen berichtigt. Die Linie der Doppelpoſten begann im Norden auf dem rechten Ufer der Moſel ſüdlich von Malroy und zog ſich — immer am rechten Flußufer verbleibend — von Rupigny, Failly, Poix, Servigny, Noiſſeville, Brauerei L'Amitié, Montoy, Coincy, Aubigny, Ars Laquenexy, Mercy le Haut, Peltre bis zum Gehöfte St. Thiebault, dann über Marly ſur Seille und das Orly-Gehöft nach der Eiſenbahnbrücke von Ars ſur Moſelle. Hier wurde die Moſel überſchritten und am linken Ufer des Fluſſes lief nun die Linie der Doppelpoſten weiter über Juſſy, Rozerieulles, Bois de Chatel, Saulny, Bois de Woippy, Bellevue, St. Remy und Les Grandes Tapes bis wieder ans Moſelufer, gegenüber von Malroy. Damit war der Kreis geſchloſſen. Einige Alarmpoſten waren noch weiter vorgeſchoben. Namentlich die letzteren ſtanden auf der zwiſchen dem Bois de Chatel und dem Bois de Woippy gelegenen Strecke den Vorpoſten des Feindes auf Schußdiſtance gegenüber.

---

[*] Das IV., XII. und Garde-Corps, die urſprünglich der II. Armee zugehörten und, ſo weit die beiden letztgenannten Corps in Betracht kommen, den Tag von Gravelotte durch Erſtürmung von St. Privat entſchieden hatten, waren, wie wir wiſſen, Behufs Bildung einer IV. Armee (der Maas-Armee) abgezweigt und unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen geſtellt worden.

Zur Verbindung der auf beiden Ufern der Moſel ſtehenden Einſchließungstruppen beſtanden oberhalb der Feſtung (ſüdlich) zwei feſte Brücken bei Ars ſur Moſelle und ein eiſerner Brückenſteg bei Noveant. Es wurde noch, zu weiterer Erleichterung der Communication, eine Feldbrücke bei Corny erbaut; ebenſo unterhalb der Feſtung (nördlich) zwei Brücken bei Hauconcourt. Vom 23. ab waren ſämmtliche Generalcommandos und Diviſionen mit dem Obercommando der Armee durch telegraphiſche Leitungen verbunden. Dies erwies ſich in der Folge als von großer Bedeutung; rechtzeitige Alarmirung fernerſtehender Truppentheile und raſche Unterſtützung der gefährdeten war dadurch weſentlich erleichtert.

Die Verpflegung unſerer Einſchließungs-Armee bot in den erſten Wochen große Schwierigkeiten. Man war auf die mitgeführten Beſtände oder auf Requiſitionen angewieſen. Es kam den Truppen dabei zu Statten, daß die Gegend um Metz Seitens der franzöſiſchen Armee nicht ausfouragirt worden war. In allen Dörfern waren die Scheunen mit dem Ertrage der eben eingebrachten Ernte gefüllt, die Kartoffeln waren noch in der Erde, aber ſchon genießbar, Heu fehlte, doch hatte die in den letzten Wochen vorherrſchende feuchte Witterung den Graswuchs ſehr gefördert. Die Dreſchmaſchinen, die man vorfand, befanden ſich großentheils in ungangbarem Zuſtande, doch gelang es bald dieſelben zu repariren und erfolgte nunmehr mit Hülfe derſelben das Ausdreſchen des Getreides. Das Einſammeln der Kartoffeln und die Gras-Ernte wurden in regelmäßiger Weiſe durch Commandos bewirkt, wodurch man, Alles in Allem, ſehr erhebliche Beſtände an Korn, Stroh, Kartoffeln und Heu gewann. Daneben brachten die weiter ausgedehnten Requiſitionen der Cavallerie eine beträchtliche Anzahl von Vieh ein, wodurch auf längere Zeit eine reichliche Verpflegung mit friſchem Fleiſch ermöglicht wurde.

Alles dies indeß glich einem Brunnen, deſſen totale Verſiegung, bei den Anſprüchen, die an ihn erhoben wurden, binnen kürzeſter Friſt unzweifelhaft war. Nur mit Hülfe rückwärtiger Bahnverbindungen war auf die Dauer die Verpflegung einer Armee von (die Verwundeten mit eingerechnet) über 200,000 Mann zu leiſten. Solcher Bahnverbindungen beſaß die Cernirungs-Armee zwei:

die Linie von Courcelles ſur Nied, beziehungsweiſe Remilly, rückwärts bis Saarbrücken, und

die Linie von Pont à Mouſſon über Nancy und Luneville bis Hagenau-Weißenburg und die Pfalz, —

dieſe zweite Linie indeß war illuſoriſch, da ſie nur für Evacuation der Verwundeten vom 16. und 18. mit herangezogen werden durfte, im Uebrigen aber für die Transporte diente, die der III. und IV. Armee nachgeſchoben wurden.

Alſo in Wahrheit eine Linie, die Linie Saarbrücken-Forbach-Metz ſtand zur Verfügung, die bis zur Station Remilly, etwa zwei bis dritthalb Meilen von Metz, benutzt werden konnte. Einzelne Züge wurden von Zeit zu Zeit bis Courcelles ſur Nied vorgeſchoben. Dieſe Bahnſtrecke — bis nahezu in die Bivouaksplätze unſeres öſtlich von Metz ſtehenden I. Corps führend — ermöglichte die Verpflegung eben dieſes Corps ohne jede erhebliche Schwierigkeit, alle Corps aber, die am linken Moſelufer lagerten, und ihrer waren nicht weniger als fünf, konnten, von dem Augenblick an, wo die Requiſitionen den Dienſt verſagten, ihren Lebensmittelbedarf nur mit Hülfe eines Fuhrparks erhalten, der den Verkehr zwiſchen Remilly und Pont a Mouſſon und von da an nordwärts bis zu den Lagerplätzen der einzelnen Corps vermittelte. Das Mißliche eines ſolchen Verkehrs, bei den ungeheuren Anſprüchen, die jeder Tag erhob, lag auf der Hand; ſo wurde denn am 19. bereits die Herſtellung einer Interimsbahn zwiſchen Remilly und Pont a Mouſſon geplant und am ſelben Tage noch in Angriff genommen. Schon einige Jahre vor Beginn des Krieges hatte man deutſcherſeits das Terrain in der bezüglichen Richtung durch einen höheren Eiſenbahnbeamten eingehend recognoſciren laſſen und war jetzt in der Lage, die Reſultate jener Unterſuchungen vortheilhaft benutzen zu können. Man verwandte 4000 Arbeiter, unter welchen ſich viele Bergleute aus Saarbrücken und etwa 250 Eiſenbahnarbeiter aus Trier befanden. Die Bahn wurde eingeleiſig erbaut und erhielt zum Theil ſehr ſtarke Steigungen. Um bei Remilly die durch die Niveauverhältniſſe bedingte Herſtellung eines langen Dammes zu vermeiden, entſchloß man ſich, im Intereſſe der Beſchleunigung der Arbeit, hier einen Viaduct in Holz zu conſtruiren; ebenſo wurde bei Pont a Mouſſon die Bahn mittelſt einer Holzconſtruction über die Moſel geführt. Bei der Ausführung dieſer Arbeiten erwies es ſich als nothwendig, den Arbeitern und dem Bau ſelbſt fortgeſetzt militairiſchen Schutz zu gewähren, da die feindſelige Haltung der Bevölkerung eine beſtändige Neigung zeigte, das Werk zu ſtören. Eine Erleichterung ergab ſich andererſeits daraus, daß man in Styring und Pont à Mouſſon nicht unerhebliche Vorräthe an Schienen und Bahnſchwellen vorfand, die es nun geſtatteten, die Legung des Geleiſes von beiden Endpunkten aus in Angriff zu nehmen. Bereits am 29. Auguſt war die Bahn im Weſentlichen vollendet und konnte von dieſem Zeitpunkt an mit Laſtzügen befahren werden.

Im Vordergrund aller Pläne und Unternehmungen aber ſtand doch immer die Frage: was thut der Feind? lagert er oder iſt er in Bewegung?

wartet er auf Hülfe von außen, oder macht er Miene, den Ring zu durchbrechen? So wurden denn, zu beſſerer Beobachtung alles Deſſen, was in Feindes Lager geſchah, an geeigneten Punkten des Terrains Obſervationspoſten eingerichtet, mit Fernröhren ausgeſtattet und mit Offizieren permanent beſetzt. Berittene Ordonnanzen, zur Ueberbringung von Meldungen, waren ihnen beigegeben. Solche Obſervationspoſten befanden ſich an folgenden Punkten:

1. auf dem Horimont, nordweſtlich Feves;
2. auf dem Thurm von Gravelotte;
3. auf einer hohen Kuppe im Bois de Vaux;
4. auf der Höhe von Juſſy;
5. auf dem St. Blaiſe, ſüdöſtlich von Jouy-aux-Arches;
6. auf dem Schloßthurm von Mercy-le-Haut;
7. auf dem Thurm von Noiſſeville;
8. auf der Kuppe weſtlich von St. Barbe;
9. bei Argency (an der Moſel).

Jeder dieſer Punkte geſtattet einen Einblick in das lachend-heitere Moſelthal, und von der Höhe von Juſſy aus verſuchen wir eine Schilderung von Landſchaft und Terrain.

Das Geſammtbild gleicht, namentlich nach links hin (nördlich), einem Eiſenbahn-Durchſchnitt, in den wir hineinblicken; ſtatt des Schienen-Geleiſes hier ein ſich ſchlängelnder Fluß. Abwechſelnd engt ſich das Thal oder weitet ſich, da aber, wo die Seille in die Moſel tritt und das Thal, nach Südoſten zu, ſich zur Ebene auszubuchten beginnt, ſteigt das ſchöne alte Metz mit ſeiner Cathedrale empor. Baſtionen faſſen es ein, Vorſtädte ſchicken ſtrahlenförmig ihre Linien nach allen Seiten hin und dem Laufe des Fluſſes folgend blühen Dörfer, Schlöſſer, Fermen, in unabſehbar langer Straße aus dem fruchtbaren Boden auf.

Der erſte Eindruck, den man nach der militairiſchen Seite hin hat, iſt der: arme, ſchöne, verlorene Stadt. Sie ſcheint da zu liegen wie ein Opfer für jedes, auch das einfachſte artilleriſtiſche Experiment. In geſchäftiger Phantaſie beſetzen wir die Plateau-Abhänge hüben und drüben mit ſchweren Batterieen, eröffnen ein Feuer weittragendſter Geſchütze und der Thurm der Cathedrale ſtürzt und die Flamme ſchlägt aus dem Arſenal empor. Aber mit nichten. Unſere Batterieen ohne Weiteres vorſchiebend bis an den Rand, von dem aus wir im Stande ſein würden, die Vorzüge unſerer Höhenpoſition gegen die ſtill in der Tiefe daliegende Stadt auszubeuten, würden wir ſelbſt, nach wenig Minuten ſchon, als Opfer unſeres Unternehmens fallen, denn zwei Bergkegel, die das große Weſtplateau, auf dem wir ſtehen, vorpoſtenartig in das Moſelthal hineingeſtellt hat, dieſe zwei

Vorpoſten hat die Stadt Metz ihrerſeits in den Dienſt genommen und zu Wächtern ihrer Sicherheit gemacht. Alles überragen ſie, überall hinein blicken ſie und ſobald ſie von ihrer mit Feſtungsbauten gekrönten Höhe her donnernd das Zeichen geben, fallen andere Forts vom rechten Flußufer her ein und ſind mit geſchäftig alles Artilleriſtiſche, was ſich mit Anſchlägen gegen Metz in ihre Nähe wagt, zum Schweigen zu bringen. Jene zwei dominirenden Bergkegel aber heißen Mont St. Quentin und Höhe von Plappeville. Sie ſind es, die, in erſter Reihe der Stadt ihre beſondere Stärke, und, trotzdem ſie ſchließlich eingenommen wurde, ihre Uneinnehmbarkeit verleihen. Das Aushungern iſt eine Sache für ſich. Wir wußten, was wir thaten, als wir uns auf eine Einſchließung beſchränkten und uns und der Stadt die Mühen und die Schrecken eines Bombardements erſparten.

Wir kehren nach dieſem militairiſchen Excurs zu dem vor uns ausgebreiteten Panorama zurück und verſuchen mit Hülfe eines Fernrohrs in Metz ſelber einzudringen. Die Entfernung bis zu den vorgeſchobenſten Werken beträgt wenig mehr als eine halbe Meile und wir beobachten einzelne franzöſiſche Soldaten, freilich zunächſt nur als Punkte und Striche, aber nichtsdeſtoweniger in ihren Bewegungen und Manipulationen, ja ſogar in den helleren oder dunkleren Farben ihrer Uniformen erkennbar. Deſto deutlicher giebt ſich das Treiben in den nähergelegenen Vorſtädten, beſonders in Longeville und Ban St. Martin kund. Hier, theils im Flußthal, theils an den Abhängen und Einſattlungen des Mont St. Quentin und der Plappeville-Höhe hin, zieht ſich das franzöſiſche Lager, Zeltgaſſen, Feuerplätze und dazwiſchen der Marſch von Colonnen oder das ameiſenhafte Durcheinander dienſtfreier, ſpielender Soldaten. Einzelne der Colonnen halten ſich oſtwärts und marſchiren der Moſel zu, um ſie in Höhe von Fort St. Julien zu überſchreiten. Was iſt im Werke? Die bereit ſtehenden Ordonnanzen fliegen zum nächſten Generalcommando, unſere Meldung zu überbringen, und zehn Minuten ſpäter iſt der ganze Cernirungsgürtel benachrichtigt: »Marſch feindlicher Colonnen in der Richtung auf Fort St. Julien«.

Ein Brief aus den letzten Auguſttagen giebt eingehender noch als wir es vorſtehend verſucht, eine Schilderung der Landſchaft, der Stadt und ihrer Umgebung, ein anſchauliches Rundbild wie es ſich damals, von dem ſchon erwähnten Juſſy-Obſervatorium aus, dem Auge darſtellte. Wir laſſen den Brief ſeinem größeren Theile nach folgen:

»Die Einſchließung hat ſich vollzogen und im Großen und Ganzen darf geſagt werden, Metz iſt ohne Verkehr mit der Außenwelt.

Ich beſchränke mich hier darauf, von der Gegend zu ſprechen, die zu bewachen der Diviſion übertragen iſt, zu der ich gehöre. Es iſt der Terrainabſchnitt zwiſchen dem linken Moſelufer und der Chauſſee Metz-Verdun.

vielleicht der intereſſanteſte, da er einmal das mächtige Fort St. Quentin mit einſchließt, dann aber auch, weil die Abhänge, an denen unſere Vorpoſten ſtehen, die lieblichſte Ausſicht in das herrliche Moſelthal mit ſeinen Weinbergen, Obſtgärten und Villen gewähren. Die Höhen ſelbſt ſind jetzt von einer fortlaufenden Antivallationslinie und Geſchützemplacements und Redouten gekrönt, hinter denen ſich ausgedehnte Laubhüttenlager unſerer bivouakirenden Truppen zeigen. Bei Anlage dieſer durch die Cernirung gebotenen Bauarbeiten mußten leider die Schönheitsrückſichten in den Hintergrund treten und iſt manch ſchöner Baum gefallen, um als Verhau dem Feinde die Fahrwege zu verſperren, iſt manches Blumenbeet von einem Schützengraben durchzogen, auch mancher Wald gelichtet worden, um Material zum Hüttenbau und Kochholz zu liefern. Es iſt hart, aber es muß ſein und vor dieſem Muß ſchwinden alle Rückſichten.

In der vorderſten Linie der Vorpoſten befinden ſich einige vorſpringende Höhenpunkte, von denen aus die beſte Fern- und Ueberſicht über das vorliegende Metz und ſeine Werke zu gewinnen iſt.

Fangen wir im Norden an. Der Horizont nach dieſer Richtung hin wird meinem Fernrohr gegenüber durch die Höhe von Plappeville begrenzt, auf der die Franzoſen mit vieler Emſigkeit an der Errichtung eines neuen großen Erdwerkes arbeiten; es ſind nicht allein Soldaten, ſondern auch Civilarbeiter, die thätig ſind, die letzteren wahrſcheinlich gezwungen. Da der Baugrund zum Theil ſehr ſteinig iſt, ſo wird hier und dort die Erde in Säcken herbeigeſchleppt, auf den fertigen Traverſen ſtehen die dirigirenden Offiziere, breitbeinig, die Hände in den Taſchen. Von dem Fort Plappeville zieht ſich eine von einer neu angelegten Lünette durchbrochene Communication nach dem Fort St. Quentin, das die ganze Umgegend weithin ſichtbar dominirt und deſſen nach Süden hin belegene Kehle ſehr maſſiv ausſieht. Auf dem Glacis des Forts iſt immer viel Leben, dem aber das militairiſch geordnete Aeußere, wie wir es in ſolchem Falle gewohnt ſind, gänzlich mangelt; auf der höchſten Traverſe, oder beſſer einem Cavalier, ſteht, wenn es nicht zu arg regnet, ein Fernrohr auf dreibeinigem Stativ, durch welches ein Offizier die Stellung unſerer Vorpoſten, ſo weit ſie nicht durch Schluchten und Thäler verdeckt iſt, beobachtet. Mittags nach 12 Uhr erfolgt die Ablöſung der franzöſiſchen Vorpoſten und kommen dann die Trupps hinter dem Fort herum, um in ihre Poſitionen zu marſchiren. Es ſcheint, daß ein unſerem Fernrohr nicht ſichtbares großes Lager zwiſchen Fort Plappeville und St. Quentin am Oſtabhange beider Höhen aufgeſchlagen iſt.

Am Fuße des St. Quentin links der Moſel liegen Scy, Chazelles Leſſy, Ruſſine, Moulins les Metz und Longeville. Alle Ortſchaften, die hier genannt wurden, enthalten Sommerwohnungen und ſchöne Obſtgärten der Metzer haute finance und haute volée und ſind im Beſitze des Feindes, während die nur wenig davon abgelegenen Dörfer Chatel, Rozerieulles, Juſſy, Vaux von uns beſetzt ſind und die gegenſeitigen beati possidentes zu häufigen Neckereien zwiſchen Dreyſe und Chaſſepot veranlaſſen. In den vom Feinde beſuchten und beſetzten Ortſchaften zeigt ſich derſelbe nur in ſtarken Patrouillen, die zeitweiſe posto faſſen und auf bedeutende Entfernungen zu uns herüber knallen, beſonders gern nach unſerem Obſervatorium, das aber ſeine Integrität bisher bewahrt hat. Hinter dieſen Ortſchaften nach Oſten hin liegt Metz, von ſeiner mächtigen Cathedrale überragt und endlich gegen den Horizont in derſelben Richtung St. Julien mit ſeinem Fort.

Bevor wir aber Metz betrachten, müſſen wir auf die von Ars ſur Moſelle, über Montigny in einer großen Curve nach Metz führende Eiſenbahn ſehen. Der Eiſenbahndamm bildet bei Montigny eine natürliche Deckung, hinter der größere Truppenmaſſen in Zelten lagern. Es iſt überaus unterhaltend, auf ſo große Entfernung das franzöſiſche Lagerleben zu beobachten, denn man ſieht und erkennt durchs Fernrohr die einzelnen Perſonen. Auf den, dem Lager vorliegenden Wieſen weiden Pferde, meiſt Schimmel, wohl normänniſcher Abſtammung; vor einigen Tagen waren auch einige Rinder auf die Weide geſchickt, als wolle man uns damit zeigen, daß die Noth noch nicht ſo groß ſei und Bazaine immer noch über Beefſteaks verfüge.

Von Metz ſelbſt ſieht man am beſten das auf der Esplanade belegene große Gebäude, ſo weit ich mich aus eigener Anſchauung erinnere, iſt es die Artillerieſchule. Vor dieſem Gebäude ſtehen ausgedehnte Zelte, anſcheinend Lazarethe, da die Lagerzelte nicht ſo groß und auch nicht rund wie dieſe ſind. In die Straßen iſt der Einblick durch Wälle und quer vorliegende Gebäude nicht geſtattet, wohl aber auf eine ſehr ſtarke, frequente Brücke. Auf dieſer Brücke bewegen ſich elegante Equipagen, wenn auch nur vereinzelt, während die Wagen du service militaire ſehr häufig und dann immer ſehr eilig ſind. Auch Truppenabtheilungen ziehen über dieſe Brücke. Nach Oſten hin ſteigt hinter Metz das Terrain zum Fort St. Julien wieder an, und man ſieht deutlich in das nicht unbedeutende Lager auch am Fuße dieſer Höhe. Vom Fort St. Julien aus nach Süden hin fällt das Terrain bis zum Moſelthale ab, das auf dem rechten Ufer ſich zu einer Thalebene erweitert.«

So weit der Brief. Wir fahren nunmehr in unſerer Darſtellung fort.

Die Aufmerkſamkeit der Unſeren, wie ſie den Bewegungen des eingeſchloſſenen Feindes galt, richtete ſich im Uebrigen von Anfang an nicht minder darauf, die Einſchließung möglichſt vollkommen zu machen. Die Umſtellung war ſo geſchickt ausgeführt und die Wachſamkeit unſerer Poſten und Patrouillen ſo groß, daß es nahezu wie ein Wunder erſcheinen mußte, zwiſchen ihnen hindurch in die Stadt hinein oder umgekehrt aus dieſer hinaus ins Freie zu gelangen; nichtsdeſtoweniger glückten dieſe Verſuche mannigfach. Geſchickte, tapfere und patriotiſche Männer, die geneigt waren das Wagniß einzugehen, fanden ſich ſeitens des Feindes immer aufs Neue und die Zahl Derer, die es mit dem Tode oder doch mit ihrer Freiheit büßen mußten, ſcheint, Alles in Allem, nicht allzu groß geweſen zu ſein. Einige der hierher gehörigen Vorgänge fallen gleich in die erſte Woche der Cernirung. Wir verweilen dabei in Kürze.

Am Abend des 23. wurde durch Vorpoſten des X. Armee-Corps ein Mann eingebracht, der den Verſuch gemacht hatte, ſich durch unſere Linien hindurchzuwinden. Es war der Brauer Johann Friedrich Goeker aus Metz, der ſich dem Marſchall Bazaine zur Ueberbringung von Nachrichten zur Verfügung geſtellt hatte. Sehr wahrſcheinlich leiteten ihn nur patriotiſche Motive. Er trug chiffrirte Depeſchen, welche an die Adreſſe des Kaiſers Napoleon, ſo wie des Kriegsminiſters Palikao gerichtet waren, und führte zu ſeiner Legitimation ein Schreiben des Generalſtabschefs Jarras bei ſich. Goeker war beauftragt, ſeine Depeſchen dem franzöſiſchen Conſul in Luxemburg zur weiteren Beförderung zu übergeben. In dem Legitimationsſchreiben wurde außerdem die Aufforderung an den Conſul gerichtet, Nachrichten über die Stellung der deutſchen Truppen zurückzuſenden. Auf Grund dieſer Umſtände wurde Goeker am 25. Auguſt kriegsrechtlich wegen Spionage zum Tode verurtheilt, dies Urtheil beſtätigt und am 27. Auguſt durch Erſchießen vollſtreckt.

Ein ähnlicher Vorfall nahm einen minder ernſten Verlauf.

In der Nacht vom 24. zum 25. brachte ein Agent*) die Nachricht aus Metz nach Corny an das Obercommando der I. Armee, daß am folgenden Morgen ein als Franziskanermönch verkleideter Bote verſuchen werde, Depeſchen des Marſchall Bazaine durch die deutſchen Linien zu bringen. Es wurde hiervon ſogleich allen Feldwachen Kenntniß gegeben und außerdem eine halbe Escadron ſpeziell für dieſen Zweck in Streifcommandos aufgelöſt. Im Walde von Saulny wurde andern Tags der Spion verhaftet. Er trug das Ordenskleid der Franziskaner mit dem rothen Kreuz der Genfer Convention und hatte vorher mehrere Häuſer, in denen Verwundete lagen, beſucht. Man fand zwiſchen den doppelten Sohlen ſeiner Schuhe drei an den Kriegsminiſter, an General Trochu und den Marſchall Mac Mahon gerichtete Briefe, deren Inhalt beſagte, daß Bazaine entſchloſſen ſei, eine verzweifelte Anſtrengung zu ſeiner Befreiung zu machen, falls ihm nicht binnen 10 Tagen Entſatz gebracht werde. Der Marſchall (Bazaine) empfahl, alle irgend entbehrlichen Truppen von Paris nach Châlons zu führen und dann mit der ſo verſtärkten Armee in der Richtung über Clermont, Dun, Briey nach Metz vorzurücken. So die Briefe. Ihr Ueberbringer, ſo ſcheint es, entging jeder kriegsgerichtlichen Prozedur und wurde einfach als Gefangener nach Spandau geſchickt.

---

*) Bemerkenswerth iſt hier der ſprachliche Unterſchied; der dem Feinde dienende Depeſchenträger, auch wenn die reinſte Vaterlandsliebe ſein Thun beſtimmte, iſt immer ein »Spion«, der von Freundes Seite Engagirte aber, auch wenn er ein Lump iſt, heißt immer »Agent«.

An demſelben Tage (24.), an dem die Aufbringung dieſes Franziskanermönchs im Bois de Saulny erfolgte, fand auch ein ſchon Tags zuvor zwiſchen dem General v. Goeben und dem franzöſiſchen Oberſtlieutenant Fay verabredeter und vom Prinzen Friedrich Karl genehmigter Austauſch von Gefangenen und Verwundeten ſtatt. Gegen 730 deutſche Gefangene wurden bei Moulins les Metz, ebenſo eine Anzahl transportfähiger Verwundeter unweit Grigy an deutſche Offiziere übergeben, und dafür zunächſt nur franzöſiſche Verwundete nach Metz zurückgeſendet, da die vorhandenen franzöſiſchen Gefangenen bereits nach Deutſchland abgeführt waren.*)

Dieſe 730 Gefangenen, die meiſt ſeit Vionville und Gravelotte in Metz geweſen waren, brachten uns erwünſchte Nachricht aus der umlagerten Stadt. Beſchränkte ſich, was ſie mittheilen konnten, auch lediglich auf einen kleinen Kreis von Erlebniſſen, ſo war es doch genügend, ſich ein ohngefähres Bild von den Zuſtänden innerhalb der Feſtung zu entwerfen. Wir geben in Nachſtehendem, was ein Freiwilliger vom 40. und ein Offizier vom 16. Regiment, von denen der eine ſchon bei Spicheren, der andere bei Mars la Tour in Gefangenſchaft gerathen war, über ihre Erlebniſſe aufgezeichnet haben.

Der 40er ſchreibt: „Wir litten Hunger, die ſchmale Koſt reichte nicht aus, dazu gönnte man uns kaum das ohnehin ſchlechte Waſſer; nur Ratten, Mäuſe und Fledermäuſe hatte unſere Caſematte im Ueberfluß. Inſektenpulver erhielten wir acht Pfund, aber es verſagte den Dienſt. Es gab eben zu viel zu bekämpfen. Dazu dumpfig ſchlechtes Lager auf Pritſche und Strohſack; mißtrauiſche und pöbelhafte Bewachung. Wir waren einfach Arreſtanten. Ruhrkranke in Menge und kein Arzt. Der nach zehn Tagen zum erſten Male erſchienene Doctor (ſog. Thierarzt) kurirte mit der Hungerkur. Viele Verwundete waren anweſend und ſtets ohne Doctor; dieſe armen Soldaten verbanden wir mit unſerm nothdürftigen Verbindezeug. Ein

---

*) Wir blieben dadurch mit einer ziemlich beträchtlichen Zahl von Gefangenen in Schuld der Franzoſen, eine Schuld, die jedoch ſchon am 6. und 7. September mit inzwiſchen bei Sedan und (kleineren Theils) auch bei Noiſſeville gemachten Gefangenen abgetragen werden konnte.

Capitain vom Platz, Namens Lamet, wollte uns alle erſchießen laſſen; er ſchlug Einzelne ſogar, weil ſie die Mütze (was ganz wider unſere Inſtruction iſt) nicht vor ihm abnahmen. Auf die Antwort eines echten Brandenburgers: »Det is bei uns keene Mode nich!« ſagte Lamet, er wolle uns dann mit Gewalt dazu zwingen. Unſer Zeitvertreib war: Waſſer, Zwieback knabbern und ſchlafen. Die Gefangenen brachten ſie mit gebundenen Händen. Ein ſich einfindender Geldwechsler gab uns für einen Silberthaler nur 3 Francs, für einen Papierthaler nur 2 Francs; derſelbe benutzte alſo unſere traurige Situation. Unſere Fleiſchration von 1½ Loth Gewicht beſtand aus Lunge oder Leber, unſere Suppe aus Waſſer und Brod, unſer täglicher Sold, von welchem wir noch 10 Tage »zu gut« haben, war 7½ Centimes. Am 18. Auguſt kamen 30 Verwundete zu uns, welche wir wieder ohne Doctor verbanden. Sogar Schwerverwundete mit 4 Schüſſen und 2 Hieben (von einem Cüraſſier-Regiment). Am ſelbigen Tage ſtieg die Zahl der Gefangenen auf über ſiebenhundert Köpfe. Der Raum, in welchem wir uns bewegten, hatte nur eine Fläche von 1600 Quadratfuß. Nachts war eine ſolche erſtickende Luft, daß wir am andern Morgen Ohnmächtige zu behandeln hatten. Für ein 4 Pfund wiegendes Brod, welches man ſich mit aller nur erdenklichen Mühe kaufen konnte, zahlte man 12 Francs = 3 Thlr. 6 Sgr. Während der letzten Tage war es zu *keinem* Preis mehr zu erhalten.«

Die Aufzeichnungen des Offiziers vom 16. Regiment gingen dahin: »In dem furchtbaren Kampf von Mars la Tour, wo der größte Theil der Offiziere meines Bataillons, auch mein Hauptmann (v. Arnim) fielen, waren unſere Tirailleure bis auf 16 Schritt feuernd an den Feind herangekommen, als wir von der Uebermacht überwältigt wurden. Der Capitain, welcher mir den Degen abforderte, ließ mir denſelben, auf meine durch die Mittheilung unterſtützte Bitte, daß ich ihn in drei Feldzügen geführt. In den nächſten Stunden wurde ich von Pontius zu Pilatus, von einem General zum andern geſchleppt, die mich ſämmtlich über Armeezuſtände, Aufſtellungen, vor Allem aber darüber inquirirten, ob der Kronprinz nicht dabei geweſen, wo der Kronprinz ſei, was der Kronprinz vorhabe? Die Offiziere benahmen ſich im Allgemeinen anſtändig gegen die Gefangenen; einer der Generale lud mich ſogar zur Tafel. Die Soldaten der verſchiedenen Corps aber, an denen wir vorüber mußten, waren roh und pöbelhaft, drängten ſich heran, ſchrieen, verhöhnten uns, ſchimpften auf die gemeinſte Weiſe und wurden ſo drohend, daß der uns escortirende Offizier ſich veranlaßt ſah, den Begleitungsmannſchaften zu befehlen, das Bajonett aufzupflanzen.

Unſere Soldaten wurden in Metz, wohin man uns andern Tages führte, in ein Fort eingeſperrt, wir Offiziere aber, nachdem man uns das Ehrenwort abgenommen, keinen Fluchtverſuch zu machen, in der Stadt ſelbſt anſtändig einquartiert. Dieſe war reich beflaggt und voller Jubel über den angeblichen glänzenden Sieg vom 16. d. M.; unſere Verluſte wurden ins Ungeheuerliche geſteigert und zahlloſe Trophäen ſollten uns entriſſen ſein; ſo verſicherten die Soldaten und Offiziere beim Erblicken meiner Regimentsnummer, daß ſie unſere drei Fahnen erobert hätten. In der That war nur eine Fahne des 16. Regiments vorübergehend in Feindeshände gerathen, aber zurückerobert worden.

Die Phyſiognomie der Stadt und unſere Behandlung änderte ſich vollſtändig im Verlauf der Schlacht vom 18. Auguſt. Je mehr ſich der Kanonendonner Metz näherte, um ſo größer wurde der Lärm, die Aufregung auf den Straßen; ſchon kamen zahlreiche Verwundetenzüge in die Stadt, da erſchien ein Offizier bei uns mit der Erklärung, daß wir auf Befehl des Generals anderweit untergebracht werden ſollten, wies uns zwei ſehr kleine Zimmer als unſern künftigen Aufenthalt an und erklärte ferner, daß der General befohlen, wir ſollten dieſelben nicht mehr verlaſſen. Proteſt hiergegen, ſchon um unſerer Geſundheit willen, war Anfangs vergeblich; in den folgenden Tagen geſtattete man uns eine einſtündige tägliche Bewegung auf einem kleinen Hof, im Gänſemarſch hintereinander wie Sträflinge; ein barſches »Montez« des bewachenden Soldaten beorderte uns wieder hinauf; ein bärbeißiger Capitain, ein vom Unteroffizier Avancirter ohne Bildung und Schliff, war unſer oberſter Kerkermeiſter. Unſere Competenzen wurden mehr und mehr beſchränkt.

Im Laufe des 24. Auguſt erfuhren wir, daß zwiſchen dem General Steinmetz und dem franzöſiſchen Obercommando in Metz Verhandlungen wegen Austauſch der Offiziere ſchwebten. Doch erfolgte dieſer nicht, wie man uns Hoffnung gemacht hatte, um die Mittagszeit; wir wurden vielmehr erſt Abends gegen 7 Uhr im geſchloſſenen Wagen durch die Stadt gefahren, dann mit verbundenen Augen durch die Werke geführt und waren nicht wenig erſtaunt, als uns die Binde von den Augen genommen wurde, noch 731 Mann der Unſrigen von den verſchiedenſten Truppentheilen auf der Abmarſchſtelle zu finden, in deren Geſellſchaft wir nunmehr nach Moulin geführt wurden, wo uns der escortirende feindliche Offizier gegen einfache Quittung dem Hauptmann v. Weſternhagen überwies.-

Unter den 731 Gefangenen hatte ſich auch der Feldgeiſtliche Edmund Prinz Radziwill befunden. Seine Aufzeichnungen, wie ſie die ausführlichſten ſind, ſind auch die intereſſanteſten. Wir geben ſie in einem eigenen Kapitel.

Sieben Tage gefangen in Metz.

(Bericht des Feldgeiſtlichen Edmund Radziwill.*)

»Der Tag von Vionville lag hinter uns. Gegen Abend erſchien auf dem Schlachtfelde eines unſerer Feldlazarethe, und die Verwundeten wurden auf einen Platz geſammelt und verbunden — ſehr Viele ſogleich amputirt. An dieſem Orte der Schmerzen traf ich mit dem alt-lutheriſchen Feldprediger Gerlach aus Bialosliwe in Poſen zuſammen, der unter Begleitung ſeines Diakons, eines jungen Kaufmanns aus Erfurt, Namens Jakobskötter, mit ſeinem Wagen die Höhe hinter Gorze hinaufgefahren war, um die Verwundeten mit Wein und Waſſer zu ſtärken. Wir hatten erſt während des Gefechtes am 16. Bekanntſchaft gemacht, und eben wollten wir gemeinſchaftlich die Rückfahrt nach Gorze antreten, um Fuhrwerke zum Kranken-Transporte zu beſchaffen, als man uns anzeigte, daß ganz in der Nähe der Leichnam eines franzöſiſchen Generals liege, der, wie es ſcheine, noch unberührt ſei. Er war bereits ſteif, in zurückgebogener Lage wie vom Pferde gefallen. Der ſchöne Kopf, von echtem franzöſiſchen Typus, verrieth einen Mann von bald 60 Jahren. Er flößte Ehrfurcht ein, dieſer Todte auf ödem Felde; welches waren wohl ſeine letzten Gedanken? — Die Seele empfahl ich Gott; ſollten wir den Leichnam ſeiner vielleicht zahlreichen Familie nicht zurückgeben? Wir entſchloſſen uns ſchnell, demſelben wenigſtens ein ehrenvolles Begräbniß zu ſichern, und führten die Leiche in das nahe Rezonville, nachdem wir die bei ihr vorgefundenen Gegenſtände an uns genommen. Es waren das: eine Summe von 2000 Francs in Gold, das rothe Halsband der Ehrenlegion, dem der Orden ſelbſt fehlte, zwei Manſchettenknöpfe mit Wappen und Namenszug I. M., zwei mit M. gezeichnete Taſchentücher u. A. In Rezonville lagen zahlreiche Verwundete, ausſchließlich Franzoſen, unter der Pflege des dortigen alten Pfarrers Weiß, eines franzöſiſchen und eines jungen engliſchen Arztes, der Herren Gillet und Ward. Bei ihnen befanden ſich noch vier andere Herren, deren Namen und Perſönlichkeit ich erſt ſpäter kennen lernte. Mit Ausnahme des jungen Grafen Sponneck, eines Sohnes des früheren Begleiters des Königs Georg von Griechenland, der einen zeitweiligen Aufenthalt in Frankreich zum Beſuche der Schlachtfelder benutzte, hielt ich die Herren Goetz und Vidal aus Paris und Baudouin aus Bordeaux für Aerzte der freiwilligen Krankenpflege. Es ſcheint auch, daß ſie ſich als ſolche ſelbſt ausgegeben haben. Sie waren mit der franzöſiſchen Armee nach Rezonville gekommen, wurden aber jetzt von der preußiſchen Beſatzung des Ortes zurückgehalten, um die Kranken zu pflegen. Da nun, wie ſich ſpäter herausſtellte, die drei oben genannten Herren keine Aerzte waren, mußte ihnen dieſe Gefangenſchaft höchſt peinlich erſcheinen, und unſere Ankunft in Rezonville gab ihnen Anlaß zu dem Vorſchlage, die Leiche des Generals nach Metz, oder wenigſtens bis zu den franzöſiſchen Vorpoſten, zu bringen; ſie boten ſich an, dieſelbe zu escortiren. In der Meinung, jene Herren ſeien Aerzte, die gleich nachher zu ihren Kranken zurückkehren würden, ließen unſere Vorpoſten uns Alle paſſiren — vier Herren zu Pferde, mit der weißen Fahne der Genfer Convention, wir zwei Feldgeiſtliche mit unſerem Begleiter und der Leiche des Generals im einſpännigen Wagen. Wir näherten uns Gravelotte, als das Pferd des Grafen Sponneck, ein Bauernpferd aus Rezonville, das vielleicht noch keinen Sattel getragen hatte, des Reiters läſtig wurde und zum Unglück an einer abſchüſſigen Stelle der Chauſſee, an unſerem Wagen vorbei, durchging; auch dieſer war nun nicht mehr zu halten, und eine Minute ſpäter lief der Schimmel des däniſchen Grafen allein ſeiner Heimath zu, Pferd und Wagen ſtürzten in den Graben und wir fanden uns am Boden, eine Leiche und drei, Gott ſei es gedankt, unverletzte Paſſagiere. Kaum hatten wir uns aufgerafft, als unſere Vorpoſten heranſprengten, in der Entfernung hatten ſie uns in unſerem eiligen Laufe für franzöſiſche Flüchtlinge gehalten und wir dankten es nur unſerer früheren Begegnung, daß wir anſtatt eines Angriffes mit blankem Säbel die freundlichſte Hülfe fanden, unſeren nur wenig beſchädigten Wagen wieder auf die Chauſſee zu bringen. Die Leiche des Generals wurde wieder aufgeladen, — armer Todter, noch mehr ſollte Dir bevorſtehen, ehe Du die letzte Ruhe fandeſt!

---

*) Edmund Prinz Radziwill, vierter Sohn des am 2. Januar 1873 verſtorbenen Fürſten Boguslaw Radziwill, war bei Ausbruch des Krieges Pfarrer in der polniſchen Gemeinde Oſtrowo, wo er (bis dahin Kaplan in Warmbrunn) ſein geiſtliches Amt eben angetreten hatte. »Meine erſte Predigt wurde zur Abſchiedsrede«, ſo ſchreibt er ſelbſt. Von dem Wunſch erfüllt, unſerer Armee zu folgen, wurde er der 5. Diviſion, v. Stülpnagel, als Feldgeiſtlicher zugetheilt. Mit dieſer Diviſion war er bei Spicheren und Vionville. Tags darauf gerieth er, in Folge eines Aktes beſonderer Theilnahme und Courtoiſie, in franzöſiſche Gefangenſchaft. Einzelne Perſonen, die der Prinz namhaft macht (ſiehe oben den Text), ſcheinen dabei eine ſehr zweifelhafte Rolle geſpielt zu haben.

Bald erreichten wir Gravelotte — ein troſtloſer Anblick der Verlaſſenheit und der Zerſtörung; ohne weiteren Unfall erreichten wir um 8 Uhr Abends die in der Ferme St. Hubert liegenden franzöſiſchen Vorpoſten. Einer unſerer franzöſiſchen Begleiter ſprach ſchon vor unſerer Ankunft einige mir unbekannt gebliebene Worte, worauf wir ohne Weiteres unter einer Escorte von vier Soldaten zur nahe gelegenen Ferme de Moscou geführt wurden. Auch dort wurden wir nicht vorgelaſſen, vielmehr ſchickte uns Diviſionsgeneral Metmann mitten durch die brennenden Wachtfeuer in das Zeltlager des Marſchalls Leboeuf. Unterdeſſen war es völlig dunkel geworden und der General ließ uns in den nahen Meierhof zurückführen, wo wir ein frugales Souper empfingen und ſchließlich auf dem Heuboden — faſt von Stroh entblößt — einquartiert wurden. Am anderen Morgen konnten wir von unſerem Gefängniß aus — ein Soldat verwehrte den Ausgang — das bunte Treiben beobachten, das ſich auf dem weiten Hofe der Meierei entfaltete. Offiziere in den abenteuerlichſten Morgentoiletten traten an unſeren Wagen und deckten das Tuch von der Leiche unſeres Generals, doch Niemand — zu meinem großen Erſtaunen — erkannte ihn. Etwa um 8 Uhr ſchickte man uns abermals zum General Leboeuf. Es war der Morgen des 18.; begreiflicherweiſe hatte er keine Zeit, uns zu empfangen. Während vor unſern Augen das ganze franzöſiſche Lager abbrach und die Artillerie vorbei defilirte, ſah man in dichten Maſſen unſere Truppen heranziehen — ein eigenthümliches Gefühl des Heimwehs für uns — im fremden Lager. Unter Führung eines Gendarmen gelangten wir nach dreiſtündigem Marſche durch lange Reihen von Transportwagen, Truppen und Lagerplätzen in das franzöſiſche Hauptquartier nach Plappeville. Unterwegs hatte ſich uns ein junger Pole, Namens Wojtkiewicz, interprète de la garde impériale, angeſchloſſen. Er blieb ſeitdem unſer Begleiter und erwies mir, als ſeinem Landsmann, wenn auch von der feindlichen Armee, viele Freundlichkeit. Er ſtellte uns zunächſt ſeinem Chef, dem General **Bourbaki** vor, der uns etwa um 12 Uhr Mittags vor ſeiner hübſchen Villa empfing und von ſeinen reichen Vorräthen ſerviren ließ. Bald nachher ſahen wir ihn zu Pferde ſein Quartier verlaſſen; von einer bereits begonnenen Schlacht ahnten wir nichts; ſein feines Ausſehen und ſorgloſes Benehmen ließ nicht vermuthen, daß er ſich an die Spitze ſeiner Garde ſtellen wollte. Weiter ging es durch die engen Thäler der Metzer Fortificationen, inmitten bunter Feldlager zum Hauptquartier Bazaines. Unſerm Wagen hatten ſich zwei gefangene Infanteriſten vom 11. und 56. Regiment angeſchloſſen, die allenthalben mit dem theils neugierigen, theils höhnenden Rufe: Prussiens, Prussiens! begrüßt wurden. In dem hübſchen Garten der ländlichen Villa, welche das Hauptquartier des Commandeurs der franzöſiſchen Armeen bildete, empfingen uns die Adjutanten des grand état major. unter ihnen Grafen und Barone bekannter franzöſiſcher Familien. In der zuvorkommendſten Weiſe aufgenommen, konnten die Herren ihr Erſtaunen nicht zurückhalten, daß man uns als Feldgeiſtliche der feindlichen Armee gerade in einem ſo kritiſchen Momente mit offenen Augen das geſammte Lager hatte paſſiren laſſen. Wir wurden einzeln ins Verhör genommen, und erhielten endlich eine Quittung über die bei der Leiche des Generals vorgefundenen Gegenſtände. Man hielt Letzteren für den ſeit dem 16. vermißten Grafen Montaign; doch ſtellte es ſich ſpäter heraus, daß es der Brigadegeneral Marguenat geweſen, der auf dem Felde der Ehren geblieben. Sein in der Ferme de Moscou zurückgelaſſener Leichnam wurde, wie wir ſpäter erfuhren, am 18. mit dem ganzen Gehöfte — in dem wir als die Letzten übernachtet — zu Aſche verbrannt! Merkwürdiges Geſchick! Auch nach dem Tode ſollte dieſer Körper noch die letzte Zerſtörung gewaltſamer Weiſe erfahren! Unter den Stabsoffizieren des Marſchalls Bazaine waren mehrere, die ein ſehr geläufiges Deutſch faſt ohne fremden Accent ſprachen. Der erſte interprète de l'armée, ein noch junger Mann von einnehmendem Aeußern, examinirte den Gefangenen vom 11. Regiment in eigenthümlicher Weiſe. Sie gehören zum 2. ſchleſiſchen ... Zum 11. Regiment, unterbrach ihn der Gefangene. — Ich weiß, erwiderte lächelnd der Offizier, zum 2. ſchleſiſchen Regiment Nr. 11; Sie ſtehen in Altona und gehören zum IX. Armee-Corps. Wie heißt Ihr General? — Der Gefangene wußte es nicht. — Es wundert mich, daß ein preußiſcher Soldat dies nicht weiß; übrigens, wenn Sie es nicht ſagen wollen, es hängt ganz von Ihnen ab. — Mein Begleiter und Leidensgefährte, Feldprediger Gerlach, erregte dadurch das Mißtrauen ſeines Examinators, daß er angab, er ſei für zwei Armee-Corps angeſtellt, da es wohl bekannt war, daß bei jeder Diviſion ein Feldgeiſtlicher fungire. Die Erklärung lag in dem den Offizieren freilich unbekannten Unterſchiede der landeskirchlichen und der alt-lutheriſchen Confeſſion. Da aber Herr Gerlach die Kriegsmedaille von 1866 trug und ſich auch während unſeres Transportes genau umgeſehen hatte, wurde er ſchärfer beobachtet und überwacht als ich; freilich hatte ich einſtweilen die Folgen davon mit zu tragen, denn als wir, bei dem Cure von Plappeville, Mr. Sennuveux, einquartiert, am andern Morgen im Garten promeniren wollten, wurde uns das Verlaſſen unſerer Zimmer von Gendarmen, die ſich an allen Ausgängen befanden, verwehrt; ich durfte nicht einmal die nahe Kirche beſuchen, um die h. Meſſe zu leſen, ein Umſtand, den ſpäter die Offiziere, bei denen ich mich beſchwerte, als ein Mißverſtändniß erklärten. Die Urſache unſerer ſtrengen Bewachung lag außer den ſchon angegebenen Gründen in einem Geſpräche, welches wir am Abend des 18. in der Wohnung des Pfarrers mit zwei Jeſuiten aus Metz und dem aumônier de la garde, die vom Schlachtfelde zurückkehrten, geführt hatten. Wir hatten die Verluſte unſerer Truppen bei Mars la Tour, franzöſiſcher Rechnung nach, ſo niedrig geſchätzt, daß die Angabe meines Freundes ſpäter in einer Metzer Zeitung als eine évaluation évidemment mensongère angegeben wurde und zu neuer Wachſamkeit über unſere Perſon Anlaß gab. Uebrigens hatten wir in Plappeville von der ganzen ungeheuren Schlacht nur die Schüſſe von den Forts der Feſtung vernommen und erfuhren den Ausgang des Treffens erſt im preußiſchen Lager. Die Ruhe und Gemüthlichkeit, von der wir im franzöſiſchen Hauptquartier Zeuge waren, ließ nichts zu wünſchen übrig und war ganz geeignet, uns über den Erfolg des Kampfes negativ in dieſelbe Unwiſſenheit zu verſetzen, welche, Dank der poſitiven Unwahrheiten der franzöſiſchen Zeitungen, das ganze Volk der grande nation zu beherrſchen anfing.

Am 19. Vormittags wurden wir von Neuem alarmirt und abermals zu Bazaine geführt, ohne mehr als ſeinen Schnurrbart geſehen zu haben; er ſandte uns zum General Saint-Sauveur, dem Commandanten der Armee-Gendarmerie, der uns eben zu ihm zurückſchicken wollte, als er noch rechtzeitig erfuhr, daß wir von ihm herkämen. Eine Stunde abermaligen Wartens wurde uns durch die Liebenswürdigkeit der Adjutanten Bazaines abgekürzt. Ich ſprach mit einem Colonel, deſſen Namen ich nicht kannte, und bat ihn, die Empfehlungen an zwei franzöſiſche Offiziere ausrichten zu wollen, mit denen mich, auf der Eiſenbahnfahrt zwiſchen Boppart und Bingen, der ruſſiſche Geſandtſchaftsſecretair in Berlin, Graf Mouraview, der mit Briefen Sr. Majeſtät des Königs nach Stuttgart reiſte, betraut hatte. Ich nannte ihm die Namen: Comte d'Andlau und de la Tour du Pin. »Mais le premier c'est moi«, erwiderte der Offizier, »le second se trouve aussi au quartier général.« Dergleichen unverhoffte Zuſammentreffen in dieſen bewegten Zeiten bieten ein eigenthümliches Intereſſe. Le Comte d'Andlau, deſſen Beſitzungen im Elſaß liegen, iſt übrigens ein naher Verwandter der badiſchen Freiherren v. Andlaw; er ſowohl, wie namentlich auch der Colonel Comte du Fay, ſind oft in Deutſchland geweſen und mit mehreren meiner Verwandten genau bekannt, — ein Umſtand, dem ich manche Zuvorkommenheit zu verdanken hatte.

Endlich wurde uns eröffnet, daß wir einſtweilen, da man verſäumt hatte uns die Augen zu verbinden, nicht könnten zurückgeſchickt werden. Um 1 Uhr zogen wir durch die Porte de France in Metz ein, im letzten Augenblicke noch durchnäßt von einem eben herangezogenen Gewitter. Nachmittags hatten wir genügende Muße, um die verſchiedenen Antichambres des Commandanten der Feſtung, Generals de Coffinières, gründlich zu ſtudiren. Nach 2 Stunden endlich wurden wir, Jeder einzeln, verhört; — ich wurde zuerſt abgerufen und ſah ſeitdem, ſo lange ich in Metz verweilte, meine Leidensgefährten nicht wieder. In der zuvorkommendſten Weiſe vom General empfangen, eröffnete mir dieſer, daß er gegen mich keinen Verdacht hege; indeſſen erfordere es die gegenwärtige Lage der Verhältniſſe, daß wir auf jetzt noch unbeſtimmte Zeit in Metz verweilen müßten. Er forderte mir mein Ehrenwort ab, die Stadt nicht verlaſſen zu wollen, — übrigens wohl ein gefährliches Wagſtück — und gab mir darauf hin die Erlaubniß, im Hotel zu wohnen und mich frei in der Stadt zu bewegen. Ich wurde darauf von dem jungen polniſchen Interprêt in das Hôtel du Commerce geleitet und bezog mit ihm daſſelbe Zimmer. Feldprediger Gerlach wurde, wie ich ſpäter erfuhr, in die ſogenannte Ecole d'application, eine Art Kriegsſchule, bei den gefangenen preußiſchen Offizieren untergebracht, ſein Diakon, von ihm getrennt, unter ſtrengen Gewahrſam geſtellt.

Im Hotel fand ich jene Herren wieder, mit denen wir Rezonville verlaſſen hatten. Zu ihnen hatte ſich ein äußerſt lebhafter aumônier vicaire aus Verſailles geſellt, den ich ſchon am Tage vorher im Hauptquartier kennen gelernt hatte; er blieb mein treuer Begleiter und Genoſſe. Ein Commandant der Feſtung, mehrere Journaliſten, unter dieſen Mr. d'Avian de Piolant, Correſpondent des »Français«, jetzt aber durch unſere Erfolge von jeder Verbindung mit Paris abgeſchnitten, einige Aerzte bildeten die Geſellſchaft, mit der ich während meines Aufenthaltes in Metz verkehrte. So liebenswürdig auch einige dieſer Herren waren, unmöglich konnte ich mich unter ihnen gefallen, denn, wie leicht begreiflich, war die Stimmung unter ihnen, wie die allgemeine Stimmung der Bevölkerung, eine im höchſten Grade gegen Preußen erregte. Hier war keine ruhige Ueberlegung, keine Prüfung der Motive und der Veranlaſſung des Krieges, ſondern nur ein Haß, der trotz der faſt übermüthigen Sprache, die in der Regel geführt wurde, und trotz der zur Schau getragenen Zuverſicht auf die erprobte Tüchtigkeit der franzöſiſchen Armee, eben nur von dem Drucke Zeugniß ablegte, den der Sieg unſerer Waffen auf alle Gemüther ausgeübt hatte, ein Druck, den der Franzoſe nicht durch Trübſinn, ſondern durch erhöhtes Prahlen und Raiſonniren zu erkennen giebt. Sah man doch nur auf den Geſichtern der höheren Offiziere die Spur einer Beſorgniß. Die Bevölkerung der Stadt, die durch ihre drei in der Stadt erſcheinenden Journale genugſam über den wahren Stand der Dinge getäuſcht wurde, ging ruhig ihren Geſchäften nach oder ſchimpfte renommirend über die Barbarei der Preußen. Die Furcht vor einer langen Belagerung oder gar vor einem Bombardement, ſchien überhaupt nicht vorhanden, die Vorräthe der Feſtung ſollten noch auf zwei bis drei Jahre ausreichen.

In der That konnte man von irgend welchem Mangel in der umzingelten Feſtung nichts merken. Nach franzöſiſcher Art wurde im Hotel täglich um 11 und um 6 Uhr copiös dinirt, wobei es an nichts mangelte. Nach dem Eſſen begab ſich ſtets ein Theil unſerer Geſellſchaft in eines der zahlreichen Cafés, die von Offizieren aller Waffengattungen angefüllt waren und einen lebhaften und hübſchen Anblick gewährten. Die einzige Spur einer Einſchränkung beſtand darin, daß man zum ſchwarzen Kaffee nur zwei Stück Zucker ſervirte, während man ihn in Friedenszeiten ſich doppelt verſüßen konnte. Die Geſpräche der Offiziere, welche am 19. mit derſelben Gemüthlichkeit ihr Café beſuchten, wie vor der Schlacht, zeugten im Uebrigen von einer großen Erregung. Daß ſie am 16. bei Mars la Tour einen glänzenden Sieg erfochten, ließ ſich keiner ausreden; daß ſie nicht das ganze Schlachtfeld bis zum andern Morgen occupirt hätten, ſchrieben ſie der enormen Uebermacht auf preußiſcher Seite zu, die ſie auf 250,000 Mann angaben. Alle franzöſiſchen Journale waren angefüllt mit Erzählungen von den Gräuelthaten der preußiſchen Soldaten, denen zufolge wir wahre Barbaren ſein müßten. Ich habe in den mit Requiſitionen belegten Ortſchaften viel Noth und Elend, auch manche Unordnung geſehen, habe aber dabei am beſten erfahren, was man von dergleichen übertriebenen Berichten zu halten hat. Andererſeits war ich nicht wenig erſtaunt, als ich, bei meiner Rückkehr, in unſerem Lager ganz dieſelben Geſchichten von den Franzoſen erzählen hörte, die ſie uns zur Laſt legten. Es verſteht ſich im Grunde von ſelbſt, daß im Kriege nicht Alles in voller Ordnung hergeht, und man ſollte lieber ſpäteren Unordnungen vorbeugen, als über die vergangenen ſich beklagen.

Die Lazarethe ſchienen in gutem Stande zu ſein, obgleich mir mein Begleiter verſicherte, daß im Verhältniß zu den ungeheuren Mitteln, die durch freiwillige Beiträge ſchon geſichert wären, durchaus nicht genug geſchehen ſei. Auf der ſogenannten Esplanade, einem mit ſchönen Garten-Anlagen umgebenen Exerzierplatze, waren 30 bis 40 geräumige Zelte aufgeſtellt, in denen Damen der Stadt ſelbſt den Dienſt beſorgten. Das Hoſpital, die caserne du génie, das ſchöne und großartige Inſtitut der Jeſuiten, St. Clement, mit ſeinen geräumigen Schulſälen, bot für Tauſende von Verwundeten Raum und ausreichende Pflege. Nicht unerwähnt will ich zum Schluß das ſchönſte Gebäude der Stadt laſſen, die herrliche gothiſche Cathedrale, die mich in ihren Dimenſionen und der reichen Ausſchmückung an den Kölner Dom erinnerte. Gern weilte ich am Nachmittage in dieſen ehrwürdigen Räumen, oft traten vereinzelte Soldaten ein und opferten eine Kerze zu Ehren der Muttergottes nach kurzem Gebet.

Das Leben im Hotel und in einer Geſellſchaft, der man alle Tage weniger trauen lernte, begann läſtig zu werden. Es hatte ſich mir als wahrſcheinlich herausgeſtellt, daß die Herren, die wir in Rezonville getroffen hatten, uns bei dem Commandanten der Vorpoſten als Gefangene introducirten, um auf dieſe Weiſe durch das Lager nach Metz geführt zu werden, und ihres Verſprechens, nach Rezonville zurückzukehren, quitt zu ſein. Es ſcheint mir dies der wahre Zuſammenhang zu ſein, obgleich die Herren es nicht zugeben wollten; von ihrer Seite wäre es allerdings weder höflich noch ehrlich geweſen. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Auf Antrag eines franzöſiſchen Offiziers hatte Herr Feldprediger Gerlach an Se. Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl geſchrieben, um einen Austauſch der Gefangenen zu bewerkſtelligen. Der Prinz ging darauf ein, und am Mittwoch, den 24. Auguſt, Abends 7 Uhr, verſammelten ſich 734 Mann und 7 Offiziere an Baſtion 112, rechts von der Porte de France. Ihnen ſollte ich mich anſchließen. Meine Freude war groß, als mit den Offizieren auch Herr Gerlach aus dem mit Vorhängen verſchloſſenen Wagen ſtieg. Leider wurde ſein Begleiter,[*] den man für einen verkleideten Soldaten hielt, als Geiſel zurückgehalten. General Coffinières, der ſelbſt zur Stelle war, entließ uns freundlich. Arm in Arm mit den gefangenen Offizieren, denen bis außerhalb der Fortifikationen die Augen verbunden wurden, verließen wir die Feſtung. Ein ſchwerer Weg ſtand uns noch bevor. Ein großer Theil der von unſeren Truppen beſetzten Chauſſee war mit Bäumen verhauen, was den Uebergang, namentlich mit unſeren Pferden, höchlichſt erſchwerte. Erſt gegen Mitternacht gelangten wir nach Gravelotte, wo General v. Goeben im Quartier lag; eine warme Suppe wurde als Wohlthat begrüßt.

Am folgenden Tage fuhr ich nach Gorze, um meine Effecten zu ſuchen — ſie waren beim Stabe der Diviſion. Ueberall freudig empfangen, erfuhr ich, daß die weitläufigſten Recherchen nach den zwei verlorenen Feldgeiſtlichen waren angeſtellt worden, da man uns für todt oder wenigſtens verwundet hielt. Herr Gerlach ſtattete dem Prinzen Friedrich Karl Bericht ab; ich erreichte noch am Donnerſtag, den 25., Abends 7 Uhr, glücklich das Quartier der 5. Diviſion im Dorfe Habonville. Der Empfang von Seiten des Stabes war für mich wahrhaft rührend. Meine Abweſenheit hatte nur eine Woche gedauert, allein der beſte Beweis, daß in Kriegszeiten die gelindeſte Gefangenſchaft zur Qual wird, iſt der, daß man ſich ſo ſehr freut, wenn man die Seinen wiederfindet! Die Nacht in der Scheune von Habonville auf bloßem Stroh und unter einem Granatloche des Daches wog alle Betten und allen Comfort der Stadt bei Weitem auf!«

---

[*] Dieſer, der Eingangs erwähnte Felddiakon, wurde erſt am 20. September entlaſſen und zwar zuſammen mit Paſtor Oergel, welcher Letztre am 25. Auguſt, alſo einen Tag nach erfolgter Freigebung Radziwills und Gerlachs, in Gefangenſchaft gerathen war. Paſtor Oergel, aus Seefeld bei Kolberg, war am genannten Tage (25.), als er ſich von Courcelles ſur Nied, wo er Gottesdienſt gehalten, nach St. Barbe begeben wollte, mit ſeinem Fuhrwerke den franzöſiſchen Vorpoſten zu nahe gekommen und nach Metz geführt worden. Hier wurde er, trotz ſeiner ihn vollſtändig ausweiſenden Papiere, nicht, wie die beiden vorgenannten Geiſtlichen, ſeinem Stande gemäß, ſondern als gemeiner Strafgefangener, reſp. Spion behandelt und inquirirt. So mußte er 18 Tage im allerelendeſten Zuſtande zubringen. Alle ſeine Sachen wurden ihm abgenommen, nicht das kleinſte Stückchen Papier zum Schreiben ihm gelaſſen. Endlich am 11. September theilte man ihm mit, daß das Kriegsgericht ihn freigeſprochen habe, daß er jedoch bis auf Weiteres Kriegsgefangener bleiben müſſe. Von da ab wurde er ſtandesgemäß behandelt, zu einem Landwehr-Offizier vom 44. Regiment (einem katholiſchen Gymnaſiallehrer) gebracht, leidlich gut verpflegt und durfte täglich eine Stunde auf dem Hofe promeniren. Am 20. September, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, ſchlug die Stunde der Befreiung für ihn. Am Mittag dieſes Tages wurde er aus ſeinem Quartier abgeholt und erreichte bei Einbruch der Dämmerung die preußiſchen Vorpoſten bei Ars ſur Moſelle. Mit ihm 140 freigelaſſene Soldaten und der zu Beginn dieſer Anmerkung erwähnte Felddiakon

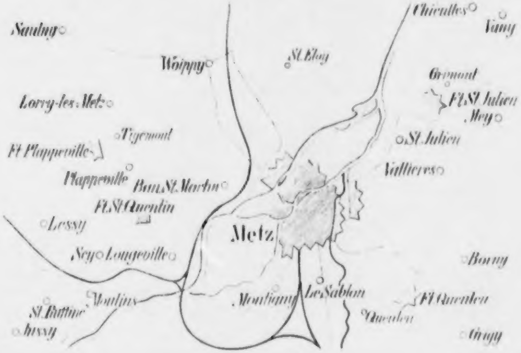
In Metz.

Bis zum 30. Auguſt.

Bazaine, nach dem blutigen Tage von Gravelotte-St. Privat, hatte am 19. ſeine Armee unter die Forts und Mauern von Metz zurückgeführt. Am 20. ſtanden die Corps wie folgt:

Die Garden (im Moſelthal) öſtlich am Abhange des Mont St. Quentin;

das II. Corps Froſſard, bei Longeville;


Saulny
Woippy
St. Eloy
Chieulles
Vany
Grimont
Ft. St. Julien
Mey
St. Julien
Lorry-les-Metz
Tignomont
Ft. Plappeville
Plappeville
Ban St. Martin
Vallières
Ft. St. Quentin
Lessy
Metz
Scy
Longeville
Borny
Moulins
St. Ruffine
Jussy
Montigny
Le Sablon
Ft. Queuleu
Queuleu
Grigy

das III. Corps Leboeuf, bei Plappeville (zwiſchen Tignomont und der am öſtlichen Abhange des Mont St. Quentin gelegenen »Butte Charles V.«);

das IV. Corps L'Admirault, von Lorry bis Tignomont;

das VI. Corps Canrobert (im Moſelthal) von Moſel-Fort bis Le Sanſonnet.

Drei Corps alſo: die Garden, das II. und VI., ſtanden im Thal; zwei: das III. und IV. auf der Höhe.[*])

In dem Commando der Corps war ſeit dem 11., wo, an Stelle des ſchwerverwundeten Generals Decaen, Marſchall Leboeuf die Führung des III. Corps übernommen hatte, keine Aenderung eingetreten; nichtsdeſtoweniger mag es geſtattet ſein, den Gang unſerer Darſtellung an dieſer Stelle auf Augenblicke zu unterbrechen und zwar Behufs Einſchaltung einiger biographiſcher Notizen, zu deren Mittheilung ſich bis dahin keine Gelegenheit bot. Ueber Froſſard haben wir S. 211, über Canrobert und Bazaine S. 226 und 227 bereits in Kürze berichtet. Was über den Letzteren noch zu ſagen obliegt, behalten wir uns für ein eigenes Kapitel am Schluß dieſes Abſchnittes vor. So verbleiben denn noch: Leboeuf, Bourbaki, L'Admirault (über welchen Letztren ich nichts Biographiſches zu ermitteln vermochte) und, außer dieſen drei Corpsführern, die Generale Changarnier und Coffinières, von denen jener dem Obercommando halb als ein Volontair attachirt, halb als ein Adlatus beigegeben war, dieſer aber, in einer gewiſſen Unabhängigkeit von Bazaine, die Stellung eines oberſten Commandanten der Feſtung Metz bekleidete.

Marſchall Leboeuf.

Marſchall Leboeuf, 1809 geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf der polytechniſchen und ſpäter auf der Artillerieſchule zu Metz. 1837 Capitain, von 1848 bis 50 ſtellvertretender Commandant der polytechniſchen Schule, 1854 Brigadegeneral, 1857 Diviſionair. Machte den Krim-Feldzug und den italieniſchen Krieg mit und war während des letzteren Artillerie-Oberbefehlshaber. Nach dem Kriege wurde er Adjutant des Kaiſers, bei dem er viel galt, Großoffizier der Ehrenlegion und Mitglied des Artillerie-Comités. Wie Bourbaki, der aber, wenn wir ſeine ſpätere Haltung erwägen, wohl einen tieferen Ehrgeiz beſaß, zählte er zu den Elegants der Armee, zu den »Exauiſten« des Hofes. Nach dem Tode des Marſchalls Niel folgte er dieſem als Chef des Generalſtabes. Als ſolcher ſprach er, bei Beginn des Krieges das hiſtoriſch gewordene »nous sommes archiprèts«, trat dann, nach den Mißerfolgen bei Weißenburg, Wörth und Spicheren, der gegen ihn erregten öffentlichen Meinung, vielleicht auch dem Wunſche des Kaiſers nachgebend, aus dieſer Stellung zurück und übernahm am 14. Abends, wie bereits angedeutet (vgl. S. 242 und 246), an General Decaens Stelle das Commando des III. Corps.

---

[*]) Vgl. bei Angabe der franzöſiſchen Stellungen nicht nur die vorſtehende Karte (auf der ſtatt Tigemont »Tignomont« zu leſen iſt), ſondern auch unſere Karte auf Seite 712.

General Bourbaki.

General Bourbaki, griechiſcher Abſtammung, wurde 1817 oder 18 geboren. 1836 trat er als Unterlieutenant in ein Zuaven-Regiment und machte von da ab ſeine Carrière beinahe ausſchließlich innerhalb jener Truppentheile, die den Kriegen in Algier ihre Entſtehung verdankten. 1838 Lieutenant in der Fremdenlegion, 1842 wieder Capitain bei den Zuaven, war er 1846 Bataillonschef bei den »tirailleurs indigènes«, die ſpäter ihren Namen wechſelten, und als Turcos ihre Berühmtheit und — den Sturz dieſer Berühmtheit erfuhren. 1854 Brigadegeneral, 1857 Diviſionair, nahm er ſowohl an der Krim-Campagne wie an dem italieniſchen Kriege Theil. Elegant, ſchön, ritterlich, war er ein Günſtling des Hofes, beſonders der Kaiſerin. Ende der 60er Jahre hatte er das Commando über die Kaiſerliche Garde erhalten, an deren Spitze er den blutigen Kampf von Vionville mitmachte. Am 18., wie ſeinerzeit hervorgehoben, kam die Garde nicht zur Action. Charakteriſtiſch für die Art, wie er ſich zur Schlacht anſchickte, iſt die kurze Schilderung, die Prinz Edmund Radziwill in ſeinem Briefe (vgl. S. 738) von ihm giebt. Wir kommen im Verlauf der Belagerung von Metz und dann ſpäter, während unſeres Januar-Feldzuges gegen die unter ſeinem Befehl ſtehende »Oſt-Armee«, wiederholentlich auf ihn zurück.

General Changarnier.

Changarnier (Nicolas Anne Théodule), am 26. April 1793 zu Autun, im franzöſiſchen Departement Saône-Loire geboren, wurde in der Kriegsſchule von Saint-Cyr gebildet, verließ dieſe 1815 als Unterlieutenant und trat in die Königliche Garde. 1830 ging er als Lieutenant nach Algier, wo er 1836 bei dem erſten Feldzuge nach Konſtantine Bataillonschef war, und auf dem Rückzuge der Armee bedeutende Dienſte leiſtete. Seitdem als verdienſtvoller Offizier bekannt, ſtieg er allmälig zum Oberſt, Brigadegeneral, Diviſionsgeneral. Durch 18 Jahre nahm er faſt an allen Gefechten der franzöſiſchen Armee in Afrika Theil und gab fortwährende Beweiſe von Tüchtigkeit, Thatkraft und Bravour. Changarnier befehligte in Algier, als daſelbſt im Februar 1848 die Nachricht von der Proclamation der Republik in Frankreich anlangte, und übernahm aus den Händen des Herzogs von

Aumale, damaligen Ober-Gouverneurs, die proviſoriſche, bald darauf die definitive Regierung von Algier. Er verblieb jedoch nur kurze Zeit in dieſer Stellung, trat vielmehr als Deputirter in die Nationalverſammlung und wurde Oberbefehlshaber der Nationalgarde des Seine-Departements, im Dezember auch Commandant der 1. Militair-Diviſion (Paris). Dieſes doppelte Amt verſah er bis Mai 1849. Nach den revolutionairen Bewegungen, Mitte Juni deſſelben Jahres, wurde es ihm von Neuem übertragen, im Januar 1851 jedoch, da er im geſpannteſten Verhältniß zu dem Prinz-Regenten (Louis Napoleon) ſtand und durch einen energiſchen Tagesbefehl an ſeine Truppen auch die Nationalverſammlung und die Pariſer gegen ſich erzürnt hatte, abermals entzogen. Vom Departement Somme in die legislative Nationalverſammlung gewählt, ſtimmte er gewöhnlich mit der Rechten und nahm, obſchon entſchiedener Gegner der Bonapartiſten, doch eine Art neutraler Stellung zwiſchen den Orleaniſten und Legitimiſten, die ſich gegenſeitig ſeine Perſon ſtreitig machten. In der Nacht des 2. Dezember mit den andern republikaniſchen Generalen verhaftet und durch Decret vom 9. Januar 1852 aus Frankreich verbannt, lebte er eine Reihe von Jahren zu Mecheln in Belgien, von wo er erſt, wie es ſcheint kurz vor Ausbruch des Krieges, nach Frankreich zurückkehrte. Ein Commando erhielt er nicht, auch wurde ein ſolches ſchwerlich von ihm nachgeſucht. Er galt bei allen Parteien als ein tapferer Soldat und ehrlicher Mann. Wir finden, aus den Metzer Einſchließungstagen her, folgende Schilderung: »Gewiß, er war alt, nicht blos an Jahren, ſondern auch an Anſchauungen, aber er beſaß moraliſche Integrität und darin beruhte ſeine Macht und ſein Einfluß. Als er geglaubt hatte, das Land bedürfe ſeiner, hatte er Alles vergeſſen, was ihm zu Leide geſchehen war und ohne Bitterkeit und ſelbſtiſche Hintergedanken trat er in den Kreis Derer ein, die ihn verletzt und vielleicht auch verleumdet hatten. Er war nicht mehr in der Lage, militairiſche Großthaten zu thun, an der Spitze von Diviſionen ſiegreich einzugreifen, er beſchränkte ſich auf eine ſtille Controle, die er übte und die um ſo größer war, je ferner ihm die Abſicht lag, ſie üben zu wollen. Das Kleine, Unächte, Selbſtiſche, fühlte ſich in ſeiner Gegenwart bedrückt.«

Commandant General Coffinières

General Coffinières, etwa um 1810 geboren, erhielt ſeine erſte Erziehung auf der Polytechniſchen Schule, beſuchte dann die Ecole de Genie in Metz und trat 1831 in das Ingenieurcorps ein. Wie die meiſten Ingenieur-Offiziere neigte er republikaniſchen Anſchauungen zu. In Afrika zeichnete er ſich unter General Lamoricière aus, der ihn 1849, während der

kurzen Herrſchaft der Republik, mit einem höheren Commando innerhalb ſeines militairiſchen Dienſtzweiges betraute. Vor Sebaſtopol erwarb er ſich die beſondere Anerkennung des ſpäteren Marſchall Niel (Ingenieur wie er ſelbſt); bei Schluß des Krimkrieges war er Brigadegeneral. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich wurde ihm die Polytechniſche Schule, darin er ſeine erſte Erziehung erhalten hatte, unterſtellt; 1865 erhielt er eine Diviſion. Zu gleicher Zeit wurde er Mitglied der Befeſtigungs-Commiſſion, der auch die Berathungen über die Landesvertheidigung oblagen. Bei Ausbruch des Krieges ſchwankte man, ob Froſſard oder Coffinières zum Commandanten von Metz ernannt werden ſolle; — man entſchied ſich für Froſſard. Letzterer indeß lehnte ab, ſo daß Coffinières in dieſe wichtige Stelle einrückte. Einer, der während der Belagerungswochen ihm nahe ſtand, ſchildert ihn wie folgt: »General Coffinières war ein großer, ſtarker Mann, wohlwollend und gutgeartet, aber, wie ſo oft wohlwollende Naturen, von keiner großen Charakterſtärke. Dem Selbſtſüchtling wird es nur ſelten ſchwer den Selbſtſuchtsloſen zu übervortheilen und für ſeine Zwecke dienſtbar zu machen. So mußte Coffinières dem Bazaine unterliegen. Wäre jener (Coffinières) feſter geweſen, hätte ſeine Energie ſeiner Einſicht entſprochen, ſo wäre das Schickſal von Metz vielleicht ein anderes geweſen. Aber er war ſchwankend und wechſelnd in ſeinen Entſchlüſſen. Selbſt in Unbedeutendheiten, die ſeine eigene Perſon angingen, gab ſich dies zu erkennen. So beiſpielsweiſe in ſeiner Unterſchrift. Zu Zeiten unterzeichnete er einfach »Coffinières«, dann wieder in voller Länge: L. F. Coffinières de Nordeck, dann wieder ſtellte er das F. vor das L., alle erdenklichen Spielarten kamen vor. So geringfügig dies iſt, ſo charakteriſtiſch iſt es für den ganzen Mann. Im Uebrigen war er ein Segen für Metz und ſeine Bewohner; nichts war ihm zu klein, Allem ſchenkte er Aufmerkſamkeit, jeder Frage gab er Antwort und nicht nur dienſtlich kurz, ſondern freundlich, oft ſogar verbindlich. Dabei war er hülfebereit, wohlthätig, und Tag und Nacht in Anſpruch genommen, fand er doch noch Zeit aus eigenen Mitteln und mit eigener Hand zu unterſtützen. Er ſchloß ſich nicht ab; immer in Bewegung, ſahen wir ihn faſt täglich in der
Anordnungen treffen und den Obliegenheiten ſeines Amtes
Dabei immer ſchlicht, ohne Putz und Prunk, ohne F
Manches iſt gegen ihn laut geworden und nicht o
von Berechtigung. Arreſtationen und Spion
ordnung (an einem einzigen Tage wurden
wenn kommende Zeiten je Muße finden, di
ſich zeigen, daß die Initiative zu all di
nie bei General Coffinières, ſondern i
Meine häufigen perſönlichen Beziehun-

ſchließlich dahin geführt — und zwar je länger deſto mehr — ihn hochzuhalten.«*)

Dieſe Männer, wie wir ſie vorſtehend, und zum Theil bereits in dem I. Halbbande dieſes Werkes, ſei es nach ihrem äußeren Lebensgange, ſei es nach ihrem Charakter zu ſchildern verſucht haben, waren es, die über das Wohl und Weh von Metz und der innerhalb ſeiner Forts eingeſchloſſenen Armee von immer noch über 170,000 Mann zu entſcheiden hatten. Denn, wie gleich hier bemerkt werden mag, die Entſchlüſſe, die gefaßt wurden, waren nicht befehlshaberiſch durchgeſetzte Anordnungen Bazaines, Alles vielmehr was geſchah, wenn es eine gewiſſe, über das Alltägliche hinausgehende Tragweite hatte, war das Reſultat von Berathungen, an denen die Geſammtheit der Corpscommandanten theilnahm. Erwieſen ſich die Letztren (was oft geſagt worden iſt) bei dieſen Berathungen ſchwach und unſelbſtſtändig, ſo trifft der Vorwurf mehr ſie als Bazaine.

Wir geben zunächſt eine bloße Aufzählung der Vorkommniſſe innerhalb Metz vom 20. bis 30. Auguſt, dabei auf ausführlichere Mittheilungen (briefliche Aufzeichnungen eines Engländers) verweiſend, die wir im unmittelbaren Anſchluß an unſere bloße Skizze der Ereigniſſe folgen laſſen.

Am 20. Auguſt: Beziehung der Stellungen auf dem Terrain Plappeville-Mont St. Quentin bis zum Moſelufer hin, wie wir ſie S. 745 näher angegeben haben.

Am 21. Auguſt: Verbleib in dieſer Stellung. Errichtung von Geſchütz-Emplacements und Schützengräben.

Am 22. Auguſt: Marſchall Bazaine beſchließt, die bisher auf dem linken Moſelufer concentrirte Feldarmee theilweis nach dem verſchanzten Lager rechts des Fluſſes zu verlegen und befiehlt, daß drei Infanterie-Diviſionen, die Cavallerie-Diviſion und Reſerve-Artillerie des III. Corps, Leboeuf, noch im Laufe des Tages defiliren und in dem Terrain zwiſchen [illegible]ien und Queuleu Lager beziehen ſollen. Marſchall Leboeuf läßt
[illegible] ausführen und verlegt ſein Stabsquartier von Plappeville

Die von den drei Diviſionen des III. Corps
Ufer verbliebene Diviſion (welche, wird nicht
falls über den Fluß und bezieht ein Lager

Weſentlichen zutreffen, ob auch in Rückſicht ſeiner
jetzt, wo wir dieſe Bogen noch einmal überblicken
ellen, daß die Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen
en keine allzu erheblichen geweſen ſind.

bei Montigny. Seitens des III. Corps beginnt man an dieſem Tage die Poſition zwiſchen Fort St. Julien und Fort Queuleu fortifikatoriſch zu verſtärken. Marſchall Bazaine entſendet einen Parlamentair, den Oberſtlieutenant Fay vom Generalſtabe des III. Corps, nach Juſſy und läßt durch dieſen Offizier ein Schreiben an den General v. Goeben gelangen, in welchem die Auswechſelung von Gefangenen und Verwundeten beantragt wird. Das Obercommando (Prinz Friedrich Karl) genehmigte die gemachten Vorſchläge, worauf der franzöſiſche Parlamentair über St. Ruffine und Moulins nach Ban St. Martin zurückkehrt.

Am 24. Auguſt: Der verabredete Austauſch von Gefangenen und Verwundeten findet ſtatt. Gegen 730 deutſche Gefangene werden bei Moulins-les-Metz, eine Anzahl transportfähiger Verwundeter bei Grigy an deutſche Offiziere übergeben. (Ueber dieſen Austauſch und die begleitenden Umſtände haben wir S. 733 und S. 743 ausführlich berichtet.)

Am 25. Auguſt: Marſchall Bazaine formirt aus der Garde-Cavallerie und der 3. Reſerve-Cavallerie-Diviſion, welche auf der Inſel Chambière nebeneinander im Lager ſtehen, ein Cavallerie-Corps und überträgt dem General Desvaux die Führung deſſelben. Bazaine faßt ferner den Entſchluß, am folgenden Tage (26.) ſämmtliche Corps auf dem rechten Moſelufer zu concentriren und nach erfolgter Concentration die deutſchen Stellungen bei St. Barbe und in Front deſſelben anzugreifen. Er erläßt an alle Corps die entſprechenden Dispoſitionen.

Am 26. Auguſt: Die Concentrirung der franzöſiſchen Armee auf dem rechten Moſelufer findet ſtatt. Gegen Mittag erhebt ſich ein heftiger Sturm mit Gewitter und Regengüſſen. Die Truppen leiden hierdurch weniger während des Marſches, als nach dem Eintreffen in den Rendezvous-Stellungen. Die Artillerie vermag in dem aufgeweichten fetten Thonboden ſich nur mit Mühe zu bewegen. Ueber Mittag verſammelt Bazaine die Corpscommandeure und die Chefs der Spezialwaffen zu einer Berathung in Schloß Grimont. Man beſchließt die Offenſive (den Durchbrechungsverſuch) aufzugeben. Unter den Motiven werden auch die »Witterungsverhältniſſe« angeführt. Gegen 3 Uhr ergeht der Befehl an alle Corps: in das befeſtigte Lager am linken Moſelufer zurückzukehren. Der Tag erhält, auf dem Rückmarſche der Truppen bereits, den Namen: la journée des dupes.

Am 27. und 28. Auguſt: Die ungünſtige Witterung hält an; es iſt kalt und regnet. Die in das alte Lager zurückgekehrten Truppen richten ſich aufs Neue darin ein. Partiſanen-Corps werden gebildet.

Am 29. Auguſt: Das Wetter beſſert ſich. Recognoscirungen finden ſtatt, die aber nirgends zu Gefechten führen.

Am 30. Auguſt: Im Bazaineſchen Hauptquartier zu Ban St. Martin trifft früh Morgens ein Spion ein, der folgende Depeſche Mac Mahons überbringt: »Ich bin in Reims (22. Auguſt) und marſchire auf Montmedy; übermorgen, am 24., werde ich an der Aiſne ſtehen und dann nach den Verhältniſſen ſo operiren, daß ich Ihnen Hülfe bringe.« Gleichzeitig beſtätigt ſich die ſchon am 28. empfangene Nachricht, daß das II. und III. preußiſche Corps weſtwärts, alſo dem Mac Mahon entgegen, marſchirt ſeien. Auf dieſe Mittheilungen hin entſcheidet ſich Bazaine — trotz des am 26. Mittags in Schloß Grimont gefaßten Beſchluſſes — die Offenſive wieder aufzunehmen und die Durchbrechung zu verſuchen. Am Abend des 30. geht allen Corps die Meldung zu:

»daß man am folgenden Morgen (31.) die deutſche Poſition bei St. Barbe auf Grundlage der am 25. Auguſt zu gleichem Zweck ertheilten Dispoſition angreifen wolle.«

Danach wurde andern Tags verfahren. Dies führte am 31. zur »Schlacht von Noiſſeville«.

Eh wir zur Schilderung derſelben übergehen, vervollſtändigen wir zuvor die vorſtehenden kurzen Angaben durch die Aufzeichnung eines in Metz miteingeſchloſſenen Engländers, Mr. Robinſon.

Aufzeichnungen eines Engländers, Mr. Robinſon.*)

Vom 19. bis 30. Auguſt.

». . . Erſchöpft durch die blutigen Kämpfe vom 14., 16. und 18. lagerte am 19. Mittags die franzöſiſche Armee im Halbkreiſe um Metz her, auf deſſen ſchützende Forts und Wälle ſie zurückgeworfen war. Der Mont St. Quentin ſtand ſcharf profilirt im Licht der heißen Auguſtſonne; an ſeinem Fuße vorüber bewegte ſich in langer Colonne der Zug der Verwundeten: Krankenwagen, Seſſel, Bahren, dazwiſchen die Leichtbleſſirten gruppenweiſe zu Fuß. Alles drängte in die Stadt, zumeiſt den Klöſtern und den Kaſernen zu. Was in letzteren von Truppen lag, wurde in Zelten untergebracht, um Raum für die Verwundeten zu ſchaffen, aber alle vorhandenen Lokalitäten reichten nicht annähernd aus und ſo mußten Barracken-Hoſpitäler hergerichtet werden, die ſich — denn man hatte nur Stunden zu ihrem Aufbau — durch die denkbar primitivſten Formen auszeichneten. Bretter wurden von zwei Seiten her ſchräg zuſammengeſtellt (etwa ſo ∧), ſo daß Giebeldächer entſtanden, die ein temporäres Unterkommen und leidlichen Schutz gegen Sonne und Regen gewährten. Die Stadt benahm ſich muſterhaft; patriotiſches Gefühl und chriſtliche Barmherzigkeit erwieſen ſich gleich lebendig. Tage lang drehte ſich alles Thun und Denken um die Verwundeten; Proteſtant und Katholik, Arm und Reich waren gleich geſchäftig, gleich hülfebereit; die Frauen (wie während des ganzen Verlaufs der Belagerung) bewundernswerth.

---

*) Mr. Robinſon befand ſich als Correſpondent einer engliſchen Zeitung (in Mancheſter) bei der franzöſiſchen Rhein-Armee. Er theilte die Schickſale derſelben bis zuletzt, war während der 70 Belagerungstage mit eingeſchloſſen und hat in einem intereſſanten Buche »The Fall of Metz« darüber berichtet. Dieſe Berichte ſind, nach der Seite der Schilderung hin, zum Theil ſehr ausgezeichnet; ſeine Urtheile aber, was gleich hier bemerkt werden mag, können wir uns nur ausnahmsweiſe zu eigen machen. Alles was er über Bazaine ſchreibt (wir kommen vielfach darauf zurück) iſt einſeitig und viel zu hart. Er ſtand ganz unter dem Einfluß der republikaniſchen Majorität der jüngeren Offiziere, die den imperialiſtiſchen Marſchall ſchon um ſeines Imperialismus willen haßten und — verdächtigten.

Als wir endlich Zeit gewannen, wieder einen Blick auf die eigene Lage zu werfen, fiel es uns auf's Herz: »umſtellt! wir ſind eingeſchloſſen.« Und doch, es konnte nicht ſein. Der Hang nach Selbſttäuſchung, der das Erbtheil unſeres Geſchlechts iſt, war erfinderiſch in Beweiſen, daß unſere Lage keineswegs eine hoffnungsloſe ſei. Der ganze Rückzug auf Metz war eine Kriegsliſt Bazaine's und die Preußen, ihrer ſonſtigen Schlauheit zum Trotz, waren in die Falle gegangen. Mac Mahon, mit einem Erſatzheer, das wir beliebig auf 100,000 Mann oder auch auf das Doppelte und Dreifache berechneten, war im Anzug; Prinz Friedrich Karl zwiſchen zwei Feuern; Frankreich in Erhebung bis auf den letzten Mann; kein Deutſcher (deſſen waren wir in unſern enthuſiaſtiſchen Augenblicken ſicher) werde je wieder, heimathwärts, den Rhein überſchreiten. »Denken wir an Anno 93! Erinnern wir uns der Antwort, die damals Frankreich dem Herzog von Braunſchweig gab. Machen wir uns gegenwärtig, daß das damalige Paris drei Wochen lang 2000 Freiwillige täglich gegen den Feind ſchickte, erinnern wir uns des großen Tages von Valmy«; ſo hieß es in jedem Geſpräch, das an jeder Ecke und in jedem Cafe geführt wurde.

Aber, wie das zu ſein pflegt, nüchterne Erwägungen gingen nebenher und am 21., genau an dem Tage, an dem unſere Hoffnung auf der Höhe ſtand und wir jede Minute den erſten Kanonenſchuß Mac Mahons zu hören gewärtigten, an eben dieſem Tage hielten »Mssrs. les Messins« eine große Verſammlung im Stadthauſe ab, in der eine »Bombardements-Verſicherungsgeſellſchaft« gegründet werden ſollte. Man konnte ſich über 5 oder 10 Procent nicht einigen und ließ, nach heftigſter Debatte, das ganze Unternehmen fallen, weil ein feiner Kopf inzwiſchen die Frage angeregt hatte, ob durch eine ſolche Verſicherungsgeſellſchaft von durchaus privatem Charakter nicht die ſpäter an den Staat zu erhebenden Anſprüche jedes Einzelnen compromittirt werden könnten.

Am 24. war auch Gefangenenaustauſch. Wir ſchickten dem Prinzen über 700 Mann hinaus, worauf er ſeinerſeits uns ſein Ehrenwort hineinſchickte: »daß er für den Augenblick keinen Mann zur Gegengabe zur Hand habe und daß er unſer Schuldner bleiben müſſe, da alle Gefangenen bereits auf dem Wege nach Deutſchland ſeien.« Dies war nun weiter nichts Ueberraſchliches, im Gegentheil; aber die Hoffnungskraft unſerer »Meſſins« wußte aus all und jedem Nahrung zu ziehen, und ſo galt ihnen denn der ſchnelle Gefangenentransport nach Deutſchland als ein unanfechtbarer Beweis, daß man einer Befreiung dieſer Gefangenen durch den heranziehenden Mac Mahon habe vorbeugen wollen.

Zwei Tage darauf, am 26., culminirte die frohe Erwartung jedes Einzelnen. Im Lager zeigte ſich Bewegung und gleich darauf hieß es: »das Corps Froſſard marſchirt bis in Höhe von Fort St. Julien und hat Ordre den Fluß zu überſchreiten.« Dieſe Nachricht hätte die Metzer elektriſirt, auch wenn jedes andere Corps zu dieſem Marſche beordert worden wäre, daß es aber das Corps Froſſard war, hatte doch noch eine ganz beſondere Bedeutung. Froſſard hatte Saarbrücken genommen, hatte den erſten großen Stoß bei Spicheren, dann den zweiten bei Vionville, endlich den dritten bei Rozerieulles und Ruſſy auszuhalten gehabt, er war deshalb zu einer Art Kriegsmeſſer — zu einem Bellometer wie die Metzer ſagten — geworden, und Froſſard in Front bedeutete ſo viel wie Wiederaufnahme des Kampfes. Wiederaufnahme des Kampfes aber hieß: Vereinigung mit Mac Mahon, Sieg, Freiheit!

Alle dieſe Träume ſollten Träume bleiben, und in der That gleich die erſten Stunden ſtellten dem Unternehmen ein wenig günſtiges Horoſkop. Es begann zu regnen, erſt mäßig, dann heftig, dann fiel es wie in Strömen vom Himmel. Von der Höhe von Plappeville hernieder ſtiegen zwei unſerer Diviſionen; um Montigny herum wand ſich eine lange Cavallerie-Colonne; das Waſſer ſpritzte auf, die Hufe der Pferde verſanken in dem aufgeweichten Boden. Endlich war die Moſel überſchritten; etwa in Stärke von zwei Corps hielten die Unſeren an den lehmigen Abhängen von St. Julien, Front gegen den Feind. So ſtanden ſie dreizehn Stunden ohne ſich zu rühren; der Regen klatſchte nieder; dann kam Ordre in das Lager am linken Moſelufer zurückzumarſchiren. Und ſo geſchah es. Aber was die ermüdeten Regimenter am Morgen des 27. auf ihrer alten Lagerſtätte vorfanden, das waren Pfützen, in denen ſie nun die 24 Stunden zuvor abgebrochenen Zelte wieder aufzuſchlagen hatten.

Dieſe Rückkehr ins alte Lager war die Folge eines Kriegsrathsbeſchluſſes, der am 26. Nachmittags in Schloß Grimont gefaßt worden war. Alle Corpscommandeure und die Chefs der Specialwaffen waren zugegen. Man kam überein, die Armee im verſchanzten Lager von Metz zu belaſſen und fortan durch Unternehmungen des kleinen Kriegs die Kräfte der zur Einſchließung verwendeten deutſchen Truppen aufzureiben. Die Motive zu dieſer Beſchlußfaſſung waren mannigfacher Art. Unter andern war auch geltend gemacht worden, daß die Witterungsverhältniſſe (der Regen) einem Durchbrechungsverſuche nicht günſtig ſeien.

Was das wahrhafte Motiv dieſes Aufgebens der Offenſive und der Rückkehr ins Lager am linken Moſelufer war, wird vielleicht niemals aufgeklärt werden. Nur Vermuthungen ſind darüber geſtattet. Es ſcheint, daß ſchon zu einem ſo frühen Zeitpunkt, wie der 26. Auguſt, Bazaine entſchloſſen war in Metz zu bleiben und ſeine Chancen abzuwarten. Nur durch Andere ſah er je zuweilen ſeine Pläne durchkreuzt und ſich ſelber (wenn auch nur vorübergehend) zu Conceſſionen gezwungen. Eine ſolche Conceſſion war auch die Truppenconcentration bei Fort St. Julien am 26. Auguſt. General Coffinières hatte all die Zeit über darauf gedrungen, -das Erſcheinen Mac Mahons nicht abzuwarten, ſondern ihm entgegenzugehen- und ſelbſt noch während des auf Schloß Grimont abgehaltenen Kriegsrathes ſcheint er, im Gegenſatz zu der Mehrzahl der Generale, für Durchbrechung der feindlichen Linie geſprochen zu haben. Der Antagonismus zwiſchen Bazaine und Coffinières, der ſpäter ein öffentliches Geheimniß und von den Gegnern ſelbſt ſo gut wie zugeſtanden war, trat ſchon in den erſten Wochen der Belagerung hervor und wurde wahrſcheinlich in jener Kriegsrathsſitzung auf Schloß Grimont geboren. Bazaine war nicht der Mann entgegenſtehenden Anſichten, zumal wenn ſie die Kreiſe ſeines Ehrgeizes ſtörten, ein williges Gehör zu leihen.

Alles, was auf Schloß Grimont vorging, blieb uns, bis mindeſtens zum nächſten Tage (wo die Rückkehr des Froſſard'ſchen und Leboeuf'ſchen Corps ins alte Lager die beredteſte Sprache führte) ein Geheimniß und ſo waren dieſelben Stunden, die unſeren bis auf die Haut durchnäßten Truppen am Abhange des Fort St. Julien ſo unbehaglich wie nur möglich vergingen, für uns Zurückgebliebene und Cafehausgeſchützte ſo ziemlich die hoffnungsreichſten und heiterſten, die wir in den 70 Tagen der Metzer Belagerung erlebten. Die Stadt fieberte vor Aufregung, aber es war die Aufregung wie vor einem Feſt. Extrablätter wurden ausgegeben, jede Stunde ein neues, und als um 9 Uhr die bis dahin überfüllten öffentlichen Lokale geſchloſſen wurden, war jede Straßenecke ein Verſammlungspunkt, wo bis in die Nacht hinein politiſirt wurde. Ein Chaſſeur war angekommen (dies war wahr), er hatte die ganze Strecke zwiſchen Verdun und Metz verhängten Zügels zurückgelegt (dies war halb wahr). Mac Mahon, ſo ſagte er aus, habe am 25. Verdun erreicht und den Preußen eine entſcheidende Niederlage beigebracht: enorme Verluſte, fünf preußiſche Generale gefangen genommen, 140 Kanonen erobert. Auf der ganzen Strecke zwiſchen Verdun und Metz ſei er keinem einzigen Preußen begegnet. So weit ſein Bericht. Da er verdurſtet war und ein lebhaftes Verlangen nach kaltem Grog zu erkennen gab, ſo wurde für ihn geſammelt, was ihm ſeinerſeits immer erneute Veranlaſſung gab, uns zu erzählen, was und ſo viel wir hören wollten. Es ging Zug um Zug; für jedes Glas Grog ein Gemetzel mehr. Endlich wurde er zum General Coffinières geführt, einem ſtrengen Examen unterworfen, dann eingeſperrt und nach drei Wochen vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ihn zu drei Monat Feſtungsarbeit verurtheilte. Das war das Ende unſeres Chaſſeurs.

Am 26. Abends indeß lagen alle die entſprechenden Aufklärungen noch fern, wir glaubten an den großen Sieg bei Verdun, der Moment unſerer Befreiung ſchien nahe und ich begab mich zum großen Poſtamt, um anzufragen, ob es möglich ſein werde, folgenden Tags einen Brief zu befördern. Man antwortete »ja«; um 7 Uhr früh würde expedirt, Briefe, die mitſollten, müßten bis um 6 Uhr eingeliefert ſein. Sie gaben mir die Antwort bona fide: ſie glaubten es wirklich.

Kaum hatte ſich die Nachricht in der Stadt — die ſeit dem 17. ohne allen Verkehr mit der Außenwelt war — verbreitet, daß am nächſten Morgen Briefe befördert würden, ſo ſetzte ſich Alles an den Schreibtiſch. Ich meinerſeits ſchrieb die ganze Nacht, ſtand um 6 Uhr früh am Schalter und ſah hier Scenen, wie ich ſie ſelbſt bei Prozeſſionen und erſtem Auftreten von Primadonnen kaum erlebt habe. In der engen Gaſſe — große Poſtämter ſind immer in Gaſſen — drängten ſich Tauſende; Bitten und Schreien, Beſchwörungen und Verwünſchungen, — wohl dem, der eine breite Bruſt und ſpitze Ellenbogen hatte, nur mit der Flanke war hier vorzudringen. Endlich war ich an den Kaſten heran und der Brief hinein. Was aus ihm geworden iſt, hab ich nie erfahren; in England jedenfalls iſt er nicht angekommen. Ich unterhalte einen ſtarken Verdacht, daß er, wie die übrigen Briefe, einer Muſterung unterworfen wurde, an die keiner der Schreiber während der geopferten Nachtſtunden gedacht hatte. Um das Metzer Poſtamt jener Wochen und Monate ſind Geheimniſſe her, die wenig Ausſicht haben, jemals gelöſt zu werden.

An einem dieſer letzten Auguſttage, ich weiß nicht mehr genau an welchem, ſchnitten uns die Preußen den Waſſerzufluß ab, der, wie in alten Römertagen und theilweis unter Benutzung des alten Aquädukts, von Gorze her in die Stadt geführt wurde. Die Verlegenheit war groß, aber nur momentan. General Coffinières wußte Hülfe zu ſchaffen, ließ, mit Hülfe dreier Dampfmaſchinen, das Moſelwaſſer bei Pont des Roches in große bereits vorhandene Reſervoirs hineinpumpen, ſtaute das Waſſer der Seille auf und wußte aus dem in Strömen herabfallenden Regen, den er in Ciſternen auffangen ließ, wenigſtens dieſen einen Vortheil zu ziehen. Die Umſicht, mit der General Coffinieres dabei verfuhr, gab mir ein großes Vertrauen zu dieſem Mann, das er, nach dem Geiſt und guten Willen, den er beſaß, vielleicht gerechtfertigt hätte, wenn er zugleich von einem größeren Selbſtvertrauen erfüllt geweſen wäre. Unter ihm hätte Metz noch Wochen, vielleicht noch Monate lang ausgehalten, und wie anders wäre dieſer Krieg verlaufen, welche Opfer wären Frankreich erſpart worden, wenn die Armee des Prinzen Friedrich Karl nur noch 14 Tage länger an der Moſel feſtgehalten worden wäre.

Die Nacht vom 27. auf den 28. Auguſt verbrachte ich auf Vorpoſten bei Montigny und zwar mit einem Trupp der Unſrigen zuſammen, die ſich einer bei Augny errichteten neuen preußiſchen Batterie gegenüber, kaum 2000 Schritt in Front derſelben, eingegraben hatten. Die Nacht vorher (briefſchreibend) nicht geſchlafen und nun dieſe Nacht! Mit Schaudern denk' ich daran zurück. Erſt ein Gewitter, daß die Flammen überall aus der Erde aufzuſchlagen ſchienen, — es blitzte gen Himmel, nicht vom Himmel herab. Und dazwiſchen, mit den Elementen um die Wette, die Schüſſe der preußiſchen Batterie. Endlich ſchwiegen beide, aber nun fiel der Regen, als würden Kannen ausgegoſſen; wir ſtanden knietief im Waſſer und es war unmöglich, eine Pfeife brennend zu erhalten. Gegen Morgen ließ das Unwetter ein wenig nach, aber es regnete noch immer. Heimkehrend in die Stadt, hört' ich in einem der Wallgräben an der Porte Serpenoiſe eine Flintenſalve. Ich war zu müde, um zu fragen was es ſei; zwei Stunden ſpäter hörte ich: ein Spion ſei erſchoſſen. Es war, während all der Wochen, die ich in Metz zubrachte, die einzige Execution derart.*)

Ueber dieſen Spion habe ich nachträglich Erkundigungen eingezogen und dabei das Folgende erfahren. Der Unglückliche war Nikolaus Schull, ein Ungar von Geburt, in Wien erzogen, in Amerika naturaliſirt, wo er lange Zeit als ein Partiſan des Kaiſer Maximilian gelebt und den Guadeloupe-Orden erhalten hatte. Mager, lang aufgeſchoſſen, von ſtarkem rothem Backenbart, machte er auf den erſten Blick ganz einen Yankee-Eindruck. Er hatte viel geſehen und viel befahren, war ein Abenteurer, aber ein Mann von Geiſt und Charakterſtärke, nur in ſeinen Grundſätzen ſchwach. Er war höchſt wahrſcheinlich ein Doppelſpion, der gegen gute Zahlung ebenſo Deutſchland an Frankreich, wie Frankreich an Deutſchland verrathen hatte. Am 10. Auguſt, alſo vier Tage vor dem Erſcheinen der Preußen, wurde er im Wagen verhaftet, als er ſich eben anſchickte die neuen Erdwerke aufzuzeichnen, oder vielleicht nur zu überblicken. Der Beweis ſeiner Schuld nach dieſer Seite hin war und blieb ſehr ſchwach. Was gegen ihn entſchied, waren die Papiere und Legitimationszeichen, die bei ihm vorgefunden wurden. Er hatte franzöſiſche, vom General Ducrot (in Straßburg) und preußiſche, wie es hieß von der Mainzer Commandantur ausgeſtellte Papiere, die ihm alſo freie Bewegung hüben und drüben gaben, außerdem führte er eine preußiſche Erkennungs-Medaille, die ihn als Mitglied des preußiſchen Aufklärungs-Departements (Intelligence Department) erkennen ließ und 1000 Francs in Gold mit ſich. Auf dieſe Dinge hin, wozu ſich der Verdacht geſellte, die Stärke der franzöſiſchen Armee bei Weißenburg und Wörth an die Preußen verrathen zu haben, wurde er verurtheilt und Sonntag, den 28. Auguſt, während der Regen vom Himmel fiel, an ſchon genannter Stelle erſchoſſen. Er ſtarb wie ein Held, nachdem er nur zwei letzte Wünſche geäußert hatte. Dieſe gingen dahin, daß man ihn anſtändig begraben und zwei Gebetbücher, die er hatte, an ſeine Kinder ſenden möge. Beide Wünſche ſind erfüllt worden. Ein einfacher Stein auf dem Chambière-Friedhof zeigt die Stelle, wo er liegt.

---

*) Wenn Mr. Robinſon in dieſer Angabe Recht hat, ſo würde ſich dadurch eine Erzählung erledigen, die während der Belagerungswochen in Tours war und große Theilnahme weckte. Es hieß, ein Freiwilliger (Berliner Kind, einziger Sohn reicher Eltern) habe mit ſeinem Quartiergeber in Auboué Freundſchaft geſchloſſen und dieſen, der alle Wege und Stege kannte, beſchworen, ihn, bei Gelegenheit einer ſeiner Metz-Excurſionen, mit nach der Stadt hineinzunehmen. Der »Proprietaire«, der das Mißliche der Situation mehr fühlte als unſer Freiwilliger, gab endlich nach; der Letztere vertauſchte den Rock mit der Blouſe, ſo brach man auf und Metz wurde glücklich erreicht. Alles ſchien gut gehen zu ſollen, im letzten Moment aber brachte ein unbedachtes Wort die Entdeckung und beide wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen. In dem Briefe, den der junge Freiwillige ſchrieb, ſoll der Schmerz darüber, daß er einen Unſchuldigen mit in ſein Schickſal hineinzog, am lauteſten geſprochen haben.

Am 27. waren, wie ich bereits erwähnt, unſere auf's rechte Moſelufer geſchobenen Corps in die alten Lagerplätze zurückgekehrt und während man Seitens derſelben bemüht war, ſich ſo gut wie möglich wieder einzurichten, wurden einzelne Scharfſchützen-Abtheilungen auf das große Plateau von Amanvillers zu detachirt, um wo möglich Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Denn wiewohl wir uns hier und da unter ſeinen Kanonen, ja gelegentlich ſelbſt unter ſeinem Gewehrfeuer befanden, ſo konnten wir daraus doch nur ſchlußweiſe die Exiſtenz eines Feindes feſtſtellen, — zu ſehen war er nicht. Er ſteckte in den zahlreichen Wäldern und Wäldchen, in denen er ſich, in Gemäßheit ſeiner urſprünglich den Polarkreiſen entſtammten Natur, troglodytenhaft eingeniſtet hatte.

Wir ſahen ihn nicht, aber deſto mehr war er der Gegenſtand unſerer Unterhaltung und die Epoche leitete ſich ein, wo die hundertfältig variirte Geſchichte vom »grauſamen Preußen« und »tapfern Franzoſen« das Entzücken jeder Caféhaus- und jeder Wachtfeuer-Verſammlung zu bilden begann. Alle die alten »irish bulls« wurden wieder lebendig, nur national gemodelt, und der »Chaſſeur zu Fuß«, der ſechs Ulanen umringt und eingefangen hatte, war ſchon innerhalb der erſten 10 Tage eine ſtehende Figur. Aber auch Harmloſeres, in dem ſich die liebenswürdigſte Seite der Franzoſen, ihr heiterer Sinn und der bei aller Eitelkeit doch vorhandene Hang zur Selbſtperſiflage ausſprach, lief dazwiſchen und ſo entſinne ich mich, wie die Schilderung einer »Cavallerie-Attake«, die von einem Compagnie-Komiker mit reizend outrirter Ernſthaftigkeit vorgetragen wurde, uns alle amüſirte. Der Gegenſtand des Angriffs war eine alte, in ihrem Beruf emſig beſchäftigte Waſchfrau, die ſich plötzlich, am Seille-Ufer, einem der gefürchteten Ulanen gegenüberſah. Sie ſinkt in die Knie, ſie hebt die Hände gen Himmel, ſie beſchwört, — umſonſt, weder ihr Alter noch ihre Häßlichkeit ſcheinen ſie beſchützen zu ſollen. Wie ein Raſender dringt der aus dem Sattel Geſprungene auf ſie ein, der Säbel fährt aus der Scheide, noch ein Augenblick und . . . Nein, die Scene hat ſich verändert. Mit der Linken ein neben ihr liegendes Stück Seife aufnehmend, dem die ganze Attake gegolten hatte, theilt er das Stück mit Hülfe ſeiner gezückten Waffe in zwei Theile, reicht der alten Frau die eine Hälfte, ſteckt die andere Hälfte auf ſeine Säbelſpitze und — jagt grüßend von dannen.

Dieſe kleinen Vorkommniſſe unterhielten uns mehr, als ſich der inmitten eines freien geiſtigen Verkehrs Stehende nur irgendwie vorſtellen kann. Wir hatten keine Briefe; unſere neueſten Tagesblätter brachten nichts Neues; ſo waren uns Anekdoten, gleichviel ob erlebt oder erfunden, hoch willkommen; ſie hielten uns bei Laune und bewahrten uns vor Zankerei und malcontentem Gerede.

Im Uebrigen war das Wenige von Zerſtreuung und Erheiterung, das dieſe Dinge gewährten, uns wohl zu gönnen, denn wir hatten gleichzeitig den Anblick von viel Traurigem. Die armen Verwundeten! Zu Hunderten fielen ſie der Unbill des Wetters zum Opfer. In den Zeltlazarethen auf Ile de Saulcy kam das Waſſer oben vom Himmel und unten von der Moſel gleichmäßig über ſie. Die Zelte wurden weggeſchwemmt und mancher Amputirte ertrank auf ſeinem Strohlager, eh man ihn retten konnte. Auch die Inſel Chambière hatte ein Zeltlazareth und der monotone Schlag des Regens, der erſt auf das Segeltuch-Dach und dann endlos, von Secunde zu Secunde, in einzelnen Tropfen auf die Betten fiel, brachte die Dabeiſtehenden halb von Sinnen, während die ohnehin nerven-erregten Kranken geradezu daran zu Grunde gingen.

So war es in den letzten Tagen des Auguſt. Da klärte ſich das Wetter auf, die heiße Sonne trocknete raſch die Wege und am 30. Auguſt

— im Gegenſatz zu den Beſchluſſen, die am 26. auf Schloß Grimont gefaßt worden waren — ging den einzelnen Corps erneute Weiſung zu, ſich marſch- und ſchlagfertig zu machen. Wir waren thöricht genug, Allem zum Trotz, was wir bis dahin ſchon erlebt hatten, noch einmal unſere Hoffnung aufflackern zu laſſen. Freilich zum letzten Mal. Der nächſte Tag brachte die Schlacht bei Roiſſeville, der dann folgende unſere abermalige Rückkehr ins »alte Lager«.

Von da ab kannten wir unſer Loos.«

Die Schlacht bei Noiſſeville.

Vom 31. Auguſt und 1. September.

Marſchall Bazaine hatte, wie bereits S. 752 mitgetheilt, am 30. Auguſt früh die von Reims aus datirte Benachrichtigung empfangen, daß Mac Mahon auf Montmedy marſchire, um der in Metz eingeſchloſſenen Armee Hülfe zu bringen. Bazaine beſchloß auf dieſe Benachrichtigung hin, den »Durchbrechungsverſuch der feindlichen Linie«, der ſeit dem Kriegsrath am 26. eigentlich aufgegeben war, noch einmal aufzunehmen und zog zu dieſem Behufe am 31. Auguſt alle ſeine Corps auf dem rechten Moſelufer zuſammen. Er wollte das Plateau von St. Barbe gewinnen und dann links ſchwenkend Thionville zu erreichen ſuchen. Nur die auf Vorpoſten befindlichen 10 Bataillone, außerdem die Diviſion Caſtagny des III. und die Diviſion Laveaucoupet des II. Corps ſollten in Metz verbleiben.

So der Plan.

Seinen Aufmarſch am rechten Moſelufer führte Marſchall Bazaine dahin aus, daß

das VI. Corps Canrobert von der Moſel bis Villers l'Orme,

das IV. Corps L'Admirault rechts daneben à cheval der Straße St. Barbe,

das III. Corps Leboeuf abermals rechts daneben bis zur nach Saarlouis führenden Straße ſich entwickeln ſollte.

In Reſerve verblieben die Garden und das II. Corps Froſſard, jene am linken, dieſes am rechten Flügel.

Der Aufmarſch ging ſehr ſchleppend von ſtatten. Während das II. und III. Corps bereits am Morgen gefechtsbereit ſtanden, rückte das IV. Corps erſt um 11, das VI. um 1 und die Garde um $2\frac{1}{2}$ Uhr in ihre Poſitionen ein. Dies war gewiß ein großer Fehler. Es gab uns Zeit, unſere am linken Moſelufer zunächſt ſtehenden Corps theils an den Fluß heran, theils auf das rechte Ufer hinüber zu ziehen, wodurch von vornherein das Gelingen des Bazaine'ſchen Planes ſehr in Frage geſtellt wurde. Staffelweiſe ſtanden diejenigen unſerer Diviſionen, die an dem ſpäter entbrennenden Kampfe eigentlich kaum einen Antheil nahmen, nordwärts an beiden Flußufern hin, um — wenn auch der Durchbruch zunächſt gelungen wäre — das Entkommen auf Thionville zu hindern. Aber auch der Durchbrechungsverſuch ſelber mißlang.

Wir gehen jetzt zu einer Schilderung deſſelben über.

Um 4 Uhr ſtanden wir (von unſerer für den heutigen Tag nicht in Betracht kommenden Cernirung auf dem linken Moſelufer abgeſehen) in einem doppelten Halbkreis um Metz herum,*) von dem der innere Halbkreis unſere erſte, der äußere unſere zweite Linie war.

Der innere Halbkreis umfaßte die Strecken: Malroy-Charly, Charly-Failly, Failly-Poix-Servigny-Noiſſeville, Noiſſeville-Montoy,

---

*) Unſere Cernirungstruppen am rechten Moſelufer (im Weſentlichen: I. Armee-Corps,†) 3. Cavallerie-Diviſion und die Brigade Woyna vom VII. Corps) waren am 25. Auguſt durch das Eintreffen der 3. Reſerve-Diviſion erheblich verſtärkt worden. Dieſe Reſerve-Diviſion nahm Stellung auf dem Terrain zwiſchen St. Barbe und der Moſel. Ihre Zuſammenſetzung war die folgende:

3. Reſerve-Diviſion: Generallieutenant v. Kummer.
Combinirte Linien-Infanterie-Brigade: Generalmajor v. Blankenſee.
  Regiment 19: Oberſt v. Goeben.
  Regiment 81: Oberſt Frhr. v. Sell.
Poſenſche Landwehr-Brigade: Oberſt v. Gilſa.
  1. combinirtes Poſenſches Landwehr-Regiment.
  2. combinirtes Poſenſches Landwehr-Regiment.
Weſtpreußiſche Landwehr-Brigade: Generalmajor v. Ruville.
  Weſtpreußiſches combinirtes Landwehr-Regiment.
  Niederſchleſiſches combinirtes Landwehr-Regiment.
4 Reſerve-Cavallerie-Regimenter. 36 Geſchütze.

†) Wir recapituliren an dieſer Stelle noch einmal die Ordre de Bataille des I. Armee-Corps, General der Cavallerie Freiherr v. Manteuffel.

Diviſion Bentheim.
Brigade Generalmajor v. Gayl.
  Regimenter 1 und 41. (Das Regiment Nr. 1 heißt im Text, nach ſeinem Chef, immer Regiment Kronprinz.)
Brigade Generalmajor v. Falkenſtein.
  Regimenter 3 und 43.

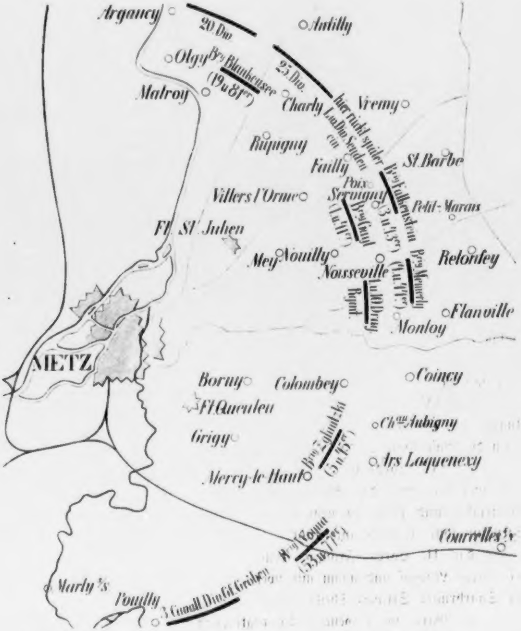
Diviſion Pritzelwitz.
Brigade Generalmajor v. Memerty.
  Regimenter 4 und 44.
Brigade Generalmajor v. Zglinitzki.
  Regimenter 5 und 45.
1. und 10. Dragoner-Regiment. 24 Geſchütze.

Montoy-Aubigny, Aubigny-Ars Laquenexi Mercy le Haut und Mercy le Haut-Pouilly.

Der äußere Halbkreis zog ſich über Argancy, Antilly, Vremy-St. Barbe, Retonféy-Flanville, Courcelles ſur Nied bis Frontigny und ging dann unbeſtimmt in die erſte Linie über.

Unſere Beſetzung der erſten Linie (innerer Halbkreis) war die folgende:

Linie Malroy-Charly. Hier ſtand die Linien-Infanterie-Brigade Generalmajor v. Blankenſee, Regimenter 19 und 81. (Das vorgelegene Rupigny vom 2. Bataillon 81er beſetzt.)


Argancy
20. Div.
Antilly
Olgy
Brg. Blankensee (19 u. 81er)
25. Div.
Malroy
Charly
hier rückt später 1. Ld. Div. Senden ein
Vremy
Rupigny
Failly
St. Barbe
Poix
Servigny
Brg. Falkenstein (3 u. 43er)
Brg. Gayl (1 u. 41er)
Villers l'Orme
Petit-Marais
Ft. St. Julien
Mey
Nouilly
Noisseville
Retonfey
Brg. Memerty (4 u. 44er)
1 u. 10 Drag. Regmt.
Flanville
Montoy
METZ
Borny
Colombey
Coincy
Ft. Queuleu
Ch.au Aubigny
Grigy
Brg. Zglinitzki (5 u. 45er)
Ars Laquenexy
Mercy-le-Haut
Brg. Woyna (53 u. 77er)
Courcelles s. N.
Marly s. S.
Pouilly
3. Cavall. Div. Gf. Gröben

Linie Charly-Failly war eine Lücke, in die jedoch die in zweiter Linie dahinter ſtehende, oder bald eintreffende Landwehr-Diviſion Schuler v. Senden, jeden Augenblick einrücken konnte.

Linie Failly-Voix-Servigny-Noiſſeville. Hier ſtand die Brigade Generalmajor v. Gayl, Regimenter 1 und 41.

Linie Noiſſeville-Montoy. Hier ſtanden das 1. (Litthauiſche) und 10. Dragoner-Regiment.

Linie Montoy-Chateau Aubigny. Lücke.

Linie Chateau Aubigny-Ars Laquenexi-Mercy le Haut. Hier ſtand die Brigade Zglinitzki, Regimenter 5 und 45.

Linie Mercy le Haut-Vouilly. 3. Cavallerie-Diviſion General Graf Groeben.

So die Beſetzung der erſten Linie, die Beſetzung der zweiten (äußerer Halbkreis) war die folgende:

Bei Argancy ſechs Bataillone der 20. Diviſion (X. Armee-Corps).

Bei Antilly 25. (großh. heſſiſche) Diviſion vom IX. Armee-Corps.

Bei Bremy (rechts auf Charly zu) die Landwehr-Diviſion Schuler v. Senden.

Bei Bremy (links auf Retonfey zu) die Brigade Falkenſtein, Regimenter 3 und 43.

Zwiſchen Retonféy und Flanville die Brigade Memerty, Regimenter 4 und 44.

Zwiſchen Flanville und Courcelles ſur Nied Lücke.

Bei Courcelles — zwiſchen dieſem und Mercy le Haut — Brigade Woyna, Regimenter 53 und 77.

Gegen dieſe unſere Doppellinie, richtete ſich um 4 Uhr der franzöſiſche Angriff.

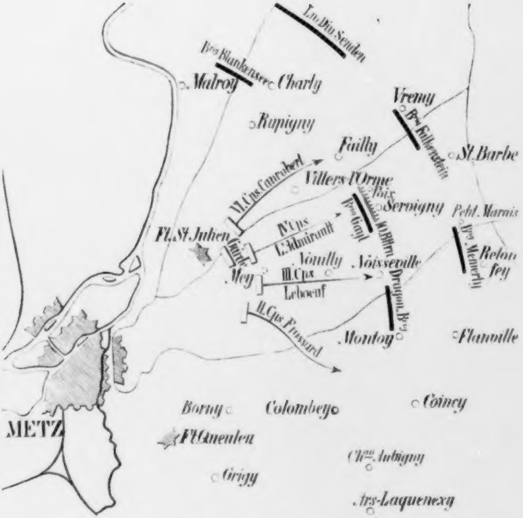
Das III. Corps Leboeuf, das die Hauptarbeit dieſes Tages hatte, ging von Mercy aus gegen Nouilly und Noiſſeville;

das IV. Corps L'Admirault unterſtützte zwei Stunden ſpäter den Angriff des Corps Leboeuf durch Vorgehen in der linken Flanke deſſelben gegen die Linie Voix-Servigny;

das VI. Corps Canrobert dirigirte ſich gegen Malroy-Charly, erhielt aber im Laufe des Gefechts Ordre, rechts ſchwenkend gegen Failly vorzurücken und dieſes zu nehmen. (Der Angriff gegen die Linie Voix-Servigny ſollte dadurch unterſtützt werden);

das II. Corps Froſſard demonſtrirte in der rechten Flanke des III. Corps Leboeuf und nahm mit zwei Brigaden an dem Kampfe, ſüdlich der Saarbrücker Straße, Theil;

die Garde unter General Bourbaki blieb in Reſerve.


Lu. Div. Senden
Brg. Blankensee
Malroy
Charly
Rupigny
Vremy
Brg. Falkenstein
Failly
St. Barbe
VI. Cps. Canrobert
Villers l'Orme
Poix
Servigny
Pehl. Marais
Brg. Gayl
Fl. St. Julien
Garde
IV. Cps. L'Admirault
Nouilly
Noisseville
Brg. Memerty
Retonfey
Mey
III. Cps. Leboeuf
II. Cps. Frossard
Dragon. Brg.
Montoy
Flanville
METZ
Borny
Colombey
Coincy
Ft. Queuleu
Chât. Aubigny
Grigy
Ars-Laquenexy

Es war Alles in Allem ein Kampf auf dem Plateau von St. Barbe, d. h. auf dem ſchmalen Streifen zwiſchen der einerſeits nach St. Barbe, andererſeits nach Saarlouis führenden Straße, ein Kampf, der — von franzöſiſcher Seite aus gerechnet — nach links hin bis Failly und ſelbſt Rupigny, nach rechts hin bis Montoy-Flanville hinübergriff. Die Kämpfe weiter nach rechts hin, wo das II. franzöſiſche Corps vorging, waren ohne Bedeutung, bloße Demonſtrationen, wie wir ſchon hervorgehoben haben. Es drehte ſich erſt um Nouilly-Noiſſeville, dann um Poix-Servigny. Daß dieſe letzten beiden Dörfer uns verblieben, machte den Plan Bazaines mißlingen.

Der Angriff des III. franzöſiſchen Corps Leboeuf gegen Nouilly und Noiſſeville.

(4 bis 6)

Im Laufe des Vormittags hatten einige Plänkeleien ſtattgefunden. Dann wurde es ſtill. Von 12 Uhr an bis gegen 4 Uhr Nachmittags verhielt die franzöſiſche Armee ſich völlig ruhig, man bezweifelte dieſſeits, daß es am 31. überhaupt noch zu einem Kampfe kommen werde. Da plötzlich, gegen 4 Uhr Nachmittags, eröffnete der Feind gegen die Stellung der Diviſion Bentheim, inſonderheit gegen das Centrum derſelben: Poix-Servigny (Noiſſeville und Failly waren linker und rechter Flügel) ein heftiges Artilleriefeuer, das von den vier Batterieen unſerer Diviſions-Artillerie ſofort aufgenommen wurde. Um freieres Schußfeld zu haben, gingen die vier Batterieen 600 Schritt über die Vertheidigungslinie ihrer Diviſion hinaus und nahmen Poſition auf den Höhen ſüdweſtlich der Dörfer Poix und Servigny. Bald eilte auch die Corps-Artillerie (6 Batterieen) des I. Armee-Corps von St. Barbe heran und rückte in die Intervallen der Diviſions-Artillerie ein, oder nahm Stellung an den beiden Flügeln derſelben. Dieſe zehn Batterieen ſtanden von der Straße St. Barbe an bis an die nach Noiſſeville fallenden Abhänge des Plateaus von Servigny, in heftigem Kampfe gegen das III. franzöſiſche Corps, das jetzt auch mit ſeiner Infanterie einzugreifen und

die Diviſion Metmann auf Nouilly,
die Diviſion Montaudon auf Noiſſeville
zu dirigiren begann.

Unſererſeits war um dieſe Zeit, zwiſchen 4 und 5 Uhr, die Linie Failly, Poix-Servigny, Noiſſeville durch die Brigade v. Gayl (Regimenter 1 und 41) und das 1. und 2. Bataillon des Regiments Nr. 3 beſetzt. In Noiſſeville befand ſich das 1. Bataillon vom Regiment Kronprinz. Links daneben, zur Deckung der linken Flanke der Diviſion Bentheim, war die Brigade Memerty, Regimenter 4 und 44, in die vordere Linie, bis etwa an Montoy heran, eingerückt und hatte ſogar die 2. Compagnie 4. Regiments bis an die Braſſerie*) vorgeſchickt. Es ſtanden jetzt mithin in Front unſerer Stellung auf dem Plateau von St. Barbe

die Brigade Memerty als etwas zurückgebogener linker Flügel,
die Brigade v. Gayl, durch zwei Bataillone vom 3. Regiment verſtärkt, als rechter Flügel.

---

*) Die Lokalität, von der wir ſchon in unſerer Anmerkung auf S. 235 und 236 ein Bild zu geben verſucht haben, iſt die folgende. Etwa zweihundert Schritt hinter Bellecroix Ferme (ein hart an der Straße gelegenes Gehöft) ſenkt ſich die nach Saarlouis führende Chauſſee in langer Schräglinie zu einer Thalſohle nieder und ſteigt dann ebenſo wieder bergan. Die Thalſohle ſelbſt iſt durch ein Wäſſerchen markirt, das von Süd nach Norden fließt. Dieſſeits des Wäſſerchens, von Metz aus gerechnet, liegt die „Tannerie“, jenſeits des Wäſſerchens die „Braſſerie“ und höher hinauf, da wo die Chauſſee ſchon wieder das Plateau berührt, die „Auberge l'Amitié“. Alle drei aber liegen, wie auch Bellecroix, unmittelbar links der Straße.

Der vorgeſchobenſte Poſten unſerer Stellung war die »Braſſerie«, dahinter Noiſſeville. Jn zweiter Reihe hatten wir an dieſer Stelle und in dieſem Augenblick nur erſt Verfügung über die Brigade Falkenſtein, Regimenter 3 und 43, die bereits zwei Bataillone für die erſte Linie abgegeben hatte. [Die Brigade Zglinitzki, Regimenter 5 und 45, ſtand nach links, die Reſerve-Diviſion Kummer nach rechts hin zu weit ab, um, zu dieſer Stunde ſchon, unmittelbar eingreifen zu können.]

Die Diviſion Metmann hatte gegen 5 Uhr das unbeſetzte Nouilly, die Diviſion Montaudon etwa um eben dieſe Zeit den Terrainabſchnitt vor der »Braſſerie« erreicht. Hier aber begann die Diviſion Montaudon zu zaudern. Es ſchien an energiſcher Befehlsgebung zu fehlen. Marſchall Leboeuf, perſönlich von großer Entſchloſſenheit, ſchwankte, weil es an beſtimmten Weiſungen gebrechen mochte. Jn dieſem Augenblick erſchien General Changarnier, der, wie wir wiſſen, kein eigentliches Commando führte, und gab der Têten-Brigade der Diviſion Montaudon, der Brigade Clinchant, den Befehl zum Angriff. Dieſe ging ſofort zu umfaſſendem Angriff vor, benutzte geſchickt die ſchluchtartigen Vertiefungen, die hier das Terrain durchziehen, und von Weſten und Süden her avancirend, nahm ſie die, wie wir wiſſen von der 2. Compagnie 4. Regiments beſetzte »Braſſerie« im Sturm. Der größere Theil der Beſatzung (welche letztere durch kleinere Abtheilungen des Regiments Kronprinz verſtärkt worden war) gerieth trotz braver Gegenwehr in Gefangenſchaft, während es anderen Theilen gelang, Noiſſeville zu erreichen.

Mit dem Verluſte der Braſſerie wurde die Lage des 1. Bataillons Kronprinz in Noiſſeville bedenklich, zumal andere Kräfte des Feindes, wahrſcheinlich von der Diviſion Metmann, die Nord- und Weſtfront dieſes Ortes energiſch angriffen. Von Unterſtützung war nichts zu ſehen, ſo daß dem concentriſchen Angriff eines augenſcheinlich ſehr überlegenen Feindes gegenüber, auch Noiſſeville um 5½ Uhr geräumt wurde.

Um dieſe Zeit war es, daß die den zurückgebogenen linken Flügel bildende Brigade Memerty, deren Behufs Soutenirung der Brigade v. Gayl unternommener Anmarſch von Noiſſeville aus nicht beobachtet worden war, in breiter Front vorging und zwei Bataillone 4. Regiments gegen Noiſſeville und die Braſſerie, das Regiment Nr. 44 aber gegen Montoy dirigirte. Beide Angriffe ſcheiterten. Die Bewegung gegen Noiſſeville daran, daß der Abzug des 1. Bataillons Kronprinz ſo gedeutet wurde, als ob Noiſſeville überhaupt aufgegeben werden ſolle, die Bewegung gegen Montoy aber — das einen Augenblick in Händen unſerer 44er geweſen zu ſein ſcheint — deshalb, weil das Corps Leboeuf eben jetzt ſeinen rechten Flügel immer weiter auszudehnen und einen heftigen und umfaſſenden Angriff gegen die Unſrigen einzuleiten begann, dem ſie, bei ihrer großen Minderzahl, an dieſer Stelle nicht Stand zu halten vermochten.*)

Der Angriff des IV. Corps L'Admirault und des III. Corps Leboeuf gegen Poix-Servigny.

(6 bis 9)

Nouilly, die „Braſſerie“ und Noiſſeville waren gegen 6 Uhr in Händen des Feindes. Dieſer Beſitz genügte nicht, *konnte* ihm nicht genügen. Um das Plateau von St. Barbe ſein zu nennen, mußte die Linie Poix-Servigny genommen ſein, und um dieſe nehmen zu können, mußten zuvor unſere Front von Poix-Servigny haltenden und ihr Feuer fortſetzenden zehn Batterieen zum Abfahren gezwungen werden. Der nächſte Angriff des Feindes ging alſo gegen dieſe unſere Artillerie-Linie und demnächſt gegen die dahinter gelegenen, mehrgenannten zwei Dörfer ſelbſt, das Centrum unſerer Stellung. Bazaine ließ zu dieſem Behuf zwei Diviſionen in *Front* und eine Diviſion von *rechts* her (alſo in *unſere* linke Flanke) avanciren. Dieſe Diviſionen waren die folgenden:

die Diviſion *Metmann* vom III. Corps Leboeuf gegen die linke Flanke,

die Diviſionen *Grenier* und Ciſſey vom IV. Corps L'Admirault gegen die Front unſerer Artillerie-Poſition.

Wiewohl überſchüttet von Gewehrkugeln, hielten unſere zehn Batterieen nichtsdeſtoweniger aus und zwangen den Feind, durch geſchickte Anwendung von Kartätſchfeuer, mehrfach zur Umkehr. Aber ſo heldenmüthig und erfolgreich hier die Artillerie *ſelbſtſtändig* den Kampf führte (es fehlte derſelben jede Bedeckung durch andere Waffen), ſo wurde doch ihre weit vorgeſchobene Poſition bei nahender Dunkelheit um ſo unhaltbarer, als die nach links hin gelegenen Weinberge eine große Gefahr in ſich bargen, indem ſie das Heranſchleichen feindlicher Abtheilungen begünſtigten. So ging denn die Artillerie, Angeſichts eines erneut ſich vorbereitenden Maſſenangriffs zurück und nahm theils *zwiſchen* Poix und Servigny, theils nördlich und ſüdlich beider Dorfer Poſition, während ſie bis dahin 600 Schritt in Front dieſer Linie geſtanden und gefeuert hatte.**)

---

*) Der Kampf zog ſich an dieſer Stelle bis zum Dunkelwerden hin. In Höhe von Flanville kam das Gefecht um 7 Uhr zum Stehen, um 7¼ Uhr vereinigte ſich die Brigade, die ſich an dieſem Tage (wie auch ſchon am 14.) durch glänzende Haltung auszeichnete, wieder bei Retonfey.

**) Geſchütze ſind weder in der vorgeſchobenen noch ſpäteren Stellung auch nur vorübergehend in Feindes Hand gefallen, wie ſolches fälſchlicherweiſe von franzöſiſchen Schrift-

Der ſich vorbereitende Maſſenangriff des Feindes aber, von dem wir eben geſprochen, kam durch dieſe rückgängige Bewegung unſerer zehn Batterieen nicht ins Stocken, er wechſelte nur ſein Ziel und ſtatt ſich noch länger gegen Front und Flanke unſerer Artillerie-Linie zu richten, richtete er ſich nunmehr gegen Front und Flanke der Dörfer ſelbſt.

Die Diviſion Grenier ging gegen Poix;

die Diviſionen Ciſſey und Metmann gegen Servigny, jene (Ciſſey) von der Front, dieſe (Metmann) aus unſerer linken Flanke her, das heißt alſo von Noiſſeville aus.

Um Servigny vorzugsweiſe begann ſich jetzt der Kampf zu drehen. Ein überaus heftiges Feuer jeder Art, an dem auch die Feſtungsgeſchütze vom Fort St. Julien theilnahmen, leitete den Stoß ein. Da dieſer zu erheblichem Theile von Süden her (Noiſſeville) kam, ſo mußten die ſüdlich Servigny placirten Batterieen zurückgenommen werden. Ebenſo zogen ſich alle Infanterie-Abtheilungen, die bis dahin ſüdlich und weſtlich des Dorfes, beiſpielsweiſe am Friedhof, Stellungen innegehabt hatten, in das Dorf ſelbſt hinein.

Der Feind folgte. Um den Stoß zu pariren, waren mittlerweile die beiden Füſilier-Bataillone der bei St. Barbe in Reſerve ſtehenden Brigade Falkenſtein, bald auch zwei weitere Bataillone eben derſelben herangezogen worden und avancirten jetzt tambour battant, als der Feind Miene machte in die Dorfliſière von Servigny einzudringen. Dieſe friſchen Bataillone, untermiſcht mit den verſchiedenſten Abtheilungen der ſchon ſeit drei Stunden in vorderſter Reihe im Gefecht ſtehenden Brigade v. Gayl, warfen den Feind, drängten ihn ſüd- und weſtwärts wieder zurück und beſetzten aufs Neue den nach Weſten hin vorgelegenen Friedhof, der uns verloren gegangen war.

Ebenſo waren die gleichzeitig auf Poix*) vordringenden feindlichen

---

ſtellern behauptet und zum Theil ſelbſt in deutſche Berichte übergegangen iſt. Gingen in der vorgeſchobenen Artillerieſtellung preußiſche Geſchütze verloren, ſo mußten ſie verloren bleiben, da keine Infanterie in ſolcher Nähe war, um ſie dem Feinde wieder entreißen zu können. Bei den ſpäter in der Dunkelheit auf Servigny erfolgenden Angriffen aber (S. S. 770) waren die Batterieen ins Bivouak bei St. Barbe zurückgezogen.

*) Dieſer Angriff auf Poix, wie überhaupt das Geſammtvorgehen gegen die Linie Poix-Servigny, war durch ein Vorgehen des VI. Corps Canrobert gegen Failly unterſtützt worden. Failly lag hart in unſerer rechten Flanke. Ging uns dies Dorf verloren, ſo war die Stellung Poix-Servigny unhaltbar, da ſie alsdann doppelt überflügelt war, von Noiſſeville und Failly her. Dies erkannte Bazaine und gab Canrobert, der urſprünglich Ordre hatte gegen die Linie Malroy-Charly vorzudringen, Befehl (vgl. S. 764), rechtsſchwenkend, zur Soutenirung des Angriffs auf Poix-Servigny, ſich gegen Failly zu wenden. Dies geſchah. Die Diviſion Tixier griff an. Failly war durch das Füſilier-Bataillon Kronprinz beſetzt; drei Compagnieen des Bataillons, die 9., 10. und 12., wurden großentheils über das Dorf hinaus zurückgedrängt, nur die 11. Compagnie unter Hauptmann v. Gersdorff hielt noch

Streitkräfte der Diviſion Grenier durch die hier ſtehenden Abtheilungen der Brigade v. Gayl abgewieſen worden.

Mit völlig eingetretener Dunkelheit verſchwand der Feind gänzlich, ſo daß es den Anſchein hatte, als ſei ein nochmaliger Angriff nicht zu gewärtigen. Die über die Linie der beiden Dörfer nachgedrungenen Abtheilungen der Diviſion v. Bentheim verblieben abwartend noch eine Zeit lang ſtehen und kehrten ſodann hinter die Vertheidigungslinie zurück. 9 Uhr.

Spätabend Angriff der Diviſion Ciſſey vom IV. und der Diviſion Aymard vom III. Corps gegen Servigny

(10 Uhr.)

Servigny, als um 9 Uhr Abends der Kampf zu erſterben ſchien, war vom 2. Bataillon Kronprinz beſetzt. Südlich davon, in einem mit Mauern eingefaßten Weinberge, ſtand die 10. Compagnie 41. Regiments. Vom Füſilier-Bataillon 43. Regiments waren ebenfalls Abtheilungen in Servigny eingerückt. Dieſen Abtheilungen folgten in der Stunde von 9 bis 10 noch kleinere Trupps verſchiedener, engagirt geweſener Regimenter, was dieſſeits in dem Glauben beſtärkte, daß der Kampf vollſtändig beendet ſei. Eine in der Dunkelheit (etwa 10 Uhr) ſich von Weſten her der Dorfliſière nähernde Maſſe, wurde gleicherweiſe für ein ſolches Knäuel aus dem Vorterrain zurückgehender dieſſeitiger Trupps gehalten.

Aber es war anders. Dieſe ſich nähernde dunkle Maſſe war eine feindliche Colonne*) und ſich lautlos bis an unſere Schützenreihe heranbewegend, warfen ſie ſich plötzlich mit dem Bajonet auf die Ueberraſchten. Im heftigen Ringen, Mann gegen Mann, wurde nicht nur die Schützenreihe, ſondern Alles was ſich im Dorfe befand oſtwärts aus demſelben herausgedrängt. Servigny war verloren gegangen, aber noch kein

---

den Weſteingang beſetzt. Mit unvergleichlicher Bravour widerſtand dieſe Compagnie den wiederholten Angriffen, wiewohl ſolche mit immer erneuter Heftigkeit wiederholt wurden. Die Verluſte waren groß, Hauptmann v. Gersdorff fiel tödtlich getroffen, Lieutenant v. Auer hielt aber das Dorf, bis ſpät Abends Unterſtützung durch Theile der Landwehr-Diviſion v. Senden eintraf.

*) Dieſe feindliche Colonne beſtand aus Theilen der in der Ueberſchrift dieſes Unterkapitels genannten Diviſionen Ciſſey und Aymard. Jene hatte die Tête, dieſe folgte. Seitens der Diviſion Ciſſey traten vorzugsweiſe das 20. Jäger-Bataillon und das 1. und 6. Linien-Regiment ins Gefecht. Vielleicht auch dieſe Truppen nur ſehr partiell. Die dieſſeitigen Berichte ſprechen immer von feindlichen »Diviſionen«, dabei den Theil als Ganzes nehmend. Wäre die Linie Poix-Servigny mit ganzen Diviſionen angegriffen worden, ſo hätten wir ſie ſchwerlich zu halten vermocht.

Schuß gefallen, ſo daß ſelbſt die zunächſt ſtehenden preußiſchen Truppen ohne Kenntniß des Verluſtes geblieben waren.

General v. Bentheim, als er von dem Verluſte des Dorfes Meldung erhielt, befahl unverzüglich, daſſelbe mit dem Bajonet wieder zu nehmen und Alles, was ſich von dieſſeitigen Truppen inzwiſchen am Oſtausgange von Servigny geſammelt hatte, ging ſofort vor, um die wichtige Poſition zurückzuerobern. Es waren.

das 2. Bataillon Kronprinz,
6., 9. und 11. Compagnie 41. und
6. und 8. Compagnie 3. Regiments.

Der Angriff ſah ſich durch überraſchendes Schnellfeuer der auf S. 770 erwähnten, im Weingarten ſüdlich des Dorfes verbliebenen 10. Compagnie 41. Regiments erfolgreich unterſtützt, Der Feind wurde geworfen und nach Weſten zu bis über den Friedhof zurückgetrieben.*)

Dieſe Ereigniſſe waren einander ſo ſchnell gefolgt, daß der Feind nur kurze Zeit im Beſitz des Dorfes verblieben war. Unſererſeits zogen ſich, zur Verſtärkung der Poſition, noch eine Compagnie Kronprinz und die 12. Compagnie 41. Regiments nach Servigny hinein. Einige unbedeutende Vorſtöße des Feindes wurden ohne Mühe abgewieſen. (11 Uhr).

Das Dorf blieb unſer.

Die Wiedereroberung von Noiſſeville.

(Am 1. September bis 12 Uhr Mittags.)

Die Nacht war ruhig verlaufen. Am 1. September früh trafen für die am Abend vorher innegehabte dieſſeitige Stellung**) weitere Unterſtützungen ein, und zwar die 18. (ſchleswig-holſteiniſche) und 25. (großherzoglich heſſiſche) Diviſion. Sie beſetzten, am Bois de Failly hin, die Linie Charly-Failly-St. Barbe.

---

*) An dieſem Kampfe um Servigny nahm unſererſeits auch General v. Memerty mit ſeiner Brigade Theil, wenigſtens mittelbar. Er unterſtützte die Vertheidigung dadurch, daß er, während der Feind Servigny angriff, ſeinerſeits gegen das von der Diviſion Montaudon (Brigade Clinchant) beſetzte Noiſſeville vorging. Dies geſchah zwei Mal. Das erſte Mal um 8½ (wo das Dorf beſetzt, aber bald darauf wieder geräumt wurde), das zweite Mal um 10 Uhr. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe aus ſelbſtſtändiger Entſchließung des Generals v. Memerty unternommenen Angriffe der dieſſeitigen Vertheidigung der Linie Poix-Servigny weſentliche Dienſte leiſteten. Um 10 Uhr erwies ſich Noiſſeville derartig ſtark vom Feinde beſetzt, daß unſere, aus dem 2. Bataillon 4. Regiments beſtehende Angriffscolonne, 800 Schritt öſtlich vom Dorfe Aufſtellung nehmen mußte und ſpäter nach Petit Marais zurückgenommen wurde.

**) Unſere Stellung am Spätabend des 31. Auguſt war die folgende:
Linie Malroy-Charly: Brigade Blankenſee, Regimenter 19 und 81.
Linie Failly-Poix-Servigny: Diviſion Bentheim und Landwehr-Diviſion v. Senden. (Dahinter die Corps-Artillerie des 1. Armee-Corps bei St. Barbe.)

Aufgabe des 1. September war die Wiedernahme der Tags zuvor verlorenen Oertlichkeiten.

Früh 4 Uhr waren die Truppen gefechtsbereit, und gab General v. Manteuffel bald darauf der Diviſion Bentheim und der Brigade Memerty Befehl zum Angriff gegen Noiſſeville. Artilleriefeuer eröffnete den Kampf. Etwa um 7 Uhr hatten unſere ſüdöſtlich von Servigny aufgefahrenen Batterieen Noiſſeville in Brand geſchoſſen und der Moment ſchien jetzt gekommen, zum Sturm gegen die Nord- und Oſtliſière des Dorfes vorzugehen. Vier Bataillone (1. Bataillon Kronprinz und das ganze Regiment 43) machten den Angriff; der Hauptſtoß wurde von Norden her geführt. Ein erſchütterndes Feuer des Feindes, der mit drei Regimentern das Dorf beſetzt hielt, empfing jedoch die Unſern, die trotzdem weiter vordrangen, nun aber aus den nordöſtlich Nouilly, am Abhange des Plateaus von Servigny gelegenen Weinbergen Flanken- und Rückenfeuer erhielten. Hiergegen ſchwenkte zwar der rechte Flügel des Regiments Kronprinz und Abtheilungen des Füſilier-Bataillons 43 ein, dennoch gerieth der Angriff unter ſchweren Verluſten zum Stehen, zumal das dieſſeitige Artilleriefeuer eingeſtellt werden mußte, auch die Reſerven in dem von Weinbergen coupirten Terrain nur langſam vorwärts kommen konnten. Ein der erſten Linie folgendes Halb-Bataillon (5. und 7. Compagnie vom 3. Regiment) und das 2. Bataillon 43 doublirten zwar in die Gefechtslinie ein, aber auch dieſem erneuten Angriff gelang es erſt nach wiederholten Verſuchen die Dorfliſière zu gewinnen. Einzelne Abtheilungen drangen bis an den weſtlichen Ausgang des brennenden Dorfes vor, vermochten ſich aber, trotz größter Bravour, in der eroberten Poſition nicht zu behaupten. Der Feind kämpfte mit größter Zähigkeit; neuen herangezogenen Verſtärkungen gegenüber mußte Noiſſeville unſererſeits wieder aufgegeben werden. Ein nochmals verſuchter Angriff ſcheiterte.

Linie Chateau Gras-Retonfey: Brigade Memerty. (Dahinter die 3. Cavallerie-Diviſion bei Petit Marais.)

Linie Retonfey-Marcilly: Lücke.

Linie Marcilly-Ars Laquenexy-Mercy le Haut: Brigade Zaliniski. (Dahinter die Brigade Woyna, in Front von Courcelles.)

Der Feind ſtand uns wie folgt gegenüber:

VI. Corps Canrobert von der Moſel über Vany bis in Front von Failly.

IV. Corps L'Admirault in Front der Linie Poix-Servigny.

III. Corps Leboeuf in Front der Linie Noiſſeville-Montoy (letztere beide Orte durch die Diviſion Montaudon beſetzt).

II. Corps Froſſard, einen Haken bildend, in der Linie Colombey-Coincy-Flanville.

Die Garde hinter dem IV. Corps.

Ebenſo war das Vorgehen der Brigade Memerty, die von Montoy und der Braſſerie aus heftig beſchoſſen wurde, zum Stehen gekommen. Auch dieſe Truppen mußten nach bedeutenden Verluſten zurückgenommen werden.

General v. Manteuffel beſchloß nunmehr, vor Aufnahme eines abermaligen Sturmverſuchs gegen Noiſſeville, ein Maſſenfeuer ſeiner Artillerie gegen das Dorf zu richten. Batterie reihte ſich an Batterie und eine Stunde lang wurden Noiſſeville, die Braſſerie und das Nebenterrain unter das vernichtende Feuer von 78 Geſchützen genommen.

Um 10 Uhr, als General v. Manteuffel die Stellung bei Noiſſeville für hinreichend erſchüttert hielt, gab er dem General v. Senden Befehl, mit ſämmtlichen im Grunde zwiſchen Servigny und Noiſſeville befindlichen Truppen auf letzteren Ort vorzugehen. In jenem Grunde ſtand, vier Bataillone ſtark, die Poſenſche Landwehr-Brigade v. Gilſa. Dieſe nahm die Tête, das 1. Bataillon Kronprinz ſetzte ſich an den rechten Flügel, das Regiment Nr. 13 folgte in Reſerve. Von links her ſoutenirte abermals die Brigade Memerty den Angriff. In dem Moment, als das erſte Treffen die Höhe erſtieg, ſchien das heftige Feuer aus der Nordliſière des Dorfes auch dieſem Vorgehen Stillſtand gebieten zu ſollen, aber das Stutzen währte nur kurze Zeit und um 11½ Uhr drangen die Unſern von Nord und Oſt her in Noiſſeville ein, das, wie es ſcheint, ohne Wiederaufnahme eines Kampfes Mann gegen Mann, vom Feinde geräumt worden war. Ebenſo wurde die Braſſerie durch ein Bataillon der Brigade Memerty beſetzt.

Der Feind machte keinen Verſuch Noiſſeville wieder zu erobern, ſondern zog ſich zurück. Um 12 Uhr Mittags erſtarb auf allen Theilen1) des Schlachtfeldes das Gefecht.

---

1) Nicht nur um Noiſſeville war in den Vormittagsſtunden gekämpft worden. Während wir die größten Anſtrengungen machten, dies Tags zuvor uns entriſſene Dorf wieder in unſern Beſitz zu bringen, erneute feindlicherſeits das Corps Canrobert ſeine Verſuche gegen Failly. Dies (wie am 31.) wurde noch immer durch das Füſilier-Bataillon Kronprinz beſetzt gehalten, zu ſeiner Unterſtützung aber war das Niederſchleſiſche combinirte Landwehr-Regiment vorgezogen und in Schützengräben ſüdlich des Dorfes einlogirt worden. Gegen dieſe Schützengräben ging vorzugsweiſe der Angriff, der ohne große Anſtrengung und Verluſte zurückgewieſen wurde. — Ein gleiches Schickſal hatten die Verſuche des VI. Corps gegen das von einem Bataillon 81er beſetzte Rupigny. Zwei Bataillone 19er, von der Brigade Blankenſee, brachen vor, coupirten die Offenſive des Feindes und warfen ihn auf Vany und Chieulles zurück. [Mit ähnlich glücklichem Erfolg operirte gleichzeitig die Brigade Woyna an unſerm linken Flügel. Die hier gegenüberſtehende Diviſion des II. Corps Froſſard wurde vorzugsweiſe durch das geſchickte Vorgehen dieſer Brigade zurückgedrängt, ein dieſſeitiger Erfolg, der — nach Angabe verſchiedener Schriftſteller — mehr denn Anderes den Entſchluß Bazaines, mit ſeiner ganzen Armee den Rückzug anzutreten, hervorgerufen haben ſoll.]

Der entſcheidende Moment war das Auffahren der 78 Geſchütze zwiſchen Servigny und St. Barbe und das Maſſenfeuer, das dieſelben vielleicht eine Stunde lang gegen Noiſſeville richteten. Ueber dieſen Moment hat unſer mehrcitirter Mr. Robinſon, der die Schlacht mitmachte, ſehr anſchaulich berichtet: »Es war wie ein Wirbel von Feuer. Das Pfeifen der Granaten war ſo laut und ſo andauernd, daß es wie das Dampfauslaſſen einer Locomotive in einer Bahnhofshalle war. Dieſer Vergleich drängte ſich mir damals auf und ich habe auch ſeitdem nichts finden können, das bezeichnender wäre. Dies Feuer dauerte ſchon geraume Zeit. Das Dorf brannte an verſchiedenen Stellen. Verwundete gingen zurück und erzählten uns im Vorübergehen, daß wir zu ſchwach ſeien uns zu halten. Bazaine war all die Zeit über in St. Julien, eben jetzt beim Frühſtück. Er hatte die Garden um ſich her; aber keine Hülfe kam; dieſelben Truppen, die geſtern bis in die Nacht hinein gefochten hatten, mußten jetzt aufs Neue den Kampf beſtehen. Die Kräfte verſagten; es ging zurück. In dieſem Augenblick kam eine Mitrailleuſen-Batterie den Abhang herauf, und fuhr inmitten faſt der zurückgehenden Colonnen auf; ſie hatte erſichtlich den Zweck, das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, das was uns an Infanterie mehr und mehr zu fehlen begann, zu erſetzen. Ich ſtand in unmittelbarer Nähe. Keine Buchſtabenzuſammenſtellung iſt im Stande den Ton zu imitiren, den dieſe 25 Rohrlöcher von ſich gaben, Gr-r-r-ratt mag dem Ton am nächſten kommen; es wirkt auf die Magennerven und ein Unbehagen, ähnlich dem der Seekrankheit, kommt über uns. Die Preußen avancirten mit Bravour; »Gr-r-r-ratt«, — große Lücken waren geriſſen; der Angriff ſtockte. Aber nicht auf lange. Drüben avancirten die Batterieen und immer dichter ſchlugen die Granaten ein, erſt ſtürzten einige Pferde, Sand und Steine waren wie eine Staubwolke um uns her; die Situation wurde zu heiß, alſo rückwärts! Noiſſeville war wieder in Händen der Preußen. Marſchall Leboeuf hielt perſönlich aus bis zuletzt, immer in Front. Eitel, eiferſüchtig, unſittlich, — alles mag er ſein, aber er hielt ſich wie ein Löwe, wenn anders dieſe Bezeichnung mehr Tapferkeit bedeutet als der Name, den er ſelber führt. Seine Adjutanten bildeten eine Gruppe hart neben ihm. Da ſchlägt eine Granate in die Gruppe ein, Chauſſeeſteine fliegen wie ein Regen umher; als der Staub ſich geſenkt hat, ſehen wir Capitain Vandrimey, Generalſtabsoffizier, am Boden liegen, ein Granatſplitter war ihm in Bruſt und Lunge gedrungen. Eh wir ihn bei Seite ſchaffen konnten, war er todt. Mit ihm waren fünf, ſechs Ordonnanzen getroffen, leichter und ſchwerer. Krankenpfleger von der Genfer internationalen Geſellſchaft waren mit ihren weißen Mützen und Bruſſards und all ihrem wunderbaren Transportapparat zur Hand und thaten ihr Beſtes. Ich hebe dies um ſo lieber hervor, als es nahezu das einzige Mal war, daß ich die Mitglieder dieſer Geſellſchaft inmitten des Schlachtfeldes und wirklich hülfeleiſtend ſah. Im Allgemeinen thaten ſie nichts.

Im Centrum hatten die Preußen den Sieg; eine kurze Zeit noch glaubten wir es am rechten Flügel, wo das 25. Linien-Regiment vorging, halten zu können, aber unſere Signale riefen uns zurück, das am 31. Auguſt glücklich Begonnene war am 1. September, weil es an Einſicht oder gutem Willen gebrach, wieder verloren gegangen. Mit Mühe und Gefahr (auf Wunſch des Marſchalls Leboeuf) ſchlichen wir uns noch einmal, auf Noiſſeville zu, vor, um die Leiche Capitain Vandrimey's zurückzuſchaffen; es glückte auch. Ein geringer Troſt, wo ſo viel verloren gegangen war.

So endigte unſer letzter Hoffnungstag in Metz. Unſer Vertrauen in die Fähigkeit Bazaines war von da ab völlig todt. Was hatten wir geſehen? Wir ſahen eine Armee ohne Einheit des Commandos ſich in Bewegung ſetzen und dieſe Bewegung unterbrechen in dem Moment, wo ein Nachtmarſch die Poſition in unſere Hände gegeben hätte. Wir ſahen eine Truppe, nachdem ſie einen Tag lang gekämpft und eine Nacht gewacht hatte, ohne Unterſtützung gelaſſen. Wir ſahen unſern Sieg, den wir trotz alledem in Händen hielten, uns durch thörichte Ordres weggeſchnappt. Das alles war zu viel. Vertrauen kam nicht wieder und als wir ſchließlich wahrnahmen, daß ſich politiſche Intrigue zu militairiſcher Unfähigkeit geſellte, war der Moment da, wo wir unſern General en chef weder für ehrlich noch für fähig hielten.

Die Schlacht war beendet und mit ihr der einzige ernſtgemeinte Durchbrechungsverſuch Bazaines. Einige laſſen auch dieſen nicht dafür gelten und wie man einräumen muß, nicht ohne Grund. Daß er am 31. das Plateau von St. Barbe uns entreißen und unſere Linien durchbrechen konnte, wenn er ernſthaft wollte, iſt ganz unzweifelhaft, und ſtimmen wir darin den betreffenden Auslaſſungen Mr. Robinſon's völlig bei; es fragte ſich nur andererſeits, was er von einem ſolchen Erfolge gehabt, wie viel er ſchließlich von ſeiner ganzen Armee in Sicherheit gebracht hätte? Und hier weichen wir von Mr. Robinſon ab. Nichtsdeſtoweniger muß zugegeben werden, und wir kommen am Schluß dieſes Abſchnitts ausführlich darauf zurück, daß der Tag von Noiſſeville den ſchwachen Punkt in der Affaire Bazaine bildet. Hielt er den Angriff in dem Sinne für nutzlos, daß er ſelbſt bei glücklich durchgeführter Durchbrechung den Untergang oder die Auflöſung ſeiner Armee mit einer Art Sicherheit vorausſah, ſo mußte er den Muth haben, allen Ordres zum Trotz, jeden

Durchbrechungsverſuch zu unterlaſſen, unternahm er dieſen Verſuch aber doch, gehorchte er jenen Weiſungen, die auf Vereinigung mit Mac Mahon drangen, ſo mußte er auch die Sache ganz und auf jede Gefahr hin thun, und ſich nicht damit begnügen, eine Art Schein-Schlacht zu ſchlagen.

Es war bei Noiſſeville, was nach dem vorſtehend Geſagten nicht Wunder nehmen kann, Seitens des Feindes ziemlich planlos operirt worden, im Kampfe ſelbſt hatte er große Bravour und Zähigkeit bewieſen. Er verlor, nach eigenen Angaben, 150 Offiziere und 3400 Mann. Der dieſſeitige Verluſt beziffert ſich auf 100 Offiziere und 2890 Mann. Die Haupteinbuße erfuhr das 1. Armee-Corps mit 74 Offizieren und 2218, nächſtdem die 3. Reſerve-Diviſion (meiſt Landwehr) mit 17 Offizieren und 433 Mann.

Kanonen und Feldzeichen wurden weder erobert noch eingebüßt.

Vor Metz bis zum 30. September.

Wir geben — am Schluß dieſes Kapitels Auszüge aus Briefen eines auch bei der Cernirungsarmee weilenden Engländers, des Sir Randal Roberts bringend — zunächſt curſoriſch die Ereigniſſe vor Metz, wie ſie vom 2. bis 30. September ſich aneinander reihten.

Schon am 2. September, unmittelbar nach dem Tage von Noiſſeville, trat eine Veränderung in der Aufſtellung der Cernirungscorps ein, aber erſt vom 4. ab (nachdem am 3. beinahe ſämmtliche Truppen des XIII. Armee-Corps*) vor Metz eingetroffen waren) wurde die Aufſtellung auf wenigſtens eine Woche hin ſtabil. Dieſe Aufſtellung war die folgende:

---

*) XIII. Armee-Corps:

General der Infanterie Großherzog von Mecklenburg-Schwerin

17. Infanterie-Diviſion: Generallieutenant v. Schimmelmann.
  - 33. (Hanſeatiſche) Brigade: Generalmajor v. Kottwitz.
    - 1. Hanſeatiſches Infanterie-Regiment Nr. 75.
    - 2. Hanſeatiſches Infanterie-Regiment Nr. 76.
  - 34. (Mecklenburgiſche) Brigade: Oberſt v. Manteuffel
    - Mecklenburgiſches Grenadier-Regiment Nr. 89.
    - Mecklenburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 90.
    - Mecklenburgiſches Jäger-Bataillon Nr. 14.
  - 17. Cavallerie-Brigade: Generalmajor v. Rauch
    - 1. Mecklenburgiſches Dragoner-Regiment Nr. 17.
    - 2. Mecklenburgiſches Dragoner-Regiment Nr. 18.
    - 2. Brandenburgiſches Ulanen-Regiment Nr. 11
  - 6 Batterieen vom Schleswig-Holſteiniſchen Feldartillerie-Regiment Nr. 9

2. Landwehr-Diviſion: Generalmajor v. Selchow
  - 3. Landwehr-Brigade: Oberſt v. Arnoldi.
    - 8 Bataillone vom 8., 12., 48. und 52. Landwehr-Regiment.
  - 4. Landwehr-Brigade: Oberſt Raniſch
    - 8 Bataillone vom 20., 21., 60. und 61. Landwehr-Regiment.
  - 1. Reſerve-Ulanen-Regiment. 3 Reſerve-Batterieen vom X. Corps.

von Malroy bis Charly: Diviſion Kummer;
von Failly bis Montoy: I. Armee-Corps;
von Coincy (über Laquenexi) bis Chesny: XIII. Armee-Corps;
bei Pouilly: 3. Cavallerie-Diviſion;
von Marly ſur Seille bis Ars ſur Moſelle: VII. Armee-Corps;
von Juſſy bis Chatel: VIII. Armee-Corps;
vom Bois de Chatel bis Plesnois: III. Armee-Corps;
von Norroy bis Maizières-les-Metz: X. Armee-Corps.

Das IX. Armee-Corps in Reſerve bei Roncourt und Pierrevillers, das II. Armee-Corps nach Aboue und Briey, die I. Cavallerie-Diviſion nach Jouaville detachirt. Obercommando: Malancourt.

Am 5. September wurde bei ſämmtlichen Corps die durch die nunmehr ſtärkere Beſatzung ermöglichte Anordnung getroffen, daß die Hälfte der Truppen enge Cantonnirungen in der Nähe der Gefechtsſtellung bezog.

Am 6. September begann ein ſtarker und zugleich kalter Regen, welcher, ohne Unterbrechung fünf Tage lang anhaltend, den fetten Thonboden vollſtändig erweichte, die Schützengräben mit Waſſer füllte und die Barackenlager und Bivouacsplätze unter Waſſer ſetzte. Mannſchaften und Pferde litten unter dieſen Witterungsverhältniſſen außerordentlich. Typhus und Ruhr ſtellten ſich ein und es gab Wochen (gegen Ende des Monats), wo die Krankenzahl bei vielen Truppentheilen 50 Procent der Effektivſtärke erreichte. Dieſer heftige Landregen verdarb alle Strohvorräthe in den Lagern und Bivouacs, ſo daß die in erſter und zweiter Linie ſtehenden Truppen darauf angewieſen waren, auf Strauchholz, dünnen Aeſten und Weinreben zu ſchlafen, da der aufgeweichte Boden einige Bedeckung durchaus erforderte.

Am 9. September verlegte Prinz Friedrich Karl ſein Hauptquartier von Malancourt nach Corny. — Am ſelben Tage deckte ein Orkan ſämmtliche Schutzdächer der Hauptdepots in Remilly und Courcelles ſur Nied ab, wodurch große Beſtände an Salz und Brod verloren gingen. (Das naßgewordene Brod mußte vergraben werden).

Am 10. September ging aus dem Großen Hauptquartier des Königs Befehl ein, daß das XIII. Armee-Corps wieder abrücken, mit einer Diviſion die Feſtung Toul belagern und mit den übrigen Truppen die Verbindungen zwiſchen Paris und Metz beſetzen und decken ſolle. Das Corps brach ſofort auf. Um die dadurch entſtehende Lücke zu ſchließen, dehnte ſich das I. Armee-Corps nach links, das VII. nach rechts hin aus. [An eben dieſem Tage — und darauf hin wurde das Abrücken des XIII. Corps wahrſcheinlich angeordnet — trafen aus Deutſchland die erſten Erſatzmannſchaften ein, die der Cernirungs-Armee im Ganzen eine Verſtärkung von 27,000 Mann zuführten.]

Am 12. **September** erfolgte auf der Bahnſtrecke von Saarbrücken bis Remilly die Einrichtung regelmäßiger Perſonen- und Schnellzüge auch für den Privatverkehr.

Am 15. **September** verließ General v. **Steinmetz** die Armee, um ſich, gemäß einer Cabinetsordre vom 12. September, nach Poſen zu begeben und dort das ihm übertragene General-Gouvernement im Bereich des V. und VI. Armee-Corps anzutreten. General v. Steinmetz richtete bei Niederlegung des Obercommandos der I. Armee eine Proclamation an die ihm bis dahin unterſtellt geweſenen Truppen. Die durch ſeinen Abgang vacant werdende Stelle wurde während der Einſchließung von Metz nicht wieder beſetzt.

Am 16. **September** (und an den folgenden Tagen) wurden die Pioniere angewieſen, in Rückſicht auf die bevorſtehende herbſtliche Jahreszeit zur beſſeren Unterbringung der in den vorderen Linien aufgeſtellten Truppen **feſte Baracken** zu erbauen. Dieſe wurden in unmittelbarer Nähe der Stellungen in Terrainſenkungen hergeſtellt, einige Fuß in die Erde verſenkt und mit Thüren, Oefen, Fenſtern und Giebeldächern verſehen, ſo daß ſie einen trocknen und warmen Aufenthaltsort boten. Die Oefen wurden großentheils aus der Umgebung der Cantonnements durch Requiſition beſchafft.

Am 19. **September** wurde im Bereich des VIII. Armee-Corps das 8. Jäger-Bataillon von der 15. an die 16. Infanterie-Diviſion abgegeben.

Am 30. **September** verfügte Prinz Friedrich Karl eine abermalige Veränderung der Dislocation der Truppen.

Auszüge aus den Briefen eines Engländers (Sir Randal Roberts)[*] bei der Belagerungs-Armee.

Gravelotte, 3. September.

Am 31. Auguſt und auch an dem folgenden Tage noch, hatten wir drüben am andern Ufer der Moſel eine Schlacht. Der Kanonendonner drang herüber. Sie nennen es die Schlacht bei Noiſſeville. Ich war nicht dabei und ſo ſchreibe ich nicht darüber, ziehe es vielmehr vor, Ihnen und Ihren Leſern eine Schilderung zu geben, wie ein »Tag auf Vorpoſten« verläuft. Geſtern rückte das 2. Bataillon vom 33. in die Front und ich ſchloß mich an, um ſelber ein Bild von dem Treiben unmittelbar im Angeſicht des Feindes zu gewinnen.

---

[*] **Sir Randal Roberts**, engliſcher Offizier (ich habe nicht in Erfahrung bringen können, von welchem Rang und bei welchem Truppentheil), war, während der ganzen Dauer des Krieges, bei der I. Armee, noch ſpecieller beim VIII. Corps, in welchem letzteren er ſich vorzugsweiſe dem Oſtpreußiſchen Füſilier-Regiment Nr. 33, das ſich bei St. Hubert und dann ſpäter bei Bapaume auszeichnete, anſchloß. Er veröffentlichte ſeine Briefe im Daily Telegraph, deſſen militairiſcher Berichterſtatter er war. Von engliſchen Offizieren machten, ſo viel ich weiß, nur **vier** auf unſerer Seite den Krieg mit: General **Walker**, Oberſt **Pemberton** (Times-Correſpondent), der bei Sedan an der Seite des Kronprinzen von Sachſen fiel, Captain **Hozier** (1866 Times-Correſpondent), der indeſſen erſt verhältnißmäßig ſpät auf dem Kriegsſchauplatze erſchien, und Sir **Randal Roberts**.

Die Bivouac-Nacht auf meiner Schütte Stroh war vorüber und der Tag dämmerte eben herauf, als der Adjutant mich zum Aufbruch mahnte. Die Toilette war ſchnell gemacht (Regenwaſſer in einem Kochgeſchirr), dann friſche Patronen in den Revolver und — ich war fertig. Die nächſten Schritte gingen ins »Hauptquartier«. Dies — ſo weit meine 33er in Betracht kommen — war immer das Zelt des Oberſten. Ich hatte ihn ſeit dem Tage von Gravelotte nicht wiedergeſehen und fand ihn jetzt friſch, hochaufgerichtet und wie immer voll Sorgfalt in ſeiner äußeren Erſcheinung, aber zugleich von einem gewiſſen ſchmerzlichen Ausdruck in ſeinen Zügen. Die Verluſte, die das Regiment auf der Höhe von St. Hubert erfahren, waren in ſeinem Herzen noch unvergeſſen; Hauptleute ſtanden an der Spitze der Bataillone, junge Offiziere führten die Compagnieen.

Mittlerweile war ein Kaffee zubereitet worden, an dem der Adjutant und ich mit Behagen theilnahmen, dankbar für jeden warmen Tropfen, der uns das Fröſteln aus den Gliedern trieb. Ja, wir froren wirklich. Bis dahin hatte ich immer die Vorſtellung unterhalten, daß die Moſelufer ein mildes Klima hätten, aber dieſer Glaube war mir in der letzten Auguſtwoche, wo Regen und Sturm kein Ende nehmen wollten, verloren gegangen. Auch der geſtrige Morgen war kalt.

Das Bataillon war inzwiſchen angetreten, Compagnie neben Compagnie; »Richt't Euch«, »Gewehr über«, und in Sectionen abgebrochen, ſetzten ſich die Compagnieen in Marſch. Auf 24 Stunden ſagten wir dem Lager Lebewohl, Einige, um es nicht wiederzuſehen.

Die Vorpoſten ſtanden eine Viertel- oder Drittelmeile in Front des Lagers und zwar die des VIII. Corps von der Ferme Malmaiſon (nördlich von Gravelotte) bis in die Nähe von Rozerieulles. Dies Dorf ſelbſt war abwechſelnd von den Franzoſen und Preußen beſetzt, für welche letzteren es zu den unbehaglichen Aufenthalten zählte, da es im Bereich der Kanonen von St. Quentin gelegen war.

Unſer Bataillon marſchirte bis an den ſteilen und an dieſer Stelle baſtionsartig vorſpringenden Abhang, zu deſſen Füßen wir Rozerieulles erblickten; tauſend Schritt weiter oſtwärts, der Moſel zu, die rothen Dächer von St. Ruffine und Moulins les Metz. Dahinter in ſeinen Windungen der Fluß; links die Stadt mit ihren Brücken und Kirchen, die Cathedrale alle andern überragend, und inmitten der Häuſermaſſe das Rathhaus mit der Spitalflagge: das rothe Kreuz auf weißem Grunde. Weiter nach Norden hin Zelte, Dörfer, zuletzt in dem feinen Nebelſchleier verſchwimmend, der über der ſchon leiſe herbſtlichen Landſchaft lag.

Während ich dies Bild auf mich wirken ließ, waren die Feldwachen etablirt, die Poſten ausgeſetzt worden und mit dem commandirenden Offizier unſere unmittelbare Umgebung muſternd, nahmen wir wahr, daß auf einer Stelle des Plateauvorſprungs eine Waldcouliſſe uns den Blicken des Feindes entzog und ein dicht daneben gelegener Steinbruch mit Hülfe von zwei Bündeln Stroh ein vorzügliches Lager gewähren könne. Wir ſtiegen hinab und richteten uns ein, ſo gut es ging.

Es ſchien — eine Erwartung in der wir uns ſchließlich täuſchten — ein ſicherer Platz, aber jedenfalls war er öde und intereßlos; ſo kehrte ich alsbald auf die Höhe des Plateaus zurück und erkletterte einen der nach Oſten zu in Front ſtehenden Bäume, um, mit Hülfe eines guten Glaſes, einen Ueberblick über die geſammte Vorpoſtenlinie des VIII. Corps, wie über die des Feindes, zu gewinnen. Wie die Linie drüben ſich zog, konnte ich nicht mit voller Klarheit erkennen, aber einzelne vorgeſchobene Poſten, namentlich ſolche, die am Rande eines Abhangs ſcharfgezeichnet in der Luft ſtanden, ſah ich in Menge. Dahinter das Lager; Cavallerie-Patrouillen am Fuß der Berge hin, badende Soldaten auf der Strecke zwiſchen Longeville und dem Moſelfort, und die Schräglinie des Mont St. Quentin hinauf lang-beſpanntes Gefährt, das ſchwere Steine zu weiterer Befeſtigung der Werke hinaufzuſchaffen ſchien.

Meine Beobachtungen wurden durch den Wiederhall eines Schuſſes, der von drüben her gefallen war, unterbrochen, und ich ſah jetzt nach links hinüber, wo ich alsbald einen Trupp vom Königs-Huſaren-Regiment wahrnahm, der vom Rande des Plateaus auf Malmaiſon zurücktrabte. Ein Sattel war leer. Wie ich noch im Laufe des Tages erfuhr, war der Führer der Patrouille, Rittmeiſter v. Loë, durch einen Schuß in den Kopf getödtet worden. Als ein Beweis für die weittragende Kraft des Chaſſepotgewehres mag es dienen, daß die Huſaren keines Gegners anſichtig geworden waren, daß ſie ſich noch weit aus dem Bereich der feindlichen Feuerlinie vermeinten und als ſie den Rittmeiſter aus dem Sattel ſinken ſahen, einfach glaubten, eine Ohnmacht habe ihn befallen.

Um 11 hatten wir unſer Frühſtück. Es beſtand aus Schwarzbrod, Speck, Kartoffeln und einer Flaſche Wein. Was von Offizieren zur Stelle war, verſammelte ſich im Steinbruch. Die Franzoſen ſchienen aber nicht gewillt, uns unſern Imbiß in Ruhe nehmen zu laſſen, denn wir waren noch keine fünf Minuten engagirt, als eine Granate ſcharf über uns hinpuff, gleich darauf eine zweite. Ich ſprang nun auf, um wieder den Baum zu erklettern und nachzuſchauen, von welcher Seite her der Feind unſere harmloſe Reunion unterbreche, als auch ſchon — ich war kaum aus dem Steinbruch heraus — eine dritte Granate in unſern Frühſtücksplatz einſchlug und inmitten der Offiziere explodirte. Ich erſchrak und erwartete, als ich wieder herantrat, nicht mehr und nicht weniger zu ſehen als ihre verſtümmelten Körper, aber wie groß war meine Ueberraſchung, als mir ſtatt deſſen ein herzliches Lachen entgegenſchallte. Niemand war getroffen, wohl aber waren alle derartig im Geſicht geſchwärzt, daß ſie ausſahen wie Eſſenkehrer. Der Jüngſte lag noch am Boden, in einer Hand den Speck, in der andern die Flaſche Wein; ein alter Premier wetterte, daß ihm der Pfeifenkopf zerbrochen war; der Hauptmann, der unſer Bataillon commandirte, wiſchte ſich das Pulver aus den Augen. Im Uebrigen fingen die Franzoſen jetzt an, es immer ernſthafter zu meinen, ſo daß wir uns, ſammt unſerer Feldwache, gezwungen ſahen weiter rechts eine Terrainſenkung aufzuſuchen. Aber wir rückten hier erſt ein, nachdem wir bereits durch eine neben dem Trupp explodirende Granate 6 Todte und 2 Verwundete verloren hatten. Später, die Kanonade dauerte kaum eine Stunde, kehrten wir in unſern Steinbruch zurück.

Der Nachmittag verging ruhig; gegen Abend, da mir der Sinn nach etwas Warmem ſtand, den Vorpoſten aber ſtrengſtens unterſagt war ein Feuer zu machen, ging ich auf eine Stunde ins Lager zurück, geſellte mich dem »Hauptquartier« im Zelte des Oberſten und fand hier eine Mahlzeit, wie ſie die Verhältniſſe geſtatteten: eine Suppe, ein paar friſch gekochte Kartoffeln, eingelegten Lachs und zwei Büchſen Sardinen, die kurz vorher aufgefunden und mit allgemeinem Jubel begrüßt worden waren. Bei Dunkelwerden kehrte ich nach dieſem Zwiſchenſpiel, das meine Volontairſchaft mir erlaubte, zu unſern Vorpoſten zurück.

Hier war inzwiſchen Befehl eingetroffen, während der Nachtſtunden Rozerieulles zu beſetzen und nach Wein und Spirituoſen zu durchſuchen. Das entſprach ganz unſer Aller Neigung. Eine ſolche »Fouragirung« war unendlich unterhaltender als Ronde machen und Wachtpoſten controliren. Als völlige Dunkelheit eingetreten war, ſtiegen wir den ſteilen Pfad, der von unſerem Plateau nach dem Dorfe führte, nieder, beſetzten den nach dem Feinde zu gelegenen Ausgang mit ſtarken Poſten und begannen nun unſerer eigentlichen Aufgabe nachzugehen. Unſer erſter Beſuch galt natürlich dem Monsieur le Curé. Er erklärte poſitiv und beſchwor es bei allen Heiligen, daß er nicht Deutſch verſtände, bis ihm auf Franzöſiſch das Gefährliche ſeiner Situation zu erkennen gegeben wurde. Die grellſten Farben wurden dabei nicht geſpart. So unterwarf er ſich und führte uns in Perſon in ſeinen

Keller, wo wir ohne Mühe zwei Fäſſer voll des prächtigſten vin du pays entdeckten. Aus dem Keller in die Speiſekammer; Butter und Brod, Käſe und kaltes Huhn ſchufen uns hier ein Nachteſſen, wie wir es ſeit Wochen nicht gehabt hatten. Monsieur le Curé fand ſich raſch in die veränderte Lage, wurde geſprächig und ließ ſich in unſerer Geſellſchaft ſeinen eigenen Wein ſchmecken.

Vom Feinde blieben wir unbeläſtigt; die einzige Störung, die er uns ſchuf, war unbeabſichtigt. Eins ſeiner Pferde hatte ſich losgeriſſen, paſſirte die Linien hüben und drüben und wurde nun, überall, wo man ſeinen Hufſchlag vernahm, von den Schildwachen angerufen, ohne daß dieſe, die ſtutzig wurden, je eine Antwort empfingen.

Endlich kam der Morgen, mit ihm die Ablöſung, wir aber marſchirten müde und abgeſpannt ins Lager zurück.

Gravelotte, 7. September.

Nach einem dreitägigen Ausfluge moſelaufwärts bis Pont à Mouſſon traf ich heute früh wieder im Lager des VIII. Armee-Corps ein und ritt alsbald in die Front, um wahrzunehmen, in wie weit ſich die Situation in meiner Abweſenheit verändert habe.

Die Erdwerke und die Geſchütz-Emplacements hatten Fortſchritte gemacht, einige waren bereits armirt. Der Zweck dieſer Batterieen ging ſelbſtverſtändlich nicht dahin, mit dem ſchweren Feſtungsgeſchütz vom Fort St. Quentin eine ernſte Fehde zu beginnen, ſondern beſchränkte ſich darauf, das gelegentliche Niederſteigen unſerer Patrouillen in die am Fuße des Abhangs gelegenen Dörfer zu erleichtern. Dieſe Dörfer waren Rozerieulles, Scy, Longeville und St. Ruffine.

60er waren auf Vorpoſten und als ich in der vorderſten Linie erſchien, wurde ich Augenzeuge eines kleinen Gefechts, das ſich zwiſchen einer dieſſeitigen Patrouille und einigen franzöſiſchen Jägern dicht bei Rozerieulles entſpann. Die Letzteren hatten einen Weinberg in Front von Longeau beſetzt, während die 60er in den Gärten von Rozerieulles eingeniſtet waren. Sie ſtanden gedeckt, mußten ſich aber doch in dem einen oder andern Moment eine Blöße gegeben haben, ſo daß es ſich für die Chaſſeurs drüben ermöglicht hatte, ihnen einen Mann zu tödten und zwei zu verwunden. Die 60er ſchnoben Rache und ein Sergeant, der Führer der Patrouille, übernahm ſie. Er war erſichtlich ein brillanter Schütze, was ich beobachtete, noch eh ich ihn ſchießen ſah, ſo ſorglich und ſo ſauber bohrte er ſich in der Gartenmauer, hinter der er ſtand, eine Oeffnung. Jetzt war ſie fertig, er legte an, zielte, ſchoß, und der Offizier drüben war getroffen; der zweite Schuß tödtete, der dritte verwundete einen der Chaſſeurs. Dann ſtellte er das Gewehr bei

Zeit; er ſchien zu denken »Drei gegen Drei, nun ſind wir quitt«. Die Entfernung mochte 500 Schritt betragen. Auf ſolche Diſtancen iſt das Zündnadelgewehr dem Chaſſepot ſehr überlegen, welches letztre eine viel zu anſteigende Flugbahn hat, um auf kürzere Entfernungen einen ſicheren Schuß zu gewähren. Bei Mars la Tour beiſpielsweiſe lag ich in einer Kiesgrube 400 Schritt in Front der franzöſiſchen Garde. Sie gaben Salve auf Salve gegen die neben mir auf freiem Felde ſtehende preußiſche Infanterie, aber alles ging über die Köpfe weg; von funfzig Kugeln traf nicht eine. Die Bedeutung des Chaſſepot fängt erſt an, wenn die des Zündnadelgewehres aufhört; es iſt auf 1000 Schritt noch eine vorzügliche Waffe.

Nachdem ich dieſer Scene kleinen Kriegs zwiſchen den Chaſſeurs und den 60ern noch eine Weile zugeſehen hatte, ritt ich nach links zu, wo ich bald erkennen konnte, daß das Dorf Leſſy, das bis dahin eine Art neutrales Terrain geweſen, mittlerweile vom Feinde beſetzt worden war. Ich ſah deutlich die Käppi's Derer, die, über die Hecken und Mauern hinweg, zu mir hinüberlugten; Keiner ſchoß. So kam ich nach Chatel und ritt dann in das hart neben dem Dorfe befindliche Gehölz hinein. Hier traf ich Abtheilungen von den »Wetzlarer Jägern« (8. Jäger-Bataillon), die ſich bis an die Oſtliſière des Waldes herangeſchlichen hatten. Die Entfernung von hier bis Leſſy betrug höchſtens 500 Schritt. Wir ſahen am Nordausgange des Dorfes eine ganze Anzahl franzöſiſcher Soldaten ſtehen, die von unſerer unheimlichen Nähe ſo wenig eine Ahnung hatten, daß ſie ſchwatzten und rauchten und eine Art Zeck oder Anſchlag zu ſpielen ſchienen. Der Offizier, der mit den Jägern war, hatte ein brennendes Verlangen vorzubrechen und die ganze Abtheilung, die ſo harmlos über den Dorfrand hinaus ins Freie getreten war, abzuſchneiden und gefangen zu nehmen; glücklicherweiſe aber hatte ich mein Fernglas zur Hand und konnte mit Hülfe deſſelben ihn auf zwei Geſchütze aufmerkſam machen, die, etwa in Entfernung von 1200 Schritt, derartig gerichtet waren, daß Alles, was aus dem Walde hervorbrach, nothwendig unter ihr Feuer gerathen mußte. So unterblieb der Verſuch, der muthmaßlich nichts erreicht und manches Opfer gekoſtet hätte. Dabei mag die Bemerkung Platz greifen, daß die preußiſchen Artillerie- reſp. Ingenieur-Offiziere nur ſehr unvollkommen, die Offiziere der andern Waffengattungen aber ſo gut wie gar nicht mit guten Ferngläſern ausgerüſtet ſind. Sie verlaſſen ſich auf ihr »gutes Auge«, wozu ſie um ſo weniger Urſache haben, als jedes Regiment durchſchnittlich zehn bis zwölf Offiziere aufweiſt, die Brillen oder überhaupt Augengläſer tragen.

Im Uebrigen fand ich mittlerweile Manches in Betreff der Verpflegung der Mannſchaften zum Beſſern verändert. Alle Arbeiterabtheilungen, die zu graben und zu ſchanzen haben, erhalten bei ihrem Aufbruch und bei ihrer Rückkehr ein beſtimmtes Quantum kalten Grogs oder Glühweins, dürfen aber während der Arbeit kein Waſſer trinken; ebenſo wird ihnen ein ausreichendes Quantum gut zubereiteten Fleiſches zugewieſen, ohne Kartoffeln, entweder weil man ſie nicht hat, oder weil man ſie für ſchädlich hält. Man verſpricht ſich von dieſen Maßregeln einen beſſern Geſundheitszuſtand der Truppen, oder doch wenigſtens keine Verſchlechterung deſſelben, was unter Umſtänden auch ſchon als ein Gewinn angeſehen werden müßte.“ [Leider ging dieſe Erwartung, wenigſtens zunächſt, nicht in Erfüllung.]

Gravelotte, 15. September.

Seit der Zeit, während welcher ich nicht geſchrieben, hat ſich hier Mancherlei zugetragen, iſt uns Manches berichtet worden. Am 8., wenn ich nicht irre, erfuhren wir durch einen Zwiſchenträger, daß in Metz eine Execution ſtattgefunden habe und zwar ſeien zwei franzöſiſche Capitaine, die ſich geweigert hätten, einem an ſie ergangenen Befehl zu gehorchen, vor der Front ihrer Diviſion erſchoſſen worden. Bazaine, mit Uebergehung einer regelrechten kriegsgerichtlichen Procedur, habe dies angeordnet und auf der Stelle vollziehen laſſen.*)

An demſelben Tage war es, oder auch vielleicht ſchon ein oder zwei Tage früher, daß wir dem Marſchall jene 6- oder 700 Gefangenen hineinſandten, die wir ihm, beim Gefangenenaustauſch am 24. Auguſt, ſchuldig geblieben waren. Es war dies preußiſcherſeits, über die bloße Schuldigkeit hinaus, eine fein bedachte Maßregel. Wenn Bazaine bis dahin vielleicht für klug gehalten hatte, ſeiner Armee die Mittheilung vom Schickſale der Mac Mahonſchen Armee vorzuenthalten, ſo konnten nun dieſe 700 Gefangenen, die ſämmtlich den Sedan-Tag und ſeinen Ausgang miterlebt hatten, an allen Straßenecken davon erzählen. Man verſprach ſich davon einen Eindruck auf die Stimmung der Bürgerſchaft und der Soldaten.

Die Krankheiten, trotz der Vorſichtsmaßregeln, von denen ich in meinem letzten Briefe geſprochen, fingen um dieſe Zeit an ſich ſehr zu mehren. Die Moſel trat aus und die am Fluſſe hin ſtehenden Vorpoſten hatten gleichmäßig unter Näſſe und Sumpfluft zu leiden. Ruhr brach aus. Aus Ars ſur Moſelle wurden 350, aus Corny 450 Fälle gemeldet; hier in Gravelotte war ihre Zahl noch viel erheblicher und iſt es noch. Dabei ſteigen die Preiſe der Lebensmittel, was auch einen Rückſchlag auf die Geſundheitszuſtände äußert. Ein Ei 5 Sgr., ein Huhn 7 Francs, ein wenig Salat 2 Francs, ein Stück Rinderbraten 3 bis 4 Francs, eine Taſſe Kaffee (ohne Zucker und Milch) einen halben Franken. Zucker und Milch giebt es überhaupt nicht, auch Cognac nicht, wenn man nicht jenes odiöſe Roſinengebräu dafür gelten laſſen will, das hier zu theurem Preiſe unter jenem Namen feilgeboten wird. Feilgeboten und — gekauft. Die armen Soldaten, was bleibt ihnen anders übrig! Wenn der Regen in Strömen fällt und ſie knietief in dem aufgeweichten Boden ſtehen, die Stiefel zerriſſen, der Mantel naß oder durchlöchert, ſind ſie froh mit Hülfe dieſes giftigen Decocts ihr Blut erwärmen und ihre triſten Betrachtungen einlullen zu können. Im Uebrigen könnte unſer aller Lage noch viel trauriger ſein. An Brod, Kaffee, Taback iſt kein Mangel, ebenſo wenig an Salz, Schinken, Speck. Der Wein könnte beſſer ſein, aber wir haben ihn doch.

---

*) Dieſe Mittheilung beruhte wahrſcheinlich auf Erfindung. Ich habe auch in den detaillirteſten Werken, die über die Vorgänge innerhalb der Feſtung berichten, nichts gefunden, was jene Nachricht beſtätigte. Bazaine war auch keineswegs in der Lage, um — mit Umgebung aller Rechtsformen — in ſo diktatoriſcher Weiſe verfahren zu können. Im Gegentheil, er ſaß all die Zeit über auf einem Dampfkeſſel und mußte ſich hüten die Spannung willkürlich zu ſteigern.

Das Franctireur-Weſen ſpukt um uns her und dringt bis in unſere Cernirungslinie ein; man darf ſagen, wir wohnen mitten unter ihnen und derſelbe Blouſenmann, der uns am Morgen den Weg gezeigt oder ein Huhn verkauft hat, ſchießt uns am Abend eine Kugel durch den Kopf. Das häufige Vorkommen ſolcher Fälle hat den General v. Goeben veranlaßt, in Ars und an andern Orten eine Proclamation anheften zu laſſen, in der es heißt, daß jeder Franzoſe, der, nachdem nunmehr die Ablieferung aller Waffen längſt angeordnet ſei, noch ferner mit einer Schußwaffe betroffen werde, auf der Stelle erſchoſſen werden ſolle. Es iſt abzuwarten, welchen Erfolg dieſe Warnung haben wird. Viele ſind des Krieges müde und unterwerfen ſich willig jeder Forderung, aber andere ſind fanatiſch und ſprechen ihr »guerre à outrance« je nach der Gelegenheit mit Blicken oder auch mit Worten aus.

Ich muß noch einmal auf den 8. zurückkommen. General v. Steinmetz, der ſeitdem ſeiner hohen Stellung enthoben und mit einer Proclamation an die Truppen zurückgetreten iſt, führte an jenem Tage noch das Obercommando der I. Armee (zu der auch das VIII. Corps gehörte) und hatte angeordnet, daß bei Anbruch der Dunkelheit eine Beſchießung der Vorſtadt Montigny beginnen ſolle. Die in Nähe der Vorſtadt campirenden Franzoſen hoffte er dadurch aus ihren Lagerplätzen aufſcheuchen und nach der Stadt ſelbſt hineintreiben zu können. Die Unbequemlichkeiten in dieſer mußten dann nothwendig mit der Truppenzahl wachſen, die in ihr Schutz zu ſuchen trachteten.

Um dieſe Beſchießung in Scene zu ſetzen, waren bereits in den Nächten vorher Emplacements gebaut und leichte Feldgeſchütze in Batterie gebracht worden. Wie groß die Zahl war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Um 4 Uhr fiel der Regen »in Strömen«. Es hat etwas Komiſches und ſchriftſtelleriſch genommen etwas Kümmerliches, dieſen Ausdruck immer wieder zu gebrauchen, aber da die Sache nie aufhörte, ſo muß auch das Wort dafür geduldig hingenommen werden. Iſt es doch immer noch leichter zu tragen, als der ewige Regen ſelbſt. Ich brach von Gravelotte auf, um nach Vaux, das Rendezvous war, hinüberzureiten. Der Wind peitſchte mir die Tropfen in alle Fugen und Ritzen meiner Kleidung und einen Augenblick überkam mich die Luſt, an die warme Seite meines Gravelotter Kamins zurückzukehren; aber ich überwand mich, und eine Viertelſtunde ſpäter ritt ich in die Dorfgaſſe von Vaux hinein. Auf einem freien Platze ſtanden bereits meine 33er; der Regen fiel auf die grauen Mäntel, und wie er auf ſie fiel, ſo lief er auch wieder ab. Ich trat an den commandirenden Offizier heran und fragte: »ob er ſeine Leute, bis zum Momente des Aufbruchs, nicht unter Dach und Fach bringen wolle?« er lächelte und antwortete dann: »in dieſem Wetter zu ſtehen iſt freilich ſchlimmer als unter franzöſiſchen Kugeln, aber meine Ordre ſtellt mich hierher und ſo muß hier geſtanden ſein, naß oder trocken.« Dieſe Antwort erinnerte mich an General Sir George Brown während des Krimkrieges, der, als ihm geſagt wurde, wenn er das Lager der leichten Diviſion bei Aleddin aufſchlagen laſſe, ſo werde er, ſammt ſeiner Diviſion, in einem Sumpf campiren, einfach entgegnete: »ich habe geſagt, hier ſoll das Lager ſein und hier wird es ſein, Sand oder Sumpf, naß oder trocken.«

Nach dreiviertelſtündigem Stehen kam Ordre zum Aufbruch. »Gewehr über, Marſch!« — in langer Colonne ging es nördlich einen ſteilen Pfad aufwärts, bis wir hart am Bois de Vaux einen Ausſichtspunkt erreichten, von wo aus wir einen freien Blick auf den Mont St. Quentin und die am Abhang oder zu Füßen deſſelben gelegenen Dörfer Scy, St. Ruffine, Moulins-les-Metz und Longeville hatten. In Nähe dieſes letzteren Ortes ſtanden die Franzoſen ſeit drei, vier Tagen in ſtarken Maſſen, ſo daß dieſſeits die Annahme exiſtirte, man werde, nach dem geſcheiterten Verſuche bei Noiſſeville, nunmehr einen Durchbrechungsverſuch gegen Weſten und zwar in der Richtung Ars ſur Moſelle machen. Das Bild, das vor uns lag, trug einen Schleier, grau dampfte es aus dem Thale auf, der Wind, der aus den Schluchten fegte, fuhr dann und wann dazwiſchen und theilte die Nebel oder ſchob ſie oſtwärts, immer aber waren die Gegenſtände deutlich erkennbar. Hier und dort hatt' ich den Eindruck, als ſteigere der Schleier den Reiz des Bildes.

Ordre kam, daß um 7 Uhr die Kanonade beginnen ſolle. Alles ſtand erwartungsvoll, und kaum, daß die Abendglocke in Vaux zu läuten und die von Scy und St. Ruffine zu antworten begann, ſo fuhr dieſſeits eine kurze weiße Wolke in die regenſchwere Landſchaft hinein, in der Wolke ein Blitz, und ein dumpfer Donner rollte das Thal aufwärts und antwortete aus den Bergen. Ein Zwölfpfünder hatte den Signalſchuß gegeben. Die erſte Batterie, die mit ihrem Feuer einfiel, war die unſrige bei Vaux, dann folgte eine zweite und dritte jenſeit der Moſel, eine vierte kanonirte vom Point du jour aus gegen Leſſy und Plappeville, und ehe eine Viertelſtunde um war, feuerte ein beträchtlicher Theil der Artillerie des VII. und VIII. Corps und ihre Granaten kreuzten ſich in der Luft.

Eine kleine Weile ſchwieg der Feind, dann hüllte ſich der Mont St. Quentin in eine Wolke und eh noch der Donner ausgerollt, ſchlug eine Rieſengranate hart neben unſerm linken Flügel ein und crepirte mit dumpfem Krach. Niemand war getroffen. Dem Fort St. Quentin folgte alsbald Plappeville und ſchickte einige Schüſſe nach Point du jour hinüber, im Ganzen aber betrachtete man franzöſiſcherſeits unſer Vorgehen mit größter Gleichgültigkeit, weil man von der Vergeblichkeit deſſelben eine volle und — vollberechtigte Ueberzeugung hatte.*) Mit Feldgeſchützen war weder dieſen Werken beizukommen, noch ihrem Feuer ebenbürtig zu begegnen. Ob wenigſtens der Zweck erreicht wurde, das franzöſiſche Lager bei Montigny zu beunruhigen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Keinenfalls wurde der Feind in die Stadt hineingetrieben.

Um 7¼ Uhr ſetzte der Regen, der mittlerweile ein wenig pauſirt hatte, mit friſchen Kräften ein; Stadt und Landſchaft, ſelbſt die Forts, waren nur noch ſchattenhaft zu erkennen. Zuerſt ſchwieg unſere Batterie bei Vaux; von Point du jour aus fielen noch einige Schüſſe, dann erſtarb das Feuer auch dort. Nur das Toben des Windes war noch in der Luft, ja es wuchs von Minute zu Minute. Naß, hungernd, verſtimmt, ritt ich windan wieder auf Gravelotte zu. In einer halben Stunde hatt' ich's erreicht. Wie das Feuer im Kamin die Lebensgeiſter wieder weckte! Aber ich konnte zu keinem rechten Behagen kommen, wenn ich Derer gedachte, die jetzt, allen Unbilden des Wetters ausgeſetzt, und im Bereich der Chaſſepotkugel, ihren wenig beneidenswerthen Stand am Abhang des Höhenzuges von Rozerieulles hatten.

---

*) Mr. Robinſon, der innerhalb Metz dieſelben Granaten einſchlagen ſah, die ſein Landsmann Sir Randal Roberts außerhalb Metz ſo zu ſagen mit abfeuern half, ſchreibt über dieſelbe Beſchießung: »Bei beinah tropiſchem Regenſturm, brach plötzlich eine furchtbare Kanonade über Metz herein. Trotz des Unwetters war Alles in Bewegung. Jedes Geſchütz, das die Preußen in Poſition hatten, feuerte; unſere Forts antworteten, es war ein Höllenlärm. Einige Granaten, vermuthlich von Ars her, erreichten die Inſel Symphorien; andere, die von Rozerieulles herüberkamen, fielen in das Lager bei Plappeville. Montigny erlitt einigen Schaden; im Ganzen aber ging der Verluſt, den uns dies enorme Feuer während etwa einer Stunde zuzog, nicht über 12 oder 14 Todte und Verwundete hinaus.«

Gravelotte, 18. September.

Wir hatten geſtern bei den Vorpoſten ein kleines Ereigniß, das, in Ermangelung von Beſſerem, uns Alle intereſſirte. Ein Doppelpoſten unſerer 33er Füſiliere ſtand in vorderſter Reihe und ſah zweihundert Schritt vor ſich ein altes Weib, das beſchäftigt war in einem Obſtgarten allerhand Holz und Reiſig zuſammenzuleſen. Unſere Füſiliere ließen ſie gewähren und richteten ihre Aufmerkſamkeit auf einen weiter links gelegenen Weinberg, wo ein Trupp Franzoſen ſich eingeniſtet hatte. Plötzlich ſprang das alte Weib hinter einen Baum, wickelte aus ihrer ſeltſamen Bekleidung, die ſie trug, einen Carabiner heraus, ſchoß und verwundete den ihr zunächſt ſtehenden 33er. Der Kamerad des Verwundeten aber, ein guter Schütze und von reſoluter Natur, legte ohne viel Beſinnen an und feuerte. Das vorgebliche »alte Weib« war tödtlich getroffen. Sich über die Wieſe hin bis an den Obſtgarten heranſchleichend, hatte unſer Füſilier gerade noch Zeit an Mouſtache und Henri quatre zu erkennen, wen er eigentlich vor ſich gehabt habe, als eine Flankenbewegung, die der Trupp vom Weinberge aus jetzt gegen den Obſtgarten machte, ihn zwang in ſeine Poſtenlinie zurückzukehren.

Heute unterhielt uns ein anderes Vorkommniß. Wir waren in Vaux und ſaßen eben, nach beendigtem Mahl, bei der Nachmittagscigarre, als eine Ordonnanz eintrat und meldete: draußen ſei ein Franzoſe, der den Commandanten zu ſprechen wünſche. Ein Kopfnicken gab die Zuſtimmung und gleich darauf erſchien ein alter Militair in der Thür, der durch Jahre, Haltung und edlen Geſichtsausdruck eine ſolche Wirkung auf uns ausübte, daß wir Alle unwillkürlich uns erhoben und uns vor ihm verneigten. Adlernaſe, Haar und Schnurrbart weiß, im Knopfloch die Ehrenlegion, — der typiſche alte Afrika- und Krim-Offizier. Er gab ſeinen Namen: Capitain Lamoricière. »Mon Colonel«, ſo wandte er ſich an unſern Commandirenden, ich bin alter Offizier und zur Zeit Bewohner von Vaux. Unſer Land iſt in Ihren Händen. Ich bin zu ſehr Soldat, um nicht gehorchen gelernt zu haben. Eine Proclamation, die ich eben geleſen, befiehlt uns unſere Waffen abzuliefern, — der Befehl wird von Ihrem Standpunkte aus gerechtfertigt ſein. Ich beſitze eine Vogelflinte und dieſen Dolch. Um dieſes Dolches willen komme ich. Der erſte Napoleon gab ihn meinem Vater auf dem Felde von Auſterlitz und ich ſelber habe ihn, bei allen Affairen, die ich mitgemacht, getragen. Es wäre mir ſchmerzlich, das alte Erinnerungsſtück nicht mehr an ſeinem alten Platze zu ſehen und ſo komm' ich mit der Bitte, es mir zu belaſſen.« Ich brauche wohl kaum hinzuzuſetzen, daß ſeinem Wunſche auf der Stelle willfahrt wurde.

Die Haltung der preußiſchen Militairbehörden iſt überhaupt entgegenkommend, wird aber vielfach mißbraucht und muß über kurz oder lang einen

Umſchlag erfahren. Wort- und Vertrauensbruch ſind an der Tagesordnung, und wenn die Betreffenden dieſer ihrer Handelweiſe auch das Mäntelchen des Patriotismus umhängen und ihr Gewiſſen beruhigen, ſo müſſen die Preußen, die unter dieſem Lug- und Trugſyſtem zu leiden haben, doch nothwendig eine andere Stellung dazu einnehmen. Ein beſtändiger Mißbrauch wird mit den Päſſen und Erlaubnißſcheinen getrieben. Regel iſt, daß jeder Dorfbewohner, der einen Paß erbittet und empfängt, zuvor ein Zeugniß des Maires beigebracht haben muß, worin ſich dieſer für den Bittſteller reſp. Paßempfänger verbürgt. Aber alle dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind vergeblich. So empfing vor einigen Tagen ein Bewohner von Augny, unter Vorzeigung eines vom Maire unterzeichneten Atteſtes, die Erlaubniß nach Ars zu gehen, um daſelbſt Brod einzukaufen, händigte aber an letzterem Ort ſeinen Paß einem Complicen ein, der nun ſofort aufbrach, um unter jeweiliger Benutzung dieſes Paſſes und — der Dunkelheit, durch unſere Vorpoſten hindurch nach Metz hinein zu gelangen. Zu ſeinem Unheil waren aber unſere wachſamen Füſiliere auf Vorpoſten, und ſo wurde er noch im letzten Moment ergriffen und ins Hauptquartier gebracht. Der General hielt ſich an den Maire und verurtheilte ihn zu einer Geldſtrafe von 1000 Francs, — der eigentliche Uebelthäter kam mit dem bloßen Schreck davon. Es war beſtqualificirte Spionage und der Tod durch Erſchießen wäre angezeigt geweſen. Die Preußen nehmen aber, ebenſo aus Politik wie aus Gutmüthigkeit, von ſolchen Prozeduren Abſtand, da es unmittelbar darauf in allen Zeitungen der Welt heißen würde: ſeht her, ein neues Beiſpiel von Barbarei und Grauſamkeit!

Gravelotte, 24. September.

Von Paris her hatten wir geſtern Nachricht, daß nunmehr auch die Hauptſtadt eingeſchloſſen iſt. Hier vor Metz zieht ſich der Zirkel immer enger; die auf Vorpoſten ſtehenden Truppen, oder doch wenigſtens die beſten Schützen, ſind mit Chaſſepots bewaffnet worden und der Geſundheitszuſtand beginnt ſich zu beſſern. Schon ein Stillſtand in den Zahlen iſt bekanntlich gleichbedeutend mit Wendung zum Guten. In letzterer Zeit kamen auch viele Geſchwulſte und Karbunkel vor, was die Aerzte dem andauernden Genuß von friſch geſchlachtetem und unmittelbar darauf in den Topf gethanen Fleiſch zuſchreiben.

Vor einigen Tagen hatten wir einen unangenehmen Vorfall in der Nähe. Die Urſache lag in Folgendem. Seit — ich glaube unmittelbar nach Sedan — ein gefangener franzöſiſcher General*) mit ſeiner ganzen Suite ſäbelraſſelnd und ſiegesheiter durch Nancy geſprengt war, und in Folge dieſes ſeines unpaſſenden Auftretens bei der Bewohnerſchaft den Eindruck hervorgerufen hatte, er käme als Befreier und nicht als Gefangener (was dann ſchließlich geradezu zu einem Aufſtandsverſuche führte), war Ordre gegeben worden, durchpaſſirenden franzöſiſchen Offizieren die Waffen abzufordern. Dieſer Ordre gemäß trat ein junger preußiſcher Offizier in Pont à Mouſſon an einen gefangenen Colonel heran und bat um ſeinen Degen. Der Oberſt zog den Degen, ſchleuderte ihn zu Boden und ſchrie: »On ne nous laissera pas la chemise.« Mit bewundernswerther Ruhe erwiderte der junge Offizier: »In unſerm Dienſt iſt es herkömmlich Befehlen zu gehorchen; ich gehorchte dem meinen und Sie beleidigen mich dafür, indem Sie Ihren Degen auf die Erde werfen.« Nach dieſer Replik ſich an einen zur Seite ſtehenden franzöſiſchen General wendend, fuhr der Sprecher fort: »Herr General, ich bitte Sie, dem Oberſten befehlen zu wollen, daß er den Degen aufnimmt, um ihn mir einzuhändigen.« Der General, die bittern Empfindungen des Oberſten theilend, machte ſtatt deſſen darauf aufmerkſam, daß die Capitulation von Sedan allen franzöſiſchen Offizieren das Tragen ihrer Waffen eigens zugeſtanden habe, worin er vollkommen Recht hatte. Was hier geſchah, geſchah unzweifelhaft gegen die Capitulations-Bedingungen, aber als natürliche Folge von Mißbräuchen und Demonſtrationen, zu denen Einzelne, und darunter jener ſäbelraſſelnde General in Nancy, ſich hatten hinreißen laſſen.

---

*) Sir Randal Roberts giebt in ſeinem Buche den Namen des franzöſiſchen Generals, da ich indeß in der Ordre de Bataille ſämmtlicher Corps dieſen Namen nicht habe finden können, ſo vermuthe ich, daß er nicht richtig angegeben iſt.

Beim Prinzen Friedrich Karl war in dieſen Tagen Lever, bei welcher Gelegenheit an eine Anzahl von Adjutanten und Generalſtabs-Offizieren das Eiſerne Kreuz vertheilt wurde. Der Prinz iſt kein Redner und ſo verlief der Hergang nach dieſer Seite hin ziemlich bedeutungslos. Andererſeits verſteht er es, durch ein Wort zu rechter Zeit, durch Aufmerkſamkeiten und den Ausdruck wirklicher Theilnahme, die Herzen für ſich zu gewinnen. Hauptmann v. Schmeling, von der Garde-Artillerie, Adjutant des Generallieutenant Schwartz und Bruder des bei St. Privat gefallenen Major v. Schmeling, war unter Denen, die das Kreuz aus der Hand des Prinzen empfingen. Letzterer ſagte dabei: »Ich habe meine Tochter benachrichtigt, daß ſie die Farbenſkizze, die ich von dem Grabe Ihres Bruders habe anfertigen laſſen, an Ihre Frau Mutter ſchicken ſoll. Im Uebrigen habe ich ſelbſt an dieſe geſchrieben und ſie wiſſen laſſen, wie ſehr ich den Verluſt eines ſo guten Offiziers und treuen Freundes bedauere.«

Der Name des Prinzen führt mich durch eine Gedankenverbindung, die keinen Eingeweihten überraſchen wird, auf General v. Steinmetz. Dieſer, nachdem ich ſein Scheiden aus dem Commando ſchon in einem früheren Briefe hervorgehoben, hat uns nunmehr auch verlaſſen und iſt nach Poſen zurückgekehrt. Er war ein ausgezeichneter Soldat, was ſelbſt ſeine Feinde zugeſtehen müſſen, ließ es aber gelegentlich an rückſichtsvoller Haltung gegen ſolche fehlen, die dieſe Haltung, und zwar mit Recht, fordern zu können glaubten. Er trieb Brüskheit und Kurzangebundenheit à outrance und dieſem Mangel an höfiſchem oder auch nur höflichem Auftreten (die Anſichten gehen darüber auseinander, wird hier ſeine Entlaſſung aus dem Obercommando zugeſchrieben. In der Schlacht zeichnete er ſich durch »reſolute Attaken« aus, die zwar immer zum Siege führten, aber unverhältnißmäßig große Opfer forderten, weil die mit Kühnheit vorgeſchobenen Bataillone zu lange ohne die nöthige Unterſtützung blieben. So fiel der Sturm bei Spicheren drei Regimentern zu, die verloren geweſen wären, wenn nicht die endlich eintreffenden Reſerven die Schlacht wiederhergeſtellt und den Sieg errungen hätten.*)

Neuerdings haben in dem Cernirungsgürtel wieder Hin- und Herſchiebungen ſtattgefunden, was für diejenigen Truppentheile nicht angenehm war, die ſich in ihren Baracken mit einem gewiſſen Geſchick und Geſchmack einzurichten verſtanden hatten. Dieſe Baracken ſind im Weſentlichen nach demſelben Prinzip erbaut, wie die der ſardiniſchen Armee während des Krimfeldzuges, haben Raum für 100 bis 120 Mann und gewähren einem Unverwöhnten ein ausreichendes Maß von Luft, Wärme und Comfort. Die Herſtellung geſchieht wie folgt: Ein Dutzend ſtarker Pfähle wird in gerader Linie und vorgeſchriebener Entfernung von einander eingerammt und über dieſe zwölf Pfähle ein Baum oder Balken gelegt. Durch dieſe einfache Prozedur iſt das feſte, etwa 8 Fuß hohe Rückgrat des ganzen Baues gewonnen. Nun werden Bretter, die von dem Grat aus von rechts und links zur Erde niederführen, ſchräg angelegt, ſo daß ein langes Giebeldach entſteht. Zu weiterem Schutz iſt dies Dach mit Zweigen belegt und der ganze Bau, des Regens halber, mit einem Graben umzogen. Im Innern, um mehr Höhe und mehr Wärme zu ſchaffen, wird das Erdreich etwa fußtief herausgenommen; links und rechts (am Giebel) ein Fenſter, in der Mitte eine Thür. Das iſt die Baracke.

Ende letzter Woche nahm ich an einer intereſſanten Expedition Theil, die, von unſerer Vorpoſtenlinie aus, unternommen wurde, um ſich zu vergewiſſern, ob Fort St. Privat beſetzt ſei oder nicht. Und *wenn* beſetzt,

---

Auch hier wieder — wie ſchon S. 752 bei meinen Auszügen aus den Briefen Mr. *Robinſons* (in Metz) — muß ich hervorheben, daß ich lediglich *citire*. Ich gebe die vorſtehende Stelle als eine Art Curioſum, als einen neuen Beweis dafür, wie ſchwer es im Kriege ſelbſt für relativ Eingeweihte iſt, auch nur in großen Zügen das Richtige zu erfahren. Die Schlacht bei Spicheren, in die man völlig unvorbereitet eintrat, wurde Seitens der 14. Diviſion, Generallieutenant v. Kameke, ſelbſtſtändig begonnen und war ſchon halb durchgefochten, als General v. Steinmetz bei Saarbrücken eintraf wie ſtark. Um 4 Uhr früh gingen wir vor: ein Sergeant vom 33., ſechs Mann (ausgeſuchte Leute) und ich. Das Fort erhob ſich gerade vor unſerer Front; die Strecke zwiſchen uns und ihm bot nicht die geringſte Deckung; ſo lag uns ob, mit äußerſter Vorſicht zu avanciren. Gebückt, ohne ein Wort zu ſprechen, jeder zwanzig Schritt vom andern entfernt, ſo ging es vorwärts. Der Sergeant hatte den linken Flügel, dann ein Füſilier (ein großer, ſtattlicher Mann, der ſich vorgeſetzt hatte, ſich heute noch das Eiſerne Kreuz zu verdienen), dann ich, dann die fünf andern. Als wir ſchon in Nähe des Werkes waren, flüſterte ich dem Sergeanten zu: »es ſchiene mir, daß wir einen Schützengraben unmittelbar vor uns hätten«, worauf er nickte und ein Zeichen gab, daß ſich Alles niederwerfen ſolle. So lagen wir mehrere Minuten und horchten mit äußerſter Anſtrengung nach dem Werk hinüber, aber Alles blieb ſtill. In dieſem Augenblick ſprang der Füſilier, der zwiſchen mir und dem Sergeanten lag, auf und rief mit lauter Stimme: »es iſt nicht beſetzt; ich geh drauf los und ſeh nach«. Aber eh er noch einen Schritt gethan, pfiffen uns aus dem Schützengraben (ich hatte ganz recht geſehen) zehn, zwölf Kugeln entgegen und der Unglückliche, der ſchon das Kreuz ſo ſicher zu haben glaubte, brach zuſammen und rief uns, als wir rückwärtskrochen, mit herzzerreißender Stimme nach: »Sergeant, hilf mir« und dann: »ſchreib es nach Haus«. Ihn zu retten, war unmöglich. Die Entfernung bis zum Schützengraben war kaum 50 Schritt und das Feuer wuchs eher, als daß es nachgelaſſen hätte. Wir mußten ihn opfern; aber das Herz that uns weh. Als wir zurück waren, entſtand erſt die Frage: iſt er todt jetzt, oder nur verwundet? Einen Parlamentair ſchicken verbot ſich, da die Franzoſen die weiße Flagge in den meiſten Fällen nicht achteten; ſo blieb nichts anderes übrig als die nächſte Nacht abzuwarten, und dann wieder an ſelber Stelle vorzugehen. Fanden wir ihn, nun ſo war Alles klar, fanden wir ihn nicht, ſo mochten wir uns noch der Hoffnung hingeben, daß ſich der Feind, der das Feld behauptete, ſeiner angenommen habe. Aber — wir fanden ihn!

Vorfälle wie dieſe zählen natürlich zu den täglichen Ereigniſſen, und ſonderbar, ihre Wirkung iſt bei den Zunächſtbetheiligten oft tiefer als der Eindruck, den der Maſſentod einer großen Schlacht hervorzurufen pflegt. Mancher von dieſen Verluſten, wie ſie den Vorpoſtenkrieg begleiten, könnte vermieden werden, aber eine Art Jagdeifer der Leute, zumal der auf Patrouille Geſchickten, reißt ſie zu unbedachten Handlungen hin. Es iſt ein kriegeriſcher Geiſt, der in dieſem Volke ſteckt, der alle Schichten, alle Altersklaſſen durchdringt, was ſich aus einer ſeltſamen Begegnung, die ich geſtern hatte, ergeben mag.

Beim Nachhauſereiten begegnete ich einem kleinen Soldaten, dem kleinſten, den ich all mein Lebtag geſehen habe. Er war völlig equipirt, trug Helm, Torniſter und Seitengewehr, nur die Zündnadelflinte fehlte, — er würde ſie kaum haben tragen können. Dieſer Liliputaner trat mit vollſtändig militairiſcher Haltung an mich heran und fragte mich, wo die Commandantur des Ortes ſei? Auf meine Gegenfrage, was ihn die Commandantur des Orts überhaupt anginge, erwiderte er mir, daß er zum 61. (pommerſchen) Regiment gehöre, das eben auf Ablöſung hier eingetroffen ſei und daß er ein Quartierbillet brauche, um unter Dach und Fach zu kommen. Alles war ſo komiſch wie möglich und um ſo komiſcher, je ernſter er ſich gerirte. Dieſer junge Held war 9 Jahr alt. Ich nahm ihn vorn auf den Sattel und ſtellte ihn beim Abendeſſen unſerm Offiziercorps vor, wo er ſelbſtverſtändlich die freundlichſte Aufnahme fand. Wir forſchten nach ſeinen früheren Lebensverhältniſſen und hörten nun, daß er eine Waiſe ſei, daß ſich; von ſeiner frühesten Jugend an, die 61er ſeiner angenommen hätten, daß man ihn, bei Ausbruch des Krieges aus den Sparpfennigen der Musketiere equipirt habe und daß er dem Regimente gefolgt ſei auf dem Marſche und in die Schlacht.

Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit auch, daß viele Truppentheile von ſolchen in Uniformen geſteckten Kindern begleitet ſeien, die wieder los zu werden ſo ſchwer ſei, wie einen treuen Hund mit Drohungen und Scheltworten heimzuſchicken. Sie verſchwinden auf 24 Stunden, um ſich plötzlich wieder einzufinden; wo ſie inzwiſchen geweſen, weiß Niemand.

Perſönlicher Muth, ungeordnete Lebensverhältniſſe und ein tiefgewurzelter Hang nach Abenteuern, laſſen bei Ausbruch jedes Feldzuges in dieſem kriegeriſch gearteten Volke immer aufs Neue ſolche Kindergarde, oder wie Napoleon I. 1813 von den Preußen ſagte, ſolche »Enfanterie« entſtehen.

In Metz bis zum 30. September.

Nach der Schlacht bei Noiſſeville kehrten franzöſiſcherſeits die Garde, das IV. und VI. Corps in ihre alten Lagerplätze am linken Moſelufer zurück, während das II. und III. Corps am rechten Flußufer verblieben. Die Diviſion Laveaucoupet vom II. Corps beſetzte die Außenforts des verſchanzten Lagers. Das Obercommando beziehungsweiſe die Generalcommandos der einzelnen Corps befanden ſich an folgenden Orten:

Obercommando (Bazaine) in Ban St. Martin;
Generalcommando des Garde-Corps in Plappeville;
Generalcommando des II. Corps in Montigny;
Generalcommando des III. Corps in Vallières;
Generalcommando des IV. Corps in Sey;
Generalcommando des VI. Corps in La Ronde.

Die Truppen und Generalcommandos blieben im Weſentlichen bis zum Schluſſe der Belagerung in den Stellungen, die ſie am Tage nach der Schlacht von Noiſſeville eingenommen hatten.

Die Vorgänge innerhalb Metz waren während des Monats September die folgenden.

2. September. Es ergiebt ſich, daß in den Magazinen nur noch 385,000 Portionen Speck exiſtiren. Friſches Fleiſch (mit Ausnahme der Milchkühe) ſo gut wie garnicht vorhanden.

3. September. Die Nachricht von dem Ueberfall des Corps de Failly bei Beaumont trifft ein.

4. September. Rindfleiſch wird durch Pferdefleiſch erſetzt. (Täglich wurden ſeitdem 250 Pferde geſchlachtet.) Die Nachricht von der Niederlage bei Sedan trifft ein.

5. September. Die Hafer-Ration wird herabgeſetzt. Der erſte kleine Luftballon mit Depeſchen wird abgelaſſen.

6. September. Gegen 7 Uhr Abends dringen einige franzöſiſche Bataillone vom III. Corps von Borny und Grigy her gegen Mercy le Haut vor, werden aber ſchließlich durch 2 Bataillone vom 76. (hanſeatiſchen) Regiment zurückgewieſen.

7. September. Sechshundert franzöſiſche Gefangene, in Austauſch gegen die am 24. Auguſt freigegebenen deutſchen Gefangenen, treffen in Metz ein.

8. September. Bazaine empfängt franzöſiſche Zeitungen, die ihm die Niederlage bei Sedan beſtätigen.

9. September. Bazaine erfährt durch einen ausgewechſelten franzöſiſchen Offizier die Nachricht vom Sturz des Kaiſerreichs und der Errichtung einer republikaniſchen Regierung.

12. September. Zweihundert halbverhungerte und gänzlich unbrauchbare Pferde werden über die Vorpoſtenlinie getrieben und in Freiheit geſetzt, um ihrer ferneren Ernährung überhoben zu ſein.

14. September. Alle innerhalb der Vorpoſtenkette gelegenen Felder ſind ausgebeutet und beginnt von dieſem Tage an das Suchen nach Kartoffeln und Gemüſe vor der Vorpoſtenkette.

15. September. Bazaine ſendet in dreifacher Ausfertigung eine Depeſche an die nationale Regierung, worin er dieſe auffordert, ihm Nachrichten und Verhaltungsbefehle zu geben. — In der Stadt kein Salz mehr.

16. September. Der erſte größere Poſtballon ſteigt mit 5000 Briefen auf. (Er ſank, wie man ſpäter erfuhr, 1¼ Meile von Neufchateau — 6 Meilen ſüdlich von Toul — nieder. Die Briefe wurden befördert.) — Ebenfalls am 16. ſendet Bazaine ſeinen perſönlichen Adjutanten, den Oberſten Boyer, nach Corny in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und bittet um Mittheilung zuverläſſiger Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich. Von dieſem Augenblick an, kann man ſagen, beginnen die Verhandlungen zwiſchen Ban St. Martin und Corny, zwiſchen Bazaine und Prinz Friedrich Karl. Die Frage, was aus der Armee von Metz werden ſolle, wird vorläufig noch nicht berührt.

17. September. Die Fouragirungen beginnen. Eine an dieſem Tage ausgeführte Expedition gegen Magny ſur Seille ergiebt 7500 Garben Weizen.

18. September. Fouragirung von Magny aus in der Richtung von St. Thiebault (bei Marly).

19. September. Ein Bewohner von Ars bringt die Nachricht, daß die Preußen Baracken bauen und ſich für den Winter einrichten.

21. September. Abermalige Auswechſelung von Gefangenen.

22. September. Das III. Corps Leboeuf bricht im Laufe des Vormittags mit ſtarken Abtheilungen vor und beſetzt einerſeits die Linie

Nouilly-Lauvallieres-La Planchette, während es ſich andererſeits, rechts daneben, gegen die deutſche Vorpoſtenlinie zwiſchen Colombey und Mercy le Haut richtet. Der Angriff iſt erfolgreich, wir werden zurückgedrängt und die Ausfouragirung von Lauvallières, die der eigentliche Zweck dieſes Vorgehens war, kann erfolgen. Verluſt auf franzöſiſcher Seite: 1 Offizier 12 Mann todt, 7 Offiziere 100 Mann verwundet. Der deutſche Verluſt war nicht geringer.

23. September. Die Fouragirung vom Tage vorher ſoll in derſelben Richtung wiederholt werden, doch mißglückt es heute, das dazu nöthige Terrain zu gewinnen. Verluſte beiderſeits unbedeutend.

An dieſem Tage, Abends 8 Uhr, erſcheint Herr Edmond Regnier in Ban St. Martin im Hauptquartier Bazaines und erbietet ſich Verhandlungen zu vermitteln, welche geeignet ſeien, die Rheinarmee vor der Waffenſtreckung zu bewahren. Marſchall Bazaine nimmt dieſe Vermittlung an, obwohl der myſteriöſe Agent keine eigentliche Legitimation über ſeinen Auftraggeber vorzulegen vermag, ſondern nur eine Photographie des Kaiſerlichen Prinzen an deren Stelle vorzeigt.

[Das Dunkel über dieſen Mr. Regnier, dem eine Zeit lang ſogar die Exiſtenz abgeſprochen wurde, iſt noch nicht gelichtet. Es bleibt fraglich, ob er aus preußiſchem, oder aus napoleoniſchem oder endlich aus eigenem Antriebe handelte. Das Letztere bleibt immerhin das Unwahrſcheinlichſte. Lautre, patriotiſche Naturen drängen ſich höchſt ſelten derartig in den Vordergrund, unter allen Umſtänden aber bekunden ſie geringere Routine. Regnier macht ganz den Eindruck eines »Mannes von Fach«. Seine Sicherheit iſt ſo groß, daß ſie faſt aufhört, Anſpruch auf dieſen Namen zu haben. Neuerdings vor das Kriegsgericht in Trianon (Prozeß Bazaine) citirt, hat er ſich der Nöthigung des Erſcheinens vor demſelben durch die Flucht entzogen. Auch dies deutet auf ziemlich »unklare Verhältniſſe«. Im Uebrigen hat er ſelbſt in einer 1871 erſchienenen Brochüre (autoriſirte deutſche Ausgabe Berlin bei A. Abelsdorff) über ſeine Miſſion berichtet und entnehmen wir dieſem Buche, das, wenn auch nicht die Motive, ſo doch die Fakten ſehr wahrſcheinlich korrekt wiedergiebt, das Folgende:

Am 11. erſah Regnier aus einem Zeitungsblatt, daß ſich die Kaiſerin Eugenie in Haſtings befinde. (Wo er ſich ſelbſt befand, als er dieſe Notiz las, giebt Mr. Regnier nicht an.)

Am 14. iſt er in Haſtings. Er verkehrt mit mehreren Perſonen aus der Umgebung der Kaiſerin. Seine Pläne laufen in Kürze auf eine napoleoniſche Reſtauration hinaus. Die Kaiſerin ſoll zurückkehren und unterm Schutze der Bazaineſchen Rhein-Armee (die zu dieſem Behufe frei zu geben und zu »neutraliſiren wäre«) Senat und geſetzgebenden Körper einberufen, um dann in Friedensverhandlungen mit dem deutſchen Sieger einzutreten. So die Regnierſchen Vorſchläge. Die Kaiſerin vermag keine Entſcheidung zu treffen; ſo gedenkt denn Regnier nach Wilhelmshöhe zu gehn und erbittet ſich zu dieſem Behufe ein Introduktionsſchreiben an den gefangenen Kaiſer. Dies wird abgelehnt. Statt deſſen empfängt er zwei Stereoſkopbilder, die auf der Rückſeite den Namen des kaiſerlichen Prinzen tragen, dazu eine größere Photographie von Haſtings mit folgender Unterſchrift: »Mon cher Papa! Je vous envoie ces vues d'Hastings, j'espère qu'elles vous plairont. Louis Napoléon.« Hiermit ausgerüſtet begiebt ſich Mr. Regnier zunächſt nach London.

Am 18. lieſt er in London, daß am 19. zwiſchen dem Grafen Bismarck und Jules Favre eine Waffenſtillſtands-Conferenz ſtattfinden ſolle. Dieſe Conferenz, wenn ſie zu Stande oder gar zu einem Abſchluſſe kommt, erſcheint ihm der kaiſerlichen Sache bedrohlich; er eilt alſo von London über Calais, Amiens, Nanteuil und Meaux nach Ferrières, wo er am 20. früh eintrifft.

In Ferrières hat Mr. Regnier am ſelben Tage noch eine zwiefache Beſprechung mit dem Grafen Bismarck, die eine Vormittags, die andre Abends. Sein nächſtes Anliegen iſt ein Paß, um zum Kaiſer nach Wilhelmshöhe reiſen zu können. Sehr bald aber, nachdem er ſeine Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, eventuell ſich auch (und zwar zunächſt) nach Metz zu wenden, wird aus dem »Paß für Wilhelmshöhe« ein allgemeiner Paſſirſchein, der dem Herrn Regnier geſtattet, »durch ganz Deutſchland und in allen von deutſchen Truppen beſetzten Gebietstheilen zu reiſen«. Zugleich — wenn wir ſeinen Angaben trauen dürfen — fallen die Worte gegen ihn: »Thun Sie, was Sie können, Jemanden mit uns zuſammenzubringen, der Vollmacht hat zu verhandeln« und weiterhin: »Ein Telegramm ſoll vor Ihnen her nach Metz gehen, das Ihren Eingang in die Stadt erleichtern wird«. Hiermit fällt die Reiſe nach Wilhelmshöhe und die Reiſe nach Metz, die vielleicht von Anfang an das Wichtigere war, tritt an ihre Stelle.

Am 21. Morgens verläßt Regnier Ferrières. Am 23. Nachmittags 4 Uhr iſt er in Corny, um 8 Uhr in Ban St. Martin bei Bazaine. Es beginnen nun Bewegungen und Unterhandlungen (gelegentlich auch beides) zwiſchen Ban St. Martin, Corny und Ferrières, deren

Reſultat die Sendung Bourbaki's iſt. Dieſer verläßt Metz in der Verkleidung eines internationalen Arztes und geht nach Haſtings. Hierbei hat es ſein Bewenden. Die Kaiſerin lehnt die Verantwortung für den Schritt, der geſchehen iſt, ab; Regnier, bei einer dritten Unterredung mit dem Grafen Bismarck, erweiſt ſich als unautoriſirt oder doch als »ausreichender Vollmachten entbehrend« und damit hat die Epiſode Regnier ihr Ende. Vom 28. September ab wird ſeiner nicht mehr erwähnt. Die Sache des Kaiſerreichs hatte durch all' dieſe Vorgänge nichts gewonnen; der einzig Gewinnende waren muthmaßlich wir. Ueber Zuſtände und Stimmungen in Ban St. Martin und Metz war manches bekannt geworden. In wie weit dies gewollt, und wenn gewollt, in wie weit es von wirklicher Bedeutung war, ſtehe dahin.]

25. September. Nationalgarden-Revue.*) — Baron Tricornot (Beſitzer des Schloſſes Colombey) theilt dem General-Intendanten der Rhein-Armee mit, daß in den Scheunen ſeines dicht vor der franzöſiſchen Poſtenkette belegenen Gutes noch bedeutende Vorräthe an Heu, Hafer, Korn vorhanden ſeien.

26. September. Die vorſtehende Mittheilung wird auch dem Marſchall gemacht, mit dem Zuſatze, daß binnen wenigen Tagen der letzte Vorrath an Fourage zu Ende gehe. Bazaine — der am Tage zuvor den General Bourbaki in der Verkleidung eines internationalen Arztes an die Kaiſerin Eugenie abgeſandt hatte — hat keine Neigung zu neuen Fouragirungsgefechten und antwortet nur: »j'attends mon International«. (Bourbaki.) Im Verlauf der Unterredung wird aber doch beſchloſſen, am folgenden Tage

mit einer combinirten Brigade vom III. Corps gegen Colombey,
mit der Brigade Lapaſſet (II. Corps) gegen Peltre und gleichzeitig
mit einer Brigade vom VI. Corps gegen Ladonchamps

vorzugehen.

27. September. Die Unternehmungen gegen Ladonchamps, Colombey, Peltre werden in der geplanten Weiſe ausgeführt.

Eine Brigade vom VI. Corps Canrobert (wahrſcheinlich die Brigade Péchot; doch wird in manchen Berichten das zu einer andern Brigade gehörende 28. Linien-Regiment genannt) nimmt Schloß Ladonchamps und macht Gefangene, doch werden wenig Vorräthe erbeutet.

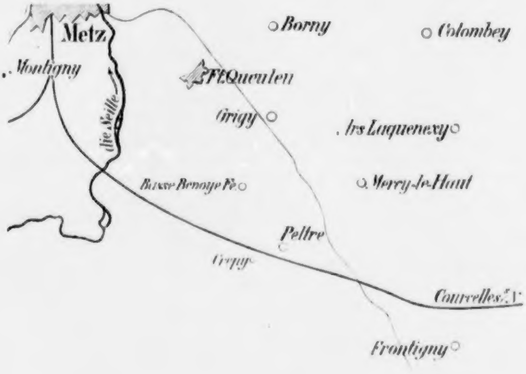
---

*) Die 7000 Mann ſtarke Nationalgarde, mit alten, ziemlich unbrauchbaren Gewehren bewaffnet, war ſehr populair. (Natürlich, die meiſten waren republikaniſch und jeder hielt es im Café für eine Kleinigkeit, die Preußen mit Stumpf und Stiel auszurotten.) Bazaine, der ſchließlich doch der Klügſte war, verhielt ſich dieſer »alten Garde« gegenüber ſehr kühl. Man war gegenſeitig nicht gut auf einander zu ſprechen.

Die combinirte Brigade vom III. Corps Leboeuf (Regimenter 90 und 60) dirigirt ſich gegen Colombey und iſt im Stande 300 Centner Korn wegzuführen.

Die Brigade Lapaſſet vom II. Corps Froſſard (Regimenter 84 und 97 und 14. Jäger-Bataillon) geht mit mehreren Bataillonen gegen Peltre vor und überraſcht gleichzeitig den linken Flügel der vor Crépy ſtehenden Abtheilungen, indem eins ihrer Bataillone von Montigny aus per Bahn nach Crepy fährt und dort die Vorpoſten in Flanke und Rücken faßt. Von Grigy her dringen andere franzöſiſche Bataillone gegen Mercy le Haut vor. So werden Crepy, Peltre und Mercy le Haut durch einen geſchickt und energiſch ausgeführten Angriff um 9½ Uhr genommen. 2 Offiziere und 150 Mann gerathen in franzöſiſche Gefangenſchaft. Der Hauptgewinn des Tages iſt, daß, außer einigem Getreide, eine einem deutſchen Armee-Lieferanten gehörige Rinder-Heerde, nebſt einigen Ziegen und Schweinen, fortgenommen und nach Montigny geſchafft wurde.

Es war dies das Hauptgefecht im September, auf das wir, bei unſern Auszügen aus den Briefen Mr. Robinſons (ſ. S. 808) noch einmal eingehender zurückkommen. Wir geben deshalb — unter Weglaſſung des weiter nördlich gelegenen Schloſſes Ladonchamps — eine kleine Ueberſichtskarte. Im



Uebrigen mag hier noch angefügt werden, daß ein in Crepy befindlicher deutſcher Marketender, der die Annäherung des franzöſiſchen Militairzuges bemerkt und darauf hin verſucht hatte die deutſche Beſatzung zu allarmiren, verhaftet, nach Montigny geſchafft und am 4. Oktober, nach kriegsgerichtlichem Erkenntniß, als Spion erſchoſſen wurde. Was uns, beiläufig bemerkt, als eine Aburtheilung von ſehr fraglicher Berechtigung erſcheinen will, weil in der Handelsweiſe alles Prämeditirte fehlt, was doch eigentlich erſt den Spion macht.

Der Geſammtverluſt in den drei Gefechten*) dieſes Tages war auf franzöſiſcher Seite: 2 Offiziere 43 Mann todt, 9 Offiziere 325 Mann verwundet. Die deutſchen Truppen verloren etwas weniger, doch büßten ſie dafür gegen 200 Gefangene ein.

30. September. Im Hauptquartier zu Ban St. Martin erſcheint der Bürgermeiſter von Metz Felix Maréchal, um dem Marſchall Bazaine eine Petition der Bürgerſchaft zu überweiſen, in der er (der Marſchall) aufgefordert wird, die deutſchen Linien ſo raſch und ſo energiſch wie möglich zu durchbrechen.

Wir beſchließen auch dieſen Abſchnitt aus der Belagerung von Metz mit Auszügen aus Mr. Robinſons intereſſantem Buche: »The Fall of Metz.«

Auf dem Thurm der Cathedrale.

Ich war der einzige Civiliſt in Metz, der Erlaubniß hatte den Cathedralenthurm zu beſteigen, wo ſich allerhand Ferngläſer und außerdem eine Telegraphenſtation befand, die mit dem Commandanten (Coffinières), mit dem General en chef (Bazaine) und mit jedem der Forts direkte Verbindung unterhielt. Meine Erlebniſſe hier waren mannigfach. Eines Tages, als wir wieder beobachteten, trat ein Generalſtabs-Hauptmann von dem Fernglaſe zurück und rief mir zu: »Mon Dieu, die Preußen avanciren en echelon.« »Wo?« fragte ich. »Dort«, rief er und zeigte auf lange ſchwarze Linien, die ſich quer durch die Felder zogen. Ich ſah nun durch das Glas und ſagte mit leiſe ſarkaſtiſchem Anflug: »Ja, mein Capitain, es ſind dieſelben

---

*) Gegen Abend brannten Schloß Ladonchamps, Schloß und Gehöft von Colombey, Schloß und Gehöft von Mercy le Haut, Schloß Crepy und die Dörfer Jury und Peltre nieder. Ein Theil dieſer Brände war in Folge der Ortsgefechte veranlaßt, ein anderer Theil erfolgte, um die in den Dörfern angehäuften Vorräthe der Beſchlagnahme durch den Gegner zu entziehen. So namentlich in Colombey, Peltre und Mercy le Haut. Auch an den folgenden Tagen noch wurde deutſcherſeits die Vernichtung der in der Vorpoſtenlinie belegenen Vorräthe fortgeſetzt.

Preußen, die Metz einſchließen.« »Wie das?« »Es ſind lange Pappelſchatten, die in Streifen ſich über das Feld ſtrecken.« Er ſah noch einmal zu und ſagte dann: »Sie haben Recht.« Dies ſprach ſich aus und »les ombres des peupliers« wurden ſprüchwörtlich, um anzudeuten, daß wir nicht von einer wirklichen zahlreichen Armee, ſondern nur von Schatten, von Gebilden unſerer Phantaſie umſtellt wären. Wir ſchufen uns in unſerer Einbildung einen Feind, der thatſächlich nicht vorhanden war, oder wenn vorhanden (was am Ende nicht ganz zu beſtreiten war), doch ſo ſchwach, in ſo dünner Linie, daß es unmöglich ſchwer halten konnte, dies Blatt Papier an jeder beliebigen Stelle zu durchſtoßen.

Geh ich auf dieſen Punkt ein wenig näher ein.

Der beſtändige Regen hatte die Felder ſelbſt unpaſſirbar gemacht; ſo war man preußiſcherſeits auf die großen Straßen angewieſen und an dieſen Straßen hin ſtand man in langen Strahlen, aber das zwiſchen gelegene, halbe Meilen breite Terrain war ſo gut wie unbeſetzt. Die Armee hatte den beſten Willen den Vorſtoß zu wagen, von dem man ſich das Beſte verſprach; ebenſo war die Stadt gewillt ihr Schickſal zu tragen, worin immer es beſtehen mochte. Aber ſo bereitwillig die Stadt und die Truppen waren ein Aeußerſtes zu wagen, ſo abgeneigt war Bazaine. Er wollte ſich nicht compromittiren, keine Chancen aus der Hand geben; ſeine ganze Politik hieß »abwarten«. Wenn ein ſtarkes republikaniſches Gouvernement zu Stande kam, oder wenn Preußen alle Anſtalten traf, ein ſolches republikaniſches Gouvernement nicht aufkommen zu laſſen, ſo konnte er mit ſolchem Gouvernement oder vielleicht auch mit den Preußen paktiren, je nachdem das eine oder das andere die größeren Vortheile verſprach. [Es ſcheint, daß er, Mr. Robinſon, an dieſer Stelle ein ſolches Paktiren mit Preußen meint, das ihn, den Marſchall, etwa zum Protektor gemacht haben würde. Die ganze Stelle iſt abſichtlich dunkel gehalten.] Er hatte Luſt den Glamis, den Cawdor zu ſpielen, jedenfalls mehr ſich ſelbſt als ſeinem Lande zu dienen. Derſelbe Ehrgeiz, den er ſchon in Mexiko bewieſen hatte, trat jetzt wieder ſichtbarlich hervor. Nur ſo wird dieſe »Belagerung von Metz« erklärlich, nur ſo läßt es ſich begreifen, daß dieſe ſchöne franzöſiſche Cavallerie ſchließlich zu nichts verwendet wurde, als ihre Pferde aufzuzehren oder aufzehren zu laſſen. —

Unſere Luftballons.

Seit Mitte Auguſt war man in Metz von dem Verkehr mit der Welt abgeſchnitten, keine Nachrichten, keine Briefe, keine Journale; ebenſo unmöglich war es, Nachrichten nach außen hin gelangen zu laſſen. Der Zirkel war eiſern und für den Einzelnen undurchbrechbar; der Vorpoſtendienſt wurde preußiſcherſeits aufs Glanzendſte gehandhabt. Man litt unter dieſer Abſperrung nicht blos politiſch-militairiſch, vor Allem auch moraliſch; die geiſtige Oede, das Ausbleiben jedes Zuſtrömens von Neuigkeiten ward ſchmerzlicher empfunden als das Ausbleiben des friſchen Waſſers. Für dieſes gab es Nothbehelfe; das Moſelwaſſer war ſchlecht, aber es war doch Waſſer, der Mangel an Nachrichten jedoch, das Aufhören jedes geiſtigen Verkehrs war abſolut.

Schon Anfang September, unmittelbar nach dem geſcheiterten Durchbrechungsverſuch vom 31. Auguſt (Noiſſeville), entſtanden Pläne dieſer Verkehrsnoth abzuhelfen.*) Meinerſeits wurden Luftballons proponirt, was angenommen wurde.

Ich begann nun damit Nachforſchungen nach dem für unſern Zweck unerläßlichen Material anzuſtellen: Papier, Kattun, Seide, Caoutchouc, Benzin und Terpentingeiſt, letztere beide um den Caoutchouc zu löſen. Auch die Seilerläden wurden beſucht, um uns der nöthigen Schnüre und Stricke zu verſichern. Als Beweis dafür, an wie kleinen Dingen oft die beſſere oder ſchlechtere Ausführung eines Planes hängt, mag angeführt werden, daß uns die Limonaden- und Sodawaſſerfabrikanten um die Möglichkeit brachten, unſere Ballons mit Waſſerſtoffgas zu füllen; die ſtarke Nachfrage nach Limonade und Sodawaſſer hatte zu vorzeitiger Conſumirung aller Salz- und Schwefelſäure geführt, ſo daß ſich die Entwickelung des betreffenden Gaſes (Hydrogen) aus Zink und Mineralſäure verbot. Hundert ähnliche Hinderniſſe waren zu überwinden; es glückte aber ſchließlich doch.

Die Autoritäten hatten mich förmlichſt zum Luftballonfabrikanten ernannt und ein großer Boden in der Artillerie- und Ingenieurſchule war mir als Atelier überlaſſen worden. Schon am 4. September ging ich ans Werk; nach wenigen Tagen war ein Ballon, der nach Art der Montgolfièren mit verdünnter Luft gefüllt wurde, glücklich hergeſtellt und eine „erſte Auffahrt“ ſchien ſich glücklich bewerkſtelligen zu wollen, als einer meiner Arbeiter, in der Hitze des Gefechts, den eben gefüllten, prächtig aufgeblaſenen Ballon mit einer Leiter zerſtieß. Die Verſtimmung war groß, aber neue Arbeit war das beſte Mittel dieſer Verſtimmung Herr zu werden, und bereits am 12. September konnte in Affichen angekündigt werden, daß man vom 13. September ab im »Bureau de poste aérostatique« Briefe in Empfang nehmen werde, von denen jeder auf einen Papierſtreifen von zwei Zoll Breite und 3½ Zoll Länge geſchrieben ſein müſſe. Inhalt: »ich lebe noch und befinde mich gut oder ſchlecht.« Eine enorme Zahl von Briefen ging ein. Vorerſt konnten nur 8000 befördert werden, die hundertweiſe zuſammengebunden wurden; alle zuſammen in einer Caoutchouchülle, an der äußerlich folgende Notiz befeſtigt war: »Derjenige, der dies Packet findet und es, gegen eine Empfangsbeſcheinigung bei einem Poſtamte abliefert, erhält gegen Vorzeigung dieſer Beſcheinigung eine Belohnung von 100 Francs. Diviſionsgeneral Coſſinières.« Nun wurden die Stricke gelöſt und ſiehe da, unter ungeheurem Jubel der ganzen Bevölkerung und unter dem beſtändigen Rufen »bon voyage«, ſtieg der Ballon in die Luft. Von hohen Punkten aus konnten wir ihm lange folgen, mit der Schnelligkeit von 7 deutſchen Meilen die Stunde ſteuerte er ſüdwärts auf Veſoul und Beſançon zu. Alles war voll Dank, auch die Autoritäten gaben dadurch ihre Zufriedenheit zu erkennen, daß ſie mir und meinen Mitarbeitern ſtatt des großen Bodens den Manöverſaal einräumten. Sofort gingen wir zur Herſtellung neuer Ballons. Unſer Verfahren dabei mag in Kürze beſchrieben ſein.

---

*) Ziemlich gleichzeitig mit Mr. Robinſon brachte ein franzöſiſcher Capitain, Namens Schulz (der Erfinder der Mitrailleuſe), ſeine demſelben Zweck dienenden Pläne zur Kenntniß der Behörden. Beider Pläne liefen auf daſſelbe hinaus: Luftballons, zunächſt ausſchließlich für Briefe, ſpäter im Fall des Gelingens vielleicht auch für Perſonen, ſpeziell zur Beobachtung des feindlichen Lagers, beſtimmt. Die betreffenden Pläne wurden dem General Coffinières, ſchließlich dem Marſchall ſelber vorgelegt. Beider Pläne fanden Billigung. Capitain Schulz, was gleich vorweg bemerkt ſein mag, baute einen größeren und feſteren Ballon, der ſelbſt die Bewunderung des rivaliſirenden Mr. Robinſon fand, — er hatte aber Unglück mit ſeinem Prachtbau. Aus unaufgeklärten Gründen ſank derſelbe nach kurzer glänzender Erhebung in die preußiſchen Linien nieder und Capitain Schulz wurde von dem Tage an aus der Liſte der Ballonmacher geſtrichen. Mr. Robinſon und ſein Mitarbeiter, Lieutenant Brequet, behaupteten das Feld.

Auf langen Tiſchen waren Muslinfahnen ausgebreitet, auf die wir zunächſt Papier aufklebten. Sobald alles trocken war, gaben wir dem Papier zwei Collodium-Ueberzüge und ſchnitten nun die ſo hergerichteten großen Fahnen in Stücke, wie ſie zur Formung eines Ballons nöthig waren. Nun klebten wir dieſe einzelnen Stücke zuſammen, derart, daß der Muslin die Außenſeite bildete. Der ſo hergeſtellte Ballon wurde mit Hülfe eines großen Blaſebalgs einfach aufgeblaſen und mit einer luftdichten Maſſe überzogen. Eine Miſchung von Leim, gekochtem Oel und Glycerin hatten wir ſchließlich als beſtes Anſtrichsmaterial feſtgeſtellt. Nach dieſem Anſtrich war der Ballon fertig, es fehlte dann eben nur noch die Füllung mit verdünnter Luft, um ihn ſteigen zu laſſen. Unſere Geſchicklichkeit wuchs ſo ſchnell, daß wir alsbald im Stande waren täglich einen Ballon herzuſtellen. Da wir demſelben, über die anfänglichen drei Meter hinaus, bald einen Durchmeſſer von fünf Meter gaben, ſo vermochten wir in der Regel 25,000 Briefe aufſteigen zu laſſen. Wie viele von der enormen Geſammtſumme der expedirten Briefe (150,000) ihren Beſtimmungsort erreicht haben, vermag ich nicht zu ſagen; — wohl kaum der vierte Theil, denn Wind und Wetter waren uns nicht immer günſtig und die Preußen außerordentlich auf der Hut. Bei einer beſtimmten Gelegenheit ließen wir, am Ballon befeſtigt, ein Bauer mit

Brieftauben aufſteigen, an deren Hals ein Zettel hing: »wer dieſe Taube mit Nachrichten zurückſchickt, erhält 100 Francs«; aber das Schickſal dieſer armen Thiere war, in einer preußiſchen — Taubenpaſtete unterzugehen. Die Belagerer ſandten uns anderen Tages ſchon einen Parlamentair mit der kurzen Notiz: »Beſten Dank; ſie waren weich und ſchmackhaft«.

An ſolchen Zwiſchenfällen war kein Mangel, aber unſer Eifer blieb unausgeſetzt derſelbe, bis wir (und vielleicht ſpeziell ich) Ende September mit unſerem ganzen Plan in Ungnade fielen. Die Preußen ſchickten einen Theil der in ihre Hände gefallenen Correſpondenz an Bazaine zurück, der nun in verſchiedenen Briefen, namentlich auch in den meinigen, allerhand Verrätheriſches finden wollte. Selbſtverſtändlich war dies bloße Vorgabe, um dahinter Groll und Mißmuth darüber zu verbergen, daß ein Civiliſt und Fremder zu einer Art von populairer Figur geworden war. Ich muß dies annehmen, weil es bei ſolchen allgemeinen Redensarten blieb und nie und nimmer auch nur der Verſuch gemacht wurde, mich und meine Correſpondenzen vor Gericht zu ſtellen. Sie waren eben alle aufs Sorglichſte und unter Vermeidung alles deſſen, was als Geheimniß angeſehen werden konnte, abgefaßt. Ein Verbot erfolgte nicht geradezu, aber man ließ ein ſolches wie ein drohendes Gewölk über mir und meinen Genoſſen ſchweben und erreichte dadurch was man wollte: man verdarb uns die Luſt an der Arbeit. So wurden Ende September die Poſt-Ballons aufgegeben.

Mit dem großen »Recognoscirungs-Ballon«, den wir zu bauen vorhatten, ging es noch minder glücklich. Er kam gar nicht zu Stande. Die Koſten eines ſolchen, mit dem ich dann ſelber in Gemeinſchaft mit einem franzöſiſchen Offizier aufſteigen wollte, waren auf 14,000 Francs berechnet worden, eine Summe, die der Marſchall ohne Weiteres als zu hoch erklärte. Vergebens erboten ſich Prinz Murat und der Marquis de la Motte Fenelon den größten Theil dieſer Summe zu zahlen, — der Marſchall blieb bei ſeiner Weigerung. Er unterhielt höchſt wahrſcheinlich damals ſchon einen mehr oder weniger intimen Verkehr mit dem preußiſchen Hauptquartier und wollte in ſeinen Plänen durch nichts geſtört werden. Sein Spiel hatte nur einen Zweck und dieſer eine Zweck war er ſelbſt.

Auf Markt und Gaſſen.

Die Tage in Metz waren triſte, öde Tage, nur die Wochen, in denen die Ballonfabrikation mich beſchäftigte, machten eine Ausnahme. Anhaltende Arbeit, zumal wenn ihr ein bedeutender oder doch ein humaner Zweck zu Grunde liegt, hilft über vieles hinweg.

In den Wochen, die unſerer Ballonfabrikation vorausgingen, alſo in der zweiten Hälfte des Auguſt, machte ich verſchiedene Verſuche mit Hülfe eines Geleits- oder Sicherheitsbriefes erſt durch die franzöſiſchen Linien und mit Hülfe eines engliſchen, vom preußiſchen Geſandten unterzeichneten Paſſes, durch die preußiſchen Linien hindurchzukommen, aber es ſcheiterte jedesmal und ein Wunder bleibt es, daß mir wenigſtens gelang heil nach Metz zurückzukehren. Denn nicht nur, daß die feindlichen Vorpoſten in der Regel eher ſchoſſen als ſie anriefen, auch die franzöſiſchen, nachdem ich preußiſcherſeits abgewieſen worden war, thaten bei meiner Rückkehr daſſelbe, ſo daß man wie ein Wild zwiſchen zwei Schützenlinien umherirrte. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen derart, gab ich es auf. Ein College von der New-York-Times, der es erzwingen wollte, bezahlte es mit ſeinem Leben; ich habe Näheres über ſeinen Tod nicht erfahren können.

Unſere größte Unterhaltung, an der, in Ermangelung von Beſſerem, Alt und Jung, Vornehm und Gering gleichmäßig theilnahmen, war die »Spionshetze«. Ein Jeder wußte, daß bei dieſer Hetze nichts herauskam, daß es in 99 Fällen von 100 immer Unſchuldige waren, die unter dem Geſchrei »un espion« durch die Straßen geführt wurden, aber das Bedürfniß nach Abwechſelung und Zerſtreuung war ſo groß, daß man für jedes Vorkommniß, das das ewige Einerlei unterbrach, nur dankbar war. Selbſt die Erwägung, daß das Damoklesſchwert beſtändig über all und jedem hing, daß der nächſte Tag ſchon einen ſelber zum Opfer auserſehen konnte, vermochte an der Befriedigung, die einem das Schauſpiel gewährte, wenig zu ändern. Um ſo weniger, als man mit einer Art Gewißheit annehmen konnte: es werde nichts dabei herauskommen. Das meiſte verlief komiſch. Eine ſolcher Scenen mag hier erzählt werden.

Unter den in Metz Eingeſchloſſenen befand ſich außer mir noch ein zweiter Engländer, ein Doktor, der in der indiſchen Armee gedient und ſich durch Sonnenſtich und brandy pawnee mindeſtens eine halbe Verrücktheit zugezogen hatte. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, dem Marſchall und ſeinem Generalſtabe durch ſtrategiſchen Rath von Nutzen zu ſein, was Anfangs als amüſanter Zwiſchenfall gut aufgenommen worden war. Bald aber überwog das Unbequeme, er wurde abgewieſen und ſchließlich als »verdächtig« eingeſperrt. Unglücklicherweiſe ſprach er kein Wort franzöſiſch, die zahlreichen Dolmetſcher andererſeits konnten kein engliſch, ſo entſtanden Schwierigkeiten, die ſich erſt löſen zu wollen ſchienen, als entdeckt wurde, daß ſich am Jeſuiter-Collegium ein engliſcher Sprachmeiſter befinde, Mr. Hamilton. Dieſer wurde citirt und zu ſprachlicher Dienſtleiſtung ins Gefängniß beordert. Hier angekommen, wußte der Gefängnißvorſtand nicht was er mit ihm anfangen ſollte und um ſicher zu gehen, ſperrte er ihn ebenfalls ein. So vergingen Tage, bis ſich ſchließlich, ohne alles Interpretenthum, die Unſchuld des verrückten Doktors herausſtellte, der nun ohne Weiteres entlaſſen wurde. Aber Mr. Hamilton's, des armen Sprachmeiſters, Zelle wollte ſich nicht öffnen. Da er nur »von ohngefähr« zurückgehalten worden war, da er nicht in den Liſten ſtand, ſo konnte ſein Fall auch gar nicht zur Verhandlung kommen und möglicherweiſe hätt' er bis zum Einrücken der Preußen warten müſſen, wenn er nicht zufällig durch einen inſpicirenden Offizier entdeckt, erkannt und befreit worden wäre.

Solche Irrthümer waren an der Tagesordnung; immer neue Spione wurden eingebracht, um nach drei Tagen oder früher wieder in Freiheit geſetzt zu werden, aber man würde irre gehen, wenn der Schluß daraus gezogen werden ſollte, daß es überhaupt keine Spione gegeben hätte. Es gab deren, nach meiner aufrichtigſten Meinung, ſehr viele und erſtaunlich war die Kühnheit, mit der ſie operirten. Sie tauchten in allen nur denkbaren Uniformen auf, als Aerzte, Intendanturbeamte, Gensdarmen, thaten Fragen über Fragen, oft in autoritativem Tone, wenn die Uniform dazu berechtigte, und waren im ſelben Augenblick verſchwunden, wo der Verdacht ſich zu regen begann. So kam es, daß wir, von Horchern und Agenten umſtellt, doch nur jenes einzigen Spions uns bemächtigen konnten, der am 28. Auguſt im Feſtungsgraben, nahe der Porte Serpenoiſe, erſchoſſen wurde.

Das Leben in den Straßen von Metz hatte bald aufgehört meine Theilnahme zu wecken, weil es eben immer daſſelbe blieb, aber anfänglich war es weder farb- noch intereſſelos; im Gegentheil. Es war ein beſtändiges Auf- und Abfluthen von Uniformen aller Arten und Grade; das Ganze bunt und flitterreich wie eine Theaterſcene. In nichts excellirte die franzöſiſche Armee ſo ſehr wie in Knöpfen, goldene, ſilberne, überſponnene, mit und ohne Nummer; auf der Bruſt eines jungen Cavallerie-Offiziers zählte ich 125 Knöpfe. Gensdarmen, Guiden, beſonders Marketenderinnen in nicht geringer Zahl belebten das Bild, beſonders die Letzteren, die zum Theil mit ihren Bärenfell-Mützen, ſchnurbeſetzten Jacken und vergoldeten Sporen von Kopf bis zu Fuß den ächten »chique« vertraten. Alle unſchön, aber alle maleriſch und — »fett, fidel und vierzig«. Mitten durch dies Getriebe zog ſich, das Pittoreske des Bildes ſteigernd, ein ſchwarzer Streifen von Abbes und Almoſeniers, von denen die Letztern ſeit der Belagerung das Raſirmeſſer außer Thätigkeit geſetzt und dadurch das Dunkelſchwarz ihrer Erſcheinung geſteigert hatten.

Es war auch kein Mangel an Originalen, an ſogenannten »Figuren«, die jedesmal, wenn ſie erſchienen, begrüßt und bejubelt und von Hunderten von Neugierigen gefolgt wurden. Unter dieſen »Figuren« nahmen natürlich diejenigen, die dem Heldengenre zugehörten, den erſten Platz ein und unter dieſen ragte wieder Monſieur Hitter als eigentlicher populairer Held hervor. Seine Erſcheinung gab gleich den ganzen Mann: korpulent, heller Sommerrock, Ledergamaſchen, Jagdtaſche und ein Chaſſepot über die linke Schulter gehängt. Alles drängte ſich an ihn und beſtürmte ihn mit Fragen, wenn er von ſeinen Jagdzügen zurückkehrte. Dieſe beſtanden zumeiſt darin, kleine Trupps aus dem Hinterhalt zu überfallen, Proviantzüge wegzufangen, vor allem aber die preußiſchen Vorpoſten wegzuſchießen. Er war dabei erfinderiſch genug. Dieſe Art von Sport hatte nämlich bei der guten Deckung, die die Preußen in Löchern und Gräben, hinter Bäumen und Hecken zu nehmen wußten, ihre Schwierigkeiten, und Hitters Größe beſtand darin, immer neue Mittel und Wege zu finden, um die gut Geſchützten aus ihrer Deckung hervorzulocken. Eines dieſer Mittel beſtand darin, alte Blechbüchſen, an denen inwendig ein Kloppel, auswendig ein Draht befeſtigt war, Nachts in Nähe der preußiſchen Vorpoſten auszuſtreuen und eben dieſe Büchſen bei Anbruch des Tages mit Hülfe der Drähte in Bewegung zu ſetzen. Nun begann ein räthſelhaftes Klimpern und Klappern über das Feld hin, das die Vorpoſten veranlaßte, aufzuhorchen und erſt mit dem Kopf, dann mit dem Oberkörper aus der Deckung hervorzukommen. Das war der erſehnte Moment: Jetzt hatte Hitter ein Ziel und feuerte ſeinen Schuß ab. Ob er viel getroffen hat, ſtehe dahin. Es gab Leute, die der Anſicht lebten, er habe die Cernirungs-Armee decimirt. Franzoſen ſind ſanguiniſch, ganz beſonders auf dieſem Gebiet. Eine Thatſache iſt es, daß ſelbſt Bazaine gezwungen wurde, dieſer Kriegführung auf eigene Hand ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wobei dahin geſtellt bleiben mag, ob er es nicht lediglich deshalb that, um die eigene raſch hinſchwindende Popularitat durch Gunſtbezeugungen gegen einen Volkshelden wieder zu gewinnen. Jedenfalls, wenn er dieſe Abſicht hatte, ſcheiterte er damit; Hitter weigerte ſich, die ihm überſandte Dekoration anzunehmen und als der Antrag wiederholt wurde, ſagte er: gut, ich werde ſie tragen, aber rücken-abwärts.

Unſere Fouragirungs-Expeditionen.

Der Ueberfall von Peltre.

Mit Hülfe der Forts und kleinen Kämpfe glückte es, faſt nach allen Seiten hin, ein gutes Stück der unmittelbaren Umgebung von Metz wieder unſer zu nennen: Gärten, Gemüſe und Wieſenland, von dem wir nun Gras und Kartoffeln hatten.

Die Preußen ſchloſſen uns nicht enger ein, ſondern wir umgekehrt gewannen an Terrain. Sie hatten Anfangs Magny, St. Ruffine, Lorry, Mey und Nouilly inne, lauter Punkte, die wir nunmehr entweder beſetzt hielten, oder doch beherrſchten.

Das ermuthigte namentlich die Bürgerſchaft, die im Uebrigen auch beſtändig davon träumte, den Prinzen Friedrich Karl gefangen nehmen zu wollen, auf größere Fouragirungen zu dringen. Wir wußten, die Preußen hatten in Remilly, Courcelles und Peltre große Vorräthe; dieſe in unſeren Beſitz zu bringen, wurden in der letzten Woche des September verſchiedene Expeditionen in Scene geſetzt, die meiſt glückten und unter denen das „Unternehmen gegen Peltre“ das intereſſanteſte war. (Siehe unſre Karte auf S. 800.)

Peltre iſt, nach Südoſten zu, der erſte Eiſenbahn-Haltepunkt von Metz; die nächſten Stationen ſind Courcelles und Remilly; die Linie ſelbſt iſt die nach Forbach und Saarbrücken führende, alſo genau die, die den direkten Verkehr der Belagerer mit Deutſchland vermittelte. Von Remilly aus (wie bekannt) zweigte ein von den Preußen gelegtes Geleiſe nach Pont a Mouſſon hin ab; dieſe wichtige Zweigbahn erleichterte, ja ermöglichte vielleicht überhaupt nur die regelrechte Verpflegung der am linken Moſelufer ſtehenden preußiſchen Corps, alles aber was dieſſeits, am rechten Ufer des Fluſſes ſtand, erhielt ſeine Lebensmittel von Remilly und Courcelles aus. Wie es ſcheint, wurden dann und wann einige Waggons ſogar bis Peltre vorgeſchoben und kamen den Truppenabtheilungen zu ſtatten, die theils in Peltre ſelbſt, theils links und rechts daneben in Crepy und Mercy le Haut ſtanden. Auch die an der Seille hin, ſüdlich von Metz gelegenen Ortſchaften wurden wohl von hier aus verproviantirt.

Alſo gegen Peltre ging es. Viehheerden, Stroh, Heu, Hafer, alle möglichen Herrlichkeiten waren uns in Ausſicht geſtellt. Der Brigade Lapaſſet fiel es zu, von Montigny her dieſen Stoß auszuführen; ſchon in aller Frühe ſetzten wir uns in Bewegung. Es war unter allen Fouragirungs-Expeditionen, ja unter allen Vorſtößen und Ausfällen überhaupt, die während der ganzen Belagerung ſtattfanden, das wahrſcheinlich beſtgeplante und beſtausgeführte Unternehmen. General Lapaſſet diſponirte über ſeine Truppen derart, daß er einen Theil derſelben die im Betrieb verbliebene Eiſenbahn benutzen, dieſer raſch vorgeſchobenen Avantgarde aber das Gros ſeiner Brigade am Bahnkörper hin folgen ließ. Das Gros — dem eine Mitrailleuſen-Batterie beigegeben war — marſchirte bis Baſſe Bevoye und griff ſpäter von hier aus in den Gang des Gefechtes ein.

Der die Avantgarde bildende Eiſenbahnzug hatte ſich mittlerweile Peltre genähert, auf dem vorderſten Wagen befanden ſich zwei Geſchütze; die Lokomotive ſchloß. Lautlos glitt der Zug bis hart an den Bahnhof und hielt, an den Waggons hin, der Seite abgewandt von wo wir die Preußen vermutheten, ſammelten ſich die Unſeren, umſchlichen das Schloß von Crepy und jetzt plötzlich laut und lebendig werdend, brachen ſie mit Krach und

Schuß in das ſtill daliegende Chateau ein. Die Ueberraſchung war vollſtändig, der Kampf kurz. Eine andere Abtheilung, wohl die größere Hälfte, hatte ſich mittlerweile gegen Peltre gewandt. Peltre und Crepy, wie zunächſt hier bemerkt werden mag, bilden ein Ganzes; die Bahn zieht genau die Grenze. Auch hier glückte es uns. Die überraſchten Preußen, ſo weit ſie nicht beim erſten Anlauf fielen oder zu Gefangenen gemacht wurden, ſuchten das Hauptgebäude des Dorfes, ein neu errichtetes Frauenkloſter (le Couvent des soeurs de Providence) zu erreichen und ſetzten ſich an dieſer Stelle feſt. Hier entbrannte nun der eigentliche Kampf. Sie wehrten ſich wie Verzweifelte; Schritt um Schritt mußte erſtritten werden, Pardon wurde weder gegeben noch genommen. Zuletzt ſtand man in der Kapelle; an den Stufen des Altars, dem ſie inſtinktmäßig zudrängten, wurden die Letzten niedergemacht.

Ein raſch errungener Erfolg, aber bedeutungslos, ja widerwärtig faſt (wie jedes Maſſacre) wenn es nicht glückte, den Sieg auch praktiſch auszunutzen. Daß man hier nicht lange ſicher ſein werde, war klar, ſchon bewegten ſich, von Courcelles und Laquenexy her, lange Colonnen heran; alſo raſch, raſch! Mit den Menſchen war man fertig, jetzt an die Hauptſache: das Vieh, die Heerden. Ihr Gebrüll war wie Muſik; lachende Zukunft, die ſich uns bot, denn ach des Pferdefleiſches waren wir ſatt. Hinein in die Hürden, und während organiſirte Commandos die Rinder dem Bahnhof zutrieben, trugen andere, die auf eigene Hand operiren zu können glaubten, einen Hammel auf den Schultern, oder ein Lamm unterm Arme davon. Auch Heu und Hafer, Zucker und Kaffee wurde gefunden; hinein in die Waggons, Menſch und Vieh, Stroh und Hühner, alles bunt durcheinander; ein Puff — und der ſiegreiche Eiſenbahnzug glitt wieder heimwärts auf Montigny zu, während Fort Queuleu über unſere Köpfe fort dem Feinde entgegendonnerte.

Wie im Triumph hielten wir unſeren Einzug. Hundert Gefangene vorauf. Dann ein Sappeur, dem ein Jungſchwein am Halſe hing, die Beine zuſammen gebunden, der Kopf nach unten. Dann die Heerde. Rechts, der Flügelmann der letzteren, hatte einen Papierſtreifen zwiſchen den Hörnern, darauf »Bismarck« zu leſen war. Ungeheurer Jubel! Als die Kühe vorbei defilirten, drängten ſich junge Mütter heran und baten um Milch für ihre Kleinen. Es war als hätten wir einen großen Sieg errungen. Und doch was war es ſchließlich: 40 Kühe, erkauft mit dem Einſatz von 200 Menſchenleben.«

Die Octoberwochen in Metz.

Die Stimmung, die die Ausfallgefechte vom 27. September — beſonders der glückliche, ſchließlich einer Maskerade nicht unähnliche »Zug gegen Peltre« — hervorgerufen hatten, war eine überaus günſtige geweſen, günſtig über alles Erwarten hinaus. Aber ſie war nicht von Dauer. Das ſchon erwähnte Zwiegeſpräch zwiſchen Bazaine und dem Bürgermeiſter von Metz (Felix Maréchal) hatte keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß ein ernſtlicher Verſuch zur Rettung der Armee kaum noch gemacht werden würde, wenn auch andererſeits weder die Unmöglichkeit des Gelingens, noch eine directe Abgeneigtheit in das Wagniß einzutreten, ſeitens des Oberfeldherrn ausgeſprochen worden war. Bazaine verſtand es vorzüglich, in den Antworten, die er gab, die Fragen um die es ſich handelte offen zu laſſen; er ſagte nichts beſtimmt zu, er lehnte nichts beſtimmt ab. Um in jedem Augenblick eine gewünſchte Freiheit der Action zu haben, balancirte er in ſeinen Kundgebungen zwiſchen ja und nein in geſchickter Weiſe hin und her, einerſeits die Schwierigkeiten der Lage, andererſeits ſeine Geneigtheit betonend »dieſen Schwierigkeiten zu begegnen«. Namentlich dieſe letztere Redewendung zählte zu den beliebteſten. Sie geſtattete jede Art der Auslegung und konnte eben ſo gut auf einen letzten energiſchen Entſchluß wie auf Capitulationsnothwendigkeit gedeutet werden.

Dieſe Ausdrucksweiſe entſprach übrigens durchaus der militairiſchen wie der politiſchen Situation, und es will uns deshalb unbillig erſcheinen, daraus Anklagen gegen den Charakter oder die Begabung Bazaines herleiten zu wollen. Im Gegentheil, dieſe diplomatiſche Reſervirtheit war geboten. Aber ſo ſehr eine ruhige hiſtoriſche Darſtellung dies zu betonen hat, ſo gewiß iſt es doch auch, daß eine Redeweiſe, die immer Hintergedanken und eine Handelweiſe, die immer Hinterthüren hatte, nicht populair machen konnten und daß daſſelbe Verfahren, das wir nachträglich gutheißen oder wenigſtens begreiflich finden mögen, der Verſtimmung von Armee und Bevölkerung, die einfach Durchbruch durch die preußiſchen Linien und Bruch mit dem Kaiſerthum verlangten, immer neue Nahrung geben mußte.

Die erſte Woche

(vom 1. bis 8. October).

Die Außendinge, wie ſie ſich mit dem Eintritt in den October zu geſtalten begannen, waren nicht dazu angethan, dieſen Unmuth zu balanciren. Regen ſtellte ſich ein, die Nachte wurden kalt, die Lager unwohnlicher von Tag zu Tag. Die Truppen ſahen ſich allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt und blieben auch fernerhin nur auf die Schutzzelte und die Lagerdecke angewieſen. Dabei wurde die Verpflegung immer dürftiger bemeſſen und gleichzeitig qualitativ verſchlechtert. Maſſenhaft ſtarben die Pferde und verpeſteten die Lager, da man verabſäumte die Cadaver mit der nöthigen Sorgfalt einzuſcharren und ſich in der Regel damit begnügte, dieſelben in die Moſel oder die Gräben der Feſtung zu werfen. Dumpfe Reſignation bemächtigte ſich der Gemüther, ſelbſt einzelne Generale, die entweder politiſch anders ſtanden wie Bazaine oder aber die militairiſche Erwägung über jede andere ſtellen zu können glaubten, gaben ihrem Mißmuth Ausdruck. General Deligny bemerkte bitter »die Armee werde lebendig begraben«.

Die Kunde von dieſer wachſenden Mißſtimmung drang natürlich auch bis Ban St. Martin ins Hauptquartier und führte hier, um ſo mehr als gleichzeitig die Meldung von in Grandes Tapes aufgehäuften Vorräthen eintraf, zu dem Entſchluß, die »Fouragirungs-Expeditionen«, die ſich bis dahin als excellente Stimmungsverbeſſerungsmittel erprobt hatten, wieder aufzunehmen.

Der 7. October wurde für ein ſolches Unternehmen feſtgeſetzt. Es war das letzte und opferreichſte, weshalb wir etwas eingehender bei ihm verweilen.

Die Fouragirungs-Expedition gegen »les Petites et les Grandes Tapes«

am 7. October.

Die Expedition ging diesmal flußabwärts, und galt den beiden Gehöften Petites Tapes und Grandes Tapes, von denen, wie ſchon hervorgehoben, bekannt geworden war, daß ſich daſelbſt große Vorräthe, namentlich an Getreide, befänden. Ein wenigſtens vorübergehender Erfolg ließ ſich mit um ſo größerer Sicherheit verſprechen, als die Entfernung zwiſchen den vorgeſchobenſten dieſſeitigen und jenſeitigen Linien, wenigſtens auf dieſem Terrain-Abſchnitt, kaum 1000, an manchen Stellen kaum 500 Schritt betrug.

Der Terrain-Abſchnitt, auf dem das Gefecht in Scene ging, liegt eine halbe Meile nördlich von Metz, am linken Moſelufer, und zwar zwiſchen dem Fluß und der alten Römerſtraße, mit welcher letzteren, auf allernächſte Diſtance, die Luxemburger Eiſenbahn und die Diedenhofer Chauſſee parallel laufen. Dieſe drei Straßenlinien bildeten den linken, die Moſel den rechten Flügel des Actionsfeldes. Die Unſrigen hielten

Bellevue (an der Römerſtraße)
St. Remy (an der Diedenhofer Chauſſee)
Petites Tapes und Grandes Tapes (beide an einem gegenüber Olgy einmündenden Bache gelegen)

beſetzt; ihnen gegenüber wurden

St. Agathe (an der Römerſtraße)
Ladonchamps (an der Diedenhofer Chauſſee)
Petite Maxe und Grande Maxe (beide an einem Malroy gegenüber einmündenden Bache gelegen)

von den Franzoſen gehalten. Unſererſeits waren es Poſenſche Landwehr-Bataillone der Diviſion Kummer, franzöſiſcherſeits vorgeſchobene Abtheilungen des VI. Corps Canrobert, die die vorderſten Poſitionen inne hatten. Die Landwehr-Diviſion, ohne directe Soutiens, war auf die Unterſtützung des links und rechts neben ihr ſtehenden X. und III. Armee-Corps angewieſen; die vorderſten franzöſiſchen Abtheilungen hingegen ſtützten ſich auf das Gros ihres eigenen Corps, das unmittelbar ſüdlich der oben genannten Linie: St. Agathe, Ladonchamps, Petite Maxe und Grande Maxe in tiefen Colonnen ſtand.

Marſchall Bazaine ordnete an:

daß die gegenübergelegene feindliche Linie genommen und dieſe Operation durch ein gleichzeitiges Vorgehen, rechts des IV. Corps L'Admirault, links des III. Corps Leboeuf unterſtützt werden ſolle.

In Gemäßheit dieſer Ordre erfolgte 1½ Uhr der Angriff. Er wurde indeß, einigermaßen überraſchender Weiſe, nicht durch das in Front ſtehende VI. Corps, ſondern, der Hauptſache nach, durch das in Reſerve ſtehende Garde-Corps ausgeführt, deſſen Voltigeur-Diviſion Deligny erſt in das VI. Corps eindoublirte und dann in ſeine zwei Brigaden ſich theilend

die Brigade Brincourt über Francloncbamps gegen les Grandes Tapes (rechter Flügel) und

die Brigade Garnier über St. Remy gegen les Petites Tapes (Centrum) dirigirte.

Nur am linken Flügel nahmen Abtheilungen vom VI. Corps an dem Gefechte Theil. Es war die Brigade Gibon, die, aus St. Agathe und dem Bois de Woippy hervorbrechend, ihren Angriff gegen Bellevue (an der Römerſtraße) richtete.

Die Angriffe der beiden Garde-Brigaden glückten, der der Brigade Gibon ſcheiterte, da es ſich indeſſen in erſter Reihe um Centrum und den dieſſeitigen linken Flügel (Grandes Tapes) gehandelt hatte, ſo ließ ſich unzweifelhaft von einem Erfolge ſprechen. Das Hauptobjekt war genommen. Um 3½ Uhr war die ganze Linie von Malroy bis St. Remy in Händen des Feindes; nur das hart links (weſtlich) daneben gelegene Bellevue wurde noch von unſeren Landwehren gehalten.

Prinz Friedrich Karl gedachte jedoch nicht, den Feind im Beſitz der eben eroberten Linie zu belaſſen, und um 4 Uhr Nachmittags wurde der Angriff zur Wiedernahme der früheren Vorpoſtenlinie eingeleitet. Der Angriff ging wie folgt:

In erſter Linie die Landwehr-Diviſion v. Senden und zwei Bataillone 19er; rechts daneben zwei Bataillone 57er, links daneben zwei Bataillone 16er.

In zweiter Linie die übrigen Theile der Brigaden Blankenſee und Wedell, alſo vorzugsweiſe das Regiment Nr. 81 und die noch verbliebenen Bataillone der Regimenter 19, 57 und 16.

Von den Truppen der zweiten Linie kamen wohl nur einzelne Compagnieen noch zur Verwendung.*)

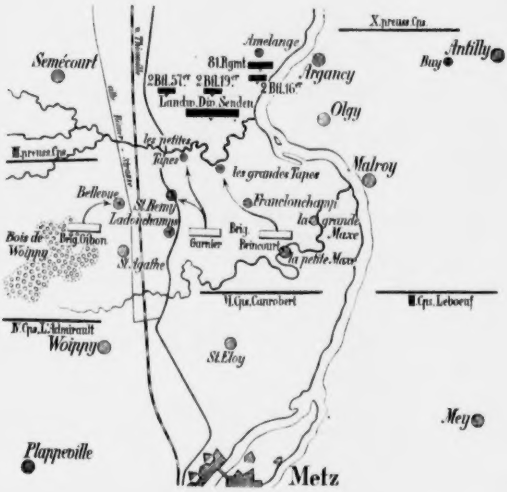
---

*) „Sehr wahrſcheinlich war der Theil des Angriffs, der die Wiedereroberung von les Petites und les Grandes Tapes beabſichtigte und erreichte, zu weſentlichſtem Theile ein Werk der Brigade v. Wedell und zwar des 2. Bataillons 57. und des 1. Bataillons 16. Regiments, unterſtützt durch Landwehr-Abtheilungen. Ein Bericht, den wir Urſach haben für authentiſch anzuſehn, giebt folgende Darſtellung des Gefechtes.

„Etwa um 4 Uhr erhielt die 38. Brigade, Brigade v. Wedell — dieſelbe, die den ſchweren Kampf bei Mars la Tour zu beſtehen gehabt hatte — Befehl, zunächſt vom rechten Flußufer auf das linke überzugehen und les Grandes Tapes wiederzunehmen.

Die Brigade brach aus ihrem Bivouac bei Chateau Buy zwiſchen Argancy und Antilly auf, ſammelte ſich, nach Ueberſchreitung der Moſel, in und bei Amelange und nahm derart Stellung, daß die 57er den linken, zwei Bataillone 16er (1. und Füſilier-Bataillon) den rechten Flügel bildeten.

Das 2. Bataillon 57er, Major v. Wehren, wurde zunächſt zur Rückeroberung von Grandes Tapes vorbeordert. Es avancirte hart am linken Flußufer hin, verſtärkte ſich im Vorgehen durch 58er Landwehren, die verſucht hatten, dieſſeits des gegenüber Olgy einmündenden Baches wieder feſten Fuß zu faſſen, ſah ſich aber gezwungen, vor der Uebermacht des Feindes zu weichen. Zu ſeiner Unterſtützung avancirten gegen 5 Uhr die 16er, im erſten Treffen das 1. Bataillon in Compagnie-Colonnen, dahinter die Füſiliere. Da es ſchon dunkelte, wurde ſämmtlichen Mannſchaften der Ort — Grandes Tapes — bezeichnet, den wir zu nehmen hatten; es war hierzu eine Rechtsſchwenkung erforderlich, die man auch ſignaliſirte. Auf den Ruf ſeines Commandeurs erhob ſich alsdann das Bataillon, unter Führung ſeiner Offiziere, in einem Marſch Marſch mit kräftigſtem Hurrah und wieder auf Commando warf es ſich etwa 300 Schritt weiter einige Augenblicke nieder, um, immer auf Befehl, eine gleiche Strecke abermals vorzuſtürmen und auszuruhen, bis man im Verein mit den Füſilieren, die auf den Flügeln eindoublirt waren, nach Grandes Tapes hineinſtürmte. Der Angriff war entſcheidend. Der Feind zog ſich vor uns zurück, während wir, hinter einer Gartenmauer geſchützt, ihn beſchoſſen. Mit Grandes Tapes ziemlich gleichzeitig kam auch Petites Tapes wieder in unſern Beſitz. Die Gefangenen, die hier wie dort gemacht wurden, waren von der kaiſerlichen Garde. Das 1. Ba-


X. preuss. Cps.
Amelange
Antilly
Buy
Semécourt
81. Rgmt.
Argancy
2 Btl. 57r
2 Btl. 19r
2 Btl. 16r
Landw. Div. Senden
Olgy
Thionville
alte Römer-Strasse
les petites Tapes
III. preuss. Cps.
les grandes Tapes
Malroy
Bellevue
St. Remy
Franclonchamp
Ladonchamps
la grande Maxe
Brig.
Bois de Woippy
Brig. Gibon
Garnier
Brincourt
St. Agathe
la petite Maxe
VI. Cps. Canrobert
III. Cps. Leboeuf
IV. Cps. L'Admirault
Woippy
St. Eloy
Mey
Plappeville
Metz

General v. Alvensleben II., Commandirender des III. Armee-Corps, hatte auf die ihm zugehende Meldung, daß General v. Kummer angegriffen ſei, die 9. Infanterie-Brigade, Oberſt v. Conta, und zwei Batterieen bei Norroy bereit geſtellt. Die Brigade rückte vor, nahm das vom Feinde beſetzte Bois de Woippy ſowie die nördlich deſſelben gelegenen Waldparcellen und ein Gehöft weſtlich Bellevue.

Dieſer Angriff fiel zuſammen mit dem vorerwähnten Hauptangriff in der Front auf Bellevue, St. Remy, les Petites Tapes, les Grandes Tapes und Franclonchamps. Mit Eintritt der Dämmerung waren dieſe Oertlichkeiten genommen.**) Die wiederholten Verſuche, welche der Feind zu deren Wieder-

---

taillon 16. Regiments hatte dieſen Erfolg mit nur 9 Mann an Todten und Verwundeten erkauft. Unter den Schwerverwundeten war leider auch der Commandeur des Regiments, Oberſt Hahn v. Dorſche.

**) Die franzöſiſchen Relationen weichen von dieſer Darſtellung, wie auch von der in unſerer vorſtehenden Anmerkung gegebenen, inſoweit erheblich ab, als ſie die Räumung von Grandes Tapes als eine freiwillige darſtellen. Es heißt darin: »Um 5½ Uhr ertheilte nahme machte, wurden abgewieſen. Angriffe, welche demnächſt von Compagnieen der Regimenter Nr. 81 und 19 nach 7 Uhr Abends auf Ladonchamps gerichtet waren, wurden eingeſtellt, als man die bedeutenden Truppenmaſſen erkannte, die der Feind dort aufgeſtellt. Weitere Angriffe auf dieſen ſehr vertheidigungsfähigen, mit trockenen und naſſen Gräben umgebenen und ſtark beſetzten Ort unterblieben.

Dem Berichte eines Offiziers, der, von einer Anhöhe bei Argancy aus, dem Gange des Gefechts folgte, entnehmen wir zur Vervollſtändigung unſrer vorſtehenden kurzen Angaben das Folgende.

„. . . . Die Gefechtslinie war über eine Meile lang. Rechts und links der Moſel eiferten die Geſchütze, ſich gegenſeitig zu überbieten. Obwohl ich gleich nach dem Alarm auf eine Anhöhe bei dem Dorfe Argancy geritten war, von welcher man den ganzen Kampfplatz überblicken konnte, ſo war es mir wegen der durch nebliges Wetter und den Pulverdampf verurſachten dicken Luft nicht möglich, die einzelnen Bewegungen genau zu beobachten. Der ganze vorbezeichnete Theil der Moſelebene wurde von einer einzigen Dampfnebelwolke bedeckt. Nur hier und da machte ſich das Aufblitzen einer Kanone und der dadurch verurſachte heftigere Dampf bemerkbar. Um 3½ Uhr ſtiegen zwei Rauchwolken als Zeichen brennender Ortſchaften (wahrſcheinlich Ladonchamps und Bellevue) auf. Die Heftigkeit des Kampfes erinnerte an den 18. Auguſt. Bald war der Kanonendonner, bald das Kleingewehrfeuer überwiegend, fort und fort dauerte Beides. Die Richtung des Kleingewehrfeuers, welches ſich von 3½ Uhr an ſüdöſtlich hinzog, bewies den Rückzug des Feindes. Kaum aber war der Kampf an irgend einer Stelle ruhiger geworden, ſo begann er an einer anderen deſto lebhafter. Unſere Batterieen waren wieder in dem Halbkreis, der ſich von dem Dorfe Norroy über Feves, Semecourt, Maizières, Argancy, Olgy, Malroy und Charly hinzieht, aufgeſtellt und feuerten mit abwechſelnder Heftigkeit, theils einzelne Schüſſe, theils ganze Salven in die feindlichen Colonnen ſendend. Im Ganzen mögen etwa 120—150 Kanonen auf unſerer Seite thätig geweſen ſein. Beſonders wirk-

---

Marſchall Bazaine an die bei der Unternehmung betheiligten Truppen Befehl zur Rückkehr nach dem verſchanzten Lager, da er inzwiſchen erkannt hatte, daß durch das concentriſch wirkende Feuer der deutſchen Batterieen die Durchführung der beabſichtigten Ausfouragirung von Grandes Tapes und Petites Tapes nicht zu ermöglichen ſein werde und eine längere Beſetzung nur die Verluſte vermehren konnte. — Wir halten dieſe Angaben im Weſentlichen für richtig. Sie ſtimmen auch der Zeit nach. Etwa um 5½ Uhr, eher ſpäter als früher, hielten beiſpielsweiſe unſere 16er vor Grandes Tapes. Nur zwei ſchwache Bataillone ſtark, würden ſie ſchwerlich im Stande geweſen ſein, eine Garde-Voltigeur-Brigade aus dieſer Poſition hinauszuwerfen, wenn dieſe nicht Ordre gehabt hätte, ſich aus derſelben zurückzuziehen. Am allerwenigſten aber würde ein ſolcher Erfolg mit einem Verluſte von 9 Mann an Todten und Verwundeten zu errungen geweſen ſein.

ſam ſollen ſich in Folge dieſer Aufſtellung die Batterieen in der Nähe der Dörfer Arganey und Olgy gezeigt haben. Die Poſition ſüdlich vom Dorfe Olgy wurde gegen 5 Uhr durch zwei friſch herangefahrene Batterieen verſtärkt. Von feindlicher Seite machten ſich auch diesmal wieder die Kanonen von Fort St. Julien bemerkbar Dieſelben ſandten ihre Geſchoſſe faſt ¾ Meilen weit, ſo daß ſie verſchiedene der von uns beſetzten Orte nicht nur erreichten, ſondern darüber hinweggingen. Eine große Anzahl ihrer Granaten ſchlug auf der nördlich von den Dörfern Arganey und Antilly, ſüdlich von den Dörfern Olgy, Malroy und Charly begrenzten Höhe ein; einzelne im Dorfe Olgy, welches, wie auch die übrigen, während des Kampfes von unſeren Truppen beſetzt war. Glücklicherweiſe verfehlten die meiſten dieſer fürchterlichen Geſchoſſe ihr Ziel, welches augenſcheinlich unſere in der Gegend aufgeſtellten Batterieen bildeten. Auch die im Dorfe Olgy niedergefallenen Geſchoſſe richteten keinen erheblichen Schaden an.

Zwiſchen 5 und 6 Uhr, bei beginnender Dunkelheit, entbrannte der Kampf noch einmal beſonders heftig. Der Feind ließ auch die Mitrailleuſen mit ihrem eigenthümlichen Geraſſel wieder hören. Gegen 6 Uhr ſchien der Kampf beendet zu ſein, wurde aber noch mehrfach, ſogar mit Heftigkeit, wieder aufgenommen und dauerte — da der Mondſchein eine Orientirung zuließ — bis gegen 9 Uhr. Es war der bedeutendſte und heftigſte, welcher ſeit dem 1. September vor Metz ſtattgefunden. Bei der eigenthümlichen Lage, in welcher ſich unſere Armee hier befindet, iſt ein Verfolgen des Sieges bis in die Umgebung der Feſtung ganz unmöglich. So tapfer daher auch die feindlichen Ausfälle zurückgewieſen werden mögen, die errungenen Siege können uns nicht befriedigen.«

Die zweite Woche

(vom 8. bis 16).

Die gute Wirkung, die man ſich in Ban St. Martin von der Expedition gegen »Grandes und Petites Tapes« verſprochen hatte, blieb aus. Die Gründe dafür waren muthmaßlich die mannigfachſten; die Einen hatten »mehr« erwartet, die Andern fanden den Einſatz zu hoch, Dritte und Vierte endlich waren unter dem moraliſchen Einfluß des Eingeſchloſſenſeins, der Langenweile, der Hoffnungsloſigkeit und kaum minder unter dem phyſiſchen Einfluß ſchlechter und unausreichender Nahrung bereits einer Apathie verfallen, aus der ſie durch kleine Unternehmungen nicht mehr geriſſen werden konnten.

Es kam noch ein Anderes hinzu, das die ſonſt ſpruchwörtlich gute Laune des franzöſiſchen Soldaten erlöſchen machte; ja dieſes »Andere« wurde mehr und mehr zum Eigentlichen. Das Kaiſerreich war geſtürzt, die Republik erklärt und mit jedem Tage wuchs in der Stadt, wie im Lager draußen die Erkenntniß, daß man nur eingeſchloſſen ſei und bleibe, weil Bazaine aus ſachlichen oder perſönlichen Gründen nicht geneigt ſei, die kaiſerliche Armee durch ein einziges Wort in eine republikaniſche umzuwandeln. Und in dieſer Erkenntniß hatten Stadt und Lager völlig Recht. Die Frage »was zu thun ſei?« war ſeit dem 4. September (Sturz des Empire) zu einer beinah ausſchließlich politiſchen geworden, und Bazaine ſchob den Durchbrechungsverſuch hinaus und entſagte ihm ſchließlich ganz, weil er mehr napoleoniſcher als franzöſiſcher Feldherr war und weil er ſeine Armee lieber dem Kaiſer aufbewahren, als ſie den Herren Jules Favre und Gambetta zur Verfügung ſtellen wollte. Ob er darin Recht that, iſt eine Frage, die je nach der Parteiſtellung, die der Beantwortende einnimmt, immer verſchieden beantwortet werden wird. Er hatte dem Kaiſer geſchworen und hielt ſeinen Eid, daran iſt nichts zu bemängeln. Andererſeits wird auch der Loyalſte zugeben müſſen, daß in beſtimmt gegebenen Fällen die Landeswohlfahrt ſchwerer wiegen kann als die Treue gegen die Dynaſtie, oder als ein gegenſtandslos gewordener Eid. In dem Widerſtreit dieſer Fragen ſteckte die Schwierigkeit der Lage Bazaines. Unſerer perſönlichen Ueberzeugung nach handelte er durchaus correct und zwar deshalb, weil der geleiſtete Eid durch ſeine politiſche Ueberzeugung, und ſeine politiſche Ueberzeugung durch Hinblick auf den geleiſteten Eid geſtärkt wurde. Der Gang der Ereigniſſe hat inzwiſchen dem Marſchall Recht gegeben und die Unfähigkeit des Landes zu einer republikaniſchen Regierungsform aufs Neue dargethan. So ſcheint uns die Sache zu liegen, die, wie wir annehmen, ſeitens des binnen Kurzem zuſammentretenden Kriegsgerichts, in dieſem Sinne und zu Gunſten des Marſchalls entſchieden werden wird, aber die Erregtheit, die in den September- und Octobertagen 1870 in den Köpfen der Bevölkerung wie der Soldaten ſpukte, ſtand anders zu dieſer Frage, ſah in dem Unglauben an die Allmacht der Republik, in dem Lächeln über das als Zauberwort curſirende »quatre-vingt treize« Unverſtand und Hochverrath, und mit dieſen exaltirten Elementen war es, daß Bazaine Anfang October zu rechnen hatte.

Es war nicht leicht und ein Blick auf ſeine oft innerhalb weniger Tage wechſelnde Handelweiſe, zeigt deutlich, wie lebhaft er das Bedrohliche ſeiner Lage empfand. Man darf füglich ſagen, er ging durch alle Phaſen und Behandlungsformen, wie um auszuproben, welcher einzuſchlagende Weg der richtige ſei. Die Vorgänge ſelbſt, denen er Rechnung zu tragen hatte, waren ſelbſtverſtändlich dabei ebenfalls von Gewicht. Den Anklagen und Drohungen ſetzte er vornehmes Ignoriren, den Anfragen unbeſtimmte Antworten, den Einzel-Auflehnungen Strenge, den Geſammt-Auflehnungen

Milde entgegen, immer aber hatte er einen »Kriegsrath« zur Hand, deſſen Beſchlüſſe (deren er ſicher war) ihn decken oder die Verantwortlichkeit wenigſtens mindern mußten.

Geben wir in Nachſtehendem Einzelnes aus den Vorgängen der zweiten October-Woche.

Am 9. oder 10. fanden innerhalb der Feſtung tumultuariſche Aufläufe ſtatt, republikaniſche Schilderhebungen, deren letzter Endzweck wohl unzweifelhaft war, die Armee zu einer Auflehnung gegen den Oberfeldherrn zu drängen. Bazaine ignorirte den Hergang. Seine Competenz zum Einſchreiten (wozu einzelne Generale ihn drängen wollten) war ohnehin zweifelhaft, da die Feſtung ſelbſt, im Gegenſatz zum »Lager von Metz«, in General Coffinieres ihren eigentlichen Befehlshaber hatte, ein Einſchreiten alſo nur mittelſt dieſes Letzteren oder aber über ihn hinweg möglich geweſen wäre. Beides verbot ſich; mittelſt des Generals deshalb, weil er ſelber Republikaner war und einige Tage ſpäter den Bürgern von Metz ſeine Unterwerfung unter die zeitweilige republikaniſche Regierung in einer Proclamation kund und zu wiſſen that; über ihn hinweg deshalb, weil ein ſolcher Schritt nur Oel ins Feuer gegoſſen und die Auflehnung wahrſcheinlich vollkommen gemacht hätte.

Am lebendigſten, ſelbſtverſtändlich, war das republikaniſche Gefühl in der Metzer Nationalgarde. Dieſe, die Unſicherheit, die in Ban St. Martin zu herrſchen begann, ſehr wohl erkennend, beſchloß eine Deputation an den Marſchall zu ſenden. Letzterer genehmigte dieſen Schritt. Am 15. erſchienen die Stabsoffiziere (der Nationalgarde) im Hauptquartier; Major Vardon war ihr Sprecher. Er trat vor den Marſchall und ſprach ſich unverhohlen darüber aus, daß man ihm, dem Marſchall

1. Abſichten auf Wiederherſtellung des Kaiſerreichs,
2. die Abſicht auf Regentſchaftsführung während der Minderjährigkeit des Kaiſerlichen Prinzen und
3. abſichtliche Unthätigkeit der Armee zutraue, da die Capitulation bereits ſo gut wie beſchloſſen ſei.

Der Marſchall antwortete ſehr verbindlich und — in der Negation. Er beſtritt, in irgend welche Capitulationsverhandlungen eingetreten zu ſein und beſtritt zweitens, daß er das Kaiſerreich wieder herzuſtellen gedenke. In beiden Punkten war der Marſchall ſchwerlich aufrichtig. Die bereits am 12. oder 13. unter Zulaſſung des Prinzen Friedrich Karl angetretene Reiſe des Generals Boyer nach Verſailles, war allerdings der erſte Schritt zu einer Capitulationsverhandlung und die Wiederherſtellung des Kaiſerreichs war unzweifelhaft ſein Zweck, ſo nehmen wir zu ſeiner Ehre und Rechtfertigung an. War dies nicht der Fall, ſo kann er einer Verurtheilung nicht entgehen. Seine Freiſprechung wurzelt in der politiſchen, nie und nimmer in der militairiſchen Erwägung.

Am 16. war die Stellung Bazaines am bedrohteſten. Die von Ban St. Martin in die Stadt zurückgekehrte Nationalgarden-Deputation hatte Tags zuvor durch ihre über die »Audienz« gemachten Mittheilungen die Gemüther erhitzt; zum Ueberfluß war in ſelber Stunde die ſchon erwähnte Proclamation General Coffinières an den Straßenecken erſchienen, in der dieſer die »Regierung der nationalen Vertheidigung« anerkannte. Der Magiſtrat hatte ein förmliches Mißtrauensvotum beſchloſſen und General Changarnier wurde aufgefordert, zunächſt ſich an die Spitze der Nationalgarde zu ſtellen, um, geſtützt auf dieſe, das Obercommando der Armee zu übernehmen. In gewöhnlichen Zeiten hätte in dieſer Aufforderung etwas Lächerliches gelegen, welche »Stütze« vermochte eine 5000 Mann ſtarke Nationalgarde gegen eine Armee von 150,000 Mann abzugeben?! Aber in jenen Octoberwochen lagen die Dinge ſehr anders. Bevölkerung und Armee in ihrem republikaniſchen Gefühl einig, hatten längſt fraterniſirt und es fehlte am 15. Abends nicht an Verſuchen, die Umwandlung der kaiſerlichen Armee in eine republikaniſche zu vollziehen. Sehr wahrſcheinlich ſcheiterte der Plan nur an der loyalen Haltung Changarniers.

Bazaine hatte Kunde von dem Allem. Noch war er ungebrochen. Ignoriren, Ausweichen, halbe Maßregeln hatten gleichmäßig den Dienſt verſagt, er beſchloß deshalb auch das Mittel der *Einſchüchterung* nicht unverſucht zu laſſen. Am 16. richtete er folgendes Schreiben an den Commandanten von Fort Plappeville: »Commandant! Ich mache Sie perſönlich dafür verantwortlich, daß die Pionier-Capitains *Roſſel**) und de *Boyenval*, welche ich Ihnen durch den General-Großprofoß zuſenden werde, im Fort von Plappeville in ſicherem Gewahrſam verbleiben. Bazaine.«

Es ſcheint aber, daß dieſe Einſchüchterung den Dienſt verſagte, und ſo griff er, davon ausgehend »Zeit gewonnen Alles gewonnen« zuletzt auch zu dem entgegengeſetzten Mittel und entſchloß ſich zu maſſenhafter Vertheilung von Decorationen, Belohnungen, Beförderungen, auch zu milderer Handhabung der Disciplin. Die Auszahlung des Soldes für die zweite Hälfte des October wurde befohlen, unmittelbar darauf auch die Löhnung für den ganzen Monat November ausgegeben.

Dies half über die verhängnißvolle letzte Woche hinweg. Als dieſe um war, waren die Dinge bereits ſo weit gediehen, daß eine Auflehnung dagegen, ſelbſt Denen, die alles Geſchehene mißbilligten, als zwecklos erſcheinen mußte.

---

*) Derſelbe Capitain *Roſſel*, der ſpäter auf Seiten der Commune focht und nach Niederwerfung dieſer auf kriegsrechtlichem Spruch auf der Ebene von Sartory erſchoſſen wurde.

Die dritte Woche

(vom 16. bis 24).

Von dem Tage ab, wo Bazaine die Cataſtrophe von Sedan erfuhr, ſtand es, da er Kaiſerlich bleiben und die republikaniſche Schwenkung nicht mitmachen wollte, für ihn feſt, daß er ſeine und ſeiner Armee Rettung nur von einem Friedensſchluſſe zu gewärtigen, ſonſt aber, über kurz oder lang, das Schickſal des Kaiſers, Mac Mahons und der Armee von Chalons zu theilen haben werde. Im Monat September mochte er noch das erſtere hoffen; von dem Momente an aber, wo ſich die Unterhandlungen zwiſchen Jules Favre und Graf Bismarck zerſchlagen hatten, von dieſem Zeitpunkte an war ihm klar, daß er werde capituliren müſſen. Jeder Tag ſteigerte ihm dieſe Gewißheit, und zumal vom Schluß der erſten Octoberwoche an konnte es ſich, nach Lage der Sache, nur noch darum handeln, für die Armee möglichſt gute Bedingungen und für ſich ſelbſt möglichſte Deckung zu gewinnen. In der That dreht ſich um dieſe beiden Punkte Alles was vom 16., ja ſchon vom 10. October an, in Ban St. Martin geſchah. Folgen wir dieſen Vorgängen.

Am 10. verſammelte Bazaine den Kriegsrath der Armee im Hauptquartier zu Ban St. Martin, hielt einen Vortrag und legte der Verſammlung vier Fragen vor:

1. Soll die Armee ſo lange im Lager von Metz ſtehen bleiben, bis die noch vorhandenen Vorräthe völlig verzehrt ſind?

2. Sollen auch fernerhin noch Ausfälle unternommen werden, um Lebensmittel und Fourage aus den umliegenden Ortſchaften fortzunehmen?

3. Dürfen mit dem Feinde Capitulationsverhandlungen eröffnet werden?

4. Soll ein Durchbruchsverſuch unternommen werden?

Die Fragen 1, 2 und 4 waren raſch erledigt; Frage 3, die wichtigſte, führte auf das politiſche Gebiet hinüber. Es mußte, um ſie mit »ja« oder »nein« zu beantworten, zuvor feſtgeſtellt werden, in welcher Eigenſchaft man in eventuell zu eröffnende Verhandlungen eintreten wolle. War man imperial oder national? ſollten die Verhandlungen unter der Vorausſetzung geführt werden, das Kaiſerreich durch die Armee von Metz wiederhergeſtellt zu ſehen, oder ſollte dieſe Frage gar nicht berührt, die Armee gleichſam neutral erklärt und die endgültige Entſcheidung über dieſe oder jene Regierungsform in die Hände einer erſt zu berufenden Conſtituante gelegt werden? Die Debatte über dieſe Fragen (die Majorität erwies ſich als Kaiſerlich) ging hin und her; endlich einigte man ſich über vier Punkte, deren wichtigſter und entſcheidender der folgende war: Binnen 48 Stunden ſollen Verhandlungen eröffnet werden, um unter Wahrung der militairiſchen Ehre eine möglichſt gute Capitulation abzuſchließen.

Das Obercommando, in Folge eben dieſer Beſchlußfaſſung, richtete ein Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl, um die Genehmigung deſſelben zu einer Reiſe General Boyer's nach Verſailles zu erwirken. Dieſe Genehmigung, nachdem zuvor telegraphiſch beim Könige in Verſailles angefragt worden war, wurde ſeitens des Prinzen ertheilt und General Boyer trat ſeine erſte Reiſe (der bald eine zweite folgen ſollte) an. Dies war am 12. Mittags. Er begab ſich zunächſt nach Ars ſur Moſelle; von hier aus, in Begleitung zweier preußiſcher Offiziere, über Pont à Mouſſon, Toul, Bar le Duc, Epernay bis Nanteuil, von dort (zu Wagen) über Meaux und Lagny nach Verſailles, wo er am 14. früh eintraf und bis am Abend des 15. verblieb. Am 17. war er wieder in Ban St. Martin und ſtattete am 18. einem abermals einberufenen Kriegsrathe Bericht ab. Er habe zwei Conferenzen mit dem Grafen Bismarck gehabt, König Wilhelm erkenne die kaiſerliche Regentſchaft noch immer als die einzige, einwandfrei-legitimirte Regierung an und werde nur mit dieſer in Verhandlungen treten, falls die franzöſiſche Armee derſelben Anſchauung treu bleibe. General Moltke fordere die bedingungsloſe Waffenſtreckung.

So Boyer's Bericht. Nach längerer Berathung beſchloß der Kriegsrath mit 7 Stimmen gegen 2:

General Boyer ſolle eine zweite Reiſe antreten, und zwar diesmal über Verſailles nach England gehen, um durch Vermittelung der Kaiſerin Eugenie minder harte Bedingungen für die Armee von Metz zu erwirken.

Auch zu dieſer zweiten Reiſe wurde ſeitens des Obercommandos in Corny (Prinz Friedrich Karl) die Genehmigung gewährt. Der General paſſirte die preußiſchen Linien, erreichte abermals Verſailles, hatte erneute Beſprechungen, in denen unſererſeits an der Forderung »bedingungsloſe Waffenſtreckung« feſtgehalten wurde, und trat dann, um die obenerwähnte Vermittelung anzurufen, ſeine Weiterreiſe nach England an. Von einer zwiſchengelegenen Station aus ließ er an Bazaine die einfache Mittheilung von dieſer ſeiner Weiterreiſe gelangen, ohne hinzuzufügen, daß ſeine Vorſtellungen und Verſuche in Verſailles geſcheitert ſeien. Aber was General Boyer in ſeinem Telegramm verſchwieg, um das Wort »hoffnungslos« nicht eher auszuſprechen, als bis der letzte Schritt geſchehen und auch die Kaiſerin vergeblich angerufen oder vergeblich eingetreten ſei, — die Thatſache vollſtändigen Fehlſchlagens aller in Verſailles erneuerten Verſuche, war mittlerweile ſeitens des Obercommandos in Corny dem Marſchall in Ban St. Martin bereits mitgetheilt worden. An der unbedingten Zuverläſſigkeit dieſer Mittheilungen ließ ſich nicht zweifeln. So war denn von dieſem Tage an (es war der 21.) das Schickſal der franzöſiſchen Rhein-Armee beſiegelt. Es konnte ſich der Zeit nach nur noch um Tage und Stunden, den Bedingungen nach nur noch um relativ Nebenſächliches, um die Innehaltung ſtrengerer oder milderer Formen handeln.

Marſchall Bazaine, ohne ſich deshalb ſeiner Eigenſchaft als Oberfeldherr einer kaiſerlichen Armee zu entkleiden, vielmehr lediglich den Verhältniſſen in zu billigender Weiſe Rechnung tragend, hielt es für gerathen, vor dem definitiven Abſchluß der Capitulation noch einmal zu verſuchen mit der »Regierung der nationalen Vertheidigung« in Verbindung zu treten. Es glückte auch in der That. Einer der auserleſenen Boten übergab am 27. October die Depeſche des Marſchalls an die Regierungs-Delegation in Tours,*) aber es war derſelbe Tag, an dem, unter dem Druck der immer fühlbarer werdenden Noth, die Capitulation in Schloß Frescaty unterzeichnet worden war.

Der Schilderung dieſer letzten Tage der Belagerung von Metz wenden wir uns jetzt zu.

---

*) In dieſer Depeſche hieß es: »Unſere Lage hat ſich immer ſchlimmer geſtaltet. Ich muß durchaus erfahren, was im Innern des Landes und der Hauptſtadt vorgeht, denn binnen kurzer Zeit werde ich aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen ſein, im Intereſſe Frankreichs und der Armee einen entſcheidenden Schritt zu thun.« Gambetta, nach Empfang dieſes Nothſchrei's, erließ folgende amtliche Bekanntmachung: »... Die Armee von Metz iſt reichlich mit Vorräthen aller Art verſehen und hat bisher bei jedem ihrer ſtets ſiegreichen Ausfälle dem Feinde beträchtliche Verluſte zugefügt ... Wir benutzen dieſen Anlaß, um darauf hinzuweiſen, daß Bazaine durch die Sendung einer Vertrauensperſon alle jene Gerüchte vollſtändig widerlegt hat, welche den Marſchall einer unfreundlichen Haltung gegenüber der Regierung der nationalen Vertheidigung beſchuldigen.« Als dieſe Bekanntmachung in den amtlichen Zeitungen erſchien, rückten die erſten preußiſchen Bataillone in Metz ein. Es haftet dieſem Gambetta'ſchen Redactionsverfahren etwas mehr oder minder Komiſches an, das durch das eben erwähnte Zuſammentreffen und den ſich darin ausſprechenden Gegenſatz von Wahrheit und Dichtung nicht gerade verringert wird, aber über dieſes leiſe und noch dazu theilnahmvolle Lächeln hinaus vermögen wir es nicht zu bringen. Fern liegt uns all und jede Entrüſtung über ein vorgeblich unſittlich-lügneriſches Gebahren. Solche »Unſittlichkeiten« ſind in à outrance geführten Kriegen immer im Schwange geweſen und nicht nur der Tapferſte, ſondern auch der Liſtigſte iſt jederzeit als ein Held und wenn nicht als ein Held ſo als ein Liebling gefeiert worden. Vielfach in der Geſchichte fallen beide Rollen zuſammen. Die Kunſt der Täuſchung iſt auch eine Kunſt, die wie in der Politik ſo auch im Kriege ihre volle Berechtigung hat. Das wird nur immer von denen beſtritten, die entweder die Zeche bezahlen mußten, oder ſo ſehr »Hans im Glücke« waren, daß ſie zu extremen Dingen nicht zu greifen brauchten. Wem das Meſſer an der Kehle ſitzt, der iſt zu allen Zeiten in den Mitteln zu ſeiner Rettung und Befreiung ſehr unwähleriſch geweſen. Lüge zählt noch zu den harmloſeſten.

In extremis.

Die Capitulationsverhandlungen. Die Capitulation.

(Vom 24. bis 27.)

Die Noth wuchs. An Cerealien beſtand längſt der empfindlichſte Mangel, die Rationen von ſchlechtem Kleienbrod waren mehrfach herabgeſetzt worden, jede Kartoffel repräſentirte einen über das Gewöhnliche zwanzigfach hinausgehenden Werth, der auch gezahlt wurde. Am 22. gab General Coffinières die Erklärung ab, daß etwa am 28. October alle Brodverpflegung ihre Endſchaft erreichen werde und am 24. theilte General L'Admirault dem Obercommando mit, daß ſein Pferdebeſtand völlig erſchöpft ſei und das ihm unterſtellte Corps (das IV.) höchſtens noch an den drei nächſten Tagen die erforderliche Anzahl Pferde an die Schlächterei abgeben könne. Er erhielt die Antwort, daß ſich ſämmtliche Corps in gleicher Lage befänden. Zum Ueberfluß erfolgte an eben demſelben Tage von Seiten des Generalcommandos in Corny auch noch die Mittheilung, daß, dem Wortlaut einer vom General Boyer aus Chislehurſt eingetroffenen Depeſche nach, die Kaiſerin-Regentin jede Theilnahme an den Verhandlungen abgelehnt und nur ihre beſten Wünſche für die Armee von Metz ausgeſprochen habe.

So war denn der entſcheidende Moment gekommen; Metz befand ſich in extremis.

Bazaine, wie immer, verſammelte den Kriegsrath, gab ein Bild der Sachlage und forderte Beſchlußfaſſung. Man kam überein, beim Prinzen Friedrich Karl die Genehmigung zu Internirung der Armee im Innern Frankreichs oder zur Ueberführung nach Algier nachzuſuchen. Changarnier wurde mit dieſer ſchwierigen Miſſion betraut; Prinz Friedrich Karl erklärte ſich bereit, den General zu empfangen und beſtimmte, daß derſelbe andern Tages 11 Uhr von zwei Ordonnanz-Offizieren bei den Vorpoſten abgeholt werden ſolle.

Der nächſte Tag war der 25. Ein dieſſeitiger Bericht ſchildert die betreffenden Vorgänge wie folgt: »Unſere Ordonnanz-Offiziere waren zu feſtgeſetzter Stunde bei den Vorpoſten. Da ſie den General daſelbſt nicht trafen, nahmen ſie eine Parlamentairflagge und gingen, von Hunderten unbewaffneter Feinde umſchwärmt, bis zu dem franzöſiſchen Verhau, wo die Wache ſie mit Gewehr bei Fuß empfing. Als ſie ſagten, daß ſie den General Changarnier erwarteten, zeigte der Wachthabende auf einen eben ſich heranbewegenden Wagen. In der That, es war der General, ein hoher 70er, noch ziemlich rüſtig, bat aber ſo weit als möglich fahren zu dürfen, da ihm das Gehen ſchwer falle. Selbſtverſtändlich entſprachen unſere Offiziere ſeinem Wunſche und nachdem ihm die Augen verbunden und die kurze Wegſtrecke zurückgelegt war, wurde der greiſe Parlamentair durch den General v. Stiehle vor den Prinzen geführt. Die Conferenz dauerte eine halbe Stunde. Changarnier ſchien gebrochen und das Letzte, was er ſagte, war: »Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünſche Ihnen, meine Herren, daß Sie und kein braver Soldat Aehnliches erleben mögen.« Er war tief bewegt, als ihn die Ordonnanz-Offiziere bis zu den Vorpoſten zurückführten.«

Um 3 Uhr etwa traf der General wieder in Ban St. Martin ein. Er überbrachte die Mittheilung, daß eine regelrechte Verhandlung mit ihm nicht habe geführt werden können, da Prinz Friedrich Karl darauf beſtehe, daß ein »mit ausdrücklicher Vollmacht verſehener, activer General der Armee« ins deutſche Lager geſendet werde.

Zu dieſem Schritte entſchloß ſich Bazaine ſofort, und bereits um 5 Uhr Nachmittags (am 25.) konnte, halben Wegs zwiſchen Metz und Corny, im Schloſſe Frescaty, eine erſte Unterhandlung über die abzuſchließende Capitulation eingeleitet werden. Preußiſcherſeits nahmen General v. Stiehle und Hauptmann Steffen vom großen Generalſtabe, franzöſiſcherſeits General Ciſſey, Diviſionair im IV. Corps L'Admirault, an dieſen Unterhandlungen Theil. Letzterer zeigte ſich, wenigſtens zunächſt, noch ziemlich abgeneigt, auf unſere Bedingungen, die die Capitulation von Sedan als Grundlage hatten, einzugehen. Erſt im Laufe der Nacht (vom 25. auf den 26.) kehrte General Ciſſey nach Ban St. Martin zurück.

Am Morgen des 26. abermals Kriegsrath. Unſere Bedingungen wurden vorgelegt. Changarnier und Ciſſey gaben Beide die Erklärung ab, daß ſie, der eine in Corny, der andere in Frescaty, die Ueberzeugung von der Unbeugſamkeit der preußiſcherſeits geſtellten Forderungen gewonnen hätten. Man ſchritt nunmehr zur Abſtimmung und wurde einig, die Capitulationsbedingungen anzunehmen. Nur General Desvaux, der, ſeit der Sendung Bourbaki's nach England (ſiehe S. 799), an Stelle deſſelben die Kaiſergarde commandirte, ſtimmte dagegen. General Jarras, Chef des Generalſtabes der Rheinarmee, wurde beauftragt, die weiteren Verhandlungen zu führen.

Dies geſchah noch am ſelben Tage (26.). Um 6 Uhr Abends begab ſich General Jarras in Begleitung des Oberſtlieutenant Fay und des Major Samuel, Beide vom franzöſiſchen Generalſtabe, nach Schloß Freſcaty,*) wo mit General v. Stiehle, der ebenfalls mit zwei Generalſtabs-Offizieren erſchienen war, in die Berathung der einzelnen Artikel eingetreten wurde. Namentlich Artikel IV. (ſiehe weiterhin den Wortlaut der Capitulation) führte zu einer lebhaften Debatte, indem franzöſiſcherſeits daran feſtgehalten wurde, daß allen Offizieren, ohne Rückſicht auf die Ausſtellung eines unſererſeits geforderten Reverſes, Waffen und Privatgepäck belaſſen werden ſolle. Erſt gegen 2 Uhr Morgens, alſo ſchon am 27. früh, waren die Verhandlungen geſchloſſen und General Jarras kehrte mit den ihn begleitenden Offizieren nach Ban St. Martin zurück. Es fehlte noch die Unterzeichnung der Capitulation; über ihren Inhalt war man einig geworden. Was den einen, noch ſchwebenden Punkt: »Waffen und Gepäck für alle Offiziere« anging, ſo hatte ſich General v. Stiehle bereit erklärt, auf telegraphiſchem Wege die Genehmigung dazu beim Könige nachzuſuchen.

---

*) »Schloß Freſcaty, — ſo heißt es in einem während der letzten Octobertage geſchriebenen Briefe — wiewohl unter den Kanonen mehrerer Forts und Redouten gelegen, war bereits zu Anfang der zweiten October-Hälfte von einzelnen unſerer Compagnieen (ich glaube vom 54. Regiment) beſetzt worden, ſo daß wir, als am 25. und 26. die Generale Ciſſey und Jarras eintrafen, bereits die Herren, die Wirthe an dieſer Stelle waren und gewiſſermaßen die Honneurs des Hauſes zu machen hatten. Das war nicht leicht. Die Einrichtung exiſtirte noch, Fauteuils, Stühle, Tiſche, ſelbſt Bibliothek und Lüſtre waren vorhanden, aber über dieſes bloße »Vorhandenſein« ging es auch kaum hinaus; 14 Tage Einquartierung bei ſolchem Wetter und unter ſolchen Verhältniſſen hatten der Erſcheinung der Dinge einigermaßen Abbruch gethan. ... General Ciſſey ſpannte die Saiten noch ziemlich hoch, General Jarras hingegen hatte Verſtändniß genug, dies zu unterlaſſen, war aber ein ſogenannter »Heuler« und beſchäftigte ſich mehr mit dem eigenen Schickſal, als mit dem der Armee. Einen deſto würdigeren Eindruck machten die beiden Herren ſeiner Begleitung, Oberſtlieutenant Fay und Major Samuel. Ihnen ging das große Schickſal zu Herzen.«

Einem ſpäteren Briefe (aus dem Sommer 1871) entnehmen wir über Schloß Freſcaty noch das Folgende: » ... Erſt unter rothblühenden Kaſtanien, dann zwiſchen Buchen und Elſen hin, die ſich ſchließlich zu einem kleinen Gehölz erweitern, ſo erreichten wir das »Schloß«, in Wahrheit eine in einfachſten Renaiſſanceformen aufgeführte Villa. Nicht mehr in niederſtrömendem Regen, ſondern im Schein der drüben untergehenden Sonne lag ſie da. Ein Gärtnerburſch und ſeine Schweſter kamen; ſie bewohnten ein Häuschen, das zwiſchen den Stallgebäuden lag und waren die einzigen Wächter hier. Jede Auskunft wurde uns willfährig gegeben, nur nicht — der Schlüſſel zum Schloß. Damals empfingen wir in Freſcaty die Schlüſſel von Metz, jetzt waren in Metz die Schlüſſel von Freſcaty. Das Schloß gehörte einem reichen Induſtriellen. So mußten wir uns mit einem bloßen Hineinlugen in die ſo berühmt gewordenen Zimmer und mit einem Blick von der Freitreppe aus begnügen. Beinah unmittelbar zu Füßen derſelben ein ſtiller, nach rechts hin von vier Trauerweiden umſtandener Teich. Auf ſeinem Spiegel lag ein breiter, blutrother Streifen, denn in der Verlängerung dieſer Linie ſank eben die Sonne hinter dem Mont St. Quentin und überglühte dieſen wie das vorgelegene Terrain. Wie ſtill, wie ſchön! Da kamen der Burſch und ſeine Schweſter und brachten uns Blumen, die ſie inzwiſchen gepflückt und zu zwei Gärtnerſträußen gebunden hatten. ... Als wir, von der erſten Wegebiegung aus, noch einmal zurückſchauten, lag Schloß Freſcaty da wie ein Märchen — und nicht wie ein Capitulations-Schloß. Und konnt' es uns Wunder nehmen! Das furchtbare Schauſpiel jener Schlachten- und Belagerungstage, lag es doch ſelbſt ſchon wieder wie ein Märchen hinter uns.«

Am 27. endlich erfolgte der definitive Abſchluß der Capitulation. Schon am Morgen dieſes Tages konnte dem Marſchall, beziehungsweiſe ſeinem Kriegsrathe mitgetheilt werden, daß König Wilhelm genehmigt habe, ſämmtlichen in Metz befindlichen Offizieren Waffen und Gepäck zu belaſſen. Prinz Friedrich Karl fügte ſeinerſeits hinzu, »daß die Uebergabe der franzöſiſchen Armee mit militairiſchen Ehren ſtattfinden ſolle«. Durch dieſe beiden Zugeſtändniſſe war nunmehr alles geregelt und General Jarras begab ſich, mit Vollmachten zum definitiven Abſchluß ausgerüſtet, um 6 Uhr Abends nach Schloß Frescaty; er war abermals von den beiden ſchon genannten Generalſtabs-Offizieren begleitet. General v. Stiehle empfing, wie am Tage zuvor, den franzöſiſchen Unterhändler. Nach Prüfung der gegenſeitigen Vollmachten und nochmaliger Berührung eines ſtreitig gebliebenen Punktes (Abzug eines gemiſchten Detachements in voller militairiſcher Ausrüſtung; was abgelehnt wurde) ſchritten die beiden Bevollmächtigten zur Unterzeichnung der Capitulations-Urkunde.*) Dieſelbe hatte folgenden Wortlaut:

Capitulation.

Art. 1. Die unter dem Befehl des Marſchalls Bazaine ſtehende franzöſiſche Armee iſt kriegsgefangen.	**Art. 1.** L'armée française, placée sous les ordres du maréchal Bazaine, est prisonnière de guerre.

---

*) Dieſe Unterzeichnung erfolgte 8 Uhr Abends, entweder in dem unmittelbar hinter der Freitreppe des Schloſſes gelegenen Empfangsſalon oder in dem Zimmer rechts daneben. Beſonders dieſer letztere Raum wurde während der Verhandlungen benutzt. Der Unterzeichnung ging noch ein grotesker Moment voran, über den wir Folgendes finden: »Es war ein tolles Wetter an dieſem Unterzeichnungsabend. Ein furchtbarer Wind fegte um das Schloß her, lärmte im Kamin, warf die Ziegel vom Dach. Dazu war es kalt und zugig, da die Compagnieen, die hier lagen, überall Schießſcharten in das Mauerwerk geſchlagen hatten. Um der Ungemüthlichkeit abzuhelfen und wenigſtens ein Minimum von Comfort herzuſtellen, beſetzte man den Kronleuchter mit einigen Lichtern, die man aufzutreiben das Glück gehabt hatte, ſuchte ein Feuer im Kamin herzurichten und ſtellte vor Allem eine an anderer Stelle weggenommene Bretterwand von Innen her an die Balconthür, um dadurch den Zug zu mindern. Es ging auch eine Viertelſtunde, plötzlich aber ſetzte der Sturm mit doppelter Gewalt ein, fuhr durch die Ritzen und Löcher und warf die vorgeſtellte Bretterwand mit ungeheurem Krach in den Salon hinein. Es war wie eine Pulververſchwörung.« (Das Dintenfaß, aus deſſen ſpärlichem Inhalt die Capitulation endlich unterzeichnet wurde, gehörte dem Premierlieutenant und Adjutanten v. Geyr vom 54. Regiment. Tiſch, Dintenfaß, Feder ſind als Souvenirs an jenen denkwürdigen Abend nach Berlin gekommen, die beiden erſteren befinden ſich im Beſitz des Prinzen Friedrich Karl.)

Art. 2. Die Feſtung und die Stadt Metz mit allen Forts, dem Kriegsmaterial, den Vorräthen aller Art und allem Staatseigenthum, wird der preußiſchen Armee in dem Zuſtande übergeben, in welchem ſie ſich im Augenblicke der Unterzeichnung dieſer Uebereinkunft befindet. Die Forts Saint Quentin, Plappeville, Saint Julien, Queleu und Saint Privat, ſo wie das Thor Mazel (Straße nach Straßburg) werden am Sonnabend, den 29. October Mittags, den preußiſchen Truppen übergeben.

Um 10 Uhr Morgens deſſelben Tages werden Artillerie- und Ingenieur-Offiziere mit einigen Unteroffizieren in die genannten Forts hineingelaſſen, um die Pulvermagazine in Beſitz zu nehmen und etwaige Minen unſchädlich zu machen.

Art. 3. Die Waffen, ſowie das ganze Kriegsmaterial der Armee, beſtehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Mitrailleuſen, Pferden, Kriegskaſſen, Militair-Fahrzeugen, Munition ꝛc., wird in Metz und in den Forts an eine von Herrn Marſchall Bazaine eingeſetzte Militair-Commiſſion überliefert, um unmittelbar danach an preußiſche Commiſſaire übergeben zu werden.

Die unbewaffneten Truppen werden regimenter- oder corpsweiſe rangirt und in militairiſcher Ordnung an die Plätze geführt, welche für jedes Corps bezeichnet werden. Die Offiziere kehren dann allein unter der Bedingung in

Art. 2. La forteresse et la ville de Metz, avec tous les forts, le matériel de guerre, les approvisionnements de toute espèce, et tout ce qui est propriété de l'État, seront rendus à l'armée prussienne dans l'état où tout cela se trouve au moment de la signature de cette convention.

Samedi, 29 Octobre, à midi, les forts Saint-Quentin, Plappeville, Saint-Julien, Queuleu et Saint-Privat, ainsi que la porte Mazelle (route de Strasbourg) seront remis aux troupes prussiennes.

A dix heures du matin de ce même jour, des officiers d'artillerie et du génie, avec quelques sous-officiers, seront admis dans lesdits forts, pour occuper les magasins à poudre, et pour éventer les mines.

Art. 3. Les armes, ainsi que tout le matériel de l'armée, consistant en drapeaux, aigles, canons, mitrailleuses, chevaux, caisses de guerre, équipages de l'armée, munitions etc., seront laissés à Metz et dans les forts à des commissions militaires, instituées par M. le maréchal Bazaine, pour être remis immédiatement à des commissaires prussiens. Les troupes sans armes seront conduites, rangées d'après leurs régiments ou corps, et en ordre militaire, aux lieux qui sont indiqués pour chaque corps. Les officiers rentreront alors, libredas Innere des verſchanzten Lagers oder nach Metz zurück, daß dieſelben hierdurch auf ihr Ehrenwort verpflichtet ſind, Metz nicht ohne Befehl des preußiſchen Commandanten zu verlaſſen.

Die Truppen werden dann durch ihre Unteroffiziere auf die Bivouacsplätze geführt.

Die Soldaten behalten ihre Torniſter, Effecten und Lagergegenſtände (Zelte, Decken, Kochgeräthſchaften u. ſ. w.).

Art. 4. Alle Generale und Offiziere, ſowie die Militairbeamten mit Offiziersrang, welche ſchriftlich ihr Ehrenwort abgeben, bis zum Schluß des gegenwärtigen Krieges nicht gegen Deutſchland zu kämpfen und auch auf keine andere Weiſe gegen ſeine Intereſſen zu handeln, werden nicht kriegsgefangen.

Die Offiziere und Beamten, welche dieſe Bedingung annehmen, behalten ihre Waffen und ihr perſönliches Eigenthum.

Um den Muth anzuerkennen, den die Armee, wie die Garniſon während der Dauer des Feldzuges gezeigt haben, wird außerdem denjenigen Offizieren, welche die Kriegsgefangenſchaft wählen, erlaubt, ihre Degen oder Säbel mit ſich zu nehmen, ſowie all' ihr perſönliches Eigenthum.

Art. 5. Sämmtliche Militairärzte bleiben in Metz zurück, um für die

ment, dans l'intérieur du camp retranché, ou à Metz, sous la condition de s'engager sur l'honneur à ne pas quitter la place, sans l'ordre du commandant prussien.

Les troupes seront alors conduites par leurs sous-officiers aux emplacements de bivouacs. Les soldats conserveront leurs sacs, leurs effets et les objets de campement (tentes, couvertures, marmites etc.).

Art. 4. Tous les généraux et officiers, ainsi que les employés militaires ayant rang d'officiers, qui engageront leur parole d'honneur, par écrit, de ne pas porter les armes contre l'Allemagne, et de n'agir d'aucune autre manière contre ses intérêts jusqu'à la fin de la guerre actuelle, ne seront pas faits prisonniers de guerre.

Les officiers et employés, qui accepteront cette condition conserveront leurs armes et les objets qui leur appartiennent personnellement.

Pour reconnaitre le courage dont ont fait preuve pendant la durée de la campagne les troupes de l'armée et de la garnison il est en outre permis aux officiers, qui opteront pour la captivité, d'emporter avec eux leurs épées ou sabres, ainsi que tout ce qui leur appartient personnellement.

Art. 5. Les médecins militaires, sans exception, resteront

Verwundeten zu ſorgen, ſie werden gemäß der Genfer Convention behandelt werden. Daſſelbe findet ſtatt mit dem Perſonal der Hoſpitäler.

Art. 6. Erörterungen über einzelne Punkte, hauptſächlich in Betreff der ſtädtiſchen Intereſſen, ſind in einer Beilage behandelt, welche dieſelbe Gültigkeit hat, wie das gegenwärtige Protocoll.

Art. 7. Jeder Artikel, welcher Zweifel herbeiführen könnte, wird ſtets zu Gunſten der franzöſiſchen Armee ausgelegt werden.

Verhandelt im Schloſſe Frescaty, den 27. October 1870.

v. Stiehle. Jarras.

en arrière pour prendre soin des blessés: ils seront traités d'après la convention de Genève: il en sera de même du personnel des hôpitaux.

Art. 6. Des questions de détail, concernant principalement les intérêts de la ville, sont traitées dans un appendice, qui aura la même valeur que le présent protocole.

Art. 7. Tout article qui pourra présenter des doutes sera toujours interprété en faveur de l'armée française.

Fait au château de Frescaty, le 27 Octobre 1870.

L. Jarras. v. Stiehle.

Der König war durch die Nachricht von dem lang herbeigeſehnten Ereigniß tief bewegt. Zwei ſeiner Telegramme, die wir, weil eins das andere corrigirt und erweitert, in Nachſtehendem zuſammenfaſſen, geben Zeugniß davon: »Verſailles, den 28. October. Geſtern Abend iſt die Capitulation unterzeichnet worden. Gefangene: 173,000 Mann, 3 Marſchälle, 6000 Offiziere. Das iſt eins der wichtigſten Ereigniſſe. Dank der Vorſehung. Man ſoll Victoria ſchießen. Am 29. werden die Stadt und die Forts beſetzt.« Am ſelben Tage noch wurden der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl mit Rückſicht auf die Coloſſalreſultate von Sedan und Metz zu Feldmarſchällen ernannt. Wie der König hinzufügt: »Der erſte Fall der Art in Unſerem Hauſe.«

So der König. Jeder war ſich mit ihm der außerordentlichen Bedeutung dieſer Waffenſtreckung der feindlichen Armee bewußt. »Vergebens, — ſo heißt es in den Schriftſtücken jener Tage — wird man in der Kriegsgeſchichte ein Beiſpiel aufzufinden ſuchen, welches in ſeiner großartigen Eigenthümlichkeit der Capitulation von Metz ebenbürtig zur Seite geſtellt werden kann Einhundertundfünfzigtauſend Franzoſen,*) der Kern und letzte Reſt der glorreichen franzöſiſchen Armee, geführt von ihren tüchtigſten und bewährteſten Marſchällen und Generalen, eingeſchloſſen in einem befeſtigten Lager, welches von den Franzoſen mit ſtolzer Zuverſicht als ein unüberwindliches Bollwerk betrachtet und gerühmt wurde, — haben am 27. d. die Waffen ſtrecken müſſen, nachdem ſie von einer numeriſch nicht bedeutend ſtärkeren deutſchen Armee ſeit dem Tage von St. Privat, alſo ſeit 70 Tagen, mit eiſernem Arm eng eingeſchloſſen gehalten worden waren. Die Sieger mögen ſich des ſchwererrungenen Lorbeers freuen und der Ausgang darf ſie mit beſonderer Genugthuung erfüllen. Sie haben das Bewußtſein, daß ſie in dem erkämpften Waffenplatze das ſtärkſte Bollwerk für Deutſchlands künftige Vertheidigung im Weſten und eine vorzügliche Bürgſchaft zur Sicherung des Friedens errungen haben.

Der 28. verging mit Vorbereitungen zur Ausführung der Capitulation. Der 29. brachte dieſelbe. Darüber im folgenden Capitel.

---

*) Die Kranken und Verwundeten miteingerechnet, waren es 173,000 Mann. Dazu ein unermeßliches Kriegsmaterial. Die Cernirungs-Armee erkaufte dieſen Erfolg durch einen Geſammtverluſt von 5483 Mann, wovon 3090 Mann auf den Auguſt einſchließlich der Schlacht von Noiſſeville, 471 Mann auf den Monat September und 1922 Mann auf den October kamen. Hierzu die großen Einbußen am 14., 16. und 18. Auguſt, ergiebt unſererſeits einen Geſammtverluſt vor Metz von etwa 46,000 Mann. (Die Einbußen des Gegners ſind in der Regel als erheblich niedriger angeſehen worden, da die Franzoſen, namentlich am Tage von Gravelotte, in gedeckten Stellungen fochten. Nach einer Angabe General Coffinières indeß beziffert ſich der franzöſiſche Geſammtverluſt auf 42,000 Mann, wonach derſelbe — in Erwägung des Umſtandes, daß unſere Armeen, wenigſtens an den drei Schlachttagen, um 70- bis 80,000 Mann ſtärker waren als die Armee des Gegners — unſeren Geſammtverluſt relativ noch übertreffen würde.)

Ausführung der Capitulation.

28. und 29. October.

Am 28. October herrſchte in der Stadt, in Folge des Bekanntwerdens der Capitulation, eine außerordentliche Erregung. Große Menſchenmaſſen, unter denen ſich auch Nationalgardiſten, ſowie einige Offiziere der Armee befanden, durchzogen am frühen Morgen die Straßen und unternahmen tumultuariſche Demonſtrationen. Von der Cathedrale und einigen andern Kirchthürmen her wurde Sturm geläutet, große Volksmaſſen ſammelten ſich vor dem Rathhauſe und der Commandantur an. General Coffinieres ließ einige Bataillone Garde-Infanterie in die Stadt einrücken, beſetzte mit dieſen Truppen die Thore und inneren Wachen und ließ, zum Theil unter Anwendung von Gewalt, die Straßen durch Detachements ſäubern.

Dies energiſche Einſchreiten ſtellte die Ruhe wieder her und noch am Abend des 28. konnte mit der durch Artikel III. der Capitulation näher feſtgeſetzten Entwaffnung begonnen werden. Am 29. früh wurde ſie fortgeſetzt und vollendet.

Das II. Corps Froſſard, wahrſcheinlich einſchließlich der Brigade Lapaſſet, legte in Fort St. Privat,

das III. Corps Leboeuf in Fort St. Julien und Queuleu,

das IV. Corps L'Admirault in Fort St. Quentin,

das VI. Corps Canrobert in Fort Plappeville,

die Garniſon von Metz im Artillerie-Arſenal die Waffen nieder. Eben dahin wurden ſämmtliche Adler und Fahnen geſchafft.

Die Kaiſergarde wurde nicht entwaffnet.

So unruhig der 28. verlaufen war, ſo ruhig entwickelten ſich die Dinge am 29. Um 10 Uhr Vormittags erſchienen, gemäß der getroffenen

Uebereinkunft, preußiſche Artillerie- und Ingenieur-Offiziere in den verſchiedenen Forts, nahmen die Pulvermagazine in Beſitz, ſuchten die vorhandenen Minen auf und unterbrachen die Leitung derſelben. Um 12 Uhr wurden die Forts und das Mazelle-Thor durch preußiſche Infanterie beſetzt, worauf auf Fort St. Quentin die preußiſche Fahne aufgezogen wurde. In jedes der äußeren Forts rückte zu der genannten Zeit ein Detachement von 2 Bataillons, 2 Feldgeſchützen, 100 Mann Artillerie und einer halben Pionier-Compagnie.

Fort St. Quentin und Fort St. Privat wurden durch Truppen des IX. Armee-Corps und zwar jenes durch Bataillone der 18., dieſes durch Bataillone der 25. (Großherzoglich Heſſiſchen) Diviſion,
Fort Plappeville durch das III.,
Fort St. Julien durch das I.,
Fort Queuleu durch das VIII., und die
Porte Serpenoiſe und Porte Mazelle durch das VII. Armee-Corps
beſetzt. (Zur Beſetzung aller dieſer Punkte, wie oben bereits hervorgehoben, genügten einzelne Bataillone der genannten Corps.)

Vom II. Armee-Corps rückten Abtheilungen in die innere Stadt ein. General v. Kummer wurde zum Commandanten von Metz ernannt.

Der Ausmarſch der franzöſiſchen Armee begann gegen 1 Uhr. Die Kaiſergarde allein war noch bewaffnet, und marſchirte in voller militairiſcher Ordnung unter Führung des Generals Jureau auf dem Eiſenbahndamme von Longeville nach Montigny und dann weiter auf der nach Nancy führenden Straße bis Tournebride (weſtlich vom Schloß Frescaty), wo dieſelbe vor Prinz Friedrich Karl, den Stäben des Obercommandos, des II. und IX. Armee-Corps und den längs der Straße aufgeſtellten Truppen des II. und IX. Armee-Corps defilirte. Als die Tête der Garde-Grenadier-Diviſion Picard ſich dem Standpunkte des Prinzen Friedrich Karl näherte, ſprengte General Jureau vorwärts, um dem Prinzen den Front-Rapport zu überreichen, wurde indeß an General v. Franſecky, als den commandirenden General der daſelbſt aufgeſtellten Truppen gewieſen, übergab dieſem den Rapport und nahm, während des Vorbeimarſches der Garde, neben Prinz Friedrich Karl Stellung.

Dieſen Vorbeimarſch der Garde finden wir in einem Spezialbericht mit großer Lebendigkeit geſchildert.

„Der Hauptausmarſch der franzöſiſchen Garde, in der Starke von 22,000 Mann, und ihr Vorüberdefiliren bei dem Prinzen Friedrich Karl hatte, nach vorgängiger Beſtimmung, auf der Chauſſee von Metz nach Ars ſur Moſelle zu erfolgen. Trotz des ſtromenden Regens, der, ſeit acht Tagen anhaltend, die Beſchwerden unſerer Truppen ſehr erhöhte, ſtellten ſich am Mittag bei der Auberge Tournebride, ½ Meile von Metz, das 2. und 54. pommerſche Infanterie-Regiment, das 2. pommerſche Jäger-Bataillon, das pommerſche Pionier-Bataillon, zwei leichte Batterieen des 2. Artillerie-Regiments und zwei Schwadronen des 11. neumärkiſchen Dragoner-Regiments in voller Parade ohne Mäntel in der Entfernung von 50 Schritten längs der Chauſſee auf. Um 1 Uhr erſchien der Prinz Friedrich Karl mit dem General v. Franſecky und zahlreichem Gefolge. Ein dreimaliges kräftiges Hurrah der Truppen und die ſchmetternde Feldmuſik begrüßten den Feldherrn, der Metz bezwang, als er längs den Reihen der Regimenter hinſprengte.

Bald erſchienen nunmehr zwei franzöſiſche höhere Stabsoffiziere, von denen beſonders der eine, ernſt und würdevoll, ein Bild des tiefſten Seelenſchmerzes zeigte, und meldeten den Ausmarſch der Kaiſerlich franzöſiſchen Garde in die preußiſche Kriegsgefangenſchaft.

Es waren bedeutungsvolle Stunden, in die wir jetzt eintraten. In Reihen von 8—10 Mann zogen Cüraſſiere, Carabiniers, Lanciers, Chaſſeurs a cheval und Huſaren der Garde, alle zu Fuß, dann die reitende Artillerie, das 1. Grenadier-Regiment, zwei Voltigeur-Regimenter und das Chaſſeur-Bataillon an uns vorüber. Es waren faſt durchweg lauter ſchöne, überaus kräftige, martialiſch ausſehende Männer, unbedingt die Elite der ganzen franzöſiſchen Armee und noch vor wenigen Monaten die ſtolzeſte und kriegsfreudigſte Truppe, die Europa beſaß. Alle Gardiſten waren ſehr gut uniformirt und führten Mäntel und viel ſonſtiges Gepäck bei ſich. Erſichtlich hatte man der Mannſchaft zuletzt noch die Magazine geöffnet, damit ſie ſich dort für die lange Kriegsgefangenſchaft mit allem Nöthigen verſorgen ſollte. Die Haltung der Leute war ernſt und ruhig; Kummer, Schmerz, in einzelnen, aber wenigen Fällen auch Haß, war auf den Geſichtern faſt aller Offiziere und Soldaten ausgeprägt. Unſere Pommern bewahrten die beſte Haltung den beſiegten Feinden gegenüber; kein kränkender Jubelruf, kein Wort der Freude oder was ſonſt die Franzoſen hätte verletzen können, wurde hörbar, es war eine faſt lautloſe Stille, in der Alle verharrten, und das Erſchütternde des Moments übte auch auf die Unſrigen eine erſichtliche Wirkung. Sie ehrten ſich ſelbſt, indem ſie den nach langer, tapferer Vertheidigung von uns beſiegten Feind ehrten.

Den gefangenen Franzoſen ſah man den Hunger und die Entbehrungen der letzten Wochen verhältnißmäßig wenig an; dahingegen zeigten 40—50 Pferde der berittenen Offiziere, die ich beobachtete, nur zu viele Spuren des Mangels und waren theilweiſe nur noch Haut und Knochen.

Schmerzliche Scenen kamen vor; viele franzöſiſche Soldaten weinten, als ſie von ihren Offizieren Abſchied nahmen; auch in den Augen dieſer ſtanden Thränen."*)

So der Bericht. Auch eine andere Schilderung hebt hervor: "Die Kaisergarde bewährte, durch ihre tadelloſe Haltung beim Defiliren, ihren Charakter als Elite-Truppe." Nicht ein Gleiches ließ ſich von den andern Corps ſagen, wenigſtens nicht durchgängig. Die Disciplin war ſichtlich herabgekommen, viele waren betrunken, noch andere hatten in Uebermuth oder Gleichgültigkeit verſaumt, ihre Lagerdecken und Kochgeſchirre mitzunehmen. Ein ſtarker Bruchtheil dieſer ging, bei den immer größer werdenden Unbilden des Wetters, an dieſem Leichtſinn zu Grunde.

Die 6000 gefangenen Offiziere wurden am 1. November in ſechs großen Eiſenbahnzügen bis nach Saarbrücken geſchafft; ein Extrazug, der dieſelbe Richtung nahm, beförderte die Corpscommandeure Canrobert, Leboeuf, Froſſard, L'Admirault und das Perſonal der höheren Stäbe.

Marſchall Bazaine war bereits zwei Tage früher aufgebrochen.

Ein Wort über ihn im folgenden Capitel.

*) Nach dem Vorbeimarſch wurden die Truppen (ähnlich wie bei Sedan) auf eine große Wieſe geführt, wo ſie zunächſt Rationen erhielten. In der Nacht leuchteten die Bivouacfeuer. Andern Tages begann bereits der Transport der Gefangenen, und zwar bis zur Grenze zu Fuß, von dort aus per Bahn. Die Begleitmannſchaften gab das VII. Corps.

Bazaine.

(Geſchrieben im September 1873.)

Marſchall Bazaine hatte ſich am 30. October über Ars ſur Moſelle und Noveant nach Corny begeben und ſich beim Prinzen Friedrich Karl als Gefangener gemeldet. Noch am ſelben Tage ſeine Weiterreiſe nach Deutſchland antretend, war er am 1. November in Caſſel eingetroffen. Er verblieb daſelbſt bis zum Friedensſchluß und nahm — wie auch die Marſchälle Canrobert und Leboeuf — Wohnung im Hôtel du Nord.

Es iſt hier der Ort, nach Voraufſchickung einiger biographiſcher Notizen, die in den erſten Zeilen nur eine Wiederholung des bereits S. 227 Gegebenen ſind, eine Charakteriſtik des Marſchalls zu verſuchen.

François Achille Bazaine wurde im Jahre 1811 geboren. Nach Einigen gehörte er väterlicherſeits einer in den franzöſiſchen Kriegsannalen namhaften Familie an; nach anderer (allgemeinerer) Annahme indeß machte er ſeine Carrière von der Pike auf, war Tambour und verwirklichte die franzöſiſche Lieblingsidee vom »Marſchallſtab im Torniſter«. 1831 trat er in die Armee, ging 1832 nach Afrika und erwarb das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde; 1837 ſchiffte er ſich mit der Fremdenlegion nach Spanien ein und machte hier zwei beſchwerliche Feldzüge gegen die carliſtiſchen Guerilla-Schaaren mit. 1839 wieder nach Algier, wo er an den Expeditionen nach Milianah, Kabylien und Marokko theilnahm. 1850 trat er an die Spitze des erſten Regiments der Fremdenlegion. 1851 Brigadegeneral. In dieſer Eigenſchaft war er in der Krim, wo er bei der Belagerung von Sewaſtopol ſich eben ſo ſehr durch Bravour wie durch organiſatoriſchen Geiſt auszeichnete. Nach der endlichen Einnahme der Feſtung wurde er Diviſionair und Platzcommandant von Sewaſtopol. Um eben dieſe Zeit befehligte er mit Umſicht und Erfolg das Expeditionscorps gegen Kinburn. Nach ſeiner Rückkehr ward ihm die Inſpection über mehrere Infanterie-Diviſionen übertragen. 1863 ging er als Diviſionair mit nach Mexiko, wo er alsbald, nach dem Abgange des Marſchall Forey, den Oberbefehl über die dort concentrirte franzöſiſche Armee übernahm. Puebla und Mexiko wurden genommen, 1864 das Kaiſerreich (Erzherzog Maximilian) proclamirt. 1867 unterlag Kaiſer Max der republikaniſchen Partei und wurde auf der Ebene von Queretaro erſchoſſen. Es hieß damals, daß Bazaine dieſen Ausgang habe verhindern können, nach Einigen folgte er dabei erhaltenen Befehlen, nach Anderen ſeinen eigenen ehrgeizigen Plänen, die auf nichts geringeres aus waren, als ſich ſelber zum Kaiſer von Mexiko zu machen. Alle dieſe Dinge indeß gehen wenig über das bloße Gerücht hinaus. Selbſt die Aufzeichnungen Eingeweihter, wie beiſpielsweiſe des bei St. Privat gefallenen Prinzen Felix Salm, ſind mehr von Abneigung wie von jener ruhigen Erwägung dictirt, die die Vorausſetzung eines hiſtoriſchen Urtheils iſt. Auch in Betreff dieſes Punktes übrigens wird der bevorſtehende Prozeß ſehr wahrſcheinlich Aufſchluß geben. Man wird die Vergangenheit heranziehen, um aus ihr Schlüſſe auf die Gegenwart oder doch das gegenwärtig zur Verhandlung Stehende ziehen zu können.*) — Die franzöſiſche Expedition kehrte nach Frankreich zurück, mit ihr Bazaine. Ueber ſeine Verwendung in der Epoche, die der mexikaniſchen Expedition unmittelbar folgte, liegen uns keine beſtimmten Angaben vor. Es ſcheint, daß er, mehrfach bei Zuſammenziehungen von Truppen, namentlich auch im Lager von Chalons, das Commando über dieſe führte und hierbei den Ruf befeſtigte, den er ſich bereits in drei Feldzügen erworben hatte. In wie weit er ſich dabei ſelbſt genügte, darauf kommen wir an anderer Stelle zurück.

---

*) Dies iſt nicht geſchehn, aus Gründen, die ich immer vermuthete, über die mir indeß erſt die mittlerweile zur Veröffentlichung gelangten Caſtelnau'ſchen Berichte (ſiehe Nr. 45 und 46 der P. Lindau'ſchen »Gegenwart«) Gewißheit gegeben haben. Bazaine in Mexiko war noch um vieles nicht-ſchuldiger als Bazaine in Metz. Ueber dieſen iſt, wie ich das weiterhin ausführen werde, je nach dem Parteiſtandpunkt immerhin zu ſtreiten, über jenen nicht. Die künſtlich gemachte Maximilians-Glorie bedurfte eines dunklen Hintergrundes und man nahm ohne Weiteres Bazaine. Ich fürchte ſehr, daß die Charakterſchilderung, die General Caſtelnau vom Kaiſer (Maximilian) giebt, in allem Weſentlichen zutreffend iſt. Alles in dieſer Schilderung trägt den Stempel der Wahrheit, und es ergiebt ſich aus ihr, daß dem Kaiſer einfach nicht zu helfen war. Seine Haltung kann nur dann gutgeheißen, ja ſelbſt glorificirt werden, wenn es auch von ihm heißen darf: »er wollte ſterben«. Ich zweifle, daß dies zutrifft, aber zutreffend oder nicht, dem Marſchall Bazaine iſt aus dem blutigen Akt, der dies Trauerſpiel abſchloß, kein Vorwurf zu machen. Am allerwenigſten kann von einer Mitſchuld die Rede ſein. Mitte Februar 1867 fragte der Marſchall an, »ob die Abſichten des Kaiſers Maximilian in Folge der Niederlage des Generals Miramon keine Abänderung erfahren hätten, noch könne er ihm die Hand reichen, um Sr. Majeſtät bei ſeinem Rückzuge behülflich zu ſein, in wenigen Tagen würde ihm dies unmöglich werden.« Nirgends begegnet man einer mala fides Bazaines gegen den Kaiſer Maximilian, andrerſeits nirgends einem Verdacht Caſtelnaus, oder des Kaiſers Napoleon oder des franzöſiſchen Geſandten in Mexiko (Mr. Dano) gegen den Marſchall und etwaige ehrgeizige Pläne dieſes Letztren. Konnte auch nicht der Fall ſein. Denn die ganze Armee, auf die ſich doch dieſe ehrgeizigen Pläne hätten ſtützen müſſen, war nur von einem Gefühl erfüllt: heraus aus dieſem unglückſeligen Lande und wieder heim nach Frankreich, je eher je lieber.

Bei Ausbruch des Krieges gegen Deutſchland übernahm er das Commando des III. Corps, das ebenſo wie das I. (das Mac Mahon'ſche), vielleicht durch ſeine Zuſammenſetzung, gewiß durch ſeine Zahl ein hervorragendes war. Es beſtand aus 4 Diviſionen und hatte eine Stärke von 30,000 Mann. Von Anfang an nahm er eine exceptionelle, über die andern Corpsführer, ſelbſt Mac Mahon kaum ausgenommen, hinausgehende Stellung ein und wurde bereits am 5. Auguſt mit der proviſoriſchen Oberleitung der gegen die Saar operirenden drei Corps, II., III., IV., betraut. Die unmittelbare Nähe des Kaiſers indeß, der in Metz verweilte, machte dieſe Ernennung vorläufig ziemlich illuſoriſch. Erſt eine Woche ſpäter wurde das bis dahin Halbe und blos Nominelle zu einer Wirklichkeit, und zwar über das Commando jener drei Corps noch hinaus.

Die Operationen gegen die Saar, wie überhaupt die erſten Kriegsoperationen ſcheiterten bekanntlich, und die nach den Tagen von Wörth und Spicheren mit jeder Stunde wachſenden Verlegenheiten des Empire ließen es allſeitig empfinden, daß die Oberleitung des Heeres nicht in den Händen eines mit natürlichen Gaben ausgerüſteten Dilettanten, wie es der Kaiſer war, ſondern in der Hand eines Mannes von Fach und entſprechender Kriegserfahrung liegen müſſe. Wer dieſer Mann war, darüber konnte kein Zweifel ſein. Es ſtanden außer Bazaine ausgedehnteſten Falles noch vier zur Wahl: Changarnier, Canrobert, Mac Mahon, Leboeuf; aber über alle vier mußte im erſten Momente hinweggegangen werden. Changarnier war zu alt, Canrobert zu ſehr bloßer Soldat, Mac Mahon befand ſich auf der Flucht, und Leboeuf war — an allem Schuld. Alſo Bazaine! Am 12. erfolgte ſeine Ernennung zum Generaliſſimus. Der Kaiſer, übrigens auch in militairiſchen Dingen nicht ohne Blick und Urtheil und nur der Kraft der Ausführung, des Practiſchen überhaupt entbehrend, hegte zu dem Führertalent des Neu-Ernannten ein großes, beinah unbedingtes Vertrauen. Ebenſo nahm die Armee ſeine Ernennung im Allgemeinen mit großer Befriedigung auf. Er verſtand das Metier (hatte er doch von der Pike auf gedient), galt für tapfer, ſchlau und vorſichtig. Man war des Glaubens, daß er die Klugheit, oder doch die erforderliche Kriegsliſt beſitzen werde, die bis dahin begangenen Fehler wieder gut zu machen; ganz beſonders waren es die Offiziere und Unteroffiziere, die in Mexiko unter ihm gedient, von denen dieſe Ueberzeugung gehegt und ausgeſprochen wurde. »Il est un grand tacticien«, ging es von Mund zu Mund. Alle alten Troupiers waren ſeines Lobes voll. Der rechte Mann ſchien an den rechten Platz geſtellt.

Die allgemeine Stimme war für ihn, nur ſeine eigene nicht.

Wie in ſo Manchem glich er auch hierin Benedek. Er mißtraute ſich und ſeinem Werkzeug, der Armee. Allerhöchſter Gaben entbehrend, war ſeine Beanlagung doch gerade ſuperior genug, um zu erkennen, was ihm und der Geſammtheit fehlte. Das Offiziercorps ſtand nicht auf der Höhe, auf der es ſtehen ſollte, und im Lager von Chalons, wie ſchon Eingangs angedeutet, hatte er an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß ihm, trotz Italien und Mexiko, doch die Fähigkeit abgehe, bedeutende Truppenmaſſen tactiſch zu verwenden. Dieſe Erkenntniß ſcheint ihm von Anfang an die Neigung zu entſcheidenden Operationen genommen zu haben. »Un grand tacticien«, wiederholte die Armee, der Einzige, der zweifelte, war er ſelbſt.

Am 12. ernannt, übernahm er Tags darauf (den 13.) den Oberbefehl. Es fiel auf, daß er, ganz gegen alles Herkommen, keine Proclamation erließ, keine Revue abnahm, vielmehr der Armee wie dem Perſonal ſeines Stabes gegenüber eine ſehr reſervirte Haltung einnahm. Doch war dieſe kühle Haltung zunächſt nur dazu angethan, den zutrauensvollen Reſpekt vor ihm zu ſteigern. Bedeutende Menſchen ſind über die bloße Liebenswürdigkeit nicht nur erhaben, ſie ziehen ſogar geſteigertes Anſehen aus der Abweſenheit derſelben. Gleich die nächſten Tage, und zwar der 14., 16. und 18., ſtellten ſeine Begabung auf eine harte Probe, vielleicht auf eine härtere, als ſie jemals einem Feldherrn, noch dazu unmittelbar nach ſeiner Ernennung, Angeſichts eines übermächtigen und bereits ſiegreichen Feindes geſtellt worden iſt. Mit dem Reſultat am 14. ſchien man etwas überraſchender Weiſe auf franzöſiſcher Seite zufrieden. Der Kaiſer gratulirte dem Marſchall zu dem vorgeblichen bei Colombey-Nouilly errungenen Erfolge und fügte hinzu: »der Zauber iſt gebrochen.«*)

So kam der 16. und 18. Wegen beider Tage iſt er getadelt worden, und zwar um deſſelben Fehlers willen, wenn es ein Fehler war. Es wird ihm vorgeworfen, die Stelle, auf die es ankam, nicht richtig erkannt und in Folge davon Truppen irrthümlich zurückbehalten, an den ausſchlaggebenden Punkt nicht hinbeordert zu haben. Bei Vionville überſah er, ſo heißt es, daß die Entſcheidung bei Mars la Tour, am Tage von Gravelotte, daß ſie bei St. Privat lag. Dieſe Anklagen ſind, wenn blos die Thatſachen ſprechen ſollen, begründet. Warf er ſich am 16. bei Mars la Tour mit aller Kraft auf unſern linken Flügel, ſo waren wir verloren; ſchickte er am 18. ſeine Garden rechtzeitig in die Stellung von St. Privat, ſo wurde dieſer Punkt wahrſcheinlich nicht geſtürmt. Inſoweit alſo hat die Anklage

---

*) Auch in dieſem Satze drückt ſich der abergläubiſche, überall ein Eingreifen dämoniſcher Mächte annehmende Herzenszug des Kaiſers aus. Demſelben Gebiete gehört es an, daß er ſich bereits am Tage nach der Ernennung Bazaines von Metz nach Chalons begeben wollte, die Reiſe aber unterließ, weil der betreffende Tag ein 13. war.

Recht. Aber ſie liegt doch nicht in der Billigkeit. Bazaines Gedanke am 16., daß wir ihn von Metz ab-, ſtatt in Metz hinein zu drängen beabſichtigten, war an und für ſich kein falſcher, wenn er auch der Wirklichkeit nicht entſprach. Es iſt bekannt, daß wir uns auch dieſſeitig in dieſem Plan erſt haben zurecht finden müſſen, und daß es bis dieſen Tag zweifelhaft bleibt, ob nicht Abdrängen von Metz beſſer geweſen wäre, als Hineindrängen in Metz. Der Krieg hätte dann einen ganz andern Verlauf genommen, gewiß keinen glorreicheren, aber vielleicht einen raſcheren und minder opfervollen.

So viel über den 16. Was den 18. angeht, ſo fragt es ſich, ob ſeine etwaige Schuld nicht noch entſchuldbarer iſt. Die Schlacht wurde bei St. Privat entſchieden, dies iſt freilich ein Fakt; aber der ganze Tag von Gravelotte erinnert lebhaft an die Schlacht bei Torgau, die ſchließlich auch ſehr anders gewonnen wurde, als der große König erwartet hatte, ja die noch gewonnen wurde, als der rechte Glaube daran bereits aufgegeben war. Aehnlich bei Gravelotte. Wir hatten plötzlich den Sieg, wie man wohl ſagen darf, zu eigener freudigſter Ueberraſchung, weil er von dem Flügel herkam, der den Sieg einleiten, bedingen, aber nicht eigentlich ihn beſiegeln ſollte. Daß er (der linke Flügel) dies dennoch that, war eine Art Extra, das er leiſtete. Darüber noch ein Wort. An einem Schlachttage, an dem wie die Situationen ſo auch die Intentionen beſtändig wechſeln müſſen, kann jeder Punkt zu der Ehre kommen, in dieſem oder jenem Moment der wichtigſte geweſen zu ſein; jetzt liegt die Entſcheidung hier, jetzt liegt ſie da; dennoch wird von vorn herein ein Punkt als der eigentlichſte erkannt werden müſſen. Dieſer eigentlichſte Punkt war am 18. der dieſſeitige rechte Flügel; bei Point du jour durchzubrechen, die Höhe von Rozerieulles zu nehmen, dahin ging unſer Plan, oder wenn nicht der Plan, ſo doch der thatſächliche Verlauf der Schlacht, wie dieſer ſich dem Beobachter darſtellte. Hier hielt der König und Moltke, hier wurde, wenn nicht am opferreichſten, ſo doch am andauerndſten gerungen, hier war der Punkt, wo Alles, was noch in Nähe oder Ferne ſtand, unſererſeits zuerſt an den Feind kommen mußte, hier endlich war es, wo um 7 Uhr Abends die Pommern wirklich eintrafen und über die Gravelotter Schlucht hinweg ihren Sturm gegen die feindliche Linie unternahmen. An ſolcher Stelle, oder doch in Nähe derſelben, ſeine Garden feſtgehalten zu haben, die, wie zugegeben werden muß, um eben dieſe Zeit bei St. Privat noch beſſer zu verwenden geweſen wären, — daraus iſt kein Vorwurf gegen den Marſchall herzuleiten. Die franzöſiſche Garde kam allerdings da, wo ſie ſtand, nicht zum Kampfe, aber, was nicht zu überſehen iſt, ſie ſtützte das in ihrer Front ſtehende II. Corps Froſſard. Verwendung der Garde links und rechts, in getrennten Diviſionen, wäre wahrſcheinlich das Vorzuziehendere geweſen, nichtsdeſtoweniger kann es Bazaine ablehnen, am 16. und 18. direct fehlerhaft operirt zu haben; er verfuhr verſtändig und correct.

Verſtändig und correct, aber freilich auch nicht mehr, und ſo geneigt wir ſind, ihn gegen directe Beſchuldigungen in Schutz zu nehmen, ſo gewiß iſt es doch auch, daß es ihm an einem Letzten und Höchſten gebrach. Wie ſeinem Thun die ſchuld- und anklage-involvirenden Momente fehlen, ſo fehlte ihm andererſeits die Initiative, die aus einem bedeutenden Gedanken wie von ſelber erwächſt. Im Uebrigen bleibt es beſtehen, daß er am 16., namentlich zu Anfang, vorzüglich disponirte und für den 18. eine nicht leicht beſſer zu findende Stellung wählte. Er blieb ruhig und hatte unverkennbar (beiſpielsweiſe im Gegenſatze zu Wimpffen bei Sedan) einen Blick für das Ganze; er war wirklich ein Feldherr, ein Mann von höherer Begabung, den ſchließlich kein anderer Vorwurf trifft als der, an die Coloſſalität der ihm geſtellten Aufgabe nicht hinangereicht zu haben. Man kann nicht ſagen, daß er ihr abſolut nicht gewachſen geweſen wäre, er war ihr nur nicht voll gewachſen. Daß der 16. wie eine partie remise endigte, muß als ein ganzes Wunder erſcheinen und unſer Sieg am 18. wenigſtens als ein halbes. Am 16. rangen wir mit der Uebermacht der Zahl, am 18. mit der Uebermacht einer formidablen, faſt uneinnehmbaren Stellung. Die Ueberlegenheit der Waffe, die gerade an dieſem Tage zu voller Ausnutzung kam, kam auf Seiten des Gegners hinzu. Ein wenig Ueberblick, ein wenig Kühnheit, ein wenig Genie von Seiten des feindlichen Oberfeldherrn mehr, und beide Tage verliefen anders. Er verlor das Spiel aus keinem anderen Grunde, als weil ſeine höhere Begabung doch keine höchſte war. Er iſt nicht zu feiern, aber er iſt noch weniger zu tadeln; er war doch der beſte General Frankreichs und ſeinem Rivalen Mac Mahon unendlich überlegen.

Wir treten nun ſpeciell in die Frage ein, die, vom 6 October an, dem Kriegsgerichte in Trianon zur Entſcheidung vorliegen wird, in die Capitulationsfrage, in die Frage, ob Bazaine ſchuldig iſt, durch die Uebergabe von Metz und die Waffenſtreckung ſeiner Armee eine hochverrätheriſche oder überhaupt eine ſtrafwürdige Handlung begangen zu haben. Dieſe Frage iſt nicht als ein Ganzes und nicht von einem Geſichtspunkte aus zu beurtheilen; Militairiſches und Politiſches wechſeln oder durchdringen ſich einander und weiſen mannigfach, wie in einer Legirung, ihre verſchiedenen Gehalte von dieſem oder jenem auf. Am 12. September erfuhr der Marſchall die Capitulation von Sedan als eine Thatſache. Er hatte bis dahin nur gerüchtweiſe von ihr gehört. Dieſes Datum bezeichnet denn auch einen Wendepunkt, und haben wir danach eine Epoche bis zum 12. September und eine Epoche nach dem 12. September zu unterſcheiden.

Die Epoche bis zum 12. September iſt die vorwiegend militairiſche, die Epoche nach dem 12. September die vorwiegend politiſche. Wir behalten in der Folge dieſe Eintheilung bei.

Bis zum 12. September.

Bis zum 12. September wird die Handlungsweiſe Bazaines vorzugsweiſe, wo nicht lediglich, vom militairiſchen Standpunkte aus zu beurtheilen ſein. Die Epoche der politiſchen Erwägungen war noch nicht angebrochen. Er war muthmaßlich gut Kaiſerlich bis zuletzt, bis zum 12. September gewiß; als abſolute Thorheit will uns deshalb die Annahme erſcheinen, er habe ſchon vor dem Bekanntwerden von Sedan Hochverrath geſponnen und von einer Dynaſtie Bazaine geträumt. Von politiſchen Erwägungen, die über das militairiſch Politiſche*) hinausgegangen wären, kann bis zum 12. September keine Rede ſein.

»Waren ſeine militairiſchen Erwägungen die richtigen?« iſt demgemäß die erſte ſich aufdrängende Frage. Dieſe Frage in ihrer Allgemeinheit wird weder mit einem beſtimmten »ja«, noch mit einem beſtimmten »nein« zu beantworten ſein, deshalb nicht, weil auch dieſe Epoche wieder in drei kleinere, unter einander ſehr verſchiedene Zeitabſchnitte zerfällt:

1. in die zehn Tage vom 20. bis 30. Auguſt,
2. in die zwei Tage der Schlacht von Noiſſeville (31. Auguſt und 1. September) und
3. in die zehn Tage vom 2. bis 12. September.

In 1. und 3. ſcheint er uns völlig ſchuldlos dazuſtehen, in 2. nicht. Ein Blick auf die zehn Tage vom 20. bis 30. Auguſt ergiebt unſchwer, daß die erſte Hälfte dieſes Zeitabſchnittes ſeitens des Marſchalls zur Wiederherſtellung einer durch drei heiße Schlachttage und voraufgegangene ungeheure Strapazen etwas aus dem Gefüge gekommenen Armee benutzt wurde, während die zweite Hälfte (vom 25. bis 30.) den Durchbrechungsverſuch, deſſen Unterlaſſung den hauptſächlichſten Anklagepunkt bildet, wenigſtens in ernſtlicher Vorbereitung ſah. Dieſer Durchbruchsverſuch wurde am 25. geplant, am 26. begonnen und nur mit Rückſicht auf eine ganz beſondere Ungunſt des Wetters, wie ein ausſichtsloſes Gefecht wieder abgebrochen.

---

*) Dieſen Begriff muß ich zu präciſiren ſuchen. Ein Generaliſſimus an der Spitze von 200,000 Mann iſt immer eine Art Politiker. Man muß aber durchaus, man verzeihe den Ausdruck, zwiſchen politiſcher Politik und militairiſcher Politik unterſcheiden. Der Bazaine-Fall bietet ein Muſterbeiſpiel zur Unterſcheidung beider. Der Marſchall war aufgefordert, in den letzten Tagen des Auguſt der Mac Mahon'ſchen Armee die Hand zu reichen. Unterließ er dies, weil er es nicht für richtig hielt, ſo verfuhr er dabei militairiſch politiſch und ſtörte von ſeinem zunächſt rein militairiſchen Standpunkte aus einen Plan, deſſen Ausführung oder Nicht-Ausführung vielleicht von größter politiſcher Wichtigkeit war. Dennoch kann man ſolch Verfahren durchaus nicht ein eigentlich politiſches nennen. Es kommt eben auch bei dieſen Dingen auf die Motive an. Thut oder unterläßt man etwas aus militairiſchen Rückſichten und Erwägungen, ſo kann, wie immer politiſch es gewirkt haben mag, das Geſchehene oder Nicht-Geſchehene auch nur vom militairiſchem Standpunkte aus beurtheilt reſp. verurtheilt werden. Die politiſche Verantwortlichkeit fängt erſt da an, wo dem Thun oder Laſſen auch politiſche Motive zu Grunde liegen.

Dieſe »beſondere Ungunſt des Wetters« hat man vorläufig als keine Entlaſtung gelten laſſen wollen: wir glauben mit Unrecht. Es giebt Momente, in denen, weil alles an der Minute hängt, die Frage: »Regen oder Sonnenſchein«, zu etwas Gleichgültigem und ernſter Beachtung Unwerthem herabſinken muß; ein ſolcher Moment lag hier aber nicht vor. Es hing damals, zum mindeſten allem Anſchein nach, noch nichts an der Minute; ein Aufſchub war noch ein wieder einzubringender Verluſt,[*] und die Erwägung »gutes oder ſchlechtes Wetter« hatte noch ein Recht für wichtiger angeſehen zu werden, als die Erwägung »drei Tage früher oder ſpäter«. Daß im Uebrigen dieſer Verſuch am 31. bereits, behufs Handreichung zu Mac Mahon hinüber, wieder aufgenommen wurde, iſt bekannt. Wir kommen darauf zurück.

So viel über den Zeitabſchnitt vom 20. bis 30. Auguſt. Aehnlich günſtig ſcheinen uns die Dinge vom 2. bis 12. September für den Marſchall zu liegen. Auch hier dürfte ſeine Handelweiſe vom Standpunkt eines »Prozeſſes« aus unangreifbar ſein. Schon am 3. oder 4. September, ſpäteſtens am 6., erfuhr er gerüchtweiſe die Niederlage bei Sedan. Er trat alſo, ſeinerſeits völlig unverſchuldet, in eine Epoche der Ungewißheit ein, die ſich ebenſo auf die Sachlage wie auf die Stellung bezog, die er zu derſelben einzunehmen haben werde. Wird ſich die Nachricht beſtätigen? war die erſte Ungewißheit; wenn ſie ſich beſtätigt, was wird Dir obliegen zu thun? war die zweite.

---

[*] Man hat dies beſtritten und auf eine Depeſche des Kaiſers aus Chalons vom 22. hingewieſen, die dem Marſchall mittheilte, »daß die Mac Mahon'ſche Armee nach der Maas und Aisne abmarſchire«, alſo der in Metz eingeſchloſſenen Armee zu Hülfe eilen werde. Dieſe Depeſche aus dem Kaiſerlichen Hauptquartier iſt jedoch, nach Ausſage Bazaines wie auch des Zeugen de Mornay, erſt am 29. in Metz eingetroffen, alſo nur einen Tag früher als die Mac Mahon'ſche Depeſche von gleichem Datum (22.), die von Reims aus meldete: »ich marſchire auf Montmedy«. Dieſen Ausſagen Bazaines und de Mornays ſtehen allerdings die beſtimmteſten Ausſagen des Oberſten Lewal entgegen, dennoch hat dieſer ſelbſt zugeben müſſen, daß er nur ganz allgemein von einer eingetroffenen Depeſche obigen Inhalts (die Armee von Chalons marſchirt an die Maas ꝛc.) ſprechen könne, keineswegs aber behaupten wolle, daß die Depeſche aus Chalons und aus dem Kaiſerlichen Hauptquartiere gekommen ſei. Daran hängt aber Alles. Depeſchen des mannigfachſten und ſich widerſprechendſten Inhalts, die mehr oder minder nur Gerüchte wiedergaben, trafen vielfach ein.

Jn ſolchen Situationen beziehungsweiſe Stimmungen iſt »abwarten« unter neun Fällen von zehn das einzig Richtige, ein kritikloſes »Drauflos« aber das allemal Verwerflichſte. Blinder Eifer ſchadet nur. Exiſtirte denn überhaupt die Hand noch, ſo durfte Bazaine fragen, der er gebunden ſein ſollte, die ſeinige entgegenzuſtrecken? Wer wollte ſagen »ja!« Die ganze Sachlage bedurfte der Klärung. Es waren Uebergangs-Zehntage. Die Zeit zu rein militairiſchen Actionen war dahin und die Zeit zu vorwiegend politiſchen Entſchlüſſen war noch nicht angebrochen.

So erübrigt uns denn aus der ganzen erſten Hälfte der Belagerung (bis zum 12. September) nur noch ein Blick auf Noiſſeville. Und hier ſcheint uns allerdings eine Verſchuldung Bazaine's vorzuliegen. That er am 31. Auguſt und 1. September ebenfalls nichts, ſo würde man dieſe zwei Tage ohne ſonderlichen Zwang dem Zeitabſchnitt vom 20. bis 30. zulegen und einfach hervorheben dürfen: am Unwetter des 26. und 27. war der erſte Verſuch geſcheitert, und auch am 31. noch, trotz Abmachungen und Zuſagen (die übrigens keineswegs abſolut bindender Natur waren und auch von Mac Mahon nicht inne gehalten wurden), glaubte der Marſchall den Zeitpunkt zur Wiederaufnahme eines ſolchen Verſuchs nicht gekommen. So etwa, im Falle einfachen weiteren Nichtsthuns an den genannten beiden Tagen, würde ſich dieſes Zögern haben entſchuldigen laſſen. Da er aber im Gegenſatze hierzu am 31. die Sache wirklich unternahm, ſo mußte er ſie auch durchführen. Denn ſie war durchzuführen. Daß er ſie dennoch nicht durchführte, bezichtigt ihn entweder des böſen Willens oder eines unausweichenden Könnens. Wenn nur dieſes letztern, ſo involvirt doch auch dieſes ein ernſtes Maß von Schuld. »Niemand hat die Verpflichtung, ein großer Mann zu ſein«, iſt ein Sprichwort, das nur gelten kann, ſo lange die entſprechende Zuſage, oder ihr Aehnliches, weder laut, noch leiſe gegeben wurde. Wer aber in einem kritiſchen Moment ſeines Vaterlandes das Commando über 200,000 Mann übernimmt, der hat mit dem Muth der Uebernahme eines ſolchen Commandos auch zugleich die Verpflichtung übernommen, der geſtellten und acceptirten Aufgabe gewachſen zu ſein. Gewachſen wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Bazaine blieb an dieſem Tage hinter dem zu fordernden Maß zurück. Noiſſeville iſt der Punkt, woraufhin der Marſchall angeklagt und vielleicht verurtheilt werden kann.

Aber, wie gleich hier hervorgehoben werden mag, der einzige Punkt!

Nach dem 12. September.

Am 12. empfing Bazaine in aller Beſtimmtheit die Nachricht:

von der Capitulation bei Sedan,

von der Gefangennahme des Kaiſers,

von dem Sturze des Kaiſerreichs und
von der Erklärung der Republik.

Von dieſem Augenblick an iſt ſein Thun nur noch vom politiſchen Standpunkt aus anzuſehen. Daß er auch von da ab noch, anzurathender Weiſe oder nicht, unter Dranſetzung großer Opfer vermocht hätte, den Durchbruch auszuführen, iſt unzweifelhaft; ebenſo kann umgekehrt zugegeben werden, daß im Gegenſatz zu dem nunmehr immer politiſcher ſich Geſtaltenden der Geſammt-Situation (namentlich gegen das Ende der Belagerung hin), einzelne militairiſche Erwägungen den politiſchen Calcul wiederum zu beeinfluſſen begannen. So beiſpielsweiſe der totale Mangel an Transportmitteln. Im Ganzen aber bleibt beſtehen, was ſchon Eingangs dieſes Capitels hervorgehoben wurde, daß vom 12. September an die Frage nicht mehr hieß: »kann ich durchbrechen«, ſondern: »ſoll ich durchbrechen?« Die Frage war nach dem Sturze des Kaiſerreichs und Proclamirung der Republik eine eminent politiſche geworden.

Stellte ſich Bazaine, der Politiker, richtig zu dieſer Frage? Es will uns ſcheinen, ja. Wir finden in dem Fircks'ſchen Buche »die Vertheidigung von Metz« die folgenden Sätze:

»Der Marſchall war ein treuer Anhänger des Kaiſers und hatte wenig Vertrauen zur Befähigung der Regierung der nationalen Vertheidigung, hielt auch vermuthlich die Fortſetzung des Krieges für ein ausſichtsloſes Unternehmen. Wäre im Einklang mit dieſer während des Monats September allſeitig getheilten Anſicht im Beginn des October ein Präliminar-Frieden zum Abſchluß gekommen, ſo würde Frankreich bei den Verhandlungen ſicher großen Nutzen aus dem noch Vorhandenſein einer anerkannt guten Armee im Lager von Metz gezogen haben, man hätte in dieſem durchaus nicht unmöglichen Falle günſtigere Bedingungen erlangt, die inneren Unruhen wahrſcheinlich ganz vermieden und mit Benutzung der reichen Cadres in kurzer Zeit eine ſolide Armee herſtellen, eventuell mit dieſer den nur abgebrochenen Kampf wieder aufnehmen können.

Wie dem immer ſei, das Commando über die bei Metz verſammelte Armee war dem Marſchall vom Kaiſer übertragen worden, weshalb keinesfalls eine Verpflichtung für ihn, den Marſchall, beſtand, dieſe einzige Armee einem Conſortium[*]) zur Verfügung zu ſtellen, welches weder von der geſammten Nation berufen, noch durch frühere hervorragende Leiſtungen beſonders vertrauenerweckend war. Bazaine beſchloß deshalb, als er am 12. September die erſte ſichere Kunde von der Capitulation

---

[*]) Ueber dieſes »Conſortium« (J. Favre-Gambetta) zu deſſen grundſätzlichen Verkleinerern ich keineswegs gehöre, werde ich in Band II. ausführlicher zu berichten haben. Nur wenige Bemerkungen ſchon hier. Die Lage Bazaines dem republikaniſchen Gouvernement gegenüber war ohngefähr die, wie wenn der General v. Manteuffel, an der Spitze von 200,000 Mann, in Erfahrung gebracht hätte: »in Berlin habe ſich eine Diktatur unter Virchow und Franz Duncker etablirt«, wobei noch zu bemerken iſt, daß das politiſche Anſehen der Herren Jules Favre-Gambetta wohl kaum auf der Höhe jener zwei Ebengenannten ſtand. Gambetta war in ſeiner

Art ein Genie; ich bewundere ihn aufrichtig, aber ſein Genie war das des Fanatikers. Als er von der Capitulation hörte, rief er aus: »ich würd' es vorgezogen haben, die Armee von Metz in ein Beinhaus verwandelt zu ſehen«. Was im Uebrigen ſeine Mitarbeiter am Werke angeht — Perſonen die doch auch erwogen ſein wollen — ſo haben die ſeit dem 6. October geführten Prozeßverhandlungen uns einige dieſer »Herren von der Regierung« und ihre Vertrauensmänner kennen gelehrt. So beiſpielsweiſe Herrn Tachard, einen gebornen Elſäſſer, der, unter dem Regime J. Favre-Gambetta, Geſandter in Brüſſel war. Seine Zeugenausſage vor Gericht iſt in mehr als einer Hinſicht ſo charakteriſtiſch, daß ſie hier in extenso wiedergegeben werden möge. »Als ich meinen theuren Freund Jules Favre verließ, um mich auf meinen Poſten nach Brüſſel zu begeben, wußte ich nicht das erſte Wort von Diplomatie, aber ich dachte mir: Wenn man halb todt noch zu Pferde geſtiegen iſt, um dem Marſchall Mac Mahon in den Kampf zu folgen, wird man auch hier ſeine Pflicht thun können. Ich empfing in Brüſſel manche Perſonen, welche es auf ſich nehmen wollten, ſich nach Metz einzuſchleichen, ſo einen gewiſſen Lord Beauclair, wenn es wirklich ein Lord geweſen iſt, dann die Gräfin Cabarrus. Zu dieſer ſagte ich: Wenn Sie das durchführen, ſo leiſten Sie wirklich etwas Großes und als Lohn dafür verſpreche ich Ihnen die Freundſchaft meiner Frau (Heiterkeit). Ich liebe nämlich ſehr meine Frau, eine Deutſche, mit der ich ſchon ſeit 15 Jahren verheirathet bin. Ich lernte auch die Marſchallin Canrobert kennen: Das iſt eine ſehr edle Frau, ſchön und ſehr diſtinguirt, ein wahrer Typus (Heiterkeit). Wenn ich mich nicht gewählt ausdrücke, ſo bitte ich das zu entſchuldigen, ich leide ſchon längere Zeit an Schlafloſigkeit. Ich machte die Bekanntſchaft der Marſchallin am Bette eines Verwundeten. Ich ſah ſie ſpäter in einem Salon wieder. Elende belgiſche Blätter behaupteten, daß ich ihr um anderer Zwecke willen nachginge, aber vor Allem liegt mir daran, daß Sie nicht zweifeln, einen Ehrenmann vor ſich zu haben; darum ſtelle ich meine Ausſage unter den Schutz einer für mich geheiligten Perſon, nämlich meines Vaters. (Das Publikum hört mit wachſendem Erſtaunen zu.) Ich ſelbſt leiſtete das Mögliche. Meine Frau ſtand mir bei und ich hatte noch andere Adjutanten, ſo z. B. Hrn. Berardi, den Eigenthümer der »Independence belge«, der mir ſtets mit dem größten Eifer Neuigkeiten überbrachte. Eines Tages erfuhr ich, daß Bourbaki in Luxemburg wäre. Ich ſage: Bourbaki, weil ich mit ihm ſehr befreundet bin und weil es ein hiſtoriſcher Name iſt. Ich lud ihn zu mir und bat ihn, nach Tours zu gehen und dort ein Kommando anzunehmen. Hier muß ich wieder von einer Frau ſprechen, aber von was für einer! Noch geſtern ſagte ich in Gegenwart von zwei Marſchallen: »Bourbaki, Sie haben da eine verteufelte Frau!« (Fortwährendes Gelächter.) Ich konnte ihn nicht beſtimmen, nach Tours zu gehen; da ließ ich ſeine Frau und die Marſchallin Canrobert zu mir bitten und lieferte ihnen Bourbaki aus. Seine Frau nahm ihn in die Mache und das blieb nicht ohne Wirkung, ſie iſt gleichwohl nicht ſchön, Frau Bourbaki. Sie ſagte zu ihm: »Wenn man Deinen Namen trägt, ſo krepirt man nicht im Bett!« Man bat mich, auch meine Beredtſamkeit zu entwickeln und ich ließ es an mir nicht fehlen. Endlich ſagte Bourbaki: »Gut, ich gehe, ich will Gambetta dienen; ich thue es meiner Frau zu Liebe«. (Gelächter.) Zeuge wendet ſich zum Zuhörerraum und ruft zornig: Ich lache nicht! Ich erlaube nicht, daß man in Gegenwart eines Elſäſſers lache! (Stürmiſche Heiterkeit.) Präſ.: Laſſen Sie das! Zeuge (fährt fort): Ich hatte auch Herrn Regnier bei mir, ich ſah ihm gleich an, daß es mit ihm nicht richtig ſei. Er ſagte mir, er ſei eine hiſtoriſche Perſönlichkeit und erzählte mir ſein Leben; es war die Laufbahn eines politiſchen Hanswurſts und der ganze Menſch machte auf mich den Eindruck eines Maikäfers, der in einem Concerte mitbrummt, wo falſch geſungen wird.«

So Tachard. Darf man ſich wundern, wenn franzöſiſche Marſchälle zu einer Regierung, die unter andern auch ſolche Mitglieder zählte, ſich weder hingezogen fühlten, noch ſich viel von ihr verſprachen.

von Sedan erhielt, die unter ſeinem Befehl ſtehende Rheinarmee im Lager von Metz verſammelt zu halten, und die als nah bevorſtehend angeſehene Beendigung des Krieges abzuwarten. Er verzichtete gleichzeitig, um die Kraft und dadurch auch die *politiſche* Bedeutung der Armee nicht nutzlos zu ſchwächen, auf größere Kämpfe, beſchäftigte die Truppen beinahe ausſchließlich mit fortificatoriſchen Arbeiten und ordnete nur inſoweit kleinere Ausfälle an, als ihm dies im Intereſſe der Moral der Truppe oder zwecks Erhaltung des Vertrauens zur oberen Führung gelegentlich nothwendig erſchien.«

Dieſen Sätzen, die wir in jedem Wort unterſchreiben, haben wir wenig hinzuzufügen. Sie enthalten — immer mit Ausnahme von Noiſſeville — die völlige Exculpirung Bazaines, ſeine Rechtfertigung als *Soldat* unbedingt, ſeine Rechtfertigung als *Politiker* wenigſtens von unſerm Standpunkt aus.

Ueber den *erſten* Punkt können die Anſichten nicht wohl auseinandergehen. Er hatte Louis Napoleon geſchworen und befehligte eine Armee, die denſelben Eid geleiſtet hatte. Als Soldat *mußte* er kaiſerliche Politik treiben und dem Kaiſer die Armee zu erhalten ſuchen.

Ueber Punkt *zwei*, wie zuzugeben iſt, *können* dagegen die Anſichten divergiren. Der *Politiker* Bazaine hatte eine andere, oder doch eine weitergehende Aufgabe als der *Soldat*. War er ihr gewachſen? Er ſah ſich in eine Lage geſtellt, in der die Rückſicht auf den geleiſteten Eid in beſtändigen Conflict gerieth mit der Rückſicht auf das Wohl des Landes.

Ging hier nicht die *Sache* über die Perſon? War hier nicht ein Fall gegeben, wo es ſich geziemte, einem höchſten Sittengeſetze folgend, eine zwar *geheiligte* Form, aber doch immerhin nur eine *Form* dem lebendigſten Leben zu Liebe zu durchbrechen? Und wenn die Berechtigung hierzu beſtritten werden konnte, lagen hier die Dinge nicht ſo, daß durch die Ereigniſſe ſelbſt der unter anderen Verhältniſſen gegebene Eid ohnehin gegenſtandslos und deshalb hinfällig geworden war? So drängen ſich die Fragen. Die Antwort darauf wird je nach den ſittlichen und politiſchen Standpunkten verſchieden lauten, aber auch das mißbilligendſte Votum des Patrioten à outrance wird nicht in Form einer wohlmotivirten Anklage auftreten können. Bazaine in ſeiner Eigenſchaft als Soldat that, was er mußte, in ſeiner Eigenſchaft als Politiker, was er *durfte*. Er hätte, wie die Anſchauungen, und zumal in Frankreich, nun einmal liegen, ohne Einbuße an ſeiner Ehre die große Schwenkung mitmachen und die Kaiſerliche Armee in eine republikaniſche umwandeln können, die Geſchichte würde ihm dieſe Wandlung verziehen, das Vaterland ſie gefeiert haben; aber es iſt unmöglich, aus dem immerhin rühmenswerthen Umſtande, daß er dieſe Umwandlung nicht machte, irgend etwas wie eine Schuld herleiten zu wollen. Er blieb treu ſeinem Eid, treu ſeinem Gefühl perſönlicher Anhänglichkeit, auch treu ſeinen politiſchen Anſchauungen; dies mag unbequem, unerwünſcht, ja ſelbſt ungünſtig für die Landeswohlfahrt geweſen ſein, zu verurtheilen iſt es nicht. Hieran wird in den großen Zügen nichts zu deuteln und zu ändern ſein, und nur über begleitende Dinge zweiten und dritten Ranges mag noch gerechtet werden. So wird ihm vielleicht aus ſeinen bereits am 16. September beginnenden und dann fortgeſetzten Beziehungen zum Obercommando in Corny ein Vorwurf gemacht und dieſer Vorwurf durch einen Hinweis auf das franzöſiſche, jeden Verkehr mit dem Feinde unterſagende Reglement motivirt werden können, aber auch hier will uns ſeitens des Marſchalls das blos äußerliche Hinausgehen über Regel und Vorſchrift immer nur als etwa ausreichender Grund zu einer Reprimande erſcheinen. Dieſe beſtändigen Sendungen und Anfragen nach Corny hinüber verletzten gültige Formen, gewiß, aber erſt ein ganz beſtimmter Inhalt dieſes hin und her gehenden Verkehrs würde eine Formverletzung wie die vorliegende auch zu einem ſtrafenswürdigen Verbrechen ſtempeln können.

An dieſem Inhalt hat es ſicherlich gefehlt. Hochverrath wäre erſt indicirt, wenn der Marſchall preußiſchen Zwecken gedient und preußiſches Gold genommen hätte. In der That, auch davon iſt ſeitens der Ankläger die Rede geweſen. Aber dieſe Annahme iſt thöricht, weil ganz und gar unglaublich. Der außerordentliche Reichthum des Angeklagten wird hier zu einem goldenen Schilde, an welchem ſich die Pfeile brechen; wenn aber nichts deſtoweniger, und zwar einer faſt bis zur Gewißheit geſteigerten Wahrſcheinlichkeit zum Trotz, die Beſtechungsmöglichkeit (wenigſtens hypothetiſch) einen Augenblick zugegeben werden mag, ſo fragen wir, welcher Preis wäre nöthig geweſen, um zu den Coloſſal-Anſprüchen eines Mannes hinanzureichen, der — ſo ſcheint wenigſtens die Annahme ſeiner Ankläger zu ſein — jeden Augenblick im Stande geweſen wäre, die Rolle eines Retters des Vaterlandes zu ſpielen und in dieſer Rolle neben ſeinem Ehrgeiz doch zugleich auch jede andere Form des Geizes zu befriedigen!

Von Hochverrath nichts, von Verſehen und Mißgriffen etwas, aber ein kleiner und begrenzter Theil! Seine Schuld, ſeine einzige, liegt in Noiſſeville. Ueber die Art dieſer Schuld haben wir uns ausgeſprochen. Sie zu erklären, iſt außerordentlich ſchwer, bis zur Stunde vielleicht unmöglich. Der erſte Napoleon pflegte zu bemerken: »es ſcheint ein Naturgeſetz, daß die Menſchen nur vier ihnen direct unterſtellte große Einheiten zu leiten vermögen, und es bedarf ſehr befähigter Köpfe, um fünf ſolche Einheiten mit völliger Klarheit zu überſchauen«. Bazaine hatte fünf Corps zu dirigiren! Sollen wir annehmen, daß in dieſem napoleoniſchen Satze der

Schlüſſel zum Verſtändniß gegeben und der Marſchall, auf die Vier hin beanlagt, an der Fünf einfach geſcheitert ſei? Es liegt hier ein dunkler Punkt.

Die nächſten Wochen werden das Räthſel löſen, wenn es nicht (was auch möglich) abſichtlich ein Räthſel bleibt.

Vor etwa Jahresfriſt ſagte der Marſchall: »wenn man mich gegen die Wand drängt, ſo werd' ich mich rückſichtsloſer wehren, als Manchem lieb iſt«. Darauf hin, noch dazu unter veränderten Zeitumſtänden, könnte ein Compromiß beliebt werden, welcher das Dunkel ließe, wie es iſt!

Nachſchrift.

(28. November 1873.)

Es iſt uns, zu unſerem Leidweſen, verſagt, den Schluß des ſeit dem 6. October in Trianon verhandelten Bazaine-Prozeſſes abzuwarten. Das Urtheil des Kriegsgerichts, von Eingeweihten vorläufig auf den 16. Dezember berechnet, wird erſt geſprochen werden, wenn dieſer Halbband bereits dem Publikum vorliegt. Es muß alſo gewagt werden, jener Entſcheidung vorzugreifen und, geſtützt auf das bis dieſen Augenblick ſich darbietende Material, erneuert (denn ſchon das vorſtehende Capitel ſtellte ſich dieſe Aufgabe) ein Schuldig oder Nicht-Schuldig auszuſprechen. Es gereicht uns dabei einigermaßen zur Beruhigung, daß die Zeugen-Ausſagen ſo gut wie geſchloſſen ſind und daß ein Hervortreten von Momenten, die alles bis jetzt Erwieſene wieder in Frage ſtellen könnten, ſo gut wie unmöglich iſt.

Die vom General de Rivière herrührende, ganz und gar vom Parteigeiſt diktirte Anklageſchrift laſſen wir fallen; — weil ſie Alles in der Haltung des Marſchalls als ſchuldig beweiſen will, beweiſt ſie nichts. Ich richte meine Aufmerkſamkeit viel mehr auf den Gang des Prozeſſes ſelbſt.

Dieſer Gang des Prozeſſes hat zwei Punkte mit eben ſo viel Berechtigung wie Geſchick in den Vordergrund geſtellt und zwar die zwei Fragen:

1) Warum gehorchte Bazaine nicht der Aufforderung Palikao's, ſich mit Mac Mahon bei Verdun oder Montmedy zu vereinigen?
2) Warum gehorchte Bazaine nicht der Aufforderung der »Regierung vom 4. September« (J. Favre Gambetta) die preußiſchen Linien coute que coute zu durchbrechen?

Auf dieſe Anklage zwiefachen Ungehorſams hin hat Bazaine geantwortet:

ad 1. Ich habe die Vereinigung mit der Mac Mahon'ſchen Armee von dem Augenblick an erſtrebt, wo mir die entſprechenden Depeſchen zu gingen. Es war am 29. und 30. An einem früheren Tage habe ich keine Depeſche erhalten, weder von Mac Mahon, noch vom Kaiſer.

ad 2. Ich habe Depeſchen, Ordres oder Weiſungen ſeitens der Regierung vom 1. September überhaupt nicht erhalten. Hätte ich ſolche erhalten, ſo würde ich ihnen gehorſamt haben.

Die Zeugen-Ausſagen, wenn man unter dieſen die Körner von der Spreu ſondert, haben den vorſtehenden Angaben des Marſchalls entſprochen. Damit iſt der Anklage der Boden unter den Füßen fortgezogen und die Freiſprechung Bazaines erſcheint uns ſelbſtverſtändlich.

Sie erſcheint uns ſelbſtverſtändlich, weit über das von uns Erwartete hinaus, denn ſo lebhaft wir, längſt vor Beginn dieſes Prozeſſes, für die Nicht-Schuld des Marſchalls plaidirt haben, ſo gingen wir doch all' die Zeit über von der Annahme aus, daß dieſe Nicht-Schuld lediglich von Innen heraus, nicht aber auch formell zu begründen ſein werde. Wir fanden ſeine Rechtfertigung, wie wir auf S. 843 bis S. 848 ausführlich dargeſtellt haben, in der militairiſchen und politiſchen Situation und erwarteten, daß die Ausſagen des Marſchalls, ſtatt ſich auf den Nicht-Empfang von Depeſchen, Ordres oder Weiſungen zu berufen, einfach darauf hinauslaufen würden:

ad 1. Ich blieb in Metz und marſchirte nicht auf Montmedy, weil ich es militairiſch für falſch anſah, dieſen Marſch anzutreten, und

ad 2. Ich blieb in Metz und durchbrach nicht die feindlichen Linien, weil ich es für politiſch falſch anſah, das Kaiſerthum aufzugeben und unter der Deviſe »ich diene Frankreich« doch nur der Republik zu dienen.

Wie ſich das Kriegsgericht zu ſo offnen Bekenntniſſen geſtellt haben würde, muß freilich zweifelhaft erſcheinen, und ſo war es denn begreiflicherweiſe klug, den Beweis des Nicht-Schuldig von der formellen und nicht von der moraliſchen Seite her anzutreten. Für unſere perſönliche Ueberzeugung aber ſteht es feſt, daß nicht der Nicht-Empfang von Depeſchen, ſondern lediglich das Nicht-Wollen 1. eines Vereinigungs-Marſches und 2. eines Fahnenwechſels (Republik ſtatt Kaiſerthum) ſeine Handlungsweiſe beſtimmt habe.

Und in beiden Punkten hatte er Recht. Ich verweiſe auch hier wieder auf ſchon Geſagtes. Die Auslaſſungen des Oberſten Stoffel vor dem Kriegsgericht haben zur Genüge dargethan, daß der Vereinigungsmarſch auf Verdun oder Montmedy nur ein Lieblingsplan des Kriegsminiſters Palikao war, dem von Seiten Mac Mahons ebenſo widerſtrebt wurde wie von Seiten Bazaines. Iſt dieſer ſchuldig, ſo iſt es jener nicht minder. Aber ſie ſind Beide gleich nicht-ſchuldig. In große Verhältniſſe geſtellt, ohne eine wirkliche Autorität über ſich (denn der Kaiſer hatte ſich derſelben entäußert und Palikao konnte einem Bazaine und Mac Mahon gegenüber als ſolche nicht gelten), hatten ſie kein höheres Geſetz als ihr Gewiſſen und ihre Anſicht von der Sache. Darnach handelte jeder.

Und in derſelben Weiſe wie Beide gerechtfertigt waren *militairiſch* ſelbſtſtändig zu handeln, in derſelben Weiſe war ſpeziell Bazaine *politiſch* gerechtfertigt, von einem Ausharren beim Kaiſerthum mehr Heil für das Land zu erwarten, als von einem Uebergeben zu einer proviſoriſchen Regierung, die in der That gar keine Regierung war.

Ein dieſen Anſchauungen entſprechendes, offenes Bekenntniß, eine frank und freie Darlegung der eigentlichſten Motive, die ſowohl in den letzten Auguſttagen, als das Kaiſerreich noch exiſtirte, wie ſpäterhin, unter der Republik, die Handelweiſe des Marſchalls beſtimmten, würde uns ſympathiſcher berührt haben, aber wir vermögen andererſeits doch auch keinen Vorwurf an eine Vertheidigungsweiſe zu knüpfen, die uns vorzugsweiſe als eine advokatiſche erſcheinen will. Denn die Freiſprechung, die der Angeklagte guten Grund hat ſich ſelber zu Theil werden zu laſſen, involvirt noch nicht die Freiſprechung eines Kriegsgerichts. Die Wahrheit ſiegt zuletzt vor der Geſchichte, aber ſie ſiegt nicht nothwendig in Trianon. So mag es denn drum ſein, ob das Nicht-Schuldig auf ein Innerliches oder Aeußerliches hin ausgeſprochen wird, wenn es nur *überhaupt* ausgeſprochen wird.

Am 11. Dezember.

Dies *Nicht-Schuldig* iſt *nicht* ausgeſprochen worden.

Nachdem Anklage und Vertheidigung*) in ſechstägigem Beweis und

---

*) Der Vertheidiger Lachaud legte am Schluß ſeines Plaidoyers dem Gerichtshofe auch zwei ſchriftliche Erklärungen des Prinzen *Friedrich Karl* vor. Die erſte, vom 28. November d. J. lautete: »Ich erkläre durch das gegenwärtige Schriftſtück, daß niemals während der ganzen Dauer der Belagerung von Metz der Marſchall Bazaine nach meinem Hauptquartier Corny gekommen iſt, und daß ich denſelben nach der Capitulation von Metz zum erſten Male zu Geſicht bekommen habe.« Die zweite, vom 8. Dezember datirte Erklärung, war folgenden Inhalts: »Ich erkläre, daß ich für den Marſchall die vollſtändigſte Hochachtung hege, namentlich wegen der Energie, mit welcher derſelbe die verhängnißvolle Capitulation von Metz hinausgezogen hat.« Die Vorlegung dieſer Schriftſtücke (übrigens gleich darauf vom Ankläger, General Pourcet, *getadelt*) war bereits ein verzweifeltes Mittel, ein wahrſcheinlich bewußtes und auch vom Angeklagten ſelbſt gutgeheißenes va banque-Spielen. Die Parthie ſtand bereits ſo, daß man es darauf ankommen laſſen mußte, ob die *Wucht der Wahrheit* ſtärker ſein werde als die *Gereiztheit*, die aus dieſen Ausſagen des feindlichen Feldherrn zunächſt nur neue Nahrung ziehen konnte. Vielleicht ſtand der Ausgang des Prozeſſes — eine gewiſſe Mattheit in der Vertheidigung läßt uns darauf ſchließen — auch ſchon klar vor der Seele des Vertheidigers ſowohl wie des Angeklagten, und die Erklärungen des Prinzen wurden vorgelegt nicht mehr um das Leben, ſondern — um die Ehre zu retten.

Gegenbeweis ſich erſchöpft und der Marſchall ſelbſt noch einmal das Wort ergriffen hatte, um die Erklärung abzugeben:

> »In meinem Herzen leben nur dieſe beiden Worte: Ehre und Vaterland. Ohne jemals gegen dieſe ſtolze Deviſe gefehlt zu haben, habe ich meinem Vaterlande während 42 Jahre treu gedient. Ich beſchwöre es bei Jeſus Chriſtus, daß ich Frankreich nie verrathen habe;«

trat der Gerichtshof zu einer letzten Berathung zuſammen und gab 9 Uhr Abends am 10. Dezember ſein Urtheil dahin ab:

> daß der Marſchall Bazaine **ſchuldig** ſei, die Capitulation ſowohl der Feſtung Metz als der Feldarmee bewirkt zu haben, ohne daß er vorher Alles gethan, was Pflicht und Ehre vorgeſchrieben.

Dies Urtheil war mit Einſtimmigkeit gefaßt worden. Es bedeutet: Degradation und Erſchießung.

Ob es vollzogen wird, iſt für die Rechts-Entſcheidung und für unſre Stellung zu derſelben gleichgültig. Im Uebrigen meinen wir, muß ein ſolches Urtheil vollzogen werden.*) Mit ſolchen Dingen ſpielt man nicht. Dergleichen darf nicht anders im Sande verlaufen, als mit Blut.

Der Parteigeiſt hat zu Gericht geſeſſen. Der Ankläger, General Pourcet, hat dies mittelbar ſelber ausgeſprochen, indem er die Schuld des Marſchalls dahin präciſirte, daß dieſer den »ehrgeizigen Traum gehabt habe, an der Spitze ſeiner Truppen die kaiſerliche Regentſchaft zu reſtauriren«. Gewiß hatte er dieſen Plan. Wir aber finden in dieſem Plane ſein Recht, die Anklage fand darin — ſein Verbrechen.

Man ſoll nicht an Tage glauben, ſagt die Schrift. Und dennoch! Am 10. Dezember 1848 ging Louis Napoleon als der »Erwählte der Nation« aus der Wahlurne hervor, und am 10. Dezember 1873 wurde das Todesurtheil über einen Marſchall von Frankreich geſprochen, weil er an dieſen »Erwählten der Nation« mehr geglaubt hatte, als an die Herren Jules Favre-Gambetta.

Der beleidigte Eitelkeitsgötze hat ein Sühnopfer verlangt; er hat es nun.

Ein furchtbarer Troſt bleibt: »Er war der erſte nicht und wird der letzte nicht ſein.«

---

*) 12. Dezember. Es wird nicht vollzogen werden. Der Gerichtshof hat, einſtimmig wie er verurtheilte, ſo auch einſtimmig ein Gnadengeſuch beim Marſchall-Präſidenten Mac Mahon eingereicht. Dieſer war tief bewegt. Die Begnadigung kann nicht ausbleiben. Das Ganze: eine in der Entwickelung ſtecken gebliebene Tragödie, weil es dem Dichter und ſeinen Regiſſeuren doch an dem Muthe gebrach, die letzten Conſequenzen zu ziehen. — Nun iſt es Macbeth, der am Südrande des Birnam-Waldes eine Villa bezieht. (Freilich eine umgitterte, wie die letzten Telegramme melden.)

Prinz Friedrich Karl

an die Soldaten der I. und II. Armee.*)

Hauptquartier Corny vor Metz,
den 27. October 1870.

Ihr habt Schlachten geſchlagen und den von Euch beſiegten Feind in Metz 70 Tage umſchloſſen, 70 lange Tage, von denen aber die meiſten Eure Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner ſie daran ärmer machte! Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen ſtrecken würde. Es iſt ſo weit.

Heute endlich hat dieſe Armee von noch voll 173,000 Mann, die beſte Frankreichs, über fünf ganze Armee-Corps, darunter die Kaiſergarde, mit drei Marſchällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und über 6000 Offizieren capitulirt und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen! Mit dieſem Bollwerk, das wir Deutſchland zurückgeben, ſind unermeßliche Vorräthe an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth dem Sieger zugefallen.

Dieſen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noiſſeville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher ſind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr dieſe Kämpfe benennt!

Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht ſie allein. Beinahe höher ſtelle ich Euren Gehorſam und den Gleichmuth, die

---

*) Prinz Friedrich Karl, wie namentlich zu beſſerem Verſtändniß des Schlußpaſſus auf S. 854 hervorgehoben werden mag, war Commandirender der II. Armee, und nur während der Belagerung von Metz waren auch die I. Armee (früher v. Steinmetz) und die Diviſion Kummer ſeinem Befehle unterſtellt worden. Dies Verhältniß löſte ſich wieder von dem Augenblicke an, wo Metz genommen war. Daher, am Schluß des Armeebefehls, die an die I. Armee und die Diviſion Kummer gerichteten Abſchiedsworte.

Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beſchwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten.

Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir ſchlugen, ehe wir Metz einſchloſſen, und — erinnern wir uns deſſen in Dankbarkeit — durch den König ſelbſt, durch die mit Ihm darnach abmarſchirten Corps, und durch alle diejenigen theuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde ſtarben, oder ihn ſich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erſt das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet ſahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen iſt!

Die Tragweite des heutigen Ereigniſſes iſt unberechenbar!

Ihr aber, Soldaten, die zu dieſem Ende unter meinen Befehlen vor Metz vereinigt waret, Ihr geht nächſtens verſchiedenen Beſtimmungen entgegen.

Mein Lebewohl alſo den Generalen, Offizieren und Soldaten der I. Armee und der Diviſion v. Kummer, und ein »Glück auf« zu ferneren Erfolgen.«

Der General der Cavallerie
Prinz Friedrich Karl von Preußen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

[illegible]
(R. v. Decker.)

Der
Krieg gegen Frankreich
1870–1871

Von

Th. Fontane.

II. Band:

Der Krieg gegen die Republik.

Berlin, 1876.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Paris vom 1. bis 19. September.

- Paris vom 1. bis 4. September früh . . . 3
    - Geſetzgebender Körper am 2. September . . . 5
    - Geſetzgebender Körper am 3. September . . . 6
    - Geſetzgebender Körper vom 3. auf den 4. (Mitternachts-Sitzung) . . . 8
- Der 4. September . . . 12
- Die Flucht der Kaiſerin. — In den Tuilerieen am 4. September . . . 21
    - In den Tuilerieen am 4. September . . . 24
- Paris vom 5. bis 11. September . . . 27
- Paris vom 12. bis 18. September . . . 38
- Paris am 19. September . . . 52

Von Sedan bis Paris.

Das Große Hauptquartier, die III. und IV. (Maas-) Armee vom 3. bis 20. September.

- Das Große Hauptquartier vom 3. bis 18. September . . . 63
    - Das große Hauptquartier in Reims vom 5. bis 13. September . . . 64
        - Die Beſetzung von Reims (4. September) durch die 11. Diviſion . . . 65
    - Das Große Hauptquartier in Chateau-Thierry vom 14. bis 15. September . . . 74
    - Das Große Hauptquartier in Meaux vom 15. bis 18. September . . . 75
- Die III. Armee vom 3. bis 18. September . . . 82
- Die IV. (Maas-) Armee vom 3. bis 18. September . . . 105
    - Die Vorgänge in Laon am 9. September . . . 107
    - Das Garde-Corps von Sedan bis Paris . . . 113
- Vor Paris am 19. September . . . 119
    - Die Gefechte bei Petit Bicêſtre, Pleſſis-Piquet und Chatillon am 19. September . . . 121
    - Das Gefecht bei Petit Bicêſtre . . . 123
    - Das Gefecht bei Pleſſis-Piquet und die Wegnahme der Schanze von Chatillon . . . 126
- Jules Favre in Haute Maiſon und Ferrières am 19. und 20. September . . . 133
    - Circular-Depeſche des Grafen v. Bismarck an die Vertreter des norddeutſchen Bundes . . . 141

Seite

Vor und in Paris
vom 20. September bis 24. December.

Die Einſchließung. Die Pariſer Forts; ihre Entſtehung und ihr Werth. — Die Stellung der deutſchen Armee-Corps am 20. September (beziehungsweiſe um Mitte October) 147

- Die Entſtehung der Pariſer Befeſtigungen 147
- Die Beſchaffenheit der Befeſtigungen 149
- Die Stellung der Cernirungs-Armee am 20. September, bez. um Mitte October . 151

Vor der Süd- und Weſt-Front von Paris bis Ende October.

- Das VI. Corps bis Ende October 155
  - Das Gefecht bei Chevilly am 30. September 158
- Das II. baieriſche Corps am 13. October. Gefecht bei Bagneux 168
  - Die Stellung des II. baieriſchen Corps am 13. October 170
  - Der Kampf um Chatillon und Bagneux 170
  - General Vinoy's Bericht über das Gefecht bei Bagneux 172
- Das V. Corps bis Ende October 177
  - Bis zum 11. October 177
  - Vom 11. bis 21. October 184
  - Malmaiſon am 21. October 187
  - Dieſſeitiger Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon 191
  - Franzöſiſcher Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon 195
- Verſailles. (Bis Ende October) 199
  - In Verſailles vom 20. September bis 5. October 201
  - Verſailles vom 5. bis 15. October 209
  - Verſailles am 10. und 11. October. Graf Bismarck und William Ruſſell . . 216
  - Die Zerſtörung von Schloß St. Cloud 227
  - Verſailles vom 15. bis 31. October 230
  - Der Tag von Malmaiſon. (Nach Aufzeichnungen W. Ruſſell's) 235
  - In St. Germain am 21. October 1870 235

Im Norden von Paris bis Ende October.

- Das IV. Corps 247
  - Tagebuchblätter aus Villiers le Bel vom 20. September bis 6. October . . . 247
  - Feldgottesdienſt 254
    - In den Lazarethen 257
  - Franctireur-Expeditionen 260
  - Das Gefecht bei l'Isle Adam 262
- Das Garde-Corps vom 20. September bis Ende October 268
- Le Bourget am 28., 29. und 30. October 274
  - Le Bourget am 28. October 276
  - Le Bourget am 29. October 282
  - Le Bourget am 30. October. Hüben und drüben bis 9 Uhr 286
    - Die Erſtürmung (von 9 bis 11 Uhr) 289
    - Der letzte Widerſtand im Centrum von 11 bis 12 295
    - Nach dem Kampf 297
  - Im wiedergewonnenen Le Bourget 301

Paris im November 309

Seite

Die großen Ausfall-Gefechte am 30. November und 2. December.

- Der Kampf um Villiers und Coeuilly. (Am 30. November) . . . 335
  - Dieſſeits von 9 bis 11 . . . 340
  - Dieſſeits von 11 bis 1 . . . 346
  - Von 1 bis 3 . . . 349
  - Von 3 bis 5 . . . 351
  - Das 4. Zuaven-Regiment gegen Plateau und Park von Villiers . . . 353
  - Das Schlachtfeld (franzöſiſcherſeits) am Abend des 30. November . . . 357
  - Hinter der Front (deutſcherſeits) am 30. November . . . 359
- Die Demonſtrations-Gefechte am 30. November . . . 367
  - Das Gefecht am Mont-Mesly. Diviſion Susbielle gegen die 3. würtembergiſche Brigade v. Schöler und die 7. (pommerſche) Brigade du Troſſel . . . 368
  - Gefecht bei Choiſy le Roi. Die Diviſionen Maud'huy und Pothuau gegen die 11. Diviſion Gordon . . . 371
  - Demonſtrations-Gefecht am Bièvre-Bach gegen die 12. preußiſche und 4. bairiſche Diviſion . . . 377
  - Demonſtrations-Gefecht auf der Linie St. Cloud-Malmaiſon gegen das V. Corps 377
  - Gefecht bei Epinay. (Brigade Hanrion gegen die 15. Brigade) . . . 378
  - Demonſtrationsgefecht auf der Linie Stains-Le-Bourget-Drancy . . . 382
  - Demonſtrationsgefecht auf der Linie Sevran-Clichy-Chelles gegen die 23. (ſächſiſche) Diviſion . . . 383
- Der 1. December . . . 384
- Der Kampf um Brie und Champigny am 2. December . . . 387
  - Am linken Flügel. Kampf um Champigny . . . 390
  - Das Eingreifen der Brigade du Troſſel. 9 bis 11. . . . 391
  - Das Eingreifen der Brigade v. Wedell. 11 bis 2. . . . 392
  - Am rechten Flügel. Der Kampf um Brie. 7 bis 10 . . . 393
  - Im Centrum. Die feindliche Offenſive gegen Villiers-Coeuilly . . . 395
  - Erſter feindlicher Vorſtoß gegen Villiers-Coeuilly. 10 bis 1 . . . 396
  - Zweiter feindlicher-Vorſtoß. Von 1 bis 3 . . . 397
  - Auf der ganzen Linie. Von 3 bis 5. . . . 398
  - Nach der Schlacht. Chateau Lalande am 2., 3. und 4. December . . . 400

Vor Paris im December.

- Vom 4. bis 24. . . . 405
- Der zweite Kampf um Le Bourget (21. December) . . . 409
  - Der Sturm auf Le Bourget am 21. December. (Nach den Aufzeichnungen La Roncière's) 410
  - Der Sturm auf Le Bourget am 21. December. (Nach dieſſeitigen Aufzeichnungen)
    - Der Angriff gegen die Südſeite . . . 413
    - Der Angriff gegen die Oſtſeite . . . 416
    - Der Angriff gegen die Weſtſeite . . . 417
    - Der Angriff gegen die Nordſeite . . . 418
    - Die Wiedereroberung des Dorfes . . . 420
- Weihnachten vor Paris . . . 424

Seite

Orleans bis zum 24. Dezember.

Orleans. Erſte Einnahme der Stadt (11. October) bis zum Treffen bei Coulmiers am 9. November . . . 431
- Leon Gambetta . . . 431
- Das Gefecht bei Artenay. 10. October . . . 437
- Treffen und Einnahme von Orleans am 11. October . . . 440
- In Orleans vom 12. October bis 9. November . . . 445
- Das Treffen bei Coulmiers am 9. November . . . 448

Die Formation der Armee-Abtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg. Der Anmarſch der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl. Beaune la Rolande . . . 455
- Der Vormarſch der II. Armee von der Moſel bis an die Seine. (30. October bis 24. November.) . . . 458
- Das Treffen bei Beaune la Rolande am 28. November . . . 464
  - Die Vertheidigung der Weſthälfte von Beaune la Rolande . . . 468
  - Die 5. Diviſion bringt die Entſcheidung . . . 471

Die Vereinigung der II. Armee mit der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Die feindliche Offenſive am 1. und 2., die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember. Die Wiedereroberung von Orleans. (Vom 29. November bis 4. Dezember.) . . . 474
- Die Kämpfe vor Orleans. — Offenſive des Feindes am 1. und 2. Dezember. Der 1. Dezember . . . 475
- Gefecht bei Villepion am 1. Dezember . . . 475
  - Der 2. Dezember . . . 478
- Die Schlacht bei Loigny am 2. Dezember . . . 479
  - Erſter feindlicher Vorſtoß. 9 Uhr . . . 481
  - Der zweite feindliche Vorſtoß. 11 Uhr . . . 482
  - Das Eingreifen der 17. Diviſion. Von 12 bis 3 . . . 483
- Das Treffen bei Poupry am 2. Dezember . . . 487
- Die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember . . . 491
- Der 3. Dezember. Das Gefecht bei Artenay und Chevilly . . . 492
- Der 4. Dezember . . . 497
- Das IX. Corps nimmt Cercottes und dringt bis Bahnhof Orleans vor . . . 498
- Das I. baieriſche Corps nimmt Janvry und Boulay, und dringt über Ingre bis Orleans (Faubourg Madeleine) vor . . . 502
- Die 17. Diviſion nimmt La Borde, marſchirt über Ormes gegen Orleans und beſetzt es, nachdem der Feind capitulirt . . . 504

In Orleans am 5. und 6. Dezember . . . 510

Der 7. Dezember. — Die franzöſiſche Loire-Armee theilt ſich in eine I. (Bourbaki) und II. (Chanzy) Armee; Aurelle de Paladines tritt zurück. — Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes. — Der Vormarſch der Armee-Abtheilung des Großherzogs gegen Weſten (Linie Beaugency-Ouzouer le Marche). Das Gefecht bei Meung . . . 515
- Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes . . . 517
- Gefecht bei Meung am 7. Dezember . . . 518

Seite

Die Schlacht bei Beaugency-Cravant am 8., 9. und 10. Dezember 522

Der 8. Dezember. — Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont und Villechaumont. — Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant. — Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Meſſas und Beaugency 524

Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont 12 Uhr, nimmt Villechaumont 3½, verliert es 4½ und beſetzt es wieder 5½ Uhr 525

Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant 12 Uhr und behauptet ſich in der rechtwinkligen Poſition Cravant-Layes-Beauvert und Launay 528

Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Beaugency um 3, Meſſas um 4 Uhr Nachmittags und behauptet ſich in beiden Orten 531

Der 9. Dezember — Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (Centrum) nehmen Villorceau und Cernay. — Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten Beauvert-Montigny. — Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Villemarceau-Loynes und hält dieſe, wie die Linie Les Grottes-Clos Mouſſu 535

Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (beide im Centrum) behaupten die Linie Le Mée-Villechaumont und dringen bis an die Linie Villorceau-Cernay vor. (Vormittagsgefecht.) 536

Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten den Tag über die Linie Beauvert-Montigny 539

Die 17. Diviſion (linker Flügel) ergreift die Offenſive und nimmt zur Rechten Villemarceau und Loynes, zur Linken die Fermen Pierre-Tournante und Feularde. (Nachmittagsgefecht.) 540

Der 10. Dezember. (Dritter Tag von Beaugency-Cravant). — Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr. — Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps unſre Ueberflügelung. — Das X. Armee-Corps (nunmehriger linker Flügel) rückt in Beaugency ein und löſt die 17. Diviſion ab. 11 Uhr. — Die 17. Diviſion (bisheriger linker Flügel) ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es . . . 542

Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr früh 543

Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern, unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps, unſere Ueberflügelung 544

Die 17. Diviſion, durch das X. Corps am linken Flügel abgelöſt, ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es 545

Der Vormarſch bis an den Loir (Linie Vendome-Chateaudun). Vom 11. bis 14. Dezember 552

Gefecht bei Morée und Fréteval am 14. Dezember 554

Gefecht des Detachements Rauch bei Morée 555

Gefecht des Gros und der Avantgarde bei Fréteval 555

Am Loir vom 15. bis 21. Dezember 559

Seite

Amiens bis zum 24. Dezember.

Die franzöſiſche Nord-Armee. — Der Vormarſch der I. Armee von der Moſel (Metz) bis an die Oiſe und den Terrainabſchnitt der Luce. Bis zum 26. November . 565
Der Vormarſch der I. Armee bis an die Oiſe (Linie Compiégne-Noyon) bis zum 21. November 566
Die Ruhetage an der Oiſe (Compiégne-Noyon) bis zum 24. November früh . . 568
Der Vormarſch von der Oiſe (Linie Compiégne-Noyon) bis gegen Amiens (Terrainabſchnitt der Luce). — Vom 24. November früh bis 26. Abends 570
Die erſte Schlacht bei Amiens am 27. November 573
Die Stellung des Feindes 574
Das Gefecht am linken Flügel 575
Das Gefecht am rechten Flügel 577
Die Beſetzung von Amiens (durch die 16. Diviſion) am 28. November. Die Capitulation der Citadelle von Amiens am 30. November. 583
Die Capitulation der Citadelle am 30. früh. (Franzöſiſcher Bericht.) 584
Der Vormarſch der I. Armee gegen Rouen 1. bis 5. Dezember. — Rouen am 6., 7. und 8. Dezember. — Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember 589
Gefecht bei Buchy am 4. Dezember 590
In Rouen am 6., 7. und 8. Dezember 592
Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember. . . 602
Die Retablirung der franzöſiſchen Nordarmee. — General Faidherbe übernimmt das Commando am 3. Dezember. — Ueberfall von Ham am 9. Dezember. — Die Bewegungen der franzöſiſchen Nordarmee und des preußiſchen VIII. Armee-Corps (einſchließlich der Brigade Memerty) vom 16. bis 22. Dezember . . 606
Ueberfall von Ham am 9. Dezember 607
Die zweite Schlacht von Amiens (Treffen an der Hallue) 23. Dezember . . 614
Die feindliche Stellung 616
Am rechten Flügel (Daours) von 11 bis 4½ 617
Im Centrum (Querrieux-Pont Noyelles) von 11 bis 4½ 619
Am linken Flügel (Montigny, Beaucourt, Behencourt) von 11 bis 4½ . . . 619
Um 4½ Uhr Nachmittags 619
Die feindliche Offenſive um 5 Uhr 620
Nach der Schlacht 621

Dijon bis zum 24. Dezember.

Das XIV. Corps (v. Werder) von Straßburg bis Dijon. 27. September bis 30. October 627
Das Gefecht bei Etival. 6. October 628
Das Gefecht bei Dijon am 30. October. (Die 1. und 3. badiſche Brigade gegen das Detachement Fauconnet.) 634

Seite

Das XIV. Corps (v. Werder) und die Vogeſen-Armee unter General Garibaldi . . 640

Garibaldi verläßt Caprera den 6. October, landet in Marſeille am 7., trifft in Tours am 9. ein und empfängt das Commando über die Vogeſen-Armee am 11. October 641

Garibaldi in Dôle und Autun. 1. In Dôle vom 14. October bis 10. November . . 650

2. In Autun vom 11. bis 20. November 656

Ricciotti Garibaldi überfällt Chatillon ſur Seine am 19. November 668

Garibaldi's Unternehmung gegen Dijon vom 21. bis 27. November 676

Erſter Verſuch gegen Dijon. Gefecht bei Plombières und Corcelles les Monts in der Nacht vom 24. auf den 25. 676

Das Gefecht bei Prenois am 26. November 677

Zweiter Verſuch gegen Dijon am 26. Abends 681

Das Gefecht der Brigade Delpech bei Paques am 27. November 686

Der Rückzug auf Autun vom 27. bis 30. November. Das Gefecht bei Autun am 1. Dezember 692

Der Angriff der Brigade Keller auf Autun am 1. Dezember 695

Ein Garibaldiniſches Kriegsgericht 699

Eine Garibaldiniſche Begnadigung 708

Das XIV. Corps (v. Werder) und die Diviſion Cremer 714

Das Gefecht bei Nuits am 29. und 30. November 722

Das Gefecht bei Chateauneuf am 3. Dezember 723

Das Treffen bei Nuits am 18. Dezember 726

Die franzöſiſche Stellung bei Nuits 728

Der Anmarſch der Brigaden Prinz Wilhelm und Degenfeld 729

Der Kampf um Boncourt und La Berchère. Die badiſche Avantgarde (Leib-Grenadier-Regiment) nimmt die vorgeſchobene erſte Linie des Feindes. 12 bis 1½ Uhr. 730

Der Kampf um die Eiſenbahn zwiſchen Premeaux und Vosne. Die Brigade Prinz Wilhelm nimmt die zweite Linie des Feindes. 4 Uhr 732

Die Erſtürmung von Nuits. 5½ Uhr 735

Vor Paris vom 25. Dezember bis 20. Januar.

Die Vorbereitungen zum Bombardement. 741

Die Vorbereitungen zum Bombardement im November und Dezember 741

Die Beſchießung des Mont-Avron am 27. und 28. Dezember 744

Der Artillerie-Angriff gegen die Südfront von Paris. 5. bis 18. Januar 751

Die Proklamation des deutſchen Kaiſerthums im Schloſſe zu Verſailles. 18. Januar . 756

Die Schlacht am Mont-Valérien. 20. Januar. 762

Das Gefecht gegen die 9. Diviſion. Linie Buzanval-St. Cloud. Bis 10 767

Das Gefecht gegen die 10. Diviſion. Linie Buzanval-Malmaiſon von 10 bis 2½. 769

Dieſſeitige Offenſive. Die 9. Diviſion erobert die verloren gegangene Poſition (die Garcher Höhen) zurück. 2½ bis 10 Uhr 770

Seite

Le Mans. Bis 20. Januar.

Wiederaufnahme der Operationen gegen die II. Loire-Armee. Bis zum 5. Januar 781
Der Vormarſch der II. Armee gegen Le Mans. 6. bis 9. Januar. Der 6. Januar 785
  Das Gefecht bei Azay und Mazang 785
    Die 5. Diviſion nimmt Mazange 785
    Die 6. Diviſion nimmt Azay 787
  Der 7. Januar 788
  Der 8. Januar 790
  Der 9. Januar 790
    Das X. Corps erſtürmt die Höhen bei Cabaigues, nimmt Brives, verfolgt bis St. Vincent 791
    Das Gefecht bei Ardenay. (Das III. Corps bis an den Narais-Bach.) 794
Die dreitägige Schlacht bei Le Mans. Am 10., 11. und 12. Januar. Erſter Tag. (10. Januar) 797
  Das III. Corps bei Parigné, Changé und Champagné. (10. Januar) 798
    Die 9. Brigade nimmt das Bois de Loudon. 11 Uhr 799
    Die 10. Brigade nimmt Parigné. 2 Uhr 800
    Die 11. Brigade nimmt Gué la Hard. 4½ Uhr 800
    Die 12. Brigade nimmt Champagné. 3 Uhr 801
    Die 10. und 11. Brigade nehmen Changé. 6 Uhr 802
  Das XIII. Corps (dieſſeitiger rechter Flügel) avancirt zu beiden Seiten des Huisne-Baches und erreicht die Linie Montfort-La Chapelle. (10. Januar.) 804
    Die 17. Diviſion bis Pont de Gênes 805
    Das Detachement Rauch überſchreitet den Huisne-Bach, nimmt den Bahnhof und eine Anzahl Fermen jenſeits der Eiſenbahn 806
    Die 22. Diviſion überſchreitet den Huisne bei Sceaux, avancirt am Eiſenbahndamme hin, erreicht Beillé, nimmt Château Couleon und Le Chêne 808
    Das Detachement v. Beckedorff erreicht die Straße Bonnetable-Le Mans und beſetzt Chanteloup 810
  Zweiter Tag. (11. Januar.) 811
  Das III. Corps gewinnt die Linie Le Tertre — Noyers Château — Les Arches 815
    Die 12. Brigade nimmt Champagné zum zweiten Mal (10 Uhr früh) und beſetzt Les Arches um 2 Uhr Nachmittags 815
    Die 11. Brigade nimmt Noyers-Château und behauptet es 816
    Die 10. Brigade (ſchließlich unterſtützt durch zwei Bataillone der 9. Brigade) nimmt Le Tertre 817
  Das IX. Armee-Corps (18. Diviſion) erſtürmt das Plateau d'Auvours 818
  Die Avantgarde unter Oberſt Beyer v. Karger erſtürmt die Südoſtecke des Plateau d'Auvours 819
    Die beiden Têten-Bataillone des Gros: das 1. und Füſilier-Bataillon 85, greifen in das Gefecht ein und erſtürmen das Plateau d'Auvours in der Front, von Süden her 821
    Die 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal, verſichert ſich des Debouchées bei Champagné 823
    Die Avantgarde nimmt, zum Beſchluß des Tages, die Ferme Le Haut Taillis 824

Seite
Das X. Corps (linker Flügel) marſchirt von Grand Luce auf Mulſanne, erreicht Le Point du jour und nimmt La Tuilerie 825
Das XIII. Corps (rechter Flügel) nimmt das Wald- und Höhen-Terrain zwiſchen La Chapelle St. Remy, Conneré und Lombron, erreicht den Gue-Bach, verfehlt Lombron 826
Der dritte Tag. (12. Januar.) 829
Das III. Armee-Corps weiſt zwiſchen Rovers-Chateau und Le Tertre die feindliche Offenſive zurück. Bis 11 Uhr 830
Das X. Corps beſetzt Pontlieu und dringt in Le Mans ein. — Das III. Corps folgt mit der 5. Diviſion. Das X. Corps von 11 bis 5 831
  Das III. Corps (5. Diviſion) von 11 bis 5 832
Das XIII. Corps überſchreitet die Linie Montfort-Lombron und erreicht, nach Gefechten bei St. Corneille (17. Diviſion) und La Croix (22. Diviſion), die Linie Sillé le Philippe — Savigné l'Evêque 833
  Die 17. Diviſion beſetzt Lombron, ficht bei St. Corneille, und erreicht Savigné l'Evêque 834
  Die 22. Diviſion marſchirt auf Chanteloup, wirft den Feind bei La Croix, und beſetzt, in Front von Sillé le Philippe, die Straße Bonnetable-Le Mans . 835
In Le Mans. Vom 13. bis 20. Januar 837

Bapaume-St. Quentin. Vom 25. Dezember bis 20. Januar.

Die I. Armee vom 25. bis 31. Dezember 847
Die Schlacht bei Bapaume. Am 2. und 3. Januar 850
  Der erſte Tag von Bapaume. Am 2. Januar 851
  Der zweite Tag von Bapaume. 3. Januar 855
    Der Vormittagskampf der Brigaden v. Bock und v. Strubberg. Bis 12 Uhr . 856
    Das Reſerve-Detachement (Major v. Bronikowski) greift von Süden her in das Gefecht ein und beſetzt Ligny und Tilloy; 3 Uhr. — Tilloy geht verloren; 4 Uhr. — Wiedereroberung von Tilloy durch das Reſerve-Detachement v. Bronikowski und das Linke-Flügel-Detachement Graf Groeben, unter Mitwirkung gemiſchter Bataillone der Brigaden Bock und Strubberg; 6 Uhr . . 860
Die Capitulation von Peronne am 9. Januar. — General v. Manteuffel legt das Commando nieder; General v. Goeben tritt an die Spitze der I. Armee. 9. Januar 864
  Die Beſchießung und Uebergabe von Peronne. (Nach Aufzeichnungen des Souspräfekten Blondin.) 865
  Der Wechſel im Commando der I. Armee. General v. Manteuffel tritt zurück, General v. Goeben folgt 868
Der Marſch beider Armeen (Faidherbe und Goeben) auf St. Quentin. — Das Gefecht bei Tertry-Poeuilly am 18. Januar 870
  Das Gefecht bei Tertry und Poeuilly. (18. Januar.) 873
Die Schlacht bei St. Quentin. 19. Januar 877
  Aufſtellung der franzöſiſchen Nordarmee unter General Faidherbe 877
  Aufſtellung der I. Armee unter General v. Goeben 878

Seite
Am linken Flügel bis 3 Uhr 881
Das Detachement Memerty beſetzt Vermand, nimmt Holnon, Selency, Francilly 8 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags 881
Die 15. Infanterie-Diviſion beſetzt Etreillers und Savy nach leichtem Gefecht, findet den Feind auf der Linie Francilly-Dallon, nimmt den Wald in Front dieſer Linie, verliert ihn und nimmt ihn wieder. 9 bis 3 884
Am rechten Flügel bis 3 Uhr 886
Die Entſcheidung. — Der linke Flügel (Corps Kummer) nimmt Fayet, Oeſtre und Rocourt. 4 bis 5. — Der rechte Flügel (Corps Barnekow) dringt in St. Quentin ein. 5 bis 6. — Die Spitzen beider Corps begegnen einander innerhalb der Stadt. 7 Uhr 891

Belfort.

Bildung der Oſtarmee (Bourbaki) und Vormarſch bis an den Mittellauf des Doubs und Ognon. Bis zum 8. Januar 901
Villerſexel 906
Das Treffen bei Villerſexel. Am 9. Januar 907
Villerſexel bis 12 Uhr Mittag 909
Von 12 bis 5 910
Von 5 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr Nachts 911
Der Kampf der Landwehr-Bataillone Wehlau und Oſterode um Schloß Villerſexel 912
Die Schlacht vor Belfort. Am 15., 16. und 17. Januar 922
Erſter Tag (15. Januar) 927
Linker Flügel. Linie: Montbeliard — Bethoncourt — Buſſurel 927
Montbeliard 927
Artillerie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps. Angriffslinien der franzöſiſchen Corps 928
Infanterie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps am 14. Januar Abends 929
Bethoncourt 933
Buſſurel 933
Centrum. Hauptſtellung: Héricourt 934
Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 936
Chagey 937
Zweiter Tag (16. Januar.) 939
Linker Flügel. Linie: Montbeliard — Bethoncourt — Buſſurel. Bei Montbeliard 939
Bei Bethoncourt 940
Bei Buſſurel 941
Centrum: Héricourt 942
Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 943
Chenebier 943
Dritter Tag (17. Januar.) 948
Linker Flügel. Linie: Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel 948
Centrum: Héricourt 949
Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 951
Chenebier 951

Seite

Pontarlier.

Die Bildung der Südarmee. — General v. Manteuffel übernimmt das Commando. — Vormarſch von der oberen Seine, durch das Côte d'Or-Gebirge, bis an die Saône. — Der Plan Manteuffel's zur Einſchließung Bourbaki's. — Bis zum 19. Januar . . . 967
Die Brigade Kettler vor Dijon. 21. bis 23. Januar . . . 973
  Das Gefecht am 21. Januar . . . 973
  Das Gefecht am 23. Januar . . . 975
  Das 2. Bataillon 61 im Kampf gegen Chateau Pouilly und die Knochenkohle-Fabrik. (Franzöſiſcher Bericht. Nach Aufzeichnungen Edmond Thiebaults, Ordonnanzoffizier Ricciotti Garibaldi's.) . . . 976
  Die Fahne vom 2. Bataillon 61. Regiments . . . 979
Die Operationen der Südarmee vom 20. bis 28. Januar . . . 982
  20. Januar . . . 982
  21. Januar . . . 982
  22. Januar . . . 982
  23. Januar . . . 983
  24. Januar . . . 983
  25. Januar . . . 985
  26. Januar . . . 985
  27. Januar . . . 985
  28. Januar . . . 986
Die Operationen der Süd-Armee vom 29. Januar bis 2. Februar . . . 989
  30. Januar . . . 990
  31. Januar . . . 992
  1. Februar . . . 994
  2. Februar . . . 996
Der Uebertritt der franzöſiſchen Oſtarmee auf Schweizergebiet . . . 997

Vor Paris. Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront (21. Januar) bis zur Ratification der Friedenspräliminarien (2. März).

Vor Paris. Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtands. Vom 21. bis 28. Januar . . . 1003
Vor Paris. — Vom Abſchluß des Waffenſtillſtands bis zum Abſchluß der Friedenspräliminarien. Vom 29. Januar bis 2. März . . . 1007
  Die Verſailler Friedenspräliminarien . . . 1010
Von den Verſailler Friedenspräliminarien (2. März) bis zum Friedensſchluß in Frankfurt a. M. (10. Mai.) Rückkehr. Einzug . . . 1014
Verzeichniß der Bücher, Brochüren, Zeitſchriften und Zeitungen, die benutzt wurden . . . 1025

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Krieg gegen Frankreich

1870—1871

Von

Th. Fontane.

II. Band:

Der Krieg gegen die Republik.

Berlin, 1875.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der
Krieg gegen die Republik.

Von

Th. Fontane.

I. Halbband:

In und vor Paris bis zum 24. December.

Mit 44 Plänen in Holzschnitt.

Berlin, 1875.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Angabe der benutzten Quellen erfolgt bei Schluß des Werkes.

Inhalts-Verzeichniß.

Paris vom 1. bis 19. September.

Seite
Paris vom 1. bis 4. September früh . . . 3
  Geſetzgebender Körper am 2. September . . . 5
  Geſetzgebender Körper am 3. September . . . 6
  Geſetzgebender Körper vom 3. auf den 4. (Mitternachts-Sitzung) . . . 8
Der 4. September . . . 12
Die Flucht der Kaiſerin. — In den Tuilerieen am 4. September . . . 21
  In den Tuilerieen am 4. September . . . 24
Paris vom 5. bis 11. September . . . 27
Paris vom 12. bis 18. September . . . 38
Paris am 19. September . . . 52

Von Sedan bis Paris.

Das Große Hauptquartier, die III. und IV. (Maas-) Armee vom 3. bis 20. September.

Das Große Hauptquartier vom 3. bis 18. September . . . 63
  Das große Hauptquartier in Reims vom 5. bis 13. September . . . 64
    Die Beſetzung von Reims (4. September) durch die 11. Diviſion . . . 65
  Das Große Hauptquartier in Chateau-Thierry vom 14. bis 15. September . . . 74
  Das Große Hauptquartier in Meaux vom 15. bis 18. September . . . 75
Die III. Armee vom 3. bis 18. September . . . 82
Die IV. (Maas-) Armee vom 3. bis 18. September . . . 105
  Die Vorgänge in Laon am 9. September . . . 107
  Das Garde-Corps von Sedan bis Paris . . . 113
Vor Paris am 19. September . . . 119
  Die Gefechte bei Petit Bicêſtre, Pleſſis-Piquet und Chatillon am 19. September . 121
  Das Gefecht bei Petit Bicêſtre . . . 123
  Das Gefecht bei Pleſſis-Piquet und die Wegnahme der Schanze von Chatillon . 126
Jules Favre in Haute Maiſon und Ferrières am 19. und 20. September . . . 133
  Circular-Depeſche des Grafen v. Bismarck an die Vertreter des norddeutſchen Bundes 141

Seite

Vor und in Paris
vom 20. September bis 24. December.

Die Einſchließung. Die Pariſer Forts; ihre Entſtehung und ihr Werth. — Die Stellung der deutſchen Armee-Corps am 20. September (beziehungsweiſe um Mitte October) 147
  Die Entſtehung der Pariſer Befeſtigungen . . . 147
  Die Beſchaffenheit der Befeſtigungen . . . 149
  Die Stellung der Cernirungs-Armee am 20. September, bez. um Mitte October . 151

Vor der Süd- und Weſt-Front von Paris bis Ende October.

Das VI. Corps bis Ende October . . . 155
  Das Gefecht bei Chevilly am 30. September . . . 158
Das II. baieriſche Corps am 13. October. Gefecht bei Bagneux . . . 168
  Die Stellung des II. baieriſchen Corps am 13. October . . . 170
  Der Kampf um Chatillon und Bagneux . . . 170
  General Vinoy's Bericht über das Gefecht bei Bagneux . . . 172
Das V. Corps bis Ende October . . . 177
  Bis zum 11. October . . . 177
  Vom 11. bis 21. October . . . 184
  Malmaiſon am 21. October . . . 187
  Dieſſeitiger Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon . . . 191
  Franzöſiſcher Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon . . . 195
Verſailles. (Bis Ende October) . . . 199
  In Verſailles vom 20. September bis 5. October . . . 201
  Verſailles vom 5. bis 15. October . . . 209
  Verſailles am 10. und 11. October. Graf Bismarck und William Ruſſell . . . 216
  Die Zerſtörung von Schloß St. Cloud . . . 227
  Verſailles vom 15. bis 31. October . . . 230
  Der Tag von Malmaiſon. (Nach Aufzeichnungen W. Ruſſell's) . . . 235
  In St. Germain am 21. October 1870 . . . 235

Im Norden von Paris bis Ende October.

Das IV. Corps . . . 247
  Tagebuchblätter aus Villiers le Bel vom 20. September bis 6. October . . . 247
  Feldgottesdienſt . . . 254
    In den Lazarethen . . . 257
  Franctireur-Expeditionen . . . 260
  Das Gefecht bei l'Isle Adam . . . 262
Das Garde-Corps vom 20. September bis Ende October . . . 268
Le Bourget am 28., 29. und 30. October . . . 274
  Le Bourget am 28. October . . . 276
  Le Bourget am 29. October . . . 282
  Le Bourget am 30. October. Hüben und drüben bis 9 Uhr . . . 286
    Die Erſtürmung (von 9 bis 11 Uhr) . . . 289
    Der letzte Widerſtand im Centrum von 11 bis 12 . . . 295
    Nach dem Kampf . . . 297
  Im wiedergewonnenen Le Bourget . . . 301
Paris im November . . . 309

Seite

Die großen Ausfall-Gefechte am 30. November und 2. December.

Der Kampf um Villiers und Coeuilly. (Am 30. November) 335
Dieſſeits von 9 bis 11 340
Dieſſeits von 11 bis 1 346
Von 1 bis 3 349
Von 3 bis 5 351
Das 4. Zuaven-Regiment gegen Plateau und Park von Villiers 353
Das Schlachtfeld (franzöſiſcherſeits) am Abend des 30. November 357
Hinter der Front (deutſcherſeits) am 30. November 359
Die Demonſtrations-Gefechte am 30. November 367
Das Gefecht am Mont-Mesly. Diviſion Susbielle gegen die 3. würtembergiſche Brigade v. Schéler und die 7. (pommerſche) Brigade du Troſſel 368
Gefecht bei Choiſy le Roi. Die Diviſionen Maud'huy und Pothuau gegen die 11. Diviſion Gordon 371
Demonſtrations-Gefecht am Biévre-Bach gegen die 12. preußiſche und 4. bairiſche Diviſion 377
Demonſtrations-Gefecht auf der Linie St. Cloud-Malmaiſon gegen das V. Corps 377
Gefecht bei Epinay. (Brigade Hanrion gegen die 15. Brigade) 378
Demonſtrationsgefecht auf der Linie Stains-Le-Bourget-Drancy 382
Demonſtrationsgefecht auf der Linie Sevran-Clichy-Chelles gegen die 23. (ſächſiſche) Diviſion 383
Der 1. December 384
Der Kampf um Brie und Champigny am 2. December 387
Am linken Flügel. Kampf um Champigny 390
Das Eingreifen der Brigade du Troſſel. 9 bis 11 391
Das Eingreifen der Brigade v. Wedell. 11 bis 2 392
Am rechten Flügel. Der Kampf um Brie. 7 bis 10 393
Im Centrum. Die feindliche Offenſive gegen Villiers-Coeuilly 395
Erſter feindlicher Vorſtoß gegen Villiers-Coeuilly. 10 bis 1 396
Zweiter feindlicher Vorſtoß. Von 1 bis 3 397
Auf der ganzen Linie. Von 3 bis 5 398
Nach der Schlacht. Chateau Lalande am 2., 3. und 4. December 400

Vor Paris im December.

Vom 4. bis 24 405
Der zweite Kampf um Le Bourget (21. December) 409
Der Sturm auf Le Bourget am 21. December. (Nach den Aufzeichnungen La Roncière's) 410
Der Sturm auf Le Bourget am 21. December. (Nach dieſſeitigen Aufzeichnungen)
Der Angriff gegen die Südſeite 413
Der Angriff gegen die Oſtſeite 416
Der Angriff gegen die Weſtſeite 417
Der Angriff gegen die Nordſeite 418
Die Wiedereroberung des Dorfes 420
Weihnachten vor Paris 424

Paris

vom 1. bis 19. September.

Paris vom 1. bis 4. September früh.

Die franzöſiſche Hauptſtadt war guter Laune und gutes Muthes in den September eingetreten. Die Zeitungen vom 1. gefielen ſich in der alten Zuverſichtlichkeit; andre, die momentan den Ton der Ueberlegenheit eingebüßt hatten, fanden ſich mühelos zu ihm zurück. Zwar konnte man den Vormarſch der Deutſchen und ihre ſteten Erfolge nicht leugnen, aber man fand allerlei Vorwände, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen und die verletzte Eigenliebe zu retten. Von Wörth hieß es: »Die Preußen haben den Sieg, wir aber haben den Ruhm.« Unter der Wucht ſolcher Phraſe wurde die Niederlage halb vergeſſen. Auch die Sorge wegen der Befeſtigungen (einige Stimmen hatten ſie als unausreichend erklärt) währte nicht lange. Blätter von Ruf veröffentlichten eine Reihe von Artikeln, um zu beweiſen, daß man Paris nicht einſchließen könne, wenn man nicht 1½ Million Soldaten habe. Ein Kriegsplatz, der ſich immer neu zu verproviantiren im Stande ſei, ſei uneinnehmbar, wenn er nicht mit ſtürmender Hand genommen würde. Was aber den Sturm beträfe, dafür ſei geſorgt. Viermalhunderttauſend Nationalgardiſten! »Oh, ces Prussiens, ſie ſollen nur kommen.« So getröſtete man ſich. In Wahrheit aber — und dies war für Viele die eigentlichſte Quelle ihrer Zuverſicht — hielt man es für abſolut unmöglich, daß die Preußen bis Paris vordringen, es belagern und beſchießen könnten. An eine ſolche Ungeheuerlichkeit ſei nicht zu denken. Bevor ein ſolch tempelſchänderiſcher Frevel verübt werden dürfe, würde ſich der heilige Boden des Vaterlandes ſpalten und die feindlichen Bataillone verſchlingen.

Es giebt Völker, deren Phantaſie dem Traurigen zuneigt und die von Natur Alles ſchwarz ſehen. Die Pariſer ſtehen in einem vollen Gegenſatz dazu; ſie haben einen allzeit offenen Sinn, um zu hoffen und zu glauben. Der Wirklichkeit, die ihnen mißfällt, ſehen ſie nie gerade in's Auge; ſie gleichen darin dem Vogel Strauß, der ſeinen Kopf in den Buſch ſteckt, um den Jäger nicht zu ſehen. Bis zuletzt gefallen ſie ſich in angenehmen Illuſionen und wenden gern den Blick von dem Unglück ab, deſſen Exiſtenz ſie nicht mehr bezweifeln können.

Dieſer natürliche Hang der Pariſer Bevölkerung wurde durch das Syſtem, das der derzeitig an der Spitze der Geſchäfte ſtehende General Montauban, Graf von Palikao übte, ſehr weſentlich unterſtützt. Er war der Mann der geheimnißvollen Andeutungen. Nichts Beſtimmtes war dieſen Orakelſprüchen zu entnehmen, da ſie aber mit ſiegesſicherer Miene gegeben wurden, ſo ſchien es unpatriotiſch, irgend welchen Befürchtungen Raum zu geben. Jedesmal nach einer Sitzung des Corps legislatif nahm er zwei, drei Vertraute bei Seite und flüſterte ihnen in's Ohr: »Wenn Paris wüßte, was ich weiß, es illuminirte heut Abend.« »St!« fügte er hinzu und legte den Finger auf den Mund. »St!« wiederholte noch denſelben Abend ganz Paris vom Boulevard Montmartre bis zur Chauſſee d'Antin. Verlangte nun aber irgend ein ungeduldiges Mitglied der Linken beſtimmtere Mittheilungen, ſo antwortete Palikao: »Ich darf nichts ſagen; nur ſoviel: es geht Alles gut.« Drängte man ihn zu arg, ſo hieß es: »Ich muß gehen!« oder auch: »Es iſt mir unmöglich, noch mehr und noch lauter zu ſprechen. Ich habe ſeit zwanzig Jahren eine Kugel in der Bruſt, was mir längeres Reden unmöglich macht.« Ueber dieſe ausweichende Art zu antworten gerieth man dann in Entzücken: »Was für ein Mann! er hat ſeit dreißig Jahren eine Kugel in der Bruſt!«

Die Journale, wie ſchon angedeutet, waren nicht ſo ſchweigſam wie Palikao. Was dieſer nur ſchüchtern zu verſtehen gab, »daß Alles gut gehe«, ſprachen ſie überſchwenglich aus. Ein ganzer Schwarm phantaſtiſcher Erzählungen ergoß ſich allmorgendlich in die Kioske und hielt das Vertrauen und die gute Laune der Pariſer in Athem. Eines Tages erzählte man, daß zehn preußiſche Regimenter in ſteil abfallende Steinbrüche gedrängt und alle in den Abgrund geſtürzt worden ſeien. Zwanzigtauſend Mann wären, aufeinander geſchichtet, umgekommen. Ein entſetzensvoller Anblick. Den folgenden Tag meldete man, wie einige franzöſiſche Soldaten dadurch, daß ſie ſich ſtellten, als wüſchen ſie ganz harmlos ihre Wäſche am Ufer eines Teiches, die Hauptmacht des Feindes auf eben dieſen Teich hingezogen hätten. Dort ſeien ſie von Bazaine umringt und vernichtet worden. Man rechnete ſich wieder vor, wie viel Todte die Preußen ſchon ſeit Beginn des Feldzuges haben müßten und zählte dabei die Leichen nach Hunderttauſenden.

Paris verſchlang dieſe Geſchichten. Es iſt bitter, der rauhen Wirklichkeit ins Auge zu ſehen und ſo ſüß, ſich in tröſtenden Illuſionen zu wiegen.

Wenn in den Gemüthern der Gedanke an eine Belagerung ausnahmsweiſe lebendig wurde, ſo war es nur um im nächſten Momente wieder zu erlöſchen. Was hoffte man? was erwartete man? Niemand wußte es mit Beſtimmtheit zu ſagen, aber Jeder rechnete auf ein unvorhergeſehenes Ereigniß, auf ein Wunder, — auf irgend Etwas.

Und dieſes »Etwas«, es kam. Freilich ein anderes als das, worauf gerechnet war. Vom Nachmittage des 2. September an lag es gewitterſchwül über Paris; immer dunkler zog das Wetter herauf; aber erſt vierundzwanzig Stunden ſpäter fielen die erſten ſchweren Schläge. Eine Schilderung der Vorgänge im Geſetzgebenden Körper (am 2. und 3.) wird am beſten ein Bild der Stimmung geben, die Paris beherrſchte.

Geſetzgebender Körper am 2. September.

Um 3¼ Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Der Miniſter des Innern Chevreau brachte einen Geſetzentwurf ein, welcher vorſchlug, die Wahl der Nationalgarden-Offiziere auf die Bataillone zu übertragen. Zu jeder andren Zeit würde dieſer Geſetzentwurf die lebhafteſte Theilnahme geweckt haben, die Debatte blieb aber oberflächlich, da die Gemüther durch dringendere Fragen beſchäftigt wurden. Schon um 4 Uhr wurde die Sitzung auf eine Stunde ſuspendirt. Die Deputirten begaben ſich in die Corridore und den Saal der Pas Perdus, um nach Neuigkeiten zu forſchen, die die Regierung entweder nicht hatte oder nicht mittheilen wollte. Hierbei ereignete ſich ein bemerkenswerther Zwiſchenfall. Während die Regierung vorgab, keine Nachrichten zu haben, las einer der Anweſenden einen Brief vor, der das Datum trug: Brüſſel, 1. September 5 Uhr Abends. Der Schreiber und Abſender war Niemand Geringeres als der Prinz von Joinville. Dieſer Brief enthielt ſehr düſtre Nachrichten über die Vorgänge am 30. und 31. Auguſt, alſo über Beaumont und den Rückzugsmarſch auf Sedan. In einer Nachſchrift aber hieß es: »Die Schlacht dauert fort; in dieſem Augenblick iſt ſie uns günſtig; wir haben 30 Kanonen genommen; Bazaine marſchirt Mac Mahon entgegen. Es lebe Frankreich.« Dieſer Brief rief die größte Aufregung hervor, namentlich auch wegen der Unterſchrift, die er trug. »Gezeichnet Joinville — ſagte Guyot Montpairoux — dann iſt es faſt offiziell.« Im Geſetzgebenden Körper des Kaiſerreichs der Brief eines Orleans »faſt offiziell«. In dieſen zwei Worten war mittelbar die Abſetzung bereits ausgeſprochen.

Um 5 Uhr Wiederbeginn der Sitzung. Der vorgenannte Geſetzentwurf (Wahl der Offiziere der Nationalgarde) wurde unter dem Beifall der Linken einſtimmig angenommen. Picard rief: »Es hat zwanzig Jahre bedurft, um die Unerläßlichkeit dieſer Maßregel einzuſehen.« Dann wurden Proteſte der Bewohnerſchaft von Nancy und Chalons verleſen, worin beide

Stadte erklärten, »durch Schuld der Regierung« beim Anrücken der Preußen vertheidigungsunfähig geweſen zu ſein; die Kammer war aber bereits viel zu unruhig, um dieſen Verwahrungen aufmerkſames Gehör zu ſchenken und verſchiedene Mitglieder riefen: »Wie! Noch keine Mittheilung von Seiten der Regierung! Es iſt unglaublich! So leſe man uns doch wenigſtens den Brief des Prinzen von Joinville vor.«

Inmitten der größten Aufregung wurde die Sitzung durch den Präſidenten Schneider aufgehoben.

Geſetzgebender Körper am 3. September.

Am 3. Mittags trat das Corps legislatif abermals zu einer Sitzung zuſammen. Von einem Eintreten in die Tagesordnung konnte ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein; Jeden drängte es nur zu erfahren, ob es noch ein Kaiſerreich gäbe oder nicht. Beſtimmte Nachrichten fehlten noch immer, da jede direkte Verbindung mit Mac Mahon und dem Kaiſer bereits abgebrochen war, aber Mittheilungen aus durchaus zuverläſſiger Quelle beſtätigten nicht nur Alles, was der Brief des Prinzen von Joinville hinſichtlich der Schlacht bei Beaumont und des Rückzuges auf Sedan gemeldet hatte, auch der unglückliche Ausgang der eigentlichen Entſcheidungsſchlacht ließ ſich nach verſchiedenen, von der belgiſchen Grenze her eingetroffenen Depeſchen, nicht länger bezweifeln.

Palikao nahm das Wort. »Was ich der Kammer mitzutheilen habe iſt das folgende. Marſchall Bazaine iſt nach den koloſſalſten Anſtrengungen auf Metz zurückgeſchlagen und dort eingeſchloſſen. Mac Mahons Armee iſt nach dreitägigem Kampfe, erſt am 30. und 31. Auguſt, dann am 1. September in zwei Theile zerriſſen worden. Ein Theil iſt auf Mezières hin entkommen, der andere nach Sedan hineingedrängt.«

Stimme. Und was iſt aus dem General de Failly geworden?

Palikao. Laſſen wir den; wer weiß, ob er zu dieſer Stunde noch lebt. Wir wiſſen nur, daß General Vinoy mit dem neugebildeten 13. Corps wenig hat helfen können, da er auf ſeinem Marſche aufgehalten worden iſt. Seine Armee von 40,000 Mann wird ſich vielleicht auf Paris haben zurückziehen können. Was endlich Paris ſelbſt betrifft, ſo habe ich in dieſem Augenblick noch 80,000 Mann für die Vertheidigung disponibel, ohne 200,000 Mann Mobilgarde und die Nationalgarde zu rechnen. In fünf Tagen werde ich über 500,000 Mann Verfügung haben. Laſſen wir uns durch unſer Unglück nicht niederſchlagen, handeln wir und kämpfen wir mit Feuer.

Jules Favre erhob ſich. Als der Beifall vorüber war, der den Schlußworten Palikaos nicht gefehlt hatte, ſprach Jener (Jules Favre) wie folgt:

»Wir haben in dieſem Augenblick an nichts Anderes zu denken, als an das Heil des in Gefahr befindlichen Vaterlandes; Frankreich, geeinigt durch eine Solidarität des Schmerzes und der Unabhängigkeit, muß wiſſen, daß es nur noch auf ſich allein zählen kann. Möge die Nation ſich um einen Mann (Trochu) ſchaaren, den Sie Alle bezeichnen werden, um einen Mann, der militairiſches Talent mit der Liebe zur Freiheit und zur franzöſiſchen Nation verbindet.«

Palikao ſprang auf. »Ich kenne den Mann, auf welchen Herr Jules Favre anſpielt, und ich erkläre, daß derſelbe zu viel Ehre beſitzt, um die Rolle anzunehmen, welche man ihm ertheilen zu wollen ſcheint.«

Die Aufregung, die dieſem Zwiſchenfalle folgte, legte ſich allmälig. Ein Geſetzentwurf wurde eingebracht, der alle verheiratheten und unverheiratheten Männer von 25–35 Jahren unter die Fahnen berief. Die Deputirten zogen ſich alsbald in die Abtheilungen zurück, um eine Commiſſion zur Vorberathung dieſes Geſetzentwurfes zu ernennen, eine Commiſſion, die bereits am andern Tage Bericht erſtatten ſollte. Palikao hatte privatim erklärt: was fehle ſeien nicht Menſchen, ſondern Offiziere und Unteroffiziere. So ſchloß die Sitzung.

Während dieſer Sitzung am 3. Nachmittags war Paris ſelbſt noch immer in Ungewißheit über das Geſchehene. Erſt mehrere Stunden ſpäter (nicht vor 8 Uhr Abends) kannte man die Wahrheit, die volle Wahrheit, die, wie ſich bald beſtätigen ſollte, noch weit über das hinausging, was in der Nachmittagsſitzung zur Kenntniß der Kammer gebracht worden war. Francisque Sarcey giebt folgende Schilderung der entſprechenden Vorgänge, des Ueberganges vom Hoffen und Bangen zur furchtbaren Wirklichkeit: »Seit 48 Stunden hatte Paris nur auf den Boulevards und den Straßen gelebt. Was giebt es Neues? hatte Jeder den Andern gefragt, aber was geantwortet wurde, ging nicht über bloße Vermuthungen hinaus. Man wußte nichts, als daß in der Nähe von Sedan eine Schlacht geſchlagen würde. Die Kioske waren belagert, alle Hände ſtreckten ſich aus und haſchten nach Zeitungen; man ſtieg auf die Bänke der Boulevards und las ſie laut vor. Aber Niemand erfuhr Zuverläſſiges. Das ganze Volk, dem man ſo jede offizielle Mittheilung vorenthielt, wurde nervös. Selbſt die Stimmen waren trocken und ſchneidend. So kam 8 Uhr Abends am 3. September. Um dieſe Stunde ging ich nach der Redaction des »Gaulois«, um zu hören, ob man vielleicht beſtimmtere Nachrichten erhalten habe. Mit Erſtaunen fand ich, daß die Thür ſorgfältig geſchloſſen war und ſich nur vorſichtig den Freunden öffnete. Ich trat ein; Beſtürzung malte ſich auf allen Geſichtern. Man reichte mir eine Zeitung, die einer unſerer Berichterſtatter, der eben von Brüſſel kam, in ſeiner Taſche mitgebracht hatte. Mit Verzweiflung und ſtarr vor Schrecken las ich darin die Capitulation von Sedan. Sechsunddreißig Stunden waren bereits darüber hingegangen und noch wußte Niemand in Paris etwas davon, wenigſtens nicht im Volk. Ich war wie niedergeſchmettert. Iſt es möglich! rief ich aus. Es war leider nicht mehr erlaubt zu zweifeln. Der Redacteur en chef war ſelbſt, mit der Nummer in der Hand, zu dem Polizeipräfekten geeilt, um zu hören, ob der Bericht mit den Nachrichten der Regierung übereinſtimme, und der Polizeipräfekt hatte den Kopf geſenkt. Wir überlegten, ob wir eine neue Ausgabe des »Gaulois« mit der furchtbaren Nachricht veröffentlichen ſollten. Einer von uns bemerkte jedoch, daß dies bei der gereizten Stimmung der Gemüther nichts weniger als anzurathen ſei; das Redactionslokal könne leicht in einem erſten Anfall von Wuth verwüſtet und verbrannt werden. So unterblieb die Sache. Aber das Gerücht verbreitete ſich von dieſem Augenblick an nichtsdeſtoweniger mit Windeseile. Niemand kannte die Einzelheiten, aber daß etwas Erſchütterndes geſchehen ſei, das glühte in Aller Augen. In jener Nacht ſchlief Niemand in Paris.«

Geſetzgebender Körper vom 3. auf den 4. (Mitternachts-Sitzung.)

Am 3. Nachmittags hatte man, wie wir geſehn, auch im Corps legislatif nur die Hälfte des Geſchehenen in Erfahrung gebracht. Wahrſcheinlich wußte ſelbſt Palikao zu jener Tagesſtunde nicht mehr als er mittheilte. Erſt gegen Abend war kein Zweifel (und ganz Paris wußte es, ehe 10 Minuten um waren), daß die Mac Mahon'ſche Armee capitulirt habe und der Kaiſer gefangen ſei. Der Hang zum Bonmot verblieb einzelnen Boulevardiers auch in dieſem Augenblicke noch. Einer rief: »Die Meldung von der Gefangennahme des Kaiſers ſei nicht wahr; die Miniſter hätten dies nur verbreiten laſſen, um endlich einmal eine gute Nachricht zu geben.«

Die Deputirten, namentlich der Linken, als die bei Sedan erfolgte Kataſtrophe mit jeder neueintreffenden Depeſche ſich beſtätigte, begaben ſich zum Präſidenten Schneider und forderten denſelben auf, eine Extraſitzung des Geſetzgebenden Körpers anzuberaumen. Schneider fügte ſich dieſer in den Verhältniſſen begründeten Forderung und berief die Kammer auf Mitternacht zuſammen. Um dieſe Stunde waren jedoch erſt wenig Abgeordnete im Sitzungsſaale erſchienen. Man hielt beim Präſidenten noch eine Art Vorberathung und discutirte über die Frage, ob man eine öffentliche oder geheime Sitzung halten ſolle. Die Oeffentlichkeit trug den Sieg davon. Um 1½ Uhr wurden alle Thüren zu den Tribünen geöffnet und die Sitzung begann. Die Tribünen blieben jedoch leer; nur zwei Damen, darunter die Gemahlin eines Abgeordneten, fanden ſich im Laufe der Sitzung ein. Die Räume waren nur ſchwach erleuchtet; Saal und Verſammlung machten einen trübſeligen Eindruck. Es ging ſehr ſtill und ruhig her wie bei einem Leichenbegängniß. Schneider präſidirte im Ueberrock ohne weiße Cravatte und ohne das große Band der Ehrenlegion. Unter den erſten, die eintraten, befand ſich Palikao. Er war in aller Eile in dem Moment herbeigerufen, da er ſich ins Bett legen wollte. Ihm folgte die ganze Rechte.

Präſident Schneider, bleich und ſichtbar bewegt, erhob ſich und redete die Verſammlung unter tiefſter Stille mit folgenden Worten an, die mit Bleiſtift auf einem Quartblatt, und wie man an dem Stocken merkte, unleſerlich geſchrieben waren: »Meine Herren Deputirten! Eine ernſtliche, ſchmerzliche Nachricht iſt mir im Laufe des Abends mitgetheilt worden. Ich habe ſofort die Kammer berufen, wie es meine Pflicht gegen Sie, gegen das Vaterland heiſchte. Ich bin dabei außerdem einem von einer großen Anzahl unſerer Collegen kundgegebenen Wunſche nachgekommen. Ich habe unter ſo peinlichen Umſtänden keine andre Verantwortlichkeit als die Verpflichtung, Sie hier zu verſammeln. Ich gebe dem Herrn Kriegsminiſter (Palikao) das Wort, um ſeine Mittheilungen, die er in der geſtrigen Mittagsſitzung gemacht hat, zu vervollſtändigen.« Ein tiefes Schweigen folgte dieſen Worten.

Graf Palikao beſtieg die Tribüne. »Meine Herren Deputirten! Ich habe die traurige Aufgabe, Ihnen das offiziell zu beſtätigen, was ich, als offiziöſe Nachricht, Ihnen bereits mitgetheilt habe. Nach dreitägigem heroiſchem Kampfe iſt unſere Armee auf Sedan zurückgeworfen und von ſo übermächtigen Kräften eingeſchloſſen worden, daß ſie ſich hat ergeben müſſen. Der Kaiſer iſt zum Gefangenen gemacht worden. Es iſt uns nicht möglich geweſen – ich meine uns Miniſtern — eine unmittelbare Entſcheidung zu treffen, da wir noch nicht die Zeit gehabt haben, uns untereinander zu verſtändigen. Ich beantrage deshalb, die Berathung bis auf morgen zu vertagen.«

Präſident Schneider. Ich ſchlage eine Sitzung auf morgen Mittag vor.

Gambetta. Erlauben Sie . . . .

Präſident Schneider. In der traurigen außerordentlichen Lage, in der wir uns befinden, haben wir ſchwere Pflichten zu erfüllen und wir müſſen ſie in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllen. Es ſcheint mir, daß einige Augenblicke des Nachdenkens uns nöthig ſein werden. Ich verlange von der Kammer nicht, über den Vorſchlag abzuſtimmen. (Rufe: nein, nein! ja, ja!)

Jules Favre. Ich bitte ums Wort.

Präſident Schneider. Sie haben es.

Jules Favre. Wenn die Kammer der Anſicht iſt, die Sitzung bei der traurigen Lage, in der das Land ſich befindet, auf morgen zu vertagen, ſo habe ich meinerſeits nichts dagegen; da wir aber bei der Erledigung des Themas über Maßregeln berathen müſſen, die geeignet ſind, das Vaterland zu retten, ſo lege ich folgenden Antrag auf den Tiſch des Hauſes nieder, dem ich einen Commentar nicht hinzufügen werde.

Art. I. Louis Napoleon und ſeine Dynaſtie ſind der Macht, welche ihnen die Conſtitution übertragen hat, verluſtig erklärt. Art. II. Es wird eine Commiſſion aus mehreren Mitgliedern ernannt (die Kammer ſelbſt wird die Zahl beſtimmen), welche den Auftrag hat, die Vertheidigung bis zum Aeußerſten fortzuſetzen und den Feind zu vertreiben. Art. III. General Trochu bleibt in ſeinen Functionen als General-Gouverneur von Paris.

Ich füge nichts hinzu, meine Herren, und gebe dieſe Worte Ihrem Nachdenken anheim.

Kein Ruf des Unwillens, kein Widerſpruch erhob ſich bei dem Abſetzungs-Antrage. Die Kammer trennte ſich unter eiſigem Schweigen. Gegen 2 Uhr Morgens war das Palais Bourbon (Sitzungslokal des Corps legislatif) militairiſch beſetzt, eine Schwadron Dragoner war auf der Concordien-Brücke aufgeſtellt, die Volksmenge hatte ſich zum Theil verlaufen. Einige Deputirte der Rechten verſammelten ſich von Neuem, um zu berathen, und verließen das Palais Bourbon erſt zu ſehr vorgerückter Stunde.

Während die Kammer ihre Mitternachtsſitzung hielt, aber auch ſchon in den Stunden, die unmittelbar voraufgingen, berieth das Pariſer Volk auf ſeine Weiſe und dekretirte die Abſetzung des Kaiſers ſammt ſeiner Dynaſtie noch knapper und kürzer wie Jules Favre, nur minder parlamentariſch. Eine Schaar von mehreren tauſend Perſonen zog über den Platz der neuen Oper durch die Rue de la Paix nach dem Louvre zu. Dort befand ſich das alte Staatsminiſterium, in welchem General Trochu reſidirte. In die Rufe: »Es lebe Trochu!« miſchten ſich andere: »Waffen! Abſetzung!« Nach einigem Zögern erſchien der General. »Nachrichten! Abſetzung!« tönte es ihm entgegen. Trochu: »Meine Herren, ich habe keine anderen Nachrichten, als diejenigen, welche Sie ſchon kennen. (Rufe: Abſetzung!) Ich habe keine Machtvollkommenheit, dieſe Forderung auszuführen. Sache der Kammer iſt es, über die Geſchicke des Landes zu entſcheiden. Ich habe nur Paris zu vertheidigen und werde es bis auf den Tod. Das iſt mein Entſchluß.« Rufe: »Es lebe Trochu! Zur Kammer! Ja, ja! zur Kammer!« Einige Stimmen ließen den Ruf vernehmen: »Es lebe die Republik!« Die Menge antwortete: »Es lebe Frankreich! Zur Kammer!« Und man wendete ſich nach den Quais.

Andre Schaaren überſchritten die Boulevards, wandten ſich dann ebenfalls der Wohnung Trochu's zu, riefen nach ihm und erhielten dieſelbe Antwort. Eine dritte, größere Truppe kam von der Madeleine her; ſie zählte über 2000 Perſonen und ſchritt unmittelbar auf das Palais Bourbon zu, weil man annahm, daß die Kammer daſelbſt in Permanenz verſammelt ſei. Dies war aber nicht der Fall. Die Mitternachts-Sitzung, über die wir vorſtehend berichtet, hatte noch nicht begonnen, nur einzelne Mitglieder der Linken, unter ihnen Gambetta, befanden ſich bereits im Sitzungsſaal. Es hieß, die Kaiſerin habe abgedankt, ein Vertheidigungscomité ſei gebildet worden. Beide Nachrichten (zu dieſer Stunde noch unbegründet) weckten den lauteſten Jubel. In dieſem Augenblick trat Gambetta unter die Menge und beſchwor ſie um Ruhe und Mäßigung. »Es lebe Gambetta!« – »Nein, es lebe Frankreich! (Rufe: Es lebe die Republik.) Es lebe Frankreich, wiederhole ich Ihnen. Die Verhältniſſe ſind furchtbar ernſt; die Kammer muß frei berathen. Ziehen Sie ſich zurück, ich beſchwöre Sie. Wir werden nach Ablauf einer Stunde eine außerordentliche Sitzung halten.««

Die Menge verlief ſich nach dieſer Anſprache in der That; auf dem Quai blieben nur einige hundert Perſonen zurück; der Reſt wandte ſich andern Stadttheilen zu, in denen mittlerweile die »Proclamation« zu leſen war, die über die Kataſtrophe von Sedan berichtete. Man las: »General Wimpffen hat eine Capitulation unterzeichnet (Rufe: Der Feigling, der Elende!) der Kaiſer iſt zum Gefangenen gemacht.« Da brach der Jubel los; man klatſchte, umarmte ſich und auf Augenblicke war das Unheil vergeſſen, das über Frankreich hereingebrochen war. Dann wieder hieß es: »Rache, Rache! Es lebe Frankreich!« Die Aufgeregteſten wollten die Sturmglocken läuten, Alarmſchüſſe abfeuern; allmälig verlief man ſich und bald nach 1 Uhr zogen nur noch friedliche Gruppen über die Boulevards, oder ſtanden ſchwatzend und geſtikulirend vor den offenen, in allen Etagen erleuchteten Cafés.

Der 4. September.

So kam der 4. Noch war die Abſetzung der Dynaſtie, die der in der Mitternachtsſitzung geſtellte Jules Favre'ſche Antrag forderte, nicht ausgeſprochen, aber Niemand bezweifelte mehr, daß die nächſten Stunden ſchon das zweite Kaiſerreich zu den Todten werfen würden. Alles ſah mit Spannung dem Zuſammentritt des Geſetzgebenden Körpers entgegen. 12 Uhr Mittags war die feſtgeſetzte Stunde. Zahlreiche Trupps von Nationalgarden, theils mit theils ohne Waffen, dazwiſchen Volksmaſſen, drängten ſich in den Straßen, die zum Palais Bourbon führen, auf dem Concordienplatze und der Concordienbrücke. Von allen Seiten klang es: Abſetzung, Abſetzung! Es lebe Frankreich! Es lebe Trochu!

Unter ſolchen Scenen, deren Lärm bis in die Verſammlungsſäle drang, begann die Sitzung. Es war mittlerweile 1 Uhr geworden. Pariſer Garden zu Pferde und einige Infanterie-Abtheilungen, die ſpäter durch Dragoner und berittene Gensdarmen abgelöſt wurden, bewachten das Palais Bourbon. Die Menge draußen wuchs von Minute zu Minute.

Präſident Schneider erklärte die Sitzung für eröffnet.

Glais-Bizoin und Raspail fordern die Abſetzung; ſie ſei der einzige Rettungsanker.

Keratry beklagt ſich lebhaft darüber, daß die Kammer von andern Truppen als von Nationalgarden bewacht werde. Der Kriegsminiſter (Palikao) habe dadurch der Kammer gegenüber ſeine Pflicht verletzt, er habe ſich ſogar in direkte Oppoſition zum General Trochu geſetzt, welcher in ſeiner Proclamation als Commandant von Paris dieſen Poſten der Nationalgarde anvertraut habe.

Palikao nimmt das Wort. Er erinnert in ſehr abgeriſſener Rede daran, daß Trochu und er verſchiedene Befugniſſe hätten. Der Kriegsminiſter habe die Truppen zu ſeiner Verfügung und er bediene ſich deren wie er wolle. General Trochu ſelbſt habe niemals gegen dieſe Befugniß proteſtirt. Uebrigens, meine Herren, beklagen Sie ſich in der That darüber, daß ich Ihnen die »Braut zu ſchön ſchmücke«. (De ce que je vous fais la mariée trop belle.) (Großer Lärm, Widerſpruch. Eine Stimme: Wir befinden uns alſo auf dem Hochzeitsfeſt!) Ich ſichere Ihre Berathungen und Sie beklagen ſich; ſicherte ich ſie nicht, Sie würden ſich auch beklagen. (Neuer und heftiger Widerſpruch.) Nach minutenlangem Lärm fährt der Miniſter fort: Als ich in die Kammer trat, glaubte ich nicht, auf ſolche Fragen antworten zu müſſen, wie ſie mir geſtellt ſind; ich war gekommen, um der Kammer einen Vorſchlag vorzulegen, welcher uns dem Bedürfniß der augenblicklichen Gefahr zu entſprechen ſcheint. Dieſer Vorſchlag lautet: Ein nationaler Verwaltungs- und Vertheidigungsrath, aus fünf Mitgliedern beſtehend, wird von dem Geſetzgebenden Körper ernannt. Die Miniſter werden unter Gegenzeichnung dieſes Rathes ernannt. (Mehrere Stimmen: von wem, von wem ernannt?)

Jules Favre erinnert die Kammer, daß er geſtern einen Antrag derſelben Art eingebracht habe, für welchen er die Priorität verlange, weil er der frühere ſei und weil er der Kammer ausgedehntere Vollmachten gebe als der Regierungs-Antrag.

Thiers erhebt ſich. Er will, daß jede perſönliche Empfindlichkeit in einer ſo gefahrvollen Kriſe vor dem allgemeinen Intereſſe zurücktrete. Indem er daher ſeinen früheren Anſichten Schweigen auferlege und ſich von ſeinen Freunden zur Linken trenne, bringe er folgenden Entwurf ein: Die Kammer ernennt eine Commiſſion für die Regierung und die National-Vertheidigung. Eine Conſtituante wird, ſobald die Ereigniſſe es geſtatten, einberufen werden.

Palikao erklärt, das Cabinet widerſetze ſich der Forderung nicht, daß das Land in der gegenwärtigen Kriſis befragt werde. Auf den Vorſchlag Gambetta's beſchließt die Kammer en bloc die Dringlichkeit für die drei Anträge Favre, Palikao und Thiers und die Ueberweiſung derſelben an eine und dieſelbe Commiſſion.

Die Deputirten ziehen ſich, um über die drei Anträge zu berathen, in die Abtheilungen zurück. Kaum ſind indeſſen zehn Minuten vergangen, als man, vom Saale der Pas Perdus aus, draußen heftiges Geſchrei vernimmt. Alles ſtürzt nach dem Hofe. Es ſind die Perſonen, welche ſich bis dahin auf den Zuhörertribünen befanden und nun auf der großen Treppe nach dem Pont de la Concorde zu herniederſteigen. Von dort aus ſchreien ſie: »Die Abſetzung iſt verkündigt«; ſie ſchwenken ihre Hüte und geben den Nationalgarden, die auf dem Pont de la Concorde Wache halten, Zeichen zu ihnen zu kommen. Dieſe zögern einen Augenblick; aber bald ſetzen ſie ſich in Marſch, die Menge folgt ihnen. Eine kurze Zeit lang werden ſie von den Gardes de Paris zu Pferde aufgehalten, die jedoch bald den Weg frei geben ohne einen Schuß zu thun. Das Sitzungsgebäude wird von der Volksmenge in Beſchlag genommen. Nationalgarde und Volk ſtürzen nach den Tribünen und ſchreien: »Die Abſetzung, die Abſetzung!« Die Barrièren und Thüren zum Sitzungsſaale werden eingeſchlagen; der Volkshaufe ſtimmt im Saale die Marſeillaiſe an und den Chant du départ.

Präſident Schneider glaubt jetzt die Vorberathungen weit genug gediehen, um die öffentliche Sitzung wieder aufnehmen zu können. Aber er findet den Saal von einer tumultuariſchen Menge gefüllt. Er ſucht Schweigen zu gebieten; umſonſt, man hört ihn nicht. Gambetta beſteigt die Rednertribüne und ſtellt für einen Augenblick die Ruhe her. Bald aber verdoppelt ſich der Lärm, immer neue Maſſen dringen in den Sitzungsſaal. Präſident Schneider bedeckt ſich; Palikao und die Mitglieder der Majorität ziehen ſich zurück, kehren wieder, und ziehen ſich abermals zurück.

Jules Favre beſteigt die Tribüne. »Keine Gewaltthat,« ruft er, »bewahren wir unſere Waffen gegen die Feinde und laſſen wir uns tödten bis zum letzten Mann. In dieſem Augenblick bedürfen wir Einigkeit. Das iſt auch der Grund, weshalb wir nicht die Republik proclamiren.« Doch! Doch! Es lebe die Republik! ertönt es von verſchiedenen Seiten. Die ſo riefen, ſtürzen ſich auf die Tribüne, wo ſie Jules Favre umringen. Einer von ihnen will ſprechen; man reißt ihn mit Mühe von der Tribüne herunter. Während dieſer Scene iſt der Präſident von ſeinem Seſſel herabgeſtiegen, welcher von nun an leer bleibt. Etwa ein Dutzend Nationalgarden ſtellt ſich hinter dem Präſidentenſtuhle auf. Zeitweiſe, wenn der Lärm zu betäubend wird, ſchwingt einer von ihnen die Präſidentenglocke. Das Eindringen in den Saal nimmt zu. Schon ſind faſt alle Bänke der Abgeordneten von einer buntſcheckigen Menge in Blouſen und Röcken, in Hüten und Mützen von allen Farben und Formen beſetzt. Nur einige Mitglieder der Linken ſitzen noch auf ihren Plätzen. Einige Flinten, denen die Bajonete abgenommen und die mit grünen Zweigen geſchmückt ſind, werden über den Köpfen geſchwungen. Da, etwa um 3 Uhr, läßt ſich der Ruf: »Es lebe Rochefort!« hören. »Suchen wir ihn in St. Pelagie!« Einige von den Eindringlingen, die ſich am Büreau befinden, werfen die Sitzungsberichte, andere die Papiere der Secretaire über die dichtgedrängten Köpfe in die Höhe. Die Präſidentenglocke lärmt ohne Unterlaß. Die Menge ruft nach den Deputirten, aber es ſind keine Deputirten mehr anweſend. Darauf ruft man: »Zum Hôtel de Ville! zum Hôtel de Ville!« und es leert ſich allmälig der Saal.

Dies war um 3 Uhr. Um 8 Uhr trat der Geſetzgebende Körper noch einmal zu einer Abendſitzung zuſammen, aber im Laufe des Nachmittags hatten ſich die Dinge bereits entſchieden. Das Wort »Abſetzung«, das die Majorität der Kammer bis dahin noch nicht auszuſprechen gewagt hatte, es war mittlerweile im Hôtel de Ville ausgeſprochen worden, wohin ſich, gleich nach 3 Uhr, von einer jubelnden Volksmenge umringt, die Deputirten der Linken, inſonderheit die Abgeordneten der Stadt Paris (mit Ausnahme von Thiers) begeben hatten. Hier, im Stadthauſe, wurden nunmehr die Beſchlüſſe gefaßt, die, als die Abendſitzung begann, ſeitens des Geſetzgebenden Körpers nur noch ratificirt werden konnten.

Der Schwerpunkt lag alſo von 3 Uhr ab im Stadthaus. Wenden wir uns ihm zu. Um 4 Uhr war die Linke beſchäftigt, ſich und dem Lande eine neue Regierung zu geben. Die Berathung währte nur kurze Zeit. In ſolchen Momenten hängt alles davon ab, daß überhaupt etwas zu Stande kommt; ob das Richtige, ſteht erſt in zweiter Reihe. Um 5 Uhr erſchien Gambetta am Fenſter des Stadthauſes, deſſen Dach, Thurm und Blitzableiter von Menſchenmaſſen überdeckt waren, und las die Liſte der »proviſoriſchen Regierung« vor: Jules Favre Auswärtiges, Gambetta Inneres, Magnin Finanzen, Simon Unterricht, Cremieux Juſtiz, Leflô Krieg, Grewy Präſident des Staatsraths; Trochu bleibt Generalgouverneur von Paris. Dieſe Liſte wurde mit Jubel begrüßt. Aber der Jubel ſtieg noch, als in dieſem Augenblicke, inmitten einer ungeheuren Volksmenge, die ihn aus dem St. Pelagie-Gefängniß wirklich befreit hatte, Rochefort erſchien. An ſeiner Seite befand ſich ſein Mitgefangener, Arthur de Fonvielle. Die auf dem Platz verſammelten Tauſende bildeten ſofort Spalier und zwiſchen ihnen hindurch, wie ein Triumphator, ſchritt der Laternenmann auf die Treppe des Stadthauſes zu. General Trochu trat ihm entgegen, bekomplimentirte ihn etwas verlegen und bemerkte, die Regierung ſei bereits vollſtändig. Wenn indeſſen ſein Herz ihn dazu treibe, ſo möge er am Bureau theilnehmen. Rochefort antwortete klug und ſarkaſtiſch zugleich: »Mein General, welcher Art auch die Functionen ſein mögen, zu denen man mich für befähigt hält, ich werde ſie ohne Murren annehmen. Will man mich zum Conciergen des Stadthauſes machen, ſo werde ich auch in dieſer Stellung eben ſo viel Patriotismus zeigen, wie Sie und Ihre Collegen innerhalb des Directorates der Republik.« Gleich darauf erſchienen Rochefort und Raspail am Fenſter und umarmten ſich unter dem Beifallsjauchzen der Menge. Beim Verlaſſen des Stadthauſes wurden Picard, Gambetta und Magnin lebhaft vom Volke begrüßt; ſie beſtiegen einen Wagen, der im Schritte fuhr und von Freiſchützen begleitet wurde. Cremieux ſah ſich gleichfalls zum Gegenſtand einer Huldigung gemacht; er wandte ſich nach dem Vendôme-Platz, nahm

Beſitz von dem Hôtel des Juſtizminiſteriums und richtete, vom Balcon des erſten Stockwerkes aus, einige Worte an die Menge. Er verkündete auch hier die Bildung einer proviſoriſchen Regierung. »Unſere Regierung wird proviſoriſch, aber die Republik wird ewig ſein«, ſo ſchloß er. Um 6 Uhr hatte der Enthuſiasmus ſeine Höhe erſtiegen. Nationalgardentrupps, mit einem Tambour vorauf, zogen über die Quais und Boulevards; Volksmaſſen umdrängten die »Caſerne Napoleon« und luden die innerhalb derſelben conſignirten Soldaten des 34. Regiments ein, mit ihnen zu fraterniſiren; endlich glückte es, »es lebe die Linie« und die Soldaten miſchten ſich unter die Menge. Ueberall Lachen und Weinen vor Freude, Umarmen und Händeſchütteln.

Um eben dieſe Stunde, oder doch nicht erheblich ſpäter, begaben ſich auch Jules Favre und J. Simon nach dem Palais Bourbon zurück, um hier den verbliebenen, der Entwicklung der Dinge harrenden Abgeordneten die Beſchlüſſe des Stadthauſes mitzutheilen. Um 8 Uhr etwa trat man, nicht in den eigentlichen Berathungsſaal, ſondern in dem Speiſezimmer der Präſidentengemächer, zu der ſchon vorerwähnten »Abendſitzung« zuſammen. Den Vorſitz führte nicht Schneider, ſondern Thiers.

Jules Favre nahm das Wort. »Trotz aller Verſchiedenartigkeit unſrer politiſchen Stellung, ſo etwa hob er an, ſind wir doch ſicherlich Alle eines Sinnes, wenn es ſich um die Vertheidigung des Vaterlandes und der bedrohten Freiheit handelt. In dieſem Augenblick ſtehen wir vor vollendeten Thatſachen, vor einer neuen Regierung, die aus Umſtänden hervorgegangen iſt, welche wir nicht vorherſehen konnten. Wir ſind von einer höheren Bewegung fortgeriſſen worden, welche, wie ich geſtehe, der innerſten Empfindung meiner Seele entſprochen hat. Ich habe mich heute nicht über die Verbrechen des Kaiſerreichs auszulaſſen, unſere Pflicht iſt, Paris und Frankreich zu vertheidigen. Wenn es ſich um ein ſo ſchwer zu erreichendes Ziel handelt, iſt es ſicherlich nicht gleichgültig, ſich eins zu wiſſen mit dem Geſetzgebenden Körper. Im Uebrigen können wir nichts ändern an dem, was geſchehen iſt. Ertheilen Sie dazu Ihre Genehmigung, ſo werden wir dafür dankbar ſein. Verweigern Sie dieſelbe, ſo werden wir Ihre Ueberzeugung achten, aber wir werden uns für unſere Ueberzeugung die volle Freiheit bewahren. Das iſt es, was ich Ihnen im Namen der proviſoriſchen Regierung der Republik zu ſagen habe.«

Thiers: »Die Vergangenheit kann im gegenwärtigen Augenblick gerechterweiſe nicht Gegenſtand der Beurtheilung ſein, die Geſchichte wird darüber entſcheiden. Augenblicklich kann ich nur für mich ſprechen, da ich von der Verſammlung kein Mandat habe. Sie haben eine ſchwere Verantwortlichkeit übernommen. Unſer Aller Pflicht iſt, zu wünſchen, daß Ihre Anſtrengungen in der Vertheidigung von Paris glücken mögen. Dieſen Wunſch hegen wir Alle aus Liebe zum Vaterlande.«

Eine Stimme: Welches ſind die Namen der Perſonen, aus denen die neue Regierung beſteht?

Jules Simon: Es ſind Alle Deputirte von Paris, mit Ausnahme des berühmteſten derſelben (Thiers.) Bei der Wahl walteten keine individuellen Vorurtheile ob, es galt die Anwendung eines Princips. Wäre es anders geweſen, ſo würden in dieſer Commiſſion die Namen andrer Perſonen figuriren, als diejenigen der Abgeordneten von Paris. Wir haben nur einen Gedanken, das iſt der, gegen den Feind Front zu machen.

Peyruſſe: Paris, mit Hülfe ſeiner Deputirten, ſchreibt Frankreich von Neuem Geſetze vor.

Jules Favre und **Jules Simon** zugleich: Wir proteſtiren gegen dieſe Unterſchiebung. **Jules Favre**: Die proviſoriſche Regierung beſteht aus den Herren Arago, Cremieux, Jules Favre, Ferry, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Rochefort. Letzterer wird Maß zu halten wiſſen. Jedenfalls haben wir es vorgezogen, ihn lieber unter uns als außerhalb zu haben.

Graf Le Hon: Welches iſt die Stellung der Regierung zum Geſetzgebenden Körper?

Jules Favre: Wir haben darüber nicht berathen.

Buffet: Sollen wir nicht einen *Proteſt* aufſetzen?

Thiers: Beſchreiten wir um des Himmels willen nicht dieſen Weg. Wir ſtehen vor dem Feinde. Bringen wir Alle ein Opfer bei den Gefahren unſeres Vaterlandes; ſie ſind ungeheuer. Schweigen wir, hoffen wir und überlaſſen wir der Geſchichte das Schiedsgericht.

Pinard: Wir können zu der der Kammer angethanen Gewaltthat *nicht* ſchweigen. Wir *müſſen* ſie conſtatiren.

Buquet: Ich erhebe Einſpruch gegen die Thatſachen, die ſich vollzogen haben und bin vollſtändig einverſtanden mit dem *Proteſt*,[*] welchen Buffet erhoben hat.

---

[*] Auch der *Senat*, der im Laufe des Nachmittags (am 4.) zu einer Sitzung zuſammengetreten war, erhob *Proteſt* gegen die Abſetzung. Es zeigte ſich viel Anhänglichkeit an den Kaiſer und die Dynaſtie. Einige, beiſpielsweiſe Niſard, auch Baroche, überſpannten den Ausdruck ihrer Treue. **Rouher** präſidirte. Senator **Chabrier**: Einige Mitglieder des Geſetzgebenden Körpers haben uneingedenk ihres Eides des Gehorſams gegen die Verfaſſung und der Treue gegen den Kaiſer, die Abſetzung Seiner Majeſtät und die Aufhebung Seiner Regierung verkündigt. Graf **Flamarens**: Das iſt verfaſſungswidrig. **Chabrier**: Es hat ſich allerdings eine Stimme im Schooß der Verſammlung erhoben, um ihnen zu ſagen, daß ſie nicht das Recht dazu hätten; ſie haben geantwortet, ſie würden beweiſen, *daß* ſie es hätten.

Thiers: Ich beſchwöre Sie, keine Aufregungen! Folgen Sie meinem Beiſpiel. Ich verdamme die Thatſache, die ſich heute vollzogen hat; ich kann keine Gewaltthat billigen, aber ich bedenke, daß wir dem Feinde gegenüberſtehen, der in der Nähe von Paris iſt.

Girault: Ich theile die Meinung Buffets. Veranlaſſen wir die Regierung, ſich mit uns zu verſtändigen. Erhalten wir uns und erhalten wir Frankreich. Ich gehe nach dem Hôtel de Ville. Wenn man mich nicht hören will, erhebe ich Proteſt.

Thiers. Wollen Sie die Streitigkeiten all der letzten Jahre erneuen? Ich glaube nicht, daß es angebracht wäre. Ich proteſtire gegen die Gewalt, welche man uns heute angethan hat und gegen alle Gewaltthaten aller Zeiten, die gegen Geſetzgebende Körperſchaften gerichtet geweſen ſind, aber dies iſt nicht der Moment, ſich ſolchen Gefühlen hinzugeben. Es iſt nicht möglich, ſich in dieſem höchſten Moment in Feindſchaft mit der proviſoriſchen Regierung zu ſehen. Dem Feinde gegenüber, welcher bald unter den Mauern von Paris ſein wird, haben wir nur Eins zu thun, das iſt, uns mit Würde zurückzuziehen.

Hiermit ſchloß die Sitzung; es war 10 Uhr. Ein Theil der Deputirten wollte noch eine Nachtſitzung abhalten und eine „proviſoriſche Gegenregierung“ creiren. Es blieb aber beim Wollen. Das Kaiſerreich

---

Es handelt ſich in dieſem Augenblick nicht darum, zu wiſſen, wer Recht und Unrecht hat. Wir werden unſre Rechnungen regeln, wenn der Feind nicht mehr den Boden Frankreichs überſchwemmt. (Sehr gut!) Was den Kaiſer perſönlich betrifft, ſo würde ich, wenn er als Sieger zurückgekehrt wäre, ihn mit meinem Zuruf begrüßt haben, und ich würde nicht der Einzige geweſen ſein. Nun da er gefangen und ritterlich unterlegen iſt, kann ich ihm nur noch eine letzte Huldigung und einen letzten Wunſch widmen. Es lebe der Kaiſer! **Prinz Poniatowski**: Es lebe der Kaiſer! **Graf Segur d'Agueſſeau**: Es lebe der Kaiſer! Es lebe die Kaiſerin! **Graf Flamarens**: Es lebe der Kaiſerliche Prinz! Es lebe die Dynaſtie! **Chabrier**: Das verſteht ſich von ſelbſt. **Niſard**: Beſiegt und gefangen. Er iſt geheiligt. (Zeichen der Zuſtimmung.) Die Sitzung wird ſuspendirt. Nach einer Pauſe erklärt der **Präſident**: Meine Herren, die neueſten Nachrichten, die ich empfangen habe, beſagen, daß der Tumult im Sitzungsſaale des Geſetzgebenden Körpers noch immer anhält und daß derſelbe auf jede weitere Berathung verzichtet zu haben ſcheint. Wir müſſen gegen dieſe Vergewaltigung proteſtiren, welche die Action einer der großen Staatsgewalten lähmt. **Baroche** (der frühere Juſtizminiſter): Ich glaube, der Senat muß ſich vor Allem durch Acclamation den Worten des Präſidenten anſchließen und mit der größten Entſchiedenheit gegen die Vergewaltigung proteſtiren, deren Opfer die andre Verſammlung iſt. Was haben wir aber ſonſt noch hier zu thun? Wenn wir hoffen könnten, daß die revolutionairen Volkskräfte geſonnen wären, ſich auch gegen uns zu richten, ſo würde ich denken, daß jeder von uns auf ſeinem Seſſel ausharren müßte, um die Eindringlinge zu erwarten. Aber unglücklicherweiſe — denn hier iſt es, wo ich ſterben möchte — können wir dieſe Hoffnung nicht haben. Vielleicht ermöglicht es ſich für uns, noch außerhalb dieſes Saales, in Stadt oder Provinz, dem Lande und der Dynaſtie einen Dienſt leiſten zu können, denn ich will hier ganz laut von der Dynaſtie ſprechen.

war todt und das republikaniſche Regime der nationalen Vertheidigung trat an ſeine Stelle.

Paris, während aller dieſer Stunden, befand ſich in einem Rauſch des Glücks. Franciſque Sarcey ſchildert dieſe Stimmung, an der er ſelber theilnahm, wie folgt. »Die Sonne leuchtete ſtrahlend am Himmel und man badete ſeine Augen in dem Licht und der Wärme eines jener erſten, in Frankreich ſo ſchönen Herbſttage. Es war, angeſichts dieſer Helle, als ob alles Dunkel aus Welt und Herzen geſchwunden wäre. Die Freude lag auf allen Geſichtern; man plauderte, man lachte. »Es lebe die Republik!« riefen die Einen und mit unendlichem Beifall antworteten die Andern: »Es lebe die Republik!«

Das Gerücht, daß ſie eben im Stadthaus und dann im Geſetzgebenden Körper proclamirt worden ſei, verbreitete ſich bald. Und dieſe ganze Menge, die doch wahrlich nicht aus lauter Republikanern beſtand, begrüßte die Republik wie eine alte Freundin, die man ſchon ſeit lange zurückerwartet habe und deren Wiederkehr nunmehr mit Freude erfüllte. In den Straßen war die friedliche Bewegung eines Volkes zu ſehen, das fröhlichen Herzens iſt. Kein grober Tumult, kein lärmendes Stoßen, keine wüthenden Manifeſtationen. Nein, es war eine geiſtreiche, mittheilſame Heiterkeit, die überall aufflammte, und ſich in Händedrücken, gegenſeitigen Glückwünſchen oder luſtigen Einfällen Luft machte. Ueberall ſah man auf langen Leitern Arbeiter oder Nationalgardiſten, welche mit Stemmeiſen und Hammer das N von den Schildern der kaiſerlichen Lieferanten abſchlugen. Die Menge ſchaute dieſem Act der ſtrafenden Gerechtigkeit zu und ermunterte die Leute mit gutem Rath, was dieſe mit derben Witzen erwiderten. Auf beiden Seiten gab es großes Gelächter. Die Caffeehäuſer waren gefüllt; ſie ſtrotzten von Gäſten, die ihren Liqueur tranken und dabei dieſer unerhörten Scene mit den Augen folgten; ſie nahmen Theil an der allgemeinen Freude, und trugen ſomit auch zu dem Schauſpiel bei.

Und die Preußen und die in Ausſicht ſtehende Belagerung? Mein Gott, wer kümmerte ſich noch um die Preußen und die Belagerung! Man hatte Waffenſtillſtand mit den Sorgen geſchloſſen. Ich hörte im Vorübergehen, wie ein Arbeiter zu ſeinem Cameraden ſagte: »Nun werden die nicht mehr zu kommen wagen, denn wir haben ſie ja.« Die waren natürlich die Preußen, ſie die Republik. Und lächle Keiner darüber; eine Stunde lang war die ganze Pariſer Bevölkerung von dieſer närriſchen Idee befangen. Sie iſt ſo gewohnt, ſich mit Phraſen zu regaliren, daß ſie wirklich im guten Glauben war, die Preußen würden bei dem einzigen Wort »Republik« entſetzt ſtille ſtehen. Sie bildeten ſich ein, es wäre das eine jener Beſchwörungsformeln, welche Dämonen bannen und Stürme beſchwichtigen.

Dieſe Naivetät wird Allen, die meine Worte mit kaltem Blute leſen, ſicher ſehr unwahrſcheinlich vorkommen. Aber ich appellire an alle Zeugen des 4. September. Es waren deren zwei Millionen. Wir Alle haben gefühlt, wie dieſer ſonderbare Rauſch unſre Sinne umnebelte. Ja, die Ereigniſſe waren uns zu Kopf geſtiegen und hatten uns trunken gemacht; und geſunder Sinn, Vernunft, richtige Beurtheilung der Dinge, Ueberlegung, Alles war mit einem Male auf und davon geflogen. Wie das kam, weiß ich nicht zu ſagen; aber ich habe ſelbſt den Einfluß gefühlt, und wohl noch niemals hatte ich das Glück zu leben voller empfunden, als in dieſen wenigen Stunden.“

Die Flucht der Kaiſerin. — In den Tuilerieen am 4. September.

Am Abend des 3. kannte ganz Paris die Kataſtrophe von Sedan: Die Armee von Chalons, Mac Mahon, der Kaiſer geſchlagen und gefangen. Jeder wußte auch, daß dies gleichbedeutend ſei mit Sturz des Kaiſerreichs. Vielleicht weil man dieſes Sturzes ſo ſicher war, dachte Niemand daran, ſich mit denen zu beſchäftigen, die, wenigſtens ſoweit Paris dabei in Betracht kam, noch die Träger des »Empire« waren. Niemand dachte an die Kaiſerin und den kaiſerlichen Prinzen. Wenigſtens geſchah bis zum 4. Mittags nichts, was auf ein Gegentheil davon hätte gedeutet werden können.

Dies iſt eine Thatſache. Die Kaiſerin jedoch konnte dieſe reſervirte Haltung des Volkes, die aus Scherz und Heiterkeit geborne Unachtſamkeit deſſelben, eben ſo wenig vorausſehen, wie ſie andrerſeits in der Lage war, eine Wandlung dieſer günſtigen Stimmung ruhig abwarten zu können. Sie befand ſich, um das zuerſt in ähnlicher Situation gebrauchte Wort noch einmal zu citiren, auf einem Vulkan und mußte, nachdem ſie ſich eine kurze Zeit lang gegen die Vorſtellung einer Flucht gewehrt hatte, doch endlich in dieſelbe willigen. Sie überließ es dem Exminiſter Baroche, »auf ſeinem Senatorenſtuhle ſterben zu wollen.« Um 6 Uhr Abends (am 3.) war die Flucht eine beſchloſſene Sache; um 11½ Uhr verließ die Kaiſerin die Tuilerieen, und begab ſich, einem vorgeblich von einem Mitgliede der öſterreichiſchen Geſandtſchaft herrührenden Berichte zufolge (deſſen Glaubwürdigkeit wir im Uebrigen dahin geſtellt ſein laſſen), aus dem »am Vorabend der Republik ſtehenden« Paris hinweg.

Der erwähnte Bericht ſagt: »Die Kaiſerin erfuhr die Gefangenſchaft des Kaiſers zuerſt durch den Fürſten Metternich, der ein chiffrirtes Telegramm aus Brüſſel erhielt. Als der Fürſt der Kaiſerin das Original-Telegramm vorlas, erblaßte ſie, und mit den Worten: »Nun iſt Alles vorbei!« ſank ſie in einen Stuhl. Nach etwa zwei Minuten ſprang ſie auf und wollte nach Palikao ſchicken; der Fürſt rieth ihr jedoch ab, indem er ſie bat, zu warten, bis ihr das offizielle Telegramm zukommen werde; zugleich ſchlug er ihr vor, Paris vorläufig zu verlaſſen. Dies wies ſie entſchieden zurück, als alles Zureden nichts fruchtete, entfernte ſich der Fürſt. Am Nachmittag des 3. nahmen die Straßen von Paris bereits einen beunruhigenden Charakter an. Fürſt Metternich ſandte der Kaiſerin einen chiffrirten Brief, deſſen Inhalt mir nicht bekannt geworden iſt. Ich überbrachte ihn ſelbſt. In den Tuilerieen angekommen, wurde mir bedeutet, daß die Kaiſerin unwohl geworden und daß nichts geſchehen werde, um meine Dienſte zu benöthigen. Ich entfernte mich alſo. Um 6 Uhr Abends ſchickte mich der Fürſt abermals mit einem Briefe. Nachdem die Kaiſerin den Brief geleſen, ſchien ſie von ihrem Entſchluß, in Paris bleiben zu wollen, abzugehn. Das Schreiben des Fürſten ſagte ihr, daß zur Flucht kein Augenblick zu verlieren ſei. Noch immer hatte die Kaiſerin weder das Telegramm von Palikao, noch eine ſonſtige offizielle Nachricht über die Gefangennahme des Kaiſers erhalten, und ſie erhielt eine ſolche auch nicht. Die Kaiſerin ſagte mir nach nochmaliger Durchſicht des Briefes, daß ſie zur beſtimmten Stunde abreiſen werde, ich möge dies dem Fürſten mittheilen. Als ich die Tuilerieen verließ, kam der italieniſche Geſandte Ritter v. Nigra.

Ich erhielt mittlerweile vom Fürſten den Auftrag, einen gewöhnlichen Fiaker zu nehmen, um mit demſelben um halb 12 Uhr hinter dem Carrouſſel zu warten. Da es bis zu jenem Zeitpunkt noch mehrere Stunden war, ſo begleitete ich den Fürſten zur Kaiſerin. Welch' ein Anblick der Verwirrung! Alles ſchien den Kopf verloren zu haben, Alles lief durcheinander, und die Vorſicht des italieniſchen Geſandten, der durch mehrere vertraute Perſonen die Ausgänge des Palaſtes ſtreng bewachen ließ, ſo daß Niemand von der Dienerſchaft mit dem Publikum in Berührung kommen konnte, war ganz am Platze. Und die Kaiſerin? Sie ſchrieb, befahl und weinte. Sie ging nochmals durch alle Zimmer und beſah Alles. Ich war froh, als es 10 Uhr war und ich aus dem Palaſte kam, denn man fühlte ſich daſelbſt ſehr unheimlich.

Um halb zwölf Uhr ſtand ich, wie beſtimmt, hinter dem Carrouſſel mit dem Fiaker. Etwa zehn Minuten nachher kamen ſechs Perſonen auf uns zu. Es war der Fürſt Metternich mit der Kaiſerin, der italieniſche Geſandte mit der Gräfin Walewska, v. Leſſeps mit einer älteren Dame. Alle waren bürgerlich gekleidet; ſie gingen langſam wie Spaziergänger. Gerade als die Kaiſerin zum Wagen ſchreiten wollte, kam eine Truppe von etwa 1000 Perſonen vorüber, welche »Vive la Republique!« und »A bas Napoléon!« ſchrie. Die Kaiſerin ſchluchzte laut, und ein eben vorübergehender Junge ſah ihr in's Geſicht und rief halblaut: »Das iſt die Kaiſerin!« Dieſer Ruf verhallte jedoch in dem Tumult. Der Fürſt hob ſchleunigſt die zwei Damen in den Wagen; er ſelbſt ſetzte ſich zur Kaiſerin, ich mich auf den

Bock, und ſo gings ſchnell nach dem Bahnhof. Eine Viertelſtunde ſpäter kam der italieniſche Geſandte in einem Wagen und um halb 1 Uhr fuhren die Damen unerkannt, in Begleitung des Fürſten Metternich und des italieniſchen Geſandten, mit dem gewöhnlichen Schnellzuge nach Brüſſel ab.«

So weit der Bericht. Es ſteht jetzt feſt, daß die Kaiſerin nicht den Schnellzug nach Brüſſel benutzte, ſondern ihre Flucht auf völlig abweichende Weiſe bewerkſtelligte; dieſe Aenderung des Reiſeplanes jedoch (wenn derſelbe nicht von Anfang an eine ruse de guerre war) konnte ſehr wohl noch im letzten Momente beliebt werden, ohne daß unſer Berichterſtatter, der doch immer nur ein Halb-Eingeweihter war, Kenntniß davon erhielt. Auch dem Vertrauten zu mißtrauen, ihn nicht Alles wiſſen zu laſſen, Widerſprüche zu ſchaffen und von der Spur abzulenken, iſt in ſolchen Momenten unerläßliches Gebot.

Die Kaiſerin, ſo ſagten wir, ging nicht nach Brüſſel. Ein zweiter Bericht, der im Weſentlichen da einſetzt, wo der erſte ſchließt, läßt über dieſen Punkt keine Zweifel mehr. Dieſem zweiten Bericht, von erſichtlich halboffiziellem Charakter, entnehmen wir das Folgende.

»Die Kaiſerin, als ſie zur Flucht entſchloſſen war, verließ die Tuilerieen durch das nach der Seine hinausgehende Thor. Mit ihr waren Fürſt Metternich und noch zwei Herren, die ſie jedoch im Gedränge verlor. Ein Gamin erkannte ſie und rief: »l'imperatrice!«, ſein halblauter Ruf verhallte jedoch im Singen und Schreien der Menge. Der Kaiſerin gelang es, das Haus eines Freundes zu erreichen. Von hier aus verließ ſie, ohne alles Gepäck und nur von Madame Le Breton, ſo wie von einem dienſtthuenden Hofbeamten begleitet, in einem einfachen Gefährt die Hauptſtadt und fuhr nach einem kleinen Hafenplatz in der Nähe von Trouville. Glücklicherweiſe für die Flüchtigen lag hier die dem Sir John Burgoyne gehörige Yacht »Gazelle« vor Anker, welche wenige Stunden darauf ihre Fahrt antreten ſollte, nachdem die ſeit zehn Tagen aus der Schweiz zurückerwartete Lady Burgoyne am Abend vorher wirklich am Bord des Schiffes eingetroffen war. Kurz vor dem Ankerlichten der »Gazelle« erſchien der oben erwähnte franzöſiſche Hofbeamte und ſprach den Wunſch aus, die Yacht in Augenſchein nehmen zu dürfen. Dies wurde gewährt. Nachdem er verſchiedene Fragen, namentlich auch hinſichtlich der Fahrgeſchwindigkeit des Schiffes geſtellt hatte, bat er, den Eigenthümer allein ſprechen zu dürfen. Er ſagte dieſem, wie er gekommen ſei, einen Gefallen von ihm zu erbitten und ſich dabei auf ſeine Ehre als engliſcher Gentleman verlaſſe, daß er, auch falls er die Bitte nicht zu erfüllen im Stande ſei, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch machen werde. Dann erzählte er die Geſchichte von der Flucht der Kaiſerin und bat ihn, dieſelbe nach England zu bringen. Die Kaiſerin kam ohne alles Gepäck an Bord. Die Abreiſe erfolgte bald darauf und unter wehender engliſcher Flagge, mit einem franzöſiſchen Lootſen an Bord, verließ die »Gazelle« den Hafen. Nachdem der Lootſe entlaſſen und etwa eine Strecke von dreißig engliſchen Meilen zurückgelegt worden war, erhob ſich ein heftiger Sturm, welcher den Reſt der Reiſe anhielt. Die Bemannung der »Gazelle« wußte nicht, wer die fremde Dame war. Am 8. (Donnerſtag) früh um 3 Uhr 35 Min. warf das Fahrzeug bei Ryde, auf der Inſel Wight, Anker, gegen ſieben Uhr begab ſich die Kaiſerin ermattet in das York-Hôtel, um bald darauf nach Portsmouth überzuſetzen und ſich von dort nach Haſtings zu begeben, wo, wie ſie mittlerweile erfahren hatte, ihr Sohn, der kaiſerliche Prinz, bereits eingetroffen war.«*)

In den Tuilerieen am 4. September.

Die Kaiſerin hatte am 3. um 11½ Uhr Abends die Tuilerieen verlaſſen. Nach andern Angaben um vieles ſpäter, zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachts; die Berichte ſchwanken. Gleichviel, ſie war jedenfalls bereits ſeit Stunden auf der Flucht (wenn auch freilich nicht in Sicherheit), als das Volk ſich anſchickte, unter Aufgebung ſeiner reſervirten Haltung, in die kaiſerlichen Gemächer einzudringen. Dies war am 4. Mittags. Die »Liberté« giebt folgende Schilderung der betreffenden Vorgänge.

»Die Menge — es mochte 12 Uhr ſein — ſuchte ſich zunächſt des Gitters zu bemächtigen, das den Tuilerieengarten von dem Place de la Concorde trennt und deſſen Bewachung einem Commando der Garde-Zuaven anvertraut worden war. Ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, wurden dabei die

---

*) Dieſer, der Prinz, hatte ſeine Reiſe über Belgien bewerkſtelligt und den zwiſchen Oſtende und Dover gehenden Poſtdampfer benutzt, um England zu erreichen. Mit ihm langten Commandeur Duvère, Major Lamme und Major Ferry in Dover an, woſelbſt ſich trotz der beobachteten Heimlichkeit und trotz des in Strömen niederfallenden Regens etwa hundert Neugierige an der Landungsſtelle eingefunden hatten. Der Prinz begab ſich nach dem Lord-Warden-Hôtel. Während ſeines kurzen Aufenthalts daſelbſt hatten nur der Herzog von Gramont und der Mayor von Dover Zutritt zum Prinzen. Auch als dieſer gegen 4 Uhr Nachmittags zur Abreiſe nach Haſtings ſich anſchickte, wurde alles Aufſehen vermieden; er benutzte eine Privattreppe, welche direct aus dem Hôtelgebäude auf den Eiſenbahnperron führt; aber auch hier hatte ſich eine zahlreiche Menſchenmenge eingefunden, welche den Prinzen mit Zurufen begrüßte. Eine Stunde ſpäter langte er in Haſtings an, und nahm Abſteigequartier im Marine-Hôtel. Außer dem Prinzen befanden ſich unter den 240 Paſſagieren des Oſtender Bootes noch der Herzog von Gramont, Graf Lavalette und die Herzogin von Mouchy, welche ſich Alle nach London begaben. (Auch Fürſt Metternich wird unter den Paſſagieren genannt. Es iſt dies wenigſtens nicht geradezu unglaubhaft, da er, verſchiedenen Angaben nach, erſt am 6. wieder in Paris eintraf. Im Uebrigen muß durchaus feſtgehalten werden, daß über alle dieſe Vorgänge nur Zeitungsberichte, zum Theil von ſehr widerſprechendem Inhalt, vorliegen. Offizielle Mittheilungen fehlen bis zur Stunde und werden muthmaaßlich auch noch geraume Zeit auf ſich warten laſſen.)

Adler zerbrochen, welche das Gitter zierten. Die Mobilgarde und die Nationalgarde traten an die Spitze der eindringenden Menge.

Zahlreiche Mobilgarden hatten ſich etwa um dieſelbe Zeit Rendezvous auf dem Concordienplatz, am Fuße des Standbildes der Stadt Marſeille gegeben. Hinter dem großen Baſſin zeigten ſich die Uniformen der Garde Chaſſeurs, die in dem abgeſperrten Theile des Gartens verſammelt ſtanden. Das Volk machte hier Halt. Ein Mobilgardiſt, Namens Louis Ravenez wurde abgeſchickt, um eine Verſtändigung mit den Soldaten zu verſuchen. Mit einem weißen Schnupftuch auf der Spitze ſeines Gewehrs ſchritt er auf die Truppe zu. Victorien Sardou und noch eine andere Perſon ſchloſſen ſich ihm an. Der General Mellinet befand ſich auf der Terraſſe bei den Truppen und wurde hier von Herrn Ravenez etwa mit den Worten angeredet: »Die Republik iſt proklamirt. Ich komme im Namen des Volkes und der Nationalgarde, um von Ihnen den Eintritt in das Schloß zu fordern, welches unſer Eigenthum iſt. Wir verpflichten uns, jede Beſchädigung deſſelben zu verhindern.« Gleichzeitig drängte ſich die Menge heran, worauf General Mellinet einen Stuhl beſtieg und zu derſelben etwa Folgendes ſagte: »Meine Herren, ich hege keinen anderen Wunſch, als meine Truppen zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß die dienſtthuende Nationalgarde ſofort die Poſten beſetzt. Im Uebrigen erkläre ich Ihnen, daß, ſobald einer unſrer Soldaten beläſtigt werden ſollte, ich als General meine Pflicht thun werde.« Die Menge antwortete nur mit dem Ruf: »Nieder mit dem Kaiſer! Wir wollen in das Schloß!« Der General Mellinet deutete mit einer Bewegung der Hand auf den Pavillon de l'horloge, wo die kaiſerliche Fahne ſo eben abgenommen wurde. Darauf bildeten die National- und Mobilgarde Chaine unter dem Periſtyl, welcher von den Tuilerieen zum Carrouſſel führt, und ließen die Menge durch, welche mit lautem Hurrah, ohne jedoch Schaden anzurichten, in das Schloß ſtrömte. Im Uebrigen wurden überall Nationalgarden aufgeſtellt, um einen Schutz zu bilden, wenn ſolcher nothwendig werden ſollte.

Das Schloß ſtand im eigentlichſten Sinne des Wortes vollſtändig verlaſſen: nur das Küchenperſonal war auf ſeinem Poſten geblieben, und ein Herr, der ſich Sous-Conſervateur des Palais Saint-Cloud und Secretair des General Lepic nannte, fand ſich vor. Derſelbe übergab Herrn Ravenez einen Schlüſſel, welcher dieſem den Eingang in die reſervirten Gemächer öffnete, die dieſer nun allein betrat. Der Secretair des Generals war ſehr bewegt. Ach, mein Herr, ſagte er zu Herrn Ravenez, das iſt abſcheulich. Die arme Kaiſerin, wie hat man ſie ſo feige verlaſſen. Alle jene Menſchen, welche ſie mit Wohlthaten überſchüttete, ſind geflohen.

Der Empfangsſaal im erſten Stock hatte ſein gewöhnliches Anſehen; nur nach dem Carrouſſelplatz zu fanden ſich keine Vorhänge an den Fenſtern.

Im Erdgeſchoß dagegen herrſchte unbeſchreibliche Unordnung; die Kaiſerin hatte daſſelbe erſt vor Kurzem verlaſſen, Alles trug die Spuren der überſtürzten Abreiſe. Die Gemächer waren angefüllt mit leeren Koffern, mit Neceſſaires, geöffneten Hutſchachteln; in dem Gemach der Kaiſerin fand ſich ein Bett, das nicht geordnet war. Die für den Kaiſer und ſeinen Sohn vorbehaltenen Appartements boten im Allgemeinen keinen geordneteren Anblick dar: auf einem Canapé fand ſich ein Kinderſäbel, halb aus der Scheide gezogen; auf den Dielen, inmitten einer Anzahl Exemplare des »Gaulois«, der »Opinion nationale« und des »Figaro« das Futteral eines Revolvers; daneben Herrenhüte, in allen Spinden zerbrochene Cigarrenkiſten und — etwas überraſchend — eine große Anzahl Flacons mit Eiſen-Phosphat. Auf einem Stuhl lagen Pantoffeln. In dem Studirzimmer des kaiſerlichen Prinzen fanden ſich kleine Bleiſoldaten, die mit einer Handhabe bewegt werden konnten. Welche Ironie des Schickſals! Ein Heft lag auf einem Tiſch, — ein Heft für den Geſchichtsunterricht. Das erſte Blatt deſſelben, bedeckt mit kleinen, gedrängten und correcten Schriftzügen, begann folgendermaßen: »Louis XV. Bourbon, Fleury (1723—1741). Auf die Regentſchaft zurückzukommen: Bourbon 1723—1726. Madame de Prie; Duvernoy. Im Innern Corruption, Agiotage, Frivolität, Intoleranz; im Aeußern Vermählung des Königs mit Maria Lescynska; Bruch mit Spanien, welches ſich Oeſterreich nähert.«

In andern Zimmern wurden zahlreiche Karten von Preußen gefunden. Ferner Büſten und Statuetten, den kaiſerlichen Prinzen darſtellend; der ſehr unvollſtändige Entwurf einer Büſte des Kaiſers, eine große Zahl von Zeichnungen, Soldaten und Offiziere der preußiſchen Armee in Uniform darſtellend, viele Bücher mit Stellen von der Hand des Kaiſers, unter Anderm eine Schrift des Herrn v. Mirecourt. Unter den zurückgelaſſenen Gegenſtänden befand ſich ſchließlich noch ein griechiſches Käppchen mit Pfauenfedern. Inwendig blitzten in Goldſtickerei die Buchſtaben C. L. N. In den gewöhnlich ſtets erleuchteten Vorzimmern hatten die ausgelöſchten Lampen den Geruch von verbranntem Oel verbreitet. Hier fanden ſich auch die Rückſtände eines ſehr einfachen Frühſtücks, ein Hühnerei, Käſe und Brot. Keine Beſchädigung, ſo ſchließt die Liberte ihren Bericht, war bis dahin im Innern der Tuilerieen angerichtet worden, was wohl dem Schutze zu danken iſt, welchen die aller Orten poſtirten Mobil- und Nationalgarden gewährten. In den Küchen wurde eine Mahlzeit für die Irregulairen anbefohlen. Folgende Depeſche des Polizei-Präſidenten Herrn Pietri lag auf dem Tiſche der Kaiſerin: »Zwei Uhr. Die Lage iſt ernſt, die Nationalgarde feindlich geſonnen, ſie wird nicht marſchiren wollen.«

Paris vom 5. bis 11. September.

Die Republik war erklärt und überſchüttete Stadt und Land mit Bekanntmachungen und Proclamationen. »Franzoſen! Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das ſich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat ſeine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt (au pouvoir), ſondern in die Gefahr eingeſetzt. Die Republik hat die Invaſion im Jahre 1792 beſiegt; die Republik iſt proclamirt. Die Revolution iſt im Namen des Rechtes, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! Bewacht die Stadt, die Euch anvertraut worden iſt; morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes ſein.« Aehnliche Worte richteten ſich an die »Bürger von Paris«, an die »Departements«, an die »Armee«. In der Proclamation an die letztere hieß es: »Soldaten! Wir haben in der furchtbaren Kriſe, welche wir durcheilen, das Ruder ergriffen, haben aber damit nicht etwa einen Parteierfolg errungen. Wir befinden uns nicht am Ruder, ſondern im Kampf. Wir ſind keine Parteiregierung, ſondern wir ſind eine Regierung der Nationalvertheidigung. Wir haben nur Einen Zweck, nur Einen Willen: das Wohl des Vaterlandes durch Armee und Nation, welche ſich um jenes ruhmreiche Symbol ſchaaren, das Europa vor achtzig Jahren zurückdrängte. Heute wie damals bedeutet der Name Republik: Innige Eintracht von Armee und Volk für Vertheidigung des Vaterlandes.«

Alle dieſe Schriftſtücke waren unterzeichnet: General Trochu, Emanuel Arago, Crémieux, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, E. Picard, Rochefort, Jules Simon.

Dieſe zwölf waren es, die das von da ab ſo viel genannte Gouvernement de la défense nationale bildeten. Wir geben kurze biographiſche Notizen der einzelnen.

Emanuel Arago, älteſter Sohn des berühmten Phyſikers Dominique François Arago, wurde am 6. Auguſt 1812 zu Paris geboren. Er folgte zuerſt dem Beiſpiele ſeines Oheims Etienne Arago und trat 1832 mit einigen dramatiſchen Verſuchen auf. Man ſchreibt ihm aus dieſer Zeit her einige mit ſeinem Vornamen unterzeichnete kleine Luſtſpiele und Vaudevilles zu: La Nuit de Noël. Un pont-neuf. Un grand orateur. Bald darauf entſagte er der Schriftſtellerei, ſtudirte die Rechte und wurde Advocat. 1848 nahm er Theil an den Februarereigniſſen. Mit dem Titel und der Vollmacht eines Obercommiſſars der Republik ging er am 27. Februar nach Lyon, wo er zwiſchen den ſich leidenſchaftlich bekämpfenden äußerſten Parteien die beabſichtigte Verſöhnung nicht herſtellen konnte. Während er durch das Ausſchreiben einer Steuer zur Unterhaltung der ſogenannten »Nationalwerkſtätten« die Bürgerklaſſe erbitterte, ſah er ſich andrerſeits doch außer Stande, die Arbeiterbevölkerung zu befriedigen. Am 25. Mai 1848 ſchickte ihn die Executivcommiſſion nach Berlin als Geſandten. Bei der Nachricht von der Präſidentenwahl Ludwig Napoleons gab er jedoch ſeine Entlaſſung und kehrte nach Paris zurück. In der Geſetzgebenden Verſammlung ſtimmte er meiſt mit der Bergpartei. Nach dem Staatsſtreich (2. December) zog er ſich aus dem öffentlichen Leben zurück, verließ aber Frankreich nicht. 1869 wurde er in Paris zum Deputirten erwählt.

Iſaac Adolphe Crémieux, am 30. April 1796 von iſraelitiſchen Eltern geboren, ſtudirte die Rechte zu Aix, wo er 1817 Advocat wurde und bei verſchiedenen politiſchen Prozeſſen Talent und Muth entwickelte. Nach 1830 zum Advocaten beim Caſſationshofe in Paris ernannt, machte er ſich hier einen populairen Namen als Hauptvertheidiger der in Preß- und Criminalprozeſſe verwickelten Oppoſitionsſchriftſteller und Republikaner. 1840 ergriff er eifrigſt die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen, unternahm eine Reiſe nach der Türkei und Aegypten und erwirkte die Freiſprechung der wegen Unthaten gegen einen katholiſchen Prieſter angeklagten Juden zu Damaskus. In den Februartagen 1848, wo er ſich anfangs für die Regentſchaft der Herzogin von Orleans ausſprach, aber ſchließlich — übrigens nicht ohne Bedenken — der Republik beitrat, wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung und Juſtizminiſter. Schon im Juni deſſelben Jahres gab er ſeine Entlaſſung, bewies wenig Sympathie für die Regierung des Generals Cavaignac, begünſtigte vielmehr die Candidatſchaft des Prinzen Louis Napoleon. Nach deſſen Wahl zum Präſidenten ging er jedoch in die Oppoſition über, wurde am 2. December (Staatsſtreich) mit verhaftet und nach dem Gefängniſſe von Mazas abgeführt. Jedoch nur auf kurze Zeit. Seitdem, aus dem öffentlichen Leben zurücktretend, beſchränkte er ſich auf ſeine advocatiſche Praxis, innerhalb welcher er hohe Achtung genoß. In der »Regierung der nationalen Vertheidigung« war ihm das Juſtizminiſterium zugefallen.

Jules Ferry, in Saint-Die am 5. April 1832 geboren, ließ ſich ſpäter in Paris als Advocat nieder. Im Jahre 1865 trat er in die Redaction des »Temps«. Im Jahre 1869 wurde er im ſechsten pariſer Wahlbezirk zum Deputirten gewählt und gehörte von Anfang an zur Oppoſition.

Garnier-Pagès, geboren am 18. Juli 1803 zu Marſeille, kam als Waarenmakler nach Paris, betheiligte ſich an der Juli-Revolution und ſtimmte als Deputirter mit der äußerſten Linken. Durch die Februar-Revolution wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung und übernahm das Finanzminiſterium. Gleich den übrigen Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung trat er nach dem Staatsſtreich in das Privatleben zurück, unterlag im Jahre 1857 in Paris gegen Emile Ollivier, ward 1864 im fünften pariſer Wahlkreiſe gewählt und ſiegte daſelbſt 1869 in der engern Wahl gegen Raspail.

Glais-Bizoin, in Quintin am 9. März 1800 geboren, Advocat ſeit 1822, betheiligte ſich ſchon an der liberalen Oppoſition gegen die Reſtauration. Nach der Juli-Revolution nahm er auf der äußerſten Linken Platz. Am 1. December 1848 vertheidigte er einen Antrag betreffs des »Rechts auf Arbeit«. Nicht wieder erwählt, zog er ſich in das Privatleben zurück. Im Jahre 1863 wurde er im Departement Côtes du Nord gewählt; 1869 unterlag er hier gegen den Regierungs-Candidaten, wurde aber im vierten pariſer Wahlbezirk als Candidat der republikaniſchen Partei gewählt.

Ernſt **Picard** wurde zu Paris am 24. December 1821 geboren und ließ ſich daſelbſt 1844 als Advocat nieder. Im Jahre 1858 von dem vierten pariſer Wahlkreis erwählt, gehörte er zu der Oppoſition »der Fünf«. Während er 1857 die Candidatur Olliviers unterſtützt hatte, trennte er ſich 1864 von dieſem, als derſelbe anfing, ſich der Regierung zu nähern. Im Jahre 1868 wurde er in Paris und im Hérault gewählt; er nahm für letzteren Wahlkreis an und gehörte zur Linken. Ihm war jetzt das **Finanzminiſterium** zugefallen.

Jules **Simon**, geboren am 31. December 1814 zu Lorient im Morbihan, widmete ſich dem Lehrfach und trat 1832 in die Normalſchule zu Paris, wo Couſin ſeinen tüchtigſten Schüler an ihm hatte und ihm 1837 den Vortrag über die Geſchichte der Philoſophie übertrug. 1839 wurde er Couſins Stellvertreter an der Sorbonne. Nach der Februar-Revolution 1848 im Departement der Côtes du Nord zum Abgeordneten gewählt, ſchloß er ſich der gemäßigten republikaniſchen Partei der conſtituirenden Verſammlung an. Seine Vorleſungen an der Sorbonne wurden 1851 durch einen ſpeziellen Beſchluß der Staatsbehörde eingeſtellt; bald nachher brachte ihn die Verweigerung des Huldigungseides um ſeine Profeſſur. 1863 von der Academie der Wiſſenſchaften als Mitglied aufgenommen, wurde er, etwa um dieſelbe Zeit, vom Loire-Departement als Oppoſitionscandidat in den Geſetzgebenden

Körper gewählt. Innerhalb deſſelben glänzte er als einer der tüchtigſten Redner, der ſogar von der ultraconſervativen Majorität gern gehört wurde. In ſeinem außerparlamentariſchen Leben ließ er ſich beſonders die Verbreitung des Volksunterrichts und die Verbeſſerung der Lage der Arbeiterinnen angelegen ſein. In das Gouvernement der nationalen Vertheidigung war er jetzt als Unterrichtsminiſter eingetreten.

Die drei hervorragendſten Mitglieder, theils nach Charakter und Begabung, theils nach der Stellung, die ſie einnahmen, waren Jules Favre, Gambetta, Trochu. Sie waren die Seele der Regierung: Aeußeres, Inneres, Krieg.

Jules Favre, geboren 1809 zu Lyon, betheiligte ſich ſchon 1830 an der Juli-Revolution, wurde dann 1848, wo er einen bedeutenden Einfluß auf Ledru Rollin äußerte, zum Generalſecretair des Miniſteriums des Innern ernannt, trat, nach Erwählung Louis Napoleons zum Präſidenten der Republik, in die Oppoſition über und verließ Frankreich, wie ſo viele andre, nach dem Staatsſtreich vom 2. December. 1858 brachten ihn die pariſer Wahlen in den Geſetzgebenden Körper, in dem er von da ab als der bedeutendſte Redner der Linken glänzte. In der neuen Regierung übernahm er das Auswärtige, nicht ohne Bedenken von Seiten der Eingeweihteren. »Man achtete ihn, ſo ſchreibt Sarcey, denn er ſtand im unbeſtrittenen Rufe der Rechtſchaffenheit; man rühmte ihn wegen ſeines Bürgerſinnes und ſeiner Uneigennützigkeit, ebenſo wegen ſeiner wunderbaren Redegabe. Aber man hielt ihn doch kaum für fähig, eine ſo ſchwierige Lage zu beherrſchen, wie ſie uns durch das Unglück von Sedan bereitet worden war.«

Gambetta, geboren 1838 zu Cahors, übernahm das Innere. »Man vertraute ihm, ſo ſchreibt der eben citirte franzöſiſche Schriftſteller, in einem ganz beſondern Grade, trotzdem er noch keine beſtimmten Beweiſe ſeiner Befähigung gegeben hatte. Er war dem Publikum höchſtens durch ein halbes Dutzend hinreißender Reden bekannt. Aber man wußte, daß er jung, thätig, ſehr kühn und ſehr vorſichtig war; er vereinigte das Feuer des Südfranzoſen mit der ſchlauen Feinheit des Italieners. Er hatte die Sympathieen der Bürgerklaſſen und doch zugleich eine große Autorität über die ſo eiferſüchtige, unruhige, den Communismus im Schooße tragende Bevölkerung von Belleville, Menilmontant und Montmartre. Kurz, er war populair; dies eine Wort erklärt in Frankreich Alles, wo es hergebracht iſt, daß nichts ſo den Ausſchlag giebt, wie der Erfolg.«

General Trochu war nicht eigentlich zum Kriegsminiſter ernannt, vielmehr, unter gleichzeitiger Berufung zur Präſidentſchaft der Regierung, mit allen »militairiſchen Vollmachten für die nationale Vertheidigung« ausgerüſtet worden. »Auch an ihm, ſo ſchreibt Sarcey, hatte das Publikum Geſchmack. Man wußte zwar nicht viel von ſeinen militairiſchen Talenten, aber er hatte unter dem Kaiſerreich den Muth gehabt ein Buch zu ſchreiben, in welchem er die Fehler unſrer militairiſchen Organiſation aufdeckte, und es ſchien, als habe er die Urſachen unſres ſpätren Unglücks vorausgeſagt. Der Feldzug von 1870 hatte dieſem Werk ein trauriges Intereſſe verliehen und verſchaffte dem Verfaſſer eine ungeheure Popularität. Ganz gewiß gehörte ein nicht geringer Muth dazu, ein ſolches Buch zu ſchreiben und zu veröffentlichen, ein Muth, der in Frankreich der ſeltenſte von allen iſt, der bürgerliche Muth. General Trochu hatte durch dieſen Widerſpruch, den er den Armeebefehlshabern und dem Kaiſer entgegenſetzte, ſein Avancement verſcherzt und ſich darin gefunden, nichts zu werden. Durch eine unerwartete Wendung der Dinge machte es ſich, daß ihn dieſes Buch, das ihm ſeine Carrière verſperrte und ihn in einer relativ untergeordneten Stellung zurückhielt, zur höchſten Macht erhob und ihm die Geſchicke Frankreichs in die Hand legte. Nur Eins beunruhigte. Ziemlich von Anfang an, gab er ſich als ein Mann der Proclamationen und Circulare kund. Er ſchrieb zu viel und zu gut, plauderte auch viel. Eins der Witzblätter zeichnete und beſchrieb ihn, wie er, an den Camin ſeines Salons gelehnt, mit unglaublichem Wortreichthum ſeinen Zuhörern, die ſich beſtändig um ihn her erneuerten, von ſeinen Plänen und ſeinen Illuſionen erzählte. Das noch friſche Beiſpiel der eitlen und emphatiſchen Beredtſamkeit Olliviers lehrte unſre Landsleute, dem Wortheldenthum zu mißtrauen. Ein talentvoller Journaliſt gab einem herrſchenden Gefühle Ausdruck, als er eines Tages den General Trochu einen »militairiſchen Ollivier« nannte; aber ſo ſehr bedurfte man eines Mannes, von dem allenfalls ein Heil zu erhoffen war, daß man dieſe Charakteriſirung mißachtete, trotzdem man ihr zuſtimmte, und ſich dem neuen Retter rückhaltslos in die Arme warf.«

So war die Zuſammenſetzung der »Regierung der nationalen Vertheidigung«. Ihren erſten Proclamationen an Paris, Frankreich, Armee und Flotte, aus denen wir weiter oben bereits einzelne Sätze mitgetheilt haben, ließen die beiden Haupt-Miniſter: Jules Favre und Gambetta, beinah unmittelbar zwei Rundſchreiben folgen, von denen ſich das eine (das Jules Favre'ſche) an die diplomatiſchen Vertreter Frankreichs im Auslande, das andre (das Gambetta'ſche) an die Präfekten der Departements richtete. Beide Rundſchreiben von gleicher Bedeutung. Das eine ſprach jene berühmt gewordenen Worte aus: »Kein fingerbreit Erde von unſrem Boden, kein Stein von unſren Feſtungen«, wodurch die Möglichkeit eines raſchen Friedensſchluſſes abgeſchnitten wurde, das andre, in verſtändiger

Conſequenz, ordnete die erſten Maßregeln zu einer Kriegführung an, die dann ſpäter in dem »guerre à outrance« gipfelte.

Das Jules Favre'ſche Rundſchreiben an die franzöſiſchen Geſandtſchaften geben wir nachſtehend mit einigen Kürzungen. »Paris, 6. September. Mein Herr! Die Ereigniſſe, die ſich in Paris ſo eben vollzogen haben, laſſen ſich ſo gut durch die unerbittliche Logik der Thatſachen erklären, daß es unnütz wäre, ſich lange dabei aufzuhalten, lange ihren Sinn und ihre Tragweite zu erörtern. Indem die Bevölkerung von Paris einer unwiderſtehlichen Begeiſterung folgte, die nur zu lange zurückgehalten worden war, hat ſie einer höheren Nothwendigkeit, der ihres eigenen Heils gehorcht. Sie wollte nicht mit der verbrecheriſchen Gewalt, welche Frankreich zum Verderben führte, zugleich untergehen. Sie hat nicht die Abſetzung Napoleons III. und ſeiner Dynaſtie ausgeſprochen; ſie hat dieſelbe nur im Namen des Rechts, der Gerechtigkeit und des öffentlichen Heiles regiſtrirt. Und dieſes Urtheil war ſchon im Voraus durch das Gewiſſen Aller ſo ſehr beſtätigt, daß nicht ein Einziger unter den lärmendſten Vertheidigern der fallenden Gewalt ſich erhoben hat, um ſie zu unterſtützen. Sie ſank von ſelbſt zuſammen, unter der Laſt ihrer Fehler, unter dem Beifallsruf eines großen Volkes, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen, ohne daß Jemand ſeiner Freiheit beraubt worden wäre. Man konnte — eine in der Geſchichte unerhörte Thatſache — es ſehen, wie die Bürger, denen der Aufſchrei des Volkes das gefährliche Mandat übertrug: zu kämpfen und zu ſiegen, nicht einen Augenblick an die Gegner dachten, die ſie noch Tags zuvor mit militairiſchen Hinrichtungen bedroht hatten. Indem ſie ihnen die Ehre irgend welcher Repreſſalien verweigerten, haben ſie die Verblendung und Ohnmacht derſelben dargethan.«

Das Rundſchreiben wendet ſich nach dieſer Einleitung, die ſich ausſchließlich mit den heimiſchen Vorgängen, mit dem Sturze des Kaiſerreichs beſchäftigt, der europäiſchen Geſammtſituation, Deutſchland, dem Kriege und dem nunmehr erfüllten Maße der Berechtigung dieſes letztren zu. »Betrachten wir jetzt mit Ruhe,« ſo heißt es weiter, »die Lage, die man uns bereitet hat. Dieſe Lage will ich in einigen Worten darlegen; ich unterbreite ſie dem Richterſpruche meines Landes und Europas. Wir haben laut den Krieg verworfen, und unſre Achtung vor dem Rechte der Völker ausſprechend, haben wir verlangt, daß man Deutſchland Herr ſeiner Schickſale ſein laſſe. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unſer gemeinſames Band und unſer gemeinſamer Schild ſei; wir waren überzeugt, daß dieſe moraliſchen Kräfte für immer die Aufrechthaltung des Friedens ſichern würden. Aber als Sicherung deſſelben verlangten wir eine Waffe für jeden Bürger, eine bürgerliche Organiſation, erwählte Chefs, dann wären wir unüberwindlich auf unſrem Boden. Die kaiſerliche Regierung, die ſeit lange ſchon ihre Intereſſen von denen des

Landes getrennt hatte, hat dieſe Politik zurückgewieſen. Wir nehmen ſie wieder auf in der Hoffnung, daß Frankreich, durch die Erfahrung belehrt, die Weisheit haben wird, ſie auszuüben. Seinerſeits hat der König von Preußen erklärt, er mache nicht Frankreich, ſondern der kaiſerlichen Dynaſtie den Krieg. Die Dynaſtie liegt am Boden. Das freie Frankreich erhebt ſich. Will der König von Preußen einen unſeligen Krieg fortſetzen, der für ihn wenigſtens eben ſo verhängnißvoll wie für uns ſein wird? Will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grauſame Schauſpiel zweier Nationen geben, die ſich gegenſeitig vernichten und die, der Menſchlichkeit, der Vernunft, der Wiſſenſchaft vergeſſend, Trümmer und Leichname aufhäufen? Es ſtehe ihm frei; mag er dieſe Verantwortlichkeit vor der Welt und vor der Geſchichte übernehmen! Wenn es eine Herausforderung iſt, wir nehmen ſie an. Wir werden keinen Fingerbreit Erde, keinen Stein unſrer Feſtungen abtreten. Ein ehrloſer Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Friſt. Wir werden nur über einen dauerhaften Frieden unterhandeln. Wir haben die Regierungsgewalt zu keinem andern Zweck übernommen. Wir würden ſie nicht eine Minute behalten, wenn wir nicht die Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich entſchloſſen fänden, unſern Entſchluß zu theilen. Ich faſſe es in ein Wort zuſammen vor Gott, der uns hört, vor der Nachwelt, die uns richten wird: Wir wollen nur den Frieden. Aber wenn man einen traurigen Krieg, den wir verdammt haben, gegen uns fortſetzt, ſo werden wir unſre Pflicht bis zu Ende thun und ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſre Sache, welche die des Rechts und der Gerechtigkeit iſt, damit enden wird, zu triumphiren. In dieſem Sinne fordre ich Sie auf, die Situation dem Herrn Miniſter des Hofes, bei dem Sie beglaubigt ſind, darzulegen und eine Abſchrift dieſes Actenſtücks in ſeinen Händen zu laſſen. — Genehmigen Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner Hochachtung.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Jules Favre.

Das Gambetta'ſche Rundſchreiben an die Präfekten organiſirte den Widerſtand, oder leitete doch, wie ſchon hervorgehoben, die Schritte dazu ein. Wir geben auch hier Auszüge. „Herr Präfekt! .... Um was es ſich handelt, das iſt vor allem die Vertheidigung des Landes, alſo nicht nur Ausführung aller Maßnahmen, welche ſchon, zu gleichem Zwecke, unter der früheren Regierung beſchloſſen wurden, ſondern ebenſo Erweckung aller localen Kräfte, Disciplinirung aller Aeußerungen hingebender Vaterlandsliebe. In dieſer Hinſicht haben Sie das Recht, auf Gutheißung aller Maßnahmen zu zählen, welche Sie zu dieſem Hauptzweck ergreifen werden. Wenn Sie, wie ich nicht zweifle, ſie raſch faſſen und alle Lebenskräfte der Nation dieſem großen Ziel zuwenden, werden Sie mit einem Male allen Zwiſtigkeiten, allen Reibungen zwiſchen den verſchiedenen Behörden vorbeugen. Hinſichtlich Ihrer Beziehungen zu dem ehemaligen Perſonal der gefallenen Regierung, den Maires, Adjuncten, Municipalräthen und Functionairen iſt Ihr Verfahren in den ſo eben auseinandergeſetzten Ideen vorgezeichnet. Unſer eingeſchläfertes und ſeit achtzehn Jahren entnervtes Land bedarf und benöthigt am Tage dieſes furchtbaren Erwachens einer Thätigkeit ohne Verwirrung, des Lebens, aber eines regelmäßigen und organiſirten Lebens. Ueberall, wo ſich demnach Neigungen zur eigenen Initiative der in Ihren Gemeinden verſammelten Bürger kundgeben werden, ermuthigen Sie dieſelben, indem Sie ſie regeln, wenn ſie vom Geiſt des Patriotismus und der Hingebung inſpirirt ſind, welcher die Vertreter der öffentlichen Gewalt beſeelt.

Die Regierung der Nationalvertheidigung iſt durch das Volk aus ſeinen eignen Erwählten gebildet: ſie repräſentirt in Frankreich den großen Grundgedanken des allgemeinen Stimmrechts. Dieſe Regierung würde ihre Pflicht wie ihren Urſprung verleugnen, wenn ſie nicht von Anfang an ihre Blicke auf die Municipalitäten richtete, welche, wie ihre eignen Glieder, aus den Wahlurnen hervorgegangen ſind. Ueberall, wo Municipalräthe angeſtellt ſind, welche unter dem Einfluß des liberalen und demokratiſchen Zuges erwählt ſind, werden die Mitglieder dieſer Behörden Ihre beſten Stützen ſein. Ueberall, wo im Gegentheil die Aeußerungen des Bürgers unter dem verhängnißvollen Druck des vorigen Regimes zurückgedrängt wurden, und wo die erwählten Räthe und Municipalbeamten nur retrograde Tendenzen vertreten, umgeben Sie ſich mit proviſoriſchen Gemeindebehörden und ſtellen Sie Männer an ihre Spitze, welche dieſe ſelbſt aus ihrem Herzen gewählt haben, vorausgeſetzt, daß ſie bei ihrer Wahl den patriotiſchen Bedrängniſſen Gehör zu geben verſtanden, welche Frankreich belaſten. Mit einem Wort, denken Sie nur an den Krieg und an die Maßregeln, welche dieſer erzeugen muß; ſchaffen Sie Ruhe und Sicherheit, um dagegen Einigkeit und Vertrauen zu erzielen. Halten Sie von Ihrer Amtsthätigkeit Alles fern, was nicht auf die Nationalvertheidigung gerichtet iſt oder ſie hemmen könnte. Geben Sie mir Rechenſchaft über alle Ihre Schritte und zählen Sie auf mich, um ſich in dem großen Unternehmen zu behaupten, welchem Sie ſich angeſchloſſen haben und welches uns Alle mit dem glühendſten Eifer entflammen muß, weil es die Rettung des Vaterlandes gilt. — Empfangen Sie ꝛc.

Der Miniſter des Innern.

Gambetta.«

In dieſem Rundſchreiben lebt bereits der ganze **Gambetta**, wie er ſich ſpäter als die bedeutendſte Kraft des Landes und unſer gefährlichſter

Gegner erweiſen ſollte. Eine Energie, wie ſie bei Beginn des Krieges nicht dageweſen war, begann unter dem Einfluß der Sprache des »Dictators« im ganzen Lande lebendig zu werden.

Die Stimmung in Paris ſelbſt war zunächſt noch eine getheilte, wenn auch freilich der lärmende Enthuſiasmus, der ſich in Rodomontaden und Marſeillaiſe-Singen Luft machte, den oberflächlichen Beobachter nicht erkennen ließ, daß in der Tiefe allerlei Gegenſtrömungen da waren, die mit dem Treiben der Majorität nichts zu ſchaffen hatten. Zehntauſende waren imperialiſtiſch, Hunderttauſende (aus denen ſich ſpäter die Commune gebar) hingen ihren Utopien nach und waren gleichgültig gegen alle Fragen, die nicht im Catechismus der Socialdemokratie ſtanden. Auch der Clerus trug dem neuen Regime wenig Sympathieen entgegen. Einzelne Zeitungen und Perſönlichkeiten hatten Muth genug, die kritiſche Poſition, die ſie einnahmen, ohne Rückhalt geltend zu machen. So ſchrieb Louis Veuillot im ultramontanen »Univers«: »Bevor Preußens Kanonen unſre Mauern angreifen, haben ſie uns die Republik gebracht. Dies geſchah geſtern zwiſchen Mittag und zwei Uhr, ohne daß ein Gewehrſchuß fiel. Ein gewiſſer Jemand, der ſeinen Namen nicht genannt hat, proclamirte eine Regierung; der alte Herr Crémieux zog wieder in ſein altes Juſtiz-Miniſterium, der alte Herr Garnier-Pagès in ſein Finanz-Miniſterium, alle richten ſich da und dort wohnlich ein. Aber während dieſes Feſtes der Cameraderieen rücken die Preußen vor.« Der »Monde« führte eine ähnliche Sprache: »Eine Proclamation der proviſoriſchen Regierung hat uns geſtern das Ende des perſönlichen Gouvernements gemeldet; die Leute, welche dieſelbe unterzeichneten, ſind doch wohl aufgeklärt genug, um zu begreifen, daß das Land eben ſo wenig die perſönliche Regierung von elf Particuliers will, als die von einem einzigen.«

Ueber ſolche widerſtreitenden Meinungen kleinerer Kreiſe war indeſſen leicht hinzugehen; die einzig ernſte Gefahr für das Triumvirat Jules Favre-Trochu-Gambetta, wie für die Sache, die ſie vertraten, lag in der Haltung jener ſchon erwähnten vorſtädtiſchen Arbeiterbevölkerungen, die in der That in einem beſtändigen Zwieſpalt mit ſich ſelber lagen und von dem Tage der Republik-Erklärung an bis zum letzten Tage der Belagerung nicht recht wußten, ob ſie als Franzoſen den Feind, oder als »Rothe« die eigne Regierung bekämpfen ſollten.*) Dies letztre zu thun, war man mehr als einmal geneigt. Gleich am 7. September veröffentlichte ein Chef der Rothen, der ſogenannte »General Cluſeret«, folgenden Artikel:

---

*) Charakteriſtiſch für die Stimmung, die während jener Tage in einem Theile der Arbeiterbevölkerung herrſchte, iſt ein Zwiegeſpräch, das auf einem Omnibusdache geführt wurde und deſſen Ohrenzeuge der damalige Times-Correſpondent war. Erſter Arbeiter: Werden Sie gegen die Preußen kämpfen, wenn ſie nach Paris kommen? — Zweiter Arbeiter: Nun, ich weiß nicht. Eigentlich habe ich keinen beſondern Haß gegen die Preußen; jedoch ſollte es mir nicht darauf ankommen, einen oder zwei umzubringen, aber nur unter der einzigen Bedingung, daß ich zuerſt meinen Hauswirth niederſchießen darf. — Der erſte Arbeiter hatte im

»Herr Gambetta, der Excandidat des Volkes von Belleville, beginnt ſeinen neuen Verbündeten von der Chauſſee d'Antin Bürgſchaften zu geben. Er hat geſtern ein Decret publicirt, durch das er das Volk von der Nationalgarde ausſchloß. Nur die bewaffneten Nationalgarden ſollen ſtimmen, ſagt das Decret, und da man nur die Bourgeois, Bonapartiſten oder Feiglinge bewaffnet hat, haben ſie allein Stimme und wählen folglich die Offiziere. Das Volk iſt, wie unter dem Kaiſerreich, nur gut zu produciren und ſich tödten zu laſſen für die, welche verzehren. Schweigen dem Armen! ſagte die Julimonarchie. Zurück die Canaille! ſagt Herr Gambetta, der Erwählte des Volkes. Und die Preußen ſtehen vor den Thoren von Paris. Und die Prinzen von Orleans ſind drinnen. Und die Municipalgarden mit geladenen Waffen erwarten in ihren Caſernen das Signal. Und die Polizeipräfectur in den Händen Keratry's, und Paris in den Händen Trochu's, wie auch die Armee! Was das Volk anbetrifft, ſo hat man ihm das Recht zu warten überlaſſen. Iſt das genug? Die Armee, Paris, die Polizei, die Verwaltung bei den Orleans; die Cultur und der Unterricht bei der Republik. Auf baldiges Wiederſehen, die Caſſe-têtes, Mazas und das Exil! Indem er das Volk von der Nationalgarde ausſchloß, indem er es als verdächtig behandelt, ebenſo wie die Mobilgarde, hat Gambetta mehr für Wilhelm gethan als Steinmetz. Er hat ſich wohl verdient um Preußen gemacht, mag das Volk ſagen, ob auch um das Vaterland!

General Cluſeret.«

Dieſer Artikel erſchien in der »Marſeillaiſe«, die bis dahin, in den Augen Vieler, als das Organ Rochefort's gegolten hatte. Jedermann mußte den Schluß daraus ziehen, daß bereits ein Zwieſpalt im Schooße der Regierung ſelbſt (der ja Rochefort angehörte) ausgebrochen ſei. Eine öffentliche Erklärung des letztern war nöthig, um dieſe Gerüchte zu zerſtreuen. Er ſchrieb an ein ihm befreundetes Blatt: »Paris, 8. September. Herr Redacteur. Im Augenblicke, wo alle Meinungen ſich entwaffnen und alle Bürger ſich gegen den Feind vereinen, iſt dieſen Morgen in der »Marſeillaiſe« ein ſchändlicher Artikel, überſchrieben: »Die Reaction«, erſchienen, der eine wahre Aufreizung zum Bürgerkriege iſt. Erlauben Sie mir, dem Publikum in Erinnerung zu bringen, daß ich nicht im Geringſten, in welcher Art es

---

Ganzen nichts gegen dieſe Forderung, meinte aber doch, die Nation ginge ihm über Alles, und da ſeine beiden Söhne in der Armee wären, wollte er trotz ſeiner grauen Haare auch mit Sein Camerad blieb jedoch bei ſeinem Vorſatze, betonte, daß die Hauswirthe viel ſchlimmer wären als Bismarck und ſchloß die Unterhaltung mit der, in dieſem Zuſammenhange völlig räthſelhaften Frage: »Haben Sie Voltaire geleſen?«

auch ſei, an dieſem Blatte Theil habe. Genehmigen Sie, Herr Redacteur, die Verſicherung meiner Ergebenheit. Henri Rochefort.

Im Ganzen darf man ſagen, daß die »Gegenſtrömungen«, zu deren Charakteriſirung wir vorſtehend einige Beiſpiele gegeben haben, im Laufe der Zeit eher ſchwächer als ſtärker wurden. Die imperialiſtiſchen, die muthloſen, oder aber aus dieſem oder jenem Grunde dem neuen Regime abgeneigten Bourgeois-Klaſſen verließen großentheils Paris[*], noch ehe ſich die Einſchließung ſeitens des heranziehenden Feindes vollzogen hatte, die vorſtädtiſchen Bevölkerungen aber gaben allmälig ihre feindſelige, zum Theil ſelbſt ihre indifferente Haltung auf, ſchloſſen ſich der zu immer größerm Widerſtande erſtarkenden Majorität mehr oder minder bereitwillig an und ließen noch einmal ihre nationale Empfindung über den Fanatismus ihrer Irrlehren ſiegen. Vielleicht hielten ſie auch einfach die rechte Stunde für noch nicht gekommen. Wenige Ausnahmen abgerechnet, haben ſie durch faſt fünf Monate hin der belagerten Stadt ihre Aufgabe nicht erſchwert; nur waren ſie eine beſtändige Sorge, ein Factor, mit dem jeden Augenblick gerechnet werden mußte.

---

[*] Unter denen, die Paris verließen, war auch »Emil de Girardin«. Er gab eine Erklärung ab, »daß er zu kurzſichtig ſei, um die Feuerwaffe noch mit Erfolg gebrauchen zu können«, Worte, die natürlich den Spott von Freund und Feind wachriefen. Beſonders griff ihn das »Siècle« an. An den Redacteur deſſelben ſchrieb er darauf aus ſichrem Port: »Mein Herr! Eine nahe Zukunft wird zeigen, wer von uns Beiden nützlicher geweſen iſt, Sie in Paris oder ich außerhalb Paris. Ohne Brüderlichkeit. E. de Girardin.« Durch dieſen Brief war natürlich wenig gebeſſert. — Wie Girardin handelten viele andre und zahllos waren die Anecdoten, die darüber in Paris circulirten. Ein bekannter Journaliſt, der ebenfalls der Hauptſtadt den Rücken kehrte, reichte beim Abſchied, aus dem Coupé heraus, einem Freunde die Hand und ſagte: »Muth, Freund, Muth! Es iſt ſchwer, in einem ſolchen Momente Paris zu verlaſſen!« Und ein Künſtler, der in gleicher Situation vorwurfsvoll gefragt wurde: »Wie, auch Du verläßt uns?« antwortete würdevoll: »Ich kann nicht anders. Es iſt mir unmöglich, in einer Stadt zu bleiben, die ſich nicht vertheidigen will.« Paris war witzig wie immer, ja, in der Erregung dieſer Wochen mehr denn je. Die ganze Armee derer, die dem Beiſpiel der Ebengenannten folgten, wurde ſcherzhaft die Armee der »francs-fileurs der Seine« genannt.

Paris vom 12. bis 18. September.

Die erſte Woche der Republik war im Weſentlichen unter Jubel, Beglückwünſchungen und — Proclamationen vergangen. Man ſang, man flanirte, man ſpielte Billard, man änderte einige Straßennamen*) und gab ſich, wie ſchon angedeutet, einer unklaren Vorſtellung darüber hin, daß die »Republik« ein gefeiter Schild ſei, bei deſſen Anblick die Barbarenhorden die Flucht ergreifen würden.

Mittlerweile trafen Meldungen ein, die das Unhaltbare dieſer Annahme außer allem Zweifel, zugleich aber Paris ſelbſt in die Nothwendigkeit ſetzten, das Café Chantant-Beſuchen und Marſeillaiſe-Singen aufzugeben und ſich ernſthaft mit dem Gedanken einer Belagerung, beziehungsweiſe mit Organiſirung eines Widerſtandes zu beſchäftigen. Allerdings gab es immer noch Stimmen, die Paris in den Traum wiegten, es könne nicht belagert werden, weil es Verrath an der Menſchheit und deshalb ewige Schmach für den Tollkühnen ſei, der dieſen Verrath zu begehen wage. Unter dieſen Stimmen war die Victor Hugo's die gewichtigſte. »Paris gehört uns nicht allein — ſo ſchrieb er in ſeinem erſten Manifeſt — Paris iſt euer ſo gut wie unſer. Berlin, Wien, Dresden, München, Stuttgart ſind eure Hauptſtädte; Paris iſt euer Mittelpunkt. Es iſt in Paris, wo man den Herzſchlag Europa's fühlt. Paris iſt die Stadt der Städte. Paris iſt die Stadt der Menſchen. Athen war, Rom war, Paris iſt! . . . Zwei Nationen haben Europa gemacht. Dieſe beiden Nationen ſind Frankreich und Deutſchland. Deutſchland iſt für den Occident was Indien für den Orient iſt, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren ſie. Aber was geht vor mit ihr? Heute will Deutſchland Europa vernichten! Iſt es möglich? Deutſchland würde Europa vernichten, indem es Frankreich verſtümmelt. Deutſchland würde Europa vernichten, indem es Paris zerſtört. Denket nach. Warum dieſe Invaſion? Warum dieſe wilde Anſtrengung gegen ein Brudervolk? Was haben wir euch gethan? Iſt dieſer Krieg von uns gekommen? Das Kaiſerthum hat ihn gewollt, das Kaiſerthum hat ihn gemacht. Es iſt todt. Das iſt gut. Wir haben aber nichts gemein mit dieſem Leichnam. Es iſt die Vergangenheit, wir ſind die Zukunft. Es iſt der Haß, wir ſind die Zuneigung. Es iſt der Verrath, wir ſind die Ehrlichkeit. Es iſt Capua und Gomorrha, wir ſind Frankreich ... Ihr kommt, um Paris mit Gewalt zu nehmen! Aber wir haben es euch ja immer mit Liebe entgegengebracht. Laßt doch ein Volk, welches euch zu allen Zeiten ſeine Arme geöffnet hat, nicht ſeine Thore ſchließen! Paris liebt euch!«

---

*) Der Name der Straße Rue Dix Décembre wurde in Rue Quatre Septembre und der der Avenue de l'Empereur in Rue Victor Noir umgewandelt. (Victor Noir war der Republikaner und Freund Rocheforts, der vom Prinzen Peter Napoleon erſchoſſen wurde.)

Bis hierher beſchwichtigende Worte, Bitten, Zureden. »Aber, ſo fährt er fort, wenn ihr Paris dazu zwingt, ſo wird es euch bekämpfen mit der ganzen furchtbaren Majeſtät ſeines Ruhmes und ſeiner Trauer. Paris, bedroht mit einer brutalen Gewaltthat, kann ſchrecklich werden .. Ihr werdet die Feſtungen nehmen, ihr werdet dann die Ringmauer finden; ihr werdet die Ringmauer nehmen, ihr werdet die Barricade finden; ihr werdet die Barricade nehmen, und dann vielleicht, wer weiß, was der Patriotismus in der Noth uns rathen kann? Ihr werdet die Abzugs-Canäle unterminirt finden, fähig, ganze Straßen in die Luft zu ſprengen .... Deutſche, Paris iſt gefährlich! Seid bedächtig vor Paris! Alle Umwandlungen ſind ihm möglich. Seine Weichlichkeit giebt euch das Maß für ſeine Energie. Man ſchien zu ſchlafen, man erwacht, man zieht die Idee aus der Scheide wie das Schwert, und dieſe Stadt, welche geſtern Sybaris war, kann morgen Saragoſſa ſein. Sagen wir euch das, um euch Furcht zu machen? Man macht euch keine Furcht, Deutſche. Ihr habt einen Galgacus gegen Rom gehabt und einen Körner gegen Napoleon! Wir ſind das Volk der Marſeillaiſe, aber ihr ſeid das Volk der geharniſchten Sonette und des Schwertliedes. Ihr ſeid die Nation von Denkern, die, wenn es nöthig iſt, eine Legion von Helden wird. Eure Soldaten ſind der unſrigen würdig ... Ihr habt ſchlaue und geſchickte Generale, wir hatten einfältige Anführer; ihr habt viel mehr einen geſchickten Krieg geführt als einen glänzenden Krieg, eure Generale haben das Nützliche dem Großen vorgezogen ... Bis dieſen Tag hat in dieſem ſchrecklichen Kriege Preußen den Sieg, aber Frankreich den Ruhm. Jetzt glaubt ihr einen letzten Schlag thun zu müſſen, ... ihr ſiebenmalhunderttauſend Soldaten mit allen euren Kriegsmaſchinen, euren Stahlkanonen, euren Kruppkugeln, euren Dreyſegewehren, eurer unzähligen Cavallerie, eurer ſchrecklichen Artillerie, ſtürzet euch auf dreimalhunderttauſend Bürger, die auf ihren Wällen ſtehen, auf Väter, die ihren Herd vertheidigen, auf eine Stadt voll zitternder Familien, wo es Frauen giebt, Schweſtern, Mütter, und wo zu dieſer Stunde ich, der ich zu euch rede, meine beiden Enkel habe, deren einer noch an der Bruſt ... Wißt ihr, was dieſer Sieg für euch ſein würde? Er würde die Schande ſein.

Ach, gewiß Niemand darf daran denken, euch zu ſchrecken, deutſche großherzige Armee, tapferes Volk! Aber man kann euch belehren. Sicher ſucht ihr nicht die Schande; nun wohl, es iſt die Schande, welche ihr finden würdet, und ich Europäer, das heißt Freund von Paris, ich Pariſer, das heißt Freund der Völker, ich warne euch vor der Gefahr, in der ihr ſeid, meine deutſchen Brüder, weil ich euch bewundere und weil ich euch ehre und weil ich wohl weiß, daß, wenn etwas euch zurückſchrecken kann, es nur die Schande iſt.«

Tauſende überflogen dies und abhängig von der Phraſe, wie es das ganze Volk iſt, laſen ſie aus dieſer Schilderung des »furchtbaren Paris« und der »unausbleiblichen Schande« die halbe Gewißheit heraus, daß die Preußen Kehrt machen und vor dem Sacrilegium einer Berührung der heiligen Stadt zurückbeben würden.

Aber ſie bebten nicht zurück, ſie kamen näher; am 12. waren ihre Ulanen in Nogent ſur Seine, am 13. bereits in Provins geſehen worden; »alſo doch«, klang es von allen Lippen, und die Manifeſt-Beredtſamkeit Victor Hugo's*) (denn wann hätte er zu ſchweigen vermocht) war gezwungen, andre Zielpunkte ins Auge zu faſſen und zum unausbleiblichen Kampfe aufzurufen. An Frankreich richtete er ſeine zweite Anſprache, um durch allgemeine Landeserhebung die Hauptſtadt zu retten: »Paris wird triumphiren. Aber daß es triumphiren kann, dazu Sturmgeläut, Sturmgeläut über ganz Frankreich hin! Es ſtürze aus jedem Haus ein Soldat heraus, es werde aus jedem Flecken ein Regiment, aus jeder Stadt eine Armee! Die Preußen ſind achthunderttauſend ſtark; ihr ſeid vierzig Millionen. Richtet euch auf und hauchet ſie weg! Lille, Nantes, Tours, Bourges, Orleans, Colmar, Toulouſe, Bayonne, gürtet eure Lenden. Jeder ſei ein Camille Desmoulins, jede Frau eine Theroigne (Théroigne von Mericourt war bekanntlich ebenſo liederlich als ſchön!), jeder Jüngling ein Barras! Macht es wie Bonbonnel, der Pantherjäger, der mit funfzehn Mann zwanzig Preußen getödtet und dreißig Gefangene gemacht. Die Straßen der Städte mögen die Feinde verſchlingen; es öffne ſich jedes Fenſter in Wuth, es ſpeie die Wohnung ihre Möbel und werfe das Dach ſeine Ziegel herab. Es mögen die Gräber ſchreien, man höre hinter jeder Mauer das Volk und Gott, überall ſchlage das Feuer aus der Erde, es werde jedes Geſträuch zu einem feurigen Buſche! Quälet den Feind hier, zerſchmettert ihn dort, fanget die Zufuhren ab, zerſchneidet die Stränge, brechet die Brücken ab, verſperrt die Straßen, unterminirt den Boden! Frankreich werde unter den Preußen zum Abgrund. Führt den Krieg bei Tage und bei Nacht, auf den Bergen, in den Ebenen, in den Wäldern. Erhebt Euch! Erhebt Euch! Keine Ruhe, keine Raſt, kein Schlaf! Der Despotismus greift die Freiheit an, Deutſchland bedroht Frankreich. Vor der düſtern Gluth unſeres Bodens ſchmelze dieſe koloſſale Armee wie der Schnee. Kein Fuß breit unſeres Landes entziehe ſich ſeiner Pflicht. — Organiſiren wir die erſchreckende Schlacht des Vaterlandes . . . . Paris wird triumphiren, weil es die menſchliche Idee und den Inſtinkt des Volkes repräſentirt.«

---

*) In einem damals erſcheinenden deutſchen Gedichte, das die Ueberſchrift »Victor Hugo« trug, hieß es hübſch und treffend:

Wie vieles haſt Du Deiner Zeit bedeutet,
Seit Deinen Ruhm der »Glöckner« eingeläutet!
Halb aus Natur zum großen Mann gediehen,
Halb von der Uebertreibung groß geſchrieen,
Welch Lorber iſt es, den Du nun erbeutet? —

So Victor Hugo in ſeinem zweiten Manifeſt. Es währte noch geraume Zeit, bevor die Angerufenen einem ſolchen Grade von Kampfes-Fanatismus auch nur annähernd entſprachen, aber in Paris ſelbſt wenigſtens wußte man nun, daß der »geheiligte Boden ihrer Stadt« nicht länger als unnahbar angeſehen werden würde. Mit der ihnen eignen Raſchheit, ja vielfach mit jener Luſt an der Sache, die alle Großſtädter jeglichem Neuen und Abſonderlichen entgegentragen, fanden ſich die Pariſer in das Unvermeidliche und trafen im Ganzen wie im Einzelnen ihre Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt.

Mit fieberhafter Thätigkeit ging man zunächſt an die Verproviantirung: Schlachtvieh, Mehl, Salz, Reis, Caffee, andrer Gegenſtände zu geſchweigen, wurden in ungeheuren Maſſen herangeſchafft.

Die großen Viehheerden (man ſprach von 220,000 Hämmeln und 40,000 Ochſen) geſtalteten ſich bald zu einer Sehenswürdigkeit für die Pariſer, unter denen mancher war, der außer dem großen Faſtnachtsochſen am mardi gras bis dahin nie ein lebendiges Rind geſehen hatte. Es wurde guter Ton, dieſe Heerden zu beſuchen. Außer dem Bois de Boulogne und den öffentlichen Parks hatte man zu ihrer Aufnahme weitläufige, unbebaute Strecken innerhalb der Feſtungswerke hergerichtet, und ſie dort eingepfercht. Aus den Mobilgarden wurden Bauerſöhne ausgewählt und beauftragt, für das Vieh zu ſorgen. »Die armen Thiere, ſo ſchreibt Sarcey, thaten Einem leid; ſie ſchienen Heimweh nach ihren Ställen zu haben oder ſtreckten die Schnauze in die Höhe, um einmal reine Luft zu athmen, wobei ſie ein langes und trauriges Gebrüll hören ließen. Der Boden, auf dem ſie ſtanden, war voll Unrath, und wehmüthig ſchauten ſie die Beſucher an, welche den Schlamm dieſer Lagerſtätten zu paſſiren wagten. Unter den Thieren befanden ſich auch Milchkühe, und unſre galanten Mobilen boten den Damen die ſchäumende warme Milch an, die ſie gerade gemolken hatten; die Damen ihrerſeits ſchürzten friſch ihre Kleider auf, überſtiegen lachend was ihnen den Weg verſperrte, tranken aus den hölzernen Bechern und zeigten dabei ihre hübſchen weißen Zähne, während einige bejahrte Stiere von ferne dieſen Vorgang mit mißgünſtigem Auge betrachteten. Die Hammel drängten ſich in dichten

Schaaren zuſammen, ſchauernd und trübſelig. Maſſen von Heu wurden herangefahren, um dieſe Viehheerden zu ernähren, aber das Unglück wollte, daß das Futter, welches ohnehin keine richtige Vertheilung fand, von den Thieren zertreten, beſchmutzt und folglich nicht gefreſſen wurde. Die Hälfte des Futters ging ſo zu Grunde und war verloren.-

So viel über die Heerden innerhalb der Stadt. Weit darüber hinaus ging, was an Cerealien, überhaupt an todtem Material aufgehäuft wurde. Die Regierung that das ihrige und ſah ſich durch die Privatinduſtrie, richtiger durch die Speculationsluſt der Kaufleute, in ihren Anſtrengungen unterſtützt. Die Bahnhöfe waren mit Vorräthen überladen und entleerten ſich nur langſam in die Magazine der Stadt. In den Markthallen thürmten ſich Mehlſäcke, Fäſſer voll geſalzenem Fleiſch, rieſige Käſe, Büchſen mit eingemachten Früchten, wahre Berge von getrocknetem Gemüſe.

Die ſtändigen Magazine waren bald gefüllt; es galt alſo neue zu ſchaffen. Als ein ſolches wurde beiſpielsweiſe das »neue Opernhaus« (damals noch nicht ganz fertig) benutzt. Der Erbauer deſſelben, Charles Garnier, dachte ſchon daran, den Bretterverſchlag, der einen Theil des Gebäudes dem Blicke entzog, wegnehmen zu laſſen, als die Septemberrevolution dazwiſchen trat. Von dem Augenblicke an war Charles Garnier nur noch darauf bedacht, ſeinen der Kunſt geweihten Bau der Vertheidigung der Stadt dienſtbar zu machen. Er erwies ſich dabei ebenſo erfinderiſch wie patriotiſch. Man hegte die Befürchtung, die Preußen könnten die Waſſerleitungen zerſtören und ſomit die Stadt des Waſſers berauben. Da erinnerte ſich Garnier, daß die Oper auf einem Springquell gebaut worden war, der von den Höhen des Montmartre ſeinen Zufluß hatte. Alsbald ließ er die Mörtelſchicht, auf der die Fundamente des Gebäudes ruhten, durchbohren und ſiehe da, ein Waſſerſtrom quoll hervor, der die weitläufigen Räume der unterſten Keller vollſtändig erfüllte. In den oberen Kellern ſchichtete er Kugeln von allen möglichen Formen auf und füllte außerdem, von unten anfangend und immer höher ſteigend, die rieſigen Räume, welche zur Aufnahme der Decorationen beſtimmt waren, mit Getreide, Mehl, Kartoffeln und Wein. Weiter oben (in den andern Stockwerken) häufte Garnier tauſende von Gegenſtänden auf, die theils zur Ernährung, theils zur Bekleidung der Armee dienten. Selbſt eine Militairbäckerei wurde hier eingerichtet und der in Wortſpielen unerſchöpfliche alte Auber hatte ſofort das Bonmot zur Hand: »Dans le palais du son on fait de la farine.« (Son: Ton und Kleie.) Noch mehr, in den weiten Räumen dieſes Marmor- und Goldpalaſtes wurden Küchen und Ambulancen, Wohnungen für Aerzte und Offiziere eingerichtet, während auf dem Dach ein ganzes Syſtem von Signalen, ſowie ein electriſcher Draht mit dem Telegraphen auf den Thürmen von St. Sulpice zu correſpondiren begann. »Die neue Oper athmete von oben bis unten Krieg, und wie ihr, ſo erging es allen öffentlichen Gebäuden.«

Paris zu verproviantiren hätte indeß nichts genutzt, wenn ſich die Aufmerkſamkeit nicht auch gleichzeitig der *Vertheidigungskraft* der Stadt, den Fortificationen, zugewandt hätte. Die *Feſtungswerke* waren da, aber über ihren Werth wußte Niemand etwas Zuverläſſiges zu ſagen. Am wenigſten die Pariſer ſelbſt. »Wir wußten allerdings, ſo ſchreibt Sarcey, daß ſie exiſtirten, denn wenn man Sonntags Paris verließ und der Eiſenbahnzug den kreisförmigen Graben überſchritt, ſo hieß es jedesmal, »ſieh da, die Feſtungswerke«; aber wir hatten ſie immer nur für ein wunderbares Spielzeug, eine rieſige Kinderklapper angeſehen und würden uns nicht ſehr verwundert haben, wenn man uns geſagt hätte, ſie ſeien von Nürnberg her bezogen worden.« »Jetzt aber, ſo fährt unſer vorgenannter Erzähler fort, wurde es Ernſt mit ihnen, und jeder Pariſer ſprach alsbald von Courtinen und Lunetten gleich dem älteſten Haudegen. Auch ich hatte alsbald das Meine gelernt. Wenn ein Ingenieur eine Stadt befeſtigen will, umgiebt er ſie zunächſt, ihrer Größe entſprechend, mit einem Polygon von einer gewiſſen Anzahl Seiten; vor jedem Winkel dieſes Polygons baut er ein Werk: die eigentliche *Baſtion*, die die Form einer Lanzenſpitze hat. Der äußerſte Punkt dieſer Lanze heißt »Schulter«. Courtinen nennt man die Seiten des Polygons, welche die einzelnen Baſtionen mit einander verbinden. Da die Schulter einer Baſtion immer ihr ſchwächſter Punkt iſt, ſo ſchützt man ſie gewöhnlich durch ein vorgeſchobenes Werk, das Halbmond (Lunette), Sägewerk oder Kronenwerk genannt wird. Auch unſre Pariſer Forts ſind nichts andres als ſolche *vorgeſchobene Werke*, welche die Umfaſſung der Stadt zu vertheidigen und ſich untereinander zu unterſtützen haben. Die fortlaufende Umwallung von Paris beſchreibt mit ihren vierundneunzig Baſtionen einen beinah regelmäßigen Kreis von nahezu 5 Meilen Peripherie. Eine Kreislinie aber, welche man um ſämmtliche Forts, ſechszehn an der Zahl, herum ziehen wollte, würde zwiſchen 13 und 14 Meilen betragen. Waren dieſe Ziffern an und für ſich beruhigend, ſo war es doch keineswegs der *Zuſtand*, in welchem ſich die ganze Vertheidigungsanlage befand. Zum Ueberfluß erzählte man uns noch, daß General *Tottleben*, der berühmte Vertheidiger von Sebaſtopol, nach Inſpicirung unſrer Forts, unbefangen genug geweſen ſei, die Frage zu thun: »Iſt das Alles?« und nach Bejahung dieſer Frage hinzugefügt habe: »Nun, dann werdet ihr 48 Stunden, nachdem ihr den erſten preußiſchen Helm zu Geſicht bekommen habt, Paris übergeben müſſen. Es iſt zum Voraus erobert.«*)

---

*) Trochu hatte dieſelbe Anſicht wie Tottleben. Von einem Deputirten nach der Defenſivkraft der Hauptſtadt gefragt, antwortete er: »Die Preußen werden in Paris einziehen;

So weit Sarcey. Wahrſcheinlich war die Tottlebenſche Anſicht, die hier in Form einer Anecdote berichtet wird, die richtige und nicht an den Fortificationen der Hauptſtadt lag es, daß dieſelbe erſt nach länger als 4 Monaten zur Uebergabe gezwungen wurde. Wir kommen darauf an andrer Stelle zurück. Mittlerweile ſchritt man dazu, hier und dort einen Graben zu vertiefen, einen Wall zu erhöhen oder auszubeſſern; im Ganzen aber geſchah wenig, um nach dieſer Seite hin die Widerſtandskraft zu ſteigern.

Eifriger war man bei Herſtellung einer lebendigen Vertheidigung; alle Kräfte wurden angeſpannt, eine ſchlagfertige Armee herzuſtellen und in der That, an dem Tage, als die Preußen vor Paris erſchienen, mochte die Truppenmacht, über die General Trochu Verfügung hatte, über 400,000 Mann betragen. Es waren dies:

das XIII. Corps Vinoy (Diviſionen d'Exea, Maud'huy, Blanchard)	30,000 Mann,
das XIV. Corps Ducrot (Diviſionen Cauſſade, d'Hugues, de Mauſſion und Cavallerie-Diviſion Champeron)	30,000 "
16 Bataillone Marins (bewaffnete Matroſen), Marins-Füſiliers und Marine-Infanterie, einſchließlich eines Artillerie-Regiments	14,000 "
Mobilgarden-Bataillone (wechſelnd an Zahl) in vier Diviſionen: Beaufort, Liniers, Correard und Berthaut formirt, ungefähr	100,000 "
Nationalgarden-Bataillone (ebenfalls ſchwankend in der Zahl) ungefähr	250,000 "
	Summa 424,000 Mann.

wozu ſich noch mehrere tauſend Mann Garde de Paris, Gensdarmen, Douaniers und Forſtwächter geſellten.*)

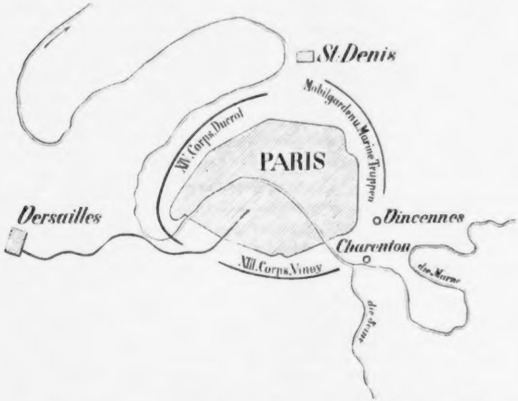
wann und wo ſie wollen.« »Und was werden wir thun?« »Wir werden uns vorher tödten laſſen; wir werden den Humus bilden für künftige Generationen.« Trochu, in ſeiner Sprachweiſe und ſeinen Schickſalen, erinnert außerordentlich an Raſſenbach.

*) Die hier gegebenen Zahlen, die ſich auf die Angaben von General Vinoy, Vice-Admiral La Ronciere und Major Sarrepont ſtützen, werden im Weſentlichen richtig ſein. Ganz beſtimmte Angaben ſind überhaupt nicht zu machen, da alle dieſe Dinge ſich beſtändig in Fluß befanden. Eine Neu-Formation verdrängte die andere, ſo daß beiſpielsweiſe das XIII. und XIV. Corps, die den Kern der Vertheidigungsarmee bildeten, nach Zahl, Zuſammenſetzung und Stellung immer wechſelten. Am 19. September ſtand das XIV. Corps Ducrot im Süden von Paris und hatte die Gefechte, über die wir weiterhin auf S. 120 und den folgenden Seiten ausführlich berichten. Tags darauf rückte das XIII. Corps Vinoy, das bis dahin erſt vor der weſtlichen, dann vor der öſtlichen Enceinte geſtanden hatte, ablöſend in die Stellungen

Dieſe Truppen, wie es der erſte Blick zeigt, waren von ſehr ungleicher Qualität. Abſolut zuverläſſig waren nur die Marinetruppen und zwei alte Linien-Regimenter (das 35. und 42.) des Vinoy'ſchen Corps. Die übrigen, aus 4ten Bataillonen gebildeten Linien-Marſch-Regimenter, ließen mancherlei zu wünſchen übrig. Verſchieden an Werth untereinander zeigten ſich namentlich auch die Mobilgarden, oder die »Moblots«, wie ſie gewöhnlich genannt wurden. Die pariſer Mobilen waren zu erheblichem Theile undisciplinirt und hatten die Schande erlebt, in den letzten Auguſttagen durch Mac Mahon aus dem Lager von Chalons nach Paris zurückgeſchickt zu werden. Ihre Aufführung war unbeſchreiblich geweſen; Generale waren bei der Revue verhöhnt, Hôtels und Wirthshäuſer geplündert worden; andre hatten ſich

---

des XIV. Corps ein, welches letztere ſich nun weſtlich, in den Terrain-Abſchnitt zwiſchen Boulogne (Bois de Boulogne) und St. Denis ſchob. Dieſe Poſitionen —, in denen die genannten beiden Corps von da ab nominell und im Weſentlichen auch thatſächlich verblieben — giebt die hier eingefügte Karte, im Detail aber, alſo mit Rückſicht auf Brigaden und Diviſionen, blieb es, wie ſchon angedeutet, bei Hin- und Herſchiebungen (oft ſogar, gleichſam leihweiſe, von einem Corps zum andern) und nahezu jedes Ausfallgefecht, das General Trochu unternahm, wurde mit combinirten, für die jedesmalige Gelegenheit eigens gebildeten Truppenkörpern geführt. Der Leſer muß durchaus den guten Willen mitbringen, ſich dieſes und jenes aus der Geſammt-Situation oder aus den zerſtreut gegebenen Notizen zu erklären, da die Darſtellung, wenn ſie unausgeſetzt ſich mühen wollte, Brücken zu bauen, zu vermitteln und aufzuklären, nur ſchwerfällig werden und ihren Zweck doch nicht erreichen würde.



geweigert, Wache zu ſtehen. Auch nach ihrer Rückkehr in die Hauptſtadt hatten ſie ſich zunächſt mehr durch Unordnung und Auflehnung, wie durch irgend eine militairiſche Tugend ausgezeichnet; im Lauf der Wochen jedoch war ihre Haltung beſſer geworden, wenn es auch immer noch von ihnen hieß, daß ſie Abends in Maſſe von ihren Poſten deſertirten, um ſich in der Stadt umherzutreiben. — Viel beſſer waren die Mobilen aus der Provinz. Sie flößten Zutrauen ein, wenn auch die Meiſten unter ihnen bis zu dem Momente ihres Eintritts noch nie eine Flinte in der Hand gehabt hatten. Auf ihren braven Geſichtern las man, daß es ſolide Leute ſeien, mit denen man, bei guter Führung, etwas unternehmen könne. Beſonders ausgezeichnet (auch zuerſt zur Stelle) waren die Bretagner, dann folgten die von Berry, von Franche-Comté, aus der Champagne und Burgund. Viele von ihnen haben ſich ſpäter bewährt.

Der Zahl nach weitaus am ſtärkſten waren, wie unſre obigen Angaben bereits dargethan, die Nationalgarden, 250,000 Mann oder mehr. Sie beſtanden aus alten und neuen Bataillonen. Die alten Bataillone hatten ſich bis dahin lediglich aus den wohlhabenden Klaſſen rekrutirt; ſie griffen jetzt etwas tiefer in die Bevölkerungsſchicht hinein und brachten es dadurch auf eine Stärke von 1200, in manchen Fällen von 2000 Mann per Bataillon. Die »neuen Bataillone« wurden in jenen Vorſtädten gebildet, die bis dahin überhaupt noch keine Nationalgarde gehabt hatten, in Belleville, La Villette, Ménilmontant; nicht ohne Bedenken ſchritt man dazu, den Bewohnern dieſer Stadttheile, aus denen ſich ſpäter die Commune gebar, die Waffe in die Hand zu geben. Aber es geſchah. Aecht franzöſiſch war es, daß alsbald die Uniformirungs-Frage zur wichtigſten Angelegenheit erhoben wurde. Die alten Bataillone hatten faſt durchweg Waffenrock und Czako, eine theure, unbequeme und wenig gefällige Tracht. Nichtsdeſtoweniger verfügte ein Beſchluß der Regierung, daß ſie überall adoptirt werden ſolle. Man proteſtirte dagegen und der praktiſche Sinn der Bevölkerung verurtheilte dieſe Verfügung ſo offen, daß ſie ein leerer Buchſtabe blieb. Einſtimmig erklärte man ſich für eine Hoſe mit rothem Streifen, eine Jacke mit ſchwarzem Gürtel und ein Käpi, und ſelbſt die alten Bataillone nahmen bald die neue Tracht an, welche nun für viele Monate die Tracht aller Pariſer werden ſollte. Man ging bald nur noch in der Jacke aus, und wenn man ja einmal den Civilrock anlegte, behielt man doch das Käpi auf dem Kopf, das die allgemeine Kopfbedeckung während der Belagerung war.

Es erübrigt uns nur noch ein kurzer Hinweis darauf, welche Stellungen beziehungsweiſe Aufgaben den verſchiedenen Truppentheilen zufielen. Die Nationalgarde wurde mit Vertheidigung der Enceinte, alſo der eigentlichen Stadtmauer, betraut; die Mobilgarden (ſo weit ſie nicht innerhalb der Stadt lagen) bildeten, gemeinſchaftlich mit den Marinetruppen, die Beſatzung der zahlreichen Forts, das XIII. und XIV. Corps, eventuell für die Offenſive beſtimmt, nahmen Stellung im Süden und Weſten von Paris. Hier hatten ſie im September und Oktober verſchiedene, nicht unerhebliche Gefechte, auf die wir weiterhin ausführlicher zurückkommen, während die gegen Nord und Nordoſten hin unternommenen Kämpfe (darunter die Gefechte bei Le Bourget) zu größrem Theile durch Mobilgarden-Bataillone, überhaupt aber durch die Beſatzung der Forts, geführt wurden.

So weit war Alles gut. Die Anordnungen der Regierung, zum Theil auch die Inſtinkte der Bevölkerung ſelbſt, hatten die Stadt verproviantirt, die Forts (wenn auch ſehr unausreichend) armirt, zugleich eine lebendige Vertheidigung von wenigſtens 400,000 Mann geſchaffen; was aber darüber hinaus geſchah, war von ſehr zweifelhaftem Werth, Vieles überflüſſig, Manches thöricht, Einzelnes ſchädlich.

Zu dem Ueberflüſſigen gehörte wohl in erſter Reihe das Niederbrennen aller Gehölze, Wälder und Waldparcellen im Umkreiſe von Paris, „damit der Feind nicht mit Hülfe der Wälder ſeine Bewegungen maskiren und Faſchinen aus dem Geſträuch herſtellen könne.“ Etwa am 12. oder 13. wurde mit dieſer Maßregel begonnen. Alles ſtrömte auf die Höhe des Montmartre, um von dort aus Augenzeuge des traurigen Schauſpiels zu ſein. Zur Rechten (öſtlich) nach Rosny und nach Bondy zu waren die Höhen von einem dicken Rauche bedeckt. Unmittelbar um St. Denis herum keine Spur von Feuer, aber auf der ganzen Straße, die von St. Denis und dem Fort de la Briche nach Enghien über Soiſy und Vaubonne führt, erhoben ſich dichte Rauchſäulen in ſehr nahen Zwiſchenräumen und bildeten eine faſt ununterbrochene Feuerlinie. Beſonders in Enghien erſchien der Herd des Feuers am ſtärkſten. Dort ſah man ſtatt des Rauches die Flamme ſelbſt, die ſich über die Baumgipfel erhob, welche die kleine Stadt umgeben. [Im Uebrigen erwieſen ſich ſpäter, als unſere Truppen in die Cernirungslinie einrückten, alle dieſe Landſchafts-Verſtümmelungen doch nur als geringfügig. Nur hier und dort hatte das Werk der Zerſtörung reüſſirt.]

Auch das Bois de Boulogne fiel dieſer rigoroſen und durch nichts motivirten*) Maßregel zum Opfer. „Am letzten Tage, ſo ſchreibt ein Pariſer, bevor das Boulogner Gehölz dem Publikum verſchloſſen werden ſollte, ging ich noch einmal hinaus. Es war ein ſonniger Nachmittag, und das Wetter hat von jeher einen wunderbaren Einfluß auf die Stimmung der Pariſer. Wenn die Sonne hell auf die Stadt herabſcheint und ihre Thürme vergoldet, ſo ſcheint jede Trauer gebannt und Feſttag iſt es in dem Herzen wie an dem blauen Himmel. Aber ein Regentag verdüſtert unſern Geiſt und läßt uns alles Schreckliche noch ſchwärzer ſehen. Noch ſtand der ſchönſte Theil des Parks. Die Blätter färbten ſich ſchon roth, was der Landſchaft einen ſo ſchönen und zugleich ſo traurigen Charakter giebt. Die Alleen, die ich ſonſt ſo befahren, ſo voll Leben und Frohſinn geſehen hatte, waren völlig verlaſſen und öde, und inmitten der Stille und Einſamkeit hörten wir nur unſre eignen Schritte widerhallen. Dann und wann ſtießen wir auf umgehauene Bäume, die uns das Bild der Zerſtörung gaben; die Stämme waren durch unſichtbare Drahtbande untereinander verknüpft und bildeten ein unentwirrbares Netz, in welchem man ſich leicht mit den Füßen verwickeln und ſtraucheln mußte. Von da kamen wir zu den Seen; aber auch hier ſah man keine Wagen mehr fahren, keine Schwäne, keine Enten mehr ſich auf dem Waſſer umhertreiben. Sie und die Hirſchkühe und Rehböcke waren Tags zuvor von Moblots geſchoſſen worden. Hier und da fanden wir auf dem Gras eine weiße Feder, die letzte Erinnerung an das Thierleben, das dieſe Teiche (nun traurige Tümpel) bis dahin belebt hatte. Je weiter wir nach den Verſchanzungen kamen, deſto mehr Holzfäller und Soldaten begegneten uns mit ihren großen Holzäxten, und wir hörten den dumpfen Schlag des Eiſens auf die Stämme, die bald mit lautem Gekrach zu Boden ſtürzten. Die erſchreckten Vögel entflohen wehklagend. Bis hierher war unſre Unterhaltung lebhaft, ſelbſt ſcherzend geweſen, nun wurde ſie ſchwerfallig und verſtummte bald ganz und gar. Als wir dies von jedem Pariſer mit einer gewiſſen Zärtlichkeit betrachtete Gehölz ſo vor uns hinſinken ſahen, hatten wir Alle ein grauſiges Vorgefühl von der Vernichtung der großen Stadt. Nur ahnten wir damals nicht, daß *wir ſelbſt* den ſchlimmſten Theil des Werkes vollbringen würden.«

---

*) Unmotivirt deshalb, weil dieſe Wälder und Gehölze entweder auf dem Terrain zwiſchen den Forts und der Stadt, oder aber — wie beiſpielsweiſe auf der weiter oben genannten Strecke von St. Denis bis Enghien — derartig lagen, daß das unbewaldete Terrain, wenigſtens der Hauptſache nach, dem Angreifer dieſelben Vortheile bot wie das bewaldete. Man ſtand hoch und hatte, wo man wollte, den Schutz von Senkungen und Terrainfalten. Die durch Trochu ſelbſt angeordnete Maßregel läßt ſich nur ſo erklären, daß er den Pariſern einen nicht unbeachtet zu laſſenden Avis geben wollte: jetzt wird es Ernſt!

Eine zweite Maßregel von höchſt zweifelhaftem Werth war *die Austreibung der Deutſchen*. Daß man in ſo bedrohter Lage jene fluctuirenden deutſchen Elemente wie Kellner und Handlungsgehülfen, Studirende und Künſtler, Handwerker und Arbeiter los ſein wollte, war im Weſentlichen nur in der Ordnung, aber man ging weiter und ſchickte Alles über die Grenze oder ins Gefängniß, was einen deutſchen Namen trug, ohne Rückſicht darauf, ob die von ſolcher Ordre betroffenen Individuen nicht ſeit 30 Jahren bereits der pariſer Hauptſtadt angehörten. Zahlloſe Anklagen, wie ſie in Briefen und Schriftſtücken aller Art damals erhoben wurden, liegen uns vor; nur *ein* Bericht, der Brief eines Kaufmannes, der ſeit 1838 in

Paris anſäſſig war, mag, aus der Fülle ähnlicher, hier eine Stelle finden. »Als ich am 14. September von einem Gange in die Stadt in meine Wohnung zurückkehrte, erblickte ich am Eingangsthor meines Geſchäftslokals einen unbekannten und etwas verwahrloſt ausſehenden Menſchen in eifrigem Geſpräch mit dem Portier und deſſen Frau, lebhaft geſtikulirend; als ich an ihm vorbei ging, fiel er mich mit den Worten »preußiſcher Spion« an, worauf ich alsbald von ihm und Anderen nach der nächſten Wache und von dort nach der Präfectur geſchleppt wurde. Dies war der Beginn meiner Gefangenſchaft, welche nicht auf der Anordnung irgend einer Behörde beruhte, ſondern einzig und allein von jenem ſchäbigen Gentleman veranlaßt worden war. Die Executivgewalt gehorchte ihm indeß und ließ mich nebſt noch ſiebenundfunfzig andern deutſchen Leidensgefährten, welche in ähnlicher Weiſe ihrer Freiheit beraubt worden waren, unter militairiſcher Bedeckung nach der Bretagne transportiren. Dies geſchah theils zu Wagen, theils auf der Eiſenbahn in den zum Transporte von Verbrechern beſtimmten Zellenwaggons. Unterwegs fand ich Gelegenheit, mich »sans tambour ni trompette« ſtillſchweigend zu empfehlen. Ich konnte die Mißhandlungen, welche man mir zufügte, nicht länger ertragen. Nach einer mühſeligen und gefährlichen Flucht langte ich am 18. September Abends, halbtodt vor Müdigkeit und Hunger, in Brüſſel an. Man hatte es natürlich auch während meiner Gefangenſchaft nicht für nöthig erachtet, mir irgend eine Mittheilung darüber zu machen, worauf hin ich denn eigentlich verhaftet worden ſei; das von jenem herrlichen »Citoyen« aufs Gerathewohl ausgeſtoßene Schimpfwort »espion prussien« hatte genügt, um mich verdächtig zu machen, um mich körperlich mißhandelt und in das Gefängniß geworfen zu ſehen, von dem meinem Geſchäfte zugefügten Schaden gar nicht zu ſprechen. Paris delirirt einmal wieder. Seine Angſt vor dem äußeren Feinde verwandelt ſich vermöge eines eigenthümlichen Prozeſſes in einen Terrorismus gegen eine unmittelbare Umgebung. Weil man Schrecken empfindet, will man Schrecken ausüben, eine merkwürdige Art, ſich ſchadlos zu halten. Aber es iſt ſo. Nur wer den Terrorismus des September 1870 in Paris mit eigenen Augen geſehen hat, der begreift das franzöſiſche Schreckensregiment von 1793, denn ſchon beginnt man auch jetzt wieder, nachdem die »Spione« entfernt ſind, die eignen Landsleute, ſo ſie mißliebig werden, als »Verräther« zu brandmarken.«*) Das iſt die Sprache, die in hundert Briefen wiederklingt.

---

*) In demſelben Briefe findet ſich auch folgende intereſſante Stelle. »Nur in einem Punkt verriethen die Pariſer, als ich noch unter ihnen weilte, einige Einſicht. Sie ſind im Falle des gänzlichen Unterliegens, an welchen Fall freilich ein Theil immer noch nicht glaubt, auf eine gehörige Rechnung gefaßt. »L'argent, n'importe quelle somme, n'est rien!« ſagen ſie. Das habe ich überall auf Weg und Steg, wohl mehr als hundertmal gehört. Ihre Eitelkeit iſt ſo groß, daß, je höher der Graf Bismarck die Kriegskontribution greifen wird, ſie ſich deſto mehr geſchmeichelt fühlen werden. Und wenn man bedenkt, daß bei dem letzten Anlehen

Nicht viel glücklicher, wie mit Ausweiſung der Deutſchen, war man mit der Gründung einer Fremdenlegion, die viel Unruhe, viel Recriminationen von Seiten der franzöſiſchen Bevölkerung und wenig Vortheil ſchuf. Ueber die Zuſammenſetzung derſelben liegt uns der unanfechtbare Bericht eines jungen Norwegers vor, der, in Begleitung von ſechs Landsleuten, die Reiſe von Chriſtiania nach Havre machte und nach Eintritt in die Legion folgenden Brief an das »Morgenblad« richtete: »Ich gewahrte auf den erſten Blick, daß das Corps der Enfants perdus zum größten Theil aus dem Ausſchuß von aller Herren Länder beſtand. Die überwiegende Zahl waren Belgier und Hannoveraner; allein ich fand auch Dänen, Holländer, Spanier, Italiener, Griechen, Türken, Ruſſen, Oeſterreicher, ja ſelbſt mehrere Neger und einen Chineſen. Daß Polen da ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Das Durcheinander der Sprachen läßt ſich denken. Die Disciplin ſteht, wie bei ſolchem Volk zu erwarten, auf ſchwachen Füßen, und das Anſehen iſt gerade nicht groß, deſſen ſich die Legion erfreut. Geſtern Morgen wurde beiſpielsweiſe einem Sergeanten der Arm abgeſchlagen; aber nicht blos Schlägereien, auch Diebſtähle ſind nichts Ungewöhnliches. Und dabei ſind 600 der ärgſten Vagabonden zur Verbeſſerung des Tones ſchon nach Afrika geſchickt! Uniform giebt es gleichfalls noch nicht. Der Eine trägt blutrothe Hoſen und einen Civilfrack, der Andre Uniformsfrack und gewöhnliche Hoſe, der Dritte zwar volle Uniform, aber ohne dazu gehörige Kopfbekleidung. So geht es weiter. Das Ganze iſt eine ſehr lächerliche, und doch wenig erheiternde Erſcheinung!«*)

Vor allem aber, während ſich dieſe auf den letzten Seiten aufgezählten Dinge, gute und ſchlechte, kluge und thörichte, ins Werk ſetzten, wucherte die Phraſe weiter und trug wahrhaft tropiſche Blüthen. Das »Siècle« er-

---

der Stadt Paris, welches vor einigen Jahren ſtattfand, in wenigen Tagen 16 Milliarden gezeichnet wurden, ſo wird man finden, daß ein Sümmchen von 10 Milliarden die Kräfte keineswegs überſteigt. Kommt durch einen ſolchen Aderlaß Paris aus ſeinem Delirium definitiv heraus, dann hat es noch obendrein alle Urſache, ſich für die ärztliche Behandlung erkenntlich zu zeigen.«

*) Engländer ſcheinen zu dieſer Legion nicht gehört zu haben, doch fanden ſich um die Mitte September einige »Gentlemen« in Paris ein, die den Wunſch ausſprachen, »ihre Schießübungen an den Preußen machen zu können.« Alſo Sport. Dieſe Art der Waidmannſchaft rief indeſſen bei den Engländern ſelbſt eine ſtarke Empörung wach und Mr. Labouchère, der Daily News Correſpondent, ſchrieb darüber das Folgende: »Ich habe über die Verwendung der Franctireurs, einer Truppe ohne militairiſche Verbindung mit der Armee, ohne Geſetze und Offiziere, meine eigene Anſicht, die ich lieber nicht äußern möchte; aber ich habe eine andere, die ich nicht zurückhalten will, über das Verhalten jener Spitzbuben, die aus reinem Muthwillen eine Büchſe in die Hand nehmen, um hinter dem Schutze von Mauern auf Soldaten zu feuern, mit deren Vaterland England auf freundlichem Fuße ſteht. Ich hoffe in allem Ernſte, die Deutſchen werden den erſten engliſchen Dilettanten unter dieſen Franctireurs, der ihnen in die Hände fällt, aufknüpfen. Strolche ſolcher Art verdienen den Galgen eben ſo gut, wie der gewöhnlichſte Mörder.«

wartete jedes erdenkbare Wunder von der Allgewalt der republikaniſchen Idee: »Die Republik, ſo hieß es, iſt wie die Sonne; ſie wirkt ſchon dadurch, daß ſie exiſtirt. Obgleich beſiegt, gebeut Frankreich Allen Ehrfurcht. Ueberall erhebt es ſich. Die Proclamirung der Republik hat uns vor der innern Kriſis gerettet. Unſere Lage iſt daher beſſer, als die der Neutralen, welche in der Expective bleiben und noch zuwarten, um ſich auszuſprechen. Mögen ſie ſich beeilen! Wir haben nicht vierzehn Heere, aber wir haben bei uns die Idee, welche die Berge überſteigt, durch Flüſſe und Meere geht und nicht blos die Völker, ſondern auch die Throne bewegt. Souveraine, entſcheidet euch! Der electriſche Funke iſt auf der Reiſe auf dem großen Telegraphen der Humanität. Es iſt keiner Schwadron Ulanen gegeben, die immateriellen Fäden, auf welchen er ausgeſandt wird, zu zerſtören.« — Das »Petit Journal« indeß ſchien der Allmacht der Idee doch nicht voll zu trauen und proponirte andre Mittel. »Wir müſſen Alles tödten, ſo ſchrieb es, wir müſſen morden, würgen, aus den Fenſtern und Kellerlöchern ſchießen. Wenn wir keine Gewehre haben, nehmen wir Miſtgabeln, Säbel und Piken, einerlei wie, es handelt ſich nur darum, zu tödten. Die Frauen werden das Charpiezupfen ſein laſſen und ſpäter nach den Verwundeten ſehen: jetzt gilts dem Feinde zuerſt. Statt des Verbandzeuges werden ſie Pflaſterſteine zur Hand nehmen. Die mögen ſie auf die Eindringlinge niederſchleudern. Auch die Weiber müſſen Krieg führen, ihre Scheeren müſſen zu Mordwerkzeugen dienen; ſtatt der Kugeln mögen ſie Vitriol und ſiedendes Oel auf die Feinde ſchütten. Das iſt der wahre Krieg, den wir verlangen und den wir ſegnen. Frankreich, das durch dieſe abſcheuliche Invaſion entehrt iſt, muß in dem Blute germaniſcher Fürſten eine neue Jungfräulichkeit finden.«

Einzelne Chemiker erfanden neue Giftgaſe, Sprengſtoffe, Monſtre-Torpedos und von mehr als einer Seite her wurde vorgeſchlagen, die wilden Thiere des zoologiſchen Gartens gegen die Preußen zu hetzen. Die nähern Anweiſungen zu dieſem Verfahren blieben die Einſender ſchuldig.

Inmitten all dieſer Aeußerungen des Tollſinns erſchien Mitte September folgende, wie ein Mene-Tekel wirkende Notiz in einem der ruhiger gebliebenen Blätter: »Der redende Stein iſt wieder da, der nur in beſonderen Jahren, in Jahren der Dürre und des Elends im Flußbett der Seine ſichtbar wird. Das letzte Mal ſah man ihn im Jahre 1755; in dieſem Jahre wurde Liſſabon durch ein Erdbeben zerſtört. In ſeine Oberfläche ſind folgende Worte eingegraben, und darum heißt er auch der redende Stein: »Diejenigen, die mich geſehen haben, die haben geweint, und Diejenigen, die mich wieder ſehen werden, werden abermals weinen.«

Paris am 19. September.

Die deutſchen Armeen hatten mittlerweile ihren Vormarſch auf die franzöſiſche Hauptſtadt fortgeſetzt, gleich unbehindert durch die »Allmacht der republikaniſchen Idee«, wie durch die zu »Mordwerkzeugen umgewandelten Scheeren« der Pariſer Frauenwelt. Am 15. September war vom Großen Hauptquartier aus an beide Armee-Obercommandos der Befehl zur Cernirung ergangen, derart, daß der III. Armee die Aufgabe zufiel, Paris auf dem linken Ufer der Marne und Seine zu umfaſſen, während der IV. Armee oblag, auf dem rechten Ufer der ebengenannten Flüſſe die Einſchließung zu vollziehen. Mit andern Worten, die Armee des Kronprinzen von Preußen hatte die franzöſiſche Hauptſtadt in einem ſüdlichen, die Armee des Kronprinzen von Sachſen in einem nördlichen Halbzirkel zu umfaſſen.

Die Ausführung dieſer Befehle ſtieß auf der Nordſeite, am 17. und 18. September, nirgends auf ein nennenswerthes Hinderniß und am 19. konnte von Seiten der IV. (Maas-) Armee an das Große Hauptquartier gemeldet werden, daß der Feind, nach freiwilligem Aufgeben ſeiner Stellung bei Pierrefitte und Montmagny, ſich bis in die Forts von St. Denis zurückgezogen habe.

Anders geſtalteten ſich die Vorgänge an der Südſeite von Paris; hier trat die III. Armee, — nachdem das an der Tête marſchirende V. Corps die oberhalb Villeneuve St Georges geſchlagene Seine-Brücke paſſirt hatte, — in nicht unerhebliche Kämpfe ein. Am 19., bei Tagesanbruch, als die 9. Diviſion des ebengenannten Corps ihren Marſch auf Verſailles fortzuſetzen trachtete, wurde dieſelbe von Petit Bicêtre aus mit großer Heftigkeit angegriffen, ein Vorſtoß, der ſich mehrere Stunden ſpäter gegen das II. baieriſche Corps, und zwar jetzt von Pleſſis-Piquet und Chatillon aus, mit gleichem Ungeſtüm wiederholte. Beide Angriffe jedoch, die von ſtarken Truppentheilen des franzöſiſchen XIV. Corps unternommen worden waren, ſcheiterten. Einige

Regimenter, von einer Panique befallen, gingen fluchtartig zurück. Das wichtige Plateau von Chatillon wurde durch die Baiern beſetzt, das V. Corps bewerkſtelligte ſeinen Weitermarſch auf Verſailles. Wir kommen weiterhin auf dieſe Kämpfe ausführlich zurück. Hier erübrigt uns nur noch zu zeigen, wie dieſelben auf die pariſer Bevölkerung, die denſelben erſt volle Aufmerkſamkeit widmete, als der Mißerfolg klar zu Tage lag, einwirkten. Wir laſſen Mr. Labouchère, den ſeinerzeit vielgenannten Correſpondenten der Daily-News ſprechen, der von dieſen vierundzwanzig Stunden ein anſchauliches und lebendiges Bild entworfen hat.

Paris, am 19. September Morgens.

»Niemand, der geſtern (18.) in den Champs Elyſees oder auf den Boulevards luſtwandelte, würde geglaubt haben, daß 300,000 Feinde nur noch wenige Meilen von der Stadt entfernt ſeien und dieſelbe zu belagern beabſichtigten. »»Glücklich, ſagt Lorenz Sterne in ſeiner Empfindſamen Reiſe, glücklich die Nation, welche einmal wöchentlich ihre Sorgen vergeſſen kann.«« Die Franzoſen haben ſich ſeitdem nicht verändert. Geſtern war Feiertag und als Feiertag mußte er begangen werden. Jeder ſchien die Exiſtenz der Preußen vergeſſen zu haben. Die Cafes waren von einer heitern Menge gefüllt. Auf dem Boulevard ſpazierten Monſieur und Madame ruhig mit ihren Kindern einher. In den Champs Elyſees ergingen ſich ehrliche Handwerker und Bürger im Sonnenſchein und Kinderwärterinnen liebelten mit den Soldaten. Selbſt in dem allgemeinen Exerciren war eine Ruhepauſe eingetreten. Die National- und Mobilgardiſten trugen in den Mündungen ihrer Gewehre grüne Reiſer. Um die Statue der Stadt Straßburg war die gewöhnliche Menge verſammelt und Speculanten machten mit Portraits des Generals Uhrich ein lebhaftes Geſchäft. »Hier Bürger,« ſchrie einer, »hier iſt das Portrait des heldenmüthigen Vertheidigers von Straßburg, nur einen Sou — zwei koſtet es mich ſelbſt — ich wollte, ich wäre reich genug, um es verſchenken zu können.« — »Hört zu, Bürger,« rief ein Andrer, »ich will das Gedicht einer Dame declamiren, welche aus Straßburg entronnen iſt. Diejenigen, welche, nachdem ſie es gehört, es ihren Familien vorzuleſen wünſchen, können es für zwei Sou zu kaufen bekommen.«

Ich ſah nur eine einzige Störung. Als ich an dem Rond Point vorüberging, ward eine ſehr lange Frau vom Volke verhöhnt, weil man glaubte, ſie ſei ein verkleideter Ulan. Dabei aber wurde die ganze Sache doch auch wieder als Scherz betrachtet. Man war ſo ſehr befliſſen, heiter zu ſein, daß ich das Gefühl hatte, ſelbſt das Erſcheinen eines wirklichen Ulanen würde keinen ernſten Auftritt herbeigeführt haben.

10 Uhr Vormittags.

Unbedeutende Scharmützel ſollen geſtern mit dem Feinde auf mehreren Punkten ſtattgefunden haben. Der amerikaniſche, der belgiſche, der ſchweizeriſche und der däniſche Geſandte ſind noch hier. Mr. Wodehouſe iſt zurückgeblieben, um unſre Intereſſen wahrzunehmen. Nicht ſo unſer britiſcher Conſul; er hat ſich vor ungefähr drei Wochen nach Dieppe zurückgezogen. Sein Platz iſt hier. Ein Conſul darf eben ſo wenig, als ein Soldat, ſobald ſein Poſten gefährlich wird, denſelben verlaſſen. — Victor Hugo hat einen Aufruf an die Nation veröffentlicht. Von dem eigenthümlich practiſchen Geiſt dieſes Schriftſtücks kann man ſich einen Begriff nach folgendem Pröbchen machen: »Rouen, ziehe Dein Schwert! Lille, greife zum Gewehr! Bordeaux, rüſte Dein Geſchütz! Marſeille, ſinge Dein Lied und ſei ſchrecklich!« Ich glaube, Marſeille kann ſein Lied eine lange Weile ſingen, ehe die Preußen ſich dadurch abhalten laſſen, ihre Pläne in Ausführung zu bringen. »Ein Kind,« erzählt ein Abendjournal, »legte geſtern Nachmittag ſeine Puppe in die Arme der Statue der Stadt Straßburg. Alle, welche die kleine Patriotin dieſen rührenden Act vollbringen ſahen, waren davon tief ergriffen.«

Mittags.

Ich ging auf die Poſt, um zu erfahren, wie es mit dem Abſenden von Briefen ſtehe, ob ich noch Chancen hätte, ein Packet nach London befördert zu ſehen? Jedermann war in militairiſcher Uniform, Jedermann zuckte die Achſeln und Jedermann befand ſich in dem Zuſtande, worin ein Londoner Poliziſt ſich befinden würde, der ſich plötzlich von einem Straßenkehrer nach der Polizeiwache geführt ſähe. Daß die Preußen den Kaiſer gefangen genommen und die franzöſiſchen Armeen beſiegt haben, dies hatte dieſe Herren ſchon in nicht geringes Erſtaunen geſetzt; daß die Preußen aber auch gewagt, ſich in die Thätigkeit der Poſtbeamten zu miſchen, dies hatte dieſelben vollſtändig außer Faſſung gebracht. »Werfen Sie Ihren Brief in dieſen Kaſten«, ſagte ein ehrwürdiger Employé auf einem hohen Drehſeſſel. »Wird er jemals herausgenommen werden?« fragte ich. »Qui sait?« entgegnete der Beamte. »Werden Sie morgen früh einen Zug abfertigen?« fragte ich. Sämmtliche Beamte riefen: »Qui sait?« und die Köpfe verſchwanden noch tiefer zwiſchen die Schultern, zu welchen ſie gehörten. »Was meinen Sie zu einem reitenden Boten?« fragte ich. Ein entrüſtetes »Impossible!« war die Antwort. »Warum nicht?« fragte ich wieder. Der verachtungsvolle Blick, womit die Expedienten mich anſahen, war höchſt ausdrucksvoll. Er bedeutete: »Glauben Sie denn wirklich, daß ein Beamter — ein Poſtbeamter — ſich dazu verſtehen werde, Ihre Briefe auf unregelmäßige Weiſe zu befördern?« — In dieſem Augenblick trat eine Art junger franzöſiſcher Jefferſon Brick ein. Augenſcheinlich war er ein kürzlich zur Autorität gelangter Republikaner. An ihn wendete ich mich. »Bürger,« ſagte ich, »ich wünſche meinen Brief nach London befördert zu ſehen. Es iſt ein Brief, der gedruckt werden ſoll. Dieſe Herren ſagen, mit einem reitenden Boten dürften ſie ihn nicht abſenden. Ich appellire deswegen an Sie, denn ich bin überzeugt, daß Sie ein Mann ſind, der ſich zu helfen weiß.« »Dieſe Leute,« antwortete er, indem er die Poſtſchreiber anſchielte, »ſind demoraliſirt. Sie ſind die ehemaligen Lakaien eines corrupten Hofes; geben Sie mir Ihren Brief; wenn es möglich iſt, ſo ſoll er abgehen, foi de citoyen!« Als ich durch den Hof hinausging, ſah ich Briefträger auf unbeſpannten Briefkarren ſitzen. Es war die Stunde, wo ſie eigentlich Briefe austragen ſollten, und auf dieſe Weiſe erfüllten ſie ihre Pflicht, wenigſtens mechaniſch. Man hat von jeher die engliſchen Regierungsbeamten als große Schlendriansmenſchen verſpottet, aber ſelbſt der älteſte Expedient in Somerſet Houſe iſt ein durch und durch geriebener Schlaukopf im Vergleich mit der Mehrzahl der großen und kleinen Offizianten hier. Der Mangel an Fähigkeit zum ſelbſtſtändigen Handeln iſt eine franzöſiſche Nationaleigenſchaft. Sie ſind wie eine Heerde Schafe ohne Schäfer oder Hund. Soldaten und Civiliſten wiſſen nichts Anderes zu thun, als was ihnen von irgend einem Vorgeſetzten befohlen iſt. Sobald ein einziges Rad in der Adminiſtrationsmaſchine in Unordnung geräth, ſo gehen auch alle andern nicht mehr richtig. Nach meinem Beſuch auf der Poſt ging ich nach dem Centraltelegraphenbureau, um ein Telegramm aufzugeben. Der Expedient war anfangs ſehr mürriſch, ſagte aber, er glaube ein für die Preſſe beſtimmtes Telegramm werde paſſiren.

Von dem Telegraphenbureau lenkte ich meine Schritte nach einem Club, um daſelbſt einen Imbiß zu nehmen. Ich fand daſelbſt, trotz der verhältnißmäßig frühen Stunde, ein halbes Dutzend Whiſttiſche in vollem Gange. Bald jedoch ward Converſation über den Krieg allgemein. »Unſre Situation iſt ſo,« ſagte während des Kartengebens ein erfahrener alter Weltmann, »wenn man keine Trümpfe hat, ſo hat man gewöhnlich wenigſtens einige gute Karten in den andern Farben. Wir aber haben weder Trümpfe noch in den andern Farben etwas. — »Et le général Trochu?« fragte Einer. »Meine Meinung von General Trochu,« ſagte ein General, der eben eine Zeitung las, »iſt die, daß er ein guter Theoretiker iſt, aber von der Praxis nichts verſteht. Ich kenne ihn ſehr gut und weiß, daß es ihm gänzlich mißlungen iſt, die unter ſeinem Commando ſtehenden Streitkräfte zu organiſiren.« — »Wird die Nationalgarde ſich ſchlagen?« fragte Jemand. Ein Nationalgardiſt antwortete: »Natürlich ſind tapfre Leute unter uns, die große Maſſe aber wird ſich lieber ergeben, als Paris zerſtören ſehen. Sie haben ihre Familien und ihre Kaufläden.« — »Und die Mobilgardiſten?« — »Die Mobilgardiſten ſind der Stoff, aus welchem Soldaten gemacht werden können; jetzt ſind ſie aber noch Bauern und keine Soldaten.« — Im Ganzen genommen fand ich die Stimmung in faſhionablen Cirkeln ziemlich muthlos. — »Kann mir Jemand ſagen, wo Jules Favre hin iſt?« fragte ich. Niemand wußte es, Alle aber ſchienen zu glauben, er ſei im preußiſchen Hauptquartier.

Der »Gaulois« enthält die meiſten Neuigkeiten. Nach ſeiner Behauptung ſtehen die Preußen ſchon um ganz Paris herum. Ihre Lagerfeuer wurden vergangene Nacht in dem Wald von Bondy geſehen. Ulanen haben ſich in St. Cloud gezeigt. »Fritz« hat ſein Quartier in Ferrières, dem Schloß des Baron Rothſchild, genommen. »Wilhelm« — wir drücken uns, wenn wir von der preußiſchen Königsfamilie ſprechen, immer ſehr familiair aus — iſt noch in Meaux. »Bis jetzt,« ſetzt der Correſpondent des Gaulois hinzu, »hat ihn noch kein Donnerkeil getroffen.« Die preußiſchen Vorpoſten ſtehen ungefähr drei Kilometer von St. Denis. In der Nähe von Vitry hat man ſchießen gehört. In der Umgegend von Vincennes hat ein Gefecht ſtattgefunden. General Ambert iſt geſtern feſtgenommen worden. Er hielt Revue über einige Regimenter Nationalgarde und als ſie »Vive la République!« riefen, antwortete er ihnen, die Republik exiſtire nicht. Die Nationalgardiſten umringten ihn ſofort und brachten ihn auf das Miniſterium des Innern, wo er, ſo viel ich weiß, noch iſt.

Der Diener eines Freundes von mir, deſſen Haus dicht an den Feſtungswerken ſteht, und der eben dieſen Diener mit der Bewachung deſſelben beauftragt hat, war ſoeben bei mir. Das Haus iſt ſeit Kurzem ein »Poſten« der Nationalgarde geworden. Der Diener ſagte mir, die Leute ſchliefen nicht auf den Wällen, ſondern in den benachbarten Häuſern. Alle vierundzwanzig Stunden würden ſie abgelöſt. Vergangene Nacht hätte er mit einer Compagnie aus dem Faubourg St. Antoine einen ziemlich ſchweren Stand gehabt. Im Allgemeinen jedoch, fügte er hinzu, ſeien es anſtändige, ordentliche Leute. Sie klagten ſehr darüber, daß ihr Geſchäft zu Grunde gehe. Wenn ſie nicht zu Hauſe ſind, kommen mittelloſe Patrioten zu ihren Frauen, um Waare zu kaufen und verſprechen, ein andermal wiederzukommen und zu bezahlen. Am Sonnabend Abend waren, wie der Diener erzählt, 300 Mann Nationalgarde vor dem Hauſe ſeines Herrn aufmarſchirt und es wurden fünfundzwanzig Freiwillige zu einem gefährlichen Dienſte verlangt. Nach einiger Zeit traten die fünfundzwanzig Mann vor, als ſie aber gehört hatten, was ſie thun ſollten, weigerten ſich achtzehn mitzugehen.

Ein engliſcher Kutſcher erbietet ſich, Briefe durchzuſchmuggeln. Ich habe ihn geſprochen. Er ſcheint ein gewitzter Burſche zu ſein. Von den

Bürgerſoldaten in Paris hat er keine große Meinung. „Dieſe Leute taugen nichts,“ ſagte er, „in meinem Stalle müſſen meine Leute **mir** gehorchen; dieſe vorgeblichen Soldaten ſcheinen aber auf das, was ihre Offiziere ihnen ſagen, gar nicht zu achten. Ich ſah ſie heute Morgen exerciren; es war ein wunderlicher Anblick. Solchen Menſchen ein Chaſſepotgewehr in die Hand zu geben, iſt ebenſo abgeſchmackt, wie wenn man einem nackten Wilden eine Taſchenuhr ſchenkte.“

Die Mobilgardiſten aus der Bretagne wallfahrten in die Kirchen. Ich hoffe, daß es ihnen etwas nütze. Die Geiſtlichen von Paris haben ſich, wie ich höre, in die Wälle getheilt und befinden ſich auf den Feſtungswerken.

5 Uhr Nachmittags.

Auf der Geſandtſchaft geweſen. Der Courier Johnſon war heute Mittag angelangt. Er kam über Rouen. Auf jeder Poſtſtation ward er angehalten. Während er nach der Geſandtſchaft fuhr, folgte ihm ein heulender Pöbelhaufe. Da er eine unbekannte Uniform trug, ſo hielt man ihn für einen Preußen. Er iſt ein alter, noch kampfluſtiger Soldat und drohte den Erſten, der Hand an ihn legen würde, niederzuſchlagen. Der Portier des Geſandtſchaftshôtels zerrte ihn ins Haus hinein und erklärte dem Volke, wer er ſei. Es koſtete ihm große Mühe, es zu beſchwichtigen. Einer bemerkte ſehr richtig, daß in ſolchen Zeiten Niemand in einer fremden Uniform durch Paris fahren ſollte, weil die große Maſſe des Volks von königlichen Courieren und deren Uniformen nichts wüßte. Da Johnſon mittlerweile in das Hôtel hinein war, ſo warf ſich der Pöbel auf ſeinen Poſtillon und führte ihn fort. Bis jetzt hat noch Niemand Zeit gehabt, ſich zu erkundigen, was aus ihm geworden iſt.

Als ich hinauf in Wodehouſe's Zimmer kam, ſah ich ihn wie die verkörperte Geduld auf einem Stuhle ſitzen, während eine Anzahl Briten, die alle aus Paris fort wollten, um ihn herum ſtand. Wodehouſe ſagte ihnen ſehr richtig, Lord Lyons habe ſie rechtzeitig aufgefordert, abzureiſen, und ſie ſeien auf eigene Gefahr zurück geblieben. Die Briten aber ſchienen zu glauben, ihre Geſandtſchaft ſei verpflichtet, ihnen einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem ſie ſich wohlbehalten aus der Stadt entfernen könnten. Einer, der ſich ein beſonders wichtiges Anſehen zu geben ſuchte, ſagte: „Ich bin ein reicher, hochgeſtellter Mann. Ich bin nicht gewohnt, auf dieſe Weiſe behandelt zu werden. Wozu ſind Sie da, Sir, wenn Sie mir keine ſichre Ueberfahrt nach England verſchaffen können? Wenn ich ums Leben komme, ſo wird die ganze Welt davon wiederhallen. Ich werde mich in aller Form bei Lord Granville beſchweren.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der „reiche

Hochgeſtellte« und eine arme, ſchutzloſe Frau trat ein. Natürlich war ſie Wittwe, natürlich hatte ſie ein halbes Dutzend Söhne verloren, natürlich hatte ſie Zimmer vermiethet und natürlich verlangte ſie von ihrem Geſandten, daß er ſie unter ſeine Fittige nehme. Ich verließ Wodehouſe, während er der Dame auseinanderſetzte, daß ſie, ſelbſt wenn ſie aus Paris mit einem Paß abreiſe, je nach Umſtänden doch noch Gefahr liefe, erſchoſſen zu werden. Ich für meine Perſon wäre nicht ſo geduldig wie er, wenn ich ſo ſtundenlang von einfältigen Männern und wehklagenden Weibern behelligt und gepeinigt würde.

Um ganz Paris herum wird gekämpft. Der Boulevard iſt gedrängt voll Menſchen. Jeder fragt ſeinen Nachbar, was es Neues giebt. Ich ging nach einer der Mairieen, um den Inhalt der Bulletins zu erfahren. Die Straße war faſt nicht zu paſſiren. Endlich kam ich nahe genug, um einen Beamten eine Depeſche vorleſen zu hören. Dieſelbe enthielt nichts Wichtiges. Die Commandanten der Forts von Montrouge und Vincennes meldeten, daß die Preußen zurückgetrieben worden ſeien. »Et Clamart?« rief Einer. »A bas les alarmistes!« antwortete man ihm. *Alles iſt entmuthigt. Soldaten ſind in wilder Flucht von Meudon zurückgekommen.* »Wir haben eine Poſition verloren,« flüſterte man. Ich traf einen Freund, auf deſſen Zeugniß ich mich verlaſſen kann und der bis zwölf Uhr in Meudon war. Er ſagte mir, daß einzelne Abtheilungen der Linientruppen, wahrſcheinlich Marſchregimenter, ſich nicht gut benommen hätten. Sie warfen zum Theil ihre Musketen weg, ohne einen Schuß abzufeuern; die Mobilgardiſten hielten ſich beſſer. Zu verkennen iſt freilich nicht, daß alle Welt geneigt iſt, die Mobilen auf Koſten der Linie zu erheben.

12 Uhr Nachts.

Ich war nach der Barriere de l'Enfer gefahren. Nichts dort. Auf dem Marsfelde traf ich Truppen, die von Clamart zurückgekehrt waren. Sie beklagen ſich, daß ſie *während des Gefechts ihre Offiziere nicht zu ſehen bekamen*, daß in dem Walde von Clamart keine Tirailleurs vorgeſchickt wurden und daß die Preußen dadurch den Vortheil über ſie gewannen, daß ſie ſich, nach ihrer alten Weiſe, in gedeckter Stellung hielten. Anfangs gingen ſie zurück, die Franzoſen drängten nach und ſahen ſich plötzlich einem concentriſchen Feuer ausgeſetzt. Von den Champs Eliſees fuhr ich nach den Buttes de Montmartre. Tauſende von Menſchen ſtanden überall herum, wo ſie nicht von den Nationalgardiſten, welche die Batterieen bewachten, abgehalten wurden. Der nördliche Himmel war von dem Wiederſchein einer Feuersbrunſt geröthet, — der Wald von St. Germain brannte. Es war faſt tageshell. Wir konnten jeden Kanonen- und Bombenſchuß ſehen, der von den Forts um St. Denis herum abgeſeuert ward. Um 10 Uhr kehrte ich nach dem Boulevard des Italiens zurück. Jedes Café war geſchloſſen. Wie ich hörte, war gegen 9 Uhr das Cafe Riche voll Mobilgardiſten, Offiziere und Loretten geweſen. Dieſelben machten ſo viel Lärm, daß das Publikum draußen ſich entrüſtete und verlangte, daß dieſem Scandal ein Ende gemacht werde. Die Nationalgarde ſtimmte dieſem Verlangen bei und es ward ſofort Befehl gegeben, jedes Café zu ſchließen. Vor der Maiſon Doree ſah ich einige Lebemänner, welche die geſchloſſenen Fenſter betrachteten, als ob das Ende der Welt da ſei. Dieſes Café iſt nämlich ſeit zwanzig Jahren Tag und Nacht offen geweſen. — Kanonendonner höre ich von meinem Balcon nicht mehr, der Feuerſchein am Himmel aber iſt noch heller geworden.-

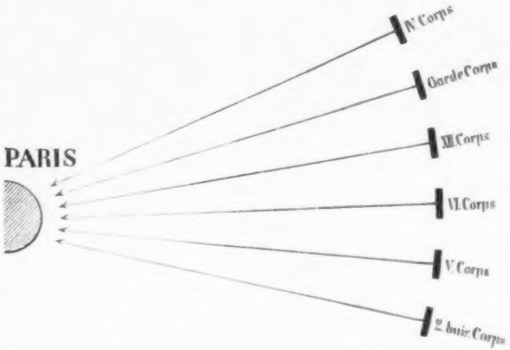
Von Sedan bis Paris.

Das
Große Hauptquartier, die III. und IV. (Maas-) Armee
vom 3. bis 20. September.

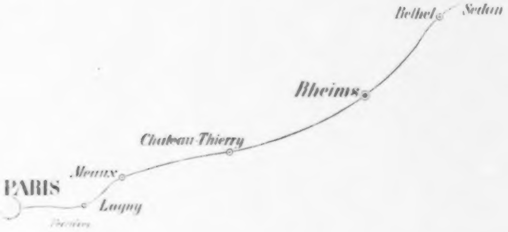
Das Große Hauptquartier

vom 3. bis 18. September

Am 3. und 4. September brachen, unter vorläufiger Zurücklaſſung des XI. preußiſchen und I. baieriſchen Corps, die III. und IV. (Maas-) Armee von Sedan auf und rückten, anfänglich ſich ſchiebend und kreuzend, dann aber die gerade Linie gewinnend, in 6 Colonnen auf Paris zu. Die genauern Angaben der Marſchlinien laſſen wir, in Wort und Bild, an andrer Stelle folgen. Nur hier ſchon ſo viel. Die IV. Armee blieb rechts der Marne, die III. Armee bog links aus, um zunächſt die Marne zu erreichen, überſchritt


IV. Corps
Garde Corps
XII. Corps
PARIS
VI. Corps
V. Corps
2. baier. Corps

dann dieſelbe und marſchirte nun am linken Ufer des Fluſſes weiter. In der Mitte zwiſchen beiden Armeen bewegte ſich das Große Hauptquartier, anfangs (bis Reims) dem Gros der beiden Armeen vorauf, dann ihnen folgend. Die Marſchlinie des Großen Hauptquartiers war die folgende:



Der Aufenthalt an den verſchiedenen Punkten war von ſehr verſchiedener Zeitdauer, wie ſich aus nachſtehender Aufzählung ergiebt. Das große Hauptquartier befand ſich:

am 4. in Rethel,
vom 5. bis 13. in Reims,
am 14. in Chateau Thierry,
vom 15. bis 18. in Meaux.

[Am 19., was parenthetiſch gleich hier hinzugefügt werden mag, kam das Große Hauptquartier nach Ferrières, beziehungsweiſe Lagny, wo es bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Verſailles verweilte. Dieſe erfolgte am 5. October.]

Das große Hauptquartier in Reims

vom 5. bis 13. September.

Am 4., nachdem man die Nacht vorher noch in Nähe des Schlachtfeldes zugebracht hatte, hatte ſich das Große Hauptquartier nach Rethel begeben; von dort am 5. nach Reims, das ſchon vierundzwanzig Stunden früher durch eine Diviſion des an der Tête marſchirenden VI. Corps, v. Tümpling, beſetzt worden war. Wir geben in Kürze die Vorgänge, die der Beſetzung der Stadt vorausgingen, theils ſie begleiteten.

Die Beſetzung von Reims (4. September) durch die 11. Diviſion.

Am 4. früh war Lieutenant von Plüskow vom 8. Dragoner-Regiment nach Reims hineingeritten und hatte ſich davon überzeugt, daß die Stadt vom Feinde verlaſſen ſei. Auf die entſprechende Meldung hin wurde ſeitens des Corpscommandos beſchloſſen, daß die 11. Diviſion noch am ſelbigen Tage (4.) in Reims einrücken ſolle.

Der Vormarſch wurde ſofort angetreten. Nur bei dem Dorfe Lavannes fand ein Aufenthalt ſtatt. Als mehrere Huſaren in dieſes Dorf hineinſprengten, wurde von dort zurückgebliebenen franzöſiſchen Soldaten und wohl auch von Einwohnern auf ſie geſchoſſen. Ein Huſar wurde getödtet; die übrigen machten Kehrt. Nun fuhr unſrerſeits Artillerie auf, unter deren Feuer das Dorf raſch geräumt wurde. Dies war 12 Uhr. Schleſiſche Jäger rückten ein und ſuchten die Häuſer ab, vermochten aber nichts mehr von feindlichen Soldaten zu entdecken. Die Häuſer, aus welchen geſchoſſen worden war, etwa acht, wurden auf Befehl des commandirenden Generals in Brand geſteckt. Inmitten der Dorfſtraße fanden unſre Soldaten den Huſaren mit zerſchmettertem Kopfe; die Bauern hatten dem muthmaßlich nur Schwerverwundeten den Schädel mit einem Beile geſpalten. Außerdem wurde die Leiche eines Dragoners in einem Keller gefunden, dem der Hals durchſchnitten war.

Die Diviſion ſetzte ſich nach dieſem Zwiſchenfall wieder in Marſch, um noch im Laufe des Nachmittags die alte Krönungsſtadt zu erreichen. General v. Tümpling mit ſeinem Stabe an der Tête, ſo erfolgte der Einzug. Da der 4. ein Sonntag war, ſo bewegte ſich während dieſer Stunden die ganze zahlreiche Arbeiterbevölkerung von Reims auf Straßen und Plätzen, was zu einzelnen Störungen führte, die für das Wohl der Stadt leicht hätten verhängnißvoll werden können. Die Regimenter kamen anfänglich, ohne einer Unordnung zu begegnen, bis in die Nähe der »Grande place«, des Hauptverkehrspunktes von Reims. Als die vorderſten Züge jedoch dieſen Platz beinahe erreicht hatten, wurde aus den Fenſtern des von Zuſchauern dicht beſetzten Café Jacquier, auf der rechten Seite der »Rue Ceres«, kurz vor ihrer Einmündung in die »Grande place«, auf unſre Truppen geſchoſſen. Mehrere Schüſſe fielen. Beinah gleichzeitig verſuchte auf dem genannten Platz ein dem Stande der »Ouvriers« angehöriges Individuum ein Attentat gegen einen Feldgendarmen, der mit der Quartiervertheilung des 51. Infanterie-Regiments beſchäftigt war. Als Waffe diente dem Thäter ein großes Handmeſſer; außerdem verſuchte er einen Griff in die Piſtolentaſche des Gendarmen. Sein Plan wurde vereitelt, er ſelbſt verhaftet. Bei der gerechten Entrüſtung der Soldaten konnte das Haus der Rue Ceres, in deſſen Parterre das Café

Jacquier gelegen iſt, nur mit Mühe vor ſofortiger Demolirung geſchützt werden.*)

General von Tümpling mit ſeinem Stabe hatte mittlerweile den Place royale erreicht und vor der Statue Ludwigs XV. Halt machend, ließ er die Diviſion defiliren. Mit feſtem Schritt, beſtaubt und wettergebräunt, im Uebrigen wie auf dem heimiſchen Exercirplatz, zogen die Regimenter an dem Commandirenden vorüber, der ſeine Anerkennung über die gute Haltung der Truppen ausſprach. — Am andern Tage (5.) folgte die 12. Diviſion, ſo daß nun auf kurze Zeit das ganze VI. Armee-Corps in Reims verſammelt war. Ziemlich gleichzeitig mit der ebengenannten Diviſion war auch das Große Hauptquartier in der alten Krönungsſtadt eingetroffen und hatte im erzbiſchöflichen Palaſte, in unmittelbarer Nähe der Cathedrale, Wohnung genommen.

Wir laſſen nun einige, theils von Offizieren, theils von andern dem Großen Hauptquartier angehörigen Perſonen herrührende Briefe folgen, die am beſten geeignet ſein werden, ein lebensvolles Bild jener Reimſer Tage zu geben.

Reims, 9. September.

Seit dem 5. befindet ſich der König hier und hat im erzbiſchöflichen Palaſte Quartier genommen. Truppendurchzüge ohne Ende. Die beiden

---

*) Nach einem andern Bericht fanden dieſe Scenen nicht beim Einzuge der Diviſion ſtatt, ſondern mehrere Stunden früher, als eine Huſaren-Schwadron unter Rittmeiſter Baron v. Baerſt (franzöſiſche Blätter geben dieſen Namen) vor der Stadt erſchien. Vier Huſaren wurden hineingeſchickt. Es war dies 12½ Uhr. In der Straße Ceres angekommen, hielten ſie vor dem Laden eines Zuckerbäckers und kauften einiges von ſeinem Gebäck. In dieſem Augenblick warf ſich ein alter Mann über einen der Reiter her, faßte deſſen Pferd am Zügel und rief aus: »Ihr werdet das nicht eſſen!« Der Reiter ſchlug mit dem Kolben ſeines Piſtols auf den Mann ein; da derſelbe aber nicht losließ, ſo ſchoß er auf ihn und verwundete ihn am Nacken. Die Reiter verließen hierauf im Galopp die Stadt, wobei jedoch noch ein junger Mann auf ſie feuerte. Um 3 Uhr erſchien nun die ganze Schwadron. Rittmeiſter Baron v. Baerſt ritt vor das Haus des Maire, Mr. Dauphinot, beklagte ſich bei demſelben über die Haltung der Einwohner und verlangte die Schlüſſel der Stadt. »Die Stadt beſitzt keine Schlüſſel«, antwortete der Maire. »Gut,« ſagte der Offizier, »dann übergeben Sie mir die Stadt offiziell.« »Das thue ich hiermit,« entgegnete der Maire und beſiegelte die Uebergabe durch einen Handſchlag. »Und jetzt,« fuhr der Offizier fort, »müſſen Sie ſich mit Ihren Beamten an das Thor begeben, das auf der Straße nach Rethel liegt, um den commandirenden General (v. Tümpling) zu empfangen.« Dies geſchah. Auch der General machte dem Maire Vorwürfe, daß von den Einwohnern auf die Truppen geſchoſſen ſei und drohte zugleich, die Stadt zu ſeinem Bedauern ſchädigen zu müſſen, wenn ſich eine derartige Ausſchreitung wiederhole. Darauf begab ſich der General in die Stadt und quartierte ſich im »Lion d'Or« ein, während andre Offiziere das Nöthige mit dem Maire beriethen. Nun erſt erfolgte der Einzug der Diviſion. (Wir laſſen dahingeſtellt ſein, welche der beiden Verſionen: die im Text oder die in dieſer Anmerkung gegebene, die richtigere iſt.)

Diviſionen des VI. Corps haben uns bereits wieder verlaſſen (oder werden uns verlaſſen) und die Würtemberger, vortrefflich ausſehende Bataillone, ſind an Stelle derſelben eingerückt.

Was die Einwohner angeht, ſo ſind die beſſern Klaſſen durch entgegenkommende Haltung bemüht, die am 4. vorgekommenen Vorfälle vergeſſen zu machen, während ſich die Maſſe der Bevölkerung in das Unvermeidliche zu ſchicken beginnt. Eine große Stadt, wenn ſie nicht zu einem Moskau zu werden entſchloſſen iſt, muß ſich mit einer fremden Occupationsarmee auf einen erträglichen Fuß ſtellen und dies iſt auch hier geſchehen. Das franzöſiſche Sprüchwort: Contre la force il n'y a pas de résistance wird im weiteſten Sinne des Wortes beſtätigt und bethätigt. Die militairiſchen Behörden verfahren dabei auch ihrerſeits mit eben ſo viel Umſicht als Humanität. So läßt man z. B. die Leute hier herumſtehen, einzeln oder in Gruppen, wie es ihnen beliebt und kümmert ſich um den Gegenſtand ihrer Unterhaltungen nicht. Es ſcheint aber auch keine Gefahr zu befürchten. Geſtern wurde, um Eins zu erwähnen, ein Mann von einer Patrouille über den Platz des Hôtel de Ville geführt. Er verſuchte zu entſpringen, die drei Soldaten liefen ihm nach und holten ihn ein, aber, obgleich der Platz faſt voll von Blouſenmännern ſtand, ſo rührte ſich auch nicht eine Hand oder ein Fuß, um dem Flüchtling zu helfen.

Der Platz vor dem Hôtel de Ville iſt deshalb ſo anziehend für die Maſſen, weil nach dieſem Gebäude die Waffen der Stadt gebracht worden ſind, die ſeit geſtern in einem ſeitlichen Hofe zerſtört werden. Heute iſt noch ein anderer Grund vorhanden, welcher das Publikum dorthin lockt. In dem Saale der Mairie (ein geräumiger Saal mit den Bildern des Kaiſers Napoleon und der Kaiſerin Eugenie) iſt nämlich der Maire mit einigen Mitgliedern der Municipalität anweſend, um den dürftigen Einwohnern Atteſte auszuſtellen, durch welche dieſelben von der Verpflichtung befreit werden, ihre Einquartierung (die ihre Lebensmittel auf dem Eiſenbahnhofe empfängt, wo ein großes Magazin errichtet iſt) zu verpflegen. Alles, was dorthin geliefert wird, wird von der Militairbehörde baar bezahlt, und die Fuhrleute, welche ihre Waaren auf den Markt bringen, ſollen in keiner Weiſe behindert werden. In Folge deſſen war derſelbe heute ſchon recht beſucht, und während er von den Einheimiſchen Zulauf hat, machen die Magazine die beſten Geſchäfte mit den fremden Offizieren und Soldaten, die, wie die Seeleute, ſobald ſie ans feſte Land kommen, ihre Erſparniſſe zu mehr oder weniger nothwendigen Ankäufen verwenden.

Die ſtädtiſche Behörde hat ſich bisher im Ganzen verſtändig benommen. Der Maire und die ganze Municipalität hatten vorgeſtern in Folge der Ereigniſſe in Paris ihre Aemter niedergelegt, um fortan als Municipalräthe die Geſchäfte weiter zu führen. Man hat ihnen jedoch bedeutet, daß dieſes Verfahren unzuläſſig ſei und nach einer Verhandlung, deren Text bez. Protocoll die heutigen Blätter bringen, hat Mr. Dauphinot (der Maire) ſein Amt aufs Neue übernommen. Das Schriftſtück iſt ſo intereſſant, daß ich es hier im Wortlaut folgen laſſe. »Protocoll. Verhandelt am 8. September 1870 auf dem Rathhauſe zu Reims in Gegenwart folgender Perſonen: 1) des Hauptmanns vom 5. würtembergiſchen Infanterie-Regiment, M. Bauer, als commandirendem Offizier vom Platze, 2) des Polizei-Präfecten des großen Hauptquartiers Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, Geh. Regierungsrath Dr. Stieber, 3) des Polizei-Lieutenants v. Zernicki, Adjutanten des Polizei-Präfecten, 4) des preußiſchen Geh. Hofraths Schneider, in der Eigenſchaft eines Dolmetſchers, 5) des Maires der Stadt Reims, Mr. Dauphinot. Der Polizeipräfect Dr. Stieber eröffnet dem Herrn Maire Folgendes: Ich habe Ihnen am 6. d. Mts. mitgetheilt, daß mir von Sr. Excellenz dem Grafen v. Bismarck die Functionen des Präfecten für dieſes Departement übertragen ſind, und hat mich der Militaircommandant des Platzes Ihnen in dieſer Eigenſchaft vorgeſtellt. Ich habe Sie hier in Ihrer Stellung als Maire belaſſen, und mein Gouvernement hat dieſe meine Maßregel gebilligt. Zu meinem Erſtaunen leſe ich heute in einer hieſigen Zeitung das Protocoll einer Sitzung des hieſigen Magiſtrats, nach deſſen Inhalt Sie in Anbetracht der inzwiſchen in Paris eingetretenen Verhältniſſe Ihr Amt als Maire niedergelegt haben. Ein Convent von zehn Bürgern iſt an Ihre Stelle getreten. Ich bin vom Grafen v. Bismarck beauftragt, Ihnen zu eröffnen, daß man ein ſolches Verfahren nicht dulden wird. Sie ſind vom preußiſchen Gouvernement als Maire anerkannt, und während Sie unter dem Schutz der preußiſchen Waffen ſtehen, können die Ereigniſſe in Paris auf Sie keinen Eindruck machen. Veränderungen in der Verwaltung der Stadt dürfen nicht ohne meine Genehmigung und noch weniger ohne daß hiervon Anzeige gemacht wird, eintreten. Mein Gouvernement ertheilt Ihnen hiermit den gemeſſenſten Befehl, Maire zu bleiben, das ſogenannte adminiſtrative Comité ſofort aufzulöſen und auf dem ehrenvollen Platz des Maire ſo lange auszuharren, bis mein Gouvernement es für angemeſſen finden wird, Sie zu entlaſſen. Falls Sie hiermit nicht einverſtanden ſind, wird man der Stadt Reims eine ſtarke Kriegskontribution auferlegen, um eine ordnungsmäßige Verwaltung herbeizuführen und die Intereſſen der Stadt zu wahren, die uns Allen am Herzen liegen. (Folgen die Unterſchriften der oben genannten Herren.)«

Die beiden Zeitungen, der »Independant Rémois« (liberal) und der »Courrier de la Champagne« (ultramontan) ſind ſeit geſtern wieder erſchienen und werden maſſenhaft gekauft. Die Cenſur iſt ſehr mild und es dürfen nicht nur die Actenſtucke der neuen republikaniſchen Regierung in Paris abgedruckt werden, ſondern die Redacteure können auch ihren patriotiſchen Gefühlen freien Lauf laſſen. Die Einheimiſchen kaufen und leſen deshalb auch die Zeitungen eben ſo eifrig wie die Deutſchen (ſelbſtverſtändlich hauptſächlich die Offiziere) und, ſo traurig-ſcherzhaft es klingt, ſie haben ſicher ſeit vielen Wochen kein ſo wahrheitstreues Blatt in den Händen gehabt wie jetzt, wo dieſe ihre Zeitungen unter dem Zwange der Verhältniſſe erſcheinen. Nur über Truppenbewegungen iſt den Blattern zu ſchreiben abſolut unterſagt. Eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren beider Blätter wird durch die deutſchen Behörden in die rückwärtsliegenden Ortſchaften geſandt, um dort wenigſtens einige Nachrichten über die wirkliche Sachlage zu verbreiten. Das vollſtändige Fehlen ſolcher mußte der Phantaſie und der Fama den weiteſten Spielraum geben, da der Maſſe jedes Verſtändniß der Thatſachen, jede kritiſche Fahigkeit fehlt.

Die hieſigen Fabriken feiern ſchon ſeit Monaten, und unter den Arbeitern herrſcht deshalb bittere Noth. Man hofft indeſſen auch diesmal wieder durch eigenthümlich erſonnene »Anleihen« ſich helfen zu können. Die Franzoſen vergeſſen und lernen einmal nichts und die zahlreichen Bilder der verſchiedenen Arten von Aſſignaten der Revolutionszeit, die man häufig unter Rahmen in den Wohnungen findet, ſcheinen als eine unſchuldige Kurioſität betrachtet zu werden.

Geſtern traf hier eine Maſſe heimiſcher Liebesgaben für die Würtemberger ein. Faſt der ganze Markt war mit ihren Wagen bedeckt, auf denen ſich hauptſächlich warme Bekleidungsgegenſtände (die bei der jetzt eingetretenen, ſehr kühlen und auch wiederum ſehr naſſen Witterung höchſt gelegen kommen müſſen) und Kiſten mit den unſchätzbaren Cigarren befanden, — unſchätzbar, weil man hier nichts derartiges kaufen kann. Die Franzoſen haben den vorhandenen Tabak ſelbſt conſumirt und die Reſte mitgenommen. Die meiſten unſrer Soldaten entbehren aber nichts ſo ſehr, als den Genuß einer Pfeife oder Cigarre.

Wir haben jetzt hier die erſten Dolmetſcher der Armee geſehen, eine Einrichtung, welche der Gouverneur von Mainz getroffen haben ſoll. Es ſind ſtattliche Männer in Cavalleriſten-Uniform, welche auf dem linken Arm ein Blechſchild mit der Inſchrift: »Dolmetſcher, Interprète«, tragen und von denen einige die Avantgarde, andre verſchiedene Truppentheile begleiten.

Das Benehmen der Soldaten in der Stadt iſt vortrefflich, obgleich es ſchwerlich einen Eindruck auf die Franzoſen machen wird, die ſich, bei aller äußerlichen Ergebenheit, doch nach wie vor von einer unbeſchreiblichen Arroganz erfüllt zeigen. Wenn ein Soldat, dem die unverſchämten Preiſe, die man ihm abfordert, zu hoch erſcheinen, bei der Rechnung eine kleine

Schwierigkeit erhebt, ſo ſchreit der Gaſtwirth oder Kaufmann, der an einem Tage hunderte von blanken Thalern verdient, ſicher, wie wenn ihm die Haut vom Leibe gezogen würde, und unter Zehnen iſt kaum Einer, welcher ſeine deutſche Einquartierung nicht als die höchſte Ruchloſigkeit anſieht, die, in der Geſtalt der franzöſiſchen Nation, zugleich der ganzen Menſchheit angethan wird. Daneben herrſcht aber eine Blaſirtheit ohne Grenzen, welche auch für die Zukunft wenig erwarten läßt. Indeſſen iſt es unnütz, darüber Vermuthungen auszuſprechen, die nächſten Wochen müſſen es ja lehren, ob die Republik in Frankreich Ausſichten hat oder nicht.

Reims, 10. September.

Heute hat der König, nur von wenigen Perſonen ſeines Hauptquartiers begleitet, das »Lager von Chalons« beſucht. Ich war eine Stunde vorher aufgebrochen, um mich auf demſelben mußevoll orientiren zu können.

Das »Lager« iſt oft und ausführlich nach allen Richtungen hin beſchrieben worden; eingehende Schilderungen Sachverſtändiger in militairiſchen Blättern und Feuilleton-Artikel geiſtreicher Touriſten haben den Gegenſtand faſt erſchöpft. Man kann ſich aber beim Ueberblicken der ganzen ſo umfaſſenden Anlage des Gedankens nicht erwehren: und das Alles war umſonſt! Gerade das Gegentheil von dem iſt erreicht worden, was man erreichen wollte! Hier ſollte das geübt und zur Gewohnheit werden, was zu unſerm Verderben, zu unſrer Knechtung beſtimmt war; aber der Allmächtige fügte es anders. Ueber all den Glanz und Schimmer dieſes Kriegslagers iſt der Engel der Verwüſtung hingeflogen. Zerriſſen liegen die Zelte am Boden; die Leinwand iſt von den Einwohnern der beiden Mourmelons theils ſchon weggeſchleppt, theils im Koth umhergeſchleift worden; nur an den ebenfalls umgeſtürzten Zeltſtangen, den zerriſſenen Stücken, den im Boden ausgegrabenen Rundungen, kann man noch erkennen, daß hier Zeltreihen geſtanden haben. Jetzt exiſtiren nur noch die Giebel niedergebrannter Magazine; dazu umgeſtürzte Bretterſchuppen, Schilderhäuſer, Gewehrſtänder. Die Truppen, welche hier gelegen, müſſen ihr Lager in fluchtähnlicher Eile oder in einer wuthgleichen Stimmung verlaſſen haben, denn es iſt nicht abgebrochen, ſondern umgeſtürzt worden. Das ſonſt ſo lebendige Treiben in den ſtadtähnlichen Dörfern Grand- und Petit-Mourmelon hat aufgehört; das Theater, die ganze Reihe der Cafés, Eſtaminets ſtehen leer; die Wirthshäuſer »à la gloire française«, »au triomphe«, »à la victoire« glotzen aus hohlen Augen auf die Straße hinaus; eine Unzahl von Schänkmädchen und liederlichen Dirnen machen verlegene Geſichter. Es liegt nur eine Compagnie des 15. baieriſchen Infanterie-Regiments hier, wo ſonſt 3 Infanterie-Diviſionen lagerten. Am übelſten ſieht es freilich in der kleinen Colonie des Pavillon impérial aus. Als unſre Truppen im Lager eintrafen, fanden ſie eine Bande franzöſiſcher Marodeurs beſchäftigt, Alles im Innern der verſchiedenen Pavillons zu demoliren, die Spiegel zu zerſchlagen, die Möbel zu zertrümmern, die Vorhänge abzureißen und wegzuſchleppen, kurz, eine allgemeine Devaſtation der ſchlimmſten Art! Nichts, abſolut nichts in den ſämmtlichen Gebäuden, dem Caſino, den kleinen Pavillons für das Gefolge, iſt verſchont geblieben, der Ruin vollſtändig. Man iſt beſchäftigt, die Matratzen, das Bettzeug, Uhren und ſonſt Transportables in den verrufenen Häuſern Mourmelons aufzuſuchen; denn das liederliche Geſindel hat ſich die allgemeine Verwirrung zu nutze gemacht.

Gegen 1 Uhr traf der König, von Reims her, hier ein. Für die Zeit ſeines Aufenthalts im Lager war die 2. Escadron des 1. königlich würtembergiſchen Dragoner-Regiments (König Karl) hierher beordert worden. Sie ſtand zur linken Seite des kaiſerlichen Pavillons aufmarſchirt, als Se. Majeſtät vorfuhr und begleitet von dem Prinzen Karl von Preußen, dem Großherzog von Sachſen-Weimar, dem Prinzen Luitpold von Baiern und dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin das Innere des Pavillons beſichtigte, dann mit ſeiner Suite zu Pferde ſtieg und die ganze Ausdehnung des Lagers beritt, ſowohl die lange Reihe der neben der Zweig-Eiſenbahn hinlaufenden Winter-Baracken, wie auch die Emplacements für die verſchiedenen Zeltlager. Ueberall zeigten ſich die Spuren des übereilten Verlaſſens dieſes Lagers. Nur die Schanzkörbe, Faſchinenbündel und Rollkörbe der Sappeurs waren noch in Ordnung, werden aber ebenfalls bald genug von den Einwohnern als Brennmaterial benutzt werden. Auf der letzten Höhe von Reims her ſteht ein Obeliſk, mitten auf der alten, wiederhergeſtellten Römerſtraße, mit folgenden Inſchriften auf den vier Seiten. Erſte Seite: Voie romaine restaurée en 1861 de Durocortorum à Divodurum par Casturigis; alſo etwa: 1861 wiederhergeſtellte Römerſtraße von Reims nach Metz über Bar le Duc. Zweite Seite: Création du Camp de Châlons 1856. Dritte und vierte Seite folgende Stellen aus einem Briefe, den der Kaiſer am 18. Auguſt 1868 aus dem Lager von Chalons geſchrieben: »Les communes rurales, si longtemps negligées, doivent avoir un large part aux subsides de l'état, car l'amélioration des campagnes est encore plus utile que la transformation des villes.« »Il faut surtout poursuivre avec urgence l'achèvement des chemins vicinaux, c'est le plus grand service à rendre à l'agriculture.«

Nach vollendeter Beſichtigung kehrte der König in das Hauptquartier Reims zurück. (Am 12. wurde dieſer Beſuch des Lagers von Chalons wiederholt.)

Reims, 11. September.

Das anhaltende Läuten der Glocken der Cathedrale ließ es, wenn ſonſt noch ein Zweifel geweſen wäre, erkennen, daß heut Sonntag ſei. Das Wetter iſt gut, die Kirchen von Andächtigen zahlreich beſucht. Der König widmete ſich heute Morgen zunächſt militairiſchen Pflichten, indem er Erſatztruppen, welche den Regimentern nachgeſchickt worden und glücklich hier eingetroffen ſind, dann einen Theil der Cavallerie-Diviſion des Prinzen Albrecht Revue paſſiren ließ. Er ſtand in Mitten des Platzes vor der Cathedrale, umgeben von einem zahlreichen Gefolge, während Soldaten und Einwohner in weitem Kreiſe den Platz umſtanden. Der König ſah ungemein wohl und heiter aus und unterhielt ſich mit einer Menge von Offizieren auf das Freundlichſte. Dann begab ſich Se. Majeſtät nach ſeiner Reſidenz und ſpäter zum Gottesdienſt in die evangeliſche Kirche.

Vom Cathedralenplatze aus ſuchte ich die Barrieren auf, wo ein reges ſonntägliches Treiben herrſchte. Nach den Schanzen zu ſchließen, welche die Franzoſen an den Zugängen zur Stadt gebaut haben — ich habe dergleichen an den Straßen von Rethel und Chalons geſehen, — ſcheinen ſie eine Vertheidigung der Stadt beabſichtigt, alſo für möglich gehalten zu haben. Sieht man aber die Anlage dieſer Schanzen, die Schießſcharten, welche in die noch ſtehenden Strecken der alten Stadtmauer eingehauen worden ſind, ſo kann man über die Verblendung beim Trace und über die unglaubliche Ungeſchicklichkeit bei der Ausführung nur die Achſeln zucken. Eine enge dicht mit Häuſern beſetzte Straße führt außerhalb dieſer elenden alten Mauer entlang, deſſen ungeachtet hatte man ellenweite Schießſcharten in dieſelbe eingehauen, durch welche freilich ein 12 Pfünder ebenſo bequem ſchießen konnte, wie ein fusil Chassepot; aber auf was? auf die kaum 15 Schritt gegenüberliegenden Häuſerreihen! Solchen Ungeſchicklichkeiten und Unwiſſenheits- oder Leichtfertigkeits-Zeugniſſen begegnet man in dem gegenwärtigen Frankreich auf Schritt und Tritt. Es macht den Eindruck, als wenn den Leuten jeder Begriff des Ernſtes ihrer Lage verloren gegangen wäre.

Geſtern iſt hier der General-Poſtdirector Stephan aus Berlin angekommen und es ſteht zu erwarten, daß die Verbindung mit der Hauptſtadt nunmehr beſchleunigt werden wird, indem man auf den von keiner Locomotive befahrenen Strecken einen regelmäßigen Relaisdienſt herſtellt. Die Poſtcouriere gehen unter leichter Bedeckung, da trotz der im Allgemeinen vorſichtigen Haltung der Bevölkerung doch die Möglichkeit irgend eines Coups vorgeſehen werden muß. Hier iſt nach wie vor Alles ruhig und die Bevölkerung zeigt ſich immer freundlicher, je mehr die Befürchtungen, welche ſie vor den Eindringlingen gehegt hat, ſich als grundlos herausſtellen. In den Briefen der Einwohner an Auswärtige, welche dem preußiſchen Feldoberpoſtamt offen eingeliefert werden müſſen, ſoll ſogar ſehr oft der Wunſch ausgeſprochen ſein, daß die Flüchtlinge zurückkehren möchten, da ſie hier nichts zu befürchten hätten.

Von heute ab iſt für die Verpflegung der Truppen aus den Magazinen Sorge getragen und ein Anſchlag zeigt den Einwohnern, und nicht blos den ärmeren, an, daß ſie den Soldaten nur noch die Lebensmittel zuzubereiten haben. Das wird die Stimmung noch bedeutend verbeſſern. Wahrſcheinlich wird es auch möglich ſein, aus preußiſchem Gebiete Kohlen herbeizuſchaffen, um die Fabriken wieder in Thätigkeit zu ſetzen. In der Stadt zeigt kaum etwas den Kriegszuſtand, als der frühzeitige Schluß der Läden und die Stille am Abend auf den Straßen. Im Uebrigen heißt es, daß kurz vor unſrem Eintreffen in Reims einige tauſend junge Leute geflüchtet und in die Mobilgarde eingetreten ſeien. Werden ſie noch zum Kampfe kommen? Erſichtlich iſt in den Kriegsactionen ein Stillſtand eingetreten, der freilich jeden Augenblick ſein Ende erreichen kann. Dagegen ſchwirrt es von Gerüchten über die künftige Haltung der franzöſiſchen Regierung. Vielfach wird behauptet, daß ſich die Regierung weiter ſüdlich zurückziehen wolle. Die Franzoſen können auf dieſe Weiſe den Krieg in die Länge ziehen, aber ſchwerlich zu ihrem Segen.

Am 14. früh brach das Große Hauptquartier auf, um ſich über Dormans nach Chateau-Thierry zu begeben, eine Entfernung von über 8 deutſchen Meilen. Es hieß anfänglich, das Vorrücken werde über Chalons oder Epernay erfolgen; da indeſſen von den verſchiedenſten Seiten her die Meldungen einliefen, daß unſre im Vormarſch auf die Hauptſtadt begriffenen Truppen theils auf den ihnen beſtimmten Punkten bereits angekommen ſeien, theils gleichzeitig mit dem weiteren Vorrücken des Großen Hauptquartiers gegen Paris dort eintreffen würden, ſo wurde der directe Weg vorgezogen.

Der Aufenthalt in Reims hatte über eine Woche gewährt, während welcher Zeit, freilich nur auf kaum drei Tage, auch das Hauptquartier des Kronprinzen in die alte Krönungsſtadt verlegt worden war. Dies war am 6., 7. und 8. Wir kommen auf dieſe partiell gleichzeitige Anweſenheit des kronprinzlichen Hauptquartiers in Reims an andrer Stelle, wo wir dem Vormarſch der III. Armee zu folgen haben werden, zurück und werden dann erneuert Gelegenheit finden, über die Vorgänge während dieſes Aufenthalts in der Champagne-Hauptſtadt, ſpeziell auch über ihre berühmten Baulichkeiten zu berichten.

Das Große Hauptquartier in Chateau-Thierry

vom 14. bis 15. September

Chateau-Thierry, 14. September.

Der Marſch des Großen Hauptquartiers von Reims bis hier nach Chateau-Thierry iſt der ſtärkſte, welcher bisher gemacht worden iſt. Die Einwohner von Reims ſtanden neugierig an den Fenſtern und den Thüren, um zu ſehen, wie die Wagen einer nach dem andern, und zwar auf der großen Straße nach Paris dahinrollten. Denn für ſie, wie für die Bewohner jedes Orts, giebt es einen politiſchen Wetterzeiger, dem ſie, obgleich ſonſt in den größten Illuſionen lebend, doch nicht die Beachtung verſagen können, das iſt die Richtung der Truppenbewegungen. Jede ſeitliche Bewegung erhöht ihre Hoffnungen, aber wenn es gerade auf Paris losgeht, dann iſt dies ein Raiſonnement, gegen welches ſelbſt ein franzöſiſcher Kopf ſich nicht unempfänglich zeigen kann.

Die Gegend hinter Reims iſt ſtundenlang ſo monoton, wie überhaupt in der Champagne: Hügel folgt auf Hügel, die Straße geht immer bergauf und bergab. In den Dörfern ſtehen die Leute truppweiſe an der Straße, gewöhnlich iſt der Herr Pfarrer unter ihnen. Sie warten auf le roi Guillaume und Monsieur de Bismarck. Der Letztere war übrigens während der letzten Tage ſeiner Anweſenheit in Reims ſchon in einer Weiſe populair geworden, daß es ihm läſtig geworden ſein muß, denn von dem Augenblicke an, wo die Leute ihn kannten, brauchte er ſich nur ſehen zu laſſen, um ſogleich einen Auflauf zu verurſachen.

Bei Pargny liegt ein Schloß, irgend einem Champagnerfürſten gehörig. An den Bergen hinauf breiten ſich die Weingärten aus, ſilberweiß leuchtend von den Stäben, an welchen ſich die Pflanzen hinaufranken. Hinter Paſſy-Grigny kommt man endlich in ein wirkliches Thal. Ein Bach windet ſich darin, deſſen Ufer mit Bäumen und Gebüſch bewachſen ſind. Es iſt ein Nebenflüßchen der Marne, in deren Thal die Straße dann weiter führt. Bei Dormans ſtößt ſie auf die Eiſenbahn von Nancy nach Paris. Dormans iſt ein anſehnliches Oertchen, wo der König das Dejeuner einnahm. Eine Ehrenwache erwartete ihn vor dem Hôtel de France, in welchem er abſtieg. Das Thal der Marne gleicht einem Garten, denn die Obſtzucht und der Weinbau werden dort in ausgedehnteſter Weiſe betrieben. Die prächtigſten Früchte, Birnen von der Größe einer ſtarken Fauſt, alle von gleicher Form, Pfirſiche, große Weintrauben ſind hier in der verlockendſten Weiſe ausgeſtellt.

Der König, der erſt um 6½ Uhr hier, in Chateau-Thierry, eintraf, hat ſeine Wohnung in dem Gebäude des kaiſerlichen Procurators in der Nähe der alten und ſehr alterthümlichen Cathedrale genommen, an deren Thurm der Zahn der Zeit arg genagt hat.

Die Stadt, an der Marne gelegen, über welche eine ſchöne ſteinerne Brücke führt, hat faſt 7000 Einwohner und ſieht, wie die meiſten franzöſiſchen Städte, viel größer aus. Sie hat hübſche Läden, ſchöne Promenaden längs der Marne, deren Bäume im Geſchmack der Zeit Ludwigs XIV. zugeſtutzt ſind und Bogengänge bilden. Auf dem Platze hinter der Brücke ſteht eine Marmorbüſte Lafontaine's, des berühmteſten Bürgers der Stadt.

Am 12. Februar 1814 ſchlug hier Napoleon die Ruſſen unter Sacken. Aber auch in früheren Jahrhunderten wird Chateau-Thierry viel genannt. Noch ſind die Ruinen da eines 720 von Karl Martell erbauten, nachmals dem Grafen von Vermandois gehörigen Schloſſes. Unter Karl VI. wurde Stadt und Umgegend zur Pairie, unter Karl IX. zum Herzogthum erhoben.

Schon morgen begiebt ſich das Große Hauptquartier weiter vor bis Meaux.

Das Große Hauptquartier in Meaux

vom 15. bis 18. September.

Meaux, 15. September.

Der König iſt heute Nachmittag, von Chateau-Thierry über la Ferté ſous Jouarre kommend, hier eingetroffen und in dem palaisartigen Hauſe des Herrn Daſſi auf dem Boulevard, der Cathedrale gegenüber, abgeſtiegen.

Von Reims bis Chateau-Thierry und heute von Chateau-Thierry bis Meaux ſind über 16 Meilen zurückgelegt worden, welche indeſſen durch einen der landſchaftlich ſchönſten Theile Frankreichs, das Marnethal, führten. Dieſes Thal und die Thäler der Gironde gehören zu den reichſten, am beſten cultivirten und zugleich pittoreskeſten Landſtrichen Frankreichs. Wohlthätig ſtechen ſie gegen die ſterilen, kalkbleichen Ebenen der Champagne ab. Hinter la Ferté ſous Jouarre hatten die königlichen Wagen die Marne auf einer Pontonbrücke paſſiren müſſen, da der Feind, bei ſeinem Rückzuge, ſowohl die gewöhnliche als die Eiſenbahnbrücke geſprengt hatte. Der Schaden und die Verzögerung war durch die Thätigkeit des 6. Pionier-Bataillons bald wieder gut gemacht. Auch die Brücke über den bedeutend höher als die Marne liegenden Canal war zerſtört worden, ſo daß die vorausgehenden Gepäckwagen einen bedeutenden Umweg über die weiter ſüdlich liegende Brücke machen mußten, die zwar ebenfalls bereits minirt, aber nicht geſprengt worden war. Bei dieſen Fluß- und Canal-Uebergängen fanden ſich die Dörfer vollſtändig verlaſſen von ihren Einwohnern, die Wohnungen ausgeräumt und alle Habſeligkeiten wahrſcheinlich in das Bois de Meaux geſchleppt. Soldaten, die dem VI. (Tümplingſchen) Corps angehörten, hatten die der Straße zunächſt liegenden Waldſtrecken abpatrouillirt und die Bauern, denen ſie begegneten, gezwungen, in ihre Dörfer zurückzukehren.

Es war 5½ Uhr, als der König hier anlangte. Eine große Menſchenmenge hatte ſich auf dem Boulevard vor dem Quartier Sr. Majeſtät verſammelt und harrte mehrere Stunden der Ankunft, neugierig die Uniform und Haltung ſo wie das Exercitium der Ehrenwache betrachtend, die ſeitens einer Compagnie des 4. niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments gegeben wurde. Der commandirende General des VI. Armee-Corps, v. Tümpling, mit den Offizieren ſeines Stabes empfing den König am Eingange zum Daſſiſchen Hauſe und erſtattete Rapport.

Meaux iſt eine alte, ſich an der Marne und dem Ourcqcanal hinſtreckende Stadt mit etwa 12,000 Einwohnern, umgeben von ſchönen Promenaden, die auf den ehemaligen Feſtungswerken angelegt ſind. Geſchichtlich bekannt iſt Meaux durch das im Jahre 1240 dort abgehaltene Concil, welches den Bann über Kaiſer Friedrich II. ausſprach, auch als Sitz des Biſchofs Boſſuet († 1704). Die Stadt hat lebhaften Handel aller Art, inſonderheit mit dem berühmten Fromage de Brie. In der Nähe des biſchöflichen Gartens ſind noch Ueberreſte der römiſchen Stadtmauer erhalten. Auf einem Hügel liegt der Stephansdom, ein prachtvolles, im 12. Jahrhundert begonnenes gothiſches Bauwerk, an welchem bis in das 16. Jahrhundert gearbeitet wurde, das aber dennoch unvollendet geblieben iſt. Die Facade wird von drei mächtigen Portalen durchbrochen, die mit — jetzt meiſt verſtümmelten — Statuen geſchmückt ſind. Ueber dem Portal erhebt ſich ein 207 Fuß hoher ſtumpfer Thurm, von dem aus man die Höhen des Montmartre und des Mont Valérien bei Paris erblickt. Ein zweiter Thurm zur Rechten (la tour Noire) iſt unvollendet geblieben. Der Chor mit dem Hochaltar aus grünem Marmor iſt architectoniſch der bemerkenswertheſte Theil der Kirche. In die reſtaurirte Kanzel ſind die Füllungen derjenigen, von welcher Boſſuet, der große Kanzelredner unter Ludwig XIV., predigte, wieder eingefügt. Sein Grab iſt in der Kirche zu Füßen des biſchöflichen Throns. Auch ſeine Bildſäule iſt im Jahre 1822 in der Kirche aufgeſtellt worden. — Das biſchöfliche Palais zu Meaux iſt im 16. Jahrhundert reſtaurirt und verſchönert worden. Intereſſant ſind in demſelben eine Doppelkapelle aus dem 12. Jahrhundert, ein gewölbter, zweiſchiffiger Saal, die von le Nôtre angelegten Gärten und Boſſuets Zimmer in einem beſonderen Hauſe, welches der Biſchof hatte erbauen laſſen, um dort ungeſtört zu arbeiten. An das biſchöfliche Palais ſtößt das alte Capitel, ein Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert, von welchem jedoch einzelne Theile ſchon aus dem 6. oder 7. Jahrhundert herſtammen ſollen.

Die Stimmung hier iſt unfreundlicher als in Chateau-Thierry, ſelbſt die Neugier vermag dies nicht auszugleichen und wir erkannten deutlich, daß wir in die Wirkungsſphäre von Paris eingetreten ſind. Gerade die beſſren Elemente der Einwohnerſchaft erſcheinen wie paralyſirt. Le roi de Prusse als Feind hier in Meaux, nur noch wenige Meilen von Paris entfernt und der Himmel ſendet noch immer nicht ſeine Blitze! Hier und dort ruft die helle Rathloſigkeit und Beſtürzung der Leute geradezu eine tragikomiſche Wirkung hervor. Dagegen kann man ſich nicht einer vollen Wehmuth erwehren, wenn man mit einem alten Militair ſpricht, der, die Ehrenlegion im Knopfloch, ſeiner frühren Armee gedenkt und jetzt zu Vergleichen gezwungen iſt.

Mit dem Eintreffen des Großen Hauptquartiers hier in Meaux iſt der Vormarſch unſrer Armee-Corps auf Paris als beendet anzuſehen und es beginnt nun die Ausbreitung und das Verbinden derſelben untereinander zu dem Iſolirungsgürtel. Da die Verbindung mit Paris ſelbſt vollſtändig abgeſchnitten und bei der Wachſamkeit unſrer Vorpoſten jedes Durchkommen von Boten, Briefen oder Zeitungen von dort her faſt unmöglich iſt, ſo kennt man die Vorgänge in Paris ſelbſt nur nach den Nachrichten, die auf weiten Umwegen hierher gelangen. Jedenfalls ſind ſie nicht der Art, daß ſie eine Stockung oder Veränderung in den militairiſchen Vorbereitungen herbeiführen könnten.

Meaux, 16. September.

So eben kehre ich von einer Excurſion gegen Livry und Sevran in der Richtung auf St. Denis nach Meaux zurück. Dieſelbe Todesſtille auf dem ganzen Wege. Die Gehöfte am Wege verlaſſen, gähnende Thüren und Fenſter. In dem Flecken Claye, zwei, drei Meilen von hier, war ein altes Weib, das unter den auf dem offenen Hofe des »Cheval blanc« umhergeſtreuten Trümmern und Fetzen ſuchte, das einzige menſchliche Geſchöpf, das mir entgegenkam, eine Deutſche, die behauptete, aus Paris verwieſen zu ſein. Alles Verwüſtung und Zerſtörung vom Dach bis in den Keller hinab. Die Locken und Chignons, die Crinolinen und Jupons, die Hemden und die geheimſten Gegenſtände der Toilette lagen in den Corridors umher, die Schüſſeln und Teller, die Caſſerollen und Bratpfannen, die ganze Wirthſchaft lag pêle-mêle durcheinander, Alles war zerbrochen, zerriſſen, zerfetzt, mit der ſcheußlichſten Brutalität vernichtet. Rechts und links lagen am Eingange des Städtchens die ſchönſten Landhäuſer; in den Gärten die ſchönſten Blumenbeete, die herrlichſten Bosquets. Ich trat durch die eiſernen Gitterthore und ſchlenderte durch die Parkwege, ſchritt die kleinen Freitreppen hinauf in die Villen, die ſich der Reichthum des von den Geſchäften zurückgezogenen Pariſers mit allem Comfort und Luxus ausgeſtattet. In dem Salon gedeckte Tiſche, ſchmutzig bis zum Ekel, mit Champagner- und Rothweinflaſchen, zerbrochenen Gläſern, zerſchlagenen Aſſietten beladen, die durcheinander geworfen, von den wildeſten Gelagen zeugten. Die Reſte der Braten, der Omeletten, der Deſſerts, zerquetſchte Früchte, zertretene Paſteten, Scherben und Brocken lagen auf dem Boden umhergeſtreut; die Vorhänge waren von den Fenſtern geriſſen, die Spiegel über den Caminen durch hineingeſchleuderte Flaſchen zertrümmert; widerliche Zoten mit Kohle auf die koſtbarſten Tapeten gezeichnet, allerlei hinterlaſſener Unflath, zerbrochene Stutzuhren, zerriſſene Oelgemälde und Kupferſtiche, — das war der Anblick, der ſich mir in zwei, drei dieſer reizenden Landhäuſer in den unteren Räumen bot. Ich rede nicht von dem ſcheußlichen Zuſtande der oberen Gemächer, der Schlafgemächer der Hausfrauen, der Boudoirs. Kein Schrank, keine Schublade war verſchont, alle Schlöſſer waren erbrochen, der Inhalt über den Boden hingeworfen, bis in die Manſarden hinauf dieſelbe Zerſtörung!

Wohl eine Stunde währte meine Promenade durch die todte Stadt. Niemand zu ſehen. Endlich fand ſich ein Mann, der mir mit einem Buche in der Hand entgegenkam und ſich mir als den einzig zurückgebliebenen Bewohner des Städtchens, als Verwalter der Pariſer Omnibus-Geſellſchaft, präſentirte. »All' dieſe Verwüſtung,« klagte er mir, »haben wir unſren eignen Leuten zu danken! So haben vor einigen Tagen gerade diejenigen bei uns gehauſt, von denen wir unſre Rettung erwarten ſollten! Sie haben die letzten Bewohner der Stadt, die noch den Muth hatten, ihre Wohnungen zu hüten, durch die ſchändlichſten Rohheiten vertrieben, die Frauen beleidigt, die Männer mit ihren Säbeln und Bajoneten gemißhandelt und ſind erſt abgezogen, als nichts mehr übrig war, was ihre Habſucht hätte verſuchen können!« — Ein Artikel des »Siècle« hatte mir am Morgen erſt erzählt, daß die Preußen in Frankreich die Zeiten Attila's wieder wach gerufen, daß ſie die ſchrecklichſten Verwüſtungen angerichtet hätten. Ich beſtreite nicht, daß die unverzeihliche Thorheit der franzöſiſchen Bevölkerungen, ihre Dörfer und Städte zu verlaſſen, zu mancherlei Ungehörigkeiten unſererſeits Veranlaſſung gegeben hat; ich beſtätige dieſe ſogar, denn der vom Marſch ermüdete, von Hunger und Durſt gequälte Soldat verlangt zu eſſen und zu trinken, und wo er eine verſchloſſene Thür findet, iſt der Kolben der beſte Schlüſſel. Der Franzoſe würde auf ſolche Vorwürfe antworten: »à la guerre comme à la guerre«. Wie aber rechtfertigt das »Siècle« die Thatſache, die ich ſchon in zehn Ortſchaften beſtätigt gefunden habe, daß die regulaire franzöſiſche Armee die Städte ihres eignen Vaterlandes geplündert und ein Schrecken für ihre eignen Landsleute geworden iſt? Ich lade das »Siècle« ein, ſich nach dem Friedensſchluſſe in Clave zu erkundigen; das Blatt, wenn es der Wahrheit nicht ſein Ohr verſchließt, wird dann erfahren, daß nicht nur die Franctireurs, die man zum »Heile und zur Rettung Frankreichs« bewaffnet hat, ſondern regulaire franzöſiſche Infanterie und Cavallerie, mit den Chaſſeurs d'Afrique an der Spitze, in dieſem Orte Schandthaten verübt haben, vor denen ſich der Gedanke ſträubt.

Und ähnlich iſt es in allen verlaſſenen Ortſchaften im Umkreiſe des Weichbildes von Paris. Noch iſt kein deutſcher Soldat in dieſe Ortſchaften zwiſchen Meaux und Paris gedrungen; die ſächſiſche Feldwache lag nur eine Meile vor Meaux, und der mir begegnende Lieutenant derſelben warnte mich ſogar, weiter zu gehen, da draußen keine Vorpoſten mehr ſtehen. Etwa eine halbe Meile hinter Claye aber fand ich ſchon eine Probe der formidablen Vertheidigungsmaßregeln von Paris, eine Barricade, welche den alten franzöſiſchen Quaderndamm dieſer Straße ſperrte.

Es iſt mir geſtattet, von den augenblicklichen Dispoſitionen zu reden, weil die Ereigniſſe den Druck meiner Mittheilungen längſt überholt haben werden. Schon am frühen Morgen ſind die ſchleſiſchen Regimenter mit klingendem Spiel durch Meaux nach links marſchirt, das VI. Armee-Corps breitet ſich gegen Sceaux aus, während die Armee des Kronprinzen von Sachſen ſich gegen St. Denis bewegt. Man ſpannt alſo bereits die eiſernen Arme aus, deren Spitzen von beiden Seiten die Cavallerie bildet. Vielleicht haben unſre Nachbarn in der Nacht wieder einige Brücken geſprengt, wie vor Lagny, wo die franzöſiſchen Pioniere vor einigen Tagen die Bewohner auf dieſe Operation vorbereiteten und gleich einige Häuſer mit in die Luft ſprengten. Als ſie in der Nacht darauf die zweite Brücke ſprengten, war Niemand vorher davon benachrichtigt worden, und die harmloſen Einwohner wurden durch den jäheſten Schreck aus ihren Betten geſprengt, in der Ueberzeugung, die Preußen ſeien da, die allerdings auch ohne alle Vorbereitung am nächſten Tage bereits einrückten und morgen früh ſchon weiter gegen Paris vorgehen werden.

Meaux, 17 September.

Die gegen Paris vorgehenden Truppen ſind mit dem Eintritt in den achtmeiligen Umkreis um die Hauptſtadt auch in den Rayon der Wirkſamkeit der von der revolutionairen Regierung angeordneten Vertheidigung eingetreten, und jeder Marſch iſt ein wirklicher Kriegsmarſch. Ueberall ſind die Brücken abgebrochen, die Chauſſeen unwegſam gemacht, jedes bewohnte Haus verlaſſen, eine Wüſte geſchaffen, die im ſchreienden Gegenſatze zu der reich cultivirten Landſchaft ſteht. Von weitem ſehen dieſe Ortſchaften und Weiler ſo behaglich, ſo verheißend aus. Betritt man ſie, ſo begegnet man keinem Einwohner, auch das einfachſte Hausgeräth iſt fortgeſchleppt, von Nahrungsmitteln nirgend eine Spur. Die Pariſer täuſchen ſich indeß gewaltig, wenn ſie glauben, dadurch einen abſchreckenden Eindruck zu machen. Im

Gegentheil, unſere Soldaten haben nur einen Gedanken: Paris! Nicht des dort zu hoffenden Wohllebens wegen, nein, um die endliche Demüthigung dieſer Nation zu erzwingen, die auch jetzt noch — trotz der ihr ſchon gewordenen ſchweren Züchtigungen — von ihrem Hochmuthe nicht abläßt. Zu einer ſyſtematiſchen, unter ſich ſtets verbundenen und Fühlung behaltenden Einſchließung gehört aber Zeit, und ehe dieſe Einſchließung nicht vollendet, die vollſtändige Iſolirung nicht eingetreten iſt, kann von einer kriegeriſchen Action, die durch den wirklichen Kampf charakteriſirt wird, nicht die Rede ſein. Die ſchwere Beſorgniß der Pariſer ſpricht ſich am beſten in den Mitteln aus, welche in ihren Zeitungen zu unſrer Bekämpfung vorgeſchlagen werden. Luftballons, mit Nitroglycerin beladen, ſollen von oben Tod und Verderben auf uns herabregnen laſſen, — die Löwen, Tiger und Leoparden der Menagerieen ſollen auf uns losgelaſſen werden, noch complicirtere Mitrailleuſen ſollen gebaut, Flaſchen und Glaskugeln mit Schwefelſäure in unſre Glieder geworfen werden. Wie werden alle dieſe Kindereien vor dem furchtbaren Ernſt eines preußiſchen Sturmangriffs verſchwinden! Wie beſchämt werden Erfinder und Proponenten dieſer Zerſtörungsmittel die Wirkung einer preußiſchen Zündnadelſalve ſehen! Man kann nur wünſchen, daß die jetzigen Machthaber in Paris es nicht zu einem Sturm oder gar zu einem Häuſer- oder Barricadenkampf kommen laſſen, weil dann wirklich kaum das ſchwerſte Unheil abzuwenden ſein würde! Die Pariſer denken ſich einen Kampf wie 1814, und vergeſſen ganz, daß damals der Einzug nach einer Schlacht in offenem Felde erfolgte, wo der Offizier ſeine Mannſchaften in der Hand hatte, und kein Soldat der Alliirten Paris eher betreten durfte, bis die Truppen zum Einmarſch geordnet waren. Geſchieht die Eroberung der Stadt diesmal im Sturm und vertheilen ſich dann die Soldaten in die Häuſer, ſo kann die geringſte Veranlaſſung ein furchtbares Unglück über Hunderttauſende bringen.

Wie es heißt, wird das Große Hauptquartier von Meaux aus noch weiter gegen die Hauptſtadt vor verlegt werden, vielleicht nach Lagny, ungefähr anderthalb deutſche Meilen vor dem äußerſten Oſtfort von Paris. Unſre Eclaireurs ſind überall ſchon in den Dörfern der nächſten Umgebung erſchienen und haben einen heilſamen Schrecken verbreitet. Bald wird ſich rings um Paris wiederholen, was um Sedan eine ſo demoraliſirende Wirkung auf die franzöſiſche Armee ausübte: die vollſtändige Einſchließung, auf allen Seiten das Blitzen der Pickelhauben und die ſchwarze Maſſe unſrer Colonnen!

Meaux, 18. September.

Man ſpricht von einem noch bevorſtehenden Befehl, daß ſich das Große Hauptquartier bereit halten ſoll, morgen (19.) im Laufe des Vormittags gegen Paris weiter vor zu gehen, und zwar zunächſt nach dem

Städtchen Lagny, während der König in dem Schloſſe des Barons v. Rothſchild, la Ferrière, für die Nacht Quartier nehmen wird. Die Truppen ſind ſämmtlich nördlich und ſüdlich von Paris im Vormarſche begriffen und heute Abend wird die Umzingelung aller Wahrſcheinlichkeit nach vollendet ſein. Die Dörfer über Lagny hinaus ſind ſämmtlich von den Einwohnern verlaſſen und bieten den Truppen eben nur leere Räume dar, indem jedes Geräth fehlt. Die Wegweiſer ſind nicht weggebrochen, ſondern umgekehrt worden, ſo daß ſie falſche Wege zeigen. Am Eingange der Ortſchaften hat man die Tafeln mit der Bezeichnung des Ortsnamens und der Entfernungen entfernt, ſo daß nur der Compaß und die Karte zur Orientirung übrig bleibt. Alles in Miethen aufgeſtapelte Getreide iſt noch im Laufe des geſtrigen Tages heruntergebrannt worden, ſo daß es, wohin man kommt, wie von Kohlen-Meilern raucht und flammt. Selbſt die Kohl- und Kartoffelfelder ſind ruinirt, überhaupt alle Maßregeln ſo ernſthaft getroffen, als ob wirklich eine entſchloſſene Vertheidigung beabſichtigt werde. Es wäre ſogar möglich, daß die in und bei Paris zuſammengezogenen Linientruppen mit ihrer Reſerve von Gardes mobiles vor den Forts noch ein Gefecht annähmen; wenigſtens ſollen heute in aller Frühe Spuren franzöſiſcher Bivouacs entdeckt worden ſein. Ziehen dieſe ſich nicht zurück, ſo würde ein Zuſammenſtoß der beiderſeitigen Vortruppen leicht ein ausgedehnteres Gefecht herbeiführen können. — Geſtern iſt auch Admiral Prinz Adalbert hier angekommen, um den weiteren Vormarſch gegen Paris mitzumachen.

Die hieſigen Localblätter »Le Publicateur«, »Le Liberal« und das »Journal de la Seine et Marne« ſind ſeit unſrer Beſetzung von Meaux noch nicht wieder erſchienen, obgleich ihnen von Seiten der Behörden des königlichen Hauptquartiers keinerlei Verbot zugegangen und keinerlei Cenſur auferlegt worden iſt. Telegraphen- und Poſtverbindung über Epernay, Chalons und Pont-a-Mouſſon iſt mit Deutſchland hergeſtellt und in voller Function. Der General-Poſtdirector Stephan bereiſt heute die nördlich von Meaux in Nanteuil und Senlis etablirten Feldpoſtanſtalten und wird morgen auch die auf der Südſeite bis Verſailles bereiſen.

Mit größter Spannung ſehen wir den Ereigniſſen der nächſten Tage entgegen. In Meaux ſelbſt übrigens iſt es unſren Truppen geglückt, die anfangs unfreundliche, ja feindliche Stimmung zu beſſern und in eine freundliche zu verwandeln.

[Am andern Tage erfolgte in der That die Verlegung des Großen Hauptquartiers nach Lagny, beziehungsweiſe Ferrières; wir werden darüber am Schluß dieſes Abſchnitts in einem eignen Kapitel berichten.]

Die III. Armee

vom 3. bis 18. September.

Am 2. September, nach einer mehrſtündigen Beſichtigung des Schlachtfeldes von Sedan, kehrte der Kronprinz in ſein Hauptquartier zurück, das an eben dieſem Tage von Chemery nach Donchery verlegt worden war. Am 3. Ruhetag ebendaſelbſt (in Donchery); am 4. Aufbruch nach Attigny, am 5. nach Warmereville,*) am 6. nach Reims. Ueberſichtlich zuſammengeſtellt ergeben die kronprinzlichen Hauptquartiere vom 3. bis 18. folgende Tabelle:

3. September Donchery,
4. September Attigny,
5. September Warmereville,
6. bis 8. September Reims,
9. bis 11. September Bourſault,
12. bis 14. September Montmirail,
15. und 16. September Coulommiers,
17. September Chaumes,
18. September St. Germain les Corbeil.

[Wir fügen gleich hinzu, daß ſich das kronprinzliche Hauptquartier am 19. in Palaiſeau, am 20. in Verſailles befand.]

*) Attigny iſt eine der hiſtoriſch merkwürdigſten Städte der Champagne, an die ſich wichtige Erinnerungen der deutſchen Geſchichte knüpfen, wie beiſpielsweiſe der Aufbau einer in Einzeltheilen noch erhaltenen Kaiſerpfalz, die von Karl dem Großen gegründet wurde. — Warmereville iſt ein anſehnliches, an dem Flüßchen Suippe belegenes Dorf, das durch bedeutende Fabrikanlagen in ſeiner Nähe zu den gewerbthätigſten kleineren Orten der Champagne gehört. Am Ufer der Suippe hin hat Mr. Armel, ein reicher Induſtrieller, eine Muſterfabrik für Spinnerei errichtet, die, mit umfaſſenden Anlagen für die Wollenweberei verbunden, Hunderte von Arbeiterfamilien beſchäftigt. Der Kronprinz wählte das Haus des Herrn Armel zu ſeinem Abſteigequartier und beſuchte bald nach ſeiner Ankunft, von dem Fabrikherrn ſelber geführt, die verſchiedenen Abtheilungen des weitläufigen Etabliſſements.

Die drei Corps (das V., VI. und II. baieriſche), aus denen die III. Armee auf ihrem Vormarſche gegen Paris beſtand, hielten ſelbſtverſtändlich nicht genau die Marſchlinie des Obercommandos inne, bewegten ſich aber auf Parallelſtraßen in gleicher Richtung auf die franzöſiſche Hauptſtadt zu, hier und dort mit dem kronprinzlichen, gelegentlich auch wohl mit dem Großen Hauptquartier, wie beiſpielsweiſe in Reims, zuſammentreffend. Die jedesmaligen Marſchquartiere der drei genannten Corps werden ſich dem Leſer ebenſo aus der beigegebenen Tabelle wie aus der unmittelbar folgenden Karte ergeben.

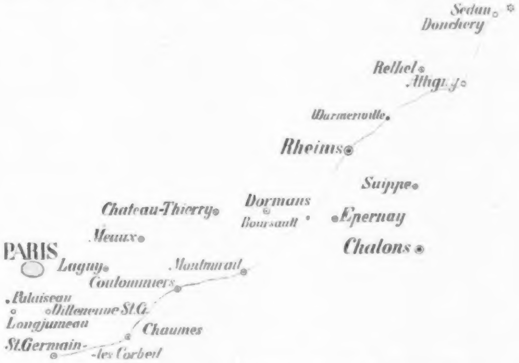
III. Armee.[*]

September.	VI. Corps.	Würtembergiſche Diviſion.	II. baieriſches Corps.	V. Corps.
3.	Rethel.	Donchery.	Mairy.	Flize.
4.	Reims.	—	Charbogne.	Saulces aux bois.
5.	do.	Rethel.	Machault.	Juniville.
6.	do.	—	do.	do.
7.	Ville en Tardenois.	Reims.	Suippe.	Sillery.
8.	Dormans.	do.	Chalons.	Epernay.
9.	—	do.	Vertus.	Orbais.
10.	—	do.	do.	do.
11.	—	do.	Sezanne.	Montmirail.
12.	—	do.	Monceaux les Provins.	Vieils Maiſons.
13.	—	do.	Jouy le Chatel.	La Ferté Gaucher.
14.	Quincy-Segy.	do.	do.	do.
15.	Meaux und Crecy.	Chateau-Thierry.	Rozoy.	Farmoutiers.
16.	—	Meaux.	Moiſſy-Cramayel.	Tournan.
17.	Noiſy und Ozouer la Ferrières.	do.	Corbeil.	Villeneuve St. Georges.
18.	Villeneuve St. Georges.	Lagny.	Longjumeau.	Palaiſeau.

---

[*] Das XI. und I. baieriſche Corps blieben, wie bereits hervorgehoben, bis zum 11. bei Sedan. Beide trafen dann, dem Marſche der III. Armee folgend, einige Wochen ſpäter vor Paris ein. Wir berichten darüber in der Folge ausführlich. — Von Cavallerie war die II. und IV. Diviſion in einer Reſerveſtellung hinter dem VI. Corps.

Wir ſuchen auch hier wieder den Vormarſch durch Briefe zu charakteriſiren, wie ſie damals, theils von Offizieren der einzelnen Corps, theils von Zugehörigen des kronprinzlichen Hauptquartiers, namentlich durch die Herren Dr. Haſſel, L. Pietſch und einen uns unbekannt gebliebenen Correſpondenten der Kölniſchen Zeitung, geſchrieben wurden. Die letztern, alſo die Berichte aus dem Hauptquartier, wiegen dabei vor.


Sedan
Donchery
Rethel
Attigny
Warmeriville
Rheims
Suippe
Chateau-Thierry
Dormans
Boursault
Epernay
Meaux
Chalons
PARIS
Lagny
Montmirail
Coulommiers
Palaiseau
Villeneuve St.G.
Longjumeau
Chaumes
St.Germain-les Corbeil

Reims, 7. September.

Geſtern, nachdem wir am 4. Attigny, am 5. Warmereville erreicht hatten, hat das Obercommando der III. Armee ſeinen Einzug in die alte Krönungsſtadt der franzöſiſchen Könige, in Reims, gehalten, in dem ſich ſeit dem 5. bereits das Große Hauptquartier und mit ihm Se. Majeſtät der König befindet. Der Kronprinz hatte kaum ſeine Wohnung bezogen, als er ſich auch bereits anſchickte, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen: den Place Royal, die Cathedrale, die Kirche St. Remi, letztere die älteſte der Stadt. Der Kronprinz hatte St. Remi kaum betreten, als auch ſchon das Publikum in die Kirche nachgeſtrömt war, und Kopf an Kopf ſtehend, alle Gänge vom Portal bis zum Hochaltar eingenommen hatte. Bei dem Nachdrängen der Maſſen war es unmöglich, eine Chaine zu bilden, die es dem Kronprinzen erlaubt hätte, die Figuren des Katafalks zu betrachten, den man im Jahre 1847 zu Ehren des heiligen Remigius, hinter dem Hochaltar, an Stelle der urſprünglichen, in der Revolutionszeit zerſtörten Grabſtätte, errichtet hat. Von beſonderem Intereſſe erwies es ſich dabei, auf die Bemerkungen aus den Reihen der Zuſchauenden zu hören. Den meiſten Eindruck ſchien es zu machen, daß der Kronprinz, trotz der Scenen am 4. (vgl. S. 65), ſich ohne jede Bedeckung inmitten einer ſo zahlreichen Volksmenge zeigte.

Die berühmte Cathedrale bildet natürlich für uns Alle den Hauptanziehungspunkt; ſie wird von Beſuchern nicht leer. Was mich perſönlich angeht, ſo habe ich es zu einer eigentlichen Schönheits-Bewunderung der inneren Structur dieſes Baues nicht recht bringen können, wodurch ich freilich in einen gewagten Gegenſatz zu den bedeutendſten Autoritäten gerathe. Violet le Duc, der große moderne Gothiker der Franzoſen, ſagt beiſpielsweiſe in ſeinem Dictionnaire d'Architecture: »Wenn wir uns eine Vorſtellung davon machen wollen, wie eine Cathedrale des 13. Jahrhunderts, alſo jener Epoche, in der der Spitzbogenſtyl ſein Erhabenſtes leiſtete, concipirt wurde, ſo müſſen wir nach Reims gehen; und wenn wir uns dann ferner eine Vorſtellung davon machen wollen, wie das 13. Jahrhundert eine derart concipirte Cathedrale ausführte und vollendete, ſo müſſen wir abermals nach Reims gehen. Nur die zwei Thurmſpitzen in der Front und die Glockenthürme des Querſchiffs haben wir uns hinzuzudenken.« Die Bewunderung dieſes mächtigen Baues findet hier alſo einen ganz uneingeſchränkten Ausdruck und zwar von Seiten einer allergrößten Autorität. Es mag verdient ſein. Meinem Gefühl indeß iſt der innere Aufbau viel zu ſchwer und maſſig erſchienen; ich gebe dem graziöſen, palmenhaften Aufwachſen der Pfeiler-Avenuen entſchieden den Vorzug. Hier in Reims geht das Schönheitliche im Königlichen, im Feierlichen und Impoſanten unter. Auch was unter den reſtaurirenden Händen der Neuzeit geſchehen iſt: mattvergoldete Capitäle und goldgeſtirnte blaue Deckengewölbe, es hat mich nicht begeiſtern können.

Ich hoffte indeß, daß der hiſtoriſche Glanz alles deſſen, was hier geſchah, ſchließlich einen poetiſchen Schönheitsſchimmer um dieſe ſchweren Pfeilermaſſen ausgießen würde, und ſo ſchritt ich denn das Mittelſchiff hinauf, dem Hauptaltar*) entgegen, der ſeinerzeit mit Goldplatten bekleidet und mit einem ſchwebenden Tabernakel geſchmückt war. Welches Sanctuarium dies! Die Stelle, wo alle Könige Frankreichs, von Philipp Auguſt (1179) bis auf Karl X. (1825) das heilige Salböl empfangen hatten. Nur drei Ausnahmen: Heinrich IV., der in Chartres, Napoleon, der in Paris, Ludwig XVIII., der gar nicht gekrönt wurde. An dieſen Altarſtufen war es auch, wohin Jeanne d'Arc den Dauphin führte. Ich finde über dieſen einen Krönungstag, der alle andern in Schatten ſtellt, das Folgende:

---

*) Unter denen, die während der Septembertage 1870 die Stufen dieſes Altars betraten, war auch Graf Bismarck. L. Pietſch in einem ſeiner ausgezeichneten »Briefe vom Kriegsſchauplatz«, die wir unſrer Darſtellung der Ereigniſſe mannichfach zu Grunde legen durften, giebt davon folgende Schilderung: »... Und als nun die virtuos behandelte Orgel das bald ſanft anſchwellende, bald mächtig dahinbrauſende Meer ihrer Accorde durch dieſe hohen Hallen fluthen ließ, ſtieg Graf Bismarck, den Goldhelm im Arm, die Stufen der Tribüne hinan und ſein Pallaſch klang gegen die Steine, auf denen ſo viele Könige Frankreichs gekniet, die Steine, welche Jeanne d'Arcs Fuß betrat, nachdem ſie Karl VII. ſein Reich gerettet von einer andern Invaſion durch fremde Macht.«

Am 16. Juli 1429 erſchien der König vor der Stadt; man empfing ihn und führte ihn in den erzbiſchöflichen Palaſt. Das Volk erhob den alten Freudenſchrei: »Noël, Noël«, aber die Augen Aller waren auf die Jungfrau gerichtet. Am folgenden Tage ſollte die Krönung ſtattfinden. Vier Würdenträger der Krone, die Marſchälle von Bouſſac und von Rais, Sir Graville, Grandmaitre der Arkebuſiere, und Sire Culan, Admiral von Frankreich, ſtiegen zu Pferde, ließen ihre Banner im Winde flattern und ritten auf die alte Kirche St. Remi zu, um daſelbſt die heilige Ampulla (la sainte ampoule) zu holen, die in dieſer älteſten Kirche von Reims aufbewahrt wird. Sie empfingen die Salböls-Phiole, leiſteten dem Abt den Eid, dieſelbe ſicher wieder zurückzubringen, und ritten nunmehr auf die Sanct Dionyſius-Kirche zu, wo der Erzbiſchof, an der Spitze des Capitels, bereits ihrer wartete und die sainte ampoule*) aus ihren Händen nahm, um ſie nun ſeinerſeits zu tragen und auf den großen Altar der Notre-Dame-Kirche niederzuſtellen. An den Stufen des Altars ſtand bereits der König. Zwölf Pairs des Reichs ſollten ihn umgeben. Da die Zeitverhältniſſe es aber nicht geſtattet hatten, jene zwölf, die ihrem Range nach zugegen ſein mußten, an dieſer Stelle zu vereinigen, ſo traten die vornehmſten unter den anweſenden weltlichen und geiſtlichen Herren für jene Abweſenden ein; — für den Herzog von Burgund, der auf Seiten Englands ſtand, der Herzog von Alençon. Der Erzbiſchof functionirte. Sire d'Albret hielt den Degen. Zu Seiten des Königs, ihr Banner in der Hand, ſtand die Jungfrau. Als die Ceremonie vorüber war, als der Herzog von Alençon den König zum Ritter geſchlagen und der Erzbiſchof ihn geſalbt und gekrönt hatte, warf ſich die Jungfrau zu Füßen Karls VII., umklammerte ſeine Knie und rief unter Thränen: »Gnädigſter König, nun iſt der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß Du gen Reims zögeſt, um die Krone zu empfangen, auf daß alle

---

*) Dieſe »heilige Ampulla« wurde, nach der Legende, 496 durch eine Taube vom Himmel gebracht, auf daß Chlodwig, der erſte chriſtliche König, geſalbt werden könne. Das Salböl dieſer Ampulla war unverſieglich. Während der Revolution wurde das Gefäß zerbrochen, doch ein Gläubiger rettete ein Bruchſtück deſſelben und händigte es in den Tagen der Reſtauration dem Erzbiſchof von Reims ein. In dieſem Bruchſtück fand ſich angeblich noch ein Reſt Salböl vor, das nun in eine neue Ampulla gebracht und bei der oben erwähnten Krönung Karls X. zu deſſen Salbung gebraucht wurde.

Welt ſähe, daß Du der wahre König biſt.« Sie weinte, als ſie dieſe Worte ſprach und alle Umſtehenden weinten mit ihr.

Die Stelle, an der ſich dies Alles vollzog, iſt geblieben, aber ein paar umherliegende Grabſteine und die mächtigen, das Gewölbedach tragenden Pfeiler abgerechnet, die nach wie vor hier aufragen, hat ſich Alles gerade hier verändert. Vor Allem der Altar ſelbſt. Ich weiß nicht, ob er das große Feuer von 1481 überſtand, das ihm zu Häupten, um den großen Glockenthurm herum, ausbrach und ſolche Gewalt hatte, daß das ganze Bleidach und das Erz von wenigſtens 15 Glocken wie ein Regenſtrom in die Kirche niederſtürzte, — jedenfalls machte der wechſelnde Geſchmack der Zeiten der alten Herrlichkeit ein Ende und eine Art Roccoco-Altar trat in den Tagen Louis XV. (1747) an die Stelle deſſen, was ſich bis dahin, ſei es intact, ſei es zerbröckelt, durch die Jahrhunderte hin erhalten hatte. Dieſe Neu-Schöpfung iſt nicht ohne künſtleriſchen Werth; Candelaber und Marmorſtatuen von jener glänzenden Technik, wie ſie den Meiſtern des vorigen Jahrhunderts zu Gebote ſtand, ragen auf; aber zweierlei fehlt dieſen Geſtaltungen: die Harmonie mit der architectoniſchen Geſammtheit des Baues und — der hiſtoriſche Reiz.

Dieſer hiſtoriſche Reiz, deſſen Schönheit hier verklärend wirken, das Schöne noch ſchöner, das Maſſige leichter, das Schwere graziöſer geſtalten ſollte, läßt einen im Stich, wie am Altare, ſo in der ganzen Cathedrale. Man erfährt nur: »Dies geſchah hier«, aber man ſieht nichts, woran unſre Vorſtellung ſich anlehnen, nichts, was unſre Phantaſie unterſtützen könnte. Die Kirche iſt kahl, Bilder und Denkmäler fehlen, das Wenige, was davon da iſt, berührt nicht die wirklich großen Momente im Leben des Landes oder dieſer Stadt. So verläßt man die vielberühmte Cathedrale ſchließlich bis zu einem gewiſſen Grade enttäuſcht.

Anders iſt es mit dem Aeußeren derſelben; der enorme Detail-Reichthum ihrer vielberühmten Front ſteht vielleicht einzig da und gleicht einem rieſenhaften Geſammtfrieſe, in dem die drei großen Portale nur ſelbſt wieder integrirende Theile ſind. Ja der productive Drang jener Epoche hatte ſich auch daran noch nicht genug ſein laſſen; dieſer Façadenſchmuck wuchs noch nach links und rechts hin um beide Ecken herum, etwa (um der Trivialwelt einen Vergleich zu entnehmen) als habe man einen figurenreichen Bilderſtreifen an die Front eines Kaſtens zu kleben gehabt, habe aber, weil der Streifen eben länger war als nöthig, ihn, ſo weit er reichte, auch noch nach ſeitwärts geklappt. Es giebt nichts, was einem die Schaffensluſt und Fülle jener Jahrhunderte ſo veranſchaulichen könnte, wie dieſer über Ziel und Aufgabe hinauswachſende Ueberſchuß. Mitunter ſprechen auch Zahlen. Es gehören dieſer Façade 2062 Figuren an, von denen 1274 die menſchliche Geſtalt, 788 die der verſchiedenſten Thiere darſtellen.

Dem Beſuch der Cathedrale ließ ich noch einen Spaziergang durch die Stadt folgen. Die Straßen bieten einen Anblick dar, als ob der Friede ſchon hergeſtellt wäre. Allenthalben ziehen die Soldaten in Begleitung der Wirthe, bei denen ſie cantoniren, umher und laſſen ſich die Sehenswürdigkeiten erläutern. Der Schleſier, Pommer, Würtemberger ſitzt in den Caffeehäuſern und Wirthsſchenken friedlich neben dem franzöſiſchen Bürger. Die Verſchiedenheit der Sprache macht ſich hier gerade wenig fühlbar, da ein verhältnißmäßig ſehr beträchtlicher Theil der arbeitenden Klaſſen in Reims aus deutſchen Eingewanderten beſteht.

Reims, 8. September.

Morgen wird das kronprinzliche Hauptquartier Reims, nach beinah dreitägiger Anweſenheit, wieder verlaſſen. Es waren ſchöne Stunden, die wir hier zugebracht. Der Bevölkerung iſt nachzurühmen, daß ſie ſich — die eine Scene am 4. abgerechnet, die alſo vor Eintreffen der beiden Hauptquartiere ſtattfand — mit vielem Tacte benommen hat. Die Wirthe machten gute Geſchäfte und die berühmten Firmen Röderer, Moët, Mumm zeichneten ſich durch große Gaſtlichkeit aus. Die Plomben der Champagnerflaſchen von Reims werden ſpäter neben den Chaſſepotkugeln unter den Kriegserinnerungen unſrer Offiziere figuriren; denn es iſt nothwendig, in Reims Champagner zu trinken, obgleich mannichfach ausgeſprochen wurde, bei Borchardt in Berlin ſchmecke er beſſer.

Zu unſrer Zerſtreuung während dieſer Tage haben die architectoniſchen und landſchaftlichen Schönheiten der Stadt, ihre Kirchen, Plätze nicht wenig beigetragen. Colbert, ferner Drouet, Herzog von Erlon, haben hier ihre Standbilder; bedeutender aber iſt das Denkmal Ludwigs XV. auf dem Place royale. Es wurde, wie eine Inſchrift auf der Rückſeite mich belehrte, im Jahre 1765 von Bürgern der Stadt, darunter auch ein Cliquot, errichtet und im Jahre 1818 wiederhergeſtellt (rétabli). Ich ſchließe daraus, daß es 1793, wo Menſchen und Denkmäler um die Wette hingeopfert wurden, der Wuth der Reimſer Populace zum Opfer fiel. Das Denkmal, wie es jetzt ſich präſentirt, ſtellt den König als Imperator dar, zwei ſymboliſche Geſtalten ſchmücken den Sockel, von denen die eine (wahrſcheinlich la marchandise) einem Löwen die Stirnlocke kraut, zum Zeichen beſten Einvernehmens zwiſchen Nährſtand und Wehrſtand, oder wie wir heute uns ausdrücken würden — zwiſchen Civil und Militair —. Kein Zweifel, das lebensvoll Portraithafte des Standbildes iſt von großer Wirkung, nichtsdeſtoweniger intereſſirten mich ſeine großen Front-Inſchriften mehr, als ſeine künſtleriſche Vollendung. In der Blüthezeit der Pompadour, ſieben Jahre nach der Schlacht bei Roßbach (der Baſtille und der lettres de cachet ganz zu geſchweigen), ſchrieben die guten Bürger von Reims das Folgende:

De l'amour des Français éternel monument
Instruisez à jamais la terre,
Que Louis dans nos murs jura d'être leur père,
Et fut fidèle à son serment.

Alſo in freier Ueberſetzung etwa:

Unſrer Liebe Denkmal, in Erz und Stein
Erzähl es den Jungen und Alten,
Daß Louis ſchwur unſer Vater zu ſein,
Und daß er den Schwur gehalten.

Darunter dann: A Louis XV., le meilleur des Rois, qui, par la douceur de son gouvernement, fait le bonheur des Peuples.

Der Aufenthalt des Kronprinzen hierſelbſt hat für die Zukunft noch dadurch eine Bedeutung erlangt, daß von hieraus der Aufruf zur Organiſation der »Deutſchen Invaliden-Stiftung« erging. Dieſer Aufruf trägt das Datum: Reims, den 6. September, und lautet in ſeiner die Motive gebenden Einleitung wie folgt: »Durch große Siege des Heeres iſt dem deutſchen Volk die Hoffnung auf ruhmvollen Frieden errungen. Ueber den Schlachtfeldern Frankreichs wurde die Nation ſich mit Stolz ihrer Größe und Einheit bewußt, und dieſer Erwerb, geweiht durch das Blut von vielen Tauſenden unſrer Krieger, wird — ſo vertrauen wir — ſeine bindende Gewalt für alle Zukunft bewahren. Aber zu der begeiſterten Erhebung dieſer Wochen kam auch ein Gefühl tiefer Trauer. Viele von der Blüthe unſrer Jugend, viele von den Führern unſres Heeres ſind als Opfer des Sieges gefallen; noch größer iſt die Zahl derer, welche durch Wunden und faſt übermenſchliche Anſtrengungen gehindert ſein werden, ihr ferneres Leben mit eigner Kraft zu erhalten. Sie, vor Allen die Hinterbliebenen der Todten und die lebenden Opfer des Krieges, haben ein Anrecht auf den Dank unſrer Nation. Wer die Begeiſterung dieſes Kampfes getheilt hat, wer von der Erhebung unſrer geſammten Volkskraft den Beginn einer neuen glücklichen Friedenszeit hofft, wer demüthig in unſrem Sieg und in der Niederlage unſrer Feinde ein hehres Gottesurtheil verehrt, der möge jetzt ſeine Treue an den Kriegern unſres Volksheeres und an ihren Zugehörigen erweiſen!

Die Staatshülfe allein, ſelbſt wenn ſie verhältnißmäßig reichlich bemeſſen werden kann, iſt außer Stande, die große Zahl der Invaliden und Hinterbliebenen zu unterhalten. Dieſe Hülfe gewährt nur das Nothwendigſte, iſt unvermeidlich an allgemeine Normen gebunden und vermag nicht auf die Bedürfniſſe des Einzelnen einzugehen.

Große Anſtrengungen freiwilliger Hülfe werden diesmal nöthig ſein, denn gewaltig, wie der Erfolg, waren auch die Verluſte des Krieges.

Wie dieſer Krieg ein einheitliches deutſches Heer geſchaffen hat, in welchem die Söhne aller Stämme in brüderlichem Wettſtreit der Tapferkeit rangen, ſo ſoll auch die Sorge um die Invaliden und Hülfloſen, welche der Krieg zurückläßt, eine gemeinſame deutſche Angelegenheit werden, an welcher Norden und Süden unſres Vaterlandes gleichen Antheil nehmen.«

Die Leitung der Stiftung übernimmt, im Auftrage des Königs, der Kronprinz ſelbſt.

Schloß Bourſault, 10. September.

Am 9. Morgens 8 Uhr brach das kronprinzliche Hauptquartier von Reims auf, um ſeinen Marſch durch die Champagne fortzuſetzen. Es mag geſtattet ſein, an dieſer Stelle die Schilderung eines ſolchen Vorrückens von »Roß und Reiſigen« zu geben.

Zur feſtgeſetzten Stunde ſammeln ſich die Geleitsmannſchaften und die Wagen vor dem Orte, in dem man zuletzt gelegen, auf der Straße, in deren Richtung der Weitermarſch erfolgen ſoll. Sie nehmen die rechte Seite der Straße ein, denn die Ordnung: »Rechts fahren und marſchiren« wird bei der Heereswanderung mit der größten Genauigkeit aufrecht erhalten. An der Spitze der Wagenreihe ſieht man die Wagen des Kronprinzen: einen offenen, zweiſitzigen, mit zwei Pferden beſpannten Wagen für den Prinzen, einen gleichen für die Adjutanten, einen Fourgon für die Dienerſchaft, Küchen- und Gepäckwagen, dann den Bagagewagen des Stabschefs, Generallieutenants von Blumenthal, den Wagen für das Bureau des Obercommandos, der das Perſonal der Regiſtratur befördert und zugleich die Acten des Stabscommandos, Berichte, Meldungen, Befehle und vor Allem die Kriegskarten enthält, dann die Wagen der Aerzte und derjenigen Mitglieder des Hauptquartiers, die den Vorzug haben, nicht blos beritten zu ſein, ſondern auch über Fuhrwerk zu gebieten: die Wagen der Fürſten und ihrer Begleiter, der Militairbevollmächtigten, der Armee-Intendanten, der Ingenieurgeographen, der Feldpoſt, Feldtelegraphie und Felddruckerei. An dieſe etwa vierzig Gefährte ſchließt ſich eine lange Reihe von Proviantwagen für den Bedarf der etwa 300 Mitglieder des Hauptquartiers, eingerechnet die Stabswachen, den Train und die Bedienung; es ſind Bauerwagen, theils offen, theils mit Leinwand überdeckt, einige ſtammen aus Berlin und werden von berliner Fuhrleuten geführt, die für die ganze Dauer des Krieges engagirt ſind, andre folgen ſeit Speier, Weißenburg und andern Orten. Damit bei der Einrangirung vor dem Abmarſche jeder ohne Schwierigkeit ſeine Stelle findet, ſind die Wagen mit Nummern verſehen. Die Stabswachen vertheilen ſich längs des Zuges, um demſelben als Bedeckung zu dienen; die reitende Stabswache nimmt die Tête. Mannſchaft, Roſſe und Wagen bilden zuſammen das, was man die Colonne des Hauptquartiers nennt. Zur Seite reiten die Feldgensdarmen, denen während des Zuges die Sorge für Aufrechterhaltung der Ordnung anvertraut iſt.

Die Colonne ſetzt ſich erſt in Bewegung, wenn das Offiziercorps vorausgeritten. Denn der Stab, an ſeiner Spitze der Oberbefehlshaber ſelbſt, legt den Marſch ſtets zu Pferde zurück. Die Sauvegarde des Prinzen und ſeiner Suite, die meiſt in ziemlich ſcharfem Tempo reiten, bildet ein Piket Ulanen. Die Länge der Wegſtrecke, die man auf dem Tagesmarſche zurückzulegen hat, iſt natürlich verſchieden, durchſchnittlich 3—4 Meilen, oft jedoch 5, 6 und noch mehr. Auf der Mitte des Weges wird Rendezvous gehalten, am liebſten an einer Waldecke, unter dem Schatten der Bäume. Man zieht ſein frugales Frühſtück heraus und thut einen Zug aus der Feldflaſche. Natürlich iſt dies zugleich der Moment, wo beim engen und fröhlichen Nebeneinander die Neuigkeiten des Tages ausgetauſcht, die Nachrichten aus der Heimath beſprochen werden. Vor dem Orte, in welchem das Obercommando ſein Quartier aufzuſchlagen gedenkt, erwarten die Fourieroffiziere, die ſchon den Tag vorher an Ort und Stelle vorausgegangen ſind, den Zug, um jedem Mitgliede ſein Quartierbillet einzuhändigen. Die Aufgabe des Fourierens, der ſich im Hauptquartier der III. Armee die Offiziere von der Adjutantur, Premierlieutenant von Boſſe und Freiherr von Biſſing, und die Feldjägerlieutenants Hauſchild, Krüger, Wieczynski unterzogen, — iſt eine wenig dankbare, zumal die franzöſiſchen Ortsbehörden den an ſie geſtellten Forderungen ſelten mit Bereitwilligkeit entgegenkamen. Den Mittelpunkt des inſtallirten Hauptquartiers bildet die Wohnung des Oberbefehlshabers, leicht kenntlich durch die vor ihr wehende Hohenzollernfahne. Der Stabschef hat ſein Quartier ſtets in der unmittelbaren Nähe des Kronprinzen, bisweilen in demſelben Hauſe. Bei der fortwährenden Relation, die zwiſchen dem Stabschef und dem Oberquartiermeiſter, Oberſten von Gottberg, ſowie zwiſchen dieſem und den Generalſtabsoffizieren, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren ſtattfindet, iſt es geboten, daß alle dieſe Offiziere in möglichſter Nähe des eigentlichen Hauptquartiers untergebracht werden. Die Handhabung der Disciplin im Hauptquartier iſt Sache des Commandanten (Major von Winterfeld), unter ſeiner Botmäßigkeit und Controle ſtehen die Stabswachen, die Begleitungsmannſchaften, die Trains, die Fuhrknechte. Der Commandant erläßt den Tagesbefehl für das Hauptquartier, der in ein Buch eingezeichnet und im Bureau des Obercommandos zur Einſicht jedes Betheiligten aufgelegt wird. Der Befehl beſtimmt die Zeit, zu welcher täglich die Mundportionen und die Fourage vertheilt werden, er giebt die Stunde an, wo das Hauptquartier ſich zum Abmarſche fertig zu halten hat, und macht Mittheilung über die Direction der Marſchroute, er verkündet Sonntags Stunde und Ort des Gottesdienſtes.

Unſer Marſch am 9. führte uns über Champfleury, Montchenot, Champillon. Alle dieſe Dörfer, die an der großen Straße auf Epernay liegen, ſind zum Schutze der Etappe von Infanterie-Abtheilungen beſetzt. Es wurde ohne Aufenthalt über Epernay, wo die Marne zu überſchreiten war, gezogen und erſt zwei Meilen weſtlich davon in Bourſault, auf dem linken Ufer des Fluſſes, Halt gemacht. Der Kronprinz nahm ſein Abſteigequartier auf einem, ſeiner Ausſtattung wegen in der ganzen Champagne bekannten Schloſſe, dem 70jährigen Grafen Chevigny, dem Schwiegerſohne der ächten, urſprünglichen Veuve Cliquot gehörig. Das ſtattliche dreiſtöckige Gebäude iſt von dem Pariſer Architecten Arveuf im Jahre 1843 im edelſten Renaiſſanceſtyl aufgeführt; doch hat man die bei dem franzöſiſchen Adel beliebten Erinnerungen der mittelalterlichen Bauart damit zu verbinden gewußt. Das hohe, am Giebel mit einem Eiſengeländer gefirſtete Dach iſt an den vorſpringenden Ecken mit den ſpitzen Thürmen, wie ſie den Burgen der franzöſiſchen Ritter eigen waren, verſehen. Von der Terraſſe überblickt man das Marne-Thal in einer Ausdehnung von zwei Meilen. Epernay und Chatillon ſind die äußerſten Punkte der Fernſicht.

Der Charakter des Thales iſt weniger großartig als anmuthig, da die Hügelketten, die den Fluß auf beiden Seiten einſchließen, nur zu mäßiger Höhe anſteigen. Die Rebengelände am rechten Ufer, die das koſtbare Gewächs von Epernay tragen, ſenken ſich nur allmälig herab und gehen thalwärts in weite, fruchtbare Wieſenflächen über, die von zahlreichen Ortſchaften, wie Damery, Venteuil u. a. belebt ſind. Hart neben der Marne, die ſich in vielfach geſchlängeltem Lauf durch das Thal zieht, geht die Eiſenbahnſtraße von Epernay auf Chateau-Thierry, die Route von Paris. Auch das linke Ufer, an dem Schloß Bourſault gelegen, erhebt ſich in langſamer Steigung und wird auf der Höhe von dichtem Eichen- und Buchenwald gekrönt. Die nächſten Umgebungen des Schloſſes hat die franzöſiſche Gartenbaukunſt mit ihren ausgeſuchteſten Schöpfungen verſchönert. Unmittelbar vor dem Schloß dehnen ſich wellenförmige Raſenplätze mit maleriſch vertheilten Baumgruppen, kleine Anhöhen mit Ruhebänken beſetzt, von bunten Blumenbeeten eingefaßt, künſtliche Grotten und Waſſerfälle, Treibhäuſer voll der ſelteſten Baumpflanzen, Obſtgärten der edelſten Zucht.

Der Kronprinz bewohnt den Unterraum des Schloſſes, der, freilich ohne Rückſicht des Styls, mit allem Luxus des modernen Geſchmacks ausgeſtattet iſt: Speiſe- und Geſellſchaftsſäle, Billard- und Bibliothekzimmer, elegante Schlafräume, die Möbel mit ſchwerem Damaſt bekleidet. Das

Hauptquartier wird hier bis zum 12. September Morgens verbleiben, um dann nach Montmirail vorzurücken.

Schloß Boursault, 11. September.

Als wir hier einrückten, hing der Himmel voller Wolken und der herniederſtrömende Regen geſtattete nur ſehr unvollkommen, uns ein Bild von dem Graf Chevignyſchen, beziehungsweiſe Veuve Cliquotſchen Schloſſe zu machen, das wir hier bewohnen. Jetzt hat ſich das Wetter geklärt. Das Schloß iſt, wie ſchon angedeutet, ein im Styl altfranzöſiſcher Chateaus à la Chambord durchgeführter, großartiger Landſitz. Dicke, runde Thürme, wie die eines alten Caſtells, wechſeln mit vieleckigen Pavillons und breiten, reich ſculptirten Façaden. Steile, mit Blei gedeckte Louvre- und ſpitze Kegeldächer, frei ſtehende hohe Schornſteine, zierliche Manſardenfenſter als Krönung des Baues, machen die Aehnlichkeit vollſtändig. Der Park in ſeiner Anlage und rieſigen Ausdehnung erinnert faſt an die Kaſſeler Wilhelmshöhe. Eine ziemlich weite Strecke trennt jenen Hauptbau, in welchem der Kronprinz reſidirt, von dem höher und weiter zurückgelegenen, von dem petit château und andern Localitäten, die wir bewohnen. Die unmittelbar an dieſe grenzenden Gärten und Treibhäuſer kommen an Ausdehnung, Kunſt, Pflege, wundervollem Reichthum des Inhalts dem Schönſten ihres Genres gleich, das ich je in der Umgebung fürſtlicher Landſitze kennen gelernt habe.

Die ſchätzbaren Verwandtſchaftsverhältniſſe des Schloßherrn, als Schwiegerſohn der verehrteſten aller Wittwen der Welt (Veuve Cliquot), deren lebensgroßes Bildniß, beiläufig bemerkt, im Salon des Schloſſes hängt, hatten uns von unſrem Aufenthalte hierſelbſt viel erwarten laſſen. Unſre Phantaſie, als wir von Reims auszogen, verlor ſich in Träumen von ganz beſondren Genüſſen, die Unſrer an dieſer Stelle harren müßten. Aber der Schwiegerſohn, als wir hier eintrafen, war längſt fort und zwar ohne einen Intendanten oder eine Flaſche zu hinterlaſſen. Nichtsdeſtoweniger haben wir hier ruhig glückliche Tage zugebracht, die ich im Vorblick auf das, was uns vor Paris erwartet und im Rückblick auf das, was wir bei Sedan erlebt, als »une fleur entre deux abimes« bezeichnen möchte. Namentlich ſeit heute, wo der Regen endlich ausblieb. Während die Nebelwolken der Herbſtfrühe noch über den Thälern brauten und dampften, glänzten dort unten die grauen, launiſch geformten Dächer des Schloſſes wie Silber im erſten unverhüllten Sonnenſtrahl. Mit unbewegten Blättern, gleich feſten Maſſen aus goldgrüner Bronce geformt, ſtanden die mächtigen Linden- und Platanen-Gruppen auf dem thaublitzenden Wieſenplan, der ſich ſanft zum Abhange niederſenkt. Das ſchnarrende Schnattern der Elſtern in den laubigen Wipfeln, deren lange ſcharf umriſſene Schatten ſich von Oſten her weit über den ſaftig grünen Teppich ſtreckten, und die Glocken der kleinen Dorfkirche hier oben nahe am alten petit château waren mit dem zierlich ſpielenden Anſchlagen der Viertelſtunden durch des unteren Schloſſes Thurmuhr die einzigen Töne, die ſich durch die tiefe Stille ſchwangen.

Die hier oben am Wege aufgefahrenen Munitionswagen des 37. Regiments und die von dieſer Stelle aus winzig klein ausſehenden Colonnenwagen, die unten auf der Wieſe rangirt waren, erinnerten allein an den wirklichen Zuſtand und den wirklichen Grund unſres Hierſeins.

Eine Fraction unſrer Offiziere war in die höher rückwärts gelegenen Wälder zur Jagd ausgeritten. Andre, weniger nimrodiſch geſinnte Männer zogen es vor, von der ſelten in gleichem Grade vergönnten Gelegenheit zu Bewährung zeichneriſchen Talentes zu profitiren, und von der linken und rechten Seite, von der Höhe und vom Thal aus mit Bleiſtift und Aquarellpinſel dem reizenden Schlößchen und ſeiner landſchaftlich ſo harmoniſchen Umgebung in Nähe und Ferne nach Kräften beizukommen. Der Kronprinz fand auf ſeiner Morgenpromenade durch den Park, auf deſſen Wegen und Ausſichtsplätzen mit heiterer Ueberraſchung eine ganze kleine Akademie landſchaftend thätig. Nichts ſtörte in der Natur wie in den Gemüthern den reinen Frieden dieſes unvergeßlichen Tages.

Die kleine alte Dorfkirche von Bourſault iſt des Beſuchs in mehr als einer Hinſicht werth. Des Langſchiffs Anlage ſtammt noch aus der romaniſchen und der gothiſchen Uebergangszeit; der Chor aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Bei aller Beſcheidenheit der Maße iſt das Ganze doch ſehr wohlthuend in den Verhältniſſen, und ſehr ſorglich gepflegt erhalten, harmoniſch, und für eine Dorfkirche ſehr reichlich, künſtleriſch ausgeſtattet. Sie verdankt das Alles ihrem Pfarrer, einem freundlichen liebenswürdigen, für ſeine Idee und den Gegenſtand ſeiner Hingabe keine Mühe, kein Opfer ſcheuenden Herrn mit einem, ſein ganzes reines Innere offenbarenden Kindergeſicht. Schon in ſeiner früheren Pfarre hat er ſich durch Opferung ſeines Vermögens zu ähnlichen Zwecken der Verſchönerung ſeiner Kirche ruinirt. Und zum Ueberfluß hat ihm dieſer kunſtfromme Eifer noch die Mißbilligung ſeiner biſchöflichen Behörde und ſeine Verſetzung hierher eingetragen, — wo er es gerade wieder ebenſo machte. Er ſchnitzt ſogar ſelbſt in Holz und verſteht auf jede Art ſeine fleißigen Hände, ſo gut wie Bitten und Beredtſamkeit, ſeinem Hauptzweck allezeit förderlich und dienſtlich werden zu laſſen. So iſt ſeine kleine Kirche mit ihrem einfachen dreiſchiffigen Langhaus, ihrer ſechsſeitig abſchließenden Apſis, den farbig leuchtenden gemalten Fenſtern, der ſtylgerechten Decoration des Altars und der Wände des Querſchiffes, ein wahres Schmuckkäſtchen, das ſeinen Pfarrer lobt. Eins jener Fenſter gewahrt in ſeinem unterſten Felde eine echt humoriſtiſche kleine Ausbeute. Es muß vom Herrn Grafen Chevigny und ſeiner würdigen Schwiegermutter geſtiftet ſein. Das große Hauptbild zeigt eine Himmelfahrt der Maria. In der Predella darunter aber erſcheinen als Donatoren, in der einen Ecke der Graf, in braunem Jaquet und grauen Hoſen, ein Stöckchen in der Hand; in der andern, im hohen grünen Kleide mit weiten Aermeln, eine weiße Haube auf, Madame Veuve Cliquot. Vor ihr, am Betpult knieend, in blauer Robe ihre Tochter.

Wir wenden uns, wie es ſcheint, im Vormarſch auf Paris von hier aus etwas ſüdlich, während das königliche Große Hauptquartier directer weſtlich auf Meaux geht. Das nächſte Ziel unſres Marſches, den wir morgen antreten, wird Montmirail ſein.

Montmirail, 14. September.

Das Hauptquartier der III. Armee brach am 12. September, 8 Uhr Morgens, von Schloß Bourſault auf. Man hatte die Waldſtraße, die über den Höhenkamm des linken Marneufers führt, zu paſſiren, um auf die ſchon bei Epernay ſich abzweigende Straße Orbais-Montmirail zu kommen, die ſüdlich von der Hauptlinie auf Paris (Epernay, Dormans, Chateau-Thierry, La Ferte, Meaux) läuft und erſt bei La Ferté ſous Jouarre wieder in dieſe einmündet. Bei Orbais traf man auf einzelne Truppentheile des im Vormarſch auf Paris begriffenen II. baieriſchen Corps.

Montmirail wurde gegen 3 Uhr Nachmittags erreicht. Die Stadt, die etwa 3000 Einwohner zählt, trägt, wie alle franzöſiſchen Ortſchaften, die nicht von der Eiſenbahn berührt werden, den Charakter großer Vernachläſſigung. Die Oede, die aus dem Mangel gewerblichen Treibens entſteht, wird augenblicklich noch dadurch vermehrt, daß die wohlhabenderen Bürger faſt ſämmtlich mit ihrem ganzen Hausſtand die Häuſer verlaſſen haben und in die inneren Theile Frankreichs geflüchtet ſind. Die Erſcheinung verlaſſener Ortſchaften iſt zwar der deutſchen Armee auf ihrem Heereszuge nichts Neues mehr, ſie iſt aber noch nirgends ſo allgemein aufgetreten als in dieſen letzten Tagen. Es braucht übrigens kaum geſagt zu werden, daß es vom Standpunkt der Einwohner in den occupirten Landen nichts Thörichteres giebt, als dieſe unbedingte Preisgebung des Beſitzes. Wo der deutſche Soldat bei der Einquartierung einigermaßen bereitwillige Aufnahme findet, wird er ſtets mit Wenigem zufrieden ſein. Wenn man ſich mit dem verſtändigeren Theil der Bevölkerung, namentlich mit den Ortsbehörden, in Geſpräch über dieſen Punkt einläßt, erhalt man ſtets dieſelbe Antwort: die pariſer Journale hätten von der Härte des deutſchen Kriegers eine ſo übertriebene Schilderung entworfen, daß die Angſt Hunderte von Haus und Herd getrieben. Sie erzählen dann die lächerlichſten Züge von Grauſamkeit und Vandalismus, die man unſren Truppen nachgeſagt, fügen aber auch jedesmal hinzu, daß man ſich ſeit dem Einrücken der deutſchen Armeen täglich mehr vom Gegentheil überzeugt habe.

Der Kronprinz hat während der kurzen Zeit, die das Hauptquartier in Montmirail zubringen wird, in dem Schloß des Grafen Larochefoucauld ſeinen Aufenthalt genommen. Das Wohnhaus mit ſeinem ſtattlichen, doppelt getheilten Treppenaufgang, ſeinem hohen Säulen-Veſtibul, ſeiner Raumverſchwendung im Innern, gehört jener patriarchaliſchen Bauart an, die der alte Adel Frankreichs aus bewußtem Gegenſatz gegen den überladenen Zeitgeſchmack im 17. Jahrhundert wieder aufnahm. Der düſtere, größtentheils aus uralten Bäumen beſtehende Park, die einzige Zierde Montmirails, paßt harmoniſch zu dem ernſten und feierlichen Weſen, in dem das »ancien régime« ſich gefiel.

Da die neu gebildete proviſoriſche Regierung von Paris trotz der drohenden Kriegsſprache, in der ſich ihre Proclamationen vernehmen laſſen, ſeit den 10 Tagen ihres Beſtehens noch keine Anſtalten getroffen hat, um die fremden Armeen von dem franzöſiſchen Boden zu verjagen, eine größere militairiſche Action alſo vorläufig, mindeſtens bis die Umſchließung von Paris vollendet ſein wird, nicht in Ausſicht ſteht, konnte man im Hauptquartier der III. Armee, ohne die Obliegenheiten der Gegenwart zu vergeſſen, einen Augenblick den hiſtoriſchen Erinnerungen widmen. Die Umgegend von Montmirail war bekanntlich im Februar 1814, den letzten »ſiegreichen Wochen« des Kaiſerreiches, der Schauplatz mehrerer Gefechte, die Napoleon I., obwohl er die vereinten Waffenkräfte von beinahe ganz Europa auf dem franzöſiſchen Boden vor ſeiner Front ſich ſammeln ſah, noch einmal die gewohnte Siegesgewißheit ſeiner früheren Tage zurückgaben. Die Verbündeten hatten ihre Armeen ſo getheilt, daß Feldmarſchall Schwarzenberg mit dem Gros der Oeſterreicher längs des Seinethals, Blücher mit preußiſchen und ruſſiſchen Corps gegen die Marnelinie operirte; vor Paris ſollte die Vereinigung ſtattfinden. Die Preußen rückten von Vitry und Chalons aus, die beide in ihrer Hand waren, vor, trieben das Corps Macdonald am 5. bei Epernay über die Marne, ſtellten, da der franzöſiſche Feldherr ſeinen Abzug gegen Weſten fortſetzte, die Brücke wieder her und legten ihren weiteren ſtrategiſchen Plan darauf an, die vor ihnen herziehende feindliche Armee von der Hauptſtadt abzuſchneiden. Um dieſen Zweck zu erreichen, wurde beſtimmt, daß York mit ſeinen 18—19,000 Mann dem Feinde auf der Hauptſtraße gegen Paris über Chateau-Thierry folgen, dagegen preußiſch-ruſſiſche Truppen unter Sacken und Olſuwief, denen die Corps Kleiſt ꝛc. folgten, in der Geſammtſtärke von etwa 38,000 Mann auf dem weiteren Wege über Montmirail, zum Einfall in die Flanken Macdonalds ſich langziehen ſollten. Blücher glaubte dieſe Dispoſition, die den linken Flügel ſeiner Armee auf mehrere Meilen Diſtanz von dem rechten entfernte, wagen zu dürfen, weil er der ſichren Zuverſicht war, daß Napoleon, der die andre Hälfte des franzöſiſchen Heeres commandirte, mit den Oeſterreichern vollkommen beſchäftigt ſei und daher eine Wendung gegen die Marneſtellungen nicht werde unternehmen können. Die Taktik Napoleons aber täuſchte ihn. Der Kaiſer, dem es nicht verborgen war, daß die Oeſterreicher eine energiſche Offenſive damals noch nicht beabſichtigten, gab die Angriffsſtellung, die er bei Troyes gegen Schwarzenberg genommen hatte, auf und warf ſich zwiſchen die einzelnen Abtheilungen der Blücherſchen Armee, die ohne Zuſammenhang auf einer Linie von mehr als 9 Meilen, zwiſchen Sezanne, Montmirail, La Ferte ſous Jouarre, Dormans, zerſtreut waren. So kam es zu einer Reihe von Kämpfen, die für die Waffen der Verbündeten unglücklich ausſchlagen ſollten. Sie begannen mit der Vernichtung des kleinen Olſuwieffſchen Corps von kaum 5000 Mann bei Champeaubert, 10. Februar, und endeten am 14. mit der Niederlage Blüchers bei Vauchamps. Bei Montmirail ſtand das Treffen am 11. Februar. Es war gegen das Corps Sacken gerichtet, welches den Befehl erhalten hatte, von La Ferte ſous Jouarre auf Montmirail vorzugehen. Sacken war dieſer Ordre nachgekommen, in der Hoffnung, von York, der mit ſeiner Armee in Chateau-Thierry weilte, Unterſtützung zu erhalten, was jedoch nicht geſchah. In mehreren Gefechten bei Viels-Maiſons, La Haute Epine und Marchais wurden die Verbündeten zum Rückzug gezwungen. Das Dorf Marchais liegt kaum 4 Kilometer von Montmirail. Von hier aus leitete Napoleon die Schlacht und an dieſer Stelle — ſie befindet ſich unmittelbar an der Landſtraße auf La Ferté — hat Napoleon III. am 15. Auguſt 1866 ein Denkmal zu Ehren des Sieges errichten laſſen. Es iſt eine etwa 40 Fuß hohe Sandſteinſäule, die auf ihrer Spitze den goldnen Adler trägt. Auf der dem Schlachtfelde zugekehrten (nördlichen) Seite befindet ſich die Widmung, die drei andern Seiten zeigen die Namen der Gefechtsorte. An dieſer Säule hielt am 14. September Vormittags der Kronprinz mit ſeinem Gefolge, um den Kampfplatz zu überblicken. Oberſt von Gottberg, vom Generalſtabe, entwickelte in einem längern Vortrage die einzelnen Momente der Schlacht vom 11. Februar. Die deutſchen Fürſten und Prinzen, die dem Hauptquartier folgten, waren faſt ſämmtlich zur Stelle.

Einem andern Briefe vom ſelben Datum (14.) entnehmen wir folgende anſprechende Schilderung: „... Montmirail, deſſen landſchaftliche Schönheit für mich die von Bourſault faſt noch in Schatten ſtellt, iſt ein dem Herzog von Rochefoucault gehöriges, dem Anfang des 18. Jahrhunderts

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

entſtammendes Schloß inmitten eines faſt waldahnlichen Parks, das von ſeinem Beſitzer nur während der ſpatherbſtlichen Jagdzeit beſucht zu werden pflegt. Gegen die Vornehmheit im Styl dieſer gewaltigen Linden und Platanen erſcheinen die Anlagen der Wittwe Cliquot ziemlich »bourgeois«. Bäume von jener großartigen Aufgerecktheit, jener Formation der Laubmaſſen, jenem idealen, nirgends gehemmten und verkümmerten Schwung der Aeſte und Zweige, daß ſie ausſehen, als wären ſie eigentlich nach Pouſſin und Claude Lorrain geformt. Jahrhunderte und zwar eines unveränderten Beſitzes, ohne launiſchen Geſchmackswechſel, gehören dazu, um ſolche Bäume, ſolchen Park zu erziehen. Nie habe ich den Stempel des ächt Ariſtokratiſchen in der Natur ſo charakteriſtiſch und vollſtändig aufgeprägt geſehen, wie hier. Selbſt ein gewiſſer leiſer Zug von Vernachläſſigung, von Verfall, von Trauer, der ſich überall in dieſen hohen, gründämmrigen Hallen, — durch deren Gezweig das Silbergrau und Mattroth der Schloßmauern ſo feintönig harmoniſch hindurchſchimmert — fühlbar macht, paßt vortrefflich zu dieſem Gepräge.«

Chateau Quincy-Segy (Marſchquartier des VI. Corps), 15. September.

Der Umkreis von Paris hat der von der Hauptſtadt gegebenen Ordre pünktlich gehorcht. Alles iſt verſchwunden, was gegeſſen oder getrunken werden könnte. Unheimlich iſt's in den öden Dörfern. Durch die aufgebrochenen, klaffenden Thüren der Häuſer, in welchen unſre Soldaten geraſtet, blickt uns das übereinandergeworfene Hausgeräth entgegen; aus den offen gebliebenen Fenſtern ſchaut ſtreng und vorwurfsvoll unter der Perrücke das lebensgroße Bild des Großvaters heraus, der gewiß ſchon den vorigen Einmarſch der Preußen erlebt. Die Stutzuhren auf den Kaminen ſind ſtehen geblieben, eine Staubkruſte liegt auf den Damaſt- oder Sammet-Ueberzügen der Fauteuils, die Blumen in den Zimmern laſſen die Köpfe hängen und hier und da ſieht man einen mit rothen Backen bemalten Haubenſtock am Fenſter ſtehen, dem unſre Soldaten das coquette ſeidene Hütchen der Tochter des Hauſes aufgeſetzt. Es ſieht triſt und öde aus überall; es iſt viel Verwüſtung in den Häuſern angerichtet; aber ſie wollten es ſo; ſie liefen davon und werden ſpäter von Vandalismen reden, wenn ſie ihre ſchönen Canapees nicht mehr wiedererkennen. Und wie thöricht ſie bei dem Wegſchaffen ihrer Vorräthe zu Werke gegangen ſind! Da finden unſre Soldaten z. B. in einem Hauſe in Couilly oder Cheſſy einen ganz friſchen Cementboden im Hauſe eines Krämers. Hacke und Axt iſt ſchnell gefunden, der Cement wird entfernt und in dem Keller liegt der ganze Vorrath des Epiciers: Wurſt, Schinken, Käſe, Reis, Wein, Liqueure. Ein ſolcher Fund führt allemal zu anderen, und die Einwohner werden ſich bei ihrer Rückkehr wundern über die Spürnaſen der Preußen.

Todesſtille herrſcht auch auf den Landſtraßen. Die Elſtern und die zurückgelaſſenen Jagdhunde beleben einzig die Felder. Die großen Parks der Schlöſſer gleichen den Friedhöfen; in den Teichen ſpielt der Wind mit den dürren Blättern, die der Herbſt dahin geſtreut. Nur dann und wann kommt ein char à banc mit einem Offizier des Weges gefahren, oder der Feldpoſtillon reitet über die Höhe hinab. Selten begegnet man einer blauen Blouſe, denn ſie ſind alle davon gegangen und, wie ich glaube, meiſt in den Wäldern verſteckt. Ohne alle Frage betrachten ſie die Preußen als Botokuden, ſelbſt die einzelnen Leute, die zurückgeblieben, ſind ſichtlich erfreut, wenn man mit ihnen in harmloſer Weiſe verkehrt. Wohin dieſe Menſchen alle geflohen, das iſt unbegreiflich. Viele ſind in den Wäldern, wie ich ſagte, aber ſchwerlich werden ſie ſich Alle dort verkrochen haben, ſind ſie nach Paris, ſo werden ſie ihre dortigen Vorräthe wohl ſelbſt verſpeiſen.

Unſre Vorpoſten ſtehen ſchon wenige Meilen von Paris und die Reiter-Diviſion Stolberg tränkt bereits ſeit geſtern ihre Pferde in der Seine. Wird es zu einem Bombardement kommen? Paris auf allen Seiten mit unſrer Cavallerie flankiren zu laſſen, wird immer das Vortheilhafteſte ſein. Uebermorgen geht unſre Avantgarde wahrſcheinlich ſchon über die Seine. Das Abſchneiden der Waſſerleitungen, wie es in Quincy geſchehen, wird keinen großen Erfolg haben. Die Seine können wir den Pariſern nicht abſchneiden, und da jede Familie ihre »Fontaine« mit dem Kohlenfilter in der Küche hat, wird man ſich nach wie vor mit dieſem Waſſer behelfen. Viel Freude werden wir von dem Aufenthalte in Paris nicht haben; die Offiziere ſind auch bereits darauf gefaßt, die ſchönſte der Städte in Trauer und Verzweiflung zu finden; indeß iſt Jeder mit der Zuverſicht zufrieden, daß es wirklich zum Einmarſch kommen werde, trotz der angenehmen Friedenspropoſitionen, welche Jules Favre dem Könige gemacht haben ſoll.

Coulommiers, 16. September.

Am geſtrigen Tage (15.) rückte das kronprinzliche Hauptquartier von Montmirail bis hier nach Coulommiers vor. Die Entfernung von hier bis Paris beträgt nur noch 45 Kilometer. Der Kronprinz wird hier bis zum 18. früh verweilen und ſich dann ſehr wahrſcheinlich nach St. Germain les Corbeil begeben.

Der Marſch hierher erfolgte ohne Zwiſchenfälle. Nur die Landſchaft wechſelte, oder doch das Bild, das ſie uns unter den derzeitig herrſchenden Verhältniſſen bot. So wie wir, kurz vor der kleinen Stadt Rebais, aus dem Departement der Marne in das der Seine und Marne übergetreten waren, machte ſich die Nähe der Hauptſtadt ſchon in dem äußern Anblick des Landes geltend. Das »Departement de la Seine et Marne« gehört zu den cultivirteſten Theilen Frankreichs. Es erſtreckt ſich vom rechten Marne-Ufer bis auf das linke Seine-Ufer, eine Linie, von Fontainebleau bis Dammartin (1½ Meile von Meaux) gezogen, bezeichnet ungefähr ſeine Längenausdehnung von Norden nach Süden. Die Wege ſind vortrefflich, die Waldungen gut gehegt, die Häuſer nähern ſich dem modernen Styl, die Dörfer ſind mit parkähnlichen Anpflanzungen umgeben. Der Hauptreichthum der producirenden Bevölkerung liegt im Gartenbau, deſſen veredelte Früchte für Paris beſtimmt ſind. Auch Coulommiers liegt in einem Kranz von blühenden Gärten. Die wohlhabende Stadt von 4800 Einwohnern iſt Sitz der Sous-Präfectur; ſie iſt nächſt Melun, wo der Präfect reſidirt, und Meaux, die volkreichſte im Departement und ſteht durch eine Zweigbahn mit dem Eiſenbahnnetz der Hauptſtadt in Verbindung. Vor der Stadt befinden ſich einige elegante Sommerhäuſer, die von pariſer Familien aufgeſucht werden. An den Straßenecken des ſonſt vollkommen friedlichen Ortes ſieht man noch das Plakat, welches die proviſoriſche Regierung an die Armee gerichtet hat. Den Verwaltungsorganen im Departement der Seine und der Marne ſind freilich kaum zwei Tage Zeit geblieben, um das Volk, im Sinne der Proclamation, für die nationale Vertheidigung zu gewinnen. Das Volk ſteht übrigens gleichgültig vor den Aufrufen und kann das Gefühl nicht unterdrücken, daß ſie, in Anbetracht der gegenwärtigen Lage, zu ſpät kommen. Die überwiegende Stimmung auf dem Lande, hier faſt unmittelbar vor der Hauptſtadt, iſt, daß man den Kampf um die Mauern von Paris lieber vermieden ſehen möchte, und daß man auf die Stärke der dortigen Vertheidigungsanſtalten, ſo pomphaft auch die Gerüchte klingen, die davon umher getragen werden, keineswegs ein übermäßiges Vertrauen ſetzen dürfe.

Einem andern Briefe entnehmen wir folgende landſchaftliche Schilderung. „... Ich zog es geſtern, an dem wunderſchönen, klaren, blauen Herbſttage vor, die 40 Kilometer zwiſchen Montmirail und hier zu Fuße zu machen. Die Reiter und Wagen des Hauptquartiers hatten eine andre, kürzre, mir unbekannte Tour eingeſchlagen, und ich blieb ſomit während des größten Theils der Wanderung durchaus allein. Man wird dieſe wahrhaft unheimliche Einſamkeit auf meilenlangem Wege, dies Ausgeſtorbenſein der ſchönen Welt, die im hellen Tagesſchein weit um uns hingebreitet liegt, nicht gewohnt. Hier waren zwiſchen den einzelnen Dörfern nicht einmal Spuren der ſtattgehabten jüngſten Truppendurchzüge bemerkbar. Kein lebendes Weſen außer ſchnatternden Elſtern, hie und da aufgurrenden Feldhühnern ſo weit das Auge reicht. Kein Vieh auf den üppigen grünen Weiden; kein Arbeiter in den Feldern, in den früchtebeladenen Weinbergen; kein Hüter in den prangenden Obſtgärten; jedes Thor und jeder Fenſterladen der einzelnen Gehöfte am Wege verſchloſſen und verrammelt.

Und dabei dieſer lachende, leuchtende Sonnenglanz, dieſe tiefe Himmelsbläue, dieſes zarte flockige Silbergewölk! Der Eindruck hat etwas Geſpenſtiſches. Und wenn man zuweilen hier und da, in einem Wäldchen oder in der weiten leeren Fläche, eine oder ein paar blaue Blouſen auf ſich zukommen ſieht, ſo hat dieſer Anblick für den Unbewaffneten auch durchaus nichts Vertrauenerweckendes und Befreiendes. Beim Näherkommen freilich zeigt es ſich meiſt, daß es alte ſchwache Männchen ſind, die höflich grüßen und bereitwillig den Weg weiſen. Drei Meilen weit bis zum Städtchen Ferte Gaucher dauerte dieſer Zuſtand. Dort erſt ſah ich wieder Menſchen und was mir auch angenehm erſchien: preußiſche Einquartierung. Jenſeits aber, herausgelangt auf die ſich über Berg und Thal in ſchnurgerader Richtung hinziehende Pappelchauſſee, endlich einmal wieder der hier faſt noch tröſtlichere Anblick einer preußiſchen Munitionscolonne des V. Armeecorps von 5er Artilleriſten geleitet, endlos wie jede Colonne, trotz des ſchärfſten Schrittmaßes, in dem ich mich bewege.-

St. Germain les Corbeil, 18. September.

Der Kronprinz, nachdem er am 16. Abends aus dem Großen Hauptquartier (in Meaux) nach Coulommiers zurückgekehrt war, verließ geſtern früh bereits den letztgenannten Ort, um ſich nach Chaumes zu begeben, einem kleinen 1800 Einwohner umfaſſenden Städtchen auf der Straße zwiſchen Fontenay und Melun. Heute erfolgte die Vorbewegung von Chaumes auf St. Germain les Corbeil, das bereits am linken Seine-Ufer auf einem Plateau gelegen iſt.

St. Germain les Corbeil, nur zehn Minuten von Corbeil entfernt, iſt ein ſtattliches Dorf mit einem von reizenden Parkanlagen umgebenen Schloß. Schon im weſtlichen Lothringen und in der Champagne, am häufigſten aber im Seine- und Marne-Departement, iſt es mir aufgefallen, daß die Höfe und Gärten der einzelnen Dorfhäuſer faſt überall mit 8 bis 10 Fuß hohen Steinwällen umgeben ſind, welche jedem Gehöft das Ausſehen einer kleinen Feſtung verleihen. Auf unſrem heutigen Marſche fanden wir viele dieſer Mauern mit runden oder länglichen Schießlöchern verſehen, die augenſcheinlich erſt vor Kurzem angebracht worden ſind und darauf ſchließen laſſen, daß man wohl daran gedacht haben mag, die hohen Steinwälle bei einem etwaigen Kampfe als Deckungsmittel zu benutzen.

Der Feind ſcheint ſich mittlerweile unter die Thore von Paris zurückgezogen zu haben, und er hat uns auch den Uebergang über die Seine, ſo zu ſagen, mehr ſymboliſch als thatſächlich erſchwert. Schon bei dem Dorfe Moiſſy Cramayel fanden wir die Chauſſee durch eine Anzahl gefällter Pappeln und durch eine tief ausgegrabene Höhlung verſperrt, der Schaden war jedoch raſch reparirt, nachdem die baieriſchen Pioniere die Baumſtümpfe in das Loch geworfen und daſſelbe, unter Beihülfe einiger hundert zur Arbeit requirirter Bauern, mit Sand und Erde gefüllt hatten. Auch die Zerſtörung eines Bogens der Seinebrücke, welche von der Altſtadt zur Neuſtadt von Corbeil hinüberführt, hat den Marſch unſrer Armee kaum redenswerth aufhalten können, da in weniger als einer Stunde eine Pontonbrücke geſchlagen war, welche hinlängliche Tragkraft beſitzt, um ſelbſt den Transport von Wagen und Kanonen zu geſtatten. Die Sprengung der ſchönen Brücke war von den franzöſiſchen Ingenieuren in ſo rückſichtsloſer Art und mit ſo geringer Vorſicht ausgeführt worden, daß das Eigenthum und Leben der Anwohner durch die Exploſion aufs ärgſte gefährdet ward. Mehrere Häuſer auf beiden Ufern ſind von Grund aus geborſten und mußten ſofort geſtützt werden, um weiteres Unglück zu verhindern; Quadern von 8 bis 10 Quadratfuß wurden an tauſend Schritte weit in die Stadt geſchleudert, und in gleicher Entfernung ſind faſt alle Fenſterſcheiben zertrümmert.

Da faſt alles Vieh und alle Mehlvorräthe von Corbeil wie von andern umliegenden Städten, zur Verproviantirung von Paris, nach der Hauptſtadt geſchafft worden ſind, und der Reſt von den durchpaſſirenden deutſchen Truppen aufgezehrt worden iſt, beginnt ſchon die drückendſte Noth in der Stadt zu herrſchen, und es mußten bereits Brodvertheilungen an die Bedürftigſten der Bewohner angeordnet werden. Das Herz erſtarrt Einem, wenn man bedenkt, wie die Hungersnoth der Bevölkerung unzweifelhaft mit jedem Tage zunehmen muß, da alle Verkehrsmittel gehemmt ſind.

„. . . St. Germain, — ſo erzählt, ein Genrebild entwerfend, ein Brief von gleichem Datum — liegt an einem ſteil zur Seine abfallenden Bergrücken. Gleich rechts von der Chauſſee, inmitten eines fürſtlichen Parks, ein mit höchſter Eleganz, ja mit Pomp erbautes und eingerichtetes modernes Schloß, Styl Louis XIII., in welchem der Kronprinz nebſt einem Theil des militairiſchen Hauptquartiers Wohnung nahm. Links von der Straße, auf der Höhe des Bergrückens, eine Flucht von hübſchen Villen, einzeln inmitten ihrer von Mauern umgebenen Gärten gelegen. Weiter zurück ſteile, am Berge aufklimmende Straßen mit ziemlich ärmlichen Ackerbürgerhäuschen. Unten, der Seine entlang, die ächte franzöſiſche Kleinſtadt und die ächten graugrünen Pappelreihen der Seine- und Oiſelandſchaft, wie ſie Daubigny vor Allem zu malen verſteht und liebt. Alle Häuſer ſind von Baiern und Preußen, meiſt 37ern, beſetzt. Am Ufer des Fluſſes campiren jene unter Waffen in dichter Menge, während ihre und unſre Pioniere eben daran ſind, zwiſchen der geſprengten und der erſten Pontonbrücke noch eine zweite zu conſtruiren.

Ich frage mich, die enge Bergſtraße in St. Germain hinauf, zurecht.

Dort das letzte Häuschen, vor deſſen ſchmaler einſtöckiger Front das kleine dreieckige Gärtchen zwiſchen zwei Mauern hinaustritt, ſoll ſonſt die »Dame des Hauſes« beherbergen. Aber ſie ſelbſt iſt längſt aus Angſt vor den Preußen nach dem ſüdlichen Frankreich emigrirt. Ein halb Dutzend Blaublouſen und alte Weiber begleiten mich, halb aus Neugier, halb aus Gefälligkeit. Die alte Dame Marcelot hat nie eine Nachbarin oder einen Nachbarn ihr Häuschen betreten laſſen, immer allein mit einer kleinen Aufwärterin in ihrer Eremitage gelebt. Der ſorgliche Fourier hat bereits die Füllung der Thür herausgeſchlagen und das Schloß desgleichen. Drinnen ein kleiner Vorraum, dahinter eine kleine zierliche Küche und zur Linken ein Zimmer mit zwei Seiten-Cabinetchen. Noch hat das Heiligthum der alten Mama kein ſoldatiſcher Fuß entweiht. Was ſie vermochte, hat ſie mitgenommen. Die große Bettſtelle iſt des Himmels und ſämmtlicher Bettſtücke beraubt. Aber die Möbel ſtehen noch, als ob ſie gegenwärtig wäre, jede Vaſe, jedes der hundert Käſtchen, Körbchen und Schächtelchen an ſeiner Stelle auf Kaminſims, Commode, Tiſchchen, jedes Bild an ſeinem Wandplatz, den es ſicher dort ſeit 50 Jahren einnahm. Darunter merkwürdige Dinge, z. B. eingerahmte Bleiſtiftzeichnungen von Bouchers Hand, Figürchen junger Schäferinnen von entzückender coquetter Grazie. Und ein Kopf Johannes des Täufers in goldner Schüſſel, in ſpätgothiſch verſchnörkelter Niſche aufgeſtellt, auf einer Holztafel gemalt, in jener kaum zu verwechſelnden Art und Vollendung, die auf Rogier von der Weyde ſchwören ließen, aber deutlich (ohne Monogramm) datirt von 1509. Dazu viel alte Dilettantenbildchen, Landſchaften und Copieen nach Guido Reni, aus den Zeiten und in den Manieren des erſten Kaiſerreichs. Ein aus dem des Staubes alter Tage und allerlei antiquirten großmütterlicher Eſſenzen und Heilkräutern gemiſchter Duft füllt das Zimmer, der mit einem Hauch die fernſte Kindheit wieder vor mir lebendig werden läßt. Alles ſäuberlich, nett geordnet, dreifach eingewickelt und in Käſtchen verpackt; auf dem Schreibtiſch ein ganzes Heft voll ſorglich geſchriebener Recepte für alle denkbaren Magenliqueure, Fruchtweine, Tiſanen. Draußen in der kleinen Küche ein Wandſchrank — und Fach für Fach beſetzt mit Eingemachtem von jeder Fruchtſorte in feſt zugebundenen Flaſchen, Steingut- und Porzellanbüchſen und Töpfen mit zierlich darauf geſchriebener Inhaltangabe. Aber die Neugier meiner bäuerlichen Escorte war damit noch nicht befriedigt. Sie entdeckten in der Küchenwand eine Thür zur Kellertreppe, ſtiegen hinab und bald verkündete ihr Ruf eine wichtige Entdeckung: ein großartiges Lager gefüllter Flaſchen Chably, nicht mouſſirenden Champagners, Rothweins und dazu noch zwei ganze Fäſſer unabgezogenen Weins. Ich bin überzeugt, Madame Marcelot hat davon nie getrunken, ſondern ihn nur gehalten, weil das hier zu einer vollſtändigen Wirthſchaft gehört. Die unendlich mannichfaltigen »liqueurs« und

»pilules digestives«, die in allen Ecken der Wohnung ſtanden, ſchienen ihnen aber viel nothwendiger zum Leben. — Als meine Blouſen mich ſo reichlich mit flüſſigen Schätzen geſegnet fanden, zeigten ſie ſich ſehr eifrig um die Abhülfe des gänzlichen Mangels der hungerſtillenden Materialien bemüht. Einer erwiſchte und tödtete glücklich ein jedenfalls nicht auf ſeinem Hofe erwachſenes Huhn, ein paar alte Hexen rupften, brühten, ſervirten es mir, und ein halbes Dutzend Blaukittel ſahen zu und leerten eine Flaſche nach der andern auf ihre und meine Geſundheit. Der bekannt gewordene Beſitz jedes Schatzes hat aber ſein Unbequemes. Bis gegen Mitternacht noch, als ich mich längſt, ſo gut es gehen wollte, in meiner unverſchließbaren Eremitage verbarricadirt und mit Strohſack, Stuhlkiſſen und Zimmerteppich mein originelles Lager in der guten Wittwe leerer Bettſtelle bereitet hatte, hörte das Anpochen und Bitten draußen nicht auf: »Monsieur! encore une bouteille! c'est pour vos camérades, pour vos pauvres soldats: n'ont rien à boire!« Dieſe Spitzbuben — ich möchte wiſſen, wie Viel ſie bis heute Abend im Keller gelaſſen haben werden, nachdem ich, wie es in wenigen Minuten geſchehen wird, meinem Königreich von neunzehn Stunden für immer den Rücken gekehrt haben werde, es ſeinem Schickſal und ihrer Discretion überlaſſend!«

St. Germain les Corbeil, 18. September Abends.

Die Einſchließung von Paris durch unſre Armee iſt mit dem heutigen Tage vollendet, das Netz zieht ſich jetzt immer näher zuſammen. Vorausſichtlich wird das Hauptquartier der III. Armee morgen ſchon nach Sceaux, anderthalb Meilen von Paris vorrücken (es kam nach Palaiſeau); die erſten Grüße unſrer Artillerie wurden heute der Hauptſtadt zugeſandt. Dabei kennt die Verblendung der franzöſiſchen Preſſe keine Grenzen. Ueberall das alte wahnwitzige Phraſengeklingel, ſtatt des ernſten Verſuchs, den thatſächlichen Verhältniſſen feſt ins Auge zu blicken. Ein pariſer Blatt vom 11. September, »La Sureté financière«, ſchreibt: »Denken wir nicht an den Frieden, ehe uns der Gedanke kommen kann, mit Preußen zu unterhandeln, müſſen wir — dies iſt eine unerläßliche Rache — müſſen wir erſt einen eclatanten Sieg erringen. Wir müſſen unter den Mauern von Paris unſre Soldaten rächen, die glorreich bei Weißenburg, bei Forbach, bei Wörth gefallen und bei Sedan feige verrathen worden ſind!«

Welche andre Sprache, als die der Kanonen, läßt ſich mit einem Volke reden, das ſolcher Art in ſeinem Unverſtande beharrt?

[Dieſe »Sprache der Kanonen« wurde bereits am folgenden Tage (19.) geſprochen. Wir kommen auf die Kämpfe, die die Einſchließung vollendeten, an andrer Stelle zurück.]

Die IV. (Maas-) Armee

vom 3. bis 18. September

Die IV. (Maas-Armee) verblieb bei ihrem Vormarſch dieſſeits der Marne und bewegte ſich nördlich dieſes Fluſſes, in einer etwas ſüdlich gerichteten Schräglinie auf die franzöſiſche Hauptſtadt zu. Das zwiſchen Reims und Soiſſons gelegene Terrain mußte paſſirt werden und bezeichnete im Weſentlichen die Richtung, die ſeitens der drei Armee-Corps: IV., XII. und Garde eingeſchlagen wurde. Das IV. Corps hatte den rechten, das XII. Corps den linken Flügel, die Garde marſchirte im Centrum. Da alle drei Corps einem Punkt zuſtrebten, ſo wurden die Entfernungen zwiſchen den einzelnen Corps immer geringer, je mehr man ſich dieſem Punkte (Paris) näherte. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachſen befand ſich bis zum Eintreffen vor Paris an folgenden Punkten:

3. bis 5. September Mouzon,
6. September Vendreſſe,
7. September Launois,
8. September Novion Porcien,
9. September Seraincourt,
10. und 11. September Chateau Marchais bei Laon,
12. September Corbeny,
13. September Soupire ſur Aisne,
14. September Arcy St. Reſtitue,
15. September Neuilly,
16. und 17. September Crouy ſur Ourcq,
18. September St. Souplets.

[Am 19. wurde das Hauptquartier der IV. (Maas-) Armee nach Grand Tremblay verlegt, wo es bis zum 8. October blieb.]

Die Marſchlinie der einzelnen Corps ergiebt ſich einestheils aus der Tabelle, andrerſeits aus der Karte, die wir folgen laſſen, und auf der wir bemüht geweſen ſind, nach Möglichkeit nur die in Betracht kommenden Punkte aufzuführen.

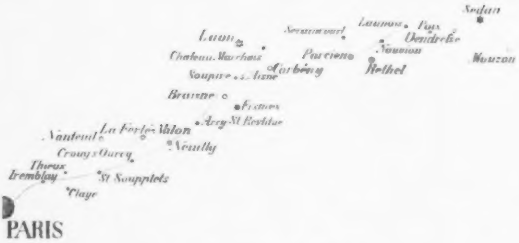
Wir folgen nun zunächſt dem rechten Flügel (IV. Corps), weil es auf dieſer Linie war, wo ſich das einzig bedeutende Ereigniß dieſes Vormarſches zutrug: die Exploſion zu Laon.

IV. (Maas-) Armee.*)

September	IV. Corps.	Garden.	XII. Corps.
3.	bei Sedan.	Carignan.	ſüdlich von Sedan.
4.	Chemery.	do.	
5.	Vendreſſe.	Mouzon.	La Beſace.
6.	Poix.	Vendreſſe.	Le Chêne.
7.	Signy l'Abaye.	Poix.	Ecordale.
8.	Seraincourt.	Sery.	Rethel.
9.	Montcornet.	Sevigny.	Chateau Porcien.
10.	Laon.	Siſſonne.	Neufchatel.
11.	wahrſcheinlich in Laon.	Craonne.	Cormicy.
12.		do.	do.
13.	Vailly.	Braisne.	Fismes.
14.	Hartennes.	La Ferté Milon.	Fère en Tardenois.
15.	Villers Cotterets.	Oulchy le Chateau.	Monthiers.
16.	Nanteuil.	Acy.	Lizy ſur Ourcq.
17.	do.	do.	do.
18.	Le Menil Amelot.	Thieux.	Claye.

---

*) Die V. Cavallerie-Diviſion wurde der IV. Armee zugetheilt, ſo daß, neben der Cavallerie der Sachſen und der Garden, und der zur Maas-Armee gehörenden VI. Cavallerie-Diviſion (Herzog Wilhelm) auch die V. Cavallerie-Diviſion immer vorauf war.


Sedan
Launois
Poix
Vendresse
Nouvion
Mouzon
Laon
Chateau Marchais
Porcien
Corbény
Rethel
Souppire s. Aisne
Braisne
Fismes
Arcy St Restitue
La Ferté Milon
Nanteuil
Neuilly
Crouy s Ourcq
Thieux
Tremblay
St Soupplets
Claye
PARIS

Die Vorgänge in Laon

am 9. September

Am rechten Flügel der Maas-Armee, wie eben bereits hervorgehoben, marſchirte das IV. Corps; es nahm ſeine Richtung zunächſt auf Laon. Ihm, um eine Etappe voraus, marſchirte die VI. Cavallerie-Diviſion, Herzog Wilhelm von Mecklenburg. Laon*) war noch in Händen des Feindes; daſſelbe, das jeden Augenblick zu einem Sammelpunkt von National- und Mobilgarden werden konnte, in Beſitz zu nehmen, erſchien wichtig und unumgänglich. Der ebengenannten Cavallerie-Diviſion (Herzog Wilhelm) wurde deshalb aufgegeben, einen Verſuch zur Wegnahme des Orts zu machen, ohne ſich aber hierbei ernſteren Verluſten auszuſetzen, und es waren ihr hierzu vom IV. Armee-Corps noch das 4. Jäger-Bataillon (Sangerhauſen) und eine reitende Batterie zur Verfügung geſtellt worden.

---

*) Laon, einer der Hauptorte des Departements der Aisne mit 10,500 Einwohnern, liegt auf einem vereinzelten, etwa 300 Fuß hohen Hügel. Es iſt der Kreuzungspunkt von vier Eiſenbahnen, deren zwei nord- und ſüdöſtlich aus Belgien und von Reims kommen, während die beiden andern weſtlich nach Tergnier (Namur, Amiens, Paris) und nach Soiſſons (Paris) weiter führen. Der iſolirt liegende Hügel, auf welchem Laon erbaut iſt, hat die Form eines nach Oſten offenen Halbmondes, deſſen beide äußerſten Spitzen die Cathedrale und die alte, jetzt von Jeſuiten bewohnte Benedictiner Abtei St. Vincent bilden, während der innere Bogen deſſelben, Cuve St. Vincent genannt, in mit Weinſtöcken und Artiſchocken bepflanzten Abhängen zur Ebene abfällt. Eine ſchöne Promenade faßt den höher gelegenen Theil der Stadt ein, zu deſſen Fuße fünf Vorſtädte ſich ausbreiten. Ueberreſte alter Befeſtigungen umgeben die Stadt, theils noch aus dem Mittelalter ſtammend, beiſpielsweiſe: ein bereits ſchiefer Thurm und ein im 13. Jahrhundert errichtetes Thor, welches von gleich alten Thürmen mehrfach flankirt wird. — Zu den bemerkenswertheſten Baulichkeiten Laons gehören die frühere Cathedrale, jetzt Kirche Notre-Dame, deren Styl der gleichnamigen in Paris ſich nähert, das Palais de juſtice, im 13. Jahrhundert erzbiſchöflicher Palaſt, das Haus der Tempelritter, die Kirche St. Martin, beide etwa aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts ſtammend, die Präfectur in der alten Abtei St. Jean, die Bibliothek mit 475 Manuſcripten bis auf das Jahr 650, und mit mehr als 2000 Handſchriften berühmter Leute und aller Könige Frankreichs ſeit Lothar (972), — und endlich das Rathhaus, ein Muſeum für Kunſt und Alterthümer und das 1863 errichtete Denkmal des Marſchalls Sérurier. Die Citadelle, welche unter Louis Philipp verſtärkt worden iſt, beherrſcht theils den im Norden der Stadt liegenden einzigen Bahnhof nebſt der Vorſtadt St. Marcel, weniger die weſt- und ſüdwärts gelegenen Vorſtädte la Neuville und Semilly, namentlich aber das im Oſten vorliegende Terrain mit den Vorſtädten de Vaux und d'Ardon.

Schon am 8. September hatte der Lieutenant v. Rohr vom ſchleswig-holſteiniſchen Ulanen-Regiment Nr. 15 den Commandanten der Citadelle von Laon, General Theremin d'Hâme, zur Capitulation aufgefordert und hatte dieſer ſich bis Nachmittags 4 Uhr Bedenkzeit erbeten. Als die 6. Cavallerie-Diviſion dieſe Meldung erhielt, wurde der Oberſt v. Alvensleben mit der 15. Cavallerie-Brigade und einer reitenden Batterie nach Laon geſendet, um den Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben. Dem letztgenannten Offizier gegenüber machte der Commandant wieder Schwierigkeiten, eine neue Bedenkzeit bis zum 9. September früh 9 Uhr erbittend. Am 9. September Morgens erklärte er ſich zur Uebergabe bereit, die um 11½ Uhr erfolgen ſollte.

Auf dieſe Abmachung hin marſchirte um die Mittagsſtunde des 9. September Herzog **Wilhelm** mit beiden Brigade-Stäben in die Stadt hinein; das 4. Jäger-Bataillon folgte. Eine Compagnie des letztren beſetzte die Vorſtädte, zwei Compagnieen den Markt und eine Compagnie rückte in die Citadelle, ſofort die am Eingange derſelben ſtehende Wache der Mobilgarden ablöſend. Auf dem Hofe der Citadelle ſtand die Beſatzung, etwa 2000 Mann Mobilgarden und ein Zug Linien-Infanterie des 55. franzöſiſchen Infanterie-Regiments. Die Capitulation erfolgte auf Grund der bei Sedan abgeſchloſſenen Bedingungen; die Waffen wurden niedergelegt, die Mobilgarden entlaſſen, die Linien-Infanterie unter Escorte gefangen abgeführt.

Während dieſes um etwa 2 Uhr beginnenden Ausmarſches der Franzoſen (Herzog Wilhelm, ſiehe weiter unten, giebt eine frühre Zeit an) und während der General Theremin ſich unbefangen mit Offizieren unſres Stabes unterhielt, erfolgten kurz hinter einander zwei furchtbare Detonationen. Das Pulver-Magazin, in das wahrſcheinlich ſämmtliche Hohlgeſchoſſe gebracht worden waren — man behauptet, es ſeien 26,000 Kilogramm Pulver geweſen — flog in die Luft. Alle im Hofe der Citadelle befindlichen Perſonen, vor Allem die dem Krater des Ausbruchs naheſtehende Compagnie Jäger, wurden unter Schutt und Trümmer beinahe begraben. Die umherfliegenden Bomben, Steine, Mauerſtücke, Fenſterkreuze, Verſchalungen und wie Streichhölzer zerbrochene Balken von Mannsdicke flogen bis über die tief am Fuße von Laon liegenden Vorſtädte hinaus und beſchädigten Menſchen, Häuſer und Dächer. Das Bild der Vernichtung im Hofe der Citadelle war grauenvoll. Faſt alle anweſenden Perſonen wurden theils getödtet, theils leicht oder ſchwer verletzt. Die Hälfte der 4. Jäger-Compagnie lag verſtümmelt auf dem Platze, 40 Jäger ſofort todt und wie man behauptet 250 Mobilgarden. Die ganze Scene des Entſetzens gipfelte darin, daß unſre Mannſchaft, im momentanen Glauben eines vorbereiteten Verraths auf die durch Schutt und Trümmer ſich heulend drängenden Franzoſen feuerte, bis Oberſt v. Alvensleben dies hinderte.

Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der Oberſt Graf Gröben, der Major v. Schönfels vom Generalſtabe, der Lieutenant Graf Roß vom 7. Huſaren-Regimente und andre Offiziere waren mehr oder minder erheblich verletzt. Hauptmann Mann, von der 4. Artillerie-Brigade, der einzige im Augenblick der Exploſion zu Pferde ſitzende Offizier, blieb auf der Stelle todt. Die Franzoſen hatten 11 Todte und verwundete Offiziere. Sämmtliche Anweſende waren durch die drei Stunden weit gehörte Detonation ſo betäubt, daß die Spuren der Erſchütterung der Nerven und des Gehörs erſt nach vielen Tagen wichen. Die Straßen der Stadt waren mit Glasſplittern der zertrümmerten Fenſter überſät; überall zeigte ſich ein ängſtliches ſcheues Weſen, das jeden Moment eine Wiederholung dieſes Gräuels fürchtete.

Der Kronprinz von Sachſen, Commandirender der IV. Armee, dem die Nachricht in der Nacht vom 9. zum 10. in Seraincourt zukam, eilte ſofort am 10. zur Stelle und befahl die ſtrengſte Unterſuchung. Die Stadt wurde mit mehr als 100,000 Francs Contribution beſtraft, ihr eine Garniſon gegeben (26. Inf.-Regt.). Alles in der Stadt und Umgegend entwaffnet, die Waffen vernichtet und der Commandant, wie der Präfect, ſofort verhaftet. Uebergeben wurden 35 Geſchütze, meiſt alter Conſtruction, 8 gezogene 16-Pfünder und 2000 Gewehre, außer ſehr bedeutendem anderweiten Kriegsmaterial.

Das Hauptquartier der Maas-Armee war, wie ſchon weiter oben hervorgehoben, am 10. und 11. in Marchais, einem alten, früher dem Herzoge von Guiſe, jetzt dem Fürſten von Monaco gehörenden Schloſſe.

Einem Briefe Herzog Wilhelms an ſeine Gemahlin entnehmen wir noch das Folgende: »Danke Gott auf Knieen mit mir für Seine wunderbare Gnade, die mich und die Herren meines Stabes bei der Exploſion des Forts von Laon errettet hat! Du wirſt durch Se. Majeſtät wohl das Unglück erfahren haben. Du kannſt über mich und meine Umgebung ruhig ſein; außer dem Major v. Schönfels, der vor 3—4 Wochen wohl nicht wieder zu uns kommen wird, und wir geſtern Alle, zwar fahrend, mit meiner Diviſion weiter marſchirt, und habe ich das Commando nur auf einige

Stunden abgegeben, als mich am Tage des Unglücks um 5 Uhr Nachmittags meine Kräfte verließen, und die Schmerzen am rechten Oberſchenkel ſo ſtark wurden, daß ich mich von den Aerzten unterſuchen ließ und zu Bett legte. Die Exploſion erfolgte 12½ Uhr Mittags. wer der Thäter geweſen, ſteht nun feſt: Unteroffiziere der Artillerie des Forts, die, ob mit oder ohne Wiſſen des Commandanten, die Pulver-Kammer angeſteckt. Doch muß Alles vorher zum Sprengen eingerichtet geweſen ſein, denn es ſprangen eine Maſſe von Granaten und Bomben mit in die Luft, außerdem Steine, ganze Quadern und Holz. Wir haben folgende Verluſte: 1 Offizier todt (Hauptmann Mann), 8 Offiziere verwundet (darunter ich und Stab), 34 Unteroffiziere und Mannſchaften todt (darunter Portepee-Fähnrich v. Amsberg), 63 Unteroffiziere und Mannſchaften verwundet, 7 Pferde todt. Mein Pferd Ronair hat unglaublicher Weiſe Nichts bekommen. Die Stabsordonnanz Lehmann iſt am Kopfe leicht bleſſirt, und mit uns hier, ſein Pferd todt. Die andern Pferde unten in der Vorſtadt — wo die herabſtürzenden Steine und Granaten furchtbare Verwüſtung angerichtet — hatten ſich losgeriſſen, ſind fortgelaufen und meiſt geſchunden; aber geſtern ſchon mit marſchirt. Der, der Feſtung zunächſt liegende Theil der Stadt iſt eingeſtürzt oder zertrümmert. Der Verluſt der Mobilgarden und der Einwohner kann gewiß auf 7—800 Menſchen angegeben werden. So iſt die Strafe für die Verrätherei, daß ſie die Franzoſen am meiſten getroffen hat. Unſre Leute haben ſich nachher muſterhaft benommen, und ſind trotz der ſehr natürlichen Wuth keine Frevelthaten vorgekommen. Der General, der ſelbſt bleſſirt, und die übrigen Offiziere ſind natürlich nicht freigelaſſen worden.

Der Kronprinz von Sachſen kam, ſehr liebenswürdig, gleich am andern Morgen zu mir und war außer ſich. Meine Regimenter ſind wieder vollzählig. Von Toul weiß ich Nichts. Nach der geſtrigen Fahrt angegriffen, und liege ſchonungshalber ganz ſtill. Die Kugel, die auf dem Operngucker abgeſetzt hatte und mir den rechten Oberſchenkel blutig ſchlug, hat mir wenig gethan; die Stelle iſt ſchon geheilt. Aber die durch Steine oder Balken erhaltene ſtarke Contuſion iſt noch ſehr geſchwollen und dick mit Blut unterlaufen, und wird mich gewiß noch acht Tage am Reiten hindern. Das Gehen am Stock geht ſchwach; ich danke Gott ſtündlich für die Gnade der Erhaltung.«

Die Aufregung über dieſen Vorfall, weil man ihn einer Verrätherei, anfänglich ſogar einer Verrätherei des Commandanten zuſchrieb, war außerordentlich groß. Die Kreuzzeitung ſchrieb: »Wenn der Befehlshaber eines Schiffes, das der Feind entert, ſich mit ihm in die Luft ſprengt, — wenn der Commandant einer Feſtung in dem Augenblicke, wo der Belagerer die Breſche ſtürmt, Minen ſprengt oder ſich zuletzt mit den eingedrungenen Gegnern unter den Trümmern der ihm zur Bewachung anvertrauten Feſte begräbt — Hut ab vor einem ſolchen Manne. Das iſt ehrliches Kriegswerk, und wir gehören nicht zu denen, die jede feindliche Kugel, welche die Bruſt eines der Unſrigen durchbohrt, für »tückiſch« erklären und einen gelungenen Ueberfall und Hinterhalt, wenn er vom Widerpart ausgeht, der Hinterliſt gleichſtellen. Aber wenn eine Feſtung durch Capitulation, »um die Stadt zu retten«, übergeben wird, und in dem Moment, wo der Sieger einzieht, wird der Vertrag durch Anzünden des Pulvermagazins freventlich gebrochen, ſo iſt das nichts andres als Verrath und Meuchelmord. Der Umſtand, daß auch die Stadt ſelbſt ſchwer gelitten, und daß eine große Zahl der eignen Landeskinder dabei umgekommen, ändert nichts an der Beurtheilung des Vorganges.«

Dieſe Worte waren Ausdruck der allgemeinen Stimmung, die erſt ruhigeren Empfindungen wich, als ſich die abſolute Schuldloſigkeit des Commandanten, General Theremin, herausſtellte. Die Unterſuchung beſtätigte, was ſchon Herzog Wilhelm in ſeinem vorſtehend mitgetheilten Briefe ausgeſprochen hatte, daß ein franzöſiſcher Artillerie-Unteroffizier, mit oder ohne Complicen, die verbrecheriſche Handlung begangen.

Schon vor Abſchluß der Unterſuchung richtete General Theremin, aus dem Lazareth, in dem er verwundet lag, folgenden, in ſeiner Ruhe einen vorzüglichen Eindruck machenden Brief an ſeine in Lüttich ſich aufhaltende Frau.

»Du wirſt meinetwegen in großen Sorgen ſein, geliebte Frau. Heute wird mir erlaubt, Dich zu beruhigen, was ich wegen Kopfſchmerzen und dumpfen Kopfempfindungen, welche heute etwas nachgelaſſen haben, kaum früher hätte thun können.

Mir iſt eine harte Prüfung beſchieden worden! Du weißt, daß mir vor ſechszehn Tagen, am 22. Auguſt, das Commando im Aisne-Departement übertragen worden iſt — ohne Adjutanten, ohne einen Offizier, ohne einen Mann, ohne einen einzigen Artilleriſten von der Armee. Mit einem Worte, ich war einziger Offizier mit einem Bataillon Mobilgarde, das am 8. Auguſt am Hauptorte einberufen worden war. Wir waren alſo am 8. September gerade einen Monat nach ſeiner Einberufung! Die Mannſchaft, mit dem Gebrauche der Waffen unbekannt, überdies von Verwandten der Umgegend und von der erſchreckten Bevölkerung aufgefordert, deſertirte in Haufen und war auf die Hälfte reducirt. Ich hatte keine widerſtandsfähige Macht mehr.

Ich erhielt ein Telegramm des Miniſters, worin er mir anheimſtellte, falls ich mich in Laon nicht halten könne, mich auf Soiſſon zurückzuziehen.

Unglücklicherweiſe kam mir das Telegramm zu ſpät zu. Einige Stunden darauf langte ſchon ein preußiſcher Parlamentair an mit der Aufforderung zur Uebergabe der Citadelle. Von dem Augenblicke ab war ich überwacht und konnte nicht mehr abziehen.

Ich mußte daher, nach zweitägigen Verhandlungen und in Gegenwart eines Armee-Corps unter den Befehlen des Herzogs von Mecklenburg, die Citadelle übergeben!

Als der Herzog in die Citadelle kam, erſtaunte er über die Truppe, die ſie hätte vertheidigen ſollen — lauter Bauern in Blouſen, meiſtens ohne Patrontaſchen.

Als der Prinz und der Brigade-Commandeur, Graf Alvensleben, meinen Namen hörten, fragten ſie mich, ob ich etwa verwandt ſei mit Franz Theremin, der, wie Dir bekannt iſt, eine hervorragende Stellung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete und im vorigen Jahre geſtorben iſt; ob ich mit dem General-Conſul Sr. Majeſtät in Cairo, Leo Theremin, bekannt ſei, welcher, wie Du mir ſchriebſt, ſeine liebenswürdige Frau vor Kurzem verloren hat. Sie fragten mich ferner, ob ich Proteſtant ſei und kaum hatte ich dieſe Fragen bejaht, als eine fürchterliche Exploſion des Pulvermagazins das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckte.

Das Ereigniß kam ſo überraſchend, daß wir kaum Vermuthungen darüber hegen konnten, wer das Feuer angelegt und eine ſo verbrecheriſche Handlung begangen habe. Heute iſt es Allen klar, daß die Artillerie-Schildwache (Garde d'artillerie) allein die Verantwortung vor Gott und Menſchen trägt. Mich aber wird mein Leben lang der Kummer quälen, daß eine ſo ruchloſe That ſich ereignen konnte, während ich commandirte!

Glücklicherweiſe iſt der Herzog von Mecklenburg nur leicht verwundet, desgleichen auch der Brigade-Commandeur Graf Alvensleben. Hoffentlich werden ſie im Stande ſein, den richtigen Sachverhalt zu erkennen.

Was aus mir werden wird, weiß ich nicht. Der Herzog von Mecklenburg hatte uns die Freiheit gelaſſen und mir aufs Huldvollſte meinen Degen zurückgegeben unter der Bedingung, daß ich während des Krieges nicht wieder dienen ſollte. Die Kataſtrophe hat Alles geändert — ich bin im Hoſpital und Gefangener. Ich weiß daher nicht, wann ich frei und geheilt ſein werde. Aber, ſobald als möglich, werde ich um einen Geleitſchein bitten, um zu Dir und zu meiner Tochter zu eilen, die in ihrem feſten chriſtlichen Glauben hoffentlich Kraft ſchöpfen wird, um die uns beſchiedene Prüfung zu ertragen.

General Theremin ſtarb bald darauf; wir wiſſen nicht, ob an Krankheit, oder in Folge ſeiner Verwundung. Aber er war vor ſeinem Hinſcheiden völlig rehabilitirt.

Das IV. Corps, beziehungsweiſe die ihm voraufeilende 6. Cavallerie-Diviſion, führte in der auf unſrem Marſchtableau (S. 106) angegebenen Weiſe ihren Vormarſch gegen die franzöſiſche Hauptſtadt aus. Zwiſchenfälle traten nicht mehr ein, nachdem am 14. eine an den Commandanten der Feſtung Soiſſons gerichtete Aufforderung zur Uebergabe, auf das Beſtimmteſte abgewieſen worden war. Wir wenden uns deshalb vom IV. Corps, über deſſen am rechten Flügel erfolgendes Vorgehen keine weiteren Berichte vorliegen, dem im Centrum der Maas-Armee avancirenden Garde-Corps zu, deſſen Vormarſch von Sedan auf Paris eine anziehende Darſtellung gefunden hat.

Das Garde-Corps von Sedan bis Paris

„Am 3. September Morgens verließen wir die Stellungen, die wir ſeit dem 1. Abends nördlich von Sedan eingenommen hatten, um zunächſt auf Carignan, dann nach Mouzon und am 6. nach Vendreſſe zu marſchiren. Auf dem Marſche nach letztgenanntem Orte hatten wir nicht gerade das Schlachtfeld von Beaumont, aber doch die nächſten Umgebungen deſſelben zu paſſiren. Ueberall zeigten ſich noch die Spuren des Kampfes. Das Wetter war abſcheulich. Es regnete von früh bis ſpät, die Soldaten bezogen ihre Kantonnements, bis auf die Haut durchnäßt. Aber ſie waren voll frohen Muthes und nirgends hörte man eine Klage. Die Cavallerie-Diviſion, die das Land überall einen Tagemarſch vor dem Gros des Corps aufklärte, berichtete, daß Alles friedlich ausſähe, daß man weder feindliche Abtheilungen noch vereinzelte Franctireurs bemerke, und die Soldaten, die die jüngſten Gefahren und Drangſale ſchon vergeſſen zu haben ſchienen, zogen ſingend und ſcherzend ihre Straße.

Von Vendreſſe ging es am folgenden Tage nach Poix, von Poix am 8. September nach Sery, von Sery am 9. nach Bevigny, von dort nach Siſſonne und von Siſſonne nach Craonne, wo das Hauptquartier am 11. aufgeſchlagen und dem Corps am 12. ein Ruhetag gegönnt wurde. Die Garde hatte ſich nun gänzlich aus dem Bereich der letzten Schlachten entfernt und das Land ſah wieder einigermaßen friedlich aus. Aber die verödeten Felder, auf denen man weder Menſch noch Vieh erblickte, und die leeren Ortſchaften, in denen nur Greiſe und Kinder zurückgeblieben waren, während die jungen Männer und Frauen die Flucht ergriffen hatten, zeugten von den Drangſalen des Krieges. Ueberall hörte man noch Klagen über die franzöſiſchen Truppen, welche vor einigen Tagen durch dieſelben Dörfer gezogen waren, die wir nun durchſchritten; der Mangel an Hafer, Mehl und Wein, wonach allgemeine Nachfrage war, wurde mit der ſtereotypen

Phraſe entſchuldigt: »Die franzöſiſchen Soldaten haben Alles fortgenommen, was wir hatten: Malheur, Malheur!« Dieſes traurige Wort »Malheur« hörte der deutſche Soldat auf franzöſiſchem Boden häufiger als jedes andre.

In Sery wurde vor dem Bureau des General-Commandos ein drei Tage alter »Figaro« vorgeleſen, in dem ein »unbefangener Augenzeuge«, ein franzöſiſcher Kriegscorreſpondent, die ſchrecklichen Verwüſtungen beſchrieb, welche durch Krankheiten aller Art, durch die Pocken, den Typhus und die Cholera, in den Reihen der deutſchen Armeen angerichtet würden. In dem Augenblicke, wo man dies las, zog ein Garde-Regiment in muſterhafter Ordnung vorüber. Mit gerechtem Stolz konnte jeder Deutſche auf dieſe Truppe blicken, die nach St. Privat und Sedan und nachdem ſie unſägliche Drangſale überſtanden, daſſelbe kriegeriſche, ſtarke Ausſehen zeigte, das beim Auszug den Landsleuten in Berlin ſo großes und berechtigtes Vertrauen eingeflößt hatte. Zwar ſah nicht Alles ſtreng parademäßig aus: dieſem Helme war die Spitze abgeſchlagen, jenem fehlte der Adler; Röcke, Hoſen, Stiefel trugen deutliche und unverwiſchbare Spuren des Bivouakirens und waren befleckt, ſchadhaft, hier und da ſogar zerriſſen; aber die Leute, die in den ſchlechten Kleidern ſteckten, waren gute, ſtarke Soldaten, und die Waffen überall in untadelhaftem Zuſtande. Die Muſik ſpielte einen fröhlichen Marſch, und die Truppe, die ihr wohlbekannte Melodie ſingend, bewegte ſich ſo frei und leicht in raſchem Marſchtempo, daß jeder Gedanke, ſie ſei ermattet oder entmuthigt, ſchwinden mußte. »Das ſind unſre armen Kranken,« bemerkte ein Offizier einem Einwohner, der neben ihm vor dem Bureau ſtand, wo er ſich ſo eben einen Requiſitionsſchein für abgelieferten Hafer geholt hatte. Der Angeredete ſchüttelte traurig den Kopf: »Ils n'ont pas l'air de souffrir« antwortete er, und erbittert ſetzte er hinzu: »Von allen Seiten haben wir nur Lügen gehört. Die Regierung hat uns belogen, die Generale, die Zeitungen, alle haben uns belogen. Malheur, Malheur!«

Von Craonne — unter Anderm auch durch ein Gefecht bekannt, das Napoleon dort den Alliirten am 6. und 7. März 1814 lieferte — marſchirte das Garde-Corps am 13. nach Braisne an der Vesle, einem alten, freundlichen Städtchen, in dem es Gaſthäuſer und Schänken gab, deren Wirthe und Wirthinnen ihren Patriotismus dadurch an den Tag legten, daß ſie für Alles, was man bei ihnen verzehrte, Hungersnothpreiſe anrechneten. Die Soldaten ſahen verdutzt und nicht eben erfreut aus, wenn ſie ihre harten, blanken Thaler in den großen Rocktaſchen alter, dicker, häßlicher Weiber, die ſie bedienten, verſchwinden ſahen; aber obwohl es nicht eine leichte Sache war, ein gutes Verſtändniß zwiſchen Deutſchen und Franzoſen, von denen jeder nur ſeine Mutterſprache kannte, herzuſtellen, ſo hörte man doch ſelten von Streit oder Gewaltthätigkeiten.

Am 14. von Braisne auf Oulchy-le-Chateau. Das Corps ließ dabei Soiſſons nördlich liegen. Dieſe Feſtung, die vorläufig nur cernirt war, capitulirte einen Monat ſpäter, am 16. October. Das Gefühl vollſtändiger Sicherheit, mit dem die deutſchen Truppen nichteroberte feindliche Feſtungen in ihrem Rücken ließen, iſt von den Franzoſen niemals voll erkannt und gewürdigt worden. — In La Ferte-Milon, dem Geburtsorte Racine's, einem anſehnlichen Städtchen am Ourcq-Canal, das am 15. erreicht wurde, machte ſich bei Eintreibung der Requiſitionen die Nähe von Paris zum erſten Male fühlbar: die franzöſiſche Regierung hatte am 10. September, als ſie einſah, daß ſie dem Marſch der Deutſchen auf Paris nichts mehr in den Weg ſtellen konnte, und daß die Belagerung von Paris, über deren Möglichkeit man vor wenigen Wochen gelächelt haben würde, nun zur höchſten Wahrſcheinlichkeit geworden war, den Befehl ertheilt, alle Vorräthe an Vieh und Getreide, an Getränken und Lebensmitteln aller Art, die in der Umgegend der Hauptſtadt noch aufzutreiben waren, nach Paris zu ſchaffen. Die Bauern ſelbſt waren aufgefordert worden, Hab und Gut aufzupacken, ihre Häuſer leer ſtehen zu laſſen und ſich mit Allem, was ſie beſaßen, dem Schutze der großen Feſtung anzuvertrauen. Dort verſprach ihnen die Regierung Ruhe und Sicherheit; in der Umgegend von Paris, unter der momentanen Herrſchaft der Deutſchen, drohte ihnen, nach derſelben Autorität: Plünderung, Tod und Verderben. Der zunächſt freundlich gegebene patriotiſche Rath, nach Paris zu kommen, wurde ſpäter durch die Drohung bekräftigt, alle Vorräthe, die bis zu einer gewiſſen Zeit nicht nach der Hauptſtadt gebracht wären, gewaltſam zu zerſtören. Die reiche blühende Umgegend von Paris ſollte in eine Wüſte verwandelt werden, eine Wüſte, in der die »barbariſchen Horden«, die ſich dem Herzen Frankreichs zu nahen gewagt hatten, ihr Grab finden würden. Die Bauern, wie immer in ſolchen Fällen, hatten die Politik der Regierung nicht gewürdigt und viele hatten die gegebenen Befehle zu umgehen geſucht. Da jedoch andrerſeits Lebensmittel in Paris bereits um dieſe Zeit im Preiſe ſtiegen, ſo hatten Speculanten, darunter auch Gutsbeſitzer und Bauern, um der Speculation willen, ihre Vorräthe an Getreide und Vieh nach Paris geſchafft. Die umliegenden Dörfer und Ortſchaften waren, bis auf einen ziemlich weiten Umkreis, von dieſer außergewöhnlichen Ausfuhr berührt worden.

In La Ferte-Milon behaupteten der Maire und ſein Adjunct, daß es im Orte weder Mehl, noch Hafer, noch Vieh gäbe, der Intendant des Corps mußte damit drohen, ſtrenge Maßregeln zu ergreifen, um überhaupt nur das zu erhalten, was zur Verpflegung des Corps unbedingt nothwendig war. In Acy, das am 16. erreicht wurde und wo das Garde-Corps am 17. September einen Ruhetag hatte, wiederholten ſich dieſe Auftritte, mit dem Unterſchiede jedoch, daß das kleine Dorf in der That faſt vollſtändig verödet war und daß der Maire, ein muthiger verſtändiger Mann, der mit ſeinem Amtsgehülfen treu auf ſeinem Poſten ausgehalten hatte, den Requiſitionsgeſuchen gegenüber ruhig antworten konnte, daß die Bewohner von Acy geflüchtet ſeien, daß ſie Alles, was ſie fortſchaffen konnten, mit ſich geſchleppt hätten und daß er, der Maire, ſein Adjunct und vier oder fünf Bauern augenblicklich die ganze Bevölkerung des Ortes ausmachten.

Acy liegt ſechs bis ſieben Meilen von Paris. Hinter dieſem Dorfe, das wir am 18. um ſechs Uhr Morgens verließen, fanden wir die Ortſchaften mehr und mehr verlaſſen, und Thieux, wo wir übernachteten, war faſt gänzlich verödet. Dort erhielt der commandirende General, Prinz Auguſt von Würtemberg, in der Nacht die Meldung, daß der Feind ſich anſcheinend in Pierrefitte, einem vor St. Denis gelegenen Dorfe, befeſtigt habe, daß es wünſchenswerth ſei, ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben, und daß das Garde-Corps ſich bereit halten ſollte, das IV. Corps in dieſem Unternehmen zu unterſtützen. Wir brachen demgemäß am 19. früh von Thieux auf und marſchirten über Conflans, Mitry und Tremblay nach der Höhe Orme de Morlée bei Roiſſy. Die Dörfer, durch die wir kamen, ſahen traurig aus. Alle Einwohner waren geflüchtet und das Innere faſt ſämmtlicher Häuſer erwies ſich gänzlich zerſtört. Die Thüren waren erbrochen, die Fenſter zerſchlagen, Koffer und Kiſten, Tiſche, Stühle, Betten, Geräthſchaften zertrümmert, in Höfe und Straßen geworfen. Dazwiſchen lagen Kleidungsſtücke, Wäſche, Papiere in den Schmutz getreten und zerriſſen; die Zimmer waren voll Stroh und Heu, Lager der Soldaten, die dort zuletzt geruht. Abtheilungen franzöſiſcher Mobilgarden, gegebenen Befehlen und perſönlichem Muthwillen folgend, hatten in der kurzen Friſt, die ihnen gelaſſen war, alles Erdenkliche gethan, um in kindiſcher Weiſe die ruſſiſche Kriegspolitik unter Napoleon I. nachzuäffen. Alles war zerſtört, was für die Unſren hätte von Werth ſein können. Auf den Feldern ſahen wir Hunderte noch brennender und rauchender Aſchenhaufen, die Ueberreſte in Brand geſteckter Getreide-, Futter- und Strohmiethen. Franctireurs hatten ſie während der letzten Nächte angezündet. Dies muthwillige Zerſtören koſtbaren Eigenthums, wodurch Tauſende von armen Landleuten zu Grunde gerichtet werden, hatte etwas Widerliches, wenn man bedachte, daß dadurch nichts erreicht war und nichts erreicht werden konnte.

In der unmittelbaren Umgegend von Paris Alles verödet. Aber ſelbſt dort fanden ſich noch Früchte, Kartoffeln und Gemüſe aller Art, genügend für einen wochenlangen Bedarf der Armee, und rings um den engen, ganz unnützer Weiſe verwüſteten Kreis lagen eben fruchtbare Provinzen. Die kleine Unannehmlichkeit, die uns aus dieſem Gebahren erwuchs, haben die

Franzoſen wirklich ſehr theuer erkauft. Sie werden erſt ſpäter erfahren, wie viel ſie durch Uebermuth und Unwiſſenheit dazu beigetragen haben, die ungeheuern Opfer, die dieſer Krieg ſie koſten muß, noch zu vermehren. Die von Niemand benutzten Vertheidigungsmittel, auf die wir hier und da ſtießen, waren ebenfalls kindiſcher Art, ſo daß unſre Offiziere lächelnd die Köpfe ſchüttelten. Auf den ſchönen, breiten, gepflaſterten Chauſſeen hatte man hie und da Steine aufgeriſſen und Bäume gefällt, welche auf der Straße lagen und den Weg verſperrten. Es dauerte jedesmal fünf bis zehn Minuten, um dieſe Hinderniſſe, deren Herſtellung Zeit und Arbeit gekoſtet und denen man ſchöne Straßen und Alleen geopfert hatte, zu beſeitigen. Wenn ich nachdenke, um eine Erklärung des frevelhaften Muthwillens zu finden, den die Vertheidiger von Paris bis jetzt an den Tag gelegt haben, ſo fällt mir ſtets der Ausſpruch eines Correſpondenten der »Times« ein, wonach jeder Franzoſe ſehr freigebig und tapfer iſt, wenn es ſich darum handelt, über das Eigenthum und das Leben ſeines Mitbürgers und Nachbarn zu verfügen.

Auf dem erhöhten Terrain in der Umgegend von Roiſſy, wo der commandirende General gegen 10 Uhr Halt machte, erblickten wir zum erſten Male Paris. Es lag vor uns, im Sonnenſchein gebadet, friedlich und ſtill. Zwar verbarg uns der Montmartre den bedeutendſten und ſchönſten Theil der Stadt; aber den Arc de Triomphe, das Pantheon, Notre Dame de Paris und das neue Opernhaus konnten wir unbewaffneten Auges deutlich erkennen. Bald erſchien auf demſelben Platze, wo wir hielten, der Kronprinz von Sachſen mit ſeinem Stabe, und die Generale von Pape, von Budritzki und Graf von der Goltz, Commandirender der 1. und 2. Garde-Infanterie- und der Garde-Cavallerie-Diviſion, alle bereit, die vom IV. Corps (v. Alvensleben I.) gegen Pierrefitte zu machende Bewegung zu unterſtützen. Es ergab ſich jedoch noch im Laufe des Vormittags, daß die Franzoſen das Dorf, das unſrerſeits als ein nicht unwichtiger Vorpoſten von St. Denis betrachtet worden war, ohne Schwertſtreich geräumt hatten. Die 1. Garde-Infanterie-Diviſion ging bis Stains vor, ein Dorf, welches in gleicher Höhe mit Pierrefitte und eben ſo nahe wie jenes, vor den Forts von St. Denis liegt. Es wurde nach einem ganz unbedeutenden Tirailleurgefecht, ohne jeden Verluſt, von unſren Truppen genommen. General von Pape ritt ſogar, von einigen Offizieren begleitet, bis dicht an die »Double Couronne« von St. Denis, wo er durch einige Flintenſchüſſe begrüßt wurde.

Die 2. Garde-Diviſion (v. Budritzki) recognoscirte inzwiſchen mit Ulanen die Umgegend von le Bourget und Drancy. Sie fand beide Ortſchaften von regulairer feindlicher Infanterie beſetzt, die ein wildes Feuer eröffnete, das drei unſrer Ulanenpferde verwundete. Da die Garde jedoch bereits die ihr beſtimmten Poſitionen eingenommen hatte, ſo ließ man es vorläufig bei dieſer Recognoscirung bewenden.-

Die Beſetzung von Le Bourget durch eine vorgeſchobene Abtheilung der 2. Garde-Diviſion geſchah am folgenden Tage. Wir kommen darauf zurück.

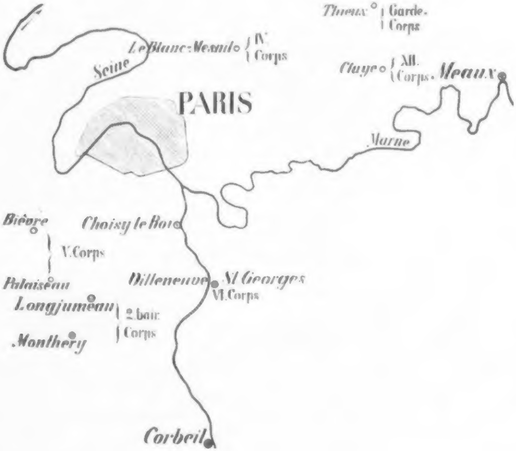
Vor Paris am 19. September.

Am 18. Abends ſtanden jene ſechs Corps unſerer III. und IV. Armee, die den Vormarſch auf Paris angetreten hatten, wie folgt:

IV. Armee-Corps: Le Menil Amelot,
Garde-Corps: Thieux,
XII Corps: Claye,
V. Corps: Palaiſeau-Bievre,
II. baieriſches Corps: Longjumeau-Montbery,
VI. Corps: Villeneuve St. Georges.

Die würtembergiſche Diviſion kam bis Lagny, das XI. und I. baieriſche Corps waren noch weiter zurück.

Dieſe Stellung am 18. Abends ergiebt folgendes Bild:


Thieux
Garde-Corps
Le Blanc-Mesnil
IV. Corps
Claye
XII. Corps
Meaux
Seine
PARIS
Marne
Bièvre
Choisy le Roi
V. Corps
Palaiseau
Villeneuve
St. Georges
VI. Corps
Longjumeau
2. baier. Corps
Montlhéry
Corbeil

Im Norden war alſo die Einſchließung auf dem Punkte, ſich zu vollziehen, im Oſten und Süden hatte ſie ſich vollzogen. Im Süden dadurch, daß am 17. bereits das II. baieriſche Corps bei Corbeil, am 18. früh das V. Corps bei Villeneuve St. Georges*) die Seine überſchritten und

*) Schon am Tage vorher (17.), bevor noch das V. Armee-Corps Villeneuve St. Georges erreicht hatte, war es zu kleineren Gefechten gekommen. Dieſe Rencontres führen den Namen der Gefechte bei Valenton und Bonneuil. Sie wurden unſrerſeits durch die 17. Brigade, Regimenter 58 und 59, geliefert. Das Terrain derſelben iſt der Winkel, der durch die Einmündung der Marne in die Seine gebildet wird. Der Feind, der am Mont Mesly eine Batterie hatte, griff von dem Gehöfte Mesly aus an und es entſpann ſich ein Feuergefecht, an dem unſrerſeits 10 Compagnieen 58er und 59er, einige Escadrons vom 4. Dragoner-Regiment und die beiden ſchweren Batterieen der 9. Diviſion theilnahmen. Doch kam von dieſen letzteren nur die 1. ſchwere Batterie zum Schuß. Um 3 Uhr Nachmittags ſtand das mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführte Gefecht auf der Linie Mesly-Bonneuil, bald darauf, beſonders als wir mit mehr Artillerie eingriffen, zog ſich der Feind zurück. Ihm über den Mont Mesly hinaus zu folgen, verbot ſich, da jedes weitere Vorgehen uns in den Bereich des Forts Charenton gebracht haben würde. Die Verluſte waren ohnehin nicht ganz gering geweſen, ſie beliefen ſich auf 4 Offiziere und 54 Mann, darunter 1 Offizier und 9 Mann todt. Dem Bericht eines an dieſem Gefecht betheiligt geweſenen Offiziers vom 58. entnehmen wir das Folgende: »Am 17. war unſrem Bataillone der Befehl geworden, von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr eine Aufſtellung zu nehmen, um unſere nach Paris abmarſchirende 9. Diviſion in der rechten Flanke vor einem Angriffe der umherſchwärmenden Freiſchaaren zu decken. Es war dies eine ſehr ermüdende Aufgabe. Um 9 Uhr endlich traten wir an, um der Diviſion zu folgen. Gegen 2 Uhr war unſer Marſchziel, Valenton, erreicht, und plötzlich, in herrlichſtem Sonnenſchein, lag ganz Paris vor unſren Augen. Mit lautem nicht enden wollendem Hurrah begrüßten wir es und marſchirten nach Valenton hinein. Da auf einmal ſtarkes Feuern und Angriff des Feindes! Zwei Compagnieen unſeres Bataillons erhielten Befehl, den Franzoſen entgegen zu gehen; links neben uns avancirte ein Bataillon vom 59. Regiment. Ich war vom Pferde geſtiegen und befand mich bei der vorderſten, 2. Compagnie, neben mir der Adjutant und 2 Gefreite. Die Franzoſen lagen wie gewöhnlich ganz gedeckt auf einem Weinberge und eröffneten ein heftiges Chaſſepotfeuer. Auch eine Batterie fuhr gegen uns auf, aber die Granaten gingen alle über uns weg und ſchlugen in Nähe unſrer Reſerven ein. Um ſo mehr ſchädigte uns das Infanteriefeuer. Compagnieführer, Premier-Lieutenant Schröder, eben erſt vom Erſatz-Bataillon aus Glogau eingetroffen, erhielt einen Schuß in den Unterleib, der andere Offizier, Lieutenant Jäncke, einen Schuß durch das Geſicht und die Schulter. Einer der Gefreiten, unmittelbar neben mir, wurde durch die Bruſt geſchoſſen und ſank, mich kläglich anſehend, todt neben mir nieder. Es waren entſetzliche Augenblicke, wie ich ſie ſelbſt in den größten Schlachten nicht gehabt hatte. Ich ließ in dem ganz offenen Terrain die Leute vorwärts kriechen. Endlich war ein deckender Graben erreicht, von wo aus wir nun unſer Feuer eröffneten und den Gegner zwangen, die für uns ſo furchtbare Stellung aufzugeben. Wir folgten unmittelbar, neben uns die 59er. Noch dreimal verſuchten die Franzoſen die Poſition zu halten, wurden aber jedesmal aus ihren Weinbergen und Gehöften vertrieben. So kamen wir bis an das große, ſtadtartige Dorf Creteil. Von allen Mauern feuerte man auf uns, Mitrailleuſen beſtrichen die Straße. Ich ſah bald, daß wir, einer vielfachen Uebermacht gegenüber, zu weit vorgegangen waren, aber gleichzeitig wahrnehmend, daß ein Schützenzug unter Lieutenant v. Krane ſich bereits engagirt hatte, blieb uns nichts anderes übrig, als zu folgen. Es glückte, die Mitrailleuſen fuhren ab und wir trieben die Franzoſen bis unter die Mauern des im Rücken von Creteil gelegenen Forts. Creteil ſelbſt erinnerte mich in Größe und Bauart an Charlottenburg. Unſere Compagnieen waren kaum geſammelt, als uns der Befehl erreichte, nach Valenton zurückzukehren. Wir nahmen die Gefangenen in

ihren Vormarſch in weſtlicher Richtung bis zu den vorgenannten Punkten fortgeſetzt hatten.

Für den 19.

lauteten nun die Ordres wie folgt:

Maas-Armee (im Norden von Paris):

Das IV. Corps rückt bis in die Linie Argenteuil-Deuil-Montmagny-Sarcelles vor. (Alſo vollſtändige Einſchließung von Norden her.)

Das Garde-Corps ſetzt ſeine Vorpoſten in der Linie Arnouville-Garges-le Blanc Mesnil-Aulnay les Bondy aus.

Das XII. Corps: Vorpoſten zwiſchen Sevran-Livry-Clichy-Montfermeil-Chelles.

III. Armee (im Süden von Paris):

Das VI. Corps, nachdem es die Seine bei Villeneuve St. Georges überſchritten, ſchiebt ſeine Vorpoſten bis zwiſchen Choiſy le Roi und L'Hay.

Das II. baieriſche Corps hält ſich nördlich und marſchirt bis Chatenay und Sceaux.

Das V. Corps hält ſich weſtlich, marſchirt auf Verſailles und beſetzt es.

Beide Armeen kamen dieſen Ordres nach, die Maas-Armee im Norden von Paris, unter leichten Scharmützeln, deren wir ſchon in Kürze Erwähnung gethan haben, die III. Armee, im Süden von Paris, unter nicht unerheblichen, namentlich in ihren Reſultaten höchſt wichtigen Gefechten, an denen unſer V. und das II. baieriſche Corps theilnahmen. Beſonders das letztere.

Wir gehen nunmehr zur Schilderung dieſer Gefechte über.

Die Gefechte bei Petit Bicètre, Pleſſis-Piquet und Chatillon

am 19. September.

Die Stellung im Süden von Paris, mit der am 18. Abends übereinſtimmend, war am 19. früh bei Freund und Feind die folgende:

---

unſere Mitte, jeder von uns durch das Gefühl gehoben, vor den Mauern von Paris den erſten Erfolg errungen zu haben. Der Rückweg war lang und anſtrengend, zum Glück erquickten uns die ſchönen Trauben der Weinberge, die wir zu paſſiren hatten. Als es dunkel wurde, erreichten wir unſere Vorpoſten und wurden in einen großen Park gelegt, um darin zu bivouakiren. Die Anerkennung, die uns zu Theil wurde, entſprach nicht ganz unſren Erwartungen. Aber wie es ſo geht; da keiner der höheren Offiziere mit eingegriffen, die weite Entfernung auch keinen Ueberblick über den Gang des Gefechts geſtattet hatte, ſo wurde nicht viel davon gemacht. Wir hatten übrigens, wie ich ſpäter erfuhr, 7 Bataillone und 2 Batterieen gegenüber gehabt und der »Tag von Valenton«, wie ich ſtolz auf ihn bin, wird mir allezeit unvergeßlich bleiben.«

A. Dieſſeitig, unſre III. Armee:

Das VI. Corps, v. Tümpling, bei Villeneuve St. Georges, im Begriff die Seine zu überſchreiten.

Das II. baieriſche Corps, v. Hartmann:

3. Diviſion bei Longjumeau,

4. Diviſion bei Monthery.

Das V. Corps, v. Kirchbach:

9. Diviſion bei Bièvre,

10. Diviſion bei Palaiſeau.

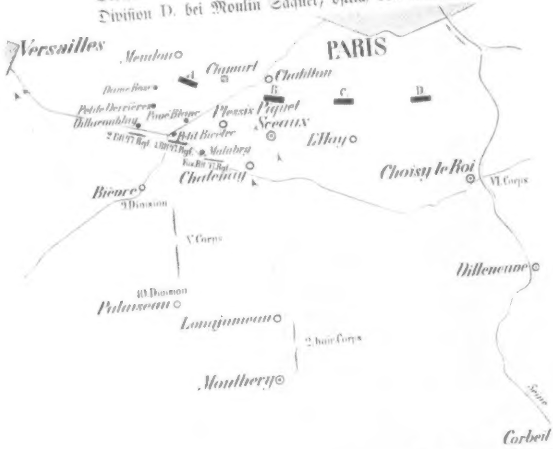
B. Franzöſiſcherſeits, das XIV. Corps (drei Diviſionen) unter General Ducrot, ſoutenirt durch eine Diviſion vom XIII. Corps Vinoy:

Diviſion A. bei Moulin Tour en Pierre, zwiſchen Meudon und Clamart,

Diviſion B. bei Chatillon,

Diviſion C. bei Bagneux,

Diviſion D. bei Moulin Saquet, öſtlich von Villejuif.*)


Versailles
Meudon
Clamart
A
Chatillon
PARIS
B
C
D
Dame Rose
Petite Derrière
Pont Blanc
Villacoublay
Plessis Piquet
Sceaux
Petit Bicêtre
2. Btl. 7. Rgt.
1. Btl. 7. Rgt.
Malabry
Füs. Btl. 7. Rgt.
L'Hay
Chatenay
Choisy le Roi
VI. Corps
Bièvre
9. Division
V. Corps
10. Division
Villeneuve
Palaiseau
Longjumeau
2. bair. Corps
Montlhery
Seine
Corbeil

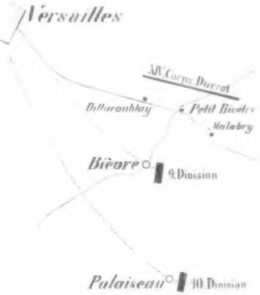
---

*) Dieſe Diviſion D. war die Diviſion Maudhuy vom XIII. Corps. — Die drei Diviſionen des XIV. Corps hießen: Cauſſade, d'Hugues, Mauſſion; doch habe ich nicht beſtimmt in Erfahrung bringen können, wie die Stellung dieſer drei Diviſionen unter einander war, weshalb ich ſie einfach als A. B. C. bezeichnet habe.

Laut Ordre brachen die beiden Corps, die am 19. zu ernſterer Action kamen: das V. und II. baieriſche Corps, in aller Frühe auf. Das V. Corps, wie ſchon angedeutet, bewegte ſich weſtlich um Verſailles, das II. baieriſche Corps nördlich um die Höhen von Sceaux zu erreichen. Die für den Aufbruch feſtgeſetzte Zeit differirte bei den einzelnen Truppentheilen nicht erheblich.

Das Gefecht bei Petit Bicêtre.

Das V. Corps ſtand in unmittelbarer Nähe des Feindes, mit dem es ſchon am 17. (vgl. die Anmerkung auf S. 120) einige Rencontres gehabt hatte. Es lag ihm daher ob, ſeinen Marſch auf Verſailles unter Innehaltung beſondrer Vorſichtsmaßregeln anzutreten. Namentlich galt dies von der 9. Diviſion. Die nachſtehende kleine Karte, ebenſo wie die unmittelbar voraufgehende, mag ein Bild der Situation geben.



Die 10. Diviſion, die in weitrem Abſtande vom Feinde und zugleich im Schutz der Schweſter-Diviſion marſchirte, hatte verhältnißmäßig wenig zu befürchten, aber eben dieſe Schweſter-Diviſion (die 9.) mußte, ſobald ſie die große Verſailler Straße erreichte, vielleicht aber auch ſchon früher, eines Angriffs in ihrer rechten Flanke gewärtig ſein.

Dieſe Gefahr, wenn nicht zu vermeiden, ſo doch zu vermindern, war allerdings ſchon am Tage zuvor die 18. Brigade — die bei dieſer Gelegenheit in nördlicher Richtung mit dem Feinde geplänkelt hatte — in ihrer vorgeſchobenen Stellung belaſſen worden und ſollte nun, an der großen Verſailler Straße hin aufgeſtellt, wie ein Schirm wirken, hinter dem die 9. Diviſion, beziehungsweiſe das ganze V. Armee-Corps, ſeinen Weitermarſch zu bewerkſtelligen hoffte. Die 18. Brigade, Regimenter 7 und 47, kommandirte Generalmajor v. Voigts-Rhetz. Mit dem 47. Regiment hatte er

Villacoublay (2. Bataillon, Hauptmann v. Sydow),
Petit Bicètre (1. Bataillon, Hauptmann Maſuch),
Malabry (Füſilier-Bataillon, Hauptmann v. Vietinghoff),

beſetzt, das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 in Reſerve zurückbehaltend.

Die 9. Diviſion, nachdem die entfernter ſtehenden Bataillone auf dem Sammelplatze Bièvre eingetroffen waren, ſchickte ſich eben an, ihren Marſch weſtwärts anzutreten, als von der Verſailler Straße her, wo das 47. Regiment die ebengenannten drei Punkte beſetzt hielt, heftiges Schießen herüberklang. General Ducrot hatte den Marſch unſerer Diviſion nicht abgewartet, ſondern von Meudon, Clamart und Chatillon her mit 6 Bataillonen und 3 bis 4 Batterieen vorbrechend, ſich auf unſer in Front ſtehendes 47. Regiment geworfen. Die Batterieen des Feindes, gegen Petit Bicètre auffahrend, ſchoſſen die drei Gehöfte deſſelben in Brand, während 3 Bataillone ſich gegen Villacoublay, die 3 andern gegen Malabry wandten. Die Lage für unſre 47er geſtaltete ſich um ſo ſchwieriger, als im Momente des Angriffs das in Malabry ſtehende Füſilier-Bataillon 47er bereits abmarſchirt war, um ſich den bei Bièvre ſammelnden andren Truppentheilen der Diviſion anzuſchließen. Die ſo gefährdete Poſition (Malabry) konnte mithin zunächſt nur durch zwei, von Petit Bicètre aus debouchirte Compagnieen des 1. Bataillons gehalten werden, die im Uebrigen zu ſchwach waren, um den Feind, rechts und links daneben, an einem Vordringen in das Bois de Vervières zu hindern. Unſre Lage war kritiſch; der Feind erwies ſich uns an Infanterie drei und vierfach überlegen, während wir ſeinen Batterieen, bei Beginn des Gefechts, auch nicht ein Geſchütz entgegenſtellen konnten. Dieſe bedrohte Situation mochte eine halbe Stunde währen; dann trafen, in raſcher Reihenfolge, die Verſtärkungen ein.

Zuerſt die 1. leichte Batterie, Hauptmann Michaelis. Sie nahm Stellung weſtlich Petit Bicètre, wurde aber binnen kürzeſter Friſt gefechtsunfähig gemacht und mußte zurückgenommen werden. Der Batterie-Chef und 10 Mann waren ſchwer verwundet, 12 Pferde getödtet worden.

Andre Batterieen fuhren auf. Zunächſt die baieriſche Batterie Lößl, dann die 2. leichte Batterie, Hauptmann Guſike, bald darauf die ſchweren Batterieen Anders und Matichke, endlich die baieriſche Batterie Reuß. Auch die erſte leichte Batterie, jetzt unter Führung von Premier-Lieutenant Franke, erſchien wieder in der Front, nachdem ſie ihr Retabliſſement in der nach Bièvre führenden Schlucht bewerkſtelligt hatte. Alle dieſe Batterieen nahmen Stellung zwiſchen Petit Bicètre und Villacoublay und eröffneten ihr Feuer zunächſt gegen feindliche Infanterie, die ſich, längs der Straße, auf Chatillon zurückzog. Nach dem Abzuge dieſer Infanterie-Colonnen ſchoſſen unſre 6 Batterieen auf 3000 Schritt gegen feindliche Feld-Artillerie bei Moulin de la Tour, welche letztere jedoch durch das Feuer einer ſüdlich Chatillon angelegten, mit ſchwerem Feſtungsgeſchütz armirten Redoute unterſtützt wurde. Von der 1. ſchweren Batterie warf der linke Flügelzug Granaten in die Gehöfte von Trivaux, um den Angriff der Infanterie vorzubereiten; die Gebäude ſtanden nach wenigen Schüſſen in Flammen.

Der Infanterie-Angriff erfolgte nunmehr, nachdem während des heftig tobenden Artilleriekampfes baieriſcherſeits die 6. Brigade, preußiſcherſeits das Königs-Grenadier-Regiment und die Görlitzer Jäger auf dem Gefechtsfelde eingetroffen waren, derart, daß

am linken Flügel, von Villacoublay aus, das zweite Bataillon 47er, das 1. und Füſilier-Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment gegen Petite Verrieres und Dame Roſe vorgingen, während das 2. Bataillon letztgenannten Regiments und die Görlitzer Jäger als Reſerve folgten; daß ferner

im Centrum, von Petit Bicètre aus, das 1. und Füſilier-Bataillon 47. Regiments und das 3. baieriſche Jäger-Bataillon gegen Pave Blanc avancirten; und daß endlich

vom rechten Flügel, alſo von Malabry aus, die Regimenter 14 und 15 der baieriſchen 6. Brigade, ebenfalls auf Pavé Blanc zu, ſoutenirend eingriffen.

Der Feind wurde nicht nur aus allen ſeinen Poſitionen geworfen, ſondern gerieth namentlich an ſeinem äußerſten rechten Flügel, wo er unſrem Königs-Grenadier-Regiment gegenüber focht, in eine völlige Panik, die übrigens ſehr wahrſcheinlich mehr durch unſre Granaten, als durch das Vordringen unſrer Bataillone hervorgerufen war. Was uns hier gegenüberſtand, war ein neu errichtetes Zuaven-Regiment, das durchaus nichts von dem Gehalt zeigte, der bis dahin Truppentheilen dieſes Namens eigen zu ſein pflegte. 81 Zuaven wurden gefangen genommen, andre warfen ihre Gewehre fort und zwar in ſolcher Zahl, daß 170 Chaſſepots aufgefunden wurden.*)

---

*) Was die Zuaven an Tapferkeit nicht leiſteten, ſuchten ſie durch Grauſamkeit zu balanciren. Im Park von Meudon wurde vier Tage ſpäter (am 23.) ein Soldat des Königs-Grenadier-Regiments mit einem Knebel im Munde, an einen Baum geſchnallt, aufgefunden. Schädel und Bruſtkaſten waren ihm eingeſchlagen. — Uebrigens war die Haltung der Zuaven am 19. auch von Seiten der franzöſiſchen Befehlshaber ſo entehrend befunden worden, daß ſich in einer Proklamation Trochu's vom 20. folgende Stelle findet: „Eine nicht zu rechtfertigende Panik, welcher ein trefflicher General und ſeine Offiziere keinen Einhalt thun konnten, bemächtigte ſich des proviſoriſchen Zuaven-Regiments. Gleich beim Beginn der Action zog ſich der größte Theil dieſer Soldaten in Unordnung in die Stadt zurück, verbreitete ſich in derſelben und verſetzte ſie in Schrecken. Um ihr Betragen zu entſchuldigen, erklärten dieſe Ausreißer,

Der Rückzug des Feindes — ſoweit er nicht in wilde Flucht ausartete, die dann bis hinter die Mauern der Hauptſtadt fortgeſetzt wurde — ging theils auf Meudon und Clamart, theils auf Pleſſis-Piquet und Chatillon.

Alles was ſich auf Meudon und Clamart zurückgezogen hatte, blieb unbehelligt, da, nach Beendigung des Gefechtes bei Petit Bicêtre, das V. Armee-Corps von jedem weitren Engagement Abſtand nahm, um den ihm befohlenen Vormarſch auf Verſailles anzutreten; die auf Pleſſis Piquet und Chatillon zurückgegangenen Truppen aber wurden noch in zwei ernſte Gefechte hineingezogen, da General v. Hartmann, der inzwiſchen mit dem größren Theil ſeines Armee-Corps an der Verſailler Straße eingetroffen war, raſch erkannte, daß es von großer Bedeutung ſein würde, den ſchon errungenen Erfolg über die geſtellte Tages-Aufgabe hinaus, auszunutzen.*)

Wir werden ſehen wie.

Das Gefecht bei Pleſſis-Piquet und die Wegnahme der Schanze von Chatillon.

Das Gefecht bei Petit Bicêtre, trotzdem einzelne baieriſche Batterieen, dazu die ganze 6. Brigade und innerhalb dieſer wiederum vor allem das 3. Jäger-Bataillon, im Momente höchſter Bedrängniß hülf- und erfolgreich mit eingegriffen hatten, war doch vorwiegend ein Gefecht des V. Armee-Corps geweſen; gegen unſre 47er war es eingeleitet, durch unſre Königs-Grenadiere war es ſiegreich abgeſchloſſen worden.

Beide Regimenter, einſchließlich der Artillerie, die im Gefechte war, hatten einen Geſammtverluſt von 6 Offizieren und 135 Mann erlitten. — Anders verhielt es ſich mit den beiden wichtigen Gefechten, die, dem Zuſammen-

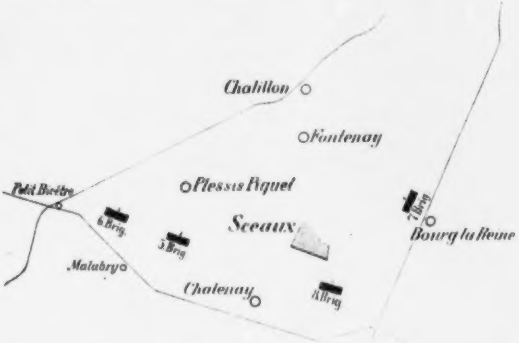
daß man ſie dem ſicheren Tode entgegengeführt habe, daß ſie keine Patronen gehabt hätten (während ſie, ich konſtatire dies ſelbſt, lediglich keinen Gebrauch davon zu machen geneigt waren) und daß ſie von ihren Führern verrathen worden ſeien. Die Wahrheit iſt, daß dieſe Unwürdigen, die, nach den vorausgegangenen Niederlagen dieſes Krieges, bereits als undiſciplinirte und demoraliſirte Soldaten nach Paris zurückkamen, von Anfang an das Gefecht gefährdeten. Andre Infanterie-Soldaten verſchiedener Regimenter haben ſich ihnen leider angeſchloſſen.“

*) General v. Hartmann kannte aus dem Jahre 1854 her, wo er die Umgebung, beziehungsweiſe die Befeſtigungen von Paris mannigfach in Augenſchein genommen hatte, die große Wichtigkeit des Plateaus von Chatillon. Er wußte aus jener Zeit her, daß der Beſitz dieſes Plateaus die Bedeutung der beiden vorgelegenen Forts Iſſy und Vanves nahezu illuſoriſch mache und hatte bereits in einem 1860 als Manuſcript gedruckten Memoire die Anſicht ausgeſprochen, daß ein Angriff auf die franzöſiſche Hauptſtadt von der Südfront, ſpeziell von der dominirenden Höhe von Chatillon aus, erfolgen müſſe. Im Einklang hiermit handelte er jetzt und bemächtigte ſich aus freier Initiative einer Poſition, die, wenn er gezögert oder höhere Befehle abgewartet hätte, eine Woche ſpäter wahrſcheinlich nur unter Einſatz bedeutender Opfer zu erringen geweſen wäre.

ſtoßen bei Petit Bicêtre unmittelbar folgend, bis in den Nachmittag hinein ſich fortſetzten. Sie wurden ausſchließlich ſeitens des II. baieriſchen Armee-Corps geführt und der Ruhm deſſelben gebührt, wie bereits hervorgehoben, allerperſönlichſt dem Commandirenden dieſes Corps, dem baieriſchen General v. Hartmann.

Das Gefecht bei Petit Bicêtre hatte ohngefähr um 9 Uhr ſeine Endſchaft erreicht, und wie das V. Corps überhaupt, ſo ſchickte ſich nunmehr auch die 18. Brigade, General v. Voigts-Rhetz, an, ihren Weitermarſch auf Verſailles anzutreten. Die baieriſche 6. Brigade, die durch ihr Eingreifen am rechten Flügel (von Malabry aus) ſo weſentlich zu dem glücklichen Ausgang des Gefechtes beigetragen hatte, mußte nothwendig in eine ſehr bedrohte Lage kommen, wenn die links neben ihr ſtehenden preußiſchen Regimenter 7 und 47 wirklich abrückten, eine Erwägung, die denn auch den Commandirenden der 6. baieriſchen Brigade, Oberſten Diehl, beſtimmte, beim General v. Voigts-Rhetz das Anſuchen zu ſtellen, daß er ſeinen Abmarſch bis zum Eintreffen anderweiter Unterſtützungen verzögern wolle. General v. Voigts-Rhetz ſagte zu und verließ ſeine Stellung bei Villacoublay nicht eher, als die übrigen drei Brigaden des II. baieriſchen Corps die große Verſailler Straße überſchritten hatten. Dies war gegen 11 Uhr.

Um dieſe Stunde (11) war die Stellung des II. baieriſchen Corps etwa die folgende:



Die Franzoſen hielten den größten Theil des Plateaus, einſchließlich der Dörfer Pleſſis-Piquet, Chatillon, Fontenay, Bagneux, beſetzt; dagegen waren Malabry, Chatenay, Sceaux bereits in Händen der Baiern.

General von Hartmann disponirte nun im Weſentlichen wie folgt:

Die 6. und 5. Brigade, beide ſüdlich von Pleſſis-Piquet ſtehend, avanciren gleichzeitig gegen dieſes Dorf, umfaſſen es von rechts und links, und nehmen es;

die 7. Brigade, Front gegen Weſten, drückt vom dieſſeitigen rechten Flügel auf des Feindes linke Flanke und avancirt in der Richtung auf Sceaux und Fontenay, nach rechts hin bis gegen Bagneux ſich ausdehnend;

die 8. Brigade verbleibt in einer Reſerve-Stellung zwiſchen Chatenay und Sceaux.

Im Einklang mit dieſen Weiſungen verlief das Gefecht, das von der 5. und 6. Brigade geführt wurde, während die 7. nur durch ihre Flankenbewegung — freilich in ſehr bemerkenswerther Weiſe — mitwirkte. Der Darſtellung, die Obriſtlieutenant Heilmann von dieſem Gefechte gab, entnehmen wir, unter Ausſcheidung von minder Wichtigem, das Folgende.

»Die Artillerie ſollte den Angriff der 6. und 5. Brigade durch Beſchießung der Gehöfte von Pleſſis-Piquet einleiten; doch that dies wirkſam nur die Batterie Lößl vom linken Flügel her. Die Batterie Weigand war vorausgeeilt, um die Parkmauer einzuſchießen, mußte jedoch alsbald ihr Feuer einſtellen, da ſie von der vormarſchirenden Infanterie maskirt wurde. Das Dorf war im Uebrigen wohl geeignet, unſrem Angriff einen energiſchen Widerſtand entgegen zu ſetzen, da ſeine ſüdlich der pariſer Straße gelegenen, von Weſt nach Oſt laufenden Mauern ſich wie eine Barriere vorlegten. Dahinter ſtand das 15. Marſch-Regiment unter Oberſt Bonnet.

Dem wirkſamen Feuer der Batterie Lößl geſellte ſich eine halbe Stunde ſpäter das Feuer der Batterie Bauer, die nordöſtlich von Malabry auffuhr und zunächſt ein kleines Haus an der ſüdweſtlichen Mauerecke in Trümmer legte, dann aber eine Breſche in die äußerſte Umfaſſungsmauer von Pleſſis-Piquet zu ſchießen begann. Dieſer Erfolg war kaum ſichtbar geworden, als auch ſchon die nächſtſtehenden Bataillone beider Brigaden unter Hurrah gegen die ganze Linie vordrangen, ſie nahmen und den Feind zum Dorfe hinauswarfen. Der Widerſtand deſſelben, von dem Augenblick an, wo wir ihnen, Mann gegen Mann, gegenüberſtanden, war keineswegs ein hartnäckiger geweſen, trotzdem es einige Tage ſpäter in einem franzöſiſchen Bericht über die Leiſtungen des 15. Marſch-Regiments hieß: »Il avait tenu toute la journée dans cette position avancée avec une fermeté remarquable.« Das »toute la journée« beſchränkte ſich auf kaum anderthalb Stunden, da das um 11 Uhr eingeleitete Gefecht um 12½ Uhr bereits an dieſer Stelle beendet war.

An dieſer Stelle, aber doch nicht überhaupt. Während Pleſſis-Piquet in der vorſtehend geſchilderten Weiſe genommen wurde, waren am linken Flügel einige Truppentheile, die das Dorf und ſeine nächſten Umgebungen blos geſtreift hatten, im Avanciren geblieben. Es waren dies:

Das 2. Bataillon 14. Regiments unter Hauptmann Imhoff,
2 Compagnieen vom 3. Jäger-Bataillon und
1 Compagnie vom 15. Regiment.

Sie waren rechts neben der Chauſſee ſchon eine Strecke über Pleſſis-Piquet hinaus, als, ihnen folgend, die Batterie Lößl an ihrer Seite auffuhr und ein lebhaftes Feuer gegen die in der Redoute von Chatillon aufgeſtellte feindliche Artillerie zu eröffnen begann. Hier war es, wo der Commandant der Batterie, Hauptmann v. Lößl, ein ausgezeichneter Soldat, von einem feindlichen Granatſplitter am Kopfe ſo ſchwer verwundet wurde, daß er bald darauf dieſer Wunde erlag. Nun wurden noch die beiden Batterieen Blume und Weigand vorbeordert, vor deren überlegenem Feuer, namentlich als auch die Batterie Schmauß von Chatenay aus mit einzugreifen begann, die feindliche Artillerie ſowohl in den vorgelegenen Erdaufwürfen, wie gleich darauf auch in der »Schanze von Chatillon« ſelbſt, verſtummte. Kaum ſchwieg das Feuer, als ſich Hauptmann v. Imhoff mit dem 2. Bataillon 14. Regiments auf die Schanze, Oberſtlieutenant v. Horn rechts daneben, mit 2 Compagnieen vom 3. Jäger-Bataillon auf das am Abhange des Plateaus, gegen Paris hin gelegene Dorf Chatillon warf.

Die franzöſiſche Beſatzung der Schanze, die aus einem Bataillon der Mobilen von Rennes und einem Bataillon des 87. Regiments beſtand, war — ſchon vorher durch die Flucht der Beſatzung von Pleſſis-Piquet entmuthigt — durch unſer aus Front und Flanke wirkendes Geſchützfeuer, namentlich aber durch das Vorrücken der 7. Brigade auf Fontenay zu (vergl. die Karte auf S. 127) derartig erſchüttert worden, daß ſie, in eine völlige Panik verfallend, das ſturmfreie, mit allen Vertheidigungsmitteln ausgerüſtete Werk ohne allen Widerſtand verlaſſen hatte. Neun Geſchütze waren unſrerſeits erbeutet worden; der Feind hatte nur Zeit gehabt, zwei davon zu vernageln.

So waren denn in raſcherer und leichterer Weiſe, als General v. Hartmann erwartet haben mochte, Plateau und Schanze von Chatillon erobert worden. »La véritable clef de l'investissement du Sud de Paris« befand ſich in unſren Händen. Das Oberkommando der III. Armee aber ehrte die glänzende Leiſtung dadurch, daß es die »Redoute von Chatillon« fortan als »Baiernſchanze« bezeichnete. Das Plateau wurde mit einer Brigade (der 6.) und vier Batterieen beſetzt; die Vorpoſten liefen am nördlichen Abhange hin bis zur Fabrik von Meudon, wo ſie ſich den Vorpoſten des V. Corps anſchloſſen. Die Berührung mit dem VI. Corps, nach rechts hin, hatte man bei dem Dorfe L'Hay.

Die Opfer, die der Tag gefordert hatte, beliefen ſich auf 15 Offiziere und 270 Mann (35 todt), die zu allergrößtem Theile auf die 5. und namentlich 6. Brigade entfielen. Die 7. Brigade, wie ſchon hervorgehoben, hatte entſcheidend mit eingegriffen, ohne jedoch ernſtere Verluſte zu erleiden.

Um 3 Uhr hielt General v. Hartmann innerhalb der Schanze. Wie dieſe, ſo war auch die ganze Umgebung derſelben mit Reſten eines plötzlich verlaſſenen Lagers bedeckt. Tauſende von Decken, Schutzzelte, Kochgeſchirre, Torniſter, große Ballen gepreßten Heues, Sattel und Geſchirre, Brod und Schanzzeug, gefüllte und geleerte Ambulancen, Offizierskoffer, Protz- und andere Munitionskäſten lagen umher. In dem öſtlich der Schanze an der Pariſer Straße gelegenen Gebäude fanden ſich ganze Magazine voll Wein, Zwieback, Mehl, Hülſenfrüchte, Pökelfleiſch, ja ſogar ein Eiskeller, ſo daß mit der Schanze auch ihr ganzer, mindeſtens auf drei Monate berechneter Proviant in die Hände der Baiern fiel. Neben dem Barackenlager wurde auch eine ganze Reihe von Petroleumfäſſern entdeckt, leider erſt in Folge einer Exploſion, die einen großen Erdtrichter ausgewühlt und dabei einem Soldaten den Fuß abgeſchlagen hatte.

Schanze und Plateau, namentlich die Nordoſtecke des letztern, geſtatteten einen prächtigen Blick auf Paris. »Wir ſtanden an dieſer Stelle, — ſo ſchreibt ein baieriſcher Offizier — und ſchwelgten im Anblick der Weltſtadt und Rieſenfeſtung, die ſich unſern erſtaunten Augen in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit, beleuchtet von der untergehenden Sonne, zeigte. Die dankbare Freude über den errungenen Sieg, die gehobenen Empfindungen angeſichts dieſes unſres Zieles, erinnerten an die Ankunft einer Pilgerſchaar vor Rom oder der Kreuzzugs-Heere vor Jeruſalem.«

Die Frage iſt aufgeworfen worden, ob es nicht gerathen geweſen wäre, den Vorſtoß auf Chatillon, der ja ohnehin ſchon eine Ueberſchreitung der Ordre war, noch weiter nach Norden hin auszudehnen. Obriſtlieutenant Heilmann, in ſeinem mehrcitirten Buche, ſcheint der Anſicht, daß es thunlich und der Erfolg ſehr wahrſcheinlich ein erfolgreicher geweſen wäre. Er ſchreibt: »Alle franzöſiſchen Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß zur Zeit, als die Deutſchen vor Paris eintrafen, die Stadt durch einen Handſtreich hätte genommen werden können. Nach den Mittheilungen eines Marineoffiziers beiſpielsweiſe, und zwar in dem Buche »Histoire critique du siége de Paris« befanden ſich mehrere Punkte der Enceinte, beſonders aber die »Porte du Bas-Meudon« bis Ende September in einem leicht zugänglichen Zuſtande.

Um dieſe Zeit war der Graben, welcher vor dieſem Thore lag, kaum zwei Meter breit und keine Mine vertheidigte die Zugänge. Mit etwas Kühnheit hätte man ſich in den erſten Tagen der Einſchließung zum Meiſter von Paris machen können. Ein andrer Franzoſe (Flourens) in ſeinem Buche »Paris livré«, behauptet übereinſtimmend damit, daß, am 19. September und in den unmittelbar folgenden Tagen, ein kühner Avantgarden-General Paris hätte beſetzen können, ohne daß Trochu fähig geweſen wäre, ihn daran zu hindern.«

Dieſe Angaben treffen gewiß das Richtige. Eine eigentlich widerſtandsfähige Macht, wie ſie ſich im Laufe der Monate aus den 4. Bataillonen und den beſſren Elementen der Mobilgarden bildete, war noch nicht vorhanden, ſtatt deſſen Unluſt und Mangel an Vertrauen. Die Gefechte am 19. würden einen Beweis dafür abgeben können, wenn es, den vielen anderweitigen Zeugniſſen gegenüber, eines ſolchen noch bedürfte. Nichtsdeſtoweniger iſt es unzweifelhaft nur gutzuheißen, daß ein ſolcher »Handſtreich« unterblieb und daß die oberſte Heeresleitung das ſicher zum Ziele Führende dem Gewagten und Unberechenbaren vorzog. Ein einziger Echec, den wir erlitten, konnte eine Kette von Unglücksfällen im Gefolge haben. Straßburg und Toul waren noch nicht in unſren Händen, vor Metz hatten unſre I. und II. Armee einen mit jedem Tage ſchwerer werdenden Stand, Ruhr und Typhus rafften Tauſende dahin, überall in Frankreich ſelbſt aber wuchſen Freiſchaaren und Armeen aus dem Boden; die Dinge (was nur zu oft vergeſſen wird) lagen mithin keineswegs ſo, daß nicht, trotz aller unſrer Siege, die ſchwerſten Gefahren über uns hätten hereinbrechen können. Das ſicherſte Mittel, ihnen zu entgehen, lag in Bewahrung der Ruhe und in Vermeidung alles Hazardirens. Im Einklang hiermit war es, daß die oberſte Heeresleitung den Entſchluß faßte: kein Handſtreich; wir cerniren Paris und hungern es aus. Auch auf Unruhen der ſtets zur Auflehnung geneigten Bevölkerung wurde vielleicht gerechnet. Von gewiſſer Seite her, die leicht zu errathen iſt, ſoll wenigſtens das Wort gefallen ſein: »wir wollen ſie in ihrem eigenen Fett ſich ſchmoren laſſen.«

Ein Coup de main wurde nicht ausgeführt; man begnügte ſich mit dem Reſultate, das der 19. unmittelbar uns eingetragen hatte. Gegenüber einer möglichen Eroberung der Hauptſtadt muß uns freilich jene Beſetzung des dominirenden Plateaus von Chatillon nachträglich als etwas ziemlich Geringfügiges erſcheinen; leiſten wir aber auf jeden Vergleich mit Größerem Verzicht, ſo war der ebengenannte Erfolg des Tages groß genug. Alle Franzoſen, die über die Belagerung von Paris geſchrieben haben, haben dieſer Anſicht Ausdruck gegeben. So ſchreibt Violet le Duc: »Das Aufgeben der Redoute von Chatillon hatte die beklagenswertheſten Folgen. Es war nun nicht mehr möglich, eine außerhalb des Feſtungsgürtels gelegene Poſition mit Ausſicht auf Erfolg zu halten. Die Einſchließung war jetzt vollſtändig, ohne daß wir ſie hinausſchieben oder ſtören konnten.« Aehnlich äußert ſich der ſchon oben citirte Marine-Offizier in ſeiner Histoire critique du siége de Paris: »So lange Chatillon in franzöſiſchen Händen war, war eine völlige Einſchließung von Paris unausführbar. Die große, von Verſailles nach Choiſy le Roi führende Straße wäre, ohne Beſitz des angrenzenden Plateaus, für die Preußen unbenutzbar geweſen; dieſe Straße allein aber wiederum ſetzte ſie in den Stand, Verſailles zu ihrem Hauptquartier und zum Depot ihrer Verpflegung und ihrer Reſerven zu machen.«

Ich ſchließe mit einem Citat aus Vinoy's Buch Le siége de Paris: »Von dem Augenblick an, wo die Redoute von Chatillon in den Händen des Feindes war, wurden auch die von Meudon, Montretout, Brimborion, Gennevilliers und Ville d'Avray geräumt. Ebenſo wurden am 19. noch die Brücken von Sèvres, Billancourt, St. Cloud, die Brücke Bineau im Park von Neuilly, und die von Asnières, und St. Ouen zerſtört. Der Mont Valerien allein blieb, wie eine vorgeſchobene Schildwacht, außerhalb jener natürlichen Vertheidigungslinie, die die Seine im Weſten von Paris bildet. Es war ein Unglückstag für uns, dieſer 19. Die Wirkung der an dieſem Tage begangenen Irrthümer war nicht mehr auszugleichen und drückte ſchwer auf uns bis zum letzten Tage der Belagerung.«

Jules Favre in Haute Maiſon und Ferrières

am 19. und 20. September

Während ſüdlich von Paris jene Gefechte bei Petit Bicetre, Pleſſis-Piquet und Chatillon ſtattfanden, die wir im vorigen Capitel geſchildert haben, wurde öſtlich von der Hauptſtadt über Frieden oder doch wenigſtens über Waffenſtillſtand verhandelt. Dieſe Verhandlungen fanden in Haute Maiſon und Ferrières*) ſtatt und wurden einerſeits durch Herrn Jules Favre, als auswärtigen Miniſter der neuen, ſeit dem 4. September beſtehenden franzöſiſchen Regierung, andrerſeits durch den Grafen Bismarck geführt.

Herr Jules Favre — und zwar faſt von dem Tage an, wo er Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung geworden war, — war von dem Wunſche beſeelt geweſen, die Fortſetzung des Kampfes zu hindern, und hatte ſich bereits am 10. September mit der Anfrage an Graf Bismarck gewandt, ob dieſer geneigt ſei, in eine Unterredung über Ausgleichungs-, beziehungsweiſe Friedensbedingungen einzutreten. Graf Bismarck lehnte anfänglich ab, indem er darauf hinwies, daß Frankreich zur Zeit einer regelmäßigen Regierung entbehre, zeigte ſich indeß ſchließlich geneigt, in Unterhandlungen einzutreten, wenn Herr Jules Favre nicht davor zurückſchrecke, ſich in das Große Hauptquartier des Königs zu begeben. Hierauf war Herr Jules Favre eingegangen, und hatte am 18. oder 19., ohne zuvor mit den übrigen Mitgliedern der Regierung der nationalen Vertheidigung Rückſprache genommen zu haben, Paris verlaſſen, um ſich durch die preußiſchen Vorpoſten hindurch, zum Grafen Bismarck zu begeben, deſſen Aufenthalt er in dem Moment ſeiner Abreiſe nicht kannte. Er vermuthete das Große Hauptquartier in Gros Bois, was ein Irrthum war.

---

*) Nach Ferrières, dem bekannten Schloſſe Baron Rothſchild's, war am 19. das Große Hauptquartier, das ſich, wie wir wiſſen, vom 16. an in Meaux befunden hatte, verlegt worden. Um etwa 10 Uhr brach der König von letztgenanntem Orte (Meaux) auf, begab ſich zunächſt nach Claye, von dort nach Aulnay, ſtieg dann zu Pferde und beritt das Terrain nördlich von Paris, auf dem kurz vorher ein leichtes Gefecht zwiſchen Truppen unſres IV. Corps und der Beſatzung von St. Denis ſtattgefunden hatte. Von Pierrefitte und Montmagny aus, die der König berührte, ſah er auf Paris hernieder, deſſen Notre-Dame-Kirche, Pantheon und Invaliden-Dom deutlich zu erkennen waren. Danach erfolgte, in ſüdlicher Richtung, die Fahrt nach Ferrières, das erſt ziemlich ſpät am Abend erreicht wurde. In dem Rothſchildſchen Schloſſe konnten außer dem Könige ſelbſt, nur Graf Bismarck und die Generale v. Moltke, v. Roon, v. Treskow, v. Beyen, Wohnung nehmen, die übrigen Mitglieder des Großen Hauptquartiers, wie namentlich auch die Kanzleien, kamen nach dem etwas nördlich von Ferrières gelegenen Städtchen Lagny. — (Das Große Hauptquartier blieb in Ferrières, beziehungsweiſe in Lagny, bis zum 5. October. Die Parks, ebenſo die Faſanerie, Gärtnerei, Wildſtand, erregten allgemeine Bewunderung. Das ſchöne Herbſtwetter unterſtützte dieſen Eindruck. Am 22. erſchien der Kronprinz auf Beſuch, am 23. kehrte er nach Verſailles zurück. Am 25. (Sonntag) wurde in der Dorfkirche evangeliſcher Gottesdienſt abgehalten, zu welchem Behufe Diviſionsprediger Rogge von Goneſſe, dem Hauptquartier des Garde-Corps, herübergekommen war. — Prinz Karl wohnte in Lagny. — Viele Beſuche wurden all die Zeit über, wo ſich der König in Ferrières befand, gemacht und empfangen.

Wir laſſen nun Herrn Jules Favre, der über dieſe Reiſe in ſehr eingehender Weiſe und zwar in einem Schreiben an ſeine Regierungs-Collegen berichtet hat, ſelber ſprechen.

»... Ein Offizier, den ich vom General Leflô erbeten hatte, begleitete mich. Wir gingen dem Feinde durch das Thor von Charenton entgegen.

Ich unterdrücke alle Einzelheiten dieſer peinlichen, aber doch höchſt intereſſanten Reiſe; ſie würden hier nicht an ihrem Platze ſein. Nach Villeneuve St. Georges geführt, wo ſich der Commandirende des VI. preußiſchen Armee-Corps, General v. Tümpling, befand, erfuhr ich ziemlich ſpät am Nachmittage, daß das Hauptquartier in Meaux wäre.*) Der General

---

*) Ueber die Anweſenheit des Herrn Jules Favre im Hauptquartier des VI. Armee-Corps, liegt auch ein dieſſeitiger Bericht vor, dem wir das Folgende entnehmen: »... Als das General-Commando des VI. Corps gegen Mittag in Villeneuve eintraf, fand es daſelbſt den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der franzöſiſchen Republik, Jules Favre, mit zwei Begleitern, dem Baron v. Ring und Herrn Heindel. Dieſe Herren hielten ſich in der Wohnung eines Notars in der Nähe des Schloſſes auf, und hatten es ſich in dem verlaſſenen Hauſe leidlich bequem gemacht. Favre und ſeine Begleiter verzehrten ein mitgenommenes Frühſtück. In dem kleinen Garten vor dem Hauſe begrüßten ſich die beiden Parteien. Neben dem General von Tümpling befand ſich der Stabschef Oberſt v. Salviati und der Major Prinz Biron von Curland. In der Unterredung, die nunmehr geführt wurde, theilte Jules Favre dem General mit, daß er gekommen ſei, um dem Grafen Bismarck auf deſſen Aufforderung hin Friedensanträge zu machen. Da der General nicht den Auftrag hatte, Unterhändler in's Hauptquartier zu ſchicken, ſo ſagte er ihm dies und proponirte, daß er einen Offizier mit ſeiner Depeſche an Bismarck entſenden wollte. Jules Favre ging darauf dankbar ein, erſuchte den General, ihn zurückfahren zu laſſen und die Antwort durch einen Parlamentair zu ſchicken. Der General bemerkte ihm, daß er gegen ſeine Rückfahrt Nichts einzuwenden habe, daß man aber ſchwerlich einen Parlamentair ſchicken werde. Ein franzöſiſcher Miniſter habe die Preußen außer dem Völkerrecht erklärt, außerdem ſei wiederholt auf Parlamentaire geſchoſſen, es ſei daher unmöglich, noch ferner das Leben der Parlamentaire auf's Spiel zu ſetzen. Jules Favre

v. Tumpling, über deſſen Auftreten ich mich nur belobend ausſprechen kann, ſchlug mir vor, einen Offizier mit dem Briefe, welchen ich für Herrn v. Bismarck vorbereitet hatte, abzuſenden. Der Brief lautete:

»Herr Graf! Ich habe immer geglaubt, daß es unmöglich ſei, vor Beginn der Feindſeligkeiten unter den Mauern von Paris eine ehrenvolle Transaction unverſucht gelaſſen zu haben. Die Perſon, welche die Ehre hatte, Ew. Excellenz vor zwei Tagen zu ſprechen, hat mir geſagt, daß ſie aus Deren Munde denſelben Wunſch gehört hätte. Ich bin zu den Vorpoſten gekommen, um mich Ew. Excellenz zur Verfügung zu ſtellen. Ich erwarte, daß Dieſelben mich wiſſen laſſen wollen, wo ich die Ehre haben kann, auf einige Augenblicke mit Ew. Excellenz zu conferiren. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu ſein, Ew. Excellenz ſehr ergebener und ſehr gehorſamer Diener

Jules Favre.«

Wir waren durch eine Entfernung von 48 Kilometern getrennt. Am folgenden Morgen um 6 Uhr empfing ich folgende Antwort:

»Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Excellenz die Gefälligkeit gehabt hat, an mich zu richten, und es wird mir außerordentlich angenehm ſein, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollten, mich morgen hier in Meaux zu beſuchen. Der Ueberbringer dieſes Schreibens, Prinz Biron, wird darüber wachen, daß Ew. Excellenz durch unſere Truppen hindurch geführt werden. Ich habe die Ehre, zu ſein mit aller Hochachtung Ew. Excellenz ſehr gehorſamer Diener v. Bismarck.«

ſprach über die ihm durch Thatſachen belegte Behauptung nicht blos ſeine Verwunderung, ſondern auch ſeinen Abſcheu aus und rief: »Das iſt ein Verbrechen, ein verabſcheuungswürdiges Verbrechen!« Der General machte ihm alsdann den Vorſchlag, bis zu der Rückkehr der Antwort unter ſeinem Schutze zu Villeneuve zu verweilen, er lud ihn ein, auf dem Schloſſe zu logiren und ſein Gaſt bei dem Diner zu ſein. Jules Favre nahm dankbar an. Der Prinz Biron von Curland wurde ſofort mit der Depeſche an Bismarck geſchickt. Bei dem Diner unterhielten ſich General v. Tümpling und der Vertreter der franzöſiſchen Republik in durchaus ungezwungener Weiſe. Der Letztere machte auf alle Anweſenden einen angenehmen Eindruck. Die feine, ungezwungene und dabei doch beſcheidene Weiſe, ſein edles Geſicht, deſſen große dunkle Augen ſo ſchwermüthig und traurig blickten, das von den Kämpfen des Lebens durchfurchte Antlitz, dazu die hohe Stirn, alles zeigte den von Ideen begeiſterten und getragenen Mann, der über das Unglück ſeines Vaterlandes tief ergriffen war. Als die Tafel beendet war, ſprach Jules Favre dem General ſeinen Dank für ſeine freundliche Aufnahme aus. Er ſagte, er habe den innigen Wunſch, daß ſeine Miſſion Erfolg haben möge. Er würde zehn Jahre ſeines Lebens gerne und freudig hingeben, wenn er dieſen unglücklichen Krieg hätte verhindern können. »Sie, meine Herren, ſind muthige und edeldenkende Männer. Es würde mir zur höchſten Freude gereichen, wenn ich auch Ihnen die brüderliche Hand reichen könnte.« Damit verabſchiedete er ſich bei der Geſellſchaft, die ſich einſtimmig günſtig über ihn ausſprach, welches Urtheil auch mit beſonderer Anerkennung der General beſtätigte, indem er ſich an die Anweſenden wandte und ſagte: »Meine Herren, man ehrt ſich ſelbſt am meiſten dadurch, daß man ſeine Feinde mit Achtung behandelt.«

Um 9 Uhr war die Escorte bereit, und ich ging mit ihr ab. In der Nähe von Meaux gegen 3 Uhr Nachmittags angekommen, wurde ich von einem Adjutanten angehalten, welcher kam, um mir anzukündigen, daß der Graf mit dem Könige Meaux verlaſſen habe, um die Nacht in Ferrières zuzubringen. Wir hatten uns gekreuzt. Ich kehrte alſo um und ſtieg in einem Pächterhofe ab, der, wie faſt alle Häuſer, welche ich auf dem Wege geſehen, vollſtändig verwüſtet war. Nach einer Stunde kam Herr v. Bismarck an. Es war für uns ſchwierig, an einem ſolchen Orte mit einander zu ſprechen. Das dem Grafen v. Rillac angehörige Schloß Haute Maiſon war in unſerer Nähe; wir begaben uns dorthin, und die Unterredung begann in einem Salon, wo Trümmer jeder Art in Unordnung herum lagen.

Ich möchte Ihnen dieſe Unterredung vollſtändig wiedergeben, ſo wie ich ſie am nächſten Tage einem Secretair dictirte. Jede Einzelheit darin hat ihre Wichtigkeit. Ich kann ſie hier nur analyſiren.

Ich ſtellte zuerſt genau den Zweck meines Schrittes feſt. Da ich durch mein Circular die Abſichten der franzöſiſchen Regierung bekannt gemacht, ſo wollte ich die des erſten Miniſters von Preußen erfahren. Es ſchien mir unzuläſſig, daß zwei Nationen, ohne ſich vorher zu erklären, einen ſchrecklichen Krieg fortſetzen, der, ungeachtet der errungenen Vortheile, dem Sieger harte Leiden auferlegt. Durch die Macht eines Einzigen hervorgerufen, hatte dieſer Krieg keinen Grund mehr, fortzudauern, ſobald Frankreich wieder Herr ſeiner ſelbſt geworden war. Ich ſtand für deſſen Liebe zum Frieden ein und zugleich für deſſen unerſchütterlichen Entſchluß, keine Bedingung anzunehmen, welche aus dieſem Frieden einen kurzen und drohenden Waffenſtillſtand machen werde.

Herr v. Bismarck antwortete mir, daß, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß ein ſolcher Friede möglich wäre, er ihn ſofort unterzeichnen werde. Er erkannte an, daß die Oppoſition den Krieg immer verdammt habe. Aber die Regierung, welche heute dieſe Oppoſition repräſentire, ſei mehr als prekär. Wenn in einigen Tagen Paris nicht genommen werde, ſo werde der Pöbel dieſe Regierung ſtürzen ... Ich unterbrach ihn lebhaft, um ihm zu ſagen, daß es in Paris keinen Pöbel gebe, ſondern eine intelligente, ergebene Bevölkerung, die unſre Abſichten kenne, und ſich nicht zum Helfershelfer des Feindes machen werde, indem ſie unſerer Aufgabe der Vertheidigung Hinderniſſe in den Weg lege. Was unſere Gewalt anbelange, ſo ſeien wir bereit, ſie in die Hände der bereits von uns zuſammen berufenen Verſammlung niederzulegen.

»Dieſe Verſammlung,« ſo entgegnete der Graf, »wird Abſichten haben, die Nichts vorausſehen läßt. Aber wenn ſie dem franzöſiſchen Gefühl Gehör ſchenkt, ſo wird ſie den Krieg wollen. Sie werden ebenſo wenig die Capitulation von Sedan vergeſſen, wie Waterloo und Sadowa, welches letztere Sie Nichts anging.« Er ließ ſich dann über den feſten Willen der franzöſiſchen Nation aus, Deutſchland anzugreifen und ihm einen Theil ſeines Gebietes zu entreißen. Von Ludwig XIV. bis auf Napoleon III. hätten ſich dieſe Tendenzen nicht geändert, und als der Krieg angekündigt worden, hätte der geſetzgebende Körper die Worte des Miniſters mit Beifall überſchüttet. Ich bemerkte ihm, daß die Majorität des geſetzgebenden Körpers einige Wochen vorher den Frieden acclamirt habe, daß dieſe dem Kaiſer ergebene Majorität unglücklicherweiſe es für nöthig erachtet hätte, ihm blindlings zu folgen, daß die Nation jedoch, zweimal conſultirt, bei den Wahlen von 1869 und bei der Abſtimmung des Plebiszits, der Friedens- und Freiheitspolitik energiſch zugeſtimmt habe.

Die Unterredung über dieſen Gegenſtand verlängerte ſich, der Graf hielt ſeine Meinung aufrecht und ich vertheidigte die meinige, da ich Betreffs ſeiner Bedingungen in ihn drang, ſo antwortete er mir klar und deutlich, daß die Mehrheit ſeines Landes ihm auferlege, das Gebiet zu behalten, welches Deutſchland ſicherſtellt. Er wiederholte mir mehrere Male: »Straßburg iſt der Schlüſſel zum Hauſe, ich muß ihn haben.« Ich forderte ihn mehrere Male auf, deutlicher zu ſein. »Es iſt unnütz,« entgegnete er, »da wir uns nicht verſtändigen können, ſo iſt dies eine Sache, welche ſpäter geordnet werden muß.« Ich bat ihn, es ſofort zu thun, und er ſagte mir alsdann, daß die beiden Departements des Ober- und Niederrheines, ein Theil des Moſel-Departements mit Metz, Chateau Salins und Soiſſons (ſoll heißen Pont à Mouſſon, Jules Favre hatte hier falſch gehört) ihm unumgänglich nothwendig ſeien und daß er nicht darauf verzichten könne.

Ich machte ihm bemerklich, daß die Zuſtimmung der Völker, über die er auf dieſe Weiſe verfüge, mehr als zweifelhaft ſei, und das europäiſche Staatsrecht ihm nicht geſtatte, dieſe zu umgehen. »Doch,« antwortete er mir, »ich weiß ſehr wohl, daß ſie von uns nichts wiſſen wollen. Es wird eine große Laſt für uns ſein, aber wir können nicht umhin, ſie zu nehmen. Ich bin ſicher, daß wir in einer nahen Zeit einen neuen Krieg mit Ihnen haben werden. Wir wollen ihn mit allen Vortheilen für uns führen.«

Ich lehnte mich, wie ich es mußte, gegen ſolche Löſungen auf. Ich ſagte ihm, daß er zwei wichtige Elemente der Diskuſſion zu vergeſſen ſcheine. Zuerſt Europa, welches dieſe Forderungen übertrieben finden und ſich in's Mittel legen könnte, dann das neue Recht und der Fortſchritt der Sitten, welche ſolchen Forderungen ganz antipathiſch ſeien. Ich fügte hinzu, daß, was uns betreffe, wir ſie niemals annehmen würden. Wir könnten als Nation untergehen, aber uns nicht entehren; übrigens ſei das Land allein competent, um ſich über die Abtretung von Gebiet auszuſprechen. Wir wollten „es deshalb conſultiren. Ihm gegenüber befände ſich Preußen. Und um klar und deutlich zu ſein, müſſe man ſagen, daß es, vom Sieg berauſcht, die Vernichtung Frankreichs wolle.

Der Graf proteſtirte, indem er immer die Vertheidigung der nationalen Sicherheit vorſchützte. Ich fuhr fort: »Wenn es Ihrerſeits kein Mißbrauch der Gewalt iſt, der geheime Abſichten verbirgt, ſo geſtatten Sie mir, die Verſammlung zuſammen treten zu laſſen; ſie wird eine definitive Regierung ernennen, welche Ihre Bedingungen beurtheilen wird.«

Um dieſes Projekt auszuführen — antwortete mir der Graf — bedürfe es eines Waffenſtillſtandes, und er wolle denſelben um keinen Preis.

Die Unterredung nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Der Abend kam heran. Ich verlangte von Herrn v. Bismarck eine zweite Unterredung zu Ferrieres, wo er die Nacht zuzubringen gedachte, und Jeder ging ſeinen Weg.

Da ich meine Miſſion bis zum Schluß erfüllen wollte, ſo mußte ich auf mehrere der Fragen, welche wir behandelt hatten, zurück- und zu Ende kommen. Deshalb bemerkte ich dem Grafen, als ich gegen 9½ Uhr Abends (nunmehr in Ferrieres) mit ihm wieder zuſammentraf, daß, da die Auskunft, welche ich von ihm haben wollte, für meine Regierung und das Publikum beſtimmt ſei, ich zum Schluß unſerer Unterredung reſumiren werde, um nur das zu veröffentlichen, worüber wir übereingekommen ſeien. »Geben Sie ſich dieſe Mühe nicht — antwortete er mir — ich gebe ſie Ihnen ganz Preis; Ihrer Veröffentlichung ſteht nichts entgegen.« Wir nahmen die Diskuſſion wieder auf, die bis Mitternacht dauerte. Ich hob beſonders die Nothwendigkeit hervor, eine Verſammlung zu berufen. Der Graf ließ ſich nach und nach überzeugen, und kam auf den Waffenſtillſtand zurück. Ich verlangte 14 Tage. Wir diskutirten die Bedingungen. Er erklärte ſich auf ſehr unvollſtändige Weiſe und behielt ſich vor, den König zu conſultiren. Deshalb verabſchiedete er mich auf den folgenden Tag um 11 Uhr. Ich habe nur noch ein Wort zu ſagen: denn, indem ich dieſe peinliche Erzählung mittheile, wird mein Herz von allen Aufregungen zerriſſen, welche es während der drei ſchrecklichen Tage gequält haben, und es drängt mich, zu Ende zu kommen. Ich war im Schloß zu Ferrieres um 11 Uhr Morgens. Der Graf trat um 11¾ Uhr aus dem Zimmer des Königs, und ich vernahm von ihm die Bedingungen, welche er an den Waffenſtillſtand knüpfte. Sie waren in einem in deutſcher Sprache geſchriebenen Text niedergelegt, von welchem er mir mündlich Mittheilung machte. Er verlangte als Pfand die Beſetzung von Straßburg, Toul und Pfalzburg, und da ich am Tage vorher geſagt, daß die Verſammlung in Paris zuſammentreten ſolle, ſo wollte er in dieſem Fall ein Fort, welches die Stadt beherrſche, z. B. das des Mont Valérien.

Ich unterbrach ihn, um ihm zu ſagen: »Es wäre viel einfacher, Paris von uns zu verlangen. Wie, wollen Sie, daß eine franzöſiſche Verſammlung unter Ihren Kanonen berathe? Ich hatte die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich meiner Regierung unſere Unterhaltung mittheilen werde; ich weiß wahrlich nicht ob ich wagen werde, zu ſagen, daß Sie mir eine ſolche Propoſition gemacht haben.«

»Suchen wir eine andere Combination,« erwiderte er mir. Ich ſprach ihm von dem Zuſammentritt der Verſammlung in Tours, wodurch die ſeinerſeits in Vorſchlag gebrachte Beſetzung des Mont Valérien in Wegfall kommen würde.

Er entgegnete mir, daß er mit dem Könige darüber ſprechen wolle und, auf die Beſetzung von Straßburg zurückkommend, fügte er hinzu: »Die Stadt wird in unſere Hände fallen; das iſt nur noch Sache der Berechnung eines Ingenieurs. Deshalb verlange ich auch von Ihnen, daß die Garniſon ſich als kriegsgefangen übergebe.

Bei dieſen Worten ſprang ich vor Schmerz in die Höhe und rief aus: Sie vergeſſen, daß Sie zu einem Franzoſen ſprechen, Herr Graf! Eine heldenmüthige Beſatzung opfern, welche der Gegenſtand von unſerer und aller Welt Bewunderung iſt, wäre eine Feigheit, und ich verſpreche Ihnen nicht, zu ſagen, daß Sie mir eine ſolche Bedingung geſtellt haben.

Der Graf antwortete mir, daß er nicht die Abſicht habe, mich zu verletzen, daß er ſich nach den Geſetzen des Krieges richte, daß übrigens, wenn der König einwillige, dieſer Artikel modificirt werden könne.

Nach einer Viertelſtunde kehrte er zurück. Der König acceptirte die Combination von Tours, aber er beſtand darauf, daß ſich die Beſatzung von Straßburg als kriegsgefangen ergebe.

Meine Kräfte waren erſchöpft, und ich fürchtete einen Augenblick lang, zuſammen zu ſinken. Ich wandte mich ab, um der Thränen Herr zu werden, die mich erſtickten, und indem ich mich wegen dieſer unfreiwilligen Schwäche entſchuldigte, verabſchiedete ich mich mit dieſen einfachen Worten: Ich habe mich getäuſcht, Herr Graf, indem ich hierher kam; ich bereue es nicht, ich habe genug gelitten, um mich vor mir ſelbſt zu entſchuldigen; übrigens habe ich nur dem Gefühl meiner Pflicht gehorcht. Ich werde Alles, was Sie mir geſagt haben, meiner Regierung berichten, und wenn dieſelbe für paſſend hält, mich abermals zu Ihnen zu ſchicken, ſo werde ich, wie ſchmerzlich mir auch dieſer Schritt ſein möge, die Ehre haben, Sie wieder zu ſehen. Ich weiß Ihnen Dank für Ihr Wohlwollen gegen mich, aber ich fürchte, daß wir den Ereigniſſen ihren Lauf laſſen müſſen. Die Bevölkerung von Paris iſt muthig und zu allen Opfern bereit. Ihr Heldenmuth kann den Gang der Ereigniſſe ändern. Wenn Sie die Ehre haben, ſie zu bewegen unter werfen werden Sie dieſelbe nicht. Die ganze Nation iſt von derſelben Geſinnung. So lange wir in ihr ein Element des Widerſtandes finden, werden wir Sie bekämpfen. Es iſt dies ein endloſer Kampf zwiſchen zwei Völkern, welche ſich die Hände reichen ſollten. Ich habe eine andere Löſung gehofft. Ich entferne mich ſehr unglücklich und dennoch voll Hoffnung.

Ich füge dieſer durch ſich ſelbſt zu beredtſamen Darſtellung nichts hinzu. Sie erlaubt mir die Schlußfolgerungen zu ziehen und Ihnen zu ſagen, welches in meinen Augen die Tragweite jener Beſprechungen iſt. Ich verlangte die Möglichkeit, das durch eine freigewählte Verſammlung vertretene Frankreich zu fragen; man hat mir geantwortet, indem man mir das kaudiniſche Joch zeigte, unter welchem es ſich zuvor beugen müſſe. Ich klage Niemanden an. Ich beſchränke mich darauf, die Thatſache zu erhärten, um ſie meinem Lande und Europa zu ſignaliſiren. Ich habe lebhaft den Frieden gewünſcht, ich verhehle es nicht, und indem ich drei Tage lang den Jammer unſerer unglücklichen Länder ſah, fühlte ich in mir dieſe Liebe zum Frieden zunehmen mit einer ſolchen Macht, daß ich meinen Muth anſtacheln mußte, um auf der Höhe meiner Miſſion zu bleiben.

Ich habe nicht weniger einen Waffenſtillſtand gewünſcht, ich geſtehe auch dies ein, damit das Volk über die fürchterliche Lage, die das Geſchick uns ſtellt, befragt werden könne.

Sie kennen jetzt die Vorbedingungen, die man uns auferlegen möchte.-

---

So weit der Bericht des Herrn Jules Favre an ſeine Regierungs-Collegen, ein Bericht, der — am 21. September geſchrieben und unmittelbar darauf in den franzöſiſchen Journalen veröffentlicht — wenige Tage ſpäter auch zur Kenntniß des Grafen Bismarck kam. Dieſer fand die Darſtellung nicht ganz correct und richtete deshalb unterm 27. eine Circular-Depeſche an die Vertreter des norddeutſchen Bundes, in der Abſicht, die Sachlage genauer zu kennzeichnen. Wiewohl dieſe Circular-Depeſche, ihrem Datum nach, ſchon jenſeits des Zeitabſchnittes liegt, der uns hier zunächſt beſchäftigt, laſſen wir dieſelbe doch, mit Rückſicht auf ihren Inhalt, an dieſer Stelle bereits folgen.

Circular-Depeſche des Grafen v. Bismarck an die Vertreter des norddeutſchen Bundes.

Ferrières, den 27. September 1870.

Der Bericht, welchen Herr Jules Favre über ſeine Unterredungen mit mir am 21. d. M. an ſeine Collegen gerichtet hat, veranlaßt mich, Ihnen über die zwiſchen uns ſtattgefundenen Verhandlungen eine Mittheilung zugehen zu laſſen, welche Sie in den Stand ſetzen wird, ſich von dem Verlaufe derſelben ein richtiges Bild zu machen.

Im Allgemeinen läßt ſich der Darſtellung des Herrn Jules Favre die Anerkennung nicht verſagen, daß er bemüht geweſen iſt, den Hergang der Sache im Ganzen richtig wiederzugeben. Wenn ihm dies nicht überall gelungen iſt, ſo iſt dies bei der Dauer unſerer Unterredungen und den Umſtänden, unter welchen ſie ſtattfanden, erklärlich. Gegen die Geſammt-Tendenz ſeiner Darlegung kann ich aber nicht unterlaſſen zu errinnern, daß nicht die Frage des Friedensſchluſſes bei unſerer Beſprechung im Vordergrunde ſtand, ſondern die des Waffenſtillſtandes, welcher jenem vorausgehen ſollte. In Bezug auf unſere Forderungen für den ſpäteren Abſchluß des Friedens habe ich Herrn Jules Favre gegenüber ausdrücklich conſtatirt, daß ich mich über die von uns beanſpruchte Grenze erſt dann erklären würde, wenn das Prinzip der Landabtretung von Frankreich überhaupt öffentlich anerkannt ſein würde. Hieran anknüpfend, iſt die Bildung eines neuen Moſel-Departements mit den Arrondiſſements Saarburg, Chateau Salins, Saargemund, Metz und Thionville, als eine Organiſation von mir bezeichnet worden, welche mit unſeren Abſichten zuſammenhänge. Keineswegs aber habe ich darauf verzichtet, je nach den Opfern, welche die Fortſetzung des Krieges uns in der Folge auferlegen wird, anderweitige Bedingungen für den Abſchluß des Friedens zu ſtellen.

Straßburg, welches Herr Favre mich als den Schlüſſel des Hauſes bezeichnen läßt, wobei es ungewiß bleibt, ob unter letzterem Frankreich gemeint iſt, wurde von mir ausdrücklich als der Schlüſſel unſeres Hauſes bezeichnet, deſſen Beſitz wir deshalb nicht in fremden Händen zu laſſen wünſchten.

Unſere erſte Unterredung im Schloſſe Haute Maiſon hielt ſich überhaupt in den Grenzen einer academiſchen Beleuchtung von Gegenwart und Vergangenheit, deren ſachlicher Kern ſich auf die Erklärung des Herrn Jules Favre beſchränkte, jede mögliche Geldſumme (tout l'argent que nous avons) in Ausſicht zu ſtellen, Landabtretungen dagegen ablehnen zu müſſen. Nachdem ich letztere als unentbehrlich bezeichnet hatte, erklärte er die Friedensverhandlungen als ausſichtslos, wobei er von der Anſicht ausging, daß Landabtretungen für Frankreich erniedrigend, ja ſogar entehrend ſein würden.

Es gelang mir nicht ihn zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien erlangt, von Deutſchland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Kriege geweſen zu ſein, Bedingungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns auferlegt haben würde, wenn wir beſiegt worden wären, und welche das Ergebniß faſt jeden Krieges auch der neueſten Zeit geweſen wären, für ein nach tapferer Gegenwehr beſiegtes Land an ſich nichts Entehrendes haben könnten, und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beſchaffenheit ſei, als diejenige aller anderen Länder. Ebenſo wenig fand ich bei Herrn Favre dafür ein Verſtändniß, daß die Rückgabe von Straßburg bezüglich des Ehrenpunktes keine andere Bedeutung als die von Landau oder Saarlouis haben würde, und daß die gewaltthätigen Eroberungen Ludwig's XIV. mit der Ehre Frankreichs nicht feſter verwachſen wären, als diejenigen der erſten Republik oder des erſten Kaiſerreichs.

Eine praktiſchere Wendung nahmen unſere Beſprechungen erſt in Ferrières, wo ſie ſich mit der Frage des Waffenſtillſtandes beſchäftigten und durch dieſen ausſchließlichen Inhalt ſchon die Behauptung widerlegen, daß ich erklärt hätte, einen Waffenſtillſtand unter keinen Umſtänden zu wollen. Die Art, in welcher Herr Favre mir die Ehre erzeigt, mich mit Bezug auf dieſe und andere Fragen als ſelbſtredend einzuführen (»il faudrait un armistice et je n'en veux à aucun prix« und Aehnliches), nöthigt mich zu der Berichtigung, daß ich in dergleichen Unterredungen mich niemals der Wendung bedient habe oder bediene, daß ich perſönlich Etwas wollte oder verſagte oder bewilligte, ſondern ſtets nur von den Abſichten und Forderungen der Regierungen ſpreche, deren Geſchäfte ich zu führen habe.

Als Motiv zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes wurde in dieſer Unterredung beiderſeits das Bedürfniß anerkannt, der franzöſiſchen Nation Gelegenheit zur Wahl einer Vertretung zu geben, welche allein im Stande ſein würde, die Legitimation der gegenwärtigen Regierung ſo weit zu ergänzen, daß ein völkerrechtlicher Abſchluß des Friedens mit ihr möglich würde. Ich machte darauf aufmerkſam, daß ein Waffenſtillſtand für eine im ſiegreichen Fortſchreiten begriffene Armee jederzeit militairiſche Nachtheile mit ſich bringe, in dieſem Falle aber für die Vertheidigung Frankreichs und für die Reorganiſation ſeiner Armee einen ſehr wichtigen Zeitgewinn darſtelle, und daß wir daher einen Waffenſtillſtand nicht ohne militairiſches Aequivalent gewähren könnten. Als ein ſolches bezeichnete ich die Uebergabe der Feſtungen, welche unſere Verbindung mit Deutſchland erſchwerten, weil wir, bei der Verlängerung unſerer Verpflegungsperiode durch einen dazwiſchen tretenden Waffenſtillſtand, eine Erleichterung dieſer Verpflegung als Vorbedingung deſſelben erlangen müßten. Es handelte ſich dabei um Straßburg, Toul und einige kleinere

Plätze. In Betreff Straßburgs machte ich geltend, daß die Einnahme, nachdem die Krönung des Glacis vollendet ſei, in kurzer Zeit ohnehin bevorſtehe, und wir es deshalb der militairiſchen Situation entſprechend hielten, daß die Beſatzung ſich ergebe, während die der übrigen Feſtungen freien Abzug erhalten würden. — Eine weitere ſchwierige Frage betraf Paris. Nachdem wir dieſe Stadt vollſtändig eingeſchloſſen, konnten wir in die Oeffnung der Zufuhr nur dann willigen, wenn die dadurch ermöglichte neue Verproviantirung des Platzes nicht unſere eigene militairiſche Poſition ſchwächte und die demnächſtige Friſt für das Aushungern des Platzes hinausrückte. Nach Berathung mit den militairiſchen Autoritäten ſtellte ich daher auf Allerhöchſten Befehl Sr. Majeſtät des Königs in Bezug auf die Stadt Paris ſchließlich folgende Alternative auf: *Entweder* die Poſition von Paris wird uns durch Uebergabe eines *dominirenden Theils der Feſtungswerke* eingeräumt; um dieſen Preis ſind wir bereit, den Verkehr mit Paris vollſtändig preiszugeben und jede Verproviantirung der Stadt zuzulaſſen. *Oder* die Poſition von Paris wird uns *nicht* eingeräumt; alsdann können wir auch in die Aufhebung der Abſperrung nicht willigen, ſondern müſſen die *Beibehaltung des militairiſchen status quo* vor Paris dem Waffenſtillſtand zu Grunde legen, weil ſonſt letzterer für uns lediglich die Folge hätte, daß Paris uns nach Ablauf des Waffenſtillſtandes neu verproviantirt und gerüſtet gegenüber ſtehen würde.

Herr Favre lehnte die erſte Alternative, die Einräumung eines Theils der Befeſtigungen enthaltend, ebenſo beſtimmt ab, wie die Bedingung, daß die Beſatzung von Straßburg kriegsgefangen ſein ſolle. Dagegen verſprach er, über die zweite Alternative, welche den militairiſchen status quo vor Paris aufrecht erhalten ſollte, die Meinung ſeiner Collegen in Paris einzuholen.

Das Programm, welches Herr Favre als Ergebniß unſerer Unterredungen nach Paris brachte und welches dort verworfen worden iſt, enthielt demnach über künftige *Friedensbedingungen gar nichts*, wohl aber die *Bewilligung eines Waffenſtillſtandes* von 14 Tagen bis 3 Wochen zum Behuf der Wahl einer Nationalverſammlung unter folgenden Bedingungen:

1. In und vor Paris Aufrechterhaltung des militairiſchen status quo.

2. In und vor Metz Fortdauer der Feindſeligkeiten innerhalb eines näher zu beſtimmenden, um Metz gelegenen Umkreiſes.

3. Uebergabe von Straßburg, mit Kriegsgefangenſchaft der Beſatzung, von Toul und Bitſch, mit freiem Abzug derſelben.

Ich glaube, unſere Ueberzeugung, daß wir damit ein ſehr entgegenkommendes Anerbieten gemacht haben, wird von allen neutralen Cabinetten getheilt werden. — Wenn die franzöſiſche Regierung die ihr gebotene Gelegenheit zur Wahl einer Nationalverſammlung auch innerhalb der von uns occupirten Theile Frankreichs nicht hat benutzen wollen, ſo bekundet ſie damit ihren Entſchluß, die Schwierigkeiten, in welchen ſie ſich einem völkerrechtlichen Abſchluß des Friedens gegenüber befindet, aufrecht erhalten und die öffentliche Meinung des franzöſiſchen Volkes nicht hören zu wollen. Daß allgemeine und freie Wahlen im Sinne des Friedens ausgefallen ſein würden, iſt ein Eindruck, der ſich uns hier aufdrängt und auch den Machthabern in Paris nicht entgangen ſein wird.

v. Bismarck.

Vor und in Paris

vom 20. September bis 24. December.

[illegible] v. [illegible]

[illegible] v. Wells

[illegible]

Die Einſchließung.

Die Pariſer Forts, ihre Entſtehung und ihr Werth. — Die Stellung der deutſchen Armee-Corps am 20. September (beziehungsweiſe um Mitte October).

Paris war umſtellt. In einem Umkreis von über 11 Meilen ſtanden unſere III. und IV. Armee, 150,000 Mann ſtark, um die feindliche Hauptſtadt her, die durch eine innere und eine äußere Linie vertheidigt wurde. Die eigentliche **Stadtbefeſtigung** war als innere Linie anzuſehn; die äußere Linie waren die **detachirten Forts**. Werfen wir zunächſt einen Blick auf die Entſtehung, die Geſchichte und die Beſchaffenheit beider Linien.

Die Entſtehung der Pariſer Befeſtigungen.

Die Befeſtigung von Paris, wie ſie ſich, im Weſentlichen, bis dieſen Augenblick noch präſentirt, iſt als eine Folge des Londoner Vertrages vom 15. Juli 1840 anzuſehen. Thiers war damals Miniſter unter Louis Philipp. Es war die Zeit der wieder auftauchenden Gelüſte nach der »Rheingrenze« und des Becker'ſchen »Sie ſollen ihn nicht haben«, womit wir vorläufig auf dieſe Gelüſte antworteten. Den Inhalt des Londoner Vertrages bildete eine Verſtändigung, die ſeitens der Großmächte, **unter Ausſchluß Frankreichs**, über die Stellung des Paſcha's von Aegypten zur Pforte erzielt worden war. Dieſer Ausſchluß Frankreichs wurde von der ganzen Nation als ein »Affront« empfunden und die hochgehenden Wogen nationaler Begeiſterung machten es der Thiers'ſchen Regierung leicht, einen Plan durchzuſetzen, der ſeit Jahren berathen, aber an dem Widerſtande der Bourgeoiſie und ihrer Kammervertretung bis dahin geſcheitert war. Dieſer Plan hieß: **Befeſtigung von Paris.**

Schon Napoleon I. hatte je zuweilen an ſolche Befeſtigung gedacht. Bevor er 1815 zum Heere nach Belgien ging, ließ er die Umgebung der

Stadt auf der Nordoſtſeite, ließ er ferner St. Denis, ſowie die Höhen von Montmartre, La Vilette, Belleville, Romainville verſchanzen und armiren. Nach der Rückkehr der Bourbons war es der Wiederherſteller des Heerweſens, Marſchall Gouvion St. Cyr, der Jahre lang eine Commiſſion arbeiten ließ, welche die Befeſtigung von Paris und von Lyon vorſchlug. Jedoch erſt nach der Thronbeſteigung Ludwig Philipp's wurde die Sache wieder aufgenommen, und wenn man ſich die Schickſale dieſes Königs und ſeiner erſten Regierungsjahre vergegenwärtigt, ſo iſt es klar genug, welche Antriebe die ſtärkſten dabei waren. Die neue Regierung war Anfangs auf das Ernſtlichſte von den Republikanern und den Legitimiſten bedroht: bei dem Aufſtand im Juni 1832 (Begräbniß des Generals Lamarque) erſchien manchem ihrer Anhänger die Gefahr ſo groß, daß ſie die Stadt räumen wollten, um ſie dann wieder zu erobern. Es trat nun im October 1832 das Miniſterium Soult, Thiers, Guizot ein, deſſen Amtsdauer (bis in den Winter 1836) einen Abſchnitt in der Verhandlung der Befeſtigungsfrage bildete. Und die Art und Weiſe, wie dieſe Miniſter vorgingen, konnte allerdings die »Freiheitsfreunde« nur mißtrauiſch machen. Sie begannen auf eigene Hand mit verſchiedenen Vorarbeiten, forderten dann von den Kammern Geld, ließen auf deren Einſpruch die Arbeiten ruhen, nahmen ſie aber nach dem Schluſſe der Kammern wieder auf. Alsbald kam ein Streit um zwei Meinungen in Gang: unter den Militairs befürworteten die einen die Errichtung eines fortlaufenden Walles (enceinte) mit Graben, nächſt der Stadt; die andern hingegen in weiterem, größerem Umkreiſe die Anlegung einzelner feſter Punkte (forts détachés). Die letztere Meinung vertrat Soult ſelbſt und mit ihm viele andere; die erſtere der Marſchall Clauzel, dem die Kammer-Oppoſition zuſtimmte, ſo weit ſie überhaupt Willens war oder doch ſo ſchien, ſich auf die Befeſtigungs-Abſichten einzulaſſen. Clauzel war ein zweideutiger Wortführer; mit der Juli-Regierung verfeindet, weil ſie ihm im Februar 1831 den Oberbefehl in Algier abgenommen, welchen ſie ſelbſt ihm übertragen hatte, erhielt er zwar ſpäterhin in Algier wieder eine Verwendung, galt jedoch ſo wenig für einen zuverläſſigen Anhänger des Königs, daß nicht nur 1832 die Republikaner, ſondern 1840 ſogar Louis Napoleon (Boulogner Attentat) ſich einfallen laſſen konnte, dieſen Marſchall in ſeine Dienſte ziehen zu wollen und ihn zum oberſten Befehlsführer in dem neuen Kaiſerreich auszuerſehen. Indeſſen erhob ſich gegen die »detachirten Forts« noch ein anderer Gegner, der berühmte Arago, eine Größe der republikaniſchen Partei. Ueber die Abſichten der Regierung ſehr gut unterrichtet, führte er einen gelehrten Nachweis, daß ſolcherlei »Forts« der guten Stadt Paris ungleich gefährlicher ſein würden, als einem auswärtigen Feinde, der dieſe Stadt belagere; daß dieſe Gefahr mit dem Wachsthum der Stadt zunehmen, daß der Feind mit der Einnahme eines Forts die übrigen nutzlos machen und daß der Feind trotz der Forts die Stadt würde beſchießen können. Dieſes Urtheil bewirkte oder trug dazu bei, daß das Pariſer Volk immer mehr zu der Ueberzeugung kam, *nicht* dem Auslande, ſondern *ihm ſelbſt* gälten die Zwingburgen-Pläne von Soult und Thiers; und bei dem allgemeinen Mißtrauen und Widerſpruch geriethen die Arbeiten des Kriegsminiſteriums in's Stocken.

Aber doch nicht auf lange. Unter Kriegsminiſter Marſchall Maiſon wurde Ende der 30er Jahre eine neue Commiſſion einberufen, um die Befeſtigungsfrage nochmals zu unterſuchen. Dieſelbe entſchied ſich für *Verſchmelzung der Pläne*, deren Widerſtreit die Parteien bis dahin getrennt hatte. Im Mai 1840 waren die betreffenden Berathungen zum Abſchluß gediehen und zwei Monate ſpäter, nach Bekanntwerdung des bereits oben erwähnten Londoner Vertrages (15. Juli), benutzte die Regierung die aufgeregte Stimmung, um ſofort zur Ausführung ihrer langgehegten Pläne zu ſchreiten. Und zwar Forts *und* Umwallung.

Wie Guizot in ſeinen Memoiren erzählt, ließ Ende Juli 1840 der Herzog von Orleans einen ſeiner Adjutanten rufen, welcher ſich mit der Befeſtigungsfrage lange beſchäftigt hatte. Es war dies der damalige Major Chabaud-Latour (ſeitdem General und während des 70er Krieges, namentlich aber während des Prozeſſes Bazaine, mannichfach genannt). Dieſer Offizier gab vor dem Herzog von Orleans ſeine Meinung dahin ab: »wir brauchen eine *Umwallung*, damit der Feind nicht durch die zwei- oder dreitauſend Meter breiten Lücken vordringen kann, welche die Forts zwiſchen ſich laſſen würden; und wir brauchen *Forts*, damit einerſeits die Bevölkerung die Schrecken einer Belagerung nicht zu leiden habe und andererſeits der Einſchließungskreis von Paris auch für das zahlreichſte feindliche Heer zu groß werde.« Im December deſſelben Jahres (1840) erfolgte die Berathung in der Kammer. Das Geſetz ging durch, wiewohl alle Parteien, ſo weit ſie nicht in völliger Abhängigkeit von der Regierung ſtanden, eigentlich dagegen waren. Die Royaliſten und Ordnungsmänner ſtimmten nur *für* die Vorlage, weil man ſie glauben gemacht hatte, das *befeſtigte* Paris werde ein Mittel ſein, die aufſtandsſüchtigen Klaſſen zu bändigen. Eine Erwartung, die ſowohl 1848 wie 49 (Juni-Aufſtand) getäuſcht wurde. — Jetzt war nun abzuwarten, wie ſich die Befeſtigungen gegen einen äußeren Feind bewähren würden.

Die Beſchaffenheit der Befeſtigungen

Die Befeſtigung, wie bereits mehrfach hervorgehoben, beſteht aus zwei Kreislinien, aus einer *inneren* und einer *äußeren*.

Die innere Kreislinie umgiebt die Hauptſtadt auf einem Umfange von drei bis vier Meilen mit Wall, Graben und Glacis. Die Ringmauer iſt mit etwa 90 Baſtionen verſehen, der Hauptwall hat eine Mauerbekleidung von 10 Meter Höhe, der 35 Fuß breite Graben kann von den Kanälen und der Seine aus unter Waſſer geſetzt werden, rings herum läuft eine Militairſtraße, ſowie die Verbindungsbahn der Pariſer Eiſenbahnen.

Wichtiger als dieſe innere Kreislinie iſt der äußere Gürtel, der aus 15 detachirten Forts beſteht, welche etwa 3500 Schritte von einander entfernt ſind und einen Geſammt-Umfang von ſechs bis ſieben Meilen einnehmen. Den Mittelpunkt und ſtärkſten Theil der Befeſtigung bilden die Werke auf der Oſtſeite von Paris, alſo die nach Deutſchland gerichtete Front. Dort auf einem etwa 400 Fuß hohen Höhenzuge erheben ſich die drei Forts Romainville, Noiſy und Rosny, und etwas ſüdlich davon das Fort Nogent. Die Räume zwiſchen dieſen Forts liegen im Kreuzfeuer derſelben und ſind noch durch eingeſchobene kleine Werke (Redouten) vertheidigt. Die einzelnen Forts ſind von bedeutender Ausdehnung und enthalten bombenſichere Caſernen und alle Einrichtungen zu dauerndem Aufenthalt einer größeren Beſatzung. Hinter dieſen Forts liegt der Wald von Vincennes mit ſeinem großen befeſtigten Schloſſe, welches als Hauptwaffenplatz für alle umgebenden Forts dient, zu ſelbſtſtändiger Vertheidigung jedoch nicht ſtark genug iſt. —

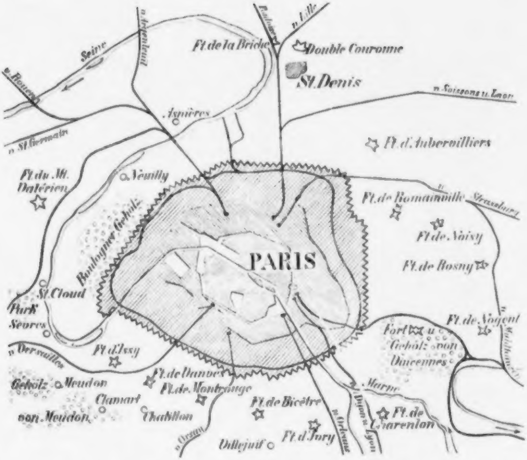
An dieſe Oſtfront der Befeſtigungen ſchließt ſich im Nordoſten zunächſt das Fort Aubervilliers und ſodann, bereits im Norden von Paris, das überaus ſtark befeſtigte St. Denis mit drei ſelbſtſtändigen Forts an, die unter einander wieder durch Wälle und Gräben zu einer förmlichen Feſtung verbunden ſind und ringsum von Waſſer umgeben werden können. —

Wie Fort Aubervilliers im Nord-Oſten, ſo erhebt ſich Fort Charenton im Süd-Oſten der Hauptſtadt, alle die genannten Forts ein überaus feſtes verſchanztes Lager bildend, das einer Vertheidigungs-Armee eine ſehr vortheilhafte Stellung zu bieten vermag.

Die Südſeite der Befeſtigung wird durch fünf Forts gebildet. Zunächſt (an Fort Charenton, zwiſchen Seine und Marne, ſich anſchließend): Fort Ivry; dann auf je 4000 Schritt die Forts von Bicêtre, Montrouge, Vanves und Iſſy.

Die Weſtſeite iſt weniger durch Fortificationen als durch die dreifache Windung der Seine geſchützt. Das einzige Fort, das ſich hier erhebt, iſt das Fort Mont-Valerien, allerdings das bedeutendſte unter allen Feſtungswerken, die Paris umziehen. Es iſt ein Fort erſter Klaſſe, caſemattirt, mit bombenfeſten Unterkünften und langen Vertheidigungslinien.

Dem Fort Mont-Valerien an Werth am nächſten ſtehen Romainville, Aubervilliers und St. Denis, das letztre dreitheilig: Double Couronne, La


n. Lille
Ft. de la Briche
Double Couronne
St. Denis
n. Soissons u. Laon
Seine
n. Rouen
n. Argenteuil
Asnières
n. St. Germain
Ft. d'Aubervilliers
Ft. du Mt. Valérien
Neuilly
Boulogner Gehölz
PARIS
Ft. de Romainville
n. Strasburg
Ft. de Noisy
Ft. de Rosny
St. Cloud
Park
Sevres
Ft. de Nogent
Fort u. Gehölz von Vincennes
n. Versailles
Ft. d'Issy
Gehölz von Meudon
Meudon
Clamart
Ft. de Vanves
Ft. de Montrouge
Chatillon
Ft. de Bicêtre
Marne
n. Orléans
n. Dijon u. Lyon
Ft. de Charenton
Villejuif
Ft. d'Ivry
n. Orsay

Briche und Fort de l'Eſt. Die anderen Werke, namentlich die fünf an der Südſeite, ſind unbedeutender.

Ueber die lebenden Kräfte, die zunächſt (ſpäter, wie wir zeigen werden, änderten ſich die Verhältniſſe) der Vertheidigung zur Verfügung ſtanden, haben wir bereits auf S. 44 in Text wie Anmerkung berichtet. Die Armirung war zum Theil unausreichend, doch geſchah Alles, um dieſen Mangel zu beſeitigen.

Wir wenden uns nun unſeren zwei einſchließenden Armeen und ihren Poſitionen zu.

Die Stellung der Cernirungs-Armee am 20. September, bez. um Mitte October.

Unſere 6½ Armee-Corps, die wir vor Paris hatten, ſtanden am 20. früh wie folgt.

V. Corps: Von Bougival über Ville d'Avray bis zum Park von Meudon. Linker Flügel Anſchluß an das IV. Corps, rechter Flügel Anſchluß an das II. baieriſche Corps.

II. baieriſches Corps: Vom Park von Meudon über Chatillon bis zum Bièvre Fluß bei L'Hay. Links Anſchluß an das V., rechts Anſchluß an das VI. Corps.

VI. Corps: Vom Bièvre Fluß bei L'Hay über Chevilly bis Choiſy le Roi. Links Anſchluß an das II. baieriſche Corps, rechts an die würtembergiſche Diviſion.

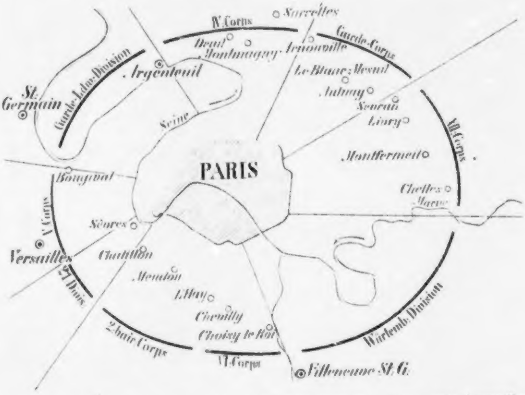
Würtembergiſche Diviſion: Südlich der Marne; auf dem ausgedehnten Terrain zwiſchen dieſem Fluß und der Seine. Links Anſchluß an das VI., rechts an das XII. Corps.

XII. Corps: Von Chelles (nördlich der Marne) über Montfermeil, Livry bis Sevran. Links Anſchluß an die würtembergiſche Diviſion, rechts an die Garden.

Garde-Corps: Von Aulnay les Bondy über le Blanc Meſnil bis Arnouville. Links Anſchluß an das XII., rechts an das IV. Corps.

IV. Corps: Von Sarcelles über Montmagny und Deuil bis Argenteuil. Links Anſchluß an die Garden, rechts an das V. Corps.

Damit war der Zirkel geſchloſſen. — Im Weſentlichen blieb dieſe Aufſtellung bis zum Schluſſe der Belagerung, wenn auch jezuweilen einige Hin- und Herſchiebungen ſtattfanden und die Grenzlinien um ein mehr oder minder (meiſt nur um ein »minder«) verrückt wurden. Einzelne Aenderungen waren nur zeitweilige, heranmarſchirende Truppentheile rückten, an


IV. Corps
Sarcelles
Garde-Corps
Deuil
Montmagny
Arnouville
Garde-Ldw.-Division
Argenteuil
St. Germain
Le Blanc Mesnil
Aulnay
Sevran
Livry
Seine
XII. Corps
Montfermeil
PARIS
Bougival
Chelles
Marne
Sèvres
V. Corps
Versailles
Chatillon
Meudon
21. Divis.
L'Hay
Chevilly
Choisy le Roi
2. bair. Corps
VI. Corps
Würtemb. Division
Villeneuve St. G.

der einen oder andern Stelle, in den Zirkel ein, aber meiſt nur, um ſchon nach kurzer Zeit wieder dieſe Poſitionen aufzugeben und auf andern Theilen des Kriegsſchauplatzes Verwendung zu finden. Von dauernder Einwirkung war nur das Erſcheinen der 21. Diviſion und der Garde-Landwehr-Diviſion; jene rückte am 11., dieſe mit ihren letzten Abtheilungen erſt am 19. October in die Cernirungslinie ein. Der 21. Diviſion wurde ein Terrain-Abſchnitt zwiſchen dem II. baieriſchen und unſerm V. Corps angewieſen; es war die Stellung zwiſchen Sèvres und Meudon. Die Garde-Landwehr kam links rückwärts neben das V. Corps und bezog Cantonnements in St. Germain en Laye und St. Cyr.

Die vorſtehende Karte giebt unſere Stellung um Mitte October, weil es diejenige iſt, die ſich als die normale bezeichnen läßt. Detaillirtere Angaben werden die folgenden Kapitel, wie die ihnen beigegebenen Karten bringen.

Wir wenden uns nun den einzelnen Fronten der großen Belagerungs-Armee, beziehungsweiſe den Actionen zu, die in Süd und Nord und dann (am ernſthafteſten) an der Oſtſeite von Paris ſtattfanden.

Wir beginnen mit dem Süden.

Vor der

Süd- und Weſt-Front von Paris

vom 20. September bis Ende October.

Im Süden und Weſten von Paris, alſo auf dem Terrain-Abſchnitt, der zwiſchen der Orleans-Eiſenbahn und der nach Mantes führenden großen Straße gelegen iſt,*) befanden ſich unſererſeits, allerdings erſt von Mitte October an:

das V. Corps (einſchließlich der Garde-Landwehr-Diviſion);
die 21. Diviſion;
das II. baieriſche Corps; und
das VI. Corps;

alles in allem, nach Eintreffen der Erſatzmannſchaften, etwa 80,000 Mann. Ihnen gegenüber ſtanden franzöſiſcherſeits:

das XIV. Corps Ducrot, geſtützt auf das Fort Mont-Valerien, und
das XIII. Corps Vinoy, geſtützt auf die fünf kleineren Forts: Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry.

Zwiſchen dieſen ſich gegenüberſtehenden Corps wurde in den erſten ſechs Wochen der Belagerung, alſo bis Ende October, beſtändig ſcharmützelt und gelegentlich ernſthaft bataillirt. Das Corps Vinoy unternahm zwei größere Ausfälle: am 30. September (Gefecht bei Choiſy le Roi) gegen das VI. Corps; am 13. October (Gefecht bei Bagneux) gegen das II. baieriſche Corps. Das Corps Ducrot folgte am 21. October mit einem Ausfall gegen das V. Corps (Gefecht bei Malmaiſon). Alle dieſe Gefechte werden wir im Verlauf dieſes Abſchnitts eingehender behandeln.

Wir beginnen mit dem VI. Corps, gegen das ſich der erſte Ausfall richtete.

---

*) Unſre Karte, die dieſen Terrain-Abſchnitt bringt, befindet ſich auf S. 157. Wir konnten ſie, (bei der Größe der Karte) des typographiſchen Arrangements halber, vorſtehend, an der richtigen Textesſtelle, nicht geben.

Das VI. Corps bis Ende October.

Das VI. Corps, v. Tümpling, hatte in Kürze folgende Zuſammenſetzung:

11. Diviſion. Regimenter 10 und 18; 38 und 51.

12. Diviſion. Regimenter 22 und 62; 23 und 63.

Dazu das 6. Jäger-Bataillon und 84 Geſchütze. — Die Aufſtellung dieſer Truppen reichte von Choiſy le Roi, am linken Seine-Ufer, bis L'Hay, wo der Anſchluß an das II. baieriſche Corps erfolgte. Die Diviſionen ſtanden, was gleich hier bemerkt werden mag, während des weitaus größten Theiles der Belagerung, nämlich vom 1. October an, nebeneinander; am 30. September aber, welcher Tag uns auf den nächſtfolgenden Seiten ausſchließlich beſchäftigen wird, war die Stellung der Diviſionen noch hintereinander. Die 12. Diviſion war in Front, die 11. in Reſerve.

Dem VI. Corps gegenüber, — an deſſen linken Flügel übrigens das II. baieriſche Corps unmittelbar anlehnte — ſtand, wie ſchon an anderer Stelle hervorgehoben, das XIII. franzöſiſche Corps unter General Vinoy. Dieſem General waren aber nicht nur die Diviſionen ſeines eigenen Corps, ſondern auch verſchiedene andere Truppentheile und Forts-Beſatzungen, auf die wir weiterhin in Kürze zurückkommen, unterſtellt, ſo daß er in Wahrheit als der Commandirende aller an der Südfront von Paris concentrirten Streitkräfte angeſehen werden konnte. Wir führen dieſelben nun einzeln an.

XIII. Armee-Corps.

1. Diviſion d'Exea.
    - Brigade Mattat.
        - 5. und 6. Marſch-Regiment.
    - Brigade Daudel.
        - 7. und 8. Marſch-Regiment.

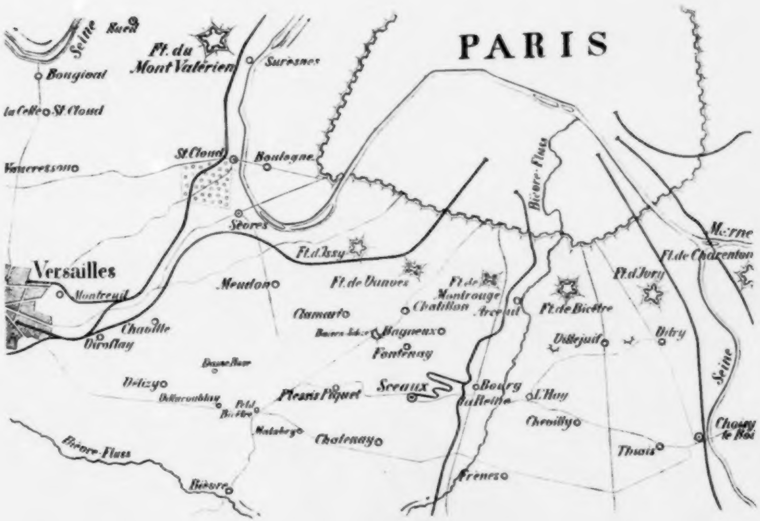
2. Diviſion Maud'huy.
Brigade Dumoulin.
9. und 10. Marſch-Regiment.
Brigade Blaiſe.
11. und 12. Marſch-Regiment.
Beigegeben: 1 Regiment Mobilgarden aus der Vendee.
3. Diviſion Blanchard.
Brigade Susbielle.
13. und 14. Marſch-Regiment.
Brigade Guilhem.
35. und 42. Linien-Regiment.
Beigegeben: 1 Regiment Mobilgarden aus Côte d'Or.
Artillerie: 90 Geſchütze.

Soweit das XIII. Corps. Dazu kam die aus 12 Mobilgarden-Bataillonen beſtehende, innerhalb der Stadt-Enceinte cantonirende Diviſion Corréard und die Beſatzung der mehrgenannten 5 Forts: Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry. In den beiden erſteren lagen zumeiſt Mobilgarden; die drei letzteren waren von Seeleuten und Marine-Soldaten beſetzt. All dies unter dem Ober-Commando General Vinoy's.*)

So die Streitkräfte, die ſich hier einander gegenüberſtanden. Jenſeits Vinoy mit etwa 50,000 Mann, dieſſeits v. Tümpling und v. Hartmann mit dem VI. preußiſchen und dem II. baieriſchen Corps. Im Uebrigen traf es ſich ſo, daß die feindlicherſeits unternommenen Actionen immer nur gegen das eine oder andere dieſer beiden im Süden der Hauptſtadt ſtehenden Corps gerichtet wurden. Auch das Gefecht vom 30. September, deſſen Darſtellung wir uns jetzt zuwenden, zog die nebenſtehende baieriſche Diviſion Bothmer nur leiſe in Mitleidenſchaft.

---

*) Die vorſtehenden Angaben ſtützen ſich auf Vinoy's Buch: »Le Siège de Paris«. So gut nun aber dieſe Quelle iſt, ſo fließt ſie doch keineswegs klar. Es iſt unmöglich, die Widerſprüche zu löſen oder in den raſch wechſelnden Namen ſich zurecht zu finden. Sehr wahrſcheinlich vermochte es Vinoy ſelber nicht. Denn die Dinge waren in einem beſtändigen Fluß und was heute galt, hatte morgen ſchon ſeine Geltung verloren. Die einzelnen Angaben ſind immer von lobenswerther Beſtimmtheit, aber nebeneinander gehalten paſſen ſie häufig nicht und machen mindeſtens den Eindruck, daß etwas, was des Verſtändniſſes halber durchaus geſagt werden mußte, ungeſagt geblieben iſt. Es erklärt ſich dies ſo, daß die franzöſiſchen militairiſchen Leſer, für die das Buch geſchrieben wurde, in der Lage waren, aus eigener Kenntniß, namentlich Perſonal-Kenntniß, die vorhandenen Lücken auszufüllen; für den Fremden aber iſt dies vielfach geradezu unmöglich. Namentlich ſind immer neue Brigade-Generäle da, von denen man nicht recht weiß, wo ſie herkommen.


PARIS
Seine
Rueil
Ft. du Mont Valérien
Suresnes
Bougival
la Celle St. Cloud
Vaucresson
St. Cloud
Boulogne
Sèvres
Versailles
Montreuil
Chaville
Viroflay
Meudon
Ft. d. Issy
Ft. de Vanves
Clamart
Ft. de Montrouge
Chatillon
Arcueil
Bagneux
Fontenay
Sceaux
Plessis Piquet
Bourg la Reine
Velizy
Villacoublay
Petit Bicêtre
Malabry
Chatenay
Bièvre-Fluss
Bièvre
Fresnes
Bièvre-Fluss
Ft. de Bicêtre
Villejuif
L'Hay
Chevilly
Ft. d'Ivry
Vitry
Ft. de Charenton
Marne
Seine
Thiais
Choisy le Roi

Das Gefecht bei Chevilly

am 30. September.

Nach den Kämpfen am 19. September, die, wie ſeinerzeit erzählt, (ſ. S. 121) ziemlich entmuthigend auf die Pariſer Bevölkerung eingewirkt hatten, empfanden die Commandirenden, und unter ihnen in erſter Reihe Vinoy, daß etwas geſchehen müſſe, um die Stimmung wieder zu heben und das Vertrauen der Armee zu ſich ſelbſt und zu ihren Führern neu zu beleben. Vinoy proponirte dem Gouverneur (Trochu) einen Handſtreich gegen Choiſy le Roi, deſſen Objekt die Zerſtörung der dortigen Seine-Brücke ſein ſollte. Das Unternehmen, ſo fügte der General hinzu, habe um ſo größere Chancen des Gelingens, als man durch die Vorpoſten in Erfahrung gebracht habe, daß der genannte Ort, wie auch die nächſtliegenden Punkte, zu beträchtlichem Theile durch Landwehren*) vertheidigt werde. Trochu ging auf die Vorſchläge Vinoy's ein, modelte aber das als coup de main geplante Unternehmen in eine vollſtändige Action um und gab folgende Ordres für den 30. September.

Rechte Flügel-Colonne (weſtlich): Die Brigade Dumoulin von der Diviſion Maud'huy richtet ſich gegen L'Hay;

Centrums-Colonne: Die Brigade Guilhem von der Diviſion Blanchard nimmt Chevilly und Belle Epine;

Linke Flügel-Colonne (öſtlich): Die Brigade Blaiſe von der Diviſion Maud'huy, unterſtützt durch die Brigade Daudel von der Diviſion d'Exea und durch das Regiment Mobilgarden aus der Vendée, nimmt Thiais und Choiſy le Roi.

Dieſer in erſter Reihe durch die drei Brigaden Dumoulin, Guilhem und Blaiſe unternommene Angriff wird an beiden Flügeln durch verſchiedene Brigaden ſoutenirt werden. Die nächſtgelegenen Forts haben den Vorſtoß durch eine Kanonade einzuleiten, die Forts Charenton und Ivry richten ihr Feuer gegen Choiſy, das Fort Montrouge und die Redoute von Hautes-Bruyeres gegen L'Hay und Chevilly. Eine halbe Stunde nach Eröffnung des Feuers beginnen die Infanterie-Colonnen ihre Bewegungen.

So die Trochu'ſche Dispoſition. Vinoy war mit derſelben keineswegs zufrieden. Dieſer Letztere hatte zur Tüchtigmachung ſeiner Truppe und zur Friſchmachung der Stimmung überhaupt einen Handſtreich gewollt und ſah ſich nun gezwungen in eine verhältnißmäßig große Action einzutreten. Er ſchreibt ſelbſt: »20,000 Mann in Front, 6000 in Reſerve, 10,000, um zu demonſtriren, an beiden Flügeln, ſo ſollt' ich nunmehr meinen coup de main in Scene ſetzen. Zu andern Zeiten hätte man das als eine große Bataille bezeichnet.« Indeß die Weiſungen waren gegeben, einzelne Vorſtellungen, die Vinoy noch erhob, wurden zurückgewieſen; ſo entwickelte ſich denn das Gefecht.

---

*) Was zu dieſer Annahme Vinoy's geführt hat, iſt unaufgeklärt geblieben. Vielleicht hatten ſich alte Reſervemänner, an denen natürlich kein Mangel war, den Bewohnern von Choiſy gegenüber ſelbſt als »Landwehrleute« ausgegeben, Aeußerungen, die dann, als etwas Wichtiges, dem commandirenden General (Vinoy) hinterbracht worden waren. Nach anderer Anſicht hätten die Käppis der Jäger oder vielleicht auch der Trainſoldaten dieſen Irrthum veranlaßt. (Ein anderer, minder verzeihlicher Irrthum war der, daß die Zerſtörung der Seine-Brücke als Objekt des Angriffs bezeichnet wurde. Die Franzoſen hatten ſelbſt bereits (bei ihrem Rückzuge am 17.) den einen Hauptpfeiler der Brücke geſprengt.)

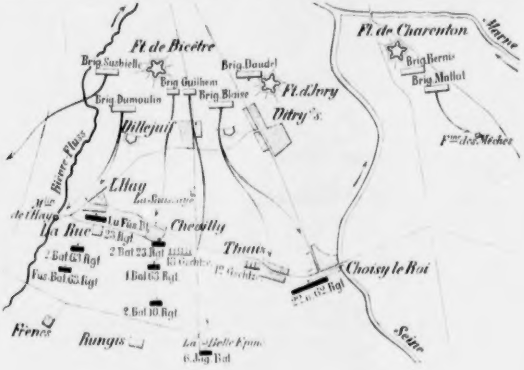
Wir wenden uns nun der dieſſeitigen Aufſtellung zu. In Front, wie ſchon hervorgehoben, hatten wir die ganze 12. Diviſion, von der jedoch ein Bruchtheil (das 63. Regiment) um ein Beträchtliches rückwärts ſtand. Die 12. Diviſion, was gleich hier geſagt ſein mag, führte den Kampf ausſchließlich und hielt ihn hin, bis das Eintreffen eines Têten-Bataillons der 11. Diviſion die Entſcheidung brachte.

Die Vertheilung unſerer Truppen in der Front war die folgende.

Linker Flügel (in L'Hay). Hier befanden ſich das Füſilier-Bataillon und ſehr wahrſcheinlich auch die 1., 2. und 3. Compagnie 23. Regiments.

Centrum (in Chevilly): 2. Bataillon und die 4. Compagnie 23. Regiments.

Rechter Flügel (Thiais und Choiſy le Roi): Alle ſechs Bataillone der Regimenter 22 und 62, von denen jedoch nur vier in's Gefecht traten.


Ft. de Bicêtre
Ft. de Charenton
Marne
Brig. Susbielle
Brig. Daudel
Brig. Bernis
Brig. Mallat
Brig. Guilhem
Ft. d'Jvry
Brig. Dumoulin
Brig. Blaise
Vitry s.
Villejuif
Fme. des Mèches
Bièvre-Fluss
L'Hay
La Saussaye
Mlin. de l'Hay
La Fus. Bt. 23 Rgt
Chevilly
La Rue
2 Bat 23 Rgt
16 Gschtze
Thiais
2 Bat 63 Rgt
12 Gschtze
Choisy le Roi
Fus. Bat. 63 Rgt
1 Bat 63 Rgt
22 u. 62 Rgt
2. Bat 10. Rgt
Frenes
Rungis
La Belle Epine
6. Jäg. Bat
Seine

Es ergiebt dies für die Einleitung des Gefechts bei Freund und Feind das vorſtehende Bild.*)

Das Gefecht verlief nun ſo, daß wir am dieſſeitigen rechten Flügel, bei Choiſy le Roi, von Anfang an ſtark genug waren, dem feindlichen Angriff zu begegnen. Ebenſo ſahen wir uns am linken Flügel wenigſtens nicht ernſtlich bedroht, weil entweder der Angriff hier einer vollen Energie entbehrte, oder aber weil die raſch heranmarſchirenden Reſerven (2. und Füſilier-Bataillon 63) unſere Vertheidigungskraft bis auf vier Bataillone hoben.

Die Gefahr lag im Centrum. Hier führte der Feind ſeine beſten Truppen, die Linien-Brigade Guilhem, vor, und gerade hier hatten wir ihm zunächſt nur fünf Compagnieen: das 2. Bataillon und die 4. Compagnie 23. Regiments, entgegenzuſtellen. Das tapfere Aushalten dieſer fünf Compagnieen, bis zum Eintreffen von Verſtärkungen, ſicherte den Erfolg.

Wir geben nunmehr eine Schilderung der im Centrum ſtattfindenden Kämpfe nach Aufzeichnungen bei Freund und Feind.

General Vinoy ſchreibt: »Ich hielt bei der Redoute Saquet, um von dort aus den Vorſtoß meiner Hauptcolonne gegen Thiais und Choiſy le Roi (franzöſiſcher linker Flügel) zu überwachen. Die Kanonade der Forts hatte eben aufgehört, als ich — früher als ich erwarten durfte — von meinem rechten Flügel her bereits ein lebhaftes Infanterie-Feuer vernahm. Ich eilte nach Hautes Bruyeres und traf daſelbſt in eben dem Augenblicke ein, in welchem die Brigade Guilhem, Linien-Regimenter 35 und 42, Chevilly erreicht hatte. Das Feuer dauerte noch etwa 20 Minuten, dann ſchwieg es und die Brigade, ihren tapferen Commandeur an der Spitze, drang in das Dorf ein, in welchem ſie, ſich deſſelben bemeiſternd, völlig verſchwand. (La Brigade avait entièrement disparu dans le village, dont elle était alors complétement maitresse.) Der in der Ferme Sauſſaye befindliche preußiſche Vorpoſten hatte, ohne unſerer Uebermacht gegenüber eine Vertheidigung wagen zu können, die Flucht ergriffen; ebenſo waren die in Chevilly ſelbſt befindlichen Truppentheile, die Regimenter 23 und 63, zurückgegangen, jedoch unter Zurücklaſſung eines Bataillons, das nun, von den Unſrigen eingeſchloſſen, einen ausgezeichneten Widerſtand leiſtete.

Die Wegnahme von Chevilly war ein Erfolg; aber derſelbe mußte uns ſchließlich mehr gefährden als fördern, wenn nicht ähnlich günſtige Reſultate an beiden Flügeln, namentlich am rechten, unſeren Erfolg im Centrum unterſtützten. Dieſe Unterſtützung blieb aber aus. Am linken Flügel, bei Thiais und Choiſy le Roi, ſtockte der Angriff, nachdem wir anfänglich reuſſirt hatten; am rechten Flügel, bei L'Hay, mußten wir auch auf dieſe erſten, glücklichen Anfänge verzichten. Die Brigade Dumoulin, die hier avancirte, verlor eine koſtbare Zeit mit bloßem Tirailliren, als es ſich aber darum handelte, die jungen, unerfahrenen Soldaten, aus denen dieſe Brigade beſtand, zum Sturm gegen die Gartenmauern des Dorfes vorzuführen, ſcheiterten alle Verſuche der Offiziere, von denen bei dieſer Gelegenheit eine große Zahl verwundet wurde. Die Leute wollten nicht vorwärts; »elles persistèrent à ne pas avancer.«

---

*) Auf unſerer Karte haben wir uns mit Angabe der Bataillone begnügt und der in Chevilly, in Gemeinſchaft mit dem zweiten Bataillon 23. Regiments fechtenden 4. Compagnie nicht eigens Erwähnung gethan. Dieſe 4. Compagnie iſt alſo, wie auch im Text angegeben, der linken Flügel-Vertheidigung abzuziehen und der Centrums-Vertheidigung zuzulegen.

Dieſe Nicht-Erfolge an beiden Flügeln konnten auf die Ereigniſſe im Centrum nicht ohne Einfluß bleiben. Hier tobte der Kampf weiter. Die Preußen begannen alle Anſtrengungen ihrer Artillerie gegen Chevilly zu richten, deſſen Häuſer bald in Flammen ſtanden. General Guilhem war, an der Spitze der Seinen, ruhmvoll gefallen; zehn Kugeln hatten ihn getroffen. Dem feindlichen Bataillon, das wir in einem Park des Dorfes anfänglich umſtellt hielten, glückte es ſchließlich, ſeine Verbindung mit den anderen Truppentheilen wieder herzuſtellen, derart, daß der Widerſtand, den uns die Vertheidiger des Parkes nach wie vor entgegenſetzten, bedrohlich für uns ſelber zu werden begann. Denn von allen Seiten rückten jetzt feindliche Colonnen heran, nicht blos, um das eingeſchloſſene Bataillon zu degagiren, ſondern um uns ſelber anzugreifen. Aus L'Hay brach eine dieſer Colonnen vor, ganz erſichtlich in der Abſicht, unſere Stellung in Chevilly zu überflügeln, und nur dem Feuer unſerer bei Hautes-Bruyeres haltenden Batterie hatten wir es zuzuſchreiben, daß der Feind ſeine Abſicht aufgab und ſich nach L'Hay hinein wieder zurückzog. Aber es lag klar zu Tage, daß er mit friſchen Bataillonen, deren einzelne bereits auch von Chatillon heranzogen, ſeine Verſuche erneuern werde, und ſo war denn der Moment gekommen, wo unſere in Chevilly fechtende Brigade zurückgenommen werden mußte, wenn es nicht möglich war unſererſeits ebenfalls friſche Truppen heranzuziehen. Aber dieſe Möglichkeit exiſtirte nicht mehr. Alle Reſerven, mit Ausnahme der Brigade Daudel, waren bereits engagirt, in Betreff dieſer letztgenannten Truppe jedoch, die bei Moulin-Saquet hielt, war ſeitens des Gouverneurs (Trochu) eigens beſtimmt worden, daß ſie nur demonſtriren, aber in kein ernſthaftes Gefecht verwickelt werden ſolle. So erging denn an die Brigade Guilhem der Befehl, ſich unter dem Schutze der Brigade Dumoulin, und gleichzeitig mit dieſer, auf Villejuif zurückzuziehen. Dies wurde ausgeführt. Gleiche Ordre erging an die Brigade Blaiſe, die von Choiſy le Roi aus auf die Redoute Saquet repliirte. Die beiden Brigaden, die — vergleiche die Trochu'ſche Dispoſition zum Gefecht — am äußerſten linken und äußerſten rechten Flügel mitgewirkt hatten, die Brigaden Mattat und Susbielle, gingen nach unerheblichen Gefechten in ihre Poſitionen zurück.

Die Geſammtverluſte, die wir erfahren, waren verhältnißmäßig bedeutend. Wir hatten 400 Todte und Vermißte, 1500 Verwundete. Am meiſten gelitten hatte die Brigade Guilhem und innerhalb dieſer wiederum das 35. Regiment. Schmerzlich für uns war der Verluſt des tapferen Führers dieſer Brigade. Noch am ſelben Tage (30.) 5 Uhr Nachmittags ſandte uns der Feind die Leiche des Generals in einem mit Lorbeer und Blumen geſchmückten Sarge zurück; er war während des Kampfes von Chevilly nach Rungis geſchafft worden, wo er ſeine Verwundungen nur um eine Stunde überlebt hatte.«

So weit die Darſtellung Vinoy's. Einigermaßen abweichend davon — wenn auch nicht in den Hauptpunkten, die der feindliche General correct wiedergegeben hat — lauten die dieſſeitigen Berichte. Wir entnehmen einem derſelben das Folgende.

»Gleichzeitig hatte ſich ein heftiger Kampf bei Chevilly und L'Hay entſponnen. Das 23. Regiment hielt die Dörfer Chevilly, L'Hay und la Rue beſetzt; das 6. Jäger-Bataillon befand ſich in la belle Epine. In Chevilly, das den Hauptkampf hatte, ſtanden fünf Compagnieen: die 4. Compagnie vom 1. und das ganze 2. Bataillon, alles unter dem Befehl des Oberſtlieutenant v. Berken. Die Vorpoſten waren überall an dem Saume von Chevilly hin vertheilt, während die Feldwache in den letzten Gehöften lag; die übrigen Mannſchaften hatten ſich der Ruhe hingegeben. Da wurden auch ſie plötzlich in der Frühe durch einen ſtarken Kanonendonner geweckt und bald ſchlugen die Bomben und Granaten von drei Forts, von Ivry, Bicêtre und Montrouge, mit furchtbarem Praſſeln in den Kirchthurm, in die umliegenden Häuſer, in den Park und in die Gehöfte. Zertrümmert fielen die Dächer ein und die Steine praſſelten auf die Straße herab, aber kein Menſchenleben wurde dabei eingebüßt. Alles war ſofort munter und unter die Waffen geeilt, um dem Feinde, deſſen Herannahen man ſchon ſeit einigen Tagen geahnt hatte, zu begegnen. Der Oberſtlieutenant von Berken eilte an die Parkmauer und bemerkte im Zwielicht des Morgens ſtarke Colonnen von Villejuif und der Schanze her im Anmarſch. Dabei blitzten alle Minuten in dem trüben Morgen die Kanonen von den Forts her. Der Feind nahte in ſechs Bataillons-Colonnen gegen Chevilly, von denen drei ſich gegen die Front wandten, die drei andern aber von la Sauſſaye her den Verſuch machten, das Dorf von rechts her zu umfaſſen und gleichzeitig gegen la belle Epine vorzuſtoßen.

Es war ein kritiſcher Moment, als dieſe großen Maſſen heranſtürmten. Schnell indeſſen wurden die geeigneten Maßregeln getroffen. Im Park wurden zwei Compagnieen im Schutze der großen Parkmauer aufgeſtellt. Zwei andere Compagnieen beſetzten die Gehöfte, und die Vorpoſten ſtellten ſich in dem großen Kartoffelgarten zur linken Seite auf. Der Feind hatte ſich, gedeckt durch die Weingärten und die Baumpflanzungen, bis nahe an die Gehöfte herangeſchlichen und eröffnete plötzlich ein ſehr ſtarkes Feuer. Gegen 6 Uhr ſtürmten die Franzoſen in Bataillons-Colonnen gegen den Park und das Dorf. Sie kamen bis auf 150 Schritt heran; dann aber zogen ſie ſich nach dem heftigen Schnellfeuer unſerer Truppen von der Parkmauer wieder zurück.

Dagegen gelang es einer Colonne, ſich des äußerſten Gehöftes zu bemächtigen, über deſſen niedrige Mauer ſie hineindrangen. Ein anderer Trupp war links vom Gehöfte gegen die Straße, die von L'Hay nach Chevilly führt, vorgedrungen und beſetzte den großen Kartoffelgarten. Er ſtrebte von dieſem nach dem Ausgange des Dorfes zu, wo die Straßen von L'Hay und Rungis ſich kreuzen. Wäre es ihm gelungen, hier Poſto zu faſſen, ſo hätten ſich unſere in Front ſtehenden Truppen abgeſchnitten geſehen. Dieſe Gefahr aber wurde vermieden.

Der Oberſtlieutenant ordnete nunmehr einen Angriff auf das von den Franzoſen genommene Gehöft an. Muthig ſtürmte ein Zug unter Führung des Lieutenant v. Tſchirſchky hinein; er ſelbſt kommt bis in das Haus, findet aber hier durch Kugel und Bajonetſtich ſeinen Tod. In der ſehr engen Straße vor dem Gehöft, aus dem die Franzoſen nach der Kirche zu dringen ſuchten, fand ein blutiges Straßengefecht ſtatt. Aus allen Fenſtern des Hauſes wurde geſchoſſen. Bald häuften ſich die Todten und Verwundeten zu Reihen. Das Gehöft und der Kartoffelgarten blieben in den Händen der Franzoſen; aber die 23er behielten den Park und das übrige Dorf.

Inzwiſchen war der General v. Tümpling auf den Kampfplatz geeilt und hatte ſich von der Situation überzeugt. Er ſandte ſchon gegen 7 Uhr einen Adjutanten nach Wiſſous und ließ das 10. Regiment, welches dort im Cantonnement ſtand, alarmiren, ſowie gleichzeitig die ganze 11. Diviſion. Die Artillerie hatte ſich bereits nach dem Gefechtsfelde begeben. Das 2. Bataillon 10. Regiments eilte ſofort nach den Höhen öſtlich von Rungis; von dort wurde es nach Fresnes les Rungis commandirt und von dem Diviſions-General v. Hoffmann bis nach la belle Epine gezogen, um dort das Weitere abzuwarten. Hier ſtanden bereits die 6. Jäger. Das 2. Bataillon 10. Regiments, kaum in Fresnes les Rungis eingetroffen, erhielt Befehl, nach Chevilly abzumarſchiren und dem 23. Regiment zu Hülfe zu kommen. Der Oberſtlieutenant Bauermeiſter zog das Bataillon in Compagnie-Colonnen auseinander und gab der rechten Flügel-Compagnie als Richtungspunkt die linke Ecke des Parks an. Als das Bataillon bis in die Nähe des Parks unbehelligt gekommen war, erſchien der Generalmajor v. Malachowsky und befahl, daß zwei Compagnieen, die 7te und 8te, links abmarſchiren ſollten, während der Oberſtlieutenant Bauermeiſter die beiden anderen Compagnieen an den Eingang des Dorfes führte. Deutlich hörte man hier das en avant des Feindes, der ſich zu einem weiteren Angriff anſchickte. Nun ging auch die 5. Compagnie mit Hurrah im Marſch-Marſch durch das Dorf den angreifenden Franzoſen entgegen. Der Schützenzug eilte zu dem von den Franzoſen beſetzten Gehöfte, wurde aber von einem ſtarken Feuer empfangen. Auch die anderen Compagnieen drängten ſtürmiſch nach. Der Bataillons-Commandeur Bauermeiſter ſtieg vom Pferde und ging zu Fuß ſeinen Leuten voran. Da ſtreifte ihn eine Gewehrkugel und durchſchoß, ohne ihn zu verwunden, ſein Ordenszeichen pour le mérite. das er ſich im Jahre 1866 erworben hatte.

Zwei Züge blieben dem Gehöft gegenüber ſtehen. Der Hauptmann Graf d'Hauſſonville erhielt hier eine tödtliche Kugel in dem Moment, als er einen Befehl des Generals v. Hoffmann dem Bataillons-Commandeur übermitteln wollte. Er ſank lautlos zu Boden. Neben ihm fielen viele Tapfere; denn in dieſer engen Straße hielt der Tod eine reiche Erndte. Inzwiſchen war Befehl ergangen, das Haus durch Umgehung zu nehmen. Adjutant Glauer, der dieſen Befehl weiter bringen wollte, paſſirte das Thor des Gehöftes mit drei Soldaten; eine furchtbare Salve knatterte aus dem Gehöft hervor. Zwei ſeiner Begleiter fielen todt zu Boden, des Dritten Arm wurde zerſchmettert; er aber kam unverſehrt zu dem Oberſtlieutenant v. Berken. Jetzt gingen die beiden anderen Compagnieen in der linken Flanke von Chevilly vor; ſie drangen durch eine Maueröffnung des Kartoffelgartens in dieſen ein und vertrieben die Franzoſen, die ſich in demſelben befanden; dann gelangten ſie von rückwärts in das Gehöft, und nun ergaben ſich die umzingelten Feinde. Mit umgekehrten Gewehren traten ſie aus dem Hauſe heraus. Ein Chef de Bataillon, ein Hauptmann und Offizier, ſowie 150 Gemeine wurden gefangen genommen. Chevilly war gegen 10 Uhr wieder vom Feinde befreit.

Dieſer ließ jedoch nicht ab; noch einmal ſammelte er ſeine Kräfte zu einem letzten Angriff. Nachdem er ſich ungefähr 6 bis 800 Schritt von dem Dorfe geordnet hatte, avancirte er auf der ganzen Linie nochmals. Er kam aber nur bis auf 300 Schritt heran; dann empfing ihn ein ſo heftiges Schnellfeuer, daß er nicht Stand hielt und wieder umkehrte.

Jetzt konnte auch die Artillerie in's Gefecht eingreifen. Die Batterieen Zierzow und Stümer ſtellten ſich rückwärts von Chevilly an der Straße nach Fontainebleau vor la belle Epine auf. Von hier aus beſchoſſen ſie den Angriff der Infanterie und trugen dadurch weſentlich zu dem letzten Erfolge bei. Die Granaten ſchlugen mit großer Sicherheit in die Colonnen ein, die ſich nun völlig auflöſten und eiligſt nach Villejuif zurückzogen. In dieſem Momente ſtürmten die 2. Compagnie vom 10. Regiment und die 1. Compagnie des 63. Regiments aus Chevilly hervor und verfolgten den fliehenden Feind. Um ſeinen Rückzug zu decken, hatte der Feind ſeine Artillerie bis auf den Punkt gezogen, wo die Straße nach Fontainebleau die von Chevilly nach Thiais kreuzt, und beſchoß unſere Artillerie. Aber dieſe gab eine kurze und bündige Antwort. Dreimal wurde gefeuert und jeder Schuß ſaß. Die franzöſiſche Artillerie ging ſchnell zurück; nun folgten die genannten beiden Batterieen über Chevilly hinaus, beſchoſſen den abziehenden Feind und richteten noch große Verwüſtung in ſeinen Reihen an.*)

Halten wir den franzöſiſchen und den dieſſeitigen Gefechts-Bericht einander gegenüber, ſo ergeben ſich, von der verſchiedenen Darſtellung des Todes des Generals Guilhem abgeſehen, zwei Haupt-Unterſchiede. Vinoy erzählt, daß die Brigade Guilhem unſere Regimenter 23 und 63 aus Chevilly hinausgedrängt und dies Dorf beſetzt habe. Nur der Park ſei im Beſitz eines von dem Reſte der hier kämpfenden preußiſchen Truppen abgeſchnittenen Bataillons verblieben. Was das »Hinausdrängen« angeht, ſo iſt es erfahrungsmäßig immer ſchwierig, derartige Controverspunkte zu regeln. Es wiederholt ſich, in Situationen, wie dieſe, jedesmal, daß der eine möglichſt viel erobert und der andere möglichſt wenig verloren haben will. Wir laſſen dieſen Punkt alſo auf ſich beruhen und begnügen uns mit der auch vom Gegner zugeſtandenen Thatſache, »daß ein Bataillon im Park von Chevilly Stand hielt«. Dieſes eine Bataillon aber war kein vom Reſt einer zurückgehenden Brigade abgeſchnittenes, ſondern, unter Hinzurechnung der 4. Compagnie vom 23., die ganze Beſatzung Chevilly's überhaupt. Von den fünf anderen Bataillonen der Regimenter 23 und 63 trat, an dieſer Stelle, überhaupt nur eines noch (das 1. Bataillon 63) in den Kampf ein, der dann, bald darauf, durch das Erſcheinen unſerer Artillerie und das Eingreifen des 2. Bataillons 10. Regiments (von der 11. Diviſion) entſchieden wurde.

---

*) Einem ſpäter geſchriebenen Gefechtsberichte, der manches ruhiger und klarer faßt, ſind wir in der angenehmen Lage, reſumirend, das Folgende entnehmen zu können: „In der Nacht vom 29. auf den 30. September gab das 1. Bataillon (Oberſtlieutenant v. Berken) 23. Regiments die Vorpoſten und hatte mit ſeinen Compagnieen die ganze Linie Chevilly-l'Hay beſetzt. In Chevilly, das von dem Hauptangriff des Feindes betroffen wurde, befand ſich die 4. Compagnie, die aber, unmittelbar nach Beginn des Gefechts, von dem weiter zurück im Dorfe liegenden 2. Bataillon (Major Ronneberg) 23. Regiments unterſtützt wurde. Oberſtlieutenant v. Berken, als der ältere Offizier, übernahm die Vertheidigung des Orts. Dem 2. Bataillon wurde aufgegeben, die Orts-Enceinte zu beſetzen. Hierbei kamen Mißverſtändniſſe vor, ſo daß ein in der Front liegendes großes Gehöft zu beſetzen verſäumt wurde. Oberſtlieutenant v. Berken beobachtete das Avanciren eines feindlichen Bataillons und hielt ſich überzeugt, es würde von dieſem Gehöft aus gebührend empfangen werden. Mit Staunen und mit Schrecken mußte er jedoch ſehen, daß von dort aus nicht ein Schuß gegen den Feind fiel und daß der feindliche Bataillons-Commandeur, dies Glück wahrnehmend, den größten Theil ſeiner Mannſchaft, etwa 600 Mann, mit rechtsum Marſch Marſch in das Gehöft hineinwarf. Glücklicherweiſe beſchränkte der Feind ſich auf die Feſthaltung dieſes Gehöfts. Dicht daneben, nur durch eine ſchmale Gaſſe getrennt, hielt ſich die 4. Compagnie 23. Regiments ganz vorzüglich brav. v. Berken beorderte nunmehr aus der Reſerve eine Compagnie des 2. Bataillons 23. Regiments zur Wiederfortnahme des Gehöftes, und ließ der 4. Compagnie ſagen, ſie möchte ihrerſeits ſich halten und den Angriff unterſtützen. Die erwähnte Compagnie des 2. Bataillons vermochte zuerſt nichts auszurichten, hatte große Verluſte und niſtete ſich nur defenſiv in den Nachbargebäuden ein. Ihr Führer bereitete einen zweiten Verſuch dadurch vor, daß er durch die trennenden Mauern Löcher ſchlagen ließ. Dies geſchah in den Momenten, wo der Feind mit neuen Kräften gegen Chevilly avancirte. Dieſe neuen Kräfte wurden jedoch durch das Feuer von der Dorflisière zurückgewieſen. Das machte auch die Haltung der Franzoſen, welche in dem bewußten Gehöft ſteckten, wankend. Von ſeinem Obſervatorium aus ſah Oberſtlieutenant v. Berken, wie Theile jener ſtarken feindlichen Beſatzung, die in dem vielgenannten Gehöfte ſteckte, das Weite ſuchten und ſich dem allgemeinen Rückzug anſchloſſen. Um eben dieſe Zeit mochte die 4. Compagnie des 23. Regiments die Aufforderung zum Sturm gegen das Gehöft erhalten haben. Sie kam dieſer Aufforderung nach, indem ſich ein großer Schützenſchwarm derſelben durch das immer noch offen ſtehende, nach dem Felde zu führende Thor hineinſtürzte. Mit dieſer Schaar zugleich drangen auch die vorher erwähnten Theile des 2. Bataillons ein. Die Franzoſen nahmen jedoch den Sturm nicht an, ſie traten mit umgekehrten Gewehren aus dem ein Reduit

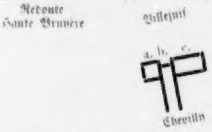
Der dieſſeitige Verluſt, weil wir zu großem Theil in gedeckten Stellungen fochten, war gering im Verhältniß zu dem des Feindes. Wir büßten 80 Todte und 400 Verwundete ein. Dieſe entfielen zumeiſt auf die 24. Brigade: Regimenter 23 und 63.

Die Stellung war an allen Punkten gehalten worden, dennoch hatte ſich die Nothwendigkeit ergeben, den Vertheidigungs-Zuſtand zu beſſern, um, bei Wiederholung ähnlicher feindlicher Angriffe, denſelben mit geringeren Verluſten begegnen zu können. Die Weinberge und Baumſchulen, ſowie die großen Bäume an den Alleen, wurden umgehauen, damit der Feind nicht

---

bildenden Hauſe hervor und ergaben ſich als Gefangene, etwa noch 200 Mann mit 3 oder 4 Offizieren, darunter der Bataillons-Commandeur, ein Elſäſſer.

Die Gehöfte, um die der entſcheidende Kampf ſtattfand, lagen ungefähr ſo:



a. war das mit der 4. Compagnie 23. Regiments; c. das von den Franzoſen beſetzte Gehöft; b. die den Dorfeingang ſchließende Barrikade. Zwei Compagnieen vom 10. Regiment betheiligten ſich mit einigen Zügen bei dem ſpeziell an dieſer Stelle ſtattfindenden Kampfe und machten dann noch einen kurzen Vorſtoß in der Richtung auf den im Rückzug auf Haute Bruyère und Villejuif befindlichen Feind.

im Schutze derſelben ſich nähern könne. Die Barrikaden wurden verſtärkt, die Häuſer und Mauern mit Schießſcharten verſehen, Chevilly und L'Hay durch eine verdeckte Communication verbunden, ringsherum Schützengräben, Wolfsgruben, Verhaue angelegt, die Parkmauern durchbrochen, um mehr Rückzugslinien zu gewinnen, Schanzen für Geſchütze angelegt, um die ausfallenden Truppen von Anfang an unter ein wirkſames Granatfeuer nehmen zu können. Endlich wurde auch die in Front gelegene Ferme la Sauſſaye abgebrochen, damit dieſe dem Feinde nicht mehr zur Deckung dienen könne.

Alle dieſe Arbeiten, die in den erſten Octoberwochen vorgenommen wurden, wurden nicht geſtört. Die Ausfälle, die der Feind im Laufe des letztgenannten Monats unternahm, richteten ſich, weiter weſtlich, gegen die anderen Truppentheile der III. Armee, gegen das II. baieriſche und unſer V. Corps. Wir wenden uns dieſen Kämpfen in den zwei folgenden Capiteln zu.

Das VI. Corps trat erſt am 29. und 30. November wieder, als der große Ausfall gegen die Oſtfront ſtattfand, in ernſtere Engagements mit dem Feinde ein. Wir kommen ſeinerzeit darauf zurück.

Das II. baieriſche Corps am 13. October.

Gefecht bei Bagneux.

Das II. baieriſche Corps ſtand nach dem Gefecht am 19. September auf und neben dem Plateau von Chatillon. Das auf S. 126 bis S. 130 näher geſchilderte, in ſeinen Folgen höchſt bedeutungsvolle Gefecht war, wie ſeinerzeit hervorgehoben, aus ſelbſtſtändiger Entſchließung des Generals v. Hartmann geführt worden, deſſen biographiſche Skizze wir unſeren Leſern noch ſchulden. Wir geben dieſelbe hier.

Jacob v. Hartmann war am 4. Februar 1795 zu Maikammer in der baieriſchen Pfalz von bürgerlichen Eltern geboren. Während der Revolutionskriege wurde v. Hartmann Unterthan des neugebildeten, in franzöſiſcher Abhängigkeit ſtehenden Großherzogthums Berg, beſuchte die Militair-Inſtitute zu Bonn und St. Cyr, wurde von 1806 ab als Volontair-Unteroffizier und Unterlieutenant in den Liſten eines der Regimenter des Großherzogthums Berg geführt und trat am 16. December 1811, kaum 17 Jahre alt, als Oberlieutenant bei eben dieſem Regimente in den praktiſchen Dienſt ein. 1813, 14 und 15 focht er auf napoleoniſcher Seite, leitete bei Orleans (1814) ein glückliches Gefecht gegen ruſſiſche Reiterei und zeichnete ſich überhaupt durch Terrain-Kenntniß und militairiſchen Scharfblick vortheilhaft aus. Seit 1814 hatte er dem franzöſiſchen 27. Linien-Regimente angehört. Am Tage von Waterloo war dieſes Regiment bei der hartnäckigen Vertheidigung von Planchenoit betheiligt. Beim Rückzuge der Franzoſen hatte er das Glück, den Adler des Regiments zu retten und wurde in Folge deſſen zum Ritter der Ehren-Legion vorgeſchlagen.

Nach dem zweiten Pariſer Frieden verließ er den franzöſiſchen Dienſt und trat in die Armee ſeines nunmehrigen Landesherrn, des Königs von Baiern, ein. Er kam zum 10. Infanterie-Regiment. Bald lernte man ſeine

Brauchbarkeit kennen, und ſchon 1818 wurde er in das topographiſche Bureau berufen.

Um die militairiſchen Bildungs-Anſtalten und Einrichtungen fremder Länder kennen zu lernen, unternahm v. Hartmann 1820 eine größere Reiſe durch die Schweiz, die preußiſchen Rheinlande, Frankreich, Ober-Italien und Tyrol. Er erkannte, daß es in den militairiſchen Inſtitutionen ebenſowenig als in anderen politiſchen und ſocialen Einrichtungen etwas abſolut Beſtes gäbe und daß der Spruch »Eines ſchickt ſich nicht für Alle« gerade hier ſein volles Recht behalte. 1822 zum Pionier-Corps und 1824 zum Generalſtabe verſetzt, förderte er bei den trigonometriſchen Vermeſſungen und Terrain-Aufnahmen ſeinen ihm angeborenen Orientirungsſinn. 1827 trat er als Hauptmann in das Kriegs-Miniſterium. Um dieſe Zeit war es auch, daß v. Hartmann ſeine dienſtfreie Zeit mit beſonderer Vorliebe der Pflege der Künſte, inſonderheit der Malerei widmete, die eben damals in München neu aufzublühen begann. 1842 erfolgte ſeine Ernennung zum Major und Adjutanten des Kronprinzen Maximilian, 1848 zum Generalmajor und königlichen Flügel-Adjutanten. Auf Veranlaſſung des Kronprinzen hatte er bereits 1846 einen umfangreichen Plan zu einer Heeres-Organiſation Baierns, nach dem Muſter der preußiſchen Wehrverfaſſung, ausgearbeitet.

Im Jahre 1854 beſuchte General v. Hartmann das franzöſiſche Lager von Boulogne und beſichtigte bei dieſer Gelegenheit die Befeſtigungen von Paris. Da ſeine Anweſenheit daſelbſt als eine offizielle Sendung galt, ſo ward ihm willig Gelegenheit geboten, Dinge in Augenſchein zu nehmen, deren Kenntniß ihm ſpäter von Nutzen wurde. Er fand die franzöſiſche Heeres-Organiſation bewundernswerth, dennoch warnte er vor einer unbedingten Nachahmung, die hier und da erſtrebt wurde. Der Ehrgeiz benachtheiligt häufig die Disciplin, das iſt der Hauptfehler des franzöſiſchen Soldaten, den viele andere militairiſche Tugenden nicht auszugleichen vermögen.

1859 bereiſte General v. Hartmann die Schlachtfelder des italieniſchen Krieges, berichtete darüber in einem ausgezeichneten Werke, in dem er bereits die Bedeutung der gezogenen Geſchütze hervorhob, und wurde 1861 zum Generallieutenant ernannt. Als ſolcher führte er 1866 die 4. baieriſche Diviſion bei Roßdorf (Nebelberg), Kiſſingen, Würzburg. Wir haben darüber in unſerem 66er Kriegsbuche ausführlich berichtet.

1869 zum General der Infanterie befördert, war er, bei Beginn des Krieges gegen Frankreich, mit Führung des II. baieriſchen Corps betraut worden. Bei Wörth und Sedan hatte daſſelbe, wie wir gezeigt haben, zu der glücklichen Entſcheidung dieſer Tage ruhmreich beigetragen; daran reihte ſich am 19. September das Gefecht bei Chatillon, am 13. October das Gefecht bei Bagneux. Das letztere wird uns in Nachſtehendem beſchäftigen. [General

v. Hartmann, was hier angefügt werden mag, ſtarb am 23. Februar 1872 im eben begonnenen 78. Lebensjahre.]

Die Stellung des II. baieriſchen Corps am 13. October.

Unmittelbar nach dem Gefecht bei Chatillon war die Vertheilung der Streitkräfte des II. baieriſchen Corps dahin erfolgt, daß der 3. Diviſion, alſo der 5. und 6. Brigade, das Plateau ſelbſt, der 4. Diviſion aber (7. und 8. Brigade) das Terrain zwiſchen dem Plateau und dem Bièvres-Fluß als Stellung zugewieſen worden war. Die Brigaden jeder einzelnen Diviſion löſten ſich im Vorpoſtendienſt unter einander ab.

Am 13. October früh ſtanden die Truppentheile wie folgt:

Auf dem Plateau.

6. Brigade,
    das 15. Regiment (3 Bataillone) auf Vorpoſten;
    das 14. Regiment (2 Bataillone) mit 2 Compagnieen in der Baiernſchanze, mit 6 Compagnieen bei Porte Chatillon.
5. Brigade,
    das 7. Regiment (2 Bataillone) und
    das 6. Regiment (3 Bataillone) in Reſerve rechts neben der von Chatillon nach Petit Bicêtre führenden Straße.

Dieſen beiden Brigaden lag es ob, das Plateau zu halten; auch die vorgelegenen Punkte Clamart und Fleury gehörten mit zu ihrem Bereich.

Rechts neben dem Plateau,

beziehungsweiſe hart am öſtlichen und nordöſtlichen Fuße deſſelben, ſtand die 8. Brigade in folgender Vertheilung:

Chatillon: 3. Bataillon vom 1. Regiment;
Bagneux: 5. Jäger-Bataillon;
Fontenay (Repliſtellung): 3. Bataillon vom 5. Regiment;
Sceaux (in Cantonnement):
    3. Bataillon vom 11. Regiment,
    3. Bataillon vom 14. Regiment,
    1. Bataillon vom 7. Regiment,
    10. Jäger-Bataillon,
    6pfündige Batterie Jamin.

Die 7. Brigade (Reſerve) ſtand in Bourg la Reine, Croix de Bernis und hinter dem alten Park von Sceaux, ſchon ſüdlich der Verſailler Straße.

Der Kampf um Chatillon und Bagneux.

Der Kampf, der ſich entſpann, wurde großentheils von der 8. Brigade geführt; er drehte ſich um den Beſitz der an der Nordoſt-Ecke des Plateau's gelegenen Dörfer Chatillon und Bagneux und verlief wie folgt.

Erſter Moment (Vordringen des Feindes, 9 bis 11). Chatillon, durch das 3. Bataillon 1. Regiments vertheidigt, geht bis an die Kirche verloren. Hier ſetzt Oberſt Mühlbauer jedem weiteren Vordringen ein Ziel. — Bagneux, durch das 5. Jäger-Bataillon vertheidigt, wird vom Feinde erobert, aber es glückt, den Südrand des Dorfes zu halten.

Zweiter Moment (Eintreffen der erſten Unterſtützungen). Mittag um 12 Uhr befanden ſich Chatillon und Bagneux noch zum größten Theile in Händen der Franzoſen. Die zurückgedrängten Baiern waren aber doch um dieſe Stunde, wenn auch nur compagnieweiſe, theils aus der Repliſtellung bei Fontenay, theils aus dem Cantonnement bei Sceaux, derartig verſtärkt worden, daß die Truppenſtellung um dieſe Stunde die folgende war.

Chatillon: 3. Bataillon vom 1. Regiment,
1 Compagnie vom 3. Bataillon 5. Regiments (aus Fontenay),
2 Compagnieen vom 3. Bataillon 11. Regiments (aus Sceaux),
1 Compagnie vom 1. Bataillon 7. Regiments (aus Sceaux);

Bagneux: 5. Jäger-Bataillon,
3. Bataillon vom 14. Regiment,
1 Zug vom 3. Bataillon 5. Regiments.

Der urſprünglichen Beſatzung jedes der beiden Dörfer hatte alſo etwa bis 12 Uhr ein Bataillon zur Hülfe geſandt werden können. Dies reichte aus, um ſich zu halten, in Chatillon ſogar um das Dorf wieder zu nehmen. Nur in Bagneux bedurfte man weiterer Verſtärkungen.

Dritter Moment (Wiedereroberung der Poſition). Etwa um 2 Uhr trafen aus den weiter rückwärts gelegenen Poſitionen dieſe Verſtärkungen ein. Es waren dies das 10. Jäger-Bataillon, aus dem Cantonnement in Sceaux, und das 1. Bataillon 5. Regiments; letzteres ſeitens der 7. Brigade zur Unterſtützung herangeſchickt. Jetzt war man ſtark genug zur Offenſive:

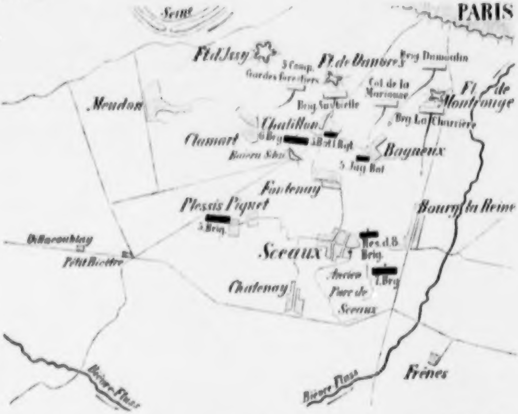
das 10. Jäger-Bataillon ging gegen die Weſtſeite,
das 1. Bataillon 5. Regiments gegen die Südoſtſeite

vor, während von den ſchon rechts engagirt geweſenen Truppentheilen das 5. Jäger-Bataillon und das 3. Bataillon 14. Regiments gegen die Südſeite avancirten. Dieſem Angriffe wich der Feind.

Um 4 Uhr war auch Bagneux wieder in Händen der Baiern.

Am dieſſeitigen linken Flügel hatte der Feind überhaupt nichts erreicht. Seine Angriffe, die ſich an dieſer Stelle von Clamart aus gegen das Plateau richteten, waren durch die in Front ſtehende 6. Brigade abgewieſen worden. Dieſe letztere, trotzdem das Plateau mehrere Stunden lang einem Hagel von Geſchoſſen ausgeſetzt geweſen war, hatte nur einen Geſammtverluſt von

40 Todten und Verwundeten, die faſt ausnahmelos dem 15. Regiment angehörten.


Seine
PARIS
Ft. d'Issy
3 Comp. Gardes forestiers
Ft. de Vanvres
Brig. Dumoulin
Col. de la Mariouse
Brig. Susbielle
Ft. de Montrouge
Brig. La Charrière
Meudon
Chatillon
Clamart
6 Brig.
3 Btl. 1 Rgt.
Baiern Schz.
Bagneux
5 Jäg. Bat.
Fontenay
Plessis Piquet
5 Brig.
Bourg la Reine
Villacoublay
Petit Bicêtre
Sceaux
Res. d. 8 Brig.
Ancien Parc de Sceaux
7 Brig.
Chatenay
Frênes
Bièvre Fluss
Bièvre Fluss

Der Geſammtverluſt des II. baieriſchen Corps betrug am 13. October: 10 Offiziere und 356 Mann. Selbſtverſtändlich, nach unſerer vorſtehenden Schilderung, hatte die in Chatillon und Bagneux kämpfende 8. Brigade erheblichſten Verluſte erlitten. 59 Mann vom 5. Jäger-Bataillon waren, beim Eindringen der Franzoſen in Bagneux, während des Häuſerkampfes abgeſchnitten und gefangen genommen worden.

* * *

Ueber das Ausfallgefecht vom 13. October liegt auch ein intereſſanter Vinoy'ſcher Bericht vor, den wir um ſo lieber folgen laſſen, als ſeine Angaben das Gefechtsbild nicht nur klären und erweitern, ſondern im Weſentlichen die dieſſeitige Darſtellung auch unterſtützen.

General Vinoy's Bericht über das Gefecht bei Bagneux.

»In der Nacht vom 12. auf den 13. October erhielt das General-Commando des XIII. Corps, Vinoy, Befehl, anderen Tages eine große Recognoscirung gegen das Plateau von Chatillon zu unternehmen.

Nähere Angaven fehlten. Wir ſchloſſen daraus, daß es ſich nur darum handeln könne, feſtzuſtellen, ob der Feind immer noch gewillt ſei, das Plateau mit allen Kräften zu halten. Ich ſelbſt (Vinoy) begab mich in aller Frühe nach dem Fort Montrouge, um daſelbſt meine letzten Dispoſitionen für den Angriff zu treffen. Dieſer wurde auf 9 Uhr früh feſtgeſetzt. Im Einzelnen disponirte ich wie folgt:

Brigade Susbielle dirigirt ſich in drei Colonnen gegen das Dorf Chatillon. Die eine Colonne nimmt den directen Weg; die beiden anderen halten ſich rechts. Das 42. Linien-Regiment bleibt in Reſerve bei La Baraque.

Colonne La Mariouſe, die aus dem Mobilgarden-Regiment Côte d'Or und einem Bataillon der Mobilen von der Aube zuſammengeſetzt ſein wird, wendet ſich gegen Bagneux. Das 35. Linien-Regiment bildet die Reſerve dieſer Colonne.

Brigade La Charriere, von der Diviſion Cauſſade, nimmt Poſition zwiſchen Bagneux und Maiſon Plichon und beſchäftigt die in Nähe von Bourg la Reine ſtehenden feindlichen Truppen.

Brigade Dumoulin bleibt in Reſerve hinter Fort Montrouge und wird je nach Bedürfniß der in vorderſter Reihe kämpfenden Truppen verwandt werden.

Fünf Compagnieen Gardes Foreſtiers demonſtriren an der äußerſten Rechten und zwar in Richtung auf Clamart.

Unſere Gefechtslinie erſtreckte ſich alſo von Fort Iſſy bis an den Bievre-Fluß und hatte eine Ausdehnung von 6 Kilometern. Drei Forts: Montrouge, Vanves, Iſſy, nahmen an der Action Theil. Die vier vorgenannten Infanterie-Colonnen: Susbielle, La Mariouſe, La Charriere und Dumoulin, hatten eine ohngefähre Geſammtſtärke von 20,000 Mann.

Zwei Kanonenſchüſſe von Fort Vanves gaben das Zeichen zum Angriff (9 Uhr). Fort Montrouge eröffnete ſofort ſein Feuer gegen das nur 1400 Meter entfernte Bagneux. In demſelben Augenblicke, wo die Mobilgarden-Bataillone der Colonne La Mariouſe die erſten Granaten in Bagneux einſchlagen ſahen, avancirten dieſelben mit großem Elan, leiſteten auf Erwiderung des feindlichen Feuers Verzicht und drangen bis an die erſte Häuſergruppe des Dorfes vor. Dieſe wurde genommen und von hier aus entſpann ſich nunmehr ein Dorfgefecht, das uns nicht allzu ſchwere Opfer auferlegte, da wir jetzt in der Lage waren, in guter Deckung den Kampf fortſetzen zu können. Nach einer halben Stunde hatten wir Bagneux, das ſeitens des 5. baieriſchen Jäger-Bataillons vertheidigt worden war. Vierzig Gefangene, eine Anzahl Verwundeter ungerechnet, waren in unſere Hände gefallen; der Erfolg war vollſtändig; das Gefecht konnte an dieſer Stelle als beendigt angeſehen werden. Wir hatten den Tod des Bataillons-Commandanten Dampierre, von den Mobilen der Aube, zu beklagen; er war beim Dorfgefecht, in der Nähe der Kirche, gefallen.

Nicht ſo glücklich, wie bei Bagneux, waren die Dinge bei Chatillon verlaufen, wo, laut Dispoſition, die Brigade Susbielle den Angriff unternommen hatte.*) Hier nutzte der Feind die verſchiedenen, hintereinander gelegenen Mauerlinien des Dorfes in geſchickter Weiſe aus und verzögerte wenigſtens unſer Vordringen, wenn er das Vordringen ſelbſt auch nicht hindern konnte. In Nähe der Kirche hatte er eine regelrechte Verſchanzung aufgeführt, und von dieſem Theil des Dorfes an waren wir gezwungen, mit der Sappe vorzugehen und jedes Haus wie eine kleine Feſtung zu nehmen. Die Zeit, die dadurch verloren ging, benutzte der Feind, um ſeine Reſerven heranzuziehen; von unſeren höher gelegenen Punkten aus konnten wir wahrnehmen, wie von Croix de Bernis her ſtarke Colonnen vorrückten. Darunter viel Artillerie.

Um 10½ Uhr trat dieſe Artillerie in Action; ſie eröffnete ihr Feuer von der Crête des Plateau's aus. Nicht ohne Erfolg. Einer unſerer Pulver-Karren wurde getroffen, explodirte und tödtete und verwundete mehrere unſerer Leute. Nichtsdeſtoweniger blieben die Dinge in einer für uns günſtigen Lage. Die Truppen der Brigade Susbielle machten in dem Dorfgefecht, das innerhalb Chatillons ſich weiterſpann, langſame aber andauernde Fortſchritte, während andererſeits alle Anſtrengungen des Feindes ſcheiterten, uns Bagneux wieder zu entreißen. Dieſes letztere (Bagneux) hielten wir um Mittag mit drei Bataillonen Mobilen von Côte d'Or, einem Bataillon von der Aube und dem 35. Linien-Regiment beſetzt, während die Brigade Dumoulin von Fort Montrouge aus avancirt war, um nöthigenfalls die Dorfvertheidigung unterſtützen zu können. Ich legte das größte Gewicht auf Feſthaltung dieſes

---

*) Nach Obriſtlieutenant Heilmann (»Antheil des II. baieriſchen Armee-Corps«) griffen auch Abtheilungen der Colonne La Marieuſe, deren eigentliches Actionsfeld Bagneux war, bei Chatillon mit ein. Dies iſt leicht möglich. Es ſcheint, daß die betreffende Angabe ſich in franzöſiſchen Rapporten findet, die Obriſtlieutenant Heilmann benutzen konnte. Vinoy's Darſtellung jedoch, die bei Publicirung des Heilmann'ſchen Buches noch nicht erſchienen war, erwähnt dieſes Eingreifens der Colonne La Marieuſe bei Chatillon nicht.†)

†) Man muß es aufgeben, in dieſen Dingen eine völlige Klarheit erlangen zu wollen; die franzöſiſchen Angaben ſind von einer unglaublichen Unzuverläſſigkeit. So finde ich in dem Werke des Majors de Sarrepont: »Histoire de la Défense de Paris en 1870—71« über das Gefecht bei Bagneux (S. 300) nachträglich Folgendes: »Der Angriff erfolgte in drei Colonnen:

Rechte Colonne (auf Clamart): 2 Bataillone vom 13. Marſch-Regiment und 500 Gardiens de la Paix;
Linke Colonne (gegen Bagneux): Die Mobilen von der Aube und Côte d'Or unter Obriſtlieutenant Grenier;
Centrums-Colonne (dreigetheilt gegen Chatillon):
a) 35. Linien-Regiment und die Mobilen von Côte d'Or;
b) 14. Marſch-Regiment, 1 Bataillon vom 13. Marſch-Regiment und 500 Gardiens de la Paix;
c) 42. Linien-Regiment und die Mobilen von der Aube.«

Wer mag es unternehmen, ſich in ſolchem Wirrſal zurecht zu finden? Die Mobilen von der Aube und Côte d'Or, ſowie die 500 Gardiens de la Paix, die dann mal wieder Fontenays decken, tauchen doppelt auf. Die Vinoy'ſchen Angaben haben wenigſtens den Vortheil, daß ſie ſich untereinander nicht widerſprechen.

Punktes, von dem aus es, meiner Anſicht nach, ſich ermöglichen mußte, ſei es am ſelben oder ſei es am folgenden Tage, das für uns ſo wichtige, am 19. September eingebüßte »Plateau von Chatillon« zurückzuerobern. Alle Vorkehrungen wurden ſofort meinerſeits getroffen, um uns, durch Anlegung von Vertheidigungs-Werken, den Beſitz von Bagneux nach Möglichkeit zu ſichern. Gleichzeitig richtete ich an den Gouverneur Trochu, der in ſeinen an mich ergangenen Ordres einer Beſitz-Ergreifung dieſes Dorfes gar nicht erwähnt hatte, folgendes Telegramm: »Wir haben Bagneux; ich treffe Anordnungen, mich darin zu behaupten; ſoll ich es halten?«

1¼ Uhr Nachmittags war dieſes Telegramm in Händen General Trochu's; um 2 Uhr erhielt ich folgende Antwort: »General Blanchard*) ſoll in der Tiefe bei Chatillon verbleiben, ohne die von Clamart her einmündende Straße zu paſſiren. Ich laſſe ihn wiſſen, daß Sie ihn von Bagneux aus durch Artilleriefeuer, das dann die Linie zwiſchen dem Plateau und dem Telegraphen halten müßte, ſouteniren werden. Unter dem Schutze dieſes Feuers wird Blanchard ſeinen Rückzug antreten, entweder zu einem Zeitpunkt, den Sie ihm angeben wollen, oder den er ſelber als den angemeſſenſten erachtet.«

Dieſe Depeſche des Gouverneurs bewies genugſam, daß der Letztere nicht gewillt war, den Kampf behufs einer Eroberung des Plateaus fortzuſetzen. Blanchard ſollte die von Clamart her einmündende Straße nicht überſchreiten, vielmehr zu gelegener Zeit ſeinen Rückzug antreten. Inzwiſchen mehrten ſich die Streitkräfte des Feindes, namentlich eröffneten immer neue Batterieen ihr Feuer, das ſich, von Sceaux und Bourg la Reine aus, gegen Bagneux und Maiſon Plichon (wo die Brigade La Charrière hielt), von verſchiedenen Poſitionen des Plateaus aus aber gegen Chatillon richtete.

Um 3 Uhr, da mittlerweile ſeitens des Gouverneurs Trochu keine Contre-Ordres eingetroffen waren, gab ich den Befehl zum Rückzug, der nunmehr in guter Ordnung angetreten wurde. Die Brigade Dumoulin, die aus ihrer Reſerveſtellung bis in die Nähe von Bagneux vorgeſchoben worden war, ging zuerſt zurück; dann folgten ſtaffelförmig einerſeits die Bataillone der Colonne La Mariouſe aus Bagneux ſelbſt, andererſeits die Bataillone der Brigade La Charrière von Maiſon Plichon aus. Sie waren ſämmtlich beordert, links und rechts vom Fort Montrouge ihre Stellung zu nehmen. Der Feind drängte nach, wurde aber, während die Unſeren wieder Front machten, durch einige Bataillons-Salven im Schach gehalten. Noch einmal ſchien der Kampf auf der ganzen Linie entbrennen zu wollen, die Geſchütze hüben und drüben feuerten lebhafter denn zuvor, aber es war nur ein letztes Aufflackern. Um 5 Uhr ſchwieg das Gefecht. Dem letzten Abſchnitt deſſelben hatte General Trochu beigewohnt. Er richtete ſchmeichelhafte Worte an die Mobilen, die ſich an dieſem Tage mit Auszeichnung geſchlagen hatten.

---

*) Trochu ſpricht hier von Blanchard, weil ſich dieſer Diviſions-General allerdings an der oben im Text angegebenen Stelle (in Front des Winkels, den die von Chatillon einerſeits nach Paris, andererſeits nach Clamart führenden Straßen bilden) befand. In Wahrheit aber ſtand hier nur die Brigade Susbielle, der allerdings von der zweiten Brigade der Diviſion Blanchard für dieſen Tag noch das 42 Linien-Regiment zugetheilt worden war.

Unſere Verluſte waren in Anbetracht der langen Dauer des Kampfes nicht erheblich; ſie betrugen 200 Mann an Todten und Verwundeten. Sieben, darunter ein Offizier, wurden vermißt. Ein Verſuch, am anderen Morgen das Plateau von Chatillon zu gewinnen, hätte, da die wichtigen Poſitionen von Bagneux und Moulin-de-Pierre bereits in unſeren Händen waren, erhebliche Chancen des Erfolges gehabt. General Trochu indeß, der andere Operationen im Auge haben mochte, hielt es nicht für gerathen, dem unſererſeits errungenen Erfolg weitere Ausdehnung zu geben.«

So der Vinoy'ſche Bericht. Die Wiedergabe des rein Thatſächlichen ſtimmt ziemlich genau mit den Angaben des baieriſchen Berichtes, den wir unſerer Darſtellung auf S. ~~168 bis S. 170~~ zu Grunde gelegt haben. Wir begegnen nur auch hier der von Seiten des Unterliegenden, er ſtehe hüben oder drüben, ſo gern geübten Taktik, das als ein freiwillig Geſchehenes hinzuſtellen, was in Wahrheit zwangsweiſe geſchah. Ohne den franzöſiſchen Bataillonen ihre Kriegsehre verkürzen, ohne in Abrede ſtellen zu wollen, daß ein mit doppelter Kraft unternommener Angriff möglicherweiſe hätte reuſſiren können, liegt es doch andererſeits auf der Hand, daß 20,000 Mann großentheils ungeübter Truppen wenig, um nicht zu ſagen keine Chance hatten, 20,000 alter Soldaten aus einer vorzüglichen Stellung hinauszuwerfen. Trochu ſah dies klarer als Vinoy, der, als ein unmittelbar Betheiligter, inmitten der Action ſtand. Die Fehler Jenes, die nicht verkannt werden ſollen, lagen jedenfalls nicht nach der Seite der Kritik hin. Auch am 13. October urtheilte er richtig. Nachdem es mißglückt war, dem Gegner durch Ueberraſchung das Plateau zu entreißen, konnte eine Fortſetzung oder Wiederaufnahme des Kampfes nur zu herben Verluſten, aber nicht zum Siege führen.

Das V. Corps bis Ende October.

Wir verließen das V. Corps am 19. September, nach glücklich durchgeführtem Gefecht bei Petit Bicêſtre, auf dem Marſche nach Verſailles. Dieſes wurde noch am ſelben Tage beſetzt; gleich darauf erfolgte die Aufſtellung der Vorpoſten auf der ganzen, dem V. Corps zugewieſenen Cernirungs-Strecke.

Bis zum 11. October.

Dieſe Cernirungs-Strecke dehnte ſich von Bougival bis St. Cloud (10. Diviſion, linker Flügel) und von St. Cloud bis Sèvres (9. Diviſion, rechter Flügel). Man begann ſofort mit fortificatoriſchen Arbeiten.

Bei der 9. Diviſion beſchränkten ſie ſich zunächſt auf Sperrung der Straßen in Sèvres mittelſt Gräben und Barrikaden. Zwiſchen Sèvres und dem Schloß von St. Cloud ſicherte der hohe und ſteile Thalrand, ſowie der Fluß ſelbſt (die Seine) die Stellung. Das Schloß und der Park von St. Cloud wurden durch Barrikaden gegen die Stadt St. Cloud und gegen Montretout abgeſchloſſen. An der nördlichen Parkmauer wurden Echafaudagen errichtet.

Bei der 10. Diviſion verfuhr man auf der Strecke St. Cloud — Bougival in ähnlicher Weiſe. Noch bevor der Park von St. Cloud gänzlich in den Vorpoſten-Bereich gezogen war, hatte man die weſtliche Mauer des Parks durch Crenelirung und vorgelegte Verhaue zur Vertheidigung eingerichtet und hieran anſchließend ebenſo die weſtliche Mauer des Hospice Brezin. Die Straße Vaucreſſon — St. Cloud ward durch eine ſtarke Barrikade zwiſchen den Mauern geſperrt. Zur Beherrſchung der Straße wurde auf einer, vor dieſer Barrikade gelegenen Kuppe eine Fleſche und unweit der Nordoſt-Ecke des Hospice-Gartens, „an der ſchönen Ausſicht“, ein Emplacement für 4 Geſchütze errichtet. Beide Anlagen erhielten Verbindung unter einander und mit der Barrikade durch Schützengräben und wurden durch Verhaue in der Front geſichert. Hieran anſchließend ging die Vertheidigungslinie längs der Oſt-

und Nordmauer der Fohlenkoppel, welche Crenelirungen erhielt und welcher durch Niederlegen der davorſtehenden Bäume ein Schußfeld gegeben wurde. Die von der Fohlenkoppel nach Buzenval und der Vacherie de St. Cucufa führenden Wege wurden durch Verhaue geſperrt. Ueber das Plateau von La Celle-St. Cloud lief eine Reihe Schützengräben, die durch Verhaue in der Front geſchützt und mit der Fohlenkoppel verbunden waren. Links ſtanden ſie in Verbindung mit der zur Vertheidigung eingerichteten Mauer des Metternich-ſchen Parks. Bei der Villa dieſes Parks erhob ſich ein Emplacement für 2 Geſchütze, von welchem aus Rueil unter Feuer genommen werden konnte. Der Oſt-Ausgang von Bougival wurde durch eine ſtarke Barrikade geſchützt, welche mit Scharten für 2 Geſchütze verſehen war; dieſelben ſollten ebenfalls die Straße nach Rueil beſtreichen. Der Raum bis zur Seine wurde durch einen Verhau geſchloſſen, welcher an einem befeſtigten Hauſe endigte. Hinter dem Verhau war ein Emplacement für 4 Geſchütze angelegt, um die Ebene zwiſchen Rueil und der Seine unter Artilleriefeuer nehmen zu können. Dieſer Vertheidigungslinie wurde durch eine Schanze auf der Seine-Inſel ein Abſchluß gegeben.*)

Telegraphen-Stationen und **Obſervatorien** unterſtützten dieſe fortificatoriſchen Anlagen, doch waren die einen wie die anderen beſtändig gefährdet und mußten oft wechſeln. Wir verweilen einen Augenblick bei den **Obſervatorien**, zunächſt bei dem auf Bellevue errichteten. Von dieſem Obſervatorium aus, das zum Rayon der 9. Diviſion gehörte, konnte ein großer Theil der Süd- und Weſtfront von Paris, das Thal der Seine abwärts bis zur Höhe des Mont Valerien ſehr gut beobachtet werden. Den Dienſt auf demſelben verſah der Lieutenant Gronen und ein Unteroffizier vom 5. Pionier-Bataillon in ausgezeichneter Weiſe. Anfang October indeß wurde dieſe Poſition unhaltbar. Trotz aller Vorſicht und Heimlichkeit, die ſo weit ging, daß nie ein Licht angezündet, ja, nicht einmal eine Jalouſie gerührt wurde, mußte dieſer Beobachtungspoſten nichtsdeſtoweniger dem Feinde bekannt geworden ſein. Wahrſcheinlich durch Spionage. Bellevue wurde nun das beſtändige Ziel der feindlichen Geſchütze, namentlich der auf den Kanonenbooten, was den Lieutenant Gronen veranlaßte, Umſchau nach einem geeigneteren Punkte zu halten. Als er, am 4. October, zu eben dieſem Behufe das Obſervatorium verlaſſen hatte, wurde daſſelbe, ſammt ſeinem ganzen

---

*) Wir verweiſen hierbei auf unſere Karte S. 185, die, wenn auch nicht die Einzeichnung aller Verhaue, Emplacements und Barrikaden, doch die Mehrzahl der Ortsnamen bringt, die vorſtehend genannt werden. Wer ſich, weitergehend, bis in die kleinſten Detail's hinein, orientiren will, dem empfehlen wir die ausgezeichnete Karte des Hauptmanns **Pirſcher**, die unter dem Titel »Aufſtellung und Dislocation der Truppen des V. preußiſchen und II. baieriſchen Armee-Corps« in der Landkarten-Handlung von J. H. Neumann (Berlin, Jägerſtraße 25) erſchienen iſt.

Inhalt, durch die Granate eines Kanonenbootes zertrümmert und die Ordonnanz tödtlich verwundet. Am 8. October wurde das Bellevue-Obſervatorium nach dem Schloſſe von St. Cloud und zwar nach dem nördlichen, hohen Flügel deſſelben verlegt; es blieb aber auch an dieſer Stelle nur wenige Tage.*)

Das Obſervatorium der 10. Diviſion befand ſich bis 11. October auf der Villa des Bois de Berenger, ſüdlich von La Jonchère. Es ſcheint hier minder exponirt geweſen zu ſein, als das der 9. Diviſion in Bellevue. Nichtsdeſtoweniger ließ man auch hier, um ſicherer zu gehen, eine Verlegung eintreten; das Obſervatorium kam nach Villa Girard (übrigens auch im Bois de Berenger gelegen), welche mehr Schutz gewährte und die Beobachtung des Terrains ſüdlich vom Mont Valerien und nördlich bis über Colombes hinaus geſtattete. An dieſer Stelle verſah, vom 11. October an, Lieutenant v. Malachowski, unterſtützt durch den Vice-Feldwebel Genthe, den Dienſt mit großem Erfolg und trug durch ſeine Beobachtungen und ſchnellen Meldungen weſentlich zur Ruhe und Sicherheit, wie andererſeits zur rechtzeitigen Alarmirung der Truppen bei.

Das Verhalten des Feindes, wenn wir von dem Feuer ſeiner Forts und Kanonenboote abſehen, das die in Front ſtehenden Bataillone des V. Corps mehr oder weniger beläſtigte, war, während der erſten Zeit der Cernirung, ein durchaus defenſives. Die Truppen-Bewegungen, die er zu unternehmen ſchien, erwieſen ſich als bloße Exercir-Uebungen; unausgeſetzt jedoch arbeitete er an der Erweiterung und Verſtärkung ſeiner Fortificationen. Im Fort Iſſy errichtete er neue Hohlbauten; zwiſchen der Stadt-Enceinte und den Forts legte er die Häuſer nieder, nachdem ſie ausgebrannt worden waren; die Ausgänge der ſüdweſtlichen Vorſtädte wurden an der Seine verbarrikadirt und dieſe Barrikaden theilweiſe mit Geſchützen armirt. Auch die Mauern längs der Seine wurden zur Vertheidigung eingerichtet. Hinter dieſen Mauern ſtanden die franzöſiſchen Beobachtungspoſten. Die Stadtbefeſtigung erhielt hier, wie an jedem anderen Abſchnitt, eine artilleriſtiſche Armirung. Auf der Gürtelbahn wurden die Bogen des großen, über die Häuſer und Straßen hinwegführenden Viaducts am Point du Jour vermauert und ſo hinter den Wällen eine zweite Vertheidigungslinie geſchaffen.

Eine beſondere Thätigkeit herrſchte auf dem Mont Valerien. Hier entſtand die Lünette von Suresnes dicht vor der Südfront des Forts, die Wolfsgruben-Schanze vor der nordweſtlichen Front. Innerhalb des Forts ſelbſt ſah man an der Aufſtellung von 4 72pfündern arbeiten. Im Uebrigen hatten die Franzoſen auch ihrerſeits ein Obſervatorium errichtet und zwar auf der Inſel St. Germain, ſüdlich Billancourt; es war vorſichtigerweiſe mit der internationalen Flagge geſchmückt.

---

*) Am 13. wurde Schloß St. Cloud (vgl. S. 227) vom Mont Valerien aus in Brand geſchoſſen; das Obſervatorium mußte alſo weiter wandern. Es war ſchwer, abermals einen geeigneten Punkt ausfindig zu machen; endlich fand man ihn in der Villa Stern bei Ville d'Avray, von wo aus die ganze Pariſer Südfront, bis Bicêtre, beobachtet werden konnte.

Intereſſant waren die ſchon erwähnten Exercir- und Gefechts-Uebungen des Feindes. Er unternahm ſie zur Ausbildung der neuformirten Truppen. Sie wurden in kleinem und großem Maßſtabe ausgeführt, vielfach ſogar in der Vorpoſtenlinie, wo namentlich auch Schieß-Uebungen nach der Scheibe vorgenommen wurden. Dieſe beſtanden häufig nur darin, daß die Infanterie aufmarſchirte und rottenweiſe feuerte. Jede Verſammlung der Truppen geſchah mit außerordentlich viel Trommeln und Blaſen. Als eine ſolche Truppen-Verſammlung dieſſeitig zum erſten Male beobachtet wurde, erregte dies begreiflich eine große Aufregung; bald aber waren die Unſeren daran gewöhnt.

Anfang October wurden auch zum erſten Male die ſogenannten Kartoffelſucher beobachtet. Mehrere hundert Mann kamen, geſichert durch eine Schützenlinie, heran, um im Vorterrain die Kartoffeln auszunehmen. Später erſchienen auch Frauen, eine Liſt, die nicht lange verfing. Einige Schüſſe bewirkten, daß die Weiberröcke, behufs freierer Bewegung, in die Höhe geſchlagen wurden, bei welcher Gelegenheit jedesmal die rothen Hoſen der franzöſiſchen Linien-Soldaten zum Vorſchein kamen.*)

Eine Haupt-Aufgabe für die Unſerigen beſtand darin, dem geheimen Poſt-, Telegraphen- und Spionage-Weſen des Feindes auf die Spur zu kommen. Alle Einwohner im Bereich der Vorpoſten wurden ausgewieſen, gelegentlich auch Telegraphen-Leitungen unter der Erde und im Waſſer entdeckt. Vieles aber ſpottete aller unſerer Anſtrengungen, dahin gehörten die Luftballons und die Brieftauben, die von Seiten der Belagerten in ausgiebigſter Weiſe benutzt wurden. Am 25. September ſtieg von der Notre-Dame-Kirche ein Ballon auf und ſchwebte über unſere Linien hin. Als er uns zu Häupten ſtand, ſtreute er Zeitungen nieder, in denen wir den Bericht Jules Favres über ſeine Zuſammenkunft mit dem Grafen Bismarck fanden. Am 29. September wurde ſogar ein Doppel-Luftballon mit nur einem Schiff geſehen. Das aëronautiſche Syſtem bildete ſich immer weiter aus, ſo daß, dann und wann, in verſchiedenen Farben erleuchtete Ballons, während der Nacht ſichtbar wurden. Ein ſolcher Luftballon ließ ſtets auf beſondere, in nächſter Zeit zu erwartende Unternehmungen ſchließen. In gleicher Weiſe benutzte der Feind das elektriſche Licht, auch um die dieſſeitige Stellung während der Nacht zu recognosciren. Dies Licht, meiſt auf dem Arc de Triomphe aufgeſtellt, war von einer ſolchen Intenſität, daß beiſpielsweiſe in unſerem Obſervatorium zu Bellevue jeder Gegenſtand deutlich erkannt werden konnte. Den 29. September reichte der Lichtkegel bis nach St. Germain.

---

*) Die Baiern verfuhren klüger. Sie ließen die Kartoffelſucher ruhig gewähren, bis dieſelben zehn, zwölf Säcke gefüllt hatten, dann erſt gaben ſie Feuer, worauf die Franzoſen flohen und die ſchweren Säcke im Stiche ließen, die nun von den Baiern herangeholt wurden. Sie hatten ſich die Mühe und die Gefahr des Einſammelns geſpart.

Wir laſſen, ehe wir zu einer Darſtellung der weiteren Ereigniſſe beim V. Corps: Brand von St. Cloud und Gefecht bei Malmaiſon, übergehen, zunächſt einige Briefe folgen, die in den erſten Tagen, bez. Wochen der Belagerung von Offizieren und Freiwilligen geſchrieben wurden. Wir beginnen mit dem Briefe eines Görlitzer Jägers (9. Diviſion; rechter Flügel der Aufſtellung), der unterm 23. September aus einer Schanze bei Sèvres folgende Schilderung giebt: »Noch am 19., nach dem Gefecht bei Petit Bicêſtre, rückten wir mit klingendem Spiele durch Verſailles. Die Einwohner betrachteten uns neugierig und mit düſteren Blicken. Von Verſailles marſchirten wir nach dem Park von Meudon, wo wir Vorpoſten ausſtellten. Wir hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn alle Wege waren aufgeriſſen, mit Gruben durchſchnitten oder verbarrikadirt. Auch der Park von Meudon war zum Theil abgeholzt, das Schloß und alle in der Nähe gelegenen Gehöfte vertheidigungsmäßig eingerichtet. Wir mußten die Franzoſen doch ſehr überraſcht haben, daß ſie alle dieſe Poſitionen aufgegeben hatten. Unſere 2. Compagnie blieb bis geſtern im Park, dann aber erhielt ſie den Befehl, nach einer Schanze zu rücken, die ſüdlich Sèvres liegt und von der aus ich dieſe Zeilen ſchreibe. Sie krönt eine Anhöhe; vor uns im Thal die Häuſer von Bellevue, das dicht an die Seine ſtößt, links von uns Sèvres, rechts von uns Meudon. Die Fernſicht von unſerer Schanze iſt herrlich. Ganz Paris liegt vor uns. Deutlich ſehen wir die goldene Kuppel des Invaliden-Domes, den hohen Triumphbogen, Boulogne dicht vor uns mit ſeinem berühmten Gehölz, links von uns das Fort Valerien, ſehr hoch gelegen, rechts das Fort d'Iſſy, im Hintergrunde den Montmartre. Der Anblick iſt nicht zu beſchreiben.

Nachdem wir Poſten ausgeſetzt hatten, richteten wir uns in der Schanze häuslich ein. Jeder Zug erhielt ſeine Vertheidigungs-Front und zum Nachtquartier eine Poterne und eine Hütte. Unſer Compagnie-Chef mit den Offizieren und dem Feldwebel logirten ſich auch in einer ſolchen Hütte ein. Ein nahegelegenes Gehöft mit ſchöner Villa, verlaſſen und zum größten Theil ausgeräumt, gab uns das Meublement her. In Kurzem war in unſerer Offizier-Hütte ein Tiſch, einige Stühle, Teller und Gläſer, Kochgeräthe, Leuchter und Laternen, Spiegel, Matratzen, Schreibzeug; auch einige Eßwaaren fanden wir und Wein für unſere Jäger. Es war ein recht gemüthliches Zimmer geworden, und am Abend hatten wir vor der Hütte ein wärmendes Feuer.

Da die Franzoſen an der Schanze Tag und Nacht gearbeitet hatten, ſo fanden wir gegen 100 große Laternen, nebſt einem großen Vorrath Petroleum. Alles wurde ſofort benutzt; in jeder Poterne und Hütte brannten alsbald Laternen, ebenſo in der Schanze zur Beleuchtung des Gepäckes und der Büchſen. Eine große preußiſche Flagge wurde auf einer hohen Stange aufgehißt, ſo daß die Pariſer noch geſtern Abend ſehen konnten, daß die Preußen ganz nahe bei ihnen ſeien. Der Morgen brachte uns eine herrliche Beleuchtung der Stadt, aber zugleich ſtarken Kanonendonner von Fort Iſſy, der bis zu Mittag anhielt. Wir richteten uns unterdeſſen immer behaglicher ein, fanden eine Menge Krankentragen (die zu Schlafſtellen benutzt werden ſollen), mehrere Kiſten Schiffszwieback, Decken, auch viele Flaſchen Wein. Unſere Hütten wurden nun mit Namen verſehen. Die Hütte unſeres Compagnie-Chefs erhielt den Namen »Villa Clementine«, eine andere Hütte den Namen »Maiſon Kirchbach«, die andere »Villa Sandrart«. Vor der Schanze wurde eine Tafel aufgeſtellt mit der Inſchrift: »Fort Kronprinz«. So iſt denn Alles auf's Beſte eingerichtet und wir wünſchen jetzt, hier lange liegen bleiben zu können.«

Der zweite Brief, den wir mittheilen, wurde wahrſcheinlich von einem Offizier des 37. Regiments (10. Diviſion; linker Flügel) geſchrieben. Er iſt aus den letzten Tagen des September, recapitulirt die Ereigniſſe ſeit dem 19. und 20. und ſchildert mit großer Anſchaulichkeit den Dienſt und das Dolce far niente der Unſeren während der erſten Belagerungswochen.

»Am zweiten Tage unſeres Bivouac bei Verſailles, alſo am 20., bekam ich früh den Auftrag, das Commando meiner Compagnie für dieſen Tag abzugeben und mit den Pionierzügen von vier Infanterie-Bataillonen einen Colonnenweg zur Verbindung beider Diviſionen (der 9. und 10.) zu bauen. Am 20. Abends war mein Auftrag glücklich vollendet; ich hatte die Verbindung gefunden und über Glatigny nach Maiſon de Picardie den Weg hergeſtellt. Bis Mittag des nächſten Tages (21.) blieben wir — ich hatte meine Compagnie wieder übernommen — im Bivouac bei Verſailles und rückten dann auf Vorpoſten in die unſerem Regiment zugewieſene Stellung. Die Hauptpunkte derſelben, wenn wir Vorpoſten geben, ſind die beiden geſprengten Brücken bei Chatou, der Park von Malmaiſon und auf dem rechten Flügel das Belvedère Verboi an der Avenue St. Claire. Ich für meine Perſon wurde mit der Compagnie nach Belvedère Verboi detachirt, während die drei übrigen Compagnieen auf der Straße nach Rueil (welches noch vom Feinde beſetzt iſt) bivouakirten, und zwei Feldwachen gegen das letztgenannte

Dorf, davon die eine im Park Malmaiſon, vorſchoben. Ein Halb-Bataillon hatte die Brücken bei Chatou beſetzt. Zugleich mit mir marſchirten die 5. Pioniere vor und befeſtigten unſere ganze Vorpoſten-Stellung; die Straßen wurden durch große Verhaue geſperrt, Häuſer in Vertheidigungs-Zuſtand geſetzt, alle Ausgänge vom Malmaiſon-Park verbarrikadirt, die wichtigſten Punkte der Parkmauer mit einem Infanterie-Bankett verſehen. Auf meinem Belvedère löſte ich eine Compagnie des 50. Regiments ab, und ich hatte nun Muße, mich in meiner Stellung umzuſehen. So übel war ſie nicht. Das Belvedère reizend gebaut, glänzend eingerichtet, zur Seite ſchöner Gärten mit kleinem Parke. Alles mit einer ſtarken Mauer eingefaßt, an welcher der äußere Boden niedriger als der innere lag, alſo wie geſchaffen zur Vertheidigung. Das Haus ſelbſt war ebenfalls ſchon zur Vertheidigung eingerichtet worden; es hatte einen kleinen Thurm, auf welchem unter Beiſein eines Offiziers Tag und Nacht ein Poſten mit Fernglas ſtand. Vor meiner Stellung etwa 400—500 Schritt zog ſich ein Grund quer vor, von welchem das Terrain allmälig zu mir anſtieg. Das Ganze ein großer Weinberg. Links, am Ende des Grundes, der Park von Malmaiſon, dahinter Rueil und hinter dieſem wiederum Nanterre. Alles tief zu meinen Füßen. Am Horizont aber, rechts neben dem Fort Valerien, erglänzte das Weſt-Ende von Paris und die goldene Kuppel des Invalidenhauſes, das Grab des erſten Napoleon. Bei Nacht ſah man deutlich einzelne Lichter der Stadt aufblitzen und, wie bei allen großen Städten, den Wiederſchein weithin am Himmel.

Am 22. rückte mein Bataillon als Reſerve in Alarmquartiere nach Bougival, etwa ½ Stunde weit zurück. Ich nahm Quartier in einem verlaſſenen, mit höchſtem Luxus ausgeſtatteten Hauſe, welches, wie ich ſpäter erfuhr, einem Bankdirector gehört. Vor dem Hauſe, jenſeit der Straße, floß die Seine, und ich machte mir die Freude, mich von den Anhängſeln dreier Bivouacs mittels Seine-Waſſer zu befreien. Die Seine iſt hier nicht breiter als unſere Spree bei Berlin, die ganze Gegend um Paris ſo reizend, wie Potsdam und Sansſouci an ihren ſchönſten Stellen. Aus den Häuſern kommt man eigentlich nicht heraus, die Verbindungswege der Ortſchaften ſind wiederum mit zahlreichen Villen und Sommerwohnungen beſäet; alle zeichnen ſich durch innere und äußere Eleganz aus, ungefähr ſo, wie die Häuſer des Thiergartens und angrenzender Straßen. Bei Quartier-Reviſionen findet man häufig unſere Leute in bequemen Fauteuils ſitzend, mit dem Putzen ihrer Sachen beſchäftigt; im Kamin, den jede Stube hat, kocht der Mann in ſeinem Kochgeſchirr. Der vorherrſchende Styl dieſer Villen iſt der Louvre-Styl.

Am 24. wurden wir durch die andere Brigade unſerer Diviſion von Vorpoſten abgelöſt und bezogen weiter rückwärts Cantonnements. Unſer

Bataillon iſt getheilt; ich liege mit der 5. Compagnie jetzt in St. Michel und bewohne mit den beiden Offizieren, fünf Burſchen und drei Pferden ein kleines Schloß mit Garten und Park. Wieder Alles fürſtlich eingerichtet, aber verlaſſen. Eine brillant eingerichtete Küche nahm mein Burſche ſtrahlenden Geſichtes in Beſchlag, und bei Reviſion des Kellers ergab ſich noch der hübſche Beſtand von 300 Flaſchen des ſchönſten Rothweins. Der Garten liefert ausgeſuchtes Obſt und Gemüſe. Wir ſchlafen in coloſſalen Himmelbetten, aber außer uns iſt keine Maus im Hauſe, und unſere Burſchen haben in Folge deſſen viel für uns zu thun. Aus einer aufgefundenen Karte erſah ich, daß der Beſitzer ein Fabrikant Berger aus Paris iſt; er muß eine ſehr talentvolle Tochter haben, denn ich fand ein vollſtändig eingerichtetes Atelier und innerhalb deſſelben beſonders viel Aquarell-Landſchaften. Ich ſitze nun hier auf dieſem verwunſchenen Schloſſe, hoch oben, mit der ſchönſten Ausſicht nach einem Thale, welches ſich nach Chatou hin öffnet.

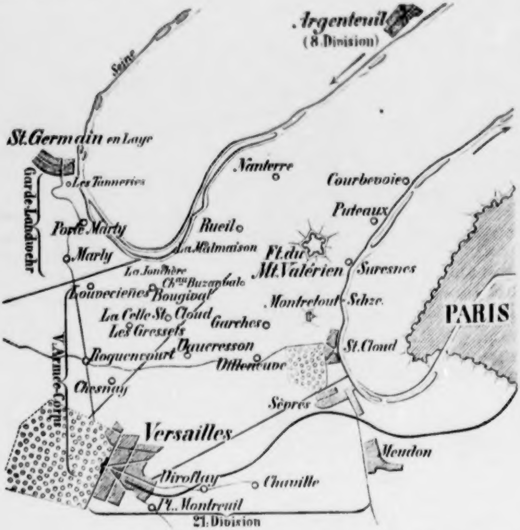
Geſtern, am Sonntag, hatten wir Feldgottesdienſt. Unſere Brigade war auf freiem Felde zuſammengezogen worden. Während der Diviſions-Pfarrer ſprach, brummten unaufhörlich die ſchweren Geſchütze der nächſtliegenden Pariſer Forts.

Noch eins. Als ich in Bougival im Alarmquartier lag, flog ein ziemlich großer Ballon mit den franzöſiſchen Farben über uns weg; durch ein Fernrohr ſah man in der Gondel mehrere Perſonen ſitzen. Dies iſt der einzige Ausweg der Pariſer, den wir ihnen noch nicht abgeſchnitten haben. Sonſt iſt die Stadt ſo eng eingeſchloſſen, daß keine Maus ein noch aus kann. Bei den Vorpoſten herrſcht der ſtrengſte Befehl, Niemanden, weder von vorn, noch von rückwärts, paſſiren zu laſſen, und auf Alles, ob Civilperſonen oder nicht, zu ſchießen, ſobald ſie dem Zuruf, umzukehren, nicht ſofort Folge leiſten. Man ſieht aus dieſem Befehl, Paris ſoll ausgehungert werden, und ich bin begierig, wie lange mehrere Millionen Menſchen aushalten werden. Mit der Verpflegung unſererſeits beginnt es auch nicht zum Beſten zu ſtehen, denn wir leben bereits nur noch von dem, was die Colonnen heranbringen. Die unmittelbare Umgebung von Paris iſt bereits erſchöpft. Verſailles iſt der einzige Ort für uns, wo wir, für coloſſales Geld, noch etwas durch die Fouriere kaufen laſſen können.

Zum Glück haben wir noch immer das ſchönſte Wetter: den prächtigſten Spätſommer, aber kalte Nächte.«

Vom 11. bis 21. October.

In den erſten Tagen des Octobers waren das XI. preußiſche und I. baieriſche Armee-Corps, die wir, wie ſeinerzeit erzählt, behufs Aufräumung des Schlachtfeldes und Bewachung der Gefangenen, bei Sedan zurückgelaſſen hatten, in der Nähe von Paris eingetroffen. Das ganze 1. baieriſche **Armee-Corps**, einſchließlich einer Hälfte unſeres XI., fand ſehr bald, nach Süden zu (Orleans), eine neue Verwendung; wir kommen in der Folge ausführlicher darauf zurück. Die andere Hälfte des XI. Corps aber, die 21. Diviſion, wurde vor Paris belaſſen und rückte am 11. October in die Cernirungslinie ein. Die ihr zugewieſene Stelle war das Terrain zwiſchen Meudon und Sèvres und wurden an dem genannten Tage, außer Sèvres ſelbſt, die Dörfer Chaville, Viroflay, Petit Montreuil, ſowie die unmittelbar ſüdlich von Verſailles gelegenen Ortſchaften beſetzt. Dies Einrücken in einen Terrain-Abſchnitt, der bis dahin den rechten Flügel*) des V. Corps gebildet


Argenteuil
(8. Division)
Seine
St. Germain en Laye
Les Tanneries
Garde-Landwehr
Port Marly
Marly
Nanterre
Courbevoie
Puteaux
Rueil
La Malmaison
Ft. du Mt. Valérien
La Jonchère
Chau Buzanval
Louveciennes
Bougival
Suresnes
Montretout Schze.
La Celle St. Cloud
Garches
Les Gressets
PARIS
Vaucresson
Roquencourt
St. Cloud
Villeneuve
V. Armee-Corps
Chesnay
Sèvres
Versailles
Meudon
Viroflay
Chaville
Pt. Montreuil
21. Division

---

*) Auch der linke Flügel des V. Corps wurde etwa um dieſelbe Zeit (Mitte October) durch das Eintreffen der Garde-Landwehr-Diviſion unterſtützt, die, etwas flußabwärts, nach **Port Marly**, St. Germain und nach St. Cyr kam. An dem Gefecht bei Malmaiſon, 21. October (ſ. S. 193), konnten bereits Abtheilungen des 1. Garde-Landwehr-Regiments theilnehmen.

hatte, ermöglichte für dies letztere eine mehr concentrirte und dadurch geſichertere Stellung auf dem ihm verbleibenden Theil der Cernirungslinie. Dieſe Linie reichte jetzt, die große Seine-Schleife nach Süden hin ſchließend, von Bougival bis zur Laterne von St. Cloud und war zwiſchen den beiden Diviſionen derartig vertheilt, daß

die 10. Diviſion (linker Flügel) die Strecke von Bougival bis Buzenval,
die 9. Diviſion (rechter Flügel) die Strecke von Buzenval bis zur Laterne von St. Cloud inne hatte. Auch Verſailles war durch die 9. Diviſion beſetzt.

In denſelben Tagen, in denen die 21. Diviſion in die Cernirungslinie einrückte, begann auch der Feind aus ſeiner mehr defenſiven Stellung herauszutreten, wenn er ſich auch zunächſt noch auf ein immer heftiger werdendes Geſchützfeuer beſchränkte. Schon am 10. October hatte eine Granate, die in den ſüdlichen Flügel des Schloſſes von St. Cloud einſchlug, das kaiſerliche Schlafgemach zerſtört und am 13., nachdem in der voraufgegangenen Nacht die »Laterne«, die beſtändig das feindliche Feuer auf ſich zog, unſererſeits geſprengt worden war, eröffnete der Feind eine regelrechte Beſchießung gegen das kaiſerliche Schloß (St. Cloud). Bald ſtand es in Flammen und brannte bis auf die Mauern nieder. Wir kommen in unſerem nächſten Capitel ausführlicher darauf zurück.

Am ſelben Tage (13.), an dem St. Cloud niederbrannte, begann der Feind auch mit kleinen Infanterie-Unternehmungen gegen vorgelegene Punkte, namentlich gegen die Montretout-Schanze, die augenſcheinlich den Zweck hatten, die neuformirten Bataillone zu proben und zu ernſteren Actionen fähig zu machen. Eine ſolche ſollte bald eintreten. Vorher hatten wir dieſſeitig noch einen Unfall und mit ihm einen Verluſt zu beklagen. In der Nacht zum 15. October nämlich machte Lieutenant Werkenthin vom 37. Regiment eine Recognoscirungs-Patrouille nach Rueil hinein, um ein Haus, in welchem jeden Abend zur ſelben Zeit ein Licht bemerkt wurde, zu unterſuchen. Mit großer Vorſicht ſtellte er auf der Straße mehrere Beobachtungs-Poſten aus, begab ſich aber allein nach dem Hauſe, wo er, in dem Augenblick als er in daſſelbe eintreten wollte, angefallen und von mehreren Schüſſen niedergeſtreckt wurde; eine feindliche Abtheilung brach ſogleich hervor und vertrieb die Mannſchaften der Patrouille, welche ihrem Offizier zu Hülfe eilen wollten. Noch am ſelben Abend wurde von franzöſiſcher Seite bei dem preußiſchen Parlamentair-Poſten in Sèvres das Anerbieten gemacht, die Leiche des Offiziers auszuliefern, mit der Bitte, unſererſeits bei ähnlichen Vorkommniſſen in gleicher Weiſe zu verfahren. Am 16. October früh 10 Uhr wurde am Ausgange von Rueil, beim Park Malmaiſon, durch zwei Bataillons-Chefs von der Mobil- und der Nationalgarde die Leiche des Lieutenants Werkenthin, in ihrem Eigenthum unverſehrt, ausgeliefert; dieſelbe wurde noch am Nachmittag mit militairiſchen Ehren auf dem Kirchhofe von La Celle St. Cloud beerdigt.*)

Am 20. ging vom Obſervatorium bei La Jonchère die Meldung ein, daß ein franzöſiſcher General, unter Bedeckung von einigen Zügen Chaſſeurs à Cheval, im Vorterrain von Rueil recognoscire. Dies, wie vieles andere, was ſeit Mitte October beobachtet war, gab eine Art Gewißheit, daß der Feind einen Ausfall beabſichtige, der ſich, höchſt wahrſcheinlich, von Rueil aus gegen Malmaiſon und La Jonchère richten werde. In der That erfolgte ein ſolcher am nächſten Tage ſchon.

Malmaiſon am 21. October.

General Trochu verſuchte es, im langen Lauf der Belagerung, mit ſeinen Ausfällen nach allen Richtungen der Windroſe hin; keine Seite, kein Truppentheil der Einſchließungs-Armee blieb völlig verſchont. Bis Ende October indeß beſchränkte er ſich darauf, bei jedem Armee-Corps der im Süden und Südweſten der Stadt ſtehenden Kronprinzlichen Armee, ſeine Karte abzugeben und verfuhr dabei mit einer an Courtoiſie grenzenden Wahl und Ordnung. Er ſchien dem napoleoniſchen Regime, gegen das er bekanntlich oppoſitionell ſtand, wenigſtens eines abgelauſcht zu haben: das Princip der »erſten, zweiten und dritten Serie«. Jeder konnte nur einmal berückſichtigt, nur einmal geladen werden. Am 30. September, bei Chevilly, waren General v. Tümpling und das VI. Corps, am 13. October, bei Bagneux, General v. Hartmann und das II. baieriſche Corps die Geladenen geweſen; jetzt ſchritt Trochu zur »dritten Serie« und invitirte den General v. Kirchbach und das V. Corps. Der Ort, den er wählte, war Malmaiſon.

Am 20. erhielt General Ducrot Befehl, anderen Tages mit aus Linien- und Mobilgarden-Bataillonen gebildeten Colonnen bei Malmaiſon einen Angriff gegen den Abſchnitt Bougival — Buzenval zu unternehmen. Was Trochu hiermit beabſichtigte, iſt nicht klar zu erſehen. Es muß dahingeſtellt bleiben, ob er blos recognosciren und alarmiren, oder aber allen Ernſtes eine Durchbrechung und ein Vordringen bis Verſailles verſuchen wollte. Das letztere iſt unwahrſcheinlich, weil er, wenn Aehnliches wirklich geplant geweſen wäre, mit viel größeren Truppenmaſſen hätte operiren müſſen.

---

*) Glücklicher verlief ein Abenteuer, das Lieutenant Hoffmann unternahm. Ein höherer Offizier hatte bei Tiſch ſcherzhaft gegen ihn geäußert: »Können Sie mir nicht wenigſtens einmal eine franzöſiſche Zeitung verſchaffen?« worauf hin Lieutenant Hoffmann ſofort ſeinen Entſchluß faßte. Mit einem Unteroffizier ſeiner Compagnie, auf den er ſich verlaſſen konnte, ſchlich er, immer auf dem Bauche ſich vorbewegend, durch die Vorpoſten hindurch. Als die feindliche Feldwache ſeiner und des Unteroffiziers anſichtig wurde, gab ſie Feuer, zog ſich dann aber zurück. Lieutenant Hoffmann kannte die Gegend genau. Er wußte, daß in einem Landhauſe noch ein Engländer wohne, der trotz des Krieges ſeine Wohnung nicht verlaſſen habe. Er trat alſo in das betreffende Haus und begrüßte den Engländer mit geſpanntem Piſtol und dem Zuruf: »Eine Pariſer Zeitung oder das Leben!« Der Erſchrockene, der ſich beim Frühſtück ſo bedrohlich unterbrochen ſah, überreichte ihm ſofort die neueſte Nummer des »Figaro«.

Gleichviel, General Ducrot ging an die Ausführung des Befehles. Er bildete, außer einer Hauptreſerve, die, um den Mont Valerien her, ihre Aufſtellung nahm, fünf Colonnen, von denen drei für den eigentlichen Angriff beſtimmt waren, die beiden anderen aber nur eventuell eingreifen ſollten. Dieſes Eingreifen unterblieb, ſo daß das Gefecht, das wir, nach Vorausſchickung einer Local- und Terrain-Schilderung, zunächſt nur in ſeinen großen Zügen zu ſkizziren gedenken, mit drei Colonnen feindlicherſeits geführt wurde. Dieſe drei Colonnen waren:

Haupt-Colonne unter General Berthaut, 3400 Mann ſtark, zwanzig Geſchütze;

Erſte Seiten-Colonne (links daneben) unter General Noël, 1350 Mann ſtark, zehn Geſchütze;

Zweite Seiten-Colonne (links neben der Colonne Noël) unter Oberſt Cholleton, 1600 Mann ſtark, achtzehn Geſchütze.

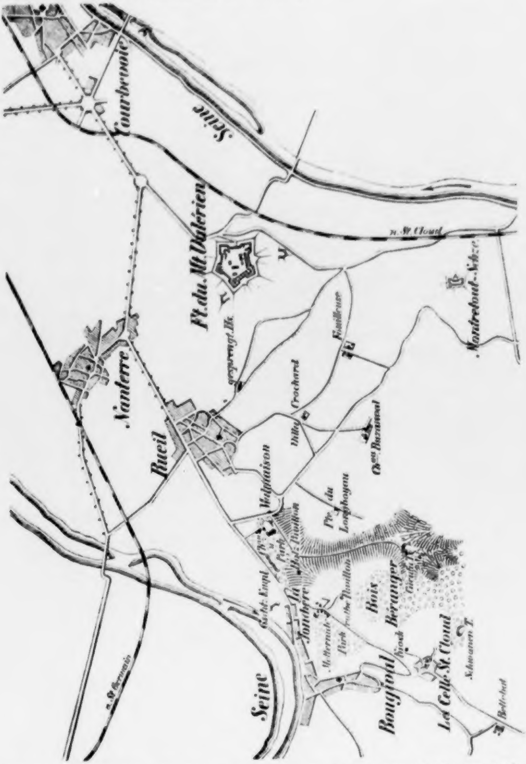
Mit dieſen 6 bis 7000 Mann wurde der Angriff unternommen. Alles andere blieb in Reſerve.

Genaues und Zuverläſſiges über die Zuſammenſetzung der einzelnen Colonnen zu erfahren, wollte nicht gelingen. Sie ſcheinen aus Zuaven, dem 119. Linien-Regiment, Mobilgarden vom Bataillon Seine et Marne, Mobilen aus der Bretagne, Tirailleurs Dumas, Franctireurs des Ternes, Franctireurs von Paris und Eclaireurs der Seine combinirt geweſen zu ſein. Dieſe Angaben entnehmen wir einem Buche Louis Jezierski's: Combats et Batailles du Siége de Paris. Die Eclaireurs der Seine nahmen die Tête; das Gefecht ſelbſt wurde durch die Zuaven, das Bataillon Seine et Marne und das 119. Linien-Regiment geführt, von denen die Zuaven-Abtheilung der Colonne Berthaut, das Bataillon Seine et Marne der Colonne Noël und das 119. Linien-Regiment der Colonne Cholleton zugehörte. In dieſen Angaben treffen die ſonſt widerſpruchsvollen Gefechtsberichte ſo ziemlich zuſammen.*)

---

*) Einem am 22. October geſchriebenen Verſailler Briefe entnehmen wir, in Bezug hierauf, noch das Folgende: »Ein Zug von 118 franzöſiſchen Soldaten, die geſtern, im Gefecht bei Malmaiſon, gefangen genommen waren, erreichte heute Mittag Verſailles. Vertreten waren in ihnen die Zuaven- und andere Infanterie-Regimenter von der regulairen Armee, Mobilgarden und die »Franctireurs de Paris«, Letztere in der üblichen ſchwarzen Tracht, die man an den Freiſchärlern auf dem Lande zu ſehen gewohnt iſt. Die Linientruppen zeigten wieder durch die große Mannichfaltigkeit der Regiments-Nummern auf ihren Mützen, daß ſie den für die Vertheidigung beſonders formirten Marſch-Bataillonen entnommen waren. Das reichſte Contingent

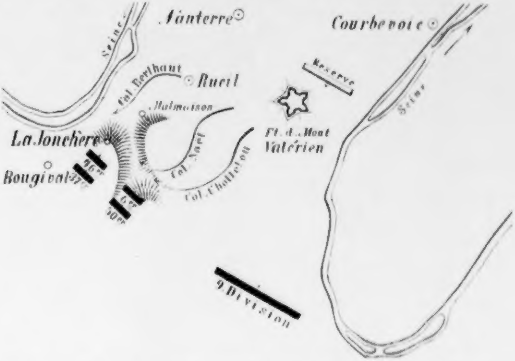
Und nun das Terrain. Daſſelbe, ſo weit es bei dem Angriff vom 21. October in Betracht kommt, iſt das folgende.


Seine
Courbevoie
Ft. du Mt. Valérien
n. St. Cloud
Montretout-Schz.
Nanterre
Rueil
gesprengt. Br.
Fouilleuse
Crochard
Villa
Malmaison
Ch. Buzanval
Pte. du Longboyau
Bois Béranger
La Jonchère
Park
Bougival
La Celle St. Cloud
Seine
n. St. Germain
Schwanen T.
Brck.

hatten die Regimenter 5, 23, 28, 36, 41, 90 und 89 geliefert. Die Mobilgarden gleichen in ihrer Montirung dem ſtehenden Infanterie-Heer; auf ihrer Kopfbedeckung tragen ſie die Nummer des Bataillons mit dem Zeichen eines römiſchen M.

Die mit verſchiedenen Dörfern beſetzte, durch eine Seine-Schleife gebildete Halbinſel von Gennevilliers — dieſelbe, deren Bewachung ſo recht eigentlich unſerem V. Corps oblag — wird an ihrem Süd-Ausgange durch eine Hügellinie geſchloſſen, die der mehrerwähnten Linie zwiſchen Bougival und St. Cloud entſpricht. In Front dieſer Linie liegen Rueil, Nanterre und der Mont Valerien; auf dem dieſſeitigen Höhenzuge ſelbſt aber erheben ſich Schloß Buzenval und das aus etwa 20 Häuſern beſtehende Dörfchen La Jonchère; Schloß Buzenval, halben Weges zwiſchen Bougival und St. Cloud, alſo im Centrum, La Jonchère am dieſſeitigen linken Flügel. Alles waldbeſetzte Höhe; nur zur Linken von La Jonchère, das wie ein Baſtion wirkt, fällt das Terrain ſteil ab und ſchafft hier zwiſchen Fluß und Höhe eine tiefgelegene Schmalung, durch welche ſich die von Rueil nach Bougival führende Straße zieht. An dieſer Straße, faſt zu Füßen von La Jonchère, liegen auch das Schloß und der Park von Malmaiſon. Jeder ſeitens der Franzoſen zu unternehmende Ausfall hatte nur die Wahl, entweder die waldbeſetzte Berglinie zu erklimmen, oder aber jene tiefgelegene Schmalung, wie ein von der Natur gegebenes Thor, zu benutzen.

Der gegen unſere Linien am 21. October unternommene Angriff that nun beides: er ging mit der Haupt-Colonne Berthaut in der Niederung, mit den beiden Neben-Colonnen Noël und Cholleton gegen die waldbeſetzte Berglinie vor und wies die zwei letztgenannten Colonnen an, nach glücklichem Erſteigen des Abhanges, unter Benutzung einer in den



Höhenzug eingeſchnittenen Schlucht (der ſogenannten „Schlucht von Cucufa“) rechts zu ſchwenken. Bei Schloß Malmaiſon, wenn Alles glückte, mußten Haupt- und Neben-Colonnen — von denen die eine: Colonne Noël, einen kurzen, die andere: Colonne Cholleton, einen weiteren Bogen zu beſchreiben hatte — rechtwinklig zuſammenſtoßen.

In der That verlief im Einklange hiermit die erſte Hälfte des Gefechts; da jedoch das baſtionsartige, die Front wie die Flanke beherrſchende, und dadurch den Schlüſſel der Stellung bildende La Jonchere in unſeren Händen blieb, ſo war der Beſitz des in der Tiefe gelegenen Malmaiſons nahezu werthlos für den Feind, der ſich denn auch gemüßigt ſah, nach kurzem Beſitz die Poſition wieder zu räumen und nach Rueil, beziehungsweiſe nach dem Mont Valerien zurückzukehren.

Dies das Gefecht in ſeinen großen Zügen. Ein Weiteres zum Verſtändniß des franzöſiſchen Angriffes werden die verſchiedenen Karten dieſes Kapitels thun.

Wir laſſen nun, um unſeren Leſern auch einen Blick über die Einzel-Hergänge des Tages zu ermöglichen, die Gefechtsberichte folgen, wie ſie von Freund und Feind erſtattet wurden.

Dieſſeitiger Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon.

Am 21. October früh beſchoß der Mont Valerien ſehr heftig den Oſt-Eingang von Bougival und dieſen Ort ſelbſt. Ueber Mittag gingen, ſeitens beider Diviſionen, Vorpoſten-Meldungen von ſtarken Truppenbewegungen des Feindes, beim General-Commando ein. Der Angriff, wenn er erfolgte, ſchien ſich gegen die Linie Bougival — Buzenval, alſo gegen unſere 10. Diviſion richten zu ſollen. Das General-Commando traf ſofort ſeine Anordnungen; alle Reſerven wurden alarmirt; den zu beiden Seiten des V. Corps ſtehenden Truppentheilen, alſo, nach rechts hin, der 21. Diviſion, nach links hin der Garde-Landwehr-Diviſion in St. Germain und der 8. Diviſion in Argenteuil, gingen Meldungen vom Anmarſche des Feindes zu.

Wir hatten auf der mehrgenannten Linie (Bougival — Buzenval) die 19. Brigade, Regimenter 6 und 46, ſowie die 5. ſchwere Batterie auf Vorpoſten. Das 6. Regiment hatte den rechten, das 46. Regiment den linken Flügel, hielt alſo Malmaiſon und das wichtige La Jonchere (vergl. S. 190) beſetzt. Was unſere Befeſtigungen und Geſchütz-Emplacements angeht, die ſich während dieſes Gefechtes bewähren ſollten, ſo verweiſen wir auf das S. 178 darüber Mitgetheilte.

Der Feind hatte etwas nach 1 Uhr in der Richtung von Courbevoie auf Nanterre und Rueil, alſo unſerer 10. Diviſion entgegen, bedeutende

Kräfte mit ſtarker Artillerie und Cavallerie entwickelt. Auch vom Mont Valerien aus debouchirten mehrere Bataillone und Batterien gegen die 9. Diviſion.

Mit dem Erſcheinen dieſer Truppen begann zugleich eine furchtbare Kanonade gegen die ganze Stellung des V. Corps, ein Feuer, das nicht nur aus Feſtungs-, ſondern auch aus Feldgeſchützen (deren 32 bei dem »geſprengten Hauſe« und 16 weſtlich Rueil auffuhren) unterhalten wurde. Dieſe Kanonade ſollte die Entwickelung des Gegners ſouteniren und den Angriff vorbereiten.

Von der feindlichen Infanterie hatten unterdeß 4 Bataillone das Dorf Rueil beſetzt und mit ihren Tirailleurs die Parkmauer von Malmaiſon erreicht. Eine Brigade, etwa 6 Bataillone ſtark, ſtand hinter den Tirailleurs, in und nördlich des Ortes. Die Bataillone, welche ſich zunächſt gegen die 9. Diviſion vorbewegt hatten, waren mittlerweile über Villa Crochard, auf die 10. Diviſion zu, abgebogen. Um 3 Uhr begann der Infanterie-Angriff; gleichzeitig hiermit ließ das feindliche Geſchützfeuer von unſerer vorderen Stellung ab und wandte ſich mit großer Heftigkeit gegen das Terrain hinter derſelben; nur die feindlichen Feldgeſchütze weſtlich Rueil ſetzten ihr Feuer gegen unſere Stellung bei Bougival fort.

Plötzlich brachen jetzt ſtarke Maſſen feindlicher Infanterie aus Rueil hervor und drangen in den Park von Malmaiſon ein, deſſen Mauern ſie, an mehreren Stellen, mittelſt Pulvers geöffnet hatten. Die 1. Compagnie des Infanterie-Regiments Nr. 46, welche, bei der Eröffnung des Gefechtes, in der Ablöſung der Vorpoſten begriffen war und dann in der Höhe des Schloſſes Malmaiſon ein Schützengefecht mit den feindlichen Tirailleurs engagirt hatte, wich dem plötzlichen Vorſtoß aus und beſetzte den an die Barrikade anſtoßenden Verhau an der Weſtmauer von Malmaiſon. Das Tirailleur-Gefecht dieſer Compagnie hatte den übrigen Compagnieen ausreichende Zeit gegeben, ihre Stellungen einzunehmen. Die 2. Compagnie beſetzte die Barrikade und den Verhau links, die 3. den Verhau am Pavillon Nr. 1 (auf unſerer Karte der »Holz-Pavillon«); die 4. La Jonchère. In dieſen Poſitionen blieben auch theilweiſe noch die früheren Vorpoſten: die Compagnieen des Füſilier-Bataillons 46. Regiments. Das 2. Bataillon ſtand etwa 300 Schritt hinter der Barrikade in Reſerve. Die 5. ſchwere Batterie beſetzte die Emplacements an der Barrikade und weſtlich derſelben, die 5. leichte die Geſchützſtände auf der Terraſſe der Villa Metternich und beim Pavillon Nr. 1 (Holz-Pavillon).

Vom Grenadier-Regiment Nr. 6 hatte, rechts daneben, das auf Vorpoſten befindliche 1. Bataillon mit ſeinen Soutiens Stellung an der nördlichen Mauer des Bois Beranger genommen und die Vorpoſten bis zur

Vacherie de St. Cucufa verſtärkt, auch die Schützengraben am Nordrande des Plateaus von La Celle-St. Cloud beſetzt. Die beiden anderen Bataillone blieben in den Fleſchen ſtehen. Von der Haupt-Reſerve, 20. Brigade, wurde das Füſilier-Regiment Nr. 37 hinter den Kiosk gezogen, das Infanterie-Regiment Nr. 50 nach dem Schwanenteich. Der Reſt der Haupt-Reſerve, Artillerie und Cavallerie, blieb bei Bellebat.

Das Tirailleur-Gefecht hatte ſich zunächſt auf den Park von Malmaiſon beſchränkt, da der Verſuch des Feindes, zu beiden Seiten der großen Straße vorzugehen, durch die 3. ſchwere Batterie (Hauptmann Kirſch) an der Barrikade wiederholt zurückgewieſen worden war. Das Gefecht im Park indeß wurde immer heftiger; auch das, baſtionsartig, rechts daneben gelegene La Jonchère war nach und nach in Mitleidenſchaft gezogen worden. Der Feind avancirte nämlich mit einer Kanonen- und Mitrailleuſen-Batterie bis auf die Höhe ſüdlich des Schloſſes (Malmaiſon), während Infanterie-Abtheilungen längs der Parkmauer folgten. Dieſem Angriff zu begegnen gab der Commandirende der 10. Diviſion, General-Lieutenant v. Schmidt, Befehl, die Stellung durch 2 Füſilier-Compagnieen 6. Regiments bei La Jonchère und ſüdlich davon durch das 2. Bataillon eben dieſes Regiments zu verſtärken. Die beiden anderen Füſilier-Compagnieen blieben hinter La Jonchère in Reſerve. Dieſe Truppen waren es, die an der Mauer von La Jonchère das Tirailleur-Gefecht aufnahmen.

Feindliche Infanterie, die eine Flankenbewegung ausgeführt, hatte unterdeß die Schlucht von St. Cucufa erreicht und ſich zum überraſchenden Vorſtoß gegen den Holz-Pavillon und La Jonchère entwickelt. Nachdem die vorgezogenen feindlichen Batterieen gegen beide Punkte vorbereitend gewirkt hatten, brachen etwa 4 Bataillone aus jener Schlucht hervor. Beim Holz-Pavillon gelang es denſelben, die Vertheidiger momentan zurückzudrängen; zwar nahmen wir die Poſition wieder, aber nur um ſie auf's Neue zu verlieren. Hin und her wogte der Kampf. In dieſen griff jetzt unſrerſeits das Feuer zweier, unten im Thal an der Barrikade ſtehenden Geſchütze, welche Lieutenant Engelhardt wenden ließ, mit großem Erfolge ein und bereitete einen dieſſeitigen Gegenſtoß vor, zu welchem Oberſt v. Eberhardt, Commandeur 46. Regiments, alle disponiblen Compagnieen ſeines eigenen, ſowie zwei von St. Germain her eben eingetroffene Compagnieen des 1. Garde-Landwehr-Regiments*) zuſammenfaßte. Dieſe Compagnieen, wetteifernd in Bravour, ſtürzten im Verein mit den ſchon im Kampfe ſtehenden Abtheilungen gegen den »Holz-Pavillon« vor. Fähnrich Wentſcher vom 46. Regiment lief mit ſeinen Leuten den großen Gardiſten voraus, mit den Worten: »der Garde können wir hier den Vorrang nicht laſſen«. Leider wurde er noch in den letzten Momenten der Verfolgung tödtlich verwundet. Fünf Compagnieen 6. Regiments, von ihrer Stellung am »rothen Pavillon« aus, des Feindes linke Flanke faſſend, hatten dieſen entſcheidenden Angriff unterſtützt.

---

*) Ueber die Betheiligung dieſer zwei Garde-Landwehr-Compagnieen am Gefecht finden wir in einem unmittelbar darauf geſchriebenen Briefe das Folgende: »Sie erinnern ſich des Weges, welcher, dicht an der Seine entlang, von St. Germain nach Bougival führt. Dieſe Chauſſee kamen die beiden Compagnieen von ihrem augenblicklichen Quartier »Les Tanneries« herab und gingen ſofort über Bougival etwas nach links hinaus, auf die angreifenden Fran

Der Feind mußte weichen. Er ſetzte ſich noch einmal jenſeits der Schlucht von St. Cucufa, wurde jedoch auch hier vertrieben, als das 2. Bataillon (Major Crüger) 50. Infanterie-Regiments, gefolgt von den beiden anderen Bataillonen unter Oberſtlieutenant v. Sperling, von Cucufa her aus dem Walde hervorbrach und die Verfolgung wieder in Gang brachte. Die als erſtes Treffen vordringenden Compagnieen (5. und 8.) unter Premier-Lieutenant Michler traten in Verbindung mit einem Schützenzuge 6. Regiments unter Vice-Feldwebel Jäniſch, und zwangen den Feind zu einem ſo raſchen Weichen, daß er von einer in der Nähe der Porte de Longboyau ſtehenden Batterie 2 Geſchütze (deren Pferde bereits theilweiſe erſchoſſen waren) nicht fortbringen konnte. Die ebengenannten Offiziere, denen Lieutenant Barbenès vom 50. Infanterie-Regiment Unterſtützung zuführte, ſtürzten mit einigen Mannſchaften auf die Kanonen los und ſetzten ſich in den Beſitz derſelben, nachdem deren Vertheidiger verjagt worden waren. Premier-Lieutenant Michler fiel im Moment der Beſitzergreifung, von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen.*)

Um auch den Park von Malmaiſon vom Feinde zu ſäubern, waren, gleich nach dem Vorſtoß gegen Pavillon Nr. 1 (Holz-Pavillon), drei Compagnieen vom 1. Bataillon 50. Regiments vorgezogen, und die Weinberge bei La Jonchère hinab, gegen die ſüdliche Parkmauer von Malmaiſon dirigirt worden. Vereint mit Compagnieen 46. Regiments, drängten ſie den Feind aus dem Parke hinaus. Es wurden hierbei zahlreiche Gefangene gemacht. Der Gegner war nun überall geworfen. Eine weitere Verfolgung unterſagte General-Lieutenant v. Schmidt, mit Rückſicht auf die geſchloſſenen Colonnen, die, unmittelbar hinter Rueil, deutlich beobachtet werden konnten.

zoſen vor. Sie hielten es kaum für nöthig, ihre Gewehre auf die kleinen Wichte abzudrücken, unter denen der Kolben aufräumte. Entſetzt zogen ſich die Franzoſen vor einem ſolchen Angriff unter den Schutz ihrer Mitrailleuſen zurück, deren unaufhörliches Feuer einer weiteren Verfolgung ſeitens der Unſeren Stillſtand gebot.«

*) Zwei Tage nach dem Gefecht, Sonntag den 23., ließ ſich der König, im Schloſſe zu Verſailles, den Lieutenant Barbenès und alle Mannſchaften des 6. und 50. Regiments vorſtellen, die ſich bei Wegnahme der beiden Geſchütze ausgezeichnet hatten. Vice-Feldwebel Jäniſch, ſowie vier Mann vom 6. und ſechs Mann vom 50. Regiment erhielten aus der Hand des Königs ſelbſt das eiſerne Kreuz.

Das Gefecht war um 5 Uhr vollſtändig beendet, die feindliche Kanonade dauerte aber noch bis gegen 6 Uhr, um welche Zeit die Vorpoſten ihre frühere Stellung einnahmen und die Reſerven in die Quartiere rückten.

Unſere Verluſte waren nicht gering; ſie beſtanden in 16 Offizieren und 314 Mann, darunter 7 Offiziere todt oder an ihren Wunden geſtorben.

Während des Gefechtes hatten ſich einige Bewohner von Bougival hinreißen laſſen, auf unſere Truppen zu ſchießen. Dreißig derſelben wurden ſofort verhaftet und ihnen bei der 10. Diviſion der Prozeß gemacht; zwei von ihnen wurden kriegsrechtlich erſchoſſen. (Vgl. S. 241.)

So weit der dieſſeitige Bericht; wir laſſen nun, zur Ergänzung, eine franzöſiſche Darſtellung des Gefechtes folgen, die wir dem Werke des Majors Sarrepont: »Histoire de la Défense de Paris« entnehmen.

Franzöſiſcher Bericht über das Gefecht bei Malmaiſon.

Um ſich ganz über die Pläne der Preußen aufzuklären, befahl General Trochu, wie am 13. October gegen das II. baieriſche Corps, ſo für den 21. October eine Recognoscirung gegen die ganze zwiſchen Bougival und Schloß Buzenval gelegene Linie. General Ducrot wurde damit betraut. Was die Ausführung angeht, ſo hoffte man den Feind hervorlocken und unter das Feuer unſerer Batterieen bringen zu können. Die Brücke von Bougival zu paſſiren, lag zunächſt nicht im dieſſeitigen Plane; dieſer ging vielmehr nur dahin, eine hart an der Eiſenbahn, weſtlich von Malmaiſon, etablirte preußiſche Batterie, dann eine zweite, muthmaßlich bei La Jonchère befindliche, zu zerſtören, und unmittelbar darauf in unſere Linien zurückzukehren.

Dem General Ducrot ſtanden zu dieſer Unternehmung etwa 11,000 Mann Infanterie und 94 Geſchütze zur Verfügung. Dieſelben waren in fünf Colonnen getheilt, von denen drei für den Angriff, zwei (die Brigaden Martenot und Paturel) als nächſte Reſerve beſtimmt waren. [Die drei Angriffs-Colonnen: Berthaut, Noël und Cholleton haben wir, auf S. 188, bereits in ihrer Stärke und muthmaßlichen Zuſammenſetzung gegeben. Nur dieſe drei Colonnen kommen auch in Nachſtehendem in Betracht.]

Dem die Haupt-Colonne führenden General Berthaut lag es ob, am äußerſten rechten Flügel an jener Stelle vorzudringen, die zwiſchen der Eiſenbahn von St. Germain und nördlich von Rueil gelegen iſt; der General Noël hingegen, ſollte gegen die Südſeite des Parkes von Malmaiſon operiren und in die Schlucht hinabſteigen, die ſich vom Teich von St. Cucufa[*]) bis nach Bougival zieht. Beide hatten alſo ſchließlich daſſelbe Angriffs-Object (Malmaiſon) und ſahen ſich, laut Dispoſition, in ihrem Vorgehen durch die dritte, unter Oberſt Cholleton ſtehende Colonne unterſtützt, die, in Front von Ancien Moulin aufgeſtellt, beſtimmt war, zunächſt gegen Schloß Buzenval und von hier aus (ebenfalls unter Benutzung der Cucufa-Schlucht) gegen La Jonchère und wo möglich nördlich darüber hinaus zu avanciren. Die Colonne unter General Martenot ſtand unmittelbar hinter dem linken Flügel unſerer Schlachtlinie, die Colonne Paturel hinter dem Centrum. General de Bellemare befehligte eine rückwärts vom Dorfe Colombes aufgeſtellte Hauptreſerve, während General Vinoy Befehl erhalten hatte, durch Operationen auf der zwiſchen Ivry und Iſſy gelegenen Linie den Angriff von Süden her zu unterſtützen.

Um 1 Uhr war Alles bereit und unſere in einem Halbzirkel aufgeſtellte Artillerie eröffnete ihr Feuer auf der ganzen, zwiſchen der Eiſenbahn-Station von Rueil und der Ferme Fouilleuſe gelegenen Linie. Dreiviertel Stunden lang überſchüttete ſie Buzenval, La Jonchère, Malmaiſon und Bougival mit ihren Projectilen und ſah ſich dabei nicht nur durch die Artillerie des Vinoy'ſchen Corps, ſondern auch durch die Geſchütze der Forts und der bei Billancourt liegenden Kanonenböte unterſtützt.

Auf ein gegebenes Zeichen ſtellte unſere geſammte Artillerie plötzlich ihr Feuer ein und unſere Bataillone, Tirailleurſchwärme vorauf, warfen ſich mit großem Elan auf die ihnen vorher bezeichneten Punkte. Malmaiſon von links her flankirend, erreichten ſie, in raſchem Vordringen, die Schlucht, die vom St. Cucufa-Teich zur Eiſenbahn niederſteigt. Der linke Flügel des General Noël, nachdem ſeine Colonne die Schlucht glücklich paſſirt, ſuchte die Abhänge zu erſteigen, die ſich bis La Jonchère hinaufziehen, ſah ſich aber in ſeinem Vordringen durch ein heftiges Feuer des Feindes, der ſich in Büſchen und Häuſern eingeniſtet hatte, aufgehalten.

Um eben dieſe Zeit waren vier Compagnieen Zuaven, unter Befehl des Commandanten Jacquet, bis in den Park von Malmaiſon vorgedrungen und befanden ſich, als die Bewegung der Colonne Noël in's Stocken gerieth, in der unmittelbar zu Füßen von La Jonchère gelegenen Ecke. Bei der momentan mißlichen Lage des Gefechtes, würden ſie an dieſer Stelle ernſtlich bedroht geweſen ſein, wenn nicht das eben jetzt herbeieilende Mobilgarden-Bataillon Seine et Marne, durch einen mit Bravour unternommenen Angriff, ſie degagirt hätte. Dies Mobilgarden-Bataillon, mit ſeinem rechten Flügel ſich auf den Park von Malmaiſon ſtützend, mit ſeinem linken aber die St. Cucufa beherrſchenden Höhen erſteigend, eröffnete ſofort ein lebhaftes Feuer gegen den Feind, den es, an dieſer Stelle wenigſtens, zum Rückzuge zwang. Die frei gewordenen Zuaven-Compagnieen konnten nunmehr wieder Stellung innerhalb des Parkes nehmen.

---

[*]) Der »Teich von Cucufa« befindet ſich in dem gleichnamigen Gehölz (»Bois de Cucufa«), das, erſt ſich ſenkend und dann wieder ſteigend, unmittelbar ſüdlich von La Jonchère gelegen iſt. Mannichfach von Senkungen und Hohlwegen durchzogen und durch Bäche und Cascaden belebt, gleicht es einer Schweiz en miniature. »Reizend zum Spazierengehen, aber ſchlecht zum Bataillirens«, wie es in einem franzöſiſchen Berichte heißt. Das Bois de Cucufa gehörte, bis in die 30er Jahre, einem Herrn Labiche, wurde dann aber von Napoleon III. angekauft und als ein Waldpark dem reizenden Schloſſe Malmaiſon hinzugefügt.

Abtheilungen der Colonne Cholleton hatten dieſen rechtzeitigen Angriff des Bataillons Seine et Marne nicht unweſentlich unterſtützt. Die Franctireurs der 2. Diviſion, unter Befehl des Capitain Faure-Biguet, nachdem ſie ſich anfänglich gegen Buzenval gerichtet hatten, ſchwenkten rechts und unterhalb des Gehölzes, ebenfalls in nördlicher Richtung vordringend, trafen ſie rechtzeitig ein, um in den heftigen Kampf, der um La Jonchère und Malmaiſon tobte, eingreifen zu können. Daſſelbe geſchah ſeitens einer aus 4 Geſchützen und 4 Mitrailleuſen combinirten Batterie unter Befehl des Commandanten de Miribel, der mit großer Unerſchrockenheit bis in die vorderſte Linie avancirte und die Action unſerer Infanterie ſoutenirte.

Die links in Reſerve ſtehende Colonne des Generals Martenot begnügte ſich mit einer Diverſion, die zunächſt zu einer Beſitzergreifung der Ferme la Fouilleuſe und vorübergehend ſogar zur Beſetzung der Montretout-Schanze und der Garcher Höhen führte.

Gegen 5 Uhr wurde, mit Rückſicht auf die hereinbrechende Dunkelheit, an alle engagirt geweſenen Truppentheile Befehl gegeben, in ihre Cantonnements zurückzukehren.

Dies Ausfallgefecht gegen Malmaiſon,*) ſo ſchließt der Sarrepont'ſche Bericht, war das ernſthafteſte, das wir bis dahin, im Umkreiſe von Paris,

*) Schloß Malmaiſon, das an dieſem Kampfestage der Zerſtörung entging, erlag, kaum drei Wochen ſpäter, den Granaten des Mont Valerien. Es theilte alſo das Schickſal von St. Cloud. In einem am 7. November geſchriebenen Briefe finde ich das Nachſtehende. »Heute wird der berühmte Wittwenſitz Joſephinens wohl in einen Trümmerhaufen verwandelt ſein. Was von den dort aufbewahrten Erinnerungsſtücken — eigentliche Kunſtſchätze waren keine vorhanden — vorher gerettet werden konnte, iſt von unſeren Soldaten in Sicherheit gebracht worden, die berühmten Stickereien dagegen, welche Joſephine mit ihren Damen angefertigt hatte, waren an den Plafonds und Wänden ſo feſt geklebt, daß ſie ſich nicht im Ganzen ablöſen ließen, und viele der Unſeren ſchnitten ſich deshalb Stücke heraus, die ſie als Andenken mitnahmen. Was aus dem Adler im Cabinet Napoleon's I., einem wahren Kunſtwerk von Frauenarbeit, das unſere Soldaten deſpectirlich »die ſterbende Krähe« nannten, geworden iſt, weiß ich nicht. Dieſer kaiſerliche Wappenvogel war zuvor der beſondere Stolz der Führer geweſen, welche die Beſucher in dem Schlößchen umherführten, und ſie pflegten zu verſichern, daß Joſephine, um ihrem ſtrengen Gebieter eine Freude zu bereiten, denſelben mit ihrer geſchickten Nadel ganz allein angefertigt habe.«

geführt hatten. Der vorgeſetzte Zweck war erreicht; die vorgeſchobenſten Poſitionen des Feindes, den wir gezwungen hatten, beträchtliche Streitkräfte zu entwickeln und dem Feuer unſerer Artillerie ſich auszuſetzen, waren genommen worden. Dies mußte genügen. Die Affaire unſererſeits weiter zu treiben, wäre möglich, aber ſchwerlich erſprießlich geweſen. Konnten wir wirklich glauben, mit 10,000 Mann junger Soldaten die feindlichen Linien zu durchbrechen und wie eine Lawine über das große Haupt-Quartier in Verſailles hereinzuſtürzen. Ich meine, nein! Es mußte uns genügen, die Verwendbarkeit unſerer jungen Soldaten erkannt und dieſelben für größere Unternehmungen vorbereitet, beziehungsweiſe ermuthigt zu haben. General Trochu erließ, wie herkömmlich, einen Tagesbefehl. Er lautete:

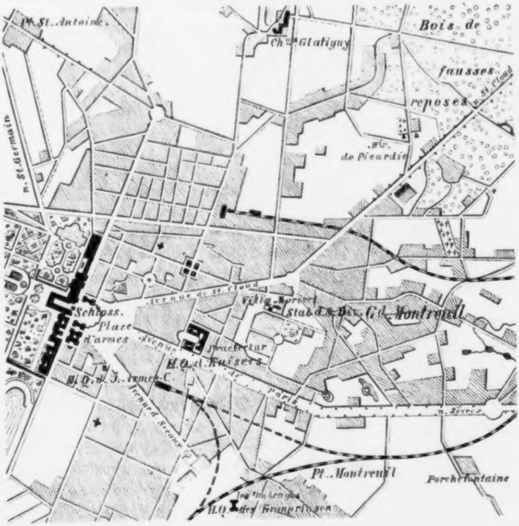
»Der Gouverneur beglückwünſcht das XIV. Corps zu der Promptheit, mit der es geſtern ſeine Märſche ausgeführt und ſeine Stellungen eingenommen, nicht minder zu der Entſchloſſenheit, mit der es angegriffen, drittens endlich zu der Ruhe und Ordnung, mit der es, rückkehrend, ſeine Quartiere wiederum bezogen hat. Solche gut geleiteten und gut ausgeführten Operationen ſind es, die eine Truppe für größere Unternehmungen vorbereiten. Eine beſondere Anerkennung ſchulde ich der Artillerie, die kühn dem Feinde entgegenging, in einzelnen Fällen zu kühn. Vom geſtrigen Tage an nimmt das XIV. Corps ſeinen Platz unter den beſten Truppen der Armee der nationalen Vertheidigung ein.«

Verſailles.

(Bis Ende October.)

Am 20. September ſchon war der Kronprinz, am 5. October der König in Verſailles eingetroffen. Seit dieſem Tage umfaßte daſſelbe zwei Haupt-Quartiere und das General-Commando des V. Armee-Corps. Die Zahl der Perſonen, die der eigentlichen Beſatzung der Stadt dadurch hinzugefügt wurde, ging, einſchließlich der Stabswachen, Ordonnanzen und Dienerſchaften, wahrſcheinlich weit über tauſend hinaus. Allein die Zahl der attachirten Prinzen und Fürſten, jeder einzelne wieder von Adjutanten umgeben, war zehn. Dazu die Vertreter des Auswärtigen Amtes (an der Spitze Graf Bismarck), die Intendantur-, Verpflegungs-, Poſt- und Telegraphen-Beamten, die Militair-Bevollmächtigten, die General-Aerzte (Dr. Boeger, Dr. Wilms, Dr. Langenbeck), der Militair-Inſpecteur der freiwilligen Krankenpflege Fürſt Pleß und der mit der Ueberwachung der Stadt betraute Dr. Stieber; eine ganze Armee von theils offiziell zugeſtandenen, theils nur geduldeten Malern, Illuſtratoren und Correſpondenten. Unter jenen nennen wir an dieſer Stelle: Georg Bleibtreu (Berlin) und Mr. Landells von Illuſtrated London News; unter dieſen: Geh. Hofrath L. Schneider, William Ruſſell von der Times, Mr. Skinner von Daily News, Mr. Auſtin vom Standard, Dr. Haſſel (Staats-Anzeiger), Ludwig Pietſch (Voſſiſche Zeitung), Strodtmann, Wachenhuſen, Dr. Kayßler (eine Zeit lang).

Alle Fäden liefen in Verſailles zuſammen, von hier aus wurde nicht nur die Belagerung der Hauptſtadt, ſondern der Krieg überhaupt, militairiſch wie diplomatiſch, geleitet, zuletzt (wir kommen in dem letzten Halbbande dieſes Werkes darauf zurück) war es ſogar die Kaiſerkrone, die König Wilhelm, im Schloſſe zu Verſailles, aus den Händen des geeinigten deutſchen Volkes empfing. An dieſer Stelle begnügen wir uns damit, die Vorgänge in Verſailles während der erſten ſechs Wochen der Belagerung zu ſchildern und theilen dieſen Zeitabſchnitt in eine kleinere Hälfte, vom 20. September bis 5. October, und in eine größere, vom 5. October bis zum 31. Wir geben dieſe Schilderungen in ſelbſtverſtändlich gekürzten und alles ſpecifiſch Militairiſchen nach Möglichkeit entkleideten Briefen, wie ſie in der Epoche bis zum 5. October durch W. Ruſſell, L. Pietſch, Dr. Haſſel, von da ab aber zumeiſt durch Geh. Rath Schneider geſchrieben wurden. Manches, über das wir in voraufgegangenen Capiteln, zumal in dem Capitel: »das V. Corps bis Ende October« ſchon berichtet haben, wird hier noch einmal Erwähnung finden, doch wird dieſe Erwähnung, um Wiederholungen zu vermeiden, entweder eine ganz curſoriſche oder umgekehrt eine ſo eingehende und detaillirte ſein, daß es dem bis dahin nur Angedeuteten erſt zu ſeinem Rechte verhilft. Wir rechnen dahin beiſpielsweiſe alles auf S. 227 bis S. 230 über den Brand von St. Cloud Geſagte.


Pt. St. Antoine
Chau Glatigny
Bois de
fausses
reposes
St. Cloud
n. St. Germain
Mie. de Picardie
Avenue de St. Cloud
Villa Mornet
Stab d. 9. Div.
Gd. Montreuil
Schloss.
Place d'armes
Avenue de Paris
Präfectur
H.Q. d. Kaisers
H.Q. d. 3. Armee C.
Avenue de Sceaux
n. Sevres
Pt. Montreuil
Porchefontaine
H.Q. des Kronprinzen

In Verſailles vom 20. September bis 5. October

Verſailles, 20. September.

Denkwürdiger Tag! Wir rückten heute in Verſailles ein, über gefällte Stämme, friſch angelegte Gräben und aufgeriſſene Chauſſeeſteine hinweg. So weit das Auge reichte, blinkende Bajonette und zu beiden Seiten der Straße Infanterie-Bataillone, die den Kronprinzen mit donnerndem Jubel begrüßten. Wohl mochte dieſem und ſeinen Soldaten das Herz lauter ſchlagen in gerechtem Stolze. Dieſe Jubelrufe angeſichts von Verſailles waren nun die Antwort auf den Ruf »à Berlin«. Mir war als ritt ich im Traume. Vor mir lag eine Avenue alter Bäume, unter deren Schatten ſich ſtattliche Häuſer bargen. In Stein gebauen las ich: »Cavallerie de la Garde, Artillerie de la Garde«, — es waren die Wohnſtätten der Legionen, die einſt der Schrecken und die Herren von Europa geweſen. Als ich das letzte Mal dieſe Avenuen und ihre Kaſernen ſah (es war nach einer großen Heerſchau, die der Kaiſer über ſeine Garden gehalten hatte), da fragte mich ein Franzoſe: »Glauben Sie, Herr, daß es in der Welt noch ähnliche Soldaten giebt?« Ich antwortete ihm: »Wer weiß? ich habe die Preußen bei Königgrätz geſehen.« Ah bah, les Prussiens, war die Antwort und dabei lachte er mir faſt in's Geſicht.

Eine Biegung der Landſtraße brachte uns jetzt bis vor das Thor der Stadt. Der Zollbeamte muſterte uns, als ob er der deutſchen Armee das pflichtſchuldige Octroi abfordern wolle. Männer, Weiber und Kinder ſtanden in Gruppen beiſammen. Es fiel kein Schuß, es tönte kein Ruf, und die Verſailler mochten ſich nicht wenig wundern, den Kronprinzen und ſeinen Stab ſo ſchlicht und ſchmucklos einreiten zu ſehen.

Langſamen Schrittes bewegte ſich der Zug vorwärts, der Präfectur entgegen. Dort ſtand eine Compagnie mit der Capelle eines Regimentes zum Empfange des Kronprinzen bereit, Gensdarmen und Jäger hielten die Zugänge frei und Ulanen bildeten von dem Ende der Rue des Chantiers, quer durch die Avenue de Paris, Spalier bis zur Präfectur. In der Avenue angelangt, warf der Kronprinz einen Blick zu ſeiner Linken nach dem Schloſſe, von deſſen Kuppel die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze wehte; die Infanterie präſentirte unter donnernden Lebehochs das Gewehr, die Trommeln wirbelten und es ſchmetterten die Trompeten; der Kronprinz ritt die Front der Ehren-Compagnie ab und von da in den Hof der Präfectur hinein, woſelbſt er vom Pferde ſtieg und die Begrüßungen ſeines Stabes entgegennahm. Dann zog er ſich in ſeine Gemächer zurück.

Verſailles, 26. September.

Die erſten Tage hier vergingen mit Sicheinrichten, Spazierengehen und vor Allem mit Beſichtigung des Schloſſes. Letzteres iſt zu einem großen Hospitale umgeſtaltet. Als ich das erſte Mal in daſſelbe eintrat, lagen im »Saale der Marſchälle« einige polniſche Soldaten vom 58. und 59. Regiment. Marſchall de Saxe blickte auf einen Baier, der ein Auge eingebüßt hatte, Marſchall Lannes ſchien einen jungen verwundeten Polen aufmerkſam zu betrachten und Marſchall Ney hielt Wache über einen Typhus-Kranken. Aus dem nahezu verödeten Garten kam der Kronprinz die Treppe heraufgeſtiegen, beſuchte die Krankenſäle von einem Ende zum anderen und hatte für jeden der Soldaten ein freundlich Wort. Hierauf beſichtigte er die Capelle und nach dieſer die große Galerie mit den Schlachtenbildern, in welcher der Herzog von Coburg nebſt einigen Herren vom Stabe ſich ihm anſchloſſen. Ein alter, fein ausſehender Caſtellan geleitete den Prinzen in tiefer Ergebenheit, aber ohne alle Servilität.

Vorgeſtern machte oder erneuerte ich hier die Bekanntſchaft einer italieniſchen Gräfin, wenigſtens gab ſie ſich für eine ſolche aus. Es ſei mir geſtattet, den ganzen Hergang, der etwas Apartes hat, zu erzählen. Ich ſaß im Hôtel beim Frühſtück, als eine Dame, deren Geſicht noch Spuren ehemaliger großer Schönheit trug, mich anſprach. »Wie froh bin ich, Sie zu finden. Eine Ewigkeit, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Sie führten mich damals zu Tiſche, Garibaldi war dabei. Sie erinnern ſich doch? Und wie iſt es Ihnen ſeitdem ergangen? In dieſem Tempo ging es fort, ohne daß ich eine Ahnung gehabt hätte, wer die Dame eigentlich ſei. Ich ſtotterte heraus, was man bei derartigen Begegnungen höflich zu ſtottern pflegt. Sie aber unterbrach und trippelte auf den Herzog von Coburg zu, der ebenfalls ein »lieber, alter Freund« von ihr war. Wirklich, ehe dieſer ſich's verſah, hatte ſie ihn ſchon in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt. Sie erzählte Anecdoten, für deren Aechtheit ſie mich unſchuldigen Menſchen zum Zeugen aufrief, und ſprach mehrere Sprachen ſo lebhaft durcheinander, daß ſich bald ein zahlreiches Auditorium um ſie verſammelte. Zum Schluß lud ſie mich auf den folgenden Tag (geſtern) zum Frühſtück nach ihrem kleinen, jenſeits von St. Germain gelegenen Landhauſe ein, das den Namen führt: Maiſon Lafitte.

Wer iſt ſie? fragte ich.

Man nannte mir den Namen einer italieniſchen Gräfin.

Aber was thut ſie hier?

Darauf wußte Niemand beſtimmte Antwort zu geben. Ihrer eigenen Darſtellung zufolge war ſie auf ihrem Landhauſe, gegen ihren Willen, abgeſchnitten worden und bemühte ſich jetzt, zwiſchen ihrem »alten Freunde«

Bismarck und ihrem »allerintimſten Freunde« Jules Favre eine Friedens-Vermittelung zu Stande zu bringen. Dies lautete alles ſehr komiſch. Da aber an Zeit Ueberfluß und an Unterhaltung Mangel war, ſo beſchloß ich der Einladung nach Maiſon Lafitte zu folgen. Graf Seckendorff und Mr. Landells, die ebenfalls invitirt waren, begleiteten mich. Es war eine allerliebſte Villa mit hohem Giebeldach und ſchmalen Fenſtern, dazu mit Treibhäuſern, einem kleinen Teiche, einer Inſel en miniature und einer Dependance im Schweizerſtyl. Mit großer Liebenswürdigkeit wurden wir empfangen. Die Comteſſa führte uns durch das ganze Haus, ſelbſt in ihre Schlafſtube, zeigte uns zwölf Betten mit ſchneeweißen Vorhängen, die ſie (vergeblich) für Verwundete hergerichtet hatte, ſprach von »ce cher Bismarck« und von ihrem Beſtreben Paris zu retten, ſprach von Lablache und der Griſi und zahlloſen anderen »chers amis« und gab uns zum Schluſſe ein ausgezeichnetes Dejeuner, dem ſich zwei Huſaren-Offiziere, ebenfalls »chers amis« der Dame, unerwartet anſchloſſen.

Die Comteſſa war die Liebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit ſelbſt; aber ſelbſt die beiden Huſaren-Offiziere, die ſich, wie ſie uns lachend ſagten, faſt täglich bei ihr zum Frühſtück einſtellten, wußten über ſie nicht mehr als andere zu erzählen. Eine Spionin kann ſie kaum ſein. Was vermochte ſie auch, in ihrem einſam gelegenen Landhauſe, unter den Augen der preußiſchen Gensdarmen, auszuſpüren? Bei ihren franzöſiſchen Nachbarn iſt ſie überdies verhaßt, weil ſie Gaſtfreundſchaft gegen die Eroberer übt.

Heute wurde die Einförmigkeit unſeres Verſailler Lebens durch eine erhebende Feierlichkeit unterbrochen: die Vertheilung eiſerner Kreuze durch den Kronprinzen an eine Anzahl verdienter Offiziere. Auf dem hiſtoriſch berühmten Platze, den die Standbilder von Dugueſclin, Bayard, Turenne, Condé, Maſſéna, Lannes, Mortier und anderer Helden des königlichen und republikaniſchen Frankreichs zieren, ſtand eine große Menge von Offizieren, ringsherum Truppen in Parade. Ueber ſie hinweg ragte die Statue von Louis-le-Grand. Um 10 Uhr erſchien der Kronprinz in Campagne-Uniform unter Begleitung ſeines Stabes, ſchritt gradeaus auf die Statue des franzöſiſchen Königs zu und nahm auf der oberſten Treppenſtufe des Poſtamentes Stellung. Wie er dort ſtand, war gerade der Thorbogen mit der Inſchrift »A toutes les Gloires de France« über ſeinem Haupte ſichtbar. Zu ſeiner Rechten ſtanden die Generale v. Blumenthal, v. Tümpling, v. Kirchbach, v. Voigts-Rhetz (nicht der Commandirende des X. Corps, ſondern der 18. Brigade des V. Corps) nebſt anderen Offizieren; eine Stufe weiter abwärts die Herzöge von Coburg und Auguſtenburg, die Prinzen von Mecklenburg, Würtemberg und Hohenzollern; zu ſeiner Linken wartete ein Dragoner-Offizier, der einen von Lorbeer eingefaßten, mit eiſernen Kreuzen bedeckten Präſentirteller hielt. Trommelſchlag und Trompetenſchall eröffneten die Feier. Hierauf wurde jeder der Offiziere, dem die Ehre des Kreuzes zugedacht war, mit Namen aufgerufen, und an jeden derſelben richtete der Prinz ein freundliches Wort und ſchüttelte ihm die Hand. Zum Schluſſe zog er ſeinen Degen, hob ihn hoch in die Luft und forderte mit lauter Stimme auf, dem Könige drei Lebehochs zu bringen. Es war eine unbeſchreibliche Scene. Und unbeſchreiblich war auch der Jubelruf der Truppen. Selbſt die armen verwundeten Burſchen in den vergoldeten Gemäldeſälen daneben erhoben ſich, wie mir verſichert wurde, von ihren Schmerzenslagern, um, ihr eigenes Leid vergeſſend, einzuſtimmen in den allgemeinen Jubel. Noch brachte ein General drei Lebehochs auf den Kronprinzen aus, und von Neuem rollte der Donner der Stimmen durch den Schloßhof. Dann ſtieg der Kronprinz die Treppenſtufen hinab, — die Feier war vorüber.

Verſailles, 30. September.

Die Recognoscirungen, die vom Haupt-Quartier aus unternommen werden und denen der Kronprinz, meiſt in Begleitung des General-Lieutenants v. Blumenthal, bald mit größerem, bald mit kleinerem Gefolge die lebhafteſte perſönliche Theilnahme widmet, erſtrecken ſich an dem ſüdlichen Bogen der Seine, bei Marly, entlang gegen das Fort du Mont Valerien, von hier aus, dem Lauf der Seine bis zu ihrem Eintritt in die Stadt folgend, über St. Cloud und Sèvres, dann, ſich rechts wendend, gegen die Forts von Billancourt, Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Villejuif, die der Feind noch behauptet und gehen endlich in die vom Feinde bereits geräumten Stellungen bei Créteil über. Den wichtigſten Mittelpunkt dieſer Beobachtungslinie bildet, außer dem von den Baiern occupirten Fort bei Moulin la Tour, der Park von St. Cloud. Die Straße, die von Verſailles nach dem Lieblingsſchloß Napoleon's I. und Napoleon's III. führt, erhebt ſich in raſcher Steigung zu einem ſchmalen, von waldigen Bergwänden eingeſchloſſenen Plateau. Sie mündet zunächſt in den kleinen Ort Ville d'Avray (1100 Einwohner), der aus einer einzigen, einen Kilometer langen Straße von Sommerhäuſern der reichen Pariſer Geſchäftswelt beſteht. Paſſirt man dieſen Ort und ſchlägt dann, ſtatt die gerade Richtung auf das Schloß von St. Cloud zu verfolgen, einen Seitenweg ein, der gleich hinter Ville d'Avray in den Wildpark ablenkt, ſo gelangt man, etwa 1200 Schritt von der Chauſſee entfernt, an einen freien Punkt über der Seine, vor dem ſich, im weiteſten Panorama, der ganze ſüdliche und weſtliche Theil von Paris mit ſeinen Vorſtädten ausdehnt. Wo hier das Plateau an einem Abhang hervorſpringt, ſteht ein Bauwerk, das ſich längere

Zeit, in der Epoche vor dem erſten Kaiſerthum bis zur Abdankung Carl's X., einer beſonderen Popularität erfreute. Die Volksſprache giebt ihm den Namen: »Laterne des Diogenes« (Lanterne de Diogène). Es iſt ein ſchlanker, thurmartiger Bau von Mauerſteinen mit weißer Umkleidung, etwa 40 Fuß hoch, auf der Spitze von einem Pavillon gekrönt, deſſen Dach durch ſechs ſchmale Säulen aus Terra cotta getragen wird. Das Original dieſes Monumentes war ein griechiſches Bildwerk, das ſich noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Athen vorfand und über deſſen Urſprung bis heute geſtritten wird. Es wurde an Ort und Stelle bezeichnet als »la Lanterne de Démosthène«, erhielt aber, als die Nachbildung auf Geheiß des erſten Conſuls in St. Cloud aufgeſtellt wurde, den vorerwähnten Beinamen.

Die Ueberſicht, die man von dieſer Stelle hat, reicht von der Vorſtadt Boulogne bis an die Höhenzüge des Montmartre. Der Dom der Invaliden, die verſchiedenen Thürme von Paris, das Siegesthor, das Bois de Boulogne ragen deutlich hervor. Was die Abholzung der nächſtgelegenen Waldungen anbetrifft, ſo darf man ſich von ihnen, trotz der Edicte des Generals Trochu, keine übertriebenen Vorſtellungen machen. Das Gehölz von Boulogne iſt, bis zu dieſer Stunde wenigſtens, faſt unverſehrt erhalten; es zeigt nur einige Lichtungen, die zur Aufſtellung von Batterieen beſtimmt ſind. Sonſt dient es in ſeiner ganzen Ausdehnung einem großen Theile der franzöſiſchen Beſatzungstruppen als Feldlager. Man bemerkt vom dieſſeitigen Seine-Ufer, wie die Mobilgarden hier ihre Schießübungen halten, man hört die Signale, welche die verſchiedenen Truppengattungen zuſammenrufen, man ſieht nicht ſelten größere Corps ſich zum Manöver formiren, die Feuerreihen, die mit einbrechender Finſterniß aufſteigen, deuten die Bivouacs an, die in großer Anzahl durch das Gehölz vertheilt ſein müſſen.

Ein außerordentlich reges Treiben herrſcht auf der Gürtelbahn vor Paris, deren hochliegende Dämme von allen Seiten zu überſchauen ſind. Sie vermittelt die Communication zwiſchen der inneren Stadt und den Forts. Am 27. und 28. September war es erſichtlich, wie der Feind bedeutende Maſſen regulairer Truppen und Mobilgarden von ſeinem Centrum in die Außenſtellungen warf. Soweit dieſe militairiſche Bewegung ſich auf der Südſeite vollzog, hatte ſie die überwiegende Direction gegen die Forts von Iſſy und Montrouge. Dies legte die Vermuthung nahe, daß die Leiter des »Comité de la défense nationale« es auf einen Angriff gegen unſere Südweſt-Linie abgeſehen hätten. Die Truppen in Verſailles und Umgegend wurden daher an beiden Tagen alarmirt: ein Theil befand ſich in feldmäßiger Ausrüſtung, mit zurückgelaſſenem Torniſter, bereits auf dem Vormarſch gegen die Poſten der Avantgarde, als man ſich an Ort und Stelle überzeugen konnte, daß der Feind das, was wir erwarteten, nicht zur Ausführung brachte. [Er bereitete in dieſen Tagen den Angriff gegen Chevilly vor, der (ſ. S. 156) in der That am 30. September erfolgte.]

Für unſere Soldaten haben übrigens die Strapazen ſeit dem Eintritt der Cernirung von Paris nicht nachgelaſſen. Die Arbeiten, welche die Belagerung erheiſcht, ſtellen an ihre Kräfte Tag und Nacht ſtrenge Anforderungen. Angeſichts des Häuſermeeres der großen Hauptſtadt liegen ſie nur zum kleinen Theile in feſten Cantonnements, die größere Maſſe in freien Bivouacs, auf den Straßen und Plätzen der Dörfer oder Vorſtädte, in den Replis der Waldungen. Die charakteriſtiſche Unruhe des Feindes erhält ſie in ſtetem Athem. Freilich ſind die Gründe für die große Lebhaftigkeit, mit der man franzöſiſcherſeits von den Vorpoſtenſtellungen aus Feuer giebt, bisweilen rein äußerlicher Natur. So hat man bemerkt, daß an einzelnen Stellen des jenſeitigen Kriegslagers ein beſonders eifriges Treiben in den Nachmittagsſtunden herrſcht, wo die Offiziere der regulairen Truppen wie der Mobilgarden ihre Beſuche aus der Stadt empfangen, denen ſie dann, mehr zu ihrem Vergnügen, als nach einem wohlangelegten taktiſchen Plan, die Wirkung ihrer Geſchütze zeigen wollen. Es ertönt nicht ſelten während dieſer Tageszeit ein ſo heftiges Gewehr- und Granatfeuer, daß es ſcheinen könnte, als wäre ein ernſter Kampf an den Vorpoſtenlinien entbrannt. Bei einer Armee, die mit geringerer Vorſicht geleitet wird, als dies bei der deutſchen der Fall iſt, könnte ein ſolches Maſſenfeuer leicht erheblichen Schaden anrichten: unter den jetzigen Umſtänden bleibt es faſt wirkungslos.

Verſailles, 1. October.

Geſtern unternahm das Vinoy'ſche Corps, wie wir ſeitdem aus den Ausſagen der Gefangenen wiſſen, einen Ausfall gegen Chevilly, Thiais und Choiſy-le-Roi; auch gegen die von unſerem V. Corps beſetzte Sèvres-Schanze. Man brachte ſchon um 8 Uhr früh einige hundert Zuaven, Franctireurs und Mobilgarden ein. Etwa in der Stärke eines Bataillons hatten ſie ſich gegen die eben genannte Schanze vorgewagt; Keiner kam wieder über die Seine zurück, es ſei denn, er wäre ein guter Schwimmer geweſen. Trotz des wüthenden groben Geſchützfeuers aus dem Fort und den Kanonenbooten, wurden ſie Alle abgefangen oder in den Fluß getrieben. Auch von den Nachbarforts ward eine ſtarke Kanonade unterhalten.

Luftballons ſteigen tagtäglich; es iſt das nicht nur Communications-Mittel mit den Provinzen, ſie verkehren dadurch auch mit uns, und ſandten uns erſt vorgeſtern wieder ganze Packete alberner Proclamationen »An die Deutſchen«. Sie drohen übrigens noch fortwährend mit ihren Minen, und daß dieſe wirklich vorhanden, iſt namentlich von Meudon aus beobachtet worden. Man bemerkt namlich, daß die Franzoſen, in ihren Bewegungen am jenſeitigen Ufer, immer ganz beſtimmte, durch keine Nothwendigkeit vorgeſchriebene Wege nehmen und gewiſſe Richtungen auf's Sorgfältigſte vermeiden. Natürlich wird von unſerer Seite davon Notiz genommen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir hier auf Vulcanen wandeln; indeß haben wir deren einzelne ſchon gefunden und ſind anderen auf der Spur. Wahrſcheinlich iſt auch, daß ſie bei ihrer ſchleunigen Flucht mit den Zündfäden nicht ſo ganz in Ordnung gekommen.

Vorgeſtern wurde in Verſailles der Redacteur der Gazette verhaftet. Mit einer beiſpielloſen Frechheit brachte dieſes Blatt, unter den Augen der preußiſchen Behörden, die größten Schmähungen gegen Deutſchland und die deutſchen Truppen. Dem zweiten hier erſcheinenden Blatt, der »Union Liberale«, hat man die Politik unterſagt. Daſſelbe beſchäftigt ſich alſo nur mit Communal-Angelegenheiten. Mit welchen Phraſen dieſe Blätter ihr Publikum tröſten! Da ſchreibt z. B. das Verſailler Journal beim Anblick eines Luftballons: »Es war, als ſchwebe der Engel Frankreichs über dem Vaterland.«

Wie das überall geſchieht, ſo ſcheint auch die Geſellſchaft von Verſailles allmälig ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Man ſieht bereits elegante Toiletten in den Straßen: Alles kommt nach und nach aus ſeinem Verſteck heraus; der Commandant von Verſailles, General v. Voigts-Rhetz, läßt es nicht an beruhigenden Aufforderungen fehlen, welche das Vertrauen wieder herſtellen.

Verſailles, 3. October.

Am 30. September (Gefechtstag von Chevilly und Choiſy le Roi) hatte ſich der Kronprinz, von Verſailles aus, zum Könige nach Ferrières begeben; nach kurzem Verweilen im Großen Haupt-Quartier kehrte er von dort zurück und muſterte bei dieſer Gelegenheit die im Bereich der ſüdlichen Cernirungslinie aufgeſtellten Truppenkörper. So auch, vom General v. Hartmann empfangen, Abtheilungen des II. baieriſchen Corps und zwar an derſelben Stelle, wo am 19. September (Gefecht bei Chatillon) die Diviſion v. Walther in das Gefecht unſerer 18. Brigade, Regimenter 7 und 47, eingegriffen hatte. Eiſerne Kreuze wurden vertheilt. In einer Anrede an das verſammelte Offizier-Corps drückte der Kronprinz der Tapferkeit der Baiern ſeine wärmſte Anerkennung aus und hob beſonders die Wichtigkeit der Waffenbrüderſchaft zwiſchen den nord- und ſüddeutſchen Armeen als eines weſentlichen Momentes für die politiſche Einigung unſeres Vaterlandes hervor.

Geſtern, am 2. October, war Feldgottesdienſt im Park von Verſailles. Nach demſelben verweilte der Kronprinz längere Zeit im Schloſſe, beſonders in dem hier inſtallirten Atelier des Hiſtorienmalers Bleibtreu, der augenblicklich mit der Skizze zu einem größeren Bilde: »Empfang des franzöſiſchen Abgeſandten Generals O'Reille durch König Wilhelm auf der Höhe vor Sedan« beſchäftigt iſt. Der Kronprinz ſchenkt den Sammlungen des National-Muſeums und der ſorgfältigen Ueberwachung derſelben fort und fort das eingehendſte Intereſſe. Auf ſeinen Befehl ſind bereits einige Gemälde, welche die franzöſiſche Verwaltung vor dem Einrücken der Preußen aus den Sälen entfernt hatte, z. B. die großen Schlachtenbilder von Horace Vernet, darſtellend Belagerung und Einnahme von Conſtantine (1837), wieder aufgeſtellt worden. Für die Tendenz, mit der man bei der Entfernung der Bilder franzöſiſcherſeits verfuhr, zeugt übrigens das, daß auf Geheiß des Vertheidigungs-Ausſchuſſes zwei Gemälde, die den »Saal von 1806« ſchmückten, »Napoleon am Sarge Friedrich's II. in der Garniſonkirche von Potsdam« und »das Schlachtfeld von Jena« nach Paris gebracht wurden. So ſcheint man auch mit künſtleriſchen Eindrücken in der Hauptſtadt das Gedächtniß an die glorreichen Erinnerungen rege halten und den Kriegsmuth einer ungeübten Truppe beleben zu wollen.

Heute, am 3. October, ließ der Kronprinz, in den Vormittagsſtunden, auf der Ebene von Satory, dem gewöhnlichen Uebungsfeld der franzöſiſchen Garniſon von Verſailles, am Südweſt-Ende der Stadt, eine Cavallerie-Diviſion Revue paſſiren. Die meiſten Regimenter waren nicht vollzählig, da einzelne Schwadronen zu Recognoſcirungsritten entſendet waren. Die Truppen ſtellten ſich nach der Parade im Halbkreis auf der weiten Ebene auf, abgeſeſſen, die Pferde am Zügel, während die Offiziere ſich im Centrum um den Kronprinzen ſammelten. Dieſer drückte ſeine Freude darüber aus, daß es ihm vergönnt ſei, die Truppen der Diviſion begrüßen zu können. Er dankte den Offizieren für ihre Bravour; ſie hätten auf dem Schlachtfelde mehr als ihre Schuldigkeit gethan.

Die Revue endete um 11 Uhr und der Kronprinz begab ſich mit ſeinem Gefolge nach dem neuen Haupt-Quartier der III. Armee, das ſich dicht vor der Stadt, am Südoſt-Ende derſelben, befindet. Es beſteht aus einer geſchmackvollen Villa, die für den Kronprinzen, den General-Lieutenant v. Blumenthal und die perſönlichen Adjutanten eingerichtet iſt, und aus mehreren kleinen, zwiſchen ſchattigen Parkanlagen vertheilten Nebengebäuden. Die Beſitzung gehört der Frau Walther-André, die hier in ländlicher Zurückgezogenheit den franzöſiſchen und deutſchen Proteſtanten von Verſailles und Umgegend ein Aſyl für ihren Gottesdienſt errichtet hat. An das Wohnhaus des Pfarrers reihen ſich mehrere Betſäle, in denen an jedem Sonntage während der Friedenszeit franzöſiſch und deutſch gepredigt wird. In einem dieſer mit zahlreichen Bibelſprüchen geſchmückten Räume iſt augenblicklich das

Bureau des Ober-Commando's der im Süden von Paris ſtehenden III. Armee etablirt.

Verſailles vom 5. bis 15. October.

Verſailles, 5. October.

Heute, am 5. October, iſt das Große Hauptquartier, und mit ihm König Wilhelm ſelbſt, von Ferrières*) aus hier eingetroffen. Es liegt etwas von weltgeſchichtlichem Verhängniß darin, daß dieſer Einzug gerade am heutigen Tage erfolgte. Am 5. October Abends, im Jahre 1789, war es, als die tumultuariſchen Volksmaſſen von Paris nach Verſailles zogen, vor das Schloß Ludwig's XVI., um am nächſten Tage den König und ſeine Gemahlin nach Paris zu entführen. Es war das Ende der alten Ordnung in Frankreich. Da wo dieſer lärmende Zug zum letzten Male vor ſeinem Einfall in die inneren Räume des königlichen Palaſtes Halt machte, an der »Rue des Chantiers«, an deren Endpunkt das Gebäude der National-

---

*) Der König war 16 Tage lang, vom 19. September bis 5. October, im Schloſſe zu Ferrières geweſen und hatte die beſtimmteſten Weiſungen gegeben, alles Rothſchildſche Eigenthum aufs ſorglichſte zu ſchonen. Selbſtverſtändlich wurde nach dieſen Weiſungen verfahren. Dennoch empfing die Marquiſe de Mouſtier einen Brief aus Paris (Wohnungsangabe: Place de la Madelaine 20) in dem es hieß: »Bei uns in Ferrières verlangten die Preußen Faſanen. Rothſchild erzählt mir eben, daß ſie bei ihm welche gehabt hätten, daß ſie aber den Intendanten hätten abſtrafen wollen, weil ſie nicht getrüffelt geweſen wären.« — Dieſe in Verſailles zufällig bekannt werdende Briefſtelle erfuhr ſpäter in der Kölniſchen Zeitung, und zwar erſichtlich aus beſter Quelle her, eine Zurechtweiſung. Es heißt darin ſehr treffend: Für Jeden, der den Königlichen Haushalt in Ferrières geſehen hat, war der Eindruck der ungewöhnlichen Einfachheit deſſelben und der ſorgfältigſten Schonung alles Rothſchildſchen Eigenthums in einer Weiſe vorwiegend, daß Vergleichungen über die Behandlung des Beſitzes dieſes Millionairs, der beſchützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den nothwendigen Kriegsleiden des ärmeren Mannes wehmüthig ſtimmen konnten. Seine Majeſtät geſtattete in der Auffaſſung, daß die Königliche Gegenwart Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einſchließlich der Faſanen, jagdmäßig beſchoſſen wurde, ſo lange der Königliche Aufenthalt dauerte. Der Baron Rothſchild, früher preußiſcher General-Conſul in Paris, der ſich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieſes Amtes in einer wenig höflichen Weiſe entledigte, hatte nicht einmal ſo viel Lebensart gehabt, ſich während der ganzen Anweſenheit des Königs in Ferrières ein einziges Mal nach den Bedürfniſſen ſeines hohen Gaſtes erkundigen zu laſſen, und keiner der deutſchen Bewohner von Ferrières kann ſagen, daß er, auch nur mit einem Stück Brod, die Gaſtlichkeit des Eigenthümers genoſſen hätte, deſſen Vorbeſitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Francs hinterließ. Sollte Baron Rothſchild wirklich gegen irgend Jemand die in dem Briefe verzeichnete lügenhafte Klage ausgeſprochen haben, ſo können wir ihm nur wünſchen, daß er nach der Königlichen Hofhaltung Einquartierung bekommen haben möge, die ihn den Unterſchied zwiſchen den beſcheidenen Anſprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher Einquartierung empfinden ließ, ſoweit dies bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich iſt. (Es war auch eine Baronin Rothſchild, die ſich ſpäter, im Winter 73 auf 74, durch ihr Benehmen gegen den Botſchafter Grafen Arnim mißfällig machte.)

Verſammlung ſich befand, — an derſelben Stelle harrten heute bei heranbrechendem Abend eine Anzahl deutſcher Fürſten, etwa 300 Offiziere und einige Abtheilungen der deutſchen Armee, um ihrem oberſten Feldherrn ein jubelndes Willkommen zuzurufen.

Der Kronprinz war dem Könige, über Villeneuve St. Georges und die Schiffbrücke hinaus, noch eine Strecke Weges auf dem rechten Seine-Ufer mit ſeinem Stabe entgegengeeilt. Auf allen Wegen, die der König paſſiren mußte, empfingen ihn die Truppen mit begeiſterten Zurufen. Die Baiern wetteiferten in der Herzlichkeit des Empfanges mit den Preußen. Der König fuhr zuerſt nach Villeneuve le Roi, der Kronprinz zu Pferde neben ſeinem Wagen. Nachdem eine kurze Zeit geraſtet und das Frühſtück eingenommen, verließ der König den Wagen, machte den Ritt um die ſämmtlichen Bivouacs und gelangte ſchließlich nach Chatenay, wo der Empfang von Seiten des Generals v. Hartmann ſtattfand. Von Chatenay an wurde die Route bis Verſailles wieder zu Wagen zurückgelegt. Gegen 5 Uhr waren die Truppen von Verſailles mit ihren Fahnen und Muſik-Corps vor der Präfectur in der »Avenue de Paris« in Reih und Glied geordnet. Am Platze ſtanden die Infanterie-Regimenter 58 und 59, dann 4. Dragoner und Mannſchaften von der Artillerie des V. Corps. Eine Abtheilung Infanterie hielt die Straße von Paris vor der Präfectur für den übrigen Verkehr geſchloſſen; die Hauptmaſſe der Truppen aber ſtand auf dem breiten Fahrwege dieſer Straße, in der Richtung gegen das Schloß und in der »Rue des Chantiers«, die gegenüber von der Präfectur ausläuft. Die Truppen nahmen die Weſtſeite ein, während die Oſtſeite frei blieb für das Publikum der Stadt, das ſich zahlreich eingefunden hatte. Auch die in Verſailles wohnenden Engländer ſtellten ein anſehnliches Contingent zu der Zuſchauermenge.

Vor dem Gitter der Präfectur erwarteten die Offiziere vom Stabe der III. Armee, des V. Corps und der Cavallerie-Diviſion die Ankunft des Königs. Den Vordergrund nahmen die deutſchen Fürſten ein: der Herzog von Coburg, die Herzöge Eugen, Wilhelm und Maximilian von Würtemberg, der Erbprinz von Hohenzollern, die Erbgroßherzöge von Weimar und Mecklenburg, der Herzog von Auguſtenburg; die Generale v. Kirchbach, v. Sandrart, v. Voigts-Rhetz, General-Lieutenant Herkt von der Artillerie des Ober-Commando's der III. Armee und General Schulz vom Ingenieur-Corps, der würtembergiſche General v. Baumbach, der würtembergiſche Militair-Bevollmächtigte Oberſt v. Faber du Faure, der baieriſche Major Freyberg, der engliſche Oberſt Walker ꝛc.

Gegen halb 6 Uhr trafen die erſten Wagen vom Hofſtaat ein. Der Bundeskanzler Graf v. Bismarck, der General Freiherr v. Moltke, der Kriegs-

Miniſter v. Roon hatten Verſailles ſchon im Laufe des Nachmittags erreicht. Um 6 Uhr ſignaliſirte ein vorausgeſandtes Piquet Ulanen, von der Bedeckungs-Mannſchaft des kronprinzlichen Hauptquartiers, die Annäherung des Zuges. Die Menge bewahrte während des Einzuges eine achtungsvolle Haltung; die lauten Hochs und Hurrahs, die von allen Truppenlinien dem Wagen des Königs immer um einige Hundert Schritt voraus entgegenſchollen, verfehlten nicht, bei den Franzoſen einen imponirenden Eindruck hervorzurufen. Der Kronprinz ſaß zur Linken ſeines Vaters. Noch vor dem Gitter der Präfectur und ehe die Pferde ſtill hielten, erhob ſich der König, begrüßte die Offiziere und verließ demnächſt, von der anſtrengenden Fahrt (9 Meilen) augenſcheinlich nicht im geringſten ermüdet, den Wagen. Er ging ſodann an der Ehrenwache des 58. Regiments entlang,*) reichte dem Commandanten von Verſailles, General v. Voigts-Rhetz, und den übrigen Generalen die Hand und wandte ſich an die Fürſten, die er einzeln begrüßte. Erſt nach längerem Geſpräch mit den baieriſchen und preußiſchen Offizieren zog er ſich in die Präfectur zurück, die er bereits nach 7 Uhr wieder verließ, um den Abend beim Kronprinzen, im Kreiſe der Offiziere der III. Armee, zuzubringen.

Verſailles, 7. October.

Geſtern Abend war großer Zapfenſtreich. Nach 8 Uhr bewegten ſich, vom Waffenplatze aus, über die Avenue von Paris bis vor die Präfectur die Muſik-Corps von vier Regimentern. Freiwillig ſchloſſen die Truppen ſich an, rechts und links nach dem Takte der Muſik marſchirend. Die Soldaten füllten mit den Offizieren den Vorhof der Präfectur, der von einem vergoldeten Gitter eingeſchloſſen wird, und ſtanden in weitem Kreiſe auf dem Platze vor demſelben. Man ſpielte die Volkshymne, das Preußenlied, den Düppelmarſch, die Wacht am Rhein. Nachdem die Serenade beendet, zogen die Truppen über den Waffenplatz bis dicht an das Schloß Ludwig's XIV. Hier gaben die Tambours ihren Wirbeln die äußerſte Kraft, als ob die Marſchälle von Frankreich aus ihrem Todesſchlaf gerüttelt werden ſollten.

Am Ende des Zapfenſtreiches nahmen die Soldaten ihre Helme ab, was die Neugier der Franzoſen erregte. Sie fragten, was das zu bedeuten habe. Man ſagte es ihnen. »Oh, comme ils sont pieux«, riefen die Frauen; die Männer aber murmelten: »voilà une armée«, ſchoben den Hut tiefer in's Geſicht und gingen nachſinnend davon.

---

*) In einem anderen Bericht heißt es: Die Rüſtigkeit, mit welcher der König ſich an der Front herab bewegte, ſchien die Franzoſen beſonders zu frappiren und man hörte ſie ihr Erſtaunen darüber ausſprechen. »Quel beau vieillard!« ſagten einige, »il n'est pas mal!« andere. »Enfin il faut se ranger«, murmelte einer, auf den die ſtramme Haltung und Unbeweglichkeit unſerer Soldaten unterm Gewehr, die Präciſion ihrer Griffe mit der Waffe und der ebenſo feſte als elaſtiſche Marſch derſelben einen Eindruck gemacht hatten.

Verſailles, 8. October.

Vorgeſtern, am 6., hat der König das im hieſigen Schloſſe eingerichtete große Lazareth beſucht, welches für 700 Verwundete, deutſche und franzöſiſche Soldaten, eingerichtet worden iſt. In den weiten, luftigen Sälen des Rez de Chauſſee und des erſten Stockwerkes genießen die Verwundeten jedes Comforts, der ihnen überhaupt zu verſchaffen iſt. Die mit den berühmten hiſtoriſchen Portraits und Bildern »de toutes les gloires de la France« bedeckten Wände ſind über Manneshöhe mit Brettern verſchlagen, ſo daß denſelben kein Schaden geſchehen kann und die Hauptbilder doch ſichtbar bleiben. Der König ſah vorgeſtern nur einen Theil des Lazareths und verhieß, unter Anerkennung der getroffenen Einrichtungen, einen baldigen abermaligen Beſuch. Bei dem überaus ſchönen ſonnenwarmen Herbſtwetter waren alle Thüren und Fenſter nach der Gartenſeite hinaus geöffnet, und ein großer Theil der Leichtverwundeten hatte ſich im Freien gelagert, während die Reconvalescenten ſich auf der oberſten Terraſſe ergingen.

Da ſich ſchon am Morgen das Gerücht verbreitet hatte, daß bei Gelegenheit dieſes erſten Beſuches im Verſailler Schloß auch die großen Waſſer im Park ſpringen würden, ſo hatten ſich alle Generale, Offiziere und Beamte der beiden Hauptquartiere auf der großen Terraſſe verſammelt, und viele Einwohner von Verſailles benutzten dieſe Gelegenheit, um den König und alle berühmten Perſonen ſeiner Umgebung zu ſehen. Zum erſten Male, ſeit dem Eintritt der deutſchen Armeen in Frankreich, ſah man wieder gutgekleidete Damen, wie denn überhaupt Verſailles ſich durch eine ruhige und gefaßte Haltung auszeichnet. Es ſind allerdings auch hier viele und zwar die wohlhabendſten Familien geflohen und vieles koſtbare Gut iſt nach Paris hinein geſchafft worden; aber der allgemeine Refrain lautet jetzt: »hätten wir das gewußt«, ſo würden wir unſer beſtes Eigenthum nicht dem Bombardement von Paris ausgeſetzt haben.

Mit dem Schlage 2 Uhr trat der König, nur von dem dienſtthuenden Flügel-Adjutanten v. Lucadou begleitet, aus dem Rez de Chauſſee des Schloſſes in den Garten und begab ſich an den Rand der Terraſſe nach der großen Treppe, wo nun, in allen Theilen des ſo ausgedehnten Parkes, die Fontainen angelaſſen wurden, was in dem hellen Sonnenſchein einen ungemein prächtigen Anblick gewährte. Der oberſte Beamte des Gartens war gegenwärtig und erklärte auf Befragen die einzelnen Fontainen und Gruppen, begleitete auch den König auf der Promenade durch die ſchattigen Bosquets, in denen (dem erſten Blick von der Haupt-Terraſſe aus verſteckt) die verſchiedenen Waſſerkünſte in voller Thätigkeit waren. Die Verwunderung des franzöſiſchen Publikums war groß, den König ſo ganz ungenirt mitten unter ihnen umhergehen zu ſehen, und das Ganze mag Vielen wie ein Traum erſchienen ſein.

Der König von Preußen als Sieger in Verſailles, vor den Thoren der umlagerten Hauptſtadt, und das Alles wie bei einer feſtlichen Veranlaſſung!

Es war zwar für ein Muſik-Corps geſorgt worden; der König befahl aber, daß keine Muſik gemacht werden ſollte, da die Verwundeten im Schloſſe dadurch geſtört werden könnten. Nachdem die Promenade durch den Park beendet worden war, beſtieg der König den Wagen, um nach Trianon zu fahren, welches zu Verſailles gehörende Luſtſchloß beſichtigt wurde. Um 4 Uhr kehrte man nach der Stadt zurück, und bald darauf begann die Tafel, zu welcher alle in Verſailles gegenwärtigen Fürſtlichkeiten eingeladen worden waren.

Ich füge, frühere Angaben theils beſtätigend, theils erweiternd, dieſen Zeilen noch das Folgende hinzu: der König wohnt in der Präfectur, der Kronprinz in der Villa aux Ombrages, Graf Bismarck in dem Hauſe des Herrn Jeſſe. Prinz Karl von Preußen hat Wohnung im Hauſe des Prince de la Moscowa bezogen, die fürſtlichen Perſonen in derſelben Stadtgegend.

Verſailles, 9. October.

Obgleich die Iſolirung von Paris eine vollſtändige iſt, ſo erfährt man doch, — allerdings auf Umwegen, — Mancherlei über die in der Stadt herrſchenden Zuſtände, theils aus den durch Luftballon*) und Brieftauben nach verſchiedenen Richtungen hin ausgeſandten Briefen, theils durch Leute, die ſich bei den Vorpoſten melden und um Durchlaß nach ihrer Heimath bitten. Die Kanonade, von den Forts und Wällen aus, dauert mittlerweile fort und ſcheint lediglich dazu beſtimmt, die aufregungsbedürftigen Pariſer glauben zu machen: es geſchähe da draußen wirklich etwas. Aber ſeit dem Gefecht am 30. September (gegen das VI. Corps) hat nichts ſtattgefunden, das, nach der militairiſchen Seite hin, nennenswerth wäre.

---

*) Die Luftballons ſpielten unzweifelhaft eine Rolle in der Belagerung von Paris, und nicht zu unterſchätzende Vortheile ſind ſeitens der Franzoſen daraus gezogen worden. Andererſeits iſt ebenſo wenig in Abrede zu ſtellen, daß man mehr daraus gemacht hat, als vor der Wahrheit und ſelbſt vor dem geſunden Menſchenverſtande beſtehen kann, was ſich aus folgender Geſchichte ergeben mag, die wir einem belgiſchen Blatte, dem »Nouvelles du Jour«, entnehmen. »Nadar, der kühne Luftſchiffer, verließ Tours um 6 Uhr Morgens und war um 11 Uhr in Sicht von Paris, etwa 3000 Metres über dem Fort von Charenton. Zur ſelben Zeit wie der »Intrepide« (dies iſt der Name von Nadar's Ballon) erſchien ein zweiter Ballon am Horizont von Paris. Man ſah, wie Herr Nadar eine mächtige Fahne mit den nationalen Farben aufſteckte. Gleich darauf wehte von der Gondel des anderen Ballons ebenfalls die Nationalflagge. »Das iſt Durouff!« erſchell es aus der Garniſon des Forts, und kräftige Hurrahs begrüßten die beiden ſich nähernden Aeronauten. Plötzlich, als ſie nur noch eine kurze Strecke von einander entfernt waren, hörte man einen lauten Knall in der Luft, dem eine Reihe von Detonationen folgte. Man hielt dieſelben Anfangs für Freudenſchüſſe oder eine ähnliche Demonſtration, bis man bemerkte, wie Nadar in das Netzwerk ſeiner Gondel kletterte und ſich dort angeklammert hielt. Während dieſer Zeit fuhr der andere Aeronaut fort auf den Ballon Nadar's zu ſchießen. Der »Intrepide« begann ſchnell abwärts zu gleiten und die Zuſchauer wurden inne, daß ſich dort oben etwas Abſonderliches zutrage. In dieſem Augenblicke ward auch die franzöſiſche Nationalfahne auf dem Nachbarballon eingezogen, und ſtatt ihrer erſchien eine ſchwarz-weiße. Alles war damit erklärt. »Verrath! Es iſt ein preußiſcher Ballon! Er hat auf den »Intrepide« geſchoſſen!« erſchell es aus dem franzöſiſchen Publikum. Man glaubte Nadar verloren. Man ſah ihn ſchnell in ſeine Gondel herabſteigen, während der Ballon faſt die Erde erreichte. Indeſſen wirft er ſeinen Ballaſt aus und ſteigt vermöge

Vorgeſtern hat der König, in Begleitung des Kronprinzen, des Großherzogs von Sachſen, der preußiſchen Prinzen Karl und Adalbert, ſowie aller fürſtlichen Perſonen des Haupt-Quartiers, das V. Armee-Corps in ſeinen Aufſtellungen gegen Paris beſichtigt. In St. Germain en Laye nahm der König im Pavillon ein Frühſtück ein, während deſſen der Mont Valerien luſtig Granaten warf, die indeſſen wirkungslos in der Luft platzten. Vielleicht war gerade Damenbeſuch in dem ſo drohend ausſehenden Fort, deſſen bedeutende Höhe die ganze Gegend dominirt! Beantwortet wurde dies unnütze Kanonieren von preußiſcher Seite nicht. Der König beſichtigte bei dieſem Beſuch in St. Germain das Schloß ſelbſt, auch den in der Reſtauration begriffenen Theil deſſelben, in welchem das neuerdings ſo berühmt gewordene Muſeum der Ausgrabungen römiſch-galliſcher und keltiſcher Alterthümer ſich befindet. Kaiſer Napoleon III. hatte eben ſo viel Vorliebe, als Verſtändniß für dieſe Antiquitäten, welche er für ſein Werk: »la vie de César« benutzte. In dieſen Reſtaurationen that er ſich überhaupt hervor; ich erinnere nur an ſeine Herſtellung des feſten Schloſſes Pierrefonds, ein Meiſterſtück reſtaurirender Architektur. Die Beſichtigung ſo vieler hiſtoriſch merkwürdiger Gegenſtände verzögerte die Rückkehr des Königs nach Verſailles bis 6 Uhr.

Verſailles, 10. October.

Mit dem ſchönen Herbſtwetter ſcheint es ſeit vorgeſtern einſtweilen vorbei zu ſein; heftige Regengüſſe und ein ſturmartiger Wind fegen die welken Blätter von den Bäumen und wirbeln ſie im Park und in den Straßen der Stadt den Boden entlang. Hin und wieder läßt ein Sonnenblick die

---

deſſen wiederum auf. Abermals klettert er an dem Netzwerk ſeiner Gondel empor und es gelingt ihm, das Loch zu verſtopfen, welches die Schüſſe ſeines Gegners ſeinem Ballon beigebracht haben. Nun ergreift der »Intrepide« die Offenſive, und aus ſeiner Gondel wird Schuß auf Schuß auf den preußiſchen Ballon abgefeuert, welcher ſich plötzlich um ſich ſelbſt zu drehen beginnt und dann mit raſender Geſchwindigkeit abwärts ſinkt. Ein Detachement Ulanen, welches den ſeltſamen Kampf in den Lüften verfolgt hatte und ſich auf der Ebene befand, auf die der Ballon niederfiel, eilte hinzu und empfing den ritterlichen Inſaſſen deſſelben — wer weiß, in welchem Zuſtande. Er wurde eiligſt zu den preußiſchen Vorpoſten geführt, während Herr Nadar in Charenton glücklich landete, wo er ſich noch gegenwärtig befindet.«

ſchöne und reich bebaute Gegend in ihrem Glanze erſcheinen, aber nur, um ſofort wieder von ſchwarzen Regenwolken überzogen zu werden. Trotzdem herrſchte am geſtrigen Sonntage ein ungemein reges Leben in der Stadt. Es fand Feldgottesdienſt im Schloſſe und Wachtparade ſtatt, und ſowohl aus den Cantonnements waren viele Offiziere zur Stadt gekommen, als Einwohner aus der Umgegend, die ſich doch auch einmal den Feind in der Stadt Ludwig's XIV. anſehen wollten. Alle Cafés und Reſtaurants waren gefüllt, und wäre eine Schauſpieltruppe hier, ſo würde ſie gute Geſchäfte gemacht haben; aber ſowohl das Theater der Stadt, als das Theater im Schloſſe ſtehen öde und verlaſſen.

Der König beſuchte geſtern abermals das große Lazareth und knüpfte daran eine Beſichtigung der Gemälde-Gallerie, ſowie der mannichfach merkwürdigen Wohnungsräume der früheren Königsfamilien, von denen faſt alle noch in ihrem Zuſtande erhalten, theils in dieſem wieder hergeſtellt worden ſind. Ludwig XIV., im alten Schloſſe Franz I. zu St. Germain geboren, verlegte ſeine Reſidenz nach Verſailles, wo er das jetzige Schloß bauen ließ, um nicht immer den Thurm der alten Kirche von St. Denis vor Augen zu haben, wo alle ſeine Vorfahren in ihren Gräbern ruhen und auch ſeine Ruheſtätte einſt ſein mußte. So reizvoll die Ausſicht aus den Fenſtern des alten Schloſſes von St. Germain iſt, ſo iſt doch der Blick auf jenes Mauſoleum der franzöſiſchen Könige (St. Denis) unvermeidlich, und Verſailles verdankt dieſem Umſtande ſeine Entſtehung. Das hieſige (Verſailler) Schloß wird für alle Zeit der Repräſentant der für Frankreich ſo glorreichen Periode Ludwig's XIV. ſein, leider auch für die Periode von 1789, und den Beginn der Gewaltthaten, die das franzöſiſche Volk gegen Ludwig XVI. verübte. L'Oeil de boeuf, le grand et le petit lever, ſo manche escalier dérobé ſprechen laut in der Geſchichte Frankreichs mit, und jetzt liegen in dieſen Räumen — verwundete und kranke deutſche Soldaten! Manche Bilder der großen hiſtoriſchen Gallerie, welche die Thaten der grande nation verherrlichen, befinden ſich übrigens nicht mehr an ihren früheren Plätzen; beſonders ſolche, welche in Beziehung zur preußiſchen Geſchichte ſtehen, z. B. der Tod des Prinzen Louis Ferdinand, die Scene zwiſchen der Fürſtin Hatzfeld und Napoleon.

An der Befeſtigung unſerer Stellung wird Tag aus Tag ein weitergearbeitet. Die langen ſteinernen Garten-Umfaſſungen ſind mit Schießſcharten und Banketts verſehen, alle Häuſer zu hartnäckiger Vertheidigung eingerichtet, Schanzen und Schützengräben gezogen. Die Park-Eingänge mit Palliſaden-Tambours verbaut und Alles zu einem warmen Empfange vorbereitet. Zwiſchen dem Mont Valerien und dem Triumphbogen bei Neuilly haben die Vorpoſten des 16. Infanterie-Regiments ein Zeltlager des Feindes entdeckt, welches ſich bisher dort nicht befunden, ſo daß vielleicht auf dieſer Seite, nach Südweſten, auf Bougival und Port Marly ein Ausfall-Verſuch bevorſteht. Der Mont Valerien wirft ſeine Rieſengeſchoſſe bis nach Bougival hinein, wo noch vorgeſtern im Garten des Hauſes, welches der Commandeur des 46. Regiments, Oberſt v. Eberhardt, bewohnt, eines derſelben einſchlug. Das Fort ſendet hin und wieder einen ſolchen Boten aus; man fragt ſich freilich vergeblich, zu welchem Zweck? Bougival liegt ⅞ deutſche Meilen von Mont Valerien entfernt.

Von der großen Terraſſe des Schloſſes St. Germain aus, das, wie in meinem letzten Briefe bereits berichtet, der König am 7. beſuchte, kann man übrigens genau mit bewaffnetem Auge die Bewegungen der Franzoſen in und um jenes Fort Valerien beobachten. . . . Sie ſind beſchäftigt, noch mehr Schanzen vor demſelben aufzuwerfen, um jede Sturm-Annäherung zu erſchweren. Die zerſtörten Brücken vor St. Germain, Marly und Bougival, die man von der genannten Terraſſe überſehen kann, ſind traurige Mittelpunkte in dem reizenden Panorama, welches ſich von der Höhe des Seine-Ufers aus überſehen läßt. Namentlich iſt der Blick von der Höhe der Villa Monte Chriſto ſelbſt unter Regenſchauern noch entzückend. Wie bald wird ſich die furchtbare Zerſtörung des Krieges auch über dieſe ſo friedlich ausſehende Landſchaft lagern!

Der Pavillon von St. Germain, ein ſchon in Friedenszeiten wegen der belle vue nicht wohlfeiles, jetzt aber exorbitant theures Cafe Reſtaurant, wird von Verſailles her viel beſucht. Es cantoniren bei St. Germain unſer 10. und das braunſchweigiſche Huſaren-Regiment in jenen ſchönen Caſernen, deren frühere Bewohner es vor acht Wochen gewiß nicht für möglich hielten, daß deutſche Reiter ihre Pferde wirklich in der am Fuße der Höhe vorüberfließenden Seine tränken würden.

Verſailles am 10. und 11. October.

Graf Bismarck und William Ruſſell.

Das intereſſanteſte Ereigniß der nachſtfolgenden Tage war die am 10. und 11. ſtattfindende, damals in den Verſailler Kreiſen vielbeſprochene »Begegnung« zwiſchen dem Grafen Bismarck und dem Times-Correſpondenten William Ruſſell. Zu beſſerem Verſtändniß wird es nöthig ſein, einige Bemerkungen vorauszuſchicken. William Ruſſell, wie er 1854 die engliſche Armee nach der Krim, 1860 nach Indien begleitet hatte, war 1870, nahezu ſelbſtverſtändlich, ſeitens der Times dazu auserſehen worden, auch den deutſch-franzöſiſchen Krieg als Kriegs-Correſpondent mitzumachen. Er folgte dem Haupt-Quartier der III. (kronprinzlichen) Armee, gab glänzende Schilderungen der Schlachten bei Wörth und Sedan und berichtete, etwa um Mitte September, auch über die zwiſchen König Wilhelm und dem gefangenen Kaiſer Napoleon am 2. eben deſſelben Monats im Schloß Bellevue ſtattgehabte Unterhaltung. Zu dem Inhalt dieſer Unterhaltung war Ruſſell, nach ſeinen wohl unzweifelhaft zuverläſſigen Angaben (ſiehe W. Ruſſell: My Diary during the last great War. London 1874) auf folgende Weiſe gekommen.

Er (Ruſſell) traf am 13. September Abends in Montmirail, im Haupt-Quartier des Kronprinzen, ein und überbrachte Depeſchen, die ihm, ſeitens des Generals v. d. Tann, anvertraut worden waren. Der Kronprinz empfing ihn huldvoll, das ſich entſpinnende Geſpräch berührte die mannichfachſten Gegenſtände und führte ſchließlich auch auf die ungenauen Zeitungs-Berichte, die bis dahin über die Zuſammenkunft der beiden Monarchen in Schloß Bellevue erſchienen waren. »Ich will Ihnen genau angeben,« bemerkte der Kronprinz, »was dort vorging, da der König es mir unmittelbar danach erzählte. Ich ſtand, wie Sie wiſſen, außerhalb des Zimmers, in das mein Vater und der Kaiſer getreten waren, um mit einander zu ſprechen. Ich ſchloß die Thür und blieb, wie eine dienſtthuende Schildwache, vor derſelben ſtehen bis nach dem Schluß der Beſprechung.« Nach dieſen einleitenden Worten gab nun der Kronprinz ſeinen Bericht, Ruſſell dankte und Oberſt Walker, der daneben ſtand, rief dieſem zu: »Da haben Sie jetzt die ganze Geſchichte, mit allen Einzelnheiten, aus allererſter Quelle.« Ruſſell ſelbſt hatte durchaus den Eindruck, daß Alles in wohlerwogenſter Abſicht nur geſprochen worden ſei, um zur Berichtigung anderer Verſionen in der »Times« wiedererzählt zu werden und ſah dieſe Vermuthung ſchließlich noch durch die Hinzufügung beſtätigt, »daß das Mitgetheilte zu ſeiner Verfügung ſtände.« Darauf hin machte Ruſſell ſeinen Bericht an die »Times«, der etwa eine Woche ſpäter erſchien. Er lautete:

». . . Als am Vormittag des 2. September die Nachricht eintraf, daß die Capitulation unterzeichnet ſei, fühlte der König, daß er nun dem Wunſche des Kaiſers nach einer Zuſammenkunft willfahren könne, aber es entſtand die Frage, ob es für Se. Majeſtät ſich gezieme, dem gefallenen Kaiſer einen Beſuch abzuſtatten, und es wurde der Vorſchlag gemacht, daß Napoleon in ſein Quartier kommen ſolle. Ein edlerer Geiſt aber überwog und der ritterliche alte König ließ ſich leicht zu dem Gedanken des Kronprinzen überreden, daß es ſeiner Würde nicht Eintrag thun könne, wenn er ſich zum Kaiſer nach dem kleinen Schloſſe von Bellevue begeben würde. So ritt denn der König in Begleitung ſeines Sohnes, ſeines Stabes und einer Escorte gen

Bellevue, und daſelbſt angekommen, ſah er die franzöſiſchen Generale in einer Art verglaſten Treibhauſes neben dem Hauptſalon verſammelt. Der König verließ ſeinen Wagen und der Kaiſer kam ihm auf der letzten Stufe der Treppe, die von dem Hofe in die Vorhalle führt, entgegen. König und Kaiſer reichten einander die Hand, ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, durchſchritten das Treibhaus, aus dem die franzöſiſchen Offiziere ſich zurückgezogen, und von dort in den Empfangsſalon. Der Kronprinz ſchloß die Thür und blieb draußen, der König und der Kaiſer ſtanden einander von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber. Der König ſprach zuerſt. Gott, ſagte er, habe den Sieg ſeinen Waffen verliehen in dem gegen ihn erklärten Kriege. Der Kaiſer erwiderte: Er ſei es nicht, der den Krieg geſucht; er habe ihn nicht gewollt und nicht gewünſcht, ſei aber durch die öffentliche Meinung Frankreichs zur Kriegserklärung gedrängt worden. Worauf der König entgegnete: Er wiſſe, daß ſie nicht vom Kaiſer ausgegangen, er ſei davon vollſtändig überzeugt. »Ew. Majeſtät erklärte den Krieg der öffentlichen Meinung zu Liebe, aber Ihre Miniſter waren es, welche dieſe öffentliche Meinung, die den Krieg herauf beſchwor, geſchaffen hatten.«

Als darauf eine Pauſe entſtand, bemerkte der König, daß die franzöſiſche Armee mit großer Bravour gefochten habe.

»Ja,« ſagte der Kaiſer, »aber Ew. Majeſtät Truppen beſitzen eine Mannszucht, die meiner Armee neueſter Zeit abhanden gekommen iſt.«

Hierauf bemerkte der König, das preußiſche Heer habe ſeit einigen Jahren ſich alle neuen Gedanken zu Nutze gemacht und die Experimente aller übrigen Nationen vor und nach dem Jahre 1866 im Auge behalten.

»Ihre Artillerie, Sire, hat die Schlacht gewonnen. Die preußiſche Artillerie iſt die ſchönſte in der Welt.«

Der König wiederholte, ſich verbeugend, daß das preußiſche Heer bemüht geweſen ſei, ſich die Verſuche anderer Nationen zu Nutze zu machen.

»Prinz Friedrich Karl entſchied das Schickſal des Tages,« bemerkte der Kaiſer. »Seine Armee war es, welche unſere Poſition nahm.«

»Prinz Friedrich Karl? Ich verſtehe Ew. Majeſtät nicht. Es war die Armee meines Sohnes, die bei Sedan focht.«

»Und wo iſt denn Prinz Friedrich Karl?«

»Der ſteht mit ſieben Armee-Corps vor Metz.«

Bei dieſen Worten zuckte der Kaiſer zuſammen und fuhr zurück, als ob ihn ein Schlag getroffen hätte, aber bald gewann er ſeine Selbſtbeherrſchung wieder und die Unterhaltung wurde fortgeſetzt.

Der König fragte, ob Se. Majeſtät irgend welche Bedingungen zu ſtellen oder vorzuſchlagen habe.

»Nein! Ich beſitze keine Macht. Ich bin ein Gefangener.«

»Und wo, wenn ich fragen darf, iſt die Regierung in Frankreich, mit der ich verhandeln kann?«

»Die Kaiſerin und die Miniſter in Paris haben allein Macht, zu unterhandeln. Ich ſelber bin machtlos, kann weder Befehle ertheilen, noch Bedingungen ſtellen.«

Der König bemerkte ſchließlich, daß er, wofern es Sr. Majeſtät angenehm ſei, ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kaſſel als Aufenthalt zuweiſen wolle, und als der Kaiſer dies annahm, wurde nichts von Bedeutung mehr geſprochen und Abſchied genommen. Der Kaiſer drückte mit bewegter Stimme dem Kronprinzen ſeine Gefühle für des Königs Güte und Höflichkeit aus; denn Se. Majeſtät hatte, wie ich glaube, bei Anfang der Begegnung irgend einen Ausdruck des Bedauerns oder Schmerzes über die Unglücksſchläge, die den Kaiſer in ſeine Gewalt lieferten, fallen laſſen und ſeine gewöhnliche, ſtattlich wohlwollende Haltung während der ganzen Unterredung beibehalten.«

Dies Alles lag genau um vier Wochen zurück; Ruſſell hatte, unter den Ereigniſſen, die ſich drängten, Begegnung und Bericht halb ſchon wieder aus dem Gedächtniß verloren, als er, am 10. October, in einer für ihn unliebſamen Weiſe daran erinnert wurde. Wir laſſen nun ihn ſelber ſprechen, indem wir die betreffende Stelle (S. 364—374) aus ſeinem Diary citiren.

»Es war ein heiterer Herbſttag, dieſer 10. — ſo beginnt Ruſſell — die Sonne warm, die Straßen bunt von Uniformen. Ich wollte einen Spazierritt nach Sceaux machen, gedachte aber vorher noch hier und dort vorzuſprechen und namentlich bei Mr. Auſtin im Hotel des Reſervoirs einen Beſuch zu machen. Ich fand ihn bei ſeiner Correſpondenz für den »Standard« beſchäftigt. Das Geſpräch ging hin und her, bis er, wie von ungefähr, die Frage an mich richtete: »Was gedenken Sie in Betreff des Bismarck'ſchen Telegramms zu thun?« »Welches Telegramm«, fragte ich. »Iſt es denn möglich,« fuhr er fort, »daß Sie das Communiqué überſehen haben, das Graf Bismarck durch Reuter's Telegraphen-Bureau an alle Zeitungen gerichtet hat?!« Er ging nun an den Tiſch, überreichte mir die neueſte Nummer des »Standard« und wies auf eine Notiz hin, bei deren Leſung mir der Athem ſtockte. Dieſe Notiz war in der »Times« nicht erſchienen; nichts deſto weniger war kein Zweifel, und unter der Ueberſchrift »Neueſte Nachrichten« mußte ich leſen, »daß der in der »Times« gegebene, von W. Ruſſell herrührende, die Schloß Bellevue-Unterredung zwiſchen König und Kaiſer zum Gegenſtand habende Bericht jeder thatſächlichen Begründung entbehre.« Das Communiqué trug Graf Bismarck's Unterſchrift. Ich erkannte auf der Stelle die Schwierigkeit der Situation. Der Name des Kronprinzen, der mich decken konnte, durfte in die Controverſe nicht hineingezogen werden, andererſeits war mir es ebenſo klar, daß ich die Sache nicht ruhig hingehen laſſen konnte. Ich ſchnitt die Notiz heraus und ſuchte Graf Bismarck's Wohnung auf. Einer der dienſtthuenden Jäger theilte mir mit, daß der Graf ausgegangen und die Stunde ſeiner Rückkehr unbeſtimmt ſei. Ich ſuchte nunmehr den Major v. Keudell auf, auch er war nicht zugegen. Unter dieſen Umſtänden ging ich in meine Wohnung zurück und richtete einige Zeilen an den Grafen, worin ich ihn bat, mir, in einer für mich wichtigen Sache, eine kurze Audienz bewilligen zu wollen; um 5 Uhr würde ich mich einfinden, um eine Antwort entgegenzunehmen. Dieſe Zeilen gab ich perſönlich im Bureau des Grafen ab und begab mich dann nach »Les Ombrages«, um die ganze Angelegenheit noch mit einigen im Hauptquartier des Kronprinzen befindlichen Freunden zu beſprechen. Der Kronprinz ſelbſt war beim Dejeuner, Colonel Lindſay bei ihm; ich wartete deshalb, bis ich einen Stabsoffizier traf, zu deſſen Urtheil und freundſchaftlicher Geſinnung ich ein volles Vertrauen hatte. Er ſprach, nachdem wir den Wortlaut des Telegramms noch einmal durchgenommen hatten, ſofort die Ueberzeugung aus, daß Graf Bismarck die darin in Betreff meiner Perſon gebrauchten Ausdrücke weder gewählt, noch gebilligt haben könne, gab aber zu, daß ich bemüht ſein müſſe, Aufklärungen oder Entſchuldigungen zu erhalten. Dann ritt ich, um die Zwiſchenzeit auszufüllen und meine Aufregung zu calmiren, im Park ſpazieren; Mr. Skinner und Mr. Landells waren mit mir.

Die Wege in der Nachbarſchaft des Schloſſes waren ungewöhnlich leer: im Schritt ließen wir unſere Pferde gehen; Skinner und Landells plauderten, ich ſelbſt war mit meiner Telegramm-Angelegenheit beſchäftigt und erwog immer wieder hin und her, was wohl zu thun das Beſte ſein würde. Es feſtigte ſich dabei in mir die Ueberzeugung, daß es zu einer Verſtändigung kommen müſſe, anderenfalls ich gezwungen ſein würde, das Hauptquartier zu verlaſſen. Meine Gefährten, bei aller Sympathie, die ſie mir bezeugten, nahmen die Sache minder ſchwer, ſtimmten aber bei und billigten meine Entſchlüſſe. Wir waren mittlerweile bis an die Biegung eines kleinen Sees gelangt, deſſen Spitze hier nach Satory hin gerichtet iſt, und beſchloſſen nun umzukehren. Als wir, im Zurückreiten, jene in unmittelbarer Nähe der Fontainen gelegene Raſenfläche erreicht hatten, die, den Raum zwiſchen dem Waſſerbaſſin und der großen Terraſſe ausfüllend, den Namen »Tapis Vert« führt, rief Freund Landells plötzlich: »Irr' ich nicht, ſo iſt das der Graf.« In der That, kaum 100 Schritt in Front von uns, aber mehr nach der kleinen Fontaine hin, wurden zwei Reiter ſichtbar: erſichtlich ein Offizier in Begleitung einer Ordonnanz, und mein ſcharfes Glas, das ich raſch benutzte, belehrte mich unſchwer, daß der Offizier Graf Bismarck war, derſelbe Mann, den ich zu ſehen wünſchte, und auf dem Wege zu dem ich mich eben befand. Ich trieb ſofort mein Pferd an und ritt raſch vorwärts, um ihn wo möglich noch zu erreichen; die beiden Freunde folgten. Ob er nun ſeinerſeits uns ebenfalls bemerkt und zugleich wahrgenommen hatte, daß wir befliſſen waren, an ſeine Seite zu kommen, vermag ich nicht zu ſagen, nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſeinem Pferde die Sporen gab, die Esplanade oder Terraſſe zu erreichen trachtete, abſtieg, den Zügel der Ordonnanz zuwarf und mit großen Schritten, oft zwei, drei Stufen zu gleicher Zeit nehmend, die große Freitreppe hinanſtieg, die zum Schloſſe führt. Hätte ich nun den Fehler gemacht, meine Richtung auf denſelben Esplanaden-Punkt hin zu nehmen, wo er abgeſtiegen war, ſo würde ich ihn — bei nur bipedaler Durchſchnitts-Statur, die mein Erbtheil iſt — nie und nimmer erreicht haben; raſch aber überzeugte ich mich, daß ich ihm vielleicht die Flanke abgewinnen könne und einen ziemlich abſchüſſigen Kiesweg hinaufreitend, der zu einer der kleineren Seitentreppen führt, gewann ich, abſpringend und meinem Reitknecht die Sorge für mein Pferd überlaſſend, wohl drei Viertel der Wegſtrecke, die mich vom Grafen getrennt hatte. Ich erkannte ihn jetzt in aller Deutlichkeit, er ſchritt auf die Schildwachen zu, die in Front des großen Portales ſtanden; die Entfernung zwiſchen ihm und mir betrug keine hundert Schritt mehr. Dennoch wäre mein Vorhaben — da ich doch unmöglich mich in Trab ſetzen oder wohl gar den Grafen anrufen konnte — auch an dieſen hundert Schritten noch geſcheitert, wenn nicht, plötzlich um eine Ecke biegend, der amerikaniſche General Haſen, begleitet von dem Spiritualiſten und Geiſterbeſchwörer Mr. Home, in Front des Grafen erſchienen und an ihn herangetreten wären. Dieſe Herren zu vermeiden, war, in Rückſicht der guten Beziehungen, die zwiſchen ihm und dem amerikaniſchen General obwalteten, unausführbar, und ſo wurden meinerſeits zwei koſtbare Minuten gewonnen, die gerade ausreichten, mich in demſelben Moment, wo dieſe Begrüßungsſcene endete, an die Seite des Grafen zu führen.

»Darf ich,« ſo etwa begann ich, »Ew. Excellenz um wenige Augenblicke Gehör bitten?«

Er ſchien etwas überraſcht. Ich hatte ihn, mit Ausnahme einer flüchtigen Begegnung im Hotel des Reſervoirs, ſeit Reims nicht wiedergeſehen, wo er überaus freundlich und huldvoll gegen mich geweſen war; auch jetzt reichte er mir ſeine Hand, doch war unverkennbar etwas Reſervirtes in ſeiner ganzen Haltung. Dann antwortete er: »Gewiß; was giebt's?«

»Ich muß eine Frage wegen eines Telegramms an Ew. Excellenz richten, das ich eben durch Zufall geleſen und das Ihre Namensunterſchrift trägt. Es beſagt, daß mein Bericht über die Begegnung des Königs und des Kaiſers der Franzoſen nach der Schlacht von Sedan unbegründet ſei.«

»Ich habe mein Lebelang meinen Namen nicht unter ein Zeitungs-Telegramm geſetzt.«

»Aber hier ſteht er gedruckt.« Dabei überreichte ich ihm die Notiz, die ich aus dem »Standard« ausgeſchnitten hatte.

Er las die Notiz aufmerkſam und ſagte dann: »Von mir iſt die Ermächtigung, dieſes Telegramm abzuſchicken, nicht ausgegangen. Ich hätte Ausdrücke, wie ſie ſich hier vorfinden, niemals auf einen von Ihnen geſchriebenen Bericht angewendet, zum mindeſten nicht, ohne Sie früher davon verſtändigt zu haben. Der Gebrauch meines Namens in dieſer Mittheilung war ein unermächtigter. Laſſen Sie mir den Ausſchnitt hier. Ich werde Erkundigungen einziehen.«

»Somit darf ich dann wohl, auf Ew. Excellenz Ermächtigung hin, erklären, daß das der Reuter'ſchen Agentur übermittelte Telegramm ohne Ihr Wiſſen und Ihre Genehmigung erſchienen ſei?«

Wir hatten mittlerweile, im Weiterſchreiten, den Schloßhof erreicht, und der Graf, ſtatt meine Frage direct zu beantworten, erwiderte nur mit einem Anfluge von Humor: »Es iſt dann und wann unbequem, Berichte, wie den über die Zuſammenkunft in Schloß Bellevue, erſcheinen zu ſehen; Reſerve iſt nöthig.«

Ich konnte mich hiermit nicht zufrieden geben, drang alſo auf's Neue auf ihn ein und hob hervor, daß die meinem Bericht zu Grunde liegenden Mittheilungen nicht nur aus allerbeſter Quelle ſtammten, ſondern anſcheinend auch, behufs Berichtigung irriger Darſtellungen über denſelben Gegenſtand, mir eigens gemacht worden ſeien. Die Sache ſei mir Ehren- und Lebensfrage zugleich, und ich bäte deshalb nochmals, das angebliche Dementi im Namen Sr. Excellenz dementiren zu dürfen. Der Graf aber war nach wie vor zu keiner directen Antwort zu bewegen und bemerkte nur auf die Statue des großen Conde hindeutend, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: »Welche Stellung! Welche Attitude! Sieht er nicht aus wie ein Theater-Räuber?!«

Ich ließ mich aber nicht irre machen und ſtatt auf Condé's Attitude einzugehen, hämmerte ich nochmals auf das fragliche Telegramm los. Dies half, ſo weit es helfen konnte, und ſich zu mir wendend, entgegnete nunmehr der Graf in etwas gereiztem Ton: »Meine Aufmerkſamkeit auf Ihren Bericht, richtiger geſagt auf deſſen Ueberſetzung in deutſchen Blättern, wurde durch den König gelenkt, der die gemachten Angaben für nicht zutreffend erklärte und den Wunſch ausſprach, dieſelben berichtigt zu ſehen. Ich meinerſeits gab blos im Allgemeinen Inſtructionen über Inhalt und Abfaſſung dieſes Communiques. Ihr Name ſollte darin nicht genannt werden und gewiß nicht der meinige zu dem Behuf, die Richtigkeit Ihrer Darſtellung in Abrede zu ſtellen.«

Meine Lage wurde immer ſchwieriger. Ich wiederholte alſo zunächſt nur, daß meine Information von einer Stelle herſtamme, die dem Thron die nächſte ſei, und daß ich alle Mittheilungen, die ich von dieſer hohen Stelle her empfangen durfte, unmittelbar nach dem gehabten Geſpräch niedergeſchrieben hätte. Dann fuhr ich fort: »Ew. Excellenz werden mir darin zuſtimmen, daß ich den Namen jener erlauchten Perſon in dieſe Controverſe nicht hineinziehen darf, und ſo bitte ich denn nochmals, nicht etwa um die Erlaubniß, meinen urſprünglichen Bericht dem Communiqué gegenüber aufrecht halten, ſondern nur um die Erlaubniß, erklären zu dürfen: daß Ew. Excellenz Ihre Genehmigung weder zu dieſer Form der Berichtigung, noch zu Anfügung Ihres Namens gegeben haben.«

»Ich werde mich nach allen näheren Umſtänden erkundigen laſſen«, erwiderte der Graf.

»Aber Ew. Excellenz haben mich bereits wiſſen laſſen, daß das Communiqué in ſeiner gegenwärtigen Faſſung, ohne Ihre ſpezielle Autoriſation telegraphiſch verbreitet worden iſt; es iſt für mich von äußerſter Wichtigkeit, daß die Welt dies erfahre, und ich bitte um die Erlaubniß, mit Hülfe des auswärtigen Amtes, ein Telegramm entſprechenden Inhaltes an die »Times« richten zu dürfen.«

Der Graf nickte zuſtimmend und ſagte dann: »Ich bin eilig; ſprechen Sie morgen auf der Kanzlei vor. Ich werde bis dahin erfahren haben, wie und auf weſſen Geheiß dies Communiqué telegraphirt wurde. Zudem ſprech' ich heut Abend den König, und werde Veranlaſſung nehmen, durch Se. Majeſtät ſelbſt in Erfahrung zu bringen, worin der von Ihnen herrührende Bericht ungenau iſt, damit Sie ſich eventuell in der Lage ſehen, dieſe Ungenauigkeiten corrigiren zu können.« Er reichte mir zum Abſchiede nicht die Hand; erſt als er die meinige, wie in Erwartung dieſer Ehre ausgeſtreckt ſah, ergriff er ſie. Dann wandte er ſich und ſchritt auf die Präfectur zu, während ich nach Hauſe eilte und ein an Reuter und die »Times« gerichtetes Telegramm beförderte, das aber niemals erſchienen noch überhaupt empfangen worden iſt.

Das war am 10. Am 11., als die Stunde gekommen war, wo ich auf der Kanzlei vorſprechen ſollte, begab ich mich in die Wohnung des Grafen (Maiſon Jeſſé) und ließ mich melden. Eintretend fand ich Major v. Keudell im Zimmer und plauderte mit ihm über Dies und Das, als eine der Seitenthüren ſich öffnete und Graf Bismarck's Kopf einen Augenblick ſichtbar wurde. Er verſchwand aber ſofort wieder. Mein Geſpräch mit v. Keudell ſetzte ſich mittlerweile fort. Ich hatte von London her, und zwar ſeitens einer Perſönlichkeit von Rang und Namen, einen Brief er halten, mit der Bitte, die Friedensvorſchläge, die derſelbe enthalte, dem Grafen zu übermitteln. Dieſen Brief hatte ich, als ich mich zu meinem Beſuche in Maiſon Jeſſé anſchickte, zu mir geſteckt und legte ihn jetzt auf den Arbeitstiſch des Grafen nieder. Der Graf, als er bald darauf wieder in's Zimmer trat, nahm den Brief ſofort wahr, öffnete ihn (während ich ihm erzählte, wie das Schreiben auf ſeinen Tiſch gekommen ſei) und warf ihn augenblicklich wieder fort. »Ich weiß nicht, wer ihn ſchickt.« »Ich auch nicht.« Dies waren die Präliminarien, dann nahm ich die Unterhaltung vom vorhergehenden Tage wieder auf.

Graf Bismarck begann damit, mir mitzutheilen, daß er keine Gelegenheit gefunden habe, den König über die bewußte Depeſchen-Angelegenheit zu befragen, und als ich nunmehr auf die Abſendung meines letzten Telegramms (an Reuter und die »Times«) anſpielte, war er erſichtlich der Meinung, daß über dieſen Gegenſtand ſchon genug geſagt worden ſei, und fing an, in allgemeinen Ausdrücken von der nöthigen Discretion zu ſprechen, deren ſich alle jene befleißigen ſollten, die in die Nähe hoher Perſonen an Höfen und Heerlagern gebracht würden. Dabei erinnerte er mich, daß er es geweſen, der mir den Zutritt zu dem Hauptquartier erwirkt, da mein Ruf, wie er zu bemerken die Güte hatte, ſo hoch geſtanden habe, daß man mir wohl zutrauen durfte, keine militairiſchen oder politiſchen Geheimniſſe zu verrathen; trotzdem ſei ich nicht vorſichtig genug geweſen.

Ich bemerkte hierauf, daß der Gegenſtand, auf den er hinzudeuten ſcheine, wohl bekannt ſei, daß Berichte über die Begegnung der beiden Monarchen im Schloß Bellevue, und zwar Berichte aus derſelben Quelle, auch in andern Blättern Veröffentlichung gefunden hätten, und daß Das, was ich mitgetheilt, von Dieſem und Jenem, der es ſeinerzeit mit angehört, auch wiederholt worden ſei. Ich nannte dabei ganz beſonders einen Namen. Die Nennung deſſelben verſetzte den Grafen in entſchieden böſe Laune (the Count appeared to be „en tout humeur“). Mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend, rief er: »Ich werde ein derartiges Auditorium fortſchaffen laſſen!« Und als ich ihn hierauf erinnerte, daß er bei verſchiedenen Gelegenheiten über die wichtigſten Gegenſtände mit größter Offenheit zu mir geſprochen, ohne daß ich aus ſeinen Mittheilungen Kapital geſchlagen oder mich ihm ſonſt aufgedrängt hätte, bedeutete er mich mit ziemlicher Gereiztheit folgendermaßen: »Wenn ich zu Ihnen ſpreche, dann weiß ich, daß es Ihr Geſchäft iſt, der Welt mitzutheilen, was ich Ihnen geſagt habe, und danach richte ich mich ein. Mich kümmert es nicht, wenn Sie jedes Wort, das ich zu Ihnen geredet, veröffentlichen. Aber wenn ſolche, wie Dieſer und Jener (dabei nannte er mit großem Nachdrucke Namen) zu Ihnen reden, ſollten Sie beſſer wiſſen, was Sie zu thun haben!«

»Und was würden Sie von mir denken, entgegnete ich, wenn ich auch Das veröffentlichen würde, was Sie eben jetzt gegen mich geäußert haben?«

Dieſe Bemerkung oder Frage meinerſeits war nicht glücklich gewählt, aber es war doch andererſeits auch hart, bedeutet zu werden, daß ein beleidigendes Communiqué ohne Ermächtigung veröffentlicht worden ſei, und trotzdem keine Zeile offiziellen Widerrufes von dem Einen erlangen zu können, der ſie allein zu geben im Stande war.

Genug von dieſer Unterredung. Graf Bismarck machte ihr dadurch ein Ende, daß er ausrief: »Meine Minuten ſind koſtbar! Ich habe Ihnen mehr Zeit gewidmet, als ich Geſandten und ſelbſt gekrönten Häuptern widme.«

»Ich erſchien heute hier auf Ew. Excellenz eigene Weiſung und habe keinen Verſuch gemacht, ſie länger feſtzuhalten, als Sie geneigt waren, zu mir zu ſprechen.«

Nach dieſen Worten verbeugte ich mich und zog mich zurück. v. Keudell hatte all die Zeit über aufrecht geſtanden. Ich begab mich nach dem Hotel des Reſervoirs, wo ich verabredet hatte, mich mit General Forſyth (der auf dem Punkt ſtand, uns mit ſeinem Chef, dem General Sheridan, zu verlaſſen) zu treffen.

So der Ruſſell'ſche Bericht über ſeine Begegnungen mit Graf Bismarck am 10. und 11. October. Niemand wird dieſem Bericht ein gewiſſes dramatiſches Intereſſe, auch nicht eine gewiſſe politiſche Bedeutung abſprechen können, die in der Frage gipfelt: »Wie weit darf ein Zeitungs-Correſpondent in Kriegszeiten einem Kanzler und erſten Miniſter gegenüber auf Das beſtehen, was er ſein Recht nennt?« Die Antworten hierauf werden ſehr verſchieden lauten; Viele werden balanciren und nicht recht zu einer Entſcheidung kommen können. Für unſer Gefühl und Verſtändniß iſt ein Schlußurtheil in dieſer Frage unſchwer zu finden. Handelt es ſich um allgemein Menſchliches oder rein Perſönliches, ſo hat ein Zeitungs-Correſpondent das Recht, für Das, was er als ſein Recht und ſeinen guten Ruf anſieht, mit aller Entſchiedenheit einzutreten; auch Kriegszeiten können Niemandem einen Freibrief geben, dieſen oder jenen um ſeine bürgerliche Ehre zu bringen oder ihn in dieſer bürgerlichen Ehre auch nur zu ſchädigen. Ganz anders aber lautet unſer Urtheil von dem Augenblick an, wo es ſich nicht in bürgerlichem Sinne um Ehre und guten Namen, ſondern um eine Frage der Politik, in dieſem Ruſſell-Falle alſo um ein politiſches Dementi handelt. Wir begreifen nicht, wie ein durch ſo viele Schulen gegangener Mann, wie William Ruſſell, dies nicht auf der Stelle einſehen und danach ſeine Maßnahmen treffen konnte. Wir in ſeiner Stelle, würden kaum jene erſte, durch Ruſſell ſelbſt ſo anſchaulich beſchriebene »Jagd auf den Grafen« unternommen haben, ſicherlich aber hätten wir, nach der von Seiten des Grafen hingeworfenen Bemerkung: »Es iſt zuweilen unbequem, derartige Berichte veröffentlicht zu ſehen«, von jedem weiteren Verfolg der Angelegenheit Abſtand genommen. Wir würden uns, nach dieſer Bemerkung ſchon, der zum Ueberfluß noch einige entſchuldigende, mit Rückſicht auf die Sachlage faſt verbindliche Worte des Grafen vorausgegangen waren, reſpektvollſt verneigt und demnächſt an den »Chief-Editor of the Times« etwa folgendes Billet gerichtet haben: »Meinen am 13. September geſchriebenen Bericht über die zwiſchen dem König und dem Kaiſer in Schloß Bellevue ſtattgehabte Unterredung halte ich, trotz des eben erſchienenen, die Richtigkeit meiner Mittheilungen in Abrede ſtellenden Telegramms, in allen ſeinen Theilen aufrecht. Der Kronprinz ſelbſt hat mir Alles erzählt; Offiziere waren zugegen, auch Oberſt Walker, der nöthigenfalls meine Angaben beſtätigen wird. Der Bericht ſoll aber vorläufig angezweifelt werden, und meine Stellung hier legt mir und Ihnen die Pflicht auf, dieſem politiſchen Gebot (deſſen Richtigkeit oder Unrichtigkeit wir nicht zu prüfen haben) uns unterzuordnen.« Nach Abfaſſung ſolchen Billets hätten wir unſer Gewiſſen beruhigt und unſere Correſpondenten-Ehre auf's vollſtändigſte gewahrt geglaubt. Es iſt noch nie ein Menſch an der Dementirung einer politiſchen Nachricht zu Grunde gegangen, oder auch nur ernſthaft durch eine ſolche geſchädigt worden. Ruſſell dachte anders darüber, wurde dringlich bis zu einem Grade, der von Zudringlichkeit nicht mehr zu unterſcheiden war, und mußte ſich nichtsdeſtoweniger doch entſchließen, ſeine Verſailler Correſpondenten-Tage fortzuſetzen, ohne die ſo dringend geforderte und für unerläßlich angeſehene Ehren-Reparatur erfahren zu haben. Er blieb in Verſailles bis zuletzt, und weder er noch andere werden im Verlauf der Wochen die Empfindung gehabt haben, daß das Nicht-Erſcheinen jenes Reſtituirungs-Telegramms ihm in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung auch nur den geringſten Abbruch gethan hätte. Es ging auch ſo. Bei allem Reſpekt vor dem Talent und Charakter W. Ruſſells, bei aller Dankbarkeit, die wir aus den Tagen des Krim-Feldzuges und des indiſchen Krieges her gegen ihn empfinden, müſſen wir doch eingeſtehen, daß der Graf und Kanzler auch aus dieſer Fehde als der alleinige Sieger hervorging, und zwar Sieger nicht von Machts-, ſondern von Rechtswegen. Er ſchonte ſeinen Gegner, wohl mit Rückſicht auf deſſen immerhin bedeutungsvolle Stellung, bis zum Aeußerſten und geſtattete ihm immer wieder Schlupflöcher, Thüren, Ausgänge, durch die Ruſſell, bei minderer Verranntheit, jeden Augenblick eine retraite honorable hätte antreten können; er war aber, ſo ſcheint es, durchaus gewillt, den Kanzler »by bothering him« zur Verzweiflung zu bringen. Dieſem blieb ſchließlich nichts übrig, als ihn rund 'raus wiſſen zu laſſen, daß »ſeine Minuten koſtbar ſeien«.

So endete das Rencontre zwiſchen dem erſten Staatsmanne und dem erſten Correſpondenten Europas, welcher Letztere, für unſer Gefühl wenigſtens, den unzweifelhaften Beweis geführt hatte, der Diplomatie ſeines Vaterlandes, durch Eintritt in die Correſpondenten-Carrière, keine erhebliche Kraft entzogen zu haben.

Verſailles, 14. October.

Der geſtrige Tag hat wieder einen Beweis von der Zerſtörungswuth und dem gewiſſenloſen Muthwillen der Pariſer gegeben, wie er nicht größer gedacht werden kann. Sie haben das ſchöne und in der Geſchichte Frankreichs ſo viel genannte Schloß St. Cloud durch Granaten in Brand geſteckt, ſo daß es heute nur noch als eine Ruine daſteht. Der Park von St. Cloud war ſchon längſt, und zwar bei dem engeren Zuziehen der Cernirungsſchlinge von Truppen des V. Armee-Corps beſetzt worden. Poſten und Feldwache hatten ſich durch Verhaue und Barrikaden gedeckt, die letzteren übereinandergeſtellte Orangeriekübel, oder Steinhaufen mit Sandſäcken bedeckt. In der oberſten Etage des Schloſſes befand ſich, ganz der Oertlichkeit entſprechend, ein Beobachtungspoſten. Nachdem ſchon vorgeſtern einzelne Schüſſe aus dem Fort Valerien auf das Schloß gefallen waren, begann geſtern Mittag eine ununterbrochene Reihe von Granatwürfen, deren zweiter bereits das Gebäude in Brand ſteckte. Es war keinerlei Angriffsbewegung oder auch nur ein auffälliger Poſtenwechſel unſererſeits geſchehen, ſomit die Beſchießung eine ganz unveranlaßte und willkürliche.

Einem Augenzeugen verdanke ich die Aufzeichnungen, die ich dieſem meinem Briefe beiſchließe.

Die Zerſtörung von Schloß St. Cloud.

»Unſere Truppen hatten bald nach der Cernirung von Paris den Park von St. Cloud und das Schloß beſetzt. Gegen dieſe Beſetzung unternahm der Feind bis vor Kurzem nichts, nur ab und zu warf das Fort des Mont Valerien einige Granaten in den Park. Am Dienſtag den 11. beſetzte die 2. Compagnie des 1. ſchleſiſchen Jäger-Bataillons Nr. 5 das Schloß; der Hauptmann und Compagnie-Chef v. Strantz war zum Commandanten deſſelben ernannt worden. Bald nach Ankunft dieſer Compagnie wurde das Schloß mit Granaten beworfen, eine Granate zündete auch, das Feuer wurde aber gelöſcht. Dieſes heftige Bombardement, das mehrere Stunden dauerte, wiederholte ſich am Mittwoch, den 12. Wieder brannte der Dachſtuhl, wieder wurde das Feuer gelöſcht. Eine Granate hatte das Schlafzimmer des Kaiſers zerſtört, die Spiegel, die Vaſen, das Bett zertrümmert; eine andere Granate explodirte in dem ſchönen Eckſaal, in welchem ſich die prächtigen Coloſſal-Vaſen befanden. Einzelne Sprengſtücke waren ſogar bis in die im Parterre befindlichen Zimmer geſchleudert worden, wo die Offiziere ſich aufhielten. Andere Granaten hatten das Dach des Bibliothek-Saales zerſtört, ſo daß während der Nacht der Regen eindrang; die Façade des Schloſſes, das Veſtibul waren vollſtändig zertrümmert. Das Schloß bot den ſchrecklichſten Anblick dar. Namentlich hatte an dieſem Tage (dem 12.) eine im Bois de Boulogne eingeſchnittene Batterie zu dieſer Vernichtung beigetragen.

Am Donnerſtag, den 13. October, Vormittags, wiederholte ſich das Bombardement, und zwar aus der eben genannten Batterie ſowohl, wie aus dem Fort des Mont Valerien. Man hörte ganze Geſchützſalven. Mit einem wahren Hagel von Granaten wurde das Schloß beworfen, ein Zimmer nach dem andern wurde zerſtört, das Dach halb durchlöchert; endlich fing der Dachſtuhl an zu brennen. Keine Gefahr ſcheuend, unternahmen die Jäger abermals einen Löſchverſuch; Hauptmann v. Strantz leitete ihn ſelbſt. Mit größter Anſtrengung wurde auf das enorm hohe Schloß Waſſer getragen, aber alle Anſtrengungen waren vergeblich. Bei dem ſtark wehenden Winde und der Trockenheit des Holzes verbreitete ſich das Feuer ſo ſchnell, daß binnen Kurzem der obere Theil des ganzen ſüdlichen Flügels in Flammen ſtand. Hauptmann v. Strantz verſuchte jetzt das Feuer wenigſtens aufzuhalten und auf dieſen Flügel zu beſchränken; aber auch dieſe Mühe war vergebens. Alle Hoffnung, wenigſtens einen Theil des Schloſſes zu erhalten, mußte aufgegeben werden. Es konnte ſich nur noch darum handeln, von den reichen Kunſtſchätzen und Erinnerungsſtücken ſo viel wie möglich zu retten. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit räumten die Jäger die Zimmer des Kaiſers und der Kaiſerin aus; ſchon ſtürzten die brennenden Balken hernieder, aber immer noch ſuchten ſie Vaſen, Bilder, Möbel in Sicherheit zu bringen. Das Feuer griff inzwiſchen mit einer ſo raſenden Geſchwindigkeit um ſich, daß die andern Zimmer des ſüdlichen Flügels dem Feuer preisgegeben werden mußten. Nun galt es noch die Bibliothek zu retten. Aber das Ausräumen der Bücher in den engen Galerieen des Bibliothek-Saales nahm ſo viel Zeit in Anſpruch, daß das Feuer mittlerweile auch den Mittelbau des Schloſſes ergriffen hatte; die Thüren des Saales brannten ſchon. Kaum daß der letzte Jäger denſelben verlaſſen hatte, ſo ſtand Alles in Flammen. Bis auf drei Schränke in der oberſten Galerie waren alle Bücher und Kunſtwerke in Sicherheit gebracht; der allergrößte

Theil der berühmten Bibliothek von St. Cloud war gerettet.*) Da die Jäger-Compagnie in den Räumen des Mittelbaues untergebracht war, ſo mußten die Mannſchaften nun erſt ihre Waffen und Ausrüſtungsſtücke, die Matratzen und Decken, in Sicherheit bringen, bevor ſie ihre Anſtrengungen wieder dem Schloſſe ſelbſt zuwenden konnten. Das Feuer aber machte in der Zwiſchenzeit immer ſchnellere Fortſchritte; es fand in den ſchweren Gardinen, Tapeten, Teppichen zu viel Nahrung; in kurzer Zeit ſtand daher das ganze prächtige Gebäude in Flammen. Nur fünf Stunden waren dazu nöthig geweſen und nach zwölf Stunden war das Schloß bis auf die Keller heruntergebrannt; nur noch die Balken glimmten. Die Jäger-Compagnie bivouakirte dicht am Schloß, umgeben von den geretteten Kunſtſchätzen. Trotz der furchtbaren Anſtrengungen des Tages ſchlief Niemand; ſinnend blickten die Soldaten in das Feuermeer; nur Worte des Bedauerns über dieſe nutzloſe Vernichtung hörte man von ihren Lippen kommen. Der Mond, ſonſt ſo hell, war verblaßt gegen die Feuerröthe des Schloſſes; Paris war wie erleuchtet. Mit welchen Gefühlen mögen die Bewohner der Hauptſtadt dieſem Brande zugeſchaut haben, den ſie, da St. Cloud hoch liegt, weithin ſehen konnten? Der Park war ganz geröthet und um ſo greller, als die Blätter ſchon gelb waren. Prächtig ſtachen gegen dieſen Hintergrund die unzähligen weißen Marmorfiguren ab; wie Geſpenſter ſtanden ſie da. Ich werde dieſe Nacht nie vergeſſen.

*) Einem andern Bericht entnehmen wir noch das Folgende: »Der Brand von St. Cloud hat unſeren Soldaten zu einem Act der Humanität Veranlaſſung gegeben, für den ihnen ſpäter vielleicht die Franzoſen ſelbſt Dank wiſſen werden. Ihrer freiwilligen Anſtrengung iſt es gelungen, eine Anzahl von Kunſtgegenſtänden und Werthſachen dem Feuer zu entreißen. Gerettet ſind unter Anderem die berühmte Marmorbüſte Napoleons I. aus der Zeit des Conſulats, eine Sammlung von Vaſen, das goldene Crucifix aus der Kapelle und ein großer Theil der Kaiſerlichen Bibliothek. Mehrere dieſer Gegenſtände hat der Kronprinz, der dem Schloſſe die lebhafteſte Theilnahme zollt, im Veſtibul ſeines Hauptquartiers, unter ſicherer Obhut aufſtellen laſſen. Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, fielen die erſten zündenden Granaten in den ſüdlichen Flügel des Schloſſes, deſſen Front, links vom Haupteingang, dem Park zugekehrt iſt. Das Feuer griff aber ſofort auf den Mittelbau über. Die Haupttreppe, l'escalier de l'empereur, brannte aus, das große Bild, das hier über dem Eingang im Innenraum angebracht war, »Empfang der Königin Victoria durch den Kaiſer und die Kaiſerin«, wurde zerſtört. Der Brand theilte ſich von hier dem rechts anſtoßenden Salon de Mars mit, den Ludwig XIV. mit den allegoriſchen Bildern Mignards ſchmücken ließ, und erreichte die »Galerie d'Apollo«, den denkwürdigſten aller Säle des Schloſſes, der zum Schauplatz der wichtigſten Begebenheiten in der neueren franzöſiſchen Geſchichte beſtimmt geweſen iſt. Hier ſpielte der Staatsſtreich des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799), die Aufhebung des Rathes der Fünfhundert durch General Bonaparte, von hier wurde am 18. Mai 1804 dem unten verſammelten Volke die Erhebung Bonapartes zum Kaiſer verkündet; hier nahm am 7. November 1852 der Präſident der Republik den Staats-Conſult entgegen, der ihm die Krone des dritten Kaiſerreiches übertrug. Den Wahlſpruch, der hier noch vor Kurzem auf einem Gemälde Ludwigs XIV. zu leſen war: »Tot tela quot hostes« (So viel Geſchoſſe als Feinde), ſcheinen die Vertheidiger von Paris zu ihrer Norm haben machen zu wollen.«

In wenigen Stunden ſind Millionen vernichtet worden, vieles Unerſetzliche iſt verloren gegangen. Wie wunderbar, der letzte Commandant des Schloſſes St. Cloud war ein preußiſcher Offizier und dieſer rettete als Andenken den Tiſch vor dem Untergang, an welchem Napoleon III. die Kriegserklärung unterzeichnet hatte. St. Cloud war ſein Lieblingsaufenthalt geweſen.

Die Sonne, welche am andern Morgen aufging, beſchien eine glimmende Ruine. Die Schornſteine waren nach und nach eingeſtürzt und riſſen die inneren Wände um. Paris ſah das ſchöne, ſtolze Schloß nicht mehr. Alles war ſtill. Von dem Augenblick an, als die erſte Flamme aus dem Schloß hervorbrach, verſtummten die feindlichen Geſchütze. Es war, als ob man ſich ſchäme, den Frevel begangen zu haben.«

Verſailles vom 15. bis 31. October.

Verſailles, 16. October.

Das Niederbrennen des Schloſſes von St. Cloud iſt ein Ring mehr in der Kette von unerklärlichen Mißgriffen und von der Luſt am Vernichten, welche die ganze Kriegführung der Franzoſen charakteriſirt.*) Das Schloß mit ſeinem Park war den Pariſern nicht gefährlicher, als irgend ein anderer unſerer vorgeſchobenen Poſten; ſein Beſitz entſcheidet nichts für den künftigen Angriff, auch nichts für die Vertheidigung, und es fehlt dieſſeits jede Erklärung, weshalb die Kanonen des Mont Valerien ſo plötzlich und ſo vernichtend über das Schloß hergefallen ſind. Hieſige Einwohner vermuthen, die Brandlegung ſei in der Abſicht geſchehen, eine Reſidenz König Wilhelms in St. Cloud (von der, für den Fall, daß Paris capitulire, die Rede war) unmöglich zu machen. Wie immer dem ſein möge, jedenfalls kann es der auf dem Boden des Schloſſes aufgeſtellte Beobachtungspoſten nicht allein geweſen

---

*) Von vielen Franzoſen wurde dies ſchmerzlich empfunden. So fürchtete der Director der berühmten Porzellanfabrik von Sèvres, Mr. **Régnault**, daß den ihm unterſtellten induſtriellen Anlagen ein gleiches Schickſal wie dem Schloſſe von St. Cloud in Ausſicht ſtehe; und er wandte ſich deshalb an den Kronprinzen mit der Bitte, daß ihm die Möglichkeit gegeben werden möge, wenigſtens den unerſetzlichſten Theil der Kunſtſchätze von Sèvres dem Verderben entziehen zu können. Es handelte ſich dabei vornehmlich um eine Sammlung von Modellen, die in geſchichtlicher Reihenfolge die Entwickelung der Ceramik verſinnlichen, und um eine größere Collection von Zeichnungen, Formen ꝛc., die demſelben Zweck dienen. In Anbetracht des ſchweren Verluſtes, welcher der Kunſtinduſtrie aus dem Untergang dieſer Sammlungen erwachſen würde, bewilligte der Kronprinz das Geſuch und verfügte, daß unter Leitung des Herrn **Régnault** und mit Hülfe der nächſtliegenden Truppen, die Ueberführung nach Verſailles erfolge. Hofmarſchall Graf Eulenburg unterwarf die in Rede kommenden Gegenſtände einer Beſichtigung; die Wagen zum Transport wurden von der preußiſchen Militairverwaltung hergegeben.

ſein, welcher dieſe Beſchießung veranlaßte; denn eine Leiter an die ſtehen gebliebene Mauer angelehnt, und — man kann eben ſo gut und eben ſo gedeckt das ganze Vorterrain überſehen, wie es aus einem Dachfenſter des Schloſſes bis dahin geſchehen konnte. Wie werden alle dieſe Kleinigkeiten vor dem furchtbaren Ernſt unſeres wirklichen Angriffs verſtummen! Bis jetzt ſcheinen die Pariſer noch wie Kinder mit dem Feuer zu ſpielen, und eine beſondere Freude an dem dumpfen Gebrüll der ſchweren Geſchütze zu haben. Immer wieder aber ſtehen wir vor der Frage: Wozu dieſer Vandalismus? Einige meinen, in einer Art Gegenſatz zu dem vorſtehend Mitgetheilten, der Commandant des Mont Valerien ſei ein ſo eifriger Republikaner, daß er Alles Impériale auf das gründlichſte haſſe und nur bedaure, daß er mit ſeinen Kanonen nicht auch St. Germain erreichen könne, um eine andere, ebendaſelbſt befindliche, in einem meiner frühern Briefe bereits erwähnte Liebhaberei des Kaiſers, das Cäſareiſche Muſeum, zu zerſtören. Und dieſe Leute wollen eine Beſchießung von Paris als ein crimen laesae humanitatis hinſtellen! Das große Bild der Belagerung Roms durch die Franzoſen, welches in der Gemälde-Galerie des Schloſſes mitten unter den größten Triumphen Frankreichs hängt, mag ihnen, neben vielem Andern, die Antwort darauf geben. Alle Argumente Victor Hugo's, die für die Schonung von Paris plaidiren ſollen, paſſen genau, ja in einigen Punkten in noch verſtärktem Maße, auf Rom! Deſſenungeachtet haben die Franzoſen Rom bombardirt und die »ewige Stadt« eingenommen. Aber freilich, was Franzoſen thun, iſt immer Gloire, was Deutſche thun Barbarei!

Nachdem vorgeſtern eine Compagnie des 1. Garde-Landwehr-Regiments, von Straßburg her, hier eingetroffen war, rückte heute Vormittag das ganze Regiment mit ſeinen 3 Bataillonen Königsberg, Stettin und Graudenz hier ein. In der Avenue de Paris erwartete es, in Sectionen rechts abmarſchirt, die Rückkehr des Königs vom Gottesdienſt in der Schloßkirche, welchem alle in dem Hauptquartier des Königs und des Kronprinzen anweſende Fürſtlichkeiten beigewohnt. Von den General- und Flügel-Adjutanten gefolgt, ging Se. Majeſtät am rechten Flügel der Sectionen ſämmtlicher, auf Kriegsſtärke completten Bataillone entlang, jeder einzelnen Compagnie einen Guten Morgen! bietend, der von den kräftigen bärtigen Rieſengeſtalten dieſes Regiments in bekannter Art erwidert wurde. Ebenſo kam der König die ganze Länge dieſer Aufſtellung zu Fuß zurück und ließ dann die drei Bataillone mit Gewehr über! vorbeimarſchiren. Das zahlreich verſammelte Publikum konnte von ſeinem Erſtaunen über dieſe Geſtalten gar nicht zurückkommen, und daß das Landwehr ſei, alſo nach ihren Begriffen etwas Aehnliches wie ihre Garde mobile, verwirrte ſie völlig. Dieſe Garde-Landwehr- und Garde-Grenadier-Landwehr-Bataillone ſind aber auch in der That eine Erſcheinung, wie wenige Armeen ſie aufzuweiſen haben. Die Blüthe der männlichen Kraft eines ganzen Volkes! Ganz unbegreiflich war Vielen, wo denn nun auch dieſe Regimenter noch herkämen, da ja ſchon ganz Frankreich voll von Preußen wäre: »Nimmt denn das gar kein Ende?« Armeen in Orleans, im Elſaß, vor Metz, vor Paris, in ſo und ſo vielen Feſtungen, c'est inconcevable!

Dieſe Garde-Landwehr-Regimenter treten nun auch noch in die Einſchließungs-Aufſtellung ein, und zwar auf der Weſtſeite von Paris. Die eben nach Orleans abcommandirte 22. Diviſion iſt alſo bereits wieder erſetzt.

Verſailles, 18. October.

Seit 55 Jahren iſt das deutſche Volk gewohnt, den 18. October als den Jahrestag ſeiner erſten nationalen Erhebung zu feiern. Die Preußen zumal haben dieſen Ruhmestag der Völkerſchlacht von Leipzig, der zugleich der Geburtstag des Kronprinzen iſt, ſchon lange aus doppelten Gründen in die Reihe ihrer »dies fasti« aufgenommen.

Der Wunſch, den man vielfach von unſern Truppen äußern hörte, daß der diesjährige 18. October den entſcheidenden Kampf vor Paris bringen möge, ſchien beinahe in Erfüllung gehen zu ſollen. Als der Kronprinz geſtern Nachmittag von der Vertheilung der Ehrenkreuze an verſchiedene Truppentheile in das Hauptquartier zurückkehrte, ward die Meldung eingebracht, daß die Vertheidiger von Paris durch ſtarke Truppentransporte nach den ſüdlichen Forts ſich zu einem Offenſivſtoß gegen die III. Armee rüſteten. Die Bewegung ging in umfangreichen Dimenſionen vor ſich; ſie erſtreckte ſich, ſo weit man beobachten konnte, von Villejuif an, an Bicêtre, Ivry und Montrouge vorbei bis Iſſy, alſo gegenüber unſeren Poſitionen von Choiſy bis Meudon, Clamart und Sèvres. Die Truppen waren die Nacht über alarmirt. Ordonnanz-Offiziere des Hauptquartiers begaben ſich heute um 4 Uhr Morgens an Ort und Stelle, um den Oberbefehlshaber ſofort zu benachrichtigen, wenn ein ernſteres Engagement ſich entſpinnen ſollte. Da der Feind aber bemerkte, daß unſere Truppen auf dem »Qui vive« waren, gab er ſeine Abſicht auf und zog ſich zurück. Ungeſtört konnte die militairiſche Feier des Kronprinzlichen Geburtsfeſtes vor ſich gehen. Morgens erſchien eine aus den Muſikcorps von 5 Regimentern zuſammengeſetzte Militaircapelle und ſpielte zur Reveille auf dem Raſenplatz der Villa »Les Ombrages«. Mittags um 12 Uhr wurden die Offizier-Corps der beiden Hauptquartiere, der Generalſtab, die anweſenden Miniſter und die Hofchargen empfangen; eine Stunde ſpäter war Gratulation der Prinzen und Fürſten. Für die Soldaten war der Schloßpark von Verſailles, wo die Waſſer ſprangen und wo der Kronprinz ſich zwiſchen 4 und 5 Uhr einfinden wollte, als Vereinigungspunkt beſtimmt. Vor dem großen Rondel des »Bassin de Neptune«, deſſen 63 Fontainen und Delphine ſämmtlich in Thätigkeit waren, hatte ſich eine überaus zahlreiche Zuſchauermenge nicht nur aus der Garniſon, ſondern auch aus der Bevölkerung von Verſailles verſammelt und durch geordnete Aufſtellung an den amphitheatraliſch emporſteigenden Bosquets zu einem maleriſchen Bilde gruppirt. Plötzlich öffneten ſich die Reihen der Menge und es erſchienen mit dem Kronprinzen auch der König zu Pferde. Ferner Prinz Karl. In der Nähe des Königs der Bundeskanzler und einige Offiziere des Gefolges.

Bei der Tafel, die um 7 Uhr in der Präfectur befohlen war, brachte der König den Toaſt auf den Kronprinzen aus. Abends vereinigten ſich die genannten Muſikcorps zu einem Zapfenſtreich. Lange bevor die Trommel gerührt wurde, hatten ſich die Truppen der Beſatzung auf der Avenue de Paris und der »Place d'Armes« aufgeſtellt, um dem Zuge, der ſich nach der Präfectur bewegte, zu folgen. Die Muſik ſpielte zuerſt den Preußenmarſch, mit deſſen Klängen der Kronprinz empfangen worden war, als er an den beiden wichtigſten Tagen ſeiner Kriegführung: am 6. Auguſt (Wörth) und am 1. September (Sedan) vom Schlachtfeld in das Hauptquartier zurückkehrte. Nachdem der Marſch geendet, rief aus der Menge der Soldaten eine Stimme: »Ihr Deutſchen Alle, unſerem tapferen Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein lautes Hoch!« eine Aufforderung, die lebhaften Nachklang fand. Die ſtürmiſche Begrüßung wiederholte ſich, als der Kronprinz auf dem Balcon erſchien. Daß dieſer Tag auch in der Heimath im Sinne einer nationalen Feier begangen worden iſt, zeigen die Hunderte von Telegrammen, die aus allen Gegenden Deutſchlands eingetroffen ſind.

Verſailles, 20. October.

Hörte man hier in Verſailles nicht manchmal, namentlich in windſtillen Abendſtunden, das ſchwere Geſchütz von Paris herüber dröhnen, ſo würde man ſich in eine preußiſche Garniſonſtadt während des Friedens verſetzt glauben. Alle Tage große Wachtparade auf dem Place d'Armes vor dem Schloſſe, die ſo regelmäßig und in ſo ſtrammer Haltung, auch in ſo gutem Anzuge abgehalten wird, als wäre der Feind hundert Meilen weit entfernt; die Märkte offen und gut verſehen, alle Läden offen. In der Frühe ziehen die Bataillone, wie in der Heimath zum Exerciren, ſo hier zur Ablöſung der Vorpoſten aus, und die abgelöſten kommen zurück. Von Gewaltthätigkeit, Zwang, Unruhe keine Spur. Zur Herſtellung dieſer Zuſtände hat die von dem Director der Feldpolizei, Geh. Regierungsrath Stieber, in kürzeſter Zeit eingerichtete neue Polizei-Verwaltung der Stadt viel beigetragen, zu welcher nicht allein die Beamten der Feldpolizei des königlichen Hauptquartiers mit Einſchluß der neuerdings aus Berlin abcommandirten berittenen Schutzleute verwendet worden, ſondern auch die Feldgensdarmerie des V. und XI. Armee-Corps, ohne deswegen die frühere kaiſerliche Polizei-Verwaltung von ihren Executiv-Functionen zu diſpenſiren. Im Gegentheil iſt der frühere Chef der kaiſerlichen Polizei, natürlich unter einer dieſſeitigen Oberleitung, noch in Thätigkeit, und die früheren 25 Sergeants de ville ſind den Feldgensdarmen für alle Executivmaßregeln beigegeben. Ueber hundert Beamte, ſowohl deutſche als franzöſiſche, halten die Ordnung nach allen Richtungen hin aufrecht. Freilich fehlt noch die franzöſiſche richterliche Gewalt, da die Juſtizbehörden — weil ſie nicht wiſſen, in weſſen Namen ſie Recht ſprechen ſollen — einſtweilen noch ihren Dienſt verſagen. Darunter leidet aber die Polizeiverwaltung weniger, als die ſowohl in den Gefängniſſen vorgefundenen, wie ſeitdem in dieſelben abgelieferten Gefangenen. Daß auch die politiſche Polizei in einem Hauptquartiere, auf welches in dieſem Augenblicke ganz Europa ſieht, von größter Wichtigkeit iſt, liegt auf der Hand, und wie man hört, kommen nach dieſer Richtung hin die überraſchendſten Dinge vor. So wird z. B. plötzlich bekannt, daß derſelbe Herr Le Sourd, welcher als Secretair der Benedettiſchen Ambaſſade in Berlin dem Grafen Bismarck am 19. Juli die Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen überreichte, ſich ganz ungeſtört hier in Verſailles bei ſeiner Mutter aufhält, alles Vorgehende ganz ungenirt beobachten kann und keinerlei Garantie bietet, daß er außer Verbindung mit ſeinem früheren, jedenfalls auch dem gegenwärtigen Gouvernement ſtehe. Einem ſo durchaus abnormen Zuſtande hat die Feld-Polizei-Direction ſofort ein Ende gemacht, indem Herr Le Sourd veranlaßt worden iſt, ſeinen Aufenthalt einſtweilen in Mainz zu nehmen, bekanntlich eine der deſignirten, ſpäter aber nicht benutzten Etappen der kaiſerlich franzöſiſchen »Rhein-Armee«. Es iſt nahezu unglaublich, welche Menge von Perſonen ſich unter den verſchiedenſten Vorwänden hier in Verſailles einzuniſten ſuchen. Geſandtſchafts-Agenten, Zeitungs-Correſpondenten, Projectenmacher, ſelbſtbeauftragte politiſche Rathgeber, ſogar Damen, die gern irgendwie Einfluß gewinnen möchten und in ihren Cirkeln Politik zu machen ſuchen, — kurz es verlangt die ganze Wachſamkeit eines erfahrenen Beamten, um dieſes Treibens Herr zu bleiben. Denunciation, Spionerie, Geldſpeculationen, Androhung von Attentaten ſuchen ſich den Rang abzulaufen, werden aber ſämmtlich in aller Stille unſchädlich gemacht, und man hört meiſt erſt von dieſen Dingen, wenn ſie erledigt ſind.

Der Tag von Malmaiſon.

(Nach Aufzeichnungen W. Ruſſell's.)

Schon am 18. October waren, wie bereits in einem Briefe von eben dieſem Datum hervorgehoben, an der ganzen Süd- und Südweſtfront von Paris ſtarke Truppenzuſammenziehungen beobachtet worden, aber erſt am 21. kam es wirklich zu einem Angriff gegen unſere Linien. Er traf unſer V. Corps und führt in der Reihe der Gefechte dieſſeitig den Namen Gefecht bei Malmaiſon, bei den Franzoſen (abwechſelnd) den Namen: Gefecht bei Rueil, Bougival, Malmaiſon oder Buzenval.

Das Gefecht, weil es nahezu vor den Thoren von Verſailles ſtattfand, rief aus eben dieſem Grunde, ſowohl bei der Garniſon wie bei der Bevölkerung, eine größere Aufregung hervor, wie irgend ein anderer Kampf, der während der Belagerung ſtattfand, und ſollen die nachfolgenden Aufzeichnungen nicht den Kampf ſelbſt (über den wir bereits S. 187 bis S. 198 ausführlich berichtet haben), ſondern, nur genrehaft, das Thun und Treiben ſolcher ſchildern, die, als mehr oder weniger betheiligte Zuſchauer, den Ereigniſſen des 21. Oktober mit dem Auge folgten.

In St. Germain am 21. October 1870.

Ohne die geringſte Vorſtellung davon, daß der Tag etwas Beſonderes bringen würde, ſo erzählt William Ruſſell in den Aufzeichnungen ſeines Diary, brach ich am 21. früh von Verſailles nach St. Germain auf. Mit mir Keith Frazer. St. Germain, in deſſen Schloß ein engliſcher König (Jacob II.) ſo lange reſidirte und von dem geſagt werden mag, daß die Sonne der Stuarts in ihm unterging, hatte, all die Belagerungswochen hindurch, eine beſondere Anziehungskraft für mich. Ich konnte von dort aus Paris, den Mont Valerien, das Schanzen und Graben der Franzoſen und zugleich eines der denkbar ſchönſten Landſchaftsbilder ſehen, vor Allem aber war ich in den glücklichen Momenten, wo ich Verſailles mit St. Germain vertauſchen durfte, dem Auf und Ab im Hotel des Reſervoirs, dem geräuſchvollen Einerlei und der Langenweile entflohen, die unausbleiblich ſich da einſtellen muß, wo man dieſelben Menſchen, und wären es die liebſten und beſten, an gleicher Stelle und unter gleichen Verhältniſſen immer wieder und wieder ſieht. An Paß-Viſitationen und den kleinen Verſtimmungen, die davon unzertrennlich ſind, war freilich kein Mangel, aber der Hang, aus dem Drückenden der Alltäglichkeit herauszukommen, war ſo groß, daß ich mich immer wohlig und gehoben fühlte, wenn mein Gefährt auf der Chauſſee zwiſchen Verſailles und St. Germain dahinrollte.

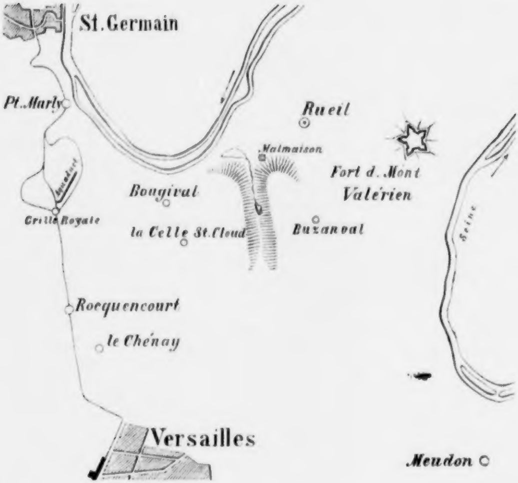
Dieſes Gefühl hatte ich auch heute wieder und hatte es um ſo mehr, als man nicht Zeit zu haben ſchien, ſich ſonderlich um unſere Päſſe zu kümmern. In Chénai ſtanden Abtheilungen des 37. Regiments auf Platz und Straßen, in Rocquencourt war Trommeln und Blaſen, und in das Geraſſel unſeres Wagens hinein tönten rollende Klänge, die unſchwer als Geſchützſalven zu erkennen waren, trotzdem die Waldpartieen, die zwiſchen unſerem Wege und dem Seine-Thal lagen, die Kraft des Donners brachen.

Es konnte kein Zweifel ſein, in welche Situation wir eingetreten waren.

Wir hatten mittlerweile den Aquädukt von Marly erreicht; uns gegenüber erhob ſich der Mont Valerien, Rauchwolken um ſich her, und auf dem Terrain zwiſchen uns und ihm, auf der niedrigen Plaine, die von einer der großen Seine-Schleifen umſpannt wird, ſtanden franzöſiſche Bataillone oder gingen, unterm Schutz einer doppelten Artillerie-Linie, in tiefen Colonnen gegen die preußiſche Stellung vor. Dieſe zog ſich von Malmaiſon bis St. Cloud; Schloß Buzenval als Centrum. Der Angriff richtete ſich erſichtlich gegen den dieſſeitigen linken Flügel (Malmaiſon-Bougival) und den waldbedeckten, vielfach durchſchnittenen Höhenzug, der ſich von Schloß Malmaiſon bis Schloß Buzenval zieht. Es war intereſſant, die Ruhe zu beobachten, mit der die aus der Reſerve heranmarſchirenden preußiſchen Bataillone ihre Stellungen einnahmen. In ziemlicher Nähe von uns, abgeſattelt und den Blicken des Feindes geſchickt entzogen, ſtand ein Dragoner-Regiment; neben demſelben zwei Batterieen, des Befehles zum Vorgehen gewärtig.

Die Aufregung meines Kutſchers (eines wohlgenährten, etwas aufgeſchwemmten Verſaillers) all' die Zeit über zu beobachten, war ein Genuß. Blitzenden Auges, zähneknirſchend, fluchend und peitſchenknallend, wetterte er auf ſeine Pferde ein, natürlich die Preußen meinend, und erging ſich in endloſen, halb von Furcht und halb von Freude dictirten Ausrufungen: »Ah, die gredins, dieſe coquins, jetzt kriegen ſie es.«

In dieſem Augenblick jagten zwei preußiſche Offiziere an uns vorüber auf St. Germain zu. »Die Franzoſen attaquiren ernſthaft,« rief mir der eine zu, »gehen Sie nicht bis Bougival, es wird ſich bald unter einem Granatregen befinden.« In der That, die Infanterie- und Geſchützſalven, die immer näher zu kommen ſchienen, dazu die Bataillone, die in nicht unbeträchtlicher Zahl an den jenſeitigen Abhängen ſichtbar wurden, ließen keinen Zweifel darüber, daß man ſich franzöſiſcherſeits zu einem mit Nachdruck zu führenden Ausfallgefechte entſchloſſen habe; andererſeits war mit gleicher Sicherheit zu erkennen, daß dieſe Anſtrengungen vergeblich ſein würden, wenn der Feind nicht noch ſtarke Abtheilungen in Reſerve und dieſelben, unter Abwartung des richtigen Zeitpunktes, ebenfalls zum Angriff beſtimmt habe. Denn was da unmittelbar vor uns ſtand, waren nicht mehr als 12,000 Mann,


St. Germain
Pt. Marly
Rueil
Malmaison
Fort d. Mont Valérien
Bougival
Grille Royale
la Celle St. Cloud
Buzanval
Seine
Rocquencourt
le Chênay
Versailles
Meudon

zu viel, um blos zu ſcharmutziren, zu wenig, um die Preußen aus ihrer vorzüglichen Poſition zu werfen.

Es wurde mir klar, daß wir, wenn wir dem Gange des Gefechts folgen wollten, beſtrebt ſein mußten, einen höher gelegenen Punkt zu erreichen, und unter dieſen Punkten blieb St. Germain, das urſprüngliche Ziel unſerer Reiſe, der beſte. Der Kutſcher gehorchte mit ſichtlichem Widerſtreben. Als wir in Marly einfuhren, begegneten wir einem ganzen Strom von Menſchen: Männer, Weiber, Kinder, die alle in freudigſter Erregung ſchienen; erſt als ſie in die Nähe eines preußiſchen Bataillons kamen, das, Gewehr bei Fuß, theils auf dem Platz, theils zu beiden Seiten der Straße ſtand, gaben ſie ihr Lachen und Fingerknipſen auf. Wie ich bald erfuhr, waren es Leute, die bis dahin auf der Teraſſe von St. Germain geſtanden und hier ihrer Freude über das von dort aus beobachtete anfängliche Vordringen ihrer »Compatriotes« einen ſo unverkennbaren Ausdruck gegeben hatten, daß ſie ſeitens eines Wachtkommandos von der Teraſſe fort und den Abhang hinabgejagt worden waren. Jetzt zogen ſie froh und guter Dinge durch Marly, um ſich einen andern hochgelegenen Ausſichtspunkt zu ſuchen.

Wenige Minuten nach dieſem Zwiſchenfall hatten wir St. Germain erreicht. Das Hotel »Pavillon Henri IV.« war mit Preußen überfüllt. Jeder in der höchſten Erregung. Das uns zunächſt ſtehende Hausmädchen rang die Hände und weinte bitterlich: »ſie morden ſich gegenſeitig; man könnte zweifeln, daß ein Gott im Himmel ſei.« Daneben aber ſaßen, buntgemiſcht, die Gäſte des Hotels im goldnen Saal und wurden durch Mr. Barbots' Garcons auf's prompteſte bedient; Gruppen von Offizieren waren beim Dejeuner und discutirten den Stand des beſtändig von ihnen mit Hülfe guter Gläſer verfolgten Gefechts, während die Teller und die Schüſſeln gewechſelt wurden. Die franzöſiſche Bevölkerung, ſoweit ſie Zutritt hatte, ſammelte ſich hier und dort, um ebenfalls einen Blick auf das Schlachtfeld werfen zu können. Ihre Stimmung konnte dabei unmöglich die beſte ſein. Wenn ſie ſcharf zuſahen, mußten ſie wahrnehmen, daß die Ihrigen, unter dem Schutz des Fort Valerien, allerdings um ein paar tauſend Schritt zu avanciren vermocht hatten, daß ſie ſich nunmehr aber einem bewaldeten Höhenzuge gegenüber befanden, aus dem beſtändig das preußiſche Gewehrfeuer knatterte, ohne daß auch nur ein einziger Mann ſichtbar geworden wäre. Alles ſteckte im Gebüſch; nur ſelten blitzte eine Helm- oder Bajonetſpitze im Sonnenſcheine auf, tauchte aber gleich wieder in das Waldesdunkel unter.

Keith Frazer und ich fanden Gelegenheit, eins der obern Fenſter in Beſchlag zu nehmen und das Schlachtfeld vor uns, Spezial-Karten neben uns, gelang es uns alsbald, uns in den Stellungen, wie in dem Gange des Gefechts zurecht zu finden. In aller Ruhe machten wir unſere Notizen, den ganzen Vortheil unſerer Ueberſichts-Poſition ausnutzend, die vielleicht, mit Ausnahme des Aquädukts von Marly (wo ſich der König und ſein Stab befanden), die beſte war.

Die ganze Action dauerte vier Stunden oder nur wenig mehr. Als ein ernſthaftes Unternehmen in dem Sinne, daß die dieſſeitige Stellung auch nur einen Augenblick wirklich gefährdet geweſen wäre, kann das Gefecht nicht angeſehen werden, da eine einzige preußiſche Diviſion (die 10.) ausreichte, dem Angriff zu begegnen. Gelegentliche, nur halb unterdrückte Freudenbezeugungen (auch engliſche konnte ich darunter entdecken), die jedesmal laut wurden, wenn die Partie günſtig für die Franzoſen zu ſtehen ſchien, und dann wiederum Murmeltöne der Enttäuſchung, die ſich einſtellten, wenn rückgängige Bewegungen erkennbar wurden, geſtalteten den ganzen Hergang zu etwas völlig Neuem für mich, da ich bis dahin noch kein Gefecht erlebte, dem eine Civilbevölkerung, wie aus einem Zuſchauerraume beigewohnt hätte. Im Uebrigen darf jetzt wohl geſagt werden, daß ein mit 50,000 ſtatt mit 10,000 Mann unternommener und durch Mont Valerien- und Kanonenboot-Feuer nicht vorher verkündigter Angriff allerdings Chancen gehabt haben würde, die preußiſchen Linien zu durchbrechen und bis Verſailles vorzudringen. Noch bis dieſen Augenblick habe ich nicht in Erfahrung bringen können, ob ein höherer franzöſiſcher Offizier, der ſich, innerhalb der vorderſten Angriffsfront, anfeuernd und Richtung gebend, auf ſeinem weithin erkennbaren Schimmel auf und ab bewegte, der General Ducrot war oder nicht; Alles ſpricht aber dafür, daß er es war. Gleichviel, die glänzende Bravour, die dieſer im heftigſten Flintenfeuer hin und her jagende Offizier entfaltete, weckte in den Herzen aller derer, die ihn von den Hotelfenſtern von St. Germain aus beobachten konnten, eine aufrichtige Bewunderung. Mag ihm dies, wenn möglich, ein Troſt für ſeine Niederlage ſein. Daß er davon kam, iſt ein Wunder. Als etwa um 5 Uhr die Colonnen unverrichteter Sache auf den Mont Valerien hin retirirten, zogen ſich auch die Gruppen, die ſich, ſo weit wie geſtattet, um das Hotel her gebildet hatten, langſam, ſchweigend und betrübten Herzens zurück; die Preußen aber wurden jetzt lebhafter und geſprächiger denn zuvor, ihre Ordres klangen lauter durch den Saal und Mr. Barbot, ſammt ſeinen Kellnern, hatte vollauf zu thun mit immer neuen Gängen und Flaſchen. Doch kam es nirgends zu Jubel und Chorgeſang oder zu irgend etwas, das man als einen unzeitigen oder anſtößigen Freudenausdruck hätte bezeichnen können.

Bis 6½, alſo eine volle Stunde noch nach Zurücknahme der letzten Bataillone, dauerte das Feuer vom Mont Valerien her, das an dieſem, wie an manchem voraufgehenden Tage, allen in ſeinem Bereich gelegenen Ortſchaften: Rueil, Chattou, Monteſſon und Bougival, einen erheblichen Schaden zugefügt, ſo manches Haus in Aſche gelegt hatte.

Nach Tiſch ſchrieb ich, ſo lange ich die Augen aufhalten konnte; dann zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Ich lag bereits zu Bett mit Durchſicht eines Briefes beſchäftigt, als heftig an meine Thüre gepocht wurde; ſchon vorher hatte ich Säbelgeklapper und ſchwere Tritte draußen auf Flur und Treppe gehört. Ich dachte an die Möglichkeit, daß ich, um eines oder mehrerer Verwundeter willen, aufgefordert werden würde, Bett und Zimmer zu räumen und rief deshalb: Herein! die Thür ging auf und herein trat Marie, das Hausmädchen, ein Licht in der Hand, von einem Garde-Landwehroffizier gefolgt, der mir auf franzöſiſch zurief: Löſchen Sie Ihr Licht aus!

Ich ſagte ihm, daß ich ein Engländer ſei. (Beiläufig eine ſonderbare Antwort auf ſolche Aufforderung.)

Ich habe das bereits gehört, fuhr der Offizier fort. Ich komme deshalb, Sie zu warnen, mit Licht am Fenſter zu erſcheinen, da die Schildwachen Ordre haben, ſofort auf Sie zu ſchießen.

Sie ſehen, daß ich mich im Bett befinde.

Gewiß, aber Sie könnten aufſtehen, und da Sie ein Engländer ſind, ſo wollte ich Sie wenigſtens darauf aufmerkſam machen, daß Sie, im ſelben Moment, wo Sie mit Licht ans Fenſter treten, Ihr Leben ernſthaft in Gefahr bringen. Die Franzoſen geben Signale vom Mont Valerien her.

Aber darf ich nicht ein wenig leſen?

Gewiß, ſo lange Sie Ihr Fenſter im Dunkel halten. Gute Nacht, Herr. Vergeſſen Sie nicht, daß zwei Schildwachen unten ſtehen, die die beſtimmteſten Weiſungen haben.

Ich drehte mich herum und dachte: wie angenehm haben es doch die guten Leute jenſeits des Kanals, die ruhig, mit dem Licht in der Hand, ans Fenſter treten können, ohne Furcht vor den Kugeln eines Doppelpoſtens. Wohl Denen, die in der Lage ſind, von Krieg und Kriegsgeſchichten nur leſen zu müſſen.

So weit Ruſſell's Aufzeichnungen. Er ſelbſt kehrte am andern Morgen unangefochten nach Verſailles zurück. Hier fand er Alles in Mißſtimmung oder Aufregung, die ſeitens der Bevölkerung in Groll über vereitelte Hoffnungen, ſeitens der Garniſon aber in Erbitterung über die Tags zuvor beobachtete Haltung der Verſailler ihren Grund hatte. Allerhand Unziemlichkeiten waren vorgekommen; den Offizieren hatte man Naſen gemacht und die Zunge gezeigt, und als auch der Stab, auf Port Marly zu, hinausritt, war dieſe Bewegung faſt ſchon wie ein Rückzug gedeutet und mit Lachen und ſpöttiſchen Reden begleitet worden. Rechnete man hinzu die Nachrichten, die von Auflehnungen aller Art aus der Umgegend eintrafen, ſo war Alles in Allem wenig dazu angethan, die Stimmung Derer zu verbeſſern, die doch zunächſt noch die Herren waren und es auch zu bleiben gedachten. Solcher Nachrichten war ſeit Anfang October kein Ende. Kaum war der erſte Zorn über den »Ueberfall von Ablis« (in der Nacht vom 7. zum 8. October) verraucht, ſo hörte man von neuen Angriffen Einzelner wie ganzer Communen, ſo beiſpielsweiſe in Chateaudun, die den wachſenden Fanatismus der Bevölkerung im hellſten Lichte zeigten. Der Maire von Palaiſeau, Dr. Morère, 75 Jahre alt, hatte, — als ſechs preußiſche Offiziere erſchienen, um die Requiſitionen für die Gemeinde feſtzuſetzen — in Folge eines Wortwechſels den Revolver gezogen und vier der Offiziere verwundet. Eine Stunde ſpäter war er kriegsrechtlich erſchoſſen worden; aber die Promptheit dieſer Strafe konnte dem Symptome nichts von ſeiner Bedeutung nehmen. Es war unerläßlich, ſchärfer aufzumerken und ſchärfer zuzufaſſen. In Verſailles ſelbſt gelang es bald, dieſer Dinge Herr zu werden:*) einzelne Ausweiſungen und Verhaftungen erwieſen ſich als ausreichend, den Fieberzuſtand zu dämpfen; zudem hatten die Ungehörigkeiten, wie ſie am 21. ſtattgefunden, nirgends einen direkt aufſtändiſchen Charakter angenommen, forderten alſo auch nirgends die ganze Strenge des Geſetzes heraus. Unglücklicher lagen die Dinge in dem benachbarten Bougival, wo die Bewohner, als ſie vom Mont Valerien her ihre Landsleute vordringen ſahen, plötzlich von dem Glauben erfüllt wurden, daß nun Sieg und Rache nahe ſeien. Dies führte zu einem triſten Nachſpiel des Gefechtes vom 21. (Malmaiſon), über das ein vier Tage ſpäter, am 25., geſchriebener Brief das Folgende berichtet:

»Geſtern am 24. war viel Trauer in dem ſonſt ſo luſtigen Dorfe Bougival. Zwei Bauern wurden, nach Verurtheilung durch ein Kriegsgericht, von einem Detachement des 46. Linien-Regiments erſchoſſen. Als die Fahnen-Section dieſes Regiments mit der Fahne ſelbſt bei Beginn des Ausfalles vom 21. Bougival verließ, um ſich mit dem Gros der Feldwache zu vereinigen und dann vereint mit dem Soutien die Offenſive zu ergreifen, glaubten die Bauern des Orts, die Preußen befänden ſich auf vollem Rückzuge. Vorher kriechend-freundlich und zuvorkommend, kehrten ſie urplötzlich ihre wahre Natur, den immenſen Ingrimm, den Haß und den Groll hervor, welche ſie gegen die fremden Eroberer empfanden. Ein Theil der Bauern ging ſogar ſo weit, auf jenes ſich zurückziehende Fahnen-Detachement von hinten zu ſchießen. Die feuernden Landleute hatten ſich dazu in zwei einander gegenüberliegende Häuſer verſteckt. Die Truppen hörten keinen Knall, ſahen aber plötzlich zwei der Ihren verwundet. Man hatte erſichtlich Windbüchſen zu dem Attentat verwendet. Kehrt machen und mit ſtürmender Hand in die beiden Häuſer eindringen, aus denen nothwendig die Schüſſe gefallen ſein mußten, war das Werk eines Augenblicks. Man fand hier 19 verſchiedene Individuen, welche gefänglich eingezogen und am andern Tage ſchon vor ein Kriegsgericht geſtellt wurden. Zwei der Verhafteten verurtheilte man zum Tode. Geſtern, wie Eingangs hervorgehoben, wurde das Urtheil an ihnen vollſtreckt.«

Das war das Nachſpiel des »Tages von Malmaiſon«.

---

*) Zu gutem Theile war dies wohl den Anordnungen des Kommandanten von Verſailles (General v. Voigts-Rhetz) zuzuſchreiben, der ſofort beim Alarmiren und Ausrücken der Truppen Kanonen auffahren und auf die drei fächerförmig ſich ausbreitenden Avenuen richten ließ. Im Uebrigen ſoll der Glaube der Bevölkerung an den Sieg der Ihrigen ſo groß geweſen ſein, daß die jugendlichen Inſaſſen eines Pensionat de jeunes filles ſich weiß gekleidet hatten, um die »chers concitoyens« zu empfangen.

Verſailles, 27. October.

Große Nachricht: Metz iſt über!

In ſolchen Fällen fühlt man recht die Ohnmacht eines Berichterſtatters »sur les lieux« gegen die Macht des Telegraphen, der in demſelben Augenblick, wo man an den Schreibtiſch eilt, in der Heimath ſchon dieſelben Gefühle hervorruft, denen man eben Ausdruck geben möchte. Jeden Augenblick wird hier die, von Tours aus, angekündigte Ankunft des Herrn Thiers erwartet, und eine ungünſtigere Nachricht, als die Capitulation von Metz, läßt ſich für ihn nicht leicht denken. Madame Bazaine, die Gattin des Marſchalls, iſt mit ihrem Schwager, einem Civilbeamten, ſchon geſtern hier angekommen; man weiß nicht, in welcher Abſicht. Geſtern noch wäre es von Intereſſe, vielleicht von Wichtigkeit geweſen, dieſe Abſicht zu kennen; heute verſchwindet ſie vor der außerordentlichen Bedeutung der Capitulation ſelbſt, welche mit einem Schlage das ganze bisherige Verhältniß ändert; denn nun werden 200,000 Mann vor Metz frei und können theils zu einem verſtärkten Druck auf Paris, theils zu vollſtändiger Sicherung gegen alle Experimente und Formationen verwendet werden, welche das ſich immer mehr revolutionirende Land etwa noch verſuchen ſollte.

Geſtern Abend, beinahe unmittelbar nach dem Bekanntwerden der großen Nachricht aus Metz, traf hier eine große Zahl von amerikaniſchen, engliſchen und italieniſchen Familien ein, denen ihr Pariſer Aufenthalt läſtig geworden war. Während ſie ihren triſten Einzug hielten, zogen unſererſeits die Muſikchöre, Tambours und Pfeifer aller hier cantonirenden Regimenter von der Place d'Armes vor die Präfectur, deren ſämmtliche Fenſter erleuchtet waren, und rückten unter den rauſchenden Klängen des großen Zapfenſtreichs in den Cour d'honneur ein, um dem Könige eine Serenade zu bringen. Es hatte große Tafel ſtattgefunden, bei der alle im Hauptquartiere anweſenden Fürſtlichkeiten verſammelt geweſen waren. Auf Allerhöchſten Befehl mußten die Muſiker den Choral: »Sei Lob und Ehr dem höchſten Gott!« zwiſchen die patriotiſchen Muſikſtücke einſchalten, und der Hurrahruf wollte kein Ende nehmen, als der König am Fenſter erſchien und die wogende Menge der begeiſterten Zuhörer begrüßte. Man muß ſolchen Momenten beigewohnt und dabei der Heimath, ihrer Zukunft, ihres Jubels und aller ſeiner Lieben gedacht haben, um ganz empfinden zu können, was ſie an tiefer Erregung in ſich ſchließen. Das ſchönſte Herbſtwetter hatte den ganzen Tag begünſtigt.

Verſailles, 29. October.

Heute alſo iſt der Tag, wo die Truppen der I. und II. Armee in Metz einrücken werden. Welche Genugthuung für Prinz Friedrich Karl, der heute, gleichzeitig mit dem Kronprinzen, zum Feldmarſchall ernannt worden iſt, nachdem der König, vorgeſtern ſchon, das Wohl des Prinzen mit den Worten getrunken: »In Anerkennung ihrer Tapferkeit und Ausdauer trinke ich auf das Wohl der Armee vor Metz und ihres Führers, des Prinzen Friedrich Karl von Preußen! — Deines Sohnes!« fügte der König zu dem neben ihm ſitzenden Prinzen Karl hinzu. Das erſte Telegramm hatte nur von 150,000 Mann Gefangener geſprochen, das zweite in der Nacht angekommene ſteigerte dieſe Zahl auf 173,000 Mann, darunter drei Marſchälle von Frankreich und einige 30 Generale. Wir ſind geſpannt, welche Verwendung nun die vor Metz frei werdenden Armeen, die I. und die II. finden werden. Schon iſt die 4. (pommerſche) Diviſion auf dem Marſche nach hier; die Garde-Landwehr-Diviſion ſteht um Verſailles, und es kommt vielleicht ein großer Theil der Metzer Einſchließungs-Armee nach Paris, während ein anderer an die Loire, ein dritter nach Nord-Frankreich geht. Die Stellung der deutſchen Armeen wird dann eine impoſante und ſchon durch das einfache Zahlenverhältniß eine unangreifbare ſein.

Verſailles, 30. October.

Herr Thiers iſt heute gegen 12 Uhr Mittags in Verſailles eingetroffen. Derſelbe war bei ſeiner Ankunft aus Tours in Orleans vom General v. d. Tann mit ausgezeichneter Gaſtfreundlichkeit aufgenommen worden. In Begleitung eines bairiſchen Stabsoffiziers, Grafen v. Drexel, hatte er geſtern zu Wagen die Strecke bis Arpajon zurückgelegt, wo Nachtquartier genommen wurde. Trotz der großen Anſtrengungen, denen ſich Herr Thiers bei ſeinen Rundreiſen an den europäiſchen Höfen hat ausſetzen müſſen, war es doch ſein Wunſch, ſo raſch als möglich nach Paris zu gelangen. Der Geſchichtsſchreiber des erſten Kaiſerreichs iſt in Orleans von dem Stand der militairiſchen Dinge genau unterrichtet worden; er hat namentlich die Uebergabe von Metz mit allen bisher bekannten Details daſelbſt erfahren. In der Unterhaltung äußerte Herr Thiers, daß er ſtets für den Frieden geweſen ſei und daß ſeiner Reiſe nach Paris keine andere Abſicht zu Grunde liege, als für denſelben zu wirken; doch ſtehe dahin, ob er mit ſeinen Vorſtellungen in der Hauptſtadt werde durchdringen können. Herr Thiers hält ſich nur kurze Zeit in Verſailles auf, aus guter Quelle wird jedoch verſichert, daß er bereits eine Unterredung mit dem Bundeskanzler gehabt habe. In Begleitung des Majors v. Winterfeld, vom Großen Generalſtabe, paſſirte er die preußiſchen Poſten zum Eintritt in die Enceinte von Paris.*)

---

*) Thiers war nur kurze Zeit in der franzöſiſchen Hauptſtadt (nach einem andern Bericht nur wenige Stunden, und zwar, muthmaßlich, am 1. November vom Mittag bis gegen Abend). Seine Stimmung, als er nach Verſailles zurückkehrte, war gedrückt.

Verſailles, 31. October.

Geſtern rückten hier weitere 8 Bataillone der Garde-Landwehr-Diviſion ein, und zwar die Bataillone Berlin, Magdeburg und Kottbus des 2. Garde-Landwehr-Regiments, die Bataillone Görlitz und Breslau des 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments und die Bataillone Hamm, Coblenz und Düſſeldorf des 2. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments. Sie waren ſchon früh 5 Uhr von Longjumeau aufgebrochen, weil man einen Ausfall der Belagerten erwartete, zu deſſen Abwehr ſie möglicherweiſe hätten mit verwendet werden können, und langten bereits um 10 Uhr an der Barrière de Rue an.

Der König hatte um 9 Uhr dem evangeliſchen Gottesdienſt in der Schloßkirche beigewohnt und wollte nach demſelben die Truppen begrüßen. Als daher der nunmehrige Feldmarſchall Kronprinz von Preußen die 8 Bataillone am untern Ende der Avenue de Paris in Zugfront rechts abmarſchirt Aufſtellung hatte nehmen laſſen, begab ſich der König zu Pferde, von ſeinen Brüdern, den Prinzen Karl und Albrecht, dem Prinzen Adalbert und den bei den beiden Hauptquartieren weilenden Fürſtlichkeiten begleitet, zu den Truppen und an deren Zugfronte entlang. Dann Stellung nehmend dem Hauſe gegenüber, wo die Feldpoſt des Großen Hauptquartieres etablirt iſt, ließ er die Truppen in Zugfront an ſich vorüber marſchiren, wobei die erſten Commandeure derſelben, Feldmarſchall Kronprinz von Preußen das Bataillon Berlin, General-Feldzeugmeiſter Prinz Karl von Preußen das Breslauer Bataillon und Admiral Prinz Adalbert von Preußen das Bataillon Düſſeldorf vorüberführten. Den Bataillonen folgten 3 Batterieen Garde-Artillerie. Der König trug bei dieſer Gelegenheit den Helm mit dem Garde-Landwehrkreuz; iſt er doch ſelbſt lange Jahre erſter Commandeur des Bataillons Berlin geweſen, welches mit ihm, als Prinzen von Preußen, die Campagne in der Pfalz und in Baden machte.

Zugleich wurde bekannt, daß die Spitzen der 4. Diviſion, welche von Metz kommt, bei Longjumeau angekommen ſeien, ſo daß gegenwärtig 30,000 Mann in und bei Verſailles ſtehen. Trochu mag jetzt ſehen, ob er fähig iſt unſere Linien zu durchbrechen!

Im Norden von Paris.

Wie die III. Armee im Süden, ſo ſtand die IV. (Maas-) Armee ſeit dem 19. September im Norden von Paris. Die Stellungen, in die die einzelnen Corps eingerückt waren, waren die folgenden.

Das IV. Corps, den rechten Flügel bildend: Argenteuil — Deuil — Montmagny — Sarcelles;

das Garde-Corps, Centrum: Arnouville — Garges — le Blanc-Mesnil — Aulnay les Bondy;

das XII. Corps, linker Flügel: Sevran — Livry — Clichy — Montfermeil — Chelles.

Die Geſammt-Aufſtellung der IV. (Maas-) Armee war alſo derart, daß ſie an ihrem rechten Flügel, bei Argenteuil, Anſchluß an die Garde-Landwehr-Diviſion, an ihrem linken Flügel, bei Chelles, Anſchluß an die würtembergiſche Diviſion hatte. Dieſe und die Garde-Landwehr-Diviſion waren die Glieder, mittelſt deren, im Oſten und Weſten, die III. und die IV. (Maas-) Armee mit einander Verbindung hielten.

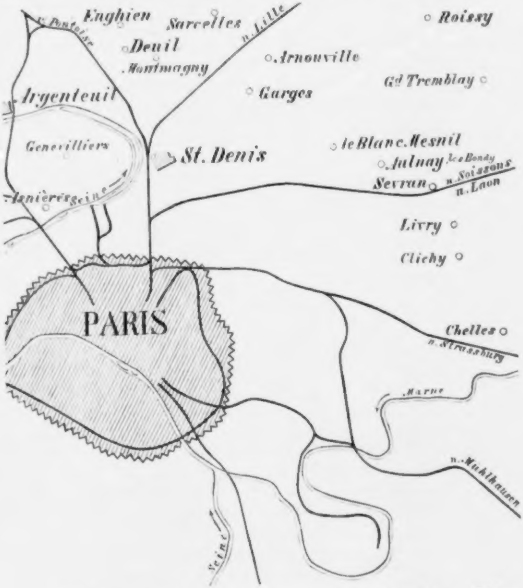
Wie im Süden, namentlich nach dem Einrücken der 21. Diviſion in die Cernirungslinie, Truppenſchiebungen ſtattfanden, ſo auch im Norden. Aber hier wie dort waren dieſe Schiebungen von keinem großen Belang. Im Norden liefen ſie darauf hinaus, daß man den rechten Flügel (IV. Corps) durch Kürzung ſeiner Aufſtellung verſtärkte und das abgeſchnittene Stück deſſelben dem Centrum (Garde-Corps) zulegte. Vom 11. October an ſtanden, in Folge dieſer Schiebung, die drei Corps der Maas-Armee wie folgt:

IV. Corps: Argenteuil — Deuil;

Garde-Corps: Montmagny — le Blanc-Mesnil;

XII. Corps: Aulnay les Bondy — Chelles.

Dieſe Veränderung in der Aufſtellung ermöglichte ſich dadurch, daß durch Abdämmung des Ourcq-Canals eine Stauung der in denſelben ein mündenden Gewäſſer und durch dieſe Stauung wiederum eine Inundation in Front des Garde-Corps erzielt worden war, die es dieſem Corps geſtattete, ſeine Linie nach rechts hin um eine gute halbe Meile zu verlängern.


n. Pontoise
Enghien
Sarcelles
n. Lille
Roissy
Deuil
Montmagny
Arnouville
Gd Tremblay
Argenteuil
Garges
Genevilliers
St. Denis
le Blanc Mesnil
Aulnay
le Bondy
n. Soissons
Sevran
n. Laon
Asnières
Seine
Livry
Clichy
PARIS
Chelles
n. Strassburg
Marne
n. Muhlhausen
Seine

Das Hauptquartier der Maas-Armee war anfänglich in Thieux ſpäter in Grand-Tremblay.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns den einzelnen Corps und zwar zunächſt dem IV. Armee-Corps zu.*)

*) Die Kämpfe, die das XII. (königlich ſächſiſche) Corps zu beſtehen hatte, fallen in eine ſpätere Zeit und fanden im Oſten, nicht im Norden von Paris ſtatt. Wir kommen deshalb auf die Action dieſes Corps an anderer Stelle zurück, und zwar dort, wo über die großen Ausfall-Schlachten am 30. November und 2. December berichtet wird.

Das IV. Corps bis Ende October.

Das IV. Corps ſtand auf den Höhenzügen, die Paris und das Seine-Thal von Norden her einſchließen. Eine Anzahl eben ſo ſehr durch Schönheit ihrer Lage, wie durch Gefälligkeit ihrer Architectur ausgezeichnete Ortſchaften, wurde beſetzt gehalten: Sannois, St. Gratien, Epinai, Enghien und Montmorency. Hier lagen abwechſelnd auf Vorpoſten und in Cantonnements-Quartier, die vom Swiep- und Sadowa-Walde und neuerdings vom „Tage von Beaumont“ her, glänzend bewährten Regimenter, mehr der Gefahr der Langenweile als einer andern preisgegeben. Viele Wochen lang blickte man gleichmäßig auf St. Denis und ſeine Forts, dahinter aber auf das im Nebeldämmer daliegende, nur hier und dort von goldblitzenden Kuppeln überragte Paris hernieder, — immer derſelbe Anblick und, wenigſtens bis Ende October hin, durch ernſtere Gefechtsbilder unbelebt. An jeder Stelle der Cernirungslinie wurde gekämpft, jeder Truppentheil hatte ſeinen heißen Strauß; nur das IV. Corps — den ſpäter wenigſtens einigermaßen in's Gewicht fallenden Tag von Epinai abgerechnet — genoß ruhiger Tage und lebte mitten im Kriege ein Idyll. Wir werden deshalb in Nachſtehendem nur von genrehaften Erlebniſſen, von Vorpoſten-Scenen und Cantonnements-Abenteuern, von ſtillen Hergängen in Kirche und Lazareth zu erzählen haben, und beginnen mit Tagebuch-Aufzeichnungen aus der Epoche vom 20. September (Beginn der Cernirung) bis zum 6. October.

Tagebuchblätter aus Villiers le Bel

vom 20. September bis 6. October

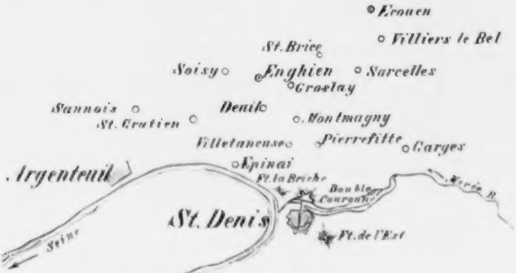
Villiers le Bel, 20. September.

Wir ſind vorgeſtern bereits in die unmittelbare Umgebung von Paris gerückt und zwar nördlich von St. Denis. Die 8. Diviſion hatte ein kleines Gefecht, und ſcheint mit ganz jungen eben ausgehobenen, theilweiſe noch nicht eingekleideten Soldaten zu thun gehabt zu haben. Die Dörfer ſind faſt ganz verlaſſen; die Journale haben uns als »Menſchenfreſſer« geſchildert und die Regierung hat befohlen, Alles vor uns her in Brand zu ſtecken und zu verwüſten. Sie wollen 1812 nachahmen. Albern genug, in dieſem Lande und in dieſer Jahreszeit. Wir recognosciren mittlerweile, um zu erfahren was wir eigentlich vor uns haben. Die Forts ſcheinen jedenfalls mit Artillerie gut verſehen. Es wird vorausſichtlich eine unſere Kräfte anſpannende, aber langweilige Zeit kommen. Villiers le Bel ſelbſt iſt ein großes Dorf von faſt 3000 Einwohnern, mit ſchönen Villen und ſechs Mädchenpenſionen, die jetzt, ſelbſtverſtändlich, verlaſſen, aber gut eingerichtet ſind und ſich vorzugsweiſe zu Lazarethen eignen. Das Dorf iſt übrigens minder öde, als andere Orte.

Villiers le Bel, 22. September.

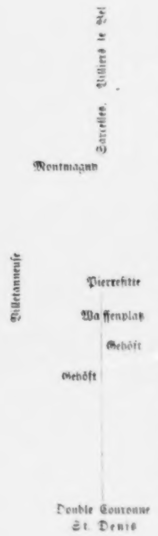
Unſer 27. Regiment hat geſtern die von der 13. Brigade gegebenen Vorpoſten abgelöſt; demnächſt wird ein regelmäßiger Wechſel eintreten. Einige hundert Arbeiter ſind den Pionieren bereits zur Dispoſition geſtellt worden, um, den feindlichen Forts gegenüber, Verſchanzungen herzurichten.

Es iſt ein köſtliches Wetter, die Sonne ſcheint ſo warm, wie kaum je in dieſem Sommer. Die Franzoſen recognosciren unſere Stellung und Schanzarbeiten durch Luftballons und ſchießen aus Schiffsgeſchützen, die ihre rieſigen Geſchoſſe allerdings weit tragen, aber doch kaum je großen Schaden thun werden, da ſie im weichen Boden nicht crepiren. In geringer Ent-


Ecouen
Villiers le Bel
St. Brice
Soisy
Enghien
Sarcelles
Groslay
Sannois
St. Gratien
Deuil
Montmagny
Villetaneuse
Pierrefitte
Garges
Epinai
Argenteuil
Ft. la Briche
Double Couronne
Morée R.
St. Denis
Ft. de l'Est
Seine
Paris

fernung von mir iſt heut ein ſolches Ungethüm ſogar an eine Mauer geprallt, dann auf die harte Chauſſee und dennoch nicht geplatzt.

Von geſtern bis heut waren unſer 1. und Füſilier Bataillon 27 auf Vorpoſten. Da dieſe über Pierrefitte bis dicht vor St. Denis vorgeſchoben wurden, ſo kam es zu einem kleinen Gefecht, in welchem Premier-Lieutenant Lindemann unbedeutend verwundet wurde, außerdem 7 Mann leicht.[*] —



---

[*] Dem Briefe eines Offiziers vom 27. Regiment (1. Bataillon) entnehmen wir noch das Folgende: »... Zweck des Gefechtes war: Beſitzergreifung von Pierrefitte und Ausſetzung von Vorpoſten in Front deſſelben. Schon am 19. hatten wir in einem kleinen Rencontre den Feind aus Pierrefitte vertrieben, dieſe Poſition aber wieder aufgegeben. Sofort war ſie von den Franzoſen neu beſetzt worden. Unſere Ordre ging dahin, uns des Dorfes abermals zu bemächtigen. Zu dieſem Behufe brachen wir um 2 Uhr von Villiers le Bel auf, erreichten zuerſt Sarcelles und drangen nun weiter gegen Pierrefitte vor, das mittlerweile — wie wir aber jetzt erſt wahrnahmen — doch wieder von den Franzoſen geräumt worden war. Das Gefecht entſpann ſich, als wir, über Pierrefitte hinaus, das noch deutlich die Spuren des Gefechts vom 19. trug, weiter ſüdlich auf St. Denis zu avancirten. Immer die in gerader Linie niederſteigende Chauſſee entlang. Hinter dem Punkte, den ich mit »Waffenplatz« bezeichnet habe, ließen wir die 1. und 2. Compagnie in Repli zurück; die 3. und 4. Compagnie gingen weiter vor, ließen ihre Schützenzüge ausſchwärmen, und beſetzten links und rechts des Weges einige Gehöfte, ſo wie namentlich die Steinmauern, die dieſe Gehöfte einſchloſſen. In dieſer vorgeſchobenen Poſition — die Entfernung von Fort Double Couronne bei St. Denis betrug nur 12- bis 1500 Schritt — mußten wir dritthalb Stunden aushalten; dann wurden wir zurückgenommen. Pierefitte aber blieb unſererſeits beſetzt, die Vorpoſten ſtanden in Front deſſelben. Premier-Lieutenant Lindemann war durch eine Chaſſepotkugel in den Schenkel getroffen worden; die andern Verwundungen, die wir zu beklagen hatten, rührten von einer Zuckerhut-Granate her, die einen Mauer-Abſchnitt niederriß, hinter dem Vicefeldwebel Pott mit zwei Sectionen ſtand. Wir unſererſeits werden dem Gegner wenig Schaden zugefügt haben, wenn nicht vielleicht unſer Feldwebel, ein brillanter Schütze, die Rechnung quitt gemacht hat. Er ſchoß vom Dach des am meiſten in Front gelegenen Gehöftes aus, und wird wohl ſelten ſeinen Mann gefehlt haben. Wir bivouakirten die Nacht über in Pierrefitte und ſchliefen auf Matratzen, die wir aus den nächſten Häuſern herbeigeholt und auf die Straße gelegt hatten. Die Müdigkeit machte gleichgültig gegen die Gefahr. Am andern Morgen wurde ein Flaſchenlager entdeckt, was mich aber noch mehr erfreute, waren zwei Bücher in groß Quart, die mir in die Hände fielen. Es waren: der »ewige Jude« und die »Geheimniſſe von Paris«. Ich nahm ſie, als unbedingt köſtlichſte Errungenſchaft dieſes Gefechts, mit nach Villiers le Bel.«

Die Forts vergeuden viel Munition. Man ſieht, daß jetzt die Kinder der polytechniſchen Schule: die Ingenieure und Artilleriſten die Herrſchenden in Paris ſind. Von Zeit zu Zeit hört man eine bedeutendere Detonation, offenbar herrührend von Sprengungen einer Brücke oder einer im Wege liegenden Villa. Viele Feuer- und Rauchſäulen ſteigen im Weichbilde von Paris auf.

Die Landſchaft iſt ein Paradies: Schlöſſer, Villen, Parks, Obſtgärten, Weinberge. Meiſt Alles verlaſſen. Wir müſſen Häuſer und Keller aufbrechen, und ſelbſt Ordnung und Gemüthlichkeit ſchaffen. Wir finden Alles, um dies zu können. Im Nachbar-Cantonnement Ecouen iſt ein Champagnerlager, von Millionen im Werth, entdeckt worden. In meiner Wohnung: köſtlichſte Weine, Liqueure, Eingemachtes; eine Bibliothek franzöſiſcher Claſſiker.

Geſtern habe ich in Groslay einen Beſuch abgeſtattet. Ein ſchönes Chateau mit großartigen Parkanlagen auf einer Terraſſe über Paris. — Heut war ich in Ecouen, wo ſich von Wald und Parks umgeben ein altes Schloß der Montmorency's befindet, ſpäter in den Händen der Condé's, jetzt ein Erziehungsinſtitut für junge Damen, in welchem 200 Töchter von Rittern der Ehrenlegion erzogen werden. Die Mädchen ſind geflohen. Die Erzieherinnen, Schweſtern irgend eines Ordens, ſind dageblieben. Wir haben's zum Lazareth eingerichtet. Es liegt auf hohem Berge mit weiter Ausſicht, doch nur nach Norden. Man ſagt, der Erbauer, ein Montmorency, bei Hofe in Ungnade gefallen, habe dem nach Süden hin gelegenen Paris auf immer den Rücken kehren wollen. 1809 machte Napoleon I. dem Schloß, das damals ſchon Erziehungsanſtalt war, einen Beſuch; 1862 ſchenkte Napoleon III. eben dieſem Schloß ſein und der Kaiſerin Eugenie Bildniß in Lebensgröße. Jetzt zieren die leeren Goldrahmen die Wand des bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten gebrauchten Saales. Die Bilder ſind ſeit Proclamirung der Republik in die Rumpelkammer geworfen, wie dies mit allen Bildniſſen geſtürzter Machthaber ſeit der großen Revolution geſchehen. In ſolcher Umgebung wachſen die Mütter des Volkes heran und nehmen Eindrücke in das Leben mit, die das Gemüth mit Haß und Hohn, auch wohl mit Spott und Leichtfertigkeit erfüllen, nur nicht mit ſittlichem Ernſt.

Villiers le Bel, 25. September.

Geſtern Nachmittag habe ich einen der ſchönſten Ausſichtspunkte bei Montmagny beſucht. Die Vorſtädte von Paris, auf den die Weltſtadt umgebenden Hügeln gelegen, machen den Eindruck eines Häuſermeeres. Die grell vom Sonnenlicht beleuchteten Fenſter und Dächer wogen vor dem Auge auf und ab, wie tanzende Wellen. In Oſt und Weſt lodern dabei immer neue Brände auf. — Kleine Harcelirungen fallen öfter vor. Die 93er haben geſtern bei Pierrefitte 40 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Es iſt zwar angeordnet, die Vorpoſten ſollen bei jedem Vorbrechen des Feindes die erſte Linie räumen und ſich bis auf die vorbereitete Stellung zurückziehen; aber ſie wollen doch immer erſt einen ernſtlichen Angriff abwarten. Dadurch verbeißen ſie ſich, und wollen nun ehrenhalber nicht weichen. So kommen die Verluſte. Die Franzoſen ihrerſeits werden ihre jungen Truppen an den Krieg gewöhnen wollen. Vielleicht halten ſie auch unſere kleinen Schanzarbeiten für Belagerungsarbeiten, die ſie zu ſtören beabſichtigen. In Paris ſelbſt ſoll bereits eine wüſte Wirthſchaft herrſchen, die wir klug thun würden, ruhig austoben zu laſſen. Paris muß der Welt wieder einmal ein warnendes Beiſpiel werden. Daher liegt kein Grund vor, die Einnahme zu forciren, wie die Ungeduldigen in der Heimath verlangen, die ſchon wieder allerlei zu tadeln finden. Es iſt doch beſſer, daß der Pariſer Pöbel die Zerſtörungen ausführt, die, mit Hülfe unſerer Beſchießung, ohnehin nur unvollkommen erzielt werden würden.

Villiers le Bel, 29. September.

Der ganze geſtrige Tag gehörte dem König, der uns in unſerem Cantonnement beſuchte. Die Tour, welche er nehmen würde, war nicht beſtimmt. So wurden wir von 11 Uhr ab in den Straßen von Villiers le Bel aufgeſtellt. Vergeblich warteten wir bis zwei Uhr; da ging die Nachricht ein, daß Se. Majeſtät in Goneſſe beim Prinzen Auguſt von Würtemberg das Frühſtück nehme. Wir wurden entlaſſen, und ſollten ein beſtimmtes Signal zu unſerer Wiederverſammlung erwarten. Gleich darauf aber kam Meldung, der König werde Villier le Bel überhaupt nicht beſuchen, ſondern nur nach Sarcelles kommen, wo das 66. Regiment liegt. Ich ritt nun nach Sarcelles und fand daſelbſt die geſchmackvollſten Arrangements; die zahlreichen Wintergärten geleert und mit den Pflanzen die Straßen decorirt; in den Lauben ſchöne Statuetten. Doch wußte Niemand, von woher der König eintreffen würde. Ich ritt auf gut Glück hinaus und traf ihn bereits 1000 Schritt jenſeits des Dorfes. Er bemerkte mich ſofort, rief mich heran und drückte mir die Hand. Nach einigen Worten verlor ich mich in der Suite und ritt dann nach Villiers le Bel zurück, wohin der König nun doch kommen wollte. Die 93er waren auf Vorpoſten; aber das Regiment 27, Dragoner und Artillerie wurden aufgeſtellt. Alle Straßen waren mit Laubgewinden geſchmückt. Endlich kam Se. Majeſtät von St. Brice her, ritt die Front entlang, ſprach mit Dieſem und Jenem. Bei der Kirche beſtieg er ſeinen wartenden Wagen, nachdem er dem General von Schwarzhof die Hand gereicht und ſeine Freude ausgeſprochen hatte, daß Beaumont uns verhältnißmäßig ſo wenig Blut gekoſtet habe.

Villiers le Bel, 30. September.

Ich höre heute von einer reizenden Scene, die ſich in einem Nachbardorfe, das der König ebenfalls beſuchte, zugetragen hat. In dieſem Dorfe (einige nennen Aulnay) befindet ſich ein alter 81jähriger Soldat, der mit dem Maire und dem Curé allein im Dorfe zurückgeblieben war. Er hatte Anno 12, 13 und 14 mitgemacht und will noch eine preußiſche Kugel im Leibe haben. Den Säbel, den er geführt, und ſeine Piſtolen hatten ihm anfänglich unſere Füſiliere — bei dem befohlenen Suchen nach Waffen — fortnehmen müſſen, ſie waren ihm aber, als er mit Thränen darum bat, wieder zugeſtellt worden, bei welcher Gelegenheit er dem jungen Offizier, der all dies vermittelt hatte, einen unraſirten Kuß gab. Das war geſtern oder vorgeſtern. Als er erfuhr, daß der König erwartet werde, drückte er den Wunſch aus, ihn zu ſehen, was ihm gern gewährt wurde.

Mit abgezogenem Sammtkäppchen ſtand er zitternd auf ſeinen Stock geſtützt und betrachtete leuchtenden Auges die hohe Geſtalt unſeres Kriegsherrn. Als der König ihn erblickte, trat er freundlich herzu und erfragte ſeine Lebensſchickſale. Der alte Krieger ſchloß damit, daß er jetzt 81 Jahre alt wäre und großen Reſpect vor Sr. Majeſtät hätte, worauf er zur Antwort erhielt: »Und ich bin bald 74, und alte Krieger haben immer großen Reſpect vor einander.« Darauf gab der 74er dem 81er die Hand und fort rollte der Wagen. Der Alte war überglücklich, dankte weinend, daß man ihm eine ſolche Ehre verſchafft habe »das wäre noch keinem ſeiner Freunde und Bekannten paſſirt und ſeine Kinder und Kindeskinder ſollten dieſe Begegnung in ehrendem Andenken behalten.«

Villiers le Bel, 1. October.

Die 8. Diviſion, welche den Abſchnitt rechts neben uns beſetzt hat, ſoll nach Argenteuil, die 7. an Stelle derſelben, Montmorency, Enghien und Deuil belegen. Ich ritt hin, um zu recognoſciren und zugleich den Mont d'Orgemont zu beſuchen, auf deſſen höchſter Kuppe ſich eine zerſtörte Mühle befindet. Ringsum Wein, ein förmliches Feigenwäldchen und ein hübſcher Wald. Ganz Paris liegt zu Füßen, jenſeits der Seine-Schleife, welche die Halbinſel Gennevilliers bildet; links St. Denis, rechts Argenteuil, rückwärts aber der Markt von Montmorency und im Thal die Villen von Enghien und St. Gratien, die Beſitzung der Prinzeſſin Mathilde. Mit Hülfe eines Fernrohrs, das an der Mühle aufgeſtellt iſt, kann man die Sculpturen am Arc de triomphe unterſcheiden und die einzelnen Felder der Vergoldung an der Invaliden-Domkuppel erkennen. Auf einem niedern Plateau iſt unſererſeits, zur Beherrſchung des Seine-Thals, eine Batterie angelegt worden; eine Feldwache deckt ſie.

Eine mobile Colonne — Major Schramm mit ſeinem Bataillon — iſt nach der Oiſe geſchickt, um die ſich dort bildenden Banden zu verſcheuchen. Es ſoll ein Gefecht bei Isle-Adam ſtattgefunden haben. Einige Verwundete ſind bereits nach Ecouen gebracht worden.

Villiers le Bel, 2. October.

Geſtern war ich in großer Sorge und ſehr traurig: es hatte ſich das Gerücht verbreitet, Schramm ſei gefallen. Sonderbarerweiſe glaubte ich es. Bei ſolchen Gelegenheiten erkennt man erſt, wie lieb man Jemand hat. Es iſt Gott ſei Dank nicht der Fall. Wohl aber iſt der Stabsarzt Dr. Berger todt und Seydlitz ſchwer verwundet.

Villiers le Bel, 3. October.

Der Typhus fängt an ſeine Opfer zu verlangen. Die Franzoſen ſind unverbeſſerlich. In einer Zeitung aus Beauvais vom 29. September lügen ſie ſich die großartigſten Siege vor. In dem Gefecht bei Pierrefitte, in dem unſer Verluſt, allerdings hoch genug, 40 Mann betrug, ſollen wir 6000 Todte gehabt haben! Ihre großen Zuckerhüte, ſo meinen ſie, brächten dies zu Wege. Frauenzimmer beobachten regelmäßig, auf den Wällen von St. Denis, dies »Preußenſchießen«. — Ein deutſcher Maler aus Ecouen — geborner Holſteiner und ſchon 20 Jahre in und bei Paris, — erzählt, daß die Hauptſtadt 8 Tage vor unſerem Eintreffen ihren Auswurf ausgeſpieen habe, um die ganze Gegend zu zerſtören und zu plündern. Ecouen iſt übrigens eine förmliche Malercolonie; auch der berühmte Courbet hat daſelbſt Haus und Atelier.

Villiers le Bel, 4. October.

Oberſt v. P. vereinigte geſtern die Kameraden in dem Park ſeiner Wohnung. Er bewohnt die Villa Couture, des Malers von »le decadence de l'empire romain«, der mit vieler Liebenswürdigkeit den Wirth machte und die Büſte Voltaires, weil eines Freundes Friedrich des Großen, mit einem Lorbeerkranz geſchmückt hatte. Er zeigte uns unter Anderm die Taille eines Kleides der Kaiſerin Eugenie, welche dieſe letztere, bei der Taufe des kaiſerlichen Prinzen angehabt habe. — Weil er die Taufſcene gemalt, ſei ihm das Kleid verehrt. Es war von blaßblauer Seide und ziemlich ramponirt. Couture ſelbſt ſieht aus wie Fallſtaff. Die Frau, giebt er an, ſei geſtört und in einer Penſion zu Ecouen.

Villiers le Bel, 6. October.

Man glaubt, die in Paris vorhandenen Linientruppen wollen einen Ausfall machen. Schon in der Nacht vom 4. zum 5. ſind wir alarmirt worden, doch war es blinder Lärm. Ein Poſten hatte gemeldet, daß ein Feuer brenne, in der Regel ein Zeichen, daß beim Feinde ſich etwas vorbereitet. Generalmarſch. Es war aber nichts. Es mag electriſches Licht geweſen ſein. Vielleicht auch ein erleuchteter Ballon, oder gar nur ein aufgehender Stern. Bei Kolding, Anno 64, ſind wir oft auf dieſe Weiſe getäuſcht worden.

Wir haben vorgeſtern die erſte Erbswurſt bekommen. Ich habe zwei volle Teller Suppe gegeſſen. Sie hat mir köſtlich geſchmeckt. — Wieder ſind ſo Manche am Typhus geſtorben. Gut, daß wir dieſe Anhäufung von Lazarethen, wie wir ſie hier und in Ecouen haben, bald verlaſſen.

Ich war in Ecouen. Maler Schenk erzählte mir Folgendes: Das Gouvernement der Nationalvertheidigung habe nach dem 4. September angeordnet, daß — da die Umgegend von Paris verwüſtet werden müſſe — die Einwohner ihre transportable Habe in Paris bergen ſollten. In Folge deſſen hätten wahre Caravanenzüge die Straßen bedeckt. In Paris ſelbſt aber ſei verſäumt worden, das Octroi-Geſetz rechtzeitig abzuſchaffen. Nun ſei die Welle zurückgeſtaut und die flüchtig verpackten Kiſten ſeien überall vergraben und in Kellern vermauert worden, wo wir ſie nun finden.

Der Maler, als Kunſtkenner, hat mich geſtern an eine intereſſante Stätte in Montmorency begleitet. Ein reicher Sonderling daſelbſt hat auf Reiſen allerlei architectoniſche Antiquitäten geſammelt, dieſe dann durch Gypsabgüſſe von Sculpturen und Zierrathen gemehrt und Alles zu einer künſtlichen, aber geſchickt zuſammengeſtellten Ruine vereinigt, die nun, mit Epheu umrankt und umgeben von einem terraſſirten Park, den Eindruck eines zerſtörten, gothiſchen Bauwerks macht. Man könnte das Ganze für die Trümmer eines Kloſters halten. Säulen, Bögen, Fenſter, Roſetten, Reliefs, Grabdenkmäler, Wappen, Altäre, Büſten, Portale, — Alles ſteht noch, wie es der Sonderling hinterlaſſen. Aber in ſeiner Wohnung daneben herrſcht eine gräuliche Verwüſtung. Seine Sammlungen von Steinen und Muſcheln, von Büchern und Handſchriften, Neſtern, Eiern, Vögeln, Käfern, alten Möbeln und Kupfern, alles zerzauſt und zertrümmert. Künſtleriſcher Werth mag in den Scharteken nicht geſteckt haben, aber die Freude eines ganzen Lebens iſt hier zu Grunde gegangen. An den umher geworfenen Viſitenkarten ſieht man übrigens, daß er mit den erſten Gelehrten, Künſtlern und Literaten Umgang zu haben pflegte.

Feldgottesdienſt.

Ueber Feldgottesdienſte ließen uns die zahlreichen Actionen, die wir zu ſchildern hatten, bisher nicht zu Worte kommen. Das IV. Corps nun aber, bei dem im Großen und Ganzen, wie wir bereits hervorheben durften, »des Krieges Stürme ſchwiegen«, giebt uns erwünſchte Gelegenheit, das Verſäumte nachzuholen. Wie zu jedem Idyll eine Pfarre gehört, ſo zu jedem Kriegs-Idyll (wenn man dies Wort geſtatten will) ein Feldgottesdienſt. Wir bemerken übrigens gleich Eingangs, daß Alles, was in Nachſtehendem geſagt werden wird, im Weſentlichen auch auf alle andern Truppentheile innerhalb der Cernirungslinie Anwendung findet.

In den Gottesdienſten konnte, von Anfang October an, beim IV. Corps eine beſtimmte Ordnung beobachtet werden. In Argenteuil, Montmorency und Enghien, auch in Villiers le Bel, Sarcelles und Ecouen (welche letztere drei Ortſchaften ſpäter dem Garde-Corps zufielen) luden ehrwürdige und freundliche Kirchen zur Feier ein. Namentlich wurde Sonntags regelmäßig gepredigt, was natürlich nicht ausſchloß, daß an Orten, die an dieſem Tage nicht berückſichtigt werden konnten, auch in der Woche Gottesdienſte ſtattfanden. In den erſten Wochen jenes wundervollen 70er Herbſtes boten die herrlichen Parks und Gärten, an denen alle um Paris liegenden Ortſchaften ſo reich ſind, die geeignetſten Andachtsſtätten, wenn es, aus dem einen oder andern Grunde, an Kirchen fehlte.

Im Uebrigen muß hervorgehoben werden, daß um dieſe Zeit auch die ſtrengſten katholiſchen Geiſtlichen keinen Einwand gegen die Benutzung ihrer Gotteshäuſer zu erheben wagten. Wenn ſie dieſelbe auch ungern ſahen, ſo fügten ſie ſich doch in das Unvermeidliche. Nicht ſelten aber kamen ſie den Unſrigen ſogar auf das Freundlichſte entgegen und trugen ſelbſt Sorge, daß Alles in guter Ordnung ſei, erſchienen auch wohl perſönlich, um ſich nach den Wünſchen unſerer Feldgeiſtlichen zu erkundigen. Einem derſelben wurde ſeitens eines alten Curés, deſſen Haushälterin vorgeſtellt, »die ihm, da er ſelbſt gichtkrank ſei, ſtatt ſeiner in Allem behilflich ſein werde.« Die alte Frau war jedesmal, wenn unſer Geiſtlicher Gottesdienſt halten wollte, zur Stelle, leiſtete bei der Ausſchmückung des Altars Dienſte, ja bot ſelbſt die Abendmahlsgeräthſchaften an, falls man ſie benutzen wolle. Ein anderer unſerer Feldprediger erzählt: »Der Curé von St. Brice, wo ich von Mitte October bis Ende Januar faſt ſonntäglich Gottesdienſt gehalten habe, wohnte demſelben beinah regelmäßig in ſtillem Gebete bei; ſein Küſter war ſtets zur Stelle und half bei der Vertheilung und Anweiſung der Plätze, machte mir überhaupt einen eigenen Küſter faſt entbehrlich. Er unterließ es nie die Lichter auf dem Hochaltar anzuſtecken, ja als ich zum erſtenmal in der dortigen Kirche Abendmahlsfeier hielt, fand ich die Schranken des hohen Chors mit dem weißen Tuch gedeckt, deſſen ſich die katholiſchen Geiſtlichen bei Austheilung der Hoſtien zu bedienen pflegen. Ich ſtand mit dem Curé von St. Brice den ganzen Winter hindurch im freundlichſten Verkehr. Als ich am

Weihnachts- und Sylveſterabend Abendandacht hielt, bat er mich um die Erlaubniß, die wenigen zurückgebliebenen Glieder ſeiner Gemeinde dieſer Andacht beiwohnen laſſen zu dürfen, da er in andern Jahren für dieſe ähnliche Veſpergottesdienſte zu halten pflege. In Sarcelles war ein alter kranker Geiſtlicher, der mich jedesmal auf's Freundlichſte empfing, wenn ich ihm vor oder nach dem Gottesdienſte einen kurzen Beſuch machte, und der mir ſeine Kirchendiener ebenfalls zur Dispoſition ſtellte. Ja, es iſt mir mehrfach begegnet, daß der katholiſche Cuſtos in ſeiner Amtstracht mit der ſilbernen Amtskette, welche derſelbe in Frankreich vielfach trägt, und mit einem mit mächtigem ſilbernen Knopfe verſehenen Stabe gravitätiſch vor mir herſchritt und mich bis an die unterſte Stufe des Altares oder der Kanzel führte. In den mir ſelten vorgekommenen Fällen — ſo ſchließt der Erzähler ſeinen Bericht — wo die katholiſchen Geiſtlichen ſich widerwillig zeigten, habe ich mich jedes perſönlichen Verkehrs mit ihnen enthalten, und die betreffenden Commandanturen veranlaßt, ihnen von den anberaumten Gottesdienſten vorherige Mittheilung zu machen. Auf dieſe Weiſe wurden alle unliebſamen Erörterungen vermieden, und eigentliche Mißhelligkeiten ſind kaum vorgekommen.“

Einem andern Bericht entnehmen wir die nachſtehende Schilderung eines eigentlichen Feld-Gottesdienſtes, einer Predigt und Abendmahlsvertheilung unter freiem Himmel. „Am 18. October fuhr ich mit der Eiſenbahn nach Chantilly, hielt dort Gottesdienſt, gelangte mit geſtelltem Fuhrwerk glücklich nach Creil und noch am ſelben Abend nach Beauvais, wo ich ſofort die Kathedrale beſuchte. Ein hoher, gewaltiger, dem Cölner Dom in den Dimenſionen entſprechender aber unvollendet gelaſſener gothiſcher Bau. Hier hätte ich gern die für den nächſten Morgen angeſagte Predigt gehalten; jedoch das Commando nahm zarte Rückſichten auf die Gefühle der katholiſchen Bevölkerung und beſtimmte zu unſerem Gottesdienſt das im Südweſten von Beauvais liegende Hochplateau, das ganz mit edlen Obſtbäumen beſtanden, zugleich mit einem friſchen Raſenteppich bekleidet war und einen herrlichen Ueberblick über die impoſante Stadt und ihre Umgebungen gewährte. An dem Gottesdienſte ſollten 5 Compagnieen, zwei Cavallerie-Regimenter und eine Batterie theilnehmen, da dieſe Truppen in der gefährlichen Diaspora längere Zeit der Predigt und des Sakramentes entbehrt hatten. Mit dem Gottesdienſt ſollte das heilige Abendmahl verbunden werden, und zu demſelben hatten ſich am Abend vorher 366 Theilnehmer gemeldet. Es war ein gewagtes Unternehmen, am 19. October Feld-Gottesdienſt mit großem Abendmahl, noch dazu bei drohendem Regen, halten zu wollen. Aber der Segen des Himmels wurde uns dabei zu Theil. Ein etwas ſcharfer Wind, der bis zum Mittag anhielt, theilte die Wolken, und die Sonne ſchien die ganze Zeit über freundlich. Die Feier begann früh 8½ Uhr und machte einen gewaltigen Eindruck. In den mächtigen Männerchor miſchten ſich die harmoniſchen Töne der Regimentsmuſik. Andacht war auf allen Geſichtern zu leſen, ſelbſt die dichte Menge der franzöſiſchen Einwohner, welche neugierig und laut ſchwatzend den Platz umſtand, ward ſtille und beugte ſich vor Gott. Als der Segen geſprochen war, ſchwenkte eine Compagnie ab, dann das eine der beiden Cavallerie-Regimenter; vier Compagnieen aber, das andere Reiter-Regiment und die Mannſchaften der Batterie blieben ſammt dem General und allen Offizieren zum heiligen Abendmahl auf dem Platze. Statt 366 mehr als 1500 Mann! Mein Schrecken war groß. 400 Hoſtien und 15 Flaſchen Wein waren nur vorhanden, die Stadt faſt ¼ Meile entfernt; doch mein wackerer Küſter ſchaffte Hülfe. Nach Beauvais hinabgeeilt, erhielt er von einem freundlichen katholiſchen Geiſtlichen das, was am ſchwerſten zu beſchaffen war, nämlich 1000 große Hoſtien, welche ich ſchließlich doch noch theilen mußte. Der Wein war leichter zu beſchaffen, aber ſchwerer zu transportiren; dennoch gelangte beides zur Stelle, bevor die erſten 400 Oblaten verbraucht waren, ſo daß die heilige Handlung, welche bis Nachmittag gegen 3 Uhr dauerte, keine Unterbrechung erlitt. — Eine merkwürdige Thatſache gelangte noch am ſelben Abend zu meiner Kenntniß: es waren faſt ſämmtliche Katholiken der genannten fünf Compagnieen zum Gottesdienſt, und von den vier zum heiligen Abendmahl zurückgebliebenen, alle zur heiligen Communion gegangen. Das erklärt ſich allein aus dem Gefühl der Zuſammengehörigkeit und treuer Kameradſchaft, nach dem Zuſammenſtehen in blutigen Schlachten und im Bewußtſein der täglich noch drohenden Gefahren.«

In den Lazarethen.

Wie über Feldgottesdienſte, ſo ſei bei Gelegenheit des IV. Corps, — das für die Aufzählung ſeiner Gefechte und Rencontres, wie Eingangs bereits bemerkt, nur eine kleine Anzahl von Blättern in Anſpruch nimmt — auch über Lazarethe, beziehungsweiſe über einen Beſuch innerhalb derſelben berichtet.

»Heftige Regengüſſe,« ſo ſchreibt einer der Feldprediger des Corps, »hatten die Luft gereinigt und von der Höhe von Montmorency aus, auf der wir in leichtem Wagen hielten, blickten wir auf Paris hernieder, das ſo klar und ſcheinbar ſo nahe vor uns lag, als wäre es mit Händen zu greifen. Dann ging es nach Groslay hinab und von hier aus über Sarcelles nach Ecouen.

Das Schloß in Ecouen, ſonſt eine Erziehungsanſtalt für Töchter von invaliden Offizieren, iſt jetzt ein Feldlazareth. Von ſeiner Platform aus überſieht man, wie von Montmorency aus, die Rieſenſtadt, nur von anderer Seite, und zwar den nordöſtlichen Theil (den um Montmartre her), im Vordergrund.

Die gewaltige weiße Fahne mit dem rothen Kreuz winkt vom Dache herab; ich trete ein in den Hofraum, mit Quadratſteinen ſorgfältig gepflaſtert, und dann in das Gebäude. Weder dort noch hier iſt eine Spur des Krieges zu finden; kein Schmutz, keine Glasſcherbe, kein zerbrochenes Möbel; kein Lärm, kein Ausbruch des Witzes, kein luſtiges Pfeifen einer vaterländiſchen Melodie, kein munterer Geſang deutſcher Weiſen: tiefer Frieden in allen Räumen. Dieſer Boden, geweiht durch die Leiden unſerer dort liegenden Brüder, durch ihre und unſere Gebete, nöthigt den Ankommenden leiſer aufzutreten. Geräuſchlos wird eine Thür geöffnet; ich ſehe mich in dem großen Saale, wo die ſchweren Typhuskranken liegen. Dreißig Betten etwa, in Zwiſchenräumen von 2 Fuß aufgeſtellt, ſtehen in zwei Reihen längs der Fenſter, die auf beiden Seiten des Saales Licht, auf einer Seite die friſche Luft hindurchlaſſen. Es möge hier gleich bemerkt werden, daß in allen Zimmern, größeren und kleineren, ſelbſt in denen, wo die an der Ruhr Erkrankten liegen, die reinſte Luft ſich findet, die durch ſorgfältige Circulation, jedoch ohne Zug, immer erneut wird. Ein Bett gleicht dem andern: eiſernes Geſtell, ſtarke Matratze, zwei Kopfkiſſen, ein oder zwei dichte wollene Doppeldecken. Wäſche überall weiß und ſauber.

Es iſt jetzt zwiſchen 9 und 10 Uhr Morgens. Die Kranken erhalten eben Fleiſchbrühe und Weißbrod. Den ſehr ſchwer Erkrankten oder Schwachen wird ſie löffelweiſe gereicht und, wo es irgend zu ermöglichen iſt, ein Ei hineingethan, obwohl Eier gegenwärtig einen ungeheuern Preis haben. Portwein, Madeira, ſchwerer alter Bordeaux fehlen nirgends den Kranken. Mittags giebt man abermals Bouillon, Gemüſe und gebratenes Fleiſch, dazu wieder Wein; den Tag über als Getränk Waſſer mit gutem Wein gemiſcht, überdies Morgens und Nachmittags Kaffee, Weißbrod und Butter.

Da ich in Ecouen keine amtliche Wirkſamkeit hatte, ſo paſſirte ich nur die Säle, durchwanderte ſchnell den mit edlen Kaſtanienbäumen beſtandenen großen Park, wo ſich die Reconvalescenten an der milden Luft erquickten, warf noch einen Blick auf das Panorama, das vor mir ausgebreitet lag und eilte dann nach Villiers le Bel, wo mein eigentlicher Wirkungskreis iſt, ſo weit er die Lazarethe betrifft. Hier liegen an 650 Typhus- und Ruhrkranke in zwei Feldlazarethen, dem ſiebenten und dritten. Jedes derſelben umfaßt drei große Häuſer mit Sälen oder ſaalartigen Zimmern. Dieſelbe Ordnung, wie in Ecouen, dieſelbe Sorgfalt in Auswahl der mit ſchönen Gärten umgebenen Häuſer, welche auch ohne Worte ſagt: »Das Beſte iſt gerade gut genug für unſere Kranken.«

Wöchentlich wenigſtens drei Mal beſuche ich, von Montmorency aus, das ſiebente Lazareth. Es zeigt ſich bei den Kranken ein ſo brünſtiges Verlangen nach Wort und Sacrament, daß jedesmal eine amtliche Thätigkeit von drei bis vier Stunden nöthig wird, um jenem zu genügen. Neulich habe ich in den drei Häuſern zu neun verſchiedenen Malen an einem Tage das heilige Abendmahl geſpendet und überall kurze Anſprachen zur Erbauung auch Derer, die nicht daran theilnahmen, gehalten. Während des Beichtbekenntniſſes erhob ſich ein Typhuskranker, der ſeit Tagen bewußtlos lag und öfter laut phantaſirte, ſprach es leiſe mit, dann deutlich »Amen« und »Ja«, und als ich mit den Spenden begann, rief er, innig bittend: »Mir auch!« Ich überzeugte mich durch einige Fragen, daß er bei Bewußtſein war und willfahrte ihm gern. Ein anderer ſchwer Kranker ſtand vom Bette auf und kleidete ſich an. Vom Lazarethgehülfen gefragt, wohin er wolle, antwortete er mit Nachdruck: »In die Kirche!« Mir traten die Thränen in die Augen, als ich ſpäter bemerkte, daß er in der Tiefe des Gemüths, ohne ſich zu klarem Bewußtſein erheben zu können, einen Zug zu ſeinem Heiland fühlte, dem er bei der heiligen Handlung wenigſtens durch Falten der Hände Ausdruck gab.

Nirgends hört man Klagen von Seiten der ſchwer Kranken; ſelbſt ein durch die Schmerzen des Gelenk-Rheumatismus Geplagter unterdrückte die Ausbrüche derſelben, den Andern zu Liebe. Wenn Jemand klagte, ſo war es gewiß ein leicht Verwundeter; dagegen habe ich unter Hunderten von ſchwer Verwundeten keinen Ausbruch des Schmerzes, des Unwillens oder der Ungeduld gehört. Mit vollem Bewußtſein lagen ſie da; aber in ihren Augen war noch mehr zu leſen: die ſchnell reifende Verklärung für's Himmelreich.

Am 14. und 15. October führte mich der Befehl meines Vorgeſetzten nach Thieux und Dammartin. Dort hatte ich Gelegenheit, das Wirken des Johanniter-Ordens näher kennen zu lernen, zumal am letztren Orte, wo die Lazarethe nur von ihnen und freiwilligen Krankenpflegern bedient werden. In der äußern Einrichtung gleichen ſie ganz den im engern Sinne königlichen Lazarethen; zweierlei zeichnet ſie jedoch vortheilhaft vor dieſen aus. In den königlichen Lazarethen, bei angemeſſener Behandlung, doch meiſt ein gemeſſenes Weſen, bei den Johannitern überall, neben derſelben ſtraffen Ordnung, eine Herzlichkeit im Umgange mit den Kranken, die ihnen etwas von dem giebt, was ſonſt die Familie nur zu gewähren vermag; dort eine geſunde, kräftige Ernährung, hier mehr, nämlich ausgeſuchter Comfort bei großer Selbſtverleugnung der Spender.

Der ſicherſte Prüfſtein für die Tüchtigkeit der Lazarethe iſt in der Zufriedenheit der Geheilten zu finden. Obwohl auch die Kranken auf die Frage: »Wie geht's« meiſtens antworten: »Recht gut!« ſo iſt doch auf ihr Urtheil wenig zu geben. Gerade die ſchweren Typhuskranken antworten zuverläſſig ſo, und doch haben Aerzte und Lazareth-Gehülfen an dem häufig ſehr unangenehm hervortretenden Eigenſinn den ſichtbarſten Beweis für die Unzufriedenheit Einzelner. Geſtern beiſpielsweiſe fand ich auf einem Saale einen Wärter, der ſich umſonſt bemühte, zweien bereits in beginnender Geneſung Befindlichen, den ihnen vom Arzte verordneten Wein beizubringen. Ich trat hinzu und erklärte, daß diejenigen nicht auf Gottes unmittelbare Hülfe rechnen dürften, die ſich der von ihm geordneten menſchlichen Mittel nicht bedienen wollten. Das ſchlug durch. Was ſagen aber die Geheilten? Sie ſind voll Dankes für die ihnen widerfahrene Behandlung und Verpflegung und ſprechen es unverhohlen aus, daß ſie es zu Hauſe nicht ſo gut, jedenfalls nicht beſſer hätten haben können. Und das iſt Wahrheit. Bei 90 unter 100 trifft das Erſtere, bei den übrigen 10 das Zweite zu.

Das Reſultat dieſer Krankenpflege iſt denn auch ſehr günſtig, wenn man die überwiegende Mehrzahl ſchwerer Fälle in Betracht zieht: von hundert Erkrankten ſtarben bis jetzt 2 bis 5, durchſchnittlich alſo 3½ Procent.«

Franctireur-Expeditionen.

Außer den zwei Vorpoſten-Gefechten bei Pierrefitte am 21. und 24. September, deren wir auf S. 249 und S. 251 in Kürze erwähnt haben, hatte das IV. Corps bis Ende October nur noch ein einziges Rencontre. Daſſelbe fand nicht vor Paris, ſondern drei Meilen weiter nördlich an der Oiſe ſtatt. Es bildet, unbedeutend wie es war, doch das militairiſche Haupt-Ereigniß jener, an dieſer Stelle ſtattfindenden Franctireur-Expeditionen, die zu Ende September begannen und etwa Mitte November abſchloſſen. Wir geben weiterhin Details; zunächſt die Geſammt-Situation. Dieſe war die folgende.

Nachdem ſich, gleich in den erſten Tagen der Cernirung, feindliche Banden in unſerem Rücken — und zwar, ſo weit der Norden in Betracht kommt, vorzugsweiſe an der Oiſe hin, zwiſchen den Städten Beaumont und Pontoiſe — gezeigt hatten, wurden am 29. September

das 1. Bataillon 27. Regiments,
1 Escadrons vom 1. Garde-Ulanen-Regiment und
2 Geſchütze

detachirt, um jene Gegenden von den Franctireurs zu ſäubern. Gleich am erſten Tage (29. September) kam es zum Gefecht und zwar bei l'Isle Adam. Eine Beſchreibung findet ſich in den nachſtehenden Briefen, die, während jener Franctireur-Expeditionswochen, von einem Augenzeugen geſchrieben wurden. Wir geben nun die Briefe ſelbſt.

Sarcelles, 29. September.

In fünf Minuten brechen wir auf, um (ob ehrenvoller Auftrag) mit dem 1. Garde-Ulanen-Regiment und einer halben Batterie gegen die Franctireurs im Norden auszurücken, beziehungsweiſe Contributionen einzuziehen. Der Befehl kam uns überraſchend; geſtern noch feierten wir, ohne Ahnung von dem was bereits beſchloſſene Sache war, den Geburtstag unſeres Premiers und opferten ihm und uns die letzte Gänſeleberpaſtete. Nun werden beſchwerliche Marſchtage folgen; aber der Wechſel der Scene, ſelbſt wenn Mühen dieſen Wechſel begleiten, iſt beſſer als Ruhe und Einerlei.

Beaumont ſur Oiſe, 2. October.

Mein letzter Brief (29. September Früh) ſchloß mit unſerem Aufbruch von Sarcelles. Zehn Minuten ſpäter waren wir auf dem Marſch. Manches iſt ſeitdem an mir vorüber gegangen. Laßt mich Euch die Ereigniſſe dieſer letzten Tage, friedliche und kriegeriſche, in correcter Reihenfolge erzählen.

Unſer Marſch am 29. war ziemlich anſtrengend und ging bis Mours, einem in unmittelbarer Nähe von Beaumont ſur Oiſe gelegenen Dorfe. In Mours ſelbſt, wohin unſere 3. Compagnie und eine Schwadron Garde-Ulanen kamen, waren alle Häuſer verſchloſſen und unſere kleinen Beile mußten, um zu öffnen, in Thätigkeit geſetzt werden. Mit einemmale erſchien ein junger Ulanenoffizier, Herr v. W., in unſrer Mitte, ergriff, als er uns ſo ſchlöſſer-einſchlagender Weiſe daſtehen ſah, die Lanze eines Ulanen, und ſagte: »Jetzt will ich Ihnen 'mal einen Begriff von der Wucht einer preußiſchen Lanze geben«, und wie der Wind die Lanze wirbelnd, eins, zwei, drei, ſprangen die Thüren auf. Unter andern kamen wir auch an ein großes eiſernes Gatterthor; mit wenigen Stößen waren die gußeiſernen Verzierungen, die um das Schloß her ſaßen, entfernt, dann richtete er ſeine Stöße gegen dieſes ſelbſt. Das wollte aber nicht weichen. »Da müſſen wir zu den Schulſtößen unſere Zuflucht nehmen; die treffen zwar nicht immer, wenn ſie aber treffen, treffen ſie gut.« Nun rannte er mit eingelegter Lanze gegen das Thor und nach drei vier Stößen flog das Schloß gleich 10 Fuß weit in den Garten hinein. Ich muß geſtehen, daß mir dieſe Geſchichte rieſig imponirte; am meiſten Spaß machten mir aber die Geſichter unſerer Muſketiere, die erſt ungläubig lächelnd dabei geſtanden hatten, ſchließlich aber Mund und Naſe aufſperrten. Nachdem Herr v. W. fünf bis ſechs Thüren geöffnet hatte, verſchwand er lanzenſchwingend von der Bildfläche.

Kaum war er fort, ſo erſchien ein Ulan mit dem Befehl an uns: ſofort nach dem nahegelegenen Beaumont zu marſchiren und unſere 2. Compagnie dort abzulöſen. Ein Gefecht hatte ſtattgefunden und zwar bei l'Isle Adam, wo unſere 1. und 4. Compagnie vergeblich verſucht hatten, den Uebergang über die Oiſe zu forciren. Zur Unterſtützung war die 2. Compagnie herangezogen worden; dieſe zu erſetzen, lag uns jetzt ob. Im Geſchwindſchritt wurde Beaumont erreicht; dort ſtanden wir von 4 bis 7 auf einem an der Oiſe gelegenen Platze; dann ſetzten wir auf Kähnen nach dem weſtlichen Ufer des Fluſſes über. Hier, im Dorfe Perſan, war es auch, wo wir Näheres über das in den Nachmittagsſtunden ſtattgehabte Gefecht erfuhren. Ich gebe den Verlauf deſſelben in Nachſtehendem.

Das Gefecht bei l'Isle Adam.

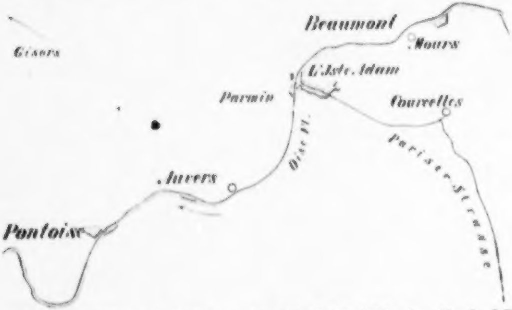
Der Vormarſch unſeres 1. Bataillons 27er an die Oiſe war, am 29., mit halblinks derart erfolgt, daß wir, ziemlich gleichzeitig, an drei verſchiedenen Stellen des Fluſſes eintrafen und zwar:

die 2. Compagnie, rechter Flügel, bei Beaumont,
die 3. Compagnie eine Viertelmeile weiter ſüdlich, bei Mours,
die 1. und 4. Compagnie, linker Flügel, bei l'Isle Adam.

Der Plan war muthmaßlich, durch Schwenkungen der einzelnen Compagnieen Kreiſe zu bilden und alles in den Waldparzellen Eingeſchloſſene gefangen zu nehmen.

Die Sache kam aber anders, wenigſtens zunächſt. Die 1. Compagnie, und partiell auch die ihr unmittelbar folgende 4., wurden gleich bei ihrem Eintreffen in l'Isle Adam in ein hitziges Gefecht verwickelt, das ſie abbrechen mußten, ehe noch die beiden rechten Flügel-Compagnieen (2. und 3.) von Mours und Beaumont her unterſtützend eingreifen konnten. Das Terrain war das denkbar günſtigſte für den Feind, indem ihn füglicher Weiſe nur Umgehungen aus ſeinen vorzüglich gewählten Poſitionen vertreiben konnten. Ein Frontalangriff mußte ſcheitern. Nichtsdeſtoweniger iſt gegen diejenigen, die den Angriff unternahmen, kein Vorwurf zu erheben; die Schwierigkeiten waren im Voraus nicht zu überſehen; zudem mochte auf einen Flankenſtoß ſeitens unſerer 2. und 3. Compagnie gerechnet ſein, der, nach Lage der Sache (die Entfernung betrug über eine Meile) nicht rechtzeitig erfolgen konnte.

Das Terrain, das bei dem Gefecht in Frage kam, iſt das folgende. Die große, gradlinig nach Norden führende Pariſer Straße biegt bei Courcelles rechtwinkelig nach links hin ab und führt auf l'Isle Adam zu. Dieſen Ort durchläuft ſie nunmehr ſeiner ganzen Länge nach und geht dann mit Hülfe zweier Brücken (weil eine Inſel den Fluß hier in zwei Hälften theilt) auf das jenſeitige Ufer über. An dieſem liegt hoch und in Buſchwerk verſteckt das Dorf Parmin; die Oiſe-Inſel ſelbſt aber iſt ebenfalls mit niedrigem Laubholz überdeckt, aus dem die oberen Stockwerke eines kleinen Schloſſes hervorragten.



Um Mittag hatte die 1. Compagnie, Premier-Lieutenant v. Seydlitz, den dem Dorfe vorgelegenen Kirchhof eben erreicht, als eine zurückſprengende Patrouille die Meldung brachte, daß der Feind, in beträchtlicher Zahl, am andern Ufer ſtehe und das dieſſeitig in der Tiefe gelegene l'Isle Adam mit ſeinen Chaſſepots beſtreiche. Sofort wurde beſchloſſen, ihn aus ſeiner jenſeitigen Höhenpoſition zu vertreiben; die Compagnie drang in die Dorfſtraße ein und ging mit dem 2. Zuge, bei dem ſich der Compagnieführer befand, bis an die Brücke vor, während die beiden andern Züge in Nähe der Kirche eine Reſerveſtellung nahmen. Der zweite Zug, am Brückenaufgang einem heftigen Feuer ausgeſetzt, drang ohne Zögern vor, paſſirte den Uebergang, verſchwand einen Augenblick in dem Buſchwerk der Inſel, tauchte wieder auf und ſuchte nun mit Hülfe der zweiten Brücke das andere Ufer des Fluſſes zu gewinnen. Dieſe zweite Brücke jedoch erwies ſich als partiell zerſtört und ließ ein weiteres Vordringen an dieſer Stelle als eine Unmöglichkeit erſcheinen. Man begnügte ſich alſo damit, die Inſel zu behaupten und ſchoß ſich mit dem auf nächſte Diſtance, aber zugleich auch in vorzüglicher Deckung ſtehenden Feinde herum. Bei dieſem Feuergefecht wurde Premier-Lieutenant v. Seydlitz zweimal verwundet und Ober-Stabsarzt Berger tödtlich getroffen, als er herbeieilte, um dem Compagnieführer Hülfe zu leiſten. Die in l'Isle Adam zurückgebliebenen Züge, durch die unmittelbar anſchließende 4. Compagnie verſtärkt, ſuchten mittlerweile dem Gegner die linke Flanke abzugewinnen; aber vergeblich: alle Kähne waren an's andere Ufer geſchafft und der Fluß ſelbſt zu tief (8 Fuß) um eine Durchwatung zu ermöglichen. So blieb ſchließlich nichts anders übrig, als den zweiten Zug aus ſeiner exponirten Inſelſtellung wieder zurückzunehmen und ſich am dieſſeitigen Ufer in den der Brücke zunächſt gelegenen Häuſern einzuniſten. Dieſe Stellung hielten wir bis zum andern Morgen, wo unſere beiden rechten Flügel-Compagnieen, von Mours und Beaumont her, eintrafen. Mit ihnen gemeinſchaftlich wandten ſich nun die engagirt geweſenen Compagnieen flußabwärts, auf Pontoiſe zu, um den in Dörfern und Gehölzen verſteckten Feind, der ſeine Stellung bei Parmin mittlerweile verlaſſen hatte, aufzuſuchen.

Von dieſem Keſſeltreiben erzähl' ich in meinem nächſten Briefe.

Beaumont, 7. October.

Am Tage nach unſerer kleinen Affaire, über die ich in meinem letzten Briefe ausführlicher berichtet, begann alſo unſere große Franctireur-Suche flußabwärts. Gleich am 30. hatten wir einen Marſch voller Anſtrengungen bis Auvers (halben Wegs zwiſchen l'Isle Adam und **Pontoiſe**), Anſtrengungen, die nicht in der Meilenzahl, ſondern in der Anſpannung, ich möchte ſagen, in der Jäger-Aufregung lagen, mit der wir die Gehölze und Dörfer durchpirſchten. In eins der letzteren ſchickten wir 20 Granaten hinein, da wir in Erfahrung gebracht hatten, daß es voller Franctireurs ſtecke. Mit beſonderem Behagen hörten wir Lieutenant Steinäckers Commando: „erſtes Geſchütz Feuer“ und folgten dem Geziſch der durch die Luft hinfahrenden Granate. Jedenfalls klang es beſſer, als wenn daſſelbe Geſchoß über unſre Köpfe hinweggegangen wäre.

In Auvers fanden wir gutes Quartier in einem verlaſſenen Hauſe. Dieſe „verlaſſenen Häuſer“ ſind immer die beſten, ſo lange man in Küche und Keller, wenn auch tief verſteckt, noch etwas zu eſſen findet. Unſer ſchlöſſerbrechender v. W. beherrſchte auch hier wieder die Situation, da er ſich auf Bowlen ebenſo gut verſteht, wie auf Säbel und Lanze. Er ließ vor unſern Augen einen Ananas-Cardinal entſtehen, deſſen ſich Hiller und Borchardt nicht zu ſchämen gehabt haben würden.

Am 1. October kleiner Marſch nach Pontoiſe, am 2. Ruhetag, und am 3. und 4. unter Beſchreibung eines weiten Bogens, wieder nach Beaumont zurück. Unſere Suche, vom 29. ab gerechnet, hatte alſo ſechs Tage gedauert. Reſultate: nicht erheblich. Wir müſſen auf den „moraliſchen Effect“ hoffen.

Hier in Beaumont iſt es reizend; ich wohne beim Notar Dr. Leger, einem höchſt jovialen Manne, der nur die eine Untugend hat, arm zu ſein. In gleichmäßiger Rückſicht gegen ihn und mich, bin ich deshalb gewillt, in das Haus des Maire überzuſiedeln, das außer großen und glänzenden Räumlichkeiten, ein Clavier, ein Billard und einen wundervollen Garten bietet. Auch eine Bekanntſchaft hab' ich bereits angeknüpft: eine reizende kleine Bouchère, der ich befliſſen bin, den Hof zu machen. Sie lächelt beſtändig, was ich als ein gutes Zeichen anſehe.

Beaumont, 14. October.

Wir ſind hier ſchon zehn Tage, gemeinſchaftlich mit zwei Zügen von den 3. Garde-Ulanen. Beneidenswerthes Daſein! nichts zu thun und ſchönes Wetter; überall Stille und Freundlichkeit, als lebten wir im tiefſten Frieden. Erlaubt, daß ich Euch einen Tagesbericht gebe; ein Tag iſt wie der andere.

Morgens um 8 Uhr erſcheint meine alte Haushälterin, ſetzt café au lait ſammt geröſtetem Brod und Butter auf das Tiſchchen vor meinem Himmelbett und zieht die ſchweren Vorhänge zurück. »Voilà votre café, monsieur.« Ich nehme nun den Kaffee und ſtehe entweder auf (der ſeltenere Fall) oder ſchlafe noch ein Stündchen. Nach vollendeter Toilette geht es in's Billardzimmer, von dort an's Clavier. Um 11 Uhr ſteht die Haushälterin abermals vor mir: »Monsieur, voulez vous prendre votre déjeuner?« »Oui, oui Madame.« Nun alſo Frühſtück: Leber, Cotelettes, Weintrauben, Nüſſe, Eingemachtes; dazu Bordeaux. Dem Frühſtück folgt ein Spaziergang, oder eine Ruderfahrt auf der Oiſe, oder ein Ritt mit den Ulanen, dann ein warmes Bad, ein Flaniren die Straße entlang und ein Geplauder mit meiner petite bouchère. Um 6 Uhr Diner; eine lange Reihe von Gängen, mit deren Aufzählung ich Euren Neid nicht wecken will. Alles was ich zu ſagen habe, faſſe ich in den Bewunderungs-Ausruf zuſammen: O, welche Saucen! Im Uebrigen mache ich hier eine wahre Traubencur durch; ich bring' es bis auf 20 täglich. Schon um 9 Uhr zieh ich mich in mein Himmelbett zurück, leſe zehn Seiten eines franzöſiſchen Romans und ſchließe dann die Vorhänge und — meine Augenlider zugleich. Dienſt exiſtirt kaum. Manchmal Nachmittags ein Stündchen exerciren, was uns und andern Spaß macht. Ganz Beaumont ſteht dann umher und gafft und läßt ſich imponiren. Geſtern ließ ich eine viergliedrige Salve geben (die beiden erſten Glieder knieen, während die beiden andern, über die Knieenden hinwegfeuern) und konnte mich des Effectes freuen, den dies Schauſpiel auf meine Beaumonteſen ausübte.

Beaumont, 18. October.

Ein Tag wie alle Tage. Man hat es zu gut und die Dankbarkeit beginnt bereits mit der Langenweile die alte, bekannte Fehde zu führen. Der Bordeaux genügt mir ſchon nicht mehr und ſo erſtand ich zu meinem heutigen Diner eine halbe Flaſche Champagner von dem im Hauſe verbliebenen Gärtner. Er gab ſie mir mit einer Feierlichkeit, als ob er mir die Schlüſſel von Metz überreiche. Die Gänge meiner Mahlzeiten halten ſich nach Zahl und Werth auf gleicher Höhe, doch wird mir das Diner durch eine Tafelmuſik verleidet, die ich nolens volens mit in den Kauf nehmen muß. Ein Ulanen-Trompeter hat nämlich auch eine »petite bouchère« gefunden, die, gewiß ein reizendes Geſchöpf, nur den einen Fehler hat, daß ſie mir gegenüber wohnt. Die Folge davon iſt, daß ich von 6 Uhr Abends an aus »Herzliebchen unterm Rebendach« gar nicht mehr herauskomme. Der huldigende Trompeter bläſt es ſechs, ſiebenmal, nur gewiſſenhaft abwechſelnd mit der »Wacht am Rhein« und »Ich bin ein Preuße«. Er rechnet darauf, daß ſeine Kleine die Bedeutung dieſer Lieder nicht kennt; er könnte ſonſt in den Klangformen ſeiner Werbung nicht unglücklicher ſein.

Im Uebrigen gehen unſere Beaumont-Tage auf die Neige; es heißt, daß wir weiter nordweſtlich auf Rouen zu vorgeſchoben werden ſollen. Einige nennen Giſors als unſer nächſtes Ziel.

Giſors, 27. October.

Die Vermuthungen, die ich am Schluß meines letzten Briefes ausſprach, ſollten ſich bald beſtätigen: ſeit faſt einer Woche ſind wir hier in Giſors. Es hieß, und heißt auch jetzt noch, daß von Rouen aus 30,000 Mann Mobilgarden auf Paris marſchiren und zur Befreiung der Hauptſtadt mitwirken wollen. Dieſe 30,000 zu beobachten und ſo weit unſere Kräfte reichen auch im Schach zu halten, iſt die Aufgabe, um derentwillen wir, und noch ein anderes Detachement unter General Graf Lippe, weiter nordweſtlich vorgeſchoben worden ſind. Wir haben uns durch den Wechſel unſeres Cantonnements nicht verſchlechtert. Im Gegentheil, war Beaumont gut, ſo iſt Giſors beſſer. Wir leben hier mindeſtens wie Gott in Frankreich, eine Bezeichnung, die beiläufig noch aus einer Zeit herſtammen muß, wo keine Convents-Majorität die Abſetzung deſſelben ausgeſprochen hatte. Unſer gewöhnlicher Verſammlungsort ſind die »trois poissons«, ein reizendes Gaſthaus, wie es nicht einladender gedacht werden kann. Heute hatten wir, die Offiziere aller drei Waffen, ein großes Diner in demſelben, zu dem auch Prinz Albrecht, der Commandirende unſres Expeditions-Corps, erſchienen war.

Aber wir leben hier nicht nur in heiterer Kameradſchaftlichkeit untereinander, auch unſere Feinde fetiren uns. Durch meine Wirthin in verſchiedene Kreiſe eingeführt, genießen wir hier alle Annehmlichkeiten eines gemüthlichen Familienlebens. Die Herren ſpielen Whiſt, ich quatre mains mit den Töchtern des Hauſes. Und ſo überall. Die Damen drücken uns gefühlvoll die Hände, erwidern auf der Straße unſern Gruß, kurzum behandeln uns, als gebe es nichts auf der Welt was Krieg heißt. Neulich erzählte ich meiner Wirthin, daß ſich Metz nur noch drei, vier Tage halten könne, worauf ſie ruhig antwortete: »tant mieux«, eine der Töchter hielt es freilich für angemeſſen, durch ein hingeworfenes »ce serait un malheur« den Nicht-Patriotismus der Mutter leiſe zu corrigiren. Aber damit war es abgethan.

Geſtern hatten wir Gottesdienſt in der katholiſchen Kirche, zu dem auch viele Einwohner erſchienen waren. Unumwunden erklärten ſie uns: oh Monsieur, votre service est beaucoup mieux que le notre; oh, et le chant, c'était très-joli.

Giſors, 31. October.

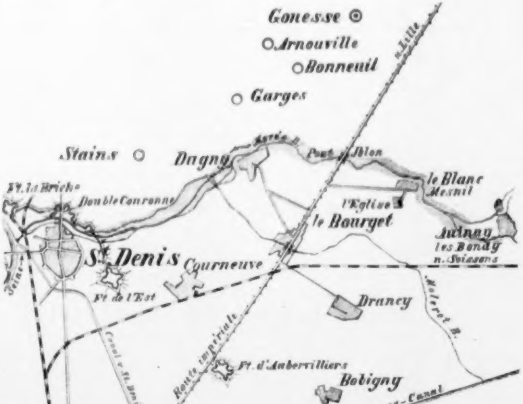
Unſer Leben hier ſetzt ſich in derſelben Weiſe fort, wie ich es Euch in meinem letzten Briefe beſchrieben habe. Dann und wann, aber ſelten, eine Expedition, um ein Gehölz abzuſuchen, oder ein Dorf abzuſtrafen, daraus geſchoſſen oder in dem eine verdächtige Franctireur-Abtheilung entdeckt wurde. Gefangene werden eingebracht; aber es iſt wie wenn man im Winter ein Loch in die Eisblumen am Fenſter haucht, — in der nächſten Minute iſt alles wieder zu. Immer neue Trupps wachſen aus der Erde. Es iſt nicht abzuſehen, wie lange ſich dieſe Expeditionen hinziehen, wann dieſe Kriegstage überhaupt ihr Ende erreichen werden. Daß wir um Weihnachten noch vor Paris ſtehn, darauf ſind wir in unſeren Gemüthern bereits eingerichtet.

Hier brechen wir in Mittheilung dieſer Briefe ab, da der uns zunächſt beſchäftigende Zeitabſchnitt, wie Eingangs hervorgehoben, mit dem 31. October ſchließt. Nur die kurze Notiz finde hier noch Platz, daß um Mitte November unſer Expeditions-Corps in die Cernirungslinie von Paris zurückkehren konnte. Um dieſe Zeit trafen bereits die Spitzen der nach der Metzer-Capitulation freigewordenen I. Armee an der Somme ein und übernahmen nun die Kriegführung gegen die franzöſiſche Nord-Armee, die ſich mittlerweile auf dem Terrain zwiſchen Rouen und Amiens gebildet hatte

Das Garde-Corps

vom 20. September bis Ende October.

Die Garden waren, wie ſeinerzeit bereits hervorgehoben, am 19. September, unmittelbar links neben dem IV. Corps, in die Linie Garges-Dugny-le Blanc-Mesnil-Aulnay eingerückt.


Gonesse
Arnouville
Bonneuil
n. Lille
Garges
Stains
Dugny
Morée B.
Pont Iblon
le Blanc Mesnil
Ft. la Briche
Double Couronne
l'Eglise
le Bourget
Aulnay les Bondy
n. Soissons
Seine
St. Denis
Courneuve
Ft. de l'Est
Drancy
Molerot B.
Canal v. St. Denis
Route impériale
Ft. d'Aubervilliers
Bobigny
Ourcq-Canal
Paris

Vom 11. October an, wo die mehrerwähnte Rechtsſchiebung ſtattfand, fiel die Beſetzung von Aulnay (linker Flügel) fort, wogegen ſich am rechten Flügel die Aufſtellung verlängerte. Von da ab war die Aufſtellungslinie der Garde: Montmagny-Garges-Dugny-le Blanc-Mesnil. In Front dieſer Linie, als Vorpoſtenſtellungen, waren, von Anfang an, die Dörfer Stains und Le Bourget, jenes von der 1., dieſes von der 2. Garde-Diviſion beſetzt worden. Hinter der Aufſtellungslinie lagen die Reſerven in Groslay, Arnouville, Goneſſe und Bonneuil in Cantonnements-Quartier. Die ganze, durch Höhenzüge und Waſſerläufe zur Vertheidigung wohlgeeignete Stellung hatte in ihrer Defenſivkraft noch dadurch gewonnen, daß, wie wir ſchon S. 245 hervorgehoben, der von Oſt nach Weſt fließende, Paris theilweis mit Waſſer verſorgende Ourcq-Canal bei Sevran abgedämmt und das der Linie Dugny-le Blanc-Mesnil vorgelegene, dem Lauf des Morée-Baches entſprechende Niederungs-Terrain in Folge eben dieſer Abdämmung überſchwemmt worden war.

Nahezu ſechs Wochen lang, vom 19. September bis 28. October, wurde dieſe Sicherheit nicht ernſtlich gefährdet und dieſelben halb-idylliſchen Verhältniſſe*), wie wir ſie in unſrem vorigen Capitel bei Gelegenheit des

---

*) Als Beiſpiel dafür möge Folgendes dienen. Ende September, oder vielleicht auch erſt im October, erſchien bei den Vorpoſten des Alexander-Regiments eine ältliche franzöſiſche Dame. Sie kam in aller Form als Parlamentair und fragte höflichſt und beredt an, ob man es den Soldaten in Aubervilliers geſtatten wolle, einige Kartoffeln aus den vor den Forts gelegenen Feldern auszugraben. Dies Gemüſe, behauptete die ältliche Dame, wäre ein Artikel fort demandé und werde, ohne uns den geringſten Schaden zuzufügen, weſentlich dazu beitragen, den geringen Grad von Wohlſein, der augenblicklich in Aubervilliers herrſche, zu erhöhen. Der Parlamentair, nachdem er mit der Achtung, die ſein Alter, ſein Geſchlecht und ſeine ſociale Stellung gebot, angehört worden war, wurde mit dem Beſcheide zurückgeſchickt, die Franzoſen möchten nur heute Nachmittag Kartoffeln ſuchen kommen, aber ſie möchten ſich ſputen und tüchtig graben, denn es gehöre nicht zu den dienſtlichen Verpflichtungen des Kaiſer-Alexander-Regiments, für die Verproviantirung des Forts von Aubervilliers zu ſorgen. Die ältliche Dame entfernte ſich höflichſt dankend, und bald darauf füllte ſich das Feld mit ganzen Schaaren von franzöſiſchen Soldaten, die mit einem Eifer und einer Ordnung Kartoffeln ausgruben, die ihrer Disciplin und ihrem Appetit alle Ehre machten. Wurde ſchon in den Verhandlungen mit dem Feinde, wenigſtens während der erſten Wochen, ſo viel gute Laune an den Tag gelegt, ſo zeigte ſich die letztere vor Allem in dem heiteren und kameradſchaftlichen Verkehr der dieſſeitigen Truppentheile unter einander. Jagd, Wettrennen, Regattas, muſikaliſche und dramatiſche Aufführungen, — Alles kam vor. So wurde beiſpielsweiſe in dem ſchönen, dem Grafen von Choiſeul gehörigen Park von Arnouville eine Fête champêtre gegeben. Einem unmittelbar nach dem Feſt geſchriebenen Briefe entnehmen wir das Folgende: »Ein Theater im Freien war errichtet worden, zu dem wir patriotiſche Luſtſpiele, mit ſehr ſtarken, leicht verſtändlichen, politiſchen Alluſionen gedichtet hatten. Die Offiziere ſowohl wie die Soldaten, die dem Schauſpiele in großer Anzahl beiwohnten, verbrachten bei dieſer Gelegenheit einen angenehmen Nachmittag. In den Zwiſchen-Akten ſpielte die Muſik des 4. Garde-Regiments und man hätte ſich in tiefſtem Frieden glauben können, wenn unſere Nachbaren in St. Denis nicht Sorge getragen hätten, uns inmitten einer kurzen Pauſe mit lauter Stimme an den Krieg zu erinnern. Napoleon in

IV. Corps geſchildert haben, ſie herrſchten auch bei der Garde, die, von den Mühen des Vorpoſtendienſtes abgeſehn, in ihren weiter rückwärts gelegenen Cantonnements-Quartieren ſich einigermaßen häuslich einzurichten gewußt hatte. »Es mag hier am Platze ſein — ſo ſchreibt Rudolph Lindau in ſeinem »die preußiſche Garde im Feldzuge von 1870 und 71« betitelten Buche — darauf hinzuweiſen, daß das Eigenthumsrecht bei der Mehrzahl dieſer häuslichen Einrichtungen mit einer gewiſſen Rückſichtsloſigkeit behandelt werden mußte. Die im Norden und Nordoſten der Cernirungslinie gelegenen Dörfer waren um dieſe Zeit, wie alle andren Ortſchaften im Umkreiſe von Paris, von ihren Einwohnern beinah gänzlich verlaſſen. Die leeren Häuſer wurden den Soldaten als Quartiere angewieſen und der Raum allein, nicht das Mobiliar, wurde bei der ſtatthabenden Vertheilung berückſichtigt. Es fanden ſich daher in manchen Häuſern ein Dutzend Matratzen und zwei Dutzend Stühle für fünf oder ſechs Soldaten, während in dem nächſten Hauſe einige zwanzig Mann ſich mit der halben Anzahl von Matratzen und Stühlen begnügen ſollten. Der Reiche gab in dieſem Falle dem Bedürftigen oder trieb auch Tauſchhandel, wie er in ſolchem Maßſtabe ſeit hiſtoriſchen Zeiten nicht mehr exiſtirt hatte. Hier beſchenkte ein Haus ein andres mit mehreren Betten und Fauteuils, dort erſtand eine Wirthſchaft das ihr fehlende Kochgeſchirr gegen Lampen und Leuchter, daran ſie Ueberfluß hatte. Das ganze Mobiliar des Dorfes wurde wie eine Art Gemeingut betrachtet, um im allgemeinen Intereſſe und zum allgemeinen Wohle von den dort einquartierten Soldaten benutzt zu werden. Die Sachen blieben beim Abmarſch da ſtehen, wo man ſie nach dem Einmarſch hingeſtellt hatte; es kam auch vor, daß ein großer Theil des Materials ſpäter mit den Truppen umzog und in die neu angewieſenen Quartiere gebracht wurde. Mit großer Schonung konnte dabei nicht verfahren werden: Vieles wurde verdorben, vieles zerbrochen und ſpäter verbrannt. Noch ſei bemerkt, daß die wenigen Häuſer, deren Eigenthümer zurückgeblieben waren, gewöhnlich ſchonungsvoll behandelt wurden. An manchen Thüren ſah man mit Kreide angeſchrieben: »Von dem Eigenthümer bewohnt, daher nicht zu belegen!« Die meiſten der ſo bezeichneten Häuſer blieben von Einquartierung frei. Geſtatteten die Umſtände eine ſolche Bevorzugung nicht, ſo wurden die betreffenden Wohnungen am ſchwächſten belegt und die einquartierten Soldaten theilten gern ihre tägliche Ration mit ihren verarmten und oft hungernden Wirthsleuten.«

---

weißen Reithoſen, Stulpenſtiefeln, ſchwarzem Frack und weißer Cravatte war grade auf der Bühne und erſuchte nach bekannter Melodie eine ſechs Fuß hohe Jungfrau Germania ſich ihm zu nähern. »Feins Liebchen unter der Pickelhaub', feins Lieb, gieb Antwort mir.« Dies ſang der Kaiſer, und noch ehe Jungfrau Germania ihm die herausgeforderte Antwort geben konnte, pfiff es durch die Luft und auf der vor Arnouville gelegenen »Wilhelmshöhe« crepirten 2 Granaten. Aber alle Welt hier iſt an ſolche Zwiſchenfälle gewöhnt und das Theaterſtück nahm ſeinen ruhigen Fortgang.«)

Gefechte gab es all die Zeit über (bis 28. October) kaum; was derart vorkam, war ein bloßes Kanoniren*) von den Forts her oder ein Schüſſewechſeln zwiſchen den Patrouillen und Vorpoſten, das in den ſeltenſten Fällen ein ernſtliches Opfer forderte. Vielfach dienten dieſe Begegnungen zur Zerſtreuung und Erheiterung, wohin beiſpielsweiſe auch ein Fang gehörte, der in den letzten Tagen des September von einer Patrouille des Kaiſer-Alexander-Regiments gemacht wurde. Dieſe Patrouille überraſchte nämlich bei Drancy zwei Briefträger, die, mit ſchweren Briefſäcken beladen, von der Vorſtadt La Villette nach St. Denis gingen, in der Abſicht, noch irgend eine Poſtverbindung zwiſchen Paris und der Provinz herzuſtellen. Die Leute ſelbſt ließ man laufen, die Briefe aber wurden nach Roiſſy auf das Bureau des General-Commandos gebracht. Es waren etwa zweitauſend. Sehr auffällig war der Umſtand, daß ſie alle, mit wenigen Ausnahmen, in demſelben Geiſte verfaßt waren. Der Einfluß der franzöſiſchen Preſſe auf die untern Volksklaſſen zeigte ſich in unverkennbarer Weiſe. Ueberall fand man Spuren der hohlen bombaſtiſchen Phraſeologie des »Figaro« und des »Gaulois«. In gewiß hundert Briefen kehrten die rollenden, ſtereotypen Phraſen wieder, wie: Gronder le canon — vomir la mort — la sainte cause de la civilisation — la liberté ou la mort — malheur aux traitres, die die ungebildeten, harmloſen franzöſiſchen »Tourlourons« nicht in ihren eigenen ſchlecht meublirten Gehirnen gefunden haben konnten, ſondern die ſie in irgend einer Zeitung aufgefiſcht hatten und mit denen ihre Eitelkeit nun die gedrückten, furchtſamen Provinzialen in Erſtaunen zu ſetzen hoffte. Ein mitleidiger Zorn bemächtigte ſich des dieſſeitigen Leſers, wenn er einen Brief nach dem andern bei Seite legte, in deren jedem er immer wieder demſelben gehaltloſen, lärmenden Gepolter begegnen mußte. Man verwünſchte die gewiſſenloſen Leiter eines großen Volkes, man bedauerte die irregeführte, blinde Menge, ſagte ſich aber doch wieder, daß dieſe kaum eines beſſern Looſes würdig ſei. Widerlich war es, das Schimpfen auf den gefangenen Kaiſer zu leſen. Der Mann, vor dem ſich vor wenigen Wochen noch ganz Frankreich knechtiſch gebeugt, der Mann, dem acht Millionen Stimmen zugerufen hatten, »wir vertrauen Dir, ſei Du unſer Führer und Retter«, der Mann war nun überall unter den elendeſten Verbrecher geſtellt. Kein Wort war zu ſtark für ihn, keine Strafe zu hart. Man nannte ihn Dieb, Verräther, Betrüger, tauſendfacher Mörder, man wünſchte ihm den Tod, die ſchrecklichſten Qualen und man zerriß ihn in effigie, da man ſeiner Perſönlichkeit nicht habhaft werden konnte. Von Entmuthigung war in den Briefen nicht viel zu leſen. Frauen und gebildete Leute ſprachen vielfach ihre Befürchtungen vor einem Bürgerkriege in Paris aus, aber in ihrem Haß gegen den Feind waren ſo ziemlich Alle einig und an der Vertheidigungsfähigkeit der Stadt ſchienen nur Wenige zu zweifeln. Nachrichten, die von wirklichem, materiellen Nutzen geweſen wären, waren in den Briefen nur ſpärlich enthalten. Ein Senator, der von den Generalen Vinoy und Renault als von alten Kameraden ſprach, ſagte: »Wir haben 80,000 Mann regulairer Truppen, 150,000 Mann Mobilgardiſten, 120,000 Franctireurs und 200,000 Nationalgarden. All dieſe Mittheilungen waren aber werthlos, da viele der Briefe geſtändlich ſchon in der Vorausſicht geſchrieben waren, daß ſie unſren Patrouillen in die Hände fallen könnten. Ein Correſpondent hatte ſich ſogar das Vergnügen gemacht, ſeinen Brief mit der naiven Bemerkung zu enden: »Si cette lettre tombe entre les mains de ces misérables Prussiens, ils verront ce que l'on pense d'eux à Paris.« — Unter der großen Anzahl der aufgefangenen Briefe waren natürlich auch einige, die den Stempel eines edleren Geiſtes trugen.*) Patriotiſche Trauer, Opferfreudigkeit, Verzweiflung athmeten in dieſen Schriftſtücken. Aber ihrer waren nicht viele.

---

*) Dies Geſchützfeuer richtete ſich, während der erſten Belagerungswochen, vorzugsweiſe gegen Stains. Alle im September geſchriebenen Briefe berichten davon. So heißt es unterm 29. September: »Unſere Vorpoſten ſind heute ſtark beſchoſſen worden. Der Feind hat nicht weniger als 36 Granaten in das Dorf Stains geworfen. Das Feuern hat weiter keinen Schaden angerichtet, als eine Mauer einzuwerfen, die im Fallen einen unſerer Gardejäger leicht verwundete. Wir haben nicht einen Schuß erwidert. Die Offiziere, die während des Feuerns das Fort von St. Denis beobachteten, bemerkten dort Damen, mit Sonnenſchirmen ſpazieren gehend. Man nimmt danach an, daß die Herren Belagerten, in treuem Feſthalten an die Geſetze franzöſiſcher Galanterie, ihren Genoſſinnen eine kleine Fête geben wollten. »Venez donc voir tirer sur les Prussiens. Ce n'est pas dangereux«.«

---

*) Einer dieſer Briefe, der von einem verwundeten Offizier der kaiſerlichen Armee herrührte und in deutſchen Blättern publicirt wurde, lautete, ſeinem weſentlichen Inhalte nach, wie folgt: »Seit meinem Abmarſche von Reims habe ich keine directen Nachrichten mehr von Euch gehabt. Auch das franzöſiſche Poſtweſen, auf welches der Bourgeois ſo ſtolz war wie der Soldat auf unſre Armee, läßt augenblicklich Manches zu wünſchen übrig. Ich bin eigentlich zum Schreiben nicht aufgelegt. Mein Geſundheitszuſtand iſt zwar durch die Reiſe von Brüſſel nach Paris durchaus nicht verſchlimmert worden; aber meine Wunde incommodirt mich doch noch ſehr, erſchwert mir jede Bewegung, zwingt mich in dieſer unruhigen Zeit zur Ruhe und mag viel dazu beitragen, daß ich Alles um mich her im allertraurigſten Lichte ſehe. Der Arzt hat mir verſprochen, mich in 14 Tagen wieder dienſtfähig zu machen. Bis dahin kann die Welt untergehn. Ich hätte meinen Brief gern noch einige Tage ungeſchrieben gelaſſen. Mit beſſrer Geſundheit hätte ich vielleicht wieder beſſren Muth bekommen und hätte Euch dann ein weniger troſtloſes Bild von der Lage der Dinge in Paris geben können. Aber die Umſtände laſſen mir keine Wahl. . . . Ich bin noch immer in Deiner Wohnung und halte es im gemeinſchaftlichen Intereſſe für das Beſte, dort zu bleiben. Ich habe, was mir von meinen Habſeligkeiten am koſtbarſten war, hierher bringen laſſen, habe mein eignes Logis als Quartier für ein halbes Dutzend Mobilgardiſten aufgegeben und ſehe nun der Zukunft ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung entgegen. Wenn man das Schrecklichſte geſehen hat, wenn man in Sedan geweſen iſt, ſo iſt man auf das Schlimmſte vorbereitet. — Jean iſt ſeit acht Tagen verſchwunden. Ich vermuthe, daß er nach Reauemaure geflüchtet iſt, wo er einen Bruder hat. Die alte Caroline pflegt mich mit rührender Sorgfalt und wird hier jedenfalls bis zum letzten

So vergingen die September- und Octoberwochen. Eh' indeſſen die letzteren völlig ſchloſſen, kam es auf der vom Garde-Corps gehaltenen Linie zu einem ernſten und opferreichen Kampf, zu dem Kampf um Le Bourget. Wir wenden uns demſelben in unſrem nächſten Capitel zu.

Augenblicke aushalten. Sie weiß nicht, was Furcht iſt. »Wenn ich noch jung und hübſch wäre, ſagt ſie, könnte ich wohl an das Fortlaufen denken, aber einer alten Frau, wie mir, kann Niemand etwas anhaben.« Ich ſehe von Paris nichts, als was ich von den Fenſtern aus erblicken kann. In den erſten Tagen fuhr ich, auf Befehl des Doctors, aus. Aber wenn man mich in Uniform und verwundet ſah, ſo hatte ich Ovationen zu erleiden, die mich ungeduldig machten, und wenn ich in Civil war, ſo mußte ich jedem Straßenjungen aus dem Wege fahren oder mich der Gefahr ausſetzen, den Wagen von einer ſchreienden Menge umringt zu ſehen. Ich habe es alſo vorgezogen zu Hauſe zu bleiben. . . . Unſre Zeitungen machen mich ganz wüthend; denn ſie rechtfertigen vollſtändig das harte Urtheil, das man jetzt im Auslande über uns fällt. Was ſoll man von einem Lande denken, in dem kein Tagesblatt exiſtiren kann, es ſei denn, daß es allen Gelüſten des großen, rohen Haufens fröhne. Ich habe mich geſchämt, Franzoſe zu ſeyn, als ich die Zeitungen vom 6., 7. und 8. September las. Die Männer, die man vor vier Wochen in den Himmel erhoben hatte, waren in den Staub getreten, Rochefort, Favre, Gambetta, Pelletan und Conſorten, die am 15. Juli noch Verräther an der heiligen Sache waren, wurden nun als Retter des Vaterlandes dem Pöbel zum Bewundern und Anbeten octroyirt. »Peuple français, peuple des braves, tu n'es pas le peuple le plus esclave, mais certain le peuple le plus laquais du monde.« Wenn auch nur einer unſrer Journaliſten den Muth eines Courrier gehabt hätte, dem Volke die Wahrheit zu ſagen. Aber nein, ohne Ausnahme haben ſie geſchwiegen oder gelogen und auch heute noch, wo die größte Gefahr vor den Thüren ſteht, ſchweigen oder lügen ſie. Noch heute, Dank unſrer erbärmlichen Journaliſtik, kennt faſt Niemand die wahre Geſchichte unſrer Niederlagen und der feindlichen Siege, noch heute leben wir in faſt vollkommener Unwiſſenheit der Fehler, die wir begangen, und der wahrhaft teufliſchen Geſchicklichkeit, mit der der Feind dieſelben erbarmungslos ausgebeutet hat. . . . Was die öffentliche Meinung in Paris angeht, ſo muß man zwiſchen drei Klaſſen unterſcheiden. Die Beſitzenden, von denen Jeder, einzeln genommen, die Uebergabe von Paris auf Gnade und Ungnade ſofort unterzeichnen würde, die aber, ſobald ihrer mehr als drei zuſammen ſind, ſich gegenſeitig überſchreien, daß ſie ihren letzten Blutstropfen für die Ehre des Vaterlandes hingeben wollen; die Proletarier, die nichts zu verlieren haben, die jede Revolution als einen möglichen Wechſel zum Beſſern begrüßen, die jetzt das Recht haben, das laute Wort zu führen und die für dies Privilegium ſich ſo lange ſchlagen werden, bis ſie einſehen, daß die casse tête der Sergeants de ville, die ſie bisher in Ordnung gehalten haben, als ſehr milde Argumente betrachtet werden müſſen im Vergleich zu preußiſchen Kolben und Kanonen; die Patrioten und Fanatiker endlich, denen es heiliger, bittrer Ernſt mit der Vertheidigung von Paris iſt und die, wenn es noch möglich iſt, Frankreich vor den Augen der Welt rehabilitiren werden. — Und was wird das Ende von dem Allen ſein? Früher oder ſpäter, durch Uebergabe oder Erſtürmung, wird Paris in die Hände der Feinde fallen. Und die Beſitzenden werden den Feind als Herſteller der Ruhe und Ordnung, als Befreier vom Proletarierjoche begrüßen.«

Le Bourget

am 28., 29. und 30. October.

Das Garde-Corps, ſo recapituliren wir, hielt die Linie: Montmagny, Garges-Dugny, le Blanc Mesnil. Dahinter gelegene Dörfer waren von den Reſerven, die in Front gelegenen Dörfer Stains und le Bourget aber von unſeren Vorpoſten beſetzt. Stains gehörte dem Rayon der 1. Garde-Diviſion, Le Bourget dem Rayon der 2. Garde-Diviſion zu. Die Scheidelinie zwiſchen den beiden Diviſionen lag bei Dugny.

Le Bourget iſt ein ſtattliches, etwa tauſend Einwohner umfaſſendes Dorf, ¼ Meile öſtlich von St. Denis. Es gehört inſoweit zu den hiſtoriſchen Plätzen im Umkreiſe der Hauptſtadt, als Napoleon I. auf der Flucht von Waterloo an dieſer Stelle zuerſt Halt machte und einige Stunden hier verweilte, um erſt in der Nacht Paris zu betreten. Es war am 20. Juni. Strategiſch hat es unter Umſtänden eine Bedeutung dadurch, daß es am Schnittpunkt zweier wichtiger Straßen: der nach Soiſſons führenden Eiſenbahn und der nach Lille führenden Route Imperiale, gelegen iſt. Ob dieſe Lage an dem Kreuzungspunkte zweier wichtiger Straßen, ſpeziell auch für die *Belagerer* — und zwar durch ſo viele Wochen hin, in *denen nichts geſchah* — von ſonderlicher Bedeutung war, mag um ſo mehr dahingeſtellt bleiben, als ſeitens der Unſeren die beiden genannten Straßen auch von weiter rückwärts gelegenen Punkten aus beherrſcht werden konnten. Noch dazu unter viel günſtigeren Verhältniſſen. Der Grund alſo, warum dieſſeitig ein ſo großer Werth auf den Beſitz dieſes Dorfes gelegt wurde, wird in etwas Anderem geſucht werden müſſen. Man hat eine ganze Liſte von Erklärungen, von denen nur zwei an dieſer Stelle genannt werden mögen. Die eine Erklärung behauptet, daß die Sicherheit unſerer Dugny-Stellung durchaus des Schutzes zweier vorgeſchobenen Flankenpunkte: Stains und Le Bourget, bedurft hätte; die andere, weitergehend, vertritt ſogar die Anſicht, daß der Beſitz

Le Bourgets es dem Feinde möglich gemacht haben würde, nicht nur Dugny zu überraſchen, ſondern gegen die ganze Strecke Dugny-le Blanc-Mesnil mit fliegenden Erdwerken vorzugehen, alſo belagernd gegen die Belagerer. Das Anzweifelnswerthe dieſer und anderer Erklärungen nachzuweiſen, kann nicht unſere Aufgabe ſein und wir begnügen uns, unſere abweichende Anſicht einfach dahin auszuſprechen, daß das hier treibende Agens muthmaßlich daſſelbe war, wie bei St. Privat: Ehrenpunkt. Bei St. Privat beſtand der Ehrenpunkt darin, eine große Aufgabe allein, ohne Unterſtützung anderer Truppentheile löſen zu wollen, bei Le Bourget darin, das einmal Beſeſſene nicht in andere Hände übergehen zu laſſen.

Und wie wir dieſe Erklärung für die muthmaßlich richtige halten, ſo halten wir ſie auch für die ſchmeichelhafteſte. Das Wagniß lockte und mit ihm zugleich die Vorſtellung, daß dem Kühnen meiſt der Erfolg und immer der Ruhm zur Seite ſtehe. Von dieſem Standpunkt aus angeſehen, waren der vorzeitige Sturm auf St. Privat und das conſequente Ausharren in Le Bourget in gleicher Weiſe zu rechtfertigen. Aus einem ſolchen »zu viel« erwachſen eben jene Thaten, die beſungen und bewundert, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben und die moraliſchen Kräfte lebendig erhalten; aber die den Volksgeiſt ſtählende Großthat und das ſtrategiſche Gebot, ſie decken ſich nicht nothwendig einander. Eine Nicht-Beſetzung Le Bourgets würde unſere Kriegsgeſchichte, ſpeziell die Geſchichte unſeres Garde-Corps, um zwei glänzende Blätter gebracht, aber die Sicherheit unſerer Cernirungs-Linie ſchwerlich ernſthaft gefährdet haben.

So viel einleitend. Das General- oder vielleicht das Ober-Commando ſcheint zunächſt von ähnlichen Betrachtungen ausgegangen zu ſein. Zwar war gleich Anfangs, vom erſten Tage der Cernirung an (20. September), Le Bourget ſeitens einer Compagnie Auguſta beſetzt worden, aber in nicht viel anderer Weiſe, wie wenn man ein ſeidenes Tuch auf einen Sitz legt, um die Occupirung des Platzes anzudeuten. Solche Occupationen reichen nur ſo weit, wie ſie reſpektirt werden, oder wie der Ernſt reicht, der ihnen Nachdruck leiht. Ein ſolcher nachdrücklicher Ernſt ſchien unſrerſeits, wenigſtens anfänglich, nicht beabſichtigt zu ſein. Die Compagnie Auguſta hatte Ordre, ſich im Falle eines Angriffs zurückzuziehen. Nach beinahe 6 Wochen ruhigen Beſitzes indeß durfte die Anſicht vorherrſchen, daß dieſer Fall nie eintreten würde. Man gab ſich dieſſeitig mehr oder minder dem Glauben hin, ein kühnes Unternehmen, durch ſeine Kühnheit, von vollſtändigſtem Erfolge gekrönt zu ſehen. Unter dem Feuer dreier Forts: Double Couronne, de l'Eſt und Aubervilliers, von feindlichen Abtheilungen in Courneuve und Drancy rechts und links flankirt, lag unſere kleine Beſatzung unangefochten an der gefährdeten Stelle. Ein Wärter eingeſchloſſen in einem Löwengarten, Feuerſchlünde ringsum. Er ſchien der Herrſcher, bis man ihn fühlen ließ, daß er nur der Geduldete geweſen ſei.

Dies war am 28. October. Von Courneuve aus brachen ſtarke Abtheilungen vor und bemächtigten ſich Le Bourgets im erſten Anlauf.

Wir geben nun die ſich entwickelnden Kämpfe.

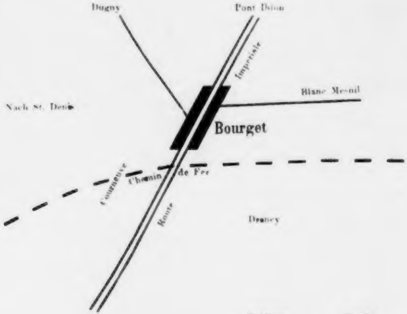
Le Bourget am 28. October.

Uns aus Le Bourget zu vertreiben, war in der letzten Octoberwoche beſchloſſene Sache. Ob General Trochu ſelbſt das Unternehmen anordnete, oder ob es ſeitens des in St. Denis eine Diviſion commandirenden Generals Bellemare auf eigene Hand ausgeführt wurde, iſt aus den franzöſiſchen Berichten, die uns vorliegen, nicht mit Beſtimmtheit zu erſehen. Einigen einleitenden Bemerkungen des Major Sarrepont nach, muß faſt das letztere (Bellemares freie Initiative) angenommen werden. Sarrepont ſchreibt: »Unter den Befehlen des General Bellemare ſtand auch das Bataillon der Franctireurs der Preſſe. Es war ungefähr 250 Mann ſtark und bildete ſeit Wochen die Beſatzung von Courneuve. Commandeur des Bataillons: Amadee Rolland. Die mittlerweile bewerkſtelligte Ueberſchwemmung des Crould-Baches ließ die fernere Anweſenheit dieſes Freicorps in Courneuve nicht mehr nothwendig erſcheinen, weshalb General Bellemare, der daſſelbe, im Einklang mit den ſpeziellen Wünſchen dieſes Corps, gern anderweitig verwenden wollte, einen nächtlichen Ueberfall in Vorſchlag brachte, und zwar gegen Le Bourget. Dieſer Ueberfall wurde in aller Frühe des 28. ausgeführt und glückte vollkommen.« Dies klingt lediglich wie ein privates, zwiſchen Bellemare und den Franctireurs der Preſſe getroffenes Abkommen.

Sarrepont giebt weiter keine Details. Dieſe finden wir jedoch in dem Buche Louis Jezierski's: Combats et Batailles du Siège de Paris. Wir legen ſeine Darſtellung dem Nachſtehenden zu Grunde.

»Die Entfernung von Courneuve bis Le Bourget beträgt eine Drittel-Meile. Der nächſte Weg führt an der Eiſenbahnlinie hin; wir vermieden dieſe jedoch und beſchrieben lieber einen Halbkreis ſüdlich derſelben. Die Dunkelheit der Nacht, aufſteigende Nebel, vor allem auch die Vorſicht, zu der uns die Nähe und muthmaßliche Wachſamkeit des Feindes zwangen, machten es, daß wir erſt nach anderthalb Stunden jene Stelle erreichten, wo die nach Lille führende Route Imperiale, die von Drancy her einmündende Chauſſee und endlich die Eiſenbahn ein gleichſeitiges Dreieck herſtellen. Die Eiſenbahn (nach Süden hin) bildet den Fuß dieſes Dreiecks, wie des ganzen Dorfes überhaupt. Hier liegt auch das Bahnwärterhaus, in dem die

Preußen ihre Feldwache hatten. Bis auf 10 Schritt waren wir heran, das Häuschen von links und rechts her bereits umſpannt haltend, als uns das bekannte »Werda« begrüßte. »Gutfreund«, antwortete einer der Unſeren, den preußiſchen Accent ſo gut wie möglich imitirend. Aber die Nachahmung mußte nicht den Beifall der Schildwacht haben: »Werda«, klang es noch einmal. Ein Schuß unſererſeits war die Antwort und im nächſten Moment erkletterte Alles, was in Front ſtand, die Barrikade, während unſere Seitendetachements gegen das Häuschen anſtürmten. Die kleine Beſatzung war alert genug; wer ſein Gewehr zur Hand hatte, ſchoß blindlings auf uns ein und entkam dann unterm Schutz der Dunkelheit, die jede Unterſcheidung von Freund und Feind unmöglich machte. Dieſer erreichte die große Dorfſtraße, wo mittlerweile die in den Häuſern Einquartierten ſich ihnen zugeſellten und hier und dort unſer Vordringen zu hindern ſuchten. Aber dies Vorhaben mußte ſcheitern, da, ganz im Gegenſatz zu den ſonſt ſo vorſorglichen Veranſtaltungen, die die Kriegführung unſeres Feindes auszeichnen, nirgends ein Graben gezogen oder eine Barrikade errichtet war. So trieben wir ſie denn vor uns her, bis ſie jenen Abſchnitt in Nähe der Kirche erreicht hatten, wo die Dorfſtraße weſtlich nach Dugny hin abzweigt. An dieſer Stelle ſetzten ſie ſich noch einmal und bei der guten Haltung, die ſie zeigten, hätte ſich hier ein ernſteres, auch für uns vielleicht verluſtreiches Gefecht entſpinnen können, wenn nicht in eben dieſem Augenblick das 14. Mobilgarden-Bataillon der Seine, unter Führung des Capitain Forey, von St. Denis her eingetroffen und flankirend vorgegangen wäre. Bei dem Erſcheinen dieſes Bataillons gab der Feind jeden ferneren Widerſtand auf und floh über das Feld hin auf Dugny zu. Unſer Feuer verfolgte ihn. Es war 6 Uhr; der Tag begann zu grauen, als wir uns im Beſitze von Le Bourget ſahen. Der Angriff, der uns nur drei Schwerverwundete (verwundet durch eine unſerer eigenen Granaten vom Fort de l'Eſt her) gekoſtet hatte, war, weiter ſüdlich, durch drei, von Romainville her ſtrahlenförmig vorgehende Colonnen unterſtützt worden. Das 8. Mobilgarden-Bataillon der Seine ging auf Drancy, das 3. Bataillon Seine Inferieure auf Bobigny, ein Marine-Bataillon auf Bondy. Dieſe Bewegungen — die Dörfer wurden beſetzt — ſicherten uns vor einem Umgangenwerden in unſerer rechten Flanke und gaben unſerem Beſitz von Le Bourget ſo viel Sicherheit, wie demſelben, nach Lage der Sache, nur irgendwie gegeben werden konnte. Daß der Feind befliſſen ſein werde, uns, von Dugny und Blanc Mesnil aus, die ihm verloren gegangene Poſition wieder zu entreißen, mußten wir annehmen; es war aber ſchon viel gewonnen für uns, dieſen Angriff nur von Norden, und nicht auch — ohne daß ein Kampf vorhergegangen wäre — von Oſt und Süden her gewärtigen zu müſſen. Dies war durch Beſetzung jener drei Flankenpoſitionen erreicht.



Eines Angriffs von Norden her alſo gewärtigten wir, und er ließ in der That nicht lange auf ſich warten. Gegen Mittag erſchienen bei Pont Iblon, halben Wegs zwiſchen Dugny und Blanc Mesnil, unmittelbar nördlich der Stelle, wo die Route Imperiale den angeſtauten Morée-Bach überſchreitet, 18 preußiſche Geſchütze und eröffneten ein heftiges Feuer. Daſſelbe war inſoweit nicht erfolglos, als mehrere Häuſer, in denen brennbare Stoffe aufgehäuft lagen, in Brand geſchoſſen wurden; ein Weiteres konnte aber, trotz der Präciſion des Feuers, ſeitens des Feindes nicht erreicht werden, da die maſſive Bauart le Bourgets, ſeine nicht nur das ganze Dorf, ſondern auch die einzelnen Häuſer umgebenden Feldſteinmauern, dazu die gewölbten Keller, uns gegen die Wirkungen des Feuers ſchützten. Blieb alſo nur ein Infanterie-Angriff. Auch dieſem gegenüber — zu dem ſich übrigens zunächſt noch keine Vorbereitungen zeigten — glaubten wir uns als völlig geſichert anſehen zu können, da zu der natürlichen Vertheidigungsfähigkeit des Dorfes ſich immer neue Verſtärkungen von St. Denis her geſellten. Wir waren jetzt 3000 Mann, unter Befehl des Oberſten Martin, den General Bellemare zum Commandirenden des Platzes ernannt hatte.

Um 4 Uhr ſchwieg das Feuer. Bei Sonnenuntergang konnten wir, von Bonneuil auf Dugny zu, den Marſch einzelner feindlicher Bataillone wahrnehmen; die mehr und mehr hereinbrechende Dunkelheit aber entzog ſie alsbald wieder unſerem Auge und ſchon glaubten wir vor Anbruch des nächſten Tages keinen Angriff mehr erwarten zu müſſen, als wir plötzlich an drei Punkten der Nord-Enceinte des Dorfes den Feind vor uns hatten. Die Entfernung betrug keine hundert Schritt; lautlos ſchlichen ſie heran, unſerer ſo oft erprobten Unachtſamkeit vertrauend. Aber dies Mal hatten ſie falſch gerechnet. Alle Eingänge in die Nordhälfte des Dorfes waren von gleich wachſamen Truppentheilen: drei Compagnieen des 14. Mobilgarden-Bataillons der Seine, beſetzt, und als feindliche Abtheilungen plötzlich mit Hurrah gegen unſere Barrikaden vorbrachen, die links und rechts die Dugny- und Le Blanc Mesnil-Straße, im Centrum aber die Route Imperiale abſperrten, wurden ſie an allen drei Stellen mit einem vernichtenden Feuer empfangen. Capitain Forey, der am Haupteingange commandirte, hatte ſie bis auf zehn Schritt herangelaſſen; jetzt drei Salven und ganze Reihen ſtürzten. Mit großer Bravour verſuchten einzelne Abtheilungen der weſtlichen Seitencolonne den Dugny-Eingang des Dorfes zu forciren und erneuerten dabei mehrfach ihre Verſuche, einerſeits unſere Barrikade, andererſeits die Park- und Gartenmauern zu überklettern; aber all' ihre Anſtrengungen waren vergeblich. Sie zogen ſich, nachdem ſie in gedeckten Stellungen noch ein ſelbſtſtändiges Feuergefecht unterhalten hatten, auf Dugny und Pont Iblon zurück, eine Anzahl Gefangene, alle verwundet, in unſeren Händen laſſend. Unter ihnen befand ſich ein blutjunger Soldat, Student der Medicin, der erſt vor wenigen Wochen bei ſeinem Truppentheil eingetroffen war. Er ſtarb am andern Morgen. »Deutſchland wird lange zu trauern haben über ſeine Einbußen an ſtudirender Jugend, die hingemäht und hingeopfert wurde, um einem nutzloſen und ſchuldvollen Ehrgeiz zu dienen.«

So ſchließt der Jezierskiſche Bericht, der, von ſeinem, curioſitätshalber citirten Schlußpaſſus abgeſehen, im Uebrigen die Hergänge des Tages ziemlich richtig wiedergegeben hat. Wir laſſen nun, ſo weit der geſcheiterte Infanterie-Angriff in Betracht kommt, eine dieſſeitige Darſtellung folgen, die wir, ihrem Hauptinhalte nach, einem ſo eben erſchienenen Buche des Premierlieutenant v. Puttkammer: »Geſchichte des Kaiſer Franz Garde-Grenadier-Regiments« entnehmen. Danach verliefen die Dinge wie folgt:

»General v. Budritzki, Commandirender der 2. Garde-Diviſion, beſchloß — nachdem die Beſchießung reſultatlos verlaufen war — am Abend einen Verſuch zur Wiedernahme des Ortes zu machen. Das 2. und Füſilier-Bataillon des Franz-Regiments wurden mit Ausführung dieſer Aufgabe betraut. Die Spezial-Dispoſitionen gingen dahin, daß das eine Bataillon (die Füſiliere) hinter Pont Iblon zur Aufnahme reſp. Unterſtützung ſtehen bleiben, das andere Bataillon aber (das 2.) den Angriff ſelbſt ausführen ſollte. In Betreff dieſes Letzteren hieß es noch: »die Gewehre werden nicht geladen. Sämmtliche Abtheilungen nähern ſich möglichſt unbemerkt und ſtürzen ſich mit dem Bajonet auf die Eingänge«.

Dem entſprechend wurde inſtruirt und um 8 Uhr von Bonneuil aus aufgebrochen. Das Füſilier-Bataillon, als Pont Iblon erreicht war, rückte in die ihm angewieſene Reſerve-Stellung ein; das 2. Bataillon ſetzte ſeinen Vormarſch in drei Colonnen fort:

die Mittel-Colonne (5. und 7. Compagnie) hielt dabei die große Straße und richtete ſich gegen den nördlichen Haupt-Eingang Le Bourgets,

die rechte Flügel-Colonne (6. Compagnie) ſuchte weſtlich von der Dugny-Seite,

die linke Flügel-Colonne (8. Compagnie) öſtlich von der Le Blanc Mesnil-Seite her, das Dorf zu umfaſſen.

Der Marſch, auf durchweichtem Boden, war beſchwerlich, beſonders für die beiden Flügel-Compagnieen, welche ſich in einem völlig fremden Terrain querfeldein zu bewegen hatten. Als ſie ſchließlich heran waren, hatte ſich am Nord-Eingange des Dorfes das Gefecht bereits zu unſeren Ungunſten entſchieden. Die 5. Compagnie, die hier die Tête gehabt und kaum 30 Schritt vom Dorfe entfernt noch immer nichts vom Feinde wahrzunehmen vermocht hatte, war plötzlich durch ein mörderiſches, von Mauern und Zäunen her unterhaltenes Feuer empfangen worden. Die Wirkung hatte der nahen Entfernung entſprochen: Lieutenant v. Delitz war tödtlich getroffen und die ganze linke Flügel-Section des zweiten Zuges, faſt nur aus einjährig Freiwilligen beſtehend, nahezu aufgerieben worden. Unter dem Schutz ihrer ausgeſchwärmten Têtenzüge, welche das Feuergefecht aufnahmen, hatten ſich ſchließlich beide Compagnieen bis an Poſitionen zurückgezogen, wo ſie unter Benutzung von Erdhaufen und Straßengräben einige Deckung fanden.

So war die Sachlage, als die beiden Seitencolonnen rechts und links vom Dorfe eintrafen. Die Grenadiere der 6. Compagnie ſuchten nichtsdeſtoweniger einen mauerumſchloſſenen Garten, hart neben der Dugny-Straße, zu überklettern; indeſſen aus Front und Flanke her beſchoſſen, zugleich durch feindliche Abtheilungen, die hier ſogar einen Vorſtoß wagten, angegriffen, glückte auch an dieſer Stelle nichts andres, als ſich im Vorterrain zu behaupten. Aehnlich verliefen die Anſtrengungen der 8. Compagnie von der le Blanc Mesnil-Seite des Dorfes her. So wurde denn beſchloſſen, das Gefecht überhaupt abzubrechen und die Compagnieen in die Reſerve-Stellung bei Pont Iblon zurückzuführen. Der 8. Compagnie (linke Seitencolonne), die am wenigſten gelitten hatte, fiel der Auftrag zu, die vor der Enceinte des Dorfes zurückgebliebenen Todten und Verwundeten zurückzuholen. In Patrouillen aufgelöſt, wurde die große Straße eingeſchlagen, auf der zwei Stunden zuvor die Hauptcolonne vorgegangen war. Die Compagnie kam, unangefochten, bis an den nördlichen, durch ein großes Feuer erhellten Haupteingang heran und bewerkſtelligte ſogar die Fortſchaffung derjenigen Verwundeten, die unmittelbar vor der Dorfliſière lagen. Die franzöſiſchen Poſten, welche deutlich ſichtbar waren und ebenſo ihrerſeits die

Anſtrengungen, die wir machten, mühelos erkennen konnten, hinderten dieſelben in keiner Weiſe. „Ein Act franzöſiſcher Generoſität (ſo ſchreibt v. Puttkammer), der anerkannt zu werden verdient.“ Im Dorfe hörte man vielfach Commandorufe und das Marſchiren größerer Abtheilungen. Auch beobachteten die Unſren, wie franzöſiſcherſeits an dem Löſchen des in Brand geſchoſſenen Gehöftes emſig gearbeitet wurde.

Dieſer geſcheiterte nächtliche Angriff hatte dem Bataillon 18 Todte (darunter Lieutenant v. Delitz) und 27 Verwundete gekoſtet. Fünf Mann — verwundet in Gefangenſchaft gerathen — wurden vermißt. Nach Mitternacht trafen die Compagnieen wieder in Bonneuil ein, wohin am 29. früh auch das Füſilier-Bataillon folgte.“

Dem vorſtehenden Berichte laſſe ich, zum Schluß dieſes Capitel-Abſchnitts, kurze Auszüge aus einem unmittelbar nach den Ereigniſſen geſchriebenen Briefe folgen. Das Thatſächliche deckt ſich mit dem vorſtehend Erzählten; aber die Ausdrucksweiſe weicht ab.

„. . . Le Bourget, wie Ihr wiſſen müßt, iſt ein, etwa eine halbe Stunde von unſrer eigentlichen Vertheidigungslinie gelegenes Dorf. Es war andauernd durch eine Compagnie Auguſta (die Compagnieen natürlich wechſelnd) beſetzt geweſen. Dieſe ſchwache Beſatzung hatte Ordre, ſich im Fall eines Angriffs zurückzuziehen. Ein ſolcher Angriff erfolgte geſtern, den 28., in aller Frühe und Le Bourget, das wir, ſeit dem Tage unſres Erſcheinens vor Paris, innegehabt hatten, war nun wieder franzöſiſch. Es entſtand jetzt die heikle Frage, ob es nöthig ſei, das Dorf wieder zu nehmen, oder ob es dem Feinde belaſſen werden könne? Unſre Vorpoſten- und Vertheidigungslinie war durch den Verluſt des Dorfes weder durchbrochen, noch geſtört, alle Regiments- und Brigade-Commandeure, ſo weit ich Gelegenheit fand mit ihnen zu ſprechen, waren alſo der Anſicht, daß die Wiedereroberung des Dorfes *nicht* nöthig ſei. Das Generalcommando aber ſtellte ſich anders zu dieſer Frage, betrachtete unſre Dugny-Stellung, durch den Verluſt von Le Bourget, als gefährdet und entſchied ſich für Wiedereroberung des Platzes. Von dem Augenblick an, wo dieſer Befehl bei uns eintraf, wußten wir, daß wir großen Verluſten entgegengingen. Man hatte es nämlich, ſo lange wir Le Bourget innegehabt hatten, verſäumt, die das Dorf an faſt allen Stellen einfaſſende, ſehr ſtarke Mauerliſière niederzulegen und durfte nunmehr ein coloſſales Chaſſepotfeuer von dieſer Einfaſſungs-Mauer her erwarten. Zu dem Allen kam, daß man das Regiment Franz ſtatt des Regiments Auguſta zu dieſem Angriff beſtimmte, welches letztere, durch faſt ſechswöchentliche Anweſenheit in Le Bourget, die ganze Dorflocalität außen und innen kannte, während das Franz-Regiment völlig im Dunkel tappte. Dies „im Dunkeln tappen“ ſollte auch noch buchſtäblich wahr werden. Ein *nächtlicher* Ueberfall wurde beſchloſſen; bekanntlich immer riskant und nur ſelten von Erfolg begleitet.

Abends 6 Uhr rückten wir, Füſiliere und 2. Bataillon, von Bonneuil auf Pont Iblon zu. Hier nahmen die erſteren Reſerveſtellung, während das 2. Bataillon, auf Le Bourget zu, weitermarſchirte. Es war jetzt 8 Uhr geworden, ſtockfinſter, die Wege grundlos, kaum vorwärts zu kommen. Als die 5. Compagnie, die die Tête der Hauptcolonne bildete, bis auf 20 Schritt an die Mauerliſière heran war, erhielt ſie ein ſo coloſſales Feuer, daß ſie nicht weiter konnte und Kehrt machen mußte. Es war ſo gekommen, wie jeder voraus geſagt hatte. In fünf Minuten funfzig Mann Verluſt. Und um was? Niedergedrückt rückten wir nach Mitternacht wieder in unſre Bonneuiler Quartiere ein. Am andern Morgen war Begräbniß. Wir ſchafften unſre Todten in die Kirche, darunter die fünf Freiwilligen. Blutjunge Leute; da lagen ſie neben einander, wie ſie nebeneinander hingeſunken waren. Der Ernſt des Krieges trat einem mal wieder recht ans Herz.«

Le Bourget am 29. October.

Der 29. war ein Tag der Erwartung und Ungewißheit. Hüben und drüben gewärtigte man, von Seiten der Obercommandos, beſtimmte Befehle. »Werden wir es wiedernehmen?« ſo fragten die Unſren; »werden wir es halten?« ſo fragte der Feind. Dieſe Fragen lähmten aber weder dieſſeits noch jenſeits jegliche Action und während die Vertheidiger von Le Bourget befliſſen waren, einerſeits durch Gräben und Verhaue, andererſeits durch Schießſcharten, die ſie in alles Mauerwerk einſchnitten, ihre Stellung haltbarer zu machen, waren die Unſren ebenſo beſtrebt, den Feind bei dieſen ſeinen Vertheidigungs-Arbeiten zu ſtören. Zwar fehlte es, hinſichtlich der Wiedereroberung des Dorfes, noch an den letzten, den Befehl zum Angriff ausſprechenden Ordres, aber dieſe Ordres waren mindeſtens ebenſo wahrſcheinlich wie nicht, und ihre bloße Möglichkeit legte dem Commandirenden des Truppentheils, dem die Wiedereroberung nothwendig zufallen mußte, die Pflicht auf, das ohnehin ſo vertheidigungsfähige Le Bourget nicht noch ſtärker in ſeiner Defenſive werden zu laſſen. Dies zu hindern, gab es nur ein Mittel: Beſchießung. Um 8 Uhr früh fuhren fünf Batterieen zwiſchen Pont-Iblon und Dugny auf und eröffneten ein dreiſtündiges, nur dann und wann auf wenige Minuten unterbrochenes Feuer gegen das Dorf. Der Zweck: den Gegner zu beunruhigen oder in ſeinen Fortifikationsarbeiten zu ſtören, wurde vollſtändig erreicht.

Wir entnehmen dieſe Thatſache den Aufzeichnungen des Chefarztes Ozou de Verrie, der, als Dirigirender eines fliegenden Lazarethes, die

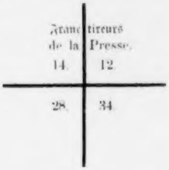
Le Bourget-Kämpfe mitmachte und ſeine Aufzeichnungen in einem kleinen Buche: les trois journées du Bourget, veröffentlichte. Es heißt darin, ſo weit der 29. in Betracht kommt, im Weſentlichen wie folgt:

„. . . Die Verſtärkungen, die im Laufe des 28. in Le Bourget eingetroffen waren, hatten die Beſatzung des Dorfes bis auf über 3000 Mann gebracht. Wir verfügten über zwei Mobilgarden- und zwei Marſchbataillone; dazu die Franctireurs der Preſſe (die das Dorf genommen hatten) und fünf Geſchütze. Die Stärke-Verhältniſſe der einzelnen Truppentheile waren die folgenden:

12. Mobilgarden-Bataillon der Seine, Commandant Baroche	620	Mann,
14. Mobilgarden-Bataillon der Seine, Commandant Jacob	760	-
28. Marſch-Bataillon, Commandant Braſſeur	680	-
34. Marſch-Bataillon (Name des Commandanten fehlt) . .	760	-
Franctireurs de la Presse.	240	-
Artilleriſten	40	-
Summa	3100	Mann.

Alle dieſe Truppentheile gehörten zu den beſten, über die wir Verfügung hatten: die Mobilgarden-Bataillone, gut verpflegt und disciplinirt, brachten ihren Führern ein volles Vertrauen entgegen; die beiden Marſchbataillone waren aus den Depots der ehemalig kaiſerlichen Garde-Voltigeurs und Garde-Grenadiere gebildet und hatten die Haltung einer Elite-Truppe.

Sehr bald hatten ſich die einzelnen Commandeure darüber geeinigt, in welcher Weiſe die Beſatzung erfolgen ſolle. Dieſe ergab ſich, nach der Beſchaffenheit des Dorfes, nahezu von ſelbſt. Le Bourget zerfällt nämlich, wie ein Blatt Papier, das man erſt der Länge und dann der Quere nach halbirt, in vier gleich große Theile, die hier (in Le Bourget) einerſeits durch die vertikal laufende Route Imperiale, andererſeits durch den horizontal laufenden Moleret-Bach gebildet werden. Alſo: vier Viertel und eben ſo viel



Bataillone. Die Rechnung machte ſich leicht. Die beiden Mobilgarden-Bataillone kamen in die Nordhälfte des Dorfes, das 12. rechts, das 14. links der großen Straße; die beiden Marſchbataillone rückten dahinter in die Südhälfte des Dorfes ein und zwar derart, daß das Voltigeur-Bataillon eine Repliſtellung für das 14., das Grenadier-Bataillon eine ebenſolche für das 12. Mobilgarden-Bataillon bildete. Die Franctireurs der Preſſe ſtanden, in Vertheidigung der großen Barrikade, ohngefähr da, wo der linke und rechte Flügel des 12. und 14. Bataillons miteinander Fühlung hatten.

Ich ſelber (ſo fährt Ozou de Verrie fort) ſchlug meine Ambulance inmitten des Dorfes, in einem großen Hauſe auf, das die Südweſtſpitze von dem Rayon des 12. Bataillons bildete. In dieſem Truppentheil diente mein Sohn als Capitain; was aber kaum minder mich beſtimmte, mich ſpeziell zu dieſem Bataillon zu halten, war meine Verehrung für den Führer deſſelben, den Commandanten Baroche.

Commandant Baroche, Sohn des Miniſters und Senatspräſidenten unter Napoleon III., reicher Induſtrieller, ein Mann von großer Willenskraft und chevaleresker Geſinnung, hatte, unmittelbar nach der Kriegserklärung, ein Commando in der Mobilgarde nachgeſucht. Seine perſönlichen Intereſſen zwang er hinter den öffentlichen zurückzuſtehen. Schon am 3. Auguſt erhielt er ſeine Beſtallung als Chef des 12. Bataillons. Einen Monat ſpäter, nach Sturz des Kaiſerreichs, ſah er ſich in ſeiner Stellung beargwohnt und gefährdet, und die neuen Machthaber, die ihn den Haß, den ſie gegen den Vater fühlten, entgelten laſſen wollten, drangen darauf, daß ſeine Ernennung durch eine Wahl ſeiner Untergebenen legitimirt werde. Er bezwang jede Empfindlichkeit, gehorchte dem Anſinnen und ging, einſtimmig gewählt, aus einem Experiment hervor, das ihn zu Fall bringen ſollte. Er widmete ſich ganz ſeinen militairiſchen Obliegenheiten, unterzog ſich freudig den Mühen und Entbehrungen, die, namentlich ſeit Beginn der Belagerung, ſein Commando mit ſich führte und beklagte es, daß ihn die Verhältniſſe einem Beruf entzogen hätten, den er, nachdem er ihn kennen gelernt, als den ihm liebſten empfinde.

Aber kehre ich zu den Ereigniſſen ſelbſt zurück. Unſere Mobilen hatten, nach einer großentheils durchwachten Nacht, eben ihr frugales Frühſtück eingenommen und ſchickten ſich an, an verſchiedenen Stellen der Hauptſtraße neue Barrikaden zu errichten, als wir, von 8 Uhr ab, unter ein formidables Granatfeuer genommen wurden. Es kam, wie am Tage vorher, von der Höhenlinie her, die ſich von Pont-Iblon nach Dugny zieht. Wir zählten 30 Geſchütze, und nicht viel weniger als tauſend Granaten werden innerhalb dreier Stunden auf dies unſelige Le Bourget niedergefallen ſein. Beſonders die nach Dugny zu gelegene Seite wurde hart mitgenommen: der Thurm getroffen, die Mauern durchlöchert, die Parks und Gärten gepflügt. Das 14. Bataillon, das hier ſtand, hatte die meiſten Verluſte; nicht viel geringer waren ſie beim 12. Ehe wir noch Deckung ſuchen und namentlich an den dem Feuer abgewandten Seiten der maſſiven Häuſer Stellung nehmen konnten, waren ſchon Capitain Cavallini, Lieutenant Blin de Bellin, Lieutenant Girard de Cailleux, alle drei vom 12. Bataillon, getroffen. Dazu Mannſchaften in entſprechender Zahl. Die Haltung der Mobilen war vorzüglich. »Ich hatte es mir anders gedacht,« ſagte einer der Rekruten, »ich zittre, aber ich fürchte mich nicht.« Commandant Baroche, der neben ihm ſtand, lächelte über das naive Geſtändniß von Furcht und Muth; dann trat er an meinen Sohn heran und ſagte: »Wohlan, Capitain, die Kugel, die uns treffen ſoll, iſt noch nicht gegoſſen.« Aber er irrte; die Kugel war bereits gegoſſen und vierundzwanzig Stunden ſpäter hatte ſie ihn tödtlich getroffen.

Um 11 Uhr ſchwieg das Feuer.

Unſere Leute waren müde und matt; es fehlte an Lebensmitteln, dazu, leider auch, an Arzneien, Linnen, Charpie. Ich begab mich alſo nach St. Denis, um für die Herbeiſchaffung Sorge zu tragen. Dies war in den erſten Nachmittagsſtunden. Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich unterwegs alle Wege und Felder mit Menſchenmaſſen: Männer, Weiber, Kinder, überdeckt fand, die herausgekommen waren, um dem Schlachten-Schauſpiel beizuwohnen. Sie waren befriedigt und kehrten jetzt in freudigſter Stimmung nach Paris zurück, unzweifelhaft um daſelbſt einen neuen »großen Sieg« zu vermelden.«

So de Verrie in ſeinen Aufzeichnungen. Nicht ſo heiter, wie dieſe Perſonen, die dem »Schauſpiel« beigewohnt hatten, ja minder heiter ſelbſt als die Vertheidiger von Le Bourget, die wenigſtens das angenehme Gefühl hatten, einen Granatregen vorläufig glücklich überſtanden zu haben, blickten die Unſrigen in die nächſte Zukunft. Wir haben auch hier Aufzeichnungen, die uns über die Stimmung, die herrſchte, Auskunft geben.

». . . Es war ein recht unheimlicher Tag, dieſer 29. (ſo ſchreibt ein Offizier von der 2. Garde-Diviſion) und nicht die geringſte Fröhlichkeit wollte aufkommen. Des Blicks in die Zukunft ganz zu geſchweigen, ließ auch die unmittelbare Gegenwart viel zu wünſchen übrig, denn zum erſten Male heut flogen die Granaten von St. Denis her bis dicht an Bonneuil und krepirten in nächſter Nähe. An Ruhe war nicht zu denken; den ganzen Tag ſtanden wir in Bereitſchaft, da jeden Augenblick der Befehl zum Angriff kommen konnte. Aber er kam nicht; faſt zu unſrer Ueberraſchung. Auch bei Dunkelwerden war noch keine Ordre da. Ich ging alſo zum Adjutanten des Regiments Auguſta, um durch ihn vielleicht etwas in Erfahrung zu bringen. Hier traf ich den Grafen Walderſee. Er theilte unſre Anſicht, daß kein Angriff weiter auf Le Bourget ſtattfinden werde, da es ohnehin (ſeiner Anſicht nach) unnütz ſei, es zu behaupten. Hauptmann S., der unſer Bataillon führte, war derſelben Anſicht. Dennoch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß es bereits anders beſchloſſen ſei, und um wenigſtens, es komme was wolle, in dem nie genug zu ſchätzenden Zuſtande des Ausgeruhtſeins in die Situation eintreten zu können, legte ich mich nieder.

Ich ſchlief auch wirklich ein. Aber — kurzes Glück! Um 11 Uhr wurde ich geweckt: Befehl war eingegangen, daß die Compagnie um 7 Uhr früh bereit ſein ſolle. Der Würfel war alſo gefallen. An die andern Compagnieführer war derſelbe Befehl gekommen. Um Mitternacht verſammelten wir uns am Bett des kranken Hauptmann von Obſtfelder; hier wurden wir mit der General-Dispoſition zum Angriff, wie mit der Rolle, die wir ſelbſt dabei zu ſpielen hatten, bekannt gemacht. Le Bourget ſollte am andern Morgen, von 8 Uhr ab, mit Granaten beworfen werden; dann vorpreſchende Ulanen; dann drei Infanterie-Colonnen zu umfaſſendem Angriff! Unſer Bataillon kam in die rechte Flügelcolonne, hatte alſo ohngefähr denſelben Weg zu nehmen, den, in der Unglücksnacht vom 28., unſere 6. Compagnie eingeſchlagen hatte. Nun wußten wir doch woran wir waren; die Ungewißheit lag hinter uns. Im Uebrigen, pour combler le bonheur, waren wir, ſo weit wir den Tag überlebten, dazu auserſehen, die nächſte Beſatzung von Le Bourget zu bilden. Es war alſo auf jede Weiſe für uns geſorgt.

Um 1 Uhr war ich wieder in meinem Quartier und ſchlief ruhig in den verhängnißvollen 30. October hinein. Denn verhängnißvoll war dieſer Tag auch für den Sieger.

Le Bourget am 30. October.

Hüben und Drüben bis 9 Uhr.

In der That, die Wiedereroberung Le Bourgets war im Laufe des 29. ſeitens des Obercommandos beſchloſſen worden. Am 30. früh ſollte der Angriff erfolgen. Der Gedanke, der demſelben zu Grunde lag, entſprach, wie ſchon hervorgehoben, im Weſentlichen dem, nach welchem, am 28. Abends, der geſcheiterte Angriff des 2. Bataillons Franz in Scene gegangen war. Alſo: Beſchießung und Vorgehen in drei Colonnen, erſt zur Umfaſſung, dann zur Erſtürmung des Dorfes. Die Differenz lag nur in der Zahl, womit er unternommen wurde: an die Stelle von 4 Compagnieen traten 9 Bataillone. Soll noch auf einen weiteren Unterſchied hingewieſen werden, ſo war es der, daß der einen Flügelcolonne (der linken) die Aufgabe zufiel, die feindliche Stellung nicht blos aus der Flanke, ſondern, unter völliger Umgehung des Dorfes, vom Rücken her, wo der Bahnhof lag, anzugreifen.

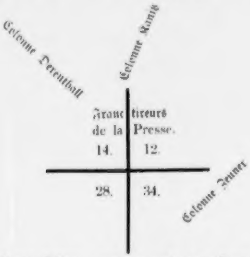
Name, Stärke und Zuſammenſetzung der einzelnen Colonnen waren wie folgt:

Colonne Kanitz: 3 Bataillone Eliſabeth, 1 Bataillon Auguſta. Hauptcolonne. Geht von Pont Iblon aus auf der Route Imperiale vor und greift den Nordeingang des Dorfes an.

Colonne Derenthall: 2 Bataillone Franz, 1 Zug Ulanen. Rechte Flügelcolonne. Geht von Dugny aus vor und greift den nordweſtlichen Eingang des Dorfes an.

Colonne Zeuner: 2 Bataillone Alexander, 3 Compagnieen Garde-Schützen. Linke Flügelcolonne. Geht von l'Egliſe aus vor (in Front von Blanc Mesnil) und ſucht das Dorf von Oſten und Süden her, wo der Bahnhof gelegen iſt, zu umfaſſen.

Um 8 Uhr früh, am 30., ſtanden alle drei Colonnen in den ihnen angewieſenen Poſitionen. Ein kalter Wind ging; Alles fröſtelte. Neben der Hauptcolonne, bei Pont Iblon, waren, wie am Tage vorher, fünf Batterieen aufgefahren und eröffneten ihr Feuer. Wenige Minuten ſpäter trat die Colonne Zeuner, die den weiteſten Weg hatte, ihren Vormarſch an; dann folgte Colonne Derenthall; abermals zehn Minuten ſpäter Colonne Kanitz. Jeder war froh, aus dem Stillſtehen, dem Fröſteln und dem erwartungsvollen Unbehagen heraus zu ſein. Um $8\frac{1}{4}$ Uhr hatte ſich das Gefecht bereits vollſtändig entwickelt, die wohlcombinirten Bewegungen ſämmtlicher Truppentheile griffen ineinander ein, ergänzten und verſtärkten ſich gegenſeitig. Der durch den Regen erweichte, tiefe lehmige Boden erſchwerte allerdings das Vorgehen und ermüdete die Leute, die bis über die Knöchel einſanken, aber die commandirenden Offiziere, ſo oft ſie ſolche Ermüdung wahrnahmen, geboten Halt und ließen die Mannſchaften ſich niederwerfen, um in möglichſt wenig exponirter Stellung Athem ſchöpfen zu können. Die Soutiens folgten unterdeſſen in zweckmäßiger Entfernung. Nach kurzer Pauſe erhoben ſich die Leute wieder und drangen nun im Norden und Nordweſten bis an die Liſière des Dorfes vor, freilich nicht, ohne ſchon bei dieſem Vor-



gehen erhebliche Verluſte zu erleiden. Namentlich wurde die Hauptcolonne davon betroffen und innerhalb dieſer wieder das Füſilier-Bataillon Auguſta, an dieſem Tage von Hauptmann v. Trotha geführt. Die Lieutenants v. Ammon und v. Suter fielen; Hauptmann v. Keller wurde tödtlich getroffen; — Alles bevor noch der Eingang des Dorfes erreicht werden konnte.

Von der Anhöhe aus, auf welcher der Commandirende des Gardecorps, Prinz Auguſt von Würtemberg, mit ſeinem Stabe Halt gemacht hatte, konnte der ganze Kampfplatz überſehen werden. Links vorwärts lag Le Bourget in eine weiße Dampfwolke gehüllt; dahinter blitzte es aus der dichten Linie der feindlichen Forts von Noiſy bis St. Denis. Die Gläſer Aller waren auf die Fortſchritte des Gefechts gerichtet, das an der Nordweſtecke des Dorfes, zwiſchen der Route Imperiale und der Dugny-Straße, einen Augenblick ins Stocken zu gerathen ſchien, als ſich plötzlich mit aller Deutlichkeit wahrnehmen ließ, daß ſtarke feindliche Abtheilungen aus der ſüd- und ſüdweſtlichen Liſière des Dorfes vorbrachen, nicht um ſich unſerer eben heranmarſchirenden Zeunerſchen Umgebungscolonne entgegen zu werfen, ſondern um in hellen Haufen, auf Courneuve zu, zu fliehen.

Von dieſem Moment an, trotzdem noch kein fußbreit Terrain erobert war, durfte der Erfolg des Angriffs nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Sehen wir, welche Vorgänge und Stimmungen innerhalb Le Bourgets ſelbſt dieſe rückgängige Bewegung eines ſtarken Bruchtheils der Beſatzung veranlaßt hatten.

»In Le Bourget«, ſo erzählt Ozou de Verrie, »hatten wir am 30. früh dieſelben Poſitionen inne, wie am Tage vorher: das 12. und 14. Bataillon (Mobilgarden der Seine) in Front rechts und links, das 28. und 34. Marſchbataillon (Voltigeurs und Grenadiers) in Repliſtellung hinter den Mobilen. Die Franctireurs der Preſſe hielten die Eingangsbarrikaden nach Norden und Nordweſt; die drei Geſchütze aber, über die wir — nach Abgabe zweier anderer nach Drancy hin — allein noch Verfügung hatten, ſtanden am Südende des Dorfes, in Nähe des Bahnhofs.

Um 8 Uhr begann die Beſchießung. Jeder war an ſeinem Poſten und die Stimmung Aller, ſo viel ich wahrnehmen konnte, die beſte. Näher rückten die feindlichen Colonnen; aber ihre Annäherung ſchien mehr Spannung als Furcht in den Herzen der Unſeren zu wecken. So verging eine halbe Stunde. Die erſte leiſe Beſorgniß wurde laut, als wir *eine* der Colonnen, ſtatt auf unſer Dorf zu, *neben* demſelben hinmaſchiren ſahen, ziemlich unzweideutig in der Abſicht, uns nicht blos zu flankiren, ſondern völlig zu umgeben. Wir wurden jeder Sorge hierüber indeſſen raſch entriſſen, weil wir, in demſelben Augenblick faſt, unſere drei Geſchütze in Carrière die Route

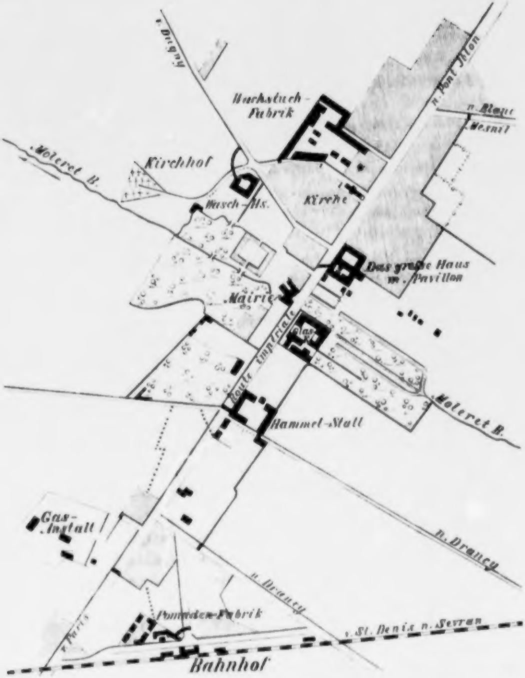
Imperiale hinaufjagen und in Front der großen Barrikade, die eine Art Thor hatte, abprotzen ſahen. Die Wirkung dieſes rapiden Vorgehens war eine wunderbare, Alles ſchien elektriſirt, und für jeden von uns ſtand es in jenem Augenblicke feſt, daß friſche Bataillone von Romainville und Aubervilliers, vor allem aber neugebildete Feldbatterieen von Paris ſelbſt her, im Anzuge ſeien. »Laßt ſie nur kommen«, — in dieſem Gefühl, während unſer Auge auf den preußiſchen Anmarſch ſich richtete, begegneten ſich unſere Herzen. Aber welch jäher Umſchlag unſerer Stimmung, als wir, kaum 5 Minuten ſpäter, dieſelben drei Geſchütze in derſelben Carrière rückwärts fliegen ſahen, um am Südende des Dorfes, woher ſie gekommen waren, zu verſchwinden. Unfähig dem feindlichen Feuer auch nur minutenlang zu trotzen, hatten ſie geglaubt, ſich nicht nutzlos opfern zu ſollen und nahmen nun, durch die Art, wie ſie ihren Rückzug bewerkſtelligten, den beſten Theil unſeres Muthes mit ſich fort. In der Nordhälfte des Dorfes, wo ſich bereits, ſeitens einiger Mobilgarden-Compagnieen, ein Nahgefecht mit dem Feinde entſponnen und in Folge davon ein Geſammtüberblick über die Situation zu einer halben Unmöglichkeit geſtaltet hatte, glückte es den Führern unſchwer, eine zuverſichtliche Stimmung wiederherzuſtellen; in der Südhälfte des Dorfes aber, namentlich überall da, wo man zu gleicher Zeit die ſich mehr und mehr vollziehende Umgehung ſeitens der einen Flügelcolonne deutlich erkennen konnte, ſchuf dies Zuſammenwirken zweier Faktoren: der Umgehung und unſrer rückgängigen Artillerie-Bewegung, eine vollſtändige Panique und beſtimmte die Hälfte der Beſatzung: das ganze 34. Marſch-Bataillon, und die ihm zunächſt ſtehenden, will ſagen am Nordrande des Dorfes noch nicht engagirten Mobilgarden-Compagnieen, ihre Stellungen fluchtartig zu verlaſſen. Wir fochten von da ab nur noch mit einer Hand, und drei Stunden früher, ehe der Kampf ſchwieg, war er doch bereits entſchieden.«

So Ozou de Verrie über die Vorgänge innerhalb Le Bourget bis 9 Uhr früh. Wir kehren nun zu unſeren drei Angriffscolonnen zurück.

Die Erſtürmung (von 9 bis 11 Uhr).

Etwa um 9 Uhr, ſo ſagten wir bereits, hatten dieſe drei Colonnen die Umfaſſung des Dorfes an drei verſchiedenen Stellen erreicht und ſuchten von drei verſchiedenen Seiten her in daſſelbe einzudringen.

[Colonne Kanitz] von Norden her. Der Feind: Franctireurs der Preſſe und Abtheilungen vom 14. Mobilgarden-Bataillon ſtanden hier hinter Gartenmauern und der mehr erwähnten hohen Barrikade, die den Zugang von Pont Iblon her wehrte. Man hatte Hinderniſſe wie dieſe vorhergeſehen und eine Compagnie Garde-Pioniere, unter Führung des Haupt-


v. Dugny
Wachstuch-Fabrik
n. Pont Iblon
n. Blanc Mesnil
Kirchhof
Moleret B.
Wasch-Hs.
Kirche
Das große Haus m. Pavillon
Mairie
Glas
Route impériale
Hammel-Stall
Moleret B.
Gas-Anstalt
n. Drancy
n. Drancy
Pommaden-Fabrik
v. Paris
v. St. Denis n. Sevran
Bahnhof

manns v. Spankeren, war deshalb in erſter Linie mit vorgezogen worden. In Mauer und Barrikade glückte es, binnen Kurzem, Breſche zu legen, aber die ſchmalen Eingänge, die dadurch gewonnen waren, befanden ſich unter dem Kreuzfeuer der nächſten, vom Feinde dicht beſetzten Häuſer und das Vordringen wurde um ſo ſchwieriger, als die Unſren zunächſt in Colonnen anrücken, dann aber, der Enge des Eingangs halber, in langer Linie ſich auflöſen mußten. Ein Bataillon Eliſabeth nahm jetzt die Tête und näherte ſich mit fliegender Fahne. Ein Schuß ſchmetterte den Träger zu Boden.

Der nächſtſtehende Unteroffizier ergriff die Fahne, aber auch er ſank im ſelben Augenblicke faſt tödtlich getroffen nieder. Unerſchüttert drängten die vorderſten Reihen nach und zwängten ſich entweder durch die Breſche hindurch oder überkletterten den Hochbau der Barrikade. Unter den Erſten, die innerhalb der Dorfſtraße ſtanden, waren Oberſt Graf Kanitz, der Führer der Colonne, und Hauptmann v. Altrock vom Regiment Eliſabeth.[1] Aber der Feind war nicht gewillt, nach Verluſt der Barrikade das Spiel verloren zu geben, trotzdem es bereits verloren war, und die Vortheile ausnutzend, die ihm ſeine Stellung, ſeine Schlupf- und Schießlöcher und ſeine gute Waffe gewährten, ſchien er entſchloſſen, uns den Sieg ſo theuer wie möglich machen zu wollen. Ein raſender Häuſerkampf entſpann ſich, der — wie die Verluſtliſten nur allzu ſicher beweiſen — uns größere Opfer auferlegte, als den Beſiegten, die, zunächſt in guter Deckung fechtend, nach der unſererſeits erfolgten Erſtürmung der Häuſer, jedesmal damit abſchloſſen, ſich einfach gefangen zu geben. Unſere Einbußen trafen auch hier vorzugsweiſe die Offiziere. Oberſt v. Zaluskowski vom Regiment Eliſabeth wurde tödtlich getroffen; mit ihm fielen 8 Offiziere ſeines Regiments. Kaum minder erheblich litt, auch an dieſer Stelle noch, Regiment Auguſta, das, wie wir wiſſen, nur mit einem Bataillon in den Kampf eingetreten war. Zu den drei Offizieren, die bereits draußen vor der Dorf-Enceinte in ihrem Blute lagen, geſellten ſich weitere drei: Oberſt Graf Walderſee (eben erſt von ſeiner ſchweren, bei St. Privat erhaltenen Wunde wieder hergeſtellt), Hauptmann v. Trotha, Führer des Bataillons, und Lieutenant v. Hilgers.

Hier fiel auch der hoffnungsreiche, erſt 17jährige und bereits mit dem eiſernen Kreuz geſchmückte Lieutenant Graf Haugwitz, der bei Amanvilliers, das er als Fähnrich mitmachte, als einzig unverwundet gebliebener Offizier, die Reſte des Garde-Schützen-Bataillons aus dem Feuer geführt hatte. Mit ihm ſiel Lieutenant v. Reclam. Es wird erzählt, verbürgt oder nicht, daß Haugwitz, während des Vorgehens gegen eine Barrikade, ſeinem Kameraden zugerufen habe: »Reclam, haben Sie Feuer?« und daß ſie, die Cigarren anzündend, von derſelben Kugel getroffen worden ſeien.

---

[1] In den erſten Berichten, die über die Erſtürmung von Le Bourget veröffentlicht wurden, wird durchgehends erzählt, daß General v. Budritzki die Fahne des Regiments Eliſabeth ergriffen habe und, Allen vorauf die Barrikade überkletternd, der Erſte im Dorfe geweſen ſei. General v. Budritzki ſelbſt hat eine Erklärung dagegen abgegeben. Sie lautet:

Mit Bezug auf den im „Militair-Wochenblatte“ gegebenen Bericht über das Gefecht bei Le Bourget am 30. v. M., abgedruckt in der Kreuzzeitung vom 10. November, erkläre ich der Wahrheit gemäß, daß die Enceinte, die die Straße ſchließende Barrikade, auch die vorderſten Gehöfte von der nach Pont Iblon gelegenen Seite des Ortes, im erſten Anlauf von Offizieren und Schützen des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Eliſabeth genommen worden ſind. Als ich die Dorfſtraße erreichte, fand ich daſelbſt, im Häuſerkampf, Abtheilungen des gedachten Regiments, ſo wie den Oberſten Grafen v. Kanitz u. A. bereits anweſend. Hieraus geht hervor, daß ich nicht der Erſte im Orte geweſen ſein kann, ſondern ſtärkere Abtheilungen, auch von anderen Seiten eingedrungen, zu jener Zeit ſich in Le Bourget bereits befanden.

v. Budritzki,
Generallieutenant und Diviſions-Commandeur.

[Colonne Derenthall], alſo 2. und Füſilier-Bataillon Franz, drang beinah gleichzeitig mit der Colonne Kanitz gegen den mehr rechts gelegenen, nordweſtlichen Eingang des Dorfes vor. Das Füſilier-Bataillon hatte die Tête: 10. und 11. Compagnie in Front, 9. und 12. als Soutien unmittelbar folgend. Das 2. Bataillon im zweiten Treffen.

Der Gang des Gefechts war hier im Weſentlichen derſelbe wie bei der Colonne Kanitz; nur in Einzelnem abweichend. Eine der Soutien-Compagnieen (die 12.) ſchob ſich gleich mit in die erſte Linie, ſo daß der Angriff an dieſer Stelle in drei Strahlen erfolgen konnte:

die 11., im Centrum, richtete ſich gegen die Barrikade;
die 10., rechter Flügel, gegen den Kirchhof;
die 12., linker Flügel, gegen die Wachstuch-Fabrik.

Alle drei Punkte wurden genommen, zum Theil erſt nach erbittertem Gefecht. An der Spitze der 11. Compagnie fiel Hauptmann v. Obſtfelder, der ſich von ſchwerer Krankheit aufgerafft hatte, um an dieſem Tage den Seinigen nicht zu fehlen; neben ihm wurde Fähnrich Steinberg zum Tode getroffen, 17 Jahre alt, einziger Sohn des Generalarztes der Marine.

Nicht den heißeſten, aber den erfolgreichſten Kampf an dieſer Stelle führte die 12. Compagnie, Premier-Lieutenant v. Brodowski. Vordringend bis an die Hauptſtraße, ſah ſich die genannte Compagnie plötzlich nicht nur aus Front und Flanke, ſondern auch vom Rücken her beſchoſſen, und erkannte bald, daß die Kirche, an der man vorbeigeſtürmt war, noch vom Feinde gehalten wurde. Gerade dies Rückenfeuer war überaus läſtig. Um ihm ein Ende zu machen, kletterten Feldwebel Jander, Sergeant Backhaus und Unteroffizier Schmidt zu den 6 Fuß hohen Fenſtern hinauf, hieben mit den Faſchinenmeſſern die Drahtgitter durch und ſprangen in die Kirche hinein. Mehrere Füſiliere folgten dem gegebenen Beiſpiel und es gelang, 13 Garde-Voltigeurs (vom 28. Marſch-Bataillon) gefangen zu nehmen. Auch die zwiſchen der Kirchgaſſe und der Rue de Dugny liegenden Häuſer und Gehöfte wurden von der 12. Compagnie geſtürmt. Ueber dieſen Theil des Gefechts, das Vordringen von Haus zu Haus ſchildernd, liegt uns eine Detailbeſchreibung vor, die wir geben:

»Wir hatten nun die Kirche; aber auf der Hauptſtraße war ein weiteres Vordringen unmöglich. Das aus gedecktem Stande gegebene Feuer, ſchien an Heftigkeit zu wachſen. Die Häuſer vis-à-vis waren von Compagnieen des Alexander-Regiments bereits genommen; dieſſeits ſtanden Offiziere und Leute rathlos in den Thorwegen und konnten nicht weiter. Ich wollte noch ein Loch in die das Nachbargehöft umſchließende Mauer brechen, aber es fanden ſich keine Werkzeuge dazu. Da endlich fanden wir einige Stellagen; ſie wurden an die Mauer geſetzt, und es gelang, die 15 Fuß hohe Wandung zu erklettern. Ich drang erſt mit einer Section, der dann bald noch mehrere Leute folgten, in den Nachbarhof ein. Sieben Gefangene fielen hier in unſere Hände. Das Haus wurde durchſucht; mein Glück wollte, daß es eine Schmiede war, wo ich nun vieler Brechſtangen und anderer Werkzeuge habhaft werden konnte. Ich ließ je eine Section geſchloſſen rechts und links der Kirche zurück, beſetzte unten den Hof und kletterte in die Dach-Etage, wo ich mir mit meinen Werkzeugen ein Loch in das Nachbarhaus brach und eindrang. Zwei Offiziere und 40 Mann ergaben ſich hier. Capitain Girard überreichte mir ſeinen Degen. Er war von der Kaiſer-Garde, ſo wie auch die meiſten ſeiner Leute. Das Gehöft wurde wieder durchſucht und daſſelbe Manöver mit dem Lochbrechen vorgenommen. So drang ich mühſam aber ſicher, unter fabelhaftem Gewehrfeuer und beſtändigem Platzen der Granaten von Haus zu Haus vor, machte überall Gefangene und gelangte endlich an die erſte Querſtraße, wo ich mit Theilen unſerer 9. Compagnie zuſammenſtieß. Wir nahmen nun noch zwei Gehöfte gemeinſchaftlich und gelangten endlich an das letzte, noch am heftigſten vertheidigte Haus. Ueberall ſonſt waren die Waffen ſchon geſtreckt; nur hier wollte man ſich nicht ergeben. Es entſtand alſo ein erbitterter Kampf, der namentlich dadurch opfervoll für uns wurde, daß unſere Leute, den weißen Tüchern der Franzoſen trauend, ſich jetzt freier auf die Straße wagten. Endlich wurde aber auch dieſes letzte Gehöft genommen. Wir waren Alle ſo erbittert, daß wir die Beſatzung deſſelben über die Klinge ſpringen laſſen wollten. Leider aber hatten wir ſie in einen Hofraum geſperrt, in dem ſchon andere Gefangene waren, von denen wir ſie ſchließlich nicht mehr ſondern konnten. So kamen ſie, darunter auch drei, vier ihrer Offiziere, mit dem Leben davon. Aber *fühlen* haben wir ſie's doch laſſen, daß es keine anſtändige Kriegführung ſei, nach dem Herausſtecken von weißen Fahnen noch auf den Gegner zu ſchießen.

Mittlerweile hatte unſer 2. Bataillon, gemeinſchaftlich mit Compagnieen vom Alexander-Regiment, die nach Paris zu liegenden Gehöfte genommen und beſetzt. Sie feuerten auf die weglaufenden Nachzügler. Das Gefecht war ſomit zu Ende; nur ſauſte noch Granate auf Granate die Hauptſtraße entlang und platzte mit ſeltener Präciſion. Wir hatten heute einen ſchönen Tag erlebt; unſere 12. Compagnie allein hatte an 300 Gefangene gemacht.

Der Kampf war auch von Seiten des Feindes mit einer ſeltenen Energie geführt worden und mag wohl kaum ſeines Gleichen in der Kriegsgeſchichte haben. -

[Colonne Zeuner] hatte mittlerweile an den verſchiedenſten Stellen, theils ſoutenirend, theils entſcheidend, eingegriffen, und ſchon die vorſtehenden Berichte haben deſſen, wenigſtens flüchtig, Erwähnung gethan. Sehen wir jetzt des Näheren wie. Die aus allen acht Grenadier-Compagnieen des Regiments Alexander beſtehende Colonne theilte ſich, als ſie einen beſtimmten Punkt der Oſtfront des Dorfes erreicht hatte, in drei Gruppen, denen nunmehr ſehr verſchiedene Aufgaben an ſehr verſchieden gelegenen Punkten zufielen.

Die 1. und 5. Compagnie, die die Tête hatten, rückten bis an den Eiſenbahndamm, bildeten hier, ſich lediglich defenſiv verhaltend, einen Schirm, mit Front gegen Süden, und iſolirten unſer Le Bourget-Unternehmen auf das vortheilhafteſte dadurch, daß ſie uns gegen einen Angriff von Drancy her ſchützten.

Die 7. und 8., und dieſen beiden folgend, auch die 3. Compagnie, führten die eigentliche Umgebung aus, eroberten das abgetrennte Südſtück des Dorfes und ſetzten ſich im Bahnhofsgebäude, in der Parfümerie-Fabrik, der Gas-Anſtalt und der ganzen Südweſtſpitze des Parkes feſt.

Die 6., 4. und 2. Compagnie gingen gegen das öſtliche Mittelſtück des Dorfes vor, nur durch den Moleret-Bach von den Gardeſchützen getrennt, die, im Uebrigen, dieſen Angriff nach rechts hin ſoutenirten. Die 6. Compagnie, Hauptmann v. Röſſing, nahm die Glasfabrik, die 4., Premier-Lieutenant v. Kummer, nahm das links daneben gelegene große Gebäude, den »Hammelſtall«; die 2. Compagnie (wenigſtens partiell) erſetzte die 6., als dieſe, im Verlauf des Gefechts, weiter gegen Weſten und Norden vordrang.

So ſtanden die Dinge um 11 Uhr; der Feind war vollſtändig umſtellt. Nur im Mittelpunkt des Dorfes hielt er ſich noch, wo einige, der Vertheidigung ſehr günſtige Gebäude ſeinen Widerſtand unterſtützten. Aber auch dieſer ſollte gebrochen werden. Alsbald traf der Ordonnanz-Offizier des Generallieutenant v. Budritzki, Graf Schlippenbach, im »Hammelſtall«-Gehöfte ein und überbrachte an das 1. Bataillon Alexander den Befehl, den ſo hartnäckig vertheidigten Häuſercomplex mit ſtürmender Hand zu nehmen. Premier-Lieutenant v. Kummer (4. Compagnie) erhielt den Auftrag, dieſen Befehl auszuführen und alle unterwegs zerſtreuten Mannſchaften zu eben dieſem Behufe zu ſammeln. Lieutenant Etzdorf, vom Garde-Pionier-Bataillon, ſchloß ſich mit einem Zuge der 2. Compagnie der kleinen Sturmcolonne an und bahnte derſelben, von einem Gehöft zum andern, den Weg. Ferner überbrückte er durch zwei aneinander gebundene Leitern den Moleret-Bach, von wo aus nun das letzte, reduitartige Gehöft, in welchem ſich auch eine franzöſiſche Ambulance befand, erſtürmt werden konnte. Premier-Lieutenant v. Kummer drang mit Feldwebel Jahrmarkt und etwa 20 Mann in Hof und Gebäude ein, deſſen Beſatzung theilweis durch Hornſignale zu erkennen gab, daß man ſich ergeben wolle, während andere Theile der Beſatzung, unter dem Commandanten Baroche, den Kampf fortſetzten. In den Stuben kam es hierauf zu einem wüthenden Handgemenge, das noch viel Blut koſtete, bis ſich der Reſt der Vertheidiger in der Stärke von 1 Offizier und 105 Mann ergab.

Dieſen letzten Kampfesmoment, der uns (ebenſo wie bei der Colonne Derenthall) bereits über die zwiſchen 9 und 11 Uhr liegenden Vorgänge um eine Stunde hinausgeführt hat, geben wir noch nach einer detaillirten Erzählung unſeres mehrcitirten Ozou de Verrie. Eine kurze Schilderung der franzöſiſcherſeits vorangegangenen Scenen ſchicken wir jedoch, nach derſelben Quelle, voraus.

Der letzte Widerſtand im Centrum von 11 bis 12.

Ozou de Verrie ſchreibt:

„ . . . Ich recapitulire zunächſt die ſchon an andrer Stelle gegebene Situation. Der fluchtartige Rückzug (9 Uhr) des in der Südhälfte von Le Bourget ſtehenden 34. Marſch-Bataillons, dem ſich — ſoweit ſie nicht in der Front bereits engagirt waren — auch die beiden Mobilgarden-Bataillone mit mehr als der Hälfte ihrer Compagnieen angeſchloſſen hatten, hatte unſere Vertheidigung, innerhalb weniger Minuten, auf ohngefähr die Hälfte reducirt und dem in Reſerve ſtehenden 28. Marſch-Bataillon die Aufgabe zuertheilt, in die, nach vorn hin, entſtandenen Lücken einzurücken. Dieſe Aufgabe war erfüllt worden, und ohne ungerecht gegen andere Truppentheile zu ſein, darf füglich behauptet werden, daß, von dieſem Augenblicke an, die eigentlichen Mühen und Ehren des Kampfes dieſem aus Garde-Voltigeurs gebildeten Marſch-Bataillon zufielen. Wenn neben demſelben, als nahezu ebenbürtig, die bis auf 200 Mann zuſammengeſchmolzenen Reſte des 12. Bataillons in Betracht kommen, ſo war es, ſehr vorwiegend, der unerſchütterliche Muth ihres Führers, der dieſem Häuflein während der nun kommenden Stunden dieſe Ebenbürtigkeit ſicherte. Auf zwei Männer ging von jetzt ab die Entſcheidung über: auf die Commandanten Braſſeur und Baroche. Ihre Action war von etwa 9 Uhr an eine gemeinſchaftliche. Von gleichem Eifer und Ehrgefühl erfüllt, faßten ſie den Entſchluß, in links und rechts ſich theilend, die Große Straße von Haus zu Haus zu vertheidigen und im Mittelpunkte des Dorfes, an einer beſtimmt bezeichneten Linie, den letzten Widerſtand zu verſuchen. Denn noch immer hofften ſie auf Unterſtützung, und wir Alle mit ihnen. Es konnte nicht Abſicht der Commandirenden, weder Trochu's, noch Bellemare's, noch La Ronciere's ſein, uns an dieſer Stelle, ohne energiſche Unterſtützungsverſuche, verbluten zu laſſen. Die beſtimmt bezeichnete Linie aber entſprach ziemlich genau dem Lauf des Moleret-Baches und hatte ihre beiden Caſtells hart an der Straße: links die Mairie; rechts ein ſteinernes, mit Flügeln und Gitterhof ausgeſtattetes Gebäude, in deſſen Erdgeſchoß ich meinen Verbandplatz etablirt hatte. Ich bemerke nur noch, daß das Gebäude (Front gegen Norden) mit ſeiner Schmal- oder Giebelſeite auf die Große Straße blickte und daß, ebenfalls hart an der Straße, einen kurzen rechten Winkel mit jener Schmal- und Giebelſeite bildend, ein Pavillon lag.

Es war 11 Uhr, als ſich die genannten beiden Commandeure bis auf dieſe ihre letzte Vertheidigungslinie zurückgedrängt ſahen. Sie beſetzten ſie, um hier, wie verabredet, den letzten Verſuch zu wagen. Die Localität, wenn man von der Geſammtlage abſah, war der Vertheidigung günſtig; aber mit wie ſchwachen Kräften mußte ſie unternommen werden. Die um 9 Uhr ausbrechende Panique hatte der Vertheidigung von den ihr urſprünglich zuſtändigen 3100 Mann nur 1600 gelaſſen, und von dieſen 1600 wiederum, mit denen ſie in den wirklichen Kampf eingetreten war, waren bis zu dieſer Stunde 300 todt und verwundet, 1100 gefangen. Nur ein Häuflein von 200 Mann war noch übrig geblieben. Mit dieſen ſollte es jetzt gewagt werden. Dieſe 200 Mann vertheilten ſich wie folgt:

100 Mann vom 28. Bataillon unter Commandant Braſſeur in der Mairie;

60 Mann vom 12. Bataillon unter Commandant Baroche in dem ſteinernen Haus[*]);

36 Mann vom ſelben Bataillon unter Capitain Ozou de Verrie im Pavillon;

10 Franctireurs de la Preſſe unter Lieutenant Solon ebendaſelbſt.

Commandant Baroche, als er und die Seinen ſich auf dieſe letzte Linie zurückgedrängt ſahen, vertauſchte den Degen mit dem Chaſſepot, das ihm von hinten her zugereicht wurde. Er ſtand in Front, an dem linken Eckfenſter der Schmalſeite des Hauſes und gab Schuß auf Schuß. Nicht zufrieden damit, die Seele der Vertheidigung zu ſein, war er auch ihre Hand geworden.

---

[*] Das Bataillon, urſprünglich 700 Mann ſtark, ſah ſich durch die 9 Uhr-Panique auf 200 Mann reduzirt; dieſe dann, nach zweiſtündigem Kampfe, auf 60. Die Offiziere — mit Ausnahme des Capitains Ozou de Verrie, Sohn des Erzählers — waren alle ſchwer oder tödtlich getroffen worden, oder wurden es während der letzten Kampfesſtunden. Todt waren bei Abſchluß des Gefechts: Commandant Baroche und die Capitains Cavellini und Ain, ſchwer verwundet die Lieutenants Girard de Cailleux, Carré und Siat. [Auch von den Franctireurs der Preſſe waren die Capitains Bouleau und Dumonteil ſchon bei Beginn des Kampfes ſchwer verwundet worden.]

Eine Verwundung, die er durch ein vom Fenſterſims abſpringendes Steinſtück am rechten Auge empfing, ließ ihn keinen Augenblick ſeinen exponirten Platz verlaſſen; er begnügte ſich damit, ſein Taſchentuch um die Stirn zu knüpfen und fuhr fort zu zielen und zu ſchießen. »Nur eine halbe Stunde noch,« rief er beſchwörend ſeinen Leuten zu, »man kann uns nicht im Stiche laſſen.« Und in der That, es ſchien um eben dieſe Zeit, als ob ſtarke Colonnen von St. Denis her im Anrücken ſeien, und heftiges Infanteriefeuer, ſüdlich vom Bahnhof, unterſtützte die Annahme, daß man bereits zur Rettung der Beſatzung herbeieile.

Unter den bedrohteſten Punkten in dieſem Augenblick war der »Pavillon«, in dem mein Sohn commandirte. Commandant Baroche, die Lage überſchauend, vielleicht auch wahrnehmend, daß das Feuer aus dieſer Eckpoſition ſchwächer zu werden begann, war ſofort entſchloſſen, auch hier durch Zuſpruch und Beiſpiel zu wirken und ſtieg hinab, um an dem Gitter hin, das, hart an der Straße, die Verbindung zwiſchen dem ſteinernen Haus und dem Pavillon bildete, dieſen letzteren zu erreichen. Die Entfernung betrug keine zehn Schritt. Als er die Hälfte der kurzen Strecke zurückgelegt hatte, traf ihn, durch die Gitterſtäbe hindurch, eine Kugel ins Herz.

Capitain Ozon de Verrie übernahm, als älteſter Offizier, an dieſer Seite der Straße das Commando, während drüben, in der Mairie, Commandant Braſſeur mit den letzten Reſten ſeiner ihm gebliebenen Voltigeurs den Kampf fortſetzte. Eine Kugel warf ihm das Käppi vom Kopf und verwundete ihn leicht; er achtete des Zwiſchenfalles kaum, bis es abermals eine Viertelſtunde ſpäter hieß: »keine Patronen mehr!« Jeder fernere Widerſtand war jetzt unmöglich geworden und man gab das Signal, daß man bereit ſei, ſich zu ergeben. Hiermit war der Kampf geſchloſſen. Den übrigen 1100 Gefangenen hinzugefügt, wurden wir, gemeinſchaftlich mit dieſen, nach Bonneuil und Goneſſe hin abgeführt.«

So Ozon de Verrie. Auch dieſſeits wurde das Signal geblaſen: »Gewehr in Ruh«. Als es erklang und das Ende des Kampfes anzeigte, rief einer der Franz-Grenadiere: Paßt auf, nun kommt »das Ganze ſammeln« und »die Herren Offiziere zur Kritik«. Alles lachte. Und doch war es ein düſtrer Moment. Le Bourget war unſer, aber von den »Herren Offizieren« lag ein Drittel, todt oder verwundet, auf dem harterſtrittenen Grund.

Nach dem Kampf.

Sieben von den neun Bataillonen, die den Sturm auf Le Bourget ausgeführt hatten, kehrten noch im Laufe des Nachmittags in ihre Cantonnements-Quartiere, nach Le Blanc Mesnil, Bonneuil und Goneſſe zurück.

Mit ihnen waren die gefangenen Franzoſen, etwa 1300, die, vor ihrem Weitertransport, in den oben genannten Ortſchaften, namentlich auch in der Kirche zu Goneſſe untergebracht wurden. Ein Bericht über die in dieſer Kirche vorläufig Detinirten liegt uns vor.

„Die Gefangenen waren ſehr hungrig. Sie hatten nichts genoſſen, weil das Gefecht ſchon in der Frühe anfing, bevor ſie Zeit gefunden hatten, abzukochen. Jetzt war es bereits 4 Uhr und ſie waren immer noch nüchtern. Der Platz-Commandant v. Rüchel-Kleiſt ließ ihnen eine Suppe, Brod und Wein geben, um ihren Hunger zu ſtillen. Einige waren ſchwer verwundet. Um allen Beſchuldigungen von ſchlechter ärztlicher Behandlung entgegen zu wirken, ordnete der Commandant an, die beiden franzöſiſchen Aerzte herbeizuholen, welche nebſt den barmherzigen Schweſtern im Hotel Dieu zurückgeblieben waren und in gerechter Anerkennung ihrer unermüdlichen Thätigkeit von den Offizieren mit ausgeſuchter Aufmerkſamkeit behandelt wurden. Sie ſollten die Behandlung der Verwundeten übernehmen. Einem Capitain der Mobilgarde (wahrſcheinlich Capitain Henri Bouet vom 14. Bataillon) war durch einen Schuß der Unterarm zerſchmettert, ſo daß er amputirt werden mußte. Die barmherzigen Schweſtern hatten Chloroform mitgebracht, um die Operation zu erleichtern. Aber der franzöſiſche Arzt bediente ſich deſſelben nicht, ſondern ſchnitt ruhig auf den armen Capitain ein. Ein herzdurchdringendes Geſchrei tönte durch die Kirche. Endlich ward es ſtille. Der Commandant zählte inzwiſchen die Gefangenen, ließ ſich ihren Namen und die Nummer ihres Regiments angeben. Als er wieder zu der Stelle zurückkam, wo der Capitain amputirt war, war derſelbe verſchwunden. Major v. Rüchel-Kleiſt glaubte, derſelbe ſei bereits an den Folgen der Amputation geſtorben. Als v. R. aber aus der Kirche herauskam, ſah er ihn ganz ruhig, wenn auch ſehr angegriffen, ſtehen und mit einigen gefangenen Mobilgardiſten ſprechen, die er aufforderte, ſich ordentlich und gehorſam zu benehmen, weil ſie ja ſähen, daß ſie von den preußiſchen Offizieren gut und edel behandelt würden. Es hatte ſich inzwiſchen herausgeſtellt, daß noch 2 Betten in dem Hoſpital, dem Hotel Dieu, frei ſeien. Als nun die Gefangenen escortirt werden ſollten, forderte der Commandant die franzöſiſchen Aerzte auf, diejenigen namhaft zu machen, für welche der Transport ſchädlich ſei. Sie bezeichneten einen der Verwundeten, der durch beide Backen geſchoſſen war, als am ſchwerſten verwundet, und außerdem den amputirten Capitain; aber dieſer wollte nichts davon wiſſen, er wollte durchaus bei ſeinen Leuten bleiben. Dieſe Pflichttreue fand allgemeine Anerkennung bei den Offizieren. Der Commandant ſprach das auch aus; aber er ſagte ihm (dem Capitain), daß er in dieſem Falle es ſich zur Ehre rechne, ſeine Autorität zu ſeinem Beſten zu gebrauchen und ihn in Goneſſe zurückzuhalten.“

Inmitten wilden Kriegstreibens, nach einem Gemetzel wie es die Vormittagsſtunden dieſes Tages geſehen hatten, thuen ſolche Bilder ſchöner Geſinnung bei Freund und Feind doppelt wohl.

Wir wenden uns wieder nach Le Bourget. Hier waren, bei Abmarſch des Gros, das 2. und Füſilier-Bataillon Franz als Beſatzung zurückgeblieben, die Füſiliere in Repli, das 2. Bataillon auf Vorpoſten. Seitens des letzteren wurden die beiden, dem Feinde zugekehrten Flanken des Dorfes beſetzt. Nach Süden zu rückten die 7. und 8. Compagnie in die verſchiedenen Baulichkeiten der Eiſenbahnlinie ein; nach Weſten zu nahmen die 5. und 6. Compagnie im Park und auf dem Kirchhof ihre Stellung. Der letztgenannten Compagnie fiel, unmittelbar nach Beſetzung ihrer Poſition (Kirchhof), die, unter Verhältniſſen wie hier ſie lagen, immer erſchütternde Aufgabe zu, 1 Unteroffizier und 3 Mann zu begraben, welche bei dem geſcheiterten Sturmverſuch am 28. Abends an dieſer Stelle todt liegen geblieben waren. Ihre Leichen waren ausgeplündert, dem Unteroffizier der Finger mit dem Trauring abgeſchnitten. Unter Wachen und Fröſteln verging die Nacht.

Sie war für die Füſiliere, die innerhalb des Dorfes lagen, nicht viel angenehmer als für das Vorpoſten-Bataillon. Die Granaten von St. Denis her machten keinen Unterſchied und ſchlugen in die Mitte des Dorfes noch prompter ein, als in die Liſière. Aufzeichnungen, die in jenen Tagen gemacht wurden, berichten darüber. „… An dieſe Nacht vom 30. auf den 31. will ich denken. Unſer 2. und Füſilier-Bataillon waren, nach Beendigung des Kampfes, in Le Bourget zurückgeblieben; wir Füſiliere in Repli. Dies ſchien eine Bevorzugung; aber wir hatten wenig davon, am wenigſten unſere 12. Compagnie. Das Feuer vom Fort de l'Eſt her dauerte fort und ehe wir noch recht zu Ruhe gekommen waren, ſchlug eine Granate mitten in uns hinein. Zwei Mann gleich todt, Lieutenant Fiſcher und 9 Mann ſchwer verwundet; einem Unteroffizier waren beide Beine, einem andern beide Arme weggeriſſen. Die Verwüſtung war gräßlich. Dazu das Gefühl, uns in einem völlig fremden Terrain zu befinden. Unſere Bekanntſchaft mit Le Bourget (in dem, wie ſchon erzählt, immer nur Compagnieen von Auguſta gelegen hatten) war erſt 12 Stunden alt. Das Dorf ſelbſt, wie ſich nach ſolchem Tage denken läßt, befand ſich in einem furchtbaren Zuſtande: die Straßen von Granaten zerwühlt, ſämmtliche Fenſter zerſchoſſen, in keinem Hauſe ein Stuhl oder ein Tiſch, viel weniger eine Matratze. Was half es, man mußte ſich auf die Diele legen. Glücklicherweiſe fanden wir zu eſſen vor, ſogar in Fülle. Die Franzoſen hatten nämlich zwei Tage gehungert, dann aber à conto ihrer in Paris auspoſaunten „glänzenden Vertheidigung am 28. und 29.“ maſſenhafte Liebesgaben an Brod, Fleiſch, Speck und Wein erhalten, die nun, da gleich darauf unſer Angriff erfolgte, unſern Leuten in die Hände fielen.

Auch ich ging nicht leer aus. Unſer Fourier brachte mir noch ſpät am Abend eine Flaſche Sekt und einige Saucischen, die ganz vorzüglich ſchmeckten. Lieutenant v. B. war dabei mein Gaſt. Wir verſuchten nun etwas zu ruhen. Ich lag mit dem Feldwebel in einem Zimmer der oberen Etage auf blanker Diele; B. im Nachbarhauſe. Aber es war nicht möglich zu ſchlafen. Die Granaten platzten dicht zwiſchen uns, jede fünf Minuten eine, immer im ſelben Strich, dicht an uns vorbei. B. meldete endlich, ihm ſei eine ins Haus geflogen und habe ein gut Theil davon weggeriſſen; er frage nun an, was er machen ſolle? Ich konnte ihm nichts erwidern als: ausharren, und wenn er einen Keller im Hauſe habe, dort hinein zu kriechen. Ich ſelbſt kletterte mit dem Feldwebel aus der oberen Etage herunter und quetſchte mich, im Erdgeſchoß, zwiſchen die Leute. Licht hatten wir nicht. So verrann dieſe mir unvergeßliche Nacht langſam, langſam, nur erheitert durch die Perſpektive — am anderen Morgen auf Vorpoſten zu müſſen.«

Nicht heiterer verging dieſe Nacht den Pariſern. Sie waren plötzlich aus allen Himmeln geſtürzt. Denn hatte ſchon die glücklich ausgeführte Ueberrumpelung Le Bourgets ihre Herzen erhoben, ſo träumten ſie völlig von Sieg, ſeitdem der am 28. Abends unſrerſeits unternommene Wiedereroberungsverſuch geſcheitert war. Und nun dieſe Niederlage, die in viele hundert Häuſer Trauer trug, da die Mobilgarden-Bataillone faſt ausſchließlich aus »Pariſer Kindern« beſtanden. Die Trauer war groß, aber auch der Unmuth. In der »Opinion nationale« ſchrieb Louis Jezierski: »Drei Wege waren einzuſchlagen: zwei gute und ein ſchlechter; wir wählten natürlich den letzteren. Statt Le Bourget aufzugeben, oder aber, wenn wir durchaus die Herren deſſelben bleiben wollten, es durch Artillerie- und Infanterie-Maſſen vertheidigungsfähig zu machen, entſchloſſen wir uns für einen unglücklichen Mittelcours und verſuchten es mit ein wenig Infanterie und noch weniger Artillerie. So kam was kommen mußte und wir hatten abermals lediglich die Genugthuung, einen »geſchickten Rückzug« bewerkſtelligt zu haben. Nur in Rückzügen ſind wir groß.«

Dieſe bitteren Empfindungen, die von aller Welt getheilt wurden, waren nur allzu gerecht. Es konnte anders verlaufen. Zeigt doch die Darſtellung der Hergänge, wie wir ſie vorſtehend gegeben, mit wie großen Opfern wir, unter relativ günſtigen Verhältniſſen, dieſen Erfolg erringen mußten. 1600 Mann, darunter nur 700 Mann wirkliche Soldaten, hielten das Dorf drei Stunden lang. Man wird zugeſtehen müſſen, daß ſchon das bloße Aushalten jener 3000 Mann, die bei Beginn des Kampfes die Beſatzung von Le Bourget bildeten, unſern Erfolg überaus erſchwert, daß aber gar eine Steigerung dieſer Beſatzung um 2000 Marine-Füſiliere, glänzende Truppen, wie ſie in St. Denis und Romainville angehäuft ſtanden, — ihn vielleicht überhaupt unmöglich gemacht haben würde.

Im wiedergewonnenen Le Bourget.

Le Bourget war alſo unſer. Um es nicht wieder einem Handſtreich Preis gegeben zu ſehn, wurde beſchloſſen, es in Zukunft ſtatt mit einer Compagnie mit einem Bataillon zu belegen. Wie durch den October hin das Regiment Auguſta die Ehre des Dienſtes in dem hartbeſtrittenen, zwiſchen zwei Feuern gelegenen Dorfe gehabt hatte, ſo im November das Regiment Franz. Alle drei Tage löſten ſich die Bataillone untereinander ab, während dieſe letzteren wiederum, wenn ſie »vorn« waren, den Sicherheitsdienſt dahin regulirt hatten, daß, alternirend, eine Compagnie auf Vorpoſten, die drei andern als Repli im Dorfe waren.

Am 8. November, in Ablöſung der Füſiliere, rückte das 1. Bataillon Franz in Le Bourget ein. Mit dem Bataillon auch der Stabsarzt. Dieſer Stabsarzt (Dr. Breckenfeld) hat in einem reizend geſchriebenen, plattdeutſchen Büchelchen, »Ut unſ Le Bourget Tid«, über dieſe erſten, wie auch über ſpätere Vorpoſten-Tage ſeines Bataillons berichtet und aus dieſem Büchelchen iſt es, daß wir das Nachſtehende entnehmen. Es führt uns mit großer Anſchaulichkeit in das Leben jener ſchweren Tage ein.

» . . . Es war das erſte Mal, daß wir (unſer 1. Bataillon) nach Le Bourget auf Vorpoſten kamen. Wir lagen in Bonneuil und um 3 Uhr früh brachen wir auf, um rechtzeitig zur Ablöſung einzutreffen. Im Dunkeln ging es über den Sturzacker hin; unſer Regiments-Commandeur, eben erſt wieder (nach ſeiner Verwundung bei St. Privat) beim Truppentheile eingetroffen, gab uns das Geleit. Es war nicht Dienſtſache, aber er wußte, was es hieß, »ein Bataillon nach Le Bourget ſchicken«. Noch eh es dämmerte, trafen wir in dem zerſchoſſenen Dorfe ein; die Compagnieen nahmen Stellung im Schutz der Häuſer, während ich ſelber das »Chateau« aufſuchte, von dem ich wußte, daß es, unter andern, auch das ſtabsärztliche Hauptquartier zu ſein pflegte. Ich fand es, ſtieg, vom Hausflur aus, eine halsbrechetiſche Steintreppe hinunter, die von meinem ärztlichen Collegen kümmerlich erleuchtet war, und gelangte zunächſt in ein mit Hunderten von Weinflaſchen beſetztes Entree. Aus dieſem in den eigentlichen Keller. Hier ſaß mein College vor einem aus Ziegelſteinen gemauerten Ofen und heizte mit Steinkohlen ein. Wir ſprachen von dieſem und jenem; er zeigte mir den Tiſch, die ſchönen gepolſterten Lehnſtühle mit drei und vier Beinen, und führte mich dann in eine Nebenſtube, wo ſechs Strohſäcke mehr über als nebeneinander lagen, machte mich darauf aufmerkſam, daß ich mir den Kopf nicht an dem herabhängenden Gewölbe ſtoßen ſolle und ſtellte mir ſchließlich ſeinen Hund vor. An dieſem nahm mein Burſche Jöckſen ein beſonderes Intereſſe.

Mittlerweile war es 5 Uhr geworden, die eigentliche Ablöſungsſtunde, und mein College rüſtete ſich zum Abmarſch.

Nun Jöckſen, Sie begleiten wohl den Herrn Doctor nach Bonneuil zurück; Sie wiſſen ja den Weg.

Soll ich denn nicht hier bleiben?

Nein Jöckſen.

Wer putzt denn aber Ihr Zeug? oder ſoll ich nicht erſt noch Waſchwaſſer holen?

Is hier nicht nöthig, bemerkte mein College, indem er ſeinen Hund an die Leine band; hier behält man das Zeug 4 Tage lang auf dem Leibe und Waſchſchüſſeln exiſtiren überhaupt nicht.

Womit konnte ich mein Tagewerk beſſer beginnen, als damit, den mir angewieſenen Strohſack auf ſeine weichſte Seite zu probiren. Was hier im Keller zu ſehen war, hatt' ich geſehen. Draußen war es noch dunkel und die Offiziere liefen umher, um die Poſten auszuſtellen und die übrigen Mannſchaften unterzubringen. Ich machte alſo Alles parat, was nöthig war, und wickelte mich in meine Decken. Als ich erwachte, es war gegen Mittag, hatte ich einen etwas benommenen Kopf, wahrſcheinlich von der Kellerluft, und war froh, als gleich nach dem Eſſen ein Grenadier von der erſten Compagnie erſchien, um mich zu einem Kranken zu holen, der ganz vorn auf Feldwache lag.

Wir gingen durch die Rue de Paris den ganzen Flecken hindurch, bis wir die nächſte Feldwache, die von einem Vicefeldwebel commandirt wurde, erreichten. Aber dies war nicht die Feldwache, auf der ich den Kranken beſuchen ſollte. Dieſer befand ſich auf dem Kirchhof, wo die zweite Hälfte des Schützenzuges lag, und dieſer Kirchhof lag wieder ſo weit rückwärts, daß mir der Vicefeldwebel nur mit dem Finger die Richtung angeben konnte. »Gehen Sie hier nur geradeaus durch das Gebüſch, dann rechts und links über den Graben und dann wieder halbrechts über eine kleine Hecke und dann ......« Dieſe Beſchreibung, wenn ich ihr gefolgt wäre, würde mich mit rechts und links wahrſcheinlich mitten unter die Franzoſen geführt haben. So ſchlug ich ihm denn vor, daß er mich begleiten ſolle. Dazu war er auch bereit. An der Vertheidigungs-Liſière hin, ſchlichen wir uns auf den Kirchhof zu.

Der Kirchhof von Le Bourget iſt ein kleiner dreieckiger Platz, der von allen drei Seiten von einer 8 Fuß hohen Mauer umgeben iſt. Was mir zuerſt in die Augen fiel, war ein ziemlich großer Grabhügel, unter dem auch viele von unſeren Soldaten ſchliefen, die am 28. bei der Recognoscirung und am 30. bei der Erſtürmung von Le Bourget gefallen waren.

Manche alte Mutter in der Heimath wußte um dieſe Zeit noch gar nicht, daß ihr lieber Sohn für immer die Augen zugemacht hatte, vielleicht empfing ſie gerade in dieſem Augenblick den letzten Brief von ihm und lief zu ihrer Nachbarin oder zum Herrn Paſtor, ob er nicht ſo gut ſein wolle und ſtatt ihrer die Antwort ſchreiben. Ja, mancher Mutter Brief iſt noch angekommen in den November- und December-Tagen, aber der, für den er beſtimmt war, ſchlief ſchon längſt auf dem Kirchhofe von Le Bourget.

Ganz vorn in der einen Ecke des Kirchhofs ſaßen die Grenadiere von der Feldwache, dicht zuſammen auf den Gräbern; für den Wachtpoſten war an der äußerſten Spitze, aus Grabkreuzen, Gitterſtücken und Holzbrettern eine Art Schilderhaus gemacht worden, das ſich von den gewöhnlichen Garniſon-Schilderhäuſern dadurch unterſchied, daß der Grenadier vor demſelben nicht auf und ab lief, ſondern auf demſelben ſaß, um von dieſem Lug ins Land die Franzoſen beſſer beobachten und ihnen einen Denkzettel geben zu können, wenn ſie zu nahe kämen.

Dicht an der Mauer war ein großes Grab gegraben, das wohl 12 Fuß lang ſein mochte, dabei 6 Fuß breit und eben ſo tief. Da es ſchon ziemlich verfallen ausſah, auch etwas Waſſer in demſelben ſtand, ſo dachte ich mir, daß es wohl noch eine andere Beſtimmung, als gewöhnlich ein Grab, haben möchte und fragte den Unteroffizier, was es damit auf ſich habe.

»Das iſt unſre Wachtſtube, Herr Stabsarzt, aber hauptſächlich iſt es dazu da, daß wir uns darin vor den Granaten verkriechen können. Sehen Sie mal, wie die hier auf dem Kirchhofe ſchon Alles aufgewühlt haben.«

»Dann aber wird es doch wohl nöthig ſein, den Herren Franzoſen die Stelle näher zu bezeichnen, damit ſie nicht mal aus Verſehen eine ihrer Granaten gerade in Ihre Wachtſtube hinein werfen. Käme das vor, ſo würden Sie doch gleich Alle darin liegen bleiben können.«

»Nein, Herr Stabsarzt, das iſt nicht möglich. Sehen Sie mal, die Granaten müſſen alle in dieſer Richtung kommen, und durch die dicke Mauer und dieſen Erdwall kommen ſie nicht durch; die aber, die über die Mauer weggehen, und dieſelbe noch ein Bischen ſchrapen, die kommen mit ihrem Bogen immer ſo weit von uns ab.« (Und dabei zeigte er auf ein Loch, das wenigſtens 12 Fuß von der Wachtſtube lag.)

Die Grenadiere nickten zu dieſer Auseinanderſetzung mit dem Kopf und ſtimmten bei, daß es in ihrer Wachtſtube ganz ſicher wäre; ich meinerſeits freute mich, daß ich ſie mit meiner dummen Frage nicht unſicher gemacht hatte. Dann unterſuchte ich den Kranken, fand, daß er ſehr fieberte und ordnete an, daß er gegen Abend nach Bonneuil zurückgebracht werden ſolle. Vielleicht bin ich hierbei ein wenig parteiiſch zu Werke gegangen und habe hinterher manchen von den Kameraden Maßmann's (ſo hieß er) zurückgeſetzt, der zu mir kam, auch fieberte und vor Kopfweh nicht wußte wo er bleiben ſollte. Am dritten und vierten Tag hätte ich mit Fug und Recht das halbe Bataillon für krank erklären können; aber es mußte erhalten werden, was nur irgend erhalten werden konnte, denn mit der Beſatzung ſah es ſchwach aus und im Befehl ſtand, daß der Punkt nicht aufgegeben werden dürfe. Maßmann hätte es vielleicht auch ausgehalten, ebenſo wie all' die andern Grenadiere, bei Schnee und Wetter, es ausgehalten haben und ſchließlich zufrieden waren, wenn ich ihnen ein paar Tropfen auf's Brod tröpfelte. So mag mir denn mancher von ihnen eine Parteilichkeit vorhalten. Aber bin ich nicht auch ein Menſch wie jeder Andere? und iſt es denn ein Unrecht, wenn man 'mal in einer weichmüthigen Stimmung etwas thut, wogegen der Verſtand, und zumal der militairiſche, hinterher ſeine Einſprache erhebt.

Als ich, nach dieſem dienſtlichen Fall, mich anſchickte wieder nach meinem Chateau zurückzukehren, nahm ich erſt wahr, daß ich den Kirchhof auf einem großen Umwege erreicht hatte und daß zwiſchen dieſem und dem Chateau in Wahrheit nur ein paar Gärten lagen, an deren Mauer entlang ich jetzt in meine Behauſung zurückkehrte.

Als ich eintrat, um wieder in mein Burgverließ hinabzuſteigen, traf ich meinen Hauptmann, der in die zweite Etage hinauf wollte, um von dort aus die Gegend zu inſpiciren.

Ei Doctorchen, ich denke Sie ſchlafen? Nun, kommen Sie mit, wir wollen doch einmal ſehen, ob nicht noch irgend wo ein Zimmer im Hauſe aufzutreiben iſt, wo wir uns häuslich niederlaſſen können. Da unten im Keller halte ich es nicht aus.

Nun ja, ſchön war es da unten nicht, aber ich dachte doch, ich würde mich leichter unten an die Kellerluft wie oben an die Granaten gewöhnen können. Indeſſen mit hinauf gehen wollte ich wenigſtens.

Die ganze Treppe lag voll Glasſplitter und die großen Zimmer ſahen zum Erbarmen aus; in das eine war von oben her eine Granate hinein gefahren und hatte den halben Boden mit herunter gebracht; eine andere war aus der Front gekommen, hatte ein Loch in die Mauer gemacht, ſo groß wie ein Wagenrad und war dann auf den Parquetfußboden gefallen, ſo daß man an zwei Stellen in die darunter befindliche Stube hinein ſehen konnte. Von Fenſtern war natürlich keine Rede mehr und von Möbeln exiſtirte nur das noch, was unſere Grenadiere auf der Feldwache nicht brauchen konnten. Alle Sammt- und Plüſch-Bezüge waren längſt beſeitigt, aber die Geſtelle in Sicherheit gebracht. Wir ſtiegen noch eine Treppe höher; die Wände wurden immer durchlöcherter. „In den vier Tagen, in denen wir hier zur Miethe wohnen, werden wir dieſe Löcher ſchwerlich zuſtopfen können. Ich glaube das Beſte iſt, wir fangen erſt garnicht damit an. Zudem wer giebt uns Sicherheit, daß nicht alle Tage ſo viel neue hinzukommen, als wir alte zumachen.«

»Ja, replicirte mein Hauptmann, da wollen wir doch lieber das Zimmer nehmen, welches ich unten ausgeſucht habe; die Burſchen ſind ſchon dabei, es rein zu machen.«

Wir gingen nun Beide wieder treppab bis in das eben erwähnte Zimmer, das gerade über meinem Keller lag und ſo groß war wie meine beiden Keller zuſammen genommen. Es ging quer durch's ganze Haus. Gegen einen Flankenangriff waren wir hier allerdings in Sicherheit, denn alle die Granaten, die den vorgelegenen Giebel getroffen hatten, hatten, weil immer noch mehrere Mauern dazwiſchen blieben, bis hierher nicht vordringen können. Aber nach oben zu, da ſaß das Unheil. Hier befanden ſich die beiden großen Löcher, durch die ich mir ſchon, von der oberen Etage her, die Stube angeſehen hatte und die nun mit einer großen Thür zugedeckt wurden. Allerdings war nicht gut anzunehmen, daß die Franzoſen, bei einer Entfernung von wenigſtens einer viertel Meile, ihre Armſtrong-Kanonen, im Bogenſchuß, gerade wieder auf dieſe Stelle richten würden; aber das Unglück ſchläft nicht, und ſo oft und ſo lange ich in dieſem Zimmer geweſen bin, das uns als Speiſe- und Geſellſchaftsſaal diente, habe ich meine Augen nur immer auf die beiden Löcher gerichtet gehabt, und bin die Frage nicht los geworden, ob von dort her nicht mal das Unglück zur Welt kommen werde. Es wird nach dieſem Geſtändniß nicht überraſchen, daß ich jedesmal, ſobald der erſte Ton der Ouverture zu hören war, dieſem Geſellſchaftsſaal adieu ſagte, um mich in meinen Keller zurückzuziehen. Die Fenſter wurden im Uebrigen mit Brettern und Wachstuch neu verglaſt und was von Fenſterladen noch übrig war, zugemacht. Wir ſaßen nun im Dunkeln; aber die Luft war rein, wenn auch ein Bischen kalt.

Gegen die Dunkelheit halfen alsbald ein paar Lichter, die der Zahlmeiſter brachte; gegen die Kälte wurde ein kleines Kaminfeuer angemacht, das aber nicht recht verfangen wollte. »Halt, ſagt' ich, da krieg' ich einen Einfall. Der große Mauerſtein-Ofen unten im Keller iſt nicht für den Keller, der hat einen anderen Zweck, das iſt eine Luftheizung. Nun woll'n wir mal zuſehen, ob hier nicht irgendwo am Fußboden, ſo was wie ein Ventil zu finden iſt.« Und richtig, der kleine Fähnrich traf es auch gleich und machte mit ſeinem Faſchinenmeſſer eine eiſerne Klappe auf, aus der ihm ſofort die heiße Luft entgegen ſtrömte.

»Sieh', ſagt' ich, nun iſt uns geholfen; die Heizung, bei der Glaſerarbeit hier oben, wird zwar etwas theuer zu ſteh'n kommen; aber für uns ſind die Steinkohlen ja billig. Ich will ſchon unterlegen.« Damit ſtieg ich in meinen Keller hinunter und freute mich des Heizungs-Commiſſariats, das mir ſo plötzlich zugefallen war. Ich machte meiner neuen Stellung Ehre, und als wir am Abend, ſo gegen 8, in unſerem Speiſeſalon zuſammen ſaßen und unſeren Thee tranken, war es mir eine große Freude, daß wir's in dem großen und durchlöcherten Haus doch noch zu einer ziemlich warmen Stube gebracht hatten.

Da plötzlich, mitten im Geplauder, wurden wir Alle mit einem Male halbhörig. Die Unterhaltung ſchwieg, jeder hielt den Athem eine Weile an und das feine Pfeifen draußen ward ein Summen und Sauſen, und das Sauſen kam immer näher und zuletzt ein Knall, daß das bischen Fenſterglas, was noch da war, aus dem Rahmen 'runter klirrte. Das war die erſte Begrüßung, die uns Fort Aubervilliers heute zu Theil werden ließ und auf die wir ſchon den ganzen Tag gewartet hatten. Nicht weit von uns, im Garten ſchlug die Granate ein.

Alle Taſſen auf dem Tiſch klirrten; wir ſprangen auf und ohne ein Wort zu ſagen, ging jeder ſeinen Weg. Unſer Hauptmann mit ſeinem Adjutanten nach vorn. Ich hab' ihn in dieſen vier Tagen oft bedauert, aber am meiſten an dieſem Abend; es erging ihm wie einem guten Landwirth beim Gewitter: wenn der erſte Schlag kommt, muß er 'raus und wenn es mit Kannen vom Himmel gießt. Die Offiziere von der Compagnie, die bei uns mit im Repli lagen, folgten mir in den Keller; wir ſetzten uns vor den Ofen und fingen an Bilder zu beſehen. Aber von ſehen war nicht viel die Rede, denn wenn man immer hören muß, kann man nicht gut ſehen. Und zu hören gab es hier viel. Wir hatten manche Kanonade in Dugny mitgemacht, und nach Bonneuil waren dann und wann ein paar Granaten zu Beſuch gekommen; aber ſo was wie hier war uns doch noch nicht paſſirt. In Dugny hörte man ſie nicht mehr ſauſen, ſondern blos krepiren.

Die Grenadiere, die mit uns im Hauſe lagen, kamen nun auch nach unten. Einige hatten ſchon geſchlafen und legten ſich wieder nieder, um weiter zu nicken. Keiner ſprach ein Wort. Mit einem Mal kriegte der ganze Keller einen Ruck, wie wenn er ein paar Schritt weiter gehen wollte und dann gab es einen Knall, wie ich ihn in meinem Leben noch nicht gehört hatte. »Das hat bei uns eingeſchlagen!« Aber es war nicht; wir ſaßen im Trocknen. Nur zwei Grenadiere, die einander gegenüber gehockt hatten, verloren die Balance und ſtießen mit den Köpfen zuſammen. Was Anderes zum Anſtoßen hatten ſie nicht. »Proſt Bruder, wir leben noch.«

Die Kanonade dauerte nicht viel länger als eine Stunde und in dieſer Stunde kamen nicht weniger als 76 Granaten ins Dorf hinein. Ich habe ſie nicht gezählt, denn wir im Keller hätten das Zählen wohl aufgeben ſollen, da oft drei oder vier auf einmal krepirten, zudem auch, wenn es ſo dumpf dröhnte, niemand recht wiſſen konnte, ob es der Knall von der Kanone oder vom Krepiren war. Aber die Offiziere auf der Feldwache haben die Schüſſe notirt, indem jeder von ihnen ein Fort ins Auge faßte und die Blitze zählte, die dort ſichtbar wurden. Wenn einer bei einem ſtarken Gewitter wiſſen will, wie viel Donnerſchläge geweſen ſind, dann muß er hinausgehen und die Blitze zählen, die vom Himmel niederfallen. Wollte er ſich in einen Keller ſetzen, ſo würde die Rechnung ſchwerlich ſtimmen; denn wo fängt der eine Donnerſchlag an und wo hört der andere auf.

Und nun wird wohl der Eine oder Andere fragen, was dies Bombardement gekoſtet hat. Ja da müßt' ich erſt wiſſen, ob der Frageſteller uns oder die Franzoſen meint. Was die Verluſte auf franzöſiſcher Seite angeht, ſo glaube ich ſie faſt genauer angeben zu können, als die auf der unſrigen, denn wie mir Artillerieoffiziere erzählt haben, ſind 76 ſolcher Schüſſe wenigſtens 5 bis 6000 Thlr. werth. Rechnen wir zu dem Allem noch den Schaden hinzu, den die freilich ſchon genugſam geſchädigten Häuſer von Le Bourget erfahren haben, ſo kommt eine ganz hübſche Summe heraus. Auf unſerer Seite war kein Menſch verwundet und noch viel weniger todt; aber verloren hatten wir doch, nämlich einen ganzen Haufen Courage, und dieſer Verluſt iſt bei einem Soldaten, zumal wenn er auf Vorpoſten iſt, gar nicht mit Zahlen zu berechnen.

Damit habe ich nun gewiß manchen von unſeren Neunmalklugen, die ruhig zu Hauſe geblieben ſind, ins richtige Fahrwaſſer gebracht. »Courage verlieren« werden ſie ausrufen, »wer wird denn Angſt haben vor Franzoſen, die bloß blaffen, aber nicht beißen! laßt Euch doch nichts von ſo'nem Doctor vorreden, das iſt ein Haſenfuß; aber unſre Soldaten, die können die Courage gar nicht verlieren.« Nun, daß ich ein Haſenfuß bin, ſoll ja gerne zugegeben werden, wenigſtens ſitze ich lieber hinter'm Ofen und rauche eine Pfeife, als in Le Bourget unter'm »Granaten-Baldachin«. Aber, mein lieber Freund, ich habe nicht von mir auf die Soldaten geſchloſſen, ſondern mein obiger Ausſpruch rührt von einem Offizier her, an deſſen Ohren ſchon mehr Kugeln und Granaten vorbeigeflogen ſind, als Fliegen und Maikäfer vor Deinen Langohren, und der nicht nur das eiſerne Kreuz, ſondern auch den pour le mérite auf der Bruſt trägt. Weißt Du, was das zu bedeuten hat?! Dieſer Offizier ſagte mir, er müſſe ſich ſehr wundern, daß die Franzoſen nach ſolch einer Kanonade nicht einen Angriff auf Le Bourget gemacht hätten; nach ſeiner Ueberzeugung würde es ſehr ſchwer gehalten haben, die Grenadiere aus ihren Bombenlöchern heraus und auf ihren Poſten zu bringen; noch ſchwerer aber würde es geweſen ſein, ihnen das Zittern zu benehmen, das Zittern, das Keiner brauchen könne, der ſich mit einem Zündnadelgewehr nicht blos einen, ſondern zehn Franzoſen vom Leibe halten ſolle. Nun verbiet' aber mal einem Menſchen, der im Fieber liegt, er ſolle nicht mit den Zähnen klappern, verbiet' ihm mal den Froſt. Frage mal alle die Grenadiere, die dieſen Abend auf Feldwache waren oder in den Kellern ſaßen, wie ihnen zu Muthe geweſen iſt? dann werden dir neunundneunzig Prozent antworten, daß ſie das Fieber gehabt hätten, und das iſt keine Schande, wenn man die Wahrheit ſagt. Aber der letzte von den Hundert — ein Held, wie er im Buche ſteht, der nur durch die Niederträchtigkeit ſeines Feldwebels, den er nicht ſpicken wollte, das eiſerne Kreuz nicht gekriegt hat — dieſer Hundertſte, ſag' ich, wird Dir klar machen, wie er mit der Cigarre im Munde immer ſo vor dem Bombenloch auf und ab gegangen iſt und welches Glück er gehabt, als ihm die große Schiffsgranate blos die Aſche von der Cigarre abgeſtrichen habe.

Haſt Du dann aber Gelegenheit, das Compagniebuch einzuſehen, ſo findeſt Du ſeinen Namen freilich darin verzeichnet, aber nur unter denen, die zur Degradirung oder zu 8 Tagen ſtrengem Arreſt eingegeben ſind, weil er bei jeder Gelegenheit unſichtbar wurde oder auch ſchon den Tag vorher, denn es giebt deren, die den Pulverdampf ſchon 10 Meilen voraus riechen. Und ſie riechen auch gleich, daß ſie an Dir ſelber ein Grauthier gefunden haben, das Alles glaubt und ihnen zur Anerkennung noch ein Glas Bier präſentirt.

Die Franzoſen inzwiſchen, da ſie ihren Vortheil nicht ausnutzten und anſtatt uns mit 3 oder 4 Bataillonen aus Le Bourget hinaus zu jagen, ruhig in ihren Forts ſitzen blieben, hatten ihre ſchönen 6000 Thaler einfach weg geworfen. Unſer Verluſt an Courage hingegen war bald gedeckt; die Vorderſten, die geſtern auf Feldwache noch gefiebert hatten, waren am andern Vormittag, bei uns im Repli, wieder ganz vergnügt, und nun hätten 10 Bataillone Franzoſen kommen können, — mit dem Gruſel war es vorbei.

Paris im November.

Der letzte Tag des October zählte zu den aufgeregteſten, die die Hauptſtadt, während der ganzen Dauer der Belagerung, zu durchleben hatte. Dieſe Aufregung, die noch während der erſten Novemberwoche andauerte, war die natürliche Folge dreier Nachrichten, die am 31. October, beinahe zu gleicher Stunde, in Paris bekannt wurden:

Metz iſt über;

Le Bourget iſt abermals in den Händen der Preußen;

Thiers iſt nach Verſailles, um mit Graf Bismarck über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln.

Dieſe letztere Nachricht: Thiers nach Verſailles, war für Hunderttauſende friedliebender Bürger ſicherlich eher ein Troſt, als ein Schreckniß, aber andere Hunderttauſende ſahen in eben dieſem Schritt entweder wirklich eine Erniedrigung der Nation oder wollten ſie darin ſehen. Es waren dies die Vorſtadtsbewohner von Montmartre, Belleville, La Villette, die ſpäteren »Communards«, die ſchon damals darauf aus waren, die Herrſchaft an ſich zu reißen. Ein am 8. October zu dieſem Behufe unternommener Verſuch war geſcheitert; mit Begier ergriffen ſie jetzt die Gelegenheit, um, unter der Maske des Patriotismus, die Trochu'ſche Regierung, die doch immer nur eine »Bourgeois-Regierung« war, zu ſtürzen. Noch am ſelben Tage (31.) drängten die Rothen der vorgenannten Stadttheile erſt dem Baſtille-, dann dem Grève-Platze zu, bemächtigten ſich des Hôtel de Ville, hielten Trochu und die andern Gouvernements-Mitglieder gefangen, und ſtanden auf dem Punkt, eine bereits proklamirte neue Regierung thatſächlich ins Leben zu rufen, als die Geiſtesgegenwart des Finanz-Miniſters Picard den alten Beſtand der Dinge rettete und den rothen Bataillonen abermals eine Niederlage bereitete. Den Generalen Ducrot und Vinoy die Sachlage meldend, zugleich eventuell die Hülfe ihrer Linien-Bataillone erbittend, ſtellte er ſich, noch ehe dieſe Hülfe eintreffen konnte, an die Spitze treu gebliebener alter Bataillone und bezwang den Aufſtand, der, wie in der Regel die Aufſtände, weniger durch eigne Kraft, als durch die Schwäche und Kopfloſigkeit der Regierenden bis dahin reuſſirt hatte. Das Ganze kam und ging ſo ſchnell, daß ein großer Theil von Paris erſt aus den Zeitungen des folgenden Tages die Doppelnachricht von einer ſiegreichen und — ſchon wieder beſiegten Revolution erfuhr.

So verliefen die Dinge in ihren großen Zügen, Sarcey und Labouchère haben uns in ihren Tagebüchern und Briefen anziehende Einzelnheiten berichtet, die wir nun, zur Vervollſtändigung unſers Berichtes, wenigſtens auszugsweiſe folgen laſſen:

»... Der rothe Putſch vom 8. October — ſo ſchreibt Sarcey — war kläglich geſcheitert; aber das Feuer glimmte ſeitdem unter der Aſche. Die Aufrührer warteten nur auf einen geeigneten Augenblick, um wieder hervortreten zu können. Der Verluſt von Le Bourget, die Occupation von Orleans, die Uebergabe von Metz und ſchließlich gar »Thiers' Miſſion« lieferten ihnen prachtvolle Theſen, die ſie mit Geſchick und Eifer benutzten. Sie verdoppelten ihre Angriffe und die erregte, von Declamationen immer abhängige Menge, die mit ſich ſelbſt und dem Verlauf der Dinge unzufrieden war, wußte in ihrem überreizten Sinne gar nicht mehr, wem ſie die Schuld an all dem Unglück zuſchieben ſollte, das jetzt von den verſchiedenſten Seiten her auf ſie hereinbrach. Die Aufrührer ſchilderten mit flammenden Worten, wie die Regierung ihrer Miſſion untreu geworden ſei, wie überall Verrath herrſche, wie man in Le Bourget die Soldaten abſichtlich geopfert habe, um dadurch Muthloſigkeit über die ganze Armee zu verbreiten. Bazaine unterhalte, in Uebereinſtimmung mit der Regierung, geheime Verbindungen mit dieſem oder jenem Prätendenten, Thiers ſei ein orleaniſtiſcher Agent und arbeite für den Frieden zu Gunſten des Herzogs von Aumale. »Alle dieſe Leute wollen wir wegfegen und die Commune dafür einſetzen!« wiederholten die Anführer der Belleviller Partei. Ein Delescluze, ein Pyat, ein Blanqui und Flourens fanden es nur natürlich, gegen die Regierung der nationalen Vertheidigung das zu unternehmen, was dieſe gegen das Kaiſerreich gethan hatte. Die Gelegenheit war am 4. September für die alte Linke günſtig geweſen, nun war ſie am 31. October noch viel günſtiger für die neue, und man gedachte dieſelbe nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen.

Die Details dieſes Tages werden nie völlig aufgeklärt werden, noch viel weniger der Antheil, den die verſchiedenen Häupter der Bewegung daran nahmen. Acht Tage lang waren die Journale voll Berichtigungen. Man muß warten, bis Jeder, der in dieſem großen Schauſpiel thätig war, ſeine Erzählung verfaßt haben wird, dann wird man nicht Alles, nicht das

Eigentlichſte, aber doch Manches wiſſen. Ich begnüge mich, in großen Zügen die allgemeine Stimmung zu zeichnen.

Früh Morgens am 31 ſchlug man Generalmarſch in allen Stadttheilen, und gegen 11 Uhr zogen viele Bataillone nach dem Stadthaus.

Der ganze Nachmittag verſtrich unter Manifeſtationen. Die Mitglieder der Regierung hielten den Sturm ſo gut wie möglich zurück und löſten einander ab, um mit der Menge zu ſprechen, die mit confuſem Geſchrei antwortete. Etienne Arago, der Maire von Paris, dann Rochefort, zuletzt Trochu in eigner Perſon, verſuchten die Macht ihrer Beredtſamkeit über dieſe Maſſe, die von Minute zu Minute wuchs; aber ihre Stimmen verloren ſich in einem unbeſchreiblichen Tumult. Gegen 2 Uhr verlangte eine Deputation in das Stadthaus geführt zu werden, in den Saal, in dem die Mehrzahl der Regierungs-Mitglieder berathſchlagte. Die Deputation beſtand aus etwa fünfzig Perſonen, an deren Spitze Maurice Joly, Chaſſin und Lefrancais gingen. Sie verlangten Erläuterungen über die unglückliche Geſchichte von Le Bourget; man gab ſie ihnen, indem man die Schuld auf General Bellemare ſchob, der ohne Befehl gehandelt habe.

»Das iſt nicht wahr!« ſchrie Maurice Joly. Während dieſes Sturmes übergab man dem General Trochu ein Billet, der es las und erblaßte.

»Das iſt Frankreichs Todesſtoß«, murmelte er.

Das Papier war der Entwurf zu einem Decret, das die Regierung, unter der Preſſion der Aufſtändiſchen, veröffentlichen ſollte. Der Entwurf lautete: »Die Wähler werden in drei Tagen zuſammenberufen, um die Commune von Paris zu ernennen; die Commune wird aus achtzig Bürgern beſtehen, aus welchen die Mitglieder des zukünftigen Cabinets gewählt werden; ſie ſind der Commune verantwortlich, ſowie die Commune es dem franzöſiſchen Volke iſt. Die Macht der Commune erliſcht, ſobald das Land von feindlichen Truppen befreit ſein wird, und eine conſtituirende Verſammlung ſoll alsdann regelmäßig gewählt werden können.«

Die Mitglieder der Regierung zogen ſich zurück, um darüber zu berathen.

Aber dieſe Berathung währte zu lange; man war nicht in der Laune zu warten. Einzelne Abtheilungen der rothen Bataillone erbrachen die Thore des Stadthauſes und erfüllten alsbald die Säle. Die Manifeſtation geſtaltete ſich zur Revolution. Delescluze und Felix Pyat waren zur Stelle und entwarfen eine erſte Liſte, auf der nach ihnen die Namen Ledru-Rollin's und Dorian's verzeichnet wurden. Die Fenſter öffneten ſich nun, und in fieberhafter Eile warf man die Liſte der neuen Regierung unter das Volk. Dieſe Liſte lautete auf den verſchiedenen Papierſtreifen nicht ganz gleich, denn in dieſer Stunde der Unordnung entwarf eben jeder eine andere, oder modificirte die ſeines Nachbars. Aber einige Namen ſtanden auf allen Zetteln, ſo beſonders Dorian, den die Menge, ich weiß nicht recht wie und warum, zum Dictator erheben wollte, und der ſich nur mit der größten Mühe dieſer Ehre entziehen konnte.

Unterdeſſen war die empörte Menge in den Saal eingedrungen, in welchen ſich die Regierung zurückgezogen hatte. Man ſchimpfte und bedrohte die einzelnen Mitglieder, legte ſelbſt die Flinten auf ſie an. Jules Favre blieb unbeweglich, Jules Simon zeigte ſeine Verachtung, indem er vor ſich hin auf den Tiſch zeichnete; Trochu blickte ruhigen Auges auf die Gewehre, die drohend auf ſeine Bruſt gerichtet waren.

»Gehen Sie, General!« rief ihm ein Freund zu, »man wird Sie ermorden.«

»Ich bin Soldat,« antwortete er, »und muß auf meinem Poſten fallen.«

Sie alle erwarteten den Tod. Ernſt Picard allein, der Finanz-Miniſter, wußte zu entkommen und — zu handeln. Er eilte auf ſein Miniſterium, ſandte an alle Bataillonschefs, die er für ergeben hielt, ſeine Befehle, benachrichtigte die Telegraphendirection, ſchickte Eilboten an Ducrot und Vinoy und alsbald wirbelte der Generalmarſch in allen Vierteln der Stadt Paris. Um 8 Uhr Abends waren die treugebliebenen Bataillone verſammelt und zogen nun zur Hülfe heran. Auf den Ruf: »Es lebe die Commune!« antworteten ſie mit einem Hoch auf Trochu und beſetzten den Platz. Ein wahres Wunder, daß in dieſem tollen Wirrwarr und bei dem nächtlichen Dunkel Niemand erdrückt oder getödtet wurde. Während dieſer Bewegung ſoll übrigens, einem on dit zufolge, ein Bataillon Mobilgarden von Finiſtère durch ein Souterrain, deſſen Zugang nur Wenigen bekannt war, in das Stadthaus eingedrungen ſein und den General Trochu befreit haben. Wie in einer Zaubervorſtellung ſei derſelbe plötzlich durch eine geheime Thür verſchwunden; zwei oder drei andere Mitglieder der Regierung hatten die Gelegenheit benutzt, um ſich ebenfalls zu retten. Nur Jules Favre, Jules Simon und Dorian ſeien in der Hand der Aufrührer verblieben.*)

So wird erzählt; ich laſſe dahin geſtellt ſein, mit wie vielem Recht. Gleichviel, die Revolution war durch das Eintreffen der alten Bataillone vereitelt, und den Aufſtändiſchen, die ſich von überlegener Macht im Stadthaus eingeſchloſſen ſahen, blieb nichts übrig, als ſich zu ergeben. Gegen 2 Uhr ritt General Trochu die Front der Nationalgarde entlang, die vor der Rue Rivoli in dichten Maſſen ſtand, und ward mit lautem Zuruf begrüßt.

---

*) Es mag hier bemerkt werden, daß die Aufſtändiſchen mehrere Mitglieder als ihnen zugethan anſahen: Etienne Arago, Dorian und Rochefort. Dies erklärt Manches.

Dann begab er ſich in ſeine Wohnung, und ſeinem Beiſpiel folgten alsbald die Bürger-Soldaten. Nur drei Bataillone Mobilgarden bivouakirten auf dem Platz, um das Stadthaus zu bewachen. Die Revolution war thatſächlich unterdrückt.

Am folgenden Morgen erfuhr Paris, daß es in der Nacht aus großer Gefahr gerettet worden ſei.«

So Sarcey. Von noch größerer Lebendigkeit iſt die Schilderung Labouchère's, der die Hergänge perſönlich mitdurchlebte. Er ſchrieb am 1. November an die »Daily News«:

»Wir haben ſehr aufregende vierundzwanzig Stunden gehabt. Die Regierung für die Nationalvertheidigung iſt im Laufe des geſtrigen Tages abgeſetzt und feſtgenommen worden, hat aber trotzdem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder übernommen.

Geſtern zwiſchen 1 und 2 Uhr ging ich nach dem Stadthauſe. Auf dem Platze vor demſelben ſtanden ungefähr 15,000 Perſonen, größtentheils Nationalgardiſten aus den Vorſtädten. Sie ſchrieen: »Vive la Commune! Point d'armistice!« Die Waffenſtillſtands-Berathung bildete angeblich die Haupturſache ihrer Auflehnung. Innerhalb des Gitters, an der Façade des Hauſes hin, gingen einige dienſthabende Mobil- und Nationalgardiſten auf und ab. Eins der beiden großen Thore ſtand offen. Dann und wann erſchien eine Autorität, um eine Rede zu halten, die Niemand verſtehen konnte; an den meiſten Fenſtern der erſten Etage wurde heftig geſtikulirt. Einige in meiner Nähe Stehende ſagten mir, die Maires von Paris ſeien von Arago zuſammenberufen worden und befänden ſich jetzt in einem Zimmer zur Berathung, während in einem andern die Regierung verſammelt ſei. Es gelang mir, das Gitter zu paſſiren, und ich ſtand nun in Nähe eines der beiden Portale.

Gegen 2 Uhr 30 Minuten wurden die daſſelbe bewachenden Mobilgardiſten zurückgedrängt und das Volk bahnte ſich den Durchgang. Jetzt erſchien Trochu. Was er ſagte, konnte ich nicht hören, denn ſeine Stimme wurde durch den Ruf: »A bas Trochu!« übertäubt. Jules Simon ſtieg auf einen Stuhl, um, an Trochu's Stelle, die Wirkung ſeiner Beredtſamkeit zu verſuchen; während er aber noch geſtikulirte, erzwang eine Rotte Bewaffneter ſich den Eingang und ein etwa 300 Köpfe zählender Pöbelhaufe folgte den Bewaffneten. In dieſem Augenblick knallten drei oder vier Schüſſe. Die draußen ſtehende Menge ſtob unter dem Geſchrei: »Aux armes!« wild auseinander. Ich hielt es für klüger zu bleiben, wo ich war. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Pöbel wieder und machte einen Angriff auf beide Thore, denn das anfänglich offen geweſene war mittlerweile auch geſchloſſen worden. Dieſes aufzuſprengen, mißlang; das andre aber, das mittelſt einiger Stufen, in den großen bedeckten Hof hinaufführt, gab dem Drucke nach und ſo drängte ich mich mit der Menge hinein, während von den Fenſtern oben Papierſtreifen herunter geworfen wurden, auf welchen die Worte ſtanden: »Commune décrétée — Dorian président!« Es dauerte nicht lange, ſo war der bedeckte Hof gefüllt. In der Mitte deſſelben befindet ſich eine große Doppeltreppe, die zunächſt auf einen breiten Vorplatz, dann aber zu einem langen Saale führt. Auch in dieſen drängte man ſich hinein; ich mit; und über zwei Stunden brachte ich in demſelben zu.

Das Schauſpiel, welches ſich hier darbot, war ein ſeltſames. Jeder ſchrie, Jeder ſchrieb eine Liſte neuer Regierungsmitglieder auf und las ſie dann laut vor. In der einen Ecke blies ein Mann unaufhörlich eine Trompete, in einer andern ſchlug ein Patriot eine Trommel. Abwärts ſtand ein Tiſch, und von dieſem erhöhten Standpunkt herab ſprachen Felix Pyat und andere tugendhafte Bürger. Jedenfalls proclamirten ſie die Commune und ſich ſelbſt, doch es war unmöglich ein Wort deutlich zu verſtehen. Die Atmoſphäre wurde erſtickend heiß und ſo ſtieg ich endlich zu einem Fenſter hinaus, auf den Vorplatz im Mittelhofe. Hier hatten ſich mittlerweile verſchiedene Bürger feſtgeſetzt. Der »ehrwürdige Blanqui« wurde von ſeinen Bewunderern die Stufen hinauf geführt. Vorher, ehe man ihn erkannt hatte, war er geſtoßen und an ſeinem weißen Bart, dem einzigen Abzeichen ſeiner Ehrwürdigkeit, gezerrt worden.

Gleich darauf wurde bekannt, daß eine »neue Regierung« eingeſetzt worden ſei, die aus Blanqui, Ledru-Rollin, Delescluze, Louis Blanc, Flourens und Andern beſtehen werde. Flourens ſelbſt, den ich jetzt zum erſten Male ſah, ging mit einigen Bewaffneten durch einen Corridor. Ich und Andere folgten ihm. Wir kamen erſt in ein Vorgemach, dann in ein großes Zimmer, in dem ein unſagbarer Lärm tobte. Ich kam nicht weiter als bis dicht an die Thür, konnte alſo nicht genau wahrnehmen, was vorging; ſchließlich aber hörte ich deutlich, daß Flourens die Mitglieder der Regierung aufforderte, ihr Amt niederzulegen und daß Jules Favre ſich weigerte, dies zu thun.

Erneuter Wirrwarr, der wieder eine halbe Stunde dauern mochte. Dann ſchien es, nach abgeriſſenen Sätzen, die mein Ohr trafen, daß die alte Regierung feſtgenommen und eine Berathung zwiſchen ihr und der neuen eingeleitet werden ſolle. Da ich indeſſen Hunger empfand, ſo zog ich es vor, das Stadthaus wieder zu verlaſſen. Es gelang mir auch.

An Trochu's Hauptquartier im Louvre vorüberkommend, ſprach ich mit einem Capitain des Generalſtabes, den ich kannte, und der eben am Thore ſtand. Als er hörte, daß ich vom Stadthauſe käme, fragte er mich haſtig, was dort vorginge und ob ich Trochu geſehen habe. General Schmitz, ſo fuhr er fort, habe einen von den Maires von Paris unterzeichneten Befehl erhalten, die Thore der Stadt zu ſchließen und unter keinem Vorwand Jemanden herein oder hinaus zu laſſen. Im Louvre ſei Alles in Verwirrung, er habe aber gehört, Picard ſei aus dem Stadthauſe entſchlüpft und organiſire im Finanzminiſterium eine Gegenbewegung.

Nachdem ich dinirt, ging ich weiter nach dem Vendômeplatze, denn es ward Generalmarſch geſchlagen. Die Nationalgardiſten des Quartiers eilten dorthin und Mobilgarden-Bataillone marſchirten in derſelben Richtung. Bei meiner Ankunft fand ich, daß der Vendômeplatz das Hauptquartier der Regierung geworden war und daß man einen Offizier, der mit einem von Blanqui unterzeichneten Befehl an Picard »ſich ſofort auf dem Stadthauſe einzufinden«, erſchienen war, ſofort feſtgenommen hatte. General Tamiſier war ebenfalls Gefangener der Regierung. Es dauerte nicht lange, ſo wurde gemeldet, daß ein Bataillon Bretagner (Finiſtère) in das Stadthaus eingedrungen ſei, nicht um daſelbſt zu bleiben, ſondern nur um Trochu zu einer Hinterthür hinauszuſchmuggeln.

Sofort ging ich wieder nach dem Louvre. Hier ſprach Trochu deſſen Uniform bedeutend mitgenommen ausſah,*) zu einigen Bataillonen die ihm mit »Vive Trochu!« begrüßt hatten. Andre marſchirten die Rue Rivoli hinunter nach dem Stadthauſe. Ich nahm einen Fiaker und folgte. Das Stadthaus war erleuchtet. Auf dem Platze davor ſtanden nicht viel Leute; ringsumher in den Straßen aber gab es Mobil- und Nationalgardiſten in Fülle, im Ganzen etwa 20,000 Mann. Das Stadthaus ſelbſt war um dieſe Stunde noch in Händen der Aufſtändiſchen und von einem Bataillon aus Belleville bewacht. Gegen 2 Uhr Morgens indeß kamen die der alten Regierung treuen Bataillone angerückt; Trochu erſchien mit ſeinem Stabe, und kurz und gut — denn es war ſo finſter, daß man nichts ſehen konnte — die neue Regierung machte ohne Kampf und Blutvergießen der alten wieder Platz. Jules Favre und ſeine Collegen, ſo weit ſie ſich noch in Händen der Rothen befanden, wurden wieder in Freiheit geſetzt. Delescluze beſchreibt das Stattgehabte mit den Worten: »Die Regierung Trochu-Jules Favre unterzeichnete eine Erklärung, daß die Wahl der Commune den nächſtfolgenden Tag ſtattfinden und die bis dahin nur proviſoriſche Regierung durch eine gewählte erſetzt werden ſollte.« *) Im Uebrigen ſchien man vorläufig überein gekommen, Geſchehenes auf ſich beruhen zu laſſen. Die Revolutionaire gingen zu Bett und die Dinge kehrten auf den Punkt zurück, auf welchem ſie am Morgen geſtanden hatten.«

---

*) Tags darauf machte General Vinoy dem General Trochu Vorwürfe darüber, daß er ſich mehrere Stunden lang von einem Pöbelhaufen habe inſultiren laſſen und erklärte, ein franzöſiſcher General ſei es ſeiner Uniform ſchuldig, ſich nicht ſeine Decorationen von der Bruſt reißen zu laſſen. Trochu nahm dieſe Reprimande übel und ſoll ſeine Verſtimmung dadurch gezeigt haben, daß er, bei der Armee-Neubildung, die am 6. November in's Leben trat (S. 317), Vinoy, wenigſtens vorübergehend, unter den Befehl des Generals Ducrot ſtellte. So erzählen Vinoy's Freunde. Doch iſt dies ſehr unwahrſcheinlich. Am 1. November waren die Beſchlüſſe, die am 6. veröffentlicht wurden, jedenfalls ſchon gefaßt. Auch lag eine derartige Empfindelei, noch dazu einem alten Campagne-Soldaten gegenüber, nicht in Trochu's Charakter. Momentan über die Reprimande verſtimmt zu ſein, dazu hatte er freilich nur allzu guten Grund, denn der ihn tadelnde Vinoy würde, unter den Gewehrläufen von 300 Communards, keine beſſere Rolle geſpielt haben als ſein Chef.

So Labouchere. — Die Regierung hatte, nach kurzer Niederlage, einen vollſtändigen Sieg errungen, ſo vollſtändig, daß ſie ſich, von dem genannten Tage an, durch alle Phaſen der Belagerung hin, im Weſentlichen unangefochten behaupten konnte. An der Luſt zur Wiederholung ähnlicher Umſturz-Projecte fehlte es den »rothen Bataillonen« freilich nicht, aber ſie konnten ſich gleichzeitig der Einſicht nicht verſchließen, daß die Macht der Regierung in einem ſteten Wachſen, die ihrige im Sinken begriffen war. Der vorübergehende Erfolg am 31. mußte zu großem Theile der Ueberraſchung zugeſchrieben werden. Die ganze Situation war ſeitdem verändert. Ducrot und Vinoy ſprachen ſich in Armeebefehlen **), deren beſtimmte Ausdrucksweiſe eines Eindrucks auf die »Vorſtädte« nicht verfehlen konnte, zu Gunſten der Trochu'ſchen Regierung aus; ebenſo entſchied ſich die Stadt ſelbſt, in einem am 6. November ſtattfindenden Plebiscit mit 340,000 gegen 54,000 Stimmen *für* das im Amte Bleiben des Gouvernements vom 4. September. Sarcey bemerkt zu dieſem Vorgange, parenthetiſch, ſehr richtig: »Sonderbare Umkehr der Verhältniſſe! Alle Mitglieder der Regierung hatten oft genug gegen das berüchtigte Plebiscit ihre Stimme erhoben, bei dem der Kaiſer das franzöſiſche Volk in die Nothwendigkeit verſetzte, einfach mit »ja« oder »nein«, *für* oder *gegen* die Regierung aufzutreten. Und nun griffen ſie, zur Sanctionirung und Befeſtigung ihrer eigenen Herrſchaft, *genau zu demſelben Mittel*, das ſie ſo oft und ſo bitter kritiſirt hatten. Kein Wunder, daß die »Rothen« dieſen ſchwachen Punkt erkannten und das Verfahren der »»ideenarmen, zu ſchlechter Nachahmung verurtheilten Bourgeois-Regierung«« mit ſpöttiſchen Gloſſen begleiteten.«

---

*) In der That ſcheint von den weiter oben genannten »ſehr fortgeſchrittenen« Mitgliedern der Regierung Trochu-Jules Favre eine ſolche Zuſage an die Rothen gemacht worden zu ſein. Auch Sarcey ſchreibt: »Eine von den Regierungsmitgliedern Dorian und Etienne Arago unterzeichnete Proclamation verkündigte den Bewohnern, daß ſie am folgenden Tag, in regelmäßiger Abſtimmung, einen Munizipalrath (der zur Herrſchaft der Commune geführt haben würde) zu wählen hätten; aber ſchon zwei Stunden ſpäter erſchien eine zweite Proclamation, die den Inhalt jener erſten widerrief. Der ganze Vorfall iſt noch nicht aufgeklärt. Man darf aber annehmen, daß Rochefort, Dorian und Etienne Arago »im Namen der Regierung« momentan mehr verſprochen hatten, als Trochu, Jules Favre und die übrigen geneigt waren zu bewilligen. So hob eine Proclamation die andere auf. Rochefort und Arago traten übrigens bald darauf, wie es heißt in Folge dieſes Zwiſchenfalls, aus der Regierung aus.

**) Der Vinoyſche Armee-Befehl, der ſich durch beſondere Unumwundenheit auszeichnete, lautete wie folgt: »Ihr kennt jetzt die Ereigniſſe, welche im Stadthauſe vorgefallen ſind, und ihr beklagt ſie, wie ich, von Herzen. Eine neuerungsſüchtige, den Umſturz wollende Minorität, die leider durch ihre Vergangenheit nur zu bekannt iſt, hat die Mitglieder des Gouvernements der Nationalvertheidigung in dem Augenblick überraſcht, wo ſie über die Angelegenheiten des Landes beriethen. Sie hat dieſelben ſchmählich behandelt und einen Theil der Nacht gefangen gehalten, zugleich vor ihren Augen die Herrſchaft der Commune proclamirt. Das XIII. Corps hat dieſe ſchreiende Verletzung der geſellſchaftlichen Rechte nicht gekannt und um deshalb derſelben weder zuvorkommen noch ſie hindern können, aber es empfindet es als eine Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen die Ehre der ganzen Armee, der Wiederholung ſolcher Ereigniſſe vorzubeugen. Sollte dieſer Fall eintreten, ſo würde Euer commandirender General nicht zögern, ſeine Unterſtützung jenen Bataillonen der National- und Mobilgarde, die wie er denken, angedeihen zu laſſen. Damit die Freunde der Ordnung, welche die des ganzen Landes ſind, daran nicht zweifeln, erklären wir unſrerſeits, daß wir kein andres Gouvernement als das der Nationalvertheidigung anerkennen und ohne Gnade Alle Diejenigen bekämpfen werden, welche etwa ein andres mit Gewalt einzuſetzen verſuchen ſollten. — Soldaten des XIII. Corps zählt alſo auf Euern commandirenden General, wie er auf Euch zählt; ſeine Maßregeln für die Vertheidigung der inneren Ordnung ſind getroffen, wie ſie es bisher gegen äußere Angriffe waren. Harret aus und vertrauet.«

Gleichviel, das Gouvernement Trochu-Jules Favre war neu befeſtigt, wozu, außer dem moraliſchen Gewicht der »Armeebefehle« und des Plebiscits vom 6. November, die am letztgenannten Tage ebenfalls in's Leben tretende *Neu-Organiſation aller vorhandenen Streitkräfte*, ein ſehr Weſentliches beitrug. Zielte dieſe Neu-Organiſation auch zunächſt lediglich auf eine erfolgreichere Bekämpfung des die Stadt einſchließenden Feindes ab, ſo war doch dieſe Armee ſelbſt, wie wir geſehen haben, jeden Augenblick bereit, in die inneren Kämpfe einzugreifen, und je ſchneidiger und zuverläſſiger dieſe Waffe nach außen hin wurde, um ſo geeigneter war ſie auch, um gegen die Umſtürzler innerhalb der eignen Ringmauern verwendet zu werden.

Dieſe *Neu-Organiſation* aller vorhandenen Streitkräfte, an der General Trochu von dem erſten Tage ſeiner Befehlshaberſchaft an, mit unermüdlicher Energie gearbeitet hatte, beſtand im Weſentlichen in Doublirung der vorhandenen activen Streitkräfte. Sehen wir wie.

An dem Tage, an dem ſich die Cernirung der Hauptſtadt vollzog (19. September), hatte, wie wir dies auf S. 44 ausführlicher hervorgehoben haben, die lebendige Vertheidigungskraft der Hauptſtadt lediglich aus einer Anzahl von ſogenannten Marſchregimentern und aus Mobilgarden-Bataillonen beſtanden. Die Marſchregimenter, aus 4ten Bataillonen der eigentlichen alten Linien-Infanterie-Regimenter gebildet, waren, weil militairiſch geſchult, von Anfang an eine gute Truppe, während die Mobilgarden-Bataillone, bei zum Theil vorzüglichem Material und beſtem Willen, doch eben jenes Zuſammenhaltes entbehrten, ohne den eine gute Truppe nicht gedacht werden kann. Dieſer Halt war ihnen jetzt in ſiebenwöchentlicher andauernder Uebung, zum Theil auch in kleinen Gefechten, zu denen man ſie herangezogen hatte, gegeben worden, und Trochu beſchloß nunmehr, durch Bildung *gemiſchter* Truppenkörper, jene vorerwähnte Doublirung eintreten zu laſſen. In ſehr ähnlicher Weiſe, wie es innerhalb der alten preußiſchen Armee, will ſagen, in dem Zeitraum von

1815 bis 1860, Regel geweſen war, aus einem Linien- und dem dieſelbe Nummer führenden Landwehr-Regiment, eine Kriegsbrigade zu bilden, — in ſehr ähnlicher Weiſe formirte Trochu, vom 6. November an, ſeine vor dem Feinde zu verwendenden Brigaden, aus einem Linien- und einem Mobilgarden-Regiment. Das Linien-Regiment beſtand aus drei 4ten Bataillonen der alten Armee, das Mobilgarden-Regiment aus drei, vier auch fünf Mobilgarden-Bataillonen, die meiſt ein und demſelben Departement angehörten. Das lokale Element wurde dabei erfolgreich mitverwendet. Wo der eine oder andere Umſtand eine ſolche Brigaden-Bildung nicht wünſchenswerth erſcheinen ließ, wurde dieſe Abweichung meiſt wieder bei Bildung der Diviſionen in's Gleiche gebracht, derart, daß man zu einer ganzen Linien-Brigade eine ganze Mobilgarden-Brigade zugeſellte. Das Princip wurde dadurch nicht tangirt, nur die Körper, die man zu gemeinſamer Action einigte, wurden größer. Hinzufügen müſſen wir übrigens, daß es auch einzelne, ausſchließlich aus Linien-Regimentern zuſammengeſetzte Diviſionen gab.

Mit Hülfe dieſes Verfahrens glückte es dem General Trochu drei große Armeen herzuſtellen, von denen die erſte eine lediglich zur Vertheidigung der Stadt ſelbſt beſtimmte Nationalgarden-Armee, die zweite eine eigentliche Offenſiv-, die dritte eine Auxiliar-Armee war, beſtimmt, die zweite Armee nach Möglichkeit zu unterſtützen. Die Zuſammenſetzung dieſer drei Armeen, ohne dabei bis in die letzten Details zu gehen, war die folgende:

I. Armee: General Clement Thomas.

266 Bataillone Nationalgarden,[*]
das Bataillon 500 Mann ſtark . . . . . . 133,000 Mann.

II. Armee: General Ducrot.

(Drei Corps zu je drei Diviſionen.)

I. Corps Blanchard.

1. Diviſion Malroy.
121. und 122. Linien-Regiment,
8 Mobilgarden-Bataillone (Finiſtère) . . . . . . 12,000 Mann.

---

[*] Aus dieſer Garde nationale sedentaire wurde eine Anzahl von mobilen Nationalgarden-Bataillonen gebildet, die, zumeiſt aus jüngeren oder unverheiratheten Leuten beſtehend, wie Linie und Mobilgarde vor dem Feinde verwendet werden ſollten. Indeſſen, nur zwei Ausnahmen abgerechnet (noch dazu von ziemlich fraglichem Charakter), bewährten ſich dieſe mobiliſirten Nationalgarden wenig oder gar nicht, trotzdem ihrer »tapfren Haltung« vielfach Erwähnung geſchieht. Trochu that es, um die Bevölkerung, die die Ihrigen gern als Helden ſehen wollte, bei Laune zu erhalten.

Uebertrag 12,000 Mann,

2. Diviſion Maud'huy.
109. und 110. Linien-Regiment,
4 Mobilgarden-Bataillone,
111. und 112. Linien-Regiment . . . . 16,500 „

3. Diviſion Faron.
113. und 114. Linien-Regiment,
3 Mobilgarden-Bataillone (Vendee),
35. und 42. Linien-Regiment . . . . 12,700 „

II. Corps Renault.

1. Diviſion Susbielle.
115. und 116. Linien-Regiment,
117. und 118. Linien-Regiment . . . . 7,100 „

2. Diviſion Berthaut.
119. und 120. Linien-Regiment,
7 Mobilgarden-Bataillone . . . . 11,000 „

3. Diviſion de Mauſſion.
123. und 124. Linien-Regiment,
125. und 126. Linien-Regiment . . . . 9,700 „

III. Corps d'Exea.

1. Diviſion Bellemare.
4. Zouaven- und 136. Linien-Regiment,
7 Mobilgarden-Bataillone . . . . 13,000 „

2. Diviſion Mattat.
105. und 106. Linien-Regiment,
107. und 108. Linien-Regiment,
4 Mobilgarden-Bataillone . . . . 13,000 „

3. Diviſion (Cavallerie) General de Champeron.
1. und 2. Marſch-Regiment der Dragoner,
1. und 9. Chaſſeurs-Regiment,
1. Gensd'armerie-Regiment . . . . 3,000 „

Summa . . . . 98,300 Mann,
Dazu Artillerie in ungefährer Höhe von . . . . 10,000 Mann.

Totalſumme der Ducrot'ſchen Armee: 108,300 Mann.

III. Armee: General Vinoy.

(Beſtand aus 6 Diviſionen.)

1. Diviſion: General Soumain.
   Beſtand aus Gensd'armerie, Forſtleuten, Douaniers und einigen Depôt-Bataillonen . . . . 10,800 Mann.
2. Diviſion: General de Liniers.
   Beſtand aus den Mobilgarden-Bataillonen von Côtes du Nord, l'Herault und der Seine-et-Oiſe; zuſammen . . . . 14,800 „
3. Diviſion: General de Beaufort d'Haupoult.
   Mobilgarden der Aube, Saone und Loire, der Aine und der Vienne; zuſammen . . . . . . 14,000 „
4. Diviſion: General Corréard.
   Mobilgarden der Loire inferieure, der Aisne, Indre, Somme, Marne ꝛc.; zuſammen . . . 12,000 „
5. Diviſion: General d'Hugues.
   Das 137. Linien-Regiment, einzelne Bataillone der Seine, der Vendée und Finiſtère . . . . 8,800 „
6. Diviſion: Contre-Admiral Pothuau.
   128. Linien-Regiment, Marine-Truppen; zuſammen 7,400 „

Total der Vinoy'ſchen Armee: 67,400 Mann.

Zu dieſen großen Heerkörpern geſellten ſich — außer den ſchon bei der Diviſion Pothuau erwähnten, die Beſatzung vom Fort Ivry, Bicètre und Montrouge bildenden Marine-Truppen — noch weitre Seeſoldaten in ungefährer Stärke von 10,000 Mann, die die Nord- und Oſtforts theils ausſchließlich, theils gemeinſchaftlich mit andren Truppen beſetzt hielten. Sie ſtanden unter dem in St. Denis kommandirenden Vice-Admiral de la Ronciere.

Man darf mithin die Kräfte, die dem General Trochu vom 6. November an, und zwar in Folge ſeiner Neu-Organiſation zur Verfügung ſtanden, auch unter Ausſchluß der mobiliſirten Nationalgarden-Bataillone, auf nah an 190,000 Mann veranſchlagen.

Große Anſtrengungen, Einſicht und organiſatoriſches Geſchick hatten dieſe Steigerung der Wehrkraft erzielt, dennoch fehlte es nicht an Unzufriedenen, die im Ganzen und im Einzelnen das oben Geſchaffene bekrittelten. Zu dieſen Grognards gehörte auch der alte und höchſt verdienſtliche General Vinoy, übrigens der einzige vielleicht, dem ein gewiſſes Recht zur Unzufriedenheit zugeſtanden werden konnte. Nicht nur, daß der jüngere Ducrot ihm vorgezogen und mit Führung der für die eigentliche Offenſive beſtimmten Armee betraut worden war, nein, man hatte ihm (Vinoy) auch behufs Bildung einer Ducrot'ſchen Offenſiv-Armee nahezu alle diejenigen Truppentheile genommen, die bis dahin den Kern des ihm unterſtellten XIII. Armee-Corps gebildet und ſich in einer Anzahl von Gefechten bewährt, zum Theil — wie beiſpielsweiſe die alten Linien-Regimenter 35 und 42 — ausgezeichnet hatten. Was ihm geblieben war, waren im Weſentlichen zu Diviſionen formirte Mobilgarden-Bataillone. Vinoy erwies ſich übrigens hochherzig genug, ſeine perſönlich berechtigte Mißſtimmung niederzukämpfen und legte in den ſich ſpäter entſpinnenden Kämpfen, als Commandirender der III. Armee, denſelben Eifer an den Tag, den er bis dahin, an der Spitze ſeines XIII. Armee-Corps, gezeigt hatte.

Perſönlich berechtigt nannten wir die Mißſtimmung Vinoy's; ſachlich andrerſeits war alles Geſchehene nur gutzuheißen. Die Theilung aller Streitkräfte in eine Offenſiv-, eine Auxiliar- und eine Defenſiv-Armee, war, mit Rückſicht auf die Verhältniſſe, vorzüglich, und der Umſtand, die immer ſchwer zu behandelnde Befehlshaberſchaftsfrage ſchließlich zu Gunſten Ducrot's entſchieden zu haben, kann dem Obercommandirenden (Trochu) nicht wohl zum Vorwurf angerechnet werden. Vinoy war gut, aber Ducrot, das Geringſte zu ſagen, nicht minder.[*] Seine perſönlich guten Beziehungen zu Trochu, wenn ſie überhaupt mitwirkten, mochten doch nur in ſo weit die Entſchlüſſe des Obercommandirenden beſtimmen, als dieſer von einem harmoniſchen Zuſammengehn allerdings mehr erwarten durfte, als von »Meinungsverſchiedenheiten«, an denen es Vinoy nicht fehlen ließ. Jedenfalls haben die ſpäter ſtattfindenden Kämpfe in ihrem Ernſt und ihrer Nachhaltigkeit gezeigt, daß Ducrot der ihm gewordenen Aufgabe gewachſen war, wenn ihm auch der Erfolg nicht zur Seite ſtand.

Dieſe Kämpfe aber ließen zunächſt noch auf ſich warten und Alles, was die Pariſer, über die bloße Thatſache der »Neu-Organiſation« hinaus, erfuhren, war, daß auch ein großer Actionsplan vorhanden ſei, ein Plan, ſo bedeutend, ſo herrlich, ſo des Erfolges ſicher, daß der »Vater des Plans«

---

[*] Vinoy war beliebter als Ducrot, aber nicht fähiger. Entgegenſtehende Anſichten, wie man ihnen in den Briefen und Tagebüchern jener Epoche begegnet, ſind mit Vorſicht aufzunehmen. Labouchère, — wenigſtens in Fragen wie dieſe, mehr als er wollte und wußte unter dem Einfluß des Club-Geplauders ſtehend — ſchrieb Anfang November: »Ducrot und Trochu glauben an ſich und an einander, ſonſt aber glaubt Niemand an ſie« — eine zugeſpitzte Bemerkung, die jedenfalls zu hart iſt, ganz beſonders auch in dem Zuſammenhange, in dem ſie auftritt. Vinoy durfte als ein guter Corpsführer gelten, nicht mehr. Ducrot, was er auch ſchon bei Sedan bewieſen hatte, war von weitrem Blick und raſcherer Entſchlußkraft, und deshalb großen Aufgaben wahrſcheinlich mehr gewachſen.

(Trochu) um Lebens und Sterbens willen, ihn ſogar teſtamentariſch deponirt habe, damit wenigſtens die Nachwelt erfahre: ein Plan war da, der, wenn verwirklicht, die Eiſenklammer durchbrochen und die Hauptſtadt befreit haben würde.

Die Pariſer hätten nicht ſie ſelber ſein müſſen, wenn ſie nicht dieſen mit ſo viel Feierlichkeit und Geheimniß umwobenen Plan ſofort zum Gegenſtand ihrer Spottluſt gemacht hätten. Tagelang war der »Plan« das Thema, das in Zeitungen und Witzblättern variirt wurde. Auch ein Lied entſtand, das alsbald von Alt und Jung geſungen wurde:

Ich kenne Trochu's Plan,
Plan, Plan,
O Gott, welch ſchöner Plan.
Und dieſer ſchöne Trochu-Plan
Kann nicht zu Grunde gahn!

Denn als auf ſchönes Weiß-Papier
Der Plan geſchrieben war,
Da trug ihn Trochu ſelber ſchier
Zu Ducloux dem Notar.

Ja, ja, das iſt der Trochu-Plan,
Plan, Plan,
O Gott, welch ſchöner, ſchöner Plan.
Ja, ja, der ſchöne Trochu-Plan
Kann nicht zu Grunde gahn.

Das Lied zählte dann in einer langen Reihe von Verſen alle Fehler, begangene und nicht-begangene, auf, um jedesmal mit dem Refrain zu ſchließen: »Ja, ja, ſo will's der Trochu-Plan, — Plan, Plan!«

Der 6. November hatte aber nicht blos das Plebiscit, die Neu-Organiſation und den »Plan« gebracht, er brachte auch noch — darin dem 31. October ähnlich, der ebenfalls eine Fülle von Nachrichten und Ereigniſſen zuſammengehäuft hatte — die Nachricht von der geſcheiterten Miſſion Thiers in Verſailles. Man hatte ſich über die Waffenſtillſtands-Bedingungen nicht einigen können. Der Appell an das »Loos der Schlachten« ſollte alſo ſeinen Fortgang haben. Alle diejenigen, die den unternommenen Schritt, ſei es ehrlich oder ſei es heuchleriſch, als eine Degradation Frankreichs hingeſtellt hatten, hatten nun ihren Willen und konnten ihre Märtyrerrolle triumphirend weiter ſpielen; aller derer aber, die bereits der Rückkehr heitrer und genußreicher Tage mit ſtiller Sehnſucht entgegengeſehen hatten, bemächtigte ſich, bei Eingang dieſer Verſailler-Nachricht, eine momentane Niedergeſchlagenheit, zu der die wenigſtens ſcheinbar paſſive Haltung der Departements (in Wahrheit waren ſie rührig und organiſirten allerorten den Widerſtand) ein ſehr Weſentliches beitrug. Dieſer Niedergeſchlagenheit aller beſſeren, oder doch wohlhabenderen Elemente der Pariſer Bürgerſchaft gab Edmond About, in den unmittelbar folgenden Tagen, einen beinah leidenſchaftlichen Ausdruck. „... Thiers iſt zurück. Er hat uns den Waffenſtillſtand nicht gebracht. Dazu ſind wir iſolirt. Die Frage tritt an uns heran: was ſoll werden? Paris iſt eben ſo wenig im Stande, ſich allein zu retten, wie Metz, Toul und Straßburg. Auch Metz galt als uneinnehmbar, verfügte über ganz andre Befeſtigungen als Paris, und wurde von hunderttauſend der beſten Soldaten Frankreichs, unter Bazaine, unſrem beſten General, vertheidigt. Was geſchah? Die Preußen haben Metz freilich nicht genommen, ſie haben es nicht einmal belagert, ſie haben nicht eine Kanonenkugel in ſeine Wälle geſchoſſen: ſie haben einfach die Stadt blokirt und ſie durch Hunger bezwungen. Und auf dieſe Weiſe denken ſie auch Paris zu nehmen. Was vermögen wir zu thun gegen ein ſolches Verhängniß? Wir können Ausfälle machen. Aber Bazaine hat auch bewundernswerthe Ausfälle gemacht, und ſeine Energie und ſein militairiſches Genie fehlen unſren Pariſer Generalen; dabei ſtand er an der Spitze einer weit tüchtigeren Armee, als die unſrige iſt. Zu verſchiedenen Malen hat er die Linien Friedrich Karl's durchbrochen, aber die Ueberzahl des Feindes und deſſen vorzügliche Artillerie haben ihn immer wieder in ſeine Verſchanzungen zurückgetrieben. Nehmen wir ſelbſt an, es erſtünde plötzlich ein Bazaine unter uns und unſre 200,000 Soldaten und Mobilgardiſten, von 100,000 freiwilligen Nationalgardiſten verſtärkt, ſtürmten eines Morgens gegen die preußiſchen Linien, und es gelänge ihnen durchzubrechen, ſo wird der Feind, welcher zahlreicher und beſſer geſchult iſt, bei ſeiner guten Disciplin und guten Bewaffnung ſie nichtsdeſtoweniger zurückdrängen, wenn ſie nicht vorziehen, auf dem Platze zu ſterben. Es giebt keinen Soldaten, der vom Nationalſtolz ſo verblendet wäre, zu glauben, daß Paris Frankreich retten könne, wenn Frankreich mit ſeinen Schaaren nicht ſelbſt Paris zu Hülfe eilt. 200,000 Mann guter Truppen im Rücken des Feindes würden den Sieg ermöglichen, wenn er auch noch nicht leicht wäre. Aber dieſe 200,000 Mann exiſtiren nicht, und mit dem beſten Willen kann man ſie nicht in einem Monat improviſiren. In einem Monat aber werden wir viele Dinge entbehren. Man wird vielleicht einige Kanonen mehr, aber viel weniger Brot haben; vom Fleiſch will ich gar nicht reden. Die Preußen ihrerſeits können warten und wir werden uns bald in der Alternative befinden, capituliren zu müſſen oder uns für die Ehre erſchießen zu laſſen. Bismarck betrachtet deshalb Paris für ſo gut wie ſchon genommen. Es handelt ſich nur noch um eine »Berechnung der Ingenieure«, wie er ſelbſt ſeiner Zeit von Metz und Straßburg ſagte.«

So Edmond About. Die fünf, ſechs Tage, die zwiſchen dem Beginn und dem Abbruch der Waffenſtillſtandsverhandlungen lagen, hatten, in zum Theil greifbarer Weiſe, auf den Unterſchied zwiſchen jetzt und früher, zwiſchen Ausnahme und Regel hingewieſen. In allen Schaufenſtern waren, im Vertrauen darauf, daß der Friede nun doch wieder vor der Thüre, mithin ein ferneres »Zurückhalten aus Speculation« durchaus nutzlos ſei, eine Menge von Delikateſſen erſchienen, an deren Exiſtenz, innerhalb der Mauern von Paris, Niemand mehr geglaubt hatte; beſonderes Aufſehn aber hatten einige friſche Schweineſchinken erregt, die plötzlich ſo lachend und ſo unbefangen aufgetaucht waren, als ob nie ein Fleiſchmangel empfunden worden wäre. Alle Welt ſtaunte dieſe Schätze an und der Boulevardier faßte die ganze Situation in den hübſchen Satz zuſammen: »Das Schwein iſt der Friede«.

So war es noch am 5. November geweſen; am 6. nicht mehr. Die friſchen Schinken waren wieder verſchwunden und dieſe Thatſache ſprach deutlicher als alle Leitartikel. Man wußte nun, daß Krieg und Belagerung weiter dauern und neue, geſteigerte Entbehrungen jedem Einzelnen auferlegt werden würden. Die Tage brachen an, in denen, wie das Sprüchwort ſagt »Schmalhans Küchenmeiſter war«. Schon am 7. November ſchrieb Mr. Labouchère:

»Das Fleiſch wird mit jedem Tage ſeltener. Der große Moraliſt Dr. Johnſon ſagte ſeiner Zeit einmal: »er wolle lieber mit einem langweiligen Herzog, als mit dem liebenswürdigſten Bürgerlichen diniren«. Ich für meine Perſon bin bereits ſo weit, daß ich lieber mit einer Hammelkeule, als mit dem liebenswürdigſten Menſchen diniren würde, gleichviel Herzog oder Bürgerlicher. Aus guter Quelle höre ich, daß es innerhalb zwei, drei Wochen mit unſrem Fleiſche zu Ende geht. Nur Lammfleiſch wird in großer Menge zum Verkauf ausgeboten, wobei es ſich ſeltſamerweiſe trifft, daß die lebendigen Hunde immer rarer werden.«

Am 9. November ſtanden die Fleiſch- und Fiſchpreiſe wie folgt:

eine Gans	30	Francs,
ein Huhn	15	„
ein Paar Tauben	12	„
ein Paar Kaninchen	36	„
ein Truthahn (ſehr rar)	55	„
ein Karpfen	30	„
ein Häring	2¼	„

Geräucherte Fleiſchwaaren:

ein Pfund Schinken	16	Francs,
„ „ Lyoner Wurſt	23	„
„ „ Ochſen- oder Pferdewurſt	6	„
„ „ Blutwurſt	1½	„

Gemüſe:

ein Scheffel Kartoffeln (täglich im Preiſe ſteigend)	6	Francs,
ein Kohlkopf	1	„
ein Blumenkohl	2	„
ein Litre grüne getrocknete Bohnen	5	„

Was die Zuthaten betrifft, ſo kannte deren Theurung bereits keine Grenze. Ein friſches Ei 1 Franc. Der Speck war nur noch eine Mythe und in ganz Paris nicht mehr zu beſchaffen. Die friſche Butter, von Anfang an ſehr rar, koſtete im November 45 Francs das Pfund; geſalzene Butter, von ſehr ſchlechter Qualität, 14 Francs. Schweine- und Gänſefett kamen, in ächtem Zuſtande, gar nicht mehr auf den Markt; unter ihrem Namen aber wurde ein ſchaudererregendes Gemiſch von Ochſenfett und dem Fett andrer Thiere verkauft, zu einem Durchſchnittspreiſe von 4 Francs. Käſe war verſchwunden; ebenſo: Roſinen, Feigen, Mandeln und Nüſſe. Nur Reis, Kaffee und italieniſche Mehlſpeiſen waren nicht erheblich geſtiegen. Im Durchſchnitt darf man ſagen, daß für alle Nahrungsmittel der fünffache Preis gezahlt wurde.

Die »*kleine Bourgeoiſie*«, alle jene beſcheidenen Rentner, Beamte und Geſchäftsleute, die in ihrem Einkommen die Mitte zwiſchen Armuth und Wohlſtand halten, ſie litten unter der übermäßigen Theurung am meiſten. Viele unter ihnen, arbeitslos geworden, waren doch zu ſtolz, ihre Noth zu bekennen. So erging es ihnen ſchlimmer, als den eigentlich Armen.*)

---

*) Diejenigen, welche vielleicht am wenigſten von der Belagerung litten, weil ihr ganzes Leben nur ein langes Leiden iſt, waren die *notoriſch* Armen, die von der öffentlichen Unterſtützung lebten. »Niemals, ſo heißt es in Sarcey's Buch, war die Wohlthätigkeit größer und umſichtiger geweſen, als in dieſen Zeiten des allgemeinen Elends. Da man wußte, daß die Zahl der Armen noch anwachſen würde durch eine Menge ſolcher, welche gewöhnlich nicht die Hand ausſtrecken, und die ihre Verſchämtheit und ihre Bedenken nur überwinden können, wenn ſie ſich in der größten Noth befinden, ſo verdoppelte die Mildthätigkeit ihre Hülfe. Bons für Brod, Fleiſch, Holz, Kohlen und Reis wurden in gewiſſen Quartieren maſſenhaft vertheilt, und das Uebermaß dieſer adminiſtrativen Freigebigkeit führte ſelbſt zu einigen Mißbräuchen. Aber es iſt immer noch beſſer, betrogen zu werden, als arme Leute Hungers ſterben zu laſſen. Man errichtete öffentliche Küchen, wo man gegen im Voraus genommene Bons, oder zu außerordentlich niedrigem Baarpreis, gekochte Nahrungsmittel: Fleiſchbrühe, Bohnen, Ochſenfleiſch, vertheilte, die nun die Käufer entweder an Ort und Stelle verzehren, oder mit nach Hauſe nehmen konnten. Einige wohlthätige Damen übernahmen die Austheilung, kannten bald die meiſten der Armen und intereſſirten ſich für die Würdigſten. »Wir müſſen immer Geld

Dieſe wurden unterſtützt, jene ſelbſtverſtändlich nicht, weil ſie ſchwiegen und lieber entbehren als bitten wollten. Sarcey iſt ihres Lobes voll. »Ich kannte all die Zeit über, ſo ſchreibt er, nichts Rührenderes als die männliche Einfachheit, mit der dieſe braven Leute (das Herz der Pariſer Bevölkerung) ihre Leiden ertrugen. Die Frauen zeigten ſich noch entſchloſſener als die Männer. Auf ihnen ruhte die größere Laſt, denn ihnen lag die Verſorgung des Haushaltes ob; ſie mußten bei den Fleiſchern, den Spezereihändlern und den Volksküchen Queue ſtehen. Sie überließen das ſo mühſam erworbene Stückchen Fleiſch dem Manne, verſorgten die Kinder und bemühten ſich dabei noch, den traurigen häuslichen Herd zu erheitern.«

»Die höhere Bourgeoiſie litt verhältnißmäßig wenig. Der Mehrzahl nach hatte ſie ihre Frauen und Kinder in die Provinzen geſchickt; jedenfalls war ſie in der Lage, durch Geldopfer alles Uebrige wieder in Balance zu bringen. Es war ihnen leicht, gleichviel zu welchem Preiſe, Vorräthe zu kaufen oder im Reſtaurant zu eſſen. Einige dieſer Etabliſſements waren geſchloſſen, aber die Mehrzahl florirte nach wie vor. Begreiflicherweiſe war die Speiſekarte nicht ſehr groß, dafür die Rechnung deſto größer. Aber gerade bei dieſen Theuerſten ſpeiſte man am liebſten. Diejenigen, die noch ſelber ein Hausweſen hatten, luden ihre Freunde ein, und man probirte nun die fremdartigſten Gerichte durch. Maulthier- oder Eſelfleiſch zählte zu den Trivialitäten; nur die phantaſtiſchſten Thiere des Zoologiſchen Gartens weckten noch ein Intereſſe: der Bär, die Antilope, das Känguruh, der Strauß. In der ſogenannten »engliſchen Schlächterei« verkaufte man die fabelhafteſten Thiere zu den fabelhafteſten Preiſen; in anderen gab es Katzen, Hunde, Ratten. Eine Katze koſtete 6 Francs, eine Ratte 30 Sous. Die vornehme Bourgeoiſie gefiel ſich darin, gelegentlich auch Hunde- und Ratten-Diners zu geben. Das Menu zu einem derſelben war das folgende:

---

zulegen,« ſagte mir eine derſelben, die ihre Aufgabe ernſt nahm, »aber freilich, wenn eine arme Frau ohne Bon oder ohne einen Sou, mit einem Kinde auf dem Arm, um einen Teller Suppe bittet, ſo iſt es ſchwer, ihr denſelben abzuſchlagen.« — Wie ſchon angedeutet, führte der Unterſtützungseifer, in dem ſich die öffentliche und die Privat-Wohlthätigkeit begegneten, auch zu manchen bedauerlichen Erſcheinungen, namentlich zu Trunk und Arbeitsſcheu. Die Nationalgarden bekamen anderthalb Franc den Tag; an und für ſich nur in der Ordnung. Aber unglücklicherweiſe wurde die Vergütung den Männern ſelbſt gegeben, anſtatt ihrem Haushalt. Meiſtens vertranken ſie dieſelbe auf's Wohl des Vaterlandes und behielten knapp nur ſo viel, um nicht Hungers zu ſterben. Der militairiſche Müßiggang und die ſoldatiſche Verſchwendung gefiel ihnen und ſie verloren die Luſt an der Arbeit. Statt vier oder fünf Francs durch Fleiß zu verdienen, nahmen ſie lieber anderthalb Franc und thaten garnichts. Die berühmten Nationalwerkſtätten kehrten in andrer Form wieder. Cham hat dieſe Aehnlichkeit in einer ſeiner geiſtreichen Zeichnungen trefflich wiedergegeben. Er zeigte darauf einen leicht angetrunkenen Nationalgardiſten, der mit Inbrunſt ſein Gewehr küßte und dabei ſagte: »Mein Freund, mein Schatz, mein einzig Gut, meine Freude, mein Troſt, meine Nationalwerkſtätte!«

Suppe: Pferde-Bouillon mit Hirſe.
Vorgerichte: Scheibchen von Hundeleber à la maitre d'hôtel.
Schnittchen von Katzenrücken mit Mayonnaiſen-Sauce.
Zwiſchengerichte: Geröſtetes Hundefilet mit Tomaten-Sauce.
Katzenklein mit Champignons.
Hundscotelettes mit Schoten.
Ratten-Salmis à la Robert.
Braten: Geſchmorte Hundekeule mit Rätzchen garnirt
Wildlattich-Salat.
Gemüſe: Zaunrübe (Begonia) au jus.
Mehlſpeiſe: Plumpudding von Pferdemark.
Deſſerts und Weine.

Alle dieſe Dinge wurden aber nicht aus Noth, ſondern in heitrem Uebermuth und aus Renommage genoſſen; denn, einige wenige Ausnahmen zugegeben, darf man ſagen, ſie erſchienen nie auf dem Tiſch des Armen, ſondern immer nur des Reichen. Sarcey durfte deshalb mit Fug und Recht ſchreiben: »Nichts erheiterte uns mehr, wie wenn wir in deutſchen Zeitungen der Wendung begegneten: ››es geht zu Ende mit Paris; es nährt ſich bereits von Ratten.‹‹ Weit gefehlt. Unſre Katzen- und Ratten-Diners bildeten lediglich eine unverſiegliche Quelle des Scherzes und ermuthigten uns mehr als ſie uns niederdrückten.«

In gewiſſem Sinne lag zu dieſer Ermuthigung wirklich ein guter Grund vor. Es war die Erkenntniß, daß die Anſtrengungen der Wiſſenſchaft, gepaart mit dem moraliſchen Muthe, das Herkömmliche zu durchbrechen, immer neue Hülfsmittel zu erſchließen im Stande ſeien. »Die Noth macht erfinderiſch«, bewies ſich wieder auf's glänzendſte. Um nur ein Beiſpiel zu geben: man producirte maſſenhaft Oſſein. Genau den Charakter deſſelben zu beſtimmen, ſind wir außer Stande, doch muß es ein Stoff geweſen ſein, aus dem ſich, etwa nach Art des Fleiſchextractes, eine ſchmackhafte Suppe herſtellen ließ. Wie ſein Name es andeutet, erfolgte ſeine Fabrikation aus Knochen, aber nicht aus friſchen (die natürlich längſt eine angemeſſene Küchen-Verwendung fanden), ſondern aus alten und ganz alten, ſo daß ſchließlich davon die Rede war, in die Katakomben hinabzuſteigen, und die hier aufgehäuften jahrtauſend-alten Ossa auf »Oſſein« zu bearbeiten. All dieſem haftete freilich auch etwas Ridikules an, was die Pariſer ſelbſt erkannten, indem ſie beiſpielsweiſe die Oſſein-Suppe einfach als »Gamaſchenknopf-Bouillon« (Soupe aux boutons de guêtre) bezeichneten; nichtsdeſtoweniger waren ſelbſt die unpraktiſchſten dieſer Vorſchläge immer noch inſoweit von praktiſcher Bedeutung, als ſie, wie ſchon angedeutet, für gute Stimmung ſorgten. Wenn dies bei jeder hauptſtädtiſchen Bevölkerung von Wichtigkeit iſt, ſo doppelt bei der Pariſer. Dies wußte die Regierung ſehr wohl und war ihrerſeits bemüht, das ſouveraine Volk vor allem »bei Laune« zu erhalten. Zu dieſem Behuf ließ man ihm denn auch das Spielzeug der Clubs, in denen allabendlich über das Wohl des Vaterlandes berathen wurde. Man zog den Beſuch derſelben ſelbſt dem des Theaters vor und ſo wuchſen dieſelben, namentlich in den Vorſtädten, wie Pilze über Nacht empor.

In dem älteſten dieſer Clubs, der ſich »das Vaterland in Gefahr« nannte, herrſchte der ſchon zu Eingang dieſes Capitels erwähnte rothe Blanqui. Das Local deſſelben befand ſich in der Rue d'Arras, nahe der Place Maubert. Es war eine Zeitlang bei den Gebildeten Mode, dieſen Club zu beſuchen, wie man einer Poſſenvorſtellung beiwohnt. Daß die Poſſe mit Ernſt und Feierlichkeit in Scene ging, erhöhte nur den Genuß. Auch Mr. Labouchère gehörte zu den gelegentlichen Beſuchern und hat darüber berichtet. »... Ich ging alſo in die Rue d'Arras, wo der »ehrwürdige Blanqui« in eigner Perſon den Vorſitz führte und die Ultras der Ultras als Stammgäſte um ſich verſammelte. Beim Eintritt erfolgte die Aufforderung, einige Sous zu dem Fonds zur Anfertigung von Kanonen beizutragen. Bei meiner Ankunft war es etwa halb neun Uhr. Der »ehrwürdige Blanqui« ſaß an einem Tiſch mit zwei Beiſitzern. Der eine war ein blaſſer Menſch, von kränklichem Ausſehn mit langem, blondem, über den Rücken hinabhängendem Haar; der andre ein Strolch. Der Saal war ziemlich voll; viele Anweſende trugen Blouſen, andre Uniform. Ungefähr der fünfte Theil des Publikums beſtand aus Frauen, welche entweder ſtrickten, oder die kleinen Kinder ſäugten, die ſie auf den Armen trugen. Ich fand Platz auf einer Bank, neben einer Dame mit einem Kinde, welches, wie die meiſten andren Kinder, beſchäftigt war, ſeine Abendmahlzeit zu nehmen. Dieſe ſchien ihm jedoch nicht zu ſchmecken, denn es begann heftig zu ſchreien. »Ruhe!« forderten hundert Stimmen, aber das Kind ſchrie nur deſto lauter. »Erſticken Sie es doch!« riefen mir einige Bürger zu; da ich aber kein Herodes bin, ſo kam ich dieſer Aufforderung nicht nach. Die Mutter fürchtete wahrſcheinlich, daß ein Staatsſtreich gegen ihren Sprößling ausgeführt werden könne, weshalb ſie aufſtand, das Kind emporhob, feierlich küßte und ſich dann aus dem Club entfernte.

Mittlerweile war dem erſten Redner ein zweiter gefolgt. Dieſer, ein Lieutenant von der Nationalgarde, begann mit den Worten: »Bürger, ich bin beſſer als irgendeiner von Euch! (Entrüſtete Mißbilligung.) Im Stadthauſe ſagte ich dem General Trochu am Montage, er ſei ein Feigling. (Furchtbares Geſchrei: »Sie ſind ein Lügner!« Männer und Weiber drohen dem Sprechenden mit den Fäuſten.)

In dieſem Augenblick erhob ſich der ehrwürdige Blanqui. »Hier bin ich Herr. Wenn ich einen Redner zur Ordnung rufe, muß er die Tribüne verlaſſen. Bis dahin aber bleibt er.« Der Club hörte dieſe Worte des Weiſen mit ehrfurchtsvoller Scheu an und der Redner durfte weiter ſprechen. Dieſer verneigte ſich gegen Blanqui und fuhr fort: »Das aber wird Niemand leugnen: ich trug einen Befehl des Bürgers Flourens nach der Staatsdruckerei. Dieſer Befehl war die Abſetzung der Regierung der Nationalvertheidigung.« Großer Beifall. Mit dieſem Triumphe zufrieden, zog ſich der Lieutenant in's Privatleben zurück.«

So Labouchère. Sarcey berichtet aus anderen Clubs Aehnliches. Er ſchreibt:

»Mit unerſchütterlichem Ernſt führte man in dieſen Verſammlungen eine Parodie der Scenen von 1793 auf. Die unſinnigſten und poſſirlichſten Anträge wurden geſtellt und mit wahnſinnigem Beifall begrüßt. Eine gegentheilige Meinung zu äußern, wäre gefährlich geweſen. Jeder betrachtete ſich als einen Deſcendenten von Robeſpierre oder Marat. Im »Saal Favié«, auch einem Club-Local, kam Folgendes vor. Ein Redner erhob ſich in der Jacke des Nationalgardiſten; wildes Geſicht mit ſtruppigem Bart. Er zog ein Papier aus der Taſche und begann zu leſen. Es war das Todesurtheil (in contumaciam natürlich), das ein benachbarter Club einſtimmig gegen die Verräther Bazaine, Canrobert, Leboeuf und Coffinières ausgeſprochen hatte. Der Redner forderte nunmehr die Bürger von Belleville auf, die Sentenz zu beſtätigen. Die ganze Verſammlung erhob ſich und das Todesurtheil wurde durch Acclamation angenommen. Der Redner, nach Erledigung dieſer Angelegenheit, ging nun auf die ſociale und religiöſe Frage über und erklärte, der Augenblick ſei da, wo die Theologie und Metaphyſik durch die Geologie und Sociologie erſetzt werden müſſe. In dem Eifer ſeines Unwillens ſich immer höher hinaufſchraubend, ſchlug er endlich mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: »Mitbürger, ich fürchte den Blitz nicht, ich haſſe Gott, jenen elenden Gott der Prieſter, und möchte gleich den Titanen den Himmel ſtürmen, um ihn zu erdolchen.« Dieſes zweite Todesurtheil, das der Nationalgardiſt decretirte, erntete weniger Beifall als das erſte. Eine Stimme rief: »Glück auf zu Ballon!« Die Weiber blickten voll Entſetzen um ſich, aber der jüngſte der Titanen ſtieg ruhig von der Rednerbühne herab, um wieder ſeinen Platz einzunehmen.«

Wir ſchließen mit einer Schilderung des Frauenclubs, der im Gymnaſe Triat ſeine Verſammlungen hielt. Der Präſident war natürlich eine Präſidentin. Bürger Jules Allix, Secretair des Damen-Comites, ſtellte zwei Theſen auf: erſtens, daß die Frauen bewaffnet werden müßten; zweitens, daß ſie aufgefordert werden ſollten, ihre Ehre zu vertheidigen, und zwar mit Blauſäure, Acide prussique. Schon der Name weiſe darauf hin, daß dies das Mittel ſei, den Prussiens zu begegnen. Dann begann er die Beſchreibung einer Vorkehrung, einer Art von Bewaffnung, mit deren Hülfe es leicht fallen würde, alle in Paris eindringenden Preußen zu tödten. Der Erfinder nannte dieſe Vorkehrung den »Finger Gottes«; Bürger Jules Allix ſchlug aber vor, ihn »doigt prussique« zu nennen. Er beſtand in einer Art Fingerhut von Kautſchuk, den die Frauen am Finger tragen ſollten. Am Ende dieſes Fingerhutes war ein kleiner Behälter mit Blauſäure angebracht und die Aufgabe Derer, die ihn trugen, beſtand lediglich darin, im Fall irgend einer preußiſchen Unziemlichkeit, mit dieſem Fingerhut nach dem Schädiger ächter Frauenehre zu ſtechen. Allix ſchloß: »unbefleckt werdet ihr ſo bleiben, während ein Wall von Leichen ſich um euch aufthürmt.« Die Frauen zerfloſſen in Thränen, während die Männer nicht hätten Franzoſen ſein müſſen, wenn ſie bemüht geweſen wären ernſthaft zu bleiben.

So war das Leben in den Clubs; eine Kette von Unſinn. Mr. Labouchère, nachdem er eine ganze Anzahl ſolcher Verſammlungen dem Leſer vorgeführt hat, ſchließt ſeine Schilderungen mit folgender, zum Theil auch gegen uns, als den Gegenſatz der Franzoſen, gerichteten Betrachtung. » . . . Und doch, ſo ſchreibt er, thun mir dieſe eitlen, albernen und dünkelhaften Narren, unter denen ich hier lebe, wirklich leid. Sie beſitzen viele liebenswürdige Eigenſchaften, obſchon ſie, in dem Spartaner-ſpielen, das jetzt Mode iſt, völlig ihren Beruf verfehlen. Ihre Rodomontaden mit anzuhören iſt halb ergötzlich, halb verdrießlich. »Wenn Preußen uns jetzt zwingt, Frieden zu ſchließen, ſo wird es in fünf Jahren von uns zermalmt.« Andre wollen Frankreich in dem Augenblick verlaſſen, wo der Friede unterzeichnet wird, wobei es unklar bleibt, ob ſie Frankreich, Preußen oder ſich ſelber durch ihre angedrohte Auswanderung ſtrafen wollen. Noch Andre verſichern mit Emphaſe: »daß ſie lediglich durch die neutralen Mächte daran verhindert würden, ſich ſelbſt zu opfern«, — die alte Geſchichte vom Angſtmann, der ausruft: »haltet mich, ſonſt zerreiß ich ihn«. Nein, dieſe geſchwätzigen Pariſer um mich her, ſind alles andre eher als Spartaner, die, beiläufig bemerkt, in ihrem Privatleben unerträglich langweilig geweſen ſein müſſen. Denn es iſt und bleibt eine traurige Wahrheit, daß in der Regel Niemand wegen ſeiner Tugenden beliebt iſt. Ueberaus gute Menſchen ſind meiſt etwas eckig. Man nehme zum Beiſpiel die Preußen. Sie haben beinah jeden erdenkbaren Vorzug, ſind ehrlich, nüchtern, fleißig, gut unterrichtet, tapfer, gute Söhne, Gatten und Väter, und doch wird alles dies durch einen einzigen Fehler zunichte gemacht — ſie ſind unleidlich. Man lache über die Franzoſen, man ſchmähe ſie, dennoch iſt es unmöglich, keinen Gefallen an ihnen zu finden. Dagegen bewundre und achte man die Preußen ſo viel man wolle, man wird ſie unmöglich lieb gewinnen können. Ich getraue mir zu behaupten, daß es nicht hundert ſüdlich vom Main geborne Deutſche giebt, die auf ihre Ehre behaupten würden, daß ihnen ein Preuße lieber ſei als ein Franzoſe. Der einzige Preuße, den ich als einen angenehmen Mann kennen gelernt habe, iſt Bismarck. Alle andren — und ich habe jahrelang in Deutſchland gelebt — waren ſtolz wie Schotten, kalt wie Neu-Engländer und empfindlich wie nur Preußen ſein können. Abgeſehen von allen politiſchen Erwägungen wird die Suprematie dieſer Nation in Europa eine ſociale Calamität werden.

Die großen Ausfall-Gefechte

am 30. November und 2. December.

Die Neubildung der Armee war fertig. Seit dem 18. November zeigten ſich die Vorbereitungen zu einer Action; Alles deutete darauf hin, daß nun, binnen Kurzem, der »Plan« erkennbar werden würde. Es verzögerte ſich aber immer noch. Endlich, am 30. November, fiel das Geheimniß. Eine große Schlacht — die größte, die unter den Mauern von Paris geſchlagen wurde — ging in Scene.

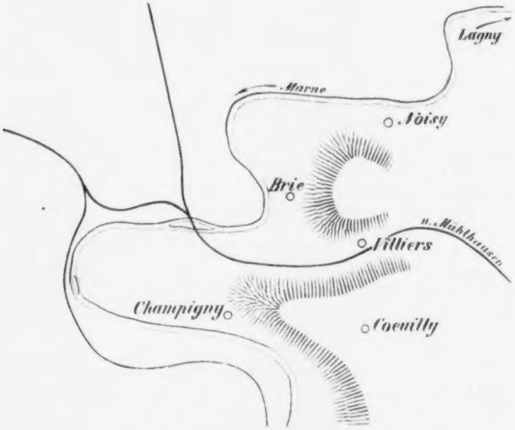
Der Plan war der:

Alle Streitkräfte, über die die Vertheidigung Verfügung hat, brechen in Colonnen ſtrahlenförmig nach allen Seiten hin vor. Die Zahl der Colonnen entſpricht der Zahl der feindlichen Armee-Corps, die Paris einſchließen. Es ſind dies ſieben. Gegen ſechs dieſer Corps wird, mit Hülfe eben ſo vieler Ausfall-Colonnen — und zwar zu dem Behufe, den Feind an allen Stellen zu feſſeln und von Hülfeleiſtungen nach dem bedrohten Punkt hin nach Möglichkeit abzuhalten — nur demonſtrirt; gegen das ſiebente dieſer Cernirungs-Corps aber richten wir unſre ganze Kraft, durchbrechen mit 150,000 Mann, unter Führung General Ducrots, ſeine Doppellinie und reichen einer von der Loire her heranmarſchirenden Erſatz-Armee, wahrſcheinlich in Nähe von Meaux, die Hand.

So der Plan in ſeinen großen Zügen. Die Stelle, die zum Durchbruch auserſehen wurde, lag in gerader Linie öſtlich. Hier, auf dem Terrain zwiſchen der Marne und Seine, ſtand die würtembergiſche Diviſion 15,000 Mann ſtark. Wir haben ſie ein Corps genannt, um nicht durch verſchiedene Namensgebungen die Klarheit des Bildes zu ſtören. Auch waren einzelne unſrer Corps, um eben dieſe Zeit, in der That nur unerheblich ſtärker.

Der Plan: das Durchbruchsproject gegen Oſten, ſcheiterte. Die erſte, ſchwach vertheidigte und tiefgelegene Linie, die Linie Brie-Champigny, wurde Seitens des Feindes im erſten Anlauf genommen; die zweite, gutbeſetzte und hochgelegene Linie, die Linie Noiſy-Villiers-Coeuilly, blieb in unſren Händen. Vergebens ſuchte der Feind ſich dieſer großen Plateau-Poſition zu bemächtigen. Die würtembergiſche Diviſion (inſonderheit die 1. Brigade) glänzend unterſtützt durch die rechts neben ihr ſtehende 24. (ſächſiſche) Diviſion, wies alle Angriffe zurück.

So am 30. November. — Der 2. December war im Weſentlichen eine Wiederaufnahme des zwei Tage zuvor (30. November) abgebrochenen Kampfes, nur dadurch modificirt, daß der feindlichen Offenſive, und zwar noch ehe ſie ſich entwickeln oder auch nur als ſolche erkannt werden konnte, eine diesſeitige Offenſive entgegentrat. Die beiden Angriffe begegneten ſich. Das Reſultat war ebenfalls unentſchieden: Brie blieb in Händen des Feindes,



während Champigny nur halb von uns zurückerobert werden konnte. Den Feind aus der von ihm occupirten Marne-Schleife wieder auf das andre Ufer hinüber zu drängen, war uns nicht geglückt. Nichtsdeſtoweniger durften wir uns, der Geſammtlage nach, den Sieg zuſchreiben. Der Beſitz von Brie-Champigny, irrelevant für uns, war andrerſeits eine beſtändige Gefahr für den Gegner, wenn es dieſem an Kraft gebrach, von den genannten beiden Punkten aus weiter vorzudringen. Daß er dieſer Kraft entbehrte, hatten die Kämpfe vom 30. November und 2. December bewieſen. So blieb ihm in der That nichts übrig, als eine Stellung freiwillig zu räumen, deren Vortheile auszunutzen oder deren Gefahren zu trotzen, er gleichmäßig zu ſchwach war. Schon am 3. und 4. erfolgte die rückgängige Bewegung auf das rechte Marne-Ufer. Der Durchbrechungsverſuch, ſo wiederholen wir, war geſcheitert; wie hinzugeſetzt werden mag: zum Heile Derer, die ihn, mit ſo viel Zuverſicht, unternommen hatten. Denn die Hülfs- und Entſatz-Armee, der man bei Meaux oder Fontaineblau die Hand zu reichen gehofft hatte, hatte in eben jenen Tagen blutige Gefechte gegen die, von Metz her, heranmarſchirende Prinz Friedrich Karl'ſche Armee zu beſtehen gehabt, Gefechte, die wenn auch zu keiner eigentlichen Niederlage des Feindes, ſo doch immerhin dahin geführt hatten, ihn von jedem Weiter-Vormarſch auf Paris zu Abſtand nehmen zu laſſen. General Ducrot würde alſo, ſelbſt wenn ihm der Durchbruch geglückt wäre, die Entſatz-Armee nicht gefunden haben. Er hätte die Vorräthe in Lagny zerſtören, unſre Communikationen momentan unterbrechen können, aber das alles wäre kein Ausgleich für ſo große Anſtrengungen und Opfer geweſen und würde die Kataſtrophe muthmaßlich nur beſchleunigt haben.

So viel im Allgemeinen. In Nachſtehendem ſollen uns die Kämpfe ſelbſt beſchäftigen und zwar:

1. Der Kampf um Villiers und Coeuilly (franzöſiſche Offenſive) am 30. November.
2. Die den Kampf um Villiers und Coeuilly (30. November) begleitenden Demonſtrations-Gefechte.
3. Der Kampf um Brie und Champigny (beiderſeitige Offenſive) am 2. December.

Wir beginnen mit dem Kampf um Villiers und Coeuilly.

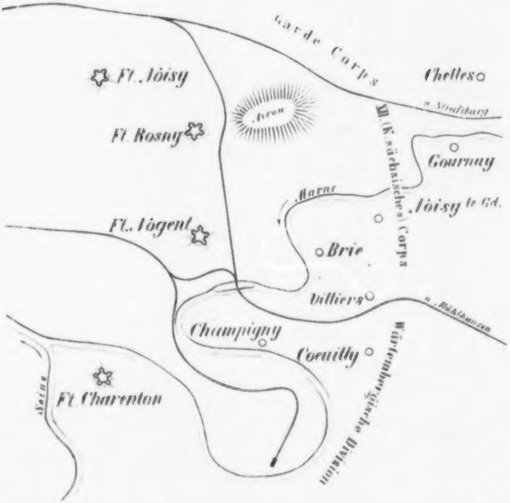
Der Kampf um Villiers und Coeuilly.

(Am 30. November.)

Der 30. November, wie bereits S. 332 hervorgehoben, war der für die große Action beſtimmte Tag. Unter den Vorbereitungen, die dieſen Tag einleiteten, ſtand die Beſetzung und Armirung des Mont Avron obenan. Eine Beſchreibung dieſes, namentlich während der letzten vier Belagerungswochen ſo berühmt gewordenen Plateaus, behalten wir uns für einen ſpätren Abſchnitt vor; hier nur wenige Worte, um auf die beſondre Wichtigkeit dieſes Punktes, auch für die Kämpfe am 30. November und 2. December, hinzuweiſen.

Die ganze öſtliche Reihe der Forts, von St. Denis bis Charenton, hatte ſich, ſo unbequem uns ihr Feuer ſein mochte, doch immer damit begnügen müſſen, uns aus der Front her zu beunruhigen; durch die Beſetzung und Armirung des Mont Avron that die Pariſer Vertheidigung einen kühnen Schritt vorwärts und ſtellte ſich mitten in unſre eigne Linie hinein. Ein meiſterhafter Schachzug Trochu's, der beſte, den er während der ganzen Belagerung that. Wir hatten nun den Feind nicht blos vor uns, ſondern nahezu mitten unter uns, und zwar in ſo vorzüglicher Poſition, daß er nach Norden hin die Garden, nach Oſten hin das XII. Corps, nach Süden hin aber die würtembergiſche Diviſion in Front und Flanke beunruhigen konnte. Die nachſtehende Karte wird dies zeigen.

Die Beſetzung dieſes wichtigen Punktes (Mont Avron) erfolgte in der Nacht vom 28. auf den 29. November. Gut wie der Gedanke war, war auch ſeine Ausführung. Contre-Admiral Saiſſet, der im Fort de l'Eſt, bei St. Denis, commandirte, wurde damit betraut. Er brach, zu feſtgeſetzter Stunde, mit 3000 Marins auf; Poſitions- und Feld-Artillerie folgte, die Infanterie-Diviſion d'Hugues (137. Linien-Regiment, 21. Jäger-Bataillon und 6 Bataillone Mobilgarden) übernahm den Schutz der zu beginnenden


Garde Corps
Chelles
Ft. Nöisy
Avron
n. Straſsburg
Ft. Rosny
XII. (K. sächsisches) Corps
Gournay
Marne
Nöisy le Gd.
Ft. Nögent
Brie
Villiers
n. Mühlhausen
Champigny
Coeuilly
Württembergische Division
Seine
Ft. Charenton

Arbeiten. Dieſe ſelbſt lagen den Marins ob, welche, zu dem Behuf, mit dem entſprechenden Material ausgerüſtet waren. Den Befehl über alles Artilleriſtiſche übernahm Oberſt Stoffel. Am 29. früh war die Armirung beendet, ohne daß unſrerſeits eine Störung verſucht worden wäre, und allein an der Südoſtecke des Plateaus befanden ſich nunmehr fünf ſchwere Feſtungs-Batterieen, die die drei Hauptpunkte unſrer Vertheidigungs-Linie am 30., die Ortſchaften Noiſy, Villiers, Coeuilly, unter ein formidables Flankenfeuer zu nehmen vermochten.

Zu den Vorbereitungen gehörte ſelbſtverſtändlich, wie die Concentrirung der Truppen, ſo auch die Herbeiſchaffung von Brücken-Equipagen, um, im gegebenen Moment, den Uebergang über die Marne in großen Colonnen bewerkſtelligen zu können. Die Truppen ſtanden, ſeit dem 28., drei Armee-Corps ſtark, nördlich und ſüdlich von Vincennes; die Brücken-Equipagen waren an eben dieſem Tage bis an den Canal von St. Maur, der zwiſchen Charenton und Joinville die Verbindung herſtellt, herangeſchafft worden. Am 30. früh, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten,*) hatten alle Pontons ihre vorgeſchriebene Verwendung gefunden und auf der Strecke zwiſchen Joinville und Nogent führten ſechs Schiffbrücken über die Marne, vier bei Joinville, zwei bei Nogent. Anderweite Brückentrains ſtanden in Nähe von Brie, um hier — ſobald der Befehl dazu eintreffen würde — zwei weitre Schiffbrücken herzuſtellen.

An die Commandirenden war ſchon, Tags zuvor, folgende, zugleich die Anfänge des Gefechts klarlegende General-Ordre Trochu's ergangen:

»Den 30. früh, bei Tagesanbruch, eröffnen die Forts und Redouten ein langſames, aber wohlgezieltes Feuer auf folgende Punkte der feindlichen Linie:

> Maiſon Blanche, Ville Evrard, Neuilly ſur Marne, Brie ſur Marne, Bois du Plant, Bois l'Huillier, Champigny, Coeuilly und die Nordſpitze des Plateaus von Chennevieres.

Während dieſer Zeit avanciren unſre Colonnen, ohne ſich jedoch dem Feinde mehr als nöthig zu zeigen oder das Feuer unſrer Artillerie zu geniren. Tirailleurs werden vorgenommen, werfen ſich nieder und eröffnen das Infanterie-Gefecht aus möglichſt gedeckten Stellungen. Zu gleicher Zeit etabliren ſich unſre Feld-Batterieen, theils am rechten Marne-Ufer, theils in der Halbinſel (dans la bouche) von St. Maur, und treten ebenfalls in die Action ein.

Nachdem das Feuer der Forts und Redouten anderthalb Stunden gedauert hat, ſteigen, auf Befehl des General Ducrot, fünf rothe Raketen von der Südoſt-Baſtion des Fort Nogent auf. Im ſelben Augenblick ſchweigt das bis dahin auf Neuilly ſur Marne, le Plant und l'Huillier, ſowie auf

---

*) Dieſe »Schwierigkeiten« waren es, die, ſehr zu Ungunſten unſres Gegners, die Vertagung des ganzen Unternehmens vom 29. auf den 30. November herbeigeführt hatten. Wir haben im Texte dieſer Vertagung nicht erwähnt; hier mögen einige erklärende Worte nunmehr ihre Stelle finden. Die Vertagung war eine nothwendige Folge des Umſtandes, daß die Ponton-Brücken nördlich von Joinville, in der Nacht vom 28. auf den 29. nicht hatten hergeſtellt werden können. Die Strömung der Marne war überall, ganz beſonders aber zwiſchen den Pfeilern der geſprengten Joinviller Steinbrücke, ſo ſtark geweſen, daß das Flußaufwärtsbringen der im Canal von St. Maur angeſammelten Pontons, wenigſtens in der zum Brückenbau erforderlichen Zahl, ſich als eine Unmöglichkeit erwieſen hatte. Erſt unter Zuhülfenahme einer zweiten Nacht (vom 29. auf den 30.), hatten ſich die Uebergänge herſtellen laſſen. — So ſtellt Vice-Admiral La Roncière die Sache dar, mit ihm die meiſten franzöſiſchen Schriftſteller. Vinoy dagegen hebt hervor, daß, einer Trochu'ſchen Depeſche nach, deren Wortlaut er giebt, die »ſtarke Strömung der Marne« jedenfalls nicht der einzige Grund der Vertagung geweſen ſei. Ebenſo wichtig erwies ſich der Umſtand, daß nicht Vorkehrungen getroffen waren, eine wünſchenswerthe Gleichzeitigkeit und Umfaſſendheit des Commandos herzuſtellen. In jener Depeſche heißt es wörtlich: »Opération a été trouvée impraticable, par suite de l'impossibilité de faire parvenir des instructions coordonnées à la masse des troupes réunies sur la Marne.«

Brie und Champigny gerichtete Feuer und unſre Colonnen, Tirailleurs vorauf, werfen ſich auf die ihnen zunächſt befindlichen Angriffsobjecte. Nach zehn Minuten nehmen die Forts und Redouten, ebenſo unſre Feldbatterieen, ihre Thätigkeit wieder auf und richten nun ein lebhaftes Feuer auf die Punkte: Noiſy-le-Grand, Villiers, Coeuilly, Chennevières. Dies Feuer wird, Uhr in Hand, eine Stunde fortgeführt; dann ſchweigt es abermals und unſre Colonnen dringen gegen die zweite Angriffsreihe vor.

Unſre Feldbatterieen werden bemüht ſein, dieſem Vorgehn unſrer Colonnen zu folgen, dabei aber ihre Thätigkeit auf Unterſtützung der Flanken und Aufklärung des Terrains in der Front beſchränken. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß überall da, wo feindliche Batterieen, ſei es in Poſition oder im freien Felde uns entgegentreten, die Aufgabe unſrer Artillerie darin beſtehen wird, ihr Feuer zunächſt gegen dieſe Batterieen zu richten und daß das Weitervordringen unſrer Infanterie-Colonnen erſt dann ſtattzufinden hat, wenn es geglückt ſein wird, das feindliche Feuer nahezu zum Schweigen zu bringen.«

So die General-Ordre Trochu's, der ſich am 30. perſönlich in Fort Rosny befand. Um 7¼ Uhr früh telegraphirte er an den Contre-Admiral Saiſſet nach Mont Avron hinüber: »Alles ſetzt ſich in Bewegung, um an die Ausführung unſres großen Unternehmens zu gehn. Rufen wir gemeinſchaftlich den Herrn der Heerſchaaren an, nach ſo vielen grauſamen Prüfungen, uns zu beſchützen. Geben Sie mir Nachrichten vom Avron aus, wohin ich nicht ſäumen werde, mich zu begeben. Dank für Ihre bewundernswerthen Anſtrengungen.«

Während der Draht dieſe Worte nach dem Avron hinübertrug, donnerten bereits die Geſchütze. Ihr Feuer begann von

Mont Avron,
Fort Nogent,
Fort Rosny,
La Faiſanderie und
La Gravelle

aus. Gepanzerte Lowries, die ein ſchweres Geſchütz führten, ſtimmten von der Eiſenbahnſtrecke unterhalb Nogent und einzelne Feldbatterieen von der Halbinſel St. Maur her, in den großen Donner mit ein.

Ziemlich gleichzeitig mit dem Beginn der Beſchießung, begann auch der Vorſtoß der Infanterie. General Ducrot, der, wie bereits hervorgehoben, den Angriff leitete, hatte — unter Anlehnung an die General-Ordre Trochu's

— über die drei, ihm zur Verfügung ſtehenden Armee-Corps, wie folgt disponirt:

Corps Blanchard, rechter Flügel, debouchirt bei Tagesanbruch über die Pontonbrücken bei Joinville, hält ſich, innerhalb der Marneſchleife, am rechten Arm derſelben hin, beſetzt das Bois l'Huillier, nimmt Champigny und das Jägerhaus, und dringt von hier aus gegen das Plateau, beziehungsweiſe gegen Park und Schloß von Coeuilly vor;

Corps Renault, Centrum, debouchirt gleichzeitig mit Corps Blanchard über die Pontonbrücken bei Ile de Beaute, hält ſich, innerhalb der Marneſchleife, am linken Arm derſelben hin, beſetzt Le Plant, theilt ſich in zwei Angriffscolonnen, nimmt mit der linken Brie, mit der rechten die Fours à chaux (Kalköfen) und ſucht, einerſeits an der Wegſtraße Brie-Noiſy, andrerſeits am Eiſenbahndamm hin vordringend, das hochgelegene Dorf Villiers von Nord und Süd her zu umfaſſen.

Corps d'Exea bleibt zunächſt dieſſeits, am rechten Marne-Ufer, demonſtrirt gegen Neuilly ſur Marne und Chelles, hält ſich aber bereit, im gegebenen Moment die bis dahin zu ſchlagenden Ponton-Brücken nördlich von Brie mit einer Diviſion zu überſchreiten, um, durch einen Vorſtoß gegen Noiſy oder auf das zwiſchen Noiſy und Villiers gelegene Terrain, unterſtützend in den Kampf um dies letztgenannte Dorf eingreifen zu können.

Die Artillerie folgt, nimmt zunächſt Stellung ſüdlich von Le Plant und ſucht bis zur Verbindungsſtraße zwiſchen Brie und Champigny, beziehungsweiſe bis zu den Fours à chaux zu avanciren. General Favé, mit einer ſtarken Artillerie-Abtheilung, nimmt Stellung auf dem Terrain der Halbinſel St. Maur und unterſtützt durch flankirendes Feuer unſer Vorgehn gegen das Plateau Villiers-Coeuilly.

So etwa die Dispoſition. Im Einklange hiermit wurde verfahren. Unſre Vorpoſten (Sachſen: 1. Bataillon, Major Thierbach, 107. Regiments) ſahen ſich unter der Angriffswucht feindlicher Maſſen aus Le Plant, l'Huillier, Brie, Champigny hinausgedrängt und um 9 Uhr früh ſtanden uns vier franzöſiſche Diviſionen mit 10 Feldgeſchützen auf der Linie der beiden letztgenannten Dörfer gegenüber. Zwei Diviſionen am linken feindlichen Flügel bei Brie, zwei Diviſionen am rechten feindlichen Flügel bei Champigny; dazwiſchen eine lange Artillerie-Reihe in Front der Fours à chaux.

Eine momentane Pauſe im Gefecht trat ein; es war als ob der Gegner die ſtarke Stellung muſtre, die er angewieſen und gewillt war, mit ſtürmender Hand zu nehmen.

Die Stellung aber war wie folgt:

Zwei Plateaus legen ſich der offnen Seite der Marne-Schleife, alſo der Linie Brie-Champigny, unmittelbar vor. Das links gelegene (wir halten

Ueberſchau von Seiten des Feindes aus) iſt das Plateau von Villiers, das rechts gelegene das Plateau von Coeuilly. Beide ſteigen in ziemlich ſteilen Terraſſen an, beide ſind von gleicher Höhe und beide tragen, caſtellartig, ein von Park und Parkmauern umgebenes Schloß: Chateau Villiers und Château Coeuilly. Die Erſtürmung in der Front bietet die äußerſten Schwierigkeiten, da die um 400 Schritt zurückgelegenen dominirenden Punkte das breite Vorterrain mit beſondrem Erfolg unter Feuer nehmen können, und nur Flankenbewegungen verſprechen einen Erfolg. Dieſe Flankenbewegungen ermöglichen ſich an drei Stellen:

links und rechts an der Marne hin, auf dem ſchmalen Terrain zwiſchen dem Fluß und dem einen oder andren der beiden Plateaus,

dann, drittens, in der Mitte zwiſchen den beiden Plateaus, wo der La Lande-Bach ein Thal bildet, in welchem – und zwar gerade hier über einen Damm hin — die Paris-Mühlhauſer Eiſenbahn läuft.

Glückt es dem Angreifer in dieſe drei, defiléeartigen Straßen einzudringen, ſo hat er beide Plateaus und zwar jedes einzelne von rechts und links her flankirt. Dies auszuführen, darum drehte ſich — allerdings begleitet von Frontal-Angriffen — in den nun folgenden Stunden das Gefecht. Rechts, bei Champigny, und im Centrum, am Eiſenbahndamme hin, ſcheiterten alle Anſtrengungen, die darauf abzielten, dieſe flankirenden Bewegungen auszuführen; links, bei Brie, war dieſe Flankirung, deren wir weiter oben bereits erwähnt haben, durch die bloße Beſetzung des Dorfes, ſo gut wie wenigſtens halb bewerkſtelligt. Alle Verſuche aber, dieſen von Anfang an gegebenen günſtigen Umſtand auszubeuten, ſcheiterten an der glänzenden Vertheidigung des Parks von Villiers durch die Würtemberger und an dem rechtzeitigen Eintreffen der Sachſen, deren Stellung derart war, daß ſie den flankirenden Feind ſelbſt wieder in die Flanke zu nehmen vermochten.

Unſre Karte auf S. 345 wird dies Alles dem Auge klar legen.

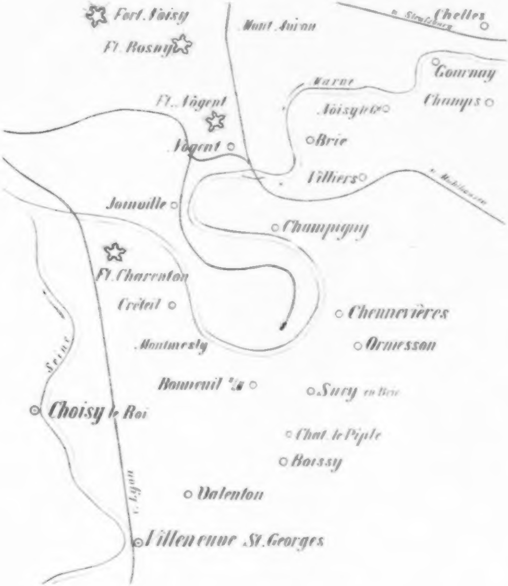
Wir ſteigen nun auf das Plateau hinauf, um daſelbſt, auf der Parkmauer von Villiers Stellung nehmend, die Kampfesſtunden von 9 bis 11 auf Seite der Würtemberger mitzumachen.

Dieſſeits von 9 bis 11.

Wie ſchon S. 333 hervorgehoben, war der große Terrain-Abſchnitt zwiſchen der Marne bei Chelles und der Seine bei Choiſy le Roi (vergl. unſre Karten auf S. 336 und 341) nur durch zwei Diviſionen beſetzt und zwar durch die

24. (ſächſiſche) Diviſion auf der Linie Chelles-Noiſy le Grand, und durch die

württembergiſche Diviſion auf der Linie Villiers ſur Marne und Bonneuil ſur Marne.


Fort. Noisy
Ft. Rosny
Mont Avron
n. Strasburg
Chelles
Gournay
Marne
Champs
Noisy le Gr.
Ft. Nogent
Brie
Nogent
Villiers
n. Mühlhausen
Joinville
Champigny
Ft. Charenton
Creteil
Chennevières
Montmesly
Ormesson
Seine
Bonneuil s/M
Sucy en Brie
Choisy le Roi
Chat. le Piple
Boissy
Valenton
v. Lyon
Villeneuve St. Georges

Gegen die württembergiſche Diviſion richtete ſich recht eigentlich der Angriff. Ihre drei Brigaden ſtanden am Morgen des 30. wie folgt:

1. Brigade: Villiers-Coeuilly;
2. Brigade: Chennevières-Ormeſſon;
3. Brigade: Sucy-Bonneuil.

Dieſe 3. Brigade, die auch den links neben ihr gelegenen Mont Mesly beſetzt hielt, hatte ein ſelbſtſtändiges Gefecht, auf das wir an andrer Stelle zurückkommen. Die 2. Brigade griff, von links her, und zwar in den allergefährdetſten Momenten, unterſtützend in den Kampf der 1. Brigade ein.

Dieſe nun (die 1. Brigade) hatte den eigentlichen Kampf. Sie ſtand unmittelbar in Front des feindlichen Angriffs. Ihre Zuſammenſetzung war:

Infanterie.

1. Infanterie-Regiment (Regiment Olga), Oberſt v. Berger;
7. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Rampacher;
2. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant v. Knörzer.

Artillerie.

1. Sechspfünder-Batterie, Hauptmann Peyer;
2. Vierpfünder-Batterie, Hauptmann Wagner I.;
3. Vierpfünder-Batterie, Hauptmann Kurz.

Die ganze Brigade unter Befehl des Generalmajor v. **Reitzenſtein**. Commandirender der Artillerie: Obriſtlieutenant v. **Marchthaler**.

Die Vertheilung dieſer Streitkräfte, nicht voll 5000 Mann, war um 9 Uhr früh, als der Feind ſich eben anſchickte, von Brie und Champigny aus gegen unſre Höhenſtellung vorzugehn, die folgende:

2. Jäger-Bataillon (linker Flügel) ſüdlich vom Jägerhof;

Regiment Olga (Centrum) in Schloß und Park von Coeuilly;

7. Infanterie-Regiment (rechter Flügel) in Schloß und Park von Villiers.

Batterie Peyer, links, in Front des Jäger-Bataillons;

Batterie Kurz, Centrum, zwiſchen Coeuilly und dem Eiſenbahndamm;

Batterie Wagner, rechts, zwiſchen dem Eiſenbahndamm und Villiers.

Zu bemerken bleibt noch, daß zwei Compagnieen 7. Regiments von Villiers-Park aus nach links detachirt waren, um, in einer Mittelſtellung zwiſchen den Batterieen Kurz und Wagner, theils als Infanterie-Bedeckung dieſer, theils überhaupt zur Vertheidigung des Defilées am Bahndamm hin zu dienen. Es war dies der wichtigſte Punkt. — General v. Reitzenſtein befand ſich in Villiers-Park beim 7. Regiment und leitete, von dieſem hochgelegenen Punkte aus, das Gefecht. Das Bild, das daſſelbe gewährte, war, als die franzöſiſchen Diviſionen zum Sturme vorgingen, etwa wie umſtehend, auf S. 345 angegeben.

Corps **Renault** ging in drei Colonnen gegen die **Villiers**-Poſition vor und zwar derart, daß Mittel-Colonne B den Schloßpark in der Front anzugreifen bemüht war, während die Seiten-Colonnen A und C — jene von Norden (Noiſy), dieſe von Süden (Eiſenbahndamm) her — die geſammte Villiers-Stellung zu umfaſſen trachteten.

Corps **Blanchard** avancirte in gleicher Weiſe mit drei Colonnen gegen die **Coeuilly**-Poſition, dabei mit Mittel-Colonne E ſich gegen den Schloßpark, mit Seiten-Colonnen D und F aber ſich nördlich gegen den

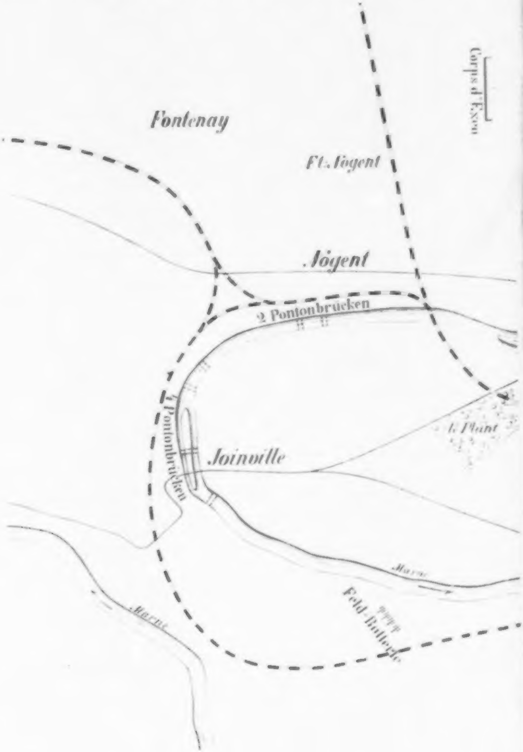
Eiſenbahndamm und ſüdlich gegen den Jägerhof, beziehungsweiſe gegen die nach Chennevieres führende Straße, richtend.*)

Es ergiebt ſich hieraus, daß der im Defilée des Lalande-Baches ſich hinziehende Eiſenbahndamm zunächſt der bedrohteſte Punkt war, denn hier waren zwei Colonnen bemüht den Durchgang zu erzwingen: die rechte Flügel-Colonne des Corps Renault und die linke Flügel-Colonne des Corps Blanchard. Und dieſem wüthenden Anſturm hatten wir an dieſer Stelle nur das Feuer zweier Batterieen und zweier Compagnieen entgegenzuſetzen. Es waren die beiden Vierpfünder-Batterieen Wagner I. und Kurz und die Compagnieen Hausmann und Beck vom 7. Regiment. Ihre Stellung erſchien bald unhaltbar und zwei Compagnieen Olga wurden, von Coeuilly-Park aus, nordwärts bis an den Eiſenbahndamm geſchoben, um dem Widerſtand einen neuen Halt zu geben. Aber wenig war durch dieſe ſchwache Verſtärkung gewonnen, um ſo weniger, als eine der Compagnieen, in Kreuzfeuer gerathend, nicht vorzudringen vermochte, und ſchon glaubte man, die hartbedrängte Poſition räumen zu müſſen, als das Eintreffen einer erſten Unterſtützung die äußerſte Gefahr, in der wir ſchwebten, abzuwenden begann. Ein ſächſiſches Bataillon**) rückte an den Bahndamm, den es nun, in Gemeinſchaft mit der 7. Compagnie Olga (Hauptmann Viſcher) von da an bis zum Eintreffen weitrer Ver-

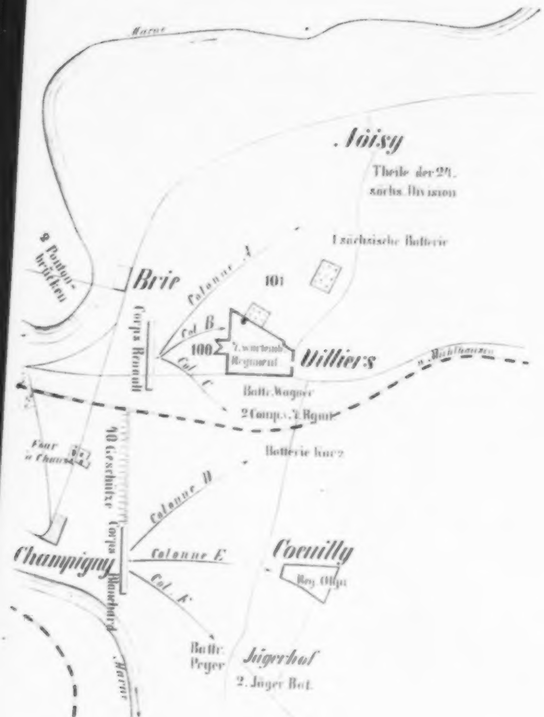
---

*) Wir waren außer Stande, die feindlichen Angriffs-Colonnen anders als durch Buchſtaben zu bezeichnen, kein franzöſiſches Werk, unter den bisher erſchienenen, bringt beſtimmtere Angaben. Im Weſentlichen wird man ſagen dürfen, daß, ſüdlich der Eiſenbahn, die Diviſion Faron, vom Corps Blanchard, nördlich derſelben die Diviſion Mauſſion, vom Corps Renault, focht. Die Zuſammenſetzung dieſer Diviſionen haben wir auf S. 319 gegeben. Zur Diviſion Faron gehörten die Regimenter 35 und 42 von der alten Armee, die beiden einzigen die — weil zu einem ſpätren Zeitpunkt (von Rom her) auf dem Kriegsſchauplatze eintreffend — den Capitulationen von Sedan und Metz entgangen waren. Sie bildeten die Elite-Truppe der neuen Armee. Abtheilungen der Diviſion Malroy, vom Corps Blanchard, wie der Diviſion Berthaut, vom Corps Renault, ſind am 30. muthmaßlich nur ſpärlich in Action getreten. Ueber die Diviſion Bellemare (Corps d'Exea), die am Nachmittage miteingriff, berichten wir weiterhin auf S. 351 und S. 353 (Bericht vom 4. Zuaven-Regiment).

**) E. v. Schmid, in ſeinem Buche: »Antheil der würtembergiſchen 1. Brigade am Kriege gegen Frankreich«, nimmt an, daß das hier eintreffende Bataillon dem ſächſiſchen Regimente Nr. 106 zugehört habe. Er ſchreibt wörtlich: »Gegen 10½ Uhr traf ein Bataillon 106. Regiments in Villiers ein, welches vom Brigadecommandeur (v. Reitzenſtein) ſofort zur Ablöſung der am Bahndamm kämpfenden Compagnieen des 7. würtembergiſchen Regiments vorgeführt wurde.« Dies kann aber nicht richtig ſein. In einem ſächſiſchen Bericht von durchaus offiziellem Charakter heißt es: » . . . Sofort, als die Meldung General Reitzenſtein's von dem Verluſte Champigny's und dem Vordringen des Feindes gegen die Linie Coeuilly-Villiers eingetroffen war, wurde das 3. und gleich darauf auch das 2. Bataillon 106. Regiments gegen die Nordſeite von Villiers dirigirt, ſie griffen gegen 12 Uhr die nördlich Villiers gelegenen Terrainwellen an ꝛc.« Von der Detachirung eines dieſer Bataillone an den Bahndamm iſt an keiner Stelle des ziemlich ausführlichen Berichtes die Rede. Wenn hier alſo (am Bahndamm) und zwar vor dem Erſcheinen des etwa um 1 Uhr anlangenden 1. Bataillons 104, bereits eine andre ſächſiſche Unterſtützung eintraf, ſo können es wohl nur Compagnieen von dem auf S. 339 erwähnten 1. Bataillon 107. Regiments, Bataillon Thierbach, geweſen ſein, das, aus ſeiner Vorpoſtenſtellung bei Le Plant und Champigny zurückgehend, mit dem was ihm verblieben war, hier möglicherweiſe Stellung nahm.



ſtärkungen hielt. Die Compagnieen Hausmann und Beck wurden zurückgenommen.


Marne
Nöisy
Theile der 24. sächs. Division
1 sächsische Batterie
9 Pontonbrücken
Brie
Colonne A
101
Corps Renault
Col. B
100
7. württemb. Regiment
Villiers
n. Mühlhausen
Col. C
Battr. Wagner
2 Comp. v. 7. Rgmt.
Four à Chaux
10 Geschütze
Batterie Kurz
Colonne D
Champigny
Corps Blanchard
Colonne E
Coeuilly
Reg. Olga
Col. F
Battr. Pryer
Jägerhof
2. Jäger Bat.
Marne

Dieſſeits von 11 bis 1.

Der erſte Durchbrechungsverſuch war abgeſchlagen. Eine Pauſe trat ein.

General v. *Reitzenſtein*, von ſeinem Hochpunkt bei Villiers-Park aus die Situation überblickend, erkannte klar, daß dieſe Pauſe nur von kurzer Dauer ſein werde. Der Feind mußte ſelbſtverſtändlich bemüht ſein, ſeine Durchbrechungsverſuche in die *erſten* Stunden des Kampfes zu legen, wo die Ueberraſchung noch wirkſam und das Eintreffen zu unſrer Unterſtützung von rechts und links her herbeieilender Truppentheile noch nicht anzunehmen war. Ein erneuter Angriff war alſo von Minute zu Minute zu erwarten. Solchen Momenten zu begegnen, giebt es nur *ein* Mittel. General v. Reitzenſtein ergriff es. Er ſchritt ſelbſt zur *Offenſive*, um, wenigſtens nach Möglichkeit, den Gegner über unſere Schwäche zu täuſchen. Von allen drei Punkten aus, die die Brigade inne hatte, erfolgte gleichzeitig der Vorſtoß:

vom *Jägerhof* aus, linker Flügel, ſtürmten zwei Compagnieen Jäger gegen das in Front von Champigny gelegene Jägerhaus;

von *Coeuilly-Park* aus, Centrum, führte Oberſt v. Berger alle ſechs Compagnieen Olga, über die er noch Verfügung hatte (zwei, wie wir wiſſen, waren an den Bahndamm detachirt) in gerader Richtung gegen Champigny;

von *Villiers-Park* aus, rechter Flügel, ſuchte Bataillonscommandeur Major v. Perglas, mit drei Compagnieen 7. Regiments und zwar über den Punkt 101 hinweg, den Gegner zurückzudrängen und ſich auf dem Terrain zwiſchen Brie und Villiers einzuniſten.

Aber dieſer kühn geplante Vorſtoß ſah ſich nur am *linken* Flügel — wo die Jäger in der That das Jägerhaus erſtürmten — von Erfolg begleitet; im *Centrum* und am *rechten* Flügel mußten die zum Vorſtoß verwendeten Compagnieen, nachdem ſie ſchwere Einbußen erfahren, wieder zurückgenommen werden. Namentlich hart betroffen wurden die 6 Compagnieen Olga, die, nach Ueberſchreitung einer in Front des Coeuilly-Parkes von Nord nach Süd ſich hinziehenden Mulde, plötzlich auf ſtarke feindliche Colonnen ſtießen, deren Anmarſch ſich ihnen, in Folge eigenthümlicher Terrain-Configuration (eben jene Mulde), völlig entzogen hatte.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieſem franzöſiſchen Gegenſtoß und was ihm vorherging. Wie General v. Reitzenſtein erwartet, hatte der Gegner in der That ſeine zwiſchen 9 und 10 Uhr geſcheiterte Offenſive zwiſchen 11 und 12 Uhr wieder aufgenommen und ging eben jetzt in zwei Schräglinien gegen den Bahndamm und das angrenzende Terrain vor, General Renault mit halb rechts von Brie, General Blanchard mit halb links von Champigny aus. In dieſen ſchräglinigen Doppelſtoß hinein geriethen nunmehr einzelne der in breiter Front avancirenden ſechs Compagnieen Olga, während andre ſich aus der Front her angegriffen ſahen. Es war dies der Moment, wo der Feind — wenigſtens ſo weit die Vormittags-Hergänge in Betracht kommen — ſeine höchſten Anſtrengungen entwickelte. General Ducrot, eben vom Fort Nogent her eingetroffen, und durch Wort und Beiſpiel die Bataillone fortreißend, führte ſie, Degen in Hand, perſönlich gegen die Abhänge vor; General Renault, ein Veteran, der von der Pike auf ſeine Laufbahn gemacht, fiel am Bahndamm;*) beinah gleichzeitig: Graf Neverlée, Ordonnanzoffizier Ducrot's und Oberſtlieutenant Prevault, der noch jugendliche Commandeur des 42. Linien-Regiments. Dieſen Verluſten, denen ſich viele andre geſellten, entſprachen die unſren. Oberſt v. Berger fiel; mit ihm die Oberlieutenants Gaßer und Bandel; ſchwer verwundet wurden Major Schäffer und Hauptmann Clauſen zurückgetragen. Getroffen waren: die Oberlieutenants v. Entreß, Lienhardt, Niethammr, die Lieutenants Woellhaf, Kirn,

*) General Renault wurde 500 Schritt in Front der Linie Coeuilly-Villiers von einem Granatſplitter in den Schenkel getroffen. Er ſchwankte, hielt ſich aber im Sattel und rief ſeinem Adjutanten, als dieſer ihn fragte »was iſt General?« lächelnd zu: »nichts, faſt nichts«. Im ſelben Augenblick überfiel ihn eine Ohnmacht und die zunächſt Stehenden trugen ihn rückwärts zu den Ambulancen. Von dort ſchaffte man ihn nach Paris, in's Lazareth Lariboiſière, an deſſen Spitze einer ſeiner Freunde als dirigirender Arzt ſtand. Dieſer hoffte das Bein retten zu können, aber am zweiten Tage zeigte ſich, daß eine Amputation unerläßlich ſei. Er ertrug ſie mit ſtoiſchem Muth. Einige, die ſich an ſein Lager drängten, weinten; er aber ſagte ruhig: »das befreite Paris iſt mit einem Bein nicht zu theuer bezahlt.« Er mochte damals noch der Hoffnung leben, daß der große Ausfall von Erfolg begleitet ſein werde. Am 6. December erlag er den Folgen der Amputation und die Obſequien wurden in der Capelle der Invaliden gehalten. Monſigneur Darboy, Erzbiſchof von Paris, ſprach an ſeinem Sarge und ſtellte ihn als das Muſter eines tapfern und pflichttreuen Soldaten auf. Dann wurde der Sarg in die Gruft der Gouverneure geſenkt. —

Dem Buche d'Arſac's »Memorial du Siège de Paris« entnehmen wir noch einige Notizen über die zwei andren im Text genannten Offiziere. Graf Neverlée, der ſich ſchon in den Vorpoſtengefechten gegen unſer V. Corps (Linie Malmaiſon-Buzenval) ausgezeichnet hatte, erbat ſich am Morgen des 30. November Erlaubniß, mit einer Anzahl ausgewählter Leute, einen Durchbrechungsverſuch auf eigne Hand unternehmen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm ertheilt. Mit etwa 140 Mann drang er in das Defilée am Bahndamm ein, aber ſein Verſuch ſcheiterte, wie jeder andre. Mit ihm fiel die große Mehrzahl ſeiner Leute. — Obriſtlieutenant Prevault hatte ſeine Laufbahn bei den Zuaven gemacht, in deren Reihen er bei Magenta, in Mexiko und ſchließlich bei Wörth gefochten hatte. Der Sedan-Capitulation glücklich entgangen, war er bei dem neugebildeten 4. Zuaven-Regiment als Chef de Bataillon eingetreten. »Er war ebenſo beliebt wie tapfer, ebenſo tapfer wie gütig.« Bei der Neu-Organiſation der Armee (6. November) hatte er das 42. Linien-Regiment erhalten, eine beſondre Auszeichnung, da die Regimenter 35 und 42, wie erwähnt, erſt während des Krieges aus Rom eingetroffen, mit Recht als die beſten der neuen Armee galten. Es waren eben noch alte Truppen. — Auch Ducrot's wird in dem d'Arſac'ſchen Buche erwähnt, aber in einer Weiſe als ob es ſich um eine Circus-Scene handle: »Il avait eu deux chevaux tués sous lui. Il était debout et seul. Il avait deux sabres, l'un à la main, l'autre aux dents.«

Baier, die Portepeefähnriche Goll und v. Ziegeſar. Die Compagnieen hatten mehr als den vierten Mann verloren und wurden in die Poſition von Coeuilly-Park zurückgenommen. Major Haldenwang übernahm das Commando.

Die ſchützende Parkmauer war erreicht; aber der ſeines Erfolges ſich bewußte Gegner drängte nach, und möglich, daß beide Poſitionen: Bahndamm und Coeuilly-Park, eben jetzt mit ſtürmender Hand von ihm genommen worden wären, wenn nicht in dieſem allerbedrohteſten Momente, von beiden Flügeln her, Hülfe gekommen wäre. Von links her gebot das ſiegreich avancirende, auf Befehl des Generalſtabs-Offiziers Hauptmann Pfaff plötzlich rechts-einſchwenkende und Schnellfeuer gebende Jäger-Bataillon, dem Nachdrängen des Feindes Halt; von rechts her griffen, um dieſelbe Zeit etwa, zwei weitere ſächſiſche Bataillone, degagirend in den Gang des Gefechtes ein. Es waren das 2. und 3. Bataillon 106. Regiments,[*] unter perſönlicher Führung des an dieſem Tage eine combinirte Brigade befehligenden Oberſt v. Abendroth. Im Geſchwindſchritt von Noiſy herbei eilend, gingen die genannten beiden Bataillone in Schräglinie am Kirchhofe von Villiers vorbei, faßten den Feind bei Punkt 101 oder 100 und warfen Alles, was hier auf dem Plateau ſich eingeniſtet hatte, den Abhang hinunter. Zwei Geſchütze wurden genommen und bezeichnet; mußten aber ſtehen gelaſſen werden, um die Kraft des Angriffs nicht zu brechen. Beſonders das dritte Bataillon (Major Brinckmann) 106. Regiments hatte bei dieſem Vorſtoße ſich ausgezeichnet.

Es war jetzt 1 Uhr. Die geſchickte Rechtsſchwenkung des 2. Jäger-Bataillons und das brillante Eingreifen der beiden ſächſiſchen Bataillone unter Oberſt Abendroth, hatten uns im Centrum freigemacht und die Gefahr von den beiden bedrohteſten Punkten abgewandt:

[*] Details über das Vorgehn dieſer beiden Bataillone vom 106. Regiment, giebt bis zur Stunde nur ein engliſcher Bericht, der das Schickſal aller engliſchen Berichte theilt: Unzuverläſſigkeit. Er ſpricht von einem erbitterten Kampfe im Dorfe Villiers, der ſchließlich zur Wiedereroberung dieſes Platzes geführt habe. Dies iſt jedenfalls ein Irrthum; Villiers war keinen Augenblick in Händen des Feindes, brauchte alſo nicht wiedererobert zu werden. Andres in dem Berichte ſcheint indeſſen zutreffender zu ſein, weshalb wir hier ſeine Schlußſätze geben. „... Das Gefecht zog ſich nunmehr auf's freie Feld, und dort war es, wo eine ziemlich in Front von Villiers aufgefahrene Mitrailleuſen-Batterie mit äußerſter Schnelligkeit arbeitete. Oberſt Abendroth's Pferd ſtürzte, von vier Kugeln durchbohrt, zu Boden, ein Offizier gab ihm das ſeine, der Oberſt ſchwang ſich in den Sattel und wieder ging es mit Hurrah dem Feinde entgegen. Aber kaum war man 100 Schritte weiter geſtürmt, ſo traf auch dieſes Thier eine Kugel und Roß und Reiter ſtürzten abermals. Obſchon verletzt durch den Fall, raffte ſich Oberſt Abendroth ſofort wieder auf und rief ſeinen Mannſchaften zu, den bereits fliehenden Franzoſen zu folgen. Das geſchah; Gefangene, in ziemlicher Anzahl wurden gemacht, aber das Granatfeuer geſtattete keinen Verbleib in dieſer exponirten Stellung. Zwei Geſchütze, die bereits genommen worden, mußten im Stich gelaſſen werden.“

Coeuilly-Park und der Defilee-Eingang am Bahndamm waren in unſren Händen verblieben.

Von 1 bis 3.

1 Uhr war Wendepunkt. Die Offenſivkraft des Feindes, wenigſtens ſo weit die bis dahin in Action getretenen Diviſionen der Corps Blanchard und Renault in Betracht kamen, ſchien gebrochen. Im Uebrigen trafen eben jetzt auch weitere Verſtärkungen innerhalb der dieſſeitigen Linie ein, nicht zahlreich an und für ſich, aber ſtark genug, um die Stellung Villiers-Coeuilly, ſelbſt für den Fall, daß der Feind ſeine Anſtrengungen wiederholen ſollte, unſrerſeits als geſichert anſehen zu können.

Dieſe Verſtärkungen, mit Uebergehung ſpäter eintreffender Bataillone und Batterieen, waren:

Batterie Wagner II.,
1 Halb-Bataillon vom 5. würtembergiſchen Regiment,
2½ Bataillon vom ſächſiſchen Regiment Nr. 104 und
2 ſächſiſche Batterieen.

Alle dieſe waren um 1 Uhr zur Stelle und rückten ſofort in die Front. Die ihnen zugewieſenen Poſitionen waren die folgenden:

Batterie Wagner II. auf den Höhenrand in Front von Champigny;

Halb-Bataillon 5. Regiments in den Jägerhof;

1. Bataillon 104. Regiments an den Bahndamm zwiſchen Villiers und Coeuilly;

die beiden ſächſiſchen Batterieen eben dahin;

1½ Bataillone 104. Regiments nördlich Villiers, zwiſchen Park und Kirchhof.

Das Bild[*]) alſo, das unſre Vertheidigungslinie um 1 Uhr oder doch nur wenig ſpäter gewährte, geben wir umſtehend.

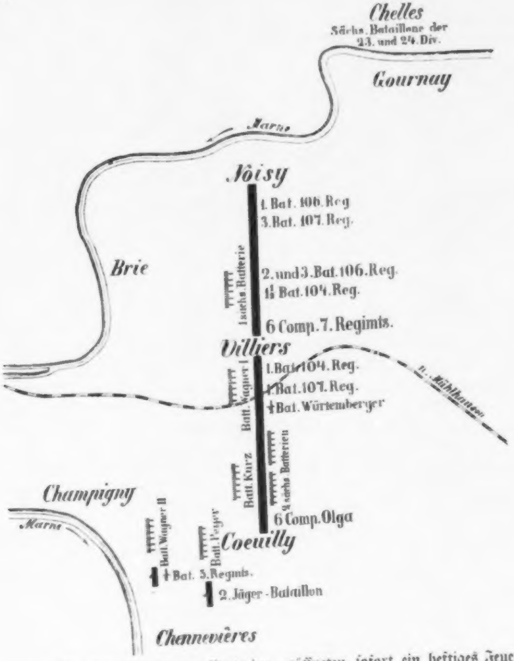
Die Streitmacht die wir dem Feinde auf der Linie Villiers-Coeuilly um dieſe Stunde entgegen ſtellen konnten, betrug 10 Bataillone und 7 Batterieen und zwar:

5½ Bataillone Würtemberger,
4½ Bataillone Sachſen,
4 würtembergiſche und 3 ſächſiſche Batterieen.

Unſre Vertheidigungskraft hatte ſich alſo ſeit 9 Uhr früh etwas mehr als verdoppelt.

---

[*]) Unſere umſtehende Karte könnte die Vorſtellung wecken, als lägen Noiſy, Villiers und Coeuilly in der Tiefe; ſie liegen aber, wie S. 340 hervorgehoben, hoch. Der dicke ſchwarze Strich durfte füglich bei Villiers nicht unterbrochen werden. Der Einſchnitt iſt dort, wo die Eiſenbahn läuft. Dieſe Bemerkung gilt auch von der entſprechenden Karte auf S. 389.


Chelles
Sächs. Bataillone der 23. und 24. Div.
Gournay
Marne
Nôisy
1. Bat. 106. Reg
3. Bat. 107. Reg.
Brie
1 sächs. Batterie
2. und 3. Bat. 106. Reg.
1½ Bat. 104. Reg.
6 Comp. 7. Regimts.
Villiers
1. Bat. 104. Reg.
1 Bat. 107. Reg.
½ Bat. Würtemberger
Batt. Wagner I
n. Mühlhausen
Batt. Kurz
2 sächs. Batterien
6 Comp. Olga
Champigny
Marne
Batt. Wagner II
Batt. Peyer
Coeuilly
½ Bat. 3. Regmts.
2. Jäger-Bataillon
Chennevières

Die neu eintreffenden Batterieen eröffneten ſofort ein heftiges Feuer, die Batterie Wagner II. dabei mannichfach die Stellung und die Objecte wechſelnd. Von einer Beſchießung der Dorfſtraße von Champigny, in der der Feind in dichten Maſſen ſtand, ging ſie ſpäter zu einem Artilleriegefecht mit den an den Fours à chaux in Stellung verbliebenen feindlichen Geſchützen über. Infanterie-Vorſtöße — einen ſchwachen, gegen Villiers-Park ſich richtenden Verſuch des Feindes abgerechnet — fanden von 1 bis 3 Uhr nicht mehr ſtatt. Nur die Artillerie-Schlacht tobte. Erſt zwiſchen 3 und 5 unternahm der Feind eine letzte Anſtrengung gegen das Plateau von Villiers. Wir wenden uns dieſem Schluß-Abſchnitt des Tages zu.

Von 3 bis 5.

Die Corps Blanchard und Renault waren, wie ſchon hervorgehoben, mehr oder minder in ihrer Kraft gebrochen, gewiß aber, in ſechsſtündigem Kampfe müd und matt geworden. Mit ihnen aufs Neue vorzugehen, verbot ſich; aber am andren Marne-Ufer ſtand noch, nahezu intakt, das Corps d'Exea, das mit zweien ſeiner Diviſionen (eine davon eine Cavallerie-Diviſion) gegen Chelles demonſtrirt, mit der dritten, Gewehr bei Fuß, auf dem Terrain zwiſchen Rosny und der Marne geſtanden hatte. Es war dies die Diviſion Bellemare: 136. Linien-Regiment, Regiment Seine et Marne, Regiment Morbihan und das 4. Zuaven-Regiment. Dieſe Diviſion erhielt um 2 Uhr Befehl, aus ihrer Rendez-vous-Stellung bis an die Marne vorzugehn, den Fluß auf zwei mittlerweile geſchlagenen Schiffbrücken zu paſſiren und theils an Brie vorbei, theils quer hindurch, umfaſſend gegen die geſammte Villiers-Poſition vorzugehn. Um 3 Uhr etwa, nach erfolgtem Flußübergang, ſtanden die Bataillone in breiter Front am Fuße des Plateaus, Dorf Brie bereits im Rücken und den Abhang unmittelbar vor ſich, der ſie zunächſt noch gegen das Feuer ſicherte, das oben auf dem Plateau den Acker nach allen Seiten hin pflügte. Jetzt: »en avant!« und „das 136. Linien-Regiment links, die Morbihan-Mobilgarden rechts, das Zuaven-Regiment in der Mitte, ſo ging es den Abhang hinauf, und unter Niederwerfen und kurzem Raſten, in Etappen gegen den Park von Villiers, wie namentlich auch gegen die Kirchhofspoſition, und weiter nach links hin überflügelnd bis gegen Noiſy vor. Artillerie folgte mit eben ſo viel Kühnheit wie Geſchick, und fuhr hart an der Crête des Berges auf, die ganze Linie Villiers-Noiſy unter Feuer nehmend. Einen Augenblick ſchien unſre Lage kritiſch werden zu ſollen und die beiden ſächſiſchen Bataillone (ſehr wahrſcheinlich auch die beiden ſächſiſchen Batterieen), die ſeit 11 beziehungsweiſe ſeit 1 Uhr gemeinſchaftlich mit den Würtembergern die Vertheidigung des Bahndammes geführt hatten, wurden nach rechts hin beordert, um an dem jetzt gefährdetſten Punkte nördlich von Villiers, und zwar in Unterſtützung der ſchon hier ſtehenden dritthalb Bataillone, Stellung zu nehmen. Gleichzeitig mit ihnen erſchien die Hälfte der ſächſiſchen Corps-Artillerie, ſo daß hier, auf der Linie Noiſy-Villiers, nunmehr 7 Batterieen ihr Feuer eröffnen konnten:

4 Batterieen der Corps-Artillerie;
2 leichte Batterieen (bis dahin zwiſchen Villiers und Coeuilly) und
1 leichte Batterie (ſchon ſeit 9 Uhr früh hier thätig).

Zuſammen 42 Geſchütze. An dem Feuer derſelben brach ſich der Angriff und die ſtürmenden Bataillone ſahen ſich gezwungen zurückzugehn und den ſchützenden Abhang, bald auch das am Fuße des Abhanges gelegene Dorf Brie, aufzuſuchen.

Hiermit war der Tag beendet. Bald nach 5 Uhr ſchwieg das Feuer hüben und drüben, nachdem noch kurz zuvor die ſächſiſche Poſition bei Noiſy und die würtembergiſche Poſition bei Coeuilly durch das Eintreffen von im Ganzen fünf friſchen Bataillonen verſtärkt worden waren. Der Feind, ſo weit er nicht über die Brücken auf das jenſeitige Marne-Ufer zurückging, bivouakirte auf dem Terrain zwiſchen Le Plant und den Fours à chaux. Auch die Dörfer Brie und Champigny, die, wenn man will, als Siegespfand in ſeinen Händen belaſſen werden mußten, blieben mit ſtarken Abtheilungen von ihm beſetzt. Seine Verluſte waren ſchwer und mußten es ſein, da er drei große Sturmverſuche gegen eine der Vertheidigung ſehr günſtige Poſition unternommen hatte. Er giebt an — alle Details mit Gefliſſentlichkeit vermeidend — an beiden Tagen zuſammen 10,000 Mann verloren zu haben, was, wenn wir halbiren, für den 30. November eine Einbuße von 5000 Mann ergeben würde.

Auch die dieſſeitigen Verluſte waren groß. Sie betrugen bei den Sachſen 29 Offiziere und 879 Mann, bei den Würtembergern 30 Offiziere und 729 Mann. Der Munitionsverbrauch bei den letztren belief ſich auf 2682 Granaten und 190,000 Patronen, was für jeden einzelnen Mann 40 bis 50 Patronen ergiebt.

Die Franzoſen hatten bei ihren Sturmverſuchen, namentlich um 11 und um 3, große Bravour entfaltet; dennoch war es ihnen, trotzdem ſie mit 4-, ſehr wahrſcheinlich mit 6facher Uebermacht angriffen, nicht geglückt, unſre Linie zu durchbrechen. Wir verdankten dies Reſultat nicht nur der ausgezeichneten Haltung der dieſſeitig engagirten Truppentheile, ſondern eben ſo ſehr den Fehlern des Gegners, der die ihm günſtigen Momente nicht zu benutzen verſtand. Hätte er um 9 Uhr früh, oder auch noch um 2 Uhr, die Maſſen, über die er Verfügung hatte, energiſch vorgeworfen, ſo hätte die kleine Schaar der Würtemberger und Sachſen nothwendig erdrückt werden müſſen.

Dies geſchah nicht, und ſo ſchloß denn der Tag im Weſentlichen mit einem Nicht-Erfolg des Feindes, trotzdem er uns zwei Dörfer entriſſen und ſich, auf Büchſenſchuß-Entfernung, vor unſren Linien etablirt hatte. Vinoy, der unbefangenſte unter den franzöſiſchen Generalen, ſpricht ſich in dieſem Sinne aus.

»Nur ein unvollſtändiges Reſultat,« ſo ſchreibt er, »war unſrerſeits errungen: das Dorf Villiers ſur Marne und der Park von Coeuilly blieben in den Händen der Deutſchen; beide Punkte aber waren gerade die wichtigſten. Dazu kam, daß wir in halber Höhe ſtanden, während die Deutſchen die in voller Höhe gelegenen, alſo die dominirenden Punkte, inne hatten. Wurden wir geworfen, ſo mußten wir über die Marnebrücken zurück, deren nicht viele vorhanden waren. Unſre Lage war, überall den Fluß im Rücken, eine ſehr gefährdete. Der Feind erkannte dies alles. Vorläufig zufrieden damit, die Hauptpoſition feſtgehalten zu haben, beſchloß er ſeine Verſtärkungen nunmehr heranzuziehen. Er konnte dies in relativer Ruhe thun, weil er ſehr wohl bemerkt hatte, daß er den kräftigſten Theil unſrer Armee unmittelbar vor ſich hatte, andre Punkte ſeiner Cernirungslinie alſo Truppentheile heranſenden konnten, ohne durch dieſe Detachirungen ihrerſeits große Gefahr zu laufen.«

So Vinoy. Seiner Auffaſſung, die vollſtändig zutraf, haben wir nichts weiter hinzuzufügen. Wir geben ſtatt deſſen lieber, und zwar unter beſondren Ueberſchriften, einige detaillirte Schilderungen, die theils Epiſoden aus dem Gefechte ſelbſt, theils Scenen und Hergänge, wie ſie hüben und drüben die Action begleiteten, oder ihr folgten, zum Gegenſtande haben.

Das 4. Zuaven-Regiment gegen Plateau und Park von Villiers.

(Bericht eines Volontair-Offiziers.)

» . . . In aller Frühe aufbrechend, hatten wir, und mit uns die ganze Diviſion Bellemare, Fort Nogent paſſirt und hielten an einem Straßen-Kreuzungspunkte in Front von Plaiſance. Eh' wir dieſen Punkt erreichten, waren wir, um des Vorgehns einiger Batterieen willen, gezwungen worden, eine Viertelſtunde zu halten. Unſer Doctor, fröſtelnd in dem Mäntelchen, das er trug, wandte ſich zu mir und ſagte kopfſchüttelnd: »gerade ſo hielten wir auch bei Sedan. Sonderbar. Artillerie ging, wie hier, durch unſre Reihen hindurch. Erſt Weidengebüſch; dann eine Pappel-Allee nach rechts hin. Genau ſo war es auch dort. Es iſt mir wie ein Traum.« Es waren nicht Betrachtungen, die zur Heiterkeit ſtimmen konnten.

Wir ſtanden ſtundenlang Gewehr bei Fuß. Faſt unmittelbar vor uns lagen die Brücken, die etwas weſtwärts von Brie über die Marne geſchlagen waren; aber kein Befehl kam, ſie zu paſſiren. Rechts neben uns, nur durch den Fluß getrennt, tobte die Schlacht am Eiſenbahnviadukt und auf Coeuilly zu. Um Mittag ſchien es, die Unſrigen würden zurückgedrängt, was, bei der geringen Zahl von Brückenübergängen, nothwendig verhängnißvoll geworden wäre; aber eine halbe Stunde ſpäter ſtand wieder die Schlacht und um 2 Uhr kam Befehl an die Diviſion, auf das linke Marne-Ufer überzugehn und in die Action einzugreifen. Zielpunkt: Plateau von Villiers und Villiers ſelbſt.

Die ganze Diviſion trat an: erſt das Regiment Morbihan, dann Linie (das 136.), dann wir. Auch die »Amis de la France«, unmittelbar zu unſrer Rechten, paſſirten eine der Brücken; ich erkannte Madame de Beaulieu, die als Cantinière, frank und frei an der Spitze ihres Truppentheils marſchirte.

Als wir drüben waren, war die Situation wie auf einen Schlag verändert. Brie ſur Marne, in das wir einrückten, liegt am Fuße der Anhöhe und geſtattet wohl einen Ueberblick über die Abhänge derſelben, nicht aber über das eigentliche Plateau. All die Bataillone, die wir, aus größrer Entfernung, auf eben dieſem Plateau ſich hatten hin und her bewegen ſehen, ſchienen jetzt verſchwunden und nur an dem Geziſch der Kugeln, die über uns hinflogen, konnten wir wahrnehmen, daß die Dinge dort oben noch eben ſo ſtanden, wie wir ſie, eine Stunde zuvor, von Plaiſance aus beobachtet hatten.

Wir ſollten bald in die Lage kommen, Gewißheit darüber zu erlangen, denn kaum daß wir Brie der Quere nach durchſchritten und die Kirche paſſirt hatten, ſo klang das »en avant!« unſres Oberſten die Reihen entlang und die Horniſten an der Tête, ſo ging es jetzt die Abhänge hinauf. Ein alter Zuave, hart neben mir, intonirte:

's giebt einen Trunk zu trinken heut,
's giebt heute einen Trunk!

und fünf Minuten ſpäter hatten wir den Plateau-Rand erſtiegen und ſahen in das Schlachtenbild ſelbſt hinein. Vierhundert Schritt vor uns erkannten wir deutlich die Parkmauer von Villiers; rechts und links feindliche Tirailleurzüge in Front meiſt gedeckt ſtehender Reſerven; wenig Artillerie, oder doch ſo geſtellt, daß ſie ſich unſren Blicken entzog. Wenn die Rauchwolken momentan verſchwanden, ließ ſich das Bild klar überblicken. Wir rückten, ablöſend, in die Poſition ein, die ein Linien-Regiment von der Diviſion Mauſſion bis dahin unter großen Verluſten gehalten hatte, gaben aber alsbald die bloße Defenſive auf und ſtürmten gegen die Parkmauer von Villiers vor. Links neben uns das Regiment Morbihan. Artillerie war unſrerſeits nicht zur Stelle; die wenigen Brücken, die uns bei Brie zur Verfügung geſtanden hatten, hatten ein gleichzeitiges Uebergehn unſrer Geſchütze unmöglich gemacht. Es mußte alſo ohne ihre directe Hülfe gewagt werden. Von 20 Schritt zu 20 Schritt ſtürzten wir vor, warfen uns nieder und gaben eine Salve ab. Unſer Horniſt war bereits gefallen; der Fourier, der uns zwei Tage zuvor die Trochu'ſche Proclamation vorgeleſen hatte, nahm das Horn und blies das Signal zum Avanciren, aber in Bruſt und Becken getroffen, brach er zuſammen. Weiter ging es; die feindlichen Tirailleur-Linien wichen, die Parkmauer von Villiers lag wie zum greifen vor uns; keine zweihundert Schritt. Einige ſtürzten vor, aber ehe ſie noch den Raum zur Hälfte durchmeſſen, waren ſie getroffen und lagen in ihrem Blut. Auch für uns, die wir die vorderſte Linie zu halten ſuchten, wurde es unmöglich, dies ohne

Deckung zu thun; wir warfen uns nieder und ſuchten Schutz in Furchen und Terrainfalten, wie das Plateau ſie bot. Freilich war es ſo gut wie nichts und was mich perſönlich angeht, ſo überkam es mich wie Gewißheit: aus dieſem Feuer kommſt Du nicht heraus. Je gewiſſer mir dies Gefühl wurde, deſto ruhiger wurde ich. Von dem Augenblick an, wo man ſich reſignirt, iſt jedes Bangen abgeſtreift. Es hängt hiermit zuſammen, daß in den blutigſten Schlachten mehr kaltblütiger Muth gezeigt wird, als in leichten Gefechten, wo man nicht einſieht, weshalb man nicht ebenſo gut ungetroffen davon kommen könne.

Bei Anbruch der Dunkelheit hörte das Feuer auf. Der Feind ging auf der ganzen Linie bis in ſeine Höhenſtellung zurück und überließ uns das Schlachtfeld. Die Trümmer unſres 1. und 2. Bataillons wurden geſammelt; jeder war erſtaunt, noch zu leben. Wir hatten 700 Mann und 44 Offiziere verloren. Nur ſieben oder acht waren unverwundet geblieben. Ein Capitain, der Wörth und Sedan mitgemacht hatte, ſagte mir, daß er nichts Aehnliches erlebt habe, wie dieſe drei Stunden.

Wir wurden in unſrer Frontſtellung durch friſche Bataillone abgelöſt und erhielten Ordre nach Brie ſur Marne zurückzugehn. Der Weg führte uns an Abhängen entlang, deren Weinberg-Anlage durch eine große, von Berg zu Thal führende Chauſſee durchſchnitten wird. Dieſe Chauſſee war mit Apfelbäumen beſetzt; die ſchwerbeladenen Zweige hingen zur Erde nieder und die Todten lagen daneben, bis an den Fuß des Berges hin. Ich begleitete mein Bataillon bis Brie; dann, mich beurlaubend, kehrte ich auf das Schlachtfeld zurück, um nach den Verwundeten zu ſehen. Hatt' ich doch bereits gehört, daß mein Freund und Berufsgenoſſe Raoul Lacour, der mit mir bei den 4. Zuaven eingetreten war, tödtlich getroffen worden ſei.

Das Schlachtfeld war ſtill. Des Mondes letztes Viertel gab wenig Licht, nur gerade genug, um noch hier und dort eine dunkle Erhöhung erkennen zu laſſen. Es waren die Todten. Dann und wann rief mich ein Verwundeter an; ich verſprach Hülfe zu ſenden und ruhig betteten ſie ſich wieder auf die kalte Erde. Einzelne Bäume ſtanden über das Feld hin; unter dem kahlen Gezweig des einen lagen vier Sachſen. Ich näherte mich ihnen und fragte, ob ſie verwundet ſeien. »Es iſt nichts!« antwortete der Eine und umarmte ſeinen Kameraden, der zu ſterben ſchien. Weiter ſchritt ich, nur allzu oft den großen, offnen Augen der Todten und Verwundeten begegnend.

Auf dem Rückwege ſchon, wurd' ich noch eines Zuaven gewahr, der am Abhang hingeſtreckt, zu ſchlafen ſchien. Er hatte die Knie zuſammengezogen, die Hände unter dem Kopf, und Kopf und Hände auf dem Torniſter. Näher herantretend, erkannt ich das Profil des Schlafenden. Seinen Namen hab' ich nie gewußt; er hieß in der Compagnie »la pauvre bête«. Schwachen Geiſtes, Bretagner von Geburt, ſchlief er Tag aus Tag ein, wenn ihn nicht der Dienſt zwang wenigſtens ſo wach zu ſein, wie ſeine Gaben es zuließen. Dann und wann hatt' ich mit ihm zu plaudern geſucht, aber vergeblich; er pflegte ſich dann aufzurichten, ſtarrte mich an und legte ſich wieder nieder. Immer hatt' ich ein tiefes Mitleid mit ihm gehabt. Da lag er nun vor mir, hingeſtreckt, wie ich ihn ſo oft hatte liegen ſehn. Nur diesmal in tieferem Schlaf.

Spät am Abend war ich bei meiner Compagnie zurück. Ich traf ſie, hart am Flußufer, auf einer der Marne-Wieſen. Todtmüde — elf Stunden lang hatt' ich den Torniſter auf dem Rücken gehabt — warf ich mich nieder; aber die bittre Kälte ließ mich nicht zum ſchlafen kommen, während ich doch andrerſeits zu erſchöpft war, um mich durch Auf- und Abgehen einigermaßen zu erwärmen. Als der Morgen kam, war ich wie gelähmt. Das Regiment trat an, um nach Fort Rosny zurückzugehn; aber ich konnte nicht mit. »Schleppen Sie ſich in's Lazareth, ſo gut es geht!« rief mir der einzige Offizier zu, der unſrer Compagnie geblieben war. An mir vorüber, ſetzten ſich die Kameraden in Marſch.

Es war noch dunkel, trotzdem es bereits 7 Uhr früh ſein mochte. Der Mond war längſt unter. Ich entſann mich, am Abend vorher geſehn zu haben, wie lange Züge von Verwundeten, alle nach einem großen Hauſe hin ihren Weg genommen hatten. Eben dieſes Haus ſuchte ich jetzt zu erreichen. Es gelang; ich ſchleppte mich hin und fand die Thür; aber kaum daß ich die Schwelle überſchritten hatte, ſo ſtolperte ich über etwas, das in einen Mantel gewickelt, hart am Eingange lag. Ich konnte nicht mehr weiter, meine Kräfte ſchwanden und ich fiel in Ohnmacht.

Als ich die Augen wieder öffnete, erkannte ich, bei dem fahlen Schein des eben anbrechenden Tages, daß ich mich in dem großen Saal des Hauſes befände, der aber, unter dem Feuer des geſtrigen Tages, in eine Art Hof umgewandelt war. Nur die vier Mauern ſtanden; von oben ſchien der Himmel herein. Der Fußboden war mit Verwundeten überdeckt: Bilder, die jeder Beſchreibung ſpotten. Einer, ein Vendéer von der Mobilgarde, war durch den Mund geſchoſſen, und der ſcheinbar zu doppelter Größe angeſchwollene Kopf machte einen grotesk-furchtbaren Eindruck. Auf dem Herd glimmte noch ein Feuer; Scheite waren dicht daneben aufgeſchichtet, aber keiner von denen, die in Nähe des Kamines lagen, hatte noch Kraft genug, ſich zu erheben und ein Scheit an das Feuer zu ſchieben. Ich richtete mich auf, um es ſtatt ihrer zu thun, und nahm nun erſt wahr, worauf ich, während mich die Ohnmacht gefangen hielt, geruht hatte. Es war einer unſrer Zuaven-Capitaine, »un vieux«, wie die jungen Offiziere des Regiments zu ſagen pflegten. Von der Pike auf hatte er gedient, ohne Glück und ohne Protection. Da lag er nun, Blut in dem weißen Haar ſeines Schnurrbarts.

Noch erſchütterndere Momente kamen. Eben war ein Soldat bei uns eingetreten, um zu melden, daß unſre Verwundeten die bitterkalte Nacht auf dem Schlachtfelde hätten zubringen müſſen, als auch ſchon, an den Abhängen hin, ſcheinbar in unſrer nächſten Nähe, Schüſſe fielen. Ein Entſetzen erfaßte uns plötzlich, daß wir Alle verloren ſeien und dem Feinde in die Hände fallen würden. Ich, als der weitaus Rüſtigſte unter dieſen Unglücklichen, erhob mich, um einige Wagen zum Transport der Verwundeten herbeizuſchaffen. Aber die Panique war ſo groß, daß gleichzeitig mit mir einige Schwerverwundete, denen der Schenkelknochen zerſchmettert war, ſich aufzurichten trachteten und, zweier Gewehre ſich als Krücken bedienend, in der That einige Schritte vorwärts thaten, bis ſie zuſammen brachen.

Ich meinerſeits, ebenfalls ein Gewehr als Stütze nehmend, ſchleppte mich, unter unſäglichen Schmerzen, über eine der Marne-Brücken, und erreichte Nogent. Von hier aus ſchickte ich Hülfe. Ehe Mittag heran war, war das »große Haus« leer.

Das Schlachtfeld (franzöſiſcherſeits) am Abend des 30. November.

(Bericht L. Jezierſki's, Redakteurs der »Opinion nationale«.)

» . . . Spät-Nachmittag fuhr ich hinaus, um Wein und Brod zu vertheilen. Es war ſchon dunkel, als ich jenen Theil des Schlachtfeldes erreichte, der zwiſchen Le Plant und Brie ſur Marne gelegen iſt. Verwundete Pferde, namentlich wohl von den Beſpannungen unſrer Artillerie, irrten, geſenkten Kopfes, auf der Plaine umher; niemand kümmerte ſich um ſie. Eine deſto größere Aufmerkſamkeit wandte ſich den todten Pferden zu; die 4 Unzen friſches Fleiſch, die jedem Soldaten als Tages-Ration zugetheilt worden waren, reichten eben nicht weit; ſo zerlegte man die todten Thiere, ſchnitt die beſten Stücke heraus und verbeſſerte die Suppe und die Mahlzeit. Viele der Unſren durchſuchten das Feld nach Kartoffeln und Rüben, noch andre waren beſchäftigt Zweighütten zu bauen, um ſich einigermaßen gegen die Kälte zu ſchützen, die bereits empfindlich zu werden begann. Am glücklichſten, wenigſtens ſo weit unſer linker Flügel in Betracht kam, waren die Regimenter, die, um La Platerie her, im Bivouac lagen; ſie fanden nicht nur Schutz in den hier befindlichen Steinbrüchen und Kalköfen, ſie entdeckten auch Stroh-Vorräthe, die ihnen nun eine beneidenswerthe Lagerſtätte gewährten.

Von dieſer zwiſchen Le Plant und La Platerie gelegenen Linie aus, begab ich mich weiter vor nach Brie ſur Marne, deſſen Häuſer ich zerſtört, oder doch von unſren Granaten durchlöchert fand. Die Vertheidiger, ſo ſcheint es, hatten hier ſeit Wochen ſchon das eigentliche Dorf geräumt und ihren Aufenthalt in einem Retranchement genommen, deſſen hoher Erdaufwurf ſich in unmittelbarer Nähe der Marne hinzog. Ein Hauptziel für unſer Feuer war erſichtlich das am Nordausgang des Dorfes gelegene, einem Herrn Devinck gehörige Schloß geweſen; es ſtanden nur die vier Mauern noch. Fort Nogent hatte an dieſer Stelle mehr als ſeine Schuldigkeit gethan.

Einzelne Häuſer in der Dorfſtraße überraſchten mich durch die Fresken, die, in ruhigeren Stunden als ſie die letzten Tage geſehen hatten, ſeitens der deutſchen Regiments-Kaulbachs an die Wände und Giebel gemalt worden waren. Rochefort, Trochu und Kaiſer Napoleon waren die Hauptfiguren, beſonders der Letztere. Seine Gefangennahme bildete das Lieblingsthema und eins der Bilder ſchien ſeine Ankunft in Wilhelmshöh darſtellen zu ſollen. Bauern in langen Röcken und Pelzmützen bildeten Spalier und warfen, beim Erſcheinen des kläglich Einherſchreitenden, ihre Pfeifen triumphirend in die Luft.

Champigny fand ich minder zerſtört als Brie, trotzdem es ſtundenlang dem Feuer unſrer auf der St. Maur-Halbinſel etablirten Batterieen ausgeſetzt geweſen war. Auch fehlte es an dieſer Stelle weder an Vorräthen noch an Stroh, ſo daß die Diviſion Faron, die hier in leidlich gefüllten Häuſern und Scheunen lag, ſehr bevorzugt war vor der Diviſion Mauſſion, die ſich mit den nackten und durchlöcherten Wänden von Brie begnügen mußte.

Trotzdem war ich entſchloſſen, in dieſem letztren Dorfe, drin auch Theile der Diviſion Berthaut lagen, die Nacht zuzubringen. Als ich, zu dieſem Behufe, über das Terrain zwiſchen Champigny und Brie nunmehr zurückkehrte, fand ich, auf der ganzen Linie, bereits Hunderte beim Aufräumen, Schaufeln und Begraben. Zu nicht geringem Theile geſchah es durch die »Frères chrétiens«. Schüler und Nachfolger des Père de la Salle, die unter ihrem Oberen, dem Pater Philippe, auf dem Schlachtfelde erſchienen waren, theils um die Verwundeten in die Hospitäker zu ſchaffen, theils um die Todten zu beſtatten. Ruhig, ohne ein Wort der Klage oder des Troſtes — tröſtend allein durch die Ruhe ihres Thuns — vollbrachten ſie ihr Werk. Welche Wohlthat ihre Erſcheinung, verglichen mit jenen wüſten, hin und her taumelnden Subjecten, die, mehr oder weniger trunken, ihre triſte Arbeit mit cyniſchen Scherzen ſpickten. Große Gruben waren gegraben, in Nähe der Straße, die von Champigny an den Fours à chaux vorüberführt, und in dieſe Gruben hinein wurden die Todten gebettet. Sie waren Alle in ihren Uniformen; nur ihrer Stiefel beraubt. Es iſt dies eine Erſcheinung, die ſich auf allen Schlachtfeldern wiederholt, derart, daß ſie eine Art Bürgerrecht gewonnen hat. Man tolerirt ſie. Unter den Hunderten, die ich ſah, war nur einem ſein Schuhzeug belaſſen; es war ein Offizier, dem eine Kugel den Stiefel durchlöchert hatte. Er war werthlos, drum trug er ihn noch. Einer der rohen Geſellen ſprach dies witzelnd aus.

Daneben waren die »Frères chrétiens« thätig, geräuſchlos, beinah ſtumm. Als ſie ihr Werk gethan, ſtellten ſie ſich im Kreiſe um das zugeſchüttete Grab und ſangen mit halblauter Stimme: De profundis.

In Brie ſelbſt fand ich, nach langem Suchen, ein Unterkommen in einem Hauſe, drin auch General Berthaut ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Die Nacht verging ruhig, mit Ausnahme eines kurzen Zwiſchenfalls. In Stroh verſteckt, in einem der Keller des weiten Gebäudes, waren drei verwundete Sachſen entdeckt worden, — eine Scene, die, wie ſich denken läßt, nicht ohne Lärm und Geſchrei an uns vorüberging.«

Hinter der Front (deutſcherſeits) am 30. November.

(Nach Aufzeichnungen Dr. Fleury's.)

Profeſſor Dr. Fleury, deſſem Buche: »Occupation et Bataille de Villiers sur Marne et de Plessis Lalande (Paris: Lacroix, Verboeckhoven, Co.)« wir das Nachſtehende entnehmen, war Beſitzer und dirigirender Arzt einer durch Umfang, glänzende Einrichtung und wiſſenſchaftlichen Ruf ausgezeichneten Waſſer-Heilanſtalt, die den Namen: l'Institut hydrothérapeutique de Passy führte.

Das Inſtitut beſtand ſeit dem Jahre 1865. Um es ins Leben zu rufen, hatte Dr. Fleury das etwa 1500 Schritt hinter der Linie Villiers-Coeuilly gelegene Schloß »Lalande« gekauft, deſſen Corps de Logis und beide Seitenflügel nunmehr einerſeits zu Conſultations-, Bade- und Behandlungs-Räumen, andrerſeits zu Kurſälen und Wohnzimmern eingerichtet wurden. Das Inſtitut war eben auf dem Punkt einen großen Aufſchwung zu nehmen, als der Krieg dazwiſchentrat. Die Kurgäſte reiſten ab und das Schloß ſtand im Weſentlichen leer, als in der zweiten Hälfte des September die würtembergiſche Diviſion unter Befehl des Generals Obernitz auf dem Terrainabſchnitt zwiſchen Marne und Seine eintraf. Die 1. Brigade, und mit ihr das Diviſionscommando, kam an den rechten Flügel, Linie: Noiſy le Grand-Villiers-Coeuilly, innerhalb welcher Ortſchaften die vier nachſtehend benannten würtembergiſchen Commandeure, wie folgt, dislocirt wurden:

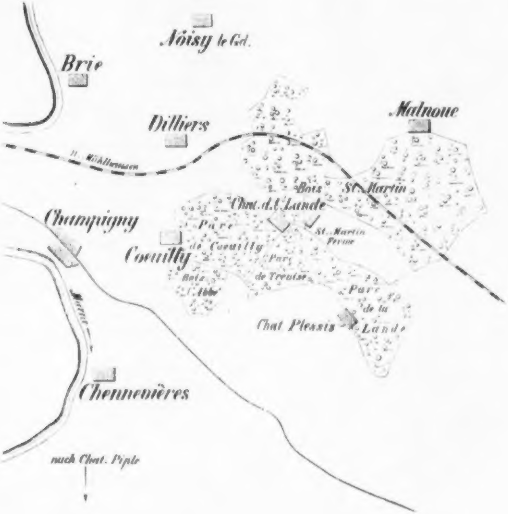
General Obernitz: Chateau Lalande;

General Graf Scheler: Chateau Coeuilly (der Comteſſe de Bully gehörig);

General Reitzenſtein: Chateau von Villiers (Madame Gerard gehörig);

Oberſt Graf Normann, Commandeur des 4. Reiter-Regiments: Noiſy le Grand.

So verblieben die Dinge zwei Monate lang, bis zum 18. November. Um dieſe Zeit fanden Verſchiebungen ſtatt; General Obernitz ging an den linken Flügel der würtembergiſchen Aufſtellung und quartierte ſich in das der Familie Hottinger gehörige Chateau Piple ein. Statt ſeiner kam Oberſt Graf Normann von Noiſy le Grand nach Chateau Lalande und bewohnte daſſelbe noch, als der 30. November anbrach. Mit ihm waren im Schloß einquartiert: Major v. Roeder, Adjutant und Oberlieutenant v. Einſiedel, Regimentsarzt Dr. Enppert und 30 Mann, alle vom 4. Reiter-Regiment.


Nöisy le Gd.
Brie
Villiers
Malnoue
n. Mühlhausen
Bois St. Martin
Chat. d. l. Lande
Champigny
Parc de Coeuilly
St. Martin Ferme
Coeuilly
Parc de Treuise
Bois l'Abbé
Parc de la Lande
Chat Plessis
Marne
Chennevières
nach Chat. Piple

Es erübrigt uns noch einen Blick auf Lage und Umgebung des Schloſſes zu werfen. Es erhebt ſich, ziemlich genau, inmitten jener großen, etwa eine Drittel Quadratmeile umfaſſenden Park-Waldlandſchaft, die — im Norden von der Mühlhauſer Eiſenbahn, im Süden vom Plateau von Chennevieres begrenzt — in faſt ein halbes Dutzend großer Einzelparks zerfällt, die alle verſchiedene Namen führen: Park von Coeuilly, Park von Treviſe, Park von Lalande, Bois L'Abbé und Bois St. Martin. Da wo die drei genannten Parks mit ihrer Nordoſt-, Nord- und Nordweſtſpitze etwa ſo zuſammenſtoßen, liegt unſer Chateau. In dem ihm zugehörigen Park waren bis Ende November ſchon 500 Faſanen geſchoſſen, was einen Begriff geben mag, von dem Luxus der ganzen Anlage. Von den Ausſichtspunkten des Schloſſes, zum Theil ſchon von ſeiner Terraſſe aus, ermöglichte ſich ein vorzüglicher Blick über *den* Theil des Schlachtfeldes, auf dem, bis Mittag wenigſtens, am erbittertſten gefochten wurde: Villiers-Coeuilly und das Defilee am Bahndamm. Zum Schluß ſei noch hinzugefügt, Dr. Fleury bewohnte nicht das eigentliche Schloß, ſondern — auch in gewöhnlichen Zeitläuften — ein in der Nähe deſſelben gelegenes, comfortabel eingerichtetes Chalet. Villen, Gärtner- und Förſter-Wohnungen waren im Uebrigen über die ganze Park-Waldlandſchaft hin zerſtreut: Maiſon Boſſinet, Duquesnoi, Bazin, Gaudy, Broſſier, de Verceilles, Sevriere, Caſſano, Namen, von denen wir dem einen oder andren auch weiterhin noch begegnen werden.

Wir wenden uns nunmehr den Aufzeichnungen des Fleury'ſchen Buches zu, die ſich auf den 30. November ſelbſt beziehn.

» . . . Um 5 Uhr früh wurden wir durch das dumpfe Rollen einer beginnenden Kanonade geweckt; bald miſchte ſich das Knattern des Infanterie-Feuers mit ein. Es kam von Champigny her. Allem Anſcheine nach gingen wir einer großen Schlacht entgegen, deren Actionsfeld vor unſren Augen lag. Nachrichten, die ich einziehen konnte, beſtätigten dies. Drei unſrer (franzöſiſchen) Colonnen hatten die Marne überſchritten und richteten ſich:

die *eine* über Brie gegen Villiers und das Bois St. Martin,
die *zweite* über Champigny gegen Coeuilly,

während die *dritte*, rechts ausbiegend, den Pachthof Les Bordes zu erreichen, die ganze Park- und Wald-Poſition alſo von Süden her zu umfaſſen trachtete. Das Schlachtfeld dehnte ſich mithin, um dieſe Stunde des Tages, von Brie über Champigny bis Chennevieres.

Das Infanteriefeuer klang als ob Hagel auf ein Zinkdach fiele, dazwiſchen das Geknarr der Mitrailleuſen und von Zeit zu Zeit die großen Donner, die vom Mont Avron, auch von den Forts Nogent und Charenton her, durch die Luft rollten. Gegen 10 Uhr trafen die erſten Verwundeten bei uns ein und ich beeilte mich, ihnen zu helfen und die erſten Verbände anzulegen. Schloß Lalande wurde für die Offiziere beſtimmt; die Soldaten kamen nach Coeuilly und der Ferme St. Martin. Unter den verwundeten Soldaten befanden ſich auch Franzoſen, trotzdem Ordre an die Krankenträger gegeben worden war, nur Deutſche auf dem Schlachtfelde aufzuleſen. Dieſen meinen Landsleuten, in mindeſtens gleicher Weiſe wie den Deutſchen behülflich zu ſein, war begreiflicherweiſe mein Wunſch; aber ſie wurden, an der Außenſeite des Schloßgitters, auf die Ferme St. Martin zu, dicht an mir vorbeigetrieben, ohne daß es mir möglich geweſen wäre, ihnen zu helfen oder auch nur durch etwas Waſſer oder Wein ſie zu erquicken. Und ſo verfuhr man, während ich doch meinerſeits nicht müde wurde, Hunderten von jungen deutſchen Soldaten, die blutend und bis zum Tode erſchöpft aus der Front zurückkamen, das Loos, das ihnen zugefallen, zu erleichtern!

Mittlerweile näherte ſich uns das Feuer und wir konnten deutlich wahrnehmen, daß Batterieen, in verhältnißmäßig geringer Entfernung von uns, zwiſchen der Eiſenbahn und dem Park von Coeuilly in Feuerlinie ſtanden. Unter den Offizieren, die den 66er Krieg mitgemacht hatten, war nur eine Stimme darüber, daß man eine gleich furchtbare Kanonade noch nicht erlebt habe.

Gegen 2 Uhr war der Rückzug der Deutſchen unverkennbar. In drei langen Linien, theils an der Eiſenbahn hin, theils auf dem Terrain ſüdlich davon, replicirten ſie ſich auf St. Martin, Schloß Lalande und Schloß le Pleſſis zu. Anfangs glaubten wir, es ſeien Bleſſirte, die den Verbandplätzen zueilten; bald aber ſahen wir, daß es Unverwundete waren, die zurückgingen, weil ſie ſich in der Front nicht mehr halten konnten. Viele verſteckten ſich in den Kellern und Wirthſchaftsräumen (communs) und wurden hier andren Tags von würtembergiſchen Gensd'armen entdeckt.*)

---

*) Der Stand der Schlacht um dieſe Tagesſtunde war derart, daß eine rückgängige Bewegung einzelner, bis auf die Hälfte zuſammengeſchmolzner Compagnieen, unzweifelhaft ſtattgefunden hat; auch E. v. Schmid, in ſeinem mehrcitirten Buche: »Antheil der 1. würtembergiſchen Brigade am Kriege gegen Frankreich« macht kein Hehl daraus. Und wozu auch? Es nimmt einer Truppe nichts von ihrem Werth und ihrem Ruhm, wenn ſie, nach größten Opfern und Anſtrengungen, vor einer vielfachen Uebermacht weicht, oder von einer unlösbaren Aufgabe Abſtand nimmt. Auch bei St. Privat ſah es zeitweilig triſt genug hinter unſrer Front aus; dennoch bleibt es der Ruhm- und Ehrentag unſrer Garde. Dr. Fleury macht den Fehler, daß er einer Anzahl von Einzelerſcheinungen, die er zufällig beobachten konnte, ein viel zu großes Gewicht beilegte. Die Bilder im Rücken einer Truppe pflegen ſelten die glänzendſten zu ſein. Alles Herzerhebende vollzieht ſich in der Front; hinter derſelben ſind die deprimirenden Hergänge zu Haus. Dies hatte unſer Hydropath und Schloßbeſitzer nicht immer gegenwärtig und gab deshalb ſeinen Schilderungen — die wir thatſächlich in allem Weſentlichen für richtig halten — einen falſchen Ton, der gelegentlich ſchlimmer wirkt, als es die Mittheilung von äußerlich Falſchem und Irrthümlichem vermocht hätte. Dies gilt von dem ganzen Buch, in allen ſeinen Theilen. Man kann ſehr viel daraus lernen, aber man darf nie vergeſſen, daß es, von einem zwar ehrlichen, aber durch und durch verbitterten, und in ſeiner Bitterkeit ungerechten und namentlich einſeitig verrannten Manne geſchrieben wurde.

Madame Fleury, die, den ganzen Tag über, auf einem hochgelegenen Ausſichtspunkte in Nähe des Schloſſes zugebracht hatte, ſah deutlich das ſcharfe Nachdrängen franzöſiſcher Bataillone. Sie erkannte die Uniformen. Man ſchlug ſich in einem weiten Halbkreiſe um uns her; Schloß Lalande lag wie im Centrum und war von Nord und Süden her bereits umfaßt. An der Eiſenbahn hin, ebenſo auf die Ferme Les Bordes zu, hatten die Unſren Terrain gewonnen. Die deutſchen Tirailleurlinien ſtanden um die vierte Stunde nur noch 200 Schritt in Front des Schloſſes.

Wir jubelten ſtill in unſrem Herzen; nach allem, was wir geſehen, mußte der Ausfall reuſſirt haben; da, gegen 5 Uhr, ſchwieg das Feuer und die Unſren, auf deren Erſcheinen wir von Minute zu Minute gehofft hatten, gingen bis in die Linie Brie-Champigny zurück. Die Höhenpoſitionen: Park Villiers und Park Coeuilly waren nicht genommen; ebenſo war der Durchbruch am Eiſenbahndamme, der uns bereits erfolgt zu ſein ſchien, ſchließlich wieder ins Stocken gerathen. Das Waffenglück hatte uns abermals getäuſcht, verrathen. Graf Normann war um 10 Uhr Abends wieder im Schloß und gab in kurzen Worten ein Bild des Geſchehenen. Im Weſentlichen ſo, wie wir es ſelber von der Terraſſe des Schloſſes aus geſehen hatten. »Es iſt eine unentſchiedene Schlacht; morgen vor Tagesanbruch beginnt ſie aufs Neue.« Gebrochen, todtmüde von den gehabten Anſtrengungen und Erregungen, begaben wir uns vom Schloß aus nach Maiſon Boſſinet, darin wir, den Wünſchen Graf Normanns nachgebend, eingewilligt hatten, die Nacht zubringen zu wollen. Unſer Chalet lag zu ſehr in Nähe des Schloſſes und war den Geſchoſſen vom Mont Avron und dem Fort Nogent aus mehr ausgeſetzt als Maiſon Boſſinet.

Um 11 Uhr wurden wir durch lautes Lärmen: Drohungen und heftige Schläge an die Hausthür aufgeſchreckt. Zugleich hörte ich, wie mein Diener Dubut den Lärmenden entgegenging. Er konnte kaum ein erſtes Wort geſprochen haben, als bereits ein Schuß fiel. »Sie tödten ihn!« rief ich, riß mich los und ſtürzte hinunter. Ich fand Dubut, der den Eingang zu vertheidigen trachtete, in einem heftigen Gezänk, das um ſo bedrohlicher war, je weniger ſich die Angreifenden und der Vertheidiger verſtändigen konnten. Der ganze Vorgarten war von Soldaten angefüllt, wenigſtens vierzig an der Zahl. Ich fragte deutſch, ob kein Unter-Offizier zugegen ſei. Ein junger Mann trat vor, dem ich nun, unter Hinweis auf meine Legitimation und das Genfer Kreuz, das ich führte, meinen Namen nannte, zugleich hinzufügend, daß ich der Beſitzer des Schloſſes ſei, letzteres auf Befehl geräumt und ſchließlich in dieſem verlaſſenen Hauſe ein Unterkommen gefunden habe. Wir ſeien jetzt acht Perſonen in demſelben, darunter drei Frauen und zwei Kinder. Es befände ſich aber ein größeres Haus, ganz leer, in unmittelbarer Nähe; dort würden ſie Niemand ſtören und eine beſſere Lagerſtätte finden. Dies wirkte; ſie zeigten ſich bereit, auf meinen Vorſchlag einzugehn, und Dubut ſchritt nun vorauf, um ihnen den Weg nach dem Nachbarhauſe zu zeigen.

Eine halbe Stunde' ſpäter ein gleicher Zwiſchenfall, nur in andrer Form und mit andrem Ausgang. Jedes harte Wort wurde von Seiten deſſen, der den Sprecher dieſer zweiten Soldatenabtheilung machte, vermieden; ruhig, höflich, bittend faſt, ſuchte er nach einem Quartier für ſich und ſeine Leute. Es begann zu ſchneien, dazu bitter kalt, ... ich konnte der ſchlichten Erzählung all der Mühen, Leiden und Entbehrungen, denen ſie ſeit faſt 48 Stunden ausgeſetzt geweſen wären, nicht widerſtehen und nahm ſie ins Haus, ihnen das ganze Rez de Chauſſee einräumend. Sie dankten und ſtreckten ſich auf die Dielen.

Das Haus war nun voll, zur Hälfte von Deutſchen, und mit einem gewiſſen Dankesgefühl nunmehr vor weiteren Störungen muthmaßlich geſichert zu ſein, hatt' ich eben wieder mein Lager aufgeſucht, als neues Pochen und Klingeln durch das Haus hallte. Ein Oberſt, von Abtheilungen ſeines Regiments gefolgt, ſtand vor mir. »Ich gebrauche dieſes Haus, um einer Anzahl meiner Leute ein Unterkommen zu geben.« Ich erwiderte, daß es bereits mit Soldaten belegt ſei.

»Mit welchen?«

Würtemberger!

»Von welchem Regiment?«

Ich weiß es nicht.

Ein Offizier wurde vorgerufen, um den Thatbeſtand zu ermitteln. Er beſtätigte alsbald meine Ausſage und nannte den Namen des Regiments, zu dem die im Rez de Chauſſee untergebrachten Leute gehörten. Aber damit traten wir nur in neues Wirrſal ein. Der Oberſt erklärte, daß, nach höhren Orts gegebener Ordre, die im Rez de Chauſſee liegenden Mannſchaften nach dem Park von Villiers gehörten und nicht hierher, daß vielmehr der Park von Lalande ſeinem Regimente zugewieſen worden ſei. Darnach müſſe verfahren werden. Der junge Offizier, deſſen ich ſchon erwähnte, wurde beauftragt, die im Erdgeſchoß einquartierten Soldaten mit dieſem Befehle bekannt zu machen. Nun entſtand momentan ein Chaos; alles irrte treppauf, treppab; einzelne drangen bis in unſre Schlafzimmer vor und die tiefe Mißſtimmung, um nicht zu ſagen die Verzweiflung, in der ſich die ausgefrornen und ausgehungerten Leute befanden, ließ es mir räthlich erſcheinen, beim Oberſten um Schutz für die im Hauſe anweſenden Frauen und Kinder zu bitten. Meiner Bitte wurde ſofort willfahrt und Lieutenant K., derſelbe, der bis dahin die Ordres des Oberſten ausgeführt hatte, wurde auserſehen, für dieſe Nacht unſer Schutz zu ſein und — unſer Gaſt. Der Oberſt, mit dem Reſt der Mannſchaften, entfernte ſich. Lieutenant K. mochte 26 Jahr alt ſein, blond, ſtattlich, rückſichtsvoll, von weltmänniſcher Haltung und guter Erziehung. Ein Feldbett wurde für ihn aufgeſchlagen und mit einer Matratze belegt. Er bat um eine zweite, worauf ich ihm ſagte, daß ich die der Dienerin meiner Frau ſofort herbeiſchaffen würde. Er lehnte dies aber ſo entſchieden ab, daß ich ihm ſchließlich nachgeben mußte. Seine äußerſte Erſchöpfung war erſichtlich, weshalb ich Madame Fleury bat, für eine Taſſe Thee und einen Imbiß Sorge tragen zu wollen. Er nahm beides mit großer Erkenntlichkeit an, erzählte, daß er ſeit 36 Stunden keinen Biſſen genoſſen habe und aß dann, ohne ein Wort zu ſprechen. Plötzlich brach er dies Schweigen, wandte ſich mit Verbindlichkeit an meine Frau und ſagte: »Madame, wollen Sie meine wenig liebenswürdige Haltung verzeihen; aber ich bin noch unter dem Eindruck einer großen Bewegung. Mein Bruder wurde hart an meiner Seite getödtet und nahezu alle meine Kameraden ſind gefallen.« Er gab nun Einzelnheiten des Kampfes und fuhr fort: »Das Gemetzel unterhalb des Parkes von Villiers und die Verluſte waren furchtbar. Dem Commandeur unſrer Brigade, dem General v. Reitzenſtein, wurden zwei Pferde unter dem Leibe getödtet; ich ſelbſt hatte 200 Mann unter meinem Befehl, davon exiſtiren nur noch 30. Von 21 Offizieren meines Regiments ſind 15 kampfunfähig. Die ganze Brigade hat die Hälfte ihrer Leute verloren.« Es war 1 Uhr, als der junge Offizier ſich bei uns verabſchiedete, um ein paar Stunden zu ruhen.

Aehnlich, wie in unſrem abgelegenen Park-Häuschen, nur ſchlimmer, verliefen die Dinge in Chateau-Lalande ſelbſt. 1200 Mann nahmen in dieſer Nacht Beſitz von demſelben und in zwei Stunden waren die Korridore, die Zimmer, die Speiſe- und Verſammlungsſäle eine Wüſte. Die überall angeklebten, vom General v. Obernitz unterzeichneten Befehle »das Schloß zu ſchonen«, waren in dieſer Nacht nicht reſpectirt worden; als ich am andren Tage die devaſtirten Räume durchſchritt, vermochte ich ſie kaum wiederzuerkennen. Wobei ich bemerken muß, daß das benachbarte Chateau des Sängers Roger, das überhaupt bevorzugt wurde, auch den Gefahren dieſer Nacht entging. Es blieb, bis zuletzt, von den ſchlimmſten Formen der Einquartierung verſchont. Immer nur von Offizieren bewohnt, ſtand es unter dem Schutz geheimnißvoller Sympathieen, die nicht nur der Berliner Hof, ſondern alles, was in der preußiſchen Hauptſtadt je gelebt hatte, ihm entgegentrugen. Mir wurde es nicht ſo gut, der ich ſchlechtweg der »Franzoſe« hieß, und ſelbſt von den mir wohlwollenderen Offizieren, eines im Siecle erſchienenen Artikels halber (in dem ich den Krieg à outrance gepredigt hatte) mit einem gewiſſen Mißtrauen angeſehen wurde.

Die Schreckniſſe dieſer Nacht vom 30. November zum 1. December endigten um 3 Uhr früh. Um dieſe Stunde rückten die Truppen in die ihnen angewieſenen Poſitionen. Kurze Zeit darauf gab auch ich mein »Maiſon Boſſinet« auf und bezog, beinah in Front der Gefechtslinie, mein neben dem Schloß gelegenes Chalet wieder, dem Oberſten Grafen Normann dabei auf das beſtimmteſte erklärend: lieber durch eine Granate umkommen, als eine ähnliche Nacht, wie die voraufgegangene, noch einmal erleben zu wollen.«

Die Demonſtrations-Gefechte am 30. November.

Der große Angriff, erſt gegen Brie-Champigny, dann gegen Villiers-Coeuilly, der uns in unſrem letzten Capitel beſchäftigt hat, war — wie ſchon S. 332 in Kürze hervorgehoben — durch eine ganze Anzahl von Demonſtrations-Ausfällen begleitet worden. Der Zweck derſelben ging ſelbſtverſtändlich dahin, uns nach Möglichkeit über die für den Durchbrechungsverſuch gewählte Stelle in Zweifel zu laſſen und uns, mit Hülfe dieſer Taktik, an energiſcher Unterſtützung des wirklich bedrohten Punktes zu hindern. An je mehr Stellen der Gegner uns zu feſſeln verſtand, deſto vortheilhafter für ihn, und ſo brachen denn um 8 Uhr früh, als die Ducrot'ſchen Maſſen unter Paſſirung der Marnebrücken gegen Brie und Champigny avancirten, von allen Punkten der Enceinte, größere und kleinere Colonnen gegen unſre Cernirungslinie vor, accompagnirt von dem Feuer ſämmtlicher Forts und Redouten. Mindeſtens ſieben ſolcher Demonſtrations-Angriffe*) wurden unternommen, von denen zwei — und zwar die rechts und links zunächſt ſtattfindenden — mehr oder weniger unmittelbar in die Hauptaction eingriffen. Das Geſammtbild geſtaltete ſich danach, um die Mittagsſtunde, etwa wie folgt.

Die acht Angriffslinien, wie ſie die umſtehende Karte giebt, ſind abſichtlich in größrer und geringrer Stärke gezeichnet worden, um das Auge ſofort den verſchiedenen Kraftaufwand der einzelnen Angriffe erkennen zu laſſen.

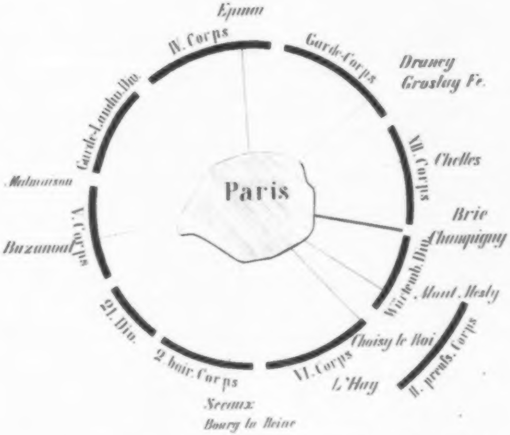
Gegen Brie-Champigny richtet ſich der Haupt-Angriff;

gegen Montmesly, Choiſy le Roi und Epinay gehen drei ernſtere Neben-Angriffe;

gegen Sceaux, Malmaiſon, Drancy und Chelles wird nur demonſtrirt.

---

*) Die Zahl dieſer Demonſtrations-Angriffe wird mal höher, mal niedriger angegeben. Seite 332 haben wir von nur ſechs geſprochen. Einzelne ſpalteten ſich, oder waren andrerſeits ſo gering, daß ſie kaum zu rechnen ſind. So entſtehen die verſchiedenen Angaben.


Epinay
IV. Corps
Garde-Corps
Drancy
Groslay Fe.
Garde-Landw.Div.
XII. Corps
Chelles
Malmaison
Paris
Brie
Champigny
V. Corps
Buzanval
Würtemb. Div.
Mont. Mesly
21. Div.
Choisy le Roi
II. preuss. Corps
2. bair. Corps
VI. Corps
L'Hay
Sceaux
Bourg la Reine

Wir folgen nun der Reihe dieſer begleitenden Kämpfe und beginnen ſüdweſtlich mit dem Gefecht am Mont-Mesly.

Das Gefecht am Mont-Mesly.

Diviſion Susbielle gegen die 3. würtembergiſche Brigade v. Schéler und die 7. (pommerſche) Brigade du Troſſel.

General Trochu — um die 1. würtembergiſche Brigade v. Reitzenſtein, gegen die ſich, wie wir wiſſen, der Hauptangriff richtete, nach Möglichkeit zu iſoliren — hatte angeordnet, von rechts her, durch einen energiſchen Vorſtoß, von links her, durch eine mit ſtarken Colonnen unternommene Demonſtration, jede Unterſtützung der bedrohten Brigade (v. Reitzenſtein) zu hindern. Auf die Demonſtration, die gegen Chelles und die daſelbſt ſtehende 23. (ſächſiſche) Diviſion ging, kommen wir am Schluß dieſes Capitels zurück; der Vorſtoß aber, zu dem die Diviſion Susbielle vom Corps Renault auserſehen war, richtete ſich, innerhalb des Dreiecks, das die Seine und Marne bei ihrem Zuſammenfluß bilden, von Creteil aus gegen die Mont-Mesly-Poſition. Dieſe Poſition wurde in erſter Reihe durch die 3. würtembergiſche Brigade v. Schéler,

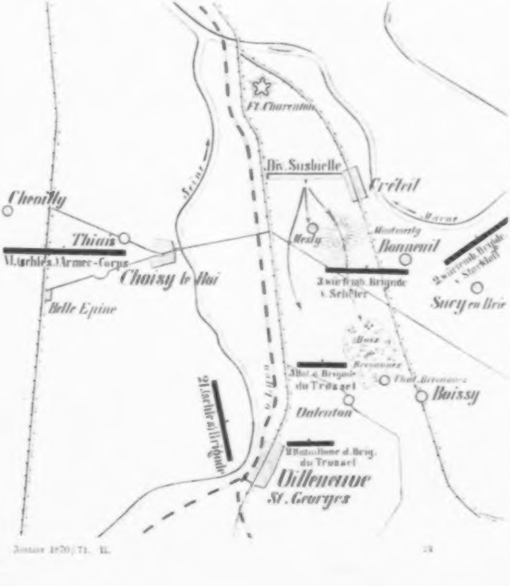
in zweiter Reihe durch die eine Meile weiter rückwärts ſtehende 7. (pommerſche) Brigade du Troſſel vertheidigt. Rechts und links daneben ſtanden:

die würtembergiſche Brigade v. Starkloff an der Marneſchleife hin bis Chennevières, und

die 21. (ſchleſiſche) Brigade v. Malachowski am linken Seine-Ufer, in Nähe von Villeneuve St. Georges.

Der Angriff von Creteil aus erfolgte in drei Colonnen, von denen die linke Flügelcolonne ſich gegen den Mont-Mesly, die Centrumscolonne gegen das Dorf Mesly, endlich die rechte Flügelcolonne, tournirend, gegen die rechte Flanke von Valenton richtete.

Die Würtemberger, nach tapfrem Widerſtande, den ſie, namentlich bei den Steinbrüchen am Mont-Mesly leiſteten, wichen, und ſtarke feindliche

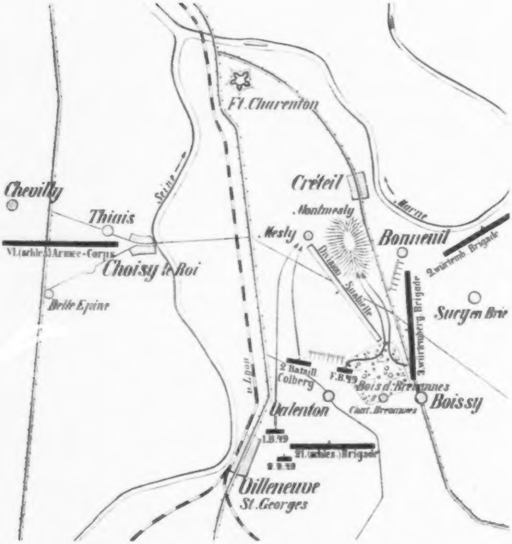

Ft. Charenton
Div. Susbielle
Créteil
Seine
Marne
Chevilly
Thiais
VI.(schles.) Armee-Corps
Choisy le Roi
Belle Epine
Mesly
Montmesly
Bonneuil
2. würtemb. Brigade v. Starkloff
3. würtemb. Brigade v. Schöler
Sucy en Brie
Bois de Brevannes
Chât. Brevannes
3 Bat. d. Brigade du Trossel
Boissy
Valenton
21. (schles.) Brigade
2 Bataillone d. Brig. du Trossel
Villeneuve St. Georges

Abtheilungen drangen nicht nur bis an die von Boiſſy nach Choiſy le Roi führende Straße vor, ſondern überſchritten dieſelbe auch und ſetzten ſich in einem nordöſtlich von Valenton gelegenen Gehölz feſt, das den Namen führt: Bois de Brevannes. Es war vorzugsweiſe die Brigade La Charrière (115. und 116. Linien-Regiment), die bis zu dieſem Punkte, vierhundert Schritt in Front der genannten Verbindungsſtraße, avancirte.

So ſtand das Gefecht um Mittag: Dorf Mesly, Mont-Mesly und das Bois de Brevannes waren in Händen der Diviſion Susbielle; aber ſchon bereiteten ſich unſrerſeits die erſten Schritte vor, ihnen die errungenen Vortheile wieder zu entreißen. Die 21. (ſchleſiſche) Brigade, unter perſönlicher Führung des Generals v. Tümpling, war bei Villeneuve St. Georges über den Fluß gegangen und hatte dadurch die pommerſche Brigade du Troſſel, Regimenter 9 und 49, zu directer Unterſtützung der Würtemberger frei gemacht. Um 1 Uhr fuhren dieſſeitig drei Batterieen auf: 2 in Front von Valenton, 1 in Front von Bonneuil, und eine halbe Stunde ſpäter gingen die Unſrigen gegen die feindliche Stellung vor. Den rechten Flügel, in Vertical-Linie, bildeten die Würtemberger; die Pommern, in Horizontal-Linie, ſtanden im Centrum und am linken Flügel. Das Bois de Brevannes, in dem der Feind ſteckte, lag ziemlich genau in dem Eckpunkt dieſer rechtwinkligen Aufſtellung. Dieſes Gehölzes ſich zu bemächtigen, war unſre erſte Aufgabe. Von Oſten her drangen Würtemberger, von Süd und Weſten her das 2. Bataillon Colberg und das Füſilier-Bataillon 49 in die Waldliſière ein, bald auch gegen den Mont-Mesly vor, während, weiter nach links hin, das Füſilier-Bataillon Colberg und das von Villeneuve St. Georges heranmarſchirende 1. Bataillon 49 gegen Dorf Mesly avancirten. Der Feind wich auf allen Stellen, aber erſt nach hartnäckigem Kampf, der uns nicht geringe, ihm ziemlich erhebliche Verluſte auferlegte. General de la Charrière wurde tödtlich getroffen.*) Um etwa 2 Uhr war die geſammte Mesly-Poſition, Dorf und Berg, wieder genommen und die Würtemberger rückten in dieſelben Stellungen ein, die ſie am Morgen inne gehabt hatten. Theile der Brigaden Schéler und Starkloff, ebenſo wie einzelne Bataillone der Brigade du Troſſel, wurden unmittelbar nach Be-

---

*) Die Diviſion Susbielle beſtand aus den Brigaden de la Charrière (115. und 116. Linien-Regiment) und Lecomte (117. und 118. Linien-Regiment). Am 30. November ſcheint der Kampf vorzugsweiſe ſeitens der erſtgenannten Brigade geführt worden zu ſein. Wo und wann General Charrière fiel, darüber weichen die Angaben ab. Nach einem zweiten uns vorliegenden Bericht wurde er ſchon am Vormittag, bei Erſtürmung des Mont-Mesly, tödtlich getroffen. Er erlag ſeiner Wunde am 4. December. Er war ein alter »Afrikaner«, hatte ſeine Laufbahn im 2. Voltigeur-Regiment gemacht und ſich bei Magenta beſonders ausgezeichnet. General Lecomte, der die andre Brigade commandirte, wurde beim Ausbruch des Commune-Aufſtandes von den Rothen erſchoſſen.


Ft. Charenton
Créteil
Montmesly
Marne
Seine
Chevilly
Thiais
Mesly
Bonneuil
VI.(schles.) Armee-Corps
Choisy le Roi
Division Susbielle
2. württemb. Brigade
3. württemberg. Brigade
Belle Epine
Sucy en Brie
v. Lyon
2 Bataill. Colberg
F.B.49
Bois d. Brévannes
Chât. Brévannes
Boissy
Valenton
I.B.49
21.(schles.) Brigade
II.B.49
Villeneuve St. Georges

endigung des Gefechtes, an der Marne hin, weiter nordöſtlich geſchoben, um eventuell auf der ſo hart gefährdeten Linie Coeuilly-Villiers noch mit verwendet werden zu können. Vergleiche S. 349. Die 21. (ſchleſiſche Brigade) kehrte auf das linke Seine-Ufer zurück.

Gefecht bei Choiſy le Roi.

Die Diviſionen Maud'huy und Pothuau gegen die 11. Diviſion Gordon.

Das Gefecht der Diviſion Susbielle hatte ſeinen Zweck: Iſolirung der bei Coeuilly-Villiers fechtenden 1. würtembergiſchen Brigade, nur ſehr unvollkommen erreicht. Schon in den erſten Stunden des Nachmittags[*] konnten, wie weiter oben hervorgehoben, Bataillone der 2. und 3. Brigade zur Unterſtützung der hartbedrängten Brigade Reitzenſtein vorgeſchoben werden. Ja mehr, die geſammte Diviſion (Susbielle) gerieth in demſelben Augenblick, in dem ſie ihre Anſtrengungen ſcheitern ſah, zugleich in eine ernſte Gefahr umgangen und abgeſchnitten zu werden, und nur dem guten Blick, wie der freien und raſchen Initiative des am linken Seine-Ufer commandirenden Generals Vinoy war es zuzuſchreiben, daß ſie, ohne die ſchwerſten Einbußen erfahren zu haben, die ſchützenden Mauern von Creteil wiedergewinnen konnte.

Dieſe freie und raſche Initiative Vinoy's führte zu dem Gefecht bei Choiſy le Roi.

General Vinoy begab ſich am 30. früh nach dem Centrum ſeiner Aufſtellung: Fort Montrouge. Es lag zunächſt nicht in ſeiner Abſicht, an dieſem Tage anders als durch Beſchießung und Infanterie-Demonſtrationen an dem auf der ganzen Cernirungslinie tobenden Kampfe theilzunehmen, eine Zurückhaltung, die ihm, ſo lange nicht gegentheilige Befehle vorlagen, mit Rückſicht auf das ernſte, ſeinerſeits am Tage zuvor (29.) geführte Gefecht, geboten ſchien.*) Doch hielt er ſeine Truppen in Bereitſchaft, um

---

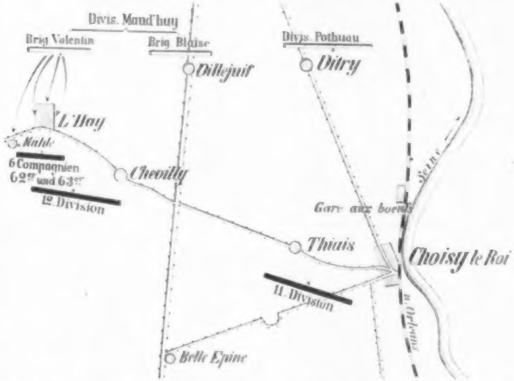
*) Dies Gefecht, das General Vinoy am 29., laut der für dieſen Tag ausgegebenen General-Ordre, geführt hatte, war ernſter als das Rencontre am 30.; dennoch haben wir geglaubt, in gewiſſem Sinne das größere Gefecht dem kleineren unterordnen zu ſollen. In eine Schilderung des Feuerkreiſes, der am 30. um Paris her ſtand und lohte, wäre das Gefecht vom 29. nur auf Koſten der Ueberſichtlichkeit des Bildes einzureihen geweſen, weshalb wir es vorzogen, eine kurze Darſtellung des letztern in dieſer Anmerkung zu geben. Das Gefecht verlief wie folgt. General Vinoy hatte dahin disponirt, daß

mit der Linien-Brigade Valentin (die, mit der Brigade Blaiſe zuſammen, die Diviſion Maud'huy bildete) gegen das Dorf l'Hay und die rechts daneben gelegene Mühle ernſthaft vorgegangen,

mit der Diviſion Pothuau aber, in der Richtung auf den Gare aux boeufs und Choiſy le Roi, lediglich demonſtrirt werden ſolle.

Im Einklange mit dieſer Dispoſition verlief das Gefecht. Der Gare aux boeufs wurde genommen, womit die Vorkommniſſe am feindlichen linken Flügel erledigt waren. Deſto ernſter geſtaltete ſich der Kampf um das Dorf l'Hay, das, einſchließlich der weſtlich daneben gelegenen Mühle, durch 6 Compagnieen 62er und 63er vertheidigt wurde. Der Feind drang, bei Morgengrauen, in vier Colonnen vor, von denen ſich eine gegen die Mühle, die drei andern, von Nord, Nordweſten und Nordoſten her, gegen das Dorf ſelbſt richteten. Die beiden Mittelcolonnen (Nord und Nordweſten) reuſſirten, aber nach links hin blieb die Mühle, nach rechts hin die Nordoſt-Ecke in unſren Händen. Als bald darauf 4 weitre Compagnieen zur Unterſtützung der in Front fechtenden 6 Compagnieen 62er und 63er eintrafen, gab der Gegner alle Verſuche auf, ſich des hartbeſtrittenen Dorfes zu bemächtigen und ging in der Richtung von Villejuif und Fort Bicêtre zurück. Die Verluſte, die den Feind, und zwar beinah ausſchließlich die Brigade Valentin (109 und 110. Linien-Regiment, dazu das Mobilgarden-Bataillon Finiſtère) betroffen hatten, waren verhältnißmäßig ſehr hoch. Sie beliefen ſich, nach Vinoy's eignen Angaben, auf: 30 Offiziere und 983 Mann. Dem bittren Gefühl darüber, daß dieſe Opfer — da der Haupt-Angriff unterblieb, dieſes Flankengefecht nur zur Unterſtützung dienen ſollte — umſonſt gebracht waren, hat Vinoy in ſeinem mehrcitirten Buche Ausdruck gegeben. Er ſchreibt: »Die Vertagung des für alle Fälle bereit zu ſein. Ein ſolcher Fall bot ſich um Mittag, als er, in ſeiner linken Flanke, die gegen den Mont-Mesly vorgezogene Diviſion Susbielle plötzlich aufs ernſtlichſte gefährdet ſah. Er hat über dieſe Momente ſelbſt ſehr anſchaulich berichtet. Wir entnehmen ſeinem mehrcitirten Buche das Folgende:

„... Es war etwa Mittag, als ich, auf meinem Inſpicirungsritt vom Fort Montrouge her, in Fort d'Ivry eintraf, und mich auf das Obſervatorium begab, um von dort aus die nach links hin tobende Schlacht zu überblicken. Die Luft war kalt, aber klar; nur wenig Gewölk am Himmel,



---

großen Ausfalls vom 29. auf den 30. war ein Unglück für uns. Von einer eigentlichen Ueberraſchung des Gegners konnte nicht länger die Rede ſein, wir hatten ihn ſelbſt, mehr oder minder deutlich, von dem benachrichtigt, was unſrerſeits im Werke war. Er konnte Anſtalten treffen, den muthmaßlich am meiſten bedrohten Punkten Verſtärkungen von links und rechts her zuzuführen. Die Wiederaufnahme des Kampfes mußte uns alſo, ſelbſt wenn wir reuſſirten, ſchwerere Opfer auferlegen, als es, ohne einen ſolchen Avis, erwartet werden durfte. Was die mir perſönlich unterſtellten Streitkräfte (III. Armee) angeht, ſo durfte man ihnen, am Tage darauf, kaum eine ähnliche Anſtrengung zumuthen; jedenfalls aber, wenn ſie doch von ihnen gefordert wurde, war weder das Vertrauen, noch der Elan von ihnen zu gewärtigen, womit ſie am 29. ihren Angriff ausgeführt hatten. Zum Ueberfluß erfolgte, in der Nacht vom 29. auf den 30., auch noch ein Witterungsumſchlag, und wir traten in kalte Tage ein."

So Vinoy. Wir haben, vorſtehend, im Texte gezeigt (ſ. S. 372), daß er, um die hartbedrängte Diviſion Susbielle zu degagiren, am 30. November Mittags, dennoch in das Gefecht eingriff und ſeine nur allzu berechtigte Verſtimmung weder auf ſein militairiſches Urtheil, noch auf ſein patriotiſches und kameradſchaftliches Gefühl Einfluß gewinnen ließ.

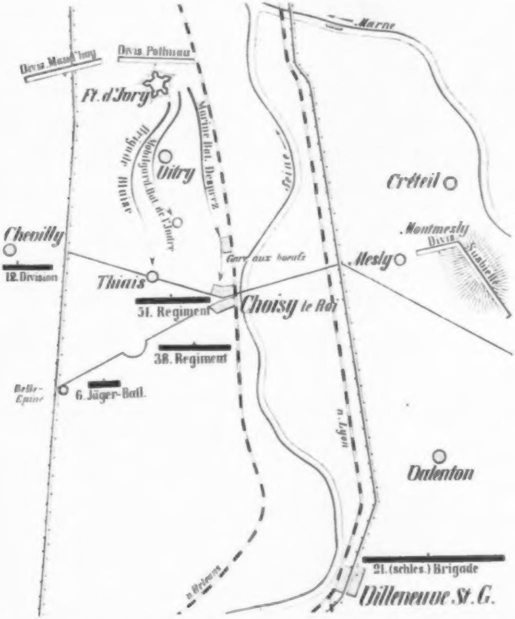
prachtigſter Sonnenſchein, und unten, am Lauf der Marne hin, die Felder von Waffen blitzend. Das Geſammtbild genau das einer glänzenden Revue. Vom Fort Nogent und dem Mont Avron an, bis herwärts zu den Redouten von Gravelle und La Faiſanderie, war der Horizont von Rauchwolken eingehüllt. Die feindliche Linie zog ſich über die Höhen hin, die Champigny beherrſchen, und in Front von Coeuilly-Villiers ſah ich deutlich das Vor- und Zurückgehn der Batterieen. Infanteriecolonnen ſtanden hinter Villiers und dehnten ſich nordwärts bis gegen Noiſy hin; Geſchütz- und Gewehrfeuer lärmte ununterbrochen in der Luft und ließ deutlich den Ernſt und die Ausdehnung des Kampfes erkennen.

Plötzlich wurde meine Aufmerkſamkeit durch Vorgänge in Anſpruch genommen, deren Schauplatz faſt unmittelbar zu meiner Linken lag. Der Mont-Mesly war, eh ich noch Fort Ivry erreicht hatte, durch einen Vorſtoß der Diviſion Susbielle genommen worden; aber jetzt ſchien das Blatt ſich wenden zu ſollen, denn von Villeneuve St. Georges an, bis auf Valenton und Bonneuil zu, fuhren feindliche Batterieen auf, während gleichzeitig ſtarke Infanteriecolonnen ſich in Marſch ſetzten, um die Mont-Mesly-Poſition mit ſtürmender Hand zurückzuerobern. Dieſer Angriff war erſichtlich ſehr ernſthaft gemeint und bald konnte ich wahrnehmen, daß unſre vorgeſchobenen Bataillone dieſem Anſturm nicht nur nicht gewachſen, ſondern vor allem auch in Gefahr waren, durch in der Flanke vorgehende feindliche Abtheilungen abgeſchnitten zu werden. Von Süden und Südweſten her zogen neue Verſtärkungen heran. Es war mir klar, daß die äußerſt gefährdete Lage der Diviſion Susbielle nur durch eine Diverſion meinerſeits gehoben werden könne, und ſo ordnete ich denn ſofort einen Vorſtoß gegen Süden an. Die Diviſion Maud'huy erhielt Befehl gegen Chevilly-Thiais, die Diviſion Pothuau gegen den Gare aux boeufs und Choiſy le Roi zu avanciren. Dieſen Befehlen wurde mit großer Promptheit entſprochen. Erſtgenannte Diviſion (Maud'huy) ging mit der Brigade Blaiſe gegen Thiais, letztgenannte (Pothuau) in Doppelcolonnen, mit dem Mobilgarden-Bataillon de l'Indre gegen ein ſüdlich Vitry gelegenes Gehöft und mit einem Marine-Bataillon gegen den Gare aux boeufs und Choiſy le Roi.

Der Angriff gegen Thiais ſcheiterte. Der Feind, der unſichtbar im Dorfe ſteckte, empfing die Vortruppen der Brigade Blaiſe mit einem ſtarken Artilleriefeuer, das er, von aufgeworfenen Erdwerken aus, theils gegen die Angriffscolonnen, theils gegen die bei Vitry haltenden Bataillone unterhielt. Unſere Verluſte waren nicht unerheblich und beſtimmten den General Blaiſe ſeine Truppen zurückzunehmen.

Ernſtlicher war der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel. Das Marine-Bataillon, vom Admiral Pothuau perſönlich vorgeführt, nahm den

Gare aux boeufs und gleich darauf auch die vorderſten Häuſer von Choiſy le Roi im erſten Anlauf; hier aber ſtieß es auf überlegene feindliche Streitkräfte, die, in vorzüglicher Stellung fechtend, nach erbittertem Kampf uns zwangen, auch an dieſer Stelle den Verſuch weitren Vordringens aufzugeben. Während des Dorfgefechtes war Fregatten-Capitain Graf Desprez an der


Marne
Divis. Maud'huy
Divis. Pothuau
Ft. d'Jvry
Brigade Blaise
Mobilgard. Bat. de l'Indre
Marine Bat. Desprez
Vitry
Seine
Créteil
Chevilly
Montmesly
Divis. Susbielle
Gare aux boeufs
Mesly
12. Division
Thiais
51. Regiment
Choisy le Roi
38. Regiment
Belle-Epine
6. Jäger-Batl.
n. Lyon
Valenton
21. (schles.) Brigade
n. Orleans
Villeneuve St. G.

Spitze der Seinen gefallen, von einer Kugel tödtlich in die Bruſt getroffen. Ich gab Befehl das Gefecht abzubrechen und bis in die Linie der Forts zurückzugehn. Auch die Gare aux boeufs-Poſition wurde wieder geräumt. Es hatte keinen Zweck mehr, dieſen vorgeſchobenen Punkt zu halten, da die eigentliche Abſicht des Vorſtoßes gegen Süden mittlerweile vollſtändig erreicht worden war. Die von Valenton und Villeneuve St. Georges aus avancirenden feindlichen Bataillone hatten ihre Vorwärtsbewegung eingeſtellt und dadurch die Diviſion Susbielle in den Stand geſetzt, ſich der ihr drohenden Umgebung zu entziehn.«

So weit Vinoy. Sein Bericht ſtimmt in allem Weſentlichen mit den dieſſeitigen Angaben überein. Nur in einem Punkte irrt er: es war nicht Artillerie-, ſondern Gewehrfeuer, was den Angriff der Brigade Blaiſe gegen Thiais ins Stocken brachte. Geſchütze griffen an dieſer Stelle nicht in den Gang des Gefechtes ein. Es waren 51er — das 38. Regiment in Reſerve — das auf der ganzen Linie den Kampf aufnahm und durchführte. Trotz eines koloſſalen Verbrauchs an Geſchoſſen (etwa 10,000) auf Seiten des Feindes, war der dieſſeitige Verluſt verhältnißmäßig gering. Er bezifferte ſich auf: 9 Mann todt, 5 Offiziere und 60 Mann verwundet. Der Feind hat keine Verluſtangaben veröffentlicht, doch können ſie nach einer uns vorliegenden franzöſiſchen Schilderung: »die Kirche von Creteil am Abend des 30. November« nicht unbedeutend geweſen ſein. Eine beſondere Theilnahme weckte der Tod des Fregatten-Capitain Desprez. Wir finden über ihn, aus der Feder eines andern, ihm befreundeten Marine-Offiziers, das Folgende: »Hingebung und Hochherzigkeit waren die hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters, gepaart mit einem Wohlwollen, wie man ihm ſelten begegnet. Vorgeſetzte, Kameraden, Untergebene, jeder, der irgendwie in nähere Beziehung zu ihm trat, liebte und ſchätzte ihn. Ich entſinne mich eines letzten Zuſammenſeins mit ihm, im Hafen von Cherbourg. Er ſiegelte einen Brief, als ich eintrat, und mich begrüßend, ſagte er: »dieſer Brief geht an Trochu; ich habe nur noch einen Wunſch, — eins der Pariſer Forts zu commandiren ... Es wird nicht in Feindes Hände fallen.« Und feſt wie ſein Muth, ſo feſt war ſein Glaube. Er hatte auch den Muth, ſich allezeit und allerorten zu dieſem Glauben zu bekennen. Dabei war er tolerant, und während er ſich ſelber, weder im Wort noch im Wandel, die geringſte Uncorrectheit verzieh, übte er Nachſicht gegen Andersdenkende und eroberte ſich durch dieſe Nachſicht ihr Herz. In ſeiner Cajüte befand ſich das Bild der heiligen Jungfrau; ihr ſelber aber hatte er ſein Leben und ſein Schiff geweiht. Nun ſteht er vor ihr, um aus ihrer Hand die Krone zu empfangen; wir aber, wandeln wir die Wege, die er uns gezeigt!« Aehnliche Worte der Anerkennung widmet ihm Vice-Admiral La Roncière in ſeinem mehrcitirten Buch.

Demonſtrations-Gefecht am Bievre-Bach

gegen die 12. preußiſche und 4 bairiſche Diviſion.

Wir verfolgen den Zirkel weiter nach links hin, bis an den Bièvre-Bach und über dieſen hinaus. Dieſer Bach, wie ſeinerzeit hervorgehoben, bildete die Grenzlinie zwiſchen der Aufſtellung unſres VI. und des II. bairiſchen Corps; zwiſchen l'Hay und Bourg la Reine lag der Berührungspunkt beider Corps, ſpezieller der 12. preußiſchen und 4. bairiſchen Diviſion. Gegen dieſen Berührungspunkt, wie um beide Corps zu trennen, richtete ſich nun der franzöſiſche Angriff, der jedoch nur mit unausreichenden Kräften unternommen und unſchwer als eine bloße Demonſtration erkannt wurde. Dennoch galt es ihm zu begegnen, da jede Verſäumniß unſrerſeits, wenn der Feind ſie erkannte und ausnutzte, von bedenklichen Folgen begleitet ſein konnte. Rechts auf der Linie l'Hay-Chevilly ſtanden deshalb oberſchleſiſche, links auf der Linie Bourg la Reine-Sceaux bairiſche Bataillone bereit, jeden Durchbrechungsverſuch, am Bièvre-Bache hin, zu vereiteln. Der Feind unternahm übrigens, wie ſich erwarten ließ, nichts Ernſthaftes und beſchränkte ſich auf eine ſtarke Kanonade, die ſowohl von den Forts Montrouge und Bicêtre, wie von den Schanzen bei Villejuif und Arcueil aus, gegen die diesſeitigen Linien unternommen wurde. Drei bairiſche Batterieen antworteten; öſtlich von Bourg la Reine fuhr die Batterie Ebner, weſtlich die Batterie Herold, bald auch die Batterie Jamin auf. Der ſich nun entſpinnende Artilleriekampf währte anderthalb Stunden und endete damit, daß die bei Arcueil, »am Aquadukt«, befindliche feindliche Batterie durch das diesſeitige Feuer zum Schweigen gebracht wurde. Schon um 10¾ Uhr früh durfte das Gefecht, an dieſer Stelle des großen Zirkel-Schlachtfeldes, als abgeſchloſſen angeſehen werden. Die Verluſte waren gering; auch wohl auf Seiten des Feindes.

Demonſtrations-Gefecht auf der Linie St. Cloud-Malmaiſon

gegen das V. Corps.

Weiter links, auf der Strecke von Fort Montrouge bis Fort d'Iſſy, und über dieſes hinaus, bis auf St. Cloud und die Montretout-Schanze zu, wurde nur kanonirt; erſt auf der Linie St. Cloud-Malmaiſon begegnen wir wieder Demonſtrationen mit größeren oder geringeren Infanterie-Abtheilungen. Sie richteten ſich ſowohl gegen unſre 9. wie 10. Diviſion.

Gegen die 9. Diviſion avancirten zwei Bataillone, von denen das eine die Montretout-Schanze, das andre das Plateau der Bergerie zu erreichen trachtete. Mühelos wurde der Angriff beider abgewieſen; ein bis an die Buzenval-Mauer vorgeſchobener Zug vom Görlitzer Jäger-Bataillon genügte, um, mit Hülfe einiger wohlgezielten Schüſſe, die Vorwärtsbewegung in Stillſtand zu bringen.

Etwas ernſthafter gemeint war der Vorſtoß gegen unſre 10. Diviſion, die mit der 20. Brigade, Regimenter 37 und 50, auf Vorpoſten ſtand. Drei feindliche Bataillone, durch zwei Feldgeſchütze ſoutenirt, richteten ſich, nachdem ſie Rueil paſſirt, gegen Malmaiſon und das Jägerhäuschen. Aber der Feind wurde auch hier auf große Entfernung zurückgehalten und begnügte ſich alsbald damit, aufs Gratbewohl gegen unſre Stellung zu feuern. Seine Soutiens zündeten Feuer an und lagerten ſich, um ſich zu wärmen. Gegen 11 Uhr erſtarb das Gefecht und die dieſſeitigen Reſerven (unter andren waren drei Bataillone Garde-Landwehr in Verſailles eingerückt) bezogen wieder ihre Cantonnements. Wenig Todte und Verwundete (durch Infanteriefeuer) auf beiden Seiten. Weder das Feuer vom Mont Valerien noch von der Stadt-Enceinte aus hatte, trotz ſeiner Heftigkeit, uns irgend welchen Verluſt zugefügt.

Gefecht bei Epinay.

(Brigade Hanrion gegen die 15 Brigade.)

Im Nordweſten, auf der weiten Strecke von Malmaiſon bis hart an St. Denis heran, zeigte ſich nur ein begleitendes Einſtimmen in den großen Schlachtenlärm; erſt in Höhe von St. Denis begegnen wir wieder einer ernſteren Action. Sie richtete ſich, vom Fort la Briche aus, gegen Dorf Epinay, das, den vorgeſchobenen linken Flügel unſrer 8. Diviſion bildend, am 30. November eine Beſatzung von drei Compagnieen hatte: 2 Compagnieen vom 71. und 1 vom 31. Regiment Die zwei Compagnieen 71er waren ſo vertheilt, daß eine derſelben, unter Hauptmann Kühne, die Süd-Oſt-Ecke, die andre, unter Hauptmann Oeſterley, die Nord-Oſt-Ecke des Dorfes inne hatte.

Der Commandirende von St. Denis, Vice-Admiral La Ronciere, leitete vom Fort La Briche aus den Angriff. Er hatte zu dieſem Zweck, in Front des Forts, eine etwa 6000 Mann ſtarke Brigade, unter directem Befehle des Generals Hanrion concentrirt, die folgende Zuſammenſetzung hatte:

1 Compagnie Marine-Füſiliere unter Schiffs-Lieutenant Glon-Villeneuve;

1 Compagnie Marine-Füſiliere unter Schiffs-Lieutenant Cordier;

1. und 2. Mobilgarden-Bataillon der Seine, unter Oberſt Vietri;

10. Mobilgarden-Bataillon der Seine, unter Commandant Dautrement;

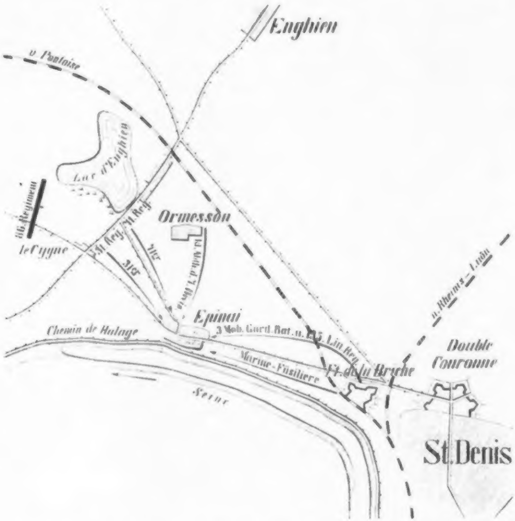
das 135. Linien-Regiment unter Oberſt Boisdenemetz.

Die Brigade Lamothe-Tenet bildete die Reſerve. Das Geſchützfeuer vom Fort La Briche, einer Batterie am rechten Seine-Ufer und einer ſchwimmenden Batterie aus, war beſtimmt den Angriff einzuleiten. Um 2 Uhr begann die Kanonade; um 2½ Uhr gab Vice-Admiral La Roncière das Zeichen und die Brigade Hanrion, in der Zuſammenſetzung und Reihenfolge, wie wir ſie vorſtehend gegeben, brach aus einer Terrainfalte, in der ſie bis dahin Deckung gehabt hatte, gegen Dorf Epinay vor. Die Marine-Füſiliere, unter Benutzung des Chemin de Halage, hielten ſich links, hart am Fluſſe hin und faßten den Südrand, beziehungsweiſe die Süd-Oſt-Ecke des Dorfes; die Mobilgarden-Bataillone, vom 135. Linien-Regiment gefolgt, drangen von Oſten her ein, und nahmen das Dorf in zum Theil erbittertem Häuſerkampf, ohne ſich jedoch der Nord-Oſt-Ecke bemächtigen zu können. Um 4 Uhr trafen dieſſeitige Verſtärkungen ein und nahmen das Dorf wieder. Alles Weitere entnehmen wir dem Briefe eines Offiziers der 15. Brigade.

»... Epinay war nur ſchwach befeſtigt, eigentlich gar nicht. Der Grund davon lag in der Inſtruction, die mit kurzen Worten angeordnet hatte, daß wir den Ort gegen einen ernſtlichen Angriff, ja ſelbſt gegen eine allzu läſtige Beſchießung nicht halten ſollten. Erſt der Garde-Kampf bei Le Bourget (30. October) hatte uns belehrt, daß wir auch Epinay, wenn einmal verloren, gezwungen ſein würden wieder zu nehmen, weshalb wir, vom November an, bemüht geweſen waren, das bis dahin Verſäumte nachzuholen. Aber die Verhältniſſe geſtatteten dies nur ſehr unvollkommen. Die Brigade, in Folge von Detachirungen nur 5 Bataillone ſtark, hatte 2 derſelben täglich auf Vorpoſten, konnte mithin keine Arbeiter-Commandos zur Befeſtigung des Dorfes hergeben, beſaß auch nicht die nöthigen Werkzeuge. Zwar hatte die Diviſion, zu der wir gehörten (die 8.), Verfügung über eine Pionier-Compagnie, aber nur kleine Abtheilungen derſelben, und immer nur auf kurze Zeit, wurden uns für Epinay zur Verfügung geſtellt. Bei der links neben uns ſtehenden 7. Diviſion war man, von Anfang an, ſorglicher verfahren und hatte, hintereinander, drei Befeſtigungslinien von Gräben, Palliſaden und Verhauen angelegt. Von Epinay aber darf füglich ohne Uebertreibung geſagt werden, daß es, trotz einiger Anläufe etwas zu thun, ſo gut wie unbefeſtigt geblieben war.

So viel über die Oertlichkeit, von der ich nur noch bemerke, daß ſie durch die große, von Paris nach Havre führende Straße, in eine Nord- und Südhälfte getheilt wird. Hart an der Seine hin, nur 100 Schritt von der Dorfliſière entfernt, läuft der Chemin de Halage, der uns ſo verderblich werden ſollte.

Schon am 29. Nachmittags hatten wir feindliche Abtheilungen, theils in Front von La Briche, theils auf dem Glacis deſſelben, exerciren ſehen. Am 30. wiederholte ſich dies Schauſpiel; wir achteten deſſelben kaum, bis plötzlich das Exerciren in einen Angriff gegen uns überging. Er war gutgeplant und glückte ſofort. Die in dem Südvorſprung des Dorfes ſtehende Compagnie 71er (Hauptmann Kühne) wurde durch die Marine-Füſiliere des Feindes überraſcht und erfuhr beträchtliche Einbußen an Todten und Verwundeten, namentlich auch an Gefangenen.*) Eine andre Compagnie


Enghien
v. Pontoise
Lac d'Enghien
86. Regiment
le Cygne
71. Reg.
71. Reg.
3/71
2/71
Ormesson
Epinai
Chemin de Halage
3 Mob. Gard. Bat. u. 135. Lin. Reg.
Marine-Füsiliere
Seine
Ft. de la Briche
n. Rheims – Laon
Double Couronne
St. Denis

---

*) Unter den Gefangenen, die wir an dieſem Tage verloren, befanden ſich auch vier Offiziere, die nach Paris geſchafft und dort, von Seiten der Militair-Behörden, ſehr ausgezeichnend behandelt wurden. Sie durften in einem Hôtel wohnen, hatten freie Bewegung und wurden von den franzöſiſchen Generalen zu Tiſche geladen. Dieſe Diners waren ſehr glänzend. Am 5. oder 6. December kehrte General Trochu von den Oſt- und Südoſt-Forts, wo er ſeit Beginn der großen Ausfall-Gefechte ſein Hauptquartier gehabt hatte, nach Paris zurück und

71er (Hauptmann Oeſterley) hielt ſich in einigen günſtig gelegenen Häuſern der Nordhälfte, bis zum Eintreffen von Verſtärkungen. Eine dritte Vorpoſten-Compagnie (vom 31. Regiment) repliirte ſich auf Enghien zu.

In kürzeſter Friſt war die ganze Brigade allarmirt. Sie nahm Stellung an der von Enghien nach Le Cygne Enghien führenden und eben hier in die große Chauſſee (Paris-Havre) einmündenden Straße. Die 71er, unter Oberſtlieutenant v. Kloeden, am linken, die 31er unter Oberſt v. Bonin, am rechten Flügel. Es wurde dahin disponirt, daß

zwei Compagnieen 31er, unter Hauptmann Graf Keller und Premierlieutenant Baſſin, auf der ebengenannten großen Chauſſee Havre-Paris,

drei Compagnieen 71er aber, unter perſönlicher Führung des Oberſtlieutenants v. Kloeden, links daneben, auf einer kleineren, ſüdlich Ormeſſon ſich hinziehenden Parallel-Straße, gegen Epinay vorgehen ſollten.

In Gemäßheit dieſer Dispoſition erfolgte der Angriff, der, von Ormeſſon aus, durch kleine Abtheilungen der 7. Diviſion ſoutenirt wurde, während die 8. Diviſion dem 86. Regiment Befehl ertheilte, zu unſrer Unterſtützung herbeizueilen.

Nach lebhaftem Kampf, der vom Oberſtlieutenant v. Kloeden geleitet wurde, war Epinay wieder in unſren Händen. Im Ganzen unſrerſeits ſieben Compagnieen 71er und vier Compagnieen 31er im Gefecht geweſen. Das 86. Regiment, als es, um 5 Uhr, von Sannois her eintraf, fand keine Gelegenheit mehr, einzugreifen. Die Verluſte waren empfindlich. Das 71. Regiment hatte 9 Offiziere und 104 Mann, das 31. Regiment 7 Offiziere und 74 Mann eingebüßt. Unter den Gefallenen waren Hauptmann Graf Keller und Premierlieutenant Baſſin. Höher noch bezifferten ſich die Einbußen, die der Feind erfahren hatte. La Roncière giebt 36 Todte und 273 Verwundete an, darunter 3 todte und 19 verwundete Offiziere. Commandant Saillard, Führer des 1. Bataillons der Mobilgarden der Seine, war gefallen. Die Zahl der Gefangenen glich ſich auf beiden Seiten aus. Bei

---

erklärte den gefangenen Offizieren, daß er ſie freigebe, da er ſie gegen Inſulten von Seiten des Volkes unmöglich ſchützen könnte. So trafen dieſelben, nach etwa achttägigem Aufenthalt in Paris, und gegen Austauſch von vier Franctireur-Offizieren, wieder bei ihren Truppentheilen ein. Lieutenant v. Vethake vom 71. Regiment, einer der Gefangenen, hat über dieſen ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt berichtet. Er faßte ſeine Wahrnehmungen dahin zuſammen, daß Paris noch auf etwa 2 Monate Lebensmittel habe und an Noth vorläufig nicht zu denken ſei. »Man ißt Pferdefleiſch, aber in ſo vorzüglicher Zubereitung, daß man ein andres Material verhältnißmäßig wenig entbehrt. Jeder geht nach wie vor ſeinen Vergnügungen nach, Omnibuſſe und Droſchken fahren auf und ab, und das Gas brennt die ganze Nacht hindurch. Im Uebrigen wird auf jedem Platz exercirt, auf jeder Straße getrommelt und gepfiffen, denn alle Welt iſt Soldat und trägt eine Waffe oder doch irgend ein militairiſches Abzeichen.«

der Wiedereroberung fielen uns 70 Mann in die Hände, alſo etwa dieſelbe Zahl, die wir unſrerſeits, zwei Stunden früher, bei Gelegenheit des Ueberfalls, eingebüßt hatten.

Im Uebrigen ſchritten wir nunmehr, und zwar am andern Tage bereits, zu einer ausreichenden Befeſtigung des Dorfes. Es gab plötzlich Pioniere in Ueberfluß. Als das Kind in den Brunnen gefallen war, deckte man ihn zu.-

Demonſtrationsgefecht auf der Linie Stains-Le-Bourget-Drancy.

Wie nördlich gegen das IV. Corps, ſpeziell gegen die 15. Brigade, bei Epinay, ſo ging der Feind auch in nordöſtlicher Richtung gegen die Garden vor. Doch blieb es hier, namentlich am rechten franzöſiſchen Flügel, bei bloßen Demonſtrationen. Die Brigade Lavoignet, unterſtützt durch die Cavallerie-Diviſion Bertin de Vaux, avancirte, über die Route Imperiale hinaus, auf der Ebene von Aubervilliers und beſetzte das ſüdlich von Le Bourget gelegene Drancy, ſo wie das benachbarte Groslay-Gehöft. Es kam hier zu keinem Rencontre. Anders am linken Flügel. Die gegen Stains vorgehenden Bataillone wurden von Abtheilungen der 1. Garde-Diviſion, die hier Dorf und Schloß beſetzt hielten, auf nahe Diſtance mit Schnellfeuer empfangen und machten, nach nicht unerheblichen Verluſten, kehrt. Weitere Infanterie-Vorſtöße unterblieben; vielmehr begnügte man ſich von da ab mit einer lebhaften Kanonade, die, auf dieſem Abſchnitt der Cernirungslinie, vornehmlich von Double Couronne, de l'Eſt, Aubervilliers und Noiſy unterhalten wurde. Einem am Abend deſſelben Tages geſchriebenen Briefe entnehmen wir darüber das Folgende: »Die ganze Hölle ſchien losgelaſſen. Es ſauſte und heulte durch die Luft, es krachte und platzte hier hin und dort hin, die Erde bebte unter fortwährenden Exploſionen. Zu dem Feuer der Forts geſellte ſich das zahlloſer Redouten. Wenn man auf die Höhe ſtieg, ſo ſah man, ſo weit das Auge reichte, weiße Rauchwolken, aus denen rothe Blitze hervorzuckten. Die Granaten ſchlugen überall ein. Allein hier, um Groslay her, wurden ein Paar Hundert gezählt. Anfangs glaubten wir, unſer Bombardement habe begonnen und alle Geſichter ſtrahlten vor Freude. Bald aber belehrten uns die Ferngläſer, daß wir wieder nur Object einer Beſchießung waren. Gegen Abend wurde es ſtill. Viel Schaden war nicht angerichtet worden. Eine Granate durchlöcherte das Haus, darin unſre Regimentsmuſik gerade mit Einübung eines neuen Marſches beſchäftigt war. Die Melodie wurde gewaltſam zerriſſen, aber glücklicherweiſe kein Menſch.-

Demonſtrationsgefecht auf der Linie Sevran-Clichy-Chelles

gegen die 23. (ſächſiſche) Diviſion.

Wir erreichen nun den Punkt, wo der Zirkel ſich wieder ſchließt. Links neben der Garde, von dieſſeits aus gerechnet, ſtand die 23. (ſächſiſche) Diviſion, die, zwiſchen Chelles und Gournay, das nördliche Ufer der Marne und damit nahezu jenes Terrain berührte, auf dem, ſeitens der 1. würtembergiſchen Brigade — unterſtützt durch die 24. (ſächſiſche) Diviſion — ſeit 9 Uhr früh, wie wir wiſſen, ein erbitterter Kampf: der Kampf um Villiers-Coeuilly, geführt wurde.

Die Demonſtrationen des Feindes an dieſer Stelle waren nicht durch die Energie des Angriffs, wohl aber durch die *Zahl der Bataillone*, mit denen man operirte, von nicht zu unterſchätzender Bedeutung. Man ſchob hier, in Front von Fort Rosny, und zwar zu beiden Seiten des Mont Avron, ganze Diviſionen hin und her, Truppenmaſſen, die theils zum III. Corps d'Exea, theils zu der Beſatzung der benachbarten Forts gehörten. Der dieſen Bewegungen zu Grunde liegende Zweck wurde vollſtändig erreicht, indem, mit Rückſicht auf die gefährdete eigne Poſition, eine Unterſtützung der Würtemberger durch die rechts neben ihnen ſtehenden Sachſen, wenigſtens während der Vormittagsſtunden nur in ſehr ſpärlicher Weiſe erfolgen konnte. Nicht nur die 23. Diviſion, ſondern auch ſtarke Abtheilungen der 24., mußten zwiſchen Chelles und Gournay feſtgehalten werden, und erſt von Mittag ab, wo ſich alle am nördlichen Marne-Ufer ſtattfindenden Bewegungen des Feindes mehr und mehr als bloße Demonſtrationen zu erkennen gaben, ermöglichte es ſich, die ganze 24. Diviſion — mit Ausnahme zweier Bataillone vom 105. Regiment, die bei Chelles verblieben — in den auf dem Plateau von Villiers tobenden Kampf eingreifen zu laſſen. Wir haben S. 351 die glänzende Haltung der ſächſiſchen Bataillone und Artillerie am rechten Flügel unſrer Aufſtellung: Linie Noiſy le Grand-Villiers, geſchildert.

Dieſem Hauptkampfe, der — am 30. Abends nur abgebrochen — am 2. December wieder aufgenommen wurde, nachdem beide Theile einen Tag geruht hatten, wenden wir uns jetzt zu.

Eine kurze Schilderung des Ruhetages laſſen wir voraufgehen.

Der 1. December.

Der folgende Tag verging ruhig, ſehr zur Ueberraſchung der Unſrigen, die einer Wiederaufnahme des Kampfes entgegenſahen. Der Feind begnügte ſich damit, von Zeit zu Zeit Granaten, ganz beſonders vom Mont Avron her, in die dieſſeitige Aufſtellung hinüberzuſenden, außerdem war er eifrig bemüht, ſich in dem von ihm gewonnenen Terrain einzurichten. Nicht nur wurden in Brie und Champigny Barrikaden gebaut, ſondern auch Schützengräben gezogen, die ſich in Front der Stellung, von dem letztgenannten Dorfe aus, an den Kalköfen (Fours aux chaux) vorbei, bis zu dem Punkt 100, zwiſchen Brie und Villiers, ausdehnten. Auch Le Plant und das vorliegende Gehölz erhielten eine Vertheidigungslinie, während der Durchgang der Hauptſtraße durch den Eiſenbahndamm, unmittelbar nördlich der Kalköfen, durch eine ſtarke Batterie befeſtigt wurde. Einige dieſer Arbeiten konnten, von der dieſſeitigen Höhenſtellung aus, beobachtet werden; andre entzogen ſich dem Auge.

Selbſtverſtändlich war man auch unſrerſeits beſchäftigt, der ganzen Linie Noiſy-Villiers-Coeuilly einen geſteigerten Halt zu geben. Alle Batterie-Emplacements beiſpielsweiſe, die ſich Tags zuvor ſo vortrefflich bewährt hatten, ſuchte man im Profil zu verſtärken und für je 12 Geſchütze einzurichten. Im Uebrigen gehörte der Tag der trübſten Aufgabe des Soldaten: dem Zurückholen der Verwundeten, dem Beſtatten der Todten.

Um 5½ Uhr Nachmittags trafen die Têten der 7. (pommerſchen) Brigade du Troſſel, Regimenter 9 und 49, in Chennevières und Coeuilly ein, mit der Weiſung, dieſe Ortſchaften zu belegen, während die 1. würtembergiſche Brigade, v. Reitzenſtein, Befehl erhielt, in Villiers Unterkunft zu ſuchen. General du Troſſel bot jedoch auf das bereitwilligſte eine Theilung der Quartiere an und ſo konnte ſich das Jäger-Bataillon für die nächſte Nacht in Chennevières einrichten, während das 2. Bataillon vom Regiment Olga, gemeinſchaftlich mit dem 49. Infanterie-Regiment, in Coeuilly verblieb. Der Stab und die andren Bataillone der Brigade Reitzenſtein kamen nach Villiers, wo ihre Unterbringung, wegen des zerſchoſſenen Zuſtandes des Dorfes, allerdings mit Schwierigkeiten verknüpft war. Die Mehrzahl der Truppen mußte ohne Feuer bivouakiren, was bei dem ſchneidend kalten Winde, der über das Plateau fuhr, eine harte Aufgabe war. Dieſe Nacht iſt wohl Manchem im Gedächtniß geblieben. Einer, der ſie mitdurchgemacht, ſchreibt darüber:

„... Wir bezogen die Feldwache in einer höchſt dürftigen Baracke, die, an den Bergabhang gelehnt, leider gerade gegen Norden hin faſt ganz offen ſtand. Kaum angelangt, fiel mir die Aufgabe zu, mit einigen Mannſchaften einen Patrouillengang zu machen. Die Nacht war eiskalt und mondhell (erſtes Viertel); auf der glänzenden Schneefläche konnte man weit ſehen. Aus unſrem Schützengraben und der bereiften, gefrornen Hecke trat ich mit meinen Leuten hinaus aufs freie, helle Schneefeld, ging mit ihnen an der Hecke hinunter bis zur Landſtraße, auf der wir uns dann vorſichtig, zwei rechts, zwei links, an das feindliche Dorf heranſchlichen. Viel hätte die Vorſicht freilich bei dieſem Abenteuer nicht genützt, wenn die vorderſten Häuſer beſetzt geweſen wären; denn auf dem mondhellen Schneepfad mußten unſere dunkelen Geſtalten ein vortreffliches Zielobject ſein. Unbehelligt kamen wir ans Dorf und ſahen in die erſten Gebäude hinein. Alles öde, ſtill und dunkel; kein Laut, keine Regung. Nur trieb ſich an der Barrikade etwas Zweifelhaftes herum, was wir als Hund erkannten. Die Franzoſen lagen weiter hinten und froren gerade ſo wie wir. Mit dieſer Gewißheit führte ich meine Leute zurück. Der Wind wurde immer ſchärfer; mein Bart war ſteif gefroren, als wir die Baracke erreichten. In Mantel und Decke bis über die Ohren eingehüllt, ſuchte ich mir einen Platz zum Schlafen. Aber vergeblich! Wo ich auch zwiſchen den Gliedern der Schläfer herumtaſtete, nirgends war ein leeres Fleckchen aufzufinden. Nothgedrungen nahm ich, halb ſchon im Freien, auf einem Stuhle Platz, zündete ein Stümpfchen Talglicht an und las Zeitungen, wobei mir die ſteifen Hände vor Froſt zitterten und die Ohren ſchmerzten. Ich ſaß ſo recht mitten im Nordoſtwind. Wie tief der Thermometer geſtanden haben mag, weiß ich nicht; aber mir kam es ſo vor, als hätte ich bis dahin noch nie die Empfindung des Froſtſchauers gekannt. Feuer durfte nicht gemacht werden. Einzuſchlafen war trotz aller Müdigkeit unmöglich, theils wegen der ſitzenden Stellung, theils wegen der furchtbaren Kälte. Den Poſten vorm Gewehr nachzuahmen, der immerwährend im Trabe hin und her lief, war ich zu matt. Und ſo ſaß ich denn die endlos, lange, eiſige Winternacht hindurch, buchſtäblich vor Froſt am ganzen Leibe zitternd, ohne ein Auge zuzuthun, unter dem funkelnden Sternenhimmel und rauchte eine Cigarre nach der andern. Zum Glück wußte ich nicht, welch blutigem Tage wir entgegengingen. Wohl ſtand eine Wiederaufnahme des Kampfes zu gewärtigen, aber Niemand ahnte, daß er uns noch größere Opfer auferlegen würde als der 30. November.«

Der Kampf um Brie und Champigny

am 2. December.

Der Durchbrechungsverſuch vom 30. November, wie Eingangs unſres vorigen Capitels bereits hervorgehoben, war am 1. December nicht wieder aufgenommen worden. Der Feind bedurfte der Raſt nach ſo viel Opfern und Anſtrengungen. Wir unſrerſeits — wie dies auch vom General Vinoy (ſ. S. 352) ſehr richtig erkannt und ausgeſprochen wurde — hatten keine Veranlaſſung, die Delogirung des Feindes aus den von ihm eroberten Dörfern Brie und Champigny zu übereilen, da ihr Beſitz oder Nicht-Beſitz, ſo weit die Feſtigkeit oder Geſichertheit unſrer Stellung in Betracht kam, von nur untergeordneter Bedeutung war. So verging denn der 1. December ruhig, franzöſiſcherſeits nur durch einzelne Schüſſe von den Forts her, dieſſeitig nur durch die Heranziehung nächſtſtehender Truppentheile und durch das Einrücken in die ihnen zugewieſenen Poſitionen unterbrochen. Von rechts her rückten Abtheilungen der 23. (ſächſiſchen) Diviſion auf das linke Marne-, von links her die noch reſtirenden Brigaden des II. (pommerſchen) Armee-Corps auf das rechte Seine-Ufer hinüber, ſo daß am Abend des genannten Tages unſre Stellung im Weſentlichen die folgende war.

Rechter Flügel: Noiſy le Grand.

Die 24. (ſächſiſche) Diviſion, einſchließlich zweier Batterieen der Corps-Artillerie. — In Reſerve Abtheilungen der 23. Diviſion und der Reſt der Corps-Artillerie und zwar:

bei Champs: ſechs Batterieen der Corps-Artillerie und dgs 3. Bataillon vom Regiment Nr. 100;

bei der Ferme la Grenouillere: das Schützen-Regiment Nr. 108.

Centrum: Villiers, das Dorf mit Park und Kirchhof, und die Strecke bis an die Eiſenbahn.

Regiment Olga;
7. würtembergiſches Infanterie-Regiment;
die drei Batterieen: Beyer, Kurz, v. Wagner.

Linker Flügel: Coeuilly-Chennevières, einſchließlich des Jägerhofs.

2. würtembergiſches Jäger-Bataillon (beim Jägerhof);
9. (pommerſches) Infanterie-Regiment zwiſchen Eiſenbahn und Coeuilly;
49. (pommerſches) Infanterie-Regiment zwiſchen Coeuilly und Chennevieres.

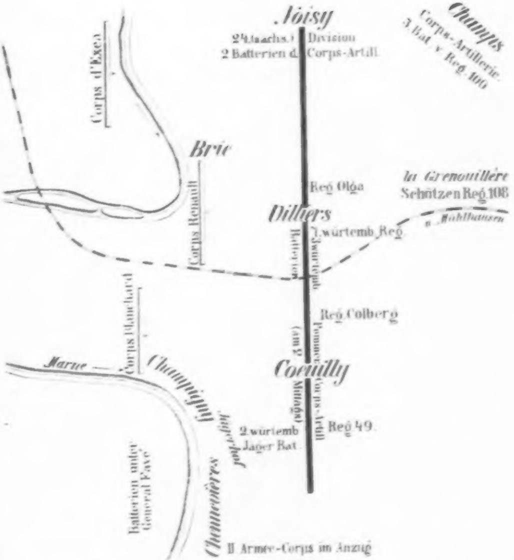
In Reſerve: Brigade v. Wedell, beſtehend aus dem 2. (pommerſchen) Jäger-Bataillon, dem 14. und 54. Infanterie-Regiment, bei Sucy. Weiter rückwärts, bis zur Seine hin, die beiden andren Brigaden des pommerſchen Armee-Corps, die Corps-Artillerie und die 21. (ſchleſiſche) Brigade. Alles in allem 50,000 Mann zwiſchen Seine und Marne. Die ſchleſiſche Brigade ſtand übrigens am Abend des 1. December wahrſcheinlich noch am linken Seine-Ufer.*)

Am 1. Abends waren diesſeitig noch keine Dispoſitionen für den 2. getroffen, oder wenigſtens unſren zwiſchen Marne und Seine ſtehenden Truppentheilen noch nicht bekannt geworden. Man gewärtigte aber allſtündlich des Befehles zur Wiedereroberung von Brie und Champigny, da es, während der Belagerung, unſrerſeits bereits zu einem Grundſatze erhoben worden war: einmal inne gehabte Poſitionen, wenn auf die eine oder andre Weiſe verloren gegangen, doch unter keinerlei Umſtänden in Feindes Händen zu belaſſen.

*) Ueber die franzöſiſche Aufſtellung am 1. December Abends, beziehungsweiſe am 2. früh, iſt nur folgendes mit einiger Sicherheit anzugeben. Die Stellung der drei Corps untereinander war dieſelbe geblieben.

Corps Blanchard hatte den rechten Flügel (Champigny);
Corps Renault hielt das Centrum (Brie);
Corps d'Exea, den linken Flügel, aber zugleich auch die Reſerve bildend, ſtand wieder am rechten Marne-Ufer bei Fort Nogent.

Auch die Corps Blanchard und Renault hatten übrigens am 30. Abends die Mehrzahl ihrer Regimenter auf das rechte Marne-Ufer und zwar bis Charenton und das Champ de Manoeuvres zurückgenommen, welche Truppentheile ſie in Front, alſo in Brie und Champigny, beließen, darüber ſind nur Vermuthungen geſtattet. In Champigny befanden ſich wahrſcheinlich drei Vendeer Mobilgarden-Bataillone unter Oberſtlieutenant Aubry und vier Mobilgarden-Bataillone Côte d'Or unter Oberſt de Grancey, Brie war muthmaßlich von einer Anzahl Mobilgarden (Loiret und Seine Inferieure) der Diviſion Berthaut beſetzt. Ob auch Linientruppen zugegen waren, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu erſehen. Der nur gutzuheißende Grundgedanke mochte ſein: die Linie vorzugsweiſe für das Gefecht, die Mobilgarden, nach Möglichkeit, zu Demonſtrationen, Vorpoſten- und Sicherheitsdienſt zu verwenden.


Noisy
24.(sächs.) Division
2 Batterien d. Corps-Artill.
Champs
Corps-Artillerie.
3 Bat. v. Reg. 100
Corps d'Exea
Brie
Corps Renault
Reg. Olga
la Grenouillère
Schützen Reg. 108
n. Mühlhausen
Villiers
7. würtemb. Reg.
Batterien
2. würtemb.
Reg. Colberg
(am 2. Mittags)
Pommer. Corps-Artill.
Coeuilly
Corps Blanchard
Marne
Champigny
Jägerhof
2. würtemb. Jäger Bat.
Reg. 49
Batterien unter General Favé
Chennevières
II Armee-Corps im Anzug

Und in der That, um 4½ Uhr früh trafen die erwarteten Ordres ein, die in der Kürze dahin gingen, daß

die 24. (ſächſiſche) Diviſion, von Noiſy le Grand aus, ſich des Dorfes Brie,

die 1. würtembergiſche Brigade, von Villiers und Chennevieres aus, ſich des Dorfes Champigny zu bemächtigen habe.

Zugleich war auf die eventuelle Unterſtützung der zunächſt ſtehenden Truppentheile, alſo einerſeits des ſächſiſchen Schützen-Regiments Nr. 108, andrerſeits der Brigade du Troſſel, Regimenter 9 und 49, hingewieſen worden. Um 7 Uhr ſollten die Angriffscolonnen vor den genannten beiden Dörfern eintreffen. In Ausführung dieſes Befehles entwickelten ſich zwei der andauerndſten und erbittertſten Kämpfe, die während dieſes Krieges geführt worden ſind. Wir geben ſie einzeln und beginnen mit dem

Am linken Flügel.

Kampf um Champigny.

Der 1. würtembergiſchen Brigade, v. Reitzenſtein, lag es alſo, laut Weiſung des Obercommandos, zunächſt ob, das am 30. November verloren gegangene Champigny wieder zu nehmen. Das pommerſche Armee-Corps war dabei angewieſen, je nach Lage der Sache dieſes Vorgehen zu unterſtützen.

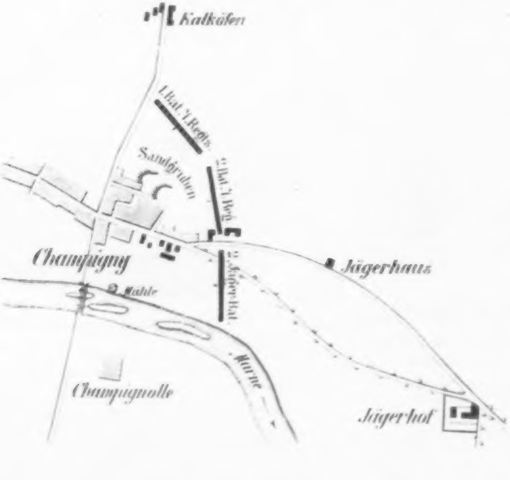
Generalmajor v. Reitzenſtein disponirte nunmehr dahin, daß um $6\frac{1}{2}$ Uhr aufbrechend

das 2. Jäger-Bataillon, von Chennevieres aus, die Oſtſeite,

das 7. Regiment, von Villiers aus, die Nordſeite des Dorfes angreifen ſolle.

In Ausführung dieſer Dispoſition ging das Jäger-Bataillon, à cheval der großen Straße, über den Jägerhof, das 7. Regiment aber, unter Innehaltung eines von Villiers nach Champigny führenden Feldwegs, mit halb links gegen das geſammte Nordoſtviertel des Dorfes vor.

Um 7 Uhr fielen die erſten Schüſſe. Die Jäger hatten von Oſten, die beiden Bataillone 7. Regiments von Norden und Nordoſten her die


Kalköfen
1.Bat. 7.Regts
Sandgruben
2.Bat. 7.Reg.
Champigny
2. Jäger-Bat.
Jägerhaus
Mühle
Marne
Champignolle
Jägerhof

Liſière des Dorfes erreicht. Der Feind, welcher in der ihm eignen Sorgloſigkeit keine Poſten ausgeſtellt hatte, wurde ſo vollſtändig überraſcht, daß die vorderſten Feldwachen beinah ohne Gegenwehr gefangen genommen wurden. Seitens des Jäger-Bataillons konnten gleich darauf einzelne an der Hauptſtraße gelegene Häuſer beſetzt werden, während das 7. Regiment mit ſeinem 1. Bataillon den Feind aus den Kiesgruben nördlich des Dorfes warf, mit ſeinem 2. Bataillon aber, Breſche in die Parkmauer legend, von Nordoſten her in Champigny eindrang. Bei dieſem concentriſchen Vorgehen waren über 100 Gefangene gemacht worden, zu größrem Theil in den Kiesgruben. Hauptmann v. Seutter und die Oberlieutenants Schmidt, v. Bühler, v. Mittnacht, ſo wie die Lieutenants Stohrer und Zobel, alle vom 1 Bataillon, hatten, am Handgemenge perſönlich theilnehmend, an dieſer Stelle den Ausſchlag gegeben. Um 7¼ Uhr war das ganze Nordoſtviertel des Dorfes, der Park und die Kiesgruben in unſren Händen.

Aber dieſer raſche Erfolg, den wir der Ueberraſchung und der Sorgloſigkeit des Feindes verdankten, ſollte uns ſehr bald wieder beſtritten werden. Raſch und in großer Zahl führte General Ducrot ſeine theils in der Marne-Schleife weiter rückwärts, theils, wie wir wiſſen, am jenſeitigen Fluß-Ufer ſtehenden Reſerven heran, darunter ſeine beſten Regimenter (das 35. und 42.), ſowie eine intacte Brigade der Diviſion Malroy. Bald ſahen ſich die Unſren durch eine ſtarke Uebermacht engagirt, der gegenüber es ſich nicht mehr um Vordringen, ſondern nur noch um Behauptung des im erſten Anlauf Genommenen handeln konnte. Es war ſchwer zu ſagen, an welcher Stelle des Dorfes der Kampf jetzt heftiger entbrannte, ob nach links hin, wo auf dem Terrain zwiſchen Dorfgaſſe und Mühle die Jäger ſtanden, oder nach rechts hin, wo die beiden Bataillone 7. Regiments unter Oberſt Rampacher im Feuer ſtanden. Dieſer, nachdem der Feind die Kiesgruben zurückerobert hatte, ſah ſich endlich genöthigt, bei der Brigade du Troſſel um Unterſtützung nachzuſuchen.

Das Eingreifen der Brigade du Troſſel.

9 bis 11.

Dieſe Unterſtützung wurde ſofort gewährt. General du Troſſel, das Regiment Colberg in ſeiner Stellung bei Coeuilly feſthaltend, gab dem 19. Regiment Befehl, behufs Degagirung der würtembergiſchen Brigade in das Gefecht bei Champigny einzugreifen. Das 1. Bataillon nahm die Tête, das 2. folgte unmittelbar; das Füſilier-Bataillon eine Stunde ſpäter. Die Richtung, die das Regiment Nr. 49 einſchlug, führte daſſelbe an jene Nordoſtliſière des Dorfes, wo das 7. würtembergiſche Regiment in ungleichem

Kampfe ſtand. Die Kiesgruben waren eben verloren gegangen. Unmittelbar aber nach Eintreffen der Unterſtützung ſchloſſen ſich zwei Compagnieen Würtemberger dem Vorgehen des 1. Bataillons Nr. 49 an und die Kiesgruben, auf deren Beſitz Freund und Feind gleichmäßig ein beſondres Gewicht legten, wurden wieder genommen. Leider wurde bei dieſem Vorgehen Oberſt v. Rampacher erheblich, Oberſtlieutenant v. Egloffſtein ſchwer verwundet.

Dies war gleich nach 9 Uhr. Um 10 Uhr traf auch das Füſilier-Bataillon 49 in Champigny ein und nahm einerſeits, ſüdöſtlich, an dem Kampfe, zwiſchen Dorf und Mühle, andrerſeits, an dem nordöſtlich des Dorfes, zwiſchen Park und Kiesgruben geführten Kampfe Theil. Dieſer Kampf wurde von 9 bis 11 vorzugsweiſe durch das Regiment Nr. 49 geführt, das 7. (würtembergiſche) Regiment rückte mehr oder weniger in die zweite Linie. An ein Vordringen war dem immer ſtärker auftretenden Feinde gegenüber nicht zu denken; kaum ein Behaupten glückte. Auch das ſchon erwähnte Eintreffen des Füſilier-Bataillons 49 vermochte hieran nichts zu ändern. Trotz dieſer Unterſtützung, die wir in der Nordoſtecke des Dorfes erfuhren, gingen um 11 Uhr die Kiesgruben abermals verloren.

Das Eingreifen der Brigade v. Wedell.

11 bis 2.

Im Dorfe ſelbſt hatte ſich all die Zeit über das 2. würtembergiſche Jäger-Bataillon glänzend behauptet. Freilich unter den ſchwerſten Opfern. Gefallen waren: Hauptmann Wolff und die Oberlieutenants Gwinner und Knight; verwundet waren, zum Theil zum Tode getroffen: Hauptmann v. Groll, Oberlieutenants Schweizerbarth, Kern, v. Sternenfels, Lieutenant Probſt und v. Gaisberg, Portepeefähnrich Berger, Vicot und Graf Taube. Die zwei Letztgenannten erlagen ihren Wunden. Endlich, um 11 Uhr, trafen auch an dieſer Stelle Verſtärkungen ein: das 2. pommerſche Jäger-Bataillon, das die Tête der Brigade v. Wedell bildete, rückte als Ablöſung für das 2. würtembergiſche Jäger-Bataillon in die Dorfgaſſe von Champigny. Letzteres Bataillon, bis auf 4 Offiziere und 250 Mann zuſammengeſchmolzen, wurde nach Chennevières zurückgenommen. Es hatte vier Stunden lang mit glänzendſter Bravour gefochten und mehr als 500 Gefangene, darunter einige 20 Offiziere, gemacht.*)

---

*) Auch das 7. Regiment, wie ſchon hervorgehoben, hatte große Verluſte an Offizieren und Mannſchaften erlitten. Major v. Perglas, der das Regiment, nach Verwundung des Oberſt v. Rampacher, führte, zog es vor, in Champigny zu bleiben, da er beim Zurückgehen ein Terrain hätte paſſiren müſſen, das von Kleingewehr- und Geſchützfeuer überſchüttet war und ihm muthmaßlich ſchwerere Verluſte zugefügt hätte, als das Ausharren an alter Stelle.

Wie in den Stunden von 9 bis 11, wenigſtens an der Nordoſtſeite des Dorfes, der Kampf großentheils auf das 49. Regiment der Brigade du Troſſel übergegangen war, ſo ging er jetzt, von 11 bis 2, vorzugsweiſe auf die Brigade v. Wedell über. Im Dorfe ſelbſt, an Stelle der abgelöſten würtembergiſchen Jäger, fochten jetzt die Greifswalder Jäger, außerhalb des Dorfes, an der vielgenannten Nordoſtliſière traten jetzt das 1. und Füſilier-Bataillon 14. Regiments in die erſte Kampfesreihe ein. Das 2. Bataillon und das Regiment 54 in Reſerve.

Aber auch das Eintreffen dieſer friſchen Bataillone vermochte an dem Geſammt-Ergebniß nichts zu ändern. Man ſtand ſich gegenüber und feuerte, aber nicht Freund nicht Feind kam von der Stelle. Es blieb bei dem Reſultat, das ſchon die erſte halbe Stunde des Kampfes ergeben hatte: die öſtliche Hälfte blieb unſer. Von Oberleitung in dieſem Dorfgefechte war ſchließlich keine Rede mehr, die Abtheilungen waren untereinander geworfen und jeder Offizier führte diejenigen Leute, die er gerade in nächſter Nähe zuſammenraffen konnte, wie ſich umgekehrt die Mannſchaften der verſchiedenſten Regimenter um die Offiziere ſchaarten, die ihnen die nächſten waren. Würtembergiſche und pommerſche Jäger, 7er vom Regiment Rampacher, 49er und 14er, Alles focht bunt durcheinander und mit ſo beiſpielloſer Erbitterung, daß Leute, die ſich nicht ergeben wollten, einfach aus den Fenſtern der Häuſer geſtürzt wurden. Es war eine Wuth wie bei St. Privat, wo Leute vom 4. Garde-Regiment die Gewehre wegwarfen und die hinter den Mauern im Anſchlag liegenden Franzoſen mit Feldſteinen niederſchmetterten.

Von 3 Uhr ab waren Freund und Feind erſchöpft und nur die Geſchütze tobten weiter, wie es ſchien, mit immer wachſender Gewalt.

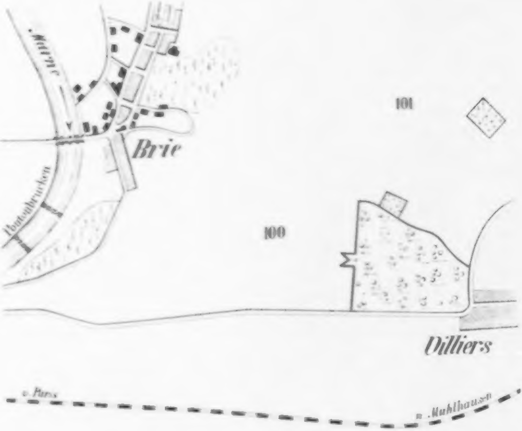
Endlich um 5 Uhr ſchwieg der Lärm. Halb Champigny war unſer, aber auch nicht mehr. Ein 10ſtündiges Ringen hatte uns nicht weiter gebracht als die erſte halbe Stunde.

Am rechten Flügel.

Der Kampf um Brie.

7 bis 10.

Die 24. Diviſion, wie bereits S. 389 hervorgehoben, hatte Befehl erhalten, von Noiſy aus, gegen Brie vorzugehen, es zu nehmen und zu beſetzen. Drei Bataillone wurden ſeitens des Diviſionscommandos zu Löſung dieſer Aufgabe auserſehen: zwei Bataillone vom 107., eins vom 104. Regiment. Gegen 7 Uhr drangen die genannten Truppentheile von drei Seiten her in die nördliche Hälfte des Dorfes ein, überraſchten den Feind vollſtändig und machten 300 Gefangene. Während dieſe letztren,



unter ſchwacher Bedeckung, auf Noiſy und Champs zurückgeſchafft wurden, drangen ſtärkere Abtheilungen gegen die weſtlich oder ſüdweſtlich von Brie befindlichen Pontonbrücken vor, um dieſe zu zerſtören und dadurch die Ueberführung feindlicher Streitkräfte (vom Corps d'Exea) an dieſer Stelle unmöglich zu machen. Alle dieſe Anſtrengungen jedoch, die zwei-, dreifach wiederholt wurden, ſcheiterten an der Haltung der Forts und Redouten, die ihr Feuer, mit beſondrer Präciſion, gegen das Vorterrain dieſer Brücken-Uebergänge richteten. Wie es in einem, noch am Abend jenes Tages abgefaßten Berichte heißt: »unſre Leute fielen wie das Wild bei einer Treibjagd«. Die Verſuche mußten endlich aufgegeben und die hier engagirt geweſenen Compagnieen des 107. Regiments in das Dorf ſelbſt zurückgenommen werden. Aber auch dieſes gewährte bald nur einen ſpärlichen Schutz; unter einem Hagel von Geſchoſſen, wie er nur durch eine Combination von directem und Verticalfeuer zu erreichen iſt, ſtürzten Häuſer in Trümmer und wurden Bäume zerſplittert. Ueberall im Dorfe fielen Todte und Verwundete. Von der Schwierigkeit, in dieſem Höllenfeuer auszuhalten, mag die eine Thatſache Zeugniß ablegen, daß man ſich, um ſich verſtändlich zu machen, die einzelnen Worte laut ins Ohr rufen mußte. So betäubend donnerten die Geſchütze. Dennoch wurde Brie den ganzen Tag über von jenen drei Bataillonen gehalten, die es in der Frühe des Morgens genommen hatten. Erſt um 5 Uhr Nachmittags, als das Gefecht bereits beendet war, gingen ſie, auf ſpezielle Weiſung des Obercommandos, das immer wachſende Verluſte vermieden ſehen wollte, bis Noiſy zurück. Sie wichen dem Feuer der Forts. Allen Infanterie-Angriffen des, von 10 Uhr ab, zu verſchiedenen Malen zur Offenſive übergehenden Feindes aber hatten ſie bis dahin, durch ſieben Stunden hin, zu widerſtehen gewußt*). Nur einzelne Gehöfte waren ihnen verloren gegangen.

Dieſer um 10 Uhr beginnenden, nicht nur auf Brie und Champigny ſich beſchränkenden, ſondern ganz beſonders gegen unſre Centrums-Stellung: Villiers-Coeuilly gerichteten Offenſive des Feindes wenden wir uns jetzt zu.

Im Centrum.

Die feindliche Offenſive gegen Villiers-Coeuilly.

Um 10 Uhr (am linken Flügel, bei Champigny, ſchon um 9) wechſelten Freund und Feind die Rollen. Bis dahin die Angreifer, ſahen wir uns plötzlich, in Folge eines feindlichen, auf der ganzen Linie erfolgenden Vorgehens, aus der Offenſive in die Defenſive gedrängt.

Dieſes feindliche, auf der ganzen Linie erfolgende Avanciren erſchien uns damals als ein raſch organiſirter Gegenſtoß, in Wahrheit aber war es kein Gegenſtoß, ſondern ein Vorſtoß, der, wie ſeinerzeit bereits hervorgehoben, für den 2. December ſeitens des Feindes überhaupt in Ausſicht genommen war. Unſer Angriff hatte alſo nicht den feindlichen Angriff hervorgerufen, ſondern wir waren dieſem Angriff, der eine geplante Sache war, nur zuvorgekommen. Ob es vortheilhafter geweſen wäre, dieſen Angriff lieber abzuwarten, als ihm zuvorzukommen, iſt eine ſchwer zu entſcheidende Frage. Wenn einerſeits nicht geleugnet werden kann, daß uns durch einfaches Abwarten jene ſchweren Opfer, die uns die beiden Dorfgefechte koſteten, wohl zu großem Theile erſpart worden wären, ſo darf doch andrerſeits nicht vergeſſen werden, daß unſre Offenſive, und die von einer ſolchen unzertrennliche Anſpannung und Concentration aller vorhandenen Kräfte, unſrer ganzen Linie eine Widerſtandskraft gab, die ſie bei defenſivem

---

*) Es muß hierbei, ohne der vorzüglichen Haltung der mehrgenannten drei Bataillone dadurch zu nahe treten zu wollen, allerdings bemerkt werden, daß die verſchiedenen von 10 bis 3 Uhr ſtattfindenden feindlichen Infanterie-Vorſtöße im Weſentlichen andre Objecte hatten als Brie, welches letztere von all dieſen Angriffen nur partiell und gleichſam im Vorübergehn getroffen wurde. Einem ernſt und ausſchließlich gewollten Angriff, würde es bei der großen Ueberzahl des Gegners nicht widerſtanden haben. Dieſer ging aber mit Recht davon aus: „haben wir Villiers, ſo haben wir auch Brie“ und concentrirte deshalb ſeine Kräfte auf jenes.

Abwarten ſchwerlich in gleichem Grade gehabt haben würde. Man darf die Situation vielleicht dahin zuſammenfaſſen, daß unſre dem feindlichen Angriff zuvorkommende Offenſive den Kampf allerdings opferreicher geſtaltet habe, während ein Abwarten der feindlichen Offenſive ihn für unſre Geſammtlage bedrohlicher gemacht hätte.

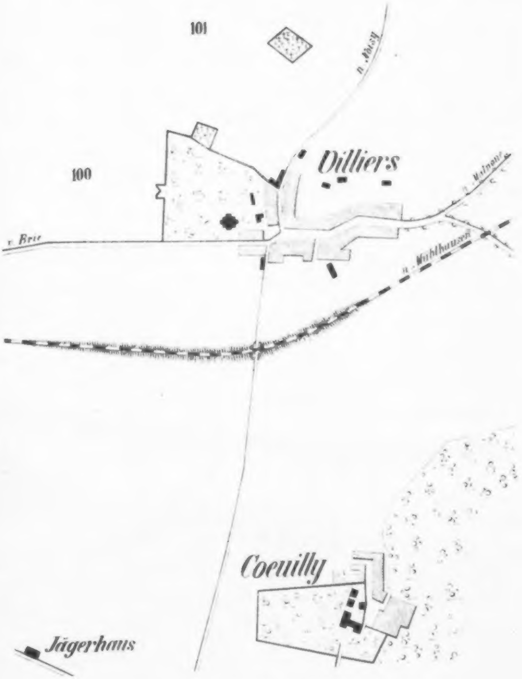
Erſter feindlicher Vorſtoß gegen Villiers-Coeuilly.

10 bis 1.

Die Ponton-Brücken bei Brie zu zerſtören, war, wie S. 394 bereits erzählt, den bis an die Marne vorgeſchobenen ſächſiſchen Compagnieen nicht geglückt, und etwa um 10 Uhr überſchritten die erſten Colonnen vom Corps d'Exea den Fluß. Es waren Regimenter von der Diviſion Mattat, wahrſcheinlich die Brigade Bonnet, Regimenter 105 und 106. Brie nur ſtreifend, erſtiegen ſie die Abhänge des Plateaus von Villiers und ſuchten das gleichnamige Dorf, vor allem den Park, aus Front und linker Flanke zu faſſen, während ſüdlich davon Abtheilungen der Corps Renault und Blanchard zu beiden Seiten der Eiſenbahn vorgingen, und das Defilée zwiſchen Villiers und Coeuilly, von dem aus beide Punkte umfaßt werden konnten, zu forciren trachteten. Die Situation glich der vom 30. Vormittags auf ein Haar und unterſchied ſich, zu Gunſten des Angreifers, nur in dem einen Punkt, daß er umfaſſender vorging, und das in gewiſſem Sinn in Reſerve ſtehende Corps d'Exea nicht vereinzelt und zu ſpäterer Stunde, ſondern gemeinſchaftlich und gleichzeitig mit den beiden andern Corps gegen die hartbeſtrittene Linie avanciren ließ.

Die Dispoſitionen waren beſſer getroffen, die Bravour, mit der man ſich ſchlug, übertraf noch die vom 30., nichtsdeſtoweniger war das Reſultat daſſelbe. Was gegen Villiers anſtürmte, fiel vor dem Feuer des Regiments Olga, was gegen Coeuilly anſtürmte vor dem Feuer des Regiments Colberg. Zwiſchen beiden Regimentern aber, theils in Emplacements, theils auf freier Höhe, feuerten 3 würtembergiſche und 3 pommerſche Batterieen, während unmittelbar nördlich von Villiers 2 ſächſiſche Batterieen auffuhren und ihr Feuer mit dem jener 6 zwiſchen Villiers und Coeuilly ſtehenden Batterieen vereinigten. Die feindliche Artillerie-Linie, in Front der Fours a chaux, hielt ſich mit großer Bravour und erlitt die ſchwerſten Verluſte. Hier fiel Artillerie-General Boiſſonnet, mit ihm ein großer Theil ſeiner Offiziere. Auch der Bataillonschef Franchetti, einer der Ordonnanzoffiziere Ducrot's, wurde an dieſer Stelle tödtlich getroffen.

Dies war zwiſchen 11 und 12. Von da ab ließ die Heftigkeit des Gefechtes vorübergehend nach, um, eine Stunde ſpäter, mit geſteigerter Gewalt wieder aufgenommen zu werden.


101
n. Noisy
100
Villiers
n. Malnoue
v. Brie
n. Mühlhausen
Coeuilly
Jägerhaus

Zweiter feindlicher Vorſtoß.

Von 1 bis 3.

Unſre Linie Villiers-Coeuilly hatte ſich von 12 Uhr an, vielleicht ſchon früher, um ein Weſentliches verſtärkt. Die ganze Corps-Artillerie des II. (pommerſchen) Armee-Corps war eingetroffen und doublirte in die Reihe der 6 würtembergiſch-pommerſchen Batterieen ein, die hier ſeit 7 beziehungsweiſe ſeit 10 Uhr im Feuer ſtanden. Etwa um dieſelbe Zeit hatte das 54. Regiment von der Brigade Wedell derartig in Front von Coeuilly

Aufſtellung genommen, daß es, nach vorwärts, dem in Champigny fechtenden 19. und 14. Regiment, nach rückwärts, dem in Coeuilly-Park und nördlich deſſelben ſtehenden Regiment Colberg, gleichmäßig zur Unterſtützung dienen konnte.

Dem Feinde, der zudem von Süden her andre preußiſche Brigaden, darunter namentlich die 5te: Regimenter 2 und 42, in Anmarſch ſah, ſtellte ſich von genannter Stunde (12 Uhr) ab, das Gelingen ſeines Lieblings-Planes: Durchbruch zwiſchen Villiers und Coeuilly, als immer unwahrſcheinlicher dar. Er gab es alſo auf, an dieſer Stelle zu reuſſiren und beſchloß, ganz wie am 30. November, ſeine letzten Anſtrengungen nicht gegen das Centrum, ſondern wiederum gegen unſren rechten Flügel: die Linie Noiſy-Villiers zu richten. Um 1 Uhr führte er die noch intakte Brigade Daudel von der Diviſion Mattat, über die Marne-Brücken, an Brie vorbei, den Plateau-Abhang hinauf, mit ſeinen rechten Flügel-Bataillonen ſich gegen Villiers-Park, mit ſeinen linken ſich gegen den Kirchhof und nördlich deſſelben dirigirend. Es war genau eine Wiederholung des Angriffs, den zwei Tage vorher die Brigade Fournès von der Diviſion Bellemare gegen eben dieſe Linie Noiſy-Villiers ausgeführt hatte und auch das Reſultat war daſſelbe.

Vierzig ſächſiſche Geſchütze ſtanden hier wiederum im Feuer; abſorbirt aber durch den Kampf, den ſie theils mit den Redouten des Feindes, theils mit ſeinen zahlreichen Feldbatterieen zu führen hatten, andrerſeits durch den Gang des Gefechtes (am Abhang hin) an directem Eingreifen verhindert, lag es auch hier, an dieſer Stelle des Schlachtfeldes, der Infanterie ob, die Entſcheidung zu bringen.

Das Schützen-Regiment Nr. 108, — ſchließlich ſoutenirt durch ein einziges, noch zur Verfügung des Diviſionscommandeurs gebliebenes Bataillon und zwar vom 107. Regiment — warf ſich der Brigade Daudel entgegen, rang mit ihr ſelbſtſtändig auf dem Plateau und warf ſie dann, ihr folgend, den Abhang hinunter. Auf beiden Seiten hatten die Regimenter 107 und 108 einander gegenübergeſtanden; die deutſchen Nummern jedoch hatten ſich als die ſtärkeren erwieſen. Aber unter welchen Opfern! Das Schützen-Regiment hatte den Ruhm dieſes Kampfes mit 35 Offizieren und 880 Mann erkauft.

Auf der ganzen Linie.

Von 2 bis 5.

Der Anſturm der Brigade Daudel gegen Villiers-Park und Villiers-Kirchhof war die letzte Anſtrengung des Feindes geweſen; von da an ſchwieg der Infanteriekampf auf der ganzen Linie und nur die Kanonade ſetzte ſich bis gegen 5 Uhr fort. Dann erſtarb auch dieſe.

Der Ausgang des Kampfes war abermals ein unentſchiedener; aber abermals, wie am 30., ſtanden wir dem Siege näher als unſre Gegner. Im Weſentlichen, wenn wir beide Tage als ein Ganzes zuſammenfaſſen, hatten nicht wir eine Aufgabe löſen wollen, ſondern der Feind. Dieſe Aufgabe hieß: Durchbrechung unſrer Linien. Er hatte ſie am 30. nicht erreicht, am 2. December noch weniger. Daneben verſchwand die Thatſache unſres bloßen Viertel-Erfolges als irrelevant. Die nächſten Tage ſchon bewieſen dies: am 3. leitete der Feind ſeinen Rückzug ein, am 4. vollendete er ihn. Der »Plan« war aufgegeben, und Brie und Champigny wurden unſrerſeits wieder beſetzt. Am 4. December Abends war die Situation wie ſie am 30. früh, vor Beginn des Kampfes, geweſen war. Schwere Einbußen hatten wir erfahren, aber die des Feindes mußten doch ſchwerer, empfindlicher geweſen ſein, denn zu einer eigentlichen, groß-geplanten Offenſive ſchritt er von dieſem Tage an nicht mehr. Noch zweimal: am 21. December und 19. Januar brach er mit nicht unbeträchtlichen Kräften einmal gegen Nordoſten (Le Bourget), das andre Mal gegen Südweſten (Buzenval) vor, aber beide Angriffe waren geringfügig, verglichen mit dem großen Schlachten-Schauſpiel, das die Tage vom 30. November und 2. December geſehen hatten. Man darf ſagen: von dieſen Tagen an, war ſeine Kraft gebrochen. Was von da ab noch geſchah, geſchah nicht in Hoffnung, ſondern nur noch, daß etwas geſchehe.

Ueber die Verluſte des Feindes haben wir ſchon auf S. 352 geſprochen; ſie werden von der Mehrzahl franzöſiſcher Schriftſteller auf 10,000 Mann angegeben. Wahrſcheinlich waren ſie erheblich höher, zumal wenn man die 1500 Mann miteinrechnet, die nach Vinoy's und La Roncières eignen Angaben in den Gefechten bei L'Hay, Chevilly, Montmesly und Epinay, verloren gingen. Auch unſre Verluſte waren ſchwer. Sie ſtellen ſich, an beiden Tagen, wie folgt:

Die 1. würtembergiſche Brigade . .	54 Offiziere und	1495 Mann,
die 24. (ſächſiſche) Diviſion, einſchließlich des Schützen-Regiments Nr. 108 .	103 - -	2679 -
Das II. (pommerſche) Armee-Corps, zumal die Brigade du Troſſel und v. Wedell,*) circa	90 - -	1500 -
	247 Offiziere und	5674 Mann.

---

*) Am 2. December verlor das II. Armee-Corps 87 Offiziere und 1447 Mann. Dagegen fehlen beſtimmte Angaben über die Einbußen, die die Brigade du Troſſel ſchon am 30. November in dem Gefechte am Montmesly erfuhr. Wir haben ſie mit 3 Offizieren und 53 Mann jedenfalls viel eher zu niedrig als zu hoch beziffert.

Nach der Schlacht.

Chateau Lalande am 2., 3. und 4. December.

Chateau Lalande, wie am 30. November, füllte ſich am 2. December abermals mit Verwundeten. Alle Säle des Schloſſes waren belegt. Generalarzt Dr. Fichte (Sohn des Philoſophen) ſtand, dirigirend, an der Spitze des Lazareths. Dr. Fleury, Beſitzer von Lalande, aſſiſtirte. Dem intereſſanten Buche des Letzteren »Occupation et Bataille de Villiers sur Marne«, aus dem wir ſchon an frührer Stelle Mittheilungen machten, entnehmen wir, unter Einfügung einiger aus dieſſeitiger Quelle geſchöpften Notizen, das Folgende.

». . . Nicht nur das Schloß, auch die Mehrzahl der in den Parks von Coeuilly, Treviſe und Lalande gelegenen Häuſer, war mit Verwundeten überfüllt. Die Meiſten, wenn ſie eingebracht wurden, befanden ſich in einem Zuſtande halber Gefühlloſigkeit. Die Kälte, die herrſchte, mochte mit dazu beitragen. Sobald wie möglich, in Adoptirung des amerikaniſchen Syſtems, wurde ihnen eine Taſſe Bouillon und ein Glas Wein (am liebſten Champagner) gegeben; 12 Stunden ſpäter, am anderen Morgen, eine ſubſtantielle Verpflegung. Wenn das Fieber oder die Schmerzen ſehr heftig wurden, ſchritt man zu Morphium-Einſpritzungen. Dieſe Erſcheinungen traten aber nur ausnahmsweiſe ein. Ich habe, um dies beiläufig zu bemerken, Verwundete, die mitten durch die Bruſt geſchoſſen waren, geneſen ſehn, ohne daß ſie auch nur eine halbe Stunde lang ein ſtarkes Wundfieber gehabt hätten. Ueberraſchend war mir die ſtoiſche Ruhe, mit der dieſe breitſchultrigen, blonden, lymphatiſchen Deutſchen ihre Schmerzen und die ſich ankündigende Nähe des Todes ertrugen. Kein Schrei, keine Klage, kein Seufzer kam über ihre Lippen. Still-entſchloſſene, ſtolze (fière) Reſignation war der vorherrſchende Zug. Mit Allem zufrieden, das ihnen geboten wurde, zeigten ſie keine Ungeduld, noch erhoben ſie irgend einen Anſpruch. Die Dienſte, die ihnen von ihren eignen Landsleuten geleiſtet wurden, nahmen ſie, ohne Aufhebens davon zu machen, als ſelbſtverſtändlich hin; jede kleine Erleichterung aber, die ich bemüht war, ihnen angedeihen zu laſſen, weckte ihre tiefſte Dankbarkeit. Offiziere aller Grade ergriffen meine Hand und drückten ſie. Ebenſo bemerkenswerth war die Haltung der Leichtverwundeten. Sie waren alle von dem einen Verlangen erfüllt, in die Schlacht zurückzukehren. Zwei junge preußiſche Offiziere (muthmaßlich vom Regiment Colberg) wurden durch mich verbunden; dem einen war die Chaſſepotkugel quer über die rechte Handfläche, dem andern durch die Muskeln des Oberarms gegangen. Kaum daß ich ihnen einen Streifen Leinwand umgelegt und mit wenigen Nadeln befeſtigt hatte, ſo dankten ſie, grüßten mich militairiſch und gingen in die

Gefechtslinie zurück. Unvergeßlich iſt mir die Haltung eines Unteroffiziers von der Artillerie. Ein Granatſplitter, der ihn oberhalb der Hüfte getroffen, hatte auch das Rückgrat verletzt. Als ich mich ihm näherte, um ihm, ſo weit wie möglich zu helfen, lächelte er und ſagte mit leiſer Stimme: »Nicht zu mir, Doctor, es führt zu nichts; ich ſterbe.« Dabei zeigte er mit der Linken auf die ihm zunächſt liegenden Kameraden, als wolle er ſie, ſtatt ſeiner, meiner Hülfe empfehlen.

Gegen Mittag war ich nach dem Maiſon Dubut, das am Südrande des Parks von Treviſe gelegen iſt, abberufen worden; als ich um etwa 2 Uhr nach Chateau Lalande zurückkehrte, waren drei Verwundete daſelbſt eingetroffen, die, während der nächſten Stunden und Tage, meine Aufmerkſamkeit in beſondrem Grade in Anſpruch nahmen.

Der eine war Oberſtlieutenant v. Egloffſtein, Bataillonscommandeur im 7. würtembergiſchen Infanterie-Regiment, der bei Champigny durch die Bruſt geſchoſſen worden war. Ich fand ihn bewußt- und regungslos, von Blut überſtrömt. Auf einer Matratze trugen wir ihn in mein Conſultations-Zimmer. Der dirigirende Arzt, nach flüchtiger Examinirung, erklärte im Weitergehen: »Rückgratverletzung; ein todter Mann.« Gleich darauf ſchlug der Verwundete die Augen auf und verlangte zu trinken. Man gab ihm; Dr. Fichte aber, an das Lager des Oberſtlieutenants zurückkehrend, beugte ſich jetzt zu ihm nieder und ſagte: »Ihre Wunde iſt ſchwer; wenn Sie Aufträge an Ihre Familie haben, ſo werde ich ſie mit aller Gewiſſenhaftigkeit ausrichten. Muth! Gott wolle helfen.« Der Verwundete hatte den Sinn dieſer Worte vollkommen verſtanden. Er antwortete nichts und nur einige convulſiviſche Bewegungen gaben Zeugniß von ſeiner innerlichen Erregung.

Eine halbe Stunde ſpäter wurde ich durch einen Krankenwärter abermals zu dem Verwundeten gerufen. Ich gab ihm einige Tropfen Aether und ſchritt zu einer ſorglicheren Unterſuchung ſeiner Wunde. Das Rückgrat war nirgends verletzt; die Kugel hatte ihn von rechts her in die Bruſt getroffen und unterhalb des linken Schulterblatts (clavicule) ihren Ausgang genommen. Der Fall war ſchwer, aber nicht hoffnungslos. Ich ſprach dies dem Verwundeten mit einer Miene der Ueberzeugung aus, für die er ſofort ein Auge hatte; dann verordnete ich ihm, um zunächſt ein gewiſſes Maaß ſeiner Kräfte wiederherzuſtellen, etwas Bouillon, ein Glas Bordeaux und eine belebende Arznei. Als ich die Treppe wieder hinunterſtieg, begegnete ich dem dirigirenden Arzt, dem ich von dem Geſchehenen Meldung machte. »Es iſt umſonſt; er iſt ein todter Mann«. Ich verſuchte zu remonſtriren; aber die Antwort blieb dieſelbe: »Ich übergebe Ihnen den Oberſtlieutenant; verſuchen Sie Ihre Kunſt an ihm.«

Die beiden andren Schwerverwundeten, die mit Oberſtlieutenant v. Egloffſtein, ziemlich gleichzeitig nach Schloß Lalande geſchafft worden waren, waren zwei blutjunge Leute, die Grafen Erich und Axel Taube, Beide zum Tode getroffen. Ein kurzes Wort über ſie, eh wir in unſrer Erzählung über die Hergänge im Schloß Lalande fortfahren. Erich und Axel von Taube, Söhne des Geheimen Raths und Oberſt-Hofmeiſters der Königin Olga, ſtanden Beide im 2. Jäger-Bataillon, der jüngere, Axel, als Fähnrich (weil er ſchon im November 1869 eingetreten war), der ältere, Erich, als Unteroffizier, weil er erſt nach erfolgter Kriegserklärung im Juli 1870 von Berlin aus, wo er damals ſtudirte, zu den Fahnen eilte. Er trat in dieſelbe Compagnie (die 3.), in der ſein Bruder diente.

Am 30. hatten beide Brüder an dem erbitterten Kampfe zwiſchen dem Jägerhof und Champigny theilgenommen, waren aber unverletzt geblieben, trotzdem Axel, um ſeinen von Franzoſen umzingelten Hauptmann zu befreien, mit nur wenigen, ihm zur Seite befindlichen Jägern, mitten in den feindlichen Haufen eingedrungen war.

Am 2. December that Axel Offiziersdienſte bei dem Zuge, in welchem ſein Bruder als Unteroffizier ſtand, und zwar deshalb, weil der betreffende Offizier (Oberlieutenant v. Hügel) bereits am 30. November gefallen war. So kam es, daß die Brüder nebeneinander marſchirten, als um 6 Uhr früh die 1. und 3. Compagnie, vom Jägerhof aus, gegen Champigny vorgingen. Sie überkletterten die Parkmauer und trieben die daſelbſt poſtirten Franzoſen vor ſich her. Nirgends ein erheblicher Widerſtand. Als aber die 3. Compagnie gegen die untere Parkmauer hinabſtürmte, um durch die dort angebrachte Breſche in das Dorf einzudringen, erhielt Graf Erich, etwa fünfzig Schritte innerhalb der Mauer, einen Schuß in die rechte Bruſt; Axel fing den Sinkenden in ſeinen Armen auf, ließ ſich auf das Knie nieder, ſtützte des Bruders Haupt auf ſeine Kniee, küßte ihn, weinend, auf die Stirn und bemühte ſich die Kleidung zu öffnen, um nach der Wunde zu ſehen. Während er ſich ſo bemühte, traf ihn, den jüngeren, ein Schuß in den Rücken. Er ſtürzte über dem Bruder zuſammen, raffte ſich aber wieder auf, und die Jäger zum Avanciren anfeuernd, that er noch einige Schritte vorwärts; da traf ihn eine zweite Kugel in den Unterleib und er fiel bewußtlos nieder. So fand der Bataillons-Commandant, als er nach einigen Stunden an dieſer Gefechtsſtelle, um welche fortgeſetztes heftiges Feuern wüthete, vorbeikam, die beiden Brüder. Er redete ſie an; ſie kamen zu ſich. Er ließ den jüngern Bruder neben den ältern legen, und ſtellte zwei Jäger zu ihrem Schutze neben ſie, mit dem Befehl, ſie zur Ambulance zu ſchaffen, ſobald als die Umſtände es zulaſſen würden. Dies war aber vor dem einbrechenden Abend nicht möglich. Dieſe ganze Zeit hindurch, 8 Stunden lang, lagen beide Brüder nebeneinander, langſam verblutend, von Froſt und Durſt gequält, meiſt bei vollem Bewußtſein, auf dem Gefechtsfelde. Endlich, gegen Abend, konnte man ſie forttragen. Zuerſt wurde Erich aufgenommen, welcher bat, daß ſein Bruder vor ihm fortgetragen werde, »da dieſer es nöthiger habe als er«. Es konnte dies nicht geſchehen; der jüngere wurde aber gleich nachher ebenfalls nach Schloß Lalande geſchafft.

Hier ſah ſie Dr. Fleury. Beide Brüder wurden nebeneinander gebettet. Erich, trotz ſeiner ſchweren Verwundung, war beſtändig beſorgt, daß ſeinem Bruder die erſte Hülfe geleiſtet werde. Aber ſie kam doch zu ſpät. Nahezu bewußtlos in Lalande eingetroffen, ſtarb er, nach wenig Stunden, am ſelben Abend noch. Am 3. früh ward er im Park begraben. Erich überlebte den Vorausgegangenen um 28 Stunden; nach ſchmerzlichem Ringen verſchied auch er in der Nacht vom 3. auf den 4. All die Zeit über war ſein Sinnen darauf gerichtet geweſen, daß die Eltern genau erführen, wie die Brüder gefallen und wie Axel ſeine Bruderpflicht an ihm geübt habe. Daher benutzte er den Beſuch eines verwandten Freundes an ſeinem Sterbelager, um dieſem die Umſtände des brüderlichen Todes zu erzählen, mit dem Auftrage, Alles den Eltern mitzutheilen.

An dieſe erging telegraphiſche Mittheilung von dem Verluſt, der ſie betroffen. Es waren die einzigen Kinder ihres Hauſes. Im Laufe des 4. trafen Graf und Gräfin Taube in Lalande ein, um ihre Todten in Empfang zu nehmen und in heimathlicher Erde beizuſetzen. Mit ihnen kam Frau v. Egloffſtein. Wir nehmen nun die Erzählung Dr. Fleury's wieder auf.

» . . . Um 9 Uhr Abends hielt ein Wagen vor dem Schloßportal. Drei Perſonen ſtiegen aus: Graf Taube, die Gräfin und Frau v. Egloffſtein. Der Letztern war ich in der glücklichen Lage Worte des Troſtes, der Hoffnung ſpenden zu können; Graf und Gräfin Taube führte ich in den Todtenſaal, wo ſie wiederſahen, was von ihren Kindern noch übrig war. Eine Stunde ſpäter empfing Madame Fleury beide Damen in unſrem Chalet und trat ihr Zimmer an dieſelben ab. Selbſt von ſchweren Sorgen um den einzigen Sohn bewegt, von dem wir ſeit 2 Monaten ohne jede Spur von Nachricht waren, konnte es ihr nicht ſchwer fallen, den Ton der Theilnahme, ein Wort des Troſtes zu finden. Ein Theil der Nacht verging im Geſpräch. Am andren Vormittag begleitete ich die Gräfin nach Schloß Pontault hinüber, wo zwei ihrer nächſten Verwandten, ein Neffe und ein Vetter, ebenfalls auf den Tod verwundet lagen. Der Graf verweilte in Lalande, um daſelbſt alle Vorbereitungen zur Ueberführung der beiden Särge zu treffen. Noch am ſelben Abend ſchieden wir. Ende Januar, unmittelbar nach Unterzeichnung des Waffenſtillſtandes, erhielt ich folgende Zeilen des Grafen:

»Mein Herr Doctor. Nachdem ich in meine Heimath zurückgekehrt bin und die ſterblichen Ueberreſte meiner geliebten Kinder in vaterländiſchem Boden beſtattet habe,*) fühle ich das Bedürfniß, Ihnen noch einmal all den Dank auszudrücken, welchen wir immer für die rührende Aufnahme in Schloß Lalande und für die mitfühlende Theilnahme, die Sie und Madame Fleury für unſern Schmerz gehabt haben, empfinden werden.

Ungern habe ich mit dieſem Briefe bis heute gezögert, und ich erbitte Ihre Nachſicht dafür. Nun aber will ich nicht länger ſäumen, Ihnen unſre Empfindungen auszuſprechen.

Wir werden nie vergeſſen, daß Sie es waren, der uns mit troſtreichem Zuſpruch ſtandhaft erhielt, als wir unſre Söhne, todt dahingeſtreckt, vor uns liegen ſahen. Wir werden nie die Sorglichkeit und die zarten Aufmerkſamkeiten aus dem Gedächtniß verlieren, die Sie und Madame Fleury, während unſres Aufenthaltes in Lalande, für uns gehabt haben.

Unſer innigſter Wunſch iſt, Ihnen eines Tages beweiſen zu können, wie tief Ihre Wohlthaten ſich in unſer Herz eingeprägt haben. Empfangen Sie ꝛc. Graf Taube.«

Schon vier Wochen vor Eintreffen dieſer Zeilen in Chateau Lalande, war Oberſtlieutenant v. Egloffſtein in wachſender Reconvaleſcenz und an der Seite ſeiner Gemahlin, die keinen Augenblick von ſeiner Seite gewichen war, nach Stuttgart zurückgekehrt, um daſelbſt volle Geneſung zu ſuchen und — zu finden.«

---

*) Ihr Tod weckte auch in der Heimath allgemeine Theilnahme, die ſich bei ihrer Beſtattung zu erkennen gab. Es war wie eine Landestrauer. Folgende, damals geſprochene Worte gaben dieſem Gefühle Ausdruck: »Im Leben in brüderlicher Liebe unter einander und in zärtlicher Liebe und Pflichttreue mit den Eltern verbunden, haben ſie die Strapazen und Gefahren des Feldzuges zuſammen getheilt, haben dieſelben Quartiere bezogen, ſind mit einander in das Todesfeld geſtürzt und zuſammen geſtorben — einer für den andern ſorgend. Sie hinterlaſſen ein Andenken allgemeiner Hochſchätzung durch ihre ausgezeichneten Eigenſchaften, allgemeiner Liebe durch ihre Liebenswürdigkeit und allgemeiner Anerkennung angeſichts ihrer muſterhaften Haltung als Soldaten und ihres ruhmvollen mannhaften Todes. Wer ſie kannte, mochte auf ſie das Wort Samuelis anwenden: »Holdſelig und lieblich in ihrem Leben, ſind ſie auch, im Tode nicht geſchieden, leichter denn die Adler und ſtärker denn die Löwen.« «

Vor Paris im Dezember.

(Vom 4. bis 24.)

Der December, vom 4. bis 24., verging, mit Ausnahme eines einzigen Tages (21.), in beinah vollſtändiger Ruhe. Was geſchah, kam über ein Kanoniren und Scharmutziren nicht hinaus. Die Anſtrengungen und Verluſte des Feindes am 30. November und 2. December waren eben derartig bedeutend geweſen, daß er einer wochenlangen Ruhe bedurfte, bevor er ſich wiederum fähig fühlte, in eine neue Action einzutreten. Dem Blume'ſchen Werke entnehmen wir folgende Schilderung der Situation, beziehungsweiſe der December-Vorgänge bis zum 21.

„Am 5. December war das normale, durch die Schlacht bei Villiers vorübergehend alterirte Verhältniß bei der Cernirungs-Armee überall wieder hergeſtellt, nachdem die feindlichen Truppen ſich hinter die Außenwerke zurückgezogen und durch das Nachſuchen eines mehrtägigen Waffenſtillſtandes für die Oſtfront, behufs Beerdigung der Todten, offenbart hatten, daß ſie die Fortſetzung des Kampfes auf dieſer Seite, vorläufig wenigſtens, nicht beabſichtigten. Nur auf und hinter dem Mont Avron blieben feindliche Truppen, anſcheinend in der Stärke einer Diviſion, im Lager, und arbeiteten eifrig an der Vervollſtändigung der dort angelegten Verſchanzungen, welche nach und nach mit zahlreichen ſchweren Geſchützen armirt wurden. Eine geſteigerte Thätigkeit in Erdarbeiten entwickelte der Vertheidiger auch auf der Nord-Oſt-Front, namentlich bei Bondy, Drancy und Bobigny, ſo daß die Aufmerkſamkeit der Belagerungs-Armee umſomehr nach dieſer Seite hingelenkt wurde, als im Uebrigen auf der ganzen Cernirungslinie, abgeſehn von dem in gewöhnlicher Weiſe fortgeſetzten Artilleriefeuer der Forts, auffallende Ruhe eingetreten war. Man mußte daher vermuthen, daß ein etwaiges neues Offenſiv-Unternehmen der Pariſer Armee in öſtlicher Richtung gegen das 12. Armee-Corps oder nach Norden gegen das Garde-Corps gerichtet ſein würde, und daß für letzteren Fall die angelegten neuen Batterieen und Verſchanzungen zur Sicherung der rechten Flanke der Ausfall-

Truppen dienen ſollten. Dieſe Annahme gewann an Wahrſcheinlichkeit durch die von Mitte December an fühlbar werdende Offenſiv-Bewegung der feindlichen Nord-Armee. Am 18. December recognoscirte ein zahlreicher franzöſiſcher Stab vor der Front der deutſchen Vorpoſten bei Aulnay, und am 19. brachten Ueberläufer die Nachricht, daß Tages zuvor an die Truppen in Paris wiederum Lebensmittel für acht Tage ausgegeben wären.*) Man war daher nicht überraſcht, als am 20. December gegen Abend die Anſammlung bedeutender feindlicher Maſſen bei Noiſy-le-Sec und Merlan, ſowie der Marſch ſtarker Colonnen, deren Queue wegen Eintritts der Dunkelheit nicht mehr zu ſehen war, von St. Ouen nach Courneuve und Aubervilliers gemeldet wurde. Noch an demſelben Abend befahl der König, daß am folgenden Morgen, ſo früh als möglich, eine Diviſion des II. Armee-Corps nebſt der Corps-Artillerie hinter den rechten Flügel der würtembergiſchen Feld-Diviſion rücken und dort zur Dispoſition des Kronprinzen von Sachſen geſtellt werden ſollte. Letzterer ordnete zum folgenden Morgen für die Truppen der Maas-Armee Allarmbereitſchaft an; und in Rückſicht darauf, daß der feindliche Angriff mit größter Wahrſcheinlichkeit gegen die von der 2. Garde-Diviſion beſetzte Linie Le Bourget-Aulnay-Sevran zu erwarten war, wurden zur Unterſtützung der genannten Diviſion am 21. December früh Morgens 6 Bataillone und 6 Batterieen des XII. Corps bei Livry und 6 Bataillone 3 Batterieen der 1. Garde-Infanterie-Diviſion, öſtlich von Goneſſe, am Wege nach Aulnay, bereit geſtellt.«

So weit Major Blume. Was erwartet war, geſchah. Am 21. früh ging der Feind in vier, fünf Colonnen gegen ebenſo viele Punkte unſrer Cernirungslinie vor. Der Hauptangriff richtete ſich wie am 30. October, gegen Le Bourget, während gleichzeitig, mit mehr oder weniger Ernſt, gegen das V. Corps zwiſchen Bougival und St. Cloud, gegen die 1. Garde-Diviſion bei Stains,**) und gegen den linken, hart an der Marne

---

*) Wenn es in Paris der Spionage zugeſchrieben wurde, daß man bei jedem Ausfalle die deutſchen Truppen wohl vorbereitet fand, ſo iſt dem gegenüber hervorzuheben, daß die Aufmerkſamkeit der deutſchen Vorpoſten und die Combination der von denſelben eingehenden Meldungen vollkommen ausreichten, um jeder Ueberraſchung vorzubeugen, zumal die Vertheidigung ſo wenig Geſchick darin zeigte, ihre Abſichten zu verbergen. In letzterer Beziehung möge es uns geſtattet ſein, als Curioſum anzuführen, daß auf dem Mont Valerien längere Zeit vor dem Beginn jeder Offenſiv-Unternehmung von dieſer Seite her ein den deutſchen Vorpoſten wohlbekannter Gefechtswimpel aufgehißt wurde. Natürlich machten ſich die letzteren dann ſtets »klar zum Gefecht«.

**) Stains, vom 2. Bataillon des 1. Garde-Regiments und einer Füſilier-Compagnie 3. Garde-Regiments beſetzt, hatte bei dieſen Demonſtrations- beziehungsweiſe Unterſtützungs-Gefechten keinen ganz leichten Stand gehabt. Es wurde aus den nur wenige tauſend Schritte entfernten Forts Double Couronne und de l'Eſt unausgeſetzt ſtark beſchoſſen und mußte zu zwei verſchiedenen Malen, um 8¾ und um 10¼ Uhr, zahlreiche feindliche Infanteriemaſſen ſtehenden ſächſiſchen Flügel, bei Maiſon-Blanche und Ville-Evrart operirt wurde.

Dieſe Vorgänge am linken ſächſiſchen Flügel waren nicht ganz unbedeutend und mögen, ehe wir zu dem Hauptkampf bei Le Bourget übergehn, hier in Kürze Erwähnung finden. Einem offiziellen Berichte des »Dresdener Journals« entnehmen wir das Folgende. »Um Mittag, am 21., ging von Neuilly aus eine feindliche Diviſion vor und drückte die Feldwachen in Maiſon-Blanche und Ville-Evrart, die vor der Stellung der 24. Diviſion gelegen waren, zurück. Oeſtlich dieſer Orte verhinderte die anwachſende Ueberſchwemmung durch die Marne, dazu das flankirende Feuer der würtembergiſchen Batterieen von Noiſy-le Grand her und die Stärke der von der 24. Diviſion beſetzten Stellung bei Chelles ein weiteres Vorgehen des Feindes. Als etwa um 5 Uhr des Nachmittags drei Bataillone der 24. Diviſion, die zur eventuellen Unterſtützung des Garde-Corps mit dem 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 und 9 Batterieen bei Livry aufgeſtellt waren, wieder bei ihrer Diviſion eintrafen, befahl der Generallieutenant v. Nehrhoff die Wiedernahme von Maiſon-Blanche und Ville-Evrart. Dieſen Auftrag erhielt der Oberſt Freiherr v. Lindemann, Commandeur des Infanterie-Regiments Nr. 107, und wurden ihm hierzu das 2. und 3. Bataillon eben dieſes Regiments, das 2. Jäger-Bataillon Nr. 13, ſowie als Reſerve die 3. Bataillone von Nr. 105 und Nr. 106 zur Dispoſition geſtellt. Um halb 7 Uhr war Maiſon-Blanche faſt ohne Verluſt von Theilen des 107. Regiments und 13. Jäger-Bataillons genommen, und wurden dabei 1 Major, 5 Offiziere und 46 Mann gefangen. In Ville-Evrart, welches aus vielen einzelnſtehenden maſſiven Gebäuden beſteht, war der Widerſtand ein hartnäckiger. In ſtockfinſterer Nacht dauerte hier der Kampf, an dem nach und nach 8 Compagnieen Theil nahmen, bis Mitternacht. Es wurden gegen 500 Mann Franzoſen, dem 111. und 112.

---

durch Schnellfeuer zurückweiſen. Der commandirende General, Prinz Auguſt von Würtemberg, machte dem Commandeur der 1. Diviſion, General v. Pape, die Mittheilung, daß das bei Dugny ſtehende Detachement nöthigenfalls zur Unterſtützung von Stains verwendet werden könnte, jedoch zeigte ſich die numeriſch weit unterlegene Beſatzung von Stains für die ihr geſtellte Aufgabe hinreichend ſtark. Bei dem letzten Angriff ließ die das Schloß beſetzt haltende Compagnie den Feind bis auf 200 Schritt herankommen und eröffnete dann ein vernichtendes Feuer, deſſen Wirkungen mit einem kräftigen Hurrah begrüßt wurden. Der Feind machte nun Kehrt und floh in Unordnung zurück. Den Franzoſen gelang es nicht, auch nur ein einziges Haus von Stains zu nehmen. (Admiral La Roncière giebt auf S. 237 ſeines Buches La Marine au Siege de Paris, die Zuſammenſetzung der gegen Stains operirenden Colonne. Sie beſtand aus dem 10., 12. und 14. Mobilgarden-Bataillon der Seine und zwei Bataillonen mobiliſirter Nationalgarden aus St. Denis. Alles unter Befehl des Oberſtlieutenants Dautrement. Die drei erſtgenannten Mobilgarden-Bataillone hatten nicht unerhebliche Verluſte; La Roncière giebt 9 Todte und 150 Verwundete an, von denen die Meiſten auf das 12. Bataillon entfallen.)

Linien-Regiment angehörend, gefangen und der ganze Ort, mit Ausnahme von zwei maſſiven Häuſern, in Beſitz genommen. Bis zum Morgen blieben Freund und Feind in dieſer Stellung; inzwiſchen wuchs aber die Ueberſchwemmung, ſo daß um 3 Uhr Morgens die dieſſeitige und gegen 8 Uhr etwa der Reſt der feindlichen Beſatzung das nun faſt zur Inſel gewordene Ville-Evrart räumen mußten. Wir hatten 40 meiſt leicht Verwundete.*)

*) Auch ein franzöſiſcher Bericht über dies Gefecht liegt uns vor, den wir, Curioſitäts halber, hier folgen laſſen. Er iſt das Muſter von Gefechtsrelationen, wie ſie damals, zur Erbauung der Pariſer, beinah täglich abgefaßt wurden: „… In einer Villa am Ausgang von Ville-Evrart ſtiegen zwei Mobilgardiſten in den Keller, um eine vielleicht noch übriggelaſſene Flaſche Wein zu ſuchen. Doch kaum ſind ſie einige Stufen hinabgeſtiegen, als ſie auf eine Thür ſtoßen, hinter welcher zwei Schüſſe auf ſie abgefeuert werden. Einem von ihnen gelingt es in's Freie zu kommen und Lärm zu machen. Aber zu ſpät! Von allen Seiten, aus allen Gewölbe-Kellern der Häuſer kamen die Sachſen hervor und gaben auf gut Glück Feuer. Sie dringen in die Zimmer unſrer Soldaten, nachdem ſie Fenſter und Thüren erbrochen. Ueberall Unordnung und Verwirrung. In den Straßen, in den Gaſſen, in den Häuſern kämpft Mann gegen Mann, Freund und Feind können in der Dunkelheit nicht mehr unterſchieden werden, mancher büßt den Irrthum mit dem Tode. Die Verwirrung iſt aufs höchſte geſtiegen, als der General Blaiſe, den man von dieſem Ueberfall benachrichtigt hat, ſeine Truppen ſammelt und ihnen Muth einſpricht. Aber noch immer dauert das Feuer aus den Kellern fort und der General, erſt leicht verwundet, wird, als er ſeinen Weg fortſetzt, tödtlich getroffen. Der nächtliche Kampf wüthet weiter, die Straßen ſchwimmen von Blut, überall Verwundete, Todte, in grauſigem Gemiſch. — Aber unſre Truppen, die ſich von dem erſten Schrecken erholt hatten, werfen die Sachſen jetzt zurück und nehmen ſie zwiſchen zwei Feuer. Dieſe wollen keinen Pardon und ſo erneuert ſich der Kampf mit noch geſteigerter Erbitterung. Unſre Mobilgarden, von dem glühenden Wunſch, ihren Führer zu rächen, beſeelt, kämpfen heldenmüthig und zwingen die Sachſen, ſich unter großen Verluſten zurückzuziehen.“

Der zweite Kampf um Le Bourget.

(21. December.)

Der Ernſt des Tages lag alſo abermals bei Le Bourget, das, ſeit ſeiner Wiedereroberung, über die wir auf S. 286 bis S. 297 ausführlich berichtet, eine Beſatzung von vier bis fünf Compagnieen hatte. Am 21. December beſtand ſie aus dem 1. Bataillon Eliſabeth (alle vier Compagnieen) unter Hauptmann v. Altrock und einer Compagnie Garde-Schützen unter Lieutenant v. Appel. Die Vertheilung dieſer fünf Compagnieen war, bei Beginn des Gefechts, die folgende.

An der Südſeite des Dorfes:

- 1 Zug der 1. Compagnie Eliſabeth;
- 1 Compagnie Garde-Schützen;
- die 4. Compagnie Eliſabeth.

Das Commando an dieſer Stelle führte Premier-Lieutenant v. Appel.

An der Weſtſeite des Dorfes:

- 1 Zug der 1. Compagnie Eliſabeth an der Weſtliſière des Parks;
- 1 Zug der 1. Compagnie Eliſabeth unter Fähnrich v. Brixen, auf dem Kirchhof.

An der Oſtſeite des Dorfes:

- die 3. Compagnie Eliſabeth in der Glasfabrik und dem nach Oſten hin vorgelegenen Park.

An der Nordſeite des Dorfes:

- die 2. Compagnie Eliſabeth; auf dem Terrain zwiſchen der Kirche und der Mairie.

Die beiden letztgenannten Compagnieen (die 2. und 3.) waren Repli- beziehungsweiſe Soutien-Compagnieen, ſtanden nicht an der Liſière des Dorfes, nach Oſten und Norden hin, ſondern mehr dem Centrum zu und hatten die Aufgabe, die in der eigentlichen Front, alſo nach Weſten und

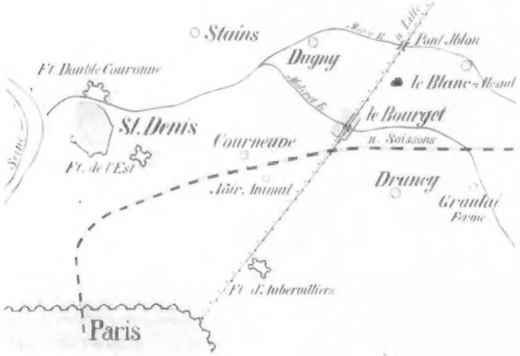
Süden hin ſtehenden Compagnieen, je nach Bedürfniß, zu unterſtützen. Das Gefecht nahm dann ſpäter, gegen Erwarten, einen ſolchen Verlauf, daß dieſe Unterſtützung nur ſehr partiell erfolgen konnte, da ſich auch die ebengenannten Soutien-Compagnieen, und zwar von Norden und Oſten her, angegriffen ſahen. Der Feind, dem Beiſpiele folgend, das wir ihm am 30. October gegeben hatten, ging umfaſſend gegen das Dorf vor und ſchuf dadurch die eben in aller Kürze geſchilderte Situation. Im Weſten und Norden reuſſirend, ſcheiterten ſeine Anſtrengungen gegen die Süd- und Oſtſeite des Dorfes. Hier hielten ſich die Unſren und trugen, als bald darauf unſre erſten Verſtärkungen eintrafen, zu ihrem Theile dazu bei, den im Nordweſttheile des Dorfes angeſammelten Feind zwiſchen zwei Feuer nehmen zu können.

So viel in den großen Zügen. Ueber die gegneriſche Geſammtaction am 21. hat Vice-Admiral La Ronciere in ſeinem mehrcitirten Buche ziemlich ausführlich berichtet. Wir geben in Nachſtehendem dieſen Bericht.

Der Sturm auf Le Bourget am 21. December.

(Nach den Aufzeichnungen La Ronciere's.)

„ . . . Um 6½ Uhr — ſo etwa lauteten die Anordnungen des Vice-Admirals — werden ſich zwei gepanzerte Lowries auf der Paris-Soiſſons-Eiſenbahn vorbewegen und halben Wegs zwiſchen Courneuve und Le Bourget, ihr Feuer gegen das letztgenannte Dorf eröffnen. Die Artillerie


Stains
Lille
Pont Iblon
Dugny
Ft. Double Couronne
le Blanc-Mesnil
le Bourget
St. Denis
Courneuve
n. Soissons
Seine
Ft. de l'Est
Drancy
Groulai
Ferme
Ft. d'Aubervilliers
Paris

der Diviſion Berthault wird unmittelbar darauf eingreifen und zuerſt ihre Aufmerkſamkeit auf die Südweſtſeite, dann auf das ganze Terrain zwiſchen Dugny und Pont Iblon richten. Von Aubervilliers, Courneuve und Fort de l'Eſt her wird dies Vorgehen unterſtützt werden.

Um 7 Uhr ſchweigt das Feuer gegen Le Bourget und der Infanterie-Angriff beginnt. Zur Ausführung deſſelben ſtehen drei Colonnen in Bereitſchaft:

1. die Colonne Lavoignet bei Noir Animal, zwiſchen der Eiſenbahn und der Route-Imperiale,
2. die Colonne Lamothe-Tenet, halben Weges zwiſchen Courneuve und dem Moleret-Bach;
3. die Colonne Hanrion, in Reſerveſtellung bei Courneuve.

Die Zuſammenſetzung dieſer drei Colonnen iſt die folgende:

Colonne Lavoignet:
134. Linien-Regiment,
6. Mobilgarden-Regiment,
Bataillon der Franctireurs de la Preſſe.

Colonne Lamothe-Tenet:
138. Linien-Regiment (2 Bataillone),
3. Bataillon der Marine-Füſiliere,
11. Mobilgarden-Bataillon der Seine,
2 Compagnieen Marine-Füſiliere: Glon-Villeneuve und Cordier,
1 Batterie.

Colonne Hanrion:
135. Linien-Regiment,
1 Bataillon von 138. Regiment,
1 Marſchbataillon der Nationalgarde von St. Denis

Die Colonne Lavoignet hat die Aufgabe, ſich gegen die Südweſtecke wie gegen die ganze Südſeite des Dorfes zu richten; die Colonne Lamothe-Tenet, zunächſt bis an den Moleret-Bach vordringend, operirt dieſſeits und jenſeits deſſelben. Die dieſſeits verbleibende Abtheilung der letztgenannten Colonne folgt dem Laufe des Baches und dringt an der Weſtſeite des Dorfes in den Park ein; die für das jenſeitige Ufer beſtimmte Abtheilung überſchreitet den Bach mit Hülfe von herbeizuſchaffenden Faſchinen, hält ſich zunächſt halb rechts und nimmt dann das Dorf von Norden her.

So etwa die Dispoſitionen. Im Einklang damit wurde verfahren. Um 7 Uhr ſchwieg das Feuer. Die Colonnen Lavoignet und Lamothe-Tenet (Reſerve Colonne Hanrion bei Courneuve zurücklaſſend) ſetzten ſich in Bewegung. Folgen wir zunächſt der Colonne Lamothe-Tenet, abermals La Roncière, der Hauptſache nach, citirend.

Das 3. Bataillon der Marine-Füſiliere, unter Führung des Fregatten-Capitaines Valeſſe, nahm die Tête; das 138. Linien-Regiment folgte. Das Marinefüſilier-Bataillon blieb dieſſeits des Baches und drang in den Park, namentlich in die Südweſtecke deſſelben ein; das 138. Linien-Regiment, von den zwei Compagnieen Marine-Füſiliere unter den Schiffslieutenants Glon-Villeneuve und Cordier gefolgt, überſchritt den Bach, nahm den Kirchhof und ſpäter auch von der Pont Iblon-Seite her eindringend, die ganze Nordhälfte des Dorfes. Nur ein einziges Gehöft blieb hier in Händen des Feindes. Wir hatten bereits über 100 Gefangene. Es war 9½ Uhr.

Die Colonne Lavoignet hatte ſich gleichzeitig gegen die Südſeite des Dorfes gerichtet. Sie begegnete hier einem lebhaften Widerſtande und ſah ſich, durch ein von Mauern und Barrikaden her unterhaltenes Feuer, in ihrem Vordringen aufgehalten. Schiffslieutenant Peltereau, von der Colonne Lamothe-Tenet, die mißliche Lage erkennend, in die wir an dieſer Stelle gerathen waren, ſuchte unſren Angriff dadurch zu unterſtützen, daß er, vom Park aus, den er bereits beſetzt hielt, unſren an der Südliſière des Dorfes fechtenden Gegner im Rücken faßte. Zwei andre Marine-Offiziere, de Vilers und de la Panouſe, ſtellten ſich, ziemlich im ſelben Augenblicke, an die Spitze einer zur Colonne Lavoignet gehörenden Abtheilung und verſuchten von Oſten her in der Richtung auf die Glasfabrik vorzudringen. Alle dieſe Anſtrengungen aber ſcheiterten an der guten Haltung des Feindes, deſſen erſte Unterſtützungen eben jetzt eintrafen. Eine Batterie kam in Carrière heran, und von Pont Iblon aus begann ein immer wachſendes Feuer. Noch zwei Stunden lang hielten ſich unſre Marine-Füſiliere und das 138. Linien-Regiment in den von ihnen eroberten Poſitionen; als ſich aber das Vordringen der Brigade Lavoignet als immer unwahrſcheinlicher herausſtellte, als Schiffslieutenant Peltereau, abgeſchnitten von dem Gros ſeiner Colonne, an der Spitze ſeines zuſammenſchmelzenden Häufleins in rühmlichem Kampfe gefallen war, mußte das Unternehmen aufgegeben werden. Unſre Verluſte mehrten ſich, ohne daß eine endliche Wendung zum Beßren abzuſehen war. Allerdings avancirte eben jetzt die Reſerve-Colonne Hanrion von Courneuve aus, aber noch ehe ſie heran war und in den Gang des Gefechtes eingreifen konnte, hatte die Colonne Lamothe-Tenet auf der ganzen Weſtſeite des Dorfes ihren Rückzug einzuleiten gewußt. Sie nahm zunächſt Stellung in einer Terrainfalte zwiſchen Le Bourget und Courneuve, ging aber bald auch aus dieſer auf St. Denis zurück. Die Brigade Lavoignet hielt ſich, an der Südſeite, in ununterbrochenem Gefecht bis 2 Uhr Nachmittags; dann folgte ſie der Brigade Lamothe-Tenet. Der Gouverneur (Trochu) hatte von 9 Uhr ab dem Gefechte beigewohnt. Seine Anſchauung ging ſehr bald dahin, daß der Verſuch ſcheitern werde. Um Mittag begab er ſich von der Tuilerie, an der Route-Imperiale halben Weges zwiſchen Fort Aubervilliers und Le Bourget, in deren Front er mit einem zahlreichen Stabe gehalten hatte, nach Fort Aubervilliers zurück.

Die Verluſte, die wir erfuhren, waren bedeutend.

Die Marine-Füſiliere waren mit 15 Offizieren und 689 Mann ins Gefecht gegangen; davon büßten ſie ein: 8 Offiziere und 254 Mann. Von der Compagnie des Lieutenants Peltereau kehrten nur 6 Mann zurück. Peltereau ſelbſt, dazu die Lieutenants Morand und Laborde, ſowie die Fähnriche Duquesne und Wyts, waren gefallen. Lieutenant Bouiſſet, Adjutant des Commandanten Lamothe-Tenet, erlag ſeinen Wunden am folgenden Tage.

Kaum geringer waren die Einbußen, die das 138. Linien-Regiment, das nur mit zwei Bataillonen in die Action trat, erfahren hatte. Sie beliefen ſich auf 8 Offiziere und 365 Mann.

Das 134. Linien-Regiment (von der Brigade Lavoignet) hatte 7 verwundete Offiziere, darunter der Bataillonschef Bouquet de la Joliniere. Die Franctireurs der Preſſe verloren 2 Offiziere und 35 Mann.

So, nicht dem Wortlaute, aber den berichteten Thatſachen nach, die Aufzeichnungen La Ronciere's; ſie ſtimmen vollkommen mit den diesſeitigen Gefechtsſchilderungen überein. Nur den Vorgängen im Nordweſt-Viertel des Dorfes wird er nicht vollkommen gerecht. In ſeiner Admirals-Eigenſchaft lag ihm die Action ſeiner Marine-Füſiliere mehr am Herzen, als die Haltung des 138. Linien-Regiments, das auf dem Terrain zwiſchen der Dugny-Straße und der Kirche den Haupttheil des Kampfes zu beſtehen hatte.

Wir wenden uns nun den dieſſeitigen Darſtellungen dieſes „Zweiten Tages von Le Bourget“ zu.

Der Sturm auf Le Bourget am 21. December.

(Nach dieſſeitigen Aufzeichnungen.)

Der Angriff gegen die Südſeite.

An der Südſeite des Dorfes ſtanden, wie bereits in Kürze auf S. 409 angegeben, drei ſchwache Compagnieen und zwar:

die 1. Compagnie Eliſabeth (nach Detachirungen in Park und Kirchhof, wahrſcheinlich nur noch 1 Zug ſtark) in der Gasanſtalt;

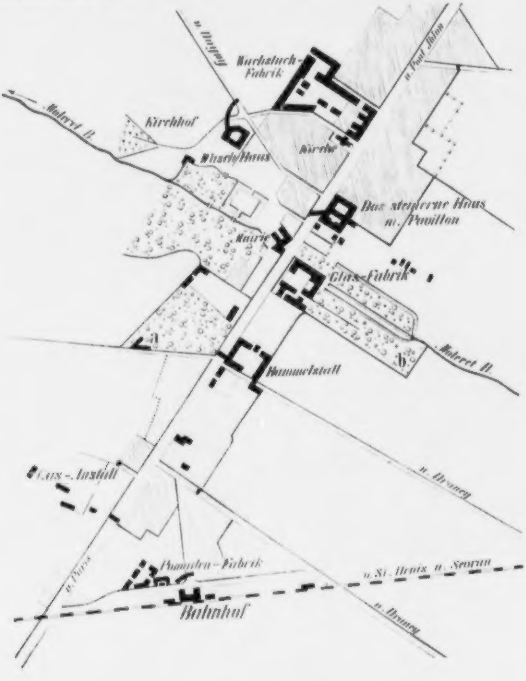
die 4. Compagnie Eliſabeth am Bahnhof;

1 Compagnie Gardeſchützen, zwiſchen den beiden Compagnieen Eliſabeth, in der Parfümeriefabrik, zugleich die links daneben gelegene Barrikade beſetzt haltend.

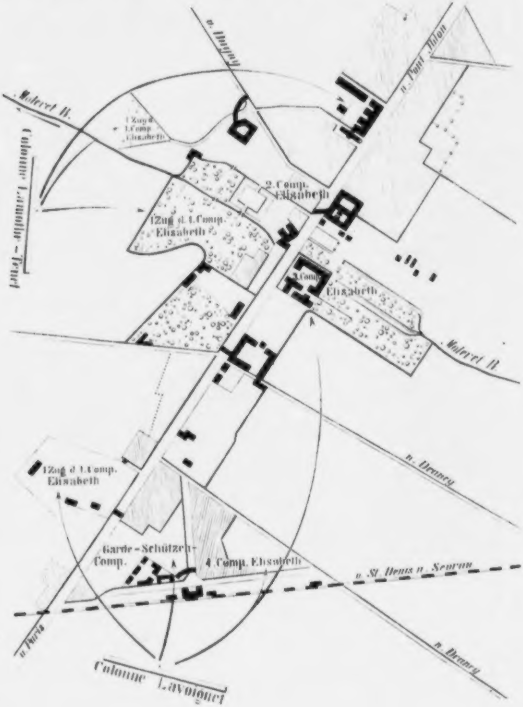
Es mochte 7 Uhr ſein, oder noch etwas früher, als in nächſter Nähe unſrer Aufſtellung ein Keuchen und Schnauben begann. Die Leute auf

Vorpoſten blickten ſich verwundert an und wußten im erſten Momente nicht, was ſie aus dieſer ſonderbaren Erſcheinung machen ſollten. Endlich ſahen ſie Funken ſprühen und trotz des herrſchenden Halbdunkels ließen ſich Rauchwolken deutlich erkennen. Alſo eine Lokomotive!

Premierlieutenant v. Appel von den Gardeſchützen, der, wie ebenfalls bereits hervorgehoben, das Commando an dieſer Stelle führte, wollte der an ihn ergehenden Meldung Anfangs nicht Glauben ſchenken; ſchließlich aber an Ort und Stelle eilend, konnte er von der Barrikade aus wahrnehmen, daß zwei


n. Dugny
Wachstuch-Fabrik
n. Pont Iblon
Moleret B.
Kirchhof
Wasch-Haus
Kirche
Das steinerne Haus m. Pavillon
Mairie
Glas-Fabrik
a
b
Hammelstall
Moleret B.
n. Drancy
Gas-Anstalt
Pomaden-Fabrik
n. St. Denis n. Sevran
n. Paris
Bahnhof
n. Drancy

gepanzerte Lowries auf der Eiſenbahn herangekommen waren und 300 Schritt vom Dorfe hielten. Bald öffneten ſich auch ein paar Luken und die erſten Schüſſe fielen. Gleichzeitig wurden Colonnen ſichtbar, die unſre Stellung nicht nur aus der Front (Süden), ſondern auch von Weſten und Oſten her anzugreifen trachteten. Am dieſſeitigen linken Flügel ſetzten ſie ſich, ein ſtarkes Feuer von dort her eröffnend, in den Ruinen des geſprengten Bahnhofes feſt, ganz beſonders


n. Aulnay
n. Pont Iblon
Molette B.
1 Zug d. 1. Comp. Elisabeth
Colonne Lamothe-Tenet
2. Comp. Elisabeth
1 Zug d. 1. Comp. Elisabeth
3. Comp. Elisabeth
Molette B.
n. Drancy
1 Zug d. 1. Comp. Elisabeth
Garde-Schützen-Comp.
4. Comp. Elisabeth
n. St. Denis u. Sevran
n. Paris
n. Drancy
Colonne Lavoignet

aber richteten ſie ihre Anſtrengungen gegen die Gasanſtalt, die von ungefähr hundert Mann (1. Compagnie) unter Lieutenant Brunner vertheidigt wurde. Die Grenadiere ſtanden hinter einer Mauer und empfingen den vordringenden Feind mit einem wohlgezielten Feuer; aber ſie vermochten nichts gegen eine zwiſchen Courneuve und Le Bourget auffahrende Batterie, deren Granaten bald eine Breſche von 30 Schritt Länge in die Steinwand gelegt hatten. Lieutenant Brunner, als die Mauer zuſammenſtürzte, war von einem Steinſtück derartig am Kopfe getroffen worden, daß er bewußtlos zuſammenſank. Seine Leute richteten ihn auf, um ihn fortzutragen, als er plötzlich, zu aller Verwunderung, wieder in die Höhe ſprang und ihnen zurief: »was wollt ihr denn von mir? ich bin ja geſund.« Und als ob nichts vorgefallen, führte er das Commando mit derſelben Ruhe und Entſchloſſenheit weiter. Viermal erneuerte der Feind ſeinen Verſuch, namentlich da, wo Breſche gelegt war, in die Gasanſtalt einzudringen; aber jedesmal, auf 200 Schritt, von unſrem Schnellfeuer empfangen, ſah er all ſeine Anſtrengungen an dieſer Stelle ſcheitern.

Nicht erfolgreicher waren ſeine Verſuche gegen den Terrainabſchnitt, der von der 4. Compagnie Eliſabeth und den Gardeſchützen vertheidigt wurde. Auch hier immer wiederholte Angriffe gegen die Parfümeriefabrik und beide Barrikaden, von denen die eine, die Bahnhofs-Communication, die andre (von uns noch nicht erwähnte) die von Drancy nach Le Bourget führende Straße ſchloß. Aber auch hier daſſelbe Reſultat. »Leute, wollt ihr aushalten?« rief Premierlieutenant v. Appel; »wenn jeder ſeine Pflicht thut, ſo zwingen wir's, bis die Unterſtützung da iſt, die mir der Bataillonscommandeur verſprochen hat.« »»Ja wohl, bis auf den letzten Mann!«« ſcholl die Antwort. Und ſie hielten aus.

Der La Roncière'ſche Bericht läßt keinen Zweifel darüber, daß dies Aushalten an der Südſeite des Dorfes, wo die Colonne Lavoignet keinen Fußbreit Terrain gewinnen konnte, der Hauptgrund war, der, um etwa 10 Uhr, die Führer (darunter Trochu ſelbſt) von energiſcher Fortführung des Unternehmens Abſtand nehmen ließ.

Der Angriff gegen die Oſtſeite.

Nicht glücklicher für den Gegner verlief ſein Vorgehen gegen die Oſtſeite des Dorfes. Er operirte hier, wenn die Angaben La Roncière's als zuverläſſig gelten können, nur mit ſchwächeren Kräften, die nichts anderes waren, als ſtark vorgeſchobene, in Höhe des Moleret-Baches links einſchwenkende Abtheilungen des Lavoignet'ſchen rechten Flügels. Sie trafen hier die Parkſpitze der Glasfabrik,[*]) vielleicht auch, an der ſüdlichen Parkliſière ſich hinziehend, die Glasfabrik ſelbſt, wurden aber überall durch das Schnellfeuer der hier aufgeſtellten 3. Compagnie Eliſabeth zurückgewieſen. Auch dieſe Poſition blieb während der ganzen Dauer des Gefechtes in unſren Händen.

Der Angriff gegen die Weſtſeite.

Im Süden und Oſten ſcheiterten alle Anſtrengungen des Feindes; nicht ſo im Weſten. Hier traf es ſich derartig, daß die längſte Frontausdehnung die ſchwächſte Beſatzung hatte: ein Zug der 1. Compagnie befand ſich im Park, auf dem weitren Terrain zwiſchen der Courneuve-Straße und dem Moleret-Bach; ein andrer Zug hielt den Kirchhof.

Der Park wurde zuerſt genommen. Zwei Compagnieen Marine-Füſiliere ſchlichen ſich, das Dunkel des Decembermorgens benutzend, am Südrande des Moleret-Baches hin, bis ſie den Punkt erreicht hatten, wo der Bach in den Park eintritt. Hier überkletterten ſie Mauer und Gitterwerk und nach kurzem Feuergefecht raſch auf die große Dorfſtraße zueilend, glückte es ihnen, die ſchwache Beſatzung des Parkes (wenig mehr als 50 Mann) durch völlige Einſchließung gefangen zu nehmen.

Dieſe glückliche Umgehung war zumeiſt durch eine nach rechts hin ausbiegende Colonne ausgeführt worden; eine andre Abtheilung, die ſich links hielt, kam in die Nähe des Kirchhofs, und brachte an dieſer Stelle die Entſcheidung.

Innerhalb des Kirchhofs ſtand Fähnrich v. Brixen mit etwa 100 Mann. In gleicher Weiſe wie gegen den Park, waren auch gegen den Kirchhof zwei Compagnieen Marine-Füſiliere vorgegangen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich, nach Ueberſchreitung des Moleret-Baches, am nördlichen Ufer deſſelben hingeſchlichen hatten. Der Widerſtand, trotzdem Fähnrich v. Brixen[*]) gleich Anfangs tödtlich am Kopfe verwundet worden war, war hier energiſcher als im Park, da die Enge des Raums und die Höhe der Mauer der Vertheidigung beſonders günſtig war. Nirgends, nach drei Seiten hin, war eine Lücke; der einzige Eingang lag nach rückwärts, dem Dorfe zu. Das Gefecht ſchien hier zum Stehen kommen zu ſollen, als plötzlich jene vorerwähnte feindliche Abtheilung, die, vom Park aus, nach links ausgebogen war, in Nähe eben dieſes Kirchhofs-Einganges erſchien und, die Vertheidiger unter zwei Feuer bringend, die Waffenſtreckung auch dieſer Abtheilung herbeiführte. Im Ganzen, in Park und Kirchhof, waren gegen 150 Mann gefangen genommen worden. Es mag gleich hier hinzugefügt werden, daß es ſpäter glückte, 88 derſelben wieder zu befreien; der Reſt, alſo etwa 60 Mann, war bereits vorher nach St. Denis abgeführt worden.

---

[*]) Alle bisher außeramtlich erſchienenen Berichte über die beiden Kampfestage von Le Bourget (am 30. October und 21. December) verwirren den Leſer ganz beſonders durch drei Dinge. 1) dadurch, daß bei den beiden Wachstuchfabriken, die das Dorf hat, nie geſagt wird, ob die nördliche oder ſüdliche gemeint iſt; 2) dadurch, daß die beiden Parks, von denen der eine weſtlich, der andre öſtlich der Rue-Imperiale liegt, in den ſeltenſten Fällen näher bezeichnet werden; 3) und letztens dadurch, daß in buntem Durcheinander und in beſtändiger Verwechſelung von Gasfabrik und Glasfabrik geſprochen wird. Die Gasfabrik (die ich zu beſſrer Unterſcheidung deshalb immer Gas-Anſtalt genannt habe) liegt an der Südweſt-Ecke des Dorfes, in relativer Nähe des Bahnhofs und der Parfümerie-Fabrik; die Glasfabrik liegt an der Rue-Imperiale, den einen Park im Rücken, den andren (jenſeits der Straße) in Front. Sie liegt an der öſtlichen Seite der Hauptſtraße und wird links vom »Hammelſtall«, rechts von dem »großen ſteinernen Haus«, das am 30. October Commandant Baroche vertheidigte, flankirt. [Parfümerie-Fabrik und Pomaden-Fabrik, am Südende des Dorfes, dicht am Bahnhofe gelegen, ſind zwei Namen für ein und dieſelbe Lokalität.]

Der Angriff gegen die Nordſeite.

Die nördliche Hälfte der Rue-Imperiale (und zwar auf der Weſtſeite) hatte die 2. Compagnie Eliſabeth beſetzt. Sie ſtand im Weſentlichen, bei Beginn des Kampfes, auf dem Abſchnitt zwiſchen Mairie und Kirche. Hier befand ſich auch, als Commandant von Le Bourget, der Führer des 1. Bataillons Eliſabeth, Hauptmann v. Altrock. Als er die Ausdehnung des feindlichen Vorgehens wahrnahm, ſchickte er die Fahne, unter Bedeckung einer Section, in eins der mehr nordwärts gelegenen Häuſer, weil zunächſt nicht anzunehmen war, daß der Angriff auch von dieſer Seite her (die unſrer Stellung zu gelegen war) erfolgen werde.

Aber darin täuſchte ſich die Vertheidigung. Das 138. Linien-Regiment, den Moleret-Bach überſchreitend, marſchirte, während die Marine-Füſiliere auf den Kirchhof zu abbogen, bis über die Dugny-Straße hinaus und ſchwenkte nun erſt, nach rechts hin, auf die Nordſpitze des Dorfes ein. Von hier aus ſich ſüdlich haltend, drangen ſtarke Abtheilungen des Regiments auf der Hauptſtraße vor, reichten ſich mit den Marine-Füſilieren, die, wie wir wiſſen, über Park und Kirchhof eingedrungen waren, die Hand und ſtanden auf dem Punkt, die Dorfmitte durchbrechend, unſre an der Südſeite von Le Bourget kämpfenden Compagnieen im Rücken zu faſſen.

---

[*]) An der Stelle, wo Fähnrich v. Brixen fiel, liegt ein Grabſtein, der die Inſchrift trägt: »Ici repose ma femme Félicité Lépine. Elle fût bonne épouse et bonne mère. Elle est regrettée de tous ses amis. Passants, priez pour elle.« Keiner in jener heißen Stunde, wird dieſer Bitte nachgekommen ſein. Im Park, nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo die Marine-Füſiliere zuerſt eindrangen, hat die 1. Compagnie Eliſabeth ihren am 21. December gefallenen Kameraden, wie auch den hier beſtatteten Franzoſen, ein Monument errichtet, eine 15 Fuß hohe Pyramide mit Kreuz und Inſchrift-Tafeln: »Mortui pro patria requiescant in pace.« Dann folgen die Namen von Freund und Feind. Epheu umrankt bereits das Geſtein. (Seitdem iſt auch franzöſiſcherſeits, und zwar auf dem Platze vor der Mairie ein Monument errichtet worden zum Andenken an die am 30. October und am 21. December 1870 dort gefallenen franzöſiſchen Krieger. Das Denkmal trägt die bezeichnende Inſchrift: »Ils sont morts pour défendre la Patrie. L'épée de la France, brisée dans leurs vaillantes mains, sera forgée de nouveau par leurs descendants.«

Aber in der Dorfmitte waren noch zwei Punkte in unſrer Hand: eine ſtarke Barrikade, die zwiſchen der Mairie und dem großen ſteinernen Haus die Straße ſchloß, und, hinter dieſer Barrikade, die Glasfabrik. In letzterer, wie wir wiſſen, hielt ſich, ſeit 7 Uhr früh, die 3. Compagnie; hinter der Barrikade aber, aus ihrer Poſition zwiſchen Kirche und Dugny-Straße um wenige Schritte zurückgegangen, ſtand die 2. Compagnie. Mit ihr Hauptmann v. Altrock.

Eine Zeitlang glückte es, den Feind von jeder Annäherung an die Barrikade fern zu halten; bald aber wurden die Umgehungen immer ſichtbarer und immer bedrohlicher, und Hauptmann v. Altrock beſchloß, durch einen Vorſtoß ſich Luft zu ſchaffen. Er hielt eine kurze Anſprache an die Leute; dann, mit Gewehr zur Attacke rechts, ging es unter Hurrah auf den Feind, der zurückprallte und Raum gab. Hundert Schritt hinter der Barrikade, biegt eine kleine Gaſſe nach links hin ab; dieſe benutzte der Hauptmann und führte die Compagnie nordweſtlich auf einen Garten zu, hinter deſſen Mauern man ſich feſtſetzte. Nach allen vier Seiten bot ſich hier ein freies Schußfeld, beſonders auch nach Oſten hin, von wo der Feind in ſtarken Abtheilungen, Linien-Infanterie und Marine-Füſiliere gemiſcht, lebhaft nachdrängte. Die Unſren hielten ſich vorzüglich. Hauptmann v. Altrock ſtand in ihrer Mitte; alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er ſah mit dem Glas nach dem Feind, der auf etwa 300 Schritt heran war. »Jetzt, Kinder, ruhig gezielt; Finger breit über den Kopf; Feuer.« Die Wirkung war furchtbar. Aber der Feind, voll rühmlicher Bravour, ſchloß wieder ſeine Reihen und avancirte weiter. Zum zweiten Male: Feuer!.. Jetzt ſtockte der Angriff, und die vorderſten Linien, ihren rechten Flügel unwillkürlich zurücknehmend, zeigten uns bald nur noch die ſchmale Seite der Colonne. Ihr Führer ſprang vor, und deutlich vernahmen wir ſein »en avant, mes braves«; aber im nächſten Augenblick brach er zuſammen. Drei unſrer beſten Schützen hatten ihn als Ziel genommen. Sein Tod war das Zeichen zum Rückzug; aber an allen andern Stellen der Dorfliſière, trotz der in immer raſcherer Reihenfolge eintreffenden dieſſeitigen Verſtärkungen, wurde der Kampf noch bis über Mittag hinaus fortgeführt.

Die Wiedereroberung des Dorfes.

Die eintreffenden Verſtärkungen, deren wir ſo eben erwähnten, beſtanden (wenn wir von vereinzelten Compagnieen des Alexander- und Franz-Regiments abſehen) zunächſt in Batterieen. Ihr Erſcheinen war von höchſtem Belang, da dem Feinde — der diesmal, im Gegenſatz zu ſeinem Auftreten am 30. October, wahre Geſchützmaſſen*) ins Feld geführt hatte — ohne vorgängige erfolgreiche Bekämpfung ſeiner Artillerie nicht beizukommen war. Zu den Batterieen der 2. Garde-Diviſion geſellten ſich alsbald vier Batterieen der Corps-Artillerie und nahmen theils zwiſchen Blanc Mesnil und Aulnay, theils nördlich von Pont Iblon Stellung. Bald avancirten zwei Batterieen über Pont Iblon hinaus und fuhren, mit Front gegen Südoſten, in geringer Entfernung von der Südoſtecke des Dorfes (Le Bourget) auf. Das Getöſe des Kampfes erreichte während dieſes Artilleriegefechtes ſeinen Höhepunkt. Nahe an hundert Feldgeſchütze feuerten ununterbrochen, ſo raſch die Artilleriſten nur laden und zielen konnten, auf einander los; von allen Seiten donnerte und blitzte es aus finſtren Dampfwolken, und dazwiſchen hörte man das eigenthümliche Sauſen der ſchweren Granaten, ſo wie das unheimliche Geknatter der franzöſiſchen Mitrailleuſen.

Während zu beiden Seiten des Dorfes dieſer Artilleriekampf tobte, in dem ſich, von etwa 11 Uhr ab, die Ueberlegenheit unſrer Batterieen geltend machte, vollzog ſich innerhalb des Dorfes die Wiedereroberung der uns verloren gegangenen Poſitionen. Während die vier Compagnieen Eliſabeth, ſammt den Gardeſchützen unter Premierlieutenant v. Appel, die ihnen verbliebenen Oertlichkeiten: Gas-Anſtalt, Parfümeriefabrik, Bahnhofsfabrik, Glasfabrik, und Gehöft und Garten am Nordausgang (hier Hauptmann v. Altrock) feſthielten, ſchritten die friſch eintreffenden Compagnieen reſp. Bataillone ſofort zur Offenſive. Die Reihenfolge, in der die Verſtärkungen herbeieilten, war die folgende:

9. Compagnie Alexander, Premierlieutenant v. d. Lancken;
1. Compagnie Franz, Premierlieutenant Graf Keller;

---

*) Am 30. October hatte der Gegner nur über drei Geſchütze verfügt, die, wie wir auf S. 289 erzählt haben, kaum zum Schuß kamen; heute, am 21. December, operirte er mit im Ganzen 15 Batterieen, wovon zwei vor Courneuve, zehn andre aber, zu denen ſich bald noch drei Mitrailleuſen-Batterieen geſellten, in Nähe von Granlai-Ferme†) (öſtlich von Drancy) Aufſtellung nahmen. Es feuerten alſo, nach ungefährer Schätzung, 12 feindliche Geſchütze im Weſten, und 78 feindliche Geſchütze im Oſten von Le Bourget. Aubervilliers und Fort de l'Eſt, die miteinſtimmten, hatten dabei wohl vorzugsweiſe den Zweck, die Feld-Artillerie des Feindes nach Möglichkeit zu decken.

†) Granlai-Ferme, auch Groslay-Ferme geſchrieben, iſt nicht mit dem Dorfe Groslay zu verwechſeln. Das letztere (Groslay) liegt eine halbe Meile nördlich, Granlai-Ferme aber eine Meile öſtlich von St. Denis, in Nähe des Dorfes Drancy.

2. Compagnie Franz, Hauptmann v. Zollikoffer;
3. und 4. Compagnie Franz;
2 Compagnieen vom 2. Bataillon Eliſabeth;
2 Compagnieen vom Gardeſchützen-Bataillon.

Dieſe 9 Compagnieen führten das Gefecht glücklich durch. Zunächſt wurden die drei Gehöfte am Nordeingange des Dorfes (Weſtſeite) genommen; dann folgte die Häuſerreihe an der Oſtſeite der Route-Imperial bis einſchließlich zum großen ſteinernen Hauſe; dann die Mairie und der Park; dann der Kirchhof; zuletzt die Kirche und das dieſelbe umgebende Häuſer-Carré. Was die Betheiligung der einzelnen Truppentheile an dieſem Vorgehen angeht, ſo ſcheint es, daß die 9. Compagnie Alexander und 1. Compagnie Franz vorzugsweiſe bei Wegnahme der drei erſten Gehöfte, der Oſtſeite der großen Straße, des ſteinernen Hauſes, der Mairie und des Parkes thätig waren. Die 2. Compagnie Franz nahm die nördliche Wachstuchfabrik und den Kirchhof; die 4. Compagnie Franz (unterſtützt von der 3.) die Kirche und deren unmittelbare Umgebung. Doch war das ganze Dorfgefecht ein derartiges Durcheinander, ein ſolches ſich Hin- und Herſchieben, daß man nahezu behaupten kann, jeder war an jeder Stelle.

Um 12 Uhr hatte ſich das Gefecht entſchieden, um 2 Uhr ſchloß es ab, nachdem kurz vorher das Auftreten zweier weitrer Garde-Batterieen den Rückzug der feindlichen, bis zuletzt (ſpeziell an der Oſtſeite) mit großer Bravour ſich haltenden Artillerie veranlaßt hatte.

Ziemlich um dieſelbe Zeit bewerkſtelligten, nach Weſten und Südweſten zu, die beiden, franzöſiſcherſeits engagirt geweſenen Colonnen: Lamothe-Tenet und Lavoignet ihren Rückzug, 359 Gefangene, darunter 3 Offiziere, in unſren Händen laſſend. Die Gefangenen waren ſämmtlich von der erſtgenannten Colonne und gehörten den Marine-Füſilieren und dem 138. Linien-Regimente an. »Die Marine-Füſiliere, ſo erzählt R. Lindau, der ſie an dieſem Tage ſah, hatten ein gutes ſtarkes Ausſehen und zeigten eine militairiſche ſtramme Haltung. In Paris waren ſie ſeit langer Zeit nicht geweſen und ſchienen ſich um das Loos der Stadt nicht viel zu kümmern. »Wir leben unter uns und haben wenig mit den Landſoldaten zu thun.« Ihre Verpflegung hatte während der letzten Wochen aus ¼ Pfund Pferdefleiſch, 4 Schiffsbisquits, einer Portion Gemüſe, ⅛ Litre Caffee und ½ Litre Wein beſtanden. Sie befanden ſich dabei wohl. Die Mobilgarden nannten ſie »Soldats de pacotille, Moblots d'Estaminet« und von den Nationalgardiſten, un tas de blagueurs, wollten ſie gar nichts wiſſen. Von der furia francese, die nach den Gambetta'ſchen Zeitungen die Pariſer Beſatzung beſeelen ſollte, war bei dieſen Leuten, den beſten feindlichen Soldaten, die wir hier überhaupt geſehen, nichts zu bemerken. Sie ſtanden gern und freundlich

Rede und Antwort und ſchienen mit ihrem Schickſal zufrieden. »Man hat uns vorwärts geſchickt und uns, als Gefahr kam, nicht unterſtützt. Unſre Compagnieen ſind gefallen oder gefangen. Que voulez-vous que nous y fassions?!« Mit beſondrer Hochachtung ſprachen ſie von dem Schiffslieutenant Peltereau (vgl. S. 413), der eine Abtheilung von ihnen, in dem Park- und Dorfgefecht geführt hatte. »Ah, c'était un brave.« Die gefangenen Linienſoldaten vom 138. Regiment waren in der Kirche untergebracht, wo ſie es ſich, mit guten Decken, die ſie beſaßen, auf Bänken und Stühlen leidlich bequem machten. Auch bei ihnen war von Niedergeſchlagenheit oder Wuth nichts zu ſehen; ſie rauchten, ſchwatzten, geſtikulirten, als ſäßen ſie im Café verſammelt und weder ihre Lage noch die Oertlichkeit (eine Kirche), in der ſie ſich befanden, ſchien ſie im mindeſten zu kümmern. Die Art und Weiſe wie, während dieſes Krieges, Gotteshäuſer von uns benutzt worden ſind, wird uns von franzöſiſchen Geiſtlichen nie verziehen werden; man wird fortfahren Klage darüber zu führen, daß wir vertheidigte Kirchen erſtürmt und die unvertheidigten oder eroberten als Gefängniß und Verbandplätze benutzt haben. Es mag deshalb hier beiläufig erwähnt werden, daß Niemand den geheiligten Orten weniger Achtung zollen konnte, als die große Mehrzahl der in denſelben verſammelt geweſenen franzöſiſchen Kriegsgefangenen dies gethan hat.«

Die Verluſte, die uns dieſer zweite Kampf um Le Bourget auferlegt hatte, blieben hinter denen des erſten Kampfes nicht erheblich zurück. Sie bezifferten ſich auf 398 Mann gegen 449 am 30. October. Nur die Einbuße an Offizieren zeigte eine große Differenz:

am 30. October 39 (darunter 13 todt);
am 21. December 14 (darunter 1 todt).

An Thaten beſondrer Bravour und Geiſtesgegenwart hatte es nicht gefehlt. Grenadier Meklenburg, von der 1. Compagnie Franz, war, als er den Park paſſirte, von einer hier haltenden, 150 Mann ſtarken feindlichen Abtheilung gefangen genommen worden. Als bald darauf die Têten des 2. Bataillons Eliſabeth erſchienen und in den Park eindrangen, glückte es dem genannten Grenadier nicht nur ſich zu befreien, ſondern noch 41 ſeiner Gegner gefangen zu nehmen, die er, ganz allein, vollzählig ablieferte.

In gleicher Weiſe hatte ſich Lieutenant v. Schramm, Adjutant im 1. Bataillon Eliſabeth ausgezeichnet. Er war am 20., als ſein Bataillon auf Vorpoſten nach Le Bourget abrückte, Krankheits halber in Aulnay zurückbelaſſen worden. Als er jedoch, am 21. früh, den Kanonendonner hörte, jagte er hinüber, um mit unter ſeinen Kameraden zu ſein. Er erreichte die Nordoſtecke, als das Dorf eben zu allergrößtem Theil in den Beſitz des Feindes übergegangen war und ſah ſich plötzlich inmitten einer Anzahl

Franzoſen. Vom Pferde ſpringen und in ein Haus hineinſtürzen, war das Werk eines Augenblicks. Aber die Hoffnung auf einen Ausgang nach der andern Seite hin erfüllte ſich nicht. Der Lieutenant war gefangen. Man verlangte ihm ſein Ehrenwort ab, was er zu geben verweigerte, weshalb er von zwei Offizieren und zwei Mann in der Richtung auf St. Denis abgeführt wurde. Auf dem Wege durch den Park von Le Bourget kam der kleine Zug in das Feuer friſch heranziehender Garde-Grenadiere und der Offizier, der des Gefangenen Degen trug, ſtürzte getroffen nieder. Im Nu hatte v. Schramm ſeinen Degen wieder in der Hand, hieb den andren Offizier ſeiner Escorte zu Boden, ſtürzte ſich in das eiskalte Waſſer des hier ziemlich tiefen Moleret-Baches und ſchwamm, ungetroffen von den feindlichen Kugeln, ans andre Ufer. Er war gerettet und — geheilt zugleich. Das Fieber, an dem er gelitten, kam nicht wieder.

Von jenem Tage an ging uns Le Bourget nicht wieder verloren. Aber der Aufenthalt in ihm war triſter denn je. »Sah es ſchon früher — ſo ſchreibt ein Offizier von der 2. Garde-Diviſion — wüſt genug in dieſem für uns ſo unheimlichen Dorfe aus, ſo hatte ſein Ausſehn durch die Kampfesſcenen vom 21. December nicht gewonnen. Die ganze lange Straße war mit Steinen und Ziegeln wie beſäet; man konnte über die Schutthaufen kaum fortkommen. Kein Fenſter mehr ganz, kein Haus, in dem nicht ein oder zwei Granaten ſaßen; man watete im wahrſten Sinne des Wortes bis über die Knöchel in Trümmern und Granatſplittern. Und dieſes ſchändliche Neſt ſollte nun wieder auf zwei Tage unſer Obdach ſein! Ein Glück für uns, daß wir wenigſtens nicht dazu auserſehen waren, auch den Weihnachtsabend in ihm zu feiern.«

Dieſer Weihnachtsabend vor Paris mag dieſen Abſchnitt beſchließen.

Weihnachten vor Paris.

Allnächſtens, von allen höher gelegenen Punkten der Einſchließungs-Peripherie aus, ſahen die Unſren, und zwar dem Centrum des von ihnen gebildeten Kreiſes zu, einen Feuerſchein. Unter dieſem Feuerſchein, ſelbſt wieder in Dunkel geborgen, lag Paris.

Am 24. December zog ſich, um den innren Feuerſchein ein äußrer, nicht weithin ſichtbar, aber überall vorhanden: der Feuerſchein von viel tauſend brennenden Chriſtbäumen, großen und kleinen. Die Cernirungs-Armee feierte Weihnachten. Auch an dieſer Stelle hatte das deutſche Herz von ſeinem Lieblingsfeſt nicht laſſen wollen. Der Lichtſchein war wie eine goldene Brücke, die in die Heimath hinüberführte. Zahlloſe Briefe, zum Theil an jenem Abend noch, ſind geſchrieben worden, die dieſem Gefühle Ausdruck liehen. Geben wir Einiges daraus.

» . . . Die Sonnenfinſterniß, die wir am 22. December gehabt hatten, war ein entſprechendes Bild unſrer weihnachtlichen Feier. Die Sonne ſchien wohl, aber ſie war verdunkelt durch den darüber ſich legenden Schatten. Die Weihnachtsſonne leuchtete uns wohl auch im fernen Lande, doch die Schatten der Sorge und Trauer trübten diesmal ihren Glanz. Und doch erfüllte ſich auch an uns diesmal das Wort: »Am Abend ſoll es helle werden.« In den Mittagsſtunden des 24. December geſtalteten ſich die Verhältniſſe friedlicher; die für den Fall eines abermaligen Ausfalls ſeit früh Morgens bereit ſtehenden Truppen konnten ihre Quartiere beziehen und ſich daran erinnern, daß zu Hauſe Weihnachts-Abend ſei. Auch hatte Jeder, trotz der Unruhe der vorangegangenen Tage, ſeine Vorbereitungen getroffen, um wenigſtens einen Chriſtbaum anzuzünden, der ihn an die heimiſche Feier erinnere. Wo nur in der Nähe der Cantonnements, in den Gärten oder Parks, welche die hier ſo zahlreichen Villen umgeben, eine Tanne ſtand, da war ſie ſchon längſt mit prüfendem Auge darauf angeſehen worden, ob ſie zum Chriſtbaum tauge und in den letzten Tagen vor dem Feſt begegnete man keinem Wagen, der nicht mit kleineren oder größeren Bäumchen, als ob er vom heimiſchen Chriſtmarkt käme, beladen geweſen wäre. Und als der Abend herangebrochen war, da erhellte ſich ein Fenſter nach dem andren von den weihnachtlichen Kerzen, die entweder die Mutter aus der Heimath geſendet oder der betriebſame Marketender für ſchweres Geld geliefert hatte.

Jn der Kirche von St. Brice, wo ich zugegen war, prangte ein großer, mit 60 Lichtern geſchmückter Chriſtbaum vor dem Hochaltar, und als die Muſik das »Vom Himmel hoch, da komm ich her« anſtimmte, da war es wohl allen wie ein Gruß aus der Heimath, der an ſie erging.«

Einer ausführlichen Schilderung Pfarrer Jordans (von der 2. Garde-Diviſion) entnehmen wir das Folgende.

» . . . Unſer allverehrter General v. Budritzki wollte wenigſtens Alles, was möglich iſt, thun, ſeinen braven Soldaten etwas Weihnachtsglanz ins Auge und ins Herz ſcheinen zu laſſen. Längere Zeit ſchon hatte ich den Wunſch einer Chriſtfeier am heiligen Abend gehegt, da kam er meinem Wunſche noch zuvor und ſtellte zugleich die Mittel zur Erleuchtung der Kirche zur Verfügung. Das Muſikchor des Kaiſer Franz-Regiments, unter ſeinem bewährten Director, ergriff es mit großer Freude, die liturgiſchen Geſänge mit ſeinem trefflichen Sängerchor auszuführen. Zum lieben Chriſtfeſt durfte aber vor Allem der helle Chriſtbaum nicht fehlen, ohne deſſen Glanz uns Deutſchen ja immer etwas am Chriſtabend mangelt. Der Park unſres Diviſionsſtabsquartiers bot reichliche Auswahl. So war denn mein braver Küſter ſchon am Morgen beſchäftigt, zwei ſchöne Tannenbäume abzuſchlagen. Dieſelben wurden in der Kirche zu beiden Seiten des Altars aufgeſtellt, mit Kerzen reichlich verſehen, Altar und Altarraum mit Tannenzweigen reichlich drapirt und Kerzen in der ganzen Kirche vertheilt. — Eigentlich hatte ich in Ermanglung von Leuchtern dieſe ganz kriegsgemäß erſetzen und auf jeder Bank ein Bajonet aufpflanzen wollen, deſſen unteres Ende, mit dem es an den Lauf angeſetzt wird, einen vorzüglichen Lichthalter bildet. Später ſtellte ſich aber noch eine einfachere Art der Befeſtigung als praktiſcher heraus. So war denn die Kirche feſtlich geſchmückt. Glücklicherweiſe kehrten auch hier die cantonirenden Truppen, da der Feind nichts Beſonderes unternahm, frühzeitig genug in ihre Quartiere zurück. Um 5 Uhr war der Anfang des Gottesdienſtes beſtimmt. Schon lange vorher war die Kirche dichtgedrängt voll, Evangeliſche und Katholiken unter einander in ernſter, feierlicher Stille. Hell leuchteten ihnen die Chriſtbäume entgegen und ein ernſtes, wehmüthiges Gefühl im Gedanken an die liebe Heimath und Chriſtfeier daheim ging durch viele Herzen in dieſer Stunde. Das alte Adventslied: »Wie ſoll ich Dich empfangen« unter faſt orgelähnlicher Muſikbegleitung eröffnete den Gottesdienſt. Dann folgte »Allein Gott in der Höh' ſei Ehr«. Darauf Gebet und altteſtamentliche Lection aus den Verheißungen unſeres Gottes. Jm Anſchluß an dieſelben, die die Ankunft des Heilandes nach Gottes Rath und gnädigem Willen uns verkünden, ſang die Gemeinde:

Jhr dürft euch nicht bemühen,
Noch ſorgen Tag und Nacht,

Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht
Er kommt, er kommt mit Willen,
Iſt voller Lieb und Luſt,
All Angſt und Noth zu ſtillen,
Die ihm an euch bewußt.

Und der Chor fiel nun ein mit der frohen Engelbotſchaft: »Vom Himmel hoch, da komm ich her«, überleitend zur Weihnachtsgeſchichte. Dieſe altgewohnten Klänge in ihrer Einfachheit und Herrlichkeit, und das Alles fern von der Heimath, im ernſten Kriege, die braven Krieger eben von Kampfbereitſchaft heimkehrend — es war wohl kaum ein Herz, das nicht tief bewegt war. Und als nun nach dem 2. Verſe nach der Engelbotſchaft der Chor einfiel: »Ein Kind iſt uns geboren, ein Sohn iſt uns gegeben, welches Herrſchaft iſt auf ſeiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewigvater«, und es nun ausklang »Friedensfürſt«, wie klang es da in den Herzen wieder, in denen die Sehnſucht, daß Er, der große Friedensfürſt, Frieden auch uns und unſrem deutſchen Lande bringen möge, doch bei aller Freudigkeit zum Kampfe lebendig iſt. Und je mehr wir Alle, gerade in dieſer Zeit, erfuhren, wie wir eines Heilandes bedürfen, deſto freudiger fiel der Chor ein mit der alten Weiſe: »O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Welt ging verloren, Chriſt ward geboren, Freue dich, freue dich, Chriſtenheit.«

So erloſchen denn die Kerzen an den beiden Chriſtbäumen. Aber wie war ich erſtaunt, als ich durch unſer Dorf heimwärts ging! Faſt kein Quartier, in dem nicht, größer oder kleiner, ein Chriſtbaum brannte. Ohne ihn gehts nun einmal nicht. Tagelang hatten die Leute zugerüſtet und zuſammengelegt oder doch wenigſtens zuletzt Alles aufgeboten, einen, wenn auch noch ſo wunderbar kleinen Chriſtbaum herzurichten. Ueberall hingen einige Aepfel und Nüſſe; aber daneben auch Weißbrod, oder Stücke der allbekannten Erbswurſt. Ja ſelbſt Granatſplitter aus den letzten Kämpfen mußten den Tannenbaum zieren helfen und drückten auch ihm ſelbſt ein kriegeriſches Gepräge auf. Und um denſelben ſaßen und ſtanden, wie die Kinder herzlich ſich freuend, mit den Gedanken an ihr Daheim, unter Geſang von Weihnachtsliedern und den alten, ernſten Kriegsliedern unſrer braven Soldaten, dieſelben Jünglinge und Männer, die noch vor wenig Stunden den Feind bekämpft und im Granatfeuer ausgeharrt hatten.

Alle Offiziere konnten am Abend nicht genug den freudigen Sinn ihrer Leute rühmen, mit dem ſie überall den Chriſtbaum umſtanden hätten. Und wie in ernſten Stunden des Kampfes, ſo erfährt man auch in ſolchen Stunden, welch ein ernſter Sinn doch, Gott ſei Dank, immer noch in unſrem deutſchen Volke lebendig iſt.« —

Aber nicht blos in den Kirchen und Quartieren waren die Geſunden um den Weihnachtsbaum verſammelt, ſondern auch in den Lazarethen ſtrahlte der heimathliche Chriſtbaum, und brachte den Kranken und Verwundeten Liebesgrüße aus der Heimath, die, meiſtens von kleinen Liebesgaben begleitet, auch den Verwundeten und Kranken von der »großen Freude-Kunde geben ſollten, die allem Volke widerfahren iſt, und die auch die Nacht ihrer Leiden zu erhellen beſtimmt war.«

In faſt allen Berichten geſchieht dieſer einfachen und ſchlichten und doch ſo rührenden und erhebenden Weihnachtsbeſcheerungen in den Lazarethen Erwähnung. Geben wir die Schilderung einer ſtatt vieler.

In dem mittelſten großen Saale des Verſailler Schloſſes war eine Tafel aufgeſtellt und mit Geſchenken geſchmückt, welche von mehrern Chriſtbäumen freundlich beleuchtet wurden. Aus dem Bureau des Chefarztes begab ſich ein Zug von Aerzten, Johannitern und Militairperſonen in den von theilnehmenden Gönnern und Pflegerinnen der Verwundeten gefüllten Saal. Eine in der Vorhalle aufgeſtellte Regimentsmuſik ſpielte den Choral. Das Ganze hatte den Charakter einer ächt deutſchen Weihnachtsbeſcheerung und machte gerade dadurch auf die Verſammelten einen tiefen Eindruck, beſonders auf die Verwundeten, die man nicht nur, ſoweit ſie ſelbſt gehen konnten, ſondern auch ſoweit ſie transportabel waren und der Raum es geſtattete, zu dieſer Feier herangeführt hatte. Jeder von ihnen war reichlich beſchenkt. Schließlich wurden einige Chriſtbäume auch in die übrigen Krankenſäle getragen, um mit ihrem Anblick die Herzen zu erlaben, und die Muſik folgte ihnen nach.

Auch an Erſchütterndem fehlte es dieſer Feier nicht. Ein an Typhus darniederliegender baieriſcher Landwehrmann, dem es an dieſem Abend etwas beſſer ging, durfte, trotz ſeiner ſchweren Erkrankung, an dem Aufbau theilnehmen. Er war ganz außer ſich vor Freude, und verſicherte einmal über das andre, daß er in ſeiner Heimath niemals ein ſo ſchönes Chriſtfeſt gefeiert habe, wie hier im Lazareth. Bald darauf drehte er ſich um und ſchlief vor Ermattung ein. Am Morgen des erſten Weihnachtsfeiertages wollten ſeine Kameraden ihn wecken. Er lag noch auf derſelben Seite mit dem Geſichte gegen die Wand, wie am heiligen Abend. Aber der Schläfer war nicht mehr von dieſer Welt. Er ſchlief den Schlaf des Todes. In der Weihnachtsfreude war er geſtorben.

* * *

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der
Krieg gegen Frankreich
1870—1871

Von

Th. Fontane.

II. Band:

Der Krieg gegen die Republik.

Berlin, 1876.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Der

Krieg gegen die Republik.

Von

Th. Fontane.

II. Halbband:

Orleans bis zum Einzuge in Berlin.

Mit 104 Plänen in Holzschnitt.

Berlin, 1876.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Die Angabe der benutzten Quellen ſiehe am Schluß dieſes Halbbandes.

Inhalts-Verzeichniß.

Orleans bis zum 24. Dezember.

Seite

Orleans. Erſte Einnahme der Stadt (11. October) bis zum Treffen bei Coulmiers am 9. November . . . 431
  Leon Gambetta . . . 431
  Das Gefecht bei Artenay 10. October . . . 437
  Treffen und Einnahme von Orleans am 11. October . . . 440
  In Orleans vom 12. October bis 9. November . . . 445
  Das Treffen bei Coulmiers am 9. November . . . 448
Die Formation der Armee-Abtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg. Der Anmarſch der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl. Beaune la Rolande . . . 455
  Der Vormarſch der II. Armee von der Moſel bis an die Seine. (30. October bis 24. November.) . . . 458
  Das Treffen bei Beaune la Rolande am 28. November . . . 464
    Die Vertheidigung der Weſthälfte von Beaune la Rolande . . . 468
    Die 5. Diviſion bringt die Entſcheidung . . . 471
Die Vereinigung der II. Armee mit der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Die feindliche Offenſive am 1. und 2., die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember. Die Wiedereroberung von Orleans. (Vom 29. November bis 4. Dezember.) . . . 474
  Die Kämpfe vor Orleans. — Offenſive des Feindes am 1. und 2. Dezember. Der 1. Dezember . . . 475
  Gefecht bei Villepion am 1. Dezember . . . 475
    Der 2. Dezember . . . 478
  Die Schlacht bei Loigny am 2. Dezember . . . 479
    Erſter feindlicher Vorſtoß. 9 Uhr . . . 481
    Der zweite feindliche Vorſtoß. 11 Uhr . . . 482
    Das Eingreifen der 17. Diviſion. Von 12 bis 5 . . . 483
  Das Treffen bei Poupry am 2. Dezember . . . 487
  Die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember . . . 491
  Der 3. Dezember. Das Gefecht bei Artenay und Chevilly . . . 492
  Der 4. Dezember . . . 497
  Das IX. Corps nimmt Cercottes und dringt bis Bahnhof Orleans vor . . . 498
  Das I. baieriſche Corps nimmt Janvry und Boulay, und dringt über Ingré bis Orleans (Faubourg Madeleine) vor . . . 502
  Die 17. Diviſion nimmt La Borde, marſchirt über Ormes gegen Orleans und beſetzt es, nachdem der Feind capitulirt . . . 504

Seite

In Orleans am 5. und 6. Dezember 510

Der 7. Dezember. — Die franzöſiſche Loire-Armee theilt ſich in eine I. (Bourbaki) und II. (Chanzy) Armee; Aurelle de Paladines tritt zurück. — Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes. — Der Vormarſch der Armee-Abtheilung des Großherzogs gegen Weſten (Linie Beaugency-Ouzouer le Marché). Das Gefecht bei Meung 515

- Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes 517
- Gefecht bei Meung am 7. Dezember 518

Die Schlacht bei Beaugency-Cravant am 8., 9. und 10. Dezember 522

- Der 8. Dezember. — Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont und Villechaumont. — Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant. — Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Meſſas und Beaugency 524
  - Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont 12 Uhr, nimmt Villechaumont 3½, verliert es 4½ und beſetzt es wieder 5½ Uhr 525
  - Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant 12 Uhr und behauptet ſich in der rechtwinkligen Poſition Cravant-Layes-Beauvert und Launay 528
  - Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Beaugency um 3, Meſſas um 4 Uhr Nachmittags und behauptet ſich in beiden Orten 531
- Der 9. Dezember — Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (Centrum) nehmen Villorceau und Cernay. — Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten Beauvert-Montigny. — Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Villemarceau-Lovnes und hält dieſe, wie die Linie Les Grottes-Clos Mouſſu 535
  - Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (beide im Centrum) behaupten die Linie Le Mée-Villechaumont und dringen bis an die Linie Villorceau-Cernay vor. (Vormittagsgefecht.) 536
  - Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten den Tag über die Linie Beauvert-Montigny 539
  - Die 17. Diviſion (linker Flügel) ergreift die Offenſive und nimmt zur Rechten Villimarceau und Lovnes, zur Linken die Fermen Pierre-Tournante und Feularde. (Nachmittagsgefecht.) 540
- Der 10. Dezember. (Dritter Tag von Beaugency-Cravant). — Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr. — Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps unſre Ueberflügelung. — Das X. Armee-Corps (nunmehriger linker Flügel) rückt in Beaugency ein und löſt die 17. Diviſion ab. 11 Uhr. — Die 17. Diviſion (bisheriger linker Flügel) ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es . . . 542
  - Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr früh 543
  - Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern, unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps, unſere Ueberflügelung 544
  - Die 17. Diviſion, durch das X. Corps am linken Flügel abgelöſt, ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es 545

Seite

Der Vormarſch bis an den Loir (Linie Vendome-Chateaudun). Vom 11. bis 14. Dezember 552
  Geſecht bei Moree und Freteval am 14. Dezember 554
    Geſecht des Detachements Rauch bei Moree 555
    Geſecht des Gros und der Avantgarde bei Freteval 555
Am Loir vom 15. bis 21. Dezember 559

Amiens bis zum 24. Dezember.

Die franzöſiſche Nord-Armee. — Der Vormarſch der I. Armee von der Moſel (Metz) bis an die Oiſe und den Terrainabſchnitt der Luce. Bis zum 26. November 565
  Der Vormarſch der I. Armee bis an die Oiſe (Linie Compiègne-Noyon) bis zum 21. November 566
  Die Ruhetage an der Oiſe (Compiègne-Noyon) bis zum 24. November früh . . 568
  Der Vormarſch von der Oiſe (Linie Compiègne-Noyon) bis gegen Amiens (Terrainabſchnitt der Luce). — Vom 24. November früh bis 26. Abends 570
Die erſte Schlacht bei Amiens am 27. November 573
  Die Stellung des Feindes 574
  Das Geſecht am linken Flügel 575
  Das Geſecht am rechten Flügel 577
Die Beſetzung von Amiens (durch die 16. Diviſion) am 28. November. Die Capitulation der Citadelle von Amiens am 30. November. 583
  Die Capitulation der Citadelle am 30. früh. (Franzöſiſcher Bericht.) 584
Der Vormarſch der I. Armee gegen Rouen 1. bis 5. Dezember. — Rouen am 6., 7. und 8. Dezember. — Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember 589
  Geſecht bei Buchy am 4. Dezember 590
  In Rouen am 6., 7. und 8. Dezember 592
  Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember. . . . 602
Die Retablirung der franzöſiſchen Nordarmee. — General Faidherbe übernimmt das Commando am 3. Dezember. — Ueberfall von Ham am 9. Dezember. — Die Bewegungen der franzöſiſchen Nordarmee und des preußiſchen VIII. Armee-Corps (einſchließlich der Brigade Memerty) vom 16. bis 22. Dezember . . . 606
  Ueberfall von Ham am 9. Dezember 607
Die zweite Schlacht von Amiens. (Treſſen an der Hallue.) 23. Dezember 614
  Die feindliche Stellung 616
  Am rechten Flügel (Daours) von 11 bis 4½ 617
  Im Centrum (Querrieux-Pont-Noyelles) von 11 bis 4½ 619
  Am linken Flügel (Montigny, Beaucourt, Behencourt) von 11 bis 4½ 619
  Um 4½ Uhr Nachmittags 619
  Die feindliche Offenſive um 5 Uhr 620
  Nach der Schlacht 621

Seite

Dijon bis zum 24. Dezember.

- Das XIV. Corps (v. Werder) von Straßburg bis Dijon. 27. September bis 30. October 627
  - Das Gefecht bei Etival. 6. October 628
  - Das Gefecht bei Dijon am 30. October. (Die 1. und 3. badiſche Brigade gegen das Detachement Fauconnet.) 634
- Das XIV. Corps (v. Werder) und die Vogeſen-Armee unter General Garibaldi 640
  - Garibaldi verläßt Caprera den 6. October, landet in Marſeille am 7., trifft in Tours am 9. ein und empfängt das Commando über die Vogeſen-Armee am 11. October 641
- Garibaldi in Dôle und Autun. 1. In Dôle vom 14. October bis 10. November 650
  - 2. In Autun vom 11. bis 20. November 656
- Ricciotti Garibaldi überfällt Chatillon ſur Seine am 19. November 668
- Garibaldi's Unternehmung gegen Dijon vom 21. bis 27. November 676
  - Erſter Verſuch gegen Dijon. Gefecht bei Plombières und Corcelles les Monts in der Nacht vom 24. auf den 25. 676
  - Das Gefecht bei Prénois am 26. November 677
  - Zweiter Verſuch gegen Dijon am 26. Abends 681
- Das Gefecht der Brigade Delpech bei Paques am 27. November 686
- Der Rückzug auf Autun vom 27. bis 30. November. Das Gefecht bei Autun am 1. Dezember 692
  - Der Angriff der Brigade Keller auf Autun am 1. Dezember 695
- Ein Garibaldiniſches Kriegsgericht 699
- Eine Garibaldiniſche Begnadigung 708
- Das XIV. Corps (v. Werder) und die Diviſion Cremer 714
  - Das Gefecht bei Nuits am 29. und 30. November 722
  - Das Gefecht bei Chateauneuf am 3. Dezember 723
- Das Treffen bei Nuits am 18. Dezember 726
  - Die franzöſiſche Stellung bei Nuits 728
  - Der Anmarſch der Brigaden Prinz Wilhelm und Degenfeld 729
  - Der Kampf um Boncourt und La Berchere. Die badiſche Avantgarde (Leib-Grenadier-Regiment) nimmt die vorgeſchobene erſte Linie des Feindes. 12 bis 1½ Uhr 730
  - Der Kampf um die Eiſenbahn zwiſchen Premeaux und Boone. Die Brigade Prinz Wilhelm nimmt die zweite Linie des Feindes. 4 Uhr 732
  - Die Erſtürmung von Nuits. 5½ Uhr 735

Vor Paris vom 25. Dezember bis 20. Januar.

- Die Vorbereitungen zum Bombardement. 741
  - Die Vorbereitungen zum Bombardement im November und Dezember 741
- Die Beſchießung des Mont-Avron am 27. und 28. Dezember 744
- Der Artillerie-Angriff gegen die Südfront von Paris. 5. bis 18. Januar 751
- Die Proklamation des deutſchen Kaiſerthums im Schloſſe zu Verſailles. 18. Januar 756
- Die Schlacht am Mont-Valérien. 20. Januar. 762
  - Das Gefecht gegen die 9. Diviſion. Linie Buzanval-St. Cloud. Bis 10 767
  - Das Gefecht gegen die 10. Diviſion. Linie Buzanval-Malmaiſon von 10 bis 2½. 769
  - Dieſſeitige Offenſive. Die 9. Diviſion erobert die verloren gegangene Poſition (die Garcher Höhen) zurück. 2½ bis 10 Uhr. 770

Seite

Le Mans. Bis 20. Januar.

Wiederaufnahme der Operationen gegen die II. Loire-Armee. Bis zum 5. Januar . . 781
Der Vormarſch der II. Armee gegen Le Mans. 6. bis 9. Januar. Der 6. Januar . 785
  Das Gefecht bei Azay und Mazange 785
    Die 5. Diviſion nimmt Mazange 785
    Die 6. Diviſion nimmt Azay 787
  Der 7. Januar 788
  Der 8. Januar 790
  Der 9. Januar 790
    Das X. Corps erſtürmt die Höhen bei Cahaignes, nimmt Brives, verfolgt bis St. Vincent 791
    Das Gefecht bei Ardenay. (Das III. Corps bis an den Narais-Bach.) . . . 794
Die dreitägige Schlacht bei Le Mans. Am 10., 11. und 12. Januar. Erſter Tag. (10. Januar) 797
  Das III. Corps bei Parigné, Changé und Champagné. (10. Januar) 798
    Die 9. Brigade nimmt das Bois de Loudon. 11 Uhr 799
    Die 10. Brigade nimmt Parigné. 2 Uhr 800
    Die 11. Brigade nimmt Gué la Hard. 4½ Uhr 800
    Die 12. Brigade nimmt Champagné. 3 Uhr 801
    Die 10. und 11. Brigade nehmen Changé. 6 Uhr 802
  Das XIII. Corps (dieſſeitiger rechter Flügel) avancirt zu beiden Seiten des Huisne-Baches und erreicht die Linie Montfort-La Chapelle. (10. Januar.) . . . 804
    Die 17. Diviſion bis Pont de Gênes 805
    Das Detachement Rauch überſchreitet den Huisne-Bach, nimmt den Bahnhof und eine Anzahl Fermen jenſeits der Eiſenbahn 806
    Die 22. Diviſion überſchreitet den Huisne bei Sceaux, avancirt am Eiſenbahndamme hin, erreicht Beillé, nimmt Château Couleon und Le Chêne 808
    Das Detachement v. Beckedorff erreicht die Straße Bonnetable-Le Mans und beſetzt Chanteloup 810
  Zweiter Tag. (11. Januar.) 811
  Das III. Corps gewinnt die Linie Le Tertre — Noyers Château — Les Arches . 815
    Die 12. Brigade nimmt Champagné zum zweiten Mal (10 Uhr früh) und beſetzt Les Arches um 2 Uhr Nachmittags 815
    Die 11. Brigade nimmt Noyers-Château und behauptet es 816
    Die 10. Brigade (ſchließlich unterſtützt durch zwei Bataillone der 9. Brigade) nimmt Le Tertre 817
  Das IX. Armee-Corps (18. Diviſion) erſtürmt das Plateau d'Auvours 818
  Die Avantgarde unter Oberſt Beyer v. Karger erſtürmt die Südoſtecke des Plateau d'Auvours 819
    Die beiden Têten-Bataillone des Gros: das 1. und Füſilier-Bataillon 85, greifen in das Gefecht ein und erſtürmen das Plateau d'Auvours in der Front, von Süden her 821
    Die 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal, verſichert ſich des Debouchees bei Champagné 823
    Die Avantgarde nimmt, zum Beſchluß des Tages, die Ferme Le Haut Taillis . 824

Seite
- Das X. Corps (linker Flügel) marſchirt von Grand Lucé auf Mulſanne, erreicht Le Point du jour und nimmt La Tuilerie 825
- Das XIII. Corps (rechter Flügel) nimmt das Wald- und Höhen-Terrain zwiſchen La Chapelle St. Remy, Connerré und Lombron, erreicht den Gué-Bach, verfehlt Lombron 826
- Der dritte Tag. (12. Januar.) 829
- Das III. Armee-Corps weiſt zwiſchen Novers-Château und Le Tertre die feindliche Offenſive zurück. Bis 11 Uhr 830
- Das X. Corps beſetzt Pontlieu und dringt in Le Mans ein. — Das III. Corps folgt mit der 5. Diviſion. Das X. Corps von 11 bis 5 831
  - Das III. Corps (5. Diviſion) von 11 bis 5 832
- Das XIII. Corps überſchreitet die Linie Montfort-Lombron und erreicht, nach Gefechten bei St. Corneille (17. Diviſion) und La Croix (22. Diviſion), die Linie Sillé le Philippe — Savigné l'Evêque 833
  - Die 17. Diviſion beſetzt Lombron, ficht bei St. Corneille, und erreicht Savigné l'Evêque 834
  - Die 22. Diviſion marſchirt auf Chanteloup, wirft den Feind bei La Croix, und beſetzt, in Front von Sillé le Philippe, die Straße Bonnetable-Le Mans 835
- In Le Mans. Vom 13. bis 20. Januar. 837

Bapaume-St. Quentin. Vom 25. Dezember bis 20. Januar.

- Die I. Armee vom 25. bis 31. Dezember 847
- Die Schlacht bei Bapaume. Am 2. und 3. Januar 850
  - Der erſte Tag von Bapaume. Am 2. Januar 851
  - Der zweite Tag von Bapaume. 3. Januar 855
    - Der Vormittagskampf der Brigaden v. Bock und v. Strubberg. Bis 12 Uhr 856
    - Das Reſerve-Detachement (Major v. Bronikowski) greift von Süden her in das Gefecht ein und beſetzt Ligny und Tilloy; 3 Uhr. — Tilloy geht verloren; 4 Uhr. — Wiedereroberung von Tilloy durch das Reſerve-Detachement v. Bronikowski und das Linke-Flügel-Detachement Graf Groeben, unter Mitwirkung gemiſchter Bataillone der Brigaden Bock und Strubberg; 6 Uhr 860
- Die Capitulation von Peronne am 9. Januar. — General v. Manteuffel legt das Commando nieder; General v. Goeben tritt an die Spitze der I. Armee. 9. Januar 864
  - Die Beſchießung und Uebergabe von Peronne. (Nach Aufzeichnungen des Souspräfekten Blondin.) 865
  - Der Wechſel im Commando der I. Armee. General v. Manteuffel tritt zurück, General v. Goeben folgt 868
- Der Marſch beider Armeen (Faidherbe und Goeben) auf St. Quentin. — Das Gefecht bei Tertry-Poeuilly am 18. Januar 870
  - Das Gefecht bei Tertry und Poeuilly. (18. Januar.) 873
- Die Schlacht bei St. Quentin. 19. Januar 877
  - Aufſtellung der franzöſiſchen Nordarmee unter General Faidherbe 877
  - Aufſtellung der I. Armee unter General v. Goeben 878

Seite

- Am linken Flügel bis 3 Uhr 881
  - Das Detachement Memerty beſetzt Vermand, nimmt Holnon, Selency, Francilly. 8 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags 881
  - Die 15. Infanterie-Diviſion beſetzt Etreillers und Savy nach leichtem Gefecht, findet den Feind auf der Linie Francilly-Dallon, nimmt den Wald in Front dieſer Linie, verliert ihn und nimmt ihn wieder. 9 bis 3 884
- Am rechten Flügel bis 3 Uhr 886
- Die Entſcheidung. — Der linke Flügel (Corps Kummer) nimmt Fayet, Oeſtre und Racourt. 4 bis 5. — Der rechte Flügel (Corps Barnekow) dringt in St. Quentin ein. 5 bis 6. — Die Spitzen beider Corps begegnen einander innerhalb der Stadt. 7 Uhr 891

Belfort.

- Bildung der Oſtarmee (Bourbaki) und Vormarſch bis an den Mittellauf des Doubs und Ognon. Bis zum 8. Januar 901
- Villerſexel 906
  - Das Treffen bei Villerſexel. Am 9. Januar 907
    - Villerſexel bis 12 Uhr Mittag 909
    - Von 12 bis 5 910
    - Von 5 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr Nachts 911
  - Der Kampf der Landwehr-Bataillone Wehlau und Oſterode um Schloß Villerſexel 912
- Die Schlacht vor Belfort. Am 15., 16. und 17 Januar 922
  - Erſter Tag (15. Januar) 927
  - Linker Flügel. Linie: Montbeliard — Bethoncourt — Buſſurel 927
    - Montbéliard 927
  - Artillerie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps. Angriffslinien der franzöſiſchen Corps 928
  - Infanterie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps am 14. Januar Abends 929
    - Bethoncourt 933
    - Buſſurel 933
  - Centrum. Hauptſtellung: Héricourt 934
  - Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 936
    - Chagey 937
  - Zweiter Tag. (16. Januar.) 939
  - Linker Flügel. Linie: Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel. Bei Montbéliard . 939
    - Bei Bethoncourt 940
    - Bei Buſſurel 941
  - Centrum: Héricourt 942
  - Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 943
    - Chenebier 943
  - Dritter Tag (17. Januar.) 948
  - Linker Flügel. Linie: Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel 948
  - Centrum: Héricourt 949
  - Rechter Flügel. Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier 951
    - Chenebier 951

Pontarlier.

Seite

Die Bildung der Südarmee. — General v. Manteuffel übernimmt das Commando. — Vormarſch von der oberen Seine, durch das Côte d'Or-Gebirge, bis an die Saône. — Der Plan Manteuffel's zur Einſchließung Bourbaki's. — Bis zum 19. Januar 967
Die Brigade Kettler vor Dijon. 21. bis 23. Januar 973
  Das Gefecht am 21. Januar 973
  Das Gefecht am 23. Januar 975
  Das 2. Bataillon 61 im Kampf gegen Chateau Pouilly und die Knochenkohle-Fabrik. (Franzöſiſcher Bericht. Nach Aufzeichnungen Edmond Thiébaults, Ordonnanzoffizier Ricciotti Garibaldi's.) 976
  Die Fahne vom 2. Bataillon 61. Regiments 979
Die Operationen der Südarmee vom 20. bis 28. Januar 982
  20. Januar 982
  21. Januar 982
  22. Januar 982
  23. Januar 983
  24. Januar 983
  25. Januar 985
  26. Januar 985
  27. Januar 985
  28. Januar 986
Die Operationen der Süd-Armee vom 29. Januar bis 2. Februar 989
  30. Januar 990
  31. Januar 992
  1. Februar 994
  2. Februar 996
Der Uebertritt der franzöſiſchen Oſtarmee auf Schweizergebiet 997

Vor Paris. Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront (21. Januar) bis zur Ratification der Friedenspräliminarien (2. März).

Vor Paris. Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtands. Vom 21. bis 28. Januar 1003
Vor Paris. — Vom Abſchluß des Waffenſtillſtands bis zum Abſchluß der Friedenspräliminarien. Vom 29. Januar bis 2. März 1007
  Die Verſailler Friedenspräliminarien 1010
Von den Verſailler Friedenspräliminarien (2. März) bis zum Friedensſchluß in Frankfurt a. M. (10. Mai.) Rückkehr. Einzug 1014
Verzeichniß der Bücher, Brochüren, Zeitſchriften und Zeitungen, die benutzt wurden . . 1025

Orleans

bis zum 24. Dezember.

Orleans.

Erſte Einnahme der Stadt (11. October) bis zum Treffen bei Coulmiers am 9. November.

Während Paris erbitterte Kämpfe führte, wie wir ſie im vorigen Abſchnitt eingehend geſchildert haben, hatte die Provinz nicht geruht; unter dem Einfluß eines durch Energie und organiſatoriſches Talent gleich ausgezeichneten Mannes, der ſchließlich, thatſächlich wenigſtens, zum Dictator ſeines Landes wurde, waren, in weitem Umkreiſe, Armeen entſtanden, die nach Hunderttauſenden von Streitern zählten und ohne Ausnahme mit Muth und Eifer, zum Theil auch mit Geſchick, einem Ziele entgegenſtrebten: der Befreiung der Hauptſtadt. Ihre Anſtrengungen führten zu einer Reihe blutiger Kämpfe, die wir in Nachſtehendem zu ſchildern haben werden; ehe wir aber zur Darſtellung derſelben übergehen, verweilen wir zuvor einen Augenblick bei ihm, der dieſe Armeen zu ſchaffen und die Nation zu freudiger Darbringung immer neuer Opfer hinzureißen wußte. Dieſer Mann war der Kriegsminiſter

Leon Gambetta.

Leon Gambetta wurde am 30. October 1838 zu Cahors im Departement Lot (Südfrankreich) geboren. Seine aus Genua ſtammenden, wie verſichert wird urſprünglich israelitiſchen Eltern, kamen erſt während der zwanziger Jahre nach Frankreich und traten bald darauf zum Katholicismus über. Der Sohn empfing in der Taufe den Namen Napoleon, den er ſpäter ſelbſt in Leon umwandelte. Mitte der funfziger Jahre ging er nach Paris, ſtudirte die Rechte und ließ ſich 1859 beim Pariſer Barreau als Advokat einſchreiben. In den Conferenzen der angehenden Sachwalter zog er bald die Aufmerkſamkeit ſeiner Berufsgenoſſen auf ſich und kam auch mit Emil Ollivier, der damals noch zu den Oppoſitionsmännern zählte, in nähere Beziehungen. Als 1863 die Erneuerung des Geſetzgebenden Körpers heftige Wahlkämpfe hervorrief, entwickelte Gambetta als Mitglied des liberalen

Wahlausſchuſſes eine fieberhafte Thätigkeit, und der Rednergabe des jungen Republikaners, der mehrere Volksverſammlungen wahrhaft elektriſirte, hatte Ollivier vorzugsweiſe ſeine Wahl zum Abgeordneten zu danken. Seit dieſer Zeit ſtieg der Einfluß Gambetta's bei der republikaniſchen Partei immer höher; bald darauf konnte er ſelbſt einem Jules Favre das Monopol der Vertheidigung in politiſchen Prozeſſen ſtreitig machen. Den reichſten Beifall erntete er zu Anfang des Jahres 1869 als Anwalt eines der Journale, die Subſkriptionen zu einem Denkmal für den am 3. Dezember 1851 auf der Barrikade erſchoſſenen Abgeordneten Baudin angeregt hatten. Als ihm kurz darauf der Prozeß gegen ein republikaniſches Journal zu Toulouſe Gelegenheit verſchaffte, auch im Süden die Macht ſeines Wortes zu bewähren, war ſeine Wahl in den Geſetzgebenden Körper geſichert. Er ſiegte als Candidat der radicalen Oppoſition in Marſeille über drei angeſehene Mitbewerber: den Marquis v. Barthélemy, Leſſeps und Thiers, und in Paris über ſeinen Parteigenoſſen Carnot. Das Mandat für Marſeille nahm er an. Als Kammermitglied vertrat Gambetta die äußerſte Linke, meiſt nur in kurzen ſchneidenden Apoſtrophen, und erſt am 5. April 1870 griff er in die Berathung über das Plebiſcit mit ſo hinreißender Beredtſamkeit ein, daß ihm am Schluß von allen Seiten und Parteien Beifall geſpendet wurde. In der denkwürdigen Kammerſitzung vom 15. Juli deſſelben Jahres ſprach Gambetta zwar nicht (wie Thiers) gegen den Krieg, doch verlangte er wiederholt von der Regierung die wirkliche Mittheilung der von Ollivier angezeigten beleidigenden Depeſche des damaligen Grafen Bismarck. Die Kataſtrophe von Sedan und der ihr folgende Umſturz in Paris brachten auch den bisherigen Deputirten von Marſeille in die proviſoriſche Regierung. Während der erſten Belagerungswochen, vom 18. September bis 6. October, befand er ſich in der Hauptſtadt; als er jedoch die Wahrnehmung machte, daß die nach Tours hin überſiedelte Regierungsabtheilung nur langſam zu Werke ging und namentlich die levée en masse, die Bildung neuer Heerkörper, nicht energiſch genug betrieb, verließ er an letztgenanntem Tage (6. October) Paris im Luftballon und ſchürte ſeitdem das Kriegsfeuer mit raſtloſem Eifer. Er wurde, wie wir nur wiederholen können, die Seele des Widerſtandes und Alles was bis Ende Januar ſeitens des franzöſiſchen Volkes geleiſtet worden iſt, iſt in erſter Reihe ſein Werk. Ihn trifft die Schuld, ihn der Ruhm, je nach der Stellung, die der Beurtheilende einnimmt. Diejenigen, die in ihm nichts als einen zwar mit Entſchloſſenheit, aber nur mäßiger Begabung ausgerüſteten Ehrgeizigen zu ſehen im Stande ſind, mögen ihn ihren Zorn oder ihre Verachtung empfinden laſſen; in unſeren Augen iſt er die einzig große Potenz, die das unterliegende Frankreich uns entgegenzuſetzen im Stande war.

Da ſich weiterhin keine Gelegenheit bieten wird, auf dieſe Frage zurückzukommen, ſo ſeien an dieſer Stelle einige Worte über den Dictator geſtattet.

Wir begegnen folgender Schilderung ſeines Charakters. »Genialität iſt ihm nicht abzuſprechen; doch war er zu ſehr Leidenſchaft, zu wenig kühler Denker. Seine Rückſichtsloſigkeit, die hunderttauſende ſeiner Landsleute in den Kampf und — in die Gefangenſchaft führte, blos um die republikaniſche Staatsform zu retten, ſtellt ihn neben Robespierre, ſein organiſatoriſches Talent neben Carnot, ſeine Dichtungen, die er »Kriegsbulletins« nannte, neben Napoleon I. Obwohl Republikaner, darf er doch einer der ächteſten Despoten genannt werden, die die Erde je geſehen; ihm blieb es vorbehalten, den republikaniſchen Despotismus ins Leben einzuführen.« Dieſe Schilderung, die ſich beiläufig auch dadurch ſeltſam auszeichnet, daß ſie den »republikaniſchen Despotismus« als eine neue Erſcheinung darſtellt, von der die Geſchichte bis dahin keine Beiſpiele zu verzeichnen gehabt habe, wird der ſuperioren Beanlagung des Mannes nicht in ausreichender Weiſe gerecht. Mehr oder minder deutlich wird darin ausgeſprochen, daß er ſeinem republikaniſchen Fanatismus, alſo einer bloßen politiſchen Doktrin zu Liebe, den Krieg à outrance geführt, mit anderen Worten: ſeiner Rechthaberei das Wohl des Landes geopfert habe. Dies ſcheint uns nicht richtig. Er war in erſter Reihe nicht Republikaner, ſondern Patriot, und von dem Kleinlichen eitlen Eigenſinnes oder beſchränkter Prinzipienreiterei durchaus frei. Voll großen Sinnes einem großen Ziele: der Befreiung des Vaterlandes hingegeben, hat ſeinem aus der Schlammfluth der Angriffe fleckenlos hervorgegangenen Thun nichts gefehlt als das Eine, das freilich in der Menſchen Augen zumeiſt entſcheidet: der Erfolg.

Wir laſſen dieſe Forderung bis zu einem gewiſſen Grade als berechtigt gelten; der Mißerfolg kann ein Verbrechen ſein, ja er iſt es, wenn ein waghalſiges Thun, ein mit fremdem Gut und Blut unternommenes, nach menſchlicher Berechnung chancenloſes Hazardſpiel vorliegt, wenn das, was geſchieht, ein Verſuchen der Götter iſt. Aber ein ſolcher Fall iſt in dem Thun Gambetta's nicht gegeben. Dies iſt der Punkt, der immer wieder und wieder betont werden muß. Trotz des Ausbleibens jedes günſtigen Zwiſchenfalls, trotz der Capitulation von Metz, die recht eigentlich es war, die den »Strich durch die Rechnung« machte, lagen die Dinge mehr denn einmal ſo, daß auch bedeutungsvolle Rückſchläge uns treffen konnten. Nicht als bloße »Couliſſen« ſtanden uns, von Ende November an, dieſe aus der Erde geſtampften Armeen des Dictators gegenüber, mit Geſchick und Muth unterzogen ſie ſich ihrer Aufgabe und in der Mehrzahl jener Schlachten und Gefechte, die wir noch zu ſchildern haben werden, glückte es gemeinhin nur, uns auf mühevoll behauptetem oder zollweis erobertem Boden zu betten.

Alle diejenigen, welche der langen Reihe der Loirekämpfe beigewohnt haben, wiſſen am beſten, daß uns der Sieg nicht leicht gemacht wurde und daß das Zünglein in der Waage mehr denn einmal ſchwankte, nicht wiſſend wohin es ſich neige. Der endliche Ausgang iſt bekannt, er kam weil er kommen ſollte, nicht weil er kommen mußte. Die Demüthigung des alten Hochmuthsvolkes war beſchloſſen und an dieſem Schickſals-Beſchluß geſcheitert zu ſein, kann die heroiſchen Anſtrengungen, die gemacht wurden ihn abzuwenden, nicht entwerthen. Auch das nicht, daß dieſe Anſtrengungen mit Rückſichtsloſigkeit ins Leben traten. Die Rückſichtsloſigkeit macht nicht die Größe, aber ſie begleitet ſie; nicht nothwendig, aber oft. Mit Halbheiten wird nichts Ganzes gewonnen; der höchſte Preis darf den höchſten Einſatz fordern. Weder Parteihaß noch das Urtheil der »Fachleute«, der politiſchen wie der militairiſchen, wird, nach unſerem Dafürhalten, die hervorragende Bedeutung Gambetta's hinwegdisputiren können.

Wir wenden uns nach dieſem der Perſon geltenden Excurs wieder der Sache zu: der Neubildung von Armeen. Dieſe währte bis in die letzten Wochen des Krieges hinein; um jene Zeit aber als unſere III. und IV. Armee vor Paris erſchienen — eine Epoche, bis zu welcher wir momentan zurückgreifen müſſen — waren dieſe Neubildungen erſt im Entſtehen und beſchränkten ſich auf die Formation einiger Linien- und Mobilgarden-Brigaden, die, an der Loire hin, zwiſchen Tours und Orleans, zu einem Armee-Corps, dem funfzehnten*) zuſammengezogen wurden. Aber ſelbſt dieſer Name war damals kaum ausgeſprochen. Raſch indeſſen entwickelten ſich die Dinge und bereits Anfang October verfügte der Gegner über ſo beträchtliche Streitkräfte (man ſchätzte ſie dieſſeits auf 40 bis 50,000 Mann), daß ſeitens des Obercommando's der III. Armee der Beſchluß gefaßt wurde, gegen den bis Artenay und ſelbſt bis Chartres vorgedrungenen Feind die Offenſive zu ergreifen. Eine eigene Armee-Abtheilung, bei deren Formation, ſo weit die Infanterie in Betracht kam, ausſchließlich die beiden, erſt am 22. September von Sedan her in der Cernirungslinie eingetroffenen Corps: das I. baieriſche und das XI. preußiſche, theils ganz, theils partiell,

---

*) Die franzöſiſche Armee beſtand bei Ausbruch des Krieges aus ſieben Corps und den Garden. Zwei Corps waren in Bildung begriffen. Dieſe beiden letzteren erhielten aber nicht den Namen achtes und neuntes, ſondern zwölftes und dreizehntes Corps; man ließ vier Corps: das VIII., IX., X. und XI., einfach ausfallen. — Das zwölfte Corps nahm unter General Lebrun an der Schlacht bei Sedan Theil und kapitulirte mit dem Reſt der Mac-Mahonſchen Armee; das dreizehnte Corps, Vinoy, bildete den Kern der Pariſer Vertheidigung. Die Neubildungen begannen mit dem vierzehnten Corps unter General Ducrot und dem funfzehnten Corps unter General Aurelles de Paladine, jenes in Paris, dieſes an der Loire. Ueber die weiteren Corps, die zuletzt die Zahl XXVI erreichten, berichten wir an anderer Stelle im Text.

Verwendung fanden, wurde ſüdwärts detachirt, mit dem beſtimmten Auftrage, das Terrain bis zur Loire hin aufzuklären, beziehungsweiſe Orleans zu beſetzen. Die Hauptſtärke dieſer Armee-Abtheilung beſtand in Cavallerie und Artillerie; ihre ſpezielle Zuſammenſetzung aber war die folgende:

das ganze I. baieriſche Corps[*] . . .	16,000 Mann Infanterie,
das halbe XI. Corps (und zwar die 22. Diviſion)	8000 Mann »

---

[*] Wir geben hier, da wir im Laufe dieſes Abſchnittes das I. baieriſche Corps beſtändig in Action ſehen werden, die ſchon auf S. 136 des I. Bandes gebrachte Ordre de Bataille dieſes Corps noch einmal, zugleich darauf hinweiſend, daß mittlerweile mannigfache Veränderungen im Commando (beſonders bei den Regiments-Commandeuren) ſtattgefunden hatten, über die wir indeſſen an dieſer Stelle glaubten hingehen zu dürfen, da uns im Weſentlichen nur daran lag, dem Leſer die Zuſammenſetzung der Brigaden ins Gedächtniß zurückzurufen.

I. baieriſches Armee-Corps, General der Infanterie, Freiherr v. d. Tann.
(Chef des Generalſtabes: Oberſtlieutenant v. Heinleth.)

1. Infanterie-Diviſion, Generallieutenant v. Stephan.
1. Brigade, Generalmajor v. Dietl.
  Leib-Regiment, Oberſt v. Täuffenbach.
  1. Infanterie-Regiment, Oberſt Roth.
  2. Jäger-Bataillon, Major v. Vallade.
2. Brigade, Generalmajor v. Orff.
  2. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. d. Tann.
  11. Infanterie-Regiment, Oberſt Graf v. Leublfing.
  4. Jäger-Bataillon, Major Reſchreiter.
9. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Freiherr v. Maſſenbach.
3. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Leonrod.
Vier Batterieen.

2. Infanterie-Diviſion, Generallieutenant Graf Pappenheim.
3. Brigade, Generalmajor Schumacher.
  3. Infanterie-Regiment, Oberſt Schuch.
  12. Infanterie-Regiment, Oberſt Heyl.
  1. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Schmidt.
4. Brigade, Generalmajor Freiherr v. d. Tann.
  10. Infanterie-Regiment, Oberſt Freiherr v. Guttenberg.
  13. Infanterie-Regiment, Oberſt Graf v. Yſenburg.
  7. Jäger-Bataillon, Oberſtlieutenant Schultheiß.
4. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Leonrod.
Vier Batterieen.

Küraſſier-Brigade, Generalmajor v. Tauſch.
1. Küraſſier-Regiment, Oberſt Feichtmayer.
2. Küraſſier-Regiment, Oberſt Braumüller.
6. Chevauxlegers-Regiment, Oberſt Freiherr v. Krauß.
1 reitende Batterie, Hauptmann v. Lepel.

Artillerie-Reſerve-Abtheilung, Oberſt Bronzetti.

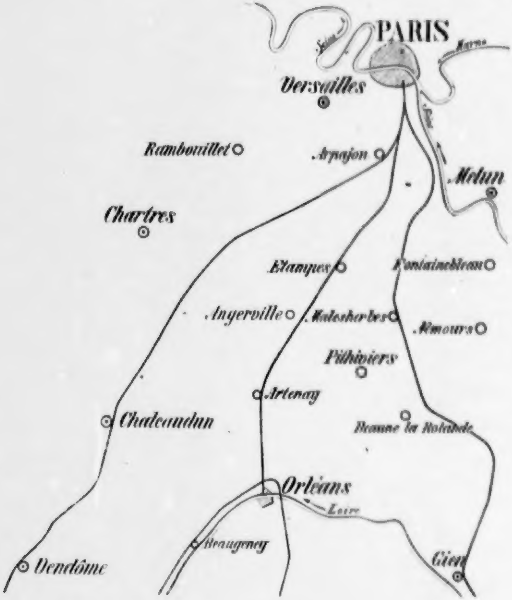
Drei Batterieen unter Major Gramich . .	18 Geſchütze.
Zwei Batterieen unter Major Daffner . . .	12 Geſchütze.
Zwei Batterieen unter Major Will . . .	12 Geſchütze.

	Uebertrag	24,000 Mann.
die 2. Cavallerie-Diviſion die 4. Cavallerie-Diviſion	. . . .	5000 „
vier baieriſche Cavallerie-Regimenter	.	1600 „

Total: 24,000 Mann Infanterie, 6600 Mann Cavallerie, 160 Geſchütze.

Commandirender: General der Infanterie v. d. Tann.

Am 6. October war dieſe Armee-Abtheilung formirt; am 8. ſchon rückte General v. d. Tann bis Etampes, am 9. bis Angerville*); der Feind,


PARIS
Seine
Marne
Versailles
Rambouillet
Arpajon
Melun
Chartres
Etampes
Fontainebleau
Angerville
Malesherbes
Nemours
Pithiviers
Artenay
Chateaudun
Beaune la Rolande
Orléans
Loire
Beaugency
Vendôme
Gien

---

*) Hier, in Angerville, erfuhr man den Ueberfall, den in der Nacht vom 7. zum 8. October einige Tauſend Francstireurs und Mobilgarden gegen das Dorf Ablis (in Nähe von Chartres) ausgeführt hatten. Dieſes Dorf war am 7. Abends, nach einem ſehr ermüdenden

der ſich in ein ihm günſtiges Terrain, »den Wald von Orleans«, zurückgezogen hatte, wurde nirgends angetroffen. Erſt am 10. kam es, eine Meile nördlich des eben genannten Waldes, zu einem Rencontre bei **Artenay**. Andren Tags (am 11.) wurde Orleans nach hitzigem und zum Theil verluſtreichem Gefecht beſetzt.

Dies in Kürze die Vorgänge. Wir geben nunmehr einige Details.

Das Gefecht bei Artenay.

10. October.

Am 9. früh (Aufbruch von Etampes) rückte die Armee-Abtheilung in jenen flachen, gleich einer Tenne da liegenden Landestheil ein, der die »Beauce«, oder, wegen ſeiner Fruchtbarkeit, auch wohl le grenier de la France heißt. Der Umfang derſelben wird durch die Punkte: Etampes, Pithiviers, Artenay, Chateaudun und Chartres bezeichnet, Namen, die in den Kämpfen der nächſten Wochen zu Alltags-Worten werden ſollten. Der Landſtrich ſelbſt machte auf unſre, im Vormarſch gegen Süden begriffenen Colonnen, einen wenig günſtigen Eindruck. »Im Sommer,« ſo ſchreibt ein baieriſcher Offizier, »mag der Anblick erfreulicher ſein. Wenn das wogende Getreide noch auf den Feldern ſteht, iſt das Bild der Fruchtbarkeit vielleicht im Stande mit dem der Einförmigkeit zu verſöhnen. Als wir indeſſen in dieſe »Korn-Kammer« einrückten und nichts kennen lernten als monotone, meilenweit geſtreckte Flächen, über die der Herbſtwind hinfuhr, konnten wir der Beauce keine freundliche Seite abgewinnen, noch weniger ihren ungemüthlichen Dörfern und ſtupiden Einwohnern. Himmel und Erde ſpielten Grau in Grau, das Auge fand keinen Ruhepunkt und man erkannte in der Ferne kaum, wo der Himmel anfing und dies langweilige Stück Erde aufhörte. Nur Eines half über dieſen Anblick hinweg, die ſich aufdrängende Erkenntniß, daß ein beſſeres Actionsfeld für Cavallerie und Artillerie nicht getroffen werden könne. Da in beiden unſre Stärke lag, ſo mochte es uns gelingen, um der

Marſche, von einer Schwadron des 16. (Schleswigſchen) Huſaren-Regiments und einer ſchwachen baieriſchen Infanterie-Abtheilung — 11. Regiments, wenn wir nicht irren — beſetzt worden. Rittmeiſter **Ulrich** führte das Commando. Die Müdigkeit der Truppen wurde Urſache, daß manche Vorſichtsmaßregel, ſo namentlich eine gründliche Nachſuchung in den Häuſern, unterblieb. Als Alles ſchlief, brach man mit wüſtem Geſchrei über die Sorgloſen herein, die, ihrer Waffen ledig, widerſtandslos getödtet oder gefangen genommen wurden. Rittmeiſter **Ulrich** entkam, erlag aber bald darauf der ſchweren Verwundung, die er empfangen. Die baieriſche Infanterie-Abtheilung hielt ſich bis zuletzt mit großer Bravour, erlag aber ebenfalls der Ueberzahl. Die Theilnahme der Dorfbewohner an dieſem Ueberfall wurde feſtgeſtellt, und am 8. Abends bereits war Ablis (mittlerweile von nachrückenden Truppen umſtellt), eine Trümmerſtätte.

gebotenen militairiſchen Vorzüge willen über die landſchaftlichen Mängel hinwegzuſehen. Der Marſch am 9., bis Angerville, wurde ohne Zwiſchenfälle zurückgelegt; auch am 10. erwartete man keinen Zuſammenſtoß, vielmehr gedachte General v. d. Tann, wenn auch nicht bis Orleans ſelbſt, ſo doch bis in die unmittelbare Nähe dieſer Stadt vorzudringen. Der Feind war indeſſen nur bis an den „Wald von Orleans“, zurückgegangen, der ſich, in ohngefährer Tiefe von anderthalb Meilen, der Stadt nach Norden hin vorlegt, und erwartete uns, die große von Paris nach Orleans führende Straße ſchließend, in guter Stellung bei Artenay. Hier entwickelte ſich alsbald ein Gefecht.

Um 6 Uhr früh (am 10.) war die 1. Brigade, die die Tête hatte, aufgebrochen. Es folgten, in der Reihenfolge wie wir ſie hier geben, die 2., 3. und 4. Brigade; die 22. Diviſion bildete die Reſerve. Den beiden Cavallerie-Diviſionen*) war der Befehl geworden, nach rechts und links hin aufzuklären und die Flanken zu decken. — Um 9¼ Uhr ſtieß die Spitze der Avantgarde, eine halbe Stunde nördlich von Artenay, auf den Feind. Geſchütze fuhren hüben und drüben auf, und zu beiden Seiten der großen Straße, wie auch auf dieſer ſelbſt, entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht. Um

---

*) Die Ordre der Bataille der beiden Cavallerie-Diviſionen (2 und 4.) war die folgende:

2. Cavallerie-Diviſion, Generallieutenant Graf Stolberg.

3. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Colomb.
    Leib-Cüraſſier-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Oppen.
    Schleſiſches Ulanen-Regiment Nr. 2, Oberſtlieutenant Rode.
4. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Barnekow.
    1. Leib-Huſaren-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Hanſtein.
    Pommerſches Huſaren-Regiment (Blücherſche) Nr. 5, Oberſtlieutenant Freiherr v. Salmuth.
5. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Baumbach.
    1. Schleſiſches Huſaren-Regiment Nr. 4, Major v. Brozowski.
    2. Schleſiſches Huſaren-Regiment Nr. 6, Oberſtlieutenant v. Grävenitz.
Zwei reitende Batterieen.

4. Cavallerie-Diviſion, Prinz Albrecht (Vater) von Preußen.

8. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Hontheim.
    Weſtpreußiſches Cüraſſier-Regiment Nr. 5, Oberſtlieutenant v. Arentſchildt.
    Poſenſches Ulanen-Regiment Nr. 10, Oberſt Freiherr v. Barnekow.
9. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Bernhardi.
    Weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1, Oberſt v. Reckow.
    Thüringiſches Ulanen-Regiment Nr. 6, Major v. Knobloch.
10. Cavallerie-Brigade, Generalmajor v. Kroſigk.
    2. Leib-Huſaren-Regiment Nr. 2, Oberſt v. Schauroth.
    Rheiniſches Dragoner-Regiment Nr. 5, Oberſt Wright.
    Zwei reitende Batterieen.

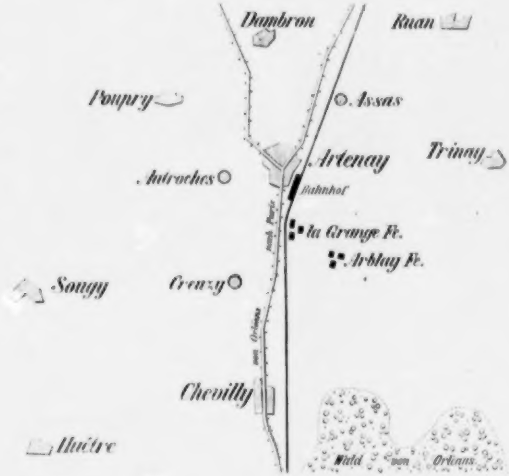
11 Uhr war auch die 2. Brigade heran und griff ein; um 12 Uhr ſtanden die Unſren wie folgt:

1. Brigade unmittelbar nördlich und weſtlich von Artenay;

2. Brigade unmittelbar öſtlich von Artenay, am Eiſenbahndamm bis zum Bahnhof hin;

3. Brigade bei Trinay;

22. Diviſion bei Dambron; die 4. Brigade und die beiden Cavallerie-Diviſionen noch nicht heran.


Dambron
Ruan
Poupry
Assas
Artenay
Trinay
Autroches
Bahnhof
nach Paris
la Grange Fe.
Arblay Fe.
Sougy
Creuzy
von Orléans
Chevilly
Huêtre
Wald von Orléans

Unſre in Front fechtenden zwei Brigaden würden, unter Heranziehung der nur 1000 Schritt zurück ſtehenden 22. Diviſion, im Stande geweſen ſein, Artenay dem Feinde zu entreißen; General v. d. Tann beſchloß aber nicht größere Opfer einzuſetzen als nöthig und die Ueberflügelung des Feindes ſeitens unſrer 2. und 4. Cavallerie-Diviſion, die ſich jeden Augenblick fühlbar machen konnte, abzuwarten. Dieſer Zeitpunkt war um 2 Uhr da; die Batterieen beider Diviſionen nahmen Stellung und richteten ihr Feuer einerſeits gegen Autroches, andrerſeits gegen La Grange und Arblay, auf dieſe

Weiſe bereits die Rückzugslinie des Feindes bedrohend. Der Feind durfte jetzt als erſchüttert angeſehen werden und General v. d. Tann gab nunmehr Befehl zum Angriff. Artenay wurde, aus Front und linker Flanke, im erſten Anlauf genommen; Truppentheile beider baieriſchen Brigaden (der 1. und 2.) drangen gleichzeitig ein. Der Feind wich raſch ſüdwärts auf den Wald von Orleans zu, 1000 Gefangene und 3 Geſchütze in unſren Händen laſſend. Die 3. Brigade, die noch intakt hinter Artenay ſtand, erhielt Befehl, am Eiſenbahndamme hin, dem Feinde zu folgen und das wichtige Dorf Chevilly, das als das Eingangsthor zum Walde von Orleans anzuſehen iſt, zu beſetzen. Dies geſchah; der Feind verſuchte nicht den Kampf wieder aufzunehmen. Um 5 ſchwieg das Gefecht, das diesſeitig, ſo weit die Infanterie in Betracht kommt, mit nur 9 Bataillonen der Diviſion Stephan geführt worden war. Verluſt: 6 Offiziere und 206 Mann. Unter den franzöſiſchen Gefangenen befand ſich ein Commandant der Nationalgarde in funkelnagelneuer Uniform und Lackſtiefeln. Er ſtellte an General v. d. Tann das Anſuchen »mit Poſt nach Orleans zurückfahren zu dürfen, da man daſelbſt ſeinethalben in Unruhe ſein werde«.

Treffen und Einnahme von Orleans

am 11. October.

General v. d. Tann war entſchloſſen, am nächſten Tage (11.) Orleans in Beſitz zu nehmen und disponirte noch am Abend des 10. im Weſentlichen wie folgt:

Der Vormarſch auf Orleans wird morgen in drei Colonnen fortgeſetzt:

erſte Colonne (22. Diviſion)*) ſteht um 9 Uhr bei les Barres auf der Straße Chateaudun-Orleans;

zweite Colonne (4. baieriſche Brigade) ſteht um 9 Uhr bei Gidy auf der alten Straße von Chartres nach Orleans;

---

*) Die Ordre de Bataille der 22. Diviſion war die folgende:

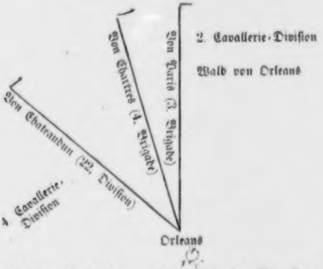
22. Diviſion, Generallieutenant v. Wittich.

43. Brigade, Oberſt v. Kontzki.
    32. Infanterie-Regiment, Oberſt v. Förſter.
    95. Infanterie-Regiment, Major v. Gayette.
44. Brigade, Oberſt Marſchall v. Bieberſtein.
    83. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant v. Weber.*
    94. Infanterie-Regiment, Major v. Gelieu.
13. Huſaren-Regiment, Oberſt v. Heyduck.
4 Batterieen (ſpäter 6) unter Major v. Uslar.
2 Pionier-Compagnieen.

dritte Colonne (3. baieriſche Brigade) ſteht um 9 Uhr bei Chevilly auf der Hauptſtraße Paris-Orleans.

Die Diviſion Stephan folgt als Hauptreſerve. Die beiden Cavallerie-Diviſionen ſichern die Flanken wie bisher.

So die Dispoſition für den 11. Verglichen mit den Anordnungen vom Tage zuvor, ergab ſich, daß alle Truppentheile die bei Artenay in Reſerve geſtanden hatten, für den Vormarſch gegen Orleans in die Front gezogen waren. Dieſer Vormarſch ergab etwa folgendes Bild.



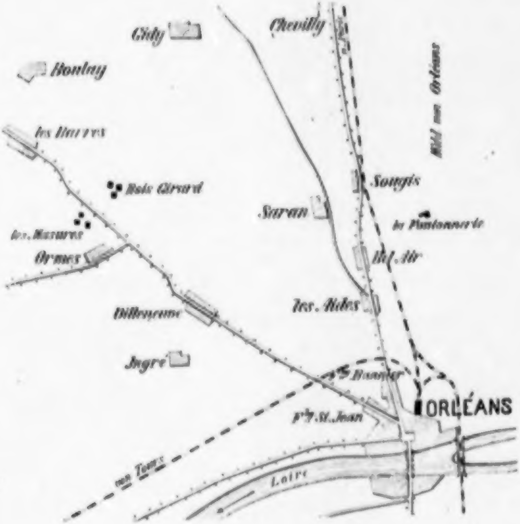
Die 22. Diviſion hatte den rechten Flügel. Als ſie zu feſtgeſetzter Stunde (9 Uhr) les Barres erreichte, wurde ſie von lebhaftem Gewehrfeuer empfangen. Generallieutenant v. Wittich zog die vier Batterieen ſeiner Diviſion an die Windmühle bei Boulay und ließ les Barres mit Granaten bewerfen. Alsbald erſchien der Maire in dreifarbiger Schärpe, um Schonung zu erbitten und zu verſichern, daß der Ort von Seiten der Franzoſen geräumt worden ſei. Les Barres wurde ohne Widerſtand beſetzt Es ermöglichte ſich von hier aus ein vorzüglicher Ueberblick. Das Terrain, welches vorlag, bildete bis zu den weißen, deutlich ſichtbaren Häuſern von Ormes eine vollſtändige Ebene. Wald faßte zu beiden Seiten dieſe Ebene ein. Hinter Ormes ſchien das Terrain wieder anzuſteigen, bedeckt mit Weinpflanzungen, aus denen hier und dort ein helles Haus hervorblinkte. Im Hintergrunde, als Ziel und Preis des Kampfes, ragten majeſtätiſch die Thürme der Orleans-Cathedrale auf.

Alsbald wurde ſeitens einer Spitze des zur 22. Diviſion gehörenden 13. Huſaren-Regiments gemeldet, daß ſich in Front von Ormes, und zwar zwiſchen den beiden Fermen Bois Girard und les Maſures, feindliche Verſchanzungen befänden; Artillerie- und Gewehrfeuer beſtätigten gleich darauf die Richtigkeit der Meldung. Generallieutenant v. Wittich zog ſechs ſeiner

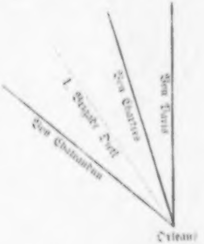
Batterieen, drei preußiſche und drei baieriſche vor und ließ ſie zu beiden Seiten der Straße Stellung nehmen; auf 1200 Schritt eröffneten ſie ihr Feuer. Der Feind widerſtand mit anerkennenswerther Hartnäckigkeit und verſuchte ſogar, aus den Schanzen vorbrechend, zur Offenſive überzugehn; Anſtrengungen, die aber jedesmal ſcheiterten. Die 44. Brigade, Regimenter 83 und 94, verblieb vorläufig in möglichſt gedeckter Stellung bei les Maſures, während die 43. Brigade, Regimenter 32 und 95, auf La Borde zu, ihre Bewegung zur Umgehung der rechten, im Gefecht ſtehenden feindlichen Diviſion fortſetzte. Um 12½ Uhr war dieſelbe einerſeits durch dieſe Flankenbewegung, andrerſeits, und in verſtärktem Maße, durch das ſchließlich auf 800 Schritt abgegebene Feuer unſrer Artillerie derartig erſchüttert, daß der Commandeur der 44. Brigade, Oberſt Marſchall v. Bieberſtein, Befehl gab, zum Sturme vorzubrechen. Das 83. Regiment nahm die Tête, drang in die Schanze ein und trieb den Feind bis gegen Ingré zurück. Auf dieſer Flucht, vom Regiment Nr. 32 (43. Brigade) in die Flanke gefaßt, erlitt er ſeine erheblichſten Verluſte. Gegen 1000 Gefangene fielen in unſre Hände.

Erbitterter und opferreicher, aber minder glücklich, waren mittlerweile die Kämpfe unſrer zweiten und dritten Colonne verlaufen. Nur bis zu einer gewiſſen Zone hin hatte man dieſſeitig den Widerſtand des Feindes, der hier das Wald-, Weinberg- und Villen-Terrain vorzüglich auszunutzen verſtand, zu brechen vermocht. Die auf der Straße Chartres-Orleans marſchirende 4. Brigade war bis Saran, die links daneben auf der großen Straße Paris-Orleans avancirende 3. Brigade bis Sougis und La Foulonnerie vorgedrungen; aber über dieſe genannten Punkte hinaus ſchien ſich ein Erfolg nicht ermöglichen zu ſollen. Namentlich der Angriff der 3. Brigade ſtockte; die zunächſt gelegenen Straßenpunkte: Bel Air und Les Aides konnten trotz immer erneuter Anſtrengungen dem Feinde nicht entriſſen werden.

So ſtand das Gefecht, als um etwa 3 Uhr die 1. Brigade bei Villeneuve, alſo in Front unſrer bei Ormes haltenden 22. Diviſion eintraf. General v. d. Tann hatte jetzt die Wahl, ob er mit Hülfe dieſer intakten Brigade ſeinem in's Stocken gerathenen linken Flügel Luft ſchaffen, oder ſeinem im Fortſchreiten begriffenen rechten Flügel zu einem raſchen und vollſtändigen Siege verhelfen wolle. Er entſchied ſich für das letztere und ertheilte der 1. Brigade, Generalmajor Dietl, Befehl, auf dem zwiſchen der Chateaudun- und der Chartres-Straße gelegenen Terrain, unter Anlehnung des eignen rechten Flügels an den linken Flügel der 22. Diviſion gegen Orleans vorzugehn. Generalmajor Dietl kam dieſem Befehle unverzüglich nach und dirigirte zunächſt die Hälfte ſeiner Brigade: die beiden erſten Bataillone vom Leib-Regiment und das 2. Jäger-Bataillon, gegen den zwiſchen der Chateaudun- und der großen Pariſer-Straße gelegenen Eiſenbahn-Abſchnitt.


Gidy
Chevilly
Boulay
Wald von Orléans
les Barres
Bois Girard
Sougis
Saran
la Pontonnerie
les Masures
Ormes
Bel Air
les Aides
Villeneuve
Ingré
les Bonnes
ORLÉANS
Fg St. Jean
von Tours
Loire

Dieſer Abſchnitt, ein Damm von Durchſchnittshöhe, war durch feindliche Plänkler beſetzt, die auf das an der Tête marſchirende 2. Jäger-Bataillon ein wüthendes


Von Paris
Von Chartres
1. Brigade Dietl
Von Chateaudun
Orleans

Schnellfeuer eröffneten. Rechts neben dem Jäger-Bataillon avancirte das 95. Regiment. Glücklicherweiſe fiel das Terrain, gegen den Bahndamm hin, mälig ab und der ganze Hagel von Geſchoſſen ging ziemlich unſchädlich über die Köpfe der Angriffs-Bataillone fort. Dieſe, ohne ſich auf ein hinhaltendes Feuergefecht einzulaſſen, ſchritten ohne Säumen zur Bajonet-Attake und nahmen den Bahndamm im erſten Anlauf. Die Vertheidiger zogen ſich in Unordnung auf die Stadt zurück. Um vor eintretender Dunkelheit dieſe ſelbſt noch in unſren Beſitz zu bringen, durfte eine Anſpannung der letzten Kräfte nicht geſcheut werden. Oberſtlieutenant Heinleth, Chef des Generalſtabes, führte die noch in Reſerve verbliebenen beiden Bataillone der Brigade Dietl (das 1. und 2. vom 1. Regiment) auf der Pariſer Hauptſtraße gegen die Stadt vor, während er das rechts neben den Baiern ſtehende 32. Regiment anwies, dieſen Angriff in der rechten Flanke zu unterſtützen. Dieſer Aufforderung wurde ſofort entſprochen, und mit Hurrah avancirten die 32er gegen eine weiter weſtlich gelegene Strecke des Eiſenbahndammes. Aber noch ehe dieſe Strecke genommen werden konnte, hatten Abtheilungen der 1. baieriſchen Brigade das geſchloſſene Gitterthor des Faubourg St. Jean erreicht und ſprengten das Thor mit Handgranaten. Das jetzt die Tête bildende 1. Bataillon 1. Regiments drang ein und jagte, unter Anruf ſeiner Offiziere, die ſich faſt alle an die Spitze des Bataillons gedrängt hatten, den Feind vor ſich her. Major Lüneſchloß, wiewohl am Thor-Eingang verwundet, hielt ſich im Sattel und führte ſein Bataillon auf den Hauptplatz der Stadt, dadurch auch formell die Beſitzergreifung Orleans' ausſprechend. Dies war um 6 Uhr. Wenig ſpäter waren auch die 32er im Faubourg St. Jean und gleich darauf die etwas durcheinander gekommenen Bataillone der 4. Brigade in dem öſtlich unmittelbar daneben gelegenen Faubourg Bannier eingetroffen. Um 6½ Uhr hielten General v. d. Tann und Generallieutenant v. Wittich ihren Einzug. Die Stadt lag in tiefem Dunkel, alle Häuſer waren geſchloſſen. Hier und dort fiel noch ein Schuß, aber nirgends zeigte ſich auch nur der Verſuch eines Widerſtandes von Seiten der Einwohner. Auf dem Platze Martroi hielt das 1., auf dem Platze Bannier das 13. Regiment; mit ſchmetternder Muſik rückte ein Bataillon vom Leib-Regiment durch die dunklen, ausgeſtorbenen Straßen der Stadt, um auch die Mairie zu beſetzen. Als dieſelbe erreicht war, wurden auf dem untengelegenen Platze Bivouacsfeuer angezündet, die alsbald die Umriſſe der coloſſalen Reiterſtatue der Jungfrau von Orleans erkennen ließen. Mit geſenktem Schwerte ſtand ſie da und blickte auf das ſiegesfrohe Getriebe der fremden Soldaten.

Im Allgemeinen verblieben den etwas auseinander gekommenen Truppen die Stellungen, die ſie bei Beendigung des Kampfes eingenommen hatten:

die 1. Brigade in Orleans;
die 2. Brigade in Saran;
die 3. Brigade am Bahnhof und bei les Aides;
die 4. Brigade in Orleans und bei les Aides;
die 22. Diviſion theils in Orleans, theils in Ormes. Cavallerie und Artillerie zumeiſt zwiſchen Villeneuve und Ormes.

Die Verluſte dieſes Tages waren, mit Rückſicht darauf, daß es nirgends zu einer größeren Action gekommen war, erheblich genug. Sie betrugen 57 Offiziere und 945 Mann, wovon 40 Offiziere und 637 Mann auf die Baiern, 17 Offiziere und 308 Mann auf die 22. Diviſion entfielen. Am ſchwerſten gelitten hatte die 3. Brigade. Sie hatte, in dem andauernden Wald- und Villen-Gefechte, 22 Offiziere und 359 Mann eingebüßt.

In Orleans

vom 12. October bis 9. November.

»Am Morgen des 12.,« ſo entnehmen wir dem Bericht eines Augenzeugen«, ſah es ziemlich wüſt in der Stadt der Heldenjungfrau aus. Die Plätze und Boulevards waren in Bivouacs umgewandelt; die Soldaten hatten ſich aus den nächſten Häuſern das Unentbehrliche zu verſchaffen gewußt. Nach und nach erſchienen auch die Einwohner in größeren und kleineren Gruppen und betrachteten die fremden Eindringlinge. Selbſtverſtändlich mit nicht allzu freundlichen Blicken, wobei zugeſtanden werden muß, daß die »Barbaren« nach zwei Gefechtstagen und voraufgegangenen Märſchen bei ſchlechteſtem Wetter, nicht gerade parademäßig ausſahen.«

Andren Tages, am Abend des 13., überbrachte ein Ordonnanz-Offizier vom Armee-Obercommando in Verſailles ein Schreiben, in welchem dem General v. d. Tann ausgeſprochen wurde, daß es wünſchenswerth erſcheine, die Loire-Operationen bis nach Bourges hin auszudehnen. Zugleich mit dieſem Vorgehen gegen Bourges ſollte eine Demonſtration gegen Tours verbunden werden. Beide Städte waren von Wichtigkeit. Tours als Sitz der Regierung, Bourges als Waffenplatz, inſonderheit als Geſchützgießerei. Dieſe außer Thätigkeit zu ſetzen, wo möglich zu zerſtören, empfahl ſich dringend. Nichts deſtoweniger vermied es das Armee-Obercommando, beſtimmte hierauf gerichtete Befehle zu geben; vielmehr wurde dem General v. d. Tann anheimgeſtellt, nach eignem Ermeſſen zu handeln, da man, von Verſailles aus, die Verhältniſſe nicht genau zu erkennen vermöge.

General v. d. Tann, in, wie uns ſcheinen will, völlig richtiger Beurtheilung der Sachlage, beſchloß mit Rückſicht auf die ſchwachen Streitkräfte, über die er lediglich Verfügung hatte, die Operationen gegen Bourges, ſo wünſchenswerth dieſelben erſcheinen mochten, nicht aufzunehmen. Es ſtanden ihm, nach den Verluſten der letzten Tage, nur 19,000 Mann Infanterie zu Gebote, von denen er, unter Zurücklaſſung einer Brigade in Orleans, kaum 15,000 zu freier Verfügung hatte. Dazu kam, daß ſein vergleichsweiſer Reichthum an Cavallerie und Artillerie auf dem tennenartigen Boden der Beauce unter allen Umſtänden vortheilhaft verwendet werden konnte, nicht aber ſüdwärts, auf dem Landſtriche zwiſchen Loire und Cher, wo große und kleine Waldungen, Teiche, Sümpfe und Bäche das Terrain coupirten und der Vertheidigung hundert kleine und große Hülfen boten. Sich hier mit Erfolg unſrem Vordringen entgegenzuſtellen, bedurfte es keiner manövrirfähigen Truppen, ſondern nur mittelmäßig abgerichteter und maſſenhafter Milizen. Und gerade dieſe Maſſen waren es, worüber der Gegner, deſſen Kräfte raſch wuchſen, Verfügung hatte. Von ausnutzender Verwendung unſrer überlegenen Artillerie, von Bedrohung der Flanken durch unſre Cavallerie-Diviſionen, konnte auf dem Abſchnitt zwiſchen Orleans und Bourges, deſſen nördlichſter Streifen die Sologne heißt, nicht die Rede ſein; der Cavallerie fehlte der ungehinderte Bewegungsraum, der Artillerie das freie Schußfeld. Beide Waffen waren hier lediglich auf die Straßen angewieſen und ſomit fiel die Haupt-Aufgabe der Infanterie zu. Wie ſollte dieſe den Kampf beſtehn? Von Orleans bis Bourges beträgt die Entfernung 25 Stunden, ſomit mindeſtens fünf Tagemärſche. Nördlich von La Ferte-St. Aubin, nur 4 Stunden von Orleans, ſtand bereits der Feind, entſchloſſen uns den Vormarſch zu wehren. Wuchs dieſer Widerſtand, wie anzunehmen war, von einem Marſchtag zum andern, ſo war die Frage: »in welchem Zuſtand und welcher Stärke unſre Infanterie muthmaßlich vor Bourges eintreffen werde«, nur allzu gerechtfertigt. Unter allen Umſtänden — ſelbſt die Möglichkeit des Gelingens zugegeben — war die ganze Sachlage nicht dazu angethan, alles auf eine Karte zu ſetzen. General v. d. Tann nahm alſo von Ueberſchreitung der Loire und Vormarſch gegen Süden und Südweſten (Bourges und Tours) Abſtand. Er meldete dies nach Verſailles, worauf ſeitens des Armee-Obercommando's angeordnet wurde, daß nur das baieriſche Armee-Corps, ſo wie die 2. Cavallerie-Diviſion, Graf Stolberg, in Orleans verbleiben, die 22. Infanterie-Diviſion aber, einſchließlich der 4. Cavallerie-Diviſion, Prinz Albrecht Vater, über Chateaudun nach Chartres wiederum nordwärts marſchiren ſolle. Am 17. traten demgemäß die letztgenannten Truppentheile ihren Rückmarſch an; ſchon Tags darauf (18.) hatte die 22. Diviſion den harten Kampf bei Chateaudun.*)

---

*) Der Kampf bei Chateaudun hat durch den brillanten Widerſtand, den an dieſer Stelle Franctireurs und Nationalgarden unter Oberſtlieutenant Graf Lipowski leiſteten, eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Wir geben deshalb eine Schilderung deſſelben in einiger Ausführlichkeit, wie wir ſie — uns nur einige Kürzungen erlaubend — im »Tagebuch-

Seitens des baieriſchen Corps blieb Orleans beſetzt, während die 2. Cavallerie-Diviſion die Sicherung und Aufklärung des Terrains nach Weſten, und zwar auf den Wald von Marchenoir und Blois zu, unternahm.

des Generallieutenant v. Wittich finden. Dieſer ſchreibt: »Um 8 Uhr hatte ich die 22. Diviſion bei Tournoiſis vereinigt, und brach um 8½ Uhr, als die Cavallerie-Brigade von Hontheim eingetroffen war, von dem Rendezvous gegen Chateaudun auf. Die Diviſion ſetzte ſich in folgende Marſchordnung: Drei Escadrons 13. Huſaren-Regiments unter Oberſt v. Heuduck, Infanterieregiment 95, die 5 Batterieen, Infanterie-Regimenter 32, 94, 83, Munitionskolonnen, Bagage, gedeckt von einer Compagnie 83er und einer Escadron Huſaren. — Die Ortſchaften zwiſchen Tournoiſis und Chateaudun wurden von den Einwohnern verlaſſen gefunden; nur einzelne Perſonen waren zurückgeblieben, nach deren Ausſagen am Tage vorher noch Abtheilungen von Franctireurs die Gegend durchſtreift und die waffenfähigen Männer mit Gewalt nach Chateaudun geführt hatten. Dieſem Orte näherten wir uns jetzt. Als die Spitzen des Huſarenregiments aus einem dieſſeits der Eiſenbahn (bei Chateaudun) gelegenen Gehöfte Feuer erhielten, ſah man einen kleinen Eiſenbahnzug in der Richtung auf Cleves abdampfen. Das zur Zerſtörung der Eiſenbahn entſendete Pionierdetachement war nur noch wenige 100 Schritt von der Bahn entfernt, die reitende Batterie verſuchte, in beſchleunigter Gangart vorgehend, den Eiſenbahnzug zum Stehen zu bringen, es gelang demſelben aber zu entkommen. Ich befahl nun den Angriff gegen die Stadt, der ſeitens der 43. Brigade, Regimenter 95 und 32, von Norden, Oſten und Süden her erfolgen ſollte. Die 44. Brigade blieb als Reſerve auf der Chauſſee halten.

Es war bald nach 12 Uhr. Man hörte läuten; Oberſtlieutenant v. Heuduck wollte in meinem Auftrage in die Stadt, um mit ihr zu verhandeln. Er wurde aber aus den Häuſern und von den gemauerten Barrikaden mit Gewehrfeuer empfangen. Zugleich ſtießen die vorgenannten Truppentheile, die jetzt avancirten, auf den hartnäckigſten Widerſtand. Ich beſchloß alſo den weitern Angriff durch Artillerie vorzubereiten. Die ſchwere preußiſche Batterie Kühne I. wurde dem 95. Regiment auf dem rechten, die ſchwere baieriſche Batterie dem 32. Regiment auf dem linken Flügel zur Dispoſition geſtellt; vor den leichten Batterieen, denen ich im Centrum Stellung angewieſen hatte, leitete ich ſelbſt das Gefecht. Nach einer längeren Beſchießung mußte die Infanterie von neuem verſuchen in den Ort einzudringen. Es ſtellten ſich aber ungeahnte Schwierigkeiten entgegen. Die zahlreichen Barrikaden und crenelirten Mauern waren nicht nur ſturmfrei, ſondern mit großer Kunſt angelegt, ſodaß ihnen mit Artillerie nur indirect beizukommen war. Es blieb nichts übrig, als den zähen Widerſtand des Feindes durch Infanterie-Angriffe zu brechen. Gegen 4 Uhr befahl ich von allen Seiten zu ſtürmen; das 1. und Füſilier-Bataillon 94 (von der in Reſerve haltenden 44. Brigade) wurden mit herangezogen, ebenſo ſchloß ſich die 3. Pioniercompagnie dem Infanterie-Regiment 32 bei ſeinem Vorgehen an. Auf dem linken Flügel hatte ſich mittlerweile die baieriſche Batterie Olivier im Gewehrſchuß etablirt und wirkte vortrefflich. Trotz namhafter Verluſte harrte ſie aus, ſelbſt als ihr eine Zeitlang die Munition fehlte. Ein detachirter Zug der Batterie unter Lieutenant Wiedemann trat während dieſer Pauſe an die Geſchütze und ſang die »Wacht am Rhein«. Die leichten Batterieen im Centrum fuhren fort, durch ihr Feuer auf einzelne Häuſer das Vordringen der Infanterie zu unterſtützen, eine derſelben wurde noch nach dem rechten Flügel detachirt. Ueberall überwand die Artillerie die großen Schwierigkeiten, welche Terrain und Baulichkeiten ihren Bewegungen entgegenſtellten. Ich ſelbſt begab mich nunmehr zur Reſerve. Zugleich ſandte ich nach allen Seiten hin den Befehl, den Angriff ununterbrochen fortzuſetzen, wenig zu ſchießen, aber mit Hurrah zu ſtürmen. Jedes Haus beinahe mußte mit den Waffen genommen werden, viele gingen dabei in Flammen auf. Gegen 5 Uhr ſtießen die Têten der verſchiedenen Angriffscolonnen auf dem Platze vor der Mairie zuſammen und die Vertheidigung hörte auf. Oberſtlieutenant Graf Lipowski verließ den Ort in regelloſer

Es folgten nun drei »Ruhewochen«, die nur leider, bei dem angeſtrengten Sicherheitsdienſte, der ſich von Tag zu Tag als unerläßlicher erwies, keine Ruhewochen waren. Immer näher kam der Feind. Am 3. November war kein Zweifel mehr, daß der ganze Abſchnitt zwiſchen Morée und Mer durch franzöſiſche Diviſionen beſetzt worden ſei; bei Mer, auf beiden Ufern der Loire, ſtand eine Brigade; dahinter, gegen Blois zu, wurden Linientruppen ſichtbar. In dieſer Poſition ſchien der Feind verharren und ſeine Offenſive gegen Orleans vorläufig einſtellen zu wollen. Mehrere Tage vergingen ruhig; bis am 8. November Nachmittags Meldungen eintrafen, daß ſtarke Colonnen im Vorrücken über Beaugency gegen **Coulmiers** begriffen ſeien. General v. d. Tann concentrirte ſofort ſein kaum 16,000 Mann zählendes Corps in der Nacht vom 8. zum 9. bei Coulmiers, zwei Meilen weſtlich von Orleans. Ein Regiment ließ er als Beſatzung an letztrem Orte zurück. Die 22. Infanterie- und 4. Cavallerie-Diviſion erhielten noch am Abend de [illegible] von Verſailles aus Befehl, ihre Stellung bei Chartres aufzugeben und zur Unterſtützung der Baiern abzurücken. Am 9. früh brachen die genannten Truppentheile zu dieſem Behufe auf; aber ehe ſie das baieriſche Corps erreichen konnten, war daſſelbe von überlegenen feindlichen Kräften angegriffen und zum Rückzug gezwungen worden. Wir geben zunächſt eine Schilderung dieſes Kampfes.

Das Treffen bei Coulmiers

am 9. November.

Um 6 Uhr früh, nach Ausführung eines Nachtmarſches, ſtand das 1. baieriſche Corps zwei Meilen weſtlich von Orleans, um zwiſchen Montpipeau und Roſières, a cheval der nach Ouzouer, beziehungsweiſe nach Morée und Vendôme führenden Straße, den 70,000 Mann ſtark heranrückenden Feind zu erwarten. Die Stellung zwiſchen Montpipeau und Roſières erwies ſich jedoch, für Vertheidigung und Angriff, gleich ungünſtig, weshalb dieſelbe aufgegeben und mit einer weiter vorgelegenen Poſition, deren Mittelpunkt das Dorf **Coulmiers** war, vertauſcht wurde.

Coulmiers, wie alle Ortſchaften in der Beauce, beſteht nur aus ſteinernen Häuſern. An der Südweſtecke des Dorfes liegt ein maſſives Schloß

Flucht und führte die Hauptmaſſe ſeiner Franctireurs über St. Jean nach Nogent le Rotron. Ein ſpäter aufgefangener Brief gab den Verluſt, den er erfahren, auf 14 Offiziere und 150 Mann an. Mit Waffen in der Hand wurden ungefähr 150 Mann gefangen genommen. Zahlreiche Todte von Franctireurs, Nationalgarden und bewaffneten Bauern lagen in den Straßen und Häuſern, in denen viele verbrannten, denn an Löſchen und Retten war nicht zu denken. Mit Tagesanbruch rückte ich vollſtändig ein, beſetzte den Ort und dislocirte die Truppen.«

gebäude, deſſen ausgedehnter Park von einer dichten, lebendigen Hecke und dieſe Hecke wiederum von einem Graben umzogen wird. Hier war der Vertheidigung ein brillanter Anhalt gegeben. Weſtlich von Coulmiers fällt das Terrain ſanft ab und bildet, alsbald ſich wieder wellenförmig hebend, ein flaches Muldenthal, in dem, 1200 Schritt in Front von Coulmiers, einige Häuſer gelegen ſind. Sie führen den Namen Carrières les Crottes. Nördlich davon, ebenfalls in der Flachmulde, liegt Ormeteau, ein aus mehreren Baulichkeiten beſtehendes großes Gehöft. Dieſe ein rechtwinkliges Dreieck bildenden Punkte: Coulmiers, Ormeteau, Carrière les Crottes, waren der Schlüſſel der Stellung. Hierher wurde die 4. Brigade gelegt. Das 7. Jäger-Bataillon kam nach Ormeteau, eine Compagnie 13. Regiments nach Carrières les Crottes; zwei Bataillone 10. Regiments beſetzten den Nordrand von Coulmiers, zwei Bataillone 13. Regiments unter Oberſt Graf Yſenburg das Schloß und den Park. Die Beſatzung des Parkes ſchritt zu all jenen kleinen und doch ſo wichtigen Vorbereitungen, welche einen möglichſt hartnäckigen Widerſtand begünſtigen; es wurden Diſtanzen markirt, die Lücken in der Umfaſſung geſchloſſen, den einzelnen Abtheilungen ihre ſpeziellen Aufgaben zugewieſen. Dieſes, ſo wie die im Allgemeinen zur Vertheidigung ſehr geeignete Lage des Parkes waren Bürge, daß der Feind eine harte Arbeit finden würde.

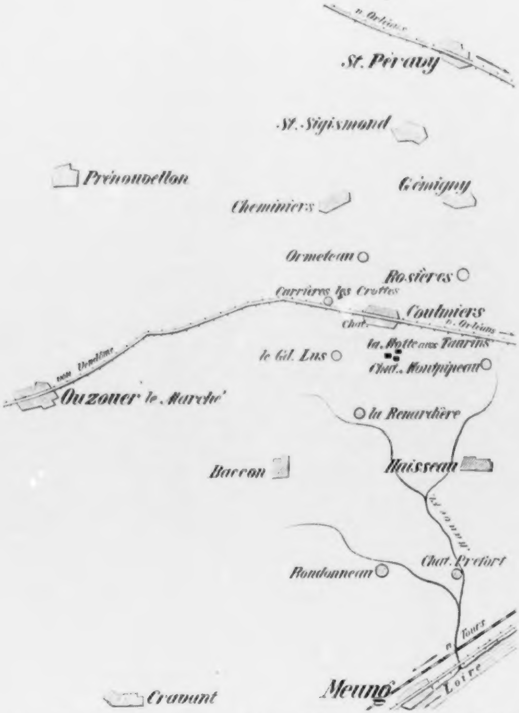
Gegen 8 Uhr früh war durch die vorſtehend in ihren Details gegebene Beſetzung von Coulmiers und den zwei vorgelegenen Gehöften (Ormeteau und Carrières les Crottes) die von Ouzouer, beziehungsweiſe von Morée und Vendôme heranführende Straße, auf der man den Feind erwartete, geſchloſſen. Um eben dieſe Stunde trafen indeſſen Meldungen ein, daß der Gegner mit ſtarken Colonnen aus der Richtung von Meung über Cravant gegen Baccon vorrücke, wahrſcheinlich alſo vorhabe gegen die Mauve-Linie zu operiren und ſeinen Angriff allenfalls auf den Raum zwiſchen La Renardière und Rondonneau zu richten. War dem wirklich ſo, und alle Anzeichen ſprachen dafür, ſo war es geboten, die Mauve-Linie ſchleunigſt mit hinlänglichen Kräften zu beſetzen. General v. d. Tann disponirte alſo wie folgt:

die 2. Brigade dient zunächſt als Reſerve der in und bei Coulmiers ſtehenden 4. Brigade;

die 1. Brigade nimmt bei La Renardière Stellung;

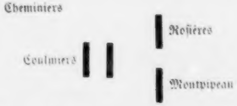
die 3. Brigade rückt nach Rondonneau und Chateau Prefort, beſetzt dieſes Schloß und übernimmt die Vertheidigung des linken Mauve-Ufers.

Die genannten Truppentheile ſetzten ſich in Marſch und nahmen die vorgeſchriebenen Poſitionen ein. Die 3. Brigade hatte eine Wegſtrecke von faſt drei Stunden zurückzulegen.

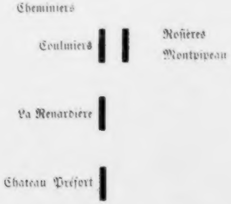

n. Orléans
St. Péravy
St. Sigismond
Prénouvellon
Gémigny
Cheminiers
Ormeteau
Rosières
Carrières les Crottes
Coulmiers
Chat.
n. Orléans
la Motte aux Taurins
le Gd. Lus
Chat. Montpipeau
von Vendôme
Ouzouer le Marché
la Renardière
Baccon
Huisseau
la Mauve
Chat. Préfort
Rondonneau
n. Tours
Meung
Loire
Cravant

Plan und Aufſtellung der Baiern erfuhren hierdurch eine erhebliche Umgeſtaltung. In der Morgenfrühe hatte es ſich, im Weſentlichen, um Vertheidigung eines Punktes (Coulmiers) gehandelt, jetzt handelte es ſich um Vertheidigung einer Linie, die ſich, von jenem Punkt aus, anderthalb Meilen lang nach Süden zog. Coulmiers, bis dahin Centrum mit ſchwachbeſetzten Flügeln, war jetzt der ſtarke rechte Flügel der Stellung geworden; das Centrum lag bei La Renardière.

Das Bild der baieriſchen Aufſtellung, das um 8 Uhr, in ſtarker Concentrirung der Streitkräfte, etwa das folgende geweſen war:



war um 11 Uhr dahin verändert:



Der über Cravant und Baccon erfolgende, muthmaßlich auch gegen die Mauve-Linie ſich richtende Anmarſch feindlicher Colonnen, hatte, wie hervorgehoben, dieſe Veränderung, will ſagen die Verlängerung der baieriſchen Aufſtellung nach links hin zur Folge gehabt; wie ſich indeſſen bald herausſtellen ſollte, zu erheblichem Theile ohne Noth. Der Feind behielt Coulmiers als Haupt-Angriffspunkt im Auge und beſchränkte ſich darauf, ſein Vorgehen gegen dies die Orleans-Straße ſchließende Dorf durch Flügelbewegungen zu unterſtützen, die nach Süden zu ſich nicht über La Renardière hinaus erſtreckten. Schloß Préfort, deſſen Beſetzung die 3. Brigade abſorbirt hatte, blieb unangegriffen.

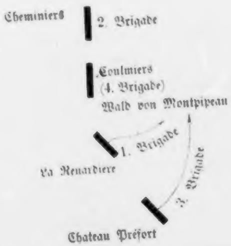
Der Kampf drehte ſich von etwa 11 Uhr an um La Renardière, Coulmiers und Cheminiers, welcher letztre Punkt — Coulmiers wieder zum Centrum machend — als rechter Flügel anwuchs.

La Renardière ging uns um 1½ Uhr verloren und die 1. Brigade (Siehe die Skizze der folgenden Seite) zog ſich bis an den Wald von Montpipeau zurück; dagegen drang die 2. Brigade bis in die unmittelbare Nähe des vom Feinde ſtark beſetzten Cheminiers*) vor, und glich durch dieſen

---

*) Ueber dieſen Halb-Erfolg bei Cheminiers, der dadurch ſo wichtig wurde, daß er ſpäter den Rückzug ſicherte, finden wir Folgendes: »Die 2. Brigade, v. Orff, die während des Vormittags in Reſerve hinter der bei Coulmiers fechtenden 4. Brigade geſtanden hatte, war um 12½ Uhr bis in die Höhe von Cheminiers dirigirt worden, und hatte von dort die

Halb-Erfolg am rechten Flügel den Mißerfolg am linken einigermaßen wieder



aus. Coulmiers hielt ſich bis 4 Uhr Nachmittags. Da hier die Entſcheidung lag, ſo geben wir dieſen Kampf im Centrum in einiger Ausführlichkeit.

feindliche Stellung zwiſchen dieſem Ort und Champs erkannt. Generalmajor Orff befahl den Aufmarſch der Brigade, der unter einem heftigen Granatfeuer des Feindes ausgeführt wurde. Die dieſſeitigen Batterieen: Söldner, Prinz Leopold, Grundherr und Schleich, nahmen Poſition links neben der aufmarſchirenden Brigade und begannen ſogleich kräftig das Feuer des Gegners zu erwidern. Dies war um 1 Uhr; die Infanterie fand nothdürftig Schutz in einer kleinen Terrain-Senkung. Gegen 2 Uhr waren die gegenüber ſtehenden feindlichen Batterieen zum Schweigen gebracht oder gezwungen, weiter rückwärts Poſitionen zu ſuchen. Um eben dieſe Zeit wurde eine bedeutende Cavallerie-Colonne, wie ſich ſpäter ergab die Cavallerie-Diviſion Reyau, bemerkt, welche in der Richtung von Champs gegen Cheminiers marſchirte. Durch die Formation dieſer Cavallerie — mit Eclaireurs an der Spitze — irregeleitet, herrſchten anfänglich Zweifel, ob es deutſche oder franzöſiſche Reiterei wäre. Ein keck vorreitender Huſaren-Offizier, Seconde-Lieutenant v. Endell, conſtatirte Letzteres, und nun begann die Artillerie auf die inzwiſchen eingeſchwenkte Cavallerie-Linie ein ſichtlich ſehr wirkſames Feuer, welches dieſelbe zum Abmarſch in weſtlicher Richtung veranlaßte. Gleich darauf ergriff Generalmajor v. Orff mit ſeinem ſchwachen Häuflein die Offenſive; er beabſichtigte Cheminiers und die ſanft anſteigende Höhe, auf welcher es liegt, zu nehmen. Im erſten Treffen rückten vor: das 2. Bataillon 2. Regiments; rechts und links von dieſem das 4. und 9. Jäger-Bataillon. Das 2. Bataillon 11. Regiments folgte als Reſerve. Zugleich mit der Infanterie war auch die Artillerie avancirt und nahm Stellung ungefähr an dem vom Champs nach Bonneville führenden Feldweg.

Jemehr ſich die Brigade dem Orte Cheminiers näherte, den man nur ſchwach beſetzt glaubte, um ſo bedeutender verſtärkte ſich die feindliche Gefechtslinie und wurde deren Feuer heftiger. Die ganze Strecke von Champs bis gegenüber Ormeteau war von einer dichten Plänklerkette beſetzt, hinter welcher ſich geſchloſſene, der 2. Brigade an Zahl weit überlegene Abtheilungen zeigten. (1. Diviſion XVI. Corps.) Man konnte die feindliche Stärke auf mindeſtens 8 Bataillone ſchätzen, abgeſehen von möglicherweiſe weiter rückwärts ſtehenden Reſerven, welche zu erkennen die Formation des Terrains nicht erlaubte.

Dieſes (das Terrain) war für die zweite Brigade ſo ungünſtig als nur möglich. Gegen Cheminiers, deſſen ſtarke Beſatzung nunmehr erkannt wurde, ſtieg der Boden ſanft an und bot nirgends eine Deckung oder einen Stützpunkt. Die feindlichen Plänkler und geſchloſſenen Bataillone, theils auf dem Kamm dieſer ſanften Höhe, in und neben Cheminiers poſtirt, theils

Bei Coulmiers war der Andrang des Feindes zwiſchen 1 und 2 Uhr ernſtlicher geworden. Dichte Plänklerſchwärme, gefolgt von geſchloſſenen Abtheilungen der Diviſion Barry des XVI. Corps avancirten mit großer Bravour, einerſeits gegen den Park von Coulmiers, andrerſeits gegen Carrières les Crottes und Ormeteau. Carrières les Crottes, nur durch eine Compagnie beſetzt, mußte aufgegeben werden, alle übrigen Punkte wurden gehalten, Dank der aufopfernden Anſtrengungen der zwiſchen Ormeteau und Coulmiers aufgefahrenen fünf Batterieen: Andrian, Metz, Sewalder, Baumüller und Reder. Die Batterieen Andrian und Metz avancirten mehrere hundert Schritt, um die feindliche Artillerie kräftiger beſchießen zu können; die Batterie Baumüller (am rechten Flügel der Parkvertheidiger) ſtand während der ganzen Zeit in der Plänkler-Linie und hielt, trotz ſchwerer Verluſte an Material, in dieſer für Artillerie ſo ungewöhnlichen Lage aus. Das 7. Jäger-Bataillon behauptete ſich in Ormeteau.

So kam 4 Uhr heran. Der Feind hatte immer neue Kräfte herangeführt, darunter namentlich die Brigade Dariès vom XV. Corps; zudem fuhren neue Batterieen bei le Grand Lus, etwa zweitauſend Schritt ſüdlich vom Park von Coulmiers auf, und zwangen die bei La Motte aux Taurins haltenden baieriſchen und preußiſchen Batterieen zurückzugehn. Einzelnen Abtheilungen der Parkvertheidiger begann es an Munition zu mangeln, ſie gaben die Liſière auf, die ſofort von nachdrängenden feindlichen Plänklern beſetzt wurde. Einen Augenblick ſtellte das zur Unterſtützung herangezogene 3. Bataillon 12. Regiments das Gefecht wieder her und beſetzte die verloren gegangenen Poſitionen, aber dem Oberſten Grafen Yſenburg, der hier kommandirte, hatte ſich um dieſe Zeit die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Poſition nicht mehr zu halten ſei und um 4 Uhr ordnete er den Rückzug der hier ſeit 10 Uhr früh im Gefecht ſtehenden beiden Bataillone 13. Regiments an. Auch das 7. Jäger-Bataillon gab Ormeteau auf. Eben ſo zogen ſich das 2. und 3. Bataillon 10. Regiments zurück. Oberſt Graf Yſenburg formirte aus Leuten verſchiedener Abtheilungen, die noch Patronen hatten, eine Plänklerkette, unter deren Schutz der Reſt der 4. Brigade ſeinen Abzug bewerkſtelligte.

---

dahinter gedeckt, konnten mit ihrem Feuer das von der 2. Brigade zu durchſchreitende Terrain vollſtändig beſtreichen, während ſie ſelbſt vom Infanteriefeuer nur wenig zu leiden hatten.

Als nun Meldung einlief (3 Uhr), daß die Gefechtslage überhaupt nicht günſtig ſtehe, ſo beſchloß Generalmajor Orff an dem partiellen Erfolg, den er errungen hatte, ſich genügen zu laſſen, und den Angriff nicht fortzuſetzen. Dagegen war er eben ſo feſt entſchloſſen, in der eingenommenen Poſition, trotz ihrer Nachtheile und trotz der immer erkennbarer werdenden Ueberlegenheit des Gegners, auszuharren, um den in der Hauptſtellung bei Coulmiers fechtenden Abtheilungen unter allen Umſtänden den Rückzug gegen St. Sigismond zu ſichern. Dies, wie ſchon Eingangs angedeutet, gelang vollkommen.

Der Rückzug ging auf Artenay. Der 4. Brigade folgte die 1., der 1. die 2., jene aus ihrer Stellung bei Montpipeau, dieſe aus ihrer Stellung bei Cheminiers ihren Abzug glücklich bewerkſtelligend. Der Feind drängte nirgends nach, ſo daß die 3. Brigade — die Marſchir-Brigade dieſes Tages — die mittlerweile, von Chateau Prefort her, in eine Aufnahmeſtellung zwiſchen Gémigny und St. Sigismond eingerückt war, ſich in kein Arrieregarden-Gefecht verwickelt ſah. (Vgl. die Skizze auf S. 452.)

General v. d. Tann nahm ſein Quartier im Schloß von St. Peravy, eine Meile nördlich von Coulmiers. Die Stimmung war, wenn auch keine gehobene, ſo doch eben ſo wenig eine niedergedrückte. Das Bewußtſein, ſeine Pflicht im vollſten Maße gethan zu haben, ebenſo die Ueberzeugung, nur vor einer erdrückenden Uebermacht gewichen zu ſein, ließen die moraliſchen Folgen eines verlorenen Gefechts in den Truppen nicht aufkommen. Dagegen erreichte die phyſiſche Erſchöpftheit einen Grad, der für die Schlagfähigkeit bedenklich werden konnte. Manche Abtheilungen waren, ohne abgekocht zu haben, ſeit 36 Stunden auf dem Marſch oder im Kampf, alle aber hatten bereits den zweiten Nachtmarſch und zwar unter den ungünſtigſten Umſtänden auszuführen.

Die Verluſte der an dieſem Tage im Feuer geweſenen drei Brigaden bezifferten ſich auf 51 Offiziere und 1257 Mann, wovon allein 29 Offiziere und 477 Mann auf die 4. Brigade bei Coulmiers entfielen. Oberſt Graf Yſenburg, Commandeur des 13. Regiments, der den Park von Coulmiers ſechs Stunden lang gegen die andrängenden Maſſen des Feindes vertheidigt hatte, erhielt den Max-Joſeph-Orden; mit ihm Major v. Baumüller, deſſen Batterie ſo viel zu dieſer Vertheidigung beigetragen hatte.

Den höchſten Ruhm aber erwarb an dieſem Tage General v. d. Tann ſelbſt. Er wußte, daß er unterliegen würde; 15,000 Mann ſtark ſtand er gegen 70,000. Dennoch mied er die Begegnung mit dem Feinde nicht, er ſuchte ſie. Es war Ehrenpunkt, für ihn, für ſein Corps, für Baiern. Die von Verſailles her an ihn ergangene Ordre hatte gelautet: »Orleans nur vor einem an Zahl weit überlegenen Gegner zu räumen.« Dieſer Beweis der »Weit-Ueberlegenheit« war nicht anders zu erbringen als durch Eintreten in den ihm gebotenen Kampf. Alle Betheiligten beſtanden ihn ruhmvoll, wenn auch nicht glücklich. Mit Recht legen die Baiern auf dies »Treffen bei Coulmiers« ein beſonderes Gewicht und zählen daſſelbe ihren glänzendſten Tagen zu

Die Formation der Armee-Abtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg.

Der Anmarſch der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl.

Beaune la Rolande.

In der Nacht vom 8. zum 9. November hatte General v. d. Tann Orleans geräumt, am 9., bei Coulmiers, einen harten Kampf beſtanden, endlich am 10. (nach vorgängiger Raſt in Artenay) Toury erreicht. Hier vereinigte er die zuſammengeſchmolzenen Brigaden ſeines Corps einſchließlich der 2. Cavallerie-Diviſion, Graf Stolberg, mit der 22. Infanterie- und der 4. Cavallerie-Diviſion.

Um eben dieſe Zeit, aber doch zu ſpät, um auf die vorſtehend geſchilderten Hergänge zu unſern Gunſten Einfluß gewinnen zu können, war in Verſailles beſchloſſen worden, die gegen die Loire hin zu verwendenden Streitkräfte, die, wie S. 446 hervorgehoben, ſeit dem 17. October nur aus dem ſchwachen 1. baieriſchen Corps und der 2. Cavallerie-Diviſion beſtanden hatten, erheblich zu vermehren und dieſen neu zu bildenden Heerkörper, unter dem Namen einer „Armee-Abtheilung“, dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg zu unterſtellen. Chef des Generalſtabes: zunächſt Oberſt v. Krenski, vom 28. November ab Generallieutenant v. Stoſch. Am 12. November war dieſe Neubildung — zu der der Befehl bereits am 7. ergangen war — vollzogen, und der vorgenannte Tag (12.) ſah folgende Truppentheile bei Toury vereinigt:

1. baieriſches Corps, v. d. Tann;
22. Diviſion, Generallieutenant v. Wittich;
17. Diviſion*), Generallieutenant v. Treskow;

---

*) Die 17. Diviſion, die anfänglich zum Küſtenſchutz in der Heimath zurückbehalten, dann nach Toul und Paris dirigirt worden war, hatte folgende Zuſammenſetzung

2. Cavallerie-Diviſion, Graf Stolberg;
4. Cavallerie-Diviſion, Prinz Albrecht (Vater);
6. Cavallerie-Diviſion, Generallieutenant v. Schmidt.

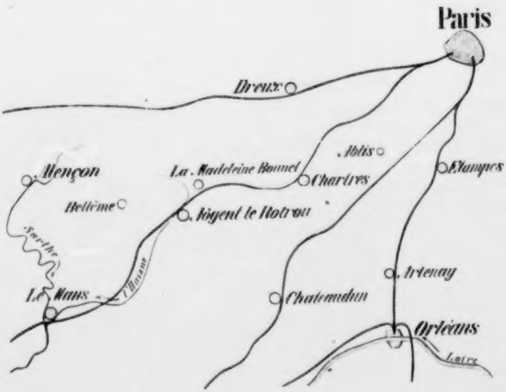
Am 13. erfolgte der Vormarſch von Toury aus; am 14. wurde theils Chartres ſelbſt, theils die Strecke zwiſchen Auneau und Chartres beſetzt.

Die »Armee-Abtheilung« mochte um dieſe Zeit (Mitte November) über etwa 36,000 Mann Infanterie und nahezu 10,000 Mann Cavallerie Verfügung haben, wozu alles in allem gegen 220 Geſchütze kamen. So ſtattlich dieſe Streitmacht im Verhältniß zu derjenigen war, die am 9. bei Coulmiers gegen weit überlegene Kräfte den Kampf gewagt hatte, ſo unausreichend war ſie doch, um ſofort wieder zur Offenſive überzugehn und die Wiedereroberung Orleans beziehungsweiſe die Beſitzergreifung der Loire-Linie bis Blois und Tours als nächſtes Ziel zu nehmen. Alle Nachrichten, die eingingen, kamen darin überein, daß die Bildung einer großen feindlichen Loire-Armee mittlerweile ſich vollzogen habe, die, aus vier Corps, dem XV., XVI., XVII. und XVIII. beſtehend, mindeſtens auf eine Stärke von 120,000 Mann zu ſchätzen ſei. Dieſe große feindliche Loire-Armee, zu der ſich alsbald noch ein fünftes Corps, das XX., geſellte, hielt den ganzen Umkreis des Orleans-Waldes, namentlich auch die Nord- und Oſt-Seite mit ſtarken Maſſen beſetzt, ſo daß die »Armee-Abtheilung« des Großherzogs auf ein offenſives Operiren nach dieſer Seite hin verzichten und ſich darauf beſchränken mußte, das Terrain in weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung, von woher ebenfalls die Annäherung erheblicher feindlicher Streitkräfte gemeldet wurde, aufzuklären. Dieſer Vormarſch, der ſich, von der Linie Chartres-Dreux aus, nicht mehr gegen die Loire (ſüdlich), ſondern gegen die Sarthe (weſtlich) bewegte, führte zu einer Anzahl von Rencontres

17. Diviſion, Generallieutenant v. Treskow.
(Generalſtabsoffizier: Major Fiſcher.)

33. (Hanſeatiſche) Brigade, Generalmajor v. Kottwitz.
Infanterie-Regiment Nr. 75, Oberſtlieutenant v. d. Oſten.
Infanterie-Regiment Nr. 76, Oberſt v. Conta.
34. (Mecklenburgiſche) Brigade, Oberſt v. Manteuffel.
Grenadier-Regiment Nr. 89, Oberſt v. Kleiſt.
Füſilier-Regiment Nr. 90, Oberſtlieutenant v. Papſtein.
14. Jäger-Bataillon, Major v. Gaza.

17. Dragoner-Regiment, Oberſt v. Kahlden.
18. Dragoner-Regiment
11. Ulanen-Regiment
Generalmajor v. Rauch.
6 Batterieen.



bei Dreux am 17. November,
bei Madeleine Bouvet am 21. November,
bei Belléme am 22. November,

Rencontres, die alle ſiegreich verliefen, aber doch zugleich erkennen ließen, daß man wohl ſtark genug ſei, den im Weſten operirenden, detachirten Bruchtheil der Loire-Armee, nicht aber das im Norden und Oſten von Orleans ſtehende Gros derſelben ſiegreich zu bekämpfen. Zur Bekämpfung dieſes letzteren, deſſen Plan dahin ging, über Fontainebleau und Corbeil hinaus, den Cernirungsgürtel von Paris im Süden und Südoſten zu durchbrechen, rückten aber bereits neue Kräfte heran: die in den letzten October-Tagen durch die Capitulation von Metz freigewordene II. Armee unter Prinz Friedrich Karl. Als die letzten jener obengenannten Gefechte der Armee-Abtheilung des Großherzogs bei La Madeleine Bouvet am 21., bei Belléme am 22. November ſtattfanden, ſtanden die in Eilmärſchen herangezogenen Corps der II. Armee bereits in dem Winkel, den der Loing und die Seine bilden, und beſeitigten durch ihren bloßen Aufmarſch die Gefahr, die unſrer Einſchließungs-Armee von Süden her drohte. Mindeſtens mußten die Corps, die ſich unſrerſeits jetzt wie ein Riegel zwiſchen die Loire und die Hauptſtadt ſchoben, erſt geſchlagen und aufgerollt werden, bevor der Cernirungsgürtel ſelbſt durch den heranmarſchirenden Feind getroffen werden konnte. Den Verſuch dazu machte er, aber er ſcheiterte.

Wir begleiten jetzt zunächſt die II. Armee auf ihrem Vormarſch von Metz bis Beaune la Rolande.

Der Vormarſch der II. Armee von der Moſel bis an die Seine.

(30. October bis 24. November.)

Am 27. October hatte Metz capitulirt, und die beiden Armeen, die I. und II., die daſſelbe bis dahin eingeſchloſſen hatten, wurden frei. Die I. Armee, wir kommen ſeinerzeit darauf zurück, erhielt Befehl, an der belgiſchen Grenze hin, zunächſt bis in die Linie St. Quentin-Compiegne, ſpäter etwa bis nach Amiens und Rouen vorzudringen, während die II. Armee*) angewieſen wurde, über Troyes an die mittlere Loire abzurücken.

Dies geſchah. Am 2. November trat die II. Armee ihren Vormarſch in der ebengenannten Richtung an und zwar mit

dem IX. Armee-Corps und der 1. Cavallerie-Diviſion am rechten Flügel,
dem III. Armee-Corps im Centrum,
dem X. Armee-Corps am linken Flügel.

Man marſchirte in einer etwa zehn Meilen breiten Front und erreichte am 7. November die Linie Montier en Der-Joinville-Neufchateau, am 10. die Linie Troyes-Chaumont. Die Hauptquartiere waren bis dahin an folgenden Punkten:

2. November in Nancy,
3. November in Commercy,
4. November in Ligny,
5. November in Montier ſur Saulx,
6. und 7. November in Joinville,
8. November in Doulevant,
9. November in Brienne,
10. November in Troyes.

Dieſer Linie des Hauptquartiers (ſiehe die Karte auf S. 463) entſprach im Weſentlichen auch die Marſchrichtung der II. Armee ſelbſt, deren linker Flügel ſich, wie ſchon vorerwähnt, bis Neufchateau und Chaumont ausdehnte.

---

*) Die II. Armee, Prinz Friedrich Karl, hatte urſprünglich (ſ. Band I. S. 205) aus ſieben Armee-Corps (II., III., IV., IX., X., XII. und Garde-Corps), ſowie aus vier Cavallerie-Diviſionen (der 5., 6., 12. und Garde-Cavallerie-Diviſion), beſtanden. Davon waren, nach Bildung der Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen, und nach Detachirung des II. (pommerſchen) Armee-Corps in die Cernirungslinie von Paris, der II. Armee nur drei Corps verblieben: das III., IX. und X., die um dieſe Zeit — jedes Corps zwiſchen 16- und 17,000 Mann ſtark — eine Armee von etwa 50,000 Mann und 250 Geſchützen bildeten. An Stelle der vorgenannten Cavallerie-Diviſionen, die längſt im Umkreiſe von Paris oder ſüdlich deſſelben ſtanden, war der Armee jetzt die 1. Cavallerie-Diviſion zugetheilt worden.

Ueber dieſen Vormarſch von Metz bis Troyes, 2. bis 10. November, liegt uns eine briefliche Mittheilung aus dem Hauptquartier der II. Armee vor, die wir zunächſt folgen laſſen.

„... Am 2. brachen wir auf, um am ſelben Tage noch Nancy, am 3. Commercy zu erreichen. Hier ſtieß Prinz Friedrich Karl wieder zu uns; Tags darauf (4.) wurde das Hauptquartier nach dem Städtchen Ligny verlegt, wo ein baieriſches Etappen-Bataillon die Ehrenwache gab. Schon von Commercy aus führt der Weg durch die Defileen des Argonnenwaldes oder doch ſeiner Ausläufer. Dieſe Berg- und Waldpartieen waren, ſelbſt in der jetzigen Jahreszeit (die allerdings bis vor einigen Tagen außergewöhnlich milde und ſonnige Tage brachte), in ihrer landſchaftlichen Mannichfaltigkeit von hohem Genuß, die Straßen dabei in vortrefflichem Zuſtande und die Truppen in beſter Stimmung. Die Bevölkerung zeigte ſich von Commercy aus gegen die Mannſchaften wenigſtens nicht von feindlicher Haltung; ſeit dem Vormarſche der Kronprinzlichen Armee hatte ſie keine Durchmärſche mehr gehabt; es war alſo kein Mangel an Lebensmitteln fühlbar und das Vorhandene gaben die Leute bereitwillig. Wenn auch die Gegend von Commercy, wenigſtens nach dem allgemeinen Ueberblick, landwirthſchaftlich nicht beſonders ergiebig zu ſein ſchien, ſo iſt ſie es deſto mehr an mineraliſchen Produkten; die Eiſen-Induſtrie iſt ein dominirender Zweig der Erwerbsthätigkeit und die Bevölkerung vorzugsweiſe eine Fabrikbevölkerung. So in Montier ſur Saulx, einem Dorfe von etwa 1000 Einwohnern, wo das Hauptquartier am 5. November aufgeſchlagen wurde.

Am 6. früh brachen wir von Montier ſur Saulx auf, um Joinville zu erreichen. Auf dem Wege dorthin hörten wir aus der Ferne Geſchützfeuer. Daſſelbe rührte von dem Zuſammenſtoß eines Theiles des III. Corps mit Franctireurs und Mobilgarden bei dem Dorfe Bologne her; unſere Truppen gaben Feuer auf ſie, worauf ſie ſich zurückzogen. Am andern Tage hielten ſie bei Bretenay Stand; die Affaire war nicht unerheblich; auf franzöſiſcher Seite waren 70 Todte, 40 Verwundete, auf preußiſcher Seite kein Verluſt. Namentlich war hier das 48. Infanterie-Regiment engagirt. Am nächſten Tage wurden in Joinville einzelne, höchſt wahrſcheinlich aus dieſer Affaire verſprengte Individuen von unſeren Soldaten gefangen eingebracht. Die Leute ſahen verzweifelt aus, trugen die gewöhnliche Kleidung der Landleute der Gegend und waren ſämmtlich bewaffnet, wenn auch unregelmäßig. Sie gaben ſich für Mobilgarden aus; ein Maire war unter ihnen. Dieſen Leuten iſt die Waffe von der Furcht in die Hände gedrückt worden. Wie man uns aus guter franzöſiſcher Quelle verſichert, hat der Präfect von Vignorry den Einwohnern mit Niederbrennung der Ortſchaften gedroht, wenn ſie ſich nicht bewaffnen und in die Mobilgarden eintreten würden. Joinville iſt ein

Städtchen von etwa 4000 Einwohnern im Departement Haut-Marne, prachtvoll mitten in Bergen gelegen, und war früher ein Beſitzthum der Familie Orleans. In den Tagen des 5. und 6. November wurde von unſeren Pionieren auch die Eiſenbahn, die ſich von der großen Oſtbahn abzweigt und über St. Dizier und Joinville nach Chaumont und Langres führt, wieder hergeſtellt und fahrbar gemacht, wodurch namentlich das Nachſchieben der Proviantcolonnen für die vormarſchirenden Corps weſentlich erleichtert wird.

Von Doulevant-le-Chateau aus, wohin das Hauptquartier am 8. November vorrückte, befand man ſich auf hiſtoriſchem Boden; in demſelben Schloſſe, welches diesmal Prinz Friedrich Karl bewohnte, hatte am 28. Marz 1814 Napoleon I. Quartier genommen und hier die Nachricht von dem Marſche der Verbündeten auf Paris erhalten. Die Einwohner von Doulevant hatten ſeit 1814 keine deutſchen Truppen mehr geſehen, und erwarteten uns angſtvoll; ſie wurden aber freudig überraſcht, als ſie bald das Gegentheil von dem kennen lernten, was ſie gefürchtet hatten. Bald waren die franzöſiſchen Einwohner einſtimmig in dem Lobe unſrer Mannſchaften, in der Anerkennung der preußiſchen Disciplin, für die ſie nicht genug der Worte finden konnten. Den Worten der Leute entſprechend, war auch ihre Haltung.

Auf der Straße, auf welcher ſich vor 56 Jahren die preußiſchen Colonnen in Bewegung geſetzt hatten, über la Rothière, ging am 9. November der Marſch des Hauptquartiers nach Brienne, demſelben Orte, von dem aus Bonaparte als damaliger Zögling der Artillerieſchule ſeine Laufbahn begann. Brienne beſitzt vor der Mairie eine Bronce-Statue Napoleons I. als Militairſchüler und eine zweite hiſtoriſche Merkwürdigkeit in dem impoſanten Schloſſe, welches ſich weſtlich von der etwa zweitauſend Einwohner zählenden Stadt auf einem Hügel erhebt und gegenwärtig einem Prinzen von Beauffremont gehört. In dieſem Schloſſe hatte Blücher an dem Tage der Schlacht von Brienne ſein Hauptquartier aufgeſchlagen; hier geſchah jener Ueberfall von Seiten der Franzoſen, dem Blücher und Gneiſenau nur durch ſchleunigſte Flucht nach der Stadt hinab entkamen. Hier hatte auch jetzt der Höchſtcommandirende mit ſeinem Generalſtabe Quartier genommen.

Am nächſten Tage, Donnerſtag den 10., brachen wir auf, um Troyes zu erreichen. Als die Unſren der Stadt ſich näherten, trafen ſie, etwa zwei Kilometer von derſelben entfernt, auf tiefe Gräben, aufgehäufte Sandſäcke, Schanzaufwürfe, die den Zweck gehabt hatten, dem Vordringen der Preußen Einhalt zu thun; doch war der Grabenabſchnitt, welchen unſre Truppen, um in die Stadt zu gelangen, paſſiren mußten, wieder aufgefüllt, ſo daß dieſelben ungehindert ihren Marſch fortſetzen konnten. Es gab nämlich in Troyes, wie wir ſpäter erfuhren, eine Heißſporn-Partei, welche die alte Römerſtadt durchaus in Vertheidigungszuſtand ſetzen und dieſelbe dem Schickſale eines feſten Platzes preisgeben wollte; doch gewann der verſtändigere und beſſere Theil der Bevölkerung, an deſſen Spitze der Maire ſtand, die Oberhand und die Hinderniſſe wurden hinweggeräumt. In unmittelbarer Nähe des Thores ſetzte ſich Prinz Friedrich Karl an die Spitze des oſtpreußiſchen Cüraſſier-Regiments Nr. 3 und hielt mit demſelben und Theilen der 18. ſowie 25. (Großherzoglich heſſiſchen) Diviſion in die alte Stadt Troyes ſeinen Einzug. Auf dem Platz vor der impoſanten Kathedrale blieb der Prinz halten und ließ die Truppen vorbeimarſchiren. Die Haltung und das Ausſehen derſelben war nach einem faſt vier Monate währenden Feldzuge, nach den unſäglichen Strapazen der Cernirung von Metz, über alle Erwartung gut, und ſämmtlich ſchienen ſie von dem frohen Gefühle beſeelt, die Träger eines Waffenruhmes zu ſein, der ſie bis hierher, faſt in das Herz von Frankreich, ſiegreich geführt hatte.«*)

Das Hauptquartier verblieb in Troyes bis zum 14.; aber ſchon am Einzugstage ſelbſt (10.) traf ſeitens des Obercommando's in Verſailles die telegraphiſche Meldung von dem Treffen bei Coulmiers und der Räumung Orleans' ein, eine Nachricht, an die zugleich die Aufforderung zu beſchleunigtem Vorrücken geknüpft wurde. Auf dieſe Aufforderung hin, ordnete Prinz Friedrich Karl ſofort an, daß

das IX. Corps und die 1. Cavallerie-Diviſion am 14. ſchon Fontainebleau,

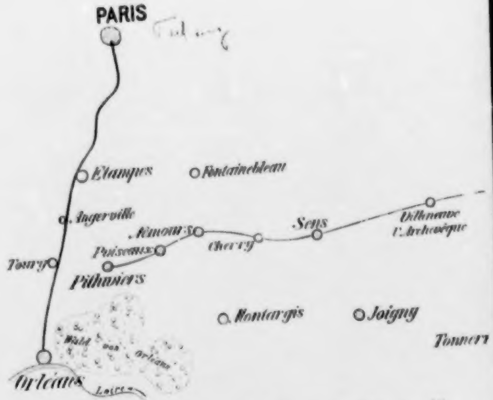
das III. Corps am 18. Nemours,

das X. Corps am 19., über Chatillon und Tonnerre, Joigny

erreichen ſolle. Dieſen Anordnungen wurde nachgekommen; das IX. Corps inſonderheit erfüllte glänzend die Marſchleiſtung, die ihm zugemuthet werden mußte. Das Hauptquartier folgte den voraufeilenden Colonnen, war am

---

*) Unter den Regimentern der 18. Diviſion, v. Wrangel, die ihren Einzug in Troyes hielten, befand ſich auch das 2. ſchleſiſche Grenadier-Regiment Nr. 11, das bei Vionville ſo ſchwer gelitten und erheblich über ein Drittel ſeiner Mannſchaften eingebüßt hatte. Der Prinz Feldmarſchall gab ſofort Befehl, daß die Offiziere des 11. Regiments an ihn herantreten möchten, weil er ſie ſprechen wollte. Nachdem ſie ſich um ihn geſammelt hatten, ſagte er zu ihnen: »Meine Herren, ich benutze dieſe erſte Gelegenheit, wo ich Sie ſehe, um Ihnen meinen Dank auszuſprechen über Ihr Verhalten am 16. Auguſt. Eine Diviſion hatte ein ſchweres Gefecht bei Gorze. Es kam alles für den Erfolg des Tages darauf an, das Gefecht an dieſem Punkte zu retabliren. Ihr Regiment griff mit großer Bravour ein und führte das glückliche Reſultat des 16. weſentlich durch ſein Auftreten herbei. Ich ſpreche Ihnen meinen Dank aus; Sie haben große Verluſte erlitten, Ihr Regiments-Commandeur, Oberſt v. Schöning, der ſelbſt gefallen iſt, war mir perſönlich befreundet. Dieſe Verluſte waren aber für das Ganze von entſcheidendem Erfolge. Ich bitte Sie, dies den abweſenden Cameraden in meinem Namen zu ſagen.« — Hierauf drückte er dem Regiments-Commandeur, Oberſt v. Klein, in ſehr herzlicher Weiſe die Hand und verabſchiedete ſich von den Offizieren.


PARIS
Etampes
Fontainebleau
Angerville
Nemours
Sens
Villeneuve l'Archevêque
Puiseaux
Cherry
Toury
Pithiviers
Montargis
Joigny
Tonnerr
Wald von Orleans
Orleans
Loire

14. Abends in Villeneuve l'Archevêque, am 15. oder 16. in Sens, am 18. in Cherry, am 19. in Nemours, am 20. in Puiſeaux.*)

An dieſem Tage (20.) hatte die II. Armee bereits Fühlung mit dem Feinde: die Loing-Linie war theils erreicht, theils überſchritten:

das IX. Corps, am meiſten vorgeſchoben, ſtand, ſeit dem 17., bei Angerville, die große Straße Orleans-Paris ſchließend;

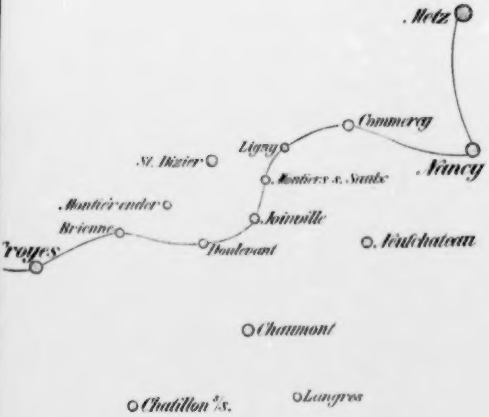
das III. Corps hatte Pithiviers erreicht;

das X. Corps ſtand bei Montargis am Loing.

In einem Viertel-Kreis war der Feind, der im Weſentlichen den Orleans-Wald und ſeine unmittelbaren Umgebungen beſetzt hielt, durch dieſe unſre Poſitionen umſtellt; ſieben Tage ſpäter war aus dem Viertel-Kreis ein Halb-Kreis geworden, indem die mittlerweile von der Sarthe her wieder heranbeorderte, vorläufig dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl mitunterſtellte Armee-Abtheilung des Großherzogs, den Orleans-Wald auch von

---

*) Nur die Links-Hälfte der vorſtehenden, über zwei Seiten ſich ausdehnenden Karte ſteht an direct paſſender Textesſtelle, während die Rechts-Hälfte vorher zu Seite 458 gehört. Wir haben beide Kartenhälften aber erſt hier gegeben, um einen Ueberblick über den Geſammt-Vormarſch von Metz bis in die Nähe von Orleans (Pithiviers und Angerville) zu ermöglichen.

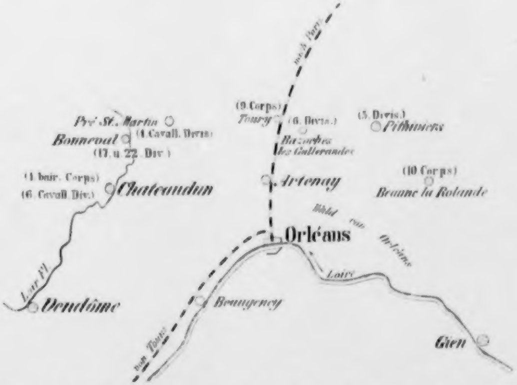

Metz
Commercy
Ligny
Nancy
St. Dizier
Montiers s. Saulx
Montierender
Joinville
Brienne
roves
Doulevant
Neufchateau
Chaumont
Chatillon s/s.
Langres

Nordweſten her einzuſchließen begann. Am 27. Abends war die Poſition unſrer geſammten, zur Bekämpfung der feindlichen Loire-Armee, beziehungsweiſe zur Wiedereroberung von Orleans bereitſtehenden Streitkräfte, die folgende:

Weſtlich der Eiſenbahn Paris-Orleans:
- das I. baieriſche Corps und die 6. Cavallerie-Diviſion bei Chateaudun;
- die 17. und 22. Diviſion bei Bonneval;
- die 4. Cavallerie-Diviſion bei Pre St. Martin.

Oeſtlich der Eiſenbahn, beziehungsweiſe an derſelben:
- das IX. Corps bei Toury;
- das III. Corps (6. und 5. Diviſion) bei Bazoches les Gallerandes und Pithiviers;
- das X. Corps bei Beaune la Rolande;
- die 1. und 2. Cavallerie-Diviſion in Front der drei Armee-Corps.

So die Stellung am 27. Für den 28. war eine Linksſchiebung der II Armee angeordnet, die bei dem III. und IX. Corps auch zur Ausführung kam; das X. Corps aber wurde an eben dieſem Tage von überlegenen


nach Paris
(9. Corps)
Toury
(6. Divis.)
Bazoches les Gallerandes
(5. Divis.)
Pithiviers
Pré St. Martin
Bonneval
(4. Cavall. Divis.)
(17. u. 22. Div.)
(1. bair. Corps)
(6. Cavall. Div.)
Chateaudun
Artenay
(10 Corps)
Beaune la Rolande
Wald von Orléans
Orléans
Loire
Loir Fl.
Vendôme
Beaugency
nach Tours
Gien

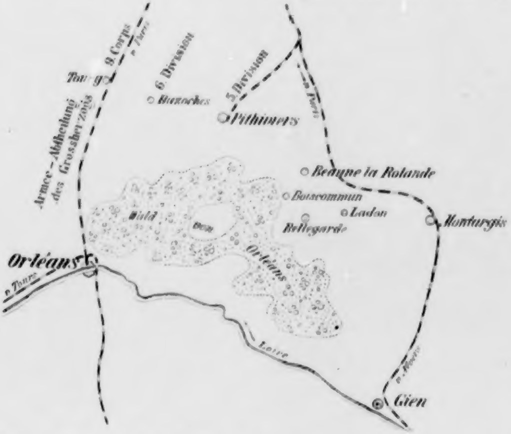
feindlichen Streitkräften angegriffen und hatte ſich dieſes Angriffs zu wehren. Es war dies das Treffen bei Beaune la Rolande, zu deſſen Schilderung wir nunmehr übergehn.

Das Treffen bei Beaune la Rolande

am 28. November.

Die franzöſiſche Loire-Armee, ſeit dem 9. November (Tag von Coulmiers) von zwei Armee-Corps auf fünf gewachſen, glaubte ſich gegen Ende des Monats ſtark genug, einen energiſchen Verſuch zur Befreiung der Hauptſtadt unternehmen zu dürfen. Ihr Obercommandeur, General Aurelle de Paladines, entwarf den entſprechenden Plan. Zwei der ihm unterſtellten Corps, das XV. und XVII., deren Action durch das bei Le Mans ſtehende XXI. Corps nöthigenfalls unterſtützt werden konnte, wurden auserſehen, die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg, allenfalls auch das derſelben zunächſt ſtehende IX. Armee-Corps im Schach zu halten, während den drei verbleibenden Armee-Corps, dem XVI., XVIII. und XX., die Aufgabe zufiel, den linken Flügel der II. Armee zu durchbrechen und in forcirten Märſchen, am rechten Ufer des Loing hin, erſt an dem Walde von Fontainebleau, dann an Melun vorbei, die Süd- oder Oſtfront von Paris zu erreichen. Den linken Flügel unſrer II. Armee bildete das bei Beaune la Rolande ſtehende X. Armee-Corps, General v. Voigts-Rhetz. Dies alſo mußte von der auf den 28. November feſtgeſetzten Bewegung gegen Norden zuerſt getroffen werden. Und ſo geſchah es.

Am 28. früh (ein trüber, nebeliger Morgen) debouchirte der Feind in ſtarken Colonnen aus dem »Walde von Orleans« und ging auf drei Straßen, über Boiscommun, Bellegarde und Ladon gegen Beaune la Rolande vor. Das X. Corps war darauf angewieſen, dieſem Angriff aus eigner Kraft zu widerſtehn. Wenigſtens auf Stunden hin. Der Truppentheil, der zunächſt Hülfe bringen konnte, war die bei Pithiviers, alſo in Entfernung von etwa drittehalb Meilen ſtehende 5. Diviſion.

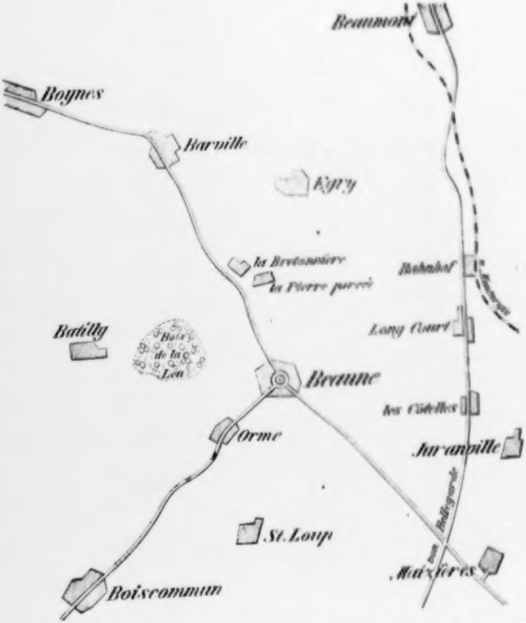

9. Corps
v. Paris
6. Division
Toury
5. Division
Bazoches
Pithiviers
v. Paris
Armee-Abtheilung des Grossherzogs
Beaune la Rolande
Boiscommun
Ladon
Bellegarde
Montargis
Wald von Orleans
Orléans
v. Tours
Loire
v. Nevers
Gien

General v. Voigts-Rhetz verfügte über die drei Brigaden ſeines Corps (die vierte, in Chaumont zurückgeblieben, war erſt im Anmarſch auf Montargis) im Weſentlichen wie folgt:

Brigade Wedell, Regimenter 16 und 57, beſetzt mit dem 16. Regiment die Stadt, mit dem 57. Regiment den Abſchnitt zwiſchen Batilly und St. Loup;

Brigade Valentini, Regimenter 56 und 79, links anſchließend (die Front iſt gen Süden), nimmt in dem Abſchnitt zwiſchen St. Loup und Juranville,

Brigade Lehmann, Regimenter 78 und 91, in dem Abſchnitt zwiſchen Juranville und dem Bahnhof Stellung.

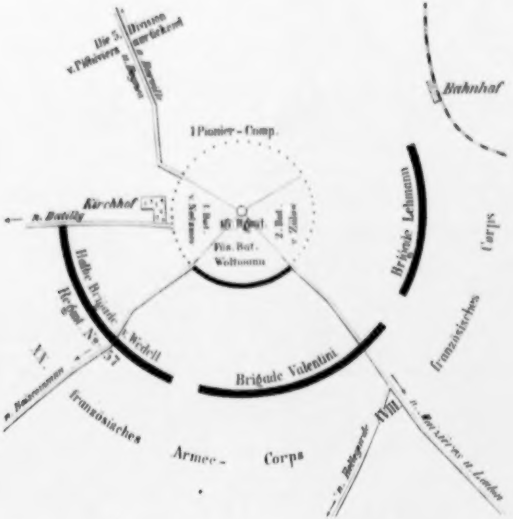

Beaumont
Boynes
Barville
Egry
la Bretonnière
la Pierre percé
Batilly
Bois de la Leu
Beaune
Bahnhof
Long Cour
les Cotelles
Juranville
Orme
St. Loup
Boiscommun
Maizières
nach Bellegarde

Die Artillerie des Corps (70 Geſchütze) war bei den Brigaden vertheilt: 12 Geſchütze bei der rechten Flügel-Brigade Wedell, 10 Geſchütze bei der linken Flügel-Brigade Valentini, 48 Geſchütze bei der Reſerve-Brigade Lehmann.

Die Karten, die wir unmittelbar vor- und nachſtehend geben, ergänzen ſich untereinander, und während die eine die Oertlichkeiten und den Lauf der Straßen correkt wiedergiebt, iſt die nebenſtehende bemüht lediglich ein Bild der Aufſtellung zu geben.

Der Feind ging umfaſſend vor und griff unſre Poſition, von Weſten, Süden und Oſten her, halbkreisförmig und zwar ziemlich gleichzeitig an.

Das XX. Corps, General Crouzat, auf den von Boiscommun und Bellegarde heranführenden Straßen avancirend, ſchob ſich mit der Diviſion


Die 5. Division
v. Pithiviers
1 Pionier-Comp.
Bahnhof
Kirchhof
n. Batilly
1. Bat.
2. Bat.
Füs. Bat.
Woltmann
Brigade Lehmann
Corps
Halbe Brigade v. Wedell
Regmt. No. 57
XX.
n. Boiscommun
französisches
Armee-
Corps
Brigade Valentini
französisches
XVIII
n. Bellegarde
n. Maizières u. Ladon

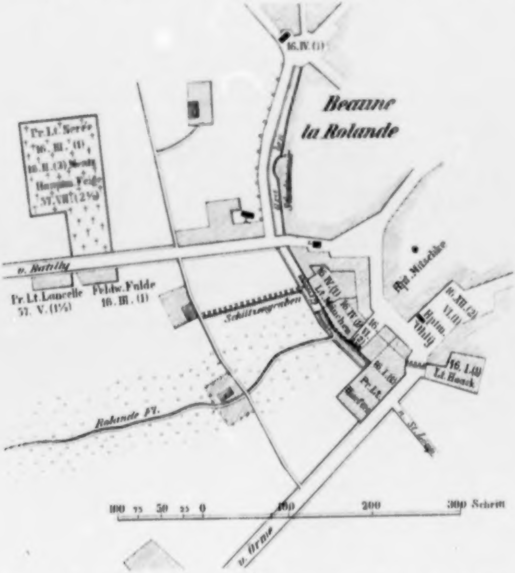
Polignac bis nach Batilly hinauf, ſchwenkte rechts und drang gegen die Brigade Wedell, zunächſt alſo gegen das außerhalb der Stadt ſtehende Regiment Nr. 57 vor; andre Abtheilungen eben deſſelben zwanzigſten Corps trafen den rechten Flügel der Brigade Valentini, welche letztere jedoch (Brigade Valentini), in ihren vorgeſchobenen Poſitionen Juranville und les Côtelles, vor allem dem Anſturm der von Ladon und Maizières aus heranmarſchirenden Brigaden Robert und Leclaire des achtzehnten Corps zu begegnen hatte.

Der Erfolg dieſes umfaſſenden Vorgehens, zu dem im Ganzen ſeitens des Feindes vier ſtarke Diviſionen (drei vom XX., eine vom XVIII. Corps) verwendet wurden, war an den verſchiedenen Stellen ein verſchiedener. Am dieſſeitigen linken Flügel hielt ſich die aus der Reſerve-Brigade Lehmann unterſtützte Brigade Valentini bis zuletzt, und ſah ſich nur gezwungen, die in Front ihrer eigentlichen Poſition gelegenen Punkte Juranville und les Côtelles, nach langem hartnäckigen Kampfe — den der Feind bei les Côtelles mit drei friſchen, aus Algier eingetroffenen Bataillonen führte — zu räumen; am dieſſeitigen rechten Flügel jedoch mußten unſre drei Bataillone 57er theils vor dem maſſenhaften Andrängen, theils vor der weit ausholenden Ueberflügelung der Diviſion Polignac weichen und die einzig verbliebene von Beaune nach Barville führende Rückzugslinie zu gewinnen ſuchen, dieſelbe Linie, auf der auch der Anmarſch der hülfebringenden 5. Diviſion erwartet wurde.

Dies etwa gegen Mittag ſtattfindende Zurücknehmen unſres rechten Flügels auf der ganzen Viertelkreis-Linie von Batilly bis St. Loup würde gleichbedeutend geweſen ſein mit einem erſten Schritt zu unſrer Niederlage, wenn nicht einerſeits (wie faſt in all den zahlreichen Kämpfen, die wir noch zu ſchildern haben werden) die Haltung unſrer Artillerie, andrerſeits die glänzende Bravour des den Ort Beaune beſetzt haltenden 16. Regiments, inſonderheit des 1. Bataillons v. Natzmer, die Gefahr beſchworen hätte. Aller Vortheile unerachtet, die der Feind an der ganzen weſtlichen Hälfte des Zirkels zu erringen gewußt hatte, gelang ihm doch zweierlei nicht. Er vermochte weder unſre Rückzugslinie zu durchſchneiden, noch in Beaune ſelbſt einzudringen. Wir geben in Nachſtehendem, unter Zugrundelegung eines Berichts des Hauptmanns v. Natzmer, eine Schilderung der Ortsvertheidigung.

Die Vertheidigung der Weſthälfte von Beaune la Rolande.

„. . . Beaune war für die drei Bataillone des 16. Regiments durch den Führer deſſelben, Oberſtlieutenant Sannow, in Reviere eingetheilt worden. Das 1. Bataillon, unter meinem Commando, hatte danach den nach Orme führenden Hauptausgang und alles, was unmittelbar weſtlich und nördlich davon gelegen iſt, zu halten. Man nahm an, daß wir nur in der Front, welche nach Süden zeigte, vom Feinde bedroht wären, unſere rechte Flanke aber durch das III. Corps, welches rechts von uns ſtand, gedeckt ſei. In Erwägung indeſſen, daß der linke Flügel dieſes Corps noch zwei Meilen von Beaune entfernt war, mußte ſich das 1. Bataillon für alle Fälle auch in der Flanke ſichern. Zu beiden Seiten des Ausganges nach Orme wurden von mir zwei Züge der 1. Compagnie, weſtlich davon in einem Garten ebenſo viele Mannſchaften der 4. Compagnie als Schützen hinter Mauern logirt: jener Ausgang ſelbſt und eine offene Stelle zwiſchen beiden Compagnieen wurden verbarrikadirt. Einen Zug der 3. Compagnie (Premier-Lieutenant v. Nerée) beorderte ich in einen Schützengraben, welcher auf dem ſich anſchließenden Stücke freien Feldes hergerichtet war; die beiden anderen Züge ließ ich die folgende Reihe Häuſer, welche dieſe Seite des Ortes beſchließen, und den nördlich davon belegenen, die ganze Weſtſeite beherrſchenden, ummauerten Kirchhof beſetzen, von dem aus auch der Zugang zu den Parallelſtraßen zu beſtreichen iſt, welche zwiſchen jenen Häuſern und dem Kirchhofe und nördlich von dieſem aus der Stadt führen. Hier im Norden, wo ſich die Wege nach Egry und Barville theilen, wurde der dritte Zug der 4. Compagnie aufgeſtellt. Die ſüdlich vom Kirchhofe laufende Straße war die einzige Communication für meine Poſitionen. Sie geht der Ortliſière entlang und mündet am Orme-Ausgange. Ueberall hatten wir uns vertheidigungsmäßig eingerichtet, Mauern abgetragen, Schießſcharten eingeſchnitten, Banketts errichtet. Jedes Haus, jedes Gehöft war eine Feſtung.*)


16. IV. (1)
Beaune
la Rolande
Pr. Lt. Serée
16. III. (1)
16. II. (3)
37. VII. (2½)
v. Batilly
Pr. Lt. Lancelle
37. V. (1½)
Feldw. Falde
16. III. (1)
Schützengraben
16. IV. (1)
Lt. München
16. IV. (2)
16. II. (2)
16. XII. (2)
VI. (1)
Hptm.
16. I. (3)
Lt. Haack
16. I. (2)
Pr. Lt.
Rolande Fl.
100 75 50 25 0 100 200 300 Schritt
v. Orme

Der Anmarſch von Boiscommun her geſchah mit großer Schnelligkeit; doch lagen unſre Leute ſchon im Anſchlage, als die Colonnen des Feindes, die Anfangs nur in der Front (von Süden her) erſchienen waren, auch aus dem Gehölze traten, welches Beaune im Weſten, nach

---

*) Auf unſrer vorſtehenden Karte bedeutet 16. I. (1) 16. Regiment 1. Compagnie 1. Zug. Hiernach werden alle Zahlenangaben zu verſtehen ſein.

Batilly zu, umgiebt. Auf meine Bitte um Verſtärkung ſchickte Oberſtlieutenant Sannow dem Bataillon die 6. (Hauptmann Mitſchke), ſpäter auch noch theilweis die 12. Compagnie (Hauptmann Ohly) zu; die 2. Compagnie (Premier-Lieutenant Mentz), konnte jetzt als Soutien an den gerade bedrohten weſtlichen Ausgang gezogen werden. Anderthalb Compagnieen des 57. Regiments, welche von Vorpoſten kamen, wurden von mir feſtgehalten und placirt: die Compagnie des Hauptmanns Feige in und um den Kirchhof, die Halb-Compagnie des Premier-Lieutenant Lancelle in den Häuſern gegenüber.

In unſerem Gewehrbereiche zogen ſich nunmehr unſere Gegner in hellen Haufen mit vielen Seitenbewegungen auseinander, wobei wir ſie, ihre Entwickelung zu ſtören, lebhaft beſchoſſen. Am andern Morgen fanden wir ſie Mann an Mann niedergeſtreckt, faſt in derſelben Ordnung, in welcher ſie angerückt waren. Auch unſre Artillerie, welche vor dem Kirchhofe aufgefahren war, hatte einige Schüſſe abgegeben, konnte ſich aber auf dem freien Felde nicht halten. Dagegen begann jetzt das feindliche Granatfeuer, welches, von zwei und mehr Seiten kommend (Orme und Batilly), unſere Poſitionen vollſtändig kreuzte. Die Franzoſen ſchoſſen brillant und unabläſſig. Sie kämmten die Kirchhofsmauer in ihrer ganzen Länge ab, fegten unſre einzige Communicationslinie, die Weſtſtraße, entlang, ſchoſſen die Häuſer in Brand, in welchen ſich Premier-Lieutenant Lancelle mit ſeinen anderthalb Zügen befand, und zerſtörten die Mauerpoſitionen der 1. und 4. Compagnie. Auch in der Nähe der Barrikaden, wo unſre Soutiens ab und zu Gelegenheit fanden, mit Salven und Schnellfeuer in das Gefecht einzugreifen, gabs brennende Häuſer. Schon begann der Feind unſre Rückzugslinie nach Egry mehr oder minder zu beherrſchen. Wir waren umſtellt, wenn nicht abgeſchnitten.

Für alle Fälle die ſchleunige Ueberbringung etwaiger höherer Anordnungen zu ſichern, ſtationirte ich den Adjutanten des Bataillons beim Oberſtlieutenant Sannow, welcher (in derſelben Lage wie wir) mit den beiden anderen Bataillonen des Regiments im Gefechte war. Sehr ſtark ſpielte eben jetzt auch das feindliche Kleingewehrfeuer, namentlich aus den vorliegenden Gehöften. Wir mußten es erwidern, ſchon um uns thätig zu erweiſen. Aber unſre Patronen, von denen jeder Mann, bei Beginn des Gefechts, achtzig gehabt hatte, gingen zu Ende. Von allen Seiten trafen die gleichen Meldungen ein; es war ein peinlicher Moment. Eine Zeit lang mußten die Soutiens mit ihrem Ueberfluſſe aushelfen. Auch ließ ich den Leuten, welche ſich, hinter der Front, vereinzelt im Orte befanden, ſämmtliche Patronen abnehmen und im Kugelregen, durch Freiwillige, den Schützen überbringen. Aus der Wache des Ortes, ſowie aus ſonſtigen Abcommandirten und Verſprengten wurde ein neues Soutien gebildet, da, nach einer Meldung des Lieutenants v. Nerée, auf dem Kirchhofe eine neue Verſtärkung nöthig war.

So hielten wir uns. Trotz immer neuer ins Gefecht geführter Bataillone, trotz immer härterer Vorſtöße konnte der Feind nichts an Terrain gewinnen. Auf der Südſeite avancirte er bis auf 100 Schritt gegen die Poſition gegenüber dem Kirchhofe und wurde niedergemacht. Endlich ſchlug uns die Befreiungsſtunde. Aber es dunkelte ſchon, als das Erſcheinen des III. Corps die Sachlage zu unſern Gunſten änderte. In demſelben Augenblick, wo wir der braven Brandenburger anſichtig wurden, ließ ich — ſchon um unſre eigenen Leute bei Stimmung zu erhalten — auf der ganzen Linie lebhafte Hochs ausbringen. Der Feind machte noch einen letzten Verſuch; dann trat er ſeinen Rückzug an.«

Das Eingreifen des III. Corps (5. Diviſion) in das Gefecht war der Ausſchlag gebende Moment; wir ſchließen unſre Darſtellung mit Schilderung deſſelben.

Die 5. Diviſion bringt die Entſcheidung.

Die 5. Diviſion ſtand in Nähe von Pithiviers, als gegen 10 Uhr ſtarker Kanonendonner von Beaune la Rolande herüberſchallte. Zu gleicher Zeit wurde in Folge eingegangener Meldungen alarmirt, und die Diviſion rückte bis an den Abſchnitt Briare-Yevre vor. Dies war um Mittag. Um 2 Uhr erfolgte der Weitermarſch auf Beaune, mit dem Befehle anzugreifen, ſo wie auf den Feind geſtoßen würde. Eine halbe Stunde ſpäter (2½) wurde Barville erreicht und Generalmajor v. Schwerin übernahm nunmehr die Führung der ins Gefecht eintretenden Truppentheile. Es waren dies: die 10. Brigade (Regimenter 12 und 52), das 3. Jäger-Bataillon, die 1. Fußabtheilung des brandenburgiſchen Feldartillerie-Regiments und die 1. Escadron vom Dragoner-Regiment Nr. 12. Raſch wurde disponirt. Im Centrum avancirten die Batterieen, rechts das 52. Regiment, links die 3. Jäger; im zweiten Treffen folgte das 12. Regiment. General v. Schwerin, alsbald wahrnehmend, daß der Feind nicht recht Stand halte, feuerte zu ſtetem Avanciren an, was auch bis 4½ Uhr Nachmittags ununterbrochen in ſüdlicher Richtung geſchah. Um dieſe Zeit nahm das Füſilier-Bataillon 52 (Major Blum) im Verein mit Abtheilungen 57. Regiments das öſtlich der Straße, ſüdlich von Pierre percée liegende Gehölz, wodurch es den Batterieen geſtattet wurde, mehr vorwärts und näher an die Chauſſee zu rücken, um hier, bei beſſerer Ueberſicht, einen aufs Neue gegen Beaune ſich richtenden Weſt-Angriff zu coupiren. Dieſer Angriff, erſichtlich mit friſchen Truppen unternommen, erfolgte mit ſolcher Energie, daß eine der hier ebenfalls ſeit Stunden im Feuergefecht ſtehenden Batterieen des 10. Corps (unter Drangebung eines Geſchützes, das ſämmtliche Pferde und Bedienungsmannſchaften eingebüßt hatte) zurückgenommen werden mußte. Dieſem feindlichen Angriff ſuchte jetzt das 52. Regiment, Oberſt v. Wulffen, durch einen kräftigen Vorſtoß zu begegnen, und es gelang ihm, den Feind zum Rückzug zu zwingen. Das kaum eroberte Geſchütz, von dem er (der Feind) nur Verſchluß und Aufſatz mitzunehmen im Stande war, mußte nunmehr ſeinerſeits zurückgelaſſen werden und konnte am andern Morgen in Marcilly der 1. leichten Batterie der 10. Artillerie-Brigade wieder übergeben werden.

Der Rückzug des Feindes wurde jetzt Flucht. Als es ſchon dunkelte, ſuchte er, durch einen abermaligen Vorſtoß, wenigſtens unſer Nachdrängen zu hindern, aber das 12. Infanterie-Regiment, das jetzt, in Ablöſung des 52., die Tête genommen hatte, warf ihn zurück und nahm ihm eine beträchtliche Anzahl Gefangener ab.

Um 5 Uhr war das Gefecht auf allen Theilen des weitgeſpannten Schlachtfeldes beendet.*)

Der Morgen des 29. ſah die Vorpoſten vor Beaune wieder in ihrer alten Stellung; zugleich nahmen wir wahr, welche enorme Verluſte der voraufgehende Tag dem Feinde auferlegt hatte. Ein Leichenfeld, wie ſelbſt dieſer blutige Krieg ihrer nur wenige geſehen haben mag, war der ganze Umkreis der Stadt. Zwiſchen 12- und 1500 Todte, nach oberflächlicher Zählung, wurden im Laufe des 29. begraben; bis auf 1900 war im Laufe des Nachmittags die Zahl der Gefangenen angewachſen. Weithin wurden, in den erſten Dezembertagen, die Dörfer voll verwundeter Franzoſen gefunden. Ein detaillirter, um eben dieſe Zeit in unſre Hände gefallener Bericht giebt allein den Verluſt der beiden, an der Südoſtſeite der Stadt im Gefecht geweſenen Brigaden Robert und Leclaire vom **XVIII.** Corps, einſchließlich der drei friſch aus Algier eingetroffenen Linien-Infanterie- und Turco-Bataillone, auf 39 Offiziere und 1646 Mann an. »Es ſcheint nicht übertrieben,« ſo ſchreibt Major v. Scherff, »wenn man die Geſammt-Einbuße der beiden franzöſiſchen Corps (**XX.** und **XVIII.**) am Tage von Beaune auf 8—10,000 Mann ſchätzt.«

Dem gegenüber verloren wir 30 Offiziere und 909 Mann, wovon 27 Offiziere und 797 Mann auf das X. Corps entfallen.

---

*) Nur einmal flackerte der Kampf noch auf. Der Abend war ſchon hereingebrochen, und die Offiziere einer Abtheilung 16er ermahnten eben ihre Leute, bei der völligen Dunkelheit, die herrſchte, nicht gleich zu ſchießen, wenn ſich irgend ein Geräuſch, das möglicherweiſe von vorübergehenden Truppen unſeres III. Corps herrühren könne, an der Liſière der Stadt vernehmen laſſe, als auch bereits ein erneutes en avant! en avant! in unmittelbarſter Nähe laut wurde. Es war noch einmal der Feind. Ein Schnellfeuer begrüßte ihn. Nur wenige Minuten, dann war alles ſtill. Der kommende Morgen zeigte am Fuß der Barrikade und wenige Schritte davor die übereinandergeſtürzten Leichen einer Anzahl Franzoſen, darunter drei mit ihren Pferden hier erſchoſſene Mobilgarden-Offiziere.

Daß auch dieſes Gefecht franzöſiſcherſeits zum Gegenſtand perſönlicher Angriffe und Rechtfertigungen gemacht worden iſt, kann nicht Wunder nehmen. Es ſcheint, daß der Angriff auf eine direct an die Commandeure des XX. und XVIII. Corps gerichtete Ordre Gambetta's hin, und zwar mit Umgehung des Oberbefehlshabers der Loire-Armee, General Aurelle de Paladines, erfolgte. So hatte denn die Regierung ſelbſt ein Intereſſe, die Verantwortung von ſich ab und einem andern zuzuwälzen. Dies geſchah dadurch, daß dem Commandirenden des XV. Corps, General de Vallières, Schuld gegeben wurde, den Angriff auf Beaune la Rolande nicht durch eine Diverſion gegen Pithiviers (um unſer III. Corps im Schach zu halten) genügend unterſtützt zu haben. Dieſer Vorwurf iſt nicht ganz ungegründet. Andrerſeits war General de Vallières zu der Erwiderung berechtigt, „daß er — ganz abgeſehen von ſeiner weit auseinandergedehnten ſchwachen Linie im Centrum der Loire-Armee — die Generale Crouzat und Billot mit über 60,000 Mann und 138 Geſchützen für ſtark genug gehalten habe, den von ihnen beabſichtigten Angriff auf die nur durch 10,000 Mann beſetzte Beaune la Rolande-Stellung des Feindes auch ohne ſeine Hülfe ſiegreich durchzuführen.“

Der glückliche Ausgang des Treffens bei Beaune war ein Ereigniß von großer Bedeutung für den Fortgang des Krieges. Wir kommen im nächſten Kapitel darauf zurück.

Die Vereinigung der II. Armee mit der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Die feindliche Offenſive am 1. und 2., die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember.

Die Wiedereroberung von Orleans.

(Vom 29. November bis 4. Dezember.)

Der geſcheiterte Verſuch des Gegners, unſren linken Flügel zu durchbrechen, hatte auch das Scheitern ſeines Hauptplans im Geleit. Von einem Marſche nordwärts, am rechten Ufer des Loing hin, um zunächſt den Wald von Fontainebleau, dann, über Melun und Corbeil, die Südoſtecke der Hauptſtadt zu erreichen, konnte fürder nicht wohl die Rede ſein, und ſo bedeutete denn das Treffen bei Beaune la Rolande nicht blos einen partiellen Mißerfolg, ſondern einen Umſchwung der Sachlage überhaupt. Der Feind ging aus der Offenſive, die er, geſtützt auf ſein großes numeriſches Uebergewicht, geglaubt hatte ergreifen zu dürfen, in die Defenſive über. Zwar verſuchte er mit jenen drei Corps, dem XV., XVI. und XVII., die den linken Flügel, beziehungsweiſe das Centrum ſeiner Aufſtellung bildend, bei Beaune la Rolande nicht engagirt geweſen waren, noch einzelne Angriffe gegen unſre Linien, Angriffe, die nicht nur mit bemerkenswerther Energie unternommen, ſondern auch vorübergehend von Erfolg gekrönt wurden; nichtsdeſtoweniger darf man behaupten, daß dieſe Vorſtöße mehr erfolgten, um die dieſſeitige Offenſive im Schach zu halten, als in der Abſicht, die eigne Offenſive, deren Kraft bei Beaune la Rolande gebrochen war, wieder aufzunehmen. Die Vorſtöße ſelbſt geſchahen am 1. und 2. Dezember, und bilden die erſte Hälfte jener viertägigen Orleans-Kämpfe, die uns wieder in den Beſitz der Loire-Hauptſtadt ſetzten.

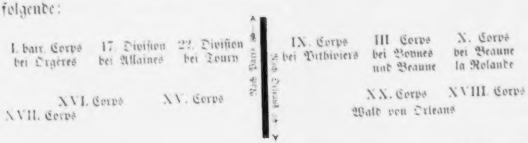
Wir gehen in Nachſtehendem zur Schilderung dieſer Kämpfe über.

Die Kämpfe vor Orleans.

Offenſive des Feindes am 1. und 2. Dezember.

Der 1. Dezember.

Unſre Stellung am 1. Dezember früh, nachdem während der letzten Novembertage die Armee-Abtheilung des Großherzogs ſich dem rechten Flügel (9. Corps) der II. Armee mehr und mehr genähert hatte, war — unter Einzeichnung auch der ohngefähren Stellung der franzöſiſchen Corps — die folgende:


I. bair. Corps bei Orgères
17. Diviſion bei Allaines
22. Diviſion bei Toury
Nach Paris
Nach Orleans
IX. Corps bei Pithiviers
III. Corps bei Boynes und Beaune
X. Corps bei Beaune la Rolande
XVI. Corps
XV. Corps
XVII. Corps
XX. Corps
XVIII. Corps
Wald von Orleans

Die Stellung der Cavallerie-Diviſionen (4., 2., 6. und 1.), die oft wechſelte, geben wir bei Schilderung der einzelnen Gefechte.

Für den 1. Dezember hatte Prinz Friedrich Karl Vorſtöße auf der ganzen Linie befohlen, die auch ausgeführt wurden, ohne, mit einer einzigen Ausnahme, zu ernſteren Rencontres zu führen. Dieſe Ausnahme lag am dieſſeitigen rechten Flügel, wo die Baiern, ehe ſie noch ihre Recognoszirungsbewegung beginnen konnten, auf der alten, von Chartres nach Orleans führenden Straße, ſo wie weſtlich derſelben, von bedeutenden Kräften angegriffen wurden. Dies führte zu dem

Gefecht bei Villepion

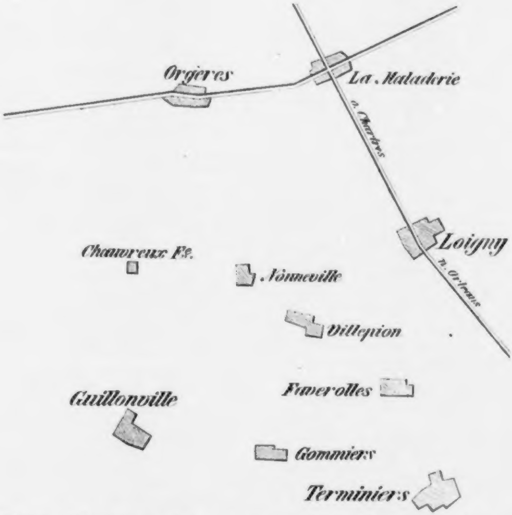
am 1. Dezember.

Das I. baieriſche Corps (ſ. die vorſtehende Aufſtellungs-Tabelle) ſtand am 1. Dezember früh am dieſſeitigen rechten Flügel bei Orgères. Befehl wurde gegeben

mit der 1. Brigade eine in Front der Hauptſtellung gelegene Linie, (der linke Flügel etwa bis Terminiers) zu beſetzen,

mit der Cüraſſier-Brigade aber das Terrain bis gegen Patay hin aufzuklären. Die 2. Brigade ſollte der 1. als Reſerve folgen.

Dieſe Bewegungen waren noch nicht vollſtändig ausgeführt, als ſich die 1. Brigade, die eben die Linie Guillonville, Gommiers, Faverolles erreicht hatte, von überlegenen feindlichen Kräften angegriffen ſah. Unter Heranziehung ſeiner bei Guillonville und Faverolles ſtehenden Flügel-Bataillone nahm Generalmajor Dietl, der bei Gommiers hielt, den Kampf an dieſer Stelle auf, zog ſich aber, um wieder Fühlung mit ſeinem Armee-Corps zu


Orgeres
La Maladerie
n. Chartres
Loigny
n. Orleans
Chauvreux Fe.
Nonneville
Villepion
Faverolles
Guillonville
Gommiers
Terminiers

gewinnen, nach kurzem Gefecht aus dieſer weit vorgeſchobenen Poſition in die Linie Nonneville-Villepion zurück. Front gegen Südweſt. Hier angekommen, disponirte er raſch dahin, daß

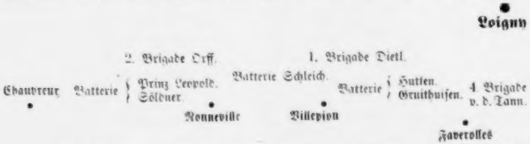
zwei Bataillone 1. Regiments und ein Bataillon des Leib-Regiments öſtlich von Villepion,

die beiden andern Bataillone des Leib-Regiments aber weſtlich deſſelben, auf Nonneville zu,

Aufſtellung zu nehmen hätten. Die Batterieen Hutten und Gruithuiſen fuhren am linken, die Batterie Schleich am rechten Flügel auf. Das 2. Jäger-Bataillon bildete die Reſerve. [Die nachſtehende Skizze giebt nur dann ein richtiges Bild, wenn man ſich nördlich ſtellt und gen Süden blickt.]

2. Jäger-Bat.
Nonneville ● **Villepion** ●
Batterie Schleich.
2 Bataillone vom Leib-Reg.
Zwei Bataillone 1. Regiments.
1. Bataillon vom Leib-Reg.
Batterie Hutten. Gruithuiſen.

So entwickelte ſich das Gefecht. Aber der mit ſtarken Maſſen nachdrängende Feind, während er uns in Front und unmittelbarer Umgebung von Villepion engagirte, zeigte ſich zu gleicher Zeit befliſſen, die ſchwache erſte Brigade von links und rechts her zu überflügeln, und würde ſeinen Zweck erreicht haben, wenn nicht, in dem bedrohteſten Moment, zunächſt die 2. Brigade v. Orff, bald darauf auch die 4. Brigade Rudolf v. d. Tann auf dem Gefechtsfelde erſchienen wären. Brigade Orff beſetzte Nonneville (3½ Uhr), Brigade v. d. Tann Faverolles. So waren unſrer Villepion-Stellung ein linker und ein rechter Flügel angewachſen, und um letztren (Nonneville) begann ſich jetzt die Action während der nächſten Stunden vorzugsweiſe zu drehen. Um ſo mehr, als der Feind ſeine Ueberflügelung von links her immer mehr auszudehnen und nach Beſetzung von Chauvreux uns auch im Rücken zu faſſen trachtete. Unſre Stellung um dieſe Zeit (4 Uhr) war etwa die folgende.



Fünf Batterieen, die Batterieen Hutten, Gruithuiſen, Schleich, Prinz Leopold und Söldner, ſtanden auf der ganzen Linie von weſtlich Nonneville bis öſtlich Faverolles im Feuer; die 4pfünder-Batterie Grundherr und die 6pfünder-Batterie Kriebel waren im Anzuge; jene ſollte rechts neben der Batterie Prinz Leopold (auf Chauvreux zu), dieſe links neben der Batterie Hutten Stellung nehmen.

Um 4½ Uhr fuhr die Batterie Grundherr auf. Kaum in Poſition, ſah ſie ſich in Folge äußerſt heftigen feindlichen Infanteriefeuers gezwungen, weiter rückwärts eine Stellung zu ſuchen. Hierbei blieb ein Geſchütz, deſſen Beſpannung zuſammengeſchoſſen war, ſtehen. Der Feind machte Miene ſich deſſelben zu bemächtigen; Abtheilungen des 2. Bataillons 11. Regiments aber, unter Premier-Lieutenant Aquilin Harrach, warfen ſich den nachdrängenden Schützenſchwärmen mit aufopfernder Bravour entgegen und ſuchten das Geſchütz zu retten, brachten es auch eine kurze Strecke zurück. Der ſchwere Ackerboden indeß hinderte ſie daran ihren Vorſatz völlig auszuführen, und erſt als Artillerie-Lieutenant Freiherr v. Stengel mit einer Protze herbeieilte, glückte es das Geſchütz in Sicherheit zu bringen.

Einen kaum minder harten Stand als die Batterie Grundherr hatte mittlerweile die links neben ihr haltende Batterie Prinz Leopold gehabt. Aus der Richtung von Chauvreux und ebenſo von Gommiers her, kamen die

Plänkler des Feindes in dichten Maſſen bis auf 600 Schritt heran und gefährdeten die Batterie aufs äußerſte, zu deren Bedeckung nur die detachirte, in Front von Ronneville ſtehende 9. Compagnie des Leib-Regiments disponibel war. Dieſe Compagnie, obwohl ſie ſich bereits verſchoſſen hatte, hielt im ſtärkſten feindlichen Feuer unerſchütterlich aus, um der exponirten Batterie Prinz Leopold wenigſtens eine moraliſche Stütze zu geben. Es war leicht zu erkennen, daß, im Fall eines Zurückgehens der eben genannten Batterie, der Feind mit Macht in die dadurch entſtehende Lücke nachdringen würde, und ſo beſchloß der Prinz, trotz der Gefährlichkeit der Situation und trotz ſchon erlittener großer Verluſte, bis aufs äußerſte auszuharren. Zwei Geſchütze waren momentan unbrauchbar geworden; von den vier gefechtsfähig verbliebenen ſchwenkten zwei rechts rückwärts, die beiden andern links rückwärts und gaben aus dieſer Hakenſtellung Schnellfeuer mit Granatkartätſchen.

Der Gegner wurde zum Stehen gebracht. Aber im Centrum, wo während der letzten Stunde das Gefecht ſchwächer geworden war, unternahmen ſtarke feindliche Abtheilungen eben jetzt einen neuen Vorſtoß und drangen, das 1. Bataillon 1. Regiments überraſchend, von der Oſtſeite her in Villepion ein. Dadurch war die Stellung der 1. Brigade unhaltbar geworden und trat dieſelbe, übrigens unverfolgt vom Feinde, ihren Rückmarſch auf Loigny an. Die 2. Brigade folgte der 1., eine halbe Stunde ſpäter, von Ronneville aus; ein Bataillon 2. Regiments und das 3. Chevauxlégers-Regiment deckten den Abzug. Das Armee-Corps nahm in Weſentlichem Stellung zwiſchen Loigny und Orgères. Unſre Einbußen waren verhältnißmäßig hoch. Wir verloren

Todt: 8 Offiziere, 156 Mann.
Verwundet: 23 Offiziere, 650 Mann.
Vermißt: 6 Offiziere, 96 Mann.

Hiervon treffen auf die 2. Brigade v. Orff in der kurzen Zeit von halb vier bis fünf Uhr: 20 Offiziere und 521 Mann. Die beiden Batterieen Prinz Leopold und Söldner hatten einen Verluſt von 1 Offizier, 21 Mann und 50 Pferden. Unter den Verwundeten war auch der Commandeur der 1. Infanterie-Diviſion, Generallieutenant v. Stephan; er befand ſich bei der 2. Brigade in der vorderſten Gefechtslinie und wurde gleichzeitig von einem Granatſplitter und einer Chaſſepotkugel getroffen. Der energiſche Verſuch des Generals, trotz dieſer ſchweren Verwundung im Gefecht zu bleiben, gelang nicht; er mußte zurückgebracht werden.

Der 2. Dezember.

Unſre Stellung am 2. Dezember früh war auf der ganzen Linie die folgende*):

---

*) Vgl. die verſchiedenen vorausgehenden Karten und die folgende.

I. baier. Corps bei Maladerie	17. Diviſion nördlich Santilly an der Straße Chartres-Orleans	22. Diviſion bei Tivernon an der Straße Paris-Orleans	IX. Corps bei Pithiviers und Bazoches les Gallerandes	III. Corps bei Boynes	X. Corps bei Beaune la Rolande
	XVI. Corps	XV. Corps		XX. Corps	XVIII. Corps
XVII. Corps					

Unſre Cavallerie-Diviſionen waren ſo vertheilt, daß die 4. auf dem rechten Flügel bei Janon, die 1. auf dem linken Flügel in Nähe von Beaune la Rolande hielt; die 6. und 2. Cavallerie-Diviſion ſtanden im Centrum und unterhielten die Verbindung zwiſchen der 22. Diviſion und dem IX. Corps.

Auch an dieſem Tage (2.) ging der Feind von ſeinem linken Flügel aus zur Offenſive über und kam, genau wie am 1. Dezember, unſrem geplanten Angriff zuvor. Er avancirte mit dem XVI. Corps, warf ſich, von Terminiers aus, abermals auf die Baiern und drängte ſie zurück. Dieſe zu degagiren, ließ der Großherzog die 4. Cavallerie-Diviſion vorrücken und die 17. Diviſion rechts einſchwenken. Hierdurch wurde das Gefecht ſogleich zum Stehen gebracht; die 17. Diviſion nahm Loigny im Sturm und behauptete den Ort gegen alle Angriffe des gegen Ende der Schlacht auch durch Theile des XVII. Corps verſtärkten Feindes. Dieſer wich endlich, verfolgt durch die 4. Cavallerie- und 17. Infanterie-Diviſion, in Unordnung auf Terminiers und Gommiers zurück.

Dieſer Hauptangriff, der den rechten Flügel des Großherzogs traf, war durch ein Vorgehen gegen den linken Flügel ſeiner Armee-Abtheilung unterſtützt worden. Zwei öſtlich von Artenay ſtehende Diviſionen des XV. Corps wandten ſich weſtlich gegen Poupry und veranlaßten die 22. Diviſion ſich mit einer Linksſchwenkung gegen ſie zu wenden. Dieſe Diviſion warf den Feind, ſtürmte Poupry und avancirte bis dicht vor Artenay.

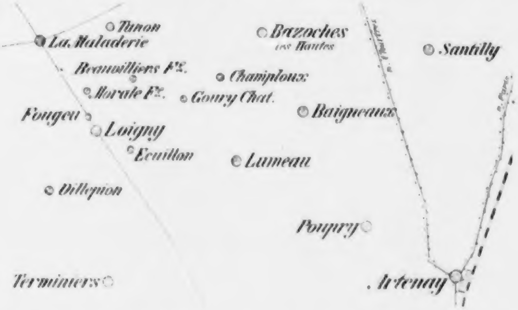
So viel in den großen Zügen. Wir geben nun zu einer mehr detaillirten Schilderung dieſer Gefechte über, von denen das eine, am rechten Flügel, den Namen der Schlacht bei Loigny, das andre am linken Flügel, den Namen des Treffens bei Poupry führt.

Die Schlacht bei Loigny

am 2. Dezember.

Am 2. Dezember früh ſtand das I. baieriſche Corps bei La Maladerie mit Front gegen Südweſten. Um 8 Uhr traf Befehl ein, die Stellung Beauvilliers-Chateau Goury zu beſetzen und zu behaupten. Gleich nach Eintreffen dieſer Ordre begann der Links-Abmarſch.

Es war ein ſchöner, aber ſehr kalter Tag; der ſchneidende Nordoſtwind, welcher den ganzen Tag anhielt, machte die Kälte noch empfindlicher. Der Boden war hart gefroren. Schon während des Marſches gegen die neu einzunehmende Stellung liefen von den gegen Goury und Loigny vorpouſſirten Eclaireurs Meldungen über das Anrücken des Gegners ein. Die 4. Brigade, Rudolf v. d. Tann, hatte die Tête, und dem 3. Bataillon 10. Regiments ging ſofort der Befehl zu, Chateau Goury aufs ſchleunigſte, und zwar vor Eintreffen des Feindes daſelbſt, zu beſetzen. Dieſem Befehle wurde nachgekommen; die 10. und 11. Compagnie nahmen an der Umfaſſungsmauer Stellung, die 12. Compagnie logirte ſich in das Schloßgebäude ein, die 9. bildete die Reſerve. Kaum waren die Poſitionen eingenommen, als ſich auch ſchon das Gefecht mit dem in dichten Schützenſchwärmen vordringenden Gegner entſpann. Unter dem Schutze der eben genannten, den Feind zunächſt im Schach haltenden Compagnieen bewerkſtelligte die 4. Brigade ihren Aufmarſch, verſtärkte die Beſatzung in Chateau Goury, ſchob zwei Bataillone rechts nach der Ferme Beauvilliers hinüber und füllte den Raum zwiſchen Goury und Beauvilliers theils mit den reſtirenden Bataillonen der Brigade, theils mit Batterieen, deren drei, und zwar die Batterieen Kriebel, Baumüller, Metz, zur Stelle waren. Das Terrain, ſo weit das Auge trug, war eine Ebene; nur zwei langgeſtreckte ſchwache Erhöhungen traten hervor; ſie bezeichneten die Stellungen von Freund und Feind. Die dieſſeitige Terrain-Erhöhung erſtreckte ſich, gegen Loigny unmerklich abfallend, zwiſchen Goury und Beauvilliers, die correſpondirende Erdwelle, die der Feind beſetzt hielt, zog ſich von Ecuillon über Loigny und Fougeu bis gegen das Gehöft Moràle.



Für beide Theile hatte ein Angriff gleich große Schwierigkeiten, da die Feuerwirkung in vollſtändigſter Weiſe ausgenutzt werden konnte; ohne vorhergegangene gründliche Erſchütterung der einen oder andern Stellung durch Artillerie war an einen glücklichen Erfolg gar nicht zu denken, oder doch nur unter Daranſetzung außerordentlicher Opfer.

Erſter feindlicher Vorſtoß. 9 Uhr.

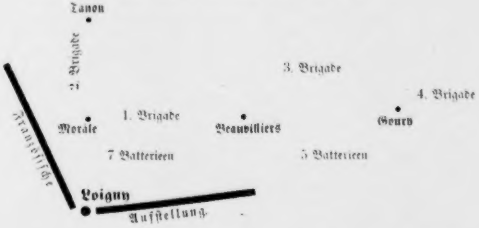
Die 3. Brigade unter Oberſt Roth war der 4. gefolgt und traf um 9 Uhr am rechten Flügel unſrer Aufſtellung, alſo bei Beauvilliers ein. Sie hatte kaum ihre Aufſtellung beendet, als auch ſchon acht bis zehn feindliche Bataillone ſich im Vorrücken zeigten und ein lebhaftes Tirailleur-Feuer gegen unſre Linie zu unterhalten begannen. Der Commandeur der 3. Brigade beſchloß dieſem Vorſtoß des Gegners durch eine energiſche Offenſive ſeinerſeits zu begegnen. Das erſte Treffen — alle drei Bataillone 3. Regiments — ſchritt mit ausgezeichneter Bravour zum Angriff. Die feindliche Linie, ſchon etwas ſtutzig in Folge des lebhaften Artilleriefeuers, mit dem ſie empfangen worden war, ſtockte in ihrem Anmarſch, ſchwankte und zog ſich, in ihrem Rückzuge immer eiliger werdend, auf ihre Hauptſtellung zurück.

Unſer zweites Treffen — zwei Bataillone 12. Regiments — war dem erſten gefolgt, doublirte in die vordere Linie ein, und drang mit dieſer, unter Hurrah, bis in den nächſten Feuerbereich der franzöſiſchen Hauptſtellung vor. Hier ſahen ſich unſre fünf Bataillone der dort aufmarſchirten 1. Infanterie-Diviſion Jauréguiberry des XVI. Corps gegenüber und wurden, theils aus Erſchöpfung, theils wegen der gegneriſchen Ueberzahl, zum Halten und zur Annahme eines ſtehenden Feuergefechts gezwungen. Damit war der Ausgang dieſer braven, aber unvorbereiteten und deshalb verfrühten Offenſive entſchieden. Die genannten fünf Bataillone (drei vom 3., zwei vom 12. Regiment) ſtanden am Fuße des ſanft gegen die feindliche Hauptſtellung hinanziehenden Hanges, der raſanten Wirkung der Chaſſepots ohne jede Deckung ausgeſetzt, in einer Linie ausgedehnt, welche mit dem rechten Flügel fünf bis ſechshundert Schritt von Fougeu begann und über Ecuillon bis nordöſtlich dieſes Ortes reichte. Reſerven, die zur Unterſtützung hätten beordert werden können, waren nicht da; die 4. Brigade hielt ſich nur mit Anſtrengung in Chateau Goury, die beiden Brigaden der 1. Diviſion aber ſahen ſich eben jetzt (wir kommen darauf zurück) auch ihrerſeits in ein ernſtes Gefecht verwickelt. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts übrig, als die 3. Brigade den weiten, völlig ungedeckten Weg bis zur Hauptſtellung, unter neuen ſchweren Verluſten antreten zu laſſen. Um 10½ Uhr mochte dieſer Rückmarſch beendigt ſein.

Der zweite feindliche Vorſtoß. 11 Uhr.

Die 3. Brigade war kaum in ihrer Stellung bei Beauvilliers wieder eingetroffen, als der Feind auch bereits zur Wiederaufnahme ſeiner um 9 Uhr unterbrochenen Offenſive ſchritt. Mit ſtarken Abtheilungen aus Loigny, Fougeu und Ferme Moräle debouchirend, nahm er ſeine Richtung nicht blos auf Beauvilliers und Villeprévoſt, ſondern ſuchte uns auch durch Wegnahme von Tanon zu überflügeln. Der Beſitz dieſes Ortes war für die Behauptung unſrer ganzen Stellung von äußerſter Wichtigkeit. Gelang es dem Feinde ſich hier feſtzuſetzen, ſo bedrohte er die rechte Flanke des I. baieriſchen Corps in bedenklicher Weiſe. Zudem ließ ſich wahrnehmen (11½ Uhr), daß ſeine Anſtrengungen gleichzeitig darauf gerichtet waren, mit dichten Tirailleurſchwärmen zwiſchen Beauvilliers und Goury durchzubrechen. Zwei im ſtumpfen Winkel zu einander ſtehende Linien alſo, deren Berührungspunkt Beauvilliers war, galt es in dieſem Augenblick zu ſchützen. Alle disponiblen Streitkräfte des Armee-Corps wurden zu dieſem Behuſe aufgeboten. Die 1. und 2. Brigade erhielten Befehl, aus ihrer Reſerveſtellung bei Villeprévoſt in die Linie Beauvilliers-Tanon einzurücken, während der zurückgehenden 3. Brigade die Weiſung zuging, im Verein mit der nach wie vor die Vertheidigung von Chateau-Goury führenden 4. Brigade, die Linie Beauvilliers-Goury zu halten. Dieſen Ordres wurde nicht nur prompt entſprochen, ſondern nach Beſetzung von Beauvilliers und Tanon auch ſofort zu weiterer Offenſive geſchritten. Von Beauvilliers aus drangen Abtheilungen der 1. Brigade, und zwar untermiſchte Compagnieen des 1. wie des Leib-Regiments in ſüdweſtlicher Richtung vor, während ſeitens der 2. Brigade, von Tanon aus, die Ferme Moräle mit dem Bajonet genommen, wurde.

Um 12 Uhr war unſere Stellung etwa die folgende:



Den zwiefachen Kern übrigens, um welchen ſich alle Truppentheile auf der ganzen Linie von Ferme Moräle über Beauvilliers bis Chateau Goury, ſowohl zu Angriff wie Vertheidigung concentrirten, bildete auch heute wieder die Artillerie. Dieſelbe bewies aufs Neue ihre ganz hervorragende Tüchtigkeit, denn ihrer Aufopferung und Ausdauer war es vor allem zu danken, daß die kritiſchen Momente glücklich überwunden wurden. Alle Batterieen des I. baieriſchen Corps ſtanden an dieſem Tage im Infanteriefeuer und hielten noch aus, als die feindlichen Plänkler ſchon bis auf 400 Schritt heran waren; manche wurden von den franzöſiſchen Tirailleurſchwärmen in der Front und in beiden Flanken gefaßt und mußten nach mehreren Seiten zugleich feuern; bei einigen konnten die Geſchütze, deren Beſpannung niedergeſchoſſen war, nur durch die muthigſte Hingebung von Offizieren und Soldaten in Sicherheit gebracht werden.

Bald nach 12 Uhr ließ ſich deutlich erkennen, daß der Feind gewillt war, ſeinen zwei bereits unternommenen Vorſtößen einen dritten Angriff folgen zu laſſen. Er ſchien gegen die Linie Beauvilliers-Goury (auf der das Gefecht während der letzten Stunde ſchwächer geworden war), ganz beſonders aber gegen Chateau Goury ſelbſt ſich richten zu ſollen. Eh er aber dieſen letztgenannten Punkt erreichen konnte, erſchienen, wie Eingangs bereits angedeutet, dieſſeitige friſche Bataillone auf dem Gefechtsfelde, ſtießen in die rechte Flanke der feindlichen Angriffscolonnen und warfen dieſelben zurück. Der »Tag von Loigny« trat dadurch in ſeine zweite Phaſe. Die Vormittagsſtunden waren ein Defenſivkampf der hartbedrängten Baiern geweſen; von Mittag ab wechſelte die Scene, und während General v. d. Tann ſeine bis dahin auf der rechtwinkligen Linie: Tanon, Morâle, Beauvilliers, Goury eingenommene Hakenſtellung feſthielt, ging die weitre Action des Tages auf die 17. Diviſion über, die nunmehr, vom linken Flügel der Baiern her die Offenſive ergreifend, den Tag durch Wegnahme und Behauptung von Loigny ſiegreich beſchloß.

Das Eingreifen der 17. Diviſion. Von 12 bis 5.

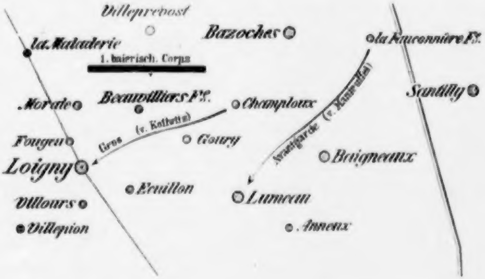
Die 17. Diviſion griff um etwa 12 Uhr Mittags ein. Eh wir indeß zu einer Schilderung der von ihr geführten Mittags- und Nachmittagskämpfe übergehen, liegt uns ob, in unſrer Darſtellung um mehrere Stunden zurückzugreifen und die genannte Diviſion auf ihrem Anmarſch, der ſelbſt wieder zu einem kurzen Rencontre mit dem Feinde führte, zu begleiten.

Um 8 Uhr früh ſtanden Avantgarde und Gros zu beiden Seiten der Straße Chartres-Orleans, und zwar in Höhe der Ferme la Fauconniere. Gegen 9 Uhr traf der Befehl ein, die Vorpoſten einzuziehen, rechts abzumarſchiren und um 11 Uhr vor dem Dorfe Lumeau zu ſtehen. Es war ein kalter Morgen, der Boden hart gefroren. Als die Avantgarde: 14. Jäger-Bataillon, 1. Bataillon 89, 1. und 3. Bataillon 90 ſammt zwei Batterieen über Bazoches-les-Hautes hinaus war, ging von den vorausgeſchickten Cavallerie-Patrouillen die Meldung ein, daß von Chateau Goury her Kanonendonner zu hören ſei. Bald beſtätigte es ſich, daß der linke Flügel des zwiſchen Chateau Goury und Beauvilliers ſtehenden I. baieriſchen Corps vom Feinde heftig angegriffen werde. Um dieſelbe Zeit traf bei dem Commandirenden der Avantgarde, Oberſt v. Manteuffel, der eben Baigneaux erreicht hatte, der Befehl ein, ſeinen Marſch auf Lumeau zu beſchleunigen und nicht nur in Höhe deſſelben Stellung zu nehmen, ſondern es auch zu beſetzen. Oberſt v. Manteuffel, in Gemäßheit dieſes Befehles, ließ das 1. Bataillon 90 im Laufſchritt gegen Lumeau avanciren; das 3. Bataillon folgte. Es war hohe Zeit. In demſelben Augenblicke faſt, in dem unſrerſeits die Beſetzung des Dorfes von Norden her ſtattfand, hatte ſich der Gegner von Süden her bis auf wenige Schritte genähert. Einige Minuten ſpäter und Lumeau wäre nur mit ſchweren Opfern zu nehmen geweſen; jetzt aber ergriffen die feindlichen Tirailleure eiligſt die Flucht und erlitten dabei durch unſer ſie verfolgendes Feuer namhafte Verluſte.

Es ſchien dem Gegner jedoch an dem Beſitze von Lumeau viel gelegen zu ſein, denn er erneuerte nicht nur ſeine Verſuche, ſondern verſtärkte ſie auch. Nach halbſtündigem, heftigem Artilleriefeuer, ging er mit ſtarken Colonnen der 3. Diviſion (Maurandy) ſeines XVI. Corps, zu einem die Süd- und Oſtſeite des Dorfes umfaſſenden Angriff vor. Das eben, von Baigneaux her, ebenfalls bei Lumeau eingetroffene 14. Jäger-Bataillon warf ſich entſchloſſen den über Anneux anrückenden feindlichen Bataillonen entgegen, wobei es im erſten Augenblick einen Verluſt von 1 Offizier (Premier-Lieutenant Graf Rittberg) und 22 Mann hatte. Aber gleich darauf griffen auch die 90er Füſiliere in das Gefecht ein, eröffneten, gemeinſchaftlich mit den Jägern, ein mörderiſches Schnellfeuer auf den Feind und zwangen ihn zum Rückzuge. Seine Verluſte waren erheblich. Die 2. Escadron 11. Ulanen-Regiments unter Rittmeiſter v. Marſchalk ſchloß ſich der Verfolgung an und nahm eine feindliche Batterie mit Beſpannung.

Während dieſes Gefechts bei Lumeau, das ausſchließlich von der Avantgarde der 17. Diviſion geführt wurde, hatte das Gros derſelben, unter General v. Kottwitz, die Ferme Champloux erreicht. Das Gros beſtand aus der hanſeatiſchen Brigade, Regimenter 75 und 76, einer Ulanen-Escadron und zwei Batterieen. General v. Treſckow, als dieſe Truppentheile bei Champloux eingetroffen waren, wurde von Seiten des hartbedrängten I. baieriſchen Corps erſucht, degagirend, vom linken Flügel her, alſo etwa mit Richtung auf Chateau Goury, in das Gefecht einzugreifen. Dieſem Anſuchen indeß vermochte der Commandirende der 17. Diviſion nicht unmittelbar zu entſprechen, da der Ausgang des Avantgarden-Gefechtes erſt abgewartet werden mußte. Eine Stunde ſpäter, wie wir bereits gezeigt, war dieſer Ausgang da, das Gefecht zu unſren Gunſten entſchieden, die Diviſion Maurandy geworfen, und General v. Tresckow beſchloß nunmehr ſofort, zur Degagirung des linken baieriſchen Flügels in der Richtung auf Loigny vorzugehen und dieſes Dorf, wie die kleine nordweſtlich vorgelegene Ortſchaft Fougeu in ſeinen Beſitz zu bringen. Vier Bataillone des Gros unter General v. Kottwitz ſollten dieſe Bewegung ausführen; die beiden andern Bataillone (1. und Füſilier-Bataillon 75) als Reſerve zurückbehalten werden.

Es war etwa 12 Uhr als dieſe Bewegung, — dieſelbe deren wir, als die Wendung der Schlacht bringend, auf S. 483 bereits Erwähnung gethan haben — angetreten wurde. General v. Kottwitz vollzog die dazu erforderliche Rechtsſchwenkung unter feindlichem Granat- und Shrapnelfeuer, wie auf dem Exercirplatz. Dem 2. Bataillon 75 wurde Fougeu, dem Regiment 76 Loigny als Angriffsobjekt bezeichnet. Das Vorgehen dieſer vier Bataillone mit fliegenden Fahnen war ein impoſanter Anblick. Der Feind ſchien einen Angriff in ſeiner Flanke nicht erwartet zu haben, denn außer einem ſehr heftigen Geſchützfeuer von den Höhen jenſeits Loigny und einem anhaltenden Gewehrfeuer aus dieſem Orte ſelbſt, hatte er keine Vorbereitungen getroffen, ſich dem Vorgehn unſrer vier Bataillone entgegenzuwerfen. Seine ganze Aufmerkſamkeit ſchien um dieſe Stunde auf den baieriſchen Flügel und namentlich auf Goury-Chateau gerichtet zu ſein. Seine gegen dieſen Punkt vorgehenden Colonnen wurden daher durch unſren, direkt die rechte Flanke derſelben treffenden Angriff vollkommen überraſcht, kehrten um und


Villeprevost
Bazoches
la Fauconnière F.
la Maladerie
1. baierisch. Corps
Santilly
Morale
Beauvilliers F.
Champloux
Gros (v. Kottwitz)
Avantgarde
Fougeu
Goury
Baigneaux
Loigny
Ecuillon
Lumeau
Villours
Villepion
Anneux

ſuchten ſich eiligſt nach Loigny und Fougeu zu retten. Was ſich widerſetzte, wurde überrannt und niedergemacht. Den franzöſiſchen Colonnen folgten die hanſeatiſchen Bataillone auf dem Fuße und drangen zugleich mit ihnen in die beiden ebengenannten Ortſchaften ein, wo ſich nunmehr ein erbitterter Häuſerkampf entſpann. Fougeu wurde genommen, auch die Ferme Ecuillon, zwölfhundert Schritt öſtlich von Loigny; aber dieſes Dorf ſelbſt ging nur partiell in unſre Hände über, da die Kirche, ſo wie viele Häuſer der Weſthalfte, dem Feinde nicht entriſſen werden konnten. Dieſer machte ſogar ſeinerſeits immer erneute und immer energiſcher werdende Verſuche, das ihm halb verloren gegangene Dorf wieder in ſeinen Beſitz zu bringen.

Sollte er daran behindert werden, ſo war es unerläßlich, unſre kampfermüdeten, bereits von ſchweren Verluſten heimgeſuchten 76er in der Oſthälfte von Loigny zu unterſtützen. Dazu bot ſich die ſeit etwa 10 Uhr früh in Lumeau ſtehende Avantgarde als geeignetſtes Mittel dar. Die momentane Gefechtslage ließ die Wiederaufnahme eines feindlichen Angriffs gegen Lumeau als kaum denkbar erſcheinen; ſo durften denn die hier zurückgehaltenen Bataillone als wieder disponibel angeſehen werden, und Oberſt v. Manteuffel erhielt Befehl, gegen Loigny zu avanciren.

Um 2 Uhr war das Dorf erreicht. Trotz heftigen Chaſſepotfeuers drangen die an der Tête marſchirenden beiden Bataillone (1. und 3.) 90. Regiments in die Liſière ein und nahmen die vorderſten Gehöfte. Bald aber ſtießen auch ſie auf ſo hartnäckigen Widerſtand, daß die Pioniere Durchgänge ſchlagen mußten, um von Haus zu Haus zu gelangen. Nur unter größten Verluſten, die ein beſtändiges Kreuzfeuer aus Thür und Fenſtern, von Dächern und Mauern herab, verurſachte, gelang es allmälig vorwärts zu kommen. Villours wurde genommen, ebenſo ein Gehölz unmittelbar ſüdlich von Loigny; aber dies Dorf ſelbſt blieb beträchtlichen Theiles in Händen des Feindes, der gewillt ſchien, von dem Beſitz dieſes Punktes den Ausgang des Tages abhängig zu machen. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen avancirte er um 4½ Uhr noch einmal mit großen Maſſen gegen unſre nur mit äußerſter Anſtrengung behauptete Stellung Fougeu, Loigny, Villours. Der Stoß kam von Villepion-Chateau und Faverolles her, und wurde mit eben eingetroffenen friſchen Truppen des XVII. Corps, General de Sonis, ausgeführt. In erſter Reihe marſchirten die Zouaves pontificaux unter ihrem Oberſten Charette.

Es war ein kritiſcher Moment. Aber die Gefahr erkennend, führte jetzt der Diviſionscommandeur Generallieutenant v. Treſckow ſelbſt die bis dahin in Reſerve gehaltenen zwei Bataillone 75er von Champloux gegen Loigny vor. Die Bataillone gingen im Sturmſchritt um die Südecke des Dorfes herum und ſtürzten ſich tambour battant auf die vordringenden feindlichen

Colonnen. Zugleich ließ General v. Kottwitz das Signal geben: »Das Ganze avanciren!« und mit Hurrah warfen ſich nunmehr alle hier verſammelten Truppentheile der Avantgarde, des Gros und der Reſerve auf den Feind. Dieſer ſtockte, machte dann Kehrt und ging, verfolgt von der ganzen Diviſion, in eiligſter Flucht und mit Hinterlaſſung zahlreicher Gefangener zurück. Der vollſtändig eingetretenen Dunkelheit wegen, konnte die Verfolgung nicht fortgeſetzt werden; nur in Loigny ſelbſt dauerte der Kampf auch jetzt noch fort, bis endlich die Beſatzung der Kirche ſich gefangen gab. General v. Treskow ſammelte ſeine Diviſion; die Avantgarde bezog Bivouacs in der Linie Fougeu, Loigny, Villours, das Gros in und bei Lumeau. Die Verluſte, die wir erfahren, waren ſehr bedeutend und ſtellten ſich wie folgt:

I. baieriſches Corps	100 Offiziere	2203 Mann,
17. Diviſion	44 Offiziere	998 Mann.
Total	144 Offiziere	3201 Mann.

Baieriſcherſeits hatte die 3. Brigade*) bei ihrem Vorprall von Beauvilliers auf Loigny die größten Einbußen erfahren (39 Offiziere und 765 Mann), auf Seiten der 17. Diviſion waren das 76. und 90. Regiment am ſchwerſten betroffen worden. Jedes der genannten beiden Regimenter verlor 14 Offiziere; das 90. war nur mit zwei Bataillonen (1. und 3.) im Gefecht geweſen.

Das Treffen bei Poupry

am 2. Dezember.

Wie die 17. Diviſion von links her degagirend in den Kampf des I. baieriſchen Corps eingegriffen hatte, ſo wiederum die 22. Diviſion in den Kampf der 17. Der raſche und glückliche Ausgang des unſrerſeits bei Lumeau (ſ. S. 483) geführten Gefechtes, das Werfen der Diviſion Maurandy geſchah unter Mitwirkung der um eben dieſe Zeit von Baigneaux aus auf Anneux avancirenden 22. Diviſion. Aber dieſe Diviſion, als ſie nunmehr ſich anſchickte, in weitrer directer Unterſtützung der 17., dieſer auf Loigny zu folgen, ſah ſich, im gleichen Augenblicke faſt, ſelbſt in ihrer Flanke bedroht, indem neue, dem XV. franzöſiſchen Armee-Corps angehörige Colonnen von Artenay her vorbrachen und alſo keinen Zweifel darüber ließen, daß, wie der rechte Flügel (die Baiern) ſo auch der linke Flügel (22. Diviſion) der Armee-Abtheilung des Großherzogs ſeitens des Feindes angegriffen werden ſolle. Dieſem Angriff galt es zu begegnen. Dies führte zu dem Treffen bei Poupry, das ſelbſtſtändig eingeleitet wurde und verlief. General von Wittich, Commandirender der 22. Diviſion, hat in ſeinem »Tagebuch«

---

*) Das I. Bataillon 12. Regiments, das, nur 2 Compagnieen ſtark, mit 11 Offizieren und 268 Mann ins Gefecht rückte, verlor 8 Offiziere und 101 Mann.

(Kaſſel 1872) ſelbſt darüber berichtet. Wir geben in Nachſtehendem ſeine Darſtellung, nur hier und dort Einiges kürzend.

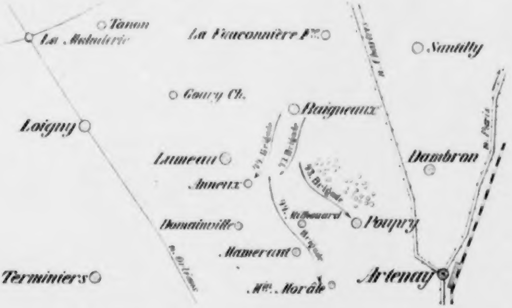
„. . . Während ich die Diviſion bei Baigneaux aufmarſchiren ließ, engagirte ſich bereits rechts beim I. baieriſchen Corps ein heftiger Kampf, in den bald darauf die 17. Infanterie-Diviſion bei Lumeau und rechts davon energiſch eingriff. Ich ließ ſofort antreten. Als die 44. Infanterie-Brigade ſowie die Diviſions-Artillerie Baigneaux paſſirt hatte, erhielt ich vom Generallieutenant v. Treskow (17. Diviſion) die Mittheilung, daß das I. baieriſche Corps hart bedrängt ſei, daß er ſelber bereits eingreife und daß eine Unterſtützung auf ſeinem rechten Flügel ſehr erwünſcht ſein würde. In dieſem Augenblicke beſetzte der Feind vor meinen Augen die Ferme Anneux und griff von hier aus das von der 17. Diviſion beſetzte Lumeau an. Auf dieſe Wahrnehmung hin ließ ich dem General v. Treskow zurückmelden, daß ich ihn ſofort wirkſam unterſtützen würde, aber nicht auf ſeinem rechten, ſondern auf ſeinem linken Flügel. Die Diviſions-Artillerie fuhr auf und überſchüttete den Feind in und neben der Ferme Anneux mit Granaten; die 44. Brigade avancirte energiſch rechts der Artillerie, während die 43. aus Baigneaux debouchirte und auf dem linken Flügel als Echelon folgte. Nach kurzem Gefecht wurde die feindliche Brigade vollſtändig überrannt, verlor eine große Anzahl an Todten und Verwundeten, und ließ eine Menge Gefangener in unſren Händen.

Mittlerweile ging mir der Befehl zu, der 17. Infanterie-Diviſion, die gegen Loigny vorrückte, als Echelon zu folgen. Aber im ſelben Augenblicke faſt traf auch von der in der Nähe der Straße Paris-Orleans vorgehenden Cavallerie-Brigade v. Colomb die Meldung ein, daß der Feind auf Poupry vorrücke und das Dorf bereits beſetzt habe. Dies bedeutete ſo viel als Bedrohung der linken Flanke der Armee-Abtheilung des Großherzogs. Ich ließ dieſem melden, daß ich ſeinem Befehl, auf Loigny der 17. Diviſion zu folgen, nicht nachkommen könne, daß ich vielmehr mit der ganzen Diviſion auf Poupry und Artenay marſchiren würde.

Die Diviſion hatte bereits die Chauſſee Lumeau-Poupry überſchritten. Die 43. Brigade v. Kontzki, Regimenter 32 und 95, erhielt den Befehl, auf Poupry vorzugehen und den Ort zu nehmen. Die Artillerie ſchwenkte links und blieb auf dem rechten Flügel der 43. Brigade; die 44. Brigade, v. Marſchall, Regimenter 83 und 94, folgte der Artillerie.

Oberſt v. Kontzki nahm im erſten Anlauf Poupry, in welchem Orte der Feind ſich eben zur Vertheidigung einzurichten begann, warf denſelben vollſtändig hinaus und beſetzte die jenſeitige Liſière, ſo wie das Terrain auf beiden Seiten. Die ſechs Batterieen ſtellte Oberſt v. Bronikowski rechts von Poupry in Poſition und eröffnete das Feuer auf die ſtarken Colonnen, welche zwiſchen Artenay, Dambron und Poupry ſtanden, zum Theil erſt aus Artenay debouchirten. Das Füſilier-Bataillon 83 wurde zur Deckung der Artillerie auf den rechten Flügel über Moulin Moràle dirigirt, der Reſt der 44. Brigade als Reſerve über Mameraut.

Auf dem Ritte von den Batterieen nach Poupry erhielt ich von Oberſt v. Kontzki die Meldung, daß er in Poupry und nächſter Umgebung feſte Stellung genommen und dort keine Gefahr ſei, daß der Feind aber mit ſehr bedeutenden Kräften gegen die nördlich gelegenen Waldparcellen vorginge und damit den linken Flügel gefährde. Ich ließ deshalb die noch disponiblen Bataillone der 44. Brigade v. Marſchall von Mameraut nach dem linken Flügel rücken, um die Waldparcellen zu beſetzen und zu halten. Mein Pferd, durch einen Gewehrſchuß ſchwer verletzt, mußte ich zurückſenden, und da die Handpferde etwas zurückgeblieben waren, leitete ich das Gefecht nunmehr zu Fuß von den öſtlichen Häuſern der Ferme Milhouard. Der Feind war an Geſchützen ſehr überlegen und brachte immer neue Batterieen ins Gefecht; das Füſilier-Bataillon 83, das, wie bereits hervorgehoben, unſere Artillerie-Aufſtellung zu decken hatte, hatte viele Verluſte durch Mitrailleuſen.


Tanon
La Maladrerie
La Fauconnière Fme.
Santilly
Goury Ch.
Baigneaux
Loigny
Lumeau
Anneux
Dambron
Domainville
Milhouard
Poupry
Mameraut
Terminiers
Mn. Morâle
Artenay
n. Orléans
n. Paris
n. Chartres
43. Brigade
44. Brigade

Oberſt v. Marſchall beorderte das Regiment 94 ſeiner Brigade gegen die Waldparcellen und behielt die beiden Musketier-Bataillone 83 in Reſerve. Ebenſo zwei Pionier-Compagnieen. Der Angriff des Regiments 94 wurde durch das Regiment 95 von Poupry aus unterſtützt; der Feind ging zurück, die Schützen folgten. Hierbei fiel der Commandeur der 43. Brigade, Oberſt v. Kontzki. Die ſtarken feindlichen Reſerven verſuchten vergeblich die Waldparcellen wieder zu nehmen.

Bisher hatte der Feind etwa eine Diviſion ſeines XV. Corps ins Gefecht gebracht; hinter dieſer, zwiſchen Dambron und Artenay, ſah man noch ſehr ſtarke Truppenmaſſen, welche auf fernere zwei Diviſionen zu ſchätzen waren. Die Artillerie des Feindes wurde immer überlegener. Bisher hatte dieſelbe nur ein Frontalgefecht gegen unſre Batterieen geführt, jetzt flankirte ſie dieſelben auch von Norden her. Oberſt v. Bronikowski ſah ſich dadurch veranlaßt, die Batterieen näher an Poupry, zu Rechten des Dorfes, heranzuziehen. Die feindlichen Geſchütze änderten ſogleich die Schußlinie und ſo kam es, daß plötzlich die Ferme Milhouard, in welcher der Verbandplatz etablirt war, mit Granaten überſchüttet wurde. Der Verbandplatz mußte in die nächſte Ferme zurückverlegt werden. ... Hinter mir wogte der Kampf bei Loigny; vom IX. Corps, auf das ich gehofft, und deſſen Eingreifen dem Feinde eine entſchiedne Niederlage bereiten mußte, war nichts zu ſehn. Andrerſeits war es eine unbedingte Nothwendigkeit, die Stellung zu behaupten. ... Etwa um 3 Uhr mußte ich der Artillerie befehlen, mit der Munition ſparſam umzugehen, da meine Munitionscolonnen nicht heran waren; es gelang mir jedoch bis zum Dunkelwerden Artilleriemunition von der 17. Diviſion zu erhalten.

Das Füſilier-Bataillon 83 auf dem rechten Flügel hatte ſeinen Commandeur, Major v. Lengerke, verloren und ſtark gelitten; zu ſeiner Unterſtützung entſandte ich die beiden Pionier-Compagnieen. Die Entſcheidung lag auf dem linken Flügel; nachdem der Feind ſeine Maſſen entwickelt, unternahm er, kurz vor Eintritt der Dunkelheit, einen umfaſſenden Angriff gegen denſelben. Das brave 94. Regiment wehrte ſich auf das Aeußerſte; der Kampf wogte hin und her um die einzelnen Waldparcellen; 95er und 83er griffen von der rechten Flanke her ein. Das 94. Regiment hatte ſich beinah verſchoſſen, dazu herbe Verluſte; Regimentscommandeur, Oberſtlieutenant v. Valmenſtein, war gefallen. Die nördlichſte Waldparcelle mußte endlich dem Feinde überlaſſen werden. Major v. Necker übernahm die Führung des Regiments. Die in Reſerve gehaltene Batterie v. Gillern wurde vorbeordert, ging zwiſchen Poupry und dem Walde bis auf 500 Schritt an die feindlichen Schützenſchwärme heran, trieb ſie durch Kartätſchen zurück und brachte dann die dahinter folgenden Colonnen durch Granatfeuer zum Weichen. Gleichzeitig ertheilte ich dem Commandeur der 3. Cavallerie-Brigade, General v. Colomb, Befehl, durch rückſichtsloſe Attake vom linken Flügel her, der Infanterie Luft zu machen. Dieſem Befehl wurde mit außerordentlicher Bravour nachgekommen; es gelang der Cavallerie-Brigade zwar nicht, die Maſſen zu ſprengen, aber ſie warf die ſtarken Schützenſchwärme auf dieſe zurück und veranlaßte den Feind, ſein Vorgehn aufzugeben und bei Artenay Stellung zu nehmen. Ich meinerſeits ordnete jetzt die Truppen der Diviſion.

Oberſtlieutenant v. Heyduck erhielt den Befehl über die aus dem Regiment 32 und dem 13. Huſaren-Regiment gebildete Avantgarde; die Artillerie ſchickte ich bis an Lumeau zurück; das Gros bezog ein Bivouac bei der Ferme Anneux; die Cavallerie-Brigade v. Colomb ging nach Baigneaux und beobachtete die Straße Chartres-Orleans bis dahin, wo ſie von der Straße Baigneaux-Janville geſchnitten wird. Die Verbindung mit der 2. Cavallerie-Diviſion war hergeſtellt; ich ſelbſt nahm Quartier in der Ferme Anneux.

Unſre Verluſte waren beträchtlich und ſtellten ſich auf 31 Offiziere und 642 Mann. Am meiſten gelitten hatte das 94. Regiment: 15 Offiziere und 195 Mann, demnächſt das Füſilier-Bataillon 83. Die Diviſions-Artillerie büßte 3 Offiziere und 64 Mann, die Cavallerie-Brigade v. Colomb (Leibcüraſſier- und 2. Ulanen-Regiment) 6 Offiziere und 42 Mann ein. Gefallen waren, wie ſchon hervorgehoben: der Commandeur der 43. Brigade, Oberſt v. Kontzki, der Führer des 94. Regiments, Oberſtlieutenant v. Palmenſtein und Major v. Lengerke vom Infanterie-Regiment 83.

Der Feind hatte 500 Gefangene verloren.

Die dieſſeitige Offenſive am 3. und 4. Dezember.

Der 3. Dezember.

Die Kämpfe am 1. und 2. Dezember hatten den Feind auch an ſeinem linken Flügel (am rechten war er es ſeit Beaune la Rolande) derartig erſchüttert, daß er es aufgab, unſrer Offenſive noch fernerhin zuvorzukommen. Wir unſrerſeits waren dagegen entſchloſſen, ſie am 3. Dezember mit aller Kraft wieder aufzunehmen und concentriſch gegen Orleans vorzudringen. Unſre Stellung am 3. früh war die folgende.

I. baieriſches Corps bei Lumeau.	17. Diviſion bei Anneux.	22. Diviſion bei Poupry.	IX. Corps bei Bazoches les Gallerandes.	III. Corps bei Pithiviers und Ascoux.	X. Corps bei Boynes.

Die 4. Cavallerie-Diviſion am rechten, die 1. am linken Flügel der Geſammtaufſtellung; die 2. und 6. Cavallerie-Diviſion mehr im Centrum.

Der Tag verlief derart, daß vom dieſſeitigen rechten Flügel aus gerechnet

das I. baieriſche Corps La Provenchère,
die 17. und 22. Diviſion Chevilly,
das IX. Corps ebenfalls Chevilly,
das III. Corps Loury,
das X. Corps Neuville aux Bois

erreichte. Die Cavallerie-Diviſionen begleiteten dieſe Vorbewegung und griffen an verſchiedenen Punkten erfolgreich mit ein. Auf allen Linien wurde gekämpft, aber doch, je nach dem Widerſtande, der zu überwinden war, mit ſehr verſchiedener Energie. Wärend auf beiden Flügeln, und zwar einerſeits durch das I. baieriſche Corps, andrerſeits durch das III. und X. Corps, nur leichtere Kämpfe geführt wurden, entſpann ſich im Centrum (Straße Paris-Orleans), wo das IX. Corps und unmittelbar rechts daneben die 22. und 17. Diviſion vorrückten, ein ernſthaftes, bis zur Dunkelheit andauerndes Gefecht. Es war dies, wenn wir es nach den beiden Hauptpunkten, die in unſren Beſitz fielen, bezeichnen: das Gefecht bei Artenay und Chevilly. Den Löwenantheil daran hatte das IX. Corps, weshalb wir dieſem auf ſeinem Vormarſche folgen und nur gelegentlich der mehr oder minder direct mit eingreifenden Action der 22. und 17. Diviſion Erwähnung thun werden.

Das Gefecht bei Artenay und Chevilly

am 3. Dezember.

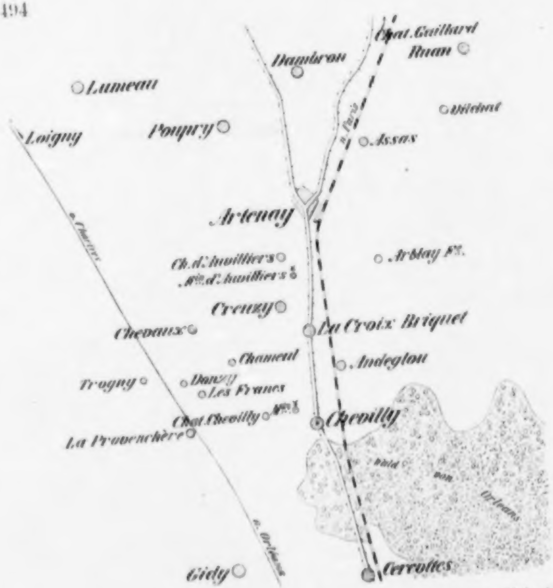
Dem IX. Armee-Corps, wie bereits erwähnt, fiel die Aufgabe zu, auf der Straße Paris-Orleans vorzurücken und das Centrum des Feindes, das XV. Corps, zu durchbrechen oder doch zurückzuwerfen. Um 10 Uhr früh ſollte der Angriff, an der großen Straße wie am Eiſenbahndamme hin, beginnen; Rendez-vous-Stellung war Chateau Gaillard. Um 9 Uhr ſtand das Corps an letztgenanntem Orte in Bereitſchaft. Die 18. Diviſion, General v. Wrangel, nahm die Tête; die 25. (großherzoglich heſſiſche) Diviſion folgte. Nächſtes Ziel: Artenay. Von den vier Regimentern der Têten-Diviſion rückten drei in die Front und zwar derart, daß das 2. ſchleſiſche Grenadier-Regiment Nr. 11 im Centrum, auf der großen Straße hin, das ſchleswigſche Infanterie-Regiment Nr. 84 auf dem linken, das holſteinſche Infanterie-Regiment Nr. 85 auf dem rechten Flügel avancirte. Das Magdeburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 36 und das Lauenburgiſche Jäger-Bataillon Nr. 9 bildeten das zweite Treffen. Cavallerie, ſo wie die Batterieen der Diviſions-Artillerie (denen ſich bald die der Corps-Artillerie geſellten) begleiteten das Vorgehn unſrer Infanterie oder leiteten die Action derſelben ein. Um 10½ Uhr hatte das Regiment 84 Ruan, das Regiment 85 Dambron erreicht und beide drangen nunmehr mit halb rechts und halb links gegen Artenay vor, das um 11 Uhr von dem im Centrum vorgegangenen Grenadier-Regiment Nr. 11 beſetzt wurde. Die Aufmerkſamkeit hatte ſich dabei vorzugsweiſe gegen Süden zu richten, da von Chevilly her, auf das der Feind zurückgegangen war, ein Offenſivſtoß erwartet werden mußte. Er unterblieb aber. Dichte Tirailleurſchwärme, die einen Augenblick bei Arblay Ferme ſichtbar wurden, verſchwanden, als einige Granaten in ihre Reihen einſchlugen, eben ſo ſchnell wie ſie gekommen waren.

Um Mittag war auch die 25. (großherzoglich heſſiſche) Diviſion heran und der Commandirende des IX. Corps, General v. Manſtein, gab nunmehr Befehl, von Artenay aus weiter ſüdlich vorzudringen. Die 36. Brigade, Regimenter 11 und 85, ſollte, unter Zurücklaſſung eines Bataillons in Artenay, die große Straße halten, die 35. Brigade aber, Regimenter 36 und 84, dieſes Vorgehen in der linken Flanke unterſtützen. In der rechten Flanke übernahm die 22., beziehungsweiſe die 17. Diviſion, die Deckung des IX. Corps.*) Zur Beſetzung von Artenay wurde das 2 Bataillon 11. Regiments beſtimmt. Fünf Bataillone ſtark begann, den gegebenen Ordres gemäß, die 36. Brigade unter Oberſt v. Falkenhauſen ihren Vormarſch gegen Chevilly, das den nach Norden zu gelegenen Eingang des Orleans-Waldes bildet. Es war jetzt 1 Uhr. Wir folgen in Nachſtehendem den Aufzeichnungen eines Offiziers vom IX. Corps.

„. . . . Unſere an Straße und Eiſenbahn hin avancirende Brigade v. Falkenhauſen beſtand aus dem 1. und Füſilier-Bataillon 11., ſowie aus allen drei Bataillonen 85. Regiments. Jenſeits der hohen Allee, welche von Auvilliers Chateau nach der Chauſſee führte, ſtießen unſre Tirailleurs auf eine ſtarke feindliche Infanterielinie, welche, die Gebäude von Moulin d'Auvilliers als Stützpunkt, auf einer flachen Anhöhe aufmarſchirt war und die anrückenden Tirailleure mit einem heftigen Schnellfeuer empfing. Gleichzeitig eröffneten mehrere feindliche Batterieen aus der Richtung von Arblay Ferme das Feuer gegen unſre von Artenay her heranmarſchirenden Colonnen. Die franzöſiſchen Granaten und Shrapnels beſtrichen in ſchräger Richtung die Chauſſee und das ganze Angriffsfeld zwiſchen Artenay und Auvilliers Chateau. Sieben Batterieen der Corps-Artillerie und der 18. Diviſion fuhren dagegen

---

*) Die 22. Diviſion, mit ihren Batterieen mehrfach in den Gang des an der großen Straße ſich hinziehenden Hauptgefechtes eingreifend, kam im Uebrigen während des 3. zu keinem ernſteren Engagement; dagegen wurde die 17. Diviſion, als ſie aus ihrer Aufſtellung zwiſchen Loigny und Lumeau aufbrach, um, links neben der Straße Chartres-Orleans, ebenfalls auf Chevilly zu marſchiren, in ein nicht unerhebliches Gefecht verwickelt. Dies Gefecht entſpann ſich auf dem Terrain zwiſchen dem Dorfe Chevaux und den drei Fermen Chameul, Donzy und les Francs. Chevaux und Chameul konnten noch ohne Kampf beſetzt werden; in Donzy und les Francs aber ſteckte der Feind und widerſetzte ſich unſrem Vormarſch. Donzy wurde vom Füſilier-Bataillon 75 unter Major v. Buddenbrock genommen und, aller gegneriſchen Anſtrengungen ohnerachtet, auch behauptet, les Francs dagegen ebenfalls in unſren Beſitz zu bringen, ſcheiterte. Ein Angriff des 3. Bataillons 90 wurde abgeſchlagen; ebenſowenig gelang es dem Feuer von vier Batterieen, die zwiſchen Chevaux und Chameul auffuhren, den Feind aus les Francs zu delogiren. Erſt bei Eintritt der Dunkelheit räumte er die Stellung freiwillig und zog ſich auf Chevilly, dann auf Cercottes zurück. Die 17. Diviſion hatte während dieſes Gefechts einen Verluſt von 2 Offizieren und 66 Mann erfahren, die größtentheils den genannten beiden Bataillonen angehörten.


Chat. Gaillard
Ruan
Dambron
Lumeau
Villeneuve
Loigny
Poupry
n. Paris
Assas
Artenay
n. Chartres
Ch. d'Auvilliers
Mⁿ. d'Auvilliers
Arblay Fᵐ.
Creuzy
La Croix Briquet
Chevaux
Chameul
Andeglou
Trogny
Dauzy
Les Francs
Chat. Chevilly
Mⁿ.
Chevilly
La Provenchère
Wald von Orleans
n. Orleans
Gidy
Cercottes

auf. Die vielen zwiſchenſtehenden Chauſſee- und Alleebäume verhinderten jedoch ein genaues Zielen und die Beobachtung der Wirkung. Der Feind ſchoß nach der Chauſſee, deren Lage ihm die Karte angab, während die dieſſeitigen Geſchütze ſich nur nach dem hinter den Bäumen aufſteigenden Pulverdampf richten konnten. Das Feuer wurde daher unſrerſeits bald eingeſtellt, um eine beſſere Poſition ausfindig zu machen. Dieſe fand ſich auf einer Anhöhe ſüdweſtlich von Auvilliers Chateau, wo nunmehr Major v. Heineccius vier Batterieen unter ſeinem Befehl vereinigte. Sie beſchoſſen jetzt die Gefechtslinie des Gegners zwiſchen Creuzy und Arblay Ferme mit guter Wirkung, aber die Batterieen des feindlichen rechten Flügels konnten auch von hier aus nicht gefaßt werden.

Während dieſes heftigen Artilleriekampfes, wurde, unmittelbar rechts neben der großen Straße, das, als vorgeſchobener Punkt, vom Feinde beſetzte

Gehöft Moulin d'Auvilliers, ſeitens unſers 2. Bataillons 85, Major Ziermann, mit großer Bravour genommen. Die Verhältniſſe lagen hier wie folgt. Auvilliers *Chateau* war bereits in unſren Händen und jene vorerwähnten vier Batterieen unter Major v. Heineccius, die neben dem Schloß Stellung genommen hatten, beſchoſſen die feindliche Flanke mit guter Wirkung. Nichtsdeſtoweniger hielt ſich der Feind in dem Mühlengehöft (*Moulin* d'Auvilliers) und fügte den in der Allee ihm gegenüberſtehenden Abtheilungen des 11. und 85. Regiments ſchwere Verluſte zu. Oberſt v. Falkenhauſen ließ deshalb, um dieſem auf die Dauer mehr für uns als für den Feind nachtheiligen Feuergefecht ein Ende zu machen, das Bataillon Ziermann aus der Allee heraus zum Sturm auf die Mühle vorgehn. Von einem heftigen Schnellfeuer empfangen, drangen die braven Holſteiner unaufhaltſam die Anhöhe hinauf und jagten die Franzoſen mit dem Bajonet aus dem Gehöft. Dieſer ſchöne Offenſivſtoß hatte zwar erhebliche Opfer gekoſtet, er war aber auch von entſcheidender Wirkung. Die ganze feindliche Linie ging zurück bis in die durch Batterie-Emplacements und Schützengräben vorbereitete Stellung zu beiden Seiten von La Croix Briquet.

General v. Manſtein, eben auf der Höhe von Moulin d'Auvilliers eingetroffen, befahl jetzt, daß zunächſt wieder die *Artillerie* in die erſte Linie einrücken und den weiteren Angriff einleiten ſolle. Die vier Batterieen des rechten Flügels unter Major v. Heineccius konnten bei Auvilliers *Chateau* ſtehen bleiben, auf der Höhe von Auvilliers *Moulin* aber fuhren jetzt andre fünf Bateerieen, darunter drei großherzoglich heſſiſche, auf, während auf dem *linken* Flügel Oberſt v. Jagemann vier weitre Batterieen vereinigte. Dem gewaltigen Feuer dieſer *dreizehn* Batterieen erlag die Artillerie des Feindes; aber mit ſtarken Infanteriemaſſen ging er nunmehr von ſeinem rechten Flügel aus gegen unſre Stellung vor. Von den vier Batterieen des linken Flügels, Oberſt v. Jagemann, mit großer Präciſion beſchoſſen, geriethen die vorderſten feindlichen Bataillone in Unordnung und gingen zurück; friſche Bataillone, die vorgezogen wurden, erlitten daſſelbe Schickſal. Schließlich gerieth die ganze Offenſive ins Stocken und der Feind beſchränkte ſich darauf, auf den flachen Höhen öſtlich La Croix Briquet eine lange Tirailleur-Linie zu etabliren.

Gegen 4 Uhr ertheilte General v. Manſtein die Ordre zu einer allgemeinen Vorwärtsbewegung. Der Commandeur der 18. Diviſion, Generallieutenant v. Wrangel, ging im Centrum mit der 36. Brigade vor, La Croix Briquet als nächſten Angriffspunkt nehmend, während am linken Flügel, auf völlig freiem Terrain, die 35. Brigade, gefolgt vom 4. heſſiſchen Infanterie-Regiment, wie auf dem Paradeplatz mitavancirte. General v. Manſtein ſelbſt begleitete den Angriff mit ſeinem Stabe, zu Fuß auf der Eiſenbahn vorgehend.

Die franzöſiſche Infanterie verſchwand bald hinter den flachen Höhen nördlich Andeglou und an ihre Stelle trat nun das Feuer der ſchweren Batterieen, die der Feind, in ſeinem verſchanzten Lager bei Chevilly, in Poſition gebracht hatte. Bis Dunkelwerden ſauſten die gewaltigen Granaten der 24- und 32pfündigen Marine-Geſchütze die Eiſenbahn entlang. Nur ſchwach erwiderten unſre Batterieen das Feuer, und als um etwa 5 Uhr, in Folge eintretenden heftigen Schneegeſtöbers, jede weitre Artilleriewirkung als unwahrſcheinlich angeſehn werden mußte, entſchloß ſich General v. Manſtein, das, was noch zu thun blieb, lediglich mit Infanterie auszuführen. Die ganze 18. Diviſion erhielt Befehl zum Sturm auf Chevilly: die 36. Brigade an der großen Straße entlang, die 35., an der brennenden Ferme Andeglou vorbei, bis an die Liſière des Orleans-Waldes. Kein Schuß ſollte fallen und der Feind nur mit dem Bajonet und unter Hurrahruf aus ſeiner Stellung geworfen werden.

Schon waren die Bataillone angetreten, als vom Obercommando der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, der Befehl eintraf: »den Angriff auf Chevilly für heut zu unterlaſſen, da die Armee-Abtheilung des Großherzogs noch zu weit zurückſtände, um gleichzeitig anzugreifen.«

Aber ziemlich um dieſelbe Zeit, als dieſer den Angriff des IX. Corps unterbrechende Befehl eintraf, beſetzte, von rechts her, die linke Flügel-Diviſion (22.) der Armee-Abtheilung des Großherzogs, Chevilly und führte dadurch die dieſſeitig für den 3. Dezember geſtellte Aufgabe glücklich zu Ende.

Ueber dieſe letzten Vorgänge des Tages, die für die Fortſetzung unſrer Operationen am 4. von nicht zu unterſchätzender Bedeutung waren, hat der Commandirende der 22. Diviſion, Generallieutenant v. Wittich, in ſeinem mehrcitirten »Tagebuche« eingehender berichtet. Wir entnehmen ſeinen Aufzeichnungen das Folgende:

». . . Es begann gerade dunkel zu werden und das Wetter, ein mit Schnee untermiſchter Regen, machte ſich ſo unangenehm wie möglich. Die Befehle zum Vormarſch wurden eben ertheilt, als Seitens des Obercommandos die Weiſung eintraf, den Angriff auf Chevilly für heute zu unterlaſſen. Die Truppen ſollten ſich, wo ſie ſtänden, ſo gut wie möglich unterzubringen ſuchen. Aber dies war eine ſchwere Aufgabe. Die nächſten Ortſchaften waren mit andren Abtheilungen bereits belegt, und ſo blieb denn für die 22. Diviſion nichts als die kahle Ebene, bedeckt mit naſſem Schnee; alſo ein Bivouac ohne Stroh, ohne Holz, ohne Waſſer, ohne Lebensmittel. Meine Truppen hatten den ganzen 2. Dezember gefochten, die erſten waren um 10 Uhr, die letzten um 1 Uhr in der Nacht in das eiſige Bivouac bei Anneux gekommen und waren heute nicht nur vor Tagesanbruch aufgebrochen, ſondern auch den ganzen Tag über in der Gefechtsformation geblieben. In Rückſicht hierauf hatte ich ſchon die Abſicht, bis Loupry für die Nacht zurückzugehn und gedachte nur noch die Meldungen des 13. Huſaren-Regiments abzuwarten, das ich beauftragt hatte, Patrouillen gegen Chevilly und Chateau Chevilly vorzuſchicken. Nach kurzer Zeit meldete Lieutenant v. Stutterheim, daß beide Punkte vom Feinde geräumt worden ſeien. Der Commandirende der 17. Diviſion, Generallieutenant v. Treskow, wurde ſofort davon benachrichtigt; dann gab ich Befehl: vorwärts nach Chevilly. Der bis dahin zurückgehaltene Adjutant des Großherzogs nahm die Meldung mit, daß ich mit der ganzen 22. Diviſion in Chevilly Quartier nehmen würde. Ungehindert rückte die Diviſion in Dorf Chevilly ein, bald darauf die 17. Diviſion in Chateau Chevilly. Zwei Bataillone des Regiments 95 ſetzten Vorpoſten gegen Orleans und in der linken Flanke aus, dem Feinde auf Büchſenſchuß gegenüber. Der Reſt der Diviſion ſah ſich gut untergebracht und auch für die Verpflegung fand ſich mehr vor, als ich erwartet hatte.-

Der 4 Dezember

Unſre Stellung am 1. früh war die folgende:

I. baieriſches Corps bei La Provenchère.	17. Diviſion bei Chateau Chevilly.	IX. Corps 22. Diviſion bei Chevilly.	X. Corps (bei Chilleurs und Neuville aux bois). III. Corps bei Loury.

Die Angriffslinie, wie es das concentriſche Vorgehen mit ſich brachte, hatte ſich alſo erheblich verkürzt; das IX. Corps ſtand links rückwärts hinter der 22. Diviſion bei Chevilly, das X. Corps ebenſo links rückwärts hinter dem III. Corps. Wie am Tage zuvor, ſo beſchränkte ſich auch am 4. der Kampf auf eine Action unſres Centrums und rechten Flügels: das IX. Corps drang in grader Linie, an Chauſſee und Eiſenbahn hin, gegen Orleans vor und ſah ſich bei dieſem Avanciren durch das gleichzeitige Vorgehn der Armee-Abtheilung des Großherzogs, alſo durch das I. baieriſche Corps ſowie durch die 17. und 22. Diviſion unterſtützt, während der dieſſeitige linke Flügel, namentlich das X. Corps, zurückgehalten wurde und nur zu leichten Rencontres mit dem Feinde kam. Auch dieſer Tag löſte ſich in eine Anzahl ſelbſtſtändig geführter Gefechte auf, von denen das des IX. Corps die Hauptaction bildete, während das der 17. Diviſion die Entſcheidung (Beſitzergreifung von Orleans) brachte. Wir gehen nunmehr zu einer Darſtellung dieſer einzelnen Gefechtsmomente über.

Das IX. Corps nimmt Cercottes und dringt bis Bahnhof-Orleans vor.

Bei trübem, nebligen Wetter trat die 18. Diviſion, während die 25. (großherzoglich heſſiſche) in Reſerve folgte, ihren Vormarſch gegen Orleans an und zwar

die 36. Brigade, Oberſt v. Falkenhauſen, auf der Chauſſee,

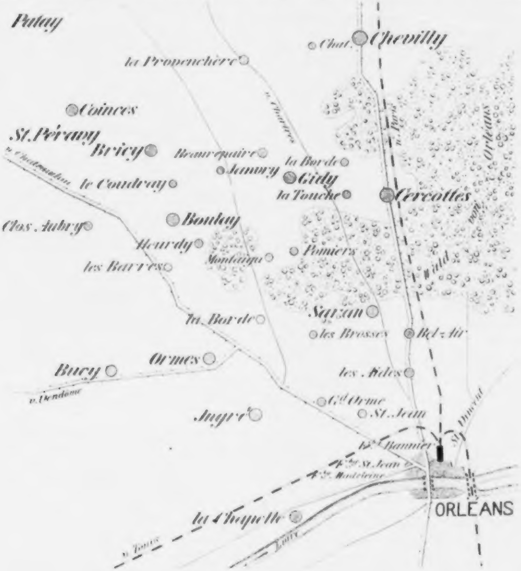
die 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal an der Eiſenbahn hin.

Das nächſte Ziel beider Brigaden war Cercottes, das von der 36. (Regimenter 85 und 11) in der Front angegriffen, von der 35. aber (Regimenter 84 und 36) von links her umfaßt werden ſollte. Die 35. Brigade, um dieſe Umfaſſung ausführen zu können, ging durch den »Wald von Orleans«, mit ihrem rechten Flügel nur eben die Eiſenbahn berührend. Der commandirende General v. Manſtein, ſowie der Commandeur der 18. Diviſion, Generallieutenant v. Wrangel, folgten, der Kälte halber, mit ihren Stäben auf der Hauptſtraße zu Fuß. Von einer flachen Höhe an der Chauſſee aus, etwa eine Viertelmeile vor Cercottes, gewannen ſie den erſten Ueberblick über das Dorf. Die Liſière ſchien ſtark beſetzt; man erkannte Geſchütze und ſtarke Infanterie-Colonnen, welche zu beiden Seiten der Chauſſee gefechtsbereit ſtanden.

Um den dieſſeitigen Infanterie-Angriff vorzubereiten, ließ der commandirende General die 4pfünder-Batterie v. Eynatten auf dem ſchmalen freien Raum zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn auffahren. Noch ehe ſich die Batterie entwickelt hatte, begann der Feind mit Granaten und Shrapnels die Chauſſee zu beſtreichen. Die Batterie Eynatten vermochte nichts gegen das überlegene Geſchützfeuer des Feindes, das erſt zum Schweigen gebracht wurde, als die Magdeburgiſchen Füſiliere des Regiments Nr. 36 bis in die linke Flanke des Gegners vorgedrungen waren und von hier aus Beſpannung und Bedeckungsmannſchaften mit vielem Erfolg beſchoſſen. Die Batterie Eynatten avancirte nun wieder, während alle übrigen Batterieen, ſowohl der Diviſions- wie der Corps-Artillerie, für die der ſchmale, waldfreie Streifen zwiſchen Chauſſee und Eiſenbahn keinen Raum gewährt, ſeitwärts (weſtlich auf La Borde*) dirigirt wurden. Ehe dieſe Artilleriemaſſe indeß, die, wegen unpracticablen Terrains, rechts ausbiegend um eine ganze Waldparcelle herum mußte, den vorgenannten Punkt (La Borde) erreichen konnte, ging der Feind gegen denſelben vor und beſetzte ſowohl das Gehöft wie die Liſière der nächſtgelegenen Waldſtücke mit ſtarken Infanterie-Colonnen. Ein Auffahren unſrer Batterieen an dieſer Stelle war dadurch vorläufig vereitelt und die nächſte Aufgabe, die ſich uns bot, konnte nur darin beſtehn, den Feind, der durch ſeinen Offenſivſtoß auf La Borde ohnehin unſre rechte Flanke bedrohte, mittelſt eines Infanterie-Gegenangriffs wieder zu delogiren. Vier großherzoglich heſſiſche Bataillone unter Oberſt Kraus, aus der Reſerve vorgezogen, wurden dazu auserſehn; bevor indeß dieſe Bataillone heran waren, hatte ſich auf dem linken Flügel das Gefecht bereits entſchieden: das Magdeburgiſche Füſilier-Regiment Nr. 36 hatte Cercottes genommen. Der Commandeur der 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal, vom Eiſenbahndamm aus bemerkend, daß der Feind befliſſen war, bedeutende Verſtärkungen nach ebengenanntem Dorfe heranzuziehn, entſchloß ſich, das Eintreffen von Artillerie, das ihm zugeſagt war, nicht abwarten zu wollen, und befahl den Angriff. Mit lautem Hurrah ſtürzten ſich die Magdeburgiſchen Füſiliere auf die Liſière und nahmen ſie im erſten Anlauf. Innerhalb des Dorfes

---

*) Unſre Karte auf Seite 499 zeigt zwei La Borde's, das eine nordweſtlich von Cercottes, das andere öſtlich von Ormes. Hier iſt erſteres gemeint.


Patay
Chât.
Chevilly
la Provenchère
v. Chartres
v. Paris
Coinces
Wald von Orleans
St. Péravy
Bricy
v. Chateaudun
Beaurepaire
la Borde
Janvry
Gidy
le Coudray
la Touche
Cercottes
Clos Aubry
Boulay
Heurdy
Montaigu
Pomiers
les Barres
la Borde
Saran
les Brosses
Bel Air
Ormes
Bury
les Aides
v. Vendôme
Gd Orme
St. Jean
Ingré
Fg. Bannier
Fg. St. Jean
Fg. St. Madeleine
la Chapelle
ORLEANS
v. Tours
Loire

aber vertheidigte ſich der Feind mit Hartnäckigkeit. Erſt um 1 Uhr war das blutige Straßengefecht beendet, das in ſeinem Ausgange zur Gefangennahme mehrerer hundert Zuaven, Chaſſeurs und Mobilgarden führte.

Die Wegnahme von Cercottes (linker Flügel) konnte nicht ohne Einfluß auf die Vorgänge bei La Borde (rechter Flügel) bleiben. Oberſt Kraus warf mit ſeinen vier heſſiſchen Bataillonen den Feind bis La Touche und, nach Eintreffen von fünf Batterieen unter Major v. Heineccius, bald auch bis Montjoie zurück. Auf der ganzen Linie folgten jetzt die Bataillone des IX. Corps:

am rechten Flügel, auf der Chauſſee, das in Ablöſung andrer Truppentheile ins erſte Treffen rückende 11. Regiment,

am linken Flügel, auf der Eiſenbahn, 36er Füſiliere und Lauenburger Jäger.

Der Wald lag jetzt im Rücken, und auf beiden Straßen avancirend, ging es, abwechſelnd in plänkelndem und ernſtem Gefecht, auf Orleans zu. Den Aufzeichnungen eines Offiziers vom IX. Corps entnehmen wir über dies Vorgehn das Folgende:

„.... Der Feind wich; aber überall an der Chauſſee hin, wo zuſammenhängende Häuſercomplexe die Vertheidigung unterſtützten, leiſtete er zum Theil hartnäckigen Widerſtand. Namentlich koſtete ein Haus bei Bel Air, von dem aus die große Straße wirkſam beſtrichen werden konnte, erhebliche Opfer. Im Ganzen aber drang Alles unwiderſtehlich vorwärts, denn jeder wollte heute noch nach Orleans hinein. Zu dem Behufe galt es freilich in den bis dahin gemachten Anſtrengungen nicht nachzulaſſen, denn es war bereits 2 Uhr und noch war ein weiter Weg zurückzulegen. Eine Hauptſchwierigkeit beſtand darin, daß das Terrain die Wirkſamkeit unſrer Artillerie aufs äußerſte beſchränkte. Die Windmühlenhöhe bei Bel Air, auf welcher ſich das feindliche Geſchütz-Emplacement für eine, ſeit einer halben Stunde zum Rückzuge gezwungene Mitrailleuſen-Batterie befand, bot weit und breit die einzige Poſition; aber ſie bot nur Raum für drei Batterieen. So wenig dies war, ſo wichtig war es doch. Während unſre Infanterie auf Chauſſee und Eiſenbahn vordrang, nahmen jene drei Batterieen, eine preußiſche und zwei heſſiſche, nicht nur ſtarke feindliche Colonnen unter Feuer, ſondern begannen auch, auf nach der Karte bemeſſene Diſtance, Granaten nach dem nur durch Locomotivendampf ſichtbaren Bahnhof zu werfen. Die nächſte Folge war, daß der Feind, deſſen Infanterie-Colonnen freilich wichen, ſeine artilleriſtiſchen Anſtrengungen erneuerte und verſtärkte. Aus mehreren Batterieen ſchwerer Marine-Geſchütze, welche noch dieſſeits der Stadt etablirt zu ſein ſchienen, eröffnete er um 4 Uhr ein gewaltiges Feuer auf die Vorſtadt und unſre Windmühlen-Poſition. Abgeſchoſſene Steine, Sprengſtücke und Kartätſchen hagelten auf die, einem langen Defilee vergleichbare Vorſtadt-Straße nieder; dazu ziſchten Flintenkugeln aus naher und weiter Diſtance, denn vereinzelte Abtheilungen des im Uebrigen in Maſſe zurückgehenden Feindes hatten ſich in den Häuſern zu beiden Seiten der Straße verſteckt und fügten unſren 11er Grenadieren, die die Tête hatten, und mit ihren Tirailleuren bereits bis an den Faubourg Bannier vorgedrungen waren, nicht unbeträchtliche Verluſte zu.

Unſre drei Batterieen auf dem Windmühlenberge von Bel Air ſetzten mittlerweile unausgeſetzt ihr Feuer fort, aber ſie vermochten nicht die ſchweren feindlichen Geſchütze am Bahnhof zum Schweigen zu bringen. Um einen directeren Verſuch zu dieſem Behuf zu unternehmen, ließ der commandirende General die 2. ſchwere Batterie (Behrendt) vorholen und in der Tirailleur-Linie, an einer Seitengaſſe, gegen die nur durch den Pulverdampf und Feuerſchein ſichtbaren feindlichen Batterieen abprotzen. Nach etwa halbſtündigem Kampf, als ſchon die Sonne untergegangen war und nur noch der Mond ein mattes Licht verbreitete, gelang es dieſer mit bewundernswerther Präziſion und wohl auch mit beſondrem Glück feuernden Batterie, das feindliche Geſchützfeuer verſtummen zu machen.*)

Jetzt wurde auf der ganzen Linie von Neuem avancirt. General v. Blumenthal nahm mit der 35. Brigade gegen 6 Uhr den neuen, zur Vertheidigung eingerichteten Bahnhof, während Oberſt v. Falkenhauſen mit Abtheilungen der 36. Brigade (11er und Lauenburger Jäger) bis an das Eiſenbahnthor vordrang. Hier indeß ſtieß er auf eine dichte Infanterie-Linie, welche, ſo ſchien es, zumeiſt hinter Wall und Graben, an der Straße ſelbſt aber hinter einem eiſernen Gitterthore ſtand und auf die vorprallenden Tirailleurs ein unausgeſetztes, bis in die Nacht dauerndes Schnellfeuer abgab. Die ganze Vorſtadt wurde mit dieſem Kugelregen überſchüttet und ſelbſt die in Reſerve ſtehende 25. Diviſion erfuhr dadurch Verluſte. Vergeblich waren alle Verſuche, dieſe ſtarke feindliche Stellung von der Seite zu faſſen; überall war man vom Gegner durch den tiefen, einem Feſtungsgraben ähnlichen Eiſenbahn-Einſchnitt getrennt, und jenſeits ſtand ſeine Infanterie bis in Bruſthöhe gedeckt.

---

*) Ein Offizier, wahrſcheinlich vom 2. Bataillon 85. Regiments, ſchreibt über dieſe Kanonade. »Der Feind beſchoß uns mit coloſſalen Granaten. Wir hörten nicht nur das unheimliche Geſauſe, wir konnten ſie auch, bei der Dunkelheit, die herrſchte, an ihren brennenden Zündern erkennen. Wie Kometen kamen ſie heran. Das Gefühl hierbei zu beſchreiben, iſt unmöglich; vier fuhren über uns weg und krepirten, beinah zu gleicher Zeit, fünfzehn bis zwanzig Schritt hinter dem Regiment; eine ſchlug in die Pferde des 2. Bataillons ein und tödtete eins derſelben, aber die ſechſte war uns zugedacht, ſie ſchlug mitten ins Bataillon ein, krepirte — nicht und verwundete keinen. Unſre Batterie Behrendt brachte endlich das Feuer vom Bahnhof her zum Schweigen.«

Angeſichts der Unmöglichkeit, in den zuſammenhängenden Weingärten eine ſtarke Artillerie zu placiren, nicht minder mit Rückſicht auf die mehr und mehr hereinbrechende und durch Mondlicht nur ſchwach erleuchtete Dunkelheit, gab der commandirende General Befehl, das ſchon verluſtvolle Straßengefecht abzubrechen und dem Feinde dicht gegenüber Vorpoſten auszuſetzen. Unter dem Schutze dieſer letzteren wurden beide Diviſionen, die 18. und die 25., ſowohl in der Vorſtadt wie in den Fermen am Bahnhof, in Allarmhäuſern untergebracht, um für den Wiederbeginn des Kampfes am folgenden Morgen Alles zur Hand zu haben.«

Aber dieſe Erneuerung verluſtreichen Gefechts blieb dem IX. Corps erſpart. Noch in derſelben Nacht waren von Weſten her ſtarke Têten der Armee-Abtheilung des Großherzogs in die Stadt eingedrungen und hatten dieſelbe, bis an die Loire hin, beſetzt.

Wir wenden uns nunmehr den entſprechenden Vorgängen am diesſeitigen rechten Flügel zu.

Das I. baieriſche Corps nimmt Janvry und Boulay, und dringt über Ingré bis Orleans (Faubourg Madeleine) vor.*)

Am 4. Dezember früh ſtand das I. baieriſche Corps bei La Provenchere. »Während der bitterkalten Nacht,« ſo ſchreibt ein Offizier, »war eine Anzahl Ueberläufer zu unſren Vorpoſten gekommen, einſtimmig angehend, daß man feindlicherſeits zurückgehe und ſich nicht mehr ſchlagen wolle. Das Ausſehen dieſer halb erfrorenen und verhungerten Soldaten ſchien ihre Worte beſtätigen zu ſollen, nichts deſtoweniger gingen wir noch ganzen Wochen voll ernſter und ſelbſt erbitterter Kämpfe entgegen. Auch der Tag, in den wir eben eintraten, war beſtimmt uns mancherlei Opfer aufzuerlegen, wenngleich ſie gering waren im Verhältniß zu dem Reſultat, das erreicht wurde. Schon als Morgengruß ſandte uns der Feind aus ſeiner bei Gidy aufgeworfenen und mit Schiffsgeſchützen armirten Schanze einige Granaten größten Calibers zu, die glücklicherweiſe ohne Schaden zu thun, vor der Front der dichtgedrängt ſtehenden Truppen einſchlugen. Bald nach 8 traten wir unſren Vormarſch an, der uns, gemäß einer Ordre vom 3. Abends, zunächſt auf Janvry führen ſollte. Es war ein ſchöner, klarer, aber ſehr kalter Tag; ein eiſiger Nordoſtwind fegte über die hart gefrorenen Felder. Bald ſah man feindliche Abtheilungen im eiligen Abzuge von Bricy gegen Boulay und ſchon um 9 Uhr wurden Janvry und die nächſtgelegenen kleinen Waldparcellen von einem unſrer Têten-Bataillone beſetzt. Eine kurze Pauſe trat ein, während welcher das Corps ſeinen Anmarſch bewerkſtelligte. Um 10½ Uhr ſtand es derartig zwiſchen Briey und Janvry (Front gegen Boulay), daß die 1. und 2. Brigade das erſte Treffen, die 3. und 4. Brigade das zweite bildeten. Unſre Stellung war eine ziemlich exponirte, um nicht zu ſagen bedrohte, denn mitten in die feindliche Linie uns einſchiebend, die ſich, nordweſtlich, bis gegen Coinces und Patay hin, ausdehnte, hatten wir in dieſem Augenblick nicht weniger als vier franzöſiſche Diviſionen im Rücken.*) Nichts deſtoweniger beſchloß General v. d. Tann die Offenſive fortzuſetzen und zwar zunächſt gegen zwei feindliche Schanzen, von denen ſich die eine bei der Ferme Clos Aubry, zwiſchen dieſer und der nach Chateaudun führenden Straße, die andre unmittelbar öſtlich von Boulay befand. Beide Schanzen wurden genommen, die erſtere durch Bataillone der 4., die andre durch gemiſchte Abtheilungen der 2. Brigade. Artillerie wirkte mit. Theils die Raſchheit des Angriffs, theils die Verluſte, die unſer Feuer ihm zufügte, veranlaßten den Feind, in beiden Schanzen eine Anzahl ſeiner Geſchütze zurückzulaſſen. Eins derſelben hatte ſeine ganze Beſpannung verloren; von einer Granate zerriſſen, lagen die Pferde in einem Haufen übereinander.

---

*) Die Karte auf S. 499 iſt hierbei zu benutzen.

»Der Gegner war, auf Ormes zu, gewichen, wohin wir ihm, über les Barres vorrückend, um 1 Uhr folgten. Wiederum, wie vor zwei Monaten, ſahen wir bei dieſem Vormarſch die in der Ferne aufragenden Thürme der Cathedrale von Orleans, unmittelbar vor uns aber die hell im Sonnenſchein erglänzenden Häuſer von Ormes. Es galt denſelben Kampfpreis wie am 11. October (erſte Eroberung von Orleans) und ein gewiſſes Gefühl ſtolzer Genugthuung mochte Führer und Truppen überkommen, als die Loire-Hauptſtadt wieder ſo lockend vor uns aufſtieg. Aber Tauſende hatten dieſe Genugthuung, die für uns in der Wiedereinnahme von Orleans lag, mittlerweile mit ihrem Blut und Leben bezahlt.

»Der Marſch auf einer Straße ging ſehr langſam. Ehe noch Ormes erreicht war, das, eben eingetroffener Meldung gemäß, von der 17. Diviſion beſetzt werden ſollte, bog die Spitze unſres Corps rechts aus, um ſich, zwiſchen Ormes und Bucy hin, gegen Ingre zu dirigiren. Mit Ausnahme einzelner verſprengter Gruppen trafen wir keinen Feind mehr; dagegen deutete der Donner ſchwerer Geſchütze, welcher aus der Gegend nördlich von Orleans herüberſchallte, darauf hin, daß dort noch um den Beſitz der zweiten Verſchanzungslinie (die Linie Cercottes-Gidy-Boulay war die erſte) gekämpft werde. Unterdeſſen war es Abend geworden und die Truppen bezogen Cantonnements-Quartiere in größerer oder geringerer Nähe der Stadt. Die 2. Brigade, am weiteſten vor, kam in den Faubourg Madeleine.

---

*) Hauptmann Helvig, in ſeinem mehrcitirten Werke, ſchreibt hierüber im Weſentlichen wie folgt: »Zwiſchen 11 und 12 Uhr waren vier feindliche Diviſionen bereit, uns von der Flanke her anzugreifen; von dem Augenblicke an aber (vergl. oben den Text), wo wir die Schanzen bei Boulay genommen und unſre Gefechtsfront gegen Orleans gerichtet hatten, hatten wir jene vier Diviſionen: eine des XVI. und alle drei des XVII. Corps, im Rücken. General Chanzy, ohne hiervon Nutzen zu ziehn, beſchloß, in ſüdlicher Richtung zurückzugehn. Er ließ das XVII. Corps durch den Wald von Montpipeau marſchiren und dirigirte die Diviſion des XVI. Corps über La Corbillière nach Bucy-St. Liphard. Hieraus entſtand der in der Kriegsgeſchichte gewiß ſelten vorkommende Fall, daß in unſrem Rücken der Feind eben ſo eilig zurückging wie in unſrer Front. Während der Nacht, wo unſer I. baieriſches Corps in dem Dreieck: Orleans, Ormes, La Chapelle, in engen Cantonirungen lag, bivouakirten die mehrgenannten vier feindlichen Diviſionen beinah unmittelbar hinter uns: eine Diviſion bei Descures, eine bei Baccon und zwei zwiſchen Huiſſeau und Montpipeau. So abnorme taktiſche Situationen, ſo ſchließt Helvig, waren nur bei dem gänzlich zerrütteten inneren Zuſtande, in welchem ſich die franzöſiſche Armee befand, möglich.«

»General v. d. Tann hatte ſein Quartier in La Chapelle genommen. Als um Mitternacht vom Großherzoge die Nachricht eintraf, daß, in Folge eben abgeſchloſſener Capitulation, Orleans um 12½ Uhr Morgens vom Feinde geräumt werde und die Stadt ſofort zu beſetzen ſei, erhielt die 2. Brigade Befehl, aus ihren Quartieren (Faubourg Madeleine) aufzubrechen und nach Orleans hinein zu marſchiren. Dieſer Einmarſch erfolgte um 1½ Uhr Morgens; auch General v. d. Tann ritt um eben dieſe Stunde mit ſeinem Stabe in Orleans ein.«

So weit der Bericht. Die Capitulation, von der die letzten Zeilen deſſelben ſprechen, war durch die 17. Diviſion, General v. Treskow, erzwungen worden. Wir wenden uns nunmehr den Ereigniſſen zu, die das Vorgehn dieſer Diviſion begleiteten.

Die 17. Diviſion nimmt La Borde, marſchirt über Ormes gegen Orleans und beſetzt es, nachdem der Feind capitulirt.*)

Die 17. Diviſion ſtand am 4. früh bei Chevilly. Den 3. Abends war ihr der Befehl zugegangen, am nächſten Morgen um 7 Uhr die Avantgarde bis Gidy vorzuſchieben und um 8 Uhr mit dem Gros zu folgen. Hinzugefügt war: »Leiſtet der Feind keinen Widerſtand, ſo iſt der Weitermarſch auf Orleans anzutreten.«

Dieſer Ordre gemäß wurde am 4. verfahren. Die Avantgarde der Diviſion war kaum zum Vormarſch ſüdlich Chateau Chevilly formirt, als ſchon einige Granaten ſchweren Calibers, aus einer unmittelbar weſtlich von Gidy erbauten Batterie herübergeſandt, die Nähe des Feindes bekundeten. Die verſchanzte Vertheidigungslinie des letztern, wie auf den letzten Seiten mehrfach hervorgehoben, lief von Cercottes über Gidy bis Boulay, und wie ſich das IX. Corps gegen Cercottes, das I. baieriſche Corps gegen Boulay richtete, ſo richtete ſich die 17. Diviſion gegen Gidy. Wenigſtens zunächſt. Der Marſch ging über die Ferme Cuny, das von einer Abtheilung der Avantgarde beſetzt wurde. Hierdurch war bereits eine Flankenſtellung gewonnen, deren Wirkung ſich alsbald dahin geltend machte, daß der Feind ſowohl Gidy wie das unmittelbar in Front deſſelben gelegene Beaurepaire freiwillig räumte und auf ſeine zweite Vertheidigungslinie zurückging.

---

*) Unſre Karte auf S. 499 bringt die Ortsangaben.

Um 10½ Uhr — die Avantgarde ſchickte ſich eben an, von Cuny und den angrenzenden Waldparcellen aus, nunmehr auch das vom Feinde verlaſſene Gidy zu beſetzen — traf Befehl bei der Diviſion ein, die Marſchrichtung zu ändern und ſtatt über Gidy *), über Janvry auf Orleans vorzugehn. Die Diviſion, in Ausführung dieſes Befehles, bog ſogleich rechts aus, erreichte Janvry und ſetzte ohne Zögern ihren Marſch in ſüdlicher Richtung auf das nur tauſend Schritt von Ormes entfernt liegende La Borde fort. Die Avantgarde, um La Borde zu erreichen, wählte den geraden, mitten durch den Wald von Heurdy führenden Weg und ſah ſich auf dieſem Wege alsbald vom erſten Treffen des Gros gefolgt, während das zweite Treffen, und mit ihr die Diviſions-Artillerie, weiter links ſich haltend, die Paſſirung des Waldes vermied und an der öſtlichen Liſière deſſelben hinmarſchirend, über Pommiers und Montaigu, und dann unmittelbar an La Borde vorbei, die Ferme Les Broſſes (halben Wegs zwiſchen Ormes und Saran) zu erreichen trachtete.

Der Weg, den die Avantgarde einſchlug, war ſehr ſchlecht; ſo kam es, daß das zweite Treffen des Gros: 2. Bataillon 75 und Füſilier-Bataillon 76 unter Oberſtlieutenant v. Böhn, trotz des beträchtlichen Umweges, den daſſelbe zu machen hatte, doch um einiges früher in Front von La Borde eintraf als die Avantgarde, Oberſt v. Manteuffel und das ihr folgende erſte Treffen des Gros unter General v. Kottwitz.

Oberſtlieutenant v. Böhn, als er eben die am Waldeck gelegene Ferme Montaigu paſſirt, ſah ſich einem 1200 Schritt breiten Wieſengrund gegenüber, der jenſeits wieder eine Waldbegrenzung hatte. Ueber dieſen Wieſengrund mußte er hinweg. Seine beiden Bataillone compagnieweiſe auseinanderziehend, drang er unangefochten in die Liſière der jenſeitigen Waldparcelle

---

*) Gidy wurde nunmehr ſtatt von der 17., von der um dieſe Tagesſtunde bei Beaurepaire ſtehenden 22. Diviſion beſetzt. Letztere, der es oblag, je nach Bedürfniß das IX. Corps links oder die 17. Diviſion rechts zu unterſtützen, dirigirte ſich bald darauf auf Saran, dann auf les Aides. Damit war die große Straße Paris-Orleans gewonnen, auf der, wie wir wiſſen, das IX. Corps ſeinen Vormarſch bewerkſtelligte. General v. Wittich ſchreibt über dieſen Vormarſch: »Eh wir die Chauſſee erreichten, ſtießen wir überall auf Spuren eines vorangegangenen Infanteriegefechts und fanden namentlich bei les Mélinières viele ſchwerverwundete Franzoſen in den Gärten und Weinbergen. Bei les Aides ſtieß ich auf die 25. Diviſion des IX. Corps, während die 18. Diviſion weiter vorwärts im Gefecht ſtand. Geſchoſſe aus dem kleinen Gewehr erreichten noch meine Tete.« Die 22. Diviſion verblieb in dieſer Reſerveſtellung und bivouakirte zwiſchen Saran und der großen Straße. Zu einem ernſtren Engagement mit dem Feinde war ſie am 4. nicht gekommen.

ein; hier aber ſtieß er auf ſtarke feindliche Infanterie-Abtheilungen und ein lebhaftes Feuergefecht entſpann ſich, in das feindlicherſeits auch eine etwas rückwärts gelegene Batterie eingriff.

Während dieſes Gefecht in Front von La Borde geführt wurde, hatte die nur drei Bataillone ſtarke Avantgarde von Nordweſten her den Ort ſelbſt erreicht, degagirte dadurch das Detachement unter Oberſtlieutenant v. Böhn und zwang den Feind ſeine Poſition zu räumen.

Um eben dieſe Zeit war es, daß Befehl vom Großherzoge bei der Diviſion eintraf, an Stelle des I. baieriſchen Corps, das nunmehr auf Ingré ausbog, die große Straße zu halten und auf der Linie Chateaudun-Orleans gegen die Loire-Hauptſtadt vorzudringen. In Ausführung dieſes Befehles, der die 17. Diviſion, wenigſtens ſo weit der rechte Flügel unſrer Geſammtſtreitkräfte in Betracht kam, an die Tête ſtellte, geſchah es, daß die eigentliche Entſcheidung des Tages (Beſetzung von Orleans) durch die genannte Diviſion herbeigeführt wurde.

Der Vormarſch auf dem Straßen-Abſchnitt Ormes-Orleans erfolgte nun derart, daß

das vorgeſchobene 2. Treffen des Gros unter Oberſtlieutenant v. Böhn den linken Flügel,

die Avantgarde unter Oberſt v. Manteuffel das Centrum,

das zurückgehaltene I. Treffen des Gros unter General v. Kottwitz den rechten Flügel bildete.

Das I. Treffen des Gros marſchirte auf der großen Straße ſelbſt, Avantgarde und 2. Treffen links daneben.

Dieſſeitig war beabſichtigt, mit dem linken Flügel-Detachement (v. Böhn) auf den rechten Flügel des Feindes zu drücken, um denſelben möglichſt von Orleans ab und auf die Straße nach Beaugency zu drängen, wo er dann dem I. baieriſchen Corps in die Hände fallen mußte. Der Feind ſchien dies Manöver befürchtet zu haben, denn er ſetzte dem Detachement v. Böhn nicht nur den hartnäckigſten Widerſtand entgegen, ſondern ging ſelbſt zur Offenſive über. Dabei wurden die beiden hanſeatiſchen Bataillone, wie auch der linke Flügel der Avantgarde zurückgedrängt. Oberſt v. Manteuffel, dem dieſer gefährliche Moment nicht entgangen war, warf das 3. Bataillon 90. Regiments dem vordringenden Feinde in ſeine linke Flanke. Das Bataillon avancirte mit ſchlagenden Tambours. Der Gegner, ganz überraſcht, ließ in ſeiner Verfolgung nach, machte Kehrt und zog ſich, nunmehr ſeinerſeits von der ganzen Linie gedrängt, auf Orleans zurück. Gehöft auf Gehöft mußte er aufgeben, wobei zahlreiche Gefangene in unſre Hände fielen. Mit dem weitren Vorgehn der Unſren wurde der um Orleans gezogene Kreis ſelbſtverſtändlich immer enger und von den öſtlich der großen Straße avancirenden Truppen konnten nicht alle mehr Verwendung finden. So wurde das Detachement v. Böhn wieder an das eigentliche Gros unter General v. Kottwitz herangezogen, während die Avantgarde in dem immer verwickelter werdenden Terrain ihren Vormarſch fortſetzte, bis ſie, bei ſchon einbrechender Dunkelheit, erſt le Grand Orme und bald darauf auch St. Jean erreichte. Hier ſtieß ſie auf einen letzten Widerſtand, den ihr das 33. franzöſiſche Marſch-Regiment und ein Zuaven-Bataillon entgegenſetzten. Ein Häuſerkampf entſpann ſich, aber die Zähigkeit des Feindes war erlahmt und den 89er Grenadieren, denen das 3. Bataillon vom 90. Regiment auf dem Fuße folgte, fielen hier 200 Gefangene in die Hände.

So erreichte die Avantgarde den Punkt der Straße, wo dieſelbe von der nach Tours führenden Eiſenbahn durchſchnitten wird. Die Bahn bildet hier einen hohen Damm, unter welchem die Straße durch einen Thorbogen führt. Während General v. Tresckow das Gros an dieſer Stelle halten und den Eiſenbahndamm zu beiden Seiten der Straße beſetzen ließ, ging Oberſt v. Manteuffel vorſichtig gegen Orleans vor. Ohne beſondren Aufenthalt zu finden, wurden die erſten Häuſer der eigentlichen Stadt erreicht; eine franzöſiſche Wache, die ſich im Uebrigen paſſiv verhielt, ſtellte ſich einem weitren Vordringen entgegen. Dazu kam, daß ein gefangener franzöſiſcher Sergeant, der eben eingebracht wurde, die Angabe machte: 5000 Mann franzöſiſcher Truppen lagerten in einem Retranchement ſüdlich der nach Tours führenden Eiſenbahn. In der That ſahen wir, vom Eiſenbahndamme aus, die Bivouacsfeuer dieſer feindlichen Brigade. Unter dieſen Umſtänden, namentlich auch mit Rückſicht darauf, daß es inzwiſchen völlig Nacht geworden war, ſchien es nicht rathſam, den Einmarſch in Orleans zu erzwingen. Links und rechts der Straße vorgeſchickte Patrouillen wurden beſchoſſen und ſelbſt einzelne Offenſivſtöße des Feindes fanden ſtatt. Andrerſeits lag der Diviſion daran, noch an dieſem Tage nach Orleans hineinzukommen. Die Thorwache wurde daher aufgefordert, den Commandanten behufs Verhandlung herauszurufen. Nach einiger Zeit erſchien der Gerufene, erklärte aber zu Verhandlungen nicht ermächtigt zu ſein; dagegen erbot er ſich, das Verlangen der Diviſion dem Obercommandirenden, General Aurelle de Paladines, vorzutragen. In Folge dieſes Vortrages erſchien ein von letztrem (General Aurelle) entſandter und bevollmächtigter Generalſtabs-Offizier. Dieſem wurde die Forderung geſtellt, Orleans bis 12 Uhr Nachts zu räumen und alle Truppen auf das linke Loire-Ufer hinüberzuziehn, widrigenfalls die Stadt bombardirt werden würde. Der Bevollmächtigte erklärte ſich zur Räumung der Stadt bereit und bat nur, wegen Kürze der Zeit, die Friſt bis 12½ Uhr zu verlängern. Dies wurde gewährt.

Punkt halb 1 Uhr rückte die 17. Diviſion, an ihrer Tête der Großherzog und der Diviſions-Commandeur (v. Tresckow) mit ihren Stäben, unter klingendem Spiele in Orleans ein. Die Stadt war dunkel und ſchien verödet; die Häuſer waren alle geſchloſſen; kein Licht an den Fenſtern, kein Menſch auf der Straße zu ſehn. Es machte einen unheimlichen Eindruck. An einer Biegung derſelben ward es auf einmal überraſchend hell. Es waren die Markthallen, unter denen mehrere Compagnieen Franzoſen, mit den Waffen in der Hand, um die Bivouacsfeuer lagerten. Nach ihren Offizieren befragt, antworteten die Vorderſten: »die hätten ſie verlaſſen«. Aufgefordert darauf, die Waffen abzulegen, beeilten ſich die Leute, ihre Gewehre, Säbel, Patrontaſchen auf der Straße zu einem Haufen zuſammenzuwerfen und erklärten ſich glücklich, Kriegsgefangene und damit endlich von ihren Leiden erlöſt zu ſein.*)

Die Truppen der Diviſion, denen die Stadt Orleans zur Bequartierung angewieſen war (ein andrer Theil bezog Cantonnements an der großen Straße bis Ormes), marſchirten auf den Platz Jeanne d'Arc. Hier näherte ſich ein Zuave dem General v. Treskow und ſagte aus, daß auf der »Promenade«, der ehemaligen Umwallung der Stadt, ein ganzes Zuaven-Regiment bivouakire, das ohne Offiziere ſei. General v. Treskow ritt ſelbſt nach dem angedeuteten Platze und ließ eine Compagnie zur Fortführung der gefangen zu nehmenden Leute folgen. So weit ſich die Promenade überſehen ließ, war ein Bivouacfeuer neben dem andern. Gruppen von 12 bis 20 Zuaven lagen um die Feuer her (es war eine bitterkalte Nacht), die Gewehre neben ſich zuſammengeſtellt. Auf die Erklärung, daß ſie Kriegsgefangene ſeien, äußerten auch dieſe Leute ſich erfreut über ihr Schickſal, und baten nur um ſo viel Zeit, daß ſie den Kaffee, mit deſſen Zubereitung ſie beſchäftigt waren, trinken könnten.

Nach allem dieſem drängte ſich die Ueberzeugung auf, daß wenigſtens der Theil der Loire-Armee, welcher vor Orleans engagirt geweſen war, in völliger Auflöſung begriffen ſei, und ſomit das Ende des Feldzuges nicht mehr fern ſein könne.

Die 17. Diviſion**) hatte die Ehre gehabt, die erſte in Orleans ein-

---

*) Solche Vorgänge (wie wir auch im Text noch einen zweiten Fall derart erzählen) wiederholten ſich in der Nacht vom 4. auf den 5. allerorten. In dem Hofe des Hauſes beiſpielsweiſe, in dem General v. d. Tann Quartier zu nehmen gedachte, fanden die Offiziere ſeines Stabes 80 franzöſiſche Soldaten vor, die daſelbſt bivouakirten, ihre Gewehre in Pyramiden neben ſich. Auf die an ſie ergehende Aufforderung, legten ſie ſofort die Gewehre zuſammen, völlig zufrieden damit, daß man ihnen ihre »sacs« ließ und ihnen erlaubte, die eiſig kalte Nacht am Bivouacfeuer zuzubringen.

**) Dem Berichte eines Offiziers eben dieſer Diviſion (der 17.) entnehmen wir noch das Folgende über dieſen mitternächtigen Einzug in Orleans: »Voran eine kleine Avantgarde, dann der Großherzog mit ſeinen Offizieren, und unmittelbar aufſchließend die 17. Diviſion in ihrer Marſchformation. Die Tambours ſchlugen an, die Muſik fiel ein, ſo ging es in die gerückte Truppe zu ſein, allerdings nach einem ſehr ſchweren Tage, an welchem, bei großer Kälte, ohne Verpflegung und unter beſtändigen Kämpfen, die Truppen von 6 Uhr früh bis zum andern Morgen 2 Uhr, alſo zwanzig Stunden lang, unter dem Gewehr geſtanden hatten. Zwei Batterieen, mit zuſammen 16 ſchweren Marine-Geſchützen, die eine bei Gidy, die andre unmittelbar vor Orleans bei St. Jean, waren der Diviſion in die Hände gefallen; 7000 Gefangene waren gemacht worden. Dieſe wurden zunächſt in den Kirchen von Orleans untergebracht.

Der 5. war ein Ruhetag.

ſchweigende Stadt hinein. Die Straßen wie ausgeſtorben. Unter dem großen Reiterſtandbilde der Jungfrau von Orleans auf dem Marktplatze hielt der Großherzog an und ließ die erſten Bataillone vorbei defiliren. Ein ſeltſamer Parademarſch im Mondenſchein, ebenſo originell wie pittoresk. — Unſer Einzug mußte der franzöſiſchen Beſatzung doch etwas überraſchend gekommen ſein, denn in dem Hotel d'Orleans, wo für den Großherzog und die Mehrzahl der zum Stabe gehörigen Offiziere Quartier gemacht war, fanden wir noch die Reſte eines uns ſehr zu paß kommenden Couverts, welches die Chaſſeur-Offiziere etwas ſchnell im Stich gelaſſen hatten. In den Logirzimmern lagen noch hie und da Uniformſtücke umher, die ſie muthmaßlich gegen ein unſcheinbares, aber gefahrloſeres Civil vertauſcht hatten. Unten im Speiſeſaal wurde unſrerſeits noch lange wacker gezecht. Hatten wir doch drei ſchwere, mühevolle Tage glücklich überſtanden und dabei noch die Genugthuung, die Erſten geweſen zu ſein, die in Orleans einzogen.«

In Orleans

am 5. und 6. Dezember.

Der 5., ſo ſchloſſen wir das vorige Kapitel, war Ruhetag, ſeit Wochen der erſte, der den Truppen gewährt werden konnte. Das Bedürfniß danach war ſo groß, daß am 5. Abends der für den nächſten Morgen ſchon gegebene Befehl einer Verfolgung des Feindes, namentlich gegen Weſten zu, wieder aufgehoben und ein zweiter Ruhetag (der 6. Dezember) bewilligt wurde. Alles war bemüht, einen leidlichen Zuſtand der Erſcheinung wiederherzuſtellen. Soweit es die vorhandenen Vorräthe erlaubten, wurde die Bekleidung und vor allem das Schuhzeug*) wieder in Stand geſetzt, der eiſerne Beſtand und die Munition ergänzt. Außerdem war eine der erſten Sorgen, für die zahlreichen Verwundeten Hülfe herbeizuſchaffen. Dieſelben hatten während des Vormarſches unmöglich alle evacuirt werden können, und eine ganze Anzahl improviſirter Spitäler, welche in halbverbrannten Dörfern und Gehöften etablirt waren, bezeichnete die blutige und traurige Spur der letzten viertägigen Kämpfe. Die Verwundeten wurden zuſammengeholt und in Orleans untergebracht.

Orleans war auch wieder großer Poſttag. Zahlloſe Briefe wurden geſchrieben, aus deren Fülle wir in Nachſtehendem einige wenige auszugsweiſe mittheilen. Ihr Inhalt wird am beſten ein Bild jener zwei Ruhetage geben.

---

*) General v. Wittich ſchreibt in ſeinem Tagebuch: »Das Schuhwerk hatte in letzter Zeit entſetzlich gelitten, alle Requiſitionen konnten den Mangel nicht beſeitigen, die franzöſiſchen Stiefel waren größtentheils zu klein, Nachſchub konnte die Truppen nicht erreichen, zumal die Etappenſtraße mehrfach verlegt war. Ich ſah mich deshalb genöthigt, in Orleans eine Schuhmacherwerkſtatt zu errichten, welche mir wöchentlich wenigſtens 200 Paar Stiefeln liefern konnte. Zu dieſem Zweck ließ ich, bei unſerm Vormarſch am 7., in Orleans einen Intendanturbeamten der Diviſion, einen Offizier, zwei Unteroffiziere und von jeder Compagnie einen Schuhmacher, zuſammen, einſchließlich des Zuſchneiders, 14 Arbeiter zurück.«

Orleans, 6. Dezember.

»Seit dem 5. früh ſind wir wieder hier. Je größer der Jubel der Bewohnerſchaft war, als die Baiern am 8. und 9. November gezwungen waren Orleans zu räumen, deſto größer waren Zorn und Trauer, als die deutſchen Truppen geſtern von drei Seiten her wieder in die Stadt einrückten. Der Großherzog von Mecklenburg nahm Quartier im Hôtel d'Orleans; ſtundenlang defilirten die Truppen unter klingendem Spiel vorüber. Mit unſren Bataillonen mehrte ſich aber auch die Zahl der Gefangenen und zwar ſo raſch, daß es bald keine Lokalitäten mehr gab, ſie unterzubringen. In dem Walde von Orleans waren ſie, wie bei einem Keſſeltreiben, zuſammengedrängt worden, hatten ſich widerſtandslos ergeben und kamen nun, unter ſchwacher Escorte, in Trupps von Hunderten und Tauſenden in die Stadt, wo ihr Erſcheinen nur Verlegenheiten ſchaffte. Da man ſie, bei der empfindlichen Kälte, nicht bivouakiren laſſen wollte, mußte endlich die berühmte alte Cathedrale zur Hülfe genommen werden. Aber hiermit waren die Verlegenheiten nur halb beſeitigt; eine mindeſtens ebenſo ſchwierige Aufgabe war es, für dieſe Maſſen Verpflegung zu finden. Der Maire, durch den Commandanten dazu veranlaßt, erließ eine Aufforderung an die Einwohnerſchaft, durch freiwilliges Spenden von Lebensmitteln das Loos der Gefangenen zu lindern; aber nur in geringem Maße wurde dieſer Aufforderung genügt. Man ſcheint überhaupt, nach der ganzen Haltung der Einwohnerſchaft zu ſchließen, gegen die eigene, noch vor wenig Tagen für unüberwindlich gehaltene Armee nicht gut geſtimmt zu ſein; man grollt ihr, daß ſie die »Hoffnungen Frankreichs« ſo ſchnell hat zu Schanden werden laſſen. Dieſe Verſtimmung gegen die eigene Armee kommt aber der unſrigen keineswegs zu Statten. Verweigerung deſſen, was dem Soldaten gebührt, iſt an der Tagesordnung und die Mairie wird beſtürmt, um den endloſen Beſchwerden beider Parteien Abhülfe zu ſchaffen. Dazu kommt, daß alle Läden geſtern geſchloſſen waren und unſre armen Soldaten, ſelbſt für gutes Geld, das zu ihrem Unterhalt oder zu ihrer Ajuſtirung Unerläßliche ſich nicht zu verſchaffen vermochten. Erſt ſeit heute früh ſind alle Läden, auf Befehl des Commandanten, geöffnet worden.«

Ein zweiter, von andrer Hand herrührender, aber unter demſelben Datum geſchriebener Brief, lautet wie folgt:

Orleans, 6. Dezember.

Die Sonne war wundervoll über Orleans untergegangen, ebenſo ſchön ſtieg ſie am 5. wieder empor, beleuchtete die Stadt und lächelte uns freundlich zu unſerem ſiegreichen, gegen Mittag ſtattfindenden Einzuge. An der Statue der Jungfrau von Orleans, einem wundervollen Monument von

Bronce (die Jungfrau zu Pferde, hält in der rechten Hand das geſenkte Schwert, auf dem Piedeſtal, in Hautreliefs, ihre Lebensgeſchichte, ihre Berufung und ihr Ende; rund herum lagen Kränze mit Aufſchriften: »Orleans espère en toi, sauve l'armée, sauve la France ꝛc.), hielt der Commandirende des IX. Armee-Corps, v. Manſtein, und ließ das Corps an ſich vorbeimarſchiren. Sehr hübſch machte es ſich bei dem 9. Jäger-Bataillon, daß jeder Mann einen grünen Buſch am Käppi trug. Wahrſcheinlich hatte die Orangerie eines Vorſtadthauſes dieſen Schmuck liefern müſſen. Die Stadt iſt reizend; den Glanzpunkt des Ganzen bildet aber die majeſtätiſch große Cathedrale, momentan der Sammelplatz aller Gefangenen. In den Straßen herrſchte, als wir einzogen, ein enormer Trubel; wenig Einwohner, deſto mehr Soldaten, die Thüren, die Schaufenſter alle geſchloſſen. Unſre Compagnie kam, nachdem wir bis 3 Uhr geſtanden hatten, endlich in der Rue de Charetiers in eine Schule, zum großen Entſetzen ihrer Vorſteher. Auch mir und zwei anderen Compagnie-Kameraden mußten ſie ihre Zimmer räumen und verpflegten uns, da ſie das Unnütze eines Widerſtandes ſahen, nach Möglichkeit.

Noch im Laufe des Nachmittags ſuchte ich einige Offiziere des v. d. Tannſchen Corps auf, alte Freunde, an die ich ſeit meinen Münchener Tagen geknüpft bin. Ich konnte von Glück ſagen, ſie noch zu finden; hat doch das 1. baieriſche Corps ſeit dem Tage von Coulmiers über 120 Offiziere verloren. Das 2. Regiment, welches mit 58 Offizieren aus München marſchirte, büßte, während des Feldzuges, nicht weniger als 62 Offiziere ein; das Plus erklärt ſich aus dem Erſatz, der erſt ſpäter zum Regimente ſtieß. Aehnlich haben die andern Truppentheile des Corps gelitten; das geſammte Leibregiment hat nur noch die Stärke eines ſchwachen Bataillons. v. K. trug den Arm in der Binde. Wir ſuchten ein Cafe auf, wo die Vorgänge der letzten Tage beſprochen wurden. Der Kampf bei Loigny, am 2. Dezember, hatte den Baiern wiederum bedeutende Opfer auferlegt; ſonſt waren ihre Verluſte, gerade während der letzten Tage, verhältnißmäßig gering geweſen. Am 4., ſo erzählte v. K., hatte es ſich am dieſſeitigen rechten Flügel, wo das v. d. Tannſche Corps avancirte, vorzugsweiſe um die Erſtürmung einiger in Nähe von Boulay gelegenen Verſchanzungen gehandelt; gleich die erſte baieriſche Granate, die hier abgefeuert wurde, tödtete die Bedienungsmannſchaft und ſämmtliche Pferde eines franzöſiſchen Geſchützes. Die Schanzen wurden genommen. In Boulay ſelbſt fanden die eindringenden Baiern ſechs franzöſiſche Soldaten beim Mahle ſitzend und wurden nicht nur aufgefordert, daran theilzunehmen, ſondern auch gebeten, ſie gefangen zu nehmen. »Sie wären des Krieges ſatt und deshalb an dieſer Stelle zurückgeblieben.« Ebenſo charakteriſtiſch wie dieſe Epiſode, iſt folgendes: Die baieriſchen Cüraſſiere hatten vorgeſtern Abend ſpät noch vier Gefangene gemacht, die ſie für die Nacht mit am Wachtfeuer bei den Vorpoſten ließen. Als es Morgen geworden, fanden ſich ſtatt der vier 12 Franzoſen vor; es hatten ſich während des Dunkels noch acht andre bei dem Feuer eingefunden. Während der vergangenen Nacht meldeten ſich bei den hieſigen Wachen mehrere hundert »freiwillige Gefangene«; während Andere durch Schießen aus den Häuſern die Aufmerkſamkeit der deutſchen Soldaten erregten und ihren Verſteck verriethen. Vom Café aus machten wir einen Spaziergang bis zur Loire-Brücke. Ueberall noch haftete eine vom 4. Dezember datirte Proklamation Gambetta's an den Straßenecken, die von großen Siegen vor Paris berichtet und in der behauptet wird, daß während der letzten drei Wochen die franzöſiſchen Waffen in allen Gefechten erfolgreich geweſen ſeien. Der Präfekt hatte dieſer lügenhaften Proklamation noch einige Worte hinzugefügt, in der er u. A. ſagt: »Das Vaterland erhebt ſich, Großes iſt geſchehen, noch Größeres ſteht bevor.« Vor dem Palaſte des Biſchofs Dupanloup, in dem das General-Commando des III. Armee-Corps Quartier genommen hat, fanden wir die Bevölkerung der Stadt in großer Aufregung. Die beiden Poſten, die vor dem Palaſte ſtanden, wurden ſo gedeutet, als werde der Biſchof gefangen gehalten. Es war nicht leicht, die erregte Menge über ihren Irrthum aufzuklären. Die hier am 9. November (Schlacht bei Coulmieres) zurückgelaſſenen, jetzt glücklich befreiten Verwundeten, haben Manches zu leiden gehabt. Sie wurden, namentlich gleich nach dem Abzug, durch den Pöbel, der in den Bahnhof eindrang und ihnen die Waffen wegnahm, bedroht. Der Intervention des Maire gelang es jedoch, Unglück zu verhüten. Später litten ſie keinen Mangel. Uebrigens haben wir nur die verwundeten Soldaten in den hieſigen Spitälern vorgefunden, die Offiziere waren noch im Lauf des 4. nach Blois weiter geſchafft worden.

Wir ſchließen dieſe Berichte aus Orleans durch Mittheilung eines dritten Briefes.

Orleans, 6. Dezember.

Der heutige Tag iſt noch der Ruhe gewidmet, morgen aber wird es wahrſcheinlich wieder vorgehen. Zeit ſich neu zu organiſiren darf der Loire-Armee nicht gelaſſen werden. Noch iſt eine zahlreiche Macht vereint, die, unter den Händen eines tüchtigen Feldherrn, bei günſtigen Umſtänden und einiger Ruhe leicht aus einer zahlreichen eine ſtarke Macht werden kann. Intereſſant war mir zu hören, daß General Aurelle de Paladines nicht die Abſicht gehabt habe, ſchon ſobald, wie geſchehen, zur Offenſive überzugehen. Er war vielmehr gewillt, mit ſeiner Hauptmacht noch einige Zeit in der Stellung Artenay-Orleans, die er zu halten hoffte, zu verbleiben, hier noch mehr Kräfte an ſich zu ziehen, überhaupt ſeine ganze Armee mehr zu conſolidiren. Die ihm von Gambetta ertheilte Ordre, die Deutſchen anzugreifen, würde er vielleicht nicht ausgeführt haben, wenn Gambetta dieſem Befehl nicht die Mittheilung hinzugefügt hätte, daß General Ducrot die Belagerungslinie bei Paris durchbrochen habe und bereits mit bedeutenden Streitkräften bei Fontainebleau ſtehe. Ob nun Gambetta dieſe Unwahrheit mit Bewußtſein ausgeſprochen hat, oder ob er ſelbſt getäuſcht worden iſt, jedenfalls trägt er die Hauptſchuld an dem Unglück, das die franzöſiſchen Waffen die letzten Tage verfolgte. Geſtern beim Einmarſch waren alle Läden geſchloſſen. Heute Mittag ſind dieſelben auf Befehl geöffnet worden. Wollenes Zeug, Strümpfe, Wäſche, vor allem *Handſchuhe* und *Stiefel* wurden in Menge gekauft, die Vorräthe vieler Magazine waren bald erſchöpft. Nach Brod findet in der Regel die meiſte Nachfrage ſtatt, und trotzdem hier in allen Bäckereien Tag und Nacht gebacken wird, können doch nicht alle Wünſche befriedigt werden. Noch weniger als die Kräfte der Bäcker reichen dies Mal die der Schuhmacher aus. Alle Mitglieder dieſer Zunft ſind für die Soldaten thätig und es war mir, trotzdem ich drei- und vierfache Preiſe bot, unmöglich, ein Paar Stiefeln beſohlt zu erhalten. Ein ſehr pittoreskes, aber doch gleichzeitig auch widerliches Bild bietet gegenwärtig das Innere der Kathedrale. Dieſelbe beherbergt nämlich ſeit geſtern die Gefangenen, freilich nur einen Theil, denn alle konnten ſelbſt in dieſem gewaltigen Raume nicht untergebracht werden. Die Gefangenen haben, ſich der Kälte zu erwehren, zahlreiche Feuer angezündet, und ſich dabei der Kirchenſtühle als Brennmaterial bedient. Da ſitzen ſie nun, Zuaven und Turkos, Infanterie und Mobilgarden in maleriſchen Gruppen um die auflodernden Feuer. Ein dichter Rauch füllt das große Prachtgebäude, daß man keine 20 Schritte weit ſehen kann. Unſauberkeit jeglicher Art macht einen Gang durch die Kirche ſehr ſchwer. Selbſt der Altar iſt nicht rein gehalten. Mein nächſter Brief vielleicht von Blois aus oder Tours.

Der 7. Dezember.

Die franzöſiſche Loire-Armee theilt ſich in eine I. (Bourbaki) und II. (Chanzy) Armee; Aurelle de Paladines tritt zurück.

Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes.

Der Vormarſch der Armee-Abtheilung des Großherzogs gegen Weſten (Linie Beaugency-Ouzouer le Marché).

Das Gefecht bei Meung.

Die franzöſiſche Loire-Armee, die, vom 28. November an uns bekämpfend, aus ihrer anfänglichen Offenſive ſchließlich in die Defenſive übergegangen war, hatte aus fünf Corps unter dem Oberbefehl von Aurelle de Paladines beſtanden. Dieſe fünf Corps waren das XV., XVI., XVII., XVIII. und XX., von denen

das XVIII. und XX. den rechten Flügel,
das XVI. und XVII. den linken Flügel,
das XV. das Centrum

gebildet hatte. Alle fünf Corps waren in den ſieben Tagen vom 28. November bis 4. Dezember geſchlagen worden:

das XVIII. und XX. bei Beaune la Rolande am 28. November;
das XVI. und XVII. bei Loigny am 2. Dezember;
das XV. (einſchließlich des XVI. und XVII.) im Vorterrain von Orleans am 3. und 4. Dezember.

In Folge dieſer Niederlagen, wie bereits hervorgehoben, war Orleans ſelbſt in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember geräumt worden. Bereits am 5. früh wußte man davon in Tours.

Gambetta glaubte das Geſchehene nicht ohne Unterſuchung laſſen zu ſollen; der Rückzug aus Orleans erſchien ihm übereilt, und bereits am 6. trat eine Commiſſion zuſammen, um „die Urſachen der Räumung Orleans feſtzuſtellen«. Aurelle de Paladines, als er von der Ernennung, beziehungsweiſe dem Zuſammentritt einer ſolchen Unterſuchungscommiſſion hörte, legte das Obercommando nieder, ein Schritt, der, weit entfernt die Regierungs-Delegation in Tours (Gambetta, Crémieux, Glais-Bizoin) zu verwirren, den Wünſchen derſelben nur entgegenkam. Man ſah ſich von einer Perſönlichkeit befreit, die, bei unzweifelhaften Verdienſten, doch nicht ſo verdienſtlich war, daß es Pflicht geweſen wäre, über ihre Eigenwilligkeiten hinwegzuſehn. Gambetta, worin man ihm zuſtimmen muß, war außer Stande, neben allem andrem, was ihm oblag, auch noch eine Fehde mit ſeinen eigenen Generalen zu führen; was er fordern mußte, auch von dem Höchſtgeſtellten, war Gehorſam, nicht den blinden und liebedieneriſchen eines bloßen Werkzeugs, aber die freudig-lebendige Zuſtimmung, die ſich aus der Gleichheit der Ueberzeugungen und Beſtrebungen wie von ſelber ergiebt. An ſolcher Zuſtimmung hatte es Aurelle de Paladines fehlen laſſen, mußte es fehlen laſſen, weil er der politiſchen Einſicht des Kriegsminiſters ſehr wahrſcheinlich, ſeiner militairiſchen aber gewiß mißtraute. Ein Conflikt war von Anfang an nur eine Frage der Zeit geweſen; jetzt war dieſer Conflikt da und Gambetta ſäumte nicht, ihn auszunutzen. Die an der Loire verſammelten Streitkräfte wurden getheilt und unter den Oberbefehl zweier, der September-Regierung paßlicher erſcheinenden Generale geſtellt. Wir begegnen deshalb, vom 6. Dezember an, zwei Loire-Armeen, die folgende Zuſammenſetzung hatten:

I. Loire-Armee: XV., XVIII. und XX. Corps unter General Bourbaki;

II. Loire-Armee*): XVI., XVII. und XXI. Corps, letztres von Le Mans herangezogen, unter General Chanzy.

Jener (Bourbaki) hatte in den Auguſttagen, bei Metz, die kaiſerliche Garde, ſpäter, im November, bei Beaune la Rolande, das XVIII. Corps, dieſer (Chanzy) in den Orleanskämpfen, das XVI. Corps commandirt. Nach Vergangenheit, Charakter und politiſcher Stellung waren beide ſehr verſchieden, aber in ihrem guten Willen, der »Regierung der National-Vertheidigung« zu dienen, erwieſen ſie ſich gleich. Ihr patriotiſches Empfinden ließ den Gegenſatz zwiſchen dem Imperialiſten und Republikaner verſchwinden. Beide führten den Kampf bis zum letzten Moment und ſcheinen der Regierung weder Oppoſition bereitet, noch ihrerſeits Ungelegenheiten oder Kränkungen ſeitens derſelben erfahren zu haben. Inſonderheit war Chanzy, wie der

---

*) Später gehörte noch das XIX. und XXVI. Corps zur zweiten Loire-Armee. Das XIX. Corps war Anfang Dezember in Nähe von Tours in der Bildung begriffen. Die am weiteſten vorgeſchrittene Diviſion dieſes Corps, die Diviſion Camô, traf ſchon am 4. oder 5. am rechten Flügel des XVI. und XVII. Corps ein, und hatte bereits am 7. das Gefecht bei Meung (ſ. S. 519).

Mann der Wahl, ſo auch der Mann der Situation. Der größte Theil der Anſtrengungen, die unſrerſeits noch gemacht werden mußten, galt ſeiner Bekämpfung; Bourbaki trat erſt in den Vordergrund, als die Entſcheidung (vor Paris) nahezu gefallen war. Seine Niederlage war der Schlußakt des Krieges; wir kommen an andrer Stelle darauf zurück. Auf den nächſten Blättern, wie auch in dem ſpäter folgenden Abſchnitt „Le Mans“ wird uns ausſchließlich die Zweite Loire-Armee unter General Chanzy beſchäftigen.

Die dieſſeitigen Dispoſitionen zur Verfolgung des Feindes.

Die Zweitheilung der franzöſiſchen Loire-Armee hatte ſich thatſächlich ſchon vollzogen, noch ehe ſie von Tours aus ausgeſprochen und zu einem Definitivum erhoben werden konnte. Der rechte Flügel, XVIII. und XX. Corps, der vor Orleans verſammelten feindlichen Streitkräfte, dem ſich bald auch, vom Centrum her, das XV. geſellte, war öſtlich in der Richtung auf Chateauneuf und Gien zu ausgewichen, während der linke Flügel, das XVI. und XVII. Corps, in weſtlicher Richtung zurückgegangen, in Front des Waldes von Marchenoir, ſo wie zwiſchen dieſem und Beaugency Stellung genommen hatte. Eine Avantgarde, die Diviſion Camô des bei Tours in der Bildung begriffenen XIX. Corps, ſtand in Front von Beaugency, bei Meung. Dieſe Sachlage war uns dieſſeitig, am 6. Dezember Abends, zwar noch nicht vollſtändig und nicht mit Sicherheit bekannt geworden, durfte aber, geſtützt auf eingegangene Meldungen, im Weſentlichen als richtig angeſehen werden und führte deshalb zu dem Beſchluß, den Feind nach zwei Seiten hin, ſowohl in öſtlicher wie weſtlicher Richtung zu verfolgen. Das III. Armee-Corps erhielt Befehl auf Gien (öſtlich), die Armee-Abtheilung des Großherzogs auf Beaugency (weſtlich) zu marſchiren, wobei noch dem IX. Armee-Corps die Aufgabe zufiel, die Operationen des letztgenannten Truppentheiles am linken Loire-Ufer zu cotoyiren. Das X. Armee-Corps wurde zunächſt in Orleans zurückgehalten. Von den Cavallerie-Diviſionen ſchloſſen ſich die 2. und 4. dem Vormarſch des dieſſeitigen rechten, die 1. Cavallerie-Diviſion den Unternehmungen unſres linken Flügels an; die 6. Cavallerie-Diviſion ſtreifte ſüdlich bis Salbris.

Der 7. war zur Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten feſtgeſetzt und führte bereits an beiden Flügeln zu nicht unerheblichen Gefechten. Bei Nevoy, in Nähe von Gien, erreichte die Avantgarde unſres III. Armee-Corps (linker Flügel) die Arrièregarde Bourbaki's; bei Meung ſtieß die 17. Diviſion der Armee-Abtheilung des Großherzogs (rechter Flügel) auf die Diviſion Camô des XIX. Armee-Corps und warf ſie zurück.

Am linken Flügel waren die Ereigniſſe der zweiten Dezemberwoche, wenn wir über unbedeutende Rencontres hinwegſehen, mit jenem Zuſammenſtoße bei Nevoy erſchöpft. Anders am rechten Flügel. Hier bildete das Gefecht bei Meung nur die Einleitung zu mehrtägigen, höchſt erbitterten Kämpfen. Unter vorgängiger Schilderung des Vormarſches der Armee-Abtheilung, geben wir, in dieſem Kapitel noch, das mehrgenannte

Gefecht bei Meung

am 7. Dezember.

Am 7. früh ſetzte ſich, von Orleans und Umgebung aus, die Armee-Abtheilung des Großherzogs in Bewegung. Ihre Zuſammenſetzung war dieſelbe wie während der Kämpfe, die zur Wiedereinnahme von Orleans geführt hatten. Das IX. Armee-Corps, vorläufig nur durch die 25. Diviſion vertreten, begleitete, wie bereits hervorgehoben, den Vormarſch am linken Loire-Ufer. Uebrigens ſei gleich hier bemerkt, daß die Breite des Fluſſes, wie der Umſtand, daß ſämmtliche Brücken zerſtört waren, die Mitwirkung des IX. Armee-Corps auf ein Minimum beſchränkte. Wir folgen deshalb dem Vormarſch der Unſren im Weſentlichen nur auf dem rechten Loire-Ufer.

Dieſer Vormarſch, deſſen nächſtes Ziel die Linie Beaugency-Ouzouer le Marche war, war, nach Weiſungen des Großherzogs, wie folgt geregelt:

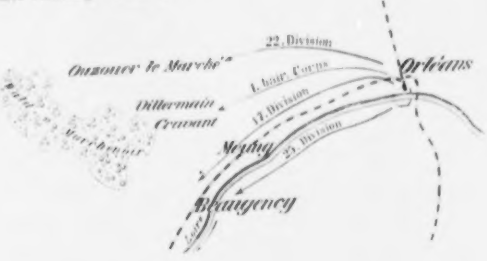
Die 17. Diviſion, linker Flügel, marſchirt auf Beaugency;

das I. baieriſche Corps, Centrum, rückt in die Linie Villermain Cravant;

die 22. Diviſion, rechter Flügel, erreicht Ouzouer le Marche.

Die beiden Cavallerie-Diviſionen (2. und 4.) dirigiren ſich auf Mer und Marchenoir.

Dieſen Weiſungen wurde nachgekommen. Die Front, in der die Armee-Abtheilung avancirte, hatte die bedeutende Ausdehnung von zwei Meilen; der Marſch ging theils in weſtlicher, theils, mit halb links, in ſüdweſtlicher Richtung. Etwa ſo

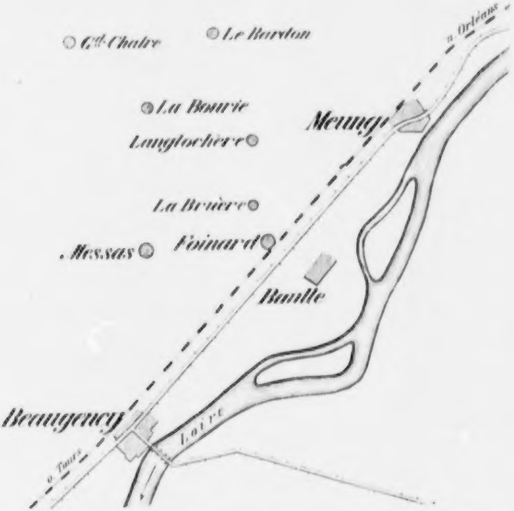


Nur am linken Flügel, 17. Diviſion, kam es zu einem Zuſammenſtoß; eine baieriſche Brigade (die 1.) griff vom Centrum her mit ein. Wir beſchränken uns in Nachſtehendem lediglich auf eine Darſtellung der entſprechenden Vorgänge.

Die 17. Diviſion trat von ihrem Rendez-vous aus (eine halbe Meile weſtlich von Orleans) um 8½ Uhr früh ihren Vormarſch an. Die Straße, die ſie hielt, war die in der Nähe des Fluſſes laufende große Straße nach Tours. Es war ein klarer Wintertag. In dem aus Häuſern, Villen, Gärten und Weinbergen gebildeten Defilee bewegte man ſich vorwärts; Wagen und Fuhrwerke aller Art hemmten aber bald den Marſch. Das baieriſche Corps hatte mit einer ſeiner Diviſionen, der 1., dieſelbe Straße gewählt und erſt als Befehl an dieſelbe eintraf, rechts auszubiegen, war es möglich von der Stelle zu kommen.

Dieſe Wegſtockung war kaum beſeitigt und St. Ay erreicht, von wo aus man einen freien Blick auf Meung hatte, als auch bereits die Meldung eintraf, daß unmittelbar im Rücken dieſes Ortes der Feind ſtehe, etwa in Stärke einer Diviſion. [Es war die bereits mehrerwähnte Diviſion Camô des bei Tours in der Bildung begriffenen XIX. Corps.] Auf dieſe Meldung hin, ließ um 2 Uhr Mittags General v. Treskow die wiederum unter den Befehl des Oberſten v. Manteuffel geſtellte Avantgarde: 14. Jäger-Bataillon, 1 und 3. Bataillon 90, 1. Bataillon 89 und 2 Batterieen gegen Meung vorrücken, um durch Umgehung deſſelben von Norden her des Feindes linke Flanke zu gewinnen. Der Feind wartete aber dieſe Ueberflügelung nicht ab und zog ſich ohne Kampf in ſeine Hauptſtellung Baulle-Foinard-La Bruere zurück. Aus dieſer galt es ihn zu vertreiben; hier entſpann ſich das Gefecht. Alle ſechs Batterieen der Diviſion wurden vorgezogen und es entſpann ſich nunmehr ein heftiger Geſchützkampf, der, hin und her ſchwankend, bis zum Dunkelwerden fortgeführt wurde. Die Entſcheidung gab die Infanterie.

In der Front zu directem Angriff überzugehn, verbot ſich, theils des Terrains halber, theils weil die hart neben Straße und Eiſenbahn gelegenen Dörfer Foinard und La Bruere ſtark beſetzt und vom Gegner zur Vertheidigung eingerichtet waren. Alſo Umgehung. Eine Flankirung von Norden her (dieſſeitiger rechter Flügel) bot abermals, wie es ſchon der erſten Poſition des Feindes gegenüber der Fall geweſen war, die meiſten Chancen des Erfolges. In dieſer Richtung, hart an Meung vorbei, war von Anfang an das 1. Bataillon 90 unter Major v. Studnitz vorgedrungen, hatte ſich gegen La Bruere gewandt, war aber um einige hundert Schritt zurückgegangen, als es daſſelbe ſtark vom Feinde beſetzt vorgefunden hatte. Die Lage war einigermaßen kritiſch. In dieſem Momente griff das 1. Bataillon 76, Major v. Berge — das, zuſammen mit dem ihm folgenden 2. Bataillon ſelbigen Regiments, durch General v. Tresckow zur Unterſtützung des iſolirt operirenden Bataillons Studnitz aus dem Gros vorbeordert worden war — von dem am äußerſten linken Flügel des Feindes gelegenen Langlochere her, in das Gefecht ein, und degagirte dadurch das, wie angedeutet, in eine mehr oder minder bedrohliche Lage gerathene 1. Bataillon 90 (v. Studnitz). Im Uebrigen war auch das Bataillon v. Berge zu ſchwach, um La Bruère mit ſtürmender Hand zu nehmen. Die Verluſte mehrten ſich empfindlich; Hauptmann v. Hahnke fiel von einer Kugel tödtlich in die Bruſt getroffen. Dabei brach der Feind mit ſtarken Colonnen aus ſeiner Stellung vor und avancirte gegen Langlochere, um uns daſſelbe, das, während ſeines Anmarſches, ſeitens des 1. Bataillons 76 im erſten Anlauf genommen war, wieder zu entreißen.


Gde Chatre
Le Bardon
n. Orléans
La Bourie
Meung
Langlochère
La Bruère
Foinard
Messas
Baulle
Beaugency
Loire
v. Tours

Aber dieſem Verſuch vermochten wir bereits mit neuen Kräften entgegenzutreten. Das 2. Bataillon 76, Major v. Gayl, war eben jetzt heran, und während es dieſem gelang, den gegen Langlochère ſich richtenden Stoß zu pariren*), drang das zu erneutem Angriff vorgehende 1. Bataillon, v. Berge, in das bis zuletzt mit Hartnäckigkeit vertheidigte La Bruère ein. Gleichzeitig ließ Oberſt v. Manteuffel Alles, was er in Front und Reſerve zur Hand hatte, auf der ganzen Linie avanciren; im Centrum wurde Foinard vom 1. und 3. Bataillon 90, am linken Flügel Baulle vom 14. Jäger-Bataillon und einigen Compagnieen 89 genommen. Die 3. reitende Batterie ging auf Befehl des Generals v. Tresckow in ſchnellſter Gangart vor, um den auf der großen Straße nach Beaugency hin fliehenden Feind zu beſchießen; ebenſo wurden auf dem rechten Flügel zwei Batterieen bis Langlochère vorgenommen, um die auf Meſſas abziehenden feindlichen Colonnen unter Feuer zu nehmen.

Zwiſchen 4 und 5 Uhr war das Gefecht beendet. Es hatte der 17. Diviſion, die nunmehr mit ihrer Avantgarde die Linie Baulle-Foinard-La Bruère beſetzte, nicht unerhebliche Opfer gekoſtet; ſie büßte 8 Offiziere und 211 Mann ein. Außer dem ſchon genannten Hauptmann v. Hahnke vom 76. war Lieutenant v. Oidtmann vom ſelben Regiment gefallen, Major v. Gayl verwundet. Der Widerſtand, den wir gefunden, ließ keinen Zweifel darüber, daß wir es nicht mit bloßen Reſten der vor Orleans zertrümmerten Loire-Armee, ſondern mit friſchen Truppen zu thun gehabt hatten. Die nächſten Tage, die uns ſo erhebliche Opfer auferlegten, ſollten dieſen Beweis vervollſtändigen.

*) Hierbei wirkte mittelbar die 1. baieriſche Brigade mit, die, als Avantgarde des v. d. Tann'ſchen Corps, um 3½ Uhr bei Le Bardon eintraf und um 4 Uhr das nur etwa zweitauſend Schritte rechts von Langlochère gelegene La Bourie nahm. Von hier aus bis Meſſas und dadurch bis in den Rücken der feindlichen Stellung vorzudringen, mißlang, da eine weit ausholende Flankenbewegung des Gegners die 1. Brigade zwang, ſtatt nach links hin ſich wieder nach rechts zu halten. Bei Dunkelwerden wurde das Plateau von Grand Châtre beſetzt. Jedenfalls waren durch das Erſcheinen der Baiern am dieſſeitigen rechten Flügel die feindlichen Streitkräfte partiell abſorbirt und an voller Entfaltung gegen die 17. Diviſion gehindert worden.

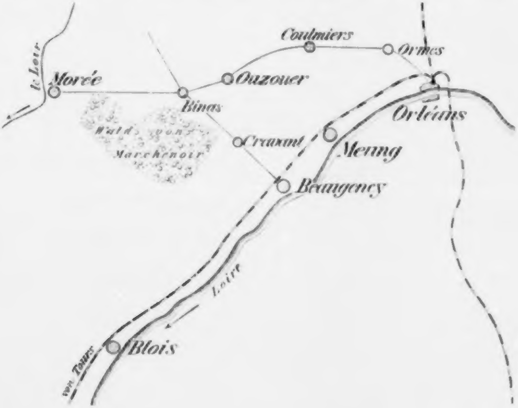
Die Schlacht bei Beaugency-Cravant

am 8., 9. und 10. Dezember.

Am Abend des 7. wußte man dieſſeitig, durch die Ausſagen der Gefangenen, nicht nur von der Zweitheilung der Loire-Armee und dem Wechſel im Commando, ſondern vor allem auch, daß General Chanzy, der nunmehrige Oberbefehlshaber der Zweiten Loire-Armee, unter Heranziehung friſcher Streitkräfte (XXI. Corps und Diviſion Camò vom XIX. Corps) den Entſchluß gefaßt habe, ſich unſrem Vormarſch gegen Südweſten, alſo auf Tours zu, mit aller Kraft entgegenzuſtellen und uns die Paſſirung der Linie Beaugency-Cravant ſtreitig zu machen.

Gleich in dieſem Plan, deſſen Durchführung, wie wir auf den nächſten Blättern ſehn werden, mit Energie und Ausdauer verſucht wurde, ſprach ſich ein taktiſcher Gedanke und eine uns auch anderweitig alsbald fühlbar werdende militairiſche Kraft des neu-ernannten Commandirenden aus. Ein Blick auf die Karte (ſiehe die folgende Seite) wird dies anſchaulich machen. Bei Beaugency-Cravant nämlich beginnt der defilée-artige, an manchen Stellen kaum anderthalb Meilen breite, im Uebrigen mit Dörfern reichbeſetzte Landſtrich, der durch die Loire zur Linken und den Wald von Marchenoir zur Rechten gebildet wird. Hier Stellung nehmend, bot die große Zahl der Ortſchaften, vor allem aber der Wald ſelbſt, dem Vertheidiger eben ſo viele Vortheile, wie dem Angreifer Nachtheile aus dieſer Terrain- und Lokalbeſchaffenheit erwuchſen. Der Großherzog, um dieſen Nachtheilen nach Möglichkeit zu entgehn, beſchloß ſeine Streitkräfte zu concentriren, ihnen eine ſchmalere Frontausdehnung zu geben als die Breite des Defilees betrug, vor allem aber, während der linke Flügel Anlehnung an die Loire ſuchte, mit dem rechten Flügel den Wald von Marchenoir zu vermeiden. Auf dem freien Raum zwiſchen dieſem Flügel (dem rechten) und dem ebengenannten Walde, ſollte unſrer ſtarken Cavallerie der Schutz unſres Vormarſches anvertraut werden, während, nach der andern Seite hin, der Fluß beziehungsweiſe die jenſeits deſſelben avancirende heſſiſche Diviſion die Flankendeckung übernahm.

Im Einklang mit dieſer Generaldispoſition, trat am 8. früh die Armee-Abtheilung des Großherzogs ihren Weitermarſch in ſüdweſtlicher Richtung an. Noch ehe die Linie Beaugency-Cravant erreicht war, die


le Loir
Morée
Binas
Wald von Marchenoir
Coulmiers
Ormes
Ouzouer
Orléans
Cravant
Meung
Beaugency
Loire
Blois
von Tours

das ſüdliche Drittel jener Querſtraße bildet, die zwiſchen den großen Straßen Orleans-Moree und Orleans-Tours die Verbindung herſtellt, ſtieß man auf den Feind, mit dem ſich nunmehr ein im Weſentlichen immer die Linie Beaugency-Cravant haltender, dreitägiger erbitterter Kampf entſpann, der am erſten Tage zumeiſt dieſſeits der vorgenannten Querſtraße, am zweiten und dritten Tage unmittelbar jenſeits derſelben geführt wurde. Denn nur mit größter Anſtrengung vermochten wir vorzudringen und nur fußbreit wurde Terrain gewonnen. Um den Gegner fechtend aufzureiben, dazu war er zu ſtark; nur durch Zerſtörung ſeines moraliſchen Elements*) konnte er gezwungen werden, ſeinen Rückzug anzutreten. Er that dies in gewiſſem Sinne freiwillig, mehr durch die in Folge von Strapazen raſch hinſchwindende Widerſtandsfähigkeit ſeiner eignen Armee, als durch unſre Waffenerfolge dazu veranlaßt. Der Geſammtverlauf war der folgende:

---

*) Die deutſchen Truppen hatten hierbei einen großen Bundesgenoſſen in der herrſchenden Kälte. Dieſe ſtieg bis auf 12 Grad, war für die Franzoſen ganz ungewohnt und lähmte ihre Kräfte um ſo mehr, als einerſeits ihre Bekleidung zum Theil ſehr mangelhaft war, andrerſeits die Verhältniſſe eine Einquartierung nicht geſtatteten, vielmehr Nacht für Nacht zum Bivouakiren zwangen. Unſre Leute dagegen trugen nicht nur die Kälte leichter, ſie waren

am 8. wieſen wir, unter Dranſetzung aller Kraft und großer Opfer, den Angriff des Gegners ab;

am 9. erlitt der Feind einen kräftigen Rückſchlag;

am 10. abermals, nachdem am dieſſeitigen linken Flügel Verſtärkungen eingetroffen waren.

Am vierten Tage (11. Dezember) ſchwieg das Gefecht; aber der Feind hielt ſich noch bis Mittag in ſeinen Poſitionen; dann trat er, im Weſentlichen unverfolgt, ſeinen Rückzug an.

Wir wenden uns nun der Schilderung der einzelnen Kampfestage zu, von denen ſich jeder einzelne wieder in eine Anzahl von Dorfgefechten gliedert.

Der 8. Dezember.

Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont und Villechaumont.

Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant.

Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Meſſas und Beaugency.

Die am Abend zuvor für den 8. Dezember ausgegebene Ordre lautete:

Das I. baieriſche Corps concentrirt ſich um 10 Uhr bei Grand Châtre, Front gegen Beaumont;

die 22. Diviſion marſchirt, von Ouzouer le Marché aus, über Villermain und hat um 10 Uhr Cravant erreicht;

die 17. Diviſion ſteht um 10 Uhr bei Baulle und dirigirt ſich gegen Meſſas und Beaugency.

Von den beiden Cavallerie-Diviſionen erhielt die 2. den Befehl, ſich zwiſchen Grand Châtre und Cravant zu ſammeln, während die 4. angewieſen wurde, der 22. Diviſion zu folgen. Die heſſiſche Diviſion hatte Ordre, am linken Loire-Ufer den Vormarſch zu begleiten.

Dieſen Dispoſitionen gemäß, traten, zu feſtgeſetzter Stunde, die einzelnen Truppentheile an. Wir wenden uns zunächſt dem im Centrum avancirenden I. baieriſchen Corps zu, das, an dieſem Tage am härteſten von feindlicher Uebermacht bedrängt, nicht den erfolgreichſten aber den verluſtreichſten Kampf zu führen hatte.

---

auch meiſt ſo glücklich unter Dach und Fach zu kommen und hinreichendes Brennmaterial zur Unterhaltung eines Feuers zu finden

Das I. baieriſche Corps (Centrum) nimmt Beaumont 12 Uhr, nimmt Villechaumont 3½, verliert es 4½ und beſetzt es wieder 5½ Uhr.

Um 10 Uhr, laut Ordre, ſtand das I. baieriſche Corps bei Grand Châtre. Die 1. Diviſion daſelbſt als Reſerve zurücklaſſend, ſchob General v. d. Tann um 11 Uhr ſeine 2. Diviſion bis auf einen nördlich von Beaumont gegen Le Mée hin abfallenden Höhenrücken vor. Die Stärke der 2. Diviſion, unter Befehl von Generalmajor Rudolf v. d. Tann, betrug nur 1400 Mann Infanterie, vier ſchwache Escadrons und 36 Geſchütze. Kaum daß dieſſeitig dieſe Höhenſtellung nördlich von Beaumont eingenommen war, als man auch bereits von der jenſeitigen Höhe, von Villechaumont her (zwiſchen dieſen beiden Höhen läuft die Straße Beaugency-Cravant) den Feind in geſchloſſenen Colonnen herabſteigen ſah. Schon war die ebengenannte Straße erreicht und Beaumont, erſichtlich das Ziel der gegneriſchen Offenſive, von ausſchwärmenden Tirailleurs halb umfaßt, als der 4. Brigade der Befehl zuging, dem Angriff zuvorzukommen. Das 1. und 2. Bataillon 13. Regiments beſetzten Beaumont aufs ſchleunigſte, nahmen ein Feuergefecht mit den Plänklerketten des Feindes auf und hinderten dieſen in die Dorfliſière einzudringen.

Zugleich mit dem Vorgehn ſeiner Infanterie hatte derſelbe auch das Feuer ſeiner zahlreichen, auf der Höhe bei Villechaumont vortrefflich poſtirten Artillerie eröffnet. Gegen dieſe, ſowie gegen die feindlichen geſchloſſenen Infanterie-Abtheilungen, welche ſich an der Straße Beaugency-Cravant eingeniſtet hatten, begannen jetzt die Batterieen der 4. Brigade ins Gefecht zu treten. Der Gegner wich.

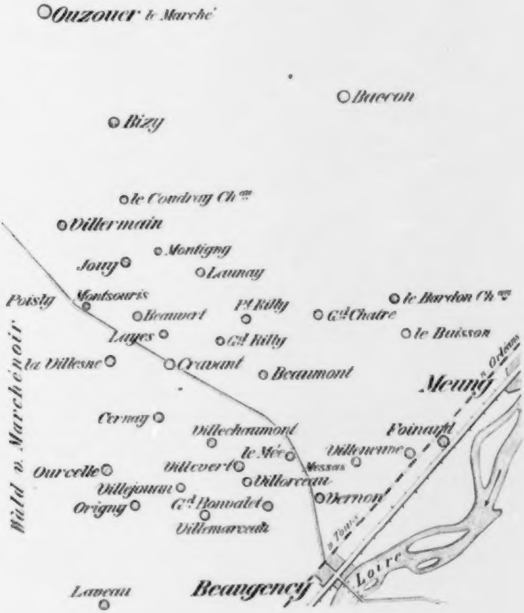
Um 12 Uhr traf Befehl ein, dem weichenden Feinde zu folgen und bis an die Chauſſée vorzurücken. Dieſer Weiſung wurde ſofort entſprochen. Die 4. Brigade, etwa drittehalb Bataillone als Beſatzung von Beaumont zurücklaſſend, avancirte in der Richtung auf Villechaumont; die 3. Brigade ging links daneben vor, näherte ſich mit einem ſeiner Bataillone Le Mée, drang in dieſen Ort ein und ſetzte ſich darin feſt. Die Stellung des I. baieriſchen Corps war alſo um dieſe Stunde (12½) die folgende:

1. Infanterie-Diviſion, die Reſerve bildend, in Grand Châtre;
2. Infanterie-Diviſion mit der 4. Brigade in Beaumont, mit der 3. Brigade in Le Mée, beide Brigaden aber, mit der Mehrzahl ihrer Bataillone, in Front der kleinen Straße Beaumont-Le Mée, gegen die Hauptſtraße Beaugency-Cravant avancirend.*)

---

*) Le Mée liegt ſelbſt an der Linie Beaugency-Cravant, ſo daß die in vorgenanntem Ort (Le Mée) eingedrungenen Bataillone der 3. Brigade, jene, das vorläufige Ziel bildende Hauptſtraße bereits erreicht hatten. Sie drangen aber doch von hier aus vor, nur nicht weſtlich über die Linie Cravant-Beaugency hinaus, ſondern nord-weſtlich an eben dieſer Linie hin

Der Feind, welcher dieſe Straße und einen öſtlich derſelben gelegenen Streifen noch an manchen Stellen hielt, zog ſich den Höhenabhang hinauf und niſtete ſich in den zahlreichen Weinbergen ein. Dieſſeitig ſtockte der Angriff keinen Augenblick. Trotz des heftigſten Granat- und Gewehrfeuers, wodurch die avancirenden Bataillone auf dem vollſtändig ebenen und vom Feinde eingeſehenen Terrain bedeutende Verluſte erlitten, wurde die große Straße erreicht. Von hier aus drangen einige Abtheilungen, fortgeriſſen durch das Beiſpiel ihrer Offiziere, noch eine Strecke weiter gegen Villechaumont vor; im Weſentlichen aber begnügten ſich die bis an die


Ouzouer le Marché
Baccon
Bizy
le Coudray Chau
Villermain
Montigny
Jouy
Launay
Poisly
Montsouris
Beauvert
Pt Rilly
Gd Chatre
le Bardon Chau
Layes
Gd Rilly
le Buisson
Orléans
la Villesne
Cravant
Beaumont
Meung
Wald v. Marchenoir
Cernay
Villechaumont
Foinard
le Mée
Villeneuve
Messas
Ourcelle
Villevert
Villorceau
Villejouan
Vernon
Origny
Gd Bonvalet
Villemarceau
v. Tours
Loire
Laveau
Beaugency

mehrgenannte Chauſſee Beaugency-Cravant vorgedrungenen Bataillone damit, eben dieſe Straße auf eine Strecke von 2000 Schritt zu halten. In der ganzen Feuerlinie befand ſich, mit Ausnahme von Le Mée (linker Flügel) nicht ein feſter Stützpunkt und ſehr fraglich war es, ob es, bei der ungünſtigen Lage dieſes Punktes inmitten beherrſchender Höhen, möglich ſein werde, ihn zu halten.

Ein ſtehendes Feuergefecht entſpann ſich an der Chauſſee hin, das ohngefähr eine Stunde lang ohne Bedrohung der dieſſeitigen Linie geführt wurde. Um 1½ aber hatten ſich einige unſrer Compagnieen verſchoſſen, mußten weichen und zwangen dadurch auch die andren, in Front ſtehenden Abtheilungen ſich dieſer rückgängigen Bewegung anzuſchließen. In dieſem kritiſchen Moment traf die Tête der mittlerweile, von Grand Châtre her, heranbeorderten 1. Diviſion auf dem Gefechtsfelde ein. Es war die 2. Brigade, Generalmajor v. Orff. Die in Beaumont als Beſatzung zurückgelaſſenen drittehalb Bataillone ſchloſſen ſich dieſem Vorgehen an, während fünf Batterieen der Artillerie-Reſerve unter Major Schleitheim gleichzeitig zwiſchen Cravant und Beaumont auffuhren, ſpäter ihren linken Flügel bis gegen Le Mée hin ausdehnend. Wetteifernd mit den ſeit anderthalb Stunden im Gefecht ſtehenden Batterieen der bereits engagirten Brigaden eröffneten ſie ihr Feuer.

Der Ausdauer und Hingebung dieſer Artillerie muß es vor allem zugeſchrieben werden, daß die Gefechtslinie an der Chauſſee hin allen Anſtrengungen des Feindes gegenüber gehalten werden konnte.

Aber die Situation war keineswegs eine günſtige. Als einzige Reſerve ſtand dem General v. d. Tann noch die 1. Brigade, in einer Stärke von etwa 2000 Mann, zur Verfügung. Um 2½ Uhr gab der Großherzog Befehl, auch dieſe letzte Reſerve zur Durchführung eines Offenſivſtoßes vorzuziehn. Die Höhe von Villechaumont ſollte genommen werden, zugleich die ganze, an der Chauſſee hin im Gefecht ſtehende Linie an dem Vorgehen der 1. Brigade theilnehmen. Sofort wurde zur Ausführung geſchritten.

Dieſer Offenſivſtoß, bei dem bunten Durcheinander der in Front fechtenden Truppentheile, hatte aber keineswegs mehr den Charakter einer taktiſch geordneten Bewegung. Der Verband der Regimenter und Brigaden war aufgehoben, und die Abtheilungen folgten dem Ruf der Offiziere, wie ſie gerade ſtanden. Alles ſtürmte auf Villechaumont zu und um 3½ Uhr drangen Abtheilungen vom 2., 10., 11. und 13. Regiment gleichzeitig in Villechaumont ein; links daneben, den Feind auf Villevert zurückwerfend, avancirten buntgemiſchte Compagnieen vom Leib-Regiment und 1. Jäger-Bataillon, vom 3. und 12. Regiment. Unſre Gefechtslinie, die ſich anfangs von Beaumont bis Le Mée, dann in etwa gleicher Richtung an der Chauſſee hin ausgedehnt hatte, erſtreckte ſich jetzt von Villechaumont bis Le Mée.

Genommen war dieſe Linie; aber ſie zu halten, erwies ſich, der Uebermacht des Feindes gegenüber, als unausführbar. Reſerven waren dieſſeitig nicht mehr vorhanden, während der Gegner immer friſche Bataillone und Batterieen ins Gefecht führte. Dazu kam Munitionsmangel, der mehrere unſrer Bataillone nahezu unfähig machte, den Kampf fortzuſetzen. Um 4½ Uhr wurde Villechaumont geräumt; etwa um dieſelbe Zeit auch Le Mée. Beide Flanken unſres Centrums waren dadurch in Händen des Feindes, und eine Umfaſſung des I. baieriſchen Corps von zwei Seiten her, wäre die unausbleibliche Folge des Verluſtes dieſer beiden Poſitionen geweſen, wenn nicht am dieſſeitigen rechten Flügel Cravant ſeitens der 22. Diviſion behauptet und am dieſſeitigen linken Flügel Meſſas ſeitens der 17. Diviſion genommen worden wäre. Dieſe Flügel-Erfolge unſrerſeits machten es dem Gegner unmöglich, den Vortheil auszubeuten, den er im Centrum errungen hatte. Er begab ſich ſogar, bei einbrechender Dunkelheit, freiwillig dieſes Vortheils und räumte beide Poſitionen (Villechaumont und Le Mée), die nunmehr ſeitens der Baiern wiederbeſetzt wurden. Das 10. Regiment kam nach Villechaumont, das 1. Jäger-Bataillon ſammt dem 12. Regiment nach Le Mée. Im Uebrigen wurden das I. baieriſche Corps wie folgt vertheilt:

1. Brigade in Le Bardon und Le Buiſſon;
2. Brigade in Grand und Petit Rilly;
3. Brigade in Le Mée und Beaumont;
4. Brigade in Villechaumont und Beaumont.

Die Artillerie und ein großer Theil der Cavallerie mußten in der bitterkalten Nacht bivouakiren. Die Verpflegung war gleich Null; in den Brodbeuteln fand ſich ſehr wenig, die Proviantwagen aber hatten in der Dunkelheit nicht zu ihren Abtheilungen finden können.

Die 22. Diviſion (rechter Flügel) nimmt Cravant 12 Uhr und behauptet ſich in der rechtwinkligen Poſition Cravant-Layes-Beauvert und Launay.

Das I. baieriſche Corps, das, wie zu Eingang dieſes Kapitels hervorgehoben, am —erſten Tage von Beaugency— den Hauptſtoß des Feindes auszuhalten hatte, würde dieſem Stoße, der ſchließlich das auf Beaumont zurückweichende Corps von zwei Seiten her zu umfaſſen drohte, erlegen ſein, wenn nicht die verhältnißmäßig gute Sachlage an beiden Flügeln unſrer Geſammtaufſtellung die Gefahr beſeitigt hätte. So ſagten wir bereits weiter oben. Am rechten Flügel war es die 22. Diviſion, die durch Beſitzergreifung und Feſthaltung von Cravant den Ueberflügelungsplan des Gegners vereitelte. Wir geben in Nachſtehendem die Details.

Die 22. Diviſion ſtand am 8. früh bei Ouzouer le Marché. Hier erhielt ſie Befehl, um 10 Uhr bei Cravant einzutreffen. General v. Wittich ließ bei leichtem Schnee-Nebel in zwei Colonnen antreten.

Die eine Colonne, die ſich aus der 43. Brigade, Regimenter 32 und 95, unter Oberſtlieutenant v. Heuduck und der ihr unmittelbar folgenden, der 22. Diviſion beigegebenen Cavallerie-Brigade v. Hontheim formirte, ſollte über Villermain,

die zweite Colonne: 44. Brigade unter Oberſt v. Marſchall, Regimenter 83 und 94, über Bizy, le Coudray Chateau und Jouy

auf Cravant marſchiren. Die 43. Brigade erreichte Villermain, ohne auf den Feind zu ſtoßen. Als die Tête der Brigade aber aus ebengenanntem Dorfe debouchirte, kam ſie unter Gewehrfeuer und ſtarke franzöſiſche Colonnen wurden ſichtbar, die von Poisly heran marſchirten, unverkennbar in der Abſicht, die Offenſive zu ergreifen. Sofort erhielt die 44. Brigade Befehl, ſich an die 43. heranzuziehn, und nachdem eine kurze Zeit lang ein unentſchiedener Geſchützkampf geführt worden war, wurde der Gegner, der nun wirklich zum Infanterie-Angriff überging, durch die 44. Brigade geworfen.

All dies war Vorſpiel, war im Weſentlichen bloßes Marſchgefecht und fiel in die Vormittagsſtunden des Tages. Die eigentliche Action ſtand noch in Ausſicht. Mittag war noch nicht heran, als Befehl eintraf, das Gefecht zwiſchen Villermain und Poisly abzubrechen.

»Der Moment, dieſen Befehl auszuführen — ſo entnehmen wir in Folgendem nunmehr den Tagebuch-Aufzeichnungen des Generals v. Wittich — war günſtig. Oberſt v. Marſchall's Brigade, nachdem das 2. und Füſilier-Bataillon 94. Regiments aus dem Gefecht gezogen worden waren, wurde, über Jouy, weiter ſüdlich in Marſch geſetzt; demnächſt folgten vier Batterieen und die Infanterie-Regimenter 32 und 95. Den Abmarſch deckten zuletzt zwei leichte Batterieen ſüdlich Sedenay und die Cavallerie.

Es mochte gegen 12 Uhr ſein, als der Weitermarſch von Jouy angetreten wurde. Für eine kurze Zeit mußte der etwas dichter gewordene Nebel dem Feinde unſren Abmarſch verdeckt haben. Als die Brigade v. Marſchall über Jouy hinaus war, traf eine reitende Batterie der 4. Cavallerie-Diviſion ein, welche weſtlich Montigny Poſition nahm und ſofort ihr Feuer gegen feindliche Infanterie-Colonnen eröffnete, welche etwa bei Montſouris im Marſch auf Cravant bemerkt wurden. Die Spitze dieſer Colonnen kam durch unſer Artilleriefeuer zum Stehen. In der Höhe von Launay angelangt, erhielt die Brigade v. Marſchall Infanteriefeuer aus Beauvert und Laves, und vom Obercommando ging mir nachſtehende Mittheilung zu: Châtre, den 8. Dezember 1870, 10 Minuten nach 11 Uhr. Nach den ſo eben eingegangenen Nachrichten iſt Cravant vom Feinde beſetzt; die 22. Infanterie-Diviſion erhält Befehl, Cravant zu nehmen. gez. Friedrich Franz.

Die Baiern ſah man zwiſchen Beaumont und Rilly im Kampf gegen Villechaumont; ihr Gefecht ſchien vorzuſchreiten. [Es war dies der Moment, wo die 4. und 3. Brigade, von Beaumont aus, bis an die Chauſſee und über dieſe hinaus avancirten. Vgl. S. 525.]

Oberſt v. Marſchall dirigirte ſofort das Füſilier-Bataillon des Infanterie-Regiments 83 gegen Beauvert und Laves; mit dem Reſt ſeiner Brigade ſetzte er ohne Aufenthalt den Marſch auf Cravant in gerader Linie fort. Alle drei Orte wurden ſofort genommen und beſetzt; aus Beauvert und Laves mußten kleine Abtheilungen vertrieben werden, in Cravant war der Feind gerade von der entgegengeſetzten Seite mit größeren Kräften eingerückt und wurde ohne Stutzen hinausgeworfen.

Es war 1½ Uhr, als die Diviſion folgende Aufſtellung hatte:

linker Flügel Cravant, zwei Bataillone 83, drei Bataillone 94;
nach rechts anſchließend in Layes ½ Füſilier-Bataillon 83;
rechter Flügel bei Beauvert ½ Füſilier-Bataillon 83 und
zwei Bataillone 95;
die ſechs Batterieen der Diviſions-Artillerie (links neben der
reitenden Batterie) bei Jouy;
das Huſaren-Regiment Nr. 13 ebenfalls bei Jouy;
die Cavallerie-Brigade v. Hontheim und das Infanterie-Regiment 32 bei Launay.

Der Feind machte die größten Anſtrengungen, um die Diviſion aus ihrer Stellung hinauszubringen. Mit einer Artillerie von mindeſtens ſechzig Geſchützen eröffnete er, von den Höhen bei la Villette und la Villesne, ein ſo heftiges Feuer, wie ich es im Laufe des Feldzuges nicht erlebt habe. Trotzdem nahm die Diviſions-Artillerie noch eine mehr vorliegende günſtigere Stellung, ſo daß 2 leichte Batterieen zwiſchen Layes und Beauvert, die andern 4 Batterieen nördlich Beauvert ſtanden. Mit bewundernswerther Ausdauer unterhielt unſre Artillerie den Kampf trotz großer Verluſte. Erſt als der Feind nach 3 Uhr mit ſtarken Infanteriemaſſen, auf wenigſtens zwei Diviſionen zu ſchätzen, theils von Villette, theils von Cernay her gegen Layes und Cravant vorrückte, mußten die beiden leichten Batterieen, welche zwiſchen Layes und Beauvert ſtanden, halbwegs nach Launay, aus dem Kleingewehrfeuer zurückgezogen werden. Es gelang dem Feinde, Layes zu nehmen. Schon aber hatte ich aus der Reſerve das 2. Bataillon des Regiments 32 nach Layes, das Füſilier-Bataillon deſſelben Regiments nach Cravant dirigirt. Das 1. Bataillon des Regiments 95 und das halbe Füſilier-Bataillon 83 behaupteten Beauvert, während das aus der Reſerve vorgezogene 2. Bataillon 32, zuſammen mit dem andren halben Füſilier-Bataillon 83 Laves wieder nahm. Ja es gelang dieſen ſechs Compagnieen ſogar, im Verein mit dem Füſilier-Bataillon des Regiments 32, welches zwiſchen Cravant und Laves zum Angriff vorging, den Feind auch aus den weſtlich Laves liegenden großen Gehöften zu vertreiben.

Der feindliche Angriff auf Cravant mißlang vollſtändig; unter großen Verluſten zogen ſich die Angreifer eiligſt auf Cernay und darüber hinaus zurück. Das baieriſche 9. Jäger-Bataillon hatte hier am Kampfe rühmlichen Antheil genommen. Während des Infanterieangriffs ſchwieg das feindliche Feuer nicht, und wurde wieder beſonders lebendig, als der Angriff abgeſchlagen war. Die Granaten reichten bis Launay. In dem kritiſchen Moment, als Laves unſren Händen entriſſen, die Artillerie theilweiſe zurückgezogen war und ich nur noch über ein intaktes Bataillon disponiren konnte, mußte die Cavallerie-Brigade v. Hontheim, in Escadrons auseinandergezogen, zwiſchen Launay und Jouy die Artillerie decken und ſich bereit halten, etwa zurückgehende Infanterie durch rückſichtsloſe Attacken aufzunehmen. In dieſer Aufſtellung mußte die Brigade bis zur Dunkelheit verharren, und hatte, trotz der geſchickteſten Benutzung des Terrains, viel von dem feindlichen Granatfeuer zu leiden.

Nach dem momentanen Verluſt von Laves ſetzte ich die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion von meiner Situation in Kenntniß, und nahmen dieſelben in Folge deſſen zu beiden Seiten der Diviſion eine abwartende Aufſtellung.

Der Feind wiederholte den Angriff nicht, ſondern ſetzte nur das Artilleriefeuer bis zur Dunkelheit fort. Mehrere 100 Gefangene waren in unſre Hände gefallen, von denen in Erfahrung gebracht wurde, daß General Chanzy mit dem XXI. Corps am Forêt Marchénoir, mit dem XVII. Corps Cravant gegenüber, mit einem Theil des XVI. Corps und den kürzlich angekommenen Truppen des Generals Camò vom XIX. Corps bei Beaugency unſer Gegner geweſen war.

Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Beaugency um 3, Meſſas um 4 Uhr Nachmittags und behauptet ſich in beiden Orten.

Wie die 22. Diviſion, am dieſſeitigen rechten Flügel, durch Feſthalten der Linie Cravant-Laves-Beauvert die Umfaſſung des 1. baieriſchen Corps von Norden her gehindert hatte, ſo hinderte die 17. Diviſion, am dieſſeitigen linken Flügel, durch Wegnahme von Beaugency und Meſſas, die Umfaſſung von Süden her. Namentlich war die Wegnahme von Meſſas, das etwa 1500 Schritt öſtlich von Le Mée liegt, von entſcheidender Wichtigkeit. Die Gefahr eines Durchbruchs an dieſer Stelle, die zwiſchen 3 und 4 Uhr nahe lag, wurde dadurch beſeitigt.

Der Kampf am dieſſeitigen linken Flügel, wie ſich aus Vorſtehendem ergiebt, verlief als ein Doppelgefecht: die Avantgarde nahm Beaugency; das Gros nahm Meſſas. — Wir wenden uns beiden Kampfesmomenten zu.

[Die Avantgarde unter Oberſt v. Manteuffel nimmt Beaugency.] Die Avantgarde der Diviſion ſtand, während der Vormittagsſtunden, bei Foinard, Villeneuve gegenüber. Ab und zu fiel ein Schuß auf die in Front haltende Jäger-Compagnie, welche die Straße durch eine Barricade geſperrt hatte.

Um 12 Uhr Mittags traf in Foinard das 2. Bataillon 90. Regiments unter Oberſtlieutenant v. Legat ein. Dies Bataillon, welches Ende September als Beſetzung von Toul zurückgeblieben war, hatte letzteres erſt am 18. November verlaſſen und war der Diviſion über Chalons, Epernay und Corbeil in beſchleunigten Märſchen bis an die Loire gefolgt. Es kam an dieſem Tage von Orleans. Die Leute ſahen gut aus. Offiziere und Mannſchaften brannten vor Begierde an den Feind zu kommen und zu beweiſen, daß ſie ihren Kameraden an Tapferkeit nicht nachſtehen würden. General v. Tresckow begrüßte das Bataillon und überwies es der Avantgarde. Der Bataillons-Commandeur, Oberſtlieutenant v. Legat, übernahm die Führung des Füſilier-Regiments 90.

Das Bataillon hatte nicht lange Zeit zur Ruhe, denn bald nach ſeiner Ankunft, um 12½ Uhr Mittags, traf der Befehl zum Vormarſch auf Beaugency ein. Die Diviſion trat ſofort an; das 14. Jäger-Bataillon hatte die Tête. Es ging mit zwei Compagnieen (2. u. 3.) auf der Straße, mit den beiden anderen (der 1. u. 4.) längs der Loire, am Fuße des hier noch immer ſteil abfallenden Uferrandes, auf das im Grunde liegende Beaugency vor. Der Reſt der Avantgarde folgte auf der Straße. Bald ſtieß man auf den Feind. Derſelbe hatte namentlich eine zwiſchen Beaugency und Meſſas gelegene Weinbergshöhe ſtark beſetzt. Mit vieler Mühe und nur dadurch, daß Infanteriemannſchaften tauſende von Weinſtöcken ausriſſen, gelang es, die beiden Avantgarden-Batterieen in eine nur mäßige Poſition zu bringen, von wo aus dieſelben ihr Feuer gegen die auf der Weinbergshöhe befindlichen feindlichen Truppen richteten. Das Terrain aber war zu wenig überſichtlich, um mit Artillerie viel wirken zu können. Infanterie mußte die Entſcheidung geben.

Oberſt v. Manteuffel hatte dem Jäger-Bataillon im Loirethal das 1. Bataillon 89 folgen laſſen; jetzt zog er das Regiment 90 zu einem Angriff auf die Weinbergshöhe, nordweſtlich des Eiſenbahndammes, etwa 2000 Schritt ſüdweſtlich Margotière vor. Das friſch eingetroffene Bataillon, deſſen wir vorſtehend erwähnt, avancirte in vorderſter Reihe mit klingendem Spiel und lautem Geſang. Die 1. reitende Batterie, ſpäter verſtärkt durch die 6. leichte, unterſtützte das Vorgehen. Sehr bald aber kam das Bataillon in ein heftiges Geſchütz- und Gewehrfeuer, welches große Opfer verurſachte und zum Halten zwang. Der Feind ging nun ſeinerſeits zur Offenſive über, wurde aber ebenfalls mit Verluſt zurückgeworfen, wobei das 14. Jäger-Bataillon, von der Höhe nordöſtlich Beaugency, flankirend eingreifen konnte. Gleich darauf, etwa gegen 3 Uhr Nachmittags, gelang es dieſem Bataillon, zu deſſen Unterſtützung das 1. Bataillon 89 herbeieilte, nach leichtem Gefecht in Beaugency einzudringen, woſelbſt es an der geſprengten Loirebrücke Verbindung mit Abtheilungen des IX. Corps und zwar mit dem Lauenburgiſchen Jäger-Bataillon Nr. 9 fand.

[Das Gros nimmt Meſſas.] Villeneuve war gegen Mittag vom Feinde freiwillig geräumt worden; er hatte ſich auf Meſſas zurückgezogen. Als die Avantgarde gegen die Weinberghöhe zwiſchen Meſſas und Beaugency und demnächſt gegen Beaugency ſelbſt avancirte, erhielt das Gros Befehl gegen Meſſas vorzugehn. Das 1. und 2. Bataillon 75 wurden mit Ausführung dieſes Befehles betraut. Die 6. ſchwere Batterie, bald verſtärkt durch die 1. reitende, leitete den Angriff ein; dann ſetzten ſich die genannten beiden Bataillone gegen Meſſas in Marſch. Gleichzeitig drangen ſie, von Nord und Süden her, in das Dorf ein, in dem ſich nun ein erbitterter Häuſerkampf entſpann. Einige Gehöfte mußten angezündet werden, um den Widerſtand des Feindes zu brechen. Endlich war, mit Wegnahme der Kirche, der Beſitz des Dorfes geſichert; 3 Offiziere und gegen 200 Mann waren gefangen genommen worden.

Dies war zwiſchen 3 und 4 Uhr. Wir haben S. 528 bereits hervorgehoben, daß das Centrum (I. baieriſches Corps) durch dies Erſcheinen der 17. Diviſion in Meſſas vor einer Ueberflügelung bewahrt wurde. Aber mehr denn das. Der Feind, nachdem er alle ſeine Anſtrengungen zwiſchen Le Mée und Meſſas durchzubrechen, wo in der That die ſchwächſte Stelle unſrer Schlachtlinie lag, hatte ſcheitern ſehen, ſtand nunmehr, wo ihn ſelbſt eine Ueberflügelung von Beaugency-Meſſas her zu bedrohen begann, von allen weiteren Offenſivbewegungen ab und zog ſich in die Linie Poisly-Ourcelles-Villemarceau zurück. In Front dieſer Linie, beinah rechtwinklig auf dieſelbe, hielt er die Punkte Villorceau, Grand Bonvalet, Vernon beſetzt.

Dieſen letztren Punkt (Vernon) dem Gegner, auch nach Beendigung des Gefechtes, noch zu entreißen, war ſeitens der 17. Diviſion feſter Entſchluß. Vernon unterbrach unſre Linie Beaugency-Meſſas und ſtellte ſich mitten in dieſelbe hinein. Dieſe Störung, die zunächſt nur eine moraliſche Bedeutung hatte, unter Umſtänden aber auch eine wirkliche Gefahr in ſich ſchließen konnte, mußte beſeitigt werden. Das 1. u. 2. Bataillon 75 erhielten daher den Auftrag, noch in der Nacht Vernon durch Ueberfall zu nehmen. Demzufolge ging das 1. Bataillon 75 auf den Südeingang, das 2. Bataillon auf den Nord- und Oſteingang des Dorfes vor. Zwei Compagnieen waren als Beſatzung von Meſſas zurückgeblieben. Lautlos näherten ſich die Truppen auf ganz kurze Entfernung und drangen dann mit Hurrah in Vernon ein. Der Feind wurde vollkommen überraſcht und 230 Mann gefangen genommen. Der Reſt floh in der Richtung auf Bonvalet. Hierdurch kam die Linie Beaugency-Meſſas in unſren vollen Beſitz.

Die Vorgänge an unſrem linken Flügel waren es, die, auch nach Anſicht des Gegners, vorzugsweiſe den Tag zu unſren Gunſten entſchieden. General Chanzy ſchreibt darüber: »Alles wäre ſo gut verlaufen, wie nur möglich, wenn nicht die Affaire von Meſſas unſren Erfolg etwas verdunkelt hätte. Indeß auch dies war nicht das Schlimmſte. Meſſas wäre, wie beiſpielsweiſe auch Cernay, unſrerſeits wiedergenommen worden, wenn nicht ſchwere Mißerfolge auf dem äußerſten rechten Flügel*) (Beaugency) die Reſultate dieſes glorreichen Tages beeinträchtigt und das Heil der ganzen Armee ernſtlich gefährdet hätten. Dadurch, daß wir Meſſas verloren, büßten wir die Möglichkeit ein, unſre im Centrum errungenen Vortheile auszubeuten, und die Zurückeroberung von Meſſas, die alle dieſe Vortheile wiederhergeſtellt haben würde, ſcheiterte daran, daß gleichzeitig mit Meſſas auch Beaugency verloren gegangen war.« Hiernach wäre die Wegnahme des letztgenannten Punktes (Beaugency) durch die Avantgarde der 17. Diviſion das eigentlich ausſchlaggebende Ereigniß geweſen und hätte vom äußerſten rechten Flügel des Feindes her ſeine Wirkſamkeit bis in das Centrum hinein fortgepflanzt. Weil Beaugency verloren ging, konnte Meſſas nicht zurückerobert werden und weil Meſſas nicht zurückzuerobern war, ſcheiterte der Durchbruch des franzöſiſchen XVII. Corps bei Le Mée, der gleichbedeutend geweſen wäre, mit Umfaſſung unſres Centrums.

Die Linie, die wir, nach Wegnahme von Vernon, in der Nacht vom 8. zum 9. inne hatten, lief im Weſentlichen hart an der Chauſſee hin, von Beaugency über Vernon und Le Mée bis Cravant. In Front dieſer Linie war Villechaumont, wie bereits hervorgehoben, durch die halbe 4. Brigade (10. Regiment) des I. baieriſchen Corps beſetzt.

---

*) Alſo dieſſeitig auf dem äußerſten linken Flügel.

Der 9. Dezember.

(Zweiter Tag von Beaugency-Cravant.)

Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (Centrum) nehmen Villorceau und Cernay.

Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten Beauvert-Montigny.

Die 17. Diviſion (linker Flügel) nimmt Villemarceau-Lorges und hält dieſe, wie die Linie Les Grottes-Clos Mouſſu.

[Zu benutzen unſre zwei Karten auf S. 526 und S. 548.]

Die für den 9. November ausgegebenen Dispoſitionen lauteten:

Das I. baieriſche Corps concentrirt ſich (im Rücken unſrer Linie) bei Grand Châtre;

die 22. Diviſion, rechter Flügel, bei Beaumont;

die 17. Diviſion, linker Flügel, bei Meſſas;

die 2. Cavallerie-Diviſion auf dem rechten Flügel des I. baieriſchen Corps;

die 4. Cavallerie-Diviſion auf dem rechten Flügel der 22. Diviſion.

Dieſe Dispoſitionen, die alſo den Doppelzweck verfolgten,

1. durch Concentrirung nach dem linken Flügel hin, abermals eine Verkürzung der Front eintreten zu laſſen;
2. dem durch beſtändige Gefechte hart mitgenommenen baieriſchen Corps eine Reſerveſtellung zu gönnen,

waren in der Erwartung gegeben worden, daß der Feind nach ſeinem im Ganzen nicht zu bezweifelnden Mißerfolge, ſeine Stellung aufgeben und erſt weiter rückwärts, nach Ablauf mehrerer Tage, den Kampf wieder aufnehmen werde. In dieſer Erwartung aber ſahen wir uns getäuſcht. Ehe wir noch die für den 9. vorgeſchriebenen Bewegungen ausführen konnten, wurden wir im Centrum angegriffen, bald auch auf dem rechten Flügel durch weit ausholende Umgehungen bedroht, woraus ſich — wenn auch minder erbittert als am Tage zuvor — eine Reihe von Gefechten entwickelte. An einen Ruhetag war nicht zu denken. Die Baiern, ſtatt in die Reſerve zu kommen, ſahen ſich in der vorderſten Linie feſtgehalten, bis, von rechts und links her, die 22. und die 17. Diviſion, übrigens zu ſehr verſchiedenen Tagesſtunden, degagirend eingriffen. Eines Hauptunterſchiedes zwiſchen dem 8. und 9. ſei übrigens noch vorweg erwähnt. Er beſtand darin, daß am 9. die beiden Diviſionen des v. d. Tannſchen Corps getrennt von einander operirten, und zwar in Folge eines durch die Verhältniſſe herbeigeführten Austauſches zwiſchen der 1. baieriſchen und der 22. Diviſion. So werden wir denn an dieſem Tage der 2. baieriſchen und unſrer 22. Diviſion in gemeinſchaftlicher

Aktion im Centrum begegnen, während die 1. baieriſche Diviſion an den rechten Flügel rückte. Am linken Flügel operirte auch am 9. wieder die 17. Diviſion ſelbſtſtändig und vorzugsweiſe erfolgreich.

Wir gehen nun zur Darſtellung der einzelnen Gefechte über.

Die 2. baieriſche und die 22. Diviſion (beide im Centrum) behaupten die Linie Le Mée-Villechaumont und dringen bis an die Linie Villorceau-Cernay vor. (Vormittagsgefecht.)

Die 2. baieriſche Diviſion hatte, wie auf S. 528 bereits hervorgehoben, mit der halben 3. Brigade Le Mée, mit der halben 4. Brigade Villechaumont beſetzt; der Reſt beider Brigaden ſtand in Beaumont.

Um 7 Uhr früh bereits ergriff der Feind die Offenſive im Centrum und ging mit Artillerie und ſtarken Colonnen gleichzeitig gegen Le Mée und Villechaumont vor, um uns dieſe Dörfer wieder zu entreißen. Meldungen trafen in Beaumont ein, die für beide Punkte um Unterſtützung baten. Sie wurde ſofort gewährt. Auf Le Mée zu ſetzten ſich das 1. und 3. Bataillon 3. Regiments, ſowie die Batterieen Neu und Carl, auf Villechaumont zu das 1. und 2. Bataillon 13. Regiments, ſowie die Batterie Kriebel in Marſch. Wir folgen zunächſt dieſen letztren

[Gefecht bei Villechaumont.] In Villechaumont ſtand das 10. Regiment mit allen drei Bataillonen. Um 8½ Uhr waren auch die ebengenannten beiden Bataillone 13. Regiments heran und beſetzten die unmittelbare Umgebung; das 2. Bataillon kam in die Weingärten ſüdöſtlich, das 1. Bataillon, eine Reſerve bildend, etwas rückwärts des Dorfes. Mit ihnen zugleich erſchien die vorgenannte Batterie Kriebel, aus 8 Geſchützen beſtehend, da ſich derſelben zwei Vierpfündergeſchütze angeſchloſſen hatten. Dieſe Batterie nahm Poſition nördlich von Villechaumont, weſtlich des von Beaumont herführenden Weges.

Das Feuer wurde bald ſehr heftig; feindliche Tirailleurſchwärme drangen nicht allein von Villevert, ſondern auch von Villejouan und Cernay vor, und drei größere Batterieen, wovon eine ſüdlich von Cernay, eine andere öſtlich von Ourcelles und eine dritte nördlich von Villejouan poſtirt war, überſchütteten Villechaumont und ſeine nächſte Umgebung mit einem Hagel von Granaten. Die Batterie Kriebel hatte unter dieſem Feuer ſchwer zu leiden; eine feindliche Granate ſchlug unmittelbar in Front des einen Vierpfünder-Geſchützes ein und tödtete oder verwundete die ganze Bedienung deſſelben. Es mußte zurückgeſchickt werden, und die Batterie beſtand nunmehr aus 7 Geſchützen.

Ein umfaſſender Angriff des Gegners durfte jeden Augenblick ſowohl von Weſten wie von Süden her erwartet werden, weshalb das 1. Bataillon

13. Regiments aus ſeiner Reſerveſtellung vorgezogen und zur Unterſtützung des 2. Bataillons ebenfalls in die Weingärten an der Südſeite des Dorfes dirigirt wurde. Gleichzeitig erging ſeitens des Oberſten Graf Yſenburg, Commandirenden der 4. Brigade, Befehl an die Batterie Kriebel, auf den Kamm der Höhe zwiſchen Villechaumont und der Windmühle vorzurücken, um von dort erfolgreicher gegen die immer ſtärker von Villejouan und Cernay vordrängende feindliche Infanterie wirken zu können. Die Batterie ſelbſt aber kam dadurch in eine immer ſchlimmer werdende Lage; zu dem Granatfeuer von 20 bis 24 Geſchützen, geſellte ſich bald das Chaſſepotfeuer zahlreicher, bis auf 800 Schritt herangekommener Schützenſchwärme, ſo daß die, von Beginn des Gefechtes an, hart mitgenommene Batterie aufprotzen und die unhaltbare Poſition verlaſſen mußte.*) Der Feind blieb im Vorrücken; die Situation geſtaltete ſich bedenklich.

In dieſem bedrängteſten Moment erſchienen, hülfebringend, theils von hinter Villechaumont theils von Cravant her, die Têten der 22. Diviſion: zuerſt das 1. Bataillon 32, dann zwei Bataillone 95. Regiments und zwei Batterieen. Eine dieſer letztern nahm links vorwärts der eben wieder (aber nunmehr öſtlich von Villechaumont) in die Feuerlinie eingerückten Batterie Kriebel Stellung und trug weſentlich dazu bei, die drohende Umfaſſung des linken Flügels zu verhüten. Die Batterie Kriebel, die momentan nur noch aus einem Vierpfünder und zwei Sechspfündern beſtand, würde dazu nicht ausgereicht haben. Eins der vorgenannten zwei Bataillone 95 (das 2.) drang, in Gemeinſchaft mit dem 1. und 2. Bataillon 83, an der Windmühle vorbei, gegen Cernay vor und erſtürmte daſſelbe, während das 1. Bataillon 32 bei Villechaumont verblieb. Der Beſitz beider wichtigen Punkte wurde von da ab nicht mehr ernſtlich in Frage geſtellt. 10 Uhr.**)

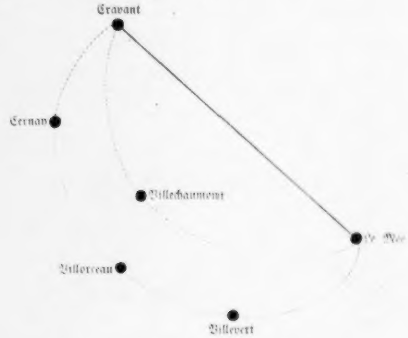
[Das Gefecht bei Le Mée] nahm einen ähnlichen Verlauf, doch war die Bedrängniß der dieſen Punkt mit dem 1. Jäger-Bataillon und allen drei Bataillonen 12. Regiments beſetzt haltenden 3. Brigade von Anfang an eine geringere geweſen, als die Bedrängniß der 4. Brigade bei Villechaumont. Von Le Mée aus konnte ſogar, unmittelbar nach Eintreffen des Reſtes der Brigade (1. und 3. Bataillon 3. Regiments), zur Offenſive übergegangen werden, welchen die Sechspfünder-Batterie Neu, von einem Punkte ſüdlich der Chauſſee aus, erſt einleitete, dann ſoutenirte. Dieſe Offenſive richtete ſich gegen die Ortſchaften Villorceau und Villevert, von denen jenes (Villorceau) durch das 2. und 3. Bataillon 12. Regiments bereits um halb elf, dieſes (Villevert) durch das 1 Bataillon ebengenannten Regiments und das 1. Jäger-Bataillon genommen wurde.

---

*) Dieſe Batterie hatte ſchon Tags vorher ſehr gelitten. Dieſelbe hatte am 8. Dezember, Abends, außer dem Batteriechef noch einen Stand von 1 Offizier, 4 Unteroffizieren und 25 Bedienungs-Kanonieren. Aus jener Poſition bei Villechaumont brachte der Batteriechef nur zurück: 2 Unteroffiziere und 12 Mann.

**) Um 3 Uhr Nachmittags trat die Diviſion noch einmal in Action. Der Commandirende der 43. Brigade, Oberſtlieutenant v. Heyduck, wurde beauftragt, durch einen Vorſtoß über Villejouan auf Touvenay das Vorgehn der 17. Diviſion (ſ. S. 540) zu unterſtützen. Dies geſchah. Der Feind wurde mit großem Verluſt aus Villejouan und Origny geworfen; aber auch Ourcelle zu nehmen, war dem Oberſtlieutenant v. Heyduck unmöglich, da es inzwiſchen dunkel geworden war. Villejouan und Origny blieben, während der Nacht, durch das Regiment 32 (welches beide Ortſchaften genommen hatte) beſetzt. Am 10. früh führte der Verluſt dieſer zwei Dörfer, auf deren Beſitz der Feind großen Werth legte, zur Erneuerung des Kampfes. Vgl. S. 543.

Um 12 Uhr war die bei Tagesanbruch nur bis Villechaumont hin vorgebogene Frontlinie unſres Centrums (Linie Cravant-Le Mée) nach Weſten hin erheblich erweitert und beſchrieb nunmehr einen Halbkreis, der von Cravant aus nicht mehr über Villechaumont, ſondern, weiter ausholend über Cernay, Villorceau und Villevert (die drei eroberten Punkte) bis nach Le Mée lief. Villechaumont lag jetzt innerhalb dieſes Halbzirkels, halben Wegs zwiſchen der Chauſſee und der Kreislinie. Die punktirten Linien auf unſrer Skizze*) geben
die eine unſre Centrumsſtellung um 7 Uhr,
die andere um Mittags 12 Uhr.



---

*) Dieſe unſere vorſtehende Skizze giebt in ihren punktirten Linien aber nur die Stellung unſeres Centrums am 9. früh und am 9. Mittags. Die Linien, die ſeitens unſrer Geſammt-Aufſtellung, (mit Ausnahme des äußerſten rechten Flügels) am 9. und 10. beſchrieben wurden, finden ſich weiterhin in unſere Karte auf Seite 548 eingezeichnet.

Die 1. baieriſche und die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) halten den Tag über die Linie Beauvert-Montigny.

Am dieſſeitigen rechten Flügel, mit Ausnahme eines Morgengefechts, das um Beauvert und Layes geführt wurde, kam es nur zu Demonſtrationen.

Die 1. baieriſche Diviſion lag in Cantonnements bei Rilly. Als ſie ſich anſchickte, der auf S. 535 gegebenen Dispoſition gemäß, nach Grand Châtre in die Reſerve abzurücken, klang ſchon der Kanonendonner von Villechaumont und Le Mée her herüber, wo, wie wir wiſſen, die beiden Brigaden der 2. baieriſchen Diviſion von überlegenen Kräften angegriffen wurden. Die 22. Diviſion, zunächſt ſtehend, eilte zur Unterſtützung herbei und entblößte dadurch die beiden äußerſten Punkte unſres rechten Flügels: Beauvert und Layes, von Truppen. General v. Wittich, als er dieſe degagirende Bewegung ausführte, forderte nunmehr die 3000 Schritt weiter rückwärts ſtehende 1. baieriſche Diviſion auf, ſtatt ſeiner die Deckung des rechten Flügels zu übernehmen. Dieſer Aufforderung wurde ſofort gewillfahrt. Die 2. Brigade, Generalmajor v. Orff, rückte in die Front. Was indeſſen General v. Wittich gefürchtet hatte, hatte ſich mittlerweile vollzogen: Beauvert und Layes waren unmittelbar nach ihrer Räumung ſeitens der 22. Diviſion vom Feinde beſetzt worden. Es war unerläßlich, dieſe Punkte wieder in unſren Beſitz zu bringen. Generalmajor v. Orff rückte vor, nahm Beauvert in glänzender Weiſe mit Sturm und betheiligte ſich am Angriff auf Layes.*) Die ferneren Verſuche des Gegners gegen dieſe beiden Punkte wurden abgewieſen.

Die Gefahr an dieſer Stelle war beſeitigt, aber ſie begann weiter nördlich, an unſrem äußerſten rechten Flügel, wo die 4. Cavallerie-Diviſion ſtand, deſto bedrohlicher zu werden. In ſtarken Colonnen debouchirte der Feind, etwa in Höhe von Villermain, aus dem Walde von Marchenoir. Dieſſeitig war an Infanterie nur noch die 1. baieriſche Brigade disponibel, die nun rechts hinausgeſchoben und angewieſen wurde, die Linie zwiſchen Beauvert und Montigny, gemeinſchaftlich mit der 4. Cavallerie-Diviſion Prinz Albrecht, zu halten. Aber immer erneute Meldungen trafen beim Großherzog ein, die den äußerſten rechten Flügel als nach wie vor gefährdet darſtellten. Darauf hin erhielten alle noch disponiblen Batterieen der Reſerve-Artillerie des baieriſchen Corps, ferner die 2. Cavallerie-Diviſion, ſowie das

---

*) Layes wurde in der Hauptſache durch das Füſilier-Bataillon 83 wiedergenommen. Dieſes Bataillon hatte, beim Abmarſch auf Villechaumont und Cernay zu, das Dorf vorzeitig geräumt und erhielt deshalb ſeitens des Generals v. Wittich den Befehl, Kehrt zu machen und dieſen wichtigen Punkt zurück zu erobern. Dies geſchah. An dieſer Wiedereroberung betheiligten ſich dann Abtheilungen der eben in Front erſchienenen Brigade Orff.

Detachement Rauch*) Befehl, zur Unterſtützung des bedrohten Flügels abzurücken und die Linie Beauvert-Montigny unter allen Umſtänden zu halten. Das bloße Erſcheinen dieſer Maſſen, denen es freilich an Infanterie empfindlich gebrach, reichte aus, den Feind von weiteren Unternehmungen an dieſer Stelle des Schlachtfeldes abſtehen zu laſſen. Er beobachtete noch eine Zeit lang und zog ſich dann wieder in ſeine Waldſtellung zurück. Zwiſchen 2 und 3.

Die 17. Diviſion (linker Flügel) ergreift die Offenſive und nimmt zur Rechten Villemarceau und Lovnes, zur Linken die Fermen Pierre-Tournante und Feularde. (Nachmittagsgefecht.)

Die 17. Diviſion ſtand mit der Avantgarde zwiſchen Beaugency und Vernon, mit dem Gros, rechts rückwärts der Avantgarde, zwiſchen Meſſas und Villeneuve. Der Vormittag, von dem Eingreifen einiger Batterieen abgeſehn, verging ruhig, da der Diviſion der Befehl zugegangen war, ſich in kein ernſteres Gefecht einzulaſſen. Erſt um 1 Uhr traf die entgegenſtehende Ordre ein: zu möglichſter Degagirung von Centrum und diesſeitigem rechten Flügel, gegen den feindlichen rechten Flügel vorzugehn. Dieſer Ordre, da die Avantgarde in der Linie Beaugency-Vernon feſtgehalten werden mußte, wurde mit den ſechs Bataillonen des Gros entſprochen. Daſſelbe rückte von Meſſas her zunächſt gegen Grand Bonvalet und theilte ſich hier zum eigentlichen Angriff (2 Uhr) in zwei Colonnen:

Rechte Flügel-Colonne, Oberſtlieutenant v. Böhn, 1. und Füſilier-Bataillon 76,

Linke Flügel-Colonne, Oberſtlieutenant v. d. Oſten, 1. und 2. Bataillon 75 im erſten, Füſilier-Bataillon 75 und 2. Bataillon 76 im zweiten Treffen.

Die Colonne v. Böhn, 1. und Füſilier-Bataillon 76, ging, von Grand Bonvalet aus, über Lovnes gegen Villemarceau vor, hier Fühlung mit dem baieriſchen linken Flügel (in Villorceau) gewinnend. Villemarceau wurde genommen und mit den beiden vorgenannten Bataillonen beſetzt. Gleich darauf jedoch eröffnete der Feind ein außerordentlich heftiges Granat- und Shrapnel-Feuer und ſammelte bei Villejouan und Origny, die um dieſe Zeit von der 22. Diviſion noch nicht genommen waren, ſtarke Infanterie-Colonnen, um den Ort (Villemarceau) wiederzunehmen. Zweimal ging er vor, aber beide Male wurde er durch das Feuer einerſeits unſrer zwei Infanterie-Bataillone, andrerſeits der 6. leichten Batterie, mit Verluſt zurückgewieſen. Das Gefecht dauerte hier bis zur Dunkelheit. (5 Uhr.)

---

*) Dies Detachement war am 26. November gebildet und auf der Straße La Ferté-Bernard-Le Mans mit der Beſtimmung zurückgelaſſen worden, jene Gegend zu ſichern und den Feind zu beobachten. Das Detachement — unter den Befehl des Generalmajors v. Rauch geſtellt — beſtand aus folgenden Truppentheilen:

2. und 3. Bataillon 89. Regiments,
2 Escadrons vom 11. Ulanen-Regiment,
3 Escadrons vom 18. Dragoner-Regiment,
2 Geſchütze der 1. reitenden Batterie.

Ernſtere Rencontres mit dem Feinde hatte daſſelbe nicht gehabt. Von La Ferté-Bernard aus wurden Recognoſcirungen unternommen. Am 3. Dezember angewieſen, ſich wieder an die »Armee-Abtheilung« heranzuziehen, war es am 8. Abends bei derſelben eingetroffen.

Die Colonne v. d. Oſten richtete ſich mit ihrem erſten Treffen: 1. und 2. Bataillon 75, zunächſt gegen die beiden Fermen Clos Mouſſu und Les Grottes, von welchem letztren Punkt aus einige Compagnieen bis Grand und Petit Boynes vorgeſchoben wurden.*) Dann folgte das zweite Treffen: Füſilier-Bataillon 75 und 2. Bataillon 76 überholte das erſte und nahm Stellung auf einem Höhenrande zwiſchen Boynes und Villemarceau, bei welchem letztren Orte der Anſchluß an die Colonne v. Böhn gegeben war. Dieſe Höhenlinie Boynes-Villemarceau war indeſſen ſeitens des zweiten Treffens der Colonne v. d. Oſten kaum erreicht, als auch bereits der Feind bedeutende Streitkräfte zu entwickeln und mit Schützenſchwärmen gegen die ganze von Grand und Petit Boynes bis Villemarceau ſich hinziehende Zickzacklinie zu avanciren begann. Das 1. Bataillon 75 wurde von dieſer Offenſive zuerſt getroffen, nahm die 2. und 3. Compagnie in die Front und warf, ohne ſich viel mit Schießen aufzuhalten, unter lautem Hurrah die feindliche Schützenlinie zurück. Dies Hurrah wurde von den rechts ſeitwärts ſtehenden dieſſeitigen Truppentheilen als ein Signal zu allgemeinem Vorgehen aufgefaßt, und die ganze Linie avancirte nunmehr unaufhaltſam. (4 Uhr.) Ein Halten war nicht mehr möglich, auch ohne großen Nachtheil nicht mehr zuläſſig; der einmal begonnene Anlauf mußte zu Ende geführt werden. Der Feind wurde deshalb bis jenſeit der Ferme de Feularde zurückgeworfen. Hier aber geriethen die vorſtürmenden Truppen in ein mörderiſches Geſchütz-, Mitrailleuſen- und Gewehrfeuer; auch ſtand der Feind hier in ſo ſtarken Maſſen, daß ein weitres Vordringen nicht möglich war. Die vorderſten Compagnieen warfen ſich ſchnell in die Fermen de Feularde und La Pierre Tournante hinein und wieſen von hier aus alle Verſuche, die Fermen wiederzunehmen, ab.

Am Abend des 9. ſtanden die 17. und 22. Diviſion in Front; das 1. baieriſche Corps etwas rechts rückwärts. Nach links hin deckte die Loire, nach rechts hin die 4. Cavallerie-Diviſion unſre Stellung.

---

*) Nicht mit Loynes zu verwechſeln. Loynes, ein Dorf, liegt nördlich von Les Grottes; Grand und Petit Boynes, bloße Fermen, liegen ſüdlich davon.

Das Reſultat des Tages beſtand darin, daß wir auf der Linie Beaugency-Cravant um etwa 3 bis 4000 Schritt vorgerückt waren. Während wir am Abend des 8. nur die Chauſſee und als einzigen vorgelegenen Punkt das Dorf Villechaumont innegehabt hatten, hielten wir am Abend des 9. eine ganze Anzahl von Ortſchaften im Weſten der Chauſſee beſetzt. Es waren die Dörfer: Cernay, Villorceau, Villevert, Grand Bonvalet, Loynes, Villemarceau, Villejouan und Origny (die beiden letzteren ſeitens der 22. Diviſion um etwa 4 Uhr genommen), dazu die Fermen: Clos Mouſſu, Les Grottes, Feularde, Pierre Tournante, Grand und Petit Boynes.

Die Verluſte waren auch an dieſem Tage erheblich. Wir machen keine Detailangaben. Nur das ſei erwähnt, daß die Bataillone, in Folge der beſtändigen Einbußen durch Gefecht und Strapazen, auf höchſtens die Hälfte ihres Beſtandes herabgeſunken waren. Die der 22. Diviſion und des I. baieriſchen Corps waren kaum 4 bis 500 Mann ſtark. Ebenſo empfindlich war der Abgang an Geſchützen. Viele Rohre waren unbrauchbar geworden, ſo daß aus den zuſammen ſieben Vierpfünderbatterieen der 22. Diviſion und des I. baieriſchen Corps eine einzige Batterie gebildet werden mußte, die aus neun Geſchützen, acht preußiſchen und einem einzigen baieriſchen Vierpfünder beſtand.

Der 10. Dezember.

(Dritter Tag von Beaugency-Cravant.)

Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr.

Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps unſre Ueberflügelung.

Das X. Armee-Corps (nunmehriger linker Flügel) rückt in Beaugency ein und löſt die 17. Diviſion ab. 11 Uhr.

Die 17. Diviſion (bisheriger linker Flügel) ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es.

[Zu benutzen unſre zwei Karten auf S. 526 und S. 548.]

Der 10. ſollte ein Ruhetag* ſein. Es war zudem beſtimmt, daß das durch andauernde Kämpfe hart mitgenommene und weit unter die Hälfte ſeines urſprünglichen Beſtandes herabgedrückte I. baieriſche Corps, vom Centrum beziehungsweiſe vom rechten Flügel unſrer Stellung aus, nach Orleans zurückkehren und ſtatt ſeiner das X. Armee-Corps in die Gefechtslinie, aber an den linken Flügel derſelben (die ſich mehr rechts ſchiebende 17. Diviſion in Beaugency ablöſend) einrücken ſolle.

So die Beſtimmungen. Aber ſie erfüllten ſich nur in dem einen Punkt, daß das X. Armee-Corps zu feſtgeſetzter Stunde am dieſſeitigen linken Flügel eintraf; im Uebrigen geſtaltete ſich der 10., ebenſowenig wie der 9. Dezember, zu einem Ruhetag, und die Baiern, wie ſie am 9. aus der ihnen angewieſenen Reſerveſtellung doch wieder in die Front gezogen worden waren, ſahen ſich am 10. durch die geſammte Sachlage und faſt nicht minder durch ein Gefühl ſchöner Kameradſchaftlichkeit (das ſie überhaupt während all dieſer Kämpfe auszeichnete) veranlaßt, ihren bereits eingeleiteten Abmarſch zu ſiſtiren und, wie am Tage vorher, im Centrum und am rechten Flügel unſrer Gefechtslinie Stellung zu nehmen. In ſtarken Schützenſchwärmen, denen geſchloſſene Colonnen folgten, brach nämlich der Feind, den wir dieſer Anſtrengung nicht mehr für fähig gehalten hatten, abermals aus ſeinen Dorf- und Waldpoſitionen vor und entriß uns im Centrum zwei von uns beſetzte Ortſchaften (Origny und Villejouan) während er gleichzeitig, weit ausholend, von Norden her unſren rechten Flügel zu umfaſſen trachtete. Eine ziemlich heftige Kanonade währte den ganzen Tag, der endlich damit ſchloß, daß unſre durch friſche Batterieen des X. Corps ſich verſtärkende Geſchützlinie die geplante Umfaſſung hinderte, während im Centrum, die durch das X. Corps abgelöſte, und nunmehr nach rechts ſich ſchiebende 17. Diviſion, die in der Morgenfrühe des Tages ſeitens der 22. Diviſion verloren gegangenen Poſitionen im Weſentlichen wiedernahm. Wir geben nunmehr die einzelnen Gefechtsmomente.

Die 22. Diviſion (Centrum) verliert Origny und Villejouan durch feindlichen Ueberfall. 7 Uhr früh.

»Der Commandirende der 43. Brigade, Oberſtlieutenant v. Heuduck — ſo ſchreibt, im Weſentlichen, Generallieutenant v. Wittich in ſeinem Tagebuche — hatte mir in der Nacht vom 9. zum 10. gemeldet, daß er das Regiment Nr. 32 in den erſtürmten Ortſchaften belaſſen und zwar Origny mit dem 2., Villejouan mit dem 1. und Villemarceau mit dem Füſilier-Bataillon, ebengenannten Regimentes beſetzt habe. Vor Origny waren die Bivouacs und Vorpoſten des Feindes ſo nahe, daß man die menſchlichen Stimmen hören konnte. Die Ortſchaften wurden daher möglichſt zur Vertheidigung eingerichtet.

3½ Uhr früh ordnete ich in Gemäßheit höherer Befehle an, daß Oberſtlieutenant v. Heuduck die Front unſrer Stellung mit den zur Deckung erforderlichen Detachements beſetzen, mit allen übrigen Truppen ſeiner Brigade aber um 7 Uhr concentrirt bei Cernay ſtehen ſolle. Auf dieſe Anordnung hin war Villemarceau geräumt, Origny mit zwei Compagnieen (der 7. und 8.), Villejouan mit einer Compagnie (der 1.) 32. Regiments beſetzt worden.

Als ich in Cravant um 7 Uhr zu Pferde ſtieg, wurde auf der ganzen Frontlinie ein lebhaftes Gewehrfeuer hörbar, und gleich darauf erhielt ich die Meldung, daß der Feind, vor Tagesanbruch bereits, die Ortſchaften Origny und Villejouan angegriffen und die Beſatzung, nach hartnäckigem Kampf mit der blanken Waffe, zum Rückzuge genöthigt hätte.

Dies beſtätigte ſich. Der Feind war mit großen Maſſen von allen Seiten über Origny hergefallen und hatte reüſſirt. Der größere Theil der beiden Compagnieen ſchlug ſich zwar mit dem Bajonete durch und erreichte das von der 1. Compagnie beſetzte Villejouan; der Bataillonscommandeur Major v. Holtzendorff aber und etwa 120 Mann, fanden nicht den Ausweg und mußten ſich gefangen geben. Friſche franzöſiſche Maſſen ſtürmten jetzt von Villemarceau her auch gegen Villejouan, das nunmehr ſeitens aller drei Compagnieen (der 1., 7. und 8.) fechtend geräumt wurde. Sie zogen ſich mit dem für das gegenſeitige Stärkeverhältniß ſehr geringen Verluſte von 20 Mann auf die Mühle bei Villechaumont zurück.

Oberſtlieutenant v. Heuduck und Oberſt v. Bronikowski, Commandeur der Artillerie, erhielten den Auftrag, unverzüglich ihre Maßregeln zu ergreifen, um dem weiteren Vordringen des Feindes in der Stellung Cernay-Villechaumont Schranken zu ſetzen. Für meinen linken Flügel brauchte ich nicht zu ſorgen, da zu erwarten war, daß die 17. Diviſion ſofort nach Kenntniß der Vorfälle die geeigneten Maßregeln ergreifen würde; dagegen hatte das I. baieriſche Corps durch die letzten höheren Befehle die Weiſung erhalten, ſich rückwärts zum Abmarſch nach Orleans zu concentriren. Ich begab mich ſelbſt zu den Baiern, um den Abmarſch derſelben aufzuhalten. Die begonnene Räumung von Layes und Beauvert war ihrerſeits bereits ſiſtirt worden, die Wiederbeſetzung dieſer Orte ſchon im Gange; auch die übrigen Theile des Corps waren bereit, weitere Befehle und den Gang der Ereigniſſe bei Launay abzuwarten. Eine ſehr geſchmolzene Brigade (die 4.) wurde mir zur Dispoſition geſtellt.«

Auch die 2. baieriſche Brigade fand an dieſer Stelle Verwendung. Wir kommen im unmittelbar Folgenden darauf zurück.

Das I. baieriſche Corps und die 4. Cavallerie-Diviſion (rechter Flügel) hindern, unter Aſſiſtenz der Corps-Artillerie des X. Armee-Corps unſere Ueberflügelung.

Am dieſſeitigen rechten Flügel verliefen die Dinge ſehr ähnlich wie am Tage zuvor. Der Feind debouchirte in Maſſen — die dem ſehr ſtarken, etwa 40,000 Mann zählenden XXI. Corps angehörten — abermals aus dem

Walde von Marchenoir, brachte heute aber auch Batterieen ins Gefecht, die in der Nähe von Villermain auffuhren. Im Ganzen zeigte er jedoch an dieſem dritten Kampfestage weniger Energie, was ſich beſonders an dieſer Stelle des Schlachtfeldes geltend machte. So war denn, während die 4. und 2. baieriſche Brigade (vergl. den vorſtehenden Bericht des General v. Wittich) die mehr dem Centrum zu gelegene Linie Layes-Beauvert beſetzt hielten, eine einzige ſchwache Brigade (die 3.) ausreichend, die lange Linie Launay, Montigny, le Coudray Chateau gegen den Feind zu halten. Die 4. Cavallerie-Diviſion, etwas rechts rückwärts bei Les Bauchets ſtehend, griff nur mit ihrer Artillerie ein, welche letztere, von etwa 10 Uhr Vormittags an durch einige Batterieen der Corps-Artillerie X. Armee-Corps verſtärkt, ausreichte, die Offenſive des Feindes im Schach zu halten. Es kam zu nichts Erheblichem auf der ganzen vom I. baieriſchen Corps gehaltenen Linie, weder auf dem kleineren Links-Abſchnitt Layes-Beauvert, noch auf dem größeren Rechts-Abſchnitt Launay-Montigny-le Coudray Chateau. Der entſcheidende Schlag wurde, vom linken Flügel aus, im Centrum geführt: die 17. Diviſion nahm Villejouan.

Die 17. Diviſion, durch das X. Corps am linken Flügel abgelöſt, ſchiebt ſich rechts, nimmt Villejouan 3½ Uhr und behauptet es.

Die Tête des X. Armee-Corps war, als linke Flügel-Ablöſung, gegen 11 Uhr bei Beaugency eingetroffen. Gleich darauf erhielt die 17. Diviſion, die bis dahin in den Gang des Gefechtes, das ſich auf Centrum und rechten Flügel beſchränkte, nicht eingegriffen hatte, Befehl, ſich weiter rechts bis nach Villorceau zu ſchieben und die Linie Villemarceau-les Grottes zu beſetzen. Dieſe Bewegungen wurden derart ausgeführt, daß ſich

die Avantgarde, der für den heutigen Tag das 2. und 3. Bataillon 89 des Detachements Rauch zugetheilt waren, über Loynes auf Villemarceau,
das Gros aber auf Villorceau

dirigirte. Beide Punkte wurden erreicht und beſetzt. Gleich darauf brach der Feind mit Artillerie und ſtarken Schützenſchwärmen vor, um uns beide Punkte wieder zu entreißen. Seine Offenſive wurde jedoch von Anfang an bedroht.

Nichtsdeſtoweniger war die nunmehrige hakenförmige Stellung der 17. Diviſion eine in der rechten Flanke beſtändig bedrohte, ſo lange nicht das am Morgen des Tages unſrer 22. Diviſion verloren gegangene Villejouan wieder in unſren Händen war. General v. Treskow beſchloß daher, Villejouan zu nehmen. War der auf einer mäßigen Bodenerhöhung gelegene, ſeine nächſte Umgebung beherrſchende Ort gut vertheidigt, ſo konnte ſeine

Erſtürmung einen heißen Kampf koſten. Das Terrain bot auf mehrere tauſend Schritt keinerlei Deckung.

Zur Einleitung des Angriffs wurden die beiden Batterieen des Gros öſtlich Villemarceau, beziehungsweiſe weſtlich Villorceau in Poſition gebracht, um zunächſt die feindliche Beſatzung von der Liſière des Dorfes zu vertreiben. Unter dem Schutze der Batterieen ging darauf gegen 1½ Uhr Mittags das Füſilier-Bataillon 76 unter Hauptmann v. Jena gegen die Oſtliſière von Villejouan vor. Die Batterieen hatten Befehl, ihr Feuer erſt einzuſtellen, wenn die Sicherheit der eignen Truppen es erheiſche. Das Bataillon ſelbſt war angewieſen, ſich derartig vorzubewegen, daß die Batterieen nicht maskirt würden.

Der guten Ausführung dieſer anempfohlenen Maßregel war es zu danken, daß das Bataillon bis auf 200 Schritte an das Dorf herandringen konnte, ohne auch nur einen Schuß zu bekommen. Der Feind ſchien ſich in der That vor dem Artilleriefeuer zurückgezogen zu haben und war jetzt völlig überraſcht, das Bataillon ſo nahe ſich gegenüberzuſehen. Bei den erſten feindlichen Schüſſen ließ Hauptmann v. Jena mit Hurrah im Marſch-Marſch an das Dorf heranſtürmen. Im erſten Anlauf wurde die Oſtliſière genommen und eine noch auf nächſte Entfernung feuernde feindliche Abtheilung zu Gefangenen gemacht. Der Kampf im Innern des Dorfes ſtieß indeß auf großen Widerſtand. Nur langſam konnten die Compagnieen vordringen, indem ſie an vielen Stellen die hohen Mauern durchbrechen mußten, welche die maſſiven Gehöfte umgaben. Dabei verſuchte der Feind von Origny aus ſich zu nähern, um Villejouan wieder zu nehmen. Dieſem Verſuch trat aber das 1. Bataillon 76, das dem Füſilier-Bataillon nachgeſandt worden war, wirkſam entgegen und unterſtützte das letztere nunmehr bei Wegnahme des Dorfes, welches um 3¼ Uhr Nachmittags, mit Ausnahme eines einzigen Gehöftes, dem Feinde entriſſen war. Bald darauf wurde auch noch das 2. Bataillon 76 auf die Höhe von Villejouan vorbeordert und ihm unmittelbar rechts neben dem Dorfe eine Stellung angewieſen.

Dieſe hatte das ebengenannte Bataillon kaum eingenommen, als der Feind, der dieſem Punkte (Villejouan) eine ganz beſondere Bedeutung beizulegen ſchien, abermals einen Verſuch machte, denſelben zurückzuerobern. Mit etwa zehn Bataillonen rückte er, von Ourcelle und Origny aus, gegen Dorf und Höhe vor.

Zum Glück war es kurz vorher gelungen, den Patronenwagen des Füſilier-Bataillons, obwohl ihm bei ſeiner Annäherung beide Stangenpferde erſchoſſen waren, heranzuziehen und die ſchon ausgegangene Munition zu erſetzen. So gelang es, unterſtützt durch zwei Batterieen der 22. Diviſion, von denen die eine von Villorceau, die andre von Villevert her feuerte, den überlegenen feindlichen Vorſtoß ſiegreich abzuweiſen. Die Verluſte des Gegners waren dabei um ſo größer, als etwa 150 Mann des Füſilier-Bataillons ſich mit den, den Gefangenen abgenommenen Chaſſepots bewaffnet hatten und noch auf 12 bis 1500 Schritt erfolgreich in den fliehenden Feind hineinſchoſſen. Ziemlich gleichzeitig glückte es auch das letzte noch vom Feinde gehaltene Gehöft zu nehmen und dabei 170 Gefangene zu machen.

Das Gefecht ſchien beendet. Aber ſehr bald ſollten wir die Wahrnehmung machen, daß der Feind gewillt war, einen dritten Wiedereroberungsverſuch einzuleiten. Noch größere Kräfte als zuvor ſetzte er zu dieſem Behuf in Bewegung; von der benachbarten Höhe von Villemarceau aus ſahen wir, wie mehrere bei Josnes, Trugny und Laveau ſtehende Diviſionen ſtarke Abtheilungen zunächſt gegen Origny dirigirten. Ein Anerbieten des X. Corps, unſre immerhin noch gefährdete Poſition durch ſeine Corps-Artillerie unterſtützen zu wollen, wurde daher ſeitens des Generals v. Tresckow dankend angenommen. Sofort avancirte Major Koerber mit zwei reitenden Batterieen des 10. Artillerie-Regiments und eröffnete von der Höhe von Villemarceau aus, links rückwärts von Villejouan, ein verheerendes Feuer gegen den Feind, das nunmehr durch ſämmtliche Batterieen der 17. Diviſion accompagnirt wurde. Vor dieſem Feuer wich der Gegner ſofort und ſtand, nach dieſem dritten Wiedereroberungsverſuch, von jeder weitren Offenſive ab.

Es begann mittlerweile zu dunkeln. Dieſſeits wurden die Vorpoſten, die nunmehr die Avantgarde gab, auf der Linie Villemarceau-Villejouan ausgeſetzt. Nach links hin hatten dieſelben Fühlung mit dem X. Corps, nach rechts mit der 22. Diviſion.

Die 17. Diviſion hatte 400 Gefangene gemacht, die dem XVI. und XVII. Corps angehörten. Das XXI. Corps, wie bereits hervorgehoben, hatte, aus dem Walde von Marchenoir debouchirend, am dieſſeitigen rechten Flügel demonſtrirt.

Blicken wir am Schluß dieſes Kapitels noch einmal auf die 3tägige Schlacht bei Beaugency-Cravant, auf ihr Vorſchreiten und ihre Reſultate zurück.

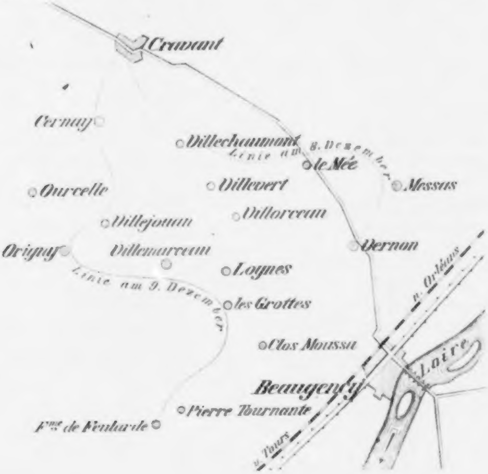
Es war, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, ein Kampf um den Defilée-Eingang zwiſchen der Loire und dem Walde von Marchenoir, oder was daſſelbe ſagt, ein Kampf um die Linie Beaugency-Cravant. Dieſe Linie wird durch die zwiſchen beiden Punkten laufende Chauſſee bezeichnet.

Am 8. drangen wir bis an die Chauſſee vor und beſetzten Beaugency und Cravant, nach rechts hin unſren Flügel weiter ausdehnend. Jenſeits der Chauſſee (weſtlich) brachten wir nur den einen Punkt Villechaumont in unſren Beſitz.

Am 9. überſchritten wir die Chauſſee Beaugency-Cravant an allen Punkten, ſo daß unſre Linie (immer mit Ausſchluß des ſich weit nordwärts dehnenden rechten Flügels) gegen Ende des Gefechts über folgende Punkte lief: Cravant, Cernay, Origny-Villejouan, Villemarceau, les Grottes, Clos Mouſſu, Ferme de Feularde und Ferme Pierre Tournante. (Von dieſen Punkten wurden aber, am ſelben Abend noch, einige freiwillig wieder aufgegeben.)

Am 10. früh gingen uns, durch Ueberfall, die von ſchwachen Abtheilungen der 22. Diviſion beſetzten wichtigen Punkte: Villejouan und Origny verloren. Villejouan wurde im Laufe des Nachmittags ſeitens der 17. Diviſion wiedergenommen; Origny aber blieb in Händen des Feindes. Im Ganzen entſprach unſre Linie am 10. Abends der vom 9. Abends; Einiges war verloren gegangen, Andres war gewonnen, ſo z. B. Ourcelle, das dieſſeits zwar nicht beſetzt, aber, durch unſer Artilleriefeuer gezwungen, vom Feinde geräumt wurde.

Die nachſtehende Skizze mag unſre Stellung am 8. und 9. ausdrücken. Erweitert der Leſer die Linie zwiſchen Cernay und Villejouan derart, daß ſie über Ourcelle läuft, ſo hat er im Weſentlichen auch unſre Stellung am 10. Abends.


Cravant
Cernay
Villechaumont
Linie am 8. Dezember
le Mée
Messus
Ourcelle
Villevert
Villorceau
Villejouan
Origny
Villemarceau
Vernon
Loynes
Linie am 9. Dezember
les Grottes
v. Orléans
Clos Moussu
Loire
Beaugency
Pierre Tournante
F^me de Feularde
v. Tours

Die Verluſte, die uns der dreitägige Kampf bei Beaugency-Cravant auferlegt hatte, waren, inſonderheit mit Rückſicht darauf, daß wir höchſtens 18—19,000 Mann Infanterie ins Gefecht geführt hatten, ſehr erheblich. Sie betrugen mehr als den ſechſten Mann. Bei den einzelnen Truppentheilen ſtellten ſich die Einbußen wie folgt:

I. baieriſches Corps*)	88	Offiziere,	1986	Mann,
22. Diviſion	22	"	747	"
17. Diviſion	26	"	493	"
Summa	136	Offiziere,	3226	Mann.

Wir verweilen noch einen Augenblick bei dem I. baieriſchen Corps, das am 11. Dezember aus der Front ausſchied und am 12. Dezember (unter Zurücklaſſung einer Brigade bei der Armee-Abtheilung des Großherzogs) nach Orleans zurückkehrte. Am Mittag dieſes Tages rückte es zum dritten Mal in die Loire-Hauptſtadt ein. Von hier ab begannen ruhigere Tage für das Corps; es hatte Anſpruch darauf. Die Infanterie war aufs äußerſte erſchöpft. Seit dem 8. November befand ſie ſich, mit wenig Ausnahmen, auf dem Marſch, erſt bei wochenlang anhaltendem Regen und grundloſen Wegen, dann bei großer Kälte und ſcharfem Wind. In dieſer ganzen Zeit ſtand das Corps v. d. Tann in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde, und in Folge deſſen ein großer Theil der Infanterie im ſtrengen Vorpoſten- und Patrouillendienſt.

Bei der Infanterie machten ſich hauptſächlich zwei Uebelſtände, die allerdings durch die früheren ſchweren Verluſte unvermeidlich waren, in empfindlicher Weiſe geltend, nämlich: die große Anzahl der in die Bataillons eingereihten, in drei Monaten nur nothdürftig ausgebildeten Erſatzmannſchaften, dann der Mangel an Offizieren. In ſechzehn Schlachten und Gefechten (von Weißenburg und Wörth an gerechnet) hatte das I. baieriſche Corps 500 Infanterie-Offiziere durch Tod oder Verwundung verloren; eine

---

*) Die Baiern hatten ſeit dem 1. Dezember in acht Gefechtstagen weit über 5000 Mann eingebüßt. Und zwar:

Gefecht bei Villepion	1. Dezember	37	Offiziere,	802	Mann,
Schlacht bei Loigny	2. Dezember	100	"	2203	"
Gefecht bei Artenay	3. Dezember	3	"	20	"
Gefecht bei Orleans	4. Dezember	9	"	301	"
Gefecht bei Meung	7. Dezember	8	"	94	"
Schlacht bei Beaugency	8. Dezember 9. Dezember 10. Dezember	88	"	1986	"
		245	Offiziere,	5406	Mann.

Dies war ein Drittel ihrer Mannſchaft und die Hälfte der Offiziere.

Ausfüllung der Lücken war vor der Hand geradezu unmöglich. Das Inſtitut der Reſerve-Offiziere hatte ſich vortrefflich bewährt, war aber ebenfalls beinah erſchöpft, indem in Baiern die allgemeine Wehrpflicht erſt zu kurze Zeit beſtand, um für ſolchen abnormen Abgang den nöthigen Erſatz an früheren Einjährig-Freiwilligen, die ſich zu Reſerve-Offizieren eigneten, bieten zu können.

In einem ähnlichen Zuſtande wie die Infanterie, befanden ſich Artillerie und Cavallerie. Die Batterieen waren, durch Verluſt an Beſpannung und Bedienungsmannſchaften, kaum noch operationsfähig, dabei die Vierpfünder-Rohre derartig verbleit, daß ſie vorläufig nicht gebraucht werden konnten. Bei der Cavallerie verſagten die durch beſtändigen Patrouillen- und Eclaireurdienſt abgematteten Pferde, den Dienſt; täglich fielen acht bis zehn. Das Corps bedurfte der Retablirung und der Aufenthalt in Orleans (dem, wie vorweg bemerkt worden war, am 24. Dezember der Abmarſch in die Cernirungslinie von Paris folgte) bot die Gelegenheit dazu.

Das Corps trat nicht mehr activ auf und wir verlaſſen daſſelbe hier. Es hatte ſich, wie durch glänzende Bravour (Wörth, Bazeilles, Coulmiers, Loigny) ſo ganz beſonders auch durch die conſtante Bezeigung ritterlichen Sinnes und ſchöner Kameradſchaftlichkeit ausgezeichnet. Nichts kleinlich Nebenbuhleriſches miſchte ſich mit ein; wo es zu helfen galt, war es bereit und verſchmähte es mal auf mal ſich egoiſtiſch-bequem hinter »entgegenſtehende Befehle« zu flüchten. Man darf ſagen, in dem ganzen Corps war der Geiſt ſeines Führers lebendig. Welcher Art dieſer Geiſt war, darüber haben wir ſchon bei Coulmiers geſprochen; »à Dieu mon âme, le bras au roi, l'honneur pour moi.«

Das I. baieriſche Corps v. d. Tann hatte während des ganzen Feldzuges 539 Offiziere und 9303 Mann verloren, Ziffern die nur von denen des III. Corps (594 Offiziere, 11,182 Mann) und des Garde-Corps (423 Offiziere, 9504 Mann) übertroffen werden. Aber weder dieſe beiden Corps, noch irgend ein anderes, hatte eine gleiche Zahl von Gefechten und Strapazen durchzumachen gehabt. Das III. Corps, das bei Spicheren, Vionville und Le Mans, das Garde-Corps, das bei St. Privat und Le Bourget ſo ſchwere Opfer zu bringen hatte, beide erfuhren dieſe Einbußen an wenig Tagen; dazwiſchen lagen Wochen verhältnißmäßiger Ruhe, die, wie anſtrengend auch für die jedesmaligen Vorpoſten-Bataillone (gleichviel ob vor Metz oder Paris) wenigſtens dem hinter der Front lagernden und cantonirenden Gros beider Corps ein beſcheidenes Maß von Erholung gönnten. Dies »beſcheidene Maß« ſelbſt hatte dem Corps v. d. Tann ſeit Anfang October, ſicherlich ſeit dem 9. November (Tag von Coulmiers) gefehlt. Vier Wochen lang war, ohne Unterbrechung faſt, marſchirt und gekämpft worden; die letzten zehn Tage, wie ſchon hervorgehoben, hatten acht Gefechtstage gebracht. Keinem Truppentheile, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der 22. Diviſion, die im Weſentlichen die Geſchicke des I. baieriſchen Corps theilte, iſt, wie wir nur wiederholen können, ähnlich Schweres auferlegt worden. Die 17. Diviſion, die, mit den genannten beiden, viele Wochen lang gemeinſchaftlich operirte, hatte gleiche Strapazen aber doch nicht gleiche Verluſte zu ertragen. Als ſie (die 17. Diviſion) auf dem Kriegsſchauplatze eintraf, hatten das Corps v. d. Tann und die 22. Diviſion bereits Wörth und Sedan hinter ſich.

Die Waffenbrüderſchaft zwiſchen Süd und Nord (das Reich war damals noch nicht aufgerichtet) hatte in den Kämpfen der »Armee-Abtheilung des Großherzogs« ihren glänzendſten Ausdruck gefunden.

Der Vormarſch bis an den Loir (Linie Vendôme-Chateaudun).

Vom 11. bis 14. Dezember.

Der Rückzug des durch die dreitägigen Kämpfe bei Beaugency-Cravant erſchütterten Feindes*) ging in weſtlicher Richtung auf Vendôme zu; nur verhältnißmäßig geringe Abtheilungen hielten ſich ſüdweſtlich und erreichten Tours. Am 11. Mittags war der Abmarſch, der bis dahin noch bezweifelt werden konnte, durch die verſchiedenſten Meldungen feſtgeſtellt und die 4. Cavallerie-Diviſion, wie auch das X. Armee-Corps erhielten Befehl, mit dem abziehenden Feinde Fühlung zu halten. Dem wurde entſprochen; die 4. Cavallerie-Diviſion, in ihre Brigaden ſich theilend, ſchwärmte zu beiden Seiten des Waldes von Marchenoir, während das X. Armee-Corps, am dieſſeitigen linken Flügel verbleibend, ſeinen Vormarſch in der Richtung auf Blois antrat. Die Armee-Abtheilung des Großherzogs bezog Cantonnements, im Weſentlichen in der Linie Beaugency-Cravant, und war angewieſen dem Gegner erſt am folgenden Tage (12.) zu folgen.

Die „Armee-Abtheilung", wie wir hier recapituliren, beſtand, nach dem Ausſcheiden des nach Orleans zurückbeorderten v. d. Tannſchen Corps, an Infanterie nur noch aus der 22. und 17. Diviſion, ſowie aus einer kombinirten baieriſchen Brigade, deren wir ſchon am Schluß des vorigen Capitels (ſ. S. 549) in Kürze Erwähnung gethan haben. Die Geſammtſtärke der Armee-Abtheilung aber erreichte kaum noch die Höhe von 12,000 Gewehren.

Am 12. waren unſre ſämmtlichen Streitkräfte zwiſchen der Loire und dem Walde von Marchenoir wieder auf dem Marſch:

---

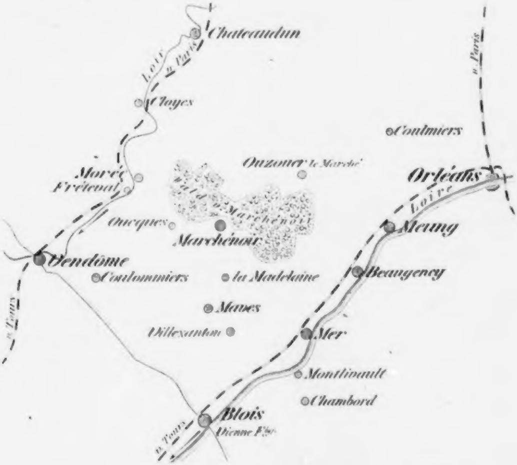
*) Zu dieſem Rückzug des Feindes hatte der ununterbrochen fortgeſetzte Vormarſch unſres IX. Armee-Corps am linken Loire-Ufer hin ein ſehr Weſentliches beigetragen. Um dieſelbe Zeit etwa, wo am 10. Nachmittags die 17. Diviſion Villejouan nahm, traf die Tête des IX. Corps bereits bei Blois ein und beſetzte die Vorſtadt Vienne. Unſer äußerſter linker Flügel, wenn auch zunächſt noch jenſeit des Fluſſes, hatte durch dieſe Bewegung die feindliche Stellung am Walde von Marchenoir um mehr als drei Meilen überholt und konnte, durch Paſſirung der Loire, dem Gegner den Rückzug abſchneiden. Vgl. die nebenſtehende Karte

das X. Armee-Corps kam, am dieſſeitigen rechten Ufer des Fluſſes hin, bis in die Nähe von Blois [das IX. Corps, vergl. die Anmerkung auf der vorſtehenden Seite, ſtand bereits im Faubourg dieſer Stadt, auf dem linken Flußufer];

die 22. Diviſion (Centrum) marſchirte bis Villexanton;

die 17. Diviſion (linker Flügel) bis La Madelaine;

die 4. Cavallerie-Diviſion ſetzte ihre Vorbewegung zu beiden Seiten des Waldes fort.


Chateaudun
Loir
n. Paris
Cloyes
Morée
Fréteval
Ouzouer le Marché
Wald v. Marchenoir
Ouques
Marchenoir
Vendôme
Coulommiers
la Madelaine
Maves
Villexanton
n. Tours
Coulmiers
n. Paris
Orléans
Loire
Meung
Beaugency
Mer
Montlivault
Chambord
Blois
Vienne Fbg.
n. Tours

Ueberall hatten ſich die Spuren eines übereilten Rückzuges gezeigt: Waffen und Ausrüſtungsgegenſtände waren zur Seite geworfen, Wagen waren ſtehen geblieben. Verſprengte Abtheilungen, die hier und dort in den Dörfern oder Waldparcellen ſteckten, wurden mit Leichtigkeit daraus vertrieben oder waren froh ſich gefangen geben zu können. Sie gehörten den verſchiedenſten Regimentern des XVI. und XVII. Corps an. Das XXI. Corps, das durch den Wald ſelbſt ging, konnte aus eben dieſem Grunde nicht direkt verfolgt werden und erlitt keine Einbuße an Gefangenen.

Am 13. wurde der Vormarſch auf der ganzen Linie fortgeſetzt:

das X. Corps erreichte Blois und zog in die Stadt ein, ohne Widerſtand zu finden. Patrouillen ſtreiften gegen Tours und Vendôme;

die 22. Diviſion kam mit den Spitzen bis Conan und Rhodon;

die 17. Diviſion nach Oucques, mit der Avantgarde nach Epiais und St. Gemmes;

die 4. Cavallerie-Diviſion, nach wie vor in Brigaden auseinander gezogen, erreichte ſüdlich des Waldes von Marchenoir Baignault und Villeneuve, während ſie nördlich, auf der Strecke Cloyes-Chateaudun bis an den Loir ſtreifte [vgl. bei dieſen Ortsangaben ſowohl die vorſtehende wie die nachfolgende Karte].

Am 14. ſollte der Loir wenigſtens mit unſrer rechten Flügel-Diviſion, der 17., erreicht werden, während das 9. und 10. Corps angewieſen wurden, in Blois zu verbleiben, die 22. Diviſion aber Befehl erhielt, ſich bis Oucques, beziehungsweiſe bis Epiais und St. Gemmes vorzubewegen. In Ausführung dieſer am Abend zuvor getroffenen Dispoſitionen, ſtieß die 17. Diviſion am 14. Mittags an zwei Punkten des Loir auf den Feind: bei Fréteval und Morée, und engagirte ein Gefecht, zu deſſen Schilderung wir nunmehr übergehn. Es führt, nach den ebengenannten zwei Punkten, den Namen:

Gefecht bei Morée und Fréteval

am 14. Dezember.

Die 17. Diviſion ſtand am 14. Dezember früh wie folgt:

Avantgarde, Oberſt v. Manteuffel, in Epiais. [Zuſammenſetzung: 14. Jäger-Bataillon, Füſilier-Regiment Nr. 90, zwei Escadrons vom 18. Dragoner-Regiment, zwei Batterieen.]

Gros, Generalmajor von Kottwitz in Oucques. [Zuſammenſetzung: Regimenter 75 und 76, eine Escadron vom 18. Dragoner-Regiment, zwei Batterieen.]

Detachement Rauch, aufs Neue gebildet, in Viévy-le Rayé. [Zuſammenſetzung: Grenadier-Regiment Nr. 89, Dragoner-Regiment Nr. 17, Ulanen-Regiment Nr. 11, zwei Batterieen.]

Avantgarde, Gros und Detachement Rauch ſetzten ſich ziemlich gleichzeitig in Bewegung, um auf drei verſchiedenen Straßen, die der Stellung jedes einzelnen Truppentheils entſprachen, den Loir oder doch die unmittelbare Nähe deſſelben zu erreichen.

Die Avantgarde, linke Flügel-Colonne, ging über La Chapelle und Champlain auf Lignières, um von hier aus entweder den Uebergang bei Pezou zu decken oder das Gros bei Fréteval zu unterſtützen;

das Gros, Centrums-Colonne, dirigirte ſich, zwiſchen Les Ronces und Rocheux hindurch, gegen Fréteval;

das Detachement Rauch, rechte Flügel-Colonne, ging über Ecoman auf Morée.

Bei Morée und Fréteval kam es zum Gefecht. Folgen wir zunächſt dem Detachement Rauch.

Gefecht des Detachements Rauch bei Morée.

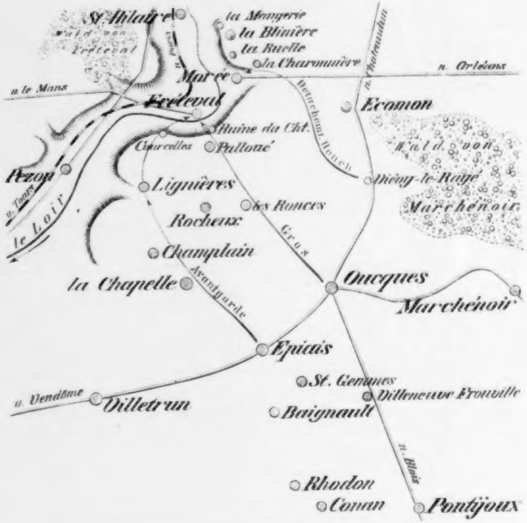
General v. Rauch hatte das Dragoner-Regiment Nr. 17 auf der Straße gegen Morée vortraben laſſen, das Ulanen-Regiment Nr. 11 zur Deckung und Aufklärung der rechten Flanke in der Richtung auf St. Hilaire dirigirt. Der Vortrupp kam ungehindert durch Morée, wurde aber jenſeits, auf dem Wege nach St. Hilaire, durch feindliche Tirailleurs zur Umkehr genöthigt und auf dem Rückwege durch die Stadt von den Bewohnern mit Steinen beworfen. Gleichzeitig erhielt das öſtlich Morée halten gebliebene Dragoner-Regiment von der Höhe auf dem rechten Ufer des Loirbaches Granatfeuer. General v. Rauch ließ das Feuer durch die 1. reitende und 5. ſchwere Batterie erwidern.

Bei Beginn des Artilleriekampfes hatten die 6. und 8. Compagnie 89, welchen bald das 1. Bataillon deſſelben Regiments unter Major v. Koppelow folgte, Morée beſetzt. Gegen 3 Uhr Nachmittags meldete das Ulanen-Regiment, daß aus dem nördlich gelegenen Gehöft la Blinière ſtarke, von Colonnen gefolgte Schützenſchwärme gegen Morée vorgingen. General v. Rauch ließ gegen dieſelben ſogleich beide Batterieen nördlich der Straße auffahren und außerdem la Ruelle, dicht nördlich Morée, von dem Major v. Malotki mit der 5., 7., 9. u. 12. Compagnie beſetzen, während die 10. u. 11. Compagnie als Reſerve bei la Charonnière verblieben. Es gelang den beiden Batterieen, den Feind zum Aufgeben ſeiner Flankenbewegung und zum Rückzug nach la Blinière zu zwingen, welches letztere Dorf dabei in Brand geſchoſſen wurde.

Starke feindliche Abtheilungen wandten ſich darauf, unterſtützt durch Artilleriefeuer, mehr gegen die Front der Stellung Morée-la Ruelle, wurden jedoch auch hier mit großen Verluſten zurückgeworfen. Erſt die Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Der Feind hielt während der Nacht la Blinière und la Mangerie ſtark beſetzt; General v. Rauch blieb in der Stellung, die er inne hatte. Dem Städtchen Morée wurde für ſeine Betheiligung am Kampfe eine Contribution von 4000 Francs auferlegt.

Gefecht des Gros und der Avantgarde bei Fréteval.

Das Gros, wie bereits hervorgehoben, marſchirte im Centrum gegen Fréteval. Gegen 12 Uhr Mittags meldete der mit einem Zuge Dragoner


St. Hilaire
Wald von Fréteval
la Mongerie
la Blinière
la Ruelle
la Charonnière
n. Orléans
n. Chateaudun
n. Paris
Marée
n. le Mans
Fréteval
Ecomon
Ruine du Cht.
Courcelles
Pallonë
Betterbeml Bauch
Wald von Marchénoir
Pezou
n. Tours
le Loir
Lignières
les Ronces
Viévy-le-Rayé
Rocheux
Gros
Champlain
la Chapelle
Avantgarde
Oucques
Marchénoir
Epiais
St. Gemmes
Villeneuve Frouville
n. Vendôme
Villetrun
Baignault
n. Blois
Rhodon
Conan
Pontijoux

vorausgetrabte Lieutenant v. Oertzen, daß er die Stadt (Fréteval) ungehindert bis zu dem weſtlich derſelben liegenden Bahnhof paſſirt und dort den Feind mit Fortſchaffung von Vorräthen beſchäftigt gefunden habe; anfangs ſei er unbeläſtigt geblieben, dann aber plötzlich beſchoſſen worden. Die an der Tête befindliche 2. Compagnie Regiments 76 wurde, auf dieſe Meldung hin, ſofort vorgeſchickt, um Fréteval und, wenn möglich, auch den Bahnhof zu beſetzen.

Das kleine, auf dem rechten Loir-Ufer belegene Städtchen Fréteval war von dem Höhenrande des linken Ufers nicht einzuſehen, und lag ganz im todten Winkel, dagegen war die dieſſeitig den Berghang hinunterführende Chauſſee ganz offen und vollſtändig dem feindlichen Feuer von drüben ausgeſetzt. Die genannte Compagnie (2.) 76. Regiments wurde deshalb ſchon beſchoſſen, ehe ſie noch den Loir überſchritten hatte, gelangte aber ohne Verluſt bis vor die nordweſtliche Liſière von Fréteval, wo ſie nunmehr von weitrem Vordringen durch ein mörderiſches Infanteriefeuer, welches der Feind von dem dominirenden, nahe vorliegenden Eiſenbahndamm eröffnete, zurückgehalten wurde. Der Compagnieführer, Premier-Lieutenant v. Werthern, mußte ſich mit Beſetzung der Liſière und der Ausgänge begnügen. Bald folgte Major v. Berge mit der 1. und 4. Compagnie 76. Regimentes zur Unterſtützung nach; die 4. Compagnie verſtärkte die 2. in deren Poſitionen, während die 1. Compagnie an den nordöſtlichen Ausgang von Fréteval poſtirt wurde, um die, wenige Schritte davor, am Bahnhofe ſich concentrirenden feindlichen Streitkräfte abzuhalten.

Längs des Eiſenbahndammes entwickelten ſich immer mehr feindliche Schützen und es zeigte ſich ganz klar, daß der Feind die Abſicht habe, Fréteval wieder zu nehmen. Es wurde daher gegen 1 Uhr Nachmittags noch die 11. u. 12. Compagnie 76 in die Stadt hineingeworfen, während die 9. und 10. Compagnie als Soutien ſich bei der Ruine du Château, am dieſſeitigen Höhenrande poſtirten. Als gleich darauf auch feindliche Colonnen vom jenſeitigen Höhenrande nach Fréteval niederſtiegen, ließ General v. Kottwitz die beiden Batterieen des Gros bei der Ferme Valloué auffahren und ihr Feuer gegen jene Colonnen eröffnen.

Der Feind antwortete ſofort mit Granaten und Shrapnels aus mehreren Batterieen und überſchüttete die Stadt mit ſeinen Projectilen. Das Gefecht nahm entſchieden einen ernſteren Charakter an. Es war alſo wünſchenswerth, dieſſeitig größere Kräfte zur Hand zu haben, weshalb General v. Treskow der Avantgarde, die eben bei Lignières eingetroffen war, Befehl zugehen ließ, auf der Straße Champlain-Fréteval vorzurücken und ſüdlich dieſes Ortes eine Gefechtsſtellung zu nehmen.

Oberſt v. Manteuffel, Commandeur der Avantgarde, ließ das 14. Jäger-Bataillon zur Deckung der linken Flanke zurück; mit dem Regiment 90 aber nahm er alsbald Aufſtellung ſüdlich Fréteval, bei welcher Gelegenheit das 1. Bataillon weſtlich der Straße an die Oſt-Ecke von Courcelles, wie an die Liſière des anſtoßenden Wäldchens, das 2. Bataillon öſtlich der Straße ſüdlich der Ferme Valloué, das 3. Bataillon als Reſerve dahinter placirt wurde.

Inzwiſchen war auch ſeitens des Gros die 9. u. 10. Compagnie 76. Regiments unter Hauptmann v. Jena zur Verſtärkung nach Fréteval direkt hinein geſandt und als Soutien am Loir-Uebergang aufgeſtellt worden; ſehr zu gelegner Zeit, da bei dem unaufhörlichen Feuergefecht dem 1. Bataillon 76 bereits die Munition ausgegangen war.

Die Situation, ohne bedrohlich zu ſein, war immerhin ernſthaft. Der Feind ſtand auf den Höhen jenſeits Fréteval ſehr zahlreich. Man konnte mit dem Fernglas deutlich die weißen Zelte verſchiedener an der Oſtliſière des Forêt de Fréteval ſich hinziehender Lager erkennen. Es ſchien ein großer

Theil der von Josnes abgezogenen Armee verſammelt zu ſein, um in der außerordentlich günſtigen Poſition ſich zu retabliren und einem weiteren Nachdringen der dieſſeitigen Armee ſich zu widerſetzen. In ſeiner Stellung hatte der Feind entweder Poſitions- oder ſchwere Feldgeſchütze, denn während ſeine Geſchoſſe noch über die dieſſeitigen Batterieen hinweggingen, konnten unſere Granaten ſeine Artillerie-Linie nicht erreichen. Nichts deſtoweniger ſchien es gerathen, in den eingenommenen Poſitionen (in Fréteval ſelbſt) zu verbleiben, während der Reſt der Diviſion enge Cantonnements ſüdlich der Stadt bezog. Es zeigte ſich bald, daß die fortgeſetzte Bereithaltung der Truppen nicht ungerechtfertigt war, denn um 7 Uhr Abends machte der Feind einen heftigen Angriff auf den ſüdweſtlichen Eingang von Fréteval, warf den dort poſtirten Poſten der 11. Compagnie zurück und drang bis in den Mittelpunkt des Ortes vor. Hier gelang es dem energiſchen Eingreifen des Premier-Lieutenant v. Werthern, nach einem heftigen Straßenkampfe die eingedrungenen feindlichen Abtheilungen mit großem Verluſt zurückzuwerfen.

Zur Ablöſung des beſtändig im Gefecht geweſenen und ſehr ermüdeten 1. Bataillons 76 ließ General v. Kottwitz noch ſpät Abends das 2. Bataillon deſſelben Regiments nach Fréteval hinunterrücken. Dies Bataillon beſetzte mit 3 Compagnieen die Nordweſt-Liſière, während die 8. Compagnie in Courcelles aufgeſtellt wurde.

Ein Vorgehen der Armee-Abtheilung über den Loir-Bach, wie überhaupt ein Gefecht an dieſer Stelle, war nicht beabſichtigt. Es war aber voraus zu ſehen, daß Fréteval bei längerer Feſthaltung der beſtändige Zankapfel bleiben, und am folgenden Tage das Gefecht ſich erneuern würde. Die Beſatzung von Fréteval wäre dann von Neuem, ohne irgend welchen Zweck, einem verheerenden Feuer ausgeſetzt geweſen. Dies zu vermeiden, gab General v. Treſckow Befehl, Fréteval noch in der Nacht ſtill zu räumen und nur den dieſſeitigen Höhenrand beſetzt zu halten. Die Brücke über den Loir-Bach ſollte nicht abgebrochen werden, einestheils um ſie bei ſpäterem Vorgehn wieder benutzen zu können, dann auch, um den Feind nicht zu dem Glauben zu veranlaſſen, man beſorge ſeinen Angriff.

Nachdem ſämmtliche Verwundete in Sicherheit gebracht worden waren, wurde Fréteval am 15. Dezember früh 3 Uhr geräumt, unbemerkt und unbeläſtigt vom Feinde.

Unſer Verluſt am 14. betrug 5 Offiziere und 104 Mann.

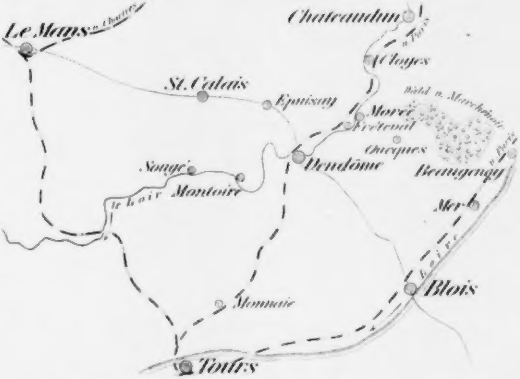
Am Loir

vom 15. bis 21. Dezember

Was bis dahin nur vermuthet oder höchſtens doch als ſehr wahrſcheinlich angeſehen worden war, hatten die Gefechte am 14. (auch das X. Corps war in Nähe von Vendôme auf den Feind geſtoßen) zur Gewißheit erhoben: Chanzy war entſchloſſen, uns den Uebergang über den Loir ſtreitig zu machen. Das Obercommando der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, dieſen Fall ſchon am 11. Mittags — wo nach der dreitägigen Schlacht bei Beaugency-Cravant die Verfolgung des Feindes beſchloſſen wurde — ins Auge faſſend, zugleich aber davon ausgehend, daß wir mit den uns unmittelbar zur Verfügung ſtehenden Kräften: X. Corps und Armee-Abtheilung des Großherzogs, leichtmöglicherweiſe nicht im Stande ſein würden den Loir-Uebergang zu forciren, hatte, um Zögerungen oder gar einen Echec zu vermeiden, das III. Corps von Orleans, das IX. Corps von Blois her heranbeordert. Jenes war am 12., dieſes am 16. aufgebrochen, um in unſre Stellungen dieſſeits des Loir einzurücken; am 17. ſollte der Angriff auf der ganzen Linie beginnen. Wir wußten, daß wir bei Vendôme und unmittelbar nördlich davon das XVII. und XXI., bei Fréteval, Morée und St. Hilaire das XIX. Corps gegenüber hatten. Aber der dieſſeitig geplante Angriff unterblieb. Am 16. Nachmittags ſchon ging dem Prinzen Feldmarſchall die Meldung zu, daß der Feind, nach vergeblichen Verſuchen die Loirbrücken zu ſprengen, Vendôme geräumt habe und mit ſchwachen Abtheilungen gegen Tours hin, mit ſeiner Hauptmacht aber auf Le Mans zu im Abzuge begriffen ſei. Die Möglichkeit, dem Gegner noch ein entſcheidendes Treffen am Loir ſelbſt zu liefern, war ſomit geſchwunden; ihn aber weit über dieſe Linie hinaus, gegen Weſten und Südweſten zu verfolgen, entſprach nicht den dieſſeitigen Intentionen. Orleans, das, nach Abmarſch des III. Armee-Corps von Truppen nahezu entblößt war (nur einige ſchwache baieriſche Brigaden hielten es beſetzt), mußte der Gefahr eines Angriffs von Südoſten her, wo Bourbaki ſeine Corps wieder ſammelte, ſo raſch wie möglich entzogen werden, und ſo wurde denn ſeitens des Prinzen-Feldmarſchall dahin disponirt,

daß nur das X. Armee-Corps in einer Art Vorpoſtenſtellung zwiſchen Blois und Herbault, beziehungsweiſe Vendôme verbleiben,

der ganze Reſt der am Loir verſammelten Streitkräfte aber zurückgenommen werden ſolle.


Le Mans
n. Chartres
Chateaudun
n. Paris
Cloyes
St. Calais
Epuisay
Wald v. Marchenoir
Morée
Fréteval
Oucques
Vendôme
Beaugency
n. Paris
Songé
Montoire
le Loir
Mer
Loire
Blois
Monnaie
Tours

Dieſe von Seiten des Prinzen gefaßten Entſchlüſſe waren im Einklang mit den Direktiven, die am folgenden Tage (17.) von Verſailles ausgegeben wurden. Sie lauteten: »Die allgemeinen Verhältniſſe machen es nothwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur ſo weit fortzuſetzen, wie erforderlich, um ſeine Maſſen der Hauptſache nach zu zerſprengen und deren Wiederverſammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht in ſeine letzten Stützpunkte folgen, nicht entfernte Provinzen, wie die Normandie, Bretagne oder Vendée dauernd beſetzt halten wollen, ſondern müſſen uns entſchließen, ſelbſt gewonnene Punkte wieder zu räumen, um unſere Hauptkräfte an wenigen Hauptpunkten zu concentriren. Dieſe ſind möglichſt durch ganze Brigaden, Diviſionen oder Corps zu beſetzen. Von ihnen aus wird die Umgegend, jedoch nur die nächſte Umgegend, durch mobile Colonnen von Franctireurs zu ſäubern ſein, an ihnen warten wir ab, bis die feindliche Bewaffnung ſich wieder in formirten Armeen verkörpert, um dieſen dann in kurzer Offenſive entgegenzugehn. Dadurch wird unſeren Truppen vorausſichtlich die Ruhe eine Zeit lang gewährt werden, deren ſie bedürfen, um ſich zu erholen, ihre Ergänzungsmannſchaft und Munition heranzuziehn, ihren Bekleidungszuſtand herzuſtellen.«

So die vom Großen Hauptquartier ausgegangenen Weiſungen. Schon ehe dieſelben bekannt wurden, hatten ſich, mit Ausnahme des am Loir verbleibenden X. Corps, die dieſſeitigen Streitkräfte in Marſch geſetzt, um ihre theils rückwärts theils ſeitwärts gelegenen Cantonnements zu erreichen.

Das IX. Corps traf am 17. Abends in Orleans*) ein;
das III. Corps am 18. in Beaugency (ſpäter auch in Orleans);
die Armee-Abtheilung des Großherzogs: 22. und 17. Infanterie-, 2. und 4. Cavallerie-Diviſion, am 22. in Chartres.

Die Ruhe, welche dieſe Truppentheile in Orleans und Chartres fanden, war nicht nur eine wohlverdiente, ſie war auch, namentlich bei der 22. und 17. Diviſion, eine unerläßliche geworden. Bekleidung und Schuhzeug hatten ſich ſchließlich, wie wir dies ſeinerzeit beim I. baieriſchen Corps hervorgehoben, als in jammervollſtem Zuſtande erwieſen; viele Batterieen mußten außer Dienſt geſtellt werden, weil entweder die Rohre verbleit oder die

---

*) Dieſer Marſch des IX. Armee-Corps von Blois bis Orleans iſt berühmt geworden. In 33 bis 36 Stunden, je nachdem die einzelnen Regimenter ſtanden, legten dieſelben 10 bis 11 Meilen zurück. Der Times-Correſpondent ſchrieb darüber: »Dieſer Marſch iſt ſicherlich eine der größten, wenn nicht die größte in der Kriegsgeſchichte bekannte Leiſtung dieſer Art. Am 16. und 17. Dezember marſchirte das Corps 11 preußiſche Meilen. Sechs Meilen ſind auch von andern Corps häufig an einem Tage zurückgelegt worden, aber nicht elf.« — Dieſe Angaben, als ſie in New-York bekannt wurden, gaben zu Wetten höherer amerikaniſcher Generale Veranlaſſung. Nur durch diplomatiſche Vermittelung und auf Grund eines von dem Generalſtab des IX. Armee-Corps eingeforderten detaillirten Berichtes, konnten dieſelben zur Entſcheidung gebracht werden. Die dieſerhalb ſtattgehabten Ermittelungen haben in Bezug auf die 18. Diviſion folgendes Reſultat ergeben: Von Cantonnement bis Cantonnement wurden zurückgelegt von

Regiment	36	10¾	Meilen	in	36¾	Stunden	incl.	6	Stunden	Nachtruhe.
»	84	10½	»	»	35	»	»	8	»	»
»	11	10½	»	»	34½	»	»	5½	»	»
»	85	9¾	»	»	33	»	»	4½	»	»
Jäg. Bat.	9	11	»	»	33	»	»	6½	»	»

Hierbei iſt noch ein 3ſtündiges Rendezvous bei La Chapelle Vendomoiſe am 16. Nachmittags einzurechnen, ſo daß das 9. Jäger-Bataillon in nicht voll 24 Marſchſtunden 11 Meilen zurückgelegt hat. Trotz der ſchlechten Wege, welche in mehreren Regentagen durch maſſenhafte Truppenzüge tief aufgeweicht und an vielen Stellen durch entgegenkommende Trains verſperrt waren, war die Zahl der Maroden eine verhältnißmäßig geringe, bei einigen Truppentheilen gar keine, bei den übrigen durchſchnittlich 5 Procent. Bei der Unmöglichkeit, mehr wie einige wenige Bauerwagen zu beſchaffen, konnte nur für eine ſehr geringe Zahl Leute die Erleichterung des Gepäckfahrens gewährt werden.

Pferde krank, reſpective gefallen waren; ſelbſt die Gewehre, zu deren Reinigung Zeit und Material fehlte, fingen an zu verſagen. Dieſen Uebelſtänden, die faſt bei jedem Truppentheil dieſelben waren, mußte abgeholfen werden und die Cantonnementstage boten die Gelegenheit dazu.

Vor dem Feinde, oder doch in Fühlung mit ihm, blieb nur, wie bereits mehrfach hervorgehoben, das X. Corps. Es verfolgte zunächſt, von Vendôme aus, die abziehenden franzöſiſchen Corps bis Epuiſay, drang unter beſtändigem Geplänkel am 19. bis St. Calais vor, machte zahlreiche Gefangene und erbeutete eine Fahne. Alle dieſe Gefechte waren von Detachements der 20. Diviſion, General v. Kraatz-Koſchlau, geführt worden; die 19. Diviſion, unter perſönlicher Führung des commandirenden Generals v. Voigts-Rhetz, ſetzte ſich gleichzeitig ſüdweſtlich gegen Tours in Marſch. Bei Monnaie ſtieß die letztgenannte Diviſion am 20. Dezember auf etwa 6000 Mann Mobilgarden mit Cavallerie und Artillerie und trieb ſie in Unordnung zurück. Am 21. langte die Tête vor Tours an, fand jedoch Widerſtand durch die Bevölkerung und warf deshalb einige Granaten in die Stadt, welche in Folge deſſen die weiße Fahne aufzog und um preußiſche Beſatzung bat. Dieſe wurde indeß nicht gewährt; General v. Voigts-Rhetz begnügte ſich vielmehr, da eine dauernde Beſetzung des Ortes nicht beabſichtigt war, mit der erreichten Einſchüchterung und marſchirte, nach partieller Zerſtörung der Eiſenbahn Tours-Le Mans, in die ſeinen Truppen angewieſenen Cantonnements zurück. Dieſe hielten, wie bereits hervorgehoben, die Linie Blois-Herbault; gelegentlich, ſo ſcheint es, war auch Vendôme beſetzt, wenigſtens wurden von hier aus, während der letzten Dezemberwoche, Detachements in weſtlicher Richtung bis Montoire und Sougé vorgeſchoben. Auf die kleinen Rencontres, die daraus erwuchſen, kommen wir an andrer Stelle zurück, wo es uns obliegen wird, die letzten Anſtrengungen der Chanzyſchen Armee zu ſchildern.

Vorläufig retablirte ſich dieſe in und um Le Mans, während die dieſſeitigen Corps und Truppentheile, die ſeit Anfang Dezember gegen die II. Loire-Armee gekämpft hatten, in Blois, in Orleans und Chartres, und zum Theil auch in der Cernirungslinie von Paris, zu neuen Kämpfen ſich vorbereiteten.

Amiens

bis zum 24. Dezember.

Die franzöſiſche Nord-Armee. — Der Vormarſch der I. Armee von der Moſel (Metz) bis an die Oiſe und den Terrainabſchnitt der Luce.

Bis zum 26. November.

Wie im Süden von Paris, ſo bildeten ſich auch im Norden deſſelben größere und kleinere Heerkörper, deren Zweck darauf gerichtet war, die umlagerte Hauptſtadt zu entſetzen. Bei Rouen, bei Amiens, bei Lille, ganz beſonders an letzterem Orte, wurden aus Mobilgarden und vierten Linien-Bataillonen, zum Theil auch aus Ranzionirten, die ſich der Gefangenſchaft zu entziehen gewußt hatten, neue Regimenter formirt, die in ihrer Geſammtheit den Namen einer Armée du Nord führten. Es ging aber mit dieſen Formationen nur langſam von ſtatten und Anfang November beiſpielsweiſe, wo die Loire-Armee unter Aurelle de Paladines bereits ſtark genug war, um die Baiern zur Aufgabe von Orleans zu zwingen, hatte General Bourbaki, der am 22. October mit dem Oberbefehl über die vorgenannte Nord-Armee betraut worden war, kaum 10,000 Mann bei den Fahnen. Es fehlte an Allem, weil es am guten Willen fehlte. Dieſer Thatſache konnte ſich Bourbaki nicht verſchließen, am wenigſten nachdem ihm Volksaufläufe und ſonſtige Demonſtrationen den Beweis geführt hatten, daß er ſelbſt, mehr oder minder, die Urſache dieſes mangelnden guten Willens war. Man mißtraute ihm; er trug deshalb bei Gambetta auf eine Verſetzung an, die denn auch am 19. November erfolgte. An ſeine Stelle trat interimiſtiſch*) General Farre, der nun, bei zugeneigterer Stimmung der Bevölkerung, ſofort eine erfolgreiche Wirkſamkeit entfaltete. Zweierlei unterſtützte ihn dabei: einerſeits die von der Loire her eintreffenden, jedes franzöſiſche Herz mit neuer Hoffnung erfüllenden Siegesnachrichten (Schlacht bei Coulmiers), andererſeits das Heranrücken eines direct die Norddepartements bedrohenden feindlichen Heeres, das am 20. bereits in Front der Oiſe erſchienen war. War man alſo nicht gewillt, ſich widerſtandslos zu unterwerfen, ſo galt es nunmehr das bis dahin Verſäumte durch doppelten Eifer nachzuholen. Dieſer Eifer wurde in der That entfaltet, zugleich auch eine Concentration der Streitkräfte bewerkſtelligt.

---

*) General Faidherbe, der eigentlich ernannte Nachfolger, war von Algerien, wo er die Diviſion von Konſtantine kommandirte, noch nicht eingetroffen.

Am 25. November ſtand das zunächſt aus nur drei Brigaden zuſammengeſetzte XXII. Corps am rechten (nördlichen) Ufer der Somme zwiſchen Amiens und Corbie und erwartete unſere auf zwei Straßen anrückenden Colonnen.

Der Vormarſch der I. Armee bis an die Oiſe (Linie Compiègne-Noyon) bis zum 21. November

Dieſe anrückenden Colonnen gehörten der I. Armee an, welche letztere — am 28. October durch die Capitulation von Metz frei und verfügbar geworden — in Folge Allerhöchſten Befehls ebenfalls zu weſtlichem Vorgehen beordert, zum Unterſchiede von der gegen Orleans und die mittlere Loire operirenden II. Armee aber erſt bis an die Oiſe, dann gegen Amiens und die untere Seine (Rouen) dirigirt worden war.

Begleiten wir nunmehr dieſe unſere I. Armee, der alſo für den Norden von Paris dieſelbe Aufgabe oblag, wie der II. Armee für den Süden der Hauptſtadt, zunächſt bis zur Oiſe, und zwar bis in die Linie: Compiègne-Noyon. Den Vormarſch, der am 7. November*) angetreten wurde, giebt das nachſtehende Tableau:

---

*) Die Urſach dieſes verſpäteten Aufbruchs lag darin, daß die I. Armee, im Gegenſatz zur II. (die ſofort an die Loire abrückte), mit Beſetzung von Metz, wie auch mit Bewachung und Transport der Gefangenen beauftragt worden war. Als ſie am 7. November endlich aufbrach, um zunächſt die Oiſe, dann die Somme und untere Seine zu erreichen, verfügte ſie kaum über die Hälfte ihrer urſprünglichen Streitkräfte und beſtand aus dem:

VIII. Armee-Corps (alle 4 Brigaden)	19,000 Mann
I. Armee-Corps (zunächſt nur 1 Brigade ſammt der Corps-Artillerie)	5,000 "
3. Cavallerie-Diviſion	2,500 "

Es fehlten der I. Armee alſo bei Beginn ihres Vormarſches (7. November) folgende Truppentheile:

das VII. Armee-Corps, General von Zaſtrow,
die 3. Reſerve-Diviſion und
3 Brigaden des I. (oſtpreußiſchen) Corps.

Dieſe letzteren drei Brigaden, die voraus detachirt waren, ſchloſſen ſich, während der nächſten Wochen, der I. Armee wieder an und nahmen an den Kämpfen derſelben Theil; die

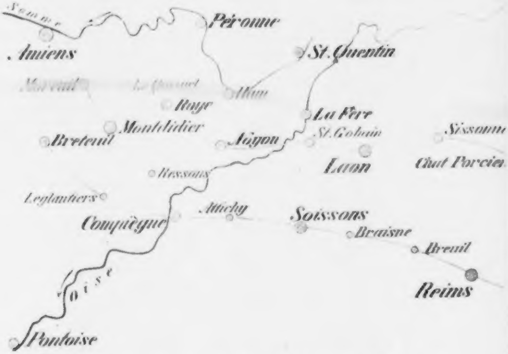
	VIII. Armee-Corps.	I. Armee-Corps.
7. November	Conflans.	Briey.
8. „	Etain.	Vaudoncourt.
9. „	Conſenvoye und Montbairon.	Damvillers.
10. „	Clermont und Varennes.	Dun.
11. „	St. Menehould und Vienne le Chateau.	Grand Pré.
12. „	dito.	dito.
13. „	Suippe.	Vouziers.
14. „	Mourmelon.	Attigny.
15. „	Rheims.	Rethel.
16. „	dito.	dito.
17. „	Breuil.	Chateau Porcien.
18. „	Braisne.	Siſſonne.
19. „	Soiſſons.	Laon.
20. „	Attichy.	St. Gobain.
21. „	Compiègne.	Noyon.

Unſere umſtehende Doppel-Karte, die die hier genannten Punkte wiedergiebt, fügt zugleich, außer einigen wichtigen Städten, die Namen derjenigen jenſeits der Oiſe gelegenen Etappen hinzu, die bis zum Vorabend der Schlacht bei Amiens, alſo bis zum 26., ſeitens unſrer zwei Marſchcolonnen erreicht wurden. [Die Linie links, von Metz bis Compiègne, bezeichnet den Vormarſch des VIII., die Linie rechts, von Metz bis Noyon,

---

3. Reſerve-Diviſion†) bewerkſtelligte den Transport der Gefangenen und blieb zur Bewachung derſelben in der Heimath zurück, das VII. Corps hielt mit der 13. Diviſion Metz beſetzt, während es mit der 14. zur Belagerung einer Anzahl von Feſtungen ſchritt. Thionville capitulirte am 24. November, Montmedy am 14. Dezember, Mezières am 1. Januar. Auf dieſe Belagerungen näher einzugehen, müſſen wir uns verſagen. Auch kehrte das VII. Corps in den Verband der I. Armee nicht mehr zurück, bildete vielmehr ſpäterhin einen Haupttheil der **Süd-Armee**.

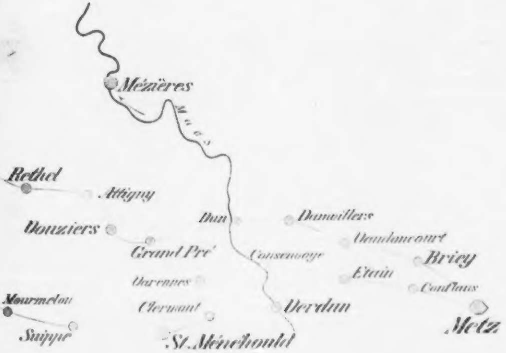
†) Die 3. Reſerve-Diviſion beſtand aus einer combinirten Linien-Brigade (Regimenter 19 und 81) und einer Landwehr-Diviſion. Nur dieſe letztere blieb zur Bewachung der Gefangenen in der Heimath zurück, während die combinirte Linien-Brigade, nach vorgängiger mannigfacher Verwendung, ſchließlich wieder bei der I. Armee eintraf und an der Schlacht bei St. Quentin einen hervorragenden Antheil nahm. Wir werden ihr daſelbſt wieder begegnen.


Somme
Péronne
Amiens
St. Quentin
Moreuil
Le Quesnel
Ham
Roye
La Fère
Montdidier
St. Gobain
Sissonne
Breteuil
Noyon
Laon
Chat. Porcien
Ressons
Leglantiers
Compiègne
Attichy
Soissons
Braisne
Breuil
Reims
Oise
Pontoise

den des I. Corps. Das Obercommando hielt die Marſchlinie des VIII. Corps. Dieſes letztre theilte ſich, nach Ueberſchreitung der Oiſe, in ſeine zwei Diviſionen; die 15. nahm den rechten Flügel und ging auf Moreuil, die 16., am linken Flügel, dirigirte ſich auf Breteuil. Dies vorläufig zu beſſrem Verſtändniß unſrer Karte.]

Die Ruhetage an der Oiſe (Compiègne-Noyon) bis zum 21. November früh.

Am 21. November durfte die der I. Armee zunächſt geſtellte Aufgabe als gelöſt angeſehen werden: die Oiſe, auf der Linie Compiegne-Noyon, war erreicht. Dieſe Beſchleunigung (in 14 Tagen ein Marſch von 40 Meilen) hatte ſich in Anbetracht der allgemeinen Lage als nöthig erwieſen, um die Armee ſo bald als möglich in eine Aufſtellung zu bringen, aus welcher ſie einem feindlichen Vorgehen gegen die Nordcernirung von Paris wirkſam entgegen treten konnte. Mit Erreichung der Oiſe, und deren Uebergänge beherrſchend, war ſie dieſer defenſiven Aufgabe nicht nur nach allen Richtungen hin gewachſen, ſondern konnten jetzt auch, wie es in von Verſailles am Tage zuvor (20.) eingetroffenen Directiven in Ausſicht genommen war, offenſive Zwecke mit ihr verfolgt werden. Da indeſſen das Verhalten des Feindes ein unmittelbares Eingreifen der I. Armee zunächſt nicht gebot, ſo erſchien eine kurze Ruhe für die Truppen aus drei Gründen angemeſſen: einmal um deren Retablirung nach den dem Cernirungs- und Bewachungs-


Mézières
Maas
Rethel
Attigny
Vouziers
Dun
Damvillers
Vaudoncourt
Grand Pré
Consenvoye
Briey
Varennes
Etain
Conflans
Mourmelon
Clermont
Verdun
Metz
Suippe
St. Menehould

dienſt bei Metz unmittelbar gefolgten anſtrengenden Märſchen zu bewirken; ſodann um ſoweit als möglich die detachirten Abtheilungen, namentlich die des I. Armee-Corps, zu den ferneren Operationen mit heranziehen zu können; vor Allem aber, um durch die in dieſer Zwiſchenzeit fortzuſetzenden Recognoscirungen der Cavallerie-Diviſion eine ſichere Grundlage für die Einleitung der nächſten Bewegungen zu gewinnen. Das Obercommando — wie bereits weiter oben hervorgehoben, der Marſchlinie des VIII. Armee-Corps folgend — war am 21., von Attichy kommend, ebenfalls in Compiègne eingetroffen und hatte im kaiſerlichen Schloß Quartier genommen. Die bevorſtehenden Ruhetage geſtatteten einen Umblick. Die Gegend iſt durch landſchaftliche Schönheit und intereſſante Architecturen ausgezeichnet. Zwiſchen Aisne und Oiſe, auf dem linken Ufer beider Flüſſe breitet ſich der meilenlange „Wald von Compiègne“ aus, öſtlich begrenzt durch das Thal von Pierrefonds mit dem gleichnamigen Badeort und einem auf hoher Bergkante thronenden kaiſerlichen Schloß, dem „Schloſſe von Pierrefonds“, das im mittelalterlichen Styl, nach dem Plane eines zu Richelieu's Zeiten zerſtörten Chateaus, neuerdings wieder aufgebaut wurde. Zwiſchen Pierrefonds und Compiègne herrſcht tiefe Waldeinſamkeit in dunklen Laubhölzern; über eine mitten darin liegende Bergkuppe aber laufen breite Lichtungen, von denen aus man über Städte und Schlöſſer, über Wälder und Waſſerläufe hinweg in die ſich weſtlich ausbreitende picardiſche Landſchaft blickt.

Auch über dieſe ein Wort.

Die alte **Picardie**, ein Theil jenes großen Landſtrichs zwiſchen der Oiſe und dem Meer, iſt ein nach allen Richtungen hin von guten Straßen durchzogenes, hoch cultivirtes Hügelland mit zahlreichen Ortſchaften und anderweitigem Anbau. Waldungen treten meiſt nur in kleineren Complexen auf; die zwiſchen den Abſchnitten ſich hinziehenden langgeſtreckten Terrainwellen geſtalten ſich vielfach zu breiten, weithin überſichtlichen Plateaus. Dies gilt beſonders von dem Plateau von Sains und Dury zwiſchen dem Noye- und Celle-Abſchnitt in unmittelbarer Nähe von Amiens; die am nördlichen Fuße dieſes Plateaus liegende Stadt iſt von demſelben vollſtändig beherrſcht. Andererſeits wird das picardiſche Land von zahlreichen Waſſerläufen durchzogen, welche durch die Beſchaffenheit ihrer Ufer den Charakter militairiſcher Abſchnitte haben. Den bedeutendſten derſelben bildet die aus der Gegend von St. Quentin kommende Somme. Meiſt von einer breiten ſumpfigen Wieſenniederung umgeben, fließt ſie, durch Canaliſirung in mehrfache Arme getheilt, in einem ſüdlichen Bogen über Ham nach Peronne, dann über Corbie und Amiens zum Meere. Von ähnlichem Charakter, aber meiſt ſteiler eingeſchnitten und mit bewaldeten Uferrändern, ſind die von Süden her kommenden Waſſerläufe, welche in der Nähe von Amiens in die Somme fließen und eine fächerförmige Terrainbildung nach dieſem Punkte hin erzeugen; nämlich die Arve, und die ſchon vorgenannten Flüſſe Noye und Celle. Der Arve fließt von Oſten her über Roſières die Luce zu. Dieſe Terrainbildung erſchwert ein Zuſammenwirken etwaiger von Süden gegen Amiens vorrückender Marſchcolonnen. Der weitere Verlauf unſrer Darſtellung wird dies zeigen.

Der Vormarſch von der Oiſe (Linie Compiègne-Noyon) bis gegen Amiens (Terrainabſchnitt der Luce). — Vom 24. November früh bis 26. Abends.

Am 21. November, ſo recapituliren wir, war die I. Armee in die Linie Compiègne-Noyon eingerückt. Der 22. und 23. waren Ruhetage. Das VIII. Armee-Corps dislocirte ſich bei Compiègne derart, daß die 16. Diviſion den linken, die 15. Diviſion den rechten Flügel bildete; das I. Armee-Corps, zunächſt nur eine Brigade ſtark (Regimenter 4 und 44) ſtand bei Noyon, zog aber am 23. noch vier Bataillone: das Regiment Kronprinz und ein Bataillon 43 heran. Die übrigen acht Bataillone der 1. Diviſion:*) die Regimenter 41, 3 und 2 Bataillone 43 waren im Nachrücken, trafen jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nicht mehr rechtzeitig genug ein, um an dem noch bevorſtehenden Kampfe (am 27.) theilnehmen zu können.

---

*) Die 1. Diviſion war ſchon am 2. November, alſo vor Aufbruch der I. Armee von Metz, zur Belagerung von Mezières abcommandirt worden, ebenſo am 9. November die 4. Brigade v. Zglinitzki (Regimenter 5 und 45) zur Belagerung von La Fère. Die 1. Diviſion wurde am 22. November durch die Diviſion Schuler v. Senden vor Mezières abgelöſt, die 4. Brigade am 27. November durch die Capitulation von La Fère frei.

Am 24., nachdem vorgetriebene Recognoscirungen der 3. Cavallerie-Diviſion Graf Groeben mit ziemlicher Sicherheit feſtgeſtellt hatten, daß das Vorterrain von Amiens durch 17,000, die Stadt ſelbſt durch etwa 8000 Mann aller Waffen beſetzt ſei, brachen unſre bis dahin an der Oiſe vereinigten Streitkräfte, alſo

das VIII. Armee-Corps, v. Goeben,

das I. Armee-Corps in Stärke von 10 Bataillonen (Regimenter 4, 44, Kronprinz und 1 Bataillon 43) und

die 3. Cavallerie-Diviſion, Graf Groeben,

auf, um in concentriſchem Vorgehen die picardiſche Hauptſtadt zu erreichen. Man nahm alſo Abſtand davon, an der Oiſe das Herankommen der noch ausſtehenden Theile des I. Armee-Corps zu erwarten. Am 24. wurde — man vergleiche die Karte auf S. 568 — ſeitens des in zwei Colonnen marſchirenden VIII. Armee-Corps die Linie Leglantiers-Reſſons,

am 25. ſeitens der ganzen I. Armee die Linie Breteuil-Montdidier-Roye,

am 26. die Linie Ailly-Moreuil-Quesnel erreicht.

Damit ſtand man im Weſentlichen, da auch vorgelegene Punkte bereits beſetzt waren, am Terrainabſchnitt der Luce; man hatte ſich Amiens von Süden und Oſten her bis auf drei Meilen genähert. Dieſe Stellungen waren übrigens nicht ohne vorgängige Begegnungen mit dem Feinde eingenommen worden; am 24. hatte ein Detachement der 3. Cavallerie-Diviſion ein Rencontre bei Quesnel, am 26. die Avantgarde der 15. Diviſion ein Gefecht bei Thezy gehabt, welches letztre unſrerſeits mit einem Verluſt von 60 Mann geführt worden war.

Am 26. Abends war unſre Stellung (vergl. die Karte auf S. 575) wie folgt:

Die 16. Diviſion (linker Flügel) bei Ailly, mit einem Detachement von drei Bataillonen bei Eſſertaux;

die 15. Diviſion (Centrum) mit der 29. Brigade bei Moreuil, mit der 30. Brigade bei Hailles, Thennes und Domart; Vorpoſten jenſeits der Luce;

Aber erſt am 30. November hatte das I. Armee-Corps wieder Verfügung über ſeine ganze Streitkraft, die Kämpfe, die — wie auch im Text bereits angedeutet — die Einnahme von Amiens zur Folge hatten, wurden, ſo weit das oſtpreußiſche Armee-Corps in Betracht kommt, lediglich durch die 3. Brigade, Regimenter 4 und 44, und das erſte Echelon der 1. Diviſion Regiment Kronprinz und ein Bataillon 43 geführt.

die 3. Brigade Memerty und das Regiment Kronprinz des I. Corps (rechter Flügel) bei Quesnel und Arvillers;

der Reſt des I. Corps, rückſtändig, in Echelons bei Roye und Noyon;

die 3. Cavallerie-Diviſion (äußerſter rechter Flügel) bei Roſières.

Für den 27. November wurden nachſtehende Dispoſitionen ausgegeben:

Die 16. Diviſion rückt bis Hebecourt, mit der Avantgarde bis Dury;

die 15. Diviſion marſchirt mit der 29. Brigade bis Sains, mit der 30. bis Fouencamps; Avantgarde bis St. Fuscien;

die 3. Brigade des I. Corps, Regimenter 4 und 44, rückt, links Fühlung haltend mit der 15. Diviſion, bis an die Luce und beſetzt die Linie Thezy-Demuin [Regiment Kronprinz in Reſerve];

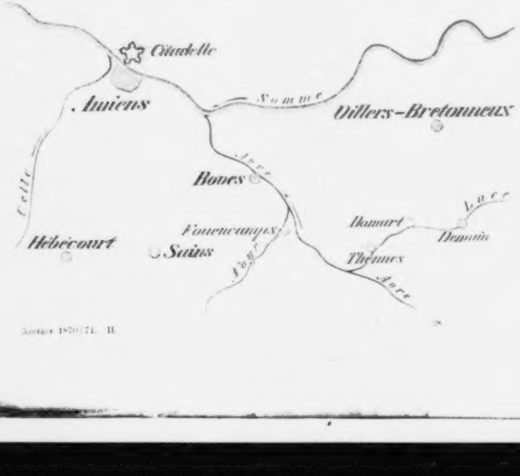
die 3. Cavallerie-Diviſion rückt, rechts daneben, in den Abſchnitt zwiſchen der Luce und der Somme ein.

So die Dispoſitionen. Eine Schlacht war für den 27. *nicht* beabſichtigt, vielmehr hoffte man im Laufe des Tages, zur Stärkung unſres ſchwachen rechten Flügels, die nächſten Echelons des I. Armee-Corps von Roye und Noyon heranziehen zu können. Es kam jedoch zum Kampf, ehe dieſe Verſtärkungen,* wie in Kürze bereits erwähnt, einzutreffen im Stande waren.

Die erſte Schlacht bei Amiens

am 27. November.

Amiens, reiche Stadt von 70,000 Einwohnern, liegt am linken (ſüdlichen), die Citadelle dagegen am rechten (nördlichen) Ufer der Somme. In dieſen von Oſt nach Weſt fließenden, vielfach von Sumpfſtrecken begleiteten, weiterhin aber von Höhenzügen eingefaßten Fluß, münden, wie ſchon auf S. 570 hervorgehoben, von Süden her zwei kleinere Wäſſer, die Celle und die Avre, welche letztre (die Avre) wiederum kurz vor ihrer Einmündung in die Somme, einerſeits die ebenfalls von Süden kommende Noye, andrerſeits die von Oſten kommende Luce aufnimmt. Das im Weſentlichen fächerförmige Bild, das dadurch entſteht, iſt das folgende. Auf dem Viertelkreis zwiſchen Somme und Celle wurde die Schlacht geſchlagen, derart, daß der Terrain-Abſchnitt


Citadelle
Amiens
Somme
Villers-Bretonneux
Avre
Boves
Celle
Hébécourt
Sains
Fouencamps
Noye
Domart
Luce
Demuin
Thennes
Avre

zwiſchen der Somme und Avre unſrem rechten Flügel (I. Armee-Corps und die Cavallerie-Diviſion), der Terrain-Abſchnitt zwiſchen Avre und Celle aber unſrem linken Flügel (VIII. Armee-Corps) als Actionsfeld diente. Die ebenfalls ſumpfige Uferbeſchaffenheit der Avre hob einen Verkehr zwiſchen den zwei Flügeln, alſo auch die Unterſtützung des einen durch den andern, vollkommen auf und führte im Verlauf des Gefechts zu kritiſchen Momenten für die 3. Brigade, die, ſoweit Infanterie in Betracht kommt, den Kampf auf dem breiten Streifen zwiſchen Somme und Avre durch Stunden hin allein zu beſtehen hatte. Wir werden, im Einklang hiermit, auf den unmittelbar folgenden Seiten die »erſte Schlacht bei Amiens« als zwei getrennte Gefechte zu behandeln haben, geben aber, ehe wir dazu übergehen, die Stellung des Feindes.

Die Stellung des Feindes.

Der Feind, ſeit dem 24. bei Amiens concentrirt, hatte zunächſt am rechten (nördlichen) Ufer der Somme Poſition genommen. Alsbald aber erkennend, daß die am ſüdlichen Ufer des Fluſſes gelegene Stadt durch eine ſolche Aufſtellung nicht geſchützt werden könne, führte General Farre ſeine Streitkräfte, drei Brigaden, auf das andre Ufer über und diſponirte, unter gleichzeitiger Heranziehung der 8000 Mann ſtarken, durch General Paulze d'Ivoy befehligten Garniſon von Amiens, wie folgt:

»Unſre Aufſtellungslinie, einen Viertelkreis beſchreibend, läuft von der Somme, die die Anlehnung für unſren linken Flügel bildet, bis zur Avre, beziehungsweiſe bis zur Celle (rechter Flügel); Brigade du Beſſol beſetzt Villers-Bretonneux,

Brigade Lecointe beſetzt Cachy und Gentelles,

Brigade Derroja beſetzt Boves an der Avre,

Diviſion Paulze d'Ivoy (Garniſon von Amiens) beſetzt die mit Poſitionsgeſchützen armirten Verſchanzungen bei Dury und ſchiebt ſtarke Abtheilungen bis nach Hebecourt, in Nähe der Celle, vor.«

So weit die Dispoſitionen des General Farre.

Gegen die Brigaden du Beſſol und Lecointe, die unſrem rechten Flügel gegenüberſtanden, operirte dieſſeitig die Brigade Memerty, das Regiment Kronprinz, die Corps-Artillerie des I. Armee-Corps und die dritte Cavallerie-Diviſion. Cachy und Gentelles wurden genommen, ſpäter, nach erbittertem Kampf, auch Villers-Bretonneux.

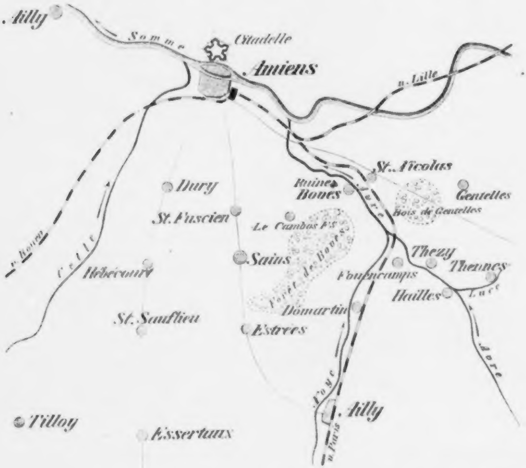
Gegen die Brigade Derroja, wie gegen die Diviſion Paulze d'Ivoy, denen die Bekämpfung unſres linken Flügels oblag, richtete ſich der Angriff beider Diviſionen des VIII. Corps. Die 15. Diviſion nahm Sains und Boves, die 16. Hebecourt.

Hiermit war auf beiden Flügeln die Schlacht entſchieden. Der Feind räumte in der Nacht ſeine Stellungen, in die er zurückgegangen war, freiwillig. Am andern Tage wurde Amiens beſetzt.

Wir geben nun die Details der Kämpfe an beiden Flügeln.

Das Gefecht am linken Flügel.

[Die 15. Diviſion nimmt Fouencamps, Sains und Boves.] Den ausgegebenen Dispoſitionen gemäß (ſ. S. 572) ſollte am 27. ſeitens unſres VIII. Corps die Linie Hebecourt-Sains-Fouencamps erreicht werden. In Ausführung der entſprechenden Befehle ſtieß die 30. Brigade v. Strubberg, Regimenter 28 und 68, um 10½ Uhr Vormittags auf den Feind, welcher die Holzungen auf dem linken Thalrand der Noye bei Fouencamps und le Paraclet ſtark beſetzt hatte. Er wurde durch eine zwiſchen Dommartin und Fouencamps auffahrende Batterie beſchoſſen und dann kräftig angegriffen. In der Mittagsſtunde war Paraclet genommen, der Feind in der Richtung auf Boves zurückgeworfen. [Le Paraclet, eine Ferme, wenn wir nicht irren, fehlt auf den uns zur Verfügung ſtehenden Karten.]


Ailly
Somme
Citadelle
Amiens
n. Lille
St. Nicolas
Ruine
Boves
Gentelles
Bois de Gentelles
Dury
St. Fuscien
Le Cambos F.s
Avre
Forêt de Boves
Sains
Thezy
Thennes
Fouencamps
Hailles
Luce
n. Rouen
Celle
Hebecourt
Domartin
St. Sauflieu
Estrees
Avre
Noye
Ailly
n. Paris
Tilloy
Essertaux

Inzwiſchen hatte die 29. Brigade unter Oberſt v. Bock Sains erreicht. Während ihre Avantgarde St. Fuscien beſetzte, erhielt ſie Befehl, ein ſtarkes Detachement auf Boves zu dirigiren, um in das — nach dem lebhaften Kanonendonner zu urtheilen — ernſte Gefecht der 30. Brigade v. Strubberg einzugreifen. Oberſt v. Bock führte in Folge deſſen 14 Compagnien und 2 Batterieen theils über le Cambos Ferme, theils in der weiter rechts gelegenen Terrainſenkung vor. Die Wirkung war groß. Die Infanterie beider Brigaden, inſonderheit Compagnieen vom 65. Regiment erſtürmten erſt den Ruinenberg von Boves,*) dann den Ort Boves ſelbſt. Die Brigade Strubberg nahm gleich darauf auch St. Nicolas mit Sturm. Starke feindliche Infanterie-Colonnen nebſt 2 Batterieen, zum Theil von Gentelles herkommend, verſuchten zwar das Gefecht herzuſtellen, zogen ſich aber bald, von unſrer Artillerie wirkſam beſchoſſen, wieder zurück. Eiſenbahnzüge, welche, unzweifelhaft mit Infanterie beladen, von Amiens her vorzudringen ſuchten, wurden gleichfalls durch Geſchützfeuer zur Umkehr gezwungen, während eine auffahrende feindliche ſchwere Batterie unſre Truppen erfolglos beſchoß.

Das Feuergefecht wurde jetzt nur noch gegen den vom Feinde ſtark beſetzten Wald von Gentelles unterhalten; und auch dieſes erſtarb bei einbrechender Dämmerung. Die 15. Diviſion etablirte ſich für die Nacht in den eroberten Lokalitäten; ſie hatte dem Feinde große Verluſte beigebracht und ihm gegen 400 Gefangene abgenommen.

[Die 16. Diviſion nimmt Hebecourt und dringt bis zu den Schanzen jenſeit Dury vor.] Die 16. Diviſion traf ſchon in

---

*) Schloß Boves ſteht auf einem Hügel, der nach Süden zu ſteil, baſtionsartig abfällt. Es iſt eine völlige Ruine. Drei Seiten fehlen ganz (eine Doppelreihe von Bäumen deutet an, wo die alten Umfaſſungsmauern geſtanden haben) und nur nach der Dorfſeite hin erhebt ſich noch ein Stück Mauerwerk, das in einem hohen Südoſtthurm endigt. Von dieſem Thurm iſt noch am meiſten erkennbar, hier war das Portal, hier lagen die beſten Zimmer, die, in Zeiten, die nicht mehr ſind, ihren längſt heimgegangenen Bewohnern einen koſtbaren Ueberblick über die Landſchaft, über ein weites Netzwerk von kleinen und großen Waſſerläufen geſtatteten, die Cathedrale von Amiens immer als Point de Vue. Der Name, den dies Schloß führte war: le Chateau de Henri quatre, und alles was es von Geſchichte aufweiſt, fällt in die Zeit des guten Königs Ventre Saint Gris. Die ſchöne Gabriele d'Eſtrées ſoll vorübergehend auf dieſem Schloſſe reſidirt haben. Vielleicht war es hier, wo Graf Bellegarde, um den Beweis der Untreue Gabrielens zu erbringen, den vertrauenden König bis an das Cabinet der Geliebten führte, aber freilich nur, um im letzten Momente all ſeine Anſtrengungen ſcheitern zu ſehen. Heinrich weigerte ſich nämlich einzutreten; »Je ne veux pas entrer; cela la fâcherait trop.« Die Geſchichtsbücher erzählen übrigens nichts von einer Anweſenheit Gabrielens in dem Chateau de Boves; ihr bevorzugter Aufenthalt waren die Loire-Schlöſſer, namentlich Schloß Chenonceaux, das Franz I. ſeiner Zeit für Diana von Poitiers erbaut hatte und dem dann das Schickſal zu Theil wurde, etwa hundert Jahre lang von Geliebte auf Geliebte überzugehen. Im Betzimmer von Schloß Chenonceaux befindet ſich auch das Bildniß der »ſchönen Gabriele«.

St. Sauflieu auf feindliche Vortruppen, welche indeſſen eiligſt auf Hebecourt abzogen. Hier nun kam es zu hartnäckigem Kampf. Mehrere franzöſiſche Chaſſeur-Bataillone hatten ſich in und neben dem Dorf etablirt; ein rückwärts gelegenes Gehölz war ſtark beſetzt; auch die Einwohner betheiligten ſich am Kampfe. Die 32. Brigade unter Oberſt Beyer von Karger, Regimenter 40 und 70, vom Feuer der Batterieen unterſtützt, griff den Feind kräftig an; Dorf und Wald wurden unter großem Blutvergießen genommen, da unter dieſen Umſtänden wenig Pardon gegeben ward. Zwei Escadrons des Huſaren-Regiments Nr. 9, an ihrer Spitze Oberſt v. Wittich und Major v. Lützow, fanden Gelegenheit, einige Chaſſeur-Compagnieen zu attakiren und zuſammenzuhauen. Bei dieſer Attake fiel Ordonnanz-Offizier Prinz Hatzfeld, von Bajonetſtichen durchbohrt.

Die Diviſion ging jetzt weiter über Dury zur Recognoscirung vor und ſah ſich, jenſeits dieſes Dorfs, einer ſtark verſchanzten Linie gegenüber, welche aus ſorgfältig gearbeiteten Artillerie-Emplacements mit zwiſchenliegenden Schützengräben beſtand. Lebhaftes Infanteriefeuer empfing die vorgehenden Truppen, nach kurzer Zeit auch Geſchützfeuer. Die Diviſions-Batterieen fuhren den Verſchanzungen gegenüber auf; ihnen führte Oberſtlieutenant Borkenhagen noch 2 reitende Batterieen aus der Corps-Artillerie zu, mit welcher er bis ins wirkſamſte Infanteriefeuer hinein vorging. Zwei Compagnieen des 70. Regiments nahmen gleichzeitig mit dem Bajonet einen nur 300 Schritt von den Schanzen entfernten Kirchhof und verſchanzten ſich ihrerſeits in demſelben.

Das Artilleriefeuer aus den feindlichen Verſchanzungen wurde indeſſen nicht zum Schweigen gebracht.*) Angeſichts derſelben etablirte ſich die 16. Diviſion für die Nacht, Dury und den vorliegenden Kirchhof beſetzt haltend.

Das Gefecht am rechten Flügel.

Die Streitkräfte, über die wir, von der einigermaßen ſelbſtſtändig operirenden 3. Cavallerie-Diviſion abgeſehen, am rechten Flügel Verfügung hatten, waren für den 27. in eine Avantgarde und ein Gros getheilt worden.

---

*) Dies war das Verdienſt einer friſch eingetroffenen Marine-Batterie. Dem bekannten Buche »Feldzug der franzöſiſchen Nord-Armee« entnehmen wir in Bezug hierauf das Folgende: »Dem Anprall des Feindes an dieſer Stelle zu begegnen, wäre ohne das Eintreffen einer gezogenen zwölfpfündigen Batterie, die von Breſter Marine-Mannſchaften bedient und vom Schiffslieutenant Meunier befehligt wurde, unmöglich geweſen. Dieſe muthigen Artilleriſten antworteten nachdrücklich dem Feuer der Preußen, allerdings nicht ohne eigene Verluſte, deren ſchwerſter der Tod des heldenmüthigen Führers Meunier war, den nach dreifacher Verwundung eine Granate zerriß. Die Batterie wäre ganz und gar dem Verderben preisgegeben, wenn ihr nicht durch eine andere Marine-Compagnie, die einige von der Nationalgarde entliehene vierpfündige Stücke führte, unter den Lieutenants Rolland und Bertrand Hülfe gebracht worden wäre. Nur ſo glückte es, den Kampf bis zum Einbruche der Dunkelheit weiter zu führen.«

Die Avantgarde: Regimenter 4 und 44, drei Eſcadrons vom 10 Dragoner-Regiment und zwei Batterieen, hatte um 11½ Uhr die Luce überſchritten, die Dörfer Domart und Hangard erreicht und kleine Abtheilungen über dieſelben hinaus vorgeſchoben.

Das Gros: Regiment Kronprinz, zwei Eſcadrons vom 10. Dragoner-Regiment und acht Batterieen, rückte um eben dieſe Zeit bis an die Luce vor, beſetzte den Abſchnitt zwiſchen Hourges und Ignaucourt und ließ ſeine ſtarke Artillerie am Schnittpunkt der Straßen Domart-Rove und Demuin-Moreuil auffahren.

Wir ſtanden alſo um die genannte Stunde (11½ Uhr) vergleichsweiſe ſtark concentrirt am linken Flügel dieſes die Nordhälfte unſrer Geſammtaufſtellung bildenden Terrain-Abſchnitts, während rechts daneben, wie auf S. 572 bereits hervorgehoben, der anderthalb Meilen breite Streifen von der Luce bis an die Somme lediglich der 3. Cavallerie-Diviſion überwieſen war. Es ſei übrigens gleich hier bemerkt, daß ſich das am linken Flügel beginnende Gefecht mehr und mehr nach rechts hin ausdehnte.*)

[Die Avantgarde nimmt das Bois de Domart, beide Bois de Hangard und eine Schanze zwiſchen Marcelcave und Villers-Bretonneux. Bis 1 Uhr.] Die Avantgarde, nachdem ſie um 11½ Uhr die Dörfer Domart und Hangard erreicht hatte, ging nach folgender Dispoſition weiter vor:

das 1. und Füſilier-Bataillon Nr. 4 (linker Flügel) richtet ſich, unter Feſthaltung der großen Straße, gegen das Bois de Domart,

das 2. Bataillon Nr. 4 (Centrum) gegen den weſtlichen Complex des aus zwei geſonderten Theilen beſtehenden Bois de Hangard,

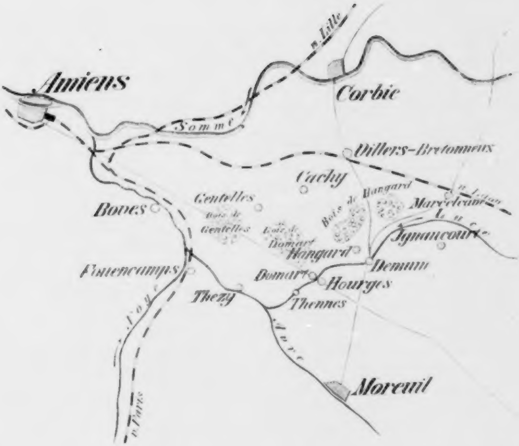
das Regiment Nr. 44 (rechter Flügel) gegen den öſtlichen Complex des eben genannten Gehölzes.

Dieſen Anordnungen wurde nachgekommen:

das 1. und Füſilier-Bataillon Nr. 4 nahmen das Bois de Domart, wandten ſich dann gegen Gentelles und gingen mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß General v. Bentheim, mit Rückſicht auf die Terrainverhältniſſe, ſich veranlaßt ſah, ſie halten zu laſſen, um zunächſt die Wirkung der Diviſions-Artillerie abzuwarten;

---

*) Es iſt im Auge zu behalten, daß es ſich hier und auf den unmittelbar folgenden Seiten immer nur um den **rechten** Flügel unſrer Geſammt-Aufſtellung handelt, der aber allerdings ſeinerſeits wiederum in einen linken Flügel, in Nähe der Luce, und einen rechten Flügel, mehr der Somme zu, ſich theilte.


Amiens
n. Lille
Corbie
Somme
Villers-Bretonneux
Cachy
Gentelles
Bois de Gentelles
Bois de Domart
Bois de Hangard
Hangard
Marcelcave
Ignaucourt
Boves
Fouencamps
Domart
Demuin
Hourges
Thezy
Thennes
Noye
Avre
Moreuil
n. Paris

das 2. Bataillon Nr. 4 nahm den weſtlichen Complex des Bois de Hangard, beſetzte die beiden nördlich vorſpringenden Winkel dieſer Waldparcelle und wies von hier aus die Verſuche zurück, die ſeitens des bei Cachy maſſirt ſtehenden Feindes zur Wiedereroberung des Gehölzes gemacht wurden;

das Regiment Nr. 44 nahm den öſtlichen Complex des Bois de Hangard, ließ ein Bataillon zur Vertheidigung deſſelben zurück und wandte ſich dann mit den beiden andern Bataillonen gegen eine feindliche Schanze, die, zwiſchen Marcelcave und Villers-Bretonneux gelegen, mit feindlicher Infanterie ſtark beſetzt war. Nichtsdeſtoweniger wurde der Feind delogirt und die Schanze, während des ganzen ferneren Verlaufs des Gefechts, von den Unſrigen gehalten.

Dies muthige Vorgehen war von großem Einfluß, wurde aber gleichzeitig die Veranlaſſung zu breiterer Ausdehnung des Armee-Corps, die nun beibehalten werden mußte. Um ſie wenigſtens nach Möglichkeit wieder zu verkürzen, befahl General v. Bentheim ein Heranziehen des linken Flügels in Richtung auf Cachy. Für Beobachtung des dadurch von Truppen entblößten breiten Terrainſtreifens zu beiden Seiten der großen Straße von

Domart nach Amiens, konnten nur die drei Dragoner-Escadrons verwandt werden.

[Die Avantgarde und die Corps-Artillerie weiſen einen Vorſtoß des Feindes (wahrſcheinlich Brigade Lecointe) zurück. 1 bis 3.] Unſre Stellung um 1 Uhr war etwa die folgende:

3 Escadrons Dragoner am linken Flügel, zu beiden Seiten der großen Straße Domart-Amiens;

1. und Füſilier-Bataillon 4. Regiments im Schützengefecht zwiſchen Gentelles und Cachy;

2. Bataillon Nr. 4. im weſtlichen Complex des Bois de Hangard, feindliche Angriffe abweiſend;

1 Bataillon 44 im öſtlichen Complex obengenannten Gehölzes;

die beiden andern Bataillone 44 in der Schanze bei Villers-Bretonneux;

die Diviſions-Artillerie auf beiden Flügeln im Feuergefecht;

das Gros (Regiment Kronprinz und die Corps-Artillerie) in vorgeſchriebener Poſition unmittebar ſüdlich der Luce.

Es ſchien eine Zeit lang, daß der Feind abgeneigt ſei, das Gefecht fortzuſetzen. Bald aber erneuerte er nicht nur, von Cachy her, ſeine Infanterie-Angriffe gegen die beiden Parcellen des Bois de Hangard, ſondern ließ auch, in nordöſtlicher Richtung, zwiſchen Cachy und Villers-Bretonneux eine Anzahl von Batterieen (angeblich 36 Geſchütze) auffahren, die nun, über das Bois de Hangard hinaus, ihr Feuer bis gegen Demuin und die Luce-Uebergänge richteten. General v. Bentheim zog jetzt aus dem Gros die Corps-Artillerie vor und dirigirte vier Batterieen öſtlich des Bois de Hangard, die beiden reitenden Batterieen nördlich von Domart. Dies war von gutem Erfolg. Der feindliche Angriff, der am dieſſeitigen rechten Flügel, zwiſchen Cachy und Villers-Bretonneux, ſchon Terrain gewonnen hatte, wurde durch das Feuer unſrer vier Fuß-Batterieen zum Stehen gebracht, während am linken Flügel, wo ſich das 1. und Füſilier-Bataillon 4. Regiments wieder an die große Straße herangezogen hatten, um einer drohenden Umgehung vorzubeugen, die beiden reitenden Batterieen gerade rechtzeitig genug erſchienen, um die nothwendig gewordene Bewegung unſrer Infanterie unterſtützen zu können. Der Feind gab den Verſuch einer Tournirung auf. So ſtand das Gefecht eine Weile. 3 Uhr.

[Die Avantgarde, durch zwei Bataillone Kronprinz aus dem Gros unterſtützt, wirft den Feind und erſtürmt Villers-Bretonneux. 3 bis 5.] In Reſerve hatten wir nur noch das Regiment Kronprinz; es hielt nach wie vor unmittelbar ſüdlich der Luce. Um 3½ Uhr traf die Meldung ein, daß das von Roye her im Anrücken begriffne Detachement Hülleſſem des I. Armee-Corps, in Stärke von 3 Bataillonen (wahrſcheinlich Regiment Nr. 43), 1 Batterie und 1 Escadron an der Luce eingetroffen ſei. General v. Bentheim disponirte nun ſofort wie folgt:

Oberſtlieutenant v. Hülleſſem beſetzt mit ſeinem Detachement den Terrain-Abſchnitt zwiſchen Domart und Thennes,

das Regiment Kronprinz läßt, in öſtlicher Verlängerung der Aufſtellungslinie des Detachements Hülleſſem, ein Bataillon an der Luce zurück, während es mit ſeinen beiden andern Bataillonen in das Gefecht eingreift und ſeine Richtung auf die Lücke zwiſchen der weſtlichen und öſtlichen Parcelle des Bois de Hangard nimmt.

Die Ausführung dieſes Befehls brachte die Entſcheidung. Das in dem öſtlichen Complex eben genannten Gehölzes eingeniſtete Bataillon 44 ſchloß ſich den avancirenden zwei Bataillonen Kronprinz an, alle Batterieen des rechten Flügels folgten und unter lautem, auf der ganzen Linie erſchallenden Hurrah wurde der Feind aus ſeinen nächſtgelegenen Poſitionen geworfen. Zielpunkt blieb Villers-Bretonneux; um 4½ Uhr war es erreicht und wurde mit Sturm genommen. 9 Offiziere und 320 Mann fielen unverwundet in unſre Hände, außerdem zwei Fahnen und etwa 800 Verwundete, vorwiegend Marine-Infanterie, Fußjäger und Mannſchaften vom 43. Linien-Regiment.

Inzwiſchen war es dunkel geworden; die Ueberſicht fehlte. Der Feind nahm ſeinen Rückzug theils weſtlich nach Amiens, gedeckt durch das in ſeinem Beſitz verbliebene Dorf Cachy, theils nördlich über die Somme, wo er Corbie beſetzt hielt.

Der Oberbefehlshaber der I. Armee, General v. Manteuffel, hatte ſich zwiſchen 4 und 5 Uhr, ziemlich genau um dieſelbe Zeit wo Villers-Bretonneux erſtürmt worden war, auf die Windmühlenhöhe bei Thennes begeben, von wo aus er ſeine Befehle, hinſichtlich der von den Truppen einzunehmenden Stellung, erließ. Während dieſe Befehle ausgefertigt wurden, traf vom General v. Zglinitzki (4. Brigade, Regimenter 5 und 45) die ſchriftliche Meldung von der am ſelben Tage erfolgten Capitulation von La Fère ein. Es war bereits ſo dunkel, daß dieſe Meldung nur mühſam entziffert werden konnte und zwar beim Licht von Streichhölzern, die, windig und naßkalt wie es war, trotz des Schutzes der Windmühle kaum brennen wollten. Am Abend, als das Gefecht völlig erſtorben war, begab ſich General v. Manteuffel nach Moreuil und nahm hier ſein Hauptquartier im Schloſſe des Grafen du Pleſſis, einem weitläuftigen und vornehm eingerichteten alten

Backſteingebäude. Hier gingen im Lauf der Nacht weitere Meldungen — darunter auch die von der Erſtürmung von Villers-Bretonneux — ein, die nunmehr über den ſiegreichen Ausgang der Schlacht keinen Zweifel ließen. Die Verluſte waren übrigens beträchtlich und bezifferten ſich wie folgt:

VIII. Armee-Corps	24	Offiziere	430	Mann,
I. Armee-Corps	42	=	739	=
3. Cavallerie-Diviſion . . .	—	=	15	=
	66	Offiziere	1184	Mann,

außerdem 20 Vermißte, die indeß, im Dorfe Gentelles gefangen genommen, bei der am 30. November erfolgenden Capitulation von Amiens wieder in unſre Hände kamen.

Die Beſetzung von Amiens (durch die 16. Diviſion) am 28. November.

Die Capitulation der Citadelle von Amiens am 30. November.

Ohne volle Kenntniß des Sieges, der errungen war, hatte der 27. für uns geendet. Dem rechten Flügel gegenüber war der Rückzug des Feindes aus dem Terrain zwiſchen Luce und Somme noch nicht conſtatirt. Zu einer Rückſprache über die Verhältniſſe auf dem linken Flügel war General Goeben, einer Aufforderung des Oberbefehlshabers folgend, nach Moreuil gekommen. Er hielt einen Frontalangriff gegen die Schanzen auf dem Plateau von Dury nur unter großen Opfern für ausführbar, den Erfolg für ungewiß. Ein kopfloſes Gegenrennen der Armee gegen jene Befeſtigungen und gegen die ſchwer paſſirbare Somme war alſo nicht zu verantworten. Dieſer Auffaſſung entſprach der am 27. Abends 11½ Uhr erlaſſene Armeebefehl. Der Oberbefehlshaber dankte darin zunächſt den Truppen für ihre in der Schlacht bewieſene Tapferkeit und ordnete dann an, daß das I. Armee-Corps das von ihm eroberte Terrain feſthalten, die 3. Cavallerie-Diviſion aber zwiſchen Luce und Somme, ſowie gegen Amiens aufklären ſolle. Dem wurde am 28. früh nachgekommen.

Schon beim Vorgehen der erſten Patrouillen des rechten Flügels zeigte es ſich, daß Cachy und Gentelles vom Feinde geräumt waren; alle Dörfer der Umgegend lagen voll von franzöſiſchen Verwundeten, Waffen und Gepäckſtücken. Andere Patrouillen, welche die Somme recognoscirten, fanden an mehreren Punkten die Brücken zerſtört (in der Nacht waren die von den Sprengungen verurſachten Detonationen gehört worden); man ſah über Sailly hinaus ſtärkere Abtheilungen in Rückzug nach Norden; auch Corbie ſollte bereits geräumt ſein. In Folge dieſer am Vormittag eingehenden Nachrichten befahl der Oberbefehlshaber das ſofortige Vorgehen der Cavallerie-Diviſion zur

Verfolgung des Feindes und wurde derſelben hierzu das Brückenmaterial des I. Armee-Corps zur Verfügung geſtellt.

Eine wichtige und entſcheidende Ausbeutung des Sieges fand auf dem linken Flügel ſeitens der 16. Diviſion ſtatt. Der bei Tagesanbruch erwartete Wiederbeginn des feindlichen Feuers aus den Schanzen vor Amiens war ausgeblieben. Vielmehr fanden die über Dury vorgehenden Patrouillen dieſe Verſchanzungen unter Zurücklaſſung von Geſchützen und Munitionswagen vom Feinde geräumt. Sie wurden ſogleich vom Regiment Nr. 40 beſetzt, welches nun ſeine Vorpoſten, ohne Feuer zu erhalten, bis in die Häuſer von Amiens vorſchob. In Folge dieſer Meldungen ließ General Goeben die 16. Diviſion gegen Amiens vorrücken und zog Mittags, an der Spitze des Regiments Nr. 40 und zweier Batterieen, in die alte picardiſche Hauptſtadt ein.

Am Norduſer des Fluſſes, noch in unmittelbarer Nähe der Häuſer, liegt die Citadelle, ein weitläuftiges altes Fort im baſtionirten Syſtem, das freie Terrain auf dem rechten Sommeufer weithin beherrſchend. Ungeachtet der etwas vernachläſſigten Grabenböſchungen auf der Nordſeite war die Citadelle vollkommen ſturmfrei und mit ſchwerem Geſchütz hinreichend armirt. Beim Einrücken unſerer Truppen in die Stadt erfuhr man den vollſtändigen Rückzug der feindlichen Armee in nördlicher Richtung. Er war in einem Nachts 1 Uhr in Amiens abgehaltenen Kriegsrath beſchloſſen und wenige Stunden ſpäter ausgeführt worden. In Folge dieſes Rückzuges der eigentlichen Armee*) hatten ſich die zur Feſthaltung der Verſchanzungen bei Dury beorderten Nationalgarden geweigert, dieſer Aufgabe nachzukommen, und ſogar, wie man erzählte, ihre Gewehre zerbrochen. Dagegen waren in der Citadelle einige Hundert Mann unter einem energiſchen Commandanten, Hauptmann Vogel, zurückgeblieben, welcher, ohne zunächſt feindſelig aufzutreten, die von ihm geforderte Uebergabe verweigerte. Es wurde ihm eine Bedenkzeit bis zum folgenden Morgen gegeben.

Die Capitulation der Citadelle am 30. früh.

(Franzöſiſcher Bericht.)

»Die Ausrüſtung der Citadelle beſtand am 27. früh, als auch die letzten Bataillone Amiens verlaſſen hatten, um zunächſt auf dem Terrain zwiſchen Somme und Celle in die ihnen angewieſenen Stellungen einzurücken, aus

---

*) Der Rückzug begann $5\frac{1}{2}$ Uhr früh in vier Colonnen. Die erſte, unter General Lecointe wandte ſich gegen Doullens, die zweite, unter General Paulze d'Ivoy, folgte der Straße nach dem Pas de Calais, die dritte, unter General Farre ſelbſt, richtete ſich gegen das Departement du Nord, die vierte ging, zunächſt an der Eiſenbahn hin, auf Albert, dann auf Acheux. Im Schutz des Feſtungsvierecks Lille, Arras, Cambrai, Valenciennes, erfolgte dann die Retablirung der Armee.

2 Depot-Compagnieen des 43. Linien-Regiments,
1 Artillerie-Compagnie der mobilen Bürgerwehr und
22 Geſchützen;

Commandant: Hauptmann Vogel. Erſter Artillerie-Offizier: Lieutenant Voerhave. Am 28. früh änderten ſich die Beſatzungsverhältniſſe dahin, daß die 2 Compagnieen 43. Linien-Regiments, um ſich ihrem abmarſchirenden Bataillone anzuſchließen, zurückgenommen, ſtatt ihrer aber drei Compagnieen Mobilgarden (vom 10. Bataillon du Nord) auf die Citadelle hinaufbeordert wurden. Der Effektivbeſtand blieb alſo im Weſentlichen derſelbe; der Zahl nach wuchs er vielleicht um einige Mann. Die drei Compagnieen waren zuſammen 320, die Artillerie-Compagnie 130 Mann ſtark. Total: 450 Mann.

Der Morgen (am 28.) verlief in Anordnungen. Hauptmann Vogel ließ die Zugbrücke aufziehen und Schildwachen auf den Wällen ausſtellen. Bis 9 Uhr unterſtützte die Beſatzung, durch ein mäßiges Feuer, das ſie unterhielt, den Abmarſch der auf Doullens zu ſich richtenden Colonne. Gegen 10 Uhr kamen die Mitglieder des Municipalraths, um die Abſichten des Commandanten kennen zu lernen. Auf das ihm gemachte Anſinnen hin, verſprach Hauptmann Vogel, aus Rückſicht für die Stadt, ſich auf die Vertheidigung zu beſchränken, zumal ſeine Vorräthe aller Art ihm eine lange Belagerung auszuhalten erlaubten.

Um Mittag rückten zwei Abtheilungen von mehreren hundert Mann gegen die Citadelle an, zwei Trompeter näherten ſich und verlangten in Unterhandlungen einzutreten. Der hinzugekommene Commandant ließ die Zugbrücke ſenken, und ging den preußiſchen Offizieren entgegen. Aufgefordert ſich zu ergeben, erwiederte er, daß ſelbſt unter den zugeſagten günſtigen Bedingungen, die Citadelle ſich nicht ergeben werde; doch wolle er mit Eröffnung der Feindſeligkeiten nicht beginnen. Auf dieſe Antwort zogen die Preußen ſich zurück, indem ſie mehrere Beobachtungspoſten auf der ſtädtiſchen Seite beließen. Auch ereignete ſich den Tag über nichts von Belang; nur Kommen und Gehen um das Fort herum, und Fahnenflucht einzelner Mobilgarden im Einverſtändniſſe mit ihren Unteroffizieren. Sie verließen Abends den vorgeſchobenen Poſten der Citadelle. Verſchiedene andere Entweichungen wurden noch gemeldet, ſo daß die Anzahl der Deſerteure ungefähr 40 betragen mochte.

Gegen Abend (28.) erſchien ein neuer Unterhändler mit einem Briefe des Generals von Goeben, worin dem Muthe und der vaterländiſchen Hingebung des Commandanten alle Anerkennung gezollt, zugleich aber auch darauf hingewieſen wurde, daß, nach dem Abzuge des franzöſiſchen Heeres, jeder verſuchte Widerſtand vergeblich ſei und unter ſolchen Umſtänden eine Uebergabe die Ehre nicht berühren könne. Dieſer eben ſo gewandte als ſchmeichelhaft abgefaßte Brief änderte nichts am Entſchluſſe des Commandanten, der dieſelbe Antwort wie zuvor gab.

Der Morgen des nächſten Tages, des 29. Novembers, verſtrich in Erwartung eines, wie man annahm, heftigen Angriffs; die Preußen hatten in der Nacht Scharten in Dächer und Mauern der den Wällen zunächſt liegenden Häuſer gebrochen. Gegen 11 Uhr kam ein Unterhändler mit einer dritten Aufforderung, und, abermals abgewieſen, kündigte er den Beginn des Feuers innerhalb einer Viertelſtunde an. Der Commandant ließ ſofort zum »Antreten« ſchlagen, und jeder begab ſich ohne Zaudern an ſeinen Poſten. Kaum 10 Minuten waren verfloſſen, als wohlgenährtes Flintenfeuer aus den Häuſern zwiſchen der Kirche in der Vorſtadt St. Peter und dem Botaniſchen Garten gegen die ganze der Stadt zugewendete Seite der Citadelle gerichtet ward, alſo gegen Baſtionen Nr. 1 und 5 und gegen deren Mittelwall.[*]) Man antwortete mit kleinem Gewehr- und Geſchützfeuer.

Nachdem der Kampf ſich ſo entſponnen, machte Hauptmann Vogel einen Umgang längs der Wälle, um überall die Vertheidigung beſtens einzurichten und zu leiten. Als Mann erprobten Muthes legte er eine Ruhe und Kühnheit an den Tag, ganz geeignet, minder ſtarken Seelen Vertrauen einzuflößen; denn überall ſetzte er den Geſchoſſen ſich aus, die an manchen Stellen wie Hagel fielen. Zuletzt, es war gegen halb 1 Uhr und der Umgang nahezu beendet, kam er noch zum Baſtion Nr. 5, dem bedrohteſten Punkt. Er wandte ſich an den Feldwebel Savary, dieſem die Weiſung gebend, nicht länger gegen die Stadt zu ſchießen, da die feindliche Artillerie nicht antworte. Savary erwiderte, daß von der in Nähe des Baſtions gelegenen ſtädtiſchen Hebeſtelle aus dieſer ganze Abſchnitt der Citadelle in einer Weiſe behelligt werde, die Jedem ſich zu zeigen unmöglich mache, wenn er nicht ſofort auf's Korn genommen werden wolle, und daß aus dieſem Grunde die Zerſtörung jenes Gebäudes unerläßlich erſcheine. Darauf hin ſchritt der Commandant weiter vor, um die Lage des Gebäudes (der Hebeſtelle) näher zu muſtern; kaum aber hatte er Zeit ſich an der Brüſtung auch nur zu zeigen, als er bereits von einer Kugel in die rechte Seite getroffen wurde. Der Schuß ging quer durch.[**])

---

[*]) Beſonders kühne Leute vom 40. und 70. Regiment ſollen hierbei, wie preußiſche Berichte hervorheben, ſogar eine Leitererſteigung verſucht haben, welche aber an den hohen gemauerten Profilen des Hauptwalles natürlich ſcheitern mußte.

[**]) Hauptmann Vogel, aus Weißenburg gebürtig, war ein Elſäſſer wie Uhrich und Denfert, die tapferen Vertheidiger von Straßburg und Belfort. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er, von der Unmöglichkeit durchdrungen, mit ungeſchulten und unzuverläſſigen Kräften die Citadelle zu halten, den Tod geſucht und ſich deshalb unſrem Feuer immer auf's Neue exponirt habe. Er war in einer verzweifelten Lage. Die Citadelle halten, hieß die Stadt opfern,

Nachdem Hauptmann Vogel gefallen war, ging der Befehl an den Artillerieoffizier Lieutenant Boerhave über, der nunmehr die Leitung der Vertheidigung übernahm. Als ihm gemeldet wurde, daß vom Glockenthurm der St. Peters-Kirche aus Flintenſchüſſe gegen Baſtionen Nr. 4 und 5 abgefeuert würden, ließ er ein Geſchütz nach dem Thurm richten, das in der That drei Kugeln hinüberſandte, und das Feuer zum Schweigen brachte. Um 4 Uhr zog ſich der Feind zurück. Lieutenant Boerhave, als nunmehriger Commandant, gab Befehl, Schildwachen zur Beobachtung auszuſtellen. Nur einige Schüſſe noch wurden mit den feindlichen Poſten gewechſelt. Der Abend verlief ohne Zwiſchenfälle, und, da ein nächtlicher Angriff geringe Wahrſcheinlichkeit hatte, auch alle Vorſichtsmaßregeln ergriffen waren, konnte die Mannſchaft ſich in ihre gedeckten Räume zurückziehen, um ſich durch Ruhe für die Ereigniſſe des folgenden Tages zu ſtärken.

Gegen Mitternacht traten unvermutheter Weiſe Arzt und Geiſtlicher des Platzes an Lieutenant Boerhave heran, ihm erklärend, daß längerer Kampf unmöglich geworden, da Hauptmann Vogel gefallen, und alle Artilleriſten Kinder der Stadt ſeien, die ſich nunmehr in der verzweifelten Lage befänden, behufs Vertheidigung der Citadelle ihr Feuer auf die eigenen Wohnungen richten zu müſſen. Wirklich ward ein Kriegsrath berufen und beſchloſſen in Verhandlungen einzutreten. Lieutenant Boerhave ließ in Folge deſſen die weiße Fahne auf Baſtion Nr. 1 und 5 aufziehen und erwartete den Anbruch des Tages.

Um 7 Uhr früh (am 30.) erſchienen bereits zwei preußiſche Offiziere und forderten, nach vorgängiger Vereinbarung über die Hauptpunkte, das Sichtbarmachen der weißen Fahne auf dem höchſtgelegenen Gebäude der Citadelle, damit die im Halbkreis nördlich um Amiens her, während der Nacht errichteten Batterieen,*) die Befehl hätten, um 8 Uhr mit dem Bombardement zu beginnen, von der veränderten Situation Kenntniß nehmen könnten. Einer der Offiziere trat darauf mit verbundenen Augen in die Citadelle ein und ward in die Kommandantenwohnung geführt, wo die näheren Abmachungen ſtattfanden. Um 8 Uhr waren die Verhandlungen beendet, und um 9 hielten die preußiſchen Truppen ihren Einzug.«

---

und die Stadt ſchonen, war wiederum gleichbedeutend mit Capitulation. Was er auch thun mochte, er konnte der Verurtheilung nicht entgehen, im einen Falle durch die Stadt, deren eigene Söhne ſeinem Befehle unterſtanden, im anderen Falle durch die Staatsgewalt und ihren Repräſentanten Gambetta.

*) Mit Hülfe von Pontontrains war es in der Nacht vom 29. auf den 30. gelungen unterhalb Amiens, bei Longpré, Uebergänge herzuſtellen und bei Tagesanbruch 66 Geſchütze halbkreisförmig in Batterie zu bringen, bereit ein concentriſches Feuer gegen die Citadelle zu eröffnen. Artilleriegeneral Schwartz war mit der Leitung des artilleriſtiſchen Angriffs beauftragt.

So weit der franzöſiſche Bericht. 30 Geſchütze (das Buch Faidherbes: »Feldzug der Nord-Armee« ſpricht nur von 22), 11 Offiziere und 400 Mann fielen in unſre Hände. Die letztren, wie bereits hervorgehoben, meiſt Bürger und Bürgerſöhne von Amiens, wurden gegen eine von der Stadt zu erlegende Geldcaution entlaſſen. Außerdem war zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet worden, dazu in der Stadt ſelbſt 7 Locomotiven und 100 Eiſenbahnwagen.

Die Einnahme der Citadelle von Amiens war für den Fortgang unſerer Unternehmungen im Norden von großem Belang. Mit Hülfe dieſes feſten Punktes beherrſchten wir nicht nur die Stadt, ſondern zogen auch aus dem geſicherten Beſitz dieſer letztern den Gewinn, unter Zurücklaſſung einer verhältnißmäßig geringen Beſatzung, mit den Hauptſtreitkräften der I. Armee überall hin vordringen und die Departements des Nordens (mit alleiniger Ausnahme des durch das Feſtungsviereck gedeckten Landſtrichs) pacificiren oder doch an Unterſtützung, beziehungsweiſe Entſatz der Hauptſtadt hindern zu können.

Der Vormarſch der I. Armee gegen Rouen 1. bis 5. Dezember.

Rouen am 6., 7. und 8. Dezember.

Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember.

Bereits am 28. November Mittags, als beim Obercommando die Meldung einging, daß Amiens ſeitens der 16. Diviſion ohne Widerſtand beſetzt worden ſei, war über die ſtrategiſche Nutzbarmachung des Sieges Beſchluß gefaßt worden.

Zwei Wege boten ſich dar:

entweder Marſch gegen Norden und Verfolgung der eben bei Amiens geſchlagenen Streitkräfte des Generals Farre,

oder aber Marſch gegen Weſten und Auseinanderſprengung der bei Rouen ſich ſammelnden, eine ſtarke Abzweigung der Nord-Armee bildenden Streitkräfte des Generals Briand.

General v. Manteuffel, eben ſo ſehr in Rückſicht gegen die von Verſailles aus empfangenen Directiven, wie in Erwägung, daß eine Verfolgung des Feindes in ſein mehrgenanntes nördliches Feſtungsviereck hinein nothwendig zu einem zeitraubenden, jede andere Offenſive lähmenden Feſtungskriege geführt haben würde, entſchied ſich für den Vormarſch gegen Rouen. Mit dem Gros ſeiner Armee — nur die 3. Brigade Memerty, zwei Cavallerie-Regimenter und drei Batterieen in Amiens zurücklaſſend — brach er am 1. Dezember in zwei Colonnen gegen Weſten auf, derart, daß das VIII. Armee-Corps, nunmehr rechter Flügel, über Poix und Forges, das I. Armee-Corps, nunmehr linker Flügel, über Breteuil und Gournay marſchirte. Während dieſes Vormarſches zog das letztgenannte Corps die ihm von Noyon und La Fere her nachrückenden Theile an ſich und brachte es dadurch auf eine Stärke von drei Brigaden: die 1., 2. und 4. Am 3. Dezember wurden die Punkte Forges und Gournay und mit ihnen die beinah ſenkrecht von Norden nach Süden fließende Epte erreicht, die an dieſer Stelle die Grenze zieht zwiſchen der Picardie und Normandie. Der nächſte Tag (der 4.) ſollte uns über den Fluß führen; vom dieſſeitigen picardiſchen Ufer aus ermöglichte ſich aber ſchon heute, und zwar auf Meilen hin, ein Blick in die normanniſche Hügellandſchaft hinein, die — wir verſuchen in Kürze eine Schilderung derſelben — mannichfache Aehnlichkeit mit dem öſtlichen Holſtein hat. Auf den mit Hecken eingefriedigten Angern ſieht man zahlreiche Viehheerden, welche hier bis in die ſpäte Herbſt- und Winterzeit hinein ihre Nahrung ſuchen und finden. Wie in der Picardie, ſo finden ſich auch hier, oft in überaus anmuthiger Lage, zahlreiche, den alten Familien zugehörige Landſitze, die den Namen eines »Chateau«, womit man bekanntlich in Frankreich ſehr freigiebig iſt, nicht nur führen, ſondern nach Größe und Bauſtyl auch verdienen. Parallel mit der Epte, nur zwei, drei Meilen weiter weſtlich, läuft ein zweiter Fluß der Seine zu, die Andelle. Das Terrain zwiſchen beiden Waſſerläufen iſt von ausgedehnten Waldungen durchzogen, welche einen Ueberblick ſehr erſchweren. Weſtlich der Andelle wird das Terrain freier und überſichtlicher. Breite Plateaus, aber mit zwiſchenliegenden tief eingeſchnittenen Schluchten, ziehen ſich nach der Seine hin und treten mit hohen, ſteilen Thalrändern meiſt bis an den Fluß heran. Auf einer flacheren Uferſtelle, amphitheatraliſch von jenen Plateaurändern umgeben und eingeſehen, vom breiten Seineſtrom durchfloſſen und in zwei ungleiche Hälften getheilt, liegt überaus impoſant und maleriſch die alte Hauptſtadt der Normandie: Rouen. Wir kommen weiterhin auf ihre Schönheit, wie auf ihre Sehenswürdigkeiten und hiſtoriſchen Erinnerungen zurück. Vorläufig wenden wir uns wieder unſren Colonnen bei Forges und Gournay zu, um dieſelben auf ihrem Weitermarſch zu begleiten.

Der Epte-Abſchnitt war uns vom Feinde ohne Kampf überlaſſen worden; die Frage für den 4. war, ob General Briand auch ſeine zweite Linie, den Andelle-Abſchnitt, widerſtandslos räumen werde. Unſre Colonnen waren angewieſen, an dieſem Tage mit dem linken Flügel La Feuillie, mit dem rechten Flügel Buchy zu erreichen. Am linken Flügel (I. Corps) kam es zu einem bloßen Scharmutziren, während der rechte Flügel (VIII. Corps) ſich in mehrere kleine Rencontres verwickelt ſah, die in ihrer Geſammtheit den Namen eines »Gefechts bei Buchy« führen.

Gefecht bei Buchy am 4. Dezember.

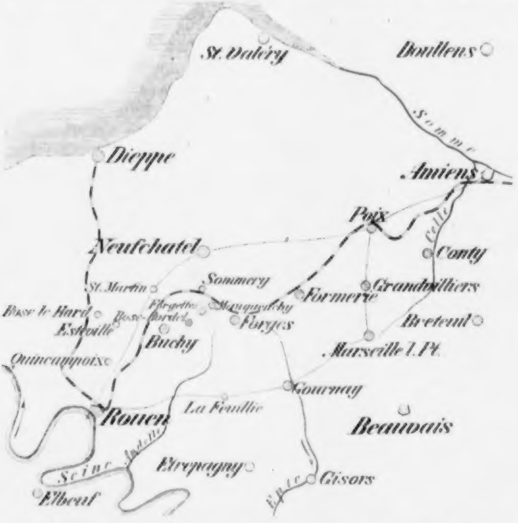
General Goeben war am 4. früh in drei Brigade-Colonnen vorgegangen:

links die 29. Brigade, Regimenter 33 und 65, unter General v. Kummer's Führung auf der großen Straße von Forges;

im Centrum die 32. Brigade, Regimenter 40 und 70, über Sommery auf Buchy;

rechts die 31. Brigade, Regimenter 29 und 69, unter Oberſt Mettler, über Neufchatel weit ausholend auf St. Martin.

Die *linke* Flügelcolonne traf ſchon bei Mauquenchy auf eine feindliche Abtheilung von etwa ſechs Bataillonen mit einer auf den Höhen von Forgettes etablirten Batterie. General Kummer befahl den Angriff. Der Feind wurde ohne Weiteres geworfen und zog ſich unter Zurücklaſſung der Verwundeten und eines demontirten Geſchützes eilig auf Boſe-Bordel ab.


St. Valery
Doullens
Somme
Dieppe
Amiens
Poix
Celle
Neufchatel
Conty
St. Martin
Sommery
Formerie
Grandvilliers
Bosc le Hard
Forgettes
Mauquenchy
Bosc-Bordel
Forges
Breteuil
Esteville
Buchy
Marseille l. P.
Quincampoix
Gournay
La Feuillie
Rouen
Beauvais
Andelle
Seine
Etrepagny
Epte
Gisors
Elbeuf

Ein Verſuch nochmals Stellung zu nehmen, endete, nach kurzer Beſchießung, wieder mit ſchleunigem Rückzuge. — General Kummer, deſſen vorgeſchriebene Marſchlinie von Forgettes nach *Süden* führte, gab nun die weitere Verfolgung auf. Dieſe wurde zwar von der über Sommery anrückenden Centrumscolonne wieder aufgenommen, verlief aber im Weſentlichen doch reſultatlos; nur etwa 40 unverwundete Gefangene waren gemacht worden.

Die rechte Flügelcolonne traf in der Mittagsſtunde beim Debouchiren über St. Martin auf den Feind, der in ſüdweſtlicher Richtung nach Eſteville auswich. Er mochte hier ebenfalls eine Stärke von ſechs Bataillonen haben. Es gelang dem kräftig nachdrängenden Oberſt Mettler einen Theil abzuſchneiden und 8 Offiziere mit 227 Mann gefangen zu nehmen. — Ein noch weiter rechts ausholendes Seitendetachement unter Major Elern ſtieß Nachmittags 4 Uhr bei Boſe le Hard auf eine etwa 1200 Mann ſtarke Abtheilung. Sie wurde nach einſtündigem Gefecht, unter Verluſt von 100 Gefangenen, aus ihrer dort eigenommenen Poſition geworfen und in nordweſtlicher Richtung von Rouen abgedrängt.

Die Brigade-Colonnen des Centrums und rechten Flügels bezogen nun Cantonnements an den nordweſtlich von Buchy ſich gabelnden Eiſenbahnen. General Goeben nahm ſein Hauptquartier in Buchy. Die Trophäen des Tages waren 1 Geſchütz und 400 Gefangene, die am folgenden Tage über Argeuil abgeführt wurden. Der eigene Verluſt war gering geweſen, entſprechend der ſchwachen Action des Feindes, die auch für die nächſten Tage keinen ernſten Widerſtand in Ausſicht ſtellte. Schon der 5. gab darüber Gewißheit. Als General Goeben von Buchy über Quincampoix vorrückte, fand er keine geſchloſſenen Abtheilungen mehr vor ſich, die Verſchanzungen von Rouen unter Zurücklaſſung von 29 Geſchützen geräumt und beſetzte ſofort die Stadt, nach kurzem Scharmützel mit einer ſchwachen feindlichen Nachhut. Der Feind war am 5. Morgens in verſchiedenen Richtungen, mit der Hauptmaſſe ſeiner Truppen anſcheinend nach Hâvre, abgezogen.

In Rouen am 6., 7. und 8. Dezember.

Am 5. Abends bereits hatte General v. Goeben einige Têten-Bataillone ſeines VIII. Armee-Corps nach Rouen vorgeſchoben, aber erſt am 6. Nachmittags hielt der Oberbefehlshaber (General v. Manteuffel) an der Spitze der I. Armee ſeinen Einzug in die normanniſche Hauptſtadt.

Die Stimmung, die wir innerhalb derſelben vorfanden, war eine ſehr getheilte. Während die beſitzenden Klaſſen, an ihrer Spitze die Municipalität, unſer Erſcheinen hochwillkommen hießen, ließen die Mienen der Arbeiterbevölkerung keinen Zweifel darüber, daß ihre Empfindungen nach der entgegengeſetzten Seite gingen. Arbeitslos durch den Krieg, ſahen ſie in uns nicht nur ihre nationalen, ſondern auch ihre perſönlichen Feinde. Ablieferung der Waffen war deshalb die erſte Forderung, die von Seiten des Obercommandos geſtellt wurde. Ob ihr allgemein gehorſamt wurde, mag bei der Stimmung, die in den Vorſtädten herrſchte, dahingeſtellt bleiben, aber die Bürgerſchaft wenigſtens beeilte ſich der Forderung nachzukommen. Klingen und Schießgewehre aus jedem Jahrhundert wurden abgeliefert. Der dazu auserſehene Ort war der Parterreſaal des Rathhauſes. Handkarren voll phantaſtiſcher Theaterwaffen, Kiſten voll Piſtolen und Revolver, Gewehre jeder Conſtruction, wurden der Vernichtung geweiht. Jede Façon von Stockdegen, Flauberts, Türkenſäbel, alles kam zum Vorſchein; ſelbſt Kanonen und Kanönchen in Modellformat raſſelten herein.

Eine weitere Maßregel, die ſich als unerläßlich herausſtellte, war die Ernennung einer Stadt- und Departemental-Autorität, da der durch Gambetta ernannte Präfekt vor unſerem Einrücken bereits flüchtig geworden war. An ſeine Stelle trat Corpsauditeur Kramer vom I. Armee-Corps, unter dem Titel eines »interimiſtiſchen Präfekten des Departements Seine inferieure«. Seine Aufgabe geſtaltete ſich nothwendig zu einer höchſt ſchwierigen. Es war dabei höchſtens auf eine paſſive Mitwirkung derjenigen franzöſiſchen Unterbehörden und Beamten zu rechnen, welche auf ihren Poſten blieben, und auch dies nur inſoweit, als die deutſche Civilautorität militairiſch unterſtützt werden konnte. Natürlich lag es nicht in der Abſicht, in die einzelnen Zweige der Civilverwaltung einzugreifen; wohl aber wollte man der deutſchen Occupation den Ausdruck eines dauernden Zuſtandes durch Einſetzung einer deutſchen Verwaltungsſpitze geben, welche zugleich dazu diente, die nothwendigen militairiſchen Anforderungen, wie z. B. das unvermeidliche Requiſitionsweſen in einer für die Gefühle und Intereſſen der Einwohnerſchaft möglichſt milden und gerechten Weiſe zu vermitteln und auf das Land zu vertheilen. Eine Contribution war der Stadt nicht auferlegt worden, dagegen mußte ſie nunmehr 20,000 Paar Stiefel und 80,000 Decken beſchaffen. Corpsauditeur Kramer ließ es ſich angelegen ſein, ein offizielles Preßorgan in's Leben zu rufen, welches dem franzöſiſchen, das Volk in Illuſionen wiegenden Nachrichtenſyſtem gegenüber die Aufgabe hatte, amtliche deutſche Meldungen über die Kriegsereigniſſe zu veröffentlichen. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß der Verkehr frei, der Markt offen ſei und daß die Landleute Gelegenheit haben würden, ihr Schlachtvieh zu guten Preiſen zu verkaufen. Im Allgemeinen hatten alle dieſe Maßregeln den erwünſchten Erfolg. Die Stadt machte ſich mit dem Gedanken vertraut, den Winter über eine Beſatzung von 8000 Mann zu haben. In der That geſtalteten ſich die Dinge dem ähnlich. Rouen blieb während des ganzen Verlaufs des Krieges von einem großen Theil des I. Armee-Corps beſetzt, deſſen Offiziere nicht ermangelten, ſich mit den durch Schönheit und hiſtoriſche Erinnerungen ausgezeichneten Plätzen, Kirchen und Baulichkeiten bekannt zu machen. Ein gleich in den erſten Tagen nach der Beſitzergreifung der Stadt geſchriebener Brief giebt uns eine anſchauliche Schilderung derſelben. Wir laſſen dieſe Schilderung im Weſentlichen ihrem Wortlaute nach hier folgen.

Rouen, den 8. Dezember Abends.

Rouen iſt entzückend. Ich hatt' es im Geiſte immer nur im Qualm und Rauch jenes Scheiterhaufens geſehen, auf dem Jeanne d'Arc, »die lieblichſte und zugleich erhabenſte Geſtalt aller Geſchichte« ihre Treue beſiegelte. Aber das wirkliche Rouen iſt nichts weniger als finſter; breit, heiter, königlich, liegt es hingeſtreckt an den Ufern der Seine. Eine geborne Hauptſtadt. Schon zu der Römer Zeiten war es ein Biſchofsſitz; 841 zerſtörten es die Normannen, um es dann ein halbes Jahrhundert ſpäter zu ihrer Reſidenz zu erheben. Es war zeitweilig bedeutender als Paris. In den Religionskriegen ſpielte es eine bedeutende Rolle als Hauptſitz der Hugenotten, welche letztren, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, in ſo großer Zahl auswanderten, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Einwohnerzahl von 80,000 auf 20,000 ſank. Von hoher Bedeutung war Rouen in den mittelalterlichen Kämpfen zwiſchen England und Frankreich. Die ſchönen Kirchen der Stadt, namentlich in einzelnen Grabmonumenten, mahnen noch lebhaft an jene Epoche; die Profanbauten, darunter in erſter Reihe das Palais de Juſtice und das Hôtel du Bourgtheroulde, gehören einer etwas ſpäteren Zeit an. Unter den Berühmtheiten, die die Stadt hervorgebracht, ſteht Corneille obenan. Auf der Hauptbrücke, die zum linken Seineufer hinüberführt, erhebt ſich ſeine von der Hand Davids von Angers herrührende Coloſſalſtatue. Das Modell derſelben befindet ſich im Juſtizpalaſt. — Auch Boieldieu wurde in Rouen geboren.

Unter den zahlreichen Kirchen ſind drei von beſondrem Intereſſe: die Kirche Maclou, die Kirche St. Ouen und die Cathedrale.

Die erſtgenannte (Maclou) iſt nur klein und gilt als ein chef d'oeuvre. In der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeführt, zeigt ſie die Gothik in ihrer Vollendung. Dabei nichts von Ueberladung. Sie genoß ſeit ihrer Gründung gewiſſer Vorrechte: ſie bewahrte das heilige Oel und ihr Kreuz ging bei den Prozeſſionen voran. Ihren größten Schmuck aber bildeten und bilden noch die erzenen Portalthüren, die ein ähnliches Intereſſe wecken, wie die Ghibertiſchen Thüren in Florenz. Daß ſie im Uebrigen hinter dieſen zurückſtehen, kann nur ein Roueneſe leugnen. Woher der ſchottiſch oder iriſch klingende Name Maclou kommt, habe ich nicht erfahren können.

St. Ouen iſt eine große Kirche, die ſowohl an Alter wie an Anſehen mit der Cathedrale wetteifert; an Schönheit, jedenfalls aber an Einheitlichkeit iſt ſie derſelben überlegen. Ihre Mängel, wenn ſie deren hat, liegen in dem, was moderne Architecten als die »Abweſenheit von allem Störenden« bezeichnen, eine Baumeiſterphraſe, gegen die ich einen wahren Haß habe. Es heißt nämlich nicht mehr und nicht weniger als: »wir haben bei der letzten Renovirung alles hinausgeworfen; man kann jetzt alle Säulen und Pfeiler deutlich ſehen; alles iſt kahl, alles iſt langweilig.« Nichts verwerflicher als dieſer Sieg des wiederhergeſtellten reinen Styls über die hiſtoriſche Entwicklung oder gar über die Hiſtorie überhaupt! St. Ouen weiß von ſolchen Säuberungsprozeſſen zu erzählen. Ihr beſter Ruhm, weit über die bloße Schönheit ihrer Pfeiler und Gewölbe hinaus, zehrt von zwei Namen, die noch dazu beide demſelben Jahrzehnt deſſelben Jahrhunderts angehören. 1438 erſchien hier der große Talbot, um in der Kapelle Saint Vierge die Leiche ſeines im Knabenalter verſtorbenen Sohnes beizuſetzen. Die Grabſchrift lautet: »Ci git noble homme, Jean Talbot, fils du Sieur de Talbot, Maréchal de France.« Sieben Jahre früher hatte an eben dieſer Stelle ſeine geſchworne Feindin gebetet, die Jungfrau. Das war am 24. Mai 1431. Sie raſtete hier auf ihrem Wege vom Kerker zum Verhör, rief den Schutz der Mutter Gottes an und trat dann durch eine Seitenpforte auf den »Kirchhof von St. Ouen« hinaus, wo bereits alles zu einer hochnothpeinlichen Prozedur hergerichtet war. Es wurde ihr noch einmal vom Biſchof von Beauvais (er hieß Cauchon) die Frage geſtellt: ob ſie ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerſcheinungen widerrufen wolle; ſie habe nur zwiſchen dieſem Widerruf und dem Scheiterhaufen zu wählen. Man zeigte ihr den Henker, der bereit ſtand, ſie zum Holzſtoße zu ſchleppen. Da widerrief ſie. Aber nur um ſechs Tage ſpäter den Widerruf zu widerrufen. Dies konnte bei ihrer eingebornen Heldennatur nicht ausbleiben. Sie hatte, auch darin groß und ſchön, der Schwäche der menſchlichen Natur auf Augenblicke unterlegen; aber ſie mußte, nach einem tief innerlichen Geſetz, dieſer Schwäche wieder Herr werden. Sie durfte nicht verkümmern; heldiſch, wie ſie begonnen, mußte ſie enden; der Schluß mußte des Anfangs würdig ſein. Ein Glück, daß die Größe im Bann ihrer ſelbſt iſt und zuletzt ſie ſelber bleiben muß.

Die Cathedrale wirkt mehr durch das Impoſante ihrer Erſcheinung, wie durch ihre Schönheit. Es iſt ſchwer, einen Vergleich für ſie zu finden. Wenn man nicht in die Details gehen und nur eine allererſte Empfindung befragen will, ſo wird man an den Straßburger Münſter erinnert. Hier wie dort ein Maſſenbau, der eben ſo ſehr eine Burg iſt (in Rieſenproportionen) wie eine Kirche. Andere Vergleiche, die ſich mir als halbzutreffend aufdrängen, laſſe ich wieder fallen; nur einer mag hier ſtehen: Weſtminſter-Palace, die modernen Parlamentshäuſer. Bei aller Einheitlichkeit des Styls doch eine gewiſſe Uneinheitlichkeit der Details unter einander, beiſpielsweiſe der Thürme. Aber ſeh ich ab von dieſem Vergleich. Zwei der alten Cathedralenthürme flößen ein beſonderes Intereſſe ein: »la tour de Saint Romain,« der als Uhr- und Glockenthurm dient, und »la tour de Beurre,« der Butterthurm. Eben dieſer letztere, was ſein Name am wenigſten erwarten laſſen ſollte, iſt von großer Schönheit. Seine proſaiſche Benennung ſchreibt ſich daher, daß er aus Spenden und Gaben aufgeführt wurde, die die Gläubigen darbrachten, um in der Faſtenzeit Butter eſſen zu dürfen. Im Innern der Cathedrale tritt einem wieder, wie in Maclou und St. Ouen, das Beſondere der normanniſch-gothiſchen Bauweiſe entgegen, das mir einerſeits in einer überaus graziöſen Pfeilerbildung, andrerſeits in einer bemerkenswerthen Schmalheit, beſonders der Seitenſchiffe zu liegen ſcheint. Beides unterſtützt einander und macht den Eindruck, als ob man durch eine Avenue von Palmenbäumen hinſchreite. Die Kirchen in Süd-England, ſo weit ſie aus dem 14. und namentlich aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts ſtammen, wirken ähnlich; doch habe ich hier in Rouen den Eindruck von dem Specifiſchen dieſes Styles um vieles deutlicher gehabt.

Die Cathedrale iſt nicht nur reich an Erinnerungen, ſondern auch an Gräbern und Grabmälern, die viel weiter in die Geſchichte zurückgehen, als die Kirche ſelbſt. Dies wiederholt ſich ſehr häufig; beſonders bei Begräbnißkirchen. Der Neubau zieht entweder die alten Kapellenbauten mit in ſich hinein, oder er entnimmt dieſen alten Kapellen ihren Gräberinhalt und giebt demſelben einen neuen Platz. So iſt es (theils das eine, theils das andere) in St Denis, in Roeskilde, in Weſtminſter-Abtei. All' dieſe Kirchen gehören in ihrer gegenwärtigen Geſtalt dem 13., 14., 15. Jahrhundert an; aber ſie umfaſſen Gräber, die bis an die Grenze des erſten Jahrtauſends zurückgehen. So auch hier in der Cathedrale von Rouen.

Hier ſind Rollo und Wilhelm Langſchwert, die beiden erſten Normannenherzöge, beſtattet; hier haben Richard Löwenherz und ſein Bruder Henri le Jeune ihre Gräber und ihre Grabdenkmäler. Sie haben ſie bis dieſen Tag, nachdem dieſe Denkmäler über hundert Jahre lang verſchwunden waren. Dies kam ſo. 1562, während der Kämpfe mit den Hugenotten, gewannen dieſe momentan die Oberhand, drangen in die Cathedrale ein und ſchädigten, bilderſtürmeriſch, wie der Puritanismus war, viele Grabdenkmäler, darunter auch die König Richards und ſeines Bruders. In dieſer beſchädigten Geſtalt lagen die marmornen Sarkophage noch bis 1736, wo die damals in Schwung kommende Impietät viel kürzeren Prozeß machte als die Bilderſtürmerei des Puritanismus, und bei einer nöthig werdenden Renovation des hohen Chors die hiſtoriſchen Grabſteine einfach beſeitigte. Es war juſt die Zeit, wo »Frühmittelalter mit Kreuzzug« den allerniedrigſten Kurs hatte. Aber andere Zeiten kamen; das Geſchlecht der Archäologen wurde geboren, und der Staat der Intelligenz erfand ſogar eine neue Unterrichtsdisciplin: die Heimathskunde. Auch in Rouen regte ſichs leiſe und die geiſtlichen Herren, wenn ſie auch in der »Hiſtorie« wenig über das

Durchſchnittsmaß hinausragen mochten, legten ſich, wenn ſie in ihren Chorſtühlen ſaßen, doch wenigſtens die Frage vor: »wo kann er nur eigentlich hingekommen ſein?« Dieſer »er« war ausnahmsweiſe nicht »Er«, ſondern Richard Löwenherz, Coeur de Lion, von dem »Er«, wie einige behaupten, doch noch weniger abſtammen ſoll, als von ſeinem eigenen Vater. »Wo kann er hingekommen ſein?« ſo wiederholte ſich die Frage. Es war nicht wahrſcheinlich, daß man ſein Marmorbild zerſtückt, zerſchlagen habe, noch weniger verſchenkt (es gab damals keine Liebhaber für dergleichen); es war alſo ſehr wohl anzunehmen, daß man ſich begnügt haben werde, ihn einzuſcharren, ihn im Bilde nochmal zu begraben. Auf dieſen geſcheidten Einfall hin, der vielleicht durch Kirchenacten unterſtützt wurde, ging man vor, grub nach und ſiehe da, die Marmorbilder der beiden Plantagenets, erſt das des Königs, dann das ſeines Bruders, ſtiegen aus dem Grabe auf. Unter den Steinflieſen des hohen Chors, wenig überdeckt von Erde und Bauſchutt, hatten ſie gelegen. Man wuſch ihren marmornen Leib, man legte ſie auf's Neue auf ein Bett von Stein, und wiederum, wie in älteſten Tagen, ruhen ſie jetzt zu beiden Seiten des hohen Chors, und der Beſucher tritt heran, und blickt nicht ohne Bewegung in die königlich ernſten Züge des »Löwenherz«.

Der hiſtoriſch, wie kunſthiſtoriſch intereſſanteſte Theil der Cathedrale iſt aber nicht das Hauptſchiff der Kirche, ſondern die Kapelle St. Vierge, die ſich unmittelbar zur Rechten des hohen Chors befindet. Wenn man in dieſen Raum, der nur ein gedämpftes Licht hat, eintritt, bemerkt man vor allem andern zwei prieſterliche Hüte, einen Cardinals- und einen Erzbiſchofshut, die mit Corden und Quaſten geſchmückt, hoch oben an der Gewölbedecke der Kapelle hängen. Der eine iſt der Hut des Cardinals von Cambacérès, der andere der Hut des Erzbiſchofs Blanquart von Rouen; — ſie warten hier oben auf Ablöſung. Dieſe erfolgt, wenn wieder ein Erzbiſchof der Diöceſe ſtirbt; dann wird, wie bei einem Flaggenwechſel, der älteſte Hut niedergelaſſen und der neue aufgehißt, ſo daß immer zwei oben ſind.

Die eigentliche Sehenswürdigkeit dieſer Kapelle ſind nun aber die großen Grabmonumente, die ſich hier vorfinden, Denkmäler, die an Kunſtwerth dem Schönſten gleichkommen, was St. Denis (zufällig derſelben Epoche Franz I. angehörig) aufzuweiſen hat. Es ſind dies: das Grabdenkmal der beiden Cardinäle von Amboiſe und das Monument, das Diana von Poitiers ihrem Gemahl, dem Louis de Brézé errichten ließ.

Das Denkmal der beiden Cardinäle, Onkel und Neffe, iſt ſehr groß, ſehr reich, ſehr complicirt. Der jüngere Cardinal, damals noch Erzbiſchof, ließ es dem Andenken ſeines großen Oheims, des Cardinal-Staatsminiſters unter Ludwig XII., errichten. Nach Sitte jener Zeit aber, die die Dona toren immer zu Mitſpielenden machte, erſcheint der jüngere Amboiſe gleich mit auf dem Bildwerke, ſo daß nun der Todte und der Lebende nebeneinander knieen und zur heiligen Jungfrau beten. Der Geſichtsausdruck des älteren Cardinals iſt außerordentlich ſchön, eine Verkörperung frommen Gebets, ſo rein, ſo unweltlich, wie Seine Eminenz vielleicht nie gebetet hat, denn er war ein ſehr kluger Herr. Auf die umgebenden Figuren: 12 Apoſtel, 8 Heilige, 6 Cardinal-Tugenden (nicht immer Cardinals-Tugenden) geh ich nicht weiter ein; jede einzelne iſt ein Kunſtwerk erſten Ranges. Wie ſehr ſind wir zurückgekommen ſeitdem! Gewiß nicht vorwärts. Intereſſant wie alles an dieſen Bildwerken iſt auch die Inſchrift, die ſich übrigens nur auf den erſten, auf den großen Cardinal, bezieht. Sie lautet:

»Pastor eram cleri, populi pater, aurea sese
Lilia subdebant, quercus et ipsa mihi.«

Alſo in Ueberſetzung: »Ich war der Hirt des Clerus, der Vater des Volks; die goldne Lilie und ſelbſt die Eiche unterwarfen ſich mir.« Die Eiche, Quercus Robur, iſt eine Anſpielung auf Rovere, den Familiennamen des Papſtes Julius II., ſo daß die Inſchrift mit aller Naivetät ausſpricht: Er beherrſchte den König und den Papſt.

Gegenüber zur Linken befindet ſich das ſchon erwähnte Grabmonument des Groß-Seneſchalls von Frankreich, Louis Brézé, wohl eins der intereſſanteſten Denkmäler, die je errichtet wurden. Ich perſönlich kenne kein intereſſanteres. An künſtleriſcher Vollendung, ſo ausgezeichnet es iſt, mag es von vielem Alten und Neuen übertroffen werden; es miſcht ſich aber hier ſo viel cultur-hiſtoriſch Pikantes mit ein, daß es zu einem Unicum wird. In alle Details einzugehen, verbietet ſich; nur alſo das Wichtigſte.

Es iſt, nach Sitte der Zeit, ein figurenreicher, glänzend ornamentirter Marmorbau; Sculptur und Architectur durchdrangen ſich nirgends ſo zu etwas völlig Einheitlichem, wie in den Grabmonumenten jener Epoche. Hier haben wir zunächſt ein Fundament, darüber eine Säulenhalle, über dieſer eine Rundbogen-Niſche. Auf dem Fundament, das brechende Auge gegen die Decke der Säulenhalle gerichtet, liegt der Groß-Seneſchall, nackt, in allen Agonieen des Todes. Zu ſeinen Häupten, nonnenartig, ſteht Diana von Poitiers, den Kopf in einer Trauerkapuze*); zu Füßen des

---

*) Sie macht an dieſer Stelle (ſo dürfen wir aus eigner ſpätrer Anſchauung hinzufügen) etwa den Eindruck einer Aebtiſſin; das Weltliche fehlt, aber es fehlt auch das Schöne. Und doch muß ſie ſehr ſchön geweſen ſein, wenn ihre Bilder zuverläſſig ſind. Pückler ſah ein ſolches Bild 1834 in Schloß Chenonceaux und giebt folgende Beſchreibung: »Ein reizendes Geſchöpf, die Taille einer Nymphe, freudig, in kräftiger Fülle, wie die Göttin der Jugend um ſich blickend. Ihr graziöſes Jagdcoſtüm iſt heute faſt wieder modern geworden. Höchſt geſchmackvoll ſind beſonders die Haare in Locken geſcheitelt und aufgebunden, Buſen und Schul-

Sterbenden die Jungfrau Maria. Ein Glück für ihn, daß ſein Auge, wenn es ſich von der Decke wegwendet, auf Maria fallen muß und nicht auf Dianen. In der Niſche oben, als ſei nichts vorgefallen, ſitzt der Groß-Seneſchall wieder zu Pferde; die Lanze iſt eingelegt; er reitet zum Turnier. Das Merkwürdigſte aber bleiben die Inſchriften. Die obere iſt verhältnißmäßig harmlos. Ihr entnehme ich nur folgende Stelle: »Après avoir vécu en vertu jusqu'à l'âge de LXXII ans, la mort l'a fait mettre en ce tombeau pour retourner vivre perpétuellement.« Das »retourner« war wohl mit Reſervationen geſagt. Die eigentliche Inſchrift aber, vielleicht nicht ohne Abſicht in lateiniſcher Sprache, lautet wie folgt:

> »Hoc, Lodovice, tibi posuit Brezae sepulchrum
> Pictonis amisso maesta Diana viro.
> Indivulsa tibi quondam et fidissima conjux
> Ut fuit in thalamo, sic erit in tumulo.«

Alſo: »Dies Monument, o Louis de Brézé, wurde Dir von Diana von Poitiers errichtet, als ſie ſich Deiner, ihres Gatten, beraubt ſah. Sie war Deine unzertrennliche Gefährtin, und wie ſie Dir eine treuſte Gattin in der Ehe war, ſo wird ſie es Dir auch im Grabe ſein.« Sie wurde 35 Jahre ſpäter auf ihrem Schloß Anet in der Touraine begraben, 50 deutſche Meilen von Rouen entfernt. Man ſagte damals, im Hinblick auf die vorſtehende Inſchrift, mit verzeihlicher Bosheit: »ſie habe ihr Wort völlig eingelöſt und dem Groß-Seneſchall im Tode dieſelbe Treue und Genoſſenſchaft gehalten, wie im Leben.« Da ſteht denn nun dies Trauerdenkmal als ein großes Lügenmonument! Die Franzoſen waren immer groß nach dieſer Seite hin. Es iſt nöthig, zu völligem Verſtändniß dieſer Comödie ein paar Daten gegenwärtig zu haben: Diana von Poitiers vermählte ſich 1514, in frühester Jugend, mit Louis de Brézé; gleich darauf wurde ſie die Geliebte des Königs; 1531 ſtarb Brézé; ſie ſetzte ihm ein Denkmal als »treueſte Gattin« und — blieb des Königs. 1547 ſtarb auch dieſer. Noch im ſelben Jahre (ſie war damals achtundvierzig) wurde die treueſte Geliebte des Vaters, die treueſte Geliebte des Sohnes, Heinrichs II. Es heißt, daß ſie »ſeine wilde Natur geſänftigt habe«. Es iſt ſchon möglich. Ihre letzte Neigung war — Proteſtantenverfolgung. Man ſoll ihr keinen Vorwurf daraus machen; es war ſo Sitte der Zeit. Aber wozu die Kritik und den Spott von Mit- und Nachwelt ſo unerbittlich herausfordern?!

Die Kirchen von Rouen ſind ſchön, aber die intereſſanteſte Stelle der Stadt bleibt doch der Vieux Marché, ein aus zwei unregelmäßigen Hälften

---

tern faſt bloß, die kleinen Füßchen in zierliche Schuhe gehüllt.« [In demſelben Schloß Chenonceaux befindet ſich, wie ſchon auf S. 576 hervorgehoben, auch das Bildniß von Gabriele d'Eſtrées; außerdem noch eine Portraitbüſte von Agnes Sorel.]

beſtehender Platz, auf dem la Pucelle verbrannt wurde. Der Theil des Platzes, auf dem ſich die ſchnöde Unthat vollzog, führt jetzt den Sondernamen »Place de la Pucelle«. An der Stelle, wo der Scheiterhaufen ſtand, ſteht nunmehr das Bildniß der Jungfrau, freilich ſo, daß es am beſten gleich mitverbrannt wäre.

Die Vorliebe, die ich für die Heldin dieſes Dramas habe, mag es mir geſtatten, über ihre letzten Lebenstage noch ein Wort in dieſem Briefe zu ſagen. Ich ſprach ſchon weiter oben von dem Widerruf, den ſie, einem Anfall menſchlicher Schwäche hingegeben, in St. Ouen leiſtete. Tags darauf, am 27. oder 28. Mai 1431, widerrief ſie im Gefängniß den Widerruf. Drei beſtialiſche Kriegsknechte, die man ihr als »Hüter« mit in den Kerker gegeben hatte, halfen ihr mittelbar zu dieſem Entſchluß. Sie wollte lieber ſterben, als ſo leben. Als Biſchof Cauchon, nach dem letzten entſcheidenden Verhör, das Gefängniß verließ, ſagte er zu den zahlreich verſammelten Engländern: »Freut euch! Sie iſt geliefert. Geſegnete Mahlzeit!«

Am 29. wurde ſie der Ketzerei ſchuldig befunden, am 30. früh neun Uhr im Büßerhemd, vom Burghof*) aus, auf einen Karren geſetzt und nach dem Alt-Markt gefahren. Zwei Mönche ſaßen neben ihr; 800 Söldner umgaben den Karren. So kam man an; drei Gerüſte waren aufgeſchlagen, auf dem dritten, das eine gemauerte Unterlage hatte, der Scheiterhaufen. Hier auf dem Markte ſollte nun eigentlich erſt die Uebergabe an die weltliche Gerichtsbarkeit ſtattfinden, eine Formalität, die doch immerhin Stunden in Anſpruch genommen hätte. Da ſchrieen die Engländer den Biſchof an: »Wie, Prieſter, glaubſt Du, wir ſollen hier zu Mittag eſſen?« So zerrte man dieſe ſchönſte Blüthe, die das Lilien-Frankreich je getragen, ohne Weiteres auf den Scheiterhaufen und bald lohte die Flamme empor. Ihre Ergebung erſchütterte ſelbſt dieſe Herzen. Sie aber begann zu beten. »Noch einmal, ſo heißt es, hörte man den Namen Jeſus, dann neigte ſie den Kopf, um ihr Gebet im Himmel zu beſchließen.« Das iſt ſchön. — Viel Volks ſtürzte nach Haus und rief: »Wir ſind alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.« So war es. Die Legende aber erzählte ſpäter: eine weiße Taube ſei aus den Flammen gen Himmel geflogen.

Dieſe Stelle wird immerdar geheiligt bleiben, und wenn man ein Schauſpielhaus für Offenbachſche Opern an eben dieſer Stelle errichtete! Aber all' dieſe Heiligung hebt doch ſchließlich die Gefährdung nicht auf, die dieſem Platze gerade aus dem erwächſt, woraus ihm eine geſteigerte Wirkung kommen ſollte: aus der Statue, die der Jungfrau hier errichtet wurde. Sie ſtammt aus dem Jahre 1755 und trägt alle Schwächen der Louis XV. Zeit, aber keinen ihrer Vorzüge. Sie heuchelt Leben und iſt doch nichts als eine mythologiſche Puppe. Unerhörter Gedanke! Man ſtellte die Jungfrau, dieſe chriſtlich-idealſte Verkörperung des Kriegeriſchen, die je die Weltgeſchichte ſah, zurückgreifend, borgend, als Bellona dar. Man warf den Goldgulden fort und nahm den Pfennig auf. Der Schiefheit der Idee entſprach die Ausführung.

---

*) Die Oertlichkeit, wo die Jungfrau gefangen ſaß, wird noch gezeigt; es iſt ein alter Rundthurm (ganz in Form eines modernen Gaſometers) in nur geringer Entfernung vom Bahnhof. Selbſtverſtändlich wird die Richtigkeit der Angabe von einer lokalgeſchichtlichen Gegenpartei beſtritten.

Aber, als ſollte die poetiſche Wucht dieſer Stelle noch weiter geprüft werden, wie man im Märchen Königskinder bis ins Unendliche prüft, ſo ging die Unbill, die hier ſchon ſo vieles verſchuldet hatte, ſchließlich noch über das künſtleriſche Unvermögen eines untergeordneten Bildners hinaus und das ſchon Mangelhafte und gedanklich Verſtümmelte ward auch noch thatſächlich zerbrochen und zerſchlagen. Man ſchlug dieſer auf den Namen Bellona hörenden Jungfrau den rechten Arm fort, zugleich den Knauf ihres Schwertes; und ſo erhebt ſich denn auf dem Alt-Markte zu Rouen das Sinnbild franzöſiſcher Glaubenstapferkeit mit halbem Arm und zerbrochenem Schwert, eine Lächerlichkeit, aber freilich auch — weit über dieſe hinaus — eine furchtbare Wahrheit. Wenigſtens momentan. Ich zeigte auf den zerbrochenen Arm. Mein Quartierwirth, der mich begleitet hatte, verſtand mich ſofort und ſagte: »Ihr Arm wird wieder wachſen. Gott hat immer Wunder an ihr gethan.« Es klang, wie es gemeint war, halb patriotiſch, halb ſpöttiſch-frivol.

Schön ſind die Kirchen von Rouen, nicht ohne Bewegung überſchreitet man den Vieux Marché, aber der Ort, zu dem es uns am meiſten zieht, iſt doch das große Caffeehaus, das an der Ecke von Cours Boieldieu und der Rue du grand Pont gelegen iſt. Trotz aller Unbill des Wetters, hier lärmt und ſchwärmt, hier gleitet und ſchreitet das vielgeſtaltete Leben von Rouen ununterbrochen an einem vorüber. Es iſt das Treiben eines Boulevard, aber eines Boulevard von zugleich Quai- und Bollwerks-Charakter. Halb Paris, halb Antwerpen, das iſt es! Dazu aber, ihm ſeinen vollſten Zauber leihend, geſellt ſich noch ein drittes Element, an England erinnernd, ohne doch in allem engliſch zu ſein: das Normanniſche. Die Eigenartigkeit dieſer herrlichen Stadt tritt darin zu Tage und mahnt an die Jahrhunderte, wo der Schwerpunkt Englands mehr an der Mündung der Seine als an der Themſe lag.

Expeditionen und Marſchbewegungen der I. Armee bis zum 15. Dezember.

Am 9. Dezember erhielt das Obercommando in Rouen ſchriftliche Directiven aus dem großen Hauptquartier, deren Grundgedanke der war, den Beſitz der normanniſchen Hauptſtadt durch Fortſetzung der Offenſive zu ſichern.

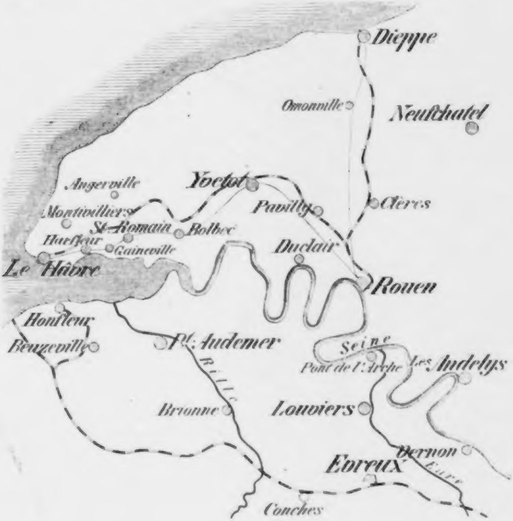
Von denſelben Anſchauungen ausgehend, hatte das Obercommando der I. Armee bereits unmittelbar nach ſeinem Eintreffen in Rouen dahin disponirt, daß im Allgemeinen das Terrain zwiſchen Seine und Somme mit den beiden wichtigen Flügelpunkten Rouen und Amiens feſtgehalten, zunächſt aber der Feind (General Briand) überall hin verfolgt werden müſſe, um neue Anſammlungen deſſelben zu verhindern. Eine Aufforderung hierzu lag ſchon in den beſonderen Verhältniſſen von Rouen.

Die von den nahen Thalrändern des rechten Seineufers überall eingeſehene Lage der Stadt hatte wohl mit dazu beigetragen, daß General Briand von einer unmittelbaren Vertheidigung derſelben Abſtand nahm. Dieſe örtlichen Verhältniſſe fielen aber jetzt noch mehr in's Gewicht, wo es ſich für uns um Behauptung einer feindlichen Stadt von über 100,000 Einwohnern, darunter 30,000 brodloſe Arbeiter, handelte. Dieſe leicht erregbare Menſchenmaſſe, welche ſich ſchon jetzt bei jedem in der Umgebung hörbaren Kanonen- oder Flintenſchuß in ſchlecht verhehlter Hoffnung auf den Quais zuſammenrottete, hätte bei rückgängigen Bewegungen unſerer Truppen durch die Stadt geradezu gefährlich werden können.

Ebenſo ungünſtig für eine unmittelbare Vertheidigung waren die Verhältniſſe auf dem linken Seineufer. Das Terrain iſt hier zwar Anfangs flacher, aber ganz außerordentlich coupirt. Wie auf der Nordſeite, ſo erſtreckt ſich auch hier ein Gewirr von einzelnen Häuſeranbauten und Gärten weit über die Vorſtädte hinaus. Feindliche Annäherung von Süden her im Einverſtändniß mit den Bewohnern würde um ſo ſchwerer und ſpäter erkennbar geweſen ſein, als ſich weiterhin ausgedehnte Waldungen wie breite, deckende Schirme vorlegen. Die nächſte derſelben, die bei Grande Couronne, füllt faſt vollſtändig die große Seineſchleife aus, an deren Nordſpitze Rouen liegt. Südlich dieſer Waldungen bildete die große Fabrikſtadt Elbeuf mit ihrer zahlreichen Arbeiterbevölkerung einen Heerd möglicher Beunruhigungen, war alſo Gegenſtand nothwendiger Aufſicht.

Aus allen dieſen Gründen war eine unmittelbare Vertheidigung der Stadt kaum möglich, wenn nicht die dazu beſtimmte Truppenmacht ernſtlich gefährdet, zugleich aber auch die Operationsfähigkeit der Armee durch Feſſelung eines ganzen Armee-Corps an dieſer Stelle gefährdet werden ſollte. Es wurde deshalb beſchloſſen (ganz im Einklang mit den erſt ſpäter eintreffenden Directiven), die Behauptung der wichtigen Stadt dadurch zu bewirken, daß die dazu verfügbaren Truppen im Weſentlichen immer nach vorwärts hin Verwendung fänden; etwa nöthig werdende rückgängige Bewegungen aber ſollten nie ihren Weg durch die, ihrer großen Mehrzahl nach, feindſelig geſinnte Stadt nehmen.

So wurden denn Expeditionen vorbereitet, die, zu beiden Seiten der Seine operirend, ſtrahlenförmig vorgingen, und — um nur die Hauptpunkte zu nennen — ſüdlich Evreux, nördlich Dieppe beſetzten, nach Weſten zu aber bis in die unmittelbare Nähe von Hâvre gelangten. Es waren zu Ausführung dieſer Offenſivbewegungen fünf Detachements unter General v. Pritzelwitz, Oberſt v. Maſſow, Oberſt v. Bock, General Graf Brandenburg und General Graf Dohna gebildet worden. Folgen wir in Kürze jedem einzelnen Detachement.


Dieppe
Omonville
Neufchatel
Angerville
Yvetot
Montivilliers
Pavilly
Clères
St. Romain
Bolbec
Harfleur
Gainneville
Duclair
Le Hâvre
Rouen
Honfleur
Beuzeville
Pt. Audemer
Seine
Risle
Pont de l'Arche
Les Andelys
Brionne
Louviers
Vernon
Evreux
Eure
Conches

Detachement Prittelwitz beſtand aus der 4. Brigade, Regimenter 5 und 45, drei Escadrons und zwei Batterieen. Es überſchritt nach Süden zu die Seine bei Les Andelys, ging gegen Vernon vor und machte auf dem Marſche Gefangene.

Detachement Maſſow beſtand aus fünf Bataillonen der 1. Brigade, aus drei Escadrons und zwei Batterieen, überſchritt nach Süden zu die Seine bei Pont de l'Arche und erreichte erſt Louviers, dann Evreux, das beſetzt wurde. Zahlreiche Waffen wurden vorgefunden und vernichtet. Der Feind, wenn den Angaben zu trauen war, war in Stärke von 12,000 Mann und 9 Geſchützen per Eiſenbahn über Conches nach Cherbourg gegangen.

Detachement Bock beſtand aus der 29. Brigade, Regimenter 33 und 65, ſowie einigen Schwadronen und Batterieen. Es hielt ſich ebenfalls am linken Seineufer, erreichte Pont Audemer und trieb eine Spitze bis Beuzeville vor. Man erfuhr hier, daß die Hauptmacht des Generals Briand, etwa 25,000 Mann ſtark, auf Honfleur abgezogen ſei, dort aber die Seine paſſirt habe, um das am Norduſer gelegene Hâvre zu erreichen.

Detachement Brandenburg beſtand aus der ſeit Kurzem zur I. Armee abcommandirten Garde-Dragoner-Brigade, ferner aus zwei Bataillonen und einer Batterie der 16. Diviſion. Dieſes Detachement operirte am rechten Ufer der Seine. General Brandenburg ging auf den beiden Hauptſtraßen, von denen die eine über Bolbec und St. Romain, die andre über Angerville und Montivilliers läuft, gegen Hâvre vor. Die eine Meile in Front von Hâvre gelegene Linie: Gaineville-Montivilliers war ſtark beſetzt. Das Erſcheinen von 25,000 Mann unter General Briand in Hâvre wurde hier beſtätigt.

Detachement Dohna, deſſen Zuſammenſetzung nicht angegeben iſt, marſchirte über Cleres und Omonville auf Dieppe und beſetzte daſſelbe, ohne Widerſtand zu finden. 1500 Gewehre wurden vernichtet, die im Schloß und in den Strandbatterieen vorgefundenen 27 Geſchütze vernagelt, die Telegraphen zerſtört.

Das Reſultat aller dieſer Operationen war die Unterwerfung eines weiten, nach Weſten zu gelegenen Landſtrichs auf beiden Ufern der Seine und dadurch der wenigſtens vorläufig geſicherte Beſitz von Rouen. Der Geſammtheit der Bewegungen zu folgen, wie ſie, bis zum 15. Dezember, einerſeits durch die vorgenannten fünf Detachements, andrerſeits durch die in Rouen verbliebenen Truppentheile der I. Armee ausgeführt wurden, müſſen wir uns verſagen; nur ſo viel, daß dieſe Bewegungen, unter dem Einfluſſe mehr oder minder bedrohlicher, von Amiens her eintreffender Nachrichten, bald auch wieder, ſtatt bis dahin vorwiegend weſtlich, in nördlicher und öſtlicher Richtung gingen. Wenigſtens partiell. Etwa um Mitte Dezember befand ſich die 16. Diviſion v. Barnekow in Dieppe, die 15. Diviſion v. Kummer auf der Linie La Feuillie-Forges, beide Diviſionen auf dem Marſche nach Amiens, während die drei Brigaden des I. Corps in Rouen, ſowie unmittelbar ſüdlich und nördlich deſſelben verblieben. Die Stellung aller Truppentheile der I. Armee war am 15. früh die folgende:

1½ Brigaden vom I. Corps in Rouen; ebendaſelbſt das Obercommando (General v. Manteuffel), das Generalcommando (General v. Bentheim) und die Corps-Artillerie;

1 Brigade des I. Corps unter Oberſt v. Maſſow zwiſchen Brionne und Elbeuf, ſüdlich der Seine;

½ Brigade des I. Corps und die Garde-Dragoner-Brigade zwiſchen Pavilly, Duclair und Yvetot, nördlich der Seine;

die 15. Diviſion v. Kummer auf der Linie la Feuillie-Forges, drittel Wegs zwiſchen Rouen und Amiens;

die 16. Diviſion v. Barnekow in Dieppe, ebenfalls auf dem Punkt ſich gegen Amiens zu wenden;

die 3. Brigade Memerty in Amiens (als Beſatzung daſelbſt zurückgeblieben); mit ihr die 3. Cavallerie-Diviſion und drei Batterieen. Alles unter dem Befehl des Generals Graf Groeben.

So die Stellung der I. Armee am 15. früh. Direktiven, die an dieſem Tage aus Verſailles eintrafen, brachten eine Concentration unſrer Streitkräfte bei Beauvais in Anregung, das, gleich weit von Paris, Rouen und Amiens entfernt, allerdings eine vorzügliche Operationsbaſis bildete und je nach Bedürfniß ein raſches Eingreifen an dem einen oder andern Punkt geſtattete.

An eben jenem 15. jedoch, ſicherlich aber am 16., erwies ſich Amiens ſo ausgeſprochnermaßen als der gefährdete Punkt, daß das eine kurze Zeit lang in Erwägung gezogene Vorgehen gegen Beauvais aufgegeben und zur Concentrirung aller auf dem Marſch befindlichen Streitkräfte der I. Armee (alſo der 15. und 16. Diviſion) bei Amiens geſchritten werden mußte.

Den Vorgängen, die dies erheiſchten, wenden wir uns im nächſten Capitel zu.

Die Retablirung der franzöſiſchen Nordarmee.

General Faidherbe übernimmt das Commando am 3. Dezember.

Ueberfall von Ham am 9. Dezember.

Die Bewegungen der franzöſiſchen Nordarmee und des preußiſchen VIII. Armee-Corps (einſchließlich der Brigade Memerty) vom 16. bis 22. Dezember.

General Farre, wie bereits auf S. 584 hervorgehoben, hatte am 28. November früh ſeine bei Amiens geſchlagene Armee in vier Colonnen nordwärts geführt, um dieſelbe, unter dem Schutze der feſten Punkte Doullens, Arras, Cambray, Peronne, neu zu formiren. Große Thätigkeit wurde entfaltet, die ſich inſonderheit auf Herſtellung einer guten Artillerie erſtreckte. Bis zum 3. Dezember war es General Farre, der — wiewohl nur interimiſtiſch ernannt — dieſer Neubildung ſeine Kräfte zuwandte; an genanntem Tage aber (3. Dezember) traf General Faidherbe, früher Befehlshaber am Senegal, zuletzt Kommandant der Diviſion von Conſtantine, bei der Nordarmee ein und übernahm die Führung derſelben. Wie gleich hier bemerkt werden mag, mit einer Geſchicklichkeit, die ſich bis zuletzt bewährte. Was Chanzy für die II. Loire-Armee war, war Faidherbe für die Nordarmee. Die durch General Farre eingeleitete Completirung der Streitkräfte ſetzte er mit Eifer fort, ſorgte für die Herbeiſchaffung neuer Batterieen, und verfügte, wenig mehr als zwei Wochen nach Uebernahme des Commandos, über eine Armee von wenigſtens 45,000 Mann und 66 Geſchützen. Dieſelbe war jetzt in zwei Armee-Corps getheilt und hatte folgende Zuſammenſetzung:

Das XXII. Corps (General Lecointe).

1. Diviſion General Derroja.
    1. Brigade, Oberſt Aynès.
    2. Brigade, Oberſt Moynier.

2. Diviſion General du Beſſol.
   1. Brigade (Name des Commandeurs nicht angegeben).
   2. Brigade, Oberſt Thomas.

Dazu 6 Batterieen. — Beide Diviſionen hatten eine ziemlich gleiche Zuſammenſetzung und beſtanden zumeiſt aus Marſch-Regimentern und Marſch-Jäger-Bataillonen; dazu einige Linien- und Mobilgarden-Bataillone.

Das XXIII. Corps (General Paulze d'Ivoy).

1. Diviſion General Moulac.
   1. Brigade, Capitain zur See Payen.
   2. Brigade, Fregattencapitain de la Grange.
2. Diviſion General Robin.
   1. Brigade, Oberſt Brusley.
   2. Brigade, Oberſt Amos.

Dazu 5 Batterieen. — Die Diviſion Moulac ſetzte ſich zu nicht unerheblichem Theile aus Marinetruppen, die Diviſion Robin dagegen aus Mobilgarden zuſammen, ſo daß das XXIII. Corps aus zwei Diviſionen von ſehr ungleichem Werth beſtand.

So die Formation der Nordarmee etwa am 20. Dezember. Aber ſchon ehe dieſe Neubildung beendigt war, hatte General Faidherbe, von dem Abmarſch unſrer I. Armee auf Rouen und Hâvre Nutzen ziehend, die Offenſive wiederum ergriffen und die 1. Diviſion ſeines XXII. Corps gegen die kleine Feſtung Ham dirigirt.

Ueberfall von Ham am 9. Dezember.

Mit drei Bataillonen und ſechs Geſchützen traf am 9. Abends die Tête ebengenannter Diviſion vor Ham ein. Hier befand ſich, ſeit dem 7., ein Theil der Feld-Eiſenbahn-Abtheilung Nr. 3, unter Bedeckung eines 50 Mann ſtarken, aus La Fère eingetroffenen Infanterie-Detachements vom 81. Regiment, und arbeitete an Herſtellung der Bahnſtrecke zwiſchen Laon und Amiens. Plötzlich von allen Seiten her überfallen und umzingelt (die Einwohnerſchaft hatte ſehr wahrſcheinlich die Hand mit im Spiele gehabt), erwies ſich die Aufnahme eines Kampfes in den Straßen der Stadt als eine Unmöglichkeit; wohl aber glückte es der Mehrzahl der Unſren ſich in die nahegelegne Citadelle zu werfen und hier einen Widerſtand zu verſuchen.*)

---

*) Nach einem andern Bericht waren von Anfang an die Mannſchaften in der Citadelle untergebracht worden, während die Offiziere und techniſchen Beamten in der Stadt wohnten. Hinſichtlich der Verpflegung der Leute war es nicht zu vermeiden geweſen, dieſelben bei den Bürgern ihre Mahlzeiten einnehmen zu laſſen, in der Art, daß die Hälfte derſelben vollſtändig bewaffnet die Citadelle verließ, um nach dem Eſſen wieder in dieſelbe zurückzukehren. Der Bericht fährt fort: »Am 9. Abends 6 Uhr, traten die Lieutenants Kreutringer, Bothe

Aber er war nur von kurzer Dauer. Die Schilderung der Vorgänge innerhalb der Citadelle entnehmen wir dem Briefe eines der in Gefangenſchaft gerathenen Eiſenbahnbeamten. »... Innerhalb des alten Schloſſes fanden wir etwa 60 unſrer Leute, unter Führung eines Feldwebels, vor. Sofort ſtellten wir uns an die Spitze, durchliefen das uns ganz unbekannte Gebäude, um die Vertheidigungsmittel kennen zu lernen, und ſtellten die Leute an ihre Poſten. Wir waren der Anſicht, daß nur Franctireurs uns überfallen hätten und glaubten, gegen dieſe die Citadelle bis zum nächſten Tage halten zu können, wo ſicher Unterſtützung eintreffen würde. Um das ſchwache Thor zu ſchützen, ließen wir mit dem wenigen vorhandenen Schanzzeuge eine Barrikade vorbauen, und nicht lange dauerte es, ſo ging das Feuern von allen Seiten los. Plötzlich auch ein Kanonenſchuß, der ſich dann mehrmals wiederholte, ohne uns indeſſen den geringſten Schaden zu thun. In einen feſten Eckthurm ließen wir die vorhandenen Lebensmittel, Lichte, Decken und Holz bringen. Bis 2 Uhr Nachts ging das ſo fort, ohne daß Jemand von uns verwundet wurde, während wir dem Feinde einigen Schaden zufügten. Es war zu dieſer Zeit Alles ruhig geworden, und wir glaubten bereits, daß die Feinde abgezogen ſeien. Da hieß es mit einem Male, Premier-Lieutenant Bürger habe von außen gerufen. Wir gingen nach dem Walle, um zu hören, was er wolle, da wir wohl annehmen durften, daß er von den Franzoſen als Gefangener vor die Citadelle gebracht ſei. Er überbrachte uns die Aufforderung des Commandirenden der franzöſiſchen Truppen, uns als Kriegsgefangene zu ergeben, da wir 6000 Mann Linie und Mobilen ſammt 12 Geſchützen gegen uns hätten. Wir handelten hin und her, Anfangs entſchloſſen, die Feſtung zu halten. Schließlich erkannten wir jedoch, daß bei dem Mangel an Geſchütz und Munition, bei der geringen Zahl der eingeſchloſſenen Mannſchaft, bei dem Mangel jeglicher

---

und Gronen, Letzterer vom 81. Regiment und Anführer des 50 Mann ſtarken von La Fère aus eingetroffenen Detachements, aus einem Cafe, in dem man plaudernd die Abendſtunde verbracht. Premier-Lieutenant Bürger, Lieutenant Grapow und Baumeiſter Bartels hatten kurz vorher ſchon das Local verlaſſen, während Baumeiſter Tobien und Bruhn in ihrem Quartier geblieben waren. Mit einem Mal von allen Seiten Franzoſen! Sie waren wohl unterrichtet und wußten genau, daß um 6 Uhr die Hälfte der Mannſchaften in die Stadt zum Eſſen ging. Es waren Mobilgarden, die wie aus der Erde geſtampft ſchienen. An Widerſtand war nicht zu denken und Alles ſuchte nach der Citadelle zu gelangen. Doch leider war dieſe bereits auf die erſten Schüſſe, die hin und wieder fielen, verſchloſſen worden; ſo blieb nichts übrig als ſich zu ergeben. Nur ſehr wenigen, den Lieutenants Bothe, Gronen und ſieben Mann gelang es zu entkommen. Die beiden Offiziere kamen nach ſchrecklichem, faſt 7ſtündigem Fußmarſch, früh 3 Uhr, in La Fère an. Vor der Stadt hatten ſich die Beiden auf freiem Felde getroffen, und zunächſt geſucht, den Eiſenbahndamm zu gewinnen. Sie fielen in Gräben und mußten mehrmals wieder umkehren, denn auch hier zeigten ſich die Mobilen. Gronen ging wohl eine Meile ohne Stiefel in tiefem Schnee. Dabei wurden alle Dörfer vermieden, deren es auf der drei Meilen langen Strecke eine ganze Anzahl gab.«

Apparate, um die ſchwache Pforte ſchnell zu befeſtigen, es zu einem unnützen Blutvergießen führen würde, wenn wir weiter kämpften. Wir ſchloſſen deshalb eine franzöſiſcherſeits durch Capitain Martin vom 9. Linien-Regiment, unſrerſeits durch Baumeiſter Tobien und Premier-Lieutenant Bürger unterzeichnete Capitulation, in welche auch die außerhalb der Feſtung gefangenen Mannſchaften und Offiziere eingeſchloſſen wurden und ließen um 6 Uhr Morgens die Franzoſen ein. Bald darauf nach der Gensd'armerie gebracht, fanden wir daſelbſt zu unſrer Freude alle Offiziere und Beamte, mit Ausnahme der Seconde-Lieutenants Bothe und Gronen vor.«

Der franzöſiſche Bericht, den General Faidherbe ſelbſt in ſeinem Buche: »Feldzug der franzöſiſchen Nordarmee« über die Wiedernahme von Ham giebt, mag hier, ergänzend, ebenfalls eine Stelle finden: »Die 1. Diviſion traf am 9. Dezember um 6 Uhr Abends vor Ham ein. General Lecointe, der damals noch die genannte Diviſion commandirte (erſt ſpäter übernahm er die Führung des ganzen XXII. Corps) erkannte ſofort, daß man dem Feinde keine Zeit zur Heranziehung von Verſtärkungen gönnen dürfe, vielmehr ſich des Schloſſes durch einen raſchen Handſtreich verſichern müſſe. In eben dieſem Schloſſe (Citadelle)*) hatte Louis Napoleon, nach

---

*) Die Citadelle von Ham hat in allem, was Fortification angeht, den Charakter einer mittelalterlichen Burg: Wall und Graben, eine Zugbrücke und zwei, drei Thürme. Die Baulichkeiten indeß, die den inneren Raum quadratiſch umſtehen, haben etwas durchaus Modernes: langgeſtreckte Backſteinhäuſer im allernüchternſten Kaſernenſtyl. Alles in der That gehört dem vorigen Jahrhundert an, mit alleiniger Ausnahme eines hohen, aus 14 Fuß dicken Mauern beſtehenden Donjon's, der ſchon 1470 vom Grafen Saint Pol erbaut wurde. Aus der neuren Geſchichte des Schloſſes nur das Folgende. Hier ſaßen die letzten Miniſter Karls X., darunter Polignac, von 1831—36 gefangen; hier war Louis Napoleon, nach Scheiterung ſeines Putſches von Boulogne, von 1840—46 internirt; hierher ſchickte er ſeinerſeits, kaum fünf und ein halb Jahr ſpäter (1851) die am Vorabende des Staatsſtreichs gefangen genommenen Generale: Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau. Das Intereſſanteſte, das die Citadelle aufweiſt, ſind ſelbſtverſtändlich die Zimmer, die der par excellence »Gefangene von Ham« ſeinerzeit bewohnte. Sie befinden ſich in einem dem Haupteingange gegenübergelegenen Hinterflügel und beſtehen aus im Ganzen ſechs Räumen: zwei Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Speiſezimmer, Küche. Für Raum und Bequemlichkeit, ebenſo für Geſundheitspflege war ausreichend geſorgt. Auf einem, eine Art Treppenſtufe des Walles bildenden Gartenſtreifen machte er ſeine täglichen Spaziergänge, hier pflanzte er Blumen, hier zog er Hecken, und ein in der Mitte der Gartenbeete ſtehender Taxusbaum war der bevorzugte Platz, unter dem er las und meditirte. Die Leute erzählen, er habe dieſen Baum ſelber gepflanzt; doch iſt dies unwahrſcheinlich; Taxus wächſt ſehr langſam, und der betreffende Baum iſt muthmaßlich älter als das Jahrhundert. Wie dieſe Gartenanlage gefällig iſt, ſo ſind es auch die Zimmer ſelbſt. Zweifenſtrig, zugänglich einem friſchen Strome von Luft und Licht, hell tapeziert, mit Schränken und Kaminen wohl ausgerüſtet, machen ſie trotz aller Unbill, die ſie inzwiſchen von Kurioſitätenkrämern aller Nationen erfahren haben, immer noch den Eindruck einer gewiſſen Gemüthlichkeit, einer Privatgelehrten-Wohnung. Seine Befreiung aus der Citadelle, die außerordentlich ſtreng bewacht war, bewerkſtelligte der Prinz mit Hülfe des Dr. Conneau, ſeines Mitgefangenen. Dieſer (Dr. Conneau) ließ dem Commandanten melden, daß die Decken-

Scheiterung ſeiner »Landung bei Boulogne« ſechs Jahre lang gefangen geſeſſen. General Lecointe disponirte dahin, daß drei Bataillons-Colonnen, jede von zwei Geſchützen unterſtützt, auf verſchiedenen Wegen die Stadt durchſchreiten und gegen die Citadelle vorgehn ſollten. Nach einer Aufforderung, der nicht entſprochen wurde, feuerten die Geſchütze mehreremale, ohne daß ein Ergebniß gewonnen worden wäre. Das Thor, an ſich ſchon dem Schuß ziemlich entzogen, war außerdem durch eine ſtarke Barrikade geſperrt. Nichtsdeſtoweniger erklärten ſich gegen zwei Uhr Morgens (am 10.) die Vertheidiger bereit, die Waffen zu ſtrecken.«

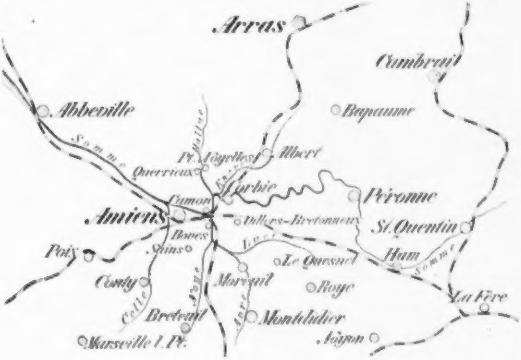
Die Nachricht von dem Ueberfall gelangte am 10. nach Amiens, an demſelben Tage, auf telegraphiſchem Wege nach Rouen, von wo aus General Graf Groeben, der, wie wir wiſſen, mit ſechs Bataillonen, zwei Cavallerie-Regimentern und drei Batterieen in Amiens ſtand, zum ſofortigen Einſchreiten gegen Ham aufgefordert wurde. Demzufolge ließ General Groeben am 10. Abends den Hauptmann Luckowitz mit 1 Bataillon, 1 Escadron und 4 Geſchützen gegen Ham vorgehn, um die Citadelle, falls ſich dieſelbe noch hielt, zu entſetzen. Aber abgeſehen davon, daß ſich eine ſolche Befreiung ohnehin nicht mehr ermöglicht hätte, gerieth das Detachement in Nähe von Ham auch in ein derartig heftiges Frontal- und Flankenfeuer, daß der Rückzug auf Amiens angetreten werden mußte.

Hierhin wandte ſich nunmehr auch der Feind. Am 14. brach er auf, am 16. hielt er vor Amiens. General Faidherbe ſelbſt, in ſeinem mehr-

---

reparatur, die man vorhabe, wohl im Arbeitszimmer des Prinzen, aber nicht in ſeinem Schlafzimmer vorgenommen werden könne. Der Prinz ſei bettlägerig krank. Dieſe Meldung wurde ohne Verdacht entgegengenommen und eine halbe Stunde ſpäter erſchien der Maurer und Stuccaturarbeiter Badinguet, um die Decke des einen Zimmers mit Stuck zu bewerfen. Badinguet war im Complott. In einem unbewachten Moment tauſchten der Prinz und der Maurer die Rollen, Badinguet ſchob ſich unter die Bettdecke, während Louis Napoleon die Kalkmulde auf der Schulter, eine kurze Thonpfeife im Munde, aus ſeinem Arbeitszimmer trat und erſt an dem Corridor-Doppelpoſten, dann unten an den Mannſchaften der Spezialwache vorbei, auf den Hof hinaustrat, um nun quer über den Hof weg auf das Portal und die Zugbrücke zuzuſchreiten. Alles ging gut. Nur im letzten Moment, als er lediglich noch den Poſten vorm Gewehr zu paſſiren hatte, ſchien das ſo klug Geſponnene ſcheitern zu ſollen. Der Poſten, der den wirklichen Badinguet zwei Stunden vorher ſcharf angeſehen haben mochte, fand ihn innerhalb ſo kurzer Zeit merkwürdig verändert, trat alſo an den vorgeblichen Badinguet heran, fixirte ihn ſcharf und fragte: vous avez fini déjà? Der Prinz, mit vieler Geiſtesgegenwart, ließ die Thonpfeife fallen, daß ſie zerbrach, bückte ſich, um die Bruchſtücke zu ſammeln, brummelte, immer zur Erde ſehend, allerhand vor ſich hin und gelangte ſo glücklich über die Zugbrücke ins Freie. Draußen harrte ſeiner bereits ein Wagen, der ihn nach St. Quentin und von dort über die belgiſche Grenze führte. Als der falſche Kranke endlich entdeckt wurde, war es zu ſpät. Dem Prinzen verblieb ſeitdem der Spitzname Badinguet, der namentlich ſpäter, während der Kaiſerzeit, in Schwung kam. Die Kaiſerin hieß: »La Badinguette«. Eines der witzigſten, aber auch gehäſſigſten Pariſer Straßenlieder, deſſen Strophen das kaiſerliche Paar verſpotten, führt denſelben Titel.

citirten Buche, ſchildert die Ereigniſſe dieſer Tage wie folgt: »Unſer Vormarſch vollzog ſich mit großer Ordnung und ohne Schwierigkeiten. Bei Annäherung an Amiens erfuhren wir aus ſichrer Quelle, daß die Bewegungen der feindlichen Armee gegen Hävre eingeſtellt ſeien, daß Dieppe geräumt wäre und Anſammlungen von Truppen in der Richtung auf Montdidier und Breteuil ſtattfänden. General Manteuffel gab alſo, für den Augenblick wenigſtens, ſeine Abſichten auf die Küſte auf, um zunächſt mit uns ins Reine zu kommen. Bei dieſer Lage der Dinge mußte all unſre Sorge dahin gerichtet ſein, eine gute Gefechtsſtellung auszuwählen, die hinlänglich Gelegenheit böte, einerſeits um in umliegenden Ortſchaften Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu finden, andrerſeits um Lebensmittel heranzuſchaffen. Eine ſolche Stellung bot ſich uns am rechten Ufer der Somme, wo ſich eine Reihe das linke Ufer beherrſchender Höhen hinzieht. Wir waren hier zudem, gegen Süden, durch Fluß und Canal und daran anſchließende Brüche gedeckt. Alle Brücken waren abgeworfen. Für die Aufſtellung zur Schlacht wählten wir eine Linie, die mit der Citadelle von Amiens etwa gleichlaufend war. Es iſt dies das Thal der Hallue, wo die Dörfer Daours, Buſſy, Querrieux, Pont-Noyelles, Bavelincourt, Béhencourt, Vadencourt und Contay gelegen ſind. Der größere Theil der Truppen ward in dieſe Dörfer einquartiert; die Uebrigen belegten, längs der Eiſenbahn hin, die Stadt Corbie (wo ſich auch das Hauptquartier befand) und die unmittelbar in der Nähe gelegenen Ortſchaften.« [S. auch die Karte des folgenden Capitels.]


Arras
Cambrai
Abbeville
Bapaume
Somme
Hallue
Pt. Noyelles
Albert
Querrieux
Ancre
Corbie
Camon
Péronne
Amiens
Villers-Bretonneux
St. Quentin
Boves
Luce
Poix
Sains
Le Quesnel
Ham
Somme
Conty
Moreuil
Roye
La Fère
Selle
Noye
Breteuil
Avre
Montdidier
Marseille l. Pt.
Noyon

So weit Faidherbe. Die Nachrichten, die er bei ſeinem Erſcheinen vor Amiens eingezogen, trafen im Weſentlichen das Richtige. Das VIII. Corps, wie auf S. 605 bereits hervorgehoben, war von Rouen und Dieppe her wieder im Anzuge und hatte

mit der Diviſion Kummer am 17. und 18. Dezember Breteuil und Montdidier,

mit der Diviſion Barnekow an eben denſelben Tagen (17. und 18.) die Gegend zwiſchen Neufchatel und Marſeille le Pont erreicht. Richtung auf Conty.

Amiens ſelbſt, am 16. vorübergehend geräumt, war am 18. durch ein ſtarkes Detachement unter General Mirus wiederbeſetzt worden.*) Es war wieder die 3. Brigade, Regimenter 4 und 44, die den Infanteriebeſtand dieſes Detachements bildete.

---

*) Die Räumung von Amiens war am 16. früh durch General Graf Groeben angeordnet und durchgeführt worden, die Wiederbeſetzung erfolgte durch General v. Mirus, »der — wie Graf Wartensleben in einer Anmerkung ſeines Buches »die Operationen der I. Armee unter General v. Manteuffel« erklärend hinzuſetzt — am 14. Dezember (alſo ſchon zwei Tage früher) zum Truppencommandeur in Amiens ernannt worden war.« Trotzdem ſcheint der Text des Wartenslebenſchen Buches die Anſicht zu rechtfertigen, daß die Räumung Amiens beim Obercommando der Armee gemißbilligt wurde. Es heißt wörtlich: »Am 16. Dezember gegen Abend erſchien im Hauptquartier zu Rouen der deutſche Präfect von Amiens mit einem Schreiben von General Groeben. Es ging daraus hervor, wie der General es nach ſeiner Auffaſſung der Situation für richtig erachtet hatte, nur die Citadelle mit einem halben Bataillon, den Feſtungsartilleriſten und Pionieren beſetzt zu behalten, mit allen übrigen Truppen aber am 16. früh von Amiens abzurücken, um ſich mit der 15. Diviſion v. Kummer bei Montdidier zu vereinigen. ... Die Eventualität eines vorübergehenden Aufgebens von Amiens war zwar in den dem General Groeben ertheilten Weiſungen in Erwägung gezogen worden, aus moraliſchen und politiſchen Gründen jedoch legte man beim Obercommando Werth auf eine möglichſt dauernde Feſthaltung der deutſchen Occupation daſelbſt. Amiens ſollte nicht um jeden Preis vertheidigt, die Truppe nicht für dieſen Zweck geopfert werden, andrerſeits wünſchte man den dortigen Beſitzſtand nicht ohne zwingende militairiſche Gründe alterirt zu ſehen. Ohne ſolche konnte das Abrücken ſämmtlicher Truppen aus Amiens nach Süden, wenigſtens in den Augen der Gegner, leicht den Anſchein einer etwa durch die allgemeinen Verhältniſſe gebotenen unfreiwilligen Räumung annehmen. Man weiß, wie geneigt die Franzoſen zu derartigen Combinationen waren und wie dann jeder oft unbedeutende Umſtand ſie erregte und moraliſch ſtärkte. Der Oberbefehlshaber hielt es daher für geboten, die hier augenblicklich eingetretene Sachlage ſogleich wieder in den bisherigen Stand der Dinge zurückzuführen. Noch am 16. Abends wurden zwei berittene Ordonnanzoffiziere mit Bedeckungscommando's von Rouen abgeſendet, der Eine ritt direct nach Breteuil (13 Meilen in der Luftlinie), der Andere fuhr auf der Eiſenbahn bis Forges und ritt dann nach Breteuil. Beide trafen hier, beinah gleichzeitig, am 17. Morgens 7½ Uhr beim General v. Kummer ein. Das dem Letztren von beiden Offizieren überbrachte gleichlautende Schreiben des Obercommando's enthielt folgende Anordnungen: »General Mirus ſolle unverzüglich zur Wiederbeſetzung von Amiens abmarſchiren.« — Dem General Graf Groeben fiel jetzt wieder das Commando ſeiner Cavallerie-Diviſion zu.«

Am 19. war die Stellung unſrer in und bei Amiens verſammelten Streitkräfte die folgende:

das VIII. Armee-Corps, ſüdlich der Stadt, in dem Viereck Conty-Moreuil-Montdidier-Breteuil;

die 3. Cavallerie-Diviſion unter General Graf Groeben, ebenfalls ſüdlich der Stadt, bei Quesnel;

das Detachement Mirus in Amiens ſelbſt.

Am 20., durch eine Bewegung gegen Norden, näherte ſich das VIII. Armee-Corps der Somme; die 15. Diviſion rückte an die Luce, die 16. Diviſion ging mit der 31. Brigade bis Sains und Boves, mit der 32. bis Amiens.

Der 21. führte zu einer immer engeren Concentrirung unſrer Streitkräfte; am 22. ſtanden dieſelben maſſirt wie folgt:

Detachement Mirus in Amiens;

16. Diviſion ebenfalls in Amiens, oder unmittelbar ſüdlich davon;

15. Diviſion in Camon (hinter ihr die Corps-Artillerie);

8. Jäger-Bataillon und die 3. Cavallerie-Diviſion zwiſchen Villers-Bretonneux und Corbie.

So die Stellung unſrer I. Armee, ſoweit ſie bei Amiens verſammelt war, am 22. Abends.

Ihr gegenüber, nur durch die Somme von uns getrennt, hielt Faidherbe auf den Höhenzügen an der Hallue.

Hier griffen wir ihn am folgenden Tage (23.) an, und ſchlugen die zweite Schlacht bei Amiens.

Die zweite Schlacht von Amiens.

(Treffen an der Hallue.)

23. Dezember.

Wir ſchloſſen unſer voriges Capitel mit Angabe der Stellung, die ſeitens unſrer I. Armee, ſoweit ſie bei Amiens verſammelt war, am 22. Dezember eingenommen wurde. An eben dieſem Tage fand eine Berathung ſtatt, ob und wie der Feind in ſeiner Poſition jenſeits der Somme anzugreifen ſei. Der Oberbefehlshaber General v. Manteuffel hatte zu dieſer Berathung die Generale v. Goeben und v. Sperling (Generalſtabschef der I. Armee) ſo wie den Oberſten Grafen Wartensleben berufen.

Bei dem fortdauernd paſſiven Verhalten des Feindes hätte ſich unter anderen Umſtänden die I. Armee mit defenſiver Feſthaltung der Stellung von Amiens begnügen können, deren Zugang bei der Beſchaffenheit der Somme und wegen der von uns beſetzten Citadelle überaus ſchwierig war. Sehr gewichtige Gründe ſprachen aber gegen ein ſolches Verfahren. Einmal legte der Oberbefehlshaber großes Gewicht auf das moraliſche Element. Ein mehrtägiges unthätiges Verharren, die Duldung einer feindlichen Armee in unmittelbarer Nähe einer ſo wichtigen Stadt wie Amiens, konnte bei der damaligen allgemeinen Lage nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des feindlichen Landes bleiben und mußte das Siegesgefühl der eignen Armee herabſtimmen. Außerdem drängte die Rückſicht auf Rouen, das man, ſammt ſeiner Umgebung, dem Schutze einer einzigen Diviſion *) hatte überlaſſen müſſen, zu einer raſchen Entſcheidung.

*) In und bei Rouen hatte der Oberbefehlshaber nur die 1. und 4. Brigade, alſo die Regimenter 1 und 41, 5 und 45, außerdem das 1. Jäger-Bataillon, die Corps-Artillerie des I. Armee-Corps und etwas Cavallerie zurückgelaſſen. Die 3. Brigade Memerty war, wie wir wiſſen, am 1. Dezember, beim Vormarſch der ganzen I. Armee gegen Rouen, als Beſatzung von Amiens zurückgeblieben. [Die 2. Brigade, bis dahin ebenfalls in Rouen, hatte, behufs Theilnahme an der zu ſchlagenden Schlacht, Weiſung erhalten, ſich per Eiſenbahn nach Amiens zu dirigiren, traf aber nur mit dem 3. Regiment rechtzeitig genug ein, um noch mit eingreifen zu können.]

Man entſchied ſich alſo für die Offenſive. Aber es gab verſchiedene Wege ſie zu ergreifen. Ein Angriff von Süden her über das ſchwer zu paſſirende Somme-Thal ſchien kaum angängig; Rechtsabmarſch auf Peronne zu, um dann, unter Linkseinſchwenkung, von Oſten her den Rücken des Feindes zu gewinnen, wurde, trotz mancher Vortheile, die ſich daraus ergeben mußten (man hätte ſich beiſpielsweiſe durch das im Anmarſch begriffene Detachement Senden, Regimenter 19 und 81 verſtärken können), ebenfalls verworfen; ſo blieb denn nur ein dritter Weg: Paſſirung der Somme, nicht im Angeſicht des Feindes, ſondern weiter flußabwärts auf der Strecke Amiens-Camon, Rechtseinſchwenkung, und Angriff der Hallue-Linie von Weſten her.

Hierfür entſchied ſich die Berathung und wurde für den 23. im Weſentlichen wie folgt disponirt:

Das VIII. Armee-Corps nebſt der 3. Cavallerie-Diviſion beginnt den Vormarſch morgen früh 8 Uhr. Die nöthige Zahl von Brücken, zur Ueberſchreitung der Somme oberhalb und unterhalb der Stadt, iſt herzuſtellen. Nach Paſſirung des Fluſſes werden die auf die Hallue zu führenden drei Straßen: Amiens-Daours, Amiens-Querrieux und Amiens-Allonville-Contay eingeſchlagen. Die 15. Diviſion (rechter Flügel) richtet ſich mit einer Brigade gegen die Strecke Daours-Querrieux, mit der andern Brigade gegen die Strecke Querrieux-Frechencourt; die 16. Diviſion (linker Flügel) dirigirt ſich gegen den Abſchnitt Frechencourt-Contay und ſucht des Feindes rechte Flanke zu gewinnen.

In Reſerve verbleiben:

die den Hauptbeſtandtheil des Detachements Mirus bildende 3. Brigade Memerty (Regimenter 4 und 44);
das Regiment Nr. 3, Oberſt v. Legat;
das Ulanen-Regiment Nr. 5;
zwei Batterieen.

Von dieſer Reſerve nimmt das Regiment Nr. 3 und eine Batterie Aufſtellung am rechten Flügel bei Lamotte Brebière, während im Centrum die 3. Brigade Memerty, das Ulanen-Regiment und eine Batterie bis halben Wegs zwiſchen Amiens und Querrieux, und zwar bis zur Ferme Les Alencons*) (unmittelbar ſüdlich des Bois d'Allonville) vorrücken.

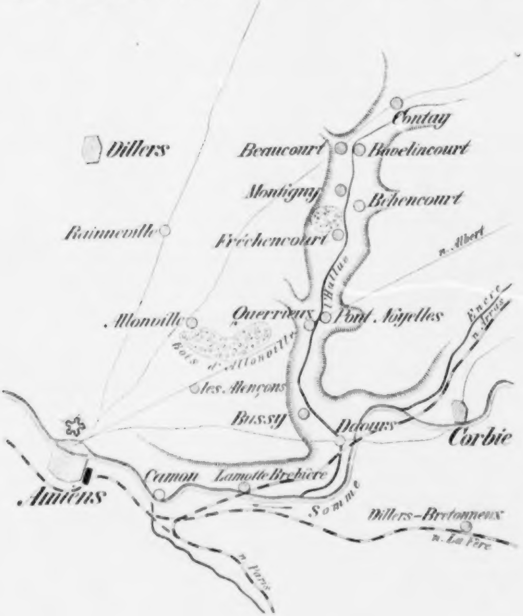
Im Einklang mit dieſen Dispoſitionen wurde verfahren. Am 23. früh, bei 8 Grad Kälte und klarem windſtillen Wetter, brachen die Diviſionen auf, überſchritten in und neben der Stadt die Somme, ſchlugen die in öſtlicher und nordöſtlicher Richtung auf die Hallue zu führenden Straßen ein und hielten — während die Reſerven von Amiens aus folgten — etwa um 11 Uhr angeſichts der feindlichen Stellung.

---

*) Wir geben dieſen und viele andre Namen ſo, wie wir ſie auf unſrer in Amiens ſelbſt gekauften Spezialkarte vorfinden, davon ausgehend, daß man an Ort und Stelle die Namen am beſten kennen muß. Freilich trügt auch das gelegentlich. Oberſt Graf Wartensleben ſchreibt in ſeinem Buche: les Allenbons und Camons (ſtatt Camon). Es iſt ſehr ſchwer hier wie andren Orts feſtzuſtellen, welche Schreibweiſe die richtige iſt.

Die feindliche Stellung.

Das Terrain, ſoweit es für die Schlacht vom 23. Dezember in Betracht kommt, haben wir uns als ein drei Meilen breites zwiſchen Amiens und Albert gelegenes Plateau vorzuſtellen, das — im Süden durch die Somme begrenzt — durch einen rechtwinklig in dieſen Fluß einmündenden Waſſerlauf (die Hallue) in zwei Hälften, eine weſtliche und eine öſtliche ge-


Contay
Villers
Beaucourt
Bavelincourt
Montigny
Behencourt
Rainneville
Fréchencourt
n. Albert
l'Hallue
Allonville
Querrieux
Pont Noyelles
Encre
n. Arras
Bois d'Allonville
les Alençons
Bussy
Daours
Corbie
Amiens
Camon
Lamotte Brebière
Somme
Villers-Bretonneux
n. La Fère
n. Paris

theilt wird. Den nach der Hallue zu abfallenden Rand der öſtlichen Plateauhälfte hatte der Feind inne; wir unſrerſeits überſchritten in den Stunden von 8 bis 11 die weſtliche Hälfte, erreichten den Rand des dieſſeitigen Plateaus und hielten nunmehr der Nordarmee Faidherbe's gegenüber. Zwiſchen uns und ihm nur eine tiefe Thalmulde, darin der Waſſerlauf der Hallue und zu beiden Seiten dieſes Flüßchens eine Anzahl von Dörfern: Daours, Querrieux-Pont-Noyelles, Frechencourt, Bavelincourt, Contay. Im Ganzen eine Strecke von anderthalb Meilen. Das Terrain dem von Wörth (der Sauer-Bach zwiſchen hüben und drüben) ſehr ähnlich.

Der Feind hatte von den vier Diviſionen ſeiner zwei Corps (XXII. und XXIII.) drei in Front, eine in Reſerve:

die Diviſion Derroja (1. des XXII. Corps) ſtand bei Contay,
die Diviſion du Beſſol (2. deſſelben Corps) zwiſchen Frechencourt
 und Pont-Noyelles,
die Diviſion Moulac (1. des XXIII. Corps) zwiſchen Pont-Noyelles
 und Daours.

Die verbleibende 2. Diviſion letztgenannten Corps, die Diviſion Robin, meiſt aus Mobil- und National-Garden zuſammengeſetzt, ſtand in Reſerve bei Albert und deckte die nach Arras führende Eiſenbahn. Alle drei in Front ſtehenden Diviſionen wurden angegriffen, wodurch ſich die zweite Schlacht von Amiens in einen Kampf im Centrum, wie am rechten und linken Flügel gliederte.

Am rechten Flügel (Daours) von 11 bis 4½.

Bald nach 11 Uhr ſchritt die 15. Diviſion v. Kummer, der zunächſt das Terrain zwiſchen Querrieux und Daours als Actionsfeld zugewieſen war, zum Angriff. Die 29. Brigade, Regimenter 33 und 65, nahm die Tête und in breiter Front vorgehend, wurden nach links hin Querrieux und Pont-Noyelles (eigentlich Centrumspunkte) nach rechts hin Buſſy genommen. In Pont-Noyelles glückte es, trotz ſeiner Lage jenſeits der Hallue, ſich zu behaupten; Daours hingegen, dieſen eigentlichen Rechten-Flügelpunkt, in unſren Beſitz zu bringen, wollte nicht gelingen. Wenigſtens nicht zunächſt. In dies ſorgfältig verſchanzte, von Mobilgarden, Linientruppen und Matroſen mit großer Tapferkeit vertheidigte Dorf, zog der Feind immer neue Kräfte hinein, die zu werfen wir ſelbſt dann noch zu ſchwach waren, als das vom jenſeitigen Somme-Ufer her eintreffende 8. Jäger-Bataillon mit eingriff.

Oberſt v. Witzendorf, Generalſtabschef des VIII. Armee-Corps, brachte um 1 Uhr die Meldung vom Stande des Gefechts bei Daours und bat um Unterſtützung, die ihm ſeitens des Oberbefehlshabers ſofort gewährt wurde. Major v. Lewinski*) wurde beauftragt das, wie auf S. 615 bereits hervorgehoben, bei Lamotte Brebière in Reſerve ſtehende Regiment Nr. 3 und eine Batterie, gegen Daours vorzuführen. Um 3 Uhr war das Dorf erreicht. Major v. Lewinski nahm zunächſt ſeine Geſchütze vor und zwang in kurzer Zeit die feindliche Artillerie, die bei dieſem Kampfe große Verluſte an Pferden und Mannſchaften hatte, zum Abzug.**) Bald darauf (zwiſchen 3 und 4) nahmen die an dieſer Stelle fechtenden Bataillone der 29. Brigade Daours mit Sturm, ohne daß das Regiment Nr. 3 einen andren, als einen moraliſchen Beiſtand geleiſtet hätte.

Daours war nun unſer. Da indeſſen die öſtliche Dorfliſière durch Kugeln großen Kalibers aus den weittragenden amerikaniſchen und Tabatière-gewehren conſtant beläſtigt wurde, ſo beſchloß Major v. Lewinski zwei Bataillone 3. Regiments über Daours hinaus vorzuführen. Die feindliche Stellung auf dem unmittelbar hinter dem Dorfe hoch aufſteigenden öſtlichen Thalrand war aber zu ſtark. Man überzeugte ſich bald von der Unmöglichkeit, hier ohne große Opfer weiter vorzudringen. So begnügte man ſich das Dorf zu halten.

---

*) Major v. Lewinski war Ober-Quartiermeiſter der I. Armee. Er übernahm hier die Führung des Detachements, da der deſignirte Commandeur deſſelben, Oberſt v. Legat (vom Regiment Nr. 3), von Rouen her noch nicht eingetroffen war.

**) Der Feind, nach Angabe Faidherbe's, hatte hier zwei Batterieen im Feuer, erſt eine 12pfündige Marine-Batterie, dann die Batterie Dupuich der mobilen Bürgerwehr des Departements du Nord. Wir finden im »Feldzug der franzöſiſchen Nordarmee« folgende intereſſante Mittheilungen über dieſe Batterie. »Im Monat September 1870 wurde zu Arras eine Batterie mobiler Bürgerwehr mit Pferden und einigen Führern des in dieſer Stadt ſtehenden Genie-Regimentes errichtet. Die Mannſchaft dieſer Batterie waren junge Leute von Arras und Boulogne. Sie hatte Anfangs als Offiziere die Lieutenants Belvalette aus Boulogne und Delattre aus Arras. Da das Genie-Regiment ſeine Pferde zurück nehmen mußte, kamen die bürgerlichen Behörden für den Erſatz auf. Dupuich wurde zum Hauptmann und Commandeur der Batterie, Delattre zum erſten Lieutenant ernannt. Dieſe Batterie hatte weder einen Schuß gethan, auch nicht nach der Scheibe, noch eine gefechtliche Bewegung eingeübt, als ſie am 17. Dezember dem XXIII. Armee-Corps einverleibt wurde, und mit der Theilnahme an der Schlacht von Pont-Novelles, am 23. Dezember, ihr Probeſtück ablegte. Angeſichts einer Gruppe preußiſcher Batterieen, die eben auf demſelben Flecke eine ausgezeichnete 12pfündige Batterie der Marine zum Schweigen gebracht hatten. Obgleich die Batterie der mobilen Bürgerwehr in kürzeſter Zeit drei Protzen und einen Pulverwagen einbüßte, ihr auch mehrere Pferde getödtet wurden, ſetzte ſie doch keinen Augenblick ihr Feuer aus. Sie ſchoß wacker mit Kartätſchen auf eine vorgehende preußiſche Colonne. Nachdem dieſe abgewieſen war, ward die Batterie in eine andere Stellung gezogen, wo ſie bis zu Ende der Schlacht blieb.« [Wir fügen gleich hier, nach derſelben Quelle, hinzu, daß dieſelbe Batterie ſich auch bei Bapaume und St. Quentin auszeichnete. In letztrer Schlacht wurde ſie durch Lieutenant Belvalette geführt, nachdem Capitain Dupuich am 10. Januar durch eine preußiſche Huſarenpatrouille gefangen genommen war.]

Im Centrum (Querrieux-Pont-Noyelles) von 11 bis 4½.

Der linke Flügel der, wie bereits hervorgehoben, in breiter Front avancirenden 29. Brigade, hatte ſich bis Querrieux ausgedehnt, das Dorf beſetzt und war dann ſofort zum Angriff gegen das gegenübergelegene, nur durch den ſchmalen Waſſerlauf der Hallue von ihm getrennte Pont-Noyelles vorgegangen. Nach lebhaftem Gefecht war das Dorf genommen worden. Von hier aus indeſſen weiter vorzudringen, um eine baſtionsartige Waldhöhe, die ſich von Pont-Noyelles aus bis in Höhe von Frechencourt zieht, durch Frontal-Angriff zu nehmen, verbot ſich mit Rückſicht auf die außerordentliche Stärke der feindlichen Stellung. Wohl aber glaubte General v. Kummer durch eine Linksſchiebung jene baſtionsartige Waldhöhe umfaſſen und dadurch die Erſtürmung derſelben vorbereiten zu können. Er zog zu dem Behufe die bis dahin in Reſerve gehaltene 30. Brigade (v. Strubberg) heran, behielt zwei Bataillone derſelben zur Beſetzung von Querrieux, beziehungsweiſe zur Unterſtützung von Pont-Noyelles zurück und gab dem General v. Strubberg Befehl, mit den verbleibenden vier Bataillonen nach Frechencourt abzurücken. Der Feind war eben im Begriff, mit Maſſen herabzuſteigen. Es gelang indeſſen unſrerſeits die öſtliche Liſière des Dorfes vor ihm zu erreichen und alle Angriffe ſiegreich abzuweiſen. Nicht aber glückte die Offenſive, zu der wir nunmehr übergingen. Die baſtionsartige Waldhöhe erwies ſich auch an dieſer Stelle unangreifbar. Sie war mit dichten Schützengräben und Geſchützemplacements umgeben; ſteile Bergabſätze erſchwerten das Vorgehn. Nach einem kurzen aber vergeblichen Verſuch mußte davon Abſtand genommen werden.

Am linken Flügel (Montigny, Beaucourt, Behencourt) von 11 bis 4½.

Während dieſer Vorgänge auf dem rechten Flügel und im Centrum hatte ſich die 16. Diviſion auf General Goeben's Befehl über Rainneville gegen Beaucourt gewandt. Die feindlichen Vortruppen wichen auch hier überall; der Hallue-Abſchnitt wurde erreicht und die an dieſer Stelle dieſſeits und jenſeits des Baches gelegenen Ortſchaften fielen in unſre Hände. Es waren Montigny, Beaucourt, Behencourt. Die Höhen hinter Behencourt aber erwieſen ſich nicht minder ſtark beſetzt und ebenſo ſchwer angreifbar als die der 15. Diviſion gegenüberliegende Waldhöhe zwiſchen Pont-Noyelles und Frechencourt. Nicht nur konnte die feindliche Linie nicht umgangen werden, wir mußten vielmehr unſrerſeits fürchten, ſeitens des Gegners von Contay her überflügelt zu werden.

Um 4½ Uhr Nachmittags.

Um 4½ war die Situation die folgende. Das VIII. Armee-Corps hatte, nach theils ſehr harten und blutigen Kämpfen, die ganze Strecke zwiſchen Daours und Beaucourt im Beſitz. Dagegen waren alle Offenſivſtöße gegen die jenſeitigen Höhen mißglückt und hatten weder bei Daours, noch bei Pont-Noyelles-Frechencourt, noch bei Behencourt zu irgend welchem Reſultate geführt. Die erwartete Flankenwirkung der 16. Diviſion war ausgeblieben, und es handelte ſich für uns um die Frage, ob es möglich ſein werde, den Hallue-Abſchnitt gegen feindliche Uebermacht zu behaupten. Dies war und blieb von der jetzt beginnenden Abenddämmerung an unſre Aufgabe. Um dieſe Zeit ließen nämlich Bewegungen beim Feinde auf die Abſicht eines Vorſtoßes ſeinerſeits ſchließen. In Folge deſſen erhielt General v. Mirus Befehl, mit der Reſerve (Brigade Memerty) in die Terrainmulde bei der Windmühle von Querrieux vorzurücken. Der Feind hatte jetzt ſämmtliche von uns beſetzte Ortſchaften an der Hallue in Brand geſchoſſen. Eine lange Linie brennender Dörfer warf ihren Feuerſchein auf die preußiſchen Stellungen und zeigte der gut zielenden feindlichen Artillerie ihre Objecte, während unſrem Auge die feindlichen Maſſen durch das zunehmende Abenddunkel verhüllt waren.

Die feindliche Offenſive um 5 Uhr.

Gegen 5 Uhr, bei völlig eingetretener Dunkelheit, erfolgte ein Vorſtoß des Feindes auf der ganzen Linie, angekündigt durch die ſchon aus früheren Schlachten bekannten Hornſignale und vom franzöſiſchen Angriffsſchrei begleitet.

Zuerſt ging eine ſtarke Colonne zwiſchen Daours und Querrieux vor, um den Uebergang über die Hallue zu verſuchen und die Verbindung zwiſchen beiden Orten zu unterbrechen. Es war ein kritiſcher Moment. Der Oberbefehlshaber dirigirte ſofort aus der bei Querrieux'eingetroffenen Reſerve, Regimenter 4 und 44, das 1. Bataillon 4. Regiments in die Front und warf es dem Feinde entgegen, der durch Schnellfeuer in ſeinem Vordringen aufgehalten wurde. Er hatte dabei große Verluſte. Dieſſeitig fiel der Führer des obengenannten Bataillons, Hauptmann Grumbrecht, in unmittelbarer Nähe der commandirenden Generale. Sonſt verloren wir nur 6 Verwundete.

In Daours ſchlugen die das Dorf beſetzt haltenden Abtheilungen 3. Regiments, des 8. Jäger-Bataillons und der 29. Brigade den ſehr entſchloſſenen Angriff der Franzoſen, die bis auf 30 Schritt an die Dorfliſière vordrangen, zurück. Der Feind hatte hier erhebliche Verluſte, beſonders durch das Feuer des 8. Jäger-Bataillons, welches letztre in der öſtlichen Häuſerreihe eingeniſtet war.

In Pont-Noyelles kam es zum heftigſten Zuſammenſtoß. Nachdem ſich die ſeit 12 Uhr Mittag hier im Feuergefecht ſtehenden Bataillone der 29. Brigade verſchoſſen hatten, dirigirte General v. Manteuffel zwei andre Bataillone der Reſerve vor, um die Dorfliſière während der Dauer der Munitionsergänzung zu beſetzen.

In *Frechencourt* ſchlug General v. Strubberg den gleichzeitigen feindlichen Angriff entſchieden ab.

In *Montigny* und *Beaucourt* behauptete die 16. Diviſion ihre Stellungen (es ſcheint alſo, daß Behencourt verloren ging oder geräumt wurde) und wies einen überflügelnden Angriff des Feindes aus der Richtung von Contay zurück.

So war, um etwa 6 Uhr, die gegneriſche Offenſive auf allen Punkten geſcheitert. Ein neuer Angriff war nicht zu erwarten, weshalb General v. Manteuffel anordnete, daß das VIII. Armee-Corps den Hallue-Abſchnitt von Daours bis Beaucourt beſetzt halten und die Dörfer zu hartnäckiger Vertheidigung einrichten ſolle. In Daours verblieb noch das Regiment Nr. 3. Dagegen wurde die eigentliche Reſerve unter General v. Mirus nach Allonville zurückgenommen. Es glückte durch dieſe Anordnungen die große Mehrzahl unſrer Truppen unter Dach und Fach zu bringen, während der unſres Angriffs gewärtige Feind, in ſeiner an Ortſchaften armen Höhenſtellung, faſt ausſchließlich aufs Bivouakiren angewieſen war.

Nach der Schlacht.

Der Feind bivouakirte »nachdem — wie General Faidherbe ſelbſt ſchreibt — die Mannſchaften dahin verſtändigt worden waren, daß es im Kriege als Beweis des Sieges gelte, wenn der während des Kampfes behauptete Schlachtengrund, auch noch *nach* dem Kampfe feſtgehalten werde«. Faidherbe fügt hinzu: »Das Bivouac wurde alſo auf derſelben Berghöhe bezogen, die wir den Tag über vertheidigt hatten. Es herrſchte tiefe Finſterniß, dazu eine Kälte von 8 Grad; Holz, um Feuer zu machen, war nicht da oder zu entfernt, um es herbeizuſchaffen; dazu gefrornes Brod die einzige Nahrung. Dieſe ſchwere Prüfung nahmen die Leute mit einer Geduld und Hingebung hin, die man nicht genug bewundern kann, und die unſren jungen Soldaten, ebenſo wie ihr Muth im feindlichen Feuer, zur Ehre gereichte.«

So Faidherbe. Aber nicht um vieles beſſer, trotzdem wir, wie ſchon hervorgehoben, die Dörfer inne hatten, erging es den Unſrigen. Die Verhältniſſe lagen zum Theil ſo, daß die unter Dach und Fach Gebrachten ihrer Quartiere nicht froh werden konnten. In Daours gaben die 8. Jäger die Innenräume des mit Verwundeten und Sterbenden überfüllten Schloſſes freiwillig auf und legten ſich auf die Straße »zugedeckt mit dem Sternenhimmel«. Ebenſo in Frechencourt. Man quartierte ſich aus dem Schloß (einem Herrn v. Pajol gehörig) in den Schloßhof, zündete Feuer an und ſaß eingemummt und eingewickelt im Kreis umher. Einer ſchrieb zwei Tage ſpäter von Amiens aus: »Es war eine traurig unvergeßliche Nacht, dieſe Nacht vom 23. auf den 24., bitterkalt; wir ſelbſt aber müde zum Umfallen und hungrig. Stroh und ein abgeriſſener Zaun brannten hell auf; wir ſaßen faſt inmitten der Flammen und röſteten an unſren Säbeln einzelne Stücke altes Brod. Drüben lag der Waldberg, den zu ſtürmen wir umſonſt verſucht hatten; dann und wann ein Schuß, eine Granate ſauſte herüber. Aber wir achteten ihrer nicht. So kam der 24., der »heilige Abend«.

Die Verluſte, die die I. Armee in der zweiten Schlacht bei Amiens erfahren, ſtellten ſich wie folgt:

VIII. Armee-Corps	37 Offiziere,	897 Mann,
I. Armee-Corps (Reſerve)	1 Offizier,	20 Mann.
	38 Offiziere,	917 Mann.

Auffallend gering war die Zahl der Todten; ſie betrug 5 Offiziere und 80 Mann.

Ueber die Verluſte des Feindes weichen die Angaben von einander ab. Faidherbe giebt an:

Todt . . .	5 Offiziere	und	136 Mann,
Verwundet	45 Offiziere	und	860 Mann,
Gefangen .	—	»	200 Mann.
	50 Offiziere	und	1196 Mann.

Dagegen finden wir in dem Wartenslebenſchen Buche die Bemerkung: »Beim Aufräumen des Schlachtfeldes wurden allein 261 franzöſiſche Soldaten begraben.« Alſo faſt die doppelte Zahl an Todten. Das eben citirte Buch fügt hinzu: »An unverwundeten Gefangenen verlor der Feind 20 Offiziere und 1100 Mann, worunter ein Oberſtlieutenant, ein Marine-Capitain und mehr als 400 Mann Linien- und Marinetruppen.«

Die Trophäen des Tages beſchränkten ſich auf eine Fahne, die ſeitens des Regiments Nr. 70 bei Wegnahme von Beaucourt erobert wurde. Vorübergehend fielen auch zwei feindliche Geſchütze in die Hände des Regiments Nr. 33 (Oberſt v. Henning), als daſſelbe um 3 Uhr Nachmittags mit ſechs Compagnieen über Pont-Noyelles hinaus dem weichenden Feinde auf die Höhen nachſtürmte. Da aber feindliche Maſſen, von der Höhe herab, zum Angriffe vorgingen, mußten die Geſchütze ſtehen bleiben.

Wenige Trophäen hatte uns der zweite Tag von Amiens gebracht; nichtsdeſtoweniger hatte er die Bedeutung eines vollen Sieges. Mit dem

Kampfe an der Hallue war unſrerſeits in erſter Reihe die Sicherung des Beſitzes von Amiens, demnächſt aber die Delogirung der feindlichen Armee aus der unmittelbaren Nähe dieſes für uns wichtigen Punktes bezweckt worden. Beides war erreicht. Am 24. Nachmittags trat der Feind ſeinen Rückzug an; am 25. war die Höhenſtellung zwiſchen Daours und Frechencourt geräumt. Von einer Verfolgung, bei dem Vorſprung den der Gegner gewonnen hatte, wurde dieſſeitig Abſtand genommen. Der Rückzug, der wiederum nordwärts ging, vollzog ſich in guter Ordnung, wie denn auch die Haltung des feindlichen Heeres während der Schlacht eine tadelloſe geweſen war. Was Faidherbe gewollt hatte, war, wie wir nur wiederholen können, *nicht* erreicht worden, aber dieſer Mißerfolg, der für uns die Bedeutung eines Sieges hatte, bedeutete keine Niederlage des Gegners, wenn darunter eine mehr oder minder zu Tage tretende taktiſche Auflöſung verſtanden werden ſoll.

Der Feind nahm Stellung hinter der Scarpe, den rechten Flügel an Arras, den linken an Douai gelehnt. In Front dieſer Stellung (bei Bapaume) werden wir ihm, nach Ablauf einer Woche, abermals begegnen. Zunächſt aber wenden wir uns einem neuen, weitergelegenen Theil des Kriegsſchauplatzes zu, und mit ihm den Vorgängen zwiſchen Belfort, Beſançon und Dijon.

Dijon

bis zum 24. Dezember.

Das XIV. Corps (v. Werder) von Straßburg bis Dijon.

27. September bis 30. October.

Von Süden und Norden her — wie wir in den voraufgehenden Abſchnitten zu ſchildern verſuchten — hatten ſich die zur Levée en masse ſchreitenden, von Woche zu Woche in ihrem Widerſtand und Kriegseifer erſtarkenden Provinzen befliſſen gezeigt, die Hauptſtadt zu entſetzen. Während aber die Orleans- und Amiens-Schlachten, ſüdlich und nördlich von Paris und zwar in immerhin verhältnißmäßiger Nähe deſſelben geſchlagen wurden, war es noch an einem dritten, ſüdöſtlich in Entfernung von 40 Meilen gelegenen Punkte zu anhaltenden, und zum Theil erbitterten Kämpfen gekommen, im Flußgebiete der Saône und des Doubs. Es waren dies die Kämpfe des XIV. (v. Werderſchen) Corps, deſſen Aufgabe — urſprünglich nur darauf gerichtet, die linke Flanke unſrer rückwärtigen Verbindungen zu decken — bald dahin abgeändert wurde, die ſich vorbereitenden Streitkräfte des mittleren und ſüdlichen Frankreichs in ihrer Organiſation zu hindern, beziehungsweiſe ſie zu bekämpfen. Wir treten nun in eine Darſtellung der betreffenden Ereigniſſe ein.

Durch die Capitulation von Straßburg (27. September) waren die Truppen, die die Belagerung geführt hatten, frei geworden. Der größere Theil derſelben wurde zu einem neuen Armee-Corps, dem XIV., formirt und erhielt die Beſtimmung, in der Richtung auf Troyes und Chatillon ſur Seine, den Vormarſch durch die Departements Vosges, Haute Marne und Aube anzutreten. Das neugebildete Corps hatte folgende Zuſammenſetzung:

XIV. Armee-Corps, General der Infanterie v. Werder.[*])

Chef des Generalſtabes: Oberſtlieutenant v. Leszczynski.

1. badiſche Infanterie-Brigade, Prinz Wilhelm von Baden.
   1. (Leib-) Grenadier-Regiment, Oberſt Freiherr v. Wechmar.
   2. Grenadier-Regiment, Oberſt v. Renz.

---

[*]) Unter dem General v. Werder befehligte Generallieutenant v. Glümer, zu Beginn des Krieges Commandeur der 13. Diviſion, die badiſchen Truppen des XIV. Corps.

2. badiſche Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Degenfeld
  3. Infanterie-Regiment, Oberſt Müller.
  4. Infanterie-Regiment, Oberſt Bayer.
3. badiſche Infanterie-Brigade, Generalmajor Keller.
  5. Infanterie-Regiment, Oberſt Sachs.
  6. Infanterie-Regiment, Oberſt Bauer.
Combinirte preußiſche Infanterie-Brigade, Generalmajor Krug v. Nidda.
  4. rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 30, Oberſtlieutenant Nachtigal.
  Pommerſches Füſilier-Regiment Nr. 34, Oberſt Wahlert.
Cavallerie: 1., 2. und 3. badiſches Dragoner-Regiment.
  2. preußiſches Reſerve-Dragoner-Regiment.
  2. preußiſches Reſerve-Huſaren-Regiment.
Artillerie: 9 badiſche, 3 preußiſche Batterieen; zuſammen 72 Geſchütze.

So die Ordre de Bataille des XIV. Corps. Am 5. October früh ſetzte ſich daſſelbe von Straßburg aus in Bewegung, um, nach Paſſirung der Vogeſen, zunächſt auf Epinal vorzugehen, nachdem ſchon am 1. October die Colonne Degenfeld, die Avantgarde des Corps bildend, in gleicher Richtung aufgebrochen war. Colonne Degenfeld war alſo dem Gros um vier Tagemärſche voraus, erreichte am 5. Raon l'Etape und ſah ſich am 6. bereits dem Feinde gegenüber. Dies war auf dem Marſche gegen St. Dié, bei Etival. Die Streitkräfte, die ſich unſrem Vormarſch an dieſem Orte entgegenſtellten, waren 14,000 Mann ſtark, beſtanden aus Marſch-Regimentern, Depot-Cadres, Mobilgarden und Franctireurs und gehörten einem in der Bildung begriffenen Corps an, das, in Beſançon, unter General Cambriels zuſammengezogen wurde. Die bei Etival auftretenden Abtheilungen deſſelben wurden übrigens nicht durch Cambriels ſelbſt, ſondern durch General Dupré commandirt.

Das Gefecht bei Etival.

6. October.

Colonne Degenfeld war ein kombinirtes Detachement, und entſprach nicht der Brigade Degenfeld, deren Zuſammenſetzung wir vorſtehend in unſrer Ordre de Bataille des XIV. Corps gegeben haben. Colonne Degenfeld beſtand vielmehr aus folgenden Truppentheilen:

Er konnte jedoch, durch Krankheit behindert, den Befehl über dieſelben erſt am 10. Dezember übernehmen. Auch nur auf kurze Zeit, denn bereits am 18. Dezember wurde er bei Nuits verwundet. Bis zum 10. Dezember führte der badiſche Kriegsminiſter, Generallieutenant v. Beyer, interimiſtiſch das Commando der badiſchen Diviſion.

1. Bataillon vom Leib-Regiment, Major Freiherr v. Gemmingen.	Oberſt v. Wechmar.
Füſilier-Bataillon vom Leib-Regiment, Major Betz.	
1. Bataillon 3. Regiments, Oberſtlieutenant Khuon v. Wildegg.	Oberſt Müller.
2. Bataillon 3. Regiments, Major Steinwachs.	
Füſilier-Bataillon 3. Regiments, Major Widmann.	

Füſilier-Bataillon 6. Regiments, Major Kieffer.
2¼ Escadron des Leib-Dragoner-Regiments.
Batterie Göbel v. Harrant.
Batterie Kuntz.

In dieſer Zuſammenſetzung war die Colonne am 5. in Raon l'Etape eingetroffen. Am 6. früh, wie bereits hervorgehoben, wurde der Vormarſch gegen St. Dié und zwar über Etival an der Meurthe angetreten. General Degenfeld hatte in Raon l'Etape das 1., in Etival das Füſilier-Bataillon vom Leib-Regiment zurückgelaſſen und ſchickte ſich eben an mit den ihm verbleibenden vier Bataillonen derartig vorzugehen, daß das

Füſilier-Bataillon 6. Regiments, Major Kieffer, und das
2. Bataillon 3. Regiments, Major Steinwachs,

unterſtützt durch zwei Geſchütze am linken Ufer der Meurthe, das

1. Bataillon 3. Regiments, Oberſtlieutenant Khuon v. Wildegg

aber, ſo wie das

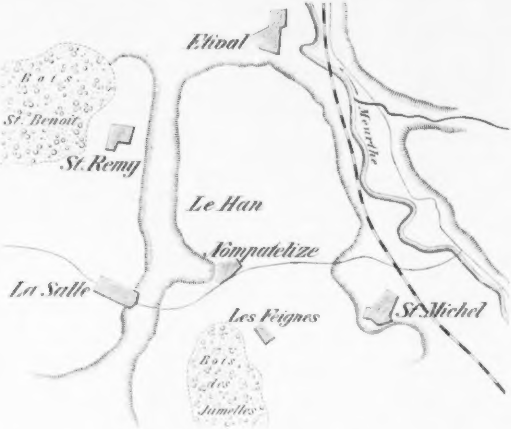
Füſilier-Bataillon 3. Regiments, Major Widmann,

in Gemeinſchaft mit den verbleibenden 10 Geſchützen am rechten Meurthe-Ufer avanciren ſollten, als auch bereits die Meldung einging, daß eine vorgeſchobene Spitze unſeres am linken, weſtlichen, Flußufer operirenden rechten Seiten-Detachements auf den Feind geſtoßen ſei. Dieſer ſtand im Halbkreiſe auf den Höhen ſüdlich und weſtlich von Etival und hielt

an ſeinem rechten Flügel Nompatelize,
im zurückgebogenen Centrum La Salle,
an ſeinem linken Flügel St. Remy

beſetzt. Unmittelbar hinter Nompatelize waren noch das Dorf les Feignes und das hochgelegene Bois de Jumelles, hinter St. Remy das Bois de St. Benoit in ſeinen Händen.

Unſer Angriff richtete ſich zunächſt, 10 Uhr früh, gegen den rechten Flügel. Nompatelize und die vorderſten Häuſer von les Feignes wurden durch unſer rechtes Seitendetachement: Füſilier-Bataillon vom 6. und 2. Bataillon vom 3. Regiment, genommen; der Reſt von les Feignes aber wie das Bois de Jumelles blieb in feindlichem Beſitz. General Degenfeld, um auch dieſe Punkte dem Gegner zu entreißen, zog zunächſt, unter Zurücklaſſung von nur zwei Compagnieen und vier Geſchützen, auf dem rechten Meurthe-Ufer, den Reſt des 3. Regiments, ſo wie die ganze Batterie Göbel auf die linke Flußſeite herüber und ermöglichte dadurch, freilich erſt nach erbittertem Kampfe, die Eroberung des ganzen Dorfes les Feignes. Oberſt



Müller, der die aus verſchiedenen Compagnieen ſeines Regiments gebildete Angriffs-Colonne perſönlich vorführte, war bei dieſer Gelegenheit ſchwer verwundet worden (Schuß durch die Bruſt). Das Bois de Jumelles blieb in Händen des Feindes, der uns von hier aus in unſrer les Feignes- und Nompatelize-Stellung bedrohte.

Aber bedrohlicher noch war eine Ueberflügelung, die um eben dieſe Zeit von St. Remy, alſo dem feindlichen linken Flügel aus, gegen uns verſucht wurde. Ihr zu begegnen, blieb dem General v. Degenfeld zunächſt nur noch ein Bataillon zur Verfügung: das Füſilier-Bataillon, Major Betz, vom Leib-Regiment. Es erhielt Befehl, von Etival aus gegen St. Remy vorzugehen, die Umgebung zu coupiren und das große, weit auseinandergezogene Dorf zu erſtürmen. Dies geſchah; auch das vorgelegene Gehöft le Han (im Centrum, zwiſchen St. Remy und Nompatelize) wurde genommen.

Zwiſchen 1 und 2 Uhr war die Situation wie folgt:

Les Feignes und Rompatelize, am feindlichen rechten Flügel, durch das 3. Regiment und das Füſilier-Bataillon 6. Regiments,

St. Remy, am feindlichen linken Flügel, durch das Füſilier-Bataillon vom Leib-Regiment beſetzt.

La Salle, im Centrum, ſowie das Bois de Jumelles (rechter Flügel) nach wie vor in den Händen des Feindes.

Unſre Situation war einigermaßen kritiſch. Trotz der bedeutenden Vortheile, die wir errungen hatten, mußte jeden Augenblick befürchtet werden, daß der Feind, ſeine große numeriſche Ueberlegenheit ausnutzend, von ſeiner Hochſtellung aus zur Offenſive übergehen, namentlich aber von La Salle aus nach links und rechts hin zur Ueberflügelung ſchreiten werde.

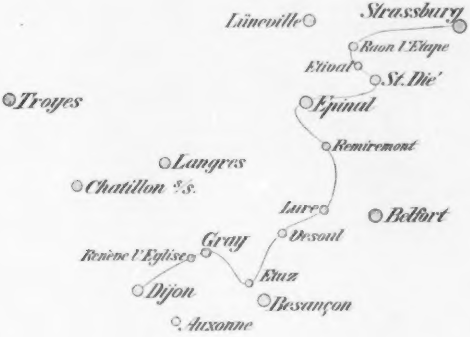
In dieſem bedrängten Augenblick traf unſre letzte Reſerve auf dem Schlachtfelde ein: das von Raon l'Etape her heranbeorderte 1. Bataillon, Major v. Gemmingen, vom Leib-Regiment. Nur in halber Stärke: 400 Mann. Sie erhielten Befehl, gegen die ſtark beſetzten Höhen des feindlichen Centrums zu avanciren.

Regiments-Commandeur Oberſt v. Wechmar ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Grenadiere, und, unter dem Schlagen der Tambours, wurde, trotz heftiger feindlicher Gegenſtöße, La Salle genommen. Das feindliche Centrum war durchbrochen. Auch an beiden Flügeln hatten erneute Anſtrengungen die dominirenden Punkte in unſren Beſitz gebracht; das Bois de Jumelles war durch das 1. Bataillon 3. Regiments, das Bois de St. Benoit (im Rücken von St. Remy) durch das Füſilier-Bataillon vom Leib-Regiment genommen worden. Um 4½ Uhr ſah ſich der Feind aus allen ſeinen Poſitionen geworfen und trat in ſüdlicher Richtung, auf Bruyères und Rambervillers zu, ſeinen Rückzug an. Er ließ 300 Todte zurück; nahezu 600 unverwundete Gefangene, dazu die blutgetränkte Fahne der Franctireurs de Neuilly, waren in unſre Hände gefallen. Die Zahl der Verwundeten wird von den Franzoſen ſelbſt auf 500 angegeben.

Auch die dieſſeitigen Einbußen waren bedeutend. Die Colonne Degenfeld, die höchſtens mit 4000 Mann im Gefecht geſtanden hatte, verlor 22 Offiziere und 381 Mann, alſo zehn Prozent ihrer Stärke. Eine ſofortige Verfolgung durfte, bei der raſch einbrechenden Dunkelheit und der Unüberſichtlichkeit des Terrains, um ſo weniger ins Werk geſetzt werden, als die übereinſtimmenden Ausſagen der Gefangenen dahin gingen, daß beträchtliche Verſtärkungen von Süden her im Anzuge ſeien. Auch die Cavallerie folgte nicht. General Degenfeld bivouakirte auf dem gewonnenen Schlachtfelde.

Am 7. und 8. verblieb die Colonne Degenfeld in Nähe von Etival; am 9. vereinigten ſich die auf verſchiedenen Straßen heranmarſchirten Abtheilungen des XIV. Corps zwiſchen Raon l'Etape und St. Dié, ſtellten die momentan geſtörte, der Ordre de Bataille entſprechende Brigaden-Formation wieder her und erreichten unter beſtändigen kleinen Gefechten am 12. Epinal.

Die über den Feind eingezogenen Nachrichten gingen dahin, daß derſelbe bei Remiremont (alſo ſüdlich) ſtände und ſich durch neue Abtheilungen verſtärkt habe. Auf die Anfrage General v. Werder's, ob er unter dieſen Umſtänden den Marſch nach Weſten weiter fortſetzen ſolle, wurde unterm 15. telegraphiſch angeordnet, den Feind anzugreifen, ein Befehl, der bereits am 17. dahin erweitert wurde, daß die Offenſive bis gegen Beſançon, Hauptquartier des Generals Cambriels und Mittelpunkt der im Oſten verſammelten Streitkräfte, ausgedehnt werden könne.


Lüneville
Strassburg
Raon l'Etape
Etival
St. Dié
Troyes
Epinal
Remiremont
Langres
Chatillon s/s.
Lure
Belfort
Vesoul
Gray
Renève l'Eglise
Etuz
Dijon
Besançon
Auxonne

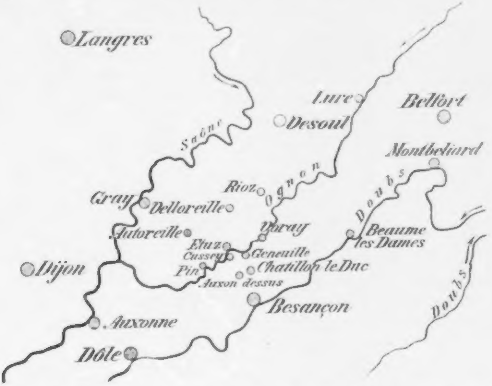
In Folge dieſer Ordre ſetzte General v. Werder am 18. den Vormarſch in ſüdlicher Richtung fort und erreichte am 19. Veſoul, am 22. den Ognon bei Pin, Etuz und Voray. Die Entfernung von Voray bis Beſançon iſt nur anderthalb Meilen. Der Feind ſchien auch ſeinerſeits im Vormarſch gegen die Ognon-Linie begriffen und ſo entſpann ſich denn am Vormittage des genannten Tages (22.) ein Vortruppen-Gefecht, das beſonders im Centrum, bei Etuz, mit Lebhaftigkeit geführt wurde und mit dem

Rückzuge des Gegners auf Beſançon endete.*) Die am 23. ausgeführten Recognoscirungen ergaben, daß General Cambriels, anſcheinend zwei Diviſionen ſtark, Schloß Chatillon le Duc mit ſchwerem Geſchütz armirt habe,

---

*) Der Vormarſch gegen die Ognon-Linie erfolgte in drei Colonnen:
Brigade Degenfeld (Centrum) ging von Velloreille auf Etuz,
Brigade Prinz Wilhelm (rechter Flügel) von Autoreille auf Pin,
Brigade Keller (linker Flügel) von Rioz auf Voray.

Die combinirte preußiſche Brigade Krug v. Nidda, Regimenter 30 und 34, folgte der Brigade Degenfeld. — General Degenfeld ſtieß gegen Mittag bei Etuz auf ſtarke feindliche Abtheilungen, engagirte nach und nach ſeine ganze Brigade, nahm um 1½ Uhr das Dorf, und ſäuberte das ganze dieſſeitige Ufer vom Feinde. Um 3 Uhr, nachdem mittlerweile Verſtärkungen aus der nachrückenden Brigade Krug eingetroffen oder doch in nächſter Nähe waren, ging General Degenfeld, unter dem wirkſamen Feuer ſeiner Batterieen, zu weiterem Angriff vor. Unter dem Schlagen der Tambours und den Klängen des Avancirmarſches des 3. Regiments, wurde in ſchnellem Laufe erſt die Brücke, dann die feſte Poſition von Cuſſey genommen. Der Feind wich in den Wald, ſüdlich des letztgenannten Dorfes; die nachhauende Cavallerie machte reiche Ernte, verfolgte die Fliehenden bis gegen Auxon deſſus und machte 13 Offiziere (darunter zwei Stabsoffiziere) und 180 Mann zu Gefangenen. Gegen 50 Todte und 80 Verwundete lagen auf dem Gefechtsfelde. Vervollſtändigt wurde dieſer Erfolg durch eine Flankenbewegung, die Oberſtlieutenant Nachtigal — von der nachrückenden Brigade Krug zur Unterſtützung vorbeordert — mit zwei Bataillonen 30. Regiments ausführte. Er richtete von links her ſeinen Angriff gegen das Dorf Geneuille, warf den in Gehölzen und Weinbergen eingeniſteten Gegner aus ſeiner günſtigen Poſition heraus und trieb ihn über die Höhen auf Chatillon zurück. Ganze Abtheilungen flohen bis nach Beſancon hinein — Dieſe Kämpfe im Centrum, die von der ganzen Brigade Degenfeld und zwei Bataillonen der Bri-



und ſeinen rechten Flügel an dieſe Poſition, den linken an Beſançon lehnend, unſren Angriff zu erwarten ſcheine. Ein ſolcher Angriff, der unverhältnißmäßig große Opfer gekoſtet haben würde, verbot ſich aber dieſſeitig und ſo beſchloß General v. Werder aus dem Ognon-Thal in das Saône-Thal zurückzukehren. Am 26. bereits wurde Gray erreicht und nachdem Tags darauf (am 27.) eingebrachte Gefangene von einem bei Dijon in der Formation begriffenen Corps geſprochen hatten, dem ſie ſelber, ihrer Ausſage nach, angehörten, wurde ſeitens des Generalcommandos der Vormarſch auf die alte burgundiſche Hauptſtadt (Dijon) angeordnet. General v. Beyer, der, wie bereits auf S. 628 hervorgehoben, an des erkrankten General v. Glümer Stelle, die badiſche Diviſion führte, erhielt Befehl, mit der 1. und 3. Brigade, zwei Dragoner-Regimentern und 6 Batterieen, weſtlich bis gegen Dijon vorzurücken, während der verbleibende Reſt des Armee-Corps dazu auserſehen wurde, das öſtlich von Gray gelegene Veſoul zu beſetzen. In Gray blieb, zur Verbindung zwiſchen den zwei Hälften des Corps, ein Detachement zurück.

Im Einklang mit dieſen Anordnungen wurde verfahren. Am 2. November wurde Veſoul beſetzt, nachdem ſchon zwei Tage vorher (am 31.) die weſtlich vorgeſchobene Hälfte des Armee-Corps ihren Einzug in Dijon gehalten hatte.

Allerdings nicht ohne voraufgegangenen Kampf. Einer Darſtellung dieſes erſten Gefechts bei Dijon, dem im Laufe des Feldzuges eine Reihe andrer folgen ſollte, wenden wir uns jetzt zu.

Das Gefecht bei Dijon am 30. October.

(Die 1. und 3. badiſche Brigade gegen das Detachement Fauconnet.)

Dijon, nachdem es, wie wir wiſſen, eine Zeitlang Mittelpunkt der im Côte d'Or-Gebirge ſich ſammelnden feindlichen Streitkräfte geweſen war, war in der Nacht vom 28. auf den 29. von eben dieſen Streitkräften verlaſſen worden. In Folge einer Arbeiter-Emeute jedoch, die bereits am 29. ausbrach, hatten ſich die Stadtbehörden gezwungen geſehen, Schritte zur Vertheidigung zu thun*) und in allen zunächſt gelegenen Waffenplätzen, alſo

---

gade Krug, ſammt Artillerie und Cavallerie geführt worden waren, bildeten die Hauptaction des Tages. Auch an beiden Flügeln, bei Pin und bei Voray, war es zu Zuſammenſtößen gekommen, die jedoch unerheblich blieben und den Brigaden Prinz Wilhelm und Keller nur etwa 20 Verwundete koſteten, während wir im Centrum eine Einbuße von 5 Offizieren und 93 Mann erfuhren.

*) Wenn der in zwölfter Stunde lebendig werdende Entſchluß, die Stadt zu vertheidigen, in der That nur mit Rückſicht auf die drohende, einen energiſchen Widerſtand fordernde Haltung der Arbeiterbevölkerung gefaßt wurde, ſo iſt man dieſer letztern das Zugeſtändniß

in Auxonne und Langres, Beaune und Chagny, um Heranſendung von Streitkräften zu bitten. Dem war ſofort entſprochen worden und noch in der Nacht vom 29. zum 30. hatte man, mit Hülfe verſchiedener Eiſenbahnlinien, abermals 8 bis 10,000 Mann in Dijon vereinigt. Es waren zum Theil dieſelben Truppen, die vierundzwanzig Stunden früher die Stadt fluchtartig verlaſſen hatten. Am 30. früh verfügte man wieder über folgende Streitkräfte:

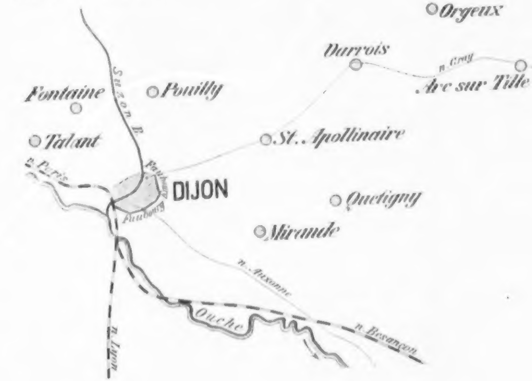
2 Bataillone Côte d'Or;
2 Bataillone von der Iſère;
3 Bataillone von Dijon;

ſchuldig, daß ſie ſich mehr im Einklang mit der nationalen Regierung befand, als die ſtädtiſchen Behörden. Das Gouvernement in Tours (Gambetta) wollte unzweifelhaft eine Vertheidigung der Stadt. Noch am 27. und 28. war Dijon von Truppen überfüllt (man ſprach von 20,000) und nur eine Panique, die ſich, in Folge eines zwiſchen Gray und Dijon gelieferten kleinen Gefechtes, der beſitzenden Klaſſen bemächtigte, hatte das fluchtartige Auseinanderſtieben dieſer ganzen Maſſe zur Folge gehabt. Sie waren, den Vorſtellungen der Behörden, zum Theil auch wohl der eignen Kampfesunluſt nachgebend, eben ſo ſchnell gegangen, wie ſie gekommen waren. Was die Arbeiterbevölkerung alſo am 29. durch ihre drohende Haltung erzwang, war eigentlich nur Wiederherſtellung des urſprünglich Gewollten. Die Haltung der Bourgeoiſie hatte die Unterſchicht der Geſellſchaft, die bei Bethätigung ihres Patriotismus weniger einzuſetzen hatte, empört und das Wort »Verrath« war wieder laut geworden. Auch ein Mobilgardiſt der Unter-Pyrenäen, der an dem fluchtartigen Rückzuge in der Nacht vom 28. zum 29. hatte theilnehmen müſſen, empfand wie die Arbeiterbevölkerung von Dijon und gab dieſer Empfindung in einem Schreiben an den »Progrès de Lyon« Ausdruck. »Ich habe,« ſo ſchreibt er, »als einfacher Mobilgardiſt den traurigen Ereigniſſen beigewohnt, die eben in Dijon paſſirt ſind. Ich gehörte zum linken Halbbataillon der Mobilgarden des Baſſes-Pyrénées, welches 15 Kilometer vor Dijon in einer Poſition aufgeſtellt war, die wir vertheidigen ſollten. Aber es kam nur zu einem zweck- und zielloſen Hin- und Hermarſchiren, noch dazu bei ſtrömendem Regen. Wir haben an jenem Tage 35 Kilometer zurückgelegt, ohne Raſt und ohne Nahrung. Um 4 Uhr kamen wir nach Dijon zurück, geſchwächt von Anſtrengung, erſchöpft durch die Entbehrungen, mit wunden Füßen, aber in der größten Ordnung. In Dijon empfing man uns wie Flüchtlinge, was uns natürlich erbitterte. In der Nacht wurde Generalmarſch geſchlagen, die Glocken läuten, Gewehrſchüſſe folgen raſch aufeinander. Wir waren ſämmtlich bei den Einwohnern einquartiert und ſpringen in Beſtürzung aus den Betten; der Feind, ſagt man, iſt am Eingange der Stadt, die ſich ergeben hat; der preußiſche General ſoll um 7 Uhr ſeinen Einzug halten, wir müſſen abmarſchiren und uns heut auf Beaune dirigiren. Und ſo geſchah es. Die Straße nach Beaune bot den beklagenswertheſten Anblick. 20,000 Mann von allen Waffen, von verſchiedenen Bataillonen, flohen vor den erträumten Preußen bunt durcheinander, zu zweien, zu vieren, hinkend, beſchmutzt, niedergeſchlagen. Das Alles war von der erſchütterndſten Wirkung. Und um was? In dieſem Moment konnte es, im mehrmeiligen Umkreis von Dijon, nicht einen einzigen Preußen geben. Unſer Feind iſt zu klug, um, ohne Noth, Gewaltmärſche zu machen. Wir aber, die wir nutzlos und ſchmachvoll hin- und hergehetzt wurden, wir haben ein Recht zu fragen: wer hat befohlen, den Generalmarſch zu ſchlagen und die Glocken zu läuten? wer hat den Befehl zur Flucht gegeben? Wir müſſen das wiſſen, es muß Gerechtigkeit geübt werden. In Beaune erfuhren wir, daß in Dijon am 29. überhaupt keine Preußen eingetroffen ſeien. Eine Unterſuchung iſt nöthig; wir müſſen wiſſen, wer jene übereilten und in ihren Folgen ſo beklagenswerthen Befehle gegeben hat.«

1 Bataillon von der Loire;
1 Bataillon von der Drôme;
1 Bataillon von den Unter-Pyrenäen;
1 Bataillon 71. Regiments;
1 Bataillon 90. Regiments;

zuſammen 12 Bataillone unter Oberbefehl des Oberſten Fauconnet (bis dahin in Auxonne).

Dieſſeitig hatte am 29. ſchon General v. Beyer mit den für den Vormarſch gegen Weſten beſtimmten Truppentheilen Renève l'Egliſe (ſ. unſre Karte auf S. 659) erreicht; am 30. ſollte die an der Tête marſchirende Brigade Prinz Wilhelm von Baden bis Dijon vorgeſchoben und die Stadt ſelbſt beſetzt werden. Aber ſchon auf halbem Wege, unmittelbar jenſeits von Arc ſur Tille, ſtieß die Spitze der Brigade auf Widerſtand und die Ausſagen eingebrachter Gefangenen ließen alsbald keinen Zweifel darüber, daß man die Situation anders vorfinden werde, als man, den im Laufe des 29. eingegangenen Meldungen nach, geglaubt hatte erwarten zu dürfen. Das bis zum 29. Abends unbeſetzt geweſene Dijon ſtellte uns am 30. Vormittags Streitkräfte entgegen, die — wenigſtens der Zahl nach — unſren heranmarſchirenden Colonnen erheblich überlegen waren. Aber, wie immer auch, die einmal begonnene Offenſive konnte nicht wieder rückgängig gemacht werden und ſo ſchritt denn die Brigade Prinz Wilhelm zum Angriff. Die 3. Brigade, General Keller, war noch zurück.


Orgeux
Varrois
n. Gray
Arc sur Tille
Fontaine
Pouilly
Suzon B.
Talant
St. Apollinaire
n. Paris
Faubourg
DIJON
Faubourg
Quetigny
Mirande
n. Auxonne
Ouche
n. Besançon
n. Lyon

Außer Arc ſur Tille waren noch Barois und Orgeux von den Vortruppen des Feindes beſetzt. Dieſe, nur ſchwach, wichen auf St. Apollinaire, das eine Drittel Meile in Front von Dijon, am Oſtabhange eines langen Höhenrückens gelegen iſt. Dieſer Höhenrücken bildet die dominirende Poſition. Das Dorf ſelbſt bietet durch maſſive Mauern und ein vorliegendes Gehöft der Vertheidigung einen guten Stützpunkt. Die hohen Heu-, Stroh- und Fruchthaufen, die zu beiden Seiten der Straße noch im Felde ſtanden, vor allem die angefangenen Verſchanzungen, gewährten den feindlichen Schützen eine gute Deckung.

Dies war die Poſition, die zuerſt genommen werden mußte.

Um 11¼ Uhr hielt die vom Oberſt v. Wechmar geführte Avantgarde:

5 Compagnieen vom Leib-Grenadier-Regiment,
1 Escadron 3. Dragoner-Regiments,
2. leichte Batterie

vor St. Apollinaire und ſchritt zum Angriff. Die Infanterie unter Major v. Gemmingen entriß nach kurzem, aber heftigen Feuer dem Feinde das Dorf und ſetzte ſich bis 12¼ in Beſitz der Höhe. »Ein Sonnenblick — ſo entnehmen wir den Aufzeichnungen eines Offiziers — beleuchtete die in der Tiefe liegende alte Hauptſtadt Burgunds; düſter ſtiegen die hohen Kegel bei Talant und Fontaine dahinter auf, während nach Nord und Süden hin, auf den weinreichen Hängen der Côte d'Or, die weißen, zahlreich in das Grün eingeſtreuten Dörfer ſichtbar wurden. Ein reges Leben in Stadt und Faubourg ließ ſich bereits von hier erkennen; die alten Wälle, die Gärten längs des Suzonbaches (von Norden her in den Ouche-Fluß einmündend) waren dicht beſetzt; ein Bahnzug dampfte von Süden gegen die Stadt heran.«

Der feindliche Widerſtand hatte durch die Wegnahme von St. Apollinaire, inſonderheit aber durch die tödtliche Verwundung des tapfren Oberſten Fauconnet, eine harte Einbuße erfahren; nichtsdeſtoweniger ſchien die Stadt gewillt, ihre Vertheidigung fortzuſetzen. Sie durfte es, bei der Ueberlegenheit ihrer Streitkräfte, wagen. Dieſe hatten nicht nur in den großen Gehöften an der Straße, ſondern auch in den Nebengebäuden zu beiden Seiten derſelben feſten Fuß gefaßt und hielten namentlich die Nordoſtecke des Montmuſard ſtark beſetzt.

Oberſt v. Wechmar, nachdem auch das Gros der Brigade Prinz Wilhelm herangekommen war, entwickelte ſämmtliche Compagnieen des Leib-Grenadier-Regiments in der erſten Gefechtslinie, während das 2. Grenadier-Regiment, Oberſt v. Renz, als zweites Treffen einerſeits zum Schutz gegen die Flankirungsverſuche des Feindes, andrerſeits zur Deckung der dieſſeitigen Batterieen zurückbehalten wurde. Von letztren ſtanden jetzt drei im Feuer:

die Batterieen Leiningen und Holtz ſüdlich, die Batterie Hecht nördlich der Straße. Unterſtützt durch das Feuer dieſer Batterieen glückte es dem Leib-Grenadier-Regiment Fortſchritte zu machen. Am rechten Flügel wurde die Barrikade beim Montmuſard erſtürmt, gleich darauf ein feindlicher Vorſtoß von Pouilly her abgewieſen. Unaufhaltſam drückten die Compagnieen vorwärts, und ſetzten ſich in den großen Gehöften dieſſeits des Suzonbaches feſt, wo eine bedeutende Zahl Gefangene gemacht wurde. Ebenſo erfolgreich, aber noch erbitterter, geſtaltete ſich der Kampf am linken Flügel, ſüdlich der Straße. Vielfach ergriff der Feind die Offenſive; eine vom Feinde beſetzte kleine Anhöhe in den Weinbergen mußte, unter Beihülfe eines aus Mirande herangezogenen Halbbataillons (wahrſcheinlich vom 2. Grenadier-Regiment) förmlich geſtürmt werden. Doch auch hier drangen die Compagnieen in friſchem Zuge gegen die Vorſtädte vor und erreichten die Liſière derſelben.

Aber hier (3 Uhr) war zunächſt nicht weiterzukommen. Der Feind ſtand wohlgedeckt hinter zahlreichen Barrikaden und unterhielt, weſentlich verſtärkt durch die Nationalgarde der Stadt, der ſich ſelbſt enragirte Weiber anſchloſſen, ein wohlgezieltes Feuer gegen uns. Nur mit äußerſter Anſtrengung und unter empfindlichen Verluſten glückte es uns, uns in den Faubourgs St. Nicolas und St. Michel feſtzuſetzen.

Von hier aus in Dijon ſelbſt einzudringen, würde nur dann thunlich geweſen ſein, wenn man ſich dieſſeitig zu einem vorgängigen Bombardement hätte entſchließen können. Dies verbot ſich aber, weil ſeitens des commandirenden Generals eine möglichſte Schonung der Stadt empfohlen war. Prinz Wilhelm von Baden brach deshalb um 4½ Uhr das Gefecht ab und zog ſeine Brigade bis auf die Höhe von St. Apollinaire zurück, wo mittlerweile auch die Brigade Keller eingetroffen war.

Von hier aus ſollte am 31. früh der Kampf erneuert werden.

Aber es kam nicht zu einem ſolchen. Um 3½ Uhr in der Nacht erſchienen Abgeordnete, um zu capituliren. So kam, unter Annahme der von General v. Beyer geſtellten Bedingungen, eine Convention zu Stande, der zu Folge Dijon am 31. October, Mittags, von den deutſchen Truppen beſetzt wurde. General v. Beyer ſchlug ſein Hauptquartier in der Präfectur auf.

Die feindlichen Streitkräfte waren abermals in der Nacht öſtlich gegen Auxonne, hauptſächlich aber ſüdlich, auf Chagny zu, abgezogen.

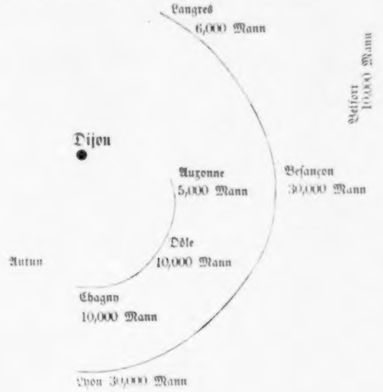
Die Verluſte, die wir am 30. erfahren hatten und die faſt ausſchließlich auf die Brigade Prinz Wilhelm entfielen, waren beträchtlich: 10 Offiziere und 258 Mann. Der Feind hatte 200 Todte eingebüßt, eine Anzahl Einwohner ungerechnet, die, am Kampfe theilnehmend, bei Erſtürmung der Barrikaden gefallen waren. Unter den Todten befand ſich auch Oberſt Fauconnet, der ſeiner ſchweren Verwundung bald erlegen war. Er wurde am 1. November, nach den Reglements der deutſchen Armee, feierlich beſtattet, wobei die Nationalgarden-Offiziere in Uniform erſcheinen durften.

Die Einnahme von Dijon machte einen großen moraliſchen Eindruck. Sie vereitelte die Concentrirung feindlicher Streitkräfte daſelbſt, die, nach den angefangenen umfangreichen Verſchanzungen zu ſchließen, beabſichtigt war. Dijon blieb vom 31. October bis 27. Dezember andauernd durch die Unſren beſetzt, trotzdem es nicht an Anſtrengungen fehlte, uns daſſelbe wieder zu entreißen.

Dieſe Anſtrengungen zu ſchildern, und wie ſie vereitelt wurden, wird in den nächſten Capiteln unſre Aufgabe ſein.

Das XIV. Corps (v. Werder) und die Vogeſen-Armee unter General Garibaldi.

Die Einnahme von Dijon am 31. October, über die wir an anderer Stelle berichtet, hatte eine große, »moraliſche Wirkung« ausgeübt, aber wir bedurften derſelben auch, wenn wir uns auf dieſem vorgeſchobenen Poſten, der jeden Augenblick zu einem verlorenen werden konnte, wenigſtens einigermaßen mit Ausſicht auf Erfolg behaupten wollten. Achtzig, vielleicht hunderttauſend Mann — die Vorzüge eines Feſtungsgürtels ungerechnet — ſtanden unſrem Gegner auf dem öſtlichen und ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatze zur Verfügung, denen wir, von unſrer Dijon-Poſition aus, nur mit etwa 10,000, von Mitte October an mit 20,000 Mann begegnen konnten. Die feindlichen Halbzirkel, die uns, unſrer Siege unerachtet, von Flanke und Rücken her bedrohten, gaben ungefähr folgendes Bild:


Langres
6,000 Mann
Belfort
10,000 Mann
Dijon
Auxonne
5,000 Mann
Beſançon
30,000 Mann
Dôle
10,000 Mann
Autun
Chagny
10,000 Mann
Lyon 30,000 Mann

Dieſen bedeutenden, zum Theil aus alten Soldaten zuſammengeſetzten Streitkräften gegenüber hätte unſer XIV. Armee-Corps, trotz aller »moraliſchen Wirkung«, die die Beſitzergreifung von Dijon momentan ausgeübt hatte, nothwendig unterliegen müſſen, wenn nicht — von dem Umſtande ganz abgeſehen, daß Belfort unſrerſeits paralyſirt, die »Armee von Lyon« aber, halben Theiles, auch als Depot für die Loire-Armee angeſehen wurde — Uneinigkeit und Nebenbuhlerſchaft die Actionskraft unſrer Gegner gelähmt und ein gemeinſchaftliches Operiren gehindert hätte. Einzeln nahmen die entſchloſſeneren Elemente den Kampf auf, einzeln wurden ſie geſchlagen, bis dann, in der zweiten Hälfte des Dezember, nicht die direct den Dijon-Zirkel bildenden Kräfte, ſondern neue, von Weſten her heranziehende Maſſen, den Rückzug unſres XIV. Corps veranlaßten. Es war dies das Auftreten der Armee Bourbaki's. In einem ſpätren Abſchnitt werden wir dies Auftreten zu ſchildern haben; hier zunächſt beſchäftigen uns ausſchließlich jene kleineren Kämpfe, die aus der unmittelbar vorgelegenen Zirkellinie: Auxonne-Döle-Chagny-Autun gegen Dijon unterhalten wurden, Kämpfe, unter denen wieder die Unternehmungen der Generale Garibaldi und Cremer in vorderſter Reihe ſtehen.

Die Garibaldiner eröffneten den Reigen. So denn in den folgenden Capiteln zuerſt von ihnen.[*]

Garibaldi verläßt Caprera den 6. October,

landet in Marſeille am 7., trifft in Tours am 9. ein und empfängt das Commando über die Vogeſen-Armee am 11. October.

Garibaldi war ſeit 1862, wo die »Kugel von Aspromonte« ihn und ſeine Sache gleichzeitig gelähmt hatte, auf Caprera. Er befand ſich daſelbſt

[*] Es iſt in Nachſtehendem den Kämpfen unſres XIV. Corps mit Garibaldi und General Cremer eine ſo unverhältnißmäßige Ausdehnung gegeben worden, daß eine Erklärung nöthig ſcheint. So wichtig dieſe Kämpfe waren, ſo ruhmvoll für die Truppen, die ſie diesſeitig beſtanden, ſo können doch alle dieſe Vorgänge, mit alleiniger Ausnahme des blutigen Treffens bei Nuits (am 18. Dezember), weder an Bedeutung, noch an Opfern mit den Loire-Schlachten verglichen werden. Wenn wir ihnen dennoch beinah einen gleichen Raum eingeräumt haben, ſo geſchah es, weil wir, fern davon, eine ausſchließlich militairiſche Darſtellung dieſes Krieges verſuchen zu wollen, gerade an dieſer Stelle eine willkommene Gelegenheit fanden, unſre Leſer einen Blick in die Geſammtverhältniſſe, vor allem in die Intriguen und Thorheiten, in die Eiferſüchteleien und Ungerechtigkeiten thun zu laſſen, womit das in Kraftentwicklung einzig daſtehende, jeden neuen Tag aufs Neue das Unmögliche möglich machende Gambetta-Regiment zu kämpfen hatte. Dieſer Geſichtspunkt leitete uns. Um ein Zeitbild zu geben, um, über die blos kriegeriſchen Ereigniſſe hinaus, die Situationen des republikaniſchen Frankreichs von October bis Dezember zu charakteriſiren, haben wir die Garibaldi-Epiſode mit beſondrer Ausführlichkeit behandelt.

in einer Art Halbgefangenſchaft, Carabiniers, deren Zelte in einiger Entfernung das Wohnhaus umzirkten, bewachten ihn direct, während in den ſchmalen Waſſerſtraßen, die Caprera einerſeits von der Inſel Madelena, anderſeits von der Inſel Sardinien trennen, italieniſche Kriegsſchiffe ſtationirt waren, um jeden Fluchtverſuch zu vereiteln.

Dieſe Ueberwachung hinderte indeſſen nicht, daß Garibaldi, unmittelbar nach Sturz des Kaiſerreichs, ein Schreiben an die Regierung der Landes-Vertheidigung richtete, worin er derſelben ſeine Dienſte zur Verfügung ſtellte. Dies Schreiben blieb unbeantwortet. In der zweiten Hälfte des September, als kein Zweifel mehr ſein konnte, daß die Regierung Jules Favre-Gambetta entſchloſſen ſei, die ihr angetragenen Dienſte nicht in Anſpruch zu nehmen, ſetzte Garibaldi ſeine Freunde und Anhänger von dieſem Ausfall des durch ihn gethanen Schrittes in Kenntniß und ſchrieb an Bordone, ſeinen ehemaligen Generalſtabschef, daß er Caprera nicht eher verlaſſen werde, als bis er ſeitens der Regierung der Landes-Vertheidigung gerufen werde. Bordone empfing dieſen Brief in ſeinem Wohnort Avignon. Er entſchloß ſich ſofort nach Tours zu gehen, um daſelbſt bei der Regierungs-Delegation, an deren Spitze damals der Juſtizminiſter Cremieux ſtand (Gambetta hatte ſeine Luftballonabreiſe aus Paris noch nicht bewerkſtelligt), die Berufung Garibaldi's durchzuſetzen. Auf dem Wege nach Tours machte er eine kurze Raſt in Lyon, wo er nicht nur die Bevölkerung, ſondern auch die Behörden ſeinem Unternehmen günſtig fand. Alles beeilte ſich, ihm die Ueberzeugung auszudrücken, daß das Erſcheinen Garibaldi's eine Armee von Freiheitsfreunden aus allen Ländern Europas herbeiziehen und der Feſtigung wie dem Siege der Republik große Dienſte leiſten werde. Ermuthigt durch dieſe Zuſtimmung der zweiten Stadt des Landes ſetzte Bordone ſeine Reiſe nach Tours fort und traf hier, allerdings erſt nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, den Juſtizminiſter. Er trug dieſem vor, weshalb er gekommen ſei. »Oh, dieſer theure Garibaldi,« ſo antwortete Cremieux, »wie würde ich mich freuen, ihn zu ſehen! Wenn es möglich wäre, ihn nach Paris hineingelangen zu laſſen, welche Wirkung würde das auf die Bevölkerung ausüben! Koſt' es, was es wolle, wir müſſen ihn nach Paris hineinſchaffen. Eilt Euch, bringt ihn her; aber ohne Aufenthalt in Marſeille, vor Allem ohne Aufenthalt in Lyon.« So Cremieux. In Wahrheit dachte er anders, und mochte die ſtille Hoffnung unterhalten, daß, bei einiger Wachſamkeit der Carabiniers auf Caprera, dieſer Fluchtverſuch ſcheitern werde. Man iſt zu dieſer Annahme um ſo berechtigter, als er, vierzehn Tage ſpäter, die Nachricht von der glücklich erfolgten Landung Garibaldi's mit dem Ausruf begrüßte: »Gott, auch das noch!« (Ah mon Dieu, il ne nous manquait plus que cela!)

Bordone durchſchaute Alles. Aber auch dann noch, wenn er des Scharfblicks dafür entbehrt hätte, würden ihn die Thatſachen, die bald deutlicher ſprachen als alle Worte, über die wirkliche Meinung der Regierungs-Delegation belehrt haben. Es war nämlich nicht möglich, irgend etwas Schriftliches von ihr zu erlangen, und Bordone mußte Tours wieder verlaſſen, ohne eine offizielle Einladung an Garibaldi durchgeſetzt zu haben. Nichtsdeſtoweniger gab er das Spiel nicht verloren. Wenn es nicht mit der Regierung ging, ſo ſollte es gegen dieſelbe gehen. Er kannte die Lage des Landes zu gut, als daß er nicht hätte hoffen dürfen, durch Intimidirung das durchzuſetzen, was durch bloße Anträge und Vorſtellungen nicht zu erreichen geweſen war. Die »rothen Elemente« des Südens boten dazu eine bequeme Handhabe. Nirgends mehr als in Marſeille. Dorthin ging er, um ſich der Hülfe dieſer Stadt für die Befreiung und Ueberführung Garibaldi's zu verſichern. Marſeille wurde damals von einem Triumvirat: Esquiros, Delpech, Cluſeret regiert, alle drei roth und Geſinnungsgenoſſen Bordone's. Esquiros bekleidete das Amt eines Adminiſtrators des Departements der Rhonemündungen, Delpech war Präfekt von Marſeille, Cluſeret nannte ſich General en Chef aller Streitkräfte des Südens. Zu ſeiner Ueberraſchung fand Bordone das Triumvirat, das es damals nicht als wünſchenswerth anſehen mochte, es zu einem offenen Bruch mit der Regierungs-Delegation zu treiben, ſeinen Plänen wenig geneigt; nur Delpech, der entſchloſſenſte und rückſichtsloſeſte, dem der Ehrgeiz »höheren Politiktreibens« fern lag, trat auf ſeine Seite. Schließlich kam man überein, daß die ganze Angelegenheit in einer öffentlichen Municipalrath-Sitzung, der Esquiros präſidirte, entſchieden werden ſolle. Der Municipalrath lehnte ab. Bordone, der zugegen war, ergriff das Wort: »Das Erſcheinen Garibaldi's in Frankreich,« ſo etwa ſprach er, »iſt von mehreren Anweſenden als eine Gefahr, nicht aber als eine Hülfe geſchildert worden. Wenn dieſe Herren Recht haben, wenn ich mithin auf dem Wege bin, durch Betreibung meiner Pläne mein Vaterland arg zu ſchädigen, ſo fordere ich Sie auf, mich zu verhaften. Geſchieht dies aber nicht, ſo werde ich alle Hinderniſſe zu überwinden, Garibaldi zu befreien und nach Frankreich herüberzuführen wiſſen.«

Hiermit ſchloß die Sitzung, die Verhaftung unterblieb und Bordone, nachdem ihn die Landes-Regierung in Tours und die Stadt-Regierung in Marſeille gleichmäßig in Stich gelaſſen hatten, ſchritt nun dazu, die Befreiung Garibaldi's als ein völliges Privat-Unternehmen zu betreiben. Freunde ſollten einen Dampfer ausrüſten, mit deſſen Hülfe man, allen Wachtſchiffen in den beiden Meerengen von Moneta und Madelena zum Trotz, die Flucht Garibaldi's durchzuſetzen hoffte. Die Ausrüſtung dieſes Dampfers war aber vor Ablauf einer Woche kaum möglich und ſchuf ſomit eine Zwiſchenzeit, die Bordone zu einem intimen Beſuch auf Caprera, zu Terrain-Recognoscirung und Einleitung ſonſtiger Vorbereitungen anzuwenden beſchloß. Er begab ſich auf einem der Packetboote, die den regelmäßigen Verkehr zwiſchen Marſeille und Corſica unterhalten, zunächſt nach Ajaccio, von Ajaccio nach Bonifacio, verſicherte ſich hier einiger Corſen, alter Waffengefährten von Marſala und Calataſimi her, und fuhr in drei kleinen Booten, deren Kleinheit ſie der Aufmerkſamkeit der Wachtſchiffe entzog, von Bonifacio nach Caprera hinüber. Es war am 4. October. Um 2 Uhr Mittags landete er und ſtand, nachdem das Anſchlagen des ſchottiſchen Berghundes, der den Eingang des Hofes bewachte, den Beſuch von Fremden angekündigt hatte, wenige Minuten ſpäter vor Garibaldi. Bordone ſelbſt ſchildert das Wiederſehen. »Ich gerathe, meiner ganzen Natur nach, ſchwer in Bewegung; als ich aber in das Zimmer trat, in dem mein alter Führer in Schlacht und Politik ſo viele Jahre lang gedacht und gelitten und alles Leid, wie der Philoſoph des Alterthums (»der Schmerz iſt nur ein Wort«) überwunden hatte, da füllten ſich mir die Augen mit Thränen und erſtickten meine Stimme faſt bis zur Unhörbarkeit, als ich ihm zurief: »Wohlan, General, hier bin ich; ich komme Sie zu holen; Ihre Freunde erwarten Sie und rechnen auf Sie.«

So Bordone. Garibaldi war kaum minder bewegt, als er, auf das Rohr deutend, das ihm ſeit Aspromonte beim Gehen ſtützte, ſeinem ehemaligen Generalſtabschef antwortete: »Lieber Bordone, der tapfere Degen, von dem Eure Freunde zu ſprechen lieben, iſt zur Krücke geworden. Aber wie immer auch, mit Allem, was ich bin, ſtelle ich mich der franzöſiſchen Republik zu Dienſten und werde Euch folgen im ſelben Augenblick, wo ihr mich zu holen kommt.« Daß dieſer Augenblick noch nicht da ſei, drängte ſich dem Generalſtabschef ſofort auf. Die Wunde am Fuß, die die Beweglichkeit Garibaldi's hinderte, dazu die ſtarken und höchſt ſchmerzhaften Rheumatismus-Anfälle, denen er, bei eintretender Erkältung, ausgeſetzt zu ſein pflegte, geſtatteten es nicht, die Flucht auf der Stelle und mit Hülfe der kleinen Barke auszuführen, die Bordone und ſeinen Anhang von Bonifacio nach Caprera herübergeführt hatte. Die Barke, wenn von den Wachtſchiffen aus bemerkt, war leicht einzuholen; es bedurfte alſo in der That jenes Dampfſchiffes, deſſen Ausrüſtung von den Marſeiller Freunden mittlerweile betrieben, deſſen Eintreffen in Bonifacio aber vor Ablauf von zwei, drei Tagen nicht zu gewärtigen war. Bordone kehrte deshalb nach Bonifacio zurück, das er bereits am Abend deſſelben Tages (4.) wieder erreichte. Ein mehrtägiges Warten daſelbſt, auf das er ſich und ſeine Ungeduld vorbereitet hatte, wurde ihm durch einen glücklichen Zufall erſpart. Am Nachmittage des 5. bereits lief eine elegant gebaute Dampfyacht in den Hafen von Bonifacio ein, die auf ihrem Spiegel den Namen führte »La Ville de Paris«. Sie kam von Marſeille; Commandant: Capitain Coudray. Es war nicht das Fahrzeug, das die Marſeiller Freunde gechartert und ausgerüſtet hatten, aber es trat ſofort an ſeine Stelle, da der an Bord befindliche Beſitzer desſelben, ein leidenſchaftlicher Anhänger des »Eremiten von Caprera«, beinah gleichzeitig mit Bordone und völlig unabhängig von ihm, den Entſchluß gefaßt hatte, Garibaldi zu befreien und nach Frankreich hinüberzuführen. Der gleiche Zweck ließ es unſchwer zwiſchen dem Schiffseigenthümer und Bordone zu einer Einigung kommen, Letzterer und ſein Anhang gingen an Bord, und am 6. früh bereits ſtach »La Ville de Paris« in See, um wenige Stunden ſpäter, an geſchützter und wohlbekannter Stelle, in der Meerenge von Moneta Anker zu werfen.*) Ein Boot führte den Generalſtabschef ans Ufer; Garibaldi, der die Ankunft des Schiffes beobachtet hatte, war bereit; er ſelbſt, ſein Secretair Baſſo und Mr. Denis Foule, der ſpäter als Ordonnanz-Offizier fungirte, ſchifften ſich ein, und ohne von der Beobachtungs-Escadre bemerkt oder ſonſtigen Zwiſchenfällen ausgeſetzt geweſen zu ſein, wurde am 6. Abends Bonifacio, am 7. Abends Marſeille erreicht. Von Bonifacio aus, wo auf kurze Zeit angelegt worden war, waren hunderte von Telegrammen an alle alte Garibaldi-Freunde in die Welt geſchickt worden. Das bloße »er iſt da« ſagte den ihn Erwartenden genug. Eins jener vielen Telegramme richtete ſich auch an die Regierungs-Delegation in Tours und lautete: »In Höhe von Bonifacio am 6. October. Bin auf dem Wege nach Marſeille, das ich morgen Abend zu erreichen gedenke. Begebe mich von Marſeille nach Tours, ohne Lyon zu berühren.«

Es dunkelte bereits, als die »Ville de Paris« auf der Marſeiller Rhede Anker warf. Trotz ſpäter Stunde wurde die Yacht alsbald von Dampf- und Segelbooten umkreiſt, die alle hinausgefahren waren, um den Einſiedler von Caprera, der vielen als der Retter Frankreichs erſchien, zu

*) Die Feinde Bordone's erzählen den ganzen Hergang anders. Hiernach entbehrte der Generalſtabschef nach der Niederlage, die er auf der Präfectur zu Marſeille erlitten hatte, durchaus der Mittel, ein Fahrzeug für die Caprera-Expedition auszurüſten. In dieſen Momenten äußerſter Verlegenheit erfuhr er, daß ein Kauffahrtei-Capitain ſelbſtſtändig den Entſchluß gefaßt habe, Garibaldi zu befreien und nach Frankreich zu führen. Kaum im Beſitz dieſer Nachricht, ſchiffte ſich Bordone ſchnell entſchloſſen nach Corſica ein, machte ſeine Boot-Ueberfahrt nach Caprera und war bereits wieder in Bonifacio zurück, als der Kauffahrtei-Capitain daſelbſt anlangte, deſſen er ſich nunmehr, gegen Zuſage von Gegendienſten bei Garibaldi ſelbſt, ſofort bemächtigte. Der Capitain, froh einer ſo einflußreichen Perſönlichkeit zu begegnen, ging auf Alles ein. Iſt dieſe Verſion richtig (und bei den unzähligen Verſchweigungen und Halbwahrheiten, die das Bordone'ſche Buch charakteriſiren, mögen wir das nicht geradezu in Abrede ſtellen), ſo war das Eintreffen der »Ville de Paris« im Hafen von Bonifacio keineswegs eine Ueberraſchung für Bordone, ſondern etwas Erwartetes, woraufhin ſein Plan überhaupt aufgebaut und die Recognoscirungsreiſe nach Caprera unternommen worden war.

begrüßen. Garibaldi, ſolchen Ovationen abgeneigt, wenn es die Politik nicht fordert, ſich ihnen zu unterwerfen, hatte den Wunſch, die Nacht über an Bord zu bleiben und am andern Morgen die Weiterreiſe anzutreten. Nur Bordone ſollte an Land gehen, um Esquiros und Delpech zu begrüßen und Vorkehrungen wegen eines Expreßzuges nach Tours zu treffen. Aber damit war es nicht geſchehen. Nicht nur die Bevölkerung war enthuſiaſtiſch und wollte dem Vorkämpfer der Liberté universelle ihre Huldigungen darbringen; auch die Behörden, noch vor wenig Tagen ſo zurückhaltend, ſahen ſich einer, ihrem eigenen Fühlen durchaus widerſtrebenden Reſervirtheit überhoben, ſeit in Folge des am 6. Abends auf Höhe von Bonifacio aufgegebenen Garibaldi-Telegramms folgende Depeſche aus Tours eingetroffen war: »Die Regierungs-Delegation an den Präfecten von Marſeille. Garibaldi kommt. Er iſt glänzend zu empfangen.«

Und ein glänzender Empfang war jetzt in der That in Vorbereitung. Unter den Salutſchüſſen der Forts landete der ehemalige Dictator und betrat um 11 Uhr Abends den Quai, von Esquiros und Delpech empfangen. Ein offener Wagen, der an der Quarantäne hielt, nahm ihn auf und unter dem nicht endenwollenden Jubel vieler Tauſende, die Blumen warfen und Fahnen ſchwenkten, ging es bis zur Präfectur. Vive la Republique! Vive Garibaldi! Delpech und Esquiros drangen in ihn, am andern Vormittag eine Revue über die Nationalgarde abzunehmen. Garibaldi lehnte aber ab, um nicht durch dieſe und ähnliche Manifeſtationen die politiſche Lage zu erſchweren. Er ſetzte vielmehr ſeine Abreiſe auf den nächſten Morgen feſt und verließ am 8. früh Marſeille, um in kürzeſter Friſt Tours zu erreichen. Die ganze Reiſe war ein Triumphzug; beſonders zeichnete ſich Avignon, in dem Bordone ſeinen Wohnſitz hatte, durch begeiſterte Huldigungen aus. Viele drängten ſich in die Waggons des Zuges, um dem General bis Tours hin das Geleit geben zu dürfen; andere baten ihn, ein prächtiges Pferd als Ehrengabe entgegenzunehmen. Niemand zweifelte, daß er das cheval de bataille auch zum Siege führen werde. Um 9 Uhr früh am 9. October hielt der Zug in Tours.

Der Empfang hier (in Tours) war ſo unfeierlich, wie möglich. Niemand hatte ſich eingefunden. Erſt als man mit der Gepäck-Regulirung beſchäftigt war, erſchienen einige Beamte aus den Miniſterien des Krieges und des Innern, um Garibaldi in das ihm beſtimmte Quartier, »la Division militaire«, zu geleiten. Hier angelangt, erfuhr man, daß weder ein Quartier vorhanden, noch die Ankunft Garibaldi's angemeldet ſei; man wußte von nichts. So wurde denn beſchloſſen, den General vorläufig in einem

Dienſtgebäude, das am entgegengeſetzten Ende der Stadt gelegen war, unterzubringen. Die Fahrt dauerte lange. An Ort und Stelle zeigte man ſich willfährig; aber der Schlüſſel, der aus einem anderen Etabliſſement herbeigeſchafft werden mußte, war nicht zu finden, ſo daß Garibaldi in die Lage kam, länger als eine Stunde in Regen und Kälte halten zu müſſen. Endlich war der Schlüſſel da und der General betrat ein ödes Zimmer, das viel Zug aber keine Spur von Einrichtung hatte. Nicht einmal ein Stuhl war vorhanden. Bordone ſetzt bitter hinzu: »Dies war unſer Einzug in Tours, von dem andern Tags in einigen Stadt-Journalen und bald darauf in der ganzen Welt zu leſen war, daß er im Gefolge wildblickender Rothhemden mit aufgeſetztem Carabiner ſtattgefunden habe.«

Die jungen Miniſterialbeamten geriethen angeſichts der Räumlichkeit, die dem Gaſte, ja nach Meinung Vieler dem Retter Frankreichs als Wohnung dienen ſollte, in einige Verlegenheit und zeigten ſich befliſſen, die Situation zu ändern. Boten gingen hin und her, bis endlich Meldung kam, innerhalb der Präfectur wären einige Zimmer in Bereitſchaft. So denn abermals Ueberſiedlung und Fahrt durch die Stadt, die dritte im Lauf weniger Stunden.

In der Präfectur fand man große Aufregung vor, die aber weniger der erfolgten Ankunft Garibaldi's, als der erwarteten Gambetta's galt. Man wußte, daß er Paris im Ballon verlaſſen und ſeinen Cours auf Tours genommen habe; jeden Augenblick konnte er eintreffen. Nur Einzelne gedachten daneben auch des Mannes von Caprera und laſen aus dem beinah gleichzeitigen Erſcheinen Garibaldi's und Gambetta's den Sieg der republikaniſchen Sache und die Vernichtung aller preußiſchen Armeen heraus.

Gambetta erſchien wirklich; aber er beeilte ſich nicht, den Gaſt, den die Präfectur beherbergte, zu empfangen. Erſt am 10., gegen Abend, kam es zu einer Unterredung, in der Garibaldi aufgefordert wurde, das Kommando über 250 bis 300 italieniſche Volontairs zu übernehmen, die theils ſchon in Chambery eingetroffen waren, theils daſelbſt erwartet wurden. Dieſe Aufforderung war eine Inſulte. Garibaldi empfand ſie als ſolche und richtete unmittelbar nach der Unterredung einen Brief an Gambetta, worin er ihm anzeigte, daß er am andern Morgen, unter Benutzung des Frühzuges, nach Caprera zurückkehren werde. Dies mußte Gambetta, der die Mitwirkung der Rothen nicht entbehren, mindeſtens aber die Herausforderung ihrer Gegnerſchaft politiſch nicht verantworten konnte, durchaus zu verhüten ſuchen. »Es wird ſich ja ſchließlich etwas Paſſendes (quelque chose de convenable) für ihn finden laſſen!« Gleich darauf ſchickte man zwei Miniſterialbeamte, die Herren Laurier und Spuller, an Garibaldi ab, die ſich, unter Ueberbringung eines Briefes, zunächſt wenigſtens der Zuſage der Nicht-Abreiſe am nächſten Morgen vergewiſſern ſollten. Garibaldi hatte ſich ſchon zurückgezogen. Die beiden Beamten wurden durch Bordone empfangen, der unmittelbar darauf in einem nach Marſeille hin gerichteten Briefe die voraufgegangene Beſuchs-Scene beſchrieb. Wir entnehmen dieſem Briefe die nachſtehenden Sätze.

»Tours, 10. October, Abends 11 Uhr. Mein Theurer . . . Es mochte 10 Uhr ſein, als mir die Herren Laurier und Spuller gemeldet wurden, die, im Auftrage des Miniſters des Krieges, den General zu ſprechen wünſchten. Ich ſagte ihnen, daß ſich der General bereits zur Ruhe begeben habe, da er morgen mit dem Früheſten abzureiſen gedenke. Sie beſtanden jedoch auf ihren Wunſch einer Audienz, dabei mir gleichzeitig zu verſtehen gebend, daß ſie es vorziehen würden, den General allein, ohne mein Beiſein, zu ſprechen. Dies letztere mußte ich entſchieden ablehnen, bat ſie aber, im Uebrigen nachgebend, mir bis in das Vorzimmer zum Schlafcabinet des Generals folgen zu wollen. Dies geſchah. Ich öffnete nun die Thür des Cabinets und blieb abſichtlich auf der Schwelle ſtehen, damit jedes Wort des Geſprächs zwiſchen dem General und mir von den beiden Beamten verſtanden werden könnte:

Nun, Colonel, was giebt's?

Ein Schreiben Gambetta's, in Beantwortung Ihres Briefes.

Was ſchreibt er?

Er bittet Sie, Ihre Abreiſe nicht vor einer nochmaligen Unterredung ſtattfinden zu laſſen. Zwei Herren ſind hier im Vorzimmer; ſie warten.

Sagt ihnen, daß ſie früh auf ſein müſſen, wenn ſie mich noch ſprechen wollen.

Nach dieſem Zwiegeſpräch ſchloß ſich wieder die Thür. Beide Herren drangen nun in mich, die Abreiſe am nächſten Morgen zu verhindern. Ich ſagte ihnen, daß ich es weder könne, noch wolle; wir würden zu den Carabiniers von Caprera zurückkehren, aber unſer Rückzug würde zu einem Triumphzug werden. Darauf empfahlen ſich die Herren. Unſre Sache, mein Theurer, ſteht übrigens nicht hoffnungslos. Wir rechnen auf Marſeille; ich denke, dort weiß man, was wir für Frankreich und die Republik bedeuten. Hier in Tours mögen mittlerweile die Dinge gehen, wie ſie wollen. Ich ſeh' im Geiſte den alten Cremieux, wie er morgen mit dem Früheſten ſeinen Beſuch im erzbiſchöflichen Palaſte macht und wie der Bewohner des Palaſtes und ſein Gaſt ſich gleichmäßig beglückwünſchen, durch die Hand der Vorſehung noch einmal vor dem Erſcheinen des Antichriſt bewahrt worden zu ſein.«

So Bordone's Brief. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß es zu keiner Abreiſe kam. Alles war nur Manöver, um Gambetta zu raſcherer Ausfindigmachung von »quelque chose de convenable« anzuſpornen. Mit dem Frühſten erſchienen die mehrgenannten beiden Herren abermals, um dem

General und ſeinem Generalſtabschef das Reſultat einer Conſeil-Sitzung, die noch in der Nacht abgehalten worden war, mitzutheilen. Dies Reſultat ging dahin: Garibaldi übernimmt den Oberbefehl über alle Freicorps im Oſten und vereinigt dieſelben zu einem Heerkörper unter dem Namen l'Armée des Vosges. Eine Mobilgarden-Brigade wird dieſer neuen Armee beigegeben werden.

Auf dies Angebot, wie wenig es den höherfliegenden Wünſchen Garibaldi's entſprechen mochte, wurde endlich ſeitens des Letzteren (am 11.) eingegangen. »Er nahm an,« wie Bordone ſchreibt, »in der Hoffnung, daß die Regierung, nach Allem, was die letzten Wochen des Kaiſerreiches aufgedeckt hatten, gewillt ſein werde, mit den Traditionen eines verzopften Militarismus zu brechen und die Republik auch in Sachen des Heeres wirklich republikaniſch, d. h. ohne Rückſicht auf Geburt, Rang und Titel, zu führen. In dieſer Hoffnung ſollten wir uns bald betrogen ſehen.«

In der That, die Regierung hatte bei Herübernahme Garibaldi's in den franzöſiſchen Dienſt nur einem moraliſchen Zwange nachgegeben. Die Rothen wollten es, verſprachen ſich Wunderdinge von dem Auftreten des »Champion de la liberté universelle« und ließen in ihrem Enthuſiasmus der beſſeren Einſicht Gambetta's keine Wahl. Wie wenig man Garibaldi und ſeinem Generalſtabschef traute, geht am beſten daraus hervor, daß ſeitens der Regierungs-Delegationen ſofort zwei Anti-Garibaldiner, die Herren Frapolli und Baillehache, auserſehen wurden, in der neuzubildenden »Vogeſen-Armee«, der erſte als oberſter Generalſtabsoffizier, der andere als oberſter Intendantur-Beamter zu fungiren. Es ſprach ſich darin — wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob mit Recht — ein doppeltes Mißtrauen aus: ein Mißtrauen einerſeits in die Feldherrlichkeit, andererſeits in die Adminiſtrationsfähigkeit, um nicht zu ſagen in die Ehrlichkeit derer, die gekommen waren, Frankreich zu retten. Der letztere Verdacht richtete ſich nicht gegen Garibaldi, wohl aber gegen Bordone. Dieſem (Bordone) glückte es zwar, den mit ihm rivaliſirenden, ſpeziell für ſeine Stellung, die Stellung eines Generalſtabschefs, beſtimmten Frapolli nicht aufkommen zu laſſen, den Baillehache ſogar nach einigen Wochen geradezu zu beſeitigen; nichtsdeſtoweniger blieb die Bedeutung dieſer Ernennungen und fügte dem für die Eingeweihten längſt Bewieſenen noch einen neuen Beweis hinzu, daß die Regierung in Tours die Garibaldi-Hülfe nur als eine Laſt und Verlegenheit anſah, und dieſelbe jeden Augenblick lieber hätte ſchwinden als kommen ſehen.

Garibaldi mit Vorbereitungen für die Bildung ſeiner Armée des Vosges beſchäftigt, blieb bis zum 13. Abends in Tours; am 14. Nachmittags aber traf er in Dôle ein, wohin er ſein Haupt-Quartier verlegt hatte.

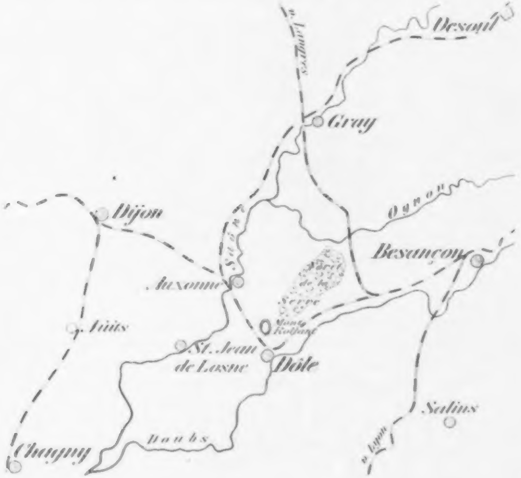
Garibaldi in Dôle und Autun.

1. In Dôle vom 14. October bis 10. November.

Nach der am 13. Abends erfolgten Abreiſe von Tours, ſo ſchloſſen wir unſer voriges Capitel, traf Garibaldi am 14. Nachmittags in Dôle ein, um daſelbſt das Commando über die »Vogeſen-Armee« zu übernehmen. Aber dieſe Armee war erſt zu bilden. Was er zunächſt vorfand, war: 1 corſiſcher Sergeant und 12 Abgekommene, halbe Marodeurs, die auf dem Bahnhofe von Dôle angehalten worden waren. Zu dieſen geſellten ſich 300 Mobilgardiſten aus dem Jura, die aber zunächſt noch ohne Equipirung und ohne Waffen waren. Dies konnte indeß zu ernſteren Verſtimmungen keinen Anlaß geben, da die nächſten Tage dies ändern mußten. Italieniſche »Legionen«, Freicorps aus den verſchiedenſten Departements, namentlich aus dem Süden, waren im Anzuge, ſo daß Garibaldi das Zuſtandekommen einer Armee von 10,000, vielleicht von 20,000 Mann als unzweifelhaft anſehen durfte. Seine nächſte Aufgabe fand er darin, ſich, für kommende Fälle, der Cooperation aller in ſeiner linken und rechten Flanke ſtehenden Streitkräfte zu verſichern. Unter dieſen Streitkräften waren die bei Beſançon verſammelten, nach Zahl und Zuſammenſetzung, die wichtigſten. An ihrer Spitze ſtand der Cavallerie-General Cambriels, der, trotz einer bei Wörth empfangenen Kopfwunde, nichts deſto weniger die Stellung eines Commandant en chef de la Region de l'Est übernommen hatte. In dieſer ſeiner Eigenſchaft war er zugleich der Vorgeſetzte Garibaldi's, deſſen »Vogeſen-Armee« — ſelbſt als dieſelbe wirklich zu einer Armee geworden war — immer in einem gewiſſen, wenn auch oft nur nominellen Abhängigkeitsverhältniß von dem Commandirenden in Beſançon verblieb. Mit dieſem Letzteren ſich in Verbindung zu ſetzen, beziehungsweiſe ſich bei ihm zu melden, war alſo, wie durch die momentane militairiſche Lage, ſo auch durch die Regel des Dienſtes geboten. Schon am 15. früh begab ſich Garibaldi zu dieſem Behufe nach

Beſançon, traf aber den General Cambriels nicht, von dem nur bekannt war, daß er ſich in Front der Ognon-Linie befände, um den Vormarſch des Werderſchen Corps, deſſen Bewegungen in jenen Tagen noch in ſüdlicher Richtung gingen, zu hindern. Garibaldi kehrte nach Dôle zurück, aber nur um am andern Tage ſchon folgende Depeſche des Präfecten von Beſançon zu empfangen: »Ihre Gegenwart iſt unerläßlich; wir erwarten Sie hier ſo raſch als möglich; Mittheilungen von Wichtigkeit ſind zu machen.« Eine Stunde ſpäter traf eine zweite Depeſche ein: »Um Himmels Willen, kommt ſchnell; Franctireurs und Armee, beide aus Rand und Band, ſind wieder hier. Cambriels krank.«

Garibaldi, als dieſe Depeſchen anlangten, befand ſich mit Bordone einige Kilometer nördlich von Dôle, um die wichtigen Poſitionen von Mont Rollant und La Fôret de la Serre zu recognosciren. Unmittelbar nach Kenntnißnahme der beiden Telegramms — es war 5 Uhr Nachmittags geworden — begab er ſich abermals nach Beſançon. Der Anblick, den die Stadt bot, deutete auf eine völlige Deroute; Truppen aller Waffengattungen, Franctireurs und Mobilgarden, liefen bunt durcheinander, hülflos und führerlos.


v. Langres
Vesoul
Gray
Ognon
Dijon
Saône
Besançon
Forêt de la Serre
Auxonne
Mont Rollant
Nuits
St. Jean de Losne
Dôle
Salins
Doubs
v. Lyon
Chagny

Eine Panique hatte ſich ihrer bemächtigt, zum Theil auf bloße vage Gerüchte, auf das Erſcheinen einer Huſaren-Patrouille hin, und die wichtige Poſition zwiſchen Lure und Veſoul war aufgegeben worden ohne den geringſten ernſthaften Verſuch, ſie gegen den Feind zu halten.

Am 17. früh, nach einer in Beſançon ſelbſt zugebrachten Nacht, ſuchte Garibaldi den General Cambriels auf, der ſein Hauptquartier in Saint-Claude, einer der Vorſtädte von Beſançon, und zwar in einem weitſchichtigen Kloſtergebäude genommen hatte. Die Mönche waren befliſſen, dem kranken General jede Art von Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Garibaldi ſtellte ſich vor und einige Worte der Begrüßung wurden gewechſelt; aber zu einem belebteren Geſpräch konnte es nicht kommen, da gerade der Punkt, der die Gemüther beſchäftigte, nicht gut berührt werden konnte. Endlich nahm General Cambriels ſelbſt das Wort: »Die Mobilen und Franctireurs taugen nichts, ſie halten nicht Stand, und es iſt unmöglich, mit ihnen Krieg zu führen; die regulären Truppen ſchlagen ſich beſſer, aber ſie ſind zügellos geworden, und ich habe ſie hierher, unter den Schutz der Kanonen, zurückführen müſſen, um Ordnung und Gehorſam wieder herzuſtellen.«

Nach dieſer Begegnung, die ziemlich reſultatlos verlief, hätte Garibaldi nach Dôle zurückkehren können; aber die mittlerweile eingegangene Nachricht, daß Gambetta am 18. früh eintreffen und einem Kriegsrath präſidiren werde, hielt auch ihn (Garibaldi) in Beſançon feſt. Gambetta kam, wurde feſtlich empfangen und ordnete für den Abend eine Sitzung an. Der Präfect, verſchiedene Deputirte und Generale nahmen daran Theil. Cambriels wurde aufgefordert, ſofort wieder die Offenſive zu ergreifen. Er lehnte dies auf das Entſchiedenſte ab und forderte ſeine Demiſſion für den Fall, daß der Kriegsrath auf ſeinem Entſchluß beharre. Damit ſchloß die Sitzung. Andern Tags (19.) wurde ſeitens Gambetta's ſelbſt die Ordre zur Wiedereroberung der Linie Lure-Veſoul gegeben, und Cambriel, wie verheißen, forderte ſeine Entlaſſung. Die republikaniſche Partei verſprach ſich davon einen Umſchwung der geſammten Kriegführung im Oſten, und Garibaldi und Bordone, denen gleich nach ihrer erſten Begegnung mit Cambriels klar geworden war, daß ſie von dieſem legitimiſtiſch-klerikalen Obergeneral wenig Förderung ihrer Zwecke zu gewärtigen hätten, theilten in verſtärktem Maße die Hoffnungen ihrer Partei. Aber dieſe Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Cambriels' Entlaſſungsgeſuch wurde nicht an-, wohl aber die Forderung eines Vormarſches bis Lure-Veſoul, eventuell bis Veſoul-Gray, zurückgenommen; wenigſtens beſtand man nicht länger darauf. Cambriels, wie in einem früheren Capitel erzählt, begnügte ſich drei Tage ſpäter, am 22., damit, die Ognon-Linie bei Pin, Etuz und Voray zu halten. Wir wiſſen bereits, mit wie geringem Erfolg.

Gambetta's Anweſenheit in Beſançon währte genau 24 Stunden. Am 18. früh kam er, am 19. trat er ſeine Rückreiſe an. Unmittelbar vorher, um 5 Uhr früh, hatte er auf der Präfectur zu Beſançon noch ein längeres Geſpräch mit Garibaldi gehabt. Dieſer drang in ihn, wenn er die Republik wolle, ſie ganz und rückſichtslos zu wollen; nur ſo vermöge er das Land zu retten. Halbheit ſei Schwachheit; er müſſe entſchloſſen ſein, mit Routine und Tradition zu brechen, und ſich vertrauensvoll auf die Kraft des republikaniſch fühlenden Volkes zu ſtützen. Bordone, der Zeuge dieſer Unterhaltung war, fügt hinzu: »Ich bin ſicher, daß ſich Gambetta der eindringlichen Worte, die General Garibaldi am Morgen jenes 19. October an ihn richtete, mehr denn einmal erinnert und zugleich es beklagt hat, ihnen nicht gefolgt zu ſein. Ohne in den Ton jener Undankbaren einſtimmen zu wollen, die ſeine Güte mißbrauchten, als er noch in Macht war, und ihn bekrittelten und verklagten, als er Wohlthaten nicht länger mehr zu vergeben hatte, muß es dennoch geſagt werden, daß er der Größe ſeiner Aufgabe nicht voll gewachſen war. Es glückte ihm nicht, ſich von den Einflüſſen des Militarismus und Klerikalismus völlig frei zu machen. Unter allen Fehlern aber, die er nach dieſer Seite hin beging, war der, daß er den General Cambriels an der Spitze der Streitkräfte bei Beſançon beließ, einer der verhängnißvollſten. Cambriels' Unthätigkeit, gleichviel worin ſie ihren Grund hatte, verſchuldete die Beſetzung von Dijon durch das Werderſche Corps, und dieſe Beſetzung wiederum hinderte die Freiheit unſrer Bewegungen im mittleren Frankreich.« So weit Bordone. Schon hier mag es geſagt ſein: wir theilen ſeine Anſichten nicht. Wenn das Werderſche Corps, ſtatt auf der Linie Belfort-Veſoul-Dijon zu operiren, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß das 10 Meilen nördlich von Dijon gelegene Dreieck Chatillon ſur Seine-Chaumont-Troyes gehalten hätte, ſo würde dies muthmaßlich den glücklichen Ausgang unſerer Operationen wenig beeinträchtigt haben.

Am 19. kehrte, wie Gambetta nach Tours, ſo Garibaldi nach Dôle zurück. Er nahm die Ueberzeugung mit heim, daß er von einer »Cooperation« wenig zu erwarten habe, und daß er gut thun werde, ſich nach Möglichkeit auf ſich ſelbſt zu ſtellen. Dazu forderten ihn auch die Verhältniſſe auf, die er in Dôle vorfand. Er mußte bald erkennen, daß er von einem ſtarken Bruchtheile der Bevölkerung als ein unbequemer Gaſt angeſehen wurde, den man froh geweſen ſein würde, wieder ſcheiden zu ſehen. Neben einer roth-republikaniſchen Arbeiterbevölkerung, die ihm natürlich zuſtimmte, waren es die Jeſuiten, die in Dôle den Ton angaben, alſo Elemente, die von lange her zu ſeinen geſchworenſten Feinden zählten. Conflicte konnten kaum ausbleiben, und ſie kamen. Der Orden hatte nicht nur eine Kirche (die Kathedrale) ſammt großen Collegien-Räumen in der Stadt ſelbſt, ſondern auch ein Kloſter in Nähe derſelben. Es befand ſich auf dem ſchon genannten, ſtrategiſch wichtigen Punkte, dem Mont Rolland. Nach einigen Tagen wurde dem Generalſtabschef gemeldet, daß allnächtlich zwiſchen dem Kloſter auf Mont Rolland und dem Kathedralenthurme ſignaliſirt werde. Zu beſtimmter Stunde ſähe man in der Laterne des Thurmes ein Licht erſcheinen und wieder ſchwinden, was auf irgend eine unſtatthafte Correſpondenz, vielleicht mit dem Feinde, gedeutet werden müſſe. Jedenfalls ſei ein derartiger Fanaldienſt, der im Kloſter auf Mont Rolland beantwortet oder fortgeſetzt wurde, ganz dazu angethan, die Aufmerkſamkeit des Feindes auf Dôle hinzulenken. Der Generalſtabschef, nachdem er ſich von der Richtigkeit dieſer Angaben überzeugt, berief die Geiſtlichen der Kathedrale in's Hauptquartier und forderte Erklärungen. Dieſe gingen dahin, daß es ſich hierbei einfach um eine ſeit vielen Jahren geübte Sicherheitsmaßregel handle; der Thürmer habe die Verpflichtung, zu beſtimmten Stunden, Aus- und Umſchau zu halten, ob im Geſichtskreiſe der Stadt ein Feuer ausgebrochen ſei oder nicht; in dunklen Nächten, um nicht bei ſeinem Umgang zu ſtolpern und zu ſtürzen, bediene er ſich einer Laterne. Dies ſei der angebliche »Signal- und Fanaldienſt«. Nach dieſer Erklärung zogen ſich die Geiſtlichen zurück und in den nächſten Nächten leuchtete wieder der Schein und wurde von Mont Rolland her beantwortet. Bordone war nicht gewillt, dieſe Dinge ruhig gewähren zu laſſen; die abgegebenen Erklärungen genügten ihm nicht, und nahm er nunmehr Veranlaſſung, an den »Citoyen Robert«, der zugleich Capitain in der Nationalgarde war, folgende Ordre zu richten: »Capitaine Robert hat ſich angeſichts dieſes nach Mont Rolland und darauf nach dem Jeſuiten-Collegium in Dôle zu begeben, um den Bewohnern beider Oertlichkeiten Anzeige davon zu machen, daß ihre Gegenwart im Departement Doubs nicht länger geduldet werden kann. Sie haben ſich bei Strafe, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden, aus dem Departement zu entfernen, und können, je nach Gefallen, ihren Aufenthalt in der Nähe von Lyon oder in der Schweiz nehmen. Päſſe werden den betreffenden Herren zugeſtellt werden. Wir bemerken, daß dieſe Ordre keine Austreibung bezweckt, ſondern nur eine »Sicherheitsmaßregel« iſt, wie ſie die momentane Lage gebietet.« In Gemäßheit dieſer Ordre wurde in der That verfahren, und die Jeſuiten räumten ihre Plätze im Departement Doubs, um ſich weiter ſüdlich zu begeben. Wir haben dieſe Angelegenheit mit einiger Ausführlichkeit behandelt, weil ſie am beſten zeigt, wie wenig ſeitens Garibaldi's, oder was wichtiger iſt, ſeitens ſeines Generalſtabschefs (denn bei ihm lagen die Entſchlüſſe) geſchah, um ſich der Sympathieen der Bevölkerung zu verſichern. Alles, was nicht ultra-demokratiſch war, wurde verletzt, unter Umſtänden auch verdächtigt. In Lyon, vor Allem in Marſeille hätte ein ſolches Verfahren einen Sinn gehabt, hätte als politiſch-klug gelten können; in den Mittelſtädten des mittleren Frankreichs aber, in denen, mit Ausnahme der unterſten Schichten, die Bevölkerung entweder klerikal oder imperialiſtiſch oder legitimiſtiſch war, in dieſen Städten konnte ein Verfahren, wie es beiſpielsweiſe gegen die Jeſuiten in Dôle geübt wurde, nur erbittern. Auch die Unkirchlichen, inſofern ſie nur national-franzöſiſch und nicht dem Garibaldi'ſchen Hirngeſpinſt einer Univerſal-Republik verfallen waren, empfanden dies Vorgehen als unerträgliche Anmaßung eines Fremden und machten unter Umſtänden kein Hehl daraus, »daß es leichter ſei, ſich einem gehaßten Feinde, als einem ſo hochfahrenden Freunde zu unterwerfen.« Wir werden in der Folge auf ähnliche und ſchlimmere Vorgänge zurückzukommen haben. Je aufmerkſamer man ſich mit ihnen beſchäftigt, je mehr feſtigt ſich in Einem die Ueberzeugung, daß Bordone, von grenzenloſem Ehrgeiz erfüllt, zeitweilig den Wunſch hatte, die Dinge zum Aeußerſten zu treiben und im Heraufbeſchwören einer eigentlichen Revolution dem Gambetta das Spiel aus der Hand zu nehmen. Was fünf Monate ſpäter geſchah, nachdem Paris gefallen und der Friede geſichert war, ſollte, nach ſeinem Wunſch und Willen, während des Krieges ſelbſt in Scene gehen; Löſung des letzten Ordnungsbandes, Entfeſſelung der Maſſen und ihrer Leidenſchaften, das war der Strom, mit dem er ſchwimmen, und nicht nur die Invaſion, ſondern vor Allem auch den ganzen Kehrichthaufen von Kirche und Staat, alles hiſtoriſch Gewordene fortſchwemmen wollte. Nur ſo erklären ſich willkürliche Maßregeln, wie die Ausweiſung der Jeſuiten aus Dôle, Maßregeln, die, wenn ſie nicht mit Rückſicht auf ein großes fernab ſtehendes Ziel gefaßt wurden, ihrer unmittelbaren Wirkung nach, einfach als unklug und thöricht bezeichnet werden mußten. Aber dies Ziel ſchwebte vor, und gelegentlich wurde der Welt in dem einen oder andren Schriftſtück verkündet, daß es ſich nicht um ſo kleine Dinge wie Frankreich, ſondern um ein allgemeines großes Weltaufräumen, um eine Epoche univerſeller Freiheit an Stelle univerſeller Knechtſchaft handle. Ein ſolches Schriftſtück erſchien bereits Ende October und richtete ſich an die Freicorps und Fremdenlegionen, die jetzt von allen Seiten her dem »Heerlager ihres Vaters Garibaldi« zuzueilen begannen. Die Proclamation lautete:

»Soldaten der Vogeſen-Armee! Die Sache, der wir dienen, iſt geheiligt. Es iſt nicht die Sache Frankreichs allein, es iſt die Sache aller jener Völker, die unter die Füße des Despotismus geworfen ſind und nach Wiederherſtellung ihrer Rechte ſchmachten. Wohlan denn, unter der Fahne der Brüderlichkeit, die uns zu Häupten weht, ſehen wir die Nationalitätenfrage wie einen Schatten ſchwinden und ſchreiten der Eroberung jener großen Freiheit entgegen, die allein die Idee ſchöner Menſchlichkeit zu verwirklichen vermag.

Die vollkommenſte Einigkeit zwiſchen den Corps, wie zwiſchen den einzelnen Elementen, die unſre Armee bilden, wird die ſicherſte Garantie des Sieges ſein.

Die Landbevölkerung, mit der wir neuerdings in Berührung kamen, hat ſich uns, erſchreckt durch die Nähe eines unerbittlichen Gegners, gelegentlich feindlich gezeigt und unſren braven Franctireurs die Gewährung des zum Leben Unerläßlichen verweigert. Es zu ertrotzen, iſt nicht das, was uns ziemt; vielmehr liegt uns ob, ihnen den Beweis zu führen, daß nichts erniedrigender iſt, als ſich dem Joch des Fremden zu unterwerfen, eines Fremden, von dem nur Raub und Gewaltthat zu gewärtigen ſteht.

Euer Muth und eure tadelloſe Führung, dieſe ſeien es, durch die ihr euch der Achtung und der Liebe Aller verſichert.«

Man male ſich aus, wie eine Franctireurgruppe, begierig nach den Schätzen eines Hühnerſtalls, keine andere Leiter zur Erkletterung deſſelben anlegen darf, als die »Beweisführung von dem Erniedrigenden des Fremdenjoches«.

Worte, Worte! Ob Bordone, der ſie muthmaßlich niederſchrieb, an ſie geglaubt haben mag! Alles die Feierlichkeit eines heimlich Lachenden oder — Rechnenden.

2. In Autun vom 11. bis 20. November.

Am 31. October, wie in einem früheren Capitel bereits erzählt, hatten zwei Brigaden des Werder'ſchen Corps unter General v. Beyer ihren Einzug in Dijon gehalten; noch am ſelben Tage war die Nachricht davon in Tours eingetroffen. Gambetta erkannte in dieſer Beſitzergreifung der burgundiſchen Hauptſtadt mit Recht eine doppelte Gefahr und gab Ordre an Garibaldi, ſich mit der Vogeſen-Armee weiter links, von Dôle nach Autun zu ſchieben, um von dieſem zehn Meilen ſüdweſtlich von Dijon gelegenen Punkte aus

1) die auf Lyon zu führenden Defiléen, ſowie dadurch die Verbindungen Nordfrankreichs mit dieſer Stadt zu ſichern,
2) aber eine Beunruhigung, beziehungsweiſe Umfaſſung der Loire-Armee von Süden her nach Möglichkeit zu hindern.

Dieſe Ordre traf gegen Ende der erſten Novemberwoche in Dôle ein; Garibaldi beeilte ſich ihr nachzukommen und dirigirte ſeine Freicorps, von denen einige mittlerweile mit dem Gegner geplänkelt und bei St. Jean de Losne, Brazey und Genlis kleine Gefechte gehabt hatten, für den 11. nach

Autun. Die Ueberführung erfolgte per Bahn über Bourg, Chalon ſur Saône, Chagny und Epinac, und war am Abend des genannten Tages (11.) beendet.

Garibaldi ſelbſt hatte einen Spezial-Train benutzt und traf bereits um 1 Uhr Mittags in Autun ein. Unterwegs, in Epinac, war ihm, ſeitens eines befreundeten Präfecten, ein eben eingetroffener Freicorps-Oberſt vorgeſtellt worden, welcher Letztere, wie über vieles Andere, ſo auch über dieſe ſeine erſte Begegnung mit Garibaldi intereſſante Aufzeichnungen veröffentlicht hat. Wir entnehmen denſelben das Folgende:

». . . Präfect D., einer von den Intimſten des Garibaldi-Cirkels, hatte mich am Vormittage des 11. in Epinac zum Frühſtück geladen. Er war plauderhaft wie immer und theilte mir mit, daß nach einem Telegramm, das er ſo eben empfangen, Garibaldi um 12 Uhr Mittags Bahnhof Epinac paſſiren werde. »Ich werde Sie vorſtellen, Colonel, und Sie werden den alten Löwen, den alle phyſiſchen Leiden vergeblich umzubringen ſuchten, von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen. Wir brauchen ihn; die Preußen mögen ſich jetzt vorſehen. Sie werden nichts von jenem Prunke an ihm wahrnehmen, der uns ſchließlich mit einem halben Dutzend Capitulations-Generalen geſegnet hat. Er iſt die Einfachheit ſelbſt. Nehmen Sie dieſe Havannah; hier iſt Feuer. Und nun laſſen Sie uns gehen; es iſt zehn Minuten vor zwölf, und ich wette, er hält die Zeit.«

Damit erhoben wir uns von Tiſch, um nach der Eiſenbahn hinauszugehen. Kaum daß wir da waren, ſo fuhr ein aus zwei Salonwagen beſtehender Extrazug in den Bahnhof ein. D., nachdem er ſich orientirt, trat an den erſten Wagen heran, öffnete die Thür und überreichte einem hochaufgeſchoſſenen, in Roth und Gold gekleideten, dabei reich befederbuſchten Ordonnanz-Offizier unſere zwei Karten. Ich konnte nicht den Eindruck gewinnen, daß es dieſem Cortège an Prunk und Luxus gebräche.

Gleich darauf wurden wir gebeten, einzutreten. Das Innere des Wagens bot einen überraſchenden Anblick. In der Mitte deſſelben ſaß Garibaldi, der charakteriſtiſche Kopf blaß, von langem weißen Haar umgeben, das ihm bis auf die Schultern fiel. Der Bart weiß wie das Haar; ein rothes Seidentuch leicht um den Hals geſchürzt; dazu ein Tyroler Hut von grauem Filz. In einen rothgarnirten braſilianiſchen Mantel eingewickelt, die Füße unter Decken und Pelzen, ſtützte er ſich nach rechts und links hin auf zwei Krücken von Ebenholz, die, ſchräg liegend, an den beiden Wänden des Wagens ihren Lehnpunkt hatten. Er ſah leidend aus und bediente ſich eines Lorgnons, um uns zu muſtern. Um ihn her verharrten etwa zwanzig Generalſtabs-, Stabs- und Ordonnanz-Offiziere in reſpektvollem Schweigen, während in dem zweiten Wagen, in dem ſich die Subalternen befanden, eine laute Heiterkeit herrſchte.

D. trat jetzt vor, und gegen Garibaldi ſich verneigend, bat er um die Erlaubniß, mich ihm vorſtellen zu dürfen. Er reichte mir ſofort ſeine Hand, die lang und dürr, und in Folge eines erſt neuerdings gehabten Schlaganfalles faſt unbiegſam war. Dann ſprach er in beſtem Franzöſiſch, frei von jedem fremdländiſchen Accent: »Herzlich willkommen, Colonel. Wir werden dieſes Land zu retten wiſſen, das die Janitſcharen des Sedan-Mannes verkauft und die Emiſſaire Roms verdorben haben.«

Ich verbeugte mich und antwortete einigermaßen ausweichend: »Mein General, ich habe ein Freicorps geworben und würde mich glücklich ſchätzen, an der Spitze deſſelben den Guerilla-Krieg, in dem ich ſchon früher Erfahrungen geſammelt habe, organiſiren zu können.«

»Gewiß, Colonel. Wir wiſſen, was Sie geleiſtet haben, und vertrauen Ihnen. Nicht wahr, Bordone?«

»Wir werden ja ſehen, mein General,« antwortete wenig verbindlich eine Stimme aus der Gruppe von Offizieren heraus, die mittlerweile, ſeitabſtehend, im Flüſterton eine Unterhaltung geführt hatten.

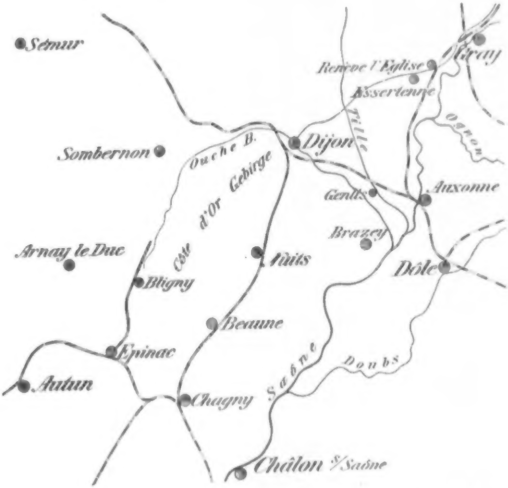
Hiermit war die Vorſtellung zu Ende. D. und ich verließen wieder den Waggon; der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Auf dem Perron ſtanden italieniſche Legionäre, Kopf an Kopf, und riefen: »Evviva Garibaldi.« Dieſer ſchob die Gardinen zurück, grüßte und antwortete: »Salute ragazzi; viva la Republica universale; abasso Pio nono!«

Eine Minute ſpäter war der Zug, in der Richtung auf Autun zu, unſerm Auge entſchwunden.«

Am Abend des 11. befand ſich die »Vogeſen-Armee«, wie ſchon hervorgehoben, zu größtem Theile an ihrem neuen Beſtimmungsort (Autun). Auch hier ließ ein Zerwürfniß mit der Geiſtlichkeit nicht lange auf ſich warten. Eins der Freicorps, weil es nach Belegung der Bürgerhäuſer an weiteren Räumlichkeiten in der Stadt gebrach, war in dem biſchöflichen Palaſte einquartiert worden. Schon am 13. oder 14. gab es Klage, daß eine ganze Nacht hindurch getobt und gelärmt, in einzelnen Zimmern auch geplündert ſei: Werthgegenſtände fehlten, darunter ein goldnes Kreuz. Unterſuchungen wurden angeordnet und die Schuldigen beſtraft; aber die Verſtimmung blieb hier dieſelbe wie in Dôle und während Beſchwerdeſchriften nach Tours abgingen, wurden die Organe der Geiſtlichkeit nicht müde, von dem Bündniß zu ſprechen, das »die Republik, zu ihrem Unheil, mit dem Antichriſt von Caprera geſchloſſen habe.« Die Billigkeit erheiſcht, hervorzuheben, daß all die Zeit über von beiden Seiten gleiche Uebertreibung geübt wurde und daß die Klerikalen mindeſtens eben ſo eifrig waren, alles ſchwarz in ſchwarz zu malen, wie Garibaldi und ſein Generalſtabschef ſich befliſſen zeigten, ihre »Rothhemden« als erhabene Ideen-Träger darzuſtellen. Die deſtruktiven

Elemente ziehen aus nichts ſo viel Nutzen und Nahrung, wie aus den Unwahrheiten derer, die, ſei es in Staat oder Kirche, ſich anſpruchsvoll als die beſtellten Wächter der Wahrheit geriren.

Während dieſe Fehde geführt wurde, ruhten die militairiſchen Operationen nicht; man war thätig innerhalb und außerhalb der Stadt. Befeſtigungen wurden angelegt und Baracken gebaut, um die Bürgerſchaft, die unter der Einquartierung ſeufzte, nach Möglichkeit zu entlaſten. Eine Anzahl in Front gelegener Ortſchaften: Arnay le Duc, Bligny, Pont d'Ouche, erhielten Garniſonen, ja ſelbſt bis Sombernon hin, drei Meilen weſtlich von


Semur
Renève l'Eglise
Gray
Essertenne
Tille
Ognon
Sombernon
Ouche B.
Dijon
Côte d'Or Gebirge
Genlis
Auxonne
Brazey
Arnay le Duc
Nuits
Dôle
Bligny
Beaune
Epinac
Autun
Doubs
Saône
Chagny
Châlon s/Saône

Dijon, wurde detachirt, um Fühlung mit dem Feinde zu haben. Beſonders angelegen aber ließ es ſich der Generalſtabschef ſein, nach rechts hin, alſo zunächſt bis nach Beaune und Nuits, dann (weiter öſtlich) bis auf Dôle und Auxonne zu, in Verbindung mit jenen mannigfachen Streitkräften zu treten, die, um dieſe Zeit, theils in den Thälern des Côte d'Or-Gebirges, theils in dem Flußdelta der Saône und des Doubs ſich ſammelten. Es waren dies meiſtens Streitkräfte, die, ähnlich ſelbſtſtändig wie die Garibaldiniſche Armee operirend, unter den verſchiedenſten Befehlshabern den »kleinen Krieg« gegen unſer Werderſches Corps zu führen begannen und dabei — wenn es auch thatſächlich zu keinem erfolgreichen Zuſammenwirken kam — wenigſtens principiell nicht abgeneigt waren, eine Cooperation eintreten zu laſſen. Unter dieſen Befehlshabern waren Oberſt Bourras, General Creviſier und General Cremer, auf die wir weiterhin zurückzukommen haben werden, die bedeutendſten. Alle drei ſtanden zudem vor Dijon, ihren rechten Flügel weit ausdehnend und dadurch eine lockere Verbindung mit dem Beſançon-Armee-Corps herſtellend, das ſeinerſeits, in Ablöſung des Garibaldi'ſchen Corps, einige Tauſend Mann nach links hin, bis Dôle, detachirt hatte. Im Uebrigen nahte ſich nunmehr der Zeitpunkt, wo das obengenannte »Beſançon-Armee-Corps« aufhörte, ein Factor zu ſein, mit dem die Vogeſen-Armee ſammt den in ihrer rechten Flanke operirenden Freicorps zu rechnen hatte. In Tours war mittlerweile der Beſchluß gefaßt worden, unter Zurücklaſſung einer ſtarken Beſatzungstruppe in Beſançon, den Reſt des ehemalig Cambriels'ſchen Armee-Corps, das ſeit dem 28. October durch General Michel, ſeit dem 11. November durch General Crouzat geführt wurde, zur Verſtärkung der eben damals in Bildung begriffenen großen Loire-Armee heranzuziehen. In der Mitte November etwa ſetzte ſich denn auch General Crouzat mit ſeinem Armee-Corps in Marſch und paſſirte am 19. Autun, wo es zu einer kurzen Beſprechung zwiſchen ihm und dem Chef der Vogeſen-Armee kam, die ſeitens des letzteren mit ſehr gemiſchten Empfindungen geführt werden mochte. Denn, wenn ſich Garibaldi einerſeits beglückt fühlen durfte, jenes Drucks überhoben zu ſein, den das »Oberkommando von Beſançon« wochenlang auf ihn ausgeübt hatte, ohne durch irgend welche Hülfeleiſtung ein Aequivalent für dieſen Druck zu bieten, ſo ſchloß doch andrerſeits der Augenblick relativen Freiwerdens auch wieder eine Kränkung in ſich. Der Abzug General Crouzat's ſchuf nämlich eine Vacanz: die Stellung eines Ober-Commandirenden über die geſammten, immerhin noch beträchtlichen, wenn auch zerſplitterten Streitkräfte des Oſtens wurde durch jenen Abzug frei. Aber Gambetta zeigte ſich nicht befliſſen, die entſtandene Lücke auszufüllen; Garibaldi blieb Commandirender der Vogeſen-Armee und ſah ſich unaufgefordert, in die Stellung eines Ober-Commandirenden einzurücken.

Ein Glück für ihn, daß eben jetzt die Ereigniſſe ſich zu drängen, auch einige Erfolge ſich einzuſtellen begannen, die nun das beſte Mittel boten, aller Verſtimmungen Herr zu werden. Mußten doch dieſe Erfolge, wenn ſie dauerten und ſich ſteigerten, zugleich als der ſicherſte Weg gelten, jene höhere Machtſtellung zu gewinnen, nach der, wenn nicht er perſönlich, ſo doch ſein Generalſtabschef, die Kraft, die ihn trieb, ſo begierig war.

Am 19. hatte Ricciotti, in Folge eines glücklichen Ueberfalls, 200 Gefangene gemacht; am 21. wollte er ſelbſt einen ähnlichen, nur breiter angelegten Coup ausführen, brach auch wirklich an genanntem Tage mit dem größeren Theil ſeiner Streitkräfte zu dieſem Behufe auf. Wir werden uns in den zwei folgenden Capiteln mit beiden Ueberfällen, mit dem geglückten Ricciotti's, wie mit dem mißglückten Garibaldi's zu beſchäftigen haben; ehe wir aber zu einer Schilderung derſelben übergehen, geben wir zunächſt eine Aufzählung der Streitkräfte der Vogeſen-Armee, dabei zugleich der nachſtehenden Ordre de Bataille einige Worte über die hervorragendſten Führer hinzufügend.

Die Vogeſen-Armee beſtand um die Mitte November aus vier Brigaden.

1. Brigade, General Boſſack-Hauke.

Eclaireurs der Rhone, Commandant Lhoſte,
Franctireurs der Rhone, Commandant Tainturier,
Aegyptiſche Jäger, Commandant Pennazzi,
Spaniſche Legion, Commandant Elola,
Eclaireurs von Gray, Capitain Lambert.
Alle fünf Freicorps zuſammen . . . . 1250 Mann,
Ein Mobilgarden-Bataillon aus dem Departement der See-Alpen, Commandant Bruneau . . . . 800 „
Mobilgarden-Regiment (42.) von l'Aveyron, Commandant William . . . . 2200 „
Total 4250 Mann.

2. Brigade, Oberſt Delpech.

1. Bataillon Egalité von Marſeille, Commandant Gauthier,
2. Bataillon Egalité von Marſeille, Commandant Raymond,
Bataillon Guerilla d'Orient, Oberſt Chenet,
Bataillon Guerilla marſeillaiſe, Commandant Chapeau,
alle vier Bataillone zuſammen . . . . . . 1500 Mann,
Total 1500 Mann.

3. Brigade, Oberſt Menotti Garibaldi.

Italieniſche Legion unter Ravelli und Tanara,
Compagnie Colmar, Commandant Eudeline,
2 Compagnieen von Oran, unter Cruchy und Limouſin,
2 Compagnieen von Algier, unter Boitel und Landsmann,
2 Compagnieen von Vaucluſe, unter Fabry und Evrand,

Franctireurs vom Doubs, Commandant Ordinaire,		
Franctireurs von Genua, Commandant Razetto,		
Franctireurs vom Süden, Commandant Pilard,		
Bürgergarde von Marſeille, Commandant Debray.		
Zuſammen . .	2800	Mann,
2 Bataillone Mobilgarden aus dem Departement der See-Alpen, Commandant Guide	780	„
Mobilgarden-Bataillon aus den Unter-Alpen, Commandant Barthelemy	1130	„
Mobilgarden-Bataillon aus den Unter-Pyrenäen, Commandant Borel	970	„
Total	5680	Mann.

4. Brigade (ausſchließlich Franctireurs), Commandant Ricciotti Garibaldi.

Franctireurs von Savoyen, unter Michard und Carré,		
Franctireurs von Dôle, Commandant Habert,		
Franctireurs von der Iſère, Commandant Auſtin,		
Franctireurs vom Doubs, Commandant Nicolai,		
Franctireurs aus dem Elſaß (Alsaciens de Paris).		
Zuſammen . .	2500	Mann,
Total	2500	Mann.

Cavallerie: Ein Zug vom 7. Chaſſeur-Regiment	47	Mann,
1 Eſcadron Guiden (Italiener)	160	„
Total	207	Mann

Artillerie: 2 Vierpfünder-Feldbatterieen,
1 Vierpfünder-Bergbatterie.

Dieſen drei Batterieen diente das Bataillon »Enfants Perdus de Paris« als Bedeckung. Es war 300 Mann ſtark.

Geſammtſtärke: 14,230 Mann Infanterie, 207 Mann Cavallerie und 18 Geſchütze.

Das **Hauptquartier** hatte folgende Zuſammenſetzung:

Giuſeppe **Garibaldi**, Commandirender der Vogeſen-Armee.

Stefano **Canzio** (Schwiegerſohn Garibaldi's), Commandant des Hauptquartiers.

Giovanni **Baſſo** (Garibaldi's Genoſſe auf Caprera), Secretair.

Tironi, **Pasqua**, **Gattorno**, Adjutanten.

Capitaine Denis **Foule** und Giovanne **Bordone** (Sohn des Generalſtabschefs), Ordonnanz-Offiziere.

Oberſt Borbone, Generalſtabschef.

Oberſtlieutenant Gauckler, Ingenieur en chef.

Hierzu geſellten ſich, einen ſteten perſönlichen Verkehr mit dem Hauptquartier unterhaltend, die bereits genannten Brigade-Commandeure: General Boſſack-Hauke und Delpech, ſowie ſelbſtverſtändlich die beiden Söhne des Commandirenden, Menotti und Ricciotti.

Ueber die hervorragendſten Perſönlichkeiten ein kurzes Wort. Die Familie Garibaldi war vierfach vertreten: Garibaldi ſelbſt, Menotti und Ricciotti, ſeine Söhne, ſchließlich Canzio, ſein Schwiegerſohn. Ueber Söhne und Schwiegerſohn finden wir in den publizirten Schriftſtücken, wenn wir von militairiſchen Relationen abſehen, nur wenig. Auch die ihnen feindlich geſinnte Literatur — und dieſe überwiegt — ſchreitet nirgends zu einer Anklage, kaum zu einem gehäſſigen Wort. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß die Haltung aller Drei tadellos war. Von entſchieden ariſtokratiſchem Gepräge, auch in ihrer äußeren Erſcheinung, gaben ſie ſich, wenn wir ihre Thaten richtig interpretiren, im Weſentlichen als die Söhne und Schüler ihres Vaters: tapfer, hochherzig, uneigennützig, voll aufrichtigen Glaubens an das Recht ihrer Idee, dabei für den kleinen Krieg geſchickt. Wenn ſie ſich andrerſeits von ihrem Vater unterſchieden, ſo war dies, wie immer bei dem Nachwuchs großer Naturen, zu ihrem Nachtheil. Sie entbehrten ſeiner Naivetät, ſeines Enthuſiasmus, ſeiner Anſpruchsloſigkeit und glaubten, aus der Größe deſſen, deſſen Namen ſie trugen, einen Anſpruch auf Stolz herleiten zu dürfen. Namentlich gilt dies von Menotti.*) Auf eine Charakteriſtik Garibaldi's ſelbſt, und zwar über das in Vorſtehendem mittelbar Geſagte hinaus, verzichten wir. Nur das Eine noch: ſein Weſen ſcheint uns in jener Einſeitigkeit begründet, die abwechſelnd zur Größe oder zum Unſinn führt. Garibaldi, der italieniſche Patriot, iſt ein nicht genugſam zu feiernder Held; Garibaldi, der Bekämpfer von Papſt und Königthum, der Vorkämpfer für Welt-Republik, iſt eine Carricatur. Nicht etwa um dieſer Ideen ſelbſt willen; hiſtoriſche Mächte kommen und gehen. Aber was zu verſchiedenen Zeiten in der Laufbahn dieſes Mannes, vor Allem in dem Kriege, dem er eben jetzt befliſſen war ſeine Kräfte zu leihen, die Carricatur ſchuf, das waren die Mittel und Wege, die er zur Verwirklichung ſeiner Ideen einſchlug, das war der jeden Aberglauben überflügelnde Glaube, daß das bloße Wort »Republik« ſeine Bekenner zu heiligen und zur Löſung der höchſten Menſchheits-Aufgaben emporzuheben vermöge. Möglich, daß der Glaube an ſolche Metamorphoſe, an die Unausbleiblichkeit einer Wiedergeburt unter dem rothen Banner der Republik in ihm ſelber ein völlig aufrichtiger war. Aber das Urtheil geſtaltet ſich dadurch nicht günſtiger. Auch der ehrliche Unſinn, der unter Mord und Brand die Welt auf den Kopf ſtellt, iſt verdammenswerth.

---

*) Eine Charakteriſirung beider Brüder, der wir in einer Streitſchrift begegnen, erſcheint uns in Bezug auf ihre Fähigkeiten ungerecht. Es heißt darin: »Das Garibaldithum ſteht und fällt mit dem Vater. Weder der legitime Menotti, noch der illegitime Ricciotti werden, auf ſich ſelbſt geſtellt, je einen »Tyrannenſchlaf« ernſthaft beunruhigen können. Mit dem Hinſcheiden des Vaters ſcheiden auch ſie ſelber hin.«

Dem Garibaldi in ſeinen Vorzügen und Schwächen nahe verwandt war der in höherem Lebensalter ſtehende General Boſſack-Hauke, der die erſte Brigade führte. Sohn des ehemaligen polniſchen Kriegsminiſters Graf Hauke und Bruder der Prinzeſſin Julie von Battenberg, Gemahlin des Prinzen Alexander von Heſſen, hatte er — wie Garibaldi dem Glauben »an die allein ſelig machende Republik« aufrichtig hingegeben — nach Austritt aus der ruſſiſchen Armee, der er in früheren Jahren angehörte, an verſchiedenen Inſurrectionskämpfen, aber nicht an den Garibaldiniſchen Kämpfen der Jahre 1860 und 62, theilgenommen. Seine Beziehungen zu Garibaldi datirten erſt vom Genfer Friedenscongreſſe her. General Boſſack-Hauke lebte, wie Graf Plater und ſo viele andere, ſei es verbannte oder ihrerſeits in feindſeliger Stellung gegen die ruſſiſche Regierung verharrenden Polen, in der Schweiz, von wo er ſich, ſeine politiſch-literariſche Beſchäftigung ſofort aufgebend, auf die erſte Aufforderung Garibaldi's hin, »an dem Freiheits-Völkerkampfe Theil zu nehmen«, zuerſt nach Dôle, dann an der Spitze ſeiner Brigade nach Autun begeben hatte. Er galt für einen guten Soldaten (die ruſſiſche Regierung verſuchte mehrfach einen Ausgleich mit ihm), dabei für anſpruchslos, gewiſſenhaft und edelmüthig. Wir werden ihn auch in der Folge, im Einklange hiermit, kennen lernen. Nichts Niedriges war an ihm. Ein idealer Phantaſt, der ſeinen Weltbeglückungsplänen hingegeben, wie ſo viele ſeines Zeichens, die Dinge nicht ſo ſah, wie ſie waren, ſondern wie er ſie ſehen wollte.

Von ſehr anderm Gepräge war Delpech, Oberſt und Commandirender der 2. Brigade, vielleicht ein Aventurier, gewiß ein Parvenu. In Marſeille oder doch im Departement Bouches du Rhône von armen Eltern geboren, groß, ſtark, encouragirt, von phyſiſch-ſinnlicher Gewalt, hatte er, mal dies, mal das betreibend, die Mittelmeer-Küſtenländer durchzogen und war in Conſtantinopel und Smyrna, in Sicilien und Aegypten geweſen. Von dort zu einer nicht näher zu beſtimmenden Zeit nach Marſeille zurückgekehrt, war er durch jeden Grad der Erniedrigung gegangen, und hatte am Hafen als Ruderknecht und Laſtträger, ſpäter in der Stadt als Lohgerber ſein Leben gefriſtet. Ausgerüſtet indeß mit einem praktiſchen Verſtand, mit gutem Humor und raſchem »Aneignungs-Vermögen« in geiſtigen, und wie ſeine Feinde ihm nachſagten, auch in materiellen Dingen, hatte er ſich ſeine

Belehrung aus Clubreden und Fünf-Centimes-Blättern geholt und ſah ſich, beim Sturze des Kaiſerreichs, bereits in der Lage, dem erſtaunten Marſeille zu zeigen, was er mittlerweile gelernt habe. An der Spitze der den Beinamen der »Kaimans« führenden Garde civique war er zu einer Größe geworden, mit der die übrigen Stadtvertreter rechnen mußten. Nach einer kurzen, als Staffel dienenden Sous-Präfectur in Aix, rückte er in die Stelle eines Präfecten von Marſeille ein und ſtellte nun hier, im Verein mit Esquiros und Cluzeret, jene rothe Trias her, die wochenlang nicht nur die Stadt, ſondern den ganzen Süden tyranniſirte. In dieſer ſeiner Stellung hatte er auch das Garibaldi-Feſt geleitet und ſich als einer der entſchiedenſten Anhänger des Dogmas von der »Univerſal-Republik« bekundet. Seit jenem feſtlichen Tage ging ſein Trachten dahin, die Marſeiller Präfectur, der er ſich ohnehin, bei ſeiner völligen Nichtbildung, wenig gewachſen fühlte, mit einem Commando in der Vogeſen-Armee zu vertauſchen. Unter der patriotiſchen Redewendung: »Jeder geſunde Mann gehört jetzt in's Feld«, hatte er ſeinen Abſchied genommen und war in den letzten Tagen des October bei Garibaldi eingetroffen, der ihm ſofort ein vacantes Commando (das der 2. Brigade) übertragen hatte. Seine militairiſche Unkenntniß, die er freimüthig genug war, zuzugeſtehen, hoffte er durch rothe Geſinnung und tapfern Muth, deren er beide in hohem Maße hatte, decken zu können; zudem war ihm in Capitain Jolivalt ein fachmäßig geſchulter Berather beigegeben worden. Zu einem eigentlichen Wohlgefühl, wie wir in der Folge ſehen werden, brachte er es aber auch innerhalb ſeiner militairiſchen Laufbahn nicht, und war jederzeit bereit, ſein Commando abzutreten, um an Stelle deſſelben das Amt eines General-Zahlmeiſters oder höheren Intendantur-Beamten zu übernehmen, wobei er, mit Rückſicht auf die untergeordneten Landeszuſtände, am eheſten ſeine Rechnung zu finden hoffte, auch gefunden haben würde. Denn er war, bei einer Menge untergeordnet guter Eigenſchaften, doch eine durchaus vulgäre Natur, die, wenn ſie von Völkerfreiheit ſprach, immer nur Genuß und Bereicherung meinte. Auch auf ihn wird uns die Folge unſrer Darſtellung zurückführen.

Die Hauptfigur war der Generalſtabschef Oberſt Bordone. Garibaldi ſelbſt war nur vorgeſchoben, wenig mehr als Name und Puppe.*)

---

*) Bordone ſelbſt ſtellt dies freilich in Abrede. »Der General Garibaldi, ſo ſchreibt er, iſt ein Mann, den Niemand beherrſcht hat, auch Niemand beherrſchen wird und der ſeine Achtung und Zuneigung nur denen zuwendet, die er nach ihrem Thun und Denken kennt. Freilich iſt er ſeitens inferiorer Naturen, die ihn durch Erſcheinung oder Verſprechungen zu beſtechen wußten, mehr als einmal getäuſcht worden; aber wiewohl abwechſelnd zu nachſichtig und zu ſtreng in der Abſchätzung derer, die ſich ihm nähern, muß doch ſchließlich von ihm geſagt werden, daß er die Menſchen lediglich nach ihrem eignen Handeln und nicht nach den Berichten Andrer beurtheilt.«

Eine gegneriſche Feder hat den Generalſtabschef, während der Ereigniſſe ſelbſt, wie folgt, geſchildert:

»Bordone, am 2. November 1821 geboren (wahrſcheinlich zu Avignon), iſt groß und ſchlank, von entſchieden militairiſcher Haltung. Das blonde Haar trägt er nach engliſchem Schnitt; ebenſo den Bart. Seine Augen ſind grau, ſeine Geſichtszüge nicht unangenehm, und nur in Momenten, wo ſein grenzenloſer Hochmuth zu Tage tritt, von einer verletzenden Härte. Er iſt ſehr klug, aber von jener verhängnißvollen geiſtigen Schärfe, die vor die Gerichtshöfe führt. Er weiß davon zu erzählen. Die beiden Motive ſeines Lebens ſind Durſt nach Geld und Ruhm. Welcher Art der Ruhm, ſteht ihm erſt in zweiter Linie; auch der ſchlechteſte iſt beſſer, als keiner. Man ſoll von ihm ſprechen, gleichviel wie. Ebenſo habſüchtig wie ehrgeizig hat er einen Theil ſeines Lebens in den Spielhöllen der großen Städte verbracht. Verdicte und Annalen wiſſen davon zu erzählen. Dabei hat er einen Hang zu ſchauſpielern, den denkenden Strategen darzuſtellen, der am Schachbrett Europas die entſcheidenden Partien ſpielt. Mit einer großen, reich in Gold gefaßten Loupe muſtert er die Karte, notirt den Zug, an dem das »Schach dem König« hängt und geberdet ſich wie ein Beſeſſener, wenn er in Momenten derartig tiefer Betrachtung durch etwas ſo Profanes, wie eine Meldung, unterbrochen wird. An ſeiner ſchweren Goldkette trägt er einen Compaß, das Zeichen deſſen, dem die Orientirung Geſchäft iſt. Zu ſeinen Komödiantereien gehört auch die Ernſthaftigkeit; er kokettirt mit ſchlechter Laune, und nur en petit comité, wenn Delpech ein Brudermahl hergerichtet hat, weiß er zu lachen. Dann ſtrömt er über von Trivialitäten, nicht weil er nichts Beſſeres zu ſagen wüßte, ſondern nur, weil das Triviale ihm ein momentanes Behagen ſchafft. Er hat mit Garibaldi ein gutes Geſchäft gemacht und dieſer mit ihm. Sie brauchen einander. Als Militair iſt er Null; er hazardirt auch als ſolcher weiter, wie es ihm Natur und Gewohnheit vorſchreiben.«

So das Urtheil eines Feindes. Wir halten es, von einigen Bemerkungen abgeſehen, die das Uebelwollen eingegeben hat, im Weſentlichen für richtig, zum Theil geſtützt darauf, daß die Regierungsdelegation zu Tours, die unzweifelhaft ihren Mann kannte, durch ihr ganzes thatſächliches Verhalten ihre Uebereinſtimmung mit den vorſtehend gegebenen Anſchauungen ausgedrückt hat. Man traute ihm nicht und zwar nicht blos nach der politiſchen Seite hin. Immer war eine Neigung da und blieb bis zuletzt, ihm einen Adlatus zu geben, vorzugsweiſe behufs Controlirung in wirthſchaftlichen Dingen. Was Delpech aus dem »Armeeverpflegungsweſen« zu ziehen trachtete, trachtete er aus dem Ganzen zu ziehen. Wenigſtens wurde er darauf hin angeſehen. Im Uebrigen muß ihm das Eine gelaſſen werden, daß er es — von den Motiven abgeſehen — an Eifer für die mal ergriffne Sache nicht hat fehlen laſſen. Er war die Seele, zugleich auch die Feder des Unternehmens, und nur nicht der Schöpfer jener klaſſiſchen Manifeſte, die von acht zu acht Tagen immer neu variirt in den Blättern und an den Straßenecken erſchienen. Dieſe, ſo vermuthen wir, waren Garibaldi's eigenſtes Werk. Auch wohl das folgende, das den Ereigniſſen, die wir in den nächſten Capiteln zu ſchildern haben werden, unmittelbar vorausging:

»Soldaten der Vogeſen-Armee. Der kosmopolitiſche Kern, den die franzöſiſche Republik in ihrem Schooße birgt, wie er ſich aus der Elite der Nationen zuſammenſetzt, ſo repräſentirt er auch die humanitaire Zukunft, auf deren Banner die Worte ſtehen: »Alle für Einen und Einer für Alle.«

Der Egoismus beherrſcht die Welt, und die autokratiſchen Machthaber bekämpfen deshalb das republikaniſche Frankreich, in dem ſie den Keim der von ihnen verabſcheuten Menſchenrechte erblicken. Das böſe Princip macht ſeine letzten Anſtrengungen, ſich zu erhalten. Und die Völker, was thun ſie?« (Nun folgen Klagen, wie wenig die Schweiz, England und Nordamerika ſich der Größe ihrer Aufgabe gewachſen zeigen.) Dann heißt es weiter:

»In dem heroiſchen Kampfe nun, den Frankreich in dieſem Augenblicke führt und an dem nur vereinzelte Trümmer jener Armee von Tapfern Theil zu nehmen vermögen, die den ſtupideſten aller Tyrannen zur Niederlage führte, in dieſem heroiſchen Kampfe ſteht jetzt die Nation wie Ein Mann bereit, unſern Feind die von ihm gewollte Fortſetzung ſeiner Menſchenmorde bereuen zu laſſen. Welch' erhabene Aufgabe, die Eure und die meine! Nicht gegen eine Krone würd' ich meinen Anſpruch auf den Namen eines Soldaten der Republik vertauſchen. Apoſtel Ihr des Friedens und der Brüderlichkeit, man zwingt uns zum Kampfe, und ſo wollen wir denn kämpfen mit dem ſtolzen Bewußtſein unſrer gerechten Sache und unter dem Bannerſpruch: »Die Republikaner ſind Männer, die Sklaven ſind Kinder.« Ich rechne auf Euren Muth, Eure Kaltblütigkeit, Eure Disciplin.«

Ricciotti Garibaldi überfällt Chatillon ſur Seine

am 19. November.

Die Unternehmungen der Garibaldiner begannen, von kleineren vorausgegangenen Scharmützeln abgeſehen, mit dem Ueberfall von Chatillon ſur Seine. Es war ein vorzüglich ausgeführter Coup Ricciotti's, der, bei dieſer Gelegenheit, ebenſo viel Umſicht wie Bravour bewies. Das Detachement, an deſſen Spitze er ſich ſtellte, umfaßte kaum die Hälfte ſeiner 4. Brigade und hatte folgende Zuſammenſetzung:

Alpenjäger unter Capitain Richard	100	Mann,
Franctireurs aus der Dauphiné unter Capitain Roſtaing .	100	»
Franctireurs der Vogeſen unter Capitain Welker . . .	90	»
Franctireurs von Dôle unter Capitain Habert	45	»
Eclaireurs vom Doubs unter Lieutenant Begey	40	»
Hävreſche Jäger unter Capitain Damone	100	»
Bataillon Nicolai unter Commandant Nicolai	180	»

Dazu einige für den Recognoscirungsdienſt beſtimmte Reiter unter Lieutenant Radowitz. Alles in allem 6- bis 700 Mann.

Garibaldi ſelbſt war beim Aufbruch, der am 14. früh ſtattfand, zugegen. Der Marſch (S. unſre Karte auf S. 670) ging in grader Linie nach Norden und zwar wie folgt:

am 14. von Autun bis Lucenay; 2½ Meile,

am 15. von Lucenay bis Saulieu; 3 Meilen,

am 16. Ruhetag in Saulieu,

am 17. von Saulieu erſt bis Semur, dann mit Hülfe eines Nachtmarſches bis Montbard; 6 Meilen,

am 18. von Montbard bis Coulmiers le Sec; 2½ Meile,

am 19. (um 1 Uhr früh) von Coulmiers le Sec auf Chatillon ſur Seine; 2½ Meile.

Ehe wir zu einer Schilderung des Marſches, wie des Ueberfalles ſelbſt übergehen, geben wir zuvor in Kürze die dieſſeitige Sachlage in Chatillon ſelbſt.

Chatillon ſur Seine, an der Marſchlinie unſrer von Metz gegen Orleans vorrückenden II. Armee gelegen, war um die Mitte November ſeitens des X. Armee-Corps erreicht und vorübergehend von ſchwachen Abtheilungen beſetzt worden. Beinah unmittelbar nach dem Abmarſch derſelben trafen weſtphäliſche Landwehren zur Sicherung dieſes wichtigen Etappenortes ein. Dies war am 17. November. Vom Nachmittage eben dieſes Tages an hatten wir ein gemiſchtes Detachement in der Stadt, das ſich aus folgenden Truppentheilen zuſammenſetzte:

1. Compagnie, Hauptmann Wendorf, } vom Bataillon
2. Compagnie, Hauptmann Bardeleben, } Unna des 16. Land-
4. Compagnie, Hauptmann v. Schlichting, } wehr-Regiments,
2. Escadron vom 5. Reſerve-Huſaren-Regiment.

Das ganze Detachement war dem Major v. Alvensleben vom Regiment Garde du Corps unterſtellt, der wohl auch als Platzmajor fungirte. Die Landwehrmänner und Huſaren lagen im Bürgerquartier, während ſich die Mehrzahl der Offiziere in das Hôtel de la Côte d'Or, ein kleinerer Theil in das Stadthaus, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, einlogirt hatte. An die Nähe irgend welcher Gefahr wurde nicht gedacht, konnte auch nach Lage der Sache kaum, ſo daß der Vorwurf der Fahrläſſigkeit, der ſpäter gegen das Detachement erhoben worden iſt, nur eine ſehr geringe Begründung aufweiſt. Ricciotti ſchob ſich mitten in unſre Linie hinein, und ſo gewiß ihm dieſes Wagſtück als ein Verdienſt angerechnet werden muß, ſo gewiß iſt es doch auch, daß es dies eben Unerwartete und Unwahrſcheinliche war, was ſein Unternehmen gelingen ließ. Im Kriege aber, wie im Leben, gelten zunächſt die Wahrſcheinlichkeiten.

Von Autun bis Chatillon ſind 15 deutſche Meilen!

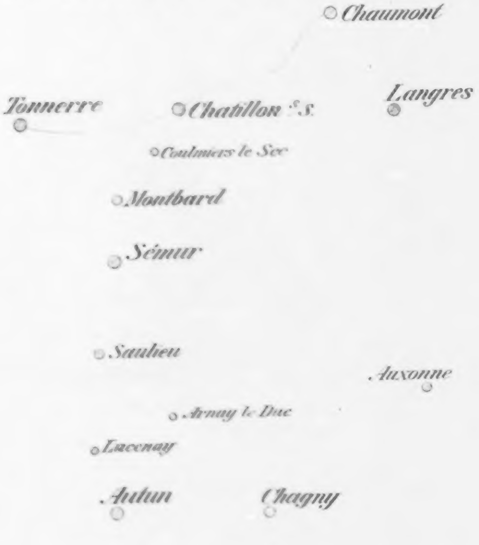
Wir geben nun den Ueberfall ſelbſt, und folgen dabei den Aufzeichnungen Edmond Thiébault's, der als Garibaldiniſcher Offizier die Kämpfe der 4. Brigade mitmachte und in einem Büchelchen: »Ricciotti Garibaldi et la 4me Brigade« darüber berichtet hat:

»Am 14. von Autun bis Lucenay, am 15. von Lucenay bis Saulieu! Hier machten wir einen Ruhetag; Ricciotti erließ einen Tagesbefehl an ſeine Truppen. Es hieß darin: »Mein Vater, der General, hat mich durch das mir übertragene Commando geehrt. Um ſo mehr, je wichtiger und ſchwieriger das Unternehmen iſt, dem wir entgegengehen. Ich bin ſicher, daß Ihr mich dabei nach Euren beſten Kräften unterſtützen werdet; vertrauet mir, wie ich Euch vertraue. An Gefahren und Anſtrengungen wird es nicht fehlen; Ihr werdet Nachtmärſche zu machen und die Beſchwerden eines winterlichen Bivouacs zu tragen haben. Was ich Euch verſprechen kann, ſind ſchlechte Mahlzeiten und wenig Schlaf; aber die Liebe zum Vaterlande wird Euch alle Entbehrungen überwinden laſſen. Was ich vor allem fordre, iſt Gehorſam. Ohne Gehorſam keine Armee, kein Heil, kein Glück. Was von Euch verlangt werden wird, es dient keiner Laune, ſondern einem großen Zweck. Dieſen Zweck kennt Ihr; es iſt die Sache der Freiheit aller Völker.«

Das nächſtliegende Ziel der Expedition war in dem Tagesbefehle nicht genannt.

Am 17. von Saulieu auf Semur. Wir erreichten es, nach einem ſtarken Marſch, um 5 Uhr Nachmittags.

Alles war müde und hungrig, und ſehnte ſich nach guten Quartieren, die das freundliche Städtchen zu verſprechen ſchien. Statt deſſen kam Ordre im Faubourg die Gewehre zuſammenzuſtellen, und, nach Einnahme eines


Chaumont
Tonnerre
Chatillon s. S.
Langres
Coulmiers le Sec
Montbard
Sémur
Saulieu
Auxonne
Arnay le Duc
Lucenay
Autun
Chagny

kargen Mahls aus dem Torniſter, ſich, auf das erſte Signal hin, zum Weitervormarſch bereit zu halten. Um 7 Uhr riefen die Clairons an die Gewehre und weiter ging es auf Montbard zu. Es waren noch fünf Stunden. Aber unſre jungen Leute hielten aus, und ohne Nachzügler rückten wir um Mitternacht in Montbard ein. Die Bereitwilligkeit der Bewohner machte die Einquartierung zu einem leichten Geſchäft; ehe eine Stunde um war, ſchlief Alles, und am 18. früh fehlte kein Mann, als der Weitervormarſch auf Coulmiers le Sec angetreten wurde. Wir erreichten es am Nachmittag.

Von Coulmiers le Sec bis Chatillon ſind nur noch zwei, höchſtens dritthalb Meilen; wir waren alſo bereits im Bereich des Feindes, ſchoben ſtarke Feldwachen nach Norden vor und geſtatteten ein Paſſiren unſrer Linien nur nach rückwärts zu. Die Bauern, die, von Coulmiers aus, nach ihren in Front gelegenen Dörfern heimkehren wollten, wurden daran gehindert und mußten, wenn ſie nicht ſonſt ein Unterkommen fanden, unſre Bivouacs theilen. Sie ergaben ſich meiſt ſehr widerwillig darin und verſicherten uns einmal über das andere, daß ſie von den Preußen viel rückſichtsvoller behandelt und in der Freiheit ihres Verkehrs minder geſtört worden ſeien. Von patriotiſcher Begeiſterung zeigte ſich nichts; unſer Unternehmen, das ihre perſönlichen Intereſſen eher gefährdete als förderte, ſchreckte ſie nur. Einem Beiſtands-Anerbieten begegneten wir nirgends.

Nur ein kurzer Schlaf konnte unſren Compagnieen, ſo weit ſie nicht auf Vorpoſten waren, zugeſtanden werden. Um Mitternacht wurde angetreten, die Poſtenkette eingezogen; um 1 Uhr war die ganze Colonne auf dem Marſch. Ein leiſer Regen fiel und begünſtigte unſer Vorhaben. In den Dörfern, die wir noch zu paſſiren hatten, ſtarrte man uns nach wie einem Zuge Geſpenſter. Um 5 Uhr waren wir in unmittelbarer Nähe von Chatillon und machten eine kurze Raſt. Die Diſtanceen wurden genommen, die Gewehre geladen, die Bajonete aufgeſetzt. Dann weiter. Nach wenig mehr als fünf Minuten hatten wir die Stelle erreicht, wo die von Tonnerre nach Chatillon führende Chauſſee beinah rechtwinklig in die Montbard-Straße einmündet, auf der wir heranmarſchirten. In der Spitze dieſes Winkels liegt ein von maſſivem Mauerwerk eingefaßter Park, deſſen Flanken durch die beiden vorgenannten Straßen gebildet werden. An der rechten Parkecke hielten wir jetzt, aber nur einen Augenblick, und theilten uns dann, um in zwei Colonnen in die Stadt einzudringen. Die Alpenjäger, die die Tête hatten, ſetzten ihren Marſch auf der Montbard-Straße fort, alle übrigen Compagnieen aber bogen links aus, paſſirten die Frontmauer des Parkes, traten an der linken Parkecke auf die Tonnerre-Straße über und gingen nun auf dieſer vor.

Wir folgen zunächſt den Alpenjägern unter Capitain Richard.

Dieſe hatten eine doppelte Aufgabe. Die erſte beſtand darin, den Wachtpoſten dieſſeits der Seinebrücke, wo möglich ohne Abgabe eines Schuſſes, zu überrennen; die zweite darin, das Hôtel de la Côte d'Or geräuſchlos zu erreichen, einzudringen und die Offiziere, die daſſelbe bewohnten, gefangen zu nehmen. Beide Aufgaben wurden gelöſt.

Die andern Compagnieen, an deren Spitze ſich Ricciotti ſelbſt geſtellt hatte, drangen auf der Tonnerre-Straße, ohne Widerſtand zu finden, in die Stadt ein. Niemand war wach, Niemand bemerkte ſie. Während ſich die Vorderſten nach links-und rechts hin derart vertheilten, daß immer Gruppen von 10 Mann jedes einzelne Haus umſtellten, rückte der Reſt auf den Platz vor, auf dem ſich das Rathhaus befand. Hier fiel der erſte Schuß. Dies war das Signal. Jetzt drangen wir in Häuſer und Stallgebäude ein. Und ehe fünf Minuten um waren, war Alles, was ſich in dem von uns beſetzten ſüdlichen und weſtlichen Stadttheile von feindlicher Einquartierung befand, entweder todt oder gefangen. Einige, mit großer Geiſtesgegenwart, ſprangen halb angekleidet in die Straße; Horniſten — während die Unſren ſchon vom Flur aus die Treppe hinaufſtürmten — traten noch ans Fenſter und blieſen die Allarmſignale in die Dämmerung hinein; aber alle dieſe Anſtrengungen konnten nichts retten, und gerade diejenigen, von denen ſie ausgingen, fielen gleich darauf todt oder verwundet. Den Hauptverluſt an Gefangenen hatten die Huſaren; kaum ein Drittel entkam.

Unſer Erfolg war, bis in die Mitte der Stadt hin, ein vollſtändiger. Hier aber fand er ſeine Grenze. Alles was vom Feinde in den öſtlichen Quartieren lag, eilte dem Rathhauſe zu und begann nunmehr hier, wie an den Schnittpunkten der nächſten Straßen, einen regelrechten Widerſtand, der uns, wenn nicht ſo ſchlecht geſchoſſen worden wäre, viel größere Verluſte hätte zuziehen müſſen. So aber blieben ſie gering. Um ſie nicht ohne Noth zu ſteigern, wurde der Sturm auf das Rathhaus, der vorübergehend im Plane Ricciotti's lag, wieder aufgegeben. Es genügte uns wahrzunehmen, daß der Feind, eine Art Arrièregarden-Gefecht führend, in öſtlicher Richtung zu weichen und ſeinen Rückzug auf Chaumont zu anzutreten begann. Er bekannte ſich dadurch als beſiegt. Ihm zu folgen, würde unſren Zwecken wenig entſprochen haben. Im Gegentheil, unſres Erfolges froh, eilten wir, uns wieder aus ſeiner Nähe zu bringen, und traten noch im Laufe des Vormittags unſren eignen Rückzug an. Er ging wieder über Coulmiers le Sec.

Unſer Einzug in dieſes Dorf, wo man jetzt freundlichere Geſichter für uns hatte, wird mir für immer in Erinnerung bleiben. Es war eine völlige Maskerade. Das Bataillon Nicolai, die Helme oder Czakos über ihre

Mützen geſtülpt, eröffneten den Zug; viele trugen zu ihrem Chaſſepot noch ein Zündnadelgewehr, während andre in großen, lang nachſchleppenden Cavallerieſäbeln paradirten. Dieſer Avantgarde folgten zunächſt die Gefangenen; dann kamen die eigentlichen Franctireur-Compagnieen, die, zu ihrem und der Dorfbewohner Ergötzen, mit Hülfe des reichlich erbeuteten Materials, ein preußiſches Trommler- und Pfeifercorps im Umſehn errichtet hatten. Den Pickelflöten wurde viel zugemuthet und die Anſtrengungen ließen nicht nach, etwas unſrer Marſeillaiſe Aehnliches, oder die Barcarole aus der Stummen, oder das Marlborough s'en va-t-en guerre auf ihnen hervorzubringen. Den Beſchluß des Zuges machte unſre neuerrichtete Cavallerie, und ſie war das Wunderlichſte von allem. Auf etwa 80 erbeuteten Pferden ſaßen nicht nur ebenſoviele Franctireurs, die ſich unter Anlegung von Dolman und Kolpack in preußiſche Huſaren umgewandelt hatten, nein, vor und hinter ihnen hockten auch alle diejenigen, die den Strapazen des Marſches erlegen und nun den Reitern mit in den Sattel gelegt worden waren.

In der Mitte des Dorfes wurde Halt gemacht, um, nach den Mühen des Tages, die erſte Mahlzeit einzunehmen. Die Gefangenen, um die wir Kreis ſchloſſen, nahmen daran theil. Sie waren ſehr verſchieden in ihrer Haltung. Die meiſten blieben ernſt und ſchweigſam, ſichtlich voll Unmuth darüber, von uns überraſcht worden zu ſein; andre dagegen zeigten ſich unabläſſig bemüht, uns in einem unmöglichen Franzöſiſch ihren Haß gegen Bismarck und ihre Liebe für Garibaldi auszudrücken. Wir wußten, wie viel dieſe Verſicherungen werth waren.

Am 20. früh ſetzten wir unſren Rückmarſch auf Montbard fort, wo unſrer ein völliger Triumphatoren-Empfang harrte. Erſt Glockenläuten und Böllerſchüſſe; dann ſtellte ſich eine Schaar junger Mädchen an die Spitze unſrer Colonne und führte uns durch das Thor in die mit Fahnen geſchmückte Stadt. Hier fanden wir bereits vorgeſchobene Abtheilungen unſrer 1. Brigade; dieſe übernahmen den Sicherheitsdienſt und ermöglichten es uns, zwei Capua-Tage völlig ungeſtört zu genießen.«

So weit, mit einigen unbedeutenden Abweichungen, der Bericht Thiébault's.

In ganz Frankreich feierte man einen Sieg! Man gefiel ſich darin, die Bedeutung des Hergangs hinaufzuſchrauben, wozu der Bericht Ricciotti's das Seine beitragen mochte. Nach dieſem, übrigens wahrſcheinlich in gutem Glauben verfaßten Rapport, hatten wir folgende Einbußen erfahren.

Todt: 1 General, 1 Oberſt, 2 Bataillons-Commandeure, viele Offiziere und 200 Mann.

Verwundete: Zahllos.

Gefangene: 11 Offiziere und 153 Mann

In Wahrheit ſtellte ſich der dieſſeitige Verluſt wie folgt:

Todt: 1 Offizier (Major v. Alvensleben von den Gardes du Corps; Schuß durch Helm und Kopf); 1 Unteroffizier und 10 Mann.

Verwundet: 2 Offiziere (Hauptmann Bardeleben und Adjutant v. Drabbe) und 16 Mann.

Gefangene: 3 Offiziere (die Premier-Lieutenants v. Werthern und Kämper; Lieutenant Brinckmann); 2 Vice-Feldwebel, 1 Aſſiſtenzarzt, 1 Zahlmeiſter und etwa 150 Mann, darunter 52 Huſaren.

Unſer Geſammtverluſt erreichte alſo in Wirklichkeit noch lange nicht die Zahl der Todten, die wir angeblich eingebüßt haben ſollten.

In Montbard erfuhr Ricciotti, daß, noch im Laufe des 19., Chatillon von den Preußen wiederbeſetzt und auf die Anklage eines Einverſtändniſſes mit den Garibaldinern hin, zur Zahlung einer enorm hohen Contribution herangezogen worden ſei. Auch ſeien Geiſeln genommen und einige gefangene Garibaldiner hart behandelt worden. Auf dieſe Nachricht hin — zugleich diejenigen Werthſachen zurückſendend, die bei dem gefallenen Major v. Alvensleben gefunden worden waren — richtete Ricciotti folgendes Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl, Commandirenden der II. Armee:

»Prinz.

In Beifolgendem habe ich die Ehre verſchiedene Schriftſtücke und Werthgegenſtände, die bei zwei höheren, am 19. dieſes Monats in Chatillon gefallenen Offizieren Ihrer Armee gefunden wurden, an Sie zurückgelangen zu laſſen. Wohl wiſſend wie werth ſolche Gegenſtände der Familie ſind, zu gleicher Zeit ohne Kenntniß der Namen der Gefallenen habe ich geglaubt Dero Vermittelung zu dieſem Zweck in Anſpruch nehmen zu ſollen.

Der ganze Hergang, wie er mir die Ehre verſchafft, mich brieflich an Eure Königliche Hoheit zu wenden, bietet mir zugleich auch erwünſchte Gelegenheit zu einigen Bemerkungen. Seit Beginn dieſes Krieges, iſt, im Widerſpruch mit Logik und Humanität, den Franctireurs die eigentliche Soldatenſchaft abgeſprochen worden. Sie ſind dadurch gewiſſer Rechte und Vorzüge verluſtig gegangen. Mit tiefem Schmerze haben wir ſehen müſſen, wie unſre Gefangenen hingeſchlachtet, unſere Verwundeten den ſchmählichſten Qualen unterworfen wurden, Rohheitsakte, für die es der franzöſiſchen Sprache an dem entſprechenden Worte gebricht.

Eure Königliche Hoheit wird von derartigen Vorkommniſſen unterrichtet ſein. Vielleicht, daß es unmöglich iſt die Wiederkehr dieſer und ähnlicher Dinge zu hindern; aber das darf ich mit Stolz verſichern, daß das Bajonet keines Franctireurs jemals von dem Blut eines Gefangenen geröthet worden iſt. Allen in unſre Hände Gefallenen, verwundet oder nicht, wenden wir vielmehr unſre Sorge zu. Fragen Sie diejenigen, die wir ſeit dem 19. mit uns führen; wir behandeln ſie wie Brüder, denn wir wiſſen, was wir dem Herzeleid des Beſiegten, und dem Muthe deſſen, der brav aber unglücklich kämpfte, ſchuldig ſind.

Glauben Sie, Prinz, daß mir die Anmaßung ferne liegt, einen Vortrag über Humanität an Sie richten zu wollen; nur ausſprechen wollte ich es, daß ſeitens der Franctireurs die Geſetze des Krieges und der Menſchlichkeit beobachtet werden. Und noch Eines mag mir, ohne Drohung und Ruhmredigkeit, auszuſprechen geſtattet ſein. Die Brigade, die ich führe, iſt ausſchließlich aus Franctireurs zuſammengeſetzt. Mal für mal, wo ich, in verbürgter Weiſe, von Grauſamkeiten höre, die gegen Franctireurs begangen wurden, werde ich nach dem alten Spruche zu handeln wiſſen: Aug' um Auge, und Zahn um Zahn. Ich wünſche, Prinz, des Schmerzes ſolcher Repreſſalien überhoben zu bleiben. Ebenſo hoffe ich, daß ſeitens Eurer Königlichen Hoheit angeordnet werden wird, die Franctireurs als tapfre, im Dienſt ihres Vaterlandes ſtehende Soldaten, nicht aber als Räuber zu behandeln. Der Commandant der 4. Brigade: Ricciotti Garibaldi.«

Dieſes Schreiben, das, trotz einer gewiſſen Jugendlichkeit, oder vielleicht um derſelben willen, ein nicht ungünſtiges Licht auf ſeinen Verfaſſer wirft, iſt wahrſcheinlich ohne Antwort geblieben; Edmond Thiébault würde ſonſt die Mittheilung einer ſolchen ſchwerlich unterlaſſen haben. Aber wenn das Schreiben Ricciotti's auch unbeantwortet blieb, ſo blieb es doch ſchwerlich wirkungslos. Man bekehrte ſich dieſſeits allmälig zu der Anſchauung, daß die uniformentragenden und eben dadurch ſich offen als Gegner kennzeichnenden Freicorps, auch als Soldaten zu behandeln ſeien, und verzichtete darauf, ſie in gleiche Reihe mit jenen heuchleriſchen, die Friedlichkeit der blauen Blouſe heimtückiſch ausnutzenden »Payſans« zu ſtellen, die uns innerhalb des Dorfes bewirtheten und außerhalb deſſelben niederſchoſſen. Man fing an, beſſer zu unterſcheiden.

Ricciotti's Brief an den Prinzen trug das Datum: Montbard, den 21. November. Tags darauf marſchirte die Brigade bis Semur, von dort, in forcirtem Marſche, bis Arnay le Duc, wo ihr die Aufgabe zufiel, erſt den gegen Dijon ſich richtenden Anmarſch der drei andern Garibaldiniſchen Brigaden, dann, vier Tage ſpäter, den Rückzug derſelben zu decken.

Die entſprechenden Vorgänge werden uns in den zwei nächſten Capiteln beſchäftigen.

Garibaldi's Unternehmung gegen Dijon

vom 21. bis 27. November.

Ricciotti's glücklich ausgeführtes Unternehmen gegen Chatillon ſur Seine konnte Garibaldi in ſeinem auf die Wiedereroberung von Dijon gerichteten Plane nur beſtärken. Glückte es nicht durch Ueberfall, was zunächſt ſeiner Abſicht entſprach, ſo fühlte er ſich — die Mitwirkung General Cremer's und andrer in ſeiner rechten Flanke operirenden Freicorps-Führer vorausgeſetzt — auch allenfalls ſtark genug, die Chancen eines offnen Kampfes zu verſuchen. Alles war gut vorbereitet und am 21. früh brach er, unterwegs die vorgeſchobenen Abtheilungen an ſich ziehend, in Stärke von etwa drei Brigaden auf. Am Abend des genannten Tages wurde Arnay le Duc erreicht. Hier theilten ſich die Streitkräfte und bewerkſtelligten ihren Vormarſch im Weſentlichen derart, daß

die 1. Brigade Boſſack, im Ouche-Thal avancirend, den rechten Flügel,

die 3. Brigade Menotti, über Vandeneſſe, Comarin und Sombernon vorrückend, den linken Flügel nahm.

Die 2. Brigade Delpech folgte als Reſerve. Rendez-vous für alle drei Brigaden war das zwei Meilen weſtlich von Dijon gelegene Pont de Pany. Hier ſollten ſie am 24. Nachmittags zuſammentreffen. Ein aus Truppentheilen aller Brigaden gemiſchtes Detachement unter Oberſt Lobbia blieb als Beſatzung in Autun. Die 4. Brigade Ricciotti, ſo weit ſie bei Chatillon engagirt war, war von dieſem ihrem Unternehmen noch nicht wieder zurück.

Erſter Verſuch gegen Dijon.

Gefecht bei Plombières und Corcelles les Monts

in der Nacht vom 24. auf den 25.

Pont de Pany wurde am 24. Nachmittags, nachdem es bis dahin nur zu unbedeutenden Scharmützeln gekommen war, erreicht und jeder

Führer erhielt ſofort ſeine Ordre zum Nacht-Angriff auf Dijon. Garibaldi, der in früherer Zeit manches derart mit vielem Glücke durchgeführt und namentlich Reggio durch einen berühmt gewordenen Ueberfall genommen hatte, glaubte auch hier zu den alten Mitteln greifen zu ſollen und verſah es nur in dem Einen, daß er die Verſchiedenheit der Gegner nicht gebührend in Erwägung zog. Bordone, ſeinem Commandirenden an Einſicht überlegen, ſcheint dieſen Nacht-Angriff auf Dijon von Anfang an mit mißtrauiſchem Auge betrachtet zu haben. »Derartige Unternehmungen,« ſo ſchreibt er, »ſind ebenſo ſchwierig wie gefahrvoll und ſetzen, wenn ſie gelingen ſollen, neben manchem andern die äußerſte Sorgſamkeit der Anordnung voraus.«

Dieſe war nun allerdings angewandt worden, dabei den Werth der einzelnen Truppentheile genau abſchätzend. Die 1. Brigade Boſſack ſollte, am rechten Flußufer hin, auf der großen Straße den Faubourg d'Ouche, die 3. Brigade Menotti, am linken Flußufer hin, unter Innehaltung des Bahndammes den Bahnhof zu erreichen ſuchen. Von hier aus concentriſch weiter vordringend, erwartete man alsdann die Vereinigung beider Brigaden im Innern der Stadt, auf der Place d'Arcy. Die Wohlüberdachtheit im Detail der Anordnungen ſprach ſich, wie ſchon angedeutet, vor allem darin aus, daß man den im Ganzen geſchulteren Truppen Boſſack's die freie Straße gegönnt, den kriegsungeübten Mobilgarden Menotti's aber ein ſtriktes ſich Vorbewegen am Bahnkörper hin befohlen hatte. Einem abſichtlichen oder unabſichtlichen Verirren war dadurch in geſchickter Weiſe vorgebeugt worden.

Der »Ueberfall« ſcheiterte nichtsdeſtoweniger. Die alten Soldaten Boſſack's, die die Tête der rechten Flügelcolonne bildeten, ſtießen bei Plombières und bald darauf auch, weiter ſüdlich, bei Corcelles les Monts auf den Feind (das 2. und Füſilier-Bataillon 4. Regiments von der badiſchen Brigade Degenfeld), und ſtatt einem Gefechte mit demſelben vorſichtig auszuweichen, traten ſie voll Eifers in daſſelbe ein. Einzelne Schüſſe, bald ganze Salven krachten durch die Nacht; der Feind war allarmirt, und ehe noch das in Front geführte Gefecht ſchwieg, gab Garibaldi bereits Ordre, den Vormarſch einzuſtellen und auf den unmittelbar zur Linken des Ouche-Fluſſes gelegenen Waldhöhen, bis zu Anbruch des Tages, Stellung zu nehmen. Er ſelbſt bezog Quartier in dem am Fuße der Waldhöhe gelegenen Dorfe Lantenay.

Das Gefecht bei Prénois

am 26. November.

Der Ueberfall war geſcheitert. Garibaldi indeß — ſei es in Ueberſchätzung ſeiner Macht und ſeines Namenszaubers, oder ſei es, wie ſchon angedeutet, weil er ſich der Mitwirkung General Cremer's von Süden her für völlig verſichert hielt — glaubte ſein Unternehmen auf Dijon nichtsdeſtoweniger fortſetzen zu ſollen und beſchloß, die Ueberraſchung aufgebend, in einen regelrechten Kampf einzutreten. Dieſer Entſchluß führte am 26. zu dem Gefecht bei Prénois. Ehe wir zu einer Darſtellung deſſelben übergehen, geben wir vorher eine Schilderung der dieſſeitigen Situation in Dijon.

Das XIV. Corps hatte Mitte November, durch Heranziehung zweier in Veſoul verbliebener Brigaden, alle ſeine Streitkräfte in Dijon concentrirt und disponirte über dieſelben, als der Heranmarſch Garibaldi's gemeldet wurde, im Weſentlichen, wie folgt:

Nördlich von Dijon: Brigade Keller, badiſches 5. und 6. Regiment;

Südlich von Dijon: Brigade v. d. Goltz, preußiſches 30. und 34. Regiment;

Weſtlich von Dijon: Brigade Degenfeld, badiſches 3. und 4. Regiment;

In Dijon ſelbſt: Brigade Prinz Wilhelm, badiſches 1. und 2. Grenadier-Regiment.

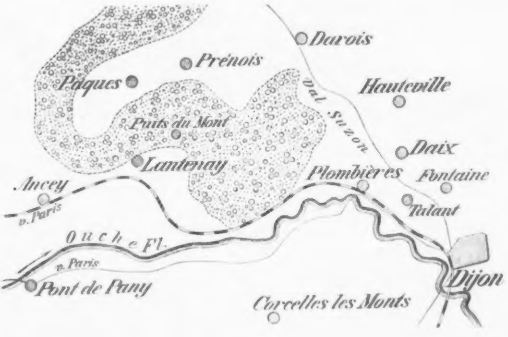
Da der Anmarſch Garibaldi's von Weſten her erfolgte, ſo hatte die Brigade Degenfeld den erſten Zuſammenſtoß mit ihm gehabt. In der Nacht vom 24. auf den 25. war, wie vorſtehend erzählt, die Brigade Boſſack durch das 2. und Füſilier-Bataillon 4. Regiments zurückgeworfen worden.

Bis zum 26. früh hatte ſich in der Aufſtellung unſres XIV. Corps nichts Erhebliches geändert. Der dieſſeitige Plan ging im Weſentlichen dahin, den auf der Waldhöhe von Lantenay ſtehenden Feind am 27. früh mit der Weſt-Brigade Degenfeld anzugreifen und mit der Nord-Brigade Keller zu tourniren, wodurch ihm der Rückzug abgeſchnitten und eine Kataſtrophe vorbereitet worden wäre. Die Süd-Brigade v. d. Goltz hatte Befehl, einen etwa erfolgenden Vorſtoß General Cremer's zu pariren. Die Reſerve-Brigade Prinz Wilhelm verblieb in Dijon, um von dort aus, wo etwa erforderlich, einzugreifen.

Dieſer Plan erhielt eine Modification dadurch, daß der Feind, am 26. bereits, zum Angriff überging und, unter Wegnahme des von uns vertheidigten Dorfes Prénois, die ganze Höhenlinie Pâques-Prénois-Darois in ſeinen Beſitz brachte.

Wir wenden uns nunmehr wieder dem Feinde zu, und begleiten denſelben bei ſeinem Angriff.

Am 26. früh ſetzte ſich Garibaldi zu Pferde. Es war das erſte Mal in dieſem Feldzuge, vielleicht überhaupt ſeit ſeiner Verwundung bei Aspromonte. Gewöhnlich bediente er ſich eines leichten Wagens. Das Beſteigen des Pferdes, eines etwas hochbeinigen Engländers, machte ihm große Schwierigkeiten und war nur mit Hülfe andrer Perſonen möglich. Bordone blieb ihm zur Seite, um jeden Augenblick beiſpringen zu können; ſo wanden ſie ſich einen engen, ſchluchtartigen Pfad hinauf, der, vom Dorfe Lantenay aus, zu dem gleichnamigen, hier und dort Lichtungen zeigenden Waldplateau emporführte. Oben auf dem Plateau, namentlich im Umkreis des Punktes, der Puits du Mont heißt, hielt bereits die Brigade Menotti, mit ihr eine 4pfündige Feld- und eine 4pfündige Berg-Batterie. Garibaldi wurde mit Jubel begrüßt; er erwiderte die Zurufe und war heiter wie in ſeinen beſten Tagen. In dieſem Augenblick ſcheute ſein Pferd, bäumte und warf ihn ab. Alles erſchrak. Aber er war ſehr glücklich gefallen, und ohne ſelbſt an dem kranken Fuß irgend welchen Schaden erlitten zu haben, ließ er durch einen ſeiner Ordonnanzoffiziere ein andres Pferd vorführen, ordnete an, daß es mit ſeinem mexikaniſchen Sattel, von dem er große Stücke hielt, geſattelt werde und gab einem kleinen korſiſchen Horniſten, von der Legion Tanara, die Zügel in die Hand. Er fühlte ſich jetzt ſicher, ritt in die Front der Waldhöhe, beobachtete mit einem guten Glas den gegenübergelegenen Höhenzug, auf dem eben, namentlich unmittelbar rechts von Prénois, einige feindliche Batterieen ſichtbar wurden, und beſchloß den Angriff. Die Weſt-Brigade Degenfeld, die, wie wir wiſſen, ihr Operationsfeld an dieſer Stelle hatte, ſtand mit ihrem Gros in Darois, hatte eben Abtheilungen bis Prénois vorgeſchoben und ſchickte ſich an auch Pâques zu beſetzen. Prénois war Centrum. Hier entſchied ſich das Gefecht.



Es war 11 Uhr. Die badiſchen Batterieen, rechts (öſtlich) von Prénois, eröffneten ihr Feuer; Garibaldi zog ſeine zwei leichten Batterieen vor und ließ dieſelben den Kampf aufnehmen. Dann formirte er die ſämmtlichen Franctireurs der Brigade Menotti in drei Schützencolonnen von je 150 Schritt Breite, ließ die Mobilgarden-Bataillone als geſchloſſene Soutiens folgen und gab Befehl zum Angriff. Die mittlere Schützencolonne ging auf Prénois ſelbſt, während die beiden Flügel das Dorf von links und rechts her zu umfaſſen trachteten. Garibaldi, nur den ſein Pferd führenden Horniſten von der Legion Tanara unmittelbar neben ſich, avancirte in Front der Mittelcolonne, bis dieſe übrigens en ligne mit beiden Seitencolonnen, den Abhang einer zwiſchen dem Waldplateau von Lantenay und der Höhe von Prénois ſich hinziehenden Schlucht erreicht hatte. Hier blieb er, um den Ueberblick über den Gang des Gefechts nicht zu verlieren, trotz eines von Minute zu Minute ſich ſteigernden Granatfeuers, inmitten ſeiner Ordonnanz- und General-Stabsoffiziere halten und folgte, ſichtlich erfreut über die Bravour ſeiner jungen Truppe, den drei Schützencolonnen, die, unausgeſetzt avancirend, in breiten Linien erſt hinab-, dann wieder hinaufſtiegen. Die linke Flügelcolonne war beſonders glücklich in ihren Bewegungen, und als die Vorderſten jetzt die Gartenmauern des weſtlichen Theiles des Dorfes (Prénois) zu überklettern begannen, rief Garibaldi dem Bordone zu: »N'est ce pas, Colonel, que c'est beau de voir marcher à l'ennemi notre jeune armée republicaine?«

Im Centrum und am rechten Flügel jedoch ſchien eben jetzt ein Stocken eintreten zu wollen, da die badiſche Artillerie, eine Bekämpfung der auf der dieſſeitigen Höhe von Lantenay verbliebenen zwei Batterieen aufgebend, ihr Feuer gegen den Infanterie-Angriff zu richten begann. Garibaldi erkannte die Gefahr. Zugleich wahrnehmend, daß die zunächſt haltenden feindlichen Geſchütze ohne ſtarke Bedeckung ſeien, beſchloß er einen Cavallerie-Angriff gegen dieſelben zu wagen und, raſch zuſammenraffend, was von Chaſſeurs à Cheval, Guiden und Ordonnanzen zur Stelle war, gab er dieſem kaum hundert Pferde ſtarken Reitertrupp Befehl, die unmittelbar rechts von Prénois haltende Batterie zu attakiren. Dieſe indeß wartete den Angriff nicht ab und ging auf Darois zurück. Dahin folgten alsbald auch die Compagnieen, die Prénois bis dahin vertheidigt hatten, jetzt aber, wo ſeitens der Garibaldiner zu erneutem Angriff geblaſen wurde, ihren Rückzug antreten mußten, um nicht umfaßt und abgeſchnitten zu werden. Auch Darois wurde geräumt, ſo daß bei Dunkelwerden die ganze zwiſchen Pâques, Prénois und Darois ſich hinziehende Höhenlinie, ſammt den genannten drei Dörfern, in Händen des Feindes war.

Zweiter Verſuch gegen Dijon

am 26. Abends.

Dieſer Erfolg Garibaldi's, der ſchon in den Nachmittagsſtunden als ein ſolcher zu erkennen war, hatte ſeines Eindrucks auf die Bevölkerung von Dijon nicht verfehlt. Jeder Einzelne war überzeugt, innerhalb weniger Stunden die »Vogeſen-Armee« einziehen zu ſehen. Auf den Stadtwällen ſtanden Hunderte und ſchauten aus (zum Theil mit Fernröhren), ob die Erretter noch nicht kämen. Die niedergeſchlagenen Blicke der Damen hatten einer triumphirenden Miene Platz gemacht, Feuerſignale leuchteten, von dem Augenblick an, wo es zu dunkeln begann, in der ganzen Umgebung auf und Tauſende von Blouſenmännern zogen in drohender Haltung über Platz und Straßen, nur in Reſpekt gehalten durch die Kanonen, welche, bereit zum Schuß, alle Hauptpunkte der Stadt beſtrichen. Dem Maire war außerdem ſeitens des Generalcommandos beſtimmt verkündet worden, daß der Ausbruch einer Revolte die Vernichtung Dijons zur Folge haben werde. Das alte Burgunder Schloß, die Mairie und Reſte einer frühren Citadelle waren als Stützpunkte auserſehen, von wo aus man geſonnen war, wenn nöthig, den Kampf gegen die Stadt zu führen.

Unſre Lage war in der That nicht unbedenklich. Von den vier Brigaden des XIV. (Werderſchen) Corps war die Süd-Brigade v. d. Goltz durch den erwarteten Anmarſch General Cremer's abſorbirt, die Nord-Brigade Keller, ſchon zu ihrem Tournirungsmarſche ſich vorbereitend, zu weit ab von der Stadt, um im Falle der Benöthigung raſch eingreifen zu können. Weſt-Brigade Degenfeld hatte ſich, nach ſtattgehabtem Gefecht, ſo eben von Prénois aus zurückgezogen; verblieb nur die in der Stadt ſtehende Reſerve-Brigade Prinz Wilhelm, um einem Aufſtandsverſuche zu begegnen. Reichte ſie zu Bekämpfung eines ſolchen, ſo lange die Dijonaiſen ſich auf ſich ſelbſt ſtellten, auch muthmaßlich aus, ſo war doch große Gefahr da, wenn bei gleichzeitigem Anrücken Cremer's und Garibaldi's, unſere beiden in Front ſtehenden Brigaden, oder auch nur eine von ihnen, geworfen wurde. Dieſe Gefahr ging vorüber. Der Angriff Cremer's unterblieb ganz; der Angriff Garibaldi's, der allerdings ſtattfand und den wir weiterhin ausführlicher zu ſchildern haben werden, wurde abgeſchlagen. Hier nur vorläufig eine dieſſeitige, curſoriſche Darſtellung des betreffenden Hergangs.

[Zu benutzen unſere Karte auf Seite 679.]

Brigade Degenfeld, nach Räumung von Prénois und Darois, war, bis ziemlich in Nähe der Stadt zurückgegangen und hatte zu beiden Seiten der großen, von Val de Suzon herabführenden Straße, zwiſchen Daix und Talant Stellung genommen. Zwei Bataillone 3. Regiments aber waren derart vorgeſchoben worden, daß das Füſilier-Bataillon, Major Widmann, Vorpoſten gebend, in Richtung auf Darois zu,

das 1. Bataillon, Hauptmann Unger, eben deſſelben Regiments, ein Soutien bildend, weiter rückwärts bei Hauteville ſtand.

Dieſe beiden vorgeſchobenen Bataillone der Brigade Degenfeld ſahen ſich nunmehr ſpät Abends (die Zeitangaben ſchwanken) bei Dunkelheit und ſtrömendem Regen mit großer Heftigkeit angegriffen.

Die zwei vorderſten Compagnieen des Füſilier-Bataillons wurden momentan zerſprengt; der verwundete Commandeur deſſelben, Major Widmann, fiel in Feindeshand. Es gelang aber den zwei andern, alsbald tambour battant vorgehenden Compagnieen den Haupttheil der Verſprengten wieder um ſich zu ſammeln. Jetzt traf auch das aus Hauteville nach der Chauſſee im Laufſchritt heranrückende 1. Bataillon, Hauptmann Unger, ein und ſtellte ſich, vier Glieder hoch, quer über die Straße. Kaum in dieſe Poſition eingerückt, erfolgte auch bereits unter brauſendem Getöſe, Geläute von Glocken, Geſchrei, Blaſen aus verſchiedenen Inſtrumenten und dem Abſingen der Garibaldi-Hymne ein wilder Anlauf der Garibaldiner. Er prallte aber machtlos ab, an den aus nächſter Nähe (50 Schritt) abgegebenen viergliedrigen Salven. Ein zweiter, ein dritter Angriff geſchah mit gleicher Bravour, jedoch mit gleich geringem Erfolge. Die Todten lagen bis auf acht Schritt vor der Front. Jetzt wich der Feind in die finſtre Nacht zurück. Tiefe Stille deckte den während einer Stunde ſo lärmend belebten Kampfplatz; nur das Aechzen der ſich zurückſchleppenden Verwundeten tönte noch durch die Dunkelheit herauf.

Dieſer kurzen dieſſeitigen Darſtellung des Gefechts, die gerade in ihrer Kürze geeignet iſt, zur Orientirung zu dienen, laſſen wir nunmehr einen farbenreicheren Bericht folgen, den wir dem mehrcitirten Buche Bordone's entnehmen. Wir laſſen ihn ſelbſt ſprechen.

». . . Als auch Darois in unſren Händen war, wandte ſich Garibaldi mit den Worten an mich: »Eh bien, Colonel, allons nous souper à Dijon?« Ich entgegnete: »Verſuchen wir es!« und ohne Aufenthalt drangen die Unſern auf der von Val de Suzon nach Dijon führenden Straße weiter vor. Nicht das geringſte Hinderniß zeigte ſich. Ordre wurde gegeben, den Gegner, wo er auch ſei, nur mit dem Bajonet anzugreifen, um die Verluſte zu vermeiden, die bei Nachtgefechten, durch Verwechſelung von Freund und Feind, ſo leicht zu entſtehn pflegen. Da wir erwarten durften, mit Salvenfeuer empfangen zu werden, ſo galt dieſſeits die Parole: »wo geſchoſſen wird, ſteht der Feind«. Unſre Angriffscolonne hatte folgende Formation: erſt die genueſiſchen Carabniers unter Razetto, dann die italieniſchen und franzöſiſchen Franctireurs der 3., zum Theil auch der 4. Brigade, endlich die Mobilen der See-Alpen, der Unter-Alpen und der Unter-Pyrenäen. Die Batterieen ſchloſſen ab. So erreichten wir Talant, vier Kilometer vor Dijon. Unmittelbar vor dem Dorfe begegneten wir einem leichten Fuhrwerk, das von Dijon kam und auf deſſen Bänken zwei Männer und eine Frau ſaßen. Wir hielten das Fuhrwerk an und ſtellten Fragen; alle drei Perſonen aber waren ſo von Angſt gepeinigt, daß ſie kaum ſprechen, geſchweige einen zuſammenhängenden Satz hervorbringen konnten. Als wir ſie einen Augenblick allein ließen, benutzten ſie die Gelegenheit feldeinwärts zu fliehen und überließen uns ihr Fuhrwerk. Dies war uns höchlichſt willkommen. Garibaldi, nach beinah 13ſtündigem Ritt war ermüdet; wir drangen alſo in ihn, von dem Zwiſchenfalle Nutzen zu ziehen und ſich des Wagens zu bedienen, der uns ſo unerwartet in die Hände gefallen war. Er that es, richtete ſich auf dem vorderſten Sitze nach Bequemlichkeit ein und ließ nun, am Eingange des Dorfs, die Colonnen an ſich vorbeidefiliren. Er war in gehobenſter Stimmung und rief nicht nur den herankommenden Bataillonen anfeuernde Worte zu: »Allons enfants, en avant«, »à la baïonette«, »pas un coup de fusil«, er intonirte auch, mit halblauter Stimme, die oftgenannte mit »Aux armes, aux armes« beginnende Garibaldi-Hymne, von der mir folgende, hier in Ueberſetzung wiedergegebene Strophen im Gedächtniß geblieben ſind:

An die Gewehre!
Der Fremde überzieht das Land,
Auf, die Waffen in die Hand.
Jedes Ding hat ſeine Zeit,
Auch Frevel und Vermeſſenheit.
Vergeßt nicht Fürſten: hundertfach
Seid Ihr geflohn,
Frankreich iſt wieder wach,
Und Euer Thron
Zerbricht mit Krach.
An die Gewehre!

An die Gewehre!
Und zur Stund
Iſt zerbrochen der Fürſten Bund.
In Ketten wollt Ihr uns ſchlagen?
Laßt ſehn, wer fällt!
Wir haben den Sieg getragen
Durch eine Welt.
An die Gewehre,
Ins Feld, ins Feld!

Wir hielten neben dem Wagen und waren Augenzeuge dieſes Schauſpiels, das uns enthuſiasmirte, trotzdem die Geſtalten halbſchattenhaft an uns vorüberzogen. Der kleine Schimmel, der dem Wagen vorgeſpannt war, wurde mittlerweile unruhig, ſchlug und bäumte; um einen ähnlichen Unfall, wie den am Morgen auf der Höhe von Lantenay zu vermeiden, beſchloſſen wir, ein ruhigeres Pferd anzuſchirren, und waren noch damit beſchäftigt, als wir in Front zwei, drei vereinzelte Schüſſe und gleich darauf eine volle Salve hörten. Dann wieder Alles ſtill. Unſre genueſiſchen Carabiniers, ſo durften wir annehmen, waren alſo auf die erſten Vorpoſten des Feindes geſtoßen und hatten dieſelben überrannt. Garibaldi gab ſofort dem kleinen Horniſten von der Legion Tanara, der ſich auch jetzt noch an ſeiner Seite befand, Befehl, zum allgemeinen Angriff zu blaſen. Das Signal klang weithin durch die Nacht.

Das Anſchirren des neuen Pferdes war immer noch nicht beendigt; Garibaldi wurde unruhig, er wollte in die Front, und war deshalb einverſtanden damit, daß einige ſeiner Guiden aus dem Sattel ſprangen und, unter dem Jubel aller Umſtehenden, raſch entſchloſſen die Deichſel faßten. Im Trabe ging es die Dorfſtraße entlang. Im Geſchwindſchritt folgten die Mobilgarden-Bataillone, ſo daß der Wagen Garibaldi's gerade die Mitte hielt zwiſchen den die Avantgarde bildenden Freicorps und den in Reſerve marſchirenden Bataillonen.

Gleich hinter dem Dorfe lagen die erſten Todten, die, um den Weg nicht zu ſperren, von der Mitte der Chauſſee bis an die einfaſſenden Gräben geſchoben worden waren. Alsbald hörten wir eine zweite Salve in Front, fünf Minuten ſpäter eine dritte, die ſich jetzt, nur mit Zwiſchenraum von Sekunden, drei-, viermal wiederholte. Alſo Schnellfeuer. Es war kein Zweifel, unſre Tête ſtand in vollem Gefecht, drang aber vor, denn in den anſchließenden Colonnen, die wir unmittelbar vor uns hatten, zeigte ſich nicht die geringſte Stockung. Niemand zweifelte mehr am Erfolg, weder die Truppen noch wir ſelbſt, und ſcherzhafte Wendungen fielen über gute Nachtquartiere, nach voraufgegangenem Souper im Hôtel de la Cloche.

Dieſe heitren Phantaſiebilder ſollten aber bald einer traurigen Wirklichkeit Platz machen. Unſre genueſiſchen Carabiniers, die nach wie vor die Colonne führten, waren ſchon bis in Dijon hinein, als plötzlich ein heftiges, raſch ſich wiederholendes Salvenfeuer in unſrem *Rücken* hörbar wurde. Es war keine Täuſchung des Ohrs, wie wir einen Augenblick anzunehmen geneigt waren. Der Feind, von Anfang an mit einem Theil ſeiner Kräfte in unſrer linken Flanke ſtehend, hatte die vordere Hälfte unſrer Angriffscolonne ruhig an ſich vorbeipaſſiren laſſen und richtete jetzt, ſei es aus Zufall oder aus Berechnung, ſein Feuer gegen unſre, die Colonne ſchließenden Mobilgarden-Bataillone. Die Verwirrung, in die dieſe geriethen, war grenzenlos und theilte ſich ſofort den in Front ſtehenden Truppentheilen mit.

Leichtverwundete ſahen ſich durch zehn bis zwölf Mann aus dem Gefecht geführt, ja Simulanten kamen vor, die kerngeſund ſich auf die Bahre legten und einen zerſchmetterten Fuß heuchelnd, von barmherzigen Samaritern, an denen im Gefecht nie Mangel zu ſein pflegt, nach rückwärts getragen wurden. Nur die vorderſten Compagnieen, die, bereits in Dijon eingedrungen, ohne alle Kenntniß von dem blieben, was ſich an der Queue und bald auch im Centrum der Colonne vollzog, nahmen an der raſch ſich ſteigernden Panique nicht Theil, waren aber, da weder die Dijonaiſen ſelbſt, noch die Truppen General Cremer's eingriffen, numeriſch viel zu ſchwach, um für ſich allein einen dauerhaften Erfolg erringen zu können. So blieb nichts übrig, als den Rückzug anzuordnen. Da der Feind nicht nachdrängte, vielmehr ſich damit begnügte, unſren Angriff zum Stehen gebracht zu haben, ſo gelang es nicht allzuſchwer, eine leidliche Ordnung innerhalb unſrer Colonne wiederherzuſtellen, die ſich nun, in umgekehrter Ordnung, wie ſie ihren Vormarſch angetreten hatte, auf Lantenay zurückbewegte. Garibaldi, ſammt ſeinem Stabe, verblieb im Centrum. Als das Dorf Talant faſt wieder erreicht war, nahm man, an eine Pappel gelehnt, einen ſchwer verwundeten Offizier wahr, der auf italieniſch grüßte. Es war Lieutenant Lanzilotti, von der Legion Tanara. Garibaldi gab Befehl, daß der Verwundete neben ihn auf den Wagen gelegt werde; aus Kiſſen und Decken improviſirte man ein leidliches Lager. Aber alle Mühe erwies ſich als umſonſt; noch ehe Darois erreicht werden konnte, war Lieutenant Lanzilotti ſeiner Wunde erlegen. Man ließ den Todten in einem der vorderſten Häuſer des Dorfes zurück, von wo aus er, am andern Morgen, auf Befehl des Ortsgeiſtlichen, in der Verbrecherecke des Kirchhofs begraben wurde. Wir haben ſpäter, als Dijon in unſren Händen war, für dieſen uns angethanen Schimpf Rechenſchaft gefordert.

Um 1 Uhr Nachts trafen wir wieder in Lantenay ein, das wir um 6 Uhr früh verlaſſen hatten. Daſelbſt war mittlerweile — vom Oberſten Lobbia aus Autun uns nachgeſandt — das 42. Mobilgarden-Regiment, gemeinhin die Mobilen von Aveyron genannt, in Stärke von 2400 Mann, unter ihrem Commandanten Obriſtlieutenant Devert eingetroffen. Es gab die Vorpoſten.«

So weit Bordone. Die Reſerve-Brigade Delpech hatte, während des ganzen Verlaufs des Tages, die Dörfer Ancey und Päques beſetzt gehalten. Hier hatte ſie am folgenden Tage (27.), die Arrièregarde der abziehenden Garibaldiner bildend, ein Gefecht, zu deſſen Schilderung wir im nächſten Capitel übergehen.

Das Gefecht der Brigade Delpech bei Pâques

am 27 November.

Die Vorgänge am 26., wie in unſrem vorigen Capitel in Kürze bereits angedeutet, modificirten die auf den 27. feſtgeſetzte Angriffsbewegung des XIV. (v. Werderſchen) Corps, aber nicht in Bezug auf den Plan ſelbſt, ſondern nur in Bezug auf die Mittel, womit derſelbe durchgeſetzt werden ſollte. General v. Werder nahm die Brigade Degenfeld, die ſeit dem 24. dreimal engagirt geweſen war, und zwar:

bei Plombières und Corcelles les Monts (Vorpoſtengefecht in der Nacht vom 24. auf den 25.),
bei Prenois (Mittagsgefecht am 26.),
bei Daix und Talant (Abendgefecht am 26.)

in die zweite Linie zurück und ſchob ſtatt ihrer, da General Cremer jede Offenſive von Süden her aufgegeben zu haben ſchien, die Süd-Brigade v. d. Goltz nach Weſten zu vor, zugleich ihr zwei Bataillone und eine Batterie der Reſerve-Brigade Prinz Wilhelm als linkes Flügel-Detachement beigebend. Dieſes linke Flügel-Detachement ſtand unter dem Befehl von Oberſt Renz.

Dieſe Truppenveränderungen in unſrer weſtlichen Front ſtellten nunmehr die Tagesaufgabe wie folgt:

Brigade v. d. Goltz, Regimenter 30 und 34, greift den Feind in ſeiner Arrièregarden-Stellung zwiſchen Pâques und Prenois an, und wirft ihn;

Oberſt Renz unterſtützt dieſen Angriff mit zwei Bataillonen des 2. Grenadier-Regiments, die, ſammt einer Batterie, der Brigade Goltz als linkes Flügel-Detachement folgen;

Brigade Keller iſt bereit die geplante Umgehung anzutreten, beziehungsweiſe fortzuſetzen, um dem Feinde, etwa zwiſchen Sombernon und Arnay le Duc den Rückzug abzuſchneiden;

Brigade Degenfeld nimmt hinter der Linie Talant-Fontaine eine Reſerveſtellung;

Brigade Prinz Wilhelm (nur noch vier Bataillone ſtark) verbleibt in Dijon.

Hiernach wurde verfahren.

Um 11½ Uhr trat die Brigade v. d. Goltz und beinah gleichzeitig mit ihr auch das Detachement Renz ins Gefecht. Beide richteten, nachdem ſowohl Prenois, wie die vom Mobilgarden-Regiment Aveyron vertheidigte Waldhöhe von Lantenay genommen worden war, ihren Angriff concentriſch gegen Pâques und warfen, nach kurzem Kampfe, die Brigade Delpech aus dieſer Poſition hinaus.

So das Gefecht bei Pâques in ſeinen allgemeinen Zügen. Wir laſſen nun, um mannichfacher Details willen, einen Hauptbetheiligten ſprechen, der, als Führer eines Freicorps in der Brigade Delpech, die ganze Affaire zu großem Theile leitete und in einer uns vorliegenden Schrift darüber berichtet hat. Dieſer Hauptbetheiligte iſt Oberſt Chenet, Commandirender des aus Levantinern und Südfranzoſen geworbenen Bataillons »Guerilla d'Orient«.

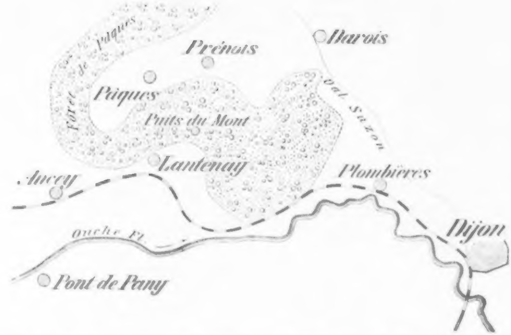
»... Seit dem 26.,« ſo ſchreibt Oberſt Chenet, »ſtanden wir in Pâques. Das 2. Bataillon Egalité war in Autun zurückgeblieben, ſo daß unſere Brigade (Brigade Delpech) nur aus drei Bataillonen beſtand:

Bataillon Guerilla marſeillaiſe, Commandant Chapeau	250	Mann
1. Bataillon Egalité, Commandant Gauthier	300	»
Bataillon Guerilla d'Orient (unter meiner Führung)	450	»

In runder Summe 1000 Mann.

Pâques, ein kleines Côte d'Or-Dorf, liegt auf einer der Waldhöhen, die, zwiſchen Pont de Pany und Dijon, den Lauf der Ouche begleiten. Prenois und Lantenay bilden den linken und rechten Flügel dieſer Poſition, zu der von drei Seiten her das Terrain ſehr allmälig anſteigt. Dieſe ſanften, glacisartigen Abhänge ſind unbewaldet, während von der vierten Seite, von Norden her, eine tief eingeſchnittene Schlucht und jenſeits derſelben eine Waldmaſſe beinah unmittelbar an das Dorf herantritt. Dieſes, rings von Steinmauern eingefaßt, iſt zur Vertheidigung vorzüglich geeignet, ſo lange der Feind auf Ausnutzung ſeiner Artillerie verzichtet.

Meine erſte Sorge am 26. Abends war geweſen, eine ſtarke Feldwache in der Richtung auf Prenois vorzuſchieben; Garibaldi ſelbſt aber, als er um Mitternacht Pâques paſſirte, hatte darauf beſtanden (der Regen fiel allerdings in Strömen) dieſe Feldwache wieder einzuziehen, »da ſolche Vorſichtsmaßregeln, nach dem errungenen Erfolge, unnöthig ſeien.« Warum er nichtsdeſtoweniger en déroute den Rückzug antrat, darüber gab



er keine Erklärungen. Ich folgte ſeiner Weiſung, was ich andern Tages Urſach hatte zu bereuen, denn allerdings wurden wir von Seiten des Feindes völlig überraſcht.

Die erſten Vormittagsſtunden des 27. vergingen ruhig. Nach wie vor in Sorge jedoch, namentlich vor einer Umgehung von Norden her, ſchickte ich einen berittenen Revierförſter, der ſich mir zur Verfügung geſtellt hatte, in der Richtung auf Prénois vor. Kaum daß er einen Höhenpunkt erreicht haben konnte, der nach allen Seiten hin eine gute Ausſicht geſtattete, als er auch ſchon in voller Carrière auf Pâques zurückſprengte, um mir den Anmarſch feindlicher Colonnen zu melden. Delpech, dem Entſchloſſenheit nicht abzuſprechen war, ließ die Brigade antreten und führte ſie, unter Zurücklaſſung einer ſchwachen, von Capitain Cluze geführten Abtheilung der Guerilla marſeillaiſe, vor das Dorf hinaus, dem Feinde entgegen. Dieſer war, von der Stelle aus wo wir ſtanden, im erſten Augenblicke nicht ſichtbar; bald aber ſtiegen, von Lantenay her, breite Maſſen den Abhang hinauf, und nahmen, in Schräglinie, ihre Richtung auf Pâques. Ein dünner Nebel, der über der Landſchaft lag, ließ nichts deutlich erkennen; ſo war denn Delpech, der mit mir und den beiden andern Bataillonsführern, Chapeau und Gauthier, in Front unſrer Linie Stellung genommen hatte, nicht ganz unberechtigt zu dem ſanguiniſchen Ausruf: »Das iſt nicht der Feind; das ſind die Unſren!« Er war um ſo berechtigter dazu, als das Mobilgarden-Regiment Aveyron in eben jener Richtung ſtand und wie die Waldhöhe von Lantenay,* ſo auch den glacisartig nach Pâques hinaufführenden Hügelabhang zu decken hatte. Nichtsdeſtoweniger erſchien mir ſeine

Annahme mindeſtens zweifelhaft; ich nahm alſo das Glas, konnte unſchwer die Correctheit aller Bewegungen wahrnehmen und erwiderte: »Nein, Delpech, ſo manövrirt die Vogeſen-Armee nicht; das iſt der Feind.« Im ſelben Augenblick wurde inmitten des Nebels eine helle Rauchwolke ſichtbar und die erſte Granate ging über unſre Köpfe hin. Die zweite ſchlug unmittelbar vor dem Bataillon Egalité ein, das unruhig wurde und Miene machte auseinanderzuſtieben. Ich erkannte die Gefahr, die vor allem darin lag, daß alle drei Bataillone dicht aufgeſchloſſen ſtanden und rief Delpech zu: »Laſſen Sie ausſchwärmen; Bataillon Egalité links, Guerilla marſeillaiſe rechts; ich übernehme die Vertheidigung des Dorfs.« Die Befehle wurden gegeben; Schützenlinien entwickelten ſich, während ich mein Bataillon Guerilla d'Orient, das ohnehin eine Art Reſerveſtellung gehabt hatte, erſt in eine Deckung gebende Sandgrube, dann in das Dorf ſelbſt zurückführte.

Hier fand ich Capitain Cluze vor, der ſeine, wie bereits erwähnt, in Päques verbliebene Abtheilung Guerilla marſeillaiſe, nur 40 Mann ſtark, unter meinen Befehl ſtellte. Ich gab ihm Ordre den öſtlichen Ausgang des Dorfes zu verbarricadiren, verſtärkte die ſchwache Abtheilung, die er unter ſeinem Commando hatte, durch zwei Compagnieen meiner eigenen Leute und beſetzte mit den mir verbleibenden zwei Compagnieen die aus einem Halbkreis von Gartenmauern beſtehende Dorfeinfaſſung.

Der Feind war mittlerweile avancirt und hatte unſre Schützenlinien, die großentheils fluchtartig auf Ancey hin wichen, aus der Umgebung von Päques vertrieben. Nur die Bataillons-Commandeure Chapeau und Gauthier hatten ſich in das Dorf hinein gerettet, während Delpech ſelbſt, ein ſchwaches Häuflein Guerilla marſeillaiſe um ſich her, in Front unſrer Barricade auszuharren, und von dieſer Stelle aus, durch Einſetzen ſeiner Perſon, das Vordringen des Feindes zu hindern ſuchte.

Dieſe Bravour, an und für ſich rühmlich genug, geſtaltete ſich aber bald zu völliger Kopfloſigkeit. Delpech war Alles, nur kein Brigade-Commandeur. Ich hatte eben die Aufſtellung meiner Leute an der Enceinte hin beendigt und bemühte mich, an die Barricade zurückgekehrt, die angrenzenden Häuſer für ein Etagenfeuer einzurichten, als ich von außen her den Ruf vernahm: »A la baïonnette«. Ich ſprang über die Mauer, hinter der ich ſtand, und ſah Delpech wie er ſich mit gezogenem Degen an den rechten Flügel ſeiner wenigen Mannſchaften ſtellte und unter beſtändig wiederholtem »à la baïonnette« dieſe Handvoll Leute mit fortzureißen trachtete. Sie waren aber klüger als er und ſtanden feſt. Der Feind hielt in dieſem Augenblick auch; die Entfernung von ihm mochte noch 400 Schritt betragen. Die Lächerlichkeit eines Bajonet-Angriffs unter dieſen Umſtänden mußte ſich jedem militairiſchen Auge ſofort aufdrängen; ich ſprang alſo auf meinen soi-disant Brigadier ein und rief ihm zu: »Delpech, ſind Sie toll. A la baïonnette! Auf wen denn? Ehe Sie die Hälfte dieſer 400 Schritt hinter ſich haben, haben Sie von Ihren 50 Mann nicht mehr 5 auf den Beinen. Ich übernehme das Commando, und verbiete Ihnen jede Befehls-Ertheilung.«

Delpech ſchwieg. Ich kehrte an meine Stelle zurück, um die getroffenen Anordnungen fortzuführen, und war noch beſchäftigt damit, als es abermals herüberklang: »A la baïonnette!« Diesmal richtete ſich der Anruf nicht blos an das außerhalb der Enceinte ſtehende Häuflein, ſondern ganz beſonders auch an diejenigen Trupps, denen ich unmittelbar links und rechts von der Barricade ihre Stellung angewieſen hatte. Hier ſtand auch Commandant Chapeau. Den Zuruf Delpech's wie einen Appell an ſeine militairiſche Ehre auffaſſend, ſchwang er ſich ſofort über die Mauer, ſtürzte vor und brach, nach kaum 20 Schritten, von zwei Kugeln in die Bruſt getroffen, zuſammen.

Ich war tief erſchüttert, zugleich empört. Delpech am Arme packend, ſchrie ich ihm zu: »Kein Wort mehr, oder ich laſſe Sie mit Gewalt von der Stelle ſchleppen. Wollen Sie unſre Vertheidigung durch wahnſinnige Offenſive unmöglich machen? Dieſer brave Soldat, der hier hingeſtreckt zu Ihren Füßen liegt, Sie haben ihn getödtet.«

Der Feind drang jetzt mit verdoppelter Schnelligkeit vor. Trotz ſeiner Nähe wurden von Seiten meines Bataillons Verſuche gemacht, den gefallenen Offizier (Commandant Chapeau) in unſre Linie zurückzuſchaffen. Endlich glückte es einem jungen Griechen, Georgis Meletis; er lud den Todten auf ſeine Schultern und trug ihn bis an die Barricade, von wo es leicht war ihn mit Hülfe unſrer Ambulancen weiter rückwärts zu transportiren.

Das Gefecht entſpann ſich immer lebhafter; unſre gute Stellung ließ aber den Gegner von jedem directen Angriff gegen die Dorf-Enceinte Abſtand nehmen. Er begnügte ſich vorläufig zu tirailliren. Erſt nach Ablauf einer halben Stunde konnt' ich erkennen, daß er ſeine linke Schützenlinie verdoppelte, ſichtlich entſchloſſen, die rechte Flanke unſrer Dorfpoſition zu tourniren. Und doch war nur an dieſer Stelle die Möglichkeit eines Abzuges für uns gegeben, da nach der entgegengeſetzten nördlichen Seite hin die ſchluchtartige Mulde lag, die bereits von den Granaten des mit einer zweiten Colonne auch über Prénois anrückenden Feindes gefegt wurde. Nur eine Kriegsliſt konnte helfen. Alle Horniſten die zur Stelle waren, ſchob ich nach links hin bis hart an den Schluchtrand vor und ließ ſie zum Angriff blaſen. Der Feind, der unſre Signale kannte, ſchwenkte ſofort nach Norden hinüber und gab die Südſeite des Dorfes frei. In verhältnißmäßiger Ordnung bewerkſtelligten nunmehr alle vier Compagnieen meiner Guerilla d'Orient den Rückzug, während ich mit Capitain Cluze und ſeiner auch in dieſem bedrohlichſten Moment treu ausharrenden Abtheilung Guerilla marſeillaiſe erſt in der Dorfgaſſe, dann auf dem breiten Sturzacker zwiſchen Dorf und Waldrand den Feind im Schach zu halten trachtete. Es glückte; aber freilich unter ſehr ſchmerzlichen Verluſten. Wir büßten nahezu die Hälfte unſres nur 40 Mann ſtarken Häufleins ein und hatten 3 Todte und 15 Verwundete. Aber dieſe Opfer waren nicht umſonſt gebracht. Die Bataillone hatten mittlerweile einen beträchtlichen Vorſprung gewonnen und erreichten gegen 2 Uhr Ancey.

Auch die zu Anfang des Gefechts zerſprengten Theile fanden ſich im Laufe des Nachmittags wieder bei der Brigade ein. Delpech zeigte keine Empfindlichkeit gegen mich, was bemerkenswerth und bis zu einem gewiſſen Grade entwaffnend war. Ich konnte ihm aber eine Auseinanderſetzung über das was vorgefallen, nichtsdeſtoweniger nicht erſparen.«

So weit der Bericht Chenet's. Auf ſeine »Auseinanderſetzung« mit Delpech kommen wir im nächſten Capitel zurück.

Der Rückzug auf Autun vom 27. bis 30. November.

Das Gefecht bei Autun am 1. Dezember.

Das Gefecht bei Päques am 27. war ein Arrièregarden-Gefecht. Während die Brigade Delpech es beſtand, ſetzten die Brigaden Boſſack und Menotti von Pont de Pany und Ancey aus ihren Rückzug fort, marſchirten am ſelben Tage noch bis Sombernon, theilten ſich und erreichten

am 28. die Linie Vendeneſſe-Veuvey,

am 29. die Linie Arnay le Duc-Bligny.

Am 30. Mittags rückten die genannten beiden Brigaden, zum Theil die Eiſenbahn benutzend, wieder in Autun ein, wohin im Laufe deſſelben Tages auch noch die Arrièregarden-Brigade Delpech und die von dem glücklich ausgeführten Ueberfall bei Chatillon ſur Seine über Montbard und Sémur zurückkehrende Brigade Ricciotti folgten. Die Vogeſen-Armee war nun wieder verſammelt. Der Rückzug hatte bis zuletzt keine erheblichen Störungen erfahren, da die, wie wir wiſſen, anfänglich mit Umgehung, dann mit Verfolgung des Feindes beauftragte Nord-Brigade Keller, ſich, in Folge der ſchwierigen Geſammtverhältniſſe des XIV. Corps gezwungen geſehen hatte, den abziehenden Brigaden einen Vorſprung von wenigſtens einem Tagemarſch zu laſſen. Selbſt die Brigade Delpech, die abſchloß, wurde nirgends mehr erreicht. Die Erlebniſſe dieſer letztern, in den Tagen vom 27. zum 30., waren anderer Natur und beſchränkten ſich auf perſönliche Reibereien, die durch das Licht, das ſie auf die inneren Verhältniſſe der Vogeſen-Armee werfen, nicht ohne Intereſſe ſind. Wir folgen bei Wiedergabe derſelben den Aufzeichnungen des Oberſten Chenet.

»Unſer Rückzug von Päques ging zunächſt auf Ancey. Hier traf ich, mit etwa 100 Mann vom Bataillon Egalité, meinen Brigadier Delpech, den ich während der letzten Stunden aus dem Auge verloren hatte. Ich bat ihn, mir eine Unterredung zu gönnen. Er war bereit und ſo ſuchten wir ein Hinterzimmer auf, das einigermaßen aus dem Bereich des Lärmens und Schreiens lag. »Delpech,« ſo begann ich, »ich habe mich gezwungen geſehen, das Commando an mich zu reißen. Ich hätte Euch verhaften laſſen, wenn Ihr Euch geſträubt hättet. Andrerſeits ſeh ich ſo gut ein, wie Ihr ſelbſt, daß dies kein Zuſtand iſt, wie er ſein ſoll. Ihr ſeid mein Chef und ich habe die Pflicht Euch zu gehorchen. Andrerſeits ſeid Ihr unfähig zum Commando. Ihr ſeid kaltblütig und würdet bei guter Schulung ein guter Soldat geworden ſein. Aber dieſe gute Schulung hat Euch gefehlt. Ihr verſteht nichts vom Dienſt, Ihr ſeid kein Truppenführer und die Folgen ſind unberechenbar, wenn Ihr an der Spitze der Brigade bleibt. Ich halte es für meine Pflicht, Euch offen anzuzeigen, daß ich nichts unverſucht laſſen werde, wenigſtens mein Bataillon Guerilla d'Orient vor Eurer Befehlshaberſchaft ſicher zu ſtellen.« Delpech blieb ruhig wie immer und erwiderte ohne jedes Zeichen von Beleidigtſein: »Aber habe ich Euch nicht ſchon vor Wochen, gleich als ich bei der Brigade eintraf, das Commando angeboten? Warum habt Ihr es abgelehnt? Im Uebrigen ſeid verſichert, daß ich, wenn es zum Gefecht geht, jedesmal bereit ſein werde vom Commando zurückzutreten.« Er meinte es ſo, wie er es ſagte, aber ich mußte ihm doch bemerken, daß das ganz unzuläſſig ſei. »Der Gründe dafür ſind viele,« ſo etwa fuhr ich fort, »Gründe, von denen ich nur einen nennen will: Ihr würdet immer wieder mit unglaublichen Schnitzern dazwiſchenfahren und nicht immer würde es möglich ſein ſie zu repariren Im Uebrigen kenne ich Eure Pläne ſehr wohl; Ihr wollt das Brigade-Commando niederlegen, um an die Spitze der Intendantur zu treten. Aber ich muß Euch leider ſagen, daß Ihr vom Verpflegungsweſen wo möglich noch weniger verſteht. Ich habe Euch auf dieſem Gebiete debütiren ſehen und meine Soldaten haben dabei gehungert.« Hier verfärbte er ſich ein wenig und ſagte dann: »Oberſt, Ihr vergeßt Euch.« Aber auch dieſe Worte ſprach er nur, wie um etwas zu ſprechen. Ich meinerſeits erwiderte kurz: »Nein, Delpech, ich vergeſſe mich nicht. Wie die Sachen liegen, muß ich Euch dies ſagen. Ich bin ein wirklicher Oberſt; Eure militairiſche Laufbahn aber hat darin beſtanden, daß Ihr vor zwanzig Jahren außer Landes ginget, als Ihr auf der Rekrutenliſte ſtandet. Das iſt zu wenig; Ihr ſeid ein Oberſt von heut auf morgen. Ich will den Urſprung nicht unterſuchen; jedenfalls bin ich von älterem Patent.« Hier wurde die Unterredung unterbrochen. Delpech nahm die Meldung einer eintretenden Ordonnanz entgegen, und wir trennten uns, alles belaſſend, wie es vorher geweſen war. Eine halbe Stunde ſpäter traf ich ihn wieder und nahm Gelegenheit, ihm ſowohl den Capitain Cluze wie den Griechen Meletis, wegen ihres tapferen Verhaltens, für die Ehrenlegion vorzuſchlagen. Er ſagte Alles zu und hielt nichts. Ich wußte es im Voraus.

Noch am Spätnachmittage deſſelben Tages (27.) marſchirten wir von Ancey bis Agey, wo wir gegen 8 Uhr eintrafen. Am 28. wurde Arnay le Duc erreicht. An dieſem Orte befand ſich, ſeit zwei Tagen ſchon, die Brigade Ricciotti, die, auf ihrem Rückmarſche von Chatillon ſur Seine, mit der Weiſung zur Aufnahme der andern Bruchtheile der Vogeſen-Armee, hierher beordert worden war. Dieſer Aufgabe hatte ſich die Brigade mit Geſchick unterzogen.

Arnay le Duc war von Truppen überfüllt. Erſt nach einiger Anſtrengung gelang es mir, die zwei Compagnieen Guerilla d'Orient, die ich zur Hand hatte, in Quartier zu bringen. Die zwei andern Compagnieen ſtanden mehr öſtlich auf Bligny zu. Am 29. früh, als ich mich eben anſchickte, den weitren Rückmarſch auf Autun anzuordnen, bemerkte ich einen Maueranſchlag und las das Folgende: »Der General Garibaldi bringt hiermit zur Kenntniß, daß die Vogeſen-Armee in voller Unordnung und die Artillerie derſelben gefechtsunfähig iſt. Die Mobilen der Unter-Alpen ſind feigerweiſe geflohen. Zu gleicher Zeit werden hierdurch alle in Arnay le Duc anweſenden Corpschefs ins Hauptquartier berufen, um daſelbſt die auf die Reorganiſation der Armee Bezug nehmenden Ordres zu empfangen.« Ich war über dieſen Maueranſchlag indignirt, über jede Zeile, ganz beſonders aber über die Beleidigung, die darin vor aller Welt und mit wenig Berechtigung, den Mobilen der Unter-Alpen angethan wurde. Aber das war die gäng und gebe Art des Verfahrens: die italieniſchen Freiſchaaren thaten Wunder der Tapferkeit und die franzöſiſchen Mobilen, die man halb Hungers ſterben ließ, wurden als Feiglinge gebrandmarkt. Nur die Rothhemden waren Helden. Ich beſchloß, mich gegen den Geſammtinhalt dieſes Plakats nach Möglichkeit aufzulehnen.

Ein Uhr war die Stunde, wo im Hauptquartier die Zuſammenkunft ſtattfinden ſollte. Capitain Graf Draskowich begleitete mich. Als wir eintraten, bemerkte ich etwa vierzig Stabsoffiziere, die meiſten in rother Blouſe, mit Goldſchnüren reich geſchmückt. Die Unterhaltung ging italieniſch. Ich wandte mich an einen der Herren und bat ihn, mir Menotti Garibaldi zu zeigen. Der Angeredete begnügte ſich mit einer bloßen Handbewegung und wies auf einen jungen blondbärtigen Offizier von brillanter Haltung, deſſen Geſicht im Uebrigen nur eine tiefe Langeweile ausdrückte. Seine Uniform trug die Abzeichen des Oberſten. Auf einen Tiſch nachläſſig geſtützt, blätterte er in den umherliegenden Papieren.

Ich ſchritt auf ihn zu. Als er bemerkte, daß ſich ihm ein Oberoffizier näherte, der nicht die rothe Blouſe trug, ſetzte er ſein Pince-nez auf und muſterte mich mit inſolenter Neugier. Dies kräftigte mich in meiner Stimmung. »Colonel,« begann ich, »ich leſe ſo eben ein Plakat, das uns hierher zuſammenruft. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dies eine etwas ſonderbare Art der Einladung iſt. Was mich noch mehr überraſcht hat, iſt der allerliebſte Einfall, einer Armee die Anzeige zu machen, daß ſie ſich in Auflöſung befinde. Ich hoffe, daß Sie ein Exemplar dieſes Maueranſchlages auch an die Herren Preußen geſchickt haben.«

»Wer ſind Sie, mein Herr?« erwiderte Menotti.

»Ich bin Oberſt Chenet, Commandirender der Guerilla d'Orient.«

»Kenn' ich nicht (Connais pas).«

»Nur in der Ordnung. Die Guerilla d'Orient hielt bei Pâques den Feind mehrere Stunden lang auf und ſicherte dadurch den Rückzug der Armee. Dergleichen liebt man hier nicht zu wiſſen.«

»Sie werden nicht anders ſein, wie die andern.«

»Gewiß nicht. Ich nehme keine Sonderſtellung unter den franzöſiſchen Oberſten für mich in Anſpruch. Ich habe meine Decorationen auf dem Schlachtfelde gewonnen und ich ziehe ſie den Spielerei-Decorationen vor, die ich hier herum ſo reichlich vertreten ſehe.«

Damit zog ich mich zurück, die ganze Verſammlung einem verdutzten Staunen überlaſſend.«

So weit Chenet. Dieſe und ähnliche Scenen blieben ihm unvergeſſen. Wir werden ſpäter ſehen, wie die Garibaldiner (von ihrem Standpunkte aus nicht ohne Grund) ihre Rache an ihm nahmen.

Der Angriff der Brigade Keller auf Autun

am 1. Dezember.

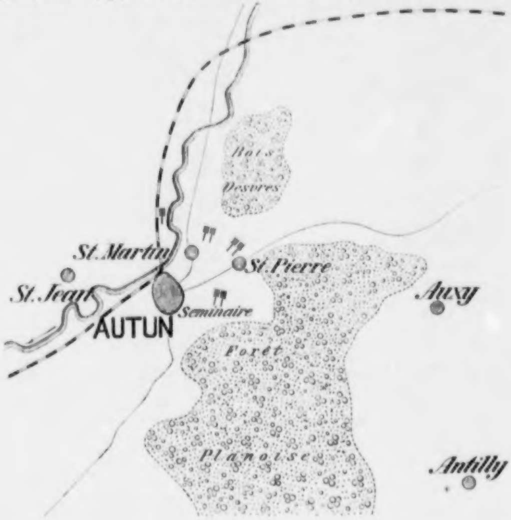
Dem Rückzuge der Vogeſen-Armee, freilich unter gebotener und nicht wieder einzubringender Verſäumniß eines Tages, war die Brigade **Keller** in Stärke von 5 Bataillonen, 4 Eſcadrons und drei Batterieen gefolgt. Am 30. Abends hielt ſie bei Rouvres ſous Meilly (Avantgarde bis Arnay le Duc vorgeſchoben) und ſtand, nach Zurücklegung eines ſtarken Marſches, am 1. Dezember Mittags vor Autun. Die Faubourgs waren beſetzt; nur das die Hauptſtraße deckende Dorf und Kloſter St. Martin wurde unvertheidigt gefunden, weshalb es unſrer Avantgarde glückte, bis in die Stadt hinein vorzudringen. Hier aber, von weit überlegenen Streitkräften der Garibaldiner empfangen, mußte ſie zurück, und der Kampf, der ſich nunmehr zu entſpinnen begann, kam über eine lebhafte Kononade nicht hinaus. Dieſe wurde bis Dunkelwerden fortgeſetzt und ſollte, nach erlaſſenen Weiſungen General Keller's, am andern Morgen wieder aufgenommen werden, als, zu ſpäter Stunde noch, ein Befehl General v. Werder's eintraf, im

Weſentlichen dahin lautend: »daß die Fortſetzung der Operationen gegen Autun nicht wünſchenswerth, wohl aber der Rückmarſch auf Dijon durch die Geſammtverhältniſſe geboten erſcheine.« Auf dieſen Befehl hin zog General Keller ſeine Brigade ſofort zurück und ſtand ſchon am 2. Abends wieder bei Rouvres ſous Meilly, halben Wegs nach Dijon.

So viel im Allgemeinen über die dieſſeitigen Operationen gegen Autun und das Gefecht am 1. Dezember, womit ſie abſchloſſen. Bordone hat über das letztre ausführlicher berichtet; wir entnehmen ſeiner Schilderung das Folgende:

»Der Feind (Brigade Keller, ſammt einem Dragoner-Regiment und 18 Geſchützen) ſteckte im Bois de Vesvres und auf dem ſchmalen, vom Arrouxfluſſe durchlaufenen Terrain, das zwiſchen der Eiſenbahn und der großen, von Arnay le Duc nach Autun führenden Straße liegt.

Wir unſrerſeits hatten die drei vorgelegenen, halb noch als Dörfer, halb als Faubourgs anzuſehenden Punkte: St. Jean, St. Martin und St. Pierre beſetzt; das Gros und die Artillerie ſtanden im Mittelpunkte



der Stadt. Der Hauptpunkt war das im Centrum gelegene St. Martin. Hier hielt laut Ordre, wie ſie der General in Perſon ertheilt und ich ſie wiederholt hatte, das der Brigade Delpech zugehörige Bataillon Guerilla d'Orient unter ſeinem Commandanten Oberſt Chenet. Derſelbe, der es ſeit eben dieſem Tage (1. Dezember) zu einer nicht beneidenswerthen Celebrität brachte.

Etwa um 10 Uhr — nach deutſchen Angaben viel ſpäter — erſchien der Feind in Front der Stadt, fuhr an drei Stellen zwiſchen der Eiſenbahn und dem nach Nolay führenden Weg ſeine Batterieen auf und drang auf der großen Straße gegen St. Martin vor. Er fand es unbeſetzt; Oberſt Chenet hatte dieſe wichtige Stellung, den Schlüſſel zur Stadt, verlaſſen. Wir waren dadurch in der übelſten Lage. Nicht nur der Weg zur Stadt lag offen, auch unſre bei St. Jean und St. Pierre haltenden Abtheilungen waren mehr oder minder gefährdet.

Um 11 Uhr erhielten wir Meldung davon. Ich reſolvirte mich ſchnell. Alles was in der Stadt ſtand, wurde den vordringenden Preußen entgegengeworfen; einige Mobilgarden-Bataillone, die in unſre rechte Flanke, nach Auxy und Antilly, detachirt worden waren, erhielten Befehl nach Norden hin die Liſière des Fôret Planoiſe zu beſetzen; vor allem aber wurden unſre drei Batterieen auf die Esplanade des Kleinen Seminars, unmittelbar zur Rechten der Stadt, beordert, um von hier aus die preußiſchen Batterieen zu beſchießen. Sie thaten es mit gutem Erfolg, wenn auch freilich nicht ohne erheblichen dieſſeitigen Verluſt.

Der über St. Martin eingedrungene Feind wurde an dieſer Stelle wieder zum Rückzuge gezwungen, aber er gab ſeine Anſtrengungen noch nicht auf.

Seine Reſerven aus dem Bois Vesvres vorziehend, ſuchte er eine Hochſtellung rechts der Stadt zu gewinnen, während ſeine Batterieen ihr Feuer jetzt verdoppelten. Nichtsdeſtoweniger ſcheiterte es auch jetzt. Bei ſeinem Vorgehen aus dem Bois de Vesvres unter das Feuer der vorerwähnten Mobilgarden-Bataillone gerathend, die den Waldrand des Fôret Planoiſe beſetzt hielten, hatte er Verluſte und mußte weichen.

Er ließ ſeine Todten unbeſtattet, kanonirte weiter und trat, unter dem Schutz dieſer Kanonade, ſeinen Rückzug an. Wir konnten nicht folgen, da unſre Truppen ſeit dem 21. November beſtändig auf dem Marſch oder im Gefecht geweſen waren. Ihre Kräfte waren erſchöpft.

Wir begnügten uns damit, unſren Erfolg dem General Cremer zu melden, und überließen es dieſem, den Rückzug des Feindes zu beunruhigen, beziehungsweiſe ihn von Dijon abzuſchneiden. Wie vorauszuſehen war, geſchah nichts derart.

So weit Bordone. — Das Gefecht bei Autun war zunächſt als eine ziemlich indifferente Affaire verlaufen, der Zwiſchenfall mit Oberſt Chenet aber, deſſen der vorſtehende Bericht wenigſtens in Kürze Erwähnung thut, lieh dem Rencontre alsbald eine Bedeutung, die es an und für ſich nicht gehabt hatte. Die angeblich, ſei es aus Feigheit oder ſei es aus Widerſetzlichkeit erfolgte »Räumung des Kloſters von Saint Martin« wurde zu einer cause celèbre, die ganz Frankreich beſchäftigte und das Bordone'ſche Kriegsgericht, das den Oberſten Chenet als »Lâchement fui« zum Tode verurtheilte, hat vielleicht mehr als irgend ein anderer Vorgang zu der Verbitterung der franzöſiſchen Gemüther gegen den geſammten Garibaldinismus beigetragen.

Dieſem rachſüchtigen und complicirten Verfahren gegen Oberſt Chenet, den wir übrigens auch ſeinerſeits keineswegs von aller Schuld freiſprechen wollen (wir kommen darauf zurück), wenden wir uns in dem nächſten Capitel zu.

Ein Garibaldianiſches Kriegsgericht.

Oberſt Chenet hatte am 1. Dezember Vormittags die Stellung von Kloſter St. Martin geräumt und war mit ſeinem Bataillon Guerilla d'Orient in ſüdlicher Richtung abgezogen. Dies führte, wie gleich Eingangs bemerkt werden mag, etwa 14 Tage ſpäter, zu einer kriegsgerichtlichen Verhandlung, in der Oberſt Chenet, wegen Aufgebens einer ihm anvertrauten Poſition, verurtheilt wurde.

Beſſerer Orientirung halber, wird es unerläßlich ſein, ſchon an dieſer Stelle auf die ſich gegenüberſtehenden Auslaſſungen beider Parteien etwas näher einzugehen.

Chenet gab an und hat dieſe Angaben in ſeinem Buche wiederholt: »Die Poſition von Kloſter St. Martin war mir am 30. November angewieſen worden. Ich bezog ſie. Mein Bataillon war, durch die Anſtrengungen der letzten Tage, in einem deſolaten Zuſtande; wir hatten kein Schuhzeug, keine Mäntel, vor allem keine Munition. Ich forderte all dies zu wiederholten Malen, erhielt aber nichts. Darauf ſchickte ich den Capitain Gandoulf an Bordone, um dieſem Meldung zu machen, daß mir eine Retablirung meines Bataillons, das ſonſt der Auflöſung entgegengehe, dringend geboten erſcheine. Meine Abſicht ginge dahin, mich zu dieſem Behufe auf Creuzot und Montcenis, ſüdlich von Autun, zurückzuziehen. In dieſen Poſitionen würde ich dann, auch wenn der Feind nachdrängen ſollte, immer noch im Stande ſein, unter Ausnutzung eines der Vertheidigung ſehr günſtigen Terrains, erfolgreich zu operiren. Capitain Gandoulf brachte mir die Zuſtimmung des Generalſtabschefs (Bordone) zu dieſem meinem Vorhaben. Darauf hin ordnete ich den Abzug aus der Poſition von Kloſter St. Martin an und führte ihn bei hellem Tagesſcheine aus. Das Anrücken des Feindes war um dieſe Zeit nicht erwartet; 500 Schritt hinter St. Martin ſtanden maſſirt die Brigaden Boſſack und Menotti. Es war ein Kleines, die in der Front frei werdende Poſition aus dem dicht dahinter ſtehenden Gros neu zu beſetzen. Jedenfalls habe ich einen *ſpätren* Befehl Bordone's, der mir durch Capitain de Sauley zugegangen und des Inhalts geweſen ſein ſoll, »daß ich St. Martin unter allen Umſtänden zu vertheidigen hätte«, *nicht* erhalten. Capitain de Sauley gehörte als Adjutant meinem eignen Bataillon an und würde, wenn er mir wirklich den Befehl zum Ausharren gebracht hätte, ſelbſtverſtändlich die Pflicht gehabt haben, mich in dem Momente, wo ich nichtsdeſtoweniger den Abzug anordnete, auf das Vorhandenſein eines meinen Anordnungen entgegenſtehenden höheren Befehles aufmerkſam zu machen. Dies hat er unterlaſſen. Entweder alſo hat ein ſolcher höherer Befehl gar nicht exiſtirt, oder aber, *wenn* er exiſtirt hat, hat de Sauley, der ganz ein Werkzeug in der Hand meiner Feinde, namentlich Delpech's, war, *dieſen Befehl unterſchlagen*, um dadurch ein Wetter über mich heraufzubeſchwören.«

Bordone's Ausſagen ſind kurz. Er ſtellt in Abrede, daß dem Capitain Gandoulf ſeinerſeits eine Zuſtimmung zu dem Plane Chenet's ausgedrückt worden ſei und behauptet dagegen, die Feſthaltung der Poſition von St. Martin in einem ganz beſtimmten Befehle gefordert zu haben. Dieſer Befehl ſei überbracht worden; *Capitain de Sauley erkläre ſich bereit, dies zu beſchwören*. (Geſchah ſpäter.) Es läge alſo ſeitens des Oberſten Chenet Feigheit oder Verrath oder ein äußerſter Akt der Indisciplin vor, der vor einem Kriegsgericht verhandelt werden müſſe.

So die Auffaſſungen hüben und drüben. Der dunkle Punkt — wir verweiſen dabei auf das Folgende — bleibt de Sauley. Sehr wahrſcheinlich, daß Bordone, wenn ihm die abſolute Unzuverläſſigkeit dieſes Zwiſchenträgers bekannt geweſen wäre, von Anfang an darauf verzichtet hätte, den Fall bis zu einem Aeußerſten zu treiben. Unmittelbar nach dem choquanten Ereigniß der Räumung von St. Martin aber war er unkritiſch und lieh jedem gern ſein Ohr, der ſeinem Haſſe Nahrung bot. Daß dieſer Haß von einer niedrig angelegten Natur zu kleinem perſönlichen Vortheil ausgebeutet werden könne, dieſer Gedanke kam ihm nicht, und ſo bereiteten ſich denn die Schritte zu einem mit gerichtlichen Formen umkleideten, ſehr wahrſcheinlich bona fide unternommenen, aber nichtsdeſtoweniger rachſüchtigen Verfahren vor, deſſen Gegenſtand, nur wie durch ein Wunder, dem Tode entging.

Wir gehen nunmehr zu den Einzelnheiten über, auch bei ihrer Darſtellung wiederum im Weſentlichen den Aufzeichnungen des Oberſten Chenet folgend.

» . . . Ich hatte, am 1. Dezember noch, mein Guerilla-Bataillon bis Creuzot und Montcenis, am 2. bis Moulins geführt, um von hier aus Lyon zu erreichen. Mein lebhafteſter Wunſch war, unter ein andres Commando als das der Vogeſen-Armee geſtellt zu werden, ein Wunſch, dem ich auch in einem längeren, an Gambetta gerichteten Schreiben Ausdruck gab. Die Benutzung der Eiſenbahn von Moulins bis Lyon wurde mir aber verweigert, was mich veranlaßte, mein Bataillon nach dem Städtchen Roanne zu führen. Dies war am 3. Am 4. Vormittags, es ſchneite ſtark, begab ich mich, nach abgehaltenem Appell, in eins der Caffeehäuſer der Stadt, und war eben im Begriff, den »Progrès de Lyon«, der auslag, zu durchfliegen, als ich einen Gensdarmerie-Capitain eintreten und auf mich zuſchreiten ſah. Er begrüßte mich flüchtig und fragte mit der Ruhe ſeines Amtes: Herr Chenet?

Der bin ich.

So verhafte ich Sie im Namen des Geſetzes.

Dabei legte er ſeine Hand auf meine Schulter. Ich ſtieß die Hand zurück und rief ihm zu: Capitain, Sie überſehen die Abzeichen, die ich am Arme trage. Ich bin nicht Herr Chenet, ich bin der Oberſt Chenet.

Folgen Sie mir.

Worauf hin?

Der Capitain, ſtatt jeder weitren Antwort, überreichte mir eine Depeſche, die die Unterſchrift Bordone's trug. Ich las: »Alle Civil- und Militairbehörden ſind hierdurch aufgefordert, den Oberſt Chenet, Commandanten des Bataillons Guerilla d'Orient, der feige vor dem Feinde geflohen iſt, wo er ſich auch ſinden möge, zu verhaften.« Ich reichte die Depeſche zurück und bemerkte: »Capitain, ich ſelbſt war Escadronschef in der Gensdarmerie. Auch mir hat gelegentlich die traurige Pflicht obgelegen, Befehle wie dieſe auszuführen. Aber ich habe mich dieſer Pflicht, unter Vermeidung alles Lärms, unterzogen. Die Art, wie Sie zu meiner Verhaftung ſchreiten, entbehrt jeder ſchuldigen Rückſicht.«

Noch am ſelben Tage erfolgte meine Ueberführung nach Lyon, nachdem mir von Seiten des Gensdarmerie-Capitains, dem meine Lage ſchließlich Theilnahme einflößte, noch der Inhalt einer zweiten Depeſche Bordone's mitgetheilt worden war. In dieſer hieß es: »Wenn das Bataillon Guerilla d'Orient Miene macht, die Verhaftung des Oberſt Chenet zu hindern, ſo iſt die Mobilgarde von Roanne hierdurch angewieſen, den Widerſtand zu brechen.«

In der Nacht vom 4. zum 5. erreichte ich Lyon und ſtand am folgenden Morgen vor General Breſſolles, Commandanten der 8. Militair-Diviſion. Dieſer war in ſeiner Haltung zunächſt hart und hochmüthig, ſchenkte indeß ſchließlich meinen Auseinanderſetzungen Gehör und ließ das Beleidigende ſeines Tons fallen. Er ſagte mir, daß er Ordre habe, mich nach Autun zurückzuſchicken, gewährte mir aber, mit Rückſicht auf ein heftiges Erkältungsfieber, an dem ich litt, einen viertägigen Aufſchub. Am 9.

war dieſe Friſt abgelaufen, und nach Umwegen und langen Aufenthalten, wie ſie damals auf den mit Truppen überfüllten Linien unvermeidlich waren, traf ich am 10. Spätnachmittags in Begleitung zweier Gensdarmen auf dem Bahnhofe von Autun ein. Zehn Minuten ſpäter erfolgte meine Ablieferung im Großen Hauptquartier.

Im Vorzimmer befanden ſich garibaldiniſche Offiziere in beträchtlicher Zahl. Sie lächelten, als ſie meiner anſichtig wurden. Einem derſelben überreichte ich eine Karte, auf die ich mit Blei geſchrieben hatte: »Oberſt Chenet bittet um eine Unterredung mit General Garibaldi.« Wenige Minuten ſpäter wurde mir zurückgemeldet, daß der General auf dieſe Unterredung verzichten müſſe. Dagegen wurde ich in ein anſtoßendes Cabinet geführt, in dem ſich Colonel Lobbia, als zeitiger Vertreter Bordone's, befand. Bordone ſelbſt hatte Tags zuvor eine Reiſe nach Lyon angetreten.

Das Zimmer des Generalſtabschefs war von ebenſo exquiſiter, wie anheimelnder Einrichtung. An Stelle der Kälte, die mich faſt 24 Stunden lang gequält hatte, herrſchte hier ein mildes Klima und feine Wohlgerüche würzten die Luft. Ein weicher türkiſcher Teppich bedeckte den Boden; kein Tritt war hörbar. Auf dem Kaminſims glänzten, eben ſo durch ſich ſelbſt, wie durch die Blumenfülle, die ſie trugen, zwei prächtige Sèvres-Vaſen, während, um die Flamme des Herdes herum, mehrere Fauteuils ſtanden, in denen ſichs ebenſoviele roth-blouſige, aber im Uebrigen höchſt elegant gekleidete Offiziere bequem gemacht hatten. Sie ſprachen leiſe und man hörte den Pendelſchlag der Stutzuhr. Ein höherer Offizier, der ſehr kurzſichtig ſchien, ſaß, den Kopf tief nach unten gebeugt, an einem mit Papieren überdeckten Arbeitstiſch und ſchrieb. Die Ordonnanz, die mich in das Zimmer geführt hatte, wartete einige Augenblicke, während deren ich Zeit hatte, die ganze Umgebung zu muſtern, und meldete dann: Oberſt Chenet.

Colonel Lobbia hob den Kopf, legte die Feder nieder und bemerkte ſpöttiſch: Ah, endlich! Sie haben Mühe gehabt, ſich zu entſcheiden. Aber beſſer ſpät, als nie. Nicht wahr, Signori?

Die Angeredeten nickten zuſtimmend. Ich meinerſeits erwiderte: Sie werden am beſten wiſſen, daß meine Entſcheidung nicht befragt worden iſt. Durch Gewalt bin ich hier. Was will man?

Nicht ſo laut, mein Herr, nicht ſo laut.

Hiermit war die kaum begonnene Unterhaltung geſchloſſen. Colonel Lobbia winkte einem der Ordonnanzoffiziere und gab ihm Befehl, den »Platzmajor« zu citiren. Ich hatte mittlerweile zu warten. Nach einer Viertelſtunde erſchien der Platzmajor, eine überaus ridicule Figur: klein, ältlich, olivenfarben, mit X-Beinen und kurzen Stiefeln, an denen deſto längere Sporen paradirten. Lobbia nahm den Eintretenden bei Seite und wechſelte einige Worte mit ihm, dann wandte ſich der »Maggior di Piazza« gegen mich und rief mir in erregendem Tone zu: »Folgen Sie mir; vorwärts!«

Der Weg ging zur Commandantur. Ein großes, ſaalartiges Zimmer, in das ich hier geführt wurde, hatte wenig Aehnlichkeit mit dem luxuriös ausgeſtatteten Cabinet des Generalſtabchefs, das ich eben erſt verlaſſen. Es glich vielmehr einer Wachtſtube. Eine lange, auf zwei Böcken ruhende, mit Tintenkleckſen marmorirte Tiſchplatte zog ſich durch das ganze Zimmer hin; zu beiden Seiten eine Bank und einige Schemel. Ganz nach hinten zu, und quer geſtellt, ſtand ein zweiter, kleinerer Tiſch; der dem »Maggior di Piazza« als eine Art Feldbett diente. Die Luft war eine Miſchung von Tabak und Abſinth; die Beleuchtung gaben zwei mit langer Schnuppe brennende und auf Weinflaſchen geſteckte Lichter. Ein Schirm, der ziemlich in Mitte des Zimmers ſtand, war mit Bilderbogen beklebt, die alle Garibaldi darſtellten, wie er die Freiheit aus den Armen des Papſtes und Napoleons I. reißt.

Der Aufenthalt an dieſer Stelle war nicht von langer Dauer; ich wurde nach dem Polizei-Gebäude gebracht und hier dem Gensdarmen Marchand mit der Weiſung übergeben, daß jedes Sprechen verboten ſei. Dieſer Befehl wurde ſtreng eingehalten; endlos ſchienen die Stunden, bis ich, nach Ablauf dreier Tage, am 13. Mittags, folgendes Schreiben erhielt. »Hauptquartier Autun. An Oberſt Chenet von der Guerilla d'Orient. Ich benachrichtige Sie, daß heute Abend, 8 Uhr, im hieſigen Handelsgerichtsſaale, ein Kriegsgericht zuſammentreten und über die verſchiedenen Anklagepunkte, die gegen Sie vorliegen, ein Urtheil fällen wird. Gruß und Brüderlichkeit. Der Commandant der 1. Brigade Boſſak-Hauke. Nachſchrift. Verſichern Sie ſich aller Entlaſtungszeugen, deren Sie in Autun habhaft werden können.«

Dieſe Nachſchrift war, ſeitens des alten Generals, aus gutem Herzen niedergeſchrieben worden, nichtsdeſtoweniger wirkte ſie wie ein Hohn. Ohne Zuſammenhang mit der Außenwelt, durch directe Befehle von dieſer abgeſchnitten, ſollte ich Umſchau halten nach Entlaſtungszeugen! Und das Alles im Laufe weniger Stunden. Ich gab es alſo auf.

Um 8 Uhr wurde ich vor das Kriegsgericht geführt. Ich hatte die große Uniform angelegt und trug alle meine Decorationen. Garibaldi ſelbſt hat ſie ſpäter als »Quincailleries« bezeichnet. Es war eine öffentliche Sitzung. Der große Saal war von Zuſchauern überfüllt, unter denen ich vor allem die wohlbekannten Geſichter meines Guerilla-Bataillons bemerkte. Die Zuſammenſetzung des Gerichtshofes war die folgende:

Vorſitzender: General Boſſack-Hauke.
Beiſitzer: Delpech, Commandant der 2. Brigade.
Canzio (Schwiegerſohn Garibaldi's), Commandant des Hauptquartiers.

Lobbia, Oberſt, ſtellvertretender Chef des Generalſtabes.

Bruneau, Commandant des Mobilgarden-Bataillons der See-Alpen.

Villaume, Bataillonschef im Mobilgarden-Regiment Aveyron.

Ollivier, früher Marinelieutenant, jetzt Commandant der Artillerie der Vogeſen-Armee.

Der Präſident (General Boſſack-Hauke) wandte ſich an den Greffier. »Leſen Sie die Anklageacte.« Der Greffier las. Es waren drei Punkte. Ich wurde zunächſt angeklagt, am 5. Dezember, auf dem Wege der Requiſition, den Verſuch zu einer Erpreſſung von 6000 Francs gemacht zu haben. Den zweiten Anklagepunkt bildete ein unmittelbar nach meiner Verhaftung in Roanne an den Generalſtabschef gerichtetes Telegramm, das die Worte enthielt: »Ich bin ein auf eigne Hand und Gefahr operirender Guerillachef.« Punkt drei endlich (der Hauptpunkt) gab mir Schuld, in Mißachtung directen Befehls, das Kloſter Saint Martin geräumt zu haben.

Nach Verleſung der Anklageacte nahm der Präſident das Wort. »Wir werden jetzt zuvörderſt die Belaſtungszeugen hören. Sind Entlaſtungszeugen da, ſo ſollen ſie demnächſt vernommen werden. Sie ſelbſt, Angeklagter, haben das letzte Wort. Greffier, ſind Zeugen für oder gegen die Anklage da? Nachdem der Greffier verneint, ſchloß der Präſident: »Angeklagter, Sie haben das Wort.«

Ich nahm es, proteſtirte zunächſt gegen die Zuſammenſetzung des Gerichtshofes, der aus Fremden beſtehe, während es mein Recht ſei, von franzöſiſchen Oberoffizieren abgeurtheilt zu werden, bezeichnete dann Punkt eins der Anklage als komiſch-mißverſtändlich, Punkt zwei als irrelevant und wandte mich endlich dem dritten Punkte zu, der die eigentliche Baſis des gegen mich eingeleiteten Verfahrens bildete. Ich ſprach lange. Was ich gegen den Schluß hin ſagte, war etwa das folgende: »Wenn die Anklage hervorhebt, daß ich Angeſichts des Feindes geflohen ſei, ſo vergißt ſie, gegen wen ſie ſich richtet. Eine glänzende und geſicherte Stellung gab ich auf, um ein Freicorps zu bilden und an der Spitze deſſelben einen Guerillakrieg zu führen. Der Feldzug in Mexiko, den ich mitgemacht, hat mir Auszeichnungen eingetragen; am 27. November, bei Pâques, habe ich das Commando genommen und unſren Rückzug gedeckt. Wer geſtern noch ein Soldat von Ehre war, iſt heute kein Feigling. Ich wollte ein Freicorps-Führer ſein, nichts weiter. Wenn ich den Ehrgeiz gehabt hätte, in offner Schlachtlinie gegen den Feind zu kämpfen, ſo würde ich die Regierung um das Commando einer regulären Truppe gebeten haben. Ich habe dies unterlaſſen, weil ich überzeugt war, an der Spitze eines frei-operirenden, hin- und herfliegenden, auf Hinterhalte und Ueberfälle ſich beſchränkenden Guerilla-Bataillons, meinem Vaterlande beſſere Dienſte leiſten zu können. So entſtand das Corps, das ich, in der letzten Novemberwoche, nicht ohne Erfolg geführt habe. Am 1. Dezember war es in ſeinem ganzen Beſtande bedroht; es fehlte an Allem; die Auflöſung ſchien mir nahe bevorſtehend, wenn nicht raſche Hülfe kam. Dieſe war nur in einer Rückwärtsſtellung zu finden. Ich beſchloß, das Bataillon ſüdlich bis Creuzot und Montcenis zu führen, und gab dem Generalſtabschef durch Capitain Gaudoulf Kenntniß davon. Letzterer brachte mir die Zuſtimmung des Chefs zurück und der beabſichtigte Marſch wurde angetreten. Eine entgegenſtehende Ordre, die mir ein Ausharren in meiner Vorſtadts-Poſition zur Pflicht gemacht hätte, habe ich in den zwei Stunden, die zwiſchen der Rückkehr des Capitains Gaudoulf aus dem Hauptquartier und meinem Abmarſch von St. Martin lagen, nicht erhalten.«

Hier ſchwieg ich. Während dieſer meiner Vertheidigungsrede hatte der alte General Boſſack-Hauke aufmerkſam zugehört, Colonel Lobbia an den Nägeln geputzt, Capitain Canzio aber auf einem vor ihm liegenden Bogen Federn probirt und kleine Zeichnungen entworfen. Vielleicht Portraits nach dem Leben. Ollivier, Bruneau, Villaume ſaßen apathiſch da, die Arme gekreuzt, die Augen geſchloſſen; nur Delpech kaute am Federbart. Er war ausnahmsweiſe aufgeregt und in ſeinen Augen las ich ſo etwas wie Furcht, daß ich dem Netz, das mich fangen ſollte, doch vielleicht entſchlüpfen könne.

Der Präſident erhob ſich jetzt und gab anheim, ob der eine oder andre der beiſitzenden Richter, behufs beſſerer Information, noch eine Frage zu ſtellen wünſche.

Delpech nahm zuerſt das Wort: »Oberſt Chenet ſcheint die Ehre des Gefechts bei Päques für ſich allein in Anſpruch nehmen zu wollen.«

Die Zuſchauermenge, die den Hergang ſehr wohl kannte, murrte leiſe; ich zuckte die Achſeln. Dann wandte ſich Canzio an mich und bemerkte, mit prononcirt italieniſchem Accent: »Oberſt, Sie haben uns viel von der Guerilla-Kriegführung erzählt, aber über die Hauptſache, über die Frage, wie Sie dazu kamen, die wichtige Poſition von Kloſter St. Martin zu räumen, ſind ſie leicht hinweggeglitten.« Eh ich antworten konnte, fuhr Lobbia in ſcharfem Tone heraus: »Ich war es, Oberſt, der am 1. Dezember früh, Ihnen die Ordre ertheilte, in St. Martin zu bleiben.«

Mir?

Oder Ihren Leuten.

Hier nahm Delpech, und diesmal zu guter Stunde, abermals das Wort, um die Frage, die ſich zu verwirren ſchien, wieder ins Klare zu bringen. »Es war Capitain de Sauley,« ſo bemerkte er, »dem die betreffende Ordre ertheilt wurde. Er hat dieſe Ordre an Oberſt Chenet überbracht.«

Iſt Capitain de Saulcy vorgeladen worden? fragte der Vorſitzende.

Der Greffier verneinte.

Aber Capitain de Saulcy iſt nichtsdeſtoweniger im Saal zugegen, bemerkte Delpech; ich bitte ihn herantreten zu laſſen.

Dies geſchah. Capitain de Saulcy hob die Schwurfinger und ſagte: »Ich empfing Befehl, den Oberſten Chenet wiſſen zu laſſen, daß er die Poſition von Kloſter St. Martin zu halten, daſelbſt auch alle Vorkehrungen zu hartnäckiger Vertheidigung zu treffen habe. Ich entledigte mich dieſes Auftrages. Der Oberſt antwortete mir: »Sie haben keine Befehle vom General Garibaldi, ſondern von mir zu empfangen.«

Dieſe Ausſage rief große Aufregung hervor. Ich faßte mich und ſagte, das Wort dreimal wiederholend: »Dieſer Mann lügt.« Dann wandte ich mich an den Präſidenten:

»Mein General, ich bitte den Zeugen fragen zu wollen, wo und wann er mir den Befehl überbrachte.« Die Frage wurde geſtellt; de Saulcy antwortete ſtotternd: »im Hôtel . . .«, vermochte aber weder den Namen dieſes Hôtels, noch irgend einer jener vielen Perſonen zu finden, in deren Gegenwart die Befehls-Ueberbringung ſtattgefunden haben ſollte. Trotzdem richtete jetzt der Vorſitzende die überraſchenden Worte an mich: »Angeklagter, beweiſen Sie, die Ordre nicht empfangen zu haben.«

Mein General, erwiderte ich, ich glaube, die Anklage hat umgekehrt ihrerſeits den Beweis zu führen, daß die Ordre empfangen wurde. Doch ſei es drum. Nur noch ſo viel. Eben dieſer Capitain de Saulcy, der jetzt befliſſen iſt, mich in den Tod zu liefern, hat am Abend des 4. Dezember, unmittelbar nach meiner Verhaftung in Roanne, ein Schriftſtück abgefaßt und an erſter Stelle mitunterzeichnet, in dem gegen meine Verhaftung als gegen einen ungeſetzlichen und ſchmachvollen Act Proteſt erhoben wird. Ich kenne dieſes Schriftſtück, ich bin im Stande . . .«

In dieſem Augenblick, noch eh ich geendigt, wurden die Stühle geſchoben; der Gerichtshof erhob ſich. Noch einmal rief ich: »Die Ausſage des Capitain de Saulcy iſt eine feige Lüge«; aber die Worte verklangen in der Unruhe der Scene. Als der Lärm vorüber war, bemerkte der Vorſitzende: »Die Sitzung iſt aufgehoben; der Gerichtshof zieht ſich zur Berathung zurück.« Präſident und Beiſitzer verließen den Saal.

Nach einer halben Stunde kehrte der Gerichtshof in den Saal zurück. Der Präſident, der das auch formell Anfechtbare des ganzen Verfahrens einſehen mochte, war blaß und bewegt. »Angeklagter, erheben Sie ſich.« Dann las er:

»Im Namen des überfallenen Vaterlandes. Der Gerichtshof erkennt, nach Prüfung von Anklage und Vertheidigung, daß Oberſt Chenet, Commandirender des Bataillons Guerilla d'Orient, durch pflichtwidrige Räumung des ihm anvertrauten Poſtens von Kloſter St. Martin Freiheit und Leben verwirkt hat und verurtheilt den Angeklagten zur Strafe des Todes nach vorhergegangener militairiſcher Degradation.«

Der Präſident ſprach den Schluß des Urtheils mit erſtickter Stimme. Im Saale Todesſchweigen. Ich unterbrach es zuerſt und ſagte ruhig, jede Sylbe betonend: »Feige Mörderei.« Alles brach auf; aus der Mitte meiner Guerilla-Leute heraus, rief eine Stimme: »Nieder mit Delpech«; andre ſtimmten ein. Der Greffier wandte ſich an den Präſidenten: »Der Angeklagte ſtört die Ordnung.« »Nein«, rief ich, »Ihr irrt; Eure blutige Faſtnachtspoſſe ſtört die Ordnung, nicht ich.

Dann gab ich den Gensdarmen ein Zeichen, daß ich bereit ſei, und wurde ins Gefängniß zurückgeführt.«

Eine Garibaldiniſche Begnadigung.

Oberſt Chenet war durch Kriegsgericht am 13. Dezember zum Tode verurtheilt worden. Wir verließen ihn in dem Augenblick, wo, nach Ausſpruch der Sentenz, ſeine Rückführung ins Gefängniß erfolgte. Ueber das, was weiter geſchah, laſſen wir abermals ihn ſelbſt berichten.

»Man führte mich zunächſt nach der Commandantur, dem Actionsfelde meines Freundes des Platzmajors. Handſchellen wurden mir angelegt. Ich proteſtirte dagegen; der »Maggior di Piazza« aber zuckte die Achſeln und erklärte, daß dies Sache der Gensdarmen ſei. Dieſe ihrerſeits wieſen auf die Strictheit des empfangenen Befehles hin. Ich bat nun, ein Paar Worte ſchreiben zu dürfen. »Mein Bureau,« erwiderte der Platzmajor, »iſt nicht für Perſonen eingerichtet, die zum Tode verurtheilt wurden.«

»Wo werde ich ſchreiben können?«

»Ich weiß es nicht. Später.«

Gleich darauf wurde ich nach dem Civilgefängniß abgeführt. Es war bitter kalt, 12 Grad unter Null, die Zelle vergittert, oben mit einem Blendenfenſter. Ich dachte an meine glücklichen Tage am Bosporus, die ich aufgegeben, um meinem Vaterlande zu dienen, und Vergangenheit und Gegenwart vergleichend, überkam mich eine unendliche Bitterkeit. Ich barg den Kopf in meine Hände, ich betete, aber ich weinte nicht. Ich fühlte alle Kräfte in mir wachſen, und richtete mich auf an dem Gefühl, ihnen noch einmal ſagen zu können, daß ſie Mörder ſeien. Erſchöpft ſchlief ich ein. Als der Morgen dämmerte, erwartete ich jeden Augenblick das Executions-Commando eintreten zu ſehen.

Aber nicht der Tod war mir vorbehalten, ein andres, raffinirt Grauſames. Ich wurde das Opfer einer »Garibaldiniſchen Begnadigung«.

Die Vorgänge, die dazu führten, waren die folgenden. Als ich am 13. Abends den Gerichtsſaal verließ, war mein Guerilla-Bataillon ſofort zu einer Berathung zuſammengetreten und hatte beſchloſſen, am andern Morgen meine Begnadigung bei Garibaldi zu erbitten. Das Bataillon ſollte zunächſt ohne Waffen vor dem General erſcheinen, hatte ſich aber gelobt, wenn die Begnadigung verweigert werde, ſie nöthigenfalls mit Gewalt durchzuſetzen.

Die Guerilla marſeillaiſe ſchien geneigt, die Beſchlüſſe des Guerilla d'Orient zu unterſtützen. 7 Uhr früh, am 14., ſetzte ſich das Bataillon in Marſch, ohne Offiziere, nur vom Sergeanten Dauvergne geführt. Einer der Hauptleute begegnete dem Zuge und mühte ſich, die Demonſtration zu vereiteln. Sergeant Dauvergne bemerkte: »Sie mühen ſich umſonſt; die Leute haben geſchworen ihren Oberſten zu retten. In aller Ruhe ſind ſie zuſammengetreten und befinden ſich jetzt auf dem Wege zum General, um deſſen Gnade anzurufen. Weder Sie noch ich können dies hindern. Ich meinerſeits will es auch nicht, denn ich theile die Empfindungen des Bataillons.« Um 7½ Uhr erſchien der General in Front des Hauptquartiers, um wie gewöhnlich, behufs Inſpicirung der Truppen, eine Rundfahrt zu machen. »Gnade für unſren Oberſten!« riefen die Leute. »Ihr ſollt ſie haben,« antwortete Garibaldi, beſtieg den Wagen und fuhr grüßend durch ihre ſpalierbildenden Reihen hin, aus denen ihm ein lautes »Vive la France« entgegenſchallte.

Die Nicht-Vollziehung des über mich ausgeſprochenen Todesurtheils war wahrſcheinlich ſchon am 13. Abends, als man von der allgemeinen Mißſtimmung und einer ſich vorbereitenden Auflehnung Kenntniß empfing, beſchloſſen worden. Was an die Stelle trat, davon erzähle ich weiterhin; zunächſt blieb die zweite Hälfte der gegen mich verhängten Strafe in Kraft: die Degradation. Sie ging am 14. Mittags mit aller Umſtändlichkeit in Scene.

Um 2 Uhr hielt vor meinem Gefängniß ein geſchloſſener Wagen, den ich beſtieg. Ein Trupp Gensdarmen zu beiden Seiten, eine Franctireur-Compagnie den Zug abſchließend, ſo wurde der Platz erreicht, auf dem ſich das furchtbare Schauſpiel, deſſen nicht beneidenswerther Mittelpunkt ich war, vollziehen ſollte. In einem engeren, an zwei Stellen geöffneten Kreis, ſtand mein Guerilla-Bataillon, um daſſelbe her aber die halbe Vogeſen-Armee, inſonderheit die eigentlichen »Garibaldiner«. An allen Fenſtern Zuſchauer; Straßen, Treppen, Dächer, mit Menſchen überdeckt. Ich wurde in die Mitte des engeren Kreiſes geführt; Trommelwirbel; dann las der Greffier: »Der General en Chef der Vogeſen-Armee, dafür haltend, daß für einen Mann von Ehre die Degradation ſchlimmer iſt als der Tod (considerant que, pour un homme d'honneur, la degradation est pire que la mort), hebt hiermit die Vollſtreckung der Todesſtrafe auf, ordnet aber zugleich an, daß Colonel Chenet, in Gemäßheit jenes zweiten gegen ihn verhängten Strafpunktes, am 14. dieſes Monats auf der Place d'Armes zu Autun, in Gegenwart aller Truppen der Garniſon, ſeiner Rangesabzeichen entkleidet werde. Nach erfolgter Degradation ſoll genannter Chenet ins Gefängniß zurückgeführt und daſelbſt bis zum Eintreffen weiterer Befehle der Regierung der Landesvertheidigung zu Bordeaux, internirt gehalten werden. Der Platzcommandant von Autun iſt mit Ausführung des Vorſtehenden betraut. Garibaldi.«

Wieder Trommelwirbel. Dann erſchien Oberſt-Lieutenant Boſſy ebenfalls in Mitte des engeren Kreiſes und las das Degradationsformular, das mit den Worten ſchloß: »Unwürdig innerhalb der franzöſiſchen Armee länger zu dienen, ſtoßen wir Euch aus derſelben aus.«

Ein alter Sergeant und vier Soldaten traten vor, um nunmehr ans Werk zu gehen. Der Alte zauderte. Ich ſtreckte ihm meinen Arm hin: »Thu Deine Pflicht mein Braver, ſie iſt peinlich, aber ich werde Dir helfen.« Die Treſſen wurden abgeriſſen und zu meinen Füßen geworfen. »Eure Orden!« rief jetzt der Platzmajor, »wo ſind ſie?« »»Sie ſind nicht für Euch, Signor; Ihr werdet vergebens danach ſuchen.«« Ein alter Säbel wurde jetzt herangebracht, um die Ceremonie des »Degenzerbrechens« daran zu vollziehen. Aber alle Anſtrengungen ſcheiterten; der Säbel bog ſich mehr und mehr, aber er brach nicht. Ich wandte mich lächelnd an den Graubart: »Ihr ſeht, Sergeant, daß es nicht der meinige iſt.« Dann begann das Defiliren; zwei Mann vor und zwei Mann hinter mir, mußte ich an den Reihen meines Bataillons vorbei. Aber die Schmach, die mir angethan werden ſollte, verwandelte ſich in ihr Gegentheil. Die Offiziere grüßten mit dem Degen, die Leute hoben ihre Käppis und von den Fenſtern der den Platz einſchließenden Häuſer aus wehten die Tücher der Damen. »Hoch, Oberſt Chenet,« klang es inmitten der dichtgedrängt ſtehenden Menſchenmenge.

Die Ceremonie war vorüber; ich beſtieg den Wagen, der mich in das Gefängniß zurückführen ſollte. Jetzt aber verließen mich meine Kräfte und eine tiefe Ohnmacht überfiel mich. Als ich aus derſelben erwachte, befand ich mich wieder in meiner Zelle.

Was noch zu erzählen bleibt, gebe ich in Kürze. Am 17. früh, zwei Uhr, wurde ich durch den Gefängnißwärter geweckt. »Kleidet Euch an; man holt Euch ab.« Und ſo war es; ein Gensdarmerie-Wachtmeiſter und zwei ſeiner Leute traten ein. Mein erſter Gedanke war, daß ſich Bordone anders beſonnen und aller »Begnadigung« zum Trotz, doch noch meinen Tod beſchloſſen habe; aber ich irrte mich. Der Gensdarmerie-Wachtmeiſter, der jede weitere Auskunft verweigerte, ließ mich nur wiſſen: es gehe nach Lyon, zunächſt nach Lyon. Die ganze Bedeutung dieſes »zunächſt« ſollte mir erſt

24 Stunden ſpäter klar werden. Ich wurde wieder in Handſchellen gelegt und zwar ſo, daß ich mit einem jungen Garibaldiner, der wegen Ermordung eines Kameraden verurtheilt war, ein Paar bildete. Es war eine Gutthat von Seiten meines Wachtmeiſters, daß er mich nach links hin feſſelte, ſo daß ich die Rechte gebrauchen konnte. Ich benutzte dieſe Freiheit, um an Madame Chenet, die mir nach Autun hin gefolgt war, folgende Zeilen zu richten:

»Ich werde eben abgeführt, 2½ Uhr früh; wohin es geht, weiß ich nicht; ich bin mit einem Mörder zuſammengekoppelt. Der Wachtmeiſter ſagt mir, unſer nächſtes Ziel ſei Lyon. Folge mir dahin und ſuche meine Spur nicht zu verlieren.«

So ſchied ich von Autun, dieſem Orte traurigſten Angedenkens, der nur Noth, Verurtheilung und Erniedrigung für mich gehabt hatte. Dieſe Abreiſe bezeichnete einen Wendepunkt in meinem Schickſal und nur noch eine furchtbare halbe Stunde ſtand mir bevor. Um 2 Uhr Mittags waren wir in Lyon. Hier wurde gewechſelt; um 4 Uhr ging es weiter, immer weiter nach Süden; am andern Morgen hielten wir in Marſeille. Noch nicht am Ziel! Es ging jetzt am Meere hin, öſtlich auf Toulon zu. Auf der letzten Station vor Toulon ſagte mir der Gensdarmerie-Wachtmeiſter: »Oberſt, es muß heraus, ich führe Sie nach dem Bagno.« Ich war wie vom Schlage getroffen, und endlich Thränen findend, rief ich den Zorn des Himmels auf meine Peiniger herab.

Aber ihr böſer Anſchlag mißlang. Der oberſte Beamte lehnte es ab mich an dieſer Schreckensſtelle aufzunehmen, einmal weil er dem General Garibaldi das Recht nicht zugeſtehen könne, irgend wen in den Bagno zu ſchicken, zweitens weil er mich kenne und einen ſtarken Verdacht hege, daß hinter dem ganzen Garibaldiniſchen Kriegsgericht eine Niedertracht oder ein Act der Rache verborgen ſei. So wurde ich, nachdem auch die Commandantur mich abgelehnt, in das Stadtgefängniß geführt, wo ich elf Tage, vom 18. bis zum 29., internirt gehalten wurde. An dieſem Tage rief mich ein Befehl der Regierung nach Bordeaux und der Garibaldiniſchen Verfolgungsjuſtiz entrückt, ſchloß meine Leidenszeit und meine Rehabilitirung begann. Eine Reviſion meines Prozeſſes wurde angeordnet und am 30. März 1871 (die großen Ereigniſſe ließen es zu keiner raſcheren Erledigung kommen) ſtand ich abermals vor einem Kriegsgericht, aber vor einem unparteiiſchen, nicht aus Feinden zuſammengeſetzten. General Fevrier, vier Oberſten und zwei Oberſt-Lieutenants bildeten den Gerichtshof. Die Hinfälligkeit aller mir ſchuldgegebenen Vergehen wurde dargethan, ich ſelber aber mit Einſtimmigkeit freigeſprochen.«

So im Weſentlichen die Aufzeichnungen Oberſt Chenet's über ſeine Schickſale unter den Garibaldinern. Es erübrigt uns nur noch, nachdem wir die Streitſchriften beider Parteien geleſen, ſelbſt eine Stellung zu dieſer ſchwierigen und durch das freiſprechende Urtheil des franzöſiſchen Militair-Gerichtshofes keineswegeſ voll-erledigten Frage zu nehmen. Die Garibaldiner hatten nicht in ſo hohem Grade Unrecht, wie es die Angaben Chenet's und im Einklang mit ihnen die Entſcheidungen des eine zweite Inſtanz bildenden franzöſiſchen Kriegsgerichts darthun möchten. Sie verfuhren nicht blos bona fide, ſondern hatten für ihre Handelsweiſe auch thatſächlich guten Grund. Oberſt Chenet — wobei wir ſein eignes Buch als Fundament unſres Urtheils nehmen — war mehr oder minder ein Glücksritter, ein in der Welt umhergeworfener Aventurier. Ohne wirkliches Verdienſt, prahlte er beſtändig und verletzte ſeine Umgebung durch Anſprüche, für die man keinen rechten Anhaltspunkt gewinnen kann. Das Gefecht bei Pâques, das unſrerſeits mit einem Geſammtverluſt von 22 Verwundeten geführt wurde, behandelte er, als ob er die Schlacht bei Sedan geſchlagen habe. Bordone, ſein Gegner, wirkt, trotz allem was gegen ihn geſagt werden kann, im Ganzen doch würde- und wahrheitsvoller.

Das Kriegsgericht zu Autun war keine »nur durch Niedertracht und Rachſucht in Scene geſetzte Faſtnachtskomödie« und wenn der Spruch deſſelben vollzogen worden wäre, ſo hätte ſeine Strenge ſchwerlich einen abſolut Unſchuldigen getroffen.

Nichtsdeſtoweniger ſtehen wir in dieſer Frage, — wobei wir noch von der empörenden »Begnadigung zum Bagno« völlig abſehen, — ganz und gar gegen Garibaldi und die Seinen. Und zwar aus zwei Gründen. Zunächſt war die Schuld Chenet's, wenn auch möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich, ſo doch keineswegs bewieſen. Nur die beſchworne Ausſage de Saulcy's ſtand gegen ihn. de Saulcy aber, der noch dazu als deſignirter Nachfolger ein Intereſſe hatte, Chenet zu ſtürzen, war eine ſo durchweg zweideutige, durch die Widerſprüche ſeiner Handelsweiſe compromittirte Perſönlichkeit, daß der Gerichtshof die Pflicht hatte, ſeine Zeugenausſage als werthlos bei Seite zu legen. Umgekehrt aber gerade auf dieſe hin ein Todesurtheil auszuſprechen, war unerhört. Man ſah über die Verdächtigkeit des Zeugen weg, nur weil das, was er ausſagte, der eignen Anſchauung, dem was man von Chenet glaubte erwarten zu können, entſprach. Man verfuhr nach ehrlicher Ueberzeugung, aber dieſe ehrliche Ueberzeugung war doch ſchließlich nichts andres als vorgefaßte Meinung. Der Beweis fehlte.

Was uns nun aber der aller angreifbarſte Punkt des Garibaldiniſchen Verfahrens zu ſein ſcheint, das iſt der Umſtand, daß man den Oberſten Chenet, aus einer großen Anzahl ähnlich Schuldiger, willkürlich herausgriff.

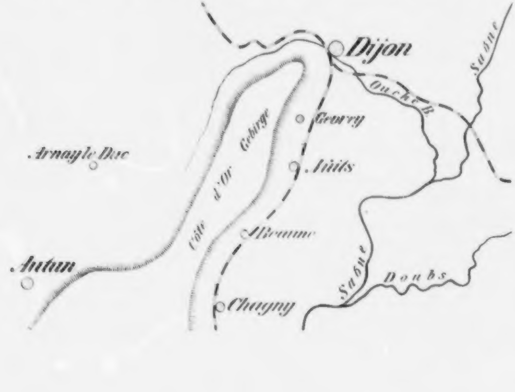
Seine Schuld — wenn wir dieſelbe auf einen Augenblick als ebenſo erwieſen anſehen wollen, wie ſie doch ſchließlich unerwieſen war — geſtaltete ſich von vornherein dadurch zu einer relativen Schuldloſigkeit, daß die Garibaldiniſche Armee gar nicht ein Heerkörper war, in dem man ſich den herkömmlichen Anſchauungen von militairiſchem Gehorſam unterworfen fühlte. Man kam freiwillig, und bewahrte natürlich auch eine Neigung ebenſo zu gehen, wie man gekommen war. Dies war und blieb Regel bis zuletzt, trotz aller Anſtrengungen Garibaldi's und Bordone's dieſen Zuſtand der Dinge zu ändern. In derſelben Weiſe wie Chenet ſeinen Abzug bewerkſtelligte, waren drei, vier andere Freicorps- und Mobilgarden-Commandeure bereits vor ihm aus dem Verbande der Vogeſen-Armee ausgeſchieden und hatten ſich weſtwärts gewandt, um unter die Loire-Armee zu treten. Ihre Verhaftung erfolgte nicht und kein Verfahren wurde gegen ſie angeſtrengt, denn einmal aus dem Rayon der Garibaldiniſchen Armee heraus, fanden ſie eine moraliſche Stütze in der Regierung zu Tours, die im Weſentlichen ganz damit einverſtanden war, die nationalen Streitkräfte ſich unter franzöſiſchen Generalen concentriren zu ſehen. Garibaldi hatte ſeine kosmopolitiſchen Heerſchaaren und mochte ſehen wie er fertig werde. Auch Chenet würde jedem peinlichen Verfahren entgangen ſein, wenn die Stadtbehörden von Roanne, die ſeine Verhaftung ausführten, ebenſo garibaldi-feindlich geſinnt geweſen wären, wie ſie garibaldi-freundlich waren. Ein Zufall entſchied über ihn, nicht ſeine Schuld.

Die Vogeſen-Armee, wie wir nur wiederholen können, war kein Heerkörper wie andre. Es fehlte das Regulaire. Dies ignorirt und bei herrſchender »militairiſcher Freizügigkeit« plötzlich den Ordnungszuſtand einer wohldisciplinirten wirklichen Armee gefordert, und auf dieſe Forderung hin die allerſtrengſten Maßregeln ergriffen zu haben, das iſt es, worin uns, über alles andre Fragliche und Halbfragliche hinaus, die eigentliche Verwerflichkeit des Garibaldiniſchen Verfahrens beſtanden zu haben ſcheint.

Oberſt Chenet, die für ihn ungünſtigſte Sachlage angenommen, war nicht ſchuldiger, als hundert andre; er that was des Ortes und der Zeiten Brauch war, und ſollte doch, willkürlich herausgegriffen, zu einem Schuldigen par excellence geſtempelt werden. Das war ungerecht und unklug zugleich, und warf das größere Maß der Schuld auf Garibaldi und die Seinen.

Das XIV. Corps (v. Werder) und die Diviſion Cremer.

Das Werderſche Corps, deſſen Kämpfe mit der Vogeſen-Armee (Garibaldi) wir in den voraufgehenden Capiteln geſchildert haben, ſah ſich mittlerweile auch von andrer Seite her bedroht. Südlich von Dijon, an der nach Lyon führenden Eiſenbahn hin, ſtanden franzöſiſche Streitkräfte unter verſchiedenen Führern, denen es oblag, im Saône-Thal, an den öſtlichen Abhängen des Côte d'Or-Gebirges vordringend, die, wie wir wiſſen, im Ouche-Thal an den weſtlichen Abhängen eben dieſes Gebirges beginnenden Operationen Garibaldi's zu unterſtützen. Dieſe Unterſtützung ſollte wo möglich eine directe ſein; ein Zuſammenwirken war ſeitens der Regierung gewünſcht, ſeitens der Führer geplant; dennoch kam es zu einem ſolchen während des ganzen Verlaufes des Feldzuges nicht und das Werderſche Corps, wie bereits in einem früheren Capitel erwähnt, ſah ſich der Gefahr überhoben, die in einer ſolchen Cooperation ſeiner Gegner gelegen hätte. Einzeln erwehrte es ſich



dieſer letztern und hielt, wie im Ouche-Thal die ſüdweſtlich bei Autun ſtehenden Garibaldiner, ſo auch, im Saône-Thal, die ſüdlich bei Nuits, Beaune und Chagny ſtehenden feindlichen Streitkräfte im Schach.

Dieſe »ſüdlich ſtehenden feindlichen Streitkräfte« waren, bis in die letzte Novemberwoche hinein, ſehr unbeſtimmter Natur. General Creviſier ſammelte zu beiden Seiten der Lyoner Eiſenbahn einige Mobilgarden-Regimenter, während Oberſt Bourras, unabhängig von ihm, an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Freicorps, den kleinen Krieg gegen uns organiſirte. In den Schluchten des Côte d'Or-Gebirges jederzeit einen Schlupfwinkel findend, brach er, mal links in das Ouche-Thal, mal rechts in das Saône-Thal vor, um unſre Vorpoſten zu beunruhigen oder unſre Communicationen zu gefährden.

So gingen die Dinge bis zum 24. November. An dieſem Tage erſchien General Cremer in Chagny, um daſelbſt das Commando über eine neuerrichtete, eben erſt von Lyon daſelbſt eingetroffene Mobilgarden-Brigade zu übernehmen. Dieſe Brigade, vielleicht die beſte, die während der ganzen zweiten Hälfte des Krieges von Seiten des republikaniſchen Frankreichs formirt wurde, hatte folgende Zuſammenſetzung:

1. Rhone-Legion, Oberſt Celler.
2. Rhone-Legion, Oberſt Ferrer.

Mobilgarden-Bataillon von der Gironde, Commandant Carayon-Latour.

Bataillon Rhone-Volontaires, Commandant Marengo.

Jede der beiden Legionen war drei Bataillons ſtark, ſo daß die Brigade im Ganzen acht Bataillone zählte. Das Mobilgarden-Bataillon von der Gironde führte, ſowohl der Kürze wie des hiſtoriſchen Anklangs halber, den Namen der »Girondins«. Alle Truppentheile waren vorzüglich bewaffnet, die erſte Legion mit Chaſſepots, die Rhone-Volontaires mit Spencer-Gewehren; die zweite Legion und das Bataillon Girondins führten Remingtons. Der Brigade beigegeben war eine 9pfündige Armſtrong-Batterie. Cavallerie fehlte. Eine kleine Anzahl Eclaireurs ſtand unter Befehl des Baron Dupleſſis de Pouzilhac. Generalſtabschef: Oberſt Poullet.

Ehe wir zu einer Darſtellung der Ereigniſſe übergehen, verſuchen wir zuvor eine Charakteriſtik des Generals (Cremer) und der hervorragendſten Offiziere ſeiner Brigade.

General Cremer hatte, als Escadronschef im Generalſtab, der Rhein-Armee (Bazaine) angehört. Unmittelbar nach der Capitulation von Metz glückte es ihm, wie ſo vielen andern, ſich zu ranzioniren, Tours zu erreichen und aus den Händen Gambetta's das Commando über eine Brigade zu erhalten. Wir haben bereits hervorgehoben, daß er dies Commando am

21. November antrat. Sein Name und der Umſtand, daß er das Deutſche mit beſonderer Geläufigkeit ſprach, führten anfänglich zu der Annahme, daß er ein Hannoveraner ſei; er war indeß, wie Uhrich, Denfert, Vogel, ein Deutſch-Franzoſe und hatte, wie auch ſein jüngerer Bruder, der am 4. Dezember bei Buchy, in der Nähe von Rouen fiel, von früh auf der franzöſiſchen Armee angehört. Er zählte, bei Uebernahme des Commandos, 35 Jahre. Dieſe ſeine Jugend ſowohl, wie der Umſtand, daß er, mehrere Grade überſpringend, vom Escadronschef ſofort zum Brigade-General avancirte, ſcheinen, ſelbſt wenn man das Ausnahmsweiſe der Verhältniſſe in Rechnung ſtellt, darauf hinzudeuten, daß man in Tours von Anfang an ein beſondres Vertrauen in ſeine Fähigkeiten ſetzte. Und nicht mit Unrecht. Gambetta und Freycinet ſahen ſehr ſcharf. Einem Bilde nach zu ſchließen, das uns von ihm vorliegt, war er hager, das Geſicht ſcharf geſchnitten, von ſehr intelligentem Ausdruck. Seine Erfolge, die ihm mißgönnt wurden, weckten eine ganze Schaar von Neidern und an Anklagen und Verläumdungen hat es ihm, wie jedem andern, nicht gefehlt. Er war nervös, ehrgeizig und ganz Soldat. Seiner Anſchauung von dem, was die nächſte Pflicht jedes Franzoſen ſei: Bekämpfung des Feindes, ordnete er jede andere Rückſicht unter. Republikaner nach eigner, freier Ueberzeugung, ſah er ſich nicht nur von den Repräſentanten der »alten Parteien« umgeben, ſondern ſtand ſogar zu der Mehrzahl derſelben in freundſchaftlichen Beziehungen. Beſonders zu den Legitimiſten. Die feine Sitte, die vornehme Anſpruchsloſigkeit, die opferbereite Dienſttreue, die ſich in ihrer Haltung zu erkennen gaben, zogen ihn unwiderſtehlich an. Wir kommen ſpäter darauf zurück. Beliebt bei den beſſren Elementen ſeines Offizier-Corps, war er es auch bei den Soldaten. Strenge übend, war er doch zugleich die Sorge ſelbſt. Bemerkenswerth erſchien er in der Selbſtſtändigkeit ſeiner Entſchlüſſe. Oberſt Poullet, ſein Generalſtabschef, ſchreibt darüber das Folgende: »General Cremer entwarf alle Pläne ſelbſt. Nachdem er ſie gefaßt, theilte er ſie mir und dem Artillerie-Commandanten Camps, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, mit. Unſre Bemerkungen nahm er entgegen, und modelte danach ſeine erſten Beſchlüſſe, oder ließ ſie beſtehen. Dies war das Verfahren, das er einſchlug; nie berief er einen ſogenannten »Kriegsrath«, um die eigne Unentſchloſſenheit zu bemänteln, oder die Verantwortlichkeit von ſich abzuwälzen. Seine Ueberlegungen waren reiflich; aber einmal entſchloſſen, führte er das Beſchloſſene durch. Er theilte ganz die Anſchauung des Prinzen Eugen: »ein General, der einen Kriegsrath beruft, hat keine Luſt mehr etwas zu unternehmen. Die eigentliche Weisheit des Krieges iſt die Entſchloſſenheit.« So Poullet über Cremer. Nicht alle Urtheile lauten in gleicher Weiſe günſtig. »General Cremer — ſo ſchreibt ein Anonymus (Offizier in der Oſt-Armee) — glaubte an eine ihm gewordene providen-

tielle Aufgabe. Dies hatte ſein Gutes, aber auch ſein Ridiküles. Er gab ſich gern als Denker und Schweiger und trat aus ſeiner Windſtille nur heraus, um dann ſofort den Orkan zu ſpielen. Gegenſätze wirken. Sein Ehrgeiz und ſeine Erfolge verblendeten ihn. Wer dieſe nüchternen Auges anſah, war ihm unbequem; ſo wurde er mehr und mehr zu einem Manne der Sympathieen und Antipathieen. Seine Haupt-Affaire (bei Nuits) ſtieg ihm zu Kopf und übte den betrüblichſten Einfluß auf ſeinen Geiſt und ſein Commando.« So widerſpruchsvoll ſtellen ſich die Urtheile. Gegen ihn ſcheint zu ſprechen, daß er ſich ſpäter in ſeiner raſch erſtiegenen hohen Stellung nicht zu behaupten vermochte; für ihn ſpricht die Thatſache, daß er, neben Faidherbe und Chanzy, als der einzige franzöſiſche General daſteht, der es wenigſtens zu Halb-Erfolgen brachte.

Oberſt Poullet, ſein Generalſtabschef, hatte, unter ähnlichen Verhältniſſen wie Cremer ſelbſt, ſich der Gefangenſchaft zu entziehen gewußt und in Tours, gemeinſchaftlich mit ihm, ſeine Charge empfangen. Beide Männer waren durch Freundſchaft an einander gekettet, von gleichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Während des ganzen Verlaufs der Campagne lebten ſie als Lager- und Zeltgenoſſen. Wie Bordone über die Kriegsbetheiligung der Garibaldiner, ſo hat Poullet ſeinerſeits über die Diviſion Cremer, auch über die Perſönlichkeiten derſelben, in einer vielgeleſenen Brochüre (6. Auflage) Mittheilungen gemacht. Nur über ſich ſelbſt zu berichten, blieb ihm verſagt, ſo daß wir nur unmittelbar das Eine oder Andere über ihn erfahren. Wir charakteriſiren ihn am beſten als Alter Ego Cremer's.

Oberſt Celler, Commandant der erſten Rhone-Legion, war ein ausgezeichneter Offizier, klug, energiſch, ſtreng und kaltblütig. In einer uns vorliegenden, nicht vom Generalſtabschef Poullet herrührenden Schrift finden wir das Folgende über ihn: »Er kannte kein andres Intereſſe als den Dienſt. Ganz Soldat, verachtete er jene Popularitätshaſcherei, die immer nur auf Koſten der Disciplin geübt zu werden pflegt. Leider war er ohne Kriegserfahrung, kam bei Chateauneuf (3. Dezember) zum erſten Male ins Feuer und äußerte ſich unmittelbar nach dem Gefecht dahin: »ich hatte Furcht, Furcht zu haben«. Wie alle wirklich tapfren Naturen — auch der eben citirte Ausſpruch zeugt dafür — war er im höchſten Maße unrenommiſtiſch, ſchlicht und beſcheiden. Freilich ging er in dieſer Tugend faſt zu weit und ließ ſich, ſeinen Gaben mißtrauend, von Perſonen beherrſchen, die kaum werth waren, ihm den Steigbügel zu halten. Dieſes Uebermaß von Beſcheidenheit zeigte ſich vorzüglich im Verkehr mit ſolchen, die, ohne übrigens das Geringſte gelernt zu haben, ein halbes Dutzend Campagnen hinter ſich hatten. Er nahm ſie ohne Weiteres für »kriegserfahren« und ordnete ſein beſſres Wiſſen ihren verwerflichen Rathſchlägen unter. Als er dieſen Fehler zu erkennen und jene Selbſtſtändigkeit ſich anzueignen begann, zu der er berechtigt war, ſchloß ſich ſeine Laufbahn bereits (bei Nuits am 18. Dezember). Noch am Morgen eben dieſes Tages ſagte er zu Cremer: »Ich lerne allgemach einſehen, was dieſe Rath-Ertheiler werth ſind. Ihre Vorſicht mag vielleicht die Mutter der Weisheit ſein, aber ſie iſt gewiß die Tochter der Furcht.« Im Uebrigen zeigte ſich ſeine Unſelbſtſtändigkeit immer nur da, wo er glaubte, daß Kriegserfahrung allein entſcheiden könne. In Fragen der Organiſation, des Gehorſams und der Rechtſprechung war er feſt und genoß der Auszeichnung, in ſeiner erſten Rhone-Legion die zuverläſſigſte und beſtdisciplinirte Truppe der Brigade, ſpäter der Diviſion, unter ſeinem Befehl zu haben.

Oberſt Ferrer war Commandirender der zweiten Rhone-Legion. Er darf in faſt all und jeder Beziehung als das Widerſpiel Oberſt Celler's betrachtet werden. Nur an Muth war er ihm ebenbürtig, an Verwegenheit ihm überlegen. Gleich bei den erſten Rencontres zeichnete er ſich derartig aus, daß ihn Cremer, trotz eines von Anfang an zwiſchen Beiden beſtehenden Antagonismus, für die Ehrenlegion vorſchlug. Dieſer Antagonismus konnte bei dem Charakter Ferrers nicht ausbleiben. Alter Campagne-Soldat, der die meiſten Feldzüge des zweiten Kaiſerreichs mitgemacht, bei mehr als einer Gelegenheit ſich ausgezeichnet hatte (ſo daß er für die kaiſerliche Garde in Vorſchlag gebracht worden war), ſah er auf Cremer wie auf einen Parvenu, deſſen Avancementsſprung kaum durch der Zeiten Wirrwarr erklärt werden könne. So gerirte er ſich von Anfang als ein malcontenter Beſſerwiſſer, der nicht nur eine bedenkliche Neigung zeigte, alle Befehle, die er empfing, zu modeln, ſondern auch die Disciplin, auf die er nur hielt, ſo lange es ſich um ſeine Perſon handelte, durch kritiſch-höhniſche Bemerkungen zu untergraben. Zum Glück kannte man ihn. Eine ſehr häßliche Affaire, die ſchließlich zu ſeiner Entfernung aus der Armee geführt hatte, war unvergeſſen. In Mexiko war er an zwei Offizieren ſeines Bataillons, deren ruhmvolles, mit ſchweren Wunden bezahltes Verhalten in der Schlacht, ſeinen Neid geweckt hatte, zum Verläumder geworden, und hatte ſchließlich, nach Klarlegung des Sachverhalts, ſeinen Abſchied nehmen müſſen. In dem Bericht über ihn war ausgeſprochen worden, daß er »excentriſch, von großer Heftigkeit und voll abſoluter Bewunderung ſeiner ſelbſt ſei«. Man mied ihn ſeitdem. Die Regierung in Tours indeß hatte geglaubt über dieſen Makel hinwegſehen zu müſſen; der jeden Tag ſich fühlbarer machende Mangel an Offizieren, verbot es wähleriſch zu ſein. So erhielt er ein Commando. Nach dem Satze: »tel chef, telle troupe« bildete ſich die zweite Rhone-Legion ebenſo nach ihm, wie ſich die erſte Rhone-Legion nach Oberſt Celler gebildet hatte. Aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt, von derſelben Vaterlandsliebe beſeelt, gleich gut bewaffnet und gleich gut verpflegt, verſagte doch die zweite Rhone-Legion faſt immer, die erſte nie. Sie unterſchieden ſich lediglich in ihren Führern, aber dieſer Unterſchied war groß genug, um die eine zu einer zuverläſſigen, die andre zu einer unzuverläſſigen Truppe zu machen. Die zweite Rhone-Legion frondirte beſtändig, kam zu ſpät und ging zu früh. Ihr Oberſt gefiel ſich darin, dem General fühlbar zu machen, daß er den Krieg beſſer verſtehe, als er. Dies mußte ſelbſtverſtändlich zu einem Bruche führen. Wir kommen am Schluß dieſes Capitels darauf zurück.

Joſeph de Carayon-Latour war Bataillonschef der »Girondins«. Dieſe bildeten, neben der 1. Rhone-Legion, das Elite-Corps der dem General Cremer unterſtellten Streitkräfte. Auch hier hieß es: »wie der Chef, ſo die Truppe«. Carayon-Latour, Legitimiſt, reichbegütert im Südweſten, hatte ſeine Studien auf der polytechniſchen Schule gemacht, dann ſich aber auf ſeine Beſitzungen, zur Verwaltung und Förderung derſelben, zurückgezogen. Der Aufruf Gambetta's, ſeines politiſchen Gegners, rief ihn zu den Waffen. Das Bataillon Girondins entſtand unter ſeinen Händen; er ſchuf es. Sein Vermögen half nach, wo die öffentlichen Gelder nicht ausreichten. Er war die Idealfigur des ganzen Corps, ohne Feinde, von den Cameraden geliebt, von den Soldaten vergöttert. Selbſt der Neid wich ihm aus. Tapfer, gütig, anſpruchslos, ein Held und ein Kind, war er wie ein Nachklang aus vergangenen großen Tagen ſeines Vaterlandes. Oberſt Poullet, der die begeiſterte Liebe ſeines Generals für ihn theilte, ſchreibt in ſeinem Buche: Le General Cremer et ses Operations militaires 1870—1871 das Folgende über ihn: »Die Girondins waren eine vorzügliche, vielleicht unſre beſte Truppe und daß ſie es waren, verdankten ſie ihrem Führer, de Caravon-Latour. Bei Formirung des Bataillons war an alles Kleinſte gedacht worden; nichts fehlte; die Soldaten hingen an ihm mit eben ſo viel Liebe wie Vertrauen. Sie blickten auf ihn und folgten ihm. Und das war das Beſte, was ſie thun konnten. Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung bildeten den ſteten Gegenſtand ſeiner Sorge; Unordnungen durften nicht einreißen. Begründeten Klagen ſchaffte er Abhülfe, unbegründete wurden abgewieſen oder beſtraft. Die Wahl der Offiziere hatte er, im Einklang mit dem geſunden Sinn der Mannſchaften geleitet und unter Ausſchließung unwürdiger oder unfähiger Subjekte nur ſolche befördert, die ſich entweder durch ihre Dienſtkenntniß oder durch Eifer und Intelligenz zu empfehlen wußten. Was ihm aber, weit über Alles dies hinaus, ein Anſehn in den Augen ſeiner Leute lieh, das war der Umſtand, daß er, dem patriotiſchen Zuge ſeines Herzens folgend, eine glänzende Exiſtenz aufgegeben und ſich freudig bereit gefunden hatte, die Beſchwerden und Entbehrungen des

Feldlagers, und als nicht Geringſtes die Genoſſenſchaft fraglicher Geſtalten zu ertragen.«

Eine ſolche war Capitain Marengo, Commandant des Rhone-Volontaires-Bataillons. Wenn de Carayon-Latour die Ideal-Figur der kleinen Armee war, ſo war Capitain Marengo die komiſche Figur derſelben, der verwetterte Landsknecht-Hauptmann, die alte »Kriegsgurgel«, wie ſie im Buche ſteht. Schon ſein Name ſtimmte zur Heiterkeit. Niemand wußte, woher er kam. Nur ſo viel ergab ſich aus ſeinen Erzählungen, wiewohl auch dieſe mit äußerſter Vorſicht aufzunehmen waren, daß er längere Zeit in der piemonteſiſchen Armee gedient, dann aber unter allen Längen- und Breiten-Graden gewürfelt und gefochten hatte. Namentlich das Erſtre. An Stelle Capitain Moulignier's, der ſich, vierzehn Tage nach Zuſammentritt der Rhone-Volontaires, mit 60,000 Francs in die benachbarte Schweiz »zurückgezogen« hatte, hatte er das Commando des Bataillons übernommen und wurde im Allgemeinen darauf hin angeſehen, daß er über kurz oder lang ſeinem Vorgänger, wie im Commando ſo auch — in die Schweiz nachfolgen werde. Er ließ ſich dergleichen Anſpielungen aber nicht verdrießen und hatte ganz den Humor des mangelhaften Ehrbegriffs. Die Offiziere, die er ernannt hatte, waren Ebenbilder ſeiner ſelbſt, nur nicht an Dienſt und Kriegserfahrung; ſein ärztliches Perſonal beſtand aus Barbiergehülfen. Er ſtellte alles in Rechnung und hatte mithin ein Intereſſe, ſo billig einzukaufen wie nur möglich. Auch die Menſchen. Seine vier Compagnieen waren auf je 120 Mann berechnet, und dem entſprechend empfing er den Sold; er hatte aber nie mehr als 60 Mann per Compagnie beiſammen, darunter Kinder von 14 Jahren, und lüderliche Dirnen, die, verkleidet, als Franctireurs einherſtolzirend, den ohnehin niedrigen Moral-Beſtand des Bataillons auf ein Minimum herunterdrückten. Alle Vorſtellungen hiergegen waren vergeblich; er war der Mann der Ausflüchte und Betheuerungen. Hinterher blieb es, wie es geweſen war. Als General Cremer in ihn drang, doch die Dirnen aus ſeinem Bataillon zu ſchaffen, antwortete er: »oh, mein General, es iſt nicht der Rede werth, drei, vier oder doch nur wenig mehr, und dann ein paar für die Krankenpflege. Von den Marketenderinnen ſprech' ich nicht erſt. Sie gehören zum Dienſt.« Eine ſeiner beliebteſten Wendungen war, daß man ſich, um Krieg zu führen, »auf der Höhe der Anſchauung« befinden müſſe. Im Uebrigen war er klug genug, um ſelbſt darüber zu lachen. Wie oft Perſonen niedriger Art, hatte er eine Vorliebe für diejenigen, deren Lauterkeit er im Uebrigen belächelte. Sein Liebling war de Carayon-Latour. Ohne Nutzen von ihm ziehen, oder ſich an ihm bereichern zu wollen, ſuchte er die Geſellſchaft deſſelben und adreſſirte ſeine Anekdoten und Cynismen zumeiſt an ihn. Dieſer, auch darin Edelmann, ließ ſich dieſe ſonderbaren Huldigungen lächelnd gefallen und gab ſich ungezwungen als »bon camarade«.

General Cremer, unmittelbar nach Antritt des Commandos (24.), beſchloß zur Offenſive überzugehen. Er folgte darin nicht nur ſeinem perſönlichen Hange, ſondern auch einer Aufforderung Garibaldi's, der in eben jenen Tagen ſein in den voraufgehenden Capiteln geſchildertes Unternehmen gegen Dijon in Ausführung brachte. Noch im Laufe des 24. wurde die Hälfte der Brigade: das Bataillon »Girondins« und die 2. Rhone-Legion, von Chagny aus zunächſt bis Beaune, dann bis Nuits vorgeſchoben, von wo aus, am 28. früh, der von Weſten her erwartete Angriff Garibaldi's auf Dijon durch einen Stoß von Süden her unterſtützt werden ſollte. Aber eh es dazu kam, traf, von Bordone's Hand, die Meldung von dem Rückzuge Garibaldi's ein, deſſen anfänglicher Erfolg gegen Dijon ſich in eine Niederlage verkehrt hatte. Cremer, in richtiger Schätzung der Situation, beſchloß nunmehr ebenfalls, von jeder Fortſetzung der Offenſive bis auf Weiteres Abſtand zu nehmen und führte ſeine Bataillone von Gevrey, bis wohin er ſchließlich vorgedrungen war, auf Nuits zurück, deſſen Lage der Vertheidigung jede nur denkbare Chance bot. Eben damit beſchäftigt, die dominirenden Höhen zu beſetzen, ſah er ſich in ſeinen Anordnungen durch das Erſcheinen des von Chagny eintreffenden Generals Creviſier unterbrochen, der, die Stellung von Nuits als »zu nah am Feinde« anſehend, ſofort ein weitres Zurücknehmen der Brigade bis auf Beaune und Chagny anordnete. Dieſe übereilten Anordnungen, denen ſich Cremer, als der jüngere im Commando, zunächſt fügen mußte, ſchufen nunmehr erſt jene Unordnungen, die dadurch vermieden werden ſollten. Unter Scenen, die einer Panique ziemlich ähnlich ſahen, drängte ſich Alles den Waggons zu, um die weiter rückwärts gelegenen Poſitionen zu erreichen. Die Offiziere waren empört; jeder Einzelne empfand nicht nur das Uebereilte, ſondern auch das Gefährliche der Maßregel. Eine Darlegung des Sachverhalts ging nach Tours, die, ohne daß eine Anklage ausgeſprochen worden wäre, in jeder Zeile eine Verurtheilung Creviſier's war. Die Antwort war: »General Creviſier hat das Commando abzugeben. General Cremer erhält den Oberbefehl über alle im Saônethal verſammelten oder noch ſich ſammelnden Streitkräfte.«

Dieſe Streitkräfte, im Laufe des Dezember, wie wir ſehen werden, erheblich wachſend, hielten ſich zunächſt noch auf der alten Höhe: die beiden Rhone-Legionen (à drei Bataillons), die Rhone-Volontaires und die »Girondins«. Mit dieſen acht Bataillonen — eh es zu einer ernſteren Action kam, die uns in dem nächſten Capitel beſchäftigen wird — beſtand General Cremer einige leichtere Rencontres, zu deren Darſtellung wir in Nachſtehendem übergehen. Es waren dies: die Gefechte bei Nuits am 29. und 30. November (nach deutſchen Angaben ausſchließlich am 30. November) und das Gefecht bei Chateauneuf am 3. Dezember.

Wir geben ſie in Kürze.

Das Gefecht bei Nuits*)

am 29. und 30. November.

Cremer's erſte Sorge, von dem Augenblick ſeiner Beförderung an beſtand darin, den deprimirenden Einfluß, den die durch Nichts begründete Rückzugs-Ordre Creviſier's ausgeübt hatte, durch eine Vorbewegung wieder auszugleichen. Noch am ſelben Tage, den 29., führte er die 2. Rhone-Legion und das Bataillon »Girondins« wieder bis Nuits vor, das mittlerweile (wir folgen hier zunächſt franzöſiſchen Angaben) von zweitauſend Badenſern und einer Halb-Batterie beſetzt worden war. »Cremer, — ſo ſchreibt ſein Generalſtabschef, Oberſt Poullet — trotzdem er an dieſer Stelle über kein einziges Geſchütz Verfügung hatte, beſchloß ſofort den Angriff in Front und linker Flanke. Jenen leitete Oberſt Ferrer, Commandeur der 2. Rhone-Legion, dieſen er ſelbſt. Nur in der Front kam es zu einem Zuſammenſtoß; das Pferd des Oberſten wurde von 20 Kugeln durchbohrt und das Kartätſchfeuer der badiſchen Halb-Batterie begann bereits die Unſren in's Schwanken zu bringen, als, von links her, die über die Höhe von Chaux ausgeführte Umgehung General Cremer's ſelbſt fühlbar zu werden begann. Die Badenſer, erſichtlich beſorgt, ihre Rückzugslinie durchſchnitten zu ſehen, brachen das Gefecht ab.«

»Am Tage darauf (den 30.), ſo fährt Oberſt Poullet fort, nahm der Feind, nach ſeiner, übrigens löblichen Gewohnheit, verloren gegangene Poſitionen, wenn irgend möglich, zurückzuerobern, den Kampf wieder auf. In ſtarker Colonne drang er gegen Vosne, eine halbe Meile nördlich von Nuits, vor, das unſrerſeits durch ein Bataillon der Rhone-Legion beſetzt worden war. In trefflich gedeckter Stellung, wie ſie uns die Häuſer und Gartenmauern des Dorfes boten, empfingen wir den Gegner, der, auf freiem Felde vorrückend, durch unſer Feuer empfindliche Verluſte erlitt. Er gab ſeinen Verſuch, uns zu delogiren, nach kurzem Gefechte auf und ließ eine beträchtliche Zahl ſeiner Verwundeten in unſren Händen.«

So weit Oberſt Poullet über die Rencontres bei Nuits, die zur Unterſcheidung von dem blutigen Treffen, das beinah drei Wochen ſpäter an eben dieſer Stelle geliefert wurde, den Namen eines »erſten Gefechtes bei Nuits« führen. Auch Hauptmann Löhlein, in ſeinem Buche: »Die

---

*) Hierbei ſind unſre Karten auf S. 714 und S. 728 zu benutzen.

Operationen des Werderſchen Corps«, hat über dieſe Rencontres berichtet, läßt ſie aber an einem und demſelben Tage, und zwar am 30., ſtattfinden. Dieſe Zeitangabe iſt ſehr wahrſcheinlich die richtigere, da die Klage Cremer's über die unmotivirte Rückzugsordre Creviſier's und der darauf als Antwort herbeigeführte Wechſel im Commando, doch mindeſtens einen Tag (den 29.) in Anſpruch nehmen mußte.

Nach Löhlein verlief das Gefecht im Weſentlichen wie folgt: »Sieben Compagnieen des 2. badiſchen Grenadier-Regiments unter Oberſt v. Renz, denen ſechs Geſchütze beigegeben waren, brachen am 30. früh aus der Nähe von Dijon auf, um, auf Nuits zu, zu recognoſciren. Gevrey, halber Weg, wurde erreicht, bald auch Nuits. Eine ſchwache Avantgarde rückte ein, während das Gros der Colonne vor der Stadt verblieb. Die Einwohner waren faſt ſämmtlich geflüchtet, die Fenſterläden geſchloſſen. Plötzlich erſchienen, auf den Höhen weſtlich, feindliche Trupps, welche die Stadt ſelbſt mit Infanteriefeuer beſtrichen, während von Süden her größere Abtheilungen auf der Straße von Beaune heranrückten. Es glückte uns, den Stadt-Eingang zu vertheidigen, auch die Umgehungscolonne des Feindes durch unſer Geſchützfeuer zum Stehen zu bringen; nichtsdeſtoweniger ergab ſich, daß die Stadt, ſo überlegenen Kräften gegenüber, nicht zu halten ſein werde. Oberſt v. Renz ordnete deshalb den Rückmarſch an. Dieſen Moment benutzte der Gegner, um mit großer Energie nicht nur von zwei Seiten her gegen die Stadt vorzudringen, ſondern auch, eine Umgehung ausführend, unſren Uebergang über den Eiſenbahn-Einſchnitt zu hindern. Hier kam es erſt, bei völligem Dunkelwerden, recht eigentlich zum Gefecht. Wir büßten 2 Offiziere und 39 Mann ein; 17 Verwundete und 2 Aerzte fielen in die Hände des Feindes. Stabsarzt Klein wurde erſchlagen.«

Das Gefecht bei Chateauneuf

am 3. Dezember.

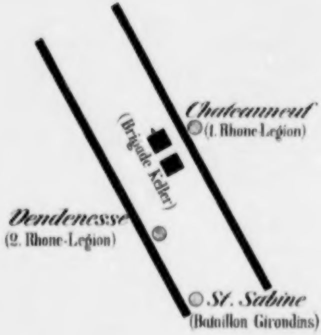
Die Rencontres bei Nuits, die immerhin als ein Erfolg General Cremer's anzuſehen waren, hatten das Vertrauen ſeiner Truppe gehoben. Jeder war begierig nach neuen Unternehmungen, vor allem er ſelbſt. In der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember ging ihm Meldung zu, daß General Keller, der, wie wir wiſſen, den Garibaldinern bis vor die Thore von Autun gefolgt war, nach kurzem Gefecht die Fortſetzung jeder Offenſive aufgegeben und ſeinen Rückzug auf Dijon angetreten habe. Sofort war Cremer entſchloſſen, ihm den Weg zu verlegen, in der ausgeſprochenen Hoffnung, dem badiſchen General ein kleines Sedan zu bereiten. Er ſchob zu dieſem Behufe ſeine ſämmtlichen Streitkräfte aus dem Saône-Thal in das Ouche-Thal hinüber (ſ. unſre Karten auf S. 659 und S. 714), ließ die 1. Rhone-Legion die große, quer über das Côte d'Or-Gebirge führende Straße von Beaune bis Bligny, die 2. Rhone-Legion ſammt den »Girondins« verſchiedene parallel laufende Nebenſtraßen benutzen, und ſtand am 2. Dezember Abends mit ſieben Bataillonen bei Bligny ſur Ouche. Hier erfuhr er alsbald, daß die Brigade Keller in den zwei Meilen weiter nördlich gelegenen Dörfern St. Sabine und Vandeneſſe Halt gemacht, und im Bewußtſein völliger Sicherheit (da Garibaldi von jeder Verfolgung Abſtand genommen) Quartiere bezogen habe. General Cremer traf unmittelbar nach Eingang dieſer Meldung ſeine Dispoſitionen und ſetzte den Vormarſch ſeiner ſieben Bataillone auf 3 Uhr Morgens feſt. Zuvörderſt, bis in die Nähe von St. Sabine, ſollte die große Straße gemeinſchaftlich gehalten, hier aber eine Theilung in drei Colonnen bewerkſtelligt werden. Die Spezial-Ordres für das weitre Vorgehen lauteten, wie folgt:

Die 1. Rhone-Legion, rechte Flügel-Colonne, marſchirt bis Chateauneuf und nimmt Stellung auf dem gleichnamigen, die große Straße beherrſchenden Plateau. Mit dieſer rechten Flügelcolonne iſt die Armſtrong-Batterie;

die 2. Rhone-Legion, linke Flügelcolonne, marſchirt bis St. Sabine, wirft den Feind, ſchiebt ſich dann links und ſucht ſeine Rückzugslinie zu durchſchneiden;

das Bataillon »Girondins«, Centrumscolonne, folgt der 2. Rhone-Legion, dringt aber, während dieſe links ausbiegt, von St. Sabine in gerader Linie auf Vandeneſſe vor und tritt in ein **Frontal-Gefecht** mit dem gleichzeitig von links, beziehungsweiſe vom Rücken her bedrohten Feinde ein.

So die Spezial-Ordres für die einzelnen Truppentheile. General Cremer ſelbſt befand ſich bei der 1. Legion, auf der Höhe von Chateauneuf. Kamen ſeine Anordnungen zu prompter Ausführung, ſo mußte die von drei Seiten her umfaßte und auf die abſchließende Artillerie-Poſition von Chateauneuf zugedrängte Brigade Keller nothwendig einem ſehr verluſtreichen Kampfe — wenn auch nicht einer »Waffenſtreckung«, wie Cremer bereits träumte — entgegengehen. Die prompte Ausführung der Ordres unterblieb aber. Seitens der 2. Rhone-Legion wurde die rechte Stunde nicht gehalten; ſtatt um 3 Uhr früh brach ſie erſt um 4½ Uhr auf. Eine Folge dieſer Verſpätung war, daß die auf der Höhe von Chateauneuf erſcheinende 1. Rhone-Legion ſich lange vor dem Wirkſamwerden irgend welcher Umgehung in ein Feuergefecht mit der raſch allarmirten badiſchen Brigade verwickelt ſah. Dies Gefecht, da General Keller, um dem Flankenfeuer ein Ende zu machen, die beſchneiten Abhänge durch mehrere Bataillone ſtürmen ließ, während er das Gros ſeiner Brigade auf der großen Straße Autun-Dijon weiter nordwärts dirigirte, konnte freilich nicht ohne erhebliche Einbußen geführt werden, entbehrte aber ganz jenes »bedrohlichen



Momentes«, auf den hin es von General Cremer geplant worden war. Als die 2. Legion und die ihr folgenden »Girondins« auf dem Gefechtsfelde eintrafen, waren die badiſchen Bataillone bereits aus der Falle heraus; ſie hatten, ſtatt der ernſten Gefahren einer Einſchließung, nur die geringeren einer flankirenden Beſchießung auszuhalten gehabt. Ihr Verluſt belief ſich auf 4 Offiziere und 153 Mann an Todten und Verwundeten. Von Letzteren fielen 2 Offiziere und 55 Mann, die aus Mangel an Fuhrwerk, unter Aufſicht von ſechs Aerzten auf dem Verbandplatz hatten zurückgelaſſen werden müſſen, in die Hände Cremer's.

Dieſer, wenn ſich auch, wie wir nur wiederholen können, ſeine Hoffnungen auf einen »großen Coup« nur ſehr unvollkommen erfüllt hatten, hatte doch unzweifelhaft zu ſeinem Erfolge bei Nuits einen zweiten bei Chateauneuf hinzuzufügen gewußt. Auch dieſſeits wurde ihm dies weder beſtritten, noch die Bedeutung dieſes neuen Gegners überhaupt verkannt. Aus Allem ging hervor, daß er nicht nur unternehmender, ſondern auch befähigter als diejenigen war, die dem Werderſchen Corps bis dahin gegenüber geſtanden hatten. In Kenntniß und Benutzung des Terrains, vor Allem in den Gefechts-Dispoſitionen ſelbſt, hatte er eine höhere Schulung, zugleich etwas von wirklich feldherrlicher Beanlagung bewieſen. Daß er dieſe in der That beſaß, ſollte uns bald darauf in dem zweiten Treffen bei Nuits (18. Dezember) nur allzu fühlbar werden.

Zur Schilderung deſſelben gehen wir nunmehr über.

Das Treffen bei Nuits

am 18. Dezember.

Dem Gefecht bei Chateauneuf (3. Dezember) folgten, bis zur Mitte des Monats, ruhige Tage, wenigſtens Tage ohne Kampf. Cremer kehrte aus dem Ouche-Thal, in dem er nur eine Gaſtrolle gegeben hatte, in das Saône-Thal zurück, nahm ſeine Hauptſtellung bei Beaune und ſchob ein Bataillon der 1. Rhone-Legion ſammt den »Girondins« als Avantgarde bis Nuits vor. Bei der 2. Rhone-Legion trat am 8. Dezember ein Wechſel im Commando ein; Oberſt Ferrer, über deſſen frondirende Haltung im Allgemeinen, ganz beſonders aber während des Gefechtes bei Chateauneuf, der General (Cremer) in Lyon und Tours Klage geführt hatte, wurde abberufen und Oberſt Chabert, ein ausgezeichneter Soldat, trat an ſeine Stelle. Aber, aller Anſtrengungen unerachtet, glückte es auch dieſem nicht, den Geiſt der Unordnung und Auflehnung zu bannen, der, unter ſeines Vorgängers Führung, eingedrungen war. Die 2. Legion blieb die ſchwache Seite der im Saône-Thal operirenden Cremerſchen Streitkräfte, die ſich übrigens, vier Tage nach dem Rücktritte Ferrers, durch Zuzug von Lyon her, in ihrem Beſtande verdoppelten. Aus der Brigade wurde eine Diviſion. Am 12. hatte dieſelbe folgende Zuſammenſetzung.

Diviſion Cremer.
Commandirender: Brigade-General Cremer.
Chef des Generalſtabes: Oberſt Poullet.
Zweiter Chef des Generalſtabes: Commandant Hennequin.
Adjutantur: Lieutenant Graf v. Chabans.
Artillerie-Chef: Commandant Camps.

1. **Brigade:**
   - Bataillon »Girondins«, Commandant de Carayon-Latour.
   - 32. Marſch-Regiment, Oberſtlieutenant Graziani.*
   - 57. Marſch-Regiment, Oberſtlieutenant Millot.

2. Brigade:

1. Rhone-Legion, Oberſt Celler.
2. Rhone-Legion, Oberſt Chabert.

4 Compagnieen Rhone-Volontairs, Commandant Marengo.

Dazu drei Batterieen und zwar:

eine 9Pfünder Armſtrong-Batterie, Capitain Pitrat;

zwei 4Pfünder Feldbatterieen, unter den Capitains Viala und Aubrion.

Total: 14 Bataillons und 18 Geſchütze.

So die Diviſion Cremer. Am 12. Abends wohnte ihr Chef einer Kriegsraths-Sitzung bei, die, zur Feſtſtellung der Frage: »was nunmehr auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatze zu thun ſei«, in Chalons ſur Saône abgehalten wurde. Der Diviſions-General Breſſolles von Lyon präſidirte; zugegen waren: Garibaldi und Oberſt Bordone, General Peliſſier, der zwiſchen Beſançon und Auxonne ein Commando führte, und General Cremer. Es wurde beſchloſſen zur Offenſive überzugehen; in dieſem Punkte waren alle Anweſenden einig. Dagegen wichen ſie darin von einander ab, wie die Offenſive zu ergreifen ſei. Cooperation der verſchiedenen Truppentheile, die dann ſchließlich niemals eintrat, wurde ſelbſtverſtändlich in den Vordergrund geſtellt; während aber die Partei Garibaldi-Bordone für allmälige Einſpinnung war und dadurch das von ſeinen Hülfsquellen abgeſchnittene Werderſche Corps ohne ſonderliche Anſtrengung zu erſticken hoffte, drang Cremer auf directen Angriff, der, ſeitens der Vogeſen-Armee, wieder in der Richtung von Weſt nach Oſt, ſeitens ſeiner eigenen Diviſion, beziehungsweiſe der Peliſſierſchen Streitkräfte, von Süden und Südoſten her erfolgen ſollte. Wie weit es ihm mit dieſem »directen Angriff« Ernſt war, ſtehe dahin; ſehr wahrſcheinlich hoffte er durch eine Schein-Offenſive das Werderſche Corps, oder doch einen Theil deſſelben, aus Dijon herauslocken und ihm dann in der vorzüglichen, von ihm genau ſtudirten Stellung bei Nuits eine Defenſiv-Schlacht liefern zu können. Wenigſtens ſpricht ſein, vor wie nach dem Kriegsrath mannichfach wiederholter Ausſpruch: »hier (bei Nuits) werden wir ſchlagen«, für dieſe Annahme.

Gleichviel, die Verhältniſſe erſparten ihm die Probe auf den Ernſt ſeines »directen Angriffs«; das Werderſche Corps, ohne durch ein Manöver dazu verlockt zu ſein, ging aus freien Stücken ſeinerſeits zur Offenſive über und beſchloß, den in läſtiger Nähe immer feſter ſich einniſtenden Gegner, aus ſeiner formidablen Nuits-Stellung hinauszuwerfen.

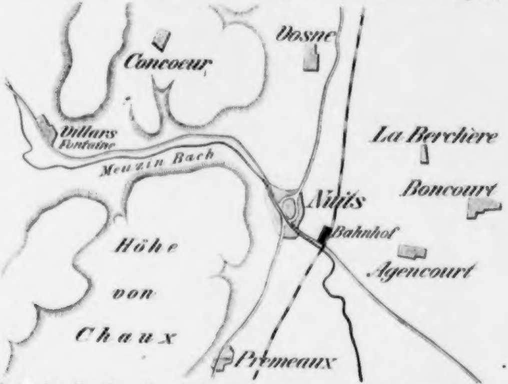
Am 18. Dezember früh ſetzten ſich, von Dijon aus, die beiden Brigaden Prinz Wilhelm und Degenfeld, zu dieſem Zweck in Marſch.

Verſuchen wir zunächſt eine Schilderung des Terrains.

Die franzöſiſche Stellung bei Nuits.

Die große Straße von Dijon nach Lyon, deren erſte Stationspunkte die Städte Nuits und Beaune ſind, zieht ſich, ähnlich der Bergſtraße in Baden, dicht am Abhange des Côte d'Or-Gebirges entlang. Die Abhänge dieſes Kalkgebirges ſind ſehr ſteil, vielfach zerklüftet und in Terraſſen abgeſetzt, die unten mit Weinſtöcken bepflanzt, oben aber kahl oder waldbedeckt ſind. Nuits ſelbſt, Stadt von 4000 Einwohnern, drei Meilen von Dijon entfernt, liegt unmittelbar zu Füßen einer nach zwei Seiten hin ſteil abfallenden, an eben dieſen zwei Seiten von dem Meuzinbache umfloſſenen Höhe, die den Namen der »Höhe von Chaux« führt und wie das Baſtion einer Citadelle ſowohl die von Gartenmauern umgebene Stadt wie das ganze Vorterrain beherrſcht.

Dieſes Vorterrain, gegen Oſten hin beinah völlig eben, wird in Vertikallinie von der Eiſenbahn durchſchnitten, die in geringer Entfernung neben der Stadt und dem die Stadt beherrſchenden Plateau (Höhe von Chaux) herläuft. In Front der Bahn, halbkreisförmig um Nuits gruppirt, liegen die Punkte: Agencourt, Boncourt und La Berchère, während die Bahn ſelber theils durch einen 10 Fuß tiefen Einſchnitt, theils weiter nördlich auf Vosne zu, über einen Damm hinläuft. Das Ganze eine außerordentlich feſte Poſition bildend.



General Cremer hatte ſie wie folgt beſetzt:

In Front der Eiſenbahnlinie, in dem durch die drei Punkte Agencourt, Boncourt und La Berchère gebildeten Halbkreiſe, ſtanden: ein

Bataillon des 32. Marſch-Regiments, zwei Compagnieen Volontaires du Rhone und zwei Geſchütze. Die geſammte Vortruppe unter dem Befehl des Oberſtlieutenants Graziani.

An der Eiſenbahnlinie hin, zwiſchen den Dörfern Premeaux und Vosne (Bahnhof Nuits als Centrum) ſtanden:

zwei Bataillone der 2. Rhone-Legion zwiſchen Premeaux und Bahnhof;

ein Bataillon 32. Marſch-Regiments am Bahnhof ſelbſt;

Bataillon »Girondins«, die zwei reſtirenden Compagnieen der Volontaires du Rhone unter Hauptmann Marengo und eine Compagnie Algieriſche Tirailleurs unter Lieutenant l'Herillier, zwiſchen Bahnhof und Vosne;

ein Bataillon der 1. Rhone-Legion bei Vosne.

Dazu ſechs Geſchütze am rechten Flügel, in Nähe von Premeaux.*)

Dieſe zweite Linie des Feindes, an der Eiſenbahn hin, war ſeine eigentliche Linie. Auf ihr entſchied ſich der Kampf.

In Nuits ſelber befand ſich General Cremer mit zwei, eine erſte Reſerve bildenden Bataillonen der 1. Rhone-Legion.

Die zweite Reſerve ſtand auf der Höhe von Chaux. Sie ſetzte ſich aus den noch reſtirenden Bataillonen (je eins) der 2. Rhone-Legion und des 32. Marſch-Regimentes zuſammen und bildete, für den Fall einer ſich vollziehenden Umgehung, zugleich die Bedeckung jener 10 Geſchütze, die hier, das Vorterrain unter Feuer nehmend, ihre Aufſtellung genommen hatten. Von der Höhe von Chaux aus waren auch Villars Fontaine und Concoeur mit ſchwachen Abtheilungen beſetzt.

Der Anmarſch der Brigaden Prinz Wilhelm und Degenfeld.

So die feindliche Stellung, gegen die ſich am 18. früh der Anmarſch der, an dieſem Tage unter unmittelbarer Führung des Generals v. Glümer ſtehenden Brigaden Prinz Wilhelm und Degenfeld richtete. Die geſammten Streitkräfte, 11,000 Mann und 36 Geſchütze ſtark, waren in eine Avantgarde, ein Gros und ein Seiten-Detachement getheilt. Die Zuſammenſetzung derſelben war die folgende.

Avantgarde

unter Oberſt Freiherr v. Williſen.

Füſilier-Bataillon, Major Betz, 1. Bataillon, Major Freiherr v. Gemmingen, 2. Bataillon, Oberſtlieutenant Hofmann,	vom Leib-Grenadier-Regiment, Commandeur: Oberſt v. Wechmar.

Dazu 1 Escadron, 1 Pionierzug und 1 Batterie (Batterie Holtz).

---

*) Hier, bei Premeaux, wurde auch das 57. Marſch-Regiment erwartet, das, in Beaune ſtehend, gleich beim erſten Sichtbarwerden des Gegners per Bahn heranbeordert worden war. Es traf aber nur mit einem Bataillon ein.

Gros
unter Prinz Wilhelm von Baden.

1. Bataillon, Major Bleibtreu, 2. Bataillon, Major Lang, Füſilier-Bataillon, Major Wolff,	vom 2. Grenadier-Regiment, Commandeur: Oberſt v. Renz.
2. Bataillon, Major Steinwachs, Füſilier-Bataillon, Hauptmann Schrickel,	vom 3. Infanterie-Regiment.

Dazu 5 Eſcadrons, 1 Pionier-Compagnie und die geſammte Diviſions-Artillerie: die vier Batterieen v. Porbeck, Hecht, v. Goebel und v. Froben.

Rechtes Seiten-Detachement
unter Generalmajor v. Degenfeld.

1. Bataillon, Oberſtlieutenant Arnold, 2. Bataillon, Major Held, Füſilier-Bataillon, Hauptmann Wolff,	vom 4. Infanterie-Regiment, Commandeur: Oberſt Bayer.

1. Bataillon, Major Unger, vom 3. Infanterie-Regiment.

Dazu 1 Eſcadron und 1 Batterie (Batterie Kuntz).

In Bezug auf das rechte Seiten-Detachement, das wir, während der entſcheidenden Vorgänge, zu größrem Theil aus dem Auge verlieren werden, ſei gleich hier bemerkt, daß ſich zwei Bataillone: die Bataillone Held und Wolff, ſo wie die Batterie Kuntz, gegen Villars-Fontaine richteten, von wo aus ſie, wegen Ungunſt des Terrains (die Schlucht zwiſchen der nördlichen Höhe und der Höhe von Chaux) nicht weiter vordringen konnten. Dies blieb zu beklagen. Die geplante Umgehung, die den Kampf in der Front ſehr erleichtert haben würde, konnte ſich in Folge davon nicht wirkſam machen. Nur die ſich weiter links (öſtlich) auf Concoeur und Voſne zu dirigirenden Bataillone Arnold und Unger, vermochten, durch Wegnahme ebengenannter Dörfer und Flankirung der feindlichen Eiſenbahnpoſition, zu dem endlichen Erfolge beizutragen.

Der Kampf um Boncourt und La Berchère.*)

Die badiſche Avantgarde (Leib-Grenadier-Regiment) nimmt die vorgeſchobene erſte Linie des Feindes. 12 bis 1½ Uhr.

Das Füſilier-Bataillon vom Leib-Grenadier-Regiment hatte die Tête der Avantgarde; das 2. Bataillon folgte unmittelbar, das 1. eine Stunde ſpäter.

---

*) Hier, wie bei allen folgenden Momenten des Kampfes, iſt unſre Karte auf S. 728 zu benutzen.

Es war gegen 12 Uhr, als das Füſilier-Bataillon in Front von Boncourt eintraf.

Boncourt, wie bereits hervorgehoben, war durch ein Bataillon des 32. Marſch-Regiments beſetzt, das aus dem hochgelegenen Dorfe, über das vorliegende Gehölz hinweg, unſre avancirende Schützenlinie auf 1500 Schritt lebhaft beſchoß. Die Avantgarden-Batterie Holtz wurde vorgezogen und richtete ihr Feuer auf das Dorf, von dem nur der Kirchthurm zu ſehen war. Bald brannte es. Jetzt war auch das 2. Bataillon des Leib-Grenadier-Regiments heran; Oberſt v. Wechmar verſtärkte durch daſſelbe die Gefechtslinie ſeines Füſilier-Bataillons und ließ zum Angriff blaſen. Das Dorf wurde im erſten Anlauf, ohne erhebliche Verluſte genommen. 12¼ Uhr. Auf Seiten des Feindes war Oberſtlieutenant Graziani ſchwer verwundet worden (er erlag dieſer Wunde), gab aber das Commando nicht ab und ordnete den Rückzug des Bataillons auf die weiter weſtlich gelegene Ferme La Berchère an.

Dieſe Ferme, mit altem ſchloßartigen Gebäude und großen maſſiven Wirthſchaftsräumen, war zur Vertheidigung vorzüglich geeignet. Das aus Boncourt weichende Bataillon 32. Marſch-Regiments ſetzte ſich mit vieler Geſchicklichkeit in den bereits vorher für die Vertheidigung eingerichteten Baulichkeiten feſt und empfing Hülfe aus der zweiten Linie des Feindes, alſo vom Eiſenbahn-Einſchnitt her. Das Bataillon »Girondins« warf ſich in Schloß und Garten, während die zwei noch reſtirenden Compagnieen der Rhone-Volontaires unter Hauptmann Marengo und eine Compagnie Algieriſche Tirailleurs unter Lieutenant L'Herillier rechts daneben in die Gefechtsreihe einrückten.

Gegen dieſe feſte Stellung von La Berchère führte jetzt Oberſt v. Wechmar, Commandeur des Leib-Grenadier-Regiments, Alles was er von Avantgarde-Truppen zur Hand hatte. Es waren das dieſelben zwei Bataillone ſeines Regiments, die eben ſtürmend in Boncourt eingedrungen waren. Das Füſilier-Bataillon gegen Front und ſüdliche Liſière des weiten Gehöfts, das 2. Bataillon gegen die Nordſeite des Gehöfts dirigirend, drang er trotz des heftigen, namentlich dem 2. Bataillon empfindliche Verluſte bereitenden Feuers der »Girondins« von Nord und Süd her gleichzeitig in die Ferme, bald auch in das Schloß ſelber ein und machte hier 60 Gefangene. Der Feind wich in guter Ordnung auf ſeine zweite Linie, die Eiſenbahn, zurück.

Als La Berchère genommen war, traf auch das noch reſtirende Bataillon der Avantgarde: das 1. Bataillon vom Leib-Grenadier-Regiment, Major Freiherr von Gemmingen, ein. Es wurde an den äußerſten linken Flügel unſerer Angriffslinie, nach Agencourt, gewieſen. (1¼ Uhr.)

Der Kampf um die Eiſenbahn zwiſchen Premeaux und Vosne.

Die Brigade Prinz Wilhelm nimmt die zweite Linie des Feindes. 4 Uhr.

Der Feind hielt nun in langer Linie zwiſchen Vosne und Premeaux die Eiſenbahn, die hier, wie wir wiederholen müſſen, nordwärts auf einem Damm, ſüdwärts durch einen Einſchnitt läuft. Halben Wegs der Bahnhof. Die Beſetzung dieſer Linie, nachdem ſich der Rückzug aus La Berchère vollzogen hatte, war etwa die folgende:

in Vosne ein Bataillon der 1. Rhone-Legion unter Oberſt Celler;

zwiſchen Vosne und dem Bahnhof: das aus Boncourt und La Berchère zurückgegangene Bataillon des 32. Marſch-Regiments, das Bataillon »Girondins«, das Bataillon Rhone-Voltigeurs und die Compagnie Algierſche Schützen;

am Bahnhof das urſprünglich daſelbſt einlogirte Bataillon 32. Marſch-Regiments und ein Bataillon der 2. Rhone-Legion;

zwiſchen dem Bahnhof und Premeaux ein zweites Bataillon der 2. Rhone-Legion, ſchließlich auch ein von Beaune her, per Eiſenbahn, eintreffendes Bataillon des 57. Marſch-Regimentes.

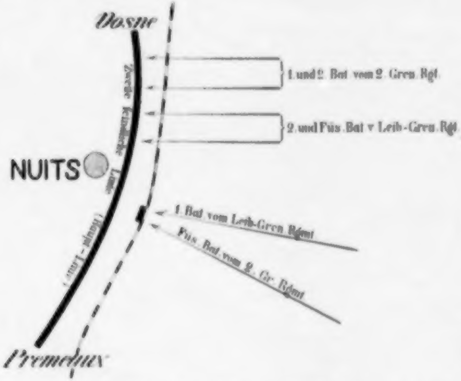
Geſchütze an beiden Flügeln (namentlich bei Premeaux).

Dies war die zweite, nicht nur an und für ſich ſehr feſte, ſondern auch durch ſtarke Reſerven*) gedeckte Linie des Feindes. Die badiſche Avantgarde (das Gros war noch nicht heran) ging ſofort zum Angriff gegen dieſelbe vor. Wie auf dem Exercirplatze avancirten alle drei Bataillone des Leib-Grenadier-Regiments, das 2. und Füſilier-Bataillon von La Berchère und Boncourt, das zuletzt eingetroffene 1. Bataillon, Major Freiherr v. Gemmingen, von Agencourt aus. Eine lange Schützenkette vorauf, zweihundert Schritte rückwärts die Soutiens, dahinter die dritten Züge der Compagnieen in langer Linie, ſo ging es ſprungweiſe durch den aufgeweichten Boden und die mit Draht durchflochtenen Rebgärten gegen Eiſenbahn-Damm und Eiſenbahn-Einſchnitt vor. Schon auf 1500 Schritt empfing die Grenadiere ein heftiges Feuer, ohne daß von den völlig verdeckt liegenden Franzoſen auch nur ein Käppi erkennbar geweſen wäre. Eine Erwiderung des Feuers war deshalb nicht möglich. Nur die Batterie Holtz warf ihre Granaten in die lange dünne Rauchlinie hinein, die der Deckung gebenden Eiſenbahn-Linie entſprach. Aber wenig konnte durch ein ſolches, mehr oder minder auf gut Glück hin abgegebenes Feuer erzielt werden.

Der Angriff ſtockte. In dieſem Augenblick trafen die vier ſchweren Batterieen der Diviſions-Artillerie und ihnen unmittelbar folgend, die fünf Bataillone des Gros: drei vom 2. Grenadier-Regiment, Oberſt v. Renz, und zwei vom 3. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant Kraus, auf dem Gefechtsfelde ein. Die Batterieen fuhren auf, die drei Bataillone unter Oberſt v. Renz (während die zwei andern Bataillone zunächſt noch als Reſerve zurückgehalten wurden) doublirten in die Angriffslinie des Leib-Grenadier-Regiments ein, und ſechs Bataillone ſtark ging jetzt die durch dieſe Eindoublirung wieder vollſtändig gewordene Brigade Wilhelm tambour battant gegen die Eiſenbahn-Linie vor. Sämmtliche oberen Truppenführer: der commandirende General v. Werder, Generallieutenant v. Glümer, Generalmajor Prinz Wilhelm, Oberſt v. Williſen ſchloſſen ſich dem allgemeinen Vorgehen an und nahmen Stellung auf der Höhe der feuernden Batterieen. Der Angriff bot folgendes Bild.

---

*) Die Zuſammenſetzung der erſten und zweiten Reſerve in Nuits und auf der Höhe von Chaux, haben wir ſchon auf S. 729 gegeben.


Vosne
Zweite feindliche Linie
(Haupt-Linie)
NUITS
Premeaux
1. und 2. Bat. vom 2. Gren. Rgt.
2. und Füs. Bat. v. Leib-Gren. Rgt.
1. Bat. vom Leib-Gren. Rgmt.
Füs. Bat. vom 2. Gr. Rgmt.

Am dieſſeitigen linken Flügel, von Agencourt aus, avancirte das 1. Bataillon vom Leib-Grenadier-Regiment. Glänzend war der Angriff. Als der Fahnenträger des Bataillons, die längſt in Fetzen zerſchoſſene Fahne, die ſchon Rußland geſehen, emporhaltend, im Laufſchritt auf offnem Terrain vorſtürmte, rief General v. Werder: »Ah, ſchon wieder das 1. Bataillon!« Der Feind wich, namentlich als das aus dem Gros eintreffende Füſilier-Bataillon 2. Grenadier-Regiments den Sturm gegen Bahnlinie und Bahnhof zu unterſtützen begann; aber dem Glänzenden des Vorgehens hatten auch die Opfer entſprochen. Wir nennen hier nur eines: Major Freiherr v. Gemmingen, der ritterliche Führer des Bataillons, war gefallen.

Noch heftiger tobte der Kampf unmittelbar nördlich des Bahnhofs, wo die vier reſtirenden Bataillone der Brigade, unter ihren Regimentscommandeuren Oberſt v. Wechmar und v. Renz, gegen den Eiſenbahn-Einſchnitt vorgingen. Hier ſtanden die beſten Truppen Cremers: die »Girondins« und die aus der unmittelbaren Reſerve (in Nuits) herangezogenen zwei Bataillone der 1. Rhone-Legion; hierher ſchickten auch die auf der Höhe von Chaux ſtehenden Geſchütze, die auf Bekämpfung unſrer Artillerie klugerweiſe Verzicht leiſteten, ihre Shrapnels und Granaten. Die Verluſte waren die ſchmerzlichſten und mehrten ſich von Minute zu Minute. Prinz Wilhelm von Baden wurde durch einen Schuß zwiſchen Aug und Ohr getroffen,*) Generallieutenant v. Glümer verwundet, ſein Ordonnanz-Offizier Lieutenant v. Degenfeld getödtet. Oberſt v. Renz hatte ſo eben nach der Verwundung des Prinzen Wilhelm das Commando der 1. Brigade übernommen und kam vom rechten Flügel heran, um ſich bei dem ebenfalls verwundeten, aber in der Gefechtslinie verbliebenen Oberſt v. Wechmar über die Gefechtslage an der Straße Nuits-Berchère zu orientiren, als er von drei Kugeln tödtlich getroffen wurde. Mit ihm fiel ſein Adjutant, Premierlieutenant Waag. Und immer noch hielt ſich der Feind in dem Eiſenbahn-Einſchnitt. Alles, was noch zur Stelle war, wurde nunmehr herangezogen, um ihn zu delogiren. Es waren dies die, bei vorerwähntem Eintreffen des Gros als Reſerve zurückbehaltenen zwei Bataillone des 3. Regiments, die nunmehr zum entſcheidenden Stoß von La Berchère aus gegen den Eiſenbahn-Einſchnitt unmittelbar nördlich des Bahnhofs vorgeführt wurden. Dieſer Stoß glückte theils durch eigne Kraft, theils weil er, der Zeit nach, nicht nur mit der Wegnahme des Bahnhofs durch die zwei Bataillone des dieſſeitigen linken Flügels, ſondern auch mit der Wegnahme der beiden wichtigen Flankenpunkte Vosne und Concoeur durch zwei Bataillone des Seiten-Detachements Degenfeld (ſ. S. 731) zuſammenfiel. Von Nord und Süden her flankirt, in drohendſter Gefahr, von einem Rückzuge auf Nuits und die Höhe von Chaux abgeſchnitten zu werden, gaben die vorgenannten drei tapfren Bataillone des Feindes ihren Widerſtand auf und zogen ſich zunächſt auf Nuits zurück, um auch hier noch einen letzten Widerſtand zu verſuchen.

---

*) Die Kugel drang, auf der linken Seite des Geſichts, einen Zoll unter dem Auge ein, lief unter den Weichtheilen fort, durchbohrte den Gehörgang und trat einen Zoll hinter dem Ohr heraus. Eine Knochenverletzung hatte nicht ſtattgefunden. Die nächſte äußere Wirkung der Verwundung war ein mehrſtündiges erſchöpfendes Naſenbluten. »Nur um einige Linien,« ſo ſchließt der erſte ausgegebene Bericht, »durfte der Schuß von ſeiner Richtung abweichen, und wir hätten den vielen und großen Opfern, die der 18. Dezember koſtete, noch ein allerſchmerzlichſtes hinzuzufügen gehabt.«

Die Erſtürmung von Nuits.

5½ Uhr.

Zunächſt von Süden und dem Bahnhof her, drängten die Unſern nach. Es waren dies die Halb-Bataillone Gockel und Lang. Das mehrgenannte, eben zur Unterſtützung eintreffende Bataillon 57. Marſch-Regiments wurde überrannt und zerſplittert, noch ehe es zur Aufſtellung kommen konnte. Die Batterie Vorbeck ging, weiter nördlich, im Galopp vor und begann auf nächſte Diſtance (500 Schritt) die Stadt zu beſchießen. Aber die Widerſtandskraft des Feindes, der ſich mit der ihm eignen Gewandtheit hinter den Hecken und Mauern der Enceinte einzuniſten wußte, war noch ungebrochen, wenigſtens in der größren, nördlichen Hälfte der Stadt. Das Feuer wuchs zu ſolcher Heftigkeit, daß die vorgenannte Batterie, nachdem ſie große Verluſte erlitten, zurückgenommen werden mußte; das Terrain zwiſchen Nuits und dem Bahn-Einſchnitt, unmittelbar nördlich vom Bahnhof, wurde von Kugeln überſchüttet; Premierlieutenant Roeder v. Diersburg, Adjutant der 1. Brigade, fiel tödtlich getroffen.

Oberſt v. Wechmar, nach wie vor im Commando verblieben, faßte zuſammen, was zur Stelle war. Neben einzelnen Trümmern der beiden Grenadier-Regimenter, hatte er in dieſem Augenblicke nur über die von Bosne und Concoeur her eintreffenden Bataillone Unger und Arnold Beide von der 2. Brigade, Verfügung. Er dirigirte ſie gegen den Nord- und Oſt-Eingang der Stadt. Ihrem Anſturm, durch die von Süden her langſam, aber ſtätig avancirenden Halb-Bataillone Gockel und Lang unterſtützt, gelang es bis in das Centrum vorzudringen. Hauptmann Gockel, vom Leib-Grenadier-Regiment, war, als letztes Opfer dieſes Tages, in dem heftigen Straßenkampfe gefallen. Vierhundert Gefangene wurden gemacht, zu größrem Theil der 2. Rhone-Legion angehörig. Um 5½ Uhr, es war bereits völlig dunkel geworden, konnte Oberſt v. Wechmar dem commandirenden General melden, daß die Stadt vollſtändig in den Händen der Sieger und der Feind in vollem Rückzuge ſei.

Starke Vorpoſten wurden ausgeſetzt. Vier Bataillone bivouakirten auf dem Marktplatz in Nuits, der Reſt beider Brigaden bei Agencourt und La Berchère.

Der nächſte Morgen beſtätigte den Abmarſch General Cremer's auf Beaune. Ihn zu verfolgen, wurde bei den ſchweren Verluſten, die beide Brigaden, namentlich die 1., erlitten hatten, aufgegeben. Unſre Einbußen bezifferten ſich auf 52 Offiziere und 893 Mann. Davon entfielen auf die Grenadier-Brigade, Prinz Wilhelm, die, bei Beginn des Gefechts, höchſtens eine Stärke von 4500 Mann gehabt hatte, 34 Offiziere und 711 Mann.

Es waren ähnliche Verluſte wie die der preußiſchen Garde bei St. Privat. Wir recapituliren in Kürze die ſchon vorſtehend, im Verlauf unſrer Darſtellung gegebenen Namen. Diviſionscommandeur Generallieutenant v. Glümer verwundet, ſein Ordonnanz-Offizier, Lieutenant v. Degenfeld, todt; Brigadegeneral Prinz Wilhelm verwundet, ſein Adjutant, Premierlieutenant v. Roeder, todt; Oberſt v. Renz, todt, ſein Adjutant, Premierlieutenant Waag, todt; Oberſt v. Wechmar, ſammt ſeinem Adjutanten, verwundet; Major Freiherr v. Gemmingen, todt; Hauptmann v. Gockel, der an Stelle deſſelben das Commando übernahm, ebenfalls todt. Alle dieſe, ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme des Commandirenden, von der Grenadier-Brigade.

In der badiſchen Heimath weckte das Bekanntwerden dieſer Verluſte gleiche Trauer, wie ſie, vierzehn Tage früher, die Nachricht von »Brie-Champigny« in dem benachbarten Württemberg hervorgerufen hatte, und ein Lied, dem wir einzelne Strophen entnehmen, gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

O Erde! burgundiſche Erde, wovon biſt du ſo roth?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden todt.

Was für ein dunkler Streifen die Schienen dort entlang?
Das Auge ſieht es mit Grauſen, der Fuß hemmt ſeinen Gang;
Da hat mit deutſchem Muthe die badiſche Garde geſtürmt
Und Leichen über Leichen am Bahndamm aufgethürmt.

Da liegen die ſchwarzen Geſellen von des Südens Legion,
Da lieget Frankreichs Hoffnung, ſo mancher Mutter Sohn;
Da liegt die rothe Schärpe mit Schlamm und Blut beſpritzt,
Die Schärpe, die noch geſtern manch armes Hirn erhitzt,
Die Augen ſtarren gebrochen, die Stirnen ſtumm und bleich,
Ja, jetzt im kalten Tode ſind alle »frei und gleich«. —

Da liegt auch der blonde Deutſche, das Haupt vom Helme beſchwert,
Des dunklen Schwarzwalds Tanne ihm nimmer Weihnacht beſcheert.

Nun bricht der Abend trübe über Dijon herein,
Da rückt mit klingendem Spiele die badiſche Garde ein,
Mit dumpfem Ton dazwiſchen ſchlagen die Trommeln an,
Gelichtet ſind die Reihen, es fehlt der vierte Mann, —

O Erde! burgundiſche Erde, wovon biſt du ſo roth?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden todt.

So klang es in der badiſchen Hauptſtadt. — Zu gleicher Trauer war man auf Seiten des Feindes geſtimmt, namentlich in Lyon. Von den

1500 Mann, die die Diviſion Cremer, ſiebenhundert Gefangene ungezählt, an Todten und Verwundeten eingebüßt hatte, gehörten mehr als zwei Drittel den beiden, aus Lyoner Kindern gebildeten Rhone-Legionen an; und ſo traf denn die Nachricht von dem blutigen Ausgange des Treffens bei Nuits die Rhone-Hauptſtadt wie ein lähmender Schlag. In den untern Schichten, längſt eines Vorwandes zur Auflehnung harrend, ſchritt man zur Emeute und ein raſch eingeſetzter Revolutions-Ausſchuß beſchloß: »Die Prieſter und Ariſtokraten zur Armee zu ſchicken.« Der Ernſt, mit dem man an die Durchführung dieſes Beſchluſſes ging, führte, als einzelne Nationalgarden-Offiziere ſich weigerten dieſem Beſchluſſe Folge zu geben, zu der »Affaire Arnaud«. Eine kurze Darſtellung derſelben mag dieſes Capitel ſchließen.

»Die Clubiſten, ſo erzählt »Le Salut public«, erklärten ſich in Permanenz und verblieben in der Nacht vom 20. zum 21. in dem von ihnen gewählten Sitzungsſaal. Man zog auch Weiber mit rothen Schärpen hinzu, aber es fehlte an Gewehren, »um das Stadthaus rein zu fegen«. Am anderen Morgen ward beſchloſſen, einen der Bataillons-Chefs der Nationalgarde von La Croix-Rouſſe aufzuſuchen, damit er den Generalmarſch ſchlagen laſſe. Der erſte, den man aufforderte, weigerte ſich, wurde bedroht, aber mit Hülfe von bewaffneter Macht, die zur Stelle war, gerettet. *Jetzt zogen die Rothen* nach dem Hauſe des Werkmeiſters Arnaud, Commandanten des 12. Bataillons, und nahmen ihn in der Uniform nach dem Sitzungsſaale mit. Der Mann hatte nur noch Zeit gehabt, einen Revolver einzuſtecken. Als Arnaud ſich weigerte, mit ſeinem Bataillon nach dem Stadthauſe von Lyon »hinab zu ſteigen«, riſſen die Weiber ihn aus dem Saale heraus, und als er auf der Straße von Bewaffneten bedroht wurde, ſchoß er ſeinen Revolver ab. Er wurde durch einen Bajonetſtich an der Stirn verwundet und that nun einen zweiten Schuß, ohne Jemanden zu treffen. Sofort wurde er in den Saal zurück geſchleppt, wo man rief: »Er hat auf's Volk geſchoſſen, er muß füſilirt werden!« Zwölf Clubiſten ſetzten ſich zu Gericht und verurtheilten ihn ohne Weiteres zum Tode. Man geſtattete dem Unglücklichen nicht einmal, von ſeiner Frau und ſeinen Kindern Abſchied zu nehmen, und ſeine Erſchießung war eine Scene der gräßlichſten Pein. Erſt beim fünften Schuß fiel er zu Boden. Aber auch dieſe Wunde war nicht tödtlich, da trat ein Burſche von 15 Jahren herzu und drückte ſeinen Carabiner auf Arnaud's Bruſt ab. Gleichfalls ohne Erfolg. Die Henker luden hierauf von Neuem ihre Gewehre, bis endlich ein Schuß in die Schläfe dem Maſſacre ein Ende machte. Dann blieben die Megären, welche der Execution beigewohnt hatten, als Wache bei der Leiche, bis eine Tragbahre herbeigeſchafft war, auf welcher Arnaud in das Mairiegebäude gebracht wurde.«

So das »Salut public«. Die grauenhafte Scene hatte auf dem Paradeplatze der Croix-Rouſſe, dreißig Schritte von einer Kaſerne entfernt, ſtattgefunden, wo Linientruppen lagen und ein Poſten der Nationalgarde ſich befand. Niemand machte den Verſuch, den Unglücklichen zu retten. Lyon rührte ſich nicht.

Der ganze Hergang ein blutiges Nachſpiel zu dem Treffen bei Nuits.

Vor Paris

vom 25. Dezember bis 20. Januar.

Die Vorbereitungen zum Bombardement.

Die drei letzten Abſchnitte unſrer Darſtellung: Orleans, Amiens und Dijon verfolgten den Zweck, die Anſtrengungen erkennen zu laſſen, die ſeitens der Provinzen gemacht wurden, ihre Hauptſtadt zu retten. Von der Loire, der Somme und Saône aus verſuchten immer neu ſich bildende Heerkörper zum Entſatz herbeizueilen, aber alle dieſe Verſuche ſcheiterten; die Loire-Armee Chanzy's wurde in blutigen Kämpfen bis Le Mans, die Nord-Armee Faidherbes bis an die Linie Arras-Douai, die Vogeſen-Armee Garibaldi's bis Autun zurückgeworfen, und die Weihnachtstage ſahen uns auf allen drei Actionsfeldern im Beſitz der vorgenannten entſcheidenden Punkte: Orleans, Amiens, Dijon.*)

Wir wenden uns nunmehr wieder der Cernirungs-Armee vor Paris zu, die wir am 24. Dezember, alſo unmittelbar vor Beginn des letzten Abſchnitts der Belagerung, verließen. Dieſer letzte Abſchnitt war die Beſchießung. Den einleitenden Schritt zu derſelben bildete die Eroberung des Mont-Avron. Ehe wir zu einer Schilderung dieſes wichtigen Ereigniſſes übergehen, verweilen wir zuvor bei den durch Monate hin fortgeſetzten Vorbereitungen zum Bombardement überhaupt.

Die Vorbereitungen zum Bombardement

im November und Dezember.

Nach dem Scheitern der zu Anfang November zwiſchen Thiers und dem Grafen Bismarck geführten Verhandlungen war es klar geworden, daß man zur endlichen Bezwingung der franzöſiſchen Hauptſtadt in eine mehr oder weniger regelrechte Belagerung, einſchließlich eines Bombardements, werde eintreten müſſen. Man faßte dabei, wenigſtens zunächſt, vorzugsweiſe die Südfront ins Auge.

Für einen Angriff an dieſer Stelle war die Heranziehung eines Belagerungs-Geſchützparkes nothwendig, der theils aus vaterländiſchen Plätzen, theils aus den bereits vor franzöſiſchen Feſtungen in Thätigkeit geweſenen anderweiten Belagerungsparks zuſammengeſetzt werden mußte. Dreihundert Kanonen und Mörſer, und an Munition 500 Schuß pro Geſchütz, wurden als nöthig erkannt. Die Herbeiſchaffung eines ſo koloſſalen Materials erforderte viel Zeit, und zwar um ſo mehr, als die Eiſenbahn nur bis Nanteuil, in Nähe von Meaux, benutzt werden konnte. Von hier aus bis Villa Coublay, das für die Etablirung eines Belagerungsparkes auserſehen war, mußte der Weiter-Transport per Achſe erfolgen. Die Entfernung von Meaux bis Villa Coublay betrug zwölf Meilen; beſondre Wege mußten gebaut, Brücken über die Seine geſchlagen werden. Mehrere tauſend Zugpferde wurden bei dieſer Ueberführung als Vorſpann gebraucht. Da indeſſen die requirirten Geſpanne nicht ausreichten, außerdem auch die Führer derſelben, mit oder ohne Fuhrwerk, häufig deſertirten, ſo wurden eine Zeitlang die Pferde von den Truppen geſtellt. Allein auch dies erwies ſich für die Dauer nicht zweckmäßig. Man war deshalb genöthigt, 24 Fuhrparkcolonnen à 40 Fahrzeuge aus Deutſchland kommen zu laſſen, welche zum Theil mit franzöſiſchen Wagen und Geſchirren aus Metz ausgeſtattet wurden.

---

*) Dijon wurde während der Weihnachtstage noch feſt gehalten und erſt am 30. Dezember freiwillig geräumt.

Das hüglige Terrain, die aufgeweichten Wege und die Glätte bei Schnee und Froſt ſetzten dem Transport dieſer zahlloſen Fuhrwerke ungemeine Schwierigkeiten entgegen. Dazu kam noch, daß, wiewohl die Heranſchaffung der Geſchütze*) und Munitionswagen unmittelbar hinter unſrer Cernirungs-

---

*) William Ruſſell, der bekannte Times-Correſpondent, hat ſeinerzeit den Transport dieſer ſchweren Geſchütze von Nanteuil (letzte Eiſenbahnſtation) bis Villa Coublay beſchrieben. Er hatte ſich dem Begleit-Commando zugeſellt und konnte mithin als Augenzeuge ſprechen. »…. Die Schwierigkeiten ſchienen oft unüberwindlich. Zwölf deutſche Meilen ſollten, in hügligem Terrain und auf unergründlichen Wegen, in wenig mehr als einer halben Woche zurückgelegt werden. Es war ein trauriger Tag als wir aufbrachen, ein wahrer »giorno d'orrore«. Die Pferde ſanken bei jedem Schritt tief ein, es regnete unaufhörlich, der Sturm heulte und es ſchien in der That, als habe ſich die ganze Natur verſchworen, um den Transport dieſer Höllenmaſchinen zu verhindern. Trotzdem mußten ſie vorwärts gebracht werden. Herr v. Witzleben, Cüraſſier-Offizier, commandirte die Colonne, die aus 28 Geſchützen mit 300 Mann Infanterie und Artillerie, einer kleinen Escorte Cavallerie und 8 bis 10 Offizieren verſchiedener Waffen beſtand. Ein Ochſe wurde von einem Infanteriſten unſerer Colonne nachgeführt, der aber am Abend des zweiten Tages verſchwand und der wohl die ſchmackhaften Rinderbraten des dritten und vierten Tages geliefert haben wird. Friſche Luft iſt immer wohlthuend, mag es regnen oder nicht, und der ungewohnte Reiz, mit einer Cavallerie-Escorte eine Geſchützcolonne zum Zweck der Beſchießung von Paris zu begleiten, ließ mich die Mühſal und Näſſe nur wenig empfinden. Auch den zweiten und ſelbſt dritten Tag ging es noch, aber am vierten, glücklicherweiſe letzten Tag, fing die Sache doch an tieftraurig zu werden. Die Artilleriſten und Infanteriſten ſchien das Wetter nicht anzufechten, obgleich ſie gegen Wind und Wetter ſchlechter geſchützt waren als ich. Sie machten täglich ihre Meilenzahl anſcheinend mit Leichtigkeit.

Die größte Noth hatten wir mit einer Anzahl alter Feſtungsgeſchütze, den großen Fünfundzwanzigpfündern. Oft glitt eins derſelben, gegen welche die 200 Pfund werfenden gezogenen Mörſer Pygmäen waren, auf halber Höhe einer ſteilen Steigung aus und riß Pferde und Mannſchaften in größter Verwirrung mit ſich herunter. Es erforderte 10 Pferde, um ſie hinaufzuziehen und 20 Mann mußten ſie beim Hinabgleiten mit Stricken zurückhalten. Manchmal aufſtellung erfolgte, die Begleit-Commandos vielfach den Angriffen einer uns feindlich geſinnten Bevölkerung ausgeſetzt waren. Alle dieſe Verhältniſſe erſchwerten die Vorbereitungen für den artilleriſtiſchen Angriff. Wir fügen noch Folgendes hinzu. Rechts ſeitwärts und hinter dem Geſchützpark befanden ſich die Schuppen für ungeladene Eiſenmunition und die Geſchoſſe, ferner die Kartuſchlaboratorien, das Zündermagazin, ſechs Pulvermagazine und die erforderlichen Wachtlokale, alles durch eine Waldparcelle gegen die feindliche Einſicht gedeckt. Nichtsdeſtoweniger war es erforderlich, gegen feindliche Unternehmungen, zur Sicherung gegen Ueberraſchungen, drei Feldwerke auf dem Plateau von Moulin de la Tour zu erbauen und zu armiren.

Wenn der Munitions-Transport zahlloſe Fuhren nöthig gemacht hatte, ſo nicht minder das Heranſchaffen von Rippen und Bettungen, von Faſchinen und Schanzkörben. Wochenlang bedeckten ſie die Wege und Straßen, die mit all dieſem Material nur bei Nacht zu paſſiren waren, wenn unſer Vorhaben dem Feinde ein Geheimniß bleiben ſollte. Kein Wunder, daß auf die Weiſe viel Zeit ins Land ging, auch manche Ungeduld laut wurde, ehe der artilleriſtiſche Angriff beginnen konnte.

Am 5. Januar erfolgte er von der Süd-Front aus. Aber ſchon vorher (am 27. Dezember) war von der Oſt-Front her zu einem Vorſpiel geſchritten worden. Dies Vorſpiel war die Eroberung des Mont-Avron.

fingen die Bremſen von der ungeheuern Reibung Feuer und die Geſchütze waren in Wolken ſtinkenden Rauches gehüllt, als ob ſie ſich als echte Höllenmaſchinen legitimiren wollten. Unſere Mahlzeiten waren vortrefflich hergerichtet. Zuweilen, wenn wir ein anſehnliches Städtchen paſſirten, aßen wir im Hôtel. Die Colonne ging voraus, und wir holten ſie ſpäter ein. Einige Male bivouakirten wir in der freien Luft, was, da wir tüchtige Proviſionen und einen guten Koch bei uns hatten, recht angenehm war. Begegnungen mit Franctireurs hatte man uns verſprochen; aber obwohl wir Wälder und Gebüſche genug paſſirten, ſind uns doch keine zu Geſicht gekommen. Der Weg von Nanteuil nach Villa Coublay führte durch eine höchſt intereſſante Gegend. Viele Plätze wurden paſſirt, die hiſtoriſches, literariſches oder ſociales Intereſſe haben. In La-Ferté ſahen wir das Haus, wo ſich Marie Antoinette aufhielt, ehe ſie in Paris einzog. In Séricourt befand ſich das Schloß des berühmten Scribe, welches nun — von deſſen Wittwe den Johannitern überlaſſen — als Lazareth diente. In Fontenay gehörte ein altes Gebäude, das früher Feſtung geweſen, dem Marquis de Biron. In Tournon hielten wir das Landhaus von Emil Pereire Anfangs für ein großes Reitſchulgebäude. Wir dinirten und blieben die zweite Nacht bei dem Marquis v. Biron. Es entſtand demſelben daraus wenig Unannehmlichkeit, denn die Offiziere brachten alles Nothwendige an Proviſionen mit, und nur kleine Aushülfen wurden gewünſcht. Der Marquis ſelbſt war abweſend, aber gute Diener verwalteten das Schloß. Ich glaube nicht, daß einer der 300 bis 350 Mann, die den Zug escortirten, krank geworden iſt, trotz ſchlechten Wetters und der beſchwerlichen Märſche. Wenn doch, ſo wär' es ſicher kein Wunder geweſen. Nur eines meiner Pferde wurde unfähig, weiter zu gehen. Ich wurde davon durch eine Ordonnanz benachrichtigt, welche mir zugleich einen Gruß von dem »Herrn Hauptmann« überbrachte, und die Zuſicherung eines andern Pferdes »für den Herrn, der den Zug begleite, um die Beſchießung von Paris mit anzuſehn.«

Die Beſchießung des Mont-Avron

am 27. und 28. Dezember.

Der Mont-Avron war, wie auf S. 335 ausführlicher hervorgehoben, in der Nacht vom 28. auf den 29. November ſeitens des in Fort de l'Eſt commandirenden Contre-Admirals Saiſſet beſetzt und armirt worden.*) Dieſe Beſetzung hatte den Zweck, im Verein mit den dahinter liegenden Forts, Ausfälle artilleriſtiſch einzuleiten, beziehungsweiſe zu unterſtützen; zugleich übte ſie einen flankirenden Einfluß auf einen großen Theil unſrer öſtlichen Cernirungslinie. Bei Gelegenheit der großen Ausfall-Gefechte am 30. November und 2. Dezember, wie auch beim zweiten Kampf um Le Bourget (21. Dezember) hatte der Mont-Avron mitgeſprochen und beiſpielsweiſe am letztgenannten Tage unſre Vorbewegung gegen Bondy gehindert.

Den Feind aus dieſer ſeiner vorzüglich gewählten, weil uns mannigfach genirenden Poſition zu vertreiben,**) war man, von der Mitte Dezember an, entſchloſſen. Die Feſtſtellung des eigentlichen Angriffsplans fand in einer am 18. Dezember in Le Vertgalant mit den leitenden Artillerie- und Ingenieur-Offizieren abgehaltenen Conferenz ſtatt. In Folge deſſen wurde ſofort begonnen, die einzelnen Batterieen und überhaupt die ganze Vertheidigungslinie vom nördlichen Rande des Plateau von Raincy bis zum ſüdöſtlichen Abfall der Höhen bei Preſſoir durch einen trancheeartigen Schützengraben zu verbinden. Dieſe Arbeiten führte Major Klemm, Commandeur der Ingenieure und Pioniere des XII. Armee-Corps, mit den unter ſeinen Befehl geſtellten Pionier-Compagnieen des Garde-Corps, wie des IV. und XII. Armee-Corps mit großer Schnelligkeit aus, ſo daß beim Beginn des Batteriebaues bereits ein feindlicher Angriff aus deckender Stellung hätte abgeſchlagen werden können. In den Weihnachtstagen waren Bau und Armirung der Batterieen beendet. Es waren dreizehn und zwar wie folgt vertheilt.

---

*) Dieſe Armirung verſtärkte ſich während der Dezemberwochen und beſtand ſchließlich aus 76 Geſchützen in acht Batterieen unter Befehl des Oberſten Stoffel, früheren Militär-Bevollmächtigten in Berlin.

**) Nur auf ſolche Delogirung war es von Anfang an abgeſehn, nicht darauf, uns ſelber auf dem Plateau feſtzuſetzen. Der Mont-Avron, unter dem Feuer der öſtlichen Forts gelegen, war bedeutungslos für uns, von dem Augenblick an, wo wir ihn hatten; aber bedeutungsvoll, ſo lange er in Händen des Feindes war. So kam es, wie wir in der Folge ſehn werden, daß wir uns damit begnügten, ihn (den Feind) aus unſrem Cernirungszirkel, in den er ſich mit ebenſoviel Geſchick wie Kühnheit mitten hineingeſtellt hatte, wieder zu vertreiben.

A. Auf dem Plateau von Raincy.

Batterieen 1—4, armirt mit ſechs 24pfündern, ſechs 12pfündern, ſechs kurzen 24pfündern und vier desgleichen. In Summa 22 Geſchütze, hauptſächlich gegen Mont-Avron und Fort Rosny, demnächſt aber gegen die Dörfer Avron, Rosny, Villemomble, die Redouten de la Boiſſière und Montreuil gerichtet.

B. Auf dem Plateau von Montfermeil (an der nach Gagny zu liegenden Ecke).

Batterieen 5—8, armirt mit ſechs 12pfündern, ſechs langen 24pfündern, ſechs 12pfündern und ſechs desgleichen. In Summa 24 Geſchütze, mit derſelben Aufgabe wie die Batterieen 1 bis 4, unter gleichzeitiger Beſtreichung des Marnethals.

C. In der Poſition zwiſchen Noiſy und Gournay.

Batterieen 9 und 10, armirt mit ſechs 12pfündern und ſechs langen 24pfündern. In Summa 12 Geſchütze, hauptſächlich gegen das Marnethal und gegen das Thal von Villemomble (zur Verhinderung von Truppen-Aufſtellungen daſelbſt) gerichtet.

D. In der Poſition ſüdöſtlich Noiſy le Grand.

Batterieen 11—13, armirt mit je ſechs langen 24pfündern. In Summa 18 Geſchütze zur Beſtreichung der Abhänge des Mont-Avron, der Dörfer Villemomble, Neuilly, des dortigen Eiſenbahnknotenpunkts, der Redoute Fontenay und des Forts Nogent.

Im Ganzen alſo 76 Geſchütze in vier Poſitionen, gegen 76 feindliche Geſchütze auf der Höhe des Avron. Die Entfernung betrug von 3500 bis zu 6000 Schritt.

Das Feuer wurde am 27. Dezember früh 7½ Uhr aus allen 76 Geſchützen eröffnet. Prinz Georg von Sachſen, Commandirender des XII. Armee-Corps, wohnte der Beſchießung, während des größeren Theils des Tages, von der Cheller Höhe aus bei. Wegen des ſtarken Nebels war es jedoch, auch von den Batterieen aus, nicht möglich, den vollen Erfolg zu beobachten.

Am 28. Dezember Morgens ſielen vom Avron nur noch vier Schuß; vor 9 Uhr Morgens ſchwiegen alle dortigen Batterieen. Von den dieſſeitigen Höhen bei Preſſoir ſah man noch die Vorpoſten des Feindes; es kam aber doch in Frage, ob nicht ſchon jetzt der Moment gekommen ſei, mit Infanterie den Berg zu erſteigen. In Erwägung jedoch, daß die völlige Abführung der Geſchütze noch nicht conſtatirt, es vielmehr möglich war, daß der Feind, etwa nach Eintreffen von Munition, am 29. den Kampf wieder aufnehmen würde, wurde hiervon abgeſehen. Patrouillen der 24. Infanterie-Diviſion, die in der Dämmerung von Gagny und Maiſonblanche aus vorgingen, ſtießen am Fuße des Berges auf eine dichte und ſehr wachſame Poſtenkette, eben ſo die der 23. Infanterie-Diviſion bei Villemomble. Neuilly war ſchon am Morgen durch Patrouillen abgeſucht und unbeſetzt gefunden.

Erſt am Morgen des 29. Dezember gingen alle Wahrnehmungen dahin, daß der Feind den nach Oſten zu gelegenen Theil des Avron aufgegeben habe; von beiden Diviſionen gingen Mittags Patrouillen hinauf, fanden die Batterieen verlaſſen, darin zerſchoſſene Laffetten, Leichen, Artilleriemunition. Der Anblick war deprimirend. Einem, am ſelben Tage noch geſchriebenen Briefe entnehmen wir das Folgende. »Die bei dem Betreten des Avron von unſern Leuten geſehenen franzöſiſchen Todten gaben in ihrer grauenhaften Verſtümmelung einen Maßſtab für die Wirkung der auf den Avron gerichteten Schüſſe. Alles trug den Charakter überſtürzter Flucht. So waren, wo die Pferde geſtanden hatten, Ketten und Halfter noch an den Bäumen hängend zurückgeblieben. ... Ein Sturm gegen den Berg, der eine Zeitlang in Erwägung gezogen war, hätte gewiß zahlreiche Opfer gefordert, da die Franzoſen alle Mittel der Fortifikation angewandt hatten, um den Aufgang dahin zu erſchweren. Der zuſammenhängende, von maſſiven Mauern umgebene Häuſercomplex von La Pélouſe und Avron war überall zu hartnäckigſter Vertheidigung eingerichtet. Da, wo die Localität nicht von ſelbſt die Infanterievertheidigung erleichterte, waren in Etagen übereinander Schützengräben mit ſtarken Aufwürfen und Embuscaden ausgehoben worden, welche mit den angelegten Batterieen, ſammt einer Lunette, ein zuſammenhängendes Werk bildeten, ſo daß die nördliche und öſtliche Seite des Avron, von einer gut disciplinirten Infanterie und Artillerie beſetzt, als vollkommen ſturmfrei angeſehn werden konnte. In der Spitze der bereits erwähnten Lunette hatte ein 24pfünder über Bank gefeuert. Die ſüdliche Flanke dieſes Werkes war mit der nebenliegenden Batterie durch eine neue Bruſtwehr verbunden und neben der letztern waren noch vier neue Geſchützſtände eingeſchnitten, die in der Richtung auf Neuilly und Brie zeigten. Dieſes Werk trug in ſeinem innern Raume, der mit Rückentraverſen gedeckt war, vielfache Spuren von dieſſeitigen Granaten. Das dahinter erbaut geweſene Barackenlager war total zerſchoſſen. Die in den Batterieen vorgefundene, an den Scharten zum großen Theil frei aufgeſchichtete Munition gehörte zu 6- und 12pfündigen Geſchützen; es waren Granaten mit Bleimantel. Die Munitionsmagazine, ſehr gering in ihrer Dimenſion, waren durchaus nicht bombenſicher. In einigen Munitionskäſten wurden gepreßte Pulverringe gefunden, die auf eine Centralzündung der Patronen ſchließen laſſen. Auf dem Plateau fanden ſich drei zerſchoſſene Laffetten, drei gefüllte Protzwagen, eine große Menge Blechkaſten mit Pulverſäcken, und endlich, an der Straße nach Rosny, ein umgeſtürztes, glattes eiſernes Geſchütz, 24pfünder, welches vernagelt und durch Zerſchlagen der Laffette unbrauchbar gemacht wurde. Das Munitionsmagazin der weſtlichen Batterie wurde verrammelt und eine Zündſchnur angelegt, die wir, auf eine Stunde Zeit berechnet, beim Verlaſſen des Avron anzündeten. Das verlaſſene Lager bei Pélouſe war durch eine Tafel mit der Aufſchrift: 1. Brigade, 5. Diviſion, III. Armee, kenntlich. Die noch vorhandenen an Häuſern angelehnten Baracken waren in einem ſehr ſchlechten Zuſtande und glichen mehr Löchern, als menſchlichen Behauſungen. Die Pferde hatten gänzlich im Freien campirt. Bei ihren Ständen lag viel Hafer umhergeſtreut.«

So der Brief. Unſer Erfolg gegen den Mont-Avron war mit ſehr geringen Opfern: 1 Todter und 25 Verwundete, erkauft worden. Wir hielten, den 29. über, das Plateau mit vier Compagnieen, zwei vom 100. und zwei vom 106. Regiment, beſetzt; am folgenden Tage wurden auch dieſe wieder zurückgezogen. Es genügte uns, den Avron rein gefegt zu haben. An ſeine Wiederbeſetzung, nach den empfindlichen Verluſten, die er erfahren, wurde von Seiten des Feindes nicht gedacht.

Dieſer hat auch ſeinerſeits eine Schilderung der Mont-Avron-Beſchießung gegeben, der wir das Folgende entnehmen. »... Am 26. Abends hatte niemand von uns eine Ahnung von dem, was uns der nächſte Morgen bringen würde. Wir krochen in unſre Zelte und Baracken, mehr daran denkend wie wir uns gegen die Kälte, als gegen die Preußen zu ſchützen hätten. Am 27. früh fand ein allgemeiner Alarm ſtatt. Eine unbeſchreibliche Verwirrung herrſchte während einiger Minuten; die erſten preußiſchen Projectile fielen auf das Plateau, in das Lager, die Häuſer, kurz überall hin. Im Augenblicke waren ſämmtliche Mobile in den Werken, die Kanoniere an ihren Geſchützen, die Marine-Infanterie in den Kellern und Steinbrüchen. Jeder begab ſich auf ſeinen Poſten. Bald wurde die Kanonade von beiden Seiten heftig, jeden Augenblick ſich an Stärke verdoppelnd. Die Preußen ſchoſſen von 8 verſchiedenen Batterieen gegen das Plateau, mit einer 9. und 10. gegen das Fort Rosny. Ihre Batterieen ſchloſſen einen Halbkreis um den Avron; 5 derſelben befanden ſich auf dem Plateau von

Rainey, bei Maiſon Rouge, über den Steinbrüchen von Gagny an der Liſière des Parks von Montfermeil und auf der Bergkante oberhalb des nach Maiſon Blanche führenden Weges; die 3 anderen Batterieen lagen bei dem Dorfe Noiſy und dem grünen Felde, auf dem nach der Marne hin fallenden Thalrande. Ungefähr 76 ſchwere Geſchütze richteten ihr convergirendes Feuer auf einen abgeholzten 2 Kilometer langen Raum, der eine Breitenausdehnung von 1 Kilometer und weder eine Kaſematte, noch eine wirkliche Bruſtwehr beſaß.

Es war auf dieſer Ebene ein wahrer Eiſenhagel, welcher während neun Stunden immer größere Proportionen annahm, und gegen welchen diejenigen von Sebaſtopol und Charleſton vollſtändig verſchwanden. Unſere Batterieen antworteten tapfer, ſo gut ſie nur konnten. Die Batterie Nr. 1 mit 7pfündern und drei kurzen 24pfündern armirt mit Front nach dem Parke Marchand, beſchoß die Höhen von Rainey; aber mit der Unzulänglichkeit des Kalibers vereinigte ſich ein dicker Nebel, gefrorener Schnee durch Eiswind gepeitſcht; dazu Maſſen von Dampf, welche Villemomble und die Gehölze einhüllten, in welchen die feindlichen Geſchütze, ſchon verdeckt, ſtanden. Von drei 24pfündern waren zwei bei den erſten Schüſſen außer Gefecht geſetzt. Der Froſt hatte ſeinen Einfluß auf die Laffetten geäußert, deren Wände und Riegel brachen, — Alles ſchien ſich gegen uns zu wenden. Die Batterie Nr. 2, am äußerſten Ende von Beauſejour erbaut, 1800 Meter von den Preußen entfernt, war noch weniger glücklich. Sie erhielt drei Treffer in die Scharten, fünf Protzen wurden demontirt, von 70 Kanonieren einer Batterie waren 16, einſchließlich des Capitäns, nach kaum zwei Stunden Gefecht, todt oder verwundet; ſchwer verwundet führte der Capitän Ravanier das Commando ſeiner Geſchütze fort. Die Bruſtwehren zerflogen in Staub; es war, als ob die Preußen es ganz beſonders auf dieſe Batterie abgeſehen hätten. Ihr Feuer gegen dieſelbe wurde vierundzwanzig Stunden unausgeſetzt unterhalten. Die Bedienung der Batterie Nr. 3, armirt mit Mitrailleuſen, welche die Schlucht nach Gagny hin vertheidigen ſollten, mußte ſich, von Montfermeil her flankirt, in die Deckungen zurückziehen. Die Marine-Soldaten erlitten große Verluſte; aber ihre Batterie ſelbſt, Front gegen die Steinbrüche von Gagny machend, antwortete unter dieſem ſchrecklichen Feuer tapfer; ſie that allein am erſten Tage (27.) 1250 Schuß. Die Batterie Nr. 4, armirt mit Marinegeſchützen, an der äußerſten Ecke des Plateaus gelegen, konnte nicht feuern; ſie befand ſich unter dem Kreuzfeuer, welches ſie von Gagny und Noiſy her mit einem Granathagel von mathematiſcher Schußpräciſion überſchüttete. Die Batterie Nr. 5 wurde in ihrem Rücken von Gagny und Montfermeil her beſchoſſen. Sie that neun Schuß und mußte dann das Feuer einſtellen. Die Batterie Nr. 6, mit Poſitions-Zwölfpfündern armirt, befand ſich außer Schußbereich.

Unter ſolchen Verhältniſſen war der Widerſtand unſinnig — unmöglich. Die Avron-Poſition, nachdem ſie einen Monat lang den Feind genugſam beunruhigt hatte, wurde unnöthig; man konnte in keiner Beziehung die durchlöcherten Bruſtwehren in widerſtandsfähige Werke umwandeln. Der Oberſt Stoffel gab daher verſtändigerweiſe den Befehl, am andern Tage das Feuer aufhören zu laſſen. Der General d'Hugues zog nichts deſto weniger zwei Diviſionen in der Nacht auf den Avron. Die Verſchanzungen füllten ſich mit Truppen; zwei Feldbatterieen wurden gegen einen eventuellen nächtlichen Angriff in Poſition gebracht. Alles war auf den Beinen, einer feindlichen Unternehmung entgegenzutreten und 24,000 Menſchen waren auf dem Plateau vertheilt. Unter ſolchen Umſtänden war man am Morgen des 28. abermals dem Bombardement der Preußen ausgeſetzt, welches auch alsbald noch heftiger auftrat als am 27. In der Nacht waren neue Batterieen in Poſition gebracht, die hauptſächlich gegen die Batterie Nr. 3 gerichtet ſchienen, dieſe bemannt mit Matroſen unter dem Befehle des Schiffs-Lieutenants Touboulic. Die Matroſen, gegen die Bruſtwehr gelehnt, erwarteten das Einſchlagen der Geſchoſſe völlig ſtumm. Bald ſchlugen dieſelben in ihrem Rücken, von Noiſy her, ein. Sie bargen ſich daher in dem Keller eines benachbarten Hauſes. Eine Stunde ſpäter ſchlug eine Granate von Gagny her durch ein Luftloch in den Keller, welche zwei Menſchen tödtete; die Kanoniere verließen denſelben und ſtiegen in den Schützengraben, vorwärts der Bruſtwehr. Einige Augenblicke ſpäter fiel eine Granate, von Montfermeil her, in denſelben, tödtete vier Mann, verwundete fünf und warf zwei Meter der Bruſtwehr auf den Lieutenant.

So verging der Tag. Unſere Batterieen hatten von vorn bei den in Breſche gelegten Bruſtwehren keinen Schutz, von Noiſy, Montfermeil und Gagny her wurden ſie je nach ihrer Lage im Rücken beſchoſſen oder enfilirt. Der General Trochu erſchien während des Tages, durcheilte die Batterieen, die einen ermuthigend, den andern für ihre Anſtrengungen dankend; jeder that ſeine Pflicht, vom General bis zum Kanonier. Der Oberſt Stoffel, gefolgt von ſeinen Offizieren, begab ſich von einer Batterie in die andere; die Lieutenants und Fähnriche der Marine ſcheuten nicht das Opfer ihres Lebens. Unter all dieſem Kriegslärm bemerkte man eine bezaubernd und hinreißend ſchöne junge Frau von zwanzig Jahren, welche die Verwundeten pflegte, ſelbſt Hand anlegte, vielleicht ohne Kenntniß der Gefahr, gewiß ohne Furcht. Den Kampf gaben wir auf; unſre Batterieen blieben ſtumm. Die Soldaten hatten ſich nach Möglichkeit gedeckt; der General Trochu erkannte die Poſition als thatſächlich unhaltbar, er hielt es für Pflicht, 24,000 Mann dieſem verheerenden Bombardement zu entziehen, und der Rückzug wurde daher um 4 Uhr Nachmittags befohlen und mit Eintritt der Dunkelheit angetreten. Der Rückzug von 76 Kanonen, Munitionswagen ꝛc. in einer Nacht war ein Wunder. Der Wind war uns günſtig; die preußiſchen Granaten fielen noch immer regelmäßig in kurzen Zwiſchenräumen. Um 5½ Uhr ſtieg der unabſehbare Train mit großer Mühe ſtillſchweigend den Weg, der nach Rosny führt, hinab. Die Mobilen blieben als Schutz in den Laufgräben; die Marine-Infanterie folgte dem Transporte, ſich bei jeder Exploſion niederwerfend, während die Artillerie mit einer Mitrailleuſen-Batterie und zwei 7pfündigen Batterieen den Rückzug deckte. Bald blieb von dem ungeheuren Material, von all den Männern, welche muthig gelitten hatten, nichts auf dem Plateau zurück als ein Nationalgardiſt, in grünes Billardtuch gekleidet — ein Weinhändler des Plateaus, der untröſtlich war, ſeine Waaren nicht haben mitnehmen zu können, und der endlich entſchlummerte, nachdem er möglichſt viel von denſelben durch eigenen Genuß dem Feinde zu entziehen geſucht hatte.«

So der Bericht. Der Verfaſſer deſſelben (wahrſcheinlich ein Offizier aus der Umgebung des Oberſten Stoffel) fügt an andrer Stelle hinzu: »Die Ingenieure hatten uns durch ihre Arbeiten leider allzuwenig unterſtützt. Die Bruſtwehre waren unzureichend, ſelbſt gegen preußiſche Feldgeſchütze, um wie viel mehr noch gegen 24pfünder. Die Scharten, theilweiſe ſchräg, waren zu dem beſtimmten Zwecke angelegt, dieſſeitige Truppenbewegungen zu unterſtützen, welche nicht ſtattfanden; die Batterieen entbehrten der Traverſen und man befand ſich auf dieſem nackten Plateau, auf dem der Feind jedes Lebenszeichen von uns bemerkte, unter keinerlei Schutz irgend welcher Art. Freilich muß zugeſtanden werden, daß kein Fortifikationsmittel im Stande geweſen wäre unſre Stellung auf die Dauer haltbar zu machen, aber ſtarke Rückentraverſen, ſowie Traverſen nach rechts für unſre nach Gagny hin gerichteten Geſchütze, würden das raſirende Feuer der preußiſchen Batterieen bei Noiſy und des Parks von Montfermeil weniger gefährlich für uns gemacht haben.«

Im Großen und Ganzen darf man ſagen, daß mit der Beſchießung und Beſetzung des Mont-Avron die artilleriſtiſchen Operationen an der Oſtfront von Paris begannen und abſchloſſen. Was, während der folgenden Wochen, an dieſer Seite der Cernirungslinie noch geſchah, war unweſentlich. Die Action ging, von Anfang Januar an, auf die Südfront, gegen Ende des Monats zu erheblichem Theile auf die Nordfront über. Mit beiden werden wir uns in der Folge zu beſchäftigen haben. Zunächſt mit der Südfront, die, wie ſchon auf S. 743 hervorgehoben, am 5. Januar den artilleriſtiſchen Angriff gegen die Forts, beziehungsweiſe gegen die Stadt ſelbſt, eröffnete.

Der Artillerie-Angriff gegen die Südfront von Paris.

5. bis 18. Januar.

Den ſeit Monaten vorbereiteten artilleriſtiſchen Angriff gegen die Südfront von Paris leitete Oberſt v. Rieff. Etwa 120 Geſchütze ſammt 14 Mörſern waren in Batterie gebracht worden und vertheilten ſich wie folgt:

Linker Flügel.

Batterie Nr. 1 (St. Cloud) für ſechs 12pfünder.

Batterie Nr. 2 (Meudon) für acht 12pfünder.

Beide Batterieen mit der Beſtimmung, gegen Billancourt, das Boulogner Gehölz und die Seine-Inſeln zu wirken.

Batterie Nr. 3 (Meudon) für ſechs 24pfünder.

Batterie Nr. 4 (Meudon) für ſechs 24pfünder.

Beide Batterieen waren zum Enfiliren und Demontiren der Süd- und Weſtfront des Forts Iſſy beſtimmt.

Demontirbatterie Nr. 16 (Meudon) für vier 12pfünder gegen die Geſchützemplacements bei Fort Iſſy.

Demontir- und Breſchbatterie Nr. 19 (Fleury und Clamart) armirt mit vier langen und vier kurzen 24pfündern, gegen die Südfronten vom Fort Iſſy, die langen 24pfünder gegen die Stadtenceinte.

Demontirbatterie Nr. 20 (Clamart) für ſechs lange 24pfünder gegen die Südfront und das Nordweſtbaſtion des Forts Vanves.

Centrum.

Enfilir- und Demontirbatterie Nr. 5 (Clamart), ſechs 24pfünder, gegen die Südweſt-Courtine und das Südbaſtion vom Fort Iſſy.

Enfilir-Batterie Nr. 6 (Clamart) ſechs 24pfünder, gegen die ſüdöſtliche Front des Forts Vanves.

Enfilir- und Demontirbatterie Nr. 7 (Moulin de la Tour) für ſechs 24pfünder, gegen die Südfront und das Südweſtbaſtion des Forts Iſſy.

Demontirbatterie Nr. 17 (Moulin de la Tour) für ſechs 12pfünder, gegen die Emplacements zwiſchen den Forts Iſſy und Vanves.

Demontir- und Breſchbatterie Nr. 8 (Moulin de la Tour) für ſechs 24pfünder, gegen die Südfront des Forts Vanves.

Enfilir- und Demontirbatterie Nr. 9 (Moulin de la Tour) für acht 12pfünder, gegen die Weſtfront von Vanves und deſſen ſüdweſtliches Baſtion.

Enfilir- und Breſchbatterie Nr. 10 (Moulin de la Tour) für ſechs 24pfünder, gegen die Süd- und Weſtfront des Forts Vanves.

Demontirbatterie Nr. 21 (Chatillon) ſechs kurze 24pfünder, gegen die Südweſtfront des Forts Vanves und die benachbarten Geſchützemplacements.

Rechter Flügel.

Enfilir- und Demontirbatterie Nr. 11 (Fontenay) mit acht 12pfündern, gegen die Weſtfront des Forts Montrouge.

Enfilir- und Demontirbatterie Nr. 12 (Fontenay) mit acht 12pfündern ebenfalls gegen die Weſtfront des Forts Montrouge.

Demontirbatterie Nr. 18 (Chatillon) gegen Fort Montrouge, die weſtlich davon liegenden Emplacements und die Stadt, für ſechs 24pfünder.

Demontir- und Enfilirbatterie Nr. 22 (Chatillon) mit dem Ziel der Batterie Nr. 18 für ſechs 12pfünder.*)

Hierzu geſellten ſich noch, gegen die Forts Iſſy, Vanves und Montrouge gerichtet, fünf Wurfbatterieen mit folgender Armirung:

Wurfbatterie Nr. 13 für zwei gezogene Mörſer, am Tour des Anglais, gegen Fort Iſſy.

Wurfbatterie Nr. 14, wie Nr. 13 armirt, gegen Fort Vanves.

Wurfbatterie Nr. 15, ebenfalls wie Nr. 13 armirt, gegen Fort Montrouge.

Wurfbatterie Nr. 23 für vier 50pfündige Mörſer, gegen Fort Iſſy.

Wurfbatterie Nr. 24, wie Nr. 23 armirt, gegen Fort Vanves.

Dieſe Geſchützarmirung änderte ſich im Laufe der Belagerung bei einzelnen Batterieen, deren Entfernung von ihren urſprünglichen Zielen überhaupt eine ſehr verſchiedene war; die größte betrug 4000, die kleinſte 1700 Schritt. In den letzten Tagen des Geſchützkampfes war das Innere von Paris als das Ziel faſt ſämmtlicher Batterieen zu betrachten, wobei einzelne Geſchoſſe bis zu 12,000 Schritt Entfernung geſchleudert wurden.

---

*) Um den Angriff dieſes unſeres rechten Flügels, gegen welchen die franzöſiſche Artillerie im Laufe der Vertheidigung unverkennbar beſondere Anſtrengungen machte, zu ſichern, namentlich gegen Unternehmungen aus Villejuif, und um die dortigen Batterieen dauernd in der Front zu beſchäftigen, wurde noch ein Nebenangriff auf der Baſis la Rue-Chevilly unter Befehl des Generals v. Ramm angeordnet und derſelbe mit allem Erforderlichen ſelbſtſtändig ausgerüſtet. Der zugehörige Park befand ſich bei Rungis und wurden zunächſt in der angegebenen Linie zwei Batterieen für je ſechs 12pfünder gebaut, die man ſpäter etwas näher an Villejuif heranrückte.

Am 5. Januar endlich begann der Angriff. Das Wetter war nicht günſtig. Sobald indeß die Ziele einigermaßen ſichtbar waren, eröffneten die Batterieen ihr Feuer, wozu um 8¼ Uhr der Befehl gegeben wurde. Der Hauptangriff beſchoß an dieſem Tage die Forts Iſſy, Vanves und Montrouge aus den Batterieen Nr. 1 bis 17; der Nebenangriff richtete ſein Feuer gegen die Verſchanzungen bei Villejuif und die ſich bemerkbar machenden Seine-Kanonenboote.

Wir müſſen es uns der Kürze wegen verſagen, Details über den nunmehr beginnenden Geſchützkampf zu bringen; nur das ſei erwähnt, daß die franzöſiſche Artillerie überall, aber hauptſächlich in der Stadtenceinte, beſonders in den Batterieen bei Point du jour, eine große Thätigkeit entfaltete und ſich als einen ſehr achtungswerthen Gegner zeigte, der uns oft genug zwang, die urſprüngliche Aufgabe einzelner Batterieen zeitweiſe zu verlaſſen und ihn mit vereinten Kräften zu bekämpfen. — Wir geben nun die Hauptereigniſſe tagebuchartig.

6. Januar. Klares Wetter; das Feuer vom Fort Iſſy wurde vorübergehend zum Schweigen gebracht. Der Feind beſchoß St. Cloud, Bougival und Vaucreſſon aus der Feſtung des Mont-Valérien, demaskirte vier neue Batterieen beim Point du jour. Die Forts Iſſy und Vanves entwickelten nur mäßiges Feuer; dagegen wurde aus Fort Montrouge die von den Baiern beſetzte Schanze Moulin de la Tour und der Ort Clamart ſtark beſchoſſen. Unſer Feuer richtete ſich gegen Fort Iſſy und darüber hinaus gegen Paris auf den Point du jour, ſeine Nebenbatterieen am Eiſenbahndamm und auf den Aquaduct. In der Gegend des Point du jour brannte es an mehreren Stellen.

7. u. 8. Januar. Trübe Witterung. Fortſetzung des Feuers, durch welches die Kaſernen der Forts Vanves und Montrouge in Brand geſchoſſen wurden; unſer Feuer reichte 9000 bis 9500 Schritt weit bis in den Garten des Palais Luxemburg. Fort Iſſy zeigte bereits große Demolirungen an den Revetements und Baulichkeiten im Innern; das Fort erwiderte das Feuer nur ſehr ſchwach. Aus Fort Vanves fielen die Schüſſe ebenfalls nur vereinzelt. Montrouge war mit den baieriſchen Batterieen bei Moulin de la Tour beſchäftigt; eine Kaſerne im Fort wurde in Brand geſchoſſen. Mit dem Point du jour und ſeinen Nebenbatterieen wurde der Geſchützkampf fortgeſetzt. Zwar gelang es hier mehrere Batterieen zum Schweigen zu bringen, die aber bei der ſehr ſachgemäß geleiteten Vertheidigung und großen Frontalausdehnung der Stadtbefeſtigung bald durch neue erſetzt wurden.

9. Januar. Der Zweck des dieſſeitigen Feuers ging dahin, den Feind in der Errichtung neuer Erdarbeiten für Geſchützemplacements, Communicationen ꝛc. zu ſtören; derſelbe antwortete aus allen Poſitionen mit geringer Energie; es ſchien, daß er mit dem Zurückziehen ſeiner ſchweren Kaliber aus den vorderen Stellungen beſchäftigt war. Da der Tag ſehr nebelig war, und ein anhaltendes Schneegeſtöber eintrat, ſo wurde für die Angriffsbatterieen ein langſames Schußtempo befohlen; ſchon in der Nacht vom 8. zum 9. Januar hatten einige Batterieen Befehl erhalten, die innere Stadt zu bewerfen. — Abends 8½ Uhr wurden Le Val von der 10. Compagnie des Infanterie-Regiments Nr. 87 und Moulineaux von einem Zuge der 11. Compagnie deſſelben Regiments angegriffen, da ſich der Feind in dieſen Ortſchaften auf das Neue feſtgeſetzt hatte; nach ſtarker Gegenwehr wurde derſelbe geworfen. Wir hatten uns durch dieſe Unternehmung dem Fort Iſſy um 15 bis 1600 Schritt genähert.

10. Januar. Morgens 3 Uhr drangen einige Chaſſeurs in eine neue Batterie auf dem Hügel bei Clamart, die erſt heute ihr Feuer eröffnete, ein, wurden aber durch die Bedeckung hinausgeworfen. Dieſer Punkt hatte für Angreifer wie für Vertheidiger eine ungemeine Wichtigkeit und ſeit Wochen war um ihn Seitens der Vorpoſten geſtritten worden. Dergleichen Vorpoſtengefechte, von den Franzoſen ausgehend, fielen auch auf anderen Punkten vor und hatten den Zweck, unſere Annäherung zu erſchweren. Bei ungeſchwächter Fortſetzung des dieſſeitigen Feuers wurde daſſelbe nur mäßig vom Feinde erwidert; in Paris brannte es auf mehreren Punkten. Die Batterie bei St. Cloud beſchoß Billancourt und das Bois de Boulogne.

Am 11. Januar wurde die Beſchießung der feindlichen Werke und Geſchützemplacements kräftig fortgeſetzt. Die Kaſernen des Forts Iſſy wurden in Brand geſchoſſen, ebenſo mehrere Häuſer in der Vorſtadt Gentilly und Baugirard ſo wie im Nordoſten der Stadt; deutſche Granaten erreichten die über 10,000 Schritt entfernte Kirche St. Sulpice; in den beſonders gefährdeten Straßen zu Paris wurde das Steinpflaſter aufgeriſſen. Mit Vortheil benutzte der Feind die vor, zwiſchen und hinter den Forts durch Laufgräben verbundenen Emplacements zu Batterie-Aufſtellungen, die er mit vielem Geſchick häufig gegen uns wechſelte. Die Beſatzung der Feſtung des Mont-Valérien unternahm eine Recognoscirung gegen unſere Vorpoſten bei St. Germain, wurde aber bald zum Rückzuge gezwungen.

12. Januar. Wie ſchon in den letzten zwei Tagen, ſo wurde auch heute das Feuer durch ſtarken Nebel beeinträchtigt. Gleichwohl erwiderten die Franzoſen daſſelbe kräftig von der Stadtenceinte aus. Begünſtigt durch die nebelige Witterung, gelang es der Beſatzung von Montrouge neue Geſchütze in das Feuer zu bringen. Die Belagerer warfen ihre Geſchoſſe bis

weit über das Palais Luxemburg in die Stadt und bei dieſem Erfolg nahm man Abſtand von einem Sturm auf die Südforts, deren gewaltſame Eroberung früher eine Zeit lang und zwar von verſchiedenen Seiten als nothwendig erachtet worden war.

13. Januar. Wegen andauernden Nebels war das Feuer von beiden Seiten mäßig. In der vorigen Nacht wurden von Abtheilungen der 21. Diviſion (XI. Armee-Corps) bei Meudon und vom II. baieriſchen Armee-Corps bei Clamart heftige Ausfälle der Franzoſen, die in einer Stärke von etwa 4000 Mann, meiſt Mobilgarden, aus ihren Stellungen in und hinter den Forts hervorbrachen, zurückgewieſen.

15. Januar. Nach ſchwerer Arbeit und vielen Anſtrengungen gelang es der Batterie Nr. 1 (St. Cloud) die am Point du jour etablirten franzöſiſchen Batterieen des Südbaſtions zum Schweigen zu bringen, um demnächſt das Feuer gegen die drei Batterieen im Nordbaſtion und gegen die Stadt fortzuſetzen. Preußiſche Geſchoſſe ſchlugen in der Gegend der Kirche Notre-Dame und des jardin des plantes ein.

16. Januar. Die Batterie Nr. 21 eröffnete ihr Feuer, um als Demolitionsbatterie gegen Hohlbauten im Fort Jſſy zu wirken.

17. und 18. Januar. Der Feind entwickelte eine große Thätigkeit in der Neuarmirung ſeiner Fronten und in Demaskirung von Geſchützen, welche er in Emplacements ſeiner Verſchanzungen unerwartet auftreten ließ. Wir nahmen den Kampf gegen dieſelben ſofort auf.

Während dieſer Kampf geführt wurde, vollzog ſich im Schloſſe zu Verſailles (am 18.) ein hiſtoriſcher Akt von weitgehendſter politiſcher Bedeutung: das deutſche Kaiſerthum wurde proklamirt. Wir unterbrechen unſre Darſtellung der kriegeriſchen Ereigniſſe, um bei den begleitenden Vorgängen in Kürze zu verweilen.

Die Proklamation des deutſchen Kaiſerthums im Schloſſe zu Verſailles.

18. Januar.

Die Proklamation des Kaiſerthums war nur der Schlußact von Ereigniſſen, die bis in den November des abgeſchloſſenen Jahres zurückreichten. Um dieſe Zeit bereits war der Gedanke einer Wiederherſtellung des »Reichs«, ſelbſtverſtändlich unter Führung Preußens, ausgeſprochen*) und die Zuſtimmung ſämmtlicher deutſcher Fürſten erwirkt worden. Daran anſchließend hatte am 10. Dezember eine Reichstags-Sitzung ſtattgefunden, in der beſchloſſen worden war, unter Vorantritt des Präſidenten Simſon, eine Deputation an König Wilhelm nach Verſailles zu ſchicken und dieſem die deutſche

---

*) Die Anregung war von Baiern ausgegangen, ſo daß dem Könige Ludwig II. die Ehre gebührt, während dieſer Zeit nationaler Erhebung durch ſeine Haltung beziehungsweiſe Initiative, zweimal dem Werke deutſcher Einheit in hohem Maße förderlich geweſen zu ſein: 1) durch ſeinen Entſchluß vom 20. Juli 1870 an Stelle einer bloßen Neutralität Baierns die Cooperation deſſelben treten zu laſſen (ſ. Band I. S. 58); 2) durch ſeinen Antrag auf Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſerthums. Das Schreiben an König Wilhelm, in dem er dieſen Antrag ſtellte, lautete wie folgt: »An des Königs von Preußen Majeſtät. Nach dem Beitritt Süddeutſchlands zu dem deutſchen Verfaſſungsbündniſſe werden die Ew. Majeſtät übertragenen Präſidialrechte über alle deutſchen Staaten ſich erſtrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Geſammtintereſſen des deutſchen Vaterlandes und ſeiner verbündeten Fürſten entſprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräſidium nach der Verfaſſung zuſtehenden Rechte durch Wiederherſtellung eines deutſchen Reiches und der deutſchen Kaiſerwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majeſtät im Namen des geſammten deutſchen Vaterlandes auf Grund der Einigung ſeiner Fürſten ausüben. Ich habe mich daher an die deutſchen Fürſten mit dem Vorſchlage gewendet, gemeinſchaftlich mit mir bei Ew. Majeſtät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präſidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutſchen Kaiſers verbunden werde. Sobald mir Ew. Majeſtät und die verbündeten Fürſten Ihre Willensmeinung kund gegeben haben, würde ich meine Regierung beauftragen, das Weitere zur Erzielung der entſprechenden Vereinbarungen einzuleiten. Ludwig.«

Kaiſerkrone anzutragen. Am 16. Dezember war die Deputation in Verſailles eingetroffen, am 18. vom König Wilhelm empfangen worden. Das entſcheidende Wort gehörte jener Stunde an. Aber es bedurfte noch einer öffentlichen Proklamirung des damals gleichſam »in engerem Kreiſe« Feſtgeſtellten und der 18. Januar, der Tag an dem vor 170 Jahren die Königs-Krone an das Haus Hohenzollern gekommen war, wurde auserſehn auch die Kaiſer-Krone vor aller Welt zu proklamiren.

Im Schloſſe zu Verſailles fand die entſprechende Feierlichkeit ſtatt. Wir geben einige Details.

Zur Einleitung der Feier war Abends vorher (am 17.) beſchloſſen worden, daß der Kronprinz ſich von ſeinem Hauptquartier Les Ombrages aus zu Pferde, gefolgt von ſeinem Stabe, in die Präfektur begeben und von hier aus ſeinen Königlichen Vater die Avenue de Paris entlang in das Schloß geleiten ſollte. Die ungünſtige Witterung jedoch verhinderte dieſen Feſtzug. Der Kronprinz fuhr daher, den Generallieutenant v. Blumenthal an ſeiner Seite und ſeine Adjutanten im Gefolge, die zum Hauptquartier commandirten Feldgensdarmen an der Spitze und einen Zug vom 2. ſchleſiſchen Dragoner-Regiment Nr. 8 als Cortége, nach dem Schloß, um hier in der Säulenhalle des öſtlichen Einganges, an der *»Treppe der Prinzen«*, ſeinen Erlauchten Vater zu empfangen. Dieſer traf um 12 Uhr, in der Uniform des 1. Garde-Regiments zu Fuß, mit dem Bande des Schwarzen Adler-Ordens und allen Kriegsorden geſchmückt, an eben dieſer Treppe ein, muſterte die Ehrenwache und ſchritt dann die Stufen zum erſten Stock hinan, bis zur »Galerie des Glaces«, die für dieſe Feierlichkeit auserwählt und dem entſprechend mit einem Altar, dazu mit zahlreichen Fahnen und Standarten geſchmückt worden war. Es befanden ſich hier: 5 Garde-Fahnen, eine vom 1. Garde-Regiment zu Fuß, 4 der Garde-Landwehr-Bataillone. V. Corps: 18 Fahnen und Standarten; I. baieriſches Corps 10; II. baieriſches Corps 8; VI. Corps 10; 21. Infanterie-Diviſion 5; außerdem von der 5. Cavallerie-Diviſion eine Standarte. Die Ehrenwache in der Cour d'honneur des Schloſſes vor dem Zugang zu den Pracht-Gemächern gab eine Compagnie des Königs-Grenadier-Regiments (2. weſtpreußiſches) Nr. 7, mit der Fahne des 1. Bataillons und der Regiments-Muſik, und dieſe Fahne wurde nach dem Eintritt des Königs ebenfalls in den großen Feſtſaal gebracht, um bei den übrigen auf dem haut pas bereits aufgeſtellten einzutreten. Rechts neben dem Altar ſtanden die Muſikchöre des Königs-Grenadier-Regiments wie der Regimenter 47 und 58. Der Liturgie-Sängerchor war aus den Militairmuſikern der in Verſailles cantonirenden Regimenter gebildet worden. Die aus der Zeit Ludwigs XIV. herrührenden Bilder und Inſchriften, alle Frankreich und den Abſolutismus verherrlichend, gaben eine ſeltſame Umrahmung für dieſen Wiedererſtehungstag eines durch Siege geeinigten Deutſchlands. Unmittelbar hinter dem Könige, der an der öſtlichen Langwand der »Galerie«,[*]) angeſichts des Altars, ſeinen Stand genommen hatte, befand ſich unter einem großen allegoriſchen Bilde die Inſchrift: »Le Roi gouverne par lui-même«. Rechts daneben: »Rétablissement de la navigation«, und links: »Rétablissement des finances«.

Folgende Fürſtlichkeiten wohnten der Feier bei: Der Kronprinz von Preußen und die preußiſchen Prinzen Carl und Adalbert; der Kronprinz von Sachſen; die Großherzoge von Baden, Sachſen, Oldenburg; die Herzoge von Sachſen-Koburg, Sachſen-Meiningen, Sachſen-Altenburg; die regierenden Fürſten von Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolſtadt; die Erbgroßherzoge von Sachſen, Schwerin, Strelitz, Oldenburg; die Erbherzoge von Anhalt, Sachſen-Meiningen; die Prinzen von Baiern: Otto, Luitpold, Leopold; der Prinz Georg von Sachſen; die Prinzen von Württemberg: Wilhelm, Eugen, Eugen Sohn, Auguſt; der Landgraf von Heſſen; der Erbprinz von Hohenzollern; die Fürſten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß; Prinz von Auguſtenburg, Croy, Reuß, Biron von Curland. Hinter den Fürſten und ihnen zur Seite ſtanden die Generale und Miniſter. An der Spitze des linken Flügels: der Bundeskanzler und der Hausminiſter Freiherr v. Schleinitz, rechts Staatsminiſter Delbrück, Wirklicher Geheimer Legationsrath Abeken, der Geheime Legationsrath v. Keudell, die Legationsräthe Graf Hatzfeld und L. Bucher, General v. Fabrice, Präfect v. Brauchitſch, die Generale Graf v. Moltke, v. Hinderſin, v. Boyén, v. Alvensleben (IV. Corps), v. Kirchbach (V. Corps), v. Tümpling (VI. Corps), v. Blumenthal, v. Stoſch, v. Podbielsky, v. Kamecke, Prinz Kraft v. Hohenlohe, v. Sandrart, v. Schmidt, v. Voigts-Rhetz, v. Loën, v. Hoffmann, v. Schimmelmann, Hausmann, v. Haacke, v. Schulz, Herkt, Henning v. Schönhoff, v. Schachtmeyer, v. Malachowski, Stein v. Kaminsky, die baieriſchen Generale v. Hartmann, v. Walther, v. Lutz, v. Bothmer, der württembergiſche General v. Baumbach, der badiſche v. Neubronn, der weimariſche v. Egloffſtein, der engliſche Militairbevollmächtigte General Walker, der ruſſiſche v. Guern, der baieriſche v. Freyberg, der württembergiſche v. Faber, der engliſche Abgeſandte Herr Odo Ruſſel.

---

[*]) Wir finden noch folgende Beſchreibung dieſer Galerie: »Die Galerie des Glaces iſt ein impoſanter Raum, wenn auch von unharmoniſchen Verhältniſſen, da die Länge von 220 Fuß der Breitendimenſion von 40 Fuß nur ſchlecht entſpricht. Die Vermeſſenheit des Heroenkultus, welchen das ſogenannte klaſſiſche Zeitalter mit den Königen Frankreichs trieb, indem es dieſelben, ähnlich wie die Dichter des römiſchen Imperiums, unter die olympiſchen Götter verſetzte, tritt in keinem Raum des Schloſſes üppiger hervor, als in dieſem Saale. Die Bilder des Plafonds zeigen in ſymboliſcher Darſtellung die Erniedrigung Hollands, Spaniens und vor Allem Deutſchlands während der Kriege Ludwigs XIV. Das Mittelbild, unter dem bei der Feier des 18. Januar der Gottesdienſt celebrirt wurde, zeigt die »Fastes des puissances voisines«. Holland, Spanien und Deutſchland gekettet, in der Mitte der König von Frankreich thronend, umgeben von den Grazien und den Göttinnen der Weisheit und Tapferkeit, zu ſeinen Füßen die Genien ſpielend.«

Zum Texte der Weihrede, welche dem Halleluja, nach Verleſung des ganzen 21. Pſalms folgte, hatte der Diviſions-Prediger Rogge das apoſtoliſche Schriftwort gewählt: »Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, dem Unſichtbaren und allein Weiſen ſei Ehre und Preis in Ewigkeit!« Er führte ſeine Rede dahin aus, daß er »ein ſtetes Gedenken an die Ehre Gottes« gerade an dieſem Tage, an dieſem Ort und bei dieſem Werke, allen Anweſenden ans Herz legte und dabei auf das Mene tekel upharsin an den Wänden und in dem Prachtſchmuck dieſer Räume hinwies. Die Rede, gehoben durch Ereigniß und Umgebung, verfehlte nicht eines tiefen Eindrucks.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes begab ſich König Wilhelm auf den haut pas am Nordende des Saales, wo nunmehr ſämmtliche Fürſtlichkeiten vor den im Halbkreiſe aufgeſtellten Fahnen und Standarten ihren Platz nahmen. Der König ließ die Fahnen des 1. Bataillons 1. Garde-Regiments zu Fuß, die Fahnen des 2. Bataillons (Stettin) 1. Garde-Landwehr-Regiments und die 3 Fahnen ſeines eigenen Grenadier-Regiments (2. weſtpreußiſches) Nr. 7 vor und unmittelbar hinter ſich treten. Die erſtere repräſentirte die Zeit ſeines Eintritts in die Armee und es war dies dieſelbe Fahne, in welche, bei Verleihung derſelben, der junge Prinz Wilhelm einen Nagel eingeſchlagen; die Garde-Landwehr-Fahne repräſentirte die langjährige Führung des Bataillons als erſter Commandeur deſſelben und die 3 Grenadier-Fahnen, arg zerſchoſſen und nur noch mühſam von ehrenden Silberſpangen zuſammengehalten, die Thaten der Armee während des jetzigen Krieges. An die deutſchen Souveräne und Fürſten gerichtet, hielt nun der König folgende Anſprache: »Durchlauchtigſte Fürſten und Bundesgenoſſen! In Gemeinſchaft mit der Geſammtheit der deutſchen Fürſten und freien Städte haben Sie Sich der von des Königs von Baiern Majeſtät an Mich gerichteten Aufforderung angeſchloſſen, mit Wiederherſtellung des deutſchen Reiches die deutſche Kaiſerwürde für Mich und Meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, durchlauchtigſte Fürſten, und Meinen anderen hohen Bundesgenoſſen bereits ſchriftlich Meinen Dank für das Mir kundgegebene Vertrauen und Meinen Entſchluß ausgeſprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leiſten. Dieſen Entſchluß habe Ich gefaßt in der Hoffnung, daß es Mir, unter Gottes Beiſtande, gelingen werde, die mit der Kaiſerlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutſchlands zu erfüllen. Dem deutſchen Volke gebe Ich Meinen Entſchluß durch eine heute von Mir erlaſſene Proklamation kund, zu deren Verleſung Ich Meinen Kanzler auffordere.«

Kanzler Graf Bismarck las nunmehr folgende Proklamation: »An das deutſche Volk. Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen, nachdem die deutſchen Fürſten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herſtellung des deutſchen Reiches die ſeit mehr denn 60 Jahren ruhende deutſche Kaiſerwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfaſſung des deutſchen Bundes die entſprechenden Beſtimmungen vorgeſehen ſind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinſame Vaterland betrachtet haben, dieſem Rufe der verbündeten deutſchen Fürſten und Städte Folge zu leiſten und die deutſche Kaiſerwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unſere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiſerlichen Titel in allen Unſeren Beziehungen und Angelegenheiten des deutſchen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutſchen Nation gegeben ſein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer ſegensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiſerliche Würde in dem Bewußtſein der Pflicht, in deutſcher Treue die Rechte des Reichs und ſeiner Glieder zu ſchützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutſchlands, geſtützt auf die geeinte Kraft ſeines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen ſie an in der Hoffnung, daß dem deutſchen Volke vergönnt ſein wird, den Lohn ſeiner heißen und opfermuthigen Kämpfe im dauernden Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die ſeit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unſern Nachfolgern an der Kaiſerkrone wolle Gott verleihen, all Zeit Mehrer des deutſchen Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.«

Nach Verleſung dieſer Proklamation trat der Großherzog von Baden vor und rief: »Es lebe Seine Majeſtät der König und deutſche Kaiſer Wilhelm hoch!«

Unter den Klängen der Volkshymne ſtimmte die Verſammlung drei Mal in dies Lebehoch ein. Der Kaiſer umarmte dann den Kronprinzen, der, als Erſter der Reichsmannen, das Knie vor ihm gebeugt hatte, dann den Prinzen Carl und die ihm perſönlich verwandten Fürſten. Darauf ließ der Kaiſer die Deputationen der Offiziere an ſich vorüber paſſiren und ging an den Reihen der im Saale aufgeſtellten Truppen entlang. Die Muſikcorps hatten ſich inzwiſchen in dem an die Galerie öſtlich anſtoßenden »Friedensſaal« (Salle de la paix) aufgeſtellt. Sie begrüßten den König und Kaiſer, als Derſelbe von den Prinzen, Fürſten und Generalen begleitet, den Feſtraum verließ, mit dem Hohenfriedberger Marſch. Die Offiziere folgten dem König; die Fahnen wurden von den begleitenden Mannſchaften in Empfang genommen. Ein Diner im Präfektur-Saal beſchloß die Feier. Den Deputationen, die Nachmittags Verſailles wieder verließen, gab der Kaiſer ein Feſtmahl im Hotel de France.

So verlief der 18., der Tag der Kaiſer-Proklamation. Die Beſchießung der Forts, von der Südfront aus, hatte, während ſich die Feier vollzog, angedauert, doch war es im Uebrigen zu keinem ernſteren Rencontre gekommen. Ein ſolches brachte erſt der 19. Der erſte Tag des neuen deutſchen Kaiſerthums war ein Kampfestag, aber, glückverheißend, auch ein Tag des Sieges. Wir wenden uns dieſem Ereigniß, der letzten Action vor Paris, in Nachſtehendem zu. Es war die Schlacht am Mont-Valérien, von den Franzoſen gemeinhin die Schlacht bei Buzanval geheißen.

Die Schlacht am Mont-Valérien

20. Januar.

Die Stimmung in Paris forderte einen erneuten Verſuch, den einſchließenden Eiſenzirkel zu durchbrechen und den zum Entſatz der Hauptſtadt heranziehenden Armeen (man träumte namentlich von Siegen Chanzy's) die Hand zu reichen. Trochu, perſönlich von der Erfolgloſigkeit dahin abzielender Schritte überzeugt, glaubte nichtsdeſtoweniger, und zwar vorwiegend aus politiſchen Gründen, der allgemeinen Forderung nachgeben zu müſſen und beſchloß am 19. früh den Angriff. Folgende Proklamation, ein Phraſen-Meiſterſtück, gab den Pariſern Kenntniß davon: »Bürger! Der Feind tödtet unſre Weiber und Kinder; ſeine Geſchütze donnern Tag und Nacht; er überſchüttet unſre Hospitäler mit ſeinen Granaten. Ein Schrei »zu den Waffen« ringt ſich aus unſer aller Bruſt.

Diejenigen unter uns, die bevorzugt ſind, ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes einſetzen zu können, marſchiren gegen den Feind; diejenigen, die daheim bleiben, werden ſich, durch Opferfreudigkeit und Entbehrungen, des Heldenthums ihrer Brüder, auf die ſie mit Neid blicken, am würdigſten zeigen.

Dulden und ſterben wenn es ſein muß, aber ſiegen!

Es lebe die Republik.«

Der Durchbrechungsverſuch richtete ſich diesmal gegen Weſten, traf alſo das V. Corps und war im Weſentlichen — nur mit mehr Ernſt und weitaus größeren Kräften ausgeführt — eine Wiederholung des Kampfes vom 21. October (Tag von Malmaiſon). Das Terrain war daſſelbe: die durch eine Seine-Schleife gebildete Halbinſel von Gennevilliers, aus deren Mitte ſich der Mont-Valérien erhebt. Wieder, wie am »Tage von Malmaiſon- handelte es ſich um die einen Höhenzug bildende Linie Bougival-St. Cloud, die wie ein Riegel die vorgenannte Halbinſel nach Süden zu ſchließt, wieder endigte der Tag damit, daß der Angriff abgewieſen, die Linie durch unſer V. Corps behauptet wurde.

Wir ſchreiten jetzt zu den Einzelnheiten des Kampfes, zunächſt den Gegner bei ſeinem Aufmarſch begleitend.

Die Concentrirung ſeiner für den Angriff beſtimmten Truppen hatte bereits am 18. ſtattgefunden; am 19. früh überſchritten 85,000 Mann, unter Benutzung dreier Brücken, bei Neuilly und Asnières, die Seine, ſchwenkten links und avancirten in drei großen Colonnen. Dieſe drei großen Colonnen, die beſtimmt waren, ſich angeſichts des Feindes wieder in kleinere Angriffskörper zu theilen, hatten folgende Namen, Zuſammenſetzungen und Aufgaben.

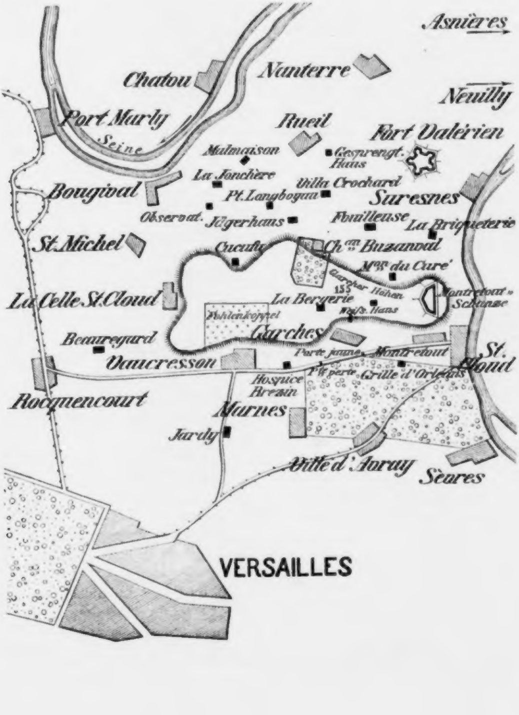
Rechte Flügel-Colonne, **General Ducrot**. Sie beſtand aus 10 Linien-Regimentern, 6 Mobilgarden-Bataillonen und 6 Regimentern mobiliſirter Nationalgarde. Geſammtſtärke: 27,500 Mann. Aus ihnen wurden zwei Nebencolonnen (ſiehe die Karten auf S. 764 und S. 765) und eine Hauptcolonne gebildet. Dieſe Hauptcolonne, 12 Bataillone ſtark, war angewieſen bei Villa Crochard ſich zu theilen und mit der einen Hälfte ihrer Streitkräfte gegen Chateau Buzanval, mit der andern Hälfte gegen die wichtige, auf die Cucufa-Schlucht hinführende Porte Longboyau vorzudringen. Reuſſirte Ducrot an dieſer Stelle (Porte Longboyau), ſo war unſre Aufſtellung durchbrochen und konnte von links und rechts her im Rücken gefaßt werden.

Centrums-Colonne, General Bellemare. Beſtand aus 5 Linien-Regimentern, 17 Mobilgarden-Bataillonen und 8 Regimentern mobiliſirter Nationalgarde. Geſammtſtärke: 34,500 Mann. Dieſer Colonne lag es ob gegen die öſtliche Hälfte des geſammten Hügelzuges („die Garcher Höhen“) vorzudringen und während dieſes Vorgehns, in drei kleinere Truppenkörper ſich theilend, die Mauern von Buzanval, den Punkt 155 und La Maiſon du Curé gleichzeitig anzugreifen.

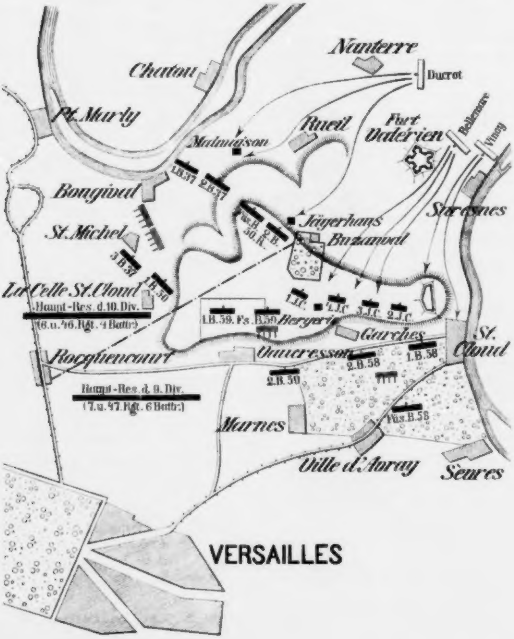
Linke Flügel-Colonne, General Vinoy. Beſtand aus 4 Linien-Regimentern, 9 Mobilgarden-Bataillonen und 5 Regimentern mobiliſirter Nationalgarde. Geſammtſtärke: 22,500 Mann. Angriffslinie über Sureſnes und Briqueterie. Ihr war die Montretout-Schanze, und Wegnahme dieſer, die Villa Pozzo di Borgo ſammt der Villa Zimmermann als Ziel angewieſen. Ein ſich abzweigendes, ſcharf an der Seine hin vordringendes Seiten-Detachement ſollte ſich gleichzeitig der bereits zu St. Cloud gehörigen Häuſer Bearn und Armengaud bemächtigen.

Im Einklang mit dieſen Weiſungen wurde verfahren, nur verſah es die Colonne Ducrot in der Zeit. Während am linken Flügel ſowohl wie im Centrum, ſpäteſtens gegen 8 Uhr der Angriff begann, kam es am rechten Flügel erſt nach 10 Uhr zum Gefecht. Dies war von Wichtigkeit. Gerade an der wichtigſten Stelle (Porte Longboyau) konnte in Folge dieſer Verſpätung von einer Ueberraſchung nicht länger die Rede ſein. Wir hatten mittlerweile Zeit gefunden, wie überall, ſo namentlich auch an dieſem Punkte, unſre Defenſivkraft zu verſtärken.

[Die nebenſtehende Karte giebt die Angriffslinien des Feindes].


Asnières
Chatou
Nanterre
Neuilly
Port Marly
Seine
Rueil
Fort Valerien
Malmaison
Gesprengt. Haus
La Jonchère
Villa Crochard
Bougival
Pt. Langboyau
Suresnes
Observat.
Jägerhaus
Fouilleuse
La Briqueterie
St. Michel
Cucufa
Chau Buzanval
Mon du Curé
Garcher Höhen
155
La Celle St. Cloud
La Bergerie
Montretout-Schanze
Fohlenkoppel
Weiss. Haus
Garches
Beauregard
Porte jaune
Montretout
St. Cloud
Vaucresson
Pte perte
Grille d'Orléans
Hospice Brezin
Rocquencourt
Marnes
Jardy
Ville d'Avray
Sèvres
VERSAILLES

Wir wenden uns nun den dieſſeitigen Vorgängen zu. Um 8 Uhr lauteten noch die Meldungen: »Kein Feind in Sicht.« Aber um 9 bereits ſprengte ein Dragoner auf ſchäumendem Pferde nach Verſailles hinein und überbrachte die Nachricht, daß acht Bataillone gegen die Stellung der 9. Diviſion im Anmarſch wären. Dieſe Nachricht kam vom Oberſten Eyl, Commandirenden des Regiments 59. Nun folgten die Meldungen von Minute zu Minute. Ehe eine Viertelſtunde um war, wußte man in Verſailles, daß unſre Geſammtſtellung zwiſchen Bougival und St. Cloud von 42 Bataillonen


Nanterre
Chatou
Ducrot
Pt. Marly
Rueil
Fort Valerien
Bellemare
Vinoy
Malmaison
1.B.37
2.B.37
Bougival
Suresnes
Jägerhaus
Buzanval
St. Michel
Fs.B 50.R.
2.B.
3.B.37
1.B.50
La Celle St. Cloud
Haupt-Res. d. 10. Div.
(6. u. 46. Rgt. 4 Battr.)
1.J.C.
4.J.C.
3.J.C.
2.J.C.
1.B.59.
Fs.B.59
Bergerie
Garches
St. Cloud
Rocquencourt
Vaucresson
2.B.58
1.B.58
2.B.59
Haupt-Res. d. 9. Div.
(7. u. 47. Rgt. 6 Battr.)
Marnes
Füs.B.58
Ville d'Avray
Sevres
VERSAILLES

bereits angegriffen, oder doch unmittelbar bedroht ſei. Zahlreiche Batterieen*) unterſtützten das Vorgehn des Feindes, das beſonders gegen die Linie Buzanval-Montretout mit Raſchheit und Präciſion erfolgte. Weiter nordweſtlich (Linie Buzanval-Malmaiſon) entwickelten ſich erſt die Bataillone.

Auf dieſe Meldungen hin wurde ſeitens des commandirenden Generals v. Kirchbach die Concentrirung der Hauptreſerven beider Diviſionen angeordnet:

Hauptreſerve der 9. Diviſion auf dem Plateau von Jardy;
Hauptreſerve der 10. Diviſion auf dem Plateau von Beauregard.

Kaiſer Wilhelm begab ſich nach Porte Marly, um, vom Aquadukt aus, den Gang der Schlacht zu beobachten.

Unſre Stellung um dieſe Tagesſtunde (9½) war die folgende:

9. Diviſion: Linie Buzanval-St. Cloud.**)

Rechter Flügel der Diviſion.

1. Bataillon 58 zwiſchen St. Cloud und Grille d'Orleans;
2. Bataillon 58 zwiſchen Grille d'Orleans und Porte verte (bei Porte Jaune);
Füſilier-Bataillon 58, etwas rückwärts im Park von St. Cloud.
1. ſchwere Batterie im Geſchütz-Emplacement bei Porte Jaune, im Park von St. Cloud.

Linker Flügel der Diviſion.

1. Bataillon 59, in Front der Straße St. Cloud-Rocquencourt, auf der Fohlenkoppel;
2. Bataillon 59 an der Straße dahinter, bei Hospice-Brezin;
Füſilier-Bataillon 59, rechts neben dem 1. Bataillon auf der Wilhelmshöhe;
1. leichte Batterie im Geſchütz-Emplacement bei Hospice-Brezin.

Hauptreſerve der Diviſion:

Königs-Grenadier-Regiment }
Regiment Nr. 47 } auf dem Plateau von Jardy.
Sechs Batterieen }

---

*) Wie viele Batterieen der Feind im Lauf des Tages in die Front brachte, iſt nicht beſtimmt anzugeben. Die Feuer-Linie ſeiner Artillerie ging am linken (feindlichen) Flügel von La Briqueterie bis La Fouilleuſe; am rechten Flügel ſtanden ſechs Batterieen zu beiden Seiten des »geſprengten Hauſes«. Beſonders läſtig, zumal für unſre Reſerven, machte ſich das Feuer vom Mont-Valérien aus. Einzelne ſeiner Rieſenkanonen — darunter die »große Valerie« wie ſie von unſren Soldaten genannt wurde — warfen ihre Geſchoſſe bis über St. Michel hinaus, faſt eine deutſche Meile.

**) Die vorderſte Linie der Diviſion hatte das 5. Jäger-Bataillon inne: 2. Compagnie in Front der Grille d'Orleans, 3. Compagnie in Front von Porte Jaune, 4. Compagnie in Front von Porte verte, 1. Compagnie bei La Bergerie.

10. Diviſion: Linie Buzanval-Malmaiſon.

Rechter Flügel der Diviſion.
2. Bataillon 50 zwiſchen Buzanval und dem Jägerhäuschen;
Füſilier-Bataillon 50 zwiſchen dem Jägerhäuschen und Porte Longboyau.

Linker Flügel der Diviſion.
2. Bataillon 37 bei La Jonchère.
1. Bataillon 37 links rückwärts auf Bougival zu.

Spezial-Reſerve der Diviſion:
1. Bataillon 50 }
3. Bataillon 37 } auf dem Plateau von La Celle St. Cloud.
5. ſchwere und 5. leichte Batterie auf dem Plateau von St. Michel.*)

Hauptreſerve der Diviſion:
Grenadier-Regiment Nr. 6 }
Infanterie-Regiment Nr. 46 } auf dem Plateau von Beauregard.
Vier Batterieen }

Das Gefecht gegen die 9. Diviſion.

Linie Buzanval-St. Cloud. Bis 10.

Centrum und linker Flügel des Feindes, angeſichts unſrer Linie Buzanval-St. Cloud in fünf kleinere Colonnen**) ſich theilend, gingen bei Tagesanbruch zum Angriff vor und dirigirten ſich ziemlich gleichzeitig
gegen die Nordoſt-Ecke von St. Cloud,
gegen die Montretout-Schanze,
gegen La Maiſon du Curé,
gegen Punkt 155 und
gegen die Mauer von Buzanval.

Unſre Vorpoſten — nur einzelne Jäger-Abtheilungen — waren weitaus zu ſchwach dieſem Anſturm zu widerſtehn; ſie wurden geworfen und vor Ablauf einer Viertelſtunde befand ſich nicht nur das Vorterrain, ſondern die ganze erſte Linie unſrer Aufſtellung »die Garcher Höhen« in Händen des Feindes. Nur die Montretout-Schanze ſogleich zu beſetzen, gelang ihm nicht. Kurz vor Beginn des Gefechtes hatten ſich einige Offizier-Patrouillen in unmittelbarer Nähe befunden und waren, bei Anſichtigwerden des Feindes, zur Verſtärkung des innerhalb der Schanze ſtationirten Jägerpoſtens herbeigeeilt. Ziemlich gleichzeitig mit ihnen waren 40 Mann vom Regiment Nr. 58 unter Lieutenant v. Kauffungen eingetroffen. Dadurch hatte ſich die ſchwache Beſatzung der Schanze bis auf 80 Mann und 5 Offiziere geſteigert. Lieutenant v. Kauffungen übernahm das Commando. Dieſer kleinen Schaar gelang es, ſich beinah anderthalb Stunden lang gegen die Angriffe einer ganzen Brigade zu halten. Erſt nachdem die Schanze umgangen und ein ſeitwärts gelegener Häuſercomplex durch Abtheilungen des Feindes beſetzt worden war, beſchloß Lieutenant v. Kauffungen, deſſen kleine Schaar ſich mittlerweile verſchoſſen hatte, den Rückzug. Die Offiziere und Unteroffiziere an der Spitze, ſuchte man den Weg nach der Rue impériale zu gewinnen. Aber nur der kleineren Hälfte gelang es; der vom Regen aufgeweichte Boden, nicht minder der ſchmale Abzugsweg, hinderten die Freiheit der Bewegung und einige funfzig Mann, mit ihnen ein ſchwerverwundeter Vice-Feldwebel (ſpäter in Paris verſtorben) geriethen in Gefangenſchaft. Nichtsdeſtoweniger zählt die tapfre Vertheidigung dieſer Schanze mit unter den Haupturſachen, die das feindliche Unternehmen ſcheitern machten. General Vinoy, in ſeinem mehrcitirten Werke Le Siège de Paris, ſpricht dies wenigſtens mittelbar aus. Er vertritt die Anſicht, daß eine Armirung der Montretout-Schanze mit franzöſiſchem Geſchütz, wenn dieſelbe vor Eintreffen der preußiſchen Batterieen bei Porte Jaune und auf der »Wilhelmshöhe« (Hoſpice-Batterie) hätte ſtattfinden können, dem Gefecht bei St. Cloud eine andre Wendung gegeben haben würde. Als die Schanze ſchließlich genommen war (10 Uhr), war es zu ſpät. Ueberlegene Geſchützeskräfte ſtanden ihr bereits gegenüber und die Armirung unterblieb überhaupt.

---

*) Hier trafen ſpäter noch zwei Batterieen der Garde-Landwehr-Diviſion, ſo wie zwei Bataillone eben dieſer Diviſion als Spezial-Bedeckung ein. [Eine Batterie des IV. Armee-Corps wirkte, etwa um dieſelbe Zeit, von Chatou aus, am andern Seine-Ufer, mit.]

**) Wie ſtark dieſe Colonnen waren, haben wir nicht erfahren können; die franzöſiſchen Berichte, ſoweit ſie uns vorlagen, nennen zwar einzelne Truppentheile, bringen aber keine Zahlenangaben.

Von gleicher Bedeutung wie der Widerſtand, den die Montretout-Schanze leiſtete, war der Widerſtand der Bergerie; inſoweit noch bedeutungsvoller, als er dieſſeitig von Erfolg begleitet war. Hier zuerſt brach ſich der Anſturm des Feindes an der glänzenden Haltung der 1. Compagnie vom 5. (Görlitzer) Jäger-Bataillon. Drei Bataillone gingen hier vor, um, nach theilweiſer Beſitzergreifung des in der Tiefe gelegenen Dorfes Garches, ſich auch der hochgelegenen Bergerie-Poſition zu bemächtigen. Aber wie der erſte, bereits bald nach 9 Uhr erfolgende Angriff zurückgewieſen wurde, ſo alle folgenden.*) Rechts rückwärts ſtehende Abtheilungen, theils der 4. Jäger-Compagnie, theils des 2. Bataillons 58, namentlich aber die zwölf, zuerſt auf dem Actionsfelde erſcheinenden Geſchütze der Porte-Jaune- und der Hospice-Batterie, wirkten zu dieſem Reſultate mit.

---

*) Bei dieſen Angriffen gegen die Bergerie-Poſition zeichnete ſich das 16. Regiment der mobiliſirten National-Garde ganz beſonders aus. Es beſtand aus vier Bataillonen: dem 69., dem 72., einem Montmartre-Bataillon und einem Bataillon aus dem Faubourg St. Honoré. Sie kamen alle ins Feuer, hielten Stand und hatten große Verluſte. Ganz beſonders das 69. Bataillon, das aus jungen Leuten des reichen 8. Arrondiſſements gebildet

Um 10 Uhr kam das Infanterie-Gefecht auf der ganzen Linie Buzanval-St. Cloud zum Stehen; nur im nördlichen Theile der Stadt ſelbſt führte das 1. Bataillon 58, Hauptmann Werneke, den ſeit 9 Uhr daſelbſt begonnenen Häuſerkampf mit wechſelndem Erfolge weiter. Im Uebrigen ging der Kampf von nun ab auf die Artillerie über und wurde erſt im Laufe des Nachmittags von der Infanterie wieder aufgenommen. Wir kommen darauf zurück.

Das Gefecht gegen die 10. Diviſion.

Linie Buzanval-Malmaiſon von 10 bis 2½.

Der feindliche rechte Flügel, General Ducrot, richtete ſich, wie bereits auf S. 763 hervorgehoben, mit drei Colonnen gegen die Linie Buzanval-Malmaiſon. Ihr Angriff ſollte gleichzeitig mit dem gegen die 9. Diviſion erfolgen; eintretende Marſchhinderniſſe ſchufen aber eine nicht unerhebliche Verzögerung und erſt um 10 Uhr wurden unſre vorgelegenſten Punkte von ihnen erreicht. Die von Dorf und Bahnhof Rueil aus ſich vorbewegenden, die Stärke von drei bis vier Bataillonen nicht überſteigenden Nebencolonnen ſuchten Malmaiſon und La Jonchère, alſo das Defilé an der Seine hin, zu gewinnen, während die Hauptcolonne, in Stärke von zwölf Bataillonen, ihren Anſturm gegen Chateau Buzanval und die Porte Longboyau richtete. Ueber die Wichtigkeit dieſer letztern Poſition haben wir bereits auf Seite 763 geſprochen. Den Eingang in die Schlucht hier, die ſich dann ſpäter als »Cucufa-Schlucht« durch die Hügelreihen hinzieht, deckt das ſogenannte »Jägerhäuschen« und um den Beſitz dieſes Häuschens wurde vier Stunden lang geſtritten. Hier hielt zunächſt ein Halb-Bataillon (6. u. 7. Compagnie) 50. Regiments, ſelbſtverſtändlich zu ſchwach, dem umfaſſenden Angriff zu begegnen. Schon waren ſtarke feindliche Abtheilungen bis an die Grenzmauer zwiſchen dem Walde von Buzanval und dem der Vacherie de St. Cucufa vorgedrungen, als das Eintreffen eines zweiten Halb-Bataillons obengenannten Regimentes die unmittelbar drohendſte Gefahr abwandte. Es waren dies die 9. und 12. Compagnie unter Hauptmann v. Boguslawski.

war. Sie trugen kaſtanienbraune Kapuzen und hießen deshalb »les Marrons«. Dieſem 69. Bataillon gehörte auch Henri Regnault an, Sohn des ausgezeichneten Chemikers gleiches Namens, er ſelbſt einer der eminenteſten jüngeren Maler der Hauptſtadt. Sein letztes Bild ſtellte, überlebensgroß, eine orientaliſche Hinrichtung dar. Der Henker hat eben das Haupt herabgeſchlagen, das nun zu Füßen einer Marmortreppe liegt. Ein Blutſtreif über die Stufen hin. Der Henker zieht ſein Schwert durch den Mantel, um es wieder zu ſäubern. Das Ganze viel angefochten und ſchreckhaft, aber doch von großer Wirkung, jedenfalls voll glänzender Technik. Er galt als ein Talent erſten Ranges. Erſt 27 Jahre alt, wurde er vor der Parkmauer von Buzanval tödtlich getroffen.

Durch eine von Verhauen geſchützte Lücke jener Grenzmauer vordringend, warf er den Feind aus den dem »Jägerhäuschen« zunächſt gelegenen Theilen des Waldes von Buzanval hinaus, beſetzte die äußere Mauer eben dieſes Waldes, und ſah ſich in der Lage einen gleich darauf erfolgenden Frontal-Angriff neuer franzöſiſcher Bataillone abweiſen zu können. In dichten Schützenſchwärmen kamen dieſe heran, wurden aber, auf 300 Schritt, mit einem ſo heftigen, aus guter Deckung abgegebenen Feuer begrüßt, daß ſie umdrehten und auch durch die nachfolgenden Colonnen nicht mehr zum Angriff fortgeriſſen werden konnten. Dieſe Colonnen ſelbſt geriethen ins Schwanken, gaben ein wirkungsloſes Feuer ab und wandten ſich, ohne daß der Zuruf ihrer Offiziere etwas vermocht hätte, eiligſt und unter bedeutenden Verluſten zur Flucht. Das rechtzeitige Erſcheinen des Hauptmanns v. Boguslawski an dieſer Stelle hatte eine große Gefahr beſeitigt.*)

Freilich nur momentan. Denn der Feind, feſt entſchloſſen bei der Porte Longboyau behufs Tournirung unſrer Geſammt-Stellung durchzubrechen, wiederholte mehrfach ſeine Anſtrengungen, uns das »Jägerhäuschen« zu entreißen. Nicht vor 2 Uhr jedoch ſchritt er zur Erneuerung eines Haupt-Angriffs gegen daſſelbe. Artillerie- und Mitrailleuſen-Feuer leitete dieſes Vorgehen ein; einzelne Granaten trafen das Jägerhäuschen, andere legten die Mauer daneben nieder und verurſachten uns empfindliche Verluſte. Nun erſt, nachdem er unſre Linie hinreichend erſchüttert glaubte, führte General Ducrot ſeine Reſerven zum entſcheidenden Stoße vor. Neuformirte Schützenlinien vorauf, gefolgt von geſchloſſenen Bataillonen, ſo ſtürmten die Colonnen bis auf 200 Schritt heran. Jetzt aber Schnellfeuer von Seiten der Unſren, und daſſelbe Bild, das der 10 Uhr-Angriff gewährt hatte, wiederholte ſich. Die Schützenlinien prallten zurück, und riſſen die aufſchließenden Bataillone mit in ihre Flucht hinein. Die Kraft des Feindes war erlahmt; er ſtand von weiteren Verſuchen ab. 2½ Uhr.

Dieſſeitige Offenſive.

Die 9. Diviſion erobert die verloren gegangene Poſition (die Garcher Höhen) zurück. 2½ bis 10 Uhr.

Um 2½ Uhr ſtanden die Dinge auf der ganzen Linie ſo, daß wir am dieſſeitigen rechten Flügel, Linie Buzanval-St. Cloud, von einigen gleichgültigeren Punkten abgeſehn, die wichtigen Poſitionen: Montretout-Schanze und Garcher Höhen,

---

*) General v. Kirchbach, Commandirender des V. Armee-Corps, war dem Gange dieſes Gefechts vom »Obſervatorium« aus, das ſich ſeit Mitte October in der Villa Gerard im Bois Beranger befand, gefolgt. Um 12½ Uhr verließ er es, um ſich nach der Hospice-Batterie zu begeben. Kurze Zeit darauf wurde das Obſervatorium von mehreren Granaten getroffen und zerſtört; Lieutenant v. Malachowski und Vice-Feldwebel Dr. Genthe, beide vom 37. Regiment, die ſeit Monaten den Dienſt in demſelben verſahen, blieben ungetroffen. Eine Ordonnanz wurde getödtet, die Apparate zerſtört.

am dieſſeitigen linken Flügel aber, Linie Buzanval-Malmaiſon, nichts verloren hatten.

Dies relativ günſtige Reſultat verdankten wir zu erheblichem Theile dem prompten Erſcheinen und Eingreifen unſrer Artillerie, die von 10 Uhr ab mit zwei, von 11 an mit vier, von 1 Uhr ab mit acht Batterieen*) nicht nur die lange Geſchützlinie des Feindes zwiſchen Suresnes und Fouilleuſe, ſondern vor allem auch ſeine Infanterie-Poſitionen bekämpfte. Nichtsdeſtoweniger mußte man ſich dieſſeits in den erſten Nachmittagsſtunden bereits überzeugen, daß die Ueberlegenheit unſrer Artillerie nicht ausreichen werde, den Feind zu einer mehr oder minder freiwilligen Räumung des von ihm eroberten Terrainabſchnitts zu bewegen. General v. Sandrart, Commandirender der 9. Diviſion, beſchloß alſo durch Infanterie-Angriffe die am dieſſeitigen rechten Flügel verloren gegangenen Haupt-Punkte: die Montretout-Schanze und die Garcher Höhen wieder zu nehmen. Kurz vor Beginn dieſer Offenſive erſchien der Kronprinz in der Hospice-Batterie, um ſich perſönlich über den Stand der Schlacht zu informiren.

[Infanterie-Angriff gegen die Garcher Höhen.] Dieſer Infanterie-Angriff, der um 3½ Uhr begann, traf, wie ſich aus dem Laufe des Gefechts und ſpäter aus franzöſiſchen Berichten ergab, mit einem Offenſivſtoße des Feindes zuſammen. Die dieſſeitigen Sturmcolonnen, theils nach vorausgegebener Ordre, theils erſt während des Gefechtes ſich bildend, hatten folgende Zuſammenſetzung:

Linker Flügel.	Centrum.	Rechter Flügel.
10. und 11. Compagnie 59. Regiments unter Major Cumme.	(Hauptcolonne unter Führung des Oberſten v. Cöthen.) 5. und 8. Compagnie 59. Regiments. 4. Jäger-Compagnie. Füſilier-Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment.	3. Jäger-Compagnie. 9. Compagnie 59. Regiments.
Füſilier-Bataillon 47 unter Hauptmann Maſuch.	1. Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment.	

---

*) Von dieſen acht Batterieen feuerten: 3 ſchwere vom Park von St. Cloud, 2 leichte vom Hospice Brezin, 1 leichte von der Fohlenkoppel, 1 ſchwere und 1 leichte von St. Michel aus.

Von dieſen drei Colonnen avancirten die Flügel-Compagnieen (das Füſilier-Bataillon 47 wurde vorläufig noch zurückbehalten) einerſeits gegen die obere Buzanval-Mauer, andrerſeits gegen die linke Flanke der Montretout-Schanze, während die Hauptcolonne, im Centrum, die Garcher Höhen in der Front faßte.

Dieſer Hauptcolonne folgen wir zunächſt. Oberſt v. Cöthen nahm die 4. Jäger-Compagnie, ſo wie das Füſilier-Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment in die erſte Linie, debouchirte aus Garches und drang in fünf Strahlen gegen die Garcher Höhen vor. Von außerordentlich heftigem Feuer empfangen, ſtockte der Angriff in halber Höhe des Abhangs und ein hinhaltendes Schützengefecht trat an ſeine Stelle. In dieſem ziemlich kritiſchen Augenblick wurde, zur Neubelebung des Angriffs, das eben in Garches eingetroffene 1. Bataillon der Königs-Grenadiere, Hauptmann Malotki v. Trzebiatowsky, vorgezogen und ſtürmte den Abhang hinauf. Von links her griff eben jetzt das Füſilier-Bataillon 47 in den Gang des Gefechtes ein, während von rechts her die vorgenannte Seitencolonne (3. Jäger-Compagnie und 9. Compagnie 59) deren eigentliches Ziel die linke Flanke der Montretout-Schanze war, den Angriff unterſtützte. Dieſem à tempo Vorſtoß wich der Feind; unter dem Hurrah ſämmtlicher Compagnieen wurden die Garcher Höhen, auf der ganzen Strecke von der Bergerie bis zur Kiesgrube in Front von Porte jaune, wiedergenommen. Der Feind wich; nur die obere Buzanval-Mauer blieb vorläufig noch in ſeinen Händen. 5 Uhr.

[Infanterie-Angriff gegen die Montretout-Schanze.] Auch hier, nach Analogie des Sturmes gegen die Garcher Höhen, wurde in drei Colonnen vorgegangen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß der linke Flügel der gegen die Montretout-Schanze und der rechte Flügel der gegen die Garcher Höhen operirenden Truppentheile ein und dieſelbe Colonne war. Das Bild geſtaltete ſich danach an dieſer Stelle wie folgt:

Linker Flügel	Centrum.	Rechter Flügel.
3. Jäger-Compagnie, Hauptmann Nolte. 9. Compagnie 59, Hauptmann Jänſch.	(Commandirender Hauptmann v. Strantz vom 5. Jäger-Bataillon.)	(Commandirender Hauptmann Wernecke vom 58. Regiment.)
	2. Jäger-Compagnie. 7. u. 10. Compagnie 58. 12. Compagnie 59.	1., 4. und 12. Compagnie 58. 6. Compagnie 88.*)

---

*) Seitens der rechts neben dem V. Corps, bei Sèvres ſtehenden 21. Diviſion waren einige Truppentheile detachirt worden, um eventuell in das Gefecht mit einzugreifen. Unter dieſen Truppentheilen befanden ſich auch zwei Bataillone vom 88. Regiment.

Alle drei Colonnen kamen ſcharf ins Feuer, ohne zu reuſſiren. Den linken Flügel-Compagnieen gelang es, bei Wegnahme der Garcher Höhen (vergl. oben) erfolgreich mitzuwirken; ihre eigentliche Aufgabe: der Centrumscolonne unter Hauptmann v. Strantz das Eindringen in die Montretout-Schanze zu erleichtern, ſcheiterte. Dabei hatte ſie erhebliche Verluſte: die Hauptleute Jänſch und Nolte wurden, ihren Compagnieen voranſtürmend, ſchwer verwundet. — Die Colonne, vom Centrum aus, war über die Grille d'Orleans vorgegangen, ſtieß aber ſchon in der Rue Impériale auf ſolchen Widerſtand, daß eine von der 2. Jäger-Compagnie und 12. Compagnie 59 unternommene Tournirung der Schanze ſcheiterte, in Folge deſſen auch der Frontal-Angriff ſeitens der 7. und 10. Compagnie 58 mißlang. — Die rechte Seitencolonne, durch neue Häuſerkämpfe am Nordrande von St. Cloud abſorbirt, ſah ſich außer Stande den Angriff ausreichend zu unterſtützen. Auf der ganzen Strecke zwiſchen der Kiesgrube von Porte Jaune und der Nordoſtecke von St. Cloud, glückte es nur das gewonnene Terrain in Front der Schanze feſtzuhalten.

Und doch war man dieſſeits feſt entſchloſſen, dieſe ſelbſt wieder in unſren Beſitz zu bringen. Die Kräfte der 9. Diviſion waren nahezu erſchöpft; ſo erhielt denn das zur 10. Diviſion gehörige Regiment Nr. 46, das bis dahin in der Hauptreſerve bei Rocquencourt geſtanden hatte, Befehl, zur Unterſtützung unſrer zwiſchen Porte Jaune und St. Cloud ſtehenden Truppentheile vorzurücken. Ein gleicher Befehl erging an das 1. Bataillon 88. Regiments. Unmittelbar nach Eintreffen dieſer Unterſtützung wurden nunmehr aus alten und neuen an dieſer Stelle verſammelten Truppentheilen drei neue Sturmcolonnen gebildet, mit der beſtimmten Weiſung, die Montretout-Schanze coute que coute in ihren Beſitz zu bringen. Die Zuſammenſetzung der Colonnen war die folgende:

Linker Flügel.	Centrum.	Rechter Flügel.
5. Compagnie 58.	7. und 10. Compagnie 58.	1 Bataillon 47.
3. Jäger-Compagnie.	1 Compagnie 88.	2. Jäger-Compagnie.
	2 Bataillone 46. Regiments.	

Das reſtirende Bataillon 46. Regiments bildete die erſte, das vorgenannte 1. Bataillon 88. Regiments die zweite Reſerve. Um 9½ Uhr ſetzten ſich alle drei Colonnen in Bewegung. Ein erbitterter Kampf, dem ſie entgegen zu gehn glaubten, blieb ihnen erſpart: der Feind hatte ſich mittlerweile aus der Schanze und dem unmittelbar angrenzenden Theile des Höhenzuges zurückgezogen. Wahrſcheinlich war die Annäherung unſrer ſtarken Colonnen bemerkt worden. Die 6. Compagnie 46, Premier-Lieutenant Hanſtein, und die 7. Compagnie 88, Premier-Lieutenant Becker, waren die erſten in der Schanze. Noch 18 Mann von den flüchtenden Franzoſen wurden gefangen genommen. 10 Uhr.

Nach Erſtürmung der Garcher Höhen und Wiederbeſetzung der Montretout-Schanze war im Weſentlichen alles wieder in unſrem Beſitz, was wir am Morgen des Tages eingebüßt hatten. Nur zwei Punkte befanden ſich noch in Händen des Feindes: der Buzanval-Park und die Maiſon Zimmermann rechts rückwärts der Montretout-Schanze. Es wurde beſchloſſen, den Angriff gegen beide Punkte erſt am andern Tage wieder aufzunehmen. Der nächſte Morgen ſah die Situation inſoweit verändert, als der Buzanval-Park inzwiſchen geräumt worden war. Es konnte ſich alſo nur noch um Wiedereroberung von Maiſon Zimmermann handeln. Dieſe erfolgte am 20. um 1 Uhr Mittags und führte zur Gefangennehmung der ganzen Beſatzung. Wir geben einige Details.

Schon am 19. hatten wir das Haus, deſſen Wegnahme durch Infanterie große Opfer gekoſtet haben würde, zu umſtellen und von ſeinen rückwärtigen Verbindungen abzuſchneiden gewußt. Am 20. früh wurden die Abtheilungen, denen bis dahin die Cernirung obgelegen hatte, abgelöſt und die 2. Jäger-Compagnie, ſo wie zwei Compagnieen 58. Regiments, traten an ihre Stelle. Hauptmann v. Strantz übernahm die Führung. Dies war 5 Uhr Morgens. Um 9½ Uhr verlangte der Commandirende der eingeſchloſſenen Beſatzung, Mr. de Lareinty, einen Waffenſtillſtand von zwei Stunden. Hauptmann v. Strantz meldete dies an den Vorpoſten-Commandeur, General v. Bothmer, zugleich hinzufügend, daß der feindliche Befehlshaber eine franzöſiſche Fahne aufgeſteckt habe und fortwährend Signale blaſen laſſe, um dem Fort Valérien oder den feindlichen Truppen im Bois de Boulogne ſeine bedrängte Lage zu erkennen zu geben. Der beim Vorpoſten-Commandeur anweſende General v. Kirchbach bewilligte die Bitte des franzöſiſchen Befehlshabers nicht, ſondern ließ ihn auffordern, ſich mit allen ſeinen Mannſchaften zu ergeben, widrigenfalls die Maiſon Zimmermann mit Granaten beworfen werden würde. Ein Zug Artillerie fuhr auch ſofort gegen die Villa auf, um der Forderung mehr Nachdruck zu geben. Die Unterhandlungen, in denen Mr. de Lareinty zunächſt alle möglichen Vergünſtigungen forderte, führten ſchließlich, nachdem dieſe Forderungen abgelehnt worden waren, zur bedingungsloſen Uebergabe der feindlichen Beſatzung. Es war ein Bretagner Mobilgarden-Bataillon (Loire Inférieure) in Stärke von 18 Offizieren und 325 Mann.*)

---

*) Während einiger Stunden lag es im Plane Trochu's, einen energiſchen Verſuch zur Befreiung des eingeſchloſſenen Bataillons Lareinty zu machen. Mr. des Vertus, Commandeur

Mit der Gefangennahme des Bataillons Lareinty ſchloß der »Ausfall-Verſuch gegen Weſten« ab. Er hatte, weder in Bezug auf Zahl noch Energie, den »großen Durchbruchs-Verſuch gegen Oſten« erreicht, kam indeſſen, unter allen vor Paris geführten Kämpfen, denen vom 30. November und 2. Dezember am nächſten. Die Franzoſen büßten, nach eigener Angabe, 3000 Mann an Todten und Verwundeten und etwa 500 Gefangene ein; es liegt kein Grund vor, dieſe Zahlen als erheblich zu niedrig gegriffen anzuſehn.*) Der dieſſeitige Verluſt bezifferte ſich auf:

Todt:	8 Offiziere und	99 Mann,
Verwundet:	31 » »	459 »
Vermißt:		67 »
Total:	39 Offiziere und	625 Mann.

Die Tage nach der Schlacht benutzte der Feind zum Aufräumen des Schlachtfeldes. Noch am 23. Januar waren franzöſiſche Ambulancen thätig und wurden von unſren Vorpoſten nach Möglichkeit unterſtützt. Hierbei ereignete es ſich, daß Vice-Feldwebel **Gutfeld** vom Grenadier-Regiment Nr. 6, welcher mit drei Lazareth-Gehülfen und zwei Krankenträgern vorgeſchickt worden war, um in dem Terrain zwiſchen Rueil und dem Eiſenbahndamme nach Todten und Verwundeten zu ſuchen, demnächſt aber bei den franzöſiſchen Vorpoſten einen Zettel mit Namen der von uns beerdigten franzöſiſchen Soldaten abzugeben, trotz der Genfer Flagge von dem Feinde gefangen genommen und auf den Mont-Valérien geführt wurde. Ueber ſeine kurze Gefangenſchaft — er wurde Tags darauf wieder entlaſſen — gab er folgende intereſſante Mittheilungen zu Protokoll.

Bericht des Vice-Feldwebels Gutfeld

vom Grenadier-Regiment Nr. 6.

»... ich proteſtirte gegen meine Gefangennahme. Nichtsdeſtoweniger verband mir der franzöſiſche Vorpoſten-Offizier die Augen und führte mich

---

der Franctireurs des Ternes, hatte ſich erboten mit 300 Mann ſeines Bataillons dieſen Verſuch zu wagen. Trochu ſtimmte zu. General Noël aber rieth entſchieden ab. Er telegraphirte vom Mont-Valérien aus: »Einem Feinde gegenüber, der auf ſeiner Huth zu ſein pflegt, iſt dieſer Verſuch kaum anzurathen. Das Terrain iſt ſchwierig und die Montretout-Schanze haben wir in der Flanke. Zudem iſt es leicht möglich, daß wir den Angriff in einem Augenblick ausführen, wo die Capitulation bereits ſtattgefunden hat.«

*) Wir finden die Zahl von 3000 nicht nur in Louis Jezierski's mehrcitirtem Buche, ſondern auch in Vinoy's »Le Siège de Paris«. Vinoy iſt durchweg ſehr zuverläſſig. Wenn die Angabe in Stieler v. Heydekampfs Buche: »Das V. Armee-Corps im Kriege gegen Frankreich«, wonach dieſſeits allein 1500 todte Franzoſen gezählt worden ſind, richtig iſt, ſo muß der Geſammtverluſt des Feindes die Zahl von 3000 bedeutend überſtiegen haben. Vinoy's Angaben ſcheinen uns aber ſicher.

5—800 Schritt in das Dorf Rueil. In einem Hauſe daſelbſt wurde mir die Binde abgenommen und ich dem Capitain der Wache vorgeſtellt. Derſelbe vernahm mich in folgender Weiſe: 1. Was der Zweck meines Vorgehens wäre? 2. In welcher Weiſe unſere Vorpoſten ausgeſtellt ſeien? 3. Wie unſre Verpflegung beſtellt ſei? Ueber meine Ausſagen wurde ein kurzes Protokoll aufgenommen. Ad 1. ſagte ich aus, daß ich zum Aufſuchen von Todten reſp. Verwundeten vorgeſchickt wäre, und daß ich bei dieſer Gelegenheit den Franzoſen die Namen der von uns beerdigten franzöſiſchen Soldaten übergeben ſollte; ad 2. warf ich nur die allgemeine Bemerkung hin, daß unſere Vorpoſten-Stellung ſo befeſtigt ſei, daß ein Angriff auf dieſelbe Wahnſinn hieße; ad 3. bemerkte ich, daß unſere Verpflegung augenblicklich beſſer wäre, als beiſpielsweiſe während der Zeit unſres Vormarſches. Hierauf kam es zu Fragen und Gegenfragen über das am 19. ſtattgehabte Gefecht. Ich verſuchte etwas über die franzöſiſchen Verluſte zu erfahren, doch waren die Herren in ihren Ausſagen über dieſen Punkt mehr als vorſichtig. Nachdem mir ein Glas vorzüglichen Burgunders vorgeſetzt worden war, wurde ich durch dieſelbe Patrouille, jedoch mit nicht verbundenen Augen in die Kaſerne von Rueil gebracht. Die Leute, welche ich zu ſehen bekam, gewährten durch ihr verkümmertes Ausſehen einen ſchlechten Anblick, viele von ihnen ſchienen noch nicht das 20. Lebensjahr erreicht zu haben. Nach einer kurzen Vernehmung durch den Gouverneur de la caſerne, ſollte ich durch dieſelbe Escorte in das Fort Valérien geſchafft werden; doch wurde mir die Escorte auf meine Bitte erlaſſen, auch ließ man mir den Säbel, welchen ich abgeben wollte, wiewohl ich ausdrücklich bemerkte, daß es der Säbel eines bei Sedan gefallenen franzöſiſchen Offiziers ſei. Derſelbe Offizier, welcher mich gefangen genommen hatte, führte mich mit unverbundenen Augen ins Fort. Der Weg dahin ging an der Mühlen-Schanze auf einer neu angelegten Straße in Windungen bergauf. An einer Brücke außerhalb des Forts, vor der ſich ein Tambour befand, angekommen, wurde ein General von meiner Ankunft benachrichtigt; während deſſen hatte ich Gelegenheit, das Abendeſſen der dort poſtirten Wache kennen zu lernen, es beſtand aus Pökelfleiſch und Macaroni. Nach Verlauf von 15 Minuten erſchienen zwei jüngere Offiziere, verbanden mir trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit die Augen und führten mich bergauf, bergab, etwa 20 Minuten lang, ſchließlich in das Bureau des Generals Noël. Daſelbſt wurde mir die Binde abgenommen und mir Muße gelaſſen, die Ankunft des Generalſtabs-Offiziers abzuwarten. Nach einer halben Stunde erſchien derſelbe. Bevor er mit mir das Verhör begann, verlangte ich auf Grund der Genfer Convention freigelaſſen zu werden. Dies wurde mir mit dem Bemerken abgeſchlagen, daß ich nicht eine geſtempelte, ſondern nur eine interimiſtiſche Binde trüge, doch wolle er ſich von dem

Gouvernement in Paris über dieſen beſonderen Fall nähere Inſtruction holen. Nach einem kurzen aber keineswegs eingehenden Verhör ging eine ziemlich umfangreiche Depeſche an das Gouvernement von Paris ab. In dem darauf folgenden Privatgeſpräch verſuchte der franzöſiſche Generalſtabsoffizier, mir die verſchiedenſten an Unmöglichkeit grenzenden Geſchichten, betreffend die Verpflegung von Paris und namentlich über Bourbaki's Operationen und Heldenthaten aufzubinden. Letzterer ſcheint augenblicklich der Mann zu ſein, auf den Paris ſeine ganze Hoffnung ſetzt. Er fragte mich dann, wie die Franzoſen bei Weißenburg und Fröſchweiler gekämpft hätten. Ich antwortete: »ſehr brav«, fügte aber hinzu, daß die Franzoſen ſich während des ganzen Krieges nie ſo ſchlecht geſchlagen hätten, als am 19. dieſes Monats. Anfangs über meine Freimüthigkeit etwas entſetzt, ſagte er mir, daß dieſes Gefecht nur ſtattgefunden hätte pour accoutuner les mobiles au feu. Ich konnte mich nicht enthalten, einige Worte fallen zu laſſen über den Leichtſinn, dieſes Zweckes wegen ſo viele Menſchen zu opfern.

Von einem Mobilgardiſten, welcher mir am andern Morgen das Zimmer heizte, erfuhr ich, daß von ſeinem Bataillon, welches vor dem Ausrücken 650 Mann gezählt hatte, nur 84 aus dem Kampf zurückgekehrt wären. Vor ſeinem Weggehen erkundigte ſich der Generalſtabsoffizier nach meinen Bedürfniſſen; als ich auf ſeine Frage, ob ich ein Diner zu mir nehmen wollte, antwortete: »s'il est possible«, fingen er und der anweſende Schreiber an herzlich zu lachen. Darauf befahl er, daß mir eine Matratze, eine Decke und Kohlen in das Zimmer gebracht werden ſollten. Eine Stunde ſpäter erhielt ich folgendes Mittagbrod: Rinderſuppe mit Macaroni, geſchmorte Ochſenzunge, ein Stückchen Käſe, Erdbeergelée und eine Birne, dazu Brod und eine halbe Flaſche guten Rothwein. Am andern Morgen brachte mir der Koch café au lait. Auf meine Frage, wie er zu der Milch käme, antwortete er mir ſehr wohlgefällig »ah, nous avons encore deux vaches«. Die Fenſter meines Zimmers blieben geſchloſſen, um 10½ Uhr wurde auch noch die Stubenthür verſchloſſen. Heute Mittag 12 Uhr erhielt ich Rindfleiſch mit einer pikanten Sauce, Spinat mit geröſtetem Brod, Käſe und eine halbe Flaſche Rothwein; außerdem eine halbe Stunde ſpäter Kaffee, Milch und Zucker. Um 1 Uhr beſuchte mich der Commandant du Fort, ein alter ehrwürdiger Offizier, um ſich nach meinen Bedürfniſſen zu erkundigen; ich bat um die Erlaubniß, ſpazieren gehen zu dürfen, die jedoch nicht ertheilt wurde.

Gegen 4 Uhr Nachmittags erſchien der Commandant du Fort, mit einem Oberſten aus Paris, um mir auf Befehl des Gouvernements meine Freilaſſung anzukündigen. Ein Offizier verband mir die Augen und führte mich zu einem geſchloſſenen Wagen, in welchem wir bis zur Ambulance in

Rueil fuhren. Dort wurde ich vom Maire in Empfang genommen und von dieſem und meinem bisherigen Begleiter unter dem Schutze der Genfer Flagge bis auf 20 Schritt an Feldwache Nr. 5 herangeführt, worauf ſie ſich nach einer kurzen Verabſchiedung entfernten.

Noch muß ich bemerken, daß die Behandlungsweiſe allerſeits eine höchſt zuvorkommende war. Im Allgemeinen drängte ſich mir, nach den verſchiedenen Geſprächen zu urtheilen, die Ueberzeugung auf, daß auf die dieſſeitige Stellung ſobald kein Ausfall mehr ſtattfinden wird. Schließlich will ich noch bemerken, daß, nach Ausſage einer Ordonnanz des Generals Noël, der General Trochu während des Gefechts am 19. ſich im Obſervatorium des Forts aufgehalten, und den Kampf von da aus geleitet haben ſoll. Von derſelben Ordonnanz erfuhr ich, daß die Beſatzung des Valérien aus 4 Linien-Regimentern, 2 Regimentern Chaſſeurs und 3 öfters wechſelnden Regimentern Mobilgarde, ſowie einer großen Maſſe Artillerie beſteht.«

Der Ausgang der Schlacht am Mont-Valérien war es, der recht eigentlich den Widerſtand der Pariſer brach. Trochu ſelbſt hatte die Vergeblichkeit dieſes Ringens und Kämpfens ſeit lange eingeſehn. Stieler v. Heydekampfs Worte in ſeinem mehrcitirten Buche, das wir dieſer unſrer Darſtellung vorzugsweiſe zu Grunde gelegt haben, mögen auch unſrerſeits dieſen Abſchnitt ſchließen: »Wie dem V. Armee-Corps die Ehre vergönnt war, durch die Gefechte vom 17. bis 19. September (Valenton, Dame Roſe und Petit Bicêſtre) die Cernirung von Paris zu eröffnen, ſo ſchlug es auch die letzte und folgenreichſte Schlacht, die Schlacht am Mont Valérien. Die folgenreichſte deshalb, weil der Feind nach dieſem blutigen und für ihn ſo unglücklichen Zuſammenſtoß jede Hoffnung aufgab, die Vertheidigung von Paris zu einem guten Ende zu bringen. Die Schlacht führte zur Capitulation von Paris und dieſe zum Frieden.«

Die Ereigniſſe, die dieſer Capitulation unmittelbar vorausgingen, werden wir noch in einem ſpätren Capitel zu ſchildern haben. Zunächſt wenden wir uns wieder den Entſatz-Armeen im Südweſten und Norden der Hauptſtadt zu, die um eben dieſe Zeit ihre letzten Anſtrengungen machten.

Wir beginnen mit den Januarkämpfen der zweiten Loire-Armee.

Le Mans.

Bis 20. Januar.

Wiederaufnahme der Operationen gegen die II. Loire-Armee.

Bis zum 5. Januar.

Die Kämpfe bei Beaugency und Vendôme, die wir in dem Abſchnitt »Orleans« von S. 429 bis S. 562 ausführlich geſchildert haben, hatten den General Chanzy veranlaßt, die II. Loire-Armee, behufs einer Retablirung, bis an die Sarthe zurückzunehmen. Le Mans als Mittelpunkt. Dies war in den Tagen vom 15. bis 20. Dezember. Bereits gegen Ende des Monats hatte General Chanzy ſeine Streitkräfte wieder ſo weit geordnet,*) um, in Uebereinſtimmung mit den Weiſungen Gambetta's, die Offenſive ergreifen zu können. Zweck dieſer Offenſive war nach wie vor: Entſatz der Hauptſtadt.

Auf die Nachricht hiervon wurde im Großen Hauptquartier zu Verſailles beſchloſſen, den Angriff nicht abzuwarten, ſondern ihm zuvorzukommen. Graf Moltke überſandte dem Obercommando der zu größerem Theil in und um Orleans, zu kleinerem Theil zwiſchen Blois und Vendôme ſtehenden II. Armee die entſprechende Ordre, der wir folgende Sätze entnehmen: »Seine Majeſtät befehlen, daß die II. Armee ſofort die Offenſive gegen die

---

*) Die Armee General Chanzy's beſtand bei Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten aus vier ſtarken Corps, dem XVI., XVII., XIX. und XXI., von denen jedoch nur drei: das XVI., XVII. und XXI., zur Action kamen. Die Zuſammenſetzung dieſer war die folgende:

XVI. Corps.	XVII. Corps.	XXI. Corps.
Admiral Jauréguiberry.	General de Colomb.	General Jaurés.
1. Diviſion Deplanque.	1. Diviſion de Roquebrune.	1. Diviſion Rouſſeau.
2. » Barry.	2. » Paris.	2. » Collin.
3. » Curten.	3. » de Jouffroi.	3. » de Villeneuve
		4. » Goujard.
Cavall.-Div. Michel.	Cavall.-Div. d'Eſpeuilles.	Cavall. Div. Guillon.
39 Bat. 28 Esc. 16 Batt.	38 Bat. 24 Esc. 17 Batt.	64 Bat. 21 Esc. 15 Batt.

Wo ſich das XIX. Corps um dieſe Zeit befand, iſt mit Sicherheit nicht anzugeben, wahrſcheinlich ſtand es links rückwärts zwiſchen Laval und Alençon. [Das XXVI. Corps, das ſpäter, bei Abſchluß der Friedens-Präliminarien, ebenfalls der II. Loire-Armee zugehörte, war um dieſe Zeit — Anfang Januar — noch in der Bildung begriffen.]

von Weſten heranrückenden feindlichen Streitkräfte ergreift. Um der II. Armee die ausreichende Stärke zu verleihen, tritt nicht nur das XIII. Armee-Corps (17. und 22. Infanterie-Diviſion), ſondern auch die 2. und 4. Cavallerie-Diviſion unter den direkten Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl ... Seine Majeſtät erwarten hiermit, daß die II. Armee in der Stärke von 3½ Armee-Corps die Offenſiv-Operationen unverzüglich aufnimmt. Als Einleitung dürfte etwa die Vereinigung am Loir von Illiers bis Vendôme anzuordnen und innerhalb zweier Tage auszuführen ſein.«

Dieſe Ordre war am 1. Januar gegeben und traf am 2. in Orleans ein. Ihr entſprechend erfolgte in den Tagen vom 3. bis 5. Januar der Aufmarſch der II. Armee, die nunmehr, nach Wiedereintreffen des XIII. Corps (17. und 22. Diviſion) und der beiden vorgenannten Cavallerie-Diviſionen, dieſelbe Zuſammenſetzung hatte, wie bei Schluß der Operationen in der Mitte Dezember. Sie beſtand aus folgenden Truppentheilen:

	Infanterie.	Cavallerie.	Geſchütze.
III. Armee-Corps . . .	17,235	1,038	84
IX. Armee-Corps*) . .	8,644	519	54
X. Armee-Corps . . .	15,716	1,003	84
XIII. Armee-Corps . . .	16,142	2,002	60
1. Cavallerie-Diviſion	—	2,952	6
2. Cavallerie-Diviſion	—	2,864	12
4. Cavallerie-Diviſion	—	2,610	12
6. Cavallerie-Diviſion	—	2,438	6
Total:	57,737	15,426	318.

Am 5. Abends war die Stellung der II. Armee, am linken Ufer des Loir hin, die folgende:

das XIII. Corps, rechter Flügel, bei Illiers;

das III. Corps, Centrum, öſtlich von Vendôme;

das X. Corps, linker Flügel, zwiſchen Vendôme und St. Amand;

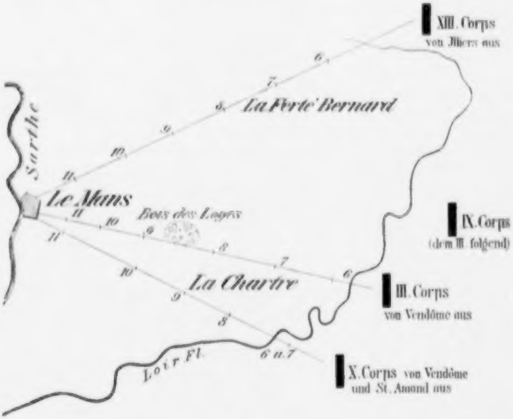
das IX. Corps (18. Diviſion) bei Ouzouer le Marché, mit der Beſtimmung dem III. Corps zu folgen.

Die Cavallerie-Diviſionen vertheilten ſich derart, daß die 4. am rechten, die 1. und 6. am linken Flügel, die 2. aber im Centrum operirte.

Am 6. begann der Vormarſch im Weſentlichen auf drei großen Straßen, die Corps in ihrer Stellung zu einander verbleibend. Concentriſch vordringend dirigirte ſich das XIII. Corps, rechts, über La Ferté Bernard, das III., Centrum, über St. Calais und das Bois des Loges, das X. Corps, links, über La Chartre gegen Le Mans. Dies das gemeinſchaftliche Ziel. Das IX. Corps folgte dem III. In ſieben Marſchtagen, die zugleich Kampfestage waren, wurde Le Mans erreicht.

---

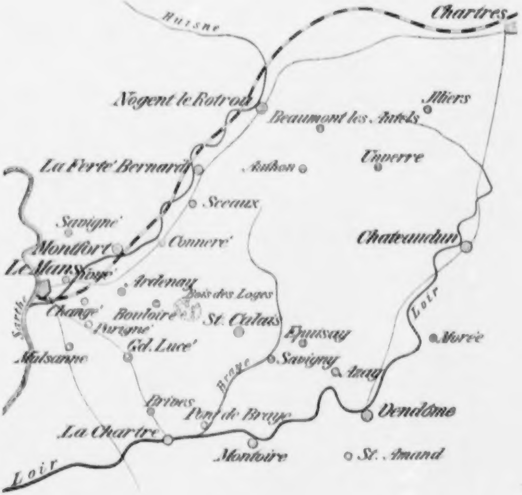
*) Das IX. Armee-Corps nahm nur mit einer Diviſion, der 18., an dem Wiederbeginn der Operationen Theil. Die andere Diviſion (25.; großherzoglich heſſiſche) blieb in Orleans zurück, zugleich Blois mit zwei Bataillonen beſetzt haltend.


XIII. Corps
von Illiers aus
La Ferté Bernard
Sarthe
Le Mans
Bois des Loges
IX. Corps
(dem III. folgend)
III. Corps
von Vendôme aus
La Chartre
Loir Fl.
X. Corps von Vendôme
und St. Amand aus
6.
7.
8.
9.
10.
11.
6 u. 7

Die einzelnen Etappen jeder der genannten Corps-Colonnen ergeben ſich aus dem Marſchtableau, das wir folgen laſſen.

Januar.	X. Corps.	III. Corps.	XIII. Corps.	IX. Corps.
6.	Montoire.	Azay-Mazange.	Unverre Beaumont les Autels.	Morée.
7.	Montoire.	Le Poirier, Sargé und Savigny.	Authon Nogent le Rotrou.	—
8.	La Chartre.	Bois des Loges, Ecorpain und Evaillé.	La Ferté Bernard.	—
9.	Brives.	Ardenay, Challes und Volnay.	Duneau, Thorigné und Sceaux.	Bouloire.
10.	Grand Lucé.	Champagné, Changé und Parigné.	Conneré.	Bouloire.
11.	La Tuilerie.	Les Arches — le Tertre — Pailleric.	St. Celerin und Conneré.	Plateau d'Auvours.
12.	Le Mans.	Le Mans und Yvre l'Evêque.	La Croix und Savigné.	Plateau d'Auvours.

Die Mehrzahl der in vorſtehendem Marſchtableau gegebenen Namen bringt die hier unmittelbar folgende Karte; die wenigen, die fehlen, bitten wir auf den verſchiedenen Karten dieſes Abſchnitts einſehen zu wollen.


Huisne
Chartres
Nogent le Rotrou
Illiers
Beaumont les Autels
La Ferte' Bernard
Authon
Unverre
Sceaux
Savigne'
Connere'
Chateaudun
Montfort
Le Mans
Yvre'
Ardenay
Bois des Loges
Change'
Bouloire
St. Calais
Parigne'
Sarthe
Epuisay
Gd. Luce'
Mulsanne
Savigny
Azay
Loir
Morée
Braye
Brives
Pont de Braye
Vendôme
La Chartre
Montoire
St. Amand
Loir

Die vier erſten Tage der Operationen gegen Le Mans, vom 6. bis 9., trotzdem auch ſie zu hitzigen Gefechten führten, ſind vorzugsweiſe als Marſchtage und nur die drei folgenden, vom 10. bis 12., als eigentliche Kampfestage aufzufaſſen. Wir theilen hiernach den in ſeiner Ueberfülle ohnehin theilungsbedürftigen Geſammtſtoff in zwei Hälften, in den

Vormarſch gegen Le Mans, vom 6. bis 9., und in die

Schlacht von Le Mans, am 10., 11. und 12. Januar.

Jede der zwei Hälften ſoll uns in einem ſelbſtſtändigen Capitel beſchäftigen.

Der Vormarſch der II. Armee gegen Le Mans.

6. bis 9. Januar.

Der 6. Januar.

Die Stellung der II. Armee am 5. Abends haben wir auf S. 782 gegeben. Für den 6. war angeordnet:

Das X. Armee-Corps, von der Linie Vendôme - St. Amand aus, marſchirt auf Montoire;

das III. Armee-Corps, von öſtlich Vendôme aus, marſchirt bis an den Azay-Abſchnitt;

das XIII. Armee-Corps, von Illiers aus, marſchirt auf Brou, mit einem Seiten-Detachement bis Nogent le Rotrou.

Die Cavallerie-Diviſionen decken die Flügel. Das IX. Armee-Corps verläßt Ouzouer le Marché und dirigirt ſich auf Morée am Loir.

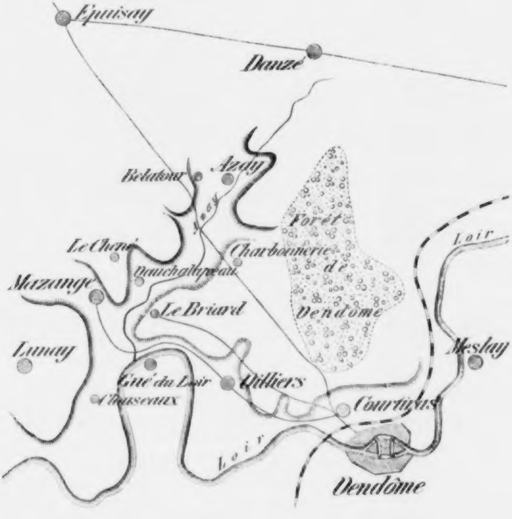
Alle dieſe Bewegungen, mit geringen Modifikationen, die keiner Hervorhebung bedürfen, wurden ausgeführt. An beiden Flügeln kam es nur zu Scharmützeln, wohl aber ſtieß die Centrums-Colonne, das III. Armee-Corps, auf energiſchen Widerſtand. Dieſer Widerſtand führte zu dem Doppelgefecht bei Azay und Mazange.

Das Gefecht bei Azay und Mazange.

Das III. Armee-Corps, wie hervorgehoben, ſollte den Azay-Abſchnitt erreichen. Der Azay-Bach entſpringt bei Danzé, paſſirt ſüdlich des Dorfes Azay die große Straße Vendôme - Le Mans und fällt ſüdlich des Dorfes Mazange in den Loir. (Vergl. die Karte auf der nächſtfolgenden Seite.) Beide Diviſionen des auf Parallelſtraßen, in geringer Entfernung von einander avancirenden III. Corps ſtießen auf den Feind: die 5. Diviſion, linker Flügel, bei Mazange, die 6. Diviſion, rechter Flügel, bei Azay. Wir folgen beiden Diviſionen.

Die 5. Diviſion nimmt Mazange.

Die 5. Diviſion überſchritt den Loir bei Vendôme, kreuzte die Eiſenbahn-Linie Chartres-Tours, paſſirte den Südrand des Dorfes Courtiras und nahm von hier aus ihre Richtung am Abhang jenes unregelmäßigen Plateaus hin, das nach Weſten und Süden zu von einer Schleife des Loir, nach Oſten zu von der großen Straße Vendome - Le Mans, nach Norden zu aber vom Azay-Bache umſchloſſen wird. Das 48. Regiment bildete die Avantgarde der Diviſion. Dorf Villiers, das halben Wegs zwiſchen Courtiras und dem Azay-Bache am Hügelabhange hin gelegen iſt, wurde, nach leichtem Gefecht, von der Avantgarde genommen; nur die nördliche Hälfte des dieſſeitigen Plateaus, auf dem die Ferme Le Briard gelegen iſt, ſchien der Feind halten zu wollen. Er zog Verſtärkungen heran. Dem Angriff zweier Compagnieen 48er jedoch, den das Feuer einer dieſſeitigen Batterie einleitete, wich er bald und zog ſich in ſeine eigentliche Poſition, den Plateau-Abſchnitt jenſeit des Azay-Baches, zurück. Hier hatte er, in Nähe von Mazange, fünf Batterieen in Poſition gebracht und ſuchte uns durch ein heftiges Feuer den Uebergang über den Bach zu wehren.


Epuisay
Danzé
Belatour
Azay
Azay
Forêt de Vendôme
Le Chêne
Charbonnerie
Bouchallapeau
Mazange
Le Briard
Lunay
Loir
Meslay
Gué du Loir
Villiers
Chausseaux
Courtiras
Loir
Vendôme

Inzwiſchen war das Leib-Grenadier-Regiment in Villiers eingetroffen. Das 1. Bataillon wurde nach dem weſtlich am meiſten vorſpringenden Theil des Plateau's dirigirt, während das Füſilier-Bataillon Gué du Loir nahm. Ein weiteres Vorrücken von hier erſchien indeß nicht angängig, da der über den Grund führende Damm von Clouſeaux aus vollſtändig durch ſtarkes Infanteriefeuer beherrſcht wurde.

Der Commandirende der 5. Diviſion, General v. Stülpnagel, beſchloß deshalb, von le Briard aus den weiteren Vorſtoß auf Mazange auszuführen und verſtärkte zu dieſem Zweck die Avantgarde durch zwei Bataillone des Regiments Nr. 52 und zwei Batterieen. Die Compagnieen der Avantgarde, gefolgt von den beiden ebengenannten Bataillonen, überſchritten gegen 4 Uhr den Grund, erklommen die jenſeitigen Höhen, nahmen die dort gelegenen Gehöfte der Ferme Vauchalapeau und warfen den Feind über die mehrfach vorliegenden Höhen und Schluchten auf le Chêne zurück. An einzelnen Stellen, beſonders an den Gehöften auf der Höhe, kam es hierbei zum erbittertſten Kampfe.

Die beiden Bataillone des Regiments Nr. 52 wandten ſich, unter dem Schutze dieſes Vorſtoßes, weſtwärts gegen Mazange; das 1. Bataillon drang raſch in dieſen Ort ein und verfolgte die feindlichen Abtheilungen über die jenſeitigen Höhen. Weſentlichen Antheil an dieſem Erfolge hatte Major v. Hanſtein, der mit der 3., 2. und 4. Compagnie des Leib-Grenadier-Regiments von Süden her gegen Mazange vordrang und an der Spitze ſeiner Truppe fiel.

Der linke Flügel der feindlichen Aufſtellung bei Mazange war ſomit geworfen und tournirt; gegen den rechten Flügel auf den Höhen ſüdlich Mazange eröffnete nunmehr die Artillerie der 5. Diviſion, alsbald verſtärkt durch vier Batterieen der Corps-Artillerie, ihr Feuer, wodurch der Feind auch hier zum Abzuge auf Lunay bewogen wurde.

Das Gefecht endete bei der 5. Diviſion um 6 Uhr Abends bei völliger Dunkelheit.

Die 6. Diviſion nimmt Azay.

Während dieſes Gefechts auf dem linken Flügel des III. Corps war auf dem rechten Flügel auch die 6. Diviſion ſiegreich vorgedrungen. Dieſe hatte bei Meslay, nördlich von Vendôme, den Loir überſchritten und marſchirte zunächſt ſüdlich, dann weſtlich an dem Rande des Forêt de Vendôme hin. Die 11. Brigade, General v. Rothmaler, hatte die Tête, ſtieß ſehr bald auf den Feind, drängte ihn aber in hitzigem Gefecht, wobei es zum Bajonetkampf kam, zurück und beſetzte mit ſechs Compagnieen 20. Regiments das Gehöft La Charbonnerie. Bei weiterem Vordringen über die Schlucht wurden dieſe ſechs Compagnieen von dem an der Weſtecke des Waldes gelegenen Gehöft Georgeat aus unter flankirendes Feuer genommen, ſo daß es nothwendig wurde, die 5. ſchwere Batterie und das 2. Bataillon des Regiments Nr. 35 zur Unterſtützung vorzuziehn. Nachdem die Batterie einige Granaten nach dem Gehöft geworfen hatte, wurde daſſelbe, ſowie die angrenzenden Waldparcellen, mit dem Bajonet genommen, wobei Major Dammers ſeinen Tod fand. Um 4 Uhr gab General v. Rothmaler den Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Unter heftigem Infanterie- und Artilleriefeuer — General v. Rothmaler wurde verwundet, ſein Adjutant fiel — wurden Azay und die ſüdlich gelegenen Fermen genommen. Eine halbe Stunde ſpäter lebte das feindliche Feuer noch einmal wieder auf; mehrere neue Batterieen traten ins Gefecht. Es war dies die Einleitung zu einem Offenſivſtoß, der, gleich darauf wirklich unternommen, ebenſo raſch an der ruhigen Haltung unſerer Truppen ſcheiterte. Der Azay-Abſchnitt wurde behauptet und der Feind bis jenſeits Belatour verfolgt. — Gegen 3 Uhr war auch die 12. Brigade, Oberſt v. Bismarck, auf dem Plateau eingetroffen.

Die 5. und 6. Diviſion hatten ſomit, zu beiden Seiten der Straße Vendôme-Le Mans, in einem faſt ſiebenſtündigen Kampfe, trotz des ungünſtigen Terrains und gegen einen mit großer Zähigkeit in ausgezeichneten Poſitionen fechtenden Feind, die ihnen geſtellte Aufgabe erfüllt. Unſere Verluſte betrugen 35 Offiziere, 493 Mann. 400 Gefangene wurden dem Feinde abgenommen. Die Vorpoſten des III. Armee-Corps konnten auf den jenſeitigen Rand des Abſchnitts, von Danzé bis Mazange, vorgeſchoben werden, da es einem rechten Seiten-Detachement unter Oberſtlieutenant Graf Lynar gelungen war, auch den erſtgenannten Ort (Danzé) zu beſetzen.

Der 7. Januar.

Die Stellung der II. Armee war am 7. früh die folgende:

X. Corps.	III. Corps.	XIII. Corps.
In Montoire.	Am Azay-Abſchnitt. Linie: Danzé — Azay — Mazange.	Bei Unverre und Beaumont les Autels.

Das IX. Corps folgte dem III.

Am Abend eben dieſes Tages ſtanden die drei in Front marſchirenden Corps wie folgt:

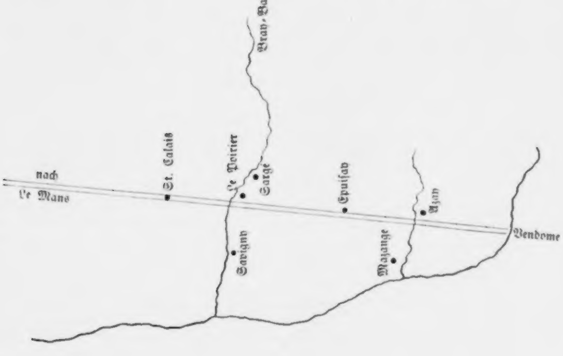
X. Corps.	III. Corps.	XIII. Corps.
In Montoire verblieben.	Am Bray-Abſchnitt. Die 5. Diviſion bei Savigny; die 6. Diviſion bei Le Poirier und Sargé.	Die 17. Diviſion in Authon; die 22. Diviſion in Nogent le Rotrou.

Dieſer Vormarſch hatte, wie am Tage zuvor, nur im Centrum zu einer Begegnung mit dem Feinde geführt. Wir folgen alſo abermals dem III. Armee-Corps.

Am Morgen des 7. gingen übereinſtimmende Nachrichten ein, daß der Feind im Abzuge ſei und die Dörfer und Fermen jenſeit des Azay-Abſchnittes geräumt habe. General v. Alvensleben, Commandirender des III. Armee-Corps, befahl, dem Feinde zu folgen. Nach der ſcharfen Kälte der letzten Tage war in der Nacht Thauwetter eingetreten; der Boden war bereits am Vormittag ſo durchweicht, daß außerhalb der chauſſirten Straßen ſich weder Cavallerie noch Artillerie bewegen konnten. Ein dichter Nebel verhinderte die Ausſicht bis auf die nächſten Diſtancen. Nichtsdeſtoweniger wurde Epuiſay gegen Mittag erreicht. Dieſer Ort war vom Feinde zur Vertheidigung eingerichtet worden, wurde aber nach kurzem Gefecht genommen. Der commandirende General ordnete nunmehr an, daß der Bray-Abſchnitt erreicht werden ſolle und zwar derart, daß die 6. Diviſion auf der großen Straße Vendôme — Le Mans, die 5. Diviſion links daneben gegen Savigny vorzudringen habe.

Die letztere löſte ihre Aufgabe, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, und nur die 6. Diviſion ſah ſich mit demſelben Feinde, der ihr ſchon am Tage vorher gegenübergeſtanden hatte (Brigade Thierry, von der Diviſion Jouffroi des XVII. Corps), in ein Gefecht verwickelt. Daſſelbe verlief wie folgt.

Nach halbſtündigem Marſche erhielt die Cavallerie-Spitze der 6. Diviſion Feuer. Die 1. Compagnie 64 warf den Feind mit dem Bajonet aus



ſeiner Poſition, und verfolgte ſcharf, um ein ferneres Feſtſetzen zu verhindern. In der Gegend von Le Poirier ſtieß die Compagnie auf eine geſchloſſene feindliche Abtheilung, die mit wehender Fahne angriff; zugleich erhielt die nachfolgende Avantgarde in der rechten Flanke lebhaftes Gewehrfeuer. In der Front gelang es der vorgenannten Compagnie, durch Schnellfeuer und Gegenſtoß den Angriff zurückzuweiſen, nach dem rechten Flügel zu indeß konnte das Regiment 64 nur langſam Terrain gewinnen, da ſich der Feind bei Le Poirier in einer ſehr günſtigen Stellung befand und das dieſſeitige Gewehrfeuer wenig wirkſam war. In den kurzen Momenten, wo der Wind den dichten Nebel etwas verjagte, konnten ſich zwei auf der großen Straße poſtirte Geſchütze an dem Gefecht betheiligen. Die zahlreichen Knicks erſchwerten ein Vordringen außerordentlich und erſt durch eine Umfaſſung der feindlichen linken Flanke ſeitens des 1. Bataillons 24 gelang es, den Feind zu werfen. Le Poirier, von verſchiedenen Seiten mit dem Bajonet angegriffen, wurde genommen. Gleichzeitig waren Abtheilungen des Regiments 64 auch in Sargé eingedrungen. Damit war der Bray-Abſchnitt erreicht und geſichert, ein verhältnißmäßig leicht errungener Erfolg, der nach Angaben Chanzy's, von weitergehender Bedeutung war, als damals dieſſeitig vermuthet werden konnte.

Der 8. Januar.

Der 8. war im Weſentlichen ein Marſchtag. Das Thauwetter hatte ſich wieder in harten Froſt verwandelt.

Das X. Corps erreichte unter leichtem Gefecht La Chartre;

das III. Corps drang mit der 6. Diviſion bis Bois des Loges vor, während die 5., links daneben, Ecorpain und Evaillé beſetzte;

das XIII. Corps kam bis La Ferté Bernard.

Die halbe Strecke von der Linie Illiers-Vendôme bis Le Mans war von allen drei Corps zurückgelegt. Die beiden Flügel-Corps hatten ſich der Sarthe-Hauptſtadt bis auf fünf und ſechs, das Centrums-Corps (das III.) bis auf vier Meilen genähert.

Der 9. Januar.

Am 9. Januar wurde ſeitens des X. Armee-Corps Brives und St. Vincent, ſeitens des III. Corps Ardenay, ſeitens des XIII. Corps die Strecke zwiſchen Sceaux und Conneré erreicht. Während letzteres Corps (das XIII.), zunächſt Abſtand von einem Angriff gegen Conneré nehmend, nur leichte Rencontres mit dem Feinde hatte, ſahen ſich das X. und III. Corps in ernſtere Gefechte verwickelt. Wir beginnen, in unſerer Darſtellung dieſer Gefechte, am linken Flügel (X. Corps).

Das X. Corps erſtürmt die Höhen bei Cahaignes, nimmt Brives, verfolgt bis St. Vincent.

Die Stellung des X. Armee-Corps am 9. früh war, im Weſentlichen am Loir hin, die folgende:

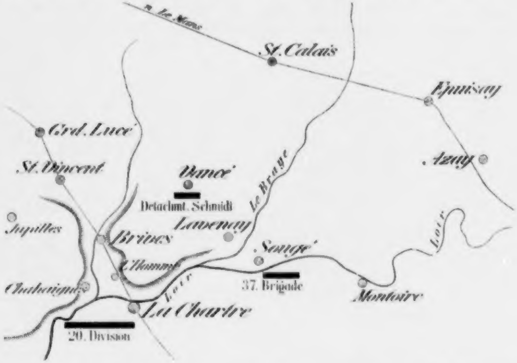
die 20. Diviſion, v. **Kraatz**, bei La Chartre;

die 37. Brigade,*) **Lehmann**, bei Sougé;

die 14. Cavallerie-Brigade, v. **Schmidt**, ſeit Wiederbeginn der Operationen dem X. Corps unterſtellt, bei Vancé.

Die Aufgabe dieſer Truppentheile war, bis Grand Lucé vorzubringen; doch wurde dieſer halben Weges zwiſchen La Chartre und Le Mans gelegene Ort am 9. Januar **nicht** erreicht, da alle drei Colonnen auf den Widerſtand eines an Zahl überlegenen, zum Theil in vorzüglichen Stellungen kämpfenden Feindes ſtießen. Das Hauptgefecht hatte die 20. Diviſion.

[**Die 20. Diviſion, v. Kraatz,**] brach am 9. früh von La Chartre auf und hielt die große Straße, die über L'Homme, Brives, St. Vincent


n. le Mans
St. Calais
Epuisay
Grd. Lucé
St. Vincent
Vancé
Detachmt. Schmidt
Azay
le Braye
Jupilles
Brives
Lavenay
Songé
L'Homme
Loir
Chahaignes
37. Brigade
Montoire
La Chartre
20. Division
Loir

---

*) Die andere Brigade (38.; v. Cranach) der 19. Diviſion war der 1. Cavallerie-Diviſion, v. **Hartmann**, beigegeben und ſtand mit dieſer, am **linken** Ufer des Loir, etwa bei Montrouveau, der franzöſiſchen Diviſion **Curten** gegenüber. Das ganze Detachement operirte ſelbſtſtändig und nahm an dem Vorgehen des X. Armee-Corps keinen direkten Antheil.

bis Grand Lucé und von Grand Lucé aus über Parigné bis Le Mans führt. Der größte Theil der Straße läuft zwiſchen Hügelreihen hin und iſt ein leicht zu vertheidigendes Defilé. Hier hatte die 2. Diviſion des XVI. Corps, die Diviſion Barry, Stellung genommen, hatte ſich aber darauf beſchränkt, die weſtliche, von uns aus links gelegene Hügelreihe, die »Höhe von Chahaignes«, mit Infanterie und Artillerie zu beſetzen. Die Beſetzung der nach rechts hin gegenübergelegenen Hügelreihe, der »Höhe von La Corbinière«, war verſäumt worden. Chanzy in ſeinem Buche »die zweite Loire-Armee« rügt mit Recht dieſen Fehler. Trotz dieſes Fehlers war die Stellung des Feindes eine ſehr gute; er nahm die große Straße, die die Unſeren paſſiren mußten, unter Feuer und war ſeinerſeits, wie durch die Glätte des Abhangs, ſo namentlich auch durch den Venne-Bach, der am öſtlichen Rande des Hügels hinfließt, gegen unſeren Angriff geſchützt. Dennoch wurde er geworfen. Abtheilungen der 20. Diviſion überſchritten den Venne-Bach an verſchiedenen Stellen, erſtürmten die Höhe und zwangen die Diviſion Barry zum Rückzug. Dieſer ging auf Jupilles und Château du Loir. Die Details des Gefechts entnehmen wir dem Chanzy'ſchen Buche. General Chanzy ſchreibt:

»Bei Chahaignes ſtand die ganze Macht des Generals Barry:*)

in vorderſter Reihe, am Venne-Bach hin, das 66. Mobilgarden- und das 31. Marſch-Regiment;

in Reſerve das 8. Mobilgarden-Regiment (Charente Inférieure);

in Chahaignes ſelbſt das 3. Fußjäger-Bataillon und das 22. Mobilgarden-Regiment (Dordogne).

Am 9. Morgens debouchirten die Preußen von La Chartre her, wurden aber von einem heftigen Feuer unſrer Vierpfünder und Mitrailleuſen empfangen und gezwungen umzukehren. Eine preußiſche Batterie fuhr darauf bei L'Homme auf und machte Anſtrengungen uns zu vertreiben. Vergeblich. Die Batterie ging zurück, verſtärkte ſich durch eine zweite und ſchoß nun mit großer Präciſion. Eine dritte Batterie feuerte auf weiteſte Diſtance von den Höhen bei La Corbinière, öſtlich der Straße, ſo daß ihre Geſchoſſe noch im Rücken unſrer Aufſtellung, auf der Strecke von Chahaignes bis Jupilles, einſchlugen.

Mittlerweile hatte das Kleingewehrfeuer auf der ganzen Front unſrer Stellung begonnen. Während auf dem linken Flügel das 31. Marſch-Regiment langſam fechtend zurückwich, gelang es dem Feinde die Venne zu paſſiren. Um dieſem Angriff die Stirn zu bieten und einer Umgehung durch den Wald von Verſay vorzubeugen, beauftragte General Barry das 8. Mobilgarden-Regiment (Charente Inférieure) aus der Reſerve in die Front und wußte gleichzeitig, durch Vorziehen einiger Geſchütze, die von L'Homme aus gegen Chahaignes avancirenden Preußen in Schach zu halten.

---

*) Wie viel Artillerie General Barry ins Gefecht brachte, iſt aus Chanzy's Bericht nicht mit Beſtimmtheit zu erſehn. Er ſpricht nur von der 19. Batterie des 9. Artillerie-Regiments; zur Diviſion Barry gehörten aber drei Batterieen. Solche Dunkelheiten aufzuklären, iſt unmöglich.

Es war 10 Uhr. Der Commandirende des XVI. Corps, Admiral Jaureguiberry, welcher von den Vorgängen in Kenntniß geſetzt worden war, beſchleunigte die Ankunft von Verſtärkungen. Aber ſchon ging der Feind, unter Voraufſchickung einiger Geſchütze, die durch Kartätſchfeuer Unordnung in unſre Reihen brachten, gegen das Plateau von Chahaignes vor. Trotz des Vortheils unſrer Stellungen mußten wir weichen und zogen uns mit dem rechten Flügel auf Château du Loir, mit dem linken auf Jupilles zurück. Der allgemeine Rückzug war dadurch eingeleitet. General Barry bewerkſtelligte ihn in Ordnung; er ging andren Tags (am 10.) auf Ecommoy. Unſre jungen Truppen hatten ſich gut geſchlagen; wir verloren 12 Offiziere und 350 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten.«

So im Weſentlichen der Bericht Chanzy's. Wir fügen hinzu, daß, während dieſer Angriff gegen die Höhe von Chahaignes ausgeführt wurde, ein andrer Theil der 20. Diviſion den Vormarſch fortſetzte und Brives erreichte. Hier ſtand Oberſt Bayle mit dem 38. Marſch-Regiment. Er verſuchte den Ort zu halten; als er indeſſen Meldung von dem Rückzuge General Barry's auf die beiden mehrgenannten Punkte (Jupilles und Château du Loir) empfing, gab er Brives auf und vereinigte ſich mit der Diviſion Jouffroi, die bei Grand Lucé ſtand. Die dieſſeitige Avantgarde folgte. In St. Vincent, halben Wegs zwiſchen Brives und Grand Lucé, ſtieß dieſelbe auf Widerſtand, der zu einem Abendgefecht führte. 6½ Uhr, bei völliger Dunkelheit, wurde das Dorf erſtürmt; 100 Gefangene fielen in unſre Hände. Ob die Truppentheile, die hier feindlicherſeits ins Gefecht traten, zum Detachement des Oberſten Bayle oder bereits zur Diviſion Jouffroi gehörten, iſt aus den Berichten nicht klar erſichtlich.

[Die 14. Cavallerie-Brigade v. Schmidt], ein rechtes Seiten-Detachement des X. Corps bildend, zugleich angewieſen, eine Verbindung zwiſchen dem letztgenannten (X.) und dem III. Corps herzuſtellen, hatte bereits, wie auf S. 791 hervorgehoben, am 8. Abends das etwa anderthalb Meilen nordöſtlich von Brives gelegene Vancé erreicht und war hier in kleine Gefechte mit einem in Courdemache, St. Georges de la Couée und weiter rückwärts in Montreuil ſtehenden Feinde verwickelt worden. Am 9. früh wurde die Brigade v. Schmidt durch zwei Bataillone Infanterie, ein Dragoner-Regiment und vier Geſchütze verſtärkt und hatte nunmehr folgende Zuſammenſetzung:

zwei Bataillone 79er;
1. Brandenburgiſches Ulanen-Regiment Nr. 3;
Schleswig-Holſteinſches Ulanen-Regiment Nr. 15;
2. (Brandenburgiſches) Dragoner-Regiment;
10 Geſchütze.*)

General v. Schmidt ließ nach allen Seiten hin recognosciren und brachte durch Gefangene in Erfahrung, daß ihm bei St. Georges zwei Marſch-Regimenter nebſt Mobilgarden und 1½ Batterieen, bei Montreuil weitre 4000 Mann gegenüberſtänden. Ein Vordringen an dieſer Stelle, bis 1 Uhr Mittags mehrfach verſucht, erwies ſich, vor Ankunft von Infanterie-Unterſtützung, als unmöglich. Gegen Abend traf die 37. Brigade, Lehmann, von Sougé her, in Nähe von Vancé ein und unterhielt Verbindung mit dem Detachement v. Schmidt. Zu gemeinſchaftlichem Vorgehen war es aber zu ſpät.

Das Gefecht bei Ardenay.

(Das III. Corps bis an den Narais-Bach.)

Die Hauptaction des Tages hatte wieder das III. Corps. Es nahm Schloß und Dorf Ardenay mit der 12. Brigade, Regimenter 24 und 64. Begleiten wir dieſen Angriff.

General v. Alvensleben, nachdem ihm ſeitens des Obercommandos die Wegnahme von Ardenay als Tages-Aufgabe beſtimmt worden war, beſchloß mit beiden Diviſionen bis an den Narais-Bach vorzudringen und ſeine Vorpoſten am andern Ufer deſſelben auszuſetzen. Der Narais-Bach fließt bereits jenſeits Ardenay. Er ordnete zugleich an, daß

die 6. Diviſion die große Straße St. Calais-Le Mans,
die 5. Diviſion aber die links daneben laufende Straße Ecorpain—Les Forges—Changé

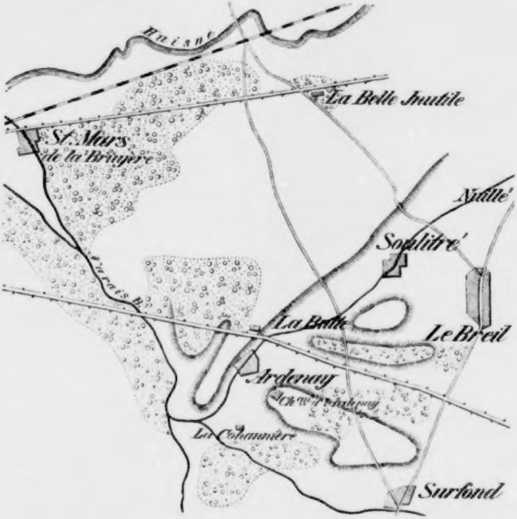
innehalten ſolle. — [Die genannten Straßenlinien ſind am beſten, wenn auch nicht vollſtändig, aus unſerer Karte auf S. 799 zu erſehen.] Nur die auf der Straße St. Calais—Le Mans marſchirende 6. Diviſion kam zum Gefecht.

Gegen 2 Uhr ſtieß die Avantgarde eben dieſer Diviſion, die 12. Brigade, weſtlich der Straße Le Breil—Surfond auf Abtheilungen der 2. Diviſion, General Paris, des XVII. Corps, welche nördlich und ſüdlich der großen Straße Stellung genommen hatten und namentlich von den ſteil ſich erhebenden

---

*) Ob die Zuſammenſetzung des Detachements v. Schmidt vorſtehend in jedem Punkte richtig angegeben iſt, ſtehe dahin. Die 14. Cavallerie-Brigade v. Schmidt beſtand, laut urſprünglicher Ordre de Bataille, aus dem 6. Küraſſier-, 3. und 15. Ulanen-Regiment. Es ſcheint, daß das 6. Küraſſier-Regiment ſchon früher abcommandirt und das 2. Brandenburgiſche Dragoner-Regiment, bei Wiederaufnahme der Operationen, dafür eingeſtellt wurde. Solcher Austauſch der Regimenter erfolgte nicht ſelten, ohne daß deſſelben in jedem Einzelfalle Erwähnung geſchieht.

Höhen an der Nordſeite ein ſtarkes Feuer eröffneten. Das an der Tête marſchirende Regiment Nr. 64 entwickelte ſechs Compagnieen gegen dieſe feindliche Stellung und warf den Feind nach kurzem Gefecht. Als die verfolgenden Compagnieen den Wald durchſchritten hatten, ſtießen ſie auf derartig überlegene Kräfte, daß es nothwendig wurde, die anderen Abtheilungen des Regiments zur Unterſtützung vorzuziehn, während der Reſt der Avantgarde, Regiment Nr. 24, an dem Fuß der Höhe nördlich der Straße, das Gros der Diviſion (die 11. Brigade) am Straßenſchnittpunkt aufmarſchirte. Auf der langen, die Chauſſee ſchneidenden Gefechtslinie entwickelte ſich ein lebhaftes Gewehrfeuer, doch konnte vorläufig noch nicht Terrain gegen die ſehr günſtige Stellung der Diviſion Paris gewonnen werden, welche mit ihren Hauptkräften den Höhenzug bei La Butte nördlich und ſüdlich der Straße, ferner Dorf Ardenay und als vorgeſchobenen Punkt Schloß Ardenay beſetzt hatte. Bei La Butte waren eine Batterie und zwei Mitrailleuſen in Poſition gebracht, gegen welche dieſſeits nur zwei Geſchütze auf der Chauſſee Verwendung finden konnten.



Es ſtellte ſich nunmehr zunächſt die Nothwendigkeit heraus, das hochgelegene und flankirende Schloß Ardenay zu nehmen, und wurde zu dieſem Behuf der linke Flügel des Regiments Nr. 64 durch zwei Compagnieen des Regiments Nr. 24 verſtärkt, welche, durch den Wald gedeckt, eine umfaſſende Bewegung gegen das Schloß ausführten. Nach hartnäckigem Widerſtand wurde das Schloß und die umliegenden Fermen genommen und die feindlichen Abtheilungen auf Dorf Ardenay — das zunächſt noch in Händen des Gegners blieb — zurückgeworfen. Gleichzeitig drängte der rechte Flügel des Regiments Nr. 64, nördlich der Chauſſee, den Feind bis an den Fuß der Höhe von La Butte zurück, aber das ſehr coupirte Terrain machte nur ein ſehr langſames Vorgehen möglich.

Es dunkelte bereits, als der Feind noch im Beſitz der Höhen bei La Butte und des Dorfes Ardenay war und gegen dieſe Poſition nunmehr die ganze 12. Brigade zum allgemeinen Angriff entwickelt wurde. Unter kräftigem Hurrah gingen die Truppen nördlich und ſüdlich der Straße mit dem Bajonete vor und warfen den Feind aus dem Dorfe Ardenay hinaus, alsbald auch von dem dahinter liegenden Höhenrand hinunter.

Seitens des commandirenden Generals waren zwei Bataillone des Regiments Nr. 35 über Surfond und La Cohanière gegen den rechten feindlichen Flügel dirigirt worden. Obgleich dieſe Bataillone ſich nicht mehr an dem Hauptangriff auf Ardenay betheiligen konnten, hat doch nach Ausſagen von Gefangenen, welche auch durch Chanzys Buch Beſtätigung finden, dieſe Bedrohung des Flügels weſentlich zu dem Erfolg des Tages beigetragen.*)

Die Diviſion Paris zog ſich in voller Auflöſung auf Le Mans zurück, ſo daß ſie am folgenden Tage außer Stande war, eine ihr von Chanzy aufgetragene Offenſivbewegung auszuführen. Die völlige Dunkelheit verhinderte unſrerſeits eine Verfolgung über Ardenay hinaus. Fünfhundert Gefangene wurden eingebracht. Der dieſſeitige Verluſt betrug 5 Offiziere und 158 Mann, wovon 3 Offiziere und 113 Mann auf das Regiment Nr. 64 entfielen.

---

*) Links neben der 6. Diviſion hatten die Vorpoſten der 5. Diviſion ohne Gefecht den Narais-Bach überſchritten und waren an der Weſtliſière des Bois de Loudon ausgeſetzt worden. Das Gros der letztgenannten Diviſion bezog Cantonnements bei Challes und Volnay. [Siehe unſre Karte auf S. 799] Am rechten Flügel des III. Corps beſetzte das ſchon auf S. 788 erwähnte Seiten-Detachement unter Oberſtlieutenant Graf Lynar die Ferme La Belle inutile und machte 100 Gefangene, vermochte aber die Verbindung mit dem XIII. Corps, das an dieſem Tage bis in die Nähe von Conneré kam, nicht herzuſtellen.

Die dreitägige Schlacht bei Le Mans.*)

Am 10., 11. und 12. Januar.

Erſter Tag. (10. Januar.)

Am 9. Abends ſtanden:
das XIII. Corps in Front von Sceaux,
das III. Corps in Front von Ardenay,
das X. Corps in Front von Brives.

Zieht man dem entſprechend eine Linie, wozu man am beſten unſre Karte auf S. 784 benutzen wird, ſo ergiebt ſich, bei zurückſtehenden Flügeln und vorgenommenem Centrum, eine Figur wie dieſe (, während ein ſtriktes Innehalten des urſprünglichen Plans, der darauf ausging, die Le Mans-Stellung mit den Flügel-Corps zu umfaſſen, zu der entgegengeſetzten Geſtaltung, alſo etwa ſo), geführt haben müßte. Ohne für den ferneren Verlauf der Operationen auf die Durchführung dieſes urſprünglichen Planes zu verzichten, wurde doch zunächſt beſchloſſen, das am weiteſten vorgedrungene Corps, das III., am nächſtfolgenden Tage (10.) ſeine Vorwärtsbewegung fortſetzen zu laſſen. Die Ausführung dieſes Beſchluſſes führte abermals zu einer Reihe blutiger Gefechte, die um ſo ruhmreicher für unſre Truppen waren, als nicht nur die Verluſte, ſondern vor Allem auch die Strapazen mit jedem Tage wuchſen. Wir entnehmen in Bezug hierauf einer Broschüre des Hauptmanns v. d. Goltz »die ſieben Tage von Le Mans« das Folgende: »Zu ſehr iſt man gewöhnlich geneigt, die Truppen ſich ohne Weiteres nach den Gedanken und Befehlen des Feldherrn bewegen zu ſehen, unbeeinflußt von Raum, Zeit,

---

*) Wir ſuchen auch hier überall die zahlreichen Gefechte durch Kartenſkizzen zu erläutern. Wenn hier und da ein Dorfname zu fehlen ſcheint, ſo wird man ihn meiſt vorher oder nachher auf einer andern Karte finden. Wird dies Verfahren inne gehalten, ſo iſt die Orientirung geſichert.

Witterung und materiellen Verhältniſſen im Allgemeinen. Wer aber den Krieg kennt, weiß, daß auch in entſcheidenden, ſelbſt erhebenden Momenten der Soldat Menſch und von allen jenen äußerlichen Einwirkungen abhängig bleibt. Dieſe Einwirkungen aber werden ſich um ſo mehr geltend machen, je länger bereits der Feldzug gedauert hat, je mehr ſchon an dem Vorrath von Willen und Entſagungskraft gezehrt worden iſt, den Jedermann aus dem Vaterlande in den Krieg mitbringt.

Die Witterung hatte ſich ſeit dem 9. verändert; Schnee war gefallen. Dieſer drückte ſich feſt zuſammen und bei der ſtarken Benutzung aller Communikationen durch Freund und Feind wurden die Straßen ſchnell ſpiegelglatt, ſo daß ein Fortkommen für Menſchen und Thiere höchſt mühſam war. Die Colonnen der Corps ſchleppten ſich nur langſam dahin und dehnten ſich zu unabſehbarer Länge aus; die ſtarke Cavallerie der Armee, ohnehin durch das Terrain in ihrer Wirkſamkeit eingeſchränkt, verlor jetzt — meiſt zum Führen ihrer Pferde verurtheilt — faſt gänzlich die Möglichkeit, etwas zu leiſten. An den zahlreichen Steigungen und Abfällen der durch das bergige Gelände führenden Chauſſeen konnten Geſchütze und Fahrzeuge nur mit großen Diſtancen paſſiren. Störungen der Ordnung in den Colonnen waren unvermeidlich, viel Zeit ging verloren, die Märſche zogen ſich bis tief in die Nacht hinein und wurden im höchſten Grade ermüdend. Dabei ließ ſich mal auf mal vorausſehen, daß der Aufbruch am nächſten Morgen würde beſchleunigt werden müſſen, um die Tags zuvor nicht erreichten Marſchziele doch wenigſtens noch zu früher Stunde zu gewinnen. An ein Nachlaſſen der Kälte war bald nicht mehr zu denken, im Gegentheil ſie ſteigerte ſich, und mit ihr die Glätte der Wege. Die Trains und die Fuhrparks-Colonnen blieben zurück, und während für die Truppen die Strapazen ſich vergrößerten, verſchlechterte ſich die Verpflegung.«

Das III. Corps bei Parigné, Changé und Champagné.

(10. Januar.)

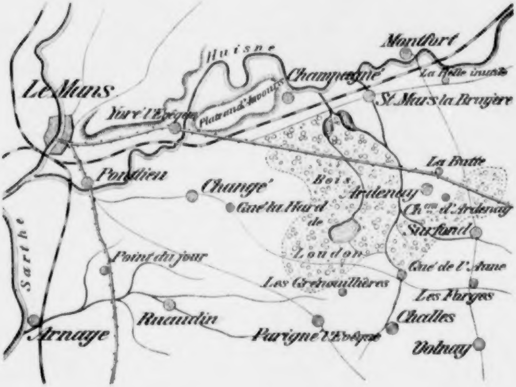
Das III. Corps litt unter dieſen Anſtrengungen und Entbehrungen vielleicht am meiſten; nichtsdeſtoweniger, wie bereits hervorgehoben, fiel ihm die Aufgabe zu, am 10., ohne das Erſcheinen der Flügelcorps abzuwarten, abermals zu avanciren und den Feind aus einer Anzahl von Dorfpoſitionen, die als detachirte Forts ſeiner Hauptſtellung gelten durften, hinauszuwerfen.

Die vier Brigaden des Corps, deſſen Geſammt-Stellung wir Eingangs durch die Bezeichnung »in Front von Ardenay« gegeben haben, hatten im Einzelnen, am 10. früh, die folgenden Poſitionen inne:

die 9. Brigade, Oberſt v. Conte, bei Gué de l'Aune,
die 10. Brigade, Generalmajor v. Schwerin, links daneben bei Challes,

die 11. Brigade, Generalmajor v. Rothmaler, in Schloß und Dorf Ardenay,

die 12. Brigade, Oberſt v. Bismarck, in Ardenay und La Butte.


Huisne
Montfort
La Belle inutile
Champagné
St. Mars la Brière
Le Mans
Yvré l'Évêque
Plateau d'Auvours
La Butte
Pontlieu
Changé
Bois
Ardenay
Ch.teau d'Ardenay
Gué la Hard
de
Surfond
Loudon
Sarthe
Point du jour
Gué de l'Aune
Les Grenouillères
Les Fargues
Challes
Ruaudin
Parigné l'Évêque
Arnage
Volnay

Die Weiſungen des Commandirenden gingen im Weſentlichen dahin, bis zur Linie Changé-Champagné vorzudringen. Die Ausführung davon führte zu einer Reihe von Gefechten. Jeder Truppentheil wurde ernſthaft engagirt. Wir folgen den einzelnen Brigaden.

Die 9. Brigade nimmt das Bois de Loudon. 11 Uhr.

Das Regiment Nr. 48, das ſein 1. Bataillon ſchon am Abend des 9. bis an das Bois de Loudon vorgeſchoben hatte, ſah ſich in aller Frühe des 10. von einer feindlichen Brigade angegriffen. Es war die Brigade Pereira von der 1. Diviſion Deplanque des XVI. Corps. Das vorgenannte Bataillon führte in Folge dieſes von Süden kommenden Angriffs eine Linksſchwenkung aus und nahm Front gegen Parigné. Während des immer lebhafter werdenden Gefechts, das ſich alsbald in Schräglinie zwiſchen Parigné und Gué de l'Aune zu entwickeln begann, wurden nicht nur die reſtirenden beiden Bataillone 48, ſondern auch das 2. Bataillon vom Leib-Regiment in die Front genommen, denen es gelang, den mit vielem Elan angreifenden Feind von Knick zu Knick bis gegen Parigné zurückzuwerfen. Mehrere

Hundert Gefangene fielen in unſre Hände; das Bois de Loudon, zumal an ſeinem Südrande, wurde beſetzt, auf die Wegnahme von Parigné aber vorläufig verzichtet. Hierzu war die 10. Brigade auserſehn.

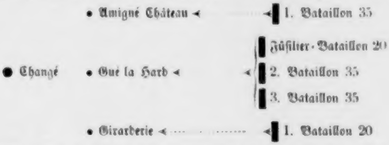
Die 10. Brigade nimmt Parigné 2 Uhr.

Die 10. Brigade hielt bei Challes, eine halbe Meile ſüdlich von Gué de l'Aune. Während des Gefechts der 9. Brigade rückte die 10., Generalmajor v. Schwerin, von Challes bis Les Grenouillères vor, vereinigte ihre beiden Batterieen mit der ſchon im Feuer ſtehenden ſchweren Batterie der 9. Brigade und entwickelte vier Bataillone gegen Parigné. Das 1. Bataillon 52 hielt die direkte, von Challes auf Parigné führende Straße, während drei andre Bataillone: das 1. Bataillon 12, das Füſilier-Bataillon 52 und das Füſilier-Bataillon 12, eine Schwenkung ausführend, das zuletzt genannte Dorf von Norden her zu nehmen trachteten. Ueber die Infanterie hinweg ſetzten die Batterieen ihr Feuer fort.

Es war gegen 12½ Uhr. Mittlerweile war, von Grand Lucé her, die Avantgarde der Diviſion Jouffroi in Parigné eingetroffen und hatte den Ausgang des Dorfes an der nach Challes führenden Straße mit 1 Regiment Infanterie, 2 Mitrailleuſen und 4 Geſchützen beſetzt. General Pereira, deſſen Brigade bis dahin auf ſich ſelbſt angewieſen geweſen war, glaubte nun mit Sicherheit auf weitere Unterſtützungen rechnen zu können und ſetzte den Kampf fort. Dieſe Unterſtützungen blieben aber aus. So unterlag er unſrem umfaſſenden Angriff. General v. Schwerin, nachdem die vier vorgenannten Bataillone, denen ſich Abtheilungen des Leib-Regiments, wie des 3. Jäger-Bataillons anſchloſſen, einen Augenblick geraſtet hatten, gab um 1 Uhr den Befehl zum Sturm gegen das Dorf. Mit lautem Hurrah gingen die Truppen von Oſten und Norden her vor, erkletterten die ſteilen und glatten Abhänge, warfen den Feind aus den Vorgärten hinaus und drangen gleichzeitig an drei, vier Stellen der Umfaſſung ein. General Pereira verſuchte perſönlich in der großen Dorfſtraße noch einige Ordnung in das Gefecht zu bringen, aber die zuſammengepreßten Abtheilungen erlitten derartige Verluſte, daß ſich Alles in wirrem Durcheinander nach den weſtlichen Ausgängen warf. Zwei Fahnen, einige Mitrailleuſen und Geſchütze, mehrere Munitionswagen und 2000 Gefangene fielen in unſre Hände. Nur kleinen Abtheilungen gelang es die Straße nach Le Mans zu gewinnen; der größere Theil zog ſich in gänzlicher Auflöſung auf Ruaudin zurück.

Die 11. Brigade nimmt Gué la Hard. 4½ Uhr.

Die 11. Brigade — nach am Tage zuvor erfolgter Verwundung des Generalmajors v. Rothmaler, vom Oberſten v. Flatow geführt — hielt etwas ſüdlich von Ardenay. In den erſten Stunden des Nachmittags erhielt ſie Befehl zum Vormarſch. Gegen 3 Uhr ſtieß die Avantgarde: 2. Bataillon vom Regiment 35, öſtlich Gué la Hard auf die franzöſiſche Brigade Ribell, die zwiſchen Girarderie und Amigné Château Stellung genommen hatte, Gué la Hard ohngefähr als Centrum. Das 2. Bataillon 35 warf den Feind in leichtem Gefecht zurück und ſchickte ſich an den Ort zu beſetzen, als von Changé her raſch eintreffende Verſtärkungen die Widerſtandskraft des Gegners derartig ſteigerten, daß unſer Avantgarden-Bataillon nicht nur von weitrem Vordringen abſtehn, ſondern nunmehr ſeinerſeits große Anſtrengungen machen mußte, ſich in ſeiner Poſition zu behaupten. Die ganze 11. Brigade wurde allmälig ins Gefecht gezogen, auch nach den Flügeln hin ſtark detachirt, ſo daß um 4 Uhr die Stellung der Unſrigen etwa die folgende war:



Gleich darauf gelang es zwei Compagnieen 20. Regiments den unmittelbar hinter Gué la Hard fließenden Bach zu überſchreiten, welche Tournirung das Zeichen zum dieſſeitigen allgemeinen Angriff war. Amigné Château wurde genommen, dann Girarderie, dann Gué la Hard ſelbſt, und die Brigade Ribell, nach Verluſt von über 1000 Gefangenen, auf die Hauptſtellung Changé zurückgeworfen.*)

Die 12. Brigade nimmt Champagné. 3 Uhr.

Die 12. Brigade, nachdem ſie ſich nördlich von Ardenay geſammelt, erhielt um 11 Uhr Befehl auf der großen Straße bis Yvré l'Evêque vorzurücken. Bei St. Hubert, ¼ Meilen in Front von Yvré, ſtieß die Avantgarde auf ſtarke feindliche Abtheilungen, welche die Eiſenbahn überſchritten hatten und in dichten Schwärmen in den hart an der Straße gelegenen Wald eindrangen. Es waren dies »Mobiliſés der Bretagne«, die hier auf ſpeziellen Befehl Chanzy's die Offenſive ergriffen. Ein langdauerndes Wald- und Schützengefecht entwickelte ſich, an dem dieſſeitig nur zwei Geſchütze theilnehmen konnten, während der Feind, vom Plateau d'Auvours aus, den ganzen Wald beſtändig unter Feuer nahm. Nach 1 Uhr gelang es dem 2. und Füſilier-Bataillon 24 den Gegner langſam zurückzudrängen. Die Weſtliſière wurde erreicht und den nun in ſchleuniger Flucht abziehenden Schwärmen ein wirkſames Schnellfeuer nachgeſandt.

---

*) An der Einnahme von Gué la Hard hatte ſich die, nach ihrem Vormittags-Gefecht am Bois de Loudon haltende 9. Brigade ſehr weſentlich betheiligt. Sechs Compagnieen 48er, denen ſich zwei Compagnieen 3. Jäger-Bataillons anſchloſſen, waren es, die la Girarderie nahmen und von hier aus im ſelben Augenblick, wo von Oſten und Norden her der Hauptangriff erfolgte, gegen die Südliſière von Gué la Hard vordrangen.

Friſche feindliche Abtheilungen hatten mittlerweile am Eiſenbahndamm und in den am Fuße des Plateau d'Auvours gelegenen Fermen eine vortheilhafte Stellung genommen. Auf dem Plateau ſelbſt zeigten ſich ſtarke Reſerven. Es ſchien deshalb geboten, durch Wegnahme des Dorfes Champagné den Feind in ſeiner ſtarken Stellung zu flankiren, zu welchem Zweck das 1. Bataillon 64 gegen das Dorf dirigirt wurde. Aber ehe dies Bataillon eingreifen konnte, hatten die 6., 9. und 11. Compagnie 24er ſich an der Weſtliſière des Waldes zum gemeinſchaftlichen Angriff auf Champagné entſchloſſen und unter Führung des Hauptmanns Ziegener, über die Eiſenbahn vordringend, ſich umfaſſend gegen das Dorf entwickelt. Nach kurzem Feuergefecht drangen die Compagnieen mit ſchlagenden Tambours von drei Seiten her in Champagné ein. Der Feind wurde nach lebhaftem Straßenkampf geworfen und unſre Vorpoſtenkette bis gegen das Plateau d'Auvours hin vorgeſchoben.

Die 10. und 11. Brigade nehmen Changé. 6 Uhr.

Etwa um 4 Uhr war Gue la Hard — und zwar, wie hervorgehoben, unter Mitwirkung der von Süden her eingreifenden 9. Brigade — ſeitens unſrer 11. Brigade genommen worden. Einige Zeit verging, ehe die beim Angriff ſehr durcheinander gekommenen Truppen wieder geſammelt und geordnet waren. Völlige Dunkelheit herrſchte bereits. Man glaubte die Tagesaufgabe gelöſt zu haben, da Gué la Hard von den eingedrungenen Truppen für Changé gehalten worden war. Changé lag aber noch 1500 Schritt weiter weſtlich. Als dies ſchließlich erkannt wurde, gab der commandirende General v. Alvensleben Befehl zu ſofortiger Wegnahme von Changé und zwar derart, daß

das 2. Bataillon 20 von Gué la Hard,
das 1. Bataillon 35 von Amigné Château,
das Regiment 52 von der ſüdlich gelegenen Straße Parigné — Pontlieu her gegen das Dorf vordringen ſollten. Ein concentriſcher Angriff alſo, für den Truppentheile der 10. und 11. Brigade gemeinſchaftlich auserſehen waren. Im Weſentlichen vollzog ſich das, was die nächſte Stunde brachte, im Einklang mit dieſen Weiſungen, nur inſoweit modificirt, daß die 10. Brigade einen Vorſprung gewann, Changé aus eignen Mitteln nahm und erſt im letzten Moment Abtheilungen der 11. Brigade mit eingreifen ſah. Hieran

war keine Verſäumniß der letztgenannten Brigade Schuld; dieſe trat an als die Ordre an ſie erging; aber die 10. Brigade war ihr aus freier Initiative zuvorgekommen und marſchirte bereits gegen Changé, als der Befehl dazu ihr erſt überbracht werden ſollte. Wir begleiten ſie auf ihrem Vormarſch.

Die 10. Brigade, Generalmajor v. Schwerin, war bald nach Erſtürmung von Parigné, unter Zurücklaſſung des 2. und Füſilier-Bataillons 12. Regiments, auf der Straße Parigné — Le Mans weiter vorgerückt. Das 1. Bataillon letztgenannten Regiments nahm die Tête und verfolgte ſchwächere Abtheilungen der Brigade Pereira bis in die Gegend von La Paillerie. Auf den Höhen nach Pontlieu zu zeigten ſich indeß ſtärkere, feindliche Abtheilungen; auch wurde die Straße von mehreren Batterieen unter wirkſames Granatfeuer genommen. [Hierzu iſt neben unſrer Karte auf S. 799 auch unſre Karte auf S. 813 zu benutzen.]

General v. Stülpnagel — Commandirender der 5. Diviſion, der ſich in dieſem Augenblick an der Spitze der 10. Brigade befand — ließ nunmehr durch das 1. Bataillon 12 die große Straße Parigné — Le Mans feſthalten, während das Regiment Nr. 52 Befehl erhielt, rechts ausbiegend mit dem 2. Bataillon gegen Gué la Hard,*) mit dem Füſilier-Bataillon gegen Changé vorzugehn.

Das Füſilier-Bataillon, Major v. Natzmer, trat an; das halbe 1. Bataillon (2. und 3. Compagnie) folgte; heftiges Schneetreiben verwehte Weg und Steg. Unmittelbar öſtlich des Ortes, als eine Brücke paſſirt werden ſollte, erhielten die Unſren Feuer. Hauptmann v. Borke, der die Têten-Compagnie (die 10.) commandirte, fiel; Major v. Natzmer ſprang perſönlich an die Spitze der Colonne und führte ſie tambour battant, ohne daß ein Schuß abgegeben worden wäre, unter Hurrah nach Changé hinein. Der Feind in bedeutender Stärke, augenſcheinlich überraſcht, ſuchte ſich zu ſammeln und eröffnete aus Thüren und Fenſtern ein lebhaftes Feuer, ohne indeß die Unſren, die auf zwei ſich gabelnden Dorfſtraßen vordrangen, aufhalten zu können. Erſt auf dem Marktplatz kam es zu nachhaltigem Widerſtand. Die 10. Compagnie, die an der Tête geblieben war, ſtieß hier auf geſchloſſene Maſſen. Aber ſchon rückten dieſſeitig friſche Abtheilungen heran, beſetzten eins der am Markte gelegenen Häuſer und zwangen durch Schnellfeuer, das aus allen Fenſtern des Hauſes abgegeben wurde, den Feind zum Rückzuge. Dieſer Rückzug geſtaltete ſich zu Flucht und Auflöſung, als die abziehenden Colonnen unter das Feuer der 3. Compagnie geriethen, die ſchon vorher, auf Befehl des Oberſten v. Wulffen, das Dorf umgangen und am Waldrande, da wo die große Straße ihn ſchneidet, Aufſtellung genommen hatte.

---

*) Das 2. Bataillon verlieren wir von hier ab aus dem Auge; es drang gegen Gué la Hard vor, fand es aber bereits in Händen unſrer 11. Brigade, die es (vgl. S. 801) etwa anderthalb Stunden früher genommen hatte.

Inzwiſchen war auch das 2. Bataillon 20 (von der 11. Brigade) bei Changé eingetroffen, fand noch Gelegenheit, eine vom Feinde ſchnell aufgeworfene Barrikade nach kurzem Feuergefecht zu nehmen und auch ſeinerſeits bis auf den Marktplatz vorzudringen. Als es hier überall den Compagnieen der 52er begegnete, ſammelte es ſich außerhalb des Orts.

Der 10. Januar hatte ſomit glänzend für das III. Corps geendet. Der Feind war auf allen Straßen zurückgeworfen; drei wichtige Punkte: Varigné, Changé, Champagné, waren im Sturm genommen, 2 Fahnen, 1 Geſchütz, 3 Mitrailleuſen erbeutet worden. Dazu waren 5000 unverwundete Gefangene in unſre Hände gefallen. Unſer Verluſt war nicht gering und belief ſich auf 33 Offiziere und 483 Mann.

Das XIII. Corps (dieſſeitiger rechter Flügel)*) avancirt zu beiden Seiten des Huisne-Baches und erreicht die Linie Montfort-La Chapelle.

(10. Januar.)

Das XIII. Corps, mit Ausnahme des bereits, nach rechts hin, über den Huisne-Bach vorgedrungenen Detachements Beckedorff (ſiehe weiter unten) ſtand am 9. Abends am linken Huisne-Ufer zwiſchen Sceaux und Conneré. Die Diviſionen hielten die große Straße; Conneré, das der Feind gegen Abend räumte, war von dieſſeitigen Abtheilungen beſetzt worden. Die für den 10. ausgegebenen Ordres lauteten im Weſentlichen wie folgt:

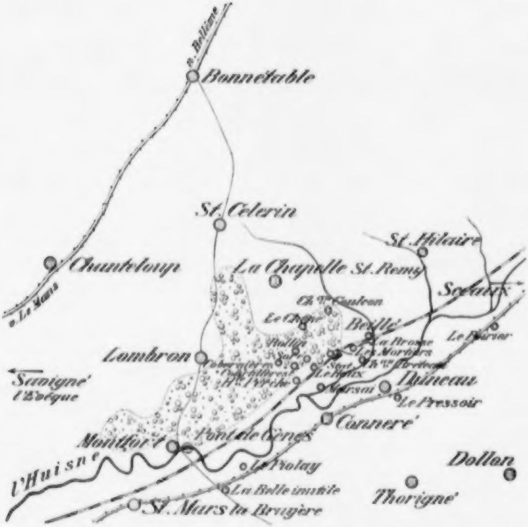
die 17. Diviſion bleibt am linken Huisne-Ufer und avancirt, die große Straße haltend, bis St. Mars la Bruyère, oder doch bis Pont de Gesnes;

das Detachement Rauch überſchreitet bei Conneré den Huisne-Bach, ſetzt ſich auf dem jenſeitigen, rechten Ufer feſt und ſichert die Verbindung mit der 22. Diviſion;

die 22. Diviſion überſchreitet den Huisne-Bach bei Sceaux und avancirt, an der Eiſenbahn hin, bis Beillé, von dort auf Lombron;

das Detachement Beckedorff, ſchon am rechten Huisne-Ufer ſtehend, marſchirt auf La Chapelle St. Remy, unter Umſtänden bis Savigné l'Evêque, und unterhält Verbindung mit der am äußerſten rechten Flügel vorgehenden 4. Cavallerie-Diviſion.

) Am dieſſeitigen linken Flügel avancirte an dieſem Tage (10.) das X. Corps von Brives und St. Vincent aus bis Grand Lucé, wo es ſeine Streitkräfte concentrirte. Das Detachement v. Schmidt (ſeine Zuſammenſetzung ſiehe auf S. 794) kam bis Volnay.


v. Bellême
Bonnétable
St. Celerin
Chanteloup
v. Le Mans
La Chapelle St. Remy
St. Hilaire
Sceaux
Beillé
Lombron
Savigné l'Evêque
Duneau
Le Pressoir
Conneré
Montfort
Pont de Gênes
l'Huisne
Le Prolay
La Belle inutile
St. Mars la Bruyère
Thorigné
Dollon

Im Einklang mit dieſen Weiſungen wurde verfahren, das jedem Truppentheil geſtellte Ziel im Weſentlichen erreicht. Wir folgen nunmehr dem Vorgehn der beiden Diviſionen und ihrer Detachements.

Die 17. Diviſion bis Pont de Gênes.

Die 17. Diviſion, die große Straße haltend, hatte am linken Ufer des Huisne bis St. Mars la Bruyère vorzudringen. Das Glatteis bereitete dem Marſch der Truppen die größten Schwierigkeiten. Beim Paſſiren von Conneré, wurde, mit Zuhülfenahme der Einwohner, Stroh, Aſche und Sand geſtreut, um bequemer die etwas anſteigende Straße hinaufzukommen. Endlich war La Belle inutile, wo die Straße nach Pont de Gênes, beziehungsweiſe nach Montfort im ſtumpfen Winkel abbiegt, erreicht und die Colonne bewegte ſich rechts auf die Eiſenbahn und den Huisne zu. Das 1. Bataillon 76 hatte die Tête. Es war bereits 2 Uhr, als wir dem Feinde ziemlich unmittelbar gegenüberſtanden. Die Schleife des Huisne, an der Pont de Gênes liegt, wird durch einen 20 bis 30 Fuß hohen Eiſenbahndamm abgeſchnitten, durch den nur ein Durchgang führt. Hinter dem Eiſenbahndamm beginnt die dieſſeitige Hälfte des maſſiv gebauten Pont de Gênes, deſſen zweite, am jenſeitigen Ufer gelegene Hälfte nur mittelſt einer über den Huisne führenden Brücke zu erreichen iſt. Im Rücken der Stadt erhebt ſich amphitheatraliſch das mit Fermen und Hecken bedeckte Terrain, deſſen Vertheidigung durch das auf der Höhe gelegene Städtchen Montfort, mit ſeinem alles überragenden Coloſſal-Schloß, noch erleichtert wird.

Der Eiſenbahndamm war in ſeiner ganzen Länge mit Infanterie beſetzt; auf den dahinterliegenden Höhen waren zahlreiche Reſerven deutlich ſichtbar. Es wurden dieſſeitig drei Batterieen vorgezogen und auf einer Höhe ſüdlich der Ferme Piolay in Thätigkeit gebracht; ihr Feuer richtete ſich gegen den Eiſenbahndamm, gegen Pont de Gênes und das dahinter gelegene, anſteigende Terrain. Aber eine Wirkung war nicht wahrzunehmen; immer neue Truppenmaſſen, deren Aufgabe es erſichtlich war, die ſtarke Montfort-Stellung unter allen Umſtänden zu halten, ſah man heranrücken; ſo wurde Befehl gegeben den Angriff, der ohne vorgängige Umgehung (zu der es heute zu ſpät war) keine Chancen des Gelingens bot, bis auf den folgenden Tag zu verſchieben. Die 17. Diviſion bezog Cantonnements an der Straße Conneré — La Belle inutile; nur die, in Nähe der Eiſenbahn, über den Huisne vorgeſchobenen Abtheilungen bivouakirten im Schnee, in unmittelbarſter Nachbarſchaft des Feindes. Mehrfach lag der dieſſeitigen Schützenlinie eine feindliche ſchon hinter dem nächſten Knick, alſo auf nur einige Hundert Schritt gegenüber.

Das Detachement Rauch überſchreitet den Huisne-Bach, nimmt den Bahnhof und eine Anzahl Fermen jenſeits der Eiſenbahn.

Das Detachement Rauch beſtand aus der 17. Cavallerie-Brigade (Dragoner-Regiment Nr. 17, Ulanen-Regiment Nr. 11, eine reitende Batterie) und drei Bataillonen der 17. Infanterie-Diviſion. Dieſe Bataillone waren:

1. Bataillon 75,
2. Bataillon 90,
14. (Mecklenburgiſches) Jäger-Bataillon.

Der empfangenen Ordre gemäß dirigirte ſich das Detachement zunächſt auf Connere, ſchwenkte rechts, überſchritt den Huisne, dann einen zweiten Bach, der, zwiſchen dem Huisne und der Eiſenbahn, mit beiden parallel läuft, und drang nun gegen den Bahnkörper vor. Dieſer, wie auch das Stationsgebäude, war vom Feinde beſetzt, welcher letzterer namentlich die theils dieſſeits theils jenſeits der Bahnlinie gelegenen Fermen: Les Mortiers, Marſai, La Broſſe, Le Houx, Sorée, Courtillères, Rollin, Les Corbenières und viele andre noch, zur Vertheidigung eingerichtet hatte. Die Mehrzahl aller dieſer Poſitionen wurde ihm entriſſen. Folgen wir nunmehr dem weiteren Vorgehn des Detachements.

Das 1. Bataillon 75 hatte die Tête, das 14. Jäger-Bataillon folgte, während das 2. Bataillon 90 vorläufig noch in Conneré verblieb. Artillerie war in dem Terrain gar nicht zu verwenden.

Das 1. Bataillon 75 warf den Feind im erſten Anlauf aus dem Bahnhof (Stationsgebäude) hinaus und nahm dann die links und rechts daneben gelegenen Fermen Marſai und Les Mortiers. Das 14. Jäger-Bataillon hatte mittlerweile den Bahnhof öſtlich umgangen und richtete ſich nunmehr gegen die vom Feinde ſtark beſetzte Waldliſière. Hier durchzudringen, erwies ſich zunächſt als unausführbar; erſt als die 4. Compagnie von der Ferme La Broſſe aus den linken franzöſiſchen Flügel einigermaßen zu umfaſſen begann, gelang es den Gegner auf etwa 200 Schritt in den Wald hineinzudrängen. Das Jäger-Bataillon gewann hierdurch einen, im Walde, der Eiſenbahn parallel laufenden Hohlweg, welcher ſich zur vorläufigen Feſthaltung beſonders eignete und aus welchem es das nunmehr ſich entſpinnende Feuergefecht unterhielt. Gegen 2 Uhr machte der Feind, welcher ſich unterdeß verſtärkt hatte, mehrere Vorſtöße, ſowohl gegen das 1. Bataillon 75, wie gegen das 14. Jäger-Bataillon. Beſonders heftig wurde das letztre getroffen. Aber hier wie dort wurden die Angriffe, unter großem Verluſte des Gegners, zurückgewieſen. Das 1. Bataillon 75 folgte ihm auf dem Fuße und nahm die Fermen Le Houx und Sorée. 3½ Uhr rückte dieſſeitig auch das 2. Bataillon 90 in die Front, dirigirte ſich rechts neben das Jäger-Bataillon und geſtattete es dadurch dieſem, ſich links ſchiebend wieder in eine feſtere Verbindung mit dem 1. Bataillon 75 zu bringen. Dieſem letzteren gelang es, bei Dunkelwerden, ſich in Beſitz der Fermen Courtillères und Rollin zu ſetzen, wobei 4 Offiziere und 76 Mann gefangen genommen wurden. Ein weiterer Verſuch, auch die auf der Höhe gelegene Ferme Les Cobernières zu nehmen, ſcheiterte an der ſtarken Beſetzung derſelben.

Noch ſpät am Abend bewarf der Feind das von den Truppen des Detachements Rauch beſetzte Terrain mit Granaten, jedoch ganz ohne Reſultat. Die dem Gegner zunächſt ſtehenden Truppen blieben für die Nacht in ihren Stellungen, die Wachtfeuer drüben ließen genau die Stellung des Feindes erkennen. Sie zogen ſich von der am Huisne-Bach gelegenen Ferme Haute Perche (rechter Flügel) über Les Cobernières und La Vallée bis Le Chêne.

In das Gefecht des Detachements Rauch, deſſen Aufgabe, wie hervorgehoben, zu ſehr weſentlichem Theile darin beſtanden hatte, die Verbindung mit der am rechten Huisne-Ufer avancirenden 22. Diviſion herzuſtellen, hatte dieſe letztere mannigfach eingegriffen. Wir wenden uns nunmehr dem Vorgehen derſelben zu.

Die 22. Diviſion überſchreitet den Huisne bei Sceaux, avancirt am Eiſenbahndamme hin, erreicht Beillé, nimmt Château Couleon und Le Chêne.

General v. Wittich, in ſeinem mehrcitirten »Tagebuch«, hat über dieſen Vormarſch am 10. berichtet. Wir entnehmen ſeiner Darſtellung, dieſelbe nur hier und dort kürzend, das Folgende: »Die Wege waren ſtark verſchneit und wurden durch die marſchirenden Kolonnen ſehr glatt. Für Pferde und Fahrzeuge mußte die Chauſſee von Sceaux (die Diviſion bewegte ſich vorläufig noch dieſſeitig des Huisne) am Thalrande hinunter aufgehauen und mit Sand, Aſche oder Stroh, was gerade zur Hand war, beſtreut werden. Um 8 Uhr wurde der Huisne überſchritten und ſtatt des Weges an der Eiſenbahn hin, der ſehr verſchneit war, die große Straße eingeſchlagen, die unmittelbar rechts neben der Bahn hinläuft. Dieſe Straße verfolgten wir bis in Höhe von St. Hilaire und bogen dann links, um dieſſeits eines vorliegenden Baches die Eiſenbahnlinie wiederzugewinnen. Als dies geſchehen war, erfolgte der Weitervormarſch auf Beillé am Bahnkörper hin. Nach allen Detachirungen hatte ich, von der Cavallerie abgeſehn, nur über ſechs Bataillone und fünf Fußbatterieen Verfügung, zu denen ſich ſchließlich noch drei Compagnieen vom Regiment Nr. 32 geſellten. Bei La Chapellerie (dieſſeits Beillé) erhielten die Spitzen der Avantgarde Feuer. Es waren nur einzelne feindliche Infanteriſten, die den Vormarſch nicht aufhielten, ſich ſchleunigſt längs der Eiſenbahn zurückzogen und in den Wäldern verſchwanden. Um 11½ Uhr war Beillé erreicht. Vor und in der Höhe von Conneré, in den weſtlich gelegenen bewaldeten Höhen, ſtanden Abtheilungen der 17. Diviſion im Infanterie-Gefecht. Meine Avantgarde war bald darauf bis auf halben Weg zwiſchen Beillé und Conneré vorgerückt. Ich ſelbſt empfing jetzt folgenden Befehl ſeitens des Generalcommandos: »Das Detachement v. Rauch hat Auftrag die Höhen nordweſtlich Conneré zu ſäubern. Se. Königl. Hoheit der Großherzog erwartet, daß die 22. Infanterie-Diviſion über Beillé in das Gefecht eingreift.« Als dieſer Befehl eintraf, war auf meine Veranlaſſung eben dasjenige eingeleitet worden, was von Seiten des Generalcommandos gefordert wurde und die Avantgarde der Diviſion trat bereits neben dem 14. (Mecklenburgiſchen) Jäger-Bataillon ins Gefecht.«

So weit General v. Wittich. Dieſer formirte nunmehr — die nach links hin fechtende Avantgarde allmälig verſtärkend — einen linken und einen rechten Flügel, jenen unter den Befehl des Oberſtlieutenants v. Zacha, dieſen unter den Befehl des Oberſten v. Förſter ſtellend. Die Zuſammenſetzung beider abſorbirte ſchließlich alle ſechs Bataillone, über die die Diviſion Verfügung hatte, und war die folgende:

Linker Flügel (Oberſtlieutenant v. Zacha):
1. Bataillon 32,
Füſilier-Bataillon 83;
ſpäter aus dem Gros nachgeſandt:
Füſilier-Bataillon 94.

Rechter Flügel (Oberſt v. Förſter):
1. Bataillon 83,
2. Bataillon 83;
ſpäter aus dem Gros nachgeſandt:
1. Bataillon 94.

Die Aufgabe, die dem linken Flügel geſtellt wurde, beſtand, wie ſchon angedeutet, darin, das zu beiden Seiten des Eiſenbahndammes im Gefecht ſtehende Detachement Rauch zu unterſtützen, Richtung ſüdweſtlich, während dem rechten Flügel es oblag, mehr ſelbſtſtändig vorzugehn und geradaus weſtlich, auf Lombron zu, Terrain zu gewinnen.

Die Vorgänge am rechten Flügel verliefen wie folgt. Oberſt v. Förſter paſſirte den Bahndamm und wandte ſich gegen Château Couleon, um, nach Fortnahme deſſelben, links (ſüdlich) ſchwenkend, auf die feindliche Flanke zu drücken. Es war 2 Uhr. Auf dem halben Wege nach Château Couleon ſtieß das 2. Bataillon 83, das die Tête hatte, auf den Feind, trieb ihn zurück, nahm im erſten Anlauf das mehrgenannte Château, ſowie die nächſtgelegenen Fermen und ſetzte ſich darin feſt. Ueber 200 Gefangene, darunter viele Marine-Soldaten, wurden zurückgebracht. Der Feind war jedoch nicht gewillt, uns ohne Weiteres im Beſitz dieſer Poſitionen zu belaſſen; er brachte eine Batterie ins Gefecht, die den Wald mit Granaten und Shrapnels zu beſchießen begann. Der Stand dieſer Batterie war nicht zu entdecken, ſondern konnte nur jenſeits des Waldes, alſo weſtlich auf Lombron zu und ſüdlich von La Chapelle vermuthet werden. Unſrerſeits war eigentlich keine Gelegenheit zur Bekämpfung dieſer unſichtbaren Batterie gegeben, und nur um des moraliſchen Eindrucks willen ließ General v. Wittich einige Geſchütze vorgehn und das feindliche Feuer auf gut Glück hin erwidern. Die 83er, ſchließlich durch das 1. Bataillon 94 unterſtützt, hatten während dieſer reſultatloſen Kanonade nicht nur mehrere Offenſivſtöße des Feindes abgewieſen, ſondern auch Terrain gewonnen. Die ganze Nordoſtecke des Waldes war in ihrem Beſitz. Aber an der Ferme Le Chêne, die hartnäckig vertheidigt wurde, ſcheiterten alle dieſſeitigen Anſtrengungen. Unſre Vorpoſten, als die Dunkelheit hereinbrach, konnten nur in Front von Château Couleon ausgeſetzt werden.

Auch unſer linker Flügel, Oberſtlieutenant v. Zacha, trotzdem er, wie wir wiſſen, in Gemeinſchaft mit dem Detachement Rauch der 17. Diviſion operirte, hatte ſich mit nur ſehr partiellen Erfolgen begnügen müſſen. Der Feind hielt ſeine Wald- und Eiſenbahn-Poſitionen mit großer Zähigkeit feſt. Die Fortſchritte, die anfänglich der rechte Flügel (Oberſt v. Förſter) machte, hatten zwar unſre zwiſchen Beillé und Conneré, unmittelbar jenſeit des Huisne-Baches kämpfenden Bataillone degagirt, waren aber doch nicht groß genug geweſen, um nachhaltigen Einfluß auf den Gang des Gefechts am linken Flügel zu gewinnen. Dieſer, als der oben erwähnte Rechte-Flügel-Angriff gegen Le Chêne geſcheitert war, ſah ſich ſogar einer energiſchen Offenſive des Feindes ausgeſetzt, die ihre Richtung, zu beiden Seiten der Chauſſee, auf Conneré nahm. Es glückte jedoch, dieſer Offenſive zu begegnen und den Feind in den Wald zurückzuwerfen. Dieſſeits hatten, außer den drei Bataillonen unter Obriſtlieutenant v. Zacha, namentlich das mecklenburgiſche Jäger-Bataillon und das 2. Bataillon 90. Regiments an dieſem Kampfe theilgenommen. Die Linie, in der dieſſeitig die Vorpoſten ausgeſetzt wurden, entſprach im Weſentlichen der durch Wachtfeuer markirten Linie des Feindes, die wir auf S. 807 bereits gegeben haben.

Das Detachement v. Beckedorff erreicht die Straße Bonnetable-Le Mans und beſetzt Chanteloup.

Das aus dem Regiment 95, zwei Escadrons und einer Batterie beſtehende, am äußerſten rechten Flügel operirende Detachement v. Beckedorff war angewieſen worden, ſich gegen die Straße Bonnetable-Le Mans in Marſch zu ſetzen und auf dieſer gegen die Sarthe-Hauptſtadt vorzudringen. Um 8 Uhr wurde, von St. Hilaire aus, angetreten und um 1 Uhr Bonnetable erreicht; die linke Flanke war auf La Chapelle und St. Celerin zu gedeckt worden. Eine kleine Anzahl Franctireurs und bewaffneter Bauern empfing, in Nähe von Bonnetable, die Spitze unſrer Colonne mit Gewehrfeuer, zog aber gleich darauf mit Hinterlaſſung mehrerer Todten und Verwundeten ab und ſtellte unſrer Beſetzung des Orts kein weitres Hinderniß in den Weg. Nachdem erkannt worden war, daß die Straße nach Bellême, auf der die 4. Cavallerie-Diviſion vorgehen ſollte, frei ſei, brach Oberſt v. Beckedorff um 2¼ Uhr wieder in der Richtung von Le Mans auf. In der Höhe von Château Baugerien, nordöſtlich Chanteloup, ſtieß die Spitze des Detachements zwiſchen einer bewaldeten Hügelgruppe abermals auf den Feind, der ſich ohne Gefecht auf das ſtärker beſetzte Chanteloup zurückzog. Nachdem zuerſt zwei Geſchütze mit Erfolg gewirkt hatten, griffen das 1. Bataillon 95 auf und an der Chauſſee, das 2. Bataillon in der rechten Flanke an und erſtürmten den Ort nach Eintritt der Dunkelheit. Das

1. Bataillon 95 bivouakirte bei Chanteloup mit Fühlung am Feinde; der Reſt des Detachements cantonirte dahinter.

Das Geſammtreſultat des 10., des »erſten Tages von Le Mans«, war, daß wir, im Centrum wie an den Flügeln, erheblich an Terrain gewonnen hatten, wenn auch nicht überall die durch die Weiſungen des Obercommandos vorgezeichneten Punkte erreicht worden waren. Wir ſtanden bei Changé (Centrum) nur noch eine, an den Flügeln allerdings noch zwei bis drei Meilen von Le Mans.

Die Fortſetzung unſrer Darſtellung der dreitägigen Schlacht wird mit möglichſt genauer Angabe der Stellungen von Freund und Feind am 11. früh, dem Hauptactionstage, zu beginnen haben.

Zweiter Tag. (11. Januar.)

Am 10. Abends, wie bereits hervorgehoben, hatten wir uns der Sarthe-Hauptſtadt (Le Mans) derart genähert, daß wir im Centrum nur noch in Entfernung einer Meile, an den Flügeln in zwei- bis dreimeiliger Entfernung von ihr ſtanden. Die Chanzy'ſche Armee, wenn wir von einem am Huisne hin weit vorgeſtreckten Ausläufer des linken Flügels abſehn, hatte ſich in dichten Maſſen, beinah halbkreisförmig, um Le Mans herum gruppirt und war entſchloſſen, in dieſer Stellung die Stadt und die Flußübergänge zu ſchützen. Drei ſeiner Poſitionen, von denen zwei auf bereits mehr oder minder von uns umfaßtem Terrain lagen, waren ſehr feſt. Dieſe drei Poſitionen waren: die Höhe von Montfort, das Plateau d'Auvours und die Höhe bei Yvré l'Evêque.

Im Detail war die Aufſtellung des Feindes am 11. früh die folgende:*)

Franzöſiſcher rechter Flügel (zwiſchen der Eiſenbahn Tours — Le Mans und der großen Straße Tours — Le Mans):
  Diviſion Barry (2. vom XVI. Corps) hart öſtlich an der Eiſenbahn Tours — Le Mans;
  Diviſion Lalande (Mobiliſés der Bretagne) hart weſtlich der großen Straße Tours — Le Mans, bei den »Tuileries«.

---

*) Auf unſerer Karte, S. 813, ſind die feindlichen Diviſionen genau angegeben. Die erſte (römiſche) Ziffer bezeichnet die Diviſion, die zweite (arabiſche) das Corps; der dann folgende Buchſtabe iſt der Anfangs-Buchſtabe des Namens des feindlichen Diviſionairs. So bedeutet alſo: II. 16. B. »II. Diviſion des 16. Corps unter General Barry«; I. 17. R. bedeutet: »I. Diviſion des 17. Corps unter General Roquebrune« u. ſ. w.

Franzöſiſches Centrum (zwiſchen der großen Straße Tours — Le Mans und der Huisne-Schleife bei Champagné):

Diviſion Deplanque (1. vom XVI. Corps) hart öſtlich an der großen Straße Tours — Le Mans;

Diviſion Roquebrune (1. vom XVII. Corps) hart öſtlich der Straße von Parigné-l'Evêque;

Diviſion Jouffroi (3. vom XVII. Corps) nördlich der Straße Changé — Pontlieu;

Diviſion Paris (2. vom XVII. Corps) auf dem Plateau d'Auvours;

1. Halb-Diviſion Goujard ebendaſelbſt.

Franzöſiſcher linker Flügel (jenſeits des Huisne-Baches nach Oſten hin weit vorgeſchoben):

Diviſion Villeneuve (3. vom XXI. Corps) an den nordwärts führenden Straßen von Souligné und Savigné l'Evêque;

Diviſion Rouſſeau (1. vom XXI. Corps) auf der Höhe bei Montfort;

Diviſion Collin (2. vom XXI. Corps) am weiteſten öſtlich vorgeſchoben, auf der Waldhöhe zwiſchen Beillé, Lombron und La Chapelle St. Remy.

Hierzu geſellten ſich noch zwei Reſerveſtellungen und zwar die eine bei Pontlieu, die andre bei Yvré l'Evêque.

Reſerveſtellung bei Pontlieu (zur Unterſtützung des rechten Flügels und des Centrums):

Diviſion Bouédec;

Brigade Des Maiſons;

Colonne Marly.

Reſerveſtellung bei Yvré l'Evêque (zur Unterſtützung des Centrums und des linken Flügels):

2. Halb-Diviſion Goujard;

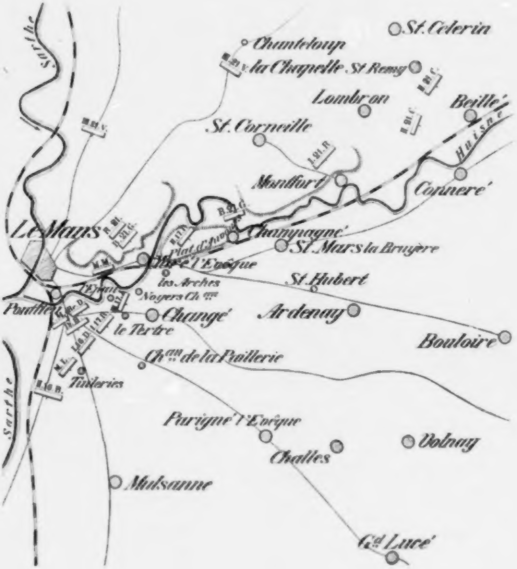
Mobiliſés von Mayenne;

Reſerve des XXI. Corps.

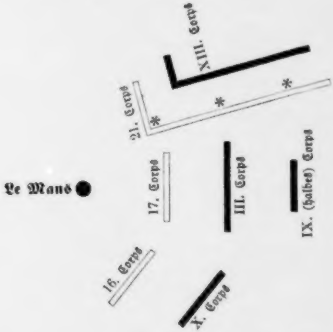
Dem franzöſiſchen rechten Flügel ſtand unſer X. Corps — zunächſt noch bei Grand Lucé — gegenüber, das Befehl erhalten hatte die Straße Grand Lucé-Le Mans aufzugeben und auf der Straße Château du Loir-Mulſanne gegen Le Mans vorzubringen.

Dem franzöſiſchen Centrum gegenüber ſtand in erſter Linie, zwiſchen Parigné-Changé-Champagné, unſer III. Corps; dahinter das IX. Corps, das nun nah genug heran war, um in das Gefecht eingreifen zu können.

Dem franzöſiſchen linken Flügel gegenüber ſtand das XIII. Corps, mit der 17. Diviſion bei Montfort, mit der 22. Diviſion und dem Detachement Rauch in dem Dreieck Conneré, Beillé, La Chapelle St. Remy, mit dem Detachement Beckedorff bei Chanteloup an der Straße Bonnetable — Le Mans.


Sarthe
Chanteloup
St. Celerin
la Chapelle St. Remy
Lombron
Beillé
St. Corneille
Huisne
Montfort
Conneré
Le Mans
Champagné
Plat d'Auvours
St. Mars la Bruyère
Yvré l'Evêque
St. Hubert
les Arches
Noyers Ch.
Pontlieue
Changé
Ardenay
le Tertre
Bouloire
Ch.au de la Paillerie
Tuileries
Sarthe
Parigné l'Evêque
Challes
Volnay
Mulsanne
Gd. Lucé

Unſre Karte giebt alle Punkte, die für die Poſitionen hüben und drüben in Betracht kommen. Verſuchen wir es, größerer Anſchaulichkeit halber, dieſe Geſammt-Aufſtellung bei Freund und Feind auf wenige Linien zurückzuführen, ſo empfangen wir nachſtehendes Bild*):



Die für den 11. ausgegebenen Dispoſitionen gingen im Weſentlichen dahin:

das III. Corps (Centrum) ſucht weiter gegen Le Mans vorzubringen; das IX. Corps ſchließt auf;

das X. Corps (linker Flügel) ſucht Mulſanne und die vorgelegene Straßenſtrecke,

das XIII. Corps (rechter Flügel) Savigné l'Evêque zu erreichen.

Die Ausführung des Vorſtehenden, die nur am rechten Flügel ſcheiterte (Savigné l'Evêque konnte nicht erreicht werden), hatte eine Anzahl erbitterter Kämpfe im Gefolge, die in ihrer Geſammtheit die eigentliche Schlacht von Le Mans repräſentiren. Der 11. war der entſcheidende Tag. Wieder, wie an allen vorhergehenden Tagen, fiel dem Centrum die Hauptaufgabe zu; doch nahm diesmal das IX. Corps in hervorragender Weiſe an der Action des III. Theil. Die 18. Diviſion erſtürmte das Plateau d'Auvours und machte dadurch die weiter öſtlich gelegene, auch an dieſem Tage im Beſitz des Feindes verbliebene Montfort-Poſition, unhaltbar für dieſen.

Wir wenden uns nunmehr den einzelnen Kämpfen zu.

---

*) Die drei Sternchen bedeuten die drei Höhenpoſitionen von Montfort, Plateau d'Auvours und Yvré l'Evêque, die noch, in Flanke und Rücken unſrer Stellung, vom Feinde gehalten wurden.

Das III. Corps gewinnt die Linie Le Tertre — Royers Château — Les Arches.

Am Morgen des 11. ſtanden die 9., 10. und 11. Brigade dicht bei Changé; die 12., behufs engerer Concentration des Corps aus Champagné zurückgenommen, hielt die große Straße zwiſchen St. Mars und Yvré l'Evêque. Auf das Schneetreiben der letzten Tage war ein kalter, klarer Wintertag gefolgt; doch war der Boden hoch mit Schnee bedeckt. So gerechtfertigt die Räumung Champagné's während der voraufgegangenen Nacht geweſen ſein mochte, ſo gebot ſich doch zur Einleitung weiterer Operationen, die Wiederbeſetzung deſſelben. Dies führte zu einem erbitterten Vormittagsgefecht.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 813.]

Die 12. Brigade nimmt Champagné zum zweiten Mal (10 Uhr früh) und beſetzt Les Arches um 2 Uhr Nachmittags.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als der Befehl zur Wiederbeſetzung von Champagné bei der Brigade eintraf. Major v. Goerſchen wurde mit Ausführung dieſes Befehles betraut und rückte gleich nach 8 Uhr mit ſechs Compagnieen 64. Regiments und vier Geſchützen gegen das Dorf vor. Zunächſt gab der Wald Deckung. Beim Heraustreten aus der nördlichen Liſière deſſelben wurden feindliche Abtheilungen entdeckt und auf Champagné zurückgeworfen. Major v. Goerſchen folgte und erreichte die vorderſten Häuſer in kürzeſter Friſt. Hier aber begann ein energiſcher Widerſtand, den es erſt nach anderthalbſtündigem Häuſer- und Barrikadenkampf zu brechen gelang. Der Feind wurde mit dem Bajonet aus dem Dorf hinausgeworfen und zog ſich auf das Plateau d'Auvours zurück, nachdem er 3 Offiziere und 165 Mann als Gefangene in unſren Händen gelaſſen hatte. Major v. Goerſchen verblieb bis zum Eintreffen der 18. Diviſion in Champagné und nahm in den erſten Nachmittagsſtunden mit dreien ſeiner Compagnieen an der Erſtürmung des Plateau d'Auvours Theil.

Während dieſes von ſechs Compagnieen 64. Regiments geführten Kampfes um Champagné, erhielt der Reſt der 12. Brigade Befehl, ſich auf der großen Straße St. Mars-Le Mans vorzubewegen und in Ablöſung des Regiments Nr. 35 (von der 11. Brigade) Les Arches, einen wichtigen Punkt zu Füßen der Höhe von Yvré, zu beſetzen. Zu Umwegen gezwungen, konnte die Brigade: Regiment Nr. 24 und die reſtirenden ſechs Compagnieen vom 64., erſt um 2 Uhr bei Les Arches eintreffen. Der vorliegende Eiſenbahndamm und einige Fermen wurden ſofort genommen. Auf den Höhen jenſeit des Huisne (Höhe von Yvré) zeigte der Feind ſtarke Kräfte, gegen welche, auf Befehl des Brigadecommandeurs Oberſt v. Bismarck, Artillerie in Thätigkeit treten ſollte. Das mit Wald und Baumgruppen bedeckte Terrain geſtattete nur 10 Geſchütze bei Les Arches in Stellung zu bringen, deren Aufmarſch der Feind aus drei etagenförmig poſtirten Batterieen beſchoß. Sodann entwickelte der Feind eine Batterie in der rechten und eine in der linken Flanke, verſtärkte auch ſein Feuer in der Front und überſchüttete uns aus dieſen Batterieen mit einem ſo verheerenden Granat- und Shrapnelfeuer, daß 2 Zugführer, 16 Mann und 19 Pferde in kürzeſter Zeit außer Gefecht geſetzt, Laffeten und Protzen erheblich beſchädigt wurden. Die Artillerieſtellung erſchien hiernach auf die Dauer nicht haltbar und wurden die Geſchütze zurückgenommen. Dieſer Erfolg veranlaßte den Gegner, auch einen Infanterie-Vorſtoß gegen Les Arches zu machen, der aber abgewieſen wurde. Unſrerſeits verbot ſich vorläufig eine weitere Offenſive gegen die ſtarke Stellung von Yvré l'Evêque.

Die 11. Brigade nimmt Noyers-Château und behauptet es.

Die 9., 10. und 11. Brigade, wie bereits auf S. 815 hervorgehoben, ſtanden in und bei Changé. Etwa um dieſelbe Stunde, wo ſich ſechs Compagnieen der 12. Brigade unter Major v. *Goerſchen* gegen Champagné in Bewegung ſetzten, erhielt die 11. Brigade Befehl auf Noyers-Château vorzugehen, links zu ſchwenken und den bei Yvré ſtehenden Feind in ſeiner linken Flanke zu faſſen. Der Vormarſch der Brigade erfolgte derart, daß ſich das Regiment Nr. 35, um eine Flankendeckung zu ſchaffen, gegen Les Arches richtete, während das Regiment Nr. 20 gegen Noyers-Château ging. Das Regiment 35 erreichte und beſetzte Les Arches, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, das Regiment 20 aber ſah ſich bei Noyers-Château in ein ernſtes und opferreiches Gefecht verwickelt. Das 2. Bataillon 20 ſtieß in dem Walde ſüdlich des Schloſſes auf feindliche Vortruppen, die zwar zunächſt geworfen, bald aber, in einem rückwärts gelegenen Abſchnitt, durch zwei Regimenter der Diviſion Jouffroi aufgenommen wurden. Hier entwickelte ſich nun ein ſtehendes Feuergefecht, das, bei der großen numeriſchen Ueberlegenheit des Feindes, eine Unterſtützung des 2. Bataillons durch das Füſilier-Bataillon nöthig machte. Aber auch der Gegner führte friſche Truppen ins Gefecht: die Brigade Des Maiſons wurde von Pontlieu aus vorgezogen und erhielt Befehl gegen die ganze Noyers-Château-Poſition (das Schloß ſelbſt war durch das 1. Bataillon 20 beſetzt worden) *umfaſſend* vorzugehn. Der Hauptſtoß dieſes Angriffs traf abermals das 2. Bataillon, das bei dem ſich nun entſpinnenden Kampfe faſt den ganzen Beſtand ſeiner Offiziere verlor. Aber dieſe Opfer waren nicht umſonſt gebracht; die Brigade Des Maiſons wurde unter ſehr erheblichen Verluſten zurückgeſchlagen.

Andre franzöſiſche Abtheilungen, ebenfalls auf Befehl des hier kommandirenden Admiral Jauréguiberry aus der Reſerve vorgezogen, erneuerten mehrfach den Angriff, aber das Regiment 20, zu deſſen Unterſtützung mittlerweile zwei Bataillone 35er von Les Arches her (dort abgelöſt durch die 12. Brigade; ſiehe S 815) eingetroffen waren, wies auch dieſe Verſuche zurück. Es gelang der 11. Brigade die eroberte Noyers-Château-Poſition gegen ſehr überlegene Kräfte zu behaupten, obgleich die Munition ausging und ſelbſt die Munitionswagen geleert waren.

Die 10. Brigade (ſchließlich unterſtützt durch zwei Bataillone der 9. Brigade) nimmt Le Tertre.

Inzwiſchen hatte auch die 10. Brigade harte Kämpfe zu beſtehn gehabt.

Als gegen 1 Uhr das Gefecht bei Noyers-Château immer lebhafter geworden war, ging ſeitens der genannten Brigade das Füſilier-Bataillon 52 gegen den Höhenrand öſtlich Le Tertre vor und nahm denſelben. Die Diviſion Deplanque ſtand uns hier gegenüber. Dieſe zeigte alsbald das Beſtreben, unſre linke Flanke zu umfaſſen, weshalb es nothwendig wurde, auch die beiden andern Bataillone des Regiments 52 vorzuziehn und die Gefechtslinie bis zur Chauſſee Parigné — Le Mans auszubehnen.

Nachdem gegen 3 Uhr die Batterie Knobbe die feindliche Poſition unter Feuer genommen hatte, wurde Major Lehmann beauftragt, mit Theilen des 12. Regiments (7. und 8. Compagnie) Le Tertre ſelbſt zu nehmen. Mit vieler Umſicht und Energie wurde dieſer Auftrag ausgeführt. Um 4½ Uhr war das Gehöft in unſrem Beſitz und wurde gegen alle Offenſivſtöße der Diviſion Deplanque, der ſich ſpäter die Brigade Bérard anſchloß, behauptet. Dieſe Offenſivſtöße forderten aber auch unſrerſeits die Heranziehung aller disponiblen Kräfte. Das ganze Regiment Nr. 12, mit Ausnahme zweier in Reſerve verbleibenden Compagnieen, trat nach und nach neben dem 52. Regiment ins Gefecht, während die 1. leichte Batterie neben der Batterie Knobbe eine Poſition zu finden trachtete. Schon vorher (2½ Uhr) war der Chef der 1. leichten Batterie, Hauptmann Stöphaſius, an der Seite des Generals v. Schwerin durch eine Flintenkugel tödtlich getroffen worden.

Als die Kräfte der 10. Brigade nahezu erſchöpft und ganze Abtheilungen bereits ohne Munition waren, bat Generalmajor v. Schwerin, der das Gefecht leitete, beim Diviſions-Commando um Verſtärkung. Dieſe konnte, mit Hülfe der bei Changé als Hauptreſerve verbliebenen 9. Brigade, gewährt werden; im bedrängteſten Momente traf Oberſtlieutenant v. l'Eſtocq mit dem 2. und Füſilier-Bataillon des Leib-Regiments auf dem Gefechtsfelde ein. Das am längſten im Feuer geweſene Füſilier-Bataillon 52 wurde abgelöſt, während die 10. und 12. Compagnie des Leib-Regiments zur Unterſtützung des immer noch mit ſchwachen Kräften das Gehöft Le Tertre haltenden Majors Lehmann vorbeordert wurden. Den genannten beiden Compagnieen gelang es, unter Führung des Majors v. Falkenſtein, bis an den Straßenſchnittpunkt zu avanciren und zwei feindliche Geſchütze im Feuer zu nehmen.

Nach 6 Uhr ſchwieg das Gefecht. Die Vorpoſten konnten, über Le Tertre hinaus, ausgeſetzt werden; der linke Flügel gegen Château la Paillerie*) zurückgebogen.

Das IX. Armee-Corps (18. Diviſion) erſtürmt das Plateau d'Auvours.

Das IX. Armee-Corps — nur aus der 18. Diviſion, v. Wrangel, und der Corps-Artillerie beſtehend — war, wie mehrfach hervorgehoben, dem III. Corps gefolgt und ſtand am 10. Abends bei Bouloire. Hier erhielt es Befehl, unter Zurücklaſſung eines Bataillons an letztgenanntem Ort, am 11. Vormittags in St. Hubert, eine Drittelmeile ſüdlich von Champagné, einzutreffen. Dieſem Befehle wurde nachgekommen. Am 11., um 11 Uhr Vormittags, hielt die Avantgarde bei St. Hubert; das Gros folgte unmittelbar. Eine halbe Stunde ſpäter erſchien der Obercommandirende der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, ſowie der Commandirende des IX. Armee-Corps, General v. Manſtein, ebenfalls an dieſem Rendezvous-Punkt. Die Eintheilung der Streitkräfte des Armee-Corps war die folgende:

Avantgarde: Oberſt Beyer v. Karger.

2. Bataillon
Füſilier-Bataillon } vom Schleſiſchen Grenadier-Regiment Nr. 11.**)
2. Bataillon Holſteinſchen Infanterie-Regiments Nr. 85.
9. (Lauenburgiſches) Jäger-Bataillon.
2. leichte Batterie, Eynatten.
2. ſchwere Batterie, Behrendt.
1 Eſcadron 16. (Schleswig-Holſteinſchen) Huſaren-Regiments.

Gros: Generalmajor v. Blumenthal.

1. Bataillon
Füſilier-Bataillon } vom Holſteinſchen Infanterie-Regiment Nr. 85.
Magdeburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 36
Schleswigſches Infanterie-Regiment Nr. 84 } 35. Infant.-Brigade.

7 Batterieen (zwei von der Diviſions-, vier von der Corps-Artillerie; eine reitende Batterie).

3 Eſcadrons vom 16. (Schleswig-Holſteinſchen) Huſaren-Regiment.

---

*) Bei Château la Paillerie, nachdem daſſelbe zwei Stunden lang durch das 1. Bataillon 12 gehalten worden war, traf um 3½ Uhr die Infanterie-Abtheilung des Detachements Schmidt, zwei Bataillone 79. Regiments, ein, und beſetzte daſſelbe. Das Gros des X. Corps operirte, wie bereits hervorgehoben, links daneben, auf der Straße Mulſanne — Pontlieu. Wir kommen weiterhin auf dies Vorgehn des X. Corps zurück.

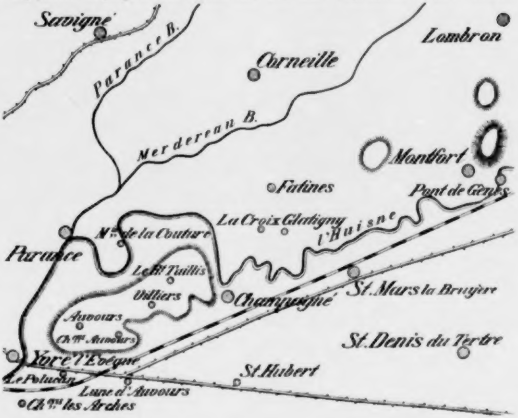
**) Das 1. Bataillon 11. Regiments war in Bouloire zurückbelaſſen worden.

So die Ordre de Bataille für den 11. Alle Truppentheile traten ins Gefecht; doch war es ſehr vorwiegend die Avantgarde, der ſich die beiden Têten-Bataillone des Gros (1. und Füſilier-Bataillon 85) anſchloſſen, ſeitens welcher die Tagesaufgabe gelöſt wurde. Wir ſchreiten nunmehr zur Darſtellung der einzelnen Kampfesmomente.

Die Avantgarde unter Oberſt Beyer v. Karger erſtürmt die Südoſtecke des Plateau d'Auvours.

Prinz Friedrich Karl, nachdem ſchon vorher das 9. (Lauenburgiſche) Jäger-Bataillon bis an die weſtliche Waldliſière — alſo bis in die Nähe des Punktes, wo die zwei Straßen ſpitzwinklig zuſammentreffen — vorgezogen worden war, gab um 1 Uhr Mittags Befehl, daß ſich die Avantgarde des IX. Corps in Beſitz des unmittelbar weſtlich von Champagné gelegenen Höhenrückens ſetzen ſolle. Dieſer weſtlich von Champagné gelegene Höhenrücken iſt die Südoſtecke des ganzen Plateaus.

Die Avantgarde trat an, ging mit dem 2. Bataillon 11. Regiments durch Champagné hindurch, mit dem Füſilier-Bataillon ſcharf ſüdlich an dem genannten Dorfe vorbei und entwickelte ſich gegen die Höhe. Das 2. Bataillon 85 folgte links rückwärts als Reſerve. In langſamem, aber ſtetigem Vorſchreiten erſtiegen die Tirailleure den mit fußtiefem Schnee bedeckten


Savigné
Parance B.
Corneille
Lombron
Merdereau B.
Montfort
Fatines
Pont de Gennes
La Croix Glatigny
l'Huisne
Mⁿ de la Couture
Parance
Le Gᵈ Tuillis
Villiers
Champagné
St. Mars la Bruyère
Auvours
Chᵗᵉᵃᵘ Auvours
St. Denis du Tertre
Yvré l'Evêque
Le Polucan
St. Hubert
Lune d'Auvours
Chᵗᵉᵃᵘ les Arches

ſteilen Abhang. Der Feind, als er in den Bereich unſrer Zündnadelgewehre kam, hielt nicht Stand und zog ſich in eine zweite, höher gelegene, außerdem durch Verſchanzungen verſtärkte Stellung zurück. Dies war die Kuppe von Le Haut Taillis. Oberſt v. Karger, um auch hier dem Feinde beizukommen, ließ eine Linksſchwenkung machen, und führte ſeine Bataillone den zweiten Abhang hinauf. Aber man begegnete hier einem äußerſt zähen Widerſtande. Der Feind hielt mehrere auf der zweiten Höhe liegende Fermen feſt, und vertheidigte namentlich das ſehr günſtig gelegene, der Kuppe den Namen gebende Gehöft Le Haut Taillis mit großer Energie. Um dies Gehöft und ſeine unmittelbare Umgebung begann mehr und mehr ſich das Gefecht zu drehn, das, trotz momentaner Erfolge, die wir errangen, ſich immer verluſtreicher für uns geſtaltete. Hier fiel, inmitten der Tirailleur-Linie, der Adjutant des Generalcommandos, Premierlieutenant v. Rymultowski, ein ausgezeichneter Offizier. Er liebte die Gefahr und hatte um die Erlaubniß gebeten, den Angriff des 11. Regiments, dem er von früher her angehörte, mitmachen zu dürfen. Sein Eifer und ſeine Tapferkeit führten ihn zu Pferde bis in die Nähe der vorgenannten Ferme, und von zwei der maſſenhaft auf ihn abgefeuerten Kugeln getroffen, ſank er aus dem Sattel.

Bald nach 3 Uhr gelang es, die beiden Avantgarden-Batterieen, die 2. leichte, v. Eynatten, und die 2. ſchwere, Behrendt, auf den öſtlich Villers gelegenen Theil des Höhenzuges hinauf und hier in Poſition zu bringen. Ihr Eingreifen war von entſcheidender Bedeutung und machte es unſren drei vorgeſchobenen Bataillonen möglich, ſich in ſo exponirter Stellung einem vielfach ſtärkeren Feinde gegenüber zu halten. Artillerie und Infanterie, beide von gleichem Eifer beſeelt, unterſtützten ſich in dieſen bedrängten Stunden aufs Erfolgreichſte. Drei Mitrailleuſen, nachdem ſie mit großer Präciſion beſchoſſen waren, verſuchten ſich, nordweſtlich Villers, den Abhang hinab zu retten; aber ehe ſie abfahren konnten, wurden ſie von einem Schützenzuge des Füſilier-Bataillons 11, unter Lieutenant v. Zawadzki genommen.*)

---

*) In ähnlich glücklicher Weiſe, wie dieſer der 10. Compagnie zugehörige Schützenzug unter Lieutenant v. Zawadzki, operirte rechts daneben die 7. Compagnie 11. Regiments unter ihrem Führer Lieutenant Roſtock. Dieſer nahm von dem Plateau aus wahr daß eine ſtarke feindliche Colonne: 1 Escadron Dragoner, 1 Compagnie Infanterie, 3 Mitrailleuſen und 4 geſchloſſene Bataillone, denen ein großer Maulthier-Train folgte, Miene machte, in raſchem Vorgehn die Brücke von Champagné zu gewinnen. Glückte dies, ſo waren unſre bei Le Haut Tallis fechtenden drei Bataillone völlig umfaßt. Lieutenant Roſtock erkannte die Gefahr und eilte mit zwei Zügen ſeiner Compagnie den Abhang hinab, auf die Brücke zu. Als er ſie erreichte, hatten einzelne franzöſiſche Dragoner bereits das dieſſeitige Ufer gewonnen. Sie wurden erſchoſſen oder gefangen genommen. Die nun herantrabende feindliche Escadron, mit Schnellfeuer empfangen, ging unter großen Verluſten zurück, während die Infanterie ſich darauf beſchränkte, von der andern Seite des Huiſne-Baches aus ein Tirailleurgefecht zu führen. Der Umgebung unſrer Stellung war glücklich vorgebeugt.

Ein energiſcher Gegenſtoß des Feindes, um die Mitrailleuſen wiederzunehmen, wurde von andern Abtheilungen des Bataillons unter Hauptmann Ripke abgewieſen. Leider fiel, während dieſes neu ſich entſpinnenden Kampfes, der brave Lieutenant v. Zawadzki, von einer Kugel tödtlich getroffen. Seiner gewandten Führung war es gelungen, mit beiſpiellos wenigen Leuten und verhältnißmäßig ſehr geringem Verluſt, die Mitrailleuſen zu nehmen.

Die beiden Têten-Bataillone des Gros: das 1. und Füſilier-Bataillon 85, greifen in das Gefecht ein und erſtürmen das Plateau d'Auvours in der Front, von Süden her.

Das rechtzeitige Eingreifen der Batterieen Eynatten und Behrendt hatte es unſren drei Avantgarden-Bataillonen möglich gemacht, ſich auf der im erſten Anlauf genommenen Südoſtecke des Plateaus zu behaupten, aber dieſe artilleriſtiſche Unterſtützung würde ſchließlich dennoch den Dienſt verſagt haben, wenn nicht im Momente äußerſter Bedrängniß die beiden Têten-Bataillone des Gros: das 1. und Füſilier-Bataillon 85, auf dem Gefechtsfelde erſchienen und ſofort zum Frontal-Angriff auf das Plateau (von Süden her) vorgegangen wären. Dieſem entſcheidenden Angriff folgen wir jetzt, zunächſt die beiden Bataillone auf ihrem Vormarſch begleitend.

Seitens des Majors v. Weisberg, Generalſtabsoffizier im IX. Armee-Corps, war, mit Hülfe einer bis Lune d'Auvours ausgedehnten Recognoscirung, feſtgeſtellt worden, daß ein Angriff des Plateaus von der Südſeite her, ſowohl um des Terrains wie um der ſchwachen Beſetzung willen, die der Feind hier für nöthig gehalten habe, ſich beſonders empfehlen würde. Sofort erhielten die mehrgenannten Têten-Bataillone: das 1. und Füſilier-Bataillon 85, Befehl, ſich von St. Hubert aus auf der großen Straße in Marſch zu ſetzen, und zwiſchen Villers und Auvours rechts ſchwenkend, die feindliche Poſition aus der breiten Front her anzugreifen. Dieſem Befehl entſprechend, ſtanden beide Bataillone, um etwa 2 Uhr Nachmittags, zwiſchen Lune d'Auvours und der Weſtliſière des Waldes,*) der Höhenpoſition von Villers gegenüber. Die noch reſtirenden zwei Batterieen der Diviſions-Artillerie, die 1. leichte und 1. ſchwere, wurden zunächſt vorgezogen, um durch ihr Feuer die überaus läſtige, weil mit großer Präciſion ſchießende feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen, mußten aber, nach beträchtlichen Verluſten, von dieſem Verſuche abſtehen und an der weiter rückwärts gelegenen Waldliſière Aufſtellung nehmen. Der Infanterie erwuchs daraus die geſteigert ſchwierige Aufgabe, den Angriff auf Villers und die dahinter gelegene Höhe, im Bereich eines heftigen feindlichen Artilleriefeuers ausführen zu müſſen.

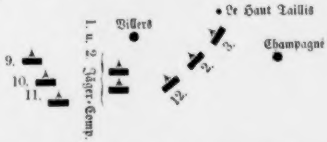
---

*) Dieſer Wald iſt auf unſrer Karte S. 799 angegeben.

Oberſt v. Falkenhauſen, Commandeur des Regiments 85, den Angriff an dieſer Stelle leitend, verfügte über ſeine acht Compagnieen (1. und Füſilier-Bataillon) wie folgt:

Linke Flügel-Colonne: 9., 10. und 11. Compagnie;
Rechte Flügel-Colonne: 2., 3. und 12. Compagnie;
Reſerve und Flankendeckung gegen Yvré l'Evêque: 1. und 4. Compagnie.

So verblieben, nach Ausſcheidung dieſer Reſerve und Flankendeckung, dem Oberſten v. Falkenhauſen zunächſt nur ſechs Sturm-Compagnieen, die jedoch durch das Eintreten zweier, ſchon vorher hier im Gefecht geweſenen Compagnieen des Lauenburgiſchen Jäger-Bataillons, wieder bis auf acht gebracht wurden. Die Angriffs-Formation dieſer acht Compagnieen war etwa die folgende:



Die Linke-Flügel-Colonne, unter Führung des Hauptmanns Haack, verfolgte, bei Erſteigung der Höhe, vor Allem den Zweck, eine von links her feuernde, überaus läſtige Batterie wegzunehmen. Es gelang. Die an der Spitze vorgehende 9. Compagnie, Premier-Lieutenant v. Mauntz, drang mit Hurrah in die Batterie ein und eroberte drei Geſchütze.

Die Rechte-Flügel-Colonne, unter perſönlicher Führung des Oberſten v. Falkenhauſen, deren Vorgehn ſich die zwei Jägercompagnieen (1. und 2.) anſchloſſen, nahm zunächſt die noch vom Feinde beſetzten Gehöfte des Dorfes Villers, erſtieg dann den Abhang und gewann nach rechts hin Fühlung mit dem linken Flügel der Avantgarde, dem hier im Gefecht ſtehenden Füſilier-Bataillon 11. Regiments. Oberſt v. Falkenhauſen, nach Erſteigung der Höhe alle ſeine Streitkräfte wieder ſammelnd, ſchwenkte nunmehr links, um dem Feinde auch die weſtliche Hälfte des Plateaus zu entreißen. Dieſe Offenſive jedoch traf mit einem Gegenſtoß des Feindes zuſammen, der, eben jetzt von den Höhen bei Yvré l'Evêque herabſteigend, unter Paſſirung des Huisne, das dieſſeitige Plateau wiederzugewinnen und nordwärts ausbiegend den rechten Flügel unſerer Angriffslinie zu umfaſſen trachtete. Es war dies die Halb-Diviſion Goujard. Sie errang, durch ihre weitausholende Tournirung, auch in der That einige Erfolge und wußte die an der nördlichen Kante des Plateaus liegenden, nur von ſchwachen Abtheilungen unſrer Avantgarde beſetzten

Fermen wieder in ihren Beſitz zu bringen; gegen unſre eigentliche Angriffslinie aber vermochte ſie nichts Erhebliches durchzuſetzen. Oberſt v. Falkenhauſen, wenn auch ſeinerſeits von weiterem Vordringen Abſtand nehmend, behauptete ſich auf dem gewonnenen Terrain, beſetzte die innerhalb dieſes Terrains gelegenen Fermen mit einigen Compagnieen und ließ ſie zur Vertheidigung einrichten.

Das Gefecht erſtarb bei Dunkelwerden an dieſer Stelle des Actionsfeldes.

Die 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal, verſichert ſich des Debouchées bei Champagné.

Bei Dunkelwerden war der größere Theil des Plateau d'Auvours in unſren Händen. Nur einzelne Fermen am Nordabhang waren uns, wie oben hervorgehoben, durch den Vorſtoß der Halb-Diviſion Goujard wieder entriſſen worden; außerdem hielten ſich die Gehöfte von Le Haut Taillis noch immer gegen unſre Avantgarde.

Ein großer Erfolg war errungen; aber wir ſtanden, bei den Poſitionen, die der Feind, mit Ausnahme der Südſeite, rundum inne hatte, in ernſter Gefahr, dieſen Erfolg ſich in einen Echec verkehren zu ſehn, wenn er entſchloſſen genug war, die Vortheile dieſer ſeiner Stellung gegen uns auszubeuten. Die Hauptgefahr lag bei Champagné. Hier, unmittelbar nördlich des Dorfes, führt eine Brücke über den Huisne-Bach, dieſelbe die ſchon in den erſten Nachmittagsſtunden von einer ſtarken feindlichen Colonne überſchritten werden ſollte. Nur dem rechtzeitigen Erſcheinen der 7. Compagnie (Lieutenant Roſtock) 11. Regiments, hatten wir es, wie in unſrer Anmerkung auf S. 820 bereits hervorgehoben, zu verdanken gehabt, daß die Gefahr einer Umgehung glücklich vermieden worden war. Aber dieſe Gefahr, wie ſie in den erſten Nachmittagsſtunden beſtanden hatte, beſtand immer noch, da an dieſer wichtigen Stelle kaum irgend welche Streitkräfte vorhanden waren, um ein Debouchée des Feindes vom rechten auf das linke Huisne-Ufer zu hindern. Dieſer beſtändig drohenden Gefahr mußte vorgebeugt werden: die bei St. Hubert in Reſerve ſtehende 35. Brigade, Generalmajor v. Blumenthal, erhielt Befehl auf Champagné zu marſchiren, und nach vorgängiger Vertreibung des Feindes vom jenſeitigen Ufer das Brücken-Defilée zu ſchließen. Dieſem Befehl entſprechend, ſetzte ſich die genannte Brigade: Schleswigſches Infanterie-Regiment Nr. 84 und Magdeburgiſches Füſilier-Regiment Nr. 36, in Marſch, erreichte Champagné bald nach 5 Uhr und ging mit drei Halb-Bataillonen vom 84. Regiment über die Brücke, um den Feind aus ſeinen jenſeitigen, unſre Plateau d'Auvours-Stellung beſtändig bedrohenden Poſitionen zu werfen. Das Füſilier-Halbbataillon Schauwecker hatte die Tête, warf ſich, faſt ohne einen Schuß abzugeben, mit dem Bajonet auf den Feind und trieb ihn, öſtlich, bis La Croix zurück. Hier wurde neuer Widerſtand verſucht; aber das dem Halb-Bataillon Schauwecker unmittelbar folgende Halb-Bataillon Manſtein hatte, rechts ausbiegend, mittlerweile die in der Flanke von La Croix gelegene Ferme Glatigny erreicht, ſo daß der Feind unter zwei Feuer genommen werden konnte. Dies beſtimmte ihn auf weitre Vertheidigung von La Croix zu verzichten.

Unſre Halb-Bataillone, nachdem die jenſeitigen Höhen vom Feinde geſäubert worden waren, wurden auf das dieſſeitige Ufer wieder zurückgenommen und im Halbkreiſe um Champagné her derartig aufgeſtellt, daß beide Flügel an den Huisne lehnten. Das Brücken-Defilée war nunmehr geſchloſſen, dabei uns die Möglichkeit gegeben, in jedem uns paſſend erſcheinenden Augenblick auf das andre Huisne-Ufer überzutreten.

Die Avantgarde nimmt, zum Beſchluß des Tages, die Ferme Le Haut Taillis.

Während dieſes Vorgehens der 35. Brigade, hatte auch der Kampf auf der Südoſtecke des Plateaus endlich ſeinen Abſchluß gefunden: die ſo hartnäckig vertheidigte Ferme Le Haut Taillis war um 5½ Uhr durch die vereinten Anſtrengungen mehrerer Compagnieen des 11. und 85. Regiments genommen worden. Namentlich die 8. Compagnie 11. Regiments hatte ſich hierbei ausgezeichnet, zugleich auch die 1. Jäger-Compagnie von Villers aus mit eingegriffen. 9 Offiziere und 200 Mann wurden unverwundet gefangen genommen.

Mit dieſem Erfolge ſchloß im Centrum, auf dem Actionsfelde des III. und IX. Armee-Corps, der Tag, der, wie dem III. Corps (34 Offiziere und 585 Mann), ſo auch dem IX. Corps erhebliche Opfer auferlegt hatte. Die Regimenter 11 und 85, die, ſammt dem 9. Jäger-Bataillon, faſt ausſchließlich das Gefecht geführt hatten, erfuhren eine Einbuße von 19 Offizieren und 380 Mann.

Unter den Füſilieren des 11. Regiments, die auf der Südoſtecke des Plateaus tödtlich getroffen wurden, befanden ſich auch drei brave Kriegs-Freiwillige, die, ohne jegliche Dienſtverpflichtung, bei Beginn des Krieges in das Erſatz-Bataillon des Grenadier-Regiments Nr. 11 (damals in Altona) eingetreten waren: der Amtsrichter Julius Jasperſen aus Schleswig, der Candidat der Theologie Theodor Thomſen aus Heide und der Gerichts-Aſſeſſor Otto Henrichſen aus Huſum. Der Erſtgenannte (Füſilier Jasperſen) von ſchwacher Körperconſtitution, hatte gleichwohl alle Strapazen des Dienſtes in Reih und Glied freudig ertragen und — ſeit Ende October beim Regiment im Felde — bereits bei Orleans und Epuiſay mitgefochten.

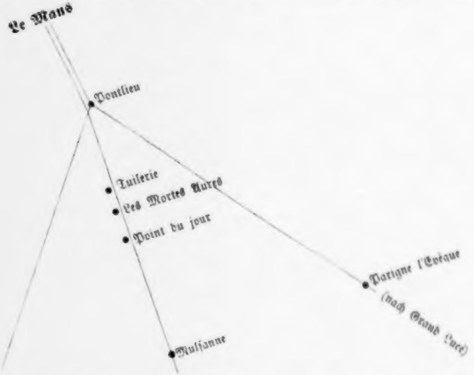
Als Flügelmann des dritten Zuges der 10. Compagnie nahm er an dem Angriff auf ein Gehölz ſüdlich der Ferme Le Haut Taillis, dann an dem erſten Angriff auf dieſe Ferme ſelbſt Theil. Hier wurden ihm zwei Finger der linken Hand weggeſchoſſen; er blieb dennoch im Gefecht, bis ihm eine feindliche Kugel den linken Oberſchenkel zerſchmetterte. In dem nächſten Feuerbereich der Ferme niederſinkend, mußte er bis zum Abend auf dem Schneefelde liegen bleiben und wurde erſt, nach erfolgter Wegnahme von Le Haut Taillis, nach Champagné zurückgeſchafft. Wie er als Held geſtritten, ſo litt und ſtarb er auch als Held. Mit heroiſcher Standhaftigkeit ertrug er die Amputation zweier Finger und des linken Beins und ſtarb acht Tage darauf an Entkräftung. Er ruht auf dem Kirchhofe zu Champagné, zuſammen mit den übrigen Offizieren und Soldaten, die bei der Erſtürmung der Höhen ihren Tod fanden.

Das X. Corps (linker Flügel) marſchirt von Grand Lucé auf Mulſanne, erreicht Le Point du jour und nimmt La Tuilerie.

Unſer Vorgehn im Centrum war durch die Anſtrengungen der beiden Flügel-Corps unterſtützt worden, namentlich hatte das X. Corps (linker Flügel) erfolgreich mit eingegriffen.

Das X. Corps, darin den Weiſungen des Obercommandos folgend, war zunächſt, beim Abmarſch aus Grand Lucé, von der großen Straße Grand Lucé — Le Mans auf die große Straße Chateau du Loir — Le Mans übergegangen und hatte in den erſten Nachmittagsſtunden das Dorf Mulſanne erreicht und genommen. Halb aus der Front, halb von rechts her herüberſchallendes, an Heftigkeit immer zunehmendes Kanonenfeuer ließ keinen Zweifel darüber, daß die im Centrum engagirten Corps in ernſtem Gefecht ſtänden. Es wurde alſo beſchloſſen, durch weitren Vormarſch gegen Le Mans die unmittelbar in der rechten Flanke kämpfenden Truppentheile zu unterſtützen.

Die 20. Diviſion, v. Kraatz, rückte auf der großen Straße vor und traf den Feind, wahrſcheinlich Abtheilungen der Diviſionen Barry und Lalande, in ſtarker Stellung bei Les Mortes Aures. Von Point du jour aus, das zuerſt ſeitens einiger Bataillone des 17. und 92. Regiments erreicht worden war, wurde der Verſuch gemacht, die ſtarke Stellung in der Front zu nehmen. Dieſer Verſuch ſcheiterte jedoch und konnte erſt wieder aufgenommen werden, nachdem das 1. Bataillon 17. Regiments links ausgebogen und unter geſchickter Benutzung des Terrains bis unmittelbar in die rechte Flanke der feindlichen Stellung vorgedrungen war. Beſonders erfolgreich operirte hierbei die 4. Compagnie unter Premier-Lieutenant v. Caſimir, die auf eine hart an der Chauſſee aufgeſtellte, ſtarke Abtheilung der Mobiliſés der Bretagne ſtoßend, dieſe Abtheilung völlig überraſchte und in die Flucht jagte. Ein Gehöft links der Straße, »La Tuilerie«, konnte von der 4. Compagnie beſetzt werden. Wir ſtanden durch dieſe glücklich ausgeführte Flankenbewegung bereits im Rücken der feindlichen Stellung bei Les Mortes Aures.



Nunmehr konnte auch der Frontal-Angriff wieder aufgenommen werden. Das 1. Bataillon 56, unter Hauptmann v. Montbart, nahm die Tête; die Regimenter 17 und 92 folgten; ſo ging es, unter Hurrah, auf der großen Straße vorwärts gegen den Feind. Dieſer wartete den Angriff nicht ab und zog ſich fluchtartig auf Pontlieu zurück; Verſuche, die ihm verloren gegangene Stellung zurück zu erobern, entbehrten der Energie und wurden leicht zurückgewieſen.

La Tuilerie blieb im Beſitz des X. Corps.

Das XIII. Corps (rechter Flügel) nimmt das Wald- und Höhen-Terrain zwiſchen La Chapelle St. Remy, Conneré und Lombron, erreicht den Gué-Bach, verfehlt Lombron.

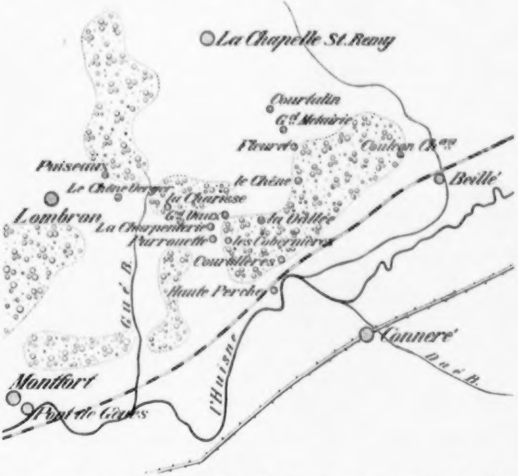
Die Tagesaufgabe für das XIII. Corps, das, ſeit dem 10. Abends,

mit der 17. Diviſion bei Pont de Gênes,

mit dem Detachement Rauch und der 22. Diviſion zwiſchen Connere und Château Couleon,

mit dem (weit vorgeſchobenen) Detachement Beckedorff in Chanteloup ſtand, hatte im Weſentlichen auf Gewinnung der Straße Bonnetable-Le Mans und Beſetzung von Savigné l'Evêque gelautet. Dieſe Aufgabe, bei den entgegenſtehenden Schwierigkeiten, konnte nur theilweis gelöſt werden. Die Feſtigkeit der Montfort-Stellung, die den größeren Theil der 17. Diviſion dem im Uebrigen fortſchreitenden Gefecht entzog, wird als das gewichtigſte jener Hinderniſſe anzuſehen ſein, die dem XIII. Corps, ſtatt eines Vordringens bis Savigné l'Evêque, nur die Eroberung des Wald- und Höhen-Terrains in Front von Lombron geſtatteten.

Dies Wald- und Höhen-Terrain (ſ. S. 806 bis 810) war Tags zuvor in gemeinſchaftlicher Action des Detachements Rauch am linken und der 22. Diviſion am rechten Flügel, bis zur Linie Les Coberniéres — Château Couleon ſeitens der Unſern genommen, zur größren Hälfte aber in Händen des Feindes belaſſen worden. Ihn aus dieſer zweiten, größern Hälfte zu vertreiben, damit begann die Action des Tages. Freilich endigte ſie auch damit.


La Chapelle St. Remy
Courtalin
Gd. Metairie
Fleuret
Couleon Ch.au
Puiseaux
le Chêne
Beillé
Le Chêne Verger
la Charoise
Lombron
Gd. Vaux
la Vallée
La Charpenterie
Parrouette
les Coberniéres
Courtilleres
Haute Perche
Gué B.
l'Huisne
Conneré
Dué B.
Montfort
Pont de Gênes

Sie nahm um 11 Uhr am linken Flügel ihren Anfang und wurde in raſcher Reihenfolge von den nach rechts ſtehenden Bataillonen aufgenommen Artilleriefeuer, vom linken Huisne-Ufer her, leitete den Angriff ein und vertrieb den Feind aus der Ferme Haute Perche; dann ſetzten ſich die Bataillone in Marſch:

Detachement Rauch.	Das 1. Bataillon 75 nahm Coberniéres, das 3. Bataillon 89 nahm Parrouette, das 14. Jäger-Bataillon, über La Vallée und Grand Vaux vordringend, nahm La Charpenterie und La Chariſſe,
22. Diviſion.	die 1. und 3. Compagnie 94 (gefolgt vom 2. Bataillon deſſelben Regiments) nahm das am Tage zuvor ſo hart beſtrittene Le Chêne, das 2. Bataillon 83 nahm Fleuret und Grand Metairie, die 2. und 4. Compagnie 94 nahm Courtalin,
Detachement Beckedorff.	das 2. Bataillon 95 nahm St. Celerin, das 1. und Füſilier-Bataillon 95 nahm La Chapelle St. Remy.

Die Wegnahme aller dieſer Punkte war gleichbedeutend mit nahezu völliger Beſitzergreifung des geſammten Wald- und Höhen-Terrains zwiſchen Conneré, Veillé, La Chapelle St. Remy und Lombron. Nur **Lombron** ſelbſt war noch nicht in unſren Händen; der Feind hielt es, ſammt den unmittelbar vorgelegenen Fermen: Le Chêne Verger und Puiſeaux, ſtark beſetzt, ebenſo die Straße, die von Lombron aus bis Pont de Gênes und Montfort führt. Es durfte dies als ſeine zweite vorbereitete Stellung angeſehen werden, in die er zurückgegangen war. Ihn aus dieſer zu vertreiben, wurde noch, bei Eintritt der Dunkelheit, ſeitens des Commandirenden der 17. Diviſion, General v. Treskow, ein Vorſtoß gegen die ganze Linie angeordnet. Alle disponiblen Kräfte der Diviſion wurden dazu herangezogen, und vom linken nach dem rechten Flügel hin traten die Bataillone in folgender Reihenfolge an:

2. und 3. Bataillon 89, an der Eiſenbahn entlang, gegen Pont de Gênes,

3. Bataillon 90, von **Südoſten** her, direct auf Lombron,

2. und 4. Compagnie 14. Jäger-Bataillons gegen Le Chêne Verger,

1. und 3. Compagnie 14. Jäger-Bataillons gegen Puiſeaux,

1. Bataillon 89 und 2. Bataillon 90, von **Nordoſten** her, direct auf Lombron.

Aber dieſer, mit Aufbietung aller Mittel unternommene Angriff hatte nur geringen Erfolg. Die Fermen Le Chêne Verger und Puiſeaux wurden ſeitens des Jäger-Bataillons genommen; alle übrigen Anſtrengungen ſcheiterten, zum Theil weil die Bataillone in den unkenntlich verſchneiten Wegen die Richtung verfehlten. Die 17. Diviſion mußte ſich mit Beſetzung des Gué-Baches und der zwei vorgelegenen, mehrgenannten Fermen (Le Chêne Verger und Puiſeaux) genügen laſſen; die 22. Diviſion ſtand, mit der Mehrzahl ihrer Bataillone, weiter rückwärts in und um La Chapelle St. Remy.

Der Feind hatte unſrem XIII. Corps ein weitres Vordringen gegen Weſten nicht unerfolgreich ſtreitig gemacht; aber die Kämpfe, die er zu dieſem Behufe geführt, hatten ihn, ſpeziell auch an dieſer Stelle, tief erſchüttert. Der nächſte Tag ſollte es zeigen.

Der dritte Tag. (12. Januar.)

Am 12. früh ſtand unſre II. Armee, Prinz Friedrich Karl, wie folgt:

das X. Corps bei La Tuilerie;
das III. Corps bei Le Tertre und Royers-Château;
das IX. Corps auf und neben dem Plateau d'Auvours;
das XIII. Corps zwiſchen Montfort und Lombron, beiden Poſitionen gegenüber. [Auch hier iſt unſre Karte auf S. 813 zu benutzen.]

Der Feind, nach Einbuße des wichtigen Plateau d'Auvours, hielt noch unſrem rechten Flügel, beziehungsweiſe unſrem rechten Centrum gegenüber, die Höhen von Montfort und Yvré l'Evêque mit zahlreicher Infanterie und Artillerie beſetzt; aber ſo relativ günſtig durch dieſen Beſitz die Dinge für ihn auf der einen Hälfte des Schlachtfeldes ſtanden, ſo ungünſtig ſtanden ſie für ihn auf der andern. Am dieſſeitigen linken Flügel, beziehungsweiſe im linken Centrum, wo das X. und III. Corps bis auf eine halbe Meile gegen Le Mans vorgedrungen waren, gab es für uns, auf dem zwiſchenliegenden Terrain, im Weſentlichen keine andern Schwierigkeiten mehr zu überwinden als die, die uns aus der unmittelbaren Widerſtandskraft der feindlichen Armee erwachſen mochten. Dieſe Widerſtandskraft aber war gebrochen. Um 7½ Uhr früh telegraphirte der Admiral Jaureguiberry, dem Chanzy das Commando über alle ſüdlich vom Huisne ſtehenden Streitkräfte anvertraut hatte, an den Obergeneral: »Ich ziehe die Brigade Des Maiſons zurück; nach Verſicherung des Adjutanten dieſes Generals zählt dieſelbe in dieſem Augenblick nur noch 6—700 Mann. Der General Bouëdec ſeinerſeits hat ungefähr noch 1500 Mann. Mein ganzer Stab iſt ſeit 4 Uhr Morgens auf dem Platz und verſucht ohne Erfolg die fliehenden Truppen zu ſammeln. Ich bin in der verzweifelten Lage, erklären zu müſſen, daß ein ſchneller Rückzug mir unbedingt nothwendig erſcheint. (Je suis désolé d'être obligé de dire qu'une prompte retraite me semble imperieusement commandée.)« Eine halbe Stunde ſpäter (8 Uhr) antwortete Chanzy dem Admiral: »Das Herz blutet mir; aber wenn Sie, auf den ich am meiſten rechne, erklären, daß die Fortſetzung des Kampfes unmöglich und der Rückzug unvermeidlich ſei, ſo gebe ich nach. Bereiten Sie Alles für den Rückzug vor, damit er ſich ſo langſam wie möglich und mit größtmöglichſter Ordnung vollziehe. Treffen Sie die nöthigen Vorbereitungen, um die Huisne-

Brücke zu zerſtören, ſobald Sie dieſelbe nicht mehr gebrauchen. Aber — ich wiederhole es — machen Sie dem Feinde den Zutritt zur Stadt ſo lange als möglich ſtreitig. Wir müſſen Zeit gewinnen, um die andern Corps zu retten.« So Chanzy. Admiral Jauréguiberry verfuhr im Einklang mit dieſen Weiſungen und ſicherte in der That durch eine mit Kraft und Umſicht eingeleitete, gegen unſer III. Corps ſich richtende Offenſive den Abzug aller ſüdlich des Huisne-Baches ſtehenden feindlichen Streitkräfte. Aber mehr war nicht zu erreichen, auch nicht gewollt. Unſer X. Corps, von jener Offenſive kaum mitbetroffen, drang in leichtem Gefecht in die Sarthe-Hauptſtadt (Le Mans) ein; das III. Corps folgte.

Während dieſer Vorgänge am dieſſeitigen linken Flügel, beziehungsweiſe im Centrum, räumte der Feind ſeine ſtarken Poſitionen am rechten Flügel freiwillig. Die Höhen von Montfort und Yvré l'Evêque, nach Beſitzergreifung von Le Mans unhaltbar geworden, wurden, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, ſeitens der Unſren beſetzt. Am Abend des 12. war der Feind in vollem Rückzuge. Wir wenden uns nunmehr, in mehr eingehender Weiſe, den Einzelmomenten des Tages zu.

Das III. Armee-Corps weiſt zwiſchen Noyers-Château und Le Tertre die feindliche Offenſive zurück. Bis 11 Uhr.

Die Vorpoſtenſtellung des Armee-Corps in der Nacht vom 11. zum 12. lehnte ſich rechts an die Eiſenbahn ſüdlich Yvré l'Evêque und erſtreckte ſich dann über Les Arches und Noyers-Château, parallel dem l'Huisne, bis auf den Höhenzug weſtlich Changé. Von hier aus bog ſie bis Chef Raiſon Château zurück, in Anlehnung links an das Detachement des Generals v. Schmidt, das rückwärts Paillerie Château ſtand.

Um 6 Uhr früh wurde von den Vorpoſten des rechten Flügels gemeldet, daß auf der Chauſſee und Eiſenbahn von Yvré nach Le Mans fortwährendes Fahren gehört würde. Auf dem linken Flügel hatte Premier-Lieutenant v. Roon vom Grenadier-Regiment Nr. 12 eine feindliche Feldwache aufgehoben.

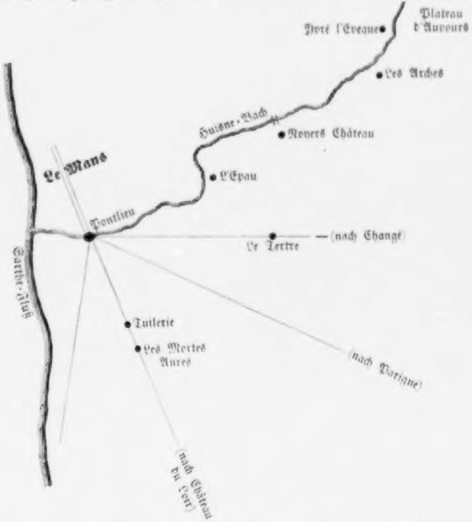
Um 6½ Uhr griff der Feind den rechten Flügel der Vorpoſtenſtellung mit mehreren Colonnen an — der Hauptangriff richtete ſich gegen Noyers-Château. Der Feind drang über den gefrornen Huisne-Bach, wurde dann aber nach einem heftigen Infanterie-Gefecht von der 11. Brigade, Regimenter 20 und 35, über den Bach zurückgeworfen.

Um 7 Uhr griff der Feind auch den linken Flügel der dieſſeitigen Vorpoſten-Aufſtellung an dem Wegekreuz auf der waldigen Höhe weſtlich Changé mit überlegenen Kräften an. Es war dies die Poſition von Le Tertre. Le Tertre ſelbſt wurde durch das 2. Bataillon 12. Regiments feſtgehalten, während das Füſilier-Bataillon deſſelben Regiments die Vorpoſten gegeben hatte. In dem ausgedehnten Terrain-Abſchnitt, deſſen Vertheidigung ihm oblag, vermochte es ſich, dem mit drei, vier Bataillonen auftretenden Gegner gegenüber, nicht zu behaupten, und mußte deshalb das ganze Regiment 52 in das Gefecht gezogen werden, während das 1. Bataillon 12 nördlich der Straße Changé — Le Mans eingriff. Die ganze 10. Brigade ſtand alſo im Gefecht. Es glückte ihr, unterſtützt durch zwei Züge Artillerie, die Poſition zu halten. Um 11 Uhr fing das feindliche Feuer an ſchwächer zu werden und bald war erſichtlich, daß der Gegner im Abziehen begriffen ſei.

Das X. Corps beſetzt Pontlieu und dringt in Le Mans ein. — Das III. Corps folgt mit der 5. Diviſion.

Das X. Corps von 11. bis 5.

Beim X. Corps war während der Vormittagsſtunden Meldung vom III. Corps eingetroffen, daß es ſich (das III.) im Gefecht befände und durch


Plateau d'Auvours
Yvré l'Eveque
Les Arches
Huisne-Bach
Noyers Château
Le Mans
L'Epau
Pontlieu
Le Tertre
(nach Changé)
Sarthe-Fluß
Tuilerie
Les Mortes Aures
(nach Parigné)
(nach Château du Loir)

eine Offenſive von Seiten des X. Corps erheblich ſoutenirt werden würde. Auf dieſe Meldung hin wurde die 19. Diviſion, General v. Woyna, beordert vorzugehen und Pontlieu zu beſetzen. Schon um 3 Uhr konnte der commandirende General v. Voigts-Rhetz an das Obercommando berichten: »Pontlieu iſt von den Spitzen der Diviſion Woyna ſo eben erreicht worden. Ich ziehe meine Corps-Artillerie vor, um die Höhen jenſeits des Huisne-Baches, öſtlich Le Mans, unter Feuer zu nehmen, ſofern der Feind von dort aus den Angriff auf Le Mans ſollte bekämpfen wollen. Sonſt werden die Batterieen gegen Le Mans und die Vorſtadt den Angriff vorbereiten. L'Epau iſt beſetzt. Ich werde die Reſerve-Brigade Lehmann (37.), ſobald ich die Ueberzeugung gewonnen, daß in der Front eine feindliche Offenſive nichts zu fürchten giebt, zum Angriff auf Le Mans heranziehen.« Dieſer 3 Uhr-Meldung des commandirenden Generals folgte um 5 Uhr eine zweite. Sie war bereits aus Le Mans ſelbſt datirt und lautete: »Bin um 4 Uhr mit dem X. Armee-Corps in Le Mans — nach Kanonade von einer Stunde — eingerückt. Der Straßenkampf in den jenſeitigen Vorſtädten dauert fort, iſt aber nicht erheblich. Einige Tauſend Gefangene, koloſſale Lebensmittel-Vorräthe, Waffen und Bagagen des Feindes ſind in unſren Händen. So eben rückt auch die Tête der 5. Diviſion ein.«

Das III. Corps (5. Diviſion) von 11 bis 5.

Um 11 Uhr hatte bei der 5. Diviſion das Gefecht in Front von Le Tertre geendigt. Um 11¼ Uhr traf beim commandirenden General v. Alvensleben die Genehmigung zum Vorgehen auf Pontlieu ein;*) aber erſt um 1½ Uhr — das Sammeln der Truppen auf dem breiten und unüberſichtlichen Gefechtsfelde, ſo wie die Vertheilung der nothwendigſten Lebensmittel, hatte zu Verzögerungen geführt — konnte der Vormarſch gegen den mehrgenannten Punkt, wo drei Straßen in einem Brückendefilé über den Huisne zuſammentreffen, angetreten werden. Gegen 3½ war Pontlieu erreicht, zu einer Zeit alſo, wo Abtheilungen des X. Corps die Brücke bereits überſchritten und den Straßen- und Häuſerkampf in den, unmittelbar am andern Huisne-Ufer beginnenden Vorſtädten von Le Mans begonnen hatten. Die 10. Brigade, die, nach dem Vormittagsgefecht, an der Tête der Diviſion verblieben war, griff ſofort ein und ſchon um 4 Uhr konnte General v. Stülpnagel, Commandirender der 5. Diviſion, folgenden Bericht an das Corps-Commando gelangen laſſen: »Ich melde, daß ich mich mit einem Bataillon Infanterie-Regiments Nr. 12 und dem 2. und Füſilier-Bataillon Regiments Nr. 52 an dem Uebergangspunkte der Eiſenbahn über die Straße Pontlieu — Le Mans befinde. Die 19. Diviſion, ſowie Theile der 20. Diviſion, ſind bereits in der Stadt Le Mans und dort bis zum Marktplatze vorgedrungen. Meine beiden Batterien haben die Stadt wirkſam beſchoſſen. Ich ſtehe mit meinen Truppen zwiſchen denen des X. Corps und werde mich dem weiteren Einmarſche derſelben in die Stadt anſchließen.«

---

*) Die Genehmigung hierzu war ſeitens des Generals v. Alvensleben, in der Frühe des 12., beim Obercommando nachgeſucht worden. Die eigentliche Tagesaufgabe des III. Corps hatte auf Wegnahme der Höhenpoſition bei Yvré l'Evêque gelautet, eine Aufgabe, deren Löſung, bei nur leidlich guter Haltung des Gegners (eine freiwillige Räumung der Poſition war nicht vorauszuſehn) muthmaßlich große Opfer gekoſtet haben würde. In Rückſicht hierauf hatte General v. Alvensleben beim Prinzen-Feldmarſchall eine Modifikation der Aufgabe erbeten, dahin lautend, ſeinen Vormarſch gegen Le Mans, ſtatt über Yvré l'Evêque, über Pontlieu nehmen zu können.

Und ſo geſchah es. — Um 5 Uhr, oder doch nur wenig ſpäter, war Le Mans in unſren Händen; ſeitens der 5. Diviſion hatte ſich nur noch das 2. Bataillon 52 an dem Straßen- und Häuſerkampf betheiligen können.

Das XIII. Corps überſchreitet die Linie Montfort-Lombron und erreicht, nach Gefechten bei St. Corneille (17. Diviſion) und La Croix (22. Diviſion), die Linie Sillé le Philippe — Savigné l'Evêque.

Das XIII. Corps hatte am 11. nur wenig Terrain gewonnen. Um überhaupt noch an der bei Le Mans in Ausſicht ſtehenden Entſcheidung mitwirken zu können, war ein energiſches Vorgehen über Savigné l'Evêque unbedingt erforderlich. Das öſtlich der dorthin führenden Straße gelegene Terrain hatte ſich in den letzten Tagen der feindlichen Defenſive als beſonders günſtig erwieſen, ſchnelle Fortſchritte ließen ſich vorausſichtlich nur erreichen, wenn es der 22. Diviſion gelang, von dem ihr gegenüberſtehenden Feinde loszukommen und ſich, rechts abmarſchirend, mit ihren geſammten Kräften auf die Straße Bonnetable — Savigné zu ſetzen. Dem entſprechend war ſchon am 11. Abends angeordnet worden:

Die 17. Diviſion tritt morgen (12.) um neun Uhr früh an und nimmt die Marſchdirektion auf Lombron und St. Corneille [ſiehe St. Corneille auf unſrer Karte auf S. 813];

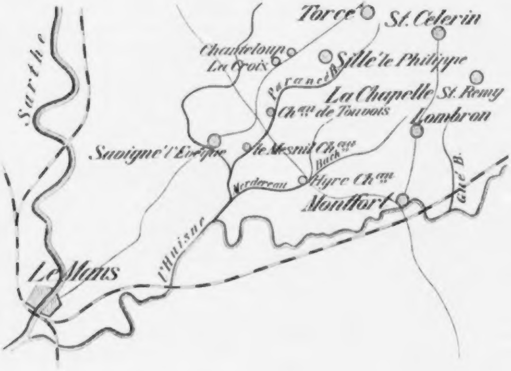
die 22. Diviſion tritt um 8 Uhr an und geht von La Chapelle St. Remy, beziehungsweiſe von St. Celerin aus, auf die Straße Bonnetable — Le Mans über. Sie nimmt zunächſt die Richtung auf Sillé le Philippe und von dort auf Savigné l'Evêque.

Im Einklang mit dieſen Anordnungen wurde verfahren. Begleiten wir beide Diviſionen auf ihrem Vormarſch.

Die 17. Diviſion beſetzt Lombron, ficht bei St. Corneille, und erreicht Savigné l'Evêque.

Am Morgen des 12., noch vor feſtgeſetzter Stunde ging die 17. Diviſion, die das Detachement **Rauch** an die Tête gezogen hatte, gegen **Lombron** und mit einem aus dem 1. und Füſilier-Bataillon 76, ſammt einer Batterie gebildeten Detachement unter Major v. Berge gegen **Montfort** vor. Die Stellung war in der Nacht vom Feinde geräumt und beſetzte das Detachement Rauch: 1. Bataillon 75, 1. Bataillon 89, 14. Jäger-Bataillon ohne Kampf um 10 Uhr Lombron, das Detachement Berge um dieſelbe Zeit Montfort. Aus allen Fermen wurden zahlreiche Gefangene, durchweg im kläglichſten Zuſtande, zuſammengetrieben; alle Straßen waren mit fortgeworfenen Waffen und Ausrüſtungsſtücken bedeckt. Der Rückzug des Feindes ſchien auf der Straße **St. Corneille** ſtattgehabt zu haben.

Gegen **St. Corneille** wurde nun von Montfort das Detachement Berge, von Lombron das 1. Bataillon 75. und das 1. Bataillon 89. Regiments unter Major v. Koppelow I. vorpouſſirt, um den Feind dort von zwei Seiten anzugreifen. Dieſer Angriff erfolgte. Indeſſen konnte die hinter dem Merdereau-Bache, zu beiden Seiten von Hyre-Château befindliche, ſtark vorbereitete und wohlbeſetzte Stellung in Front von St. Corneille ſeitens beider Detachements, v. Koppelow und v. Berge (namentlich war das letztre engagirt), erſt genommen werden, nachdem das 3. Bataillon 90 durch Oberſt v. Manteuffel in die Gefechtslinie vorgezogen worden war. Um 3½ Uhr


Torcé
St. Celerin
Chantelou
La Croix
Sillé le Philippe
Parancé B.
La Chapelle
St. Remy
Chau de Touvois
Lombron
Sarthe
Savigné l'Evêque
le Mesnil Chau
Bach
Merdereau
Hyre Chau
Montfort
Gué B.
l'Huisne
Le Mans

ſtürzten ſich, unter lautem Hurrah, alle Abtheilungen auf den Feind. Das Füſilier-Bataillon 76 drang mit je zwei Compagnieen von Norden her, das 1. Bataillon 76, ebenfalls in zwei Halbbataillone getheilt, von Süden her in St. Corneille ein. Hyre-Château wurde ebenfalls genommen; der Feind floh in weſtlicher Richtung.

Mit Einbruch völliger Dunkelheit langte die Avantgarde der Diviſion am Parancé-Bache an. Da das jenſeitige Ufer ſtark beſetzt war, ſo wurde zunächſt von weiteren Angriffen abgeſehn und die Vorpoſtenlinie am Bache hin ausgeſetzt. Eine Stunde ſpäter jedoch erneute die thätige Avantgarde ihren Verſuch und fand, daß der Gegner inzwiſchen abgezogen war. Château de Louvois und Le Mesnil Château wurden um 11 Uhr Abends ſtark beſetzt und die Spitzen bis über die Chauſſee Bonnetable — Savigné hinaus vorgeſchoben.

Die Tagesaufgabe war ſeitens der 17. Diviſion gelöſt. Ebenſo geſchah es, rechts daneben, durch die 22. Begleiten wir auch dieſe auf ihrem Vormarſch.

Die 22. Diviſion marſchirt auf Chanteloup, wirft den Feind bei La Croix, und beſetzt, in Front von Sillé le Philippe, die Straße Bonnetable-Le Mans.

Die 22. Diviſion war früh 9 Uhr von ihrem Rendez-vous ſüdlich St. Celerin, beziehungsweiſe La Chapelle St. Remy aufgebrochen und hatte ihren Marſch in der Richtung auf Torcé angetreten. Als dieſes erreicht war, glaubte General v. Wittich zunächſt die Fortſchritte der 17. Diviſion abwarten zu müſſen und brach erſt wieder auf, nachdem die Meldung von der Einnahme von Lombron eingetroffen war. Der Marſch ging nun auf Chanteloup. Jenſeits deſſelben war La Croix vom Feinde beſetzt. Die Avantgarde der 22. Diviſion, die an dieſem Tage, wie es ſcheint, aus dem Regiment 95 und der 6. ſchweren Batterie beſtand, ging um 2 Uhr zum Angriff vor. Das Füſilier-Bataillon 95 avancirte längs der Chauſſee, während das 2. Bataillon genannten Regiments nach rechts hin, gegen die linke Flanke des Feindes dirigirt wurde. Hier ſtand auch die Batterie. Gegen 2¼ Uhr ſandte Oberſt v. Beckedorff, der die Avantgarde commandirte, noch zwei Compagnieen vom 1. Bataillon 95 nach links heraus, um an dieſer Stelle einzugreifen. Eine weitere Entwickelung von Artillerie wurde durch das unebene, mit Knicks und Baumpflanzungen bedeckte Terrain gehindert. Das Gefecht rückte nicht in wünſchenswerther Weiſe vor. General v. Wittich entſandte deshalb noch ein Bataillon aus dem Gros der Diviſion (es war das 1. Bataillon 94) und gab ihm Befehl, ſich auf Sillé le Philippe zu dirigiren, um von dort aus in das Gefecht bei La Croix einzugreifen.

Inzwiſchen hatte jedoch die Avantgarde unter Oberſt v. Beckedorff Terrain gewonnen und nahm etwa um 4½ Uhr La Croix, das der Feind unter Zurücklaſſung zahlreicher Gefangenen räumte. Das 1. Bataillon 94 langte erſt an, als der Kampf bereits beendigt war.

Aber er ſollte noch einmal aufflackern. Die Dunkelheit war ſchon eingebrochen, als der Feind plötzlich zur Offenſive überging und einen energiſchen Verſuch machte La Croix wiederzunehmen. Die vorderſten Compagnieen 95. Regiments wurden geworfen, La Croix, ſo ſcheint es, ging momentan verloren und konnte erſt durch einen umfaſſenden Angriff abermals in unſren Beſitz gebracht werden. Das Füſilier-Bataillon 94, unter perſönlicher Führung des Regiments-Commandeurs Oberſtlieutenants v. Sulicki, ging auf der Chauſſee, das 1. Bataillon 94 unter Major v. Necker, auf dem linken, das 2. Bataillon 95 unter Major Wippert auf dem rechten Flügel vor und unter beſtändigem Blaſen des Avancir-Signals wurde der überraſchte Gegner zum Rückzug aus ſeinen Poſitionen gezwungen. Er ging, nach Einbuße von nahezu 3000 Gefangenen, in wilder Flucht auf Savigné l'Evêque zurück.

Die Avantgarde erhielt Befehl, mit einem Bataillon und einer Escadron zu folgen; der Reſt der Diviſion bezog Cantonnements längs der Straße La Croix — Bonnetable.

Mit dieſen Vorgängen am rechten Flügel endigte, wie der 12. Januar, ſo die »dreitägige Schlacht von Le Mans« überhaupt. Der Feind, wenn auch zum Theil noch dieſſeits der Sarthe umherirrend, war auf allen Punkten geworfen und ſuchte, nach Weſten zu, Laval und Rennes, nach Norden zu Alençon zu erreichen. Die Unſrigen ſtanden am Abend des 12. wie folgt:

das X. Corps in Le Mans;
das III. Corps mit der 5. Diviſion in Le Mans, mit der 6. Diviſion bei Yvré l'Evêque;
das IX. Corps auf dem Plateau d'Auvours und bei Champagné;
das XIII. Corps längs der Straße Bonnetable — Le Mans, mit der 17. Diviſion bei Savigné l'Evêque, mit der 22. Diviſion in Front von Sillé le Philippe (bei La Croix).

Ueber die Action dieſer Corps in den unmittelbar folgenden Tagen, berichten wir in dem nächſten Capitel.

In Le Mans.

Vom 13. bis 20. Januar.

Die Eroberung von Le Mans, nach Beſiegung und Auseinanderſprengung der großen, mindeſtens 150,000 Mann ſtarken Chanzy'ſchen Armee, war ein großer Erfolg. Der Feind (über die Zahl ſeiner Todten und Verwundeten liegen keine Angaben vor) hatte 18,000 Mann an Gefangenen eingebüßt. Neben reichem Kriegsmaterial waren 20 Geſchütze und Mitrailleuſen, ſowie 2 Fahnen in unſre Hände gefallen.

Dieſen Einbußen des Feindes gegenüber, waren die unſrigen, nach einer 7tägigen, unausgeſetzten Action, als gering zu bezeichnen. Wir verloren im Ganzen 169 Offiziere und 3279 Mann, die ſich auf die vier Corps der II. Armee wie folgt vertheilen:

III. Corps	107	Offiziere	1735	Mann,
IX. Corps	19	»	380	»
X. Corps	16	»	519	»
XIII. Corps	27	»	645	»
Total:	169	Offiziere	3279	Mann.

Nur das III. Corps, das während der »ſieben Tage« 6 Mal im Gefecht geweſen war, hatte erheblich gelitten; an Offizieren hatte es den vierten Mann eingebüßt.*)

---

*) Die Verluſte des III. Corps ſtellten ſich an den einzelnen Gefechtstagen wie folgt:

Am 6. (bei Marange und Azay)	32	Offiziere	435	Mann,
am 7. (Vormarſch von Azay auf Ardenay) . .	—	»	44	»
am 9. (bei Ardenay)	5	»	152	»
am 10. (bei Parigné, Changé, Champagné) . .	31	»	454	»
am 11. (bei Le Tertre und Noyers Château) .	34	»	585	»
am 12. (bei Le Tertre und in Le Mans) . . .	5	»	65	»
Total:	107	Offiziere	1735	Mann.

Uebrigens ſind die Verluſtangaben ſelbſt in den auf Generalſtabs-Acten geſtützten Arbeiten von Hauptmann v. Twardowski und Hauptmann v. d. Goltz ganz verſchieden. Twardowski beziffert die Verluſte des III. Corps erheblich höher (127 Offiziere und 1771 Mann).

Ueber den Zuſtand, in dem die franzöſiſche Armee ihren Rückzug bewerkſtelligt hatte, gab ſchon der Anblick von Le Mans genügenden Aufſchluß. Verlaſſene Trains ſtopften die Straßen; National- und Mobil-Garden hatten die Waffen fortgeworfen; gefallene Pferde, die den Strapazen erlegen, lagen halb unkenntlich unter einer Decke von Schnee. Die vielen Correſpondenzen, die alsbald in unſre Hände fielen, vervollſtändigten das Bild des Rückzuges. Es waren zum Theil Telegramme und Meldungen, die am 12., noch während des Gefechts, und am 13., während des Rückzuges, im Chanzy'ſchen Hauptquartier eingegangen waren. Einige davon mögen, als beſondre Kennzeichen, hier eine Stelle finden. Ein Diviſions-Commandeur berichtete am 12. wie folgt: »Meine Artillerie erhält eben höheren Befehl, ſich, ſo raſch wie möglich, auf Le Mans und Laval zurückzuziehn. Schon mit ihr war es überaus ſchwer für mich die Poſitionen zu halten, die mir anvertraut wurden; ohne dieſe Artillerie und lediglich auf meine Mobiliſés angewieſen, iſt es unmöglich. Der größre Theil der Geſchütze iſt ſchon fort. Unter dieſen Umſtänden bleibt mir nichts andres übrig, als mich mit der Bewegung der Artillerie zu identificiren.« (Wörtlich: »Dans cette situation, Je suis le mouvement de l'artillerie.«)

Noch charakteriſtiſcher iſt die Meldung, die Admiral Jaureguiberry, Commandirender des XVI. Corps und beſonderer Vertrauensmann des Oberbefehlshabers, über die Vorgänge am 13., alſo ſchon während des von unſren Verfolgungscolonnen*) beunruhigten Rückzuges, an Chanzy richtete: »Herr General! Der General Bouëdec und der General Barry ſind nacheinander gezwungen worden, ſich zurückzuziehen. Drei preußiſche Colonnen, welche auf den Straßen von Conlie, Loué und Le Mans vorrückten, haben den Nebel benutzt, um ſie zu umgehen. Einige Regimenter haben zwar kräftigen Widerſtand geleiſtet, aber die meiſten ſind auseinander gelaufen. Das Gewühl der Fliehenden iſt unbeſchreiblich. Sie rennen die Cavallerie um, welche ihre Flucht zu verhindern verſucht. Die Offiziere ſind machtlos; zwei Mann ſind niedergeſchoſſen worden, aber dies Beiſpiel hat keinen Eindruck auf die Anderen gemacht ..... Ich finde in meiner Umgebung eine derartige Demoraliſation, daß es nach Verſicherung der Generale unter dieſen Umſtänden gefährlich ſein würde, hier länger zu bleiben, und ich mich in der traurigen Lage befinde, noch weiter zurückgehen zu müſſen. Wenn ich nicht ein bedeutendes Material bei mir hätte, welches zu retten verſucht werden muß, würde ich mich bemühen, eine Handvoll entſchloſſener Menſchen zu ſuchen, und zu kämpfen, wenn auch ohne Ausſicht auf Erfolg. Aber wie mir ſcheint, würde es unſinnig ſein, 8 Batterieen zu opfern, ohne ſchließlich zu irgend einem nützlichen Reſultat zu gelangen. In den 39 Jahren, die ich im Dienſt bin, habe ich mich niemals in einer derartig verzweifelten Lage befunden.«

---

*) In einigen von Offizieren geſchriebenen Privatbriefen, die in Sillé le Guillaume, wenige Meilen weſtlich von Le Mans, in unſre Hände fielen, hieß es: »Le Mans est pris; tout le monde est tombé en tristesse de telle sorte, que tous les bataillons se sont dispersés et ont marché dans une telle debandade, qu'arrivant à Sillé le Guillaume il n'y aurait pas une compagnie complète et nous sommes tous accablés de fatigue et de chagrin. C'était une défaite, ou mieux une déroute complète. Quand je vis cette affreuse déroute, quel désordre c'est indéscriptible. Cette nouvelle défaite va-t-elle amener la paix? Pour moi je désire, que tout cela finisse bientôt; on comprendra enfin, que nous ne suffisons pas à une nation bien plus grande et plus unie, que la notre.« In einem zweiten Briefe hieß es noch bittrer: »Nous n'avons plus comme armée, que des lâches, qui refusent de se battre. Si je pouvais vous dire, ce que j'ai vu, vous auriez horreur de ce qu'on dit aujourd'hui des soldats.«

In Vorſtehendem haben wir bereits der Verfolgungscolonnen erwähnt, die ſich an die Ferſe des Feindes hingen und in den Tagen vom 13. bis 20. Januar ſeine Niederlage vervollſtändigten. Auf die Richtung, die dieſe Colonnen einſchlugen, und die Gefechte, die ſie noch zu beſtehen hatten, kommen wir am Schluß dieſes Capitels in Kürze zurück. Hier ſei nur noch hervorgehoben, daß die II. Armee als Ganzes von einer Verfolgung des Feindes Abſtand nahm und wohlweislich darauf verzichtete, in Märſchen, die allerdings zu völliger Zertrümmerung der Chanzy'ſchen Armee geführt haben würden, ihre eigene Schlagfertigkeit einzubüßen. War doch dieſelbe, unter dem Einfluß der Witterungsverhältniſſe, beſtändiger Strapazen und Rencontres, ohnehin erſchüttert.

»Seit nunmehr ſieben Tagen,« ſo ſchreibt Hauptmann v. d. Goltz in ſeiner mehrcitirten Brochüre »die ſieben Tage von Le Mans«, »befand ſich der größte Theil der unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl vereinigten Corps in faſt ununterbrochenem Gefecht, und man muß ſich vergegenwärtigen, wie dieſe Tage für die Kämpfer dahingegangen waren, um würdigen zu können, was ſie geleiſtet.

Jeder Morgen hatte ihnen einen ſchwierigen Marſch auf ſpiegelglatten Wegen gebracht; immer aber folgte dann in den Nachmittagsſtunden, wenn der dichte Nebelſchleier verſchwunden, ein Gefecht. Bei dieſen Rencontres nun galt es, einen mit weittragenden Schnellfeuergewehren in ſyſtematiſch hergerichteten Poſitionen ſtehenden Feind zu werfen. An eine Vorbereitung des Angriffs durch Artillerie war faſt nirgends zu denken. Eine Schußwaffe von geringer Tragweite und wenig raſanter Flugbahn in der Hand, arbeitete unſere Infanterie ſich vorwärts. Ihr Weg führte dabei durch tiefen Schnee, durch Hecken, über Erdwälle, Gartenzäune und Mauern, vielfach auf den ſchwer paſſirbaren unebenen Weinfeldern hin. Dann mußten die Poſitionen des Gegners erſtürmt werden, der — dem Auge nur an den Dampflinien ſeines Feuers erkennbar — in ſeinen ſicheren Deckungen Stand hielt. Das nahe Gefecht, in dem ſich das Zündnadelgewehr geltend machen konnte, war freilich meiſt bald entſchieden, aber nur ſelten glückte es, den Feind im Bajonet-Anlauf zu erreichen. Er verſchwand ſchnell in dem Labyrinth dieſes Terrains, um dann einige Hundert oder Tauſend Schritte dahinter in gleich guter Poſition wieder aufzutauchen. Bis in den Abend hinein dauerte ſo das Ringen um den ſtreitigen Boden, bis dann endlich der überwundene Gegner ſich unter dem Schutze der Dunkelheit mit Glück der Verfolgung entzog. Die Früchte des Sieges gingen in gewiſſem Sinne verloren; nur das während des Kampfes ſelbſt Erreichte bildete das Reſultat.

Dann folgte die bitterkalte Bivouacsnacht. Die Truppen, im Kampfe zwiſchen Hecken, Büſchen und Kulturen aller Art zerſtreut, bedurften der Zeit, um ſich zu ſammeln. Auch nachdem die Entſcheidung des Tages gefallen, mußten ſie meiſt noch ſtundenlang unter Waffen bleiben, da verſprengte Abtheilungen des Feindes — unverſehens auf die ſchnell vorgedrungenen Sieger ſtoßend — noch überall bataillirten. Der Vorpoſtendienſt verbrauchte viel Kräfte und geſtaltete ſich im höchſten Grade anſtrengend.

Auf dem Schnee, um die Bivouacsfeuer geſchaart, oder auch ohne ſich irgendwie erwärmen zu können, verbrachten die Truppen diejenigen Stunden, die der Ruhe gewidmet ſein ſollten. Die Gehöfte, in denen ſich alles zuſammendrängte, waren bald überfüllt. Welcher Art die Verpflegung war, iſt leicht zu ermeſſen, wenn man in Erwägung zieht, daß im Freien, auf harter Schneedecke, mit naſſem Holze gekocht werden mußte. Die feuchten Kleider*) froren den Leuten auf dem Leibe, und thauten am Feuer nur auf, um dann abermals zu einer Kruſte von Eistropfen zu werden. Mit ſteifen Gliedern, durchfroren, übernächtig und hungrig, begann der Soldat am Morgen den Marſch, um einem Tage entgegenzugehn, der dieſelben Strapazen und Gefechtsmühſale wie der voraufgegangene in Ausſicht ſtellte.

Wer außerhalb jener Erfahrungen ſteht, wie ſie hier der gemeine Soldat und der Front-Offizier durchmachen mußten, ſoll ſich in deren Lage hineinverſetzen, um ſolche Verhältniſſe nicht zu niedrig anzuſchlagen. Wenn der gut erzogene Soldat dergleichen Mühſale in beſonders bewegten Epochen auch mit Leichtigkeit überwindet, ſo übt darin die Zeit doch ihre Macht und nur wenige hervorragende Naturen vermögen es, ſolche Dinge auch auf die Dauer mit immer gleichem Muthe zu ertragen. Alle übrigen werden jene Einflüſſe von Tage zu Tage ſtärker auf ſich wirken fühlen. Mit der Zeit ſtumpfen ſich dabei die Empfindungen für die Bedeutung des Erfolges ebenſo ab, wie die für das eigene Loos.

---

*) Die Bekleidung der Leute war vollſtändig ruinirt, ſo daß beiſpielsweiſe, als einige Tage nach der Beſitzergreifung von Le Mans, das X. Corps von der Beobachtung reſp. Verfolgung des Feindes zurückkehrte, bei den Truppen dieſes Corps nicht nur zwanzigerlei Arten von Beinkleidern, ſondern auch alle möglichen Uniformſtücke der franzöſiſchen Armee vertreten waren. Nur die rothe Hoſe, die allzuleicht eine preußiſche Kugel hätte anlocken können, war ausgeſchloſſen. Die Fußbekleidung variirte vom Holzſchuh bis zum hohen Reiterſtiefel. Abgeſehen davon, daß alle Leute entweder noch den Waffenrock oder den Mantel trugen, mochte man kaum zwei Soldaten finden, die völlig gleich gekleidet waren. Etwa ein Drittel der Mannſchaften hatte die »ſieben Tage von Le Mans«, bei durchſchnittlich 6 Grad Kälte, in leinenen Hoſen mitgemacht.

Und nun iſt der Blick nicht auf jene Tage allein zu richten, ſondern in Betracht zu ziehn, daß ſie auf vorangegangene monatlange Feldzüge folgten. Der preußiſchen Armee war zuerſt die Aufgabe zugefallen, einen Gegner zu beſeitigen, den die halbe Welt ſich früher überlegen glaubte — das Heer des zweiten Kaiſerreichs. Dann ſtellte die weitere Entwickelung der Verhältniſſe ihr unmittelbar darauf die andere Forderung, die entſtehende Republik zu bekämpfen, die, trotz aller Mängel ihrer militairiſchen Organiſation, doch die Maſſen in Bewegung brachte und ihnen einen Theil des Lebens aus einer alten, von ruhmvollen Erinnerungen durchflochtenen Zeit einzuhauchen wußte.

Der Nichtmilitair ſieht nun freilich vor ſeinem geiſtigen Auge ein ſiegreiches Heer aus jeder neuen Schlacht auch neu geſtärkt an Energie und Selbſtvertrauen, verjüngt an allen großen Eigenſchaften, hervorgehen und immer leichter die Hemmniſſe überwinden, die der Feind ihm entgegenſtellt. Allein eine Armee darf nur bedingungsweiſe mit dem Magnet verglichen werden, deſſen Fähigkeiten ſich im Gebrauche kräftigen. Jedermann, der mitgefochten, wird gewiß bereit ſein, den Gefallenen das ehrende Zeugniß auszuſtellen, daß der Tod ſeine Ernte vornehmlich unter den beſten Elementen ſucht. Ebenſo gewiß iſt es, daß diejenigen Männer, die am thätigſten ſind, auch am eheſten in die Lage kommen, ihre Kräfte erſchöpft zu ſehn. In einer ſechsmonatlichen Zeit ſchwerer Arbeit, die vielfach trotz aller Ungunſt der Jahreszeit und der Witterung unter freiem Himmel verbracht wurde, werden auch kräftige Naturen leicht einmal aufs Krankenbett geworfen und gezwungen, das Heer zu verlaſſen.

Die Reihen der Mannſchaften hatte man freilich durch den jungen in der Heimath, ſo gut es trotz Wach-, Sicherheits- und Escortedienſt anging, ausgebildeten Erſatz wieder füllen, die Cadres in einer doch wenigſtens erträglichen Höhe erhalten können. An Offizieren aber, zumal an wirklichen Berufsoffizieren, war ein Erſatz nachgerade faſt unmöglich geworden. Am ſchlimmſten geſtaltete ſich dies natürlich bei der Infanterie.

So zählte, ſtatt der etatsmäßigen Stärke von 63 Offizieren in der Front, in jenen Tagen z. B. beim X. Armee-Corps das Infanterie-Regiment Nr. 56 nur noch 15 Berufsoffiziere, das Regiment 57 ebenfalls 15, das 16. Regiment 18. Nicht viel beſſer ſtand es bei den andern Corps. Die 18. Infanterie-Diviſion hatte in ihren vier Infanterie-Regimentern, ſammt dem Lauenburg'ſchen Jäger-Bataillon, noch überhaupt 172 Offiziere, die 17. Infanterie-Diviſion 131, die 22. nur 108 (incl. der Stäbe). Wie fühlbar ſich der Mangel an älteren Subaltern-Offizieren hierbei machte, läßt ſich leicht ermeſſen. Compagnieen, ſelbſt Halbbataillone, wurden in vielen Gefechtsmomenten von ganz jungen Reſerve-Offizieren und ſelbſt von Vicefeldwebeln geführt.*)

Die Verluſte an Todten und Verwundeten waren freilich — mit Ausnahme des III. Corps — in den Tagen von Le Mans nicht eben groß geweſen, allein die Summe jener ungünſtigen Umſtände, die eben geſchildert worden ſind, hatte doch lähmend auf die Kraft der Truppen gewirkt, und es erſchien dringend geboten, ihnen nicht ein Aeußerſtes zuzumuthen.«

Dieſe oder ähnliche Erwägungen waren es, die, wie ſchon auf S. 839 angedeutet, ſeitens des Armee-Commandos zu der Beſchlußfaſſung geführt hatten, ſich auf die Verfolgung des Feindes durch einzelne Detachements zu beſchränken. Unter dieſen Detachements, wenn wir dieſem Begriff die weiteſte Ausdehnung geben und zum Theil ſchon vorher Detachirtes mit in Rechnung bringen, waren folgende vier die wichtigſten:

Detachement unter Generalmajor v. Schmidt. [Nicht mehr genau in derſelben Zuſammenſetzung, die daſſelbe beim Vormarſche gegen Le Mans, 6. bis 12. Januar, gehabt hatte.]

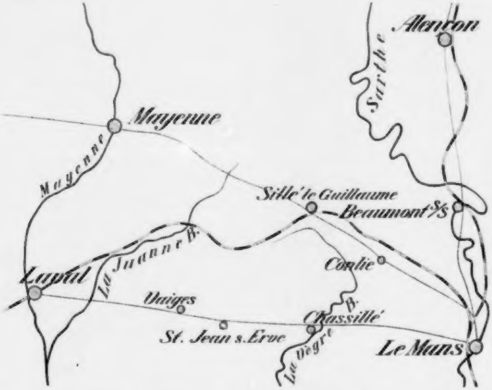
Detachement unter Oberſt Lehmann. [Vielleicht die 37. Brigade, ſammt etwas Cavallerie].

Detachement unter General v. Hartmann. [Schon vom 6. Januar an abgetrennt operirend. Zuſammenſetzung: 1. Cavallerie-Diviſion und 38. Brigade.]

---

*) Es ſei hier erwähnt, daß wenige Tage ſpäter, während der Verfolgung des bei Le Mans geſchlagenen Feindes, General v. Schmidt dem Obercommando meldete, daß das ihm unterſtellte Füſilier-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 56 mit nur noch 280 Gewehren in Reih und Glied bei ihm eingetroffen und es zu einem Halbbataillone formirt worden ſei, über welches Premier-Lieutenant v. Vietinghoff als der älteſte Offizier, der zu dieſem Bataillon gehörte, das Commando übernommen habe. Aehnliche Zuſammenſchiebungen mehrerer Compagnieen in eine, ſchwacher Bataillone in ein einziges, mußten häufig ſchon des Mangels an Offizieren halber vorgenommen werden. Daß hierunter die Gefechtsführung leiden mußte, iſt ſelbſtredend. Die II. Armee hatte in den Auguſt-Schlachten von 1870, während der Cernirung von Metz und in den Kämpfen an der Loire, zu viel verloren, um noch ihre urſprüngliche energiſche Schlagfertigkeit bewahren zu können.

Detachement unter Oberſt v. Förſter. [Bildete die Avantgarde des XIII. Corps und beſtand aus dem Regiment 83, 2 Escadrons und 1 Batterie.]



Alle dieſe Detachements hatten vom 13. bis 20. größere oder kleinere Rencontres mit dem Feinde. Detachement Förſter ſtieß am 14. bei Beaumont ſur Sarthe auf die Arrièregarde des XXI. Corps, nahm, in leichtem Gefecht, 40 Munitionswagen und machte 1000 Gefangene. Detachement Lehmann erreichte am 14. das verſchanzte Lager bei Conlie, fand am 15. zwiſchen dieſem Lager und Sillé le Guillaume ſtarke feindliche Kräfte, mindeſtens zwei Diviſionen, in Poſition und griff dieſelben an, vermochte aber keinen Erfolg zu erzielen. Tags darauf, als dieſſeitig Verſtärkungen eingetroffen waren, war der Feind bereits im Abzuge. Detachement Hartmann verblieb ſüdlich des Loir und beſetzte am 19., ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, Tours.

Mit ebenſoviel Erfolg wie Energie operirte das Detachement Schmidt, das ſich auf Laval zu, geradeaus weſtlich hielt und die Arrièregarden des XVI. Corps mehrfach aus ihren Poſitionen warf. Am 14. ſtieß General v. Schmidt bei Chaſſillé auf die Diviſion Barry, trieb ſie in hitzigem Gefecht über die Vègre und machte 400 Gefangene. Trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuers war die dieſſeitige Einbuße nur 1 Offizier und 17 Mann. — Tags darauf (15.) begegnete das Detachement bei St. Jean ſur Erve einem abermaligen Widerſtand, welchen zwei, allerdings ſehr reducirte feindliche Diviſionen unter Admiral Jauréguiberry leiſteten. Es gelang erſt am Abend den namentlich an Artillerie ſehr überlegenen Gegner zu delogiren. — Bei Fortſetzung der Verfolgung am 16. und 17. bis über den Joanne-Bach machte General v. Schmidt noch gegen 2000 Gefangene und erbeutete feindliche Bagage. Bei einer am 18. gegen Laval ausgeführten Recognoscirung wurde die Stadt ſtark beſetzt gefunden; der Feind ſprengte bei unſerer Annäherung drei Mayenne-Brücken. Inzwiſchen war dieſſeitig Befehl eingetroffen, die Verfolgung nicht weiter fortzuſetzen. Das Detachement ging demnächſt nach Vaiges zurück.

Ueber die geſammten Streitkräfte der II. Armee, und hiermit ſchließen wir dieſen Abſchnitt, wurde vom 21. Januar an in folgender Weiſe disponirt:

das XIII. Corps, aus dem Verbande der II. Armee wieder ausſcheidend, marſchirt nordwärts auf Rouen (hier traf es am 25. Januar ein);

das IX. Corps kehrt nach Orleans zurück;

das III. und X. Corps verbleiben in Le Mans.

So war auch die Stellung als der Waffenſtillſtand (am 28.) ausgeſprochen wurde.

Bapaume-St. Quentin.

Vom 25. Dezember bis 20. Januar.

Die I. Armee vom 25. bis 31. Dezember.

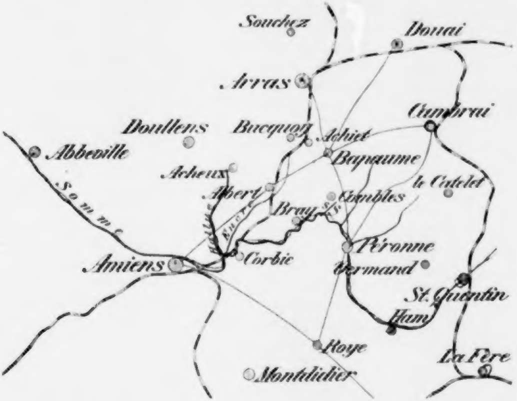
Während die II. Armee, Prinz Friedrich Karl, durch ſiegreiches Vordringen weſtwärts bis an die Sarthe, die auf Entſatz der Hauptſtadt gerichteten Pläne Chanzy's vereitelte, glückte es unſrer I. Armee, General v. Manteuffel (ſpäter v. Goeben), die zu gleichem Zweck unternommenen Bewegungen Faidherbe's an ihrer Durchführung zu hindern. Wie die 3tägige Schlacht von Le Mans, wenigſtens in dem Sinne, daß jeder Entſatz-Verſuch aufgegeben werden mußte, über die zweite Loire-Armee entſchied, ſo entſchied, eine Woche ſpäter, die Schlacht bei St. Quentin über die franzöſiſche Nordarmee. Beide vermochten erſt während des Waffenſtillſtands ihre Retablirung zu bewerkſtelligen.

Wir verließen unſre I. Armee am 24. früh, am Morgen nach der zweiten Schlacht von Amiens. Abermals einen Tag ſpäter (am 25.) folgte das VIII. Armee-Corps, ſammt der Cavallerie-Diviſion Graf Groeben und der Garde-Cavallerie-Brigade Prinz Albrecht von Preußen,*) mit der Tête bis Albert, am 26. bis Bapaume, Achiet und Bucquoy. Die von Rouen herangezogenen Bataillone des I. (oſtpreußiſchen) Armee-Corps kehrten an die untre Seine**) zurück, während die Brigade Memerty, Regimenter 4 und 44, die ſchon ſeit Wochen gemeinſchaftlich mit dem VIII. Corps operirte, auch jetzt in unmittelbarer Nähe deſſelben verblieb und auserſehen wurde, bei der Einſchließung von Peronne — die am 27. ihren Anfang nahm — in erſter Reihe mitzuwirken. Wir werden ihr daſelbſt wiederbegegnen.

---

*) Prinz Albrecht (Vater) kommandirte die 4. Cavallerie-Diviſion, die, wie ſeinerzeit hervorgehoben, an den Loirekämpfen der II. Armee ruhmreichen Antheil nahm; Prinz Albrecht (Sohn) ſtand an der Spitze einer aus dem Garde-Huſaren- und 2. Garde-Ulanen-Regiment combinirten Cavallerie-Brigade, gehörte der I. Armee an und fand namentlich am Tage von St. Quentin — nachdem die ihm unterſtellten, ſchließlich aus Cavallerie und Infanterie gemiſchten Truppentheile auf Höhe einer Diviſion gebracht waren — Gelegenheit, erfolgreich in den Gang jener Schlacht (St. Quentin) einzugreifen.

**) Die von der unteren Seine (Rouen) eintreffenden Nachrichten waren von ziemlich beunruhigendem Charakter und gaben an, daß der Feind — dem unſre Detachirungen auf Amiens zu kein Geheimniß geblieben waren — ſich anſchicke, mit etwa 20,000 Mann die Offenſive zu ergreifen. Indirekte Mittheilungen aus dem Großen Hauptquartier (Verſailles) waren gleichlautend mit dem Vorſtehenden. Alles in Allem gewann General v. Manteuffel die



Ueberzeugung, daß es dringend geboten ſei, die Streitkräfte zu beiden Seiten der untren Seine wieder auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen. Die 2. Brigade, Regimenter 3 und 43, erhielt Befehl, nach Rouen zurückzukehren, wo ſich die 1. und die 4. Brigade unter General v. Bentheim befand. Dieſer war indeß, ohne das Eintreffen von Verſtärkungen abzuwarten, ſeinerſeits bereits vorgerückt, um ſich durch einen kurzen Vorſtoß nach Süden (linkes Seine-Ufer) Luſt zu machen. Bei Moulineaux, an der Spitze des großen Seine-Bogens, weſtlich von Grande-Couronne, traf er auf eine ſtärkere feindliche Abtheilung, zerſprengte ſie und warf ſie zum Theil in die auf ſteiler Höhe gelegene alte Schloßruine Robert le Diable, die nun erſtürmt wurde. Außer vielen Todten und Verwundeten verlor der Feind etwa 100 Gefangene, deren Eintreffen in Rouen ſehr abkühlend auf die dort bereits erregten Hoffnungen wirkte. Auf dem rechten Seine-Ufer war der Feind zwar im Vorrücken geblieben, ſtand aber noch weſtlich von Yvetot. Zu einer eigentlichen Initiative brachte er es auf dieſem nordweſtlichſten Abſchnitt des großen Actionsfeldes überhaupt nicht mehr†) und überließ es ausſchließlich dem an der Somme operirenden Haupttheil der Nord-Armee, die Bekämpfung des Gegners zu führen. Die Gründe zu dieſer Zurückhaltung mochten anfänglich in Mangel an Energie zu ſuchen ſein; von Mitte Januar an aber erwies ſich dieſe Zurückhaltung als geboten, da um dieſe Zeit (von Le Mans her) unſer XIII. Corps auf Rouen zu im Anmarſch war.

---

†) Am 4. Januar kam es, am linken Seine-Ufer, allerdings noch zu ziemlich ausgedehnten Rencontres mit dem Feinde, dieſe Begegnungen entſprangen jedoch abermals aus einer unſrerſeits aufgenommenen Offenſive, und endigten, nach kurzem Gefecht, mit der Zerſtreuung feindlicher Abtheilungen, die zwar numeriſch ſtark, aber ſonſt ohne Halt und Bedeutung waren.

Das VIII. Corps ſelbſt, das wir am 26. bereits (vergl. oben) Bapaume erreichen ſahen, concentrirte allmälig ſeine Hauptkräfte an dieſer Stelle, gab ein weitres Verfolgen des Feindes auf und begnügte ſich damit, mobile Colonnen aller Waffen nach verſchiedenen Richtungen hin ihm nachzuſenden. Eine dieſer Colonnen, unter Oberſtlieutenant v. Peſtel, ſtieß am 28. Dezember, ſüdlich von Abbeville, auf zahlreiche Mobilgarden und nahm denſelben 3 Fahnen und 250 Gefangene ab. Eine andre Colonne, unter Obriſt v. Wittich, ſprengte am 29. bei Souchez, nördlich Arras, ein feindliches Bataillon und brachte 175 Gefangene zurück. Oeſtlich Arras drangen unſre Vorpoſten bis an die Scarpe-Linie vor, während die Garde-Cavallerie-Brigade, Prinz Albrecht, und die mit der I. Armee über St. Quentin cooperirende 12. (königlich ſächſiſche) Cavallerie-Diviſion unter General Graf Lippe ihre Patrouillen bis nach Cambrai hin vorſchoben und ſeitens der erſtren die Eiſenbahn nördlich Cambrai durch Brückenſprengung zerſtört wurde.

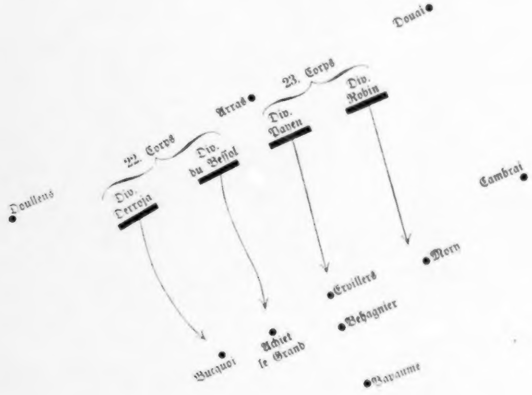
Unter dieſen Vorgängen kam das neue Jahr. Der erſte Tag verging ruhig, aber der zweite und dritte verwickelten uns in ſehr ernſte Gefechte, um ſo ernſter, als wir der nicht nur wiederhergeſtellten, ſondern auch in ihrem Beſtande erheblich gewachſenen Armee Faidherbe's wenig mehr als eine ſchwache Diviſion (die 15.) entgegenſtellen konnten. Dieſe zwei Gefechtstage führen den Namen der Schlacht bei Bapaume.

Wir wenden uns ihrer Beſchreibung zu.

Die Schlacht bei Bapaume.

Am 2. und 3. Januar.

Am 27. Dezember, wie bereits auf S. 848 hervorgehoben, hatte unſrerſeits die Einſchließung von Peronne begonnen; General v. Barnekow, Commandirender der 16. Diviſion, war vor der Feſtung eingetroffen und hatte dieſelbe zur Uebergabe aufgefordert. Zunächſt vergeblich. Wir kommen, in unſrem unmittelbar folgenden Capitel, darauf zurück. Faidherbe, als er von der Einſchließung dieſes für die Kriegführung an der Somme bedeutungsvollen Punktes hörte, faßte ſofort den Entſchluß, zum Entſatz deſſelben herbei zu eilen, gab ſeine geſicherte Stellung zwiſchen Arras und Douai auf, rückte am 1. Januar in Front von Arras und trat am 2. früh, in vier Diviſions-Colonnen, zwei vom XXII. und zwei vom XXIII. Corps, ſeinen Vormarſch gegen Süden an. Die Diviſionen Derroja und du Beſſol, gemeinſchaftlich am rechten Flügel operirend, nahmen ihre Richtung auf Bucquoi und Achiet le Grand, während ſich die Diviſion Payen (Centrum) auf Ervillers, die Diviſion Robin (linker Flügel) auf Mory dirigirte. Etwa ſo:


Douai
23. Corps
Div. Robin
Div. Payen
Arras
22. Corps
Div. du Beſſol
Div. Derroja
Doullens
Cambrai
Mory
Ervillers
Behagnier
Achiet le Grand
Bucquoi
Bapaume

Alle vier Diviſionen traten in's Gefecht; aber nur die Diviſion Payen, die — auf Ervillers und Behagnier marſchirend — die große Straße von Arras nach Bapaume hielt, hatte einen ernſten und verluſtreichen Kampf zu beſtehn. Die Geſammtheit dieſer Rencontres führt den Namen:

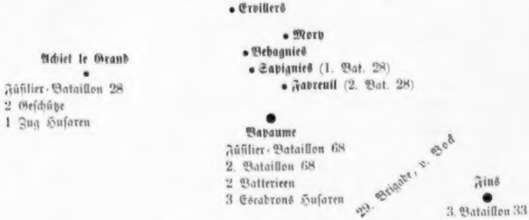
Der erſte Tag von Bapaume.

2. Januar.

Unſrerſeits ſtand bei Bapaume nur die 15. Diviſion, v. Kummer, und zwar — das 1. Bataillon 68 war abcommandirt — in folgender Vertheilung der Streitkräfte:

30. Brigade v. Strubberg.	Linker Flügel, bei Achiet le Grand: Füſilier-Bataillon 28, zwei Geſchütze, ein Zug Huſaren; Centrum. In Front von Bapaume (bei Sapignies und Favreuil): 1. und 2. Bat. 28. In Bapaume ſelbſt: Füſilier-Bataillon und 2. Bataillon 68, zwei Batterieen, drei Escadrons Huſaren;
29. Brigade v. Bock.	Rechter Flügel. Bei Fins: Das 3. Bataillon 33. Regiments; zwiſchen Fins und Bapaume, der Reſt des 33. und alle drei Bataillone des 65. Regiments.

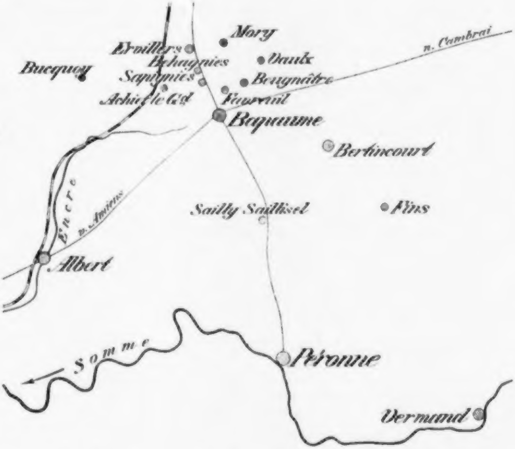
Geſammtbild unſrer Aufſtellung etwa ſo:


Ervillers
Mory
Behagnies
Sapignies (1. Bat. 28)
Favreuil (2. Bat. 28)
Achiet le Grand
Füſilier-Bataillon 28
2 Geſchütze
1 Zug Huſaren
Bapaume
Füſilier-Bataillon 68
2. Bataillon 68
2 Batterieen
3 Escadrons Huſaren
29. Brigade, v. Bock
Fins
3. Bataillon 33

Da von den vier anrückenden Colonnen des Feindes unſer bei Fins, beziehungsweiſe zwiſchen Fins und Bapaume ſtehender rechter Flügel nicht getroffen wurde, ſo darf man ſagen, daß das ſich von Mittag an in Front von Bapaume entſpinnende Gefecht unſrerſeits beinah ausſchließlich ein

Kampf der 30. Brigade, Regimenter 28 und 68, war, nur ſeitens einiger Batterieen und Huſaren-Eſcadrons erfolgreich unterſtützt.

Wir gehen nunmehr zu den Einzelnheiten dieſes Kampfes über, der, wie ſchon hier wiederholt werden mag, nur auf der großen Straße Arras-Bapaume, auf der die Diviſion Payen vordrang, mit Nachhaltigkeit geführt wurde.


Mory
Ervillers
Behagnies
Bucquoy
Sapignies
Achiet le Gd
Vaulx
Beugnâtre
Favreuil
n. Cambrai
Bapaume
Bertincourt
Ancre
v. Amiens
Sailly Saillisel
Fins
Albert
Somme
Péronne
Vermand

Die Diviſion Payen hatte bald nach 11 Uhr Ervillers erreicht. Um 12 Uhr, das 19. Marſch-Jäger-Bataillon an der Tête, debouchirte ſie aus obengenanntem Dorfe, breitete ſich zu beiden Seiten der Straße aus und avancirte ſchnell auf das mittlerweile durch einige vorgeſchobene Compagnieen 28er beſetzte Behagnies, erſichtlich in dem Beſtreben, beide Flanken der Brigade v. Strubberg zu umfaſſen. Das zur Vertheidigung ungünſtige, weil in einer Mulde gelegene Dorf (Behagnies) mußte vor der bedeutenden Uebermacht des Feindes geräumt werden; bei Sapignies aber nahm das 1. Bataillon 28 nunmehr feſte Stellung, während das von Favreuil her eingetroffene 2. Bataillon ſelben Regiments einige ſeiner Schützenzüge auf den Rand der öſtlich von Sapignies gelegenen Höhe vorſchob. Eben daſelbſt waren ſchon vorher zwei vorausgeeilte Batterieen erſchienen und hatten den Kampf mit 24 feindlichen, ſüdöſtlich von Ervillers in Poſition gebrachten Geſchützen aufgenommen. Dieſer Kampf war eben auf dem Punkt, auf's Neue die Ueberlegenheit unſrer Artillerie zu zeigen, als, von rechts her, das Erſcheinen zweier feindlicher Bataillone in Flanke und Rücken unſrer Batterieen dieſe zum Zurückgehen nöthigte. Aber Major Mertens, als er dieſe rückgängige Bewegung wahrnahm, ließ die Geſchütze ſofort wieder Stellung nehmen und den nachdrängenden Feind auf 300 Schritt mit Kartätſchen beſchießen. Zugleich forderte er den mit zwei Zügen Königs-Huſaren-Regiments Nr. 7 in der Nähe ſtehenden Lieutenant Graf Pourtalès zur Attacke auf. Im hartgefrorenen Boden ohne Zaudern vorgehend, warf Lieutenant Graf Pourtalès den ſchon durch das Kartätſchfeuer zum Stutzen gebrachten Feind in Unordnung auf Ervillers zurück.

Die von rechts her drohende Gefahr war aber auch in der Front erkannt worden, und hatte, behufs Degagirung unſrer um dieſe Zeit noch öſtlich von Sapignies feuernden Artillerie, zu einem Vorſtoß aller in letztgenanntem Dorfe verſammelten dieſſeitigen Streitkräfte geführt. Es waren dies ſieben Compagnieen des 1. und 2. Bataillons 28. Raſch vordringend wurden die ihnen entgegenſtehenden Abtheilungen der Diviſion Payen um ſo erfolgreicher zurückgeworfen, als der Feind eine Offenſive an dieſer Stelle nicht erwartet zu haben ſchien. Fünf Offiziere und 250 Gefangene (Jäger, Marine-Soldaten, Mobilgarden) blieben in den Händen unſrer 28er.

Dies war um 2 Uhr oder wenig ſpäter. General v. Kummer ordnete an, daß die Verfolgung nicht über Behagnies hinaus fortzuſetzen ſei, ließ aber letztgenanntes Dorf, das bei Beginn des Gefechtes geräumt worden war, wiederum beſetzen. Ebenſo avancirten die beiden Batterieen bis auf die Höhe öſtlich Behagnies. Der Feind deckte, durch vermehrte Artilleriewirkung, ſeinen Abzug und ſchien, nachdem er friſche Infanteriekräfte aus dem Gros der Diviſion Payen herangezogen hatte, eine Zeit lang geneigt, einen zweiten Angriff gegen Behagnies und Sapignies zu unternehmen. Dieſer Angriff unterblieb aber ſchließlich, vielleicht mit Rückſicht auf die Dunkelheit, die mittlerweile hereingebrochen war.

Während dieſer Vorgänge im Centrum, die die Hauptaction des »erſten Tages von Bapaume« bilden, war es auch an beiden Flügeln zu Rencontres mit dem Feinde gekommen.

Am dieſſeitigen rechten Flügel verliefen dieſe Begegnungen ohne eigentliches Gefecht und beſchränkten ſich auf bloße Demonſtrationen der Diviſion Robin, die von Vaulx auf Mory, und gleich darauf von Mory auf Beugnâtre vordringend, eine Umgehung aller unſrer in Front von Bapaume fechtenden Streitkräfte auszuführen trachtete. Wir hatten dieſer Umgehungscolonne, die Alles in Allem aus wenigſtens fünf Bataillonen beſtehen mochte, nur das aus der Reſerve vorgezogene Füſilier-Bataillon 68 entgegenzuſtellen; eine dieſſeitig, auf der Höhe nördlich Beugnâtre deplovirte Füſilier-Compagnie jedoch, die einerſeits die Bataillons-Fahne zeigte, während ſich nach der andern Seite hin eine aufmarſchirte Escadron anſchloß, reuſſirte darin, den Feind über unſre Stärkeverhältniſſe zu täuſchen und beſtimmte den General Robin von jeder weiteren Offenſive gegen unſren rechten Flügel abzuſtehn.

Am linken Flügel, wo die Spitzen beider Diviſionen des franzöſiſchen XXII. Corps gegen die zunächſt von der Cavallerie-Diviſion Groeben beſetzte Linie Bucquoi—Courcelles le Comte vorgingen, kam es zu kleinen Engagements, trotzdem die genannte Cavallerie-Diviſion, bis auf das linke Ufer des Encre-Baches zurückgehend, dem Angriffe auswich. Aber das in zweiter Linie ſtehende Füſilier-Bataillon 28 nahm den Angriff auf. Hauptmann Loſſius, nach Abgabe eines Halbbataillons — das ſich zur Unterſtützung des Centrums auf Sapignies dirigirte — nur noch zwei Compagnieen (10. und 11.) ſtark, richtete ſich in dem Dorfe Achiet le Grand zur Vertheidigung ein und trat hier, durch zwei Geſchütze und einen Huſarenzug ſoutenirt, der Avantgarde der von Abloingeville heranmarſchirenden Diviſion du Beſſol entgegen. In Front vermochte der Gegner, trotz ſeiner großen numeriſchen Ueberlegenheit, nicht recht vorwärts zu kommen und erſt als die auf Achiet le Petit marſchirende Diviſion Derroja unſre Achiet le Grand-Stellung in Flanke und Rücken zu umfaſſen drohte, ging Hauptmann Loſſius, auch jetzt noch die zwiſchenliegenden Dörfer momentan feſthaltend, auf Avesnes les Bapaume zurück. Der Feind, nach ſeinen eignen Angaben, verlor bei Wegnahme von Achiet le Grand 100 Mann an Todten und Verwundeten.

Um 5 Uhr ſchwieg auch hier das Gefecht. General Faidherbe verblieb mit der Diviſion du Beſſol hinter Biefvillers, mit der Diviſion Derroja hinter Grevillers, während ſich die beiden Diviſionen des XXIII. Corps (Payen und Robin) in Ervillers und Mory und den weiter rückwärts gelegenen Dörfern einrichteten.

Dieſſeitig nahm General v. Kummer die Brigade Strubberg, die in den verſchiedenen Gefechten des Tages 7 Offiziere und 101 Mann verloren hatte, bis in unmittelbare Nähe von Bapaume zurück; welche Stellungen ihr im Einzelnen angewieſen wurden, darüber in dem nächſten Abſchnitt dieſes Capitels.

Der zweite Tag von Bapaume.

3. Januar.

General v. Goeben, deſſen Hauptquartier ſeit dem 2. Abends ſich in Le Transloy, halben Weges zwiſchen Peronne und Bapaume befand, hatte — da für den 3. ein energiſcher Angriff Faidherbe's erwartet werden mußte — alle irgendwie disponibel zu machenden Streitkräfte zur Unterſtützung der bedrängten Diviſion Kummer heranbeordert. Dieſe Streitkräfte, da die Cernirung Peronne's nicht aufgehoben werden durfte, mußten ſich freilich auf ein Minimum beſchränken, und beſtanden, von der Cavallerie-Diviſion Graf Groeben abgeſehn, die ſchon am 2., wie wir wiſſen, am linken Flügel der Diviſion Kummer operirt hatte, lediglich aus 3 Bataillonen, 12 Escadrons und 18 Geſchützen, die in ihrer Geſammtheit das während der letzten Tage gebildete »Detachement Prinz Albrecht« bildeten.*) Mit Hülfe dieſes Detachements ermöglichte ſich am 3. früh folgende Aufſtellung:

Linker Flügel (bei Pys).

Detachement Graf Groeben:
1. Bataillon 69,
8. (Rheiniſches) Cüraſſier-Regiment,
1 Batterie.

[Die beiden andern Regimenter der Cavallerie-Diviſion Graf Groeben: das Ulanen-Regiment Nr. 5 und das Ulanen-Regiment Nr. 14 operirten, nördlich vorgeſchoben, am äußerſten linken Flügel. — Das 1. Bataillon 69 gehörte zu der vor Peronne ſtehenden 16. Diviſion, v. Barnekow, war aber ſchon ſeit einiger Zeit der Cavallerie-Diviſion Graf Groeben zugetheilt.]

Centrum (Bapaume).

30. Brigade v. Strubberg:
Vorgeſchoben bis Favreuil: 2. Bataillon 68.
Am Nordrande der Stadt:
3 Bataillone 28,
2 Bataillone 68,
2 Batterieen,
Königs-Huſaren-Regiment.

---

*) Generallieutenant Prinz Albrecht (Sohn) commandirte urſprünglich (vergl. die Anmerkung auf S. 847) eine aus dem Garde-Huſaren- und 2. Garde-Ulanen-Regiment combinirte Cavallerie-Brigade. Aus dieſer geſtaltete ſich, in der letzten Dezemberwoche, das Detachement Prinz Albrecht, das am Tage von Bapaume folgende Zuſammenſetzung hatte:

1., 2. und 3. Bataillon hohenzollernſchen Füſilier-Regiments Nr. 40,
Garde-Huſaren-Regiment,
2. Garde-Ulanen-Regiment,
9. (Rheiniſches) Huſaren-Regiment,
1 reitende, 2 Fuß-Batterieen.

So das Detachement Prinz Albrecht; die Diviſion Prinz Albrecht (Sohn), die einige Wochen ſpäter bei St. Quentin focht, hatte abermals eine andre Zuſammenſetzung, die wir ſeinerzeit geben werden.

29. Brigade v. Bock:
Nordweſtlich der Stadt, mit vorgeſchobenen Compagnieen in Biefvillers les Bapaume und Grévillers:
1. und 2. Bataillon 33,
2 Batterieen.
In der Stadt ſelbſt:
Regiment Nr. 65,
2 reitende Batterieen.

Rechter Flügel (bei Fins).

Detachement Prinz Albrecht:
1., 2. und 3. Bataillon Nr. 40
9. Huſaren-Regiment,
2. Garde-Ulanen-Regiment,
1 reitende, 2 Fuß-Batterieen.

[Das Garde-Huſaren-Regiment war von Fins aus auf Cambrai detachirt.]

Reſerve (in Le Transloy, eine Meile ſüdlich von Bapaume).
8. Jäger-Bataillon,
3. Bataillon 33,
2 Batterieen der Corps-Artillerie.

Unſre Geſammt-Aufſtellung ergab alſo etwa das nebenſtehende Bild:

Der »zweite Tag von Bapaume« gliedert ſich in drei beſtimmte Abſchnitte, und zwar

in einen Vormittagskampf der beiden Brigaden der Diviſion Kummer: Brigade v. Bock (von Nordweſten her) geht bis Avesnes les Bapaume und Faubourg Arras, die Brigade v. Strubberg (von Norden her) bis ſüdlich Bapaume zurück;

in einen Mittagskampf: das Detachement Prinz Albrecht hemmt, durch rechtzeitiges Erſcheinen vom dieſſeitigen rechten Flügel her, das Nachdrängen des Feindes; und

in einen Nachmittagskampf: die Verſuche des Feindes über Bapaume hinaus vorzudringen, ſcheitern. Das verloren gegangene Tilloy wird wiedergenommen.

Wir wenden uns nunmehr der Darſtellung dieſer einzelnen Gefechtsmomente zu.

Der Vormittagskampf der Brigaden v. Bock und v. Strubberg.

Bis 12 Uhr.

Faidherbe, nach voraufgegangenem etwa 1ſtündigen Artilleriekampf, beſchloß um 9 Uhr concentriſch gegen unſre Bapaume-Stellung vorzugehn und dirigirte

Diviſion Derroja Diviſion du Beſſol Diviſion Payen Diviſion Robin

Ulanen-Regiment Nr. 5
" " 14

• Favreuil
2. Bataillon 68

Bapaume
nördlich der Stadt
- 3 Bataillone 28
- 2 Bataillone 68
- 2 Batterieen, Königs-Huſaren-Regiment

nordweſtlich der Stadt
- 1. und 2. Bataillon 33
- 2 Batterieen

in der Stadt
- Regiment Nr. 65
- 2 reitende Batterieen

• Ervillers
Detachement Graf Groeben:
1. Bataillon 69
8. (Rhein.) Cüraſſier-Reg.
1 Batterie

• Bertincourt

• Le Transloy (Reſerve)
8. Jäger-Bataillon
3. Bataillon 33
2 Batterieen der Corps-Artillerie

• Fins
Detachement Prinz Albrecht:
1., 2. und 3. Bataillon Nr. 40
9. Huſaren-Regiment
2. Garde-Ulanen-Regiment
1 reitende, 2 Fußbatterieen

die Diviſion Derroja gegen Grevillers,
die Diviſion du Beſſol gegen Biefvillers,
die Diviſion Robin (über Mory) gegen die Linie Beugnâtre — Sapignies.

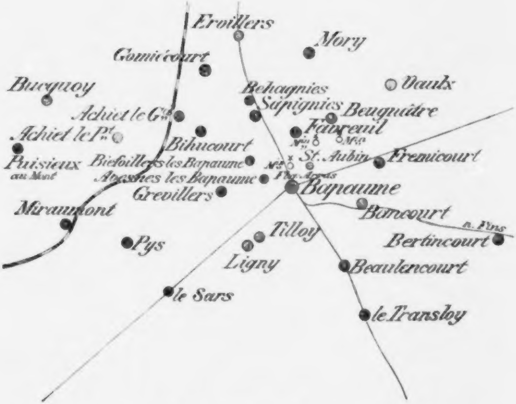
Die Diviſion Payen, die bereits am Tage vorher ernſthaft und unter erheblichen Verluſten im Gefecht geſtanden hatte, wurde vorläufig zurückbehalten.

Der Vorſtoß der ausſchließlich aus »Mobiliſés« zuſammengeſetzten Diviſion Robin ſcheiterte wieder, wie am Tage zuvor; das Feuer der beiden reitenden Batterieen, die aus Bapaume vorgezogen wurden, reichte aus, den Angriff ins Stocken zu bringen. Infanterie war dieſſeitig kaum in Action getreten.

Aber während der Angriff der Diviſion Robin mit leichter Mühe abgewieſen wurde, hatten die Diviſionen Derroja und du Beſſol reuſſirt und die freilich nur mit je einer Compagnie (5. und 6.) des Füſilier-Regiments 33 beſetzten Dörfer Biefvillers und Grevillers uns entriſſen. Die genannten beiden Compagnieen, den vorgeſchobenen linken Flügel unſres Centrums bildend, waren auf Avesnes les Bapaume und Faubourg Arras zurückgegangen. Hier fanden ſie, nach rechts hin, Anlehnung an einzelne Bataillone der Brigade Strubberg.

Dies war zwiſchen 9 und 10. Grévillers blieb unangefochten in den Händen des Feindes, aber Biefvillers wieder in unſren Beſitz zu bringen, wurde dieſſeitig, von Avesnes les Bapaume aus, ein energiſcher und zunächſt erfolgreicher Verſuch unternommen. In Avesnes les Bapaume, auf das, wie hervorgehoben, die 5. Compagnie 33 von Biefvillers her repliirt hatte, hielt das 1. Bataillon ſelben Regiments unter Hauptmann v. Fiſchern. Dieſer, raſch entſchloſſen, ſchritt zur Rückeroberung des eben verloren gegangenen Dorfs, das in der That im erſten Anlauf wiedergenommen wurde. Das Feuer der 1. leichten Batterie hatte dieſen Vorſtoß unterſtützt. Aber das Dorf gegen die Uebermacht der jetzt in fünf Colonnen zu erneutem Angriff vorgehenden Diviſion du Beſſol zu halten, erwies ſich als eine Unmöglichkeit, und nach halbſtündigem erbitterten Straßenkampf, in dem das 1. Bataillon 33 auf 3 Offiziere und 343 Mann zuſammenſchmolz, mußte Biefvillers geräumt werden. Dagegen glückte es, Avesnes les Bapaume, das nun, ſowohl von Grévillers (Diviſion Derroja) wie von Biefvillers aus angegriffen wurde, gegen alle Anſtrengungen des Feindes zu behaupten. An dieſem Kampfe, von den zunächſt ſtehenden Bataillonen der Brigade v. Bock und zwei Batterieen geführt, nahm auch das Füſilier-Bataillon 28 Theil.

Etwa um 11 Uhr lief die Front der Diviſion Kummer in Schräglinie von Avesnes les Bapaume bis Favreuil; die jedoch um eben dieſe Zeit


Ervillers
Mory
Gomiecourt
Vaulx
Bucquoy
Behagnies
Sapignies
Beugnâtre
Achiet le Gd.
Favreuil
Achiet le Pt.
Bihucourt
St. Aubin
Fremicourt
Puisieux au Mont
Biefvillers les Bapaume
Avesnes les Bapaume
Grevillers
Bapaume
Boncourt
n. Fins
Miraumont
Tilloy
Bertincourt
Pys
Ligny
Beaulencourt
le Sars
le Transloy

mehr und mehr hervortretende Abſicht des Feindes, unter mäßiger Engagirung unſres rechten Flügels (Brigade Strubberg) den linken Flügel (Brigade Bock) zu umfaſſen, führte dieſſeitig zu dem Entſchluß, die Brigade Strubberg aus dem Norden der Stadt an die Südſeite zurückzunehmen. Dies geſchah unter leichtem Gefecht, am öſtlichen Rande von Bapaume hin. Der Feind drängte wenig nach. 12 Uhr.

Das Detachement Prinz Albrecht rückt um 12 Uhr in die Linie Bapaume — Fremicourt, um 2 Uhr in die Linie St. Aubin — Favreuil ein. Um 3 Uhr Zurücknahme des Detachements in die Linie Bapaume — Fremicourt.

Der Feind, ſo ſagten wir, drängte wenig nach, als die Brigade Strubberg, von der Nordſeite der Stadt her, die Südſeite derſelben zu gewinnen ſuchte. Dies war, zu erheblichem Theil, eine Folge des um eben dieſe Stunde an der Straße Bapaume-Fremicourt eintreffenden Detachements Prinz Albrecht, das, auf Befehl des Generals v. Goeben, um 8 Uhr früh von Fins aufgebrochen war und über Bertincourt ſeinen Vormarſch bewerkſtelligt hatte. Als der genannte Straßen-Abſchnitt erreicht war, war die Vertheilung der Streitkräfte des Detachements derart, daß das 2. Bataillon 40 ſammt dem 9. Huſaren-Regiment unter Oberſt v. Wittich den linken Flügel, das 1. und 3. Bataillon 40 ſammt zwei Batterieen unter Oberſt v. Hertzberg das Centrum, das 2. Garde-Ulanen-Regiment ſammt der reitenden Batterie den rechten Flügel bildete. Der linke Flügel, unter Oberſt v. Wittich, blieb jetzt halten, während das Centrum unter Oberſt v. Hertzberg, ſowie der rechte Flügel ihre Vorbewegung fortſetzten und die Straße Bapaume — Fremicourt überſchreitend, ſich, weiter nordweſtlich, gegen die Linie Favreuil — Beugnâtre richteten. Beugnâtre wurde unbeſetzt gefunden; in Favreuil aber, das das 2. Bataillon 68 unmittelbar vorher geräumt hatte, war der Feind in raſchem Vorſtoß eingedrungen und zeigte ſich gewillt, es zu halten. Wenigſtens bemerkte man dieſſeits mehrere Bataillone, die, von Sapignies aus, zur Unterſtützung des durch unſre Centrumscolonne bedrohten Dorfes heranrückten. Oberſt v. Hertzberg ließ ſeine beiden Batterieen ſüdlich Favreuil Poſition nehmen und führte das 1. Bataillon 40 gegen die ſehr wahrſcheinlich von einem Voltigeur-Bataillon der Diviſion Robin, ſo wie von Abtheilungen der Brigade de la Grange vertheidigte Dorfliſière vor. Dieſe wurde genommen. In verluſtreichem Häuſerkampf aber weiter vorzudringen, davon nahm Oberſt v. Hertzberg um ſo mehr Abſtand, als die Ungunſt des Terrains eine wünſchenswerthe Ausnutzung unſrer Artillerie ſehr erſchwerte. So wurde denn kurz vor 3 Uhr beſchloſſen, Favreuil wieder aufzugeben und mit Centrum und rechtem Flügel in die Linie Bapaume — Fremicourt zurückzugehn, in der die Linke-Flügel-Colonne unter Oberſt v. Wittich ohnehin verblieben war.

Die ganze Vorbewegung von einem Straßenabſchnitt zum andern, ſo wenig ſie ſchließlich reuſſirt hatte, hatte doch ſehr bedeutungsvoll in den Gang des Gefechtes eingegriffen und nicht nur den mehrerwähnten Abzug der Brigade Strubberg geſichert, ſondern auch der Brigade v. Bock die Möglichkeit gewährt, ſich in ihren hartbedrängten Poſitionen unmittelbar weſtlich und nordweſtlich von Bapaume: in Avesnes les Bapaume und Faubourg Arras, zwei Stunden lang zu behaupten.

Das Reſerve-Detachement (Major v. Bronikowski) greift von Süden her in das Gefecht ein und beſetzt Ligny und Tilloy; 3 Uhr. — Tilloy geht verloren; 4 Uhr. — Wiedereroberung von Tilloy durch das Reſerve-Detachement v. Bronikowski und das Linke-Flügel-Detachement Graf Groeben, unter Mitwirkung gemiſchter Bataillone der Brigaden Bock und Strubberg; 6 Uhr.

Das ſich Behaupten der Brigade v. Bock in Avesnes les Bapaume und Faubourg Arras, wurde indeß nicht nur durch das rechtzeitige Eingreifen des Detachements Prinz Albrecht nördlich von Bapaume, ſondern ſehr wahrſcheinlich ebenſo durch das Erſcheinen des Reſerve-Detachements v. Bronikowski ſüdlich der Stadt ermöglicht. Begleiten wir daſſelbe auf ſeinem Vormarſch.

Als gegen Mittag das Beſtreben des Feindes, unſren linken Flügel zu umfaſſen, immer ſichtbarer wurde, beſchloß General v. Goeben ſein ſchwaches Reſerve-Detachement unter Major v. Bronikowski, von Le Transloy her gegen die Dörfer Ligny und Tilloy vorzuziehn. Das 8. Jäger-Bataillon hatte die Tête; beide Dörfer wurden beſetzt. Ein Artilleriekampf entſpann ſich zunächſt, der um 3 Uhr damit endigte, daß die feindlichen Batterieen zurückgenommen wurden.

General Faidherbe indeß war nicht gewillt, Ligny und Tilloy, deren Beſitz für ſeinen Weitervormarſch gegen Süden von mehr oder minder entſcheidender Bedeutung war, in unſren Händen zu belaſſen und ertheilte der Diviſion Derroja Befehl, beide Dörfer wiederzunehmen. Die 2. Brigade unter Oberſt Pittié wurde mit Ausführung dieſes Befehles betraut. Der erſte Verſuch ſcheiterte; als aber drei weitere Bataillone zum Angriff vorgingen, mußte, nachdem ſich die avancirenden Colonnen, unter geſchickter Ausnutzung des Terrains, dem Feuer unſrer zwei Batterieen zu entziehen gewußt hatten, Tilloy aufgegeben werden. Die Jäger repliirten auf Ligny. 4 Uhr.

Von Stunde zu Stunde, in ſiebenſtündigem Kampf, hatten wir an Terrain verloren und während wir, um 9 Uhr früh, nördlich von Bapaume in der Horizontal-Linie: Biefvillers — Favreuil — Beugnâtre (auch letztres war zeitweilig beſetzt geweſen)

Biefvillers Favreuil Beugnâtre
• • •

Bapaume
●

geſtanden hatten, ſtanden wir jetzt, nachdem auch Brigade Bock zurückgegangen, in der Vertical-Linie: St. Aubin — Bapaume — Ligny. Der Feind, nach Beſitzergreifung von Tilloy, inmitten unſrer Linie. Etwa ſo:

• St. Aubin (Detachement Prinz Albrecht),

● Bapaume (Brigade Bock in Bapaume,
Brigade Strubberg ſüdlich Bapaume),

• Tilloy (feindliche Brigade Pittié),

• Ligny (Reſerve-Detachement v. Bronikowski).

Dies war immerhin ein bedenklicher Stand der Dinge. General Goeben beſchloß, bei Beginn der Dunkelheit, Tilloy coute que coute wiederzunehmen. Unſre Streitkräfte in Ligny hatten ſich mittlerweile vermehrt; vom Linken-Flügel-Detachement Graf Groeben waren das 1. Bataillon 69 und vier Geſchütze, von Le Transloy her das 3. Bataillon 33 eingetroffen, ſo daß, um etwa 5¼ Uhr, drei Bataillone:

das 8. Jäger-Bataillon,
das 3. Bataillon 33,
das 1. Bataillon 69

und 16 Geſchütze von Süden und Südweſten her gegen Tilloy avanciren konnten, während von Norden her das Füſilier-Bataillon 28, ſammt dem 1. Bataillon 65, unter perſönlicher Führung des Generals v. Strubberg, den Wiedereroberungsverſuch unterſtützten. Solchem umfaſſenden Angriff widerſtand der Feind nicht; er räumte, unter Zurücklaſſung vieler Gefangenen, das Dorf, das von da ab in unſren Händen blieb.

Um 6 Uhr war der Kampf beendet. Die Dörfer Ligny und Tilloy, nebſt unmittelbarer Umgebung, wurden vom 1. Bataillon 65, 3. Bataillon 33 und dem 8. Jäger-Bataillon beſetzt, während der größere Theil der Brigade Bock in Bapaume ſelbſt, die Brigade Strubberg ſüdöſtlich der Stadt, das Detachement Prinz Albrecht aber in St. Aubin, ſo wie an der Straße Bapaume — Fremicourt, belaſſen wurde. Unſren Stellungen in nächſter Nähe gegenüber, lagerte, in Bivouac und Cantonnement, die franzöſiſche Nordarmee. Das Reſultat des Tages beſtand für uns darin, daß wir eben dieſe Armee mit unſrerſeits nur 17 Bataillonen und 64 Geſchützen, wenn auch unter Verluſt von einigem Terrain, im Schach gehalten oder doch an Durchführung ſeines eigentlichen Zweckes gehindert hatten.*) Kaum 10,000 Mann ſtark (viele unſrer Bataillone zählten nur 500 Mann) waren wir gegen den 40,000 Mann ſtarken Gegner in den Kampf getreten. Eins gegen vier. Unſre Verluſte, mit Rückſicht auf die Schwäche unſrer Streitkräfte, waren erheblich. Wir hatten 35 Offiziere und 727 Mann, unter Zurechnung der Verluſte vom 2. Januar, 42 Offiziere und 828 Mann eingebüßt.

---

*) Hüben und drüben iſt noch nachträglich ein militairwiſſenſchaftlicher Kampf darüber geführt worden, wer eigentlich als Sieger des »Tages von Bapaume« anzuſehen ſei. Oberſt Graf Wartensleben ſchreibt mit Bezug auf dieſe Streitfrage: »Es iſt richtig, daß die franzöſiſche Armee im Laufe der Schlacht Terrain gewann und daß preußiſcherſeits nicht alles verlorene Terrain im Kampfe ſelbſt wieder gewonnen wurde. Aber das entſcheidende Kriterium liegt anderswo. Hätte Faidherbe wirklich geſiegt, ſo würde er ſeinen Zweck, den Entſatz von Peronne, durchgeſetzt, nicht aber den Rückzug angetreten haben. Das Wahre iſt, daß, während der taktiſche Sieg unentſchieden blieb, der ſtrategiſche Sieg (Vereitelung des Entſatzes von Peronne) auf preußiſcher Seite lag.« So Graf Wartensleben. Die zweite Hälfte ſeines Schlußſatzes laſſen wir gelten, nicht die erſte. Es ergab ſich am 4., als der Feind auf Arras und Douai zurückging, daß unſrerſeits ein ſtrategiſcher Sieg erfochten ſei, gewiß; dies hebt aber die entgegenſtehende Thatſache nicht auf, daß wir am 3., nach zum Theil erbittertem Kampf, aus einer ganzen Anzahl von Poſitionen hinausgeworfen wurden und am Abend des Tages, ſowohl im Norden wie im Weſten von Bapaume, einen 3000 Schritt breiten Terrain-Streifen eingebüßt hatten. Je mehr wir bemüht geweſen waren, dem Feinde dieſen Terrain-Streifen ſammt den darauf gelegenen Ortſchaften ſtreitig zu machen, deſto mehr hat er ein Recht, hier ſeinerſeits von einem unmittelbaren Vortheil, von einem taktiſchen Siege zu

General Faidherbe, in ſeinem mehrcitirten Werke, giebt den Verluſt der franzöſiſchen Nordarmee (für beide Tage) auf 53 Offiziere und 2119 Mann an. 3 Offiziere und 300 Mann davon waren als Gefangene in unſre Hände gefallen.

ſprechen. Uns aber, nach ſo viel Errungenem, ſollte es billigerweiſe leicht fallen, dem Feinde jenes beſcheidene Maß von Erfolg zuzugeſtehn, auf das er am Ende Anſpruch hat.

Die Capitulation von Peronne am 9. Januar. — General v. Manteuffel legt das Commando nieder; General v. Goeben tritt an die Spitze der I. Armee. 9. Januar.

Während des in unſrem vorigen Capitel geſchilderten Kampfes bei Bapaume, war das Bombardement von Peronne,*) wenn auch freilich mit nur unausreichenden Mitteln, fortgeſetzt worden. Es fehlte an ſchwerem Geſchütz. Erſt am 4. konnte ſich, von der kleinen Feſtung La Fère aus, der daſelbſt bereit geſtellte Belagerungspark auf Peronne zu in Marſch ſetzen.

Dieſes (Peronne) binnen kürzeſter Friſt in unſren Beſitz zu bringen, erwies ſich immer mehr als unerläßliche Aufgabe. Schon ſeit Beginn des Feldzuges in der Picardie hatte dieſe halben Wegs zwiſchen Amiens und La Fère gelegene Feſtung eine läſtige Einwirkung auf unſre Verbindungen ausgeübt und die Operationen des Feindes in jeder Weiſe begünſtigt. Anfangs nur Stütz- und Ausgangspunkt für Streifcorps und kleinere Ueberfälle, hatte ſie neuerdings die Verſammlung der feindlichen Armee gedeckt und ihr einigermaßen überraſchendes Auftreten gefördert. Bei ihrer Lage auf dem rechten Somme-Ufer war die Feſtung zwar kein eigentlicher Brückenkopf für feindliche Operationen nach Süden, immerhin aber begünſtigte ſie ein plötzliches Debouchiren, wenn ſie nicht fortgeſetzt durch Truppen in beträchtlicher Zahl beobachtet und im Schach gehalten wurde. Erſt mit dem Beſitze von Peronne beherrſchten wir unbedingt die ganze Somme-Linie von La Fère bis Amiens.

Unſre Anſtrengungen ſollten alſo von dem Tage an, wo der Belagerungspark von La Fère her vor Peronne eingetroffen ſein würde, verdoppelt werden. Am 5. bereits ſchritt man zur Ergänzung der ſchon während der erſten Beſchießungstage (28. und 29. Dezember) knapp gewordenen

---

*) Für dies Capitel iſt unſre Karte auf S. 848 zu benutzen.

Munition, am 6., 7. und 8. wurden weitere Vorbereitungen zur Einleitung eines ernſten Bombardements getroffen, die nächſten Tage mußten muthmaßlich die Entſcheidung bringen. Aber ſchon am 9. früh, noch ehe dieſſeitig das eigentliche Belagerungsgeſchütz mitgeſprochen hatte, ſchwieg das feindliche Feuer und am Spätabend capitulirte die Feſtung mit 3000 Mann und 47 Geſchützen. General v. Barnekow meldete um 11¼ Nachts telegraphiſch an General v. Goeben nach Amiens: »Capitulation durch die Bevollmächtigten abgeſchloſſen, aber noch nicht ausgetauſcht. Offiziere auf Ehrenwort entlaſſen. Günſtige Bedingungen für den Feind. Ausmarſch der Garniſon ſoll am 10. um 1 Uhr Mittags ſtattfinden.«

Im Einklang mit dieſer Meldung verliefen die Vorgänge des nächſten Tages. Nachdem um 10 Uhr Vormittags die Munition und die Pulvermagazine der Feſtung übernommen waren, rückte um 12 Uhr je ein Bataillon des Regiments Nr. 40 und des Regiments Nr. 69 in Peronne ein, denen die beiden Artillerie-Feſtungs-Compagnieen, die Sappeur-Compagnieen und ein Detachement Cavallerie folgten. Um 1 Uhr bewerkſtelligte die franzöſiſche Garniſon in guter Haltung ihren Abmarſch, rückte, mit klingendem Spiel, auf die Straße von Eterpigny und legte dann die Waffen nieder, um — mit Ausnahme von 600 Mann Garde nationale — in Kriegsgefangenſchaft geführt zu werden. Von den 75 Offizieren wurden 50, nach dem Wortlaut der Capitulation, auf Ehrenwort entlaſſen; 25 zogen die Kriegsgefangenſchaft vor.

Einem franzöſiſchen Bericht entnehmen wir, über die Vorgänge innerhalb der Feſtung vom 27. Dezember bis 9. Januar, noch das folgende.

Die Beſchießung und Uebergabe von Peronne.

(Nach Aufzeichnungen des Souspräfekten Blondin.)

»... Peronne, urbs nescia vinci, war zu der Zeit als man noch geregelte Belagerungen machte, eine ſehr ſtarke Stadt. Sie beſaß anſehnliche natürliche Vertheidigungsmittel: die Waſſer der Somme würden ſchon allein an manchen Stellen den nöthigen Schutz geboten haben; die vorgeſchobenen Werke waren mit vielem Geſchick angelegt und alle Befeſtigungen vollſtändig defilirt.

Dagegen war die Armirung nicht vollſtändig; wir hatten nur wenige gezogene Geſchütze. Gleichzeitig mit einer Compagnie Marine-Infanterie langten übrigens noch zwei Schiffskanonen an, die hinter künſtlich geſchaffenen Blenden dem Blick verborgen blieben. Artillerie und Genie vereinigten ihre Anſtrengungen und im entſcheidenden Moment waren wir in der Lage, Widerſtand leiſten zu können. Die Preußen näherten ſich mittlerweile. Eines Tages erwies ſich ihre Unbeſorgtheit in einem kühnen Verſuche. Ein junger Offizier ſtellte ſich, im Namen eines erdichteten Generals, als Unterhändler vor und forderte den Platz zur Uebergabe auf. Aus mannigfacher Rückſicht ließ man ihn wieder gehn. »Ich hatte zwölf Reiter bei mir«, erzählte er hinterher in den Schänken der benachbarten Dörfer, »hätte ich vierundzwanzig gehabt, ſo wäre der Platz mein geweſen.« Ein gleicher Verſuch uns zu intimidiren, wurde einige Tage ſpäter von einem Rittmeiſter deſſelben Regiments (Rheiniſches Ulanen-Regiment Nr. 7) wiederholt, der, mit einem Lieutenant und einem Trompeter, in üblicher Weiſe herankam, während er, außerhalb der Stadt, gegen zwanzig Reiter zurückließ, die ſich um den Platz herum zerſtreuten und, mit der Karte in der Hand, unſere Stellungen auszukundſchaften ſuchten. Diesmal ließen wir die bis dahin geübten Rückſichten aber fallen und behielten beide Offiziere als Gefangene in Peronne zurück. Sie konnten, im Ernſte, nicht den Anſpruch erheben, als Unterhändler angeſehn zu werden und in der That erfuhren wir ſpäterhin, daß ihr Schritt nur Spiegelfechterei geweſen ſei.

Erſt im Laufe des 27. Dezember ward die Einſchließung eine thatſächliche. Kundſchafter, die in verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt waren, mußten umkehren, indem überlegene feindliche Kräfte ihnen auf den Ferſen folgten. Man erkannte in der Ferne die Bewegungen der Colonnen, die ſich raſch hinter den die Stadt einſchließenden Höhen zu verbergen ſuchten.

Den 28. Dezember Mittags erſchien ein Unterhändler als Ueberbringer einer Aufforderung, die diesmal geſchrieben, vom General v. Senden unterzeichnet, und ungefähr in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

»Das Nordheer hat ſich hinter Arras zurückgezogen, meine Truppen ſchließen die Feſtung Peronne von allen Seiten ein; ich fordere die Uebergabe, habe die Mittel meine Forderung zu unterſtützen und erkläre, daß ich Sie für alles Unglück, welches die Bombardirung für die bürgerliche Bevölkerung nach ſich ziehen muß, verantwortlich mache.«

Der Commandant von Peronne erwiederte darauf:

»Ich habe nur die eine Antwort auf Ihre Aufforderung: Die Regierung meines Landes hat mir die Feſtung Peronne anvertraut, und will ich dieſelbe bis auf das Aeußerſte vertheidigen. Ich werfe die Verantwortlichkeit für alle Leiden, die durch Ihre That und im Widerſpruche mit den Bräuchen des Krieges zwiſchen geſitteten Völkern, über eine harmloſe Einwohnerſchaft hereinbrechen müſſen, auf Sie zurück.«

Unſer Unterhändler war noch nicht zurück, als der Feind das Feuer eröffnete, ohne daß wir auch nur Zeit gehabt hätten, die Bewohner zu benachrichtigen.

Neun Feld-Batterieen wurden zu dieſem Angriff verwandt.

Das feindliche Feuer concentrirte ſich auf die Baulichkeiten in der eigentlichen Stadt, die ungefähr einen Flächeninhalt von 2000 Aren einnehmen, indem es die Vorſtädte verſchonte und die Befeſtigungswerke vollſtändig außer Acht ließ. Während 24 Stunden hielt es mit unglaublicher Heftigkeit an. Der erſte Gegenſtand war die Kirche, und nach der Kirche kam ſelbſtverſtändlich das Hospital an die Reihe, das durch die Genfer Flagge kenntlich war. Die Bergung der Kranken geſchah unter einem Feuerregen, mit wunderbar glücklichem Erfolge: Dank dem Muthe des Ordensgeiſtlichen und einiger wackrer Bürger, deren Anzahl leider viel zu gering war. Die Geſchoſſe des Feindes flogen zwei oder drei Meter über unſre Köpfe dahin. Wir hatten nur ſpritzende Steine ꝛc. zu fürchten, und die Ueberführung der Kranken vom Hospitale nach der eingewölbten Kaſerne konnte ohne Unfall für den Zug von Statten gehn.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß der Brand der Gebäude und des Hospitales das Schießen der Preußen nur lebhafter machte; die Granaten regneten beſtändig von allen Seiten, um Rettungsverſuche zu verhindern.

Man braucht über ſolche Handlungen nicht abzuſprechen, ihre Anführung genügt, um ſie zu brandmarken. Aber noch einmal ſei es geſagt, unter den ſo ſchweren und zahlreichen Verſtößen gegen das Völkerrecht und die Gewohnheiten geſitteter Staaten, die in der Genfer Uebereinkunft ja nur ihren Ausdruck gefunden hatten, glaube ich, daß es keine gleich cyniſche und empörende mehr giebt.*)

Die bürgerliche Bevölkerung war erſchreckt, alle Häuſer waren zu gleicher Zeit betroffen. Nach 24 Stunden dieſes beſchleunigten und unaufhörlichen Schießens ſah der Feind ſeine Munition erſchöpft. Man konnte einige Stunden aufathmen.

---

*) Oberſt Graf Wartensleben bemerkt in ſeinem Buche »die Operationen der I. Armee ꝛc.«, dieſen Anklagen gegenüber ſehr richtig: »In der neueſten Literatur unſerer weſtlichen Nachbaren tritt uns eine überraſchende und etwas ſentimentale Auffaſſung entgegen. Man ſucht unſerem Verfahren gegen die feindlichen Feſtungen den Stempel der Unmenſchlichkeit aufzudrücken, weil wir die gegen ſchwächere Plätze ſchneller zum Ziel führende Angriffsform des Bombardements gewählt haben. Abgeſehen zunächſt davon, daß dieſe Form eine nach Kriegsgebrauch vollkommen berechtigte iſt, vermiſſen wir in jener Auffaſſung auch die nöthige Conſequenz. Vom Humanitäts-Standpunkte aus können wir nämlich keinen Unterſchied zwiſchen Stadt- und Landbevölkerung machen. Wenn alſo der franzöſiſche General Faidherbe zu einem richtigen militairiſchen Zweck das franzöſiſche Dorf Pont-Novelles in Brand ſchoß, ſo war der deutſche Feldherr gewiß berechtigt, eine durch Feſtungswerke und Truppen vertheidigte feindliche Stadt zu bombardiren, deren Beſitz aus den angeführten Gründen für ihn von militairiſcher Bedeutung war. Außerdem aber iſt es notoriſch und durch die jetzigen Erfahrungen wiederum beſtätigt, daß ein relativ kürzeres Bombardement viel weniger Opfer an Menſchenleben, namentlich in der Civilbevölkerung fordert, als bei längerer Cernirung und förmlicher Belagerung durch Hunger und Krankheit dahin gerafft werden.

Am andern Morgen begann das Feuer wieder, nicht ganz ſo lebhaft, als den erſten Tag, doch auch wieder ohne Unterbrechung bis gegen Abend.

Den 31. Dezember und 1. Januar waren die Feindſeligkeiten völlig eingeſtellt. Damals ſetzte ſich das Nordheer gegen Bapaume in Marſch und die Preußen trafen ihre Anordnungen, es zu empfangen. Am Abende des 2. Januars und während des ganzen dritten ließ ſich der Donner des Geſchützes von Bapaume her hören. Die Mehrzahl der preußiſchen Batterieen verſchwand aus der Cernirungslinie, um an dem Gefechte (Bapaume) theilzunehmen; zurück blieben nur einige gezogene 12pfünder, einige Haubitzen und 22pfündige Mörſer, auf dem linken Ufer der Somme, wo man ſie durch einen glücklichen Ausfall leicht hätte wegnehmen können. — Nichts derlei geſchah!

Das Bombardement hatte am 2. Januar gegen 10 Uhr Morgens wieder angehoben, und währte, gerade nicht allzu hitzig, doch ohne Unterbrechung. Die Hoffnung auf einen vom Nordheer kommenden Beiſtand ſchwand dahin, und man glaubte zuletzt an deſſen Rückzug .... ach, und die Zukunft ſollte uns zeigen, daß durch Zuſammentreffen trüber Umſtände daſſelbe einfach über unſre Lage im Unklaren geblieben war. Am 9., als 70 Häuſer vollſtändig abgetragen, 5- oder 600 mehr oder minder unbewohnbar geworden waren und nur noch einige unverſehrt ſtanden, traf endlich ein Unterhändler bei den Vorpoſten ein. Er überbrachte einen Brief des Generals v. Barnekow, der das Eintreffen neuer Kräfte und eines beträchtlichen Belagerungsparkes ankündigte, dem Platze im Falle der Uebergabe ehrenvolle Bedingungen anbot; zugleich aber, bei Beharren im Widerſtande, mit Beſchießung aus Stücken großen Kalibers drohte.

Der verſammelte Vertheidigungs-Rath beſchloß, ſeine Bitte, um Gewähr freien Auszuges der nicht ſtreitbaren Einwohnerſchaft zu wiederholen. Dies führte zur Capitulation.«

Dieſen Bericht des Souspräfekten Blondin hat Faidherbe im Text ſeines Buches veröffentlicht und ſich dadurch denſelben zu eigen gemacht. Alles was dagegen zu ſagen iſt, iſt in unſrer Anmerkung auf S. 867 geſagt, die wir dem Wartensleben'ſchen Buche entnommen haben.

Der Wechſel im Commando der I. Armee. General v. Manteuffel tritt zurück, General v. Goeben folgt.

Der 9. Januar, wie er die Capitulation von Peronne gebracht hatte, brachte noch ein zweites Ereigniß von Bedeutung: General v. Manteuffel, zum Oberbefehlshaber über die neu gebildete Südarmee ernannt (an deren

Spitze wir dem General in den folgenden Capiteln dieſes Buches begegnen werden) legte das Commando über die I. Armee nieder, das nunmehr auf den General v. Goeben überging. Vor ſeinem Abgang erließ General v. Manteuffel folgenden Abſchiedsbefehl:

»Se. Majeſtät der König haben mich zu einem andern Commando berufen und mir befohlen, das über die I. Armee dem General der Infanterie v. Goeben zu übergeben. Mit vollſtem Vertrauen lege ich dies ſchöne Commando in ſo bewährte Generalshand. General v. Goeben übernimmt von morgen an den Oberbefehl über die I. Armee ... Ich ſage auch heute dieſer Armee meinen tiefgefühlten Dank und meinen herzlichſten Glückwunſch für ihren ferneren Lorbeer! Ich danke dem Stabe des Obercommandos, ich danke den Herren Generalen, Regiments-Commandeuren und Offizieren, ich danke jedem einzelnen Soldaten der Armee; ich danke den Herren Aerzten, die in und außer Feuer ihre Dienſte mit gleicher Hingabe geleiſtet und danke da ſpeciell den beiden Herren conſultirenden Generalärzten, deren unermüdliche Thätigkeit dem Könige ebenfalls manchen braven Soldaten erhalten hat; ich danke den Geiſtlichen, die auch das Feuer nie geſcheut, wo es galt in ihrem Berufe zu wirken; ich danke ſämmtlichen Militairbeamten und führe es anerkennend an, daß die Beamten der Intendantur es ſtets verſtanden haben, die Verpflegung der Armee ſicher zu ſtellen und daß die Offiziere und Soldaten, welche den Dienſt beim Train und den Etappen verſehn, hierzu erfolgreich mitgewirkt haben.

Und ſo ſage ich Euch Allen Lebewohl! Und bei dieſem Lebewohl gedenke ich zugleich in inniger Dankbarkeit unſerer gebliebenen und verwundeten Kameraden, deren gefloſſenes Blut ſo viel zu dem Ruhme der I. Armee beigetragen hat.

Gott ſei ferner mit Euren Fahnen.«

Der Marſch beider Armeen (Faidherbe und Goeben) auf St. Quentin.

Das Gefecht bei Tertry-Poeuilly am 18. Januar.

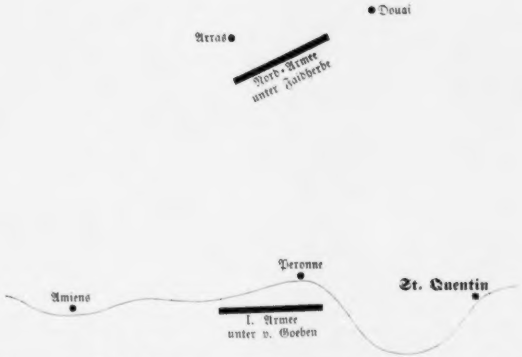
Es traf ſich glücklich für General v. Goeben, daß die Uebernahme ſeines Commandos mit der Uebergabe von Peronne zuſammenfiel. Er trat dadurch in eine weſentlich verbeſſerte Situation ein und genoß von Anfang an eine Freiheit der Bewegung, die der I. Armee unter dem Obercommando des Generals v. Manteuffel gefehlt hatte. Aus dieſer größeren Freiheit den vollſten Nutzen zu ziehn und der bis dahin mühevollen, eines bedeutenden Reſultates entbehrenden Kriegführung der I. Armee einen glänzenden Abſchluß zu geben, darauf richteten ſich nunmehr die Anſtrengungen General v. Goebens. Und zwar erfolgreich. Dieſer glänzende Abſchluß war der Tag von St. Quentin. Was wir zunächſt zu ſchildern haben werden, ſind die Marſchbewegungen bei Freund und Feind, die zu dieſem Tage führten.

Faidherbe, wie hervorgehoben, war nach der Schlacht bei Bapaume in ſeine alten Stellungen zwiſchen Arras und Douai*) zurückgegangen und verblieb in ihnen — von vorgeſchobenen kleineren Abtheilungen abgeſehn — bis zum 14. früh. An eben dieſem Tage ſtanden die dieſſeitigen Streitkräfte (ſ. S. 871 oben) ſüdlich von Peronne an der Somme hin.

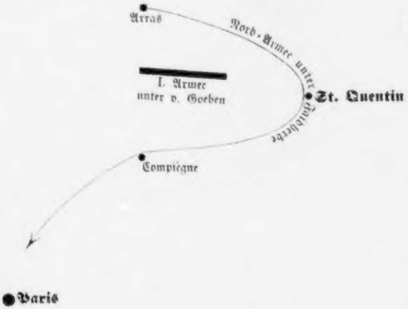
Faidherbe, den Weiſungen Gambetta's Folge gebend, war entſchloſſen, behufs Befreiung der Hauptſtadt, zu welchem Zweck eben damals die letzten Anſtrengungen gemacht wurden, auf's Neue zur Offenſive zu ſchreiten. Den

---

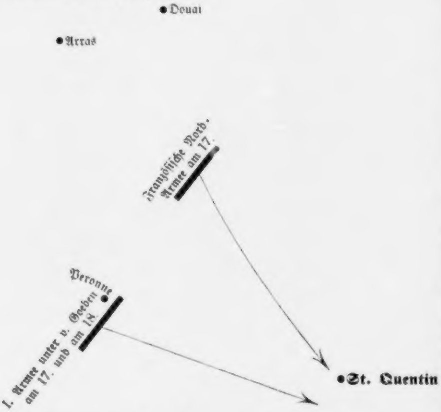
*) Auch für dies Capitel iſt zunächſt unſre Karte auf S. 848 zu benutzen.


Douai
Arras
Nord-Armee unter Faidherbe
Peronne
St. Quentin
Amiens
I. Armee unter v. Goeben

Uebergang über die dieſſeitig vertheidigte Somme-Linie zu forciren, dazu war er zu ſchwach; er beſchloß deshalb, durch mehrere beſchleunigte Märſche in öſtlicher und ſüdöſtlicher Richtung ſich der Fühlung mit unſrer I. Armee zu entziehn und durch überraſchendes Erſcheinen im Süden von St. Quentin, die Linie La Fère — Noyon — Compiègne zu bedrohn. Glückte dies, ſo ſtand er zwiſchen v. Goeben und der Hauptſtadt und konnte in etwaige Ausfall-Gefechte der Pariſer Armeen von Norden her unterſtützend eingreifen. Nachſtehende Linien mögen ein ohngefähres Bild geben.


Arras
Nord-Armee unter Faidherbe
I. Armee unter v. Goeben
St. Quentin
Compiègne
Paris

Dieſer an und für ſich gutzuheißende Plan Faidherbe's wurde aber ſelbſtverſtändlich coupirt. Der Linksabmarſch einer uns gegenüberſtehenden Armee von beinah 50,000 Mann konnte ſich nicht vollziehn, ohne ſeitens unſrer Recognoscirungs-Detachements bemerkt zu werden. Am 16. ließ ſich die feindliche Vorbewegung auf St. Quentin muthmaßen, am 17. ſtand ſie feſt und führte ſofort zu dem dieſſeitigen Entſchluß, den Intentionen des Gegners durch einen Rechtsabmarſch zuvorzukommen. Da die Entfernungen ziemlich dieſelben waren, ſo mußte — wenn Faidherbe nicht weiter öſtlich auswich — muthmaßlich bei St. Quentin, oder doch nur wenig ſüdlich von letztrem, der Zuſammenſtoß erfolgen.

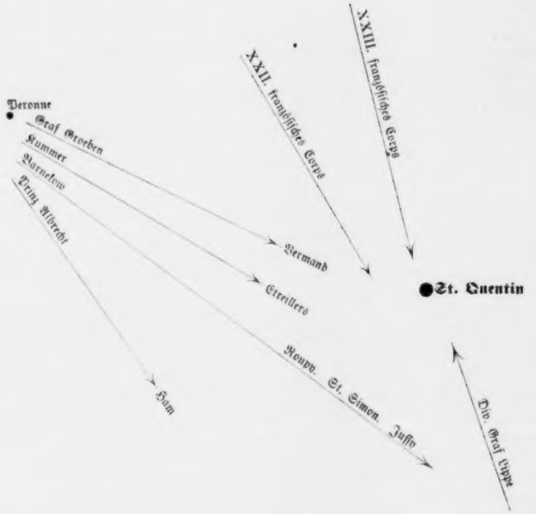

Douai
Arras
Franzöſiſche Nord-Armee am 17.
Peronne
I. Armee unter v. Goeben am 17. und am 18.
St. Quentin

Am 17. Abends — der Feind hatte mittlerweile Vermand erreicht und berührte mit ſeinem linken Flügel die von Cambrai nach Süden führende Straße — befahl General v. Goeben die concentriſche Vorbewegung auf St. Quentin. Die Marſchlinien beider Armeen boten etwa nebenſtehendes Bild.

Am 18. um 3 Uhr Nachmittags konnte General Goeben, dem ſich für die bevorſtehenden Operationen auch die von Süden heranziehende Diviſion Graf Lippe*) unterſtellte, folgende Meldung an das Große Hauptquartier in Verſailles richten: »Stehe concentrirt auf Linie Ham — Vendelles [Vendelles

---

*) Auf die Zuſammenſetzung dieſer Diviſion kommen wir weiterhin, bei genauerer Angabe der Truppentheile, die bei St. Quentin in Action traten, zurück.


XXIII. franzöſiſches Corps
XXII. franzöſiſches Corps
Peronne
Graf Groeben
Kummer
Barnekow
Prinz Albrecht
Vermand
Etreillers
St. Quentin
Ham
Roupy. St. Simon. Juſſy
Div. Graf Lippe

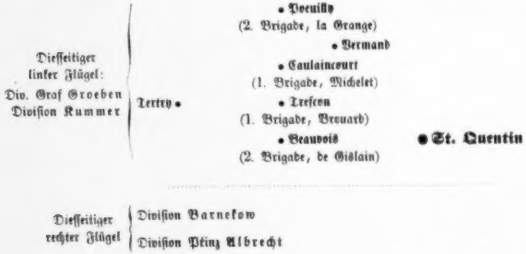
liegt eine halbe Meile nördlich von Vermand]; Feind in St. Quentin, auch nördlich und ſüdlich deſſelben.«

Während dieſe Meldung erging, ſtanden die Truppentheile der Diviſion Graf Groeben, wie der 15. Diviſion, v. Kummer, bereits im Feuer; ſie waren in Front von Vermand und ſüdlich dieſes Orts auf die Arrièregarden beider franzöſiſchen Corps geſtoßen und traten hier in ein lebhaftes Gefecht ein, das den Namen führt:

Das Gefecht bei Tertry und Poeuilly.

(18. Januar.)

Unſer Vormarſch am 18. erfolgte derart, daß eine unmittelbar ſüdlich von Beauvois auf St. Quentin gezogene Horizontale (ſ. die punktirte Linie auf der nächſtfolgenden Seite) im Weſentlichen auch die Trennungslinie zwiſchen unſrem linken und rechten Flügel bildete. Der rechte Flügel, deſſen Ordre de Bataille wir im nächſten Capitel geben, ſah ſich vom Feinde unbehelligt, der linke Flügel aber, der ſich aus den Diviſionen Graf Groeben und Kummer zuſammenſetzte, ſtieß, wie bereits hervorgehoben, weſtlich und ſüdlich von Vermand auf die Arrièregarden Faidherbes, die nunmehr, ihren Marſch auf St. Quentin unterbrechend, Front machten, und die Linie Poeuilly — Caulaincourt — Trefcon — Beauvais gegen uns zu halten trachteten.*)


Dieſſeitiger linker Flügel:
Div. Graf Groeben
Diviſion Kummer
Tertry
Poeuilly
(2. Brigade, la Grange)
Vermand
Caulaincourt
(1. Brigade, Michelet)
Trefcon
(1. Brigade, Brouard)
Beauvois
(2. Brigade, de Gislain)
St. Quentin
Dieſſeitiger rechter Flügel
Diviſion Barnekow
Diviſion Prinz Albrecht

Die Vertheilung der feindlichen Streitkräfte — von denen übrigens gleich hier bemerkt werden mag, daß die meiſten Brigaden nur mit einigen Bataillonen ins Gefecht traten — war alſo die folgende:

Poeuilly:	2. Brigade, La Grange.	Diviſion Payen.
Caulaincourt:	1. Brigade, Michelet.	
Trefcon:	1. Brigade, Brouard.	Diviſion du Beſſol.
Beauvois:	2. Brigade, de Gislain.	

Unſrerſeits hatte die Brigade v. Bock, Regimenter 33 und 65, die Tête. Sie traf um 10 Uhr bei Tertry ein. Oberſt v. Bock nahm die 1. leichte Batterie vor, entſandte das Füſilier-Bataillon 65 gegen Trefcon und gab dem Rittmeiſter v. Rudolphi Befehl, einige abziehende Colonnen des Feindes mit zwei Escadrons vom Königs-Huſaren-Regiment zu attackiren. Rittmeiſter v. Rudolphi jagte in die Queue der Brigade Brouard hin, ſtürzte mehrere Fahrzeuge um und zwang andre zum Abbiegen oder zur Flucht. Hinter Trefcon indeß erhielt er von dort befindlichen Truppen ſcharfes Infanteriefeuer und raillirte ſich nunmehr rückwärts.**) Trefcon ſelbſt wurde gegen Mittag vom Füſilier-Bataillon 65, bald auch vom 2. Bataillon deſſelben Regiments beſetzt.

---

*) Wo die nachſtehende Skizze nicht ausreicht, bitten wir unſre Karte auf S. 878 zu benutzen.

**) Nach Faidherbe wurde hier, ſeitens unſrer zwei Huſaren-Escadrons, ein Mobilgarden-Bataillon des Gard attackirt und geworfen. Jene zweite Truppenmaſſe, die dem Angriff Stillſtand gebot, beſtand aus Mobilgarden der Somme und Marne.

Der Brigade v. Bock war links rückwärts die Brigade v. Strubberg gefolgt; an dieſe ſchloß ſich das Detachement Memerty, Regimenter 4 und 44, das den Infanterie-Beſtandtheil der Diviſion Graf Groeben bildete. Von dieſen friſch eintreffenden Truppentheilen wurde die Brigade Strubberg zunächſt als Reſerve der Brigade Bock zurückbehalten, während das Detachement Memerty Befehl erhielt, ſich gegen Poeuilly zu wenden und dieſes zu nehmen. Das Detachement, das erſt mit ſeiner Avantgarde: Grenadier-Regiment Nr. 4, einer leichten Batterie und drei Escadrons heran war, bog nach Eintreffen dieſer Ordre links ab, hielt um 1½ in Höhe von Poeuilly und zog, nördlich der Römerſtraße, die leichte Batterie vor, um nunmehr, auf 2000 Schritt ein heftiges Feuer gegen die Dorfliſière zu beginnen. Das Grenadier-Regiment entwickelte ſich zum Gefecht und ging unter lautem Hurrah gegen Poeuilly vor, das nach kurzem, aber heftigem Kampf genommen wurde. Etwa hundert Gefangene von der Brigade La Grange fielen in unſre Hände. Weiter vorzudringen mißlang, trotzdem allmälig aus dem Gros der Diviſion noch drei andre Batterieen vorgezogen wurden. 3 Uhr.

Trefcon und Poeuilly waren in unſren Händen; aber das zwiſchengelegene Caulaincourt wurde noch ſeitens des Feindes gehalten. Ihn hier zu delogiren, war unerläßlich, wenn eine directe Fühlung zwiſchen der Brigade Bock und dem Detachement Memerty hergeſtellt werden ſollte. Die in Reſerve bei Tertry ſtehende Brigade Strubberg erhielt Befehl, das Dorf zu nehmen. Nachdem das Feuer zweier Batterieen den Angriff eingeleitet hatte, gingen die 8. Jäger, gefolgt vom 1. Bataillon 68, gegen Caulaincourt vor und entriſſen es dem Feinde, der dabei 3 Offiziere, 117 Mann und 14 Proviantwagen einbüßte, nach kurzem Kampf. Von Poeuilly her hatte das 2. Bataillon 44 miteingegriffen. 4 Uhr.

Mit Wegnahme von Caulaincourt war das Gefecht im Weſentlichen beendet; nur an den Flügeln kam es noch zu einzelnen Rencontres. Nach rechts hin wurde Beauvois von zwei Bataillonen der Brigade v. Bock beſetzt; von links her, ſchon bei völliger Dunkelheit, verſuchte der Feind, uns Poeuilly wieder zu entreißen. Zweimal ſchritt er zur Offenſive, wurde aber geworfen. Bei dieſen Abendkämpfen, die im Uebrigen bedeutungslos verliefen, wurde General v. Memerty, als er zu dem in Caulaincourt ſtehenden 2. Bataillon 44 hinüberreiten wollte, ſchwer verwundet.

Vermand blieb durch ſchwache Abtheilungen der Diviſion Robin beſetzt, während der Reſt der franzöſiſchen Nordarmee theils St. Quentin ſelbſt, theils die im weſtlichen Halbkreis um die Stadt her gelegenen Dörfer erreichte. Wir unſrerſeits cantonirten, unter Feſthaltung der eroberten Ortſchaften, in Poeuilly, Caulaincourt, Trefcon, nach links und rechts hin uns bis Vernes und Beauvais ausdehnend. Auch Tertry (rückwärts) blieb beſetzt.

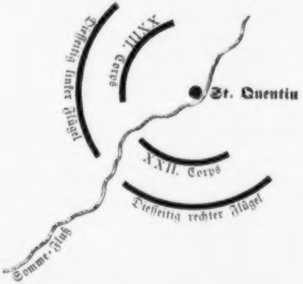
Die dieſſeitigen Verluſte waren nicht bedeutend und beliefen ſich, einſchließlich des Generals v. Memerty, auf 10 Offiziere und 209 Mann.

Die franzöſiſchen Einbußen waren ungleich erheblicher. Faidherbe ſelbſt beziffert ſie auf 500 Mann und fügt hinzu: »Nur aus großen Verluſten des Gegners läßt es ſich erklären, daß er keine kräftigeren Anſtrengungen machte, uns aus unſren Stellungen in Front von Vermand zu verdrängen. Die Preußen wollen uns übrigens an dieſem Tage ein Geſchütz genommen haben; ſie haben es in Wahrheit aus einer Tränke im Dorfe herauf gefiſcht, wo hinein es durch Ungeſchicklichkeit eines Fahrers geſtürzt war. Nach vielen und unnützen Bemühungen es wieder transportabel zu machen, ließen wir es endlich im Stich, um den Marſch der Colonnen nicht aufzuhalten.«

Die Schlacht bei St. Quentin.

19. Januar.

Am 19. früh ſtand die franzöſiſche Nordarmee im Halbkreis um St. Quentin her; in weiterem Halbkreis umfaßten wir dieſelbe. Der Zwiſchenraum zwiſchen den beiden feindlichen Armeen betrug wenig mehr als eine halbe Meile, an einigen Punkten weniger.

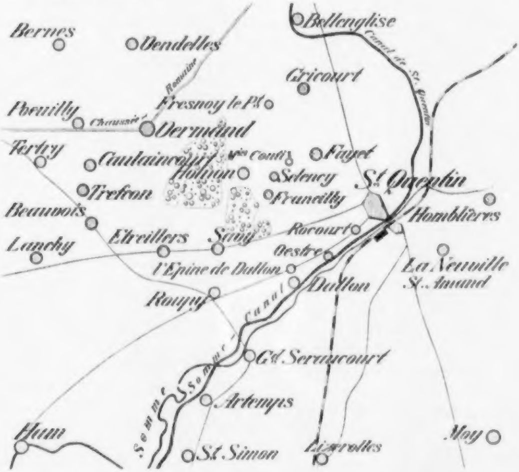

Dieſſeitig linker Flügel
XXIII. Corps
St. Quentin
XXII. Corps
Dieſſeitig rechter Flügel
Somme-Fluß

Aufſtellung der franzöſiſchen Nordarmee unter General Faidherbe.

Den feindlichen linken Flügel bildete das XXII. Corps Lecointe; es ſtand mit der Front gegen Süden und lehnte ſich nach rechts hin an die canaliſirte Somme bei Gauchy und Grugis, während es nach links hin bis an die Straße St. Quentin-La Fère, ſpäter bis zu den Dörfern Itancourt und La Neuville-St. Amand ſich dehnte.

Den feindlichen rechten Flügel bildete das XXIII. Corps Paulze d'Ivoy; es ſtand mit der Front gegen Weſten und lehnte ſich nach links hin an die canaliſirte Somme bei Moulin Rocourt; nach rechts hin an Fayet. (Später, nach Eintreffen der Diviſion Robin von Vermand und den benachbarten Dörfern her, wuchs dieſer Flügel nach Nordoſt und berührte die Straße St. Quentin-Cambrai.)

Am linken Flügel, Front gegen Süden, ſtanden ſomit die beſſeren Beſtandtheile der franzöſiſchen Nordarmee. Das XXIII. Corps galt mit Recht für weniger zuverläſſig als das XXII., da die neugebildete, ausſchließlich aus Mobiliſés beſtehende Diviſion Robin des erſtgenannten Corps keinen rechten Halt hatte.


Bernes
Vendelles
Bellenglise
Canal de St. Quentin
Romaine
Gricourt
Fresnoy le P.t
Pœuilly
Chaussée
Vermand
Tertry
Caulaincourt
M.in Contil
Fayet
Holnon
Selency
St. Quentin
Trefcon
Francilly
Beauvois
Homblières
Etreillers
Savy
Rocourt
Lanchy
Oestres
La Neuville St. Amand
l'Epine de Dallon
Dallon
Roupy
Canal
Somme
Gd. Seraucourt
Somme
Artemps
Ham
Somme
St. Simon
Lizerolles
May

Aufſtellung der I. Armee unter General v. Goeben.

Die I. Armee, ſo weit ſie vor St. Quentin verſammelt war (etwa 20 Bataillone, ebenſoviele Escadrons und 50 Geſchütze befanden ſich in und bei Rouen), zählte, am 19. früh, 39 Bataillone, 48 Escadrons und 161 Geſchütze in verſchiedenen Diviſionen, Detachements und Reſerve-Abtheilungen. Ihre Namen, zugleich unter Angabe ihrer Stellung, geben wir weiter unten. Der Lauf der Somme ſchied unſre Streitkräfte in einen linken und rechten Flügel, der franzöſiſchen Aufſtellung entſprechend. Am dieſſeitigen linken Flügel übernahm General v. Kummer, am dieſſeitigen rechten Flügel General v. Barnekow das Commando. General v. Goeben, vom Centrum aus die Oberleitung führend, behielt eine ſchwache Reſerve zu ſeiner ſpeziellen Verfügung.

Dieſſeitiger Linker Flügel, Corps v. Kummer.*)

Cavallerie-Brigade Graf Dohna: ein Cüraſſier- und ein Ulanen-Regiment, 2 Geſchütze. Aeußerſter rechter Flügel bei Bernes.

Detachement Memerty: Regimenter 4 und 44, Grenadier-Regiment Kronprinz (2. und Füſilier-Bataillon), zwei Ulanen-Regimenter, 28 Geſchütze. Bei Poeuilly.

15. Infanterie-Diviſion: Brigaden Bock und Strubberg, Königs-Huſaren-Regiment und 66 Geſchütze. Bei Caulaincourt — Trefcon — Beauvois.

Dieſſeitiger Rechter Flügel, Corps v. Barnekow.

Diviſion Prinz Albrecht (Sohn): Regimenter 19 und 81, Garde-Huſaren, 2. Garde-Ulanen-Regiment (zwei Escadrons), combinirte Reſerve-Cavallerie-Brigade unter General v. Strantz und 18 Geſchütze. Bei Flavy le Martel und St. Simon.

16. Infanterie-Diviſion: Brigaden Roſenzweig und Hertzberg,**) zwei Huſaren- und ein Dragoner-Regiment, 24 Geſchütze. Bei Lizerolles.

Diviſion Graf Lippe: 2. Bataillon vom ſchleswig-holſteinſchen Füſilier-Regiment Nr. 86, 12. Jäger-Bataillon, 2 Ulanen- und 1 Garde-Reiter-Regiment, 12 Geſchütze. Bei Moy und dahinter bis Vendeuil.

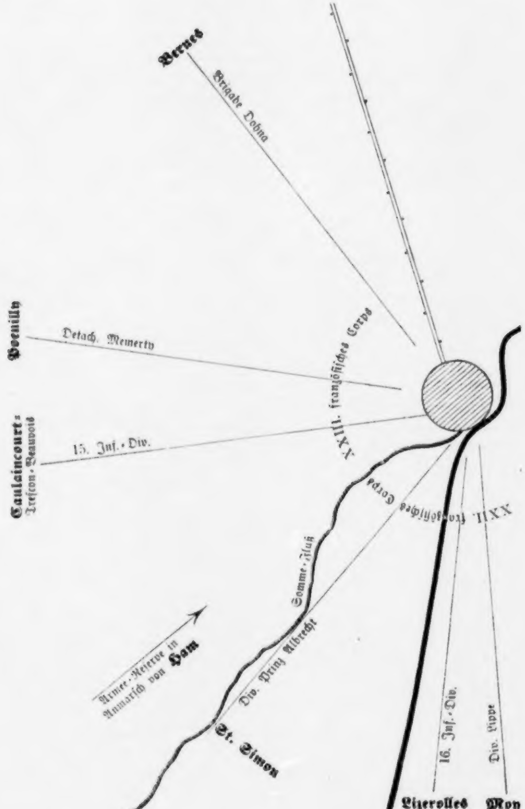
Armee-Reſerve, Detachement v. Böcking (zu ſpezieller Verfügung des Obercommandirenden): 3 Bataillone 41. Regiments, 1 Escadron Huſaren, 2 Escadrons Garde-Ulanen und 12 Geſchütze. Bei Ham, ſpäter bei Roupy.

Um die Anſchaulichkeit zu erleichtern, laſſen wir umſtehend, S. 880, eine zweite Karte folgen.

---

*) Jeder der beiden Diviſionaire Kummer und Barnekow hatte an dieſem Tage, außer ſeiner eigenen Diviſion, noch andere Detachements unter ſeinem Commando, ſo daß der Ausdruck »Corps« gerechtfertigt erſcheint.

**) Jede dieſer beiden Brigaden war, in Folge von Abcommandirungen, nur 4 Bataillone ſtark; auch andre der in vorſtehender Ordre de Bataille genannten Truppentheile hatten nicht ihre volle Stärke, wir haben jedoch auf völlig ins Detail gehende Angaben verzichtet.


Bernes
Brigade Dohna
Poeuilly
Detach. Memerty
Caulaincourt-
Trefcon-Beauvois
15. Inf.-Div.
XXIII. franzöſiſches Corps
XXII. franzöſiſches Corps
Somme-Fluß
Div. Prinz Albrecht
Armee-Reſerve in
Anmarſch von Ham
St. Simon
16. Inf.-Div.
Div. Lippe
Lizerolles
Moy

Die vom Obercommando ausgegebenen Directiven für die Geſammtheit unſrer zum concentriſchen Vormarſch auf St. Quentin ſich anſchickenden Truppentheile gingen im Weſentlichen dahin:

Cavallerie-Brigade Dohna deckt den linken Flügel und zieht ſich bis an die Straße Cambrai — St. Quentin.

Detachement Memerty rückt von Poeuilly auf Vermand und von hier aus (über Holnon) auf St. Quentin.

Die 15. Infanterie-Diviſion dirigirt ſich mit der Brigade Bock von Beauvois aus auf Etreillers und Savy; die Brigade Strubberg folgt.

Die Diviſion Prinz Albrecht ſendet, von St. Simon aus, ein Detachement unter Oberſt v. Hymmen über Artemps auf Grand Seraucourt; der Reſt der Diviſion folgt der 16. Infanterie-Diviſion.

Die 16. Infanterie-Diviſion rückt von Lizerolles auf Eſſigny le Grand, von dort weiter auf Grugis.

Die Diviſion Lippe avancirt, von Moy aus, auf der Straße La Fère-St. Quentin und ſucht die feindliche Stellung nach rechts hin (bis Itancourt und La Neuville-St. Amand) zu umfaſſen.

Ein Geſammtbild giebt die umſtehende Skizze, S. 882.

Am linken Flügel bis 3 Uhr.

Am linken Flügel — der Cavallerie-Brigade Dohna lag es mehr ob, ſeitwärts zu umfaſſen als in Front vorzurücken — avancirten wir in zwei Haupt-Colonnen: das Detachement Memerty*) dirigirte ſich von Poeuilly über Vermand auf Holnon, die Diviſion Kummer von Beauvois über Etreillers auf Savy. Beide Colonnen ſtießen auf den Feind. Daraus entwickelten ſich zwei, in geringer Entfernung von einander geführte Gefechte, die ſich gegenſeitig unterſtützten. Wir geben dieſelben in Nachſtehendem.

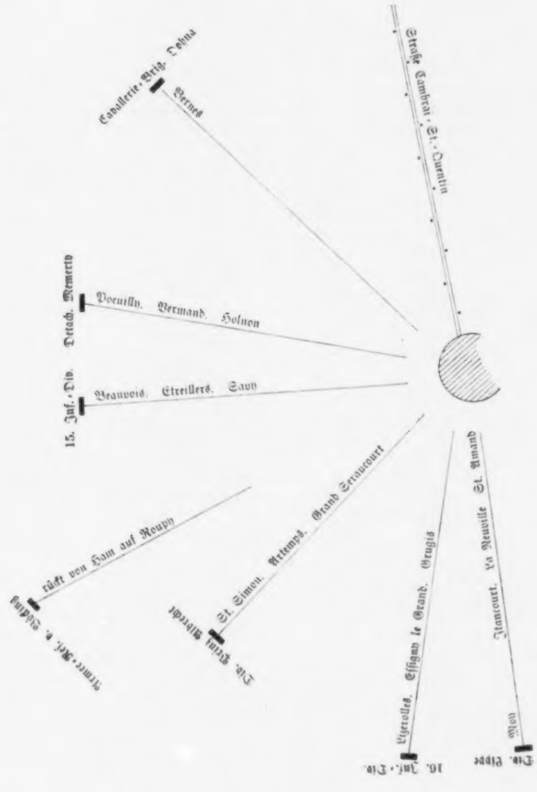
Das Detachement Memerty beſetzt Vermand, nimmt Holnon, Selency, Francilly. 8 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags.

Das Detachement Memerty — ſeine Zuſammenſetzung ſ. S. 879 — hatte eine Avantgarde unter Oberſtlieutenant v. Peſtel gebildet. Sie beſtand aus:

Füſilier-Bataillon 44,
2. Bataillon
Füſilier-Bataillon } vom Grenadier-Regiment (Kronprinz) Nr. 1,
3 Escadrons vom 7. Ulanen-Regiment,
1 Batterie.

---

*) Wir behalten dieſe Bezeichnung bei, trotzdem das Detachement, in Folge der am 18. erfolgten ſchweren Verwundung des Generals v. Memerty, an dieſem Tage erſt vom Oberſten v. Maſſow, dann vom Generalmajor v. Gayl geführt wurde.


Straße Cambrai - St. - Quentin
Cavallerie-Brig. Dohna
Bernes
Detach. Memerty
Poeuilly. Vermand. Holnon
15. Inf.-Div.
Beauvois. Etreillers. Savy
Armee-Reſ. v. Böcking
rückt von Ham auf Roupy
Div. Prinz Albrecht
St. Simon. Artemps. Grand Seraucourt
16. Inf.-Div.
Lizerolles. Eſſigny le Grand. Grugis
Div. Lippe
Moy
Itancourt. La Neuville St. Amand

Um 8 Uhr ſetzte ſich Oberſtlieutenant Peſtel von Poeuilly aus in Marſch. Vermand wurde beſetzt. Oeſtlich Vermand ſtieß die 1. Escadron auf eine feindliche Abtheilung, ſprengte ſie auseinander und machte 100 Gefangene. Es waren Nachzügler, Marine-Soldaten und Mobilgarden.

Das Füſilier-Bataillon 44 bildete die Infanterie-Tête. Als es bis nahe an den weſtlich Holnon gelegenen großen Wald gelangt war, meldeten Cavallerie-Patrouillen die Beſetzung von Holnon und den Vormarſch einiger Compagnieen gegen jenen Wald. Das Füſilier-Bataillon 44 erreichte jedoch den Wald früher als der Feind, warf die von Holnon aus vorgegangenen Abtheilungen bis an das Dorf zurück und drang gleichzeitig mit ihnen in daſſelbe ein. Weiter vorſtürmend, wurde auch noch die nördliche Hälfte von Selency durch zwei Compagnieen unſres Füſilier-Bataillons genommen.

Hier aber ſtockte der Angriff (10 Uhr) und während der beiden folgenden Stunden gingen alle Anſtrengungen unſrer Avantgarde, die mittlerweile auch die beiden Bataillone Kronprinz vorgezogen hatte, dahin, die Südhälfte von Selency, namentlich aber eine nördlich des Dorfes ſich hinziehende Windmühlenhöhe in unſren Beſitz zu bringen. Etwa gegen 12 Uhr glückte beides. Das mehrgenannte Bataillon 44,*) durch das Füſilier-Bataillon Kronprinz unterſtützt, nahm auch die letzten Häuſer von Selency, während das 2. Bataillon Kronprinz die Windmühlenhöhe erſtürmte. Die 6. und 8. Compagnie drangen in die ziemlich hartnäckig vertheidigten Gehöfte der Moulin Couti ein, eroberten ein Geſchütz ſammt Munitionswagen und machten viele Gefangene. Auf die ſo genommene Windmühlenhöhe wurden nunmehr 10 Geſchütze gezogen und eröffneten ihr Feuer. Den Geſchützen folgten, eine halbe Stunde ſpäter, die beiden Muſketier-Bataillone des Regiments 44. Das 2. Bataillon Kronprinz wurde nach Selency gezogen. Um 1 Uhr, nachdem das ganze Gros des Detachements eingetroffen war, ſtanden die Infanterie-Abtheilungen deſſelben wie folgt:

1. und 2. Bataillon 44	Windmühlenhöhe nördlich von Selency
Füſilier-Bataillon 44 Regiment Nr. 4	**Holnon**
2. und Füſilier-Bataillon Kronprinz	**Selency**

Unmittelbar ſüdlich von Selency liegt Francilly. Dies zeigte ſich vom Feinde ſtark beſetzt; die Wegnahme dieſes Punktes war geboten. Kurz vor 3 Uhr warfen ſich von Selency aus das 2. und Füſilier-Bataillon Kronprinz, von Holnon aus die beiden Füſilier-Bataillone 4 und 44 auf

---

*) Das Füſilier-Bataillon 44 wurde, nach Wegnahme von Selency, bis Holnon zurückgenommen und ergänzte hier ſeine Munition.

Francilly und die ſüdwärts gelegene Höhe, erſtürmten beides und machten 2000 Gefangene. Außerdem waren fünf Munitionswagen erbeutet worden.

Dies war um 3 Uhr. Das Detachement Memerty hielt nunmehr die Linie: Moulin Couti, Selency, Francilly. Reſerven in Holnon. Man hatte ſich St. Quentin bis auf 5000 Schritt genähert.

Die 15. Infanterie-Diviſion beſetzt Etreillers und Savy nach leichtem Gefecht, findet den Feind auf der Linie Francilly-Dallon, nimmt den Wald in Front dieſer Linie, verliert ihn und nimmt ihn wieder. 9 bis 3.

Rechts neben dem Detachement Memerty, und alsbald Fühlung mit ihm gewinnend, avancirte die Diviſion Kummer. Die Brigade Bock hatte die Tête, die Brigade Strubberg folgte. Brigade Bock war zunächſt nur vier Bataillone*) ſtark, die ſich als Avantgarde und Gros formirten:

Avantgarde: 2. und Füſilier-Bataillon 65; dazu 2 Escadrons Königs-Huſaren unter Rittmeiſter v. Rudolphi und 1 leichte Batterie.

Gros: 1. und 3. Bataillon 33.

Der Vormarſch, um 9 Uhr beginnend, ging von Beauvois auf Etreillers, von Etreillers auf Savy. Hier, in Savy, wurden ſeitens der Huſaren einige Gefangene gemacht. Jenſeits des Dorfes ſtieß Rittmeiſter v. Rudolphi auf feindliche Dragoner, ging ſofort zur Attacke vor und warf den, ihn mit Carabinerfeuer empfangenden Feind über den Haufen. Während dieſer glücklichen Attacke wurden, in Savy ſelbſt, die Gefangenen, die wir daſelbſt zurückgelaſſen hatten, wieder befreit.

Um 10 Uhr war auch die Infanterie der Avantgarde heran und ſah, als ſie aus Savy debouchirte, ſtarke feindliche Colonnen zur Beſetzung zweier, in Front der Höhenlinie Francilly-Dallon gelegenen Waldparcellen ſchreiten. Die Avantgarden-Batterie fuhr ſofort nordöſtlich von Savy, in Nähe der beiden Windmühlen auf und ſtand bald in heftigem Feuer gegen eine feindliche Batterie, die zwiſchen den genannten beiden Waldparcellen ſichtbar wurde. Gegen eben dieſe richtete ſich gleichzeitig unſre Infanterie, von der das 2. Bataillon 65 in das kleinere, das Füſilier-Bataillon ſelben Regiments in das größere Gehölz einzudringen ſuchte. Zunächſt nur mit theilweiſem Erfolg, ſo daß ſich von 12 Uhr an ein langandauerndes, hin und her wogendes Waldgefecht entwickelte, das namentlich in der kleineren, ſüdlichen Parcelle mit immer ſteigender Erbitterung geführt wurde. Der Feind ſchob mehrfach neue Truppen vor, ſo daß auch dieſſeitig aus dem

---

*) Das 2. Bataillon 33 war detachirt; das 1. Bataillon 65 hatte, in Folge eines Mißverſtändniſſes, eine falſche Marſchroute eingeſchlagen und traf erſt um 1 Uhr in Front der Brigade ein

Gros der Brigade, zunächſt das 1. Bataillon 33, dann das 3. Bataillon ſelbigen Regiments, zur Unterſtützung der Avantgarde herangezogen werden mußte. Mit Hülfe dieſer beiden Bataillone glückte es uns, die ſüdlichere Parcelle gegen alle Wiedereroberungsverſuche des Gegners zu behaupten, das nördlicher gelegene, größere Gehölz aber ging uns, nachdem ſich das hier im Feuer ſtehende 2. Bataillon 65 total verſchoſſen hatte, momentan verloren und kam erſt wieder nach endlichem Eintreffen des 1. Bataillons ſelbigen Regiments (vergl. die Anmerkung auf vorſtehender Seite) in unſern Beſitz. Dies war um 2 Uhr.

Die Brigade Strubberg — nach einer Detachirung, auf deren Zweck und Zuſammenſetzung wir weiterhin zurückkommen, nur noch drei Bataillone ſtark — hatte an dieſen Kämpfen der Brigade Bock, der ſie als Reſerve diente, nicht Theil genommen. Nur das 2. Bataillon 68 war gegen 2 Uhr bis an die kleinere Waldparcelle vorgezogen worden, um hier eventuell als Unterſtützung der hart im Gefecht ſtehenden beiden Bataillone 33 verwandt zu werden.

Um 3 Uhr, nachdem auch die Armee-Reſerve — die mittlerweile, ihre Zuſammenſetzung völlig ändernd, aus einem Detachement v. Böcking zu einem Detachement v. Bronikowski*) geworden war — von Roupy aus eingegriffen und den rechten Flügel der Brigade Bock durch Wegnahme des ſüdlich von der kleineren Waldparcelle gelegenen Gehöftes l'Epine de Dallon ſehr weſentlich ſoulagirt hatte, ſtand unſer ganzer linker Flügel in gerader Linie von Nord nach Süd und hatte nachſtehende Punkte inne: Fresnoy le Petit, Windmühlenhöhe bei Moulin Couti, Selency, Francilly, große Waldparcelle, kleine Waldparcelle, L'Epine de Dallon. Die Truppenvertheilung war die folgende:

---

*) Die Armee-Reſerve, wie auf S. 879 hervorgehoben, beſtand urſprünglich aus allen drei Bataillonen des Regiments Nr. 41, aus drei Escadrons und 12 Geſchützen. Sie führte, nach ihrem Commandirenden, die ſpeziellere Bezeichnung »Detachement v. Böcking«, brach um 9 Uhr von Ham auf, dirigirte ſich auf Roupy und ſtand daſelbſt zu ſpezieller Verfügung des Obercommandirenden, General v. Goeben. Dieſem erſchien es gleich in den erſten Vormittagsſtunden wahrſcheinlich, daß eine Unterſtützung des rechten Flügels, General v. Barnekow, nothwendig werden würde, jedenfalls ſtellte ſich ihm eine Beſetzung von Grand Seraucourt, um, mit Hülfe dieſes Hauptübergangspunktes über die Somme, eine ungeſtörte Verbindung zwiſchen ſeinem linken und ſeinem rechten Flügel zu haben, als unerläßlich dar. Aus dieſen Erwägungen meldete er bereits um 11 Uhr an General v. Barnekow: »daß das Detachement v. Böcking auf Grand Seraucourt marſchire und Befehl habe, am andern Ufer der Somme, energiſch in das Gefecht einzugreifen«. In Gemäßheit dieſer Meldung wurde denn auch thatſächlich verfahren, und wir werden weiterhin dem Detachement v. Böcking begegnen, theilnehmend an den Kämpfen des rechten Flügels.

In Folge dieſer frühzeitigen Verwendung nun, die das Detachement v. Böcking erfuhr, ſah ſich der Obercommandirende, gleich nach Beginn der Schlacht, ohne Armee-Reſerve,†) weshalb nothwendig zu Neubildung einer ſolchen geſchritten werden mußte. An die Stelle der drei Bataillone 41. Regiments, traten drei Bataillone der Brigade Strubberg: 1. und 2. Bataillon 28, 8. Jäger-Bataillon, die nun, gemeinſchaftlich mit der 2. leichten Batterie, ein Detachement unter Major v. Bronikowski herſtellten. Dieſe neugebildete Armee-Reſerve war es, die — während die urſprüngliche (v. Böcking) am andern Somme-Ufer focht — am rechten Flügel der Diviſion Kummer in die vorſtehend geſchilderten Kämpfe derſelben eingriff. Das 2. Bataillon 28 nahm l'Epine de Dallon, das 1. Bataillon rückte nach, das 8. Jäger-Bataillon blieb in Reſerve.

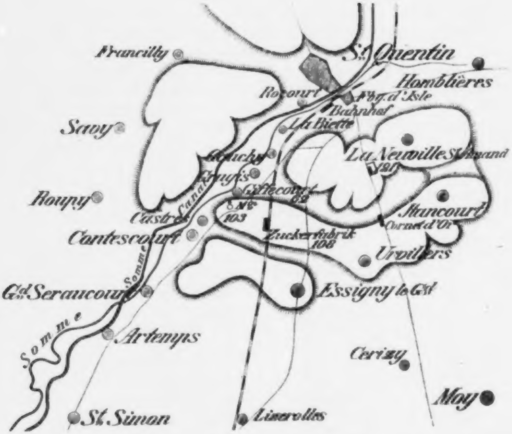
†) Zwiſchen 11 und 12 hielt General v. Goeben ſammt ſeinem Stabe eine halbe Stunde lang auf der Straße Ham — St. Quentin, nur durch die 1. Escadron 9. Huſaren-Regiments gedeckt

Diviſion Graf Groeben, beſtehend aus Brigade Dohna und Detachement Memerty			Cavallerie-Brigade Dohna	Fresnoy le Petit
			1. und 2. Bataillon 44	Windmühlenhöhe Moulin Couti
			halbes 2. Bataillon Kronprinz halbes 1. Bataillon Nr. 4	Selency
	halbes 1. Bat. 4 2. Bat. 4	Holnon	Füſilier-Bat. Kronprinz Füſilier-Bataillon 4 Füſilier-Bataillon 44 halbes 2. Bataillon Kronprinz	Francilly
15. Infanterie-Diviſion einſchließl. des Detachements Bronikowski			1. Bataillon 65 2. Bataillon 65	Große nördl. Waldparzelle
	Füſ.-Bat. 28 1. Bat. 68	Savy	Füſilier-Bataillon 65 1. Bataillon 33 3. Bataillon 33	Kleine ſüdl. Waldparzelle
		2. Bat. 68		
	Detach. Bronikowski		1. Bataillon 28 2. Bataillon 28 8. Jäger-Bataillon	L'Epine de Dallon

Am rechten Flügel bis 3 Uhr.

Unſer rechter Flügel, am öſtlichen Somme-Ufer avancirend, richtete ſich von Süden her gegen St. Quentin. Der Vormarſch erfolgte, von kleinen Abweichungen abgeſehn, in dem Dreieck, das durch die drei Punkte: St. Quentin, St. Simon und Moy gebildet wird und nahm im Weſentlichen ſeine Richtung an der Eiſenbahn und der mit ihr parallel laufenden großen Straße hin.

Der Feind hielt Grugis und die vorgelegenen Punkte: Zuckerfabrik, Caſtres und Contescourt mit der Diviſion du Beſſol beſetzt; dahinter (bei Gauchy) ſtand die Brigade Pittié. Die andre Hälfte der Diviſion Derroja, die Brigade Aynés, hatte in Nähe der Stadt eine Reſerve-Stellung inne, wurde aber bald nach La Neuville-St. Amand vorgezogen. Es handelte ſich, ſeitens des Feindes, um Vertheidigung eines jenſeits der Linie Grugis-Itancourt beginnenden Höhenzuges. Auf dieſem Höhenzuge lagen Grugis und


Francilly
St. Quentin
Hombliéres
Rocourt
Fbg. d'Isle
Bahnhof
La Biette
Savy
Gauchy
La Neuville St. Amand
120
Grugis
Giffecourt
82
Roupy
Canal
Castres
No
103
Contescourt
Zuckerfabrik
108
Itancourt
Cornet d'Or
Urvillers
Somme
Gd. Seraucourt
Essigny le Gd
Somme
Artemps
Cerizy
Moy
St. Simon
Lizerolles

Gauchy; in Front desſelben, durch eine Niederung von demſelben geſchieden, die ſchon vorgenannten Punkte: Zuckerfabrik, Caſtres, Contescourt. Um dieſe drei Punkte, einſchließlich Grugis' ſelbſt, drehte ſich recht eigentlich der Kampf.

Unſrerſeits hielten bei Tagesanbruch die drei dem General v. Barnekow unterſtellten Diviſionen

Diviſion Prinz Albrecht	16. Infanterie-Diviſion	Diviſion Graf Lippe

die von der Somme bis zur Oiſe reichende Linie

St. Simon	Lizerolles	Moy.

Alle drei Diviſionen hatten eine Avantgarde formirt, deren Zuſammenſetzung aus unſrem umſtehenden Croquis (S. 888) erhellt.

Um 8 Uhr — am dieſſeitigen rechten Flügel etwas ſpäter — ſetzten ſich die drei Diviſionen in Marſch; um 9 Uhr war die Linie

Grand Seraucourt	Eſſigny-le Grand	Urvillers

erreicht. Bis hierher war es zu Begegnungen mit dem Feinde nicht gekommen, aber ſtarke Colonnen desſelben zeigten ſich auf dem Höhenzuge

St. Quentin

Brigade Aynès

Gauchy **La Neuville St. Amand**

Brigade Pittié

Grugis

Caſtres Zuckerfabrik **Itancourt**

Contescourt

Diviſion du Beſſol

Grand Seraucourt **Eſſigny-le Grand** **Urvillers**

St. Simon	**Lizerolles**	**Moy**
Diviſion Prinz Albrecht.	16. Diviſion Barnekow.	Diviſion Lippe.
Avantgarde:	Avantgarde:	Avantgarde:
Detachement v. Hymmen,	Oberſt Roſenzweig,	Oberſt Carlowitz,
Garde-Huſaren-Regiment	9. Huſaren-Regiment	Garde-Reiter-Regiment
1. Bataillon 19	3 Bataillone 29	12. Jäger-Bataillon
Füſilier-Bataillon 81	2. Bataillon 69	1 Batterie
1 Batterie	2 Batterieen	

zwiſchen Grugis und Gauchy. Dieſſeitig wurden Batterieen vorgenommen, um auf jene Colonnen ein Feuer zu eröffnen. Der Feind beantwortete es ſofort. Ein Artilleriekampf entſpann ſich.

General v. Barnekow, der im Centrum bei der Avantgarde (Oberſt v. Roſenzweig) der 16. Diviſion hielt, erkannte ſehr wohl, daß eine weitre Vorwärtsbewegung längs der Chauſſee von Eſſigny-le Grand auf St. Quentin nicht ungefährlich war, ſo lange der Feind im Beſitze von Grugis blieb. Dies Dorf, zweitauſend Schritt weſtlich der Chauſſee gelegen, auf der unſre Mittelcolonne avanciren mußte, bedrohte uns von links her, und mußte erſt in unſren Händen ſein, bevor die Offenſive in der Front wieder aufgenommen werden konnte. Der General richtete daher alle ſeine Anſtrengungen auf das eine Ziel, ſich zunächſt in den Beſitz des genannten Dorfes zu ſetzen. Oberſt v. Roſenzweig und Oberſtlieutenant v. Hymmen erhielten Befehl, mit den Avantgarden der Centrums- und Linken-Flügel-Colonne zu avanciren und Grugis zu nehmen. Beide Avantgarden traten an, das Detachement Hymmen mit dem 1. Bataillon 19, die Colonne Roſenzweig mit dem 2. Bataillon 69 an der Tête. Regiment 29 folgte unmittelbar. Detachement Hymmen drang bis Contescourt, Colonne Roſenzweig bis zur Zuckerfabrik vor. Hier ſtockte der Angriff. Das 1. Bataillon 19 erſtieg unter erheblichen Verluſten eine ſüdöſtlich Contescourt gelegene Höhe, vermochte aber nicht in das Dorf ſelbſt einzudringen; noch geringeren Erfolg hatte das 2. Bataillon 69 und die nach ihm ins Gefecht gezogenen Bataillone 29. Regiments. Viermal wiederholte Angriffe ſcheiterten. Um 11 Uhr ging der Feind ſeinerſeits mit 6 Bataillonen zur Offenſive über und gewann Terrain, und wiewohl es dieſſeitigen Anſtrengungen gelang, ihm daſſelbe wieder zu entreißen, verſagten doch auch jetzt alle erneuerten Verſuche in die energiſch vertheidigte Zuckerfabrik einzudringen.

Nur die von Oberſt v. Carlowitz geführte Avantgarde unſrer Rechten-Flügel-Colonne war — zunächſt die große Straße La Fère-St. Quentin haltend — über Cornet d'Or bis in die Flanke von Grugis vorgedrungen und ſtand hier mit dem 12. Jäger-Bataillon gegen Abtheilungen der nunmehr vorgezogenen Brigade Aynès im Kampf. Oberſt Aynès ſelbſt wurde tödtlich getroffen. Aber des Straßen-Gehöftes bei Punkt 121 (weſtlich von La Neuville) ſich zu bemächtigen, wollte auch hier nicht gelingen.

Ein dreiſtündiger Kampf hatte uns aus der Linie

Grand Seraucourt   Eſſigny-le Grand   Urvillers

bis in Front der Linie

Contescourt   Zuckerfabrik   Gehöft 121

geführt. Aber dieſe Linie ſelbſt wurde noch (12 Uhr) vom Feinde gehalten.

Ja, er begann ſeinerſeits Fortſchritte zu machen. Wenigſtens im Centrum. Die Brigade Pittié wurde aus ihrer Reſerve-Stellung bei Gauchy vorgezogen. Vergebens ſuchten wir, durch Vornahme zweier Halbbataillone der Brigade Hertzberg, den Stoß zu pariren; die Brigade Roſenzweig, die ſich verſchoſſen hatte, mußte zurückgenommen werden. Nur dem Nachdrängen des Gegners glückte es uns, durch Heranziehung der letzten Bataillone unſrer Centrums-Colonne, Stillſtand zu gebieten. Der Artilleriekampf ſetzte ſich fort, ohne zu Reſultaten zu führen. Dieſſeitig waren zwölf Batterieen im Feuer, auf feindlicher Seite ſechs. Um 3 Uhr ſtanden wir im Centrum im Weſentlichen wie um 12. Die Zuckerfabrik war nach wie vor in Händen des Gegners. Nur unmittelbar nach rechts hin hatte das zur Brigade Hertzberg gehörige Füſilier-Bataillon 70 unter Hauptmann v. Ende ein Geringes an Terrain gewonnen, war bis zum Punkt 62 vorgedrungen und hielt hier, ſchon im Rücken der Zuckerfabrik, den dieſſeitigen Abhang des Ravins. Fünfmal erneuerte Offenſivſtöße des Feindes wurden abgewieſen.

Aber wenn es uns — von geringen Erfolgen, wie der letztgeſchilderte, abgeſehn — im Centrum nicht geglückt war, den Gegner aus ſeinen Poſitionen zu werfen, ſo hatte ſich doch an beiden Flügeln das Bild erheblich zu unſren Gunſten verändert.

Am rechten Flügel war mittlerweile nicht nur das Gehöft 121 durch das 12. Jäger-Bataillon genommen worden, ziemlich gleichzeitig war auch das im Laufe des Vormittags beim Gros der Diviſion Lippe eingetroffene 2. Bataillon 86 gegen La Neuville-St. Amand vorgegangen und hatte ſich in Beſitz dieſes wichtigen Flankenpunktes geſetzt. Von La Neuville aus die ſüdöſtliche Vorſtadt von St. Quentin, Faubourg d'Jsle, zu gewinnen, war zwar nur zeitweilig geglückt — feindliche Reſerven hatten hier wieder zum Rückzug gezwungen — aber La Neuville ſelbſt, wie Gehöft 121 blieben in Händen vorgenannter Truppentheile. Wir ſtanden hier, mit Hülfe eben dieſer Poſitionen, nicht nur in Flanke und Rücken der Zuckerfabrik, ſondern auch der feindlichen Hauptſtellung bei Grugis.

Von noch größerer Bedeutung waren die Fortſchritte, die wir in den Stunden von 12 bis 3 am linken Flügel, alſo hart an der Somme hin, in Front von Conteſcourt gemacht hatten. Hier verließen wir das 1. Bataillon 19 vom Detachement Hymmen, nach Erſtürmung einer vorgelegenen Höhe; in das Dorf ſelbſt einzudringen, war mißglückt. Das in Grand Seraucourt verbliebene Füſilier-Bataillon 81 nachzuziehn, verbot ſich; dieſer wichtige Uebergangspunkt über die Somme, der, wie ſchon früher hervorgehoben, unſre Verbindung zwiſchen dem Corps Kummer und dem Corps Barnekow ſicherte, durfte ſeiner Deckung nicht beraubt werden. Aber es bedurfte auch, von 12 Uhr ab, eines ſolchen Schrittes nicht mehr. Um eben dieſe Stunde paſſirte die Armee-Reſerve unter Oberſt Böcking, wie wir bereits wiſſen (ſ. S. 885) auf beſonderes Geheiß des Obercommandirenden die Brücke bei Grand Seraucourt und griff, nunmehr vom Actionsfelde des Corps Kummer auf das Actionsfeld des Corps Barnekow übertretend, ſofort in den Gang des bei Conteſcourt im Gefecht ſtehenden Detachements Hymmen ein. Zwei Batterieen eröffneten ihr Feuer. Das 1. Bataillon 41 hatte die Tête, nahm Conteſcourt, ohne auf ernſten Widerſtand zu ſtoßen, und drang unmittelbar darauf, nunmehr gemeinſchaftlich mit dem 1. Bataillon 19, gegen Caſtres vor. Jm einen wie im andern Dorf, auch in den zwiſchenliegenden Gehöften, wurden Gefangene gemacht, zuſammen 430. Der Feind zog ſich, von Caſtres aus, hinter die Windmühlenhöhe ſüdlich Giffecourt zurück und nahm daſelbſt eine Defenſivſtellung. 1½ Uhr. Jhn aus dieſer zu vertreiben, ſchien im Augenblick unthunlich, aber eine Stunde ſpäter (2½) als er ein theilweiſes Zurückgehen des Gegners von der Höhe bei Giffecourt wahrzunehmen glaubte, nahm Oberſt v. Böcking die Offenſive wieder auf und befahl zum Angriff über das Ravin vorzugehn. Von Caſtres aus den feindlichen rechten Flügel beſtändig tournirend, gewann das Regiment Nr. 41 in heftigem Kampfe die mehrerwähnte Windmühlenhöhe 103 und warf den Feind auf Grugis zurück.

Die Entſcheidung.

Der linke Flügel (Corps Kummer) nimmt Fayet, Oeſtre und Racourt. 4 bis 5.

Der rechte Flügel (Corps Barnekow) dringt in St. Quentin ein. 5 bis 6.

Die Spitzen beider Corps begegnen einander innerhalb der Stadt. 7 Uhr.

Das Reſultat ſechsſtündigen Kampfes auf beiden Flügeln ſtellte ſich dahin, daß der weite, mehr als vier Meilen meſſende Halbkreis, in dem wir um 9 Uhr früh St. Quentin umfaßt hielten, um 3 Uhr Nachmittags zu einem Halbkreis von nur anderthalb Meilen Ausdehnung geworden war.

Wir ſtanden zu letztgenannter Stunde wie folgt:

Brigade Dohna bei Fresnoy le Petit;

Detachement Memerty bei Moulin Couti, Selency und Francilly;

die 15. Infanterie-Diviſion (Brigade Bock) in den Waldparcellen zwiſchen Francilly und L'Epine de Dallon;

das Detachement Bronikowski (aus Bataillonen der Brigade Strubberg gebildet) bei L'Epine de Dallon;

die Armee-Reſerve v. Böcking bei Caſtres und Giffecourt;

die Diviſion Prinz Albrecht ebendaſelbſt und weiter rückwärts bei Grand Seraucourt;

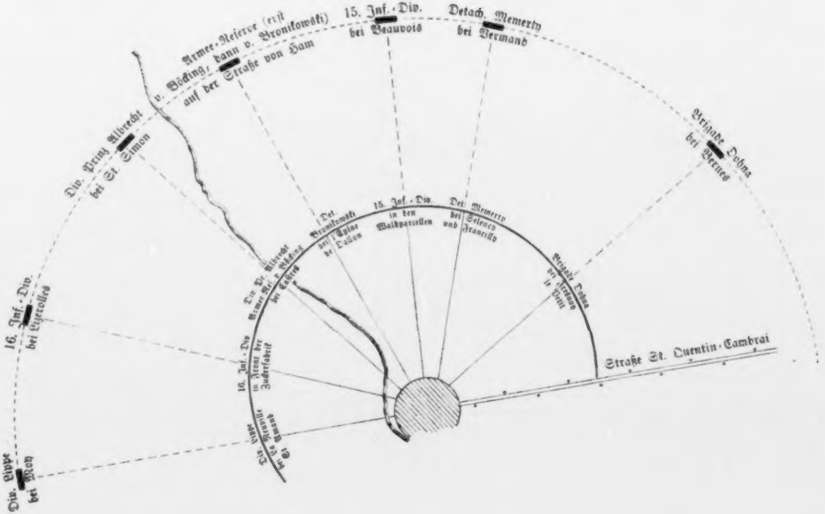
die 16. Infanterie-Diviſion (in Front die Brigade Hertzberg; Brigade Roſenzweig zurückgenommen) gegenüber der Zuckerfabrik;

die Diviſion Lippe in La Neuville St. Amand.

Die umſtehende Zeichnung mag ein ohngefähres Bild geben.*)

---

*) Auf genaue Angabe der Truppentheile, die als »Avantgarde« vorgezogen waren, während ſich das Gros weiter rückwärts befand, glaubten wir verzichten zu ſollen. Wir haben alſo überall den ganzen Truppentheil (Diviſion oder Detachement) genannt, auch da, wo er nur partiell in Front ſtand. — Eine Hauptſchwierigkeit bildete die Armee-Reſerve unter Oberſt v. Böcking. Urſprünglich am weſtlichen Ufer der Somme ſtehend und allem Anſchein nach dazu beſtimmt, mit dem linken Flügel gemeinſchaftlich zu operiren, ging ſie, wie wiederholentlich hervorgehoben, um 12 Uhr vom weſtlichen Flußufer auf das öſtliche über und griff in hervorragender Weiſe in das Gefecht des rechten Flügels ein. Das nun erſt ſich bildende »Detachement Bronikowski« trat an ihre (der Armee-Reſerve) Stelle. Dies in unſrer Zeichnung anſchaulich zu machen, war nicht möglich.


Div. Lippe bei Moy
16. Inf.-Div. bei Lizerolles
Div. Prinz Albrecht bei St. Simon
Armee-Reserve (erst v. Böcking, dann v. Bronikowski) auf der Straße von Ham
15. Inf.-Div. bei Beauvois
Detach. Memerty bei Vermand
Brigade Dohna bei Bernes
Div. Lippe bei La Neuville St. Amand
16. Inf.-Div. in Front der Zuckerfabrik
Div. Pr. Albrecht Armee-Res. v. Böcking bei Castres
Det. Bronikowski bei l'Epine de Dallon
15. Inf.-Div. in den Waldparzellen
Det. Memerty bei Selency und Francilly
Brigade Dohna bei Fresnoy le Petit
Straße St. Quentin-Cambrai

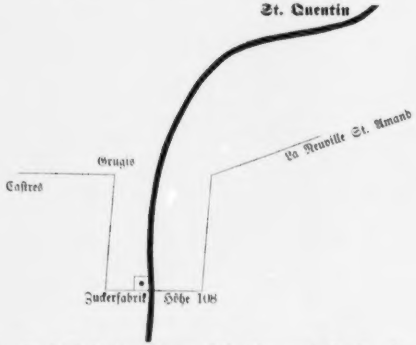
Um 3 Uhr begann ein Avanciren auf der ganzen Linie.

Am linken Flügel kam es, von dieſer Stunde an, kaum noch über eine lebhafte Kanonade hinaus. Der Feind machte einige Vorſtöße, die ohne ſonderliche Mühe abgewieſen wurden. Immer näher, auf den ihrer Angriffslinie entſprechenden Straßen, drängten die Unſern an St. Quentin heran. Die Brigade Memerty beſetzte Fayet ohne Kampf; nur das Detachement Bronikowski, von L'Epine de Dallon aus avancirend, hatte noch einige Begegnungen mit dem auf dieſer Seite des Schlachtfeldes unverkennbar im Rückzuge begriffenen Gegner. Oeſtre wurde um 4 Uhr, Rocourt um 5 Uhr tambour battant genommen. Das 8. Jäger-Bataillon hatte jetzt die Tête; vom rechten Flügel der 15. Infanterie-Diviſion her griffen Abtheilungen 33. Regiments in dieſe ziemlich leichten Gefechte ein.

Um 6 Uhr wurde der verbarrikadirte Faubourg St. Martin, um 7 Uhr die Stadt ſelbſt erreicht, in die jedoch ſtarke Abtheilungen des Corps Barnekow ſchon anderthalb Stunden früher eingedrungen waren.

Dieſen entſcheidenden Vorgängen im Süden von St. Quentin wenden wir uns jetzt zu.

Am rechten Flügel (Corps Barnekow) hatten wir um 3 Uhr Caſtres und La Neuville St. Amand in Händen, ſtanden alſo mit unſern beiden Flügeln bereits in Flanke und Rücken des Feindes, der ſeinerſeits — mit Hülfe der Zuckerfabrik, und der Höhe 108, zwei Punkte, die er nach wie vor feſtzuhalten wußte — keilartig in unſre Stellung vorgeſchoben war.



General v. **Barnekow**, dem mittlerweile die Meldung von einem wenigſtens momentan geglückten Vorſtoß unſres 2. Bataillons 86 gegen eine der Vorſtädte von St. Quentin (Faubourg d'Isle) zugegangen war, beſchloß jetzt den Feind, *coute que coute*, aus ſeiner ſo lange und ſo glänzend vertheidigten Poſition zu werfen.

Zuerſt ſollte die zwiſchen der Zuckerfabrik und der Chauſſee gelegene »Höhe 108«, wo hinter Rübenhaufen gedeckt ſtarke feindliche Schützenſchwärme ſich feſtgeſetzt und namentlich unſren öſtlich der großen Straße ausharrenden Batterieen die empfindlichſten Verluſte bereitet hatten, durch einen **Cavallerie-Angriff** genommen werden. General v. **Strantz**, Commandeur der zur Diviſion Prinz Albrecht gehörenden combinirten Reſerve-Cavallerie-Brigade, erhielt Befehl, über jene Höhe fort zu attackiren, um der Infanterie Luft zu ſchaffen und die Artillerie zu degagiren.

General v. **Strantz** nahm um 3¼ Uhr, ſein Reſerve-Huſaren-Regiment zurückhaltend, die an der Tête befindliche 1. und 2. Escadron 1. Reſerve-Dragoner-Regiments vor. Durch eine Terrainfalte gedeckt, gelangten beide Escadrons in die rechte Flanke der mit der Front gegen Südoſten ſtehenden feindlichen Infanterie, ſchwenkten ein und rollten unerwartet die auf der Höhe poſtirten franzöſiſchen Schützenſchwärme und geſchloſſenen Abtheilungen auf. Der Erfolg war ein entſcheidender. Der Unterſtützung durch das zurückgehaltene 3. Reſerve-Huſaren-Regiment bedurfte es nicht mehr, vielmehr wich der Feind in größter Unordnung in den jenſeitigen Grund zurück. Dieſe glücklich herbeigeführte Wendung der Dinge durch das Nachhauen der Cavallerie auszubeuten, verhinderte die große Ungunſt des Terrains. Nachdrängender Infanterie indeß gelang es, noch gegen 400 Gefangene zu machen. Dieſe Infanterie gehörte zum Theil dem Füſilier-Bataillon 70 unter Hauptmann v. Ende an, der, wie auf S. 889 bereits hervorgehoben, ſich am dieſſeitigen Abhang des Ravins, Punkt 62, feſtgeſetzt und behauptet hatte.

Dies war **öſtlich** der Zuckerfabrik. Auch **weſtlich** derſelben, ebenfalls im Vorterrain, war es geglückt, die hier in Löchern und Hohlwegen eingeniſteten Tirailleurs zu werfen und der Frontal-Angriff gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung konnte nunmehr mit aller Ausſicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden. Eine Sturmcolonne wurde gebildet und hatte folgende Zuſammenſetzung:

2. Bataillon 29,
Halb-Bataillon (10. u. 11. Compagnie) 40,
8. Compagnie 69.

Ohne auf heftigen Widerſtand zu ſtoßen — die Kraft des Feindes war gebrochen — drangen dieſe ſieben Compagnieen in die **Zuckerfabrik** ein.

Beinah gleichzeitig ſtürmte, von der Mühlenhöhe bei Giffecourt aus, das Regiment 41 gegen **Grugis** vor und nahm es im erſten Anlauf. An beiden Punkten wurden zahlreiche Gefangene gemacht. Alles drängte jetzt nach, um über Gauchy und La Biette die Stadt ſelbſt zu erreichen. Das Nebeneinander der Truppentheile beim Vordringen gegen St. Quentin, auch ihre Reihenfolge, mag ſich aus folgendem Tableau ergeben.

St. Quentin

Bahnhof Faubourg

La Biette

Gauchy

Weſtlich der Eiſenbahn und auf ihr:	Oeſtlich der Eiſenbahn:	Auf der Chauſſee und öſtlich von ihr:
3 Bataillone 41	3 Bataillone 19	2½ Bat. 40
2. Bataillon 29	1. und Füſ.-Bataillon 81	1½ Bat. 70
10. und 11. Comp. 40	1. und Füſ.-Bataillon 29	
8. Comp. 69	5., 6. und 7. Comp. 69	

2. Bataillon 86
12. Jäger-Bataillon
17. u. 18. Ulanen-Regiment
Diviſion Lippe

Das den **linken** Flügel bildende Regiment Nr. 41, Oberſtlieutenant v. **Hülleſſem**, nachdem es die 6. und 7. Compagnie in das mit Buſchwerk beſtandene, von Gräben vielfach durchzogene Wieſenterrain zwiſchen La Biette und dem Faubourg entſandt hatte (hier ſteckte noch der Feind), erreichte mit den übrigen Compagnieen den **Bahnhof** und nahm ihn nach kurzem Gefecht. Gleich darauf die Vorſtadt. 5½ Uhr hielt Oberſtlieutenant v. **Hülleſſem** an der vom Faubourg d'Isle nach St. Quentin führenden Brücke und drang über die nicht vertheidigten Barrikaden in die Stadt ein.

Unmittelbar rechts neben dem 41. Regiment, auch beinah gleichzeitig mit ihm, war das Regiment Nr. 19 am Eingang in die Vorſtadt erſchienen und hatte, in Ablöſung der 41er, den Bahnhof beſetzt. (5¾.) Um 6 Uhr war auch die auf der **Chauſſee** vorgezogene Brigade Hertzberg, vier Bataillone 40. und 70. Regiments heran und wurde durch General v. Barnekow, der ſich an ihre Spitze ſtellte, über die Canalbrücke in die Stadt geführt.

Eine Stunde ſpäter (7 Uhr) hielten auch die Spitzen der 15. Diviſion: das 2. Bataillon 68 und das 8. Jäger-Bataillon, ihren Einzug.

St. Quentin war unſer; der Feind im vollen Rückzug. Dieſen, wie auch dieſſeitig rühmend hervorgehoben wird, führte er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus, ſo daß ſchon bei Anbruch des nächſten Morgens mehrere Meilen zwiſchen ihm und uns lagen. Seine Verluſte am Schlachttage ſelbſt waren ſehr bedeutend. Er büßte 10,000 Mann an Gefangenen und 5000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Dagegen gingen ihm keine Trophäen verloren, Geſchütze nur wenige (ſechs). Diviſionsgeneral du Beſſol und Brigadegeneral Aynès, wie ſchon hervorgehoben, waren tödtlich getroffen worden.

Auch unſre Verluſte waren nicht gering und bezifferten ſich auf 86 Offiziere und 2420 Mann. Davon entfielen 21 Offiziere und 717 Mann auf das I. Armee-Corps (Regimenter 41, 4 und 44) und 49 Offiziere und 1270 Mann auf das VIII. Armee-Corps. Die Verluſte der Diviſion Prinz Albrecht: 7 Offiziere und 312 Mann, hatten vorwiegend das Regiment Nr. 19 getroffen.

St. Quentin war ein glänzender Sieg; wir hatten — dem Feinde nur an Artillerie und Cavallerie überlegen — eins gegen zwei gefochten, 25,000 gegen 50,000 Mann. Andrerſeits iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß der geſchickten Führung auf Seiten des Gegners im Ganzen auch die Haltung der Truppen entſprach. Namentlich gilt dies vom XXII. Corps Lecointe. Verglichen mit dem, was ſeitens der Armeen Chanzy's und Bourbaki's ziemlich gleichzeitig geleiſtet wurde, drängt ſich einem die Betrachtung auf, daß die Nordarmee Faidherbe's entweder in ihrem Material oder in ihrem Commando (vielleicht in beiden) den zwei vorgenannten großen Heerkörpern überlegen war. Der Bourbaki'ſchen Armee gewiß; aber auch ſehr wahrſcheinlich der Chanzy'ſchen. Der letztren ſtanden wir nicht nur in dem überaus ungünſtigen Verhältniß von 1 zu 3 (oft von 1 zu 5) gegenüber, wir hatten ſie auch — und dies betonen wir zumeiſt — mit theils härter mitgenommenen, theils minder ausgeruhten Kräften zu bekämpfen.*) Bei St. Quentin trafen wir es ſo glücklich, die Schlacht mit Truppen ſchlagen zu können, die, einem Viertel ihres Beſtandes nach, bis dahin entweder wenig im Feuer geweſen waren oder aber Zeit gehabt hatten, ſich zu erholen. Trotz alledem hielt das Corps Lecointe, das gerade dieſen mehr oder minder intakten Bataillonen die Spitze zu bieten hatte, mit großer Bravour aus und wich erſt nach ſiebenſtündigem hartnäckigen Kampfe.

---

*) Das III. und X. Corps hatten die opferreichen Tage, jenes von Spicheren und Vionville, dieſes von Mars la Tour und Beaune la Rolande, die 17. und 22. Diviſion aber (XIII. Corps), von allem Voraufgegangenen abgeſehn, die furchtbaren Loirekämpfe vom 1. bis 15. Dezember hinter ſich. Es waren ſämmtlich hart mitgenommene Truppen.

Von gewiſſen Uebertreibungen Faidherbe's iſt abzuſehn. Im Uebrigen darf uns die volle Würdigung ſeiner ſelbſt, die er ſich — ohne ſie direct auszuſprechen — zwiſchen den Zeilen redlich angedeihen läßt, nicht blind machen gegen die Begabung und Energie, mit der er ſeine Sache führte.

Seines glänzend ausgeführten Rückzuges gedachten wir ſchon. Er richtete ſich abermals auf Arras — Cambrai. Die Retablirung hinter dieſer Linie (innerhalb des mehrgenannten Feſtungsvierecks) vollzog ſich ſchnell und am 10. Februar ſtand die Armee wieder in beinah gleicher Stärke da, wie am Tage von St. Quentin. Aber ihrer Dienſte bedurfte Frankreich nicht mehr. Die Ereigniſſe auf andern Theilen des Kriegsſchauplatzes hatten mittlerweile zur Einſtellung der Feindſeligkeiten geführt.

Der Schilderung dieſer Ereigniſſe wenden wir uns in den nächſten beiden Abſchnitten zu.

Belfort.

Bildung der Oſtarmee (Bourbaki) und Vormarſch bis an den Mittellauf des Doubs und Ognon.

Bis zum 8. Januar.

In denſelben Tagen, in denen an der Sarthe die Weſt-Armee Chanzy's, an der Somme die Nord-Armee Faidherbe's unterlag, unterlag am Doubs, da wo die Liſaine in dieſen Fluß einmündet, ein dritter großer Heerkörper Frankreichs: die Oſt-Armee Bourbaki's. Am 15., 16. und 17. Januar vor Belfort ſcheiternd, trat die letztgenannte, von ſo vielen Hoffnungen unſeres Gegners begleitete Armee, am 2. Februar, bei Pontarlier, auf Schweizer-Gebiet über und wurde entwaffnet.

Wir wenden uns zunächſt der Bildung dieſes großen Heerkörpers zu. Es erheiſcht dies ein Zurückgehn bis zu jenen auf S. 431 bis S. 509 ausführlich von uns geſchilderten Orleanskämpfen, nach deren Abſchluß General Aurelles de Paladine das Commando der großen, damals noch eine Einheit bildenden Loire-Armee niederlegte. Dies war am 6. An eben dieſem Tage wurde ſeitens der Regierungs-Delegation in Tours die Theilung der Loire-Armee, in zwei Hälften, ausgeſprochen und zwar in eine

I. Loire-Armee, XV., XVIII. und XX. Corps unter General Bourbaki, und in eine

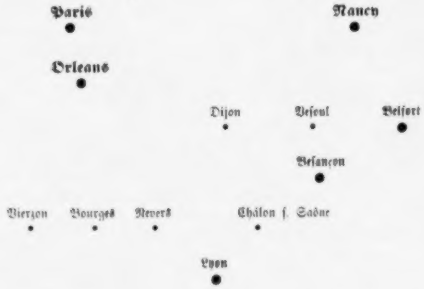
II. Loire-Armee, XVI. und XVII. Corps unter General Chanzy.

Die zweite Loire-Armee, mittlerweile durch das neugebildete XIX. und bald auch durch das XXI. Corps verſtärkt, wandte ſich, wie ſeinerzeit hervorgehoben, weſtwärts und ging, unſrer nachdrängenden II. Armee in blutigen Gefechten jeden Fuß breit Erde ſtreitig machend, erſt bis an den Loir, dann bis an die Sarthe, zuletzt (nachdem auch Le Mans gefallen) bis an die Mayenne zurück. Die erſte Loire-Armee dagegen ſchob ſich oſtwärts, hielt noch eine kurze Zeit lang Fühlung mit uns und verſchwand dann in den Central-Departements des Landes, erſt am Schluß des Jahres wiederum beſtimmte Lebenszeichen in unſrer Front gebend. Aber nicht mehr an der Loire, ſondern am Doubs. Die Armee Bourbaki's hatte den Schauplatz gewechſelt, zugleich den Namen; aus der I. Loire-Armee war eine Oſt-Armee geworden.

Ueber den Verbleib dieſer Armee vom 7. bis 31. Dezember (damals noch unter ihrem urſprünglichen Namen: I. Loire-Armee), hatten dieſſeitig, während jener Tage ſelbſt, nur Muthmaßungen gehegt werden können, Muthmaßungen, die theils das Richtige trafen, theils nicht. Jetzt, mit Hülfe mannichfacher franzöſiſcher Veröffentlichungen, ſehen wir in Betreff der Bourbaki'ſchen Armee kaum minder klar, als in Betreff der Armeen von Chanzy und Faidherbe, und aus dieſen Veröffentlichungen iſt es, daß wir die nachſtehenden kurzen Notizen entnehmen.

Die I. Loire-Armee, nach den ſchweren Einbußen, die zwei ihrer Corps, das XV. und XVIII., bei Orleans und Beaune la Rolande erfahren hatten, ging, behufs ihrer Retablirung, vielleicht auch um friſche Truppentheile aus dem Süden an ſich zu ziehn, in der zweiten Dezemberwoche bis in das Herz von Frankreich und zwar bis an die Linie Vierzon — Bourges — Nevers zurück. [Vergleiche die nebenſtehende Karte.] Hier ſtand ſie bis kurz vor Beginn der Weihnachtstage, unſchlüſſig, wohin ſie ſich zu wenden habe. Zwei Pläne waren es, die einander befehdeten und die Action der Armee ſelbſt hinausſchoben. Der eine Plan: Cooperation mit Chanzy, drang auf Marſch gegen Weſten, bis an Loir und Sarthe, wobei es dahin geſtellt bleiben mag, ob die Chanzy'ſche Armee unmittelbar in der Front oder durch Operationen in Flanke und Rücken des Feindes unterſtützt werden ſollte; der andre Plan: Cooperation mit Garibaldi, Cremer und andern, namentlich in Lyon, in Bildung begriffenen Diviſionen, drang auf Marſch gegen Oſten und verfolgte den Doppelzweck: Befreiung Belforts und Zerſtörung unſrer Communicationen. Nach längerem Schwanken, fiel die Entſcheidung zu Gunſten des zweiten Planes aus. Die I. Loire-Armee wurde angewieſen, zunächſt an der Saône, zwiſchen Chalon und Auxonne, ihre Aufſtellung zu nehmen und von hier aus zu beiden Seiten des Ognon vordringend, ſich zunächſt mit der Diviſion Cremer, in Höhe von Beſançon aber mit dem daſelbſt von Lyon eintreffenden XXIV. Corps zu einem neuen größren Heerkörper unter dem Namen Oſt-Armee zu vereinigen.

In Gemäßheit dieſes Befehles erfolgte vom 22. an die Vorbewegung der auf der Linie Bourges — Nevers ſtehenden Corps bis in die Flußgebiete der Saône, des Ognon und Doubs. [Vergleiche auch unſre Karte auf S. 904.] Die Eiſenbahnen waren, auf länger als eine Woche hin, nur für Truppentransporte in Anſpruch genommen; über Autun, Chagny, Dijon, gingen in faſt ununterbrochener Reihenfolge die Züge.*) Am 1. Januar ſtanden


Paris
Nancy
Orleans
Dijon
Veſoul
Belfort
Beſançon
Vierzon
Bourges
Nevers
Châlon ſ. Saône
Lyon

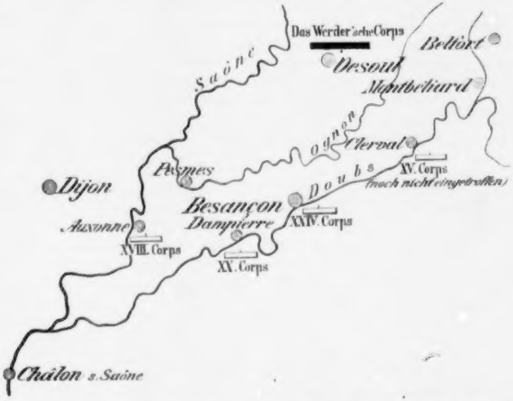
das XVIII. Corps in Auxonne (an der Saône);

das XX. Corps in Dampierre (am Doubs).

Dazu war, von Lyon her, an eben dieſem Tage das XXIV. Corps in Beſançon (ebenfalls am Doubs) eingetroffen. In Beſançon, Hauptquartier, befand ſich auch General Bourbaki ſelbſt. Die Umwandlung der I. Loire-Armee in eine Oſt-Armee hatte ſich vollzogen.*)

---

*) Der Eiſenbahntransport dieſer Truppenmaſſen erfolgte mit wenig Umſicht und ſtellte, in ſeiner Planloſigkeit und Ueberſtürzung, dem ganzen Unternehmen kein gutes Prognoſtikon. Stauungen traten ein und binnen Kurzem herrſchte auf den betreffenden Eiſenbahnlinien eine ungeheure Verwirrung. Außer dem nicht genügenden Fahrmaterial und der mangelhaften Organiſation des Betriebsdienſtes auf den zur Verwendung kommenden Linien ſcheinen auch Glatteis und Schneefall den Eiſenbahnverkehr gehemmt zu haben. Dieſe Verwirrung erſtreckte ſich nicht nur auf die erſte Zeit, ſondern nahm täglich einen größeren Umfang an. Manche Truppenzüge ſollen in Folge davon drei bis vier Tage an einer Station verblieben ſein, ohne daß man zu einer einſtweiligen Einquartierung zu ſchreiten wagte, da man ſtündlich der Weiterbefördrung entgegenſah. Bei der herrſchenden Kälte hatten unter ſolchen Umſtänden dieſe jungen und zum Theil ungenügend gekleideten Soldaten doppelt zu leiden, wozu ſich noch der Uebelſtand geſellte, daß für ihre Verpflegung unterwegs keine Vorbereitungen getroffen waren. Die Zahl der Kranken mehrte ſich täglich, und die nicht hinreichend ausgeſtatteten Spitäler füllten ſich ſichtlich. Auch die Pferde litten unter dieſen Umſtänden beträchtlich und viele derſelben kamen um.



Der 1. Januar ſah auch, unter dem Vorſitze Bourbaki's, die Generale zu einem Kriegsrathe verſammelt. Man beſchloß, da ſich General v. Werder durch rechtzeitigen Rückzug auf Veſoul einer franzöſiſcherſeits urſprünglich geplanten Ueberraſchung in Dijon geſchickt entzogen hatte, ihn nunmehr in ſeiner jetzigen Stellung (Veſoul) zu ereilen, aber nicht durch direkten Angriff gegen dieſen Ort, ſondern durch Umfaſſung von der Flanke her. Zu dieſem Behufe wurde angeordnet, den Vormarſch gegen das bereits drei Meilen weiter öſtlich gelegene Villerſexel ſtattfinden zu laſſen, von wo aus dann eine Linksſchwenkung durchgeführt und Werder, wenn nicht umſpannt und eingeſchloſſen, ſo doch wenigſtens nach Norden hin abgedrängt, jedenfalls aber am Rückzug auf Belfort gehindert werden ſollte. Dieſen

---

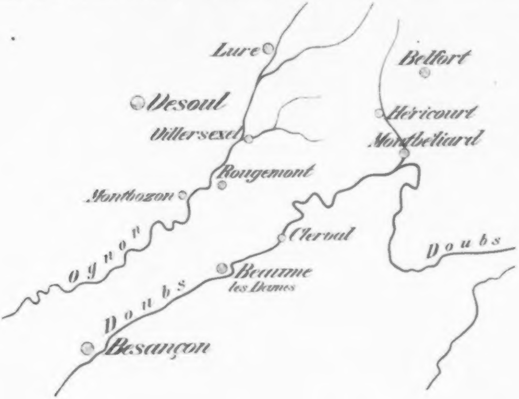
*) Es fehlte am 1. Januar von den Truppentheilen, die beſtimmt waren, die Oſt-Armee zu bilden, auf dem Doubs- und Ognon-Terrain nur noch das XV. Corps und die Diviſion Cremer. Das XV. Corps, bei Vierzon ſtehend (alſo am weiteſten nach Weſten geſchoben), verblieb in dieſer Stellung wenigſtens bis zum 1. Januar. Dann begann auch ſein Transport auf den öſtlichen Kriegsſchauplatz. Am 5. war es zu großem Theile, am 8. vollſtändig bei Clerval am Doubs eingetroffen. Es bildete von da ab den rechten Flügel der Oſt-Armee. Ebenſo die Diviſion Cremer den linken. Sie hielt Dijon noch längre Zeit beſetzt und traf erſt unmittelbar vor Beginn der Belfort-Schlacht am Oberlauf der Liſaine ein.

Marſch auf Villerſexel dem Gegner ſo lange als möglich zu verbergen, mußte für das Unternehmen der Oſt-Armee als ein weſentliches Erforderniß gelten, damit General Werder ſeine Veſoul-Stellung nicht eben ſo räumte, wie er, in den letzten Dezembertagen, ſeine Dijon-Stellung geräumt hatte. Bourbaki verlegte deshalb die Marſchlinien ſeiner Armee zumeiſt in den ſchmalen Landſtreifen zwiſchen Ognon und Doubs, nur das XVIII. Corps auf das nördliche Ognon-Ufer hinüberſchiebend. Am 3. Januar ſtand das letztgenannte Corps (das XVIII.) bei Pesmes, das XX. zwiſchen Dampierre und Beſançon, das XXIV., das ſeiner Stellung nach einen Vorſprung von mehreren Meilen hatte, nach wie vor in Beſançon ſelbſt. Am 5. Januar befanden ſich alle drei Corps in gleicher Höhe und hielten die Vertikale: Roiz — Vorray — Beſançon. Nun erfolgte eine Frontänderung auf der ganzen Linie und mit Halblinks ging der bis dahin öſtlich gehaltene Vormarſch in eine nord-öſtliche Richtung über. Am 8. früh ſtand die Oſt-Armee — immer unter Ausſchluß des an dieſem Tage erſt mit ſeinen letzten Staffeln bei Clerval eintreffenden XV. Corps — zwiſchen Montbozon und Rougemont, zu beiden Seiten des Ognon, Front gegen Norden. Veſoul war überholt, Villerſexel nahezu erreicht. Noch im Laufe deſſelben Tages konnte letztgenannter Ort (Villerſexel) von einer Avantgarde beſetzt werden, die aus zwei Mobilgarde-Bataillonen von Corſica und der Vogeſen, und zwei Compagnieen der 1. Rhone-Legion beſtand.

Der 9. brachte das Treffen bei Villerſexel, zu deſſen Schilderung wir in unſrem nächſten Capitel übergehn.

Villerſexel.

General Werder hatte ſich mittlerweile der geplanten Umfaſſung (ſ. S. 904) dadurch entzogen, daß er auch ſeine Veſoul-Stellung aufgegeben und ſich oſtwärts, theils auf Lure, theils auf Villerſexel zu, in Marſch geſetzt hatte. Dieſe Bewegung fand indeſſen nicht ſtatt, um dem feindlichen Anſchlage, ſoweit derſelbe gegen Veſoul gerichtet war, zu entgehen (es iſt fraglich, ob der betreffende Plan dieſſeitig überhaupt als ſolcher erkannt wurde), ſondern verfolgte vielmehr einfach den Zweck, früher als der Gegner vor Belfort einzutreffen, deſſen Befreiung ſich von Tag zu Tag immer klarer als nächſtes großes Endziel aller Operationen der Oſt-Armee herausgeſtellt hatte. Dieſes frühere Eintreffen vor Belfort erſchien dabei in ſo hohem Grade geboten, daß General Werder, der nicht abſolut ſicher war, einen wirklichen Vorſprung zu haben, am 8. den Entſchluß faßte, den Vormarſch Bourbaki's am Ognon hin durch einen Flankenſtoß zu unterbrechen. Mit einer Hälfte ſeines Corps ſollte dieſer Stoß, und zwar von Villerſexel

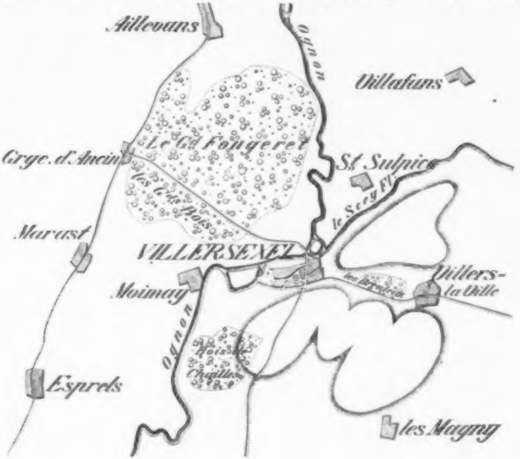

Lure
Belfort
Vesoul
Héricourt
Villersexel
Montbéliard
Rougemont
Montbozon
Ognon
Clerval
Doubs
Beaume
les Dames
Doubs
Besançon

aus, geführt werden, während die andre Hälfte angewieſen war, den Marſch auf Belfort fortzuſetzen. So traf es ſich denn, daß am 8. Januar Freund und Feind, Bourbaki und Werder, mit erheblichen Bruchtheilen ihrer Streitkräfte den Marſch auf Villerſexel nahmen, Bourbaki, um den noch in Veſoul vermutheten Werder zu umgehen und abzuſchneiden, Werder, um von eben dieſem Punkt aus das Vordringen Bourbaki's gegen Belfort, wenigſtens momentan, zum Stehen zu bringen. Offenſive hüben und drüben. Daraus entwickelte ſich am 9. das Treffen bei Villerſexel, das Vorſpiel zu den entſcheidenden Kämpfen bei Belfort ſelbſt.

Das Treffen bei Villerſexel.

Am 9. Januar.

Villerſexel, Städtchen mit 1400 Einwohnern, liegt am linken Ufer des in einem Wieſengrunde fließenden Ognon, der hier mehrere ſich wieder vereinigende Arme bildet und in den ſich oſtwärts vom Orte das Flüßchen Scey ergießt. Die Höhen am rechten (nördlichen) Ufer des Ognon ſind von einem bis in die Nähe von Aillevans ſich erſtreckenden Walde bedeckt, der in ſeinem Haupttheile Le Grand Fougeret genannt iſt. Durch

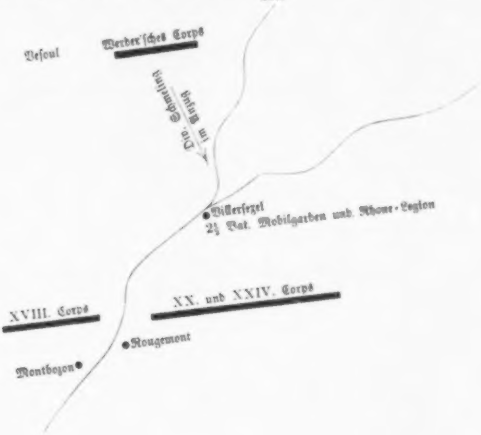

Aillevans
Ognon
Villafans
Le Gd Fougeret
Grge. d'Ancin
St Sulpice
les Gds Bois
le Scey Fl.
Marast
VILLERSEXEL
Villers-la Ville
Moimay
Ognon
Bois de Chailles
Esprels
les Magny

dieſen Wald führt der Weg von Aillevans nach Villerſexel. Außer den genannten Punkten kommen die Dörfer Maraſt und Moimay, Villers-la-Ville (mit dem vorgelegenen Wäldchen Les Breuleux) und Les Magny in Betracht, über deren Lage unſre vorſtehende Karte Auskunft giebt. Das Schloß von Villerſexel, neu ausgebaut und dem Marquis von Gramont gehörig, der es auch bewohnte, liegt an der Nordweſtecke des Städtchens, von Park und Fluß umgeben. Eine eingehendere Schilderung deſſelben behalten wir uns vor. In der Verlängerung der Hauptſtraße liegt die ſteinerne Brücke, die über den Ognon und demnächſt auf den vorerwähnten Waldweg Villerſexel-Aillevans führt.

Villerſexel war am 8., wie ſchon erwähnt, durch eine Vorhut Bourbaki's,

1 Mobilgarden-Bataillon von Corſica,
1 Mobilgarden-Bataillon der Vogeſen,
2 Compagnieen der 1. Rhone-Legion,

beſetzt worden. Dieſe Truppentheile gehörten zum XX. und XXIV. Corps, die mit ihrem Gros bei Rougemont, mit ihren am weiteſten vorgeſchobenen Diviſionen ſüdlich von Les Magny ſtanden. Das XVIII. Corps befand ſich am nördlichen Ufer des Ognon bei Montbozon. — Das Werder'ſche Corps ſtand am 9. früh im Weſentlichen zwiſchen Veſoul und Lure. Diviſion Schmeling im Anzug gegen Villerſexel.


Lure
Veſoul
Werder'ſches Corps
Div. Schmeling im Anzug
Villerſexel
2½ Bat. Mobilgarden und Rhone-Legion
XVIII. Corps
XX. und XXIV. Corps
Rougemont
Montbozon

In Villerſexel ſelbſt mußte es nothwendig zum Zuſammenſtoße kommen, da, um es zu wiederholen, Bourbaki von hier aus das Werder'ſche Corps (das er noch in Veſoul vermuthete) umfaſſen, Werder aber ſeinerſeits von hier aus den Vorſtoß in die Marſchcolonnen des Gegners ausführen wollte.

Villerſexel bis 12 Uhr Mittag.

Diviſion Schmeling, die beſtimmt war, den Vorſtoß auszuführen, marſchirte (am 9. früh) mit dem Gros bis Aillevans, mit der Avantgarde von Noroy aus über Borey bis Grange d'Ancin. Von beiden Punkten aus iſt noch eine halbe Meile bis Villerſexel. Dieſe halbe Meile führt durch Wald. Die Zuſammenſetzung von Avantgarde und Gros war die folgende:

Avantgarde

Füſilier-Bataillon
2. Bataillon } 1. rheiniſchen Infanterie-Regiments Nr. 25,
1. Bataillon*)
Batterie Glagau,
Batterie Otto.

Gros.

Landwehr-Bataillon Wehlau,
„ Oſterode,
„ Thorn,
„ Ortelsburg,
„ Graudenz,
drei Reſerve-Batterieen,
eine Pionier-Compagnie.

Gegen 9 Uhr debouchirte die Avantgarde aus dem Walde Le Grand Fougeret; die beiden Batterieen fuhren auf und nahmen die ſteinerne Brücke als Ziel. Dieſe war ſtark verbarrikadirt. Außerdem waren die anliegenden Häuſer, die ganze Nordliſière der Stadt, hauptſächlich aber Park und Schloß (letzteres in allen Etagen) vom Feinde beſetzt. Sein Feuer, das ſogleich unſre Batterieen erreichte, ließ einen Frontalangriff als unthunlich erſcheinen, weshalb verſucht wurde, weiter abwärts den Ognon zu überſchreiten. Zwei Compagnieen (11. und 12.) des Füſilier-Bataillons entdeckten einen Hängeſteg, der ungefähr in Front des Schloſſes den Verkehr zwiſchen hüben und drüben vermittelte und nur durch eine ſchwache franzöſiſche Infanterie-Abtheilung vertheidigt wurde. Die 11. Compagnie, Premier-Lieutenant

---

*) Das 1. Bataillon 25 gehörte urſprünglich zum Gros, griff aber gleich mit ein, weshalb wir es an *dieſer* Stelle genannt haben.

Hertel, griff ſofort an, warf den Gegner, drang in Park und Schloß ein, und beſetzte beides. Die 12. Compagnie folgte unmittelbar; zwei Halbbataillone rückten nach. Die die ſteinerne Brücke vertheidigenden Abtheilungen, die ſich jetzt umgangen ſahen, gaben jeden weiteren Widerſtand auf und räumten, gemeinſchaftlich mit der in die Stadt hinabgedrängten Schloßbeſatzung, den Ort. Unſrerſeits verfolgte eine der Avantgarde beigegebene Schwadron (2. des 1. Reſerve-Ulanen-Regiments), unter Rittmeiſter v. Wernſtorff, den abziehenden Feind. Vor der Stadt angekommen, gewahrte ſie eine Compagnie Mobilgarden, die auf dem Rückzuge gegen Villers-la-Ville begriffen war. Rittmeiſter v. Wernſtorff attackirte ſofort und zerſprengte den ganzen Haufen. Obwohl die franzöſiſchen Offiziere ihren Leuten wiederholentlich zuriefen: »tirez donc!« ſo blieb doch dieſe Aufforderung erfolglos; man enthielt ſich jedes Widerſtandes und 2 Offiziere und 61 Mann wurden gefangen genommen. (11 Uhr.) Innerhalb der Stadt dauerte das Abſuchen der Häuſer fort. Es gab verhältnißmäßig reiche Ausbeute. Außer zwei Fahnen, die in die Hände unſrer 25er fielen, wurden noch 500 Gefangene gemacht, darunter ein Chef de Bataillon und 15 andre Offiziere.

Um 12 Uhr ſahen wir uns nicht nur in unbeſtrittenem Beſitz der Stadt, ſondern durften auch annehmen, alle zurückgebliebenen Mobilgarden in ihren Schlupfwinkeln aufgeſpürt zu haben. Dennoch war dies nicht der Fall. Ueberall in den Kellern der Häuſer, namentlich aber des Schloſſes, ſteckte noch der Feind, von wo aus er uns, zu einer andern Stunde des Tages, ſehr nachtheilig und ſelbſt gefährlich wurde.

Von 12 bis 5.

Um die Mittagsſtunde hatte der Feind die Avantgarden ſeiner drei, zu beiden Seiten des Ognon ſtehenden Corps in Bewegung geſetzt, um — nachdem eine Ueberraſchung General Werder's in Veſoul unmöglich geworden war — wenigſtens Villerſexel wiederzunehmen. Das XVIII. Corps, am nördlichen Ognon-Ufer ſtehend, drang gegen Maraſt und Moimay vor; die Spitzen des XX. und XXIV. Corps (von denen letzteres aber nicht zur Action kam) dirigirten ſich über Les Magny und Villers-la-Ville gegen Villerſexel ſelbſt.

Dieſſeitig war mittlerweile das Detachement Goltz zur Unterſtützung der Diviſion Schmeling eingetroffen. Unſre Stellung war um 12 Uhr die folgende:

Detachement Goltz, Regimenter 30 und 34, bei Maraſt und Moimay,

Diviſion Schmeling mit dem 25. Regiment in Villerſexel, mit den fünf Landwehr-Bataillonen des Gros bei Aillevans. [Später bis an den ſüdlichen Rand des Waldes »Le Grand Fougeret« vorgezogen.]

Artillerie: die drei Batterieen des Detachements Goltz an der Liſière von Les Grands Bois; die zwei Avantgarde-Batterieen der Diviſion Schmeling unmittelbar öſtlich von Villerſexel, zwiſchen der Stadt und dem Wäldchen Les Breuleux.

Das Regiment 25 hatte ſich derart vertheilt, daß das 2. Bataillon an der ſüdweſtlichen, das 1. Bataillon an der ſüdöſtlichen Umfaſſung des Ortes ſtand. Das Füſilier-Bataillon in der Mitte.

Bald nach 12 Uhr hatte der Feind eine beträchtliche Anzahl von Geſchützen zur Stelle und eröffnete den Kampf, der zunächſt von den Batterieen Glagau und Otto, eine halbe Stunde ſpäter, nachdem ſich der Gegner verſtärkt hatte, auch von den Batterieen Ulrich, Riemer und Fiſcher aufgenommen wurde. Zugleich gingen aus der rechten Flanke feindliche Infanterie-Colonnen gegen Maraſt und Moimay, von links her, über Villers-la-Ville, gegen Villerſexel vor. Während es bei Moimay über bloße Demonſtrationen nicht hinaus kam, kam es weſtlich Villers-la-Ville, inſonderheit bei dem kleinen Gehölze Les Breuleux, zu einem lebhaften Scharmützel. Alle Compagnieen des Füſilier-Bataillons wurden aus ihrer Centrums-Stellung vorgezogen und ſtanden hier in andauerndem Schützengefecht, während die vorgenannten Batterieen ihre Kanonade mit dem Gegner fortſetzten.

Um 4 Uhr — der Zweck einer Marſchſtörung war erreicht — kam dieſſeitig Befehl, das Gefecht abzubrechen und ſich, unter allmäliger Räumung von Villerſexel, wieder nordwärts zu ziehn. Dieſem Befehle wurde ſofort entſprochen. Die Artillerie ging zurück; das 1. und Füſilier-Bataillon 25 folgten unbehindert; das 2. Bataillon ſchloß ab. Als letzteres die ſteinerne Ognon-Brücke nahezu erreicht hatte, erhielt es nicht nur Infanterie-Feuer aus der linken Flanke (das Schloß war mittlerweile von dem nachdrängenden Feinde beſetzt worden,*) ſondern ſah ſich auch durch Abtheilungen des XX. Corps, die am Fluß hin avancirt waren, von der Brücke ſelber abgeſchnitten. Es kam zum Bajonetkampf; die Paſſage wurde erzwungen, aber unter nicht unerheblichen Opfern. Hauptmann v. Reiſewitz, der das Bataillon führte, gerieth in einen Trupp franzöſiſcher Tirailleurs hinein, unter deren Kolbenſchlägen er ſchwerverwundet fiel.

Um 5 Uhr war Villerſexel geräumt, das jenſeitige (nördliche) Ognon-Ufer gewonnen.

*) Dieſe Wiederbeſetzung des Schloſſes erfolgte, unmittelbar nach dem Abzuge der 25er, mit großer Schnelligkeit, zu kleinerem Theile vielleicht durch franzöſiſche Abtheilungen, die in den Kellerräumen verſteckt zurückgeblieben waren, zu größerem Theile durch feindliche Infanterieſchwärme, die, vom Bois de Chailles aus in der Ognonniederung vorgehend, unbemerkt in den weit vorgeſchobenen Park und von dieſem aus in das Schloß ſelbſt gelangt waren.

Von 5 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr Nachts.

Um 5 Uhr war Villerſexel geräumt, aber nur, um unter Opfern wiedergenommen zu werden. Kaum daß das letzte Bataillon 25 das jenſeitige Ufer erreicht hatte, als auch ſchon Befehl eintraf, die Stadt wiederzubeſetzen; die Räumung war die Folge einer mißverſtandenen Ordre geweſen. Alſo Kehrt! Das Regiment 25 drang abermals über die eben erſt paſſirte Brücke in Villerſexel ein und trat ſofort in einen erbitterten Häuſerkampf mit dem Gegner ein, der inzwiſchen Zeit gefunden hatte, wie das Schloß ſo auch alle in der Nähe der Brücke gelegenen Oertlichkeiten zu beſetzen. Die 25er erwieſen ſich aber als die Stärkeren, ſtürmten die Häuſer und drängten die Beſatzung der Stadt, die aus einigen Bataillonen des XX. Corps beſtand, wieder nach Süden und Oſten zu hinaus. Namentlich glückte es, ſich des nach Villers-la-Ville führenden Ausgangs zu verſichern. Dagegen hielt ſich der Feind in dem ſüdweſtlichen Theile der Stadt und leiſtete hier — da von Rougemont her ſehr wahrſcheinlich immer neue Bataillone ins Gefecht traten — viele Stunden lang erfolgreichen Widerſtand. Um unſer Vordringen nach Möglichkeit zu hindern, ſteckte der Gegner mehrere Häuſer in Brand, was auch unſrerſeits geſchah, wenn es trotz aller Anſtrengungen nicht gelingen wollte, die Franzoſen aus den Gebäulichkeiten zu vertreiben.*) Jenes blutige »Nachtgefecht von Villerſexel«, das, bei etwa neunſtündiger Dauer, zu den hartnäckigſten Kämpfen dieſes Krieges zählt, hatte begonnen. Bald erhob ſich Feuerſchein über der Stadt, eingehüllt in den Qualm ſchwerer Rauchwolken; nur hier und dort ſchlug die Flamme hoch auf und lohte in den vom Monde matt erhellten, ſtahlgrauen Winterhimmel hinein.

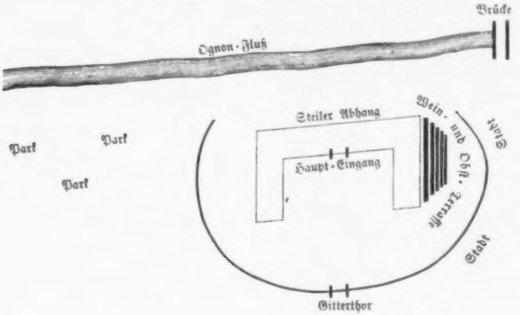
Der Kampf der Landwehr-Bataillone Wehlau und Oſterode um Schloß Villerſexel.

Es mochte 6 Uhr und der ſüdöſtliche Theil der Stadt von unſren 25ern eben zurückerobert ſein, als die Landwehr-Bataillone der Diviſion Schmeling näher an die Brücke herangezogen und beordert wurden, das Schloß, das, wie wir wiſſen, wahrſcheinlich ſchon vor 4 Uhr vom Feinde beſetzt worden war, wiederzuerobern.

---

*) Friedrich von der Wengen erzählt auf S. 206 ſeines Buches, nach Mittheilungen eines Augenzeugen, das Folgende: Ein ungefähr 15 Mann ſtarker franzöſiſcher Infanterietrupp, dem der Rückzug abgeſchnitten war, warf ſich in ein Haus und leiſtete hier zähen Widerſtand. Da er jede Aufforderung, ſich zu ergeben, zurückwies, legte man preußiſcherſeits ſchließlich Feuer an das Gebäude, um den Feind auf dieſe Weiſe herauszutreiben. Allein die kleine Abtheilung fuhr trotzdem fort ſich energiſch zu vertheidigen, bis ſie mit gellendem Todesſchrei unter den einſtürzenden Trümmern des brennenden Hauſes begraben wurde.

Schloß Villerſexel, ein ſehr geräumiger, mehrſtöckiger Bau mit Corps de Logis und zwei Flügeln, erhebt ſich nordweſtlich der Stadt auf einer Anhöhe, die gegen den Ognon hin (nördlich) ziemlich ſteil abfällt, während ſie, nach Süden hin, eine geſtrecktere Abdachung hat. Die Front des Schloſſes geht auf den Fluß zu; an dieſem hin, in weſtlicher Richtung, erſtreckt ſich ein geräumiger Park. Eine nicht hohe, zum Theil verfallene Mauer faßt das ganze Beſitzthum ein, das noch durch eine am Oſt-Abhange des Schloßbergs angelegte Wein- und Obſt-Terraſſe ausgezeichnet iſt. Auch dieſe Terraſſe liegt innerhalb der allgemeinen Umfaſſungsmauer. Das zum Haupteingange des Schloſſes führende Gitterthor durchſchneidet die ſüdliche Mauerlinie; zu den Flügeln führen beſondere Eingänge. Das Ganze etwa ſo:



Das Landwehr-Bataillon Wehlau erhielt Befehl, das Schloß zu nehmen und, über die Brücke vordringend, durch ein Gewirr von Straßen hin, ſich rechts zu halten, während links daneben das Regiment 25 in heftigem Feuergefecht mit dem Feinde ſtand. Es theilte ſich für den Angriff in zwei Halbbataillone: das eine wurde rechts von einem dort gelegenen Mühlengehöfte aus gegen den Oſtflügel und die Front des Schloſſes dirigirt, das andere hielt ſich zunächſt links und ſchwenkte dann erſt ein, um, nach Beſchreibung eines weiteren Bogens, von der Südſeite her in den Schloßhof einzudringen.

Als die im Schloſſe poſtirten Franzoſen das im Vorgehen begriffene rechte Halbbataillon wahrnahmen, begrüßten ſie daſſelbe mit lebhaftem Gewehrfeuer, wodurch deſſen Angriff vorläufig zum Stillſtand kam. Das linke Halbbataillon, am ſüdlichen Hange des glatt gefrorenen Schloßberges vorgehend, wurde, wo die Mauer nicht Deckung gab, gleichfalls ſtark beſchoſſen, ſo daß ſein Führer den Entſchluß faßte, vorläufig zurückzugehen und einen günſtigeren Punkt zum Angriff zu ſuchen.

Um dieſe Zeit war es, daß das am jenſeitigen Brücken-Ausgang als nächſte Reſerve ſtehende Landwehr-Bataillon Oſterode Befehl erhielt, die Wehlauer bei Wegnahme des Schloſſes zu unterſtützen. Bataillon Oſterode trat an. An ſeiner Spitze befand ſich die 2. Compagnie; bei ihr der Bataillonscommandeur, Major v. Wuſſow. Als man ſich dem ſüdlichen Rande des Schloßberges näherte, gewahrte man oben, aber außerhalb der Mauer, eine Truppenabtheilung, die, wie ſich gleich ergeben ſollte, das im Rückgange begriffene linke Halbbataillon Wehlau war. Auch die Oſteroder hielten ſich am Südrande hin und ſuchten das Haupt-Eingangsthor zu gewinnen. Während ſie dieſe Bewegung ausführten, kam das vorerwähnte Halbbataillon Wehlau den ziemlich glatt gefrorenen Schloßberg herunter und ſchob ſich dermaßen mitten in die Oſteroder hinein, daß eine bedeutende Stockung entſtand. Zur Erklärung ſolchen Zuſammenſtoßes muß in Betracht gezogen werden, daß es bereits Nacht war und das Mondlicht keine genügende Umſicht gewährte. Auch der Lärm des Straßenkampfes, den in geringer Entfernung vom Schloß die 25er führten, iſt wohl in Anſchlag zu bringen.

Die Spitze der vorausmarſchirenden 2. Compagnie Oſterode war in den Strudel jenes Zuſammenſtoßes nicht mit hineingeriſſen worden und marſchirte, ohne von demſelben auch nur Kenntniß zu haben, weiter, in der Meinung vom Gros des Bataillons gefolgt zu ſein. Der ſolchermaßen im Vormarſch verbleibende Trupp, unter Major v. Wuſſow's perſönlicher Führung, war über einen Zug ſtark. Als ſich derſelbe dem offen ſtehenden Eingangsthor zum Schloßhofe näherte, erhielt er von dorther, beſonders aus dem Portierhauſe, Infanteriefeuer. Major v. Wuſſow ſchritt ſofort zum Bajonet-Angriff, vor welchem der Feind in das Schloß hinein entfloh. Ungeachtet des nunmehr von den Fenſtern aus erfolgenden Feuers, drangen die Oſteroder, über den Hof hin, gegen das gleichfalls offene Hauptportal im Mittelbau vor. Die in der Eingangshalle ſtehende Infanterie-Abtheilung zog ſich, nach Abgabe einer Salve, raſch in das obere Stockwerk und in die Keller zurück, worauf die Oſteroder zunächſt den im Erdgeſchoſſe befindlichen, auf den Ognon hinausblickenden großen Saal beſetzten.

Während an dieſer Stelle vergeblich der alsbaldigen Ankunft des Gros des Bataillons Oſterode entgegengeſehen wurde, kam Unterſtützung von unerwarteter Seite her. Unter den Fenſtern des Saales hin ſchlichen preußiſche Landwehren, nicht dem Bataillon Oſterode, wohl aber jenem rechts dirigirten Halbbataillon Wehlau zugehörig, deſſen erſter Angriff gegen das Schloß, wie weiter oben bereits hervorgehoben, ins Stocken gerathen war. Die Oſteroder öffneten ſofort die Fenſter des Saales, auch eine nach außen gehende Thür, welche aber der Stufen ermangelte. Auf dieſem Wege kletterten die Wehlauer, theils unterſtützt durch die Oſteroder, theils unter Zuhülfenahme der an der Außenwand befindlichen Weinſpaliere, in den untern Saal hinein.

Nach Ankunft dieſer Verſtärkung beſchloß Major v. Wuſſow, in das vom Feinde noch beſetzte erſte Stockwerk vorzudringen. Die vorhandene Mannſchaft wurde zu dieſem Behuf in zwei Theile formirt, von denen der eine, unter Leitung des Majors, die Haupttreppe erſtürmen, der andere, unter dem von früher her mit der Lokalität bekannten Führer der 2. Compagnie Oſterode, Premier-Lieutenant Förſtemann, eine Seitentreppe benutzen ſollte, um dem Gegner gewiſſermaßen in die Flanke zu fallen. Schon auf der Treppe fielen Schüſſe. Gegenüber dem muthigen Vordringen der preußiſchen Wehrmänner jedoch zog ſich der Feind in den großen Saal des erſten Stockes zurück. Major v. Wuſſow folgte raſch, forcirte den Saal und ſtieß hier auf eine etwa 120 Mann ſtarke feindliche Abtheilung unter einem Offizier, die ſich gefangen gab.

Während dieſer Vorgänge innerhalb des Schloſſes, hatte ſich außerhalb deſſelben jener Knäuel wiederum entwirrt, der durch den Zuſammenſtoß des Gros des Bataillons Oſterode mit dem linken Halbbataillon Wehlau entſtanden war. Freilich die Fühlung mit dem voraufgeeilten Zuge der 2. Compagnie Oſterode konnte nicht mehr hergeſtellt werden und der Reſt des Bataillons begnügte ſich damit, dem Laufe der Mauer, bis zu dem nördlichen Endpunkte derſelben, am Ognon, zu folgen. Hier ſich links wendend, erkletterten ſie die Anhöhe und gelangten an die dem Fluſſe zugekehrte Schloßfront, wo ſie nun ebenfalls durch die offenſtehenden Fenſter in den Saal des Erdgeſchoſſes einſtiegen. Es waren die 1. und 3. und die halbe 2. Compagnie. Das unmittelbar aufſchließende linke Halbbataillon Wehlau folgte auf demſelben Wege. Nur die 4. Compagnie Oſterode nahm eine abweichende Richtung. Unter Führung ihres Hauptmanns Czygan dirigirte ſie ſich, von dem Orte des Zuſammenſtoßes aus, gerade den Schloßberg hinauf, überſtieg die Mauer, erkletterte die an dieſer Seite gelegenen Terraſſen und erreichte den Schloßhof in der Nähe des öſtlichen Anbaues. Die Eingangsthür zu letzterem wurde, trotz des von oben her abgegebenen feindlichen Feuers, eingeſchlagen, und damit die Beſetzung des Erdgeſchoſſes auch an dieſer Stelle (öſtlicher Flügel) bewerkſtelligt.

Oberſt v. Krane, Commandant des 2. oſtpreußiſchen Landwehr-Regiments, welchem das Bataillon Oſterode unterſtand, war unterdeß ebenfalls im Schloſſe eingetroffen. Auch er, wie die vorerwähnten Truppentheile, hatte ſeinen Weg durch die unteren Saalfenſter genommen. Die Gefangennahme der franzöſiſchen Infanterie-Abtheilung im erſten Stockwerke war um dieſe Zeit bereits erfolgt. Oberſt v. Krane traf nun, im Verein mit Major v. Wuſſow, ſeine Maßregeln dahin, daß das Bataillon Oſterode mit der 1. Compagnie den weſtlichen, mit der 4. den öſtlichen Schloßflügel beſetzt halten, mit der 2. und 3. aber, wie auch mit dem Bataillon Wehlau, im Mittelbau verbleiben ſolle. Die im oberen Stock gefangen genommenen Franzoſen wurden vorläufig in dem Saale ſelbſt unter Bewachung zurückgelaſſen. (7 Uhr.)

Das Bataillon Wehlau machte mittlerweile Anſtrengungen, um auch in die vom Gegner beſetzten Souterrains einzudringen. Allein alle derartigen Verſuche blieben, bei nicht unbedeutenden Verluſten, reſultatlos, da der unten befindliche Feind die Kellertreppen durch ein ſehr wirkſames Feuer beſtrich. Erfolgreicher waren einige Vorſtöße, die ſeitens deſſelben Bataillons aus dem Hofe in den franzöſiſcherſeits ebenfalls noch beſetzten Park unternommen wurden. (8 Uhr.)

Aber nicht nur in Park und Souterrain, namentlich auch in den oberen Etagen des Schloſſes ſteckte der Feind. Oberſt v. Krane beſchloß, ihn hier aufzuſuchen und ſtieg in Begleitung des Majors v. Wuſſow, wie des lokalkundigen Premier-Lieutenants Förſtemann, erſt die breite Haupttreppe, dann eine ſchmalere ins zweite Stock führende Stiege hinan. Eine Halb-Compagnie Oſteroder folgte. In einem der erſten Zimmer ſtieß man auf einen feindlichen Infanterietrupp, welcher beim Anſichtigwerden der Preußen Feuer gab, wodurch Premier-Lieutenant Förſtemann getödtet wurde.

Während dieſe Durchſuchung des Schloſſes ſeitens der ebengenannten Halbcompagnie Oſteroder ihren Fortgang nahm, wurde vom Landwehr-Bataillon Wehlau dem General v. Schmeling gemeldet, daß der Gegner im Schloſſe hartnäckigen Widerſtand leiſte. Der General erwiderte: »Nun, ſo räuchert ſie hinaus.«*) Der Offizier, der dieſe Antwort empfing, nahm ſie wörtlich und glaubte ſie als einen Befehl zur Anzündung des Schloſſes auffaſſen zu ſollen, während der General darunter nur ein Hinausdrängen des Feindes gemeint hatte.

---

*) General v. Schmeling hat, nachdem dieſes Mißverſtändniß zu Tage trat, ſofort in beſtimmteſter Form die Erklärung abgegeben, daß er nie mit dem Gedanken umging, das Schloß den Flammen zu überantworten und das Wort »Hinausräuchern« nur in dem obenbezeichneten Sinne gebraucht habe.

In Folge deſſen ſchritt man unverzüglich zur Anzündung des weſtlichen Schloßflügels, indem Betten, Stroh und ſonſtige feuerfangende Gegenſtände ebendaſelbſt zuſammengetragen und in Brand geſteckt wurden. Zugleich erfolgte der Abzug aller im Schloß befindlichen preußiſchen Abtheilungen, ſo weit ſie im Erdgeſchoß des Corps de Logis, beziehungsweiſe im Schloßhof verſammelt waren. Da man den Rückzug über die ſteinerne Brücke abgeſchnitten glaubte, entſchloß man ſich, denſelben, in kürzeſter Richtung, direkt durch den Ognon zu nehmen. Das Waſſer reichte den Leuten bis an die Hüfte; an einzelnen Stellen jedoch mußten ſie ſchwimmen. Im Schloſſe zurück, und zwar im öſtlichen Flügel, blieb nur Hauptmann Czygan mit einem Trupp der 4. Compagnie Oſterode. Außer ihm, in den oberen Räumen des Corps de Logis, Oberſt v. Krane, dem, wie den Leuten, die ihn begleiteten, bei der fortgeſetzten Durchſuchung des Schloſſes die ebengeſchilderten Vorgänge vollkommen unbekannt geblieben waren.

Es mochte 9 Uhr ſein als der Oberſt, ſammt ſeiner Escorte, wieder treppab ſtieg und auf den Flur des Erdgeſchoſſes zurückkehrte. Kaum war er hier in ein gegen den Hof hin gelegenes Zimmer mit dem brennenden Lichte eingetreten, als Schüſſe durch das Fenſter fielen. Man löſchte das Licht ſofort und gewahrte nun, daß das Schloß von den Preußen geräumt, der Schloßhof aber vom Gegner wieder beſetzt worden ſei. Oberſt v. Krane begab ſich nunmehr nach dem der Stadt zunächſtgelegenen öſtlichen Schloßflügel. Hier traf er die zurückgebliebene Abtheilung der 4. Compagnie unter Hauptmann Czygan. Trotz dieſer Verſtärkung hatte die kleine Abtheilung nur wenig Ausſicht ſich durchzuſchlagen; der Feind, aus allen ſeinen Verſtecken hervorkommend, hatte, nach dem Abzug des Gros der beiden Landwehr-Bataillone, Schloßhof und Corps de Logis raſch mit ſeinen Mobilgarden gefüllt, und Oberſt v. Krane, Major v. Wuſſow und Hauptmann Czygan ſahen ſich in dem öſtlichen Schloßflügel umſtellt und eingefangen, während der weſtliche Flügel in hellen Flammen ſtand. Von der Stadt her drang der Lärm des Straßenkampfes herauf.

Nach ziemlich langem Harren kam endlich Rettung. Es war 10 Uhr, als dem in Nähe der Brücke in Reſerve ſtehenden Halbbataillon Thorn, Major Freiherr v. Keyſerlingk, ſeitens des Generals der Befehl ertheilt wurde, gegen das Schloß vorzugehen, um die vermeintlich dort noch im Kampfe ſtehenden Bataillone Wehlau und Oſterode zu unterſtützen. Als das Halbbataillon den freien Raum am öſtlichen Fuße des Schloßberges erreicht hatte und eben im Begriff war, den letzteren hinaufzurücken, wurde es aus dem Schloſſe mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen. Die Situation gewann noch an Unklarheit, als man gleichzeitig aus einem gegen die Stadt gelegenen Fenſter die wohlbekannte Stimme des Oberſten v. Krane vernahm, welcher hinab rief, »nicht in dieſer Richtung zu ſchießen, trotzdem man aus dem Gebäude fortwährend Feuer erhalte«. Endlich gelang es dem Halbbataillon Thorn ſich dahin zu orientiren, daß das Schloß in ſeinen vom Brande noch nicht heimgeſuchten Theilen vom Feinde beſetzt und Oberſt v. Krane ſammt einer geringen Mannſchaft innerhalb deſſelben eingeſchloſſen ſei. Man verſtändigte ſich nunmehr, immer durch das offene Fenſter rufend, mit dem Führer des Halbbataillons Thorn dahin, daß dieſes den Feind beſchäftigen und ſein Feuer ablenken ſolle, um auf die Weiſe das Durchſchlagen der Truppe aus dem Schloſſe zu unterſtützen.

Die beiden Compagnieen Thorn ſetzten ſich ſofort zu dieſem Behufe an der öſtlichen Abdachung des Schloßberges feſt; im öſtlichen Flügel aber rüſteten ſich mittlerweile Oberſt v. Krane und Major v. Wuſſow mit ihrer Mannſchaft zum Durchbruche. Das Unternehmen fand ſeine Einleitung durch eine Salve, welche aus der Thür und den zunächſt gelegenen Fenſtern auf den von feindlicher Infanterie beſetzten Schloßhof abgefeuert wurde. Dann ſtürmte die kleine Schaar mit »Hurrah« hinaus, um das ſüdliche Eingangsthor zu gewinnen. Der Feind wich; in Folge allgemeinen Wirrwarrs aber über die Lage jenes Thores getäuſcht, ließ Oberſt v. Krane die Abtheilung zu früh links wenden, ſo daß man nicht an das Thor, ſondern an die öſtliche Schloßmauer gelangte. Der Feind, ſobald er jene Linksſchwenkung des braven Häufleins wahrgenommen, drängte nach. Lieutenant Kurreck erhielt hierbei einen Schuß in den Fuß und fiel ſchwer verwundet; ſein treuer Kamerad, Lieutenant Oehlſchläger II., nahm ihn auf den Rücken und ſchleppte ihn weiter. Die Mauer wurde glücklich überklettert und der auch jetzt noch verfolgende Feind von der Thorner Landwehr mit einem ergiebigen Feuer empfangen. Die kleine Schaar war gerettet. Major v. Wuſſow ging mit ſeiner Mannſchaft über die ſteinerne Ognonbrücke zurück, um ſein Bataillon aufzuſuchen, das er dort geſammelt vorfand.

Das Halbbataillon Thorn repliirte ſich, nach erhaltenem Befehl, langſam in die Stadt. 11 Uhr.*)

Eine halbe Stunde ſpäter wurden, auf Veranlaſſung des Diviſionscommandos, die Bataillone Oſterode und Wehlau, ſowie die zwei ſüdwärts vom Ognon verbliebenen Compagnieen Thorn abermals gegen Schloß und Park dirigirt, um hier den Feind in Schach zu halten. Ueber die ſteinerne

*) Franzöſiſcherſeits war es leider bei dieſem Nachtkampfe wiederholentlich vorgekommen, daß man ſich der unlauteren Liſt bediente, Pardon zu rufen, oder in deutſcher Sprache (wahrſcheinlich Elſäſſer) ſich den preußiſchen Truppen gegenüber für Kameraden auszugeben. Wer dann preußiſcherſeits ſeine Deckung verließ, wurde mit Gewehrfeuer empfangen. Auf ſolche Weiſe fand unter andern Premier-Lieutenant Coeler vom Landwehr-Bataillon Thorn ſeinen Tod. Dies Verfahren rief ſolche Erbitterung hervor, daß ſeitens der oſtpreußiſchen Wehrleute verſchiedentlich kein Pardon mehr gegeben wurde.

Brücke vorgehend, entwickelten die beiden erſtgenannten Bataillone, ſowohl von der Stadt- wie auch von der Ognonſeite her, ſtarke Schützenketten, deren rechter Flügel ſich bis in die Nähe des Hängeſteges beim Park erſtreckte. Der Feind behauptete ſich in Hof und Park, wie auch in dem nicht brennenden Theile des Schloſſes ſelbſt. Ein heftiges Feuergefecht begann aufs Neue. Um den Gegner auf ſeine Stellung zu beſchränken, wurden ſeitens der preußiſchen Truppen mehrfach kurze Vorſtöße ausgeführt. An der Oſtſeite des Schloßberges griffen Theile des 25. Regiments ein.

Endlich, gegen 1½ Uhr Nachts, erging der Befehl zum allmäligen Abbrechen des Gefechts. Die gegen das Schloß kämpfende Landwehr wurde durch die 1. und 4. Compagnie 25. Regiments in ihrer Stellung abgelöſt und ging über die ſteinerne Brücke auf das nördliche Ognonufer zurück; mit ihr das in Reſerve geſtandene Bataillon Ortelsburg. Der Landwehr unmittelbar folgten das 2. und Füſilier-Bataillon 25. Das 1. Bataillon genannten Regiments deckte den Rückzug und war der letzte Truppentheil, welcher Villerſexel verließ, nachdem noch vorher der ſüdliche Brückenausgang, nach Thunlichkeit, verbarrikadirt worden war. Der Feind, augenſcheinlich erſchöpft, folgte nicht.

Um 3 Uhr war Villerſexel preußiſcherſeits geräumt.

Der Brand des Schloſſes hatte während des ganzen Nachtgefechtes fortgewüthet. Unter den einſtürzenden Trümmern wurden nicht nur die Leichen der Gefallenen, ſondern auch Verwundete von Freund und Feind begraben.

Der Geſammtverluſt der deutſchen Truppen in dem Treffen von Villerſexel betrug 424 Mann, darunter 14 Offiziere. Davon entfallen auf die Diviſion Schmeling, einſchließlich des 25. Regiments, 12 Offiziere und 310 Mann. Letzteres Regiment allein verlor 8 Offiziere und 217 Mann.

Am 11. Januar, nachdem die Diviſion Schmeling in Villafans und St. Sulpice geraſtet hatte, ſetzte das Werder'ſche Corps den Marſch auf Belfort fort und erreichte die Liſaine. Welche Poſitionen hier bezogen wurden, darauf kommen wir an andrer Stelle zurück. General Werder ſelbſt traf in Brévilliers (oſtwärts Héricourt) ein, wohin er ſein Hauptquartier verlegt hatte. Noch am Abend des 11. ging ihm die telegraphiſche Meldung zu, daß General v. Manteuffel an eben dieſem Tage Chatillon ſur Seine zu erreichen und das Commando über die daſelbſt in Bildung begriffene, zur Degagirung unſres XIV. Corps beſtimmte Süd-Armee anzutreten hoffe.

Bourbaki's Operationsplan war durch den Rückzug Werder's offenbar durchkreuzt worden. Anſtatt ſeinem Gegner erhofftermaßen, unter gleichzeitiger Abdrängung von der Straße nach dem Oberrhein, in der Gegend von Veſoul eine vernichtende Niederlage zu bereiten und das dadurch iſolirte deutſche Belagerungscorps vor Belfort zum Abzuge zu zwingen, mußte der franzöſiſche Heerführer die Enttäuſchung erfahren, daß es dem General v. Werder gelang, ſeinen Rückzug nach der Liſaine zu bewirken und damit eine Stellung zu gewinnen, in welcher er nicht nur die Belagerung jenes mehrerwähnten Platzes decken, ſondern auch die Oſt-Armee, falls dieſelbe, zur Zerſtörung unſrer Communicationen, ſich gegen die Linie Châlons — Nancy wandte, in ihrem Rücken bedrohen konnte. Unter allen Umſtänden hatte General Werder den Vorſprung gewonnen und Bourbaki mußte folgen. Er ließ, ebenfalls am 11., ſeine Hauptmacht aus der Gegend von Villerſexel den Marſch gegen Belfort antreten, wohin zugleich das Gros des franzöſiſchen XV. Corps von Clerval aus inſtradirt wurde. Unter den ſchon früher beſprochenen hemmenden Einflüſſen mußte der Marſch der ſchwerfälligen feindlichen Heeresmaſſe eben jetzt um ſo langſamer von ſtatten gehen, als die verſchneiten oder mit Glatteis überzogenen Wege die Bewegung beeinträchtigten. Die einzelnen Corps hielten folgende Richtung inne:

Das XVIII. Corps über Faymont gegen Beverne (an der Straße Lure — Héricourt);

das XX. und XXIV. Corps auf Héricourt ſelbſt;

das XV. Corps von Clerval gegen Montbéliard;

die Diviſion Cremer rückte von Dijon, das ſie ſeit Beginn des Jahres beſetzt hielt, auf der Straße Gray-Veſoul nach, und traf noch rechtzeitig genug am linken Flügel der Oſt-Armee ein, um an den Kämpfen vom 15. bis 17. theilnehmen zu können.

Am 14. Abends hatten alle vorgenannten Truppentheile, auch die Diviſion Cremer, die ihnen vorgezeichneten Poſitionen erreicht. An einigen Punkten war es bei dieſem Aufmarſch zu Zuſammenſtößen mit unſren Avantgarden gekommen, ſo bei Arcey, Sainte Marie und Chavanne ſeitens der Detachements v. Loos und v. Nachtigal, bei Dasle und Croix ſeitens des Detachements Debſchitz, welches letztere, während dieſer Belfort-Tage aus dem Zirkel der Cernirungs-Truppen ausſcheidend, dem Commando unſres XIV. Corps unterſtellt worden war. Dieſe Rencontres, ſämmtlich am 13. ſtattfindend, verliefen nicht unblutig, mögen aber mit Rückſicht auf die dreitägige Hauptaction, deren ausführliche Schilderung uns obliegt, hier eben nur namhaft gemacht werden.*)

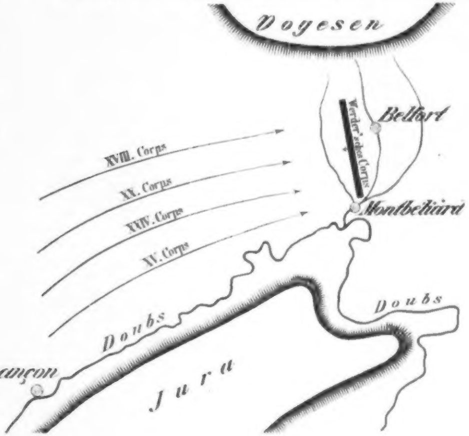
*) Bei Arcey und Sainte Marie focht das Detachement Oberſt v. Loos (Regiment 25, 1. Bataillon 67, zwei Batterieen) gegen die 1. Diviſion des XXIV. und die 3. Diviſion des XV. Corps, und hatte einen Verluſt von 2 Offizieren und 19 Mann todt, dazu 51 Verwundete. — Detachement Nachtigal (2. und Füſilier-Bataillon 30, eine Batterie) ſtand bei Chavanne gegen die 2. Diviſion des XX. und vielleicht auch gegen Theile der 3. Diviſion XXIV. Corps im Feuer. Das Detachement verlor 7 Mann todt und 90 Verwundete, unter den Verwundeten 4 Offiziere. — Detachement Debſchitz (acht Landwehr-Bataillone, deren Namen wir auf S. 925 geben,) hatte, wie ſchon im Text hervorgehoben, das Rencontre bei Dasle und Croix. Was ihm auf feindlicher Seite gegenüberſtand, iſt nicht klar erſichtlich. Das Detachement hatte eine Einbuße von 1 Offizier und 8 Mann todt, 39 verwundet, 10 vermißt. [Das Detachement Loos ging auf Tavey, das Detachement Nachtigal auf Couthenans zurück. Das Detachement Debſchitz behauptete ſich in ſeiner Stellung.]

Die Schlacht vor Belfort.

Am 15., 16. und 17. Januar.

Am 14. Abends ſtanden ſich beide Armeen in der »Trouée de Belfort« gegenüber.

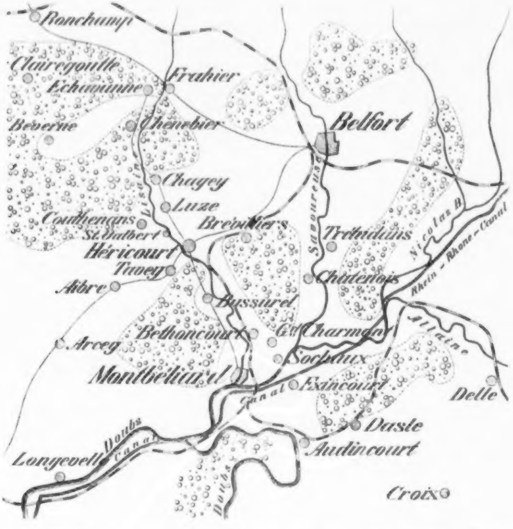
Dieſe »Trouée de Belfort« iſt eine vier Meilen breite Oeffnung, ein Thor zwiſchen dem Südfuß der Vogeſen und dem Nordabhange des Jura, das, ſeit älteſten Zeiten, den Verkehr zwiſchen Süddeutſchland und Frankreich vermittelte. Im Kriege war es Schauplatz erbitterter Kämpfe. In dieſe


Vogesen
Belfort
Werder'sches Corps
XVIII. Corps
XX. Corps
XXIV. Corps
XV. Corps
Montbeliard
Doubs
Doubs
Besançon
Jura

Oeffnung hinein, unter geſchickteſter Benutzung des Terrains, wurde Belfort gebaut, um das Thor nach Umſtänden ſchließen zu können. Seit drittbalb Monaten waren wir bemüht, durch Eroberung von Belfort, dieſe wichtige Verkehrslinie zu gewinnen; jetzt zog Bourbaki heran, um dieſe Eroberung zu vereiteln. Zwiſchen ihm und ſeinem Ziel (Belfort) ſtand nur noch ein Hinderniß: das Werder'ſche Corps. Einen Höhenzug feſthaltend, der am öſtlichen Ufer hin den quer (alſo von Nord nach Süd) durch die »Trouée«fließenden Liſaine-Bach begleitet, ſchloß das genannte Corps nicht nur den Zugang zur Feſtung, ſondern zur »Trouée« überhaupt, indem es, lang auseinandergezogen, ſeinen äußerſten rechten Flügel an die Vogeſen, ſeinen äußerſten linken Flügel an die Schweizer Grenze lehnte. Schweizer Grenze und Jura decken einander. Dieſe vier Meilen lange Front, oder, was daſſelbe ſagen will, unſre quer durch die ganze Trouee gezogene Vertheidigungslinie, war, trotz allem Mißlichen, was ihre Länge mit ſich brachte, nicht abzukürzen geweſen, wenn wir der Gefahr einer Ueberflügelung entgehen wollten. Jetzt, mit Hülfe dieſer ausgedehnten Linie, ſchützte uns von rechts her das Gebirge, von links her die zu reſpektirende Neutralität des Nachbarſtaates. Dieſe Vorzüge mußten uns über andres hinwegſehen laſſen. Im Ganzen, einen Waſſerlauf in der Front, an den Flügeln einigermaßen geſichert und auf Höhenzügen etablirt, die das jenſeitige niedrigere Ufer beherrſchten, durfte die vom Werder'ſchen Corps eingenommene Stellung als eine gute Defenſiv-Poſition angeſehen werden. Allerdings war dabei auf den Schutz gerechnet, den die 3 bis 4 Fuß tiefe, vielfach von ſumpfigen Wieſen begleitete Liſaine gewährte. Dieſer Schutz aber ſollte ſich am 14. als illuſoriſch erweiſen; eine bittre Kälte trat ein und alle Waſſerläufe (auch die Allaine, die nach Süden hin unſrer hakenförmigen Stellung — vgl. die Anmerkung auf S. 924 — unmittelbar vorlag) überdeckten ſich mit einer Eisſchicht, die Infanterie und ſelbſt Cavallerie tragen konnte. Gleichzeitig wurde der Anmarſch neuer feindlicher Colonnen aus dem Süden und Weſten gemeldet. Unter dem Einfluß der ſich daraus ergebenden Erwägungen wurde, noch in letzter Stunde, der bereits am 11. gefaßte Beſchluß: in der Liſaine-Stellung den Feind zu erwarten, wieder erſchüttert und General v. Werder richtete folgendes Telegramm an das Große Hauptquartier in Verſailles:

»Neue feindliche Truppen marſchiren von Süden und Weſten gegen Lure und Belfort. In Port ſur Saône werden größere Abtheilungen konſtatirt. In der Front griff der Feind heute die Vorpoſten bei Bart und Dung vergeblich an. Ob bei dieſem umfaſſenden und überlegenen Angriff eine fernere Feſthaltung von Belfort ſtattfinden ſoll, bitte ich dringend zu erwägen. Elſaß glaube ich ſchützen zu können, nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht die Exiſtenz des Corps aufs Spiel geſetzt wird. Mir fehlt durch Feſthalten von Belfort jede Freiheit der Bewegung. Die Flußlinien durch Froſt paſſirbar.«

Aber ehe eine Antwort auf dies anfragende Telegramm eintreffen konnte, griff uns (am 15. früh) der Feind in allen unſren Poſitionen an und erzwang die Schlacht.


Ronchamp
Clairegoutte
Echavanne
Frahier
Belfort
Beverne
Chenebier
Chagey
Luze
Lisaine
Couthenans
St. Valbert
Brevilliers
Savoureuse
Trétudans
St. Nicolas B.
Héricourt
Tavey
Aibre
Châtenois
Rhein-Rhone-Canal
Bussurel
Bethoncourt
Gd. Charmont
Allaine
Arcey
Sochaux
Montbéliard
Canal
Exincourt
Delle
Dasle
Audincourt
Doubs
Canal
Longevelle
Doubs
Croix

Unſre Poſitionen aber — wobei wir uns weitre Details für die Folge vorbehalten — waren die nachſtehenden. Centrum: **Héricourt**; daran ſich anlehnend ein rechter und linker Flügel, von denen der eine bis Chenebier, der andre bis Montbéliard reichte.*) Durch Herbeiſchaffung von

---

*) Unſre Poſition hatte allerdings über die genannten Punkte: Chenebier und Montbéliard hinaus, noch einen äußerſten rechten und linken Flügel; letzterer, der äußerſte linke Flügel, ſtand zurückgebogen-rechtwinklig zu der von Nord nach Süd laufenden Linie Chenebier — Montbéliard und ſchuf dieſe Stellung in eine Haken-Stellung um. Die Beſetzung dieſer äußerſten Flügelpoſitionen war die folgende. Am äußerſten rechten Flügel, im

Belagerungs-Geſchützen, die momentan aus der Cernirungslinie von Belfort gezogen wurden, hatte man dem Linken Flügel und dem Centrum, durch Emplacements für Feld-Artillerie dem Rechten Flügel mehr Feſtigkeit zu geben geſucht. 18 Belagerungs-Geſchütze[*]) hatten folgende Placirung gefunden.

Auf Schloß Montbéliard:

Zwei 12pfünder
Vier 6pfünder } Seconde-Lieutenant Sauer vom Magdeburgiſchen Feſtungs-Artillerie-Regiment.
(Beherrſchten die Umgebung des Orts.)

Bei La Grange Dame:

Fünf 24pfünder unter Premier-Lieutenant Weißwange. (Beſtrichen die offene Hochfläche im Norden und Weſten von Montbéliard.)

Rückwärts Héricourt:

Sieben 12pfünder unter Hauptmann Schweber. (Beherrſchten die bei Tavey den Wald verlaſſende Straße von Arcey.)

Rückwärts Héricourt, auf dem Mont Salamon, namentlich aber nördlich dieſes Ortes, bei St. Valbert und Luze (rechter Flügel) befanden ſich die vorerwähnten Emplacements für Feld-Artillerie, die im Ganzen Bettungen für 7 Batterieen oder 42 Geſchütze boten.

Ronchamp, ſtand ein Detachement unter Oberſt Williſen, am äußerſten linken Flügel, auf der Linie Exincourt — Dasle — Croix, ein Detachement unter General Debſchitz. Die Ordre de Bataille beider Detachements war:

Detachement Oberſt Williſen:
1. badiſches Leib-Dragoner-Regiment.
2. preußiſches Reſerve-Dragoner-Regiment.
1. preußiſches Reſerve-Ulanen-Regiment.
1. und 4. Compagnie des 1. preußiſchen Reſerve-Jäger-Bataillons.
Sächſiſche leichte Reſerve-Batterie Krutſch.

Detachement Generalmajor v. Debſchitz:
Landwehrbataillone Jauer, Liegnitz, Striegau, Lauban, Hirſchfeld, Breslau Oels, Apenrade.
Zwei Schwadronen 6. Reſerve-Ulanen-Regiments.
Zwei leichte Reſerve-Batterieen.
Bairiſche Batterie Keinath.

Dieſe Truppen, wie gleich hier bemerkt werden mag, traten namentlich am linken Flügel (Detachement Debſchitz) mannigfach ins Gefecht, doch kam es im Ganzen über bloße Demonſtrationen nicht erheblich hinaus, weshalb wir in unſerer Darſtellung auf dieſe begleitenden Hergänge nicht näher eingegangen ſind.

[*]) 16 andere Belagerungsgeſchütze, darunter 8 Vierundzwanzigpfünder, waren dem Detachement Debſchitz zugetheilt worden, und hatten an verſchiedenen Punkten der Linie Exincourt — Dasle — Croix ihre Aufſtellung gefunden.

So viel über unſre Artillerie-Poſitionen. Unſre Infanterie-Aufſtellung war die folgende.

Linker Flügel: Linie Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel.
Oſtpreußiſche Landwehr-Brigade, Oberſt v. **Zimmermann**.
6 Bataillone in und bei Montbéliard.
1 Bataillon in Bethoncourt.
1 Bataillon in Buſſurel.
Drei Batterieen.

Reſerve des linken Flügels.

Drei Bataillone der 1. badiſchen Brigade unter Oberſt v. Wechmar.

Centrum: Héricourt. Hauptſtellung.
Combinirte Infanterie-Brigade, Oberſt v. **Knappſtädt**.
1. Rheiniſches Infanterie-Regiment Nr. 25.
2. combinirtes Oſtpreußiſches Landwehr-Regiment.
Vier Batterieen.

Reſerve des Centrums.

(Zwiſchen Héricourt und Brévillers.)
4. Badiſches Infanterie-Regiment.
5. Badiſches Infanterie-Regiment.
6. Badiſches Infanterie-Regiment.
Combinirtes Regiment aus den reſtirenden Bataillonen der 1. Badiſchen Brigade.
Sechs Batterieen.

Rechter Flügel: Linie St. Valbert — Chagey — Chenebier.
Detachement Generalmajor v. d. **Goltz**.
34. Regiment zwiſchen Héricourt und Luze.
30. Regiment in Luze.
2. Bataillon 3. Badiſchen Regiments in Chagey.
Fünf Batterieen.
Detachement Generalmajor v. **Degenfeld**.
1. und Füſilier-Bataillon 3. Badiſchen Regiments
Landwehr-Bataillon Eupen } in Chenebier.
Zwei Batterieen

Die auf S. 928 und 929 gegebenen Skizzen, die **hier** hergehören, aber wegen des durch ſie bedingten typographiſchen Arrangements an dieſer Stelle nicht gegeben werden konnten, mögen ein ohngefähres Bild unſerer Artillerie- und Infanterie-Stellung geben.

Der franzöſiſche Anmarſch (Hauptquartier Bourbaki's in **Aibre**, dreiviertel Meile weſtlich von Héricourt) erfolgte in vier Corps-Colonnen, von denen ſich das XV. Corps gegen unſren linken Flügel, das XX. Corps gegen das Centrum, das XVIII. Corps, ſammt der Diviſion Cremer, gegen unſren rechten Flügel richtete. Das XXIV. Corps, neuformirt, und an Zuſammenhang und Zuverläſſigkeit den andern Truppentheilen nachſtehend, operirte zwiſchen dem XV. und XX. Corps und nahm abwechſelnd an den Kämpfen des einen und des andern Theil.

Wir geben nun die ſich entſpinnenden Kämpfe von Tag zu Tag, jedesmal am linken Flügel, Montbéliard, beginnend.

Erſter Tag (15. Januar).

Am 15. früh ertönten die Allarmſignale der franzöſiſchen Armee auf der ganzen Linie. Es war bitter kalt; die Pioniere hieben das Eis der Liſaine auf und arbeiteten emſig an den Verſtärkungen der Front. Die Unſren ſtanden in ihren auf S. 926 angegebenen Poſitionen; nur einzelne Aenderungen hatten ſtattgefunden oder vollzogen ſich im Lauf der erſten Morgenſtunden. So rückte die ganze 1. badiſche Brigade, Oberſt v. Wechmar, die am Tage zuvor zur einen Hälfte bei Brévillers, zur andern Hälfte bei Chatenois geſtanden hatte, an den linken Flügel ab und nahm Stellung bei Grand und Vieux Charmont. — Um 8½ Uhr fielen die erſten Kanonenſchüſſe; die Schlacht hatte begonnen.

Linker Flügel.

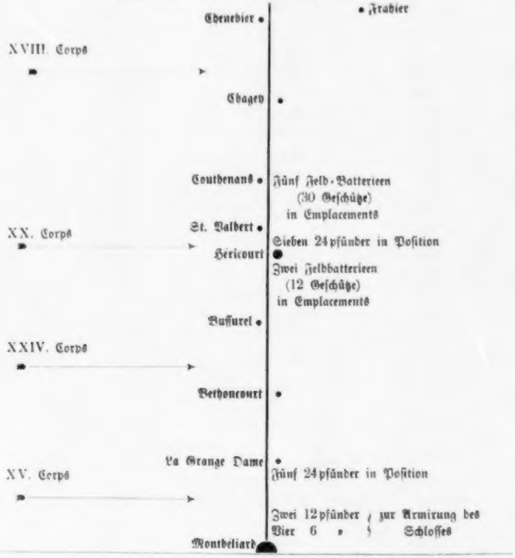
Linie: Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel.

Das XV. franzöſiſche Corps, wie bereits hervorgehoben, richtete ſich gegen unſren linken Flügel. Bourbaki's Ordre lautete dahin: »Mit Tagesanbruch wird das XV. Corps ſich auf Montbéliard dirigiren, wobei es alle Wälder mit der größten Sorgfalt zu ſäubern und unter Beobachtung der in ſeiner rechten Flanke am Doubs hin führenden Straße vorſichtig zu avanciren hat. Es wird das Bois Bourgeois, die Meierei des Mont Chevis und die nächſtgelegenen Poſitionen am rechten Liſaine-Ufer in Beſitz nehmen. Gegen die Citadelle und die Stadt hat es das Feuer ſeiner Artillerie zu eröffnen.« In Gemäßheit dieſes Befehles ſetzten ſich zwei Diviſionen (die 1. und 3.) des XV. Corps derart in Bewegung, daß
die 1. Diviſion, linker Flügel, über Allondans,
die 3. Diviſion, rechter Flügel, über Dung und Bart
auf das Plateau von Montbéliard rückte. Die 2. Diviſion folgte in Reſerve.

Montbéliard.

Montbéliard, 6500 Einwohner, liegt im Thal am Zuſammenfluß der Liſaine und Allaine. Die Allaine bildet nach Süden, die Liſaine nach

Artillerie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps.
Angriffslinien der franzöſiſchen Corps.

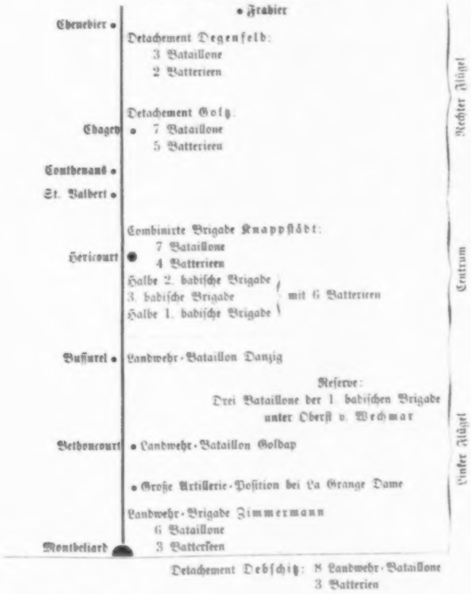

Chenebier
Frahier
XVIII. Corps
Chagey
Couthenans
Fünf Feld-Batterieen
(30 Geſchütze)
in Emplacements
XX. Corps
St. Valbert
Sieben 24pfünder in Poſition
Héricourt
Zwei Feldbatterieen
(12 Geſchütze)
in Emplacements
Buſſurel
XXIV. Corps
Bethoncourt
La Grange Dame
XV. Corps
Fünf 24pfünder in Poſition
Zwei 12pfünder
Vier 6 »
zur Armirung des Schloſſes
Montbeliard

Ferner 16 Belagerungsgeſchütze zur Vertheidigung der Allaine-Linie.

Weſten hin die Grenze; jenſeits beider Waſſerläufe jedoch liegen zwei Vorſtädte, von denen die weſtliche Vorſtadt keinen beſondren Namen, die ſüdliche Vorſtadt den Namen La Petite Hollande führt. [Siehe Karte auf S. 930.] Im Bezirke der eigentlichen Stadt erhebt ſich auf einer Anhöhe das alte feſte Schloß, ehedem die Reſidenz der Herzoge von Würtemberg-Mömpelgard, deſſen langgedehnte Baulichkeiten die öſtliche Umfaſſungsmauer des Ortes faſt berühren. Die Eiſenbahn Beſançon-Belfort führt hart daran vorüber. Steinerne Brücken vermitteln den Verkehr mit den Vorſtädten. Im Norden der Stadt liegen »die alte Citadelle« (nur Ruine noch), die Meierei Mont Chevis und das Bois Bourgeois, deſſen Oſtliſière bereits

Infanterie-Poſitionen des Werder'ſchen Corps*)

am 14. Januar Abends.


Frahier
Chenebier
Detachement Degenfeld:
3 Bataillone
2 Batterieen
Detachement Goltz:
Chagey
7 Bataillone
5 Batterieen
Couthenans
St. Valbert
Combinirte Brigade Knappſtädt:
7 Bataillone
4 Batterieen
Hericourt
Halbe 2. badiſche Brigade
3. badiſche Brigade
Halbe 1. badiſche Brigade
mit 6 Batterieen
Buſſurel
Landwehr-Bataillon Danzig
Reſerve:
Drei Bataillone der 1. badiſchen Brigade
unter Oberſt v. Wechmar
Bethoncourt
Landwehr-Bataillon Goldap
Große Artillerie-Poſition bei La Grange Dame
Landwehr-Brigade Zimmermann
6 Bataillone
3 Batterieen
Montbeliard
Detachement Debſchitz: 8 Landwehr-Bataillone
3 Batterien
Rechter Flügel
Centrum
Linker Flügel

---

*) Die Skizze giebt meiſt nur die Namen der Brigaden und Detachements; wir laſſen hier in unſerer Anmerkung die genauere Zuſammenſetzung, namentlich der Landwehr-Brigaden, folgen.

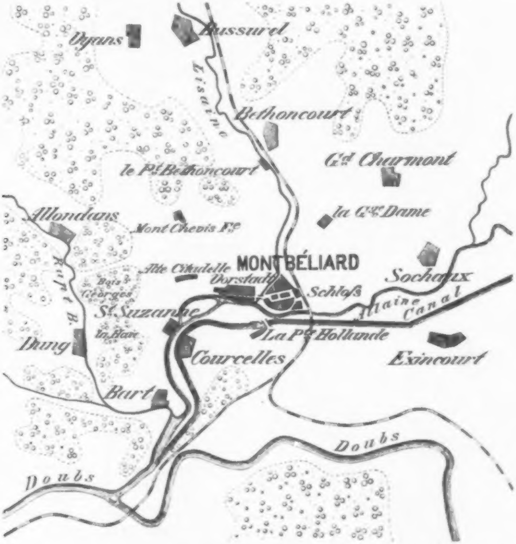
Linker Flügel.
(Montbéliard—Bethoncourt—Buſſurel.)
Oſtpreußiſche Landwehr-Brigade,
Oberſt v. Zimmermann.
Landwehr-Bataillon Danzig,
do. Goldap,
do. Loetzen,
do. Marienburg,
do. Gumbinnen,
do. Inſterburg,
do. Wehlau,
do. Tilſit,
3 Batterieen.

Centrum.
(Hericourt.)
Combinirte Infanterie-Brigade,
Oberſt v. Knappſtädt.
1. Rhein. Infant.-Regiment Nr. 25,
2. comb. oſtpreuß. Landwehr-Regim.,
Landwehr-Bataillon Oſterode,
do. Ortelsburg,
do. Graudenz,
do. Thorn.
Von der badiſchen Diviſion
(die zweite Linie bildend):
das 1., 4., 5. und 6. Inf.-Regiment,
in Front und Reſerve 10 Batterieen.

Rechter Flügel.
(St. Valbert—Chagey—Chenebier.)
Detachement Generalmajor v. d. Goltz.
4. Rhein. Infanterie-Regim. Nr. 30,
Pommerſches Füſilier-Regim. Nr. 34,
2. Bat. vom 3. bad. Inf.-Regiment.
5 Batterieen.

Detachement
Generalmajor v. Degenfeld.
1. Bataillon } vom 3. badiſchen
Füſilier-Bataillon } Inf.-Regiment,
Landwehr-Bataillon Eupen,
2 Batterieen.

auf Bethoncourt blickt. Nach Weſten hin, am unteren Lauf der Allaine, nennen wir die Dörfer St. Suzanne und Courcelles, nach Oſten hin (jenſeits der Liſaine) die Punkte Sochaux und La Grange Dame. Das ſind die Namen, die für den Kampf an dieſer Stelle in Betracht kommen.


Vyans
Bussurel
Lisaine
Bethoncourt
Gd. Charmont
le Pt. Bethoncourt
Allondans
Mont Chevis Fe.
la Gde. Dame
Alte Citadelle
MONTBÉLIARD
Vorstadt
Schloß
Sochaux
Allaine
Canal
Bois S. Georges
St. Suzanne
Rupt B.
Dung
la Haie
La Pte. Hollande
Courcelles
Exincourt
Bart
Doubs
Doubs

Die ganze Linie Montbéliard-Bethoncourt-Buſſurel war, wie auf S. 929 bereits hervorgehoben, durch die Oſtpreußiſche Landwehr-Brigade unter Oberſt v. Zimmermann beſetzt worden. Sie beſtand aus acht Bataillonen und drei Batterieen, von denen zwei Bataillone, Danzig und Goldap, nach Bethoncourt und Buſſurel hinaufgeſchoben waren. Verblieben für die eigentliche Montbéliard-Stellung ſechs Bataillone und drei Batterieen, die bei Beginn des Gefechtes folgende Poſitionen, die wir in der Richtung von Weſt nach Oſt geben, inne hatten:

Bataillon Lötzen, Major Kintzel, in St. Suzanne;
Bataillon Marienburg, Major v. Harder, in Courcelles;

Bataillon Wehlau, Hauptmann Houillon,
1. Halbbataillon Gumbinnen, Premier-Lieutenant Wenghoffer, } in Montbéliard, Stadt und Vorſtädten;
2. Halbbataillon Gumbinnen, Major v. Olszewski, im Schloß;*)
Bataillon Inſterburg, Hauptmann v. Cölln, bei der »alten Citadelle«;
Bataillon Tilſit, Major v. Felgenhauer, jenſeit der Liſaine, in Reſerve-Stellung bei Exincourt und Sochaux.

Von den drei Batterieen ſtand eine bei der »alten Citadelle«, die andre in der Stadt, die dritte bei Exincourt.

Die Offenſive des XV. Corps, das ſeinen Anmarſch vorzugsweiſe gegen das nördlich der Stadt gelegene Plateau, alſo gegen die »alte Citadelle« und die Meierei von Mont Chevis richtete, traf am ſtärkſten das Bataillon Lötzen in St. Suzanne. Dieſes Dorf liegt halben Wegs zwiſchen Dung und Montbéliard, auf oder am Plateau. Der Feind, aus Dung debouchirend, drang, den Höhenweg haltend, in Stärke von 1 bis 2 Bataillonen gegen St. Suzanne vor. Die 1. Compagnie Lötzen warf ſich ihm mit Hurrah entgegen und brachte das Gefecht zum Stehen. Von dem inzwiſchen nachgefolgten Reſte des Landwehr-Bataillons dirigirte Major Kintzel die 4. Compagnie links, die 3. rechts der Straße; die 2. ſchloß ſich als Reſerve an. Dieſem energiſchen Vorgehen wich der Feind und ging bis in die Waldparzellen Bois Georges und La Haie zurück. Ihm folgten die Unſren; da es indeſſen, bei der vollkommenen Ungeſchütztheit unſrer rechten Flanke, nicht rathſam erſcheinen konnte, ein hitziges und verluſtreiches Waldgefecht fortzuſetzen, ſo zog Major Kintzel das Bataillon zurück und nahm, zwei- bis dreihundert Schritt von deſſen öſtlichem Saume entfernt, eine gedeckte Stellung. Der Feind beſetzte nunmehr ſeinerſeits den Waldrand wieder, wagte aber nicht über denſelben hinaus vorzudringen, ſondern beſchränkte ſich auf ein ſtehendes Feuergefecht.

Dies war um 11 Uhr oder wenig ſpäter. Um 1 Uhr kam Befehl ſich zurückzuziehn und der bei der »alten Citadelle« haltenden Batterie

---

*) Das Schloß, wie wir wiſſen (vgl. S. 925), war mit zwei 12pfündern und vier 6pfündern unter Lieutenant Sauer armirt, deren Bedienung durch 38 Mann vom Magdeburgiſchen Feſtungs-Artillerie-Regiment und durch 35 Mann von der badiſchen Feſtungs-Artillerie erfolgte. Für dieſe ſechs Geſchütze waren im Schloßhofe zwölf Emplacements angelegt, mit deren Hülfe, unter Stellungswechſel, nicht nur die Ränder des weſtwärts gelegenen Höhenzuges, ſondern auch die Ortsumgebung ſüd- und oſtwärts beſtrichen werden konnte. Den Befehl im Schloſſe führte der ſchon im Text genannte Major v. Olszewski, Commandeur des Landwehr-Bataillons Gumbinnen. Das Schloß war auf 21 Tage verproviantirt und ſollte auch bei einem ſiegreichen Vordringen des Feindes bis zur Wiederentſetzung behauptet werden.

Grottke ein freies Schußfeld zu geben. Das Bataillon repliirte ſich demzufolge compagnieweiſe in den Hohlweg, den die von Dung nach Montbéliard führende Straße bildet, und zwar da, wo ſie vom Rande des Plateaus in das Allainethal herniederſteigt. Von hier aus ging das Bataillon zunächſt in die weſtliche Vorſtadt von Montbéliard, ſpäter, als der allgemeine Rückzug nach den Höhen des jenſeitigen Liſaine-Ufers erfolgte, bis La Grange Dame zurück.

Das Bataillon Lötzen hatte das Hauptgefecht in der Montbéliard-Stellung und erfuhr in demſelben eine Einbuße von 4 Offizieren und 231 Mann, mehr als ein Viertel ſeines Beſtandes. Kein andrer Truppentheil, während des ganzen Verlaufes der Schlacht, iſt von einem gleich großen Verluſt betroffen worden.*)

Nach Zurücknahme des Bataillons Lötzen eröffnete die Batterie Grottke, der in ihrer Poſition an der »alten Citadelle« das Bataillon Inſterburg als Bedeckung beigegeben war, ihr Feuer gegen den nun mit allen Waffen auftretenden Feind und beſchoß mit zwei Geſchützen die debouchirenden Colonnen, während vier Geſchütze einen Artilleriekampf aufzunehmen trachteten. Aber dieſe Anſtrengungen konnten ſo großer Uebermacht gegenüber — die ganze 3. Diviſion des XV. Corps begann ſich über das Plateau hin auszudehnen — nur von kurzer Dauer ſein, und ſowohl die Batterie Grottke wie das Bataillon Inſterburg erhielten Befehl, ihren Rückzug zu bewerkſtelligen. Dieſer wurde, eine halbe Stunde ſpäter, auf alle in und um Montbéliard ſtehenden dieſſeitigen Truppentheile ausgedehnt und gegen 3 Uhr erfolgte der Abmarſch der ganzen Landwehr-Brigade Zimmermann, ſoweit ſie in dem engen Winkel zwiſchen Allaine und Liſaine verſammelt war, auf die jenſeitige Höhenpoſition von La Grange Dame. Nur Schloß Montbéliard blieb beſetzt (Halbbataillon Gumbinnen). Seine Lage und ſeine Armirung ſicherten es gegen einen Handſtreich und gaben der Vertheidigung Chancen des Erfolges.

Um 4 Uhr war die Räumung dieſſeitig erfolgt. Eine Stunde ſpäter rückte die 3. Diviſion XV. Corps mit einer ihrer Brigaden in Stadt Montbéliard ein.

---

*) Nächſt dem Bataillon Lötzen hatte das an der Südſeite der Allaine, in Courcelles ſtehende Vorpoſten-Bataillon Marienburg die empfindlichſten Verluſte (108 Mann). Dieſe — da das Bataillon in ſeiner Courcelles-Stellung keinen ernſteren Kampf zu beſtehen hatte — erklären ſich wohl daraus, daß ein Theil deſſelben (die 7. Compagnie) am nördlichen Allaine-Ufer mit dem Bataillon Lötzen gemeinſchaftlich operirte. Bataillon Marienburg verlor, außer einer Anzahl von Vermißten, 36 Todte und 31 Verwundete. Wenn in dieſen Angaben, die wir dem Buche Friedrich v. d. Wengens entnehmen, nicht ein Druckfehler vorliegt, ſo muß dies abnorme Verhältniß zwiſchen Todten und Verwundeten durch ein beſonderes Vorkommniß, deſſen die Berichte aber nicht erwähnen, veranlaßt ſein

Bethoncourt.

Bethoncourt, am *linken* (öſtlichen) Liſaine-Ufer, war durch das Landwehr-Bataillon Goldap beſetzt, das ſeine 7. Compagnie nach dem am *rechten* Ufer des Baches gelegenen Petit-Bethoncourt detachirt hatte. Von Petit-Bethoncourt aus war die »Meierei von Mont-Chevis« mit 60 Mann unter einem Vicefeldwebel beſetzt worden. Dieſe am weiteſten vorgeſchobene Abtheilung repliirte ſich jedoch wieder auf Petit-Bethoncourt, als das Debouchiren der 1. Diviſion XV. Corps aus Allondans die Gefahr des Abgeſchnittenwerdens erkennen ließ. Dies war um Mittag.

Die unmittelbar folgenden Stunden führten zunächſt zu einem reſultatloſen Geſchützkampf zwiſchen den Höhen hüben und drüben. Erſt um 4 Uhr ging der Feind zum Infanterie-Angriff über. Aus einem kleinen in Front des Bois Bourgeois gelegenen Gehölz mit zwei Bataillonen hervorbrechend, ſuchte er, vom Plateau-Abhang aus, erſt die Liſaine, dann Bethoncourt zu gewinnen. Aber von dem am Dorfrande, wie auch hinter dem Eiſenbahndamm poſtirten Bataillon Goldap mit einem ergiebigen Schnellfeuer empfangen, zugleich von La Grange Dame aus unter Artilleriefeuer genommen, gerieth der Angriff ſehr bald ins Stocken und die franzöſiſchen Bataillone eilten, mit Hinterlaſſung vieler Todten und Verwundeten, in das Bois Bourgeois zurück. Ein Trupp, meiſtens Zuaven, war bis in den Kirchhof bei Petit-Bethoncourt vorgedrungen und wurde hier in der Stärke von 1 Offizier und 58 Mann durch die den letztern Ort vertheidigende 7. Compagnie Goldap gefangen genommen. Obwohl ſich Bethoncourt gegenüber eine weitere Anſammlung feindlicher Streitkräfte wahrnehmen ließ, ſo kam es doch zu keiner Erneuerung des Angriffs. Nur der Artilleriekampf dauerte zwiſchen La Grange Dame und Mont Chevis noch eine Zeit lang fort.

Buſſurel.

Wie Bethoncourt vom Bataillon Goldap, ſo war Buſſurel vom Bataillon Danzig beſetzt. Doch nicht unmittelbar. Das letztgenannte Bataillon hatte auf eine direkte Vertheidigung des am jenſeitigen Ufer gelegenen Dorfes verzichten zu müſſen geglaubt und beſchränkte ſich darauf, den dieſſeitig laufenden Eiſenbahndamm zu halten.

Bourbaki hatte zum Angriff an dieſer Stelle die 3. Diviſion des XXIV. Corps beſtimmt. Der Angriff verzögerte ſich, da die zur Avantgarde beſtimmten Truppentheile, die 2. Rhone-Legion und die Mobilgarden vom Var, verſpätet am Rendezvous eintrafen. Erſt um 2 Uhr Mittags begannen vier Bataillone von der Höhe bei Vyans gegen das in der Tiefe gelegene Buſſurel vorzurücken. Da dieſſeitig noch keine Artillerie zur Stelle war, ſo gelang es einzelnen der feindlichen Bataillone ſich nach Buſſurel hineinzuwerfen und an der öſtlichen Liſière deſſelben ſtarke Schützenlinien zu entwickeln. Mit dieſen trat nun unſer Landwehr-Bataillon Danzig in ein lebhaftes Feuergefecht ein, während zu gleicher Zeit drei franzöſiſche Batterieen auf der Höhe von Byans auffuhren. Im weiteren Verlaufe des Kampfes erſchienen noch eine oder zwei Batterieen an dieſer Stelle.

Der Feind ging nun zum Infanterie-Angriff über, der, mehrfach wiederholt, ſich zunächſt gegen den linken Flügel, dann gegen das Centrum, zuletzt gegen den rechten Flügel der dieſſeitigen Aufſtellung am Eiſenbahndamm richtete. Alle drei Angriffe ſcheiterten an der vorzüglichen Haltung des Bataillons Danzig, das am linken Flügel mit der 3., im Centrum mit der 4. und 2., am rechten Flügel mit der 1. Compagnie ſtand. Die Reihenfolge der Angriffe entſprach dem Vorſtehenden und ging von links nach rechts. Beſonders am rechten Flügel, wo ſich die 1. Compagnie unter Lieutenant v. Horn hinter der geſprengten nördlichen Brücke in Mühle und Mühlengehöft poſtirt hatte, erlitt der Feind empfindliche Verluſte und ließ eine verhältnißmäßig große Zahl von Todten und Verwundeten in der Dorfſtraße zurück, auf der er zum Angriff vorgegangen war.

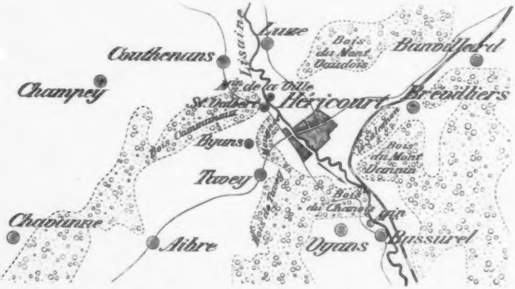
Das brave Landwehr-Bataillon Danzig hatte, auf ſich ſelbſt angewieſen und jeder artilleriſtiſchen Unterſtützung entbehrend, in 2ſtündigem Kampf ſeine Stellung gegen den überlegenen Feind behauptet. Endlich erſchien Hülfe; aus der ſüdöſtlich von Brevillers ſtehenden Reſerve trafen die badiſchen Batterieen Froben und Müller, dann die beiden Musketier-Bataillone 5. badiſchen Regiments unter Oberſt Sachs auf dem Actionsfelde ein. Die Batterie Froben war zuerſt zur Stelle. Als ſie auffuhr, war der Feind eben im Begriff zum vierten Male gegen den Eiſenbahndamm von Buſſurel vorzugehen. Aber auch dieſer vierte Angriff mißlang. Von dem wohlgezielten Feuer der badiſchen Batterie begrüßt, wichen die feindlichen Colonnen nach links und rechts aus und nur einzelne Trupps warfen ſich nach Dorf Buſſurel hinein. Hier verblieben ſie, gaben aber jeden Verſuch auf, über die öſtliche Dorfliſière hinaus weiter gegen den Eiſenbahndamm vorzubringen.

Zentrum.

Hauptſtellung: Héricourt.

Héricourt, das Centrum und der Schlüſſel der Liſaineſtellung, war durch die combinirte Brigade Knappſtädt: Regiment Nr. 25 und die vier Landwehr-Bataillone Ortelsburg, Graudenz, Oſterode und Thorn vertheidigt. Dazu die vier Feld-Batterieen Müller, Glagau, Lilly, Siegert und die aus ſieben 12pfündern beſtehende Poſitions-Batterie Schweder.

Das Städtchen ſelbſt, 3500 Einwohner, liegt mit ſeinem Haupttheile am linken (öſtlichen) Ufer der Liſaine, über die hier eine ſteinerne Brücke führt. In Richtung dieſer letztern läuft dann die große Straße über Tavey nach Aibre und biegt ſich, gleich im Beginn, um eine bewaldete Kuppe herum, die den Namen »der Mougnot« führt. Dieſe Waldkuppe — wodurch die Vertheidigung Héricourts auf das weſtliche Ufer der Liſaine verlegt worden war — war ſeit dem 12., und zwar um das Vorterrain beſſer beſtreichen zu können, zu großem Theile abgeholzt, zugleich mit Verhauen und Schützengräben verſehen, auch durch mehrere Compagnieen des Landwehr-Bataillons Ortelsburg beſetzt worden. Weiter vor, bei Tavey ſelbſt, befanden ſich zwei Bataillone 25 und zwei Batterieen unter Oberſt v. Loos, die eigentliche Avantgarde bildend. Der Reſt der Brigade ſtand in und hinter Héricourt. Von den Batterieen hatte die den Anmarſch von Arcey und Aibre her beherrſchende Poſitions-Batterie Schweder nördlich der Straße Héricourt-Brévilliers ihre Aufſtellung gefunden; während die Feldbatterieen Lilly und Siegert in die Emplacements des Mont Salamon, ſüdlich der letztgenannten Straße, eingefahren waren.


Luze
Couthenans
Lisaine
Bois du Mont Vaudois
Banvillard
Champey
Mⁱⁿ de la Ville
St. Valbert
Héricourt
Brévilliers
Bois Communaux
Byans
Mont Salamon
Bois du Mont Dannin
Tavey
Bois de Tavey
Bois du Chanois
Chavanne
Aibre
Vyans
Bussurel

So unſre Stellung bei Héricourt. Badiſche Brigaden in Reſerve.

Um 9 Uhr, nachdem ſchon vorher einige Batterieen eine ſchwache Kanonade eröffnet hatten, wurden in Front von Tavey feindliche Colonnen ſichtbar, die Spitzen des hier zum Angriff ſchreitenden XX. Corps. Unſre beiden Avantgarden-Bataillone gingen bis Héricourt zurück, ebenſo die beiden Batterieen; ſeitens der abziehenden Truppen aber wurde, im Moment ihres Aufbruchs, ein Fanal in Brand geſetzt, das verabredete Zeichen für die Poſitions-Batterie Schweder, nunmehr ihr Feuer gegen die Straße Tavey-Héricourt zu beginnen. Der Feind antwortete alsbald (10 Uhr) aus etwa zwanzig Geſchützen und ſetzte den nun entbrennenden Artilleriekampf drei

Stunden lang fort. Dann brach er das Feuer plötzlich ab und ging mit Infanterie-Colonnen gegen unſre Mougnot-Stellung vor, die mittlerweile noch durch das Landwehr-Bataillon Graudenz verſtärkt worden war. Es kam jedoch zu keiner ernſteren Begegnung; die Colonnen begnügten ſich, bis zu einem beſtimmten Abſchnitt vorzubringen, dann machten ſie Halt und überließen es der Artillerie, die etwa eine Stunde lang unterbrochene Kanonade wieder aufzunehmen. Von da ab wechſelten Artilleriekampf und Infanterie-Angriff bis zum Dunkelwerden untereinander ab. Um 3 und 4 Uhr waren die Verſuche gegen den Mougnot am ſtärkſten, ſie ſcheiterten aber mal auf mal an der Haltung der theils in Schützengräben, theils hinter Verhauen gutplacirten Landwehr-Bataillone Ortelsburg und Graudenz. Als der 4 Uhr-Angriff erfolgte, erſchienen zugleich zwei franzöſiſche Batterieen in einer Lichtung auf der mit dem Bois du Chanois bedeckten Höhe und eröffneten ein ſehr beläſtigendes Flankenfeuer gegen die auf dem Mont Salamon placirten Batterieen Siegert und Lilly, denen ſich mittlerweile die Avantgarden-Batterie Müller zugeſellt hatte. Alle drei brachten ihre Geſchütze ſofort in die Richtung, von woher der Angriff erfolgte, und antworteten mit einem aus Etagen-Poſitionen abgegebenen Schnellfeuer. Obwohl die eben untergehende Sonne hinter der franzöſiſchen Artillerie ſtand und die dieſſeitige beim Richten der Geſchütze blendete, blieb das preußiſche Feuer doch nicht ohne Erfolg. Zuerſt fuhr die auf dem rechten Flügel ſtehende feindliche Batterie ab, welcher dann alsbald die linke folgte.

Hiermit ſchloß der Kampf bei Héricourt an dieſem Tage. Die Truppen bezogen großentheils in der Stadt und den nächſtgelegenen Ortſchaften Alarmquartiere. Die Verhaue und Schützengräben am Mougnot blieben für die Nacht ebenſo ſtark beſetzt wie am Tage, indem bei jedem der betreffenden Bataillone eine Ablöſung zwiſchen den während des Gefechts in erſter Linie und den rückwärts in Reſerve geſtandenen Compagnieen erfolgte.

Rechter Flügel.

Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier.*)

Unſer lang ausgedehnter rechter Flügel (wobei wir von unſrem äußerſten rechten Flügel, der durch das Detachement Williſen gebildet wurde, ganz abſehen) zerfiel in zwei Abſchnitte, von denen der ſüdlichere eine ausreichende, der nördlichere aber eine ſehr ſchwache Beſetzung gefunden hatte. In der den ſüdlichen Abſchnitt bildenden Linie St. Valbert — Luze — Chagey, die ohnehin nach links hin unmittelbare Anlehnung an Héricourt und die Reſerven bei Brévillers hatte, ſtanden ſieben Bataillone und fünf Batterieen, während ſich die Linie Chagey-Chenebier (nördlicher Abſchnitt) mit Beſetzung dieſer beiden Flügelpunkte begnügen mußte. In Chagey befand ſich das 2. Bataillon, in Chenebier das 1. und Füſilier-Bataillon 3. badiſchen Regiments ſammt zwei Batterieen.*) Zwiſchen Chagey und Chenebier ſtand nichts; ebenſo war Chenebier ſelbſt in ſeiner rechten Flanke völlig preisgegeben. Die Schwäche unſrer Geſammt-Aufſtellung, deren lange Ausdehnung wiederum nicht wohl zu vermeiden geweſen war, lag unverkennbar am rechten Flügel und zwar in der zweiten, nördlichen Hälfte deſſelben. Gegen dieſe richteten ſich denn auch vorzugsweiſe, in 3tägigem Kampfe, die Anſtrengungen des Feindes. Wie wir ſehen werden, nicht ohne Erfolg. Die Verſuche gegen Chagey, am 15., ſcheiterten zwar; Chenebier aber ging uns am 16. verloren und ſchuf, auf Stunden hin, eine allerbedrohlichſte Situation. Wir kommen, wie bereits angedeutet, darauf zurück. Zunächſt hat uns der am 15. ſtattfindende, unſrerſeits abgewieſene Angriff auf Chagey zu beſchäftigen.

---

*) Zu benutzen unſre Karte auf S. 924 und auf S. 945.

Chagey.

Gegen die ſüdlichere Hälften unſres rechten Flügels, Linie St. Valbert — Luze — Chagey, operirte das franzöſiſche XVIII. Corps. Nachdem es, von 10 Uhr an, ein mal ſtärker mal ſchwächer auftretendes Artillerie-Gefecht geführt, auch hier und dort, mit der vorderſten Linie unſrer zwiſchen Héricourt und Luze ſtehenden 34er, hin und her ſcharmützelt hatte, ſchritt es (das XVIII. Corps), übrigens unter Fortdauer der Kanonade, um 2½ Uhr zu einem Infanterie-Angriff gegen Chagey. Drei Bataillone ſetzten ſich in Bewegung, die theils in dem von Beverne her heranführenden Thale, theils auf der Straße von Couthenans ihren Vormarſch antraten. Bald ſtanden die Schützen hüben und drüben in lebhaftem Gefecht, aber erſt um 4 Uhr, nachdem friſche Abtheilungen: zwei Zuaven- und ein Jäger-Bataillon, die nächſten Umgebungen von Chagey erreicht hatten, ſchritt man feindlicherſeits zu allgemeinem Sturme gegen das Dorf. Möglich, daß die ſchwache Beſatzung (2. Bataillon 3. Regiments) dieſem umfaſſenden Angriffe hätte erliegen müſſen, wenn nicht gleichzeitig mit den Verſtärkungen, die dem Gegner zu Theil wurden, auch dieſſeitig eine erſte Unterſtützung eingetroffen wäre. Es war das 1. Bataillon 6. Regiments aus der Reſerve bei Brevillers vorgezogen. Mit Salven- und Schnellfeuer empfing die nunmehr zwei Bataillone ſtarke Beſatzung von Chagey die anſtürmende feindliche Infanterie, in deren Reihen zugleich die Geſchoſſe unſrer bei Luze ſtehenden Batterieen einſchlugen. Unter dieſem Feuer gerieth der Gegner ſehr bald ins Wanken und eilte in die deckenden Wälder zurück, während die beiden badiſchen Bataillone aus Chagey vorbrachen und die Flüchtigen bis auf den Ausläufer der gegenüber gelegenen Höhe verfolgten.

---

*) Hinter Chenebier ſtand noch das ſchon auf S. 926 genannte Landwehr-Bataillon Eupen, nahm aber an den Actionen, die ſich an dieſer Stelle vorbereiteten, im Ganzen genommen wenig Theil.

Nach dieſem ſo energiſch abgewieſenen Sturm verſuchte der Feind keinen neuen Angriff, ſondern brach das Gefecht auf allen Punkten ab. Es begann zu dunkeln. Nach Ausſage der Gefangenen waren bei dieſem Vorgehen gegen Chagey ſieben franzöſiſche Bataillone zur Verwendung gekommen.

Bei Chenebier kam es am 15. nur zu einer bedeutungsloſen Kanonade zwiſchen zwei feindlichen und einer dieſſeitigen Batterie. Die feindlichen Batterieen gehörten der Diviſion Cremer an und feuerten aus der Nähe von Etobon.

So verlief der erſte Schlachttag auf der ganzen Linie von Montbéliard bis Chenebier. Die Franzoſen vermochten nirgends die deutſche Poſition zu durchbrechen. Ihre Angriffe waren zumeiſt in den Nachmittagsſtunden von 3 bis 5 erfolgt; unter verhältnißmäßig geringen Verluſten hatten wir ſie abgewieſen. Nur das Landwehr-Bataillon Lötzen in Montbéliard und nächſt ihm die beiden badiſchen Bataillone, die Chagey vertheidigt hatten, waren empfindlich getroffen worden.

Der weitaus größte Theil der deutſchen Truppen verbrachte die kalte Nacht in Dorfquartieren, während der Feind vorwiegend im Freien verbleiben mußte. Dies, in Gemeinſchaft mit höchſt ungenügender Verpflegung, lockerte ſeinen Zuſammenhang immer mehr. Vielen Leuten erfroren die Glieder, noch zahlreicher waren die Erkrankungen. Das Bivouac vom 15. auf den 16. lichtete ſeine Reihen mehr, als der Kampf, der vorausgegangen war.

General v. Werder richtete um 10 Uhr Abends ein Telegramm an General v. Manteuffel, worin er dieſen über den Ausgang des erſten Schlachttages in Kenntniß ſetzte. »Der Feind, ſo lautete das Telegramm, griff mich mit anſcheinend vier Corps lebhaft an, beſonders mit Artillerie. Auf allen Punkten iſt der Angriff zurückgeſchlagen und meine Poſition auf keiner Stelle durchbrochen. Dieſſeitiger Verluſt zwiſchen 3 und 400 Mann. Der Kampf dauerte von 8½ bis 5½ Uhr.«

An die ihm unterſtellten Truppen wurde ſeitens des Generals folgender Corpsbefehl ausgegeben: »Der Feind hat heute, wie es ſcheint, mit vier Corps unſere Stellung bis Montbéliard auf allen Punkten vergeblich angegriffen. Morgen, den 16., wird, dem mir gewordenen Auftrage gemäß,*) die Stellung mit aller Energie weiter vertheidigt.«

Der 16. brachte in der That die Fortſetzung des Kampfes.

*) Dieſe Wendung, »dem mir gewordenen Auftrage gemäß«, bezog ſich wahrſcheinlich auf die mittlerweile (am 15., Abends 6 Uhr) eingegangene Beantwortung der An-

Zweiter Tag. (16. Januar.)

Am 16. Januar früh ſtanden die dieſſeitigen Truppen wieder in ihren Stellungen bereit. Es waren im Weſentlichen dieſelben Poſitionen, die ſie bei Beginn des Kampfes am 15. innegehabt hatten; nur am linken Flügel war die Landwehr-Brigade Zimmermann — übrigens, wie ſeinerzeit hervorgehoben, das Schloß nach wie vor beſetzt haltend — aus Montbeliard bis La Grange Dame zurückgegangen. Außerdem waren hier und dort einzelne Bataillone aus der Reſerve bei Brévillers in die Front gerückt. In Folge dieſer Schiebungen (ein Bataillon — das 2. vom 25. Regiment — war, als theilweiſer Erſatz für die abgegebenen Bataillone, bei Brévillers eingetroffen) beſtand die Reſerve rückwärts Héricourt am 16. früh aus folgenden Truppentheilen:

2. Bataillon 25. Regiments,
drei Bataillone 4. badiſchen Regiments,
Füſilier-Bataillon 5. badiſchen Regiments,
drei Batterieen.

Die Completirung der Artillerie-Munition hatte deutſcherſeits während der voraufgegangenen Nacht nur unvollſtändig bewirkt werden können, da die in Châtenois und Trétudans etablirten Munitions-Colonnen über keine ausreichenden Vorräthe verfügten.

Die Kälte dauerte noch fort; die Pioniere hieben, ſo gut es ging, das Eis auf und machten dieſſeitig die glatten Wege gangbar. Am Morgen lagerte ein dichter Nebel im Liſainethale, beſonders auf der Strecke Montbeliard-Héricourt. Derſelbe ſchwand aber bis Mittag unter der Einwirkung des ſich erhebenden Südwindes völlig, wodurch das Wetter allerorten klar wurde.

Wir beginnen, bei Schilderung der einzelnen Gefechte, wieder am linken Flügel.

Linker Flügel.

Linie: Montbeliard — Bethoncourt — Buſſurel.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 930.]

Bei Montbeliard

begann der Tag mit einem Angriff auf das, wie wir wiſſen, durch zwei Compagnieen Gumbinnen vertheidigte Schloß. Der Feind, der die Stadt

---

frage, die General v. Werder am 14. Abends — vergl. S. 923 — nach Verſailles hin gerichtet hatte. Die Antwort von dort her lautete: »Feindlicher Angriff iſt in der Belfort deckenden feſten Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von größter Wichtigkeit dabei Behauptung der Straße von Lure auf Belfort. Beobachtungspoſten in St. Maurice wünſchenswerth. Das Anrücken des Generals v. Manteuffel wird ſchon in den nächſten Tagen fühlbar.«

mit einer Brigade der 3. Diviſion des XV. Corps beſetzt hielt, hatte in der Nacht vom 15. auf den 16. die in der Nähe des Schloſſes gelegenen Häuſer crenelirt und ſtark mit Schützen beſetzt, während hinter den Wällen der »alten Citadelle«, alſo außerhalb der Stadt, vier 4pfünder poſtirt wurden. Von dem Thurme des Schloſſes wehte die preußiſche Fahne, die der Commandant, Major v. Olszewski, hatte aufhiſſen laſſen.

Um 8½ Uhr meldete ſich ein franzöſiſcher Genie-Hauptmann als Parlamentair und forderte die deutſche Beſatzung zur Capitulation auf, ein Anſinnen, welches der Commandant kurz zurückwies. Auf die Entgegnung des feindlichen Offiziers, daß dieſe Ablehnung zu einer ſofortigen Beſchießung aus vierzig Geſchützen führen werde, erklärte Major v. Olszewski, »daß er den Angriff erwarte«.

Dieſer erfolgte nun in der That, beſchränkte ſich aber — von der durch die vier 4pfünder eingeleiteten Beſchießung abgeſehen — auf ein lebhaftes Infanterie-Feuer, das aus den umliegenden Häuſern gegen das Schloß unterhalten wurde. Auch die Einwohner betheiligten ſich daran, ein erfolglos-patriotiſcher Act, den ſie ſpäter mit einer Contribution von 50,000 Francs zu büßen hatten. Die Beſatzung des Schloſſes erwiderte das feindliche Feuer, zumal aus den Poſitionsgeſchützen des Lieutenants Sauer. Die Bedienung derſelben geſchah im Kugelregen mit ebenſo viel Präciſion wie Ruhe. Einer unſrer 12pfünder demontirte ſehr bald zwei der feindlichen Geſchütze an der »alten Citadelle«, ſo daß nur noch die reſtirenden zwei das Feuer fortſetzen konnten. Auch dieſe verſtummten bereits um 10 Uhr. Dagegen dauerte das Infanterie-Gefecht zwiſchen dem Feinde und unſren zwei Compagnieen Gumbinnen den ganzen Tag über fort, ohne dieſſeitig zu nennenswerthen Verluſten zu führen. Dann und wann ſchien es, als ob der Gegner ſtarke Reſerven heranführen wolle, aber jedesmal, wenn ſie auf dem Plateau von Mont Chevis erſchienen, wichen ſie ſofort vor dem ſtarken Artilleriefeuer, das von La Grange Dame aus gegen ſie eröffnet wurde.

Ueber derartige Demonſtrationen kam es bei Montbéliard nicht hinaus.

Bei Bethoncourt

entſpann ſich im Laufe des Nachmittags ein ernſteres Gefecht. Nachdem eine Kanonade vorausgegangen, die unſrer aus beinah völlig gedeckten Poſitionen feuernden Artillerie nur geringe Verluſte bereitet hatte, brach um 3 Uhr eine feindliche Brigade, aus dem Bois Bourgeois debouchirend, im ſchnellſten Tempo gegen Bethoncourt vor. Die Brigade war eine combinirte und beſtand aus Truppen der 3. und 1. Diviſion des XV. Corps, von denen die letztere am Tage zuvor in Reſerve geſtanden hatte. Es traf ſich glücklich für uns, daß dieſer mit vielem Elan unternommene Angriff gerade in einem

Moment unternommen wurde, wo die uns gegenüberſtehenden Batterieen aus Mangel an Munition ihren gegen La Grange Dame gerichteten Kampf einſtellen mußten. So waren wir in der Lage, das Feuer unſrer in Bethoncourt eingeniſteten Infanterie: Landwehr-Bataillon Goldap und 2. Bataillon badiſchen Leibgrenadier-Regiments (aus der Reſerve des linken Flügels herangezogen), durch unſre geſammte Artillerie unterſtützen zu können. Dieſem gewaltigen Feuer wich der Feind. Bis hart an die Liſaine vorgedrungen, machte er Kehrt und ging in wilder Flucht in das Bois Bourgeois zurück. 3 Offiziere, darunter ein Stabsoffizier, und 40 Mann wurden gefangen genommen, die hinter einer Bodenerhöhung Schutz geſucht und bei der gleich darauf erfolgenden rückgängigen Bewegung der Brigade, den Anſchluß an dieſe verſäumt hatten.*)

Etwa dreiviertel Stunden ſpäter ſchritt der Feind zu einem zweiten Angriff, der — ohnehin mit geringerer Energie unternommen — das Schickſal des erſten theilte. Eine dritte Brigade, die, weiter nördlich, zwiſchen Bethoncourt und Buſſurel durchzubrechen ſuchte, kam gleich Anfangs ins Stocken und erreichte den Rand des Liſainebaches nicht. Weithin war das Actionsfeld, auf dem dieſe drei Angriffe ſtattgefunden hatten, mit Todten und Bleſſirten bedeckt. Die Kraft des Gegners war erlahmt und langſam erſtarb das Feuer mit der ſinkenden Sonne.

Bei Buſſurel

verliefen die Dinge ähnlich, nur minder ernſt und verluſtreich für den Feind. Schon gegen Mittag ging hier das Gefecht zu Ende. Nach einem äußerſt lebhaften, mit etwa 5 Batterieen geführten Artillerie-Angriff, der dieſſeitig keine erheblichen Einbußen verurſachte, da die Geſchoſſe meiſtens zu weit oder zu kurz gingen, avancirten, von 11 Uhr ab, die in den Schluchten bereit geſtellten Infanteriemaſſen des Feindes und verſuchten gegen die Liſaine vorzubringen. Aber nur die Têten blieben im Anlauf; dann ſofort von den ſicher treffenden Granaten, wie von dem Infanteriefeuer einerſeits des Landwehr-Bataillons Danzig, andrerſeits der aus der Reſerve vorgezogenen Füſilier-Bataillone 4. und 5. badiſchen Regiments erfaßt, ſtoben die feindlichen Colonnen auseinander und verbargen ſich in den ſchluchtenreichen Senkungen des Bodens. Mehrere Verſuche des Feindes, aus dem jenſeits der Liſaine gelegenen und abermals von ihm beſetzten Buſſurel gegen den ausſchließlich von uns gehaltenen Eiſenbahndamm vorzubrechen, ſcheiterten wie ſie am Tage zuvor geſcheitert waren. Nach 12 Uhr ſtand der Feind von weiteren Angriffen ab. Die dieſſeitige Artillerie ſchoß Buſſurel in Brand, um den Gegner von dort zu vertreiben.

---

*) Der größte Theil dieſer Gefangenen gehörte dem 16. Linien-Regiment an. Da ſie ſich, als das Gefecht ſchwieg, aus ihrer gedeckten Stellung nicht zurückziehen konnten, ohne dem Feuer unſrer Infanterie bei Bethoncourt völlig preisgegeben zu ſein, ſo capitulirten ſie ſchließlich, indem einer ihrer Offiziere mit dem Taſchentuche winkte. Es wurde ihnen hierauf deutſcherſeits bedeutet, über den Stauungsdamm nach Grand-Bethoncourt herüberzukommen, eine Aufforderung, der ſie ohne Weiteres entſprachen. Der Stabsoffizier war leicht, die beiden andern Offiziere ernſter verwundet.

Welche Truppentheile deſſelben uns hier gegenübergeſtanden hatten (muthmaßlich ebenfalls von der 1. und 3. Diviſion XV. Corps), darüber fehlen beſtimmtere Angaben.

Centrum: Héricourt.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 935.]

Der Kampf bei Héricourt entſprach im Weſentlichen dem bei Buſſurel und Bethoncourt: lebhaftes, den ganzen Tag über fortgeſetztes Artillerie-Gefecht, dann und wann von Infanterie-Vorſtößen oder den bloßen Einleitungen dazu begleitet.

Der erſte Infanterie-Vorſtoß erfolgte bereits zwiſchen 8 und 9 Uhr früh und richtete ſich gegen St. Valbert. Er begann in Stärke von drei, vier Bataillonen, ſcheiterte aber an der guten Haltung zweier dieſſeitiger Compagnieen, deren Widerſtand allerdings durch das Shrapnelfeuer mehrerer nördlich Héricourt poſtirter Batterieen unterſtützt wurde. Ebenſo mißglückte ein ziemlich gleichzeitig von Tavey her unternommener Angriff, der uns aus unſrer Mougnot-Poſition zu werfen trachtete. Wiewohl die avancirende Colonne die Stärke einer Brigade haben mochte, dieſſeitig aber das Eingreifen unſrer Artillerie durch den Nebel gehindert wurde, gelang es doch den hier in Schützengräben eingeniſteten Compagnieen Graudenz und Ortelsburg ſich in ihrer Stellung zu behaupten. Ein zweiter, unmittelbar darauf gegen den öſtlichen Theil der Höhe wiederholter Angriff hatte das gleiche Schickſal.*) Die feindlichen Colonnen wichen und ſammelten ſich in gedeckter Aufſtellung. Erſt um 12 Uhr wurde abermals ein Vorſtoß verſucht. Er nahm diesmal vom Bois du Chanois her ſeinen Ausgang, hielt zunächſt die nördlich führende Straße und richtete ſich dann öſtlich gegen die zwiſchen dem Bois und Héricourt gelegene Mühle von Bourangle. Der Moment geſtaltete ſich einigermaßen kritiſch, da die Mühle nur von einer einzigen Compagnie, der 2. des 25. Regiments, beſetzt worden war; der aber gerade um dieſe Stunde ſchwindende Nebel geſtattete jetzt ein raſches Eingreifen unſrer auf dem Mont Salamon in Emplacements ſtehenden Batterieen, vor deren Feuer ſich die feindlichen Bataillone ſofort wieder in das Bois du Chanois zurückzogen. Von da ab unterblieben alle weitren Verſuche, unſre Héricourt-Stellung mit Infanterie-Colonnen zu forciren und nur die Batterieen führten das Gefecht weiter. Es nahm, artilleriſtiſch, immer größere Dimenſionen an, ohne zu Reſultaten oder auch nur zu nennenswerthen Verluſten zu führen. Dieſſeitig feuerten 7 Poſitions- und 48 Feldgeſchütze, da auch die zunächſt ſtehenden Batterieen des rechten Flügels eingriffen.

---

*) Während dieſer Angriffe, oder doch nachdem bald darauf der Nebel gewichen war, bemerkten die Unſrigen ein zwiſchen dem Bois de Tavey und dem Bois du Chanois aufmarſchirtes Zuaven-Regiment, das augenſcheinlich die Beſtimmung hatte, beim Eintreten eines günſtigen Moments zum Sturm auf den Mougnot vorgeführt zu werden.

Der Feind trat in ohngefähr gleicher Stärke auf, führte auch Mitrailleuſen ins Gefecht.

Rechter Flügel.

Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier.

Auf der Strecke nördlich Héricourt über Luze bis Chagey (Südhälfte unſres rechten Flügels) bewegte ſich der Kampf in beſchränkten Dimenſionen. Andauernde Kanonade freilich auch hier. Aber ſeitens der Infanterie-Colonnen des Feindes kam es über bloße Demonſtrationen nicht hinaus. Selbſt vor Chagey, um das am 15. ſo nachhaltig geſtritten worden war, verlief der Tag ruhig. Nur die Schützen ſtanden in leichtem Scharmützel. Der Schwerpunkt am 16. war verlegt, und das Gefecht, das ſich Tags zuvor, ſo weit unſer rechter Flügel in Betracht kam, auf die Südhälfte deſſelben beſchränkt hatte, ſprang heute auf die nördliche Hälfte über. Es drehte ſich um Chenebier. Der Feind hatte erkannt, daß hier der ſchwache Punkt unſrer Stellung und eine Tournirung derſelben in der Möglichkeit lag. War dieſe erfolgt, ſo befanden wir uns in einer allerübelſten Lage. Der Weg nach Belfort, nur zwei Stunden Entfernung, lag offen. Chenebier ging uns in der That verloren. Daß der Feind verſäumte, die Conſequenzen daraus zu ziehen, lag mehr an ihm, als an uns.

Wir ſchreiten nunmehr zu den Einzelnheiten dieſes Kampfes.

Chenebier.

Die Chenebier-Stellung war dieſſeitig durch drei Bataillone und drei Batterieen unter Generalmajor v. Degenfeld beſetzt. Die Vertheilung der Streitkräfte war die folgende:

Füſilier-Bataillon 3. badiſchen Regiments, Hauptmann Hilpert, unmittelbar ſüdlich Chenebier, auf der Höhe von Courchamp;

1. Bataillon 3. badiſchen Regiments, Hauptmann Unger, zur Hälfte in Chenebier ſelbſt, zur andern Hälfte nördlich Chenebier;

badiſche Batterie Goebel und ſächſiſche Reſerve-Batterie Krutzſch, ebenfalls nördlich Chenebier auf der Höhe von Bas des Efferts.

Dies war die eigentliche Stellung. Landwehr-Bataillon Eupen und Reſerve-Batterie Dienemann ſtanden eine halbe Meile rückwärts in Frahier. Hier befand ſich auch General v Degenfeld. Den Befehl über die Truppen in der Front, 2 Bataillone und 2 Batterieen, führte Oberſtlieutenant Kraus, Commandeur des 3. badiſchen Regiments.

Um 7 Uhr Morgens ſtanden die Truppen in ihren Stellungen. Der im untern Liſainethale lagernde Nebel breitete ſich nicht bis hierher aus; das Wetter bei Chenebier und Umgegend war klar. Nach 8 Uhr erſchien eine feindliche Batterie an der Nordoſtecke des Bois de la Thure und eröffnete ihr Feuer gegen Chenebier; eine zweite Batterie folgte. Hinhaltend wurde das Artillerie-Gefecht geführt; um 12 Uhr brach es ab. Aber nur auf kurze Zeit. Gegen 1 Uhr traten drei friſche feindliche Batterieen in Action, von denen zwei abermals an der Nordoſtecke des Bois de la Thure ihre Stellung nahmen, während die dritte links von Etobon aus, in nächſter Nähe des Dorfes, ihr Feuer eröffnete. Der Feind ſchoß beſſer als am vorhergehenden Tage; aber auch das dieſſeitige Feuer war, nach franzöſiſchen Berichten, ein wohlgezieltes und verurſachte den feindlichen Batterieen manchen Verluſt an Mannſchaft und Pferden.

Während dieſer Kanonade wurde von Seiten des Gegners der Infanterie-Angriff gegen Chenebier eingeleitet. Die Diviſion Cremer hatte Befehl das Dorf zu nehmen; drei Bataillone der Diviſion Penhoat vom XVIII. Corps waren angewieſen, im Schutz des Bois de Montedin zu avanciren und den Angriff von links her, alſo unſre rechte Flanke treffend, zu unterſtützen. Es mag gleich hier bemerkt werden, daß von dem Augenblick an, wo dieſe Abſicht des Feindes hervortrat, ſeitens des Generals v. Degenfeld das Landwehr-Bataillon Eupen vorbeordert wurde, um die geplante Umgehung zu vereiteln. Freilich, wie wir in der Folge ſehen werden, nur mit geringem Erfolg.

Der eigentliche Angriff lag bei der Diviſion Cremer, deren Ordre de Bataille — nach der veränderten Zuſammenſetzung, die ſie mittlerweile erfahren — wir zuvörderſt hier geben.

1. Brigade: Oberſt Millot.
    32. Marſchregiment,
    57. Marſchregiment,
    Bataillon »Girondins«.
2. Brigade: General Carol-Tevis.
    83. Mobilgarden-Regiment,
    86. Mobilgarden-Regiment,
    Bataillon Vendée.

Drei Feldbatterieen, zwei Bergbatterieen.

Aus dieſen zwei Brigaden formirte General Cremer zwei Angriffs-Colonnen, die aber der vorſtehenden Ordre de Bataille nicht entſprachen, vielmehr als combinirte Brigaden anzuſehen waren. Ihre Zuſammenſetzung war die folgende:

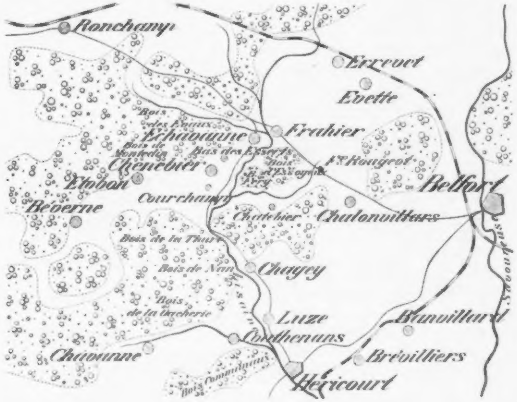
Linke Angriffs-Colonne.

57. Marſchregiment,
86. Mobilgarden-Regiment.

Rechte Angriffs-Colonne.

1 Bataillon 32. Marſchregiments,
83. Mobilgarden-Regiment,
Bataillon »Girondins«.

Dem General Cremer verblieben danach von der Geſammtheit ſeiner Truppen das Bataillon Vendée und zwei Bataillone 32. Marſchregiments, die nunmehr, um die rechte Flanke ſeiner Diviſion gegen einen Angriff von Chagey her zu decken, bis an das Bois de Nan (ſüdlicher Theil des Bois de la Thure) vorgeſchoben wurden.


Ronchamp
Errevet
Evette
Bois des Epaux
Echavanne
Frahier
Bois de Montedin
Bas des Esserts
Bois
Péry
Chenebier
Fᵉ Rougeot
Etobon
Belfort
Courchamp
Béverne
Chatebier
Chalonvillars
Bois de la Thure
Bois de Nan
Chagey
Lisaine
Savoureuse
Bois de la Vacherie
Luze
Banvillard
Couthenans
Brévilliers
Chavanne
Bois Communaux
Héricourt

Die linke Angriffs-Colonne, unter Oberſt Poullet, entwickelte ſich aus dem Bois de la Thure und ging in Schräglinie gegen Chenebier ſelbſt;

die rechte Angriffs-Colonne, unter General Cremer's perſönlicher Führung, dirigirte ſich gegen das vom Füſilier-Bataillon 3. badiſchen Regiments beſetzte Courchamp.

Seitens der Colonne Poullet nahm das 57. Marſchregiment die Tête und drang in dichten Schützenſchwärmen gegen Chenebier vor, den Hauptſtoß aber hatte die rechte Seitencolonne zu führen, an deren Spitze ſich das 83. Mobilgarden-Regiment befand. Dieſe Truppe, zum erſten Mal im Feuer, wich, als das vorgenannte Füſilier-Bataillon, Hauptmann Hilpert, von Courchamp aus einen Offenſivſtoß unternahm, und ging unter empfindlichen Verluſten zurück. Oberſt Puech, Commandeur des Regiments, fiel von einer Kugel tödtlich getroffen. Aber dieſer momentane dieſſeitige Erfolg konnte unſre Situation nicht auf die Dauer günſtig geſtalten. General v. Degenfeld bat, mit Hülfe einer zwiſchen Frahier und Brévillers hergerichteten telegraphiſchen Verbindung, um Verſtärkungen; das Generalcommando jedoch, das um eben dieſe Zeit einen lebhaften Kampf gegen Héricourt ſich entwickeln ſah, glaubte die bei Brévillers verfügbare Hauptreſerve zu Gunſten des bedrohten rechten Flügels nicht ſchwächen zu dürfen und gab die telegraphiſche Antwort, »daß die nachgeſuchte Verſtärkung unmöglich ſei«.

Unter dieſen Umſtänden konnte das brave badiſche Füſilier-Bataillon die Höhe von Courchamp nicht länger behaupten, um ſo weniger, als die Gefahr eines völligen Umſtellt- und Abgeſchnittenwerdens von Minute zu Minute drohender wurde. Es räumte die Stellung und zog ſich, von dem nachdrängenden Feinde — es war das Bataillon »Girondins« — gefolgt, nach Chenebier zurück. Bei dieſem Zurückgehen fiel Hauptmann Hilpert.

Chenebier, auch das nach Norden zu vorgeſchobene Halbbataillon hatte ſich wieder an das Dorf herangezogen, war jetzt von zwei Bataillonen, dem 1. und Füſilier-Bataillon 3. Regiments, beſetzt. Die Batterieen Goebel und Krutzſch feuerten noch von Bas des Eſſerts aus. Aber die ganze Stellung war der ſechsfachen Uebermacht des Feindes gegenüber längſt unhaltbar geworden; aus der Richtung des Bois de Montedin her, gegen das das ſchwache Landwehr-Bataillon Eupen nur vorübergehend demonſtrirt hatte, ſahen wir uns auch in unſrer rechten Flanke zur Hälfte ſchon umgangen; Verſtärkungen, nach dem Wortlaut des Telegramms aus Brévillers, ſtanden nicht in Ausſicht. Unter dieſen Verhältniſſen mußte um 4 Uhr Chenebier aufgegeben werden; das 1. Bataillon 3. Regiments deckte den Rückzug. Am längſten hatte ſich die ſächſiſche Batterie Krutzſch in ihrer Poſition bei Bas des Eſſerts behauptet; ſie verließ dieſelbe erſt, als ſie vom Feuer der feindlichen Tirailleurs, die ſich am Fuß der ebengenannten Höhe eingeniſtet hatten, erreicht und beläſtigt wurde.

Der Feind verfolgte unſre zurückgehenden Bataillone nicht direkt, ſchob aber ſeine Infanterie auf das jenſeitige (öſtliche) Liſaine-Ufer vor, namentlich das Bois d'Eſſoyeux in ſeiner ganzen Ausdehnung beſetzend. Dadurch war Frahier im Rücken bedroht. General v. Degenfeld mußte ſich demzufolge auch zum Aufgeben dieſes Punktes entſchließen und ging um 5 Uhr mit ſeinem ſchwachen Detachement bis zur Ferme Rougeot zurück. Um 7 Uhr Abends wurde daſelbſt ein Bivouac bezogen. In Folge unſres Abzuges aus Frahier hatte auch die dort errichtete Feldtelegraphie aufgehoben werden müſſen.

Chenebier war ſeitens der Diviſion Cremer beſetzt worden. Vor Anbruch der Nacht erfolgte aber Ablöſung und die Diviſion Penhoat vom XVIII. Corps rückte in die Front.

Der zweite Schlachttag war minder günſtig für uns verlaufen, als der erſte: Chenebier war uns verloren gegangen, Frahier, unter dem Zwang der Verhältniſſe, geräumt worden. Unſre Lage, wenn der Feind Umſicht und Entſchloſſenheit zeigte, war einigermaßen kritiſch. Dies Gefühl war es auch wohl, was einem an und für ſich geringfügigen, eine Art Nachſpiel des Tages bildenden Ereigniß eine beſondere Wichtigkeit lieh. Hauptmann Löhlein, in ſeinem Buche »die Operationen des Werder'ſchen Corps«, berichtet darüber das Folgende: »Als das Generalcommando gegen 7 Uhr Abends nach Brévillers zurückgekehrt war, um die Anordnungen für den 17. zu treffen, begann trotz vollſter Dunkelheit ein heftiges Artilleriefeuer von den Höhen bei Tavey; bald darauf, gegen 8 Uhr, hörte man auf der ganzen Linie ein ſchweres Infanterie-Gefecht. Das Feuer nahm bald ſo zu, daß ohne Zweifel geſchloſſen werden mußte, es ſeien nicht Bataillone, ſondern Diviſionen im Kampf. Die dieſſeitige Artillerie feuerte nach dem Blitzen der feindlichen Gewehre mit Shrapnels und Granaten. Zu thun war nichts; eine Unterſtützung konnte auf keinem Punkte mehr gegeben werden. Das Generalcommando ſchickte nach allen Seiten Offiziere und lauſchte in geſpannteſter Erwartung, den weiteren Verlauf abwartend. Einem Jeden, der dieſe Stunden miterlebte, werden ſie unvergeßlich ſein. Die eingehenden Meldungen beſagten, daß der Feind, beſonders bei Bethoncourt, Buſſurel und Héricourt, mit ſtarken Abtheilungen bis hart an die Bajonete der Vertheidiger kam. Ueberall wurde dieſer Verſuch abgewieſen. Das Klagen und Rufen der Verwundeten ſchallte weithin durch die Nacht.«[*]

---

[*] Friedrich v. d. Wengen, in ſeinem übrigens ſehr ſchätzenswerthen und namentlich mit dem größten Fleiße gearbeiteten Buche »die Belagerung von Belfort« hat dieſe Schilderung Löhlein's zu ridikülisiren, oder doch als aus einem gewiſſen Hange nach ſenſationeller Schilderung hervorgegangen, darzuſtellen geſucht. Gewiß mit Unrecht. Möglich, daß es im Weſentlichen blinder Lärm war, daß der Wiederhall die Dinge ernſter erſcheinen ließ, als ſie lagen, das

Etwa um 9 Uhr trat wieder Ruhe ein. General v. Werder richtete folgendes, auch über den Verlauf des zweiten Tages Mittheilung machendes Telegramm an General v. Manteuffel: »Feind griff heute meine Stellung auf allen Punkten in wechſelnder Stärke und Energie an, wurde überall zurückgeworfen; nur General v. Degenfeld räumte gegen überlegene Kräfte ſeine Stellung bei Chenebier und ging bis vor Châlonsvillars zurück. Ich ſetze alles daran, die Stellung Chenebier wiederzugewinnen; dieſſeitiger Verluſt, wie bis jetzt bekannt, nur gering.«

Schon ehe dieſe telegraphiſche Meldung erging, hatte — wie es das Telegramm auch andeutet — General v. Werder Anordnungen getroffen, um Chenebier wieder in unſren Beſitz zu bringen. Dieſe Anordnungen, wiewohl ſie noch dem 16. angehören, geben wir doch erſt am folgenden Tage (den 17.), gleichzeitig mit der Schilderung der aus ihnen erwachſenden Actionen.

Dritter Tag (17. Januar).

Der Hauptkampf, wie ſchon Tags zuvor, lag auch den 17. wieder am rechten Flügel bei Chenebier. Auf der ganzen übrigen Linie kam es, von Artilleriekämpfen abgeſehen, über Demonſtrationen wenig hinaus. Dennoch halten wir auch für dieſen dritten Tag unſre bis hierher befolgte Eintheilung feſt und beginnen wiederum am linken Flügel.

Linker Flügel.

Linie: Montbéliard — Bethoncourt — Buſſurel.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 930.]

Montbéliard war in der Nacht vom 16. auf den 17. ſeitens des Feindes freiwillig geräumt worden. Nur kleine Abtheilungen waren in der Stadt verblieben und unterhielten von den am Ausgange nach Bethoncourt gelegenen Fabrikgebäuden aus ein leichtes Gefecht mit der Schloßbeſatzung. Eine ſchwache Kanonade zwiſchen hüben und drüben ſekundirte. Aber bald ſchwieg auch das und eine mehrſtündige Pauſe trat ein.

Erſt gegen Mittag nahm der Feind das Artillerie-Gefecht wieder auf, diesmal ernſter, und eröffnete aus ſeinen am Mont Chevis in Poſition

---

Gefühl eines äußerſten Bedrohtſeins war nun aber mal da und mußte durch die Vorſtellung eines nächtlichen Angriffs, dem man weder mit Klarheit noch am wenigſten mit friſchen Truppen begegnen konnte, auf's äußerſte geſteigert werden. Die Worte Löhlein's haben gerade dadurch Werth, daß ſie ſo recht die Bedrängniß zeigen, in der man ſich, unſerer vortheilhaften Stellung und unſres Artillerie-Uebergewichts unerachtet, in dieſem Kampfe 1 gegen 3 befand.

gebrachten Batterieen ein heftiges Feuer gegen La Grange Dame. Wie gewöhnlich war dieſe Kanonade der Vorläufer eines Infanterie-Angriffs. Um 2 Uhr Nachmittags brachen ſechs bis acht Bataillone, die bis dahin verdeckt geſtanden hatten, aus der Umgebung der Meierei (Mont Chevis) vor und ſetzten ſich mit halbrechts gegen Montbeliard in Marſch. Dichte Schützenſchwärme vorauf, die ein lebhaftes aber wirkungsloſes Feuer unterhielten, ſtürmten ſie auf die Liſaine zu. Der Moment war glücklich gewählt. Unſre Batterieen bei La Grange Dame hatten nahezu ihre Munition erſchöpft und nur die ſchweren Poſitionsgeſchütze unter Premier-Lieutenant Weißwange vermochten zunächſt den Angriff zu bekämpfen. Aber ihr wohlgezieltes Feuer, bald unterſtützt durch die aus der Reſerve herbeigerufene badiſche Batterie Bodmann, reichte aus, den Angriff zum Stehen zu bringen. Die Mehrzahl der franzöſiſchen Infanterie gelangte nicht bis an die Thalſohle, ſondern kehrte ſchon auf halber Höhe des Abhanges um, nach allen Seiten hin auseinanderſtiebend, um ſich nach Möglichkeit der Wirkung unſrer 24pfünder zu entziehen. Nur kleine Trupps drangen bis hart an die Liſaine vor, wurden hier aber vom badiſchen Leib-Grenadier-Regiment, das mit einigen Compagnieen den Eiſenbahndamm beſetzt hatte, unter Feuer genommen und zum Rückzug gezwungen. Aus der dieſſeitigen Stellung konnte man auf der gegenüberliegenden ſchneebedeckten Abdachung zahlreiche dunkle Punkte wahrnehmen: die Todten und Verwundeten des Feindes.

Die 3 Diviſion des XV. franzöſiſchen Corps hatte während dieſer Vorgänge ihre Reſerveſtellung auf dem Plateau hinter Montbéliard nicht verlaſſen. Der Gegner ſchritt, auch während der ſpäteren Stunden des Nachmittags, zu keinem zweiten Angriff. Als am Abend einzelne feindliche Abtheilungen vorgingen, um die Verwundeten und Todten zu ſammeln, ließ unſre Artillerie ſie ruhig gewähren.

Außer dieſer vorgeſchilderten Action, die wohl den Zweck verfolgte, unſre große Artilleriepoſition bei La Grange Dame zu flankiren und zu nehmen, entwickelte der Feind gegen unſren linken Flügel keine nachhaltigere Thätigkeit. Bei Bethoncourt und Buſſurel, von unbedeutenden Rencontres abgeſehen, ſchwieg das Gefecht.

Centrum: Héricourt.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 935.]

Auch bei Héricourt war, wie auf der ganzen Linie, bei Anbruch des Tages die Fernſicht durch einen feinen mit Schnee untermiſchten Regen beſchränkt. Unſre Truppen ſtanden in ihren alten Poſitionen; der »Mougnot« wurde nach wie vor durch zwei Landwehr-Bataillone gehalten; die Batterieen beherrſchten das Vorterrain. In der Umgebung von Brévilliers ſammelte ſich die neugebildete Hauptreſerve.*)

Die Vorgänge im Centrum waren unbedeutend, wie die bei Buſſurel und Bethoncourt. Um 8¼ Uhr wurde die vor Byans liegende Ziegelei und der benachbarte Kirchhof von franzöſiſcher Infanterie beſetzt. Aus dem Bois Communaux gingen dichte Tirailleurſchwärme vor, wurden aber, durch Granat- und Schützenſchwärme von St. Valbert her, in das Gehölz zurückgetrieben. Im übrigen Verlauf des Tages ſchoß ſich die in Nähe des Bois Communaux eingeniſtete 11. Compagnie 34. Regiments mit dem Gegner herum. Wie aus dem Bois Communaux nördlich von Héricourt, ſo brachen auch aus dem Bois du Chanois ſüdlich von Héricourt feindliche Abtheilungen vor, gingen aber, vom Eiſenbahndamme aus, der hier durch die 3. und 4. Compagnie 25 vertheidigt wurde, mit Schnellfeuer empfangen, in den deckenden Wald zurück. Vom »Mougnot« aus konnte, mit Hülfe einer Waldlichtung, der Marſch geſchloſſener feindlicher Colonnen beobachtet werden; ihr Vorüberziehen währte länger als eine Stunde. Aus dem Bois de Tavey ſtieg ſtarker Rauch auf, jedenfalls von Wachtfeuern.

Unter ſolchen Beobachtungen verging der Vormittag. Einige Deſerteurs, geborene Elſäſſer, meldeten ſich bei den Landwehr-Bataillonen am Mougnot und gaben als Grund ihrer Entweichung die ſchlechte Behandlung an, die ihnen, wegen ihrer deutſchen Sprache, von den Franzoſen zu Theil geworden wäre.

Erſt um 4 Uhr wurde es drüben wieder lebendig; zwei Batterieen fuhren auf der Höhe bei Tavey auf und eröffneten ein heftiges Feuer gegen unſre Héricourt-Poſition. Aber ſo heftig das Feuer war, ſo wirkungslos war es auch. Die dieſſeitige Artillerie antwortete nur ſchwach. Bei Dunkelwerden ſchwieg das Feuer hüben und drüben. Die Haltung des Feindes während des ganzen Verlaufes des Tages hatte, wenigſtens an dieſer Stelle, die Vermuthung nahe gelegt, daß er mit Einleitung ſeines Rückzuges beſchäftigt ſei.

*) Die Hauptreſerve bei Brévilliers, die ſchon am 15. einige ihrer Bataillone in die Front geſchickt hatte, war durch Unterſtützungen, die ſie am 16. Nachmittags an den ſchwerbedrohten rechten Flügel, Chenebier (wir kommen weiterhin darauf zurück) gelangen ließ, nahezu erſchöpft. Es war unerläßlich eine neue Reſerve zu bilden, weshalb noch am 16. Abends Befehl an alle Truppencommandeure erging, alles irgendwie Entbehrliche nach Brévilliers zu dirigiren. Dieſem Befehl wurde entſprochen; noch in der Nacht ſetzten ſich von den verſchiedenſten Punkten aus Bataillone in Marſch, ſo daß am 17. früh eine neue Hauptreſerve vorhanden war. Sie beſtand aus folgenden Truppentheilen:

2. Bataillon 25. Regiments;
1. und 2. Bataillon 2. badiſchen Grenadier-Regiments;
1. Bataillon 67. Regiments (von Belfort her);
Landwehr-Bataillon Danzig (bis dahin bei Buſſurel).
Dazu vier Batterieen.

Rechter Flügel.

Linie: St. Valbert — Chagey — Chenebier.

[Zu benutzen unſre Karte auf S. 945.]

Alle ernſteren Kämpfe des 17., wie ſchon Eingangs hervorgehoben, lagen wieder am rechten Flügel und zwar geſtalteten ſie ſich, wenn auch günſtiger, ſo doch zugleich auch verluſtreicher als am Tage zuvor. Auf der ganzen Linie, Süd- wie Nord-Hälfte des rechten Flügels, tobte heute der Kampf und Chagey, das ſich am 16. kaum einem demonſtrirenden Vorgehen des Gegners ausgeſetzt geſehen hatte, ſah ſich am 17. nachhaltig und wiederholentlich angegriffen. Dreimal, um 8, um 10 und um 12 Uhr, gingen, während Artillerie den Angriff einleitete und ſekundirte, ſtarke feindliche Colonnen gegen das obengenannte Dorf vor, das indeſſen, ſeit dem 15. ſchon, eine ausreichende Verſtärkung zur Begegnung ſolcher Angriffe erhalten hatte. Es befanden ſich in Chagey:

zwei Bataillone 6. badiſchen Regiments,
das 2. Bataillon 3. badiſchen Regiments und
ein Halbbataillon (5. und 8. Compagnie) 30. Regiments.

Dieſen drei und ein halb Bataillonen, unterſtützt durch drei preußiſche*) und zwei badiſche Batterieen, durfte es um ſo eher gelingen, die feindliche Offenſive im Schach zu halten, als die Colonnen, die gegen Chagey vorgeführt wurden, ſchwerlich von größerer Stärke waren. Eine derſelben, die erſte, die um 8 Uhr vom Bois de Nan aus avancirte, kennen wir in ihrer Zuſammenſetzung. Sie beſtand aus Truppentheilen der Diviſion Cremer und zwar aus 2 Bataillonen des 32. Marſchregiments, 1 Bataillon 86. Mobilgarden-Regiments und einer Armſtrong-Batterie. Die beiden andern Colonnen (um 10 und 12 Uhr) waren ſchwerlich ſtärker. Von 1 Uhr ab ſchwieg der Kampf gegen Chagey. Nur die Artillerie-Linien hüben und drüben nahmen von Zeit zu Zeit das Feuer wieder auf. Der Lärm verhallte in den Bergen.

Chenebier.

Während dieſer Ereigniſſe von ſekundärer Bedeutung — es fehlte den Verſuchen gegen Chagey, wie denen gegen La Grange Dame und Héricourt jeder eigentliche Elan — ſtanden wir rechts daneben, bei Chenebier, in andauerndem und erbittertem Gefecht. Es war der einzig wirkliche Kampf des Tages. Ehe wir zu ſeiner Schilderung übergehen, haben wir zuvor noch über beſtimmte Vorgänge des 16. Abends, die für das Verſtändniß des Folgenden unerläßlich ſind, zu berichten.

---

*) Eine dieſer preußiſchen Batterieen verlor während des ſich entſpinnenden mehrſtündigen Artilleriegefechts ihren Führer, den Hauptmann Fiſcher.

Zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags (am 16.) hatte General v. Degenfeld auf ſein Anſuchen um Unterſtützung, die telegraphiſche Rückantwort erhalten: »Verſtärkung unmöglich«. Darauf hin war zunächſt Chenebier, dann auch Frahier, vom 1. und Füſilier-Bataillon 3. Regiments geräumt worden. Aber ſchon um 4 Uhr gelangte man, ſeitens des Generalcommandos, zu Entſchlüſſen, die im Gegenſatz zu jenem oben mitgetheilten, eben ſo kurzen wie inhaltſchweren Telegramm ſtanden und glaubte jetzt, gleichviel nun ob mit Rückſicht auf die an andern Punkten ſich günſtiger geſtaltende Gefechtslage, oder aber in Erwägung der Gefahren, die von einem Verlorengehen Chenebiers für die Geſammtſtellung unzertrennlich waren, den rechten Flügel unter allen Umſtänden und zwar nöthigenfalls mit den letzten Reſervekräften halten zu ſollen. Im Einklang hiermit wurden zunächſt zwei Bataillone 4. Regiments in der Richtung auf Châlonvillars, beziehungsweiſe bis zur Ferme Rougeot vorgeſchoben, wo ſie 6 Uhr Abends eintrafen. Von hier aus wandten ſie ſich ſofort gegen Frahier, das, vom Feinde ohne Widerſtand geräumt, bereits eine Stunde ſpäter (7 Uhr) von dieſſeitigen Abtheilungen beſetzt werden konnte. Eine allerdrohendſte Gefahr war hierdurch abgewandt. Auch Poſitionsgeſchütze (drei 24pfünder aus den Belagerungs-Batterieen) wurden heranbeordert,*) um, von der Ferme Rougeot aus, die von Frahier und Errevet auf Belfort zu führenden Straßen unter Feuer nehmen zu können.

Aber das Generalcommando, wie zum Ausgleich für früher bewieſene Zurückhaltung, war jetzt gewillt, es bei dieſen erſten Unterſtützungen nicht bewenden zu laſſen und ordnete weitere Verſtärkungen des rechten Flügels an, die, um 2 Uhr Nachts, unter General Keller zwiſchen Frahier und der Ferme Rougeot eintrafen. General Keller, älter im Dienſt als General v. Degenfeld, übernahm das Commando über alle an vorgenannter Straßenlinie verſammelten Streitkräfte. Es waren acht Bataillone und zwar die folgenden:

1. und Füſilier-Bataillon 3. Regiments, Landwehr-Bataillon Eupen.	Alter Beſtand.
4. Regiment (alle drei Bataillone), Füſilier-Bataillon 5. Regiments, Füſilier-Bataillon 67. Regiments.	Neu erſchienen.

General Keller, darin empfangenen Weiſungen folgend, war ſofort entſchloſſen, durch nächtlichen Ueberfall Chenebier wieder zu nehmen, ebenſo den Feind aus den nächſtgelegenen Waldparzellen, dem Bois des Evaux und dem Bois Fery, zu werfen. Von Chagey aus ſollte dieſer in weſtlicher Richtung gehende Angriff durch einen Flankenſtoß von Süden her unterſtützt werden. In der That waren nicht nur die Ordres zu ſolcher Mitwirkung ergangen, das Detachement Goltz ſuchte ihnen auch, in aller Frühe ſchon, durch Abſendung des 2. Bataillons 3. badiſchen Regiments zu entſprechen. Leider indeß vergeblich, da ſowohl Chagey ſelbſt, wie das vorgeſchobene badiſche Bataillon (ſ. S. 954 u. 958) vom Bois de la Thure und dem Bois Communaux aus angegriffen wurde. Erſt 3 Uhr Nachmittags ermöglichte ſich eine Flankenbewegung, die für 6 Uhr Morgens geplant war. So war General Keller auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen. Er formirte zwei Angriffscolonnen und gab denſelben folgende Zuſammenſetzung:

---

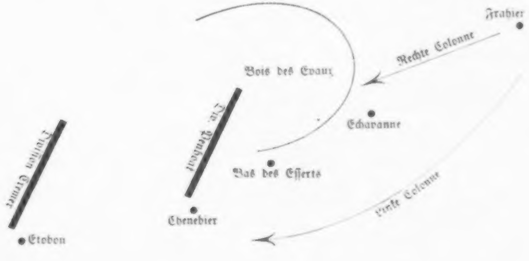
*) Es geſchah dies durch Oberſtlieutenant v. Scheliba, Commandeur der Belagerungsartillerie vor Belfort, deſſen Dienſte während der dreitägigen Schlacht von hervorragender Bedeutung waren. Löhlein ſchreibt darüber: »Die Umſicht und Thatkraft, mit welcher Oberſtlieutenant Scheliba das General-Commando nach allen Seiten hin unterſtützte, verdient beſondere Erwähnung.«

Linke Colonne, Oberſt Bayer.
4. badiſches Infanterie-Regiment.
Alle drei Bataillone.
Bei dieſer Colonne befand ſich General v. Keller.

Rechte Colonne, Major Jacobi.
Füſilier-Bataillon 5. Regiments.
Füſilier-Bataillon 67. Regiments.
Landwehr-Bataillon Eupen.
Batterie Goebel.
Bei dieſer Colonne befand ſich General v. Degenfeld.

Das 1. und Füſilier-Bataillon 3. Regiments, die am Tage zuvor das ſchwere Gefecht gehabt hatten, verblieben bei Frahier in Reſerve. Mit ihnen die Batterieen Krutzſch und Dienemann.

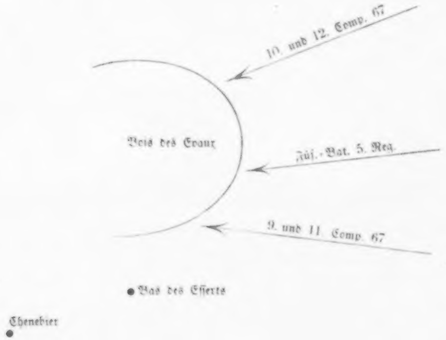
Die linke Colonne war angewieſen Chenebier ſelbſt, die rechte Colonne das unmittelbar nördlich davon gelegene Bois des Evaux zu nehmen. Beide Punkte, um die ſich nun auf faſt 12 Stunden hin der Kampf drehen ſollte, waren von der Diviſion Penhoat des XVIII. Corps



beſetzt. In Etobon ſtand die Diviſion Cremer in Reſerve, hatte jedoch, wie bereits hervorgehoben, zwei Bataillone vom 32. Marſch- und ein Bataillon vom 86. Mobilgarden-Regiment bis in das Bois de Ran vorgeſchoben, wo eben dieſen Bataillonen die Aufgabe oblag, die in Chagey ſtehenden deutſchen Truppen entweder direkt zu beunruhigen oder doch ein Miteingreifen derſelben in den Kampf bei Chenebier zu hindern. Beides geſchah.

Unſre rechte Colonne, Major Jacobi, die angewieſen war in das Bois des Evaux vorzudringen, ſtieß zuerſt auf den Feind. Wir folgen daher zunächſt dieſer.

[Rechte Colonne, Major Jacobi, im Kampf um das Bois des Evaux. 5 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags.] Um 4½ Uhr früh wurde Frahier in aller Stille paſſirt; um 5 Uhr war Echavanne erreicht. Hier ſtieß die Spitze der Colonne, das Füſilier-Bataillon 5. Regiments, auf eine franzöſiſche Feldwache, die zwar gefangen genommen wurde, aber doch Zeit fand, durch einige Schüſſe die Beſatzung von Chenebier, wie namentlich auch alle Truppentheile, die im Bois des Evaux bivouakirten, zu allarmiren. Hiermit war das Signal zum Kampfe gegeben. Ohne Zaudern drang die Colonne Jacobi, mittlerweile dreigetheilt, concentriſch in das mehrgenannte Bois ein, dergeſtalt, daß das Füſilier-Bataillon 5. Regiments das Centrum, das in zwei Halbbataillone formirte Füſilier-Bataillon 67. Regiments aber einen linken und rechten Flügel bildete. Landwehr-Bataillon Eupen, ſammt



der Batterie Goebel, blieben bei Chavanne als unmittelbare Reſerve verfügbar. Der Waldrand wurde im erſten Anlauf genommen, bald aber entwickelte ſich ein ernſthaftes Gefecht, das an Heftigkeit zunahm, jemehr es dem Feinde glückte Verſtärkungen heranzuziehen. Unſrerſeits gelang es nicht, weiter als 50 bis 60 Schritt in den Wald hinein vorzudringen. Das am linken Flügel fechtende Halbbataillon 67 mußte wieder zurückgezogen werden, um ein gegenſeitiges Beſchießen mit den rechts daneben im Feuer ſtehenden Badenſern zu vermeiden. Das dichte Unterholz, die Dunkelheit, dazu die Unmöglichkeit ſich von der Stärke des Feindes zu überzeugen, machten dieſes Waldgefecht, in dem es mehrfach zum Handgemenge kam, ebenſo unheimlich wie verluſtreich. Major Jacobi, ſchwer verwundet, mußte den Kampfplatz verlaſſen; Major v. Laue, vom Füſilier-Bataillon 67, übernahm das Commando. Es wurde beſchloſſen, das Gehölz aufzugeben und am Rande deſſelben Stellung zu nehmen. Der Feind drängte nicht nach. So vergingen Stunden bis zum Anbruch des Tages.

Um 8 Uhr wurde ein zweiter Angriff gegen den Wald (Bois des Evaux) angeordnet. Es war mittlerweile hell geworden, außerdem das 1. Bataillon 3. Regiments aus der Reſerve bei Frahier als Verſtärkung eingetroffen. Mit ihm Oberſtlieutenant Kraus, der nunmehr das vorübergehend von Major v. Laue geführte Commando übernahm. Unter Hurrah ging es in den Wald hinein. Die Vertheilung der Truppen war im Weſentlichen dieſelbe wie beim erſten Angriff:

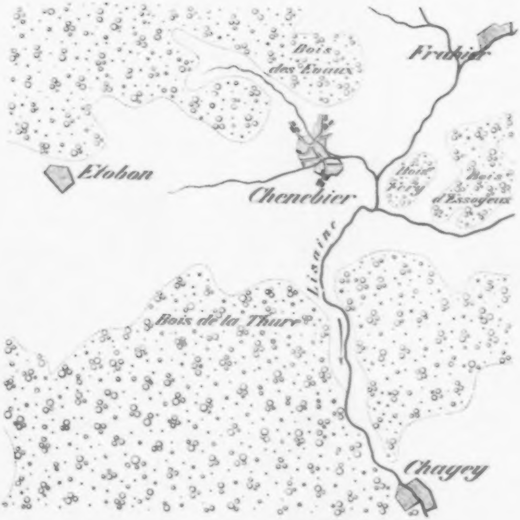
links 10. und 12. Compagnie 67;
Mitte Füſilier-Bataillon 5. Regiments;
rechts 9. und 11. Compagnie 67.

Das 1. Bataillon 3. Regiments und das Landwehr-Bataillon Eupen folgten unmittelbar in Reſerve. Mit erhöhter Lebhaftigkeit entbrannte das Gefecht, General v. Degenfeld ſtellte ſich an die Spitze der Truppen und nach zweiſtündigem Ringen gelang es den Feind aus dem Gehölze zu vertreiben und mit einer Linksſchwenkung bis an den ſüdlichen Saum deſſelben vorzudringen. Dieſer ſüdliche Saum berührte faſt die Nordſeite des Dorfes »Bas des Eſſerts«, welches letztere wiederum mit Chenebier zuſammenwächſt. Glückte es Bas des Eſſerts zu nehmen, ſo erwuchs hieraus unſrer linken Flügel-Colonne, der, wie wir wiſſen, die Wegnahme und Behauptung Chenebiers als eigentlichſte Aufgabe geſtellt worden war, eine gewichtige Unterſtützung; alle Anſtrengungen begannen ſich demgemäß auf Erſtürmung dieſer Flanken- und Vorpoſition von Chenebier zu richten. Aber die Ausgänge aus dieſem vom Feinde ſtark beſetzten Dorf (Bas des Eſſerts) waren verbarrikadirt, Mitrailleuſen beſtrichen das vorliegende Terrain, ſo daß ſich ein Angriff auf den Ort nothwendig ſehr ſchwierig geſtalten mußte. Nichtsdeſtoweniger gingen unſre 67er zweimal zum Sturme vor; Schützenzüge verſchiedener Compagnieen drangen in die nächſtgelegenen Häuſer ein und machten eine Anzahl Gefangene. Aber über dieſe vorderſten Punkte hinaus glückte es nicht, Terrain zu gewinnen. Der in großer Ueberzahl auftretende Gegner zwang uns, unſre Häuſerpoſitionen wieder aufzugeben und bis an den Saum, bald darauf bis in die Mitte des Gehölzes (Bois des Evaux) zurückzugehen.

Es war jetzt 10 Uhr. Um Mittag wurden die Verſuche gegen Bas des Eſſerts, beziehungsweiſe Chenebier, wieder aufgenommen, aber der Erfolg war kein günſtigerer als in den Morgenſtunden und die Truppen erhielten ſeitens des Generals v. Degenfeld Befehl, abermals bis in die Mitte des Bois des Evaux zurückzugehen. Selbſt hier noch wurde ihre Stellung als gefährdet angeſehen. Um 3 Uhr Nachmittags, als der Feind Miene machte, ſeinerſeits die Offenſive zu nehmen, erfolgte die Räumung auch der nordöſtlichen Hälfte des Gehölzes. Das 1. Bataillon 3., wie das Füſilier-Bataillon 5. Regiments beſetzten Echavanne, während das Füſilier-Bataillon 67, das am ſtärkſten gelitten hatte, in die Reſerveſtellung bei Frahier dirigirt wurde. Ebendahin folgte auch das Landwehr-Bataillon Eupen ſammt den Batterieen. Der Feind beunruhigte dieſen Abzug nicht und begnügte ſich, Chenebier, das mittlerweile ſeitens der linken Colonne genommen und wieder verloren gegangen war, feſtzuhalten.

Dieſen Vorgängen bei Chenebier, gegen welches ſich, wie bereits auf S. 953 hervorgehoben, von Anfang an der Angriff unſrer linken Colonne gerichtet hatte, wenden wir uns jetzt zu.

[**Linke Colonne, Oberſt Baver, im Kampf um Chenebier und das Bois Ferv. 3 Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittags.**] Die linke Colonne, bei der ſich General Keller befand, war unbemerkt bis hart an Chenebier vorgedrungen, als die Schüſſe der bei Echavanne überfallenen franzöſiſchen Feldwache von Norden her herüberhallten. Sollte der Feind in Chenebier noch überraſchend angegriffen werden, ſo mußte man ſchnell handeln. Das 4. Regiment ging daher ſofort mit Hurrah auf den Ort los und ſtürmte in denſelben hinein. Der Gegner ſchien hier die nöthigen Sicherheitsmaßregeln mehr oder weniger vernachläſſigt zu haben. Einzelne ſeiner Abtheilungen, die unſrer Infanterie Widerſtand zu leiſten ſuchten, wurden über den Haufen gerannt. Da aber das Dorf aus verſchiedenen, auf kleinen Anhöhen gelegenen Häuſergruppen beſteht, welche durch Waſſerriſſe von einander getrennt ſind, ſo gelang es dem Feinde, hinter dieſen Abſchnitten ſeine Infanterie zu ſammeln und die Vertheidigung aufzunehmen, woraus ſich in Chenebier ein lebhaftes Feuergefecht entſpann, das in demſelben Maße wuchs, wie es dem Gegner gelang neue Streitkräfte heranzuziehen. So kam der Tag. Als es hell geworden war, geſchah ſeitens



der linken Colonne dasſelbe, was um dieſelbe Stunde ſeitens der rechten Colonne geſchah: die bis dahin eroberte und behauptete Poſition wurde aufgegeben. Die linke Colonne räumte Chenebier, wie ſeitens der rechten Colonne, vielleicht nur um wenige Minuten früher, das Bois des Evaux geräumt worden war. Auch darin entſprachen beide Colonnen einander, daß ſie hart im Rücken des bis dahin feſtgehaltenen Terrains ihre neue Stellung nahmen. Die rechte Colonne am Rande des Bois des Evaux (vergl. S. 955), die linke, aus Chenebier zurückgehende Colonne, im Bois Fery, unmittelbar am öſtlichen Ufer der Liſaine.

Dieſer Rückzug, geordnet, wie er ſich vollzog — ſo daß beiſpielsweiſe 400 franzöſiſche Gefangene ſammt einer Anzahl erbeuteter Bagagewagen mitgeführt werden konnten — legte dem Füſilier-Bataillon 4. Regiments, das die rückgängige Bewegung deckte, nichtsdeſtoweniger empfindliche Verluſte auf. Hauptmann Wolff, der Führer des Bataillons, fiel. Als der Gegner lebhaft nachdrängte, zog General Keller ſeine bei Frahier in

Reſerve ſtehenden Batterieen Krutzſch und Dienemann vor. Ihrem Feuer gelang es, der feindlichen Offenſive Einhalt zu thun. Das Bois Fery wurde nunmehr ohne weitere Gefährdung erreicht.

Dies war um 9 Uhr oder wenig ſpäter. Von hier aus abermals zur Offenſive überzugehen, verbot ſich um ſo mehr, als uns nicht nur in Chenebier ſtarke feindliche Kräfte gegenüberſtanden, ſondern auch vom Bois de la Thure aus (in dem, wie wir wiſſen, Abtheilungen der Diviſion Cremer ſteckten) Verſuche zur Umfaſſung unſrer Stellung gemacht wurden. So galt es denn lediglich ſich zu halten. Aber um 1 Uhr verſagte auch das, und einem umfaſſenden Angriff unterliegend, wich das 4. Regiment und zog ſich nordwärts aus dem Bois Fery heraus. Dies war ein kritiſcher Moment. Das Bois Fery entſprach einem detachirten Fort des unmittelbar dahinter gelegenen Bois d'Eſſoyeux; war das eine verloren, ſo war es auch das andere; der Verluſt des Bois d'Eſſoyeux aber war gleichbedeutend mit Coupirung der Straßenlinie Frahier-Belfort. Solcher äußerſten Gefahr mußte vorgebeugt, das Bois Fery coute que coute wieder erobert werden. Die vorgenannten drei Batterieen eröffneten den Angriff; dann drang das 4. Regiment in den Wald ein, um deſſen Beſitz ſich nun abermals ein lebhaftes Feuergefecht entſpann. Unſre Fortſchritte waren gering und die Wiedereroberungs-Verſuche hätten muthmaßlich nur ſehr partielle Erfolge ergeben, wenn nicht eben jetzt, von Chagey her, jenes 2. Bataillon 3. Regiments eingetroffen wäre, dem ſeit Beginn des Tages die nach Lage der Sache leider unausführbare*) Aufgabe obgelegen hatte, von Süden her in das Gefecht bei Chenebier einzugreifen. Erſt der Nachmittag geſtattete eine Vorbewegung in die Flanke des Feindes, die, wenn in den Frühſtunden erfolgend, wo unſre Colonnen noch Chenebier und das Bois des Evaux in Händen hielten, dem ganzen Gefecht leichtmöglicherweiſe einen für unſre Waffen günſtigeren Ausgang gegeben haben würde. Aber auch verſpätet, war das Eintreffen einer kaum noch erwarteten Verſtärkung, von, wenigſtens an dieſer Stelle, entſcheidender Bedeutung. Der Feind, in ſeiner rechten Flanke ſich plötzlich ernſthaft bedroht glaubend, wich vor den Schützenſchwärmen des von der Mühle bei Chatebier her angreifenden Bataillons und überließ uns das bis dahin ſo hart beſtrittene Bois Fery.

---

*) Dieſes 2. Bataillon 3. badiſchen Regiments war bereits in aller Frühe, wie wir wiſſen, (ſ. S. 953) zur Unterſtützung General Kellers und ſeiner bei Chenebier kämpfenden Truppentheile detachirt worden. Es ſtieß während ſeines Marſches auf die mehrgenannten 3 Bataillone: 2 vom 32. Marſch-, 1 vom 86. Mobilgarden-Regiment, die General Cremer bis in das Bois de Ran vorgeſchoben hatte und verwickelte ſich mit einem derſelben, unter dem Commandanten Maffre-Lacan, in ein Waldgefecht. Als auch die beiden andern franzöſiſchen Bataillone ſichtbar wurden, ging es auf Chagey zurück und erneuerte erſt am Nachmittag ſeinen Verſuch — der nun auch gelang — bis Chenebier vorzudringen.

Damit erloſch das Gefecht.

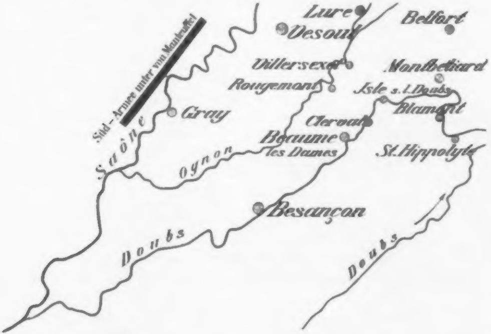
Chenebier und das Bois des Evaux — Punkte, gegen die ſich unſer nächtlicher Angriff anfangs mit Erfolg gerichtet hatte — waren ſchließlich in Händen des Feindes verblieben, aber ein großes Reſultat ſtand unſrem durch faſt zwölf Stunden hin geführten Kampfe nichtsdeſtoweniger zur Seite: der Feind war nirgends über die Linie hinaus vorgedrungen, die er am 16. Nachmittags bereits innegehabt hatte. Im Gegentheil, Frahier und die ſüdlich davon gelegenen Gehölze: das Bois d'Eſſoveux und das Bois Fery, gehörten wieder dem von uns gehaltenen Terrain-Abſchnitt zu.

Am Abend des 17. faßte General v. Werder die Reſultate des Tages abermals in einem an General v. Manteuffel gerichteten Telegramm zuſammen, das im Weſentlichen dahin lautete: »In der Nacht zum 17. wurde General Keller mit acht Bataillonen nach Frahier entſendet. Feind vor Tagesanbruch in Chenebier überraſcht, verlor ſeine Bagage und 400 Gefangene. Chagey wurde am Morgen heftig und wiederholt vergeblich angegriffen; bei Montbéliard heftige Kanonade. Jedoch war der Kampf im Allgemeinen matter und trug den Charakter des Arrièregarden-Gefechts. Um 1 Uhr wurde General Keller durch bedeutend überlegene Kräfte angegriffen; derſelbe hält jedoch in feſter Poſition bei Frahier Stand. Beſtätigt ſich der Abzug des Feindes, ſo folgt unmittelbar darauf meine Offenſive. Dieſſeitiger Verluſt in den Kämpfen der letzten drei Tage ungefähr 1200 Mann, davon verhältnißmäßig viele Theile der 2. und 3. badiſchen Brigade. Im Gefecht waren das XV. franzöſiſche Corps bei Montbéliard, links anſchließend das XXIV. und XX. Corps, bei Chenebier das XVIII. Corps und die Diviſion Cremer.«

Der Abzug der franzöſiſchen Armee, den General v. Werder nur muthmaßte, war mittlerweile wirklich angeordnet worden. Bourbaki hatte es aufgegeben, die von uns gehaltene Liſaine-Linie zu forciren. Um dieſelbe Stunde, als der Draht die vorſtehend mitgetheilte Depeſche in das Hauptquartier General v. Manteuffel's (am 17. in Prauthoy) beförderte, richtete General Bourbaki folgendes Telegramm an die Regierungs-Delegation in Bordeaux: »Wir haben einen viel ſtärkeren und mit einer zahlreichen Artillerie verſehenen Feind vor uns, als die eingelaufenen Nachrichten erwarten ließen. Es ſind ihm von allen Seiten Verſtärkungen zugegangen. Sowohl durch die Gunſt dieſer Umſtände, wie auch bei der Stärke ſeiner Poſition und den ſchon beſtandenen natürlichen oder durch ihn künſtlich vermehrten Hinderniſſen, widerſtand er allen unſren Anſtrengungen. Indeß hat er beträchtliche Verluſte erlitten. Nach dem erfolgloſen Angriff am 15. Januar ſetzte ich den Kampf am 16. und 17., ſomit drei Tage, fort. Ungeachtet der bewieſenen

Tapferkeit haben unſre wiederholten Verſuche kein beſſeres Reſultat gehabt. Der Feind fand es für ſich gut, fortwährend auf die Defenſive zu beſchränken. Die Witterung iſt gleichfalls ſo ſchlecht wie nur möglich. Unſre Zufuhren von Lebensmitteln und Munition gelangen nur unter großen Schwierigkeiten zu uns. Außer den durch das feindliche Feuer verurſachten Verluſten haben Kälte, Schnee, die Märſche und Bivouacs unter ſolchen ausnahmsweiſen Verhältniſſen bedeutende Leiden im Gefolge gehabt. Auf Rath der Corpscommandanten beſchloß ich zu meinem großen Bedauern, die Armee einige Lieues rückwärts von der jetzigen Poſition, eine neue beziehen zu laſſen; ſo werden wir uns leichter retabliren können. Wir bedürfen der Retablirung ſowohl was Offiziere und Mannſchaften, wie auch die Pferde anbelangt. Jch werde mein Hauptquartier morgen nach Arcey verlegen.«

Jm Einklang mit dem vorſtehenden Telegramm trat **Bourbaki** am 18. früh ſeinen Rückzug in ſüdlicher und ſüdweſtlicher Richtung an. Derſelbe hielt ſich auf dem Gebiet zwiſchen Ognon und Doubs, um zunächſt **Beſançon** zu erreichen. Die Angaben über dieſen Rückzug ſind lückenhaft. Sehr wahrſcheinlich gingen die einzelnen Corps wie folgt:


Süd-Armee unter von Manteuffel
Lure
Vesoul
Belfort
Villersexel
Montbéliard
Rougemont
Isle s. l. Doubs
Gray
Blamont
Clerval
Beaume les Dames
St. Hippolyte
Saône
Ognon
Besançon
Doubs
Doubs

- **XVIII.** Corps, von der Diviſion Cremer gefolgt, auf **Rougemont**;
- **XX.** Corps ſüdlich daneben;
- **XV.** Corps auf Jsle ſur Doubs und Beaume les Dames;
- **XXIV.** Corps zum Theil auf Clerval, zum Theil, den Doubs überſchreitend, auf Blamont und St. Hippolyte.

Der Feind deckte ſeinen Rückzug durch ſtarke Arrièregarden, was am 18. und 19. zu einigen Rencontres zwiſchen dieſen letzteren und unſren nachdrängenden Detachements und Avantgarden führte. Dem Gros des Werderſchen Corps wurde eine zweitägige Ruhe gegönnt. Unter jenen Rencontres waren die bei St. Valbert, Clairegoutte und St. Marie die ernſthafteſten.*)

Im Laufe des 18. ging aus Verſailles, in deſſen Schloſſe am ſelben Tage die Kaiſer-Proclamation ſtattfand, folgendes Telegramm an General v. Werder ein:

»Ihre heldenmüthige dreitägige Vertheidigung Ihrer Poſition, eine belagerte Feſtung im Rücken, iſt eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich ſpreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchſte Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern, als Beweis dieſer Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm.«

General v. Werder, zum Theil Bezug nehmend auf das eben empfangene Telegramm, erließ folgenden Corpsbefehl:

»Das XIV. Corps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leiſtungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, ſowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet, den die Geſchichte gewiß zu den denkwürdigſten Ereigniſſen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. Es iſt uns gelungen, den ſehr überlegenen Feind, der Belfort entſetzen und in Deutſchland einfallen wollte, aufzuhalten und ſodann ſiegreich abzuweiſen. Mögen die Truppen, auf deren Leiſtungen die Augen Deutſchlands gerichtet waren, zuvörderſt in dieſen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken. Der Dank Seiner Majeſtät des Königs wurde mir bereits Allergnädigſt übermittelt; meine aufrichtigen Glückwünſche für dieſe ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.«

Ebenfalls am 18. gingen von Seiten des Generalcommandos folgende (in Abkürzung von uns gegebene) Ordres aus:

---

*) Das Gefecht bei St. Valbert (am 18.) wurde vorwiegend durch ein Halbbataillon 34. Regiments geführt. Es verlor 46 Mann, nahm aber 1 Offizier und 17 Mann gefangen. — Bei Clairegoutte (ebenfalls am 18.) ſtieß das Detachement Williſen auf den Feind: ein Bataillon vom 2. leichten afrikaniſchen Regiment, die ſogenannten »Zephirs«. Der Widerſtand war lebhaft, wurde aber durch die aus einem Halbbataillon 6. Regiments und einer Reſerve-Jäger-Compagnie gebildete Avantgarde des Detachements gebrochen. Dieſſeitiger Verluſt: 25 Mann. 1 Offizier und 63 Mann wurden gefangen genommen. — Das Gefecht bei St. Marie, am 19., hatte größere Dimenſionen. Das Dorf, öſtlich von Montbeliard gelegen, war von mehreren feindlichen Bataillonen beſetzt, die erſt nach einem heftigen, unſrerſeits durch Abtheilungen der Landwehr-Brigade Zimmermann geführten Häuſerkampfe wichen. Der Gegner verlor, außer Todten und Verwundeten, 520 Gefangene.

»Generallieutenant v. **Glümer**, Commandirender der badiſchen Diviſion, formirt eine Avantgarde und läßt dieſelbe bereits am 19. dem Feinde über Beverne folgen.

Generalmajor v. **Goltz** und Generalmajor v. **Schmeling** formiren gleichfalls Avantgarden und gehen beide in nächſter Verbindung, die erſte auf Saulnot, die letztere auf Arcey vor.

Oberſt v. **Zimmermann** und Generalmajor v. **Debſchitz** nehmen Stellung einerſeits in dem Abſchnitt Luze—Héricourt—Montbéliard, andrerſeits in dem Abſchnitt Montbéliard—Croix. (Alſo Liſaine- und Allaine-Linie.) Beide genannte Offiziere treten vom 19. ab wieder unter direkten Befehl des Generals v. **Tresckow**, Commandirenden des Belagerungscorps vor Belfort. Oberſt v. Zimmermann verſucht eine Avantgarde gegen Bart und Dung, beziehungsweiſe St. Marie vorzuſchieben.

Oberſt v. **Williſen** marſchirt mit ſeinem Detachement auf Lure.

Das Generalcommando verbleibt am 19. in Brévilliers.«

Die Ausführung dieſer Befehle führte zum Theil jene Gefechte herbei, die wir in unſrer Anmerkung auf S. 961 in Kürze namhaft gemacht haben.

Im Laufe des 19. begann ſeitens der Unſren die Aufräumung des Schlachtfeldes. 1500 Todte und nah an 4500 noch nicht verbundene, von den Aerzten im Stich gelaſſene Verwundete des Feindes wurden aufgefunden. Namentlich in den Wäldern gegenüber von Chagey, im Bois de la Thure, Bois de Ran und Bois de la Vacherie lagen die Todten und Verwundeten dicht geſäet. Unter den letzteren viele vom 16. her. Trotz aller Anſtrengungen war es leider nicht möglich, dieſe Tauſende von Bleſſirten und Kranken in den vollſtändig ausgeſogenen Ortſchaften ſo zu unterſtützen, wie es ihr Zuſtand erheiſcht hätte.

Wie hoch ſich der franzöſiſche Geſammtverluſt während der drei Schlachttage belief, iſt nur ſehr annähernd feſtzuſtellen. Löhlein, in ſeinem mehrcitirten Buche, beziffert ihn auf 8 bis 10,000 Mann. Dies wird nicht zu hoch gegriffen ſein.

Die dieſſeitigen Einbußen ſtellten ſich auf 63 Offiziere und 1774 Mann, darunter 8 Offiziere und 248 Mann todt, 1323 Verwundete, 258 Vermißte. Am meiſten verloren hatten folgende Truppentheile:

Landwehr-Bataillon Lötzen	235	Mann,
Füſilier-Bataillon 67	109	»
Landwehr-Bataillon Marienburg	108	»
2. Bataillon 3. badiſchen Regiments	110	»
Füſilier-Bataillon 4. badiſchen Regiments . . .	105	»
Füſilier-Bataillon 3. » » . . .	101	»

Gefangene waren dieſſeitig nur in verhältnißmäßig geringer Zahl gemacht, Trophäen nicht erobert worden. Das große Reſultat der dreitägigen

Schlacht beſtand darin, daß die Fortführung der Belagerung Belforts*) geſichert, die Störung unſrer rückwärtigen Communication nicht länger zu befürchten, vor allem die Gefahr einer *Invaſion* beſeitigt war.

Ob eine ſolche Invaſion jemals wirklich im Plane lag, iſt mindeſtens zweifelhaft; in den franzöſiſchen Schriftſtücken jener Epoche findet ſich nichts, was auch nur darauf hindeutete, geſchweige mit Sicherheit darauf ſchließen ließe. Andrerſeits iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß das Erſcheinen der Oſt-Armee an der »Trouée de Belfort« in dieſem Sinne aufgefaßt und der uns günſtige Ausgang des Kampfes als gleichbedeutend mit *Rettung Süddeutſchlands* angeſehen wurde. Nur ſo erklärt ſich der alles überſtrahlende Ruhm, der dieſen Gefechten an der Liſaine zu Theil geworden iſt. Eine ſchwere Sorge — der gegenüber es gleichgültig bleibt, ob ſie berechtigt war oder nicht — laſtete damals, bei der Nachricht von dem Heranziehen Bourbaki's, auf den dieſſeitigen Anwohnern des Ober-Rheins und das Aufathmen vieler tauſend Herzen, als dieſe Sorge endlich von ihnen genommen war, ſchuf, aus dem Gefühle des Dankes heraus, eine Glorifikation der drei Belfort-Tage, die in keinem ganz richtigen Verhältniß zu der That als ſolcher ſteht. Das was geſchah, war ein *geſchickt vorbereiteter*, in dem Verhältniß von 1 zu 3 mit Umſicht und Tapferkeit durchgeführter Widerſtand; aber — um aus einer Reihe von Beiſpielen nur *eines* hervorzuheben — unſre gegen Le Mans operirende II. Armee focht in demſelben Zahlenverhältniß, mit dem alleinigen Unterſchied, daß ſie, ſtatt eine gute Defenſiv-Stellung, wie die bei Belfort, zu *vertheidigen*, eine noch *beſſere* zu *erſtürmen* hatte. Nichtsdeſtoweniger verblaſſen die Ehren, die ihr dafür zufielen, neben denen, die, vor allem in der Empfindung des Volkes ſelbſt, dem Werder'ſchen Corps in ſo reichem Maße zu Theil geworden ſind. Le Mans,

---

*) *Belfort*, nach tapferer Vertheidigung unter Oberſt Denfert, capitulirte am 16. Februar, faſt drei Wochen nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes. Auf eine Darſtellung der Belagerung, trotzdem dieſelbe mehrere intereſſante Momente bietet, haben wir geglaubt, in Berückſichtigung des uns zugemeſſenen Raumes, verzichten zu ſollen. Auch verſchiedene andere Belagerungen haben wir unerwähnt gelaſſen, wollen aber hier ein kurzes Verzeichniß geben, in welcher Reihenfolge die feindlichen Feſtungen (über einige kleinere gehen wir hinweg) capitulirten:

Laon 9. September,
Toul 24. September,
Straßburg 28. September,
Soiſſons 16. October,
Schlettſtadt 24. October,
Metz 27. October,
Verdun 8. November,
Neu-Breiſach 10. November,
Thionville 24. November,
La Fère 26. November,
Amiens 30. November,
Pfalzburg 12. Dezember,
Montmedy 14. Dezember,
Mezières 1. Januar,
Rocroy 5. Januar,
Peronne 10. Januar,
Longwy 25. Januar,
Paris 28. Januar,
Belfort 16. Februar,

Bitſch hielt ſich und kam erſt durch den Friedensſchluß in unſern Beſitz. Wir beſetzten es am 26. März.

wenn wir vergleichen, iſt ein bloßer gefeierter Name, Belfort ein aus dem Herzen heraus geſungenes Lied. Es iſt nicht Zweck dieſer unſrer Abwägungen, die nationale Stimmung um- oder herabzuſtimmen; wir würden auch ſcheitern damit, da ſich das Volk, weder in Bezug auf Thaten noch auf Perſonen, ſeine meiſt mit gutem Grunde, wenn auch einſeitig und eigenſinnig gewählten Lieblinge nehmen läßt. Nur ausgeſprochen ſollte werden, was doch ſchließlich, um der Wahrheit willen, ausgeſprochen werden muß. Es fehlt den »drei Tagen vor Belfort« gerade das, was ſonſt wohl die Sinne zu berücken, die Phantaſie mit fortzureißen pflegt. Sie repräſentiren einen großen Artilleriekampf mit überall eingeſprenkeltem, überall unbedeutendem, überall aus guten Poſitionen geführtem Infanterie-Gefecht. Chenebier die einzige Ausnahme. Die Verluſtliſten, deren Bedeutung nicht über- aber auch nicht unterſchätzt werden darf, deuten auf nichts Heldiſches hin, das als ſolches die Kraft gehabt hätte, die Herzen im Sturm zu erobern,[*] und was wir Eingangs andeuteten, müſſen wir demgemäß am Schluſſe wiederholen, daß der beſondere, Anderes in den Schatten ſtellende Ruhm der »drei Tage vor Belfort« mehr in den Verhältniſſen, unter denen die Schlacht geſchlagen wurde, als in dieſer ſelbſt begründet iſt. Es war nichts Exceptionelles. Was geleiſtet wurde, war ein zu Leiſtendes, und wenn es wahr iſt, was man uns ſeinerzeit berichtete, daß General v. Werder ſelbſt ſeine Dijon-Tage über die Belfort-Tage geſetzt habe, ſo würden wir darin, von competenteſter Seite her, eine Beſtätigung des Urtheils haben, das ſich uns bei unſrer Arbeit aufdrängte. Belfort, das die ganze Ruhmes-Erbſchaft des südöſtlichen Kriegsſchauplatzes antrat, war nicht der berechtigtere, ſondern nur der glücklichere Bewerber.

Nur ein Nebenbuhler (aber auch er zurückbleibend) erwuchs ihm noch: Pontarlier.

Den entſprechenden Ereigniſſen wenden wir uns im nächſten Abſchnitt zu.

---

[*] Das 11. Regiment bei Vionville und das 3. Garde-Regiment bei St. Privat hatten, wenn man die »Vermißten« außer Rechnung läßt, jedes für ſich allein, in kaum dreiſtündigem Kampfe, nahezu dieſelben Verluſte, wie die circa 50,000 Mann ſtarke Werder'ſche Armee in dreitägiger Schlacht. Solche Zahlen ſagen nicht Alles, aber viel. Die conſequent durchgeführte Defenſive, wenn es ſich nicht um den Todeskampf eines »verlorenen Poſtens« handelt, iſt ſelten Stoff für die Begeiſterung.

Pontarlier.

Die Bildung der Südarmee.

General v. Manteuffel übernimmt das Commando.

Vormarſch von der oberen Seine, durch das Côte d'Or-Gebirge, bis an die Saône.

Der Plan Manteuffel's zur Einſchließung Bourbaki's.

Bis zum 19. Januar.

In den erſten Tagen des Januar, als der Abmarſch des XV., XVIII. und XX. Corps gegen Oſten (vergl. S. 903) unzweifelhaft war, wurde dieſſeitig die Bildung eines neuen Heerkörpers beſchloſſen, dem es obliegen ſollte, den genannten drei Corps, an deren Spitze General Bourbaki ſtand, zu folgen. Ließ ſich auch mit Sicherheit annehmen, daß dieſer unſer neu zu bildender Heerkörper nicht mehr zeitig genug an der Trouée de Belfort anlangen werde, um in eine muthmaßlich an dieſer Stelle zu ſchlagende Schlacht miteingreifen zu können, ſo blieb unſrer nachrückenden Armee doch immer noch die Aufgabe, wenn Werder unterlag, die Folgen dieſer Niederlage zu paralyſiren, wenn Werder umgekehrt widerſtand, gemeinſchaftlich mit ihm zur Bekämpfung, reſp. Vernichtung der letzten noch unbeſiegten Armee Frankreichs — unbeſiegt wenigſtens unter ihrem gegenwärtigen Führer — zu ſchreiten. *)

Der dieſſeitig neu zu bildende Heerkörper, deſſen Beſtimmung wir vorſtehend gekennzeichnet, wurde aus dem II. und VII. Armee-Corps com-

---

*) Das XV., XVIII. und XX. Corps hatten, unter Führung Aurelle de Paladine's, bei Beaune la Rolande und Orleans gekämpft und unterlegen. Sie bildeten damals Centrum und rechten Flügel der Loire-Armee. Jetzt, als Oſt-Armee unter Bourbaki hatten ſie, wie S. 903 bereits hervorgehoben, Namen und Führer gewechſelt und konnten als ein neuer Heerkörper angeſehen werden, der als ſolcher noch intakt war. Das XXIV. Corps geſellte ſich, von Lyon aus, in Beſançon als viertes Corps der Oſtarmee hinzu.

binirt und erhielt den Namen einer »Südarmee«. An ſeine Spitze trat General v. Manteuffel (vergl. S. 868). Auch das XIV. Armee-Corps, v. Werder, zunächſt noch ſelbſtſtändig operirend, wurde, für die Folge, den Weiſungen des Generals unterſtellt. Am 11. Abends ſtanden die erſtgenannten beiden Corps wie folgt:

II. Corps, Anfang Januar aus der Cernirungslinie von Paris herausgezogen, zwiſchen Noyers und Nuits ſous Ravière (nicht zu verwechſeln mit der Stadt Nuits ſüdlich von Dijon; Treffen am 18. Dezember);

VII. Corps, mit der 13. Diviſion in Chatillon ſur Seine, mit der 14. Diviſion in Montigny.*)

Tags darauf (am 12.) übernahm General v. Manteuffel, von Amiens beziehungsweiſe von Verſailles eintreffend, das Commando mit folgenden Worten: »Se. Majeſtät der König hat mir bei der Uebergabe des Commandos ausgeſprochen, die Aufgabe der Südarmee ſei eine ſchwere, aber er kenne ſeine Truppen. Soldaten, wir wollen mit Gottes Hülfe das Vertrauen unſres Herrn und Königs rechtfertigen!«

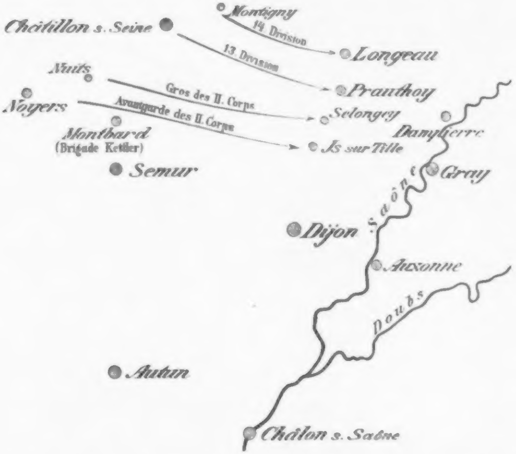
Unmittelbar nach Eintreffen des Commandirenden, die bedrängte Lage General v. Werder's geſtattete kein Zögern, wurde der Vormarſch der im Weſentlichen auf der Linie Noyers — Nuits — Chatillon — Montigny ſtehenden Armee angeordnet. Am 13. ſollten die Avantgarden aufbrechen, am 14. die Diviſionen folgen.

Dem entſprechend wurde verfahren und das Côte d'Or-Gebirge in viertägigem Marſch, auf vier parallel laufenden Straßen durchſchritten. Am 17. Abends war ſeitens des II. Armee-Corps die Linie Js ſur Tille — Selongey**), ſeitens des VII. Corps die Linie Prauthoy—Longeau erreicht.

*) Das VII. Corps, urſprünglich zur I. Armee gehörig, blieb, als dieſe letztere nach der Capitulation von Metz an die Oiſe und Somme abrückte, in der Moſelfeſtung zurück. Die 13. Diviſion, ſammt der Corpsartillerie, erhielt am 27. November Befehl, ſich behufs Sicherung unſerer Communicationen, wie auch zur Unterſtützung des Werderſchen Corps in Dijon, auf Chaumont und Chatillon ſur Seine in Marſch zu ſetzen. Vom 9. Dezember an — von Zeit zu Zeit, je nach den Forderungen der augenblicklichen militairiſchen Lage, ſich weſt- und wieder oſtwärts ſchiebend — verblieb die 13. Diviſion in Nähe von Chatillon. Die 14. Diviſion traf erſt zu Beginn der zweiten Januarwoche bei Montigny, weſtlich von Chatillon, ein, nachdem ſie vorher die Feſtungen Thionville, Mezières und Rocroi cernirt und zur Capitulation derſelben mitgewirkt hatte.

**) Der unſrerſeits auf Js ſur Tille ſich dirigirende Truppentheil, den wir auf unſrer Karte als »Avantgarde des II. Corps« bezeichnet haben, verdient dieſen Namen nur ſehr bedingungsweiſe. Es war die combinirte Brigade v. Dannenberg, ſpäter v. Kneſebeck, die, der Südarmee zugetheilt, während dieſer Vormarſchtage allerdings vorübergehend als eine Art Avantgarde des II. Corps anzuſehen war. Sie beſtand aus den Regimentern 60 und 72, und erſetzte dem Corps die Brigade Kettler (Regimenter 21 und 61), die an der Weſtſeite des Côte d'Or-Gebirges, zu einem Behuf, den wir ſpäter ausführlicher darlegen werden, zurückgeblieben war. Uebrigens ſei gleich hier bemerkt, daß das, was ſpäterhin als Avantgarde

Am nächſten Tage (18.) wurde nur eine geringe Vorbewegung, am 19. eine Halbrechtsſchwenkung ausgeführt, in Folge deren die Armee in die Linie Dampierre-Gray einrückte. Damit war die Saône-Linie gewonnen. Das Hauptquartier kam nach Fontaine Françaiſe, halben Wegs zwiſchen Is ſur Tille und Gray. Die hier eintreffenden Meldungen beſtätigten die Niederlage Bourbaki's und daß General Werder dem auf Beſançon zurückgehenden Feinde mit dem XIV. Armee-Corps folge.

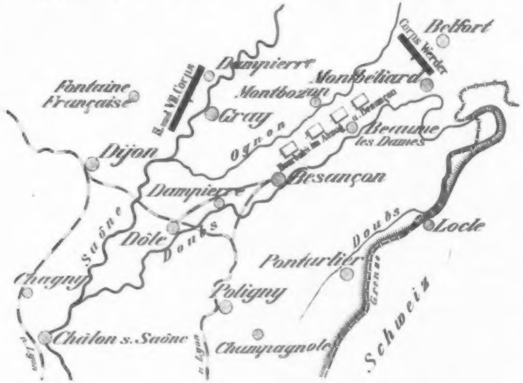

Châtillon s. Seine
Montigny
14. Division
Longeau
13. Division
Prauthoy
Nuits
Noyers
Gros des II. Corps
Avantgarde des II. Corps
Selongey
Montbard
(Brigade Kettler)
Dampierre
Is sur Tille
Semur
Gray
Saône
Dijon
Auxonne
Doubs
Autun
Châlon s. Saône

»Der Augenblick war gekommen — ſo entnehmen wir dem mehrcitirten Werke Major Blume's — einen Entſchluß zu faſſen. Die Fortſetzung des Marſches in der bisherigen Richtung führte zur unmittelbaren Vereinigung der Manteuffelſchen und der Werderſchen Truppen; dem Feinde hätte dann auf ſeinem Rückzuge durch energiſche Verfolgung noch mancher Abbruch geſchehen können, aber er würde mit ſeinen Hauptkräften nach dem Süden Frankreichs entkommen ſein und ſich dort ſchließlich der weiteren Verfolgung entzogen haben. Ein großer Erfolg konnte nur erreicht werden, wenn dem

---

des II. Corps mehrfach genannt werden wird, nicht dieſe combinirte Brigade v. Dannenberg, ſondern die Brigade du Troſſel, Regimenter 9 und 49, war.

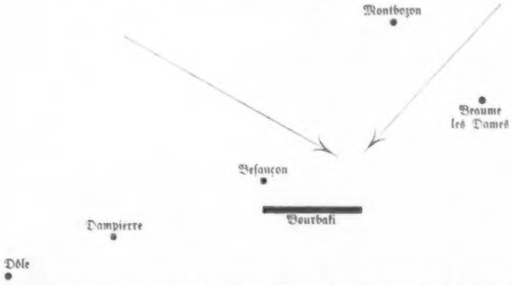
Feinde der Rückzug nach Süden abgeſchnitten und er an der Schweizer Grenze eingeklemmt wurde, wie Mac Mahon an der Grenze von Belgien. Die Situation Bourbaki's hatte viel Aehnlichkeit mit der, welche zur Capitulation von Sedan führte, ſie (die gegenwärtige Situation) war nur noch weit ungünſtiger. Denn Mac Mahon befehligte eine in der Hauptſache wohlorganiſirte Armee, und ſeiner immerhin gewagten Operation längs der belgiſchen Grenze ſtanden wenigſtens die Chancen zur Seite, welche die Initiative, die Ueberraſchung gewährt. Bourbaki dagegen zog ſich mit einer mangelhaft organiſirten und überdies geſchlagenen Armee längs der Schweizer Grenze durch unwirthſame Gebirgsgegenden zurück, verfolgt durch General Werder, während General Manteuffel, ſchräg von rückwärts her anmarſchirend, gleichſam mathematiſch berechnen konnte, wie er — dabei den Gedanken einer unmittelbaren Vereinigung mit General Werder aufgebend — das II. und VII. Corps dirigiren mußte, um dem Feinde auf allen ſeinen Rückzugsſtraßen zuvorzukommen und dieſe durch Beſetzung günſtiger Gebirgspoſitionen zu ſperren. Freilich machte ein ſolches Unternehmen bei der Natur des Terrains eine Zerſplitterung der Kräfte erforderlich, welche Angeſichts einer, wenn auch erſchütterten, ſo doch noch gegen 150,000 Mann ſtarken Armee keineswegs ohne Gefahr war. Allein General v. Manteuffel zögerte, im Vertrauen auf die bewährte Tüchtigkeit ſeiner Truppen, keinen Augenblick, die den größeren Erfolg verſprechende Operation zu wagen: er beſchloß, unter voller Zuſtimmung der oberſten Heeresleitung, ſich mit dem II. und VII. Corps

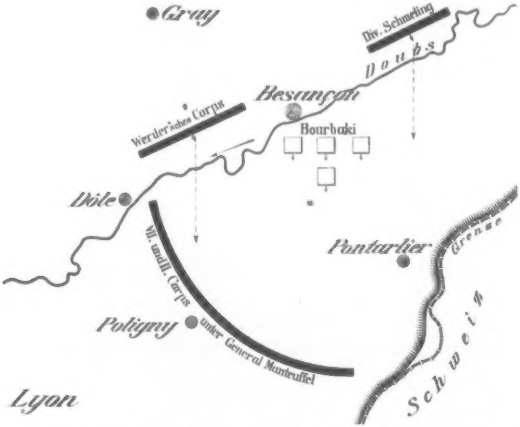

Belfort
Corps Werder
Dampierre
II. und VII. Corps
Montbeliard
Montbozon
Fontaine Française
Gray
Ognon
Beaume les Dames
Dijon
Besançon
Dampierre
Saône
Dôle
Doubs
Locle
Doubs
Pontarlier
Grenze
Chagny
Poligny
Schweiz
Châlon s. Saône
n. Lyon
n. Lyon
Champagnole

der feindlichen Armee auf ihren Verbindungen vorzulegen, während General Werder ihr direct folgen ſollte.«

So Major Blume. Mit Hülfe nachſtehender Karte werden wir am beſten zeigen können, zu welchen ſehr verſchiedenen Reſultaten ein blos auf Vereinigung mit General Werder gerichteter, die nächſte Linie innehaltender Vormarſch und andrerſeits ein gegen Flanke und Rücken des Gegners ſich richtender Umgehungsmarſch führen mußte. Die vorſtehende Karte, S. 970, giebt die Stellung der beiderſeitigen Armeen am 19. an.

Ueberſchritt nun General v. Manteuffel die Saône und ſetzte in Schräglinie ſeine Vorbewegung bis an den Ognon, beziehungsweiſe über dieſen hinaus fort, ſo traf er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, mit dem gleichzeitig ſich vorbewegenden Werderſchen Corps in dem Dreieck Montbozon-Beaume les Dames-Beſançon zuſammen, zwang den bei Beſançon maſſirt ſtehenden Bourbaki zur Schlacht, ſchlug ihn und zerſtreute ſeine Corps in alle vier Winde. Aber dies gerade war es, was, als ein bloßer Halberfolg, vermieden werden ſollte. Zerſtreute Corps, wie es uns die Erfahrung an der Somme und Loire gelehrt hatte, konnten ſich wieder zuſammenfinden, es galt alſo Wege einzuſchlagen, die uns ein- für allemal von dieſem letzterſtandenen, aber nicht ungefährlichſten Gegner frei machten. Ein ſolcher Weg bot ſich, wenn General v. Manteuffel auf den vorwiegend öſtlichen, zur unmittelbaren Vereinigung mit General Werder führenden Vormarſch verzichtend, aus ſeiner Saône-Stellung ſüdlich avancirte, um dann, jenſeits des Doubs, etwa in Höhe von Poligny, durch eine Linksſchwenkung die ganze, von ihren Rückzugslinien abgeſchnittene Bourbaki-Armee einzukeſſeln und zur Capitulation zu zwingen. Es mußte dies, — man vergleiche auch unſre Karte auf S. 989 — im Falle des Gelingens etwa folgendes Bild ergeben.




Gray
Div. Schmeling
Doubs
Besançon
Werder'sches Corps
Bourbaki
Dôle
VII. und II. Corps unter General Manteuffel
Pontarlier
Grenze
Poligny
Schweiz
Lyon

Wie dies Bild die Sachlage giebt, ſo geſtaltete ſie ſich ſpäter wirklich. Am 19. wurde der entſprechende Entſchluß gefaßt. Wir kehren nunmehr an die Saône (Linie Gray — Dampierre) zurück, um von dieſem Punkt aus den großen Umgehungs-Marſch, der ſchließlich zum »Tage von Pontarlier« führte, in ſeinen einzelnen Phaſen zu begleiten.

Vorher aber wenden wir uns noch einem an der weſtlichen Seite des Côte d'Or-Gebirges zurückgebliebenen, in unſrer Anmerkung auf S. 968 bereits erwähnten Detachement, der Brigade Kettler zu, die, während der Haupttheil der Armee die entſcheidenden Bewegungen ausführte, eben dieſe Bewegungen durch kühne und opferreiche Kämpfe vor den Thoren Dijons deckte.

Die Brigade Kettler vor Dijon.*)

21. bis 23. Januar.

Die Brigade Kettler:

21. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant v. Lobenthal,
61. Infanterie-Regiment, Oberſtlieutenant Weyrach,
2 Escadrons vom 11. Dragoner-Regiment,
2 Batterieen,

ſtand am 12. Januar, als der Vormarſch der Südarmee durch das Côte d'Or-Gebirge beſchloſſen wurde, bei Noyers am rechten Flügel des II. Corps. General v. Manteuffel ordnete an, daß die Brigade weſtlich des genannten Gebirges verbleiben, bis Montbard vorrücken und von hier aus entweder zur Occupirung Dijons, oder aber, im Falle dies unmöglich, zur Beſchäftigung und Feſthaltung aller in Nähe der alten burgundiſchen Hauptſtadt verſammelten Garibaldiniſchen Streitkräfte ſchreiten ſolle. In Ausführung dieſer Befehle rückte die Brigade Kettler am 15. bis L'Isle, am 16. bis Avallon, am 17. bis Montbard, wo vorläufig Stellung genommen wurde. Erſt am 20. erfolgte der Weitermarſch in der Richtung auf Dijon. Er ging bis Sombernon, St. Seine und Is ſur Tille, von welchen drei Punkten aus am 21. der Angriff gegen die Garibaldini'ſchen Stellungen erfolgen ſollte.

Das Gefecht am 21. Januar.

Dijon — wir vervollſtändigen durch das Nachſtehende eine ſchon früher gegebene Schilderung der Stadt — liegt am Oſtabhange des Côte d'Or-Gebirges, deſſen Fuß im Allgemeinen durch die Straße von Langres über Dijon nach Bealne bezeichnet wird. Auf der Weſtſeite der Stadt, beſonders im Ouche-Thal an der von Sombernon über Plombières heranführenden Straße, erheben ſich theils kahle und rauhe, theils mit Weinculturen bedeckte Berge, während à cheval der Straße von St. Seine, kaum eine Viertelſtunde vom Ausgang des nordweſtlichen Faubourg entfernt, zwei Bergkegel liegen, mit ſehr vertheidigungsfähigen Dörfern gekrönt. Dieſe Dörfer heißen Talant und Fontaine; die Bergkegel führen dieſelben Namen. Nach Norden zu werden die Berge unbedeutender, während ſich von Oſten her ein Plateau von mäßiger Höhe bis an Dijon heranſchiebt. Das ſüdliche Vorterrain iſt flach. In Stadt und nächſter Umgebung ſtand Garibaldi, etwa 20,000 Mann ſtark. Alle Ausgänge waren verbarrikadirt, die durch Schützengräben verſtärkte eigentliche Vertheidigungslinie lag im nördlichen Halbkreis um die Stadt her. Den ſtärkſten Punkt bildeten im Nordweſten die befeſtigten und mit 20 ſchweren Geſchützen armirten Bergkegel von Fontaine und Talant, mit der dazwiſchen liegenden Einſattelung.

---

*) Außer der Kartenſkizze, die dieſem Capitel beigegeben iſt, bitten wir auch die Karten zu benutzen, die ſich in dem Abſchnitt Dijon, S. 627 bis S. 738, befinden.

Dies war die Poſition, gegen die Generalmajor v. Kettler am 21. früh in drei Colonnen anrückte. Seine Brigade zählte nur fünf Bataillone, die muthmaßlich (es fehlen uns beſtimmtere Angaben) wie folgt vertheilt waren:

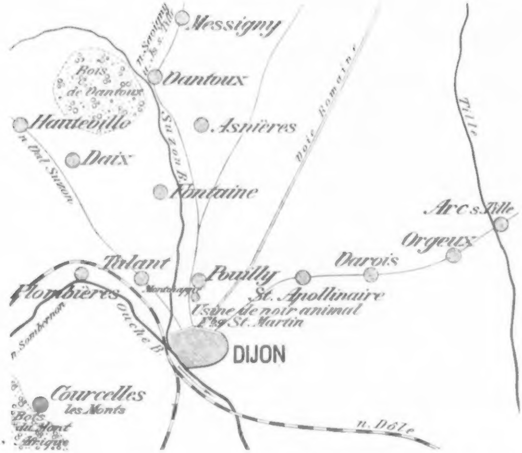
Linker Flügel.	Centrum.	Rechter Flügel.
Füſilier-Bataillon 61. Regiments unter Major v. Conta.	1. u. 2. Bataillon 61. Regiments unter Oberſtlieutenant Weyrach.	Zwei Bataillone 21. Regiments unter Oberſtlieutenant v. Lobenthal.

Die Centrumscolonne, von St. Seine aufbrechend, ſtieß auf dem Marſche wiederholentlich auf Widerſtand, der indeſſen ſchnell überwunden wurde. Um 1½ Uhr, nach Paſſirung des tief eingeſchnittenen Thals bei Val Suzon, war Daix erreicht. Man gerieth jetzt in das Geſchützfeuer der beiden Bergkegel Talant und Fontaine, während überlegene feindliche Infanterie-Colonnen gegen die dieſſeitige, in Höhe von Daix genommene Aufſtellung vorbrachen. Sie wurden aber abgewieſen.

Mittlerweile war auch die rechte Flügelcolonne von Sombernon her vor Plombières eingetroffen. Sie ſchritt zum Angriff und ſtürmte den vom Feinde ſtark beſetzten Ort.

Ebenſo wurde ſeitens der linken Flügelcolonne, die von Is ſur Tille aufgebrochen war, das Dorf Meſſigny genommen.

All dies war zwiſchen 4 und 5 Uhr. Unſre Colonnen hatten ſich der Stadt bis auf anderthalb Meilen genähert und General Kettler befahl ein Vorgehen auf der ganzen Linie, während ſeine beiden Batterieen ihr Feuer gegen die 20 Geſchütze des Feindes concentrirten. Centrums- und rechte Flügelcolonne ſchritten ſofort mit Ungeſtüm zum Angriff und warfen den Feind auf ſeine letzte Poſition von Fontaine und Talant zurück, wobei ſogar die unteren Häuſer des letztgenannten Dorfes erſtürmt wurden. 7 Uhr.


Messigny
n. Savigny u. Is s. Tille
Bois de Vantoux
Vantoux
Hauteville
Asnières
n. Val Suzon
Daix
Suzon B.
Voie Romaine
Tille
Fontaine
Arc s. Tille
Orgeux
Darois
Talant
Pouilly
Montmusard
Plombières
St. Apollinaire
Usine de noir animal
Fbg St. Martin
n. Sombernon
Ouche B.
DIJON
Courcelles les Monts
Bois du Mont Afrique
n. Dôle

Minder glücklich operirte während derſelben Stunden, 5 bis 7, die linke Flügelcolonne. Major v. Conta, nicht nur zu ſchwach den Feind aus Vantoux zu delogiren, ſondern ſelbſt in ſeiner linken Flanke bedroht, führte ſein Füſilier-Bataillon 61 von Meſſigny bis Savigny le Sec zurück.

Die Geſammtheit dieſer Gefechte — ſo glücklich dieſelben mit Rückſicht auf die große Uebermacht des Feindes (dem wir 500 Gefangene abnahmen) geführt worden waren — hatte uns nicht unerhebliche Opfer auferlegt. Unſer Verluſt bezifferte ſich auf 14 Offiziere und 322 Mann; Major Priebſch vom 61. Regiment war ſchwer verwundet,*) Oberſtabsarzt Dr. Born vom ſelben Regiment tödtlich getroffen worden. Dieſe Verluſte waren es, die den General v. Kettler von einem nächtlichen Angriff auf die noch in Feindes Hand verbliebenen Bergkegel abſtehen ließen. Er begnügte ſich damit, das Schlachtfeld zu behaupten und cantonnirte am 22. um Darois und Meſſigny.

Das Gefecht am 23. Januar.

Am 23., im Sinne des ihm gewordenen Auftrages »die Operationen der Südarmee zu decken und die Kräfte des bei Dijon ſtehenden Feindes nach

---

*) Er ſtarb wenige Tage ſpäter in Folge der Amputation.

Möglichkeit auf ſich zu ziehen, beſchloß General Kettler abermals zum Angriff überzugehen. Diesmal direkt von Norden her, auf der von Langres nach Dijon führenden Straße, unmittelbar weſtlich von der Voie Romaine. [Vgl. unſre Karte auf S. 975.] Um 2 Uhr Nachmittags zu beiden Seiten der Chauſſee vordringend, wurden drei feindliche Poſitionen geſtürmt, bis der Angriff, in Nähe der Vorſtadt St. Martin, ins Stocken gerieth. Das umfaſſende Geſchützfeuer des Gegners, zum Theil auch die Dunkelheit, die hereinzubrechen begann, beſtimmten den General v. Kettler, ſeine Truppen zurückzunehmen. Wiederum waren unſrerſeits Gefangene gemacht worden, aber auch die Verluſte, die uns der Kampf auferlegt hatte, näherten ſich denen vom 21. Die ſchwerſten Einbußen hatte das 2. Bataillon 61. Regiments erfahren; in dem Kampfe um ein zwiſchen der Stadt und Chateau Pouilly gelegenes Fabrikgebäude waren der Fahnenträger des Bataillons und die ihn umgebenden Offiziere und Mannſchaften geblieben. Der Feind fand die Fahne am folgenden Morgen unter einem Haufen von Leichen. Wir kommen weiterhin auf dieſe Vorgänge zurück.

Das 2. Bataillon 61 im Kampf gegen Chateau Pouilly und die Knochenkohle-Fabrik.

(Franzöſiſcher Bericht. Nach Aufzeichnungen Edmond Thiébaults, Ordonnanzoffizier Ricciotti Garibaldi's.)

»Unſre 4. Brigade (Ricciotti Garibaldi) ſtand in Reſerve, in Dijon ſelbſt. Hier traf uns der Befehl zum Aufbruch. Der Feind, der bis dahin einen Scheinangriff gegen Varois und St. Apollinaire gemacht hatte, hatte ſich plötzlich von *Norden* her der Stadt genähert, und war, immer die Straße von Langres haltend, gegen das Chateau Pouilly und ein ſüdlich davon gelegenes Fabrikgebäude (fabrique oder usine de noir animal) vorgedrungen. Die Mobiliſé's der Saône und Loire, die hier in erſter Linie ſtanden, wichen. Dieſe rückgängige Bewegung zum Stehen zu bringen, war unſre Aufgabe. Wir überzeugten uns bald, daß wir dieſelbe nur *allein*, nicht aber in Gemeinſchaft mit den Mobiliſé's löſen konnten, die fluchtartig der Stadt zueilten. Oberſt Ricciotti — während die gleichfalls mit uns aus der Reſerve vorbeorderte 5. Brigade Canzio*) zur Vertheidigung des Chateaus beſtimmt wurde — warf ſeine Franctireurs in das Fabrikgebäude und vertheilte dieſelben derart, daß die eine Hälfte alle Etagen des großen weitſchichtigen Hauſes, die andre Hälfte den ummauerten Hof und alle kleineren Baulichkeiten beſetzte.

---

*) Die Brigade Canzio, noch in der Bildung begriffen, beſtand aus: einer Compagnie Genueſer, einem Freicorps von Chambery und Valence, und einer franzöſiſch-ſpaniſchen Legion. Zum Theil waren ſie mit Wincheſter-Carabinern bewaffnet, einem revolverartigen Gewehr, das fähig war 18 Schüſſe hinter einander abzufeuern.

Der Feind bereitete mittlerweile ſeinen Angriff artilleriſtiſch vor. Wir antworteten aus zwei Geſchützen, die wir zur Hand hatten, unterlagen aber, nachdem uns Laffeten und Protzkäſten zerſchoſſen waren, ſehr bald und mußten froh ſein die Rohre retten zu können. Schloß und Fabrik wurden nun Zielpunkte des feindlichen Feuers, das erſt ſchwieg, als drei Colonnen, in denen der Gegner vorging, ſich unſren Poſitionen zu nähern begannen. Eine der Colonnen, der feindliche rechte Flügel, hielt ſich an dem neu-aufgeworfenen Damme der zwiſchen Langres und Dijon im Bau begriffenen Eiſenbahn hin, war bereits über unſre Linie hinaus und verfolgte erſichtlich den Zweck, uns vom Rücken her zu faſſen, während die beiden andern Colonnen gegen Front umb Flanke vorgingen. Oberſt Ricciotti, als er dieſe Bewegungen wahrnahm, wandte ſich an die Offiziere ſeiner Umgebung: »Meine Herren, wir ſind umgangen; bewahren wir eine gute Haltung, ſo wird der Feind in ſeinem Vorhaben ſcheitern; geben Sie Ihren Leuten Befehl, nicht früher zu ſchießen als auf Commando. Scharfes Zielen und kaltes Blut, und wir werden ſiegen. Iſt es anders beſchloſſen, ſo wird die 4. Brigade zu ſterben wiſſen.« Nach dieſer Anſprache begab ſich jeder an den ihm angewieſenen Poſten. Terrain und Localität waren auf das Sorglichſte ausgenutzt worden. Schützen überall. Während mehrere unſrer Compagnieen hinter der das Etabliſſement einſchließenden Mauer ſtanden, hatten andre, und zwar aus Knochenſäcken, die zu hunderten im Hofe aufgeſchichtet lagen, Bruſtwehren in Front der Mauer errichtet. Noch andre hatten in einer Graben-Einfaſſung, zum Theil auch hinter würfelförmigen Backſtein-Haufen, die am Rande des Grabens entlang ſtanden, Stellung genommen. Die beſten Truppen der Brigade aber befanden ſich im Fabrikgebäude ſelbſt und hielten die Fenſter nicht nur in allen Etagen der Front, ſondern nach allen vier Seiten hin beſetzt. Deckung fanden ſie hinter Kohlenſäcken, die zu vier und ſechs in jede einzelne Fenſteröffnung hineingeſtellt waren.

Die Preußen, das Fabrikgebäude von denſelben Mobiliſe's beſetzt glaubend, die, bei der erſten Salve, die Flucht ergriffen hatten, gingen erſichtlich in der Erwartung eines nur leichten Kampfes vor. In Front und Rücken griffen ſie gleichzeitig an, Schützenzüge vorauf, denen geſchloſſene Compagnieen folgten. Jetzt »Feuer«, und wie ein Hagel ſchlug es in ihre Reihen. Aber raſch ſich ſammelnd, nahmen ſie unter Hurrah den Angriff wieder auf und ſuchten die Eingänge des Fabrikgebäudes zu gewinnen. Sie bewieſen dabei jene brillante Haltung, wie ſie ſich nur da ergiebt, wo eine feſte Disciplin dem perſönlichen Muth zu Hülfe kommt. Am ſchwächſten war die linke Flügel-Colonne; ſie wich zuerſt, ein Moment, der von unſren zur Verfügung Ricciotti's im Hofraum aufgeſtellten Compagnieen kaum wahrgenommen wurde, als ſie auch ſchon hervorbrachen, um die rückgängige Bewegung durch Bajonet-Angriff zu beſchleunigen. Dann wandten ſich dieſelben Compagnieen mit raſchem Kehrt gegen die rechte Flügel-Colonne des Feindes, die nicht nur feſter Stand hielt, ſondern, durch Fortſchritte, die ſie machte, unſre Stellung auch ernſtlich bedrohte. Dieſe rechte Flügel-Colonne wurde durch das 2. Bataillon des pommerſchen Regiments Nr. 61 gebildet und keine Truppe, der wir bis dahin gegenüber geſtanden, entwickelte je einen gleichen Grad von Muth und Widerſtandskraft. Die Lücken, die unter unſrem Feuer entſtanden, ſchloſſen ſich wieder und das bald zu einem bloßen Häuflein gewordene Bataillon gab ſeine Anſtrengungen nicht auf, uns zu werfen und ſeinerſeits in das Fabrikgebäude einzudringen. Als es endlich die Unmöglichkeit erkannte, bildeten ſeine Ueberbleibſel ein Knäul, aus deſſen Mitte die Fahne in Qualm und Rauch emporragte. Um dieſes Kriegs- und Ehrenzeichen begann ſich jetzt der Kampf zu drehen; die Unſren wollten es an ſich bringen, die Preußen wollten es nicht laſſen. Es ſank und richtete ſich wieder auf; endlich ward es unter einem Haufen von Leichen begraben und unſre vom Sieg berauſchten Franctireurs ſtürmten weiter, um auch in Front des Fabrikgebäudes, wo einzelne Abtheilungen des Feindes ſich noch hielten, den letzten Widerſtand zu brechen.

Um dieſe Stunde war es auch, daß General Garibaldi auf dem Actionsfelde erſchien, in demſelben Augenblicke faſt, in dem ſeinem Sohne Ricciotti die inzwiſchen aufgefundene Fahne, als Trophäe des Tages überreicht wurde. Ricciotti legte ſie gleich darauf in die Hände ſeines Vaters nieder und ſtellte ſich dann an die Spitze friſcher Compagnieen, um den nunmehr auf allen Punkten weichenden Feind zu verfolgen. Auch der Kampf in Chateau Pouilly hatte mittlerweile für uns günſtig geendet. Hier war anfänglich der Feind in Hof und Erdgeſchoß eingedrungen, hatte aber das obere Stockwerk nicht in ſeine Gewalt zu bringen vermocht. Als der Kampf um dieſen uneroberten Theil des Schloſſes noch geführt wurde, trafen — ziemlich gleichzeitig mit dem Erſcheinen General Garibaldi's — einige Mobilgarden-Bataillone als Unterſtützung ein, bei deren Annäherung ſchon der Feind die bis dahin behaupteten Poſitionen räumte und in Gemeinſchaft mit den bei der »Fabrik« im Gefecht geweſenen Abtheilungen in nördlicher Richtung abzog.

Der Kampf war zu Ende. Einige Compagnieen bei Chateau Pouilly ſowohl wie innerhalb des Fabrikgebäudes belaſſend, kehrte die 4. Brigade nach Dijon zurück. Sie wurde im Triumph empfangen; der Name Ricciotti's war auf allen Lippen. Eine Anzahl Gefangener ging inmitten unſres Zuges.

Gegen Abend kehrten auch unſre letzten Abtheilungen, theils von der Verfolgung ablaſſend, theils die bis dahin beſetzt gehaltenen Stellungen aufgebend, nach der Stadt zurück. Eine Nachricht, die ſie mitheimbrachten, weckte Wuth und Empörung in unſer aller Herzen und gefährdete auf einen Augenblick die Sicherheit der von uns gemachten Gefangenen. Wir erfuhren das folgende. Die Preußen, als ſie in das obere Stockwerk des Chateau Pouilly nicht vordringen konnten, beſchloſſen Rache zu nehmen und verbrannten einen verwundet in ihre Hände gefallenen Mobilgarden-Unteroffizier. Gefeſſelt und auf eine Leiter gelegt, zündete man unter dem Unglücklichen ein Feuer an; Stroh und Petroleum dienten dazu. Als eine Stunde ſpäter das Schloß zurückerobert wurde, ſahen die Unſren, welch Entſetzliches ſich mittlerweile vollzogen hatte. So ging der Bericht von Mund zu Mund. Mit Mühe gelang es unſren Offizieren, den in den Mannſchaften leidenſchaftlich aufflackernden Hang nach Repreſſalien zu unterdrücken.*)

Die Einbußen, die die 4. Brigade erfahren hatte, waren, Dank unſrer Stellung hinter Mauern und Deckungen aller Art, nur gering. Wir verloren 37 Mann an Todten und Verwundeten.«

So Thiébaults Bericht, weſentlich gekürzt, über die Vorgänge am 23.

Die Fahne vom 2. Bataillon 61. Regiments.

Das Gefecht am 23. (Chateau Pouilly, Fabrikgebäude) war ſehr verluſtreich für uns verlaufen; dennoch würd' es, wie ſo viele ähnliche Rencontres, lediglich in den militairiſchen Spezialgeſchichten, nicht aber im Herzen des Volks eine Stätte gefunden haben, wenn nicht der mit äußerſter Erbitterung um die Fahne des 2. Bataillons 61 geführte Kampf dem geſammten Hergange einen poetiſchen Zauber geliehen hätte. Das jenſeits des Alltäglichen Liegende, das heroiſch-Opfervolle, das iſt es, was lebt und dauert.

Ueber den Kampf um die Fahne entnehmen wir einem wenige Tage ſpäter geſchriebenen Briefe das Folgende: »Der Tapfere, welcher mit ſeinem

---

*) Wir haben geglaubt, dieſe Thiébaultſche Mittheilung nicht unterdrücken zu ſollen, da Bordone in ſeinem mehrcitirten Buche »Garibaldi et l'armée des Vosges« dieſelben Angaben, nur noch beſtimmter und ausführlicher macht. Er ließ — ein in Abrede-ſtellen vorweg annehmend — den Todten, an dem ſich der Verbrennungsprozeß nur ſehr unvollkommen vollzogen hatte, photographiren, um ſich auf dieſe Weiſe ein unwiderlegliches Beweismaterial zu verſchaffen. Daß er bittre Bemerkungen an den Hergang ſelbſt knüpft, iſt ſelbſtverſtändlich. Ob unſrerſeits ein von Bordone ſelbſt in Ausſicht genommenes Dementi dieſer Angaben erfolgt iſt, wiſſen wir nicht. Es zu machen, will uns, alles in allem erwogen, auch ſchwer erſcheinen. Man fühlt beiden franzöſiſchen Berichten ab, daß nicht eine gemachte, ſondern eine wirkliche Indignation aus ihnen ſpricht. Iſt aber dieſe Indignation im Thatſächlichen begründet, ſo geziemt es ſich, ſie einfach zu theilen. Durch Vertuſchungen oder Anzweiflungen — immer vorausgeſetzt, daß es in Wahrheit nichts mehr anzuzweifeln giebt — verſchlimmert man die Dinge nur. Was noch irgend wie gehalten werden kann, mag gehalten werden; wo aber einfach Verabſcheuungswerthes vorliegt, da gebe man dieſem Abſcheu auch Ausdruck. Das Verhältniß von Feind zu Feind, der Krieg, wenn er die ewigen, die Fundamente der Geſellſchaft bildenden Geſetze auch ſuspendirt, hat kein Recht, dieſe Geſetze durch zwecklos Schreckliches auf den Kopf zu ſtellen.

Leibe zuerſt die ſinkende Fahne des 2. Bataillons vom 61. Regiment im Kampfe bei Dijon deckte, war der Fahnenträger, Sergeant Pionke von der 6. Compagnie. Das Bataillon war drei Tage hindurch mit wenig Pauſen im Feuer. Am 21. wurde der Feind bis an die Mauern der Stadt geworfen, zuletzt nur vermittelſt des Bajonets unter donnerndem Hurrahgeſchrei. Am 22. zogen wir uns fechtend zurück und bezogen Quartier. Am 23. wurde das Gefecht von der Nordſeite von Dijon her wieder aufgenommen. Trotzdem der Feind prachtvolle Poſitionen beſetzt, wir dagegen eine freie Ebene zu paſſiren hatten, gings auch an dieſem Tage unaufhaltſam vor durch den dichten Granat- und Kugelregen. Die Bravour der Mannſchaften war unvergleichlich. Die Stellungen wurden genommen bis auf ein langes mit zahlreichen Fenſtern und Schießſcharten verſehenes Fabrikgebäude, welches vom Feinde ſtark beſetzt war. Endlich hieß es: Zum Sturm gegen die Fabrik! Sergeant Pionke, durchaus kaltblütig, erhob ſich mit der Fahne und ſchritt gewöhnlichem Tempo vorwärts; die Andern folgten. Bald darauf traf ihn eine Kugel in den Arm; er nahm die Fahne auf die linke Schulter. Nach wenig Augenblicken jedoch von mehreren Kugeln durch die Bruſt getroffen, ſank er todt zu Boden. Nun wurde die Fahne von verſchiedenen Unteroffizieren und Mannſchaften nach einander ergriffen; zuletzt vom Lieutenant Schulze. Aber alle ſtarben den Heldentod. Die Nacht war hereingebrochen; Dunkel und Pulverdampf lagen über dem Felde.«

Bordone giebt nachſtehende Notizen über Auffindung und Verbleib der Fahne. »Sie lag, halb unkenntlich, unter einem Haufen tapfrer Männer (wir zählten ſechs), die bei Vertheidigung ihres Kriegszeichens gefallen waren. Der Stock war durch einen Granatſchuß zerbrochen. Wieder zuſammengefügt, wurde die Fahne, wenige Tage ſpäter, nach Bordeaux geſchickt, wo ich ſie, während der Waffenſtillſtandswochen, im Hauſe Mr. Steenacker's geſehn habe.« -

In der deutſchen Heimath aber wurde »die Fahne vom 61. Regiment« ein bevorzugter Stoff für Lied und Ballade und wetteiferte bald an Volksthümlichkeit mit der »Trompete von Vionville«. Das beſte dieſer Fahnenlieder (von dem ſeitdem verſtorbenen Friedrich Eggers herrührend) mag hier eine Stelle finden.

Die Fahne vom 61. Regiment.

Wo iſt die Fahne geblieben
Vom einundſechzigſten Regiment?
Im Kampf umhergetrieben
Wo er am allerſchwülſten brennt.
Kaum war der Streit entglommen,
Sie wehte ſtraff, ſie wehte hoch,
Die Wogen gehen und kommen
Und immer ſteht ſie noch.

Ihr habt ſie ſehen ſinken,
Doch ſich erheben bald darauf
Und immer wieder winken;
Zuletzt da ſtand ſie nicht mehr auf.
»Wo iſt ſie hingekommen,
Barg ſie der Feind in ſeinem Zelt?«
Er hat ſie nicht genommen,
Er fand ſie auf dem Feld.

Sie war zerfetzt, zerſchoſſen,
Die Stange gebrochen und angebrannt,
So gaben ſie die Genoſſen
Von ſterbender Hand zu ſterbender Hand.
Es deckt ſie im Todesmuthe
Mit ſeinem Leibe Held auf Held;
So lag in deutſchem Blute
Sie auf dem Frankenfeld.

Aber nicht nur Lied und Ballade feierten das ruhmvoll verlorene Kriegs- und Ehrenzeichen, auch der Kriegsherr ſelbſt trat für die Ehre ſolchen Verluſtes ein. Das 2. Bataillon 61 erhielt eine neue Fahne, begleitet von folgendem, zunächſt an den General v. Manteuffel*) gerichteten Königlichen Anſchreiben.

»Homburg, den 9. Auguſt 1871. Aus den Mir vorgelegten Berichten habe Ich mit Genugthuung erſehen, daß das 2. Bataillon 8. Pommerſchen Infanterie-Regiments Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage daſſelbe vor Dijon ſeine Fahne verlor, mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verluſt der Fahne eines jener beklagenswerthen Ereigniſſe geweſen iſt, die als das Reſultat widriger Umſtände Niemand zum beſonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne iſt weder durch einen ſiegreichen Feind erobert, noch durch eine entmuthigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapfren Vertheidiger iſt auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugniß geweſen für die Truppe, welcher ſie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht ſie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon 8. Pommerſchen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewieſenen Tapferkeit verleihe Ich demſelben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von Mir für den Feldzug 1870/71 geſtifteten Denkmünze, an deſſen einem Ende ſich die wieder aufgefundene Quaſte der Banderolle der alten Fahne befindet, und beauftrage Sie, dieſelbe dem Bataillon in Meinem Namen feierlich übergeben zu laſſen. Wilhelm.«

---

*) General v. Manteuffel ſtand damals an der Spitze der in Frankreich verbliebenen Occupationstruppen, zu denen auch die 4. Diviſion und im Verbande dieſer das 61. Regiment gehörte.

Die Operationen der Südarmee

vom 20. bis 28. Januar.

Während die Brigade Kettler, behufs Flanken- und Rückendeckung der Südarmee, vor den Thoren von Dijon jene blutigen Gefechte beſtand, die wir im vorigen Capitel geſchildert haben, hatte General v. Manteuffel den auf die Einſchließung Bourbaki's abzielenden, ſchon auf S. 971 kurz von uns charakteriſirten Vormarſch gegen Süden angetreten.*) Es erübrigt uns nur noch die Einzelzüge, die zu dem endlichen Schach und Matt des Gegners führten, namhaft zu machen, wobei wir gleichzeitig den Leſer bitten, auf unſrer nachſtehenden Karte jene Einzelzüge zu verfolgen.

20. Januar.

Am 20. überſchritt das VII. Armee-Corps die Saône und gelangte mit der Tête bis Gy; das II. Armee-Corps nahm, nach leichtem Avantgardengefecht, Pesmes. Das Hauptquartier General v. Manteuffel's kam nach Gray.

21. Januar.

Am 21. ſetzte ſich das VII. Corps in Beſitz von Marnay (am Ognon); die Avantgarde ging in der Richtung auf Dampierre am Doubs vor. Das II. Corps erreichte mit ſeiner Avantgarde Dôle, ebenfalls am Doubs. Das Hauptquartier kam nach Pesmes.

22. Januar.

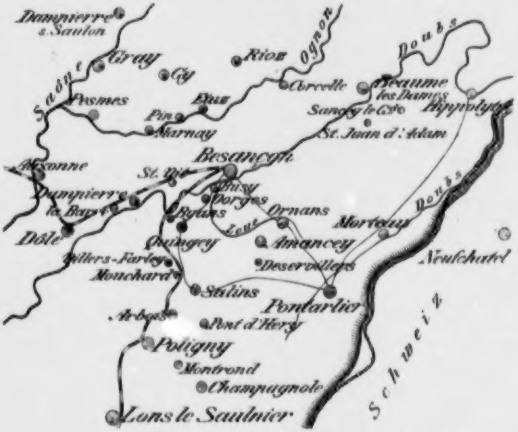
Am 22. ſchoben ſich beide Armee-Corps mit ihren Gros näher an den Doubs heran und recognoscirten über dieſen Fluß hinaus. Die Avantgarde des II. Corps wurde bis Villers-Farley vorgeſchoben.

---

*) General v. Moltke (ſo erzählt Graf Wartensleben in ſeinem mehrcitirten Buch), als er zuerſt Meldung von dem gegen den unteren Doubs, zwiſchen Beſançon und Dôle, ſich richtenden Vormarſch General v. Manteuffel's empfing, äußerte ſich gegen Kaiſer Wilhelm etwa dahin, »daß dieſe Operation eine äußerſt kühne und gewagte ſei, welche aber zu den größten Reſultaten führen könne. Falls General v. Manteuffel einen Echec erleide, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müſſe etwas gewagt werden.«

23. Januar.

Am 23. wurde die Straße Beſançon-Lons le Saulnier occupirt und dadurch dem Feinde die direkte Verbindung mit Lyon verlegt. Vom VII. Corps dirigirte ſich nämlich die 13. Diviſion auf Byans und Quingey, nahm nach kurzem Gefecht dieſen wichtigen Straßenknotenpunkt in Beſitz und unterbrach die Eiſenbahn nach Lons le Saulnier. Das Corps ſetzte ſich nunmehr, mit der 14. Diviſion noch dieſſeits verbleibend, auf beiden Ufern des Doubs feſt und nahm Front gegen Beſançon. Das II. Corps erreichte mit ſeinem Gros das ſchon Tags zuvor von ſeiner Avantgarde beſetzte Villers-Farley, ſtand alſo ebenfalls an der Hauptſtraße nach Lyon, nur noch zwei Meilen über die Têten-Diviſion des VII. Corps hinaus. Das Hauptquartier kam nach Dôle.


Dampierre s. Saulon
Saône
Gray
Gy
Rioz
Ognon
Doubs
Corcelle
Beaume les Dames
Pesmes
Bue
Pin
Marnay
Sancey le Gd
St. Hippolyte
St. Juan d'Adam
Besançon
Auxonne
St. Vit
Dampierre le Bart
Dôle
Busy
Dorges
Byans
Ornans
Loue
Morteau
Doubs
Quingey
Amancey
Neufchatel
Villers-Farley
Deservillers
Mouchard
Salins
Pontarlier
Arbois
Pont d'Hery
Poligny
Montrond
Champagnole
Lons le Saulnier
Schweiz

24. Januar.

Das II. Armee-Corps beſetzte mit ſeiner Avantgarde den wichtigen Eiſenbahn- und Straßenknoten Mouchard ſüdöſtlich Villers-Farley. Das VII. Corps recognoſcirte von Quingey aus. Man fand dabei in Richtung auf Beſançon zahlreiche Wachtfeuer. Gefangene, die gemacht wurden, waren vom XVIII. und XXIV. franzöſiſchen Corps; man durfte daraus ſchließen, daß ſich die Armee Bourbaki's noch in und um Beſançon befinde. Die Ueberflügelung dieſer Armee durch unſer II. Corps, und partiell auch durch das VII., hatte alſo bereits ſtattgefunden.

Das Werderſche Corps, mittlerweile auf dem Terrain zwiſchen Ognon und Doubs nachgerückt, ſtand am 24. bei Rioz beziehungsweiſe bei Corcelle; die Diviſion Schmeling trat bei Baume les Dames auf das linke Doubs-Ufer über.

An eben dieſem Tage (24.) erließ General v. Manteuffel folgende Direktiven an die drei commandirenden Generale v. Franſecky, v. Zaſtrow, v. Werder, des II., VII. und XIV. Corps.

»... Sechs Haupt-Eventualitäten ſind ins Auge zu faſſen:

1. Der Feind ſucht, da ihm die Straße über Villiers-Farley verlegt iſt, auf den zwiſchen Villiers-Farley und Pontarlier führenden Wegen nach Süden durchzukommen. Dann ſtehen das II. und VII. Armee-Corps bereit, mit Avantgarden gegen ſeine Flanke vorzuſtoßen, beziehungsweiſe ſich ihm vorzulegen.

2. Der Feind will über Quingey und Dampierre durchbrechen. Dann ſteht auf jedem Doubsufer eine Diviſion des VII. Armee-Corps zur erſten Abwehr bereit, während das II. Corps auf beiden Ufern von rückwärts her eingreift.

3. In beiden Fällen würde das XIV. Armee-Corps, v. Werder, von Norden her kräftig auf die feindlichen Arrièregarden drängen. Der Feind verſucht, auf den Straßen über Marnay, Pin und Etuz ein Debouchiren auf Gray, um ſich mit Garibaldi bei Dijon die Hand zu reichen. In dieſem Fall würden zunächſt die 14. Diviſion und die Brigade Kneſebeck [vergl. unſre Anmerkung auf S. 968] gegen die linke, die badiſche Diviſion gegen die rechte Flanke der feindlichen Marſchcolonnen vorſtoßen und dieſe feſthalten, während die entfernteren Truppen rechts und links vorzugreifen ſuchen.

4. Sollte der Feind wieder gegen das Werderſche Corps Front machen, ſo rücken das II. und VII. von Süden her vor.

5. Geht der Feind auf die Schweizergrenze zurück, ſo folgen ſogleich alle drei Corps dieſer Bewegung mit Avantgarden, um den Feind zur Schlacht oder zum Grenzübertritt zu zwingen.

6. Erwartet der Feind bei Beſançon unſeren Angriff, ſo erſcheint die Subſiſtenz der Süd-Armee länger geſichert, als die des Feindes unter den jetzigen Umſtänden. Man wird alſo nicht in die Lage kommen, einen Angriff gegen feindliche Poſitionen unter dem Schutze des Feſtungsgeſchützes unternehmen zu müſſen, ſondern den feindlichen Angriff erwarten können.«

General v. Manteuffel hatte, bei Erlaß dieſer Direktiven, beſonders die Fälle 2, 1 und 5 im Auge gehabt. Die beiden letztern, 1 und 5, traten ein und führten zur Kataſtrophe.

25. Januar.

Das II. und VII. Corps blieben an dieſem Tage im Weſentlichen in ihren Stellungen. Durch Recognoscirungen erhielt man Gewißheit, daß, wie das XVIII. und XXIV., ſo auch das XV. und XX. franzöſiſche Corps um Beſançon verſammelt ſeien. Der Plan einer Einſchließung der feindlichen Armee hatte alſo alle Chancen des Gelingens. Das Werderſche Corps erhielt Befehl, ſich zunächſt auf Marnay zu dirigiren und bei ſeinem Eintreffen am Doubs das VII. Corps abzulöſen. Dieſes, frei werdend, ſollte dann dem II. Corps folgen. Diviſion Schmeling wurde angewieſen, am linken Doubsufer zu avanciren und auf den Feind, ſobald er abrücke von Norden her einen Druck auszuüben.

26. Januar.

Am 26. Januar wurde feſtgeſtellt, daß der Feind ſeinen Abzug in ſüdlicher Richtung (von Beſançon aus) begonnen habe; den Loue-Abſchnitt von Vorges bis Buſy hielt er aber noch gegen die Têten-Diviſion (13.) des VII. Corps. Das II. Corps nahm Beſitz von Arbois und, nach vorangegangenem Gefecht, auch von der Stadt Salins, bei welcher jedoch die Straße durch die beiden feindlichen Sperrforts beherrſcht blieb. Das Werderſche Corps erreichte Marnay am Ognon, wohin es ſchon Tags zuvor ſeinen Marſch angetreten hatte.

Durch dies Eintreffen des Werderſchen Corps bei Marnay wurde, wie ſchon angedeutet, das VII. Corps frei und General v. Manteuffel traf nun folgende Anordnungen zum Vormarſch öſtlich gegen den Jura:

das VII. Corps dirigirt ſich direkt auf Pontarlier;

das II. Corps rückt ebenfalls gegen dieſen Ort (Pontarlier) vor, aber erſt nachdem es ſämmtliche, oder doch die wichtigſten der nach Lyon führenden Straßen geſperrt hat;

das Werderſche Corps avancirt, das VII. Corps ablöſend, bis an den Doubs;

die Diviſion Schmeling, in Ausführung ihr ſchon früher zu gegangener Weiſungen, greift van Norden her kräftig ein und rückt gegen die Straße Beſançon-Pontarlier vor.

Im Einklang hiermit wurde verfahren.

27. Januar.

Am Abend des 27. war unſre Stellung die folgende:

das II. Corps, allmälig in das Gebirge ſich vorſchiebend, hielt die Linie Arbois — Pont d'Hery;

das VII. Corps ſtand in dem Rayon von Quingey und Salins;

das *Werderſche* Corps zwiſchen Marnay und St. Vit am Doubs;

die Diviſion *Schmeling* ſüdlich von Baume les Dames, bei St. Juan d'Adam.

Das Hauptquartier war in La Barre.

28. Januar.

Am 28. Abends hatten wir, durch Vorſchieben des II. Corps von der Linie Arbois — Pont d'Hery aus in ſüdlicher Richtung, folgende Poſitionen inne:

II. *Corps.* *)
- 7. Brigade in Champagnole;
- 6. Brigade in Montrond;
- 5. Brigade in Poligny.

VII. *Corps.*
- 13. Diviſion weſtlich Salins;
- 14. Diviſion zwiſchen Amancey und Deſervillers.

Werderſche Corps.
- Avantgarde bei Quingey, Gros noch am rechten Doubs-Ufer.

Diviſion *Schmeling.*
- Bei Sancey le Grand, da ſich dieſe Diviſion, ſtatt ihren Vormarſch gegen *Süden* fortzuſetzen, am 28. von St. Juan d'Adam aus *öſtlich* geſchoben hatte.

Die franzöſiſche Armee war am 28. bereits völlig eingeſchloſſen. Die Ereigniſſe bei derſelben, während General v. Manteuffel ſeine vorerwähnten Bewegungen ausführte, mögen in Folgendem eine kurze Schilderung finden.

Am 21. Abends war Bourbaki mit dem Gros ſeiner Armee in Nähe von Beſançon eingetroffen. Sein Plan ging am 22. dahin, ſich auf Mouchard und Dôle, alſo ſüdlich und weſtlich zu dirigiren, um die großen nach Lyon führenden Linien zu gewinnen. Die Regierungs-Delegation in Bordeaux ſtimmte ihm nicht nur zu, ſondern ſah in ſchleuniger Erreichung der beiden vorgenannten Punkte das alleinige Heil. Aber es war bereits zu ſpät. Als am 23. einige Abtheilungen in weſtlicher Richtung, auf Dôle zu, vorgeſchoben wurden, ſtießen ſie bei Dannemarie auf den linken Flügel unſrer Südarmee, welche letztre am 21. ſchon den Doubs erreicht und den untren Lauf deſſelben bis Dôle hin beſetzt hatte. Auch die über Mouchard führende Linie gewährte keine Ausſicht des Entkommens mehr, da ſich, ſeit dem 22. Abends, Villers-Farley in Händen unſres II. Corps befand. Unter dem Eindruck der entſprechenden Meldungen telegraphirte Bourbaki am 24. Mittags nach Bordeaux: »Das II. und VII. preußiſche Corps haben begonnen die Verbindungen mit Lyon zu unterbrechen. Sie überſchreiten den Doubs, vielleicht auch ſchon die Loue. Ich weiß nicht, ob ungeachtet aller Eile es mir gelingen wird ſie zurückzuerobern. Ich werde morgen (den 25.) je nach den mir zugehenden Nachrichten einen Entſchluß faſſen.«

---

*) Die reſtirende Brigade des II. Corps, die 8., war die Brigade Kettler, die vor Dijon zurückgeblieben war.

Der 25. war nun der entſcheidende Tag. Die als Antwort eintreffenden telegraphiſchen Depeſchen aus Bordeaux drangen wiederholentlich darauf, ſich weſtlich zu halten und den Abzug der Armee auf Dôle oder Auxonne oder Gray zu bewerkſtelligen. Den Marſch auf Pontarlier aber (von dem bereits in einem früheren Telegramm Bourbaki's die Rede geweſen war) möge er vor allem vermeiden. Träte er ihn dennoch an, ſo werde die Capitulation der Armee oder der Uebertritt auf Schweizer Gebiet die unausbleibliche Folge ſein.

Bourbaki rief, nach Eintreffen dieſer Depeſchen, einen Kriegsrath zuſammen und forderte die Meinung deſſelben. Nur General Billot, Commandirender des XVIII. Corps, ſchloß ſich der Anſicht der Regierungsdelegation an und ſtimmte für Marſch auf Auxonne, um von hier aus Garibaldi in Dijon zu erreichen. Alle andern Generale gingen davon aus, daß es vergebliche Anſtrengung ſein werde, die ſich auf dem Gebiet zwiſchen Doubs und Ognon quer vorlegende deutſche Linie zu durchbrechen. [Wäre es zu dem entſprechenden Verſuch gekommen, ſo würde dieſer Vorſtoß wiederum das Werderſche Corps getroffen haben, das am 26., in Ablöſung des VII. Corps, in die Linie zwiſchen Ognon und Doubs einrückte.]

Bourbaki theilte die Anſicht der Majorität, gab den Marſch gegen Weſten als unausführbar auf und ordnete für den folgenden Tag (26.) den Rückzug auf Pontarlier an. Voll jener Hingebung, die ihn charakteriſirte, wohnte er, während dieſes ganzen Tages, bei ſtrenger Kälte dem Defiliren der Truppen perſönlich bei. Mit gewohntem Wohlwollen, aber zugleich auch mit unverkennbar melancholiſchem Ausdruck traf er dabei ſeine Anordnungen; des Generals Umgebung glaubte zuweilen Thränen in ſeinen Augen zu ſehen. Nach Einbruch der Dunkelheit zog ſich Bourbaki in ſeine Gemächer zurück und unmittelbar darauf hörte man von einem Selbſtmordverſuch, den er gemacht habe.

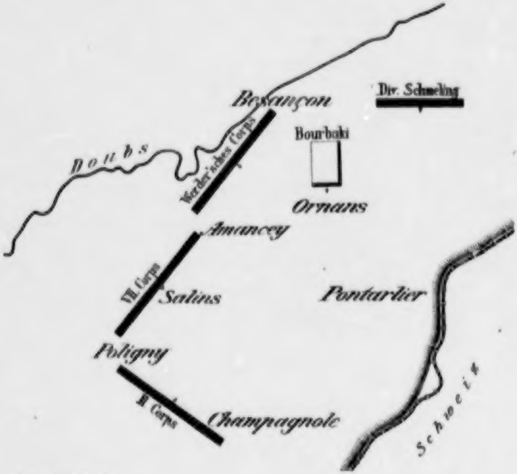
Das Gerücht beſtätigte ſich und die Führung der Armee ging auf General Clinchant über. Die Regierungsdelegation in Bordeaux, als ſie von dieſen Vorgängen erfuhr, appellirte an die Energie des neuen Oberbefehlshabers und drang in ihn, wenn irgend möglich der harten Nothwendigkeit eines Rückzuges auf Pontarlier auch jetzt noch auszuweichen. Aber Clinchant antwortete unterm 27.: »es iſt zu ſpät; die große Maſſe der Truppen ſteht bereits auf dem linken Doubsufer, die Avantgarde bis Ornans vorgeſchoben.«

Die nächſten Tage brachten den weiterem Vormarſch in der einmal eingeſchlagenen Richtung und — die Kataſtrophe.

Die Operationen der Süd-Armee

vom 29. Januar bis 2. Februar.

Unſre Stellung am 28. Abends, die ſchon nahezu als eine Einſchließung des Feindes anzuſehen war, haben wir, nach Diviſionen und Brigaden, auf S. 986 gegeben. Nachſtehende Skizze mag das Bild unterſtützen.


Besançon
Div. Schmeling
Bourbaki
Doubs
Werder'sches Corps
Ornans
Amancey
VII. Corps
Salins
Pontarlier
Poligny
II. Corps
Champagnole
Schweiz

Am 29. wurde der Zirkel enger gezogen:

das II. Corps rückte aus der Linie Poligny — Montrond — Champagnole, ſich theils nördlich theils öſtlich haltend, in die Linie Cenſeau — Nozeroy — les Planches;

das VII. Corps nahm mit beiden Diviſionen Richtung auf Levier, halben Wegs an der Straße Salins — Pontarlier. Die 13. Diviſion erreichte vorgenannten Punkt und cantonirte in nächſter Umgegend deſſelben. Die 14. Diviſion drang über Levier **hinaus** vor und nahm Chaffois mit der Avantgarde unter Oberſt v. Coſel, Sombacourt mit einem linken Seitendetachement unter Major v. Brederlow.*)

Das **Werderſche** Corps blieb im Weſentlichen in ſeiner Stellung.

Diviſion **Schmeling** erhielt Befehl, ſeine Bewegungen öſtlich einzuſtellen und ſich wieder direkt ſüdlich zu halten, auf Morteau zu.

30. Januar.

Die Vorbewegungen unſerer Südarmee am 30. waren, zum Theil in Folge von Verhandlungen, die zwiſchen den Truppencommandeuren hüben und drüben geführt wurden, und auf die wir weiter unten zurückkommen, unbedeutend:

das II. Corps hielt mit ſeinem rechten Flügel-Detachement das ſchon am Tage vorher erreichte Les Planches beſetzt, während die Avantgarde des Corps von Cenſeau aus auf Frasne vordrang und daſſelbe nach leichtem Kampfe nahm;

das VII. Corps verblieb echelonnirt an der Straße Salins-Pontarlier mit der Tête in Chaffois, mit der Queue in Villeneuve;

das **Werderſche** Corps änderte nichts in ſeiner Stellung vor Beſançon;

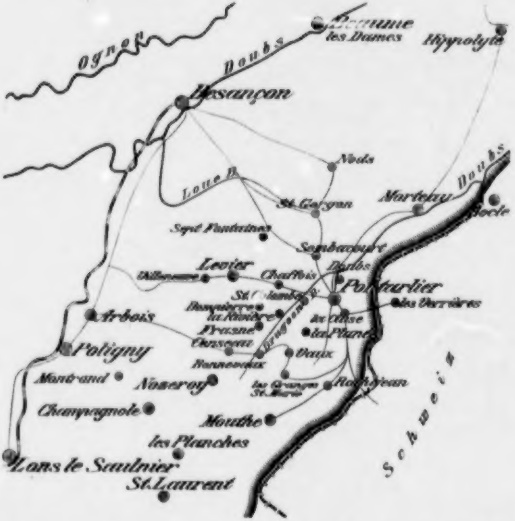
die Diviſion **Schmeling** nahm, wie angeordnet, ihren Vormarſch in ſüdlicher Richtung, auf Morteau zu, wieder auf.

Die vorerwähnten Verhandlungen, die an dieſem Tage (30.) unſre Action lähmten, hatten ihren Grund in den, am 29. ſchon, bei Freund und Feind eingetroffenen, nach Form und Inhalt ſehr verſchiedenen **Waffenſtillſtands-Telegrammen**.

Das ſeitens des Generals v. Manteuffel empfangene, lautete: »So eben (am 28. Abends) Capitulations- und Waffenſtillſtands-Verhandlungen mit Paris abgeſchloſſen. Waffenſtillſtand beginnt hier ſogleich; ſonſt überall

---

*) In dieſen beiden Gefechten, von denen das bei **Chaffois** ein ziemlich ernſthaftes war, wurden 4000 Gefangene gemacht, ſowie 12 Geſchütze und 7 Mitrailleuſen genommen. Unter den Gefangenen befanden ſich der Diviſionsgeneral **d'Aſtugue** und der Brigadegeneral **Minot**. Dorf Chaffois, nach vorgängiger Bewerfung mit Granaten, wurde um 9 Uhr Abends durch das 53. Regiment geſtürmt.


Baume
les Dames
Hippolyte
Ognon
Doubs
Besançon
Nods
Loue R.
St. Gorgon
Morteau
Doubs
Locle
Sept Fontaines
Sombacourt
Levier
Villeneuve
Chaffois
Doubs
Pontarlier
St. Colombe
les Verrières
Arbois
la Rivière
Frasne
Censeau
Drugeon
la Cluse
les Planes
Poligny
Vaux
Bonnevaux
Montrond
Nozeroy
les Granges
St. Marie
Rochejean
Champagnole
Mouthe
les Planches
Lons le Saulnier
St. Laurent
Schweiz

am 31. dieſes Monats Mittags. Departements Côte d'Or, Doubs und Jura ſind vorläufig bis zur Entſcheidung der von Ihnen fortzuſetzenden Operationen ausgeſchloſſen, auch dauert Belagerung von Belfort fort. gez. Moltke.«

Etwa um dieſelbe Zeit, am 29. Spät-Nachmittags, traf auch bei General Clinchant eine ſeitens der Regierungsdelegation in Bordeaux aufgegebene Waffenſtillſtands-Depeſche ein, die wahrſcheinlich eine bloße Modification oder Kürzung des von Jules Favre in Verſailles an Gambetta (in Bordeaux) gerichteten Telegrammes war. Dieſes Jules Favreſche Telegramm lautete: »Nous signons aujourd'hui un traité avec le comte de Bismarck; un armistice de 21 jours à été conclu et une assemblée constituante est convoquée à Bordeaux pour le 15 février. Faites connaitre cette nouvelle à toute la France; faites exécuter l'armistice et convoquez les électeurs pour le 8 février; un membre du gouvernement va partir pour Bordeaux.«

Des wichtigen Umſtandes, daß die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura vom Waffenſtillſtande vorläufig ausgeſchloſſen waren, geſchah in dem von Verſailles nach Bordeaux gerichteten Telegramme nirgends Erwähnung, und gleichviel nun, ob es Unachtſamkeit oder Berechnung von Seiten Jules Favres war, was ihn über dieſen Punkt hatte hinweggehen laſſen, jedenfalls wurde dieſe Verſchweigung Urſache von hin und her gehenden Verhandlungen, die nun wiederum ihrerſeits zu der Eingangs erwähnten Unterbrechung unſrer Operationen am 30. führten. Von früh an, an eben genanntem Tage, trafen bei unſren, dem Feinde zunächſt gegenüberſtehenden Truppentheilen Parlamentaire ein, die, ſich auf den »Armiſtice« berufend, nicht nur Einſtellung der Feindſeligkeiten, ſondern auch Freigebung der Gefangenen forderten, die unſrerſeits am 29., alſo ſchon nach Eintritt des vorgeblichen Waffenſtillſtandes, gemacht worden waren. Hier und dort wurde dieſen Forderungen entſprochen, bis im Laufe des Nachmittags, mit Hülfe beſtimmter, aus dem Hauptquartier General Manteuffel's eintreffender Weiſungen, die Situation klar gelegt und den franzöſiſchen Telegrammen der Wortlaut der dieſſeits eingegangenen Depeſchen gegenübergeſtellt werden konnte.*)

Dies führte dann, noch am Abend des 30., zur Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten. Frasne wurde ſeitens der Avantgarde des II. Armee-Corps (Brigade du Troſſel) um 8 Uhr angegriffen und genommen. 2 Fahnen und 1500 Gefangene fielen in unſere Hände.

31. Januar.

Die Südarmee ſtand am 31. früh derart, daß mit den Spitzen derſelben ein Angriff auf Pontarlier ausführbar geweſen wäre. General v. Manteuffel zog es aber vor, den ebengenannten Tag (31.) zu Concentrirung ſeiner Truppen und gleichzeitig zu vollſtändiger Zuziehung des Netzes zu verwenden. Denn eine Rückzugsſtraße am Gebirge hin, die wenigſtens einem Bruchtheile der feindlichen Armee ein Entkommen nach Süden ermöglicht haben würde, war immer noch, trotz unſrer Beſetzung von Les Planches, geblieben; dies war die Straße über Mouthe. Es galt auch dieſe zu ſperren. War das erreicht, ſo war die Einſchließung abſolut und als Reſultat deſſelben ein Grenzübertritt höchſt wahrſcheinlich. Ein ſolcher durfte aber als das allergünſtigſte Reſultat angeſehen werden, günſtiger als Capitulation. 100,000 Mann auf dem neutralen Boden der Schweiz entſprachen mehr unſren Wünſchen, als abermals 100,000 Gefangene in deutſchen Feſtungen.

---

*) General Clinchant — wohl unter dem Einfluß eines am 30. Abends aus Bordeaux eintreffenden Telegramms — nahm ſeine Zweifel gegen die Richtigkeit unſrer Auffaſſung des Waffenſtillſtands-Vertrages noch einmal wieder auf. In dem ebengenannten Telegramm, das von Gambetta ſelbſt herrührte, hieß es wörtlich: »La prétention du Général Manteuffel de discuter l'armistice et de refuser de l'appliquer à l'armée de l'Est est la violation formelle de la convention signée à Versailles, dans laquelle il est dit, que l'armistice est immédiat et qu'il s'applique à toutes les armées de terre et de mer des deux puissances belligérantes.« Auf den Inhalt dieſes Telegrammes geſtützt, ſandte General Clinchant am 31. früh den Oberſt Varaigne, Chef des Generalſtabs des XX. Armee-Corps, nach Villeneuve (Hauptquartier General v. Manteuffel's), um über einen 36ſtündigen Waffenſtillſtand zu verhandeln, damit der nach ſeiner Meinung immer noch ſtreitige Punkt über den Wortlaut des Verſailler Vertrages mittlerweile aufgeklärt werden könne. Oberſt Graf Wartensleben, Generalſtabschef der Südarmee, führte dieſſeitig die Verhandlungen. Das Anſinnen General Clinchant's wurde abgelehnt, auch franzöſiſcherſeits nicht mehr wiederholt, da im Laufe des Tages Telegramme aus Bordeaux in Pontarlier eintrafen, die die Richtigkeit der dieſſeitigen Auffaſſung beſtätigten.

Im Einklang mit dieſen Anſchauungen wurde am 31. verfahren.

Die Vorgänge beim II. Armee-Corps waren die folgenden:

die 5. Brigade beſetzte Dompierre, nördlich von Frasne,

die Avantgarde (7. Brigade du Troſſel) erreichte la Rivière am Drugeon-Bach;

ein rechtes Seiten-Detachement unter Oberſtlieutenant Liebe ging über Bonnevaux ſüdlich vor, um bei Granges St. Marie die letzte noch ungeſperrte Gebirgsſtraße, die vorerwähnte von Pontarlier nach Mouthe führende, zu ſchließen. Es geſchah.*)

Das ſeit dem 29. ſchon bei Les Planches ſtehende Detachement, blieb an dieſer Stelle.

Das VII. Armee-Corps rückte

mit der 13. Diviſion bis Sept-Fontaines und bezog Cantonnements daſelbſt,

mit der 14. Diviſion bis an den Drugeon-Bach. Die von St. Gorgon und Morteau auf Pontarlier führenden Straßen waren dadurch beherrſcht.

Das Werderſche Corps blieb unverändert in ſeiner Stellung bei Beſançon;

die Diviſion Schmeling erreichte Nods und ſtellte bei St. Gorgon die Verbindung mit nordwärts vorgeſchobenen Abtheilungen des VII. Armee-Corps her.

---

*) Oberſtlieutenant Liebe, deſſen Detachement eine Stärke von 2½ Bataillonen (wahrſcheinlich von der 6. Brigade) und 1 Batterie hatte, traf den Feind ſchon bei Vaux in einem engen, tief eingeſchnittenen Thal, griff ihn ungeachtet ſeiner bedeutenden Ueberzahl an und warf ihn nach anderthalbſtündigem hartnäckigen Gefecht unter Verluſt von 900 Gefangenen über Vaux zurück. Der Feind verſuchte keinen weiteren Widerſtand. Am Abend konnte Granges St. Marie beſetzt und die Straße geſperrt werden.

Die Ordres für den 1. Februar lauteten wie folgt:

»Die Armee rückt morgen concentriſch gegen Pontarlier vor, um den in dortiger Gegend ſtehenden Feind auf die Schweizergrenze zurückzutreiben. Hierzu formiren ſich hinter ihren Avantgarden:

das VII. Corps im Raum zwiſchen den Straßen von Levier und St. Gorgon nach Pontarlier;

das II. Corps à cheval der Straße Frasne-Pontarlier unter Mitwirkung des Detachements Liebe bei Granges Sainte Marie.

Um 12 Uhr Mittags beginnt der Vormarſch des II. und VII. Corps auf Pontarlier mit den Avantgarden, hinter welchen die Gros, bis dahin ausgeruht, in Gefechtsbereitſchaft ſtehen müſſen. Gegenſeitiges Eingreifen beider Corps, Verwendung der Artillerie und ſelbſtſtändige Reſerven werden empfohlen.«

So die Ordres.

Die Truppen ſetzten ſich am 1. Februar früh in vorgeſchriebener Weiſe in Marſch; der Oberbefehlshaber ritt über Levier vor. Als er dies paſſirt und Chaffois nahezu erreicht hatte, ging die erſte direkte Meldung von der Diviſion Schmeling ein. Sie war endlich heran und hatte bereits um 10 Uhr Vormittags das Dorf Doubs (unmittelbar nördlich von Pontarlier) mit ihrer Avantgarde erreicht; hinter genanntem Dorfe ſah man auch bereits ihre langen Colonnen auf der Straße von St. Gorgon im Anmarſch.

Die Hauptaction des Tages hatte das II. Armee-Corps. Bei dieſem war ſeitens der Avantgarden-Brigade du Troſſel aus St. Colombe Meldung eingegangen, dahin lautend »daß ſie gegen Pontarlier recognoſcirt und Gefangene dabei gemacht habe. Nach Angabe Letzterer, ſei die Stadt noch von 10,000 Mann beſetzt und ſolle vertheidigt werden; Geſchütze ſeien vor derſelben aufgefahren«. Ob damals noch die Abſicht einer ernſten Vertheidigung der Stadt vorgelegen hat, bleibt dahingeſtellt; jedenfalls muß bald davon Abſtand genommen ſein. Denn in der Mittagsſtunde nahm das Regiment Colberg die Stadt nach kurzem und leichten Infanteriegefecht, ohne daß die Artillerie oder andere Truppen dabei zur Mitwirkung gelangten. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht, Waffen aller Art vorgefunden, ebenſo viele hundert beladene Wagen des feindlichen Verpflegungstrains, welche bei der Eile des Rückzugs auf der ins Gebirge führenden Straße zurückgeblieben waren, jetzt aber vollſtändig verfahren, die Paſſage hemmten und das Vorſchreiten der Truppen erſchwerten.

Mit der Wegnahme von Pontarlier war die Entſcheidung in ſofern bereits gefallen, als der feindlichen Armee nun jeder eigentliche Boden auf franzöſiſchem Gebiet und der Raum zu neuem Debouchiren entzogen war.

Der Kampf hatte ſich in der That vollſtändig in das Gebirge hinein, auf die Schweiz zu, gezogen, wo nunmehr die durch Pontarlier vorrückende Brigade du Troſſel auf hartnäckigen Widerſtand ſtieß.

Auf dem rechten Ufer des Drugeon-Baches ſteigen in der Gegend von Pontarlier die Ketten des hohen Jura ſcharf aus dem Plateau auf, welches ſich links des genannten Baches ausbreitet. Die Straße von Pontarlier nach der Schweiz tritt unmittelbar ſüdlich der Stadt in das ſchmale und tief eingeſchnittene Doubsthal und gabelt ſich etwa eine halbe Meile weiter bei La Cluſe in die beiden Hauptrichtungen nach Verrières (nordöſtlich) und Jougne (ſüdlich). Von der nach Jougne führenden Straße zweigt ſich wiederum weſtlich und ſüdweſtlich die bereits mehrfach erwähnte Straße über Rochejean und Mouthe ab.

Die Straßenverzweigung bei La Cluſe wird von zwei Sperrforts beherrſcht. Dieſe waren mit ſchweren Geſchützen armirt, welche mit ihren Geſchoſſen ſogar die unmittelbare Umgebung von Pontarlier erreichten und beim Vorrücken der Brigade du Troſſel auf La Cluſe alsbald in Thätigkeit traten. Der Feind — wahrſcheinlich die drei Diviſionen des noch am meiſten intacten und geſchloſſenen XVIII. Corps — hatte in Anlehnung an die beiden Forts eine mit Mitrailleuſen verſtärkte Arrièregardenſtellung bezogen. Er vertheidigte ſie im Laufe des Nachmittags auf das Hartnäckigſte, beſonders auf dem rechten Flügel, hinter welchem die Straße nach Verrières lief. Der Angriff gegen dieſe Stellung war um ſo ſchwieriger, als das Feuer der Forts die Thalſtraße unpaſſirbar machte und die Truppen ſich gezwungen ſahen, die ſeitwärts befindlichen ſteilen und ſchneebedeckten Hänge zu erklimmen. Sie führten hier ein zähes Berg- und Waldgefecht, bei dem die dieſſeitige Artillerie faſt garnicht zur Verwendung gelangen konnte. Bis in die Dunkelheit hinein hallten die Gebirgsthäler von unaufhörlichem Schnellfeuer und Gewehrſalven wieder, in welche ſich der dumpfe Schall der feindlichen Feſtungsgeſchütze miſchte. Erſt in ſpäter Abendſtunde nahm General du Troſſel den Straßenknoten von la Cluſe; ſeine Brigade hatte einen Verluſt von über 400 Mann erlitten, von denen 350 auf das Regiment Colberg kamen. Ueber die Verluſte des Feindes liegen keine beſtimmten Angaben vor. An Gefangenen büßte er bei Pontarlier und La Cluſe 4000 Mann ein.

Schon am Nachmittag, alſo mehrere Stunden vor Beendigung des Gefechts, war an Erreichung des gewünſchten Reſultats kaum noch zu zweifeln geweſen. Der Feind war vollſtändig in das Grenzgebirge zurückgedrängt und konnte in dieſer Situation, mit dem Rücken unmittelbar an die Schweiz gelehnt, nur capituliren oder die Grenze überſchreiten. Daß der Grenzübertritt, namentlich bei Verrières, bereits ſtattfand, war nach allen bisherigen Vorfällen anzunehmen.

Und dieſer Annahme entſprach in der That das mittlerweile Geſchehene. Die erſte Nachricht in dieſem Sinne brachte ein über Berlin im Hauptquartier General Manteuffel's eintreffendes Telegramm des Schweizer Bundespräſidenten Dubs, in dem es hieß: »Heute früh (1. Februar) hat der franzöſiſche General mit General Herzog Convention wegen Uebertritts der franzöſiſchen Armee bei Verrières abgeſchloſſen; 3000 ſind ſchon bei St. Croix übergetreten. Geſammtzahl dürfte ſich auf 80,000 belaufen haben; Vertheilung auf die Cantone nach Verhältniß der Bevölkerungszahl beſchloſſen. Artillerie der Uebergetretenen kommt heute bis Verrières.«

Der Inhalt dieſes Telegramms wurde alsbald durch Meldungen von allen Seiten her beſtätigt. Das kühn geplante Unternehmen war glücklich durchgeführt; noch am Vormittage deſſelben Tages (2. Februar) gab General v. Manteuffel in einem Tagesbefehl Kunde davon. Derſelbe lautete: »Soldaten der Südarmee. Eure Märſche und Kämpfe bei Schnee und Eis im hohen Jura ſind nicht vergeblich geweſen. 2 Adler, 12 Geſchütze, 7 Mitrailleuſen, 15,000 Gefangene, worunter 2 Generale und viele Offiziere, viele Hunderte von Proviantwagen, viele Tauſende von Chaſſepots ſind in Euren Händen. Dijon iſt zurückerobert.*) Und ſo eben erhalte ich aus Berlin die telegraphiſche Nachricht, daß 80,000 Mann der franzöſiſchen Armee bei Verrières in die Schweiz übergetreten ſind, das heißt, daß ſie dort die Waffen ablegen und bis zum Friedensſchluß internirt bleiben. Die Armee Bourbaki's iſt außer Kampf geſetzt und auch ihre Reſte in den Gebirgen werden Euren Waffen bald verfallen ſein. Soldaten der Südarmee! Ich ſpreche Euch meinen Glückwunſch und meine volle Anerkennung aus!«

---

*) Dijon war am Tage zuvor (am 1. Februar) ſeitens der Unſren beſetzt worden. Unſre Streitkräfte daſelbſt hatten ſich ſeit dem 23. Januar Abends, wo General Kettler, nach dem blutigen Gefecht bei Chateau Pouilly, bis Savigny le Sec zurückging, ſehr beträchtlich vermehrt und beſtanden vom 26. Januar an aus vier Brigaden:

Brigade Kettler, Regimenter 21 und 61;
Brigade Degenfeld, 3. und 4. Badiſches Regiment;
Brigade Kneſebeck, Regimenter 60 und 72;
Cavallerie-Brigade Williſen, 1. und 2. Badiſches Dragoner-Regiment.

Alle dieſe Truppen wurden dem General Hann v. Weyhern (bis dahin Commandirender der 4. Diviſion) unterſtellt. Rencontres mit den Garibaldinern fanden nicht mehr ſtatt. Dieſe räumten Dijon am 31. Januar und gingen, unter Benutzung der Eiſenbahn, auf Lyon zurück. Am 1. Februar früh hielt General v. Hann ſeinen Einzug.

Der Uebertritt der franzöſiſchen Oſtarmee auf Schweizergebiet.

Der Uebertritt auf Schweizergebiet, der die franzöſiſche Oſtarmee vor Capitulation und Gefangenſchaft bewahrte, war, wie bereits hervorgehoben, am 1. Februar eingeleitet und theils noch an dieſem, theils am folgenden Tage durchgeführt worden. Die Schweiz, inſonderheit der Commandirende ihrer Streitkräfte, General Herzog, bewies dabei ebenſoviel Umſicht wie Loyalität. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, wurden aber ohne Conflict oder ernſtere Mißſtimmung überwunden. Ein Engländer, Mr. Hepworth Dixon, hat über die entſprechenden Vorgänge, dabei bis auf den 26. Januar zurückgreiſend, berichtet. Wir folgen in Nachſtehendem ſeiner Erzählung.

»... Als am 22. oder 23., ſo ſchreibt Hepworth Dixon, beſtimmtere Nachrichten eintrafen, daß Bourbaki ſich in der Richtung auf Beſançon zurückziehe, während die Preußen ſchon in Dôle zwiſchen Lyon und dem franzöſiſchen Heere ſtanden, da erkannte General Herzog klar, daß es für die franzöſiſche Armee keine andere Möglichkeit geben werde, der Gefangenſchaft zu entrinnen, als ſich über die Grenze in die Schweiz zu werfen. Obgleich nun dieſes Ergebniß für General Herzog durchaus nichts Ueberraſchendes hatte, ſo war ihm doch nicht leicht zu Muth, wenn er erwog, daß nahezu hunderttauſend Mann, mit Waffen und Geſchütz noch vollſtändig verſehen, aber ohne Lebensmittel und Brennholz, ohne Schuh und Obdach, dazu in Flanke und Rücken von einem ſiegreichen Feinde bedrängt, vor ihm ſtanden, während ſeine eigene Streitmacht nicht einmal zwanzigtauſend Mann betrug und einen Grenzſtrich zu ſchützen hatte, der vom Münſterthal bei Baſel bis zum Val de Travers, gegenüber Pontarlier, reichte. Was mochte eine geſchlagene Armee in ſolch verzweifelter Lage nicht alles verſuchen! Dennoch beharrte General Herzog unerſchütterlich bei dem Vorſatz, der koloſſalen Uebermacht mit kriegeriſchem Ernſt entgegenzutreten, falls ſie ſeine Grenzen bewaffnet überſchreiten ſollte.

Nachdem er Tage und Nächte lang bei bitterer Kälte, tiefem Schnee und eiſigem Nordwinde Wache haltend, unter Waffen geſtanden, wobei ſowohl die Offiziere als die Mannſchaften ſich ihrer Aufgabe gewachſen zeigten, klärte ſich die Lage endlich vollends. Herzog, überzeugt, daß das Franzoſenheer in der mittlerweile unvermeidlich gewordenen Alternative die Waffen zu ſtrecken oder über die Grenze zu gehen, das Letztere vorziehen würde, traf auf der Stelle die nöthigen Maßregeln, daß jeder Hohlweg und Engpaß des Jura ſtark beſetzt werde, und ertheilte ſeinen Oberſten gemeſſenen Befehl, auf jeden noch ſo zahlreichen Truppentheil, der die Aufforderung zur Waffenniederlegung nicht ſogleich befolge, Feuer geben zu laſſen. Er ſelbſt begab ſich, um der zerrütteten franzöſiſchen Armee nahe zu ſein, in das Grenzdorf Les Verrières, gegenüber den franzöſiſchen Forts de Joux und de la Cluſe, ſtellte ſeine Truppen in Schlachtordnung und wartete im Bereich jener drohenden Batterieen ab, was Frankreich ihm zu ſagen habe.

Am 31. Januar rollte — wie es ſchien, um ſeine Stimmung zu prüfen — aus Pontarlier ein großer Wagenzug nach Les Verrières heran, in welchem ſich 400 Kranke und Verwundete befanden, aber Niemand, der über ihn die Aufſicht führte — kein Offizier bei den Truppen, kein Arzt bei den Kranken! Herzog ſchickte ſeinen Adjutanten, Oberſt Sieber, ins franzöſiſche Hauptquartier zu Pontarlier, um gegen ſolche Handlungen zu proteſtiren und die unverzügliche Unterzeichnung eines ſichernden Reverſes zu verlangen. Man ſteckte franzöſiſcherſeits den Verweis ein, entſchuldigte die Nachläſſigkeit und unterzeichnete den verlangten Revers.

Kurz nach Mitternacht, Mittwoch Morgens am 1. Februar, wurde General Herzog erſucht, den Oberſt Chevals vom franzöſiſchen Generalſtab zu empfangen, welcher im Namen des Generals Clinchant kam, um von der ſchweizer Republik für »eine brave und befreundete Armee, die unter dem Zwange des Unglücks auf deren Boden Zuflucht ſuche«, Nahrung und Obdach zu erbitten. General Herzog nannte ſeine erſte Bedingung: vollſtändige Uebergabe der Waffen, Kanonen, Pferde, Mannſchaften und Offiziere. Oberſt Chevals hatte Vollmacht, den Vertrag zu ſchließen, und der erſte und wichtigſte Artikel war bald obigen Forderungen entſprechend, formulirt. Doch gab es noch viele andere Dinge zu ordnen, worüber die ganze Nacht verſtrich. Da kam um 4 Uhr Morgens aus Meudon an der Grenze die Nachricht, daß ſchwere Maſſen franzöſiſcher Artillerie den ſchweizer Oberſt Scheerer und ſeine Infanterie drängten, als wenn ſie ſeinen Waffen zum Trotz die Grenze überſchreiten wollten. Dieſe Geſchütze waren in der Nacht aus St. Pierre vorgeſchickt und der Verſuch mit ihnen gemacht worden, ſie auf die andere Seite der Grenze hinüberzuſchaffen. Sofort erhob ſich der General, ließ eine ganze Brigade antreten und ſchickte ſie ab, um auf der

Stelle die Franzoſen zurückzutreiben. Oberſt Chevals ſah, mit wem er es zu thun hatte, und um halb 5 Uhr war der Vertrag fertig. Um 5 Uhr ſchon hatte ihn General Clinchant, der in ſeinem Wagen an der Grenze wartete, angenommen und unterzeichnet.

Kaum ſtand die Unterſchrift auf dem Papiere, als auch ſchon die Menſchen- und Geſchützmaſſe herüberſtrömte: zuerſt General Clinchant, dicht hinter ihm der Generalſtab, und dann die Truppen in gelöſten Reihen, zum Theil betrunken und unordentlich bunt durcheinander. Mit Clinchant und dem Stabe kamen Züge von Proviantwagen, deren Blenden und Zugleder geſchloſſen waren. Dann rollten viele Fuhrwerke herein: Poſtwagen, Ambulanzen, Kriegskaſſen. Das Ganze ein trauriger Anblick. »In zerriſſenen Schuhen, in Holzpantoffeln, ja ſelbſt nur die Füße mit Lumpen umwickelt, mußten dieſe unglücklichen Soldaten ihre Gewehre durch den Schnee ſchleppen.« Das ſind General Herzogs eigene Worte. In Meudon legte jeder Mann ſeinen Säbel, ſeine Flinte und ſeine Patrontaſche ab. Die franzöſiſchen Offiziere wußten von ihrer Armee ſo wenig, daß ſie die Zahl der ihnen Folgenden auf 42,000 Mann angaben, während ſie ſich in Wirklichkeit, nach vorgenommener Zählung, auf 83,301 ſtellte.

Die Franzoſen kamen, um es noch einmal zu ſagen, einander drängend und ſtoßend, erfroren und zuchtlos herüber, alle Waffengattungen in einem einzigen wilden Wirrſal; Linienſoldaten vermiſcht mit Zuaven; Cavallerie, welche ihre Kanoniere überritt; Truppen, die über ihren Train herfielen und die Vorräthe plünderten; nirgends feſte Reihen und Gleichſchritt, nirgends Haltung und Ordnung; jeder nur vorwärts drängend; die vier großen Armee-Corps in jene ſchlimmſte Art von Pöbel, in einen Soldatenpöbel zuſammengeballt. »Ihre Corps müſſen ſich um ihre Standarten ſammeln«, rief der ſchweizer General, und wies ihnen vier Grenzorte als Sammelplätze an. General Borel und andere franzöſiſche Offiziere ritten hin, um im Intereſſe der Ordnung hierzu Anſtrengungen zu machen. Aber unter fünf Compagnieen gehorchte den Hauptleuten nicht eine, und als die Oberſten unter den Haufen ritten, empfing man ſie mit Geheul und Flüchen. Jeder klagte ſie der Unfähigkeit an und legte ihnen die Leiden und Unfälle ihrer Truppen zur Laſt. Mit bleichem traurigem Geſicht kam Borel ins ſchweizer Hauptquartier geritten, um zu melden, daß bei der gegenwärtigen Stimmung ſeiner Landsleute kein Befehl Gehorſam finde, wenn derſelbe nicht von einer ſichtbaren Gewalt unterſtützt werde.

Da demnach die franzöſiſchen Offiziere nicht Ordnung ſchaffen konnten, ſo ſtellte General Herzog die vier franzöſiſchen Armeetheile unter die Leitung ſeiner eigenen Offiziere und Truppen. Die bezüglichen Befehle wurden hier und da mit Gemurr aufgenommen, fanden aber doch Gehorſam. Ein Dutzend ſchweizer Soldaten mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajoneten genügte, franzöſiſche Colonnen von je tauſend Mann zu leiten, und General Herzog war überraſcht, zu finden, wie geduldig und folgſam dieſe franzöſiſchen Soldaten ſein konnten, wenn ſie ſahen, daß man ſie richtig handhabte. »Sie wußten es ſogleich«, bemerkte er, »ob ein Offizier ſeine Sache verſtand.« So wurde denn dieſe ungeheure, vom Elend demoraliſirte Heeresmaſſe von einer noch nicht 20,000 Mann ſtarken Bürgermiliz, ohne daß es ein einziges Menſchenleben koſtete, in Empfang genommen, entwaffnet und in ihre Cantonnements geführt.«

Wir haben ſchon am Schluß unſres vorigen Capitels hervorgehoben, daß die franzöſiſche Armee auf die verſchiedenen Cantone, nach dem Verhältniß ihrer Einwohnerzahl, vertheilt wurde.

Vor Paris.

Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront
(21. Januar)
bis zur Ratification der Friedenspräliminarien
(2. März).

Vor Paris.

Von Beginn des Bombardements gegen die Nordfront bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtands.

Vom 21. bis 28. Januar.

Vor Paris — und zwar, wie bereits auf S. 990 hervorgehoben, fünf Tage vor Uebertritt der franzöſiſchen Oſtarmee auf Schweizer-Gebiet — hatten ſich inzwiſchen die Geſchicke des Landes entſchieden. Die Hauptſtadt hatte capitulirt. Verſchiedene Gründe, verſchieden auch in ihrer Tragweite, waren dabei beſtimmend geweſen. Sehen wir in Nachſtehendem welche Gründe.

Einer der geringſten war wohl die Wiederaufnahme des Bombardements, das, vom 16. an, zwar nicht ganz geſchwiegen, aber doch auf ein ernſteres ſich Geltendmachen verzichtet hatte. Am 21. begann es dieſen Ernſt dadurch zu zeigen, daß funfzehn mittlerweile in weitem Halbkreis um St. Denis her errichtete Batterieen ihr Feuer gegen die Nordfront eröffneten. Die Batterieen ſelbſt aber — wir beginnen am linken Flügel — waren in folgender Weiſe vertheilt:

Batterieen 1, 2 und 3 gegen Drancy, Bobigny und La Courneuve;
Batterie 4 gegen Fort Aubervilliers und die Vorſtadt La Vilette;
Batterieen 5 bis 9 gegen Fort und Dorf Aubervilliers, Fort de l'Eſt, Double Couronne, Fort de la Briche und St. Denis;
Batterieen 10, 11 und 12 gegen St. Denis und die Seine;
Batterieen 13, 14 und 15 gegen La Briche, Double Couronne und die Geſammtbefeſtigung von St. Denis.

Ueber die Armirung dieſer Batterieen gehen die Angaben auseinander. Nach Oberſt v. Tiedemann waren 26 lange und 10 kurze Vierundzwanzigpfünder, 32 Zwölfpfünder und 3 gezogene Mörſer in die für ſie beſtimmten Emplacements geſchafft worden. Gleichviel, nur der kleinere Theil dieſer

Geſchütze trat überhaupt in Thätigkeit und wiewohl einiger Schaden angerichtet und durch das Allgemeiner-werden der Beſchießung ein gewiſſer moraliſcher Druck ausgeübt wurde, ſo war das Ausſchlag-gebende doch in andren Dingen zu ſuchen. Obenan ſtand die Furcht vor den Leidenſchaften der Menge, vor den excentriſchen Naturen und den politiſchen Anarchiſten, welche Letztren, wie ſchon im October, ſo auch jetzt wieder nach der Herrſchaft trachteten und durch Sturz der Regierung Jules Favre-Trochu die Hauptſtadt um jedes halbwegs legitimirte, zur Anknüpfung von Unterhandlungen geeignete Organ gebracht haben würden. Unterblieben aber dieſe Unterhandlungen (und ſie mußten unterbleiben, da wir mit der Anarchie nicht paktiren konnten), ſo ſah ſich Paris an den Abgrund geſtellt. »Es erſchien ſehr zweifelhaft«, ſo ſchreibt Major Blume in Schilderung der Situation, »ob das beſtehende Gouvernement ſeinen Platz würde behaupten können; wenn ihm dies nicht gelang, ſo ging Paris vielleicht einer der ſchrecklichſten Kataſtrophen entgegen, welche die Weltgeſchichte kennt. Denn die Lebensmittel reichten nur noch für wenige Tage aus; erfolgte die Capitulation nicht rechtzeitig, d. h. ſo früh, daß die Stadt von Außen verproviantirt werden konnte, ehe der letzte Biſſen verzehrt war, ſo verfiel ein großer Theil der Bevölkerung unrettbar dem Hungertode. Was im Bereiche der deutſchen Armeen und auf mehrere Tagemärſche im Umkreiſe an Lebensmitteln vorhanden war, genügte kaum, um die Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Seelen auch nur einen Tag zu ernähren, und die Rückſicht auf die Selbſterhaltung hätte die deutſchen Truppen gezwungen, die unglücklichen Bewohner der Hauptſtadt erbarmungslos hinter die Mauern zurückzuweiſen, wenn der Hunger ſie heraustrieb. Behauptete aber das Gouvernement ſeinen Platz nicht, wer hätte bei der dann folgenden Anarchie die Capitulation rechtzeitig abſchließen ſollen?«

Zum Glück für Paris und Frankreich trugen die anarchiſchen Beſtrebungen in der Hauptſtadt diesmal den Sieg nicht davon. Aber ihr immer deutlicheres Hervortreten beſtimmte mehr als alles andre die beſtehende Regierung zur Nachgiebigkeit. Herr Jules Favre erſchien am 23. Januar in Verſailles, um im Auftrage des Gouvernements der nationalen Vertheidigung zu unterhandeln, und bereits am 26. waren die Verhandlungen ſo weit gediehen, daß die Einſtellung der Feindſeligkeiten vor Paris von 12 Uhr Nachts an verabredet, ſo wie die Verproviantirung der Hauptſtadt eingeleitet werden konnte. Am 28. Januar gelangte ein 21tägiger

Waffenſtillſtand

zum Abſchluß. Seine weſentlichſten militairiſchen Beſtimmungen waren die folgenden:

a) Sofortige Auslieferung ſämmtlicher Forts von Paris an die deutſche Armee;

b) Desarmirung der Hauptenceinte von Paris;

c) Kriegsgefangenſchaft der zur Beſatzung von Paris gehörigen Linientruppen, Mobilgarden und Marine-Soldaten, außer 12,000 Mann, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Dienſt belaſſen wurden. [Von der Abführung der gefangenen Armee wurde einſtweilen Abſtand genommen, dieſelbe lieferte jedoch ſogleich die Waffen ab;]

d) Wiederverſorgung der Hauptſtadt mit Lebensmitteln, im Uebrigen jedoch Aufrechthaltung der Blokade;

e) Zahlung einer Kriegscontribution von 200 Millionen Francs Seitens der Stadt Paris;

f) vorläufige Verzichtleiſtung der deutſchen Armeen auf den Einmarſch in die Hauptſtadt;

g) Feſtſetzung einer Demarkationslinie zwiſchen den operirenden Armeen.

Lediglich Erwägungen politiſcher Natur hatten dazu geführt, auf die einfache und uneingeſchränkte Capitulation der Hauptſtadt zu verzichten.

Am 29. Januar, Vormittags 11 Uhr, wurden in Gemäßheit von §. 1 der Waffenſtillſtands-Convention (ſiehe oben) ſämmtliche Forts, mit Ausnahme des Forts Vincennes, von den Belagerungstruppen beſetzt und zwar wie folgt:

Mont Valérien und Fort Iſſy vom V. preußiſchen Corps;
die Forts Montrouge und Vanves vom II. baieriſchen Corps;
Fort Charenton vom I. baieriſchen Corps;
die Forts Jvry und Bicêtre vom VI. preußiſchen Corps;
die Redouten Gravelle und Faiſanderie von der württembergiſchen Diviſion;
die Forts Nogent, Rosny, Noiſy und Romainville vom XII. (ſächſiſchen) Corps;
Fort d'Aubervilliers vom Gardecorps; und
der Befeſtigungscomplex von St. Denis: Fort de l'Eſt, Double Couronne und La Briche, gemeinſchaftlich vom Garde-Corps und IV. Corps.

Zu gleicher Zeit wurden die Vorpoſten bis auf 5—700 Schritt von der Stadtenceinte und dem entſprechend die rückwärtigen Stellungen weiter vorgeſchoben. Sofort wurden in allen von den deutſchen Truppen beſetzten Forts die erforderlichen baulichen Vorkehrungen getroffen, um ſie nöthigenfalls zur Fortſetzung des Bombardements der Stadt in größerer Nähe zweckdienlich benutzen zu können.

Auch die Durchführung der übrigen Paragraphen der Waffenſtillſtands-Convention ſtieß auf keine Schwierigkeiten. So fielen beiſpielsweiſe bei der Waffenablieferung 200,000 Chaſſepots, 600 Feld- und 1350 Feſtungsgeſchütze in unſre Hände.

Die Verkündigung des Waffenſtillſtands weckte Freude aller Orten.*) Jedermann fühlte, daß die Unterbrechung der Feindſeligkeiten gegen Paris der Vorbote des Friedens ſei. Paris war das letzte Bollwerk der franzöſiſchen Hoffnungen geweſen, und mit der ſtolzen Stadt fiel die Macht zuſammen, gegen welche Deutſchland ſeit ſechs Monaten einen der erſtaunlichſten Kriege, von denen die Geſchichte berichtet, geführt hatte.

*) An dieſer Freude nahm vor allem auch Frankreich ſelber Theil. Die Excentricitäten, die in der Hauptſtadt heimiſch waren, fanden in den andern Städten des Landes nur ausnahmsweiſe, auf dem flachen Lande nirgends eine Stätte. »Bei den Dorfbewohnern,« ſo entnehmen wir Aufzeichnungen, die damals gemacht wurden, »herrſchte ſeit lange die Erkenntniß ihrer Ohnmacht vor. Sie verwünſchten die Regierung, die den Krieg angefangen, in demſelben Athem wie die Regierung, die ihn fortgeſetzt, und an der Tüchtigkeit und dem guten Stern der franzöſiſchen Armee verzweifelnd, erwarteten ſie ſehnſüchtig und ungeduldig friedliche Nachrichten.« »Während der letzten Wochen des Krieges,« ſo fahren dieſelben Aufzeichnungen fort, »war eine Anzahl flüchtig gewordener Einwohner in die von uns beſetzten Dörfer zurückgekehrt. Der Gottesdienſt verſammelte viele von ihnen in den Kirchen. In einer derſelben, in der ein greiſer Prieſter die Meſſe hielt, hatten ſich Mitte Januar einige zwanzig alte Männer und Frauen eingefunden. Nach der feierlichen Handlung beſtieg der Prieſter die Kanzel um zu predigen. Er warf einen unſagbar traurigen Blick auf die wenigen Getreuen, die ſich um ihn geſchaart hatten, und begann mit ſchwacher, zitternder Stimme: »Ich ſuche meine Gemeinde! Wo iſt ſie? Ich ſehe nur Greiſe. Was iſt aus meinen jüngeren Brüdern geworden? Entflohen, verloren, vernichtet!« Thränen erſtickten ſeine Stimme und mit ihm weinten alle, die in der Kirche waren.«

Vor Paris.

Vom Abſchluß des Waffenſtillſtands bis zum Abſchluß der Friedenspräliminarien.

Vom 29. Januar bis 2. März.

Dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes folgte, um mit einer als legitim anzuſehenden Macht (die Regierung Jules Favre-Gambetta repräſentirte nur ein Proviſorium) in ſicherheitgewährende Friedensverhandlungen eintreten zu können, die Wahl einer National-Verſammlung. Dieſe fand am 8. Februar in ganz Frankreich ſtatt. Am 12. traten die Deputirten in Bordeaux zuſammen und wählten am 16., auf Antrag Dufaures, Herrn Thiers zum Chef der Executivgewalt. Am 18. nahm dieſer die ihm angetragene, ebenſo ſchwierige wie verantwortungsvolle Stellung an und traf am 21. von Bordeaux in Verſailles ein. Noch am ſelben Tage begannen die Friedensverhandlungen, die deutſcherſeits vom Grafen Bismarck, dem Grafen Bray (Baiern), dem Freiherrn v. Wächter (Würtemberg), ſo wie von dem Miniſter Jolly (Baden), franzöſiſcherſeits von Herrn Thiers, Chef der Executivgewalt und Herrn Jules Favre, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geführt wurden.

Die erſte Unterredung beſtätigte durch ihren Verlauf die Ausſicht auf eine Verſtändigung und führte demzufolge alsbald zu einer mehrtägigen Verlängerung des am 18. ablaufenden Waffenſtillſtandes. Am 22. fand eine zweite, längere Conferenz ſtatt. Unmittelbar nach derſelben wurde Herr Thiers vom Kaiſer und demnächſt auch vom Kronprinzen empfangen. Einem grundſätzlichen Widerſpruch begegneten die deutſchen Forderungen nicht, wohl aber waren alle Anſtrengungen der beiden franzöſiſchen Unterhändler darauf gerichtet, die Gebietsabtretungen, die wir forderten, auf das geringſte Maß zu beſchränken. Elſaß wurde zugeſtanden, Metz hingegen verweigert. Thiers und Jules Favre, indem ſie dieſe Weigerung ausſprachen, ſtützten ſich dabei auf Kundgebungen der öffentlichen Meinung in England, von denen ſie einen Einfluß auf die dieſſeitigen Entſchlüſſe erwarteten. Graf Bismarck aber beſtand unbedingt auf der Erwerbung von Metz, welches für Deutſchland in militairiſcher Beziehung noch bei Weitem wichtiger ſei, als Straßburg, und in dieſem Betracht durch kein anderes Zugeſtändniß aufgewogen werden könne. Um den Franzoſen dagegen den Beweis zu liefern, daß die deutſche Politik in der That nur auf dem beſtehe, was ſie aus überwiegenden Gründen des nationalen Intereſſes feſthalten müſſe, willigte Graf Bismarck ein, daß Belfort an Frankreich zurückgegeben werde. In Betreff der Kriegsentſchädigung, wenn auch die deutſchen Forderungen ſelbſtverſtändlich auf Widerſpruch ſtießen, zeigte man ſich im Ganzen willfähriger und nur die Frage des »Einmarſches in Paris« rief eine ähnlich lebhafte Controverſe hervor, wie die Verhandlungen wegen Metz. Beide franzöſiſche Unterhändler wollten darin eine neue, tiefe Demüthigung für die Hauptſtadt erkennen, ganz abgeſehen davon, daß ſie, vermöge der Erregung der Bevölkerung, die größten Gefahren für die einrückenden Deutſchen verkünden zu müſſen glaubten. Aber auch dieſer Widerſpruch konnte nicht aufrecht erhalten werden, da es für unſere ſiegreichen Truppen jedenfalls verletzender geweſen wäre, auf den Eintritt in die bezwungene Hauptſtadt zu verzichten, als für die Pariſer, den Feind, welcher von den Forts aus bereits die Stadt beherrſchte, auch innerhalb der Thore derſelben zu ſehen.

Mehr als einmal, wie aus der vorſtehenden Skizzirung ſich wenigſtens andeutungsweiſe ergiebt, ſtanden die Verhandlungen auf dem Punkt, abgebrochen zu werden; aber ſchließlich blieb den Herren Thiers und Jules Favre nichts übrig, als den thatſächlichen Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Frankreich war gänzlich außer Stande, den Krieg mit irgend welcher Ausſicht auf Erfolg fortzuſetzen. Ueber 385,000 franzöſiſche Soldaten, darunter 11,860 Offiziere, waren in Deutſchland kriegsgefangen, nahe an 100,000 in der Schweiz internirt, und die über 150,000 Mann ſtarke Armee von Paris würde beim Wiederausbruch der Feindſeligkeiten gleichfalls in die Kriegsgefangenſchaft abgeführt worden ſein. Unter den Gefangenen befanden ſich, mit geringen Ausnahmen, alle Berufsoffiziere und geſchulten Soldaten. Was an Streitkräften noch da war, ging über 250,000 Mann nicht hinaus, die zuſammen acht Corps bildeten. Fünf davon waren nach ihren zuletzt erlittenen Niederlagen von Le Mans und St. Quentin reorganiſirt, drei andere neu geſchaffen worden. »Standen aber dieſe Kräfte,« wir citiren abermals Major Blume, »ſchon numeriſch außer Verhältniß mit den unſrigen,*) ſo hatten auch die letzten bittren Erfahrungen ſelbſt Gambetta die Augen darüber geöffnet, daß es, um Armeen zu ſchaffen, nicht genüge, Maſſen zu bewaffnen. Dieſer auf mißverſtandene Erfahrungen aus der Zeit der Revolutionskriege gegründete Irrthum iſt es, durch welchen das republikaniſche Frankreich zu weit tieferem Falle kam, als vor ihm das Kaiſerreich. Dabei iſt es durchaus nicht unſre Abſicht, der Energie unſere Anerkennung zu verſagen, mit welcher immer neue bewaffnete Maſſen in das Feld geſtellt wurden. Frankreich hat in dieſer Hinſicht geleiſtet, was irgend nur ein Land vermag. Aber der Irrthum des Prinzips trat dadurch nur um ſo ſchroffer zu Tage.«

---

*) Unſere Streitkräfte zeigten während der Woche, in welcher der Frieden verhandelt wurde, ſo ziemlich dieſelbe Höhe wieder, die ſie bei Beginn des Krieges gehabt hatten. Die einzelnen Corps hatten folgende Stärke:

	Mann Infant.	Mann Cavall.	Geſchütze.
Garde-Corps	29,655	4,668	90
I. Armee-Corps	23,306	1,194	84
II. »	21,519	1,100	84
III. »	22,973	1,143	84
IV. »	24,019	1,119	84
V. »	23,460	1,181	84
VI. »	24,089	1,161	84
VII. »	28,366	1,679	84
VIII. »	24,276	1,207	90
IX. »	21,636	1,756	90
X. »	22,832	1,223	84
XI. »	22,103	1,189	84
XII. »	25,413	3,442	96
17. Infanterie-Diviſion	11,703	1,672	36
Detachements Prinz Albrecht u. von der Goltz	11,971	3,399	36
1. baieriſches Corps	25,242	2,067	114
2. » »	22,784	2,606	108
Würtembergiſche Diviſion	14,545	1,699	54
Badiſche Diviſion	14,206	2,004	60
Garde-Landwehr-Diviſion	11,033	—	18
1. Reſerve-Diviſion	10,421	568	24
4. »	14,523	1,126	36
1. Cavallerie-Diviſion	—	3,448	6
2. »	—	2,914	12
3. »	—	2,221	6
4. »	—	3,138	12
5. »	—	5,049	12
6. »	—	2,642	6
	450,075	57,515	1662
Dazu Etappen- und Beſatzungs-Truppen	119,800	5,950	80
Summa	569,875	63,465	1742
	Mann Infant.	Mann Cavall.	Geſchütze

Rechnet man die Offiziere und Beamten, die Artillerie und Pioniere, die Trains und alle Branchen hinzu, ſo ergab ſich eine Geſammtſtärke der deutſchen Heere in Frankreich von nahezu einer Million Köpfen.

So kam denn, unter dem Zwang der Verhältniſſe, die wenigſtens dem einen Contrahenten keinen abermaligen Appell an die Waffen geſtatteten, am 26. Februar der Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Stande. Wir geben nachſtehend den Wortlaut derſelben.

Die Verſailler Friedenspräliminarien.

Artikel I. Frankreich verzichtet zu Gunſten des deutſchen Reiches auf alle ſeine Rechte und Anſprüche auf diejenigen Gebiete, welche öſtlich von der nachſtehend verzeichneten Grenze belegen ſind.

Die Demarcationslinie beginnt an der nordweſtlichen Grenze des Cantons Cattenom nach dem Großherzogthum Luxemburg zu, folgt ſüdwärts den weſtlichen Grenzen der Cantons Cattenom und Thionville, durchſchneidet den Canton Briey, indem ſie längs der weſtlichen Grenzen der Gemeinden Montois-la-Montagne und Roncourt, ſo wie der öſtlichen Grenzen der Gemeinden Marie-aux-chênes, Saint Ail, Habouville hinläuft, berührt die Grenze des Cantons Gorze, welche ſie längs der Grenzen der Gemeinden Vionville, Bouxières und Onville durchſchneidet, folgt der Südweſt- bez. Südgrenze des Arrondiſſements Metz, der Weſtgrenze des Arrondiſſements Chateau-Salins bis zur Gemeinde Pettoncourt, von der ſie die Weſt- und Südgrenze einſchließt, und folgt dann dem Kamme der zwiſchen der Seille und Moncel gelegenen Berge bis zur Grenze des Arrondiſſements Saarburg ſüdlich von Garde. Sodann fällt die Demarcationslinie mit der Grenze dieſes Arrondiſſements bis zur Gemeinde Tanconville zuſammen, deren Nordgrenze ſie berührt. Von dort folgt ſie dem Kamme der zwiſchen den Quellen der Sarre blanche und der Vezouze befindlichen Bergzüge bis zur Grenze des Cantons Schirmeck, geht entlang der weſtlichen Grenze dieſes Cantons, ſchließt die Gemeinden Saales, Bourg-Bruche, Colroy-la-Roche, Plaine, Ranrupt, Saulxures und St. Blaiſe-la-Roche im Canton Saales ein und fällt dann mit der weſtlichen Grenze der Departements Nieder- und Ober-Rhein bis zum Canton Belfort zuſammen. Sie verläßt deſſen Südgrenze unweit von Bourvenans, durchſchneidet den Canton Delle bei der Südgrenze der Gemeinden Bourogne und Froide-Fontaine und erreicht die Schweizergrenze, indem ſie längs der Oſtgrenzen der Gemeinden Jonchery und Delle hinläuft.

Das deutſche Reich wird dieſe Gebiete für immer mit vollem Souveränetäts- und Eigenthumsrechte beſitzen.

Eine internationale Commiſſion, die beiderſeits aus der gleichen Zahl von Vertretern der hohen contrahirenden Theile gebildet wird, ſoll unmittelbar nach dem Austauſche der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages beauftragt werden, an Ort und Stelle die neue Grenzlinie in Gemäßheit der vorſtehenden Stipulationen feſtzuſtellen. Dieſe Commiſſion wird die Vertheilung des Grund und Bodens, ſo wie der Capitalien leiten, welche bis jetzt gemeinſchaftlich Diſtricten oder Gemeinden angehört haben, die durch die neue Grenze getrennt werden; im Falle einer Meinungsverſchiedenheit über die Grenze und die Ausführungsbeſtimmungen werden die Commiſſionsmitglieder die Entſcheidung ihrer reſpectiven Regierungen einholen. Die Grenze iſt, ſo wie ſie vorſtehend feſtgeſetzt iſt, mit grüner Farbe auf zwei gleichen Exemplaren der Karte von den »Gebietstheilen, welche das General-Gouvernement des Elſaſſes bilden« vermerkt, die im September 1870 in Berlin durch die geographiſche und ſtatiſtiſche Abtheilung des großen Generalſtabes veröffentlicht worden iſt. Ein Exemplar derſelben wird jeder der beiden Ausfertigungen des gegenwärtigen Vertrages angefügt. Die angegebene Grenzlinie hat indeſſen mit Uebereinſtimmung beider contrahirenden Theile folgende Abänderungen erfahren:

Im ehemaligen Moſel-Departement werden die Dörfer Marie aux Chênes bei St. Privat la Montagne und Vionville, weſtlich von Rezonville, an Deutſchland abgetreten. Dagegen werden die Stadt und die Feſtungswerke von Belfort mit einem ſpäter feſtzuſetzenden Rayon bei Frankreich verbleiben.

Artikel II. Frankreich wird Sr. Majeſtät dem deutſchen Kaiſer die Summe von 5 Milliarden Francs zahlen. Mindeſtens eine Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt und der ganze Reſt im Laufe dreier Jahre, von der Ratification des gegenwärtigen Vertrags ab.

Artikel III. Die Räumung der franzöſiſchen, durch die deutſchen Truppen beſetzten Gebiete wird nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrages ſeitens der in Bordeaux tagenden National-Verſammlung, beginnen.

Unmittelbar nach der Ratification werden die deutſchen Truppen das Innere der Stadt Paris, ſo wie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlaſſen. Sie werden in möglichſt kurzer Friſt, die durch ein Einvernehmen zwiſchen den Militairbehörden beider Länder feſtgeſtellt wird, die Departements Calvados, Orne, Sarthe, Eure et Loir, Loiret, Loir et Cher, Indre et Loire, Yonne, gänzlich und weiter die Departements Seine Inférieure, Eure, Seine et Oiſe, Seine et Marne, Aube, Cote d'or bis zum linken Ufer der Seine räumen.

Die franzöſiſchen Truppen werden ſich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, die ſie vor Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrages nicht werden überſchreiten dürfen. Ausgenommen von dieſer Beſtimmung ſind die Garniſon von Paris, deren Stärke die Zahl von 40,000 Mann nicht überſchreiten darf, und die zur Sicherheit der feſten Plätze unerläßlich erforderlichen Garniſonen.

Die Räumung der zwiſchen dem rechten Ufer der Seine und der Oſtgrenze gelegenen Departements wird ſeitens der deutſchen Truppen ſchrittweiſe nach der Ratification des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der erſten halben Milliarde der Contribution erfolgen, die im Artikel II. ſtipulirt iſt. Die Räumung wird beginnen bei den Paris am nächſten gelegenen Departements und wird, je nachdem die Zahlungen der Contribution bewirkt ſein werden, fortgeſetzt. Nach der erſten Zahlung einer halben Milliarde wird die Räumung folgender Departements ſtattfinden: Somme, Oiſe und der Theile der Departements Seine Inférieure, Seine et Oiſe, Seine et Marne, die auf dem rechten Seine-Ufer gelegen ſind, ſo wie des Theiles des Departements Seine und der Forts auf dem rechten Seine-Ufer. Nach der Zahlung von zwei Milliarden wird die deutſche Occupation nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute Marne, Meuſe, Vosges, Meurthe, ſo wie die Feſtung Belfort mit ihrem Gebiete umfaſſen, die als Pfand für die rückſtändigen drei Milliarden dienen ſoll.

Die Zahl der in denſelben befindlichen deutſchen Truppen wird 50,000 Mann nicht überſchreiten. Es wird Sr. Majeſtät dem Kaiſer überlaſſen, an die Stelle der Territorial-Garantie, welche in der theilweiſen Beſetzung des franzöſiſchen Gebietes beſteht, eine finanzielle Garantie treten zu laſſen, wenn dieſelbe durch die franzöſiſche Regierung unter Bedingungen offerirt wird, welche von Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König als für die Intereſſen Deutſchlands ausreichend anerkannt werden. Für die drei Milliarden, deren Zahlung verſchoben ſein wird, werden 5 Prozent Zinſen vom Tage der Ratification der gegenwärtigen Vereinbarung ab gezahlt.

Artikel IV. Die deutſchen Truppen werden ſich in den beſetzten Departements der Requiſitionen, ſei es in Geld, ſei es in Naturalien, enthalten. Dagegen wird der Unterhalt der deutſchen Truppen, welche in Frankreich zurückbleiben, auf Koſten der franzöſiſchen Regierung erfolgen und zwar nach Maßgabe, wie ſie durch ein Einvernehmen mit der deutſchen Militair-Intendantur vereinbart iſt.

Artikel V. Die Intereſſen der Einwohner in dem von Frankreich abgetretenen Gebiete werden in Allem, was ihren Handel und ihre Privatrechte angeht, ſo günſtig als möglich geregelt werden, ſobald die Bedingungen des definitiven Friedens werden feſtgeſtellt ſein. Zu dieſem Zwecke wird ein Zeitraum feſtgeſetzt werden, innerhalb deſſen dieſe Bewohner beſondere Erleichterungen bezüglich der Circulation ihrer Handelserzeugniſſe genießen ſollen. Die deutſche Regierung wird der ungehinderten Auswanderung der Einwohner der abgetretenen Gebietstheile nichts in den Weg ſtellen, auch wird dieſelbe den Einwohnern gegenüber keine Maßregel ergreifen dürfen, welche Perſon oder Eigenthum derſelben antaſtet.

Artikel VI. Die Kriegsgefangenen, welche nicht bereits auf dem Wege der Auswechſelung in Freiheit geſetzt worden ſind, werden unverzüglich nach der Ratification der vorliegenden Präliminarien zurückgegeben werden. Um den Transport der franzöſiſchen Gefangenen zu beſchleunigen, wird die franzöſiſche Regierung zur Dispoſition der deutſchen Behörden einen Theil des Fahrmaterials ihrer Eiſenbahnen im Innern Deutſchlands ſtellen, und zwar in einer durch beſondere Verabredung feſtzuſtellenden Ausdehnung, ſo wie zu denjenigen Preiſen, welche in Frankreich von der franzöſiſchen Regierung für Militairtransporte gezahlt werden.

Artikel VII. Die Eröffnung der Verhandlungen, betreffend den definitiven Frieden, welcher auf Grundlage der gegenwärtigen Präliminarien abzuſchließen iſt, wird in Brüſſel unverzüglich nach Ratification der letzteren durch die Nationalverſammlung und Se. Majeſtät den deutſchen Kaiſer ſtattfinden.

Artikel VIII. Nach Abſchluß der Ratification des definitiven Friedensvertrages wird die Adminiſtration der Departements, welche noch von deutſchen Truppen beſetzt bleiben ſollen, den franzöſiſchen Behörden wieder übergeben werden. Doch ſollen dieſe letzteren gehalten ſein, den Befehlen, welche die Commandanten der deutſchen Truppen im Intereſſe der Sicherheit, des Unterhalts und der Vertheilung ihrer Truppen erlaſſen zu müſſen glauben, Folge zu leiſten. In den occupirten Departements wird die Erhebung der Steuern nach Ratification des gegenwärtigen Vertrages für Rechnung der franzöſiſchen Regierung und mittels der Beamten derſelben bewirkt werden.

Artikel IX. Es iſt ausgemacht, daß die gegenwärtigen Vertragsbeſtimmungen der deutſchen Militairbehörde keinerlei Recht auf die Theile des Gebietes, welches von Deutſchen gegenwärtig nicht beſetzt iſt, geben können.

Artikel X. Die gegenwärtigen Präliminarien werden der Ratification Sr. Majeſtät des deutſchen Kaiſers, ſo wie der franzöſiſchen National-Verſammlung, welche ihren Sitz in Bordeaux hat, unverzüglich unterbreitet werden.

(gez.) v. Bismarck. A. Thiers. Jules Favre.
Für Richtigkeit: Blume, Major im Generalſtabe.

Da die Königreiche Baiern und Würtemberg und das Großherzogthum Baden als Bundesgenoſſen Preußens an dem gegenwärtigen Kriege Theil genommen haben und jetzt zum Deutſchen Reich gehören, ſo treten die Unterzeichneten der vorliegenden Uebereinkunft Namens ihrer betreffenden Souveräne bei.

Verſailles, den 26. Februar 1871.

(gez.) Graf v. Bray-Steinburg. Mittnacht.
Baron v. Wächter. Jolly.

Die in Artikel X. vorgeſehene Ratification dieſer Friedenspräliminarien erfolgte ſeitens der franzöſiſchen National-Verſammlung in Bordeaux am 1., ſeitens des Kaiſers am 2. März. Dieſer hatte den Tag zuvor, an dem die Ratification der Friedenspräliminarien in Bordeaux dieſſeitig noch nicht bekannt geworden war, in Nähe des Bois de Boulogne eine Parade über die, laut einer Zuſatz-Convention,*) zum Einmarſch in Paris beſtimmten Abtheilungen des VI. und XI. preußiſchen, wie des II. baieriſchen Corps abgenommen. Nach dem Vorbeimarſch rückten die genannten Truppen in ohngefährer Stärke von 30,000 Mann in Paris ein und bezogen in den Champs Elyſées, am Trocadero und in den unmittelbar angrenzenden Stadttheilen Quartiere. Generallieutenant v. Kameke fungirte als Commandant über denjenigen Theil von Paris, den die deutſchen Truppen beſetzt hielten. Am 3. März ſollten die vorgenannten 30,000 Mann durch eine zweite Staffel in gleicher Stärke (das Garde-Corps, die Belagerungsartillerie und das aus Orleans zu dieſem Zweck eigens herangezogene Königs-Grenadier-Regiment) abgelöſt werden, die mittlerweile erfolgte beiderſeitige Ratification des Vertrages jedoch, die nunmehr alle ſeine Paragraphen ſofort in Kraft treten ließ, zwang uns darauf zu verzichten. Artikel III. (vergl. oben) lautete nämlich in ſeinem zweiten Satz: »Unmittelbar nach der Ratification werden die deutſchen Truppen das Innere der Stadt Paris, ſo wie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlaſſen.« Dieſer Paſſus ließ uns keine Wahl. Die erſte Staffel wurde ohne Ablöſung zurückgenommen und die Truppenbewegungen in die, laut Convention, vorläufig noch durch uns beſetzt zu haltenden Departements nahmen ihren Anfang.

In der erſten Woche des März waren im Weſentlichen alle dieſe Verhältniſſe geregelt.

Wir kommen in unſrem Schlußcapitel in der Kürze darauf zurück.

---

*) In dieſer aus vier kurzen Artikeln beſtehenden Zuſatz-Convention, lautete Artikel II. im Weſentlichen wie folgt: »Der Theil der Stadt Paris innerhalb der Ringmauer zwiſchen der Seine, der Straße des Faubourg St. Honoré und der Avenue des Ternes wird von deutſchen Truppen beſetzt, deren Zahl 30,000 nicht überſchreiten darf.« [Wir bemerken aber, wie oben im Texte, ſo auch noch eigens an dieſer Stelle, daß dieſe in der Zuſatzconvention vorgeſehene und näher beſtimmte Beſetzung von Paris nur **vor** Ratification des Vertrages zuläſſig war. Von dem Augenblick an, wo die National-Verſammlung in Bordeaux die bis dahin nur verabredeten Friedenspräliminarien annahm, trat der zweite, die Räumung von Paris und der Südforts vorſchreibende Paſſus von Artikel III. in Kraft.]

Von den Verſailler Friedenspräliminarien (2. März) bis zum Friedensſchluß in Frankfurt a. M. (10. Mai).

Rückkehr. Einzug.

Der 2. März hatte die Ratificirung der Friedenspräliminarien, zugleich die Ordre zur Räumung von Paris, ſowie zur Zurücknahme unſrer Truppen in die nördlich der Seine gelegenen Departements gebracht. Es fehlte noch der definitive Friedensabſchluß, zu deſſen Berathung die Bevollmächtigten beider Nationen in Brüſſel zuſammentraten; der Umſtand indeß, daß über alle Hauptpunkte keine weiteren Meinungsverſchiedenheiten vorlagen, ließ dieſe Berathungen in Brüſſel vorwiegend als eine Formalität erſcheinen, deren baldigſte Erledigung in Ausſicht ſtand. Der Friede galt für abſolut geſichert, unſre Soldaten zählten die Tage bis zur Rückkehr, in der Heimath ſelbſt aber vereinigten ſich alle Herzen im Danke gegen Gott, der uns über Erwarten Sieg und Ehre gegeben hatte. Auch in manchem ſchönen Liede fand dieſer Dank ſeinen Ausdruck, aus deren ſtattlicher Reihe wir nur eins (von J. C. Arndt, Oberpfarrer in Wernigerode) an dieſer Stelle wiedergeben.

Auf! auf! — Boruſſia rief's mit Macht,
Treu ſtellt Germania ſich als Wacht,
Mit hunderttauſend Blitzen
Den deutſchen Rhein zu ſchützen.
Doch König Wilhelm fromm und gut
Den Streitern erſt zu wiſſen thut:
    Helm ab zum Gebet!
        »Zu Dir, Herrgott Zebaoth,
        Rufen wir aus tiefer Noth!
        Als der rechte Kriegesmann
        Zeuch im Kampf Du uns voran,
        Ach, Herr, den gerechten Waffen
        Wollſt Du Ehr' und Sieg verſchaffen!«

Die blut'ge Todesernt' iſt groß,
Das Schnitterfeld thut auf den Schooß,
Zu bergen all' die Garben,
Weiß-roth in Roſenfarben;
Als drin nun ruht das edle Gut,
Horch! wie es tönt bei Thränenfluth:
Helm ab zum Gebet!
»Jeſus unſre Zuverſicht!
Wenn der jüngſte Tag anbricht
Und die ſtarken Engel dann
Stimmen die Reveille an,
Weck' auch dieſe Heldenleichen
Auf durch Dein Poſaunenzeichen!«

Es fällt Paris, der Krieg iſt aus,
Das Heer zieht beuteſchwer nach Haus:
Das Deutſche Reich, Lothringen,
Auch Elſaß heim ſie bringen;
Doch Kaiſer Wilhelm fromm und gut
Den Siegern noch zu wiſſen thut:
Helm ab zum Gebet!
»Gloria ſei Dir gebracht,
Herrgott, reich an Macht und Pracht!
Wehr' fortan in deutſchem Land
Fremdem Lug und welſchem Tand,
Sammt dem alten Zwietrachtsſamen —
Sprich zum Deutſchen Reich Dein Amen!«

So klang es daheim, während in Frankreich die erſte Staffel unſrer Armeen zum Aufbruch rüſtete. Mit ihnen die Hauptquartiere in Verſailles. Nachdem die Mehrzahl der deutſchen Fürſten und Prinzen, die den Feldzug mitgemacht hatten: der Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha, Herzog Eugen und Prinz Wilhelm von Würtemberg, die Erbgroßherzoge von Sachſen-Weimar und Mecklenburg-Strelitz, ſowie der Erbprinz Leopold von Hohenzollern die Reſidenzſtadt Ludwigs XIV. am 3. und 5. März verlaſſen hatten, brach am 7. März der Kaiſer ſelbſt auf und begab ſich über Sceaux, Villejuif, Ivry und Charenton nach dem Felde von Villiers, dem Schauplatze der blutigen Kämpfe des 30. November und 2. Dezember, wo er über Würtemberger, Baiern und Sachſen Revue abnehmen wollte. Der Kronprinz war dem Kaiſer ſchon um einige Stunden vorangeeilt und hatte gleichfalls den eben beſchriebenen Weg eingeſchlagen. Nördlich und öſtlich von Villiers liegt ein weites Brachfeld, zur Entfaltung großer Streitmaſſen geeignet. Hier und da ſah man noch die Stellen, wo bei den Marnekämpfen die Granaten im aufgewühlten Boden crepirt waren. Der Kronprinz Albert von Sachſen überreichte dem Kaiſer den Frontrapport und führte die Parade. Zuerſt defilirten die Würtemberger unter General v. Obernitz, den der

Kaiſer huldvoll begrüßte, dann die von Orleans zurückgekehrten Baiern des I. Corps mit den Diviſionen Dietl und Maillinger. Auch hier erfreute ſich Commandeur Freiherr v. d. Tann der höchſten Anerkennung von Seiten des Kaiſers. Endlich folgten etwa 20,000 Mann von dem ſächſiſchen Corps. Nach beendeter Revue fuhr der Kaiſer in ſein nunmehriges Hauptquartier, das Schloß von Ferrières, das er (vergl. S. 133) früher bereits inne gehabt hatte. Der Kronprinz folgte ihm dorthin mit dem perſönlichen Adjutanten und dem Generalſtabsoffizier Major v. Hahnke.

Am 10. März zog auch das Hauptquartier der III. Armee*) von Verſailles ab. Ueber Sèvres, an Saint-Cloud vorbei, noch einmal am Fuße des Mont-Valérien entlang, Neuilly und Argenteuil paſſirend, rückte die Colonne nach Saint-Gratien am See von Enghien. Alle Straßen waren angefüllt von entlaſſenen Mobilgarden aus Paris, die in ihre Heimath zurückkehrten, zum Theil in phantaſtiſchem Coſtüm, in welchem ſich ſchon halb das Civil mit dem Militair vermiſchte. Meiſtens den Wanderſtab in der Hand, gingen ſie ruhig ihre Straße; wenn die deutſchen Truppen vorüber kamen, blieben ſie ſtehen, ließen dieſelben vorüberziehen und blickten ihnen ſinnend nach, ohne irgend eine unziemliche Bemerkung, während die Civilbevölkerung beim Vorübermarſche der Truppen nicht ſelten durch übermüthige Scherze den deutſchen Gleichmuth auf die Probe ſtellte. Der Stab der III. Armee, deſſen Führung in Abweſenheit des Kronprinzen dem Generallieutenant v. Blumenthal oblag, bewohnte für den einen Tag, den man in Saint-Gratien verweilte, das Schloß der Prinzeſſin Mathilde, ein Muſter von geſchmackloſer Ueppigkeit. Sonnabend, 11. März, wurde das Hauptquartier nach dem kleinen Landſchloſſe Vertgalant, an der Straße von Paris auf Meaux, verlegt. Der Weg ging durch die Ortſchaften La Vache noire und Le Cygne d'Enghien gegen Saint-Denis. Unter dem Schutze der norddeutſchen Flagge paſſirte man das Glacis des Fort La Briche und faßte als nächſtes Ziel die Thürme von Saint-Denis ins Auge. Schon lag wieder der gewöhnliche Schornſteindampf über dieſer induſtriereichen Vorſtadt von Paris: alle Schlote waren in Bewegung. Vor der Kathedrale, am Portal der Rue de Strasbourg, ſtiegen die Offiziere vom Pferde und traten in die mächtigen Hallen dieſes gothiſchen Domes, an dem zwei Menſchenalter und vier Regierungen vergeblich gearbeitet haben, um das wieder gut zu machen, was die Revolution von 1793 an ihm hier zerſtörte.

---

*) »Das Hauptquartier der III. Armee (in der Villa Les Ombrages) hatte — ſo entnehmen wir dem Buche Dr. Haſſels »Von der dritten Armee« — nie aufgehört in geſellſchaftlicher Beziehung den Mittelpunkt für den täglichen Verkehr ſeiner Mitglieder zu bilden. Die Lage außerhalb der Stadt und der ländliche Charakter der nächſten Umgebungen iſolirten die Villa Les Ombrages von dem geräuſchvollen Treiben, welches die Anweſenheit einer ſtarken Garniſon in den innern Quartieren von Verſailles bedingte. Gegenüber der Präfectur, die als Hauptquartier des oberſten Feldherrn das Centrum des Feldlagers bildete, mündet in die Avenue de Paris eine breite, aber meiſt mit unſchönen Häuſern bebaute Straße, welche den ſüdlichen Theil von Verſailles durchſchneidet, die Rue des Chantiers. Sie läuft am Südende von Verſailles auf einen Steinbogen aus, über den der Schienenſtrang der Bahn von Chartres und Orleans führt. Hinter dieſem Bogen, rechter Hand, beginnt die Straße Porte de Buc, die zum Plateau von Jouy-en-Joſas aufſteigt und an welcher auf einem Hügelabhange über der Stadt die Villa Les Ombrages gelegen iſt. Durch ein einfaches Steinthor, welches die Inſchrift trägt: »La paix soit avec vous«, tritt man in den Park, deſſen unterer Theil gelichtet iſt, ſo daß man über allmälig aufſteigende Raſenflächen des Wohnhauſes anſichtig wird, während der obere Theil ſich zu einer Waldung verdichtet. Ueber der Einrichtung des Hauſes waltete der ſtreng puritaniſche Geiſt der Beſitzerin. Wie die Wände mit religiöſen Bildern und frommen Sprüchen bedeckt waren, ſo überwog auch in den Schränken der Bibliothek die chriſtliche Literatur der verſchiedenſten Jahrhunderte; am ſtärkſten vertreten war die miſſionare Thätigkeit der franzöſiſchen reformirten Kirche. Die Ausſtattung der Zimmer verband Einfachheit mit gediegenem Geſchmack; ſie trug jenen Ernſt vornehmer Lebensanſchauung, welche den Prunk mit irdiſchen Reichthümern verſchmäht. In der oberen Etage des einſtöckigen Hauſes befanden ſich die Wohn- und Arbeitszimmer des Kronprinzen, des Generallieutenants v. Blumenthal und der Adjutanten, in dem Parterre die Geſellſchaftsräume. Jeden Abend verſammelten ſich hier um den Kronprinzen die Offiziere ſeines Oberkommandos; aber auch für die Fürſten und die Mitglieder des Großen Hauptquartiers, für die Staatsmänner, welche durch politiſche Geſchäfte nach Verſailles geführt wurden, für die zahlreichen und erlauchten Gäſte des deutſchen Heereslagers blieben die Pforten von Les Ombrages geöffnet.«

Die Rückreiſe des Kaiſers ging über Nancy; am 17. März traf er, unter dem Jubel der Bevölkerung, wieder in ſeiner Hauptſtadt ein. Vier Tage ſpäter (am 21.) wurde der Erſte Deutſche Reichstag eröffnet. Die Thronrede ſchloß mit den Worten: »Möge dem Reichskriege, den wir ſo ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen.«

Aber der endgültige Abſchluß dieſes Friedens, das Definitivum, ſchien auf ſich warten laſſen zu wollen. Die Verhandlungen in Brüſſel rückten nicht recht vom Flecke, Widerſpruch und Saumſeligkeiten ſtellten ſich ein, und der mittlerweile proclamirte Sieg der hauptſtädtiſchen Commune, der, wenn er das ganze Land mit ſich fortriß, jeden Augenblick die Friedensabmachungen illuſoriſch machen konnte, mahnte zu gedoppelter Vorſicht. Der ſchon eingeleitete Rückmarſch wurde angeſichts dieſer ſich plötzlich darbietenden Schwierigkeiten wieder ſiſtirt und im weiten Halbkreis umſtanden unſere Truppen das nördliche Paris, durch viele Wochen hin als unmittelbare Zeugen des mörderiſchen Kampfes, den jetzt die »Communards« der Hauptſtadt und die republikaniſche Armee des Landes führten. In der letzten Maiwoche endlich unterlag die Anarchie, nachdem ſchon vorher (am 10. Mai) das in den Brüſſeler Verhandlungen bis dahin mißglückte Friedenswerk durch eine Zuſammenkunft in Frankfurt a. M. innerhalb weniger Tage zu Stande gebracht worden war.*)

---

*) An dieſer Frankfurter Berathung nahmen deutſcherſeits Theil: Fürſt Otto v. Bismarck-Schönhauſen, Kanzler des Deutſchen Reichs, und Graf Harry v. Arnim, außer-

Nunmehr, nach definitivem Friedensabſchluß und Zahlung der erſten Kriegsentſchädigungsrate von einer halben Milliarde, hatte die Räumung der Paris zunächſt gelegenen Departements zu erfolgen und die Hauptmaſſe der auf franzöſiſchem Boden verſammelten dieſſeitigen Streitkräfte, von denen nur 50,000 Mann (deren Zahl übrigens nach dem Maße der ſich verringernden Kriegsſchuld ebenfalls geringer wurde) zurückblieben, trat jetzt unverzüglich den Rückmarſch in die deutſche Heimath an. Am 2. Juni begann der Einzug der Garden, die, unter Benutzung der Eiſenbahn, einige Tage ſpäter in der Umgegend von Berlin Cantonnements-Quartiere bezogen. Ihr Einzug in die Hauptſtadt — nachdem andere Corps ſchon in der erſten und zweiten Juniwoche in ihre Landes- beziehungsweiſe Provinzial-Hauptſtädte eingerückt waren — wurde auf den 16. Juni feſtgeſetzt. Der Kaiſer ordnete an, daß bei dieſem »Einzug in Berlin« außer den Garde-Regimentern die ganze Armee vertreten ſein ſolle und befahl die Bildung eines combinirten Bataillons. Behufs Formation deſſelben hatte jedes Infanterie-, Jäger- und Pionier-Bataillon einen Gefreiten oder Gemeinen vollſtändig ausgerüſtet mit Gewehr nach Berlin zu ſenden. Oberſt v. L'Eſtocq, Commandeur des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8, wurde mit Führung dieſes combinirten Bataillons beauftragt. Das 1. Bataillon letztgenannten Regiments ſtellte auch die Fahne.

Während dieſe Befehle gegeben und ausgeführt wurden, rüſtete ſich die Hauptſtadt, die Heimkehrenden zu empfangen.*) Eine Siegesſtraße wurde hergerichtet, die, in vier Haupttheile gegliedert, vom Halleſchen Thor bis zum Askaniſchen Platze, von dieſem bis zum Potsdamer, vom Potsdamer bis zum Brandenburger Thore und vom Brandenburger Thore bis zum Königlichen Schloſſe lief. Maſtbäume mit Fahnen, Bannern und Wappenſchildern geſchmückt und durch ununterbrochene Laubgehänge verbunden, bildeten die Einfaſſung des langen Straßenzuges. Vom Potsdamer Thore an, in deſſen Front die beiden, von Reinhold Begas herrührenden Coloſſal-Statuen: Straßburg und Metz errichtet waren, begann die Aufſtellung der

---

ordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter des Deutſchen Kaiſers beim Heiligen Stuhle; franzöſiſcherſeits: Jules Favre, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Pouyer-Quertier, Finanzminiſter, und Herr v. Goulard, Mitglied der National-Verſammlung.

*) Eine Commiſſion wurde eingeſetzt, die über die Empfangsfeierlichkeiten, inſonderheit über die Ausſchmückung des ſeitens der Truppen zu paſſirenden Straßenzuges zu berathen hatte. Dieſe Commiſſion, deren Vorſitzender Stadtbaurath Gerſtenberg war, beſtand aus folgenden Mitgliedern: Baumeiſter Profeſſor Richard Lucae, Baumeiſter Profeſſor Martin Gropius, Profeſſor Dr. Friedrich Eggers, Baumeiſter Koch, Baumeiſter M. H. Müller, Bau-Inſpector Hanel und Fabrikbeſitzer Elſter.

eroberten Geſchütze, derartig vertheilt, daß in der Königgrätzer Straße 453, unter den Linden 514 ſtanden. Beſonders bemerkenswerth war ein in Soiſſons erbeuteter, mit reichem Relief bedeckter Vierundzwanzigpfünder aus dem vorletzten Regierungsjahre Ludwig's XIV. (1713).

Unmittelbar am Brandenburger Thor nahm die eigentliche Via triumphalis ihren Anfang. Der amphitheatraliſche, hochroth drapirte Tribünenbau, welcher die beiden Langſeiten des Platzes umſchloß, war durch zahlreiche Maſten zuſammengehalten, welche in Fahnengruppen die Wappen der geeinigten Staaten Deutſchlands, darüber Adler, Banner und flatternde Wimpel trugen. So ſchloſſen ſich die beiderſeitigen Tribünen zu einem weiten Rahmen zuſammen, in welchem, am Eingang zu den Linden, ein portalartiger Bau hervortrat, beſtimmt für die Mitglieder des Magiſtrats, für die Stadtverordneten und die Bezirksvorſteher.

Vier mächtige Säulen mit cannelirten, durch Bänder gegliederten Schäften ſpannten über die mittlere Breite der Linden einen hochrothen, goldgeſäumten Baldachin, der am vorderen Ueberhang durch die goldgeſtickte Kaiſerkrone und ſechs eben ſolche umkränzte Wappenadler geſchmückt war und ſeitwärts, vor den Reitwegen, zu je zwei kleineren und ſchwächeren Säulen als Zeltdach abfiel. In den ſo entſtehenden Seitentheilen waren die Tribünen für die vorgenannte Stadtvertretung errichtet, während der mittlere Raum dem Durchzug des Heeres offen blieb.

Hinter dieſem baldachinartigen Ehrenbogen, in weithin zwiſchen dem grünen Laubgange ſich verjüngender Perſpective, begannen die Tableaux, die mächtigen Teppichbilder, die, fünf an der Zahl, die ganze mittlere Breite der Linden überſpannten, derart jedoch, daß die Truppen unter ihnen hinweg ihren Anmarſch bewerkſtelligen konnten. Jedes dieſer Bilder war 20 Fuß breit und 15 Fuß hoch. Sie ſtellten folgende Momente dar:

Schwur am Altar des Vaterlandes; von Otto Knille.
Einigung der deutſchen Stämme; von E. Johann Schaller.
Kampf und Sieg; von Anton v. Werner.
Die Kaiſerkrone; von Ernſt Ewald.
Der Friede; von Auguſt v. Heyden.

Das erſte dieſer großen Tableaux befand ſich am Kreuzungspunkte der Linden und Wilhelms-, das letzte am Kreuzungspunkte der Linden und Charlotten-Straße. Unmittelbar dahinter hatte das Akademie-Gebäude eine reiche maleriſche Ausſchmückung erfahren: in die Fenſterniſchen hinein waren die lebensgroßen Bildniſſe der Helden und Prinzen, der Berather und Feldherren dieſes ruhmreichen Krieges geſtellt:

Der Kronprinz, von Oskar Begas;
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, von Fr. Kaulbach;

Prinz **Friedrich Karl**, von Guſtav Richter;
Kronprinz von **Sachſen**, von Karl Becker;
Fürſt **Bismarck** und Graf **Moltke**, von Adolf Menzel;
General v. **Voigts-Rhetz**, von A. Jebens;
General v. d. **Tann**, von B. Plockhorſt;
General v. **Goeben**, von G. Graef;
General v. **Manſtein**, von E. Hildebrand;
General v. **Werder**, von Plockhorſt;
General v. **Roon**, von Hildebrand;
Prinz **Auguſt von Würtemberg**, von E. Leſchendorff;
General v. **Kirchbach**, von G. Biermann;
General v. **Manteuffel**, von Hildebrand;
General v. **Franſecky**, von F. Schauß;
General v. **Alvensleben I.**, von W. Amberg;
General v. **Alvensleben II.**, von Jebens;
General v. **Boſe**, von Adolf Burger;
General v. **Zaſtrow**, von A. Eybel;
General v. **Steinmetz**, von A. Eybel;
General v. **Tümpling**, von W. Gentz.

Zwiſchen dieſen Bildniſſen befanden ſich Kriegs- und Genre-Scenen von O. Heyden, Paul Meyerheim, G. Spangenberg, G. Bleibtreu, E. Hallatz, Ludwig Burger, Steffeck, Henneberg. Die Inſchriften (Diſtichen) zu den vorgenannten Portraits rührten von Juſtizrath Gerloff, die zahlreichen Sinnſprüche und Reimzeilen, die die Via triumphalis vom Brandenburger Thor bis zum Denkmal Friedrichs des Großen ſchmückten, von Friedrich Eggers her.

Der Platz vor der Blücher-Statue war freigelaſſen, um das Stellungnehmen des Kaiſers, wie den Vorbeimarſch der Truppen in nichts zu behindern. Die Schloßbrücke prangte im Schmuck bewimpelter Maſten, vor dem Schloſſe ſelbſt aber, auf hohem Sockel, den ein von R. **Siemering** herrührender, die Erhebung Geſammt-Deutſchlands darſtellender Fries ſchmückte, ſtieg das von Profeſſor **Albert Wolff** modellirte Coloſſal-Standbild der Germania auf, ihre Kinder Elſaß und Lothringen wieder umfaſſend. Dazu die ſchöne Inſchrift (von **Friedrich Eggers**):

Nährhaft
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eiſen,
Sangreich,
Gedankreich,
Dich will ich preiſen
Vaterland mein!

In der Mitte des Luſtgartens, noch den Blicken entzogen, ſtand die Reiterſtatue Friedrich Wilhelms III., die am Einzugstage, unmittelbar nach dem Vorbeimarſch der Truppen, enthüllt werden ſollte.

So kam der 16. Juni. Ein ſchöner, klarer, aber überaus glühender Tag, ſo daß von mancher Lippe das Wort fiel: »heißer als bei St. Privat«. Um 11 Uhr erſchien der Kaiſer vor der Front der auf dem Tempelhofer Felde aufgeſtellten Truppen. Es waren:

das Garde-Corps in drei Treffen;
ein combinirtes Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments (aus Liegnitz herangezogen);
ein combinirtes Bataillon, aus decorirten Mannſchaften aller Truppentheile der deutſchen Armee zuſammengeſetzt;
eine Unteroffizier-Section mit den 81 erbeuteten franzöſiſchen Adlern, Fahnen und Standarten.

Die Truppen empfingen ihren Kriegsherrn mit einem dreimaligen Hurrah, in das der jauchzende Zuruf der Menge einſtimmte. Um 11½ Uhr begann der Einmarſch unter dem Läuten aller Glocken. Er ging wie folgt:

Graf Moltke. Fürſt Bismarck. General v. Roon.

Der **Kaiſer**.

Der Kronprinz. Prinz Friedrich Karl.

Die Prinzen des Königlichen Hauſes.

Die Fürſtlichen Gäſte.

Generaladjutant Generallieutenant v. Tresckow. Flügeladjutant Oberſtlieutenant Graf Lehndorff.

Dann folgten die Truppen in Sectionscolonnen, und die Königgrätzer Straße hinauf ging es, vom Halleſchen Thor aus über den Askaniſchen und Potsdamer Platz hinweg, bis an das Brandenburger Thor.

Und ſiehe da, zum dritten Mal
Ziehen ſie ein durch das große Portal;
Der Kaiſer voran, die Sonne ſcheint,
Alles lacht und Alles weint.

Erſt die Garden. Brigaden vier,
Garde und Garde-Grenadier.
Eliſabether, Alexandriner,
Franziskaner, Auguſtiner, —
Sie nahmen, noch nicht zufrieden mit Chlum,
Bei Privat ein Privatiſſimum.

— Mit ihnen kommen, geſchloſſen, gekoppelt,
Die Säbel in Händen, den Ruhm gedoppelt,
Die hellblauen Reiter von Mars la Tour,
Aber an Zahl die Hälfte nur.

Garde vorüber, — Garde tritt an:
Regiment des Kaiſers, Mann an Mann,
Die Siebner, die Phalanx jedes Gefechts,
»Kein Schuß, Gewehr zur Attacke rechts.«
Die Sieben iſt eine beſondere Zahl,
Dem Einen zu Luſt, dem Andern zu Qual, —
Was von den Turcos noch übrig geblieben
Spricht wohl von einer böſen Sieben.

Blumen fliegen aus jedem Haus,
Der Himmel ſtrömt lachende Lichter aus,
Und der Lichtball ſelber lächelt in Wonne:
»Es giebt doch noch Neues unter der Sonne.«

Gewiß. Eben jetzt einſchwenkt in das Thor,
Keine Linie zurück, keine Linie vor,
En bataillon, friſch wie der Lenz,
Die ganze Armee in Double-Eſſenz.
Ein Corps bedeutet jeder Zug,
Das iſt kein Schreiten, das iſt wie Flug,
Das macht, weil ihnen ungeſehn
Dreihundert Fahnen zu Häupten wehn.

Bunt gewürfelt Preußen, Heſſen,
Baiern und Baden nicht zu vergeſſen,
Sachſen, Schwaben, Jäger, Schützen,
Pickelhauben und Helme und Mützen,
Das Eiſerne Kreuz ihre einzige Zier;
Alles zerſchoſſen; ihr ganzes Prahlen
Nur ein Wettſtreit in den Zahlen,
In den Zahlen derer, die nicht hier.

Zum dritten Mal
Ziehen ſie ein durch das große Portal;
Die Linden hinauf erdröhnt ihr Schritt,
Preußen-Deutſchland fühlt ihn mit.

Hunderttauſende auf den Zehenſpitzen!
Vorüber, wo Einarm und Stelzfuß ſitzen;
Jedem Stelzfuß bis in ſein Bein von Holz
Fährt der alte Schlachtenſtolz.

Halt,
Vor des Großen Königs ernſter Geſtalt!

Bei dem Fritzen-Denkmal ſtehen ſie wieder,
Sie blicken hinauf, der Alte blickt nieder;
Er neigt ſich leiſe über den Bug:
»Bon soir, Messieurs, nun iſt es genug.«

Als der Vorbeimarſch beendet und der Kaiſer ſammt ſeiner Suite auf dem Luſtgarten erſchienen war, fiel die Hülle von dem Reiterſtandbild Seines Vaters, weiland König Friedrich Wilhelms III. Die Feier geſtaltete ſich zu einer Huldigung gegen Ihn, den Heimgegangenen, der den Niedergang Preußens erlebt, aber auch ſeine Erhebung eingeleitet hatte. Der Feldprobſt der Armee Thielen trat an den ſteinernen Unterbau des Denkmals und ſprach das Gebet:

»Allmächtiger, barmherziger, gnädiger Gott! Wir ſtehen vor Deinem heiligen Angeſicht niedergebeugt von der unermeßlichen Fülle Deiner Gnade, mit der Du uns geſegnet haſt, und loben und preiſen Deinen heiligen Namen, daß Du unſer Volk ſo hoch erhöhet haſt. Was unſere Väter gehofft und erſtrebt, wonach ſie in vielen heißen Kämpfen Jahrhunderte lang gerungen, das hat Deine große Barmherzigkeit uns weit über Bitten und Verſtehen gegeben: ein wieder geeintes, großes, deutſches Vaterland, ein Bollwerk des Friedens, ein Hort der Freiheit und des Rechts.«

Und ſo bleib' es in alle Zeit!

Verzeichniß der Bücher, Brochüren, Zeitſchriften und Zeitungen, die benutzt wurden.

Der Krieg Deutſchlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutſchen Kaiſerreichs. In Actenſtücken, amtlichen und halbamtlichen Aeußerungen. Herausgegeben von Dr. Ludwig Hahn, Geheimen Ober-Regierungs-Rath im Miniſterium des Innern. Berlin, W. Hertz. 1871.

Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870 nach dem inneren Zuſammenhange dargeſtellt von A. Borbſtädt, Oberſt z. D., Redacteur des Militair-Wochenblatts. Berlin 1871. E. S. Mittler u. Sohn.

Die Operationen der deutſchen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges nach den Operations-Acten des Großen Hauptquartiers dargeſtellt von Wilhelm Blume, Königlich Preußiſcher Major im Großen Generalſtabe.*) Berlin 1872. E. S. Mittler u. Sohn.

Von der dritten Armee. Kriegsgeſchichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870/71; von Paul Haſſel, Docenten der Geſchichte an der Univerſität zu Berlin. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1872.

Der deutſche Feldzug gegen Frankreich unter dem Könige Wilhelm; von einem preußiſchen Stabsoffizier. Berlin, Otto Janke. 1872.

Die Operationen der I. Armee unter General v. Steinmetz; von A. v. Schell, Major im Großen Generalſtabe. Berlin, E. S. Mittler. 1872.

Die Operationen der I. Armee unter General v. Manteuffel; von Herrmann Graf Wartensleben, Oberſt im Generalſtabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1872.

Die Operationen der I. Armee unter General v. Goeben; von A. v. Schell, Major im Großen Generalſtabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1873.

Die Operationen des Corps des Generals v. Werder; von Ludwig Löhlein, früher Königlich Preußiſcher Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Badiſchen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1874.

Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871; von H. Graf Wartensleben, Oberſt im Generalſtabe. Berlin 1872. E. S. Mittler u. Sohn.

---

*) Dem Buche Major Blume's fühl' ich mich vor allem verpflichtet, was hier auszuſprechen, mir geſtattet ſein möge. In keinem anderen Werke der 70er Kriegsliteratur iſt mir die ſeltene Gabe, Ordnung in ungeheure Stoffmaſſen zu bringen und auf engſtem Raume alles Nöthige, dies Nöthige aber in Klarheit und Ueberſichtlichkeit zu ſagen, in gleich eminentem Grade entgegengetreten.

Der Antheil der unter dem Commando Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin vereinigt geweſenen Truppen am Kriege 1870/71. Nach officiellen Quellen bearbeitet. Berlin 1875. E. S. Mittler u. Sohn.

Das V. Armee-Corps im Kriege gegen Frankreich 1870/71; von Stieler v. Heydekampf, Hauptmann im Generalſtabe V. Armee-Corps. Berlin 1872. E. S. Mittler u. Sohn.

Die Preußiſche Garde im Feldzuge 1870/71; von Rudolph Lindau. Berlin 1872. E. S. Mittler u. Sohn.

Gefechte und Züge des IX. Armee-Corps im Feldzuge 1870/71; von einem Offizier des IX. Armee-Corps. Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutſchen Zeitung. 1872.

Das I. baieriſche Armee-Corps v. d. Tann im Kriege 1870/71; von H. Helvig, Hauptmann im Generalſtabe. München 1872. Oldenbourg.

Antheil des II. baieriſchen Armee-Corps an dem Feldzuge 1870/71; von Heilmann, Oberſtlieutenant im königlich baieriſchen Generalſtabe. München, Th. Riedel. 1872.

Die Betheiligung des XII. (königlich ſächſiſchen) Armee-Corps an der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat den 18. Auguſt 1870; von Oberſt Schubert. 1872. C. Höckner, Dresden.

Die 17. Infanterie-Diviſion im Feldzuge 1870/71; von Fiſcher, Major im Generalſtabe. Berlin 1872. F. Schneider u. Comp.

Antheil der königlich würtembergiſchen 1. Feldbrigade am Kriege gegen Frankreich 1870/71; von E. v. Schmid, Premier-Lieutenant. Stuttgart, K. Kirn. 1874.

Aus meinem Tagebuche 1870/71; von L. v. Wittich, Generallieutenant. Caſſel 1872. Th. Kay.

Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871; von Friedrich v. d. Wengen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875.

Ueberſicht der Kriegs-Operationen bis zum 18. Auguſt und die Schlacht bei Gravelotte; kritiſch beleuchtet von J. N. Wien 1871. L. W. Seidel u. Sohn.

Die Schlacht bei Vionville am 16. Auguſt 1870; kritiſch beleuchtet von J. N. Wien 1871. L. W. Seidel u. Sohn.

Die Schlacht von Orleans; von v. d. Goltz, Hauptmann im Großen Generalſtabe. (Jahrbücher für die deutſche Armee und Marine. Band X.) Berlin 1874. F. Schneider u. Co.

Die ſieben Tage von Le Mans; von Freiherrn v. d. Goltz, Hauptmann im Generalſtabe. Berlin 1873. E. S. Mittler u. Sohn.

v. Twardowski, Hauptmann im Generalſtabe; die Gefechte des III. Armee-Corps bei Le Mans vom 6. bis 12. Januar 1871. Beiheft zum Militair-Wochenblatt. Berlin, Mittler. 1873.

Erſte Schlacht bei Amiens. Beiheft zum Militair-Wochenblatt. Berlin, Mittler. 1873.

Die Schlacht bei Beaune la Rolande; von v. Scherff, Major im Generalſtabe. Beiheft zum Militair-Wochenblatt. Berlin, Mittler. 1872.

Der Feſtungskrieg im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71; von B. v. Tiedemann, Königlich Preußiſcher Ingenieur-Oberſt a. D. Berlin 1872. Guſtav Hempel.

Die Vertheidigung von Straßburg im Jahre 1870; von Moritz Brunner, Hauptmann im K. K. Genieſtabe. Wien 1871. L. W. Seidel u. Sohn.

Die Belagerung Straßburgs; von Meier, Premier-Lieutenant. (Separat-Abdruck aus den »Militairiſchen Blättern«.) Leipzig, Fr. Luckhardt.

Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg; von Guſtav Fiſchbach, früher Redacteur des Niederrheiniſchen Kuriers. Straßburg 1871. M. Schauenburg.

Die Vertheidigung von Metz im Jahre 1870; von Freiherrn v. Fircks. Berlin 1872. A. Bath.

Geſchichte der Stadt und Feſtung Metz ſeit ihrer Entſtehung bis auf die Gegenwart; von J. Coſter, Oberſtlieutenant z. D. Trier 1871. Fr. Lintz.

Die Thätigkeit der deutſchen Ingenieure und techniſchen Truppen im deutſch-franzöſiſchen Kriege 1870/71; von Adolph Götze, Hauptmann. Berlin 1872. E. S. Mittler u. Sohn.

Von Weißenburg bis Paris. Nach ſeinen Berichten für die »Schleſiſche Zeitung« dargeſtellt von Dr. Adolph Zehlicke. Breslau 1871. W. G. Korn.

Die Evangeliſchen Feld- und Lazareth-Geiſtlichen der Königlich Preußiſchen Armee im Feldzuge von 1870/71; bearbeitet nach eigenen Erlebniſſen und amtlichen Berichten von B. Rogge, Hofprediger. Berlin 1872. L. Rauch.

Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder (1870/71) von Ludwig Pietſch. Berlin 1871. Otto Janke.

Vier Monate vor Paris 1870/71. Belagerungs-Tagebuch eines Campagne-Freiwilligen im Königlich Preußiſchen Garde-Füſilier-Regiment. Stuttgart, G. Weiſe. 1871.

Feldpoſtbriefe aus Frankreich 1870/71; von Theodor Batke. Berlin 1871. W. Adolf u. Co.

Ut unſ' Le Bourget-Tid. Roſtock, Hinſtorff.

Fünfzig Briefe aus den Jahren 1870/71; von Richard Paul Wülcker. (Als Manuſcript für Freunde gedruckt.) Frankfurt a. M., F. W. Breidenſtein. 1871.

Mémorial du Siège de Paris par J. D'Arsac. Paris 1871. F. Curot.

Combats et Batailles du Siège de Paris Septembre 1870 à Janvier 1871 par Louis Jezierski, Rédacteur de L'Opinion nationale. Paris 1872. Garnier frères.

Histoire de la Défense de Paris en 1870/71 par le Major H. de Sarrepont. Paris 1872. J. Dumaine.

L'invasion dans l'est. Le Général Cremer. Ses opérations Militaires en 1870/71; par un officier d'État-Major. Paris 1871. E. Lachaud.

Le Général Cremer. Réponse à son Panégyriste par un Exofficier de l'armée de l'est. Paris 1871. J. Cherbuliez.

La guerre à Dijon 1870/71. Relation Militaire par le Lieutenant-Colonel de Coynart. Paris 1873. J. Dumaine.

Garibaldi. Ses Opérations à l'Armée des Vosges par Robert Middleton. Paris 1871. Amyot.

Ricciotti Garibaldi et la 4me Brigade. Récit de la Campagne de 1870/71 avec Documents et Cartes par Edmond Thiébault, Ancien Officier d'Ordonnance de Ricciotti Garibaldi. Paris 1872. Godet jeune.

Occupation et Bataille de Villiers-Sur-Marne et de Plessis-Lalande, et un Etat-major Prusso-Wurtembergeois, Contribution à l'histoire de l'invasion de 1870/71 par Le Dr. Louis Fleury. Paris 1871. A. Lacroix.

Siége de Paris. Opérations du 13e Corps et de la Troisième Armée par le Général Vinoy. Paris 1872. Henri Plon.

La Journée de Sedan par le Général Ducrot. Paris 1871. E. Dentu.

Sedan; par le Général de Wimpffen. Paris 1871. Librairie internationale.

L'armée de Mac-Mahon et la Bataille de Beaumont (En Argonne). Lettres à Madame Urquhart sur la Guerre et la Situation Présente par M. Defourny curé de Beaumont-en-Argonne. Bruxelles 1871. V. Devaux et Co.

La guerre de 1870 par L. Vandevelde, Lt. Colonel en Retraite. Bruxelles 1871. E. Guyot.

Le Blocus de Metz en 1870. Publication du Conseil Municipal de Metz. Metz 1871. Warion.

Garibaldi et l'armée des Vosges, par le Général Bordone. Paris 1871.

La Campagne de l'Est, par le Général Cremer et le Colonel Poullet. Paris, Librairie des Célébrités contemporaines.

Les trois journées du Bourget, par le Docteur Ozou de Verrie. Paris 1871.

Marſchall Bazaine. Summariſcher Bericht über die Operationen der Rhein-Armee vom 13. Auguſt bis zum 29. October 1870. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, L. Simion. 1870.

L. Faidherbe. Feldzug des Nordheeres in den Jahren 1870 und 71. Deutſche Ausgabe. Leipzig, Luckhardtſche Verlags-Buchhandlung. 1872.

La Roncière, Vice-Admiral. Theilnahme der Marine an der Vertheidigung von Paris [Ich citire den Titel dieſes Buches nach dem Gedächtniß.]

Aurelle de Paladines. Die Erſte Loire-Armee. Autoriſirte deutſche Ueberſetzung. Braunſchweig, Julius Zwiſſler. 1874.

General Chanzy. Die zweite Loire-Armee. Autoriſirte deutſche Ausgabe. Hannover, Helwing'ſche Hofbuchhandlung. 1873.

Henry Labouchère. Tagebuch während der Belagerung von Paris. Deutſche Ausgabe. Leipzig 1871.

Francisque Sarcey. Die Belagerung von Paris. Deutſche Ausgabe. Wien, Carl Gerold's Sohn.

My Diary during the last great War, by W. H. Russell. London and New-York, G. Routledge and Son. 1874.

The Daily News Correspondence of the War between Germany and France 1870/71. London and New-York, Macmillan and Co. 1871.

Zeitſchriften und Zeitungen: Militair-Wochenblatt (Berlin), Allgemeine Militair-Zeitung (Darmſtadt), Kreuz-Zeitung, Norddeutſche Allgemeine Zeitung, National-Zeitung, Voſſiſche Zeitung, Kölniſche Zeitung, Schleſiſche Zeitung, Dresdener Journal, Augsburger Allgemeine Zeitung, Schwäbiſcher Merkur.

Die Karten der erſten drei Halbbände wurden gezeichnet durch die Herren Oberfeuerwerker Kühn und Pila, die des letzten Halbbandes durch Herrn Feuerwerks-Lieutenant Müller. Die Ausführung in Holzſchnitt erfolgte durch die Herren Hermann Müller und Alexander Worms in Berlin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Die Poggenpuhls

[illegible]

Von den Werken **Theodor Fontane's** erſchienen bisher in unſerm Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.

Cécile. Roman.

Graf Petöfy. Roman.

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.

Irrungen, Wirrungen. Roman.

Stine. Berliner Sitten-Roman.

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.

Frau Jenny Treibel.

Meine Kinderjahre. Autobiographiſcher Roman.

Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien und kleine Geſchichten.

Effi Brieſt. Roman.

Die Poggenpuhls

Roman

von

Theodor Fontane

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Alle Rechte
beſonders das der Überſetzung
vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Die Poggenpuhls — eine Frau Majorin von Poggenpuhl mit ihren drei Töchtern Thereſe, Sophie und Manon — wohnten ſeit ihrer vor ſieben Jahren erfolgten Ueberſiedelung von Pommerſch-Stargard nach Berlin in einem gerade um jene Zeit fertig gewordenen, alſo noch ziemlich mauerfeuchten Neubau der Großgörſchenſtraße, einem Eckhauſe, das einem braven und behäbigen Manne, dem ehemaligen Maurerpolier, jetzigen Rentier Auguſt Nottebohm gehörte. Dieſe Großgörſchenſtraßen-Wohnung war ſeitens der Poggenpuhlſchen Familie nicht zum wenigſten um des kriegsgeſchichtlichen Namens der Straße, zugleich aber auch um der ſogenannten „wundervollen Ausſicht“ willen gewählt worden, die von den Vorderfenſtern aus auf die Grabdenkmäler und Erbbegräbniſſe des Matthäikirchhofs, von den Hinterfenſtern aus auf einige zur Kulmſtraße gehörige Rückfronten ging, an deren einer man, in abwechſelnd roten und blauen Rieſenbuchſtaben, die Worte „Schulzes Bonbonfabrik“ leſen konnte. Möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß nicht jedem mit dieſer eigentümlichen Doppelausſicht gedient geweſen wäre; der Frau von Poggenpuhl aber, einer geborenen Pütter — aus einer angeſehenen, aber armen Predigerfamilie ſtammend — paßte jede der beiden Ausſichten gleich gut, die Frontausſicht, weil die etwas ſentimental angelegte Dame gern vom Sterben ſprach, die Rückfrontausſicht auf die Kulmſtraße aber, weil ſie beſtändig an Huſten litt und aller Sparſamkeit ungeachtet zu gutem Teile von Gerſtenbonbons und Bruſtkaramellen lebte. Jedesmal, wenn Beſuch kam, wurde denn auch von den großen Vorzügen dieſer Wohnung geſprochen, deren einziger wirklicher Vorzug in ihrer großen Billigkeit und in der vor mehreren Jahren ſchon durch Rentier Nottebohm gemachten Zuſicherung beſtand, daß die Frau Majorin nie geſteigert werden würde. „Nein, Frau Majorin,“ ſo etwa hatte ſich Nottebohm damals geäußert, „was dieſes angeht, ſo können Frau Majorin ganz ruhig ſein und die Fräuleins auch. Gott, wenn ich ſo alles bedenke, . . . verzeihen Frau Majorin, das Manonchen war ja noch ein Quack, als Sie damals, zu Michaeli, hier einzogen . . . un als Sie dann Neujahr 'runter kamen und die erſte Miete brachten und alles noch leer ſtand von wegen der naſſen Wände, was aber ein Unſinn is, da ſagte ich zu meiner Frau, denn wir hatten es damals noch nich: ‚Line,‘ ſagte ich, ‚das is Handgeld und bringt uns Glück.‘ Und hat auch wirklich. Denn von dasſelbe Vierteljahr an war nie was leer, un immer reputierliche Leute, — das muß ich ſagen . . . Und dann, Frau Majorin, wie werd' ich denn grade bei Ihnen mit ſo was anfangen . . . ich meine mit das Steigern. Ich war ja doch auch mit dabei; Donnerwetter, es war eine ganz verfluchte Geſchichte. Hier ſitzt mir noch die Kugel; aber der Doktor ſagt: ſie würde ſchon mal 'rausfallen und dann hätt' ich ein Andenken.“

Und damit ſchloß Nottebohm eine Rede, wie er ſie länger nie gehalten und wie ſie die gute Frau Majorin nie freundlicheren Ohres gehört hatte. Das mit dem „dabei geweſen ſein“ aber bezog ſich auf Gravelotte, wo Major von Poggenpuhl, ſpät gegen Abend, als die pommerſche Diviſion herankam, an der Spitze ſeines Bataillons, in dem auch Nottebohm ſtand, ehrenvoll gefallen war. Er, der Major, hinterließ nichts als einen guten alten Namen und drei blanke Krönungsthaler, die man in ſeinem Portemonnaie fand und ſpäter ſeiner Witwe behändigte. Dieſe drei Krönungsthaler waren, wie das Erbe der Familie, ſo ſelbſtverſtändlich auch der Stolz derſelben, und als ſechzehn Jahre ſpäter die erſt etliche Monate nach dem Tode des Vaters geborene jüngſte Tochter Manon konfirmiert werden ſollte, waren aus den drei Krönungsthalern — die bis dahin zu konſervieren keine Kleinigkeit geweſen war — drei Broſchen angefertigt und an die drei Töchter zur Erinnerung an dieſen Einſegnungstag überreicht worden. Alles unter geiſtlicher Mitwirkung und Beihilfe. Denn Generalſuperintendent Schwarz, der die Familie liebte, war am Abend des Konfirmationstages in die Poggenpuhlſche Wohnung gekommen und hatte hier die in Gegenwart einiger alter Kameraden und Freunde ſtattfindende Broſchenüberreichung faſt zu einer kirchlichen Zeremonie, jedenfalls aber zu einer Feier erhoben, die ſogar dem etwas groben und gegen die „Adelspackage“ ſtark eingenommenen Portier Nebelung imponiert und ihn, wenn auch nicht geradezu bekehrt, ſo doch den wohlwollenden Geſinnungen ſeines Haus- und Brotherrn Nottebohm um etwas näher geführt hatte.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, war auch die Poggenpuhlſche Wohnungseinrichtung ein Ausdruck der Verhältniſſe, darin die Familie nun 'mal lebte; von Plüſchmöbeln exiſtierte nichts und von Teppichen nur ein kleiner Schmiedeberger, der mit ſchwarzen, etwas ausgefuſſelten Wollfranſen vor dem Sofa der zunächſt am Korridor gelegenen und ſchon deshalb als Empfangsſalon dienenden „guten Stube“ lag. Entſprechend dieſem Teppiche waren auch die ſchmalen, hier und dort geſtopften Gardinen; alles aber war ſehr ſauber und ordentlich gehalten, und ein mutmaßlich aus einem alten märkiſchen Herrenhauſe herſtammender, ganz vor kurzem erſt auf einer Auktion erſtandener, weißlackierter Pfeilerſpiegel mit eingelegter Goldleiſte lieh der ärmlichen Einrichtung trotz ihres Zuſammengeſuchtſeins oder vielleicht auch um deſſen willen etwas von einer erlöſchenden, aber doch immerhin 'mal dageweſenen Feudalität.

Ueber dem Sofa derſelben „guten Stube“ hing ein großes Oelbildnis (Knieſtück) des Rittmeiſters von Poggenpuhl vom Sohrſchen Huſarenregiment, der 1813 bei Großgörſchen ein Carré geſprengt und dafür den Pour le Mérite erhalten hatte — der einzige Poggenpuhl, der je in der Kavallerie geſtanden. Das halb wohlwollende, halb martialiſche Geſicht des Rittmeiſters ſah auf eine flache Glasſchale hernieder, drin im Sommer Aurikeln und ein Vergißmeinnichtkranz, im Winter Viſitenkarten zu liegen pflegten. An der andern Wand aber, genau dem Rittmeiſter gegenüber, ſtand ein Schreibtiſch mit einem kleinen erhöhten Mittelbau, drauf, um bei Beſuchen eine Art Gaſtlichkeit üben zu können, eine halbe Flaſche Kapwein mit Liqueurgläschen thronte, beides, Flaſche wie Gläschen, auf einem goldgeränderten Teller, der beſtändig klapperte.

Neben dieſer „guten Stube“ lag die einfenſterige Wohnſtube, daran ſich nach hinten zu das ſogenannte „Berliner Zimmer“ anſchloß, ein bloßer Durchgang, wenn auch im übrigen geräumig, an deſſen Längswand drei Betten ſtanden, nur drei, trotzdem es eine viergliedrige Familie war. Die vierte Lagerſtätte, von mehr ambulantem Charakter, war ein mit Rohr überflochtenes Sofageſtell, drauf ſich, wochenweis wechſelnd, eine der zwei jüngeren Schweſtern einzurichten hatte.

Hinter dieſem „Berliner Saal“ (Nottebohm ſelbſt hatte den Grundriß dazu entworfen) lag die Küche mitſamt dem Hängeboden. Hier hauſte das alte Dienſtmädchen Friederike, eine treue Seele, die noch den gnädigen Herrn gekannt und als Vertraute der Frau Majorin alles Glück und Unglück des Hauſes und zuletzt auch die Ueberſiedelung von Stargard nach Berlin mit durchgemacht hatte.

So wohnten die Poggenpuhls und gaben der Welt den Beweis, daß man auch in ganz kleinen Verhältniſſen, wenn man nur die rechte Geſinnung und dann freilich auch die nötige Geſchicklichkeit mitbringe, zufrieden und beinahe ſtandesgemäß leben könne, was ſelbſt von Portier Nebelung, allerdings unter Kopfſchütteln und mit einigem Widerſtreben, zugegeben wurde. Sämtliche Poggenpuhls — die Mutter freilich weniger — beſaßen die ſchöne Gabe, nie zu klagen, waren lebensklug und rechneten gut, ohne daß ſich bei dieſem Rechnen etwas ſtörend Berechnendes gezeigt hätte.

Darin waren ſich die drei Schweſtern gleich, trotzdem ihre ſonſtigen Charaktere ſehr verſchieden waren.

Thereſe, ſchon dreißig, konnte (was denn auch redlich geſchah) auf den erſten Blick für unpraktiſch gelten und ſchien von allerhand kleinen Künſten eigentlich nur die eine, ſich in einem Schaukelſtuhle gefällig zu wiegen, gelernt zu haben; in Wirklichkeit aber war ſie gerade ſo lebensklug wie die beiden jüngeren Schweſtern und bebaute nur ein ſehr andres Feld. Es war ihr, das ſtand ihr feſt, ihrer ganzen Natur nach die Aufgabe zugefallen, die Poggenpuhlſche Fahne hochzuhalten und ſich mehr als es durch die Schweſtern geſchah, in die Welt, in die die Poggenpuhls nun 'mal gehörten, einzureihen. In den Generals- und Miniſterfamilien der Behren- und Wilhelmſtraße war ſie denn auch heimiſch und erzielte hier allemal große Zuſtimmung und Erfolge, wenn ſie beim Thee von ihren jüngeren Schweſtern und deren Erlebniſſen in der „feinwollenden Ariſtokratie“ ſpöttiſch lächelnd berichtete. Selbſt der alte Kommandierende, der, im ganzen genommen, längſt aufgehört hatte, ſich durch irgend etwas Irdiſches noch beſonders imponieren zu laſſen, kam dann in eine vergnüglich liebenswürdige Heiterkeit, und der der Generalsfamilie befreundete, ſchräg gegenüber wohnende Unterſtaatsſekretär, trotzdem er ſelber von allerneuſtem Adel war (oder vielleicht auch ebendeshalb), zeigte ſich dann jedesmal hingeriſſen von der feinen Malice des armen, aber ſtandesbewußten Fräuleins. Eine weitere Folge dieſer geſellſchaftlichen Triumphe war es, daß Thereſe, wenn es irgend etwas zu bitten gab, auch thatſächlich bitten durfte, wobei ſie, wie bemerkt werden muß, nie für ſich ſelbſt, oder aber klug abwägend, immer nur um ſolche Dinge petitionierte, die man mühelos gewähren konnte, was dann dem Gewährenden eine ganz ſpezielle Befriedigung gewährte.

So war Thereſe von Poggenpuhl.

Sehr anders erwieſen ſich die beiden jüngeren Schweſtern, die, den Verhältniſſen und der modernen Welt ſich anbequemend, bei ihrem Thun ſozuſagen in Compagnie gingen.

Sophie, die zweite, war die Hauptſtütze der Familie, weil ſie das beſaß, was die Poggenpuhls bis dahin nicht ausgezeichnet hatte: Talente. Möglich, daß dieſe Talente bei günſtigeren Lebensverhältniſſen einigermaßen zweifelvoll angeſehen und mehr oder weniger als „unſtandesgemäß“ empfunden worden wären, bei der bedrückten Lage jedoch, in der ſich die Poggenpuhls befanden, waren dieſe natürlichen Gaben Tag für Tag ein Glück und Segen für die Familie. Selbſt Thereſe gab dies in ihren ruhigeren Momenten zu. Sophie — auch äußerlich von den Schweſtern verſchieden, ſie hatte ein freundliches Pudelgeſicht mit Löckchen — konnte eigentlich alles; ſie war muſikaliſch, zeichnete, malte, dichtete zu Geburtstagen und Polterabenden und konnte einen Haſen ſpicken; aber alles dies, ſoviel es war, hätte für die Familie doch nur die halbe Bedeutung gehabt, wenn nicht neben ihr her noch die jüngſte Schweſter geweſen wäre, Manon, das Neſthäkchen.

Manon, jetzt ſiebzehn, war, im Gegenſatze zu Sophie, ganz ohne Begabung, beſaß aber dafür die Gabe, ſich überall beliebt zu machen, vor allem in Bankierhäuſern, unter denen ſie die nicht-chriſtlichen bevorzugte, ſo namentlich das hochangeſehene Haus Bartenſtein. Bei dem Kinderſegen der Mehrzahl dieſer Häuſer war nie Mangel an angehenden Backfiſchen, die mit den Anfängen irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft bekannt gemacht werden ſollten, und ein über die verſchiedenſten Disziplinen angeſtrengtes längeres oder kürzeres Geſpräch endete regelmäßig mit der leicht hingeworfenen Bemerkung Manons: „Ich halte es für möglich, daß meine Schweſter Sophie da aushelfen kann,“ eine Bemerkung, die ſie gern machen durfte, weil Sophie thatſächlich vor nichts erſchrak, nicht einmal vor Phyſik und Spektralanalyſe.

So war die Rollenverteilung im Hauſe Poggenpuhl, aus der ſich, wie ſchon angedeutet, allerlei finanzielle Vorteile herausſtellten, Vorteile, die zuzeiten nicht unbeträchtlich über die kleine Penſion hinauswuchſen, die den eiſernen Einnahmebeſtand der Familie bildete. Sämtliche drei junge Damen vergaben ſich dabei nicht das geringſte, waren vielmehr (beſonders die zwei jüngeren) ebenſo leichtlebig wie dankbar, vermieden es taktvoll, in geſchmackloſe Huldigungen oder gar in Schmeichelei zu verfallen, und ſtanden überall in Achtung und Anſehen, weil ihr Thun, und das war die Hauptſache, von einer großen perſönlichen Selbſtloſigkeit begleitet war. Sie brauchten wenig, wußten ſich, zumal auf dem Gebiete der Toilette — was aber ein gefälliges Erſcheinen nicht hinderte — mit einem Minimum zu behelfen und lebten in ihren Gedanken und Hoffnungen eigentlich nur für die „zwei Jungens“, ihre Brüder, Wendelin und Leo, von denen jener ſchon ein älterer Premier über dreißig, dieſer ein junger Dachs von kaum zweiundzwanzig war. Beide, wie ſich das von ſelbſt verſtand, waren in das hinterpommerſche, neuerdings übrigens nach Weſtpreußen verlegte Regiment eingetreten, drin ſchon ihr Vater ſeine Laufbahn begonnen und am denkwürdigen 18. Auguſt in Ruhm und Ehre beſchloſſen hatte.

Dieſen Ruhm der Familie womöglich noch zu ſteigern, war das, was die ſchweſterliche Trias mit allen Mitteln anſtrebte.

Hinſichtlich Wendelins, der ihrem eigenen Bemühen in allen Stücken entgegenkam, beſonders auch darin, daß er zu ſparen verſtand, hinſichtlich dieſes älteren Bruders unterlag das Erreichen höchſter Ziele kaum einem Zweifel. Er war klug, nüchtern, ehrgeizig und ſo viel durch Aufhorchen in dem militärexcellenzlichen Hauſe zur Kenntnis Thereſens gekommen war, konnte ſich's bei Wendelin eigentlich nur noch darum handeln, ob er demnächſt in das Kriegsminiſterium oder in den Generalſtab abkommandiert werden würde. Nicht ſo glücklich ſtand es mit Leo, der, weniger beanlagt als der ältere Bruder, nur der „Schneidigkeit" zuſtrebte. Zwei Duelle, von denen das eine einem Gerichtsreferendarius einen Schuß durch beide Backen und den Verluſt etlicher Oberzähne eingetragen hatte, ſchienen ein raſches Sich-nähern an ſein Schneidigkeitsideal zu verbürgen und hätten ebenſogut wie Wendelins Talente zu großen Hoffnungen berechtigen dürfen, wenn nicht das Geſpenſt der Entlaſſung wegen beſtändig anwachſender Schulden immer nebenher geſchritten wäre. Leo, der Liebling aller, war zugleich das Angſtkind, und immer wieder zu helfen und ihn vor einer Kataſtrophe zu bewahren, darauf war alles Dichten und Trachten gerichtet. Kein Opfer erſchien zu groß, und wenn die Mutter auch gelegentlich den Kopf ſchüttelte, für die Töchter unterlag es keinem Zweifel, daß Leo, „wenn es nur möglich war, ihn bis zu dem entſprechenden Zeitpunkt zu halten," die nächſte große Ruſſenſchlacht, das Zorndorf der Zukunft, durch entſcheidendes Eingreifen gewinnen würde.

„Aber er iſt ja nicht Garde du Corps," ſagte die Mama.

„Nein. Aber das iſt auch gleichgültig. Die nächſte Schlacht bei Zorndorf wird durch Infanterie gewonnen werden."

Zweites Kapitel.

Es war ein Wintertag, der dritte Januar.

Eben kam Friederike von ihrem regelmäßigen Morgeneinkauf zurück, einen Korb mit Frühſtücksſemmeln in der einen, einen Topf mit Milch in der andern Hand, beides, Semmeln und Milch, aus dem Keller gegenüber. Die Finger, trotz wollener Handſchuhe, waren ihr bei der Kälte klamm geworden, und ſo nahm ſie denn beim Eintreten in ihre Küche den Theekeſſel aus dem Kochloch und wärmte ſich an der Glut. Aber nicht lange, denn ſie hatte ſich, weil ſie gegen Morgen noch einmal eingeſchlafen war, um eine halbe Stunde verſpätet, was natürlich wieder eingebracht werden mußte.

So machte ſie ſich denn eifrig an ihre vom Brett genommene Kaffeemühle, ſchüttete, ſo daß ſie nachher nur noch aufzugießen brauchte, das braune Pulver in den Beutel und ging nun, nachdem ſie ſchließlich noch den Theekeſſel wieder in die Glut geſtellt hatte, mit ihrem Holzkorb (deſſen Boden übrigens jeden Augenblick herauszufallen drohte) nach vorn, um da das einfenſterige Wohnzimmer zu heizen. Hier kniete ſie vor dem Ofen nieder und baute Holz und Preßkohlen ſo kunſtgerecht auf, daß es nur eines einzigen Schwefelholzes, allerdings unter Zuthat eines aus Zeitungspapier zuſammengedrehten Zopfes bedurfte, den künſtlichen Bau in Brand zu ſetzen.

Keine halbe Minute verging, ſo begann es im Ofen auch wirklich zu knacken und zu kniſtern, und als Friederike nun wußte, daß es brennen würde, ſtand ſie von ihrem Ofenplatz wieder auf, um ſich ihrer zweiten Morgenaufgabe, dem Staubabwiſchen, zu unterziehen. Hierbei, weil das, was ſie leiſtete, die drei Fräuleins doch nie zufriedenſtellte, verfuhr ſie, ſo gewiſſenhaft ſie ſonſt war, ziemlich obenhin und beſchränkte ſich darauf, eine über dem Sofa hängende Bilderreihe, die Leo, trotzdem es Zeitgenoſſen waren, die „Ahnengalerie des Hauſes Poggenpuhl“ zu nennen pflegte, leidlich blank zu putzen. Drei oder vier dieſer Bilder waren Photographien in Kabinettformat; die älteren aber gehörten noch der Daguerreotypzeit an und waren ſo verblichen, daß ſie nur bei beſonders günſtiger Beleuchtung noch auf ihren Kunſtwert hin geprüft werden konnten.

Aber dieſe „Ahnengalerie“ war doch nicht alles, was hier hing. Unmittelbar über ihr präſentierte ſich noch ein Oelbild von einigem Umfang, eine Kunſtſchöpfung dritten oder vierten Ranges, die den hiſtoriſch bedeutendſten Moment aus dem Leben der Familie darſtellte. Das meiſte, was man darauf ſehen konnte, war freilich nur Pulverqualm, aber inmitten desſelben erkannte man doch ziemlich deutlich noch eine Kirche ſamt Kirchhof, auf welch letzterem ein verzweifelter Nachtkampf zu toben ſchien.

Es war der Ueberfall von Hochkirch, die Oeſterreicher beſtens „ajuſtiert“, die armen Preußen in einem pitoyablen Bekleidungszuſtande. Ganz in Front aber ſtand ein älterer Offizier in Unterkleid und Weſte, von Stiefeln keine Rede, dafür ein Gewehr in der Hand. Dieſer Alte war Major Balthaſar von Poggenpuhl, der den Kirchhof eine halbe Stunde hielt, bis er mit unter den Toten lag. Eben dieſes Bild, wohl in Würdigung ſeines Familienaffektionswertes, war denn auch in einen breiten und ſtattlichen Barockrahmen gefaßt, während die bloß unter Glas gebrachten Lichtbilder nichts als eine Goldborte zeigten.

Alle Mitglieder der Familie, ſelbſt der in Kunſtſachen etwas ſkeptiſche Leo mit einbegriffen, übertrugen ihre Pietät gegen den „Hochkircher“ — wie der Hochkirch-Major zur Unterſcheidung von vielen andern Majors der Familie genannt wurde — auch auf die bildliche Darſtellung ſeiner ruhmreichen Aktion, und nur Friederike, ſo ſehr ſie den Familienkultus mitmachte, ſtand mit dem alten, halb angekleideten Helden auf einer Art Kriegsfuß. Es hatte dies einfach darin ſeinen Grund, daß ihr oblag, mit ihrem alten, wie Spinnweb ausſehenden Staublappen doch mindeſtens jeden dritten Tag einmal über den überall Berg und Thal zeigenden Barockrahmen hinzufahren, bei welcher Gelegenheit dann das Bild, wenn auch nicht geradezu regelmäßig, ſo doch ſehr, ſehr oft von der Wand herabglitt und über die Lehne weg auf das Sofa fiel. Es wurde dann jedesmal beiſeite geſtellt und nach dem Frühſtück wieder eingegipſt, was alles indeſſen nicht recht half und auch nicht helfen konnte. Denn die ganze Wandſtelle war ſchon zu ſchadhaft und über ein kleines, ſo brach der eingegipſte Nagel wieder aus, und das Bild glitt herab.

„Gott," ſagte Friederike, „daß er da ſo geſtanden hat, nu ja, das war ja vielleicht ganz gut. Aber nu ſo gemalen, . . . es ſitzt nich und ſitzt nich."

Und nachdem ſie dies Selbſtgeſpräch geführt und die Ofenthür, was immer das letzte war, wieder feſt zugeſchraubt hatte, that ſie Handfeger und Wiſchtuch wieder in den Holzkorb und trat leiſe durch die lange Schlafſtube hin ihren Rückzug in die Küche an.

Es war aber nicht mehr nötig, dabei ſo vorſichtig zu ſein, denn alle vier Damen waren bereits wach, und Manon hatte ſogar den einen nach dem Hof hinausführenden Fenſterflügel halb aufgemacht, davon ausgehend, daß vier Grad unter Null immer noch beſſer ſeien als eine vierſchläfrige Nacht- und Stubenluft.

Keine Viertelſtunde mehr, ſo kam der Kaffee. Die Damen ſaßen ſchon vorn in der warmen Stube, die Majorin auf dem Sofa, Thereſe in ihrem Schaukelſtuhl, während Manon, einen Handwerkszeugkaſten vor ſich, eben dieſen Kaſten nach einem etwas längeren Nagel, und zwar für den alten, wieder herabgefallenen „Hochkircher“ durchſuchte.

„Friederike,“ ſagte die Majorin, „du ſollteſt dich mit dem Bilde doch etwas mehr in acht nehmen.“

„Ach, Frau Majorin, ich thu' es ja, ich rühr' ihn ja beinah nich an; aber er ſitzt immer ſo wacklig . . . Gott, Manonchen, wenn Sie doch bloß 'mal einen recht langen fänden, oder noch beſſer, wenn Sie 'mal ſo 'nen richtigen Haken einſchlagen könnten. In acht nehmen! Gott, ich denke ja immer dran, aber wenn er denn ſo mit einmal rutſcht, krieg' ich doch immer wieder 'nen Schreck. Un is mir immer, als ob er vielleicht ſeine Ruhe nich hätte.“

„Ach, Friederike, rede doch nicht ſolch dummes Zeug,“ ſagte Thereſe halb ärgerlich. „Der, gerade der. Als ob der ſeine Ruhe nicht hätte! Was das nur heißen ſoll! Ich ſage dir, der hat ſeine Ruhe. Wenn nur jeder ſeine Ruhe ſo hätte. Gut Gewiſſen iſt das beſte Ruhekiſſen. Das weißt du doch auch. Und das gute Gewiſſen, na, das hat er . . . Aber wo haſt du nur wieder die Semmeln her? Die ſehen ja wieder aus wie erſchrocken, viel erſchrockener als du. Ich mag nicht die Budikerſemmeln. Warum gehſt du nicht zu dem jungen Karchow, das iſt doch ein richtiger Bäcker.“

Es war dies eine zwiſchen dem Mädchen und dem Fräulein jeden dritten Tag wiederkehrende Meinungsverſchiedenheit, und Friederike, die vollkommene Redefreiheit hatte, würde auch heute nicht geſchwiegen und ihren alten Satz, ‚daß man es mit den Kellerleuten nicht verderben dürfe‘, tapfer verteidigt haben, wenn es nicht in dieſem Augenblick draußen geklopft hätte. „Der Briefträger,“ riefen alle drei Schweſtern, und gleich danach erſchien auch Friederike wieder im Zimmer und brachte die Poſtſachen: ein Zeitungsblatt unter Kreuzband, eine Holz- und Torfanzeige und einen richtigen Brief. Die Holz- und Torfanzeige flog gleich aufs Ofenblech, das an Sophie adreſſierte Zeitungsblatt, das wahrſcheinlich eine Rezenſion einiger ihrer eben ausgeſtellten Aquarellbilder enthielt, wurde beiſeite geſchoben, und nur der Brief erregte allgemeine Freude. „Von Leo!“ riefen die Schweſtern und reichten den Brief der Mutter. Dieſe gab ihn aber an Thereſe zurück und ſagte: „Lies du, Thereſe. Ein ſo guter Junge. Aber ich kriege immer einen Schreck. Immer will er was. Und nun iſt eben erſt Weihnachten geweſen und Neujahr und die Miete . . .“

„Ach, Mutter, du ängſtigſt dich immer gleich ſo. Man ſieht doch, daß du keine Soldatentochter biſt.“

„Nein, bin ich nicht. Und iſt auch recht gut ſo. Wer ſollte ſonſt das bißchen zuſammenhalten?“

„Wir.“

„Ach, ihr! . . . Aber nun lies, Thereſe. Mir ſchlägt ordentlich das Herz.“

„. . . Liebe Mama! Weihnachten war es nichts. Urlaub hätte mir das Regiment vielleicht gegeben, aber das Reiſegeld. Sie reden immer ſo viel jetzt von billigen Fahrpreiſen, aber ich finde ſie viel zu hoch, ganz unnatürlich hoch. Und da Wendelin auch ſagte, ‚'s geht nich, Leo,‘ ſo ging es nicht und ich habe unten bei Schlächtermeiſter Funke, meinem Wirte, wie ihr wißt, die Weihnachtsbeſcherung mit angeſehen. Alles war ſehr gerührt, auch Funke. Man ſollte es nicht für möglich halten. Denn gerade in der Weihnachtszeit wurde immer geſchlachtet und ich konnte das Gequietſche der armen Bieſter mitunter gar nicht mehr mit anhören und Funke immer in Perſon dabei. Und nun doch gerührt. Uebrigens war die friſche Wurſt und beſonders der Preßkopf ganz vorzüglich. In Bezug auf Verpflegung bleibt hier in Thorn überhaupt nichts zu wünſchen übrig, nur der Geiſt darbt und das Herz darbt. Ueberhaupt ſcheint darben mein Los. Ach, Mutter, warum biſt du keine geborene Bleichröder? . . .“

„Empörend,“ unterbrach hier Thereſe ihre Vorleſung. „Wir haben ſchon Manon mit ihren ewigen Bartenſteins und nun fängt Leo auch noch an.“

„Daß wir Bartenſteins haben, iſt ganz gut. Lies lieber weiter.“

„. . . Alſo Heilig Abend war es nichts. Indeſſen das Jahr hat auch noch andre große Tage. Der größte aber iſt der 4. Januar, wo meine gute Alte, geborene Pütter, geboren wurde. Dieſer Tag iſt übermorgen und ich werde geſtiefelt und geſpornt antreten, um meine Glückwünſche perſönlich überbringen zu können.“

„Nicht zu glauben. Weihnachten kein Geld und zwei Tage nach Neujahr, wo doch die vielen Rechnungen kommen, will er die teure Reiſe machen.“

„Es wird ſich ja wohl alles aufklären, Mama,“

ſagte Manon. „Und mutmaßlich noch in dieſem Briefe. Höre nur weiter.“

„. . . Es geſchehen nämlich immer noch Zeichen und Wunder, und mitunter iſt es mir, als ob der Unglauben und alle ſolche häßlichen Zeiterſcheinungen abgewirtſchaftet hätten. Auch der Adel kommt wieder obenauf, und ganz zu oberſt der arme Adel, das heißt alſo die Poggenpuhls. Denn daß wir dieſen in einer Art von Vollendung, oder ſag' ich Reinkultur, darſtellen, darüber kann kein Zweifel ſein. Aber zur Sache, wie die Parlamentarier ſagen. Und ſo vernimm denn, am Sylveſterabend noch ein Bettler (allerdings ein glücklicher, denn wir brachten es im Kaſino bis auf ſieben Bowlen in Großformat) und am 1. Januar früh ein Gott, ein Kröſus. Kröſus iſt nämlich immer das Höchſte, was man auch Klimax nennt. Schon um zehn klopft es, ich reiße mich aus meinem Morgentraum und empfinde einen gewiſſen bleiernen Zuſtand, aber nicht auf lange. Denn wer ſtand vor mir? Octavio? Nein, nicht Octavio. Wir wollen ihn heute lieber Wendelin nennen. Und was er ſagte, war das Folgende: ‚Leo‘, ſagte er, ‚du haſt Glück. Geldſchiff angekommen.‘

„‚Für mich?‘ frag' ich.

„‚Nein, für dich nicht, wenigſtens nicht unmittelbar.

Aber doch für mich. Das Militärwochenblatt hat mir heute früh das Honorar geſchickt.'

„‚Viel?' unterbrach ich ihn wieder in höchſter Erregung.

„‚Das Militärwochenblatt ſchickt immer viel,' antwortete er ruhig, und legte dabei drei Zwanzigmarkſcheine vor mich hin. Ich, geblendet, als ob es nicht Scheine, ſondern das reine pure Gold wäre, will mich blindlings und dankbar auf ihn losſtürzen, aber er wehrt mich vornehm ab und ſagt nur: ‚Alles deine, Leo; aber nicht zum Verkneipen. Uebermorgen früh reiſt du nach Berlin.'"

„Der gute Wendelin! Er ſchickt ihn dir, weil er weiß, daß er dein Liebling iſt," unterbrach hier Manon und ſtreichelte der Mama die Hände. Thereſe aber las weiter: „‚. . . Vier Uhr nachmittags biſt du da, benimmſt dich nett und hilfſt am andern Morgen den Geburtstag mitfeiern. Nach Kaiſers Geburtstag kommt Mamas Geburtstag. Das iſt Poggenpuhlſcher Katechismus. Und nun zieh dich an und geh eine Stunde ſpazieren. Denn du ſtehſt da wie Sylveſter in ſeiner letzten Stunde.' Unter dieſen Worten verließ er mich wie ein Fürſt. Und ich werde thun, wie er befohlen hat und Dienstag nachmittag bei euch eintreffen. Vier Uhr. Tout à vous ma Reine mère. Dein glücklicher, verdrehter, wohlaffektionierter Leo I."

Die beiden jüngeren Schweſtern klatſchten in die Hände, ja, ſelbſt Thereſe, ſo viel ſie an dieſem Uebermut auszuſetzen hatte, freute ſich des Beſuchs. Nur die Mutter ſagte: „Ja, da ſoll ich mich nun freuen. Aber kann ich mich freuen? Herkommen wird er ja wohl gerade mit dem Geld, aber wenn er hier iſt, müſſen wir ihm doch ein paar gute Tage machen, und wenn er auch beſcheiden in ſeinen Anſprüchen iſt, ſo muß er doch den dritten Tag wieder zurück und dafür müſſen wir aufkommen.“

„Sprich doch nicht immer davon,“ ſagte Thereſe.

„Ja, Thereſe, du denkſt immer, ein Livreediener wird dir eine Kaſſette bringen mit der Aufſchrift ‚dem tapferen Hauſe Poggenpuhl‘, aber das ſind alles Märchengeſchichten, und der Mann am Schalter, der die Fahrkarten verkauft, iſt eine unerbittliche Wirklichkeit.“

„Ach, Mama,“ ſagte Sophie, „damit mußt du dir die Vorfreude nicht verderben. Es geſchehen noch Zeichen und Wunder, ſo hat er geſchrieben, und wenn ſie nicht geſchehen, ſo laß ich mir auf meine letzten Bilder einen Vorſchuß geben, und wenn auch das nicht geht, ſo . . .“

„Nun, ſo haben wir immer noch die Zuckerdoſe,“ warf Manon ein.

„Ja, die ſoll jedesmal aushelfen. Aber mit einemmal iſt ſie doch weg.“

„Was ſchließlich auch nichts thäte,“ fuhr Manon beſchwichtigend fort. „Dann ſchenken uns Bartenſteins eine neue; Frau Bartenſtein ſagte mir noch neulich: ‚Liebe Manon, haben Sie denn gar keinen Wunſch?‘ Ja, Mama, ſo liegt es, Gott ſei Dank, und ich bin nur traurig, daß ich heute abend, wenn Leo kaum angekommen iſt, auf die Polterabendprobe muß. Aber am Ende könnt' ich ihn mitnehmen. Ich habe ſchon lange meine Gedanken darüber und möchte mich verwetten, daß Flora ſich aufrichtig freuen würde.“

„Du vergißt immer, daß er des Königs Rock trägt.“

„Ach, Thereſe, das iſt ja kleinlich und altmodiſch und ganz überholt. Unſer Kronprinz iſt Kronprinz und trägt auch des Königs Rock, und wenn er noch nicht bei Bartenſteins war, ſo war er doch wo anders. Aber ebenſo.“

„Nun, wir werden ja ſehen,“ ſagte Thereſe, die zwar kritiſch zu den Bartenſteins ſtand, aber ſchließlich auch froh war, daß ſie exiſtierten.

Drittes Kapitel.

Der nächſte Tag kam. Als es am Nachmittag ſchon dämmerte, hielt eine Droſchke vor dem Hauſe, und Mutter und Töchter ſahen alsbald vom Fenſter aus, wie Friederike nach vergnüglicher Begrüßung mit Leo den kleinen Offizierskoffer vom Kutſcherbock nahm und an Agnes Nebelung vorbei, — die, weil ſie den Leutnant gern ſehen wollte, dicht neben dem Trottoir Aufſtellung genommen — auf die Hausthür zuſchritt. Leo folgte. Schon auf der von den Schweſtern en échelon beſetzten Treppe wurden Küſſe gewechſelt, oben aber ſtand die Mama. „Tag, meine gute Alte,“ und nun wieder ein Kuß. Allerhand konfuſe Sätze, die gar nicht paßten, flogen hin und her, und nun trat Leo von der guten Stube her in das einfenſterige Wohnzimmer, legte Paletot und Säbel ab, zupfte vor dem Spiegel ſeinen etwas 'raufgerutſchten Waffenrock zurecht und ſagte, während er ſich mit einem ſtrammen Ruck vom Spiegel her umdrehte:

„Na, Kinder, da wär' ich 'mal wieder. Wie findet ihr mich?"

„O, wundervoll."

„Danke ſchön. So was thut immer wohl, wenn's auch nicht wahr iſt, man kann beinahe ſagen, es erquickt. Aber apropos, Erquickung. Trotz der friſchen Luft, ich bin koloſſal durſtig; ſeit ſieben Stunden nichts als eine Sardellenſemmel; wenn ihr ein Glas Bier hättet."

„Gewiß, gewiß. Friederike kann ein Seidel echtes holen."

„Nein, nein; nichts holen. Und wozu? Waſſer thut's auch," und er ſtürzte mit einem Zug ein Glas Waſſer hinunter, das ihm Manon gereicht hatte. „Brr. Aber gut."

„Du biſt ſo haſtig," ſagte Manon. „Das bekommt dir nicht. Ich denke, du trinkſt nun erſt eine Taſſe Kaffee. Wir haben jetzt halb fünf. Und um ſieben dann einen Imbiß."

„Sehr gut, Manon, ſehr gut. Nur die Reihenfolge läßt ſich vielleicht ändern. Das Waſſer hab' ich intus; nehme ich nun auch noch gleich den Kaffee, ſo gibt das zuviel Flüſſigkeit, nutzloſe Magenerweiterung, alſo ſo gut wie Schwächung. Und man braucht ſeine Kräfte oder, ſagen wir, das Vaterland braucht ſie."

„Du meinſt alſo . . .“

„Ich möchte mir zu meinen erlauben: Umkehr der Wiſſenſchaft; erſt Imbiß, dann Kaffee. Denn wenn mein Durſt groß war, mein Hunger kommt gleich danach. In ſieben Stunden . . .“

„Das haſt du ja ſchon geſagt.“

„Ja, Wahrheiten drängen ſich immer wieder auf. Nun ſagt, was habt ihr?“

„Eine Ente.“

„Kapital.“

„Aber ſie hängt noch oben am Bodenfenſter und iſt auch noch alles dran und drin. Alſo eine Sache von zwei Stunden . . .“

„Etwas lange.“

„. . . Doch ich glaube, ich weiß Rat. Wir nehmen die Leber heraus und in einer Viertelſtunde haſt du ſie gebraten auf dem Teller. Willſt du ſie mit Aepfel oder Zwiebel?“

„Mit beiden. Nur nichts ablehnen, wenn es der Anſtand nicht abſolut erfordert.“

„Du kennſt alſo doch Fälle,“ ſagte Thereſe.

„Natürlich kenn' ich Fälle, natürlich. Aber nun ſage mir, liebe Alte, wie geht es dir eigentlich? Immer noch Schmerzen hier herum?“

„Ja, Leo, jede Nacht.“

„Weiß der Himmel, daß die Doktors auch gar nichts können. Sieh hier meinen Zeigefinger, neulich umgeknickt, das heißt, 's iſt ſchon ein Vierteljahr, und immer dieſelbe Schwäche. Vielleicht muß ich den Abſchied nehmen."

„Ach, rede doch nicht ſo," unterbrach Thereſe. „Die Poggenpuhls nehmen nicht den Abſchied."

„Dann kriegen ſie ihn."

„Sie kriegen ihn auch nicht. Der da" (und ſie wies auf den ‚Hochkircher') „iſt unvergeſſen und der Sohrſche auch und Papa auch. Der Kaiſer weiß, was er an uns hat."

„Ja, Thereſe, was hat er an uns?"

„Er hat unſre Geſinnung und die Gewißheit der Treue bis auf den letzten Blutstropfen."

„Nun ja, ja, das hat er . . . Aber ſage, Mutter, haſt du denn ſchon böten laſſen?"

„Böten?"

„Ja, böten. Böten iſt puſten und beſprechen oder ſo was wie mit Sympathie. Das hilft immer. Wir haben da eine alte Pohlſche, ſo wie die lospuſtet, iſt es weg . . . Apropos, iſt denn noch Weihnachtsmarkt?"

„Ich glaube, er iſt noch oder wenigſtens ein bißchen."

„Ein paar Buden werden ja wohl noch ſtehen und da müſſen wir hin, Kinder. ‚Herr Jraf, einen

Dreier,‘ ſo was Klaſſiſches will ich mal wieder hören. Und dann gehen wir zu Helms und trinken Grog oder Chokolade mit Schlagſahne und dann in die Reichshallen.“

„O, das iſt ein glücklicher Einfall,“ ſagte Manon. „Nicht wahr, Sophie? Du biſt ſo ſtill; ſprich doch auch . . . Für Thereſe wird es wohl nicht paſſen, ſie wird die Reichshallen nicht vornehm genug finden. Aber zwei Schweſtern iſt auch genug, und ich freue mich herzlich. Nur mußt du’s ſo einrichten, daß wir etwa um neun bei Bartenſteins ſind oder doch nicht viel ſpäter. Ja, Leo, bis in die Voßſtraße mußt du uns dann bringen.“

„Gern. Aber wozu? Was iſt denn da los?“

„Polterabendprobe. Seraphine Schweriner, eine Couſine von Flora, verheiratet ſich in vierzehn Tagen, und da haben wir ſeit Weihnachten immer Proben. Ich ſpiele mit, ſogar zweimal, erſt Quirlmädchen, dann Slowake mit Mauſefallen. Ich ſoll reizend ausſehen.“

„Natürlich.“

„Und Sophie hat ein Transparent gemalt und den Prolog gedichtet. Aber ſie will ihn nicht ſprechen.“

„Das mußt du dann am Ende auch noch.“

„Vielleicht; aber jedenfalls nicht gern. Prolog iſt immer zu langweilig. Jeder iſt immer froh, wenn es damit vorbei iſt. Aber ob ja oder nein, davon ſprechen wir unterwegs, vorausgeſetzt, daß ſich unterwegs überhaupt ein Geſpräch führen läßt. Denn man muß jetzt ſehr aufpaſſen; es iſt abends immer ſo neblig. Ueberhaupt, Berliner Luft ...“

„Ach, rede doch nicht ſo was, Manon. Berlin hat die feinſte Luft von der Welt. Ich kann dir ſagen, daß ich froh bin, 'mal wieder ein bißchen drin herumſchnuppern zu können. Nebel; Nebel iſt ganz egal, Nebel iſt was Aeußerliches und alles Aeußerliche bedeutet nichts. Innen ſteckt es, innen lebt die ſchaffende Gewalt, immer friſch, froh und frei; — ‚fromm‘ ſchenk' ich mir, verzeih, Thereſe ... Gott, unſer Neſt da, das hat die reinſte Luft, immer Oſtwind und dergleichen, und wer nicht feſt auf der Boſt iſt,“ und er gab ſich einen Schlag auf die Bruſt, „der hat eine Lungenentzündung weg, er weiß nicht wie. Alſo wir haben die reinſte Luft, keine Frage. Und doch ſag' ich euch, immer ſtickig, immer eng, immer klein. Wenn der Oberſt nieſt, hört es der Poſten vorm Gewehr und präſentiert. Greulich. Wenn nicht das bißchen Jeu wäre und die paar Judenmädchen ...“

„Aber Leo ...“

„Oder die paar Chriſtenmädchen; bloß die Jüdinnen ſind hübſcher.“

„Ihr müßt aber doch geiſtige Beſchäftigung haben?“

„I bewahre. Dazu iſt ja gar keine Zeit. Ich überſchlage bloß dann und wann meine Schulden und rechne und rechne, wie ich wohl ’rauskomme. Das iſt meine geiſtige Beſchäftigung, ganz ernſthaft, beinahe ſchon wiſſenſchaftlich.“

„Gott, Leo,“ ſagte die Mutter und ſah ihn ängſtlich an. „Gewiß biſt du bloß deshalb gekommen. Iſt es denn wieder viel?“

„Viel, Mutter? Viel iſt es nie. Viel kann es überhaupt nie ſein. Denn ſo dumm iſt keiner. Viel, das fehlte auch noch. Aber wenig iſt es und bei allem Glück, daß es ſo wenig iſt, iſt das doch auch grade wieder das Aergerliche, ja das Allerärgerlichſte. Denn man ſagt ſich: ‚Gott, es iſt ſo wenig, dafür kann man ja gar nichts gehabt haben‘ und hat auch nicht, und dann kommt erſt das andre, daß man’s, trotzdem es ſo wenig iſt, doch nicht begleichen kann. Keiner, der einem hilft, keine Seele. Wenn ich mir da die andern anſehe! Jeder hat einen Onkel . . .“

„O, den haben wir auch,“ unterbrach Sophie. „Und Onkel Eberhard iſt ein Ehrenmann . . .“

„Zugeſtanden. Aber Onkel Eberhard, ſo gut er iſt, er legitimiert ſich nicht als Onkel oder wenigſtens nicht genug. Und dann, Kinder, wer keinen Onkel hat, der hat doch wenigſtens einen Großvater oder einen Paten oder eine Stiftsdame. Stiftsdame iſt das beſte. Die glauben alles, jede Geſchichte, die man ihnen vorerzählt, und wenn ſie auch ſelber nicht viel haben, ſo geben ſie doch alles, ihr letztes."

„Ach, Leo, rede doch nicht ſo. Sie können doch nicht alles geben."

„Alles, ſag' ich. Denn was eine richtige Stiftsdame iſt, die kann auch alles geben, weil ſie gar nichts braucht. Sie hat Wohnung und Fiſch und Wild, und die Puthühner laufen im Hof herum, und die Tauben ſitzen auf dem Dach, und in dem großen Gemüſegarten, den ſie natürlich ſelber beſorgen (denn ſie haben ja nichts zu thun), da ſteht immer irgendwo ein Kohlrabi oder eine Mohrrübe, und in der Küche iſt immer Feuer, weil ſie frei Holz haben. Und deshalb, ja, ich muß es noch einmal ſagen, deshalb können ſie alles geben, weil ſie alles haben und nichts brauchen."

„Aber ſie müſſen ſich doch kleiden."

„Kleiden? I bewahre. Die kleiden ſich nicht. Sie haben ein Kleid und das dauert dreißig Jahre. Sie ziehen ſich bloß an; natürlich, denn auf Eva im Paradieſe ſind ſie nicht eingerichtet . . . Aber da kommt ja die Leber; riecht köſtlich, delikat. Und nun, Kinder, wollen wir teilen: Mutter Mittelſtück, weil das das weichſte iſt, Thereſe rechte Spitze, ich linke Spitze, Sophie und Manon . . ."

„Ach, Leo, mache doch keine Komödie. Du weißt ja doch, daß du das Ganze kriegſt. So warſt du immer, du willſt dich nett machen, wo du nicht beim Worte genommen wirſt."

„Gieb hier nicht Aufſchlüſſe über meinen Charakter, Sophie, gieb mir lieber eine Semmel zu der Leber, ſie iſt ſonſt zu fett. Und mit der Verwandtſchaft hab' ich doch recht; keine Stiftsdame, keine Muhme, keine Baſe, keine Tante, kaum eine Couſine, wenigſtens keine richtige, — man möchte raſend werden, ſagt Mephiſto irgendwo. Kennſt du Mephiſto, Mutter?"

„Natürlich kenn' ich ihn. Ihr Poggenpuhls denkt immer, ihr habt die Weisheit allein und alles wie durch Inſpiration. Denn von der Schule her habt ihr doch eigentlich gar nichts. Und nun gar du, Leo. Wenn ich an deine Zenſuren denke. Mit Wendelin war das was andres. Aber warum? weil er ins Pütterſche ſchlägt."

„Ach, Mutter, du biſt ſchon die beſte; wenn wir dich nicht hätten! Und ich glaube auch beinahe, daß uns die Pütters über ſind. Bloß in einem ſind ſie uns ganz gleich, ſie haben auch nichts, und das iſt mein Schmerz. Ach, Mama, nirgends Geld, nirgends Rückendeckung, und dazu jung und ein

Leutnant; — eine ganz verdeubelte Geſchichte. Und dabei habe ich euch aufgefordert, mit zu Helms zu kommen und dann in die Reichshallen."

„Er iſt unverbeſſerlich," lachte Sophie. „Was ſoll das nun wieder! Erſtens biſt du unſer Gaſt, der nichts als die Honneurs zu machen braucht. Und das Ritterliche wirſt du doch wohl für uns übrig haben."

„Gott, Mädels, ſeid ihr gut. Und ſo aufgeklärt und begreift, daß es nicht anders ſein kann, und ich bleibe in eurer Liebe und Achtung. Das hoffe ich wenigſtens, ſonſt würde ich es nicht annehmen. Und nun, denk' ich, gehen wir. Mama, du kommſt doch mit?"

„Nein, Leo. Eine Perſon mehr macht ſchon immer was aus. Und dann mein Mantel, wenn wir in einem Lokal ſitzen, iſt auch nicht mehr gut genug."

„Ach, das iſt ja gleich, Mutter."

„Und dann hab' ich ſo leicht das Reißen hier, und man weiß nie, welchen Platz man kriegt und ob es nicht gerade zieht. Und wenn ich den Zug kriege, dann krieg' ich auch meinen Rheumatismus und muß ins Bett. Und wenn ich den Rheumatismus nicht kriege, dann krieg' ich meine Kolik, und das iſt noch ſchrecklicher."

Viertes Kapitel.

Leo, der den Weihnachtsmarkt und Helms und die Reichshallen wirklich beſucht und ſich dann ſchließlich vor dem Bartenſteinſchen Hauſe von den beiden jüngeren Schweſtern, die er bis dahin begleitet, verabſchiedet hatte, war bald nach neun wieder zu Haus, wo er nun, ſo ging wenigſtens ſein Plan, mit der Mutter und Thereſe weidlich plaudern und über ſeine Berliner Eindrücke berichten wollte, denn er gehörte zu den Glücklichen, die, ſowie ſie den Fuß auf die Straße ſetzen, immer was erleben oder ſich wenigſtens einbilden, was erlebt zu haben. Er traf es daheim aber anders als erwartet: Thereſe war in die Stadt gegangen, um noch ein paar Kleinigkeiten für den Geburtstagstiſch der Mama zu kaufen, und dieſe ſelbſt, wie er von Friederike gleich auf dem Korridor erfuhr, war ſchon zu Bett. „Hm,“ brummte er und ſchickte ſich, weil ihm nichts andres übrig blieb, eben zu ſtillem Meditieren in einer Sofaecke an, als die

Mama ihm ſagen ließ, er ſolle nur an ihr Bett kommen und ihr was erzählen. Das war ihm denn allerdings erheblich lieber, als, wie er ſich ausdrückte, „unter Betrachtung ſeines Innern“ auf Thereſe zu warten.

„Iſt dir ſchlecht, Mama?“

„Nein, Leo, ſchlecht eigentlich nicht. Ich habe mich nur hingelegt, weil ich morgen doch ein bißchen bei Kräften ſein will. Nimm dir einen Stuhl und rücke 'ran und dann hole die Lampe, daß ich dich immer vor mir habe. Denn du haſt ein gutes Poggenpuhlſches Geſicht, und wenn dann was kommt, was nicht ſtimmt, ſo kann ich es dir immer gleich anſehen und mir meinen Vers danach machen.“

„Ach, Mama, du denkſt immer, ich mache Flauſen; aber es iſt nicht ſo ſchlimm damit. Ich habe nicht 'mal Talent dazu; ich übertreibe bloß ein bißchen.“

„Iſt ſchon recht. Und du warſt auch immer mein Liebling, und die andern haben es dir auch gegönnt. Aber du biſt ſo leichtſinnig und denkſt immer, ‚es wird ſich ſchon finden‘. Und ſieh, das ängſtigt mich. Was finden! Wie ſoll ſich denn was finden, wo ſoll es denn herkommen? Es iſt ja doch eigentlich ein Wunder, daß es noch immer ſo gegangen iſt.“

„Ja, Mutter, das iſt es ja gerade; da ſteckt ja gerade die Hoffnung, und ich muß beinahe ſagen die

Zuverſicht. Wenn das Wunder geſtern war, warum ſoll es nicht auch heute ſein oder morgen oder übermorgen.“

„Das klingt ganz gut, aber es iſt doch nicht richtig. Sich zu Wunder und Gnade ſo ſtellen, als ob alles ſo ſein müßte, das verdrießt den, der all die Gnade giebt, und er verſagt ſie zuletzt. Was Gott von uns verlangt, das iſt nicht bloß ſo hinnehmen und dafür danken (und oft oberflächlich genug), er will auch, daß wir uns die Gnadenſchaft verdienen oder wenigſtens uns ihrer würdig zeigen und immer im Auge haben, nicht was ſo vielleicht durch Wunderwege geſchehen kann, ſondern was nach Vernunft und Rechnung und Wahrſcheinlichkeit geſchehen muß. Und auf ſolchem Rechnen ſteht dann ein Segen.“

„Ach, Mama, ich rechne ja immerzu.“

„Ja, du rechneſt immerzu, freilich, aber du rechneſt nachher, ſtatt vorher. Du rechneſt, wenn es zu ſpät iſt, wenn du bis über den Kopf drin ſteckſt, und dann willſt du dich herausrechnen und rechneſt dich bloß immer tiefer hinein. Was dir nicht paßt, das ſiehſt du nicht, willſt du nicht ſehen, und was dir ſchmeichelt und gefällt, daraus machſt du Wahrſcheinlichkeiten. Die Menſchen haben ſo viel für uns gethan, auch für dich, und nun mein' ich, heißt es: ‚Hilf dir ſelber‘. Immer bloß

‚wir ſind ja die Poggenpuhls‘, damit machen wir uns bloß bedrücklich, und zuletzt ſind wir Querulanten, was ich doch nicht erleben möchte.“

„Davon ſind wir weitab, Mama.“

„Nicht ſo weit, wie du denkſt. Onkel Eberhard, der ein ſehr feiner und ſehr gütiger Mann iſt, ich muß ihn wirklich einen echten Edelmann nennen, wird allmählich auch reſerviert und ungeduldig. Er ſagt es nicht gerade heraus, weil er eben gütig iſt, aber es ſteht doch leiſe zwiſchen den Zeilen.“

„Ja, der Onkel, der alte Streitpunkt. Ich bitte dich, Mama, er thut aber doch auch wirklich zu wenig und alles ſo bloß um Gottes willen, und er müßte doch eigentlich denken: ‚Ich habe meine Zeit gehabt, nun ſind die andern dran.‘ Er giebt wohl dann und wann, gewiß, aber was er ſo auf dem Familienaltar opfert, ſteht in keinem rechten Verhältnis, weder zu ſeinen Einnahmen, noch zu ſeinen Ermahnungen. Er könnte ſich kürzer faſſen und mehr geben. Hat er doch ein rieſiges Glück gehabt und ſitzt nun über ein Dutzend Jahre ſchon in der Wolle, oder wie manche ſagen, in einer guten Aſſiette.“

„Daß du nicht davon abzubringen biſt und nicht wiſſen willſt, wie's mit dem Onkel eigentlich liegt. Er hat die reiche Witwe geheiratet und wohnt in einem Schloß, und wenn ſeine Frau den Prinzen

Albrecht oder einen von den Karolaths einladen will, dann iſt das ein großes Weſen, und der halbe niederſchleſiſche Adel ſitzt dann mit zu Tiſch und es ſieht dann aus, als gäbe Onkel Eberhard das Feſt. Aber er giebt es nicht, ſie giebt es; er giebt nur den Namen dazu her und auch das kaum, denn viele, wenn ſie hinter dem Rücken der Tante ſprechen, nennen ſie noch immer bei dem Namen ihres erſten Mannes. Der war ſchleſiſch und ein ſehr vornehmer Mann, vornehmer als die Poggenpuhls . . . das müßt ihr euch nun ſchon gefallen laſſen, daß es noch Vornehmere giebt . . . Ich ſage dir, ſo gut ſie iſt, ſie hält ihn trotzdem knapp, und er hat nicht viel mehr als ſeine Generalspenſion, von der er noch alte Schulden bezahlen muß . . ."

„. . . Alte Schulden! Siehſt du, Mama, da ſagſt du's nun ſelbſt. Auch der alſo. Und iſt doch General geworden und hat nun eine reiche Frau . . ."

„. . . Wovon er alte Schulden bezahlen muß," wiederholte die Mama, ohne ſeiner Zwiſchenrede weiter zu achten. „Und da bleibt ihm nur ein Taſchengeld."

„Aber ein gutes . . ."

„Vielleicht, oder ſagen wir gewiß. Und wenn er trotzdem damit zu Rate hält, ſo liegt es wohl auch daran, daß er dir mißtraut oder, wenn nicht er, daß die Frau dir mißtraut und daß deren Einfluß ihn beſtimmt."

„Das iſt es ja eben, was einen ärgert, dieſer unwürdige Weibereinfluß. Und dann, Mama, von mir will ich am Ende nicht reden, ich bin vielleicht enfant perdu; meinetwegen. Aber Wendelin, dieſer Muſterknabe, wenn ich meinen Herrn Bruder ſo nennen darf, an dem müßte er doch wenigſtens ſeine Freude haben und ſogar die Frau Tante. Da liegt doch die Knauſerei ganz deutlich zu Tage.“

„Spricht Wendelin ebenſo?“

„Nein. Der nicht, der braucht es auch nicht. Wendelin, der das Talent hat, bei ſeiner Waſſerkaraffe ſich Herr von ungezählten Welten zu fühlen, Wendelin macht auch ſo ſeinen Weg. Aber auch für ihn iſt doch ein Unterſchied. Es iſt nun ’mal was andres, ob man ſeinen Weg ſpielend macht oder in ewiger Askeſe. Die mit Askeſe haben meiſtens einen Knacks weg; — ſie werden berühmt oder können es wenigſtens werden, aber auch wenn ſie berühmt ſind, wirken ſie meiſtens wie kleine Schulmeiſter. Möglich, daß Wendelin eine Ausnahme macht.“

„Glaubſt du denn überhaupt und mit einer Art von Zuverſicht, daß etwas Höheres aus ihm werden wird?“

„Gewiß, Mutter. Kein halbes Jahr, ſo kommt er in den Generalſtab. Was er über Skobeleff geſchrieben hat Aufſehen gemacht. Und dann noch ein

Jahr oder zwei, dann ſchicken ſie ihn nach Petersburg, und da heiratet er, ſo nehme ich vorläufig an, eine Juſſupoff oder eine Dolgorucka; die haben alle wenigſtens zehntauſend Seelen und Bergwerke mit Diamanten. Was meinſt du dazu? Kein übler Blick in die Zukunft. Zugegeben, nicht wahr? Aber wenn der Onkel anders wäre oder meinetwegen auch die Tante — doch von der können wir es nicht verlangen, denn ſie iſt bloß angeheiratet und war eine ‚Bourgeoiſe‘, was immer ſchlimm iſt; du biſt doch wenigſtens eine ‚Bürgerliche‘ — ja, dann wäre er ſchon da, dann wär' er ſchon in Petersburg, und ich wäre ſchon attachiert und ginge mit in den Kaukaſus oder nach Merw oder nach Samarkand und all das unterbleibt oder vertagt ſich wenigſtens grauſamerweiſe, bloß weil kein Vorſpann da iſt, weil die Goldfüchſe fehlen.“

„Gott, Leo, wenn man dich ſo hört, ſo ſollte man glauben, du könnteſt alles haben, wenn ſich bloß der Wind ein bißchen drehen wollte. Phantaſien, Pläne, ſo warſt du ſchon als kleiner Junge.“

„Ja, Mutter, ſo muß man auch ſein, wenigſtens unſereiner. Wer was hat, nun ja, der kann das Leben ſo nehmen, wie's wirklich iſt, der kann das ſein, was ſie jetzt einen Realiſten nennen; wer aber nichts hat, wer immer in einer Wüſte Sahara lebt, der kann ohne Fata Morgana mit Palmen und Odalisken und all dergleichen gar nicht exiſtieren. Fata Morgana ſag' ich. Wenn es dann, wenn man näher kommt, auch nichts iſt, ſo hat man doch eine Stunde lang gelebt und gehofft und hat wieder Kourage gekriegt und watet gemütlich weiter durch den Sand. Und ſo ſind denn die Bilder, die ſo trügeriſch und unwirklich vor uns gaukeln, doch eigentlich ein Glück."

„Ja, die Jugend kann das und darf es auch vielleicht. Und ich will dir noch mehr zugeben: wer immer hoffen kann, und die Hoffnung iſt oft beſſer als die Erfüllung, der hat ſein Teil Freude weg. Aber trotzdem, du hoffſt zuviel und arbeiteſt zu wenig."

„Ich arbeite wenig, das iſt richtig, und ich will es nicht loben. Aber ich habe einen heiteren Sinn, und das iſt ſchließlich beſſer als alles Arbeiten. Heiterkeit zieht an, Heiterkeit iſt wie ein Magnet, und da denk' ich, ich kriege doch auch noch was."

„Nun, ich will es dir wünſchen. Und jetzt geh in die Küche und ſage Friederike, daß ſie dir was zum Abendbrot bringt."

Fünftes Kapitel.

Leo war es zufrieden, denn er hatte wirklich Hunger. Die Entenleber zu Mittag war nicht viel geweſen und die Taſſe Chokolade bei Helms noch weniger.

Er ging alſo hinaus und traf Friederike, die vor einer Küchenlampe ſaß und, ein an den Fuß der Lampe geſtelltes Tintenfaß dicht vor ſich, in ihrem Wirtſchaftsbuch aufſchrieb. Der aus Holz geſchnitzte Federhalter, den ſie nachſinnend zwiſchen Daumen und Zeigefinger hielt, war noch ganz neu (wohl ein Weihnachtsgeſchenk) und ſchloß nach oben hin mit einem Adler ab, der aber auch eine Taube ſein konnte. Soviel ſich bei dem herrſchenden Halbdunkel erkennen ließ, war in der Küche rundum alles in guter Ordnung und Sauberkeit, wenn auch nicht gerade blitzblank; blitzblank war nur der in ſeinem Kochloch ſtehende Theekeſſel, deſſen Tüllendeckel beſtändig klapperte. Denn immer kochendes Waſſer zur Verfügung zu haben, war ein eigentümlicher, zugleich klug erwogener

Luxus der Poggenpuhlſchen Familie, die ſich dadurch in ſtand geſetzt ſah, jederzeit eine beſcheidene Gaſtlichkeit üben zu können. Dieſe bethätigte ſich dann in Verſchiedenem. Obenan, faſt ſchon als Spezialität, ſtand eine mit Hilfe von geröſteten Semmelſcheiben und einer Muskatnußpriſe raſch herzuſtellende Kraftbrühe von franzöſiſchen Namen, in deren Anfertigung jeder einzelne ſo ſehr excellierte, daß ſelbſt Flora, wenn ſie abends zu einer Plauderſtunde mit herankam, unter freundlicher Ablehnung von „Aufſchnitt“ und dergleichen, darum zu bitten pflegte. Was auch klug war.

„Ja, Friederike,“ ſagte jetzt Leo, als er einen Küchenſtuhl heranrückend, ſich über die Lehne desſelben beugte, „Mama ſchickt mich zu dir und hat ſogar von Abendbrot geſprochen. Wie ſteht es eigentlich damit? Ich habe Hunger und danke Gott für alles. Und dir auch.“

„Ja, Junger Herr, viel is es nich.“

„Na, was denn?“

„Nun, eine Boulette von geſtern mittag und ein paar eingelegte Heringe mit Dill und Gurkenſcheiben. Und dann noch ein Edamer. Aber von dem Edamer is bloß noch ſehr wenig. Und dann kann ich Ihnen vielleicht noch einen Thee aufgießen. Das Waſſer bullert ja noch.“

„Nein, Friederike, Thee nicht. Was ſoll man damit? Aber das andre iſt gut und ich werde gleich hier bleiben, gleich hier in der Küche. Mama iſt müd und angegriffen und du kannſt mir dann auch was von den Mädchen erzählen. Sie ſchreiben mir immer, Manon immer vier Seiten, aber es ſteht nicht viel drin. Wie geht es denn eigentlich?“

„Ja, junger Herr, wie ſoll es gehn? Fräulein Thereſe, na, da wiſſen Sie ja Beſcheid; . . . aber ich will am Ende nichts geſagt haben. Und dann Sophiechen. Nu, das Sophiechen iſt ein Prachtſtück. Und Manonchen iſt immer fidel, das muß wahr ſein.“

„Und hält es mit den reichen Bankiers und das iſt auch klug und weiſe. Bankiers, das ſind eigentlich die einzigen Menſchen, mit denen man umgehen ſollte, bloß ſchade, daß ſie faſt alle vom Alten Bund ſind.“

„Ja, junger Herr, ſo is es und ich hab' es ihr auch ſchon geſagt; aber da ſagte ſie: ‚Ja, Friederike, wenn man ſo was will, dann darf man nicht viel ausſuchen, dann muß man's nehmen, wie's fällt.‘“

„Sehr vernünftig, ein kluges Mädchen; gefällt mir außerordentlich und iſt mir auch ganz recht. Ich bin nämlich auch ſo 'n bißchen mit drin, hab' auch angebändelt, ſchöne ſchwarze Perſon, Taille ſo, und Augen, na, Friederike, ich ſag dir, Augen, die reinen Mandelaugen und eigentlich alles ſchon wie Harem. Kennſt du Harem?“

„Natürlich kenn' ich Harem. Das is das, wo die Türken ihre Frauen drin haben und keine Fenſter als bloß ganz kleine Löcher, wo ſie nur 'mal heimlich 'rausgucken können.“

„Richtig. Und ſo wie bei den Türken, oder doch beinahe ſo, ſo ſieht meine auch aus.“

„Aber wird es denn gehen, junger Herr? Wird es denn die Familie zugeben?“

„Welche? Meine oder ihre?“

„Nu, ich meine die Poggenpuhls.“

„Das iſt mir egal, Friederike. Und dann, . . . ſieh, ſo dumm ſind die Poggenpuhls auch nicht, wenn es nur recht viel iſt, ſind ſie ganz zufrieden und geben alles zu.“

„Is es denn viel?“

„Ja, das weiß ich ſelber noch nicht. Und dann ſind dieſe Orientalen ſo gräßlich vorſichtig und machen immer Ehekontrakte, wo man nichts kriegt, wenn man nicht gleich ein halbes Dutzend herzaubert. Und ſo ſchnell geht es doch nicht.“

„Ach, Leochen, Sie werden ſchon . . .“

„Ja, Friederike, das ſagſt du ſo; die Spiele der Natur ſind aber merkwürdig, und wenn dann welche geboren werden, kleine, reizende Engelchen, denn wenn ſie ganz klein ſind, ſind ſie immer Engelchen, dann ſterben ſie und ſieh, dann ſitzt man wieder da und hat alle Mühe umſonſt gehabt.“

„Ja, ja, ſo was kommt vor. Na, aber ſind Sie denn ſchon eins miteinander?“

„I Gott bewahre, ſie weiß eigentlich kein Sterbenswort und ich ſage das auch bloß alles ſo, weil einem immer das Meſſer an der Kehle ſitzt und da malt man ſich denn ſo was aus und tröſtet ſich und denkt, ,'mal wirſt du doch wohl 'rauskommen aus all dem Elend‘. . . Aber Friederike, du könnteſt mir doch eigentlich einen Thee machen, das heißt, wenn noch ein bißchen Rum da iſt.“

„Nein, Leochen, Rum is nich mehr da; bloß noch ein Gilka.“

„Hm, das paßt eigentlich nicht recht. Aber am Ende, warum nicht? Einthun kann ich ihn freilich nicht, aber ſo nebenher iſt er ganz gut zu brauchen. Und nach dem Hering iſt mir doch ſo 'n bißchen durſtig geworden. Und was ich dir von der ſchönen ſchwarzen Jüdin geſagt habe, drüber mußt du reinen Mund halten und darfſt davon nicht ſprechen, nicht zu Mutter und auch nicht zu den Schweſtern, wenigſtens nicht zu Thereſe. Zu Manon kannſt du ſchon eher etwas ſagen, die iſt ja ſchon ſo gut wie mit dabei, mit ihren ewigen Bartenſteins, wo ſie mich auch immer hin haben will. Der Alte ſoll übrigens ſehr reich ſein und ich weiß auch noch nicht, was ich thue. Man iſt dann mit einemmal 'raus und das iſt doch die Hauptſache. Wenn es aber nichts wird, na, dann Friederike, dann müſſen die Schwarzen 'ran, daß heißt die richtigen Schwarzen, die wirklichen, dann muß ich nach Afrika."

„Gott, Leochen! Davon hab' ich ja gerade dieſer Tage geleſen. Du meine Güte, die machen ja alles tot und ſchneiden uns armen Chriſtenmenſchen die Hälſe ab."

„Das thun ſie hier auch; überall dasſelbe."

„Und ſoviel wilde Tiere, Schlangen und Krokodile, daß man bei all der Hitze nich 'mal baden kann."

„Ja, das iſt richtig. Aber dafür hat man auch alles frei, und wenn man einen Elefanten ſchießt, da hat man gleich Elfenbein ſo viel man will und kann ſich ein Billard machen laſſen. Und glaube mir, ſo was Freies, das hat ſchließlich auch ſein Gutes. Haſt du 'mal von Schuldhaft gehört? Natürlich haſt du. Nu ſieh, ſo was wie Schuldhaft giebt es da gar nicht, weil es keine Schulden und keine Wechſel gibt und keine Zinſen und keinen Wucher, und wenn ich in Bukoba bin, — das iſt ſo 'n Ort zweiter Klaſſe, alſo ſo wie Potsdam — da kann ſich's treffen, daß mir der Aequator, von dem du wohl ſchon geleſen haben wirſt und der ſo ſeine guten fünftauſend Meilen lang iſt, daß mir der gerade über den Leib läuft.“

„Um Gottes willen . . .“

„Und ſo was iſt hier ganz unmöglich und deshalb will ich auch hin, wenn ſich hier nicht bald was findet.“

„Gott, junger Herr, dann doch lieber . . .“

„Gewiß, Friederike, viel lieber. Und all das Poggenpuhlſche, wovon Thereſe ſo viel Lärm macht... Aber, alle Wetter, dabei fällt mir ein, wo ſteckt denn nur eigentlich Thereſe? Sie wollte ja, wie du ſagteſt, bloß in die Stadt, um noch zu Mamas Geburtstag was einzukaufen ... Gott, Geburtstag. Sage, Friederike, da muß ich am Ende doch auch wohl was anſchaffen, die alte Frau glaubt ſonſt, ich denke bloß immer an mich. Alſo was meinſt du, was kann ich ihr wohl ſchenken, was braucht ſie?

„Gott, junger Herr, die gnädige Frau braucht ja eigentlich alles.“

„Alles? Das iſt mir zuviel, das geht nicht, das iſt über meinen Etat. Und zurück muß ich doch auch noch wieder und es reicht ſchon nicht . . . Aber du haſt ja vorhin von einem Edamer geſprochen. Is noch was da?“

„Verſteht ſich.“

„Nun gut. Aber zunächſt wollen wir das mit dem Geburtstagsgeſchenk abmachen. Freilich, zurück muß ich, das bleibt das erſte.“

„Ja, junger Herr, wieviel wollen Sie denn wohl anlegen?“

„Wollen? Eine Million. Aber können, Friederike, können, da ſitzt es, da hapert es. Ueber, über . . . na, ich will lieber keine Summe nennen; nur bloß was Nettes, was Sinniges muß es ſein.“

„Nu, ich denke mir eine Primel.“

„Gut, Primel. Primel paßt ganz vorzüglich. Primel oder Primula veris, das iſt nämlich der lateiniſche Name, heißt ſo viel wie Frühlingsanfang, und Mutter wird ſiebenundfünfzig. Und ſieh, das iſt das, was ich ſinnig nenne.“

„Und dann, junger Herr, vielleicht noch eine Tüte mit Mehlweißchen; die ißt ſie für ihr Leben gern. Aber knuſprige, nicht ſolche, die ſich ſo ziehen wie Leder.“

„Auch gut. Alſo Primel und Mehlweißchen, knuſprig und alle weiß beſtreut. Aber es iſt ſchon ſo ſpät; ich glaube, man kriegt keine mehr.“

„Nein, heute nicht mehr; ich beſorge ſie aber morgen früh. Vor neun wird ja doch nich aufgebaut, denn es muß doch erſt überall warm ſein und auch alles ein bißchen in Ordnung.“

Unter dieſen Worten begann Friederike die herrumſtehenden Teller und Gläſer abzuräumen und ſetzte dafür den halben Edamer, der eigentlich nur noch eine rote Schale war, auf den Tiſch. Aber das that nichts. Leo hatte ſchon ſein kleines Taſchenmeſſer, weil ihm das am handlichſten war, herausgenommen und ſchabte damit die guten Stellen mit vieler Geſchicklichkeit heraus, immer verſichernd, daß, wenn man noch was fände, wo eigentlich nichts mehr zu finden ſei, das ſei jedesmal das beſte und darin läge auch was Sinniges. „Ja, Friederike, ſo muß man leben, immer ſo die kleinen Freuden aufpicken, bis das große Glück kommt . . .“

„Ja, wenn es bloß kommt . . .“

„Und wenn es nicht kommt, dann hat man wenigſtens die kleinen Glücke gehabt.“

Und dabei ſetzte er den ausgehöhlten Edamer auf ſeinen linken Zeigefinger und drehte ihn erſt langſam und dann immer raſcher herum, wie einen kleinen Halbglobus.

„Sieh, das hier oben, das iſt die Nordhälfte. Und hier unten, wo gar nichts iſt, da liegt Afrika.“

Sechſtes Kapitel.

Leo war in der guten Stube untergebracht worden und ſchlief hier unbequem aber feſt auf dem kleinen Rohrſofa, das für gewöhnlich in der Schlafſtube ſtand. Er wurde nur einen Augenblick wach, als Friederike kam, um einzuheizen, fiel aber raſch wieder in einen ruhigen Morgenſchlaf zurück, als er nebenan in der einfenſterigen Wohnſtube das Knacken und Kniſtern des Holzes und bald darauf das Klappern der Ofenthür hörte.

Gegen halb neun erſt kam Manon, um ihn zu wecken. „Aufſtehn, Leo; es iſt höchſte Zeit. Wir können Mama nicht länger im Bett halten.“ Und nun ſprang er auf und machte mit ſoldatiſcher Schnelligkeit ſeine Toilette. Der Pfeilerſpiegel über der Konſole präſentierte ſich dabei ſtattlich genug, alles übrige aber war deſto primitiver: ein Küchenſtuhl mit Waſchbecken und Handtuch, ein Glas und eine Waſſerkaraffe. Was er ſonſt noch brauchte, nahm er aus ſeinem Koffer.

„Guten Morgen, meine Damen," mit dieſen Worten trat er bei den Schweſtern ein und gab jeder einen Kuß. Es war ſchon recht hübſch warm in dem kleinen Zimmer. Auf einem alten Klavier lagen und ſtanden die für die Mama beſtimmten Geſchenke noch wirr und ungeordnet umher, denn ſie ſollten, wie ſelbſtverſtändlich, nicht hier, ſondern in der guten Stube, die noch erſt in Stand zu ſetzen war, aufgebaut werden. Das geſchah denn auch, und nun hatte man über alles einen Ueberblick: eine Morgenhaube, zwei Paar Zwirnhandſchuhe und ein Paar Filzſchuhe. Von Friederike war eine Erika geſtiftet, zwiſchen den zwei Filzſchuhen ſtand Leos Primel und die Tüte, Leo ſelbſt aber riß noch raſch ein Blatt aus ſeinem Notizbuch, um ein paar Zeilen aufzuſchreiben, und ſchob dieſe dann zwiſchen die beiden blaßlilafarbenen Primelblüten. „Ein Bild meines Glücks," ſagte er zu der neben ihm ſtehenden Sophie; „zwei Blüten und blaßlila." Nun endlich konnte auch die ſchon ungeduldig werdende Mutter aus ihrer Schlafſtube befreit und an den Geburtstagstiſch geführt werden. Leo und die zwei jüngeren Schweſtern küßten ihr die Hand, während ſich Thereſe mit einem Backenkuß begnügte. „Gott, Kinder, ſo vielerlei," ſagte die gute alte Dame. „Und wie ausgeſucht. Ja, die Filzſchuhe haben mir gefehlt;

ich hab' es immer ſo kalt. Und die Primel und noch dazu mit einem Spruch." Und ſie nahm den Zettel und las: „‚Eine Primel, von deinem . . .‘ Ja, ja, Leo, das biſt du; du haſt das Wort nicht ausgeſchrieben, aber das war auch nicht nötig. Na, der liebe Gott meint es ja gut mit uns allen und vielleicht hilft er dir auch noch."

„Natürlich, Mutter," ſagte Thereſe, „du darfſt ihn nicht ſo herabſtimmen. Er muß ſein Selbſtgefühl behalten und ſich ſagen, daß ein Pommerſcher von Adel immer ſeinen Platz findet. Ich bin guten Muts."

„Und übernimmſt auch Bürgſchaft?"

„Nein, Leo; Bürgſchaft übernimmſt du ſelbſt. Und wenn du ſie richtig übernimmſt, wie es einem Poggenpuhl geziemt und worin dir Wendelin ein Vorbild ſein kann, ſo wirſt du gute Tage haben. Wir haben einen Stern im Wappen."

„Ich wollte, ich hätte erſt einen auf der Achſelklappe."

„Kommt Zeit, kommt Rat. Aber nun nimm Mamas Arm und führe ſie."

* * *

Man blieb wohl eine Stunde beim Kaffee. Leo hatte von ſeinem Thorner Leben zu berichten, am meiſten von ſeinen Beſuchen auf dem Lande, ſowohl bei den deutſchen wie bei den polniſchen Edelleuten.

„Und macht ihr bei dieſen moraliſche Eroberungen?“ fragte Thereſe. „Gewinnt ihr Terrain?“

„Terrain? Ich bitte dich, Thereſe, wir ſind froh, wenn wir im Skat gewinnen. Aber auch damit hat's gute Wege. Dieſe Polen, ich ſage dir, das ſind verdammt pfiffige Kerle, lauter Schlauberger . . .“

„Du haſt ſo viel berliniſche Ausdrücke, Leo.“

„Hab' ich. Und weil man nie genug davon haben kann, denk' ich, wir brechen ſo bald wie möglich auf und gehen in die Stadt auf weitere Suche. Wer Augen und Ohren hat, findet immer was. Ich möchte 'mal wieder eine Litfaßſäule ſtudieren. ‚Wer dreihundert Mark ſparen will‘, oder die ‚goldene Hundertzehn‘ oder ‚Mittel gegen den Bandwurm‘. Ich leſe ſo was ungeheuer gern. Wer kommt mit? Wer hat Zeit und Luſt?“

Thereſe ſchwieg und wandte ſich ab.

„Hm, Thereſe läßt mich im Stich und Sophie hat die Wirtſchaft. Aber Manon, auf dich, denk' ich, iſt Verlaß. Wir ſehen uns das Rezonvillepanorama an (ſo was verſtehn die Franzoſen) und ſind um zwölf Unter den Linden und ſehen die Wache aufziehn mit voller Muſik, und wenn wir Glück haben, ſteht der alte Kaiſer am Fenſter und grüßt uns. Oder wir können's uns wenigſtens einbilden."

Unter dieſen Worten hatten ſich Leo und Manon erhoben.

„Kommt nicht zu ſpät; zwei Uhr," mahnte Sophie, was denn auch verſprochen wurde.

* * *

Leo und Manon hielten Zeit und Punkt zwei ging man zu Tiſch. Es war in der guten Stube gedeckt, in der Mitte eine Torte, links und rechts die Erika und die Primel. Der Sohrſche ſah aus ſeinem Rahmen herab und lächelte.

Gleich nach der Suppe wurde der Glasteller mit der kleinen Repräſentationsweinflaſche von dem Schreibtiſch heruntergenommen und vor Leo hingeſtellt, der mit vieler Würde bemerkte: „Wenn dies mir gilt, ſo muß ich es zurückweiſen; wenn es aber wegen Mamas Geburtstag iſt, auf deren Wohl wir trinken müſſen, ſo kann es ſtehn bleiben."

Und während noch darüber parlamentiert und Leos Widerſtand beſeitigt wurde, kam Friederike und brachte die Ente.

„Wovon willſt du?" fragte Sophie.

„Keule, wenn ich bitten darf. Ich finde nämlich, wer um die Keule bittet, fährt immer am beſten.

Es macht jedesmal einen guten, weil beſcheidenen Eindruck, und zweitens läßt einen das Bindeſtück nicht leicht im Stich. Außerdem iſt die reine Quantitätsfrage doch auch nicht zu verachten."

Er that ſich denn auch bene; alles war ihm zu Willen, und dann brachte er ſeinen Toaſt aus auf das Wohl der Mutter. Dieſe mußte trinken, die Mädchen aber ſtießen nur mit dem Knöchel ihres Zeigefingers an.

„Es iſt doch wahr, zu Hauſe ſchmeckt es immer am beſten. Solche mütterliche Ente krieg' ich in ganz Thorn nicht. Und dieſe Füllung, noch dazu zweierlei, hier Maronen und hier Pudding mit Roſinen. Kinder, ich glaube beinahe, es iſt alles Verſtellung bei euch; ich glaube, ihr habt was, ihr ſeid gar nicht ſo arm."

„Ach, Leo, ſage nur ſo was nicht, ſprich nicht ſo was; das ängſtigt mich immer. Du biſt im ſtande, dir wirklich ſo was einzubilden . . ."

„Nein, nein, ich weiß ja Beſcheid. Ich dachte nur zufällig an etwas, was ich 'mal in einer Zeitung geleſen habe, eine Geſchichte von einer alten Frau, die ein ganzes Vermögen, ich will nicht ſagen wo, eingenäht hatte. Und dann dacht' ich auch an Onkel Eberhard, an unſern Onkelgeneral, und daß er doch eigentlich . . ."

In dieſem Augenblick ging draußen die Klingel und Friederike trat ein, um den Herrn General zu melden.

„Lupus in fabula.“ Aber ehe Leo noch das Wort ausſprechen konnte, ſtand der Onkel ſchon in der Thür, legte den Finger halb dienſtlich an die Schläfe und ſagte: „Habe die Ehre, Frau Schwägerin.“

Die Mädchen eilten ihm entgegen, Leo natürlich desgleichen; als aber auch die alte Frau ſich erheben wollte, verſagten ihr die Kräfte, ſo ſehr war ſie bewegt von der Güte ihres Schwagers, für den ſie immer eine beſondere Liebe und Verehrung gehabt hatte.

„Sitzen bleiben, meine liebe Albertine. Das kommt von den zu jugendlichen Bewegungen. Bringe dir auch Grüße von meiner Frau . . . Und daß ich den Leo hier treffe! Wetter, Junge, du ſiehſt brillant aus und wundervoll genährt. Freilich, freilich . . .“ und er wies auf die Ente.

„An der du dich beteiligen mußt,“ ſagte Manon.

Und der Onkel rückte auch wirklich ein, band ſich, was er ſelbſt als altmodiſch bezeichnete, eine Serviette vor und machte ſich mit vielem Behagen daran, einen Flügel abzuknaupeln. „Delikat. Es iſt übrigens bekannt, was wirklich Gutes kriegt man nur in den kleinen Haushaltungen. Und warum?

In einem kleinen Haushalt kocht man noch mit Liebe. Ja, meine liebe Albertine, mit Liebe; das iſt nun 'mal die Hauptſache.“

„Du biſt immer ſo gut, Eberhard, immer der Alte. Und wenn es dir ſchmeckt . . . Aber ſage vor allem, was führt dich her? In Winterszeit nach Berlin.“

„Ja, Albertine, was führt mich her! Ich könnte ſagen dein Geburtstag. Aber du würdeſt es vielleicht nicht glauben, und da iſt es doch wohl beſſer, daß ich gleich mit der Wahrheit herausrücke. Geſchäftliches führt mich her, Hypotheken, Abſchreibungen und auf der Bank allerlei Sachen. Eigentlich langweilig. Aber doch auch wieder intereſſant . . .“

„Sehr, ſehr,“ ſeufzte Leo und wollte dies weiter ausführen. Thereſe aber hob den Finger, um ihm Schweigen anzudeuten.

„. . . Und,“ fuhr der Onkelgeneral fort, „da die Reiſe nun 'mal nötig war, habe ich mir natürlich dieſen vierten Januar ausgeſucht, um meiner lieben Frau Schwägerin gratulieren zu können.“

„Und du wirſt bei uns wohnen,“ ſagte die Majorin. „Wir können dir nicht viel bieten, aber wir haben doch die Ausſicht auf den Matthäi . . .“

„Ich weiß, Albertine,“ ſagte der General. „Alles ſehr ſchön. Aber offen geſtanden, ich ziehe den

Potsdamer Platz vor, weil da das meiſte Leben iſt. Und Leben iſt nun 'mal das beſte, was eine große Stadt hat. Das fehlt uns in Adamsdorf. Ich bin alſo wieder im ‚Fürſtenhof‘ abgeſtiegen, bin da ſchon bekannt und wahrhaftig, es ſieht beinahe ſo aus, als freuten ſich alle, wenn ich komme.“

„Wird auch wohl ſo ſein.“

„Und wenn ich mich da morgens ins Fenſter lege, links und rechts ein Sofakiſſen unterm Arm und die friſche Winterluft kommt ſo vom Hall'ſchen Thor her — was ich mir wohl gönnen kann, weil ich dran gewöhnt bin, denn von unſrer alten Koppe herunter puſtet es noch ganz anders — und ich habe dann ſo Café Bellevue und Joſty vor mir, Joſty mit dem Glasvorbau, wo ſie ſchon von früh an ſitzen und Zeitungen leſen, und die Pferdebahnen und Omnibuſſe kommen von allen Seiten heran und es ſieht aus, als ob ſie jeden Augenblick ineinander fahren wollten, und Blumenmädchen dazwiſchen (aber es ſind eigentlich Stelzfüße), und in all dem Lärm und Wirrwarr werden dann mit einemmale Extrablätter ausgerufen, ſo wie Feuerruf in alten Zeiten und mit einer Unkenſtimme, als wäre wenigſtens die Welt untergegangen, — ja, Kinder, wenn ich das ſo vor mir habe, da wird mir wohl, da weiß ich, daß ich 'mal wieder unter Menſchen bin, und darauf mag ich nicht gern verzichten.“

Leo nickte ſtumm.

„Alſo verzeih, Albertine, wenn ich ablehne. Bequemer gelegen iſt der ‚Fürſtenhof‘ auch. Aber zuſammen ſein wollen wir doch. Jetzt iſt es drei. Was machen wir heute? Kroll! Gut, das ginge. Da wird doch wohl eine Weihnachtsvorſtellung ſein, Schneewittchen oder Aſchenbrödel; Aſchenbrödel iſt beſſer. In Schneewittchen haben wir den gläſernen Sarg. Und ich bin im ganzen genommen nicht für Särge, bin überhaupt mehr für heitere Ideenverbindungen.“

„Ja, Onkel,“ ſagte Leo, „da wäre vielleicht ein Theater das beſte. Sie geben heute die ‚Quitzows‘ an zwei Stellen: im Schauſpielhauſe die richtigen Quitzows und am Moritzplatz die parodierten. Was meinſt du zu den Quitzows am Moritzplatz?“

„Nein, Leo, das geht nicht, ſo gern ich ſonſt dergleichen ſehe. Man iſt doch ſeinem Namen auch was ſchuldig. Sieh, die Poggenpuhls waren in Pommern ſo ziemlich dasſelbe, was die Quitzows in der Mark waren, und da, mein' ich, verlangt es der Korpsgeiſt, daß wir uns eine Parodie der Sache nicht ſo ganz gemütlich mit anſehn.“

Thereſe erhob ſich, um dem Onkel einen Kuß zu geben. „Es iſt mir immer eine Genugthuung, Onkel, ſolcher Geſinnung zu begegnen. Leo verflacht ſich mit jedem Tage mehr. Und warum, weil er dem goldenen Kalbe nachjagt."

„Ja," ſagte Leo, „das thu' ich. Wenn es nur was hülfe."

„Wird ſchon," tröſtete die ſofort an Flora denkende Manon.

„Aber wozu das?" fuhr Leo fort. „Das liegt ja alles weitab. Vorläufig ſind wir noch bei den Quitzows, bei den richtigen und den falſchen. Die falſchen ſind abgelehnt, alſo . . ."

„. . . die richtigen," ergänzte der General. „Die richtigen im Schauſpielhauſe; da wollen wir hin. Und hinterher in ein Lokal, um da noch unſern kleinen Schwatz zu haben, und ſo gut es geht, feſtzuſtellen, was es denn eigentlich mit dem Stück auf ſich hat. Es ſoll ein ſehr gutes Stück ſein, auch ſchon darin, daß es beiden Parteien gerecht wird, was doch immer eine ſchwere Sache bleibt. Aber, ſo viel hab' ich ſchon gehört, der Dietrich von Quitzow ſoll intereſſanter ſein als der Kurfürſt Friedrich. Natürlich; das iſt immer ſo. Wer mit dem Eiſenhandſchuh auf den Tiſch ſchlägt, iſt immer intereſſanter als der, der bloß eine Nachmittagspredigt hält. Damit kommt man nicht weit. Ich denke mir den Dietrich ſo, wie etwa den Götz von Berlichingen, der vor dem Kaiſer nicht erſchrak und den Heilbronner

Rat verhöhnte. Das war immer meine Lieblingsſcene. Billets werden wir doch wohl kriegen, meinetwegen auch mit Aufſchlag. Wenn man Poggenpuhl heißt, muß man für einen alten Kameraden von ehedem was übrig haben."

„Ein Glück, Eberhard," ſagte die Majorin, „daß die Wände keine Ohren haben. So ſeid ihr Adligen. Und ihr Poggenpuhls, . . . na, ich weiß ja, ihr ſeid immer noch von den beſten. Aber auch ihr! Alles habt ihr von den Hohenzollern, und ſowie die Standesfrage kommt, ſteht ihr gegen ſie."

„Haſt recht, Albertine. So ſind wir. Aber es hat nicht viel auf ſich damit. Wenn es gilt, ſind wir doch immer wieder da. Da nebenan hängt der ‚Hochkircher', nach wie vor ohne Rock, was ihn aber ehrt, und ich möchte beinahe ſagen, was ihn kleidet, und hier (und er wies auf das Bild über dem Sofa) hier hängt der Sohrſche, und euer guter Vater, mein Bruder Alfred, nun, der liegt bei Gravelotte. Das ſind unſre Thaten, die ſprechen. Aber wenn ſtille Tage ſind, ſo wie jetzt, dann ſticht uns wieder der Haſer und wir freuen uns der alten Zeiten, wo's noch kein Kriegsminiſterium und keine blauen Briefe gab und wo man ſelber Krieg führte. Man ſoll es wohl eigentlich nicht ſagen, und ich ſag' es auch nur ſo hin, aber eigentlich muß es damals hübſcher geweſen ſein. Die Bürger brauten das Bernauer und das Cottbuſſer Bier und wir tranken es aus. Und ſo mit allem. Es war alles forſcher und fideler als jetzt und eigentlich für die Bürger auch. Noch keine Konkurrenz. Nicht wahr, Leo?“

„Na, ob, Onkel. Alles viel ſchneidiger. Vielleicht kommt es noch 'mal wieder.“

„Glaub' ich auch. Nur nicht bei uns. Wir ſind nicht mehr dran. Was jetzt ſo ausſieht, iſt bloß noch Aufflackern . . . Aber nun Schlachtplan für heute abend. Ich will zunächſt in meinen ‚Fürſtenhof‘ und ein paar Zeilen an meine Frau ſchreiben und um ſechseinhalb ſeid ihr bei mir. Schwägerin, du auch.“

„Nein, Eberhard. Für mich iſt es nichts mehr, ich habe das Reißen und bleibe lieber zu Hauſe. Wenn ihr alle fort ſeid, will ich erſt das Tageblatt leſen und dann den Abendſegen. Oder Friederike ſoll ihn leſen. Sie wundert ſich ſchon, daß wir ſeit Sylveſter ſo wie die Heiden gelebt haben.“

Siebentes Kapitel.

Man hatte Billets erhalten, gute Plätze, vierte Parkettreihe. Mitterwurzer, der gerade zum Gaſtſpiel in Berlin war, gab den Dietrich von Quitzow und gleich die Scene mit Wend von Ilenburg, Akt zwei, ſchlug mächtig ein. In der bald darauf folgenden Zwiſchenpauſe wandte ſich der immer erregter gewordene Onkelgeneral an die rechts neben ihm ſitzende Thereſe und ſagte: „Merkwürdig, ganz wie Bismarck. Und dabei beide, ſo ſpielt der Zufall, wie Wand an Wand geboren; ich glaube, von Schönhauſen bis Quitzövel kann man mit einer Windbüchſe ſchießen oder ein Landbriefträger läuft es in einem Vormittag. Wunderbare Gegend, dieſe Gegend da; Langobardenland. Ja, wo's 'mal ſitzt, da ſitzt es. Was meinſt du, Leo?“

Leo hätte gern geantwortet, aber ſo frei weg er ſonſt war, er genierte ſich doch einigermaßen, weil er ſah, daß man auf den Reihen vor und hinter ihm bereits die Köpfe zuſammenſteckte und tuſchelte. Der Onkel ſah es auch, nahm's aber nicht übel und dachte nur: „Kenn' ich; berliniſche Zimperei.“

Bald gegen zehn war die Vorſtellung aus und nach kurzer Beratung an einer etwas zugigen Ecke beſchloß man, möglichſt in der Nähe zu bleiben und in einem in der Charlottenſtraße gelegenen Theaterreſtaurant zu ſoupieren. Man fand hier alles ſo ziemlich beſetzt, kam aber doch noch unter und traf nach Ueberfliegung der Speiſekarte raſch die Wahl. Alle waren für Seezunge, mit Ausnahme von Thereſe, die ſich für Maccaroni mit Tomaten erklärte. Gleich danach wurden ohne weiteres fünf Seidel wie ebenſoviele Selbſtverſtändlichkeiten vor ſie hin gepflanzt, und erſt als dieſe Seidel ſchon halb geleert waren, erſchien auch das Beſtellte, was dem ſchon ziemlich nervös gewordenen alten General ſein Gleichgewicht wiedergab. Er rückte nun ſeinen Teller etwas näher an ſich heran, tröpfelte Zitronenſaft auf die knuſprige Panierung und ſagte, während er gleich den erſten Biſſen kennermäßig würdigte: „Ja, Berlin wird Weltſtadt. Aber was mehr ſagen will, es wird auch Seeſtadt. Sie reden ja ſchon von einem großen Hafen, ich glaube, da bei Tegel herum, — und ich kann wohl ſagen, dieſe Seezunge ſchmeckt, als ob wir den Hafen ſchon hätten oder als ob wir hier mindeſtens in Wilkens Keller in Hamburg ſäßen. Es ſind das noch ſo Erinnerungen von Achtundvierzig her, wo ich ein blutjunger Leutnant war, ſo wie Leo jetzt, nur ſchmalere Gage.“

„Kann ich mir kaum denken, Onkel.“

„Nun, wir wollen das fallen laſſen; ſo was wird leicht perſönlich und im Perſönlichen liegen immer die Keime zu Streitigkeiten. Aber Kunſt, Kunſt, darüber läßt ſich reden; Kunſt iſt immer friedlich. Sagt, Kinder, was war das eigentlich mit dem berliner Jargon in dem Stück? Schon gleich als die Straußberger kamen und der Thorwart nach ihnen auslugte, ging es damit los. Und das alles ſo um 1411 herum.“

„Ich denke mir,“ ſagte Thereſe, „der Dichter, ein Mann von Familie, wird doch wohl ſeine Studien dazu gemacht haben. Vielleicht, daß er Wendungen und Ausdrücke, die dich verwundern, in alten Magiſtratsakten gefunden hat.“

„Ach, Kind, das Berliniſche, das da geſprochen wird, das iſt noch keine hundert Jahre alt und manches noch keine zwanzig. Aber es mag wohl ſchwer ſein. Am beſten hat mir die polniſche Gräfin gefallen, ich glaube Barbara mit Namen, eine ſchöne Perſon, das muß wahr ſein. Auf dem Zettel ſtand: ‚Natürliche Tochter König Jagellos von Polen.‘ Will ich gern glauben; ſie hatte ſo was, Augen wie Kohlen. Und dieſer Dietrich; alle Wetter, muß der verwöhnt geweſen ſein, um ſolche polniſche Königstochter ſo abfallen zu laſſen. Ich kenne nur wenig Fälle derart, vielleicht den mit Karl dem Zwölften und der Aurora von Königsmarck. Aber dieſer Fall iſt eigentlich keiner. Denn das mit Karl dem Zwölften lag doch noch wieder anders; das hatte einen Haken . . .“

„Einen Haken? Welchen, Onkel?“

„Ach, Manonchen, das iſt nichts für junge Damen. Und hier ſo öffentlich . . .“

„Dann ſag' es mir ins Ohr.“

„Geht auch nicht. Sieh, das ſind ſo Fineſſen, auf die man warten muß, bis man ſie zufällig 'mal aufpickt, ſagen wir auf einem Einwickelbogen oder auf einem alten Zeitungsblatt, da wo die Gerichtsſitzungen oder die hiſtoriſchen Miscellen ſtehn. Denn nach meinen Erfahrungen umſchließt die ſogenannte Makulatur einen ganz bedeutenden Geſchichtsfond, mehr als manche Geſchichtsbücher. Ich würde mich dabei vielleicht auf Leo berufen, wenn er nicht mit ſeinem Kneifer beſtändig nach dem eleganten jungen Herrn da drüben hinüberlorgnettierte; da drüben am zweiten Tiſch von uns. Und nun grüßt er auch noch.“

Wirklich, Leo war während der letzten Minuten ziemlich unaufmerkſam geweſen, und jetzt erhob er ſich von ſeinem Platz und ging auf den jungen Herrn zu, von dem der Onkel eben geſprochen. Es war unſchwer zu ſehen, daß beide gleichmäßig verwundert waren, ſich hier zu finden, und nachdem ſie, wie's ſchien, ein paar orientierende Fragen ausgetauſcht hatten, führte Leo den hier ſo unerwartet Wiedergefundenen an den Poggenpuhlſchen Tiſch und ſagte: „Lieber Onkel, erlaube mir, daß ich dir Herrn von Kleſſentin vorſtelle. Alter Kamerad von mir, noch von den Kadetten her . . . Meine drei Schweſtern . . .“

Herr von Kleſſentin, ſehr gewandt und von typiſcher Leutnantshaltung, verbeugte ſich gegen den General und die jungen Damen und bemerkte dann, daß er ſich des Herrn Generals, der 'mal zum Beſuch draußen in Lichterfelde geweſen ſei, ſehr wohl noch erinnere.

„Trifft zu, Herr von Kleſſentin. Ich war öfter draußen, mußte doch dann und wann nach dem Rechten ſehn.“ Und dabei wies er auf Leo. „Hat freilich nicht viel geholfen. Aber wollen Sie nicht bei uns einrücken? Dies iſt der beſte Tiſch hier, etwas abgetrennt von den übrigen, und kein Zug.“

Kleſſentin verbeugte ſich, holte ſein Seidel und nahm den Platz zwiſchen dem General und Thereſe.

„Wir haben uns hier ſeßhaft gemacht,“ fuhr der

General fort, „weil es ſo nahe beim Theater iſt ... Sie waren drüben auch zugegen ...“

„Zu Befehl, Herr General.“

„... und ich möchte beinahe wetten, Sie links im Parkett bemerkt zu haben, ſechſte oder ſiebente Reihe.“

„Bedaure, Herr General; ich war dem Aktionsfeld um ein gut Teil näher ...“

„Weiter vor?“

„Ja, Herr General. Auf der Bühne ſelbſt.“

Alle (Leo mit eingeſchloſſen) fuhren neugierig, aber doch auch ein wenig ſchreckhaft zuſammen und man war froh, als der Onkel in einem heiteren Tone ſagte: „Da hat man Sie zu beglückwünſchen, Herr von Kleſſentin. Hinter den Couliſſen; à la bonne heure, ſo gut trifft es nicht jeder. Aber andrerſeits, Pardon, bin ich doch auch wieder erſtaunt, etwas derartiges unter der jetzigen Verwaltung — die, ſoviel ich weiß, auf ſittliche Strenge hält — ſich überhaupt ermöglichen zu ſehn. Oder ſind es perſönliche Beziehungen zum Graf Hochbergſchen Hauſe?“

„Leider nicht, Herr General. Es handelt ſich auch nicht um beſondere, mich auszeichnende perſönliche Beziehungen. Ich bin nämlich einfach Bühnenmitglied. Der Dietrich Schwalbe, deſſen Sie ſich vielleicht aus dem letzten Akt her entſinnen — auf dem Zettel ſteht Bannerträger; richtiger wäre vielleicht ‚Quitzowſcher Milchbruder‘ geweſen, aber dieſe Bezeichnung unterließ man wohl aus Delikateſſe — dieſer Dietrich Schwalbe bin ich.“

Thereſe bog ein wenig nach links hin aus, während die beiden jüngeren Mädchen noch mehr aufhorchten als vorher, und auf den wiedergefundenen Freund ihres Bruders mit einem raſch ſich ſteigernden Intereſſe blickten. Leo ſelbſt ſchien immer noch etwas unſicher und war froh, als der Onkel mit großer Jovialität fortfuhr: „Freut mich, Herr von Kleſſentin. Man kann ſeinem König an jeder Stelle dienen; nur auf die Treue des Dienſtes kommt es an . . .“

Kleſſentin verbeugte ſich.

„Aber was mich überraſcht, ich habe den Zettel wenigſtens dreimal durchſtudiert und bin Ihrem Namen nicht begegnet . . .“

„Er fehlt auch, Herr General. Auf dem Zettel heiße ich einfach Herr Manfred, nach meinem Vornamen. Es iſt das ſo Sitte. Manfred iſt mein nom de guerre.“

„Nom de guerre,“ lachte der Alte. „Vorzüglich. Ein Kleſſentin tritt aus der Armee und wird Schauſpieler, und im ſelben Augenblick, wo er dem Kriegshandwerk entſagt, kriegt er einen nom de guerre.

Ein Glück dabei, daß Sie ſolchen hübſchen Vornamen hatten. Aber ſo hübſch er iſt, ich möchte doch fragen dürfen, können nicht durch ſolche poetiſch hiſtoriſchen Vornamen allerlei Komplikationen entſtehen, können Sie nicht beiſpielsweiſe grade mit Manfred in eine gewiſſe Verlegenheit geraten?“

„Ich mag die Möglichkeit nicht geradezu beſtreiten, Herr General. Aber wenn ich die ganze lange Reihe der Rollen und Stücke durchnehme, ſo kann ich mir, was ſpeziell meinen Namen angeht, eine ſolche Komplikation doch nur für den Fall denken, daß ich den Lord Byronſchen Manfred zu ſpielen hätte. Dann würd' es freilich auf dem Zettel heißen müſſen: ‚Manfred . . . Herr Manfred,‘ was — ſo viel muß ich zugeben — das Publikum einigermaßen ſtutzig machen und eine momentane Verwirrung heraufbeſchwören könnte.“

„Verſteh', verſteh'. Eine Verwirrung übrigens, aus der Sie nichtsdeſtoweniger einen Ausweg finden würden.“

„Ich glaube dies bejahen zu dürfen, immer für den Fall, daß ich überhaupt in die hier angedeutete Lage kommen ſollte. Das iſt aber ſo gut wie ausgeſchloſſen, weil ganz außerhalb meiner Sphäre.“

„Sie ſind deſſen ſicher?“

„Vollkommen, Herr General. Der Lord Byronſche Manfred . . .“

„Und dann, Pardon, Herr von Klessentin, der ältere Bruder in der ‚Braut von Meſſina‘, . . . der, wenn mir recht iſt, etwas weniger ſchuldbelaſtete . . .“

„. . . Zu Befehl, Herr General. Aber, Verzeihung, das iſt eigentlich ein Don Manuel.“

„Ah, richtig, richtig. Don Manuel, Don Manfred, oder auch bloß Manfred, das iſt mir durcheinander gelaufen . . . Und Sie meinen, dieſer Manfred, alſo wahrſcheinlich auch dieſer Manuel, beide Rollen, wie Sie ſich ausdrückten, lägen ganz außerhalb Ihrer Sphäre.“

„Gewiß, Herr General. Der Byronſche Manfred iſt eine Pyramidalrolle, groß, erhaben wie Lord Byron ſelbſt, während ich durchaus auf einer Anfängerſtufe ſtehe.“

„Das ändert ſich. Das iſt überall dasſelbe. Heute Fähnrich und nach vierzig Jahren General; kommt Zeit, kommt Rat.“

„Wollte Gott, daß es ſo läge, Herr General. Aber es liegt anders. Ich bin nun ’mal in der Bühnenlaufbahn drin und muß jetzt dabei verbleiben, ein ewiges Umſatteln macht einen ſchlechten Eindruck. Aber es iſt mir, gerade ſeit ich dabei bin, ganz klar geworden, daß ‚Herr Manfred‘ kein großer Künſtlername werden wird . . . Es iſt möglich oder wenigſtens ſehr wünſchenswert, daß ich über kurz oder lang eine ſogenannte gute Partie machen werde, nach welchem Ereignis ich keinen Augenblick zögern würde, mich von der Bühne wieder zurückzuziehen. Ich bin eigentlich gern Schauſpieler, ja, ich könnte beinahe ſagen mit Paſſion; aber trotzdem, . . . eine Tiergartenvilla mit einem Delphinbrunnen, der immer plätſchert und den Raſen bewäſſert . . ."

„Eine ſolche Villa, mein lieber Kleſſentin, würden Sie vorziehen. Das iſt das, was ich eine geſunde Reaktion nenne. Gott gebe ſeinen Segen dazu. Ja, Park mit Reh und Waſſerfall und mit alten Platanen, im Herbſte goldgelb, — das hat es mir auch angethan. Aber ſolange Sie nun noch mitmachen, iſt da nicht ein Avancement möglich?"

„Schwerlich, Herr General."

„. . . Und wenn nicht, — verzeihen Sie meine Neugier, aber ich intereſſiere mich für all dergleichen — alſo wenn nicht, in welchem Rollenfache hat man Sie denn eigentlich zu ſuchen? Wenn ich wieder auf meinem Gute ſitze und nehme die Zeitung und leſe: ‚Morgen Mittwoch: Wilhelm Tell', ſo will ich, nachdem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft gehabt habe — denn Sie gefallen mir außerordentlich, Herr von Kleſſentin; verzeihen Sie, daß ich Ihnen das ſo ohne weiteres ſage, — ſo will ich doch wiſſen, wo ich Sie im Tell unterzubringen habe; für den Attinghaus ſind Sie zu jung und für den Geßler nicht dämoniſch genug; aber vielleicht Rudenz.“

„Sie greifen immer noch um etliche Stufen zu hoch, Herr General. Es giebt allerdings ein paar Ausnahmefälle, ſo zum Beiſpiel heute abend, wo ich mich als Quitzowſcher Bannerträger von dem eigentlichen Gros um ein geringes abheben durfte, im ganzen aber dürfen mich der Herr General immer nur da ſuchen, wo Sie Gruppen und Rubriken finden: Erſter Bürger, zweiter Mörder, dritter Pappenheimer; ſo ſind mir die Würfel gefallen. Speziell im Tell bin ich natürlich mit auf dem Rütli und habe da den Mondregenbogen und dann ſpäter das Alpenglühen dicht hinter mir. Trotzdem — ich habe bis jetzt immer nur den Meier von Sarnen und ein einziges Mal auch den Auf der Mauer geſpielt und ich darf hinzuſetzen, mein Ehrgeiz verſteigt ſich überhaupt nicht höher als bis zu Röſſelmann. Ein ſchwacher Aufſtieg. Aber um Ihnen nichts zu verſchweigen, man verletzt auch ſchon durch ein ſo beſcheidenes Avancement andrer Intereſſen. Und ſo viel liegt mir wieder nicht dran.“

„Bravo, bravo. Ganz mein Fall. Nur nicht andre beiſeite ſchieben, nur nicht über Leichen.“

„Und dann, Herr General, wie man mit Recht ſagt, daß auch die kleinen Exiſtenzen ihre großen Momente haben, ſo ganz beſonders auch beim Theater. Da iſt beinahe keiner unter den mir gleichgeſtellten Kollegen, der ſich nicht ſagte: ‚Ja, dieſer Matkowsky! dieſer Matkowsky ſpielt den Mortimer und den Prinzen in Calderons ‚Leben ein Traum‘, und er ſpielt beide gut, ſehr gut; aber den Frießhardt (das iſt, Verzeihung, der Kriegsknecht, der vor Geßlers Hut Wache ſteht), oder den Devereux, der den Wallenſtein mit der Partiſane niederſtößt, oder die Hexe im Fauſt oder — verzeihen Sie, meine Damen, daß ich meine Beiſpiele anſcheinend mit Vorliebe grade aus dieſer Sphäre nehme — die dritte Macbethhexe, *die* ſpiele ich, da bin ich ihm über, dieſem Matkowsky‘ . . . Und ſolche glücklichen Momente habe ich auch.“

„Mir ſehr intereſſant, mein lieber Herr von Kleſſentin. Und nun müſſen Sie auch noch einen Schritt weiter gehn und außer dem Meier von Sarnen, von dem ich, offen geſtanden, eine nur dunkle Vorſtellung habe, mir alſo außer dieſem Meier von Sarnen noch ein paar andre Ihrer Paradepferde nennen, klein oder groß, denn man kann bekanntlich auch auf einem Pony paradieren.“

„Es ſchmeichelt mir, ſo viel freundlichem Intereſſe bei Ihnen zu begegnen, und ich wünſche nur, daß meine gern abzulegenden Geſtändniſſe mich um dies freundliche Intereſſe nicht bringen mögen. Meine Begabung, wenn überhaupt von einer ſolchen die Rede ſein kann, liegt nämlich ſonderbarerweiſe nach der Seite des Grotesken hin; auch meine heutige Rolle ſtreifte wenigſtens dieſes Gebiet, und ſo darf ich denn wohl ſagen, daß ich meine kleinen Triumphe bisher im Sommernachtstraum und beſonders in Shakeſpeares Heinrich dem Vierten, zweiter Teil, errungen habe. Der Zufall, ein glücklicher oder unglücklicher, hat es ſo gefügt, daß ich die ganze Reihe der Fallſtaffſchen Rekruten, alſo des ſogenannten ‚Kanonenfutters', durchgeſpielt habe, mit Ausnahme des Schwächlich. Einmal wurd' ich ſogar durch Händeklatſchen von ſeiten Seiner Majeſtät ausgezeichnet, was mich begreiflicherweiſe ſehr beglückte. Beim Publikum aber hab' ich bisher in der Rolle des Bullkalb am meiſten angeſprochen."

Thereſe begleitete dies Wort mit einer ſtolzen Kopfbewegung, die Herrn von Kleſſentin nicht entging, weshalb er ſofort hinzuſetzte: „Wenn man erſt 'mal, und ich muß deshalb wiederholentlich die Verzeihung der Damen anrufen, beim Beichten iſt, ſo kommen leicht Dinge zum Vorſchein, die mehr oder weniger anſtößig wirken. Und beſonders wenn Shakeſpeare in Frage ſteht. In eben dieſem Heinrich den Vierten begegnen wir Perſonen und Namen, einer Witwe Hurtig beiſpielsweiſe ... Nun, dieſe Witwe ſelbſt möchte vielleicht noch gehn, aber neben ihr waltet auch ein blondes Dorchen ſeines Amtes, ein junges Mädchen mit einem Zunamen ...“

„O, ich weiß, ich weiß,“ lachte Manon.

„Du weißt es nicht,“ ſagte Thereſe mit dem ganzen Ernſt einer älteren Schweſter, die den Schul- und Erziehungsgang der jüngeren überwacht und daraufhin eine Verantwortlichkeit übernommen hat.

„Doch, doch, und Leo kann es bezeugen. Und er muß es ſogar, damit der Aermſte 'mal wieder zu Worte kommt. Er iſt ja ganz in bewunderndem Zuhören aufgegangen und ich wette, er hat die ganze Zeit über überlegt, welche Rollen ihm am beſten paſſen würden.“

Sophie legte den Finger auf den Mund. Aber Manon ſah es nicht oder wollte es nicht ſehen und fuhr fort: „Und wir erleben es auch noch, daß wir nach dem Vorbilde von ‚Manfred ... Herr Manfred‘ auf dem Theaterzettel leſen: ‚Leo ... Herr Leo‘. Der von ihm zu Spielende muß aber natürlich ein Papſt ſein, unter dem thu' ich es nicht. Ja, Leo, das iſt mein Ernſt. Und ich würde mich vielleicht auch freuen, dich auf der Bühne zu ſehn. Warum auch nicht? Ich meine, man muß nur berühmt ſein; auf welchem Gebiet, iſt eigentlich ganz gleich.“

„Das iſt dann,“ unterbrach Thereſe, „der Grundſatz jenes auch berühmt Gewordenen, der den Tempel zu Korinth anzündete . . .“

„Epheſus . . .“ verbeſſerte Leo. „Korinth, da waren die Kraniche . . .“

„Das iſt gleich, Tempel iſt Tempel. Im übrigen, verzeih, Onkel, wenn ich, dir vorgreifend, an unſern Aufbruch mahne. Auch Herr von Kleſſentin wird mir verzeihen. Aber unſre gute Mama . . .“

„Verſteht ſich, verſteht ſich. Und noch dazu heute an ihrem Geburtstage . . . Leo (und Onkel Eberhard nahm bei dieſen Worten einen Schein aus ſeiner Brieftaſche) bitte, bemächtige dich des Kellners und bring alles ins klare. Herr von Kleſſentin, Sie begleiten uns vielleicht eine Strecke . . .“

„Mir eine große Ehre, Herr General. Aber bitte zugleich verzeihen zu wollen, wenn ich ſchon an der Friedrichſtraßenecke mich verabſchiede. Eine Verabredung . . . zwei Kameraden von meinem alten Regiment. Ich würde verſuchen,“ und er wandte ſich an die jungen Damen, „Ihnen auch Ihren Herrn Bruder abtrünnig zu machen (wenn man 'mal in Berlin iſt, will man auch Berliner Luft genießen), aber ich zweifle, daß ſeine ritterlichen Geſinnungen ihm dieſe Fahnenflucht geſtatten."

„Es wird ſich leider verbieten, Herr von Kleſſentin," ſagte Thereſe mit einem bedeutungsvollen Lächeln. „Und was die Berliner Luft angeht, ich glaube, wir haben ſie in der Großgörſchenſtraße reiner als in der Friedrichſtraße . . ."

„Reiner, aber nicht echter . . . mein gnädigſtes Fräulein."

Leo, der inzwiſchen die Rechnung beglichen hatte, geſellte ſich ihnen wieder, und ſo brach man denn in corpore auf: der General mit Thereſe, Leo mit Manon, Herr von Kleſſentin mit Sophie, die weniger geſprochen, aber durch ihre Mienen all die Zeit über ein beſonderes Intereſſe gezeigt hatte.

Sie fragte während ihres jetzt beginnenden Geplauders mit ihrem Partner auch nach Fräulein Conrad, von deren Verlobung ſie ganz vor kurzem gehört habe. „Der Verlobte", ſo bemerkte ſie, „ſoll ein ſehr ſcharfer Kritiker ſein. Ich denke es mir ſchwer, einen Kritiker immer zur Seite zu haben. Es bedrückt und lähmt den höheren Flug."

„Nicht immer. Wer fliegen kann, fliegt doch."

„Ich freue mich, das aus Ihrem Munde zu hören . . ."

Und bei dieſen Worten hatte man die Ecke der

Leipziger- und Friedrichſtraße erreicht und Herr von Kleſſentin empfahl ſich; die Poggenpuhls aber gingen weiter auf das Potsdamer Thor zu, wo man ſich am „Fürſtenhofe“ — nachdem Leo nicht bloß eine exakte Rechnungsablegung, ſondern zu des Onkels großer Erheiterung auch eine Behändigung des verbliebenen Reſtes verſucht hatte — mit einem „bis auf morgen“ voneinander verabſchiedete.

Achtes Kapitel.

Mitternacht war dicht heran, als die Geſchwiſter vor ihrer Wohnung eintrafen. Sophie hatte den Schlüſſel und ſchloß auf. In einer gewiſſen Erregung, in der ſie ſich mehr oder weniger befanden, ſprachen ſie ziemlich laut auf der Treppe, was das Gute hatte, daß ihnen die über das lange Ausbleiben ſchon etwas unruhig gewordene Friederike bis in den zweiten Stock entgegenkam und leuchtete.

„Mama noch auf?“ fragte Leo.

„Nein, junger Herr. Die gnädige Frau hat ſich ſchon gleich nach neun zu Bett gelegt; es war ihr ſo kalt. Aber ſie liegt bloß; ſie ſchläft noch nicht.“

Unter dieſem kurzen Geſpräche hatten die jungen Damen ihre Mäntel, Leo ſeinen Paletot abgelegt und alle traten gemeinſchaftlich in das große Schlafzimmer, um die Mama noch zu begrüßen, während ſich Friederike in ihre Küche zurückzog.

Die Majorin ſaß mehr im Bett, als ſie lag, und ſchien in beſſerer Stimmung als gewöhnlich. „Aber, Kinder, ſo ſpät; nachtſchlafende Zeit; ich dachte ſchon, es wäre was paſſiert . . .“

„Iſt auch, Mutter.“

„Na, das mag was Schönes ſein. Vielleicht haſt du dein Vermögen verloren. Aber davon hör' ich noch immer früh genug. Komm, Manon, gieb mir deine Hand und ſieh mich an. Und nun rückt euch Stühle 'ran und erzählt. Und du, Leo, kannſt dich unten auf die Bettkante ſetzen. Es iſt immer noch nicht ſo hart wie Lattenſtrafe; die gab es noch, als ich jung war. Ihr ſeid ja runde ſechs Stunden weg geweſen und ein wahres Glück, daß ich Friederike habe, mit der ich mich ausſprechen kann.“

„Was du wohl auch redlich gethan haſt,“ ſagte Thereſe. „Du machſt dich immer ſo vertraulich mit ihr, mehr als eine Herrſchaft wohl eigentlich ſollte.“

„Meinſt du?“ ſagte die Majorin, während ſie ſich in ihrem Bett noch etwas höher hinaufrückte. „Was meine vornehme Thereſe nicht alles weiß und meint. Aber nun will ich dir auch ſagen, was ich meine. Ich meine, daß ſolche ſchlichte Treue das allerſchönſte iſt, das ſchönſte für den, der ſie giebt, und das ſchönſte für den, der ſie empfängt. Die Liebe der Kinder, auch wenn es gute Kinder ſind, die hat keine Dauer; die denken an ſich und ich will's auch nicht tadeln und nicht anders haben;

aber ſolch altes Hausinventar wie die Friederike, die will nichts als helfen und beiſtehn und fordert weiter nichts, als daß man 'mal ‚danke‘ ſagt. Und ich ſage dir, Thereſe, da ſteckt ein gut Teil Chriſtentum drin.“

„Ja, das glaubſt du immer, Mutter.“

„Nein, das glaube ich nicht, das weiß ich. Aber wir wollen das laſſen; Leo ſoll lieber erzählen, wie alles war.“

„Ja, Mama, wenn ich davon erzählen ſoll, ſo kann ich es nur nach einer Dispoſition, dreigeteilt, alſo wie 'ne Predigt.“

„Bitte, Leo . . .“

„Dreigeteilt alſo ſchlechtweg, ohne Zubemerkung oder Vergleich. Erſter Teil: Onkel und die Quitzows; zweiter Teil: Onkel und Herr Manfred (Manfred iſt nämlich mein Kadettenfreund Kleſſentin) und dritter Teil: Onkel und . . . Aber davon erſt nachher; ich will meinen beſten Trumpf nicht gleich in einer großen Ueberſchrift ausſpielen.“

„Ach, Leo, das ſind ja wieder Flauſen; hinterher iſt es gar nichts.“

„Fehlgeſchoſſen, wie du gleich ſehen wirſt. Aber jetzt aufgepaßt. Erſt alſo: Onkel und die Quitzows.“

„Der gute Onkel! Er wird natürlich über all die Rodomontaden entzückt geweſen ſein.“

„Mit nichten, Mutter. Ich möchte vielmehr umgekehrt annehmen, daß er, trotzdem er den Dietrich von Quitzow bewunderte, nicht ſo recht auf ſeine Koſten gekommen iſt. Aber es ſtehe dahin. Nur ſo viel, als die Straußberger mit Sack und Pack anrückten, ſprach er ziemlich laut (und jedenfalls ſo, daß es einen genieren konnte) von Mühlendamm und Trödelmarkt. Am meiſten gefallen hat ihm offenbar eine hübſche Gräfin, eine gewiſſe Barbara, die bei den Pommernherzögen das Mindeſte zu ſagen gut angeſchrieben ſtand und es nun auch mit unſerm Dietrich von Quitzow verſuchen wollte. Aber da kam ſie ſchön an. Die Mark vertrat ſchon damals die höhere Sittlichkeit, alſo dasſelbe, wodurch ſie ſpäter ſo groß geworden iſt.“

„Spotte nicht.“

„Und der Onkel zeigte auch darin wieder ſeine pommerſche Abſtammung, daß er gleich in hellen Flammen ſtand, und von Manfred Kleſſentin, den wir nach der Vorſtellung im Theaterreſtaurant trafen, auf der Stelle wiſſen wollte, wer denn eigentlich die Gräfin ſei. Das heißt, die Schauſpielerin, die die Gräfin gab.“

„Eine ſchöne Geſchichte . . .“

„. . . Und da haben wir denn mit guter Manier auch gleich die Ueberleitung auf Teil zwei, auf Onkel

Eberhard und Manfred Kleſſentin. Aber davon können dir am Ende die Mädchen gerade ſo gut erzählen wie ich ſelbſt.“

Die Mama nickte.

„. . . und ſo denn lieber gleich Teil drei unter der impoſanten Ueberſchrift: Onkel Eberhard und der Hundertmarkſchein. Und noch dazu ein ganz neuer. Ja, Mama, das war ein großer Moment. Er exiſtiert zwar nicht mehr als Ganzes, ich meine natürlich den Schein, aber doch immer noch in ſehr reſpektablen Ueberreſten. Hier ſind ſie. Wie du dir denken kannſt, ſträubt' ich mich eine ganze Weile dagegen, als ich aber ſah, daß er es übelnehmen würde . . .“

„Leo, ſo haſt du noch nie gelogen . . .“

„Selbſtverſpottung iſt keine Lüge, Mama. Aber du ſiehſt daran ſo recht, wie unrecht du mit deiner ewigen Sorge haſt. ‚Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf‘, ſolch großes Dichterwort iſt nicht umſonſt geſprochen und darf nie vergeſſen werden. Ich bekenne gern, daß ich den ganzen Abend über wegen des Rückreiſebillets in einer gewiſſen Unruhe war, denn ich darf wohl ſagen, ich gebe lieber als ich nehme . . .“

Die Mädchen lachten.

„. . . Indeſſen, Gott verläßt keinen Deutſchen nicht und einen Poggenpuhl erſt recht nicht und wenn die Not am größten iſt, iſt die Hilfe am nächſten. So hab' ich es immer gefunden. Und ſo ſchwimm' ich denn augenblicklich ganz kreuzfidel wieder obenauf und, ſo Gott will, eine ganze Weile noch. Denn die Rückreiſe macht keinen großen Abſtrich, auch wenn ich erſter Klaſſe fahre.“

„Aber Leo . . .“

„Beruhigt euch, Kinder. Ich werde ja nicht erſter Klaſſe fahren; es beglückt mich nur, ſo einen Augenblick denken zu können, ich könnt' es. Alles bloß Phantaſie, Traumbild. Aber das iſt Ernſt: ich will wiſſen, wieviel ich von meinem Vermögen hier laſſen ſoll; jede Summe iſt mir recht und ich will auch keine Rückzahlung und keine Zinſen. Ich will vielmehr dieſen Zuſtand voll und rein genießen und will Wendelin 'mal übertrumpfen. Aber ihr ſagt ja nichts, auch du nicht, Mama.“

„Nun, ich nehme es für genoſſen an, Leo. Und nun geh in die Vorderſtube, und nimm Manon mit, ſie kann dir da beim Packen behilflich ſein. Aber haltet euch nicht zu lange damit auf; ich weiß ſchon, ihr kommt immer ins Schwatzen und könnt dann kein Ende finden. Und nun gute Nacht und wir nehmen auch gleich Abſchied. Komm morgen früh nicht an mein Bett und bringe Wendelin meine Grüße und es wäre hübſch von ihm geweſen, daß er dir dieſe Reiſe gegönnt. Er wäre nun ſchon der Beſte von der Familie, ganz anders . . .“

„Wie Leo . . .“

„Ja, ganz anders. Aber du kannſt doch bleiben, wie du biſt. So ſind alle alten Mütter; die Thunichtgute ſind ihnen immer die liebſten, wenn ſie nebenher nur das Herz auf dem rechten Fleck haben. Und das haſt du. Du taugſt nichts, aber du biſt ein lieber Kerl. Und nun gute Nacht, mein Junge.“

Er ſtreichelte ſie und gab ihr einen Kuß und dann ging er mit der jüngſten Schweſter, die ſeine beſondere Vertraute war, nach vorn, um da für den Abreiſemorgen alles in Ordnung zu bringen.

* * *

Als ſie mit dem Kofferpacken fertig waren, nahm Manon Leos Hand und ſagte: „Setz dich da in die Sofaecke; ich muß noch ein paar Worte mit dir ſprechen.“

„Brrr. Das klingt ja ganz ernſthaft. Iſt es ſo was?“

„Ja, es iſt ſo was. Freilich in deinen Augen kaum. Und nun höre zu, ganz aufmerkſam. Ich bin nämlich einigermaßen in Sorge, daß du, deiner ewigen Schulden halber, falſche Schritte thuſt. Und noch dazu in Thorn. Ich bitte dich, übereile nichts.

Du haſt neuerdings ein paarmal Andeutungen gemacht, erſt in deinen Briefen und nun auch hier wieder, ſo heute abend noch auf dem Heimwege. Du weißt, daß ich in dieſer delikaten Sache nicht wie Thereſe denke; ſie hält die Poggenpuhls für einen Pfeiler der Geſellſchaft, für eine ſtaatliche Säule, was natürlich lächerlich iſt; aber du deinerſeits haſt umgekehrt eine Neigung, zu wenig auf unſern alten Namen zu geben oder was dasſelbe ſagen will, auf den Ruhm unſres alten Namens. Ruhm und Name ſind aber viel.“

„Kann ich zugeben, Manon; aber wer hat heutzutage nicht einen Namen? Und was macht nicht alles einen Namen! Pears Soap, Blookers Cacao, Malzextrakt von Johann Hoff. Rittertum und Heldenſchaft ſtehen daneben weit zurück. Nimm da beiſpielsweiſe den Marſchall Niel! Er hat, glaub' ich, Sebaſtopol erobert und war, wenn ich nicht irre, verzeih den Kalauer, ein Genie im ‚Genie‘; jedenfalls eine militäriſche Berühmtheit. Und doch, wenn nicht die Roſe nach ihm hieße, wüßte kein Menſch mehr, daß er gelebt hat. Indeſſen laſſen wir Niel; was geht uns am Ende Niel an? Nehmen wir lieber etwas, was uns viel, viel näher liegt, nehmen wir da beiſpielsweiſe den großen Namen Hildebrand. Es gibt, glaub' ich, drei berühmte Maler dieſes Namens, der dritte kann übrigens auch ein Bildhauer geweſen ſein, es thut nichts. Aber wenn irgendwo von Hildebrand geſprochen wird, wohl gar in der Weihnachtszeit, ſo denkt doch kein Menſch an Bilder und Büſten, ſondern bloß an kleine dunkelblaue Packete mit einem Pfefferkuchen obenauf und einer Strippe drum herum. Ich ſage dir, Manon, ich habe mein Poggenpuhlhochgefühl gerade ſo gut wie du und faſt ſo gut wie Thereſe; wenn ich dieſes Hochgefühls aber froh werden ſoll, ſo brauche ich zu meinem Poggenpuhlnamen, der, trotz aller Berühmtheit, doch leider nur eine einſtellige Zahl iſt, noch wenigſtens vier Nullen. Eigentlich wohl fünf.“

„Ich habe nichts dagegen, Leo, daß du ſo rechneſt; ganz im Gegenteil. Bin ich doch ſelber nicht ängſtlich in dieſem Punkte. Ja, ich gebe zu, du *mußt* ſo rechnen. Aber ich fürchte, du rechneſt nicht an der richtigen Stelle. Da ſind Bartenſteins, da iſt Flora . . . Ja, das wäre was. Flora Bartenſtein iſt ein kluges und ſchönes Mädchen und dazu meine Freundin. Und reich iſt ſie nun ſchon ganz gewiß. Alſo darüber ließe ſich reden. Aber in Thorn, wovon du beſtändig ſchreibſt und ſprichſt, . . . freilich immer nur ſo dunkel und bloß in Andeutungen. Ich bitte dich, Leo, was ſoll das? In Thorn! . . . Wie heißt ſie denn eigentlich?“

„Eſther.“

„Nun, das ginge. Viele Engländerinnen heißen ſo. Und ihr Vatersname?“

„Blumenthal.“

„Das iſt freilich ſchon ſchlimmer. Aber am Ende mag auch das hingehen, weil es ein zweilebiger Name iſt, ſozuſagen à deux mains zu gebrauchen, und wenn du Stabsoffizier biſt (leider noch weitab) und es heißt dann bei Hofe, wo du doch wohl verkehren wirſt: ‚die Frau Majorin oder die Frau Oberſt von Poggenpuhl iſt eine Blumenthal‘, ſo hält ſie jeder für eine Enkelin des Feldmarſchalls. Ein Poggenpuhl, der eine Blumenthal heiratet, ſo viel Vorteil muß man am Ende von einem alten Namen haben, rückt ſofort auf den rechten Flügel der Möglichkeiten.“

„Bravo, Manon. Alſo deine Bedenken zerrinnen.“

„Doch nicht ganz; ſo viel kann ich nicht zugeben. Ich mühe mich nur einfach, aus Eſther und Blumenthal das Beſte zu machen. Außerdem, ich begreife deine Lage, fühle den Druck mit und freue mich, daß du heraus willſt. Aber wenn es irgend ſein kann, bleibe im Lande und nähre dich redlich; laß es nicht an der Weichſel ſein, nicht Eſther; ſie kann, wie ſie auch ſei, an Flora nicht heranreichen. Zudem die ganze Bartenſteinſche Familie — es ſind drei Brüder, zwei in der Voßſtraße — hat ein beſonderes Anſehen; der, in deſſen Hauſe ich verkehre, iſt ein Ehrenmann, beiläufig auch noch ein Humoriſt, und ich bin ſicher, daß er bei der nächſten Anleihe geadelt wird. In meinen Augen iſt das nichts von Bedeutung, ja, beinahe ſtörend, denn ich haſſe alles Halbe, was es doch am Ende bleibt. Aber vor der Welt . . ."

„Ich will es mir überlegen, Manon. Vorläufig find' ich es entzückend, ſo gleichſam die Wahl zu haben; wenigſtens kann ich mir ſo was einbilden. Am liebſten freilich blieb' ich noch eine Weile was ich bin; ein Junggeſelle ſteht doch obenan. Nur der ‚Witwer' mit ſeinem Blick in Vergangenheit und Zukunft ſteht vielleicht noch höher. Aber das kann man nicht gleich ſo haben. Und nun gehab dich wohl. Mama wird ſich ſchon wundern, was wir noch alles wieder miteinander gehabt haben."

Und bei dieſen Worten trennten ſie ſich.

Manon aber trat noch an das Bett der Mutter, um zu ſehen, ob ſie ſchliefe.

„Da haſt geweint, Mama."

„Ja, Kind. Aber gute Thränen; die thun wohl."

Neuntes Kapitel.

Manon war früh auf, um dem Bruder noch bei der Abreiſe behilflich zu ſein, die beiden andern Schweſtern aber beſchränkten ſich darauf, als Leo den Korridor paſſierte, ihm ihre Arme durch den Thürſpalt entgegenzuſtrecken.

„Ich kenne euch doch,“ ſagte Leo, „der dicke Arm, das iſt Sophie.“ Die von ihm geſtellte Diagnoſe war denn auch richtig, aber für Thereſe verletzlich, und ſo empfing der Abſchiedsmoment einen kleinen Beigeſchmack von Verſtimmung. Friederike, die natürlich mit aufgeſtanden war, trug den Koffer bis an den nächſten Droſchkenſtand, und als Leo hier gewählt und Platz genommen und dem Kutſcher „Friedrichſtraßenbahnhof“ zugerufen hatte, drückte er Friederike etwas in die Hand, das dieſe — trotzdem ihr bei den Poggenpuhls eigentlich wenig Gelegenheit gegeben war, ein feines Abſchätzungsvermögen für im Halbdunkel gereichte Trinkgelder auszubilden —

ſofort als einen richtigen preußiſchen Thaler erkannte. Der Schreck darüber war beinahe noch größer als die Freude.

„Gott, junger Herr . . .“

„Ja, Friederike, die Tage ſind verſchieden, und wenn es nach mir ginge . . .“

„Nein, nein . . .“

„. . . Und wenn es nach mir ginge, ſo nähm' ich gleich den ausgehöhlten Edamer, der doch wohl noch da iſt, und ſchüttete ihn dir voll lauter Goldſtücke. Na, nun mit Gott, vorwärts.“ Und dabei gab er ihr noch die Hand, und die Droſchke ſetzte ſich in eine wilde aber ſchnell nachlaſſende Bewegung.

* * *

Auf dem Heimwege von der Potsdamerſtraßenecke bis wieder nach Hauſe kamen Friederike allerlei Betrachtungen. „Es kann einen doch eigentlich rühren,“ ſagte ſie. „Und wenn ich dann ſo an das reiche Volk denke, wo ich früher war, und gar kein Menſch nich. Und daneben nun dieſe Poggenpuhls! Eigentlich haben ſie ja gar nichts, un mitunter genier' ich mich, wenn ich ſagen muß: ‚Ja, gnäd'ge Frau, der Scheuerlappen geht nu nich mehr.‘ Aber ſie haben doch alle ſo was, auch die Thereſe; ſie thut wohl ein bißchen groß, aber eigentlich is es doch auch nich ſchlimm. Un nu das Leochen! Ein Thunichtgut iſt er, und ein Flauſenmacher, da hat die arme alte Frau ganz recht, un hat auch ſeinen Nagel, wie ſie alle haben, bloß die Frau nich . . . na, die hat ſich zu ſehr quälen müſſen, un da vergeht es einem . . . Aber man is doch immer ein Menſch, un darin ſind ſie ſich alle gleich. Ich bin froh, daß ich ſolche Stelle habe; ſatt wird man ja doch am Ende, un wenn es mitunter knapp is, denn koſten ſie bloß un laſſen einen alles; aber ich mag denn auch nich; wenn man das ſo ſieht, da ſteckt es einen auch in'n Hals un will nich 'runter. Ja, ja, das liebe Geld . . . Un 'n Thaler. Wo er ihn bloß her hat? Na, der Onkel wird wohl ordentlich in die Taſche gegriffen haben."

Als Friederike wieder oben war, fand ſie die beiden älteren Mädchen ſchon am Kaffeetiſch, und Manon kniete vor dem Ofen, um einzuheizen. Als es zuletzt brannte, kam auch die Mutter und nahm wie gewöhnlich ihren Platz auf dem Sofa.

„Na, iſt er gut fortgekommen?"

„Ja, Mama," ſagte Manon, „und ich ſoll dir auch noch einen Kuß von ihm geben, und du wärſt doch die Beſte, wenn du auch keine richtige Poggenpuhl wärſt . . ."

„Nein, das bin ich nicht. Gott, Kinder, wenn ich auch eine wäre, da wäre die Elle ſchon lange viel länger als der Kram."

„Ach laß doch; es geht auch ſo. Nur immer Mut. Ich hatte mir ſchon vorgenommen, mit Flora zu ſprechen, und da mit einmal kam der Onkel ..."

„Ja, der hat 'mal wieder geholfen. Aber man muß nicht denken, daß es immer ſo geht . . ."

„Nicht immer, Mama; aber doch beinah."

„Ja, du biſt auch ſolch Leichtfuß, ganz wie der Bruder. Und mit dem jungen Kleſſentin wird es wohl auch ſo geweſen ſein. Da ſeht ihr, was dabei heraus kommt. Und nun heißt er Herr Manfred. Und wenn nicht ein Wunder geſchieht, und ihr habt ja auch ſchon ſo was geſagt, ſo leſen wir auch noch 'mal auf dem Theaterzettel: Herr Leo. Wie fandet ihr denn den jungen Kleſſentin? Und wie kam denn der Onkel mit ihm aus oder er mit dem Onkel? Es muß doch eine rechte Verlegenheit geweſen ſein."

„Nein, Mama," ſagte Sophie. „Und warum auch? Man muß es nur immer richtig anſehen. Ich bin doch auch von Adel und eine Poggenpuhl und ich male Teller und Taſſen und gebe Klavier- und Singunterricht. Er ſpielt Theater. Es iſt doch eigentlich dasſelbe."

„Nicht ſo ganz, Sophie. Das Oeffentliche. Da liegt es."

„Ja, was heißt öffentlich? Wenn ſie bei Bartenſteins tanzen und ich ſpiele meine drei Tänze, weil es unfreundlich wäre, wenn ich ‚nein‘ ſagen wollte, dann iſt es auch öffentlich. Sowie wir aus unſrer Stube heraus ſind, ſind wir in der Oeffentlichkeit und ſpielen unſre Rolle.“

„Gut, gut, Sophie. Du ſollſt recht haben; ich will es glauben. Aber der junge Kleſſentin. Was ſpielt er denn eigentlich? Ich habe doch noch nie von ihm geleſen.“

„Er hat immer nur ganz kleine Rollen und nannte auch ein paar. Aber, was einen tröſten kann, er ſetzte gleich hinzu, das mache keinen rechten Unterſchied und die kleinen Rollen, auf die käm' es mitunter auch an, gerade ſo gut wie auf die großen. Und alles was er ſagte, klang ſo nett und ſo zufrieden und ſo voll guter Laune, daß Onkel Eberhard ganz eingenommen von ihm war und ihn beglückwünſchte.“

„Ja, das glaub' ich. Der gute Onkel iſt eine Seele von Mann und kann das Wichtigthun und das auf Stelzen gehen nicht leiden, und wenn einer ſagt: ‚ich bin fürs Kleine‘, der hat gleich ſein Herz gewonnen. Er mag's nicht, wenn die Menſchen ſich aufblaſen und ſo thun, als ob ſie ohne Atlastapeten nicht leben könnten. Er iſt für ſeine Perſon beinahe bedürfnislos und mit allem zufrieden, und deshalb

Bayerische Staatsbibliothek

will ich ihn auch bitten, heute mittag mit uns fürlieb zu nehmen. Denn ich denke doch, daß er noch mit heran kommt. Was können wir ihm denn wohl vorſetzen? Du haſt ja die Woche, Sophie; was meinſt du?“

„Nun, ich meine: Weißbierſuppe mit Sago, die hat ihm das vorige Mal ſo gut geſchmeckt. Und dann haben wir noch eine kleine Schüſſel Teltower Rüben und können von der Spickgans aufſchneiden.“

„Das wird nicht gehen,“ ſagte Thereſe. „Die Spickgans iſt aus Adamsdorf, von der Tante.“

„Thut nichts. Spickgänſe kann man nicht unterſcheiden. Und wenn er es merkt, iſt es eigentlich eine kleine Aufmerkſamkeit. Und als dritten Gang denk' ich mir dann Sahnenbaiſers von Konditor Eſchke drüben. Und dann Butterbrot und Käſe.“

Die Mutter, die das Ganze nur als eine ſymboliſche Handlung anſah und ſehr wohl wußte, daß der Onkel vorher gefrühſtückt haben würde, war mit dieſem Menü zufrieden und verlangte nur noch, daß die Töchter, die noch nachträgliche Neujahrsviſiten in der Stadt zu machen hatten, um ſpäteſtens zwei Uhr wieder zu Hauſe wären, weil es ſonſt zu ſpät würde. Bis dahin wollte ſie den Onkel ſchon feſthalten.

Und nachdem auf dieſe Weiſe alles geordnet war, räumte man den Kaffeetiſch ab und begab ſich in das Hinterzimmer, um da für die noch ausſtehenden Beſuche die nötige Toilette zu machen.

* * *

Alle drei Schweſtern verließen gleichzeitig die Wohnung, um vom botaniſchen Garten aus die Pferdebahn zu benutzen, deren „Zonentarif“ ſie ſehr genau kannten. Die alte Majorin, als alles ausgeflogen, ging nun auch ihrerſeits an ihre „Reſtituierung“ und war kaum damit fertig, als ſie draußen auf dem Vorflur ein ziemlich lautes und gemütliches Sprechen hörte, das keinen Zweifel darüber ließ, daß der Schwagergeneral gekommen ſein müſſe.

„Guten Morgen, Albertine. Verzeih, daß ich etwas früh komme, aber, wie ich ſehe, doch nicht zu früh. Alles ſchon blink und blank, alles ſchon in full dress, wenn man dies von einer Dame ſagen kann; ‚full dress‘ iſt nämlich eigentlich wohl männlich und heißt glaub' ich ſo viel wie Frack oder Schniepel. Früher ſagte man Schniepel.“

„Ach, Eberhard, du meinſt es gut und haſt immer ein freundliches Wort und ſiehſt es auch gleich, daß ich mir meine Staatshaube mit einem neuen Band aufgeſetzt habe. Aber mit mir iſt Spiel und Tanz vorbei.“

„Nicht vorbei, Albertine. Immer noch ein propre Frau. Und du biſt ja noch keine ſechzig. Aber wenn auch. Was ſind Jahre? Jahre ſind gar nichts. Sieh mich an. Eben kam ein Bataillon von eurem Eiſenbahnregiment an mir vorbei, — ich ſage ‚von eurem‘, denn ihr habt es ja hier in eurer Straße — und ich kann dir ſagen, wie ich bloß den erſten Paukenſchlag hörte, da ging es mir wieder durch alle Glieder und ich fühlte ordentlich, wie das alte Gebein wieder jung und elaſtiſch wurde. Man hat immer das Spiel in der Hand und iſt gerade ſo jung wie man ſein will. Aber du ſpinnſt dich zu ſehr ein, da wird man Antiquitäte, ägyptiſches Muſeum, man weiß nicht wie. Sieh zum Beiſpiel geſtern. Warum warſt du nicht mit dabei?“

„Lieber Eberhard, Theater, — es iſt nichts mehr für mich.“

„Falſch, falſch. So denkt jeder. Aber iſt man erſt drin im Feuer, dann hat man auch das alte Vergnügen wieder. Ich ſage dir, Albertine, wenn du dieſen Quitzow, dieſen Dietrich von Quitzow, geſehen hätteſt, Studie nach Bismarck, aber Bismarck Waiſenknabe daneben. Augenbrauen wie 'ne Schuhbürſte. Müſſen das Leute geweſen ſein. Und ſein

Bruder ſoll noch toller ausgeſehen haben, weil er bloß ein Auge hatte. Polyphem. Hieß er nicht Polyphem?“

„Ich glaube, Eberhard. Wenigſtens giebt es ſo einen.“

„Und dann nach dem Theater. In der Kneipe. Nun, die Kinder werden dir davon erzählt haben und von dieſem Herrn Manfred, dieſem Kleſſentin. Ein reizender junger Kerl, ſchneidig, friſch, humoriſtiſch angeflogen. Ach, Albertine, mitunter iſt mir doch ſo, als ob alles Vorurteil wäre. Na, wir brauchen es nicht abzuſchaffen; aber wenn andre ſich dran machen, offen geſtanden, ich kann nicht viel dagegen ſagen. Es hat alles ſo ſeine zwei Seiten. Adel iſt gut, Kleſſentin iſt gut, aber Herr Manfred iſt auch gut. Ueberhaupt, alles iſt gut, und eigentlich iſt ja doch jeder Schauſpieler.“

„Ach, ich nicht, lieber Eberhard.“

„Nein, du nicht, Albertine. Dir iſt es vergangen. Aber ich, ich bin einer. Sieh, ich ſpiele den Gemütlichen und ich darf nicht 'mal ſagen, daß ſich ſolche Schauſpielerei für einen General nicht paßte. Da giebt es noch ganz andre Nummern, die auch alle Komödie geſpielt haben, Kaiſer und Könige. Nero ſpielte und ſang und ließ Rom anzünden. Jetzt iſt es Panorama, fünfzig Pfennig Entree.

Denke dir, ſo billig iſt alles geworden. Und vor zehn Jahren, wie mir eben einfällt, waren hier ſogar die ‚Fackeln des Nero‘ ausgeſtellt, ein großes Bild. Damals war ich noch in Dienſt, und ich ſehe die große Leinwand noch vor mir. Und du haſt es vielleicht auch geſehen.“

„Nein, Eberhard, ich habe ſo ’was nie geſehen. Ich mußte mir dergleichen immer verſagen. Du weißt ſchon weshalb.“

„Sprich nicht von ‚verſagen‘. Das Wort kann ich nicht leiden, man muß ſich nichts verſagen, und wenn man nicht will, braucht man auch nicht. Nun ſieh, das war ein Bild, ſo groß wie die Segelleinwand von einem Spreekahn oder wohl eigentlich noch größer, und rechts an der Seite, ja, da war ja nun das, was die Gelehrten die ‚Fackeln des Nero‘ nennen, und ein paar brannten auch ſchon und die andern wurden eben angeſteckt. Und was glaubſt du nun wohl, Albertine, was dieſe Fackeln eigentlich waren? Chriſtenmenſchen waren es, Chriſtenmenſchen in Pechlappen einbandagiert, und ſahen aus wie Mumien oder wie große Wickelkinder, und dieſer Nero, der Veranſtalter von all dieſer Gräßlichkeit, der lag ganz gemütlich auf einem goldnen Wagen, und zwei goldfarbne Löwen davor und der dritte Löwe lag neben ihm, und er kraute ihn in ſeiner Mähne, als ob es ein Pudel wäre. Und nun ſieh, dieſer ſelbige Nero, der ſich ſo 'was leiſten konnte, der die ganze Welt, ich glaube bis hier in unſre berliner Gegend beherrſchte, der ſang und ſpielte auch, gerade ſo wie dieſer Herr von Kleſſentin, und da frag' ich mich denn: ‚ja, warum ſoll er nicht, dieſer junge Menſch?‘ Wenn ein Kaiſer ſpielen darf, warum ſoll Kleſſentin nicht ſpielen? ein unbeſcholtener junger Mann, der wahrſcheinlich niemals 'ne Fackel angeſteckt hat, am wenigſtens ſolche.“

Die Majorin reichte dem Schwager die Hand und ſagte: „Eberhard, du biſt immer noch derſelbe. Und Leo wird auch ſo. Dein Bruder Alfred war immer ernſt, ein bißchen zu ſehr, was wohl an den Verhältniſſen liegen mochte . . .“

„Sprich nicht von Verhältniſſen, Albertine. Verhältniſſe, davon kann ich nicht hören . . .“

„Und es iſt merkwürdig, daß die Kinder oft mehr den Charakter aus der Seitenlinie haben. Und ich will nur wünſchen, daß ſein Lebensgang, ich meine Leos, auch ſo wird, wie der deine, dasſelbe Glück . . .“

„Sprich nicht von Glück, Albertine. Mag ich auch nicht hören. Selbſt iſt der Mann. Aber nein, nein, ich will dies nicht geſagt haben . . . Sprich nur von Glück . . . Es iſt ganz richtig . . . Ich habe Glück gehabt. Erſt im Dienſt. Natürlich immer meine Schuldigkeit gethan, aber doch ſchließlich kein Moltke . . . Gott ſei Dank übrigens, daß es davon ſo wenige gibt, ſie fräßen ſich ſonſt untereinander auf, und wenn es zum Klappen käme, hätten wir keinen . . . Einer iſt ſchon immer das beſte, da gibt es keine Konkurrenz und keinen Neid. Aber nun laſſen wir Kleſſentin und Nero und Moltke und verſuchen wir ein ander Bild. Wo ſind die Mädchen?“

„Ausgeflogen. Und ich habe es unternommen, ſie bei dem gütigen Onkel zu entſchuldigen. Es waren aufgeſchobene Beſuche, höchſte Zeit. Aber du ſiehſt ſie noch. Ich rechne darauf, daß du bleibſt und unſer Gaſt biſt, ſo gut wir's haben.“

„Ah, ah, ah. Kann ich nicht leiden. So gut wir's haben. Was heißt das? Ein Teller Suppe . . .“

„Sophie ſprach von Weißbierſuppe mit Sago , . .“

„Vorzüglich. Und könnte meine Beſchlüſſe beinah umſtoßen. Aber ich habe noch allerhand zu thun und zu beſorgen. Eigentlich Unſinn; eine Poſtkarte beſorgt es alles viel beſſer. Aber meine Frau wünſcht es. Und was eine Frau wünſcht, iſt Befehl, ſonſt iſt der Krieg da, worin wir Militärs immer geſchlagen werden; je ſchneidiger, je größer die Niederlage. Alſo ich muß fort. Und ſo gern ich die

Mädchen alle drei noch 'mal geſehen hätte, ſo paßt es mir auch wieder, daß ſie nicht da ſind. Ich will nämlich eine nach Adamsdorf mitnehmen, meine Frau hat den Wunſch ausgeſprochen, und iſt nur noch die Frage, natürlich deine Zuſtimmung vorausgeſetzt, welche?"

„Und du meinſt, die Frage beantwortet ſich beſſer unter uns."

„Ja, Albertine."

„Nun, da denke ich mir Thereſe. Sie war ſchon vorletzten Sommer mit deiner Frau in Pyrmont und kennt alles und hat ſich einigermaßen mit ihr eingelebt."

„Alles richtig. Und doch wäre vielleicht ein Wechſel angezeigt. Laß mich offen zu dir ſprechen. Thereſe iſt ein vortreffliches Mädchen und eine Dame. Aber ſie hat von der Dame mehr, als meiner Frau lieb iſt. Meine Frau, eine Bürgerliche wie du, iſt von einfachen Lebensgewohnheiten und Anſchauungen, was ich alles nur billigen kann. Und Thereſe — du wirſt verzeihen, daß ich es ſage — hat eine ziemlich ausgeſprochene Neigung, ſich auf das Poggenpuhlſche hinauszuſpielen. Ich mag nichts dagegen ſagen und nehme perſönlich keinen Anſtoß daran. Aber meine Frau findet es etwas übertrieben und hat auch ſeiner Zeit Auseinanderſetzungen mit ihr darüber gehabt."

„Ich verſteh', Eberhard. Und deine Frau hat recht. Es geht mir hier ebenſo mit ihr. Sie hat einen zuverläſſigen Charakter und nimmt es ziemlich ernſt mit ihren Anſchauungen von Adel und Adelspflicht. Aber es iſt ſehr ſchwer, wenn man in Verhältniſſen . . .“

„Nein, nein, nein . . .“

„. . . Wenn man auf ſo beſcheidenem Fuße lebt, wie wir. Das giebt dann immer Meinungsverſchiedenheiten und Unliebſamkeiten. Aber wenn Thereſe nicht, wer dann? Von Manon würde ich mich nicht gern trennen.“

„Sollſt du auch nicht, Albertine. Manon iſt Neſthäkchen und muß dir bleiben. Meine Frau hat ſich, ich wiederhole, deine Zuſtimmung vorausgeſetzt, für Sophie entſchieden. Die hat ihr ſehr gefallen, als ſie ſie hier ſah, und ihre Briefe haben ihr gefallen, auch die, die ſie an Thereſe ſchrieb. Alles ſo verſtändig. Und meine Frau hat eine Vorliebe für das Verſtändige, nur keine Flauſen und Redensarten und aufgeſteifte Sachen. Und Mogeleien ſind ihr nun ſchon von Grund aus zuwider.“

„Davon hat Sophie, Gott ſei Dank, nichts. Ihr Leben iſt immer Arbeit geweſen, und ſie hält eigentlich alles zuſammen, was ſonſt auseinander fiele.“

„Darf nicht. Darf nicht. Nichts darf auseinander fallen. Alſo Sophie! Meine Frau will nämlich allerlei Neues und will namentlich auch neue Wappenteller haben, was mich anfänglich, offen geſtanden, aufs äußerſte verwunderte. Sie hat mir aber Aufſchluß darüber gegeben: Ich bin jetzt, ſagte ſie mir neulich, eine Poggenpuhl, und da paßt es nicht mehr, daß alles noch das Leyſewitzſche Wappen hat; ich glaube, die Leute reden darüber und das muß man vermeiden. Sophie malt ſo gut; ſie ſoll uns das Poggenpuhlſche Wappen malen, dabei wird ſie ſich auch wohl fühlen und glücklich ſein, ihre Gaben im Dienſte der Familie verwenden zu können. Und dann iſt ſie ſo muſikaliſch. In der Dämmerſtunde zuhören, wenn ein Schubertſches Lied geſpielt wird, darauf freu' ich mich, das wird unſer ſtilles Haus beleben und wir können Beſuche dazu laden."

„Und wann denkſt du, daß ſie reiſen ſoll?"

„Gleich heute mit mir. Sie muß um drei mit ihrem Koffer in meinem Hotel ſein. Am beſten allein. Abſchiede verwirren, Küſſe ſind lächerlich. Um vier geht der Zug, und um elf ſind wir in Adamsdorf."

Damit erhob er ſich und unter Grüßen an Thereſe und Manon nahm er Abſchied.

Zehntes Kapitel.

Sophie von Poggenpuhl an Frau von Poggenpuhl.

Adamsdorf, 6. Januar.

Liebe Mama! Geſtern, gleich nach elf, ſind wir wohlbehalten hier eingetroffen. Ganz zuletzt, auf dem Wege von Hirſchberg hierher, entzückte mich die Fahrt im offenen Wagen, trotzdem der Himmel bedeckt und das Gebirge, das zu ſehen ich mich ſo gefreut, in ſeinen Linien unſichtbar war. Aber in den Dörfern herrſchte doch noch Leben, und die Erdmannsdorfer Fabrik, in der auch die Nacht hindurch gearbeitet wird, leuchtete durch den Nebel, der zog. Es ſah mittelalterlich-romantiſch aus, als ob eine uralte Piaſtenfamilie darin wohnte. Hier in Adamsdorf — nur ganz in der Ferne ſchlug noch ein Hund an und ein andrer antwortete — war ſchon alles ſtill, und ſtill war es auch auf dem Vorplatz vor dem Schloß. Ich ängſtigte mich einen Augenblick; aber wie fiel das alles von mir ab, als ich in den Salon trat und von der Tante aufs liebenswürdigſte begrüßt wurde! Eine herrliche Frau. Ich begreife Thereſe nicht, die ſich nie ſo recht mit ihr ſtellen konnte. Vielleicht kommen auch für mich noch die Beſchwerlichkeiten, aber ich glaube es kaum. Daß Dir, mein altes Mutterchen, die Lebensloſe doch auch ſo glücklich gefallen wären! Ich ſprach von: Salon. Ja, es war ein Salon, in den wir eintraten, aber viel mehr noch iſt es eine Halle. Der Vorbeſitzer von Adamsdorf, das in alten Zeiten eine Benediktinerabtei war, hat viel von den alten Kloſtergebäuden mit in den Neubau herüber genommen, und dieſe Halle war vordem ein Refektorium; — durch den Raum hin ſtehen noch drei gotiſche Pfeiler, und in dem Kamin glomm ein Feuer, deſſen von Zeit zu Zeit aufflackernde Lichter an der gewölbten Decke hin ſpielten. Außer der Tante war nur noch eine Katze da, ein wunderſchönes großes Tier, das ſpinnend um mich herum ging und mir dann auf den Schoß ſprang. Ich erſchrak; aber die Tante beruhigte mich und ſagte: das ſei eine Liebeserklärung, womit Bob (es wird alſo wohl ein Kater ſein) ſonſt ſehr zurückhalte. Er ſei mißtrauiſch und eiferſüchtig. Weil wir ausgefroren waren, bat der Onkel um einen Eierpunſch, den ſie hier aus Ungarwein und Gelbei machen. Es ſchmeckte mir ganz vorzüglich. Und was noch wichtiger, ich habe hinterher herrlich geſchlafen, und als ich zu guter Zeit aufſtand und die Jalouſieen in die Höhe zog, da lag das Gebirge, ganz von Schnee überdeckt, in langer Linie vor mir. Wir wollen in den nächſten Tagen eine Partie nach der Heinrichsbaude machen und dann in einem Hörnerſchlitten wieder zu Thale fahren. Es ſoll wunderſchön ſein, aber ich ängſtige mich ein wenig. Ergeh es Dir gut. Gruß und Kuß euch allen und (wenn ihr ſchreibt) auch nach Thorn hin an die Brüder.

In herzlicher Liebe
Deine Sophie.

* * *

Schloß Adamsdorf, 16. Januar.

Liebe Mama! Ich habe mich nun ſchon ganz hier eingelebt. Die Tante verbleibt in ihrer Güte dieſelbe gegen mich; vom Onkel es zu verſichern, iſt nicht nötig, und auch Bob hält in ſeinem Attachement aus. Er geht darin ein wenig zu weit, denn ſeine Zärtlichkeitsbezeigungen haben immer etwas Ueberfallartiges. Mit einemmal ſpringt er mich an, immer noch die Tigernatur. Die Fahrt zur Heinrichsbaude hinauf iſt vertagt worden. Man will noch einen friſchen Schneefall abwarten, denn es heißt: je mächtiger die Schneedecke, deſto ſchöner die Fahrt thalwärts und deſto gefahrloſer; der Schlitten fliegt dann über die Felsblöcke weg, als ob es Maulwurfshügel wären. — Unſer Leben hier iſt ziemlich ſtill, wenig Beſuch und außer unſerm Adamsdorfer Prediger, der dann und wann vorſpricht, kommen meiſt nur Prediger aus der Nachbarſchaft und ein alter Oberſt aus der Stadt; außerdem auch noch ein Amtsgerichtsrat und ſeine Frau. Dieſe Beſuche freuen mich immer ſehr, aber auch ohne ſie habe ich Unterhaltung die Hülle und Fülle, weil die Tante gern aus ihrem Leben erzählt, am liebſten aus ihren Kindertagen, die ſie noch in Armut verbrachte. Zu dem allem haben wir auch noch eine merkwürdige Bildergalerie hier, deren Grundſtock aus verſchiedenen Bildniſſen aus der Kloſterzeit her beſteht: Heiligenbilder (nicht viele), zu denen ſich die Porträts von Aebten und Prioren und ſogar ein Fürſtbiſchof von Breslau geſellen; dazwiſchen allerlei ſpezifiſch Preußiſches: Friedrich der Große (dreimal), Prinz Heinrich, General Tauentzien und zum Schluß ein Dutzend Bildniſſe von Perſonen aus der Familie des erſten Mannes der Tante. Lauter Leyſewitze. Von den Poggenpuhls nichts; nicht einmal das Porträt des Onkels. Ich nahm vor ein paar Tagen Gelegenheit, leiſe darauf hinzuweiſen, worauf er lachend erwiderte: „Ja, Fiechen (ſo nennt er mich immer), das Poggenpuhlſche fehlt ganz und gar, was aber recht gut iſt; es herrſcht hier ſchon ein ungeheures Durcheinander, und wenn auch noch der ‚Hochkircher‘ und der ‚Sohrſche‘ hinzukämen, ſo wäre die Konfuſion vollſtändig.“ Der gute Onkel hat ſolchen bon sens, daß ihm der Hang, auch Mitglieder ſeiner eigenen Familie hier einziehen und mit den altſchleſiſchen Adligen in Wettſtreit treten zu ſehen, gänzlich fern liegt. Und damit hängt es auch wohl zuſammen, daß die Wappentellerfrage ruht. Onkel Eberhard war wohl von Anfang an dagegen und hat nur ſchließlich, ich will nicht ſagen gern, aber doch ohne lange Kämpfe nachgegeben. All das hat ſich aber geändert. Eine ganz andere Aufgabe harrt jetzt meiner, die mich ſtolz und glücklich macht. Was dies andre nun iſt, davon das nächſte Mal. — Wenn Briefe von Wendelin oder Leo bei euch eintreffen, ſo ſchickt ſie mir, zunächſt natürlich meinetwegen, aber doch auch des Onkels halber, der ſich für beide ganz aufrichtig intereſſiert und von jedem was erwartet, von Wendelin gewiß, aber auch von Leo. Leo, ſagte er noch heut, iſt ein Glückskind, und das Beſte, was man haben kann, iſt doch immer das Glück. Die Tante wurde dabei ganz ernſthaft und beſtritt es, beruhigte ſich aber, als er verbindlich und mit einer chevaleresken Handbewegung ſagte:

„Hab' ich dich verdient oder war es Glück?“ Sie gab ihm einen Kuß, was mich rührte, denn es war kein Zärtlichkeitskuß, den ich bei alten Leuten nicht ſehen mag, ſondern nur echte Zuneigung und Dankbarkeit. Und mit Recht. Denn ſo gewiß dieſe Verheiratung ihn glücklich gemacht hat, ſo gewiß auch ſie. — Du ſiehſt aus dieſem allem, wie glücklich ich hier bin, aber mitunter ſehne ich mich doch nach Dir und möchte Dir die Hände ſtreicheln. Aengſtige Dich nur nicht zu viel. Es wird noch alles gut. Das läßt Dir der Onkel noch eigens durch mich vermelden. Er ſagte mir heut, es gäbe einen Wappenſpruch, der laute: „Sorg', aber ſorge nicht zu viel, es kommt doch wie's Gott haben will.“ Und gegen dieſen Spruch, ſo ſchloß er, verſtießeſt Du mehr als recht ſei. Ich hab' übrigens nicht, wie Du vielleicht glaubſt, mit eingeſtimmt, hab' ihm vielmehr geſagt: „Wie weh etwas thut, weiß nur der, der das Weh gerade hat.“ Da hat er mir auch einen Kuß gegeben. Es iſt ein herrlicher Mann und ich kann nicht herauskriegen, wer beſſer iſt, er oder ſie. Nun aber lebe wohl.

Deine Sophie.

* * *

Schloß Adamsdorf, 19. Januar.

Heut, meine liebe Mama, nur eine Karte. Vorgeſtern iſt Schnee gefallen; er liegt um das Schloß her wie eine Mauer. Seit heute früh aber klarer blauer Himmel, milde Kälte, himmliſches Wetter. Wir wollen nun in den nächſten Tagen zu Fuß und zu Wagen bis auf den Kamm des Gebirges und dann in Hörnerſchlitten zu Thal. Der Paſtor und ein Aſſeſſor aus der Stadt wollen teilnehmen. Ich freue mich unendlich darauf. Ergeh es euch gut.

Deine Sophie.

Heinrichsbaude, 22. Januar.

Wieder nur eine Karte. Diesmal aber mit einem Bilde drauf (Heinrichsbaude). Wir ſind nämlich hier oben und werden wenigſtens noch bis morgen bleiben, bleiben müſſen. Und daran bin ich ſchuld. Ich verfehlte, gleich als ich den Schlitten beſtiegen und das Niederſauſen begonnen hatte, den rechten Weg und wäre, rettungslos verloren, in den Krater geſtürzt — den ſie, weil er unten Waſſer hat, den „kleinen Teich“ nennen —, wenn nicht ein in der richtigen Richtung fahrender Schlitten, der dies ſah, mit allem Vorbedacht von der Seite her in meinen Hörnerſchlitten hineingefahren wäre. Bei dieſem, ich muß ſagen glücklichen, weil mich rettenden Zuſammenſtoß wurde ich herausgeſchleudert und mußte, weil ich, etwas verletzt, nicht gehen konnte, hierher zurückgetragen werden. Wir erwarten in ein paar Stunden den Arzt aus Krummhübel. Das iſt das nächſte große Dorf. Aengſtigt euch nicht. Auf Hörnerſchlittenfahrten aber laß ich mich nicht wieder ein. Mein Retter war ein junger Aſſeſſor (adlig) und ſchon verlobt. Wie immer

Deine Sophie.

Schloß Adamsdorf, 25. Januar.

Zwei Telegramme des guten Onkels werden Dich über mein Befinden beruhigt haben. Von Gefahr keine Rede mehr; Oberſchenkelbruch; in vier Wochen, ſpäteſtens in ſechs, kann ich wieder tanzen. Der Arzt iſt vorzüglich und ſehr decent; Sohn eines Webers hier aus der Nähe (Notiz für Thereſe). Meine Rettung, wie ich Dir, glaub' ich, ſchon ſchrieb, verdanke ich allein dem Aſſeſſor; er iſt natürlich Reſerveleutnant und will, wenn es zum Kriege kommt, dabei bleiben. Akten ſind ihm zuwider, was der Amtsgerichtsrat, ſein Vorgeſetzter, lächelnd beſtätigt. Daß ich ſo viele Wochen ruhig liegen muß, würde mir hart ankommen, wenn mir der Doktor nicht freie Bewegung meiner Arme geſtattet hätte. Die

Tante ließ mir denn auch ſofort eine Stellage herrichten, ſo daß ich ohne Mühe ſchreiben und zeichnen kann. Ich mache davon den reichlichſten Gebrauch und fertige Skizzen über Skizzen. Und da iſt es denn auch wohl an der Zeit, Dir, meine gute Alte, von dem neuen Plan zu erzählen, hinſichtlich deſſen ich ſchon vor ein paar Wochen, bald nach meinem Eintreffen hier, einige kurze Andeutungen machte. Statt mit dem Malen von Wappentellern, bin ich nämlich, höre und ſtaune, mit Ausmalung unſrer proteſtantiſchen Kirche (das Dorf hat, wie faſt überall hier, auch eine katholiſche) betraut worden, und zwar ſollen in all die tiefer liegenden Felder, die ſich um die Kirchenempore herumziehen, auf Holz gemalte bibliſche Bilder eingelaſſen werden, jedes etwa von der Größe eines zuſammengeklappten Spieltiſches. Eine freilich etwas ſonderbare Maß- und Größenangabe, wenn ich bedenke, daß es ſich um eine Kirche handelt. Natürlich wird es nichts großartig Kunſtmäßiges werden, dafür iſt geſorgt, aber doch auch nichts Schlechtes und was mich am meiſten beglückt, ich werde die Aufgabe ganz neu zu löſen trachten. Alſo: „Joſeph wird nach Aegypten hin verkauft“, „Judith und Holofernes“, „Simſon und Delila“, — all dergleichen denk' ich fallen zu laſſen und dafür das zu nehmen, worin das Landſchaftliche vorherrſcht.

Meine Bemühungen gehen mithin zunächſt dahin, in der Bibel nach Stoffen mit guter Scenerie zu ſuchen und ſolche, wenn ich ſie gefunden, in wenig Strichen hinzuwerfen, ſo gut es in meiner gegenwärtigen Lage geht.

Aus der Länge meines Briefes ſiehſt Du, daß es mir trotz alledem und alledem ſehr gut ergeht. Manon wird dies vielleicht beſtreiten und ſich darauf berufen, daß man, weil man Briefe vorläufig noch mit der Hand ſchreibe, keine Schlußfolgerungen daraus auf das Wohlbefinden des Fußes ziehen dürfe. Das iſt aber falſch. Wenn man einen kranken großen Zehen hat, d. h. wirklich krank, ſo kann man ebenſowenig ſchreiben, wie wenn es ein kranker Daumen wäre.

Laß mich recht ausführlich hören, wie's euch geht. Auch Friederike ſoll mir ſchreiben; Dienſtbotenbriefe ſind immer ſo reizend, ſo ganz anders wie die der Gebildeten. Die Gebildeten ſchreiben ſchlechter, weil weniger natürlich; wenigſtens oft. Das Herz bleibt doch die Hauptſache. Nicht wahr, meine liebe gute Alte?! Du weißt das am beſten. Und Thereſe ſoll mir eine Beſchreibung von der Soiree bei Bronſarts machen und ob lebende Bilder geſtellt wurden und welche. Und Manon ſoll mir von Bartenſteins ſchreiben und dem Ball und ob ſie mitgetanzt hat und mit wem. Und welche Toilette ſie hatte. Manon verſteht es, aus ein bißchen Tüll und einem Roſaband ein Feenkoſtüm zu machen. Und nun lebe wohl. Die Tante will noch ein paar Zeilen (vielleicht einen Krankenbericht) mit beilegen. Wie immer Deine Dich herzlich liebende

Sophie.

Elftes Kapitel.

Während der Wochen, wo dieſe Korreſpondenz zwiſchen Berlin und Schloß Adamsdorf ging, ging auch ein Briefwechſel zwiſchen Berlin und Thorn. Leo begann mit einer Karte an Manon, die, nachdem ſie geſchrieben, wohlweislich noch in ein Couvert geſteckt worden war.

Thorn, 8. Januar.

Seit drei Tagen wieder da. Kopernikus ſteht noch. Im ganzen Neſte riecht es nach Bierfiſch, was übrigens nicht ganz richtig iſt, denn ſie kochen hier die Karpfen mit Pfefferkuchen und Ungarwein. In dieſen Stücken ſind wir euch überlegen; freilich geht man etwas mißbräuchlich damit vor. — Wendelin empfing mich am Bahnhof, furchtbar artig, aber doch auch ſehr gnädig. Er übertreibt es; Gönnermiene, ganz Generalſtab. Und er iſt es noch nicht 'mal. Natürlich kommt er dazu. So viel Tugenden kann ſich der Staat nicht entgehen laſſen. Verzeih dieſe

Malicen, aber wenn man ſich ſo verſchwindend klein fühlt, hat man nichts als Schändlichkeiten, um ſich vor ſich und andern zu behaupten. Der Wurm krümmt ſich. Ich ſchreibe morgen wieder, vielleicht noch heute, wenn mir das Rekrutenexerzieren nicht den Lebensodem nimmt. „Dobry, dobry“ und dazwiſchen „Schafskopp“. Tauſend Grüße. Dein Leo.

An den Rand der Karte war noch eine Nachſchrift gekritzelt.

„Eben kommt eine Einladung zu heut abend; engſter Zirkel. Wohin, brauche ich Dir wohl nicht erſt zu ſagen. Eſther übrigens heute früh ſchon am Fenſter geſehen, — pompös, ja, faſt Pompoſiſſima, was mich ein wenig ängſtigt. Denn ſie iſt erſt 18. Wohin ſoll das am Ende führen?“

* * *

Drei Tage nach Empfang antwortete Manon.

Berlin, 12. Januar.

Mein lieber Leo! Habe Dank für Deine Zeilen, die mich herzlich erfreut haben, weil ſie ſo ganz Du ſelbſt waren. Deine Karte, glücklicherweiſe couvertiert, kam zugleich mit einem Briefe von Sophie. Da ſah man ſo recht den Unterſchied. Sophie immer ich möchte ſagen Palette in Hand, immer künſtleriſch, immer gefühlvoll und immer dankbar. Namentlich dies letztere läßt ſich Dir nicht vorwerfen. Dein älterer Bruder (und der beſſere dazu) macht Dir den Hof und Du beſpöttelſt ihn. Ei, ei; poggenpuhlſch iſt das jedenfalls nicht. Die Poggenpuhls ſind pietätvoll. Ich glaube, Dein Hang zu kleinen Spöttereien und Ueberheblichkeiten fliegt Dir ſo an, iſt Umgangseinfluß, oder was daſelbe ſagen will, eine Folge des Tons, dem Du im Hauſe der pompöſen Eſther oder der „Pompoſiſſima“, wie Du ſchreibſt, begegneſt. Ich kenne dieſen Ton auch von Bartenſteins her, wiewohl dieſe ſelbſt nicht daran teilnehmen und verlegen werden, wenn er überhaupt angeſchlagen wird. Daß dies geſchieht, können aber freilich ſelbſt Bartenſteins nicht verhüten, denn ſie haben, bei der eigentümlichen Zuſammenſetzung ihrer Geſellſchaft, das Spiel nie ganz in der Hand. Um nur eins zu nennen, die Verwandtſchaft, die ſich allſonntäglich bei ihnen verſammelt, iſt immer wie aus zwei Welten: der eine Onkel war vielleicht dreißig Jahre lang in London oder Paris, der andre dreißig Jahre lang in Schrimm. Und das macht denn doch einen Unterſchied. Ich ſprach von Umgangseinfluß. Er iſt da; ſeine Macht verſpür' ich an mir ſelbſt, und wenn ich Thereſe anſehe, ſo beſtätigt ſich mir dieſer Einfluß, von der andern Seite her, wie eine Probe aufs Exempel. Thereſe, wenn auch manches an ihr anders ſein könnte, weiß doch jederzeit was ſich ſchickt, und das verdankt ſie der Wilhelmſtraßenluft, in der ſie nun 'mal lebt. Ich weiß nicht, in welcher Straße Eſther wohnt (vielleicht *auch* in einer Wilhelmſtraße), nur *das* weiß ich, daß es in der unſrigen keine Pompoſiſſimas gibt. Ich muß mich hier unterbrechen. Eben hat es geklingelt, und aus dem Korridorgeſpräch, das Friederike führt, hab' ich gehört, daß Flora gekommen und bei der Mama eingetreten iſt. Sie wird mich einladen wollen. Ueber das vorſtehende Thema nächſtens mehr. Deine ganze Zukunft, ſo viel wird mir immer klarer, dreht ſich um die Frage: Eſther oder Flora. Flora, Gott ſei Dank, iſt blond, ſogar hellrotblond. Lebe wohl. In alter Liebe

Deine Manon.

Berlin, 15. Januar.

Lieber Leo! Du haſt meinen zweiten Brief, der den erſten vervollſtändigen ſollte, gar nicht abgewartet und mir umgehend geantwortet. Das iſt ſehr liebenswürdig, aber leider auch ängſtlich und wenn ſchon die bloße Raſchheit der Erwiderung etwas Mich-beſorgt-machendes hatte, ſo mehr noch die einzelnen Wendungen Deines Briefs. Ich will doch nicht fürchten, daß die Einladung zum 8. abends, von der Du auf Deiner Karte ſchriebſt, verhängnisvoll für Dich geworden iſt. Ich weiß, daß dunkler Teint Dir immer gefährlich war. Und Eſther! Es iſt merkwürdig, daß manchem Namen etwas wie eine myſtiſche Macht innewohnt, eine Art geiſtiges Fluidum, das in rätſelhafter Weiſe weiter wirkt. Raffe Dich auf, ſei ſtärker als Ahasverus war (ich meine den Perſerkönig), der auch der Macht der Eſther erlag. Eben habe ich Deine Zeilen noch einmal überflogen und wieder den Eindruck davon gehabt, als hätteſt Du Dich bereits engagiert. Iſt dem ſo, ſo weiß ich ſehr wohl, daß die Welt darüber nicht zu Grunde gehen wird, aber mit Deiner Carriere iſt es dann vorbei. Denn in der Provinz, und ſpeziell in *Deiner* Provinz, iſt das religiöſe Gefühl — oder, wie ſie bei Bartenſteins immer ſagen, das „Konfeſſionelle“ (ſie wählen gern ſolche ſonderbar verſchränkten Ausdrücke) — von viel eigenſinnigerem Charakter, und der Uebertritt wird von den Eltern einfach verweigert werden. In dieſem Falle bliebe Dir alſo nur Standesamt, ein, ſo aufgeklärt ich bin, mir geradezu ſchrecklicher Gedanke. Solch ein Schritt würde Dich nicht nur von der Armee, ſondern, was mehr ſagen will, auch von der „Geſellſchaft“ ausſchließen und Du würdeſt von da ab in der Welt umherirren müſſen, fremd, abgewieſen, ruhelos. Und da hätten wir dann den *andern* Ahasverus. Thu uns das nicht an. Thereſe würd' es nicht überleben.

Deine Manon.

Berlin, 18. Januar.

Mein lieber Leo! Gott ſei Dank. Nun kann noch alles gut werden. Du glaubſt nicht, wie erlöſt ich mich fühle, daß dieſes Wetter an uns allen und nicht zum wenigſten an Dir ſelber vorübergegangen iſt. Du lachſt mich aus über meine Beſorgniſſe, neckſt mich und ſtellſt die Frage, was denn, wenn's nun wirklich ſich ſo geſtaltet hätte, was denn für ein Unterſchied geweſen wäre zwiſchen den ſo verpönten Blumenthals und den mit ſo vielem Empreſſement empfohlenen Bartenſteins. Ja, Du fügſt hinzu Blumenthal führe ſeit Jahr und Tag den Kommerzienratstitel und ſolche Staatsapprobation durch eine doch immerhin chriſtliche Behörde ſei zwar nicht die Taufe ſelbſt, aber doch nahe daran, und ſo ſei denn Haus Blumenthal dem Hauſe Bartenſtein eigentlich um einen Pas voraus. Ach, lieber Leo, das klingt ganz gut, und als einen Scherz will ich es gelten laſſen, aber in Wahrheit liegt es doch anders. Bei Bartenſteins war der Kronprinz, Bartenſtein iſt rumäniſcher Generalkonſul, was höher ſteht als Kommerzienrat, und bei Bartenſteins waren Droyſen und Mommſen (ja, einmal, kurz vor ſeinem Hinſcheiden, auch Leopold von Ranke), und ſie haben in ihrer Galerie mehrere Bilder von Menzel, ich glaube einen Hofball und eine Skizze zum Krönungsbild. Ja, lieber Leo, wer hat das? In einem Damenkomitee für das Magdalenum ſitzt Frau Melanie, das iſt der Vorname der Frau Bartenſtein, ſeit einer Reihe von Jahren, Dryander zeichnet ſie bei jeder erdenklichen Gelegenheit aus ... Und dann Eſther und Flora ſelbſt! Es iſt ein Unterſchied, muß ein Unterſchied ſein. Ich beſchwöre Dich: überlege — vor allem aber — und das iſt das, was ich Dir nicht genug aus Herz legen kann — vor allem wiege Dich nicht in der eitlen Vorſtellung, daß man hier, bloß weil ich es im ſtillen ſo ſehr, ſehr wünſche, daß man hier etwa bang und ſehnlichſt auf Dich wartete. Die Wünſche beider Eltern, auch Floras ſelbſt, gehen unzweifelhaft nach der Adelsſeite hin, aber doch ſehr mit Auswahl, und wenn beiſpielsweiſe bei Frau Melanie — die ſich ihrer und ihres Hauſes Vorzüge ſehr wohl bewußt iſt — die Entſcheidung läge, ſo weiß ich ganz beſtimmt, daß ſie's unter einem Arnim oder Bülow nicht gern thun würde. Und nun berechne danach die Chancen der Poggenpuhls! Sie ſind, trotz Thereſe, nicht eben überwältigend, und Deine perſönliche Liebenswürdigkeit würde ſchließlich doch viel, viel mehr den Ausſchlag zu geben haben, als das Maß unſrer hiſtoriſchen Berühmtheit. Demungeachtet iſt auch dieſe ein durchaus in Rechnung zu ſtellender Faktor, ganz beſonders Flora gegenüber, die, im Gegenſatz zu beiden

Eltern, einen ausgeſprochen romantiſchen Sinn hat und mir erſt vorgeſtern wieder verſicherte, daß ihr, als ſie neulich in Potsdam die Grenadiermützen vom 1. Garderegiment geſehen hätte, die Thränen in die Augen gekommen ſeien. — Alles in allem, Leo, Du haſt noch keine volle Vorſtellung davon, um was und um wieviel Du wirbſt und daß es, trotz meiner guten und, ich kann wohl ſagen, intimſten Beziehungen, immer noch Mühen und Anſtregungen koſten wird, die Braut heimzuführen. Weiſe alſo nicht hochmütig das, was ich Dir noch vorzuſchlagen haben werde, zurück, ein Leichtſinn, gegen den ich Dich durch Deinen guten Verſtand und Deine ſchlechte Finanzlage gleichmäßig geſchützt glaube.

. . . Aber da kommt eben Flora, um mich zum „shopping“, (ſie wählt gern engliſche Wendungen) abzuholen und ich muß hier abbrechen, ohne mich über meinen Plan: eine Familiengeſchichte der Poggenpuhls, höre und ſtaune, durch Dich geſchrieben zu ſehen, näher ausgeſprochen zu haben. Nur noch ſo viel: Wendelin muß das Beſte dabei thun und hinterher natürlich Onkel Eberhard. Ueberleg's. Vor allem aber Mut und Schweigen. Flora weiß nichts, ahnt nichts. Wie immer

Deine Manon.

Umgehend antwortete Leo.

Thorn, 19. Januar.

Meine liebe Manon! Ich fühle mich wie beſchämt durch Deine Liebe und Fürſorge. Ein vorzüglicher Plan, geradezu großartig. Aber, aber . . . Und ach, dies Aber läßt mich Dir in ziemlich ſchwermütiger Verfaſſung antworten. Wendelin, der es doch ſchließlich machen müßte, will nicht. Er findet es einfach ridikül. Und warum? Weil, ſeiner aufrichtigen Meinung nach, das Poggenpuhlſche nicht mit den Kreuzzügen, ſondern einfach mit Wendelin von Poggenpuhl anfängt. Was ſeit hundert Jahren unter dem „Hochkircher“ und dem „Sohrſchen“ geſchah, war Alltagsarbeit; in Front ſtehen und Hurra ſchreien, bedeutet ihm nicht viel, er iſt für ſtrategiſche Gedanken. Jedesfalls denkt er mehr an ſich, als an die Familie. Er hilft mir zwar regelmäßig und iſt in vielen Stücken eine glänzende Nummer, aber es muß immer was ſein, was ihm zugleich in aller Augen zu Vorteil und Ehre gereicht; wenn es ihm ſo vorkommt, daß er perſönlich damit bei hohen Vorgeſetzten anſtoßen oder wohl gar in einem fragwürdigen Lichte daſtehen könnte, ſo iſt es mit allem Familiengefühl und aller Bereitwilligkeit raſch vorbei. Er heißt Poggenpuhl, aber er iſt keiner, oder doch ganz auf ſeine Weiſe, die von der unſrigen ſehr abweicht. Darüber aber kein Wort zu Mama; die iſt im ſtande und ſchreibt es ihm, und dann bin ich an den Pranger geſtellt. Ich bin ohnehin ſchon immer verlegen, wenn er bei mir in die Stube tritt. Er hat ſo 'n verdammt ſuperiores Lächeln, und ich muß mich ducken. Ueberhaupt — und das iſt das Fatale der ganzen Carriere —, man muß ſich immer ducken. Aber ſtatt dieſer Konfeſſions lieber zurück zur Hauptſache, zu der zu ſchreibenden Ruhmesbroſchüre. Wendelin, wie geſagt, will nicht und ich ſelber kann nicht, kann nicht und wenn ſich's darum handelte, die Königin von Madagaskar als Braut heimzuführen. Ach, Manon! . . . „über Madagaskar fern im Oſten ſeh' ich Frühlicht glänzen," — ja dahin muß ich, damit endet's, damit muß es enden! Denn ich werde Flora nie „mein nennen" (ſo drücken ſich manche aus), wenn die Familiengeſchichte durchaus geſchrieben werden muß. Und daneben, und das iſt das Schlimmſte, weil zugleich das Beſchämendſte, daneben hab' ich die Leidenſchaft Eſthers für mich ſtark überſchätzt. Oder vielleicht auch, daß mir über Nacht ein Rival, ein bevorzugter Mitbewerber erſtanden. In dieſem Falle würde ich Eſther haſſen müſſen. Und um mit nichts zurückzuhalten, ach, Manon, auch von dem Quitzowabend, der ſich ſo glänzend anließ oder wenigſtens ſo glänzend abſchloß, iſt ſeit einer Woche ſo gut wie nichts mehr da. Trauriges Daſein und draußen Thauwetter. Ich könnte den Hamletmonolog deklamieren, aber ich wähle das Kürzere: „Nymphe, bete für mich“. Es wird wohl falſch citiert ſein; die meiſten Citate ſind falſch.

Dein Leo.

Zwölftes Kapitel.

Dieſe Korreſpondenz zwiſchen den zwei jüngeren Geſchwiſtern ſetzte ſich bis in den Februar hinein fort, wenig zur Freude Thereſens, die gelegentlich einen von Leos Briefen las und es jedesmal beklagte, daß ſich „das Poggenpuhlſche ſo weit verirren könne“, wobei ſie übrigens der Schweſter die Hauptſchuld zumaß. „Meiner Meinung nach“, ſo hieß es regelmäßig, wenn dies Thema zur Sprache kam, „iſt der ganze Briefwechſel überhaupt überflüſſig; wenn er aber ſtattfinden ſoll, ſo möcht' ich wohl, daß er einen andern Inhalt hätte. Du wirſt ihn noch ganz zu dir hinüberziehen, in jene geſellſchaftliche Sphäre, darin du dich leider wohl und immer wohler fühlſt. Du willſt nicht einſehen, daß die Welt, die du leichtfertig und hochmütig und bloß um dich zu mokieren, als die ‚chriſtlich-germaniſche‘ bezeichneſt, daß dieſe Welt mehr bedeutet, als ein halbes Dutzend Gerſons, — denn ſo viele werden es doch wohl nachgerade ſein. Es kommt auf das innerliche Leben an, nicht auf das äußerliche: die Aepfel mit der ſchönen Schale ſind meiſt wurmſtichig.“

„Und die grauen Reinetten überdauern den ganzen Winter.“

Thereſe zuckte die Achſeln und brach ab, nahm auch nicht Veranlaſſung darauf zurückzukommen und zwar um ſo weniger, als ſich das, was ihr die Mama in dieſer Streitſache begütigend geſagt hatte, ſehr bald erfüllen ſollte. „Laß doch die beiden,“ ſo etwa waren die Worte der Majorin bei jener Gelegenheit geweſen, „du ſollteſt doch Leo kennen und wiſſen, wie wenig das alles auf ſich hat. Heute will er das und morgen das. Ehe drei Wochen um ſind, hört die Schreiberei zwiſchen ihnen von ſelbſt auf.“ Und ſo kam es auch. Leo ſchloß ſich, noch ehe der Januar zu Ende ging, einem katholiſchen Geiſtlichen an, der Dogmenſtrenge mit Skat und Fidelität glücklich zu vereinigen wußte, welche neue Bekanntſchaft denn auch ſofort verhängnisvoll für die weitere Erörterung der Eſther- und Flora-Frage wurde. Sie ſtarb ſehr bald ab.

Ja, die Korreſpondenz nach Thorn hin erloſch raſch, aber die zwiſchen Sophie und Manon ſetzte ſich fort und keine Woche verging, ohne daß ein Brief aus Adamsdorf eingetroffen wäre, meiſtens gleichzeitig mit einer ſorglich gepackten Kiſte, deren Eintreffen Friederike, wenn ſie ſie öffnete, jedesmal mit derſelben Rede begleitete: „Wieder friſche Eier und alle eingewickelt und in Häckſel. Ja, das laß ich mir gefallen, gnäd'ge Frau. Denn erſtens kriegt man keine friſchen, wenn es auch drauf ſteht, und zweitens ſind Eier doch immer beſſer, als was eben erſt geſchlachtet is. Ente geht noch, weil Ente fett iſt; aber ſchon bei Hühnern fängt es an, und iſt es gar Kalb, dann hat es immer einen Stich . . . Un ich werde auch gleich eins kochen, gnäd'ge Frau; Sie müſſen ſich auch 'mal was gönnen. Es iſt wahr, Sie haben ja die Bonbons, aber das giebt keine Kraft un is bloß von wegen den Huſten."

Sophiens Briefe teilten ſich, der Zeit nach, in ſolche, die ſich mit ihrer fortſchreitenden Geneſung und, als dieſe ſchließlich da war, mit ihrer maleriſchen Thätigkeit beſchäftigten. Dieſe Briefe zu leſen, war immer ein Vergnügen, und einzelne davon nahm Manon ſogar mit zu Bartenſteins, um ſie da zum beſten zu geben, aber freilich meiſt nur, wenn der Alte zugegen war, der ſo was gern hörte, während die Damen eigentlich nur aus Artigkeit folgten. Flora (vielleicht weil ſie wegen eines geplanten Ausfluges nach Olympia gerade Neugriechiſch lernte) hatte eine Neigung, alles „unbedeutend" zu finden, was Manon, ſo verliebt ſie in die Freundin war, doch beſtimmte, mit ihren Mitteilungen ſchließlich etwas zurückhaltender zu ſein.

In einem dieſer Briefe hieß es: „Ich bin jetzt bei der Sündflut, die ja, wenn man will, auch ins Landſchaftliche fällt. Waſſer iſt doch auch Gegend und Gegend iſt Landſchaft. Und was denkt ihr nun wohl, wie meine Sündflut ausſieht? Ganz anders wie andre, was ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſagen darf, weil die Idee nicht von mir, ſondern von Onkel Eberhard herrührt. Und auch eigentlich nicht von ihm, wie ihr gleich hören werdet. Als ich mich nämlich vorige Woche beim Thee dahin äußerte, daß ich jetzt an die Sündflut herangehen wolle, ſagte der Onkel: ‚Ja, Fiechen, wie denkſt du dir das nun eigentlich? Oder richtiger, ich will es gar nicht wiſſen, ich will dir lieber gleich ſagen, wie ich es mir denke und wie ich es mir wünſche. Als ich noch in Berlin bei ‚Alexander‘ ſtand, war ich 'mal auf Beſuch in einer benachbarten Dorfkirche, drin viele Bilder waren, auch eine Sündflut. Und aus der Sündflut ragte nicht bloß, wie gewöhnlich, der Berg Ararat mit der Arche hervor, nein, neben dem Ararat befand ſich auch noch in geringer Entfernung ein zweiter Berg und auf dieſem zweiten Berge ſtand eine Kirche. Und dieſe Kirche war genau die kleine märkiſche Dorfkirche mit einem Laternenturm und ſogar einem Blitzableiter, in der wir uns in jenem Augenblick gerade befanden. Und das hat damals einen ſo großen Eindruck auf mich gemacht, daß ich dich bitten möchte, du machteſt es auch ſo und ließeſt auch zwei Kuppen aufſteigen und auf der zweiten Kuppe ſtände die Kirche von Adamsdorf. Das heißt die proteſtantiſche. Wenn ſich die Katholiken darüber ärgern, können ſie ſich ja ihre Kirche auch malen laſſen. Ich ſtehe zu Martin Luther und der reinen Lehre. Darin, denke ich, bin ich ein feſter Poggenpuhl.' Ich erſchrak erſt, als der Onkel das ſagte, weil ich es mir alles anders gedacht hatte, da's aber kein Entrinnen gab, ſo gab ich mich zufrieden und jetzt, wo's beinahe fertig iſt, hab' ich mich in die Idee ganz verliebt. So kindlich es mir anfänglich vorkam und auch noch vorkommt, ſo hat es doch zugleich eine tiefe Bedeutung; als die alte Sündenwelt unterging und die neue, beſſere, ſich aufbaute, war das erſte, was neu erſchien (denn die Tiere waren ja noch aus der alten Welt), die Kirche jenes kleinen märkiſchen Dorfes und jetzt alſo die von Adamsdorf. Es war, als ob Gott ſie gleich dahin geſtellt habe. Natürlich kann man darüber lachen, aber man kann ſich auch darüber freuen. Und Du, meine liebe Mama, die Du ja Gott ſei Dank aus einem frommen

Predigerhauſe biſt, Du wirſt es ſchön finden und den Onkel Eberhard noch lieber haben als zuvor. Er iſt auch wirklich ein kapitaler Mann. So viel über die Idee zu dem Bilde. Und nun wirſt Du Dich nur noch wundern, wo und wie ich, die ich das Meer nie geſehen, die Vorſtellung dazu hergenommen und zu meiner Sündflut verwandt habe. Nun höre. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch der Partie, die wir vorigen Herbſt mit Bartenſteins machten, alle dritter Klaſſe, was Bartenſteins noch ſo ſehr amüſierte. Dritter Klaſſe Ringbahn und bis Bahnhof Stralau. Und als wir da hoch oben ausſtiegen, hoch wie der Berg Ararat, da lag der Rummelsburger See mitſamt der Spree wie eine mächtige Waſſerfläche vor uns. Dieſes Panorama hab' ich für mein Bild benutzt. Der Bahnhof iſt der Ararat, der Rummelsburger See die Sündflut. Auf ſtürmiſche Bewegung, weil ich doch ſozuſagen nur den Schlußakt der Sündflut gemalt habe, glaubte ich, ohne dadurch unkorrekt zu werden, verzichten zu können."

* * *

Briefe verwandten Inhalts trafen öfter ein, unter denen einer, der Sophies „Untergang von Sodom und Gomorrha" beſchrieb, des alten Bartenſtein ganz beſondern Beifall weckte. „Das iſt eine Mahnung," hatte er ſich damals gegen Manon geäußert, ohne übrigens anzudeuten, wen er dadurch gemahnt ſehen wollte.

Fiechen lebte ſich inzwiſchen immer mehr ein, und je länger ſie bei den Verwandten weilte, deſto lebhafter wandte ſie ſich, neben ihren Malereien, auch den häuslichen Angelegenheiten von Schloß Adamsdorf und ganz beſonders dem Charakter der Frau vom Hauſe zu. Geſpräche, die ſie, wenn ſie gemeinſchaftlich um die große Parkwieſe gingen, mit der Tante führte, teilte ſie, wenn es paßte, ganz ausführlich nach Hauſe hin mit. Einmal ſchrieb ſie: „Wir haben geſtern wieder unſern Spaziergang gemacht, um die große Wieſe herum, in deren Mitte ſich ein Gehege mit ein paar jungen Rehen befindet, reizende Tiere, die ich auch noch zu verwenden hoffe. Da mit einmal, ich weiß nicht mehr in welchem Zuſammenhange, ſagte die Tante: ‚Ja, deine Schweſter Thereſe. Sie wird nicht recht zufrieden mit mir geweſen ſein und mich vielleicht bei euch verklagt haben, weil ich damals in Pyrmont nicht Luſt bezeigte, mich der Fürſtin von Wied vorſtellen zu laſſen, worauf ſie beſtändig drang, und als 'ein Korſo war, wollte ich nicht mit in der Reihe fahren und noch weniger die Pferdegeſchirre mit Roſenguirlanden ausſtaffieren laſſen. Es erſchien mir alles unpaſſend und ich hab' es ihr auch frank und frei geſagt. Thereſe, wie das ſo oft geſchieht, hat eine falſche Vorſtellung von meiner Vermögenslage, die 'mal glänzend war, aber es nicht mehr iſt. Es liegt mir daran, dich über dieſe Dinge, die ziemlich kompliziert ſind, aufzuklären. Ich bin aus einer einfachen bürgerlichen Familie, die klein und arm anfing und es nachher zu Reichtum brachte. Da heiratete mich mein erſter Mann, der damals nichts beſaß, und kaufte ſich Schloß Adamsdorf, denſelben Beſitz, der ſchon früher einmal, als es aufhörte Kloſter zu ſein, in ſeiner Familie war und dann verloren ging. Er war ein vollkommener Kavalier und wir führten eine ſehr glückliche Ehe, in der übrigens, was das Vermögen angeht, die Rollen ſehr bald gewechſelt wurden. Mein Geld nämlich ging verloren und wir hätten Adamsdorf wieder aufgeben müſſen, wenn nicht mein Mann durch Todesfälle ganz unerwartet ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt hätte. Das hat uns an dieſer Stelle gehalten. Aber alles, was wir beſitzen, iſt dadurch wieder Leyſewitziſch geworden und muß den Leyſewitzes verbleiben, was dein Onkel auch von Anfang an gewußt hat und guthieß. Ich habe das ſeltene Glück erfahren, in zwei Ehen zwei gleich treffliche Männer zur Seite gehabt zu haben. Alles hat ſich zum guten für mich gefügt, aber dieſe glückliche Geſtaltung der Verhältniſſe darf ich auch nicht vergeſſen und muß danach leben. Es liegt ſo: Von allem, was du hier ſiehſt, haben wir nur den Nießbrauch; Schloß, Gut, Vermögen, alles fällt zurück, und weil es ſo iſt, habe ich haushalten gelernt. Und du, du biſt ein gutes und kluges Kind und kannſt mir in allem folgen. Thereſe, die, wenn ich Andeutungen derart machte, kaum mit halbem Ohr hinhörte, wollte nicht recht daran glauben. Das iſt immer ſo. Was einem nicht paßt, das glaubt man nicht gern.‘

„Ja, liebe Mama, das war es, was die Tante mich wiſſen ließ. Es wird ganz gut ſein, wenn Thereſe davon erfährt. Aber in Deiner Antwort bitte ich Dich, all dieſer Dinge, trotzdem ſie mir wahrſcheinlich mitgeteilt wurden, um ſie Dich wiſſen zu laſſen, nicht zu erwähnen; ich bin daran gewöhnt, Deine und der Schweſtern Briefe beim Frühſtück vorzuleſen, und eine auf dieſe meine Mitteilungen bezügliche Antwortſtelle würde mich nur in Verlegenheit bringen.

„Im übrigen hab' ich ſeit vielen Wochen nichts von den Brüdern gehört. Wendelin, das fällt nicht auf, er ſchrieb immer nur Pflichtbriefe. Aber Leo? Mitunter ängſtige ich mich doch und denke, ſein nächſter Brief kommt aus Kamerun oder Namaqualand.

Ehe nicht ſeine Verhältniſſe geordnet ſind, kommt er nicht zur Ruhe. Aber wo ſoll dieſe Ordnung herkommen?“

* * *

Es war Ende Mai, als Sophie dieſen Brief ſchrieb, und ſie vermied klugerweiſe, das darin behandelte Thema noch einmal zu berühren. Es genügte ihr, daß ihr Brief ſeine Wirkung gethan und das ungerechte Kritteln der älteren Schweſter in eine gerechtere Beurteilung umgewandelt hatte.

Das ſtille Leben in Schloß Adamsdorf nahm mittlerweile ſeinen Fortgang und erfuhr nur einen Wandel, als der Hochſommer heran war und die Tante, eine paſſionierte Schleſierin, allwöchentlich einmal auf eine Fahrt ins Gebirge drang. Abwechſelnd fuhr man bis Schreiberhau oder Hermsdorf oder Krummhübel, um dann von dieſen Punkten aus höher ins Gebirge hinaufzuſteigen, nach Kirche Wang oder dem Mittagsſtein, oder ſelbſt bis zu den Schneegruben. Sohpie ſkizzierte irgend eine Scenerie für ihre altteſtamentlichen Bilder und ſagte dabei: „Das iſt Abrahams Grab, das iſt der Sinai, das iſt der Bach Kidron.“ Ihr größtes Vergnügen aber war immer, wenn auf dem Heimwege, da, wo man das Fuhrwerk zurückgelaſſen hatte, noch einmal Raſt gemacht und das Thun und Treiben der Berliner „Sommerfriſchler“ beobachtet wurde. Das gab dann jedesmal Heiterkeitsſtoff für die Rückfahrt, und Onkel Eberhard wurde nicht müde zu verſichern: „Ja, dieſe Berliner, man mag ſie nun lieben oder haſſen, amüſant ſind ſie, und ihnen ſo zuzuſehen, iſt immer wie ein Schauſpiel. Eigentlich iſt es auch wirklich ſo was; denn ſie kucken ſich immer um, ob ſie auch wohl ein Publikum haben, vor dem ſich's verlohnt, den Vorhang aufzuziehen.“

An den Bildern für die Kirche wurde den ganzen Sommer über fleißig weiter gearbeitet. Ende Auguſt war Sophie ſchon bei „Saul in der Höhle“ (die Höhle dazu hatte ſie dicht bei den Kräberſteinen entdeckt) und Saul ſelbſt war halb Onkel Eberhard, halb der Kretſchamwirt, der einen Vollbart trug und einen böſen Blick hatte. David aber war der Aſſeſſor. Onkel Eberhard freute ſich aufrichtig am Fortſchreiten der Arbeit und verſicherte jeden Tag, daß er nie geglaubt hätte, von einer ſolchen Sache ſo viel Freude haben zu können. Er erging ſich dann auch in wohlgemeinten Aeußerungen über Künſtlerleben überhaupt und nahm alles zurück, was er in ſeinen früheren Jahren darüber geſagt hatte. „Man kann darüber lachen, aber es iſt doch immer eine kleine Schöpfung. Und ſchaffen macht Freude. Wenigſtens kann ich mir nicht denken, daß Gott die Welt aus Verdrießlichkeit geſchaffen hat.“

„Mancher ſieht doch ſo aus, Onkel.“

„Ja, Fiechen, da haſt du recht. Mancher ſieht ſo aus. Aber was kommt nicht alles vor! Und das einzelne beweiſt nichts. Das iſt ein fataler Zug jetzt bei den Menſchen, daß ſie den Ausnahmefall zur Regel machen wollen. Und wenn ſie ſich dabei nur was Hübſches ausſuchten! Aber nein, was recht Häßliches muß es ſein. 's war freilich vor dreißig Jahren auch nicht viel beſſer. Ich hab' es noch erlebt, wie das mit den Affen aufkam, und daß irgend ein Orang-Utang unſer Großvater ſein ſollte. Da hätteſt du ſehen ſollen, wie ſie ſich alle freuten. Als wir noch von Gott abſtammten, da war eigentlich gar nichts los mit uns, aber als das mit dem Affen Mode wurde, da tanzten ſie wie vor der Bundeslade.“

Das war gerade am zweiten September, daß Onkel Eberhard und Sophie dies Geſpräch hatten, oben in der Giebelſtube, die die Adamsdorfer Herrſchaften ihrer Nichte zum Atelier eingerichtet hatten. Eine Stunde ſpäter fuhr der Onkel nach Hirſchberg, wo der Sedantag wie herkömmlich feſtlich begangen werden ſollte. Natürlich auch durch eine Rede auf Kaiſer Wilhelm. Und dieſe Rede, wie nicht minder ſelbſtverſtändlich, hatte der alte General von Poggenpuhl zu halten, dem dabei ſchlechter zu Mute war, als bei St. Privat im allerverflixteſten Moment. Sonſt, wenn er die ſchöne Fahrt durchs Thal machte, lachten ihn die Felder in ihrem Segen an, aber heute ſah er nicht, wie der Hafer ſtand, er ſah ihn überhaupt nicht, ſondern memorierte in einem fort und ſagte ſich in wachſender Unruhe: „Jetzt iſt es eins. Noch drei Stunden, dann fängt mein Leben erſt wieder an und vielleicht auch mein Appetit. Bis dahin iſt es nichts.“ Er hatte denn auch Kopfweh, ein leiſes Ticken an zwei Stellen, das ſich bei der beſtändig wiederkehrenden Frage: „Wenn ich nun ſtecken bleibe?“ natürlich noch ſteigerte. Zuletzt aber fand er ſich auch darin zurecht oder reſignierte ſich wenigſtens. „Und wenn ich nun wirklich ſtecken bleibe, was iſt es denn am Ende? Zu meiner Zeit konnte überhaupt keiner reden, und das wiſſen die Vernünftigen auch. Außerdem hab' ich die Einleitung ganz intus, und wenn ich merke, daß ich mich zu verwickeln anfange, ſo ſag' ich bloß: ‚. . . . Und ſo möcht' ich Sie denn fragen, Sie alle, die Sie hier verſammelt ſind, ſind wir Preußen? Ich bin Ihrer Antwort ſicher. Und in dieſem Sinne fordre ich Sie auf . . .‘ Und dann das Hoch.“

All das gab ihm ſeine Haltung einigermaßen wieder, aber er blieb trotzdem in einem gewiſſen Fieber, und dies hielt auch noch an, als der ſchreckliche Moment bereits vorüber war. Vielleicht lag es auch daran, daß er gleich nach ſeinem Hoch ein großes Glas herben Ungar heruntergeſtürzt hatte. Nach dem Kaffee überfiel ihn ein Schwindel. Es ging aber wieder vorüber, und in beſter Laune brach er ſchließlich auf. Die Sterne funkelten; es war ſchon herbſtlich friſch, und er fröſtelte. „Höre, Johann,“ ſagte er, „haſt du nicht eine Zudecke?“

„Nein, Herr General; ich werde aber meinen Mantel ausziehen.“

Aber da kam er ſchön an. „Unſinn, Menſchen Rock vom Leibe ziehen; ich, ein Poggenpuhl.“ Und in ſolchen Ausrufungen ſprach er noch eine Weile weiter.

Es war ein Uhr, als er in die Dorfgaſſe einfuhr. Im Schloſſe war noch ein alter Diener auf, ebenſo Sophie. Die ſah ſchon auf dem Flur, wie verändert er war. „Onkel, du frierſt ſo, ſoll ich noch einen Thee machen oder eine Stürze?“

„Unſinn. General Poggenpuhl . . .“

Es klang ſo ſonderbar, und Johann ſagte zu Sophie: „Gott, Fräulein, ſo ſagt er ſchon immerzu. Ich glaube, er iſt ſehr krank.“

* * *

Er war ſehr krank. Doktor Nitſche, der am andern Morgen gerufen wurde, bemerkte zu der Tante: „Gnädige Frau, wir müſſen naſſe Tücher aufhängen und ein mattes Licht und vollkommene Ruhe“; zu Sophie aber ſagte er: „Typhus, mein gnädiges Fräulein.“

„Wird er wieder?“

Er zuckte die Achſeln.

Dreizehntes Kapitel.

Die Befürchtungen erfüllten ſich ſchnell. Sophie, die trotz Widerſpruch des Arztes die Pflege leitete, ſchrieb jeden Abend eine Karte nach Haus, in der ſie — ſchon der Tante halber, die die Zeilen vielleicht leſen mochte — zunächſt immer nur betonte, „daß noch keine Gefahr ſei“. Sie war aber nur zu ſehr da, und den ſiebenten Tag nach Beginn der Krankheit traf ein Brief bei der Mama ein, der dahin lautete:

„Heute mittag iſt Onkel Eberhard geſtorben; während der Nacht war er noch in großer Unruhe, dann fiel er im Laufe des Vormittags in einen apathiſchen Zuſtand, und kurz vor zwölf iſt er eingeſchlafen. Von Anfang an war wenig Hoffnung, weniger als ich Dir ausſprechen mochte. Ich habe viel an ihm verloren, aber nicht ich nur; wir werden ihn alle ſehr vermiſſen, vielleicht Wendelin ausgenommen, der ſeinen Weg auch ſo macht. Ueber manches, was dieſe Tage mich ſonſt noch erleben ließen, mündlich ausführlicher. Ich freue mich, euch alle wiederzuſehen, vor allem Dich, meine liebe gute Mama. Daß ihr kommt, nehme ich als ſicher an. Die Tante wünſcht es dringend, und ich glaube, wir müſſen ihre Wünſche reſpektieren. Erſt aus Klugheit und dann weil ſie's ſo ſehr verdient. Das Beigeſchloſſene bittet ſie freundlichſt aus ihrer Hand annehmen zu wollen, und hofft, daß es ausreichen werde, die Reiſe ſowie alles übrige zu beſtreiten. Was ich brauche, wird aus Breslau kommen. Ihr werdet am beſten übermorgen abend abreiſen. Dann ſeid ihr am zwölften in aller Frühe hier. In der Mittagsſtunde ſoll die Beiſetzung erfolgen.

Deine Sophie."

* * *

Die Gefühlsbewegung, als Manon dieſen Brief vorgeleſen hatte, war bei den drei Damen eine nicht geringe, bewegte ſich aber doch nach ſehr verſchiedenen Seiten hin. Die Mutter hing ganz einer herzlichen Trauer nach, die noch reiner geweſen wäre, wenn ſich nicht manche bange Zukunftsſorge mit eingemiſcht hätte; Manon, trotz aller Verehrung und Liebe für den Onkel, empfand es ſchmerzlich, einer gerade für den zwölften bei Bartenſteins angeſetzten

Soiree nicht beiwohnen zu können, während ſich Thereſe nur von einer Vorſtellung beherrſcht fühlte: von dem Gedanken an das ihr lediglich als eine Haupt- und Staatsaktion erſcheinende Begräbnis. Sie ſah ſich nicht nur bereits in der vorderſten Reihe der Leidtragenden, ſondern lebte auch ganz dem Hochgefühle, daß die Repräſentation der Poggenpuhlſchen Familie — die beiden alten Damen, als nur angeheiratete, zählten kaum mit — einzig und allein auf ihr beruhe. Dies Hochgefühl ſah ſich allerdings durch den dem Briefe beigelegten Tauſendmarkſchein auf Augenblicke beeinträchtigt, aber die Vorzüge lagen andrerſeits auch wieder ſo klar zu Tage, daß das Bedrückliche ſchnell hinſchwand, beſonders nachdem man ſich untereinander dahin geeinigt hatte, daß Thereſe in die Stadt fahren und dort die Trauergarderobe beſorgen ſolle. Nächſt dem Begräbnis ſelbſt, erſchien allen dieſer Beſuch in einem Trauermagazin als der bedeutungsvollſte Moment, und die Miene, mit der ſich die ältere Schweſter zu dieſer Fahrt anſchickte, hatte etwas ſo ausgeſprochen Diſtinguiertes, daß ſelbſt Manon davon berührt und zu einer Art Huldigung hingeriſſen wurde.

Dieſes Gefühl machte freilich raſch einer entgegengeſetzten Empfindung Platz, als Thereſe von ihrer Fahrt zurückkehrte. Die Kleider, ſo berichtete ſie, würden bis morgen früh geliefert werden, kleine Aenderungen ſeien leicht zu bewerkſtelligen; alles andre aber habe ſie gleich erſtanden und in einem großen Karton mitgebracht. Es waren dies Kreppħüte, lange ſchwarze Schleier und drei Trauerhauben mit einer tiefen Stirnſchneppe.

„Gehſt du davon aus,“ ſagte Manon, „daß wir dieſe Hauben mit Schneppe wirklich tragen ſollen?“

„Eine ſonderbare Frage.“

„Das heißt alſo ‚ja‘?“

Thereſe nickte.

„Nun dann erlaube mir, dir zu ſagen, daß ich mich davon ausſchließen werde.“

„Das wirſt du nicht. An ſolchem Tage wenigſtens wirſt du dich auf das beſinnen, was du deinem Namen ſchuldig biſt.“

„Ich weiß, was ich meinem Namen ſchuldig bin.“

„Und das wäre?“

„Wenn es ſein kann, nicht ins Ridikūle zu fallen.“

„Was in deinen Augen worin beſteht?“

„... Uns à tout prix als Königinwitwe herauszuſtaffieren. Wir ſind einfach die Nichten eines alten Generals.“

„Des Generals von Poggenpuhl. Ich wenigſtens ſtehe in der alten guten Tradition.“

„Aber nicht in der des guten Geſchmacks.“

Man erhitzte ſich immer mehr; zuletzt ſollte die Mama entſcheiden. Dieſe lehnte das aber ab. „Ich bin nicht bewandert genug in derlei Fragen und weiß nicht, ob es paßt oder ob es zu viel iſt. Ich denke mir, wir nehmen die Kartons mit und richten uns nach dem Ausſpruch der Tante.“

Dies fand Zuſtimmung, und als am andern Morgen die gleich „wie angegoſſen“ ſitzenden Kleider erſchienen, wurde vor dem langen ſchmalen Spiegel, in dem man ſich gemuſtert und gegenſeitig befriedigend gefunden hatte, der ſchweſterliche Friede neu beſiegelt.

„Er war doch ein herrlicher Mann,“ ſagte Manon.

„Das war er und ſein Andenken ſei geſegnet. Aus meinem Herzen kann ſein Bild nie wieder ſchwinden.“

* * *

Um zehn Uhr ging der Nachtzug, vom Friedrichsſtraßenbahnhof aus, ab. Schon vor neun ſtand man in voller Reiſetoilette da, bei der Manon, die ſehr gut ausſah, auf einen zufällig vorhandenen Krimſtecher nur ungern verzichtet hatte. Sie ſagte ſich aber, daß es „ſtillos“ ſein würde (ſtillos war eine Lieblingswendung Floras), und als ſie dies erlöſende Wort gefunden hatte, wurde ihr der Verzicht auch leichter. Friederike befand ſich mit im Vorzimmer, um zu helfen, wenn die Mäntel umgenommen werden ſollten; es war aber immer noch viel zu früh, und man kam in Verlegenheit, wie die Zeit hinzubringen ſei. Das benutzte die Majorin, um noch eindringlich eine Rede zu halten.

„Ich kann dir nur ſagen, Friederike, ſei vorſichtig und denke daran, was alles vorkommt. Erſt geſtern ſtand wieder was drin.“

„Ich weiß ja, gnäd'ge Frau. Aber man is doch auch kein Kind mehr.“

„Und wenn es klingelt, mache nicht gleich auf und ſchiebe dir lieber erſt eine Fußbank 'ran, daß du durchs Oberfenſter ſehen kannſt, wer eigentlich draußen iſt . . .“

„Ja, gnäd'ge Frau.“

„Und wenn du aufmachſt, immer noch die Kette vor und immer bloß durch die Ritze . . . Neulich iſt erſt wieder eine Witwe totgemacht worden, und wenn du gleich alles aufreißt, kann es dir auch paſſieren oder ſie ſtreuen dir Schnupftabak in die Augen oder ſie haben auch einen Knebel und du kannſt nicht mal ſchreien. Und dann rauben ſie alles aus . . .“

„Ach Gott, gnäd'ge Frau, die wiſſen ja immer gut Beſcheid, hier kommen ſie nicht.“

„Sage das nicht. Die denken auch, wer das Kleine nicht ehrt, iſt des Großen nicht wert. Immer beſſer bewahrt, als beklagt!“

Friederike verſprach alles, und nun trennte man ſich. Eine Droſchke — die Portierfrau hatte ſich dazu verſtanden, eine von der Ecke her herbeizuholen — hielt ſchon vor der Thür und nach nochmaligem Abſchied von Friederike ging es auf die Potsdamerſtraße zu.

* * *

Morgens gleich nach fünf kam der Zug in Schmiedeberg an, von dem aus es nur eine kleine Stunde bis Adamsdorf war. Johann hielt in einem offenen Wagen am Bahnhofe; der große Koffer kam nach vorn, die alte Majorin in den Fond, ebenſo Thereſe; Manon dagegen ſaß auf dem Rückſitz und freute ſich über das Landſchaftsbild. Die Sonne war noch nicht auf, die Berge ringsum aber röteten ſich ſchon, nnd dazu ging eine friſche Luft. Alles verſprach einen ſchönen Herbſttag.

Auch Thereſe war ganz hingenommen davon, und als die Berglinien immer ſchärfer und klarer hervortraten, deutete ſie darauf hin und ſagte, ſich von ihrem Sitz erhebend: „Das alſo iſt das Rieſengebirge?“

Johann, an den ſich dieſe Frage richtete, fand ſich in dem ungewohnten Worte nicht gleich zurecht und ſagte deshalb: „Ja, da links, das iſt die Koppe.“

„Die Schneekoppe?“

„Ja, die Koppe.“

Manon amüſierte ſich, daß der Kutſcher auf das Bildungsdeutſch ihrer älteren Schweſter nicht recht eingehen wollte, während Thereſe ſelbſt ihrer Lieblingsvorſtellung von der Volksbeſchränktheit behaglich nachhing.

* * *

Es war gerade ſechs, als der Wagen vor Schloß Adamsdorf hielt. Ein Diener half den Damen beim Ausſteigen, und gleich nach ihm erſchien Sophie, die ſichtlich erfreut war, alle drei wiederzuſehen, Thereſe mit eingeſchloſſen, trotzdem dieſe ſich etwas reſerviert zeigte. Sie fand nämlich den Empfang anders als erwartet und vermißte namentlich die Tante.

„Wo iſt die Tante?“ fragte ſie. „Doch nicht krank?“

„Nein nicht krank,“ erwiderte Sophie, die ſofort erriet, was in Thereſens Seele vorging. „Die letzten Tage waren ſo ſchwere Tage. Da will ſie ſich ausruhen, ſolange es irgend geht. Sie hat mich gebeten, ſie zu entſchuldigen.“

„Arme Verwandte,“ ſagte Thereſe mit halblauter Stimme vor ſich hin.

Danach ſtiegen alle die breite Treppe hinauf in den erſten Stock, wo zwei Fremdenzimmer hergerichtet waren, ein großes und ein kleines, beide nebeneinander und die Zwiſchenthür auf, nur durch eine ſchwere Portiere geſchloſſen. In dem großen Zimmer ſollte die Mama mit Manon ſchlafen, in dem kleineren Thereſe. Die Auszeichnung, die darin lag, ſöhnte dieſe halb wieder aus.

„Und nun könnt ihr euch“, ſagte Sophie, „noch volle zwei Stunden ausruhen. Oder ſoll ich euch gleich ein Frühſtück aufs Zimmer ſchicken und ihr geht dann im Park ſpazieren bis die Tante kommt? Es iſt am ſchönſten des Morgens.“

Manon und die Mama ſchienen auch wirklich zu ſchwanken, namentlich erſtere, die von „Morgenſpaziergängen im Park“ eine hohe Vorſtellung hatte. Thereſe hielt es aber für unklug, dieſe Dinge zu ſehr zu betonen und zu thun, als ob man dergleichen noch nie geſehen habe; die Güter in Pommern, die ſie kannte, hatten doch ſchließlich auch ihre Parks, und ſo ſagte ſie denn, es würde wohl das beſte ſein, dem Beiſpiel der Tante zu folgen und für das, was der Tag noch alles bringen müſſe, nach Möglichkeit Kräfte zu ſammeln.

Vierzehntes Kapitel.

Um halb neun erſchienen die Damen unten in der großen Halle, darin ein Feuer brannte, trotzdem die Luft draußen beinahe ſommerlich war. Die Tante begrüßte die Verwandtſchaft herzlich und zugleich mit einem ſo vornehmen Anſtand, daß Thereſe ziemlich verwundert war. Damals, in Pyrmont, hatte die Generalin einen ſehr bürgerlichen Eindruck auf ſie gemacht, woraus alle Meinungsverſchiedenheiten und kleinen Häkeleien entſtanden waren. Und jetzt nun ſo ganz anders. War es das Gefühl, hier in Adamsdorf auf der eigenen Scholle zu ſein? Oder war es einfach der Schmerz, der ſie geadelt hatte? Sie entſchied ſich für den Schmerz.

Ihr Beiſammenſein beim Frühſtück währte nicht lange; waren doch nur noch wenige Stunden bis zum Begräbnis, und der Adel aus der Nachbarſchaft erſchien ſehr wahrſcheinlich um ein gut Teil früher. Die Mama fragte, ob ſie den Schwager noch einmal ſehen könne, was verneint wurde; der Sarg ſei ſchon geſchloſſen. Manon und Thereſe drückten ihre Trauer darüber aus, waren aber eigentlich froh und fanden Troſt in der Wendung, „er lebt ſo in einem lichteren Bilde in uns fort“.

Schon um zehn füllte ſich der Platz vor dem Schloß mit Leuten aus dem Dorf; die Alten, Männer wie Frauen, waren ernſt und bewegt, denn ſie hatten den General geliebt und verehrt, das junge Volk aber war mehr oder weniger in Kirmesſtimmung und kicherte ſich ſehr Irdiſches ins Ohr. Um elf kamen die Equipagen, eine halbe Stunde ſpäter die beiden Geiſtlichen aus dem Dorf (auch der katholiſche), und um zwölf ſetzte ſich der Zug unter Geſang in Bewegung, bis in die Kirche. Hier ſprach der Geiſtliche; nach ihm, in privater Eigenſchaft, auch der alte katholiſche Pfarrer, „der nur dem Dank für die ſchöne Gerechtigkeit Worte leihen wolle, die den verehrten Toten ausgezeichnet habe“, — danach noch die Einſegnung, und der Sarg ſenkte ſich in die Kirchengruft. Thereſe hatte ein ſchmerzliches Gefühl, daß ein Poggenpuhl auserſehen ſei, ſo zwiſchen den Särgen einer fremden Familie zu liegen, und ihre Haltung, die durch Ernſt auffiel, gab dieſem Gefühle Ausdruck. Einige billigten es; andre aber — Schleſiſche von Adel — fanden es etwas albern und flüſterten ſich zu: „Pommerſcher Junkerhochmut.“ Denn die Schleſier haben keine Junker. Oder wenigſtens keine ganz echten.

Alle waren übrigens mit der Feier zufrieden, einen Kirchenälteſten ausgenommen, der nicht darüber weg konnte, daß auch der „alte Kathol'ſche“ geſprochen habe. Das ginge nicht. Wenn man das einreißen laſſe, ſo ſetze man ſich in die Neſſeln und die „Simonie“ ſei fertig. Was er darunter eigentlich verſtand, konnte nicht aufgeklärt werden.

⁂

Gleich nach der Feier in der Kirche wurde ein Imbiß genommen, Mittagstafel fiel aus, und als die Gäſte wieder fort waren, zogen ſich die beiden alten Damen, die Generalin und die Majorin, in ihre Zimmer zurück. Sie bedurften der Ruhe, wollten allein ſein. Sophie hatte noch in der Wirtſchaft zu thun, und ſo blieben nur Manon und Thereſe, die ſich alsbald zu einem Spaziergange an dem von einem Wäſſerchen umzogenen Außenrande des Parkes hin entſchloſſen. Es mochte gegen 4 Uhr ſein, die Sonne neigte ſich ſchon und ſchien durch hohe Silberpappeln. Kein Lüftchen ging, alles ſtill, nur von einer benachbarten Schmiede her hörte man ein Hämmern und Pinken und ganz zuletzt, als man weiter und ſchon bis in die Nähe der Felder gekommen war, auch das

Dengeln der Senſe; weiße Birkenbrücken führten über das Wäſſerchen hinüber, und an einzelnen Stellen machte der Laubengang kleine Niſchen und Buchtungen, in denen Bänke ſtanden. Die Vögel ſangen nicht mehr, aber ein Eichhörnchen ſprang über den Weg. Thereſe gab ihre kritiſche Laune ganz auf und fand ſich gemüßigt, anerkennende Aeußerungen über den ſchleſiſchen Adel einzuſtreuen. „Es iſt alles reicher hier,“ ſagte ſie, „man fühlt es den Dingen ab, daß niemand ans Sparen dachte. Bei uns denkt man immer daran, auch die, die's nicht nötig haben. Sieh dieſe Bank. Alles Granit und mit Sandſtein eingefaßt. Bei uns wäre ſie von Holz.“

Manon fand es eigentlich auch. Aber die Hauptunterhaltungsform zwiſchen den Poggenpuhlſchen Schweſtern war die, daß eine der andern widerſprach. Und ſo ſagte ſie denn: „Du kannſt nie Maß halten. Thereſe. Wie wir ankamen, mißfiel dir alles, und nun findeſt du wieder alles ſchön und reich und uns überlegen. Ich kann es nicht finden; ich finde den Tiergarten viel ſchöner.“

„Wie du nur ſo was ſagen kannſt, und alles bloß aus Widerſpruch. Der Tiergarten, nun meinetwegen, der kann paſſieren; aber er iſt doch etwas Oeffentliches, und was öffentlich iſt, iſt immer gewöhnlich. Und vieles, was man im Tiergarten ſieht, iſt geradezu cyniſch.“

„Cyniſch?“

„Ja. Man ſieht Statuen und Reliefs, die das Cyniſche rückſichtslos herauskehren. Ich wähle dieſen Ausdruck abſichtlich. Es iſt das eben die Vorliebe für das Natürliche, das die moderne Kunſt als ihr gutes Recht anſieht; ich glaube aber umgekehrt, daß die Kunſt verhüllen ſoll. Indeſſen dies alles mag auf ſich beruhen, ich will davon nicht ſprechen; als ich vorhin mit Vorbedacht das Wort cyniſch gebrauchte, dachte ich vielmehr an die lebendigen Bilder und Scenen, an die Menſchen alſo, die man dort findet. Auf jeder Bank ſitzt ein Paar und verletzt durch ſeine Haltung. Und wenn man endlich wo Platz nehmen will, an einer Stelle, wo ſich zufällig kein Paar befindet, ſo kann man es auch nicht, weil man nie weiß, wer vorher da geſeſſen hat. Gerade im Tiergarten ſoll es ſo furchtbare Menſchen geben.“

„Ich ſetze mich immer da, wo Kinder ſpielen.“

„Das ſollteſt du nicht thun, Manon. Man iſt auch da nicht ſicher, oft da am wenigſten. Und jedenfalls fehlt allem der Zauber des Unberührten; hier weiß ich, ich atme eine reine Luft. Sieh doch, wie das da plätſchert; bei uns iſt alles trübe Lache.“

Thereſe ſprach noch weiter in dieſer Richtung und verſtieg ſich dabei bis zu hoher Anerkennung der Tante. „Sophie hat uns nicht zu viel geſchrieben, eine Frau, in der alles Frühere bis auf den letzten Reſt getilgt iſt. Es iſt nicht jedem beſchieden, dies von ſich ſagen zu können. Wenn ich da an Mama denke . . .“

„Du ſollteſt nichts gegen Mama ſagen. Mama iſt gut und mußte viel tragen und hat es. Das kann auch nicht jeder.“

Erſt beim Thee ſahen ſich alle wieder. Manon ſprach über die Gäſte, über einzelne Vorkommniſſe, zuletzt auch über die Predigt. Der Geiſtliche hatte viel von Auferſtehung geſprochen, und die Tante richtete die Frage an Sophie, ob die Auferſtehung nicht auch durch einen Hergang aus dem Alten Teſtament dargeſtellt werden könne. Sie würde ſich freuen, zu hören, daß das möglich ſei.

„Ja,“ ſagte Sophie, „das Alte Teſtament hat einen Hergang, von dem man annimmt, daß er die Auferſtehung bedeute.“

„Und welcher iſt das?“

„Es iſt das der Moment, wo der große Walfiſch den von ihm verſchlungenen Propheten Jonas wieder auswirft. Wie man zugeſtehen muß, ſehr ſinnreich. Ich fühle mich der Aufgabe aber nicht gewachſen.“

„Gott ſei Dank,“ ſagte Manon in einem plötzlichen Anfall von Uebermut.

„Sage das nicht, Kind,“ bemerkte die Tante. „Dir erſcheint es komiſch; aber was Jahrhunderte mit Ernſt und Achtung angeſchaut haben, darin ſeh' ich immer etwas, was man reſpektieren muß.“

Manon errötete und erhob ſich dann und küßte der Tante die Hand.

* * *

Man trennte ſich früh, aber doch mit der Zuſicherung, am andern Tage ſpäteſtens um ſieben beim Frühſtück ſein zu wollen. Es gab noch allerhand zu beſprechen. Da kam man denn auch überein, daß Sophie, die nun ſchon ſo lange in halber Einſamkeit gelebt habe, wieder mit nach Berlin zurückkehren ſolle, aber nur auf kurze Zeit. Sophie, ſo äußerte ſich die Tante, ſei ſo gut und ſo klug und ſo beſcheiden, daß ihre Nähe ihr ein Bedürfnis geworden ſei; ſie müſſe ſich freilich in der großen Stadt erholen, aber je eher ſie zurückkehre, je lieber ſei es ihr. Es wurde ſeitens der Tante feſtgeſetzt, daß ſie Mitte November wieder in Adamsdorf eintreffen ſolle; mit dem Malen würde es dann in den dunkeln Nebeltagen wohl vorbei ſein, aber das ſchade nichts, und wenn Sophie neben ihr ſitze und mit ihr ins Feuer ſähe und des lieben Toten gedenke, ſo ſei das noch beſſer als das beſte Bild. Als ſie das ſagte, reichte ſie Sophie die Hand, und alle waren glücklich, daß ein ſo herzliches Verhältnis zwiſchen den beiden beſtehe. Selbſt Thereſe freute ſich; ihr Familiengefühl war ſtärker als ihre perſönliche Eitelkeit und ſie ſah in dem Ganzen einen Sieg des Poggenpuhlſchen, das doch auch in Sophie lebte, wenn auch anders als bei den andern und ganz beſonders bei ihr. Sie hatte das Liebe, Freundliche, Demütige, das der gute Onkel ja auch gehabt.

Nach dieſen Abmachungen zogen ſich die jungen Mädchen zurück, um dem Pfarrer und ſeiner jungen Frau, die für eine Schönheit galt und es auch war, einen Beſuch zu machen, und nur die beiden alten Damen, die den Namen Poggenpuhl trugen und doch keine Poggenpuhls waren, blieben in der Veranda zurück. Der Diener wollte den Frühſtückstiſch abräumen. „Laß noch, Joſeph,“ ſagte die Generalin, und als ſie wieder allein waren, ſahen beide auf das Gartenrondell und dann, über eine von Epheu überwachſene Mauer fort, auf die Dächer der Dorfſtraße, zwiſchen denen der Kirchturm mit ſeinem grünen Kupferdach aufragte. Die Gedanken beider gingen denſelben Weg, ſie dachten an den, der nun da drüben in der ſtillen Gruft lag.

Eine Weile verging, ohne daß ein Wort geſprochen worden wäre, dann nahm die Generalin der Majorin

Hand und ſagte: „Liebe Frau Majorin, ich muß nun noch etwas richtig ſtellen zwiſchen uns. Etwas Geſchäftliches. Und ich denke, Sie werden mir zuſtimmen in dem, was ich vorzuſchlagen habe.“

„Das werde ich gewiß. Ich darf das ſagen, ohne daß ich weiß, um was es ſich handelt. Ich habe zu ſehr erfahren, wie gütig Sie ſind.“

„Nun denn ohne Umſchweiſe. Sie wiſſen durch Sophie, die mir dieſe Ausplauderei nachträglich gebeichtet, wie die Beſitzverhältniſſe liegen. Adamsdorf verbleibt mir bei meinen Lebzeiten, dann fällt es an die Familie meines erſten Mannes zurück. Mein eingebrachtes Vermögen ging verloren. Auch davon werden Sie wiſſen. Aber dieſen Vermögensverluſt war ich doch im ſtande, ſpäter wieder zu begleichen, wenigſtens einigermaßen. Poggenpuhl beſtritt ſeine kleinen Liebhabereien von ſeiner Penſion, unſer Haushalt wurde ſparſam geführt, und ſo hab' ich mich in der glücklichen Lage geſehen, ſchlechter Ernten unerachtet, ein beſcheidenes Privatvermögen aufs neue ſammeln zu können. Darüber habe ich freie Beſtimmung, und ehe Sie Adamsdorf verlaſſen, ſollen Sie hören, wie ich darüber verfügt habe. Die Summe ſelbſt beträgt bis zur Stunde nicht mehr als etwa ſiebzehntauſend Thaler — ich rechne noch nach Thalern — von denen ich zwölftauſend Thaler in fünfprozentigen Papieren bei meinem Bankier in Breslau deponiert habe. Sie werden davon, vom erſten Oktober an, die vierteljährlichen Zinſen empfangen, ſo daß ſich Ihre Jahreseinnahmen um etwa ſechshundert Thaler verbeſſern werden. Das Kapital iſt unkündbar. Nur im Falle ſich eine Ihrer Töchter verheiraten ſollte, wird ihr ihr Anteil ausgezahlt. Wenn ſich alle drei verheiraten, würde für Sie, meine gnädige Frau, nur ein Geringes übrig bleiben, aber Ihnen verbliebe dann die ganze ſtaatliche Penſion und ich weiß von vielen Jahren her, wie anſpruchslos Sie Ihr Leben einzurichten wiſſen.“

Die Majorin war ſo gerührt, daß ſie ſtumm daſaß und vor ſich hin blickte, während die Generalin fortfuhr: „Dann ſind da freilich noch die Söhne, und die ſollen nicht vergeſſen ſein. Aber das iſt eine Privatſache, die das andre nicht berührt; ſie werden ſich mit kleinen einmaligen Geſchenken ihrer Tante begnügen müſſen. Ich habe vor, an Wendelin, der ein guter Wirt iſt und den Wert des Geldes kennt, tauſend Thaler zu ſchicken, an Leo fünfhundert. Leo wird ſich davon einen guten Tag machen; er iſt ein Leichtfuß, woran ich aber keine moraliſchen Betrachtungen knüpfe, denn auch die Leichtfüße ſind mir ſympathiſch, vorausgeſetzt, daß Anſtand und gute Geſinnung in dem leichten Leben nicht untergehen. Für meine teure Sophie behalte ich mir noch Sonderentſchlüſſe vor. Das war es, meine liebe Frau Majorin, was ich Ihnen vor Ihrer Abreiſe noch mitteilen wollte."

Die Sonne ſchimmerte gedämpften Lichts durch die noch dicht in Laub ſtehenden Bäume, auf das Rondell und die Beete aber, die ſich vor der Veranda ausdehnten, fiel ihr voller Schein, und die noch hie und da blühenden Balſaminen und Verbenen leuchteten auf in einem helleren Weiß und Rot. Von dem Gutshof her ſtiegen Tauben auf und flogen hoch über den Garten hin, auf den Kirchturm zu, den ſie umſchwärmten, ehe ſie ſich auf den kupfernen Helm und den Firſt des Daches niederließen.

Die Majorin wollte der Generalin die Hand küſſen, aber dieſe umarmte ſie und küßte ſie auf die Stirn.

„Ich bin glücklicher als Sie," ſagte die Generalin.

„Das ſind Sie, gnädige Frau. Glücklich machen, iſt das höchſte Glück. Es war mir nicht beſchieden. Aber auch dankbar empfangen können iſt ein Glück."

Fünfzehntes Kapitel.

An dem Tage, an dem die Poggenpuhls zurückerwartet wurden, war nicht bloß Friederike, ſondern auch die Portierfamilie in einer gewiſſen Aufregung. Es hing dies, ſoweit die Nebelungs in Betracht kamen, mit dem zufälligen Umſtande zuſammen, daß infolge Verreiſtſeins eines in der zweiten Etage wohnenden freikonſervativen Geheimrats die für dieſen beſtimmten Zeitungen unten in der Portierwohnung abgegeben und von dem ebenſo neugierigen wie gern faulenzenden Nebelung (ſeine Frau mußte ſich dafür quälen) je nach Laune durchſtudiert oder auch bloß überflogen wurden. Unter dieſen Zeitungen war auch die „Poſt“, in der in der heutigen Morgennummer des Hinſcheidens des Generalmajors von Poggenpuhl kurz Erwähnung geſchehen war, unter gleichzeitiger Anfügung der Worte: „Siehe auch die Todesanzeigen“. Auf dieſe ſtürzte ſich nun unſer Nebelung ſofort, und als er die ſchwarz umränderte Anzeige gefunden und mit einem gewiſſen Grinſen aufmerkſam geleſen hatte, ſchob er das Blatt ſeiner vierzehnjährigen, mit ihren zwei Brüdern gerade beim Nachmittagskaffee ſitzenden Tochter Agnes zu und ſagte: „Da, Agnes, lies 'mal; das da, wo die dicken ſchwarzen Striche ſind.“ Und Agnes, die nicht bloß bleichſüchtig, ſondern wegen ihrer Figur und ihrer Vorliebe für die „Jungfrau von Orleans“ auch fürs Theater beſtimmt war, las während alles aufhorchte:

Heute ſtarb, 67 Jahre alt, auf Schloß Adamsdorf in Schleſien unſer teurer Gatte, Schwager und Oheim, der Generalmajor a. D.

Eberhard Pogge von Poggenpuhl,

Ritter des Eiſernen Kreuzes 1. Klaſſe wie des Ordens Albrechts des Bären. Dies zeigen ſtatt jeder beſonderen Meldung an die tiefbetrübten Hinterbliebenen

Joſephine Pogge von Poggenpuhl, geb. Bienengräber, verwitwete Freiin von Leyſewitz, als Gattin.
Albertine Pogge von Poggenpuhl, geb. Pütter, verwitwete Majorin, als Schwägerin.
Wendelin Pogge von Poggenpuhl, Premierleutnant im Grenadier-Reg. von Trzebiatowski,
Leo Pogge von Poggenpuhl, Sekondleutnant im Grenadier-Reg. von Trzebiatowski,
Thereſe Pogge von Poggenpuhl,
Sophie Pogge von Poggenpuhl,
Manon Pogge von Poggenpuhl.
als Neffen und Nichten.

Agnes, deren etwas käſeweißes Geſicht bei dem Vortrag all dieſer Namen — nur den polniſchen

Regimentsnamen brachte ſie nicht recht zu ſtande — ganz rot geworden war, legte das Blatt aus der Hand, während der Alte mit breitem Behagen ſagte: „Na, ſo was von Poggen; ich hör' es ordentlich quaken," — ein Witz, der von dem johlenden Beifall ſeiner beiden Jungens (echter Nebelungs) ſofort begleitet wurde. Die Tochter aber, die ſich von ihrem dramatiſchen Vortrag eine ganz andere Wirkung verſprochen hatte, ſtand auf und ſagte, während ſie hinausging, zu der etwas ſeitab ſitzenden Mutter: „Ich weiß nicht, Vater iſt heute wieder ſo ordinär," — eine Bemerkung, die die kränkliche, immer verärgerte Frau durch mehrmaliges Kopfnicken beſtätigte. Nebelung ſelbſt aber rief der in der Thür eben verſchwindenden Tochter nach: „Sei nich ſo frech, Kröte; — noch biſt du nich dabei."

* * *

In gewiſſem Sinne hatte Agnes ihrem Vater unrecht gethan. In der Tiefe ſeiner Seele fühlte ſich Nebelung gar nicht ſo unberührt von dem allen, er hatte ſich vielmehr, als echter Berliner, nur den durch die glänzende Namensaufzählung empfangenen Eindruck wegſchwadronieren wollen. Andrerſeits freilich war er aufrichtig unwirſch, daß ihm das „pauvre Volk da oben" mit einmal als etwas

Beſonderes aufgezwungen werden ſollte. Das ſei doch alles bloß zum Lachen, der reine Unſinn. Aber wie immer auch, während er ſich noch dagegen ſträubte, war er doch auch ſchon wieder bereit, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und die Gelegenheit dazu bot ſich bald.

Es mochte halb fünf ſein (die Jungens waren eben aus der Schule nach Hauſe gekommen), als die Streitſcene zwiſchen Vater und Tochter geſpielt hatte, und keine Stunde mehr, ſo kam auch ſchon eine Droſchke mit Reiſekoffer die Großgörſchenſtraße herauf. Das ganze Haus wartete. Wie Friederike, ſo hatten ſich auch die Nebelungs unten aufgepflanzt, allerdings in ſehr verſchiedenen Stellungen und Beſchäftigungen; die beiden Jungens lehnten ſich an die Hauswand, halb neugierig, halb bummelig, weil ſie dem „freien deutſchen Mann“ in ihnen nichts vergeben wollten, Nebelung ſelbſt aber, eine Art Fes auf dem Kopfe, patrouillierte das Trottoir auf und ab, während Agnes, wie wenn es ſich um ihr Auftreten etwa als Mondecar oder irgend ſonſt ein ſpaniſches Hoffräulein gehandelt hätte, ſchlank und aufrecht in der offen ſtehenden Hausthüre ſtand. Als die Frau Majorin an ihr vorüberging, machte ſie einen gut einſtudierten Hofknicks, der ſich geſteigert wiederholte, als gleich danach Thereſe kam. War dieſe doch die einzige der Familie, die noch unentwegt den langen Trauerſchleier trug, was ihr, ſamt ihrer funebren Haltung, auch ſchon unterwegs allerlei Huldigungen eingetragen hatte. Man hatte ſie für eine junge Offizierswitwe gehalten, deren Mann in einem ſchleſiſchen Bade geſtorben ſei.

Hart neben dem Bürgerſteige hielt noch immer die Droſchke, mit deren Kutſcher, einem ziemlich verſchmitzt dreinſchauenden Manne, Manon und Sophie wegen Heraufſchaffung des Koffers parlamentierten; „er könne nicht von dem Pferde weg, er käme ſonſt in Strafe,“ ſo hieß es ſeinerſeits immer wieder. In dieſem Verlegenheitsmoment aber trat der ſonſt ſo zugeknöpfte Nebelung an die beiden jungen Damen heran und erklärte ſich unter gefälliger Lüftung ſeines Fes bereit, den großen Koffer in die Wohnung hinaufzutragen. „Ach, Herr Nebelung ...“ ſagte Sophie. Dieſer aber hatte ſchon Hand angelegt, wuchtete den Koffer ziemlich geſchickt auf ſeine Schulter und ließ ſich auch nicht irre machen, als ihm der in ſeiner Diplomatie verunglückte Droſchkenkutſcher ſpöttiſch nachrief: „Na, ſchaden Sie ſich man nich.“

Es hatte damit aber gute Wege, denn der Koffer, ſo groß er war, war nicht ſchwer, und Nebelung ſchien kaum außer Atem, als er oben ankam. Friederike nahm ihm den Koffer ab und im ſelben Augenblicke ſagte Sophie: „Bitte, Herr Nebelung . . . Ich danke Ihnen.“ Unten aber, in ſeine Portierloge zurückgekehrt, warf Nebelung ein blankes Markſtück auf den Tiſch und ſagte: „Da, Mutter, das muß in die Sparbüchſe. Pogge von Poggenpuhl . . . Un noch dazu von Sophiechen . . . Jungferngeld; das heckt.“

Agnes, die nur die Schlußworte gehört hatte, drehte ſich verächtlich um.

* * *

An der Thüreinfaſſung oben hing ein halber Papierbogen mit „Willkommen“ von Friederikens eigener Hand. Aus Schreibunſicherheit oder vielleicht auch aus Erſparnis hatten die Buchſtaben alle keinen rechten Tintenkorpus, ſondern beſtanden bloß aus zwei nebeneinander herlaufenden Linien. In der Blumenſchale vor dem Bilde des Sohrſchen befanden ſich rote und weiße Markt-Aſtern. Einige davon waren für den Hochkircher beſtimmt geweſen und zwar zum Einſtecken hinter den Rahmen; aber Friederike hatte wieder Abſtand davon genommen mit der Bemerkung: „Den kenn' ich; wenn man ihn anrührt, fällt er.“

„Na, leben thuſt du ja noch,“ ſagte die Majorin, als ihr Friederike dienſtbefliſſen den Mantel abnahm,

„Haſt du auch nicht zu ſehr geſpart? Das mußt du nicht. Und immer bloß Nachguß; dabei kannſt du nicht gedeihen."

„Ach, ich gedeihe ſchon, gnäd'ge Frau."

„Na, wenn es nur wahr iſt. Aber nun bringe uns Kaffee. Die Taſſen ſtehen ja ſchon. Ein bißchen ausgefroren bin ich doch; die eine Dame riß immer alles auf."

„Ja, das thut man jetzt, Mama," ſagte Thereſe.

„Ich weiß, man thut es jetzt. Und es mag auch gut ſein, aber nicht für jeden. Wer Rheumatismus hat . . ."

Sophie hatte ſich's inzwiſchen auch bequem gemacht und warf ſich mit einem gewiſſen Behagen in die Sofaecke, erſt das Zimmer und dann all die alten Kleinigkeiten muſternd, die umher ſtanden und lagen und die ſie hundertmal in Händen gehabt hatte.

„Komm, Mama, du mußt dich hier neben mich ſetzen oder ich rücke weiter hin, denn dies iſt ja deine Ecke. Gott, wenn ich mich hier ſo umſehe. Eigentlich iſt es doch ganz hübſch bei euch."

„Du könnteſt ſagen bei uns," ſagte Thereſe.

„Gewiß, gewiß. Ich gehöre ja zu euch und werde immer zu euch gehören. Aber die lange Zeit. Dreiviertel Jahr oder doch beinah. Und dann ſoll ich ja auch wieder zurück."

„Und willſt auch? Und willſt es auch gern?“

„Natürlich. Es iſt ja abgemacht. Und wenn es auch nicht abgemacht wäre, ich bin gern in Adamsdorf und gern bei der Tante.“

„Wer wär' es nicht,“ ſagte Thereſe. „Der Park und die Gruft, darin nun der General, unſer Onkel, ruht. Dahin zieht es wohl jeden. Und dieſe Frau, der ich viel abbitten muß, ich hielt ſie für befangen in Bürgerlichkeit, aber ſie hat ganz die Formen der vornehmen Welt. Es iſt ſchade, daß ſich dieſer Umwandlungsprozeß ſo ſelten vollzieht.“

Sophie und Manon warfen der Schweſter Blicke zu mit der offenbaren Abſicht, ſie von dem heiklen Thema abzubringen. Aber ſo gut gemeint dies war, ſo war es doch nicht nötig, weil die Mama nichts von Bitterkeit dabei empfand. Sie lächelte nur wehmütig vor ſich hin mit jener ſtillen Ueberlegenheit, die das Leben und das Bewußtſein gibt, die Kämpfe des Lebens ehrlich durchgefochten zu haben. „Ach, meine liebe vornehme Tochter,“ ſagte ſie, „was du da wieder ſprichſt.“

„Ich habe dich nicht kränken wollen, Mama.“

„Weiß ich. Und es kränkt mich auch nicht. Ich hatte auch 'mal mein Selbſtgefühl und meinen Stolz, aber all das hat das Leben zerrieben und mich mürbe gemacht . . . Das mit der Tante, ja, da haſt du recht, das iſt eine vorzügliche Frau und, wenn du's ſo haben willſt, auch eine adlige Frau. Das hab' ich immer gewußt und ſeit dieſen Tagen weiß ich es noch beſſer. Aber das alles – und es iſt hart, daß ich das meiner eigenen Tochter immer wieder verſichern muß, während ſie's doch wiſſen könnte, auch ohne meine Verſicherung — aber das alles hätte das Leben auch aus mir machen können. Es hat es nur nicht gewollt. In einem Schloſſe zu Hauſe zu ſein und Hunderte beglücken und dann durch Entziehung von Glück auch 'mal wieder ſtrafen zu können, das alles iſt eine andre Lebensſchule, wie wenn man nach Herrn Nebelungs Augen ſehen und ſich um ſeine Gunſt bewerben muß. Ich habe nur ſorgen und entbehren gelernt. Das iſt meine Schule geweſen. Viel Vornehmes iſt dabei nicht herausgekommen, nur Demut. Aber Gott verzeih es mir, wenn ich etwas Unrechtes damit ſage, die Demut, wenn ſie recht und echt iſt, iſt vielleicht auch eine Eigenſchaft, die ſich unter dem Adel ſehen laſſen kann."

Sophie glitt leiſe von dem Sofa nieder auf ihre Kniee und bedeckte die Hände der alten Frau mit Thränen und Küſſen. „Das kannſt du nicht verantworten, Thereſe," ſagte Manon und trat ans Fenſter.

Thereſe ſelbſt aber ließ ihr Auge ruhig über die über der Sofalehne hängende „Ahnengalerie“ hingleiten, und ihr Auge ſchien ſagen zu wollen: „Ihr ſeid Zeugen, daß ich nicht mehr geſagt, als ich ſagen durfte.“ Dann aber kam ihr ein zweites, beſſeres Gefühl und ſie lieh ihm auch Worte: „Verzeih, Mama,“ ſagte ſie. „Es kann ſein, daß ich unrecht habe.“

* * *

Es lag nicht im Charakter der Familie, den Verſtimmungen über eine derartige Scene Dauer zu geben. Die Mutter hatte Schwereres tragen gelernt und war jeden Augenblick zur Verzeihung und Nachgiebigkeit geneigt, während die im weſentlichen in ihren Anſchauungen verharrende, trotzdem aber nicht eigentlich eigenſinnige Thereſe das Bedürfnis hatte, wieder einzulenken, wozu ein Geſpräch mit Manon das beſte Mittel bot. Sie nahm daher dieſe bei der Hand, führte ſie von ihrem Fenſterplatz her an den Kaffeetiſch zurück und ſagte, während ſie ſie neben ſich auf eine Fußbank niederzog: „Es muß nun doch vieles anders werden mit uns und auch mit dir, Manon. Du biſt, mein lieber Schelm, am weiteſten ab vom rechten Wege. Wie denkſt du nun eigentlich hinſichtlich deiner Zukunft?“

„Zukunft? — Ach, du meinſt heiraten?"

„Ja, das vielleicht auch. Aber zunächſt meine ich hinſichtlich deines Umgangs, deines geſellſchaftlichen Verkehrs. Wie denkſt du darüber?"

„Nun gerade ſo wie früher. Mein Verkehr bleibt wie er iſt."

„Das ſollteſt du doch überlegen."

„Ueberlegen? Ich bitte dich . . . Ich möchte wohl das Geſicht des alten Bartenſtein ſehen, wenn ich mich, angeſichts meiner zweihundert Thaler Zinſen, plötzlich auf meinen alten Adel beſönne. Wenn es mehr wäre, verzieh er mir's vielleicht. Aber . . ."

„Alſo alles beim alten?"

„Ja. Und nun gar heiraten! So dumme Gedanken dürfen wir doch nicht haben; wir bleiben eben arme Mädchen. Aber Mama wird beſſer verpflegt werden und Leo braucht nicht nach dem Aequator. Denn ich denke mir, ſeine Schulden werden nun wohl bezahlt werden können, ohne Blumenthals und ſelbſt ohne Flora. Flora ſelbſt aber bleibt meine Freundin. Das iſt das, was ich haben will. Und ſo leben wir glücklich und zufrieden weiter, bis Wendelin und Leo etwas Ordentliches geworden ſind und wir wieder ein paar andre Größen haben als den Sohrſchen und den Hochkircher."

„Du vergißt einen dritten, deinen Vater,“ ſagte die Majorin, in der ſich bei dieſer Uebergehung zum erſtenmal das Poggenpuhlſche regte.

„Ja, meinen Vater, den hatt' ich vergeſſen. Sonderbar, Väter werden faſt immer vergeſſen. Ich werde mit Flora darüber ſprechen. Die ſagte auch 'mal ſo was.“

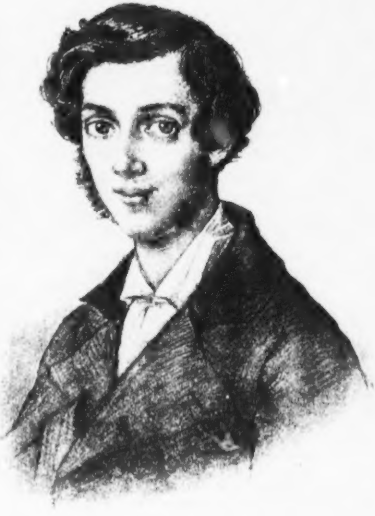
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Von Zwanzig bis Dreißig.

Von den Werken **Theodor Fontanes** erſchienen bisher in unſerm Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.
Cécile. Roman.
Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Irrungen Wirrungen. Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Frau Jenny Treibel.
Meine Kinderjahre. Autobiographiſcher Roman.
Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien und kleine Geſchichten.
Effi Brieſt. Roman.
Die Poggenpuhls. Roman.



[illegible]

Th. Fontane

[illegible]

Von

Zwanzig bis Dreißig

Autobiographiſches

von

Theodor Fontane

Berlin W
F. Fontane & Co.
1898

Alle Rechte
beſonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

Von „Zwanzig bis Dreißig" — unter dieſem Titel gebe ich hier Autobiographiſches und zwar im Anſchluß an ſchon früher veröffentlichte Mitteilungen, die, mit meinem zwölften Lebensjahre abſchließend, ſich „Meine Kinderjahre" betitelten.

Es könnte danach beinahe ſcheinen, als ob ich, gewollt oder nicht gewollt, eine Lücke gelaſſen und einen Sprung über acht Jahre fort gemacht hätte. Dies iſt aber nicht der Fall, weil ich vielfach auf die zwiſchenliegende Zeit von zwölf bis zwanzig zurückgegriffen habe. Noch häufiger freilich weit darüber hinaus, was denn auch ſchließlich dieſem Buche ſeinen etwas unſtatthaften Umfang gegeben hat. Ich ſehe darin einen Uebelſtand und empfinde denſelben um ſo ſtärker, als ich wohl weiß, wie mißlich es iſt, mit ſeinem Ich zu dauernd und zugleich zu weit und breit vor ſein Publikum hinzutreten. Aber ich werde möglicherweiſe pardoniert, wenn ich an dieſer Stelle ſchon verrate, daß ich, um ein beſtimmtes Zuviel einigermaßen auszugleichen, von einer urſprünglich geplanten Weiterführung dieſer meiner Erinnerungen Abſtand genommen und vor mir ſelber dieſen zweiten Teil auch zugleich als letzten proklamiert habe.

So blickt denn der momentan umdrängte Leſer wenigſtens in eine wolkenloſe Zukunft und läßt dieſen Blick ins Freie vielleicht mir und meinem Buche zu gute kommen.

Berlin. Th. F.
Im Mai 1898.

Inhaltsverzeichnis.

Berlin 1840.

Seite

Erſtes Kapitel. In der Wilhelm Roſeſchen Apotheke (Spandauerſtraße) 3

Zweites Kapitel. Litterariſche Vereine. Der Lenau-Verein: Fritz Eſſelbach, Hermann Maron, Julius Faucher . 27

Drittes Kapitel. Der Platen-Verein: Egbert Haniſch . . 91

„Mein Leipzig lob' ich mir“.

Erſtes Kapitel. Winter 1840 auf 1841. Drei Monate in Burg. Krank bei Fritz Eſſelbach. Ankunft in Leipzig 105

Zweites Kapitel. Der andere Morgen. Die Kollegenſchaft und die Familie Neubert. Frühmorgens bei Kinſchy. Die Doktorbörſe. Dr. Adler und meine Freundſchaft mit ihm. Herbſttage auf dem Leipziger Schlachtfeld 116

Drittes Kapitel. Litterariſche Beziehungen. „Shakeſpeares Strumpf.“ Im Rob. Binderſchen Hauſe. Hermann Schauenburg und Hermann Kriege. Dr. Georg Günther 130

Viertes Kapitel. Der Herwegh-Klub. Wilhelm Wolfſohn. Max Müller 145

Fünftes Kapitel. Krank. Aus der Hainſtraße in die Poſtſtraße. Mein Onkel Auguſt 164

Sechſtes Kapitel. Mein Onkel Auguſt (Fortſetzung).

Seite
Ueberſiedelung nach Dresden. Rückkehr von Dresden nach Leipzig 178
Siebentes Kapitel. Wie das ſo geht. Rekonvaleſcenz und vergnügte Tage. Dreiviertel Jahr in Dresden (bei Struve). Rückkehr nach Leipzig. Allerlei Pläne. Militärjahr in Sicht 202

Bei „Kaiſer Franz“.

Erſtes Kapitel. Eintritt ins Regiment. Auf Königswache. Urlaub nach England 213
Zweites Kapitel. Reiſe nach England. Unterwegs. Der rote Doppel-Louisd'or. Ankunft. Verlegenheiten. Windſor. Hampton-Court. In der Kapelle von Eduard dem Bekenner. In den Dockskellern . . 224
Drittes Kapitel. Wieder in Berlin. Letztes halbes Jahr bei „Franz“. Auf Pulvermühlwache 245

Der Tunnel über der Spree.

Aus dem Berliner litterariſchen Leben der vierziger und fünfziger Jahre.

Erſtes Kapitel. Der Tunnel, ſeine Mitglieder und ſeine Einrichtungen 257
Zweites Kapitel. Mein Eintritt in den Tunnel. Graf Moritz Strachwitz 278
Drittes Kapitel. Franz Kugler. Paul Heyſe. Friedrich Eggers. Richard Lucae. Wollheim da Fonſeca . 291
Viertes Kapitel. Theodor Storm 333
Fünftes Kapitel. Leo Goldammer. Heinrich Smidt. Hugo von Blomberg. Schulrat Methfeſſel 373
Sechſtes Kapitel. Louis Schneider 404
Siebentes Kapitel. George Heſekiel 430
Achtes Kapitel. Bernhard von Lepel 477
Neuntes Kapitel. Wilhelm von Merckel 512

Seite

Fritz, Fritz, die Brücke kommt.

Erſtes Kapitel. Verlobung. Der alte Rouanet 535

Zweites Kapitel. „Rat Kummer.“ Des alten Rouanet Enkelin 545

Drittes Kapitel. Bei Profeſſor Sonnenſchein. Onkel Auguſt wieder in Berlin; ſeine letzten Jahre, ſein Ausgang. Examen. In die Jung'ſche Apotheke 560

Der achtzehnte März.

Erſtes Kapitel. Der achtzehnte März 571

Zweites Kapitel. Der andere Morgen (neunzehnter März). Die „Proklamation.“ „Alles Bewilligt.“ Betrachtungen über Straßenkämpfe. Leopold v. Gerlachs Buch 603

Drittes Kapitel. Der einundzwanzigſte März 615

Viertes Kapitel. Auf dem Wollboden. Erſtes und letztes Auftreten als Politiker 622

Fünftes Kapitel. Nachſpiel. Berlin im Mai und Juni 48 629

In Bethanien.

Erſtes Kapitel. Bethanien und ſeine Leute 637

Zweites Kapitel. Zwei Diakoniſſinnen 647

Drittes Kapitel. Wie mir die bethaniſchen Tage vergingen 655

Im Hafen.

Erſtes Kapitel. Mein erſtes Jahr als Schriftſteller . . 665

Zweites Kapitel. Hochzeit 672

Berlin 1840.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

In der Wilhelm Roſeſchen Apotheke (Spandauerſtraße).

Oſtern 1836 war ich in die Roſeſche Apotheke — Spandauerſtraße, nahe der Garniſonskirche — eingetreten. Die Lehrzeit war wie herkömmlich auf vier Jahre feſtgeſetzt, ſo daß ich Oſtern 40 damit zu Ende geweſen wäre. Der alte Wilhelm Roſe aber, mein Lehr-Prinzipal, erließ mir ein Vierteljahr, ſo daß ich ſchon Weihnachten 1839 aus der Stellung eines „jungen Herrn“, wie wir von den „Kohlenproviſors“ genannt wurden, in die Stellung eines „Herrn“ avancierte. Der bloße Prinzipalswille reichte jedoch für ſolch Avancement nicht aus, es war auch noch ein Examen nötig, das ich vor einer Behörde, dem Stadt- oder Kreisphyſikat, zu beſtehen hatte und bei dieſem vorausgehenden Akte möchte ich hier einen Augenblick verweilen.

Etwa um die Mitte Dezember teilte mir Wilhelm Roſe mit, daß ich „angemeldet“ ſei und demgemäß am 19. ſelbigen Monats um halb vier Uhr nachmittags bei dem Kreisphyſikus Dr. Natorp, Alte Jakobſtraße, zu erſcheinen hätte. Mir wurde dabei nicht gut zu Mut, weil ich wußte, daß Natorp wegen ſeiner Grobheit ebenſo berühmt wie gefürchtet war. Aber was half es. Ich brach alſo an genanntem Tage rechtzeitig auf und ging auf die Alte Jakobſtraße zu, die damals noch nicht ihre Verlängerung unter dem merkwürdigen, übrigens echt berliniſchen Namen „Neue Alte Jakobſtraße“ hatte. Das noch aus der fridericianiſchen Zeit ſtammende, in einem dünnen Roccoco-Stil gehaltene Häuschen, drin Natorp reſidierte, glich eher einer Prediger- als einer Stadtphyſikuswohnung, Blumenbretter zogen ſich herum und ich fühlte deutlich, wie die Vorſtellung, daß ich nunmehr einem Oger gegenüber zu treten hätte, wenigſtens auf Augenblicke hinſchwand. Oben freilich, wo, auf mein Klingeln, die Gitterthür wie durch einen heftigen Schlag, der mich beinah wie mit traf, aufſprang, kehrte mir mein Angſtgefühl zurück und wuchs ſtark, als ich gleich danach dem Gefürchteten in ſeiner mehr nach Tabak als nach Gelehrſamkeit ausſehenden Stube gegenüberſtand. Denn ich ſah deutlich, daß er von ſeiner Nachmittagsruhe kam, alſo zu Grauſamkeiten geneigt ſein mußte; ſein Bulldoggenkopf, mit den ſtark mit Blut unterlaufenen Augen, verriet in der That wenig Gutes. Aber wie das ſo geht, aus mir unbekannt gebliebenen Gründen, war er ſehr nett, ja geradezu gemütlich. Er nahm zunächſt aus einem großen Wandſchrank ein Herbarium und ein paar Käſtchen mit Steinen heraus und ſtellte, während er die Herbariumblätter aufſchlug, ſeine Fragen. Eine jede klang, wie wenn er ſagen wollte: „Sehe ſchon, du weißt nichts; ich weiß aber auch nichts und es iſt auch ganz gleichgültig.“ Kurzum, nach kaum zwanzig Minuten war ich in Gnaden entlaſſen und erhielt nur noch kurz die Weiſung, mir am andern Tage mein Zeugnis abzuholen. Damit ſchieden wir.

Als ich wieder unten war, atmete ich auf und ſah nach der Uhr. Es war erſt vier. Das war mir viel zu früh, um ſchon wieder direkt nach Hauſe zu gehn und da mich der von mir einzuſchlagende Weg an dem Hauſe der d'Heureuſeſchen Konditorei vorüberführte, drin — was ich aber damals noch nicht wußte — hundertundfünfzig Jahre früher der alte Derfflinger gewohnt hatte, ſo beſchloß ich bei d'Heureuſe einzutreten und den „Berliner Figaro“, mein Leib- und Magenblatt, zu leſen, darin ich als Lyriker und Balladier ſchon verſchiedentlich aufgetreten war. Eine ſpezielle Hoffnung kam an dieſem denkwürdigen

Tage noch hinzu. Keine vierzehn Tage, daß ich wieder etwas eingeſchickt hatte, noch dazu 'was Großes, — wenn das nun vielleicht drin ſtünde! Gedanke kaum gedacht zu werden. Ich trat alſo ein und ſetzte mich in die Nähe des Fenſters, denn es dunkelte ſchon. Aber im ſelben Augenblicke, wo ich das Blatt in die Hand nahm, wurden auch ſchon die Gaslampen angeſteckt, was mich veranlaßte, vom Fenſter her, an den Mitteltiſch zu rücken. In mir war wohl die Vorahnung eines großen Ereigniſſes und ſo kam es, daß ich eine kleine Weile zögerte, einen Blick in das ſchon aufgeſchlagene Blatt zu thun. Indeſſen dem Mutigen gehört die Welt; ich ließ alſo ſchließlich mein Auge drüber hingleiten und ſiehe da, da ſtand es: „Geſchwiſterliebe, Novelle von Th. Fontane“. Das Erſcheinen der bis dahin in mal längeren, mal kürzeren Pauſen von mir abgedruckten Gedichte hatte nicht annähernd ſolchen Eindruck auf mich gemacht, vielleicht weil ſie immer kurz waren; aber hier dieſe vier Spalten mit „Fortſetzung folgt“, das war großartig. Ich war von allem, was dieſer Nachmittag mir gebracht hatte, wie benommen und mußte es ſein; vor wenig mehr als einer halben Stunde war ich bei Natorp zum „Herrn“ und nun hier bei d'Heureuſe zum Novelliſten erhoben worden. Zu Hauſe angekommen, berichtete ich nur von meinem glücklich beſtandenen Examen, über meinen zweiten Triumph ſchwieg ich, weil mir die Sache zu hoch ſtand, um ſie vor ganz unqualifizierten Ohren auszukramen. Auch mocht' ich denken, es wird ſich ſchon rumſprechen und dann iſt es beſſer, du haſt nichts davon gemacht und dich vor Renommiſterei zu bewahren gewußt.

* * *

Mit dieſen Ereigniſſen ſchloß 1839 für mich ab und das neue Jahr 40 brach an. Ich wechſelte nicht, wie das gewöhnlich geſchieht, meine Stellung, ſondern blieb noch faſt ein Jahr lang als Avancierter in meiner alter Poſition. Hatte dies auch nicht zu bedauern. Es war ein ſehr angenehmes Jahr für mich, was in ſehr verſchiedenen Dingen und ſo ſonderbar es klingt auch in der friſchen politiſchen Briſe, die damals gerade ging, ſeinen Grund hatte. Denn mit dem Sommer 1840, oder was daſſelbe ſagen will mit dem am 7. Juni erfolgten Tode Friedrich Wilhelms III., brach für Preußen eine neue Zeit an, und ich meinerſeits ſtimmte nicht bloß in den überall um mich her auf Koſten des heimgegangenen Königs laut werdenden Enthuſiasmus ein, ſondern fand dieſe ziemlich illoyale Begeiſterung auch berechtigt, ja pflichtmäßig und jedenfalls im hohen Maße geſinnungstüchtig. Jetzt denk ich freilich anders darüber und bekenne mich mit Stolz und Freude zu einer beinah ſchwärmeriſchen Liebe zu dieſem lange nicht genug gewürdigten und verehrten Könige. Während meiner märkiſchen Arbeiten, die mich ſpäter, durch viele Jahre hin, mit allen Volksſchichten in Dorf und Stadt in Berührung brachten, bin ich der Eigenart dieſes Königs in von Mund zu Mund gehenden Geſchichten und Anekdoten viele hundert Male begegnet und in immer wachſendem Grade habe ich dabei den Eindruck gehabt: welch ein herrlicher Mann! wie muſtergültig in ſeiner wundervollen Einfachheit und wie viel echte wirkliche Weisheit in jedem ſeiner, vom bloßen Espritſtandpunkt aus angeſehen, freilich oft proſaiſch und nüchtern wirkenden Ausſprüche. Wenn überhaupt noch abſolut regiert werden ſoll, was ich freilich weder wünſche, noch für möglich halte, ſo muß es ſo ſein. Ganz Patriarch. Man hat ihm den Beinamen des „Gerechten“ gegeben und dann, nach berliner Art, darüber gewitzelt; aber dies Wort „der Gerechte“ drückt es doch aus und weil es keine Phraſe, ſondern eine Wahrheit war, war es eine große Sache. Dazu kam noch eines: für mich hat das hohe Anſehen, das der ſo oft als unbedeutend erklärte König in ſeiner eignen Familie genoß, immer eine beſondre Bedeutung gehabt, wenigſtens nach der moraliſchen Seite hin. Der kluge Kronprinz, ſo ſehr er dem Vater überlegen war, war doch voll Verehrung und rührendſter Liebe für ihn. Und ſo jedes Mitglied des Hauſes, die Kinder wie die Schwiegerkinder. Selbſt der eiſerne Nicolaus konnte dem Zauber dieſes ſchlichten Mannes, der trotzdem ein König war, nicht widerſtehn. Er dachte nicht daran, wie's damals hieß, einen „Knäs“ oder „Unterknäs“ aus ihm machen zu wollen, ſondern hatte nur, wie wahrſcheinlich für keinen andern Sterblichen, ein Hochmaß von reſpektvoller und zugleich herzlicher Zuneigung für ihn. Das bewies er noch in des Scheidenden letzter Stunde.

So denn noch einmal, ein König, der, wie wenige, die Liebe ſeines Volkes verdiente, war an jenem 7. Juni 1840 heimgegangen, aber andrerſeits war zuzugeſtehn — und darin lag die Rechtfertigung für vieles was geſchah und nicht geſchah — daß es *politiſch* nicht ſo weiter ging; die Stürme von 89 und 13 hatten nicht umſonſt geweht, und ſo war es denn begreiflich, daß das alt-franzöſiſche „der König iſt tot, *es lebe der König*“ in vielen Herzen mit vielleicht zu freudiger Betonung der Schlußworte geſprochen wurde. Knüpften ſich doch die freiheitlichſten und zunächſt auch berechtigtſten Hoffnungen an den Thronfolger. Die Menſchen fühlten etwas, wie wenn nach kalten Maientagen, die das Knospen unnatürlich zurückgehalten haben, die Welt plötzlich wie in Blüten ſteht. Auf allen Geſichtern lag etwas von freudiger Verklärung und gab dem Leben jener Zeit einen hohen Reiz. „Es muß doch Frühling werden.“ Alle die, die den Sommer 40 noch miterlebt haben, werden ſich dieſer Stimmung gern erinnern.

Ich zählte, ſo jung und unerfahren ich war, doch ganz zu denen, die das Anbrechen einer neuen Zeit begrüßten und fühlte mich unendlich beglückt an dem erwachenden politiſchen Leben teilnehmen zu können. Allwöchentlich hatte ich, neben ſonſtigen Freiſtunden, auch einen freien Nachmittag und mit der Feierlichkeit eines Kirchengängers, ja ſogar in der ſonntäglichen Aufgeputztheit eines ſolchen, begab ich mich, wenn dieſer freie Nachmittag da war, regelmäßig zu Stehely, um hier allerlei Zeitungen: die Kölniſche, die Augsburger, die Leipziger Allgemeine ꝛc. zu leſen. Dieſer Wunſch wurde mir freilich immer nur ſehr unvollkommen erfüllt, denn es war die Zeit der ſogenannten „Zeitungstiger“, die ſich unerſättlich auf die Geſamtheit aller guten Zeitungen ſtürzten und dieſe, grauſam erfinderiſch, entweder auf dem Stuhl, auf dem ſie ſaßen, oder unterm Arm — oder auch vorn in den Rock geſchoben — unterzubringen wußten. Ein Einſchreiten dagegen war nicht möglich, denn die betreffenden Herren waren nicht nur Stehelyſche Habitués, ſondern zugleich auch Leute von geſellſchaftlicher Stellung. Es hieß alſo ſich in Geduld faſſen und manchmal wurde man auch belohnt. Aber ſelbſt wenn alles ausblieb, ſo verließ ich trotzdem das Lokal mit dem Gefühl, mich, eine Stunde lang, an einer geweihten Stätte befunden zu haben.

* * *

In gehobener Stimmung nahm ich dann andern Tages meine Arbeit wieder auf und fand es in dieſer Stimmung jedesmal leichter, mit meiner Umgebung zu verkehren.

Von dieſer nun zunächſt ein Wort.

Da war in erſter Reihe der alte Wilhelm Roſe ſelbſt. Dieſer — übrigens erſt ein Mann in der erſten Hälfte der vierzig — war, auf Geſellſchaftlichkeit hin angeſehn, nichts weniger als intereſſant, aber doch ein dankbarer Stoff für eine Charakterſtudie. Hätte man ihn einen Bourgeois genannt — ich weiß nicht, ob das Wort damals ſchon im Schwange war —, ſo hätte er ſich einfach entſetzt;

er war aber doch einer. Denn der Bourgeois, wie ich ihn auffaſſe, wurzelt nicht eigentlich oder wenigſtens nicht ausſchließlich im Geldſack; viele Leute, darunter Geheimräte, Profeſſoren und Geiſtliche, Leute die gar keinen Geldſack haben, oder einen ſehr kleinen, haben trotzdem eine Geldſackgeſinnung und ſehen ſich dadurch in der beneidenswerten oder auch nicht beneidenswerten Lage, mit dem ſchönſten Bourgeois jederzeit wetteifern zu können. Alle geben ſie vor, Ideale zu haben; in einem fort quaſſeln ſie vom „Schönen, Guten, Wahren“ und knixen doch nur vor dem goldnen Kalb, entweder indem ſie thatſächlich alles was Geld und Beſitz heißt, umcouren oder ſich doch innerlich in Sehnſucht danach verzehren. Dieſe Geheimbourgeois, dieſe Bourgeois ohne Arnheim, ſind die weitaus ſchrecklicheren, weil ihr Leben als eine einzige große Lüge verläuft. Daß der liebe Gott ſie ſchuf, um ſich ſelber eine Freude zu machen, ſteht ihnen zunächſt feſt; alle ſind durchaus „zweifelsohne“, jeder erſcheint ſich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Thun nur durch ihren Vorteil beſtimmt wird, was auch alle Welt einſieht, nur ſie ſelber nicht. Sie ſelber legen ſich vielmehr alles auf's Edle hin zurecht und beweiſen ſich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbſtſuchtsloſigkeit. Und jedesmal wenn ſie dieſen Beweis führen, haben ſie etwas Strahlendes.

In dieſe Gruppe gehörte nun auch unſer Wilhelm Roſe, der, während er glaubte mit der längſten Elle gemeſſen werden zu können, doch ſchon bei gewöhnlichſter Zollmeſſung zu kurz gekommen wäre. Vier und ein halbes Jahr lang hab ich ihm in die Karten ſehen können. Er war der Mann der ewigen ſittlichen Entrüſtung und doch wenn beiſpielsweiſe feinere, alſo auch koſtſpieligere Droguen, an deren Beſchaffenheit etwas hing, zu Kauf ſtanden — ich mag hier keine Details geben —, ſo wurde daran nicht ſelten geſpart, geſpart alſo an Dingen, an denen ſchlechterdings nicht geſpart werden durfte. Dann war er freilich auf zwölf Stunden hin in einer kleinen Verlegenheit. Aber es war nicht die richtige. Er genierte ſich bloß, weil er an die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit eines Kontroliertſein's dachte.

Daß unſer Wilhelm Roſe nebenher auch den zweiten großen Bourgeoiszug hatte: den, alles was von ihm ausging oder ihm zugehörte, gründlich zu bewundern, verſteht ſich von ſelbſt; ſeine Apotheke war die berühmteſte, ſein Laboratorium war das ſchönſte, ſeine Gehülfen und Lehrlinge waren die beſten oder doch wenigſtens durch ſein Verdienſt am beſten untergebracht und ſeine

Kerbelſuppe (die wir jeden Mittwoch kriegten, — eine furchtbare Semmelpampe) war die frühlingsgrünſte, die geſündeſte, die ſchmackhafteſte. Jegliches was ſeine Hand berührte, nahm ſchon dadurch einen Höhenſtandpunkt ein, in Wahrheit aber war alles nur knapp zu mittelmäßig. Entſchuldigt wurde dieſe tief in Komik getauchte Hochſchätzung freilich durch zweierlei. Zunächſt dadurch, daß die *ganze Zeit ſo war*: die Scheidung in echt und unecht, in reell und unreell, in anſtändig und unanſtändig, hatte damals noch nicht ſtattgefunden; alles, mit verſchwindenden Ausnahmen, war angefleckt und angekränkelt. Es iſt denn auch ein barer Unſinn, immer von der „guten alten Zeit“ oder wohl gar von ihrer „Tugend“ zu ſprechen; umgekehrt, alles iſt um vieles beſſer geworden und in der ſchärferen Trennung von gut und bös, in dem entſchiedneren Abſchwenken (namentlich auch auf moraliſchem Gebiete) nach rechts und links hin, erkenne ich den *eigentlichſten Kulturfortſchritt*, den wir ſeitdem gemacht haben. Ich bin ſicher, jeder, der ſich auf ſolche Fragen und Dinge nur einigermaßen verſteht, wird mir hierin beiſtimmen.

Aber der alte Roſe, wie ſchon angedeutet, wurde nicht bloß durch die Zeitläufte, nicht bloß durch den allgemeinen Geſellſchaftszuſtand entſchuldigt, ſondern eben ſo ſehr, oder vielleicht mehr noch, durch ſeinen ſpeziellen Lebensgang, will ſagen durch das Milieu, darin er ſtand, auch, von Kindheit an, immer geſtanden hatte. Sein Vater war ein ausgezeichneter Mann geweſen und ſeine beiden Brüder, Heinrich und Guſtav Roſe, waren es noch. Unter dieſen beiden Berühmtheiten bewegte er ſich als ein Unberühmter, immer beinah krampfhaft bemüht, ſich durch irgend 'was Apartes als ein Ebenbürtiger neben ihnen einzureihn. Das führte denn natürlich zu lauter Halbheiten, unter denen ſein Geſchäft, ſein guter Verſtand und zuletzt auch ſein Charakter zu leiden hatten. Er wurde mehr und mehr eine Zwittergeſtalt, ein Mann der Apotheker hieß, während er doch eigentlich keiner war, weil er ſich eben zu gut dafür hielt und der nun allerlei Plänen und Aufgaben nachhing, zu deren Bewältigung er weder die äußeren noch die inneren Mittel beſaß. Obenan ſtand hier das Reiſen. Er ging darin ſo weit, daß er ſich ganz ernſthaft einbildete, etwas wie ein Entdecker oder Forſchungsreiſender zu ſein, eine Gruppe von Perſonen, zu der er ſich in Wirklichkeit doch nur verhielt, wie ein Schlachtenbummler zu Moltke. Natürlich war er in Italien, Frankreich und England geweſen und hatte von London her — ganz charakteriſtiſch für ihn und leider auch für unſre damaligen Geſamtzuſtände — die große Nachricht mitgebracht „daß das Annähen eines Knopfes einen Schilling koſte.“ Da hatte man den Weltreiſenden, der über einen Sechſer nicht fort konnte. Paris, London, Italien! Sein eigentlichſtes Tummelfeld aber war die Schweiz. Hier beſtieg er Berge bis zu 6000 Fuß und kam davon mit einer Siegermiene zurück, als habe ſich etwas Ungeheuerliches zugetragen. Zu dieſer Einbildung war er nun freilich bis zu einem gewiſſen Grade berechtigt; er litt nämlich, weil er kurzhalſig und ein Aſthmatiker war, unter „Rigi“ und „Schyniger Platte“ ganz ſo, wie wenn er den Popokatepetl erſtiegen hätte und unterzog ſich dieſer Unbequemlichkeit auch nur deshalb, weil er nur ſo ſeine zweite, größere und weit über die Reiſerei hinausgehende Leidenſchaft zu befriedigen vermochte, die: vor einem aus jungen und zum Teil recht hübſchen Profeſſorenfrauen zuſammengeſetzten Kreiſe, ſeine Reiſevorträge halten zu können. Er war dann, den ganzen Tag über, in einer höchſten Aufregung, ſchnaufte durchs ganze Haus hin — wie denn Schnaufen überhaupt eine Haupteigenſchaft von ihm war — und ſchleppte dabei Reliefkarten und illuſtrierte Werke vier Treppen hoch auf einen kleinen achteckigen Turm hinauf, der, ganz oben, mit einem mit vielen bunten Ausſichts-Glasſcheiben reich ornamentierten Zimmer abſchloß. Stieg man dann, und zwar durch eine aufzuklappende Lukenthür, noch etwas höher hinauf, ſo hatte man, von einer umgitterten Plattform aus, einen wundervollen Ueberblick über Alt-Berlin. In dieſem Turmzimmer, das nach Alchymie und Aſtrologie, nach Fauſt und Seni ſchmeckte, verſammelten ſich die zur Vorleſung geladenen Damen und ich ſage ſchwerlich zu viel, wenn ich ausſpreche, daß der alte Roſe in dieſem Allerheiligſten die glücklichſten Stunden ſeines Daſeins verbracht habe. Daß die Damen von einem gleichen Glücksgefühl erfüllt geweſen wären, möchte ich bezweifeln, weil der Vortragende, in Verkennung ſeiner Gaben, auch allerlei Witziges und Humoriſtiſches einzuſtreuen liebte, will alſo ſagen grade das, was ihm, neben Grazie, die Natur am meiſten verſagt hatte.

Dies alles klingt nun ein wenig lieblos und iſt in ſo weit auch unverdient, als mein Lehrherr, gemeſſen an der Mehrzahl ſeiner Kollegen, immer noch von einer gewiſſen Ueberlegenheit war; in einem allerwichtigſten Punkt aber war er doch wirklich um ein Erkleckliches ſchlimmer als dieſe. Das war, wie ſchon angedeutet, die tiefeingewurzelte Vorſtellung von ſeiner ſittlichen Potenz, eine Vorſtellung, deren ungewöhnliches Höhenmaß nur noch von ihrer Unberechtigtheit übertroffen wurde.

So viel über König Artus ſelbſt, woran ich zunächſt nur noch ein Wort über ſeine Tafelrunde, will ſagen ſeine Gehülfen und Lehrlinge zu knüpfen habe. Dieſe Letztren, die Lehrlinge alſo, waren — was ſich auch ſpäter, in andren Offizinen, immer wiederholte — allerliebſte junge Leute, friſch, geſcheidt, talentvoll, aus denen, ausnahmslos, auch was geworden iſt. Daß dem ſo ſein konnte, lag daran, daß ſie ſämtlich aus guten Häuſern ſtammten, alſo die berühmte „gute Kinderſtube“ gehabt hatten. Die Bedeutung davon iſt meiſt entſcheidend für's Leben und gar nicht hoch genug zu veranſchlagen. Die altpreußiſche Redensart „je ärmer je beſſer“ iſt eine Thorheit. Gäbe es eine einfache Armut, eine Armut an ſich, ſo ließe ſich über den Wert des bloßen Entbehrenlernens ſtreiten; aber den von der landesüblichen Armut unzertrennlichen Druck, dieſen und ſeine Wirkung — ein paar Kraftnaturen natürlich abgerechnet — werden die Durchſchnittmenſchen nicht wieder los. Und deshalb waren denn auch die Gehülfen ein vorwiegend minderwertiges Material, weil ſie meiſt aus kleinen elenden Verhältniſſen herkamen. Sie katzbuckelten und ſetzten ſich dann zur Entſchädigung auf's hohe Pferd, wo ſie's irgendwie glaubten riskieren zu können. Scheiterten ſie auch damit, ſo blieb ihnen immer noch das Intriguieren. Die beſten waren deshalb in der Regel die, die ſich ſchon der Karrikatur näherten und wenn ſie nicht die beſten waren, ſo waren ſie doch jedenfalls die intereſſanteſten. Unter dieſen ſtand mein Freund Martin Döring obenan. Er war, eh er Apotheker wurde, mehrere Jahre lang in Wiesbaden oder Bibrich Soldat geweſen, weshalb wir ihn „unſren Naſſau-Uſinger“ nannten. Er hatte ganz die Haltung eines kleinſtaatlichen Unteroffiziers aus dem vorigen Jahrhundert, gradlinig und ſteif wie ein Ladeſtock, langer Rock, ſchwefelgelbe Weſte und eine hohe ſchwarze Militärbinde. Martin Döring, ein guter Kerl, war wohl ſchon über vierzig. Unvergeßlich iſt er mir durch ein beſondres Malheur geworden, das eines Tages über ihn hereinbrach. Er war eigentlich ſehr tugendhaft; einmal aber litt er doch Schiffbruch und kam dadurch in die Lage, ſich eines Arztes verſichern zu müſſen. Er wählte dazu, höchſt unklugerweiſe, den Roſeſchen Hausarzt, Geheimrat Dr. Bartels — Großvater des gegenwärtigen Sanitätsrats — der ihn einfach an die Luſt ſetzte, nachdem er ihm vorher eine Rede gehalten, in der das Wort „ungehörig“ in allen möglichen und zum Teil ſehr ſtarken Schattierungen wiederkehrte. Der arme Menſch wollte ſich denn auch das Leben nehmen, beruhigte ſich aber wieder, nachdem er ſich, in einer beneidenswert würdigen Haltung, über „Humanität“ und „Chriſtliche Geſinnung“, die beide durch Bartels ſchwer geſchädigt worden ſeien, gegen mich ausgeſprochen hatte.

Zur ſelben Zeit, als wir uns dieſes guten „Naſſau-Uſingers“ erfreuten, hatten wir auch einen viven kleinen Sachſen in unſrer Mitte, der ein Bruder des damals noch unberühmten und ſeinen ſtädtiſchen Beinamen noch nicht führenden Schulze-Delitzſch war. Dieſer letztre, zu jener Zeit noch Aſſeſſor, ſprach öfter bei uns vor und brachte mir ſeine nun wohl ſchon längſt in Vergeſſenheit geratenen Dichtungen mit, an denen ich mich aufrichtig erbaute. Beſonders an einem Liede, das glaub ich „der Verbannte“ oder „der Geächtete“ hieß und mit den Worten ſchloß:

Frei allein ſind im Walde die Vögel,
Und ich, ich bin vogelfrei . . .

Das erſchien mir großartig und ich war ganz hingeriſſen davon.

* * *

Ich habe bis hierher von den Perſonen im Hauſe geſprochen und möchte nun auch erzählen, wie das Leben darin war. Dies hatte manches Eigentümliche, was zum Teil an der lokalen Umgebung lag, zu der, wie ſchon Eingangs erwähnt, auch die Garniſonskirche gehörte. Dieſe griff mannigfach in unſer Leben ein. Meiſt um Oſtern und Pfingſten herum, gab es in dieſer Kirche große Muſik-Aufführungen, Oratorien von Graun, Händel, Mendelsſohn, und an ſolchem Oratoriumstage verwandelte ſich dann unſre Apotheke in eine Art Tempelvorhalle, drin die Billets verkauft wurden. Ich war jedesmal der „Mann am Schalter“ und hatte dabei das Vergnügen — ſtatt der üblichen Sommerſproſſenſchönheiten mit krauſem roten Haar, die Kurellaſches Bruſtpulver oder Lippenpomade kauften — ein gut Teil der vornehmen berliner Welt an meinem Schiebefenſter erſcheinen zu ſehn. Zum Schluß dann, wenn an weitren Billetverkauf nicht mehr zu denken war, ging ich auch wohl ſelber in die Kirche, blieb aber nie lange. Der erſte Eindruck, wenn die Töne mächtig einſetzten, war immer groß und ich fühlte mich wie gen Himmel gezogen; aber nach zehn Minuten ſchon kam eine gewiſſe Schläfrigkeit über mich, und ich machte dann, daß ich wieder fort kam. So iſt es mir, bei großen Muſikaufführungen, mein Lebelang ergangen. Man muß etwas davon verſtehn, muß folgen können; kann man das nicht — und die Meiſten bilden ſich wohl nur ein, daß ſie's können — ſo wird das „angenehme Geräuſch“ ſehr bald langweilig. Ich bin überzeugt, daß gerade wirkliche Muſiker mir hierin Recht geben werden; es iſt eben nicht für jeden. Der berühmte Satz „Kunſt ſei für alle“ iſt grundfalſch; Kunſt iſt umgekehrt für ſehr wenige und mitunter iſt es mir, als ob es immer weniger würden. Nur das Beefſteak, dem ſich leicht folgen läßt, iſt in einer ſteten Machtſteigerung begriffen.

Unſre Apotheke war aber nicht bloß eine Verkaufsvorhalle für die Garniſonkirchen-Konzerte, der alte Roſe ſuchte auch was darin, ſein Haus ſelbſt auf eine gewiſſe Kunſthöhe zu heben. Ohne was von dieſen Dingen zu verſtehn, fand er es doch fein und ſeines Namens würdig, ſich um alles Dahingehörige zu kümmern und innerhalb eng gezogener Grenzen ſogar den Mäcen zu ſpielen. Er verſtieg ſich dabei bis zu Bilderankäufen — kleine italieniſche Landſchaften — und allerlei höhere Kunſtleute gingen ein und aus, darunter Schinkel, der durch ſeine Frau ein ziemlich naher Verwandter des Hauſes war. Trotz all dieſer Allüren aber ſtand Kunſt erſt in zweiter Reihe; weit darüber hinaus wurde, wenigſtens dem Anſcheine nach, das Litterariſche gepflegt. W. Roſe war Mitbegründer eines eine beſtimmte Zahl von Profeſſorenfamilien umſchließenden Leſezirkels und jeden dritten oder fünften Tag erſchienen moderne Bücher in merkwürdig guten Einbänden, die von mir in Empfang genommen und an eine für ſie beſtimmte Stelle niedergelegt wurden. Aber damit war auch eigentlich alles gethan. Alle dieſe Bücher blieben an der erwähnten Stelle liegen und wanderten nur ſehr ausnahmsweiſe die Treppe hinauf, in die Wohn- und Familienräume. Der Einzige, der wirklichen Nutzen davon zog, war ich. Mit beſondrer Regelmäßigkeit erſchien zu meiner großen Freude Gutzkows „Telegraph“, wahrſcheinlich jedesmal ein Sammelband, der aus einer beſtimmten Anzahl von Nummern beſtehen mochte. Beinah alles, was ich vom „jungen Deutſchland“ weiß, weiß ich aus der Zeit her und Mundt, Kühne, Laube, Wienbarg — Gutzkows ſelbſt ganz zu geſchweigen — waren damals Haushaltworte für mich. Von Wienbarg las ich eine mich ganz hinreißende Geſchichte, die den Titel führte: „Byrons erſte Liebe“. Wenn dann der alte Roſe ſpät nach Mitternacht aus einer Geſellſchaft heim kam und mich über der ſonderbaren Lektüre betraf, ſo war er damit freilich nicht recht einverſtanden, unter andern auch ſchon deshalb nicht, weil ich immer alle Flammen brennen ließ, alſo ſehr viel Gas konſumierte. Daneben aber klang es in ſeiner glücklicherweiſe nicht blos von Sparſamkeitsrückſichten, ſondern auch von Eitelkeit erfüllten Seele: „Nun ja, ja, für gewöhnlich ginge das nicht, für gewöhnlich iſt eben darauf zu halten, daß die jungen Leute „den alten Hagen“ — ein berühmtes altes Apothekerbuch — leſen. Dieſer hier lieſt ſtatt deſſen Gutzkow. Zunächſt durchaus ungehörig. Aber in der Roſeſchen Apotheke darf ſo was am Ende vorkommen: das iſt eben das, wodurch wir uns von dem Gros der übrigen unterſcheiden. Das Roſeſche muß mit einer andern Elle gemeſſen werden.“ Und ſo blieben mir die Kränkungen erſpart, die ſich ſonſt nur zu häufig an ſolche Dinge knüpfen.

* * *

So waren die Perſonen, ſo war das Leben im Hauſe, Schilderungen, bei denen ich bereits an mehr als einer Stelle mit einklingen ließ, wie mein eignes Thun verlief. Aber über dieſen letztern Punkt möcht' ich mich doch noch etwas ausführlicher auslaſſen dürfen.

Die beſte Zeit im Hauſe war immer der Sommer, wo wir, weil die Prinzipalität dann auf ganze Monate hin ausflog, uns ſelbſt überlaſſen blieben und einem Vicekönige unterſtellt wurden. Solche Vicekönige ſind oft ſtrenger als die eigentlichen Herrſcher, aber man nimmt den Kampf mit ihnen doch leichter auf; man ſieht ihre Autorität nicht für voll an oder geht davon aus: „ach, dieſe armen Teufel müſſen eine Ernſthaftigkeitskomödie bloß ſpielen; eigentlich wären ſie gern ſo ausgelaſſen wie ihr ſelbſt.“ Im ganzen lag es ſo, daß wir, während dieſer herrenloſen Zeit, ordentlich und ehrlich unſre Schuldigkeit thaten, aber in den Freiſtunden um vieles ungebundner auftraten. Ich nun ſchon gewiß. So lange ich Lehrling war, waren dieſer Ungebundenheit immer beſtimmte Grenzen gezogen, aber vom Sommer 1840 ab benutzte ich mein inzwiſchen eingetretenes Avancement zu allerhand Tollheiten und eines Tages gab ich ſogar ein Feſt, ein reines Bacchanal, wenn ich die Dürftigkeit der Mittel erwäge, die mir zur Verfügung ſtanden. Mein im Hinterhauſe gelegenes Zimmer war ausgeräumt worden, um eine lange Tafel decken zu können, an der nun, bunt untereinander gemiſcht, meine ganze Kollegenſchaft und meine litterariſchen Freunde ſaßen, unter dieſen auch ein junger Offizier von der Garde, der aber wohlweislich ſeinen Offiziersrock mit einem Durchſchnittscivil vertauſcht hatte. Das Feſt ſelbſt galt meinem eben damals Berlin verlaſſenden Freunde Egbert Haniſch, den ich in einem ſpätren Kapitel ausführlicher zu ſchildern haben werde. Waldmeiſterbowlen wurden in immer neuer Zahl und Menge gebraut, den ganzen Tiſch entlang ſtanden Vergißmeinnichtkränze in Schüſſeln, Toaſte drängten ſich an Toaſte und ſo ſangen wir bis in die Nacht hinein. Mir iſt nachträglich immer das hohe Maß von Freiheit erſtaunlich, das ſich die Jugend unter allen Umſtänden zu verſchaffen weiß. Dabei muß ich noch hinzuſetzen, daß das, was ich damals peccierte, nur ein ſchwacher Ausläufer deſſen war, was, Mitte der dreißiger Jahre, meine Lehrlings-Vorgänger geleiſtet hatten. Einer dieſer letztern war ein junger Falkenberg, entzückender Kerl, angehender oder auch ſchon etablierter Don Juan und dabei Sohn eines richtigen, in ſeiner Sphäre ſogar berühmt gewordenen Polizeirats. Dieſer junge Falkenberg nun — er beſaß ſpäter die Viktoria-Apotheke, Friedrichſtraße, dicht am Belle-Alliance-Platz — war ein Ausbund von Keckheit und Ausgelaſſenheit, worin er nur noch von ſeinem ältren Kollegen, einem Roſeſchen Neffen, übertroffen wurde. Mit dieſem zuſammen hatte Falkenberg, in Tagen und Wochen, wo ſie gemeinſchaftlich den Nachtdienſt hatten, die ganze Spandauerſtraßengegend devaſtiert und auf den Kopf geſtellt und zwar dadurch, daß ſie, der eine mit einer kleinen feſten Leiter, der andre mit allerlei Handwerkszeug ausgerüſtet, überall die Geſchäftsſchilder abbrachen und dieſe vertauſchten, ſo daß wo beiſpielsweiſe „Paſtor Verduſcheck" wohnte, den Tag darauf „Hebamme Mittermeier" zu leſen war und umgekehrt. Wie ſich denken läßt, kam es ihnen bei dieſem Treiben darauf an, ſich in Anzüglichkeiten zu überbieten. Mitunter aber ſcheiterten ſie, wenn ſie vor einem plötzlich ſichtbar werdenden Nachtwächter die Flucht ergreifen mußten; in ſolchem Falle nahmen ſie dann die bereits abgeriſſenen, aber noch nicht umgetauſchten Schilder einfach als gute Priſe mit nach Hauſe. Dieſe Priſenſtücke hatten ſich, wie ſich denken läßt, im Laufe zweier Jahre zu einem förmlichen, in einem Kohlenkeller untergebrachten Muſeum erweitert. Da ſtanden und lagen ſie, verſtaubt und vergeſſen, bis der endliche Abgang des vorgenannten Roſeſchen Neffen ihnen noch einmal zu einer fröhlichen Auferſtehung verhalf. Falkenberg, dem Scheidenden ein Feſt gebend, wandelte das gemeinſchaftlich von ihnen bewohnte Zimmer in eine Art Ruhmeshalle um, drin all die geraubten Gegenſtände, — darunter namentlich Doktorklingeln mit der Aufſchrift „Nachtglocke", ſo wie auch von Weißbier- und Budikerkellern abgebrochene „Genreſtücke" — hoch aufgeſpeichert waren. Alle dieſe Spolia opima ſtanden, lagen oder hingen umher, Tannenguirlanden dazwiſchen und unter Abſingung wehmutsvoller Lieder, gedachte man der ſchönen Räuberzeit, um auf immer Abſchied von ihr zu nehmen.

Neben dieſem Uebermute verſchwand natürlich mein Zauberfeſt, das, wenn ich nicht irre, in den Juli des Sommers vierzig fiel. Anfang September kam dann der alte Roſe zurück. Ich ſeh' ihn noch, wie er mit einem Male vor uns ſtand: der auf kurzem Halſe ſitzende Kopf in einer Schnuren-Kapuze — wie man ihnen auf alten Schweizer- oder Huſſitenbildern begegnet — dazu ganz verbrannt im Geſicht vom ewigen Bergklettern und die Augen leuchtend von Entdecker- und Erobererglück. Denn er hatte mal wieder an einer vor ihm noch unbetretenen Stelle geſtanden, oder bildete ſich's wenigſtens ein.

Armer Enthuſiaſt, Dein Glück ſollte nicht langdauern! Gleich am andern Morgen durchſchritt er ſein Geweſe, zog ſich dann, als er den Rundgang beendet, in ſein nur durch einen ſchmalen Flur von der Apotheke ſelbſt getrenntes Zimmer zurück und wollte hier ſehr wahrſcheinlich gleich mit Aufzeichnung all der erlebten Herrlichkeiten beginnen. Aber das Schickſal hatte, für dieſen Tag wenigſtens, anders über ihn beſchloſſen. In ſeiner Abweſenheit nämlich, war es, unter den Gehilfen, zu Bildung zweier feindlicher Parteien gekommen, die ſich nun gegenſeitig verklagten und mich mitſchleppten, um ihnen nötigenfalls als Zeuge dienen zu können. Jede Partei trug denn auch ihre Sache vor und der alte Roſe hörte eine Weile ruhig zu, wenn man ein dampfmaſchinenartiges Pruſten und Schnauben ein ruhiges Zuhören nennen kann. Endlich aber unterbrach er die Zänkerei, weil er ſeinen Unmut nicht länger bezwingen konnte: „Meine Herren . . ich bitte Sie . . haben Sie Mitleid mit einem alten Manne. Haben Sie denn kein Gefühl für meine Lage . . Da war ich drittehalb Monat in einer großen Natur, ja, meine Herren, in einer ſehr großen Natur und nun komme ich zurück, erhoben in meinem Gemüt, erhoben und glücklich. und das Erſte was ich hier hören muß, ſind Ihre Nichtigkeiten, Ihre Kleinheiten, Ihre Jämmerlichkeiten. Oh, oh . . . Ich dächte, Sie hätten mehr Rückſicht auf mich nehmen können.“

Und ſo ging es noch eine Weile weiter.

Er hatte mit ſeiner „ſittlichen Empörung“ aber mal wieder total unrecht und erwies ſich nur aufs Neue als jener Bourgeois, als den ich ihn ſchon Eingangs zu ſchildern verſucht habe. Wie's uns in den dritthalb Monaten ergangen war — gut genug, aber es konnte doch auch ſchlecht geweſen ſein — war ihm vollkommen gleichgültig; er fand es „kleinlich“ und „elendiglich“, daß ſich zwei Menſchen gezankt hatten, nicht weil ſie ſich überhaupt gezankt, denn er konnte ſich auch zanken, ſondern lediglich weil ihm dieſer Zank unbequem war und ihn hinderte, ſeine Reiſebeſchreibung friſchweg zu beginnen. Er hatte bloß einen Schein des Rechts auf ſeiner Seite. Daß es Intereſſen neben den ſeinigen gab, leuchtete ihm nicht ein; wir waren einfach Spielverderber. Er gehörte ganz in die Klaſſe der naiven Egoiſten.

* * *

In eben dieſem Sommer vierzig war ich ſehr fleißig. Wie dies möglich war, iſt mir in dieſem Augenblicke ziemlich unfaßlich. Den Tag über treppauf treppab, ſo daß von Muße für Nebendinge keine Rede ſein konnte, dazu nachts wenig Schlaf, weil nur allzuhäufig geklopft und geklingelt und ellenlange Rezepte durch eine kleine Klappe hineingereicht wurden. Ich weiß alſo wirklich nicht, wo die Zeit für mich herkam. Aber ſie fand ſich trotzdem. Ich kann es mir nur ſo erklären, daß meine geſchäftliche Thätigkeit in zwei ſehr verſchiedene Hälften zerfiel und daß auf vier Wochen „Frontdienſt“ immer vier Wochen in der „Reſerve“ folgten. Der Frontdienſt nahm mich jedesmal völlig in Anſpruch, kam ich dann aber in die Reſerve, das heißt in's Laboratorium, wo jede Berührung mit dem Publikum aufhörte, ſo beſſerte ſich die Situation ſehr weſentlich. Hier paßte mir alles vorzüglich und ſchon der hohe gewölbte Raum heimelte mich an; was mir aber ganz beſonders zu ſtatten kam, das war eine für mich wie geſchaffene Beſchäftigung, die meiner durch einen glücklichen Zufall, hier harrte.

Dieſer Zufall war der folgende.

Der alte Wilhelm Roſe hatte geſchäftliche Beziehungen nach England hin, und dieſe Beziehungen trugen ihm — immer natürlich mit der Elle von damals gemeſſen — enorme Beſtellungen auf einen ganz beſtimmten Artikel ein. Dieſer Artikel hieß Quecken-Extrakt oder Extractum Graminis. Jeder Eingeweihte wird nun lachen, weil er eben als Eingeweihter weiß, daß es keinen gleichgültigeren und beinah auch keinen obſoleteren Artikel giebt, als Extractum Graminis. In England aber muß es damals Mode geweſen ſein, ſtatt unſrer uns nach Marienbad und ähnlichen Plätzen führenden Brunnenkuren, eine Quecken-Extrakt-Kur durchzumachen, — nur ſo läßt es ſich erklären, daß wir große Fäſſer davon nach London, ganz beſonders aber nach Brighton hin, zu liefern hatten. Alles drehte ſich um dieſen Exportartikel. Mir fiel die Herſtellung desſelben zu, und ſo ſaß ich denn, tagaus tagein, mit einem kleinen Ruder in der Hand, an einem großen eingemauerten Zinnkeſſel, in dem ich, unter beſtändigem Umherpätſcheln, die Queckenſuppe kochte. Schönere Gelegenheit zum Dichten iſt mir nie wieder geboten worden; die nebenherlaufende, durchaus mechaniſche Beſchäftigung, die Stille, und dann wieder das Auffahren, wenn ich von der Eintönigkeit eben ſchläfrig zu werden anfing, — alles war geradezu ideal, ſo daß, wenn zwölf Uhr herankam, wo wir unſer Räubercivil abzulegen und uns für „zu Tiſch“ zurecht zu machen hatten, ich die mir dadurch gebotene Freiſtunde jedesmal zum Niederſchreiben all deſſen benutzte, was ich mir an meinem Braukeſſel ausgedacht hatte. Bevor der Herbſt da war, hatte ich denn auch zwei größere Arbeiten vollendet: eine Dichtung, die ſich „Heinrichs IV. erſte Liebe“ nannte und einen Roman unter dem ſchon das Senſationelle ſtreifenden Titel: „Du haſt recht gethan.“

Der Stoff zu der erſtgenannten epiſchen Dichtung war einer Zſchokkeſchen Novelle, der Roman einem Ereignis entnommen, das ſich eben damals in einem abgelegenen Teile von Mark Brandenburg zugetragen hatte. Folgendes war der Verlauf. Eine ſchöne Amtsrats-Tochter, an einen Oberförſter verheiratet, lebte ſeit ein paar Jahren in einer ſehr glücklichen Ehe. Da mit einem Male ſtellte ſich ein mauvais sujet bei ihr ein, ein Mann von kaum dreißig, der früher als Gärtner oder Jäger in ihres Vaters Dienſten geſtanden und mit dem ſie damals ein Liebesverhältnis unterhalten hatte. Der forderte jetzt Geld, überhaupt Unterſtützung von ihr, weil er arm und elend ſei. Sie gab ihm denn auch was ſie hatte. Dies wiederholte ſich mehrere Male und weil ihre Mittel zuletzt erſchöpft waren und ſie nicht mehr aus noch ein wußte, der Strolch aber immer zudringlicher wurde, ſo beſchloß ſie der Sache ein Ende zu machen. Sie lud ihn in den Wald zu einer neuen Begegnung ein, zu der er auch kam und zwar bewaffnet, weil er der Sache nicht recht mehr trauen mochte. Ganz zuletzt aber, als er ſich wieder in der Liebhaberrolle zu verſuchen trachtete, war er unvorſichtig genug, das Gewehr bei Seite zu ſtellen. Im ſelben Augenblicke griff ſie danach und ſchoß ihn über den Haufen. Dann ging ſie zurück, um ihrem Manne zu ſagen, wie's ſtünde. Dieſer war mit allem einverſtanden und ſagte ruhig: „Du haſt recht gethan." Der Spruch der Gerichte, vor die die Sache kam, lautete auf etliche Jahre Gefängnis, ein Urteil, das der König in kurze Feſtungshaft in Glatz oder Koſel umwandelte. Nachdem die junge Frau hier Gegenſtand allgemeiner Huldigung geweſen war, kehrte ſie in die Oberförſterei zurück, von ihrem Manne im Triumph eingeholt. — So die Geſchichte, die mich begeiſtert hatte; der Naturaliſt ſteckte mir ſchon im Geblüt. Was ich geſchrieben, ſchickte ich an ein zu jener Zeit viel geleſenes Blatt, das glaub ich der „Volksfreund“ hieß, erhielt es aber mit dem Bemerken zurück: „es ginge nicht; es ſei zu anzüglich.“ Ich beruhigte mich dabei und deponierte das Manuſkript, weil ich bald danach Berlin verließ, in die Hände eines Bekannten von mir. Wie mir berichtet worden, iſt dann alles viele Jahre ſpäter, während ich im Auslande war, irgendwo gedruckt worden, eine Sache, die mir mit einem andern Romane noch ein zweites Mal paſſiert iſt. Es war, dieſe zweite Arbeit, die Überſetzung einer ſehr guten Erzählung der Mrs. Gore. Titel: „The money-lender.“ Ein armer Anfänger kann ſeine Sachen, ſie ſeien gut oder ſchlecht, nie recht anbringen, weil er nicht Beſcheid weiß; hat dann aber ein Geſchäftskundiger, der mitunter in ziemlich ſonderbarer Weiſe zu ſolchem Manuſkripte gekommen iſt, die Sache in Händen, ſo iſt es für den wie bar Geld; kriegt er nicht viel, ſo kriegt er wenig.

„Du haſt recht gethan“ hatte für mich noch ein Nachſpiel oder dergleichen, um deſſentwillen ich überhaupt in ſolcher Ausführlichkeit bei der Geſchichte verweilt habe.

Sommer zweiundneunzig, alſo zweiundfünfzig Jahre nach Niederſchreibung jener Jugendarbeit, ſaß ich in einer Sommerwohnung in Schleſien, den ſchönen Zug des Rieſengebirges als Panorama vor mir. Eines Morgens traf „eingeſchrieben“ ein ziemlich umfangreiches Briefpacket ein, augenſcheinlich ein Manuſkript. Abſender war ein alter Herr, der, zur Zeit als Penſionär in Görlitz lebend, in ſeinen beſten Mannesjahren Bürgermeiſter in jener Stadt geweſen war, in deren Nähe die vorerzählte Tragödie geſpielt und in deren Mauern die Prozeßverhandlung ſtattgefunden hatte. Während ſeiner Amtsführung war ihm die Luſt gekommen, ſich eingehender mit jener cause celèbre zu beſchäftigen und was er mir da ſchickte, war das den Akten entnommene Material zu einem, wie er mit Recht meinte, „märkiſchen Roman“. In den Begleitzeilen hieß es: „Ich ſchicke Ihnen das alles, denn Sie ſind der Mann dafür, und ich würde mich freun, den Stoff, der mir ein ſehr guter zu ſein ſcheint, durch Sie behandelt zu ſehn.“

Man ſtelle ſich vor, wie das auf mich wirkte. Die Beantwortung des Briefes war nicht leicht und ich ſchrieb ihm ausweichend: „ich ſei zu alt dafür.“

Wenn aber dem liebenswürdigen Herrn dieſe „Mitteilungen aus meinem Leben“ in Blatt oder Buch zu Geſicht kommen ſollten, ſo wird er aus ihnen den eigentlichen Grund meiner Ablehnung erſehn. Ihm dieſen eigentlichſten Grund zu ſchreiben, war damals unmöglich; es hätte auf ihn wirken müſſen, wie wenn man einen freundlichen Anekdotenerzähler undankbar mit dem Zurufe: „kenne ich ſchon“ unterbricht.

Zweites Kapitel.

Litterariſche Vereine.
Der Lenau-Verein: Fritz Eſſelbach, Hermann Maron, Julius Faucher.

Am Schluß des vorigen Kapitels ſprach ich von ein paar Arbeiten, einem kleinen Epos und einem längeren Roman, an denen ich während des Sommers 1840 arbeitete. Das leitet mich zu dem litterariſchen Verkehr hinüber, den ich damals hatte. Dieſer war, auf meine beſcheidenen Lebensverhältniſſe hin angeſehn, ein ſehr guter zu nennen und machte mich ziemlich gleichzeitig zum Mitgliede zweier Dichtergeſellſchaften, deren eine ſich nach Lenau, die andere nach Platen benannte. Den beiden Dichtern, die die Paten und Namensgeber dieſer Vereine waren, bin ich bis dieſen Tag treu geblieben.

Ich beginne mit dem Lenau-Verein, in den ich mich durch meinen Freund Fritz Eſſelbach eingeführt ſah. Zunächſt ein Wort über dieſen meinen Freund.

* * *

Meine Bekanntſchaft mit ihm — Fritz Eſſelbach — datierte ſchon von der Schule her und hatte ſich ſo plötzlich und beinah ſo leidenſchaftlich eingeleitet, wie ſonſt nur eine Liebe, nicht aber eine Freundſchaft zu beginnen pflegt. Ich war auf einem märkiſchen Gut zu Beſuch geweſen und machte von dorther die Rückreiſe nach Berlin mit einer jener immer nach Juchtenleder riechenden alten Fahrpoſten. Gleich nach Mitternacht kamen wir in Oranienburg an, in deſſen Paſſagierſtube mir ein ſchlankaufgeſchoſſener junger Menſch von etwa fünfzehn Jahren auffiel, der für nichts andres Augen zu haben ſchien, als für ſeine drei jüngeren Geſchwiſter. Ich wurde ſofort von einem Gefühl ſtärkſter Zuneigung erfaßt und ſagte mir: „ja, ſo möchteſt Du ſein! ja, wenn Du ſolchen Freund je haben könnteſt!“ Aber wer beſchreibt mein Staunen und Entzücken, als ich denſelben jungen Menſchen am andern Morgen in meiner Schulklaſſe vorfand. Er hatte bis dahin dem „Joachimsthal“ angehört und ſich erſt ganz vor kurzem entſchloſſen, das Gymnaſium mit der Gewerbeſchule zu vertauſchen.

weil ihm alte Sprachen zu ſchwer wurden. Er war überhaupt von ſehr mäßigen Anlagen, aber von einem ganz ausgezeichneten Charakter, fein, vornehm, treu, gütig. Leider auch ein wenig ſentimental und dabei ganz Idealiſt, was verhängnisvoll für ihn wurde. Ziemlich ſpät, als er ſchon Mitte der zwanzig ſein mochte, begann er ſich der Landwirtſchaft zu widmen und ging zu dieſem Behufe nach Schleſien, allwo er denn auch, nachdem er ſich in höherem Mannesalter glücklich verheiratet hatte, geſtorben iſt. In den Jahren aber, die ſeiner Verheiratung weit vorausgingen, ging er durch ſchwere Prüfungen. Er hatte ſich auf dem Gut, auf dem er die Landwirtſchaft zu lernen begann, in ein Hofemädchen verliebt, ſo leidenſchaftlich, ſo bis zum Sterben, daß er ſie zu heiraten beſchloß. Ihr ganz ungewöhnlicher Liebreiz, mit natürlicher Klugheit gepaart, ließ dieſen Entſchluß auch als verſtändig erſcheinen. Er gab ſie, nach Breslau hin, in Penſion, um ſie hier heranbilden zu laſſen und erſehnte den Tag ihrer Vereinigung. In den Sternen aber war es anders beſchloſſen; ſeine halb väterliche pädagogiſche Fürſorge, die es mit Bildung und Erziehung ganz ernſt nahm, erſchien dem reizenden Geſchöpf alsbald nur langweilig und komiſch und ſo wandte ſie ſich andern Göttern zu Das Verlöbnis mußte wieder gelöſt werden, nachdem es ihm ein Stück ſeines beſten Herzens gekoſtet hatte.

Sommer 1840 aber, um die Zeit, von der ich hier erzähle, ſtanden dieſe ſchmerzlichen Ereigniſſe noch weit aus und Fritz Eſſelbach erfreute ſich froher, glücklicher Tage, die die natürliche Folge ſeiner großen Beliebtheit waren. Er war in mehr als einem Kreiſe heimiſch und bewegte ſich innerhalb der Finanz- und Beamtenwelt mit derſelben Leichtigkeit wie innerhalb der Bourgeoiſie. Gelegentlich nahm er mich in dieſe Kreiſe mit und ſo kam es meinerſeits zu Gaſtrollen.

Von einer dieſer Gaſtrollen, und zwar einer innerhalb der Bourgeoiſie gegebenen, ſpreche ich hier zuerſt.

„Weißt Du,“ ſo hieß es eines Tages ſeinerſeits, „Du könnteſt mir eigentlich eine Polterabendrolle ſchreiben und wenn Du's noch beſſer mit mir vorhaſt, ſo ſchreibſt Du Dir ſelber auch eine und begleiteſt mich.“

„Wo iſt es denn?“

„Es iſt bei einem Hofſchlächtermeiſter in der Kloſterſtraße. Dicht neben dem „Grünen Baum“.

„O, das iſt ja meine Gegend. Von da fahren ja immer unſre Ruppiner Hauderer ab. Ich bin nämlich mit Permiſſion ein Ruppiner.“

„Nun gut; nimm das als einen Fingerzeig."

Und wirklich, ich ſchrieb nicht bloß *ihm*, ſondern auch *mir* eine Polterabendrolle. Von der ſeinigen weiß ich nichts mehr, die meinige aber war die eines ruppigen, den linken Fuß etwas nachziehenden und als Hochzeitsgeſchenk eine Amor- und Pſyche-Gruppe bringenden Gipsfigurenhändlers. Der Triumph war vollſtändig und größer als ich ihn je wieder in meinem Leben erlebt habe. Daran denkt man gern zurück. Aber auch ſonſt noch war der Abend von großem Intereſſe für mich, denn ich habe mich damals zum erſten und zum letzten Male in einem wirklich reichen altberliner Bürgerhauſe bewegt. Ich empfing davon, in jedem Anbetracht, den allergünſtigſten Eindruck. Daß es hoch her ging, daß die Feſträume von Lichtern und Gold und Silber glänzten, verſteht ſich von ſelbſt, aber es ging zugleich auch ein völlig ariſtokratiſcher Zug durch das Ganze, der ſich, neben anderm, ganz beſonders darin ausſprach, daß, bei freundlichſtem Entgegenkommen, alles von einer gewiſſen Reſerviertheit begleitet war. Wie's innerhalb derſelben Sphäre heutzutage ſteht, kann ich mit Sicherheit nicht angeben, aber ich möchte, nach Beobachtungen auf einigermaßen angrenzendem Gebiete, beinah glauben, daß wir ſeitdem keine ſonderlichen Fortſchritte gemacht haben.

Vielleicht war es auch ein ganz beſonders gutes Haus.

Das zweite Mal, wo ſich Fritz Eſſelbach, und zwar unter Aſſiſtenz einer ringellöckigen Dame, meiner bemächtigte, ſtand wieder ein Polterabend in Sicht, aber diesmal in einem ganz andern Kreiſe. Der bis vor kurzem noch unter uns lebende, längſt zu einer Celebrität gewordene Profeſſor Kummer, verheiratete ſich mit einer Mendelsſohnſchen Tochter und der Polterabend wurde Neue Kommandantenſtraße gefeiert, im Hauſe der Brauteltern. Ich traf etwas verſpätet ein, als man eben ſchon die Plätze vor der im Saal aufgeſchlagenen Bühne verlaſſen wollte. Voll großer Güte gegen mich aber machte man Kehrt, nahm die Plätze wieder ein und ließ ſich eine Gärtnerburſchenrolle, will alſo ſagen das denkbar trivialſte, ruhig und ſelbſt unter Beifallsbezeigungen gefallen. Trotzdem war es, gemeſſen an meinem als Gipsfigurenhändler eingeheimſten Erfolge, kaum ein succès d'estime, worüber mich auch die große Liebenswürdigkeit der Wirte wie der Gäſte nicht täuſchen konnte. Vorn, im Zuſchauerraum, ſtand ein Militär, Stabsoffizier, der ſich, als ich von der Bühne herab in den Saal trat und da umherirrte, mit mir armen verlegenen Jungen entgegenkommend unterhielt. Anderthalb Jahrzehnte ſpäter verging kaum ein Geſellſchaftsabend im Franz Kugler'ſchen Hauſe, wo mir nicht Gelegenheit gegeben worden wäre, die Bekanntſchaft von damals zu erneuern. Er, der ſich meiner an jenem Polterabende ſo freundlich angenommen hatte, war ein Schwager Franz Kuglers, der Major — ſpätere General — Baeyer, der berühmte Geodätiker, Schöpfer ſeiner Wiſſenſchaft.

* * *

Fritz Eſſelbach, überall mein Introdukteur, führte mich auch, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, in den Lenau-Club ein. Den Anſtoß dazu gab aber nicht meine Dichterei, ſondern eine ganz zufällige Begegnung, ohne welche meine Bekanntſchaft mit dieſem Dichterverein vielleicht nie ſtattgefunden hätte. Von dieſer Begegnung zunächſt ein Wort.

Wir, Fritz Eſſelbach und ich, kamen vom Tiergarten her und ſchlenderten über den Karlsplatz fort, auf die Oranienburgerſtraße zu, an deren entgegengeſetztem, alſo ganz in der Nähe des Haack'ſchen Marktes gelegenen Ende Fritz Eſſelbach wohnte. Als wir bis an die Ecke der Auguſtſtraße gekommen waren, ſah ich, daß hier, eine Treppe hoch, gerad' über der Thür eines Materialwarenladens, ein junger Mann im Fenſter lag und ſeine Pfeife rauchte.

Fritz Eſſelbach grüßte hinauf. Der junge Mann, dem dieſer Gruß galt — ein Mädchenkopf, mit einer in die Stirn gezogenen gelben Studentenkappe — wirkte ſtark renommiſtiſch; noch viel renommiſtiſcher aber wirkte ſeine Pfeife. Dieſe hatte die Länge eines Pendels an einer Turm- oder Kirchenuhr und hing, über die Ladenthür fort, faſt bis auf das Straßenpflaſter nieder. Vor der Ladenthür, weil gerade „Oelſtunde“ war, war ein reger Verkehr, ſo daß die Pfeife beſtändig Pendelbewegungen nach links oder rechts machen mußte, um den Eingang für die Kunden, die kamen, frei zu geben. Natürlich wär' es für den Ladeninhaber, der zugleich Hausbeſitzer war, ein Kleines geweſen, ſich dies zu verbitten, er ließ den Studenten da oben aber gern gewähren, weil dieſer ſeltſame Schlagbaum ein Gegenſtand ſtärkſter Anziehung, eine Freude für die Dienſtmädchen der ganzen Umgegend war; alle wollten an der Studentenpfeife vorbei.

„Wer iſt denn das?“ fragte ich. „Du grüßteſt ja hinauf.“

„Das iſt Hermann Maron.“

„Kenn' ihn nicht.“

„Dann mußt Du ihn kennen lernen. Er macht auch Verſe, ja, ich glaube beſſer als Du. Nächſten Sonnabend iſt Sitzung unſeres Lenau-Vereins. Ich bin ſelber erſt ſeit kurzem Mitglied, aber das thut nichts; ich werde Dich einführen.“

Und ſo geſchah es. Zu feſtgeſetzter Stunde ſtieg ich mit meinem Freunde die ſchmale ſtockdunkle Stiege hinauf und wurde, nachdem wir uns bis ins Helle durchgetappt hatten, einem in einem kleinen und niedrigen Zimmer verſammelten Kreiſe junger Männer vorgeſtellt. Es waren ihrer nicht viele, ſechs oder acht, und nur zwei davon haben ſpäter von ſich reden gemacht. Der eine war der von jener flüchtigen Begegnung her mir ſchon bekannte Hermann Maron ſelbſt, der andere war Julius Faucher. Beide vollkommene Typen jener Tage.

Hermann Maron, unſer Herbergsvater, gab den Ton an. Er war aus einem ſehr guten Hauſe, Sohn eines Oberforſtmeiſters in Poſen, und hatte ſich, von Jugend an maßlos verwöhnt, in völlige Prinzenmanieren eingelebt. Selbſt der ſkeptiſche und an Klugheit ihm unendlich überlegene Faucher unterwarf ſich ihm, vielleicht weil er, wie wir alle, in den bildhübſchen Jungen verliebt war. Dazu kam Marons offenbare dichteriſche Ueberlegenheit. Eins ſeiner Gedichte führte den Titel: „Ich mach' ein ſchwarzes Kreuz dabei“, Worte die zugleich den viermal wiederkehrenden Refrain des vierſtrophigen Liedes bildeten. Mutter, Freund, Geliebte ſind vor ihm hingeſtorben und die Frage tritt jetzt an ihn heran, was ſeiner wohl noch harre, in Leben, Liebe, Glück. Und „ich mach' ein ſchwarzes Kreuz dabei" lautet auch hier wieder, vorahnend, die Antwort. Sein Leben war ein verfehltes und jäh ſchloß es ab.

Meine Bekanntſchaft mit ihm war damals, Sommer 1840, nur von kurzer Dauer, auch kamen wir uns nicht recht näher, weil ich, trotz des glatten Geſichts, ja, ich möchte faſt ſagen, um desſelben willen, etwas Unheimliches an ihm herausfühlte. Vier, fünf Jahre ſpäter ſah ich ihn flüchtig wieder. Er war in manchem verändert, nur nicht darin, daß er durchaus Senſation machen mußte. Sonderbarerweiſe verfuhr er dabei ganz nach ſeinen früheren Inſcenierungsprincipien. Er wohnte zu jener Zeit zwei Treppen hoch in der Kronenſtraße und gefiel ſich, ganz ähnlich wie früher, darin, ſich zur Erbauung der Vorübergehenden derart ins offne Fenſter zu ſetzen, daß ſeine Beine, links und rechts neben dem Fenſterkreuz herunterhingen. So ſaß er da, leſend, rauchend, während drüben das Abendrot über den Dächern hing.

Dann — aber erſt geraume Zeit ſpäter — erſah ich aus den Zeitungen, daß er ſich einer nach Oſtaſien (Japan) beſtimmten ſtaatlichen Expedition angeſchloſſen habe, deren Chef Graf Fritz Eulenburg, der ſpätere Miniſter des Innern, war. Marons Stellung zu Graf Fritz Eulenburg, der wohl eine Vorliebe für derartig aparte Perſönlichkeiten haben mochte, war die denkbar beſte, ſo daß ſich ihm, dem ſichtlich Bevorzugten, eine glänzende Zukunft zu bieten ſchien. Er gab auch ein Buch über Japan heraus, das ſehr gerühmt wurde. Trotzdem wollte es nichts Rechtes mit ihm werden, ſo daß er es ſchließlich als ein großes Glück anſehen mußte, daß ſich eine reiche, nicht mehr junge ſchleſiſche Dame in ihn verliebte. Die Vermählung fand ſtatt und es folgten halbwegs glückliche Jahre, wenn das Gefühl, aus den Schulden und Verlegenheiten heraus zu ſein, ausreicht, einen Menſchen glücklich zu machen. In dieſen Jahren ſah ich ihn wieder, als einen Sechziger, oder doch nicht viel jünger. Es war in einem großen Zirkel bei Wilhelm Gentz, dem Afrikamaler, Hildebrandtſtraße 5.

„Alle Wetter, Fontane, daß ich Sie hier wiederſehe. Wie geht es Ihnen?“

„La la.“

„Ja, la la. Gott, wenn ich an die Auguſtſtraße zurückdenke und unſere Verſe. Viel iſt nicht dabei 'rausgekommen. Ich müßte Sie denn ausnehmen.“

Das Verbindliche, das in der Schlußwendung zu liegen ſchien, bedeutete nicht viel, denn der Spott überwog.

Ich verſuchte nun von Japan und Graf Eulenburg zu ſprechen. Aber er unterbrach mich und ſagte: „Ach, laſſen wir doch das. Ich will Sie lieber mit meiner Frau bekannt machen. Ich bin nämlich verheiratet.“ Und dabei wies er, während er übermütig lachte, auf eine, ein paar Schritt zurückſtehende Dame.

Die alte Dame ſelbſt hatte ein unbedeutendes, aber ſehr gutes und freundliches Geſicht und man ſah deutlich, daß ſie, trotzdem ſeine Haltung nur Uberheblichkeit und keine Spur von Reſpekt ausdrückte, doch nur für ihn lebte. Wir tauſchten unſre Karten aus und wollten uns beſuchen und von alten Zeiten ſprechen.

Es kam aber nicht dazu, denn nicht ſehr viel ſpäter ſchied er aus dem Leben. Es verlief ſo. Das Vermögen der Frau war aufgezehrt und er bezog eine Wohnung, wenn ich nicht irre ganz in Nähe des Oranienburgerthores, nur wenig hundert Schritt von jener Auguſtſtraßenecke entfernt, wo ich ihn vierzig Jahre früher kennen gelernt hatte. Die Verlegenheiten wurden immer größer und er beſchloß ſeinen Tod. Sein Verfahren dabei war Maron vom Wirbel bis zur Zeh. Er zeigte ſich übrigens, als die Stunde da war, nicht ohne eine gewiſſe, wenn auch nur von Dankbarkeit und vielleicht mehr noch von Charakterkenntnis diktierten Liebe zu ſeiner Frau und ſo kam es denn, daß er ſich die Frage ſtellte: „ja, wenn Du nun fort biſt, was wird alsdann aus dieſer Armen, die nie für ſich denken und handeln konnte? Das Beſte iſt, ſie ſtirbt mit.“ Und ſo ſaßen ſie denn auf dem Sofa der immer öder gewordenen Wohnung und nahmen ein allereinfachſtes Frühſtück ein. Die Frau, ahnungslos, ließ es ſich ſchmecken und noch den Biſſen im Munde, traf ſie die tödliche Kugel. Im nächſten Augenblick ſchoß er ſich ſelbſt durch die Schläfe.

Charakteriſtiſch war auch der an den Hauswirt gerichtete Brief, der ſich auf ſeinem Schreibtiſch vorfand. Er entſchuldigte ſich darin, daß er nicht bloß die Miete nicht gezahlt, ſondern durch ſein Thun auch das Weitervermieten erſchwert habe. Das war ſein Letztes. „Ich mach' ein ſchwarzes Kreuz dabei.“

* * *

Viel bedeutender als Maron und überhaupt der weitaus Bedeutendſte des ganzen Kreiſes war Julius Faucher. Nur ſehr wenige ſind mir in meinem langen Leben begegnet, die reicher beanlagt geweſen wären und keinen habe ich kennen gelernt, an dem man das, was man damals ein „Genie" nannte, ſo wundervoll hätte demonſtrieren können, wie an ihm. Ich ſage mit Vorbedacht „damals"; jetzt denkt man Gott ſei Dank anders darüber. Man weiß jetzt, daß ein Philiſter erſten Ranges ein großes Genie ſein kann, ja, erſt recht, während man ſich ein ſolches, in den dreißiger und vierziger Jahren, ohne beſtimmte moraliſche Defekte nicht gut vorſtellen konnte. Jedes richtige Genie war auch zugleich ein Pump- und Bummel-Genie. Von dieſer Regel gab es nur wenig Ausnahmen.

Faucher erſchien in den Sonnabendſitzungen, die, wie ſchon kurz erwähnt, bei Maron ſtattfanden, mit großer Pünktlichkeit, ſprach aber wenig, weil ihn unſer lyriſches Treiben eigentlich langweilte, nicht aus Mangel an litterariſchem Verſtändnis, ſondern umgekehrt, weil er von künſtleriſchem Sinn mehr beſaß als wir. Er hatte die feinere Zunge und zeigte ſich vor allem als der kritiſch Ueberlegene. Die Hauptſache waren ihm die Kneipereien, die ſich an die „Sitzungen" anſchloſſen. An mir nahm er ein gewiſſes Intereſſe, was halb ſchmeichelhaft halb unſchmeichelhaft war. Er ſah mich aus ſeinen klugen Augen an und ſchien dabei ſagen zu wollen: „es iſt doch unglaublich, was noch für Menſchen vorkommen." Einmal lud er mich ein, ihn zu beſuchen. Seine Wohnung war Unter den Linden, die Nachbarecke von Kranzler. Wenn ich nicht irre, führten breite Außentreppen, wie man ſie in Schweizer Häuſern ſieht, zu ſeinem in einem Hofflügel gelegenen Zimmer hinauf. Man ſah, wenn man eintrat, ſofort, daß er aus einem guten Hauſe ſtammte; von der herkömmlichen Oedheit einer Berliner Chambre garnie zeigte ſich nichts, alles war eigentümlich und anheimelnd zugleich und ſtatt der „Philöſe" erſchien ein hübſches Mädchen, das den Thee brachte.

„Nun lieber Fontane, es iſt nett, daß Sie gekommen ſind. Ich habe Sie gebeten, um Sie heute Abend mit einem Dichter bekannt zu machen."

Er ſah wohl an meinen Augen, daß ich, nach dieſen ſeinen Einleitungsworten, einen zweiten Beſucher erwartete.

„Nein," lachte er, „nicht ſo. Der Dichter, mit dem ich Sie bekannt machen will, liegt hier ſchon auf dem Tiſch. Und es iſt niemand anders, als unſer Schutzpatron Lenau. Sie kennen ihn nicht, das haben Sie mir letzten Sonnabend freimütig geſtanden; aber die andern, die ſich alle für Lenau-Enthuſiaſten halten, kennen ihn eigentlich auch nicht. Maron kennt die Schilflieder; damit ſchließt ſo ziemlich ſeine ganze Weisheit ab."

„Die Schilflieder?"

„Ja. Und ich freue mich, daß Sie ſie noch nicht kennen, denn ich komme dadurch zu dem Vergnügen, Ihnen dieſe wundervollen Sachen vorleſen zu können."

Und nun begann er. Ich war hingeriſſen, was ihn ſichtlich freute. „Ja, Freund", nahm er wieder das Wort, „da kommt nun freilich unſer Maron nicht gegen an, trotzdem er ſich's beinah einbildet. Aber dieſe Schilflieder, das iſt noch gar nichts; hören ſie weiter."

Und nun las er mir aus der erſten Abteilung — nur etwa dreißig Seiten, die aber das Beſte enthalten, was Lenau geſchrieben hat — noch etliche Sachen vor: Nach Süden, Dein Bild, Das Mondlicht, Nächtliche Wandrung, Bitte, Das Poſthorn.

Der Eindruck auf mich war ein großer, überwältigender. Drei Tage ſpäter hatte ich die Gedichte. Das damals erſtandene Exemplar hat mich durch's Leben hin begleitet und ich leſe noch darin. Ich würde das noch öfter thun, wenn ich die vorgenannten Stücke nicht auswendig wüßte. Sie ſind meine Lieblinge geblieben. Der Mehrzahl haftet etwas Schmerzrenommiſtiſches an, aber trotzdem finde ich ſie ſchön bis dieſen Tag.

Im Herbſt 1840 verließ ich Berlin und kam, wie von dem ganzen Kreiſe, ſo auch von Faucher ab. Erſt fünf Jahre ſpäter ſah ich ihn wieder. Ich war damals in der Schachtſchen Apotheke, Ecke der Friedrichs- und Mittelſtraße. Eines Abends, auf dem Heimwege, ſah ich mich, keine dreißig Schritt mehr von meiner Wohnung entfernt, von ſechs, acht Strolchen, die ſofort einen Kreis um mich ſchloſſen, angebettelt. Alle hatten die Rockkragen in die Höhe geklappt und die Mützen und Hüte tief 'runter gezogen; ein paar humpelten, einer ſchien bucklig oder wenigſtens mit ſehr hoher Schulter. Dieſer trat an mich heran, ſtreckte mit gemachter Aengſtlichkeit ſeine hohle Hand gegen mich aus und ſagte: „Herr Jraf, bloß Zweigroſchen." Es war Faucher. Ich hätte nun ſagen können, „Faucher, ſeien Sie nicht verrückt." Aber das wäre Spielverderberei geweſen und hätte vielleicht auch zu ſonderbaren Auseinanderſetzungen geführt. Ich ſuchte alſo nach dem geforderten Geldſtück und weil ich ein ſolches leider nicht finden konnte, mußte ich mich mit einem Viergroſchenſtück loslöſen, wofür ich unter devoten Bücklingen und heitrem Gejohle im Hintergrunde, belobt wurde. Bald darauf erfuhr ich, daß die Raubzüge dieſer Bande mit einer Art Regelmäßigkeit unternommen würden, immer in nächſter Nähe der Linden, und daß ſie's dabei bis auf mehrere Thaler brächten, die dann ſofort im Kap-Keller — zweites Haus in der Friedrichſtraße — verkneipt wurden.

Aus welchen Elementen ſich die Bande zuſammenſetzte, hab ich nie ſicher in Erfahrung gebracht. Wahrſcheinlich fanden ſie ſich zufällig zuſammen, vielleicht aber waren es auch einige der berühmten „Sieben Weiſen aus dem Hippelſchen Keller,“ die den damaligen eigentlichen Umgang Fauchers bildeten. Alle Sieben haben eine Rolle geſpielt. Es waren, wenn ich recht berichtet bin, die folgenden: Bruno Bauer, Edgar Bauer, Ludwig Buhl, Max Stirner, Leutnant St. Paul und Leutnant Techow. Der ſiebente war eben Faucher ſelbſt.

Zu dieſen hier Genannten, mit Ausnahme von Buhl und Stirner, bin ich zu verſchiedenen Zeiten in wenigſtens loſe Beziehungen getreten. Bruno Bauer ſah ich, zwanzig Jahre ſpäter, als er das Wagnerſche Konverſationslexikon ſchrieb, allwöchentlich einmal auf der Kreuzzeitungs-Druckerei, wenn er in ſeinen Schmierſtiefeln, mit Knotenſtock und Schirmmütze, von Rixdorf nach Berlin hereinkam. In einem ſpäteren Kapitel erzähl' ich davon. Seine Bedeutung ſteht feſt; mein Geſchmack aber war er offen geſtanden nicht. Mit ſeinem Bruder Edgar war ich in den fünfziger Jahren in England oft zuſammen. Er ſtand wohl, in der Hauptſache, dem älteren Bruder um ein Erhebliches nach, war ihm aber an Witz und glücklichen Einfällen überlegen. Nur ein Beiſpiel ſtehe hier für viele. Gleich nach dem Regierungsantritt König Wilhelms war auch Edgar Bauer, wie ſo viele Flüchtlinge, von London nach Berlin zurückgekehrt, ſah ſich aber hier alsbald in Preßprozeſſe verwickelt und wurde durch den Landgerichtsrat Pielchen verurteilt. Er verkündete dies ſeinen Leſern in einem Leitartikel, der, wie folgt, anhob: „Wie den Individuen, ſo werden auch den Völkern alle Gnadengeſchenke nach einer beſonderen Skala zugemeſſen, – England hatte vordem ſeinen Peel, Preußen hat jetzt ſein Pielchen.“ Ueber meine Begegnung mit Saint Paul habe ich in meinem Scherenberg-Buche ziemlich ausführlich berichtet und Leutnant Techow lernte ich im Herbſt 48 kennen, als er, als Feſtungsgefangener, oder vielleicht auch erſt in Unterſuchungshaft, in den Kaſematten von Spandau ſaß. Der Tag iſt mir unvergeßlich. Ein Verwandter von mir, ein in der Pepinière lebender Bataillonsarzt, forderte mich zu dieſer Techow-Expedition auf, deren eigentlicher Unternehmer Dubois-Reymond war. Dieſer hat ſich auch ſpäterhin, als er längſt eine Weltberühmtheit geworden, in einer ſchönen und mich erſchütternden Weiſe als Freund Techow's bekannt und ſeinen

Fürſprecher gemacht. Leider ohne Erfolg. Ich ſage „leider“, aber nur aus menſchlicher Mitempfindung heraus, während ich im übrigen der kriegsminiſteriellen Entſcheidung, die Techow für immer vom vaterländiſchen Boden ausſchloß, zuſtimme. Es giebt eben Dinge, Gott ſei Dank nicht oft, bei denen nicht geſpaßt werden darf und wo der ausnahmsweiſe wirkliche Ernſt der Sache — das Meiſte iſt bloß Larifari — das Gemütlichſein verbietet . . Wir trafen alſo Nachmittag bei Techow ein. Die Kaſematte, drin er ſaß, glich einem in einen Eiſenbahndamm eingeſchnittenen Kellerraum, hatte aber nichts ſonderlich Bedrückliches. Techow war lebhaft, quick, elaſtiſch. Was geſprochen wurde, weiß ich nicht mehr, trotzdem ich ſonſt immer bei unalltäglichen Gelegenheiten gut aufzupaſſen verſtand. Ueber Techow's weitres Leben zu berichten, über ſeine Flucht, ſeinen Aufenthalt erſt in London, und dann in Melbourne — wo er Droſchkenkutſcher war — und endlich über ſeine Rückkehr an die Heimatsthür, um an dieſer abgewieſen zu werden, — dazu iſt hier nicht der Ort. Ich erzähle deshalb lieber ein paar Einzelheiten aus dem Leben, das die „Sieben Weiſen des Hippelſchen Kellers“ damals führten, gleich hinzuſetzend: relata refero.

Einige Mitglieder des Kreiſes verheirateten ſich.

Der Erſte, der es wagte, war der ſeitdem ſo berühmt gewordene Stirner. Seine Frau hatte etwas Geld, das, der Weisheit der „ſieben Weiſen“ entſprechend, ſofort in einem großen Geſamt-Unternehmen angelegt werden ſollte. Man beſchloß, eine „Milchwirtſchaft“ einzurichten und zwar nach demſelben Prinzip, das viele Jahre ſpäter, von dem praktiſch klugen Bolle zu ſeinem und der ganzen Stadt Segen glorreich durchgeführt wurde. Die „Sieben“ unternahmen Reiſen auf die umliegenden Dörfer — ich hätte dabei ſein mögen, wenn zum Beiſpiel St. Paul mit einer jungen Melkerin im Kuhſtall verhandelte — und ſchloſſen mit zahlloſen Pächtern und Bauerngutsbeſitzern Kontrakte über Milchzufuhr ab. Von einem beſtimmten Tage an hatte jeder ſo und ſo viele Quart zu liefern. Das Bureau und die Keller-Räume, alles ganz großartig, befanden ſich in der Bernburgerſtraße. Die Milch kam denn auch, aber die Käufer blieben aus und nachdem ſchließlich mehrere Tage lang ein gewiſſer ſaurer Milchton die ganze Bernburgerſtraßenluft durchzogen hatte, ſah man ſich genötigt, eines Nachts den ganzen Vorrat in die damals noch in Blüte ſtehenden Berliner Rinnen ablaufen zu laſſen.

Das Vermögen der Frau Stirner war hin.

Aber die „Sieben“ waren nicht die Leute, ſich ſolche Bagatellen zu Gemüte zu nehmen. Ihre gute Laune blieb dieſelbe, vor allem ihr Uebermut, der nur in Form und Gegenſtand beſtändig wechſelte. Sie trieben dergleichen ſportsmäßig und Schraubereien ſtanden ihnen obenan. In Stehely's Konditorei hatten ſich damals ein paar Korreſpondenten eingeniſtet, die mehrere ſüddeutſche Blätter von Klang und Namen mit politiſchen Neuigkeiten aus der miniſteriellen Oberſphäre zu verſorgen hatten. Ueber einen dieſer Korreſpondenten hatten ſich die „Sieben“ aus einem vielleicht ſtichhaltigen aber noch wahrſcheinlicher nicht ſtichhaltigen Grunde geärgert und beſchloſſen deshalb, ihn „hineinzulegen“. Jeden Tag, ſo lange dieſe Verſchwörung anhielt, erſchienen Faucher, Saint Paul und Edgar Bauer an einem beſtimmten Tiſche der Stehelyſchen Konditorei, vorgeblich um zu leſen, in Wahrheit aber um eine gefälſchte politiſche Debatte zu führen und grotesk erfundene Nachrichten in Kurs zu ſetzen. „Heinrich Arnim iſt ſeit kurzem feſt entſchloſſen . .“ und nun kam etwas ſo Stupendes, daß der am Nachbartiſch ſitzende Korreſpondent notwendig die Ohren ſpitzen mußte. Drei Tage ſpäter hatten die Verſchworenen den Hochgenuß, den ganzen Galimathias in der einen oder andern Zeitung wiederzufinden.

Ein andres Opfer der „Sieben Hippelſchen“ war der Schriftſteller Saß, der ſogenannte „lange Saß“. Er maß ſechs Fuß und befleißigte ſich einer dieſer Größe faſt gleichkommenden Feierlichkeit, worauf hin er ſich natürlich als komiſche Figur behandelt ſah. Immer neue Späße variierten das alte Thema vom Gulliver, das aber erſt Anfang der fünfziger Jahre, wo die Hippelſchen ſchon nicht mehr exiſtierten oder doch nach allen Seiten hin zerſtoben und verflogen waren, in einem illuſtrierten Witzblatte ſeinen glorreichen Abſchluß fand. Der lange Saß war damals politiſcher Korreſpondent in Paris und das Blatt, ich glaube der Kladderadatſch, das ſich mit ihm beſchäftigte, zeigte zunächſt, hochaufragend, die beiden Türme von Notre Dame. Auf einem dieſer Türme aber ſtand niemand Geringeres als Louis Napoleon ſelbſt, unwirſch und halb verlegen, weil ihm die Cigarre ausgegangen war. Indeſſen Hülfe war nah. Der mit ſeinem Kopf gerade bis an die Baluſtrade reichende Saß kam rauchend vorüber und wurde denn auch von Louis Napoleon herangerufen und kameradſchaftlich um Feuer angeſprochen.

In dieſem Bilde, das bei Saß' Popularität ſein Publikum fand, lebte — ſo zu ſagen von der „milderen Obſervanz“ — ganz ſchon jene moderne Form des Witzes, wie ſie im weſentlichen noch jetzt in Gültigkeit iſt; der vormärzliche Witz aber war viel,

viel boshafter, perſönlich beleidigender, vor allem unendlich überheblicher. Er lief darauf hinaus, alle Welt außer der eigenen werten Perſon, als dumm hinzuſtellen und Freund und Feind zu dupieren. Die Luſt daran beherrſchte die damalige höher potenzierte Menſchheit, oder doch die, die ſich dafür hielten, mit einer geradezu diaboliſchen Gewalt. Es war eine Geiſteskrankheit der höheren Stände, letzter Reſt jener ſchrecklichen Ironie, die zur Tieck-Schlegel-Zeit den ganzen Ton beſtimmt hatte. Mir perſönlich fehlt jedes Organ dafür. Ich find es einfach albern. Es iſt nichts, als Perſonen in den April ſchicken, Leute, die meiſt klüger ſind als die, die ſich über ſie erheben möchten.

In dieſem Dupierungsfanatismus waren die „Sieben“ groß, wobei ſie ſich übrigens ſelber beſtändig beſchummelten und ihre Niederlage, wenn ſie ſich ertappt ſahen, mit Falſtaff-Humor ertrugen. Einmal war Faucher ſechs Wochen lang fortgeweſen. Als er wiederkam, erzählte er von ſeinen Reiſeabenteuern in Spanien und Südfrankreich und gab die glänzendſten Schilderungen. Das ging ſo eine ganze Weile. Dann aber unterbrach ihn Ludwig Buhl und ſagte: „Du Vater der Lüge. Ich habe das Buch, draus Du das alles genommen haſt, zufällig auch geleſen. Du warſt in Ahlbeck, aber nicht in Pau. Such Dir ein dummres Publikum." *)

* * *

Bald nach den Märztagen, oder vielleicht auch ſchon vorher, verlor ich Faucher auf lange Zeit aus dem Geſicht und ſah ihn erſt ungefähr zehn Jahre ſpäter in London wieder. Aber auch da nicht gleich. Ich war ſchon Jahr und Tag da, als ich ihn eines Tages bei dem eben erwähnten Heinrich Beta — vergleiche die Anmerkung — traf, der im Norden der Stadt, in Pratt-Street wohnte. Beta's Haus war ein Rendez-vous für alles, was damals von deutſchen Politikern und Schriftſtellern in London lebte.

---

*) Alle dieſe vorſtehend erzählten Geſchichten der „ſieben Hippelſchen" aus der Mitte der vierziger Jahre, verdanke ich meinem, ſeit nun faſt zwanzig Jahren verſtorbenen Freunde Heinrich Beta, auf den ich noch in Kürze zurückkomme. Wenn einzelnes nicht ganz ſtimmen ſollte — ich perſönlich glaube, daß im weſentlichen alles wahr iſt — ſo findet ſich vielleicht wer, der die Fehler richtig ſtellt. Allerdings exiſtiert wohl nur einer noch, der dazu fähig iſt: Ludwig Pietſch. Und dieſen einen möcht' ich bei der Gelegenheit nicht bloß zu Richtigſtellungen, ſondern vor allem auch zu Mitteilungen über die „Sieben" überhaupt dringendſt aufgefordert haben. Denn Berlin hat kaum jemals — natürlich den einen Großen abgerechnet, der um jene Zeit noch die Elbe-Deiche revidierte — intereſſantere Leute geſehn, als dieſe „Sieben".

Seine Mittel waren nicht groß, aber ſeine Herzensgüte deſto größer; er wurde nicht müde zu geben und was er mit ſeinen gichtiſchen Fingern ſich ſchwer verdiente, das gab er leichter Hand wieder fort. Er war auch in dieſem Punkt, wie in allem, kritiklos. Aber eine gute, treue Seele, was niemand beſſer wußte, als Faucher. Daraus wolle man aber nicht ſchließen, daß Faucher dieſe Güte mißbraucht hätte. Das konnte nicht gut ſein. Faucher ſah ſich ſeine Leute ſehr ſcharf an und modelte danach ſein Benehmen; ſo gewiß er, auf's Ganze hin angeſehn, ein Pumpgenie war, ſo war er doch voll Reſpekt vor dem Scherflein der Witwe. Dies Scherflein nahm er nicht. Vielleicht auch bloß deshalb nicht, weil es ihm zu wenig war. Er hatte, wie mancher andre, das Prinzip, ſich nicht mit Kleinigkeiten abzugeben. Was ihn trotz dieſes Prinzips immer wieder zu Beta führte, war einfach Anhänglichkeit aus gemeinſchaftlich verlebten Berliner Tagen her und mehr noch ein Reſpekt vor dem eigenartigen Betaſchen Talent. „O, dieſe Gartenlaube!“ pflegte er auszurufen. „Wenn dieſer Ernſt Keil, dieſer Barbaroſſa von Leipzig, nur einen Schimmer von Dankbarkeit hätte, ſo hätte er den Beta längſt in Gold gefaßt. Alles was er iſt, iſt er durch dieſen. Das Einzige, was man leſen kann, ſtammt aus Beta's Feder. Und was thut er? Ich glaube er zahlt ihm ein Jahrgehalt. Aber was heißt das? Was iſt das? Es iſt ein Hungerpfennig." So ging es weiter. Beta ſaß dabei und freute ſich natürlich, denn welcher Schriftſteller freute ſich nicht, wenn in dieſem Stil auf Redakteur und Verleger gewettert wird; — er hielt es aber doch jedesmal für angebracht, den „Barbaroſſa von Leipzig" zu verteidigen. Dies war auch nur in der Ordnung. Keil, was ſonſt immer ihm fehlen mochte, war alles in allem ſehr ſplendid gegen Beta und was Faucher zu des Letztren Verherrlichung ſagte, ſteckte ſtark in Uebertreibung. Betas Verdienſte um die Gartenlaube waren nicht gering. Jegliches was er ſchrieb, las ſich gut und entbehrte nicht eines gewiſſen, ja mitunter großen Intereſſes. Aber es war doch meiſtens entlehnt und ſeine Gabe beſtand lediglich darin, alles was er in den engliſchen Blättern fand, in eine Betaſche Form umzugießen. Durch dieſe Form gewann es mitunter, aber doch nur ſehr ausnahmsweiſe und Fauchers Fehler war, daß er dieſe Ausnahmen zur Regel erhob.

Eines Tages, als wir das Betaſche Haus in Pratt-Street verließen, ſagte Faucher zu mir. „Kennen Sie London?"

„Ja, was heißt kennen! Ich könnte vielleicht ſagen „ja“, denn ich flaniere viel umher. Aber es iſt doch wohl richtiger, wenn ich ſage „nein“.“

„Nun präciſieren wir die Frage. Kennen Sie die Matroſenkneipen in Old-Wapping?“

„Nein.“

„Oder die Werbe-Kneipen in Weſtminſter?“

„Nein.“

„Oder Punch und Judy?“

„Nein.“

„Nun, dann weiß ich wie's ſteht und daß Sie ſich noch im ſtande der Unſchuld befinden. Ich bin übrigens, wenn es Ihnen paßt, jeden Augenblick bereit, Ihren Führer zu machen. Können Sie morgen Abend? Man muß doch mal anfangen.“

Ich ſagte ihm, daß mir nichts Lieberes paſſieren könne und nun begann ein völliger Kurſus, der ſich über einen ganzen Winter hin ausdehnte. Wir wechſelten dabei mit „hoch oben“ und „tief unten“. Wenn wir uns an einem Tag bis zum Ship-Hôtel in Greenwich oder gar bis zu Star und Garter in Richmond verſtiegen hatten, waren wir am andern Tag in den tollſten Spelunken, wohin uns dann ein Polizeibeamter von mittlerem Rang, ein Bekannter Fauchers, zu begleiten pflegte. Den Verkehr zu ſehen zwiſchen dieſem Faucherſchen Beamten und den Verbrechern, die ſeine geliebte Herde bildeten, war immer ein Hochgenuß. Ein noch größerer beſtand darin, die — verglichen mit unſren Berliner Radaubrüdern — oft feinen und dabei humoriſtiſchen Formen zu beobachten, die in dieſer Verbrecherwelt anzutreffen waren. Eigentlicher Knotismus iſt nur bei uns zu ſtudieren.

Dieſe Fahrten durch die ſehr unoffizielle Welt von London währten eine geraume Zeit. Als wir ſchließlich Schicht damit machten, kamen Landpartieen an die Reihe, richtiger vielleicht weite Spaziergänge in die Londoner Umgegend. Eines Tages, nachdem wir den Vormittag in einer Werbe-Kneipe dicht bei Downing-Street — Straße, darin die ſehr unſcheinbaren Baulichkeiten des Auswärtigen Amtes gelegen ſind — zugebracht hatten, nahmen wir unſren Weg, über die Weſtminſterbrücke, nach Süden und ſchritten auf Kennington-Common und dann auf Norwood und jene reizenden Wald- und Wieſengründe zu, die den Cryſtal-Palace einfaſſen. Leiſe, durchſichtige Nebel lagen über der Landſchaft, zugleich aber war es frühlingsfriſch, ſo daß uns die Luft beinah trug und das Marſchieren keine Mühe machte. Faucher hatte ſeinen beſten Tag und ſprudelte nur ſo, wobei mir, nebenherlaufend, die Bemerkung geſtattet ſein mag, daß ich, mit Ausnahme von Bismarck — von dieſem dann freilich in einem guten Abſtand —

keinen Menſchen zu nennen wüßte, der die Gabe geiſtreichen und unerſchöpflichen Plauderns über jeden Gegenſtand, in einem ſo eminenten Grade gehabt hätte wie Faucher. Er ſchwatzte nie bloß darauf los, jeder Hieb ſaß. Ein paar Sätze ſind mir noch von jenem Spaziergange her in Erinnerung geblieben. Wir ſprachen von Berlin und ich erzählte grade von einem neuen „volkstümlichen Unternehmen“, von dem ich, den Tag vorher, in der Voſſiſchen Zeitung geleſen hatte. „Das kann nichts werden“ replizierte Faucher, in Berlin glücken immer nur Sachen, die'n Groſchen koſten.“ Ein Satz von ſtupender Weisheit, der au fond auch heute noch richtig iſt. – Im weitren Lauf unſres Geſprächs vom Hundertſten aufs Tauſendſte kommend, kamen wir auch auf das Thema: Kunſtdichtung und Volkslied. Faucher, ganz ſeiner Natur entſprechend, ſchwärmte ſelbſtverſtändlich für alles Volksliedhafte, beſonders auf dem Gebiete des Kriegs- und Soldatenliedes, und plötzlich ſeinen Schritt anhaltend und ſich in Poſitur ſetzend, hob er mit Applomb und ganz ſtrahlend vor Vergnügen an:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft bloß auf die Hoſen,
Reißt aus die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen, — —

ſehen Sie, Fontane, das iſt was, das hätte ſelbſt unſer großer Maron nicht gekonnt! Und wenn ich dann gar erſt an Vater Gleim denke! Gott, was würde der alte Halberſtädter Kanonikus für'n Geſicht gemacht haben, wenn man ihm vor hundert Jahren geſagt hätte, dieſer eben von mir zitierte Gaſſenhauer würde ſeine ſämtlichen Grenadierlieder um etliche Menſchenalter überdauern. Und doch iſt es ſo. Gleim iſt vergeſſen. Volk, Volk; alles andre iſt Unſinn."

Unſre Spaziergänge bis weit in Surrey hinein, dauerten durch das ganze Frühjahr ſiebenundfünfzig hin und als wir endlich auch damit abſchloſſen, wandten wir uns dem zu, was Fauchers recht eigentlichſte Domäne war, den über die ganze City hin verbreiteten „Debating Clubs". Die meiſten befanden ſich in Fleet-Street und ein paar engen Nachbarſtraßen, alſo in dem verhältnismäßig kleinen Quartier zwiſchen Temple-Bar und Ludgate-Hill; — ein paar andre waren in Grays Inn-Lane. Wie's da herging, das war überall dasſelbe. Tiſch und Stühle ſehr primitiv; man beſtellte ſich stout oder pale ale oder Whisky und dazu einen mutton chop oder welsh rabbit — waliſiſches Kaninchen —. Dieſes „waliſiſche Kaninchen" entſprach unſerm „falſchen Haſen". Denn von

Kaninchen ſtand nichts drin, vielmehr war es eine mit Cheſterkäſe belegte Weißbrotſchnitte, die aber derart gebacken war, daß Käſe und Weißbrot eine höhere Einheit bildeten. Es ſchmeckte ſehr gut, war aber ungeſund. Und während man ſich's ſchmecken ließ, erſchien in Front der Geſellſchaft der Kneipenredner von Metier, um die Debatte des Abends einzuleiten. Ich bin dieſen Rednern immer ſehr aufmerkſam und ſehr teilnahmsvoll gefolgt, denn es waren immer geſcheiterte Exiſtenzen, die ſich durch dieſe ihre, ſtets mit Würde, ja, manchmal ſogar mit „ſittlicher Empörung“ vorgetragenen Reden, ihren Lebensunterhalt verdienen mußten. Manchem ſah man an, daß er, der vielleicht drauf und dran geweſen war, ein berühmter Advokat oder ein Parlamentarier zu werden, nun ſich dazu hergeben mußte, bloßen Durchſchnittsphiliſtern ein Stücklein ihm ſelber lächerlich erſcheinender politiſcher Weisheit vorzutragen. Wie ſich denken läßt, modelte ſich der Vortrag dieſer Leute ſehr nach dem Publikum, das ſie vor ſich ſahen. War ich beiſpielsweiſe mit ein paar Spießbürgern aus der Nachbarſchaft ganz allein da, ſo war ich Zeuge, wie leicht der Redner es nahm; von dem Moment an aber, wo Faucher erſchien und ſich neben mich ſetzte, belebte ſich das Geſicht des „Debaters“ und es war ſichtlich, daß er ſein Lied „auf einen höheren Ton" zu ſtimmen begann. Nur ſehr ausnahmsweiſe war Faucher in der Laune, das zur Debatte ſtehende Thema ſeinerſeits aufzunehmen und weiterzuſpinnen, wenn es aber geſchah, ſo war es jedesmal ein Triumph für ihn und der mehr oder weniger in die Enge getriebene Fachredner war klug genug, ſich dem Enthuſiasmus der Verſammlung anzuſchließen. Faucher ſprach bei dieſen Gelegenheiten immer ſehr gut und witzig, aber das war es doch nicht, was ihm den Sieg in dieſem Kreiſe ſicherte; was man am meiſten an ihm bewunderte, war ſein großes Wiſſen. Er wußte das auch und fuhr deshalb gern das ſchwere Geſchütz auf. Einen kleinen shop-keeper, der mir einmal bewundernd zuflüſterte: „he knows everything", ſeh ich noch deutlich vor mir.

Ich hielt in dieſen Debating-Clubs einen ganzen Winter lang aus, dann wurde es mir aber langweilig, was mir Faucher ſo wenig übel nahm, daß er mir umgekehrt, zur Belohung für meine bis dahin bewieſene Ausdauer, etwas „Höheres" verſprach. „Einige Fremde haben da neulich einen internationalen Verein gegründet, auch ein paar Engländer ſind mit dabei; da werde ich Sie einführen. Ich denke mir, es muß Ihnen Spaß machen."

„Wie heißt denn der Klub?"

„Es iſt kein Klub; wir haben das Wort abſichtlich vermieden. Es iſt, wie ich ſchon ſagte, eine internationale Geſellſchaft, Menſchen aus aller Herren Länder; Sprachwirrwarr. Und danach haben wir denn auch den Namen gewählt. Die Geſellſchaft heißt „Babel“.

Ich fand das ſehr hübſch, ließ mich einführen und habe, was mir in deutſcher Sprache nie paſſiert iſt, auch einmal, engliſch, einen Vortrag in eben dieſer Geſellſchaft gehalten. Worüber, weiß ich nicht mehr, iſt auch gleichgültig. Aber das weiß ich, daß die Geſellſchaft überhaupt ſehr intereſſant war, vielleicht weil das Hamlet-Wort „thou comest in such a questionable shape“ auf jeden Einzelnen in dieſer Geſellſchaft wundervoll paßte. Manche weiß ich noch mit Namen zu nennen und ihr Bild ſteht mir noch deutlich vor der Seele. Da war Mr. Heymann, der „Schleſien, ſein Heimatland“ ganz vergeſſend, zum Engländer geworden war, oder ſich wenigſtens darauf hin ausſpielte; da war Mr. Dühring, Perpetuum mobile-Sucher und Tiftel-Genie; da war Mr. Bernard — Franzoſe — der, wie man ſich erzählte, dem Orſini die Bomben angefertigt hatte; da war ein Mr. Blythe, der Leitartikel für M. Herald oder M. Advertiſer ſchrieb; da war Mr. Moſabini, ein bildhübſcher griechiſcher Jude; da war ſchließlich ein blaſſer, harmloſer, zwiſchen Wener- und Wetter-See geborener Schwede, Namens Dalgreen, ſeines Zeichens ein Gärtner, der ſich, gleich mir, in dieſe zum Teil ſehr kühne Geſellſchaft nur verirrt hatte.

Ich will ein paar Details aus der Babel-Geſellſchaft mit ihm (Dalgreen) beginnen. Es wurde von einem in Italien vorgekommenen, aber ergebnislos verlaufenen politiſchen Verbrechen geſprochen. Dalgreen ſagte: „Schändlich; dieſes ewige Bombenwerfen; ich ließe den Kerl mit Zangen kneifen.“ Der Orſini-Mann, Mr. Bernard, der ihm gegenüber ſaß, ſah ihn eine Weile an. Dann ſagte er: „Merkwürdig. Immer wieder dieſelbe Erſcheinung. Alle harmloſen Menſchen ſind für köpfen und rädern, während wir, von Fach, uns die Sache doch jedesmal ſehr überlegen.“ Es machte auf uns Alle einen großen Eindruck, denn mit Mr. Bernard, ſo fromm und mild er ausſah, war, ſeiner ganzen Vergangenheit nach, nicht zu ſpaßen.

Von Mr. Blythe (Engländer) lebt mir ein andres Wort in der Seele fort, ein noch viel wahreres. Einer von den vielen Deutſchen, die zugegen waren, ſtritt ſich mit Blythe in ſehr rechthaberiſcher Weiſe über die Ausſprache eines engliſchen Wortes und wurde dabei immer heftiger. Zuletzt ſagte Blythe: „Wenn ich Sie ſo ſtreiten ſehe, beſtätigt ſich mir der oft gehörte Satz, daß die Deutſchen das eingebildetſte Volk ſind.“ „The Germans are the most conceited people of the world.“ Ich halte dieſen Satz für richtig und ſtelle die kleine Geſchichte nur deshalb hierher, weil die Deutſchen das nie glauben. Sie halten ſich ganz aufrichtig für koloſſal beſcheiden. Dies iſt aber grundfalſch. Die beſcheidenſten, ja lächerlicherweiſe die einzig beſcheidenen, ſind die Engländer. Sie haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel, aber in dem, was ſie perſönlich leiſten, ordnen ſie ſich gern unter. Bei den Deutſchen iſt es umgekehrt, war wenigſtens ſo, eh man „Deutſchland, Deutſchland über alles“ ſang. Und ſeit man es ſingt, iſt es in dieſer Beziehung wohl nicht viel beſſer geworden.

Am meiſten Vergnügen habe ich von Mr. Heymann und Mr. Dühring gehabt. Ich nenne ſie immer noch „Miſter“, weil ich ſie mir unter einem einfachen „Herr“ gar nicht vorſtellen kann. Heymann war ein kleiner City-Kaufmann, immer in Geſchäften und immer in Schulden. In dieſen noch tiefer als in jenen. Er hatte eine Breslauer Majorstochter zur Frau, wodurch es einigermaßen gerechtfertigt wird, daß er ſeinen älteſten Sohn auf den Namen „Percy“ hin hatte taufen laſſen. Alſo Percy

Heymann. Es war mir dieſe Namenszuſammenſtellung eine Quelle beſtändiger Erheiterung, was ich dem genialen Erfinder auch offen ausſprach. Während meiner Londoner Tage ward übrigens, worauf ich ſpäter kurz zurückkomme, dem „Percy" noch ein Brüderchen geboren. Ob er „Douglas" getauft wurde, weiß ich nicht mehr. Ich muß es übrigens Heymann laſſen, daß er ein geſcheidtes Kerlchen war und kann ihm nur vorwerfen, daß er von ſeiner Geſcheidtheit einen etwas weit gehenden Gebrauch machte, ſowohl in den Künſten der Debatte, wie in ſeinen Spekulationen. Beide waren von einer ſeltenen Unverfrorenheit getragen. Am größten aber erwies er ſich in der Zeit, wo Mr. Dühring, unſer Tiftel-Genie, den ganzen Babelkreis durch eine von ihm gemachte „großartige" Erfindung in Aufregung und Staunen verſetzt hatte. Dieſe Erfindung beſtand in den, ſeitdem allerdings mehr oder weniger berühmt gewordenen Kohlenfiltern. Die Herſtellung erfolgte, wenn ich nicht irre, ſo, daß er fauſtgroße, aus Sägemehl und Teer oder Pech gemiſchte Kugeln formte und dieſe Kugeln bis zur Verkohlung glühte. Für den Hausgebrauch haben ſich dieſe Kugeln, ſo viel ich weiß, auch leidlich bewährt. Aber ſolch ein Erfolg im kleinen war nicht, wonach ein Mann wie Dühring, der die Welt aus den Angeln heben und dabei vor allem viel Geld verdienen wollte, dürſtete, weshalb er auf den ungeheuerlichen Gedanken kam, die Desinfizierung der Themſe mit Hülfe ſeiner poröſen Kohlenkugeln durchzuſetzen. Wie man hundertfünfzig Jahre früher vor Gibraltar flache ſchwimmende Batterien, errichtet hatte, ſo ſollte jetzt, am Themſequai hin, eine ganze Flotte von Filterflößen aufgefahren werden und zwar immer an den Mündungsſtellen des großen Kanaliſationsnetzes. Auf die Weiſe, ſo hieß es, komme nur ein waſſerklarer Zuſtrom — einige Begeiſterte ſprachen ſogar von der Möglichkeit des Trinkens — in den Fluß und alle Läſtigkeiten und Fährlichkeiten bei Cholera und ähnlichen Epidemien wären ein für allemal beſeitigt. Heymann, ganz aus dem Häuschen, ſah auch für ſich perſönlich endlich die Zeit gekommen, durch einen großen Coup die City-Welt in Erſtaunen zu ſetzen und übernahm die geſchäftliche Seite des Unternehmens. Das Nächſte war, das „Government“ von der epochemachenden Wichtigkeit der Sache zu überzeugen und Beta, wie immer, wurde heranbeordert, um den nötigen Begeiſterungsartikel in die Preſſe zu lancieren. Er that es auch mit der ihm eignen Begeiſterungsfähigkeit. Ich ſah kopfſchüttelnd dem allen zu und als es mir zu arg wurde, raffte ich mich zu dem Satze zuſammen, „daß ich dies alles für einen großen Unſinn hielte.“ Aber da kam ich ſchön an, alles drang heftig auf mich ein, am meiſten natürlich Heymann, der werdende Maſſen-Millionär, der denn auch auf dem Punkte ſtand, alle Beziehungen zu mir abzubrechen. Indeſſen er beſann ſich wieder, alles klang wieder ein und als der ſchon erwähnte zweite „junge Heymann“ — ſeine Geburt war gerade in die „allergrößte Zeit“ gefallen — getauft werden ſollte, wurden meine Frau und ich, desgleichen Faucher und Frau und wenn ich nicht irre auch Mr. Blythe zur Taufe geladen. Dieſe fand in Savoy-Street — dicht am Strand —, wo ſich die deutſche Kapelle befand, ſtatt und nach dort vollzogenem feierlichen Akt fuhren wir nach einem reizenden Square in Camden-Town, wo Heymann ſeine Wohnung hatte. Das Mahl war glänzend und es erſchienen Delikateſſen, wie ſie mir nie wieder vor Augen gekommen ſind; ich ließ es mir gut ſchmecken und war in glänzendſter Stimmung. Die ganze Geſellſchaft nicht minder. Nach Tiſch aber — es dämmerte ſchon — als wir uns eben in einen vorgebauten Erker, von dem aus man über den ganzen Square ſah, zurückgezogen hatten, zeigte Faucher auf ein paar Geſtalten, die mit ernſten Geſichtern vor dem Hauſe auf und ab ſchritten. „Das ſind beadles“

ſagte er leiſe zu mir. Denn er hatte, wie faſt auf jedem Gebiet, ſo auch auf dieſem, eine feine Sachkenntnis. „Beadle?“ fragte ich, ſtutzig geworden; „ein beadle iſt doch ſo viel wie ein Exekutor.“ „Allerdings,“ antwortete Faucher und lachte. „Ja, gilt das uns?“ .. „Nein, uns nicht, wenigſtens nicht Ihnen und mir. Aber unſrem Freunde Heymann. Der arme Kerl iſt eingeſchloſſen; er hat heute nur den einen Troſt „my home is my castle“, heraus aber darf er nicht.“ Es dauerte denn auch nicht lange mehr, ſo war alles, was um uns her vorging, in der kleinen Taufgeſellſchaft ruchbar geworden und meine Frau kam in ein leiſes Zittern. Bleiben wollte ſie nicht länger und gehen, — ja, deſſen getraute ſie ſich erſt recht nicht; ſie konnte ja aus Verſehen mit verhaftet werden. Schließlich indeſſen, was half es! Und ſo durchbrachen wir denn, halb in Schreck und halb in Heiterkeit, den um unſren Freund Heymann gezogenen Kordon.

Dieſer Vorgang und faſt nicht minder der trotz ſeiner Verrücktheit eifrig weitergeſponnene Plan der „Desinfizierung der Themſe“, machte es, daß ich mich von der Babel-Geſellſchaft etwas zurückzog und eine Zeit lang keines ihrer Mitglieder mehr ſah. Auch die befreundeteren nicht. Das wurde denn auch Grund, daß ich einer Feſtlichkeit nicht beiwohnte, die Freund Faucher gerade damals gab und die ſeinen ohnehin vorhandenen Ruf als „decidedly clever fellow“ in der ganzen deutſchen Kolonie noch erheblich ſteigerte. Dieſe damals viel beſprochene Feſtlichkeit, die halb — und noch über halb hinaus — ein politiſcher Akt war, entſprang der mehr und mehr bei Faucher heranreifenden Vorſtellung, daß ſeine Redakteurſchaft — er war Redakteur am Morning Star — etwas zu Kleines für ihn ſei und daß irgend etwas geſchehn müſſe, ſeine geſellſchaftliche Poſition zu verbeſſern. Nach einigem Nachſinnen darüber, was ſich da wohl thun laſſe, kam er zu dem Reſultat, daß nur der Biſchof von Oxford, ein Sohn oder Enkel des berühmten Wilberforce, ihm dieſen Dienſt geſellſchaftlicher Erhebung leiſten könne, weshalb all ſein Trachten danach ging, eben dieſen Biſchof — der in einer Weiſe, wie wir uns das hierlandes kaum vorſtellen können, als ein geſellſchaftliches non plus ultra galt — in ſein Haus einzuladen, um ihn hier an einer zu gebenden Soiree teilnehmen zu ſehn. Um dieſe Sache drehte ſich nun mehrere Wochen lang Fauchers Hoffen und Bangen. Allem vorauf ſtand ihm feſt, daß eine Soiree wie die von ihm geplante, in dem mehr als beſcheidenen Hauſe, das er zu jener

Zeit bewohnte, nicht gegeben werden könne, weshalb ſich als erſtes Erfordernis das Mieten einer neuen in einem möglichſt faſhionablen Stadtteil gelegenen Wohnung herausſtellte. Das Gewünſchte fand ſich denn auch. Er mietete auf vier Wochen eine glänzend eingerichtete Flucht von Zimmern in Weſtbourne-Terrace und ſchritt nun zur Einladung des Biſchofs. Und richtig, der Biſchof ſagte zu. Gallonierte Diener wurden engagiert, eine deutſche Sängerin fand ſich wie immer und ein „Confectioner“ — Konditor und Traiteur — in Regent-Street übernahm die Verſorgung mit Speiſ' und Trank. Um neun brannten alle Kronen, Cabs fuhren vor, Frau Faucher ſtand im erſten Stock auf dem Vorflur zwiſchen Treppenmündung und Salon und empfing ihre Gäſte, das Geſicht etwas ängſtlich verzerrt, denn der, um den das alles inſceniert wurde, war noch immer nicht da. Da, wer beſchreibt das Glück, erſchien der Biſchof von Oxford mit dem ihm eignen wohlwollenden Lächeln, begrüßte die Dame des Hauſes, verneigte ſich kurz, ſowohl gegen Faucher wie gegen die zunächſt Stehenden und ſchritt dann langſam durch die drei Feſträume, die er, nach Ablehnung einer Erfriſchung und unter erneuten Verneigungen gegen die Verſammlung, in langſamem Tempo wieder verließ. Seine Anweſenheit hatte keine fünf Minuten gedauert, der Zweck aber war erreicht, denn am andern Morgen ſtand in allen Zeitungen: „Yesterday took place a splendid evening party at Mr. and Mrs. Faucher, Westbourne Terrace; the Bishop of Oxford was present“. Nach dieſem Tage wurde Faucher, erdrückt von Verbindlichkeiten, nicht mehr im Bereich ſeiner von ihm auf vier Wochen gemieteten Prachtwohnung geſehn; er zog vielmehr weit weit fort, in eine ganz andere Himmelsgegend. Das war im Januar achtundfünfzig.

Um dieſe Zeit kamen wir uns wieder näher, denn es rückten jetzt die Tage der Vermählung zwiſchen Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Victoria heran. Ich hatte darüber für eine Berliner Zeitung zu berichten und da Faucher vor hatte, ſich ebenfalls als „own correspondent“ — ich weiß nicht mehr für welch deutſches oder franzöſiſches Blatt oder vielleicht auch bloß für ſeinen Morning Star — zu inſtallieren, ſo kam er täglich auf die Geſandtſchaft, wo wir uns trafen und unſere Hoffnungen oder Befürchtungen austauſchten. Alles drehte ſich darum, ob es möglich ſein würde, Plätze für uns zu beſchaffen. Graf Bernſtorff, wie immer die Güte ſelbſt, drang ſchließlich bei dem Hofmarſchallamte durch und ſo bekamen wir unſere „Tickets“. Aber hinſichtlich dieſer Tickets ſelbſt waltete doch ein großer Unterſchied; Fauchers Ticket war glaub ich viel vornehmer, aber meines viel bequemer. So hatte der Zufall uns beiden geholfen, denn ſo gewiß ich jederzeit für Bequemlichkeit war, ſo gewiß war Faucher jederzeit für grande représentation und wenn er zu dieſem Zweck auch in ſpaniſche Stiefel geſchnallt worden wäre. Ein wenig davon war nun wirklich der Fall, denn die ihm gewordene Eintrittskarte legte ihm die Verpflichtung auf, in Hofkoſtüm zu erſcheinen: ſchwarzſeidene Strümpfe und Schnallenſchuhe, Frack Louis quinze, Dreimaſter und Galanteriedegen. Mich hätte das finanziell ruiniert, für Faucher aber, den Mann von Westbourne-Terrace, war das alles Bagatellkram und auf einer Schauprobe ſah ich ihn denn auch in pontificalibus. Er machte ſich ſehr gut und wußt' es auch. Tags darauf war die Trauung in St. James; ich ſaß, Gott weiß durch welches Glück oder welchen Irrtum, dicht hinter der pompöſen Herzogin von Sutherland und ihren zwei Töchtern, alle drei durch ihre Schönheit berühmt, und vergaß darüber meinen Faucher, den ich denn auch während der ganzen Feſtlichkeit nicht wieder zu ſehen bekam. Den andern Nachmittag aber, ich hatte eben meinen Feſtbericht beendet, kam er von ſeiner Redaktion aus zu mir herausgefahren und meine Frau ließ ſich verleiten, ihm das, was ich über die Vermählungsfeier geſchrieben hatte, vorzuleſen. Er wiegte den Kopf dabei hin und her und ſagte: „Ja, ja, man kann es auch ſo machen; ganz gut.“ Es war aber erſichtlich, daß es ihm wenig gefallen hatte, was ich ihm zwar nicht übel nahm, aber in ſeiner vollen Berechtigung doch nicht ganz erkannte, ja, nach meiner damaligen Stellungnahme zu ſolchen Dingen auch nicht einmal erkennen konnte. Denn mir ſteckte zu jener Zeit der unter Glasbrenner und Beckmann und unter beſtändiger Lektüre ſchrecklicher Wortwitze herangewachſene Spree-Athener noch viel zu ſtark im Geblüt, um ſolchen Bericht überhaupt ſchreiben zu können. Alles war vermutlich ohne rechte Manier. Ich ging davon aus, daß es darauf ankäme, die patriotiſchen und loyalen Wendungen mit ſo viel „Geiſt“ wie möglich aufzuputzen, wozu mir die Hervorhebung kleiner ſcherzhafter Zwiſchenfälle ganz beſonders geeignet erſchien. Das iſt nun aber, wie ich jetzt weiß, grundfalſch. Nicht feierlich ſein, was aufs Ganze hin angeſehn, vielleicht ein Vorzug iſt, kann auch zum Verbrechen werden, jedenfalls zur Unpaſſendheit und der kluge und feine Faucher, der trotz all ſeiner Cynismen, Tollheiten und Eitelkeiten immer wußte, wo dieſe Dinge hingehörten und wo nicht, hatte bei Anhörung meines Feſtberichts dieſen Kardinalfehler gleich herausgefunden.

Die Wochen, die der kronprinzlichen Vermählung voraufgingen und folgten, hatten Faucher und mich wieder näher geführt, ſo nahe, daß von jener Zeit ab, durch faſt dreiviertel Jahr hin, eine Art Haus- und Familienverkehr entſtand. Ich verdanke dem einige ganz beſonders intereſſante Tage, trotzdem es an Schwierigkeiten und Sonderbarkeiten nicht fehlte.

Zunächſt ein Wort über die Schwierigkeiten. Dieſe hatten ihren Grund ſchon in der räumlichen Entfernung, die ſo groß war, wie nur möglich. Unſere Wohnung, mit dem Blick auf Hampſtead und Highgate, lag im äußerſten Norden, während ſich Faucher umgekehrt am äußerſten Südrande der Stadt niedergelaſſen hatte, noch über Camberwell hinaus, in einem ſchon ganz ländlichen Vorort, der Denmark Hill hieß. Bis dorthin war ungefähr ſo weit wie von Berlin bis Spandau. Die Blackfriars-Brücke bildete genau die Hälfte und mit zwei Omnibuſſen konnten wir jedesmal den Heimweg zwingen, wenn wir nicht bei Fauchers die richtige Abfahrtszeit verſäumten.

Denmark Hill, eine Art Faubourg des Blanchisseuses, wo beſtändig Wäſche flatterte, war in ſeiner Ländlichkeit ſehr reizend und eben ſo reizend präſentierte ſich die kleine Villa, die Fauchers bewohnten. Frau Faucher, in vielen Stücken eine kluge Frau, war ein wenig zu ſehr aufs Große hin angelegt, was, einem on dit zufolge, damit zuſammenhing, daß ihr in der achtundvierziger Zeit eingeredet worden war, „ſie würde als Frau Präſidentin des Reichs durchs Brandenburger Thor ihren Einzug halten.“ Hätte ſie gewußt, daß mir wenigſtens drei, vier Damen bekannt geworden ſind, die ſich alle mit demſelben „Einzug“ ſchmeichleriſch beſchäftigt haben, ſo hätte ſie vielleicht manches von der grande dame fallen laſſen. Sie ſpielte übrigens dieſe Rolle gut genug, trotzdem ihr Faucher und die häuslichen Verhältniſſe dies nicht gerade erleichterten. Einmal erſchienen wir, um gleich in den erſten fünf Minuten mit der Mitteilung überraſcht zu werden, daß in der Nacht vorher bei ihnen eingebrochen und beinah ſämtliches Silberzeug weggeräubert ſei. Wir möchten alſo entſchuldigen. Dann gingen wir zu Tiſch und behalfen uns mit zwei Papplöffeln und ein paar neuſilbernen Beſtecken, die die „Diebe“ wegen Minderwertigkeit zurückgelaſſen hatten. An allem ließ ſich erkennen, daß ein ſchweres Gewölk, ſehr ähnlich dem, das bei Gelegenheit der Heymannſchen Taufe heraufgezogen war, unmittelbar vorher zu Häupten der Familie geſtanden haben müſſe, ja vielleicht noch ſtehe; beide Eheleute aber hatten ein ſeltenes Talent, ſolche Fatalitäten unter Lächeln und Freundlichkeiten verſchwinden zu laſſen.

Der Sonnenſchein des Hauſes, der einzige wohl ganz echte, war die ſchöne Lucie, ein reizendes Kind an der Backfiſchgrenze. Sie wußte, was um ſie her vorging und wußt' es auch wieder nicht. Elfenartig, dem Wirklichen halb entrückt, bewegte ſie ſich unbefangen in einer Welt von Widerſprüchen und Wunderlichkeiten, von Zank und Streit, von ſchönen Kleidern und ſilbernen Löffeln, gleichviel ob dieſe noch exiſtierten oder über Nacht in etwas rätſelvoller Weiſe verloren gegangen waren. Alles war ihr dasſelbe, traumhaft zog der bunte Reigen an ihr vorüber. Vieles im Faucherſchen Hauſe war nur plattiert, aber die Liebe zu dieſer reizenden Tochter, in der ſich alles Gute der beiden Eltern vereinigt fand, war echt und aufrichtig und der Zauber, der ihr eignete, war es denn auch, der ſie früh ſchon ihr Lebensglück finden ließ. Sie wurde die Gattin eines ausgezeichneten Mannes und hat, wenn ich recht berichtet bin, im Südoſten, in den großen See- und Handelsſtädten des Mittelmeeres, ihre jungen Tage verbracht.

Der letzte Beſuch, den wir, meine Frau und ich, in Denmark-Hill machten, ſchloß für uns mit einem kleinen Abenteuer ab. Es hatte den Tag über geregnet und erſt zu ſpäter Stunde, weil wir das Wetter abwarten wollten, brachen wir, ſo gut es ging und die Waſſerlachen es zuließen, in Geſchwindſchritt auf, um noch den letzten Camberwell-Omnibus zu faſſen. Aber wir kamen trotzdem zu ſpät, er war ſchon fort, und ſo ſtapften wir denn aufs neue durch die Tümpel hin, eine ganze deutſche Meile weit, bis wir die Blackfriars-Brücke glücklich erreicht hatten. Da ſtanden Cabs.

„Wir ſind nun doch mal naß,“ ſagte ich. „Ich glaube, es iſt das Beſte, wir marſchieren weiter.“

„Ich kann nicht mehr; — ich bin todmüde.“

So winkte ich denn einen Cab heran — Cabs, im Gegenſatz zu Berlin, kommen wenn man winkt — und ſtiegen ein. Und ehe wir noch über die Brücke waren, ſchlief meine Frau ſchon.

Es ging nun in grader Linie nördlich auf Holborn Hill zu, wo wir links einbiegen und dann, in abermaliger Biegung, durch Grays Inn Lane hin, auf unſere Wohnung in Camden-Town zufahren mußten. Aber dies links Einbiegen bei Holborn Hill wurde verſäumt und unſer Cabkutſcher zog es ſtatt deſſen vor, in gerader Linie zu bleiben. Nun wußt' ich ſehr wohl — denn ich kannte London beſſer, als ich Berlin kenne —, daß man auf dieſem Wege gerade ſo gut nach Norden kam wie durch

Grays Inn Lane, aber eben ſo gut wußt' ich auch, daß die Cabkutſcher nie ſo fuhren, denn dieſer gradlinige Weg führte durch eins der ſchlechtberufenſten und zugleich engſten und winklichſten Quartiere von London, durch Clerkenwell. Wie oft, wenn wir, auf unſerm täglichen Wege zur Poſt, Holborn Hill paſſierten, hatten wir nach dieſem übelberufenen Stadtteile ſcheu hinübergeblickt, denn man konnte nicht leicht etwas Troſtloſeres und Beängſtigenderes ſehn, als dies Clerkenwell. Daß es aus halbverfallenen elenden Häuſern beſtand, hatte nicht viel zu ſagen, ſolche heruntergekommenen Quartiere gab und giebt es in London überall, aber das war das Schlimme, daß man vor etwa zwanzig oder dreißig Jahren den Verſuch gemacht hatte, das Alte hier niederzureißen und Neues an ſeine Stelle zu ſetzen, in welchem Verſuche man, weil die Baugelder ausgingen, ſtecken geblieben war. Als Folge davon ergab ſich nun ein furchtbares Mixtum compositum von Spelunken und unfertigen Neubauten, von welch letztren man nichts ſah als zehn oder fünfzehn Fuß hohe Mauern mit halbfertigen Fenſteröffnungen. Denn auch dieſe ſchnitten wieder in der Mitte ab. Ich wußte, daß dieſer Stadtteil meiner Frau jedesmal ein ganz beſondres Grauen einflößte, was aber, weit darüber hinaus, die Lage ganz beſonders heikel machte, war der Umſtand, daß wir kaum acht Tage vorher von einem Cabkutſcher geleſen hatten, der, in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied einer Diebs- und Mörderbande, ſich durch prompte Fahrgaſtablieferung in Quartieren à la Clerkenwell nützlich gemacht hatte. Mir ſelbſt war, dem allem gegenüber, auch ziemlich ängſtlich zu Sinn, aber dies Angſtgefühl verſchwand doch neben der Schreckensfrage: „wenn Deine arme Frau jetzt gerade aufwacht!“ Und natürlich keine halbe Minute mehr, ſo gab es einen Stoß und aus ihrem Schlaf in die Höh' fahrend, ſah ſie jetzt durch das herabgelaſſene Fenſter auf die ihr nur zu wohl bekannten, aus hellgelben Ziegelſteinen aufgeführten Ruinen.

„Um Gotteswillen, er fährt ja . . .“

„Ja, ja, Kind. Aber beruhige Dich nur; es wird ſchon wieder beſſer; wir ſind ja gleich heraus . . .“

„Nein, nein. Laß halten.“

„Ich bitte Dich. Um alles in der Welt, mach hier keine Scene. Wir blamieren uns unſterblich. . . Unter allen Umſtänden, wir können nichts ändern. Außerdem, ſieh nur, er jagt ja wie toll, es iſt, als ob er ſich ſelber graule.“

Wirklich, eine halbe Minute ſpäter, ſo lag Clerkenwell hinter uns; das mußte Somers-Town ſein und das der Eiſenbahnbogen. Und eine kleine Weile noch, ſo hielten wir vor unſrem Haus und Betty, die ſich ſchon geängſtigt hatte, leuchtete uns, den Blaker in der Hand, die kleine Treppe hinauf.

* * *

Nach dieſem Abend ſah ich Faucher erſt wieder, als wir, nach Berlin zurückgekehrt, uns daſelbſt längſt wieder heimiſch gemacht hatten. Es war eine Begegnung im Zoologiſchen Garten, Sommer zweiundſiebzig. Ein reiches, durch zwölf Jahre hin in der deutſchen Heimat geführtes politiſches Leben, lag hinter meinem alten Londoner Kneipkameraden und da ſaß er nun, ſorglich abgetrennt von den Alltagsbeſuchern, auf einer etwas erhöhten, beinah altanartigen Stelle, drauf ſich ein primitiver Tiſch und eine noch primitivere Bank befand. Augenſcheinlich ein letztes Refugium für ſonntägliche Gäſte, wenn alle anderen Plätze beſetzt waren. Einen Tintenſtecher, der ihm, von ſeinen Studententagen her, durchs Leben begleitet haben mochte, ſchräg in den Tiſch gebohrt und einen kleinen Briefbogen vor ſich, ſah er, abwechſelnd, wie was ſuchend, in den Himmel hinauf und dann wieder auf den Bogen nieder, um ein paar Zeilen zu kritzeln. Ich beobachtete ihn ſchon von fern und trat dann an ihn heran.

„Guten Tag, Faucher. Daß ich Sie mal wiederſehe. Und immer fleißig.“

Er lachte. „Sie überſchätzen mich. Muß iſt eine harte Nuß. Geld, Freund, Geld . .“

„Ja, ich weiß. Ich erinnere mich recht gut. ‚Jetzt muß Geld und Weltgeſchichte gemacht werden,‘ — das war immer Ihr Lieblingswort, ſchon damals, als wir in London die Vermählungstage mitfeierten.“

Er nickte. „Kann mir denken, daß ich ſo 'was geſagt habe; hab's auch mit beiden verſucht. Nur leider mit entſchiedenem Mißerfolge. Der Mißerfolg mit der „Weltgeſchichte“, na, das möchte gehn; aber das mit dem Geld, das iſt mir ſchmerzlich. Und nun ſitz' ich hier im Zoologiſchen und kritzle eine Korreſpondenz zuſammen und weiß nicht recht, was ich ſchreiben ſoll.“

„Und was macht denn Lucie? Noch immer ſo reizend?“

„Na ob!“ und ſein ganzes Geſicht ſtrahlte.

Wir ſprachen dann noch von Bismarck, von Eugenie — für die er natürlich eine Vorliebe hatte — und von den fünf Millarden. Auf die aber war er ſchlecht zu ſprechen. „Ja“, ſagte er, wenn ich ſie hätte, das ginge, das könnte mich damit verſöhnen. Aber Deutſchland hat nichts davon. Für Deutſchland ſind ſie nichts Gutes; ſie ruinieren uns."

Und damit ſchieden wir.

Ich hörte noch dann und wann von ihm und von ſeinen Fahrten an den Küſten des Mittelmeers: Italien, griechiſche Inſeln, Konſtantinopel. Er war faſt immer unterwegs. Zuletzt kam die Nachricht von ſeinem Tode.

Am 12. Juni 1878 war er in Rom geſtorben.

Drittes Kapitel.

Der Platen-Verein: Egbert Hanisch.

Zur ſelben Zeit, wo ich der vorgeſchilderten Lenau-Geſellſchaft angehörte, war ich, wie ſchon hervorgehoben, auch Mitglied eines Platen-Klubs.

Es war gleich in den erſten Tagen des Januars 40, daß ich mich hier eingeführt ſah. Und das kam ſo. Der Sylveſterabend hatte mich, einer geſellſchaftlichen Abmachung zu Liebe, nach der „Henningſchen Reſſource“ verſchlagen und hier war ich einem jungen Maler, Namens Flans, begegnet, der, weil er im „Figaro“ Verſchiedenes von mir geleſen, mich aufforderte, doch einem litterariſchen Verein, dem er angehöre, beizutreten. Dies war der Platen-Klub. Ich ſagte mit tauſend Freuden „ja“ und wohnte ſchon der nächſten Sitzung bei. Viele frohe Stunden — mehr als in dem Lenau-Klub, mit dem der Zuſammenhang, trotz intimer Beziehungen zu Einzelnen, ein loſer blieb — habe ich in dieſem Verein verbracht.

Maler Flans war eine ziemlich fragwürdige Geſtalt und das vielzitierte Wort „was gemacht werden kann, wird gemacht“ war wie für ihn erfunden. Als Maler kaum mittelmäßig, war er im Uebrigen, und zwar immer mit einem Anfluge von Komik, nur noch bemerkenswert als Don Juan kleineren Stils, als Feſtarrangeur, Jeu-Bruder und Sonntagsreiter und brachte es zuwege, daß er am Ende ſeiner Tage nicht als Flans, ſondern unter ſeinem mütterlichen Namen, irgendwo nobilitiert wurde. Zum Glück iſt er kinderlos verſtorben.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß ein Mann wie Flans, der außerdem um ein gut Teil älter war als der Reſt unſrer „Plateniden“, den ganzen Klub in der Taſche hatte. Keiner traute ihm, aber jeder gehorchte, wobei der Verein übrigens nicht ſchlecht fuhr, denn ſeine Gewandtheit war groß. Dazu bon garçon, immer auf beſtem Fuß mit den Kameraden, die den verſchiedenſten Berufen angehörten. Die Meiſten waren Studenten, unter denen wieder die Theologen überwogen. Einer, der ſchon Doktor war, hielt es mit der Philoſophie. Dies war Werner Hahn, der ſich ſpäter in dem entzückenden Sakrow, wohin er ſich zurückgezogen, mit Mühe und Fleiß zu einem vielgeleſenen Schriftſteller heraufarbeitete. Man hat von ihm eine Bearbeitung der Edda, desgleichen eine in vielen Auflagen erſchienene „Geſchichte der poetiſchen Literatur der Deutſchen“. Sein Beſtes aber ſind doch wohl ſeine volkstümlichen Darſtellungen preußiſcher Geſchichtsſtoffe: Königin Luiſe, der alte Zieten, König Friedrich I., Kunersdorf ꝛc. Er hatte, ganz wie Heinrich Beta, von dem ich im vorigen Kapitel geſprochen, ein bewährtes Rezept, nach dem er verfuhr. Ueberſichtliche Stoffeinteilung war ſeine Spezialität und zugleich ſein Hauptvorzug. Er vermied auch die Phraſe, was bei patriotiſchen Stoffen immer ſchwer, aber deshalb auch wichtig iſt.

Ich wurde ſeitens der Vereinsmitglieder ſehr freundlich aufgenommen und behauptete mich ein gutes Vierteljahr lang unter ihnen, vielleicht weil ich wohlaſſortiert, will ſagen mit einem Lager, deſſen Beſtände kein Ende nehmen wollten, in ihren Kreis eingetreten war. So kam es denn auch, daß ich eines Tages mit der Erklärung überraſcht wurde: „jetzt ſei die Zeit da, wo mir die höchſten Ehren, über die der Verein Verfügung habe, erwieſen werden müßten. Die nächſte Sitzung ſei zu dieſem feierlichen Akte beſtimmt.“ Ich erhielt denn auch wirklich die vorgeſchriebenen Auszeichnungen: Diplom und Orden. Flans hatte ſich mit Ruhm bedeckt und das mit Arabesken und Initialen reich ausgeſtattete Diplom auch noch ſelbſt geſchrieben. Eine Stelle daraus iſt mir noch gegenwärtig. In faſt jedem meiner damaligen Gedichte ſchien der Mond unentwegt und ſo hieß es denn gleich im Anfang: „Unſer Lieber und Getreuer, geboren zu Neu-Ruppin bei Mondſchein ꝛc.“ Hinſichtlich des Ordens aber wurde mir in feierlicher Anſprache geraten, ihn heimlich zu tragen, da ſich der Verein, trotz ſeines weitreichenden Einfluſſes, außer Stand ſehe, den damit öffentlich Auftretenden vor Unannehmlichkeiten zu ſchützen. Dieſer Orden war natürlich ein Cotillonorden, in deſſen Mitte ſich ein auf ſeinem Wagen ſtehender Apoll befand. Man war an dem Ueberreichungsabend ſehr liebenswürdig gegen mich, ließ mich aber doch fühlen, daß ich meine Siege mehr meinem Maſſenaufgebot, als dem Wert meiner Dichtungen zu verdanken hätte.

Dies alles war leider abſolut richtig, und wurde mir einige Wochen ſpäter nicht mehr bloß andeutungsweiſe, ſondern in aller Deutlichkeit geſagt, was bei der Gutgeartetheit der Meiſten unter uns vielleicht unterblieben wäre, wenn nicht inzwiſchen das Hauptmitglied des Vereins, das den Winter über in der Schweiz und in Frankreich geweſen war, ſich im Monat April in Berlin wieder eingefunden hätte.

Dies Hauptmitglied hieß Egbert Haniſch. Egbert Haniſch mochte damals zweiundzwanzig Jahr alt ſein, eher mehr als weniger. Er war in einer kleinen märkiſchen Stadt, halben Wegs zwiſchen Trebbin und Jüterbog geboren. Auf den erſten Blick eine ziemlich proſaiſche Gegend. Und doch iſt es dieſelbe, der wir auch unſren Gottfried Schadow verdanken. Einen gleichen Ruhm einzuheimſen, iſt nun freilich unſrem Egbert Haniſch verſagt geblieben, aber an Klugheit, Geſundheit, Selbſtbewußtſein und eiſerner Willenskraft war er dem berühmten Schneidersſohn aus Salow durchaus ebenbürtig. Sein Vater war ein kleiner Buchbindermeiſter, handelte mit Fibeln und Schreibheften und hatte nebenher auch eine Leihbibliothek. Auf dieſe ſtürzte ſich Egbert von frühester Jugend an. Er war aber auch, was ſich ſelten mit ſolcher Leſewut vereinigt, ein glänzender Schüler, eben ſo fleißig wie von raſcheſter Auffaſſung und ſo kam es denn, daß er, nachdem er irgendwo das Gymnaſium beſucht hatte, mit kaum achtzehn auf die Berliner Univerſität rückte. Hier ſah er ſich durch Hengſtenberg ausgezeichnet und hatte, nach aller Zeugnis, die Gewißheit einer glänzenden Laufbahn vor ſich, als ihn plötzlich ein Wirbelwind ergriff und auf den ſteinigen Boden des Unglaubens niederſetzte. Jedenfalls war in ſeinem Gemüt alles ins Schwanken gekommen und dieſe Zweifel hatten ihn nicht bloß aus ſeinem theologiſchen Studium heraus, ſondern auch in die weite Welt hineingeführt, niemand wußte recht von wem geleitet. In den Sitzungen war oft die Rede von ihm geweſen; jetzt mit einem Male, hieß es: „er hat geſchrieben; er kommt.“

Und wirklich er kam. Die lebhafteſte Freude zeigte ſich, denn er war nicht bloß der Stolz, ſondern auch der Liebling aller. Er begrüßte mich als neu aufgenommenes Mitglied durchaus freundlich, aber doch mit einem ſtarken Beiſatz von Herablaſſung und ſetzte ſich dann auf ſeinen Ehrenplatz, um über ſeine Reiſe zu berichten. Von Ziel und Zweck derſelben aber ſprach er nicht, immer nur von kleinen Erlebniſſen, unter denen er die komiſchen bevorzugte.

Wie jeder, ſo war auch ich ganz Ohr, noch mehr aber war ich Auge. Denn viel, viel mehr noch als das, was ich hörte, intereſſierte mich das, was ich ſah. Seine Erſcheinung hatte 'was ungemein Feſſelndes. Er war mittelgroß, ſchlank, beinah mager, was einem dadurch beſonders auffiel, daß auf ſeinen Schultern ein unverhältnismäßig großer Kopf ſaß. Geſundeſte Farbe, leuchtende Augen, dazu wolliges, halb mohrenhaftes Haar, — all das wäre genug geweſen, um Aufmerkſamkeit zu wecken. Aber mehr noch wirkte ſein Koſtüm! Er trug Nanking-Beinkleider, einen zeiſiggrünen Frack mit altem Sammetkragen und eine Roſe im Knopfloch. Wäſche ſehr ſauber.

Allmählich lebten wir uns ein und wurden gute Freunde. Was er ſagte, war immer kurz und apart, mitunter mehr als nötig, denn von der Eitelkeit immer etwas Bedeutendes ſagen zu wollen, war er nicht frei zu ſprechen. Aber da das Ueberlegene ſeiner Natur und ſeines Wiſſens klar zu Tage lag, ſo ließ man ſich dies allerſeits gern gefallen und ich nun ſchon ganz gewiß. Er war zu dem Ton, den er anſchlug, nach aller Meinung voll berechtigt. In der Ironie war er ein Meiſter, ſo ſehr, daß ich auch daran nicht Anſtoß nahm, wiewohl mir — wie ſchon an andrer Stelle hervorgehoben — dieſe hochmütige Geſprächsform von Jugend auf zuwider war. Er hörte meine Gedichte ruhig mit an, und ich meinerſeits lauſchte mit einer Art Andacht dem Vortrag der ſeinigen. Sie konnten für ſehr gut oder doch wenigſtens für ſehr talentvoll gelten und was Maron im Lenau-Klub war, war Haniſch im Platen-Klub. Wir hielten beide viel von weiten Spaziergängen und in der Regel kam er zu mir, um ſeinerſeits mich abzuholen. Dies ſchien er vorzuziehen. Einmal aber drang ich doch bis in ſeine Wohnung vor, weil ich nicht ahnte, daß ihn das genieren könne. Große Geiſter haben auch ihre Schwächen. Er hatte ſich

BAY[illegible]SCHE STAAT

im Seitenflügel eines alten Hauſes bei einer armen Waſchfrau eingemietet und bewohnte von den zwei Zimmern, aus denen die Geſamtwohnung beſtand, das vordere, hart an der Hintertreppe gelegen, deſſen eines Fenſter, mit einem kleinen Blumenkaſten davor, auf den etwas ſchmuddligen Berliner Hof hinunter ſah. Dicht am Fenſter befand ſich ein als Arbeitstiſch dienendes Klappbrett; ein Binſenſtuhl ſtand davor und auf einem alten Koffer von Seehundsfell lagen etliche Bücher, aber nicht mehr als ein halbes Dutzend. Was er von Büchern brauchte, fand er auf der Bibliothek, wo er meiſtens die Vormittage zubrachte. Zwei gegenübergelegene Thüren, von denen die eine nach dem Flur hinaus, die andere zur Waſchfrau hineinführte, teilten, wenn man durch die Mitte hin eine Querlinie zog, den kleinen Raum in eine Vorder- und Hinterhälfte. In dieſer Hinterhälfte ſtand das Bett, dem ein am Fußende aufgerichteter ovaler Waſchzuber als Bettſchirm diente. „Etwas primitiv“, ſagte er, mit erzwungener guter Laune darauf hinweiſend und ich ſetzte hinzu: „Ja, aber doch eigentlich mein Ideal.“

Trotz dieſer Verſicherung hatte die ganz ungewöhnliche Wohnungsſchlichtheit einen etwas betrüblichen Eindruck auf mich gemacht und als ich bald darauf Werner Hahn traf, fragte ich dieſen, wie das alles zuſammenhänge? Ich ſei wohl auch für Einfachheit und fände leicht einen Reiz und einen Vorzug darin; aber das ginge mir doch beinahe zu weit.

„Ja, lieber Freund,“ ſagte Hahn, „er lebt eben, wie er leben kann. Und ſchon dies geht eigentlich über ſeine Mittel. Er hat garnichts.“

„Aber ſo klug wie er iſt, müßt es ihm doch ein Leichtes ſein . . .“

„ . . . Stunden zu geben,“ unterbrach mich Hahn, „zu ſchulmeiſtern und ſo ſich durchzuſchlagen. Gewiß. Aber das mag er nicht und ich kann's ihm kaum übel nehmen. Ein elendes Daſein blieb es doch. Und da iſt dieſe Lebensform vielleicht beſſer. Er bleibt bei Kraft, verthut ſich nicht und vor allem gähnt ſich nicht ſelber an, wie ſo viele leider thun müſſen. Er hat eine hohe Meinung von ſich, Andre, wie Sie wohl geſehen haben, beſtärken ihn darin und ſo darf er ſich's ſchließlich erlauben. Er lebt eigentlich von den Freunden und ſie ſind ſtolz und glücklich, daß er ſich ihre Gutthat gefallen läßt.“

„Ich wußte nichts von dem, was Sie da ſagen. Wie wird denn das eingerichtet? Da müßte man doch auch eigentlich mit dabei ſein.“

„Iſt nicht nötig . . . Und dann, Sie ſind nicht Student und gehören überhaupt nicht mit dazu.

Pardon. Aber es iſt ſo. Haniſch braucht nicht für ſich ſelbſt zu ſorgen, andre ſorgen für ihn. Allmonatlich ſchicken wir ihm dreißig Speiſemarken und wenn Sie Mittags zu Roſch gehn, ſo ſind Sie ſicher ihn da zu finden. Das Andre berechnen wir mit ſeiner Wirtin; immer bloß ein Minimum. Er lebt zu Hauſe von Waſſer und Weißbrot, aber gut muß beides ſein. Denn ſo wenig verwöhnt ſeine Zunge iſt, ſo fein iſt ſie doch auch wieder, vielleicht weil ſie ſo wenig verwöhnt iſt.“

Ich hörte dem allen wie beſchämt zu.

Bald nachdem ich dies Geſpräch mit Werner Hahn geführt hatte, brach Freund Haniſch wieder auf. Wohin, erfuhr ich nicht. Ich war in der angenehmen Lage, dem Scheidenden ein kleines Abſchiedsfeſt geben zu können, dasſelbe, das ich, mit einigen Details, in einem früheren Kapitel beſchrieben habe.

Das war Spätſommer 40. Ich war dann jahrelang von Berlin fern und hörte nur aus Briefen, daß Haniſch ſein Wanderleben in Genf und Paris fortſetze. Was dies alles bedeutete, hab' ich nicht erfahren können. Ich glaube, daß er irgend einem mit einer „Einheit“ ſich beſchäftigenden Volksbund angehörte, wobei mir nur zweifelhaft bleibt, ob es nationale Einheit oder Zoll- und Handels-Einheit oder Religions-Einheit war. Oder vielleicht war es auch alles Drei. Sehr ſchlimm indeſſen kann es mit all dieſen „Verſchwörungen“ nicht geweſen ſein, ſonſt hätten ihm die faſt ſämtlich zu Hengſtenberg haltenden Theologen des Kreiſes nicht ihre Liebe und Treue bewahrt. Ich glaube, ſie ſahen all dieſe befremdlichen Dinge wie Blaſen an, die aus einem Geiſt, der beſtändig gährte, mit Notwendigkeit aufſteigen mußten, hielten ſich aber überzeugt, daß alles Durchgangsphaſe ſei, der über kurz oder lang Rückkehr zum Glauben und damit Klärung und Friede folgen werde.

So kam es denn auch. Er kehrte ganz zu den alten Göttern zurück. Mitteilungen in dieſem Sinne vernahm ich durch viele Jahre hindurch nur gerüchtweiſe, bis der Sommer 90 mir die Beſtätigung brachte. Dies war ein acht Seiten langer, in wundervoll klarer und feſter Handſchrift geſchriebener Brief aus einem weit weſtlich der Elbe gelegenen Pfarrdorfe, worin mir Haniſch, in lapidarem Stil, die zweite Hälfte ſeines Lebens abſchilderte, Schilderungen, denen er gleichzeitig eine kleine Zahl ſeiner aus neuerer Zeit ſtammenden Gedichte beigefügt hatte. Das Ganze freute mich und ich ſah mal wieder in ganz wunderbare Fügungen. Meine mit Herzlichkeit geſchriebene Antwort gab dem, ſo hoff ich, auch Ausdruck, aber ſo ſehr mich alles gefreut und gerührt hatte, ſo hatte der Brief des alten Freundes doch auch wieder etwas Erkältendes gehabt. „Fanchon bleibt ſich immer gleich“ und wie der Menſch in die Wiege gelegt wird, ſo ins Grab. Er war nun wohl gegen Mitte ſiebzig und doch ganz unverändert der Alte: dieſelbe Superiorität, derſelbe Glaube an ſich, dieſelbe Unfehlbarkeit und ſchrecklich zu ſagen auch dieſelbe Ironie. Was aus mir geworden war, war ihm, trotz des Lebenszeichens, das er freundlicherweiſe gab, doch eigentlich gleichgültig; er nahm nur an — er hatte wohl irgendwo die Glocken läuten hören — daß ich auch ein „Moderner“ oder wenigſtens ein von Modernität Angekränkelter ſei und ſah nun von ſeinem auf Achim von Arnim und Clemens Brentano — die übrigens auch von mir bis auf dieſen Tag aufs herzlichſte verehrt werden — aufgebauten Hochſtandpunkt aus, lächelnd auf mich und die andern, im Moorgrund zappelnden Gründlinge hernieder, während er, die reine Luft um ſich und den Himmel über ſich, die guten alten Lerchen ins Blaue ſteigen ſah. Einige davon hatte er eingefangen. Das waren die dem Briefe beigeſchloſſenen Lieder. Alle ganz gut, aber ohne jedes entzückende Tirili.

„Mein Leipzig lob' ich mir.“

Erſtes Kapitel.

Winter 1840 auf 1841. Drei Monate in Burg.
Krank bei Fritz Eſſelbach. Ankunft in Leipzig.

Im Herbſte 1840 verließ ich Berlin und ging zunächſt nach Burg, einer anſehnlichen Stadt, von der trotzdem „niemand nichts weiß". Oder doch nicht viel. Die Nähe Magdeburgs hat es von Anfang an in den Schatten geſtellt. In einem alten weitſchichtigen Eckhauſe, weißgetünchter Fachwerkbau, fand ich meine neue Heimſtätte, die zunächſt was Grusliches hatte. Dieſes Gruſelgefühl ſteigerte ſich noch eine zeitlang unter dem Eindruck, den das Renommee des Beſitzers auf mich machen mußte. Von dieſem hieß es nämlich, daß er ſehr jähzornig ſei, ja ſogar infolge dieſes ſeines Jähzornes ein Säbelduell mit einem der Burger Garniſon angehörigen Artillerie-Hauptmann gehabt und dieſen ſchwer verwundet habe, lauter Mitteilungen, die meine Sicherheit etwas gefährdet erſcheinen ließen.

Ich litt aber nicht lange darunter, was wohl damit zuſammenhing, daß ich, von Natur ängſtlich, ſofort unängſtlich werde, wenn Perſonen oder Verhältniſſe mich ängſtlich machen wollen. Alſo noch einmal, ich kam mit dem in der ganzen Stadt gefürchteten Manne ſehr gut aus und hatte mich nur über eins zu beſchweren, was mein Dr. Kannenberg — ſo hieß er — beim beſten Willen nicht ändern konnte: grauſame Langeweile. Daß Haus und Stadt ausſchließlich daran ſchuld geweſen ſeien, darf ich nicht behaupten; es lag viel mehr an mir ſelbſt, der ich nie die Kunſt verſtanden, mich an einer Skat- oder Kegelpartie zu beteiligen, trotzdem ich immer eine herzliche Vorliebe für natürliche Menſchen gehabt, auch jederzeit auf dem denkbar beſten Fuße mit ihnen gelebt habe, wenn nur erſt das Eis gebrochen war. Dazu kam es aber nicht, und bereits am 30. Dezember früh — es war mein Geburtstag, den ich dadurch feierte — verließ ich Burg in einer bis Genthin gehenden Fahrpoſt. Dieſe Poſtwagenſtunden ſind mir unvergeßlich geblieben; ich verbrachte ſie nämlich mit zwei Schauſpielerinnen, von denen die ältere, die wohl ſchon Ende dreißig ſein mochte, mich entzückte. Sie fühlte mit der ſolchen Damen eigenen Klugheit raſch eine gewiſſe Metierverwandtſchaft heraus, nahm mich ganz als bon enfant und erheiterte ſich über die Maßen, als ich ihr aus einem in den zurückliegenden Wochen geſchriebenen Epos „Burg an der Ihle“ den erſten Geſang mit einem gewiſſen humoriſtiſchen Pathos vortrug. Ich ſchwärmte damals, wie für Lenau, ſo auch für Anaſtaſius Grün, und in ſtarker Anlehnung an die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ hatte ich meinen Aufenthalt in Burg in den denkbar ſtattlichſten und zugleich von kleinen Nichtsnutzigkeiten ſtrotzenden achtfüßigen Trochäen beſungen. Unter meinen Manuſkripten exiſtieren dieſe Trochäen noch, hellgrün gebunden und mit einer breiten Goldborde eingefaßt; ich habe aber doch nicht den Mut gehabt, ſie noch wieder durchzuleſen.

In Berlin empfing mich mein alter Freund Fritz Eſſelbach, derſelbe, von dem ich in Kapitel zwei des erſten Abſchnittes erzählt habe, und führte mich in ſeine Wohnung, eine Chambre garnie in der Alten Jakobsſtraße. Da wollte ich eine Woche lang ſein Gaſt ſein. Am dritten Januar früh ſaßen wir denn auch behaglich beim Frühſtück und delektierten uns eben an jenem eigentümlichen Berliner Gebräu, deſſen erſte Bekanntſchaft einem Fremden, ſeiner Wirtin gegenüber, die Bemerkung aufgedrängt haben ſoll: „Ja, liebe Frau, wenn das Kaffee war, ſo bitte ich morgen um Thee, wenn es aber Thee war, ſo bitte ich morgen um Kaffee.“ Gegen neun kam die Zeitung, und ein Zufall wollte, daß mein erſter Blick auf die Fremdenliſte fiel. Da las ich gleich obenan: „Hotel de Saxe: Neubert und Frau, Apothekenbeſitzer aus Leipzig.“ Sofort war ich entſchloſſen, mich ihm vorzuſtellen und anzufragen, „ob er mich haben wolle.“ Die ganze Sache hatte durchaus was von einem Ueberfall, aber gerade das kam mir zu ſtatten. Denn Neubert, der mehr forſcher Jäger als philiſtröſer Apotheker war, war von einer großen Vorliebe für frank und freies Weſen, für alles, was außerhalb der Schablone lag. Er war ein ungewöhnlich reizender Mann; jetzt, wo jeder in ſeinen Geſchäften aufgeht, aufgehen muß, kann ſich ſolche Figur kaum noch ausbilden. Ich fand das Paar in ſehr verſchiedenen Stadien der Toilette vor, die Dame bereits in Mantel und Muff, er noch weit zurück, in Hemdsärmeln, eine Zahnbürſte in der Hand. Bei der freien Art beider aber verurſachte dies nicht die geringſte Störung, und ehe drei Minuten um waren, war ich auf Oſtern hin engagiert, machte meinen Diener und empfahl mich ſtrahlenden Geſichts; denn ich hatte wohl bemerkt, daß ihn mein Auftreten amüſiert und einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Dieſe wohlwollende Geſinnung hat er mir auch nachher immer bethätigt, trotzdem ich ihn in einem Jahr kein Dutzend Mal geſehn und vielleicht keine dreimal geſprochen habe.

Das alles war am dritten Januar früh. Aber bald ſah es ſehr anders aus. Am Abend desſelben Tages noch, als ich von einem Spaziergang nach Hauſe kam und auf den Tiſch zuſchritt, um Licht zu machen, fiel ich ohnmächtig um und wurde ſo von der Wirtin vorgefunden. Als Freund Eſſelbach eintraf, fand er mich ſchon zu Bett, legte jedoch kein Gewicht darauf, ſondern ſetzte ſich ans Klavier und machte da ſeine Tippübungen. Das ging ſo bis Mitternacht, und dieſe Stunden hab' ich noch jetzt in ſchrecklicher Erinnerung. Jeder Tippton that mir weh. Am andern Tage kam der Doktor und ſagte: „Typhus“. Ja, ich war ſchwer krank, litt aber nicht ſehr, war vielmehr durch einen eigentümlichen, nur dann und wann von Klarheit und ſelbſt Heiterkeit unterbrochenen Duſſelzuſtand, aller Schmerzen und Todesfurcht überhoben. Nebenan, Wand an Wand mit mir, lag der Mann unſerer Wirtin am Delirium tremens danieder und ſtarb auch während meiner Krankheit. In geſunden Tagen wäre mir dieſe Nachbarſchaft unbequem geweſen, in dem benommenen Zuſtand aber, in dem ich mich befand, war es mir ziemlich gleichgiltig, und als an einem Sonntag Nachmittage die „ſchwarzen Männer“ kamen und aus

Verſehen in *mein* Zimmer ſtatt in das angrenzende traten, rief ich ihnen in guter Laune zu. „Noch nicht". Ich mußte wohl ein Fiducit zu mir haben.

So vergingen ſieben Wochen; eine harte Nuß für meinen Freund Eſſelbach. Dann begab ich mich zu meinen Eltern aufs Land und war noch ein ziemlich ſchmalbäckig ausſehender Rekonvaleſcent, als ich am 31. März in Leipzig eintraf. Zwei Drittel der Reiſe hatte ich per Bahn zurückgelegt; das letzte Drittel per Poſt. Nun hielten wir vor dem eben erſt fertig gewordenen großen Poſtgebäude, den Platz mit Univerſität und Paulinum in voller Ausdehnung vor uns. Es mochte ſechs Uhr ſein; die Luft war weich, die Sträucher in den Anlagen hatten ſchon grüne Knospen. Ueber allem lag ein feiner Dämmer. Ich reckte und ſtreckte mich, atmete hoch auf und hatte das Gefühl eines gewiſſen Geborgenſeins. Es war auch ſo. Das mit den erſten Eindrücken hat doch was auf ſich.

Das Neubertſche Haus lag in der Hainſtraße, ſo daß ich, um dorthin zu gelangen, den echteſten und ſchönſten Teil von Leipzig, die Grimmaſche Gaſſe und den Rathausplatz zu paſſieren hatte. Mein Gepäckträger ging neben mir und machte in gutem Sächſiſch den Führer. Ich war ganz benommen und möchte behaupten, daß, ſoweit Architektur und Stadtbild in Betracht kommen, nichts wieder in meinem Leben einen ſo großen, ja komiſch zu ſagen, einen ſo berauſchenden Eindruck auf mich gemacht hat wie dieſer in ſeiner Kunſtbedeutung doch nur mäßig einzuſchätzende Weg vom Poſt- und Univerſitätsplatz bis in die Hainſtraße. Die Sache findet darin ihre Erklärung, daß ich, außer einer Anzahl märkiſcher und pommerſcher Neſter, in denen ich meine Kinderjahre verbracht hatte, bis zu jener Stunde nichts von der Welt kannte wie unſer gutes Berlin, das mir von allen echten Berlinern immer als der Inbegriff ſtädtiſcher Schönheit geſchildert worden war. Und nun! Welcher Zuſammenbruch. Es gereicht mir noch in dieſem Augenblick zu einer gewiſſen Eitelkeitsbefriedigung, daß mein künſtleriſches Gefühl angeſichts des Neuen oder richtiger des Alten, was ich da ſah, ſofort gegen das Dogma vom „ſchönen Berlin“ revoltierte und inſtinktmäßig weg hatte, daß Städteſchönheit was andres iſt als grade Straßen und breite Plätze mit aus der Schachtel genommenen Häuſern und Bäumen. Ein paar Ausnahmehäuſer, hinter denen ein ausländiſcher Meiſter und ein königlicher Wille ſteckt, können das Ganze nicht retten. Seitdem hat ſich freilich ſehr vieles gebeſſert; aber Eines fehlt auch jetzt noch: individuelles Leben. Wir ahmen nach. Nur die Schachtel, aus der genommen wird, iſt etwas größer, reicher und bunter geworden. Originelles, wie ſelten!

Die Hainſtraße lag ſchon im Halbdunkel, als ich in das Neubert'ſche Haus eintrat und alsbald nach dem mir von Berlin her bekannten Ehepaar fragte, das ich begrüßen wollte. Dies erregte halb Verwunderung, halb Verlegenheit, denn von ſolchen Intimitäten gab es in dem Hauſe nichts. Familie war eins und Geſchäft war eins. Beiläufig ein großer Vorteil. Dieſe falſche Familiarität, wo meiſt nur Gegenſätze beſtehen, iſt immer vom Uebel. Der ältere Herr, an den ich mich mit meiner Frage gewendet hatte, verfuhr durchaus diplomatiſch und ſagte, ſtatt mir direkt zu antworten, daß er mir jemand mitgeben werde, der mich auf mein Zimmer führen ſolle.

„Auf mein Zimmer führen“ war nun freilich ein ſehr euphemiſtiſcher Ausdruck, denn über einen ſchmalen und rumplig verbauten Hof weg — der mich übrigens durch ſeine Giebel und Dächer und vor allem durch unzählige Dachrinnen, die bis in die faſt überlaufenden Waſſerkübel niederreichten, aufs äußerſte intereſſierte — ſtiegen wir, drei Treppen hoch, in ein Hinterhaus hinauf, in deſſen oberſter Etage das Perſonal in zwei Stuben untergebracht war. Eine der Stuben gehörte dem älteren Herrn, dem Geſchäftsführer, den ich unten eben geſprochen hatte, für uns andre aber, und wir waren unſrer vier, exiſtierte nur eine daneben gelegene kleine Stube mit einem noch kleineren Alkovenanhängſel, in welch letzterem vier Betten ſtanden, von denen zwei nur mit Hilfe von Ueberkletterung erreicht werden konnten. Dieſer Alkoven, fenſterlos, empfing ſein Licht durch das vorgelegene Zimmer, das aber eigentlich auch kein Licht hatte. Wo ſollte es auch herkommen? Der Hof war faſt ganz dunkel und das bißchen Helle, was er hatte, fiel durch ein elendes Manſardenfenſter ein. Der durch die Dachſchrägung gebildeten Vorderwand des Zimmers gegenüber ſtanden an der Hinterwand entlang vier Baſtarde von Schrank und Sekretär, in denen wir unſere Sachen unterzubringen hatten. Glücklicherweiſe hatte man nicht viel. Von ſonſtigen Möbeln war nichts vorhanden, als vier Stühle mit Roßhaarüberzug und ein ſogenanntes „Real“, auf dem vier blecherne Kaffeemaſchinen und eben ſo viele Spiritusflaſchen ſtanden. Dieſe Spiritusflaſchen waren um unſres zu kochenden Morgenkaffees willen ſehr wichtig für uns, aber noch wichtiger für das alte Faktotum, das da jetzt neben mir ſtand und meinen Führer machte. Denn dies Faktotum, ein halb ſchon zum Kretin gewordener Süffel, lebte faſt ausſchließlich von dem Inhalt dieſer vier Flaſchen.

Als ich, nachdem mich mein Führer verlaſſen, den Inhalt meines Koffers in die verſchiedenen Schubladen des mir zuſtehenden Schrankes eingepackt hatte, ſah ich mich erſt in dem Zimmer um und dann durch das offenſtehende Manſardenfenſter auf den Hof hinaus. Ich hätte guten Grund gehabt, alles ſehr ſonderbar und beinah ſchauderhaft zu finden, es lag aber in meiner Natur, mich von dieſen Dingen mehr angeheimelt als abgeſtoßen zu fühlen. Alles modern Patente, was doch ſehr was anderes als Schönheit iſt, iſt mir von jeher unausſtehlich oder mindeſtens ſehr langweilig geweſen, während alles Krumme und Schiefe, alles Schmuſtrige, alles groteſk Durcheinandergeworfene von Jugend auf einen großen Reiz auf mich ausgeübt hat. Nur keine linealen Korrektheiten, nur nichts Symmetriſches oder Blankpoliertes, oder gar Anti-Macaſſars. Ich habe eine grenzenloſe Verachtung gegen das, was man ſo landläufig „hübſch" nennt und eine womöglich noch größere gegen ſogenannten „Komfort", der jedesmal der höchſte Diskomfort iſt, den es giebt. Nun, hier war nichts hübſch und Komfort kaum dem Namen nach bekannt: aber die grauen, ſteilen, regenverwaſchenen Dächer, auf die mein Auge fiel, der gekräuſelte Rauch, der aus den Schornſteinen aufſtieg und das Plätſchern des Waſſers, das aus den Röhren in die Kübel fiel, — alles gewann mir ein Intereſſe ab und ſelbſt der Blick in den Alkoven konnte mich nicht umſtimmen.

Es ſtand mir aufs Neue feſt, daß es mir hier gut gehen würde.

Und es ging mir auch gut.

Zweites Kapitel.

Der andere Morgen.
Die Kollegenſchaft und die Familie Neubert.
Frühmorgens bei Kintſchy. Die Doktorbörſe.
Dr. Adler und meine Freundſchaft mit ihm.
Herbſttage auf dem Leipziger Schlachtfeld.

Am andern Morgen erſchien ich unten in der Offizin, einer hohen, früher mutmaßlich gewölbt geweſenen Halle, die faſt einem Refektorium glich. Der Raum erſtreckte ſich weit nach hinten zu, war in ſeiner zweiten Hälfte halb dunkel und machte, wie Haus und Hof überhaupt einen mittelalterlichen Eindruck.

Durch die ganze Tiefe zog ſich der ſogenannte Rezeptirtiſch mit ſeinen vier Plätzen. Den erſten Platz nahm der etwas dicklige ältere Herr ein, der mich am Tage vorher empfangen hatte; Platz Nummer zwei (für mich beſtimmt) war leer, auf Nummer drei und vier aber ſtanden zwei junge Herren meines Alters, ein ſchwarzer und ein blonder, beide, wie auch der Herr auf Nummer eins, ausgeſprochene Sachſen.

Man begegnete mir ſehr artig, freilich auch mit Zurückhaltung, faſt Soupçon, denn der jetzt Gott ſei Dank leidlich hingeſchwundene Gegenſatz zwiſchen den beiden Nachbarſtämmen ſtand damals noch in voller Blüte. Meine neuen Kollegen merkten indeſſen ſehr bald, daß ich nicht zu den Schlimmen zählte, namentlich nicht beſſerwiſſerig und eingebildet war und ſo kamen wir ſchließlich auf einen ganz guten Fuß. Das Jahr, während deſſen ich in Leipzig verblieb, iſt ohne jede Rancüne verlaufen und ich will hier gleich einſchalten, daß ich, durch einen hübſchen Zufall, grad' als ich dieſe Leipziger Erinnerungen niederzuſchreiben anfing, einen Brief mit photographiſchem Bildnis aus Dresden erhielt und der Widmung: „Seinem lieben Jugendfreunde Th. Fontane“. Den der Sendung beigeſchloſſenen, von „Platz Nummer vier“ herrührenden Zeilen konnt ich zu meiner beſonderen Freude entnehmen, daß auch „Platz Nummer drei“ noch am Leben und durchaus munter ſei. Nicht leicht wird es vorkommen, daß drei junge Leute, die mit einundzwanzig an einem und demſelben Tiſch geſtanden und gearbeitet haben, ſich mit fünfundſiebzig noch freundlich und fidel begrüßen können.

Ich war noch kaum inſtalliert, als ich von einem ſchon im Hofflügel gelegenen Hinterzimmer her meinen Gönner und nunmehrigen Prinzipal Neubert in unſer

„Refektorium“ eintreten ſah. Ich dachte, er käme mich zu begrüßen; aber er begnügte ſich damit, mir freundlich zuzunicken und mir zweimal einen „guten Morgen“ zu wünſchen. Und dann war er auch ſchon durch die Frontthür wieder verſchwunden. Der ganze Geſchäftskram war ihm höchſt langweilig, und nun gar erſt Klagen oder Wünſche mit anhören! Er war der reine Mikado. Das Mühſelige des Regierens überließ er ſeinem Taikun, dem dickligen Herrn auf „Platz Nummer eins“.

Ich ſah wohl, daß hier alles anders war, war aber doch noch zu ſehr in den herkömmlichen Anſchauungen befangen, um in meinem Thun gleich das Richtige zu treffen oder auch nur alles klug abzuwarten. Und ſo geſchah es denn, daß ich mich gegen Mittag, unbekümmert um das verlegene Lächeln meiner Kollegen, eine Treppe hoch begab, um dort, wie ich's eigentlich ſchon am Tage vorher gewollt hatte, der Frau vom Hauſe meine Viſite zu machen. Sie kam mir auch in ihrer ganzen Stattlichkeit vom Erkerfenſter her entgegen und beantwortete meine Begrüßung in freundlichen Worten; aber damit war es auch gethan und ſo raſch wie ich gekommen, ſo raſch verſchwand ich wieder. Ich habe ſie dann, in einem ganzen langen Jahre, wohl dann und wann geſehn, aber nie wieder geſprochen. Auch nicht beim

Abſchied. Jetzt nachträglich finde ich das alles nicht bloß ganz vernünftig, ſondern betrachte es, wie ſchon angedeutet, als das einzig richtige. Nur keine Gemütlichkeiten! Es gab aber doch auch davon und daß ſich das ermöglichte, war ein Verdienſt der Kinder. Es war ein kinderreiches Haus, ſechs oder ſieben Töchter, von denen zwei (Zwillingsſchweſtern) damals fünfzehn Jahre ſein mochten, die eine ganz brünett, die andere ganz blond. Die Blonde war ſehr hübſch: die Brünette weniger, aber dafür ſehr apart, ſehr racevoll und Liebling des Vaters, der ſie ſeine „ſchwarze Jette“ nannte. Mein eigentlicher Liebling indes war eine jüngere Tochter, erſt zehn- oder elfjährig, von beſonders liebenswürdigem Charakter. Eine gütige, ganz humoriſtiſch geſtimmte Seele ſprach aus ihren klugen Kinderaugen. Sie übermittelte die jedesmaligen Wünſche der Schweſtern und wandte ſich dabei zumeiſt an mich, nicht weil ſie mich für den Beſtimmbarſten gehalten hätte, ſondern weil ich ſie am meiſten amüſierte, was wohl mit meinem damals noch ganz unverfälſchten Berlinertum zuſammenhing. Sie verſtand es oft nicht; aber meine ganze Art zu ſprechen, vielleicht auch der Klang der Stimme, war eine ſtete Erheiterung für ſie. Hoffentlich iſt ſie glücklich geworden.

* * *

Ich will nun beſchreiben, wie die Tage vergingen und wähle dazu zunächſt einen Sommertag.

Erſt um acht oder auch wohl noch ſpäter brauchten wir — natürlich mit Ausnahme des einen, der die „Wache" hatte — an unſrem Geſchäftstiſch zu erſcheinen und ſo waren wir denn in der angenehmen Lage, wenn wir nur recht früh aufſtanden, die ſchöne Morgenfriſche zwei oder dritthalb Stunden lang genießen zu können. Davon machten wir denn auch redlich Gebrauch. Um ſechs rüſteten wir uns, um in der Elſter oder Pleiße — ich glaube es war ziemlich genau die Stelle, wo Poniatowski ertrunken war — ein Schwimmbad zu nehmen und eine Stunde ſpäter ging es in das „Roſenthal", an deſſen Eingang wir uns, weil jeder ſeine Lieblingsſtelle hatte, zu trennen pflegten. Es gab damals zwei Hauptlokale, vielleicht exiſtieren ſie unter gleichem Namen noch: Bonorand und Kinſchy. Ich hielt es mit Kinſchy. Zu ſo früher Stunde waren noch kaum Gäſte da, und der ganze reizende Platz gehörte mir. Ein auf Holzpfeilern ruhendes, weit vorſpringendes Dach überdeckte eine Veranda mit einem vorgelegenen Kiesweg, den von der anderen Seite her die großen alten Bäume überſchatteten. In allen Zweigen war ein Jubilieren, und kaum daß mein Frühſtück erſchien, ſo hüpften auch ſchon die Spatzen auf meinem Tiſch umher. Es war ſo reizend, daß ich ſelbſt das Journalleſen vergaß, womit ich damals meine Zeit nur allzu gern vertrödelte. Doch nein, nicht vertrödelte. Die Journale paßten ganz genau zu mir, waren mir um einen Schritt voraus, und von einer derartigen Lektüre hat man viel viel mehr, als von ſolcher, die einem über den Kopf geht. Es iſt ein Unſinn, jungen Leuten immer mit dem „Beſten“ zu kommen. Man hat ſich in das Beſte hineinzuwachſen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem iſt es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben.

Um acht oder halb neun war ich dann wieder zurück und an meinem Platz. In der erſten Stunde gab es noch wenig zu thun. Aber bald danach kamen die Doktoren und verſchrieben ihre Rezepte. Freilich gab es auch ſolche, die wenig Praxis hatten und die ſich nur einfanden, um ſich an einem großen Leſepulte, das für ſie hergerichtet war, in die verſchiedenen Leipziger Zeitungen zu vertiefen. Für ſie war die Apotheke blos Leſehalle, Doktor-Börſe, Klub-Lokal. Unter den Aerzten, die zu dieſer Gruppe gehörten, intereſſierten mich beſonders zwei, ein Dr. Reuter und ein Dr. Adler. Reuter, ein ſehr hübſcher, eleganter Herr, war ausgeſprochener Sachſe, liebte mich aber, weil ich ihm Tag für Tag Gelegenheit gab, ſeinen ſtarken Preußen-Antagonismus in übrigens nie verletzender Weiſe gegen mich auszulaſſen. Er erkundigte ſich regelmäßig bei mir nach den Schickſalen der „jroßen Nation“ oder fragte mich „ob es wahr ſei, daß Kaiſer Nikolaus wieder auf einer Inſpektionsreiſe ſei, um nachzuſehen, ob ſein „Unterknäs Friedrich Wilhelm der Vierte mittlerweile keine Dummheiten gemacht habe“.

Viel intereſſanter war Dr. Adler, überhaupt das Prachtſtück unter denen, die die Doktorbörſe beſuchten. Er galt auch bei den eigenen Kollegen, was immer was ſagen will, als der Klügſte, vielleicht ſogar als Arzt, ſicherlich aber als Menſch. Nebenher ſtand er leider in den Anfängen des Delirium tremens. Natürlich war er auch Dichter, — ſogar ein ſehr guter — was meine nähere Bekanntſchaft mit ihm herbeiführte. Er hatte damals Thomas Moore's „Paradies und Peri“ überſetzt und trug mir ſpät abends, wo wenig zu thun und ein Unterbrochenwerden von Seiten des Publikums faſt ausgeſchloſſen war, die ganze Dichtung vor. Er ging dabei, ſeine von Trunk und Begeiſterung ſeltſam verglaſten Augen nach oben gerichtet, beſtändig auf und ab, hingeriſſen vom Wohlklang der Strophen und nur ich war womöglich noch hingeriſſener als er ſelbſt. All dies führte bald dazu, daß ich ihn eines Tages bat, ihm einige meiner Arbeiten vorlegen zu dürfen. Er ging auch freundlich darauf ein, aber doch zugleich mit einer gewiſſen, nur zu berechtigten Verlegenheit. Was konnt es am Ende ſein? Er hatte ſich ſelbſt zu lange und zu ernſthaft mit derlei Dingen beſchäftigt, um nicht zu wiſſen, daß von einem zwanzigjährigen, bei Radix Valerianae und Flores Chamomillae herangewachſenen Springinsfeld mutmaßlich nicht viel zu gewärtigen ſei. So kam es denn auch. Es war eine tüchtige Niederlage, der ich zunächſt entgegenging, aber ſie verwandelte ſich, was mich ſehr glücklich machte, ſchließlich in einen kleinen Sieg. All dies, in ſeinen verſchiedenen Stadien von Demütigung und Erhebung, verlief vorwiegend in einer in Verſen geführten Korreſpondenz, die, glaub ich, von ſeiner Seite begonnen wurde. Dem Konvolut, drin ich vorerſt meine Gedichte zurückerhielt, waren folgende Strophen beigegeben:

Zweies muß der Dichter haben:
Erſt ſei er ſich ſelber klar;
Und die zweite ſeiner Gaben
Iſt: er ſei auch immer wahr . . .

Mit der Sonne zu vergleichen
Iſt die echte Poeſie,
Alles Dunkel muß ihr weichen,
Keinen Nebel duldet ſie.

Zwar aus dunklen Wolken weben
Läßt ſie ſich des Kleides Saum,
Aber frei darüber ſchweben
Muß ſie hoch im lichten Raum.

Ich war etwas niedergedonnert, erholte mich indeſſen raſch wieder und ſuchte mich nun in einer natürlich auch in Verſen gehaltenen Antwort, ſo gut es ging, zu verteidigen. Dann aber brach ich mit einem Male die Verteidigung ab, machte die bekannten drei Sternchen und ſchloß meine Replik mit folgender, anſcheinend beſcheidenen, in Wahrheit aber ziemlich kecken Anfrage:

Eine Frage noch, die lange
Schon auf meiner Lippe ſchwebt
Und vor einer Antwort bange
Aengſtlich ſtets zurückgebebt.

Nun denn, ſchlechte Verſe machen,
Die nicht einen Heller wert,
Die kaum wert, darob zu lachen,
Das iſt nicht mein Steckenpferd.

Kann ich nicht ein Herz bewegen,
Sprechen nicht mit Geiſt zum Geiſt,
Will ich mir ein Handwerk legen,
Das mit Recht dann Handwerk heißt.

Fehlt von eines Dichters Weſen
Jede Spur mir und Idee,
Will ich, ohn' viel Federleſen
Schaffen ein Autodafé.

Daß ein Lied, das nie erwärmte,
Mir doch noch die Hände wärmt
Und wofür ſonſt niemand ſchwärmte,
Eine Motte noch umſchwärmt.

Dieſe Strophen, die mir auch in dieſem Augenblick noch ziemlich gelungen erſcheinen, verfehlten nicht ihren Eindruck auf meinen guten Doktor und er antwortete mir umgehend in ſehr ſchmeichelhafter Weiſe:

Wackrer Jünger, brav geſungen,
Sieh, das ſchmeckt ſchon nach Idee,
Jetzt, wo Du Dich ſelbſt bezwungen,
Spare Dein Autodafé.

Noch zwei weitere Strophen folgten, und er war von jenem Tag an mein Gönner und Protektor. Wir blieben im beſten Verhältnis bis zu meinem Fortgange von Leipzig. Dann brach der Verkehr ab, und erſt viele Jahre ſpäter hörte ich von ſeinem Ausgang. In demſelben Hoſpital, in dem er, glaub ich, lange Zeit als Arzt gewirkt hatte, war er als Hoſpitalit geſtorben. Aber der Reſpekt, den man ſeinen ungewöhnlichen Gaben, ſeiner Klugheit und ſeinem lauteren Charakter ſchuldete, dieſer Reſpekt war ihm bis zu ſeinem traurigen Ende verblieben.

* * *

Während des Sommers hatten die Morgenſpaziergänge mit ihrem Baden im Fluß und den Träumereien bei Kinſchy viel zu meinem Vergnügen beigetragen, als dann aber der Herbſt kam, kamen andere Freuden, unter denen für mich das Ausflügemachen auf das Leipziger Schlachtfeld hinaus obenan ſtand. Hiſtoriſchen Grund und Boden zu betreten, hatte zu jeder Zeit einen beſonderen Zauber für mich, und Schlachtfelder werd' ich denn auch wohl in Weſteuropa nicht viel weniger als hundert geſehen haben.

Das Völkerſchlachtfeld war natürlich nicht auf einmal zu bewältigen, weshalb ich, von meinem Leipziger Mittelpunkt aus, Radien zog und an einem Tage Gohlis und Möckern, an einem andern Connewitz und Stötteritz, an einem dritten Liebertwolkwitz, Markleeberg und Wachau beſuchte. Ob ich auf dieſe Weiſe den ganzen Kreis abgemacht habe, weiß ich nicht mehr, nur das weiß ich noch, daß der Wachau-Markleeberger Tag den größten Eindruck auf mich machte, vielleicht weil es grade der Jahrestag der Schlacht, der 18. Oktober, war. Ich ſehe noch den Luftton, den Abendhimmel und die Blätter, die der Weſtwind die lange Pappelallee hinauffegte, und weil mich damals außer meiner Schlachtfeldbegeiſterung, auch das in etwas kindlichen Formen auftretende Verlangen nach deutſcher Freiheit erfüllte, ſo machte ſichs ganz natürlich, daß ein an jenem Marſchtage geborner Lieder-Cyklus, — den ich übrigens in einem aus jener Zeit her aufbewahrten belletriſtiſchen Journal mit dem ſehr unbelletriſtiſchen Titel „Die Eiſenbahn“ noch beſitze, — den ganzen, in einem unausgeſetzten Freiheitsruf erklingenden Nachmittag, über das bloß Beſchreibende hinaus, auf eine „höhere Stufe“ hob. In dem Lieder-Cyklus aber hieß es:

Auf Leipzigs Schlachtgefilden
Ich heute gewandert bin,
Das fallende Laub der Bäume
Tanzte vor mich hin.

Der Herbſt muß von den Bäumen
Die Blätter mähn und wehn,
Wenn wir den neuen Frühling
In Blüten wollen ſehn.

Ein Herbſt hat hier genommen
Des deutſchen Laubes viel, —
Wann wird der Frühling kommen
Für den es freudig fiel?

Aehnliche Fragen und Betrachtungen kehrten an jenem Nachmittage mit der wechſelnden Szenerie beſtändig wieder. Ein großer Dorffriedhof wurde ſichtbar, aber nur um mich ſofort behaupten zu laſſen, „daß Deutſchland ein größerer ſei“, und als ich bald danach beim Eintritt in das Dorf Markleeberg einem Hochzeitszuge begegnete, hieß es in meinem Liedercyklus ungeſäumt:

Durchglüht von heilgem Feuer,
O ſchöne, hehre Zeit,
Hat Deutſchland um die Freiheit
Hier ritterlich gefreit.

Doch hat ſein Lieb gefunden,
Nur wen der Tod getraut, —
Den Wunden und Geſunden
Blieb fern wie je die Braut.

Die Schlachtfeldwanderungen im Oktober 41 waren wunderſchöne Tage für mich. Daß die Freiheit noch nicht da war, machte mich weiter nicht tief unglücklich, ja vielleicht war es ein Glück für mich, ich hätte ſonſt nicht nach ihr rufen können.

Immer erſt ſpät abends kam ich von ſolchen Ausflügen zurück und freute mich, je müder ich war. Mir war dann zu Sinn, als hätt' ich mitgeſiegt.

* * *

So war mein Leben im Neubert'ſchen Hauſe. Man wolle jedoch aus dieſer Aufzählung von Morgenſpaziergängen im Roſenthal, von Sperlinge-Füttern bei Kintſchy, von Doktoren-Börſe, von Verskorreſpondenz mit Doktor Adler und Schlachtfelderbeſuch um die Stadt herum, nicht etwa den Schluß ziehen, daß mein Leben eine Reihenfolge kleiner allerliebſter Allotrias geweſen wäre. Ganz das Gegenteil, und ich würde traurig ſein, wenn es anders läge.

Natürlich kann ich hier, wenn ich all das Weitzurückliegende wieder heraufbeſchwöre, mit gefliſſentlicher Umgehung deſſen, was das Metier verlangte, nur von den Extras ſprechen, die den Tag einleiteten und abſchloſſen, aber der Tag ſelbſt gehörte mit verſchwindenden Ausnahmen dem an, für das ich da war und für das ich bezahlt wurde. Ja mehr, ich ſetzte meine Ehre darin, alles Dahingehörige nach beſtem Vermögen zu thun und ſegnete die Tage, wo's ſo viel Arbeit gab, daß ich an andre Dinge gar nicht denken konnte. Je mehr, deſto beſſer. Das war dann keine Qual, das war eine Luſt und wenn die Arbeitsſtunden hinter mir lagen, konnt' ich die Freiſtunden um ſo freier genießen, je mehr ich das Gefühl hatte, vorher meine Schuldigkeit gethan zu haben. Das Bedrückliche liegt immer in der Halbheit, in dem nicht „hüh und nicht hott.“

Ich kann dies Verfahren, alles was man an Geſchäftlichem zu betreiben hat, immer ganz zu betreiben, allen jungen Leuten, die ſich in ähnlicher Lage befinden, nicht dringend genug empfehlen; es iſt das einzige Mittel, ſich vor Unliebſamkeiten und eignem Unmut zu bewahren, von dem ich denn auch in all jenen Tagen, wo mein Beruf und meine Neigung auseinander gingen, keine Spur empfunden habe.

Drittes Kapitel.

Litterariſche Beziehungen. „Shakeſpeares Strumpf".
Im Rob. Binderſchen Hauſe.
Hermann Schauenburg und Hermann Kriege.
Dr. Georg Günther.

In dem Voraufgehenden hab' ich von einer in Verſen geführten Korreſpondenz und meiner ſich daraus entwickelnden Dichterfreundſchaft zu Dr. Adler geſprochen, aber dieſe Dinge, ſo ſehr ſie mich beglückten, konnten mir doch das, was man „litterariſche Beziehungen" nennt, nicht erſetzen. Die fangen für einen jungen draußenſtehenden Mann immer erſt an, wenn ſich etwas von Geheimbund oder mindeſtens Clique mit einmiſcht, erſt wenn man Fühlung mit der Gegenwart hat, noch beſſer Friktionen, die dann zu Streit und Kampf führen; — das ſind dann litterariſche Beziehungen. Sie ſind ohne Gegnerſchaft kaum denkbar. „Partei, Partei, wer ſollte ſie nicht nehmen," ſo hieß es damals in einem berühmt gewordenen Herweghſchen

Gedicht. Später bin ich wieder davon abgekommen und kenne jetzt nichts Oederes als „Partei, Partei.“ Aber damals war ich ganz in ihrem Zauber befangen.

Und dieſen Zauber an Leib und Seele zu fühlen, dazu ſollte mir, als der Sommer 1841 auf die Neige ging, Gelegenheit werden.

Ich hatte mir herausgerechnet, daß ich, um meinem auf „Partei“ gerichteten Zwecke näher zu kommen, in einem Leipziger Blatte mein Heil verſuchen müſſe, was mir denn auch gelang und zwar als der „Leipziger Schillerverein“ — etwas andres als der ſpätere Zweigverein der Schillerſtiftung — eine Schiller-Weſte erſtanden und dem Schillermuſeum einverleibt hatte. Man machte davon, worin ich aber unrecht haben mochte, mehr als mir billig ſchien und ſo ſchrieb ich denn unter dem Titel „Shakeſpeares Strumpf“ ein kleines Spottgedicht nieder, das den Tag darauf in dem vielgeleſenen „Leipziger Tageblatt“ erſchien. Es lautete:

Laut geſungen, hoch geſprungen,
Ob verſchimmelt auch und dumpf,
Seht, wir haben ihn errungen,
William Shakeſpeares wollnen Strumpf.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Ding,
Drinnen er durch Moor und Sümpfe
Sicher vor Erkältung ging.

Und wir huldigen jetzt dem Strumpfe,
Der der Strümpfe Shakeſpeare iſt,
Denn er reicht uns bis zum Rumpfe,
Weil er faſt zwei Ellen mißt.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Dran er putzte, wiſchte, rieb
Ungezählte Federſtümpfe,
Als er ſeinen Hamlet ſchrieb.

Drum herbei, was Arm und Beine,
Eurer harret ſchon Triumph,
Und dem „Shakeſpeare-Strumpfvereine“
Helft vielleicht ihr auf den Strumpf.

Es war ziemlich gewagt, in einer Sache, die für ganz Leipzig etwas von einer Herzensſache hatte, dieſen Ton anzuſchlagen, aber es glückte trotzdem; wenn man es auch nicht guthieß, ſo ließ man es wenigſtens gelten, und in den eigentlichen litterariſchen Kreiſen wurde die Frage laut: „Wer iſt das? wer hat das geſchrieben?“ Das iſt für einen armen Anfänger ſchon immer ſehr viel. Aber es ging noch weiter, und ich erhielt tags darauf von dem Verlagsbuchhändler Robert Binder, der zwei Blätter erſcheinen ließ, ein demokratiſch-politiſches und ein belletriſtiſches, einen Brief, in dem ich zur Mitarbeiterſchaft aufgefordert wurde. Großer Triumph. Der Himmel hing mir voller Geigen. Ich ſandte denn auch Verſchiedenes ein, darunter ein längeres phantaſtiſch-politiſches Gedicht, das, glaube ich, „Mönch und Ritter“ hieß, und wurde darauf hin zu einer kleinen Abendgeſellſchaft im Hauſe des Herrn Verlegers eingeladen.

Dieſer Abend entſchied über mein weiteres Leben in Leipzig, gab ihm, nach der litterariſchen Seite hin, den Stempel, weshalb ich etwas ausführlicher dabei verweile.

Robert Binder empfing mich in einem Vorzimmer ſeines in einer Vorſtadt gelegenen, ganz modernen Hauſes, mit kleinen Außentreppen und Balkonen. Er war ein ausgeſprochener Sachſe, fein und verbindlich, aber zugleich von weltmänniſchem Gepräge, ſo daß man deutlich empfand, er müſſe längere Zeit im Auslande gelebt haben. Die zum Salon führende Thür ſtand auf, hinter der ich die Gäſte, nur wenige, bereits verſammelt ſah. Ich wurde der Frau vom Hauſe vorgeſtellt, einer beinahe ſchönen Dame, der man ſofort abfühlte, daß ſie das Heft in Händen hielt und die Geſchicke des Hauſes, alſo wahrſcheinlich auch die der dort ins Leben tretenden Litteratur lenkte. Grund genug, mich ihr von der denkbar beſten Seite zu zeigen. Freilich nur mit mäßigem Erfolge. Sie war ſehr liebenswürdig, aber doch noch mehr „mondaine“, was ſie denn auch befähigte, mich vom erſten Augenblick an richtig zu taxieren und ihre wirkliche Aufmerkſamkeit lieber zwei jungen Männern zuzuwenden, die links und rechts neben ihr ſaßen. Dieſe zwei jungen Männer waren typiſche Weſtfalen, was ihre Superiorität von vornherein beſiegelte. Der eine, mit ſeiner annähernd ſechs Fuß hohen Geſtalt, vertrat die weſtfäliſche Stattlichkeit, während der andre, wie zum Erſatz für die fehlende Stattlichkeit, einen Idealkopf — ſehr ähnlich dem Adolf Wilbrandts — zwiſchen den Schultern trug. Beide, als richtige Cheruskerſöhne, führten den Vornamen Hermann, der ſtattlichere: Hermann Schauenburg, der ſchönere: Hermann Kriege. Sie gehörten der Leipziger Burſchenſchaft an. Außer dieſen zwei Studenten war noch ein dritter Herr anweſend, ein Herr von Mitte dreißig, Dr. Georg Günther. Er muſterte mich freundlich, etwa wie wenn er ſagen wollte: „grade ſo hab ich ihn mir gedacht,“ denn Dr. Günther war der Redakteur der ſchon erwähnten beiden Blätter und die Zeilen, die mich zur Mitarbeiterſchaft aufgefordert hatten, rührten von ihm her.

Zu all den hier Genannten, mit Ausnahme der ſchönen Frau, die ich leider nie wieder ſah, trat ich von jenem Tage an in nähere Beziehungen, und über jeden einzelnen ſeien hier einige Worte geſtattet.

Robert Binder, ein ſo feiner Herr er war, war leider unbedeutend; er ging ſchärfer ins Zeug, als ſeine Mittel, die geiſtigen mit einbegriffen, ihm geſtatteten, und ſo kam es, daß er nicht lange regierte. Wenigſtens habe ich in kommenden Jahrzehnten nicht mehr von ihm gehört. 1843, zwei Jahre nach der hier geſchilderten Zeit, als ich zum erſten Mal — es kehrte dann ſpäter öfter wieder — von Umſattelungsgedanken erfüllt war, war „Robert der Gute“, wie wir ihn nannten, willens, mich als Redakteur des belletriſtiſchen Blattes anzuſtellen. Ein wahres Glück, daß ſich's zerſchlug; aber ſchon, daß er's gewollt hatte, war Beweis, daß er kein großer Menſchenkenner war.

Hermann Schauenburg war Mediziner. Er machte das Dichten, das er damals ziemlich ernſthaft und eifrig betrieb, wie eine Kinderkrankheit mit durch, erholte ſich aber bald von ihr und hatte nur noch einmal einen etwas abenteuerlichen, alſo wenn man will auch poetiſchen Anfall. Anno vierundfünfzig, während des Krimkrieges, als die ruſſiſche Regierung auch in Deutſchland nach Aerzten für ihre Lazarette ſuchte, wollte Schauenburg dieſer Aufforderung folgen und nach der Krim gehen. Er kam denn auch nach Berlin und erſchien, wie der Zeitungsaufruf es vorſchrieb, auf der ruſſiſchen Geſandtſchaft. Das hochfahrende Weſen aber, dem er da begegnete, ließ ihn dem mit ihm verhandelnden

Geſandtſchaftsattachee mit echt weſtfäliſchem Freimut ſagen: „er — der Geſandtſchaftsattachee — vergäße, daß er, Hermann Schauenburg, ſich vorläufig, Gott ſei Dank, noch auf deutſchem Grund und Boden befände“. Die Sache kam alſo nicht zu ſtande. Wohl ihm. Er ging nach Weſtfalen und Rheinland zurück und hat ſich in Bonn, wo er auch Privatdozent an der Univerſität war, als Augenarzt hervorgethan. Leider geriet er, wohl nicht unverſchuldet, in höchſt unliebſame Streitigkeiten mit Profeſſor C. O. Weber und mußte Bonn verlaſſen. In Düſſeldorf trat er bald darauf an die Spitze einer lithographiſchen Anſtalt, ſcheiterte aber und kehrte zu ſeiner ärztlichen Praxis zurück. Er wechſelte beſtändig, war in Caſtellaun im Hunsrück, in Zell an der Moſel, in Godesberg, in Quedlinburg und zuletzt in Mörs, Regierungsbezirk Düſſeldorf. Dort ſtarb er. Oppoſitionsluſt und zu hohe Meinung von ſich hemmten ihn in Geltendmachung ſeiner geiſtigen Anlagen.

Hermann Kriege war frei von Dichtung und blieb auch „immun“, trotzdem die Gefahr der Anſteckung ſowohl ſeinem Umgange wie den Zeitläuften nach — Herwegh-Zeit — ſehr groß war. Er war dadurch gefeit, daß er ganz und gar in der politiſch-freiheitlichen Bewegung ſtand, mit der er's ernſthaft nahm, und man wird ihm nachſagen müſſen, daß er ſeine Sache mit ſeinem Leben bezahlt habe. Sein Weſen war immer von einer gewiſſen Feierlichkeit getragen. Einmal kamen die Hallenſer und Leipziger Burſchenſchafter in Lütſchena — halber Weg zwiſchen beiden Städten — zuſammen, und ich durfte mit dabei ſein. Kriege, ganz in pontificalibus, präſidierte. Sein ſchöner Kopf machte großen Eindruck auf mich, aber alles, was er ſagte, deſto weniger, trotzdem oder vielleicht auch weil es nichts anderes war, als was aus meinen eigenen Freiheitsliedern ſchmetterte.

Bis Sommer 1842 war ich mit Kriege zuſammen. Dann kam die Trennung, und nicht lange danach erfuhr ich, daß er, um ſein Jahr abzudienen, in ein, wenn ich nicht irre, weſtfäliſches Regiment eingetreten und dort durch Auflehnung oder vielleicht auch bloß durch Hervorkehrung ſeiner freiheitlichen Anſchauungen in eine ſehr üble Lage gekommen ſei. Natürlich empörte mich das. Ich ſah ſo was wie Märtyrertum in ſeinem Auftreten, das ich heute einfach als Dummheit bezeichnen würde, und gab meiner Empörung in forſchen Reimzeilen Ausdruck. Ueberſchrift: „An Hermann Kriege“. Dann hieß es

Du kannteſt nicht dies Inſtitut der Stummen,
Die hohe Schule des Gendarmentroß,
Auf der ein freies Denken ſich vermummen
Und unter Riegel halten muß und Schloß . .

Und nun folgten vier Zeilen, in denen vom Apoſtel Paulus und ſogar von Chriſtus die Rede war, eine Stelle, die ich doch lieber weglaſſe. Zum Schluß aber hieß es dann weiter:

Sie haben Dich dem Büttel übergeben,
Ja, Deine Ehre ſchlug man an das Kreuz,
Feig, wie ſie ſind, blieb Dir das nackte Leben,
Du ſchleppſt es hin, doch keine Freude beut's;
Geſtempelt, Du, zum Schelm und zum Verbrecher,
Deſſ' Seele frei von jedem Makel iſt,
Dein Bettgenoß ein Dieb vielleicht, ein Schächer,
Und alles nur, weil Du kein Sklave biſt.

Wie lange noch ſoll dieſes Treiben währen,
Wie lange ſpielen wir, „verkehrte Welt“?
Die Sklavenſeele bettelt ſich zu Ehren
Und jede frei Männerſeele fällt.
Troſtloſe Wüſte ſtreckt ſich ohne Grenzen
Durch unſer Land, — und träumt an ſchatt'gem Ort
Je ein Oaſenquell von künft'gen Lenzen,
So naht der Samum und der Quell verdorrt.

Als Phraſengedicht ganz gut; ich komme weiterhin auf dieſen heiklen Punkt zurück. Hier zunächſt noch ein Wort über Kriege. Seine ſoldatiſchen Erlebniſſe wurden wohl Grund und Urſache, daß er nach Abſolvierung ſeiner Militärzeit den Staub von den Füßen ſchüttelte und nach Amerika ging. Ich weiß nicht mehr, in welcher Eigenſchaft. Aber er war auch drüben kein vom Glück Begünſtigter und iſt, vom Fieber befallen, bald aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden.

Dr. Georg Günther war an Wiſſen und Charakter der Bedeutendſte. Wie Robert Binder, der geſchäftlich ſein Chef war, war er ein ausgeſprochener Sachſe, aber von der ſehr entgegengeſetzten Art; und wenn Robert Binder den Kaffeeſachſen, alſo den ſentimentalen ſächſiſchen Typus vertrat, ſo Georg Günther den energiſchen, leidenſchaftlichen, zornig verbitterten. In ſeinem, wenn ihn nichts reizte, klugen und freundlichen Auge funkelte was Unheimliches, und ſo verbindlich und ſelbſt heiter er ſein konnte, ſo merkte man doch gleich, daß er in jedem Augenblick bereit war, ſich übers Schnupftuch zu ſchießen. Wer die Sachſen kennt, weiß, daß man ſich zwiſchen dieſen beiden gegenſätzlichen Typen beſtändig hin und her bewegt. Doch iſt die Günther-Type viel häufiger, was ein Glück iſt. Daß die Sachſen ſind, was ſie ſind, verdanken ſie nicht ihrer „Gemütlichkeit“, ſondern ihrer Energie. Dies Energiſche hat einen Beiſatz von krankhafter Nervoſität, iſt aber trotzdem als Lebens- und Kraftäußerung größer als bei irgend einem andern deutſchen Stamm, ſelbſt die Bayern nicht ausgenommen; — die bayeriſche Energie iſt nur derber. Die Sachſen ſind überhaupt in ihrem ganzen Thun und Weſen noch lange nicht in der Art überholt, wie man ſich's hier zu Lande ſo vielfach einbildet. Und das hat ſeinen guten

Grund, daß von ihrem „Ueberholtſein“ keine Rede ſein kann. Sie ſind die Ueberlegenen und ihre Kulturüberlegenheit wurzelt in ihrer Bildungsüberlegenheit, die nicht vom neuſten Datum, ſondern faſt vierhundert Jahre alt iſt. Das giebt dann, auch im erbittertſten Kampfe der Intereſſen und Ideen, immer einen Regulator. Der ſächſiſche Großſtadtsbürger iſt ſehr bourgeoishaft, der ſächſiſche Adel ſehr dünkelhaft — viel dünkelhafter als das Junkertum, das eigentlich einen flotten, fidelen Zug hat — und der ſächſiſche Hof iſt katholiſch, was doch immerhin eine Scheidewand zieht, aber alle drei ſind durch ihr hohes Bildungsmaß vor Fehlern geſchützt, wie ſie ſich in andern deutſchen Landen, ganz beſonders aber im Altpreußiſchen, ſehr hochgradig vorfinden. Alles, was zur Oberſchicht der ſächſiſchen Geſellſchaft gehört, auch die, die Fortſchritt und Sozialdemokratie mit Feuer und Schwert bekämpfen möchten — viel rückſichtsloſer, als es in Preußen geſchieht, — alle haben, mitten im Kampf, die neue Zeit begriffen, während die tonangebenden Kreiſe der oſtelbiſchen Provinzen die neue Zeit nicht begriffen haben. Anachronismen innerhalb der geſamten Anſchauungswelt, Rückſchraubungen, ſind in Sachſen unmöglich, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß in praxi nicht Schrecklichkeiten vorkommen. Die kommen aber immer und überall vor und werden überhaupt nicht aus der Welt geſchafft werden.

Aber nach dieſer Sachſenhymne zurück zu meinem Dr. Georg Günther. Er hatte für künſtleriſche Dinge, ſpeziell auch für Poetiſches, ein ſehr gutes Verſtändnis, wahrſcheinlich ein viel beſſeres als wir Verſeſchmiede ſelbſt, trotzdem war ihm der ganze poetiſche Krimskrams etwas Nebenſächliches, auf das er nur inſoweit Rückſicht nahm, als es ſich ſeinen redaktionellen Zwecken dienſtbar machte. Dieſe Rückſicht trug mir denn auch ſeine Gunſt ein. Aber vielleicht war es auch noch ein andres, was ihn mir geneigt machte. Durch mein ganzes Leben hin habe ich geſehn, wie ſich die Gegenſätze anziehn und daß Raufbolde, Kraftmeier und mit Orſinibomben operierende Verſchwörer eine Vorliebe für Harmloſigkeitsmenſchen haben. Sie möchten nicht mit ihnen tauſchen, das würd' ihnen einfach lächerlich vorkommen, aber oft überkommt ſie die Vorſtellung, als ob der andre doch vielleicht das beſſere Teil erwählt habe. So war auch Günther. Beſonders gern ging er an meinen freien Tagen mit mir ſpazieren, meilenweite Wege bis nach Eilenburg hin, wo wir eine an einen ſogenannten „Monteur“ verheiratete Schweſter von ihm beſuchten. Auf dieſen Spaziergängen hab' ich mancherlei gelernt, denn er war ein ſehr geſcheidter Mann und ſprach dabei ſo harmlos wie ein Kind.

Eine andre Schweſter von ihm war an Robert Blum verheiratet oder vielleicht auch, daß Günther eine Schweſter von Robert Blum zur Frau hatte, jedenfalls waren Günther und Blum Schwäger. Sie zogen auch politiſch denſelben Strang. Trotzdem war ihre Freundſchaft nicht allzu groß, was den, der beide kannte, nicht ſehr überraſchen konnte. Robert Blum war Volksredner comme il faut und hat einen politiſchen Einfluß geübt, der weit über den ſeines Schwagers hinausging; aber dieſer war nicht nur der viel feinere Geiſt, ſondern auch der viel gebildetere Menſch. Und als ſolcher mocht' er an Blums Auftreten gelegentlich Anſtoß nehmen.*)

---

*) In einem Büchelchen, das mir, während mir das im Text Geſagte ſchon im Korrekturbogen vorlag, von New York her zuging, bin ich, und zwar von einem Frankfurter achtundvierziger Parlamentsmitglied — Hugo Weſendonck — herrührend, einer andern, ſehr intereſſanten und weitaus anerkennenderen Schilderung Robert Blums begegnet. Es heißt da: „Alles in allem halte ich auch jetzt noch Blum für den beſten Mann des damaligen deutſchen Parlaments. Ein Sokrates von Geſicht und Geſtalt; aber breiter, ſtämmiger, mit hervortretenden Schultern und gewölbter Bruſt. Er hatte viel ſtudiert und war von umfangreichem Wiſſen, namentlich in der Geſchichte. Dazu beſaß er eine klaſſiſche Ruhe und ſprach nach einem feſten und durchdachten Plan. Sein Organ war ein vollkommener Bariton, ſeine Haltung eine ernſte, nie leichtfertig. Er war überall geachtet und ich möchte hinzufügen gefürchtet; die Frauen aber verehrten ihn trotz ſeiner Häßlichkeit. Als geborener Amerikaner hätte er es weit bringen können.

Drei Jahre ſpäter — 1844 —, als ich Soldat war, beſuchte mich Günther in Berlin. Wir gingen ins Theater und kneipten bis in die Nacht hinein. Auf dem Heimwege redeten wir Welten und kamen vom Hundertſten ins Tauſendſte. Mit einem Male blieb er ſtehen und ſagte: „Schade, daß Sie ſo ſehr Nihiliſt ſind, nicht ein ruſſiſcher, ſondern ein recht eigentlicher, will alſo ſagen einer, der gar nichts weiß.“ Solche Sätze, wie die meiſten, die einem nicht ſchmeicheln, bleiben einem im Gedächtnis.

Das war Anno 1844. Wenn ich nicht irre, war er 1848 und 1849 noch in Deutſchland und Mitglied des Frankfurter Parlaments. Aber bald danach — die Erſchießung ſeines Schwagers Robert Blum in Wien und die Maikämpfe in Dresden mochten ihm den Boden unter den Füßen etwas zu heiß gemacht haben — verließ er Deutſchland und ging

---

Aus ſolchem Stoffe macht man Präſidenten. Lincoln war häßlicher und Cleveland iſt nicht viel hübſcher. Wäre das Unmögliche damals in Deutſchland möglich geweſen, es hätte ſich nur um Blum oder Gagern handeln können. Aber Blum hätte geſiegt, denn er war der beſte Ausdruck des liberalen, meinetwegen kleindeutſchen Bürgertums.“ So Weſendonck. Möglich iſt alles. Aber nach dem Eindruck, den ich meinerſeits von Blum empfangen habe, hätte er zu einem „Präſidenten von Deutſchland“ nicht ausgereicht, auch achtundvierzig nicht. Es hätte dazu der Reaktion nicht bedurft, er wäre ſchon am Profeſſorentum geſcheitert.

nach Amerika. Dort, wie ſo viele Flüchtlinge, wurde er Mediziner und verrichtete homöopathiſche Wunderkuren. Es ging ihm äußerlich gut, aber die Sehnſucht blieb.

Etwa zwanzig Jahre ſpäter erhielt ich aus „Charlottenburg-Weſtend“ ein Poſtpacket, eigentlich bloß einen großen Brief, und als ich ihn öffnete, waren es drei, vier längere Gedichte, die ich Anno 1841 oder 42 an Günther zum Abdruck in einem ſeiner Blätter geſchickt hatte. Zu dieſem Abdruck war es nicht gekommen, und ſchließlich waren die Gedichte mit nach Amerika hinübergewandert. Da hatt' ich ſie nun wieder. Daneben lag ein Kartenbillet, auf dem ich von meinem alten Freunde Günther begrüßt und nach Weſtend hinaus — wo er bei ſeinem Stiefſohn, einem wohlhabenden Kaufmann, wohnte — eingeladen wurde. Natürlich kam ich der Einladung nach und verbrachte draußen einen angenehmen und ſehr intereſſanten Abend. Aber freilich, alles war wie verſchleiert. Er ſuchte zu lächeln, ohne daß es ihm ſo recht gelang; er war ein gebrochener Mann. Und nicht allzu lange mehr, ſo wurde mir denn auch Mitteilung, daß er geſtorben ſei. Bei ſeiner Beſtattung konnt' ich leider nicht zugegen ſein.

Er, der innerlich und äußerlich viel Umhergeworfene, ruht nun auf dem Charlottenburger Kirchhof.

Viertes Kapitel.

Der Herwegh-Klub.
Wilhelm Wolfſohn. Max Müller.

Hermann Schauenburg, Hermann Kriege, Dr. Georg Günther, das waren die drei, mit denen mich der erſte litterariſche Thee-Abend bei Robert Binder und Frau bekannt gemacht hatte. Dieſe drei waren aber nur ein Bruchteil eines litterariſchen Vereins, deſſen geiſtiger Mittelpunkt Georg Herwegh war, weshalb ich denn auch dieſen Leipziger Dichterverein als einen „Herwegh-Klub“ bezeichnen möchte. In dieſen Klub ſah ich mich natürlich alsbald eingeführt und machte da die Bekanntſchaft von einem Dutzend anderer Studenten, meiſtens Burſchenſchafter, einige ſchon von älterem Datum. Es waren folgende: Köhler (Ludwig), Prowe, Semiſch oder Semig, Pritzel, Friedensburg, Dr. Cruziger, Dr. Wilhelm Wolfſohn, Max Müller. Alle haben in der kleinen oder großen Welt von ſich reden gemacht. In der ganz großen

Welt allerdings nur einer, der letztgenannte. Ludwig Köhler war ein hübſches dichteriſches Talent und beſchloß ſeine Tage wohl in ſeiner thüringiſchen Heimat; Prowe wurde Gymnaſialprofeſſor in Thorn und ſetzte ſein Leben an die Beweisführung, daß Copernikus kein Pole, ſondern ein Deutſcher geweſen ſei; Dr. Pritzel — der Geiſtreichſte und Witzigſte des Kreiſes — war durch viele Jahre hin Bibliothekar an der Berliner Königlichen Bibliothek; Dr. Friedensburg, ein Bruder des ſpäteren Oberbürgermeiſters von Breslau, trat in den Staatsdienſt über; Dr. Cruziger — in einem der reußiſchen oder ſchwarzburger Fürſtentümer zu Hauſe — brachte es in der ſtürmiſchen Zeit von 1848 bis zum Miniſter in ſeinem kleinen Heimatsſtaate. Verbleiben noch Wilhelm Wolfſohn und Max Müller, mit denen ich mich ausführlicher zu beſchäftigen habe.

* * *

Wilhelm Wolfſohn war in beſtimmter Richtung unter uns der Tonangebende. Georg Günther, der um mehr als ein Dutzend Jahre älter, zugleich von allgemeinerer Bildung und größerer Welterfahrung war, wäre dazu der Berufenere geweſen, aber er war nicht direkt Klubmitglied und blieb, als guter Redakteur uns nur für ſein Blatt und ſeine Zwecke benutzend, wohlweislich ein Draußenſtehender. So fiel die Führerrolle dem Nächſtbeſten zu, was unzweifelhaft Wolfſohn war. Er hatte Litteraturgeſchichte zu ſeinem Studium gemacht. Das allein ſchon würde zur Beſieglung ſeines Uebergewichts ausgereicht haben; es ſtand ihm aber auch noch anderes zu Gebote. Wir andern waren ſamt und ſonders junge Leute von Durchſchnittsallüren, Wolfſohn dagegen ein „feiner Herr“. Hätte nicht ſein kluger, intereſſanter Kopf die jüdiſche Deſcendenz bekundet, ſo würde man ihn für einen jungen Abbé gehalten haben; er verfügte ganz über die verbindlichen Formen und das überlegene Lächeln eines ſolchen, vor allem aber über die Handbewegungen. Er hatte zudem, was uns natürlich ebenfalls imponierte, ſchon allerhand ediert, unter andern ein Taſchenbuch, das, unglaublich aber wahr, eine Art chriſtlich-jüdiſche Religionsunion anſtrebte. Jedenfalls entſprach das ſeinem Weſen. Ausgleich, Umkleidung, nur keine Kanten und Ecken. In unſeren Klubſitzungen, im Gegenſatz zu Geſellſchaftlichkeit und Außenverkehr, trat er nicht ſonderlich hervor, auch nicht als Dichter. Natürlich war er wie wir alle für „Freiheit“ — wie hätten wir ſonſt der Herwegh-Klub ſein können —, aber er hielt Maß darin, wie in all und jedem. Seine Domäne war die Geſamtbelletriſtik der Deutſchen, Franzoſen und Ruſſen. Rußland, wenn er uns Vortrag hielt, ſtand mir ſelbſtverſtändlich jedesmal obenan, wobei ich mir ſagte: „Das nimm mit; Du kannſt hundert Jahre warten, ehe Dir ruſſiſche Litteratur wieder ſo auf dem Präſentierbrett entgegengebracht wird.“ Ich ging in meinem Feuereifer ſo weit, daß ich ſogar ruſſiſch bei ihm lernen wollte. Doch ſchon in der zweiten Unterrichtsſtunde war ſeine Geduld erſchöpft und er ſagte mir: „Gieb's nur wieder auf; Du lernſt es doch nicht.“ So iſt es mir mit einem halben Dutzend Sprachen ergangen: italieniſch, däniſch, vlämiſch, wendiſch — immer wenn ich mir ein Lexikon und eine Grammatik gekauft hatte, war es wieder vorbei. Was ich beklage. Denn es iſt unglaublich, wie viel Vorteile man von jedem kleinſten Wiſſen hat, ganz beſonders auch auf dieſem Gebiete.

Alſo mit der ruſſiſchen Sprache war es nichts; in Bezug auf ruſſiſche Litteratur jedoch ließ ich nicht wieder los und vom alten Derſchawin an, über Karamſin und Schukowski fort, zogen Puſchkin, Lermontow, Pawlow, Gogol an mir vorüber. Ein ganz Teil von dem, was mir Wolfſohn damals vortrug, iſt ſitzen geblieben, am meiſten von den drei letztgenannten — Lermontow war mein beſonderer Liebling — und ſo ſehr alles nur ein Koſthäppchen war, ſo bin ich doch auf meinem Lebenswege nur ſehr wenigen begegnet, die mehr davon gewußt hätten.

Wolfſohn war mir ſehr zugethan, über mein Verdienſt hinaus, und hat mir dieſe Zuneigung vielfach bethätigt. Auch noch nachdem ich Leipzig verlaſſen hatte, blieb ich in perſönlicher Verbindung mit ihm und ſpäter in einem zeitweilig ziemlich lebhaften Briefwechſel. Einige dieſer Briefe, darin auch die Großfürſtin Helene, ohne die damals in Rußland nichts Litterariſches denkbar war, eine Rolle ſpielte, waren aus den beiden ruſſiſchen Hauptſtädten datiert, wohin Wolfſohn gern und oft ging, um den dortigen „deutſchen Kolonien“ ſamt einigen litteraturbefliſſenen Ruſſen Vorleſungen über allerjüngſte deutſche Dichter, zu denen Wolfſohn, etwas gewagt, auch mich rechnete, zu halten, woraus ſich dann ergab, daß ich in Petersburg und Moskau bereits ein Gegenſtand eines kleinen litterariſchen Intereſſes war, als mich in Deutſchland noch niemand kannte, nicht einmal in Berlin.

1851, eben wieder von einer Petersburger Reiſe zurückgekehrt, trat Wolfſohn an die Spitze des „Deutſchen Muſeums“, einer guten und vielgeleſenen Zeitſchrift, die er eine Zeit lang mit Robert Prutz gemeinſchaftlich redigierte. Sein Aufenthalt war damals Dresden, in deſſen litterariſchen Kreiſen er Otto Ludwig kennen lernte. Mit Auerbach um die Wette ließ er ſich das Zurgeltungbringen dieſes eigenartigen, damals noch wenig gewürdigten Talentes angelegen ſein und unterließ nie, wenn er, wie während der fünfziger Jahre oft geſchah, als Vorleſer ſeine Tournee machte, dem großen Publikum den „Erbförſter“ und die „Makkabäer“ vorzuführen. Immer mehr ſich einlebend in dieſe bedeutenden Schöpfungen, kam ihm begreiflicherweiſe die Luſt, es auch ſeinerſeits mit dramatiſchen Arbeiten zu verſuchen, und er ſchrieb ein Drama „Nur eine Seele“, das als politiſches Stück eine gewiſſe Notorität erlangte. Dasſelbe richtete ſich, wie ſein Titel andeutet, gegen die Leibeigenſchaft und hielt ſich eine Zeit lang. Als dann aber die Leibeigenſchaft aufgehoben wurde, war es gegenſtandslos geworden.

Um eben dieſe Zeit, oder ſchon etwas früher, war es, daß ſich Wolfſohn mit einer Leipziger Dame verheiratete. Dieſe Verheiratung war mit Schwierigkeiten verknüpft, weil Eheſchließungen zwiſchen Juden und Chriſten, die eine Zeit lang ſtatthaft geweſen waren, mit Eintritt der „Reaktion“ wieder auf kirchliche Hemmniſſe ſtießen. Immer wenn unſer Brautpaar aufs Neue Schritte that, traf ſich's ſo, daß der Kleinſtaat, auf den man gerade ſeine Hoffnung geſetzt, juſt wieder den freiheitlichen Geſetzesparagraphen aufgehoben hatte. Nummer auf Nummer fiel. So kam es, daß zuletzt nur noch „eine Säule von verſchwundener Pracht zeugte“. Dieſe Säule war Deſſau. Aber auch hier ſollte, mit Beginn des neuen Jahres, der entſprechende Freiheitsparagraph wieder abgeſchafft werden und ſo mahnte denn alles zur Eile. Noch kurz vor Thoresſchluß erfolgte die Trauung des jungen Paares, und aus einer gewiſſen Dankbarkeit, ſo nehm' ich an, verblieb man in Deſſau. Doch nicht auf lange. Deſſau war kein Platz für Wolfſohn, und ſo ging er denn nach Dresden zurück. Hoftheater und höfiſche Sitte, ſchriftſtelleriſches und künſtleriſches Leben, vor allem internationaler Verkehr, — das war das, was für ihn paßte, worin er Befriedigung fand. Und dieſe neuen Dresdner Jahre wurden denn auch ſeine glücklichſten; er lebte hier ganz ſeinen Arbeiten, vor allem den wieder aufgenommenen dramatiſchen, und gründete die „Nordiſche Revue“, die bis zu ſeinem frühen Hinſcheiden 1865 in gutem Anſehen ſtand. Er war kaum fünfundvierzig Jahre alt geworden. Einer ſeiner Söhne — Pſeudonym: Wilhelm Wolters — hat des Vaters Laufbahn eingeſchlagen und iſt ein guter Novelliſt.

⁂

Die eigentlich ‚große Nummer unſeres Klubs, natürlich erſt durch das, was aus ihm wurde, war

Max Müller. Er hätte ſehr gut mit Wolfſohn auf deſſen eigenſtem Gebiet, dem geſellſchaftlichen, konkurrieren, ihn vielleicht ſogar aus dem Felde ſchlagen können, aber er war dazu zu jung, erſt achtzehn Jahre alt. Dies einſehend hielt er ſich zurück und beſchränkte ſich im übrigen darauf, mit dem klugen glauen Geſicht eines Eichhörnchens unſeren Freiheitsrodomontaden, beziehungsweiſe den Plänen „pour culbuter toute l'Europe“ zu folgen. Nur dann und wann ſchoß er ſelber einen kleinen Pfeil ab. Als die „Zeitung für die elegante Welt“, die wir kurzweg „Die Elegante“ nannten, ihre Redaktion gewechſelt und Heinrich Laube an die Stelle von Guſtav Kühne geſetzt hatte, ſagte Müller in guter Laune:

Was ſich Kühne nicht erkühnt,
Wird ſich Laube nicht erlauben.

Im ganzen genommen ging er im kleinen und großen mehr ſeine eigenen Wege, was ſich, neben anderem, auch darin zeigte, daß er nicht ſo recht zu Robert Binders „Eiſenbahn“ hielt, ſondern ein kleines, ziemlich verwegenes Blatt bevorzugte, das der ſpäter ſo famoſe, damals aber nur durch ſeinen roten Vollbart ausgezeichnete Gartenlauben-Keil herausgab. Müller war in unſerem Kreiſe ſehr beliebt und angeſehen, aber doch nur, weil er, wie wir wußten, auf

Schulen ein Muſterſchüler geweſen und vor allem weil er der Sohn ſeines berühmten Vaters war. Daß er dieſen Vater an Weltanſehen einſt überholen würde, davon ahnten unſre Seelen natürlich nichts.

Ich war ihm von Anfang an herzlich zugethan, aber in ein näheres Verhältnis kamen wir erſt drei Jahre ſpäter, als wir beide ſchon einige Zeit in Berlin waren, er bei ſeinen Sanskritſtudien, ich als Kaiſer Franz-Grenadier. Er wohnte damals drei Treppen hoch in einem Eckhauſe der Oberwall- und Roſenſtraße — dicht an der Werderſchen Kirche — wo er ſich bei einem Schuhmacher, ſehr zu ſeiner Zufriedenheit, eingemietet hatte. Wenn nur nicht die Werkſtatt nebenan geweſen wäre! Da ging den ganzen Tag das Lederklopfen, und Müller hätte wohl die Geduld verloren, wenn nicht, neben manch andrem, die wundervolle Ausſicht geweſen wäre. Der ganze Stadtteil lag wie ein Panorama um ihn her, beſonders die königlichen Gebäude mit ihren mit den prächtigſten Bäumen beſetzten Parkgärten, die ſich im Rücken und zur Seite des Prinzeſſinnen-Palais hinzogen. Da hinüber zu blicken, das gab ihm wieder Troſt und er hielt aus. Er war damals ſchon ſtark ein „Werdender" und erfreute ſich beſonderer Auszeichnungen von Seiten Friedrich Rückerts, der in jenen Jahren — wie bekannt nur dem Wunſche des

Königs nachgebend — an der Univerſität ſeine Vorleſungen hielt. In ſeinen — Rückerts — an die Spree gerichtetenund hier nur aus dem Gedächtnis — alſo ungenau — wiedergegebenen Reimzeilen:

Als Schwan trittſt in Berlin Du ein,
Um auszutreten dann als S w . . .

ergab ſich ſein eigentlichſtes Empfinden. Er ſehnte ſich nach Neuſeß zurück, denn er war kein Mann für Reſidenz und Hof und vielleicht noch weniger für gefügige, dem Hofe zugeneigte Profeſſoren.

Müller überſetzte damals neben andrem Kalidaſas „Wolkenboten“ und wenn ich Wolfſohn alles verdanke, was ich von vorturgeniewſcher ruſſiſcher Litteratur weiß, ſo Müller alles, was ich von Sanskritdichtung weiß. Es iſt ein Glück, daß man kluge Freunde hat und daß der Verkehr mit ihnen dafür ſorgt, daß einem ein bißchen was anfliegt.

Sein nicht ironiſches, aber liebenswürdig ſchelmiſches Weſen, das er ſchon in Leipzig hatte, war ihm treu geblieben. Einmal kam ich in großer Aufregung zu ihm und ſagte: „Müller, ich muß Dir etwas vorleſen.“ Er lachte ganz unheimlich und als ich etwas verblüfft drein ſah, ſetzte er begütigend hinzu: „Du wunderſt Dich. Aber da iſt nichts zu verwundern. Lenau, ſo hab ich neulich geleſen, iſt verrückt geworden. Und Du haſt natürlich gleich ein

Gedicht darauf gemacht.“ Es war wirklich ſo und ich glaube, daß ich nicht mehr den Mut fand, ihm meine Dichtung vorzutragen. Bald danach verließ er Berlin und ging nach Paris und von da nach England. Dort war er viel im Bunſenſchen Hauſe, wurde Vertrauensperſon und kam, wohl durch Bunſens Einfluß, als Sanskrit-Profeſſor nach Oxford. Da war er nun faſt eingelebt, als ich ihn im Herbſt 1855 in London wiederſah. Er nahm ſich meiner gleich freundlich an, machte mich mit dieſem und jenem bekannt, und führte mich bei „Simpſon“ ein. Das war ein Dining-Room am Strand. Solch Eingeführtwerden in ein Speiſehaus wird nun manchem Kontinentalen als etwas ſehr Gleichgiltiges erſcheinen, für mich aber war es damals eine Sache von Bedeutung, eine Lebensfrage. Gehört man nicht einem Klub an, was ſehr teuer und für einen nicht-diſtinguierten Fremden auch ſehr ſchwierig iſt, ſo weiß man in London, wo's dann gleich ſehr tief ſinkt, wirklich nicht recht, wo man eſſen ſoll. Wenigſtens war es damals ſo. Da dirigierte mich denn Müller und ich war gerettet.

Er that mir noch einen andren Liebesdienſt. Davon ausgehend, daß engliſches Leben viel Geld koſtet und daß Deutſche nie viel Geld haben, bat er mich — dieſe Bitte war aber nur eine Verkleidung, eine Zartheit, — ihn bei einer Unterrichtskommiſſion als Examinator im Deutſchen vertreten zu wollen. Ich nahm es auch dankbar an, freilich zugleich zögernd, weil ich fühlte, daß ich als Examinator noch ſchwächer ſein würde wie zeitlebens als Examinandus. Und ſo verlief es denn auch. Es war aber doch ein ſehr intereſſanter Vormittag. In welchem Lokal ſich alles abſpielte, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur noch, daß ich mit einem Male, nach Durchſicht zweier kleiner ſchriftlichen Arbeiten, einen jungen Herrn auf mich zukommen ſah, der ſich mir als Mr. Pennefather vorſtellte. Sein Vater war General Pennefather, den ich aus den Zeitungen her ſehr gut kannte, weil er vor Sebaſtopol eine Gardebrigade ruhmreich befehligt hatte. Der auf mich Zukommende hatte das reizendſte Geſicht, aber eine etwas ſchiefe Schulter und einen allzu zarten Teint, der auf ſchwache Geſundheit ſchließen ließ. Er machte mir eine graziöſe Handbewegung und ſagte dann in deutſcher Sprache: „Mein Herr; ich bitte . . . ich war ſchon einmal hier.“ Das konnte nun alles Mögliche heißen, aber ſeine freundlich verlegene Haltung gab den Kommentar und ich ſtellte ihm, als wir ein paar Minuten deutſch geſprochen hatten, das denkbar glänzendſte Zeugnis aus. Das vielleicht Unrichtige darin will ich gern verantworten. Ich verließ das

Lokal mit dem Gefühl, ein gutes Werk gethan zu haben und empfing zwei Guineen, wenn es nicht mehr war; trotzdem war ich feſt entſchloſſen, auf dieſes heiße Eiſen nicht wieder zu treten und meine Begegnung mit Mr. Pennefather ſamt ausgeſtelltem Zeugnis iſt das Einzige geweſen, was ich zu Nutz und Frommen angehender engliſcher Kolonialbeamten gethan habe.

Das Jahr darauf, Herbſt 56, war ich auf Beſuch bei Müller. Ich hatte vor, das „Herz von England“, jene Grafſchaften, die die Midland-Counties heißen und in denen, neben ſo viel andrem Herrlichen, Kenilworth, Warwick, Stratford am Avon, Derby, Worceſter, Fotheringhay, Newſtead-Abbey, Cheſter ꝛc. gelegen ſind, kennen zu lernen. Oxford ſollte mir erſte Station dazu ſein. Ich war zwei Tage dort und zähle dieſe Tage zu meinen angenehmſten Erinnerungen. Um Müllers und dann auch um Oxfords willen. Von den Städten Weſt-Europas hab' ich ein hübſches Häuflein geſehn, aber keine hat ſo mächtig, ſo bezaubernd auf mich eingewirkt. Selbſtverſtändlich bin ich mir bewußt, daß dies nach den Naturen verſchieden iſt. Alle die, die den Sinn für den Süden haben, werden anders urteilen, ich für meine Perſon aber bin ausgeſprochen nicht-ſüdlich und kann das Wort, das A. W. Schlegel auf ſeinen Freund Fouqué anwandte, füglich auch auf mich anwenden. „Die Magnetnadel ſeiner Natur," ſo ſagte Schlegel von Fouqué, „zeigt nach Norden." Worin das Uebergewicht Oxfords liegt, iſt ſchwer zu ſagen. Es iſt keineswegs bloß ſeine Architektur. Dieſe wird von der Gothik anderer mittelalterlicher Städte, ſei's an erfinderiſchem Genius, ſei's an innerlichem Reichtum mannigfach übertroffen und vielleicht iſt überhaupt nichts da, was man, mit Ausnahme von All-Souls- und Maudlin-College, baulich als erſten Ranges bezeichnen könnte. Auch die Landſchaft, ſo ſchön ſie iſt, hat mindeſtens ihresgleichen und was endlich drittens das Imponderable des Hiſtoriſch-Romantiſchen angeht, ſo giebt es viele Punkte, die davon mehr haben. Aber in einer eigenartigen Miſchung, richtiger noch Durchdringung von ſchöner Architektur, ſchöner Landſchaft und reicher Geſchichte ſteht es einzig da, vielleicht auch darin, daß nichts ſtört, nichts aus dem Rahmen fällt, daß alle „fooſchen" Stellen fehlen. Eine Vornehmheit, wie ich ſie für mein Gefühl ſonſt nirgends gefunden habe, drückt dem Ganzen den Stempel auf. Von Oxford aus ging ich nach Woodſtock, um mir die Liebes- und Leidensſtätte der von mir in einem jugendlichen Romanzen-Zyklus beſungenen „ſchönen Roſamunde" anzuſehen und habe dann von dem Tag an, wo ich Oxford verließ, Müller in England nicht wiedergeſehen.

Ein ſolches Wiederſehen fand erſt viele Jahre ſpäter ſtatt und zwar Mitte der ſiebziger Jahre, bei Georg Bunſen. Ich erhielt eine Einladung von dieſem, in der glaub ich nur angegeben war, daß ich einen alten Freund bei ihm finden würde. Dieſer Freund war Müller. Es war um die Zeit, wo er, von Straßburg aus, — wohin er ſich, einem patriotiſchen Gefühle folgend, auf eine Reihe von Jahren als Univerſitätslehrer begeben hatte — wieder nach ſeinem geliebten Oxford zurückkehrte. Mit ihm war ſeine Frau und ein reizender Junge, der nun ſchon ſeit Jahren — er war eine Zeit lang Geſandtſchaftsſekretär in Konſtantinopel — im auswärtigen Dienſt ſeiner Heimat ſteht. Die Mutter war Engländerin und Müller ſelbſt, trotz ſeines deutſch gebliebenen Herzens, politiſch längſt ein Engländer geworden. Uebrigens ſei bei dieſer Gelegenheit nicht verſäumt hervorzuheben, daß er, trotz dieſer Zugehörigkeit zu ſeiner neuen Heimat, mehr als einmal, wenn ſchwierige Zeiten kamen, an dem guten Einvernehmen zwiſchen Deutſchland und England gearbeitet hat. Und zwar immer mit Erfolg. Mit Erfolg, weil ſein perſönliches Anſehen drüben ein ſehr großes war und zum zweiten, weil ihm für das, was er ſchrieb — und er ſchrieb ein wundervolles Engliſch — jederzeit die beſte Stelle zur Verfügung ſtand: die „Times“.

Im Dezember 93 feierte er ſeinen ſiebzigſten Geburtstag und aus aller Welt Enden drängten ſich die Glückwünſchenden heran. Es verſteht ſich, daß ich mit in der Queue war. Er antwortete mir durch Ueberſendung einer Feſtſchrift, in der ich auch ſein Bild fand. Seinem Konterfei bin ich ſeitdem noch zweimal begegnet, erſt in einem Bilde von G. F. Watts, dann — auf einer der Schulteſchen Ausſtellungen — in einem anderen von Sauter; letzteres Bild ganz ausgezeichnet und dem Müller von 41 noch immer ähnlich.

* * *

Das waren meine „litterariſchen Beziehungen“, ſo war unſer Herwegh-Klub. Dichteriſch kam dabei nicht viel zu Tage, trotzdem von unſerm Klub, wie von ſo vielen andern Stellen in Deutſchland, drei ſtattliche Manuſkriptpackete die Wanderung nach Zürich hin antraten, zu Froebel u. Co., wo Herweghs Gedichte erſchienen waren. Eins dieſer Manuſkripte rührte, wie kaum noch geſagt zu werden braucht, von mir her und war von einigen Einleitungsſtrophen begleitet, die, nicht minder ſelbſtverſtändlich, die

Ueberſchrift: „An Georg Herwegh“ trugen*). Es hieß darin, nach vorausgehender Schilderung eines grenzenloſen politiſchen und beinah auch menſchlichen Elends:

> . . . Schon fühlt ich meinen Blick umnachtet,
> Da plötzlich zwang es mich empor,
> Es ſchlug, wonach ich längſt geſchmachtet,
> Wie Wellenrauſchen an mein Ohr,
> Und ſiehe, daß geſtillet werde
> Der Durſt, woran ich faſt verſchied,
> Durchzog ein Strom die Wüſtenerde
> Und dieſer Strom — es war Dein Lied.
> Ich habe nicht genippt, getrunken
> Und ſeinen Wellenſchlag belauſcht,
> Ich bin in ſeine Flut geſunken
> Und habe drinnen mich berauſcht ꝛc.

---

*) Ich möchte zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen an dieſer Stelle noch anfügen dürfen, daß alles Spöttiſche, was ich hier gegen die Freiheitsphraſendichtung jener Zeit ausgeſprochen habe, ſich wohl gegen uns Herweghianer von damals, aber nicht gegen Herwegh ſelbſt richtet. Ich will nicht beſtreiten, daß auch das, was Herwegh in Perſon geſchrieben hat, vielfach an Phraſe leidet, aber es iſt durch eine ganz ungewöhnliche Fülle von Geiſt und Talent auf eine ſolche Hochſtufe gehoben, daß, für mich wenigſtens, die Frage „Phraſe oder nicht“ daneben verſchwindet. „Noch einen Fluch ſchlepp' ich herbei“, — dieſe das berühmte Gedicht „Gegen Rom“ einleitende Zeile mahnt mich immer an den, der übereifrig Scheite zum Huß-Scheiterhaufen herbeitrug, aber es ſind doch Strophen drin, die ich bis dieſen Tag mit dem größten Vergnügen, jedenfalls mit einer gewiſſen Metierbewunderung leſe. Dasſelbe gilt von

Wir kriegten unſre Manuſkripte zurück, ohne daß die Verlagsbuchhandlung auch nur einen Blick hinein gethan hätte. Wie konnte ſie auch! Es brach eben damals eine Hochflut über ſie herein. Und alles waren Worte, Worte, Worte.

Trotzdem, — und mit dieſer vielleicht allweiſen Betrachtung möcht' ich hier ſchließen, — dürfen Regierungen über ſolche Zeiterſcheinung nicht vornehm hinweggehn und all dergleichen mit der Bemerkung „elendes Phraſenwerk“ abthun wollen. Es liegt den Regierungen vielmehr ob, ſich die Frage vorzulegen, „ob dieſer oft in ungewollte Komik verfallenden Phraſenfülle nicht doch vielleicht etwas ſehr Beherzigenswertes zu Grunde liege?“ Wie war damals die Situation? An das Hinſcheiden Friedrich Wilhelms des Dritten hatten ſich Hoffnungen für die Zukunft geknüpft und dieſe Hoffnungen erkannte man ſehr bald als eitel. Die Sehnſucht nach anderen Zuſtänden und die tiefe, ganz aufrichtige Mißſtimmung darüber, daß dieſe Zuſtände noch immer nicht kommen wollten, das war das durchaus

---

der Terzinen an Friedrich Wilhelm IV.:

„Zu ſcheu der neuen Zeit ins Aug' zu ſehen,
Zu beifallslüſtern, um ſie zu verachten,
Zu hochgeboren, um ſie zu verſtehn.“

Wie tief gefaßt iſt hier alles, wie vollendet im Ausdruck.

Echte von der Sache, das war *das*, was Männer und Knaben gleichmäßig ergriff und durch die Phraſenhaftigkeit derer, die kindlich tapfer auf ihrer Weihnachtstrompete blieſen, nicht aus der Welt geſchafft wurde.

Fünftes Kapitel.

Krank. Aus der Hainſtraße in die Poſtſtraße.
Mein Onkel Auguſt.

Ich hatte, faſt durch ein Jahr hin, in meiner Leipziger Hainſtraße ſehr glückliche Tage verlebt. Da mit einem Male war es vorbei damit. Ich wurde krank: Gelenkrheumatismus, der in ſeiner bekannten nahen Verwandtſchaft zum Nervenfieber, nichts andres war, als ein Wiederaufflackern des Typhus, den ich, gerade ein Jahr vorher, bei meinem Freunde Fritz Eſſelbach durchgemacht hatte. Dies periodiſche Wiederaufleben einer nicht ganz überwundenen Krankheit iſt etwas ſehr Uebles und ich bin davon beinahe dreißig Jahre lang immer aufs Neue heimgeſucht worden. Immer wieder, gegen den Ausgang des Winters, verfiel ich in nervenfieberartige Zuſtände, was mir viel Leid und jedenfalls viel Störung verurſacht hat.

Alſo ich wurde krank, etwa Mitte Februar, und lag da, von Schmerzen gequält, ſechs, ſieben Wochen lang auf meinem elenden Lager, mir und andern zur Pein, und hätte das Elend davon noch tiefer empfunden, wenn nicht eine ſeit etlichen Jahren ebenfalls in Leipzig lebende nahe Verwandte ſich meiner angenommen und für allerhand Aufmerkſamkeiten und kleine Zerſtreuungen geſorgt hätte. Dieſe nahe Verwandte hieß: „Tante Pinchen“. Als ſich erſt herausgeſtellt hatte, daß die Sache nicht leicht zu nehmen ſei, kam die mir ſo wohlgeſinnte Dame beinahe täglich in meine mehr als kümmerliche Krankenſtube, brachte mir Apfelſinen und Gläſer mit Gelee und was noch wichtiger war, befreite mich durch ſtundenlange Plauderei von der entſetzlichen Langenweile, von der ich faſt noch mehr als von den Schmerzen litt. Aus dem Namen „Tante Pinchen“, könnte man nun vielleicht ſchließen, daß die ſich meiner ſo freundlich annehmende Dame eine alte Jungfer geweſen ſei, mit grauen Löckchen, einem verſchliſſenen Kleid und einer Hornbrille. Tante Pinchen war aber ganz im Gegenteil eine junge Frau von wenig über dreißig, die während ihrer frühſten Jahre — und ihre Jahre hatten ſehr früh begonnen — ungewöhnlich hübſch geweſen ſein ſollte. Was auch wohl zutraf. Ich kannte ſie ſchon an die zehn Jahre und dieſe Leipziger Beziehungen waren weiter nichts als ein Wiederanknüpfen an lang zurückliegende Berliner Tage, von denen ich weiterhin erzählen werde. Tante Pinchen hatte mancherlei Tugenden, half gern und that es auch wohl aus gutem Herzen; aber das eigentlich treibende Motiv ihres Thuns war doch ein ſchauſpieleriſcher Zug, ein unbezwingbarer Hang ſich als rettender Engel in Szene zu ſetzen. Sie gab ſich auch dementſprechend, war immer einfach, aber äußerſt ſauber gekleidet und trug ein italieniſches Spitzentuch, das ziemlich kokett über das aſchblonde Haar gelegt und unter dem Kinn in einen zierlichen Knoten geſchlungen war. Sie machte mir die Apfelſinen — immer Pontac-Apfelſinen, für die ich eine Vorliebe hatte — mit vieler Geſchicklichkeit zurecht und unterhielt mich mit noch größerer Virtuoſität, wiewohl ſie nicht eigentlich intereſſant war und das, was ſie davon hatte, durch eine gewiſſe Geſpreiztheit jeden Augenblick wieder in Frage ſtellte. Lieblingsthema war ein auf ihrer Seite wenigſtens diplomatiſches Parallelezieh̃n zwiſchen den Berliner und Leipziger Freunden und weil ich die einen wie die andern gut kannte, ſo half ich ihr immer mit ziemlich deutlichen Worten nach, während ſie ſelber abſichtlich undeutlich ſprach, um ſich auf dieſe Weiſe jederzeit eine Rückzugslinie zu ſichern.

An meiner Deutlichkeit richtete ſie ſich aber ordentlich auf und nickte und ſchmunzelte dazu. Was ich zu jener Zeit geſagt, wird wohl auch heute noch einigermaßen Geltung haben und ſo mag der Verſuch geſtattet ſein, es hier aus dem Gedächtnis noch einmal auszuſprechen. Alles was ich damals aus mittleren Bürgerkreiſen in Leipzig kennen gelernt hatte, ſchien mir nicht nur an Umgangsformen und Politeſſe, ſondern auch in jener gefälligen und herzgewinnenden Lebhaftigkeit, die die Perſon der Sache zu Liebe zu vergeſſen weiß, unſrer entſprechenden Berliner Geſellſchaftsſchicht erheblich überlegen, wogegen die Berliner Bürgerkreiſe, ſo philiſtrös beengt ſie zu jener Zeit waren, doch in dieſer ihrer Philiſtroſität immer noch hinter dem, was die Leipziger auf dieſem Gebiete leiſteten, zurückblieben. Dem allen ſtimmte Tante Pinchen mehr oder weniger befriedigt zu und wenn wir uns erſt im Prinzip geeinigt hatten, gingen wir — das heißt ich — ſofort tapfer weiter vor, um die befreundeten Einzelexemplare nach Herzensluſt durchzuhecheln.

All das ging ſo durch Wochen. Als ſich aber Ende März herausſtellte, daß es mit meinem Zuſtande nicht beſſer werden wollte, machte mir meine gütige Pflegerin eines Tages den Vorſchlag, mein wie eine Typhusbrutſtätte wirkendes Zimmer in der

Hainſtraße zu verlaſſen und in ihre Wohnung in der Poſtſtraße zu überſiedeln, wo trockne, helle Räume waren. Das leuchtete mir denn auch ein und da man im Neubertſchen Hauſe froh war, einen Kranken, der ſich doch nicht erholen konnte, mit guter Manier los zu werden, ſo zog ich in den erſten Apriltagen in die Poſtſtraßen-Wohnung.

Aber eh ich berichte, wie mir's da erging, muß ich, um eine ganze Reihe von Jahren zurückgreifend, zuvor noch ein Genaueres von meinem rettenden Engel „Tante Pinchen“ erzählen und vor allem von ihrem Manne, meinem „Onkel Auguſt“.

Mein „Onkel Auguſt“.

Onkel Auguſt und Tante Pinchen waren ein ſehr merkwürdiges Paar, dem ich mich, trotzdem ich nicht viel Rühmliches von ihnen zu vermelden habe, perſönlich doch zu großem Danke verpflichtet fühle. Solche Gegenſätze beziehungsweiſe Gefühls-Konflikte ſind nichts Seltenes. Als ich im Oktober 1870 als Kriegsgefangener nach der Inſel Oleron gebracht wurde, begleitete mich dienſtlich ein Gensdarmerie-Brigadier, mit dem ich mich in jener freien Weiſe, drauf ſich die Franzoſen und nun gar erſt die franzöſiſchen Soldaten ſo gut verſtehen, über

Louis Napoleon unterhielt. Ich hob alles hervor, was dieſem im eigenen Lande vorgeworfen wurde, worauf mein vis-à-vis mir antwortete: „ja, das ſagt man und es wird wohl auch richtig ſein; aber gegen uns war er gut.“ Dieſe Worte drängen ſich mir in dem Augenblick, in dem ich über Onkel Auguſt — der die Hauptperſon in dem Drama iſt — berichten will, wieder auf und auch ich ſage mit dem Gensdarmerie-Brigadier: „gegen mich war er gut“.

Aber freilich daneben . . . !

* * *

Onkel Auguſt war 1804 aus einer zweiten Ehe meines Großvaters — der immer ſehr verſtändig heiratete und es ſchließlich bis auf drei Frauen brachte — geboren. Eben dieſer Großvater, Pierre Barthélemy, von dem ich an andrer Stelle — in dem Buche „Meine Kinderjahre“ — manches erzählt habe, war bei der Geburt dieſes jüngſten Sohnes ſchon beinah fünfzig, Grund genug dieſen Jüngſten zu verziehen. Aber dieſer Grund war doch nur der kleinere, der größere und verzeihlichere war, daß dieſer Spätling ein überaus reizender Junge war, hübſch, heiter, gutmütig, talentvoll. Er hatte was, um deſſentwegen ihm alle Welt gern zu

Willen war, am meiſten der eigene Vater, und nur in Einem gab Pierre Barthélemy nicht nach, wenigſtens nicht gleich. Das war, als es ſich um den einzuſchlagenden Beruf handelte. Der Sohn wollte Künſtler werden, aber damit drang er bei dem Vater nicht durch, der aus eigner Erfahrung wußte, wie wenig dabei herauskomme. Statt deſſen alſo kam mein Onkel Auguſt bei Quittel in die Lehre, bei Quittel, was damals ein großer Name war, der Inbegriff alles Feinen, etwa wie heute Gerſon oder Treu und Nugliſch oder Lohſe. Quittel beſaß ein Putzgeſchäft unter der Stechbahn, wo Hof, Adel und vornehme Fremde ihre Einkäufe machten. Es war keine Frage, daß Onkel Auguſt wundervoll dahin paßte, ſchon weil er hübſch, flink und verbindlich und noch mehr weil er im Franzöſiſchen feſt und ſicher war. Aber er ſeinerſeits war nicht zufrieden, weil er den Wunſch ein freier Künſtler zu werden, nie aufgegeben hatte. So kam ſchließlich, was trotz aller vorausgehender Weigerung des Vaters kommen mußte: Quittel wurde quittiert und mit Profeſſor Wach vertauſcht; an die Stelle von Putzgeſchäft-Kartons traten Atelier-Kartons. Das war nun zunächſt ein großes Glück, denn um Profeſſor Wach's Haupt wob ſich ein kleiner Heiligenſchein; Wach war ein ſchöner Mann, beſter Porträtmaler, Liebling des Hofes und der Damen und noch beſonders geſchätzt, weil er die Befreiungskriege mitgemacht hatte. Alles ließ ſich gut an und Onkel Auguſt malte Verſchiedenes, zuletzt auch ein Porträt ſeines Vaters. Es war, ich hab es oft vor Augen gehabt, ein ganz vorzügliches Bildnis, aber Wach ſelbſt hatte wohl die Hauptſache daran gethan und niemand wußte dies beſſer als der, unter deſſen Namen es ging: Onkel Auguſt ſelbſt, der übrigens inzwiſchen ein neues Talent in ſich entdeckt hatte. Natürlich das des Bühnenkünſtlers und zwar des Schauſpielers und Sängers zugleich. Er ſetzte ſeinen Profeſſor von dieſer Neu-Entdeckung in Kenntnis und Wach, der wohl nur darauf gewartet hatte, gab ſofort ſeinen Segen, der Vater, wohl oder übel auch und Onkel Auguſt verließ Berlin, um in Magdeburg als Bonvivant und bei ſich darbietender Gelegenheit auch in der komiſchen Oper aufzutreten. Er ſang flottweg den Figaro in Figaro's Hochzeit. Unzählige Male habe ich ihn ſpäter allerhand Ueberbleibſel aus jener Sängerzeit her am Klavier vortragen hören. Er ſah dann immer ganz verklärt aus, Beweis, daß jene Sängertage ſeine ſchönſten geweſen waren.

Es war 1826, daß er in Magdeburg eintraf, wo er ſich bald danach für eine junge, kaum ſiebzehnjährige Bühnendame zu intereſſieren begann. Dieſe junge Dame, Philippine Sohm, das ſchon mehrgenannte „Tante Pinchen“, war die Tochter des ehemaligen Theaterdirektors Sohm, der ein ziemlich merkwürdiges Leben hinter ſich hatte. Sohm, etwa 1770 geboren, war Göttinger oder Hallenſer Student geweſen und hatte, nach allerhand Scheiterungen, ſchließlich ſeinen Unterſchlupf beim Theater gefunden. Er war ein guter Schauſpieler. Dies und vielleicht mehr noch das Imponierende ſeiner Perſönlichkeit, eroberten ihm auf ein halbes Jahrzehnt hin eine glänzende Lebensſtellung: er wurde, gleich nach Ernennung Jérômes zum König von Weſtfalen, als Hoftheaterintendant oder vielleicht auch bloß als Direktor nach Kaſſel berufen. „Morgen wieder luſtick ſein“, — an dieſer Maxime hielt er gerade ſo wie ſein königlicher Herr feſt und nahm die guten Tage mit, ſo lange der Mummenſchanz dauerte. Während dieſer Zeit, mutmaßlich 1809, verheiratete er ſich auch. Er verfuhr dabei ganz in dem Stil, der am Jérômeſchen Hofe herrſchte. Nach einer Feſtaufführung, in der auch ein dreizehnjähriger Backfiſch mitgewirkt und ihn durch Uebermut entzückt hatte, nahm er dies junge Ding beim Schopf und ſagte: „Du ſollſt meine Frau werden.“ Es war ihm auch Ernſt damit und das kleine Fräulein wie ein Taufkind auf ſeine beiden Arme legend, trug er es vom Theater in ſeine Wohnung hinüber. Tags darauf war Trauung und bald nachdem das junge Ding vierzehn Jahre geworden war, wurde eine Tochter geboren. Dieſe Tochter erhielt den Namen Philippine, Seraphine wäre vielleicht richtiger geweſen, denn man merkte, daß es eines Kindes Kind war. Philippine war ſo klein und zart, daß man die Lebensfähigkeit des Kindes bezweifelte und zu ganz ungewöhnlichen Prozeduren ſchritt. Man wickelte das kleine Weſen in Watte, that dies Paket in ein großes Glas und ſtellte es in eine Ofenröhre. Die Wärme mußte für Nachreife ſorgen. Das Kind gedieh auch. Aber es blieb doch ſehr zart. Das alles war 1810. Drei Jahre ſpäter war es mit dem Königreich Weſtfalen vorbei, Jérôme wurde flüchtig und auch ſein Hoftheaterdirektor ging in die Welt, von Stadt zu Stadt ziehend. Es kamen nun die ſieben magern Jahre und als ſie um waren, kamen neue. Die Sohmſche Familie war inzwiſchen angewachſen und beſtand, außer dem Ehepaare, noch aus drei Kindern: älteſte Tochter, ein Sohn und wieder eine Tochter. Da kam dem alten Sohm der geniale Gedanke, dieſe fünf Perſonen als eine „Truppe“ anzuſehen, mit der es ſich vielleicht verlohne, ſein Glück ſelbſtändig zu verſuchen. Er brauchte dann wenigſtens keine Gagen zu zahlen. Alles kam darauf an, ein gutes Repertoire zuſammenzuſtellen: einaktige Schwänke, Scenen aus größeren Schau- und Trauerſpielen und kleinere Deklamationsſtücke, deren Aufführung ſich mit Hülfe deſſen, was ihm an Requiſiten zu Gebote ſtand, leicht ermöglichte. Sein Vertrautſein mit dieſen Dingen ließ auch alles glücklich zu ſtande kommen und ſo zog er denn mit ſeiner Familie, die zugleich ſeine „Truppe“ war, aufs neue durch die deutſchen Lande. Ganz kleine Städte, bis zu zweitauſend Einwohnern, erwieſen ſich als beſtes Aktionsfeld und ſeine Tochter Philippine, die mittlerweile zehn oder zwölf Jahr alt geworden war, war zugleich Wunderkind und Gegenſtand der Teilnahme. Dichtungen, in denen das Rührſame vorherrſchte, bildeten ihre Spezialität. Auf dieſe Tochter ſtellte ſich ſchließlich alle Hoffnung und als ſie ſechzehn Jahr alt war, rechnete ſich der Alte heraus, daß ein Engagement dieſes ſeines älteſten Kindes an irgend einem Hof- oder Stadttheater doch wohl einträglicher ſein würde, als das Ziehen und Wandern von Ort zu Ort. Er faßte dies immer ernſter ins Auge und 1826 ſah er ſeine Bemühungen in Erfüllung gehn: Philippine wurde ſeitens des Magdeburger Theaters engagiert, deſſen gutmütiger Direktor den Reſt der Familie —

Vater Sohm war als „alter Moor“ und Aehnliches immer noch ganz gut zu verwenden — mit in den Kauf nahm.

Es war dies ſo ziemlich um dieſelbe Zeit, wo ſich auch mein Onkel Auguſt in Magdeburg eingefunden hatte. Die Sohmſchen Damen, Mutter und Tochter — die Mutter ſelbſt erſt dreißig Jahre alt — begriffen ſofort die Situation und kamen den bald ſich einſtellenden Huldigungen des jungen Berliners freundlichſt entgegen. Nur der Alte zeigte ſich kühl; ſo herunter er auch war, ſo war er doch an Charakter und Klugheit der Ueberlegene und erkannte mit dem ſcharfen Blick eines Mannes, der gerade in ſeinen tollen Jahren viel geſehen und erlebt hatte, woran es dem Umwerber ſeiner Tochter gebrach. Er ſah ganz deutlich, daß es ein Haſelant war, ein Redensartenmenſch, der alles haben mochte, nur nicht Charakter und Geſinnung. Andrerſeits war Papa Sohm aber auch geſcheit genug einzuſehen, welche Vorteile ſolche äußerlich gute Partie nicht bloß ſeiner Tochter, ſondern der ganzen Familie bringen mußte. So gab er denn ſchließlich, trotz aller Bedenken, nach und forderte nur das Eine, daß es mit der Schauſpielerei vorbei ſein müſſe. „Glaub Er mir, Er iſt gar kein Schauſpieler und dank Er

Gott, daß Er keiner zu ſein braucht; — Er war ja wohl mal Kaufmann; fang Er doch wieder ſo was an, dann will ich ihm meine Tochter geben.“ Etwas von der Richtigkeit dieſer Worte dämmerte wohl auch in dem glücklich Unglücklichen, an den ſie ſich richteten urd die Liebe zu der ſeraphiniſchen Philippine, die klug genug war, ſich ſehr reſerviert zu halten, that das Uebrige. Der Liebhaber ging auf alles ein, was der Alte gefordert hatte, der Schauſpielerei wurde Valet geſagt, an die Verlobung ſchloß ſich bald die Hochzeit und 1828 zog das neuvermählte Paar in ſeine mittlerweile gemietete Berliner Wohnung ein. Dieſe Wohnung befand ſich Burgſtraße 18 in einem reizenden, neben der Kriegsakademie gelegenen kleinen Hauſe; zwei Treppen hoch waren die Wohnräume, Parterre das Geſchäfts-Lokal. Onkel Auguſt war nämlich wirklich wieder Kaufmann geworden und zwar in Ausführung eines an und für ſich ſehr glücklichen Gedankens. Sich ſeiner Malerzeit errinnernd und dabei klug in Rechnung ſtellend, daß die beim alten Wach verlebten Jahre ihn in Berührung mit der ganzen Berliner Künſtlerwelt gebracht hatten, hatte er ein großes Maler-Utenſiliengeſchäft etabliert, wie Berlin damals nur ein einziges beſaß — das Heylſche — und ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit gelang es denn auch, dies unter glücklichen Auſpicien ins Leben gerufene Geſchäft auf drei vier Jahre hin auf eine wirkliche Höhe zu heben. Vielleicht ſchien es aber auch bloß ſo, vielleicht ging alles von Anfang an ſchief, und er wußt' es nur geſchickt und mit einer ihm eigenen Bonhomme-Miene zu verſchleiern. Denn ein ſo ſchlechter Komödiant er geweſen war, im Leben war er ein ſehr guter Schauſpieler.

* * *

Alles bis hierher von meinem Onkel Erzählte ſpann ſich in Jahren ab, in denen ich ihn noch gar nicht perſönlich kannte; was ich aber des weiteren aus ſeinen damaligen Leben zu berichten habe, das hab' ich miterlebt, ja, direkt unter Augen gehabt. Ich erzähle davon in dem folgenden Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Mein Onkel Auguſt (Fortſetzung). Ueberſiedelung nach Dresden. Rückkehr von Dresden nach Leipzig.

Etliche Jahre nach meines Onkels Geſchäfts-Etablierung in der Burgſtraße, womit ich das vorige Kapitel abſchloß, kam ich nach Berlin, da mein Vater beſchloſſen hatte, mir ſtatt einer Gymnaſialbildung, in deren erſten Anfängen ich ſtand, eine Realſchulbildung und zwar auf der ſeit kurzem erſt gegründeten Klödenſchen Gewerbeſchule zu geben. Das Reſultat dieſes unterbrochenen Schulganges war, daß ich, anſtatt eine Sache wirklich zu lernen, um alles richtige Lernen überhaupt kam und von links her die Gymnaſialglocken, von rechts her die der Realſchule habe läuten hören, alſo mit minimen Bruchteilen einerſeits von Latein und Griechiſch, andrerſeits von Optik, Statik, Hydraulik, von Anthropologie — wir mußten die Knochen und Knöchelchen auswendig lernen — von

Metrik, Poetik und Kryſtallographie meinen Lebensweg antreten mußte.

Daß das mit dem Lernen ſo bis zum Lachen traurig verlaufen würde, davon hatte ich, als ich Herbſt 33 in Berlin eintraf, natürlich keine Vorſtellung. Ich freute mich nur, von meiner Ruppiner Penſion aus, wo der alte hektiſche Superintendent immer — auch bei Tiſch — ein großes Huſtenglas neben ſich ſtehen hatte, nach Berlin gekommen zu ſein und noch dazu zu meinem „Onkel Auguſt", der — ſo viel wußt' ich von gelegentlichen Ferienbeſuchen her — immer ſo fidel war und immer ſo wundervolle Berliner Geſchichten erzählte. Mitunter ſogar unanſtändige. Das mußte nun ein reizendes Leben werden!

Und in gewiſſer Beziehung ging mir das auch in Erfüllung. Nur zeitweilig ergriff mich, in beinahe ſchwermütiger Stimmung, ein Hang nach Arbeit und ſolider Pflichterfüllung, mein beſtes Erbſtück von der Mutter her. Von dem allem aber exiſtierte nichts in meines Onkel Auguſts Hauſe. Da war alles auf Schein, Putz und Bummelei geſtellt; mediſieren und witzeln, einen Windbeutel oder einen Baiſer eſſen, heute bei Joſty und morgen bei Stehely, nichts thun und nachmittags nach Charlottenburg ins türkiſche Zelt fahren, — das war ſo Programm. Wo das Geld dazu herkam, erworben oder nicht erworben, war gleichgültig, wenn es nur da war.

Aber ich greife vor. All das hier Angedeutete kam mir erſt viel viel ſpäter zu beſtimmtem Bewußtſein. Um die genannte Zeit, wo ich damals meinen Einzug hielt, lag noch Sonnenſchein, echt oder unecht, über dem Hauſe. Mir that dieſer Sonnenſchein wohl und wie dies, bei all ſeinen Mängeln, mit viel Hübſchem und Apartem ausgeſtattete Haus in ſeinen Einzelheiten war, davon will ich hier zunächſt erzählen.

Das Haus, das nur drei Fenſter Front hatte, gehörte dem Dr. Bietz, einem lebensklugen, nicht allzu beſchäftigten Arzte, der ſich mit der erſten Etage begnügte. Der zweite Stock aber, wie ſchon hervorgehoben, war unſer, ebenſo das Erdgeſchoß, in dem ſich die Geſchäftsräume befanden: ein großer ſchöner Laden, dem ſich allerhand Rumpelkammern anſchloſſen. Alles in dem Hauſe war winklig und verbaut, was ihm aber, verglichen mit den nichtsſagenden Patentwohnungen unſerer Tage, die wie aus der Schachtel genommenes Fabrikſpielzeug wirken, einen großen Reiz verlieh. Alles prägte ſich ein und je ſonderbarer es war, deſto mehr.

An ſolchen Sonderbarkeiten war nun in unſrer

Wohnung ein wahrer Ueberfluß. Nach vorn heraus lagen zwei reizende Räume, ſo wie man dieſe Frontzimmer aber verließ, begannen die Curioſa. Zwiſchen Front und Küche war ein Alkoven eingeklemmt, dem zwei portalartige Glasthüren einen Lichtſchimmer zuführten. Alles in einem verflachten Rokoko gehalten. Dies nahm ſich ſonderbar genug aus. Was aber dem Alkoven ſeinen eigentlichen Reiz lieh, hatte mit Architektur nichts zu ſchaffen. Die Hauptſache war an dieſer Stelle die Bewohnerin Charlotte, Köchin und „Mädchen für alles“. Charlotte war eine zwerghhafte Perſon mit Doppelbuckel und klugem, ſtrengem Geſicht, welchem ſtrengen Ausdruck es wohl auch zuzuſchreiben war, daß ſie, trotz des vollkommenſten Anſpruchs auf eine Diminutivbezeichnung, immer bei ihrem vollen Namen Charlotte genannt wurde. Nie Lottchen oder Lotte. Sie war wie ſo oft Verwachſene, durch und durch Charakter, was Onkel Auguſt in einem ſchweren Momente ſeines Lebens, den ich weiterhin zu beſchreiben habe, bitter erfahren ſollte.

Aus Charlottens Alkoven trat man in die Küche, von der aus eine etwa zehn Stufen zählende Treppe zu einem mir als Wohn- und Schlafzimmer angewieſenen Raume hinunterführte. Meine Lebensgänge, wie hier gleich vorweg bemerkt werden mag, ſind nicht derart geweſen, um mich nach dieſer Seite hin irgendwie zu verwöhnen und wenn das Unglück — nach Shakeſpeare — ſonderbare Schlafgeſellen giebt, ſo kann ich vielleicht mit gleichem Rechte ſagen, daß beſcheidene Lebensverhältniſſe ſonderbare Schlafzimmer geben. Aber nicht leicht ein ſonderbareres, als das hier in Rede ſtehende. Wenn ich nicht irre, heißt es von Mohammeds Sarge, daß er durch vier Magnete, die von allen Seiten her auf ihn einwirken, in der Schwebe gehalten werde. Faſt eben ſo rätſelhaft ſchwebte mein Schlafzimmer in unſerm Treppenhauſe. Welche Konſtruktionen es überhaupt hielten, weiß ich nicht recht. Halb war es wohl in feſtes Mauerwerk eingebaut, halb aber, ſo nehm ich an, wurd' es lediglich durch Pfeiler und Eiſenarme gehalten. Zwei Seiten, wodurch eine Art Laterne hergeſtellt wurde, waren Glaswände. Hier, in dieſem ſonderbaren Zimmer, hab' ich anderthalb Jahre lang meine Nächte zugebracht, mitunter, wenn auf lang oder kurz ein Logierbeſuch kam, auch in Geſellſchaft.

Dieſer Logierbeſuch beſtand in der Regel aus Verwandten.

Einer war der Bruder meiner Tante, der, von Jugend auf zum Schauſpieler gedrillt, auch Schauſpieler geblieben war. Leider nicht zu ſeinem

Heil. Ganz kurze Zeit, nachdem er das in Lüften ſchwebende Zimmer mit mir bewohnt hatte, hörte ich von ſeinem tragiſchen Ausgang. Er hatte ſich irgendwo zum Gaſtſpiel gemeldet und war in dem Lokalblatt der kleinen Stadt ridiküliſiert worden. Er mochte ſein Leben ohnehin ſatt haben. Dieſe Kritik gab den Ausſchlag und er erſchoß ſich.

Ein Andrer, der mein Zimmer vorübergehend mit mir theilte, kam im Gegenſatz zu dieſem Unglücklichen zu hohen Jahren. Es war auch ein Verwandter, aber nicht von der Tante, ſondern von des Onkels Seite her. Sein eigentümlicher Lebensgang hat ihn vielen Tauſenden bekannt gemacht. Es war dies der Maler Heinrich Gaetke. Mit etwa 18 Jahren war er aus ſeiner Priegnitzer Heimat nach Berlin gekommen und in das Geſchäft meines Onkels eingetreten. Er ſollte Kaufmann werden. Aber im Verkehr mit den Malern kam ihm, der talentiert für alles war, alsbald die Luſt auch Maler zu werden. Er wurde Schüler von Blechen — wenigſten lebte was von dieſem in ſeinen Landſchaften — und um dieſe Zeit ſah ich ihn häufiger auf Beſuch in meines Onkels Hauſe. Bald danach ging er nach Helgoland, um, wie vorher Landſchaften, ſo jetzt Seeſtücke zu malen. Kein Zweifel, daß auch das ihm glückte. Zugleich aber wandte ſich ſein Sinn einer jungen Helgoländerin zu, was er perſönlich nicht ſonderlich ernſthaft, die Helgoländer dagegen deſto ernſthafter nahmen. Er ſah ſich denn auch, als er die Inſel verlaſſen wollte, zurückgehalten und kurze Zeit darauf wurde die junge Helgoländerin ſeine Frau. Darüber ſind jetzt nahezu 60 Jahre vergangen. Anfangs blieb er noch in ſeiner Kunſt; bald aber erwies ſich die ihn umgebende große Natur mächtiger als alle Kunſt und er wurde ganz Helgoländer, zu ſeiner und der Inſel Segen. In allen möglichen Ehrenämtern war er alsbald thätig und erfreute ſich jeder denkbaren Auszeichnung, nicht zum wenigſten auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiet. Denn unter den vielen Wandlungen, die er durchzumachen hatte, war auch die, daß er ſich zuletzt der Vogelkunde zuwandte. Sein ſcharfes Auge hatte bald erkannt, daß es dafür keinen beſſeren Platz gäbe als Helgoland, dieſer Raſtplatz der von Nord nach Süd und wieder umgekehrt ziehenden Vogelſchwärme. So wurde der Maler von ehedem ein Ornitholog und der Schöpfer einer innerhalb eines beſtimmten Zweiges vielleicht einzig daſtehenden Sammlung. Er genoß bis zu ſeinem vor kurzem erfolgten Hinſcheiden, als Ornitholog eines großen Rufes und hat ein vorzügliches Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Auf der Vogelwarte".

Sein Leben, das etwas von dem eines Inſelkönigs hatte, iſt ein Roman und ausgezeichnete Schriftſteller haben Einzelheiten daraus auch verherrlicht.

Das waren ſo die gelegentlichen Beſucher und Inſaſſen der ſonderbaren Laterne, darin ich wohnte. Was im Uebrigen nach vorne hinaus lag, war, wie ſchon angedeutet, von ſehr entgegengeſetzter Art. Es entbehrte der aparten Züge, war aber dafür ſehr reizend. Das unter Umſtänden als Repräſentationsraum dienende größere Zimmer wurde wenig benutzt und kam eigentlich nur als eine Art Belvedere für uns in Betracht. An Sommerabenden lagen wir hier im Fenſter und ſahen die Spree hinauf und hinunter. Es war mitunter ganz feenhaft und wer dann von der „Proſa Berlins“, von ſeiner Trivialität und Häßlichkeit hätte ſprechen wollen, der hätt' einem leid thun können. In dem leiſen Abendnebel ſtieg nach links hin das Bild des Großen Kurfürſten auf und dahinter das Schleuſenwerk des Mühlendamms, gegenüber aber lag das Schloß mit ſeinem „Grünen Hut“ und ſeinen hier noch vorhandenen gotiſchen Giebeln, während in der Spree ſelbſt ſich zahlloſe Lichter ſpiegelten.

So war es in dem großen Geſellſchaftszimmer. Aber viel reizender, weil anheimelnder, war das kleine Wohnzimmer daneben, drin ſich unſer Leben eigentlich abſpielte. Die Fenſterwand war ſo tief, daß ſie faſt eine Niſche bildete, drin kleine Landſchaften von Böniſch hingen, überhaupt Bilder und Skizzen, die befreundete Maler der jungen Frau zum Geſchenk gemacht hatten. In eben dieſer Niſche ſaß ſie auch ſelber an ihrem Nähtiſch, den Kopf, wie eine Neapolitanerin, immer in ein mit goldnen Nadeln umſtecktes Spitzentuch gehüllt. Am entgegengeſetzten Ende des Zimmers aber ſtand das Klavier und hier, in den vielen Freiſtunden, die mein Onkel ſich gönnte, ſaß er tagaus tagein und ſang ſeine Figaro-Arien zum hundertſten Male, dann und wann eine Kußhand werfend oder ſich unterbrechend, um einen reizenden Pudel — der natürlich auch Figaro hieß — durch den gekrümmten Arm ſpringen zu laſſen.

Ich hockte auf einem kleinen Stuhl zwiſchen Ofen und Sofa, ſah nach dem Spitzentuch mit den goldnen Nadeln und nach „Figaro“, der eben wieder durchſprang und glaubte an die beſte der Welten.

* * *

Anderthalb Jahre ging es mir in meiner Onkel Auguſt-Penſion durchaus gut, zu gut, denn ich lebte da ganz nach meinem Belieben. Als aber Oſtern fünfunddreißig heran war, verließen wir — und nun wurde manches anders — die reizende kleine Wohnung und überſiedelten, während das Geſchäft noch eine Zeitlang in der Burgſtraße verblieb, nach einem in der großen Hamburgerſtraße gelegenen Neubau. Dieſer Neubau war ein Doppelhaus, deſſen gemeinſchaftlicher Hof durch eine traurig ausſehende niedrige Mauer in zwei Längshälften geteilt wurde. Trotzdem alles ganz neu war, war alles auch ſchon wieder wie halb verfallen, häßlich und gemein, und wie der Bau, ſo war auch — ein paar Ausnahmen abgerechnet — die geſamte Bewohnerſchaft dieſer elenden Mietskaſerne. Lauter geſcheiterte Leute hatten hier, als Trockenwohner, ein billiges Unterkommen gefunden: arme Künſtler, noch ärmere Schriftſteller und bankrotte Kaufleute, namentlich aber Bürgermeiſter und Juſtizkommiſſarien aus kleinen Städten, die ſich zur Kaſſenfrage freier als ſtatthaft geſtellt hatten. Eine Geſamt-Geſellſchaft, in die was mir damals glücklicherweiſe noch ein Geheimnis war mein entzückender Onkel Auguſt — er war wirklich entzückend — durchaus hinein gehörte. Wir wohnten Parterre. Das von mir bezogene Zimmer, das ſo feucht war, daß das Waſſer in langen Rinnen die Wände hinunterlief, lag ſchon in einem uns von dem alten Judenkirchhof abtrennenden Seitenflügel, welch letzterer ſich, nachdem man einen kleinen, ſich einſchiebenden Zwiſchenflur paſſiert hatte, weit nach hinten zu fortſetzte. Was in dieſem letzten Ausläufer des Seitenflügels alles zu Hauſe war, war mehr intereſſant als ſchön. Da hauſte zunächſt Alma. Alma war eine kleine, ſehr wohlgenährte Perſon mit roten Backen und großen ſchwarzen Augen, die mit ſeltner Stupidität in die Welt blickten. Ihre Hauptſchönheit und zugleich auch das Zeichen ihres Berufes, war eine mit minutiöſer Sorgfalt gepflegte Sechſe, die ſie, glatt angeklebt, zwiſchen Ohr und Schläfe trug. Als mein Vater mich einmal in dieſer meiner Wohnung beſuchte, war er auch dieſer Alma begegnet. „Ihr habt ja da merkwürdige Beſatzung auf eurem Flur,“ ſagte er in ſeiner herkömmlichen Bonhommie. „Das iſt ja eine puella publica.“ Ich hatte dieſen Ausdruck noch nicht gehört, fand mich aber ſchnell zurecht und beſtätigte alles.

Alma hatte Zimmer und Küche. Dahinter kam eine zweite Wohnung, ebenſo primitiv, in der, wenn ich den Namen richtig behalten habe, ein Graf Brodczinski mit ſeinem Sohne wohnte. Der alte Graf — der übrigens vielleicht bloß Edelmann und nur durch das Senſationsbedürfnis Almas und ähnlicher Hausinſaſſen auf eine höhere Rangſtufe gehoben war, — war wahrſcheinlich Militär geweſen, wenigſtens ſprach ſeine Haltung dafür. Es war ein auffallend ſchöner, alter Herr, der in ſeinem Bettlermantel mich immer an Almagro, der damals, ich war nicht wähleriſch, mit unter meinen Lieblingshelden war, erinnerte. Beſagter Almagro war eine Zeitlang ſo arm, daß er mit ſeinem Offizierkorps zuſammen nur *einen* Mantel hatte, weshalb immer nur einer von ihnen ſich vor der Welt ſehen laſſen konnte. Trotzdem hing ich an ihm, dem richtigen alten Almagro, ja, ſeine Bettlerſchaft ſteigerte für mich ſeinen Conqueſtadorenreiz. Aehnlich erging es mir mit dem alten Brodczinski, betreffs deſſen mir feſtſtand, daß er, eh er arm wurde, bei Grochow und Oſtrolenka Wunder der Tapferkeit verrichtet haben müſſe. Brodczinski, den ich mit allem möglichen Romantiſchen umkleidete, war übrigens auch Samariter, wobei der Umſtand, daß ſeine Samariterdienſte nur ſeinem Sohne galten, mich nicht ſtörte. Dieſer Sohn, ein ſchöner Mann wie der Vater, war ein Sterbender, in den letzten Stadien der Schwindſucht. Und doch mußte ſein Leben, wenn möglich mit allen Mitteln, erhalten werden, denn an ſeiner Exiſtenz hing auch die des Vaters. Er, der junge Graf, hatte, ſo lange er noch körperlich und geiſtig bei Kräften war, eine doppelte Einnahmequelle gehabt, als Dichter und als Liebhaber, ein Fall, der öfter vorkommt, wenn Dichter und Liebhaber demſelben Gegenſtande dienen. Bei dem jungen Grafen aber war alles in einer ſcharfen Zweiteilung aufgetreten. Seine Liebe hatte ſich einer reichen Witwe, ſeine Dichtung dagegen einer Anzahl älterer Prinzeſſinnen zugewandt, die, ſo lange es irgendwie ging, mit Loyalitätsſonetten überſchwemmt worden waren. Es muß dabei übrigens geſagt werden, daß ſich alle bei der Sache Beteiligten, alſo zunächſt die Witwe, dann aber auch die Prinzeſſinnen, in einer gewiſſen ſchönen Menſchlichkeit bewährten und ihren armen Grafen nicht fallen ließen, als längſt weder von Liebe noch von loyalen Huldigungen die Rede ſein konnte. Verhältnismäßig häufig — und alle Hausbewohner liefen dann zuſammen — erſchienen königliche Lakaien, um einen Brief ſamt Geldgeſchenk abzugeben, noch viel häufiger aber fuhr die reiche Witwe vor und ließ durch ihren Diener allerlei Speiſen und Weine bei dem armen Kranken abgeben. Alles war dann gerührt, am meiſten Alma.

Wirklich, an Gutthat und Pflege gebrach es nicht. Es war aber umſonſt und eines Tages hieß es, der junge Graf ſei geſtorben. Dem war auch ſo und alles was ſich auf Hof und Flur traf, erörterte die Frage, ob wohl eine königliche Kutſche folgen würde. Die Mehrzahl war dafür. Aber es kam alles ganz anders und nach meinem Gefühl viel intereſſanter. Der alte Graf, der, ſeiner Heldenſchaft unbeſchadet, viel von einem Komödianten hatte, konnte ſich im Feierlichen nicht genug thun und beſchloß ſeinen Toten öffentlich auszuſtellen, was die Polizei ſonderbarer Weiſe zuließ oder vielleicht auch erſt zu ſpät erfuhr. Jedenfalls fand ich, als ich am zweiten Tage mittags aus der Schule kam, den jungen Grafen auf unſrem Hausflur parademäßig aufgebahrt. Auf zwei wackligen alten Kiſten ſtand der offene Sarg und jeder, der das Haus betrat, mußte hart an dem Toten vorüber. Ich erſchrak nicht wenig und verzichtete den ganzen Tag über auf jede Mahlzeit. Es war mir aber eine noch größere Gemütsbewegung vorbehalten und die Veranlaſſung dazu war das Folgende. Gegen Mitternacht kam ein oben in der Manſarde wohnender Einlieger, ein ſogenannter Schlafſtelleninhaber, in einem ſehr angeheiterten Zuſtande nach Haus und an den Toten nicht denkend, vielmehr lediglich mit der Frage beſchäftigt, „wie komm ich die vier Treppen hinauf“, war er im Halbdunkel ahnungslos gegen den wackligen Aufbau gerannt und hatte den Sarg zu Falle gebracht. Am andern Morgen war alles fort, die Polizei hatte dem Unfug, der es war, ſchließlich ein Ende gemacht; aber ich konnte das Grauen nicht los werden, ohne doch geradezu Augenzeuge von dem Bilde geweſen zu ſein.

* * *

Ich war Oſtern in eine höhere Klaſſe verſetzt worden und hatte den aufrichtigen Willen fleißig und ordentlich zu ſein. Aber es kam nicht dazu. Nach dieſer Seite ging mir immer alles verquer, oft ohne jede Schuld von meiner Seite. So wenigſtens war es diesmal. Onkel Auguſt kam um Pfingſten auf die Idee, ganz in Nähe von Berlin eine Sommerwohnung zu mieten und wählte dazu das eine gute Viertelſtunde vor dem Oranienburger-Thor gelegene Lieſenſche Lokal, oder wie man damals ſagte: „bei Lieſens“. Der Weg von da bis in meine Schule dauerte gerad' eine Stunde. Das war nun wirklich keine Kleinigkeit. Aber was wollte dieſe Stunde beſagen, im Vergleich zu der Zumutung, die jeder Mittwoch und Sonnabend noch extra an mich ſtellte. Mittwoch und Sonnabend waren die Tage, wo wir mit unſerm naturwiſſenſchaftlichen Lehrer, dem Oberlehrer Ruthe, botaniſche Exkurſionen zu machen hatten, die, weil Ruthe am Ausgange der Köpnickerſtraße wohnte, regelmäßig nach Treptow und am liebſten nach Britz und der Rudower Wieſe hin unternommen wurden. Ich war immer gern dabei, was ein klein wenig mit Ruthes Perſönlichkeit zuſammenhing. Wenn wir auf den Latten einer Dorfkegelbahn ſaßen und unſre Milch verzehrten, ließ Ruthe, der eine Art Naturmenſch war, regelmäßig den Lehrer fallen und ſpielte ſich auf den Rouſſeauſchen Philanthropen und Jugenderzieher aus. Er berührte dann gern Sittlichkeitsfragen. „Ja, meine lieben jungen Freunde, Botanik iſt gut und Naturwiſſenſchaften ſind gut. Aber das wichtigſte bleibt doch der ſittliche Menſch. Ich würde Ihnen gerne davon erzählen, hier jetzt gleich und auch in der Klaſſe. Sie würden davon mehr haben, als von vielem andrem. Aber ich darf es nicht.“ Dies richtete ſich gegen den Direktor, den alten Klöden, der, glaub' ich, hinter Ruthes Sittlichkeitsanſchauungen ein großes Fragezeichen machte. Nun alſo, Ruthe war ein prächtiger Mann, trotzdem er uns das „Rätſel des Lebens“ immer ſchuldig blieb, aber wenn ich ihn auch noch mehr geliebt hätte, daß er von der Rudower Wieſe nicht los konnte, das war doch etwas Schreckliches für mich. Denn wenn er in ſeiner Köpnickerſtraße war und der Reſt meiner Kameraden es wenigſtens nicht mehr allzuweit bis nach Hauſe hatte, dann fing für mich das Vergnügen erſt an, dann mußt' ich mit nur zu oft wundgelaufenen Füßen — Stiefel, in die meine

Hacken hineingepaßt hätten, hatte ich faſt nie — von der Köpnickerſtraße noch bis „zu Lieſens“ laufen, was wenigſtens anderthalb Stunden dauerte. Zuletzt angekommen, hatte ich noch die Pflanzen in Löſchblätter zu legen und fiel dann todmüde ins Bett. Man male ſich aus, mit welcher Freudigkeit ich dann am Donnerstag Morgen in die Schule ging. Es ging einfach über meine Kräfte.

Die Folge dieſer „Lieſenſchen Sommerfriſche“ war denn auch, daß ich mehr und mehr in Bummelei verfiel und mich daran gewöhnte, die erſte Stunde von acht bis neun zu ſchwänzen, was ſehr gut ging, weil der franzöſiſche Profeſſor, der an wenigſtens drei Schulen Unterricht gab, ſich den Teufel darum kümmerte, wer da war und wer nicht. Und wie der Löwe, wenn er erſt Blut geleckt, nicht ſäuberlich inne hält, ſo war auch mir bald die Stunde von acht bis neun viel zu wenig und binnen Kurzem hatt' ich es dahin gebracht, mich halbe Wochen lang in und außerhalb der Stadt herumzutreiben. Es empfahl ſich das auch dadurch, daß ſich bei ſolchen Tagesſchwänzungen leichter von „Krankheit“ ſprechen ließ. Und das Vierteljahr von Oktober bis Weihnachten war die ſchönſte Zeit dazu.

Das Verwerfliche darin war mir ganz klar, aber man findet immer etwas, ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen. Und in der Jugend natürlich erſt recht. Ich redete mir alſo ein, es ſei mein Beruf binnen kurzem „Botaniker“ zu werden und für einen ſolchen ſei ein regelmäßiges Abpatrouillieren von Grunewald und Jungfernheide viel viel wichtiger, als eine Stunde bei dem Deutſchgrammatiker Philipp Wackernagel, der uns — ich glaube ſogar zum Auswendiglernen — unzählige Beiwörter auf „ig“ und „ich“ in unſer Heft diktierte. Noch jetzt blick ich mit Schrecken darauf zurück. Was er, Wackernagel, ein ausgezeichneter Mann und Gelehrter von Ruf ſich eigentlich dabei gedacht hat, weiß ich bis dieſe Stunde nicht. Alſo Grunewald und Jungfernheide nahmen mich auf, und wenn ich es an dem einen Tage mit den Rehbergen oder mit Schlachtenſee verſucht hatte, ſo war ich Tags darauf in Tegel und lugte nach dem Humboldtſchen „Schlößchen“ hinüber, von dem ich wußte, daß es allerhand Schönes und Vornehmes beherberge. Nebenher war ich aber auch wirklich auf der Suche nach Mooſen und Flechten und bildete mich auf die Weiſe zu einem kleinen Kryptogamiſten aus. Nicht allzu ſehr zu verwundern; Mooſe ſind nämlich, wenn ſie blühen, etwas thatſächlich ganz Wunderhübſches. Gegen ein Uhr war ich dann meiſt wieder zu Haus, aß mit beneidenswertem, durch Gewiſſensbiſſe nicht weſentlich geſtörten Appetit und ſah mich, wenn ich von Tiſch aufſtand, nur noch der Frage gegenüber, wie die zwei verbleibenden Nachmittagsſtunden geſchickt unterzubringen ſeien. Aber auch das ging. An der Ecke der Schönhauſer- und Weinmeiſterſtraße, will alſo ſagen an einer Stelle, wohin Direktor Klöden und die geſamte Lehrerſchaft nie kommen konnten, lag die Konditorei meines Freundes Anthieny, der der Stehely jener von der Kultur noch unberührten Oſt-Nord-Oſtgegenden war. Da trank ich dann, nachdem ich vorher einen Wall klaſſiſch-zeitgenöſſiſcher Litteratur: den „Beobachter an der Spree“, den „Freimütigen“, den „Geſellſchafter“ und vor allem mein Leib- und Magenblatt, den „Berliner Figaro“, um mich her aufgetürmt hatte, meinen Kaffee. Selige Stunden. Ich vertiefte mich in die Theaterkritiken von Ludwig Rellſtab, las Novellen und Aufſätze von Gubitz und vor allem die Gedichte jener ſechs oder ſieben jungen Herren, die damals — vielleicht ohne viel perſönliche Fühlung untereinander — eine Berliner Dichterſchule bildeten. Unter ihnen waren Eduard Ferrand, Franz von Gaudy, Julius Minding und Auguſt Kopiſch die weitaus beſten, Talente, die ſich denn auch, trotz allem Wandel der Zeiten, bis dieſe Stunde behauptet haben. Der am eheſten Zurückgetretene — Ferrand; er ſtarb ſehr früh — war vielleicht am hervorragendſten. Eins ſeiner ſchönſten Gedichte wurde Vorbild zu Georg Herweghs berühmt gewordenen: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot". Die Anlehnung iſt in jedem Punkte unverkennbar. Bei Ferrand heißt es: „Ich möchte ſterben jener Wolke gleich", eine Wendung, die ſich dann Eingangs jeder neuen Strophe mit einer kleinen Aenderung immer wiederholt.

Ueberblick ich noch einmal jene vormittags im Grunewald und nachmittags bei Anthieny verbrachten Tage, Tage, die nicht bloß Bummeltage, ſondern auch Tage voll Lug und Trug waren, ſo ſchreck' ich bei dieſem Rückblick einigermaßen zuſammen, ähnlich jenem „Reiter über den Bodenſee", dem ſein fährlicher Ritt erſt klar wurde, nachdem alle Gefahr hinter ihm lag. Ich erſchrecke davor, ſag ich, und bitte meine jungen Leſer, es mir nicht nachmachen zu wollen. Eine Gefahr war es und ſie läuft nicht immer ſo gnädig ab. Aber, nachdem ich der Gefahr nun mal entronnen, ſprech ich, aller Unrechtserkenntnis zum Trotz, doch auch wieder meine Freude darüber aus, der Schule dies Schnippchen geſchlagen und meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" lange vor ihrem legitimen Beginn ſchon damals begonnen zu haben. Ich habe mich geſundheitlich ſehr wohl dabei gefühlt und mich in den Nachmittagsſtunden bei Freund Anthieny zu einem halben Litteraturkundigen ausgebildet, derart, daß ich in der norddeutſchen Lyrik jener dreißiger Jahre vielleicht beſſer beſchlagen bin, als irgend wer. Hätte ich ſtatt deſſen pflichtmäßig meine Schulſtunden abgeſeſſen, ſo wäre mein Gewiſſen zwar reiner geblieben, aber mein Wiſſen auch und auf dem ohnehin wenig beſchriebenen Blatte meiner Geſamtgelehrſamkeit würd' auch das wenige noch fehlen, was ich dem „Freimütigen“, dem „Geſellſchafter“ und dem „Figaro“ von damals verdanke. Mein Vater, wenn ihm meine Mutter vorwarf, „er habe alles bloß aus dem Konverſationslexikon“, antwortete regelmäßig „es iſt ganz gleich, wo man's her hat.“ Und dieſer Anſicht möcht' ich mich anſchließen.

Bei manchem meiner Leſer wird ſich nun wohl mittlerweile die Frage gemeldet haben: „ja, wo war denn, als alles dies ſich ereignete, der zur ſittlichen Pflege für Sie beſtellte Penſionsvater, wo war Onkel Auguſt?“ Ach, der arme Onkel Auguſt! Der hatte ſeinen Kopf voll ganz andrer Dinge, denn das Gewitter, das wohl ſchon lange zu ſeinen Häupten geſtanden haben mochte, ging, gerad' als mein Bummeln auf der Höhe ſtand, mit Donner und Bliz auf ihn nieder. Ein Glück, daß das Hereinbrechen der Kataſtrophe faſt mit meinem Abgang aus ſeinem

Hauſe zuſammenfiel. Der Tag ſteht mir noch deutlich vor der Seele.

Ich kam aus der Schule, diesmal wirklich aus der Schule, und freute mich, in Coopers „Spion“, der mir gerade kurz vorher in die Hände gefallen war, weiter leſen zu können. Aber die Situation, die meiner gleich beim Eintreten in die Vorderſtube harrte, ließ mich ſchnell erkennen, daß hier an Romanleſen nicht zu denken ſei, vielmehr ein lebendiges Romankapitel ſich vor mir abzuſpielen beginne. Mein Onkel Auguſt, wie mir hier nachträglich einzuſchalten bleibt, hatte ſich etwa fünf, ſechs Monate zurück, in ziemlich rätſelhafter Weiſe zum Vormund und Vermögensverwalter einiger Anverwandten-Kinder ernannt geſehen und an dem hier von mir zu ſchildernden Tage war ein mit höheren Vollmachten ausgerüſteter und wohl auch ſchon gut unterrichteter Freund des Anverwandtenhauſes, ein Artilleriemajor, in pontificalibus erſchienen, um zu recherchieren, eventuell das Vermögen der Onkel Auguſtſchen Mündel wieder in Empfang zu nehmen. Aber wo nichts iſt, hat auch der Kaiſer ſein Recht verloren. Nur die Tante war, als ich eintrat, zugegen. Ein Tiſch war aufgeklappt und auf der blanken Mahagoniplatte ſtanden Schachteln und Sparbüchſen umher, auch einige Schmucketuis, während der Raum dazwiſchen mit minderwertigen, ganz gleichgültigen Geldſtücken ausgefüllt war. Der Major überzählte raſch, was da lag und ſeine ſich wie im Unmut mit hin und her bewegenden Cantillen drückten nur zu deutlich aus, daß auch dies „letzte Aufgebot“ kleiner Münze ganz außer Stande war die Rechnung zu begleichen. Die Tante ihrerſeits ſuchte durch eine merkwürdige Miſchung von Liebenswürdigkeit und Würde, worauf ſie ſich überhaupt gut verſtand, für das Defizit aufzukommen, aber der unerbittliche Stabsoffizier wollte von dieſen doch nur eine Hinausſchiebung bezweckenden Mittelchen nichts wiſſen und ſo wurde mir denn der Auftrag, den mutmaßlich nach allerhand letzten Hülfen ausſchauenden Onkel herbeizurufen. Ich fand ihn auch in der nach hinten hinaus liegenden Küche, kam aber nicht dazu meinen Auftrag an ihn auszurichten. Denn vor ihm ſtand Charlotte, die zwerghafte Perſon mit dem Vogelgeſicht und dem Doppelbuckel. Und wie ſtand ſie vor ihm! Als der Zwergin bei der ſich in den Vorzimmern abſpielenden Szene die Geſamtlage klar geworden war, war ihr auch ſofort zum Bewußtſein gekommen, daß ihr eigenes, aus mehreren hundert Thalern beſtehendes Vermögen, das ſie meinem Onkel, natürlich auf deſſen Beſchwatzungen, anvertraut hatte, mit verloren ſie und dies ihr Erſpartes, um das ſie gelebt und gearbeitet, jetzt mit vor Wut zitternder Stimme von ihm zurückfordernd, überſchüttete ſie ihn mit Verwünſchungen und Flüchen.

Mir lief es kalt über den Rücken.

Alles nahm einen elenden Ausgang und ich war froh, daß ich drei Tage ſpäter das Haus verlaſſen und in anſtändige, wohlgeordnete Lebensverhältniſſe — meine Lehrjahre begannen — eintreten konnte.

Siebentes Kapitel.

Wie das ſo geht. Rekonvalescenz und vergnügte Tage.
Dreiviertel Jahr in Dresden (bei Struve).
Rückkehr nach Leipzig.
Allerlei Pläne. Militärjahr in Sicht.

All das in dem vorſtehenden Kapitel Erzählte, hatte ſich um Oſtern ſechsunddreißig zugetragen; ich war damals ſechzehn Jahr.

Jetzt — in Leipzig — ſchrieben wir Oſtern zweiunddvierzig, und wenn ich damals in Berlin deprimiert und wehleidig das Haus Onkel Auguſts verlaſſen hatte, ſo zog ich jetzt in gehobener Stimmung und voll Hoffnung, meinen als Gelenkrheumatismus auftretenden Nervenfieberreſt endlich raſch los zu werden, aufs neue bei meinem ehemaligen Penſionsvater ein, bei meinem Onkel Auguſt alſo, der bald nach ſeiner Berliner Scheiterung, wie hier nachträglich zur Situationsklärung bemerkt werden mag, einen Unterſchlupf in der bekannten Leipziger Kunſthandlung von Pietro del Vecchio gefunden hatte. „Voll Hoffnung und in gehobener Stimmung“ ſag' ich, was nach allem, was ich vor gerade ſechs Jahren in der Großen Hamburgerſtraße miterlebt hatte, vielleicht Wunder nehmen könnte. Davon war aber gar keine Rede. Daß damals in meiner Berliner Penſion nicht alles geſtimmt hatte, das hatte freilich an jenem denkwürdigen Tage, wo der Major mit den unmutig ſich hin und her bewegenden Cantillen aufgetreten war, nur allzu deutlich zu mir geſprochen. Aber das war nun ſchon wieder ſo lange her.

Und dann, des Weiteren, was ſtimmte damals?!

Ich war unter Verhältniſſen groß gezogen, in denen überhaupt nie was ſtimmte. Sonderbare Geſchäftsführungen und dem entſprechende Geldverhältniſſe waren an der Tagesordnung. In der Stadt, in der ich meine Knabenjahre verbracht hatte — Swinemünde —, trank man fleißig Rotwein und fiel aus einem Bankrott in den anderen und in unſrem eignen Hauſe, wiewohl uns Kataſtrophen erſpart blieben, wurde die Sache gemütlich mitgemacht und mein Vater, um ſeinen eigenen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, kam aus der „Bredouille“ nicht heraus. Trotz alles jetzt herrſchenden Schwindels, möcht' ich doch ſagen dürfen: die Lebensweiſe des mittelguten Durchſchnittsmenſchen iſt ſeitdem um ein gut Teil ſolider geworden. Reell und unreell hat ſich ſtrenger geſchieden. Alles in allem hatte ich, wenn ich von meiner Mutter — die aber ganz als Ausnahme daſtand — abſehe, ſo wenig geordnete Zuſtände geſehn, daß mir die Vorgänge mit Onkel Auguſt, ſo ſehr ſie mich momentan erſchüttert hatten, unmöglich einen beſonderen moraliſchen Degout, am wenigſten aber einen nachhaltigen, hätten einflößen können. Meine jetzt grenzenloſe Verachtung ſolcher elenden Wirtſchaft trägt leider ein ziemlich verſpätetes Datum.

So zog ich denn um Oſtern zweiundvierzig aufs neue bei meinem Onkel Auguſt ein und war kreuzvergnügt — man vergißt gern, was einem nicht paßt — wieder ſo gute Tage leben und an ſo viel Heiterkeit teilnehmen zu können. Ganz ſo wie damals, wo Figaro durch die Armbeuge ſprang. Onkel Auguſt, völlig unverändert, ſammelte nach wie vor Witze, konnte gut ſächſiſch ſprechen und ſaß bei Bonorand und Kintſchy, wie er früher „bei Lieſens“ geſeſſen und ſein Spielchen gemacht hatte. Wir gingen in den Großen und Kleinen Kuchengarten, aßen in einem reizenden, nach Lindenau hin gelegenen Vergnügungslokal allerliebſte kleine Koteletts und ein Gemüſegericht dazu, das, glaub ich, „Neunerlei“ hieß und als eine Leipziger Spezialität galt oder ſaßen auch wohl in Gohlis mit dem Schauſpieler

Baudius zuſammen, — wenn ich nicht irre: Adoptivvater der Frau Wilbrandt-Baudius — einem trefflichen Künſtler und geiſtvollen alten Herrn. Es waren ſehr angenehme Wochen. Ich erholte mich bei dieſem flotten Leben ſehr raſch, konnte bald wieder laufen und ſpringen und ſo kam es denn, daß wir alle drei, der Onkel, die Tante und ich, eine Fahrt in die ſächſiſche Schweiz verabredeten und auch machten. Es war entzückend, kannt' ich doch nichts als Kreuzberg und Windmühlenberg, und hatte deshalb von der Baſtei mehr, als ſpäter von Grindelwald und Rigi. Natürlich waren wir auch einen Tag in Dresden, aber ich ſah mir von den dortigen Herrlichkeiten nichts an, weil es nach einer kurz vor Antritt dieſer kleinen Reiſe geführten Korreſpondenz für mich feſtſtand, daß ich am erſten Juli nach Dresden gehn und in die dortige Struveſche Apotheke eintreten würde.

Dieſer Eintritt erfolgte denn auch und wurde von mir wie Gewinn des großen Loſes angeſehen. Nicht ganz mit Unrecht. Struve galt für abſolute Nummer eins in Deutſchland, ich möchte faſt ſagen in der Welt, und verdiente dieſen Ruf auch. Ich verbrachte da ein glückliches Jahr, wenn auch nicht ganz ſo vergnüglich wie das in Leipzig. Es war alles vornehmer, aber zugleich auch ſteifer. In Einzelnes mich hier einzulaſſen — ich habe dieſen Dingen vielleicht ſchon zu viel Raum eingeräumt — verbietet ſich und nur von zwei Nebenſächlichkeiten möcht' ich hier noch kurz erzählen dürfen.

Der Eingangsthür gegenüber, im Hintergrunde der Apotheke, befand ſich ein ſogenannter Rezeptiertiſch, auf den ſich — zumal in Sommerzeiten, wenn alles weit aufſtand — der Blick aller vorübergehenden ganz unwillkürlich richtete. Das mußte ſo ſein. Hier ſtanden nämlich, wie Tempelwächter, zwei ſchöne junge Männer, ein Lüneburger und ein Stuttgarter, alſo Welfe und Schwabe, weshalb wir den Tiſch denn auch den „Guelphen- und Ghibellinentiſch“ nannten. Beide junge Leute vertrugen ſich ſo gut miteinander, wie das zwiſchen Rivalen an Schönheit und Eleganz nur irgendwie möglich war. In Schönheit ſiegte der Welfe, ein typiſcher Niederſachſe mit einem mächtigen rotblonden Sappeurbart, an Eleganz aber ſtand er hinter dem Ghibellinen erheblich zurück. Dieſer war nämlich, ehe er nach Dresden kam, ein Jahr lang in Paris geweſen, eigentlich nur zu dem Zwecke, ſich in allem, was Kleidung anging, auf eine wirkliche Situations-Höhe zu heben. Das war ihm denn auch gelungen. Ich hörte nicht auf, ihn darüber zu necken, was er ſich gutmütig gefallen ließ, aber doch auch mit einem nur zu berechtigten Schmunzeln der Superiorität, denn was umgekehrt *meine* Garderobe betraf, ſo ſtammte ſie zu Dreivierteln aus dem damals von meinen Eltern bewohnten großen Oderbruchdorfe, darin es, ſtatt Duſantoyſcher Leiſtungen, nur lange, dunkelblaue Bauernröcke gab. Ich konnte mit meinem Aufzuge, ſelbſt wenn ich bloß ſchneiderliche Durchſchnittskollegen gehabt hätte, nur ganz notdürftig paſſieren, und mußte nun, meine Minderwertigkeit zu ſteigern, auch juſt noch dieſen mich tot machenden falſchen Pariſer in nächſter Nähe haben. Uebrigens hatten beide Kollegen, gute Kerle wie ſie ſonſt waren, außer Sappeurbart und Rockſchnitt herzlich wenig zu bedeuten und wenn man an ihnen die damals noch ganz aufrichtig von mir geglaubte Stammesüberlegenheit der Niederſachſen und Schwaben hätte demonſtrieren wollen, ſo wäre wohl auch der parteiiſchſte Guelphen- und Ghibellinenbewunderer in einige Verlegenheit gekommen.

Und nun noch ein zweites Geſchichtchen aus jenen Tagen.

Der Sommer 42 war ſehr heiß und weil Struve eben Struve war, ſo hatten wir natürlich ſo was wie freie Verfügung über die Struveſchen Mineralwäſſer oder bildeten uns wenigſtens ein, dieſe freie Verfügung zu haben. Selterſer, Biliner ꝛc. — alles mußte herhalten und wurde tagtäglich vertilgt, — unter reichlicher Zuthat von Himbeer- und Erdbeer- oder gar von Berberitzenſaft, den wir als eine beſondere Delikateſſe herausgeprobt hatten. Eines Tages beſchloſſen wir, ſo wenigſtens in Pauſch und Bogen herauszurechnen, wie hoch ſich wohl all das belaufen möchte, was von uns ſechs Gehülfen und drei Lehrlingen im Laufe des Jahres an Fruchtſaft und Mineralwaſſer ausgetrunken würde. Die Summe war ein kleines Vermögen. Wir empfanden aber durchaus keine Reue darüber, lachten vielmehr bloß und ſagten: „ja, nach Apothekertaxe.“

* * *

Die vorgeſetzte Zeit verging, die Dresdner Tage waren um und wir ſchrieben Sommer 43. Ich kehrte nach Leipzig zurück und machte daſelbſt, nicht bloß durch Dichterfreunde, ſondern, was mehr ſagen will, auch durch einen zahlungskräftigen Verleger dazu beſtimmt, einen erſten ganz ernſthaften Verſuch, mich als Schriftſteller zu etablieren. Ich hatte nämlich verſchiedene Scripta von Dresden her mitgebracht — war ich doch in meinen Mußeſtunden daſelbſt ſehr fleißig geweſen — und hoffte nun mit einer Auswahl der in Spencerſtrophe geſchriebenen Dichtungen eines in den vierziger Jahren in England ſehr gefeierten Anti-Cornlaw-Rhymers — Mr. Nichols — mich achtunggebietend in die Litteratur einführen zu können.

Der Verleger aber ſchien gerade dieſen Spencerſtrophen, die mir ſo ſauer geworden waren, ein beſonderes Mißtrauen entgegenzubringen und ſprang plötzlich wieder ab, ſo daß mir, nach Aufzehrung meiner kleinen Erſparniſſe, nichts anderes übrig blieb, als in das Haus meiner Eltern zurückzukehren. Hier kam ich auf die tolle Idee, meine Schulſtudien wieder aufzunehmen, um nach abſolviertem Examen irgend was zu ſtudieren. Am liebſten Geſchichte. Voll Eifers ging ich dann auch auf Latein und Griechiſch aufs Neue los und wer weiß wie viel Müh' und Arbeit — denn es wäre ſchließlich doch nichts geworden — ich damit vergeudet hätte, wenn ich nicht durch mein Militärjahr, das abzumachen höchſte Zeit war, davor bewahrt geblieben wäre. Schon im Oktober, als ich von Leipzig nach Haus zurückreiſte, hatte ich mich in Berlin beim Franz-Regiment gemeldet und Oſtern 44 war zu meinem Eintritt beſtimmt worden. Dieſer Termin war jetzt vor der Thür. Ich warf alſo Horaz und Livius, womit ich mich — nur dann und wann an Macbeth und Hamlet mich aufrichtend — ein halbes Jahr lang gequält hatte, froh an die Wand und machte mich nach Berlin hin auf den Weg, um bei dem vorgenannten Regiment mein Dienſtjahr zu abſolvieren.

Bei „Kaiſer Franz“.

Erſtes Kapitel.

Eintritt ins Regiment. Auf Königswache. Urlaub nach England.

Die drei Bataillone des Kaiſer Franz-Regiments lagen damals in drei verſchiedenen Kaſernen: das erſte Bataillon unter Vogel von Falckenſtein, in der Kommandantenſtraße, das Füſilier-Bataillon unter Major von Arnim in der Alexanderſtraße, das zweite Bataillon unter Major von Wnuck in der Neuen Friedrichsſtraße. Regimentskommandeur war Oberſt von Hirſchfeld, Sohn des noch aus der friedericianiſchen Zeit ſtammenden Generals Karl Friedrich von Hirſchfeld, der am 27. Auguſt 1813 das als „Landwehrſchlacht“ berühmt gewordene Treffen bei Hagelsberg ſiegreich führte und Bruder des Generals Moritz von Hirſchfeld, der von 1809 bis 15 in Spanien gegen Napoleon focht — ſpäter kommandierender General des achten Armeekorps — und über ſeine ſpaniſchen Erlebniſſe ſehr intereſſante Aufzeichnungen hinterlaſſen hat.

Ich war dem zweiten Bataillon, Neue Friedrichsſtraße, zugeteilt worden und meldete mich bei Major von Wunck, einem alten Kampagneſoldaten von Anno 13 her. Er nahm meine Meldung freundlich entgegen und kam dabei gleich auf die Unteroffiziere zu ſprechen. „Und wenn einer ſich einen Uebergriff erlauben ſollte,“ ſo donnerte er, voll Wohlwollen, gegen mich los, „ſo will ich gleich Anzeige davon haben.“ Er wiederholte das verſchiedentlich und ich erfuhr ſpäter, daß er das jedesmal zum Beſten gäbe, weil er, ſeit Jahren, einen Unteroffizierhaß ausgebildet habe, niemand wiſſe warum. — Das war Wunck. Mein Hauptmann, ſechſte Kompagnie, war eine Seele von Mann. Er hatte, wiewohl immer noch Hauptmann, ſchon Ligny und Waterloo mitgemacht, damals kaum fünfzehnjährig. Bei Ligny ſchoß er auf einen franzöſiſchen Lanzier und fehlte, worauf der Franzoſe lachend an ihn heranritt und ihm mit der Lanze den Czako vom Kopfe ſchlug. Solche Geſchichten wurden viel erzählt. Außer dem Hauptmann hatten wir noch drei Offiziere bei der Kompagnie, alle drei von beinah ſechs Fuß Größe, die ſtattlichſten im ganzen Regiment: von Roeder, von Koſchembahr, von Lepel. Roeder kommandierte zwanzig Jahre ſpäter die brandenburgiſche Brigade — vierundzwanziger und vierundſechziger — die den Uebergang nach

Alſen ſo glänzend ausführte; Koſchembahr, ſo viel ich weiß, nahm noch in den vierziger Jahren ſeinen Abſchied; Lepel war Bernhard von Lepel, zu dem ich ſchon ſeit faſt vier Jahren in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand. Es thut das aber nicht gut, einen Freund und Dichtergenoſſen als Vorgeſetzten zu haben. An ihm freilich lag es nicht; ich meinerſeits dagegen machte Dummheiten über Dummheiten, worauf ich weiterhin zurückkomme.

Die Freiwilligen in meinem Bataillon, wie beim Regiment überhaupt, waren lauter reizende junge Leute; die militäriſche Geltung jedoch, deren ſich die geſamte Freiwilligenſchaft damals erfreute, war noch eine ſehr geringe. Das änderte ſich erſt, als viele Jahre ſpäter, ein mit Ausbildung der Freiwilligen betrauter Hauptmann vom Gardefüſilier-Regiment ſich dahin äußerte, „das Material iſt vorzüglich; wir müſſen nur richtig damit wirtſchaften: gute Behandlung und zugleich ſcharf anfaſſen.“ Das war das erlöſende Wort. Ich glaube, man weiß jetzt allerorten, was man an den Freiwilligen hat*) und ſieht in ihnen keine Beſchwerde mehr. Als ich diente, hatte ſich dieſe Anſchauung noch nicht durchgerungen. Einer unter uns war ein Rheinländer, Sohn eines reichen Induſtriellen, erſt achtzehn Jahre alt, Bild der Unſchuld. Von dieſem will ich ſprechen. Er wurde, wie wir alle, nach einer beſtimmten Zeit Vize-Unteroffizier und erhielt als ſolcher ein Wachkommando. Man gab ihm das am Potsdamer Thor, wo ſich damals noch, wie an vielen anderen ſeitdem eingegangenen Stellen, eine Wache befand. Hier kam nun ein arges Verſehen vor, an und für ſich nichts Schlimmes, aber dadurch ſchlimm, daß es ſich um etwas, das mit dem Hofe zuſammenhing, um Honneurs vor Prinzlichkeiten gehandelt hatte, hinſichtlich deren irgend 'was verſäumt worden war. Es war der Art, daß der arme junge Mann verurteilt und in das Militärgefängnis abgeführt wurde. Daß wir andern Freiwilligen außer uns waren, verſteht ſich von ſelbſt, am meiſten aber die Hauptleute. „Solchen jungen Menſchen auf ſolchen Poſten zu ſtellen!

---

*) Nach meiner Erfahrung und meinem Geſchmack kann man nicht leicht etwas Reizenderes ſehen, als die Freiwilligen unſerer Garderegimenter, faſt ohne Ausnahme. Sie beweiſen mehr als irgend was die Ueberlegenheit unſerer Armee. Ausgezeichnete Offiziere giebt es überall und ſelbſt in mittelwertigen

---

Staaten iſt es in den Willen und die Macht eines ſoldatenliebenden Fürſten gelegt, ein ausgezeichnetes Offizierkorps heranzubilden. Aber dreihundert — oder mehr — ſolcher jungen Leute, wie ſie jahraus jahrein als Freiwillige in der preußiſchen Garde dienen, kann der Betreffende nicht aufbringen und wenn er ſein ganzes Land umſtülpt. Woran das liegt, iſt leicht zu beweiſen, aber hier iſt nicht der Plaz dazu.

Dummheit, Unſinn; . . . der Feldwebel war ein Eſel, . . . dieſer reizende junge Menſch!“ So hieß es ſeitens der Vorgeſetzten in einem fort und es dauerte denn auch nur wenige Tage, ſo hatten wir unſren Liebling wieder. Aber er freute ſich unſrer Freude doch nur halb; er hatte ein ſehr feines Ehrgefühl, zu fein, und konnte die Sache nie ganz überwinden.

Die erſten Monate vergingen wie herkömmlich und als wir einexerziert waren, begann der kleine Dienſt. Eine beſtimmte Zahl von Wachen war für jeden Freiwilligen vorgeſchrieben und eine davon iſt mir in Erinnerung geblieben und wird es auch bleiben und wenn ich hundert Jahre alt werden ſollte.

Das war eine Wache im Juni, vielleicht auch Juli, denn die Garden waren ſchon ausgerückt und mit Ausnahme der auf der „Kommiſſion“ arbeitenden Schuſter und Schneider, waren für den hauptſtädtiſchen Wachdienſt nur Freiwillige da, die man damals noch nicht mit in das Manöver hinausnahm.

An einem ſehr heißen Tage zogen wir denn auch, wohl dreißig oder vierzig Mann ſtark, auf die Neue Wache, lauter Freiwillige von allen drei Bataillonen. Ein ſchneidiger älterer Offizier war auserwählt, uns in Ordnung zu halten.

Alles ging gut und neue Bekanntſchaften wurden angeknüpft, denn es kannten ſich bis dahin nur die, die demſelben Bataillon angehörten. Unter den Freiwilligen des erſten Bataillons war ein junger Studioſus juris, Namens Dortu, Potsdamer Kind, derſelbe, der, fünf Jahre ſpäter, wegen Beteiligung am badiſchen Aufſtand, in den Feſtungsgräben von Raſtatt erſchoſſen wurde. Der Prinzregent — unſer ſpätrer Kaiſer Wilhelm — als er das Urteil unterzeichnen ſollte, war voll rührender Teilnahme, trotzdem er wußte, oder vielleicht auch weil er wußte, daß der junge Dortu das Wort „Kartätſchenprinz“ aufgebracht und ihn, den Prinzen, in Volksreden mannigfach ſo genannt hatte. Das Urteil umſtoßen, ging auch nicht, aber das tiefe Mißbehagen, in dem der Prinz ſich befand, kleidete er in die Worte: „Dann mußte Kinkel auch erſchoſſen werden.“ Das war neunundvierzig. Damals aber — Juli vierundvierzig — . . „wie fern lag dieſer Tag!“

Es war ſehr heiß. Als indeſſen die Sonne eben unter war, kam eine erquickliche Kühle. Nicht lange mehr, ſo mußte ich wieder auf Poſten und zwar in der Oberwallſtraße vor dem Gouvernementsgebäude, drin damals der alte Feldmarſchall von Müffling wohnte. Bis dahin war noch eine halbe Stunde.

Plaudernd ſtand ich mit ein paar Kameraden auf der Vordertreppe, dicht hinter den Gewehren, als ich vom Zeughaus her einen jungen Mann herankommen ſah, der ſchon mit der Hand zu mir herübergrüßte. Kein Zweifel, es war mein Freund Herrmann Scherz, alten Ruppiner Angedenkens, mit dem ich meine frühſten Kinderjahre und dann ſpäter auch meine Gymnaſialzeit verlebt hatte. „Wo kommt denn der her? Was will denn der?“

Ich hatte nicht lange auf Antwort zu warten. Er trat an mich heran, begrüßte mich ganz kurz, beinah nüchtern und ſagte dann mit jener Ruhe, drauf er ſich als Märker wundervoll verſtand: „Is mir lieb, daß ich Dich noch treffe. Willſt Du mit nach England? Uebermorgen früh.“ Daß ich dabei ſein Gaſt ſein ſollte, verſchwieg er, doch verſtand es ſich von ſelbſt, da niemand exiſtierte, der in meine Geldverhältniſſe beſſer eingeweiht geweſen wäre, als er.

Ich war wie gelähmt. Denn je herrlicher mir das alles erſchien, je ſchmerzlicher empfand ich auch: „ja wie ſoll das alles zu ſtande kommen? es iſt eben unmöglich. Morgen Mittag Ablöſung und übermorgen früh nach England. Mir bleiben höchſtens vier Stunden, um den nötigen Urlaub zu erbitten. Und wird man ihn mir gewähren?“

Ich war in dieſen Betrachtungen faſt noch unglücklicher, als ich einen Augenblick vorher glücklich geweſen war und ſprach dies meinem Freunde auch aus. „Ja, wie Du's machen willſt, das iſt Deine Sache. Uebermorgen früh.“

Und damit trennten wir uns.

Der Menſch verzweifelt leicht, aber im Hoffen iſt er doch noch größer und als ich zehn Minuten ſpäter antreten mußte, um mit dem Ablöſungstrupp nach der Oberwallſtraße hin abzumarſchieren, ſtand es für mich feſt, daß ich übermorgen früh doch nach England aufbrechen würde.

Was mir zunächſt bevorſtand, entſprach freilich wenig dieſem Hochflug meiner Seele. Denn ich war noch keine halbe Stunde auf Poſten, als ich, von den in Front der Hausthür gelegenen Sandſteinſtufen her einen alten ſpitznäſigen Diener auf mich zukommen ſah, der mir augenſcheinlich etwas ſagen wollte. In unmittelbarer Nähe von mir aber kam er wieder in ein Schwanken, weil er mittlerweile die Achſelſchnur, das Abzeichen der Freiwilligen, erkannt hatte. Sehr wahrſcheinlich war er ein Sachſe, wie der alte Müffling ſelbſt, und ſah ſich als ſolcher durch Artigkeitsrückſichten bedrängt, die der Märker — und nun gar erſt der Berliner — nie kennt oder wenigſtens damals nicht kannte.

Schließlich aber bezwang er ſich und ſagte, während er mir einen roſtigen, zu einer kleinen Seitenpforte gehörigen Schlüſſel einhändigte: „Bitte, Freiwilliger, dies iſt der Schlüſſel, . . . der Schlüſſel dazu . . . die Frauen kommen nämlich heute.“ Nur Leute, die noch das Berlin der dreißiger und vierziger Jahre gekannt haben, werden ſich in dieſem für moderne Menſchen etwas pythiſch klingenden Ausſpruch leicht zurecht finden; Nachgeborne nicht; ich indeſſen, als Kind jener Zeit, wußte ſofort Beſcheid, ſchob den Schlüſſel in meinen Rock und überließ mich, während der ſpitznäſige Mann wieder verſchwand, meinen auf Augenblicke ſehr herabgeſtimmten Betrachtungen. Aber doch auch wirklich nur auf Augenblicke. Nicht lange, ſo richtete ich mich an dem Gegenſätzlichen, das in der Sache lag, ordentlich wie auf und rechnete mir abergläubiſch heraus, daß dieſer Zwiſchenfall eine gute Vorbedeutung für mich ſei. Große Dinge, ſo ſagte ich mir, gewönnen nur durch ſolchen Witz des Zufalls und ob ein derartiges Satyrſpiel der eigentlichen Aufführung folge oder voraufgehe, ſei am Ende gleichgiltig. Ich wurde immer mobiler und überſprang alle Zweifel in immer kühneren Sätzen.

Die lange Nacht ging vorüber, auch der Vormittag, und zwiſchen ein und zwei war ich wieder in der Kaſerne, wo ich nun zunächſt vor dem Feldwebel mein Herz ausſchüttete. „Ja," ſagte dieſer, „dann nur ſchnell nach Haus und von da zum Hauptmann." Und zwiſchen drei und vier trat ich dann auch bei dieſem an.

„Nun, Freiwilliger, was bringen Sie . . .?"

„Herr Hauptmann, ich möchte gern nach England."

„Um Gottes willen . . ."

„Ja, Herr Hauptmann, ein Freund will mich mitnehmen; alſo ganz ohne Koſten, alles umſonſt. Und ſo was iſt doch ſo ſelten . . ."

„Hm, Hm" ſagte der liebenswürdige alte Herr, während ich deutlich die Wirkung meiner zuletzt geſprochenen Worte beobachten konnte. „Na, wie lange denn?"

„Vierzehn Tage."

„Vierzehn Tage. Ja, wiſſen Sie, ſolchen langen Urlaub kann ich Ihnen gar nicht geben. Den muß der Oberſt geben. Es iſt jetzt dreiviertel und bis vier iſt er da. Machen Sie, daß Sie hinkommen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Und ich machte Kehrt, um gleich danach in der Thür zu verſchwinden. Aber er rief mich nochmal zurück und ſagte dann mit einer mir unvergeßlichen Miene, darin väterliche Güte mit einem merkwürdigen preußiſchen Geldernſt ſich miſchte: „Hören Sie, Freiwilliger, der Oberſt wird erſt ‚nein' ſagen. Aber dann ſagen Sie ihm nur das, was Sie mir eben geſagt haben, ‚daß Sie's umſonſt hätten und daß das doch ſelten ſei . . .' Und dann wird er wahrſcheinlich ‚ja' ſagen."

Herrlicher Mann. Und auch der Oberſt ſei geſegnet! Denn als ich das ſchwere Geſchütz auffuhr, zu dem mir der Hauptmann als ultima ratio geraten hatte, war auch das „ja" da und am andern Morgen um 7 Uhr war ich auf dem Potsdamer Bahnhof, um meine erſte Reiſe nach England — ein Weg, den ich nachher ſo oft gemacht habe — anzutreten.

Zweites Kapitel.

Reiſe nach England. Unterwegs. Der rote Doppel-Louisd'or. Ankunft. Verlegenheiten. Windſor. Hampton Court. In der Kapelle von Eduard dem Bekenner. In den Dockskellern.

Auf dem Bahnhofe traf ich meinen Freund Scherz. Er hatte ſeinen kleinen Reiſekoffer mit ins Koupee genommen, ich mein Paket. Er lachte, als er es ſah; ich meinerſeits aber ließ mich nicht ſtören und ſagte: „Ich denke, Du wirſt es ohne Mühe bei Dir unterbringen können.“ Dazu war er denn auch bereit und ſchloß, ein kleines Schlüſſelbund hervorholend, ſeinen Koffer auf, während ich die zweimal zuſammengeknotete Strippe von meinem in ein paar Zeitungsblätter eingeſchlagenen Wäſchevorrat entfernte. Die Umpackung ging ſchnell vor ſich und als der Koffer wieder an ſeinen Platz geſchoben war, war das Nächſte, daß ich mich über unſre Reiſe doch einigermaßen orientiert zu ſehen wünſchte. Was er mir da vorgeſtern auf der Neuen Wache geſagt hatte, war ja ſo gut wie nichts geweſen.

Ich begann alſo: „Nun ſage mir, Scherz, wie kommſt Du zur Reiſe? Du ſprichſt ja kein Wort engliſch.“

„Dafür hab ich Dich eben. Gerade deshalb hab ich Dich aufgefordert.“

„Das wird Dir aber auch nicht viel helfen. Mein Engliſch reicht nicht weit. Und ſo gleich die Verdoppelung der Reiſekoſten . .“

„Iſt nicht ſo ſchlimm damit.“

Und nun erfuhr ich, daß unſere Reiſe eine Art Genoſſenſchaftsreiſe ſei, genau nach dem Prinzipe, das, zwanzig Jahre ſpäter, durch die Gebrüder Stangen zu ſo großem Anſehen kam. Die von jedem Teilnehmer einzuzahlende Summe war verhältnismäßig klein und ſicherte demſelben — aber erſt von Magdeburg aus, das als Rendezvous oder starting point auserſehen war — zunächſt freie Fahrt hin und zurück und daneben Wohnung und Verpflegung während eines zehntägigen Aufenthaltes in London. Ich freute mich dies zu hören, weil es mir eine gewiſſe freie Bewegung ſicherte. War erſt das Billet in meinen Händen, ſo war damit die Hauptſache gethan und von einer weiteren Inanſpruchnahme meines Freundes konnte nur noch ſehr ausnahmsweiſe die Rede ſein. Das erleichterte mir natürlich meine Lage.

Gegen Mittag — es ging damals noch ſehr langſam — waren wir in Magdeburg, guckten in den Dom hinein und begaben uns gleich danach an den Quai, wo der für uns gemietete, nach Hamburg beſtimmte Flußdampfer lag. Hier, auf der Landungsbrücke, trafen wir unſere Reiſegeſellſchaft bereits verſammelt. Es mochten einige zwanzig Herren ſein, vorwiegend Breslauer und Leipziger Kaufleute, dazu etliche Tuchfabrikanten aus der Lauſitz und dem ſächſiſchen Voigtlande, zwei Studenten und ein Advokat. Dieſe drei Letztgenannten ſind mir beſonders im Gedächtnis geblieben, die Studenten, weil ſie ſich, drei Tage ſpäter, von den Dienſtmädchen unſeres Londoner Hotels mit echt engliſcher Unbefangenheit ausgiebig umcourt ſahen, der Advokat, weil er uns, gleich auf der Fahrt von Madeburg bis Hamburg, eine ſchreckliche Szene machte. Das kam ſo. Neben ihm, in der Kajüte, ſaß ein feiner alter jüdiſcher Herr, ein Mann von nah an ſiebzig und beinah ehrwürdiger Haltung. Aber dies mußte ſeinem Nachbar, dem Advokaten, wohl als etwas ſehr Gleichgiltiges erſcheinen und nachdem er mit allerlei Schraubereien begonnen hatte, ging er, durch die berechtigten Zeichen von Ungeduld, die der alte

Herr gab, nur immer zudringlicher und gereizter werdend, zu Verhöhnungen und Invektiven über. Freund Scherz und ich waren empört, zugleich aber auch verwundert, weil die größte Hälfte der Geſellſchaft aus Juden beſtand, die ſich doch ſeiner in corpore hätten annehmen müſſen. Im ganzen exiſtierte damals von dem, was man jetzt Antiſemitismus nennt, kaum eine Spur; aber freilich, Einzelfällen, wie beiſpielsweiſe dem hier geſchilderten, bin ich doch auch in meiner Jugend ſchon begegnet.

Die Elbfahrt von Magdeburg nach Hamburg iſt langweilig; nur bei Tangermünde, wo Reſte einer aus den Tagen Karls IV. herſtammenden Burg aufragen, belebt ſich das Bild ein wenig. Gegen Mitternacht trafen wir in Hamburg ein, begaben uns an Bord eines alten Dampfers, des „Monarch“, wo wir uns auf den in den Kabinen umherliegenden Pferdehaarkiſſen ausſtreckten und ermüdet einſchliefen. Aber freilich nicht lange. Schon als es eben erſt dämmerte, wurde es über uns lebendig und kaum daß die Sonne da war, ſo ſetzte ſich unſer Dampfer auch ſchon in Bewegung und glitt den ſchönen Strom — denn von hier an wird er ſchön — hinunter. Wir Paſſagiere ſchritten derweilen auf Deck auf und ab. Der „Monarch“, urſprünglich ein ſchönes feines Schiff, war ſchon ſeit einer ganzen Reihe von Jahren nur noch Transportdampfer für Hammel und hatte nur für dies eine Mal, — ich weiß nicht, um ſich oder uns zu ehren, — ſeine Fracht wieder gewechſelt. Als wir Cuxhaven zur Seite hatten, wurde das zweite Frühſtück genommen; ich war raſch damit fertig und begab mich wieder auf Deck, um von der Szenerie nichts zu verlieren. Und hier auf Deck, auf einem Berg zuſammengerollter Taue ſitzend, ſog ich jetzt die heranwehende Seeluft ein. Ein Gefühl hohen Glückes überkam mich, und ich erſchien mir minutenlang unendlich bevorzugt und beneidenswert; aber freilich, inmitten meines Glückes, wurde ich mir doch auch plötzlich wieder der erdrückenden Kleinheit meiner Lage bewußt. Ich war in jedem Augenblicke nicht bloß abhängig von der Gutthat eines Anderen, ich war auch, außerdem noch, ſehr ſonderbar ausgerüſtet für ein Auftreten in der erſten und reichſten Stadt der Welt. Gepäck exiſtierte für mich nicht, nicht Plaid, nicht Reiſedecke; mein Beinkleid war eine Militär-Kommißhoſe mit der roten Biſe daran und ein kleines braunes Röckchen, das ich trug, hatte mich nicht bloß gegen alle Witterungsunbilden zu ſchützen, ſondern auch noch für meine Repräſentation in „Albion“ zu ſorgen. Und dazu nichts als das „Billet“! So froh ich war, es zu haben, ſo konnt' es doch am Ende nicht für alles aufkommen. Ich litt ernſtlich unter meiner ſehr prekären Geldlage. Was ich von Geld hatte, hatte ich in meinen zwei Hoſentaſchen untergebracht, rechts einen Thaler und einige kleinere Silberſtücke, links einen in ein Stückchen Papier gewickelten Doppel-Louisd'or. Woher dieſer eigentlich ſtammte, weiß ich nicht mehr. Es war einer von jenen Halbkupferfarbnen, wie ſie damals, etwas minderwertig, in einigen Kleinſtaaten geprägt wurden und ich ſehe noch ganz deutlich das großgenaſte Profil von Sereniſſimus vor mir, wie wohl ich nicht mehr angeben kann, welchem deutſchen Landesteile, vielleicht ſeitdem ſchon verſchwunden, er angehörte. Dieſer feuerrötliche Doppel-Louisd'or brannte mich ordentlich und ich ſchämte mich ſeiner, weil ich ihn nicht für voll, ja beinah für falſch anſah. Aber, wie gleich hier bemerkt ſein mag, alles ſehr mit Unrecht; er war vielmehr umgekehrt dazu beſtimmt, mir in einem ſchweren Momente, wenn nicht geradezu Rettung — die Benötigung dazu trat Gott ſei Dank nicht ein —, ſo doch in meinem Gefühl eine große moraliſche Stütze zu gewähren.

Ohne Zwiſchenfälle machten wir die Fahrt; ſchon am anderen Morgen wurde die engliche Küſte ſichtbar, ich glaube Yarmouth, und um vier Uhr Nachmittags, nachdem wir ein paar Stunden vorher Sheerneß paſſiert hatten, warfen wir Anker in Nähe der Londonbrücke. Boote kamen heran und alles drängte der Falltreppe zu, um ſich, gleich unter den Erſten, einen Platz zu ſichern. Unter dieſen ſich Vordrängenden war auch mein Freund Scherz. Ich, von Jugend an, ein abgeſchworener Feind aller Ellbogenmanöver, hielt mich, wie ſtets, ſo auch hier wieder zurück und war unter denen, die das letzte Boot beſtiegen. Am Ufer ſahen wir uns von einigen, ſehr wahrſcheinlich an dem ganzen Reiſeverſuchsunternehmen geſchäftlich beteiligten Herren freundlich empfangen und in ein benachbartes großes Hotel geleitet. Dies Hotel hieß das Adelaïde-Hotel und ragte an einer freien Stelle, dicht neben der Londonbrücke, auf. Drei oder vier Treppen hoch ſahen wir uns in einer Anzahl kleiner Zimmer untergebracht. Alles gefiel mir und nur das Eine gefiel mir nicht, daß mein Freund Scherz, ſamt der ganzen Beſatzung des erſten Bootes, nicht aufzufinden war. „Sie werden wohl in einem anderen Hotel Wohnung genommen haben,“ ſo hieß es und niemand machte was davon. Es war auch durchaus gleichgiltig für alle, nur für mich nicht. Wenn ich ihn nicht fand, ſo war ich zehn, zwölf Tage lang auf meinen roten Doppellouisd'or geſtellt. Ich hatte jedoch nicht Zeit, mich meinen Beſorgniſſen darüber hinzugeben, denn kaum daß wir uns an den engliſchen Waſchtiſchen, mit ihrem Wedgewoodgeſchirr in Rieſenformat, ajuſtiert hatten, ſo hieß es auch ſchon: „Nun aber nach Greenwich, meine Herren; heute nämlich iſt „Greenwich-Fair“ und Sie können engliſches Volksleben nicht beſſer kennen lernen, als bei ſolchem Meß- und Jahrmarktstreiben.“ Und ehe zehn Minuten um waren, waren wir auch ſchon auf dem Wege. Der Herr, der uns von „Greenwich-Fair“ etwas engliſch Eigenartiges verſprochen hatte, hatte nicht zu viel geſagt. Kaum daß wir in die Jahrmarktsgaſſe mit ihren Spiel- und Schaubuden eingetreten waren, ſo waren wir auch ſchon inmitten eines Treibens, das, wenn man vergleichen will, halb an Schützenplatz und halb an rheiniſchen Karneval erinnerte. Man hatte ſofort die Fremden in uns erkannt und Männer und Frauen, die letzteren vorauf, machten uns zum Gegenſtand ihrer Neckereien. Die Mädchen hatten ſogenannte brushes in Händen, alſo wörtlich überſetzt „Bürſten“, die aber, ihrer Konſtruktion nach, unſeren Knarren gleichkamen und den entſprechenden ſchrillen Ton gaben, wenn man mit ihnen über Arm oder Rücken eines Vorübergehenden hinfuhr. Einige von uns ärgerten ſich darüber, was mich wiederum ärgerte, weil es mir unendlich kümmerlich und kleinſtädtiſch vorkam, ſolchem reizend ausgelaſſenen Treiben gegenüber den ſächſiſch-preußiſchen Philiſter ſpielen zu wollen.

Erſt zu ſpäter Stunde waren wir wieder in London zurück und trafen uns am andern Morgen beim Frühſtück. Alle waren guter Dinge. Nur meine Stimmung war ein wenig belegt, denn von Freund Scherz und den übrigen Inſaſſen des erſten Bootes war noch immer keine Nachricht da. Das „mit den übrigen Inſaſſen“ hatte für mich wenig Bedeutung, aber der fehlende Freund deſto mehr, er, meine Rücklehne, die Säule, mit der ich ſtand und fiel! Die ganze Sorge vom Tage vorher war wieder da, nur noch geſteigert, und ich beſchloß zunächſt auf die Suche nach ihm zu gehen. Um es kurz zu machen, ich fand ihn auch und zwar gleich auf den erſten Griff; er hatte ſich in dem benachbarten „London Coffee-Houſe“, einem berühmten uralten City-Hotel, Ludgate-Hill, dicht bei St. Pauls, untergebracht und in dieſem Hotel blieb er auch. Die Folge davon war, daß ich ihn während des ganzen Londoner Aufenthaltes wenig zu Geſicht bekam, weil wir uns, durch die Wohnungsverhältniſſe bedingt, verſchiedenen Parteien anſchloſſen. Eigentlich kamen wir erſt wieder zuſammen, als wir zehn Tage ſpäter auf dem „Monarch“ unſeren Rückweg antraten. Und was das Allerſchönſte war, ich war, all die Zeit über, ohne jeden Anſpruch an ihn ganz gut durchgekommen, ja, merkwürdig zu ſagen, auch ohne meinen Doppellouisd'or als letztes Aufgebot in die Front zu ziehen. Alles machte ſich wie von ſelbſt; „ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht und ihr himmliſcher Vater ernähret ſie doch.“

So war es damals und ſo iſt es mir noch öfters gegangen.

Ich ſchloß mich, wie gleich am erſten Tage, der Gruppe meiner Reiſegefährten an, die, gleich mir, das Adelaïde-Hotel bewohnte. Vormittags ſuchten wir die Stadt ab, nachmittags machten wir Partien in die Londoner Umgegend.

Es ſei zunächſt hier von unſeren Nachmittagsausflügen erzählt.

Einer dieſer Ausflüge ging über Kew, Richmond, Eton — wo wir einen Einblick in die „Schule“ nehmen durften — nach Windſor. Der Zauber dieſes imponierenden Schloſſes, mit ſeinem noch aus der Zeit Wilhelms des Eroberers herrührenden mächtigen Rundturm, verfehlte nicht eines großen Eindruckes auf mich. Ich kam aber nicht in die Lage, mich auf lange hin davon beherrſchen zu laſſen, weil ein zufälliges Ereignis, das der Tag gerade mit ſich führte, meine Aufmerkſamkeit von den baulichen Herrlichkeiten raſch wieder abzog. In verhältnismäßiger Nähe des Schloſſes läuft eine großartige Avenue von alten Rüſtern, neben der ſich, flach wie eine Tenne, ein wohl mehrere Kilometer langes Blachfeld hinzieht. Unſer Weg, ich weiß nicht mehr zu welchem Zweck und Ziel, führte uns durch die obenerwähnte Avenue, die zur Zeit ganz ſtill und einſam war. Aber mit einem Male hörten wir in der Ferne Stimmen und Hurraruf und neugierig auf das dicht neben uns laufende weite Blachfeld hinaustretend, ſahen wir von fern her eine Kavalkade herankommen, allen vorauf drei Reiter, von denen zwei die hellleuchtenden roten Röcke der engliſchen Militärs trugen, während zwiſchen ihnen, in fremdländiſcher Uniform, eine mächtige, die beiden andern weit überragende Geſtalt einherſprengte. Sie kamen von einer Revue, die weiter hinauf ſtattgefunden haben mochte. Jetzt aber waren ſie heran und auf ganz kurze Diſtanz ſahen wir ſie an uns vorüberſtürmen. Die beiden links und rechts waren Prinz Albert und der Herzog von Cambridge, zwiſchen ihnen aber ragte Zar Nikolaus auf, in allem das Bild der Macht, der ungeheuren Ueberlegenheit, die großen Augen ernſt und doch auch wieder nicht ohne Wohlwollen auf uns arme, ihm ſalutierende Kerle gerichtet. An der oberen Seite des Feldes aber, da, von wo die Reiter herkamen, wurden jetzt, in breiter Front, die Coldſtream- und ſchottiſchen Füſilier-Garden ſichtbar, dieſelben Bataillone, die zehn Jahre ſpäter den „Redan“ vor Sebaſtopol erſtürmten und das Ihre dazu beitrugen, das ſtolze Leben des damaligen europäiſchen Machthabers vor der Zeit zu brechen.

Das war in Windſor. An einem anderen Nachmittage war ich in Hampton-Court. Ich hatte auch da eine Begegnung, freilich nur mit einem Porträt, weiß aber nicht, ob nicht die von dieſem Bildnis empfangene Wirkung vielleicht noch größer war, als die, die Nikolaus auf mich ausgeübt hatte. Hampton-Court, Lieblingsaufenthalt Heinrichs VIII., iſt — was Bilder angeht — das große hiſtoriſche Tudor-Muſeum des Landes und alles, was man da ſieht, ſtammt aus der Zeit des engliſchen Königs Blaubart und ſeiner Tochter Eliſabeth. Holbein iſt kaum irgendwo ſo reich vertreten, wie gerade hier. Auch in Landſchaften, Seeſtücken und Seeſchlachten. Aber alles das war vergleichsweiſe nichts. Da, dicht neben einem alten Eliſabethbilde — die „Virgin-Queen“ in einem orientaliſchen Phantaſiekoſtüm — hing ein kleines, nur etwa drei handbreites Bildnis der Maria Stuart. Name des Malers unbekannt. Ein eigentümlich ſchwermütiger und ohne ſchön zu ſein ungemein anziehender Nonnenkopf, — ebenſo Tracht und Kopfbekleidung ganz nach Art einer Konventualin. Wenn es ein Bildnis der Maria Stuart iſt, kann es nur aus der Zeit ſtammen, wo ſie, die Königin, vor ihrer Verheiratung mit Franz Valois, in einem franzöſiſchen Kloſter erzogen wurde. Dies allerlei Bedenken umſchließende „wenn“ ſtammt aber, ſo weit meine Perſon mitſpricht, aus viel ſpäterer Zeit. Damals drückten mich noch keine derartigen Zweifel; ich nahm vielmehr umgekehrt in meiner Schwärmerei für die ſchöne Königin, — eine Schwärmerei, von der ich übrigens, wie von mancher anderen, etwas zurückgekommen bin, — alles begierig auf Treu und Glauben hin und war ganz wie benommen davon, dieſe „Holdſelige“ wenigſtens im Bilde geſehen zu haben.

Ich will hier auch noch von einem dritten Nachmittagsausflug ſprechen, der ſich freilich in beſcheidenerer Sphäre hielt und nichts von hiſtoriſchem Hintergrund hatte. Die Sache nahm folgenden Verlauf. Ich hatte mich, wie das mehr als einmal vorkam, von meinen Reiſegefährten getrennt und aß, ſtatt mich einer Partie nach Woolwich anzuſchließen, in meinem „Adelaïde-Hotel“ mit an der Table d'hôte. Table d'hôte iſt aber nicht ganz das richtige Wort; es war vielmehr ein Stammtiſch, höchſtens zehn Perſonen, die beinah freundſchaftlich miteinander verkehrten. Sie zogen mich mit ins Geſpräch und amüſierten ſich, ich muß das hier ſagen, über die Geſchicklichkeit, mit der ich mich, ohne recht engliſch ſprechen zu können, doch durchradebrechte. Beſonders einer, ein ſtattlicher Herr von etwa fünfzig, nahm ſichtlich ein Intereſſe daran, und ehe wir aufſtanden, lud er mich ein, ihn auf ſeine Landvilla zu begleiten. „Sie ſind morgen zu guter Zeit wieder hier.“ Ich hatte denn auch keine Bedenken. Es war halber Weg nach Brighton — ich glaube, der Platz hieß Annerley-Station — und in einer guten halben Stunde, es mochte mittlerweile ſieben geworden ſein, waren wir da. Von der Station bis zur Villa waren keine dreihundert Schritt. In dem drawing-room fand ich die Familie verſammelt und wurde vorgeſtellt. Keine Spur von Verlegenheit war wahrzunehmen, nichts von Wirtſchaftsſchreck. In unſerem guten Berlin, wenn ſolcher Ueberfall ſtattfindet, iſt es, innerhalb der geſellſchaftlichen Mittelſphäre, nur ganz Wenigen gegeben, Contenance zu bewahren. Man wolle dies nicht auf die beſtändig als Entſchuldigung geltend gemachten „Verhältniſſe“ ſchieben, — ſo ſchlimm liegen dieſe „Verhältniſſe“ nicht mehr; wir ſind nur einfach, in Bezug auf alles, was Repräſentation angeht, ſchlechter erzogen und haben nicht Luſt, uns um irgend eines beliebigen Fremden willen, zu genieren. Das geſchieht erſt allenfalls, wenn es einen Vorteil mit ſich bringt. Wir laſſen nach der Seite hin viel zu wünſchen übrig. Was immer die Fehler der Engländer ſein mögen, in dieſem Punkte, wozu ſich noch manch' andere geſellen, ſind ſie viel liebenswürdiger. Es ging in meines Gaſtfreundes Hauſe ganz einfach her; wir nahmen unſeren Thee und muſizierten, ich mußte ſogar ſingen — der Gott ſei Dank einzige Fall in meinem Leben — und der älteſte Sohn, der bald herausfühlte, daß ich mich für Litteratur und Theater intereſſierte, fing dementſprechend an, berühmte Macbeth- und Hamletſtellen im Stile von Macready, des damals berühmteſten Shakeſpeare-darſtellers, zu zitieren. Er ſchnitt unglaubliche Geſichter dabei, machte es aber im Uebrigen ganz gut. Ich war ſehr glücklich, ſo vieler Liebenswürdigkeit zu begegnen und ſchlief, als wir uns im Familienzimmer getrennt hatten, oben im Fremdenzimmer ungewiegt. Als ich zum Frühſtück kam, war der Vater ſchon fort; der Sohn brachte mich bis zur Station und wie verheißen, zu guter Stunde war ich wieder in meinem Hotel an der London-Brücke.

So war das Leben an den Nachmittagen. Aber auch von den Vormittagen, wo wir London ſelbſt abſuchten, habe ich noch in Kürze zu berichten. Wir begannen mit dem Oſten, weil uns dieſer wie vor der Thüre lag. Das erſte war der Tunnel. Er bereitete mir eine große Enttäuſchung. Ein ſo kühn gedachtes und auch ausgeführtes Unternehmen dieſer unter das Flußbett getriebene Stollen war, ſo machte derſelbe doch unmittelbar bloß den Eindruck, als ſchritte man durch einen etwas verlängerten Feſtungs-Thorweg. Großen Eindruck macht immer nur das, was einem im Moment auf die Sinne fällt, man muß die Größe direkt fühlen; iſt man aber gezwungen, ſich dieſe Größe erſt herauszurechnen, kommt man erſt auf Umwegen und mit Hülfe von allerlei Vorſtellungen zu der Erkenntnis: „ja wohl, das iſt eigentlich was Großes“, ſo iſt es um die Wirkung geſchehen.

Der Tunnel verſagte, deſto mächtiger wirkte der Tower. Im allgemeinen geht es freilich auch bei hiſtoriſchen Punkten ohne Zuhülfenahme von Vorſtellungen, ohne Heraufbeſchwörung beſtimmter Bilder nicht gut ab; es giebt aber doch Oertlichkeiten, denen man ihre hiſtoriſche Bedeutung auch ohne Kommentar ſofort abfühlt. Und dazu gehört ganz eminent der Tower, mehr als irgend ein anderer Punkt, den ich kennen gelernt habe, ſelbſt das Kapitol, das Forum und den Palatin nicht ausgenommen. Auch den, der nichts von engliſcher Geſchichte weiß, überkommt angeſichts dieſer, ich weiß nicht ob mehr pittoresken oder grotesken Steinmaſſen, ein gewiſſes Gruſeln. Wovon ich damals den größten Eindruck empfing, ob von Traitors Gate oder von der mit weißen Steinen ausgelegten Stelle, darauf das Schaffot der Jane Gray ſtand oder von dem Block, auf dem das Haupt Anna Bulens fiel, weiß ich nicht mehr ſicher, glaube aber faſt, daß ich einem ſonderbaren Internierungsort in Geſtalt eines etwas flachgedrückten Backofens, den Preis zuerkennen mußte. Dieſer unter einer Treppenbiegung angebrachte Backofen war, zwanzig oder dreißig Jahre lang, das Gefängnis eines unter Heinrich VIII. lebenden Höflings, des Lords Cholmondoley, der zu zweifacher Berühmtheit gelangt iſt, erſtens hiſtoriſch durch ſeinen qualvollen Backofen-Aufenthalt, zweitens linguiſtiſch durch die etwas verflixte Ausſprache ſeines Namens. Cholmondoley wird nämlich „Dſchumli" ausgeſprochen und ſpielt dadurch in allen engliſchen Grammatiken eine Rolle.

Das war im Oſten von London. Tages darauf waren wir im Weſten und zwar in Weſtminſter. Von dem „Palaſt von Weſtminſter" — den Parlamentshäuſern — war bis auf einen nach dem großen Feuer im Anfang der vierziger Jahre ſtehengebliebenen Reſt, nichts mehr zu ſehen, aber Weſtminſter-Hall und Weſtminſter-Abbey wurden andächtig beſucht. Weſtminſter-Hall mit ſeinen merkwürdigen Holzkonſtruktionen iſt weniger impoſant für Laien, als für Fachleute, während Weſtminſter-Abbey auch den einfachen Menſchen ſofort gefangen nimmt und zwar mehr als irgend eine ſonſtige gotiſche Kirchenarchitektur, auch die berühmteſten franzöſiſch-belgiſchen Kathedralen — unter denen viel formvollendetere ſein mögen — nicht ausgeſchloſſen. Es gilt von Weſtminſter-Abbey dasſelbe, was ich oben vom Tower geſagt habe: ganz unmittelbar wirkt der hiſtoriſche Zauber, der in dieſen Steinen geheimnisvoll verkörpert iſt. Die wundervollſten Farbentöne kommen hinzu; nirgends in der Welt ein tiefer wirkendes Blau. Die Kirche, daran faſt ein Jahrtauſend gebaut hat, iſt in ihren Einzelteilen ſehr verſchiedenwertig; das von Chriſtopher Wren herrührende Langſchiff iſt vergleichsweiſe langweilig und die der Eliſabethzeit entſtammende „Kapelle Heinrichs VII.“ erſcheint, trotz aller Kunſt und Meiſterſchaft, in ihrer Tromben-Ueberfülle doch immerhin von einer mehr oder weniger anfechtbaren Schönheit. Aber wunderſchön iſt das Querſchiff und wunderſchön vor allem ſind die Kapellen, die den alten Chor umſtehen. Unter dieſen Kapellen iſt die älteſte die von „Edward dem Bekenner“. In eben dieſer ſteht auch, etwa wie ein mittelalterlicher Gelehrtenſtuhl ausſehend, ſchlicht von Eichenholz und mit feſter grauer Leinewand überzogen, der alte Königsſtuhl von England, zwiſchen deſſen vier Füßen, auf einem, dem eigentlichen Sitz entſprechenden Unterbrett, ein großer Stein liegt: der aus Scone herbeigeſchaffte Krönungsſtein der Könige von Schottland. Ich war von dem allem wie benommen und that Fragen über Fragen, die mir der Kirchendiener gern beantwortete, vielleicht weil er ein Intereſſe merkte, das nicht ganz alltäglich war. Und während wir ſo ſprachen, hatten ſich meine Blicke von dem Krönungsſtuhle, dem unausgeſetzt all meine Fragen galten, eine kleine Weile fortgewandt. Als ich aber wieder hinſah, hatte ſich, wer beſchreibt mein Entſetzen, einer meiner Reiſegefährten, ein Leipziger Eiſenkrämer, auf dem Throne von England niedergelaſſen und baumelte da ganz vergnüglich mit ſeinen zwei Beinen. Alles der Ausdruck eines urſächſiſchen: „ſehr ſcheene“. Mir wurde nicht wohl dabei zu Mute, am wenigſten, als ich die Miene ſah, mit der unſer engliſch ſteifleinener Führer dieſe Klownerie begleitete.

Der Tag vor unſerer Abreiſe brachte uns noch etwas beſonders Hübſches. Einem der mit zu dem Reiſe-Komitee gehörenden engliſchen Herrn war es geglückt, uns eine Art „Permeſſo“, ein Ticket zum

Eintritt in die Keller der Eaſt India-Docks zu verſchaffen. Dieſe Keller ſind Weinkeller von ungeheurer Ausdehnung, unterirdiſche Stadtteile mit langen, langen Straßen, an denen ſich, ſtatt der Häuſer, mächtige, meiſt übereinander getürmte Fäſſer hinziehen. In dieſe Keller ſtiegen wir hinab und ſahen uns ſofort mit jener Kulanz begrüßt, die dem engliſchen Geſchäftsbetrieb eigentümlich iſt und jede Berührung mit ihm ſo wohlthuend macht. Gewiß, die Engländer ſind Egoiſten, ja, ſind es unter Umſtänden und zwar namentlich da, wo ſie unter der Frömmigkeitsflagge ſegeln, bis zum Entſetzlichen; aber ſie haben doch auch jenen forſchen Egoismus, der zu geben und zu opfern verſteht. Und nun gar erſt pfennigfuchſende Kleinlichkeiten, — die ſind als unwürdig ausgeſchloſſen. In unſerem Falle war es eine uns zu Liebe mit Courtoiſie durchgeführte „gefällige Fiktion", daß wir vorhätten, Einkäufe zu machen, während doch jeder wußte, daß dies nicht der Fall ſei und daß wir nur gekommen ſeien, um eine Londoner Merkwürdigkeit zu ſehen und zugleich einen Frühſtückstrunk zu thun. Das thaten wir denn auch redlich. Die ganze Scene hatte was von Auerbachs-Keller; wie dort der Tiſch, ſo wurden hier die Fäſſer angebohrt. „Euch ſoll ſogleich Tokaier fließen". Uns aber floß Port und Sherry.

Die Bohrer wurden erſichtlich derart eingeſetzt, daß es ein ſchräges Bohrloch gab, durch das nun der rubin- oder topasfarbene Strahl in einem Bogen in die Weingläſer fiel. Immer weiter ſtiegen wir in das Labyrinth der aufgetürmten Fäſſer hinein; die Küfer mit ihren Bergmannslampen unausgeſetzt vor und um uns, und immer neue Strahlen ſprangen und blitzten. Dabei war das Merkwürdige, daß wir — noch dazu ohne vorher eine ſolide Frühſtücksgrundlage gelegt zu haben — anſcheinend in guter Verfaſſung blieben und keine Spur von Rauſch an uns wahrnahmen. Und ſo ſtiegen wir denn auch, immer noch feſt auf den Füßen, die ſtiegenartige Treppe wieder hinauf. Aber nun kam es. Kaum draußen in friſcher Luft, ſo waren wir unſerem Schickſal verfallen und mußten froh ſein, einen Kab zu finden, der uns in unſerem Adelaïde-Hotel leidlich heil ablieferte.

Damit ſchloſſen unſere Londoner Abenteuer ab. Schon am anderen Morgen ſtiegen wir zu Schiff und waren zwei Tage darauf in Berlin zurück.

Drittes Kapitel.

Wieder in Berlin. Letztes halbes Jahr bei „Franz“.
Auf Pulvermühlwache.

Wir kamen mit einem Frühzug an. Wenige Stunden ſpäter meldete ich mich bereits bei meinem guten Hauptmann. Er ließ alle Dienſtlichkeit fallen und ſprach ganz menſchlich zu mir, beinah väterlich.

„Nun, lieber F., wie war es?“

„Himmliſch, Herr Hauptmann.“

„Glaub ich . . Ja, London . . Ich habe auch mal hingewollt.“

Er plauderte noch eine kleine Weile ſo weiter und ſah mich dabei gütig und halb wehmütig an, mit einem Ausdruck, wie wenn er bei ſich gedacht hätte: „Ja, der junge Menſch da, . . wenn dies Jahr nun hinter ihm liegt, ſo liegt das Leben wieder vor ihm. Und ſchon jetzt war er drüben und hat ein Stück Welt geſehen und ſich die Bruſt ausgeweitet. Und ich! Ich bin nun fünfundvierzig und komme nicht vom Fleck. Immer Rekruten und Vorſtellung und Manöver. Und dann wieder Rekruten.“

Er war loyal und preußiſch und königstreu bis in die Fußſpitzen. Aber ſolche Gedanken mochten ihm doch wohl öfter kommen und er hatte auch Grund dazu. Denn ſeine Stellung war eingeengt und gedrückt. Deſſen war ich ſelber einmal Zeuge. Wir machten, das ganze Bataillon, eine große Felddienſtübung, ich glaube nach Tegel zu. Seit kurzem war ich Unteroffizier geworden und hatte mit einer Patrouille von drei oder fünf Mann irgend was zu rekognoszieren. Um uns her lag Wald und wir verliefen uns gründlich. Als wir uns dann ſchließlich, vielleicht auf Signalrufe hin, die wir aus der Ferne hören mochten, wieder herangefunden hatten, war ſchon alles vorbei und das ganze Bataillon zum Abmarſch fertig. Vor der Front hielt der Kommandeur, Major von Ledebur, der an des alten Wnuck Stelle gekommen war, ein ſchöner Mann, Gardeoffizier comme il faut. Ich marſchierte mit angefaßtem Gewehr auf ihn zu, um meine Meldung abzuſtatten. Er hatte wohl von der verloren gegangenen Patrouille ſchon gehört und machte nicht viel davon, um ſo weniger, als er auf dem Punkte ſtand, über die ſtattgehabte Felddienſt-Uebung ſeine Schlußmeinung abzugeben. Im Ganzen genommen hielt er ſich in ſeiner Kritik innerhalb beſtimmter Grenzen, als er aber der Führung der ſechſten Kompagnie gedachte, goß er, immer heftiger werdend, die Schalen ſeines Zornes über meinen unglücklichen Hauptmann aus. Nichts war gut und es gereicht mir noch in dieſem Augenblick zum Troſte, daß wenigſtens meiner in die Irre gegangenen Patrouille gar nicht dabei gedacht wurde; die Hauptfehler — wenn es Fehler waren, denn auch Bataillons-Kommandeure können irren — ſchienen nach ganz anderer Seite hin zu liegen. Armer Hauptmann! Da ſtand er nun am rechten Flügel, die Augen zur Erde gerichtet, mit einem Ausdruck von Bitterkeit und Sorge, ja auch von Sorge, weil er, neben dem Tadel, auch noch allerhand anderes Unliebſame mit herausgehört haben mochte. Das furchtbar Schwere dieſes ſo beneideten und auch ſo beneidenswerten Berufes kam mir in jener Minute zu vollem Bewußtſein. Immer ſchweigen und ſich höchſtens an dem Satze „heute mir, morgen Dir“ aufrichten zu müſſen, — das iſt hart und nicht jedermanns Sache. Man muß es hinnehmen wie ſein Schickſal, oder jene berühmte „Wurſchtigkeit“ haben, die Lob und Tadel gleichmäßig als Ulk auffaßt, — ſonſt geht es nicht.

Im Sommerhalbjahr, oder was dasſelbe ſagen will, ſo lang ich noch kein „Avancierter“ war, beſchränkte ſich mein Ehrgeiz, was den Wachdienſt angeht, darauf, auf die „Schloßwache“ zu kommen und zwar um hier vielleicht, auf einem wegen ſeiner Spukerei verrufenen Korridor, der „weißen Frau“ zu begegnen. Ich kam denn auch wirklich auf „Schloßwache“, leider aber, ſtatt auf den erſehnten Korridor, in das architektoniſch berühmte Eoſanderſche Portal, wo es, da es gerade ziemlich windig war, furchtbar zog. Die Folge davon war, proſaiſcherweiſe, daß ich ſtatt mit der „weißen Frau“, mit einer drei Tage ſpäter ſich einſtellenden dicken Backe abſchloß. So verlief der ſommerliche Wachdienſt. Im Winterhalbjahr aber, ich war inzwiſchen mit den Treſſen ausgerüſtet, fielen mir verſchiedene Wachkommandos zu, zuletzt das „bei den Pulvermühlen“, die ſchon damals für unſicher galten. Von dieſem Wachkommando, meiner militäriſchen Großthat, muß ich hier noch erzählen. Ende gut, alles gut.

Ich erfuhr alſo eines Tages, daß ich für die Pulvermühlenwache deſigniert ſei, — fatal genug. Was mir aber viel fataler war, war die Zubemerkung, „daß ich das Kommando nicht über Leute meiner eignen ſechſten Kompagnie, ſondern über Mannſchaften der fünften anzutreten hätte.“ Das mag nun für einen altgedienten Unteroffizier nicht viel bedeuten, aber für einen jungen Freiwilligen, der, weil er ewig unſicher iſt, auch nicht recht zu befehlen verſteht, iſt dies eine ſehr weſentliche Beſchwerung der Situation. Indeſſen, was half es. Vorwärts alſo! Bei gräßlichem Wetter tappten wir hinaus. Anfangs ging alles ganz leidlich; die Leute waren traitabel und ſo kam der Abend heran. Ein rotblonder Weſtfale, Bulldoggenkopf, mit nicht allzu vielen, aber dafür deſto größeren Sommerſproſſen im Geſicht, hatte draußen den Poſten vorm Gewehr und ich ließ mir, bei einer Blaklampe, von den Leuten allerhand aus ihrer Heimat erzählen, als plötzlich ein paar Ziviliſten in größter Aufregung in die Wachſtube kamen und um Hülfe baten: „in einer Schifferkneipe, hart am Kanal, gehe es drunter und drüber; ein Betrunkener ſei da, mit ein paar Freunden, und drangſaliere den Wirt und ſeine Frau.“ Das Lokal, um das ſich's handelte, war ziemlich weit entfernt. Aber ich hatte keine Wahl und ſchickte alſo drei Mann ab, die denn auch nach einer halben Stunde wiederkamen und einen großen Kerl ablieferten, der übrigens kaum ein Kerl, ſondern vielmehr ein brutaler Elegant war, gut gekleidet und ſogar von einer Art Bildung. In ſeiner Trunkenheit entſchlug er ſich freilich aller Vorſicht, zu der, wie ſich bald ergab, nur zu guter Grund für ihn vorlag. Im Wachtlokal war er nicht anders, wie vorher in der Kneipe, randalierte, ſchlug um ſich und ſtellte ſich ſchließlich vor mich hin, dabei mich anſchreiend: „Himmelwetter, ich bin auch Soldat geweſen, . . . ſo geht das nicht, Herr Fähnrich, . . . Sie verſtehen den Dienſt nicht.“ Alle ſolche Szenen ſind mir immer gräßlich geweſen. Aber wenn ſie da ſind, amüſieren ſie mich eigentlich. So war es auch diesmal und ich kam in ein Lachen, bis ein Zwiſchenfall mich mit einem Mal in eine ſehr ſchwierige Lage brachte. Der Poſten draußen vorm Gewehr, wahrſcheinlich ein Gefreiter, alſo halbe Reſpektsperſon, glaubte, als das Toben da drinnen kein Ende nehmen wollte, daß er mir zur Hülfe kommen müſſe, ſtürzte ohne weiteres in das Wachtlokal herein und ſtieß dem Randaleur den Kolben derart vor die Bruſt, daß er in die Ecke taumelte. Das war nun alles ſehr gut gemeint, aber doch eigentlich ganz unverſchämt; er hatte draußen Poſten zu ſtehen, ſtatt ungerufen herein zu ſtürzen und mir ſeine gar nicht gewollte Hülfe aufzudrängen. Es hieß doch nicht viel was anderes, als wie: „der Freiwillige weiß nicht mehr aus noch ein, da muß ich einſpringen,“ — und ſo war ich denn in der unangenehmen Lage, daß ich meinen Hülfebringer andonnern und wieder an ſeinen Poſten 'raus verweiſen mußte. Glücklicherweiſe war er Soldat genug, um gleich zu gehorchen. Der Randaleur aber wurde bei Tagesanbruch nach der Stadtvogtei hin abgeliefert und wurde daſelbſt von den Beamten als „alter Bekannter“ begrüßt, als Radaubruder, Händelſucher und ganz beſonders als Falſchſpieler. Mir ſelbſt gratulierte man zu dem Fange.

Wochen vergingen und ich hatte die ganze ſonderbare Szene ſchon wieder vergeſſen, als ſie mir noch einmal in Erinnerung gebracht wurde. Draußen tanzten Schneeflocken, während es in meiner Manſardenwohnung in der Jüdenſtraße ſchon dunkelte. Vor mir lag „Childe Harold“, in dem ich gerade geleſen und ich ſchickte mich eben an, mich mehr ans Fenſter zu ſetzen, um da für meine Lektüre noch einen letzten Reſt von Licht aufzufangen, als draußen die Klingel ging. Ich ſtand auf, um nachzuſehen, wer in dieſer Dunkelſtunde mich noch beſuchen wolle und ſah auf dem kleinen Flur draußen drei koloſſale Kerle ſtehen, die durch die Schafpelze, die ſie trugen, womöglich noch größer wirkten.

„Sie ſind der Herr Unteroffizier?“

Immer noch ahnungslos, um was es ſich handle, ſagte ich: „ja, der bin ich. Aber kommen Sie 'rein; es iſt kalt hier draußen.“

Und nun folgten ſie mir in mein Zimmer zu weiterer Anſprache.

„Ja,“ fuhr drinnen der Sprecher fort, „wenn Sie der Herr Unteroffizier ſind . . . wir ſind nämlich ſo gut wie ſeine Bekannten, alte Bekannte von ihm und wenn er nu vorkommt und Sie von ihm ausſagen ſollen . . .“

Jetzt dämmerte mir's und wie ich ſagen muß, nicht gerade zu meiner Freude. Wenn die Kerle da kamen, um Rache an mir zu nehmen! . . . Aber Kourage! Ich berappelte mich alſo und ſagte mit ſo viel Unbefangenheit, wie ſich in der Eile auftreiben ließ: „Nun gut, ich verſtehe; Sie ſind alſo ſeine Freunde . . .“

„Ja, wir ſind ſo ſeine Freunde und das können wir ſagen: er iſt nich ſo ſchlimm. Und wenn er nu vorkommt un Sie gegen ihn ausſagen ſollen . .“

„Ja, hören Sie, ich muß aber doch ſagen, wie es iſt.“

„Nu ja, nu ja, . . . man bloß nich zu viel . . . Und wir würden Ihnen auch gerne . . .“

Dieſe Worte, ſo dunkel ſie waren, waren von einer Bewegung begleitet, die mir keinen Zweifel darüber ließ, daß man mir einen Thaler oder dergleichen in die Hand ſtecken wollte . . .

Das gab mir meine ganze Haltung wieder und ich verſprach in raſch wiederkehrender guter Laune, daß ich ihm nichts beſondres Schlimmes einbrocken wolle.

Dieſe Zuſicherung ſchien die Leute auch zu beruhigen, und unter Verbeugung gegen mich, ſchickten ſie ſich an, in guter Ordnung ihren Rückzug anzutreten. Aber als ſie ſchon beinah draußen waren, kehrte der Eine noch einmal um, ſchudderte ſich und rieb ſich mit Oſtentation die Hände, wie wenn ihn bitterlich fröre, was aber bei ſeinem dicken Pelz ganz unmöglich und in der That nichts als eine diplomatiſche Geſprächs-Ueberleitung war und ſagte: „Herr Unteroffizier, en bisken kalt is et hier, en paar Kiepen Torf, . . . wat meenen Sie? . . .“

„Nu, ſchon gut,“ ſagte ich. „Laſſen wir's. Und wie ich Ihnen geſagt habe, ich werde nichts Schlimmes gegen ihn vorbringen.“

So verlief es denn auch.

Das Angebot von ein „paar Kiepen Torf“ aber war der Schlußakt meines Dienſtjahres bei „Kaiſer Franz“.

* * *

Oſtern 45 ſchloß dies Dienſtjahr ab, während deſſen ich außer meiner vorgeſchilderten Reiſe nach

England, noch manch anderes, das nicht gerad' im Bereiche des dienſtlich Soldatiſchen lag, erlebt hatte. Darunter war vor allem mein Eintritt in die gerade damals in Blüte ſtehende Dichtergeſellſchaft: der Tunnel über der Spree.

Ueber dieſen im nächſten Abſchnitt.

Der Tunnel über der Spree.

Aus dem Berliner litterariſchen Leben
der vierziger und fünfziger Jahre.

Erſtes Kapitel.

Der Tunnel, ſeine Mitglieder und ſeine Einrichtungen.

Der Tunnel, oder mit ſeinem proſaiſcheren Namen der „Berliner Sonntagsverein“, war 1827 durch den damals in Berlin lebenden M. G. Saphir gegründet worden. Dieſem erſchien, in ſeinen ewigen litterariſchen Fehden eine perſönliche Leibwache dringend wünſchenswert, ja nötig, welchen Dienſt ihm, moraliſch und beinahe auch phyſiſch, der Tunnel leiſten ſollte. Zugleich war ihm in ſeiner Eigenſchaft als Redakteur der „Schnellpoſt“ an einem Stamm junger, unberühmter Mitarbeiter gelegen, die, weil unberühmt, an Honoraranſprüche nicht dachten und froh waren, unter einer gefürchteten Flagge ſich mitgefürchtet zu ſehen. Alſo lauter „Werdende“ waren es, die der Tunnel allſonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffeelokale verſammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, zu denen ſich, unter Aſſiſtenz einerſeits des Hofſchauſpielers Lemm (eines ganz ausgezeichneten Künſtlers), andererſeits des von Anfang an die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauſpieler, Aerzte und Offiziere geſellten, junge Leutnants, die damals mit Vorliebe dilettierende Dichter waren, wie jetzt Muſiker und Maler. Um die Zeit, als ich eintrat, ſiebzehn Jahre nach Gründung des Tunnels, hatte die Geſellſchaft ihren urſprünglichen Charakter bereits ſtark verändert und ſich aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch, trotz dieſer Umwandlung, herrſchten „Amateurs“, vor, gehörten aber doch meiſtens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunſt entweder in die wirkliche Kunſt übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verſtändnis ihr oft beſſer dient als der fachmäßige Betrieb.

Und ſo beſtand denn ums Jahr 1844 und noch etwa fünfzehn Jahre darüber hinaus der Tunnel, ſeiner Hauptſache nach aus folgenden, hier nach Kategorien geordneten und zugleich mit ihrem Tunnel-Beinamen ausgerüſteten Perſonen:

Aſſeſſuren, Profeſſoren, Doktoren.

Aſſeſſor Heinrich von Mühler (Cocceji), der ſpätere Kultusminiſter.

Aſſeſſor Dr. Heinrich Friedberg (Canning); der ſpätere Juſtizminiſter.

Aſſeſſor Dr. E. Streber (Feuerbach); ſpäter — nachdem er durch Heranziehen des „E“ ſeines Vornamens an ſeinen eigentlichen Namen, den nun ſpaniſch klingenden Namen Estrebér (Accent auf der letzten Silbe) hergeſtellt hatte — Miniſter in Coſta Rica.

Aſſeſſor Wilhelm von Merckel (Immermann), Schwager von H. von Mühler; ſtarb als Kammergerichtsrat.

Aſſeſſor Ribbeck (Matthiſſon), Bruder des Philologen Profeſſor Ribbeck in Leipzig; ſtarb als vortragender Rat und Direktor im Miniſterium des Innern.

Aſſeſſor Graf Henckel von Donnersmarck (Ulrich von Hutten); ſtarb früh.

Aſſeſſor von Bülow (Taſſo); ſpäter Generalkonſul in Smyrna.

Aſſeſſor Dr. Erich (Cujacius); ſpäter Regierungsrat und litterariſch-politiſcher Berichterſtatter Kaiſer Wilhelms, namentlich über die Parlamentsſitzungen.

Aſſeſſor Müller (Ernſt Schulze), Rendant an der Charité.

Aſſeſſor Hermann Kette (Tiedge); ſpäter

Präſident der Generalkommiſſion, erſt in Frankfurt a. d. O., dann in Kaſſel.

Aſſeſſor Karl Kette; ſpäter Juſtizrat und Rechtsanwalt am Kammergericht.

Kollegien-Aſſeſſor Baron Budberg (Puſchkin), Kurländer und — wenn ich nicht irre — der ruſſiſchen Geſandtſchaft attachiert.

Dr. Franz Kugler (Leſſing), Profeſſor, Geheimrat im Kultusminiſterium.

Dr. Franz Kugler, Neffe des Vorigen, Redakteur an der „Nationalzeitung“.

Dr. Karl Bormann (Metaſtaſio), Provinzial-Schulrat.

Dr. Otto Gildemeiſter (Camoëns), ſpäter Senator und Bürgermeiſter von Bremen.

Dr. Adolf Wiedmann (Macchiavell); ſpäter Profeſſor in Jena. Von 1866 ab bis an ſeinen Tod Meiſter der St. Johannis-Loge zur Beſtändigkeit.

Dr. Heinrich von Orelli aus Zürich (Zſchocke); Freund Wiedmanns und Scherenbergs, Philoſoph und Kritiker; ſtarb zu Berlin.

Dr. Rudolf Löwenſtein (Spinoza); neben Kaliſch und Ernſt Dohm Redakteur des „Kladderadatſch“.

Dr. Adolf Löwenſtein (Hufeland), Vetter Rudolf Löwenſteins; als Geh. Sanitätsrat geſtorben.

Dr. Friedrich Eggers (Anakreon) Redakteur des „Deutſchen Kunſtblattes“; ſpäter Profeſſor am Polytechnikum.

Dr. Karl Eggers (Barkhuſen), Senator in Roſtock.

Offiziere.

Major Bleſſon (Carnot), Herausgeber einer militäriſchen Zeitſchrift. Während der Befreiungskriege oder in den unmittelbar folgenden Jahren Adjutant Blüchers. 1848 ſtand er, bis zum Zeughausſturm, an der Spitze der Berliner Bürgerwehr.

Hauptmann von Glümer (Archenholtz). Bei Ausbruch des ſiebziger Krieges Kommandierender der 13. (weſtfäliſchen), ſpäter, bei Nuits und an der Liſaine, Kommandierender der badiſchen Diviſion.

Hauptmann von Woyna. Bei Ausbruch des ſiebziger Krieges Generalmajor und Kommandierender der 38. (hannoverſchen) Brigade.

Woldemar von Loos (Platen), Hauptmann im zweiten Garderegiment. Später, gleich nach Etablierung des zweiten Kaiſerreiches in Frankreich, Militärattachee in Paris. Starb früh.

von Clauſewitz (Cäſar), Hauptmann im zweiten Garderegiment.

Fritz von Gaudy (Ziethen), Leutnant im

Franz-Regiment, Halbbruder von Franz von Gaudy. Fiel 1866 als Oberſtleutnant im Franz-Regiment bei Alt-Rognitz.

Hermann von Etzel (Xenophon), Leutnant im Garde-Schützenbataillon, Sohn des älteren (1813) und Bruder des jüngeren Generals von Etzel, Direktors der Kriegsakademie, welcher letztere 1866 bei Rechanitz (Königgrätz) die 16. Diviſion kommandierte.

Fedor von Köppen (Willamowitz), Leutnant, ſpäter Hauptmann im vierten Garderegiment.

Bernhard von Lepel (Schenkendorf), Leutnant im Kaiſer Franz-Regiment, ſpäter Major in der Garde-Landwehr.

Max Jähns, Leutnant in einem rheiniſchen Infanterieregiment, ſpäter Oberſtleutnant. Militärſchriftſteller.

Dichter, Berufsſchriftſteller, Künſtler.

Moritz Graf Strachwitz (Götz von Berlichingen), geſt. 1847 in Wien, auf der Rückreiſe von Italien. In einer Wiener Zeitung hieß es: „Er war erſt 25 Jahre alt. Seiner Leiche folgte Niemand als ſein treuer Diener. Dichterloos“.

Emanuel Geibel (Bertran de Born).

Theodor Strom (Tannhäuſer).

Chriſtian Friedrich Scherenberg (Cook).

Paul Heyſe (Hölty).

George Heſekiel (Claudius).

Baron Hugo von Blomberg (Maler Müller).

Heinrich Seidel (Frauenlob).

Felix Dahn.

Friedrich Drake.

Adolf Menzel (Rubens).

Richard Lucae (Schlüter).

Dr. Alfred Woltmann (Fernow).

Dr. Bernhardi (Leiſewitz). Ein Neffe Ludwig Tiecks und guter Litterarhiſtoriker.

Dr. Wollheim da Fonſeca (Byron). Später nach Hamburg überſiedelt.

Dr. Werner Hahn (Carteſius), Litterarhiſtoriker. Später im Gegenſatz zum „Bismarck-Hahn“ (Geheimrat Ludwig Hahn) der Edda-Hahn geheißen. Starb auf ſeinem kleinen Beſitztum in Sacrow.

Heinrich Smidt (G. A. Bürger), Seenovelliſt, damals als „deutſcher Marryat“ gefeiert. Starb als Bibliothekar im Kriegsminiſterium.

Louis Schneider (Campe, mit dem Zunamen der „Caraïbe“), Hofſchauſpieler; ſpäter Geh. Hofrat und Vorleſer König Friedrich Wilhelms IV.

Leo Goldammer (Hans Sachs), Bäckermeiſter und Dramatiker; ſpäter Magiſtratsſekretär.

Wilhelm Taubert (Dittersdorf), Oberkapellmeiſter.

Herrmann Weiß (Salvator Roſa), Geſchichtsmaler, Profeſſor der Koſtümkunde. Später Geh. Regierungsrat und zweiter Vorſtand in der Verwaltung des Zeughauſes.

Arnold Ewald, Profeſſor, Hiſtorienmaler.

Hermann Stilke, Profeſſor, Hiſtorienmaler.

Theodor Hoſemann (Hogarth), Genremaler.

Wilhelm Wolff (Peter Viſcher), Bildhauer; der ſogenannte „Tierwolf“.

* * *

Das waren während der vierziger und fünfziger Jahre die bemerkenswerteſten Mitglieder des Vereins. Vielleicht fehlen einige, in welchem Fehlen ſich keine Kritik ausſprechen ſoll. Bei ſolchem Rückblick werden oft Allerbeſte vergeſſen. Aber auch, wie die Namen hier ſtehen, erweiſt der flüchtigſte Blick, daß es eine ſehr reputable Geſellſchaft war, und nur wenige Dichtervereinigungen wird es in Deutſchland gegeben haben, die Beſſeres zu bieten in der Lage waren. Ueber einzelne der vorſtehend Aufgezählten werde ich eingehender zu ſprechen haben. Ehe ich aber damit beginne, ſtehe hier noch Einiges über den

Tunnel als Ganzes, über ſeine Verfaſſung und ſeine „Statuten“, über ſeine Lokale, ſeine Sitzungen und ſeine Feſte.

Zunächſt die Verfaſſung. Dieſe war natürlich der ähnlicher Geſellſchaften nachgebildet. Vorſitzender, Schriftführer, Kaſſierer, Bibliothekar und Archivar, alles war da, wie das herkömmlich iſt, aber im Einzelnen zeigten ſich Abweichungen; alles — wofür namentlich Saphir und Louis Schneider von Anfang an geſorgt hatten — war humoriſtiſch zugeſchnitten, vielleicht mit etwas zu gewolltem Humor. Denn dieſe genannten Beiden waren zwar witzig, Saphir ſogar *ſehr*, aber der Eine wie der Andere war ſo wenig humoriſtiſch wie möglich. Till Eulenſpiegel bildete den Schutzpatron des Tunnels, eigentlich wohl mit Unrecht. Später ſah man das auch ein, ließ es aber laufen, weil die Tradition es geheiligt hatte. Der Vorſitzende, der immer auf ein Jahr gewählt wurde, hieß nicht Vorſitzender oder Präſident, ſondern das „Haupt“, noch genauer das „angebetete Haupt“. Sein Szepter war das Eulenſzepter, ein etwas übermannshoher Stab, auf deſſen oberem Ende eine vergoldete Eule thronte. Dieſes Szepter war eine Art Heiligtum, aber ihm an Anſehen gleich oder faſt noch überlegen war ein anderes Stück aus dem Tunnel-Krontreſor: der „Stiefelknecht“, der, ich weiß nicht wie motiviert, die „unendliche Wehmut“ oder den Weltſchmerz ſymboliſieren ſollte. Wie geſagt, ſo war es Anfangs. Als man ſchließlich wahrnahm, daß die Tragkraft dieſes Witzes nicht ſehr bedeutend ſei, kam der Stiefelknecht kaum noch zum Vorſchein, ausgenommen bei ganz feierlichen Gelegenheiten, wo man der Anſicht ſein mochte, daß er, wie ein alter Urgötze, gerade wegen ſeiner Unſinnigkeit anzurufen ſei.

Natürlich waren auch „Statuten“ da, deren Paragraphen mir übrigens nicht mehr gegenwärtig ſind, zwei abgerechnet, beide gleich klug und weiſe. Der eine ſchrieb vor, daß jedes Tunnelmitglied einen Necknamen, einen nom de guerre, haben müſſe, der andere verbot jede politiſche Debatte. Beide Paragraphen haben ſich durch volle fünfzig Jahre hin, von 1827 bis 1877 — von wo ab die Lebenskraft des Tunnels ſo gut wie verzehrt war, — glänzend bewährt. Zunächſt die beſondere Namensgebung. Ohne dieſe wäre es überhaupt nicht gegangen, was ſich aus der verſchiedenen Lebensſtellung der Mitglieder, von denen — wenigſtens in den ſpäteren Tunnelperioden — der eine General, der andere Fähnrich, der eine Miniſter, der andere Handlungsgehülfe war, leicht ergiebt. Major Bleſſon, damals ein Sechziger, hieß Carnot, Leutnant v. Etzel, damals zwanzig, hieß Xenophon. Als zwanzigjähriger Leutnant von Etzel war er dem ſechzigjährigen Major Bleſſon gegenüber in einer höchſt ſchwierigen Lage, als Xenophon aber konnte er Carnot, „dem Organiſator des Krieges“, ſagen, was er wollte. — Mit dem Verbot der Politik lag es ebenſo. Wie hätte ſonſt Miniſter von Mühler mit dem Kladderadatſch-Löwenſtein auskommen wollen.

Der Tunnel, was nicht gleichgültig war und deshalb hier mit erwähnt werden mag, beſaß auch ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das ſich aus den von jedem Mitgliede zu zahlenden Beiträgen angeſammelt hatte. Louis Schneider, in allem ein Praktikus, legte der Exiſtenz eines ſolchen Vermögens ein großes Gewicht bei und bezeichnete dasſelbe als den „Reifen, der die Dauben des Faſſes, wenn dieſe jemals Luſt hätten, auseinander zu fallen, immer wieder zuſammen halten würde“. Das hat ſich denn auch durch ein halbes Jahrhundert hin bewährt. Erſt etwa vom Jahre 1880 an begann, trotz aller von Schneider getroffenen Vorkehrungen, ein Auseinanderfallen und der Tunnel wurde Sage; dann verklang auch die. Was inzwiſchen aus dem ganzen Beſitzſtande, darunter auch Bibliothek und Archiv, geworden iſt, weiß ich nicht. Dann und wann verlautet „es gäbe noch einen „Tunnel“, der denn auch nach wie vor der Hüter all dieſer Schätze ſei.“ Doch tritt er, wenn ſein Daſein ſich beſtätigt, in vielleicht zu weitgehender Beſcheidenheit, nie hervor.

Jede Sitzung wurde durch ein dreimaliges Aufſtampfen mit dem Eulenſcepter eröffnet, dann ſtellte das „Haupt“ das Zeichen ſeiner Macht bei Seite, und rechts den Schriftführer, links den Kaſſierer, bat er Erſteren um Vorleſung des Protokolls der vorigen Sitzung. Dieſe Protokolle waren im richtigen Tunneljargon abgefaßt und oft ſehr witzig. Die weitaus beſten waren die von Wilhelm von Merckel, weshalb dieſer, mit kurzen Unterbrechungen, wohl durch länger als zwei Jahrzehnte hin immer wieder zum Schriftführer gewählt wurde. Merckel lebte ganz in dieſen Dingen und blieb dadurch bis an ſeinen Tod eine Hauptſtütze des Vereins. Dann und wann wurde das Protokoll auch beanſtandet. Aber dies mußte durch einen Mann von Geiſt geſchehen, nahm ſich's ein anderer heraus, ſo ließ man ihn abfallen.

War das Protokoll erledigt, ſo ſtellte das Haupt die Frage: „Späne da?“ Darunter verſtand man die zum Vortrag beſtimmten Beiträge — meiſt Gedichte —, von denen jeder Beitrag ſchon vor Beginn der Sitzung entweder auf den Tiſch des Hauſes niedergelegt oder beim Schriftführer wenigſtens angemeldet ſein mußte. Wurde die Anfrage: „Sind Späne da?“ bejaht, ſo ſtellte das Haupt die Reihenfolge für deren Vorleſung feſt, und der Verfaſſer placierte ſich nun an ein mit zwei Lichtern beſetztes Tiſchchen, von dem aus der Vortrag ſtattzufinden hatte. Selten wurde gleich Beifall oder überhaupt ein Urteil laut. Das Gewöhnliche war, daß man in Schweigen verharrte. „Da ſich niemand zum Wort meldet, ſo bitte ich Platen, ſeine Meinung ſagen zu wollen.“ Und nun ſprach Platen (Hauptmann W. von Loos). Der auf dieſe Weiſe zur Meinungsäußerung Aufgeforderte war faſt immer jemand, der als guter Kritiker galt, und nun folgte, wie dies überall der Fall, der bekannte Hammelſprung; alle ſprangen nach, wenn nicht zufällig und meiſt ſehr ausnahmsweiſe dieſer oder jener den Mut hatte, der beſtimmt abgegebenen Meinung ein beſtimmtes anderes Urteil entgegenzuſetzen. All' das fand aber nur ſtatt, wenn es ſich um etwas „Reelles“, will alſo ſagen um ein Gedicht von Scherenberg oder Lepel oder Eggers handelte; waren es „kleine Leute“, ſo wurden nicht viel Umſtände gemacht und gleich ohne jede Motivierung zur Abſtimmung geſchritten. Die Tunnelſchablone kannte nur vier Urteile: ſehr gut, gut, ſchlecht und „verfehlt“. Letzteres war beſonders beliebt. Von fünf Sachen waren immer vier verfehlt.

Der Tunneljargon, wie hier gleich noch eingeſchaltet werden mag, war von erheblicher Ausdehnung und jedenfalls weit davon entfernt, ſich auf „Späne“ — als Bezeichnung für Beiträge — zu beſchränken. Die Mitglieder beiſpielsweiſe, die ganz unproduktiv waren, hießen „Klaſſiker“, die Produktiven dagegen „Makulaturen“. Die Gäſte hießen „Runen“, womit wohl ausgedrückt ſein ſollte, daß ſie was Geheimnisvolles hätten, daß man noch nicht recht Beſcheid mit ihnen wiſſe. Die Sammelbüchſe, die beim Schluß der Sitzung klingelbeutelartig umging, hieß „eiſerner Fonds“.

Das Lokal für die Sitzungen wechſelte ziemlich häufig, namentlich in den erſten Jahren. Später wurde man ſeßhafter, und drei dieſer Lokale ſind mir in Erinnerung geblieben: erſt ein Hof- und Gartenſalon in der Leipzigerſtraße, dann ein Vorderzimmer im „Engliſchen Hauſe“, zuletzt — und durch viele Jahre hin — ein großer Saal im „Café Belvedere“, einem jetzt eingegangenen Etabliſſement neben Opernhaus und katholiſcher Kirche. Hier erhielten wir auch einen Bilderſchmuck, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlaſſung. Hugo von Blomberg und Profeſſor Stilke malten ein ziemlich großes Wandbild, das dem Lokal, auch als der Tunnel ſich nicht mehr darin verſammelte, zur Erinnerung an alte Zeiten erhalten blieb. Ich habe es da noch öfter geſehen. Was inzwiſchen daraus geworden, vermag ich ebenfalls nicht mehr anzugeben, würde es aber beklagen, wenn es verloren gegangen ſein ſollte. Denn es veranſchaulichte ſehr gut ein Stück Alt-Berlin. Einiges ſteht mir noch deutlich vor der Seele. Blomberg ſelbſt, bloß in Trikot und mit einer Schärpe darüber, ſtand als Jongleur auf zwei Pferden, wohl um ſeine Doppelthätigkeit als Maler und Dichter zu veranſchaulichen. Rechts neben ihm ſaß ich, in einem Douglas- oder Percy-Koſtüm auf einem Wiegenpferde, und hatte meine Lanze gegen einen anderen Ritter, wahrſcheinlich einen Balladenkonkurrenten, eingelegt. Wer dieſer andere war, weiß ich nicht mehr. Mir zur Seite ſtand Merckel. Der war damals „Haupt“, weshalb ihn Blomberg in pontificalibus dargeſtellt hatte: Frack, Eskarpins und ein breites Tunnel-Ordensband — en crachat — über die Bruſt. Es wirkte ſehr gut, aber doch zugleich auch komiſch und anzüglich, weil Merckel, von Natur ſchon klein, durch eine Laune des Malers noch ſpindeldürre Beinchen erhalten hatte. Glücklicherweiſe war Kugler ſeitens des Feſtkomitees zu nochmaliger Inſpizierung des Bildes abbeordert worden und beſtand auf Beſeitigung der dünnen Beinchen. „Ja, wie das machen?“

fragte Blomberg. — „Das iſt Ihre Sache, ſo geht es nicht." Und ſchließlich fand ſich auch ein Ausweg. Blomberg malte ein Rieſentintenfaß über die beanſtandeten Beine weg, ſo daß nur die halbe Figur mit dem roten Crachat aus dem Tintenfaß heraus wuchs.

* * *

Natürlich hatte der Tunnel auch ſeine Feſte, die, gerade während der Zeit ſeiner Blüte, mit Regelmäßigkeit wiederkehrten: Faſchingsfeſt, Stiftungsfeſt und ein Feſt des Wettbewerbs oder der Preisdichtung. Letzteres eine Art Sängerkrieg.

Das Faſchingsfeſt bot meiſt nicht viel. An eines denke ich mit einer kleinen Verlegenheit zurück. Wir hatten in Geſellſchaftsanzug zu erſcheinen, aber uns zugleich mit einem Extrahemd auszurüſten, das, ich weiß nicht mehr auf welches Zeichen hin, plötzlich blouſenartig angelegt und zum eigentlichen Koſtüm des Abends werden ſollte. Dieſer Moment kam denn auch. Ich meinerſeits mußte jedoch die ganze Sache nicht recht verſtanden oder aber, durchaus irrtümlich, den Hauptzweck dieſer Verkleidung in Anlegung eines büßerhaft „härenen Gewandes" erkannt haben; kurzum, ich hatte mich mit einem langen Nachthemd bewaffnet, das, weil kurz vorher erſt aus der Truhe meiner Mutter hervorgegangen, noch ganz den Charakter friſch gewebter Alltagsleinewand und vor allem auch die damit verbundene Steifheit hatte. Dieſer Zuſtand war mir nicht recht gegenwärtig, und als ich nun auf das gegebene Zeichen raſch und urkräftig mein Kommiß-Rieſenhemd entfalten wollte, gab es einen dumpfen Knall, etwa wie wenn Dienſtmädchen ein Tiſchtuch oder eine Bettdecke auseinander ſchlagen, ein Knall, dem ein für mich etwas peinliches Lachen meiner Tunnelbrüder auf dem Fuße folgte. Selbſt die Artigſten ſtimmten mit ein. In Erwägung, daß ſich's um eine Faſchingsſache handelte, konnte ich mich, wenn ich durchaus wollte, freilich als eine Art Sieger des Abends anſehen. Aber ich hätte dieſen Sieg doch lieber nicht errungen.

Die Faſtnachtsfeſte verliefen meiſt mäßig, deſto hübſcher waren die Stiftungsfeſte. Dieſe fielen, wenn ich nicht irre, auf den 3. Dezember. Dann waren nicht nur Gäſte geladen, ſondern auch die dem Tunnel längſt untreu gewordenen „alten Herren“ erſchienen noch einmal wieder und waren jung mit den Jüngſten. Selbſt Mühler, wie bereits erzählt, als er ſchon Jahr und Tag Miniſter war und die Zeiten von „Grad' aus dem Wirtshaus“ längſt hinter ſich hatte, fehlte dann ſelten und bezeugte die ihm durch allen Wandel der Zeiten treu gebliebene liebenswürdige Natur. In der das jedesmalige Stiftungsfeſt einleitenden Sitzung ſuchten Alle durch „Späne“ ihr Beſtes zu thun, und bei Tiſche löſten ſich neue und alte Lieder ab. Unter den alten ſtand das von Rudolf Löwenſtein gedichtete Tunnellied oben an, deſſen erſte Strophe lautet:

Zu London unter der Themſe
Der mächtige Tunnel liegt,
Der Strom, ſcheu wie die Gemſe,
Hin über die Tiefe fliegt . . .

Wir waren, wenn wir das ſangen, immer in ſehr gehobener Stimmung, beinahe gerührt, und noch in dieſem Augenblick bezaubert mich ein gewiſſes Etwas in dieſen vier Zeilen, trotzdem ich ſie, nüchtern erwogen, ſehr anfechtbar finde. Wer die Londoner Themſe geſehen hat, wird ihr alles Mögliche nachrühmen können, nur nicht den Gemſencharakter und die Scheuheit. Aber ſonderbar, es giebt in der Poeſie ſo viele Wendungen, die trotz ihrer Mängel, ja, vielleicht um derſelben willen, einen immer wieder lebhaft erfreuen und ſo zu ſagen „Jenſeits von gut und böſe“ liegen.

Selbſtverſtändlich, da der Tunnel auch Komponiſten und Virtuoſen zu ſeinen Mitgliedern zählte, kam es bei den Stiftungsfeſten mehr als einmal zu muſikaliſchen Aufführungen und Impromptus. Hierbei feierte vor Allem Kapellmeiſter Taubert — Dittersdorf — ſeine Triumphe. Heinrich Seidel in ſeinem reizenden Buche: „Von Perlin bis Berlin“ hat über ſolche Klavierimproviſationen Emil Tauberts berichtet. Es heißt da: „Rothſchild und Roſſini waren beinahe gleichzeitig geſtorben, und ein Tunnelmitglied hatte ihnen bei der Feſttafel einen witzigen Nachruf gehalten, indem er allerlei Parallelen zwiſchen dieſen beiden großen ‚R's‘ zog. Kaum war er damit fertig, ſo eilte Taubert an das Klavier, präludierte und begann eine entzückende Improviſation über die beiden Themen: ‚Gold, ach Gold iſt nur Chimäre‘, von Meyerbeer, und Roſſinis: ‚Wünſche ihnen wohl zu ruhen‘ aus dem Barbier von Sevilla. Es war entzückend, wie er die beiden Melodien durcheinander flocht.“

Die Stiftungsfeſte, wie geſagt, waren gut, aber unſer Beſtes waren doch die Preisausſchreibungen, die Wartburg-Sängerfeſte, trotzdem die Damen fehlten und die Kränze. Wir waren proſaiſcher und zahlten bar, nachdem eine kurze Zeit lang „Ehrenbecher“ und dergleichen verliehen worden waren, was ſich aber nicht als praktiſch erwies. Ich meinerſeits ſiegte mehrere Male, bin dieſer Siege jedoch, ſo ſehr mich die Wettbewerbe ſelbſt intereſſierten, nie recht froh geworden. Einmal — die Forderung ging dahin, daß das zur Konkurrenz zuzulaſſende Gedicht einen „Gaſt“ als Hauptfigur auftreten laſſen müſſe — gewann ich den Preis mit einer Ballade, die ſich in meinen geſammelten Gedichten unter dem Titel „Lord Athol“ vorfindet. Ich war aber über meine Siegesberechtigung ſelber ſo zweifelsvoll, daß ich, als am ſelben Tage noch für die gerade damals in der Gründung begriffene Schiller-Stiftung geſammelt wurde, meinen ganzen Gewinn als erſte Beiſteuer einzahlte. Wie viel Renommiſterei dabei mit im Spiele war, kann ich nachträglich nicht mehr feſtſtellen.

Das war Anno 59, als ſchon die Geldpreiſe Sitte geworden waren. Aber auch ſchon vorher, als ich einen Ehrenbecher, ein wahres Monſtrum von Häßlichkeit — ich beſitze ihn noch —, einheimſte, miſchten ſich in meine Siegesfreude ſehr widerſtrebende Gefühle. Wer damals im Tunnel konkurrieren wollte, mußte ſeinen Beitrag anonym abliefern und hatte nur das Recht, auf einem beigelegten Zettel den zu verzeichnen, der ſein Gedicht in öffentlicher Sitzung vorleſen ſollte. Die beſten Kräfte — wie ſich ſpäter, nachdem die Namen bekannt gegeben wurden, herausſtellte — hatten an dieſer Konkurrenz teilgenommen: Eggers, Broemel (ſpäter in London) Kugler, Lepel, Heyſe. Das Zünglein der Wage ſchwankte zwiſchen „dem Tag von Hemmingſtedt“ und „dem Thal des Espigno“, und „Hemmingſtedt“, von mir herrührend, ſiegte ſchließlich. Das „Thal des Espigno“ war von Heyſe. Die Partei Heyſe, zu der vor allem Kugler gehörte, verriet über dieſen Ausgang keine Spur von Verſtimmung, was ich ſchon damals bewunderte. Contenance bewahren, wenn einen, wie dies bei jeder Lotterie der Fall iſt, der blinde Zufall im Stich läßt, iſt nicht allzu ſchwer; aber auch da nicht Empfindlichkeit zeigen, wo man ſeinen Anſpruch auf Sieg beinahe beweiſen kann, das vermag nicht jeder. Es ſteht mir jetzt feſt, daß das „Thal des Espigno“ das durchaus beſſere Gedicht war, und auch damals ſchon regte ſich etwas von dieſer Erkenntnis in mir.

Zweites Kapitel.

Mein Eintritt in den Tunnel.
Graf Moritz Strachwitz.

In dieſe vorgeſchilderte Geſellſchaft — Tunnel — trat ich, wie ſchon am Schluß des vorigen Abſchnitts hervorgehoben, im Mai 1844 ein, wenige Wochen nach Beginn meiner Dienſtzeit im Franz-Regiment. Bernhard von Lepel, ſchon längere Zeit Mitglied des Vereins, hatte mich in Vorſchlag gebracht und die zur Aufnahme nötigen „Referenzen" gegeben. Ich wurde ſehr freundlich begrüßt, erhielt meinen Tunnelnamen — Lafontaine — und hätte durchaus zufrieden ſein können, wenn ich nur mit dem, was ich dichteriſch zum Beſten gab, mehr oder doch wenigſtens einen Erfolg gehabt hätte. Das wollte mir aber nicht gelingen. Meine ganze Lyrik, nicht viel anders wie während meiner voraufgegangenen Leipziger Tage, war, auch zu jener Zeit noch, auf Freiheit geſtimmt oder ſtreifte wenigſtens das Freiheitliche, woran der Tunnel, der in ſolchen Dingen mit ſich reden ließ, an und für ſich nicht ernſten Anſtoß nahm, aber doch mit Recht bemerkte, daß ich den Ton nicht recht träfe. „Sehen Sie,“ hieß es eines Tages, „da iſt der Rudolf Löwenſtein; der ſchreibt auch dergleichen, aber doch wie ganz anders!“ Das „wie ganz anders“ bezog ſich beſonders auf Löwenſteins berühmt gewordenes Lied: „Freifrau von Droſte-Viſchering“, das, als er es im Tunnel vorlas, einen ungeheuren Jubel hervorgerufen hatte, trotzdem, wie ſchon hervorgehoben, „Politiſches“ eigentlich verboten war.

Es ging mir alſo anfangs nicht allzu gut. Ganz allmählich aber fand ich mich zu Stoffen heran, die zum Tunnel ſowohl wie zu mir ſelber beſſer paßten als das „Herwegh'ſche“, für das ich bis dahin auf Koſten andrer Tendenzen und Ziele geſchwärmt hatte. Dies für mich Beſſere war der Geſchichte, beſonders der brandenburgiſchen, entlehnt, und eines Tages erſchien ich mit einem Gedicht „Der alte Derfflinger“, das nicht bloß einſchlug, ſondern mich für die Zukunft etablierte. Heinrich von Mühler, damals noch ein ziemlich regelmäßiger Beſucher des Tunnels, ſagte mir das denkbar Schmeichelhafteſte, wiederholte ſogar Stellen, die ſich ihm gleich eingeprägt hatten und blieb mir, von Stund' an, durch alle Wandlungen hin zugethan. Ich ließ alsbald dieſem „alten Derfflinger“ eine ganze Reihe verwandter patriotiſcher Dichtungen im Volksliedton folgen und erzielte mit einem derſelben, dem „alten Zieten“, eine Zuſtimmung — auch im Publikum — die weit über die bis dahin gehabten Erfolge hinaus ging. Ich glaube aber doch, daß der „alte Derfflinger“, der den Reigen eröffnete, gelungener iſt als der „alte Zieten“ und all die übrigen. Der erſte Wurf iſt immer der beſte.

Dieſe patriotiſchen Gedichte fielen in das Jahr 1846. Zwei Jahre ſpäter ſorgten die Zeitereigniſſe, bei mir wenigſtens, für einen kleinen Rückfall in das ſchon überwunden geglaubte „Freiheitliche“, doch war der dabei von mir angeſtimmte Ton ein ſehr andrer geworden. Alles Bombaſtiſche war abgeſtreift und an die Stelle davon ein übermütiger Bummelton getreten. Eins dieſer Gedichte, darin ich meine Braut zur Auswandrung nach Südamerika — natürlich nicht allzu ernſthaft gemeint — aufforderte, laſſ' ich als eine Stilprobe hier folgen:

> Liebchen, komm', vor dieſer Zeit, der ſchweren,
> Schutz zu ſuchen in den Cordilleren,
> Aus der Anden ew'gem Felſenthor
> Tritt vielleicht noch kein Konſtabler vor.
>
> Statt der Savigny's und ſtatt der Uhden
> Ueben dort Juſtiz die Botokuden,
> Und durchs Naſenbein der gold'ne Ring
> Trägt ſich leichter als von Bodelſchwingh.

Ohne Wühler dort und Agitator
Frißt uns höchſtens 'mal ein Alligator,
Schlöffel Vater und ſelbſt Schlöffel Sohn
Reſpektieren noch den Maranon.

Dort kein Pieper, dort kein Kiolbaſſa,
Statt der Dahrlehnsſcheine Gold in Kaſſa,
Und in Quito oder Santa Fé
Nichts von volksbeglückender Idee.

Laß die Klänge Don Juans und Zampas,
Hufgeſtampfe lockt uns in die Pampas,
Und die Roſſe dort, des Reiters wert,
Sichern Dich vor Rellſtabs Muſenpferd.

Komm', o komm'; den heimatlichen Bettel
Werfen wir vom Popokatepettel,
Und dem Kreiſchen nur des Kakadu
Hören wir am Titicaca zu.

Ein einziger Tunnelianer, Baron Wimpffen (Fouqué), wollte von dieſem Uebermut nichts wiſſen und wies ſogar auf die Statuten hin, „die derlei Dinge verböten“; er fiel aber damit total ab und zwar am meiſten bei den Konſervativen und Altminiſteriellen, bei Merckel, Lepel, Friedberg, die ſich das Gedicht mitnahmen und es am ſelben Abend noch beim alten Miniſter von Mühler — dem Juſtizminiſter, Vater des Kultusminiſters — vorlaſen.

Das war im Sommer 1848. In demſelben Jahre noch, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlaſſung, kamen mir Biſchof Percys „Reliques of ancient English poetry" und bald danach auch Walter Scotts „Minstrelsy of the Scottish border" in die Hände, zwei Bücher, die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geſchmack beſtimmten. Aber mehr als der mir aus ihnen gewordene litterariſche und faſt möchte ich ſagen Lebensgewinn, gilt mir der unmittelbare Genuß, den ich von ihnen gehabt habe. Sachen ſind darunter, wie zum Beiſpiel „Der Aufſtand in Northumberland" — zwei längere Balladen aus der Zeit der Königin Eliſabeth —, die mich noch heute mit Entzücken erfüllen, worin ſich freilich immer eine leiſe Mißſtimmung darüber miſcht, daß ich über dieſe, meiner Gedichtſammlung angefügten herrlichen Sachen niemals auch nur ein ſie bloß kurz erwähnendes Wort gehört habe, was ſie doch am Ende verdienen. Ueber das, was man bloß überſetzt hat, kann man allenfalls ſo ſprechen.

Ich gehörte dem Tunnel unausgeſetzt ein Jahrzehnt lang an und war während dieſer Zeit, neben Scherenberg, Heſekiel und Heinrich Smidt, das wohl am Meiſten beiſteuernde Mitglied des Vereins. Die große Mehrzahl meiner aus der preußiſchen, aber mehr noch aus der engliſch-ſchottiſchen Geſchichte genommenen Balladen entſtammt jener Zeit, und manche glückliche Stunde knüpft ſich daran. Die glücklichſte war, als ich — ich glaube bei Gelegenheit des

Stiftungsfeſtes von 1853 oder 54 — meinen „Archibald Douglas“ vortragen durfte. Der Jubel war groß. Nur Einer ärgerte ſich und ſagte: „Ja, wer ſo vorleſen kann, der muß ſiegen.“ Der betreffende Neidhammel verſah es aber damit total, und ſtatt mich zu deprimieren, hob er mich umgekehrt in meinem Glücke nur noch auf eine höhere Stufe. Für gewöhnlich nämlich hieß es, ich läſe meine Sachen ſo furchtbar ſchlecht, ſo pathetiſch und ſo monoton vor, daß ich mir alles immer ſelbſt verdürbe. Und nun war ich mit einem Mal auch als Vorleſer proklamiert! Das that mir ganz beſonders wohl. Ueber das „Andre“ war ich immer weniger in Sorge.

Im Sommer 1855 verließ ich Berlin und war Jahre lang fort. Als ich dann ſpäter wieder eintrat, war ich dem Tunnel entfremdet und nahm nur ſehr ſelten noch an ſeinen Sitzungen teil. Zuletzt ſchlief es ganz ein. Ob ich mich oder ob ſich der Tunnel verändert hatte — ich weiß es nicht; aber das letztere will mir das Wahrſcheinlichere bedünken.

* * *

Ich wende mich nun in dieſem und einer ganzen Reihe folgender Kapitel den einzelnen Mitgliedern des Tunnels zu, die nach Namen und Beruf, ſchon Eingangs von mir aufgezählt wurden. Ueber einige: Scherenberg, Friedberg, Wiedmann, Orelli, Schramm, habe ich ſchon vor Jahren in meinem Buche: „Chriſtian Friedrich Scherenberg“ geſprochen, weshalb alle dieſe hier übergangen werden ſollen. In Betreff anderer, was ich hier auch vorauszuſchicken habe, könnte es freilich auffallen, daß ich Berühmtheiten — faſt mit-alleiniger Ausnahme von Storm — verhältnismäßig kurz, Unberühmtere dagegen oder ſelbſt völlig ungekannt Gebliebene mit einer gewiſſen Ausführlichkeit behandelt habe*). Manchem wird dies als eine Willkürlichkeit erſcheinen. Ich bin aber durchaus wohlüberlegt dabei verfahren, davon ausgehend, daß die Berühmtheiten, ſei's in eignen Memoiren, ſei's in Kunſt- und Litteraturgeſchichten, unter allen Umſtänden auf ihre Rechnung kommen, während die mit geringeren Chancen Ausgerüſteten, um eben deshalb hier einen Voranſpruch erheben dürfen.

---

*) Der den verſchiedenen Perſonen zugeteilte Raum iſt alſo ſehr verſchieden bemeſſen; aber ob kurz oder lang, überall bin ich darauf ausgeweſen, mehr das Menſchliche als das Litterariſche zu betonen. Daher die vielen kleinen Anekdoten und Geſchichten, die ſich aller Orten eingeſtreut finden. Ich mag darin an mehr als einer Stelle zu weit gegangen ſein; aber auch wenn dies der Fall ſein ſollte, ſcheint mir ein ſolches Zuviel immer noch ein Vorzug gegen die bloße Kunſtbetrachtung. Wer dieſe haben will, leiſtet ſich das am beſten ſelbſt, wenn er an die ja jedem zugänglichen Werke mit eigenem Auge und Urteil herantritt. Alſo, ſo ſagte ich, ich habe das Menſchliche betont, was andeuten ſoll, ich bin an Schwächen, Sonderbarkeiten und ſelbſt Ridiculismen nicht vorbei gegangen. All' dergleichen gehört nun einmal mit dazu. „Das proteſtantiſche Volk“ — ſo ſchrieb ich an anderer Stelle —, „verlangt eben keine Heiligen und Idealgeſtalten, eher das Gegenteil; es verlangt Menſchen und alle ſeine Lieblingsfiguren: Friedrich

Ich beginne mit einer Berühmtheit, mit

Graf Strachwitz.

Graf Moritz Strachwitz. Strachwitz — Götz von Berlichingen — war, als ich in den Sonntagsverein eintrat, ſchon in ſeine Heimatprovinz Schleſien zurückgekehrt, aber er lebte noch unter den Tunnelleuten, und wo Drei zuſammen waren, da war er Gegenſtand der Unterhaltung. Wie ſich in den letzten dreißig Jahren innerhalb des Tunnels alles um Scherenberg drehte, ſo während der kurzen

---

Wilhelm I., der große König, Seydlitz, Blücher, York, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck ſind nach einer beſtimmten Seite hin, und oft nach mehr als einer Seite hin, ſehr angreifbar geweſen. Der Hinweis auf ihre ſchwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geſchadet. Geſtalten wie Moltke bilden ganz und gar die Ausnahme, weshalb auch die Moltke-Begeiſterung vorwiegend eine Moltke-Bewunderung iſt und mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen ſtammt."

Epoche von etwa 1840—1843 alles um Strachwitz. Er war zu genannter Zeit nicht bloß Mittelpunkt des Vereins, ſondern zugleich auch Aller Stolz und Liebling. Nach allem, was ich über ihn, namentlich aus Bernhard von Lepels Munde gehört habe, lag zu dieſer ihm eingeräumten Stellung auch die vollſte Berechtigung vor, denn er zählte zu den immer nur dünn Geſäeten, die nicht bloß Dichter ſind, ſondern auch ſo wirken. Er war wie ſeine Lieder: jung, friſch, geſund, ein wenig übermütig, aber der Uebermut wieder geſänftigt durch Humor und Herzensgüte. So kam es, daß nicht bloß ein engerer, ſich aus Mühler, Friedberg, Merckel, Lepel, von Loos, Baron Budberg und Graf Henckel zuſammenſetzender Kreis dem in der Ferne Weilenden eine große Liebe bewahrte, ſondern daß auch das Tunnel-Gros d'armée: Studenten und junge Kaufleute, von gleicher Anhänglichkeit erfüllt waren. Und von ſolcher Anhänglichkeit erfüllt, erwies ſich auch Strachwitz ſelbſt, der ſeine Beziehungen nicht ohne weiteres abbrach, ſondern brieflich im Verkehr mit dem Tunnel blieb. Er ſchickte Neues mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit ein, und die Vorleſung davon nahm mehr als eine Sitzung in Anſpruch. Dies ſetzte ſich durch geraume Zeit hin fort, und wenn ich nicht irre, kamen auch die ſchönen Terzinen — ſie bilden einen Zyklus —, die den

Geſamttitel: „Venedig“ führen und das Letzte ſind, was er geſchrieben hat, im Tunnel zum Vortrag.

Die fortdauernde Begeiſterung für ihn äußerte ſich auch darin, daß viel aus ihm zitiert wurde, was mir alsbald die Verpflichtung auferlegte, mich ebenfalls mit ſeinen mir bis dahin fremd gebliebenen Sachen bekannt zu machen. Ich lernte denn auch „Nun grüße Dich Gott, Frau Minne“, den „Gefangenen Admiral“, die „Jagd des Moguls“ ꝛc. auswendig und war bald einer der Eifrigſten in der Strachwitz-Gemeinde. Daß ich — wie mir's ſonſt wohl mit meinen litterariſchen Jugendlieben geht — bei dieſem Eifer ausgedauert hätte, kann ich freilich nicht ſagen. Ich hielt etwa zwanzig Jahre lang enthuſiaſtiſch daran feſt, aber ſeit etwa einem Menſchenalter iſt mir der Sinn für das Strachwitziſche doch mehr oder weniger verloren gegangen. Es iſt alles ſehr talentvoll und beſonders ſehr klangvoll, aber zugleich tritt es doch zu pausbackig auf und hat viel weniger von Originalität, als es mir vordem erſchien. Es iſt alles virtuos Freiligrathiſch gehalten, noch mehr aber darf man ihn einen auf die Kehrſeite gefallenen Herwegh nennen Was Herwegh demokratiſch vorſang, ſang Strachwitz ariſtokratiſch nach. Der Grundton, natürlich nur auf das rein Dichteriſche hin angeſehen, iſt ſehr verwandt.

Ich würde mit dieſem Bekenntnis hier wahrſcheinlich zurückgehalten haben, wenn ich nicht einem der Strachwitz'ſchen Gedichte meine Treue bewahrt hätte, und zwar ſo ganz und ſo ſtark, daß dadurch alle meine Untreue gegen ihn wieder aufgewogen wird. Um eines Stückes willen geliebt werden, aber nun auch gründlich, iſt das Schönſte, was einem Dichter zu teil werden kann. Ich brauche bloß Bürger und ſeine „Leonore" zu nennen. Da kann nichts gegen an. Aehnlich liegt es mit Strachwitz und ſeinem „Herz von Douglas". Es zählt zu dem Schönſten, was wir überhaupt haben, und wenn ich mir dann vergegenwärtige, daß der Tunnel zwei ſolcher Prachtgedichte hervorgebracht hat, erſt den „Verlornen Sohn" von Scherenberg — ein Gedicht, das den ganzen übrigen Scherenberg aufwiegt — und dann das „Herz von Douglas", ſo darf man ſagen: „Dieſer Tunnel hat nicht umſonſt gelebt."

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, hier, bei dieſer leider viel zu wenig bekannt gewordenen Strachwitz'ſchen Ballade, noch einen Augenblick zu verweilen. König Robert Bruce liegt im Sterben, und weil er ein am Tage von Bannockburn von ihm geleiſtetes Gelübde, „gen Jeruſalem zu ziehen", nicht erfüllen konnte — „Es hat, wer Schottland bändigen will, Zum Pilgern wenig Zeit" —, ſo will er ſich mit Gott dadurch verſöhnen, daß ſein Herz nach Jeruſalem gebracht und dort beſtattet werden ſolle, „damit es ruhig ſei“. Zu dieſem Zwecke läßt er denn auch durch einen ſeiner Boten den auf einem alten Douglas-Schloſſe ſitzenden Lord Douglas herbeirufen . . . Und nun reiten beide, der Lord und der Bote, durch die Nacht hin zu dem ſterbenden König.

> Sie ritten vierzig Meilen faſt
> Und ſprachen Worte nicht vier,
> Und als ſie kamen vor Königs Palaſt,
> Da bluteten Sporn und Tier . . . .

Und nun thut der ſterbende König dem Douglas ſeinen letzten Willen, „daß ſein Herz nach Jeruſalem gebracht werde“, kund, und der Lord, als der König in ſelber Nacht noch hingeſchieden, nimmt alsbald das Herz des Königs und thut es „in roten Sammt und gelbes Gold“ und bricht auf. Aber ehe er Jeruſalem und das heilige Grab erreichen kann, ſieht er ſich in der Wüſte von ſpeerwerfendem und „Allah!“ rufendem Reitervolk angegriffen, und als ihm klar wird, daß ſein Häuflein unterliegen und das Herz nicht die heilige Stätte finden werde, greift er zu dem letzten Mittel und wirft das Herz des Königs mitten in die Feinde hinein. Und nun beginnt ein Anſtürmen, um das unter die Heiden geworfene Herz ihres Königs wieder zu gewinnen.

Von den Heiden allen, durch Gottes Huld,
Entrann nicht Mann noch Pferd,
Kurz iſt die ſchottiſche Geduld,
Und lang ein ſchottiſches Schwert.

Doch wo am dichtſten rings umher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falſcher Heidenſpeer
Dem Douglas das Herz durchrannt.

Und er ſchlief mit klaffendem Kettenhemd,
Und aus war Stolz und Schmerz,
Doch unter dem Schilde feſt geklemmt
Lag König Roberts Herz.

Ich habe das immer wunderſchön gefunden und find' es noch ſo bis dieſen Tag, und daß es trotzdem ſo wenig volkstümlich geworden, das hängt mit unſerer Anthologie-Fabrikationsmethode zuſammen. Ein paar Ausnahmen gern zugegeben, ſchnappt es in dieſen Sammelwerken immer mit Uhland und Umgegend ab. Und das nicht etwa, weil nichts anderes da wäre, ſondern bloß weil mit einer bequemen Tradition nicht gebrochen werden ſoll.

Ich darf dies ausſprechen, weil ich — ein beſonderes Glück — perſönlich unter dieſem Verfahren nicht zu leiden gehabt habe.

Drittes Kapitel.

Franz Kugler. Paul Heyſe. Friedrich Eggers.
Richard Lucae. Wollheim da Fonſeca.

Franz Kugler, Paul Heyſe, Friedrich Eggers, dieſe Drei ruhten, auf den „Verein“ hin angeſehen, zur Zeit meines Eintrittes in den Tunnel noch in der „Zukunft Schoß“. Kugler wurde erſt nach den Märztagen Mitglied, Eggers etwas früher. Heyſe noch ſpäter als Kugler. Sie bildeten eine beſtimmte Gruppe, die „Kugler-Gruppe“, die bis zu Heyſes Abgang nach München — Herbſt 1854 — eines großen Anſehens genoß, aber es trotzdem zu keinem rechten Wurzelſchlagen im Tunnelherzen brachte, was übrigens auch kaum Wunder nehmen durfte. Sie hatten, vom Talent ganz abgeſehen, viele Tugenden, aber gerade dieſe Tugenden erſchwerten ein herzliches Einvernehmen; ſie waren zu fein, zu profeſſorlich, *zu ſehr auf ſich ſelbſt geſtellt*. Letzteres war wohl ausſchlaggebend. Jede Geſellſchaft verlangt vom einzelnen ein gewiſſes Aufgehen in den Ton, der eben herrſcht, und wo dies Aufgehen ausbleibt, wo der berühmte — hier freilich nur drei Mitglieder zählende — „Staat im Staate“ ſich bildet, da kann von Einleben oder gar Intimität keine Rede ſein. Ich komme darauf zurück.

Franz Kugler.

Franz Kugler, geboren 1808, war in ſeinen Tunneltagen erſt ein angehender Vierziger. Warum wir ihn trotzdem den „alten Kugler“ nannten, weiß ich nicht recht, denn ſtattlich, grad aufrecht, von blühender Geſichtsfarbe, war der Eindruck, den er machte, eher jugendlich. Vielleicht war ſein Sokrateskopf Schuld, daß wir ihn an Jahren ohne weiteres erhöhten. Er hatte ſehr früh Karriere gemacht und war zu der Zeit, von der ich hier ſpreche, ſchon vortragender Rat im Kultusminiſterium, wenn ich nicht irre als Nachfolger von Eichendorff. Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite ſeiner Worte wägend, kam in ſeinem Weſen etwas ſpezifiſch Geheimrätliches, etwa altfränkiſches Goethiſches zum Ausdruck, das dem Tunnelton widerſprach und um ſo mehr Bedenken wachrief, als, der Altadligen ganz zu geſchweigen, auch die verſchiedentlich vorhandenen Miniſter- und Oberpräſidentenſöhne —

die dann ſpäter berufen waren, ſelber in hohe Stellungen einzurücken — keine Spur davon an ſich hatten. So kam es, daß Kugler immer Gegenſtand eines ihm halb verdießlich entgegengebrachten Reſpektes war, immer ein halber Fremdling. Er empfand dies auch und hätte, bei dem Freundſchafts- und Liebesbedürfnis, das er hatte, gewiß viel darum gegeben, dies ändern zu können; aber das war ihm nicht möglich. So liebevoll und edlen Herzens er war, ſo ſteif und ſcheu war er, wenigſtens da, wo's zu repräſentieren galt. Daß er andern Orts auch anders ſein konnte, davon erzähl' ich weiterhin.

Er war, durch Jahre hin, teils um ſeiner ſelbſt, aber wohl mehr noch um Heyſes willen, deſſen Aufblühen er mit faſt väterlicher Liebe verfolgte, ein ziemlich regelmäßiger Beſucher des Tunnels, der ihm manche Beiſteuer verdankte, Beiſteuern, über die die verſchiedenen Jahrgänge der „Argo“, eines Jahrbuches, das von 1854—1857 erſchien, wohl am beſten Auskunft geben dürften. Ob all' das in dem Jahrbuch Erſchienene — das, von mehreren kunſt- und litteraturgeſchichtlichen Unterſuchungen abgeſehen, die für die Kugler'ſche Produktion ganz charakteriſtiſchen Ueberſchriften: Cleopatra, Cyrus (ein Fragment), Friede, das Opfer, Götterjugend ꝛc. trug, — ob all dieſe Sachen im damaligen Tunnel zur

Vorleſung gekommen ſind, vermag ich nicht mehr mit Sicherheit feſtzuſtellen. Aber wenn es geſchehen, wie höchſt wahrſcheinlich, ſo läßt ſich aus den bloßen Titeln ſchon ſchließen, daß an eine große Wirkung nicht zu denken war. Strachwitz mit der „Jagd des Moguls“, oder Scherenberg mit ſeinem „Zechlied der Fremdenlegion“, oder Lepel mit der däniſch-ſchleswig'ſchen Gruſelballade von „König Erich und Herzog Abel“ konnten den Tunnel packen; aber mit „Götterjugend“ oder „Cyrus, ein Fragment“, war kein Erfolg einzuheimſen. Aus ſo feinen Leuten der Tunnel beſtand, ſo waren ſie doch nicht fein genug, vom Stoff abſehen und eine Sache lediglich um ihrer Kunſtform willen würdigen zu können. Vornehme Lyrik verſagte deshalb überhaupt, und war ſie nun gar „klaſſiſch“, ſo ſchon mit Sicherheit.

Unter den mannigfachen Sachen, die Kugler während ſeiner zehnjährigen Mitgliedſchaft zu Nutz und Frommen des Tunnels beiſteuerte, waren aber, außer den vorgenannten kleineren Arbeiten, auch größere: Dramen und Novellen.

Von den Dramen, um zunächſt von dieſen zu ſprechen, kamen: „Jacobäa“, „Die tatariſche Geſandtſchaft“, „Doge und Dogareſſa“, ſcenenweiſe wohl auch „Pertinax“ zur Vorleſung und begegneten dabei demſelben nüchternen Reſpekt, der ihnen —

ziemlich um dieſelbe Zeit — auch auf der Bühne zu teil wurde. Große Wirkungen hervorzurufen, war ihm überhaupt nicht vergönnt; über einen succès d'estime kam er nie recht hinaus und was ihn mehr noch als dieſe halben Erfolge, die doch zugleich auch halbe Mißerfolge waren, ſchmerzen mußte, das waren die beſtändigen Nadelſtiche, die, ſo lang er mit dem Theater zu thun hatte, nicht ausbleiben wollten. Einmal waren es die Schauſpieler, einmal die Verwaltungen. Er mochte ſich durch ſein Miniſterialamt, das ihm, in Kunſt- und ſpeziell auch Theaterangelegenheiten, eine Art offizieller Autorität gab, gegen Unliebſamkeiten geſchützt glauben; aber da kannte er die Theaterleute ſchlecht, für die, ganz im Gegenteil, die Vorſtellung, „das iſt ein Kunſt-Geheimrat“, nur etwas Herausforderndes hatte. Seine ſtets würdige Haltung verdarb es vollends. Eines Tages, als ſein Trauerſpiel „Doge und Dogareſſa“ einſtudiert werden ſollte, war er zugegen und ging gleich bei der erſten Probe von Wünſchen zu Ratſchlägen über, was die ſchon vorhandene flaue Stimmung nicht beſſerte. Zum Unglück traf es ſich auch noch, daß mitten in einer wichtigen Scene, dem berühmten ſchönen Hendrichs, der natürlich eine Hauptrolle hatte, ſein Spazierſtöckchen, mit dem er während des Spiels beſtändig umherfuchtelte, aus der Hand glitt und nicht bloß zu Boden, ſondern durch einen ziemlich breiten Spalt im Podium auch noch in die Verſenkung hinabfiel. Sofort geriet alles ins Stocken. Hendrichs erklärte rund heraus, daß er ohne das Stöckchen nicht weiter ſpielen könne, ſah ſich dabei — vielleicht aus Schändlichkeit gegen den Geheimrat und Dichter — von ſeinen Kollegen unterſtützt, und ſo ſtieg man denn unter Hendrichs' perſönlicher Führung in den Keller-Orkus hinunter, um da die Badine zu ſuchen. Erſt als dieſe wieder da war, konnte das Spiel fortgeſetzt werden.

Aber es kam noch ſchlimmer. An die Stelle des 1851 aus ſeinem Amt ſcheidenden Herrn von Küſtner war Herr von Hülſen Theaterintendant geworden, der — vollkommener Kavalier, der er im übrigen ſein mochte — doch vor allem in der Abſicht, „wieder Ordnung zu ſchaffen“, ins Amt getreten war, unter welcher Vorgabe ſich denn auch Kugler eines Tages benachrichtigt ſah, „daß ihm, ſtatt der bisher bewilligten zwei Parkettbillets, fernerhin nur eins zur Verfügung geſtellt werden könne.“ Vielleicht war der neue, mancherlei Mißbräuche vorfindende Generalintendant zu ſolcher Strenge berechtigt; aber daß er dies Einſchränkungsprinzip auch auf einen Mann ausdehnte, der in ſeiner amtlichen Eigenſchaft nicht nur über Theaterdinge Beſchlüſſe zu faſſen, ſondern auch Vieles bereits in andere Wege geleitet hatte — das war einfach ein Affront, und zwar ein ganz überlegter. Die neue Generalintendanz hatte ſich in ihrer Unabhängigkeit legitimieren und der bloß miniſteriellen Halb-Autorität gegenüber ihren hofamtlichen Charakter betonen, vielleicht auch der Zumutung, es mit etwaigen neuen Kugler'ſchen Dramen zu verſuchen, ein für allemal einen Riegel vorſchieben wollen.

Ich ſagte ſchon, daß außer den Dramen auch Kugler'ſche Novellen im Tunnel zum Vortrag kamen. Mit dieſen war er etwas glücklicher. Das galt beſonders von einer kulturiſtoriſchen Novelle, die den Titel „Chlodoſinda“ führte. Schauplatz das weſtgothiſche Spanien ums Jahr 660. Kugler hat hier das Bild einer weit zurückliegenden Zeit in Briefen vor uns entrollt. Ob er daran recht that, ſtehe dahin. Es hat Vorzüge, noch mehr Nachteile. „Dem allzeit hochgeliebten und ſeines apoſtoliſchen Sitzes höchſt würdigen Herrn Nicaſius entbietet Veranus, Archipresbyter der ruhmreichen Kathedralkirche zu Toletum, in demutvoller Freundſchaft ſeinen Gruß.“ So beginnt es. Veranus erzählt nun ſeinem in Narbona (Narbonne) reſidierenden Biſchofe

Nicaſius die politiſchen und Liebesintriguen am Hofe von Toledo. Chintila iſt König, aber todkrank; wenn er heimgeht, wird der junge Tulga König werden, was nur erwünſcht ſein kann, weil ſeine Mutter Ingundis, die dann regieren wird, der Kirche treu ergeben iſt. Es kommt aber anders. Der junge Tulga, König geworden, emanzipiert ſich von dem Einfluß ſeiner Mutter ſowohl, wie von dem der geſammten Kleriſei, weil er inzwiſchen eine große Leidenſchaft zu Chlodoſinda gefaßt hat, einer heidniſchen Heroine, die der Kirche feindlich gegenüber ſteht. Wie ſelbſtverſtändlich ſiegt die Kirche; die Schönheitsmacht Chlodoſindas wird zu Hexerei geſtempelt, und ſie ſelbſt, nachdem ſie durch eine Feuer- und Waſſerprobe gegangen, als Zauberweib verbrannt. Aber ſie reißt nicht bloß Tulga, ſondern die ganze Dynaſtie mit in ihr Verderben, ja, zuletzt auch noch den die Briefe nach Narbona ſchreibenden Archipresbyter Veranus, der, am Tode Chlodoſindas ſchuld, zugleich von leidenſchaftlicher Liebe zu ihr erfaßt, in einem ihm eine letzte Zuflucht gewährenden Bergkloſter ſeinem Schickſal erliegt. Der Prior dieſes Kloſters, den Tod des Archipresbyters nach Narbona hin meldend, ſchreibt uns den letzten Bericht. All dies, trotz des mönchiſchen Kurialſtils — an einzelnen Stellen ſogar um deſſelben willen — iſt nicht ohne Wirkung und darf jedenfalls als ausgezeichnete künſtleriſche Arbeit gelten, trotzdem auch hier wieder, wie das immer Kuglers Schickſal war, von Seiten des Publikums mehr die Schwächen als die Schönheiten empfunden wurden.

In unſeren Tagen, wo Scheffel, Dahn, Ebers den Weg für ein Vorgehen auf dieſem oder ähnlichem Gebiete geebnet haben, würde er einer lebhafteren Anerkennung begegnet ſein. Damals lag es ungünſtiger. Es blieb auch hier wieder im weſentlichen bei einem Halberfolge, was den Verfaſſer, der ſich ſeines Wertes wohl bewußt war, mit einem ſchmerzlichen Gefühl erfüllte. Er hätte, glaub' ich, ſeinen Kunſthiſtorikerruhm gern hingegeben, wenn er einen großen Dichtererfolg dafür hätte eintauſchen können.

⁂

Kuglers litterariſche Stellung im Tunnel, um eine ſchon eingangs gemachte Bemerkung zu wiederholen, war bei allem Reſpekt nicht hervorragend, und eine ſeinem ganzen Weſen anhaftende Steifheit ließ es auch im perſönlichen Verkehr mit ihm zu keiner rechten Annäherung kommen. Aber das alles traf nur dem ganz oder halboffiziellen Kugler gegenüber zu, in ſeiner Familie war er die Liebenswürdigkeit ſelbſt und zu meinen beſten, damals in Berlin verlebten Stunden zählen die im Kugler'ſchen Hauſe.

Dies Haus, das, wenn ich nicht irre, dem alten Kammergerichtsrat Hitzig, dem Freunde von E. T. A. Hoffmann gehört hatte, lag am Südende der Friedrichſtraße, nahe dem Belle-Allianceplatz und umſchloß, klein wie es war, nur drei Familien. Im Erdgeſchoſſe wohnten zwei Fräulein Piaſte, wahrſcheinlich Muhmen aus alten Tagen her, im erſten Stock General Baeyer, im zweiten — Manſarde — Franz Kugler, der ſich 1833 oder 1834 mit der jüngſten Hitzig'ſchen Tochter, einer vielumworbenen und beſungenen Schönheit, verheiratet hatte. Mehr als eins der Geibel'ſchen Lieder iſt an ſie gerichtet. Ihrer Schönheit entſprach ihre Liebenswürdigkeit und ihrer Liebenswürdigkeit der feine Sinn und Geſchmack, mit dem ſie Räume von äußerſter Einfachheit in etwas durchaus Eigenartiges umzugeſtalten gewußt hatte. Da, wo die weit vorſpringenden Manſardenfenſter ohnehin ſchon kleine lauſchige Winkel ſchufen, waren Epheuwände aufgeſtellt, die, ſich rechtwinklig bis mitten in die Stube ſchiebend, das große Zimmer in drei, vier Teile gliederten, was einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Man konnte ſich, während man im Zuſammenhang mit dem Ganzen blieb, immer zurückziehen und jedem was ins Ohr flüſtern. An geſellſchaftlichen Hochverrat dachte dabei keiner.

So ſah es in dem „Kugler'ſchen Salon“ aus, an den ich, wenn ich wegen meiner eigenen mehr als einfachen Wohnräume gelegentlich beſpöttelt werde, zurückzudenken häufig Gelegenheit habe. „Was wollt Ihr?“ frage ich dann wohl. „Ihr müßt mir dieſen Zuſchnitt ſchon laſſen. Seht, da war mein väterlicher Freund Franz Kugler, der war ein Geheimrat und eine Kunſtgröße und wohnte womöglich noch primitiver als ich. Und doch, ich habe da die ſchönſten Stunden verbracht, ſchöner als in manchem Schloß. Und nun gar erſt als in mancher modernen Stuck-Bude. Laßt mich alſo ruhig. Es kommt wirklich auf was anderes an.“

Ja, auf was anderes kommt es an. Was einem Hauſe Wert leiht, das iſt das Leben darin, der Geiſt, der alles adelt, ſchön macht, heiter verklärt. Und dieſer Geiſt war in dem Kugler'ſchen Hauſe lebendig. Was ſteigt da nicht alles vor mir herauf, welche Fülle der Geſichte! Da war der alte Generalſuperintendent Ritſchel, evangeliſcher Biſchof von Pommern, Geheimrat von Quaſt, der „Konſervator“, Geheimrat Hitzig — Bruder der Frau Kugler —, Profeſſor Strack, der Architekt, Profeſſor Drake, dazu junge Künſtler, Dichter und Gelehrte: Storm, Otto Gildemeiſter, Jakob Burckhardt (Baſel), Lucae, Roquette, Felix Dahn, Zöllner, Wilhelm Lübke.

Von den Abenden, wo Storm Gaſt war, erzähl' ich an anderer Stelle; Lübke, damals noch ganz jung, erſchien, von Eggers und Zöllner eingeführt, in Papiervatermördern, die damals noch nicht elegant-fabrikmäßig hergeſtellt, ſondern in jedem Einzelfall aus ſteifem Papier ausgeſchnitten wurden. Der Unglückliche litt furchtbar, phyſiſch und moraliſch, weil ihn nicht nur die Papierſpitzen ſtachen, ſondern auch weil das minderwertige Aushülfe-Material von dem ſcharfen Auge der Damen erkannt worden war. Einmal gab es auch eine kleine Geſellſchaft, Eichendorff zu Ehren, und Paul Heyſe, damals kaum zweiundzwanzig, hielt ihm eine improviſierte Toaſtanſprache in Verſen. Er war ſo erregt dabei, daß ich durch den zwiſchen uns befindlichen Tiſchfuß ſein Zittern fühlte. — Jener Eichendorff-Abend verlief im engſten Zirkel. Aber auch wenn große Geſellſchaft war, mußte der beſcheidene Raum ausreichen, ſo beiſpielsweiſe, wenn an dem einen oder anderen Geburtstag Kugler'ſche Stücke geſpielt, oder, bei noch feierlicheren Gelegenheiten, Polterabend-Aufführungen inſceniert wurden. So vor allem bei Heyſes Hochzeit im Herbſt 1854.

Das waren die Feſte, mal große, mal kleine, für die der „Salon“ der Frau Clara den Schauplatz bot. Aber ſchöner als dieſe Feſte waren die Stunden, die nichts vor einem erſchloſſen als ein alltägliches Leben, das doch wiederum kein alltägliches Leben war. Von der damals noch wenig belebten Straße drang kaum ein Laut herauf. Eine hohe Schirmlampe gab ein gedämpftes Licht, und um den Tiſch herum ſaßen die Damen: Frau Clara, die noch ſchöne Mutter, neben ihr die heranblühende Tochter — Heyſe nannte ſie ſeinen „Borsdorfer Apfel“ — und abſeits auf einer Fußbank der Liebling des Hauſes, die zwölfjährige Jeanette Baeyer Tochter des Generals, mit klugen großen Augen und vollem ſchwarzen Haar, der entzückendſte Backfiſch, den ich je geſehen, und dalberte mit dem mal wieder in einer neuen Weſte, türkiſches Muſter, erſchienenen Eggers, der entweder, weil fröſtelnd, auf einem Holzkorb in der Nähe des Ofens hockte, oder ſich mit einer halb an einen Clown und halb an einen Akrobaten erinnernden Geſchicklichkeit über den Zimmerteppich hintrudelte. Denn er gehörte zu denen, die, graziös in ihrem Thun, auch das Gewagteſte wagen können. Und dann ſchließlich, wenn die Theeſtunde da war, erſchien Kugler ſelbſt und ſetzte ſich an das Klavier, über dem eine gute Kopie des Murillo'ſchen Heiligen Franciſcus hing, und nun, auf Zuruf der Seinen, von denen ein jeder ſein Lieblingsſtück hatte, die Vorträge raſch wechſelnd, klangen in bunter Reihenfolge deutſche und däniſche, venezianiſche und neapolitaniſche Lieder durch das Zimmer. Weder ſein Spiel noch ſein Geſang erhob Anſpruch, etwas Vollkommenes zu ſein; aber gerade das Unvirtuoſe gab allem einen beſonderen Reiz. Er ſelbſt ſpielte ſich dabei den Aktenſtaub von der Seele.

Noch einmal, mit Dank und Freude, denk' ich an jene Tage zurück, die bis in den Sommer 1855 hinein dauerten. Als ich vier Jahre ſpäter, nach langer Abweſenheit, wieder heimkehrte, war das Haus verwaiſt, Kugler tot, die ſchöne Frau Clara nach München hin überſiedelt, in das Haus ihres Schwiegerſohnes Heyſe. Dort ſah ich ſie wieder, gebrochen in Glück und Leben. Sie überdauerte jene Tage nur noch eine kurze Weile.

Paul Heyſe.

Paul Heyſe, wie ſchon hervorgehoben, trat etwas ſpäter in den Tunnel als Kugler, etwa 1850. Kurze Zeit vorher hatte ich ihn in ſeinem elterlichen Hauſe, vertieft in ein Storm'ſches Manuſkript — die „Sommergeſchichten" —, das ihm Alexander Duncker zur Begutachtung übergeben hatte, kennen gelernt. Vertieft und — entzückt.

Er war damals zwanzig Jahre alt und ſah ſich, bei ſeinem Eintritt in den Verein, von alt und jung freudig begrüßt, was er zunächſt ſeiner glänzenden Perſönlichkeit, in der ſich die vollkommenſte geſellſchaftliche Sicherheit mit einer immer gleichen Heiterkeit paarte, zuzuſchreiben hatte. Margherita Spoletina — nur erſt der „Jungbrunnen“ war bis dahin von ihm erſchienen —, Urica, Franceſca von Rimini, Marion, die Brüder, kamen alsbald zum Vortrag und fanden, am meiſten die letztgenannte Dichtung, allſeitige Zuſtimmung; aber Heyſes Auftreten im Tunnel war nur kurz bemeſſen und blieb Epiſode. Schon Frühling oder Herbſt 1851 ging er nach Bonn, von Bonn, mit Ribbeck zuſammen, nach Italien, und als er von dort, wo die reizende L'Arrabiata entſtanden war, nach Berlin zurückkehrte, rückte raſch die Zeit heran, die den mittlerweile mit Margarethe Kugler glücklich Verlobten, bald auch Vermählten, nach München hinüberführte. Das war Herbſt 1854. Man ſah ihn im Tunnel ungern ſcheiden, trotzdem aber gebrach es an jener tieferen Teilnahme, die beiſpielsweiſe, zehn Jahre vorher, bei Strachwitz' Ausſcheiden geherrſcht hatte. Die Wärme, der Heyſe bei ſeinem Eintritt begegnet war, hatte ſich einigermaßen verloren und einer kühleren Temperatur Platz gemacht. Woran lag das? An allerlei. Sein großes Talent, nun, das war außer Frage, das ließ jeder gelten. Aber ſo gewiß man es gelten ließ, ſo gewiß empfand man auch: „Ja, dies Talent, ſo groß es ſein mag, iſt doch nicht unſer Talent.“ Im ganzen war der Tunnel, trotz ſeines gelegentlich ſtark hervortretenden Freiſinns, doch von jener altpreußiſchen Art, darin der Konſervatismus in erſter Reihe mitſpricht, und ſo hörte man denn bald wieder lieber von Hohenfriedberg und dem Zietenritt, von Ligny und Waterloo. Heyſe hatte die Form, war glänzend, aber das eigentliche Tunneltalent, weil dem Weſen des Tunnels entſprechend, war und blieb doch Scherenberg. Und ſo kehrte man denn, nach kurzer Untreue, zu den alten Göttern zurück.

Dieſe rein litterariſche Stellungnahme hätte zur Herbeiführung einer kühleren Temperatur genügt, aber ein anderes, das ich ſchon andeutete, kam hinzu: die ganze Haltung der Kugler-Gruppe, zu deren Geſchmack und äſthetiſch verfeinerter Anſchauungsweiſe weder der im Tunnel zahlreich vertretene Adel noch die Kaufmannſchaft aller Arten und Grade ſo recht paßte. Kugler und Eggers waren weltmänniſch genug, das, was ſie von der Majorität ſchied, einigermaßen zu cachieren; der ganz jugendliche Heyſe aber, der, in übrigens entzückendſter Weiſe, das Gefühl hatte: „Mir gehört die Welt, und ich habe nicht Luſt, allen möglichen Mittelmäßigkeiten zu Liebe mit meiner geſcheidteren Anſicht hinterm Berge zu halten." — Heyſe kümmerte ſich wenig um die wunderlichen Heiligen, die gelegentlich, ohne jeden Beruf dazu, das große Wort führten und ihre Meinung durchſetzen wollten. Eine Sitzung hab' ich noch gegenwärtig, in der es zwiſchen unſerm Jüngſten — Heyſe — und einem öden alten Profeſſor zum Zuſammenſtoß kam. Dieſer, der den Schulmonarchenton nicht ablegen mochte, hatte, zu vielen kleinen Schwächen, auch *die*, von ſeinem Blättchen, das er, weil *er* es las, für was Beſonderes hielt — durchaus abhängig und außerdem ein ausgeſprochener Erfolganbeter zu ſein. Er ſchwamm, Tag um Tag, im Strom ſeiner Zeitung und machte, nach der Anweiſung derſelben, jede Mode mit. Nun war damals gerade Bogumil Goltz in der Mode, deſſen „Kleinſtädter in Aegypten" ziemlich allgemein bewundert wurde, und weil allgemein, ſo natürlich auch von dem alten Profeſſor. Im ganzen Tunnel dachte niemand an Widerſpruch. Warum auch? Goltz war am Ende wirklich espritvoll und witzig. Aber zum Unglück war in der von mir erwähnten Sitzung auch Heyſe zugegen, der über alle dieſe Dinge — ob er recht hatte, ſtehe dahin — ſehr ſehr anders dachte und in dem hypergeiſtreichen Goltz'ſchen Originalſtil nur mehr oder weniger Geſchmackloſigkeit ſah. Er antwortete denn auch dem entſprechend, und als der andere mit einem „erlauben Sie“ dazwiſchen fahren wollte, ſchlug der jugendliche Gegner einen Ueberlegenheitston an, zu dem er in jedem Anbetracht berechtigt war, nur nicht in Anbetracht ſeiner Jahre. Dieſer Umſtand, infolgedeſſen, wie das immer geſchieht, all die Alten für den Alten Partei nahmen, entſchied ſchließlich zu Ungunſten Heyſes, und ſo war denn die vorgeſchilderte Szene, die nicht alleinſtehend blieb, nicht eben angethan, ihm die Tunnelherzen dauernd zu ſichern. Perſonen, die bei derartigen Streitfragen ihre Parteinahme lediglich in den Dienſt der Sache ſtellen, giebt es immer nur wenig.

Ich breche hier ab und erzähle nicht weiter von einem Leben, das, wie kein zweites, über das ich hier zu berichten habe, der Litteraturgeſchichte angehört. Es war ganz beſonders im Hinblick auf Heyſe, wenn ich ſchon im vorigen Kapitel hervorhob, daß ich über Unberühmtheiten verhältnismäßig viel und über Berühmtheiten — mit einer einzigen Ausnahme — nur wenig ſagen würde.

⁂

Friedrich Eggers.

Friedrich Eggers*) wurde bald nach mir Mitglied: ich hatte das Verdienſt, ihn einzuführen. Er blieb im Tunnel faſt dreißig Jahre lang, und nur wenige haben dem Verein länger angehört.

Man hat in Eggers Tunnelleben zwei Hälften von einander zu ſcheiden. In der erſten Hälfte kam er nur zu halber Geltung; er nahm, weil zur Kugler-Gruppe gehörig, teil an den Ehren, die dieſer Gruppe zu teil wurden, aber er ſah ſich durch eben dieſe Zugehörigkeit doch auch gehemmt und benachteiligt. Das änderte ſich erſt, als er nach Heyſes Ueberſiedlung nach München und nach Kuglers 1858 erfolgtem Tode von dem ehemaligen Triumvirat allein übrig blieb. Erſt von dieſem Augenblick an war er ganz und gar Tunnelianer und konnte dem Vereine ſeine ganz eigenartigen

---

*) Außer Friedrich Eggers hatten wir noch ſeinen jüngeren Bruder Karl Eggers, Senator der Stadt Roſtock, im Tunnel, welcher jüngerer Bruder ad latus des älteren war. Verſchiedenes, darunter die „Tremſen“ — plattdeutſche Gedichte —, haben ſie gemeinſchaftlich herausgegeben. Der ältere Bruder hatte mehr Elan und hat dadurch, namentlich als Lehrer, eindringlicher gewirkt, an poetiſchem Talent aber, und zwar beſonders auf humoriſtiſchem Gebiete, war, glaub' ich, der jüngere Bruder dem älteren überlegen.

Talente widmen. Er war nämlich, weit über ſeine Kunſt- und Litteraturveranlagung hinaus, allem anderen voran ein Geſellſchafts-Genie, das, in einem mir nicht zum zweiten Male begegneten Grade, die Gabe beſaß, nicht bloß Vereine zu gründen, ſondern auch durch Anwerbung neuer Mitglieder und Aufſtellung neuer Programme den etwa matter werdenden Pulsſchlag ſofort wieder zu beleben. Er war ein großer Organiſator im Kleinen, eine Art Friedens-Carnot, unerſchöpflich in Hülfsmitteln, und gab davon, noch kurz vor ſeinem Tode, die glänzendſten Beweiſe. Viele ſeiner jungen Freunde, zur Hälfte mecklenburgiſche Landsleute, zur andren Hälfte Schüler des Polytechnikums, an dem er Unterricht erteilte, waren mit in den Krieg gezogen, und dieſe jungen Leute durch Nachrichten in Verbindung mit der Heimat und durch Liebesgaben bei friſchem Mut und fröhlichem Herzen zu erhalten, machte er ſich durch den ganzen langen Winter 1870 auf 71 hin zur ſchönſten Lebensaufgabe. Damals hab' ich ihn lieben und bewundern gelernt. Er war um jene Zeit, halb wiſſenſchaftlich, beſtändig mit der Frage beſchäftigt, wie ſich Zeitungen und Zigarren wohl am beſten nachſenden ließen, und hatte die Kunſt, Pulswärmer, Socken, Leibbinden, Jacken ohne Aermel — und dann in einem andern Packet wieder die Aermel dazu — poſtzuläſſig in die Welt zu ſchicken, bis zur Virtuoſität ausgebildet. Er hat zahlloſe glückliche Stunden geſchaffen. Am Polytechnikum ſchwärmt man noch für ihn und gedenkt ſeiner bei jeder Feſtlichkeit mit einer beſonderen und wohlverdienten Liebe. Nichts wüßt' ich von ihm zu ſagen, was ihn ſo ſehr und ſo ſchön charakteriſierte, wie dieſe humane Haltung, und genau ſo, natürlich mutatis mutandis, war er auch während ſeiner zweiten Epoche im Tunnel, ſo wie ſich's um ein Feſt oder eine Aufführung handelte, die Seele der Sache und wußte jederzeit Rat.

Sein beſter Freund im Tunnel war Heinrich Seidel, der in ſeinem ſchon an anderer Stelle zitierten reizenden Buche „Von Perlin bis Berlin" in liebevoller und zugleich fein und humoriſtiſch charakteriſierender Weiſe über Eggers geſchrieben hat. Ich gebe hier Einiges davon: „Friedrich Eggers wohnte damals in einem Hinterhauſe der Hirſchel-, jetzt Königgrätzerſtraße, drei Treppen hoch. Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt ſo viele Freunde gehabt hätte wie er, darunter viele von Klang und Namen: Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyſe, Scheffel. Mit dem Letztgenannten, der ihm von der Studienzeit her befreundet war, ſtand er noch immer in Briefwechſel, der ſich freilich auf die

Schaltjahre beſchränkte. Jeden 29. Februar ſetzten ſich beide hin und ſchrieben einander über die Ereigniſſe der letzten vier Jahre. Das bringt mich auf die vielen drolligen und komiſchen Züge, die ihm anhafteten. Er haßte die Sperlinge, war überhaupt kein Tierfreund. Höchſt merkwürdig war das ökonomiſche Syſtem, nach dem er ſeine Einnahmen und Ausgaben regelte. Er hatte einen Kaſten mit vielen Fächern, die alle mit Ueberſchriften verſehen waren, wie zum Beiſpiel Miete, Kleider, Stiefel, Zigarren, — kurz alle möglichen Lebensbedürfniſſe hatten jedes ſein beſonderes Fach. Im Laufe der Jahre hatte er ſich nun vortreffliche Verhältniszahlen ausgebildet, in denen alle dieſe Bedürfniſſe zu einander ſtehen mußten, und nach dieſen Zahlen wurde jede Einnahme in die Fächer verteilt. Betrug alſo eine Einnahme dreihundert Thaler und irgend eine der Sonderkaſſen war auf fünf Prozent angewieſen, ſo bekam ſie in dieſem Falle fünfzehn Thaler. Ich habe ihn öfter über dieſen Kaſten ſitzen ſehen, grübelnd und mit Geld klimpernd. Zuweilen kam es nun vor, daß beim Bezahlen einer größeren Rechnung der Beſtand dieſer Kaſſen nicht ausreichte. Dann pumpte er bei einer beſſer ſituierten und gab ihr einen Schuldſchein, wie zum Beiſpiel: „die Kleiderkaſſe ſchuldet der Stiefelkaſſe ſo und ſo viel.“ Die Schuldſcheine mußten bei neu fließenden Einnahmen wieder eingelöſt werden.

„Er beklagte es oft, daß die Sitten der heutigen Zeit es dem Manne verbieten, farbige Stoffe zu tragen. Er ſelbſt ließ es ſich denn auch nicht nehmen, ſein farbenfreudiges Auge wenigſtens an bunten Weſten von Seide, Sammet oder anderen Stoffen zu ergötzen und beſaß davon eine große Sammlung. Hatte einer ſeiner jüngeren Freunde ſich irgend wie ausgezeichnet oder ſonſt ſein Wohlgefallen erregt, ſo ging er wohl würdevoll an die Kommode, wo dieſe Sammlung aufbewahrt wurde, kramte ein wenig darin und ſchenkte ihm feierlichſt eine Weſte. Das war eine Art von Ordensauszeichnung.“

So weit H. Seidel. Auch W. Lübke hat in ſeinen „Erinnerungen“ über ihn geſchrieben; Wilbrandt hat ihn in ſeiner reizenden Geſchichte: „Fridolin's heimliche Ehe“ frei nach dem Leben gezeichnet.

Das bis hierher Erzählte beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dem Menſchen Eggers; er war klug, gütig, liebenswürdig, ſchöner Mann — wie oft bin ich darauf hin interpelliert worden -- und humoriſtiſch angeflogener Sonderling, alles in allem eine durchaus intereſſante Figur. Was er im übrigen litterariſch leiſtete, verſchwand daneben. Und das mußte ſo ſein. Wer ſich ein bißchen auf Menſchenkunde verſteht, weiß, daß ſo geartete Charaktere wie zum Dilettantismus prädeſtiniert ſind; ſie haben ſo vielerlei zu thun, ſind ſo ganz auf Zerſtreuung ihrer Gaben geſtellt, daß für das einzelne nicht jenes Maß von Kraft und Muße verbleibt, ohne das etwas Fix und Fertiges nicht entſtehen kann. Nichts, was er ſchuf, war ausgereift, alles hatte den improviſatoriſchen Charakter. Eine Zeit lang waren wir Konkurrenten; ich erging mich in nordiſchen und ſchottiſch-engliſchen Balladen, und weil dieſe gefielen, erſchien er auch mit „Harald“, mit „König Radgar“ und ähnlichem. Ich mußte mich darüber ausſchweigen, ärgerte mich aber, daß er mit ſolchen Reimereien überhaupt in die Schranken ritt und mit turnieren wollte. So leicht geht das nicht und wer, wie Eggers das meiſtens that, in zwölfter Stunde ſich hinſetzt, um „für morgen“ noch einen aus dem Vorratskäſtchen genommenen Balladenſtoff in herkömmlicher Nibelungenſtrophe zuſammen zu leimen, der wird als Regel nicht weit damit kommen. Aber freilich — und das iſt der Grund, warum ich mich hier überhaupt ſo frei weg ausgeſprochen habe — wenn es ausnahmsweiſe glückt, was unter tauſend Fällen freilich nur einmal vorkommt, ſo wird der

Betreffende mit ſeiner Improviſation den Vogel abſchießen. Denn in ſolchen Ausnahmefällen erhebt ſich das Bummlige zum Natürlichen und ſtattet nun das bloß Hingeworfene mit einem naiven oder auch mit jenem Inſpirationszauber aus, den das bloß Kunſtvolle nie hat. Und zu ſolchem Ausnahmefalle brachte es Eggers, als er, auf eine kleine Zeitungsnotiz geſtützt, in einer Winternacht 1871 ſein Gedicht ſchrieb „Die Fahne vom 61. Regiment“.

Es lautet:

Wo iſt die Fahne geblieben
Vom einundſechzigſten Regiment?
Im Kampf umher getrieben
Wo er am allerſchwülſten brennt.
Kaum war der Streit entglommen,
Sie wehte ſtraff, ſie wehte hoch,
Die Wogen geh'n und kommen,
Und immer ſteht ſie noch.

Ihr habt ſie ſehen ſinken,
Doch ſich erheben bald darauf
Und immer wieder winken —
Zuletzt da ſtand ſie nicht mehr auf.
„Wo iſt ſie hin gekommen,
Barg ſie der Feind in ſeinem Zelt?“
Er hat ſie nicht genommen,
Er fand ſie auf dem Feld.

Sie war zerfetzt, zerſchoſſen,
Die Stange gebrochen und angebrannt,
So gaben ſie die Genoſſen
Von ſterbender Hand zu ſterbender Hand.

Es deckt ſie im Todesmute
Mit ſeinem Leibe Held auf Held —
So lag in deutſchem Blute
Sie auf dem Frankenfeld.

Das iſt ein ſchönes Gedicht, immer wieder ergreifend; je älter ich werde, je ſchöner finde ich es.

Wahrſcheinlich war es, in gebundener Rede, mit unter dem Letzten, was Eggers ſchrieb. Das Jahr darauf, im Herbſt 1872, ſtarb er.

Richard Lucae.

Richard Lucae — Tunnelname: Schlüter — gehörte mit zu der Kugler-Fraktion, aber doch nur halb und erſt durch Eggers vermittelt, der ihn auf den Künſtler- und Architektenfeſten kennen gelernt und dort von Anfang an ein beſonderes Wohlgefallen an ſeiner Erſcheinung und ſeinen glücklichen Einfällen gehabt hatte. Lucae war eminent geiſtreich im Geſpräch, in Tiſchreden und Tiſchkarten, vor allem auch in ſeinem berufsmäßigen Thun als Architekt. Eine Fülle höchſt bemerkenswerter Bauten rührt von ihm her: das Theater in Frankfurt a. M., das Polytechnikum in Charlottenburg, das Borſig'ſche Haus in der Wilhelmſtraße — Ecke der Voßſtraße —, das Soltmannſche Haus in der Hollmannſtraße und das früher

Profeſſor Joachim'ſche Haus in der Zeltenſtraße — Schöpfungen, die ſelbſt von denen, die, nach der Seite ſtrenger Kunſt hin, vielleicht manches daran auszuſetzen haben, um ihres Esprit willen anerkannt werden. Er gehörte zur Schinkel'ſchen Schule, war aber ſpäterhin befliſſen, jene rigoroſe Schlichtheit und ängſtliche Detailausbildung zu vermeiden, die gelegentlich zur Langenweile führt. „Ich habe mich früher zu ſehr bei den ‚Klinken‘ aufgehalten,“ pflegte er zu ſagen, „jetzt weiß ich, daß es aufs Ganze ankommt.“ Dieſe freiere Behandlung der Dinge, zu der er ſich allmählich durchgerungen, ward ihm, je nach dem Standpunkte des Beurteilers, hoch angerechnet oder auch verübelt. In einem Punkt aber ſtimmten alle Parteien überein: in der Anerkennung ſeiner großen Liebenswürdigkeit. Im Verkehr war er hinreißend, freilich immer vorausgeſetzt, daß er ſich von den ihn umgebenden Perſonen angeheimelt fühlte; war aber, und dies darf nicht verſchwiegen werden, auch nur ein einziger da, der ihn durch Wichtigthuerei, Beſſerwiſſen oder irgend eine Sonderbarkeit anödete, ſo verfiel er ſofort in demonſtrative Gähnkrämpfe, gab Zeichen äußerſter Ungeduld und verſchwand. Ich habe ſehr viele gute Geſellſchafter kennen gelernt: Faucher, W. Lübke, Roquette, Lepel, Zöllner — Sekretär der Akademie der Künſte —, aber unter ihnen keinen, der an Lucae herangereicht hätte; Faucher war die weitaus genialere Natur, Lübke ließ ſeine Raketen höher ſteigen und praſſelnder zerſtieben, Lepel erreichte durch einen grotesken Humor unter Umſtänden größere Wirkungen, alles in allem jedoch blieb Lucae der Sanspareil und mußte es bleiben, weil Witz, erzähleriſche Begabung und Schauſpielerkunſt bei ihm zuſammenwirkten und ſich unter einander unterſtützten. Was er erzählte, war immer eine dramatiſche Scene, darin er die redenden Perſonen in ihrer Sprache einführte: Bildungsphiliſter, Berliner Madames, zimperliche alte Jungfern, übermütige Backfiſche, gelehrt und und wichtig thuende Profeſſoren und aus dem nächſten Familienanhang allerhand Onkels und Tanten. Unter den Tanten war eine ganz alte, von der er viel Rühmens machte, weil er ihr, neben allerhand komiſchen Zügen, auch den wirklichen Weisheitsſpruch verdankte: „Man lebt ſich ſelbſt, man ſtirbt ſich ſelbſt.“ Im Kreiſe der Onkels dagegen ſtand Hauptmann Unger obenan, gewöhnlich kurzweg „Onkel Unger“ genannt, ein Bilderſammler und guter Kunſthiſtoriker, den ſeine Kunſtwiſſenſchaft jedoch nicht hinderte, ſeine für minimale Preiſe gekauften „Niederländer“ unter ſehr maximalen Namen auszuſtellen. Dieſer Onkel Unger hatte ſeinem

Neffen — der übrigens nur ſein Adoptivneffe war — von Jugend an die größte Zuneigung bewieſen, ja, ihn halb erzogen, war aber doch nebenher von ſo heftiger und exzentriſcher Eigenart, daß er, als Lucae mal einen Zweifel hinſichtlich der vielen „Teniers“ geäußert hatte, ſeinen geliebten Richard ohne weiteres auf krumme Säbel fordern ließ. Es koſtete viel Mühe, den alten Berſerker, der ſchon zwiſchen fünfzig und ſechzig war, davon abzubringen.

Alle dieſe, der mittleren bürgerlichen Sphäre zugehörigen Perſonen waren in ihrer künſtleriſchen Vorführung wahre Kabinettsſtücke, Lucaes glänzendſte Leiſtungen aber lagen doch mehr nach beiden Flügeln rechts und links hin und waren einerſeits ungariſche Mikoſch-Magnaten, ruſſiſche Generäle, die Deutſchland auf Muſik bereiſten, imbecile Prinzen mit Kunſtallüren — beſonders wenn ſie nebenher noch ſtotterten — und andererſeits alte Polizeiwachtmeiſter, Frölens mit Mopsbegleitung und namentlich Pennbrüder. In ſolchen Geſtalten aus dem Volksleben war er in der bunten Reihenfolge ſeiner Geſchichten unerſchöpflich. Eine dieſer Geſchichten habe ich viele Male von ihm gehört und womöglich mit immer ſich ſteigerndem Genuß. Es war die Darſtellung eines armen, angeſäuſelten Bummlers, der in einen Omnibus ſteigt, und als er zahlen will, ſeinen Groſchen verliert und nun unter rührender Teilnahme des ganzen Publikums nach dieſem Groſchen zu ſuchen beginnt, bis er zuletzt, weil die Abfahrtszeit ſchon weit überſchritten iſt, doch wieder heraus und an die Luft muß. Ich war jedesmal, während ich Thränen lachte, doch auch wieder von einem tiefen Mitgefühl mit dem armen Kerl erfüllt, der bis zuletzt die Hoffnung nicht aufgeben wollte.

Solche, abwechſelnd mit Karikaturen aus dem high life und dann wieder mit Bummlern und Rowdies ſich beſchäftigenden Geſchichten waren ſeine Spezialität, aber ebenbürtig daneben ſtanden ſeine Kinder- und Schauſpielergeſchichten. Wenn ich ſage Schauſpielergeſchichten, ſo iſt das nicht ganz richtig, denn er erzählte nicht etwa die herkömmlichen Theateranekdoten; alles, was er gab, waren vielmehr nur ganz alltägliche Begegnungen mit zur Bühne gehörigen Perſonen. Mit Berndal war er Jahre lang auf der Schule zuſammen geweſen; immer auf derſelben Bank, und ſo nahmen ſie ſich gegenſeitig nichts übel. Jedesmal wenn ſie ſich trafen und eine Strecke mit einander gingen, ſagte Lucae: „Berndal, ich weiß nicht, Du ſprichſt immer noch ſo theatermäßig mit mir; ſprich doch 'mal wie ein Menſch,“ worauf dann Berndal mit derſelben Regelmäßigkeit antwortete:

„Lucae, Du biſt immer noch ſo komiſch wie damals.“ Neben Berndal ſtand Deſſoir, und die lugubren, immer gerade die ſchlimmſten Trivialitäten begleitenden Deſſoirſchen Töne durch Lucae nachgeahmt zu hören, war jedesmal ein Hochgenuß. Einmal traf es ſich, daß Deſſoir und Lucae gemeinſchaftlich von Hamburg nach London fuhren. Sie ſchritten auf Deck auf und ab. „Kennen Sie London?“ fragte Deſſoir. — „Nein.“ — „Nun, da gehen Sie dem Wunderbarſten entgegen. London, um nur eines zu nennen, hat dreitauſend Omnibuſſe, wir haben deren fünfzig.“ Außer Berndal und Deſſoir zählte zu Lucaes Lieblingsfiguren ein Herr v. Lavallade, den er nicht müde wurde, ſich in einer im ſchnarrendſten Leutnantsjargon an eine Heldenſchar gerichteten Anſprache, dem Tode weihen zu laſſen. Er wußte bei Vorführung ſolcher Szenen immer ganz wundervoll den Ton zu treffen, aber das, worauf es ihm eigentlich ankam, war doch noch mehr das Treffen der geſamten Schauſpielerperſönlichkeit, und darin ruhte vor allem die frappante Wirkung.

Lucae war, auf ſeine Liebenswürdigkeit und mehr noch auf ſeine Talente geſtützt, ein allgemeiner Geſellſchaftsliebling und hatte Anſpruch darauf wie wenige. Und doch bildete die „Geſellſchaft“, dieſer Schauplatz ſeiner Triumphe, zugleich den Schauplatz ſeiner Niederlagen. Er war der artigſte Menſch von der Welt und verfiel trotzdem, ganz ohne Wiſſen und Schuld, beſtändig in Taktloſigkeiten; er war der friedliebendſte Menſch und hatte jeden Tag kleine und mitunter auch große Streitigkeiten; er war der politiſch vorſichtigſte Menſch und ſtieß politiſch immer an. Wohlerzogenheit, natürliche Klugheit, gute Sitte — nichts half. Wer das Leben beobachtet hat, wird wiſſen, daß das öfter vorkommt und daß über einzelnen, und zwar immer ganz harmloſen Menſchen, ein eigener, derartiger Unſtern ſteht; gehöre ſelber mit dazu, kann alſo darüber mitſprechen und bin in zurückliegenden Jahren oft ſehr unglücklich darüber geweſen, bis mir einmal ein alter Geheimrat unter reſigniertem Achſelzucken ſagte: „Ja, lieber Freund, dagegen iſt nichts zu machen. Wem das anhaftet, der muß ſich drin finden. Ich bin um gute zwanzig Jahre älter als Sie, aber ich komme auch nicht draus heraus; es iſt ein tragikomiſches Verhängnis.“ Von dem Tage an wurde ich ergebener; aber was mich vielleicht noch mehr beruhigte, war doch die ſich mir gerad' um eben dieſe Zeit aufdrängende Wahrnehmung, daß ich neben meinem Freunde Lucae nur ein Stümper war.

Ich greife zur Illuſtrierung hier ein paar Beiſpiele heraus.

Einmal war er in eine große Miniſterial-Geſellſchaft geladen, und unter den Geladenen befand ſich auch ein hannoverſcher Graf, reich, klug, hoch angeſehen, der, im Gegenſatz zu ſo vielen anderen ſeiner Landes- und Standesgenoſſen, allen Welfismus abgethan und ſich zu Preußen und König Wilhelm bekehrt, ja ſogar bald nach der Einverleibung Hannovers ein hohes Staatsamt übernommen hatte. Der Graf ſaß Lucae gegenüber, die Komteſſe-Tochter neben ihm. Er plauderte lebhaft und unterhaltlich mit ſeiner liebenswürdigen Nachbarin, und als der Zufall es fügte, daß man auf Napoleon I. und den General Moreau zu ſprechen kam, ſagte Lucae: „Ja, dieſer Moreau; die Kanonenkugel riß ihm beide Beine weg, und ſo ſchrecklich dies iſt, ſo muß ich doch ſagen, ich habe darin immer 'was von göttlicher Gerechtigkeit gefunden; — ich haſſe jeden Rigorismus, aber ſein Land aufgeben und in den Dienſt einer anderen Sache treten, dagegen lehnt ſich mein Gefühl auf." Die Komteſſe ſchwieg, der alte Graf, der Alles gehört hatte, lächelte; Lucae ſelbſt aber, Politik war nie ſeine Sache, kam erſt um vieles ſpäter zum Bewußtſein deſſen, was er da 'mal wieder angerichtet hatte.

Alle die bekannten, oft bis zum Schrecknis ſich ſteigernden Verlegenheitsſituationen, die durch unvorſichtiges Fragen in fremder Geſellſchaft ſo leicht geboren werden — alle dieſe Situationen waren Lucaes eigentliche Domäne. Wenn man ihn acht Tage nicht geſehen hatte, war immer wieder etwas paſſiert. Auch mit ſeinen Berolinismen, in denen er ſich nur allzu gern bewegte, ſtieß er beſtändig an, weil er entweder ihre Tragweite nicht richtig erwog oder aber in ſeiner Erregtheit vergaß, vor wem er überhaupt ſprach. Einmal war er ins Palais des alten Kaiſers Wilhelm befohlen, um dieſem einen Vortrag über irgend eine die Schloßfreiheit betreffende Bauſache, vielleicht ſchon im Hinblick auf das ſiebziger Denkmal, zu halten, und unterzog ſich dieſer Aufgabe mit der ihm eigenen Lebendigkeit des Ausdrucks. „Ja, Majeſtät,“ ſagte er, „wenn nur nicht das ‚rote Schloß‘ wäre.“ Der Kaiſer, der dieſe Bezeichnung nie gehört haben mochte, war einen Augenblick wie dekontenanciert und wiederholte fragend das ihm häßlich klingende Wort. „Ja, Majeſtät,“ antwortete Lucae, das rote Schloß‘ — das iſt nämlich die volkstümliche Bezeichnung für den Bau da drüben. Uebrigens baulich unbedeutend und außerdem Sitz einer ‚Schneiderakademie‘.“ Der alte Wilhelm kam aber, trotz dieſes Anlaufes, die Sache ins Heitere zu ſpielen, nicht wieder in gute Stimmung.

Nicht viel beſſer erging es dem armen Lucae mit der Kronprinzeſſin Friedrich. Auch im Geſpräche mit dieſer handelte ſich's um eine Bauſache. „Sehen

Sie, lieber Geheimrat, da haben wir als beſtes das Bibliotheksgebäude, — das einzige Stück Berliner Architektur, das mir gefällt." Lucae ſeinerſeits mochte dem nicht zuſtimmen und antwortete: „Die Berliner nennen es die ‚Kommode'." — „So, ſo," ſagte die Kronprinzeſſin und nahm nicht wieder Veranlaſſung, ſeinen baulichen Beirat einzuziehen.

So ging es ihm, wenn er zu Hofe befohlen war; aber weit darüber hinaus erwies er ſich auf Reiſen als ein Pechvogel erſten Ranges. Friedfertig von Natur, wie ſchon angedeutet, und viel zu fein, um ein Krakehler zu ſein, ſah er ſich doch, ſowie er aus Berlin heraus war, beſtändig in Streitigkeiten und Aergerniſſe hinein gezogen, oft recht unangenehmer Art. Einmal war er in einem Schweizer Hotel unter vielen Engländern und hatte ſich in die Leſehalle begeben, um ein paar Berliner Zeitungen durchzuſehen. Auf den Flur hinaus führte eine Glasthür mit einer rieſigen Spiegelſcheibe; die Thür ſtand auf, die Fenſter natürlich auch, und es zog kannibaliſch. Lucae ſchloß die Thür. Ein alter Engländer mit Kotelettbart und rot unterlaufenen Augen erhob ſich ſofort und riß die Thür mit Oſtentation wieder auf. Lucae ſchloß ſie wieder. Als ſich dies zum dritten Male wiederholte, nahm der Engländer einen am Kamin liegenden Poker und ſtieß die Spiegelſcheibe ein. Nun konnte Lucae ſchließen ſo viel er wollte, der Zug blieb doch, und der liebe Vetter von jenſeits des Kanals hatte geſiegt.

Aber ſo ſchlimm dies Erlebnis war, Schlimmeres war ihm für den Verlauf ſeiner Reiſe vorbehalten. Er kam nach München und beſuchte hier natürlich auch die Schack'ſche Galerie. Niemand, es war noch ſehr früh, war da, und nur der Diener des Grafen, eine ſtattliche Erſcheinung und faſt wie ein Gentleman wirkend, ſchritt auf und ab. Lucae wandte ſich mit allerhand Fragen an ihn und kam alsbald in ein intimes Geſpräch, das erſt die Bilder des Grafen, dann den Grafen ſelbſt betraf. Schließlich war der Moment da, wo Lucae ſich über die Zuläſſigkeit von „buona mano" ſchlüſſig zu machen hatte. Sein Schwanken indeſſen konnte nicht von Dauer ſein. Er hatte durchaus den Eindruck, daß ein „Trinkgeld" *dieſem* Herrn gegenüber eine Unmöglichkeit ſei, und ſo beſchränkte er ſich nach Eintragung ſeines Namens und Titels in das Fremdenbuch einfach darauf, ſeinen Dank auszuſprechen. Aber das war durchaus nicht in der Ordnung, und als er gleich danach die Straße hinunter ſchritt, hörte er hinter ſich her die von Lachſalven begleiteten Worte: „Geheimrat, haha … Geheimrat aus *Berlin*, hahaha." Lucae hatte wieder einmal fehlgeſchoſſen.

Im allgemeinen liegt es ja — bei Gelegenheiten wie die hier geſchilderten — Gott ſei Dank ſo, daß das „Ja" gerade ſo richtig iſt wie das „Nein"; aber Lucae gehörte nun einmal zu den Unglücklichen, deren Entſcheidung immer in die falſche Schale fällt.

Er war ein ausgezeichneter Lehrer, beſonders förderlich durch die allgemeinen Anregungen, die er gab; ſeine Schüler an der Bauakademie ſind ſeine Freunde geblieben und ſprechen mit ähnlicher Liebe von ihm, wie die Polytechnikumſchüler von Friedrich Eggers.

Wollheim da Fonſeca.

Chevalier Wollheim da Fonſeca. — Wollheim, ich ſchicke einige trockene biographiſche Notizen vorauf, war 1810 in Hamburg als Sohn eines aus Breslau eingewanderten Lotteriekollekteurs geboren. Er ſtudierte in Berlin Philoſophie und Staatswiſſenſchaften, ging 1831 nach Paris und kehrte — nach Abenteuern und Weltfahrten, die ihn zunächſt nach Portugal und Braſilien geführt, und im weiteren Verlauf unter Uebertritt zum Katholizismus, zum „Chevalier da Fonſeca" gemacht hatten — Ende der dreißiger Jahre nach Hamburg zurück, um ſich daſelbſt ausſchließlich litterariſchen Arbeiten zu widmen. Er gründete die Zeitſchrift „Kronos", übertrug däniſche Gedichte — das von ihm überſetzte „Moens Klint“ gehörte zu den Lieblingsſtücken meiner jungen Jahre —, war Kritiker und Dramatiker und ſchrieb verſchiedene Schauſpiele, darunter „Dom Sebaſtian“, in deſſen Titelrolle ſich der damals in erſter Jugend ſtehende Hermann Hendrichs auszeichnete. In den vierziger Jahren überſiedelte Wollheim nach Berlin und lebte hier bis 1852 als Docent der orientaliſchen und der neueren Sprachen.

Während dieſer ſeiner Berliner Tage ward er auch Tunnelmitglied und war zeitweilig ein ziemlich regelmäßiger Beſucher. Man ließ ihn gelten, verhielt ſich jedoch mehr oder weniger ablehnend gegen ihn, was alles in allem auch nur in der Ordnung war. Er gehörte trotzdem aber, wie ſich das ſchon aus den vorſtehenden Notizen ergiebt — nur Aſſeſſor Streber kam ihm im „Erotiſchen“ gleich —, zu den intereſſanteren Figuren des Vereins. Bereits ſein Doppelname „Wollheim da Fonſeca“ ſorgte dafür. Sah man ihn, ſo war er ganz Wollheim, hörte man ihn, ſo war er ganz da Fonſeca. Er ſpielte ſich nämlich in allem, was er ſagte, ganz beſonders aber wenn ſogenannte „große Fragen“ berührt wurden, auf den ſcharfen Katholiken hinaus, was ausgangs der vierziger Jahre faſt zu einem Tunnelduell geführt hätte.

Dies kam ſo. Wollheim bewohnte, während ſeines Berliner Aufenthaltes, ein beſcheidenes kleines Zimmer in der Luiſenſtraße und hatte über dem Waſchtiſch, der dicht neben der Eingangsthür in einer durch Wand und Kleiderſchrank gebildeten Ecke ſtand, eine „ewige Lampe“ angebracht. Dieſe „ewige Lampe“ choquierte mehrere Vereinsmitglieder, beſonders den Charitee-Rendanten Müller, der im Tunnel natürlich „Ernſt Schulze“ hieß und ſich — vielleicht um ſich als ſolcher zu legitimieren — dann und wann in urſentimentalen Gedichten erging. Dieſe Sentimentalität hielt ihn aber nicht ab, mit vieler Malice darüber nachzuſinnen, wie er dem da Fonſeca'ſchen Erzkatholizismus, an den er natürlich nicht glaubte, einen Schabernack ſpielen könne. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Müller erſchien eines Sonntags bei Wollheim, um dieſen zum Tunnel abzuholen, und im ſelben Augenblicke, wo man das Zimmer gemeinſchaftlich verlaſſen wollte, trat Müller an das kleine Binſennachtlicht heran, ſteckte ſich die Zigarre an und puſtete dann die „ewige Lampe“ aus. Daraus entſtand eine ſehr heftige Szene, und am nächſten Sonntag ſollte die Sache im Grunewald, ganz in der Nähe von Pichelsberg, mit Piſtolen ausgefochten werden. Zum Glück hatte Louis Schneider die Sache in die Hand genommen und hielt, als man ſich in zwei großen Kremſern dem Pichelsberger Gaſthauſe näherte, eine ſeiner berühmten Anſprachen, worin er ausführte, daß, laut Tunnelſtatut, konfeſſionelle Gegnerſchaft als für beide Teile ſtraffällig angeſehen werde, daß das Duell außerdem ein Unſinn und unter allen Umſtänden ein mehrfacher Flaſchenwechſel einem einfachen Kugelwechſel vorzuziehen ſei. Damit waren ſchließlich beide Parteien einverſtanden und alle kamen bekneipt nach Hauſe.

Daß Wollheim ein ſchöner Mann geweſen wäre, wird ſich nicht behaupten laſſen, aber er beſaß einen ſo echten und ausgeſprochenen ſemitiſchen Raſſenkopf, daß er jedem, der ein Auge für derlei Dinge hatte, notwendig auffallen mußte, was denn auch dahin führte, daß ihm, während einer Tunnelſitzung, ſein Geſicht auf den Daumennagel eines unſerer Maler wegſtibitzt wurde, natürlich nur, um bald darauf auf einem berühmt gewordenen Kunſtblatte weiter verwandt zu werden.

Wollheim war ſehr klug und beſaß vor allem ein hervorragendes Sprachtalent. Er hatte ſich aber das „Fabulieren“ ſo hochgradig angewöhnt, daß es von ihm hieß, „er ſpräche dreiunddreißig Sprachen, und löge in vierunddreißig.“ Dies ſein beſtändiges Fabulieren und vielleicht mehr noch ſeine Haltung, in der ein gewiſſes ſchlaffes Sichgehenlaſſen hervortrat, ließ es geſchehen, daß friſch eingetretene Mitglieder ſich Schraubereien mit ihm erlauben zu dürfen glaubten, was dann aber jedesmal eine große Niederlage für die Betreffenden zur Folge hatte. Denn ſein Wiſſen und ſein Witz waren immer ſehr überlegen. Er war jedem Scherz zugänglich; wer aber ſeinen Spaß mit ihm treiben wollte, dem gegenüber verſtand er keinen Spaß. So ſchlaff er ausſah, ſo energiſch war er.

1852, wie ſchon hervorgehoben, verließ er Berlin, um nach Hamburg zurückzukehren. Er blieb nun, durch viele Jahre hin, in ſeiner Geburtsſtadt und wandte ſich zunächſt ganz dem Theater zu. 1858 bis 1861 war er Direktor des Stadttheaters, 1868 des Flora-Theaters in Sankt Georg. Der deutſch-franzöſiſche Krieg rief ihn noch einmal in die Welt hinaus, und er wurde Redakteur des „Moniteur officiel du Gouvernement général à Reims“. In dieſer Stellung war er mit ſo gutem Erfolg thätig, daß ihm das Eiſerne Kreuz verliehen wurde.

Dies war aber auch der letzte Glücksſchimmer, der ihn traf. Es ging raſch bergab, und was ihn ſchließlich vor dem Aeußerſten bewahrte, waren nicht ſeine Talente, ſondern hochherzige Unterſtützungen, die ſein Vetter Cäſar Wollheim in Berlin ihm zuwandte. Dieſe Zuwendungen blieben ihm auch bis an ſein Ende, trotzdem ſein letztes Thun — eine von der Familie Cäſar Wollheim beanſtandete Heirat — ſeine Situation ziemlich ernſtlich gefährdete.

Seine letzten Lebensjahre ſcheint er in Einſamkeit, Krankheit und Sorge verbracht zu haben, und zwar außerhalb Hamburgs; wenigſtens ſtarb er im Sankt Hedwigs-Krankenhauſe zu Berlin im Oktober 1884.

Viertes Kapitel.

Theodor Storm.

Storm kam Weihnachten 1852 von Huſum nach Berlin, um ſich hier, behufs Eintritts in den preußiſchen Dienſt, dem Juſtizminiſter vorzuſtellen. Er ſah ſich im Miniſterium wohlwollend und entgegenkommend, in litterariſchen Kreiſen aber mit einer Auszeichnung empfangen, die zunächſt dem Dichter, aber beinahe mehr noch dem Patrioten galt. Denn alle anſtändigen Menſchen in Preußen hatten damals jedem Schleswig-Holſteiner gegenüber ein gewiſſes Schuld- und Schamgefühl. In unſerem Rütlikreiſe — „Rütli“ war eine Abzweigung des Tunnels — wurden die Storm zu teil werdenden Huldigungen allerdings noch durch etwas Egoiſtiſches unterſtützt. Wir gingen nämlich gerade damals mit dem Gedanken um, ein belletriſtiſches Jahrbuch, die „Argo“, herauszugeben und wünſchten uns zu dieſem Zwecke hervorragender Mitarbeiter zu verſichern. Dazu paßte denn niemand beſſer als Storm, der auch wirklich ins Netz ging, und uns eine Novelle zuſagte. Wir ſahen uns dadurch in der angenehmen Lage, zum Weihnachtsfeſte 1853 Storms Erzählung „Ein grünes Blatt“ — die neben der gleichzeitig in unſerem Jahrbuche erſcheinenden Heyſe'ſchen „L'Arrabbiata“ kaum zurück ſtand — bringen zu können. Die Zuſage zu dieſem Beitrage hatten wir ſchon bei des Dichters Anweſenheit in Berlin empfangen, aber das Nähere war einer Korreſpondenz vorbehalten worden, die ſich dann auch bald nach ſeiner Rückkehr in ſein heimatliches Huſum entſpann. Aus dieſer Korreſpondenz gebe ich hier einiges.

Huſum, 23. März 1853.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, für Ihre Mitteilungen und vor allem für den guten Glauben an mich. Ob ich ihn diesmal rechtfertigen werde, weiß ich nicht. Glauben Sie, daß das beifolgende „Grüne Blatt“ eine Stelle in Ihrem Jahrbuch verdient, ſo ſtelle ich es zur Dispoſition. Ich war damit beſchäftigt, es in Hexameter umzuſchreiben und habe bei dieſem ſchließlich wieder aufgegebenen Umarbeitungsverſuch alles Urteil über meine Arbeit verloren; gefällt ſie Ihnen daher nicht, ſo laſſen Sie mich nur den darüber gezogenen Strich getroſt in ſeiner ganzen Dicke ſehen. Ueberhaupt darf ich nach bündigſter Erfahrung bemerken, daß ein Verwerfen einzelner Arbeiten mich auch nicht einmal unangenehm berührt; ich muß vielleicht dabei ſagen, daß es mir mit Sachen, die mir wirklich am Herzen lagen, noch nicht paſſiert iſt. Alſo laſſen Sie der weißen und der ſchwarzen Kugel ihren ungenierten Lauf.

Klaus Groth kenne ich nicht; allein, da er mir ſein Buch unbekannter Weiſe geſchickt und ich es in hieſigen Blättern empfohlen habe, ſo kann ich in Ihrer Angelegenheit ſehr wohl an ihn ſchreiben, was denn allernächſtens geſchehen ſoll.

Ob ich bei Ihnen in Berlin meine Probezeit beſtehen werde, iſt ſehr fraglich, denn da meine demnächſtige Anſtellung doch wohl in einem kleinen Städtchen Neuvorpommerns — wegen der dortigen Geltung des gemeinen Rechts — ſein wird, ſo wäre es am Ende nicht wohl gethan, meine Vorſchule im Gebiete des preußiſchen Landrechts zu machen. Eine kurze Reiſe werde ich indeſſen jedenfalls nach Berlin zu machen haben.

Das Berliner Weſen in ſeinen unbequemen Eigenſchaften habe ich bei meinem letzten Aufenthalte nicht empfinden können; man hat ſich faſt überall, und namentlich im Kreiſe Ihrer Bekannten, des Fremden mehr als gaſtfreundlich angenommen. Gleichwohl iſt in der Berliner Luft etwas, was meinem Weſen widerſteht, und was ich auch bis zu einem gewiſſen Grade zu erkennen glaube. Es iſt, meine ich, das, daß man auch in den gebildeten Kreiſen Berlins den Schwerpunkt nicht in die Perſönlichkeit, ſondern in Rang, Titel, Orden und dergleichen Nipps legt, für deren auch nur verhältnismäßige Würdigung mir, wie wohl den meiſten meiner Landsleute, jedes Organ abgeht. Es ſcheint mir im ganzen „die goldene Rückſichtsloſigkeit“ zu fehlen, die allein den Menſchen innerlich frei macht und die nach meiner Anſicht das letzte und höchſte Reſultat jeder Bildung ſein muß. Man ſcheint ſich, nach den Eindrücken, die ich empfangen, in Berlin mit der Geſchmacksbildung zu begnügen, mit der die Rückſichtnahme auf alle Faktoren eines bequemen Lebens ungeſtört beſtehen kann, während die Vollendung der ſittlichen, der Gemütsbildung in einer Zeit wie die unſere, jeden Augenblick das Opfer aller Lebensverhältniſſe und Güter verlangen kann.

Dieſem erſten Briefe folgte ſehr bald ein zweiter.

Huſum, Oſtermontag 1853.

Ich will's dem erwarteten Frühling zuſchreiben, daß das erſte „Grüne Blatt“ Ihnen ſo viel abgewonnen. Aber beim zweiten Leſen, beim Vorleſen, haben Sie ſchon gefühlt, es ſei nicht ſo ganz richtig damit — es liegt nämlich über dem Ganzen eine gar zu einförmige Stille, die einen beim Vorleſen faſt ungeduldig machen kann; doch ich will Ihnen das Stück jetzt nicht durch meine eigenen Ausſetzungen verleiden. Sie haben es auch, ſo wie es iſt, für gut befunden, und ſo möge es denn auch ſo gedruckt werden . . . Ihre Freunde haben recht, wenn ſie davon ausgehen, daß die Verantwortlichkeit des Redakteurs nicht ſo weit reiche, daß er en detail korrigieren müßte; dafür iſt der Dichter, unter deſſen Namen es erſcheint, verantwortlich.

Augenblicklich bin ich bei Paul Heyſes „Franzeska von Rimini“, und zwar im dritten Akt. Ich glaube indes auch hier wie bei allen derartigen jetzigen Leiſtungen, trotz aller Feinheit des Geiſtes und aller Kraftanſtrengung, einen Mangel an Friſche, an notwendigem Zuſammenhang des Dichters mit ſeinem Werke zu empfinden. Es ſcheint mir mehr ein Produkt der Bildung und der Wahl zu ſein. Doch ich habe noch nicht ausgeleſen. Viel Schönes, Poetiſches, Intereſſantes iſt darin.

Auf Roquettes Luſtſpiel bin ich recht begierig und werde ja auch wohl, wenn ich im Sommer nach Berlin komme, Gelegenheit finden, es zu hören, oder noch lieber zu ſehen. Ein ſo heiterer, jugendlicher Geiſt, wenn er den rechten Inhalt gewinnt, könnte vielleicht einmal ein wirklich erfreuliches Luſtſpiel liefern. Bis jetzt kenne ich noch keins. Denn Kleiſts „Zerbrochener Krug", das einzige deutſche Luſtſpiel, was mir ganz gefällt, iſt deſſen ungeachtet doch nicht heiter.

Dieſe Korreſpondenz ſetzte ſich noch durch Juni und Juli hin fort. Ich gebe daraus das Folgende.

Huſum, 5. Juni 1853.

Wollen Sie vor allen Dingen einige Nachſicht mit mir haben, wo es ſich um Dinge der Politik handelt — über welche ich nur dem Gefühle nach mitſprechen kann — und das Pflanzenartige in meiner Natur nicht verkennen, für das ich im Uebrigen eben keine beſondere Berechtigung in Anſpruch nehmen darf.

Jene Aeußerung meines Briefes über die Berliner Luft war, wofür ich ſie auch nur ausgab, eine lediglich durch den augenblicklichen oberflächlichen Eindruck hervorgerufene — und durch den „Kladderadatſch". Die eigentliche Karikatur, ſofern ſie nicht wieder ins Phantaſtiſche hinauf ſteigt — zum Beiſpiel in der Poeſie des „Kaliban" — iſt mir ſo zuwider, daß ſie mir beinahe körperliches Unwohlſein erregt. Aber ad vocem „Nivellement"! Fragen Sie Ihren Grafen

Arnim doch einmal, ob er dem Profeſſor Dove oder dem Maſchinenbauer Borſig auch ſeine Tochter zur Ehe geben wolle! Ich verlange das keineswegs unbedingt von dem Grafen Arnim, aber es iſt jedenfalls ein Probierſtein für das „Nivellement“. Ich habe es mir oft ſelber vorgeſprochen und laſſen Sie mich's hier — ich weiß gerade nicht in welchem näheren Zuſammenhange mit unſerer Korreſpondenz — einmal niederſchreiben: ein junger Mann ſollte zu ſtolz ſein, in einem Hauſe zu verkehren, wovon er beſtimmt weiß, daß man ihm die Tochter nicht zur Frau geben würde. (Ich weiche hier ganz und gar von Storm ab; ich finde ſolche Wichtigkeitsgefühle philiſtrös). Am achten oder neunten Juli denke ich in Berlin zu ſein, um womöglich von dort ohne Weiteres an meinen demnächſtigen Beſtimmungsort zu gehen; werde mich aber doch wohl eine Woche oder länger in Berlin aufhalten müſſen.

Huſum, 25. Juli 1853.

Meinem Verſprechen gemäß ſchicke ich Ihnen in der Anlage noch ein paar Verſe für die Argo, falls Sie ſie der Aufnahme wert halten ſollten. Gern hätte ich noch den etwas argen Hiatus in Strophe 1, Vers 2 — „die ich“ — entfernt, doch hat es mir, ohne der Richtigkeit und Simplizität des Gedankens oder des Ausdruckes zu ſchaden, nicht gelingen wollen. So etwas will aus dem Vollen und nicht im einzelnen geändert werden. Freilich könnte ich den Singular ſetzen, aber ich will doch meinen zweiten Jungen nicht verleugnen. So muß ich denn mit Goethe ſagen: „Laſſen wir das Ungeheuer ſtehen!“ Teilen Sie aber Ihren Mitredakteuren dieſe Bedenklichkeiten erſt nach der Lektüre mit; es ſtört doch.

Es hat übrigens ſchwer genug gehalten, daß ich Ihnen überhaupt nur dieſe Kleinigkeit anzubieten vermochte; denn dieſer Mittelzuſtand, in dem ich mich noch immer befinde, iſt der Produktionsfähigkeit nicht eben zuträglich. Man hat mir nämlich noch immer nicht erlaubt, meine Probezeit anzutreten. Nach Privatmitteilung iſt auch dazu erſt eine Vorlage im Kabinet des Königs nötig, und die armen ſchleswig-holſteiniſchen Expeditionen ſollen oft lange liegen. Daß mein Geſuch vom Kabinetsſekretär dem Miniſterium überreicht worden, ſcheint die Sache nicht zu beſchleunigen.

Es iſt heute der Jahrestag der Idſtedter Schlacht, der auch diesmal von Militär und Polizei wegen feierlich begangen wird; die däniſche Regimentsmuſik mit den „tappern Landſoldaten“ zieht durch die Gaſſen, Jungens und Geſindel hinter drein; allen

Gaſtwirten iſt bei Strafe, daß ſonſt nicht länger als 6 Uhr geſchenkt werden dürfe, geboten, Tanz zu halten. Viele finden ſich dazu freilich nicht ein; aber man weiß, wie es geht; der eine fürchtet, die Kundſchaft der flott lebenden däniſchen Beamtenſchaft zu verlieren, der andere hat die Furcht im allgemeinen, der dritte will den befreundeten Wirt nicht ſtecken laſſen. Und zuletzt iſt zuzugeſtehen, keine Bevölkerung im großen und ganzen hat auf die Dauer Luſt, für ihre Ueberzeugung zum Märtyrer zu werden. So machen ſie denn ihren Bückling und knirſchen heimlich mit den Zähnen.

So dankbar man im Grunde der däniſchen Regierung ſein ſollte, daß ſie durch dieſe Brutalität das Gedächtnis unſerer hiſtoriſchen Unglückstage ſo unauslöſchlich den Herzen der beſſeren deutſchen Bevölkerung einätzt, ſo iſt es doch ein Gefühl zum Erſticken, ohnmächtig und ſtumm dies gegen die Bevölkerung angewandte Demoraliſationsſyſtem mit anſehen zu müſſen.

Doch wie geht es Ihnen? Sie ſind krank, nicht in Berlin. Hoffentlich werde ich, falls ich im Auguſt dorthin kommen ſollte, Sie ſehen! — Der Artikel in der „Preußiſchen Zeitung“ iſt mir durch den Drucker zugegangen, und ich ſage Ihnen meinen aufrichtigen Dank, daß Sie ſich die Mühe gemacht haben, das, was Sie über meine Sachen denken, auch einmal ſchriftlich und öffentlich auszuſprechen. Mörike, dem ich ſeiner Zeit meine „Sommergeſchichten" geſchickt hatte, erwiderte dies neulich durch Zuſendung ſeines „Hutzelmännleins" und ſchrieb mir bei der Gelegenheit, das „Von den Katzen" habe er bald auswendig gewußt und ſchon manchen damit ergötzt. Neulich habe er jemand gefragt: „Von wem iſt das?" und darauf, als verſtünde es ſich von ſelbſt: „Nu, von Dir!" zur Antwort erhalten. Merkwürdigerweiſe erhielt ich dieſe Antwort um nur zwei Tage ſpäter als Ihren Artikel, worin Sie meine Muſe aus Mörikes Pfarrhauſe kommen laſſen. Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie mich — im übrigen sans comparaison mit dieſen beiden großen Lyrikern — zwiſchen Mörike und Heine ſtellen, denn wenn ich auch mit Mörike die Freude am Stillleben und Humor, mit beiden annäherungsweiſe die Simplizität des Ausdruckes gemein habe, ſo rückt mich doch die große Reizbarkeit meiner Empfindung wieder näher an Heine.

Dies war Storms letzter Brief aus Huſum, kurz vor ſeiner Ueberſiedelung nach Preußen. Ehe er aufbrach, ſchrieb er noch eines ſeiner ſchönſten Gedichte „Abſchied":

Kein Wort, auch nicht das kleinſte, kann ich ſagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüſtet ſteht der Wagen,
Es iſt die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Er führt das weiter aus, wendet ſich dem und jenem zu und ſchließt dann:

Wir ſcheiden jetzt, bis dieſer Zeit Beſchwerde
Ein and'rer Tag, ein beſſerer, geſühnt,
Denn Raum iſt auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was dem Fremden dient.

Und Du, mein Kind, mein jüngſtes, deſſen Wiege
Auch noch auf dieſem teuren Boden ſtand,
Hör' mich, denn alles andere iſt Lüge,
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Kannſt Du den Sinn, den dieſe Worte führen,
Mit Deiner Kinderſeele nicht verſtehn,
So ſoll er wie ein Schauer Dich berühren
Und wie ein Pulsſchlag in Dein Leben gehn.

Es ſteht das alles auf vollkommen dichteriſcher Höhe. Man hat ſich daran gewöhnt, ihn immer nur als Erotiker anzuſehen; aber ſeine vaterländiſchen Dichtungen ſtehen ganz ebenbürtig neben ſeiner Liebeslyrik, wenn nicht noch höher. Alles hat was zu Herzen Gehendes, überall das Gegenteil von Phraſe, jede Zeile voll Kraft und Nerv.

* * *

Storm, als er Huſum ſchon verlaſſen, nahm — wie wenn er ſich von ſeiner heimatlichen Erde nicht habe losreißen können — noch eine mehrmonatliche Raſt in Altona, was veranlaßte, daß er erſt im Spätherbſt in Potsdam eintraf, wohin man ihn, ſtatt nach Schwediſch-Pommern, inſtalliert hatte. Hier in Potsdam fand er eine gute Wohnung und gute Beziehungen. Die Damen ſchwärmten ihn an, und die Männer, wie gewöhnlich, mußten mit. Er hätte zufrieden ſein können, aber er war es nicht und zog es vor, obſchon er ganz unpolitiſch war, mehr oder weniger den politiſchen Ankläger zu machen. Mit ſeiner kleinen, feinen Stimme ließ er ſich über das Inferiore preußiſchen Weſens ganz unbefangen aus und ſah einen dabei halb gutmütig, halb liſtig an, immer als ob er fragen wolle: „Hab' ich nicht recht?“ — Was wir Altpreußen uns auf dieſem Gebiete gefallen laſſen müſſen und thatſächlich beſtändig gefallen laſſen, ſpottet jeder Beſchreibung. Storm war einer der Schlimmſten. Er blieb, aller auch von ihm anerkannten Gutthaten ungeachtet, antipreußiſch, und eine Stelle, die ſich in Dr. Paul Schützes hübſchem Buche: „Theodor Storm, ſein Leben und ſeine Dichtung“, vorfindet, wird wohl ziemlich richtig ausſprechen, woran Storm damals krankte. „Nicht leicht“ ſo heißt es da „war es für eine Natur wie die ſeine, ſich fremden Verhältniſſen anzupaſſen. Er hatte den altgermaniſchen Zug, das Leben in der Heimat als Glück, das Leben in der Fremde als „Elend“ anzuſehen. Heimiſch hat er ſich in dem „großen Militär-Kaſino“ Potsdam nie gefühlt, und ſo gaſtlich man ihn auch aufnahm, die Potsdamer Jahre waren eine trübe Zeit für ihn. In den geſchniegelten, überall eine künſtlich ordnende Menſchenhand verratenden Parks empfand er ein Verlangen nach dem Anblick eines ‚ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menſchenleben und Geſchick in unmittelbarem Zuſammenhange ſteht‘.“

Dieſe geſperrt und mit Anführungszeichen gedruckten Worte ſind ſehr wahrſcheinlich ein Citat aus einem Storm'ſchen Briefe. Sie haben für einen Märker etwas wehmütig Komiſches. Denn wenn es überhaupt eine Sehnſucht giebt, die hier Landes leicht befriedigt werden kann, ſo iſt es die Sehnſucht nach einem ehrlichen Kartoffelfelde. Storm war aber nicht zufrieden zu ſtellen, was nicht an den „geſchniegelten Parks“ — es giebt für jeden vernünftigen Menſchen kaum etwas Entzückenderes als Sansſouci —, ſondern einfach in ſeiner Abneigung gegen alles Preußiſche lag. Preußen wird von ſehr vielen als ein Schrecknis empfunden, aber

Storm empfand dieſes Schrecknis ganz beſonders ſtark. Ich habe zahlloſe Geſpräche mit ihm über dies diffizile Thema gehabt und bin ſeinen Auseinanderſetzungen, wie dann ſpäter den gleichlautenden Auslaſſungen ſeiner Geſinnungsgenoſſen, jeder Zeit mit ſehr gemiſchten Gefühlen gefolgt, mit Zuſtimmung und mit Ungeduld. Mit Zuſtimmung, weil ich das, was man Preußen vorwirft, oft ſo gerechtfertigt finde, daß ich die Vorwürfe womöglich noch überbieten möchte; mit Ungeduld, weil ſich in dieſer ewigen Verkleinerung Preußens eine ganz unerträgliche Anmaßung und Ueberheblichkeit ausſpricht, alſo genau das, was man uns vorwirft. In Selbſtgerechtigkeit ſind die deutſchen Volksſchaften unter einander dermaßen gleichartig und ebenbürtig, daß, wenn ſchließlich zwiſchen ihnen abgerechnet werden ſoll, kein anderer Maßſtab übrig bleibt als der, den uns ihre, das ganze Gebiet des Lebens umfaſſenden Thaten an die Hand geben. Und wenn dieſe Thaten zum Maßſtab genommen werden ſollen, wer will da ſo leichten Spieles mit uns fertig werden! Vieles in „Berlin und Potsdam“ war immer ſehr ledern und iſt es noch; wenns aber zum Letzten und Eigentlichſten kommt, was iſt dann, um nur ein halbes Jahrhundert als Beiſpiel heraus zu greifen, die ganze ſchleswig-holſteiniſche Geſchichte neben der Geſchichte des Alten Fritzen! Allen möglichen Balladenreſpekt vor König Erich und Herzog Abel, vor Bornhöved und Hemmingſtedt; aber neben Hochkirch und Kunersdorf — ich nehme mit Abſicht Unglücksſchlachten, weil wir uns dieſen Luxus leiſten können — geht doch dieſer ganze Kleinkram in die Luft. Dieſen Satz will ich vor Gott und den Menſchen vertreten. Es liegt nun einmal ſo. Für alles das aber hatte der von mir als Menſch und Dichter, als Dichter nun ſchon ganz gewiß, ſo ſehr geliebte Storm nicht das geringſte Verſtändnis, und daß er dies Einſehen nicht hatte, lag nicht an „Potsdam und ſeinen geſchniegelten Parks“, das lag an ſeiner das richtige Maß überſchreitenden, lokalpatriotiſchen Huſumerei, die ſich durch ſeine ganze Produktion — auch ſelbſt ſeine ſchönſten politiſchen Gedichte nicht ausgeſchloſſen — hindurch zieht. Er hatte für die Dänen dieſelbe Geringſchätzung wie für die Preußen. Dies aber ſich ſelber immer „Norm“ ſein, iſt ein Unſinn, abgeſehen davon, daß es andre, das mindeſte zu ſagen, verdrießlich ſtimmt. Ich rufe Mommſen, einen echten Schleswig-Holſteiner und Freund Storms, der aber freilich in der angenehmen Situation iſt, einen palatiniſchen Cäſar von einem eiderſtädtiſchen Deichgrafen unterſcheiden zu können, zum Zeugen auf, ob ich in dieſer

Frage recht habe oder nicht. Leider giebt es politiſch immer noch viele Storme: Hannover, Hamburg und — horribile dictu — Mecklenburg ſtellen unentwegt ihr Kontingent.

* * *

Storm, gleich nach ſeinem Eintreffen in Potsdam, hatte ſich natürlich mit den ihm ſchon früher in Berlin bekannt gewordenen litterariſchen Perſönlichkeiten in Verbindung geſetzt und ſah ſich wenige Wochen ſpäter auch in den Tunnel eingeführt. Er wurde hier — zunächſt als Gaſt — aufs freundlichſte begrüßt und erhielt bei ſeiner bald darauf erfolgenden Aufnahme den Tunnelnamen „Tannhäuſer". Als Liebesdichter hatte er einen gewiſſen Anſpruch darauf, aber auch nur als ſolcher; im übrigen verknüpfen wir jetzt mit dem Namen „Tannhäuſer" eine gewiſſe Niemann-Vorſtellung, von der Storm ſo ziemlich das Gegenteil war, ein Mann wie ein Eichkätzchen, nur nicht ſo ſpringeluſtig.

Wie mit mancher Berühmtheit, die dem Tunnel zugeführt wurde, wollte es auch mit Storm nicht recht gehen. Um ſo ohne weiteres an ihn zu glauben, dazu reichte das damalige Maß ſeiner Berühmtheit nicht aus, und um ſich die Herzen im

Fluge zu eroben, dazu war weder ſeine Perſönlichkeit noch ſeine Dichtung, noch das Tunnelpublikum angethan. Der Tunnel, ſo viel ich ihm nachzurühmen habe, war doch an ſehr vielen Sonntagen nichts weiter als ein Rauch- und Kaffeeſalon, darin, während Kellner auf- und abgingen, etwas Beliebiges vorgeleſen wurde. War es nun eine Schreckensballade, drin Darnley in die Luft flog oder Maria Stuart enthauptet wurde, ſo ging die Sache; ſetzte ſich aber ein Liebeslieddichter hin, um mit ſeiner vielleicht pimprigen Stimme zwei kleine Strophen vorzuleſen, ſo traf es ſich nicht ſelten, daß der Vorleſende mit ſeinem Liede ſchon wieder zu Ende war, ehe noch der Kaffeekellner auf das ihm eingehändigte Viergroſchenſtück ſein ſchlechtes Zweigroſchenſtück — mit dem Braunſchweiger Pferde oben — herausgegeben hatte. Darunter hatte denn auch Storm zu leiden; er kam zu keiner Geltung, weil er ſowohl wie das, was er vortrug, für Lokal und Menſchen nicht kräftig genug geſtimmt war. Er fühlte das auch und nahm einen Anlauf, ſich à tout prix zur Geltung zu bringen, verſah es aber damit gänzlich. Er hatte kein rechtes Glück bei uns. Irgend wer hatte ein Gedicht vorgeleſen, in dem eine verbrecheriſche Liebe zwiſchen Bruder und Schweſter behandelt wurde. Man fand es mit Recht verfehlt, um verfehlteſten aber fand es der mitkritiſierende Storm, der, als er ſein Urteil abgeben ſollte, des weiteren ausführte, daß vor allem „die ſchwüle Stimmung“ darin fehle. „Nun, Tannhäuſer,“ ſo rief man ihm zu, „dann machen Sie's doch.“ Und Storm war auch wirklich dazu bereit und erſchien vierzehn Tage ſpäter mit dem von ihm zugeſagten Gedicht „Geſchwiſterliebe“, aber nur, um einen totalen Abfall zu erleben. „Ja,“ hieß es, „Ihr Gedicht iſt freilich beſſer, aber zugleich auch viel ſchlechter; die ‚ſchwüle Stimmung‘ von der Sie ſprachen, die haben Sie herausgebracht; aber es wird einem ganz himmelangſt dabei.“ Dies Urteil war, glaub' ich, richtig; Storm ſelbſt empfand auch etwas der Art und baſtelte noch daran herum, ſuchte ſich ſogar in Geſprächen und Briefen zu verteidigen. Aber ohne rechten Erfolg. Einer dieſer Briefe richtete ſich an mich.

„Erſchrecken Sie nicht,“ ſo ſchrieb er mir, „daß ich noch einmal auf meine Ballada incestuosa zurückkomme.

Jede Sitte, worunter wir an ſich nur ein äußerlich allgemein Geltendes und Beobachtetes verſtehen, hat ein inneres, reelles Fundament, wodurch dieſelbe ihre Berechtigung erhält. Die Sitte — denn mit den rechtlichen Verboten in dieſer

Beziehung haben wir es hier nicht zu thun —, daß Schweſter und Bruder ſich nicht vereinigen dürfen, beruht auf der damit übereinſtimmenden Natureinrichtung, welche in der Regel dieſen Trieb verſagt hat. Wo nun aber, im einzelnen Falle, dieſer Trieb vorhanden iſt, da fehlt auch, eben für dieſen einzelnen Fall, der Sitte das Fundament, und der einzelne kann ſich der allgemeinen Sitte gegenüber, oder vielmehr ihr entgegen, zu einem Ausnahmefall berechtigt fühlen. Daß er nun ſein natürliches Recht, nachdem er es vergebens mit der Sitte in Einklang zu bringen verſucht hat, kühn gegen all das Verderben eintauſcht, was der Brauch und das Allgemeingültige über ihn bringen muß, das iſt das, was ich als den poetiſchen Schwerpunkt empfunden habe. Gleichwohl habe ich für Sie einen neuen Schluß zurecht gemacht, der freilich chriſtlich ebenſo wenig paſſieren darf wie der andere. Hier iſt er . . .“

Storm ließ dieſen neuen Schluß nun folgen, und in dieſer etwas veränderten Geſtalt iſt die Ballada incestuosa auch in ſeine Gedichte übergegangen. Es iſt aber, trotz all dieſer Mühen, eine vergleichsweiſe ſchwache Leiſtung geblieben, wie ſich jeder, der die Gedichte zur Hand hat, leicht überzeugen kann.

Storm blieb Mitglied. Aber er kam nicht mehr oder ſehr ſelten. Er mußte ſich geſellſchaftlich von vornherein geborgen fühlen, ſonſt ſchwenkte er ab.

Seine Tunnelſchickſale hatten ſich nicht ſehr günſtig geſtaltet, freilich auch nicht ſchlimm. Schlimmer war es, daß es auch mit Kugler zu einer Verſtimmung kam. Ohne rechte Schuld auf der einen und der anderen Seite. Wir ſaßen eines Tages zu vier oder fünf in einem Tiergartenlokal, in einem von Pfeifenkraut und Jelängerjelieber umrankten Pavillon, und da ſichs fügte, daß kurz vorher ein neues Buch von Geibel erſchienen war, ſo nahm Storm Veranlaſſung, über ſeinen Konkurrenten Geibel ſein Herz auszuſchütten. „Ja, Geibel. Das iſt alles ganz gut. Aber was haben wir ſchließlich? Wohlklang, Geſchmack, gefällige Reime — von eigentlicher Lyrik aber kann kaum die Rede ſein und von Liebeslyrik nun ſchon ganz gewiß nicht. Liebeslyrik, da muß alles latente Leidenſchaft ſein, alles nur angedeutet und doch machtvoll, alles in einem Dunkel, und mit einemmal ein uns blendender Blitz, der uns, je nachdem, erſchreckt oder entzückt.“ Kugler wurde unruhig. Zum Unglück fuhr Storm fort: „In zwei Strophen von mir . . .“ und nun wollte er an einem ſeiner eigenen Gedichte zeigen, wie echte Liebeslyrik beſchaffen ſein müſſe. Aber er kam nicht dazu. „Nein, lieber Storm,“ unterbrach

Kugler, „nicht ſo. Geibel iſt unſer aller Freund, und wie ich bisher annahm, auch der Ihrige, und einen anderen tadeln, bloß weil er's anders macht als man ſelber, das geht nicht.“ Wir kamen ſämtlich in eine große Verlegenheit. Natürlich, ſo viel mußte man Kugler zugeſtehen, hatte Storm, wenn auch nicht direkt, ſo doch unmißverſtändlich ausgeſprochen: „*Meine* Gedichte ſind beſſer als Geibels.“ Aber wenn dergleichen artig geſagt wird, ſo darf man um ſolches Ausſpruches willen nicht reprimandiert werden, auch dann nicht, wenn man unrecht hat. Hier aber darf doch wohl geſagt werden, *Storm hatte Recht*. Geibel war ein entzückender Menſch und dazu ein liebenswürdiger, ebenſo dem Ohr wie den Anſchauungen einer Publikumsmajorität ſich einſchmeichelnder Dichter. Aber als Liebeslieddichter ſteht Storm hoch über ihm.

Der ganze Zwiſchenfall, von dem ich damals einen ſtarken Eindruck empfing, iſt mir nie wieder aus dem Gedächtnis geſchwunden und hat mich jeder Zeit zu vorſichtiger Haltung gemahnt. Aber freilich, dieſer Mahnung immer zu gehorchen, iſt nicht leicht. Oft liegt es ſo, daß man ein Lob, das geſpendet wird, zwar nicht teilt, aber doch begreift. In ſolchem Falle zu ſchweigen, iſt kein Kunſtſtück. Aber überall da, wo man nicht bloß ſeine dichteriſche Ueberlegenheit über einen Mitbewerber, ſondern viel, viel mehr noch ſeine kritiſche Ueberlegenheit über die mit Kennermiene ſich gerirenden Urteilsabgeber fühlt — in ſolchen Momenten immer zurückzuhalten, iſt mir oft recht ſchwer geworden. Wenn ich dann aber Storm und Kugler und die Jelängerjelieber-Laube vor mir aufſteigen ſah, gelang es mir doch ſo leidlich.

* * *

Der über Geibels Wertſchätzung als Liebeslieddichter entſtandene Streit war für alle Teile ſehr peinlich, es kam aber ſchließlich zum Friedensſchluß, und man war allerſeits bemüht, die Sache vergeſſen zu machen. Was denn auch glückte. Storm ſah ſich nicht bloß in das Kugler'ſche Haus eingeführt, ſondern eben daſelbſt auch mit Auszeichnungen überhäuft, und die damals mit erlebten „Storm-Abende“ zählen zu meinen liebſten Erinnerungen. Es mag übrigens ſchon hier erwähnt ſein, daß Storm, nach Art ſo vieler lyriſcher Dichter — und nun gar erſt lyriſcher Dichter aus kleinen Städten — der Träger von allerhand geſellſchaftlichen Befremdlichkeiten war, die, je nach ihrer Art, einer lächelnden oder auch wohl halb entſetzten Aufnahme begegneten. Manches ſo groteſk, daß es ſich hier der Möglichkeit des Erzähltwerdens entzieht. Aber ſeine mit dem Charme des Naiven ausgerüſtete Perſönlichkeit blieb am Ende doch immer ſiegreich, und ſelbſt „Frau Clara“, ſo gut ſie ſonſt die Geheimrätin zu betonen wußte, ſah und hörte ſchließlich drüber hin.

Dieſe Storm-Abende waren, ehe man zu Tiſch ging und der Fidelitas ihr Recht gönnte, meiſt Vorleſungs-Abende, bei denen man es zunächſt mit Lyrik verſuchte. Sehr bald aber zeigte ſich's, wie vorher im Tunnel, daß Lyrik für einen größeren Kreis nicht paſſe, weshalb Storm, ſein Programm raſch wechſelnd, ſtatt der kleinen „Erotika“ Märchenhaftes und Phantaſtiſches vorzuleſen begann. Von der Märchendichtung, wie ſie damals in Jugendſchriften betrieben wurde, hielt er an und für ſich ſehr wenig. „Das Märchen hat ſeinen Kredit verloren; es iſt die Werkſtatt des Dilettantismus geworden, der nun mit ſeiner Pfuſcherarbeit einen lebhaften Markt eröffnet.“ So ſchrieb er einmal. Er war ſich dem gegenüber eines beſonderen Berufes wohl bewußt, zugleich auch einer eigentümlichen Märchen-Vortragskunſt, wobei kleine Mittel, die mitunter das Komiſche ſtreiften, ſeinerſeits nicht verſchmäht wurden.

So entſinne ich mich eines Abends, wo er das

Gedicht „In Bulemanns Haus" vorlas. Eine zierliche Kleine, die gern tanzt, geht bei Mondenſchein in ein verfallenes Haus, darin nur die Mäuſe heimiſch ſind. Und auch ein hoher Spiegel iſt da zurückgeblieben. Vor den tritt ſie hin, grüßt in ihm ihr Bild und das Bild grüßt wieder, und nun beginnen beide zu tanzen, ſie und ihr Bild, bis der Tag anbricht und die „zierliche Kleine" niederſinkt und einſchläft. Dieſer phantaſtiſche Tanz im Mondenſchein bildet den Hauptinhalt und iſt ein Meiſterſtück in Form und Klang. Ich ſehe noch, wie wir um den großen, runden Tiſch, den ich ſchon in einem früheren Kapitel beſchrieben, herum ſaßen, die Damen bei ihrer Handarbeit, wir „von Fach" die Blicke erwartungsvoll auf Storm ſelbſt gerichtet. Aber ſtatt anzufangen, erhob er ſich erſt, machte eine entſchuldigende Verbeugung gegen Frau Kugler und ging dann auf die Thür zu, um dieſe zuzuriegeln. Der Gedanke, daß der Diener mit den Theetaſſen kommen könne, war ihm unerträglich. Dann ſchraubte er die Lampe, die ſchon einen für Halbdunkel ſorgenden grünen Schirm hatte, ganz erheblich herunter, und nun erſt fing er an: „Es klippt auf den Gaſſen im Mondenſchein, das iſt die zierliche Kleine . . ." Er war ganz bei der Sache, ſang es mehr als er es las, und während ſeine

Augen wie die eines kleinen Hexenmeiſters leuchteten, verfolgten ſie uns doch zugleich, um in jedem Augenblicke das Maß und auch die Art der Wirkung bemeſſen zu können. Wir ſollten von dem Halbgeſpenſtiſchen gebannt, von dem Humoriſtiſchen erheitert, von dem Melodiſchen lächelnd eingewiegt werden — das alles wollte er auf unſeren Geſichtern leſen, und ich glaube faſt, daß ihm dieſe Genugtuung auch zu teil wurde.

Denſelben Abend erzählte er auch Spukgeſchichten, was er ganz vorzüglich verſtand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leiſen Violine begleitet. Die Geſchichten an und für ſich waren meiſt unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das ſagten, ſo wurde ſein Geſicht nur noch ſpitzer, und mit ſchlauem Lächeln erwiderte er: „Ja, das iſt das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; ſolche Geſchichte muß immer ganz wenig ſein und unbefriedigt laſſen; aus dem Unbefriedigten ergiebt ſich zuletzt die höchſte künſtleriſche Befriedigung.“ Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhauſe erzählt, drin die Nachbarsleute nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüſſelloch geguckt hatten. Und da hätten ſie vier Paar zierliche Füße geſehen mit Schnürſtiefelchen und nur gerade die

Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zuſammengeſchlagen. Einige Damen lachten, aber er ſah ſie ſo an, daß ſie zuletzt doch in einen Gruſel kamen.

* * *

Storm war oft in Berlin, aber wir waren doch auch gelegentlich zu ihm geladen und fuhren dann in corpore — meiſt Kugler, Merckel, Eggers, Blomberg, ich — nach Potsdam hinüber, um unſere ſogenannte „Rütliſitzung“ in Storms Wohnung abzuhalten. Rütli, wie ſchon an anderer Stelle hervorgehoben, war eine Art Nebentunnel, eine Art Extrakt der Sache. Storm war ein ſehr liebenswürdiger Wirt, ſehr gaſtlich, und ſeine Frau, die ſchöne „Frau Conſtanze“, faſt noch mehr. Wir blieben nachmittag und abend und fuhren erſt ſpät zurück. Je kleiner der Kreis war, je netter war es; er ſprach dann, was er in größerer Geſellſchaft vermied, über dichteriſches Schaffen überhaupt und ſpeziell auch über ſein eigenes. Ich habe, bei Behandlung ſolcher Themata, keinen anderen ſo Wahres und ſo Tiefes ſagen hören. In neueſter Zeit ſind Tagebücher der Gebrüder Goncourt erſchienen, die ſich auch über derlei Dinge verbreiten und mich mehr als einmal ausrufen ließen: „Ja, wenn wir doch die gleiche, jedes Wort zur Rechenſchaft ziehende Gewiſſenhaftigkeit hätten.“ In der That, wir haben nur ganz wenige Schriftſteller, die wie die Goncourts verfahren, und unter dieſen Wenigen ſteht Storm oben an. Er ließ das zunächſt ſchnell Geſchriebene Wochen lang ruhen, und nun erſt begann — zumeiſt auf Spaziergängen auf ſeinem Huſumer Deich — das Verbeſſern, Feilen und Glätten, auch wohl, wie Lindau einmal ſehr witzig geſagt hat, das „Wiederdrübergehen mit der Raspel“, um dadurch die beim Feilen entſtandene zu große Glätte wieder kräftig und natürlich zu machen.

Unter ſeinen kleinen Gedichten ſind viele, daran er ein halbes Jahr und länger gearbeitet hat. Deshalb erfüllen ſie denn auch den Kenner mit ſo hoher Befriedigung. Er hat viel Freunde gefunden, aber zu voller Würdigung iſt er doch immer noch nicht gelangt. Denn ſeine höchſte Vorzüglichkeit ruht nicht in ſeinen vergleichsweiſe viel geleſenen und bewunderten Novellen, ſondern in ſeiner Lyrik.

Noch einmal, dieſe Reunions in unſeres Storms Potsdamer Hauſe waren ſehr angenehm, lehrreich und fördernd, weit über das hinaus, was man ſonſt wohl bei ſolchen Gelegenheiten einheimſt; aber ſie litten doch auch an jenen kleinen Sonderbarkeiten, die nun einmal alles Storm'ſche begleiteten und ein Reſultat ſeines weltfremden Lebens und eines gewiſſen Jean Paulismus waren. Es wird von Jean Paul erzählt, daß er ſich, einmal auf Beſuch in Berlin, in einer größeren Geſellſchaft ins „Kartoffelſchälen auf Vorrat“ vertieft habe, was dann ſchließlich bei dem inzwiſchen vorgerückten Souper zu einer Art Verzweiflungskampf zwiſchen ihm und dem die Teller raſch wechſeln wollenden Diener geführt hätte. Ganz dasſelbe hätte Storm paſſieren können, oder wenn nicht dasſelbe, ſo doch ſehr Aehnliches. Ich habe manches der Art mit ihm erlebt. Er hatte, wie ſo viele lyriſche Poeten, eine Neigung, alles aufs Idyll zu ſtellen und ſich ſtatt mit der Frage: „Thut man das?“ oder: „Iſt das convenable?“ nur mit der Frage zu beſchäftigen: „Entſpricht das Voſſens Luiſe oder dem redlichen Thamm oder irgend einer Szene aus Mörikes „Maler Nolten“ oder aus Arnims „Kronenwächtern“? Ja, ich fürchte, daß er noch einen Schritt weiter ging und ſeine Lebensvorbilder in ſeinen eigenen, vielfach auf Tradition ſich ſtützenden Schöpfungen ſuchte. Man kann dies nun ſicherlich reizend finden, auch ich kann es, aber trotzdem bin ich der Anſicht, daß dieſem Verfahren ein Hauptirrtum zu Grunde liegt. Es ſoll ſich die Dichtung nach dem Leben richten, an das Leben ſich anſchließen, aber umgekehrt eine der Zeit nach weit zurückliegende Dichtung als Norm für modernes Leben zu nehmen, erſcheint mir durchaus falſch. In Storms Potsdamer Hauſe ging es her wie in dem öfters von ihm beſchriebenen Hauſe ſeiner Huſumer Großmutter, und was das Schlimmſte war, er war ſehr ſtolz darauf und ſah in dem, was er einem als Bild und Szene gab, etwas ein für allemal „poetiſch Abgeſtempeltes“. Das Lämpchen, der Theekeſſel, deſſen Deckel klapperte, die holländiſche Theekanne daneben, das alles waren Dinge, darauf nicht bloß ſein Blick andächtig ruhte — das hätte man ihm gönnen können —, nein, es waren auch Dinge, die gleiche Würdigung von denen erwarteten, die, weil anders geartet, nicht viel davon machen konnten und durch das Abſichtliche darin ein wenig verſtimmt wurden. Wie mir einmal ein Hamburger erzählte: „Ja, da war ja nun letzten Sommer Ihr Kronprinz bei uns, und da wird er wohl mal geſehen haben, was ein richtiges Mittageſſen iſt“ — ſo glaubte Storm ganz ernſthaft, daß eine wirkliche Taſſe Thee nur aus ſeiner Huſumer Kanne kommen könne. Die Provinzialſimpelei ſteigert ſich mitunter bis zum Großartigen.

In einem gewiſſen Zuſammenhange damit ſtand die Kindererziehung. Auch hier nahm Storm einen etwas abweichenden Standpunkt ein und ſah mit überlegenem Lächeln auf Pedantismus und preußiſchen Drill hernieder. Er war eben für Individualität und Freiheit, beides „ungedeelt“. Eines Abends ſaßen wir munter zu Tiſch, und die Bowle, die den Schluß machen ſollte, war eben aufgetragen, als ich mit einem Male wahrnahm, daß ſich unſer Freund Merckel nicht nur verfärbte, ſondern auch ziemlich erregt unter dem Tiſch recherchierte. Richtig, da hockte noch der Uebelthäter: einer der kleineren Storm'ſchen Söhne, der ſich heimlich unter das Tiſchtuch verkrochen und hier unſeren kleinen Kammergerichtsrat, vor dem wir alle einen heilloſen Reſpekt hatten, in die Wade gebiſſen hatte. Storm mißbilligte dieſen Akt, hielt ſeine Mißbilligung aber doch in ganz eigentümlich gemäßigten Grenzen, was dann, auf der Rückfahrt, einen unerſchöpflichen Stoff für unſere Koupeeunterhaltung abgab. Schließlich, ſo viel iſt gewiß, werden die Menſchen das, was ſie werden ſollen, und ſo darf man an derlei Dinge nicht allzu ernſte Betrachtungen knüpfen; aber das hab' ich doch immer wieder und wieder gefunden, daß Lyriker, und ganz beſonders Romantiker, durch erzieheriſche Gaben nur ſehr ausnahmsweiſe glänzen.

* * *

Drei Jahre, bis Herbſt 56, blieb Storm in Potsdam; dann ward er nach Heiligenſtadt im Eichsfelde verſetzt. „Hier in dieſem mehr abſeits gelegenen, von Waldbergen umkränzten thüringiſchen Städtchen, gewiſſermaßen einem Pendant zu ſeinem ſchleswigſchen Huſum, geſtaltete ſich ihm das Leben wieder innerlicher, traulicher, befriedigender.“ So heißt es in Paul Schützes ſchon eingangs zitiertem Buche. Desgleichen hat L. Pietſch im zweiten Teile ſeiner „Lebenserinnerungen“ ſehr anziehend über dieſe Heiligenſtädter Tage berichtet. Ein Kreis froher teilnehmender Menſchen ſammelte ſich hier um Storm, unter ihnen in erſter Reihe Landrat von Wuſſow und Staatsanwalt Delius.

Faſt alljährlich unternahm Storm von Heiligenſtadt aus Reiſen in die Heimat, entweder nach Huſum, wo ihm noch die Eltern lebten, oder nach Segeberg, dem Geburtsort ſeiner Frau. Mehrmals war er auch in Berlin, aber nur eines dieſer Beſuche — faſt um dieſelbe Zeit, wo Storm nach Heiligenſtadt ging, ging ich nach London — erinnere ich mich. Das war bald nach meiner Rückkehr aus England, alſo wahrſcheinlich im Jahr 62. Alles, als er eintraf, freute ſich, ihn wiederzuſehen, aber dies „Alles“ hatte ſich, wenigſtens ſo weit unſer Kreis in Betracht kam, ſeit jenem Winter 52, wo wir mit einander bekannt wurden, ſehr verändert. Kugler und Merckel waren tot, „Frau Clara“ und Heyſe nach München überſiedelt, Roquette in Dresden; ſo fand er nur noch Zöllner, Eggers und mich. Er blieb denn auch nicht lange. Mit Zöllner und Eggers, die ganz vorzüglich zu ihm paßten, war er ſehr intim, während ſich ein gleich herzliches Verhältnis, trotz beiderſeitig beſten Willens, zwiſchen ihm und mir nicht herſtellen laſſen wollte. Wir waren *zu* verſchieden. *Er* war für den Huſumer Deich, *ich* war für die Londonbrücke; ſein Ideal war die ſchleswigſche Heide mit den roten Erikabüſcheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intoſh. Er ſteckte mir zu tief in Litteratur, Kunſt und Geſang, und was ein Spötter 'mal von dem Kuglerſchen Hauſe geſagt hatte, „man beurteile da die Menſchen lediglich im Hinblick darauf, ob ſie ſchon einen Band Gedichte herausgegeben hätten oder nicht“ — dieſer Satz paßte ſehr gut auch auf Storm. Aber was unſerer Intimität und zwar viel, viel mehr als das verſchiedene *Maß* unſeres Intereſſes an künſtleriſchen Dingen im Wege ſtand, das war *das*, daß wir auch den Dingen des alltäglichen Lebens gegenüber gar ſo ſehr verſchieden empfanden. Ums kurz zu machen, er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für „frivol“. Und das ärgerte mich ein bißchen, trotzdem es mir zugleich, eine beſtändige Quelle der Erheiterung war. Man wolle mich hier nicht mißverſtehen. Ich habe nichts dagegen, auch jetzt noch nicht, für frivol gehalten zu werden. Meinetwegen. Aber ich ſehe mir die Leute, die mit ſolchem Urteil um ſich werfen, einigermaßen ernſthaft an. Wenn Kleiſt-Retzow oder noch beſſer der von mir hochverehrte Paſtor Müllenſiefen, der mir immer als das Ideal eines evangeliſchen Geiſtlichen erſchienen iſt — wenn mir der jemals geſagt hätte: „Lieber F., Sie ſind frivol,“ ſo hätt' ich mir das geſagt ſein laſſen, wenn auch ohne die geringſte Luſt, mich irgendwie zu ändern. Aber gerade von Perſonen, die vielleicht zu ſolchem Ausſpruche berechtigt geweſen wären, ſind mir derlei Dinge nie geſagt worden, ſondern immer nur von ſolchen, die meiner Meinung nach, in ihrer litterariſchen Produktion um vieles mehr auf der Kippe ſtanden als ich ſelbſt. Und zwar waren es immer Erotiker, Generalpächter der großen Liebesweltdomäne. Dieſen Zweig meiner Kollegenſchaft auf ihrem vorgeblichen Unſchulds- und Moralgebiet zu beobachten, iſt mir immer ein beſonderes Gaudium geweſen. Die hier in Frage Kommenden unterſcheiden nämlich zwei Küſſe: den Himmelskuß und den Höllenkuß, eine Scheidung, die ich gelten laſſen will. Aber was ich nicht gelten laſſen kann, iſt der dieſen

Erotikern eigene Zug, den von ihnen applizierten Kuß, er ſei wie er ſei, immer als einen „Kuß von oben“, den Kuß ihrer lyriſchen oder novelliſtiſchen Konkurrenten aber immer als einen Kuß aus der entgegengeſetzten Richtung anzuſehen. Sie ſchlagen mit ihrem „Bauer, dat's wat anners“ ſelbſt den vollwichtigſten Agrarier aus dem Felde. Zu dieſer Gruppe der Weihekußmonopoliſten gehörte nun Storm im höchſten Maße, trotzdem er Dinge geſchrieben und Situationen geſchildert hat, die mir viel bedenklicher erſcheinen wollen, als beiſpielsweiſe Heines berühmte Schilderung von einer dekolletiert auf einem Ball erſcheinenden Embonpoint-Madame, hinſichtlich deren er verſicherte, „nicht nur das rote Meer, ſondern auch noch ganz Arabien, Syrien und Meſopotamien“ geſehen zu haben. Solche Verquickung von Uebermut und Komik hebt Schilderungen der Art, in meinen Augen wenigſtens, auf eine künſtleriſche Hochſtufe, neben der die ſauberthuenden Wendungen der angeblichen Unſchuldserotiker auch moraliſch verſinken.

Ich traf in jenen zweiundſechziger Tagen Storm meiſt im Zöllner'ſchen Hauſe, das, in Bezug auf Gaſtlichkeit, die Kugler-Merckel'ſche Erbſchaft angetreten hatte; noch öfter aber flanierten wir in der Stadt umher, und an einem mir lebhaft in Erinnerung gebliebenen Tage machten wir einen

Spaziergang in den Tiergarten, natürlich immer im Geſpräch über Rückert und Uhland, über Lenau und Mörike und „wie feine Lyrik eigentlich ſein müſſe“. Denn das war ſein Lieblingsthema geblieben. Es mochte zwölf Uhr ſein, als wir durchs Brandenburger Thor zurückkamen und beide das Verlangen nach einem Frühſtück verſpürten. Ich ſchlug ihm meine Wohnung vor, die nicht allzuweit ablag; er entſchied ſich aber für Kranzler. Ich bekenne, daß ich ein wenig erſchrak. Storm war wie geſchaffen für einen Tiergartenſpaziergang an dichtbelaubten Stellen, aber für Kranzler war er nicht geſchaffen. Ich ſeh' ihn noch deutlich vor mir. Er trug leinene Beinkleider und leinene Weſte von jenem ſonderbaren Stoff, der wie gelbe Seide glänzt und ſehr leicht furchtbare Falten ſchlägt, darüber ein grünes Röckchen, Reiſehut und einen Shawl. Nun weiß ich ſehr wohl, daß gerade ich vielleicht derjenige deutſche Schriftſteller bin, der in Sachen geſtrickter Wolle zur höchſten Toleranz verpflichtet iſt, denn ich trage ſelber dergleichen. Aber zu ſo viel Beſcheidenheit ich auch verpflichtet ſein mag, zwiſchen Shawl und Shawl iſt doch immer noch ein Unterſchied. Wer ein Mitleidender iſt, weiß, daß im Leben eines ſolchen Produkts aus der Textilinduſtrie zwei Stadien zu beobachten ſind: ein Jugendſtadium, wo das

Gewebe mehr in die Breite geht und noch Elaſtizität, ich möchte ſagen, Leben hat, und ein Altersſtadium, wo der Shawl nur noch eine endloſe Länge darſtellt, ohne jede zurückſchnellende Federkraft. So war der Storm'ſche. Storm trug ihn rund um den Hals herum, trotzdem hing er noch in zwei Strippen vorn herunter, in einer kurzen und einer ganz langen. An jeder befand ſich eine Puſchel, die hin und her pendelte. So marſchierten wir die Linden herunter, bis an die berühmte Ecke. Vorne ſaßen gerade Gardeküraſſiere, die uns anlächelten, weil wir ihnen ein nicht gewöhnliches Straßenbild gewährten. Ich ſah es und kam unter dem Eindruck davon noch einmal auf meinen Vorſchlag zurück. „Könnten wir nicht lieber zu Schilling gehen; da ſind wir allein, ganz ſtille Zimmer.“ Aber mit der Ruhe des guten Gewiſſens beſtand er auf Kranzler. En avant denn, wobei ich immer noch hoffte, durch gute Direktiven einiges ausrichten zu können. Aber Storm machte jede kleinſte Hoffnung zu Schanden. Er trat zu der brunhildenhaften Komptoirdame, die ſelber bei der Garde gedient haben konnte, ſofort in ein lyriſches Verhältnis und erkundigte ſich nach den Einzelheiten des Büffets, alle reichlich geſtellten Fragen bis ins Detail erſchöpfend. Die Dame bewahrte gute Haltung. Aber Storm auch. Er pflanzte ſich, dem Verkaufstiſch gegenüber, an einem der Vorderfenſter auf, in das zwei Stühle tief eingerückt waren. „Hier wird er Platz nehmen“, an dieſem Anker hielt ich mich. Aber nein, er wies auch hier wieder das ſich ihm darbietende Refugium ab, und den ſchmalen Weg, der zwiſchen Fenſter und Büffet lief, abſperrend, nahm er unſer Geſpräch über Mörike wieder auf, und je lebhafter es wurde, je mächtiger pendelte der Shawl mit den zwei Puſcheln hin und her. Ich war froh, als wir nach einer halben Stunde wieder heil heraus waren.

Täuſcht mich nicht alles, ſo kann dergleichen heutzutage kaum noch vorkommen. Und das iſt ein wahres Glück. Es hing das alles — weshalb ich es hier mit allem Vorbedacht erzählt habe — doch mit einer koloſſal hohen Selbſteinſchätzung (nur nicht im Geldpunkt) zuſammen und einer gleichzeitigen Unterſchätzung des Alltagsmenſchen, des Philiſters, des Nichtdichters oder Nichtkünſtlers. Einer der herrlichſten und gefeiertſten Poeten der romantiſchen Schule hat ein Gedicht geſchrieben unter dem Titel: „Engel und Bengel“, und wenn man ſolchen Shawl trug und dabei dichtete, ſo war man eben ein „Engel“, und wenn man bloß Gardeküraſſier war, nun ſo war man eben das andere.

Das iſt nun Gott ſei Dank überwunden, und gerade wir Leute von Fach dürfen uns gratulieren, ſolchen Wandel der Zeiten noch erlebt zu haben. Denn jene ſonderbare „Engelſchaft“ hat unſer ganzes Metier — ich denke dabei nicht weiter an Storm, dem es, wenn es zum Eigentlichſten kam, an einer wirklichen Legitimation nicht fehlte — doch ſchließlich nur lächerlich gemacht.

Im Sommer vierundſechzig, kurz nach der Befreiung des Landes, kehrte Storm nach elfjähriger Abweſenheit in ſeine geliebte Heimat zurück. Er war nun wieder Landvogt in Huſum. Aber im ſelben Augenblicke faſt, wo ſeine Hand all' das liebe Alte wieder in Beſitz nahm, nahm eine wohlverſtändliche Schwermut von ihm Beſitz. Er ſchrieb an einen Freund: „O, meine Muſe, war das der Weg, den Du mich führen wollteſt! Die ſommerlichen Heiden, deren heilige Einſamkeit ich ſonſt an Deiner Hand durchſtreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne ſchienen, ſind ſie denn alle, alle abgeblüht? Es iſt ein melancholiſches Lied, das Lied von der Heimkehr.“ Wundervolle Worte, wie ſie nur Storm ſchreiben konnte, voll jenes eigentümlichen Zaubers, den faſt alles hat, das aus ſeiner Feder kam. In etwas ſpezifiſch Poetiſchem ſteht er ganz einzig da.

„Wen von euch ſoll ich nun dafür hingeben?“ ſo frug er, als er ſich bald danach an der alten Stelle wieder eingerichtet hatte. Er hatte nicht lange auf Antwort zu warten. Ein Jahr nach der Rückkehr ſtarb Frau Conſtanze, jene ſchöne, friſche, anmutige Frau, an die er, als er ihr 1852 von Berlin aus den beſchloſſenen Eintritt in den preußiſchen Dienſt meldete, die Worte gerichtet hatte:

So komm denn, was da kommen mag,
So lang' Du lebeſt, iſt es Tag,

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo Du mir biſt, bin ich zu Haus,

Ich ſeh' Dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht —

Worte, wie ſie kein Dichter je ſchöner geſchrieben hat.

* * *

Storm, einer jener vielen Hilfloſen, die wie der Liebe ſo der Dienſte einer Frau nicht wohl entbehren können, verheiratete ſich wieder und zwar mit Dorothea Jenſen, einer durch Klugheit, Charakter und Ordnungsſinn ausgezeichneten Dame. Wie ſeine erſte Ehe ſehr glücklich geweſen war, ſo war es ſeine zweite. Die erſte Frau hatte ganz ihm gelebt, die zweite — es war die ſchönſte Aufgabe, die ſie ſich ſtellen konnte — lebte dem Haus und den Kindern.

1880 nahm er den Abſchied aus ſeinem Amt und ſchuf ſich ein neues Heim in dem zwiſchen Neumünſter und Heide gelegenen Kirchdorfe Hademarſchen. Während er hier im Sommer genannten Jahres den Hausbau überwachte, ſchrieb er an Erich Schmidt die für Storms Denk- und Gefühlsweiſe charakteriſtiſche Zeilen: „Geſtern in der einſamen Mittagsſtunde ging ich nach meinem Grundſtücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern; auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verſchalungsbretter loſe zwiſchen den Balken liegen und wo die Luft frei durch die Fenſterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsſtube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das ſonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausſchaute. Wie köſtlich iſt es zu leben! Wie ſchmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen. Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit Deiner Hände oder Augen einen Augenblick verſagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen ſtillen Mann. Ich ging recht behutſam nur von einem feſten Balken zu dem andern; und draußen flimmerte die Welt im mittagſtillen Sonnenſchein. Sehen Sie, ſo ſchön erſcheint noch heute im dreiundſechzigſten Jahre trotz alledem mir Welt und Leben.“

In dieſem ſeinem Hauſe zu Hademarſchen verlebte Storm noch glückliche Tage; mehrere ſeiner glänzendſten Erzählungen: „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Ein Feſt auf Haderslevhuus“ ſind hier entſtanden.

Als er ſiebzig wurde, ward ihm von allen Seiten her gehuldigt, und auch Berlin, als er es im ſelben Jahre noch beſuchte, veranſtaltete ihm eine Feier. Die Beſten nahmen teil, an ihrer Spitze ſein Landsmann und Freund Theodor Mommſen. Man empfing von ihm einen reinen, ſchönen Poeteneindruck. In allem guten war er der alte geblieben, und was von kleinen Schwächen ihm angehangen, das war abgefallen. Alt und jung hatten eine herzliche Freude an ihm und bezeugten ihm die Verehrung, auf die er ſo reichen Anſpruch hatte. Als Lyriker iſt er, das Mindeſte zu ſagen, unter den drei, vier Beſten, die nach Goethe kommen. Dem Menſchen aber, trotz allem, was uns trennte, durch Jahre hin nahe geſtanden zu haben, zählt zu den glücklichſten Fügungen meines Lebens.

Fünftes Kapitel.

Leo Goldammer. Heinrich Smidt. Hugo von Blomberg.
Schulrat Methfeſſel.

Leo Goldammer (Hans Sachs) kam, wie ſo viele Vereinsgenoſſen, um 1848 in den Tunnel und fand dort ſchon einen Goldammer vor. Dieſer ältere Goldammer war ein Obertribunalsrat und hatte für den neu Hinzukommenden, der Bäcker war, nicht allzu viel übrig. Wäre dieſer neu Hinzukommende bloß ein Namensvetter geweſen, ſo hätte ſich über das „heitere Spiel des Zufalls“ lachen laſſen, aber der neue Goldammer war kein Namensvetter, ſondern ein richtiger Vetter, Großvaters-Bruderſohn. Und das ſtorte denn doch*).

---

*) Seitens der Familie des Obertribunalsrats iſt dieſe Verwandtſchaft in einem an mich gerichteten Briefe beſtritten worden, was mich beſtimmt hat, in dieſer an und für ſich gleichgiltigen Sache, lediglich um eines gewiſſen geſellſchaftlichen und kulturhiſtoriſchen Intereſſes willen, zu recherchieren. Nach dieſen Recherchen bleibt es ſo, wie vorſtehend im Text erzählt; mindeſtens ſteht Meinung gegen

Namentlich unſrem Leo Goldammer waren die wie ſich denken läßt nicht gut zu vermeidenden allſonntäglichen Begegnungen mit dem von Standesbewußtſein getragenen und von Natur etwas feierlichen Obertribunalsrat anfänglich ziemlich peinlich; der Verein indes, den die ganze Situation erheiterte, ließ es an einer dem Schwächeren zu gute kommenden moraliſchen Unterſtützung nicht fehlen und zeigte, daß er den Bäcker mehr oder weniger bevorzuge. Wie viel Recht dazu vorlag, mag ununterſucht bleiben, aber daß der von uns Bevorzugte, der ſich beſonders liebevoll an Scherenberg anſchloß und von dieſem wieder geliebt wurde, von einer ſehr gewinnenden Eigenart war, das ſtand feſt. Er hatte manches, was an den Handwerksmeiſter erinnerte, ja, wenn man's erſt wußte, konnte man ſo gar die Belege für ſein ſpezielles Gewerbe herausfinden; aber

---

Meinung. Wenn ich eine davon und zwar mit voller Ueberzeugung bevorzugt habe, ſo zwingen mich dazu die ſich im Leben in ähnlicher Lage beſtändig wiederholenden Beobachtungen, bez. Empfindlichkeiten. Ein Beiſpiel nur. In meinem Romane „Effi Brieſt“ ſpreche ich in einer halben Briefzeile von einem Tapezier Madelung, der, in Abweſenheit Effis, das Zimmer der jungen Frau neu tapeziert habe. Bald nach Erſcheinen des Romans erhielt ich von einem in der Provinz lebenden Madelung eine Zuſchrift, in der er mir mitteilte „daß ſeines Wiſſens niemals ein Madelung Tapezier geweſen ſei.“ Schade. Tapezier iſt etwas ganz Hübſches.

das war in nichts ein Hindernis, im Gegenteil, es ſchien mir immer, als ob ſein Auftreten dadurch nur gewonnen hätte. Seine dann und wann ſchelmiſch aufblitzenden Augen hatten für gewöhnlich etwas Schwermütiges und ein leiſer Leidenszug war unverkennbar. Er beſaß das eigentümlich Anziehende, das alle Menſchen haben, die durch viele Kämpfe gegangen ſind. Und die hatten ihm denn auch wirklich nicht gefehlt. Er war weich und männlich zugleich, beſcheiden und ſelbſtbewußt, klug-nachgiebig und charaktervoll — und all' das ſchuf dann eben jenen Reiz, den er auf jedermann ausübte. Kugler war es, der ihn um die angegebene Zeit in den Tunnel brachte, ſeinen Arbeiten ein einführendes Lob lieh und überhaupt — auch draußen im Leben — für ihn ſorgte. Dazu war nun freilich reichlich Gelegenheit gegeben, denn gerade die Jahre, die ſeinem Eintritt in unſeren Kreis folgten, waren, auf ſeine bürgerlichen Verhältniſſe hin angeſehen, die denkbar traurigſten. Er hatte ſich — ihn über das Dogma vom „goldenen Boden des Handwerks“ (und ſpeziell der Bäckerei) ſprechen zu hören, war ein Hochgenuß — in ſeinem bürgerlichen Berufe nicht halten können und ſuchte ſich nun durch einen kleinen, in einem loſen Zuſammenhange mit ſeinem Gewerbe ſtehenden Zwiſchenhandel durchzuſchlagen. Aber es kam nicht viel dabei heraus und noch weniger bei dem, was er in ſeinen Mußeſtunden an novelliſtiſchen und dramatiſchen Arbeiten entſtehen ließ. Die Zeiten, wo ſich davon leben ließ, waren noch nicht da. Sein höchſtes Glück, und zeitweilig auch wohl ſein einziges, war, daß ſeine Frau ihm eine von Anfang an entgegengebrachte ſchwärmeriſche Liebe durch alle Zeit hin treu bewahrte und — was vielleicht ebenſo viel bedeutete — inmitten aller Trübſal unentwegt an beſſere Tage glaubte.

Die kamen denn auch. Aber das war vorläufig noch weit im Felde. Was zunächſt kam, war einfach ein Martyrium. Alle Verſuche, ſich durchzuſchlagen, ſcheiterten, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Stadtbehörden um irgend welche Verwendung anzugehen. Auch das Kleinſte ſei gut genug. Und ſo wurde er denn einem Magiſtratsbureau zugewieſen, in dem er Steuerzettel zu ſchreiben hatte, deren im Laufe der Jahre viele Hunderttauſende von ſeinem Schreibtiſch aus in die Berliner Häuſer wanderten. Als es ihm von dieſer Schreiberei zu viel wurde, ward er ſtatt Bureaugehilfe Stadtwachtmeiſter, eine Stellung, die ſeiner Art und ſeinem Weſen vielleicht noch weniger entſprach, aber an die Stelle der Stubenluft doch wenigſtens eine friſche Briſe ſetzte. Das ging ſo wohl durch zwei Jahrzehnte, bis ganz zuletzt nicht ſein dichteriſches Talent — von deſſen Heilswirkung ſeine liebenswürdige Frau beſtändig geträumt hatte —, ſondern eine ganz triviale, trotzdem aber freilich ſehr angenehme Erbſchaft einen Wechſel der Dinge herbei führte. Eine für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutende Summe kam ins Haus, und ſorgloſere Tage brachen an. Zu Scherenberg, der ſein Ideal blieb, ſtand er ununterbrochen in freundſchaftlichen Beziehungen, rechnete ſich's nach wie vor zur Ehre, ſich ihm, ſeinem Meiſter, durch kleine litterariſche Dienſte nützlich machen zu können, und überſandte, wenn Geburtstag war, Blumen und Verſe. Die Produktion ſeiner ſpäteren Jahre, darunter eine „Schlacht bei Sadowa“, verlor mehr und mehr an Natürlichkeit und Eigenart, und der Hippogryph, den er noch ſattelte, war das Scherenberg-Pferd von Hohenfriedberg und Ligny. Seines Meiſters Tod überlebte er nicht lange; bald nach ihm ſtarb er ſelbſt und wurde auf dem Parochialkirchhof vor dem Landsbergerthor, wo wahrſcheinlich ein Erbbegräbnis der Familie ſeiner Frau war, begraben.

Seine Tunneltage, wie ſchon hervorgehoben, waren ſeine ſorgenvollſten, aber inmitten aller Sorge doch auch wohl ſeine ſchönſten. Er war ſeiner Natur nach in einer Idealwelt zu Hauſe, und was zu dieſer paßte, fand er, wenn er unter uns erſchien. Es ward ihm auch viel Anerkennung, im Ganzen vielleicht zu viel, im Einzelnen zu wenig. Er verſuchte ſich auf allen Gebieten, aber mit ſehr ungleichem Erfolg. Als Lyriker war er Null, ſchwerfällig und unverſtändlich, und im Drama, worauf ihn ſeine Berater irrtümlich hin verwieſen, kam er über ein halbes Können nicht hinaus. In der Erzählung aber, wo ſich's nicht um Geſchultheit, ſondern um Darſtellung von allerhand Erlebniſſen handelte, war er vortrefflich.

Sein Debüt im Tunnel war die Vorleſung ſeines vaterländiſchen Schauſpiels „Der Große Kurfürſt bei Fehrbellin". Kugler machte viel davon, in und außerhalb des Tunnels, und ſetzte beim Miniſter — Raumer — ſogar eine Penſion, und wenn nicht das, ſo doch wenigſtens eine einmalige Unterſtützung durch. Ja, dies vaterländiſche Schauſpiel kam ſogar auf einem recht guten Vorſtadts- oder Volkstheater zur Aufführung, welches Ereignis dann als leuchtender Stern über des Dichters fernerem Leben ſtand. Denn nicht nur, daß er das große Publikum mit fortgeriſſen hatte, jener Abend mit ſeinem nicht wegzuleugnenden Siege gewann ihm auch die Herzen ſeiner Angehörigen wieder, die ſich bis dahin, mit alleiniger Ausnahme ſeiner Frau, hart und unwirſch von dem „verdrehten Verſeſchmierer" abgewandt hatten. Unter dieſen Angehörigen war auch ein älterer Bruder von ihm, der ihm bis dahin ganz beſonders unliebſam begegnet war. An jenem Abend aber umarmte er den armen Dichter und bat ihn um Verzeihung, ihn durch Jahre hin verkannt und verletzt zu haben. Als er — Leo Goldammer — mir davon erzählte, ſtrahlte er. Kuglers Eintreten für ihn, ganz beſonders nach jener geglückten Aufführung, hatte zur Vorausſetzung, daß Goldammer mit anderen patriotiſchen Stücken folgen würde. Das unterblieb aber, und ich muß hinzuſetzen, ein Glück, daß es unterblieb. Ich glaube, Kugler ſtand damals noch auf dem Standpunkte, daß ſich aus einem patriotiſchen Stoff immer was machen laſſe, wenn nicht was Gutes, ſo doch was Mittelgutes, und unter allen Umſtänden ein Etwas, das, ſchon um des Stückchens vaterländiſcher Geſchichte willen, vor im übrigen gleichwertigen Arbeiten den Vorzug verdiene. Woraus ſich dann in weiterer Folge wie von ſelbſt ergiebt, daß auch der patriotiſche Dichter vor dem nicht-patriotiſchen immer einen Pas voraus habe. Durch den Stoff getragen, findet er von vornherein offenere Herzen. Dieſe weit verbreitete Meinung iſt aber meiner Erfahrung nach grundfalſch. Von manch anderem, was ſich gegen patriotiſche Stoffe ſagen läßt, ganz abgeſehen, iſt auch vom perſönlich-egoiſtiſchen Dichterſtandpunkte aus nichts gefährlicher zu behandeln als das „Patriotiſche“. Glückt es, nun ſo giebt es einen großen Erfolg, gewiß; glückt es aber nicht, was doch immer die Mehrheit der Fälle bleibt, ſo iſt der Sturz auch gleich klaftertief. Denn der Unglückliche wird nun nicht bloß um ſeiner dichteriſchen Mängel, ſondern recht eigentlich auch um ſeiner patriotiſchen Stoffwahl willen angeklagt, weil das Publikum, wenn's fehl ſchlägt, hinter all dergleichen immer nur Streberei, Liebedienerei, Servilismus, im günſtigſten Falle Bequemlichkeit vermutet. Und unſer guter Leo Goldammer, all ſein Talent in Ehren, war nicht der Mann, dem der Sieg garantiert geweſen wäre.

Vortrefflich, um es zu wiederholen, war er als Erzähler. Ich erinnere mich einer Novelle, deren Schauplatz das kuriſche Haff und deren Ausgang ein in den Dünen der kuriſchen Nehrung auftretender Sandwirbelſturm war, in dem die Helden der Erzählung untergehen. Wir waren alle von der Macht der Schilderung hingeriſſen. Eine zweite Novelle, die die vierundfünfziger „Argo“ unter dem Titel „Auf Wiederſehen“ brachte, liegt mir vor, und ich habe ſie, nach nun länger als vierzig Jahren, wieder durchgeleſen. Ich war ganz überraſcht. Es iſt offenbar eine Herbergsgeſchichte, die Leo Goldammer irgendwo mal gehört haben muß. Zwei Bäckergeſellen, ein guter und ein ſchlimmer, ermorden 1812 einen alten

Juden, der in einer kleinen polniſchen Stadt ein Geſchäft treibt; der eine — der gute — hilft bloß ſo nebenher mit, hat aber doch ſchließlich den ganzen Vorteil von der Sache. Und nun iſt ein Menſchenalter und mehr darüber vergangen, und der, der nur ſo „nebenher mit geholfen“, iſt inzwiſchen ein reicher Berliner Bäcker geworden und hält achtundvierziger Volksreden. Da mit einem Male iſt der andere auch da, ganz herunter gekommen, erkennt ſeinen Mitſchuldigen von ehedem und weiß nun, „jetzt iſt Dir geholfen“. Aber der andere weiß es auch, weiß, daß es jetzt heißt „er oder ich“, und in der klaren Erkenntnis davon ſtößt er den alten und morſch gewordenen Komplicen von der Brüſtung eines hart an den Eiſenbahnſchienen gelegenen Gartenhauſes hinunter, und zwar in demſelben Augenblicke, wo der Zug heran brauſt. All dies iſt mit einer wirklichen Vehemenz geſchildert und derartig packend, daß ich, als ich fertig war, ausrief: „Klein-Zola“. Viele Szenen hatten mich an „La bête humaine“ erinnert.

Heinrich Smidt.

Von ſehr andrem Gepräge war der, von dem ich jetzt erzählen will, Heinrich Smidt. Er führte den Beinamen der „deutſche Marryat“, übrigens ohne von ſeinem Namenspaten — den Schauplatz ſeiner Erzählungen: das Meer, abgerechnet — viel an ſich zu haben. In Deutſchland ruht man nicht eher, als bis man einen Dichter oder Schriftſteller durch Aufklebung ſolches Zettels, wohl oder übel, untergebracht hat. Es ſpricht ſich, wenig ſchmeichelhaft für uns, das Zugeſtändnis einer Untergeordnetheit und Abhängigkeit darin aus, ſonſt hätte ſolcher Brauch nie Mode werden können. Am meiſten hat Jean Paul darunter zu leiden gehabt, dem gleich eine Geſamtähnlichkeit mit der Gruppe der engliſchen Humoriſten des vorigen Jahrhunderts angeredet wurde. Dabei hat er faſt gar keine Aehnlichkeit mit ihnen und iſt — je nachdem — teils weniger, teils mehr.

Heinrich Smidt, war ein Holſteiner, in Altona 1798 geboren und wurde Seemann. Als ſolcher führte er ein eigenes Schiff und war wohl ſchon über dreißig Jahre alt, als er Veranlaſſung nahm, das unſichere Meer da draußen aufzugeben, um es mit einem für die meiſten Sterblichen noch unſicherern Aktionsfelde zu vertauſchen. Ihm aber glückte es; er fuhr nicht ſchlecht dabei; ſeine Gaben und Nicht-Gaben — dieſe faſt noch mehr als jene — halfen ihm.

Als ich in den Tunnel eintrat, war er wohl ſchon zehn Jahre Mitglied und einer von denen, die mir ſofort freundlich ihre Hand entgegenſtreckten. Da ſich's aber um Heinrich Smidt handelt, muß ich, ſtatt einfach von „Hand", eigentlich von einer „biederen Rechten" ſprechen. Ich habe wenig Menſchen kennen gelernt, die ſo ausgeſprochen Inhaber einer „biederen Rechten" geweſen wären. Alle gehörten ſelbſtverſtändlich in die Kategorie der faux bonhommes und ein wahres Muſterexemplar dieſer Gattung war auch Heinrich Smidt. Damals nahm ich übrigens keinen Anſtoß daran, ſtrich vielmehr umgekehrt all die Vorteile ruhig ein, die man von der Begegnung mit ſolchen Menſchen hat, Menſchen, die zunächſt ganz wundervoll gemütlich ſind und ihre wahre Natur erſt offenbaren, wenn ſie ſich durch das, was man thut oder auch nicht thut, in ihrem Intereſſe bedroht oder geſchädigt glauben. Erſt in meinen ſpäteren Jahren habe ich eine tiefe Abneigung gegen dieſe mehr oder weniger gefährlichen Perſonen ausgebildet und wenn derartige Gefühle trotzdem hier ſchon zum Ausdruck kommen ſollten, ſo ſind es post festum-Gefühle; damals war ich noch ganz im Bann der „biederen Rechten". Ich muß hinzuſetzen, daß Heinrich Smidts ganze Erſcheinung dazu angethan war, ihm ein unbedingtes Vertrauen entgegen zu bringen. Er war der typiſche Schiffskapitän kleinen altmodiſchen Stils: mittelgroß, dicker Bauch und kurze Beine, mit denen er, ſei's aus Gewohnheit, ſei's aus Berechnung —

ich halte letzteres für ſehr wohl möglich — den bekannten Seemannsgang, das Fallen vom rechten aufs linke Bein, virtuos ausführte. Dazu Treuherzigkeitsmienen und vor allem auch Treuherzigkeitsſprache.

Der Tunnel, der ſich ſonſt nicht gerade durch Scharfblick auszeichnete, hatte doch, mir weit voraus, längſt weg, was es mit der Bonhommeſchaft dieſes deutſchen Marryat eigentlich auf ſich habe und wies ihm genau die Stellung an, die ihm zukam „Es lag nichts gegen ihn vor“ und danach wurde er behandelt, artig und ſchmunzelnd, aber doch immer reſerviert. Man nahm ihn nicht für voll und konnte ihn nicht dafür nehmen, denn ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß in den zehn Jahren unſeres geſellſchaftlichen Verkehrs auch nicht ein einziger ſelbſtändiger Gedanke über ſeine Lippen gekommen iſt. Er war im höchſten Grade trivial, dabei ſeine Gemeinplätze, ſelbſtverſtändlich, wie Offenbarungen vortragend. Witz abſolut ausgeſchloſſen. Aber auch das, was er als Altonaer Kind, als dickbäuchiger Kapitän und Mann des ſteifen Grog eigentlich hätte haben müſſen: einen gewiſſen Theerjackenhumor, auch von *dieſem* keine Spur. Er vermochte ſich nicht einmal zu einer Anekdote aufzuraffen und wenn er es that, verdarb er ſie. Seine Produktion war ſtupend; er konnte in einem fort ſchreiben, ohne ein Wort auszuſtreichen; ſein Schaffen, wenn man's überhaupt ſo nennen durfte, hatte was Ehernes, Unerbittliches. Immer waren Maſſen auf Lager und ſo kam es, daß man ihn im Tunnel als ein „Füllſel“ betrachtete, das, wenn alles andere fehlte, jederzeit eingeſtopft werden konnte. Das bedeutete nicht viel, aber umſchloß doch immer noch eine gewiſſe Schätzung und in dieſer Schätzung, ſo klein ſie war, blieb er auch, ſo lang er ein freier Schriftſteller blieb. Als er aber in der ſogenannten Reaktionszeit als ein ganz kleiner Beamter in die Kriegsminiſterial-Bibliothek einrückte — Scherenberg, der mit Grauſen daran zurückdachte, war da ſein Untergebener — kam Etwas zum Vorſchein, was man bis dahin nicht an ihm gekannt hatte: Servilismus. Er ſah nur noch nach dem Auge „hoher Vorgeſetzter“. Keiner derſelben, die eben Beſſeres zu thun hatten, kümmerte ſich um ihn und ſeinen ganzen Kram, aber er ſetzte Mienen auf, als ob das Kriegsminiſterium ein Etwas ſei, das mit der Kriegsminiſterialbibliothek ſtehe und falle. Dem ſchloß er ſich auch in ſeinen Redewendungen an und geriet in jene Sprache hinein, in der der „Drache der Revolution“, „Einſtehn für die höchſten Güter der Menſchheit“, „ſichrer als auf den Schultern des Atlas“ — herkömmliche

Wendung für die preußiſche Armee — wie Alltagsworte herumflogen.

Ich habe ſo viel Grog in ſeinem Hauſe getrunken daß es eigentlich ſchlecht iſt, ſo viel Anzügliches hier von ihm zu ſagen. Aber ich nehme es ſchließlich auf mich. Es war noch in den fünfziger Jahren, als ich mich in ſein Haus eingeführt ſah und zwar durch Heſekiel, der im Hauſe Smidt der „Paſcha von drei Roßſchweifen" war, dabei den Küchenzettel ſchrieb und von Mutter und Tochter gleich abgöttiſch verehrt wurde. Nicht zu verwundern! Wer an Heinrich Smidts Seite dreißig Jahre verlebt hatte, dem mußte jedesmal eine neue Welt aufgehn, wenn ſich Heſekiel auf ſeine „goldnen Rückſichtsloſigkeiten" ſtimmte. Starke Sachen liefen dabei freilich mit unter, aber nur deſto beſſer; wo Langeweile durch ein Menſchenalter hin grauſam geherrſcht hatte, waren Cynismen das erlöſende Wort. Ich habe dieſen Bacchanalen, die nach ihrem materiellen und geiſtigen Gehalt halb Bauernhochzeit, halb Kunſt- und Litteraturkneipe waren, manch liebes Mal beigewohnt und denke mit diaboliſchem Vergnügen daran zurück. Schauplatz war ein altes intereſſantes Haus in der Krauſenſtraße, dicht an der Mauerſtraße; Wirt ein Bäcker, unten Laden und Backraum, darüber ein erſter Stock, den Heinrich Smidt bewohnte. Dann kam ein hohes Dach mit einer unter einem Holzvorbau ſteckenden Winde, daran die feiſten Mehlſäcke in die Höhe gewunden wurden. Mitunter hing ſolch ein Mehlſack ſchräg neben dem Fenſter des Zimmers, drin wir unſere Feſte feierten und konnte halb als Symbol, halb als Verſpottung unſeres Thuns gelten. Denn wir ſtanden recht eigentlich im Zeichen des Mehlſacks: ungeheuere Schüſſeln voll Maccaroni — Heſekiels Lieblingsſpeiſe — erdrückten faſt die Tafeln. Indeſſen ſiegreich über alles blieben doch die zwei Punſchbowlen, die ſich unter einander ablöſten. Alles lachte, ſtrahlte. Denn Heſekiel hatte gerade das Wort und mit jenen Redederbheiten, auf die er ſich wie ſelten einer verſtand, ging er nun vor, nicht etwa um politiſche oder litterariſche Feinde abzuſchlachten, das hätten andere auch gekonnt, ſondern um ſeine Schwadronshiebe gegen die Tunnelfreunde, gegen den „aufgeſteiften Kugler“, gegen den „überſchätzten und politiſch zweideutigen Scherenberg“, gegen den „großmäuligen Wiedmann und den noch großmäuligeren Orelli“, ganz zuletzt aber, wenn er mit dem Tunnel fertig war, ſeine Hauptkeulenſchläge gegen ſeine Kollegen von der Kreuzzeitung zu führen, von denen ihm der eine zu ledern, der andere zu leiſetretrig, ein dritter zu fromm und ein vierter zu ſchuſtrig war.

Ich hörte beglückt zu und ſtieß mit ihm an, wobei ſich jeder denken konnte, was er wollte.

Was war nun aber Heinrich Smidt als Schriftſteller? Hier muß ich ſchließlich doch Beſſeres von ihm ſagen, als ich bis dahin konnte. So langweilig und unbedeutend er war, er war doch ein Talent, beinah ein großes. Natürlich auf ſeine Art, alles in allem ein wundervoller Fadenſpinner. Zwiſchen Unbedeutendheit und altweiberhafter, rein äußerlicher Erzählergabe beſtehen von Alters her geheimnisvolle Zuſammenhänge. Wer bloß am Rocken ſitzt und den Faden näßt, iſt als Menſch allemal langweilig; andererſeits, wer mehr auf der Pfanne hat, läßt ſich auf ſolch bloßes Fadenſpinnen gar nicht ein. Heinrich Smidts Dramen und Gedichte ſind weit unter Durchſchnitt, aber wenn er ſich ſeine Blätter zurecht ſchob und nun ſeine Feder in zierlicher Handſchrift darüber hingleiten ließ, ſo gab das gelegentlich doch unterhaltliche Dinge, deren man ſich freuen konnte. Beachtung, ja freundlichſte Zuſtimmung haben unter anderen ſeine Devrient-Novellen gefunden; aber dieſe waren weitaus nicht ſein Eigentlichſtes und Beſtes, denn über Devrient zu ſchreiben, dazu war er ſchon deshalb nicht geeignet, weil ihm nichts ſo ſehr fehlte, wie das Devrient'ſche. Sein in beſtimmter Richtung großes Talent zeigte ſich, wenn er irgend eine Hanſiſche

Chronik unter Händen gehabt hatte, denn, in Wiedererzählung deſſen, was er dem Buch entnommen, war er auf ſeiner Höhe. So hab' ich ihn mal die Erſtürmung von Bergen durch die Lübiſchen vorleſen hören und war ganz bewältigt von der lebendig geſtalteten Szene. Natürlich war die Sache, wie jeder hiſtoriſche Hergang zu deſſen Darſtellung man ſchreitet, irgend einer Ueberlieferung entnommen, aber es war doch in ſeine Sprache transponiert, was immerhin etwas bedeutet und jedenfalls verbleibt ihm das Verdienſt, gerade den Stoff und keinen anderen gewählt zu haben. Das Wort Spielhagens „finden, nicht erfinden" enthält eine nicht genug zu beherzigende Wahrheit; in der Erzählungskunſt bedeutet es beinah alles.

Gewiß, Heinrich Smidt war kein großer Schriftſteller, kaum ein Schriftſteller überhaupt; aber er war, ich muß das Wort noch einmal wiederholen, ein virtuoſer „Fadenſpinner" und als ſolcher hat er vielen Tauſenden viele frohe Stunden verſchafft.

Als, kurz vor Weihnachten 1853, jedes der Kinder im Kugler'ſchen Hauſe ſeinen Weihnachtszettel zu ſchreiben hatte, ſchrieb der jüngere Sohn, Hans Kugler, auf ſeinen Wunſchzettel: „wünſche mir ein Buch von Heinrich Smidt" und des weiteren gefragt:

„welches Buch?“ antwortete er beinah unwirſch: „Ach was; von Herrn Smidten iſt alles ſchön.“

Hugo von Blomberg.

Hugo von Blomberg, etwa ums Jahr 50 als „Maler Müller“ in den Tunnel eingetreten, war nie ſehr beliebt. Unter den Baronen Maler und Dichter, unter den Malern und Dichtern Baron. Man weiß, was dabei herauskommt. Alſo er war nicht ſehr beliebt; aber er war außerordentlich geachtet, worauf er denn auch, wie ſelten Einer, Anſpruch hatte. Das mit den „Edelſten der Nation“ iſt nur zu oft angethan, Widerſpruch zu wecken; aber er — Blomberg — durfte wirklich als ein ſolcher „Edelſter“ gelten. Er war ganz Idealiſt, nicht in Redensarten, ſondern in Wirklichkeit. Nebenher ſei bemerkt, daß er ein Neffe oder Großneffe jenes Alexander von Blomberg war, der 1813, beim Erſcheinen der ruſſiſchen Vorhut, ſich dieſer als Führer anſchloß und beim Eindringen in Berlin, in Nähe des Königsthors, durch eine franzöſiſche Kugel ſeinen Tod fand. Ein Denkſtein zeigt bis dieſen Tag die Stelle, wo der erſte Preuße der Befreiungskriege fiel.

Unſer Blomberg war unbemittelt. Daß er es war, war, wenn ich recht berichtet bin, eine Folge ſeiner ihn auszeichnenden Großherzigkeit. Es exiſtierte noch ein Familienbeſitz in Kurland und der Nächſtberechtigte dazu war eben unſer Hugo von Blomberg. Dieſer aber, als es ſich um Uebernahme des Erbes handelte, fand, daß ein Bruder oder ein andrer naher Verwandter in noch minder glücklicher Lage ſei als er ſelbſt und ſo trat er dieſem, ſeinerſeits nur einen ganz beſcheidenen Gewinnanteil fordernd, das Gut ab. Auch mit dieſem Gewinnanteil, wenn er ausblieb, nahm ers nicht genau. „Er zahlt nicht, weil er nicht kann.“ Damit war die Sache erledigt. Nun hätte dies, unter Verhältniſſen wie ſie gewöhnlich bei jungen Adligen liegen, immer noch nicht allzu viel bedeutet, — eine Stellung in der Verwaltung, in der Armee kann helfen und nötigenfalls eine gute Partie. Aber Blomberg ſetzte die Pflege ſeines Idealismus mit ungeſchwächten Kräften fort, nichts von Verwaltung, nichts von Armee, nichts von „guter Partie“, er wurde vielmehr Maler und Dichter und nahm eine arme Frau. Dieſe war eine ganz entzückende Dame, Potsdamerin, Tochter des alten Generals von Eberhardt, der in der Schlacht bei Jena, damals dreizehnjährig, als alles ſchon wankte, ſich an die Spitze einer Grenadierkompagnie geſtellt und im Vorgehen gegen eine Batterie, das Bein durch eine Kanonenkugel verloren hatte. Er erhielt den Pour le mérite, die einzige Ordensauszeichnung, die für den Tag von Jena erteilt wurde und ſtand, bis an ſein Lebensende, beim ganzen Hauſe Hohenzollern in hohem Anſehen.

In Hugo von Blomberg und dem Fräulein von Eberhardt waren zwei muſterhafte Menſchen zuſammen gekommen und muſterhaft wie die Menſchen waren, war auch ihre Ehe. Sie liebten ſich aufs Innigſte und außer ſeiner Kunſt exiſtierte für Blomberg nur Frau und Kind. Geſellſchaften mied er und als wir, ſeine näheren Freunde, dies 'mal tadelten, dabei von ſeiner „Hausunkenſchaft" ſprachen und ihn zu überzeugen ſuchten, daß er ſeiner Frau denn doch zu große Opfer bringe, lächelte er und ſagte: „Sie irren. Ich bringe meiner Frau keine Opfer; ich liebe meine Frau." Wir machten lange Geſichter und ſchwiegen.

Daß wir, er und ich, ſo 'was wie Freundſchaft ſchloſſen, das datierte von einem beſtimmten Vorfall her. Es war eine jener geſchäftlichen Tunnelſitzungen, in denen über neu aufzunehmende Mitglieder verhandelt wurde. Blomberg empfahl einen jungen kuriſchen Edelmann, der den Wunſch ausgeſprochen hatte, Mitglied zu werden. Ich ſagte: „das würde nicht gut gehn." Er verfärbte ſich, bezwang ſich aber und fragte ruhig: „warum nicht?" — „Ich kann es hier in öffentlicher Sitzung nicht ſagen; aber ich werde es Ihnen im Privatgeſpräch nachher mitteilen.“ Dies geſchah. Er nickte zu meinen Mitteilungen, war aber nicht voll überzeugt und wollte ſich in Dresden — wo die Dinge geſpielt hatten — erſt nach dem Sachverhalt erkundigen. Dies that er denn auch, und die Angelegenheit kam nicht weiter zur Sprache. So fatal ihm der Zwiſchenfall war, ſo wußt' er mir doch ſchließlich Dank, ihn vor einer Unnannehmlichkeit bewahrt zu haben. Denn er war, wie in allem korrekt, ſo auch ſehr ſittenſtreng.

Im Tunnel waren wir allerſpeziellſte Nebenbuhler, weil die Ballade ſowohl ſeine wie meine Domaine war. Ja, wir hatten ſogar die Spezialgebiete gemein und behandelten beide mit beſonderer Vorliebe: das Schottiſche, vor allem Maria Stuart, und das Fridericianiſch-Preußiſche. Perfekter Kavalier, der er war, konnte von Eiferſüchteleien bei ihm keine Rede ſein und wie's — hier im Guten — in den Wald hineinſchallte, ſo ſchallte es auch wieder heraus. Ich war ſtets ſeines Lobes voll, auch ganz aufrichtig, aber in meinem letzten Herzenswinkel doch immer mit einer kleineren oder größeren Einſchränkung. Er merkte das auch und fragte mich mal danach. Es brachte mich nicht in Verlegenheit, im Gegenteil, es war mir lieb und ich ſagte: „ja, Sie haben ganz recht. Es fehlt mir etwas in Ihren Balladen; wenn ſie ein klein bißchen anders wären, ſo wären ſie ausgezeichnet.“ Er lachte. „Nun gut. Aber was iſt das „kleine bißchen“, das Sie wohl anders wünſchten?“ Ich habe nicht mehr gegenwärtig, was ich ihm geantwortet habe; wahrſcheinlich war es allerlei, was taſtend und vermutend um die Sache herum ging. Jetzt nachträglich weiß ich ganz genau, was dies meiner Meinung nach Fehlende war, denn im Aelterwerden beſchäftigt man ſich, durchaus ungeſucht, auch mit der Theorie der Dinge. Blomberg las allerhand alte Bücher, fand einen geſchichtlichen und anekdotiſchen Hergang, der ihm gefiel und brachte dieſen Hergang in Verſe. Er verfuhr dabei mit großer äußerlicher Kunſt, alles war vorzüglich aufgebaut, knapp und klar im Ausdruck, aber trotzdem blieb es eine gereimte Geſchichte. Das iſt, wie mir jetzt feſtſteht, ein Mangel. Es muß durchaus noch ’was Perſönliches hinzukommen, vor allem ein eigener Stil, an dem man ſofort erkennt: „ah, das iſt der.“ Man denke nur an Heine. So lag es aber bei Blomberg nicht. Die Sachen waren ſehr gut, aber ſie konnten auch von zehn Anderen ſein; ſie hatten kein Eigenleben. Einige ſeiner Balladen können freilich als Ausnahmen gelten, ſo „die Dame von Faverne“ — zuerſt in der „Argo“ von 1856 erſchienen —, ein ſehr ſchönes Gedicht.

Ich glaube, daß ſich Blomberg zu einem ſehr guten Schriftſteller, namentlich Kunſtſchriftſteller, — deren es damals nur erſt wenige gab — hätte entwickeln können, aber die Malerei war ſeine unglückliche Liebe. Er mochte ſchon über vierzig ſein, als er ſich entſchloß, „noch mal von vorn anzufangen" und in Ausführung dieſes Entſchluſſes nach Weimar ging, um bei Preller oder einem anderen Meiſter, was „Reelles" zu lernen. Ob es 'was geworden wäre, weiß ich nicht, möcht' es aber faſt bezweifeln; es iſt damit, wie mit der Akrobatik oder dem Klavierſpielen, alle Gelenke müſſen noch gelenk ſein, wenn die Schule durchgemacht werden ſoll. Im Heraldiſchen, und darüber hinaus in phantaſtiſcher Ornamentik, hat er übrigens, ſchon während ſeiner Berliner Tage, ganz Ausgezeichnetes geleiſtet, das ſich der lebhaften Anerkennung auch derer erfreute, die ſonſt von ſeinem Malertum nicht viel wiſſen wollten.

Er ſtarb, ich glaube, Mitte der ſiebziger Jahre. Doch nicht von ſeinem eigenen Tode will ich am Schluſſe dieſer Skizze ſprechen, ſondern von einem überaus ſchmerzlichen Hinſcheiden, das er, kurz bevor er nach Weimar überſiedelte, noch in ſeinem alten Berlin erleben mußte. Zärtlicher Vater, der er war, ging er auch gern mit ſeinen Kindern ſpazieren, am liebſten nach einem am Fuße des Kreuzberges gelegenen Kaffeegarten, wo gute Spielplätze waren. An einem ſchönen Tage war er da mit ſeinen zwei älteſten Kindern, ſeiner Tochter Eva und ſeinem Sohn Hans, einem reizenden damals neunjährigen Jungen. Es wurde geturnt, geſprungen und bei den Springübungen, die gemacht wurden, ſprang der Junge über einen Tiſch fort und fiel, weil er das Ziel nicht recht genommen, in einen Stachelbeerſtrauch. Ein kleiner Dorn drang ihm unter dem Auge ein, genau die Stelle treffend, von der es im Volksmunde heißt: „da ſitzt das Leben". Der Vater zog den Dorn heraus, eine Verletzung war kaum zu ſehen und der Knabe ſpielte munter und ausgelaſſen weiter. Erſt gegen Abend ging man heim. In der Nacht ſtellten ſich Schmerzen ein, auch Fieber, aber nicht erheblich und nur um nichts zu verſäumen, ging Blomberg in aller Frühe mit dem Kinde zum Arzt. Dieſer ſtreichelte den Jungen, freundliche Worte zu ihm ſprechend, nahm dann aber den Vater ins Nebenzimmer und ſagte: „Lieber Blomberg, Ihr Junge muß ſterben. Morgen um dieſe Zeit iſt er tot." Und ſo kam es. Alle Freunde waren bei dem Begräbnis, der alte Paſtor Stahn, ein vorzüglicher Herr, ſprach rührende Worte und nicht oft im Leben bin ich ſo bewegt geweſen, wie bei dieſer Gelegenheit. Ich weiß nicht woran es lag, aber der reizende Junge, der ſchöne Sommertag und ein anſcheinendes Nichts, das doch den Tod brachte, — es erſchütterte mich.

Schulrat Methfeſſel.

Methfeſſel, trotzdem er Schulrat war und ſich anſcheinend für alles intereſſierte — während ihm doch ein wahres Intereſſe durchaus fehlte —, ſpielte keine beſondere Rolle im Tunnel. Er gehörte zu denjenigen, denen man nicht recht traute. Seine mannigfachen Tugenden und Verdienſte wurden durch ebenſo viele Schwächen wieder in Frage geſtellt.

Um aus der Reihe dieſer Schwächen nur eine allerkleinſte, freilich eine ſehr charakteriſtiſche, heraus zu greifen, — er war ein „Uhrenzieher“, und zwar einer der eifrigſten und bedrücklichſten, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Nun wird dieſer oder jener ſagen: „Uhrenzieher! warum nicht? Uhrenzieher, das ſind einfach pünktliche Leute.“ Gewiß. Aber Pünktlichkeit iſt durchaus nicht das, was den eigentlichen Uhrenzieher ausmacht. Pünktlichkeit iſt unbeſtritten eine Tugend, und wer pünktlich iſt und *nur* pünktlich, ohne jeden weiteren Beigeſchmack, den will ich loben, wiewohl offen geſtanden mir perſönlich die ganze Sache nicht viel bedeutet. Ich denke, dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde, und er ſoll die glückliche

Stunde nicht abkürzen, auch nicht auf die Gefahr hin, dabei einmal unpünktlich zu ſein. Aber wenn er es zu *müſſen* glaubt, gut. Ich habe nichts dagegen. Er wird ſich dann aber aus der Schar der Glücklichen wegſtehlen, ohne nach der Uhr geſehen zu haben, oder doch nur ganz ſtill, ganz leiſe, ganz heimlich und diskret. Anders der eigentliche Uhrenzieher, der Uhrenzieher von Fach. Er zieht ſeine Uhr mit Oſtentation, er zieht ſie auch da noch, wo ein an der Wand befindlicher Chronometer die Stunde ganz genau zeigt, er zieht ſie, weil er ſie ziehen *will*, weil er eine mehr oder weniger unliebenswürdige Perſon iſt, die einer ganzen Verſammlung zu zeigen beabſichtigt, „Euer Gebahren hier iſt gar nichts; ich habe wichtigeres zu thun, und ich verſchwinde."

So war Methfeſſel.

Er trat in den Tunnel, als dieſer in dem Zeichen von „Ligny" und „Waterloo" ſtand, was damals alle Solche heran lockte, die, nach den Vorgängen des „ſtürmiſchen Jahres", das Preußiſch-Patriotiſche durchaus betont zu ſehen wünſchten. Zu dieſen gehörte natürlich auch Methfeſſel, und zwar ebenſo ſehr ſeiner Geſinnung wie ſeiner Lebensſtellung nach. Er war geſchulter preußiſcher Beamter mit einem Stich ins Höfiſche, Matthäikirchgänger, Büchſelmann, aber — ſo viel muß ich Methfeſſel laſſen — wie ſein

Generalſuperintendent mit einem Beiſatz, der mit der Bekenntnisſtrenge wieder verſöhnen konnte. Bei Büchſel ſelbſt war es ein wundervoller, gelegentlich bis zu ſchlauer Eulenſpiegelei ſich ſteigernder Humor, bei Methfeſſel ein Stück Altliberalismus oder, wenn dies zu weit gegriffen iſt, eine ſeinem Lehrer Dieſterweg durchs Leben hin bewahrte Verehrung und Liebe. Dieſe nie verleugnete Liebe zu ſeinem alten Lehrer war ſein ſchönſter Zug, und ich muß ihm denſelben um ſo höher anrechnen, als es, wie ſchon angedeutet, durchaus in ſeiner Natur und ſeinem Lebensgange lag, von den Anſchauungen höchſter Vorgeſetzten abhängig zu ſein. Geſchulter preußiſcher Beamter ſagte ich. Ja, das war er, und in Haltung, Miene, Sprache kam dies gleichmäßig zum Ausdruck. Er hatte ſich's, um nur ein Beiſpiel zu geben, angewöhnt, Perſonen, die ſich einer Titelauszeichnung erfreuten, dieſen Titel immer mit einer gewiſſen Feierlichkeit anzuheften. Er ſprach alſo nicht einfach von Bethmann-Hollweg, Mühler, Böckh, Schönlein, ſondern gab, auch im leichteſten Geſpräche, jedem ſein gerütteltes und geſchütteltes Titulaturmaß, und noch in dieſem Augenblicke ſtimmt es mich zur Heiterkeit, wenn ich mir vergegenwärtige, wie etwa die Worte: „Geheimer Oberregierungsrat Pehlemann“ über ſeine Lippen rollten. Es war an Zungenvolubilität etwas ebenſo Vollkommenes wie Eigenartiges und glich den jetzt modiſchen Harmonikazügen, bei denen man nicht recht weiß, ob man mehr die bis zur Einheit geſteigerte Koppelung oder aber die ſchußartige Fluggeſchwindigkeit des Ganzen bewundern ſoll.

In ſeinem Amte galt Methfeſſel für ſehr tüchtig, und ich glaube, daß er ſein Anſehen verdiente. In manchen Stücken aber irrte er. So wenigſtens will es mir erſcheinen. Er war beiſpielsweiſe dafür, fremde Sprachen durch Deutſche lehren zu laſſen, weil dieſe „grammatikaliſch“ geſchulter ſeien. Ich halte dies, nach an mir ſelbſt gemachten Erfahrungen, für grundfalſch, und bin der Meinung, daß mir jeder beliebige Durchſchnitts-Engländer ein verwendbareres Engliſch beibringt, als ein grammatiſch geſchulter Deutſcher. Und damals, wo noch alle die Hülfen fehlten, die jetzt da ſind, galt das noch viel mehr als heute.

Methfeſſels eigentliche Stärke lag denn auch weniger nach der wiſſenſchaftlichen als nach der pädagogiſchen Seite hin. Er hatte die „Methode“ weg, wußte, wie man's machen müſſe. Was davon Dieſterwegiſch war, war auch gewiß vortrefflich, was aber Methfeſſeliſch war, war wohl oft fraglich. Eine Geſchichte, auf die es mir hier recht eigentlich ankommt, ſoll denn auch, zur Erhärtung dieſer Fraglichkeit, den Schluß bilden.

Zu Methfeſſels amtlichen Obliegenheiten gehörten auch Inſpektionen, darunter als Feinſtes Inſpektionen höherer Töchterſchulen. Eine dieſer Töchterſchulen, zugleich mit einem vornehmen Penſionate verbunden, war ihm ſchon längſt ein Dorn im Auge. Vielleicht, daß er das eine oder das andere gehört hatte, was der Schul- und Penſionsvorſteherin, einer hübſchen, ſtattlichen Dame, nachteilig war. Doch möchte ich dies andererſeits bezweifeln, wenigſtens die Berechtigung dazu; denn ich habe die Dame ſelbſt noch ſehr gut gekannt. Ich wohnte mit ihr in demſelben Hauſe. Nun alſo, Methfeſſel kam, um nach dem Rechten zu ſehen. Er erſchien in einer der oberen Klaſſen, und während der Unterricht ſeinen Verlauf nahm, ging er von Platz zu Platz und revidierte die Hefte. Gleich auf der zweiten Reihe ſaß eine fünfzehnjährige Blondine, reizendes Geſchöpf; Methfeſſel durchblätterte das Diarium, kam bis auf die letzte Seite, warf einen flüchtigen Blick auf das wie mit Blut übergoſſene junge Ding und ſteckte das Heft in die Bruſttaſche. Den anderen Vormittag ließ er ſich bei der Mutter melden, einer vornehmen, reichen Dame, ſelbſt noch jung. Er erzählte, was nötig war, und überreichte dann das Heft. Die junge Frau — ihre verhältnismäßige Jugend mag es entſchuldigen — ließ ſich zu der Unwahrheit hinreißen, „daß ſie das, was da ſtehe, nicht verſtünde," worauf Methfeſſel einen geordneten Rückzug antrat. Aber nicht um die Sache dabei bewenden zu laſſen. Es kam zwar zu keinem Eklat, trotzdem war ganz im ſtillen die Folge, daß die Schulvorſteherin, „weil ſie nicht aufgepaßt", an der erwähnten letzten Diariumsſeite zu Grunde ging. Sie ſtarb in ſehr beſchränkten Verhältniſſen. Die junge Blondine — und das iſt das einzig Erfreuliche an der Sache — kam unangefochten darüber hin und iſt längſt glückliche Großmutter.

So die Geſchichte. War das Verfahren richtig? Ich, wenn ich Schulrat geweſen wäre, hätte nach der Schulſtunde zu dem armen, in ſeiner Scham und Todesangſt genugſam abgeſtraften jungen Dinge geſagt: „Mein liebes Fräulein, wir wollen das zerreißen; das gehört nicht in Ihre Phantaſie, noch weniger in Ihr Diarium." Und damit, meine ich, wäre es genug geweſen. Ich unterbreite die Geſchichte nach Ablauf von mehr als vierzig Jahren dem Urteil der Pädagogen und denke, ſie werden mir zuſtimmen, wenn ich ſage: Methfeſſel, ſo weit dieſe Geſchichte mitſpricht, war ein Doktrinär und kein Menſchenkenner. Oder aber — er wollte keiner ſein.

Ich fürchte beinahe das letztere.

Sechſtes Kapitel.

Louis Schneider.

Hofſchauſpieler, Geh. Hofrat, Vorleſer Friedrich Wilhelms IV.

Louis Schneider war der, den es ſich wohl eigentlich geziemt hätte, dieſen Porträtſkizzen voran zu ſtellen, denn wenn er nicht wie Saphir und Lemm zu den unmittelbaren Tunnel-Gründern gehörte, ſo war er doch jedenfalls unter den erſten Mitgliedern des Vereins und hing an ihm, durch ein halbes Jahrhundert, in immer gleicher Treue. Bis zum achtzehnten März — von wo ab ſich dann die Dinge freilich änderten — war es ſein Verein, in dem ſeine Geſchmacksrichtung und ſeine Gedankenwelt herrſchte, trotzdem es nicht an Gegnern fehlte, die dieſe „Gedankenwelt“ belächelten, ja, ſie überhaupt nicht als eine Gedankenwelt gelten ließen. Im ganzen aber durfte bis zu genannter Zeit — achtzehnter März — geſagt werden: „Schneider iſt der

Tunnel und der Tunnel iſt Schneider.“ Beide, Schneider und der Tunnel, waren im weſentlichen liberal mit Anlehnung an Rußland. Alſo eigentlich ein Unding. Aber ſo gingen die Dinge damals und wenn man gerecht ſein will, begegnet man ähnlich Widerſprechendem auch heute noch. Es geht viel unter einen Hut.

Schneider hieß im Tunnel „Campe der Caraïbe“ und ſo bedeutungslos im allgemeinen alle dieſe Tunnelbeinamen waren, ſo war doch hier ein Ausnahmefall gegeben. Das ganze Schneider'ſche Weſen hätte nicht beſſer charakteriſiert werden können. In ſeiner mit Trivialitäten ausgeſtatteten, breitproſaiſchen Väterlichkeit war er ganz der Robinſon Cruſoe-Campe, wenn er aber in ein mehr oder weniger erkünſteltes Feuer geriet und dabei die gewagteſten ſeiner Sätze durch immer neue Ungeheuerlichkeiten übertrumpfte, ſo war er ganz „Caraïbe“. Fähnrich Piſtol ſoll eine ſeiner Glanzrollen geweſen ſein und Fähnrich Piſtol und Caraïbe iſt ſo ziemlich dasſelbe, nämlich der bis ins Komiſche geſteigerte „wilde Mann“.

Noch einmal: bis 48 war Schneider die Seele des Vereins. Von 48 ab aber war er nur noch die Säule desſelben. Er trug den Tunnel noch, aber mehr äußerlich; er war nicht mehr deſſen innerſtes Leben. Es lag dies weniger an den ſich ändernden politiſchen Verhältniſſen, als daran, daß mit einem Male ganz neue Perſonen auftraten, die zu Schneider, gleichviel nun ob er ſeinen väterlichen Campe- oder ſeinen wilden Caraïben-Tag hatte, den Kopf ſchüttelten. Unter dieſen Neuhinzugekommenen waren Kugler, Eggers, Heyſe, Geibel, Storm; dazu — als Kritiker — ſo ſuperiore Leute wie Dr. A. Widmann und H. v. Orelli. Man braucht ihre Namen nur zu nennen, um ſofort erkennen zu laſſen, daß es mit dieſen nicht ging. Er war ihnen einfach nicht gewachſen und fühlte ſeinen Stern erbleichen, griff aber, um dieſen Prozeß zunächſt wenigſtens hinauszuſchieben, zu dem bekannten Mittel des ſich „Rarmachens". Er konnte dies um ſo unauffälliger, als zwei Dinge: ſein ſo ziemlich in dieſelbe Zeit fallender Rücktritt vom Theater und ſein neues, unmittelbar danach beginnendes Vorleſeramt beim König, ohnehin zu ſeiner Ueberſiedlung von Berlin nach Potsdam geführt hatten. Dies ſeltenere ſich zeigen im Tunnel war aber nicht gleichbedeutend mit Intereſſeloſigkeit, er blieb allen Gegnerſchaften zum Trotz durchaus unverändert in ſeiner Anhänglichkeit, ſah aber freilich die Motive zu dieſem ſeinem Aushalten in einem fort verdächtigt und zwar ſo ſehr und noch dazu mit ſo geringer Begründung, daß ich zu dem Ausſpruch gezwungen bin: nicht Schneider war in dieſer nachachtundvierziger Zeit untreu gegen den Tunnel, ſondern der Tunnel war untreu gegen Schneider. Vor allem auch undankbar. Denn Schneiders Intereſſe bezeugte ſich, nach wie vor dem achtzehnten März, in Thaten. Er half. Dieſe Hilfe beſtand in allerlei: in Einführungen, Empfehlungen, Aufforderung zur Mitarbeiterſchaft an ſeinen Blättern und Aehnlichem. Aber wenn dieſe Hilfen, die mitunter einer direkten Unterſtützung gleichkamen, auch nicht geweſen wären, ſo verblieb für ſein Kredit doch immer noch das Eine, daß er den Tunnel ſo zu ſagen hoffähig machte. Was ſich von den Dichtungen unſerer Tunnelleute nur irgendwie zum Vorleſen an den Theeabenden in Sansſouci, Charlottenhof und Charlottenburg eignete, kam auch wirklich zum Vortrag. Unter denen, die dieſer Ehre teilhaftig wurden, war auch ich und zwar mit einem Romanzen-Cyklus, der den Geſamttitel „Von der ſchönen Roſamunde“ führte. Weil ſich's nun traf, daß dieſe meine Dichtung, um genau dieſelbe Zeit, auch von dem an andrem Orte, in meinem Scherenberg-Buche, geſchilderten Rhetor Schramm in Entrepriſe genommen wurde, ſo gingen mir in ein und derſelben Woche zwei Zuſchriften zu, darin ich von beiden gefeierten Vorleſern aufgefordert wurde, ſie zu beſuchen, da ſie das, was ſie zu geben gedächten, zunächſt meinem Urteil unterbreiten wollten. Ich erſchien denn auch. Bei Schramm fand die Probe-Vorleſung in ſeiner Wohnung ſtatt, bei Schneider in Meinhards Hotel, unter den Linden, wo er, wenn er nach Berlin herüberkam, abzuſteigen pflegte. Beide laſen gleich ſchlecht, weil nach demſelben falſchen Prinzip, das in dem altehrwürdigen Gegenſatz von Gebrüll und Gewiſper wurzelte. Dabei kam es vor, daß Schneider eine ganz zweifelloſe Wiſperſtelle geradezu donnerte. Junge Dichter begehen nun gewöhnlich den Fehler, dergleichen korrigieren zu wollen, was bloß verſchnupft. Darauf hab ich mich aber nie eingelaſſen, fand vielmehr jederzeit alles wunderſchön, weil ich, neben dem in erſter Reihe ſtehenden Wunſche kein Aergernis zu geben, auch ſchon damals eine ziemlich richtige Vorſtellung von *dem* hatte, was „Publikum“ bedeutet. Die Geſchichte von Garrick, der durch Vortrag des engliſchen Alphabets die Zuhörerſchaft von Drury Lane hinriß und zu Thränen rührte, wiederholt ſich cum grano salis tagtäglich.

Es waren, aus dem Gros d'Armée des Tunnels vorzugsweiſe Lepel, Eggers, Heſekiel und ich, denen Schneiders Wohlwollen zu gute kam. Aber was bedeuteten dieſe Gutthaten neben all dem Auszeichnenden, Schmeichelhaften und Fördernden, was durch die bei Hofe ſtattfindenden Schneider-Vorleiſtungen unſrem großen Armee-Kommandierenden, unſrem Scherenberg zu teil wurde. Daß dieſer von dem Tag an, wo ſein „Ligny“ zur Kenntnis des Königs kam, durch ein Menſchenalter hin, Sorgen entrückt, ſeiner Dichtung und ſeiner Philoſophie leben konnte, war zunächſt ausſchließlich Schneiders Verdienſt. Allerdings kamen die ſpäter unſerem Tunneldichter zu teil werdenden direkten Hilfen von anderer Seite her, aber der, der den Boden für all dies kommende Gute vorbereitet hatte, das war und blieb doch Schneider. Er hatte ganz allmählich bei Hofe den Glauben entſtehen laſſen: „Hier haben wir endlich ein großes Talent, einen richtigen patriotiſchen Dichter“ und erſt nachdem dieſer Glaube geſchaffen war, war auch von anderer Seite her Unterſtützung und Hilfe möglich. In den, dem achtzehnten März unmittelbar voraufgehenden und unmittelbar folgenden Zeiten war auch niemand unter uns, der dies nicht willig anerkannt und mit herzlichem Dank für Schneider erwidert hätte. Später aber, um die Mitte der fünfziger Jahre herum, änderte ſich's und wenn ſchon vorher die kleineren Schneiderſchen Tunnelwohlthaten einer Kritik unterzogen worden waren, ſo geſchah jetzt ein Gleiches auch im Hinblick auf das, was er für Scherenberg gethan. „Was iſt es denn?“ ſo hieß es. „Gar nichts.“ Er hat ſich einen Dienſt geleiſtet, hat ſich beim Könige lieb Kind gemacht, ſich vor den Potsdamer Offizieren als Kunſtmäcen ausgeſpielt. Lächerlich genug. Wir wiederholen Dir, allen perſönlichen Vorteil hat er gehabt und dabei ſeiner Eitelkeit Zucker gegeben. Und dann hat er Dich ſeinem Buchhändler Hayn, dieſem Intelligenzblatt-Verleger zugeführt und „Freund Hayn“, bei dem man Intelligenz und Intelligenzblatt unterſcheiden muß, hat ein Bombengeſchäft mit Dir gemacht und ziert ſich nun in der Welt als Litteraturvater herum, während er doch bloß ein Weißbierphiliſter iſt mit einer Pontac-Naſe. Quäle Dich doch nicht mit Dankbarkeit. Er muß Dir dankbar ſein. Wenn Du zuſammenrechneſt, was dieſer Louis Schneider, dieſer ſogenannte Edelmutsmenſch, aus allen Königs- und Prinzenkaſſen für Dich herausgeſchüttelt hat, ſo kommt noch keine Jahresmiete heraus, trotzdem Du, Gott weiß es, billig genug wohnſt.“ In dieſem Tone klang das Lied, das Franz Duncker, Widmann, Orelli nicht müde wurden zu ſingen und ein Stückchen Wahrheit war ja drin. Aber die, die ſo redeten, waren auch nicht anders und was ſie ſamt und ſonders mit ſo viel Spott und Bitterkeit gegen Schneider auftreten ließ, das war alles nur politiſche Gegnerſchaft, Parteihaß. Man haßte den

„an Rußland verkauften“ Schneider und wollte, was in einem gewiſſen Zuſammenhange damit ſtand, im Publikum den Gedanken nicht aufkommen laſſen, daß Scherenberg ein patriotiſcher Dichter ſei; Scherenberg ſollte vielmehr, nach dem Willen vorgenannter Herren, durchaus ein Volksdichter ſein, ein 1813-Verherrlicher, wo das Volk und die Landwehr alles gemacht hätten. „Das ſtünde auch klar auf jeder Seite ſeiner Dichtungen, wenn man ſie nur richtig läſe; die Reaktion treibe bloß Mißbrauch mit ihm und man müſſe ihn retten vor dieſer Vergewaltigung.“ In der That, es war ein beſtändiges Hin- und Herzerren mit unſerem Tunneldichter; heute hatten ihn die Patrioten, morgen hatten ihn die Fortſchrittler. Der arme Scherenberg! Er war in derſelben Verlegenheit wie der Pfalz- und Rheingraf in Bürgers „wildem Jäger“ und wußte nicht, ob er ſich nach links oder nach rechts hin halten ſollte. Mit der ganzen Geſchicklichkeit eines Pommern und Balten hat er ſich aber ſchließlich immer geſchickt durchgewunden und iſt als Freund „von links und rechts“ geſtorben, ohne je der Zweideutigkeit bezichtigt worden zu ſein. Der Glückliche!

Schneider, während im Tunnel, in „ſeinem Tunnel“, dieſer Aufruhr tobte, ſaß all die Zeit über ruhig in ſeinem Potsdamer Heim und lächelte, wenn er von dem Sturm im Glaſe Waſſer hörte. Was aber das Beſte war, er ließ dieſen Abfall von ihm niemand im Tunnel entgelten, und zeigte ſich, was immer aufs neue geſagt werden muß, auch darin wieder uns allen überlegen, vor allem auch überlegen in Geſinnung. Wirklich, er gehörte zu den beſtverketzerten Perſonen, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Ich habe ihn ziemlich gut gekannt, fünfzehn Jahre lang in unſerem Verein und dann zehn Jahre lang auf der Kreuzzeitung, wo ich ihn allwöchentlich wenigſtens einmal ſah; aber ich kann nicht ſagen, daß ich ihn je auf einem faulen Pferde ertappt hätte. Im Gegenteil, er war ehrlicher und konſequenter als ſeine soi disant „Freunde“, die ſich ziemlich unberechtigt über ihn erhoben. Ueberhaupt konnte man im Tunnel, wie überall in der Welt, die Mißlichkeit des landläufigen Urteils ſtudieren. Wie mit Blindheit geſchlagen, waren oft die Klügſten; höchſt fragwürdige Charaktere wurden gefeiert, während viel Tüchtigere ſich mit Soupçon behandelt ſahn. Es iſt unglaublich, wie leicht ſelbſt Scharfſichtige von Fach, z. B. Kriminaliſten und Weltweiſe, durch Manieren und gefälliges Komödienſpiel beſtochen werden können. Im ganzen genommen exiſtiert bei den Menſchen eine ſo hochgradige

Unfähigkeit den Seelen anderer auf den Grund zu ſehen, daß ſich dies Hochgradige nur aus einer gewiſſen Unluſt „ſich auf irgendwie ernſte Unterſuchungen einzulaſſen“, erklären läßt. Die Meiſten nehmen, ſo lange ſich's einigermaßen mit ihrem Vorteil verträgt, alles ſo, wie's bequemzugänglich obenauf liegt. Genau ſo war es mit dem Tunnel-Urteil über Schneider. Ich glaube nicht, daß jemand da war, der ſich ernſtlich mit ſeiner Wertfrage beſchäftigt hätte. Man redete darauf los, von Voreingenommenheiten ausgehend. Es ſoll nicht geleugnet werden, Schneider war ein ungeheurer Faiſeur, immer mußte was „gemacht“, verſammelt, zuſammengetrommelt werden. Wer ihn gekannt, weiß das. Es gab damals ein Luſtſpiel „Er mengt ſich in alles“, deſſen komiſche Hauptfigur den Namen Mengler führte. Solch Mengler war er. Aber wenn dies auch gelegentlich ſtörend wirkte, ſo viel bleibt: er war ein wohlmeinender Mann und alle Verketzerung, der er immer wieder und wieder begegnete, lief darauf hinaus, „daß er das Heil Preußens ausſchließlich in einem innigen Bündnis mit Rußland erkenne.“ Sein Leben, wenn wir Frankreich ſtatt Rußland ſetzen, erinnert an das Lombards. Lombard war klüger, Schneider ehrlicher und überzeugter.

In einer Schrift, die den Titel führt: „Berlin und Petersburg“, finde ich das folgende:

„. . . Louis Schneider, — deſſen viel patroniſierter „Soldatenfreund“ weſentlich dazu beigetragen hatte, daß ein Teil des preußiſchen Offizierkorps ſeine Ehre darin ſah, ſich als ruſſiſche Avantgarde zu fühlen und in den Tagen ſchärfſter Diskrepanz zwiſchen deutſchen und ruſſiſchen Intereſſen die moraliſche Unentbehrlichkeit der ruſſiſchen Allianz zu predigen, — Louis Schneider ließ ſich im Jahre 1848, unter dem Titel eines Mitarbeiters, für die in Rußland ſelbſt nur mit Ekel und Verachtung genannte „Nordiſche Biene“ zum Leibkorreſpondenten des Kaiſers Nikolaus anwerben . . . Gewohnt, die ruſſiſche Obergewalt als naturgemäßes Verhältnis zu behandeln, ſah Schneider in dem ruſſiſchen Monarchen lediglich den „europäiſchen Rennebohm“ der bekannten Berliner Eckenſteher-Anekdote, jenen alles regulierenden Hausherrn alſo, der ſowohl Schulzen wie Lehmann aus ſeiner Bierſtube weiſt, weil ſie ſich gegenſeitig Ohrfeigen ſtechen wollen . . . Den Tag, an welchem die Kunde von dem Tode des Kaiſers am preußiſchen Hofe eintraf, zählte Schneider zu den traurigſten ſeines Lebens und die von ihm in den Spalten des „Soldatenfreundes“ angeſtimmte Totenklage um den kaiſerlichen Gönner war — neben dem bekannten, aus der Feder des oſtpreußiſchen Generalſuperintendenten Sartorius ſtammenden Kreuzzeitungs-Artikel „Ein Mann iſt geſtorben“ — die pathetiſchſte, die überhaupt vernehmbar wurde. Aus der Hand des Prinzen Karl empfing Schneider einige Wochen ſpäter eine von einunddreißig ruſſiſchen Generaladjutanten, Suite-Offizieren und Flügeladjutanten unterzeichnete Adreſſe, in welcher dieſe Herren ihm ihren allerinnigſten und aufrichtigſten Dank für das Bild abſtatteten, das er in ſeinem Blatte von ihrem unvergeßlichen Kaiſer entworfen habe . . . Wie Schneider dachte die ſämtliche Partei der Leute, denen die Partei über das Vaterland, das ſcheinbare Intereſſe der Krone über das wahre und dauernde Intereſſe des Staates ging. In dem Berlin der letzten vierziger und erſten fünfziger Jahre iſt es ein öffentliches Geheimnis geweſen, daß die Fraktion, welche ſich die „konſervative“ nannte, ihre Parole an den Vorabenden wichtiger Entſcheidungen faſt regelmäßig aus dem ruſſiſchen Botſchaftshotel holte und daß der Herr dieſes Hauſes, Baron Meyendorff, auf Beamtentum und Geſellſchaft der preußiſchen Hauptſtadt ſeiner Zeit Einflüſſe geübt hat, wie ruſſiſche Miniſter ſie, ſeit den letzten Tagen der königlichen Republik Polen, in fremden Ländern nicht mehr beſeſſen hatten.“

So die Schrift: „Berlin und St. Petersburg“, deren Verfaſſer ſicherlich von dem ſtolzen Gefühl erfüllt geweſen iſt, einen „Unwürdigen“ gewürdigt zu haben. Er hat auch wirklich, was in einer Parteiſchrift etwas ſagen will, in nichts übertrieben. Ja, ſo *war* Schneider; ich kann es beſtätigen. Aber iſt dies ſo etwas Furchtbares? Eher das Gegenteil. Eine Schilderung, wie die hier von Schneider gegebene, paßte bis 1840 — und dann neubelebt auch wieder von 48 ab — auf Hunderttauſende, darunter Prinzen des königlichen Hauſes, die, was immer ihre Fehler ſein mochten, wenigſtens den *einen* Fehler nicht hatten, unpatriotiſch zu ſein. Ihr Patriotismus forderte, wie das auch das obige Broſchürenzitat ausſpricht, ein Zuſammengehn mit Rußland. Ja, warum nicht? Es iſt, wenn man dieſer Frage näher treten will, durchaus nötig, ſich in die Zeiten der Heiligen Alliance und der dieſer Alliance unmittelbar vorausgehenden Kriegsjahre zurückzuverſetzen. Rußland hatte uns gerettet, bei Exiſtenz erhalten. Nicht bloß von Anno 6 bis 12, auch noch 13 und 14. Unerträglich iſt es, immer noch in ſo vielen Büchern und Artikeln der naiven Vorſtellung zu begegnen, als habe die Provinz Oſtpreußen oder das York'ſche Korps oder die pommerſche Landwehr den Kaiſer Napoleon beſiegt. Durch dies unnatürliche Heraufpuffen hat man — von dem Häßlichen der Unwahrheit ganz abgeſehn

— nur Aergerlichkeiten und Thorheiten geſchaffen, die ſich ſpäter gerächt haben. Es war nicht ſo, wie's in den Klippſchulen vorgetragen wird. Die Macht der beiden Kaiſerſtaaten, Rußland und Oeſterreich, ſo wenig enthuſiaſtiſch ſie vorgingen, hatte doch ſchließlich den Ausſchlag gegeben, *nicht* der Todesmut Preußens, der dieſem, in allem übrigen, ein unbeſtrittener Ruhmestitel bleibt. Und nun kam der Friede, Nikolaus wurde „Schwiegerſohn" und durch ein Menſchenalter hin hatten wir eine Verbrüderung mit Rußland. Wer jene Zeit noch mit erlebt hat, weiß, daß das ganze offizielle Preußen und noch viel viel mehr das ganze preußiſche Volk der alten Provinzen, der „*Berliner*" obenan, an dieſer fraternité teilnahm; es war ein Jubel, wenn Kaiſer Nikolaus kam, er gehörte mit zur „Familie" und Geſchichten und Anekdoten, die von ſeiner Anhänglichkeit und Liebe ſprachen, drängten und mehrten ſich beſtändig, wobei Betrachtungen darüber, „ob das alles *politiſch* vielleicht ein Fehler ſei", von ſehr wenigen angeſtellt wurden. Gewiß gab es eine Minorität, die mit ihrem Fühlen und Denken entgegengeſetzte Wege ging, aber all das durfte meiner Meinung nach dieſe Minorität doch nicht abhalten, hunderttauſend anderen ein Recht auf Rußlandſchwärmerei zuzugeſtehen, eine Schwärmerei, zu der, wenn man von der Frage der Freiheitlichkeit abſieht, zahlloſeſte Gründe vorhanden waren: Anhänglichkeit an das eigene Herrſcherhaus, Liebe zu einem patriarchaliſchen König, wie er in reinerer Geſtalt nie da geweſen iſt, Dankbarkeit, politiſcher Vorteil — weil (zunächſt wenigſtens) politiſche Sicherheit — und nicht zuletzt: ein beſtimmtes und berechtigtes Prinzip. Dies muß ich ganz beſonders betonen. Denn ſo gewiß ich, meinen Empfindungen und meiner Erkenntnis nach, alles Heil in der Freiheit ſehe, ſo iſt auch dieſe Frage, wie jede andere, nicht derartig abgethan, daß die entgegengeſetzte Anſchauung bloß Unſinn und Verbrechen wäre. Gott ſei Dank, daß wir das Ruſſiſche los ſind, nicht mehr im Schlepptau fahren; aber ich kann mich über die nicht entrüſten, die vordem an Kaiſer Nikolaus gehangen haben. Mit der ſehr gefährlichen Anſchauung muß, mein' ich, gebrochen werden, daß jeder Freiheitsſchwärmer ein Ideal und jeder Kaiſer Nikolausſchwärmer ein Schufterle ſei. Frankreich iſt jetzt Republik und drängt ſich huldigend an die ruſſiſche Seite. Was über den Menſchen entſcheidet, iſt ſeine Geſinnung, Ehrlichkeit der Ueberzeugungen. Und die hatte Louis Schneider, auch wenn er hundert Tabatièren empfangen haben ſollte. Daß „ehrliche Manieren“ — in denen Schneider, beiläufig, exzellierte — täuſchen können, weiß ich; die

Welt wimmelt von faux bonhommes. Was aber nicht täuſchen kann, iſt ein langes Leben, das ſich dem Beobachter als aus einem Guſſe darſtellt. Er war zu jeder Zeit derſelbe, faſt zu ſehr. Ich habe vieles an ihm geſehen, was mir mißfallen hat, nichts aber, das ich als mißachtlich oder auch nur als zweideutig zu bezeichnen hätte. Seinen Geſchmack geb' ich preis; äſthetiſch war er ſehr anfechtbar, moraliſch beſtand er.

Wie ſich denken läßt, zirkulierten im Tunnel allerhand Anekdoten über ihn, die ſämtlich den Zweck verfolgten, entweder ihn politiſch zu diskreditieren oder aber ihn als „komiſche Figur“ zu ridikuliſieren. Als im Sommer 49 Nikolaus nach Berlin kam, ließ er Schneider ins Palais rufen und äußerte ſich über den traurigen Zuſtand, in den Preußen geraten ſei. „Sehn Sie, Schneider, richtige Preußen giebt es überhaupt nur noch zwei: ich und Sie.“ Ziemlich um dieſelbe Zeit erſchien eine den Kaiſer Nikolaus als beſchränkt, brutal und deutſch-feindlich ſchildernde Broſchüre. „Die müſſen Sie leſen,“ hieß es im Tunnel. Schneider aber antwortete: „Davor werd' ich mich hüten; dergleichen verwirrt bloß.“ — Wie beim Kaiſer, ſo war er auch bei der Kaiſerin gut angeſchrieben. Kam dieſe von Petersburg nach Potsdam auf längeren Beſuch, ſo wurde Schneider zum Thee befohlen; die

„ehemalige Prinzeß Charlotte“ ließ ſich ſo gern alte Berliner Geſchichten erzählen. Einige Tunnelianer ſpöttelten darüber. Schneider zuckte die Achſeln und ſagte: „Ja, Kinder, in gewiſſem Sinne bin ich der richtige Byzantiner. Ich leugne nämlich nicht, daß, wenn es ſich um Thee-Abende handelt und ich dabei die Wahl zwiſchen Frau Salzinſpektor Krüger und der Kaiſerin von Rußland habe, ſo bin ich immer für die Kaiſerin von Rußland.“ An bon sens war Schneider all ſeinen Gegnern jederzeit ſehr überlegen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß es bei den Thee-Abenden — auch bei den „königlichen“, die faſt einen dienſtlichen Charakter hatten — nicht immer ganz glatt ablief. Eines Tages erſchien Schneider wieder mal in ſeiner Vorleſereigenſchaft oben auf Sansſouci und ſah ſich im Vorzimmer ohne viel Entſchuldigung benachrichtigt, „daß es heute nichts ſei“, weil eine der Königin empfohlene vornehme Dame verſchiedene Geſangspiecen vortragen werde. Schneider verbeugte ſich, nahm ſeine Vorleſermappe ruhig wieder unter den Arm und verſchwand. Aus dieſer Geſchichte wurde ſeitens der Tunnel-Liberalen eine große Sache gemacht; „da ſähe man's, — ein Mann von Ehre dürfe ſich ſo nicht behandeln laſſen“. Etwas Dümmeres iſt kaum denkbar. Daß einem geſagt wird „hören Sie, heute können wir Sie nicht brauchen, heute geht es nicht", — das paſſiert einem im Leben in einem fort, das muß ſich der Beſte gefallen laſſen. Und nun gar in dienſtlicher Stellung und bei Hofe! Sonderbar, die Menſchen verlangen immer moraliſche Heldenthaten, ſo lange ſie perſönlich nicht „dran ſind". Alle die, die verächtlich von ihm ſprachen, hätten ſich bei Hofe viel viel mehr gefallen laſſen. Aber das wurde natürlich beſtritten und ſo kam es denn, daß man ihm Servilismus vorwarf, während doch ſeine ganze Haltung lediglich darauf hinaus lief, daß er ſeinen König, und nächſt dieſem — oder vielleicht auch über dieſen hinaus — dem ruſſiſchen Kaiſerpaare eine Sonderſtellung einräumte. Sonſt war ihm „devoteſtes Erſterben" vor Hoch- und Höchſtſtehenden etwas ganz Fremdes, ſo fremd, daß er ſich umgekehrt — zum Beiſpiel im Geſpräch über Prinzen — zu wahren Ungeheuerlichkeiten hinreißen ließ. Er ging darin ſo weit, daß er dem Potsdamer „Caſino", darin er eine hervorragende Rolle ſpielte, durch ſeine niemand ſchonenden Zynismen, gelegentlich recht unbequem wurde.

Sein hervorſtechender Zug war, in vollſtem Gegenſatz zu Kriechen und Bücklingmachen, ein großer perſönlicher und moraliſcher Mut. Als ſich 48 alles verkroch, er war da, nicht um in Halbheiten ſich durchzuwinden, ſondern immer voran und immer freiweg. So war es, als man ihm im Theater — er nahm nach jenem Abend einfach ſeinen Abſchied — eine Niederlage bereiten wollte, ſo war es, als man ihm die Landwehrleute auf den Hals hetzte. Da hatte man ſich aber in ihm und ſchließlich auch in den Landwehrleuten geirrt. Statt ſich klein zu machen oder zu drücken, ſtieg er auf dem alten Poſthof in der Spandauerſtraße, wo man ihn umringt haben mochte, auf eine dort zufällig haltende Poſtkutſche, machte das Deck derſelben zu ſeiner Kanzel und donnerte von da dermaßen herunter, daß alle die, die gekommen waren, ihn zu verhöhnen oder zu inſultieren, ihn im Triumph durch die Straße trugen. Er hatte ganz wundervoll den Ton weg, richtige Berliner Landwehrherzen zu treffen.

* * *

Ich komme, bevor ich von meinen perſönlichen Beziehungen zu ihm ſpreche, hier noch einmal auf ſeine Stellung in unſerem Verein zurück. Eine lange Zeit hindurch, wie ſchon eingangs erzählt, war er im Tunnel nicht mehr und nicht weniger als alles. Er herrſchte, weil er paſſioniert war und nicht bloß ein Herz für die Sache, ſondern auch noch allerlei andre hochſchätzbare Vereins- und Geſellſchaftsgaben mitbrachte. Nur freilich an der hochſchätzbarſten Gabe gebrach es ihm völlig. Er ſtand einer Poeten-Geſellſchaft vor, ohne ſelbſt auch nur das Geringſte von einem Poeten an ſich zu haben. Charakteriſtiſch für einen Dichter wird es meiſt ſein, wie er ſich zu Mitdichtern, auch zu ganz kleinen und unbedeutenden, zu ſtellen weiß. Lenau, als ihm eine Kellnerin im Café Daum einige von ihr verfaßte Gedichte ſchüchtern überreichte, trat von dem Augenblick an in ein ganz neues Verhältnis zu ihr und behandelte ſie, weil er ſeiner Natur nach nicht anders konnte, mit zarteſter Rückſicht. Er ſah in ihr immer eine Kollegin; von Gleichgiltigkeit oder gar Ueberhebung keine Spur. Louis Schneider dagegen verfuhr ſehr anders, — er war eben kein Lenau. Damals kam es noch vor, daß blutarme junge Dichter ihre Dichtungen in einer kleinen Stadt auf eigene Koſten drucken ließen und nun, dies ihr Heftchen anbietend, bei ihren Mitdichtern um eine Weggzehrung baten. Auch zu Schneider kamen ſolche wenig Beneidenswerte. Schneider gab ihnen dann das Heftchen zurück, in der ihm eignen Berliner Sprechweiſe hinzufügend: „Ich pflege mir meinen kleinen Bedarf ſelbſt zu machen.“ Aber das war ihm noch nicht genug; er begleitete dieſe gemütlich ſein ſollenden Worte regelmäßig mit einer minimalen Geldgabe, hinſichtlich deren er dann ſtrahlenden Geſichts die Verſicherung abgab: „ſie ſei noch nie zurückgewieſen worden.“ Ein häßlicher Zug. Und doch war er ein gütiger Mann, der vielen Hilfsbedürftigen thatſächlich ein echter und rechter Helfer geweſen iſt. Er war nur nicht gewinnend in ſeinen Formen, die, trotzdem er einer Dichtergeſellſchaft präſidierte, der wahre Muſterausdruck äußerſter märkiſcher Proſa waren. Er litt an dieſer Proſa wie an einer Krankheit und vielleicht am meiſten da, wo ſich ſeine Stellung zu dem, was man Poeſie nennt, bekunden ſollte. Jederzeit, innerhalb wie außerhalb des Tunnels, iſt es ihm zum Verdienſt angerechnet worden, Scherenberg entdeckt und den armen Poeten auf ſein Glück und ſeine Höhe gehoben zu haben. Das iſt auch wahr. Aber daß er dieſe ſpezielle Dichterſchwärmerei ſich leiſten konnte, hing nicht mit ſeinen litterariſchen Tugenden, ſondern umgekehrt mit ſeinen ſchweren litterariſchen Mancos zuſammen. Schneider, weil er eines feineren Kunſtgefühls total entbehrte, war in der Lage, ſich an gewagteſten Bildern und alt-blücherſchen Schlagwörtern beſtändig berauſchen zu können. Was er denn auch redlich that. Er erging ſich, plätſchernd und pruſtend, in den die Scherenbergſche Dichtung reichlich begleitenden Fragwürdigkeiten. Was wirklich bedeutend an Scherenberg war, davon iſt ihm ſchwerlich viel zum Bewußtſein gekommen.

* * *

Ich perſönlich habe ſehr viel von Schneider gehabt, obſchon er mir mehr oder weniger unſympathiſch, ſeine Politik — trotzdem ich ſie vorſtehend verteidigt — im weſentlichen contre coeur und ſeine Kunſt geradezu ſchrecklich war.

Daß ich mich ihm demohnerachtet ſo ſehr zu Dank verpflichtet fühle, liegt in zwei Dingen: erſtens darin, daß wir dasſelbe Feld, Mark Brandenburg, kultivierten und zweitens darin, daß er ein Sentenzen- und Sprichwortsmann war, ein Mann, nicht der zitierten, wohl aber der ſelbſtgeſchaffenen „geflügelten Worte“. Dieſe Worte, wie ſein ganzes Weſen, waren immer proſaiſch und gemeinplätzig, aber vielleicht wirkten ſie gerade dadurch ſo ſtark auf mich. Feine Sachen amüſieren mehr; ein Hieb aber, der ſo recht ſitzen ſoll, muß etwas grob ſein. Er war das verkörperte elfte Gebot „laß Dich nicht verblüffen“ und ſeine Berliner Weltweisheit, ſeine burleske, mitunter ſtark ins Zyniſche gehende Unverfrorenheit hat mich oft erquickt, auch gefördert.

In der Zeit, wo ich meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu ſchreiben anfing, ſah ich ihn oft, um Ratſchläge von ihm entgegen zu nehmen. Namentlich bei dem Bande, der das „Havelland“ behandelt, iſt er mir ſehr von Nutzen geweſen.

Er wohnte damals, wenn mir recht iſt, am „Kanal“, in einem echten alten Potsdamer Hauſe, das noch ganz den Stempel Friedrich Wilhelms I. trug. Er hatte ſich alles ſehr wohnlich zurecht gemacht und ſein Arbeitszimmer, das bei großer Tiefe nach hinten zu jede Lichtabſtufung zeigte, konnte als ein Ideal in ſeiner Art gelten. In allem etwas prinzipienreitrig, war er denn auch unentwegt der Mann des Stehpults geblieben, alſo einer Stellage von gut berechneter Höhe, darauf er alles zur Hand hatte, was er brauchte, beſonders auch ein Glas mit kaltem, ruſſiſchem Thee. So fand ich ihn regelmäßig vor, in Nähe des Pults ein langer Tiſch, darauf zahlloſe Zeitungen teils aufgetürmt, teils ausgebreitet lagen. Er empfing mich immer gleich liebenswürdig, ſpielte nie den Geſtörten oder wohl gar den „in ſeinen Gedanken Unterbrochenen“ und gab mir Aufſchluß über das Mannigfaltigſte, beſonders über Reiſerouten, wobei er's nur in dem einem verſah, daß er mich immer dahin dirigieren wollte, wo vorher noch niemand geweſen war. Dies auf Entdeckungen ausziehn hätte ja nun ſehr gut und für mich ſehr verführeriſch ſein können; aber er hatte dabei nur den Sinn für eine herzuſtellende möglichſte Vollſtändigkeit des Materials, — wie das Material ſchließlich ausfiel, war ihm gleichgültig, mir aber keineswegs. Er ging durchaus nicht dem Intereſſanten oder Poetiſchen nach und deshalb konnte ich von ſeinen Direktiven nur ſehr ſelten Gebrauch machen. Er war noch aus jener merkwürdigen märkiſch-hiſtoriſchen Schule, der die Feſtſtellung einer „Kietzer Fiſchereigerechtigkeit“ die Hauptſache bleibt.

Wenn wir dann ſo eine kleine halbe Stunde geplaudert hatten, — eine Aufforderung zum Bleiben erging nie — erſchien Frau Geheime Hofrätin Schneider aus ihrer an der andern Flurſeite gelegenen Kemnate, um durch ihren Eintritt ſowohl dem Gaſte, wie auch ihrem Ehemanne anzudeuten „es ſei nun genug“. Sie war immer ſehr ſorglich gekleidet, von einer ausreichenden, aber doch ſehr reſervierten Artigkeit und trug Allüren zur Schau, wie man ſie jetzt kaum noch findet und die vielleicht um eben dieſes Hingeſchwundenen willen, den Reiz eines kulturbildlichen Intereſſes für mich gewahrt haben. Nach Abſtammung und Naturanlage war Frau Geheime Hofrätin Schneider lediglich dazu beſtimmt, der Typus einer ſtattlichen Bourgeoiſe zu werden; ihr Lebensgang am Theater aber hatte Sorge dafür getragen, ihr noch einen Extra-Nimbus zu geben und dadurch jene feine Nebenſpezies herzuſtellen, deren ſich manche jetzt alten Berliner aus ihren jungen Tagen her wohl noch erinnern werden. Alle Berliner Schauſpielerinnen und Sängerinnen, namentlich aber Tänzerinnen, deren Lebensweg alſo mehr oder weniger einer perpetuellen Revue vor den Augen Seiner Majeſtät geglichen hatte, hatten unter dieſem königlichen Augen-Einfluß ein Selbſtbewußtſein ausgebildet, das ſich in den leichteren Fällen bis zu einer einen geſellſchaftlichen Unterſchied ſtark markierenden Würde, in den ſchwereren Fällen bis zu eiskalter Unnahbarkeit ſteigerte. Die natürliche Grundlage blieb aber doch „die Berliner Madam“, ein Etwas, das die Welt nicht zum zweiten Male geſehn. Frau Schneider übrigens, wie hier huldigend bemerkt ſein mag, war von der milderen Obſervanz; ſie war noch nicht abſolut vergletſchert, ſie hatte noch ein Lächeln.

Aber trotz dieſes Lächelns, ihr Erſcheinen, wie ſchon angedeutet, bedeutete doch jedesmal Rückzugsnotwendigkeit, der ich denn auch raſch gehorchte. Tags darauf erhielt ich meiſt ein Buch oder eine Zeitſchrift, die den vielleicht ungünſtigen Eindruck einer durch äußere Einflüſſe etwas raſch abgebrochenen Verhandlung wieder begleichen ſollte.

Mehr noch als von Schneiders litterariſchen Beihilfen hab' ich aber von ſeinen Geſchichten und Anekdoten gehabt, denen ich immer ein ſehr offenes Ohr entgegenbrachte. Wer ein bißchen das Leben kennt, wird wiſſen, daß man nach dieſer Seite hin von den poetiſch Geiſtreichen oder gar den „litterariſchen Leuten“

als ſolchen meiſtens nicht viel hat, ſehr viel aber von den ſpezifiſch proſaiſchen. Schneider glich einem Abreiß-Kalender, auf dem von Tag zu Tag immer was Gutes ſteht, was Gutes, das dann den Nagel auf den Kopf trifft. „Ja, mit dem ſchlechten Theater,“ ſo hieß es in einem dieſer Geſpräche, „wie oft hab' ich dieſe Klage hören müſſen! Da hab' ich denn, weil mir's zuletzt zu viel wurde, die Berliner Zeitungen ſeit Anno 1787 vorgenommen und kann es nun belegen, daß in jedem Jahr regelmäßig geſagt worden iſt: „ſo ſchlecht ſei das Theater noch nie geweſen.“

Und was er hier vom Theater ſagt, paßt, glaub' ich, auf alles.

Wofür ich ihm aber am meiſten verpflichtet bin, das iſt das folgende. „Sie müſſen ſich nicht ärgern und nicht ängſtigen. Sehen Sie, wir hatten da, als ich noch auf der Bühne herum mimte, einen Troſtſatz, der lautete: „um neun iſt alles aus“. Und mit dieſem Satze haben wir manchen über ſchwere Stunden weggeholfen. Ich kann Ihnen dieſen Satz nicht genug empfehlen.“

Und das hat mir der gute Schneider nicht umſonſt geſagt. Ich bin ihm bis dieſe Stunde dafür dankbar „um neun iſt alles aus“.

Siebentes Kapitel.

George Heſekiel.

George Heſekiel, 1819 geboren, war der Sohn des Predigers und, wenn ich nicht irre, ſpäteren Konſiſtorialrats Friedrich Heſekiel zu Halle. Schon dieſer war eine volle Perſönlichkeit und, wie nach ihm ſein Sohn, der Freund eines guten Mahls und eines noch beſſeren Trunkes. In ſeinem Keller lag ein alter ausgezeichneter „Naumburger“, den ihm eine Bürgerdeputation mit der in gutem ſächſiſch vorgetragenen Bemerkung überreicht hatte: „Das iſt unſer teurer Bürgerſchweiß.“ Und immer wenn ein Feſttag war — und der alte Konſiſtorialrat hatte gern Feſttage — ſo mußte George in den Keller, um eine Flaſche „teuren Bürgerſchweiß“ herauf zu holen.

Die Heſekiels, durch zwei Jahrhunderte hin immer Geiſtliche, ſtammten aus Böhmen und gehörten, wenn ich recht berichtet bin, einer Adelsfamilie von altböhmiſchen Namen an. Der Ahnherr verließ nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge um Glaubens willen ſeine Heimat und ging nach Sachſen, wahrſcheinlich gleich nach Halle. Dort in eine Kirchenſtellung eingetreten, begann er damit, wie bis dahin ſein böhmiſches Vaterland, ſo nun auch ſeinen Namen abzuthun. Er ſchlug zu dieſem Behufe die Bibel auf und hatte beim Aufſchlagen den Propheten Heſekiel vor ſich. Den Namen nahm er an. Unſer George war mit Recht ſtolz auf eben dieſen Namen und wurde durch nichts ſo geärgert, wie wenn man ihn „Heſe-Kiel“ nannte. „Wenn ich bitten darf, Heſekiel,“ unterbrach er dann jedesmal.

Er verbrachte ſeine Jugend in Halle, war als Student viel in dem Fouqué'ſchen Hauſe — Fouqué in ſeiner zweiten Periode und mit zweiter Frau — und ging bald nach abſolviertem Studium nach Frankreich, das er in Jahre langem Aufenthalt mannigfach durchſtreifte. Das gab ihm eine gute Sprach- und Landeskenntnis. Nach Deutſchland zurückgekehrt, nahm er ſeinen Wohnſitz in Altenburg, verheiratete ſich hier mit der Tochter eines ſächſiſchen Militärs und gab ein Blatt heraus, das den Titel führte: „Die Roſen“. Er war aber damit nicht auf Roſen gebettet; all die Sorgen eines jungen und nun gar damaligen Schriftſtellerlebens wurden von ihm durchgekoſtet. Das Vertrauen der Seinigen, Frau und Schwägerin, war aber ſo groß, daß die Hoffnung auf beſſere Zeiten nie hin ſtarb. Und dies Vertrauen behielt ſchließlich Recht. Bald nach Gründung der „Kreuzzeitung“ ward er bei eben dieſer angeſtellt und redigierte von Herbſt 1848 oder 1849 an bis zu ſeinem Tode den franzöſiſchen Artikel. Ich glaube hinzuſetzen zu dürfen, mit ſeltener Geſchicklichkeit, was in Zweierlei ſeinen Grund hatte: zunächſt in gründlicher Kenntnis franzöſiſcher Zuſtände beſonders des franzöſiſchen Adels, und zum Zweiten in ſeiner hervorragenden novelliſtiſchen Begabung, die, ſo lange er ſeiner Redaktion vorſtand, in einer wenigſtens zeitweilig halb humoriſtiſch gefärbten Lebendigkeit in den Dienſt der Politik trat. Ich muß dies hier ein wenig motivieren. Die Zeitung hatte von Anfang an in Paris einen ſehr guten drei Stern-Korreſpondenten, einen feinen, vorzüglich gebildeten Herrn, den ich ſelber ſpäter kennen gelernt habe. Neben dieſem drei Stern-Korreſpondenten aber machte ſich von einem beſtimmten Zeitpunkte ab auch noch ein Lilien-Korreſpondent geltend, der ſehr bald durch ſeine pikantere Schreibweiſe den älteren Kollegen in den Schatten ſtellte. Was ihm aber mehr noch als ſeine glänzende Darſtellung ein Uebergewicht verſchaffte, war die ſehr bald innerhalb der Partei von Mund zu Mund gehende Verſicherung, daß dieſer Neuengagierte, wie früher an kleinen deutſchen Reſidenzen, ſo jetzt am franzöſiſchen Hofe die allervornehmſten Beziehungen unterhalte, was übrigens nicht wunder nehmen dürfe, da dieſer neue Lilien-Korreſpondent ein legitimiſtiſcher Marquis ſei. Der Zufall ließ es geſchehen, daß ich eben damals — mehrere Jahre vor meinem perſönlichen, erſt 1860 erfolgenden Eintritt in die Kreuzzeitungsredaktion — viel in Bethanien verkehrte, wo ſich bei dem zu jener Zeit in großem Anſehen ſtehenden Paſtor Schultz, einem Freunde meiner Eltern, die führenden Kreuzzeitungs-Leute, darunter namentlich auch v. Blankenburg, zu verſammeln pflegten. Eines Abends, als ich eintrat, las man in dieſem bethaniſchen Zirkel einen eben unter dem bekannten Lilienzeichen erſchienenen, eine Truppenſchau in den Champs Elyſées oder auf dem Marsfelde beſchreibenden Artikel vor, in dem wohl vier- oder fünfmal die Wendung vorkam: „Er — Louis Napoleon — hat den Degen gezogen.“ Und ſo war auch der Kopftitel, den die Redaktion dem Ganzen gegeben hatte. Die Meinungen über die Wichtigkeit dieſer Korreſpondenz gingen auseinander. „Es iſt an und für ſich nichts,“ hieß es, „aber es hat eine ſymboliſche Bedeutung und iſt jedenfalls ein Avis.“ Eine

Minderheit beſtritt auch dies, bis man ihr zu Gemüte führte, „daß es ja der Marquis ſei, der dieſen Brief geſchrieben, ein ernſter Politiker alſo, der den „gezogenen Degen“ nicht vier- oder fünfmal betont haben würde, wenn er dieſer Sache nicht eine gewiſſe Wichtigkeit beilegen wollte.“ Das ſchlug durch, und man nahm an, daß eine Kriegserklärung in Sicht ſtehe. Der an jenem Abend aber die geſamte Kreuzzeitungsgruppe ſo nachhaltig beſchäftigende „Marquis“ war niemand anders als mein Freund George Heſekiel, Wilhelm- oder Bernburger Straße, oder wo ſonſt er damals gerade wohnen mochte. Wie ſich denken läßt, hing der Schöpfer an dieſem ſeinem Geſchöpf, der Marquis „wuchs mit ſeinen größeren Zwecken“, und es wird ſich ganz ernſthaft ſagen laſſen, daß Heſekiel an keiner ſeiner Romanfiguren auch nur annähernd ſo viel Freude gehabt hat, wie ſpeziell an dieſem Kinde ſeiner Laune. Doch alle Freude welkt dahin. Ein Jahrzehnt lang hatte ſich die ſo glücklich erfundene Figur bei Leben und Anſehen erhalten, bis es mit einem Male hieß: „Der legitimiſtiſche Marquis der „Kreuzzeitung“ exiſtiere gar nicht.“ Es war nämlich aufgefallen, daß der Marquis nie ſchrieb, wenn Heſekiel im Monat Juli in Karlsbad war. Indeſſen möcht' ich trotz alledem annehmen, daß der durch dieſen Umſtand erregte Verdacht wieder hingeſchwunden wäre, wenn nicht Heſekiel ſelbſt, als er von dem Stutzen des Publikums erfuhr, zu einem falſchen Wiederherſtellungsmittel des erſchütterten Glaubens an ſeine Figur gegriffen hätte. Dies falſche Mittel beſtand darin, daß er den Marquis auch nach Karlsbad reiſen und ihn von dort aus an die „Kreuzzeitung“ ſchreiben ließ. In dieſen Briefen ſprach er neben anderem auch ſeine Freude darüber aus, den Dr. George Heſekiel am Sprudel kennen gelernt und ihn in ſeinen legitimiſtiſchen Anſchauungen als echt und recht erfunden zu haben. All dies war ſehr ſinnreich ausgedacht, aber doch etwas zu ſinnreich, zu kompliziert. Die Komödie, die dadurch verſchleiert werden ſollte, wurde nur immer durchſichtiger, ſo daß Heſekiel nach allen möglichen Hin- und Hererwägungen endlich den großartigen Entſchluß faßte, den Marquis während ihres beiderſeitigen nächſten Aufenthaltes in Karlsbad ſterben zu laſſen. Er führte dies auch mit vieler Kunſt, will ſagen mit allen für die Wahrſcheinlichkeit der Sache nötigen Abſtufungen aus, doch weiß ich nicht mehr recht, ob er ihn raſch und unmittelbar in böhmiſcher Erde begraben oder aber umgekehrt ihn zunächſt noch nach Frankreich zurück begleitet und ihn dort erſt in der Nähe von St. Denis beſtattet hat. Ich finde, bei allem Reſpekt vor dem berühmten Bernauer Kriegskorreſpondenten, daß dieſer legitimiſtiſche Marquis ſeinem Kollegen Wippchen mindeſtens ebenbürtig iſt.

Es mag mir geſtattet ſein, an das Vorſtehende noch eine Bemerkung über „echte“ und „unechte Korreſpondenzen“ zu knüpfen. Der Unterſchied zwiſchen beiden, wenn man Sprache, Land und Leute kennt, iſt nicht groß. Es iſt damit wie mit den Fridericianiſchen Anekdoten, die unechten ſind gerade ſo gut wie die echten und mitunter noch ein bißchen beſſer. Ich bin ſelbſt jahrelang echter und dann wieder jahrelang unechter Korreſpondent geweſen und kann aus Erfahrung mitſprechen. Man nimmt ſeine Weisheit aus der „Times“ oder dem „Standard“ ꝛc., und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproduktionsprozeß in Hampſtead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt. Fünfzehn Kilometer oder hundertfünfzig Meilen machen gar keinen Unterſchied. Natürlich kann es einmal vorkommen, daß perſönlicher Augenſchein beſſer iſt als Wiedergabe deſſen, was ein anderer geſehen hat. Aber auch hier iſt notwendige Vorausſetzung, daß der, der durchaus ſelber ſehen will, ſehr gute Augen hat und gut zu ſchreiben verſteht. Sonſt wird die aus wohl informierten Blättern überſetzte Arbeit immer beſſer ſein als die originale. Das Schreibetalent giebt eben den Ausſchlag, nicht der Augenſchein, ſchon deshalb nicht, weil in ſchriftſtelleriſchem Sinne von zehn Menſchen immer nur einer ſehen kann. Die meiſten ſehen an der Hauptſache vorbei.

* * *

Heſekiel trat, ſehr bald nach ſeinem Erſcheinen in Berlin, in den Tunnel ein, wahrſcheinlich durch Schneider eingeführt und empfohlen. Aber trotz dieſer Empfehlung kam er zu keiner rechten litterariſchen Geltung, noch weniger zu Anſehen und Liebe. Der Grund lag zum Teil in ſeiner Zugehörigkeit zur „Kreuzzeitung“. Ueberflog man den zu einem Drittel aus Offizieren und zu einem zweiten Drittel aus adligen Aſſeſſoren zuſammengeſetzten Tunnel, ſo mußte man — noch dazu nach eben erſt erfolgter Niederwerfung einer revolutionären Bewegung — eigentlich mit Sicherheit annehmen, in einem derartig kombinierten Zirkel einem Hort des ſtrengſten Konſervatismus zu begegnen. Das war aber nicht der Fall. In dem ganzen Tunnel befand ſich, außer Heſekiel, kein einziger richtiger Kreuzzeitungsmann; nicht einmal Louis Schneider, trotz eifriger Mitarbeiterſchaft an der „Kreuzzeitung“, konnte als ſolcher gelten. Ihm fehlte das Kirchliche, das durch das Ruſſiſche doch nur ſehr unvollkommen erſetzt wurde. Die Tunnelleute waren, wie die meiſten gebildeten Preußen, von einer im weſentlichen auf das nationalliberale Programm hinauslaufenden Geſinnung, und bis dieſen Tag iſt es mir unerklärlich geblieben, daß, mit Ausnahme kurzer Zeitläufte, dieſe große politiſche Gruppe keine größere Rolle geſpielt und ſich nicht ſiegreicher als ſtaatsbeſtimmende Macht etabliert hat. Es hat dies nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen weniger — wenn überhaupt — an den Prinzipien unſeres deutſchen Whiggismus gelegen, als an dem Ton, in dem dieſe Prinzipien vorgetragen wurden. Der Fortſchritt iſt auch rechthaberiſch doktrinär, aber er vertritt mehr den Doktrinarismus eines rabbiaten Konventiklers, als den eines geiſtig und moraliſch mehr oder weniger in Hochmut verſtrickten Beſſerwiſſers, und das Hochmütige verletzt nun mal mehr als das Rabbiate. Politiker mögen dieſe Sätze belächeln, es wird ihrer aber auch geben, die etwas Richtiges darin erkennen.

Ich kehre nach dieſem Exkurſe zu Heſekiel zurück. Sein gelegentlich provozierendes Auftreten war nicht angethan, mit ſeiner etwas extremen Richtung — ſie gab ſich extremer als ſie war — zu verſöhnen, und ſo beſchränkte ſich, ſo weit der Tunnel in Betracht kam, ſein geſellſchaftlicher Verkehr auf das H. Smidt'ſche Haus, das ich ſchon in einem früheren

Kapitel geſchildert habe. Dort machte ich auch ſeine nähere Bekanntſchaft und fühlte mich, ich will nicht ſagen zu ihm hingezogen, aber doch in hohem Maße durch ihn intereſſiert. Er war geſcheidt von Natur, hatte, nicht ſchulmäßig, aber im Leben und durch Lektüre viel gelernt, kannte tauſend Geſchichten und Anekdoten von Ludwig XI. an bis auf Ludwig XVIII. und gehörte zu denen, die, wie das Sprichwort ſagt, „keine Mördergrube aus ihrem Herzen machen". Mit unglaublicher Ungeniertheit gab er die tollſten Skandale zum beſten, und was in Vehſes „Geſchichte der deutſchen Höfe" ſteht, war ein Pappenſtiel gegen das, was er in ganzen Katarakten über uns hindonnerte. Mich nahm er dadurch ganz gefangen, denn hiſtoriſchen Anekdoten habe ich nie widerſtehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daß ſie das Beſte aller Hiſtorie ſind. Was thu' ich mit den Betrachtungen? Die kommen von ſelbſt, wenn die kleinen und großen Geſchichten, die heldiſchen und die mesquinen, zu mir geſprochen haben. Alſo Heſekiel war der Mann der hiſtoriſchen Anekdote, ganz beſonders der rückſichtslos-gewagten. Er ſchrak dabei vor keinem Stand und Berufe zurück, auch nicht vor Adel und Geiſtlichkeit. Einmal war wieder ein entſetzliches Prieſter-Verbrechen ans Licht gekommen. Er trug es mit breitem Pinſel vor und ſagte dann, wie zur Entſchuldigung, als er auf manchem Geſichte wohl ſo etwas wie Mißbilligung leſen mochte: „Verkennen Sie mich nicht. Ich bin aus einer alten Paſtorenfamilie, die Glaubens willen aus dem Lande gegangen, und hab' ein Herz für alles, was zum geiſtlichen Stande gehört. Aber wenn irgend was Schreckliches geſchieht, wo's in Frankreich heißt: ‚où est la femme‘, da frag' ich hierlandes unwillkürlich: ‚où est le prêtre‘?“ — Ganz beſonders reizend war er, wenn er ſeine Schriftſtellerei bewitzelte. Einmal ſtritt man ſich und holte das Konverſations-Lexikon heran, um ihn mit Hilfe desſelben zu bekämpfen. Da kam er in eine helle Heiterkeit. „Wer ſelber ſo viele hundert Artikel dafür geſchrieben hat wie ich, den müſſen Sie mit dem Konverſations-Lexikon nicht widerlegen wollen.“

In dieſem Stile ſprach er beſtändig, und weil mir das alles ganz ausnehmend gefiel, wurd' ich mehr und mehr ſein Anhänger und habe ſehr viel von ihm gehabt. „Ich marchandiere nicht“, war eine ſeiner Lieblingswendungen, und zu dieſer Wendung war er voll berechtigt. Walter Scott war ſein Vorbild, litterariſch gewiß, aber auch in Repräſentation und Lebensführung. Dieſe letztere — in natürlicher Folge beſchränkterer Verhältniſſe — konnte ſelbſtverſtändlich nicht ſo vornehm ſein, wie die ſeines großen Vorbildes, aber an Splendidität und Geldverachtung, halb aus Güte und halb aus Laune, war er ihm womöglich noch überlegen.

Sein „ich marchandiere nicht" hab' ich an manchem Abend erlebt, mitunter halb ſchaudernd. Wenn um acht die Tunnelſitzung ſchloß, ſo hieß es ſeinerſeits, wenn er nicht gerade 'was anderes vor hatte: „Ja, was machen wir nun mit dem angebrochenen Abend?" Und ehe noch wer antworten konnte, waren auch ſchon etliche von den Jüngeren eingeladen, im „Großfürſt Alexander" — Neue Friedrichsſtraße — ſeine Gäſte zu ſein. Die Vornehmeren unter uns lehnten natürlich ab, aber wer ſeine Bedenken einigermaßen bezwingen konnte, nahm gern an, weil er ſicher war, einem zwar anfechtbaren, aber immer intereſſanten Bacchanal entgegen zu gehen. In Kolonne rückten wir nun in das vorgenannte Hotel ein, wo Heſekiel, ich weiß nicht worauf hin, unbeſchränkten Kredit hatte. Mit Rotwein oder Moſel zu beginnen, wäre lächerlich geweſen; es gehörte zum guten Ton, mit ſchwerem Rheinwein, am liebſten mit Sherry, Port oder herbem Ungar einzuſetzen, und eh' eine Stunde um war, hatten wir ein Wettſchwimmen in Cynismen. In Cynismen, aber nicht in Unanſtändigkeiten. Alles wurde geſagt, aber doch in der Form wohlerzogener Menſchen, ja, Heſekiel war ſtolz darauf, in jedem Zuſtande ſich immer noch in der Gewalt zu haben. „Sieh,“ ſagte er 'mal zu mir, „manche denken, der und ich, wir wären ſo einerlei; aber der iſt ſo und ich bin ſo“ und nun führte er den Unterſchied in einem draſtiſchen Vergleiche aus. Was an ſolchem Abende vertilgt wurde, war unglaublich und noch unglaublicher war die Zeche, wenn man bedenkt, daß ein Mann von damals ſehr beſcheidenem Gehalt das alles auf ſeine Kappe nahm. Es kam denn auch dahin, daß, nachdem dies etwas protzige „doing the honors for all Scotland“ ein Jahrzehnt lang gedauert hatte, ſeine zu ſehr weſentlichem Teil durch eben dieſe Repräſentationskomödie herbeigeführte Schuldenlaſt wohl über 10000 Thaler betrug, wovon die größere Hälfte auf Zinſen, Wechſelprolongationen und dergleichen entfiel. Er näherte ſich inzwiſchen den Fünfzigen, und da nicht bloß ſeine Schulden, ſondern auch ſeine Gichtſchmerzen immer größer wurden, ſo kam er eines ſchönen Tages auf den geſunden Gedanken, mit ſeinem „Schottland die Ehre thun“ endgiltig Schicht zu machen und lieber ſeine Schulden abzuzahlen. Und dem unterzog er ſich dann auch von Stund' an — auch darin ſeinem Vorbilde Walter Scott gleichkommend — mit eiſernem Fleiß und in geradezu großartiger Weiſe. Tieck hat einmal geſagt: „Einen dreibändigen Roman ſchreiben, iſt immer was, auch wenn er nichts taugt“, und jeder, der von Fach iſt, wird in dieſen Ausſpruch einſtimmen. Aber was will ein dreibändiger Roman ſagen neben zwanzig, dreißig Bänden. Ich beſitze ſelber noch weit über fünfzig ſeiner Bände, während mir doch vieles von ihm verloren gegangen iſt. Nur ein Mann von äußerſter Energie konnte das leiſten, und mitunter iſt es ihm auch ſauer genug geworden. Es wird von Ney erzählt, daß er, bevor er in die Schlacht ging, immer erſt Kourbetten gemacht und Kreiſe beſchrieben habe; genau ſo verfuhr auch Heſekiel. An Tagen, wo's ihm ganz beſonders widerſtand, ging er zunächſt viele Male, wie mit ſich kämpfend, um ſeinen Schreibtiſch herum, und erſt wenn er alles Widerſtrebende niedergezwungen, ſich für ſeine Aufgabe montiert hatte, nahm er ſeinen Platz, und begann zu ſchreiben. Er ſchrieb auf Quartblätter, die aufgeſtapelt vor ihm lagen und ließ das geſchriebene Blatt mit einem kleinen Fingerknips auf die Erde fliegen; da ſammelte dann ſeine Tochter Ludowika, damals noch ein Kind, die zahlloſen Blätter und ordnete ſie. Von Wiederdurchſehen war keine Rede, kein Wort war durchſtrichen, alles ging fertig in die Druckerei. Keiner dieſer Romane hat ſich bei Leben erhalten, und ihr litterariſcher Wert mag nicht ſehr hoch ſein, aber ſie enthalten eine Stofffülle und ſind für den, der preußiſch Hiſtoriſches liebt, eine unterhaltliche und lehrreiche Lektüre. Jedenfalls ſah ſich ſein Fleiß belohnt, und ſo gering auch die Honorare waren, auch wohl ſein mußten, es gelang ihm doch, mit ihrem Ertrage die vorgenannte, für einen deutſchen Schriftſteller jener Epoche ſehr hohe Schuldenſumme zu tilgen. Er hinterließ ſein Haus in beſcheidenen, aber geordneten Verhältniſſen.

Daß er unter der „Ungeordnetheit dieſer Verhältniſſe“ zu Zeiten ſehr gelitten, mehr als er zu zeigen liebte, davon war ich an einem mir unvergeßlichen Tage Zeuge. Mitternacht war längſt vorüber, und wir ſchlenderten, nach einem der vorgeſchilderten Sympoſiums, von der neuen Friedrichsſtraße her auf unſere Wohnungen zu, die nahe bei einander lagen. Es war eine wunderſchöne Winternacht, nicht kalt, prächtiger Sternenhimmel; ſo kamen wir bis vor meine Behauſung in der Puttkamerſtraße und ſchritten noch ein paarmal auf und ab, weil wir bei einem ſehr wichtigen Geſpräch waren, nämlich bei dem Thema, wie man ſich in Geldverlegenheiten einigermaßen helfen könne. „Ja,“ ſagte ich, „'s iſt ſonderbar; es geht mir ja mehr als beſcheiden, aber ich würde nicht ſonderlich darunter leiden, wenn ich nur dann und wann einen Pump zu Stande bringen könnte. Das kann ich aber nicht. Ich habe durchaus kein Talent zu dergleichen; ich bin zu ungeſchickt.“

Als ich dies große Wort gelaſſen ausgeſprochen hatte, trat er einen Schritt zurück, und ich ſah, wie der letzte Reſt von Rauſch förmlich von ihm abfiel. Dann kam er wieder auf mich los, ſah mich ernſt und beinahe gerührt an und ſagte, während er ſeine Hand auf meine Schulter legte: „Gott erhalte Dir dieſe Ungeſchicklichkeit.“

Und dieſe Segnung, denn faſt war es ſo was, hat ſich auch an mir erfüllt, und ich habe das Schuldenmachen nie gelernt. Daß es mir in meinen Leben ſo gut gegangen iſt, das verdanke ich nicht zum kleinſten Teile der Andauer jener „Ungeſchicktheit“, die mir damals mein guter Heſekiel anwünſchte.

* * *

Meine Beziehungen zu Heſekiel waren bis 1855, wo ich Berlin auf eine Reihe von Jahren verließ, nur oberflächlich; erſt von 1859 an wurden ſie freundſchaftlich. Er leiſtete mir damals einen großen Dienſt, indem er mich aus einer mehr oder weniger bedrücklichen Lage befreite.

Das hing ſo zuſammen.

Ich war in dem zuletzt genannten Jahre von England nach Berlin zurückgekehrt, trotzdem die Zeit, die mir der Miniſter Manteuffel für den Verbleib in meiner Londoner journaliſtiſchen Stellung zugeſichert hatte, kaum halb abgelaufen war. „Bleiben Sie doch ruhig hier," hatte mir mein Londoner Chef, der immer gütige Graf Bernſtorff, in einem über dieſe Dinge geführten Geſpräche zugerufen. „Das in Berlin da, das dauert nicht lange." Die Richtigkeit davon leuchtete mir auch ein. Aber meine Sehnſucht nach den alten Verhältniſſen — in London, ſo ſehr ich es liebte, blieb ich doch ſchließlich ein Fremder — war groß und trieb mich fort, trotzdem ich wohl einſah, daß es bei meiner Rückkehr mit meinem Verbleiben in der Regierungspreſſe ſchlecht ausſehen würde. Wer unter Manteuffel, wenn auch nur in kleinſter und gleichgültigſter Stelle gedient hatte, war mehr oder weniger verdächtig. Ich alſo auch. Mir wurde das, kaum in Berlin wieder eingetroffen, auch gleich fühlbar, berührte mich aber ſo koloſſal komiſch, daß ich zu keinem Aerger darüber kommen konnte. „Mußt Du eine wichtige Perſon ſein," ſagte ich mir, während ich doch am beſten wußte, daß ich ſo gut wie gar nichts geleiſtet hatte. Chef der miniſteriellen Preſſe war unter dem neuen Regime, der ſogenannten

„neuen Aera", Geheimrat Max Duncker geworden, ein ſehr liebenswürdiger Herr, der von der oben beklagten Eigenart der Gothaner gar nichts oder doch nur ſehr wenig aufwies. Ich kam aber trotzdem nicht recht an ihn heran. Alles, während es ſich doch — wenigſtens uns kleinen Skribenten und Korreſpondenten gegenüber — immer nur um Quisquilien handelte, wurde ſo furchtbar wichtig genommen, und ſo ſchied ich denn aus, um anderweitig mein Heil zu verſuchen. Aber das war nicht leicht. Wer in ähnlicher Lage geweſen iſt, wird mir das beſtätigen, auch jetzt noch, trotzdem ſich die Dinge ſeitdem ſehr verbeſſert haben. Ich hatte zehn Jahre lang zur Regierungspreſſe gehört. In dieſer verbleiben zu können, wäre mir ſchon aus Bequemlichkeit ſehr erwünſcht geweſen. Aber dieſe Preſſe der „neuen Aera", zu der auch indirekt die nationalliberalen Zeitungen gehörten, mißfiel mir oder ich ihr, und ſo blieben nur Voſſin und Kreuzzeitung übrig. Ich war alſo in einer argen Verlegenheit und ſprach mich zu Heſekiel darüber aus. Der ſagte: „Ja, melden kannſt Du Dich nicht bei uns. Aber wenn ein Angebot kommt, dann liegt es doch um ein gut Teil günſtiger für Dich." Und ſchon am anderen Tage kam ein ſolches Angebot. Der Chefredakteur der Kreuzzeitung fragte bei mir an, „ob ich die Redaktion des engliſchen

Artikels übernehmen wolle?“ Noch ein wenig unter den Gruſelvorſtellungen ſtehend, die ſich, von 1848 her, an den Namen „Kreuzzeitung“ knüpften, war ich unſicher, was zu thun ſei, beſchloß aber, wenigſtens mich vorzuſtellen. Ein bloßer erſter Beſuch konnte ja den Kopf nicht gleich koſten. Immerhin hatte die Sache was von der Höhle des Löwen. Vier Uhr war Sprechſtunde. Pünktlich erſchien ich in der Bernburgerſtraße, wo der Chefredakteur der Kreuzzeitung ſchräg gegenüber der Lukaskirche wohnte. Matthäi wäre wohl beſſer geweſen, aber Lukas war auch gut. Endlich in der zweiten Etage glücklich angelangt, zog ich die Klingel und ſah mich gleich darauf dem Gefürchteten gegenüber. Er war aus ſeinem Nachmittagsſchlafe kaum heraus und rang erſichtlich nach einer der Situation entſprechenden Haltung. Ich hatte jedoch verhältnismäßig wenig Auge dafür, weil ich zunächſt nicht ihn, ſondern nur ſein unmittelbares Milieu ſah, das links neben ihm aus einem mittelgroßen Sofakiſſen, rechts über ihm aus einem ſchwarz eingerahmten Bilde beſtand. In das Sofakiſſen war das eiſerne Kreuz eingeſtickt, während aus dem ſchwarzen Bilderrahmen ein mit der Tornenkrone geſchmückter Chriſtus auf mich niederblickte. Mir wurde ganz himmelangſt, und auch das mühſam geführte Geſpräch, das anfänglich wie zwiſchen dem eiſernen Kreuz und dem Chriſtus mit der Dornenkrone hin und her pendelte, belebte ſich erſt, als die Geldfrage zur Verhandlung kam. London hatte mich nach dieſer Seite hin etwas verwöhnt, und ich ſah mit Schmerz die Abſtriche, die gemacht wurden. Als ſo zehn Minuten um waren, ſtand ich vor der Frage: „Ja" oder „Nein". Und ich ſagte „Ja". Nicht leichten Herzens. Aber vielleicht gerade weil es ein ſo ſchwerer Entſchluß war, war es auch ein guter Entſchluß, aus dem mir nur Vorteile für mein weiteres Leben erwachſen ſind. Ich blieb bis kurz vor dem ſiebziger Krieg in meiner Kreuzzeitungsſtellung und muß dieſe zehn Jahre zu meinen allerglücklichſten rechnen. Daß es ſo verlief, lag an verſchiedenen Dingen. Es kamen die Kriegsjahre 1864 und 1866, die mir Gelegenheit gaben, mich mehr als einmal nützlich zu machen; ich bereiſte die Kriegsſchauplätze, war in Schleswig, Jütland, Seeland, in Böhmen und den Gegenden des Mainfeldzuges, was mich alles ungemein erfriſchte. Zugleich gab es mir ein Relief. Es war auch dasſelbe Jahrzehnt, in dem ich meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" und meinen erſten vaterländiſchen Roman — „Vor dem Sturm" — begann. Zudem, von vierzig bis fünfzig iſt beſte Lebenszeit. Aber der Hauptgrund, daß ich mich all die Zeit über ſo wohl fühlte, war doch der, daß, verſchwindend kleine Störungen abgerechnet, das Leben auf der Redaktion und mehr noch das nebenherlaufende geſellſchaftliche Leben ein ſehr angenehmes war. Von dem ſprichwörtlichen „der ſchwarze Mann kommt“, wovor ich ganz aufrichtig gebangt hatte, war keine Rede; nichts von Byzantinismus, nichts von Muckertum. Alles verlief eher umgekehrt. Stärkſte Wendungen, auch gegen Parteiangehörige, fielen beſtändig und von jener erquicklichen Meinungsfreiheit — der ich übrigens, um von unſerem vielverketzerten Metier auch 'mal was Gutes zu ſagen, auf allen Redaktionen begegnet bin — wurde der weiteſte Gebrauch gemacht. Ich möchte hier überhaupt einſchalten dürfen, daß es — was auch ein wahres Glück iſt — nach meinen Erfahrungen eine gewiſſe Zeitungsſolidarität giebt, die durch die Parteifarbe wenig beeinträchtigt wird, und ſo gedenk' ich denn auch gern eines Wortes, das Profeſſor Stahl einmal in einer Kreuzzeitungs-Verſammlung ausſprach: „Meine Herren, vergeſſen wir nicht, auch das konſervativſte Blatt iſt immer noch mehr Blatt als konſervativ.“

Auf der Redaktion ſaßen Heſekiel und ich dicht zuſammen, nur durch einen ſchmalen Gang getrennt, und mitunter ſchrieben wir uns Briefe, die wir uns von einem Tiſch zum andern herüberreichten. Es wurden darin immer nächſtliegende Perſonalien verhandelt, anzüglich, aber nie bösartig, vielmehr vorwiegend in ſo grotesk ausſchweifender Weiſe, daß dadurch der kleinen Malice die Spitze abgebrochen wurde. Meiſt ging es gegen den Chefredakteur, deſſen pedantiſche Ruhe der Heſekiel'ſchen Natur durchaus widerſprach. Am ungenierteſten wurde mit dem aus dem Waldeckprozeß ſchlecht beleumdeten Goedſche verfahren, der übrigens keineswegs ein Schreckensmenſch, vielmehr bei hundert kleinen Schwächen und vielleicht Schlimmerem, ein Mann von großer Herzensgüte war; er ſchrieb damals an ſeinen, vom buchhändleriſchen Standpunkte aus berühmt gewordenen Sir John Redcliffe-Romanen, die, wie er ſelbſt, eine Quelle beſtändiger Erheiterung für uns waren. Einer dieſer Romane hieß „Nena Sahib“. Wenn nun eine ganz ungeheuerliche Stelle kam, wo die Schreckniſſe ſich rieſenhaft türmten, ſo kriegte er es doch mit der Angſt, und fühlend, daß er dem Publikum vielleicht all zu viel zumutete, machte er, mit Hilfe eines Sternchens, eine Fußnote, darin es in lakoniſcher Kürze hieß: „Siehe Parlamentsakten“. Er hütete ſich aber, Band und Seitenzahl anzugeben. Wenn wieder ein mehrbändiges Werk fertig war, ließ er es jedesmal elegant einbinden, um es dann, in der Privatwohnung des Chefredakteurs, der ſehr feinen und ſehr akkuraten Dame des Hauſes als Huldigungsexemplar überreichen zu können. In beſonders ſchweren Fällen ſoll er aber hinzugeſetzt haben: „Ich muß die gnädige Frau dringend bitten, es nicht leſen zu wollen.“ Von Heſekiel ließ er ſich alles gefallen; manche Wendungen waren ſtereotyp. Es kam vor, daß Goedſche mit einem gewiſſen Feldherrnſchritt auf der Redaktion erſchien und hier, ohne daß das Geringſte vorgefallen war, ein ungeheures Ergriffenſein über einen rätſelhaften und vielleicht gar nicht 'mal exiſtierenden Hergang zur Schau ſtellte. Heſekiel ſagte dann, um dieſen falſchen Rauſch zu markieren, ruhig vor ſich hin: „Goedſche hat heute wieder ſeine Zahntinktur ausgetrunken.“ Ich perſönlich habe Goed'ſche nur von zwei Seiten kennen gelernt: als Vogelzüchter und Bellachini-Freund. Er hatte eine Hecke der ſchönſten auſtraliſchen und ſüdamerikaniſchen Vögel, und Bellachini war auf ſeine Art ein reizender Mann, was nicht wundernehmen darf. Alles, was ſich an der Peripherie der Kunſt herumtummelt: Akrobaten, Clowns, Monſieur Herkules, Zauberer und Taſchenſpieler — alle ſind meiſt ſehr angenehme Leute, weil ſie das Bedürfnis haben, die Welt mit ſich zu verſöhnen. Goedſche zog ſich in den ſiebziger Jahren nach Warmbrunn zurück, woſelbſt er in ſeinen guten Tagen — er hatte an den Redcliffe-Romanen ein enormes Geld verdient — ein Krankenhaus geſtiftet hatte; dort ſtarb er auch. Das letzte Mal, da ich ihn ſah, noch in Berlin, war er ſehr elend, infolge einer merkwürdigen, echt Goedſche'ſchen Weihnachtsfeier. Seine Frau war ihm geſtorben, und ganz in Sentimentalität ſteckend, wie ſo oft Naturen der Art, begab er ſich am Chriſtabend nach dem katholiſchen Kirchhofe hinaus und veranſtaltete hier, indem er zahlloſe Lichter aufs Grab pflanzte, eine Liebes- und Gedächtnisfeier. Er ſetzte ſich auf ein Nachbargrab und ſang einen Vers und weinte. Die Folge davon war ein Pyramidalkatarrh, der ſein Leben ſchon damals in Gefahr brachte.

Wie ſchon erzählt, Heſekiels und mein Arbeitstiſch ſtanden nahe bei einander. Aber was jeder von uns an ſeinem Tiſche leiſtete, das war ſehr verſchiedenwertig. Er war eine Hauptperſon der Zeitung, zeitweilig die Hauptperſon, und an der Bethätigung ſeiner Gaben war der Zeitung und jedem Adligen und Geiſtlichen auf dem Lande ſehr gelegen. Alle wollten hören, wie der damals noch nicht entpuppte „legitimiſtiſche Marquis“ über Louis Napoleon denke. Mit dem engliſchen Artikel, der meine Domäne bildete, lag es umgekehrt, und ich glaube, daß dies auch der Grund war, warum mein Vorgänger, Dr. Abel — er wurde ſpäter Times-Korreſpondent und zeichnete ſich als ſolcher aus —, ſeine Kreuzzeitungs-Stellung aufgab. Es waren, auf England hin angeſehen, ſtille Zeiten, alles Intereſſe lag bei Frankreich oder bei uns ſelbſt, und ſo kam es, daß zeitweilig jeden Morgen der Chefredakteur an meinen Platz trat und mir mit ſeiner leiſen Stimme zuflüſterte: „Wenn irgend möglich, heute nur ein paar Zeilen; je weniger, deſto beſſer.“ Ich war immer ganz einverſtanden damit und hatte bequeme Tage. Zuletzt freilich wurde mir das bloße Stundenabſitzen langweilig, und ich trat — ein kleiner Streit kam hinzu — meinen Rückzug von der Zeitung an.

* * *

Ich könnte hier noch Welten erzählen, ſei's über Heſekiels perſönliches Gebahren, ſei's über Leben und Treiben auf der Redaktion ſelbſt. Ich ziehe es aber vor, hier abzubrechen und in Nachſtehendem über das geſellſchaftliche Leben auf der Kreuzzeitung, auf das ich ſchon kurz hinwies, zu berichten. Dies war das denkbar angenehmſte, weil alles, was zum Bau gehörte, nicht bloß politiſch oder redaktionell, ſondern auch geſellſchaftlich mitzählte. Mit Vergnügen denk' ich an den trotz vieler Reibereien und perſönlicher Gegenſätze doch immer kameradſchaftlichen Ton zurück, und ein Ausſpruch, den, wenn ich nicht irre, General von Gerlach oder aber ſein Bruder, der Magdeburger Ober-Appellationsgerichtspräſident, that, zeigt am beſten, wie vornehm und frei gerade dieſe leitenden Herren über ſolche Dinge dachten: „Ich würde es für klug und wünſchenswert halten, daß wir ehrenhafte Leute von der Preſſe ganz in ähnlicher Weiſe wie die Geiſtlichen an uns bänden, ich meine durch Heirat.“ Ich erzähle das, um an einem Muſterbeiſpiel zu zeigen, wie wenig ſich das landläufige Bild von einem Junker mit der Wirklichkeit deckt oder doch mindeſtens, wie glänzende Ausnahmen ſich gerade bei den Klügſten und Beſten unter ihnen vorfinden.

Gute Geſellſchaftlichkeit, wie hier eingeſchaltet werden mag, habe ich übrigens bei den Zeitungen aller Parteien gefunden. Und ſehr erklärlich, daß es ſo iſt. Die Redaktionen oder Beſitzer haben meiſtens ein Einſehen von der Wichtigkeit ſolcher perſönlichen Beziehungen, die lehrreich ſind und Freudigkeit geben, welch' letzteres Moment, bei dem vielen Aergerlichen und mehr noch bei dem Uebelbeleumdetſein unſeres Berufs, oft recht wünſchenswert iſt. Alſo Gaſtlichkeit und ein beſtimmtes, wenn auch oft nur beſcheidenes Maß humanen Entgegenkommens findet ſich nahezu überall. Aber ich habe doch gleichzeitig, bei viel Uebereinſtimmendem in dieſer Beziehung, auch große Verſchiedenheiten wahrgenommen. In der miniſteriellen Preſſe ſtand es am ungünſtigſten, weil man da ſelten wußte, wer eigentlich als „hospes“ anzuſehen ſei; kam es aber trotzdem ausnahmsweiſe zu Repräſentation und Hoſpitalität, ſo hatte beides den eigentümlichen Reiz des Offiziöſen. Wir wurden dann, in plötzlicher Erkenntnis, daß Gott ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheinen laſſe, brüderlich oder doch wenigſtens halbbrüderlich unter die Miniſterialräte des Innern oder des Kultus eingereiht, und fühlten uns nicht bloß geehrt, ſondern auch ſehr amüſiert. Denn dieſe Räte waren nichts weniger als ſteifleinene Herren, vielmehr umgekehrt meiſt glänzende Cauſeurs. Ich nenne nur einen, den Geheimrat Stiehl. Er war ſo witzig, daß man faſt ſagen konnte, ſelbſt ſeine Regulative wirkten ſo. Jedenfalls ſtand er ſelber ziemlich kritiſch zu ſeiner Schöpfung, und ich erinnere mich einer bei Gelegenheit ſeines Sturzes von ihm abgegebenen, halb humoriſtiſchen, halb cyniſchen Erklärung, in der er lächelnd zugeſtand, daß er wohl wiſſe, wie man das alles auch ganz anders machen könne. Derbheit und Till Eulenſpiegelei waren ſeine Natur. Er ſelber ſagte von ſich: „Ich habe da 'mal ein Tagebuch von meinem in Halle ſtudierenden Großvater gefunden, daraus hervorgeht, daß er ein Renommiſt und ein Strenggläubiger war, und ich darf ſagen, ich fühle mich als ſeinen Enkel.“ Als ich Ende der fünfziger

Jahre in England lebte, gehörte ein Mr. Collins, der die Berliner Waſſerwerke angelegt hatte, zu meinen Bekannten. Er reiſte, trotzdem er nur ein Bein hatte, beſtändig zwiſchen London und Berlin hin und her. Einmal war ich bei ihm zu Tiſch, in ſeinem reizenden, am Hereford-Square gelegenen Hauſe: „Sagen Sie, kennen Sie einen Geheimrat Stiehl?" — „Gewiß kenne ich den; Original, ſehr geſcheit, ſehr amüſant." — „Das will ich meinen. Als ich letzten Dienstag von Berlin abfuhr, ſtieg mit einemmal ein ſonderbar ausſehender Herr ein, ſchimpfte gleich koloſſal, aber doch ſichtlich bloß zu ſeinem Vergnügen und zog mich dann ſofort ins Geſpräch. Als wir in Köln ankamen, war er noch mitten im Satz; ſo was von einem Erzähler iſt mir noch nicht vorgekommen. Von Ermüdung meinerſeits nicht die Spur; ich war bloß traurig, daß wir ſchon in Köln waren." Stiehl heiratete ſpäter eine Frau v. M.; *er* Witwer, *ſie* Witwe. Die Partie wurde viel beredet, denn ſie, die Dame, war der Typus der Vornehmheit, was man von ihm nicht ſagen konnte. Trotzdem hatte ſie richtig gewählt und war glücklich, an die Stelle der „Complaiſance", die bis dahin ihr Lebensteil geweſen war, ein Kraftgenie treten zu ſehen.

Die kleinen Feſtlichkeiten der miniſteriellen Preſſe hatten, wie ich nur wiederholen kann, etwas von dem Charme der Offizioſität, die der fortſchrittlichen Preſſe dagegen zeichneten ſich durch Stil und Opulenz, durch Heranziehung von Kunſt und Litteratur aus, die der Kreuzzeitung aber waren die lehrreichſten und, wenn der Damm erſt durchbrochen war, auch die gemütlichſten. Sie gaben ſich nicht bloß als Extras, als Außergewöhnlichkeiten, ſondern bildeten eine Art Inſtitution, gehörten mit zum Programm. Ich muß deshalb etwas länger bei dieſer Gaſtlichkeit verweilen.

Die geſellſchaftliche Repräſentation der Kreuzzeitung trat in drei Geſtalten auf: als „cercle intime“, als Königsgeburtstagsfeier und als politiſche Reſſource. Dieſe drei waren, wie von den Geſellſchaften der anderen Zeitungen, ſo auch untereinander ziemlich verſchieden. Der „cercle intime“ war gleichbedeutend mit einem Sichverſammeln im Familienkreiſe; nicht die Zeitung als ſolche lud ein, ſondern der Chefredakteur in Perſon und in ſeinem Hauſe. Keine Parteirepräſentation; alles mehr Privatſache. Das zeigte ſich ſchon darin, daß auch Damen daran teilnahmen. Exzellenzen erſchienen nur vereinzelt, aber viele Stabsoffiziere, Geiſtliche, befreundete Profeſſoren, überhaupt Freunde. Manche ſind mir ſehr lebhaft im Gedächtnis geblieben: Miniſter Bodelſchwingh, Geheimrat v. Senfft-Pilſach, Major Ribbentrop von der Gardeartillerie — der ſich mit ſeiner Batterie vor Düppel ausgezeichnet hatte, — Oberſtleutnant Graf Roedern von den Gardedragonern, Hofprediger Kögel, Profeſſor W. Henſel, der junge Senfft v. Pilſach, Neffe des vorgenannten Geheimrats. —

Ueber die drei Letztgenannten möchte ich hier ein paar Worte ſagen.

Hofprediger Kögel war damals eben nach Berlin gekommen; er mochte vierzig ſein. Schlank, grad' aufrecht, von einer nervös angeſpannten und zugleich degagierten Haltung, machte er mehr den Eindruck eines mit glänzenden Ausſichten ins Miniſterium berufenen Regierungsrats, als den eines Theologen. Lebhaft, eſpritvoll, verbindlich, aber inmitten aller Verbindlichkeit von — übrigens vollberechtigten — Ueberlegenheitsallüren, konnte er als ein Typus jener aus kleinen in große Verhältniſſe hinein geratenen Perſönlichkeiten gelten, die, plötzlich auf einer gewiſſen Höhe angelangt, raſch daſelbſt die Wahrnehmung ihrer Superiorität machen und in dieſem Gefühl zu Tonangebenden und Regierenden werden, ſelbſtverſtändlich unter kluger Wahrung aller durch Geburt und Verhältniſſe vorgeſchriebenen Diſtancen. Irr' ich nun aber nicht, ſo hatte Kögel eine Neigung, dieſe ſo viel bedeutenden Diſtancen in legererer Weiſe zu markieren, als herkömmlich. Er „markierte“ ſie wirklich nur, ſtatt ihnen einen ſtarken Accent zu geben, und bei dem feinen Wahrnehmungsvermögen, das hohe und höchſte Herrſchaften für ſolche Dinge haben, mußte ſich in beſtimmten Kreiſen eine gewiſſe Gegnerſchaft gegen ihn ausbilden. Er iſt der glänzendſte Kaſualredner, den ich, ſei's im Leben, ſei's litterariſch, kennen gelernt habe; ſeine Gelegenheitsreden ſind Muſterwerke von Knappheit, Klarheit, Geſchmack, und die vordem ſo beliebte Manier, in Anſpielungen zu ſprechen und dadurch, weil alles gelobt und alles getadelt wurde, ſich nach allen Seiten hin zu ſalvieren, war ihm fremd. Vor Kennern beſtand er glänzend. Aber es gab ihrer einzelne, die ſich trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — nicht befriedigt fanden, weil ſie nebenher beſtändig heraushörten: „Ihr ſeid ihr, und ich bin ich." Es iſt dreißig Jahre her, daß ich ihn zuerſt ſah; er machte ſchon damals den vorgeſchilderten Eindruck, hatte ſchon damals alles Das, was ihn auf ſeine Höhe hob, aber dieſe Hochſtellung auch bedrohte. Seine Krankheit, die ſeinen Rücktritt veranlaßte, war vielleicht ein Segen für ihn.

Von ſehr anderem Gepräge war Profeſſor Wilhelm Henſel. Er zählte zu den häufigſten Gäſten, nahm auch an den offiziellen Feſtdieners, Königs Geburtstag ꝛc. regelmäßig teil und war allgemein gern geſehen. In Trebbin geboren, märkiſcher

Predigersſohn, war er der Typus eines Märkers, geſund, breitſchultrig, feſten Willens und mit kleinen, liſtigen Augen. Trat er ein, ſo glaubte man einen in die Großſtadt verſchlagenen Amtmann zu ſehen, und daß ihm, vierzig Jahre früher, die ſchöne Fanny Mendelsſohn zu teil geworden war, konnte wunder nehmen. Erfuhr man dann aber, was es mit dem „Amtmann“ auf ſich habe, ſo war einem klar, daß die ſchöne Fanny ſehr richtig gewählt habe. Das Preußentum von 1813 ließ ſich ganz wundervoll an ihm ſtudieren. Er hatte den Krieg mit Auszeichnung mitgemacht, erfreute ſich, wohl zum Teil um dieſer Haltung willen, einer großen Beliebtheit am Hofe Friedrich Wilhelms III., nicht minder bei ſämtlichen Prinzen, und dies „mit zum Hofe gehören“, auch mit dazu gehören wollen, gab ihm ein Etwas, das von der jungen Generation belächelt wurde. Aber ganz mit Unrecht. In dem reizenden Buche: „Bismarck und ſeine Leute“ kommt eine Stelle vor, wo Bismarck in Verſailles auf offener Straße dem Geheimrat Abeken eine Depeſche diktiert. Dieſer iſt ganz Dienſt. Aber mit einem Male wahrnehmend, daß Prinz Karl die Straße herunter kommt, kommt Abeken ins Schwanken; er hat einerſeits ein Gefühl von der Wichtigkeit der dienſtlich politiſchen Situation, aber andererſeits auch ein Gefühl von der Wichtigkeit einer Prinzenannäherung, und ſich hin und her wendend, um, inmitten der Erfüllung ſeiner Amtspflichten gegen den Kanzler, doch auch die Honneurs gegen den Prinzen nicht zu verſäumen, kommt er erſt durch eine ſcharfe Bismarck'ſche Reprimande wieder zur Haltung und Ruhe. Genau ſo war Henſel. Eine Prinzenannäherung war doch immer die Hauptſache. Jetzt lachen die Leute darüber, weil ſie die frühere Zeit nicht kennen und ſich als große Freiheitler träumen; in Wahrheit aber liegt es ſo, daß die preußiſche Welt ſeit König Friedrich Wilhelm I. beſtändig wachſende Fortſchritte, nicht im „Männerſtolz vor Königsthronen", ſondern umgekehrt im Byzantinismus gemacht hat, und daß die eigentlichen Charaktere und die eigentlich mutigen Männer in Tagen lebten, wo's keine patentierte Freiheit gab und der Krückſtock noch wacker umging. Zahlloſe herzerquickende Worte — auch Thaten — ſind damals vorgekommen, die heute ganz undenkbar ſind. Auf dieſem Gebiete ſind in unſerem modernen Leben auch die mutigſten Leute Drückeberger geworden. — Henſels intimſter Freund war der Graf Blanckenſee; ſie hatten von 1813 bis 1815 in derſelben Truppe gedient. Es hieß einmal, daß es nicht leicht ſei, mit dem Grafen auszukommen. „Ich bin fünfzig Jahre lang gut mit ihm ausgekommen," ſagte Henſel, und ſchiebe das auf ein Prinzip, nach dem ich, von Jugend auf, meinen Umgang mit vornehmen Leuten eingerichtet habe. Gegen ihre höhere geſellſchaftliche Stellung habe ich nie proteſtiert, auch im freundſchaftlichſten Verkehr immer eine Grenzſcheide gezogen, Kordialitäten nie verſucht, ihnen immer ihren Stand und ihre Ehre gegeben; aber wenn das Geringſte geſchah, das meine Ehre verletzte, habe ich das ruhig und feſt zurückgewieſen. Das iſt immer reſpektiert worden, und ich bin, wie mit Blanckenſee, ſo mit allen anderen märkiſchen Adeligen immer ſehr gut ausgekommen.“ In ſeinen Anſchauungen hatte Henſel viel Gemeinſames mit Louis Schneider, bezeigte ſich aber ſehr viel feiner in ihrer Geltendmachung. In Geſellſchaften war er ungemein beliebt, und mit Recht. Er hielt ſich zunächſt zurück und ſondierte, nahm er aber wahr, daß gute Zuhörer da waren, ſo öffneten ſich die Schleuſen ſeiner Beredſamkeit, und daß er, der als Jüngling die Befreiungskriege mitgemacht, dann die Lalla-Rookh-Aufführung geleitet, dann 1848 die Künſtler- und Studentenſchaft kommandiert und 1860 als Totenwache neben ſeinem aufgebahrten König Friedrich Wilhelm IV. geſtanden hatte — daß der erzählen konnte, braucht nicht verſichert zu werden. Als Maler war er nicht bedeutend, ſelbſt der Wert ſeiner Porträtmappen wird angezweifelt, weil er noch dem Prinzip huldigte, „die Menſchen ſo zu porträtieren, wie die Natur — ehe Störungen eintraten — die Betreffenden intendiert hatte.“ Bis zuletzt blieb er bei Kraft, Friſche und guter Laune und hatte das Glück, eines ſchönen Todes oder richtiger, das Glück, in einer ſchönen Sache zu ſterben. Eine Frau war überfahren worden; er ſprang hinzu, um ihr zu helfen und erlitt dabei ſelbſt eine ſchwere Verletzung. Der erlag er. Er war immer hilfebereit geweſen und in einem Samariterdienſt ſchied er aus dem Leben.

Der Dritte, von dem ich ſprechen möchte, war der junge Baron Senfft-Pilſach, Neffe des vorgenannten Geheimrats, Sohn des pommerſchen Oberpräſidenten. Er war — trotz ganz unjunkerlicher Anſchauungen — in Erſcheinung und Sprechweiſe der Typus eines pommerſch-märkiſchen Junkers, groß und ſtark, humoriſtiſch und derb bis zum Cynismus. Er war als Gymnaſialſchüler bei dem Chefredakteur der Kreuzzeitung in Penſion geweſen und hatte ſich bei der Gelegenheit, wie das ſo oft geſchieht, von dem abgewandt, dem man ihn zuwenden wollte. Als ich ihn kennen lernte, war er, glaub' ich, Referendar und einige zwanzig Jahre alt. Wir plauderten mit einander, und er merkte, daß ich Fühlhörner ausſtreckte, um über das konſervative Hochmaß ſeiner

Geſinnung ins Klare zu kommen. Er lachte. „Meinetwegen brauchen Sie ſich nicht zu genieren. Ich denke über alles anders.“ Sein Leben bewies das. Er verheiratete ſich mit einer polniſch-jüdiſchen Dame von großer muſikaliſcher Bedeutung, ich glaube Pianiſtin von Beruf, und trat in Lebenskreiſe, die dem ſeiner Familie weitab lagen. Irgend einer Aktien- oder Kommanditgeſellſchaft als Agent oder Berater beigegeben, ging er in den ihm verbleibenden Mußeſtunden in Muſik auf. Er war weit über allen Dilettantismus hinaus ein vorzüglicher Sänger und im Vortrag Löwe'ſcher Balladen damals unerreicht. Er wußte, daß ich voller Intereſſe für dieſe Balladen war, und ſo ſchrieb er mir eines Tages eine Karte, worin er ſich für den folgenden Vormittag anmeldete. „Keine Umſtände, ich werde Ihnen den Archibald Douglas vorſingen.“ Er kam auch, und obwohl der niedrige Raum, dazu Gardinen und Teppiche, den Vollklang ſeiner mächtigen Stimme ſehr behinderten, ſo machte ſein Vortrag doch einen großen Eindruck auf mich und die Menſchen, die zugegen waren. Ich ſprach ihm meinen herzlichen Dank aus und bot ihm ein Glas Wein an, ſo gut ich's hatte, hinzuſetzend, ich hätte Tags zuvor von einem in Wernigerode lebenden Freunde einige Flaſchen „Wernigeröder“ erhalten, einen abgelagerten Kornus, von dem es heiße, daß er womöglich noch beſſer als Nordhäuſer ſei; ob ich ihm vielleicht den vorſetzen dürfe? Sein Geſicht nahm ſofort einen komiſch feierlichen Ausdruck an, und den Rotwein beinah' deſpektierlich zurückſchiebend, ſagte er: „Dann bitt' ich freilich um Wernigeröder." Er behandelte ihn wie Frühſtückswein und ſprach ſich, als er mehrere mittelgroße Gläſer geleert hatte, voll Anerkennung über den Mann aus, der dies „edle Naß" ſo rechtzeitig geſchickt habe. Dieſe Begegnung mit ihm fand in Tagen ſtatt, die ſeine letzten guten Tage waren. Er wurde bald danach krank und verfiel ſichtlich. Er ritt viel, von Kur wegen, und wenn ich ihn im Tiergarten traf, ging ich eine Strecke neben ihm her und ließ mir von ihm erzählen. Es war immer noch die alte forſche Sprechweiſe, aber mit einem Dämpfer drauf, und verhältnismäßig ſchnell ging es zu Ende. Er war eine Figur und hat ſich wohl jedem feſt eingeprägt, der ihn kennen lernte.

Alle die hier Genannten gehörten dem Familienkreiſe, dem „cercle intime" an. Von ſehr anderer Zuſammenſetzung war der Kreis, der an der offiziellen Repräſentation teilnahm, alſo wenn Mitarbeiter — meiſt auswärtige Korreſpondenten — eintrafen, die gefeiert werden ſollten, oder bei Gelegenheit von Königsgeburtstag. Auch da fanden ſich intereſſante Leute zuſammen, aus deren Geſamtheit ich, um mich nicht zu ſehr in Einzelheiten zu verlieren, nur einen herausgreiſe: den alten Büchſel. Ich hatte das Glück, ihm immer gegenüberzuſitzen und ihn dabei ſtudieren zu können, was ich denn auch redlich that. Sein Kopf war wie der eines märkiſchen Schäferhundes oder noch richtiger einer Miſchung von Neufundländer und Fuchs. Der Fuchs wog aber ſehr vor, wodurch, ich kann nicht ſagen die Verehrung, aber doch das Intereſſe für ihn gewann. Er war die perſonifizierte norddeutſche Lebensklugheit, mit einem ſtarken Stich ins Schlaue. Zu Büchſels wärmſten Verehrerinnen gehörte auch eine Generalin v. Gansauge. „Frau Generalin,“ ſo begrüßte er eines Tages die alte Dame, „ich habe nicht geglaubt, daß Sie noch ſo vergnügungsſüchtig ſeien.“ — „Ich? vergnügungsſüchtig? Aber wie das, Herr Generalſuperintendent?“ — „Ja, Frau Generalin. Ich ſehe Sie jetzt auch öfter in meinen Nachmittagsgottesdienſten.“ — Man hat die „Wrangeliana“ geſammelt; Büchſels Ausſprüche zu ſammeln, würde ſich noch mehr verlohnen. Von meiner großen Zuneigung zu ihm hatte er keine Ahnung; ſie galt dem Menſchen, aber noch mehr dem Schriftſteller. Sein Buch „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeiſtlichen“ iſt ein Prachtſtück unſerer märkiſchen Speziallitteratur.

Ich ſprach eingangs noch von einer dritten geſellſchaftlichen Vereinigung auf der Kreuzzeitung und nannte ſie „politiſche Reſſource“. Dieſe dritte Vereinigung war, ich will nicht ſagen die vorzüglichſte, aber doch die wichtigſte von den dreien und bildete recht eigentlich ein unterſcheidendes Merkmal. „Cercle intime“ und offizielle Feſteſſen gab es in allerhand Schattierungen auch bei anderen Redaktionen, aber dieſe politiſche Reſſource war ein Ding, das nur die Kreuzzeitung hatte. Die Gründung war wohl auf Herrmann Wagener, den „Kreuzzeitungs-Wagener“, zurückzuführen und verfolgte, wenn ich es richtig errate, den Zweck, in jedem Redaktionsmitgliede das Gefühl einer beſonderen Zugehörigkeit zu wecken oder wo es ſchon da war, es zu ſteigern. Keiner ſollte ſich als Lohnſchreiber empfinden. Alſo Umwandlung des Hörigen in einen Freien. Wie bei den Verſammlungen im Offizierskaſino der jüngſte Fähnrich in geſellſchaftliche Gleichheit mit ſeinem Oberſten kommt, ſo ſollten in dieſer politiſchen Reſſource die Redakteure mit der geſammten Oberſphäre Fühlung gewinnen. Es wurde nicht viel daraus, aber die bloße Thatſache, daß Perſonen da waren, die ſo was Hübſches im Auge hatten, iſt einer dankbaren Erinnerung wert. Außer Wagener nahmen an dieſen Reunions auch noch Graf Eberhard Stolberg, Geheimrat v. Klützow, Geheimrat Dr. Ludwig Hahn und einige Geiſtliche teil, und ich gedenke dieſer Zuſammenkünfte mit einem ganz beſonderen Vergnügen. Es war die Zeit, wo die Laſſalle'ſchen Ideen im Auswärtigen Amt (Bismarck) Terrain gewannen und wo Herrmann Wagener dem Miniſter einträufelte: „Die verhaßte Bourgeoiſie durch die Sozialdemokratie zu bekämpfen.“ In einer mir unvergeßlichen Sitzung geriet er (Wagener) über dieſe Frage mit Geheimrat Ludwig Hahn in einen ſehr hitzigen Disput, in dem er den Kürzeren zog, weil er mit der Sprache nicht recht herausrücken und das Spiel nicht aufdecken konnte. Hahn war außerdem in dialektiſcher Spitzfindigkeit ihm mindeſtens ebenbürtig, wenn auch Wagener die weitaus genialere und politiſch weiter blickende Natur war, eine Art Nebenſonne zu Bismarck. Dispute derart — auch 'mal über „engliſche und preußiſche Polizei“, bei welcher Gelegenheit ich, zum Sprechen aufgefordert, als enfant terrible debütierte (Klützow machte ein langes Geſicht, während Graf Eberhard und namentlich Wagener unbändig lachten), Dispute derart, ſag' ich, waren häufig, und es war ein Jammer, daß ſich die ganze Herrlichkeit kaum einen Winter lang hielt. Es ging doch wohl nicht recht. Aber wie dem auch ſein möge, der ganze Hergang iſt mir immer ein Hauptargument, wenn es ſich darum handelt, das konſervativorthodoxe Element gegen unverdiente Beſchuldigungen in Schutz zu nehmen*).

* * *

---

*) An verſchiedenen Stellen in dieſem Kapitel klingt es, als ob ich nach dem guten, alten „On revient toujours à ses premiers amours“ operieren wollte. Das trifft indeſſen nicht zu. Meine politiſchen Anſchauungen — allerdings zu allen Zeiten etwas wackliger Natur — haben ſich meiſt mit dem Nationalliberalismus gedeckt, trotzdem ich zu demſelben, wie ſchon an anderer Stelle ausgeführt, niemals in rechte Beziehungen getreten bin. Alſo eigentlich nationalliberal. In meinen alten Tagen indeß bin ich immer demokratiſcher geworden, ganz nach dem Vorbilde meines Lieblings „Iſegrimm“ in Wilibald Alexis' gleichnamigem herrlichen Roman, wohl das Beſte, was er geſchrieben. Aber wohin ich auch noch geſchoben werden mag, ich werde immer zwiſchen politiſchen Anſchauungen und menſchlichen Sympathien zu unterſcheiden wiſſen, und dieſe menſchlichen Sympathien habe ich ganz ausgeſprochen für den märkiſchen Junker. Die glänzenden Nummern unter ihnen — und ihrer ſind nicht wenige — ſind eben glänzend, und dieſe *nicht* lieben zu wollen, wäre Dummheit; aber auch die nicht glänzenden — und ihrer ſind freilich noch mehrere — haben trotz Egoismus und Quitzowtum, oder auch vielleicht um beider willen, einen ganz eigentümlichen Charme, den heraus zu fühlen ich mich glücklich ſchätze. Die Rückſchrittsprinzipien als ſolche ſind ſehr gegen meinen Geſchmack, aber die zufälligen Träger dieſer Prinzipien haben es mir doch nach wie vor angethan. Vielleicht weil ich — ich glaube manche gut zu kennen — an den Ernſt dieſer Rückſchrittsprinzipien nicht recht glaube. Sie können eines Tages total umſchlagen.

Nach dieſer weiten Abſchweifung, in der ich mich ausſchließlich mit dem Ton, der vor dreißig Jahren auf der Kreuzzeitung herrſchte, beſchäftigt habe, kehre ich zu meinem eigentlichen Thema zurück, zu George Heſekiel, der all die vorgeſchilderten Dinge mit mir gemeinſchaftlich durchlebte.

Daß er damals das „große Talent“ der Zeitung war, ſagte ich, glaub' ich, ſchon — nicht das große *politiſche*, wohl aber das große journaliſtiſche Talent. Politiker war er gar nicht; er kultivierte ſtatt deſſen das Intereſſante, das Senſationelle, die Spannung und, wer was vom Zeitungsdienſt verſteht, weiß, daß das allerdings die Hauptſache bleibt. Die Partei wie die Redaktion wußten denn auch jederzeit, was ſie an ihm hatten, aber ſie wußten es nicht genug oder nicht jeden Augenblick oder wollten es nicht wiſſen, und das führte dann mitten in ſeinem Triumphzuge zu beſtändig ſich einſchiebenden Kränkungen und Niederlagen. Allerdings lag die Schuld, wenn von einer ſolchen überhaupt geſprochen werden kann, nicht bloß bei ſeinen gelegentlichen Angreifern oder Unterſchätzern, ſondern auch bei ihm ſelbſt, weil er, wie ſo oft große Talente, mit *dem*, was von der andern Seite her beim beſten Willen geleiſtet werden konnte, nicht richtig rechnete.

Natürlich, wie jeder Eingeweihte weiß, iſt unter dieſer „anderen Seite“ niemand anders als der Chefredakteur zu verſtehen, mit dem das ihm unterſtellte Perſonal regelmäßig unzufrieden iſt, und Heſekiel war es redlich. Er ſah überall Uebelwollen, wo nur Zwang der Verhältniſſe vorlag. Hätte der Chefredakteur die Romane ſeines „Romanciers“ in fortlaufenden Beilagen zum Druck gebracht, ſo hätte ſich Heſekiels äußere Lage mit einem Schlage glänzend verändert; aber das zu thun — wie's von ihm gewünſcht wurde — war eben ganz unmöglich: es hätte das das Konto der Zeitung nicht bloß zu hoch belaſtet, ſondern auch die Leſer aufſäſſig gemacht, die bald ſehr wenig Luſt gehabt haben würden, ſich Nummer um Nummer immer neue märkiſche Geſchichten auftiſchen zu laſſen. In dies ſich abgehnt ſehen hatte ſich, ſoweit ſeine Romane mitſprachen, Heſekiel ſchließlich denn auch gefunden. Aber da waren auch noch ſeine kleineren Dichtungen, ſeine Lieder, und um dieſer willen kam der Unmut zum offenen Ausbruch. Gedichte, meiſt nur zwanzig Zeilen, und von Honorar keine Rede! Das war doch bloß eine Sache der Gefälligkeit, und auch hier eine Ablehnung erleben zu müſſen, das war zu viel. So wenigſtens dachte Heſekiel. Und mancher Draußenſtehende, der das nachträglich lieſt, wird ebenſo denken. Aber wer jene Tage von 1864 und 1866 — ſiebzig war es ebenſo, aber da war ich ſchon fort — auf der

Kreuzzeitung miterlebt hat, der weiß, in welch furchtbarer Lage ſich der arme Chefredakteur andauernd befand. Zehn Gedichte in einer Stunde war für Heſekiel eine Kleinigkeit. Wozu Storm fünf Monate brauchte, dazu brauchte Heſekiel fünf Minuten. Ritt Prinz Friedrich Karl von Münchengrätz bis Gitſchin, ſo hieß es: „Der rote Prinz bei Gitſchin“; ritt er von Gitſchin nach Münchengrätz zurück, ſo hieß es „der rote Prinz bei Münchengrätz“. Jede kleine Notiz wurde ſofort zum Gedicht, und all das am anderen Morgen als lyriſchen Erguß zu bringen, was am Abend vorher Telegramm geweſen war, war unmöglich. Jeder ſah dies ein, nur Heſekiel ſelbſt nicht. Er überſchätzte dieſen Zweig ſeines Schaffens. Ich bin damals der aufrichtige Lobredner dieſer „Neuen Lieder, gedruckt in dieſem Jahr“ geweſen, und bin es noch; ich habe ſogar in der bitteren Fehde „Heſekiel contra Scherenberg“, aller Scherenberg Verehrung unerachtet, konſtant auf Heſekiels Seite geſtanden, weil ich das echt Volksmäßige ſeiner Lieder wohl erkannte; aber wie das immer bei dem Volksliedsmäßigen iſt, neben einem Granat oder einem Karneol liegen hundert rote Glasſplitter. So war es auch bei Heſekiel. Er verlangte zuviel und war durchaus im Unrecht, die Ablehnung deſſen, was nun 'mal nicht ging, als Kränkung zu empfinden.

Dies alles ſpielte ſich auf der Redaktion ſelber ab. Aber auch außerhalb derſelben war er Kränkungen von Parteigenoſſen ausgeſetzt. Ueber zwei dieſer Vorkommniſſe, die ganz beſonders ſchwer an ihm zehrten, will ich berichten. Es war die Zeit, wo das Wagenerſche Konverſations-Lexikon geſchrieben wurde, das bekanntlich den Zweck verfolgte, den liberalen Nachſchlagebüchern gegenüber, auch 'mal der konſervativen Sache zu dienen. In Brockhaus und Meyer fehlte damals Heſekiel, weil er Kreuzzeitungsmann war, und dem Wagener'ſchen Lexikon lag es mithin ſelbſtverſtändlich ob, dies zu begleichen und der preußiſch-konſervativen Welt von ihrem Lieblingsſchriftſteller George Heſekiel nach Möglichkeit zu erzählen. Aber dieſer Artikel blieb aus. Bruno Bauer, der über Wageners Kopf weg alles ſchrieb und nicht bloß Bauer hieß, ſondern auch Bauer war — noch dazu Rixdorfer Bauer —, war nicht der Ehren, auch nur ſieben Zeilen über den, all ſeiner Mängel unerachtet, unbeſtrittenen erſten und talentvollſten Romancier der Partei zum Druck zu geben. Heſekiel war ganz außer ſich darüber. Was Bruno Bauer zu ſolcher Haltung beſtimmte, weiß ich nicht. Könnte ich annehmen, er habe politiſch oder moraliſch oder litterariſch eine, wenn auch irrige, ſo doch ehrliche Meinung dadurch ausdrücken wollen, ſo würde ich das reſpektieren. Daran iſt aber gar nicht zu denken. Man muß dieſen Mann geſehen haben, um zu wiſſen, daß dies ausgeſchloſſen iſt. In hohen Schmierſtiefeln und altem grauen Mantel, einen Wollſhawl um den Hals und eine niedergedrückte Schirmmütze auf dem Kopf, kam er, den Knotenſtock in der Hand, jeden Sonnabend von Rixdorf hereingeſtapelt, um auf der Kreuzzeitungs-Druckerei Beſtimmungen über ſeine Artikel zu treffen. Seine kleinen dunklen Augen, klug aber unfreundlich, beinah' unheimlich, bohrten alles an, was ihm in den Weg kam. Eine grenzenloſe Verachtung der durch uns repräſentierten kleinen Redaktionskrapüle ſprach aus ſeinem ganzen Auftreten, und der korpulente Heſekiel mit blauem Frack und blanken Knöpfen war ihm wohl ganz beſonders unbequem. Die Bauers waren ſehr klug, aber wenig angenehm und hatten einen wirklichen und ehrlichen Reſpekt nur vorm „Arnheim“ und dann und wann vor Rußland. Es iſt ein Segen und großer Kulturfortſchritt, daß dieſe ganze Menſchenklaſſe weg iſt.

Eine gleich große Kränkung, wie die vorſtehend erzählte, wurde Heſekiel durch einen Mann zugefügt, der eigentlich an ihm hing und den Heſekiel ſeinerſeits geradezu liebte. Das war ein alter Provinzial-Edelmann. Der ſagte 'mal: „Ja, lieber Heſekiel, ich weiß, daß Sie's ehrlich meinen. Aber Sie verfehlen's.

Sie wollen uns glorifizieren, und Sie ridiküliſieren uns bloß.“ Unter allem, was ihm je geſagt worden iſt, haben dieſe Worte wohl den größten Eindruck auf ihn gemacht; denn er war klug und unbefangen genug, das Wahre, das darin ſteckte, herauszufühlen.

Alles in allem wiederholte ſich, trotz ſeiner vorwiegend großen Wohlgelittenheit in der Partei, auch bei ihm die alte Erſcheinung wieder, daß man, bei Draußenſtehenden, ja bei direkten Antagoniſten, beſſer abſchneidet, als bei den Angehörigen. So kam es denn auch, daß er ſich bei der gegneriſchen Preſſe ganz beſonderer Beliebtheit erfreute, weil er eine ausgeſprochene Perſönlichkeit, ein unterhaltlicher Lebemann und vor allem ein guter Kamerad war. Er hatte als Schriftſteller und Zeitungsſchreiber ein ſtarkes Standesbewußtſein, alſo gerade das, was uns in Deutſchland noch ſo ſehr fehlt und unſern Beruf ſo ſchwer ſchädigt. Auf dieſen Punkt hin angeſehen, war er, während er für einen „Feudalen“ galt, moderner als mancher der Moderniſten.

Achtes Kapitel.

Bernhard von Lepel.

Bernhard von Lepel ſtand in einem ſtarken Widerſtreit zu Heſekiel; ſie konnten ſich gegenſeitig nicht leiden, und da ich im Vertrauen beider war, ſo hörte ich von Lepel oft die Worte: „Heſekiel iſt der reine Falſtaff“ und von Heſekiel eben ſo oft: „Lepel iſt der reine Don Quixote.“ Man hat auf ſolche Worte nicht viel zu geben: jeder iſt leicht untergebracht, und die Rubriken ſind ſelten ſchmeichelhaft.

Mir — ſehr im Gegenſatz zu dem von Antipathien gegen ihn erfüllten Heſekiel — war Lepel in hohem Maße ſympathiſch, und ich darf ſagen, er erwiderte dieſe Gefühle. Durch länger als vierzig Jahre habe ich nur Wohlwollen von ihm erfahren; kleine ſtörende Dinge, die ſich ab erziehen laſſen, hat er mir ab erzogen, wofür ich ihm bis dieſe Stunde dankbar bin, und wieder andere Dinge, kleine und große, weil er ſah „die ſitzen gut tief“, hat er ſein

Lebelang mit Nachſicht an mir beurteilt. Es war, glaub' ich, mancherlei, was ihn mir gewogen machte; mein Hauptverdienſt aber lief wohl darauf hinaus, daß ich von Anfang an ſein Weſen begriff, vor allem aber ſeinen Humor. Er war ein wirklicher Humoriſt, von jener feinſten Art, die meiſt gar nicht verſtanden oder wohl gar mißverſtanden wird. Abgeſehen davon, daß ihm dieſer nicht verſtandene Humor oft direktes Aergernis ſchuf, empfand er nebenher noch eine ernſthafte und doch auch wieder das Komiſche ſtreifende Künſtlertrauer darüber, gerade ſeine glänzendſte geſellſchaftliche Seite nur immer ſehr ausnahmsweiſe gewürdigt zu ſehen, und daß ich der war, der dieſe feinen Dinge jederzeit mit dankbarſter Zunge koſtete: das gewann mir recht eigentlich ſein Herz. Er ſammelte Geſchichten für mich, erſt um *mir* und dann gleich hinterher auch um ſich ſelber eine Freude zu machen, eine Freude über meine Freude. „Ich ſeh' Dich ſo gerne lachen“ hab' ich ihn wohl hundertmal ſagen hören. Gleich in den erſten Jahren unſerer Bekanntſchaft hatten wir uns in dem Satz gefunden: „alle Geſchehniſſe hätten nur inſoweit Wert und Bedeutung für uns, als ſie uns einen Stoff abwürfen.“ Noch in den Tagen, die dem achtzehnten März und dem bald darauf erfolgenden Abmarſch der Garden nach Schleswig-Holſtein vorausgingen, waren wir aufs neue darüber einig geworden und hatten unſeren Dichterbund auf dieſes Dogma hin abermals beſiegelt. Wenige Wochen ſpäter wurde das Danewirk durch unſere Garden erſtürmt, und Lepel war mit dabei. Noch am ſelben Abend ſchrieb er mir von Schleswig aus einen kurzen Brief, wohl eigentlich nur, um in Erinnerung an unſer Dogma mit den Worten zu ſchließen: „Uebrigens hab ich dir zu bekennen, daß ich, als wir bis auf dreihundert Schritt heran waren, ganz drüber nachzudenken vergaß, ob es einen Stoff abwürfe oder nicht*).“

---

*) Noch im Sommer desſelben Jahres nahm Lepel ſeinen Abſchied und bezog ein in der Nähe von Köpenick gelegenes Schlößchen. Wir korreſpondierten. Als nun jene Novembertage heranrückten, wo die Garden — Lepel nicht mehr dabei — von Schleswig her wieder herangezogen wurden, um die konſtituierende Verſammlung aufzulöſen oder ihr wenigſtens einen Ortswechſel aufzuzwingen, ſchrieb ich in größter Aufregung an ihn und bat ihn — indem ich halbſpöttiſch einfügte, daß er in ſeinem „Schloß“ doch wohl eine Rüſtkammer haben würde — mir ein Muskedonner zu ſchicken.“ Nun würde mir, glaub' ich, auf ſolch Anſinnen hin, jeder andere Königstreue die Freundſchaft gekündigt haben, es entſprach aber ganz Lepels Weſen, daß ihm meine provozierende Tollheit nur ſpaßhaft vorkam, — und wenn er villeicht doch noch geſchwankt hätte, ſo würde mich das von mir gebrauchte Wort „Muskedonner“ unter allen Umſtänden gerettet haben. Solchem grotesken Ausdruck konnte er nicht widerſtehen. Er antwortete mir alſo in vollkommen guter Laune und begnügte ſich damit, mich zu ridikuliſieren.

Es war ihm, wie ſchon angedeutet, immer eine große Freude, ſich vorweg vorzuſtellen, wie wohl eine von ihm durchlebte Sache auf mich wirken würde, und noch wenige Jahre vor ſeinem Tode, als er 'mal wieder etwas ganz Lepel'ſches inſzeniert hatte, ſprach er mir, als ſich der Erzählungsmoment für ihn einſtellte, dies mit einem beſonders liebenswürdigen Behagen aus. Er war auf — ſagen wir — Donnerstag den neunzehnten Juni zu einer Hochzeit geladen worden und zwar nach Warmbrunn hin, wo ſich ein Verwandter von ihm mit einer jungen Amerikanerin verheiraten wollte. Nie groß im feſten ſich Einprägen von Zahlen, und überhaupt etwas unpünktlich, traf er — weil er nur „Donnerstag“ behalten hatte — ſtatt am neunzehnten Juni ſchon am zwölften mit dem Frühzuge in Warmbrunn ein, ſtieg im Preußiſchen Hof ab, warf ſich in Frack und erſchien in dem gemutmaßten Hochzeitshauſe. Hier erfuhr er dann freilich, daß er um eine Woche zu früh gekommen ſei, weshalb er, unter Entſchuldigungen, am ſelben Tage wieder abreiſte, feſt entſchloſſen, das nächſte Mal beſſer aufzupaſſen. Das geſchah denn auch und rechtzeitig traf er am folgenden Donnerstag früh wieder im Preußiſchen Hof zu Warmbrunn ein. Er hatte noch zwei Stunden bis zur Trauung, und weil ihm der Wirt gefiel, den er ſchon das vorige Mal als einen angenehmen und plauderhaften Mann kennen gelernt hatte, ſo blieb er unten im Gaſtzimmer und hatte da, was er ſehr liebte, einen eingängigen Diskurs über deutſche Hotels in der Schweiz und in Italien. Der Beſitzer des Hotels war vordem jahrelang Küchenchef in Venedig geweſen, was natürlich hundert Anknüpfungspunkte gab.. Und dabei kam man auch auf Aſti-Wein zu ſprechen, und als Lepel hörte, daß der Wirt etwas davon in ſeinem Keller habe, bat er darum, und unter Plaudern behaglich ſein zweites Frühſtück nehmend, verging die Zeit. Zuletzt aber wurde der Wirt doch unruhig und ſagte: „Ja, Herr Major, ſo ſchwer es mir wird . . . aber ich glaube beinahe, es iſt die höchſte Zeit. Sie haben nur noch eine Viertelſtunde.“ Lepel ſprang nun auf und ging auf ſein Zimmer, um da im Fluge Toilette zu machen. Aber das Verſäumte war doch durch keine Flinkheit wieder einzubringen, und als er aufs neue bei dem Wirt unten erſchien, erfuhr er, daß der Zug ſchon geraume Zeit nach der Kirche ſei . . . „Gut, gut, dann werd' ich direkt in die Kirche gehen.“ Und das geſchah denn auch. Als er eintrat, ſchien ihm in der That noch nichts verſäumt oder doch nur ſehr wenig; ſie ſangen noch und die Orgel ſpielte leiſe. „Gott ſei Dank,“ ſagte Lepel vor ſich hin, „ſie ſingen erſt.“ Und unter dieſer Troſtbetrachtung war er bis an den Altar gekommen, wo er links, in unmittelbarer Nähe des Brautpaares, einen leeren Stuhl entdeckte, mit einem Singezettel darauf. Er wußte, daß das ſein Platz ſein mußte, und ließ ſich unter leiſer Verbeugung neben dem Bräutigam nieder. Dieſer, der ſeinen Anverwandten ſchon kannte, lächelte nur ſtill vor ſich hin und wies dann auf die Stelle, bis zu der die Singenden eben gekommen waren. Es war die vorletzte Zeile des Schlußverſes. Einen Augenblick danach war die Zeremonie vorüber, und alles erhob ſich. Lepel, das erſte Mal um eine Woche zu früh, war das zweite Mal um eine Stunde zu ſpät gekommen. Als er wieder in Berlin war, kam er zu mir und ſagte: „Ja, Fontane, ich habe mich eigentlich blamiert, aber ich kann es kaum bedauern, denn ich habe mich auf dem ganzen Rückwege daran aufgerichtet, wie das wohl auf Dich wirken und Dich erheitern würde.“

Lepel trat ſehr früh in den Tunnel, noch in der Mühler-Zeit vor Strachwitz und Scherenberg. Was er damals bot, war nicht bedeutend und ließ das Maß der Anerkennung auf einem mittlern Niveau; als er aber, in den erſten vierziger Jahren, von einem halbjährigen oder noch längeren Aufenthalt in Italien zurückkehrte, las er im Tunnel ſeine ſtark antipapiſtiſchen und namentlich antijeſuitiſchen Gedichte vor, die bald darauf unter dem Titel „Lieder aus Rom“ erſchienen. Sie wurden ſehr bewundert, und auch ich nahm ganz ehrlich an dieſer Bewunderung teil. Zur Stunde denke ich nicht mehr ſo hoch davon. Alle dieſe Gedichte haben dieſelben Tugenden, aber freilich auch dieſelben Mängel, die die meiſten Gedichte jener Tunnel-Epoche haben: ſie ſind alle männlichen Geiſtes, von einer, wenn man will, ſehr tüchtigen Geſinnung eingegeben und ſtehen einerſeits der Liebes- und andererſeits der Freiheitsphraſe, die damals die Lyrik beherrſchte, ſehr vorteilhaft gegenüber, aber ſie haben, mit alleiniger Ausnahme der Strachwitz'ſchen Gedichte, nichts — oder doch zu wenig — von jenem dem Ohr ſich Einſchmeichelnden, ohne das es für mein Gefühl keine Lyrik giebt. Bei Scherenberg trat das ganz eminent hervor, er gab es auch ſelber zu; bei Lepel verſteckte ſich's, war aber doch da. Er galt für einen Formkünſtler und war es auch; er überwand große Schwierigkeiten und man mußte voller Reſpekt vor dem Aufbau ſeiner Terzinen ſein. Aber was ich das ſich Einſchmeichelnde nannte, das fehlte. Will ich mich an Gedanken und Geſinnungen aufrichten, ſo kann ich das in Proſa thun; bringt mir einer Verſe, ſo müſſen ſie gefällig ſein, ſich meinen Sinnen anſchmiegen. Können ſie das nicht, ſo haben ſie ihre Aufgabe mehr oder weniger verfehlt. Alles, was Lepel damals ſchuf, iſt zu ſchwer, und nur ein einziges unter dieſen vorerwähnten römiſchen Gedichten iſt voll geglückt, indem es zu der Korrektheit und Kraft des Ausdruckes auch noch Wohlklang geſellt. Dies Gedicht, in Terzinen, heißt „Ganganelli". Zunächſt ſchon ein herrlicher Stoff. An jedem Gründonnerstage, ſo war es Herkommen durch Jahrhunderte hin, erſchien der Papſt in der Peterskirche, um ſeinen Fluch auf die Ketzer zu ſchleudern. Als aber Ganganelli, unter dem Namen Clemens XIV., Papſt geworden war und die herzugeſtrömte Menge wieder den altehrwürdigen Fluch erwartete, klang es vom Altare her: „Ich ſegne alle Völker dieſer Erde." Vielleicht wär' es das Schönſte geweſen, Lepel hätte dieſes Gedicht mit dieſer Situationsſchilderung und dem Segenswort des Papſtes geſchloſſen; aber es war damals eine polemiſche Zeit, irgend was Anzügliches zu Nutz und Frommen des Liberalismus mußte geleiſtet werden, und ſo ſchloß denn auch das Gedicht mit folgender antijeſuitiſchen Geſinnungstüchtigkeit:

Und Clio zeichnet Ganganellis Namen
Ins große Buch der Welt mit goldnen Schriften,
Euch aber frommt es nicht ihn nachzuahmen,
Euch hat's allein gefrommt — ihn zu vergiften.

Ich bin durchaus gegen ſolche, noch dazu, was das Thatſächliche betrifft, mehr oder weniger in der Luft ſchwebende Polemik. Indeſſen auch mit ihr iſt es immer noch ein ſchönes Gedicht, zu dem ſich unter allem, was er ſpäter geſchrieben, nur noch ein Seitenſtück findet. Dies heißt: „Thomas Cranmers Tod“. Auch ein brillanter Stoff. Cranmer, anglikaniſcher Biſchof, ſoll, als Maria Tudor die katholiſche Kirche zu neuer Herrſchaft führen will, ſeinen engliſch-proteſtantiſchen Glauben abſchwören und in der Schwäche des Fleiſches giebt er auch nach. Nachdem er aber abgeſchworen hat, erfaßt ihn Scham und Reue, und als die Kleriſei bei einer dazu feſtgeſetzten Zeremonie darauf wartet, daß er den bis dahin nur im engſten Kreiſe geleiſteten Widerruf nun auch öffentlich in der Weſtminſter-Abtei und in Gegenwart aller katholiſchen Kirchenfürſten des Landes beſtätigen werde, widerruft er ſeinen Widerruf und bricht, ſeine Schwurfinger erhebend, in die Worte aus: „Ins Feuer die verruchte Hand“, — ein Wort, das er dann wenige Wochen ſpäter mit ſeinem Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen beſiegelte. Der Stoff, wie ſchon hervorgehoben, iſt ergreifend, einzelnes, auch im Ausdruck ungemein packend; aber es iſt als Ganzes zu lang und in dieſer Länge geht die Balladenwirkung verloren. Lepel, wie die meiſten

Tunnelianer, hatte kein rechtes Kompoſitionstalent; er hatte den dichteriſchen Ehrgeiz und auch die Kraft, ganz vorzügliche Strophen im einzelnen zu bilden, aber der Aufbau des Ganzen ließ in den meiſten Fällen allerlei zu wünſchen übrig. Am auffälligſten zeigte ſich dies in ſeiner großen Ballade „Die Dänenbrüder“, worin die bekannte Geſchichte von König Erich und Herzog Abel — welcher letzterer den auf der Schlei fliehenden König durch Gudmunſen verfolgen und bei Miſſunde ermorden läßt — behandelt wird. Es finden ſich in dieſer Ballade Strophen von erſtem Range.

„Mein Fährmann, ſei nicht träge,
Dein König lohnt es Dir,
Ich höre Ruderſchläge
In der Ferne hinter mir . . .“

Doch wie ſie die Gewäſſer
Auch ſchlugen gut und viel,
Gudmunſen ruderte beſſer
Und ſchneller war ſein Kiel.

Das iſt in Bezug auf Balladenton nicht leicht zu übertreffen, aber das Ganze geht trotzdem aus wie das Hornburger Schießen. Es verläuft nicht nur mehr oder weniger proſaiſch, ſondern bricht auch ohne rechten Schluß ab. Sehr ſchade. Bei der Energie des Ausdrucks, die Lepel ſeinen Strophen zu geben wußte, hätte er, bei mehr Kompoſitionstalent, gerade in der Ballade Bedeutendes leiſten müſſen.

Am dichteriſch höchſten, wenigſtens in allem, was die Form angeht, ſteht er in Schöpfungen, die verhältnismäßig zu geringer Geltung gekommen ſind: in ſeinen Oden und Hymnen, alſo in Dichtungen, in denen er recht eigentlich als Schüler Platens auftritt, dem er in ſprachlicher Vollendung ſehr nahe kommt und an Empfindungswärme gelegentlich übertrifft. Ein Meiſterſtück iſt ſeine 1847 geſchriebene Ode „An Alexander von Humboldt“.

Ins Zeichen der Wage trat die Sonne
Bei Deiner Geburt.
Gleichmaß und Geſetz
Zu finden erſchienſt Du, ſei's im Weltraum,
Wo kreiſender Stoff
An Stoffe gebannt,
Sei's, wo in des Meergrunds tiefſter Verborgenheit
Durch zelliges Moos der Trieb der Atome kreiſt.

Der Dichter entrollt dann im weiteren den Menſchheits- und Kulturgang und zeigt uns, wie das Licht der Erkenntnis das Dunkel des Aberglaubens zu beſiegen beginnt.

Schon lichtete ſich's, und aus der Krippe
Sah liebend empor
Der lächelnde Gott.

Doch wieder verbarg der Rauch des Altars
Mit düſtrer Gewalt
Die göttliche Stirn
Und dunkle Nacht umgraute den Forſcherblick…
Da rüttelten Geiſter wieder am Eiſenſtab
Und kecken Rufs ausbrach die Wahrheit
Hinter dem Schwure des Galilei.
Und immer heller wird's… Und ſieh
Mit freierm Schwung jetzt flog im Weltraum
Der ſinnende Geiſt;
Planeten ergriff
Und wog die gewaltige Hand des Newton:
Aufdeckt er der Welt
Feſthaltende Kraft…

So ein paar Glanzſtellen aus dem Humboldt-Hymnus. Von gleicher Schönheit iſt eine an „König Friedrich Wilhelm IV." gerichtete Ode. Sie iſt im Sommer 1848 geſchrieben und fordert den König auf, den „Kelch des Dulders" aus der Hand zu ſtellen und dem „Geweb argliſtiſcher Lüge" gegenüber zum Schwert zu greifen. Ein Ruf alſo nach Reaktion, ſo ſcheint es. Aber die Geſinnung, aus der heraus er ſeine Forderung „zum Schwert zu greifen" ſtellt, iſt nicht etwa eine höfiſch-ſervile, ſondern umgekehrt eine derartig edelmänniſch-freie, daß man über die Sprache ſtaunt, die hier ein Gardeleutnant vor ſeinem König führt.

Ergreif das Schwert, da Deine Schuld Du geſühnt
Durch tiefe Demut vor der erzürnten Welt,

— Nie ſtand ſo tief gebeugt ein König —
Aber es wendete ſich das Schuldblatt . . .

Wohl iſt die Langmut Tugend der Könige,
Doch, wo das Maß voll, hebe der Fürſt den Arm,
Und ſinkt ſein Glücksſtern, bleibt der Ruhm ihm
Eines erhabenen Untergangs.

Du aber, Herr, mögſt unter den Glücklichen,
Mögſt Deines Volks heilbringender Führer ſein;
Doch — bei der Größe Deiner Ahnen —
Faſſe den flatternden Zaum, ſei König!

Es ſind das, in der Humboldts- wie in der Königsode, Strophen, die ſich wohl neben den beſten ſeines Meiſters und Vorbildes behaupten können.

Ganz beſonders beanlagt war er für das höhere Gelegenheitsgedicht, alſo für jene feineren und weit jenſeits von „Polterabend“ und „Hochzeit“ liegenden Extrafälle, wo's einen Mann von politiſcher oder künſtleriſcher Bedeutung zu feiern galt. Er war ſich — übrigens immer humorvoll und nie bedrücklich für etwaige Konkurrenten — über dies ſein virtuoſes Können auch vollkommen klar und vor allem darüber, daß, wenn ich ſolcher Feier beiwohnte, wenigſtens einer da war, der ihn herzlich und ehrlich bewunderte. Wie viele Male, daß er, wenn wir beim Tafel-Umgang anſtießen, mir leiſe zuflüſterte: „'s hat's keiner ſo recht verſtanden; aber du haſt.“ Unter „verſtehen“ verſtand er „würdigen, eingehen auf jede kleine Form-

oder Gedankenfineſſe.“ Zu dem vielen, was ich ihm verdanke — ich habe z. B. auch Briefſchreiben von ihm gelernt –, gehört ſicherlich das leidlich gute ſich Abfinden mit dem Gelegenheitsgedicht. Es iſt das eine ganz eigene Kunſt. Die meiſten denken: „wenn gelacht wird, dann iſt es gut,“ aber dieſen Erfolg erreichen, heißt doch nur im Vorhof des Tempels ſtehn.

Eins dieſer Lepel’ſchen Gelegenheitsgedichte geb ich hier. Es ſtammt aus dem Herbſt 1854, als Menzels berühmtes „Hochkirchbild“, natürlich ſehr verſpätet, auf der Kunſtausſtellung erſchien*). Es machte ſofort Senſation und die Künſtlerſchaft oder vielleicht auch unſer „Rütli“, eine intime Abzweigung des Tunnel, veranſtaltete eine Feier. Lepel übernahm den Toaſt und las das folgende.

---

*) Es heißt immer, Menzel ſei erſt verhältnismäßig ſpät berühmt geworden, und das iſt auch bis auf einen gewiſſen Grad richtig. Es gab aber doch auch immer Leute, die recht gut wußten, „was los war.“ Und zu dieſen Leuten gehörte, ſein Andenken ſei geſegnet, auch unſeres Menzels damaliger Hauswirt. Als „Hochkirch“ endlich fertig war, ergab ſich eine Unmöglichkeit das Rieſenbild die Treppe hinunterzuſchaffen, am ſperrendſten und gefährlichſten aber erwieſen ſich die Treppenknäufe, Kugeln mit einer Spitze darauf, die der Hauswirt für das eben fertig gewordene Haus — Ritterſtraße — hatte herſtellen laſſen. Da geſchah das Unerhörte. Menzels Hauswirt, nachdem er den Wirt in ſich beſiegt, erſchien mit einer Handſäge, ſägte perſönlich die Treppenknäufe ab und machte dadurch das Defilé frei. Wenn über Berliner Hauswirte geſprochen wird, — was man ſo ſprechen nennt, — ſo ermangele ich nie hinzuzuſetzen: „Alles richtig. Aber da war mal einer . . .“

Menzels Ueberfall bei Hochkirch.

Das nennt man einen Ueberfall
Von neueſter Bekanntſchaft!
Aufſchrecken Porträt und Pferdeſtall,
Das Genre und die Landſchaft!

„Wir glaubten,“ rufen ſie beſtürzt,
„Wir herrſchten hier ganz alleine,
Die Ehre blieb uns unverkürzt
Und ein anderer kriegte keine!

„Wir glaubten, das Hiſtoriſche ſei
Diesmal nur ſchwach vertreten,
Verfallen ſei es dem Geſchrei
Der kritiſchen Trompeten;

„Wir hingen an unſern Nägeln in Ruh,
Vom Vorſaal bis zum Ende, —
Da kommt auf einmal noch was dazu,
Es wackeln die alten Wände!

„Da kommt voll Glut, tief, ſchaurig, wild,
Von mächtigem Geiſt getragen,
Ein wirkliches hiſtoriſches Bild, —
Was ſoll man dazu ſagen!“

Sie rufen's und erblaſſen dabei:
Die Genre-Bilder weinen,
Die Pferdebilder werden ſcheu,
Die nicht militärfromm ſcheinen.

Die Marine hält dem Sturm nicht Stand
Das Meer kocht auf wie Brühe,

Und die ſchönen Kühe im farbigen Brand,
Sie kalben alle zu frühe!

Da hebt vor dieſem lärmenden Chor
Sich auf dem hiſtoriſchen Bilde
Der König hoch im Sattel empor.
Laut ruft er ernſt und milde:

„Daß ich hier keinen Haſen ſeh'!
Ihr bleibt, nach unſerm Satze,
Dem alten Suum cuique,
Ein jeder auf ſeinem Platze!

„An Malern fehlt's nicht, wie ich ſeh',
Ihr habt hier jedes den ſeinen:
Landſchaft und Genre und Porträt, —
Und ich — ich habe den meinen!"

Das ſoll 'mal einer ihm nachmachen! Da können die „Jüngſten" nicht gegen an.

Die Jahre, wo Lepel ſeine „Lieder aus Rom" ſchrieb, bildeten ſeine glücklichſte Zeit. Es war von 1844 bis 46. Winter 46 auf 47 nahm er wieder Urlaub — man gab ihn ihm gern, denn man war in ſeinem Regimente „Franz" ſtolz auf ihn — und ging, einer Einladung folgend, zum dritten Male nach Rom. Er hing ganz ungemein an Italien und würde, ſeiner Natur nach, ſeine Begeiſterung für Land und Volk unter allen Umſtänden bethätigt haben; es muß aber doch auch geſagt werden, daß die Dinge, von Jugend auf, dadurch ganz beſonders glücklich für ihn lagen, daß er durch die Verhältniſſe zum Rom=

Enthuſiaſten geradezu herangezogen wurde. Das kam ſo. Lepels Onkel, älterer Bruder ſeines Vaters, war der General von Lepel, der den Prinzen Heinrich von Preußen bei ſeiner ſchon in den zwanziger Jahren oder noch früher erfolgten Ueberſiedlung nach Italien von Berlin aus begleitet hatte. Dieſer Prinz Heinrich von Preußen*), den niemand ſo recht kennt, war ein Bruder König Friedrich Wilhelms III., mit dem er, wenn ich recht berichtet bin, ſchlecht ſtand, was ihn veranlaßte, ſich ſelber zu verbannen. Nach Anderen wurde ſolche Verbannung ihm auferlegt. Als ich jung war, gingen darüber allerlei ſonderbare Geſchichten um, auf deren Mitteilung ich aber hier verzichte. Denn ſie waren zum Teil ziemlich anzüglicher Natur. Irgend was Beſonderes muß aber wohl vorgelegen haben, wenigſtens iſt ſeitens des Prinzen niemals der Verſuch gemacht worden, nach Preußen zurückzukehren. Er lebte dreißig Jahre lang unausgeſetzt in Rom.

Ueber den Prinzen ſelbſt habe ich Lepel nie ſprechen hören, wohl aber über den „Onkel General“, an dem er ſehr hing und der denn auch ſeinerſeits dem Neffen eine große Zuneigung bezeigte. Dieſe Zuneigung übertrug ſich, nach dem Tode des Generals, von eben dieſem auf die verwitwete Generalin und führte zu der vorerwähnten Einladung, der Lepel im Winter 46 auf 47 folgte. Die Reiſe ging zunächſt bis Rom und von da bis nach Palermo, in deſſen unmittelbarer Umgebung, mit dem Blick auf den Golf und den „Pellegrino“, die Tante eine Villa gemietet hatte. Mit ihr waren noch zwei junge Engländerinnen: eine Nichte der Generalin, Miß Brown und eine Freundin dieſer letzteren, eine Miß Atkins. Lepel verbrachte hier einen herrlichen Frühling, und was von Schmerzlichem ſich in ſein Glück mit einmiſchte, daran war er ſelber ſchuld. Er hatte ſchon in Rom wahrgenommen, daß er ſich, nach dem Wunſche der Tante, mit Miß Brown verloben ſolle. Das verdroß ihn und ganz im Stile Lepels, der, bei der größten Nachgiebigkeit und Milde, doch auch zugleich wieder an einer gewiſſen Querköpfigkeit litt, hielt er es für männlich oder Ehrenſache, dieſem Plan mit einem „Nein“ zu begegnen. Er wählte zu dieſem Zweck ein geradezu heroiſches Mittel und als er, nach dem Eintreffen in Palermo, mit Miß Brown in einem erſten verſchwiegenen vis-à-vis war, trat er an ſie heran und ſagte: „Miß Brown, ich weiß, daß ich Sie heiraten ſoll; ich werde Sie aber nicht heiraten.“ Der arme Lepel! Vierzehn Tage ſpäter war er ſterblich in die ſchöne und ſehr liebenswürdige Engländerin verliebt und mußte nun zu ſeinem eignen Elend die Scheidewand reſpektieren, die ſeine Querköpfigkeit zwiſchen ſich und ihr errichtet hatte. Das gab bittere Stunden. Aber er behielt Sizilien trotzdem in dankbarer Erinnerung, und in einem ſehr reizenden Gedicht, darin er erzählt, wie er mit den beiden jungen Damen am Springbrunn mit Goldorangen Ball ſpielt, hat er das Leben in der palermitaniſchen Villa geſchildert. Ich habe ſeine Briefe — ſie bilden ein ganzes Buch — aus jener Zeit her, und vor mir hängt eine von ihm gezeichnete Farbenſkizze: der Garten, der Springbrunn, das tiefblaue Meer und im Hintergrunde der Monte Pellegrino, der den Golf abzuſchließen ſcheint.

---

*) Es giebt vier Prinzen Heinrich von Preußen: Prince H., Bruder Friedrichs des Großen, geſt. 3. Auguſt 1802 zu Rheinsberg. — Prinz H., Bruder Friedrich Wilhelms II., geſt. 1767 (an den Blattern), zu Protzen in Nähe von Ruppin. — Prinz H., Bruder Friedrich Wilhelms III., geſt. zu Rom. (Alſo der, von dem ich im Text erzähle.) — Prinz H., Bruder Kaiſer Wilhelms II.

Im Spätſommer war er wieder zurück, ging auf die Lepel'ſchen Güter nach Pommern und verlobte ſich daſelbſt mit einer jugendlichen Kouſine. Noch im Herbſt desſelben Jahres war die Hochzeit. Ich ſollte dabei zugegen ſein — Lepel hatte ſeine bürgerlichen Freunde, der zweite war Werner Hahn, der Familie gegenüber krampfhaft durchgeſetzt —, es ſchien mir aber doch mißlich, es darauf ankommen zu laſſen, und ich preiſe bis heute den in Entſchuldigungen gekleideten Abſagebrief, der mich und vielleicht mehr noch die anderen vor Verlegenheiten bewahrte. Noch jetzt, in meinem hohen Alter, wo ich die für unſereins höchſte Rangſtufe, nämlich die des im Konverſations-Lexikonſtehens mühſamlich erreicht habe, noch heute bin ich ängſtlich befliſſen, bei Hochzeiten, Taufen und Begräbniſſen auf dem Lande — Begräbniſſe ſind am ſchlimmſten — nicht zugegen zu ſein, auch nicht im Kreiſe mir Befreundeter. Denn die „Befreundeten“ haben an ſolchem Tage das Spiel nicht in der Hand und an die Stelle, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, einer wohlwollenden Hausluft, die der adlige Freund mir alltags gern und wie ſelbſtverſtändlich gewährt, tritt plötzlich eine durch die geladene Geſamtheit heraufbeſchworene eiſige Standesatmoſphäre. Die beiden Freunde, der Adlige und der Bürgerliche, ſchwitzen gegenſeitig Blut und Waſſer, während die meiſt in Provinzial-Landſchafts-Uniform auftretenden oder doch mit einem Johanniterkreuz ausgerüſteten Träger höherer Geſellſchaftlichkeit nicht recht wiſſen, was ſie mit einem machen ſollen. Rettung wäre vielleicht Anlegung eines Adler- oder Kronenordens, wenn man dergleichen hat, aber auch das bleibt ein gewagtes Mittel, weil es als Anſpruch auf Ebenbürtigkeit gedeutet werden, alſo mehr koſten als einbringen kann. So ſteht man denn in ſeiner weißen Binde, die, wenn man Unglück hat, auch noch ſchief ſitzt, ziemlich verlaſſen da, und lieſt auf der Mehrzahl der Geſichter: „Nun ja, er wird wohl darüber ſchreiben wollen," was zwar alle dringend wünſchen, aber trotzdem von jedem Einzelnen als etwas Niedriges und beinahe Gemeines angeſehen wird. So liegt es noch. Auch hohe Semeſter ſchützen nicht vor ſolchen Unterſtellungen. Und wie hätt' ich im Herbſt 1847, als eben fertig gebackener Apothekenproviſor, meine von meinem alten Lepel geforderte Freundesrolle vor dem neuvorpommerſchen, beziehentlich inſel-uſedomſchen Uradel ſpielen wollen!

Ich war alſo nicht auf der Hochzeit und ſah das junge Paar erſt, als es im Spätherbſt 1847 eine hübſche Wohnung in der Holzmarktſtraße — wegen Nähe der Franz-Kaſerne — bezogen hatte. Lepel war glücklich und litt, wie ſo viele Militärs, nur darunter, daß ſich der neubegründete Hausſtand auf ſchwiegerelterlichen Mitteln aufbaute. Daß er, Lepel, außerdem noch Verſe machte, verſchärfte, beſonders nach ſeinem im Sommer 48 genommenem Abſchied aus der Armee die von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Schwierigkeiten. In dieſer Situation entwarf mein Freund einen infernal klugen Plan, um wenigſtens, — ſeine Schwiegereltern waren fromm — vor jeglichen auf ſeine Verſemacherei gerichteten Angriffen ein für allemal geſichert zu ſein. Er beſchloß nämlich, ſich an bibliſche Stoffe zu machen, alſo durch den Stoff die Familie zu verſöhnen und durfte das auch ohne große Untreue gegen ſich ſelbſt und — mich. Denn ſo viel uns zeitlebens die Stofffrage beſchäftigt und gegolten hatte, ſo waren wir als echte Platenianer doch auch andererſeits wieder von der Gleichgiltigkeit des Stofflichen durchdrungen. Form war alles; die Form machte den Dichter, und ſo durfte ſich Lepel denn nicht nur unter der Zuſtimmung ſeiner Familie, ſondern auch im eignen künſtleriſchen Gewiſſen durchaus beruhigt, an bibliſche Stoffe heran machen. Er verfuhr dabei zugleich ſehr praktiſch. Langſamer Arbeiter von Natur, wurde er es jetzt auch aus Prinzip und lebte ſich, als kluger Feldherr, in den Gedanken ein, die Produktion von „mehr als einem Akt pro Jahr“ als Ueberproduktion oder was dasſelbe ſagen will, als ein Etwas anzuſehen, das er vor dem Ernſt der Kunſt nicht verantworten könne. Dank dieſer ſeiner halb echten halb erkünſtelten litterariſchen Gewiſſenhaftigkeit, kam er in die für ſeine Finanzen überaus glückliche Lage, der Ungeduld ſeiner Schwiegereltern gegenüber auf das langſame Heranwachſen der fünf Akte ſeines Zukunftsdramas als auf etwas durchaus „Höheres“ hinweiſen zu können. Aber freilich, zuletzt mußte doch 'mal was kommen. Und es kam auch. Nur leider zu keines Menſchen Freude, nicht einmal zu der des Dichters. Das Stück — ein „König Herodes“ — war verfehlt, mußte verfehlt ſein; denn ſein Verfaſſer, wie die meiſten Stückeſchreiber, die ſich allem anderen vorauf, an Verſe-Heraustüfftelung machen, hatte wenig dramatiſches Talent. An einem Stück iſt die Sprache zunächſt ganz gleichgiltig. Erſt wenn es von der Bühne her gefallen hat, wird man ſich damit beſchäftigen, ob es auch dichteriſch und ſprachlich von Wert iſt. Hülſen, ein Freund Lepels, nahm das Stück an, aber alle Bemühungen konnten es nicht halten; es kam über drei Aufführungen nicht hinaus. Ich lebte damals in London und ſchrieb ihm, ich hätte von den drei üblichen „Schleifungen über die Bühne“ geleſen und erwartete von ſeinem guten Humor, daß er ſich raſch über die Sache tröſten werde. Damit war es aber nichts; er war tief verſtimmt, und ſo beiſpiellos gütig und nachſichtig er ſonſt gegen mich war, das Wort von den „drei Schleifungen“ hat er mir nie verziehen.

Als ich bald darauf nach Deutſchland zurückkehrte, ſprachen wir über all das, und ich ſagte: „Nun, Lepel, ein Gutes haſt du doch von deinem „Herodes“ gehabt: in den Augen deiner Familie dienſt du darin der „rechten Sache“, und ſchon um deshalb werden ſie mit dir zufrieden ſein.“ Er lächelte wehmütig. „Ach, Fontan, ich habe mich in allem verrechnet. Sie ſind gar nicht ſo ſehr gegen die Schreiberei als ſolche, wie ich immer angenommen habe; ſie verlangen bloß, — daß es endlich was einbringt. Und daß dieſer „Herodes“ ſo garnichts eingebracht hat, das iſt ſchlimmer als alles Andere.“

* * *

Durch mehr als vierzig Jahre hin bin ich an meines alten Lepels Seite gegangen. Blick' ich auf dieſen langen Abſchnitt zurück, ſo drängt ſich's mir auf, daß ſein Leben ein zwar intereſſantes und zeitweilig auch glückliches, im ganzen aber doch ein verfehltes war. Es war ihm nicht beſchieden, an die rechte Stelle geſtellt und an dieſer verwendet zu werden. Daß er als Offizier in der Garde begann, war gut, und daß er Italien, erſt in Land und Leuten und dann, durch immer wiederholten Aufenthalt, auch in Kunſt und Sprache genau kennen lernte, das war noch beſſer. Aber daß er mit dreißig Jahren den Abſchied nahm, um ſich von einem ſo frühen Zeitpunkt ab nicht gerade beſchäftigungs- aber doch ziel- und ſteuerlos umhertreiben zu laſſen, mal als Landwirt und mal als Dramatiker, mal auch als

Erfinder und Tüfftler — er ſuchte das Perpetuum mobile und „hatte es auch beinahe“, — das alles war beklagenswert und um ſo beklagenswerter, als in ihm ganz klar vorgezeichnet lag, was er hätte werden müſſen. Er war der geborene Hofmarſchall eines kleinen kunſt- und wiſſenſchaftbefliſſenen Hofes und würde da viel Gutes gewirkt haben. Er beſaß für eine ſolche Stellung nicht weniger als Alles: ein verbindliches und doch zugleich dezidiertes Auftreten, Stattlichkeit der Erſcheinung, natürliche Klugheit, Wohlwollen, Erzähler- und Rednergabe, Sprachkenntnis und vor allem die Gabe, Feſtlichkeiten mit Kunſt und Geſchmack zu inſzenieren. Er wußte recht gut, daß dieſe Dinge nicht die Welt bedeuten; aber er nahm ſie doch auch nicht als bloße Spielerei, wodurch alles, was er auf dieſem Gebiete that, eine gewiſſe höhere Weihe empfing. Annehmen möcht' ich, daß er ſich perſönlich ſchon als junger Offizier mit ſolchen Plänen getragen hat. In ſeiner Familie lag, wie erblich, ein auf all dergleichen gerichteter Zug, und der „alte Onkel in Rom“ mochte ihm wie ein Vorbild erſcheinen. Jedenfalls war er mit einer nach dieſer Seite hin liegenden wiſſenſchaftlichen Ausbildung ſeiner ſelbſt von jungen Jahren an beſchäftigt. Bücher wie Malorty, Knigge, Rumohr, wurden gewiſſenhaft von ihm durchſtudiert, noch mehr aber franzöſiſche und italieniſche Memoiren und Hofgeſchichten, aus denen er ſich Regeln ableitete.

Natürlich war er mir infolge davon Autorität und ſo weit es reichte, auch Vorbild in allem Geſellſchaftlichen, dabei lächelnd meine gelegentlichen Fragen beantwortend. „Ach, dieſe Geſellſchaften!“ hob ich dann wohl an. „Wenn nur nicht der Eintrittsmoment wäre! Sieh, wenn ich in einen großen Saal trete, weiß ich nie, wohin mit mir. Es erinnert mich immer an die Zeit meiner Schulaufſätze: wenn ich nur erſt den Anfang hätte!“ Lepel wußte natürlich Rat. Er hörte ſich meinen Stoßſeufzer ruhig an und ſagte: „Nichts einfacher als das. Wenn du eintrittſt, reckſt du dich auf und hältſt Umſchau, bis du die Wirtin entdeckt haſt. Nehmen wir den ungünſtigſten Fall, daß ſie ganz hinten ſteht, am äußerſten Ende des Saals, ſo ſteuerſt du, jeden Gruß oder gar Händedruck Unberufener ablehnend, auf die Wirtin zu, verneigſt dich und küßt ihr die Hand. Iſt dies geſchehen, ſo biſt du inſtalliert: alles andere findet ſich von ſelbſt.“ Eine ſo kleine Sache dies iſt, ich habe doch großen Nutzen daraus gezogen.

In ſeiner Güte gegen mich war er im ganzen mit meinem geſellſchaftlichen Verhalten zufrieden oder ließ es gehen, wie's gehen wollte. Nur wenn Extrafälle kamen, nahm er mich vorher ins Gebet, um mir gewiſſe Verhaltungsmaßregeln einzuſchärfen. So handelte es ſich 'mal um eine Prinzeſſin Carolath. Da wollten denn — es lag ihm daran, daß ich einen möglichſt guten Eindruck machte — die Weiſungen und Ratſchläge kein Ende nehmen. Alles aber erſchien mir verkehrt, und es war gewiß das Beſte, daß ich mich ſchließlich nicht danach richtete. Wenn man einer vornehmen Dame vorgeſtellt werden ſoll, und zwar nicht auf Attacheeſchaft, ſondern auf Dichterſchaft hin, ſo iſt es am beſten, alles vollzieht ſich nach dem Satze: „Schickſal nimm deinen Lauf.“ Irgend was Dummes wird man gewiß ſagen; aber es iſt doch beſſer, dieſe Dummheit kommt friſch vom Faß, als daß ſie ſich als Produkt eines voraufgegangenen Drills kennzeichnet. Im erſteren Fall wird ſie immer noch was haben, was vornehme Damen amüſiert, im anderen Fall iſt alles bloß tot und langweilig.

Solche Lehrſtunden, geglückt und nicht geglückt, gab er mir öfter, und manche davon ſind mir heiter in der Erinnerung geblieben. Die netteſte trug ſich auf einer ſchottiſchen Reiſe zu. Wir ſaßen gemeinſchaftlich in einem reizenden Hotel in Stirling und wollten anderen Tags nach Inverneß. Ich war in einer etwas gedrückten Stimmung und geſtand ihm endlich, als er mich nach der Urſache davon fragte, daß ich kurz vor unſerer Abreiſe von London, einen Streit mit meiner Frau gehabt hätte. „Ja,“ ſagte er, „das hab' ich bemerkt. . . . Ich will dir ſagen, du verſtehſt ſo was nicht.“ „Was nicht?“ „Einen Streit mit einer Frau. Sieh, du machſt viel zu viel Worte dabei. Worte wirken auf Frauen gar nicht. Immer nur Thaten. Und dabei muß man ſich's was koſten laſſen. Ein halbwahnſinniger Ausbruch, natürlich erkünſtelt, in dem man etwas möglichſt Wertvolles zerſchlägt. Das thut Wunder. . . .“ „Aber ich bitte Dich. . . .“ „Wunder ſag ich. Und gerade bei Perſonen in unſerer Lage. Bei Bankiers iſt es ſchwieriger und verſagt gelegentlich. Wenn ein Bankier etwas zerſchlägt, ſo freut ſich ſeine Frau, weil ſie nun das Wertvolle durch etwas noch Wertvolleres erſetzen kann; außerdem hat ſie noch das Vergnügen des Einkaufs, des Shopping. Aber wenn ich deine Verhältniſſe richtig beurteile, ſo kannſt du ſchon durch ein ganz mittelmäßiges Kaffeeſervice viel erreichen. Ein großer Spiegel iſt freilich immer das Beſte.“ So Lepel. Ich hab den praktiſchen Wert ſolcher Kriegsführung — es kam nie recht dazu — nicht ausgeprobt, doch kann ich nicht leugnen, daß ich mich an der jenem Stirling-Abend entnommenen Vorſtellung: „es giebt eine ultimo ratio“ mehr als einmal aufgerichtet habe.

Trotz dieſer Anerkennung muß ich aber hier wiederholentlich ſagen, daß mein alter Lepel mit ſeinen Direktiven nicht immer am richtigen Platze war. Deſto glücklicher dagegen war er in ſeiner Kritik, in ſeinem Urteil über mein Thun. Er vermied dabei, ganz feiner Mann der er war, alle großen Worte, traf aber immer den Nagel auf den Kopf und wirkte dadurch in hohem Maße erzieheriſch. Als ich als Franz-Grenadier unter ihm diente, traf es ſich, daß er mal als ein patrouilleführender „Feind“ an mich heran trat und auf meinen Anruf die Loſung oder das Feldgeſchrei nicht recht wußte. Zwiſchen uns lag ein kleiner Graben, und die Fichten der Jungfernheide ſäuſelten über mir. Ohne mich lange zu beſinnen knallte ich los, und ein Wunder, daß das Patronenpapier ihm nicht ins Geſicht fuhr. Es war eine Eſelei, der ich mich noch in dieſem Augenblick ſchäme. Damals aber erheiterte mich meine Heldenthat, und ich kam erſt wieder zu mir, als er mich, nach Rückkehr von der Felddienſtübung, in ſeine Stube rufen ließ. Er war anſcheinend ganz ruhig und fragte mich nur: „Ob ich vielleicht geglaubt hätte, mir das ihm gegenüber herausnehmen zu dürfen.“ Ich ſpielte bei dieſem Verhör eine ziemlich traurige Figur und war froh, als ich aus der Zwickmühle heraus war. Jeder andere hätte mich von dem Tag an fallen laſſen; aber dazu war er viel zu gütig, und nach einer Woche war alles vergeſſen.

Eine andere Reprimande, die, weil viele Jahre ſpäter, keinen dienſtlichen Charakter mehr hatte, machte trotzdem einen ähnlich tiefen Eindruck auf mich. Ich war mit meinem dicken Heſekiel nach Sonnenburg hinüber gefahren, um dort einer Feierlichkeit des Johanniterordens beizuwohnen. Der alte Prinz Carl, damals Herrenmeiſter, erteilte den Ritterſchlag. Ich ſchrieb einen Bericht darüber in die Kreuzzeitung, in dem ich hervorhob, daß der Prinz dieſen Ritterſchlag mit „Geſchicklichkeit und Würde“ — oder ſo ähnlich — vollzogen habe. Den nächſten Tag kam Lepel zu mir, breitete das Blatt vor mir aus und ſagte: „Fontan, du haſt dich da vergaloppiert; wenn ein preußiſcher Prinz einen Ritterſchlag vollführt, ſo iſt es immer voll „Geſchicklichkeit“ und „Würde“, ſelbſt dann noch, wenn es ausnahmsweiſe nicht der Fall ſein ſollte. So was ſagt man einem Prinzen nicht. Lob der Art wirkt im günſtigſten Falle komiſch.“

Er hatte vollkommen recht, und ich habe denn auch nie wieder dergleichen geſchrieben. Eher kann man einen Prinzen tadeln.

Am gütigſten war er, Lepel, gegen mich, wenn ich mich dichteriſch ihm gegenüber aufs hohe Pferd ſetzte. Wenn es geſchah, hatte ich zwar wohl immer recht — denn ich ſtellte ihn als Menſch und Poeten viel zu hoch, als daß ich anders, als innerlichſt gezwungen, mit einer herben Kritik über ihn hätte herausrücken können — aber ich verſah es dabei, vielleicht gerade weil ich vorher einen Kampf in mir durchgemacht hatte, mehr oder weniger im Ton, und daß er mir dieſen mitunter ſehr mißglückten Ton verzieh, war immer ein Beweis ſeiner vornehmen Geſinnung und ſeiner großen Liebe zu mir. Die fatalſte Szene derart iſt mir noch deutlich in Erinnerung. Es war im Sommer 59, kurze Zeit nach Niederwerfung des indiſchen Aufſtandes, als die Schilderungen von der Erſtürmung von Delhi und Khaunpur und vor allem die Berichte von dem „Mädchen von Lucknow“ durch alle Zeitungen gingen. Das Mädchen von Lucknow. Ja, das war ein Stoff! Ich war davon benommen wie von keinem zweiten und wälzte die grandios poetiſche Geſchichte ſeit Monaten in mir herum, hatte das Gedicht auch ſchon halb fertig und kam während ich mich damit noch abmühte, keines Ueberfalls gewärtig, in den Tunnel, wo ſich Lepel eben an das kleine Vorleſe-Tiſchchen ſetzte, um ein Gedicht unter dem Titel „Jeſſie Brown“ zum Beſten zu geben. Jeſſie Brown! Ja, warum nicht? Warum nicht Jeſſie

Brown? Vielleicht eine heitere Spinnſtubengeſchichte; vielleicht auch ſo was wie Robin Hood und ſeine Jenny im Sherwoodwald. Mit einem Mal aber, — mir ſtanden die Haare zu Berge — wurde mir klar, daß dieſe von Lepel ganz abſichtlich als fidele Figur behandelte Jeſſie Brown niemand anders ſein ſollte als meine großartige Geſtalt: „Das Mädchen von Lucknow.“ Mir ſchwindelte, beſonders bei Anhören der letzten Strophe, wo Jeſſie Brown, als die Gefahr vorüber iſt, einen Unteroffizier aus dem Hochländer-Regiment Campbell beim Arme packt, um mit dieſem einen Schottiſchen zu tanzen. Ich konnte mich nicht mehr halten, und während die Tunnelphiliſter in pflichtſchuldiges Entzücken ausbrachen, ging ich wie ein Raſender gegen Lepel los und hieb um mich. Das ginge nicht, unterbrach ich das Bewunderungsgefaſel, das ſei gar nichts; wenn man im Sonnenbrand eine Palme fächeln laſſe, ſo ſei das noch nicht Indien und wenn man den Dudelſack ſpielen laſſe, ſo ſei das noch nicht das Regiment Campbell und wenn irgend eine Jeſſie Brown à tout prix ein fideler Knopp ſein wolle, ſo ſei das noch nicht das Mädchen von Lucknow. Das Mädchen von Lucknow ſei eine Balladenfigur erſten Ranges, faſt größer als die Lenore, hellſeheriſch, myſtiſch phantaſtiſch, gruſelig und erhaben zugleich, alle Himmel thäten ſich auf und da käme nun unſer „Schenkendorf“ (ſo hieß Lepel im Tunnel) um ſolche großartige Perſon am Abſchluſſe furchtbar durchlebter Belagerungswochen mit einem Unteroffizier einen Schottiſchen tanzen zu laſſen. Es fehle nur noch der ſteife Grog.“ Alles war baff nach dieſer Philippika. Lepel ſelbſt rappelte ſich zuerſt wieder raus und ſagte: „Das iſt dein gutes Recht, daß es dir nicht gefällt; aber du könnteſt es vielleicht in andere Worte kleiden.“ Ich nickte zuſtimmend dazu, hielt jedoch ſtramm aus und ſagte: „Was meine Worte gefehlt haben mögen, nehme ich gerne zurück; aber den Inhalt meiner Worte halte ich aufrecht. Ich finde, daß du dem großen Stoff ein großes Unrecht angethan haſt.“ *)

Die ganze Szene wirkte länger nach, als das ſonſt wohl der Fall war. Aber es kam doch wieder zum Frieden. Er ſah wohl ein, daß ich, bei meinem derzeitigen Engagiertſein, nicht anders hatte ſprechen können.

Das war Herbſt 1859. Anfang der ſiebziger Jahre verheiratete ſich Lepel zum zweiten Male. Seine erſte Frau war eine ganz ausgezeichnete Dame von feinem muſikaliſchen Sinn, dabei von Charakter und Lebensernſt geweſen. Aber leider hatte ſie von

---

*) Geibel hat den Mädchen von Lucknow-Stoff ebenfalls behandelt, aber auch ganz ſchwach.

dieſem Ernſt, ich will nicht ſagen mehr als gut iſt, aber doch mehr als ſpeziell meinem alten Freunde lieb und genehm war, ja ſeiner ganzen Natur nach lieb und genehm ſein konnte. Lepel hatte, ſo martialiſch er ausſah, — ſo martialiſch, daß der Kronprinz, der ſpätere Kaiſer Friedrich, ihm einmal zurief: „Alle Wetter, Lepel, Sie werden dem großen Kurfürſten immer ähnlicher“ — Lepel, ſag ich, hatte trotz dieſes beinahe bärbeißigen Ausſehens einen ganz ausgeſprochenen Sinn für die heitere Seite des Lebens und ſo hab' ich denn kaum einen Menſchen kennen gelernt, der das ganze Gebiet der Kunſt und allem vorauf die Reize von Eſprit, Witz und Komik ſo durchzukoſten verſtanden hätte, wie gerade er. Dergleichen gemeinſchaftlich zu genießen, blieb ihm bei ſeiner erſten Frau verſagt, und er ſuchte, nach dem ihm verſagt Gebliebenen in ſeiner zweiten Ehe. Jeder weiß aus Beobachtung und Mancher aus Erfahrung, wie ſelten das glückt. Lepel aber hatte den großen Treffer es zu treffen und in ſeiner zweiten Ehe wirklich das zu finden, wonach er ſich in ſeinem Gemüte geſehnt hatte. Noch geraume Jahre hat er an der Seite ſeiner zweiten Frau gelebt, zuletzt in Prenzlau, wohin er in ſeiner militäriſchen Eigenſchaft — Landwehrbezirkskommando — verſetzt worden war. Dort iſt er auch geſtorben.

Eine Seite ſeines Weſens hab' ich noch hervorzuheben vergeſſen oder doch nur eingangs, bei Beſprechung des Ganganelli-Gedichts, ganz kurz erwähnt. Es war dies ſeine Stellung zum Katholizismus. Er, der gütigſte Mann von der Welt, war in dieſer Frage ganz rabiat, und die viel zitierte, gegen Rom und Papſttum ſich richtende Herwegh'ſche Zeile: „Noch einen Fluch ſchlepp ich herbei,“ war ihm ganz aus der Seele geſprochen. Ich brauche kaum hinzuzuſetzen, daß er, dieſer antipäpſtlichen Richtung entſprechend, auch eine „freimaureriſche Größe“ war. Er lebte zuletzt ganz in den Aufgaben dieſes Ordens. Ich habe, durchaus anders geartet wie er, weder ſeine Liebe, noch ſeinen Haß begriffen. Wenn ich ihm das gelegentlich ausſprach, lächelte er halb wehmütig, halb überlegen und ſagte dann wohl: „Ja, Fontan, du orakelſt da mal wieder los. Das macht, du haſt einen merkwürdig naiven Glauben an dich ſelbſt und denkſt immer, du weißt ſo ziemlich alles am beſten. Aber ich kann dir ſagen, hinterm Berge wohnen auch noch Leute.“

Neuntes Kapitel.

Wilhelm von Merckel.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen beſſern find'ſt Du nit“ . . . Dieſer mir Unvergeßliche, dem ich durch mein Leben hin als einem freundlich väterlichen Helfer verpflichtet bleibe, war Wilhelm v. Merckel.

Wilhelm v. Merckel war 1803 in Friedland in Schleſien geboren, Sohn aus einem reichen Kaufmannshauſe — Leinen-Induſtrie — und Neffe des ausgezeichneten ſchleſiſchen Oberpräſidenten v. Merckel. Die Studienjahre führten Wilhelm v. Merckel nach Heidelberg, welchem Ort er eine große Liebe bewahrte. Gern ſprach er davon, auch von einem Beſuche, den er, ein Menſchenalter ſpäter, der geliebten alten Stätte noch einmal abgeſtattet hatte. „Während ich da von der Schloßruine her in den ſchönen Grund hinab ſah, war mir als ſtünd' ich am Grab meiner Jugend.“ Anfang der dreißiger Jahre kam er nach Berlin und ſah ſich hier in das Haus des Juſtizminiſters

Mühler, des Vaters von Heinrich v. Mühler, eingeführt. Er wurde der Freund des Hauſes und bald auch der Verlobte von Heinrich v. Mühlers Schweſter Henriette. Die Vermählung fand 1836 ſtatt. Drei Jahre ſpäter, — er war inzwiſchen Kammergerichtsrat geworden, in welcher Stellung er bis zu ſeinem Tode blieb — trat er in den Tunnel. Als ich 1844 Mitglied wurde, ſtand Wilhelm v. Merckel ſchon in hohem Anſehen. Ich ſah mich von Anfang an weniger durch Wort und That als durch ſein Auge, das freundlich auf mir ruhte, beachtet und beinah ausgezeichnet. Es hing das wohl damit zuſammen, daß er, über alles andere hinaus, in erſter Reihe von Grund aus human war und in ſeinem tief eingewurzelten Sinne für das Menſchliche, ſich mit relativen Nebenſächlichkeiten wie Standesunterſchiede, Wiſſens- und Bildungsgrade garnicht beſchäftigte. „Was iſt das für ein Menſch“, nur auf das hin gab er ſich Antwort und wenn dieſe günſtig lautete, ſo hatte der Betreffende gewonnen Spiel. Er war das Gegenteil von dem, wofür unſer Berliner Jargon jetzt allerlei groteske Bezeichnungen hat, Bezeichnungen, unter denen „Mumpitz“ noch als das zitierbarſte gelten kann. Alles was ein preußiſcher Patent- und Schablonenmenſch mit mehr oder weniger Berechtigung gegen mich hätte beibringen können, exiſtierte für ihn nicht oder war ihm ein Grund mehr, einem armen Jungen von Anfang an ſeine Liebe zuzuwenden. Und hinter meinem Rücken lieh er dieſem ſeinen Gefühl auch Worte. Mein guter Lepel, der die ſchöne, hierlandes ſo ſeltene Tugend hatte, ſich zu freuen, wenn einer gelobt wurde, hinterbrachte mir die guten Worte und alle ſind mir im Gedächtnis geblieben. Ich werde mich aber hüten, ſie hier niederzuſchreiben.

Es ging das ſo durch Jahre hin. Ich hatte mich ſeinerſeits allerhand kleiner Auszeichnungen zu erfreuen, aber es kam zu keinem perſönlichen Verkehr, bis das Jahr 1850 auch darin Wandel ſchuf. Unmittelbar nach der Schlacht bei Idſtedt ging ich von Berlin fort, um, wie ſo viele, die mit ihrem Leben nichts Rechtes anzufangen wußten — ein Fall, der bei mir, der ich damals im fünften Jahre verlobt war, eminent zutraf — in die ſchleswig-holſteiniſche Armee einzutreten. Was von patriotiſchem Gefühl ſo nebenher noch mit unterlief, davon will ich hier nicht reden. Ich nahm von den Berliner Freunden Abſchied, natürlich auch vom Tunnel, wo man mir, eh' ich noch allen ein Lebewohl geſagt hatte, ganz en passant erzählte, daß unſer „Immermann“ (W. von Merckel) Chef der miniſteriellen Preßabteilung, des ſogenannten „litterariſchen Bureaus“ geworden ſei. Bei der Aufregung in der ich mich befand, war ich ziemlich gleichgiltig gegen dieſe Mitteilung, die ich nur ſo obenhin mit anhörte, nicht ahnend, welche Bedeutung gerade ſie für mich gewinnen ſollte. Den 31. Juli brach ich auf. Ich inſtallierte mich in Altona, kam aber über dieſe Etappe nicht hinaus, denn ſchon den zweiten Tag danach erreichte mich ein eingeſchriebener Brief von halb dienſtlichem Charakter, in dem der neue Chef der miniſteriellen Preßabteilung, W. von Merckel, mir eine diätariſche Stellung in ſeinem litterariſchen Bureau anbot. Auch die Summe, die mir bewilligt werden könne, war genannt. Das alte „jetzt oder nie“ ſtand mir ſofort vor der Seele; der Egoismus war ſtärker als der Patriotismus, ich nahm an und ehe der Herbſt auf die Neige ging, war ich als „Diätar im Preßbureau“ inſtalliert und ſogar verheiratet. Aber wie mir kluge Leute vorausgeſagt hatten, — es dauerte nicht lange: zwei Monate ſpäter flog die ganze miniſterielle Preß-Abteilung, wenigſtens in ihrer damaligen, aus der Radowitzzeit ſtammenden Zuſammenſetzung in die Luft und nur eine Thatſache von in gewiſſem Sinne ſehr zweifelhaftem Werte blieb übrig: meine Verheiratung. Es ſah ſchlimm aus. Aber das Schlimme hatte doch auch ſein Gutes und dies eine Gute war, daß Merckel von eben dieſem Augenblick an meine Frau und mich ſo zu ſagen als „ſein Ehepaar“ anſah, das ohne ſeinen ſo gutgemeinten Schreibebrief nach Altona hin gar nicht exiſtieren würde, weshalb er denn auch für dasſelbe zu ſorgen habe. Seine Hilfe wurde nun zwar durch mich nicht angerufen — was er mir wohl auch zum Guten hin angerechnet haben wird — aber auch ohne dieſen Anruf war die Hilfe jederzeit da, vor allem dadurch, daß ich mich moraliſch immer an ſeiner und ſeiner Frau Hand über Waſſer halten konnte.

Zu dieſer Zeit war es auch, daß ich in ſein Haus kam und da die Kriſis verhältnismäßig raſch vorüberging, ſo brachen, als ich den Kopf wieder oben hatte, ſehr glückliche Tage für mich an, die Tage Merckel’ſchen Hausverkehrs und Merckel’ſcher Geſellſchaftlichkeit.

Ich habe ſpäter an reicheren, auch wohl amüſanteren und namentlich an politiſch und international mehr bietenden Tafeln geſeſſen, aber einer in ihrem innerſten Weſen höher ſtehenden Gaſtlichkeit bin ich nicht wieder begegnet, deshalb nicht, weil es ſich bei dieſen kleinen Geſellſchaften niemals um eine mehr oder weniger pflichtmäßig, durch Gewohnheit oder Sitte vorgeſchriebene Repräſentation handelte, ſondern um etwas rein Aeſthetiſches, das in kunſt- und zugleich liebevollſter Weiſe bieten zu können, die

Gaſtgeber faſt noch mehr erfreute als die Gäſte. Bis ins Kleinſte hinein war alles einer Idealvorſtellung von Gaſtlichkeit angepaßt. Wirte, die ſich mit einer Einzelſache beſchäftigen, vom Sterlett an, der eben friſch von der Wolga kommt, bis hinunter zu Bellachini oder einem ſpiritiſtiſchen Nadelſucher — ſolche Wirte giebt es viele, Merckel aber richtete ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf ein Einzelnes, ſondern auf das Ganze. Selbſt eine harmoniſche Natur mußte denn auch rund um ihn her alles ſtimmen und klappen; jedes Zuviel wurde vermieden, weil es nur geſtört und in den beſcheidenen Rahmen nich hineingepaßt hätte.

Ja, dieſer Rahmen war beſcheiden, ſelbſt nach damaliger Anſchauung. Wir ſaßen in einem grünen Hinterzimmer, im Sommer bei geöffneten Fenſtern und hörten gedämpft den Lärm, der unten vom Hofe her heraufdrang. An den Wänden hingen Lithographieen, ſo primitiv, als ob ſie dem erſten Jahr der Steinzeichenkunſt ihre Entſtehung verdankten. Es waren Waldpartien aus dem Rieſengebirge, Tannen und wieder Tannen. Jeder andre Zimmerſchmuck fehlte. Die Zahl der Gäſte ſtieg ſelten über acht oder zehn, waren es mehr, ſo wurde der Tiſch, um mehr Platz zu ſchaffen, in die Diagonale geſtellt, was Merckel dann ſeine „ſchräge

Schlachtreihe“ nannte. Epaminondas und Friedrich der Große hatten ſo geſiegt, und Merckel that es ihnen nach. Die Gäſte waren faſt immer Tunnelfreunde: Lepel, Eggers, ich und meine Frau, ſeltner Kugler und Blomberg, die, ſo gut ſie ſonſt paſſen mochten, den leichten heitren Ton nicht trafen, den beide Merckels, er wie ſie, ſo ſehr liebten. Freilich mußte man auch aufpaſſen und ich will nicht behaupten, meinerſeits immer die rechte Grenzlinie gezogen zu haben. Aber es wurde mir verziehn. Dann und wann waren auch Familienmitglieder zugegen, unter ihnen die jüngſte Schweſter der Frau von Merckel (Fräulein Auguſte von Mühler) und Guſtav von Goßler — der ſpätere Kultusminiſter — Neffe des Hauſes. Ihnen geſellten ſich drei ſchöne Fräulein Baumeiſter, Nichten des Generals von Werder, des Siegers vor Belfort, von denen die älteſte — in Erſcheinung und Weſen eine Dame von ſeltenem Charm, — die intime Freundin der Frau von Merckel war. Das Geſpräch drehte ſich, nach Altberliner Art, zunächſt um Theater, Muſik und litterariſche Fragen und wiewohl ich offen bekenne, daß mir andere Themate ſtets lieber waren, ſo möcht ich doch, ſo weit ich mich der Geſpräche von damals noch erinnere, hier ausſprechen dürfen, daß die Debatten meiſt ſehr anregend und pointiert waren, was wohl daran lag, daß das rein Litterariſche, das ſo leicht abſchmeckig wirkt, durch Perſönliches immer aufgefriſcht wurde. Dazu gab denn unſer alter Scherenberg, den ich auch hier wieder in erſter Reihe nennen muß, die ſchönſte Veranlaſſung. Wie man über ſeine Dichtungen auch denken mag — die Schwächen derſelben erkannten einige von uns auch damals recht gut — der ganze Mann als ſolcher war eine nie verſagende Quelle der Erheiterung für uns: ſeine merkwürdigen Wohnungsverhältniſſe, ſeine Geldverlegenheiten, ſein Hinundhergezerrtwerden von zwei ſich befehdenden Parteien, ſein Diplomatiſieren mit dem ganz undiplomatiſchen und zur Scherenbergbegeiſterung heraufgepufften Buchhändler Hayn, ſeine klugen Naivitäten, ſein Gefeiertwerden in Sansſouci, vor allem ſeine Kriegsminiſterialſtellung, in der er ſich durch ſeinen Freund und Vorgeſetzten Heinrich Smidt gelegentlich gerüffelt ſah, um dann zwei Stunden ſpäter unter Generalitäten der Gaſt des Kriegsminiſters zu ſein, — alle dieſe Dinge waren ein unerſchöpflicher Unterhaltungsſtoff für uns, bei dem es nicht nötig war, in öder Kunſtbetrachtung immer wieder auf Ligny und Waterloo zurückzugreifen. Und ſolcher ſcherenbergiſch eigenartigen Geſtalten hatten wir im Tunnel ſehr viele, — Rhetor Schramm, Aſſeſſor Streber, Wollheim da Fonſeca, Saint Paul, Leo Goldammer — wenn auch Scherenberg ſelbſt unbedingt der Sanspareil blieb.

Es kam übrigens noch ein andres hinzu, was unſer Geſpräch gerade bei dieſen Merckelſchen Reunions immer wieder beleben mußte. Das war der Umſtand, daß uns um eben jene Zeit, Anfang der fünfziger Jahre, die Herausgabe der „Argo" beſchäftigte, von der wir uns alle viel verſprachen, niemand aber mehr als unſer liebenswürdiger Wirt ſelbſt. Und das konnte kaum anders ſein. Ein Lebelang war er herzlich bemüht geweſen, ſein Talent zu bekunden, hatte ſich aber durch ſeine Scheuheit an jedem Erfolge behindert geſehn; er war eben nicht der Mann des Umherſchickens von Manuſkripten oder gar des ſich Bewerbens um redaktionelle Gunſt. Und ſo kam er denn zu nichts. Aber daß es ſo war, *das* zehrte doch an ſeinem Leben. Und nun mit einemmale ſollte das alles in ein Gegenteil verkehrt und er, der ſich immer beſcheiden zurückgehalten, in den Vordergrund geſtellt und ſogar ein Pilot unſerer „Argo" werden. Denn er war auserſehn, unſrem Schiff auf dem Titelblatt den Spruch für ſeine Fahrt in die weit ausgeſpannten Segel zu ſchreiben. Das geſchah denn auch buchſtäblich. Er war wie trunken davon und ich ſage wohl nicht zu viel, wenn ich jene Zeit die glücklichſte ſeines Lebens nenne. Jeder Plan, jeder Beitrag wurde bei Tiſche durchgeſprochen und wenn dann das Mahl zu Ende ging und die mit zierlich eingeſchliffenen Bildern ausgeſtatteten, ganz altmodiſchen Ungarweingläſer herumgereicht wurden, die ſchon vom Großvater her in der Familie waren und dazu ein Wein der an Alter hinter den Gläſern kaum zurückſtand, ſo tranken wir auf „gute Fahrt“.

Das waren ſchöne Tage, ſchön durch vielerlei, vor allem durch den innren Gehalt deſſen, an deſſen Tiſch wir ſaßen und das führt mich dazu, hier von ſeinem Charakter zu ſprechen. Er war der lauterſte und geſinnungsvornehmſte Mann, den ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe, dabei von einem tiefen Bedürfnis nach Freundſchaft und Liebe. Daß er dies Bedürfnis ſo tief empfand und ſo rührend dankbar war, wenn er dem gleichen Gefühle begegnete, das hing damit zuſammen, daß ſein ſcheues, weltabgewandtes Leben ihn daran gehindert hatte, nach Art andrer um Freundſchaft und Liebe zu werben. Und daß es ſo war, das lag wiederum daran, daß er in ſeinem überfeinen Sinn ſeiner äußeren Erſcheinung von Jugend an mißtraut hatte. Klein, aber doch eigentlich wohlgebildet, zog er dieſe Wohlgebildetheit beſtändig in Zweifel und mochte ſich den Blicken Fremder — und nun gar erſt richtiger „Berliner“ — nicht gern ausſetzen. Er behandelte ſich ſelbſt wie einen „Heimlich Verwachſenen“ und hat ſich, eine fremde Geſtalt vorſchiebend, in ſeiner bedeutendſten Erzählung „Der Frack des Herrn von Chergal“ in rührender Selbſtironie wie folgt geſchildert. „… Nun werden ſich unter meinen Leſern ſehr wahrſcheinlich einige jener Stiefſöhne der Natur befinden, die nicht um ihrer Seele, wohl aber um ihres Leibes willen an einem böſen Gewiſſen laborieren und wenn nicht von Reue, ſo doch von ſtiller Verſchämtheit bedrückt, ihren leiblichen „Verdruß“ durch das lange Leben zu tragen verurteilt ſind. Ich meine natürlich nicht jene Glücklicheren, welche durch einen notoriſchen, aller Welt offenkundigen Höcker der Mühe des Verbergens und Vertuſchens überhoben ſind, ich meine jene geheimen Dulder, denen die Natur einen feineren Schabernack anthat und ihnen dadurch die Verſuchung nahe legte, das ſtörende Zuviel oder Zuwenig auszugleichen, was dann gleichbedeutend iſt mit der Notwendigkeit eines unausgeſetzten Lügenſpiels und der ewigen Furcht vor Entdeckung.“ In dieſer Schilderung des Herrn v. Chergal haben wir ihn ſelbſt. Er war denn auch ganz der Mann engſter Kreiſe; nur kein Hinaustreten ins Oeffentliche. Wenn in Sommertagen ſeine Frau zeitweilig in den Bergen oder an der

See war und er durch Wochen hin das Hausweſen allein zuführen und zu Mittag und Abend in ſeiner Potsdamerſtraßennachbarſchaft herumzutabagieren hatte, ſo waren das immer qualvolle Zeiten für ihn; er hatte kein Talent und keine Luſt, ſich mit ſonderbaren Tiſchnachbarn und noch ſonderbareren Kellnern zu benehmen. Er war überaus ſenſitiv. Zugleich die Friedfertigkeit ſelbſt. Aber daneben freilich, wie das nicht ſelten ſich findet, von einem hohen moraliſchen Mut, ſo daß der, der den Glauben hegte, ſich dem kleinen Manne gegenüber etwas erlauben zu können, einer Niederlage ſo gut wie gewiß ſein durfte. Sein feiner vornehmer Sinn ließ ihn jeder ſogenannten „Szene“ gefliſſentlich aus dem Wege gehn, zwang man ihm dergleichen aber auf, ſo focht er die Sache durch. Ich erinnere mich eines ſolchen Vorkommniſſes, das kurz vor ſeinem Hinſcheiden ſpielte. Merckel war gleich nach Gründung der Schillerſtiftung zum Vorſitzenden des Berliner Zweigvereins ernannt worden und wir hatten das Jahr darauf eine öffentliche Beratung in dem Mergetſchen Schulſaal. Alles nahm ſeinen guten Verlauf, bis ſich, kurz vor Schluß der Sitzung, ein ſechs Fuß hoher, breitſchultriger Medizindoktor erhob und mit ungeheurer Unverfrorenheit verſicherte: „alles was da von uns betrieben würde, ſei bloß Vettermichelei;

Stümper würden unterſtützt und die richtigen Leute kriegten nichts. Alles Klüngel und wieder Klüngel.“ So ſprach der Breitſchultrige, keiner Erwiderung gewärtig und kaum daß er mit dieſer ſeiner Rede fertig war, ſo nahm er auch ſchon den Hut und wollte verſchwinden. Aber ehe er noch die Thürklinke faſſen konnte, ſah er ſich von ſeinem Schickſal in Geſtalt unſres Merckels ereilt. „Ich muß den Herrn Doktor doch bitten, noch einen Augenblick unter uns verweilen und das Beleidigende, was er da eben geſagt, auch begründen zu wollen.“ Dieſe Worte waren mit ſolchem nervöſen Nachdruck geſprochen, daß der Ankläger wirklich kehrt machte und etwas ſtammelte, das, ſo weit es ging, eine Rechtfertigung ſeiner Anklage ſein ſollte. Was er aber da vorbrachte, bewies nur zu ſehr, daß er einen ſpeziellen Fall nicht namhaft machen konnte. Die Niederlage war ganz offenbar. „Ich denke,“ replizierte jetzt Merckel, indem er ſich lächelnd an uns um ihn her Sitzende wandte, „wir können mit dieſer Erklärung zufrieden ſein. Auf allgemeine Sätze haben wir uns hier nicht einzulaſſen.“ Der ſo Entlaſſene war ein Bild des Jammers.

Um es zu wiederholen, der kleine Mann war ein ſeltner Mann. Aber auch er hatte den allgemeinen Tribut an menſchliche Schwäche zu zahlen.

Ein ſo feſter Charakter er war, ein ſo ſchwacher, weil ſchwankender Politiker war er. Dies ſcheint ſich zu widerſprechen, aber es war ſo. In Zeiten wie's die vormärzlich patriarchaliſchen waren, wäre dieſe Schwachheit Wilhelm v. Merckels nie hervorgetreten, denn er wäre gar nicht in die Lage gekommen, ſich auf dieſem diffizilen Gebiete legitimieren zu müſſen. Aber die neuen Zeiten ließen ihm keine Wahl, er mußte Stellung nehmen hüben oder drüben und dabei war er nicht immer glücklich. Indeſſen muß doch gleichzeitig hinzugefügt werden, daß die hierbei hervortretenden Fehler nur die natürliche Folge ſeiner menſchlichen Vorzüge waren. Nichts giebt es auf den Blättern der Geſchichte, das mich ſo ergriffe, wie die nicht ſeltne Wahrnehmung, daß bedeutende Menſchen oft gerade da, wo ſie fehlgreifen, ihren eigentlichen Charakter in das ſchönſte Licht ſtellen. Unſer großer König iſt beiſpielsweiſe nirgends größer als in dem Irrtum, den er bei Gelegenheit des Müller Arnoldſchen Prozeſſes beging und wenn er in dieſem Irrtume befangen einem in allen Lebenslagen erprobten Ehrenmanne wütend ſeinen Krückſtock nachſchleuderte, ſo war das keine That tyranniſcher Laune, ſondern das Aufbrauſen eines empörten Rechtsgefühls. Daß er ſchließlich Unrecht hatte, hebt das ſchöne Gefühl, aus dem heraus er handelte, nicht auf. Genau ſo lag es mit meinem Wilhelm v. Merckel. Er war immer, wenn auch freilich auf etwas altmodiſche Weiſe, für „Freiheit“ geweſen und als ſie nach den Märztagen mit etlichen Ueberſchreitungen ſich einſtellte, rief er nicht bloß nach der Polizei, ſondern ſchrieb auch ſein zu einer gewiſſen Notorität gelangtes Lied: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.“ Und auch damit ſchloß er den Wechſel ſeiner Stimmungs-Anſichten noch nicht ab. Denn kaum daß die „Soldaten geholfen hatten“, ſo mißfielen ihm auch wieder die konſervativ-orthodoxen Tendenzen, die jetzt verdoppelt zur Herrſchaft kamen und er veröffentlichte ſeinen ſchon erwähnten „Frack des Herrn von Chergal“, eine politiſche Geſchichte, die auf die Verhöhnung eines reaktionären oder wenigſtens völlig unzeitmäßigen Gebahrens hinauslief. Wer ein geringſtes Abweichen von einem ihm als Ideal erſcheinenden Mittelkurs ſeiner Natur nach nicht vertragen kann, vielmehr bei Wahrnehmung jeder kleinſten Ausſchreitung nach links oder rechts hin ſofort Veranlaſſung nimmt, in das entgegengeſetzte Lager überzugehen, der iſt zum Politiker abſolut ungeeignet. Und das traf bei Merckel zu. So kam er denn, ſo lang er in der Unruhe der vor- und nachmärzlichen Tage ſtand, aus dem Unzufriedenſein über die damaligen Zuſtände nicht heraus, aber dieſe Schwäche wurzelte doch auch wieder in etwas menſchlich Schönem: in ſeinem ſtarken Rechtsgefühl, in ſeiner ganz auf das Maß der Dinge geſtellten Perſönlichkeit.

Daß er mit ganzem Herzen an dem Tunnel hing und in natürlicher Folge davon ein überaus beliebtes Mitglied war, hob ich ſchon hervor. Unſer Verein hatte ſehr viel von ihm, menſchlich, geſellſchaftlich, litterariſch. Seine mit Sorgfalt und Liebe geſchriebenen Protokolle leiteten unſere Sitzungen ein und waren Kabinettsſtücke liebenswürdigſten Humors. Vielleicht ſind ſie das Beſte, was er überhaupt geſchrieben. Auch an der eigentlichen Tunnelproduktion nahm er Teil und verſuchte ſich auf jedem Gebiete, lyriſch, dramatiſch, in Erzählung, Idyll und Satire. Allen gemeinſam iſt eine bis ins Kleinſte gehende Detailmalerei, die, wenn ſie Schwerfälligkeit und Unklarheit zu vermeiden weiß, den Mann von Fach vom Dilettanten unterſcheidet. Und ſo war er denn in dieſem auf die künſtleriſche Behandlung gerichteten wichtigen Punkte kein Dilettant. Aber in der Hauptſache war er's doch. Er gab eben überall nur Gaſtrollen, verſuchte dies und das, auch mit gelegentlich großem Geſchick, aber niemals empfand man: das mußte geſchrieben werden. Es waren Einfälle, nicht Notwendigkeiten; „Beſchäftigung die nie ermattet.“ Sein Beſtes lag nach der Seite der Satire hin. In einem, nach ſeinem Hinſcheiden unter dem Titel „Kleine Studien“ erſchienenen Bande finden ſich zwei kurze Geſchichten: der „Cenſor“ und der ſchon mehrerwähnte „Frack des Herrn von Chergal“, Erzählungen, die dieſen ſatiriſchen Charakter tragen und als Glanzſtücke nicht bloß Merckel'ſcher Schreibweiſe, ſondern überhaupt als Muſterſtücke gelten können. Die erſtgenannte Geſchichte, das damalige Zenſur-Unweſen perſiflierend, iſt unter den genannten beiden die künſtleriſch beſſere. Ein Aſſeſſor meldet ſich bei Exzellenz, dem Miniſter des Innern, der in den letzten Tagen wieder mehrere Zenſoren wegen Unfähigkeit entlaſſen mußte. Die Situation iſt mithin eine für den Aſſeſſor denkbar günſtigſte und führt dann auch um ſo raſcher zu ſeiner ſofortigen Zenſor-Anſtellung, als er durch Schliff und Sicherheit ſogar ſeiner Exzellenz zu imponieren weiß. Und ſchon am andern Tage giebt er die Beweiſe ſeines Könnens. Aber freilich ſo, daß ſein Eifer noch furchtbarer empfunden wird, als die Laxheit ſeiner Vorgänger, weshalb ihn Exzellenz mit den Worten andonnert: „Gehn Sie zum Teufel.“ „Nichts leichter als das,“ antwortet der ſo ungnädig Entlaſſene. Denn er iſt eben niemand anderes als der gute alte Mephiſto in einer ſeiner vielen herkömmlichen Verkappungen. Auch der Teufel hat es als preußiſcher Zenſor nicht aushalten können und in der nächſten Morgenzeitung lieſt die Hauptſtadt, die Freudens- beziehungsweiſe Schreckensnachricht: „daß Preßfreiheit ausgebrochen ſei“.

Die zweite Geſchichte -- der „Frack des Herrn von Chergal“ — bleibt an künſtleriſcher Abrundung hinter der erſten zurück, ſteht aber doch höher, trotzdem ſie das Schickſal ſo vieler Satiren teilt, ohne Kommentar gar nicht verſtanden zu werden. Wem dieſer Kommentar fehlt, der erfährt nur von einem uralten legitimiſtiſchen Erbfrack, den ſein Inhaber, eben der Herr von Chergal, à tout prix bei Leben erhalten will, was dann ſchließlich dahin führt, daß beſagter Frack infolge beſtändiger Ausflickungen und Aenderungen gar nicht mehr er ſelber iſt, aber trotzdem noch immer als das „unantaſtbare Heiligtum von ehedem“ angeſehen und getragen wird. Die Wendungen und Wandlungen, die das arme Ding durchmacht und die doch alle darauf hinauslaufen in ihm etwas „Unwandelbares“ beſitzen zu wollen, bilden den Inhalt der Erzählung, in der man es, oberflächlich angeſehen, lediglich mit einem excentriſchen oder ſpleenhaften alten Herrn zu thun hat, der eigenſinnig an einer Schrulle feſthält. Was eigentlich dahinter ſteckt, davon merkt man nichts oder merkt es zu ſpät oder merkt es falſch. Dieſer Frack des Herrn von Chergal iſt nämlich nichts als die altmodiſche ſtändiſche Verfaſſung, die Herr von Gerlach — Chergal iſt eine bloße Buchſtabenumſtellung dieſes Namens — unter allen Umſtänden konſervieren wollte. Man wird dem Ganzen ein gut Stück allerliebſter Originalität nicht abſprechen können, aber es iſt doch verlorene Liebesmüh geblieben. So war's ſchon in den fünfziger Jahren und jetzt lieſt es niemand mehr. Aber wenn ein Zufall einem litterariſchen Feinſchmecker das Büchelchen auf ſeinen Tiſch führen ſollte, ſo wird er eine genußreiche Stunde von der Lektüre haben.

W. von Merckel ſtarb in den Weihnachtstagen 1861; achtzehn Jahre ſpäter, im November 1889, fand ſeine Witwe Henriette von Merckel geb. von Mühler neben ihm ihre Ruheſtätte. Sie hatte die Liebe, die der ſo lange vor ihr Heimgegangene für mich und die Meinen gehabt hatte, wie ein Vermächtnis übernommen und wenn meine Frau und ich, zu Beginn unſerer Ehe, ſein „Ehepaar“ geweſen waren, ſo waren unſere Kinder die Kinder ſeiner ihn überlebenden Gattin. Sie haben denn auch zeitweilig ihr Leben mehr im Hauſe „Tante Merckels“ als im eignen elterlichen Hauſe verbracht und die Rückerinnerung daran erfüllt ſie bis dieſen Tag mit dankbarer Freude.

Fritz, Fritz, die Brücke kommt.

Erſtes Kapitel.

Verlobung. Der alte Rouanet.

Der Tunnel, von dem ich in dem voraufgehenden Abſchnitt ausführlich erzählt habe, hat mich, wenn auch viel perſönlich Erlebtes mit hineinſpielte, von mir ſelber weit weggeführt und es wird Zeit ſein, in mein richtiges Geleiſe zurückzukehren.

Oſtern 1845, nach Abſchluß meines Militärjahres bei den „Franzern“, ſah ich mich meinem eigentlichen Berufe wiedergegeben. Aber das wie und wo machte mir einigermaßen Sorge, denn der Rahm von der Milch war abgeſchöpft, indem ich bis dahin immer nur Stellungen innegehabt hatte, die für die beſten in Deutſchland galten. Ich konnte mich alſo mutmaßlich nur verſchlechtern und ließ denn auch ein volles Vierteljahr vergehn, eh ich mich wieder band. Erſt zu Johanni trat ich in die „Polniſche Apotheke“, Friedrichsſtraße, ganz in Nähe der Linden, ein, wobei mich mein guter Stern, wie gleich vorweg bemerkt ſein mag, auch wieder glücklich führte. Was Wohnung und dergleichen anging, ſo ſtand alles dies hinter Leipzig und Dresden, wiewohl wir auch da nicht in dieſem Punkte verwöhnt worden waren, um ein gut Teil zurück; es wurde das aber durch die ſogenannte „Prinzipalität“ wieder ausgeglichen. Medizinalrat Schacht und Frau waren, *er* durch Charakter, *ſie* durch Liebenswürdigkeit und franzöſiſchen Esprit — ſie entſtammte einer Magdeburgiſchen Refugiéfamilie — ausgezeichnet. Meine Kollegen im Geſchäft präſentierten ſich wie gewöhnlich ſehr durchſchnittsmäßig, ohne jeden intereſſanten oder auch nur komiſch aparten Zug, mit Ausnahme des eigentlichen Geſchäftsführers, eines ſchon älteren Herrn, der die für einen Apotheker verhängnisvolle Eigenſchaft hatte, von heftigen Bruſtkrämpfen befallen zu werden, wenn auch nur das leiſeſte Stäubchen von Ipecacuanha in der Luft war. Und was iſt eine Apotheke ohne Ipecacuanha! Die Folge davon war, daß man — übrigens lange vor meinem Eintritt in das Geſchäft — in einem lichtloſen, wie eine Grabkammer wirkenden Verſchlag eine *Neben*-Apotheke etabliert hatte, drin wir andern, die wir gegen Ipecacuanha gefeit waren, das für unſern Kollegen ſo verhängnisvolle Mittel diſpenſieren mußten. Der dadurch herbeigeführte beſtändige Exodus aus der eigentlichen Apotheke in die Grabkammer hinein und dann wieder zurück, war natürlich eine große Beläſtigung für uns und führte zu Spöttereien, Auflehnungen und Anſchuldigungen. Es ſei, ſo hieß es unter uns, ja alles bloß Komödie; dieſer lederne Menſch, (der er übrigens wirklich war), habe ſich nur herausgeklügelt, daß man ohne einen kleinen Sonderzug eigentlich gar nicht beſtehen könne; wenn er aber, was wohl möglich, zu beſchränkt ſein ſollte, ſolchen Gedanken in ſich aufzubringen, ſo ſei doch das ganz ſicher, daß er die Sache rein als Machtfrage behandle und ſein Anſehn und ſeine Geſchäftsunentbehrlichkeit nach der Kondeszenz bemeſſe, womit man ſich dieſe ſeine Schrulle gefallen laſſe. Wir hatten indes wohl Unrecht mit unſrem Verdacht, denn jedesmal wenn wir ihn bemogelten und hinter ſeinem Rücken auch nur eine kleinſte Doſis von Ipecacuanha mit Zuckerpulver zuſammenrührten, ſo war der Anfall da. Das bekehrte mich denn auch. Andere dagegen blieben unbekehrbar und verſicherten nach wie vor: er habe bloß gut aufgepaßt und unſere Mogelei bemerkt und ſofort mit einer Gegenkomödie darauf geantwortet.

Unter den Kollegen war alſo nicht recht was. Deſto glücklicher traf ich es, wie gewöhnlich, mit den

Lehrlingen, die meiſt Söhne wohlhabender, oft ſehr angeſehener Leute waren. Aus allen iſt denn auch ausnahmelos etwas tüchtiges geworden, aus keinem aber mehr als aus dem, den ich als zweiten Lehrling in der Schachtſchen Apotheke vorfand. Es war dies Friedrich Witte (geſt. 1893) bis zu ſeinem Tode Mitglied des Reichstags für den zweiten Meiningen'ſchen Wahlkreis, den vor ihm Lasker vertreten hatte. Zoll und Steuerfragen waren Witte's Spezialität. Sein Roſtocker Geſchäft: eine Fabrik moderner chemiſcher Präparate, wie Theïn, Coffeïn, Pepton, Pepſin ꝛc., hat er, unter Beiſtand ausgezeichneter Kräfte, die er heranzuziehn oder heranzubilden verſtand, zu einem Weltgeſchäft erhoben. Er verheiratete ſich, zehn Jahr nach der hier geſchilderten Zeit, mit der, wie die Mutter, durch Witz und Originalität ausgezeichneten älteſten Tochter des Hauſes und dieſem Paare bin ich durch ein langes Leben hin in herzlichſter Freundſchaft verbunden geblieben. In unſeren Kindern lebt dieſe Freundſchaft fort.

* * *

Zu Johanni war ich in die Schachtſche Apotheke eingetreten.

Nun war achter Dezember, an welchem Tage mein Onkel Auguſt, — der, faſt als ob wir zuſammen gehört hätten, ſeit etwa Jahresfriſt auch wieder von Leipzig nach Berlin hin überſiedelt war, — ſeinen Geburtstag hatte. Während der erſten Nachmittagsſtunden erhielt ich, in Dreiecksform, einen in ungemein zierlichen aber etwas ſchulmäßigen Buchſtaben geſchriebenen Brief, der dahin lautete: „Lieber Freund. Ich war eben zur Gratulation bei Ihrem Onkel und erfuhr zu meinem Bedauern, daß Sie durch Ihren Dienſt verhindert ſind, die heutige Geburtstagsfeier mitzumachen. Ich meinerſeits werde da ſein, bin aber in einiger Verlegenheit wegen des Nachhauſekommens. Ich denke, Ihr Bruder ſoll mich um 10 bis an Ihre Apotheke begleiten, von wo aus Sie wohl den Reſt des Weges übernehmen. Ihre Emilie Kummer."

Und ſo kam es. Gleich nach 10 Uhr, von wo ab ich frei war, war das Fräulein da. Der noch zurückzulegende Weg war nicht ſehr weit, aber auch nicht ſehr nah: die ganze Friedrichsſtraße hinunter bis ans Oranienburger Thor und dann rechts in die ſpitzwinklig einmündende Oranienburgerſtraße hinein, wo die junge Dame in einem ziemlich hübſchen, dem großen Poſthof gegenübergelegenen Hauſe wohnte. Da wir beide plauderhaft und etwas übermütig waren, ſo war an Verlegenheit nicht zu denken und dieſe Verlegenheit kam auch kaum, als ſich mir im Laufe des Geſpräches mit einem Male die Betrachtung aufdrängte: „ja, nun iſt es wohl eigentlich das Beſte, Dich zu verloben.“ Es war wenige Schritte vor der Weidendammer Brücke, daß mir dieſer glücklichſte Gedanke meines Lebens kam und als ich die Brücke wieder um eben ſo viele Schritte hinter mir hatte, war ich denn auch verlobt. Mir perſönlich ſtand dies feſt. Weil ſich aber die dabei geſprochenen Worte von manchen früher geſprochenen nicht ſehr weſentlich unterſchieden, ſo nahm ich plötzlich, von einer kleinen Angſt erfaßt, zum Abſchiede noch einmal die Hand des Fräuleins und ſagte ihr mit einer mir ſonſt fremden Herzlichkeit: „Wir ſind aber nun wirklich verlobt.“

* * *

Ja, wir waren alſo nun wirklich verlobt und waren es — fünf Jahre. Von dieſer unſerer Wartezeit indeſſen mag ich hier nicht erzählen oder doch nur ganz wenig und will ſtatt deſſen lieber von der Zeit ſprechen, wo wir uns kennen lernten.

Das lag nun ſchon eine gute Weile zurück.

Sie mochte damals zehn Jahre zählen (ich fünfzehn) und war „Nachbarskind“ von mir in einem in der Großen Hamburgerſtraße gelegenen Doppelhauſe, dicht neben dem alten Judenkirchhof. In dem einem Hauſe, Parterre, wohnte damals mein Onkel Auguſt, bei dem ich, wie ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, meine Schulzeit über in Penſion war, während das 10jährige Kind, das meine Braut werden ſollte, drei Treppen hoch in dem Nachbarhauſe reſidierte. Sie war die Adoptivtochter eines noch weiterhin zu charaktriſierenden älteren Herren aus dem Sächſiſchen, der von den Mitbewohnern, lauter kleinen Leuten, der „Herr Rat Kummer“ genannt wurde. Nach ihm hieß ſie denn auch Emilie Kummer. Ihr eigentlicher Name aber, den ſie erſt, früh verwaiſt, bei Gelegenheit ihrer im vierten oder fünften Jahre ſtattgehabten Adoption abgelegt hatte, war Rouanet.

Als ſie geboren wurde, lebte noch in hohem Alter der Großvater Rouanet, durch den die Familie dieſes Namens in unſerem Lande ſeßhaft geworden war. Von dieſem alten Herrn möchte ich hier zunächſt erzählen. Er ſtammte nicht aus einer Refugié-Familie, ſondern hatte Südfrankreich ſehr viel ſpäter, erſt in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, verlaſſen. In Konflikte mit ſeiner in Toulouſe ſehr angeſehenen Familie geraten, war er um die genannte Zeit als Flüchtling nach der Schweiz (Neuſchatel) gegangen und daſelbſt preußiſchen Werbern in die Hände gefallen. Nach Potsdam gebracht, ſah er ſich hier, denn er war ſechs Fuß groß, in das Bataillon Garde eingereiht und gehörte bald zu den vielen, die nicht Urſache hatten, mit ſolcher Fügung ihres Schickſals ſonderlich unzufrieden zu ſein. Die Stattlichkeit ſeiner Erſcheinung, ſeine feine Bildung, — er hatte proteſtantiſche Theologie ſtudiert, woraus auch ſeine Konflikte mit der Familie herrührten — und nicht zum wenigſten das ausgezeichnete Franzöſiſch, das er ſprach, machten den König ihm zugeneigt und Anfang der achtziger Jahre, bald nach dem baieriſchen Erbfolgekriege, gab ihm der alte Fritz von Sansſouci aus einen beſonderen Beweis ſeiner Gunſt. In der Stadt Beeskow war der Stadtkämmerer geſtorben und es galt dieſe Stelle neu zu beſetzen. Friedrich der Große behändigte ſeinem Günſtling Etienne Rouanet ein eigenhändiges Schreiben, das dieſer dem Beeskower Magiſtrat vorzulegen hatte. Das Schreiben lautete: „Der Beeskower Magiſtrat iſt hierdurch angewieſen, dem pp. Rouanet als Stadtkämmerer anzuſtellen und ihm ein Gehalt von jährlich 1000 Thaler zu zahlen.“ Das war für jene Zeit eine große Summe. Sich Weiſungen der Art zu widerſetzen, entſprach nicht den damaligen Gepflogenheiten und Rouanet ward alſo Kämmerer. Das iſt er denn auch an die fünfzig Jahr geweſen. Anfänglich war man in einer gewiſſen verſteckten Oppoſition gegen ihn, als dann aber die „Franzoſenzeit“ kam, ſah er ſich in der Lage, dem ganzen Landesteile Beeskow-Storkow ſo große Dienſte leiſten zu können, daß er ein Gegenſtand der Verehrung und Liebe wurde, worauf er, ſeinem ganzen Charakter nach, ohnehin allen Anſpruch hatte. Er war hochherzig, hatte ſich die ſchönen, leider ſo oft zur Karrikatur verzerrten Grundſätze der Aufklärungszeit zu eigen gemacht und handelte danach, oft in ſehr ſchweren Lagen. Als er ungefähr achtzig war, trat er mit vollem Gehalt in den Ruheſtand, was der Stadt Beeskow die Pflicht auferlegte, zwei Kämmerer-Gehalte bezahlen zu müſſen. Indeſſen getröſtete man ſich, daß es bei ſeinem hohen Alter nicht lange dauern würde. Darin aber ging man einer Enttäuſchung entgegen; der alte Rouanet brachte es bis auf zweiundneunzig, was denn doch die Geduld der Beeskower auf eine harte Probe ſtellte. Sie rächten ſich denn auch durch kleine Malicen. Rouanet, ſo hieß es, ſei eigentlich längſt tot; die Angehörigen aber beſäßen ein gutes Portrait von ihm, Bruſtbild, das ſie, wenn's dunkel würde, jedesmal ins Fenſter ſtellten, um bei den Vorübergehenden den Glauben wach zu halten, der Alte lebe noch. Etwa 1830 ſtarb er dann aber wirklich. Ob ſeine Enkelin einige Züge von ihm geerbt, vermag ich nicht feſtzuſtellen. Indeſſen wenn nichts direkt Perſönliches, ſo war doch jedensfalls etwas Südfranzöſiſches auf ſie übergegangen und als ich 1835 das damals ziemlich verwilderte Kind im Hauſe meines Onkels Auguſt, eines Freundes und Jeu-Genoſſen des „Rates Kummer“ kennen lernte, ſchien es nicht bloß ein franzöſiſches Kind aus dem Languedoc zu ſein, ſondern mehr noch ein Ciocciaren-Kind aus den Abruzzen.

Zweites Kapitel.

„Rat Kummer". Des alten Rouanet Enkelin.

Dies Abruzzenhafte des Kindes lag nun freilich nicht bloß an ſeiner ſüdlichen Abſtammung, ſondern zu gutem Teil an den wunderlichen Verhältniſſen, in denen „Rat Kummer" lebte, beziehentlich während der letzten drei, vier Jahre gelebt hatte. Weiter zurück, als er das Kind adoptierte, war er mit einer ruſſiſchen Dame verheiratet, einer ſehr gütigen und doch zugleich charaktervollen Frau, bei der die Kleine vorzügliche Tage hatte; bald aber ſtarb die Frau und an die Spitze des Haushaltes trat ein Berliner Dienſtmädchen. Was ſolch Dienſtmädchenhaushalt ſagen will, davon kann man ſich in dem gegenwärtigen Berlin kaum noch eine Vorſtellung machen. Es wird auch heute noch über Dienſtmädchen geklagt, aber darüber iſt doch wohl kein Zweifel, daß es jetzt viele Tauſende giebt, bei denen die Kinder nicht ſchlechter aufgehoben ſind als bei den Eltern, oft viel beſſer.

Ein ſtarker, höchſt erfreulicher Grundſtock von Anſtand, Bildung, Ehrlichkeit, ja, von feinſtem Ehrgefühl iſt jetzt reichlich zu finden, während es damals, wenigſtens in kleinen Familien, nur die ſogenannten „Trampel“ gab. Dieſe Wandlung hängt mit mancherlei zuſammen, nicht bloß mit dem allgemeinen großen Bildungsfortſchritt, ſondern viel viel mehr noch mit dem Umſtande, daß ſich die gegenwärtig dienende Klaſſe von weither rekrutiert. Früher war es nur lokal berliniſches oder aber aus dem zehnmeiligen Umkreiſe genommenes märkiſches Landesgewächs, während jetzt der ſtarke Zuzug aus Pommern, Mecklenburg, Sachſen und Schleſien für eine weſentliche Verbeſſerung geſorgt hat. Nicht die Bildung und Geſittung der aus dieſen Provinzen Einwandernden iſt größer, aber die Raſſe iſt im ganzen genommen um ein Erhebliches feiner. Am frappanteſten zeigt ſich dies an der ganzen baltiſchen Küſtenbevölkerung. Was das Rat Kummer'ſche Haus damals beherbergte, ſtand auf einer allerniedrigſten Stufe. Der Rat ſelber war von Mittag an ausgeflogen. Erſchien dann der ſoldatiſche Liebhaber, ſo wurde das arme, dem Dienſtmädchen anvertraute Kind an einen Bettpfoſten gebunden und als ſich dies auf die Dauer als unthunlich herausſtellte, ſah ſich die Kleine mit in die Kaſerne genommen, wo ſie nun auf dem großen, quadratiſch von Hinter- und Seitenflügeln umſtellten Hofe herumſtand, bis das Liebespaar wieder erſchien und den Rückweg antrat. Es prägten ſich die während dieſes Umherſtehens und Wartens empfangenen Bilder dem Kinde ſo tief ein, daß es ſich, als es viele Jahre ſpäter am Nervenfieber darniederlag, in ſeinen Phantaſieen immer wieder auf dem furchtbaren Kaſernenhofe ſah, aus deſſen hundert Fenſtern eben ſo viele Grenadiere herniedergrinſten.

Bei ſolcher Hauspflege konnte nicht viel Feines herauskommen und als ich die Kleine zum erſtenmal ſah, trug ſie heruntergeklappte naſſe Stiefel, einen kleinen Mantel von rotem Merino mit ſchwarzen Käfern drin und einen ſonderbaren, nach hinten ſitzenden Strohhut, der ihr bei den Straßenjungen den Beinamen „das Mächen mit de Eierkiepe" eingetragen hatte. Das alles war aber in meinen Augen viel mehr frappant als ſtörend und ich möchte beinah ſagen, daß ich mich auf der Stelle in das ſonderbare Kind verliebte. Das Geſicht, ein blaſſes Dreieck mit vorſpringender Stirn und Stubsnaſe, war nahezu häßlich, aber die zurückliegenden, etwas unheimlichen Augen glühten wie Kohlen und machten, daß man das Kind bemerken mußte.

Es war ein ſehr glückliches und ein ſehr unglückliches Kind. Der alte „Rat", ein ſo ſonderbarer

Heiliger er war, war in vielen Stücken von außerordentlicher Güte gegen die Tochter und während er ſie zu Hauſe vernachläſſigte, ſchickte er ſie doch in eine ganz feine Schule, wo nur reiche Bourgeoiskinder und adlige Fräuleins vom Lande, die ſich bei der Inhaberin der Schule zugleich in Penſion befanden, anzutreffen waren. Zwiſchen dieſen ſaß ſie dann wie Aſchenputel. Unter Ungütigkeit hatte ſie jedoch nie zu leiden, im Gegenteil, es war eine Art Komment, ſich ihrer anzunehmen. Sie fühlte den Unterſchied dieſer beglückten Exiſtenzen und ihres eigenen Lebens und hatte das brennende Verlangen, auch einmal in einem guten Hauſe zu ſein. Und ſiehe, dies Erſehnte ſchien ſich ihr auch verwirklichen zu ſollen; eine reiche Holzhändlerstochter, deren Gunſt oder Teilnahme ſie ſich zu gewinnen gewußt hatte, lud ſie zu ihrem Geburtstage ein und der Eingeladenen Herz ſchwoll nun in unendlichem Glück. Aber leider traf es ſich ſo, daß das ſchon an der erſehnten Glückspforte ſtehende Kind, gerad' am Tage vorher auf dem zur Schule führenden Wege wie wahnſinnig umherjagte und bei der Gelegenheit, ſei's aus Verſehen, ſei's aus Uebermut, eine ſehr ſauber gekleidete Mitſchülerin in eine Baugrube ſtieß, eine Szene, die ſeitens der holzhändleriſchen Geburtstagsmutter von ihrem Blumenfenſter aus beobachtet worden war.

„Ich bitte mir aus, daß du dies furchtbare Balg nicht etwa mit in deine Geburtstagsgeſellſchaft bringſt.“ Und die Tochter mußte die Zurücknahme der Einladung am andern Morgen ausrichten. Meine Frau hat mir oft erzählt, dies ſei die größte Kränkung ihres Lebens geweſen; ſo arm, ſo elend, ſo ausgeſtoßen ſei ſie ſich nie wieder vorgekommen. Dies war alſo der ſchlimmſte Fall. Aber ähnliches, wie das hier Erzählte, kam doch nicht ſelten vor und deshalb fühlte ſich das arme früh elternloſe Kind oft recht unglücklich. Trotzdem indeſſen war ſie mit Hilfe großer Elaſtizität und noch größerer Phantaſie doch auch wieder glücklich, ja vorwiegend glücklich, und wartete, wenn der Sturm vorüber, heiter und mit einer Art Sicherheit auf ihren Prinzen. Auf Abſchlag nahm ſie mich.

Ich ſagte, daß ich mich, als ich das von allem Herkömmlichen ſo ſtark abweichende ſchwarzäugige Kind ſah, eigentlich gleich in ſie verliebt hätte. Vielleicht hätte ſie dies Gefühl auch erwidert, wenn nicht und zwar als Mitpenſionär in meines Onkels Hauſe, mein Freund Hermann Scherz, (von dem ich in einem früheren Abſchnitte — „Bei Kaiſer Franz“ — bereits erzählt habe), geweſen wäre. Der war mir um ein Jahr voraus, hatte ſchon einen kleinen ſchwarzen Schnurrbartanſatz und ſpielte ſich überhaupt auf den

Petit-Maitre aus. Vor allem benahm er ſich artiger und verbindlicher als ich. Denn wenn ich mich auch für das Kind ganz entſchieden lebhaft intereſſierte, ſo blieb es doch immerhin ein Kind, noch dazu ein ſehr ſonderbares, und ein bißchen Konventionalismus ſteckte mir, neben einem gleichzeitigen ganz entgegengeſetzten Herzenszuge, wohl auch ſchon damals im Geblüt. Mein Freund Scherz dagegen, um es zu wiederholen, war ganz Kavalier, immer gehorſam und zugleich immer geneigt, auf die Tollheiten und Wünſche des Kindes und einer gelegentlich zu Beſuch kommenden Spielgenoſſin einzugehen. Zu dieſen Tollheiten gehörte, daß er mit den beiden Mädchen „Schlitten fahren“ mußte, wenn man die ganze, ziemlich groteske Prozedur ſo nennen konnte. Denn das Schlittenfahren, um das ſich's handelte, war etwas ſehr Primitives. Zugleich echt berliniſch. Mit Hilfe der damaligen Rinnſteingoſſen, drin alle Schreckniſſe des Haushalts umgeſtülpt zu werden pflegten, kam es nämlich in Wintertagen vor, daß die ganze Straße das Anſehn einer großen, allerdings wunderlich ornamentierten Schlitterbahn annahm und dieſe kühn auszunutzen, alle „Hinderniſſe zu nehmen“, darauf kam es an. Das hieß dann „Schlittenfahren“ und Freund Scherz war dabei nie ſäumig. An die Hinterzipfel ſeines Schlafrockes hingen ſich die beiden Mädchen zunächſt an und nachdem ſie ſich niedergehuckt hatten, ſetzte ſich mein Rival als Schlittenpferd in Gang und jagte mit beiden die ganze Hamburgerſtraße hinunter und wieder hinauf. Ich wurde dann verhöhnt. „O, der hält ſich für zu gut, der ſpielt den Vornehmen. Was er ſich nur einbildet.“ So ging es weiter und ich ſtand neben meinem Nebenbuhler ganz entſchieden zurück. Aber es kamen doch auch wieder Momente, wo mir der Sieg zufiel und das hing mit des Kindes Hauptleidenſchaft zuſammen, mit ſeiner Theaterpaſſion.

Rat Kummer, der überhaupt ein Tauſendkünſtler war — er iſt unter anderen auch der Erfinder der Reliefkarten und-Globen und hat ſich dadurch ein wirkliches, der Erdkunde zu gute kommendes Verdienſt erworben — hatte, geſtützt auf alte Bekanntſchaft mit dem Theaterintendanten Grafen Brühl, auch allerlei Bühnenbeziehungen und dieſe machten es, daß das Kind früh ins Theater mitgenommen und unter das eigentümlich Berauſchende, das die poetiſche Scheinwelt hat, gebracht wurde. Sie hatte viele Stücke geſehn, namentlich Schiller'ſche; aber auch Shakeſpeare. Mal war ſie wieder bei meinem Penſionsvater, Onkel Auguſt, zu Beſuch und als ich aus meiner Hinterſtube nach vorn kam, wo ſich zu beſſerer Unterhaltung des Kindes auch wieder die nebenan wohnende Spielgefährtin eingefunden hatte, geriet ich in eine große Theaterſzene hinein. Meine kleine Freundin, ganz Feuer und Flamme, ließ ſich durch mein Erſcheinen nicht ſtören und ich hörte ſehr bald heraus, daß es ſich um „Romeo und Julia“ handelte. Das andere Kind, das keine Ahnung von dem Stück hatte, war bloß Puppe, bloß der beſtändig hin und her geſchobene Gegenſtand, dem die jedesmalige Schweigerolle zufiel, während die leidenſchaftliche kleine Perſon, in einem fort die Partie wechſelnd, alles ſprach, was zu ſprechen war und dabei die Phiole leerend, jetzt als Romeo tot niederſank, um ſich im nächſten Augenblicke ſchon wieder aufzurichten und als Julia mit der Stickſchere in der Hand zu ſterben. Die Szene hatte ſich ihr bei der Aufführung im Theater tief eingeprägt, aber auch nur die Szene; was ſie ſprach, waren ihre eigenen Worte. Mein Freund Scherz konnte ſich in der ganzen Sache nicht recht zurecht finden, während ich die kleine Tragödin entzückt in die Höhe hob und an dieſem Abende wenigſtens durch meine, der Künſtlerin dargebrachte Huldigung, das Uebergewicht über den Mitbewerber hatte.

Das Jahr danach kam ich von der Schule fort, ſah die Kleine nur noch ſelten und verlor ſie ſchließlich während meiner in Leipzig und Dresden zugebrachten Tage, ganz aus dem Auge. So vergingen neun Jahr und erſt als ich Oſtern 44, um mein Jahr abzudienen, nach Berlin zurückkam, knüpfte ſich die Bekanntſchaft wieder an. Die Kleine, mittlerweile neunzehn Jahr alt geworden, war total verändert. Nicht bloß das Abruzzentum war hin, auch die mildere Form: das Südfranzöſiſche hatte ſich beinah ganz verflüchtigt und die tief liegenden dunklen Augen, die mir, ohne ſchwarz zu ſein, immer kohlſchwarz erſchienen waren, ſahen jetzt, in dem hierlandes üblichen Halbgrau hell und lachend in die Welt hinein. Alles in allem, beweglich und ausgelaſſen, vergnügungsbedürftig und zugleich arbeitſam, war ſie der Typus einer jungen Berlinerin, wie man ſie ſich damals vorſtellte. Sie hatte ſich vergleichsweiſe ſehr verhübſcht, aber von ihrer Raſſenhöhe war ſie ziemlich herabgeſtiegen, — wohl zu ihrem und meinem Glück. Wir nahmen den alten herzlichen Ton gleich wieder auf und die Leute wußten bald, was daraus werden würde. Sie hatten ſich auch nicht verrechnet und anderthalb Jahr ſpäter, an jenem 8. Dezember, den ich eingangs geſchildert, war ich verlobt oder wie ich beim Abſchiede mit einem gewiſſen ängſtlichen Empreſſement geſagt hatte, „wirklich verlobt“.

Unſre beiderſeitigen Anverwandten waren nicht allzu glücklich darüber; von der einen wie von der andern Seite war, auf unſer leidliches Ausſehn hin, eine ſogenannte „gute Partie“ nicht bloß gewünſcht, ſondern beinah gefordert worden. Und nun nichts davon! Ich kann aber zu meiner Freude berichten, daß, nach Ueberwindung eines erſten Schrecks, beide Parteien eine gleich muſterhafte Haltung beobachteten. Ich ſtellte mich den nächſten beiden Anverwandten meiner Braut — Kouſinen und, wie ſie ſelbſt, Enkelinnen des alten Rouanet — vor, und begegnete dabei dem liebenswürdigſten Entgegenkommen. Eine der beiden Damen, „Commandeuſe“, war nach Mecklenburg (Ludwigsluſt) hin an einen wundervollen rotblonden Stabsoffizier verheiratet, allwo ich pour combler le bonheur, neben allem übrigen Erbaulichen auch noch von einem vieljährigen Freunde des Hauſes, einem alten Major von Quitzow begrüßt wurde. Dieſer alte von Quitzow ſtammte recte von der berühmten alten Sippe her, die von dem „Nürnberger Tand“ nichts hatte wiſſen wollen und ſaß mir nun da mit einer Schlichtheit und guten Laune gegenüber, als ob er den erſten beſten Alltagsnamen geführt oder ich die Montmorencys wenigſtens geſtreift hätte. Keine Spur von de haut en bas, alles Wohlwollen und Intereſſe. Dies Vorherrſchen des Humanen in der ganzen Oberſchicht unſerer Geſellſchaft iſt oder war wenigſtens — denn es iſt ſeitdem leider anders geworden — die ſchönſte Seite preußiſchen Lebens, noch ein herrliches Erbteil aus den „armen Zeiten“ her, die ſonſt, ſo weit bloß die Armut mitſpricht, der T . . . . . holen mag.

Ich ſah mich alſo gut empfangen und ein ebenſo liebevoller Empfang erwartete meine Braut bei meinen Eltern und Geſchwiſtern. Ich habe ſchon an andrem Orte — „Meine Kinderjahre“ — des Ausführlichen erzählt, daß ſich in den Augen meiner Mutter alles um Beſitz drehte. Bei dieſer Anſchauung iſt ſie auch bis an ihr Lebensende geblieben und ich muß jetzt, wenn auch widerſtrebend, hinzuſetzen: wohl mit Recht oder wenigſtens nicht mit Unrecht. Aber ihre Hochherzigkeit und ihr ſcharfes Verſtändnis für alles Praktiſche des Lebens bewahrte ſie vor einem Extrem und ſo kam es, daß ſie — ſo ſehr ſie ſich über etwas äußerlich Glanzvolles gefreut haben würde — ſofort umgeſtimmt wurde. „Du haſt Glück gehabt,“ ſagte ſie, „ſie hat genau die Eigenſchaften, die für dich paſſen.“

* * *

Mit dieſem Worte hatte meine Mutter es wundervoll getroffen. Es kommt nicht darauf an, daß irgend etwas, oder wohl gar alles, auf einer Muſterhöhe wandelt, es kommt auf das „Zu einander paſſen“

an und wenn man ſich auf dieſen Punkt hin nicht verrechnet, ſo wird man glücklich. Auch das iſt richtig, daß das gegenſeitige ſich helfen eine große Rolle ſpielt. In dieſer Beziehung iſt mir immer die Geſchichte vom „Swinegel un ſüne Fru“ als Muſterſtück niederdeutſcher Weisheit und Poeſie erſchienen. Mancher wird die Geſchichte kennen, mancher nicht. Und ſo ſei ſie denn auf gut Glück hin hier erzählt. Ein Swinegel und ein Haſe kamen in einen Streit, wer am beſten laufen könne. Die Sache ſollte auf einem gepflügten Ackerfeld, wo die Furchen nebeneinander laufen, ausgefochten werden und der Haſe hielt ſich natürlich ſeines Sieges ſicher. Swinegel aber beſtimmte „ſine Fru“, ſich an der entgegengeſetzten Seite der ihm zubeſtimmten Ackerfurche zu verſtecken und als der Haſe drüben ankam, erhob ſich Swinegels Fru bereits aus der benachbarten Ackerfurche und ſagte ruhig: „ick bin all hier.“ „Noch mal,“ ſagte der Haſe und jagte wieder zurück. Aber als er ankam, erhob ſich der an ſeinem Platz verbliebene männliche Swinegel und ſagte nun ſeinerſeits: „ick bin all hier.“ Siebenmal jagte der Haſe ſo wie ein Wahnſinniger die Furche auf und ab; da endlich war es um ihn geſchehen und er fiel tot um. Swinegel un ſine Fru aber, von denen keines auch nur einen Schritt gelaufen war, hatten geſiegt und waren guter Dinge.

Darin iſt das Muſterſtück einer guten Ehe vorgezeichnet, allerdings mit einem ſtarken Beiſatz von Pfiffigkeit und beinah Niederträchtigkeit. Und um dieſes Beiſatzes willen muß ich einräumen, daß „Swinegel un ſine Fru“ beträchtlich über mein Ideal hinausgehn. Aber dabei muß ich bleiben, ein anſtändiges ſich helfen, mit guter Rollenverteilung, bedeutet viel in der Ehe, und „mine Fru“ hat dieſe große Sache geleiſtet. Um nur zwei Dinge zu nennen: ſie hat mir alle Bücher und alle Zeitungen vorgeleſen und hat mir alle meine von Korrekturen und Einſchiebſeln ſtarrenden Manuſkripte abgeſchrieben, alſo, meine dicken Kriegsbücher mit eingerechnet, gute vierzig Bände. Sie war vor allem auch eine Haushälterin von jener nicht genug zu preiſenden Art, die Sparſamkeit mit Ordnungsſinn und Helfefreudigkeit verbindet. Eine richtige Sparſamkeit vergißt nie, daß nicht immer geſpart werden kann; wer immer ſparen will, der iſt verloren, auch moraliſch.

Ich muß aber auf die Gefahr hin, mich in ein komiſches Licht zu ſtellen, noch weiteres an meiner Ehehälfte loben und zwar ihr Temperament, ihren ausgeſprochen äſthetiſchen Sinn, ihre Naivität und nicht zum wenigſten ihre Unlogik.

Nur von dieſer letzteren, weil „unlogiſch ſein“ am Ende nichts Großes beſagen will, will ich hier ſprechen. Es ſchuf dies Unlogiſche, das bei phantaſiereichen Frauen allerdings nichts als ein Ueberſpringen von Mittelgliedern iſt und in gewiſſem Sinne nicht eine niedrigere, ſondern umgekehrt eine höhere Form der Unterhaltung darſtellt, es ſchuf, ſag ich, dies Unlogiſche beſtändig Ueberraſchungen und Erheiterungen, an denen, als wir alt geworden, auch unſere Kinder teil nahmen. Ich möchte dieſe Sprechweiſe gern charakteriſieren und greife zu dieſem Zweck ein kleines Vorkommnis heraus.

Wir hatten oben im ſchleſiſchen Gebirge, nahe von Kirche Wang, eine Sommerwohnung gemietet und zwar auf der „Brotbaude“ bei Herrn Schmidt, einem ſehr vorzüglichen Manne mit einer noch vorzüglicheren Frau. Als wir oben ankamen, ich in leichtem Sommerpaletot, bemerkte ich, daß ich unten in Hirſchberg einen zweiten, etwas dickeren Ueberzieher vergeſſen hatte; wahrſcheinlich hing er noch an dem Ständer, an den ich ihn angehängt. „Ich fahre morgen wieder nach Hirſchberg,“ ſagte Herr Schmidt, „und mein alter Friedrich auch, — Friedrich war der Kutſcher — da kann ihn denn einer von uns mitbringen.“ Und Herr Schmidt und Friedrich fuhren am andern Morgen auch wirklich ab und wir ſahen ihrer Rückkehr mit Spannung entgegen. Denn es war noch ein ſehr guter Ueberzieher. Als die Sonne ſchon hinter den Bergen ſtand, machten wir uns auf, um den beiden Fuhrwerken, die jeden Augenblick eintreffen konnten, entgegen zu gehn. Und keine tauſend Schritt mehr, ſo ſahen wir auch ſchon Friedrich mit dem erſten Wagen. Aber als er heran war, machte der alte Kutſcher eine traurige Handbewegung, die ausdrücken ſollte: ich hab' ihn nicht. „Er iſt alſo weg," ſagte meine Frau. „Beruhige dich," unterbrach ich ſie. „Das war ja bloß Friedrich. Herr Schmidt kommt noch und wird ihn natürlich mitbringen." Herr Schmidt kam denn auch, machte jedoch ſchon von fernher dieſelbe Handbewegung wie ſein Kutſcher, was meine Frau ſofort zu dem ſchmerzlichen Ausrufe veranlaßte: „ſo ſind ſie alſo alle beide weg."

Aus einer langen Erfahrung weiß ich nur zu gut, wie gefährlich es iſt, Anekdotiſches, das ſich im Leben ganz nett ausnahm, hinterher litterariſch verwenden zu wollen. Und iſt es nun gar Anekdotiſches „in eigner Sache", ſo wird die Gefahr noch größer. Trotzdem habe ich der Verſuchung nicht widerſtehen können und rechne auf die Zuſtimmung derer, die mit mir davon ausgehen, daß eine Menſchenſeele durch nichts beſſer geſchildert wird, als durch ſolche kleinen Züge. Schon das Sprichwort ſagt: „an einem Strohhalme ſieht man am deutlichſten, woher der Wind weht."

Drittes Kapitel.

Bei Profeſſor Sonnenſchein. Onkel Auguſt wieder
in Berlin; ſeine letzten Jahre, ſein Ausgang.
Examen. In die Jung'ſche Apotheke.

Dezember 45 hatte ich mich verlobt und wenn man ſich verlobt hat, will man natürlich auch heiraten. Dazu war aber noch zweierlei von nöten: Geld und Examen. An Herbeiſchaffung von Geld, trotzdem Freund Lepel damit umging, eine reiche Tante mir zuliebe „'reinzulegen“, war gar nicht zu denken; aber Abſolvierung meines Examens lag innerhalb der Möglichkeit. Und wenn's damit glückte, ſo war zwar nicht viel gewonnen, aber doch was.

Alſo Vorbereitung zum Examen!

Ich hatte mir eine kleine Summe Geldes geſpart und ſo wenig es war, ſo fing ich doch an, mich ganz ernſthaft über analytiſche Chemie herzumachen und zwar als Schüler vom Profeſſor Sonnenſchein, — Vater des Geheimen Legationsrats im Auswärtigen Amt — der gerade damals in einem Seitenflügel von Sparwaldshof ein chemiſches Laboratorium errichtet hatte. Sonnenſchein war ein ausgezeichneter Lehrer und ſo ging alles ganz gut. Nebenan, in einem eigens ihm zur Verfügung geſtellten Raume, war ein etwa dreißigjähriger Herr mit hellen blitzenden Augen und von ſehr diſtinguierter Erſcheinung ebenfalls mit analytiſchen Arbeiten beſchäftigt. Seine Züge haben ſich mir eingeprägt. Ich erfuhr ſpäter, daß es Görgei geweſen ſei. Sichres darüber weiß ich freilich nicht. Aber es iſt mir in hohem Maße wahrſcheinlich, daß es Görgei war, weil es mir — wenigſtens in meinen jungen Jahren — zubeſtimmt war, unausgeſetzt Revolutionären und ähnlichen Leuten in die Arme zu laufen: Robert Blum, Georg Günther — Schwager R. Blums —, Jelinek, Dortu, Techow, Hertzen, Bakunin und noch andre, die das, wofür ſie kämpften, mit ihrem Leben oder mit ihrer Freiheit bezahlt haben.

Ich hatte mich, als ich meine Studien anfing, in der Dorotheenſtraße ſeßhaft gemacht und zwar in einem vergleichsweiſe neuem Hauſe, das dem in der Turnerwelt gekannten und gefeierten Eiſelen gehörte. Meine Wohnung lag zwei Treppen hoch und wenn ich von meinem Hinterzimmer aus in Schräglinie nach einer im erſten Stock gelegenen Küche ſah, ſah ich da neben dem einen Küchenfenſter einen großen Eiſenarm vorſpringen, an dem regelmäßig allerlei gute Dinge hingen: Bekaſſinen, Kapaune, Rehziemer, auch Körbe mit Obſt und Gemüſe, namentlich Artiſchocken. Es wohnte da der durch ſeine Juriſterei, ſeine Gourmandiſe und ſeine plattdeutſchen Gedichte gleich berühmte Präſident Bornemann und weckte durch den vorgeſchobenen Eiſenarm mit ſeiner Delikateſſenfülle den Wunſch in mir, doch mal ſein Gaſt ſein zu dürfen, ein Wunſch, der mir leider nicht in Erfüllung ging. Ich mußte mich mit Geringerem begnügen, habe dem aber gleich hinzuzuſetzen, daß dies Geringere mich wohl zufrieden ſtellen durfte. Denn die Perſonen, bei denen ich in der Dorotheenſtraße mich einquartiert hatte, waren niemand anders als Onkel Auguſt und Tante Pinchen, dieſelben alſo, von denen ich, in voraufgehenden Kapiteln, des Guten und Nicht-Guten ſchon ſo manches erzählt habe. Das Leben führte mich eben immer wieder mit ihnen zuſammen, immer wieder in ihr angenehmes Haus, diesmal aber nicht als Gaſt, ſondern als regelrechten Mieter. Beide waren ganz unverändert, er nach wie vor der immer gut gelaunte Lebemann, ſie die feine Dame, die von Kunſt zu ſprechen und dabei einen litterariſchen Protektionston, ein ganz klein wenig im Stile von Rahel Lewin oder Fanny Lewald, anzuſchlagen verſtand. Es war alſo wie vordem ein gefälliges Zuſammenleben. Ich ſah mich aber trotzdem gezwungen, nach einigen Monaten ſchon es abzubrechen und weil ſich bald nachher — übrigens bei Fortdauer unſrer guten Beziehungen — unſre Lebenswege trennten, ſo möcht' ich hier alles zum Abſchluß bringen, was ich noch über das Leben dieſer meiner zwei Verwandten zu ſagen habe.

Dies Leben verlief ſo abenteuerlich, wie es begonnen hatte.

Meines Onkel Auguſts Ausgang.

Onkel Auguſt war, als ich im Sommer 46 in ſeine Wohnung in der Dorotheenſtraße zog, erſter Geſchäftsführer in der Lüderitzſchen Kunſthandlung unter den Linden, ein Geſchäft, in das er unmittelbar nach ſeinem Wiedereintreffen von Leipzig in Berlin eingetreten war. Er hatte da gute Tage, wußte durch Sachkenntnis und Gewandtheit die Chefs des Hauſes zufrieden zu ſtellen und ſtellte namentlich ſich ſelber dadurch zufrieden, daß er wohl mindeſtens die halbe Zeit in der gerade gegenüber gelegenen Konditorei von Spargnapani, der ſein guter Freund war und ihn ſchwärmeriſch liebte, verbrachte. Doch ihm waren noch beſſre Tage vorbehalten, wenigſtens größere, die Märztage von 48, wo ſein Leben ſo zu ſagen in eine Blüte trat. Der den

Märztagen folgende Sommer, den man den Bürgerwehr-Sommer nennen konnte, war wie geſchaffen für Onkel Auguſt. Er war alsbald ein enragierter Bürgerwehrsmann und ſoll bei der in einer Feuertine ſich vollziehenden Gefangennahme des Radaubruders „Lindenmüller“ eine Rolle geſpielt haben. Sehr wahrſcheinlich. Immer an der Spitze zu ſein und dabei theatraliſch zu perorieren, das war ſein Liebſtes.

Sommer 49 gab er ſeine Stellung in der Lüderitzſchen Kunſthandlung mal wieder auf und beſchloß nach New-York zu gehn. Man vertraute ihm bei der Gelegenheit geſchäftlicherſeits eine rieſige Kiſte mit Kupferſtichen an, deren Vertrieb er drüben übernehmen ſollte. So ging er denn guten Muts im Juli genannten Jahres von Hamburg aus ab, nachdem die Tante mit der ihr eignen Theater-Emphaſe verſichert hatte: „ſie wolle in einem freien Lande begraben ſein.“ Die Ueberfahrt ging auch glücklich von ſtatten und die mitgenommenen Kupferſtiche ſorgten eine ganze Weile für Exiſtenz, da das Abliefern des dafür eingenommenen Geldes nicht zu Onkel Auguſts Lebensgewohnheiten gehörte. Als er aber ſchließlich nicht nur die Kupferſtiche veräußert, ſondern auch das dafür eingenommene Geld verausgabt hatte, mußte was andres verſucht werden und man ſchritt gemeinſchaftlich, Mann und Frau, zu

Etablierung eines Putz- und Weißzeuggeſchäfts. Dies dauerte, wie alles, was Onkel Auguſt anfaßte, zwei, drei Jahr. Dann brannte das Putzgeſchäft ab, Gott weiß wie. Dies „Gott weiß wie“ trat mehrfach in ſeinem Leben auf. Aber bald hatte ſich wieder was andres gefunden und Onkel Auguſt wurde Reiſender und Agent für ein rieſiges Pelzwarengeſchäft. Um dieſe Zeit — es waren gerade meine Londoner Tage, von denen ich im erſten Abſchnitt dieſes Buches (Kapitel zwei) ausführlich erzählt habe — kam mir Nachricht von ihm und zwar durch Freund Faucher, der mir eines Tages einen Zeitungsausſchnitt aus einem New-Yorker Blatte ſchickte. Da fand ich denn das folgende. Die große Pelzwaren-Firma Mac-Kenzie pflege, behufs Einkauf von Pelzen, Geſchäftsreiſende bis auf die Aleuten zu ſenden. Unter dieſen Geſchäftsreiſenden habe ſich neuerdings ein Mr. Fontane befunden, der auf der großen aleutiſchen Mittel-Inſel einem Moskauer Pelzhändler begegnet ſei, mit dem er ſich gleich angefreundet, auch ſchließlich nach ſeinen Namen gefragt habe. Da habe ſich denn herausgeſtellt, daß ſie beide „Fontane“ hießen und beide derſelben Gegend in Languedoc, vielleicht ſogar derſelben Familie entſtammten. Aber während 1686 der eine Zweig nach Deutſchland gegangen ſei, ſei der andre nach Rußland gezogen und Abkömmlinge dieſer beiden Zweige hätten ſich nun von Weſten und Oſten her auf der Mittel-Inſel der Aleuten getroffen und ihre Zuſammengehörigkeit durch einen Bruderkuß beſiegelt. So der Zeitungsbericht. Faucher hatte daneben geſchrieben: „Dieſer New-Yorker Fontane muß natürlich Ihr Onkel ſein, von dem Sie mir mal erzählt haben.“ Und ich wette nun meinerſeits, daß es wirklich ſo war. Dergleichen war meinem Onkel ſtets vorbehalten. Kurze Zeit darauf hieß es: er — Onkel Auguſt — ſei auf dem Miſſiſſippi ertrunken, ein Dampfkeſſel ſei geplatzt. Es beſtätigte ſich aber nicht. Er ſtarb vielmehr geraume Zeit ſpäter ruhig in ſeiner Behauſung und ſeine Frau, die von den unbedingten Vorzügen der „freien Erde“ zurückgekommen war, wandte ſich wieder Deutſchland zu. Da lebte ſie noch eine ganze Reihe von Jahren, erſt im Badiſchen, dann wieder in Berlin. Und während dieſer ihrer Berliner Zeit ſah ich ſie noch oft. Ihre Figur war klein geworden, dagegen ſchienen ſich ihre Augen wie vergrößert zu haben; etwas Herbes, Herriſches war über ſie gekommen und wenn ſie mit ihrem ſpaniſchen Rohr mit großer Elfenbeinkrücke durch das Zimmer ſchritt, wirkte ſie wie ein weiblicher Alter Fritz. In hohem Alter ſtarb ſie. Sie ruht draußen auf dem Jakobi-Kirchhof.

Ich nehme nun hier von dieſem für mein Leben ſo bedeutſam geweſenen Menſchenpaare Abſchied. Aber doch nicht ohne noch vorher ein Wort über dasſelbe geſagt zu haben. Jeder von ihnen war wie für eine pſychologiſche Studie geſchaffen, die Tante beinahe mehr noch als der Onkel. Dennoch, um dieſe Dinge nicht zu weit auszuſpinnen, nur über dieſen letzteren noch eine Bemerkung.

Es könnte nach manchem ſcheinen, als wäre er auf dem Felde der Liebenswürdigkeit ein bloßer Komödiant geweſen. Das war er aber nicht. Er war *wirklich* eine liebenswürdige Natur. Abgeſehn von ſeinen Talenten, ſeinem Witz und Geſchmack, ſeiner ewig guten Laune, war er auch, beſtimmten ſeeliſchen Eigenſchaften nach, wie geſchaffen, die Menſchen, die mit ihm verkehrten, ganz beſonders auch ſeine Familie, zu beglücken. Er war immer bon camarade, nie Spielverderber, gütig, hilfebereit, und auch von durchaus richtigem Judicium, ſo lang es ſich um das Thun *Andrer* handelte. Man hätte ihm eine Entſcheidung in Streitfällen ruhig anvertrauen können; ſein Rechtsſinn, ſo weit er im Intellekt wurzelte, war in beſter Ordnung. Er war nicht begehrlich, nicht neidiſch, nicht kleinlich, er war auch nicht einmal ein ausgeſprochner Egoiſt und bekannte ſich gern zum leben *laſſen*. Wenn man ihn an einer Stelle hätte placieren können, in der es gar keine Schwierigkeiten und auch keine rechten Pflichten gegeben, in der ihm vielmehr nur obgelegen hätte, munter zu plaudern, Feſte zu feiern, ein Lied zu ſingen oder am Klavier zu begleiten, wenn es, ſag' ich, möglich geweſen wäre, ihn als einen durch glücklichſte Placierung vor jeder Lebensſorge Geſchützten, — und es giebt ſolche Stellungen — unterzubringen, ſo würde vielleicht das denkbar Rühmlichſte von ihm zu ſagen ſein; er mußte ein Leben führen, das ihm keine Verſuchungen nahe legte, das ihn nie in die Lage brachte, auf kleine Wünſche, denn ſie waren immer „klein", zu verzichten oder gar den Kampf der Pflicht zu kämpfen. Auf dieſen Kampf war er ſchlechterdings nicht eingerichtet und der unausbleibliche moraliſche Bankrott, der darin vorgezeichnet lag, iſt ihm, wenn ich ihn richtig beurteile, nie ſo recht zum Bewußtſein gekommen. Wenn er kein Geld hatte, ſo nahm er's, wo er's fand und that rückſichtslos alles, um die durch ihn herbeigeführte, meiſt ſehr dunkle Situation in einer Kataſtrophe untergehn zu laſſen. Es mußte nur nicht 'rauskommen. Alles andre war gleichgiltig. Es ſind das die gefährlichſten Menſchen, die es giebt; die Gewaltſamen verſchwinden daneben und ſtehen auch ſittlich unendlich höher. Bei ſolchen Kraftnaturen iſt eine Bekehrung möglich, bei dieſen liebenswürdigen Taugenichtſen nie. Ich kann ſagen, mir iſt, nachdem ich der Sache erſt mal auf den Grund geſehen, das „Affable“ durch Erſcheinungen wie die meines Onkels geradezu verleidet worden und wenn ich mich, was öfter geſchieht, auf meine „Liebenswürdigkeit“ hin angeſprochen ſehe, ſo kommt mir jedesmal der Gedanke „ſollteſt du vielleicht auch . . .“ und eine Gänſehaut überläuft mich. Ich habe mir denn auch infolge davon durch manches Jahr hin ganz ehrlich gewünſcht, ein Grobian zu ſein, bis ich ſchließlich dahinter gekommen bin, daß auch das nichts hilft und daß die Grobiane genau denſelben Moraldefekt haben können, nur in andrer Einkleidung. Dieſer Moraldefekt iſt eben eine Gottesgabe für ſich, die ſich mit jedem Temperament und jeder Manier verträgt. Am furchtbarſten iſt die Gruppe der im ſtillen ihr Schäfchen ſcherenden Biedermeier.

* * *

Ich kehre nach dieſer abſchließenden Onkel-Auguſt-Epiſode zu meinen eignen Angelegenheiten zurück.

Spätſommer 46 gab ich meine Wohnung in der Dorotheenſtraße wieder auf und quartierte mich bei meinen auf dem Lande lebenden Eltern ein, um da meine Studien privatim fortzuſetzen, ſo gut oder ſo ſchlecht es ging. „So ſchlecht“ iſt das richtigere.

Denn Naturwiſſenſchaftlichkeiten ſind Dinge, die man nicht bloß aus Büchern lernen kann; es bedarf dazu viel äußeren Apparats. So ſtand es denn wenig gut mit mir, als ich, nach Ablauf von etwa dreiviertel Jahren, wieder aufbrach, um endlich mein Examen zu machen. Ich wußte jämmerlich wenig, was denn auch meinen Vater, als ich mich von ihm verabſchiedete, zu der Bemerkung veranlaßte: „Will dir was ſagen; du fällſt entweder durch oder kriegſt eine Nummer eins.“ Er war, wie in vielem, ſo auch darin ganz Vollblutfranzoſe, daß er, ſobald er eine Formel für eine beſtimmte Situation gefunden hatte, ſich vollkommen beruhigt fühlte.

Das Examen verlief indeſſen anders, als mein Vater erwartete. Ich fiel nicht durch, aber noch weniger erhielt ich eine Nummer eins. Es war alles Durchſchlupf, hair breadth escape. Dabei paſſierte das, was immer paſſiert, daß ich auf dem Gebiet, auf dem es am ſchlimmſten mit mir ſtand, am beſten abſchloß. Das war in der Botanik. Ich ging, in Frack und weißer Binde, durch die Friedrichsſtraße hin auf meine Marterſtätte zu. Bei Rachmels Weinhandlung, damals Ecke der Rosmaringaſſe, angekommen, ſchwenkte ich ein, um mich durch eine halbe Flaſche Rotwein ſo weit wie möglich zu ſtärken und dabei noch einen flüchtigen Blick in ein kleines, mich beſtändig begleitendes botaniſches Büchelchen zu thun. Ich ſchlug blindlings auf, und auf der linken Seite ſtand: „die Caryophyllaceen“. Die Typen ſtehen noch deutlich vor mir. Es war hier alles nur in nuce gegeben, aber ſo wenig es war, es rettete mich doch, denn ſiehe da, der alte Link, berühmter Botanik-Profeſſor, — Vater oder Taufpathe der Link-Straße — begann mit ſeiner Krähſtimme gerade nach den Caryophyllaceen zu fragen. Er ſah wohl, daß ich nur gerad' einen Schimmer davon hatte und mit dieſem Schimmer alles zu vergolden trachtete. Das amüſierte ihn und ſo gab er mir denn ein ganz leidliches, will alſo ſagen unverdientes Zeugnis. Ich hatte Glück gehabt. Entgegengeſetzten Falls, alſo bei Nicht-Beſtehen im Examen, hätte mich kaum ein Vorwurf treffen können, indeſſen man kann nicht jedem klar machen, daß man eigentlich unſchuldig iſt an einer ſich einſtellenden Blamage. Dieſe mir erſpart zu ſehn, war ich herzlich froh, wenn mir freilich auch ſehr bald wieder die Frage kam: „ja, was nun?“ Ich hatte das Examen hinter mir, aber keine Spur von Lebensausſicht vor mir; bloß eine arme Braut, die wartete.

Da half es denn ſchließlich nichts, ich mußte wieder irgendwo unterkriechen und trat im Spätherbſt 47 in die Jungſche Apotheke ein.

Der achtzehnte März.

Erſtes Kapitel.

Der achtzehnte März.

Die Jung'ſche Apotheke, Ecke der Neuen Königs- und Georgenkirchſtraße, darin ich den „18. März“ erleben ſollte, war ein glänzend fundiertes Geſchäft, aber von vorſtädtiſchem Charakter, ſo daß das Publikum vorwiegend aus mittlerer Kaufmannſchaft und kleineren Handwerkern beſtand. Dazu viel Proletariat mit vielen Kindern. Für letztere wurde ſeitens der Armenärzte meiſt Leberthran verſchrieben, — damals, vielleicht auch jetzt noch, ein bevorzugtes Heilmittel — und ich habe, während meiner ganzen pharmazeutiſchen Laufbahn, nicht halb ſo viel Leberthran in Flaſchen gefüllt, wie dort innerhalb weniger Monate. Dieſer Maſſenkonſum erklärt ſich dadurch, daß die durch Freimedizin bevorzugten armen Leute gar nicht daran dachten, dieſen Leberthran ihren mehr oder weniger verſkrofelten Kindern einzutrichtern, ſondern ihn gut wirtſchaftlich als Lampenbrennmaterial benutzten.

Außer dem Thran wurde noch abdeſtillirtes Nußblätterwaſſer, das kurz vorher durch Dr. Rademacher berühmt geworden war, ballonweiſe dispenſiert; ich kann mir aber nicht denken, daß dies Mittel viel geholfen hat. Wenn es trotzdem noch in Anſehen ſtehen ſollte, ſo will ich nichts geſagt haben.

Der Beſitzer der Jung'ſchen Apotheke, der bekannten gleichnamigen Berliner Familie zugehörig, war ein älterer Bruder des um ſeiner vorzüglichen Backware willen in unſerer Stadt in freundlichem Andenken ſtehenden Bäckers Jung unter den Linden. Beide Brüder waren ungewöhnlich ſchöne Leute, ſchwarz, dunkeläugig, von ſofort erkennbarem franzöſiſchen Typus; ſie hießen denn auch eigentlich Le Jeune und erſt der Vater hatte den deutſchen Namen angenommen. Es ließ ſich ganz gut mit ihnen leben, ſo weit ein Verirrter, der das Unglück hat, ſich für „Percy's Relics of ancient English Poetry" mehr als für Radix Sarſaparillae zu intereſſieren, mit Perſonen von ausgeſprochener Bourgeoisgeſinnung überhaupt gut leben kann. Aber freilich mit der Kollegenſchaft um mich her ſtand es deſto ſchlimmer, die Betreffenden wußten nicht recht, was ſie mit mir anfangen ſollten, und als in einem damals erſcheinenden liberalen Blatte, das die „Zeitungshalle" hieß, ein paar mit meinem Namen unterzeichnete Artikel veröffentlicht wurden, wurde die herrſchende Verlegenheit nur noch größer. Im Ganzen aber verbeſſerte ſich meine Stellung dadurch doch um ein nicht Unbeträchtliches, weil die Menſchen mehr oder weniger vor jedem, der zu Zeitungen irgend welche Beziehungen unterhält, eine gewiſſe Furcht haben, Furcht, die nun mal für Uebelwollende der beſte Zügel iſt. Wer glaubt, ſpeziell hierlandes, ſich ausſchließlich mit „Liebe“ durchſchlagen zu können, der thut mir leid.

Die grotesk komiſche Furcht vor mir ſteigerte ſich ſelbſtverſtändlich von dem Tag an, wo die Nachricht von der Pariſer Februar-Revolution eintraf, und als in der zweiten Märzwoche kaum noch ein Zweifel darüber ſein konnte, daß ſich auch in Berlin irgend was vorbereite, begann ſogar die Prinzipalität mich mit einer gewiſſen Auszeichnung zu behandeln. Man ging davon aus, ich könnte ein verkappter Revolutionär, oder auch ein verkappter Spion ſein, und das Eine war gerade ſo gefürchtet, wie das Andere.

So kam der achtzehnte März.

* * *

Gleich nach den Februar-Tagen hatte es überall zu gähren angefangen, auch in Berlin. Man hatte hier die alte Wirtſchaft ſatt. Nicht daß man ſonderlich unter ihr gelitten hätte, nein, das war es nicht, aber man ſchämte ſich ihrer. Aufs Politiſche hin angeſehen, war in unſerem geſamten Leben alles antiquiert und dabei wurden Anſtrengungen gemacht, noch viel weiter zurückliegende Dinge heranzuholen und all dies Gerümpel mit einer Art Heiligenſchein zu umgeben, immer unter der Vorgabe „wahrer Freiheit und geſundem Fortſchritt dienen zu wollen“. Dabei wurde beſtändig auf das „Land der Erbweisheit und der hiſtoriſchen Continuität“ verwieſen, wobei man nur über eine Kleinigkeit hinwegſah. In England hatte es immer eine Freiheit gegeben, in Preußen nie; England war in der Magna-Charta-Zeit aufgebaut worden, Preußen in der Zeit des blühendſten Abſolutismus, in der Zeit Ludwigs XIV., Karls XII. und Peters des Großen. Vor dieſer Zeit ſtaatlicher Gründung, beziehungsweiſe Zuſammenfaſſung, hatten in den einzelnen Landesteilen allerdings mittelalterlich ſtändiſche Verfaſſungen exiſtiert, auf die man jetzt, vielleicht unter Einſchiebung einiger Magnifizenzen, zurückgreifen wollte. Das war dann, ſo hieß es, etwas „hiſtoriſch Begründetes,“ viel beſſer als eine „Konſtitution,“ von der es nach königlichem Ausſpruche feſtſtand, daß ſie was Lebloſes ſei, ein bloßes Stück Papier. Alles berührte, wie wenn der Hof und die

Perſonen, die den Hof umſtanden, mindeſtens ein halbes Jahrhundert verſchlafen hätten. Wiederherſtellung und Erweiterung des „Ständiſchen", darum drehte ſich alles. In den Provinzialhauptſtädten, in denen ſich, bis in die neueſte Zeit hinein, ein Reſt ſchon erwähnten ſtändiſchen Lebens thatſächlich — aber freilich nur ſchattenhaft — fortgeſetzt hatte, ſollten nach wie vor die Vertreter des Adels, der Geiſtlichkeit, der ſtädtiſchen und ländlichen Körperſchaften tagen und bei beſtimmten Gelegenheiten — das war eine Neuerung — hatten dann Erwählte dieſer Provinziallandtage zu einem großen „Vereinigten Landtag" in der Landeshauptſtadt zuſammenzutreten. Eine ſolche Vereinigung ſämtlicher Provinzialſtände konnte, nach Meinung der maßgebenden d. h. durch den Wunſch und Willen des Königs beſtimmten Kreiſe dem Volke bewilligt werden; in ihr ſah man einerſeits die Tradition gewahrt, andererſeits — und das war die Hauptſache — dem Königtum ſeine Macht und ſein Anſehen erhalten.

König Friedrich Wilhelm IV. lebte ganz in dieſen Vorſtellungen. Man kann zugeben, daß in der Sache Methode war, ja mehr, auch ein gut Stück Ehrlichkeit und Wohlwollen und hätte die ganze Szene hundertunddreißig Jahre früher geſpielt, — wobei man freilich von der unbequemen Geſtalt Friedrich

Wilhelms I. abzuſehen hat, der wohl nicht dafür zu haben geweſen wäre — ſo hätte ſich gegen ein ſolches Zuſammenziehen der „Stände,“ die zu jener Zeit, wenn auch angekränkelt und eingeengt, doch immerhin noch bei Leben waren, nicht viel ſagen laſſen. Es gab noch kein preußiſches Volk. Unſere oſtelbiſchen Provinzen, aus denen im weſentlichen das ganze Land beſtand, waren Ackerbauprovinzen und was in ihnen, neben Adel, Heer und Beamtenſchaft, noch ſo umherkroch, etwa 4 Millionen Seelen ohne Seele, das zählte nicht mit. Aber von dieſem abſolutiſtiſch patriachaliſchen Zuſtand der Dinge zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, war beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. nichts mehr vorhanden.

Alles hatte ſich von Grund aus geändert. Aus den 4 Millionen waren 24 Millionen geworden, und dieſe 24 Millionen waren keine misera plebs mehr, ſondern freie Menſchen — wenigſtens innerlich — an denen die die Welt umgeſtaltenden Ideen der franzöſiſchen Revolution nicht ſpurlos vorübergegangen waren. Der ungeheure Fehler des ſo klugen und auf ſeine Art ſo aufrichtig freiſinnigen Königs beſtand darin, daß er dieſen Wandel der Zeiten nicht begriff und einer vorgefaßten Meinung zuliebe, nur ſein Ideal, aber nicht die Ideale ſeines Volkes verwirklichen wollte. Friedrich Wilhelm IV. handelte, wie wenn er ein Profeſſor geweſen wäre, dem es obgelegen hätte, zwiſchen dem *ethiſchen* Gehalt einer alten landſtändiſchen Verfaſſung und einer modernen Konſtitution zu entſcheiden und der nun in dem Alt-Ständiſchen einen größeren Gehalt an Ethik gefunden. Aber auf ſolche Feſtſtellungen kam es gar nicht an. Eine Regierung hat nicht das Beſſere, bez. das Beſte zum Ausdruck zu bringen, ſondern einzig und allein das, was die Beſſeren und Beſten des Volkes zum Ausdruck gebracht zu ſehen wünſchen. Dieſem Wunſche hat ſie nachzugeben, auch wenn ſich darin ein Irrtum birgt. Iſt die Regierung ſehr ſtark — was ſie aber in ſolchem Falle des Widerſtandes gegen den Volkswillen faſt nie iſt — ſo kann ſie, länger oder kürzer, ihren Weg gehen, ſie wird aber, wenn der Widerſtand andauert, ſchließlich immer unterliegen. Die Schwäche der preußiſchen Regierung vom Schluß der Befreiungskriege bis zum Ausbruch des Schleswig-Holſteiniſchen Krieges beſtand in dem beſtändigen ſich Auflehnen gegen dieſen einfachen Satz, deſſen unumſtößliche Wahrheit man nicht begreifen wollte. Wenn ſpäter Bismarck ſo phänomenale Triumphe feiern konnte, ſo geſchah es, ſein Genie in Ehren, vor allem dadurch, daß er ſeine ſtupende Kraft in den Dienſt der in der deutſchen Volksſeele lebendigen Idee ſtellte.

So wurde das Deutſche Reich aufgerichtet und nur ſo.

* * *

Es ſchien mir wünſchenswert dies vorauszuſchicken, ehe ich mich meiner eigentlichen Aufgabe, der Schilderung der März-Tage, zuwende.

Bis zum dreizehnten war nur eine gewiſſe Neugier bemerkbar, drin vorwiegend das bekannte witzelnde Weſen der Berliner zum Ausdruck kam; die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und warteten auf das, was der Tag vielleicht bringen würde. Jeder mutete dem anderen zu, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Die Welt beſteht nun mal nicht aus lauter Helden, und die bürgerliche Welt iſt zu freiwilliger Uebernahme dieſer Rolle beſonders unluſtig. Als aber die Nachrichten aus Wien eintrafen, fühlte man doch ein Unbehagen darüber, daß nichts ſo recht in Fluß kommen wollte. Selbſt die Bourgeoiſie nahm an dieſem Empfinden teil. Die „Immer langſam voran's“ waren uns zuvorgekommen, die „Holters“, — nein, das ging doch nicht. Ich wähle, mit gutem Vorbedacht, ſolche nüchtern proſaiſch klingende Wendungen, da mir ſehr weſentlich daran liegt, das, was geſchah, keinen Augenblick als mehr erſcheinen zu laſſen, als es war, aber freilich auch nicht als weniger. Das mit einemmal in der bürgerlichen Sphäre lebendig werdende Gefühl: „Ach was! wir wollen auch unſere Freiheit haben,“ war freilich noch lange nicht dazu angethan eine Revolution zu machen, aber es unterſtützte dieſe ſehr ſtark, ja entſcheidend, als ſie ſchließlich da war. Zwiſchen denen, die zuguterletzt die Sache durchfochten und denen, die mehr oder weniger vergnügt bloß zuſahen, war, mit Ausnahme des Kouragepunktes, kein allzu großer Unterſchied.

Vom dreizehnten bis ſiebzehnten hatten kleine Straßenkravalle ſtattgefunden, alles ſehr unbedeutend, nur anſtrengend für die Truppen, die, weil beſtändig alarmiert, einen ſehr ſchweren Dienſt hatten. Am achtzehnten früh — Sonnabend — war man in großer Aufregung, und ſo weit die Bürgerſchaft in Betracht kam, freudiger als die Tage vorher geſtimmt, weil ſich die Nachricht „Alles ſei bewilligt“ in der Stadt verbreitet hatte. Wirklich, ſo war es. Der König hatte dem Andrängen der freiſinnigen Miniſter, Bodelſchwingh an der Spitze, nachgegeben und war, nachdem er den Wortlaut der den Wünſchen des Volks entgegenkommenden Edikte verſchiedenen, aus den Provinzen, namentlich aus Rheinland eingetroffenen Deputationen mitgeteilt hatte, auf dem Balkon des Schloſſes erſchienen und hier mit Vivats empfangen worden. Der Schloßplatz füllte ſich immer mehr mit Menſchen, was anfangs nicht auffiel, bald aber dem König ein Mißbehagen einflößte, weshalb er zwiſchen ein und zwei Uhr dem an Stelle des Generals v. Pfuel mit dem Kommando der Truppen betrauten General v. Prittwitz den Befehl erteilte, die beſtändig anwachſende Menſchenmaſſe vom Schloßplatz wegzuſchaffen. Dieſem Befehle Folge gebend, holte General von Prittwitz ſelbſt die Garde-Dragoner herbei und ritt mit ihnen durch die Schloßfreiheit nach dem Schloßplatz. Hier ließ er einſchwenken, Front machen und im Schritt den Platz ſäubern. Da ſtürzte ſich plötzlich die Maſſe den Dragonern entgegen, fiel ihnen in die Zügel und verſuchte den einen oder anderen vom Pferde zu reißen. In dieſem für die Truppen bedrohlichen Augenblick brach aus dem mittleren und gleich darauf auch aus dem kleineren Schloßportal — mehr in Nähe der langen Brücke — eine Tirailleurlinie vor und ſeitens dieſer fielen ein paar Schüſſe. Faſt unmittelbar darauf leerte ſich der Platz, und die bis dahin vor dem Schloß angeſammelte Volksmaſſe, drin Harmloſe und nicht Harmloſe ziemlich gleichmäßig vertreten waren, zerſtob in ihre Quartiere.

* * *

Unter den Harmloſen, ja, ich darf wohl hinzuſetzen, mehr als Harmloſen, die ſofort davon ſtürzten, um ihre Perſon in Sicherheit zu bringen, befand ſich auch mein Prinzipal. Er war ein guter Schütze, ſogar Jagdgrundinhaber in der Nähe von Berlin, aber „ſelbſt angeſchoſſen zu werden“ war nicht ſein Wunſch. Ich ſehe noch ſein bis zum Komiſchen verzweifeltes Geſicht, mit dem er bei uns eintraf und nach Erzählung des Hergangs ſich dahin reſolvierte: „Ja, meine Herren, ſo was iſt noch nicht dageweſen; das iſt ja die reine Verhöhnung, alles verſprechen und dann ſchießen laſſen und auf wen? auf uns, auf ganz reputierliche Leute, die Front machen und grüßen, wenn eine Prinzeſſin vorbeifährt und die prompt ihre Steuern bezahlen!“ Es war auf dem Hausflur, daß dieſe Rede gehalten wurde. Wir ſtanden drum herum und auch die vorzüglichſten Mieter des Hauſes hatten ſich eingefunden. Dies war, neben andern, ein eine Treppe hoch wohnendes Ehepaar, Kapellmeiſter St. Aubin und Frau vom Königſtädtiſchen Theater, er ein kleines unbedeutendes Huzelmännchen, ſie, wie die meiſten Franzöſinnen von über vierzig, von einer gewiſſen Stattlichkeit und mit dem Bewußtſein dieſer Stattlichkeit über ihr ganzes oberes Embonpoint wegſehend. Beide, wiewohl halbe Fremde, nahmen doch teil an der allgemeinen Aufregung. Der einzige faſt nüchterne war ich. In einem gewiſſen äſthetiſchen Empfinden fand ich alles, was ich da eben über die Schloßplatzhergänge gehört hatte, ſo bourgeoishaft ledern, daß ich mich mehr zum Lachen als zur Empörung geſtimmt fühlte. Das war aber nur von kurzer Dauer. Als ich gleich danach auf die Straße trat und die Menſchen wie verſtört an mir vorüber ſtürzen ſah, wurde mir doch anders zu Sinn. Am meiſten Eindruck machten *die* auf mich, die nicht eigentlich verſtört, aber dafür ernſt und entſchloſſen ausſahen, als ging' es nun an die Arbeit. Ich hielt mich von da ab abſeits von meinen Kollegen, die ganz ſtumpfſinnig da ſtanden oder ſich an Berliner Witzen aufrichteten, während ich ganz im ſtillen meine Winkelriedgefühle hatte. Daß ich in Thaten ſehr hinter dieſen Gefühlen zurückblieb, ſei hier gleich vorweg ausgeſprochen.

Draußen hatte ſich das Bild raſch verändert. Die Straße wirkte wie gefegt und nur an den Ecken war man mit Barrikadenbau beſchäftigt, zu welchem Zweck alle herankommenden Wagen und Droſchken angehalten und umgeſtülpt wurden. In meinem Gemüt aber wurden plötzlich allerhand Balladen- und Geſchichtsreminiscenzen lebendig, darunter dunkle Vorſtellungen von der ungeheuren Macht des Sturmläutens; alles

Große, ſo viel ſtand mir mit einemmale feſt, war durch Sturmläuten eingeleitet worden. Ich lief alſo ohne mich lange zu beſinnen, auf die nur fünfzig Schritt von uns entfernte Georgenkirche zu, um da mit Sturmläuten zu beginnen. Natürlich war die Kirche zu — proteſtantiſche Kirchen ſind immer zu —, aber das ſteigerte nur meinen Eifer und ließ mich Umſchau halten nach einem Etwas, womit ich wohl die ſtark mit Eiſen beſchlagene, trotzdem aber etwas altersſchwach ausſehende Thür einrennen könnte. Richtig, da ſtand ein Holzpfahl, einer von jener Art, wie man ſie damals noch auf allen alten und abgelegenen Kirchplätzen fand, um, nachdem man eine Leine von Pfahl zu Pfahl geſpannt, Wäſche daran zu trocknen. Ich machte mich alſo an den Pfahl und nahm auch zu meiner Freude wahr, daß er ſchief ſtand und ſchon ſtark wackelte; trotzdem — wie manchmal ein Backzahn, den man, weil er wackelt, auch leicht unterſchätzt — wollte der Pfahl nicht heraus, und nachdem ich mich ein paar Minuten lang wie wahnſinnig mit ihm abgequält und ſo zu ſagen mein beſtes Pulver — denn ich kam nachher nicht mehr zu rechter Kraft — an ihm verſchoſſen hatte, mußt' ich es aufgeben. Mit meinem Debut als Sturmläuter war ich alſo geſcheitert, ſo viel ſtand feſt. Aber ach, es folgten noch viele weitere Scheiterungen.

Schweißtriefend kam ich von dem ſtillen Kirchplatz in die neue Königſtraße zurück, auf der eben vom Thor her ein Arbeiterhaufen heranrückte, lauter ordentliche Leute, nur um ſie herum etliche verdächtige Geſtalten. Es war halb wie eine militäriſche Kolonne, und ohne zu wiſſen, was ſie vorhatte, rangierte ich mich ein und ließ mich mit fortreißen. Es ging über den Alexanderplatz weg auf das Königſtädter Theater zu, das alsbald wie im Sturm genommen wurde. Man brach aber nicht von der Front, ſondern von der Seite her ein und beſetzte hier, während einige, die Beſcheid wußten, bis in die Garderoben und Requiſitenkammern vordrangen, einen Vorraum, wahrſcheinlich eine Pförtnerſtube, drin ein Bett ſtand. Ueber dem Bett hing eine altmodiſche ſilberne Uhr, eine ſogenannte Pfund-Uhr, mit dicken Berlocques und großen römiſchen Zahlen. Einer griff darnach. „Nicht anrühren,“ donnerte von hinten her eine Stimme rüber und ich konnte leicht wahrnehmen, daß es ein Führer war, der da, von ſeinem Platz aus, nach dem Rechten ſah und dafür ſorgte, daß ſich das mehr und mehr mit einmiſchende Geſindel nicht aufkomme. Mittlerweile hatten die weiter in den Innenraum Eingedrungenen all das gefunden, wonach ſie ſuchten und in derſelben Weiſe wie ſich beim Hausbau die Steinträger die Steine zuwerfen, wurde nun, von hinten her, alles zu uns herüber gereicht: Degen, Speere, Partiſanen und vor allem kleine Gewehre, wohl mehrere Dutzend. Wahrſcheinlich — denn es giebt nicht viele Stücke, drin moderne Schußwaffen maſſenhaft zur Verwendung kommen — waren es Karabiner, die man fünfzehn Jahre früher in dem beliebten Luſtſpiele: „Sieben Mädchen in Uniform“ verwandt hatte, hübſche kleine Gewehre mit Bajonett und Lederriemen, die, nachdem ſie den theaterfreundlichen, guten alten König Friedrich Wilhelm III. manch liebes mal erheitert hatten, jetzt, ſtatt bei Lampenlicht, bei vollem Tageslicht in der Welt erſchienen, um nun gegen ein total unmodiſch gewordenes und dabei, ganz wie ein „altes Stück“, ausſchließlich langweilig wirkendes Regiment ins Feld geführt zu werden. Ich war unter den erſten, denen eins dieſer Gewehre zufiel und hatte momentan denn auch den Glauben, daß einer Helden-Laufbahn meinerſeits nichts weiter im Wege ſtehe. Noch eine kurze Weile blieb ich auch in dieſer Anſchauung. Wieder draußen angekommen, ſchloß ich mich abermals einem Menſchenhaufen an, der ſich diesmal unter dem Feldgeſchrei „nun aber Pulver“ zuſammengefunden hatte. Wir marſchierten auf einen noch halb am Alexanderplatz gelegenen Eckladen los und erhielten von dem Inhaber auch alles, was wir wünſchten. Aber wo das

Pulver hinthun? Ich holte einen alten zitronengelben Handſchuh aus meiner Taſche und füllte ihn ſtopfevoll, ſo daß die fünf Finger wie gepolſtert ausſahen. Und nun wollt' ich bezahlen: „Bitte, bitte,“ ſagte der Kaufmann und ich drang auch nicht weiter in ihn. So fehlte denn meiner Ausrüſtung nichts weiter als Kugeln; aber ich hatte vor, wenn ſich dieſe nicht finden ſollten, entweder Murmeln oder kleine Geldſtücke einzuladen. Und ſo trat ich denn auch wirklich an unſere Barrikade heran, die ſich mittlerweile zwar nicht nach der fortifikatoriſchen, aber deſto mehr nach der pittoresken Seite hin entwickelt hatte. Rieſige Kuliſſen waren aus den Theaterbeſtänden herangeſchleppt worden und zwei große Berg- und Waldlandſchaften, wahrſcheinlich aus Adlershorſt, haben denn auch den ganzen Kampf mit durchgemacht und ſind mehrfach durchlöchert worden. Jedenfalls mehr als die Verteidiger, die klüglich nicht hinter der Barrikade, ſondern im Schutz der Hausthüren ſtanden, aus denen ſie, wenn ſie ihren Schuß abgeben wollten, hervortraten. Aber das hatte noch gute Wege. Vorläufig befand ich mich noch keinem Feinde gegenüber und ſchritt dazu, wohlgemut, wenn auch in begreiflicher Aufregung, meinen Karabiner zu laden. Ich klemmte zu dieſem Behufe das Gewehr zwiſchen die Knie und befleißigte mich, aus meinem

Handſchuh ſehr ausgiebig Pulver einzuſchütten, vielleicht von dem Satze geleitet „viel hilft viel". Als ich ſo den Lauf halb voll haben mochte, ſagte einer, der mir zugeſehen hatte: „Na, hören Sie . . ." Worte, die gut gemeint und ohne Spott geſprochen waren, aber doch mit einemmal meiner Heldenlaufbahn ein Ende machten. Ich war bis dahin in einer fieberhaften Erregung geweſen, die mich aller Wirklichkeit, jeder nüchtern verſtändigen Erwägung entrückt hatte, plötzlich aber — und um ſo mehr als ich als geweſener Franz-Grenadier doch wenigſtens einen Schimmer vom Soldatenweſen, von Schießen und Bewaffnung hatte — ſtand alles, was ich bis dahin gethan, im Lichte einer traurigen Kinderei vor mir, und der ganze Winkelriedunſinn fiel mir ſchwer auf die Seele. Dieſer Karabiner war verroſtet; ob das Feuerſteinſchloß noch funktionierte, war die Frage und wenn es funktionierte, ſo platzte vielleicht der Lauf, auch wenn ich eine richtige Patrone gehabt hätte. Statt deſſen ſchüttete ich da Pulver ein, als ob eine Felswand abgeſprengt werden ſollte. Lächerlich! Und mit ſolchem Spielzeug ausgerüſtet, nur gefährlich für mich ſelbſt und für meine Umgebung, wollte ich gegen ein Garde-Bataillon anrücken! Ich war unglücklich, daß ich mir das ſagen mußte, aber war doch zugleich auch wie erlöſt, endlich zu voller

Erkenntnis meiner Verkehrtheit gekommen zu ſein. Das Hochgefühl, bloß zu fallen um zu fallen, war mir fremd, und ich gratuliere mir noch nachträglich dazu, daß es mir fremd war. Heldentum iſt eine wundervolle Sache, ſo ziemlich das Schönſte, was es giebt, aber es muß echt ſein. Und zur Echtheit, auch in dieſen Dingen, gehört Sinn und Verſtand. Fehlt das, ſo habe ich dem Heldentum gegenüber ſehr gemiſchte Gefühle.

Kleinlaut zog ich mich von der Straße zurück und ging auf mein Zimmer; Berufspflichten gab es nicht, man konnte in den Tagen thun, was man wollte. Da ſaß ich denn wohl eine Stunde lang und ſah abwechſelnd auf den Fußboden und dann wieder auf die Wand des alten, aus Feldſtein aufgeführten Georgenkirchturms dicht vor mir. Ich war nur von einem Gefühl erfüllt, von dem einer großen Geſamtmiſerabilität, meine eigene an der Spitze. Zuletzt aber wurde mir auch mein ſtupides Hinbrüten langweilig; dies Abgeſchloſſenſein, dies Nichtwiſſen, was ſich draußen zutrage, wurde mir unerträglich, und ich beſchloß aufzubrechen und zu ſehen, wie's in der Stadt hergehe. Zunächſt wollt' ich bis auf den Schloßplatz und von da nach der Pepiniere — Friedrichſtraße — wo ein Vetter von mir wohnte; natürlich, wie alles, was zur Pepiniere gehört, ein Stabsarzt. Der war immer ſehr aufgeregt und würde, das ſtand feſt, gewiß bereit ſein, irgend was vorzunehmen. Ich hatte perſönlich die Heldenthaten aufgegeben, aber ich wollte wenigſtens mit dabei ſein.

Und ſo ſteuerte ich denn los.

Auf dem Alexanderplatz kein Menſch, kein Ton, was mich unheimlich wie Stille vorm Gewitter berührte. Und nun über die Königsbrücke in die Königſtraße hinein. Da ſah es ſehr anders aus und doch auch wieder ähnlich. Die Aehnlichkeit beſtand darin, daß unten alles mehr oder weniger menſchenleer war, aber oben — und das war der Unterſchied — war in langer Reihe von Haus zu Haus, alles wie feſtlich aufgebaut: die Dächer abgedeckt, die Dachziegel neben dem Sparrenwerk aufgehäuft und auf dem Sparrenwerk ſelbſt allerlei Leute, die vor hatten von oben her einen Steinhagel herunter zu ſchicken. Alles zeigte deutlich den Eifer derer, die ſich, wenn's nicht die Hausinſaſſen ſelbſt waren, zu Herren des Hauſes gemacht hatten, aber wenn man ſchärfer zuſah, ſah man doch auch wieder, daß es nichts Rechtes war, man wollte den Kampf gegen die Garden mit Dachziegeln aufnehmen! So kam ich bis dicht an die Spandauerſtraße; von Schloßplatz und Kurfürſtenbrücke her blitzten Helme, Geſchütze waren aufgefahren und auf die Königſtraße gerichtet. Als ich die nächſte Barrikade überklettern wollte, lachten die paar Leute, die da waren. „Der hat's eilig.“ Einer ſagte mir, „es ginge hier nicht weiter; wenn ich in die Stadt hinein wollte, müßt' ich in die Spandauerſtraße einbiegen und da mein Heil verſuchen.“ Das that ich denn auch und paſſierte bald danach die Friedrichsbrücke. Drüben hielt ein Zug Dragoner, am rechten Flügel ein Wachtmeiſter, der das Kommando zu haben ſchien. Ich ſehe ihn noch ganz deutlich vor mir: ein ſtattlicher Mann voll Bonhommie, mit einem Geſichtsausdruck, der etwa ſagte: „Gott, was ſoll der Unſinn; . . erbärmliches Geſchäft.“ Demſelben Ausdruck bin ich auch weiterhin vorwiegend begegnet, namentlich bei den Offizieren, wenn ſie das Barrikadengerümpel bei Seite zu ſchaffen ſuchten. Jedem ſah man an, daß er ſich unter ſeinem Stand beſchäftigt fühlte. Noch in dieſem Augenblick hat die Erinnerung daran etwas Rührendes für mich. Unſere Leute ſind nicht darauf eingerichtet, ſich untereinander zu maſſakrieren; ſolche Gegenſätze haben ſich hier zu Lande nicht ausbilden können.

Ich nahm nun meinen Weg hinter dem Muſeum fort, durch das Kaſtanienwäldchen und bog zuletzt von der Dorotheenſtraße her in die Friedrichſtraße ein, deren nördlich gelegene Hälfte — mit Ausnahme einer vor der Artilleriekaſerne ſich abſpielenden Szene, wobei (Maſchinenbauer und Studenten griffen hier an) ein Premierleutnant von Kraewel den jungen Bojanowski niederhieb — nur wenig in den Straßenkampf hineingezogen wurde. Doch gab es auch hier, ſo beiſpielsweiſe dicht vor der Pepiniere, mehrere Barrikaden, mit deren Wegräumung eben Mannſchaften aus der Friedrichsſtraßenkaſerne beſchäftigt waren. Hinter ihnen rückten Ulanen heran, augenſcheinlich in der Abſicht, die wiederhergeſtellte Paſſage frei zu halten. Ich wartete bis die Ulanen vorüber waren; zwei, drei Minuten ſpäter wurde der das Ulanenpikett führende Offizier, ein Leutnant von Zaſtrow, von einem Fenſter aus erſchoſſen. Dies kam aber erſt ſpäter zu meiner Kenntnis. Ich hatte mich inzwiſchen, nach Eintritt in die Pepiniere, in dem hohen, nach dem Garten hinaus gelegenen Zimmer meines Verwandten einquartiert. Er ſelber war ausgeflogen, was mich in die Lage brachte, hier in Einſamkeit und wachſender Erregung zwei ſchwere Stunden zubringen zu müſſen. Denn ſo ziemlich in demſelben Augenblicke, wo draußen der Ulanenoffizier aus dem Sattel geſchoſſen wurde, begann auch das Gefecht an allen Stellen: Vom

Schloßplatz her, nachdem ein paar Sechspfünder Kugeln den Kampf eröffnet hatten, rückte das erſte Garde-Regiment in die Königſtraße ein, von den Linden her ein halbes Bataillon Alexander in die Charlottenſtraße — wo vor dem Heylſchen Hauſe, der als „Einjähriger" eben ſein Jahr abdienende Herr von Bülow, ſpäter Geſandter am päpſtlichen Stuhl, durch einen Schuß in den Oberſchenkel ſchwer verwundet wurde —, während ſtarke Abteilungen erſt vom zweiten Königs-Regiment in Stettin und bald darauf auch vom zweiten Garde-Regiment, die in der Südhälfte der Friedrichſtraße gelegenen Barrikaden nahmen. An einzelnen Stellen kam es dabei zu regulärem Kampf. Das meiſte davon vollzog ſich auf weniger als tauſend Schritt Entfernung von mir und ſo klangen denn, aus verhältnismäßiger Nähe, die vollen Salven zu mir herüber, die die Truppen bei ihrem Vordringen unausgeſetzt abgaben, um die namentlich in den Eckhäuſern der Friedrichſtraße poſtierten Verteidiger von den Fenſtern zu vertreiben. Daß alle Salven ſehr einſeitig abgegeben wurden, war mir nach dem, was ich bis dahin von Verteidigung geſehen hatte, nur zu begreiflich.

Erſt gegen acht Uhr kam mein Verwandter, der die zurückliegenden Stunden, inmitten all des

Schießens und Lärmens in einem benachbarten Eckhausreſtaurant zugebracht hatte, zurück. Wir blieben noch eine volle Stunde zuſammen, erſt in ſeiner Wohnung, dann draußen in den Straßen, und ich werde weiterhin darüber zu berichten haben, unterbreche mich hier aber, um hier zunächſt das einzuſchieben, was ich, bei viel ſpäterer Gelegenheit, über die Hauptaktion des Tages, den Kampf am Kölniſchen Rathauſe, von einem der wenigen überlebenden Verteidiger eben dieſes Rathauſes gehört habe. Der mir's erzählte war der Buchdruckereibeſitzer Eduard Krauſe, ſpäter Drucker der Nationalzeitung.

„. . . Wir hatten uns, — ſo hieß es in Krauſes Bericht, — eine Treppe hoch im Kölniſchen Rathauſe feſtgeſetzt, an verſchiedenen Stellen; in dem Zimmer, in dem ich mich befand, waren wir zwölf Mann. Es war eine ſehr gute Poſition und um ſo beſſer, als auch das rechtwinklig danebenſtehende Haus, die d'Heureuſiſche Konditorei — früher das Derfflinger Palais — mit Verteidigern beſetzt war. In dem d'Heureuſiſchen Hauſe kommandierte der Blouſenmann Sigriſt, über deſſen Haltung ſpäter viel Zweifelvolles verlautete.

„Gegen neun Uhr rückte vom Schloßplatz her eine ſtarke Truppenabteilung heran, an ihrer Spitze der Kommandeur des Bataillons. Es war das erſte

Bataillon Franz, geführt vom Major von Falckenſtein. Er war bis zum Moment ſeiner Verwundung immer an der Spitze. Dicht vor der Scharrnſtraße zog ſich eine Barrikade quer über die Breite Straße fort. Es war eine ſchwierige Situation für die Truppen, denn im Augenblick, wo ſie bis dicht an die Barrikade heran waren, wurden ſie doppelt unter Feuer genommen, von d'Heureuſe und von unſerem Rathauſe her. Sie wichen zurück. Ein neuer Anſturm wurde verſucht, aber mit gleichem Mißerfolg. Eine Pauſe trat ein, während welcher man beim Bataillon ſchlüſſig geworden war, es mit einer Umfaſſung zu verſuchen. An ſolche, ſo nah es lag, hatten wir in unſerer militäriſchen Unſchuld nicht gedacht. Gleich danach ging denn auch das Bataillon zum drittenmal vor, aber mehr zum Schein, und während wir ſein Anrücken wieder von unſerem Fenſter her begrüßten und ſicher waren, es abermals eine Rückwärtsbewegung machen zu ſehen, hörten wir plötzlich auf der zu uns hinaufführenden Treppe die ſchweren Grenadiertritte. Von der Bruder- und Scharrnſtraße, will alſo ſagen von Rücken und Seite her, war man in das Rathaus eingedrungen. Jeder von uns wußte, daß wir verloren ſeien. In einem unſinnigen Rettungsdrange verkroch ſich alles hinter den großen ſchwarzen

Kachelofen, während mir eine innere Stimme zurief: „Ueberall hin, nur nicht da“. Das rettete mich. Ich trat dem an der Spitze ſeiner Mannſchaften eindringenden Offizier entgegen, empfing einen Säbelhieb über den Kopf und brach halb ohnmächtig zuſammen, hörte aber gleich danach noch Schuß auf Schuß, denn alles, was die Büchſe in der Hand, ſich hinter den Ofen geborgen hatte, wurde niedergeſchoſſen . . “

Auf die Weiſe, wie hier erzählt, ſind am achtzehnten März die Meiſten zu Tode gekommen, namentlich auch in den Eckhäuſern der Friedrichſtraße; die Verteidiger retirierten von Treppe zu Treppe bis auf die Böden, verſteckten ſich da hinter die Rauchfänge, wurden hervorgeholt nnd niedergemacht. Es fehlte am achtzehnten März ſo ziemlich an allem, aber was am meiſten fehlte, war der Gedanke an eine geordnete Rückzugslinie. Das könnte ja nun heldenhaft erſcheinen, aber es war nur grenzenlos naiv. „Ich“ ſo etwa war der Gedankenweg, „ſchieße oder werfe Steine nach Belieben; die Andern werden dann wohl das Hausrecht reſpektieren“.

Ich knüpfe an dieſe vorſtehende Bemerkung gleich noch eine zweite und bemerke des weiteren, daß alles, was ich in dieſem Kapitel erzählt habe, bezw. noch erzählen werde, ſich auf perſönliche Wahrnehmung oder aber auf die mündlichen Berichte direkt Beteiligter ſtützt. Es weicht, wie mir wohl bewußt iſt, hier und da von den damals in Büchern und Broſchüren gemachten Angaben ab, woraus man aber, — ohne daß ich meinen Berichten eine beſondere Berechtigung zuſchreiben möchte — nicht etwa ſchließen wolle, daß das von mir Erzählte notwendig unrichtig ſein müſſe. Selbſt das aus offiziellen und halboffiziellen Quellen Stammende widerſpricht ſich ſo ſehr untereinander, daß eine Punkt für Punkt ſichere Feſtſtellung der Geſchehniſſe ſo gut wie ausgeſchloſſen iſt *).

Ich kehre nun zu meinen eigenen perſönlichen Erlebniſſen zurück.

Nach kurzem Geſpräch kamen mein Vetter und ich überein, uns wieder auf den Weg zu machen, und zwar wollt er mich bis in meine Wohnung zurückbegleiten. In nächſter Linie zu gehen, war unmöglich, weil die Innenſtadt zerniert war. Wir gingen alſo zunächſt über die Weidendammerbrücke fort, auf das Oranienburgerthor zu, wo mittlerweile der ſchon kurz erwähnte Kampf zwiſchen Maſchinenarbeitern und der Beſatzung der Artilleriekaſerne ſtattgefunden hatte. Wir nahmen aber nichts mehr von dieſem Kampfe wahr und gingen ruhig auf die Linienſtraße zu, die hier die Nordhälfte der Stadt in weitem Bogen umſpannt und etwa da ausmündet, wo ich hinwollte. Die wohl faſt eine halbe Meile lange Wegſtrecke war wie mit Barrikaden überſät, aber zugleich ſtill und menſchenleer. Das Ganze glich einer ausgegrabenen Stadt, in der das Mondlicht ſpazieren ging. Wenn vielleicht wirklich Verteidiger dageweſen waren, ſo hatten ſie ſich etwas früh zur Ruhe begeben. Mein Elendsgefühl über das, was eine Revolution ſein wollte, war in einem beſtändigen Wachſen.

---

*) Seitdem ich das Vorſtehende ſchrieb, hat die fünfzigjährige Wiederkehr des achtzehnten März eine ganze Litteratur gezeitigt, Altes iſt neu hervorgeſucht, Neues, von damals Beteiligten, niedergeſchrieben worden. Aber von einem Aufhellen der Ereigniſſe keine Rede; das Dunkel und die Wiederſprüche werden auch bleiben. Schon der gegenſeitige Parteiſtandpunkt ſchließt das Licht aus; man will dies Licht nicht einmal.

So kamen wir zuletzt bis an die Kreuzungsſtelle von Linien- und Prenzlauerſtraße, von welch letzterer aus nur noch einr kurze Strecke bis zum Alexanderplatz war. Als wir hier aber weiter wollten, ſagte man uns: „Das ginge nicht.“ „Warum nicht?“ „Weil der Platz von zwei Seiten her beſtrichen wird; ſie ſchießen hier aus der Alexanderkaſerne die Münzſtraße herunter und von den Kolonaden an der

Königsbrücke her in die neue Königſtraße hinein. Hören Sie nur, wie die Kugeln klappen.“ Für mich waren dieſe Worte ſehr überzeugend, mein excentriſcher Vetter jedoch, dem etwas von dulce est pro patria mori vorſchweben mochte, wollte durchaus über den Platz fort. Ich weigerte mich aber ganz entſchieden und erklärte: „Ich hätte nicht Luſt ſolchen Unſinn mitzumachen.“ Da gab er's denn auch auf und ging, ſich von mir trennend, in ſeine Pepiniere zurück, während ich mich durch die mit dem Alexanderplatz parallel laufende Wadzeckſtraße bis an meine Apotheke heranſchlängelte. Hier fand ich alles verrammelt, ſo daß ich klingeln und eine ganze Zeit warten mußte, bis man mich einließ. Ich ſtellte mich derweilen in eine kleine Hausniſche, was ſehr weiſe war, denn als ich eine Viertelſtunde ſpäter, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlaſſung, die nach der Straße führende Hauptthür öffnete, war der porzellanene Klingelgriff weggeſchoſſen. Das Haus, weil ein wenig vorſpringend, lag überhaupt recht eigentlich in der Schußlinie, was denn auch Grund war, daß gleich die erſte Sechspfünder Kugel in den Eckpfeiler des Hauſes einſchlug. Da ſteckte ſie noch den ganzen Sommer über und der Berliner Witz hatte ſich die Frage zurecht gemacht: „Herr Aptheker, wat koſt denn die Pille?“ Solche Sechspfünder Kugel (wie hier eingeſchaltet werden mag) ſteckte desgleichen in einer Wand am Ende der Breiten Straße und zwar gerade da, wo man, kurz vor Beginn des Kampfes, eine Proklamation Friedrich Wilhelms IV. angeklebt hatte. Die Folge davon war, daß, unmittelbar über der Kugel, die Worte „An meine lieben Berliner“ in Fettſchrift zu leſen waren!

Die Stimmung in unſerem Hauſe hatte ſich mittlerweile ſehr verändert. Jeder war abgeſpannt. Auch ich zog mich auf mein im Schutz des dicken alten Georgenturms gelegenes Zimmer zurück, und warf mich, in meinen Kleidern verbleibend, auf das hart am Fenſter ſtehende Bett nieder, um zu ſchlafen. Alles war mir halb gleichgiltig geworden; ich ſehnte mich nach Ruhe. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Ich lag noch keine zehn Minuten, als mich ein von der Landsbergerſtraße her herüberſchallendes Gejohl und Geſchrei mit Flintengeknatter dazwiſchen und gleich danach ein ſonderbares Geräuſch aufſchreckte, wie wenn große Hagelkörner maſſenhaft auf ein Schieferdach fallen. Ich ſprang auf und machte, daß ich nach unten kam. Da ſtand denn auch ſchon alles an der eine gute Deckung gebenden Ecke des Hauſes und ſtarrte, nur dann und wann auf einen Augenblick ſich vorbeugend, nach links hin in die Königſtraße hinein. Der dazwiſchengelegene weite Platz, auf dem man einen in ſeiner Mitte befindlichen großen Holzſchuppen angezündet hatte, war taghell erleuchtet und bei dem Glutſchein dieſer Fackel zog eine lange Truppenkolonne, die Helme blitzend, über den Platz hin; was noch in der Landsbergerſtraße ſteckte, knatterte weiter. Es war das Füſilierbataillon vom Leibregiment, das Befehl erhalten hatte, bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatz zu ſein, — der Führer des Bataillons, Graf Lüttichau, an der Spitze. Das Ganze ein grauſig ſchöner Anblick; unvergeßlich.

Um elf waren die Truppen über den Platz gezogen. Eine Stunde ſpäter wurde es ſtill und ich kletterte wieder in meine Stube hinauf. Das erſte, was ich ſah, waren Glasſplitter, die zerſtreut um mein Bett her lagen. Bei dem koloſſalen Schießen in der Landsbergerſtraße war eine Kugel von der Turmecke her ſo eigenartig ricochettirt, daß ſie die anſcheinend in vollſtem Schutz liegende Fenſterſcheibe getroffen hatte. Wenn die Gewehre erſt losgehen, weiß man nie wie die Kugeln fliegen.

Zweites Kapitel.

Der andere Morgen (neunzehnter März.) Die „Proklamation“. „Alles Bewilligt“. Betrachtungen über Straßenkämpfe. Leopold v. Gerlachs Buch.

Ich ſchlief während der Nacht die folgte, ſo feſt, daß ich, als ich aufwachte, mich nur mühſam in dem am Tage vorher Erlebten zurechtfinden konnte. Gegen 8 Uhr war ich unten in unſerem Geſchäftslokal, woſelbſt ich ſchon viele Wartende, meiſt Frauen und Kinder vorfand. Mein erſter Gedanke ging dahin, daß es ſich um Verwundete handeln müſſe, weshalb ich ihnen die Zettel raſch aus der Hand nahm. Aber wer beſchreibt mein Staunen, als ich ſofort bemerkte, daß es ſich bei dieſen ärztlichen Verordnungen um ganz alte Bekannte handelte, von denen ich die Mehrzahl wohl ſchon ein halbes Dutzend mal in Händen gehabt hatte. Nicht für Verwundete war man ſo früh ſchon aufgebrochen, nein, die Frauen, die da ſaßen und warteten, waren dieſelben, die, — wie ſchon Eingangs des vorigen Kapitels von mir hervorgehoben — jeden dritten oder fünften Tag zum Doktor gingen, um ſich da das Leberthranrezept für ihre ſkrofulöſen Kinder erneuern zu laſſen, und die dieſen Leberthran dann als Lampenöl benutzten. Alle dieſe guten Hausmütter hatten auch am 19. März frühmorgens keine Ausnahme gemacht und unbekümmert darum, ob „Vater“ am Tage zuvor ſein Gewehr abgeſchoſſen oder ſeinen Ziegel geſchleudert hatte, war „Mutter“ jetzt da, um ihre Lampe wieder gratis mit Oel zu verſorgen. Freiheit konnte ſein, Leberthran mußte ſein. Das ganz Alltägliche bleibt immer ſiegreich und am meiſten das Gemeine. Während der Nacht vom 18. zum 19., um auch das nicht zu verſchweigen, haben ſich unglaubliche Scenen abgeſpielt.

Es war mittlerweile belebter in Haus und Straße geworden und überall, wo ſich etliche zuſammenfanden, wurde von dem Anrücken des Leibregiments vom Frankfurter Thor her bis auf den Alexanderplatz und von dort her weiter bis auf den Schloßplatz geſprochen. Hunderte von Anwohnern der Landsbergerſtraße waren Augenzeugen dieſes mit großer Energie durchgeführten Vormarſches geweſen, und was der eine nicht wußte, das wußte der andre. Tolle Sachen waren vorgekommen, zum Teil auch wohl häßliche, die ſich hier nicht erzählen laſſen, aber die Verluſte hatten trotzdem auf beiden Seiten eine mäßige Höhe nicht überſchritten. Unter denen, die auf Seiten des Volks die Zeche hatten bezahlen müſſen, befand ſich auch ein Liebling von mir, deſſen Tod mir beinahe zu Herzen ging. Es war dies ein großer, bildſchöner Kerl, der täglich in der Apotheke vorſprach, und dem ich dann, weil er mir ſo gefiel, immer etwas Furchtbares, — denn das war ihm das liebſte — aus den bitterſten und namentlich brennendſten Tinkturen zuſammenbraute. Dieſer gemütliche Süffel von Fach hatte denn auch das Anrücken des Leibregiments ganz von der humoriſtiſchen Seite genommen, was in ſeinem Falle — denn er war ein alter Gardeſoldat, — eine doppelte Dummheit bedeutete. Juſt als die Tete bis in die Mitte der Landsbergerſtraße gekommen war, ſtellte er ſich gemütlich vor eine Barrikade, drehte dem Grafen Lüttichau den Rücken zu und machte ihm und ſeinem Bataillon eine unanſtändige Geberde. Faſt in demſelben Augenblicke fiel er, von zwei Kugeln getroffen, tot vornüber. Ich hörte das mit aufrichtiger Teilnahme; die ganze Sachlage war aber, von Politik wegen, zu langer Beſchäftigung mit ſolchem Einzelfalle nicht angethan.

Es handelte ſich doch um Wichtigeres, und ich war eifrig bemüht, in Erfahrung zu bringen, wie nach all der Anſtrengung vom Tage vorher, die

Partie denn wohl eigentlich ſtehe. Viel Gutes, d. h. alſo von meinem damaligen Standpunkte aus viel Volksſiegreiches erwartete ich nicht. Aber niemand wußte was rechtes zu ſagen. Nur ſoviel verlautete, daß ſich die bis an die Königsbrücke vorgedrungenen Truppen im Laufe der letzten Stunde mehr und mehr zurückgezogen hätten. Alles drehte ſich um dieſe Frage. Manche zweifelten, andre waren guter Dinge. Da, während wir noch hin- und herſtritten, ſahen wir über den Alexanderplatz einen Haufen lebhaft geſtikulierender Menſchen herankommen, an deren Spitze, freudigen Ausdrucks, ein ſtattlicher Herr einherſchritt. „Er bringt eine Botſchaft“ hieß es alsbald und wirklich, als er bis dicht an unſre Kuliſſenbarrikade heran war, auf deren Wald- und Felſenlandſchaft ich mich poſtiert hatte, hielt er an, um mit deutlicher Stimme der ſofort raſch anwachſenden Volksmenge die Mitteilung zu machen: „das alles bewilligt ſei — bewilligt war damals Lieblingswort — und daß S. Majeſtät Befehl gegeben habe, die Truppen zurückzuziehen. Die Truppen würden die Stadt verlaſſen.“ Der diſtinguierte Herr, der dieſe Botſchaft brachte, war, wenn ich nicht irre, der Geheimrat Holleuſer, oder vielleicht auch Hollfelder. — Alles jubelte. Man hatte geſiegt und die ſpießbürgerlichen Elemente, — natürlich gab es auch glänzende Ausnahmen — die ſich am Tage vorher zurückgehalten, oder geradezu verkrochen hatten, kamen jetzt wieder zum Vorſchein, um Umarmungen untereinander und mit uns auszutauſchen, ja ſogar Brüderküſſe. Das Ganze eine, wie wir da ſo ſtanden, in den Epilog gelegte Rütliſcene, bei der man nachträglich die Freiheit beſchwor, für die, wenn ſie überhaupt da war, ganz andre geſorgt hatten. Viele bezeigten ſich dabei vollkommen ernſthaft; mir perſönlich aber war nur überaus elend zu Mute. Ich hatte, von mir und meinen Hausgenoſſen gar nicht zu reden, in den Stunden von Mittag bis Mitternacht nur ein paar beherzte Leute geſehen — natürlich alles Männer aus dem Volk — die die ganze Sache gemacht hatten; ſpeziell an unſrer Ecke war ein älterer Mann in Schlapphut und Spitzbart, den ich nach ſeinem ganzen Hantieren für einen Büchſenmacher halten mußte, dann und wann aus der ihm Deckung gebenden Seitenſtraße bis an die Barrikade vorgetreten und hatte da ſeinen mutmaßlich gut gezielten Schuß abgegeben. Sonſt aber war alles in bloßem Radau geblieben, viel Geſchrei und wenig Wolle. Wenn die Truppen jetzt zurückgingen, ſo war das kein von ſeiten des Volkes errungener und dadurch gefeſtigter Sieg, ſondern ein bloßes königliches Gnadengeſchenk, das jeden Augenblick zurückgenommen werden konnte, wenn's dem, der das Geſchenk gemacht hatte, ſo gefiel, und während ich noch ſo daſtand und kopfſchüttelnd dem Jubel meiner Genoſſen zuſah, ſah ich ſchon im Geiſte den in natürlicher Konſequenz ſich einſtellenden Tag vor mir, wo denn auch wirklich, ſieben Monate ſpäter, dieſelben Gardebataillone wieder einrückten und der Bürgerwehr die zehntauſend Flinten abnahmen, mit denen ſie den Sommer über, weder die Freiheit aufzubauen, noch die Ordnung herzuſtellen vermocht hatte. Mich verließ das Gefühl nicht, daß alles, was ſich da Sieg nannte, nichts war, als ein mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung zu ſtande gekommenes Etwas, dem man, ganz ohne Not, dieſen volkstriumphlichen Ausgang gegeben, und lebte meinerſeits mehr denn je der Ueberzeugung von der abſoluteſten Unbeſiegbarkeit einer wohldisziplinierten Truppe jedem Volkshaufen, auch dem tapferſten gegenüber. Volkswille war nichts, königliche Macht war alles. Und in dieſer Anſchauung habe ich vierzig Jahre verbracht.

Vierzig Jahre! Jetzt aber denke ich doch anders darüber. Vieles hat ſich vereinigt, mich in dieſer Frage zu bekehren.

Den erſten Anſtoß dazu gaben mir die 1891 erſchienenen „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach.“ In Band I, Seite 138, fand ich da das Folgende: „Den achtzehnten März ſpät abends ging ich — Gerlach — vom Schloß nach Hauſe. Ueberall ſtanden Truppen. Unter den Linden hielt Walderſee. General Prittwitz hatte den Generalen befohlen, in ihren Stellungen ruhig zu bleiben; es ſei nicht ſeine Abſicht weiter vorzugehen; dann ſtattete er dem König Bericht ab. ‚Heut und morgen und auch noch einen Tag — ſo lautete dieſer Bericht — glaube er die Sache noch ſehr gut halten zu können; ſollte ſich aber der Aufruhr länger hinziehen, ſo wäre er der Meinung: mit dem König und den Truppen die Stadt zu verlaſſen und ſich außerhalb derſelben blockierend aufzuſtellen.‘ Dieſe Anſicht über die Sachlage hat General Prittwitz auch noch am Sonntag Morgen gegen Minutoli ausgeſprochen und auf eben dieſe Rede hat ſich dann Bodelſchwingh bezogen, als er behauptete, „Prittwitz habe ja auch erklärt, die Sache nicht länger halten zu können.“

Dieſe wenigen Sätze machten einen großen Eindruck auf mich, und haben mich, erſt auf den ſpeziellen Fall, dann aufs Ganze hin umgeſtimmt, will ſagen in meiner Geſamtanſchauung über Kämpfe zwiſchen Volk und Truppen. Nicht plötzlich, nicht mit einemmal, kam mir dieſe Bekehrung, aber die ſeitens des Generals von Gerlach zitierten Prittwitzſchen Worte wurden doch Veranlaſſung für mich, mich mit dieſen Dingen, die mir im weſentlichen längſt abgethan und erledigt erſchienen, noch einmal zu beſchäftigen, etwa wie ein Juriſt, dem ein Zufall ein altes Aktenſtück in die Hände ſpielt, und der nun bei Durchleſung eben desſelben urplötzlich und zu ſeiner eigenen nachträglichen Verwunderung zu der Ueberzeugung kommt, daß in der betreffenden Sache doch eigentlich alles ſehr ſehr anders liege, wie bis dahin von ihm angenommen wurde. Dementſprechend hat auch mich die wiederaufgenommene Beſchäftigung mit dieſem alten, von mir ſelbſt mit durchlebten Stoff zu der Anſicht geführt, daß es am achtzehnten März doch anders gelegen hat, als ich vermutete und daß ich die Geſamtſituation am Abende jenes Tages falſch beurteilt habe.

Schon gleich damals — ich kann hier keine beſtimmten Angaben machen, weil ich alles, was Anſtoß geben könnte, dringend zu vermeiden wünſche — ſchon gleich damals kam mir manches zur Kenntnis, was zu meiner ausſchließlich der militäriſchen Macht und Disziplin günſtigen Vorſtellung nicht recht paſſen wollte. Die durch ſolche Mitteilungen empfangenen Eindrücke waren aber zunächſt von keinem Gewicht, wenigſtens von keiner Nachhaltigkeit: erſtens, weil ich den Berichterſtattern nicht recht traute, zweitens, weil das, was die nächſten Zeiten brachten, einer Widerlegung gleichkam. So blieb denn, trotz gelegentlicher leiſer Schwankungen, durch länger als ein Menſchenalter hin alles in meiner Anſchauung beim Alten, bis das Gerlach'ſche Buch kam. Da wurd' ich ſtutzig, nahm, wie ſchon angedeutet, meine vordem nur ganz flüchtig gehegten und weit zurückliegenden Bedenken wieder auf und ſah mich, je länger und umfaſſender ich mich mit dem Gegenſtande beſchäftigte, zuletzt vor die Frage geſtellt „ja, wie verlaufen denn dieſe Dinge überhaupt?“ Und meine Antwort auf dieſe mir ſelbſt geſtellte Frage ging dahin: Sie müſſen — vorausgeſetzt daß ein großes und allgemeines Fühlen in dem Aufſtande zum Ausdruck kommt, — jedesmal mit dem Siege der Revolution enden, weil ein aufſtändiſches Volk, und wenn es nichts hat als ſeine nackten Hände, ſchließlich doch notwendig ſtärker iſt, als die wehrhafteſte geordnete Macht. Im Teutoburger Walde, bei Sempach, bei Hemmingſtedt, überall dasſelbe; die Waldestiefen, die Felſen und Schluchten, die durch die Dämme brechenden Fluten, ſind eben ſtärker als alle geordneten Gewalten, und wenn ſie nicht ausreichen und nicht helfen, ſo hilft zuletzt einfach der Raum und wenn auch der nicht hilft, ſo hilft die Zeit. Dieſe Zeit kann verſchieden bemeſſen ſein, ſie kann ſich — wir ſehen das in dieſem Augenblick in den Kämpfen auf Cuba — über Jahre hin ausdehnen, aber in den meiſtem Fällen genügen ſchon Tage. Bei Straßenkämpfem gewiß. Wie geſtalten ſich ſolche Kämpfe? Das Volk hat von Moment zu Moment das Spiel in der Hand, hat Aktionsfreiheit; es kann ſich dem Feuer ausſetzen, es kann ſich ihm aber auch entziehen; es kann nach Hauſe gehen, um in Bequemlichkeit auszuſchlafen und kann am andern Morgen wieder mit friſchem Kräften in den Kampf eintreten. Der arme Solldat dagegen muß frieren, hungern, durſten und was er vom Schlaf hat — wenn überhaupt — wird ihm wenig erquicken, da man in den von ihm beſetzten Häuſern ihm widerwillig geſonnen iſt. Dieſe Widerwilligkeit durch zwangsweiſes Vorgehen zu brechen, iſt unmöglich, das läßt ſich allenfalls gegen Landesfeimde thun — auch da ſehr ſchwer —, aber ſicherlich nicht gegen den guten Bürger, dem zuliebe ja, halb wirklich, halb vorgeblich, die ganze Szene durchgeſpielt werden ſoll. Eine Zeit lang hält eine gute Truppe trotz aller dieſer Schwierigkeiten aus, zuletzt aber ſind's Menſchen, und von dem beſtändigen Abhetzen matt umd müde geworden, verſagt zuletzt die beſte Kraft und der treuſte Wille. Dazu kommt noch, daß auch Schlagwörter, plötzlich heraufbeſchworene Vorſtellungen, Imponderabilien, über die hinterher leicht lachen iſt, mit einemmal eine halb unerklärliche Macht gewinnen. So weiß ich oder glaub ich zu wiſſen, daß für beſtimmte kleinere Truppenteile mit einemmal der Schreckensruf da war: „Die Bürger kommen“.

Noch einmal, ich vermeide hier mit Abſicht nähere Angaben. Es waren Kompagnien, die ſich, wenige Monate ſpäter, ganz beſonders und allen andern vorauf in ernſten Kämpfen ausgezeichnet haben. Jetzt erſcheint uns der Schrei: „Die Bürger kommen“ als der Inbegriff alles Komiſchen; damals, auf knappe vierundzwanzig Stunden, umſchloß er eine Macht. Immer dieſelbe Geſchichte, wenn der Morgen anbricht, ſieht man, daß es ein Handtuch war, aber in der Nacht hat man ſich gegrault. Die Tapferſten haben mir ſolche Zugeſtändniſſe gemacht. Nur der Feigling iſt immer Held. So lag es ſehr wahrſcheinlich auch am achtzehnten März, und als General von Prittwitz gegen den König die Worte ausſprach: „Heute und morgen und auch noch einen Tag glaube ich die Sache halten zu können,“ da waren wohl bereits die erſten Anzeichen eines ſolchen Verſagens da. So wird es immer ſein, weil es — wenn man nicht gleich im erſten Augenblick, wie beiſpielsweiſe am zweiten Dezember, mit vernichtender und bei patriarchaliſchem Regiment überhaupt nicht zuläſſiger Gewalt vorgehen will — nicht anders ſein kann. Und auch in dem Ausnahmefall hat es nicht Dauer. Auflehnungen, ich muß es wiederholen, die mehr ſind als ein Putſch, mehr als ein frech vom Zaun gebrochenes Spiel, tragen die Gewähr des Sieges in ſich, wenn nicht heute, ſo morgen. Alle geſunden Gedanken, auch das kommt hinzu, leben ſich eben aus, und hier die richtige Diagnoſe ſtellen, das Zufällige vom Tiefbegründeten unterſcheiden können, *das* heißt Regente ſein.

Drittes Kapitel.

Der einundzwanzigſte März.

Am neunzehnten Vormittags — wie ſchon erzählt — erſchien die Proklamation, „daß alles bewilligt ſei;“ mir perſönlich, weil ich der Sache mißtraute, wenig zu Luſt und Freude. Trotzdem ſah ich ein, daß es thöricht ſein würde, mir die Stunde zu verbittern, bloß weil vielleicht bittre Stunden in Sicht ſtanden. Ich war alſo bemüht mit dem Strome zu ſchwimmen und geriet nur, eine Zeit lang, in neues Unbehagen, als ich von der einigermaßen an Hinterliſt gemahnenden Gefangennahme des alten General v. Möllendorf, Kommandeurs der einen Gardebrigade, hörte. Der vortreffliche alte Herr, der ſich ſchon 1813 ausgezeichnet hatte, war von der Königsſtraße her auf den Alexanderplatz vorgeritten, um in durchaus volksfreundlichem Sinne zu parlamentieren und war bei dieſer Gelegenheit vom Tierarzt Urban, einem ſchönen

Manne, von dem man nur, ſeinem Ausſehn nach, nicht recht wußte, ob man ihn mehr in die böhmiſchen Wälder oder mehr nach Utah hin verlegen ſollte, gefangen genommen worden, wie's hieß unter Aſſiſtenz eines vierzehnjährigen Schuſterjungen, der dem General von hinten her den Degen aus der Scheide zog. Möllendorf, durch Tierarzt Urban gefangen genommen, das wollte mir ſchon nicht recht eingehn! Aber was mich direkt empörte, das war, daß man den alten General in das Schützenhaus geſchleppt und ihn dort ganz gemütlich vor die Wahl geſtellt hatte: Schießverbot an ſeine Truppen oder ſelber erſchoſſen werden. Glücklicherweiſe nahmen die Dinge draußen ſolchen Verlauf, daß der Unſinn und mehr als das — ſolche Forderung darf man nicht ſtellen, auch nicht in ſolchen Momenten — ohne weitere Folge vorüber ging.

Am Nachmittage wurd' es ganz ſtill und ich benutzte dieſe ruhigen Stunden, um einen langen Brief, wohl vier, fünf Bogen an meinen Vater zu ſchreiben. Es wird dies mutmaßlich der erſte Bericht über den achtzehnten März geweſen ſein und wenn es nicht der erſte Bericht war, der geſchrieben wurde, ſo doch wohl der erſte, der in die Welt ging. Es gab nämlich an jenem neunzehnten — der noch dazu ein Sonntag war — keine Poſtverbindung, was mich denn auch veranlaßte, meinen Brief direkt nach dem Stettiner Bahnhof zu bringen und ihn dort in den Poſtwagen eines Eiſenbahnzuges zu thun. So kam dies Scriptum am andern Morgen in dem großen Oderbruchdorfe Letſchin, wo mein Vater damals wohnte, glücklich an. Von den Sonnabendvorgängen in Berlin wußte man dort kein Sterbenswörtchen, ſelbſt das „Gerücht", das ſonſt ſo ſchnell fliegt, hatte verſagt und ſo war denn die Aufregung, die mein Brief ſchuf, ungeheuer. In alle Nachbardörfer gingen und ritten die Boten, um die große Sache zu melden, von der ich nicht weiß, ob ſie mit Trauer oder Jubel aufgenommen wurde. Mein Vater, ſelbſtverſtändlich, war an der Spitze der Erregteſten, beſchloß ſofort zu reiſen, „um ſich die Geſchichte mal anzuſehn" und war am einundzwanzigſten früh in Berlin. Wie gewöhnlich ſtieg er in einem Vorſtadtsgaſthofe, „wo's keine Kellner gab" ab und war um die Mittagsſtunde bei mir. Ich freute mich herzlich ihn zu ſehn, denn er war, von allem andern abgeſehn, immer jovial und amüſant und keine halbe Stunde, ſo brachen wir gemeinſchaftlich auf.

„Sage, kannſt du denn ſo ohne weitres aus dem Geſchäft fort?"

„Eigentlich nicht. Sonſt haben wir grad' um Mittag immer viel zu thun. Aber es iſt jetzt, als ob die Doktors auf Reiſen wären. Und dann, Papa, was die Hauptſache iſt, ich bin ja ſo gut wie ein Revolutionär und habe das Königſtädtiſche Theater mitſtürmen helfen. . .“

„Wurde es denn verteidigt?“

„Nein. Beinahe das Gegenteil. Aber ich war doch mit dabei und das giebt mir nun ſo 'nen Heilgenſchein“ — ich machte mit dem Zeigefinger die entſprechende Bewegung um den Kopf herum — „und mein Prinzipal denkt: ich könnte am Ende ſo weiter ſtürmen.“

Er lachte. So was that ihm immer ungeheuer wohl und ſo ſchritten wir denn, untergefaßt, die Königsſtraße hinauf, auf den Schloßplatz zu. Wie wir nun da die Schloßhöfe und ihre Portale paſſierten und eben vor der großen, in das Luſtgartenportal einmündenden Treppe ſtanden, fragte ich ihn, „ob er da vielleicht hinein wolle?“

„Was? hier in die Schloßzimmer?“

„Ja. Wie du vielleicht weißt, Emiliens — meiner Braut — Vetter iſt Stabsarzt in der Pepiniere und einer von denen, die hier die Behandlung der Verwundeten haben. Ich war geſtern ſchon eine Viertelſtunde mit ihm zuſammen und hab' einen großen Eindruck von der Sache gehabt. An den Wänden hängen allerlei Prinzeſſinnenbilder und darunter liegen die Verwundeten. Es ſind merkwürdige Zuſtände.“

„Ja, höre, das find' ich auch. Aber ich mag da nicht hinein; ich geh nicht gern in Schlöſſer. So eigentlich gehört man doch da nicht hin.“

Unter dieſen Worten waren wir, an den Roſſebändigern vorüber, wieder in's Freie getreten und gingen auf die Linden zu. Hart an der Brücke und dann auch wieder dicht vor der neuen Wache waren große metallene Teller aufgeſtellt, in die man für die Verwundeten eine Geldmünze hineinthat.

„Wir müſſen da wohl auch 'was geben,“ ſagte mein Vater. „Eine Kleinigkeit; ſo bloß ſymboliſch . .“

Und dabei zog er ſeine Börſe, deren Ringe, links und rechts, ziemlich weit nach unten ſaßen. Ich folgte ſeinem Beiſpiel und wir entledigten uns jeder einer verhältnismäßig anſpruchsvollen Münze, die damals den proſaiſchen Namen „Achtgroſchenſtück“ führte.

Gleich danach waren wir bis an die jenſeitige Zeughausecke gekommen, da wo das Kaſtanienwäldchen anfängt. Er blieb hier ſtehen, ſah ſich mit ſichtlichem Behagen den prächtigen ſonnenbeſchienenen Platz an und ſagte dann mit der ihm eigenen Bonhommie; „ſonderbar, es ſieht hier noch gerade ſo aus wie vor fünfzig Jahren . . .“ Seitdem iſt wieder ein Halbjahrhundert vergangen und wenn die Stelle kommt, wo mein guter Papa in jenen Tagen dieſe großen Worte gelaſſen ausſprach, ſo kann ich mich nicht erwehren, ſie meinerſeits zu wiederholen und ſage dann ganz wie er damals: „es ſieht noch gerade aus wie vor fünfzig Jahren.“ Es iſt in der That ganz erſtaunlich, wie wenig ſich — ein paar Ausnahmen zugegeben — Städtebilder verändern. Wenn an die Stelle von engen ſchmutzigen Ghettogaſſen ein Square mit Springbrunnen tritt, ſo läßt ſich freilich von Aehnlichkeit nicht weiter ſprechen, präſentieren ſich aber die Hauptlinien unverändert, während nur die Faſſade wechſelte, ſo bleibt der Eindruck ziemlich derſelbe. Die Maße entſcheiden, nicht das Ornament. Dies iſt, es mag ſo ſchön ſein wie es will, für die Geſamtwirkung beinah gleichgiltig.

Wir hatten vor, die Linden hinunter zu gehen und draußen vor dem Brandenburger Thor in Puhlmanns Garten — den ich kannte — Kaffee zu trinken. Aber zunächſt wenigſtens kamen wir nicht dazu, denn als wir eben unſern Weitermarſch antreten wollten, erſchien, von der Schloßbrücke her, eine ganze von hut- und mützeſchwenkendem Volk umringte Kavalkade. Beim Näherkommen ſahen wir, daß es der König war, der da heranritt, links neben ihm Miniſter v. Arnim, eine deutſche Fahne führend.

„Du haſt Glück, Papa, jetzt erleben wir was.“

Und richtig, hart an der Stelle, wo wir ſtanden, hielt der Zug und an die raſch ſich mehrende Volksmenge richtete jetzt der König ſeine ſo berühmt gewordene Anſprache, drin er zuſagte, ſich, unter Wahrung der Rechte ſeiner Mitfürſten, an die Spitze Deutſchlands ſtellen zu wollen. Der Jubel war ungeheuer. Dann ging der Ritt weiter.

Als der Zug vorbei war, ſagte mein Vater: „Es hat doch ein bißchen was Sonderbares, . . . ſo rumreiten . . . Ich weiß nicht . . .“

Eigentlich war ich ſeiner Meinung. Aber es hatte mir doch auch wieder imponiert und ſo ſagt' ich denn: „Ja, Papa, mit dem Alten iſt es nun ein für allemal vorbei. So mit Zugeknöpftheiten, das geht nicht mehr. Immer an die Spitze . . .“

„Ja, ja.“

Und nun gingen wir auf Puhlmanns Kaffeegarten zu.

Viertes Kapitel.

Auf dem Wollboden. Erſtes und letztes Auftreten als Politiker.

Ich weiß nicht mehr, um wie viel Wochen ſpäter die Wahlen zu einer Art „Konſtituante“ begannen. Eine Volksvertretung ſollte berufen und durch dieſe dann die „Verfaſſung“ feſtgeſtellt werden. Bekanntlich kam es aber erheblich anders und das Endreſultat, nach Steuerverweigerung und Auflöſung der Verſammlung, war nicht eine vom Volkswillen diktierte, ſondern eine „oktroyierte Verfaſſung“. Es iſt immer mißlich, wenn die Freiheitsdinge mit etwas Oktroyiertem anfangen.

Alſo Wahlen zur Konſtituante! Der dabei ſtattfindende Wahlmodus entſprach dem bis dieſen Augenblick noch ſeine ſogenannten Segnungen ausübenden Dreiklaſſenſyſtem und lief darauf hinaus, daß nicht direkt ſondern indirekt gewählt wurde, mit anderen Worten, daß ſich eine Zwiſchenperſon einſchob. Dieſe

Zwiſchenperſon war der „Wahlmann“. Er ging aus der Hand des Urwählers hervor, um dann aus ſeiner — des Wahlmanns — Hand wiederum den eigentlichen Volksvertreter hervorgehen zu laſſen.

Alle Detailbeſtimmungen ſind meinem Gedächtniſſe naturlich längſt entfallen und ich weiß nur noch, daß ich perſönlich alt genug war, um als „Urwähler“ auftreten zu können. Ich erhielt alſo mutmaßlich den entſprechenden Zettel und begab mich, mit dieſem ausgerüſtet, in ein Lokal, in welchem ſich die Urwähler der Neuen Königſtraße ſamt Umgegend über ihren „Wahlmann“ ſchlüſſig machen und dieſen ihren politiſchen Vertrauensmann proklamieren ſollten. Wenn ich eben ſagte „in ein Lokal“, ſo iſt dies nicht ganz richtig. Ein „Lokal“ iſt nach Berliner Vorſtellung eine Oertlichkeit, drin viele Kellner umherſtehen und einem unter Umſtänden ein Seidel bringen, noch ehe man es beſtellt hat. Ein ſolches „Lokal“ war nun aber unſer Wahl-Lokal keineswegs; es war vielmehr ein großer langer Boden, an deſſen Seiten mächtige Wollſäcke hochaufgetürmt lagen, während zwei dieſer Säcke ſich im rechten Winkel quer vorſchoben und einen Abteil, eine Art Geſchäftsraum herſtellten. In Front davon war ein Tiſchchen aufgeſtellt, an dem ein Wahlkommiſſar, oder etwas dem Aehnliches ſaß, ein würdiger alter Herr, auch ganz augenſcheinlich der klügſte, der den Gang der Ereigniſſe zu leiten hatte. Die Zahl derer, die ſich eingefunden, war nicht groß, höchſtens einige dreißig, und weil wohl niemand recht wußte, was zu thun ſei, ſtand man in Gruppen umher und wartete, daß irgend wer, der wenigſtens einen Schimmer habe, die Sache in die Hand nehmen würde. Naive Menſchen ſind immer ſehr führungsbedürftig. Endlich fragte der Wahlbeamte, ob nicht einer der Erſchienenen Vorſchläge hinſichtlich eines aufzuſtellenden Wahlmannes machen wolle. Man drückte Zuſtimmung aus, blieb aber ſchweigſam und ſah nur immer zu einem langen Herrn von mittleren Jahren hinüber, der in jener Erregung, die das ſichre Kennzeichen eines ſtarke Redeluſt mit Rede-Unvermögen vereinigenden Menſchen iſt, in Front der beiden Wollſäcke auf und ab ſchritt. Er war eben ſo ſehr ein Bild des Jammers wie der Komik, wozu ſeine Kleidung redlich beiſteuerte. Während wir andern alle, meiſt kleine Handwerker, Budiker und Kellerleute, in unſrem Alltagsrock erſchienen waren, trug der aufgeregte Mann einen ſchwarzen Frack und eine weiße Kandidatenbinde. Die Brille nahm er beſtändig ab und ſetzte ſie wieder auf und war ärgerlich, wenn ſich die beiden Häkchen in ſeinem angekräuſelten blonden Haar verfitzten.

„Wer iſt der Herr?“ fragte ich einen neben mir Stehenden.

„Das iſt der Herr Schulvorſteher von hier drüben.“

„Wie heißt er denn?“

„Ich glaube Schaefer; er kann aber auch Scheffer heißen. Ich werde mal Roeſike fragen . . . Sage mal Roeſike . . .“

Und es war erſichtlich, daß er, mir zu Liebe, ſeinen Freund den Bäcker Roeſike wegen „Schaefer oder Scheffer“ interpellieren wollte. Kam aber nicht dazu. Denn in eben dieſem Augenblicke hatte ſich der Schulvorſteher neben den Tiſch des den Wahlakt leitenden alten Herrn aufgeſtellt und ſagte — ein paar Schlagwörter ſind mir im Gedächtnis geblieben — ungefähr das folgende.

„Ja, meine Herren, was uns hergeführt hat, . . . wir ſind hier in dieſem weiten Raum verſammelt und es iſt wohl jeder von uns davon durchdrungen. Und jeder dankt auch wohl Gott, daß wir ein Fürſtengeſchlecht haben, wie das unſrige. Kein Land, das ein ſolches Geſchlecht hat und wir ſtehn zu ihm in Liebe und in Treue . . . Aber, meine Herrn, nicht Roß nicht Reiſige . . . Sie wiſſen, auch an dieſer Stelle iſt heldenmütig gekämpft worden, Bürgerblut iſt gefloſſen und der Sieg iſt auf unſerer Seite geblieben.

Es handelt ſich darum, dieſen Sieg an unſre Fahne zu ketten. Und dazu bedürfen wir der richtigen Männer, die ſich jeden Augenblick bewußt ſind, daß das deutſche Gemüt einer Niedrigkeit nicht fähig iſt. Und Verrat an unſren heiligſten Gütern iſt Niedrigkeit. Unter uns, das weiß ich, iſt niemand. Aber nicht alle denken und fühlen ſo, da ſind ihrer noch viele, die der Freiheit nach dem Leben trachten. Mit Geierſchnäbeln hacken ſie danach. Ich bin deshalb für Anſchluß an Frankreich und ſehe Gefahr für Preußen in jenem Mann, der Polen eingeſargt hat und unſre junge Freiheit nicht will. Alſo, meine Herren, Männer von verbürgter Königs- aber zugleich auch von verbürgter Volkstreue: Jahn, Arndt, Boyen, Grolmann, vielleicht auch Pfuel. Die werden unſre Fahne hochhalten. Ich wähle Humboldt.“

Dieſe Rede wurde mit Beifallsgemurmel aufgenommen und nur der Vorſitzende lächelte. Zu Widerlegungen ſah er ſich aber nicht gemüßigt und ſo fiel mir Aermſten denn die Aufgabe zu, dem einem allerhöchſten Ziele wild nachjagenden Schulvorſteher in die Zügel zu fallen. Sehr gegen meine Neigung. Ich war aber über dies öde wichtigthueriſche Papelwerk aufrichtig indigniert und bemerkte dem entſprechend mit einer gewiſſen übermütigen Emphaſe, „daß uns hier nicht zubeſtimmt ſei für die Hohenzollern oder für die Freiheit direkt Sorge zu tragen, ſondern daß wir hier in der Gotteswelt weiter nichts zu thun hätten, als in unſrer Eigenſchaft als beſcheidene Urwähler einen beſcheidenen Wahlmann zu wählen. All das andre käme nachher erſt; da ſei dann der Augenblick da, Preußen nach rechts oder nach links zu leiten. Hoffentlich nach links. Ich müßte deshalb auch darauf verzichten, Alexander von Humboldt an dieſer Stelle meine Stimme zu geben und wäre vielmehr für meinen Nachbar Bäcker Röſike, von dem ich wüßte, daß er ein allgemein geachteter Mann ſei und in der ganzen Gegend die beſten Semmeln hätte."

Da zufällig kein andrer Bäcker zugegen war, ſo war man mit meinem Vorſchlag allgemein einverſtanden; aber Röſike ſelbſt, allem Ehrgeiz fremd, wollte von ſeiner Wahl nichts wiſſen, ſchlug vielmehr in verbindlicher Revanche mich vor und als wir zehn Minuten ſpäter das Wahllokal verließen, war ich in der That Wahlmann.

Dies war mein Debüt auf dem Wollboden, zugleich erſtes und letztes Auftreten als Politiker.

* * *

Am Abend eben dieſes Tages ging ich nach Bethanien hinaus, um dort dem Paſtor Schultz, mit dem ich, trotz weitgehendſter politiſcher und kirchlicher Gegenſätze, befreundet war, einen Beſuch zu machen. Als ich draußen ankam, ſah ich an den im Vorflur an verſchiedenen Riegeln und Haken hängenden Hüten und Sommerüberziehern, daß drinnen im Schultz'ſchen Wohnzimmer Beſuch ſein müſſe. Das war mir nicht angenehm. Aber was half es und ſo trat ich denn ein. Um einen großen runden Tiſch herum ſaßen ſechs oder ſieben Herren, lauter Pommerſche von Adel, unter ihnen ein Senfft-Pilſach, ein Kleiſt, ein Dewitz. Aus ein paar Worten, die gerade fielen als ich eintrat, konnt ich unſchwer heraushören, daß man über die Wahlen ſprach und ſich darüber mocquierte. Schultz, ſonſt ein ſehr ernſter Mann, — zu ernſt — war der ausgelaſſenſte von allen und als er mich von der Thür her meine Verbeugung gegen die Herren machen ſah, rief er mir übermütig zu: „Was führt dich her! Du biſt am Ende Wahlmann geworden."

Ich nickte.

„Natürlich. So ſiehſt du auch gerade aus."

Alles lachte und ich hielt es für das Klügſte mit einzuſtimmen, trotzdem ich, ein bißchen ingrimmig in meiner Seele, das eitle Gefühl hatte: „lieber Schultz, mit dir nehm ich es auch noch auf."

Fünftes Kapitel.

Nachſpiel. Berlin im Mai und Juni 48.

Ich habe, voraufgehend, von meiner Wahlmannſchaft und einer gleichzeitigen oratoriſchen Leiſtung auf dem in der Neuen Königsſtraße gelegenen Wollboden als von meinem „erſten und letzten Auftreten als Politiker“ geſprochen. Es war das auch im weſentlichen richtig. Ich habe jedoch hinzuzufügen, daß dieſem „erſten und letzten Auftreten“ noch ein mit zur Sache gehöriges Nachſpiel folgte. Dies Nachſpiel waren die Wahlmänner-Verſammlungen behufs Wahl eines Abgeordneten. Auf dem Wollboden in der Neuen Königsſtraße war ich gewählt worden, im Konzertſaale des Königlichen Schauſpielhauſes, wo die Wahlmännerverſammlungen ſtattfanden, hatte ich zu wählen oder mich wenigſtens an den Beratungen zu beteiligen. Das that ich denn auch und ich zähle die Stunden, in denen dieſe Beratungen ſtattfanden, zu meinen allerglücklichſten. Es war alles voll Leben und Intereſſe, wenn auch, aufs eigentlich Politiſche hin angeſehen, jeder moderne Parlamentarier ſich ſchaudernd davon abwenden würde. Gerade von den beſten Männern wurden Dinge geſprochen, die kaum in irgend welcher Beziehung zu dem dort zu Verhandelnden ſtanden, aber ſo ſonderbar und oft das Komiſche ſtreifend, dieſe ſpontan abgegebenen und ſehr „in die Fichten“ gehenden Schüſſe wirkten, ſo war doch in dieſen dilettantiſchen Expektorationen immer „was drin“. So ſprach einmal der alte General Reyher — Chef des großen Generalſtabes und Vorgänger Moltkes, welcher letztere ſich ſpäter oft dankbar zu dieſem ſeinen Lehrer bekannt hat — und legte ganz kurz ein politiſches, mit Rückſicht auf die Dinge, zu deren Erledigung wir verſammelt waren, völlig zweckloſes Glaubensbekenntnis ab. Es machte aber doch einen großen Eindruck auf mich, einen alten würdigen General ſich freimütig zu ſeinem König und zur Armee bekennen zu hören. Denn von derlei Dingen hörte man damals wenig. Und dann, ich glaube es war an demſelben Tage, ſchritt der alte Jakob Grimm auf das Podium zu, der wundervolle Charakterkopf — ähnlich wie der Kopf Mommſens ſich dem Gedächtnis einprägend — von langem ſchneeweißem Haar umleuchtet und ſprach irgend etwas von Deutſchland, etwas ganz allgemeines, das ihm, in jeder richtigen politiſchen Verſammlung, den Ruf: „zur Sache" eingetragen haben würde. Dieſer Ruf unterblieb aber, denn jeder war betroffen und gerührt von dem Anblick und fühlte, wie weit ab das alles auch liegen mochte, daß man ihm folgen müſſe, wollend oder nicht.

Das waren ſo zwei glänzende, mir durch alle Zeit hin in Erinnerung gebliebene Geſtalten, während die Meiſten freilich nur Schwätzer und Nullen waren, ein paar auch ſogar Hochſtapler. Ich kenne noch ganz gut ihre Namen, aber ich werde mich hüten ſie hier zu nennen.

Wie lange dieſe Sitzungen dauerten, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß alles was ich erlebte, mich tagtäglich beglückte: der ſchöne Saal, das herrliche Wetter — wie's ein Hohenzollernwetter giebt, ſo giebt es auch ein Revolutionswetter — der Verkehr, das Geplauder. Eine Befangenheit, zu der ich ſonſt wohl neige, kam nicht auf, weil niemand da war — ſelbſt die Beſten mit eingerechnet, denen dann eben wieder das Politiſche fehlte — der mir hätte imponieren können. Von meiner Unausreichendheit, meinem Nichtwiſſen tief durchdrungen, ſah ich doch deutlich, daß, kaum zu glauben, das Nichtwiſſen der Andern wo möglich noch größer war als das meinige. So war ich beſcheiden und unbeſcheiden zugleich.

Eines Tages, als ich aus einer dieſer immer den halben Tag wegnehmenden Sitzungen nach meiner Neuen Königsſtraße zurückkehrte, fand ich daſelbſt ein Billet vor, deſſen Aufſchrift ich raſch entnahm, daß es von meinem Freunde, dem ſchon im vorigen Kapitel genannten Paſtor Schultz in Bethanien herrühren müſſe. So war es denn auch. Er fragte ganz kurz bei mir an, ob ich vielleicht bereit ſei, die pharmaceutiſch-wiſſenſchaftliche Ausbildung zweier bethaniſcher Schweſtern zu übernehmen, da man gewillt ſei, den bethaniſchen Apothekendienſt in die Hände von Diakoniſſinnen zu legen. Im Falle dieſer ſein Antrag mir paſſe, wär' es erwünſcht, wenn ich baldmöglichſt in die betreffende Stellung einträte. Das war eine ungeheure Freude. Auskömmliches Gehalt, freie Wohnung und Verpflegung, alles wurde mir geboten und ich antwortete, „daß ich nicht nur dankbarſt acceptierte, ſondern auch der Hoffnung lebte, mich aus meiner gegenwärtigen Stellung ſehr bald loslöſen zu können.“ Gleich am andern Morgen trug ich dementſprechend mein Anliegen meiner Prinzipalität vor und begegnete keiner Schwierigkeit. Eigentlich war man wohl froh, und auch mit Recht, mich los zu werden, denn ſolchen „Politiker“ um ſich zu haben, der jeden Tag ins Schauſpielhaus lief, um dort pro patria zu beraten und bei dem außerdem noch die Möglichkeit einer plötzlichen Verbrüderung mit dem Blouſenmann Siegriſt nicht ausgeſchloſſen ſchien, hatte was Bedrückliches, ganz abgeſehn von den nächſtliegenden geſchäftlichen Unbequemlichkeiten, die mein beſtändiges „ſich auf Urlaub befinden“ mit ſich brachte.

So kam es denn, daß ich ſchon im Juni höchſt vergnüglich nach Bethanien hin überſiedelte, nur ein ganz klein wenig bedrückt durch die Vorſtellung, daß mir vielleicht ein „Singen in einem höheren Ton“ dort zugemutet werden könnte. Sonderbarerweiſe aber hat es ſich für mich immer ſo getroffen, daß ich unter Muckern, Orthodoxen und Pietiſten, desgleichen auch unter Adligen von der junkerlichſten Obſervanz meine angenehmſten Tage verlebt habe. Jedenfalls keine unangenehmen.

In Bethanien.

Erſtes Kapitel.

Bethanien und ſeine Leute.

Ich war nun alſo in Bethanien eingerückt und hatte in einem der unmittelbar daneben gelegenen kleineren Häuſer eine Wohnung bezogen. In eben dieſem Hauſe, dem Aerztehauſe, waren drei Doktoren einquartiert: in der Beletage der dirigierende Arzt Geheimrat Dr. Bartels, in den Parterre-Räumen einerſeits Dr. Wald, andrerſeits Dr. Wilms. Zwei von des letzteren Wohnung abgetrennte Zimmer mit Blick auf Hof und Garten bildeten meine Behauſung. Bartels und Wald waren verheiratet, was einen Verkehr zwar nicht ausſchloß, aber doch erſchwerte, Wilms und ich dagegen trafen uns tagtäglich beim Mittageſſen, das wir gemeinſchaftlich mit einem ebenfalls unverheirateten bethaniſchen Inſpektor in deſſen im „Großen Hauſe" gelegenen Zimmern einnahmen. Drei Junggeſellen: Wilms ſechsundzwanzig, ich achtundzwanzig, der Inſpektor einige dreißig. Das hätte nun reizend ſein können. Es war aber eigentlich langweilig. Wilms war immer etwas gereizt, teils weil ihn das Paſtor Schultziſche Papſttum direkt verdroß, teils weil ihn die Haltung der beiden ihm vorgeſetzten Aerzte das mindeſte zu ſagen nicht recht befriedigte. Dazu kam auch wohl noch die Vorahnung beziehentlich Gewißheit, daß er die, denen er ſich jetzt unterſtellt ſah, ſehr bald überflügeln würde. Dem nachzuhängen, wäre nun gewiß ſein gutes und für mich unter allen Umſtänden ſehr unterhaltliches Recht geweſen, aber weil er bei ſeinen großen Vorzügen — ſeine größte Eigenſchaft, faſt noch über das Aerztliche hinaus, war ſeine Humanität — doch eigentlich was Philiſtröſes hatte, ſo verſtand er es nicht, ſeinen Unmut grotesk-amüſant zu inſzenieren. Er hatte keine Spur von Witz und Humor und entbehrte alles geiſtig Drüberſtehenden. Er wurde nur groß, wenn er das Seziermeſſer in die Hand nahm.

So Wilms. Er war nicht intereſſant. Aber das war freilich auch das Einzige, was ſich gegen ihn ſagen ließ, während es mit dem Inſpektor auf manch ernſterem Gebiete bedenklich ſtand. Er hatte das roſige, gut raſierte Glattgeſicht der Frommen, dazu auch die verbindlichen Manieren, deren ſich dieſe zwar nicht immer, aber doch meiſt befleißigen. Inſoweit wär' es alſo mit ihm ſehr gut auszuhalten geweſen.

Aber er war ein Scheinheiliger comme-il-faut — Gott ſei Dank der einzige, den ich in Bethanien kennen gelernt habe — und wenn er mit feinem Ohr hörte, daß ſpät am Abend noch die Oberin, Gräfin Rantzau, auf ſeinem Korridor erſchien, um vor Nachtzeit noch einmal das Haus abzupatrouillieren, ſo begann er in ſeinem Zimmer auf und ab zu rutſchen und Gott mit erhobener Stimme anzurufen, ihm ſeine Sünden zu verzeihen und wieder in Gnaden anzunehmen. Ob die Gräfin in dieſe Falle ging, weiß ich nicht; ich glaub es aber kaum, denn ſie war klug und kannte die Menſchen.

Uebrigens mediſierten Wilms und ich, ich natürlich voran, bei unſren gemeinſam eingenommenen Mahlzeiten mit nie ausſetzender Regelmäßigkeit und erzählten uns die bedenklichſten Geſchichten, bei denen ſich das Geſicht des Inſpektors immer verklärte. Weiter ging er aber nicht. Er ſelber ſtimmte nicht ein, begnügte ſich vielmehr, das eben Gehörte nach Spitzelart weiter zu melden. Solche Geſtalten ſind jetzt im Verſchwinden; er vertrat noch ganz den alten Komödientartüffe, den man ſchon merkt, noch eh' er um die Ecke gebogen. Die heutigen ſind viel gefährlicher, weil ſie gröber auftreten. Und Grobheit gilt nun mal für gleichbedeutend mit Rechtſchaffenheit und Wahrheit. Grobheit hat etwas Sakroſanktes.

Aber zurück zu unſrem Inſpektor! Er iſt mir durch manche wunderliche Szene noch lebhaft in Erinnerung, am meiſten durch einen „Refus“, zu dem er freilich, einem vorhandenen Reglement entſprechend, nicht bloß berechtigt, ſondern ſogar gezwungen war, was nicht ausſchließt, daß er dieſem Reglement auch gern gehorchte. Dafür ſorgte ſeine kleinliche Natur. Und ſo kam es denn, daß er, als ich meine zwei Zimmer einrichten wollte, gegen jede die Wandfläche ſchädigende Handlung, alſo ganz beſonders gegen jeden einzuſchlagenden Nagel feierlich Proteſt einlegte, ſich dabei auf den „Herrn Baurat“ berufend, der dergleichen verboten und jedes neue Nageleinſchlagen von ſeiner vorgängigen Erlaubnis abhängig gemacht habe. Wir alle: Dr. Wald, Wilms und ich, wahrſcheinlich auch die andern Bewohner des Hauſes, waren über dieſen ungeheuren Blödſinn dermaßen empört, daß wir höheren Orts anfragten, „ob ſich das wirklich ſo verhalte.“ Worauf man uns achſelzuckend mitteilte: „ja, das ſei ſo.“ Ganz neuerdings iſt mir ein Akt ähnlich ridiküler Baumeiſter Tyrannei zur Kenntnis gekommen, ſo daß alſo derlei Dinge nicht Spleen oder Anmaßung eines Einzelnen, ſondern, namentlich bei Staats- und öffentlichen Bauten, ein gut preußiſches Herkommen zu ſein ſcheinen. Ich ſchicke dabei voraus, daß ich ein Baumeiſterſchwärmer bin, etwa wie die meiſten Menſchen Oberförſterſchwärmer zu ſein pflegen. Einzelne Berufe ſind eben bevorzugt. Aber das mit dem nicht „einzuſchlagenden Nagel“ oder gar — wie in dem zweiten Falle — das Verbot eines an einer höchſt fragwürdigen Kaſernenbau-Front anzubringenden Fenſterladens, iſt mir denn doch zu viel geweſen. Da ſpricht man immer von Maleranmaßung, wenn irgendwo ein unglücklicher pittore glaubt, ſich gegen eine von pater familias gewünſchte Farbenungeheuerlichkeit auflehnen zu müſſen, oder man eifert auch wohl gegen den Eigenſinn und Dünkel eines armen Tragödienſchreibers, der zwei Menſchen, die, ſeiner Meinung nach, ſterben müſſen, nicht in der Matthäikirche trauen laſſen will. Aber was wollen dieſe ſogenannten Maler- und Dichtereigenſinnigkeiten ſagen gegen dieſen Architektenhochmut, der mir das Anbringen eines mich leidlich gegen Blendung ſchützenden Fenſterladens verbieten und mich, vielleicht auf ein Menſchenalter hin, zum Schmoren in der Nachmittagsſonne verurteilen will.

* * *

Bethanien war eine Schöpfung Friedrich Wilhelms IV., der dieſem Diakoniſſenhauſe, von Beginn ſeiner Regierung an, ſeine ganz beſondere Liebe zugewandt hatte. 1845 wurde der Grundſtein gelegt und 1847 die Anſtalt eröffnet. An der Spitze ſtand, wie ſchon hervorgehoben, die Gräfin Rantzau. Hier ihres Amtes zu walten, war damals eine ſehr ſchwierige Aufgabe, die viel Takt erheiſchte. Denn die Berliner Bevölkerung wollte von dem ganzen auf proteſtantiſcher und wie mancher fürchtete vielleicht ſogar auf katholiſcher Kirchlichkeit aufgebauten Krankenhauſe nicht viel wiſſen. Der Gräfin lag es alſo, neben andrem, ob, die ziemlich widerwillige öffentliche Meinung mit Bethanien zu verſöhnen. Sie vermied dem entſprechend alle Friktionen und wenn es mir auch gewiß iſt, daß ſpätere Oberinnen ihr nicht nur an kirchlicher Dezidiertheit, ſondern namentlich auch an Rührigkeit und Rüſtigkeit — ſie war von Anfang an ſehr krank; ſtarb auch früh — überlegen geweſen ſind, ſo möcht' ich doch behaupten dürfen, daß ſie die zu ſolcher Stellung wünſchenswerten Eigenſchaften in ganz beſonders hohem Maße beſeſſen habe. Der König, als er ſie wählte, zeigte auch darin wieder ſeine feine Fühlung.

So viel über die Gräfin. Ihr erſter Miniſter war Paſtor Schultz, einer der Beſtgehaßten jener Zeit. Aber auch bei ihm durft' es heißen: „viel Feind, viel Ehr." Er gehörte ganz in die Reihe der unter Friedrich Wilhelm IV. einflußreichen und oft maßgebenden Perſönlichkeiten und was von den Gerlachs, von Hengſtenberg und zum Teil auch wohl von Büchſel — der freilich, im Gegenſatz zu den andren, ſich durch ſeinen Humor immer einer gewiſſen Volkstümlichkeit erfreute — galt, das galt auch von dem bethaniſchen Paſtor Schultz. Er war herb und hart, herrſchſüchtig, ehrgeizig und von der Anſchauung durchdrungen, daß man die Welt mit Bibelkapiteln — unter allen Regierungsformen die furchtbarſte — regieren könne, daneben aber doch auch von Eigenſchaften, denen ſelbſt der Feind den Reſpekt nicht verſagen konnte. Das Leben war für ihn nicht zum Spaße da; Leben hieß kämpfen und in ascetiſch ſtrenger Erfüllung ſeiner Pflichten jeden Kampf mutig aufnehmend, ſei's mit den Rammarbeitern draußen am Kanal, ſei's mit hohen Vorgeſetzten, ſo hat er ſeine Tage verbracht und iſt unter Schmerz und Qualen — unter denen auch Zweifel waren, die ich ihm beſonders hoch anrechne — wie ein tapferer Streiter geſtorben. Er war nicht mein Geſchmack, aber ein Gegenſtand meiner Hochachtung.

Was mir ſein Wohlwollen eintrug, weiß ich nicht recht. Er war mit meiner Familie liiert und namentlich meiner Mutter, die große Stücke von ihm hielt, in beſonderer Liebe zugethan. Aber ſolche Erbgefühle halten nie recht vor und wenn man einem Menſchen andauernd Liebe bezeigen ſoll, ſo muß noch etwas hinzukommen, was in der Perſon dieſes Menſchen liegt oder mit ihm zuſammenhängt. Ich vermute, daß es, neben manchem Geringfügigeren, eine gewiſſe Beobachtungsluſt war, was mir des ſonſt ſo ſtrengen Paſtors ſich immer gleichbleibenden freundlichen Geſinnungen eintrug. Er hatte ſich meine Perſon ausgeſucht, um an mir Studien über den natürlichen Menſchen zu machen, etwa wie man gegneriſche Bücher lieſt, nicht um ſich zu bekehren, daran denkt niemand, ſondern um Kenntnis zu nehmen. Die Naivität, mit der ich über Kirchliches und Politiſches mich ausſprach, amüſierte ihn zunächſt, aber er ließ es, weil er meiner Ehrlichkeit traute, bei dieſem Amüſement keineswegs bewenden, ſondern ſagte ſich: „ja, wenn der ſo ſpricht, ſo muß wohl ein Reſtchen von Richtigem drin ſein.“ Natürlich änderte das nichts an und in ihm. Aber er war geſcheit genug, um jede aufrichtige Meinung, richtig oder falſch, klug oder dumm, der Betrachtung wert zu halten.

Er hatte — alles tanzte nach ſeiner Pfeiſe — großen Einfluß nicht bloß als dirigierender Miniſter im Hauſe, ſondern auch nach außen hin in der kirchlichen und zugleich vornehmen Welt, ſo beiſpielsweiſe bei den Stolbergs. Aber ſonderbarerweiſe galt er durchaus nicht für einen „Mann von Gaben“, auch bei ſeinen größten Verehrern nicht, die nur ſeinen Charakter und ſeine Bekenntnisſtrenge betonten. Dies war aber, wenn ich in ſolchen Dingen mitſprechen darf, total falſch. Er hatte keinen abgerundeten und kunſtvoll aufgeführten Satzbau, keine Bilderſprache, keine geiſtreichen Vergleiche, keine Antitheſe, keinen Fluß der Rede, kein donnerndes Organ, nicht einmal gefällige Handbewegungen, aber gerade deshalb ſind mir ſeine Predigten — in denen er nur der *einen* Schwäche huldigte, den Einzelnen gern anzupredigen (auch ich kam mal an die Reihe) — vielfach als muſtergiltig erſchienen, als Ausdruck einer ſchlichten Kunſt, die wegen eben dieſer Schlichtheit ihm nicht bloß die Herzen der Seinen hätte zuführen müſſen, ſondern auch ihre litterariſchen Huldigungen. Das blieb aber aus. Auch die Frommen ſind von Aeußerlichkeiten viel mehr abhängig, als ſie zugeben wollen und ihr mangelndes äſthetiſches Urteil läßt ſie nicht einmal zwiſchen ihren eigenen Leuten richtig unterſcheiden. Sehr fromm, das iſt die erſte Bedingung. Aber iſt dieſe Bedingung erfüllt, ſo ſteht ihnen ein frommer Sacher-Maſoch höher, als ein frommer Goethe.

Als Beweis dafür, daß Schultz, trotz aller Orthodoxie, doch ein ſehr feines Kunſtverſtändnis hatte, will ich hier nur noch Eins erzählen, das noch in meine ganz jungen Jahre fiel, fünf oder ſechs Jahre vor meinem Eintritt in Bethanien. Wir waren gemeinſchaftlich auf Landbeſuch und ſchritten in dem Garten des Herrenhauſes auf und ab, uns über Herwegh unterhaltend, der damals in ſeiner „Sünden Maienblüte“ ſtand. Schultz ſprach ſehr heftig gegen ihn, wollte nichts wiſſen von „Noch einen Fluch ſchlepp ich herbei“ und natürlich noch weniger von „Reißt die Kreuze aus der Erden“. Er zuckte die Achſeln dazu, fand alles redensartlich und beklagte, daß der König einen ſolchen Phraſenmacher in Audienz empfangen habe. Dann aber brach er mit einem Male ab, ſah mich ſcharf an und ſagte: „Du darfſt mich aber nicht mißverſtehn. Trotz allem, was ich da eben geſagt habe, — ſo was kannſt Du noch lange nicht.“

Zweites Kapitel.

Zwei Diakoniſſinnen.

Meine Ueberſiedlung in meine neue Stellung fand gerade an dem Nachmittage ſtatt, wo Bürgerwehr und Volk auf dem Köpnicker Felde herumbataillierten, ſo daß ich — ich war mit einemmale mitten in einer Schützenlinie — unter Flintengeknatter meinen Einzug in Bethanien hielt. Ich hatte von dem Ganzen den Eindruck einer Spielerei gehabt, was es aber doch eigentlich nicht war.

Am andern Vormittage kam Paſtor Schultz, um ſich bei mir umzuſehen und mich dann in mein Amt einzuführen. Wir traten von der Gartenſeite her in das „Große Haus“ ein und gingen durch die langen Korridore hin auf ein hohes Eckzimmer zu, das als Apotheke eingerichtet war und beſonders um ſeiner Höhe willen einen wundervollen, halb mittelalterlichen Eindruck machte. Hier fanden wir zwei Damen, die eine — ältere — in einen ſchwarzen Wollſtoff, die andere, noch ſehr jung, in blau und weißgeſtreifte Leinwand gekleidet, beide in zierlichen weißen Häubchen. Die ältere, von einem gewiſſen Selbſtbewußtſein getragen, begnügte ſich mit einem kurzen Knix, während die jüngere, verlegen lächelnd, eine kleine Kopfverbeugung machte.

Schultz gab den Damen die Hand, war überhaupt in beſter Stimmung und ſagte dann, während er ſich zu mir wandte: „Das ſind nun alſo die zwei Schweſtern, die du zu regelrechten Pharmazeutinnen heranzubilden haben wirſt. Denn ſie ſollen, wie vorgeſchrieben, ein richtiges Examen machen. Thue dein Beſtes, — ſie werden gewiß ihr Beſtes thun. Uebrigens muß ich dir noch ihre Namen nennen: Schweſter Emmy Dankwerts, Schweſter Aurelie von Platen.“

Und damit ging er und überließ uns unſerem Schickſal.

Emmy Dankwerts mochte 35 ſein. Sie ſtammte aus einer bekannten hannöverſchen Predigerfamilie, deren Mitglieder, beſonders im Lüneburgiſchen, durch Geſchlechter hin ihre Pfarren gehabt hatten und auch heute noch haben. Auf einem Dorfe in der „Heide“ war ſie geboren und erzogen. Wahrſcheinlich gehörte ſie zu den ich glaube zwölf Schweſtern, die von Kaiſerswerth her, wo Paſtor Fliedner ſchon ſeit Jahren einem Diakoniſſinnenhauſe vorſtand, nach Berlin hin übernommen waren. Es war eine ganz ausgezeichnete Dame: klug, treu, zuverläſſig, ein Typus jener wundervollen Miſchung von Charakterfeſtigkeit und Herzensgüte. Durchdrungen von der Pflicht der Unterordnung, war ſie zugleich ganz frei. Selbſt dem gefürchteten Schultz gegenüber — den wir gewöhnlich „Conrad von Marburg" nannten — bezeigte ſie ſich voll Mut, immer wiſſend, wie weit auch ihr ein Recht zur Seite ſtünde. Dabei ganz Hannoveranerin, in allen Vorzügen, freilich auch in beſtimmten kleinen Schwächen. Unter den vielen klugen und charaktervollen Damen, die ich das Glück gehabt habe in meinem Leben kennen zu lernen, ſteht ſie mit in erſter Reihe. Während ich den Lehrer ſpielen ſollte, habe ich viel im Umgange mit ihr gelernt. Sie war hervorragend.

Die jüngere Dame, Fräulein Aurelie von Platen, war das Widerſpiel der älteren und nur darin ihr gleich, daß ſie einen völlig andern Frauentypus in gleicher Vollkommenheit vertrat. Sie war, wenn nicht ſehr hübſch, ſo doch ſehr anmutig, ganz weiblich und glich in ihrem ſchlichten rotblonden Haar und den großen Kinderaugen einem aus dem Rahmen herausgetretenen Präraphaëlitenbilde. Was Schweſter Emmy durch Geiſt und Energie zwang, erreichte Schweſter Aurelie durch ſtillere Gaben. Auch in dieſen ſtilleren Gaben, wie in aller Liebe, lag etwas

Zwingendes und ſo iſt es denn gekommen, daß beide Damen auf der Diakoniſſinnenleiter hoch empor geſtiegen ſind. Beide wurden Oberinnen. Aurelie von Platen lebt noch als Oberin zu Sonnenburg. Sie gehörte übrigens nicht zu den hannöverſchen Platens, ſondern zu den oſtpreußiſchen.

An dem erſten Begegnungstage kam es noch zu keiner „Wiſſenſchaftlichkeit“, vielmehr wurde nur feſtgeſetzt, daß die Stunden am nächſten Nachmittag beginnen ſollten. Und zur feſtgeſetzten Zeit erſchien ich denn auch, ein beliebiges Buch in der Hand, drin ich einen kleinen Zettel, mit ein paar Notizen darauf, eingelegt hatte. Dieſe Notizen enthielten mein Programm, nach dem ich vorhatte zunächſt von Pharmakologie zu ſprechen und daran anſchließend, und zwar am ausgiebigſten, von Chemie. Botanik ſollte bloß geſtreift, Mineralogie noch leiſer berührt werden. Phyſik fiel aus guten Gründen aus.

Es ging alles ganz vorzüglich, was an dem guten Willen und der großen Gelehrigkeit meiner zwei Schülerinnen lag. Aber ein beſtimmtes Verdienſt kann ich mir doch auch ſelber zuſchreiben und zwar das Verdienſt, daß ich ſelber ſo wenig wußte. Das iſt, in ſolchem Falle wie der meinige war, immer ein großer Segen. Je weniger man weiß, je leichter iſt es, das, was man zu ſagen hat, in Ordnung und Ueberſichtlichkeit zu ſagen. Und darauf allein kommt es an. Natürlich iſt durch eine ſo ſimple Prozedur kein Gelehrter heranzubilden, aber für Anfänger, bei denen es doch nur auf Interduktion und Orientierung ankommen kann, iſt das Operieren mit einem ganz kleinen, aber überſichtlich angeordneten Material das Beſte. Das Ende krönte denn auch das Werk; beide Damen beſtanden ein Jahr ſpäter nicht nur das Examen vor einer eigens dazu berufenen Kommiſſion, ſondern Emmy Danckwerts war auch geradezu das Staunen der Examinatoren. Sie verdankte das zu Neunzehnteln ſich ſelbſt, aber ich hatte ſie doch auf den rechten Weg gebracht und vor allem alles vermieden, was ſie hätte langweilen und abſchrecken können.

Meine Vortragsweiſe, wenn ich meiner Art zu ſprechen dieſen Namen geben durfte, war die plauderhafte, drin das Wiſſenſchaftliche nur ſo nebenherlief, während ich beſtändig Anekdoten und kleine Geſchichten erzählte. So beiſpielsweiſe beim Sauerſtoff, mit dem ich anfing. Ich berichtete von ſeiner Entdeckung und daß er beinah gleichzeitig von drei Nationen und wenn man den in Schwediſch-Pommern lebenden Scheele als Vertreter von Schweden und Deutſchland gelten laſſen wolle, ſogar von vier Nationen entdeckt worden ſei. Dann fing ich an hervorzuheben, daß am Sauerſtoff immer das Leben hinge. Schon gleich nach ſeiner Entdeckung habe man das auch gewußt und als König Friedrich Wilhelm II. in ſeinem waſſerſüchtigen Zuſtande vielfach von Erſtickung bedroht geweſen ſei, da habe man ihm allabendlich ein paar mit Sauerſtoff gefüllte Schwimmblaſen ans Bett gelegt und immer, wenn die Atemnot am größten geweſen, hab' er ſich mit Hülfe des Sauerſtoffs eine Linderung verſchaffen und wieder leichter aufatmen können. Noch jetzt, wenn durch Grubengas vergiftete Arbeiter aus den Pariſer Katakomben wie tot heraufgebracht würden, bringe man ſie mit Sauerſtoff wieder zum Leben und ebenſo würden Scheintote durch in die Lunge gepumpten Sauerſtoff wieder in Ordnung gebracht. In dieſer Weiſe ging das auf jedem Gebiet. Beim Waſſerſtoff, nachdem ich ihn hergeſtellt und zum Ergötzen meiner Schülerinnen verpufft hatte, kam ich ſchnell auf die Luftballons und gab ein halbes Dutzend Aëronautengeſchichten mit fabelhaften Gefahren und noch fabelhafteren Rettungen zum Beſten und wenn ich im weitren Verlauf meiner Vorträge die Kohlenwaſſerſtoffgaſe glücklich erreicht hatte, ging ich raſch zu den Kohlenbergwerken über und erzählte eine halbe Stunde lang Schreckensgeſchichten von den ſchlagenden Wettern und von der ſogenannten „Sicherheits-Lampe“, die eigentlich eine

Unſicherheitslampe ſei, weil der bodenloſe Leichtſinn der Bergleute mehr Gefahr dadurch heraufbeſchwöre als beſeitige. Wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf, ſo verfuhr ich etwa ſo, wie zwanzig oder dreißig Jahre ſpäter Huxley in ſeinen öffentlichen Vorleſungen über derlei Dinge verfuhr. Es wiederholt ſich immer wieder, daß die höchſte und die niedrigſte Wiſſenſchaft denſelben ſpieleriſchen Weg einſchlagen, der Meiſter weil er will, der Stümper weil er muß.

Das Zimmer, worin dieſe Vorträge ſtattfanden, war das neben der Apotheke gelegene Wohnzimmer Emmy Danckwerts und bezeigte durch ſeine ganze Einrichtung, daß ſeine Bewohnerin eine exzeptionelle Stellung einnahm. In verſchiedenen Truhen und Wandſchränken war nicht bloß der Inhalt einer Speiſekammer, ſondern auch eine ganze Wirtſchaftseinrichtung untergebracht und mit Hilfe des einen und des andern übte die Diakoniſſin hier eine großartige Hoſpitalität. Ich war ihr Lehrer, aber vor allem auch ihr Gaſt. Während ich ſprach und ſie zuhörte, machte ſie zugleich die Wirtin und ich wurde, wie wenn ich ihr Beſuch im Pfarrhaus auf der Lüneburger Heide geweſen wäre, mit Kaffee, Butter und Honig bewirtet, oder an heißen Tagen auch mit Erdbeeren, Selterwaſſer und Wein. Sie beſtritt das alles aus ihren privaten Mitteln, nur um ſich und mir die Freude dieſer Gaſtlichkeit zu gönnen. Und dann unterbrachen wir Lektionsplan und Stundenvorſchrift und plauderten eine halbe Stunde lang über Dinge, die mit Chemie herzlich wenig zu ſchaffen hatten und ließen dabei unſre Umgebung bez. unſere Vorgeſetzten Revue paſſieren, erſt die Aerzte, dann den Inſpektor — über deſſen Frömmigkeit wir gemeinſchaftlich lachten — und verſtiegen uns auch wohl zur Oberin, ja bis zu „Conrad von Marburg". Alles natürlich ſehr vorſichtig. Meine Partnerin war außerordentlich fein geſchult und jeder wird an ſich ſelber die Erfahrung gemacht haben, daß der feine Ton andrer auch ſeiner eignen Sprechweiſe zu gute kommt.

Ohne ſolche Führung war ich immer ziemlich unvorſichtig.

Drittes Kapitel.

Wie mir die bethaniſchen Tage vergingen.

Mein Leben mit den zwei Diakoniſſinnen war ein Idyll, wie's nicht ſchöner gedacht werden konnte: Friede, Freundlichkeit, Freudigkeit. In ruhigen Tagen, ſo viel muß ich zugeſtehen, wär' es mir des Idylls vielleicht zu viel geworden, aber daran war in der Zeit vom Sommer 48 bis Herbſt 49 gar nicht zu denken und was Th. Storm in einem ſeiner ſchönſten Gedichte von ſeinem Käthner auf der ſchleswig-holſteiniſchen Heide ſingt:

Kein Ton der aufgeregten Zeit
Drang noch in ſeine Einſamkeit

— das war ſo ziemlich das Letzte, was von meinem damaligen Leben geſagt werden konnte. Rings um mich her erklang beinah unausgeſetzt der „Ton der aufgeregten Zeit“. Wie ſchon erzählt, gleich am Tage meines Einzugs in Bethanien, bataillierte die Bürgerwehr auf dem Köpnickerfelde, dann ſtürmte das Volk das Zeughaus und dazwiſchen hieß es abwechſelnd „Die Ruſſen kommen“ und dann wieder „die Polen kommen“. Erſteres war gleichbedeutend mit Hereinbrechen der Barbarei, letzteres mit Etablierung der Freiheit. Dann erſchien allerdings Wrangel und ein paar ſtillere Monate folgten; aber mit dem Frühjahr war auch der Lärm wieder da: Dresden hatte ſeinen Mai-Aufſtand, in Paris tobte die Juniſchlacht und in Baden unterlag die Sache der Aufſtändiſchen erſt nach mühſamlichen Kämpfen. Es gab kaum einen in ruhiger Alltäglichkeit verlaufenden Tag und dies Widerſpiel von Lärm da draußen und tiefſter Stille um mich her gab meinem bethaniſchen Leben einen ganz beſondren Reiz. Zugleich unternahm ich es bei beſtimmter Gelegenheit zwiſchen dieſen Gegenſätzen zu vermitteln oder richtiger Schritte zu thun, als ob dieſe Gegenſätze gar nicht vorhanden wären. Daß ich mich dabei durch bon sens und Takt ausgezeichnet hätte, kann ich leider nicht ſagen. Ich las eines Morgens in einer Zeitung, daß eine „Tagung der äußerſten Linken“ geplant würde, für die Berlin als Verſammlungsort auserſehen ſei. Beſonders vom Rheinland her, ſo hieß es weiter, ſeien für dieſe Verſammlung bereits Anmeldungen eingetroffen und zwar in ſo großer Zahl, daß man, behufs gaſtlicher Unterbringung derſelben, um Adreſſen bäte. Das gefiel mir außerordentlich und weil ich über ein freies Zimmer verfügte, ſo ſchrieb ich nicht bloß, mich ganz allgemein zur Verfügung ſtellend, an das Komitee, ſondern bat mir auch im Speziellen Ferdinand Freiligrath als wünſchenswerteſten Gaſt aus. Ich erhielt glücklicherweiſe keine Antwort. Das Komitee war klüger als ich und begriff den Unſinn, einen blutroten Revolutionär — der Freiligrath damals wenigſtens war — ganz gemütlich in Bethanien einquartieren zu wollen. Was ich mir dabei gedacht, iſt mir noch nachträglich ganz unerfindlich. Alles in allem ein Muſterſtück unzuläſſigſter Poetennaivität.

Inmitten dieſes Treibens war ich auch litterariſch thätig und zwar mit ganz beſondrer Luſt und Liebe. Was kaum Wunder nehmen durfte. Denn zum erſtenmal in meinem Leben ſtand mir ſo was wie volle Muße zur Verfügung; ich brauchte mir die Stunden nicht abzuſtehlen und war in ungetrübter Stimmung, was faſt noch mehr bedeutet als Muße. Mancherlei, was ich bald danach herausgab, iſt in jenen bethaniſchen Tagen entſtanden, auch eine meiner bekannteren und vielfach in Anthologieen abgedruckten Balladen, die den Titel „Schloß Eger“ führt und das Maſſacre der Wallenſteinſchen Feldoberſten Illo, Terzky und Kinsky ſchildert. Es iſt das einzige meiner

Gedichte, das ich in wenigen Minuten aufs Papier geworfen habe, buchſtäblich stante pede. Beim Ankleiden überkam es mich plötzlich und einen Stiefel am Bein, den andern in der linken Hand, ſprang ich auf und ſchrieb das Gedicht in einem Zuge nieder. Habe auch ſpäter nichts daran geändert. Als ich es tags darauf im Tunnel vorlas, ſagte Friedrich Eggers: „ja, das iſt ganz gut, aber doch eigentlich nur Kuliſſenmalerei,“ wofür ich mich bei ihm bedankte, hinzuſetzend, ſeine halb tadelnde Bemerkung ſei durchaus richtig, aber dergleichen müſſe auch ganz einfach mit einem großen Pinſel heruntergeſtrichen werden. Derſelben Meinung bin ich auch heute noch.

Ueber das Leben, das ich all die Zeit über mit Wilms führte, nicht intim, aber doch voll aparter Züge, ſpräche ich gern, verſage mir's aber und beſchränke mich darauf eine ganz beſtimmte Szene zu ſchildern, an der Wilms teilnahm und die wie manches andere, was ich in voraufgehenden Kapiteln erzählt habe, als ein Beweis dafür gelten mag, wie überall da, wo ſtrenge Ordnungen herrſchen, ein gewiſſer natürlicher Zug in den Menſchen lebt, dieſe Ordnungen zu durchbrechen, nicht aus großer Veranlaſſung, ſondern umgekehrt aus einem kleinen, ganz untergeordneten Hazardiertrieb und ein wenig auch wohl aus der jugendlichen Luſt, ſich über den Ernſt des Lebens zu mokieren.

Es war in den erſten Januartagen 1849 und ich hatte vor, zur Nachfeier meines am Schluß des Jahres ſtattgehabten Geburtstages eine kleine Geſellſchaft zu geben; zwei Tunnelfreunde waren geladen, außer ihnen aber ſollten auch Wilms und der Inſpektor und ein Leutnant von Karger, der als Kranker in Bethanien war, an der Feſtlichkeit teilnehmen. Leutnant von Karger war ein ſehr charmanter junger Herr, der ſich in einer kalten Manövernacht einen bei ſchon vorhandener Nervenſchwäche nur allzu gut gediehenen Koloſſalrheumatismus angeeignet hatte und nun bereits monatelang in Wilms und der andern Aerzte Behandlung war. Er humpelte ganz vergnüglich im Hauſe umher, ſagte jedem Verbindliches und wurde beinah mehr als Gaſt wie als Kranker angeſehn. Er war aber wirklich krank. Daß er in den Künſten dilettierte, braucht kaum noch verſichert zu werden. Was im übrigen meine Feſtlichkeit anging, ſo war, neben dem, was ich aus der bethaniſchen Küche bezog, außerdem noch durch Ankauf von Datteln, Marzipan und Pfannkuchen ausgiebig geſorgt worden. Auf einem Tiſch mit Steinplatte ſtand des weiteren ein Kohlenbecken mit einem Keſſel darin, alſo etwas Samowarartiges. Es handelte ſich aber durchaus nicht um Thee, ſondern um einen feſten Grog und als dieſer endlich hergeſtellt war, war auch das Eis gebrochen, das bis dahin den freien Gang der Unterhaltung gehindert hatte. Der Inſpektor wurde mehr und mehr Menſch, Wilms, eigentlich ſteif und zugeknöpft, war gar nicht mehr er ſelbſt und Karger und ich brauchten nicht erſt animiert zu werden. Dasſelbe galt von den zwei Tunnelfreunden. Einen Augenblick kam ſogar die Frage zur Erwägung, ob nicht vielleicht geſungen werden dürfe. Wir entſchieden uns aber dagegen, beſſer ſei beſſer. Was wir uns übrigens im Geſang verſagten, wurde durch immer gewagter werdende Geſchichten ausgeglichen. Und ſo plauderten wir uns denn glücklich über Mitternacht hinaus. Als Sprechluſtigſter geberdete ſich, in ſeiner Eigenſchaft als Nervenkranker, natürlich unſer Leutnant und weil er im Trinken und Sprechen ſeiner Krankheit ganz vergaß, war ein ſchließlicher Rückſchlag unvermeidlich. Mit einem Male ſchwieg er. Der Kopf fiel ihm nach vorn auf die Bruſt, die Unterkinnlade klappte weg und der Inſpektor und ich kriegten einen Todesſchreck, bis uns Wilms beruhigte. „Die Sache habe weiter nichts auf ſich; wir müßten ihn freilich ſo bald wie möglich ins Bett ſchaffen.“ Ja, „ins

Bett ſchaffen", das war leicht geſagt. Aber wie, wie?" Karger's Krankenzimmer lag im „Großen Hauſe", ganz hinten im nördlichen Flügel und der Weg dahin war eine kleine Reiſe. Dabei zeigte ſich's, als wir ihn aufrichteten, daß an gehen ſeinerſeits gar nicht zu denken war, auch wenn wir ihn von links und rechts her untergefaßt hätten. Eine ganz fatale Geſchichte! Nach einiger Beratung ſtand uns feſt, er müſſe wohl oder übel hinüber getragen werden, aber um Gotteswillen nicht den Hochparterre-Korridor entlang, weil da die Wohnzimmer der Oberin lagen, ſondern durch die darunterhin laufenden Gänge des Souterrains und dann eine Stiege hinauf, die dicht vor Kargers Zimmer einmündete.

Wir packten ihn alſo ſo gut es ging, der Inſpektor und Wilms oben an den Schultern, ich an den beiden Beinen und ſo ſetzten wir uns in Bewegung, erſt über ein Stück Hof hin und dann in die Kellerräume hinein. Alles dunkelte hier, bloß am andern Ende flimmerte was. „Nur zu," rief ich, weil das Schweigen unheimlich war. Aber ſchon im nächſten Augenblick ſtoppten wir wieder und der Inſpektor beugte ſein Ohr und horchte. Gott ſei Dank, es war nichts, eine Sinnestäuſchung und ſo ſetzte ſich unſer Kondukt wieder in Bewegung. Immer grad aus auf das Licht zu. Fünf Minuten ſpäter ſtiegen wir die letzte Stiege hinauf und gleich danach lag Karger in ſeinem Bett. Wir aber ſchlichen uns in großen Abſtänden einzeln wieder zurück, weil wir inſtinktmäßig davon ausgingen, daß ein Angetroffenwerden zu dritt immer was Verſchwörermäßiges habe.

Den andern Tag, als wir uns wie gewöhnlich bei Tiſche trafen, herrſchte zunächſt ein ängſtlich bedrücktes Schweigen, keiner wollte mit der Sprache heraus. Zuletzt aber nahm ich des Inſpektors Hand und ſagte: „Sagen Sie, Inſpektor, warum horchten Sie denn ſo auf?“

„Ja, es war mir ſo . . .“

„Was denn?“

„. . . Ja, ſie kann nachts oft nicht recht ſchlafen. Und dann geht ſie um, erſt die Korridore lang und dann unten im Souterrain. Und ich dachte . . .“

Im Hafen.

Erſtes Kapitel.

Mein erſtes Jahr als Schriftſteller.

„Im Hafen“ hab' ich dieſen letzten Abſchnitt betitelt. Es war aber nur ein „Nothafen“, (und auch das kaum) wie gleich hier vorweg bemerkt ſein mag.

* * *

Fünfviertel Jahre verblieb ich in Bethanien. Als es damit auf die Neige ging, trat ernſthafter denn je zuvor die Frage an mich heran: „ja, was nun?“ Ich war all die Zeit über in jedem Anbetracht derart verwöhnt worden, daß mir Stellungen „wieder draußen in der Welt“ unmöglich behagen konnten, und zwar um ſo weniger, als ich das notoriſch Beſte davon, alſo Stellungen wie in Dresden und Leipzig, ſchon längſt vorweg hatte. Was alſo thun? In einen elenden Durchſchnittskaſten mit ſchlechter Luft und ſchlechtem Bett wieder hineinzukriechen, bei Tiſch ein zähes Stück Fleiſch herunterzukauen und den Tag über allerlei Kompaniechirurgenwitze — die's damals noch gab — mit anhören zu müſſen, all das hatte was geradezu Schaudervolles für mich und nach ernſtlichſtem Erwägen kam ich endlich zu dem Schluß: es ſei das Beſte für mich den ganzen Kram an den Nagel zu hängen und mich, *auf jede Gefahr hin*, auf die eignen zwei Beine zu ſtellen. Auf jede Gefahr hin! Daß eine ſolche da ſei, darüber war mir kein Zweifel, ja, dieſe Gefahr ſtand mir ſo klar, ſo deutlich vor der Seele, daß ich mich davor gehütet haben würde, wenn irgendwie für mich ein Ende dieſes immer langweiliger werdenden Umherfechtens abzuſehen geweſen wäre. Das war aber nicht der Fall. Ohne jede Schwarzſeherei mußt' ich mir vielmehr das Umgekehrte ſagen und ſo war denn der Entſchluß berechtigt: „gieb es auf; ſchlechter kann es nicht werden.“ Nicht Leichtſinn oder Großmannsſucht war für mich das Beſtimmende, ſondern einfach Zwang und Drang der Verhältniſſe, nüchternſtes Erwägen, und ſo nahm ich denn meine ſieben Sachen und überſiedelte nach einer in der Luiſenſtraße gemieteten, an einer hervorragend proſaiſchen Stelle gelegenen Wohnung, dicht neben mir die Charitee, gegenüber die Tierarzneiſchule. Mein

Dreitreppenhochzimmer hatte natürlich jenes bekannte Seegrasſofa, deſſen ſchwarzgeblümter und außerdem ſtachlicher Wollſtoff nur deshalb nicht mehr ſtach, weil ſchon ſo viele drauf gelegen hatten. Die Wirtin war ein Muſtertyp der damaligen Berliner Philöſe: blaß, kränklich, ſchmuddlig und verhungert. Ueber mir, auf dem Boden, war noch eine Manſardenſtube, drin ganz arme Leute wohnten, die, wenn ich arbeiten wollte, gerade ihr Holz ſpellten, um aus einem Scheit ein Dutzend zu machen. Es waren aber gute Menſchen, denn als ich ihnen ſagte: „das Holzſpellen führe mir immer ſo in den Kopf", ließen ſie's, ein Fall, den ich, als einzig daſtehend in meinen Berliner Mietserfahrungen, hier doch notieren muß. Der richtige Berliner klopft dann erſt recht. „Was der ſich einbildet . . ."

Luiſenſtraße, gegenüber der Tierarzneiſchule, — da hab' ich ein Jahr zugebracht, das erſte Jahr in meiner neuen Schriftſteller-Laufbahn. Und wenn ich dann bedenke, wie bang und ſorgenvoll ich mich am erſten Tag in die Seegras-Sofaecke hineindrückte, ſo muß ich das in dieſer elenden Chambre garnie verbrachte Jahr ein vergleichsweiſe glückliches nennen. Ich war ſehr fleißig und ſchlug mich durch. Wie? weiß ich nicht mehr recht. Denn was ich einnahm, war begreiflicherweiſe ſehr gering, weil ich davon nicht ablaſſen wollte, mein litterariſches Leben auf den „Vers“ zu ſtellen. Ein Entſchluß, der übrigens ſchließlich, und zwar um vieles mehr als ich damals vermutete, das Richtige traf. Ich ſagte mir: „wenn du jetzt ein Gedicht machſt, das dir nichts einbringt, ſo haſt du wenigſtens ein Gedicht. Das Gedicht iſt dein Beſitz und wenn es nur leidlich gut iſt, kann es immerhin für etwas gelten. Wenn du aber einen Aufſatz ſchreibſt, den niemand haben will — und die Chancen des „Nicht-haben-wollens“ ſind immer ſehr groß — ſo haſt du rein gar nichts. Proſa darfſt du nur ſchreiben, wenn ſie von durchaus zahlungskräftigen Leuten von dir *gefordert* wird.“ Dies letztere traf nun freilich ſelten ein, aber es kam doch vor, und die Verſe, von denen ich glücklicherweiſe manches auf Lager hatte, trugen mir mehr ein, als man von einer Zeit, in der die ſogenannten „hohen Honorare“ noch nicht erfunden waren, hätte vermuten ſollen. Ich war in jenen Tagen in Beziehungen zur Firma Cotta getreten, in deren „Morgenblatt“ meine Gedichte vom alten Derfflinger, dem alten Zieten ꝛc. und bald darnach auch meine Romanzen „Von der ſchönen Roſamunde“ veröffentlicht worden waren und als ſich um ein geringes ſpäter ein paar mutige Männer fanden, die nicht bloß dieſe vorgenannten Sachen, ſondern auch noch andre kleine

Dichtungen als Buch herauszugeben gedachten, war ich oben auf, beſuchte meine damals in Schleſien im Kreiſe von Verwandten lebende Braut, überreichte ihr das ihr gewidmete Buch und verſicherte ihr „die ſchönen Tage von Aranjuez ſeien nicht wie gewöhnlich vorüber, ſondern brächen jetzt an.“ Ein ungläubiges Lächeln ſtörte mich nicht und ich kehrte guter Dinge nach Berlin zurück. Es ging hier auch alles zu meiner leidlichen Zufriedenheit weiter, bis der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Idſtedt mich mit einemmal aus meinem ſtillen und relativ glücklichen Thun und Treiben herausriß. Ich erinnere mich keines anderen Außenereigniſſes, das mich ſo getroffen hätte; ich war wie aus dem Häuschen. In einem richtigen politiſchen Inſtinkt hatte ich die Herzogtümerfrage, ſo lange ſie „Frage“ war, in ihrer ganz beſonderen Wichtigkeit erkannt; all die Katzbalgereien in Deutſchland, offen geſtanden ſelbſt die Schickſale des Frankfurter Parlaments, hatten mich vergleichsweiſe kalt gelaſſen, aber für Schleswig-Holſtein war ich vom erſten Augenblick an Feuer und Flamme geweſen und hatte die preußiſche Politik, die dies alles in einer unglaublichen Verblendung auf den traurigen „Revolutionsleiſten“ bringen wollte, tief beklagt. Mein ganzes Herz war mit den Freiſcharen, mit „von der Tann“ und Bonin und als dann ſpäter General

Williſen an die Spitze der ſchleswig-holſteinſchen Armee trat, übertrug ich mein Vertrauen auch auf dieſen; die Deutſchen mußten ſiegen. Und nun Idſtedt! Ich war ganz niedergeſchmettert und etliche Tage danach befand ich mich auf dem Wege nach Kiel, um in eins der regelrechten Bataillone einzutreten. Aber es war anders beſchloſſen, wie ich ſchon in einem früheren Kapitel erzählt habe. Gleich nach meinem Eintreffen in Altona, wo ich Station gemacht und im Hauſe eines kleinen holſteinſchen Schulmeiſters Quartier genommen hatte, traf mich ein mir aus Berlin nachgeſchickter Brief mit Amtsſiegel. Solche großgeſiegelte Schriftſtücke haben immer etwas Aengſtliches für mich gehabt und ich überlegte, was ich verbrochen haben könnte. Zuletzt aber half kein Zögern und ich erbrach das Schreiben. Es enthielt die Mitteilung ſeitens meines väterlichen Freundes und Gönners W. von Merckel, daß ich im ſogenannten „Litterariſchen Bureau“ des Miniſteriums des Innern eine diätariſche Anſtellung gefunden hätte. Das war eine große Sache. Der Menſch bleibt ein Egoiſt. Idſtedt hatte mich aufrichtig erſchüttert und das Schickſal der beiden „ungedeelten“ lag mir nicht bloß redensartlich am Herzen; aber in dieſem Augenblick ſiegte doch das Ich über das Allgemeine. Zwei Briefe ſchrieb ich noch in ſelber Stunde, von denen der eine an W. von Merckel gerichtete dankbarſt acceptierte, während der andre im Telegrammſtil lautete: „Schleswig-Holſtein aufgegeben. Wenn dir's paßt, im Oktober Hochzeit.“

Zweites Kapitel.

Hochzeit.

Dieſe lapidare Mitteilung, der ſelbſtverſtändlich Näheres auf dem Fuße folgte, ging nach Liegnitz. In der Antwort meiner Braut hieß es: „Alſo Oktober! Alle Verwandten, wie du dir denken kannſt, haben lange Geſichter gemacht; aber niemand hat zu widerſprechen oder auch nur abzuraten gewagt.“ Hinzugefügt war ſeitens meiner Braut, daß ſie demnächſt nach Berlin kommen, eine Wohnung mieten und unſren „trousseau“ beſchaffen werde.

Das geſchah denn auch und wir fanden alsbald eine Wohnung in der Puttkammerſtraße.

Der 16. Oktober wurde von uns als Hochzeitstag angeſetzt — es ſei zwar ein Schlachttag, aber doch mit ſchließlichem Sieg — und als wir nah an dieſen Tag heran waren, gingen wir zu Konſiſtorialrat Fournier, meinem alten Gönner aus Konfirmandentagen her, mit der Bitte uns trauen zu wollen.

Wir fürchteten uns ein wenig vor dieſem Gange, weil er nicht bloß ein Mann von ſehr vornehmen Allüren, ſondern auch von ſehr praktiſch nüchternem Verſtande war, der als ſolcher ſehr wahrſcheinlich allerlei Bedenken, vielleicht ſogar Mißbilligung äußern würde. Meine Braut, die er noch nicht kannte, machte aber ganz ſichtlich einen überaus günſtigen, beinah heitren und wie zur Schelmerei ſtimmenden Eindruck auf ihn, ſo daß er uns ſofort in ſein Herz ſchloß und ſtatt uns herabzudrücken, uns erhob und ermutigte. Dieſe vom erſten Tag an uns erzeigte Liebe hat er uns bis an ſeinen Tod bewahrt, ſo daß wir, zwanzig Jahre ſpäter, den zur Notorität gelangten und ſeiner Zeit ſo viel beſprochenen Fournier-Streitfall ſchmerzlich beklagten, eine Sache, die beſtimmt war, dieſen trotz mancher Eigenheiten — und zum Teil um derſelben willen — ſehr ausgezeichneten Mann, die letzten Lebensjahre zu vergällen. Er trat aus ſeinem Amte zurück. Ich gedenke noch ſeiner Abſchiedspredigt, in der er, vor ſeiner ihn verehrenden Gemeinde, ſeinen Prozeß und ſeine Verurteilung leiſe berührte. Kein Ton von Bitterkeit drang durch. Das Gericht, das ihn verurteilt hatte, konnte nicht anders ſprechen als es ſprach; aber alles in der Sache war doch heraufgepufft und in den Motiven verzerrt. Er war ſtrenggläubig, aber kein Zelot und ſtand — oft gerade da, wo er entrüſtet ſchien — durchaus über den Dingen, mehr vielleicht, als er ſeiner Stellung und ſeinem Bekenntnis nach durfte. Durch und durch „Figur“, war er noch ganz von der alten Garde, deren Reihen ſich immer mehr lichten. Dem Rechtsurteil, das ihn traf, unterwarf er ſich nicht nur äußerlich, ſondern auch in ſeinem eignen Gemüte. „Es iſt meine Strafe; ſie trifft mich da, wo ich gefehlt.“ Denn er wußte ſehr wohl, daß Hochmut der Fehler ſeines Lebens geweſen war.

Wir hatten natürlich auch einen Polterabend und die kleinen Räume waren ganz gefüllt, da nicht nur Verwandtſchaft, ſondern auch viele Tunnelmitglieder erſchienen waren, einige davon direkt abdeputiert, um uns unter freundlicher Anſprache — Heinrich Smidt als Redner — ein hübſches und beinah wertvolles Geſchenk zu überreichen. Alle Vereinsmitglieder hatten ſich daran beteiligt, unter Ausſchluß eines Einzigen, der ſich bis dahin immer an mich gedrängt und gegen den ich, als ich von ſeiner Ablehnung erfuhr, einen wahren Haß faßte, den ich mir auch bis dieſen Tag zu meiner ganz beſonderen Freude bewahrt habe. Wenn man in einem dicken Buche, noch dazu bei Mitteilungen aus dem eignen Leben, dicht am Abſchluß iſt, iſt es vielleicht gewagt, ſo noch nebenher raſch eine kleine Haß-Orgie feiern zu wollen. Aber ich kann darauf, auch wenn es Einzelnen Anſtoß geben ſollte, nicht verzichten, weiß ich doch, daß ich andern und ſehr wahrſcheinlich ſogar einer Mehrheit damit aus der Seele ſprechen werde. Denn der, um den ſich's hier handelt, iſt nur einer aus einer weitverzweigten Gruppe. Beinah überall da, wo ſich Künſtler, Muſiker, Dichter zuſammenthun und einen Verein für ihr Vergnügen und ihre Intereſſen bilden, ſtellen ſich ſofort total unbefugte Perſonen ein, die bei völliger Unzugehörigkeit Kopf und Kragen daran ſetzen, in dieſen Künſtler- oder Dichterverein aufgenommen zu werden. In der Regel ſind ſie mit äußeren Glücksgütern geſegnet und geſellen ſich zu dieſem ihrem Vorzug auch noch Herzensgütigkeit und frohe Laune, ſo kann man ſie ſich nicht bloß gefallen laſſen, ſondern wird in ihnen auch Mitglieder haben, die durch die „Förderungen“, die ſie gewähren können und thatſächlich oft gewähren, dem Vereine zu Nutz und Zierde gereichen. Aber dieſer gute Wille, mit dem Einzigen, was ſie haben, hilfreich zur Hand zu ſein, iſt auch ganz unerläßlich und wenn dieſer gute Wille fehlt, wenn die betreffenden Leute ſich nur mit einer ihnen au fond nicht zuſtehenden Genoſſenſchaftszugehörigkeit vor der Welt herumzieren, im übrigen aber auch nicht das Geringſte thun oder beiſteuern und in ihrer weißen Halsbinde ſich lediglich gerieren wollen, als ob ſie ſchon durch ſich ſelbſt und ihre mehr oder weniger fragwürdige Gegenwart ein Schmuck und ein Stolz der Geſellſchaft wären, ſo iſt das nicht bloß ein elender Geiz, ſondern auch Ueberhebung und in den ſchlimmen und ſchlimmſten Fällen ein Etwas, das an der Grenze der Unverſchämtheit liegt.

Zu dieſer letzteren Gruppe gehörte der aus purem Dünkel und Uebermut ſeinen Beitrag verweigernde Stockjobber, der ſich, eitel und pfiffig, in unſern Tunnel eingedrängt hatte. Dieſen Kranz auf ſein Grab!

Doch zurück zu freundlicheren Bildern.

Am 15. Oktober war Polterabend geweſen am 16. war Hochzeit. Ich habe viele hübſche Hochzeiten mitgemacht, aber keine hübſchere als meine eigne. Da wir nur wenig Perſonen waren, etwa zwanzig, ſo hatten wir uns auch ein ganz kleines Hochzeitslokal ausgeſucht und zwar ein Lokal in der Bellevueſtraße — ſchräg gegenüber dem jetzigen Wilhelmsgymnaſium — das „Bei Georges“ hieß und ſich wegen ſeiner „Spargel und Kalbkoteletts“ bei dem vormärzlichen Berliner eines großen Anſehns erfreute. Dem Gaſtmahl voraus ging natürlich die Trauung, die zu 2 Uhr in der Fournierſchen Kirche, Kloſterſtraße, feſtgeſetzt worden war. Alles hatte ſich rechtzeitig in der Sakriſtei verſammelt, nur mein Vater fehlte noch und kam auch wirklich um eine halbe Stunde zu ſpät. Wir waren, um Fourniers willen, in einer tödlichen Verlegenheit. Er aber, ganz feiner Mann, blieb durchaus ruhig und heiter und ſagte nur zu meiner Braut: „Es iſt vielleicht von Vorbedeutung, — Sie ſollen warten lernen.“

Und nun waren wir getraut und fuhren in unſrer Kutſche zu „Georges“, wo in einem kleinen Hinterſaal, der den Blick auf einen Garten hatte, gedeckt war. Eine Balkonthür ſtand auf, denn es war ein wunderſchöner Tag. Draußen flogen noch die Vögel hin und her, aber es waren wohl bloß Sperlinge.

Das Arrangement hatten wir Wilhelm Spreetz überlaſſen. Wilhelm Spreetz, ein behäbiger Herr von Mitte 30, war Oberkellner im Café national hinter der Katholiſchen Kirche, dem Lokal alſo, drin wir ſeit einer ganzen Reihe von Jahren unſre Tunnelſitzungen hatten. Bei dieſen Sitzungen uns zu bedienen, war der Stolz unſres litterariſch etwas angekränkelten Wilhelm Spreetz, und als er davon hörte, daß ich Hochzeit machen wollte, bat er darum, dabei ſein und ſo weit das in einem fremden Lokale möglich, alles leiten zu dürfen. Eine Bitte, die ich, ſchon weil ich an die Macht freundlicher Hände glaube, mit tauſend Freuden erfüllte.

Bei Tiſche, zu meinem Leidweſen, fehlte Fournier, was wohl damit zuſammenhing, daß er von der mutmaßlichen Anweſenheit meines bethaniſchen Freundes Paſtor Schultz gehört hatte. Beide paßten eigentlich vorzüglich zuſammen, waren aber, der eine wie der andere, ſehr harte Steine: Fournier ganz Genferiſcher, Schultz ganz Wittenbergiſcher Papſt. Und ſo räumte denn Genf, klug und vornehm wie immer, das Feld.

Auf dem Tiſch hin ſtanden natürlich auch Blumen; aber was mir noch lieber war, auch ſchon bloß um des Anblicks willen, das waren die Menſchen, die die Tafel entlang ſaßen. Ich bin ſehr für hübſche Geſichter und faſt alle waren hübſch, darunter viele ſüdfranzöſiſche Raſſeköpfe. Doch verblieb der ſchließliche Sieg, wie das zum 16. Oktober auch paßte, dem Deutſchtum. Unter den Gäſten waren nämlich auch Eggers und Heyſe, deren Profile für Ideale galten und dafür auch gelten durften.

Schultz brachte ſehr reizend den Toaſt auf das Brautpaar aus und was das Reizendſte für mich war, war, daß ein Bräutigam nicht zu antworten braucht. Ich beſchränkte mich auf Kuß und Händedruck und aß ruhig und ausgiebig weiter, was, wie ich gern glaube, einen ziemlich proſaiſchen Eindruck gemacht haben ſoll. Als mir Schultz eine Weile ſchmunzelnd zugeſehen hatte, ſagte er zu meiner Frau:

„Liebe Emilie, wenn der ſo fort fährt, ſo wird ſeine Verpflegung ihnen allerhand Schwierigkeiten machen.“

Dieſe Schwierigkeiten waren denn auch bald da: ſchon nach anderthalb Monaten flog meine ganze wirtſchaftliche Grundlage, das „Litterariſche Bureau“, in die Luft.

Ich hatte, wie ſchon angedeutet, geglaubt im Hafen zu ſein und war nun wieder auf ſtürmiſcher See.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W. 9.

Werke von Theodor Fontane.

Gedichte.

Fünfte vermehrte Auflage.
Mit einem Bildniß.
8° 462 Seiten.
Pr. broſch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

Vor dem Sturm.

Roman aus dem Winter 1812 auf 1813.
Wohlfeile Volks-Ausgabe in einem Bande.
8° 775 Seiten.
Pr. broſch. 4 M., geb. in Leinw. 5 M.

Quitt.

Roman.
8° 538 Seiten.
Pr. broſch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

Grete Minde.

Nach einer altmärkiſchen Chronik.
Zweite Auflage.
kl. 8° 154 Seiten.
Pr. broſch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Unwiederbringlich.

Roman.
Zweite Auflage.
8° 343 Seiten.
Pr. broſch. 6 M., geb. in Leinw. 7 M.

Chriſtian Friedrich Scherenberg

und das literariſche Berlin von 1840 bis 1860.
8° 260 Seiten.
Pr. broſch. 5 M., geb. in Leinwand 6 M. 20 Pf.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

4 Bände.
Wohlfeile Ausgabe. Jeder Band broſch. 5 M, geb. in Leinw. 6 M.

I. Die Grafſchaft Ruppin. (559 S.)
II. Das Oderland. Barnim-Lebus. (506 S.)
III. Havelland. Die Landſchaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. (485 S.)
IV. Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. (459 S.)

Fünf Schlöſſer.

Altes und Neues aus Mark Brandenburg.
8° 468 Seiten.
Pr. broſch. 7 M., geb. in Leinw. 8 M. 20 Pf.
Inhalt: Quitzöwel. — Plaue a. H. — Hoppenrade. — Liebenberg. — Dreilinden.